STATE LIBRARY OF PENNSYLVANIA
main,stks 242Z8s 1832
Stunden der Andacht zur Beford
0 0001 00273030 5

S
342
Z8L
1935

The Donator:
Nickolas G. Stefanis
22 E. Reynolds St
New Castle PA
(1958)

Preis 2 Mg 12 alte Groß
Einband 14 alte Groschen
Zus 2 Mg 5 Gr

Zschokke, Heinrich

Stunden der Andacht

German language

zur Beförderung

wahren Christenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Sechszehnte 16th

vollständige und verbesserte Original-Ausgabe.

In zwei Abtheilungen, oder in einem Bande.

Wohlfeilste Ausgabe à 3 fl. 45 kr. — 2 Thlr. 12 gr.

Aarau 1832.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

S
242.
Z8s
1832

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
This project is made possible by a grant from the Institute of Museum and Library Services as administered by the Pennsylvania Department of Education through the Office of Commonwealth Libraries

https://archive.org/details/stundenderandach00zsch_0

Vorrede zu den ersten Ausgaben.

Ich war in den Palästen der Großen, in den Feldlagern der Kriegsheere, in den Werkstätten friedlicher Bürger, in den Hütten der Armuth. Ueberall fand ich Gemüther, bereit und geneigt zu heiligen Unterhaltungen; überall Sehnsucht zur Verbesserung des Herzens, Hinstreben einer bekümmerten Seele zur Versöhnung mit sich selbst, zur Vereinigung mit Gott; überall das ewig laute Bedürfniß, nicht dieser Welt allein, sondern auch den Tagen einer künftigen Welt zu leben, welche unfehlbar uns erwartet nach den großen Verwandlungen, die wir in der Todesstunde erleiden.

Aber jene Sehnsucht der Menschen war leider nur Sehnsucht und Bedürfniß des Augenblicks. Es kam ein zweiter Augenblick, und die heiligen Entschlüsse waren im Gedränge anderer Umstände und Zerstreuungen verloren und vernichtet. Ein anderes Herz schien oft der Mensch in seiner Brust zu tragen, wenn er im Tempel sich vor dem Allerheiligsten beugte; ein anderes, wenn er aus den Pforten der Kirche in das Geräusch des alltäglichen Lebens hinaustrat.

Ich fand überall zwar Religion, aber selten Religiosität; Gottesfurcht, aber selten Gottesliebe; heiligen Vorsatz, selten heilige That; Christi öffentliche Bekenner, aber selten Christi Jünger und Nachfolger.

Nicht vergebens erheben sich tausend Stimmen klagend über den Verfall des Christenthums in unsern Tagen. — Sie klagen mit Recht. — Ich sehe von der einen Seite nur Leichtsinn, Gespött, Eigendünkel und seltsames Bemühen, die warnende Stimme des innern Richters durch schlaue Entschuldigungen zu entkräften, oder in Lustbarkeiten und Tändeleien zu verscherzen; — von der andern Seite Jünglinge und Männer und Greise, von bangen Zweifeln über Gott und Ewigkeit, über das einstige Loos ihrer Seelen, über ihre Bestimmung auf Erden und jenseits des Grabes gequält. Und schauderhafte Verkettung öffentlichen und bürgerlichen Elendes, geheimer Ruin manches Familienglücks, ist die Folge dieser Umstände.

Viel mögen zum Verfalle des wahren Christenthums und zur Zerstörung sittlicher Ordnung die Kriege letzter Zeiten gewirkt haben; — viel manche Schriften mit oberflächlicher Weisheit hingeschrieben, und mit oberflächlichem Verstande gelesen. Aber noch hundert andere Quellen liegen verborgen, aus denen unser Elend strömte. Ich werde sie nicht nennen; ich will Niemanden kränken. Mein Zweck ist ein anderer und schönerer, und mit Freudigkeit will ich im Arm des Todes einst mein Auge schliessen, wenn ich auch nur einen geringen Theil meines Ziels erreicht haben werde. Und dieses Ziel ist: Beförderung des wahren Christenthums durch Wiederbelebung häuslicher Andacht und Frömmigkeit.

Denn nichts stimmt unser Herz so sehr zu bleibenden frommen Gesinnungen, zu schönen und christlichen Thaten, als Unterhaltungen mit Gott in einer Stunde der Einsamkeit, wo die Seele, losgehoben von allen Sorgen, allen Zerstreuungen des Lebens, ihrem ewigen Vater zukehrt und ihm angehört; nichts vermehrt so sehr häusliche Glückseligkeit, als wenn der Vater oder die Mutter im Kreise der lieben Ihrigen sich mit den erhabensten Gegenständen, mit dem Heiligthume jeder Seele, mit Gott und seinen Schöpfungen, mit den Wahrheiten der Religion Jesu Christi, mit der Ewigkeit und den Erwartungen des für die Ewigkeit erschaffenen Geistes unterhalten. Ein stiller Friede verbreitet sich nach solchen Unterredungen über die Gemüther der Familie, — eine Thräne der Rührung besiegelt oft den Bund der hier vereinten Herzen: göttlich auf Erden zu handeln, um ewig Gottes würdig zu sein. Wer diese Seligkeit schon empfunden hat, fühlt die Wahrheit meines Wortes; — und wer sie nie empfand, warum strebt er, der nach allerlei Glücke dürstet, nicht nach dem Einen, das ihm kein Uebel des Lebens rauben, sondern nur erhöhen kann?

Zur Beförderung solcher Stunden stiller Andacht und häuslichen Glückes will ich durch diese Blätter versuchen beizutragen.

Sie sollen euch geweiht sein, Jünglinge und Mädchen, die ihr, mit frohen und bangen Ahnungen in die Welt hinaustretend, euerm bessern Selbst noch nicht treulos geworden seid. Mögen sie euch stille Würde bewahren in den Freuden des Glücks, religiösen Muth in Stunden des Jammers.

Sie sind euch geweiht, Gatten, die ihr vereint des Lebens Bahn hinabgeht, eure Seelen gemeinschaftlich zu Gott erhebet, und eure Kinder in christlicher Einfalt auferzieht, eine Gabe Gottes, sie Gott wieder zuzuführen.

Sie sind dir geweiht, Greis, der am Abend seines irdischen Lebens den Blick zum Morgenroth eines ewigen Lebens emporhebt über die verschwindende Erdenwelt.

Vorrede vom Zweck und Gebrauch dieses Andachtsbuches.

Als Gott in den Tagen furchtbarer Schickungen und Trübsale, unter vieljährigen Kriegsstürmen, zu den Völkern der Erde sprach, und seine Stimme mächtiger, denn einst in den Donnern und Blitzen auf Sinai, scholl: „Ihr sollt mir ein priesterliches Königreich und ein heiliges Volk sein!“ (2 Mos. 19, 6.), da fühlte sich der Verfasser dieses Werks ergriffen, und er schrieb dasselbe zur Erweckung der Andacht, zur Erhebung der Gebeugten, zur Belehrung der Irrenden. Es erschien damals als Wochenblatt in einer Zeitfolge von acht Jahren*). Nachdem er seine Arbeit geendet hatte, wurden auch von dem Wochenblatt neue Auflagen veranstaltet, ungeachtet ein Werk in solcher Form viel Unbequemes für die Leser haben, und mancherlei enthalten mußte, was unter veränderten Zeitumständen nicht mehr verständlich oder passend war.

Dies hat ihn bewogen, dem Werke eine zweckmäßigere Gestalt und Eintheilung zu geben, sowohl um vielen Haushaltungen und Einzelnen die Anschaffung zu er-

*) Nämlich in den Jahren 1809 bis 1816.

leichtern, als auch um das Ganze an sich für einzelne Stände brauchbarer zu machen. Daher sammelte er aus den acht Jahrgängen diejenigen darin zerstreuten Betrachtungen, welche für christliche Haushaltungen im Allgemeinen erbaulich sein konnten; und wieder besonders, was für den Jüngling und die Jungfrau in ihren eigenthümlichen Lebensverhältnissen, — oder für den frommen Betrachter der Natur, — oder für den Leidenden, welcher seinen Blick auf die Ewigkeit richtet, — oder für Den lehrreich sein konnte, welcher sein Gemüth in der Betrachtung von den Schicksalen der Religion Jesu Christi erheben und heiligen wollte. Er ließ Wiederholungen hinweg, welche in der Art, wie das Werk zuerst erschien, unvermeidlich eintreten mußten, ließ Anspielungen auf die Tage und Umstände hinweg, in denen ehemals die Blätter wöchentlich ausgegeben wurden, und fügte Manches hinzu, wo sich Lücken darzustellen schienen.

So ward denn auch das gegenwärtige Andachtsbuch für eine christliche Haushaltung gebildet. Es ist recht absichtlich geschehen, daß darin die Betrachtungen in mannigfaltiger Abwechselung unter einander stehen, und nicht in strenger Ordnung und Folge eines Lehrbuches der Christenpflichten. Eben dieser Wechsel ist für das Gemüth des Lesers erfrischend; und eben das oft Unerwartete wirkt mächtiger, zumal wenn der Inhalt desselben mit seinem Seelenzustande mehr oder weniger zusammenklingt.

Freilich kann es geschehen, daß in demjenigen, was du, mein christlicher Leser, zu deiner Erbauung, Belehrung oder Beruhigung zu lesen empfängst, nicht immer ganz dasjenige enthalten ist, was für deine augenblickliche Gemüthsstimmung paßt. Aber selbst dies kann nur Gewinn für dich sein, niemals Verlust. Es ist immer vortheilhaft, wenn unsere Seele plötzlich zur Aufmerksamkeit auf Dinge hingeleitet wird, an die sie eben im gegenwärtigen Augenblicke am wenigsten dachte. Vielleicht ist es ein Gegenstand, der längst vergessen und versäumt war; — desto nützlicher wird uns die Erinnerung daran. Vielleicht, wo unser Gemüth durch irgend ein Unglück am tiefsten betrübt ist, wird es zur Betrachtung der Größe und Majestät Gottes aufgefordert; es wird eben darin den vollsten Trost finden. Vielleicht, wo wir bei angenehmen Vorfällen uns der unbefangensten Freude überlassen hatten, wird unsere Andacht zur Hinfälligkeit des Irdischen aufgerufen. Wo könnten wir besser lernen, mit Mäßigkeit Freude zu geniessen?

Nicht das Wort, was diese Betrachtungen dir sagen, mein Christ, sondern die Art und Weise, wie du es in den verschiedensten Lagen deines Lebens lieset, und was du dabei denkest und empfindest, — das kann deine Weisheit, dein Lebensglück befördern.

In einer christlichen Haushaltung soll Christus Jesus der erste Hausfreund sein. Sein Wort, sein Rath soll unsern Geist in den Geschäften des alltäglichen Lebens leiten. Wie lieblich ist es in dem Hause wohnen, wo der Gedanke an Gott und das Göttliche die Tagewerke eröffnet und beschließt! Wie schön ist der Anblick der Familie, in welcher der ehrwürdige Hausvater, die fromme Hausmutter, umringt von Kindern, Hausgenossen und treuen Dienstboten, Gottes Wort lehret und ausspricht! Wie viel Gutes, Segenbringendes wird da erweckt, wie viel Sündliches, Unheilvolles wird da im Stillen, und ohne daß es ein Anderer ahnet, unterdrückt!

Nicht wird damit gesagt, daß man sich tagtäglich zu einer feierlichen Stunde der Andacht im Hause versammele. Das Schönste wird durch Alltäglichkeit ermüdend und gemein; das Rührendste verliert durch Gewohnheit die Gewalt. Aber immer wird sich doch im Laufe der Woche wenigstens eine Stunde finden, wo ihr in der Einsamkeit euch selber angehören dürfet. Dies sei die Stunde eurer geheimen Andacht. Da vereiniget euch zu ernsten Selbstbetrachtungen; — da ergreifet diese eurer Erhebung geweihten Betrachtungen, oder jedes andere, zur Religiosität begeisternde Buch, und bereitet euch durch dasselbe zum Gespräch mit Gott, zur Selbstprüfung eurer reinen oder unreinen Neigungen, zur Auswahl künftiger Grundsätze, nach denen ihr handeln wollet.

Es ist wohl möglich, daß man nicht zu allen Zeiten aufgelegt ist, sich mit den ernsthaften Gegenständen der Religion zu beschäftigen. Du hast angenehme und unangenehme Ereignisse in der Familie, die dich zerstreuen; du denkst an verschiedene Unternehmungen und Entwürfe, die sich jetzt deiner ganzen Seele bemächtigt haben; du hast gewisse Arbeiten vor, welche dir alle Zeit rauben, dich zu sehr ermüden oder deine ganze Aufmerksamkeit verschlingen.

Doch, Lieber, täusche dich nicht selbst! — Wahr ist's, die Neigung mag dir fehlen, dich mit religiösen Gegenständen zu beschäftigen. Aber sollen deine Neigungen dich beherrschen, oder sollst du Meister derselben sein? — Du hast vielleicht keine Neigung, einen König oder Fürsten, oder jeden andern deiner achtungswürdigen Obern zu sprechen. Aber wenn er vor dir steht, wirst du darum nicht mit ganzem Gemüth und mit aller Ehrfurcht vor ihm erscheinen? — Gott, der Allmachtvolle, steht vor dir jeden Augenblick deines Daseins; die Ewigkeit umfaßt dich in jedem Augenblicke deines Denkens und Wollens. Kannst du vor ihm nicht, was du jederzeit vor jeglichem deiner Vorgesetzten kannst? — Nein, diese erhabenern Beschäftigungen soll man nie aufschieben, wenn man nicht endlich Wohlgefallen an dem Allerniedrigsten finden will. Der Gedanke an Gott, und daran, daß du seiner würdig sein sollst, muß dir zur Gewohnheit, zum unentbehrlichsten Bedürfnisse werden; ausserdem wirst du nie die Palme der innern Vollendung gewinnen. Religion und Tugend müssen deiner Seele so unentbehrliche Bedürfnisse sein, als Speise und Trank es für deinen Leib sind. Ausserdem ist dein Christenthum Scheinheiligkeit; dein Gebet, in welchem du dich Gott zu weihen glaubst, äusseres Zeremoniel.

Darum überlasse die Wahl der Stunden, in welchen du dich allein oder mit deinen Lebensgenossen göttlichen Betrachtungen weihen willst, keineswegs ganz dem Zufalle, der Gelegenheit oder deiner besondern Neigung. Diese Stunden möchten sonst seltener schlagen, als deinem Herzen wohlthätig wäre. Du gehst ja auch zu einer bestimmten Stunde an deine häuslichen und Berufs-Geschäfte, ohne dich zu befragen, ob du große Lust zur Arbeit habest. Kannst du dies nun für dein Brod, für deinen irdischen Erwerb thun: warum willst du dem Edlern in dir, deinem unsterblichen Geiste, weniger dienen? Verschiebe die Stunde heiliger Betrachtungen nicht auf eine Zeit hinaus, wo du nichts Besseres zu thun

weißt. Ach, der Gedanke an Gott, Ewigkeit und Bestimmung der Seele ist nicht geschaffen, nur die Langeweile zu verkürzen, oder uns in einem müßigen Augenblicke zu unterhalten.

Wähle die Zeit, da du, von übrigen Geschäften los, dir selbst überlassen sein kannst — dir selbst in tiefer Einsamkeit, oder umgeben von deinen Hausgenossen, deinen Kindern, die zu der gleichen Absicht versammelt sind. Stelle, wenn es sein kann, sogar die Stunde fest unter deinen andern Beschäftigungen; denn schon die Gewohnheit hat eine große Macht über das Gemüth und erleichtert uns Vieles. Am vortrefflichsten ist dazu der Sonntag geeignet, dieser allgemeine feierliche Ruhetag der christlichen Welt. Er gehört der Stille, der Andacht, der Ueberlegung. Man sieht an ihm auf das Tagewerk der vergangenen Woche gern mit prüfenden Augen zurück, und nimmt für die bevorstehende Woche neue Beschlüsse und Vorsätze. Da ist's, wo die Seele am unwillkührlichsten zum Lenker des Schicksals, zum großen Anordner unsers Wohls emporblickt. Vernachlässige den schönen Zweck dieses Tages nicht; unterlaß es nicht, eine Stunde der Andacht deinem Gemüthe zu gönnen. Denn vielleicht wird dir durch eben diese Stunde eine Wahrheit vor die Seele gehalten, die auf dein Glück in der Woche unvermuthet den wichtigsten Einfluß haben dürfte.

Was du aber liesest oder lesen höreſt: gewöhne dich nie, dabei an Andere zu denken, sondern wende Alles auf dich selbst an. Stelle Vergleichungen an zwischen dem, was da gesagt worden ist, mit dem Zustande, worin du dich befindest, oder mit deiner Denkart, mit deiner Handlungsweise. Dann wirst du bald wahrnehmen, wie weit es mit dir gekommen sei, und wie viel dir noch fehlt, um ein ächter Jünger Jesu, ein würdiges Kind Gottes zu sein, um glückselig zu leben, und gelassen einst zu sterben.

Diejenigen Stellen aber, welche dich ganz vorzüglich trafen, welche gleichsam ganz besonders für dich da zu stehen schienen, diese bezeichne vor allen andern. Es sind die auserwählten Worte an dein Herz. Mache ihren Inhalt zum bleibenden Schatze deines Gemüthes; zur Richtschnur für die ganze künftige Woche, und wo möglich für's Leben.

Aber freilich, das Gedächtniß ist oft treulos. Man erinnert sich nicht jedesmal des Guten wieder, wenn es nöthig wäre. Geschäfte und Verdrießlichkeiten, Sorgen oder Lustbarkeiten im Laufe der Woche verdrängen den schönen Gedanken des Sonntags, den heiligen Entschluß, welcher im Schooße der Einsamkeit und Ueberlegung gewonnen worden ist. Darum komme dir selbst zu Hilfe. Nimm jene auserwählten Stellen, die dich vorzüglich trafen oder rührten, jeden Tag einmal zur Hand; lies sie noch einmal in der Morgenstunde, wenn du dein Lager verlässest, und ehe du zur Arbeit des Tages gehest. Solch ein in dir erneuerter Gedanke wird gleichsam zum guten, freundlichen Schutzengel deiner Seele werden, und sie bei Anlässen, wo sie sonst ihrer selbst vergäße, an ihren eigenen Werth erinnern; wird dich bewahren vor Uebereilungen und nachtheiligen Schritten; wird dir eine Erhabenheit und Kraft geben, welche endlich zur Gewohnheit der Tugend und zum bleibenden Seelenadel führt.

Denn woher kommt es, daß wir so viel Vortreffliches anhören oder lesen — daß wir oft in frommen Augenblicken so göttliche Vorsätze fassen können, und dann nach einigen Tagen und Wochen wieder so schlecht und schwach einherwandeln, als wäre alles Vergangene niemals geschehen? — Man sagt dann wohl, es fehlt uns an Kraft; oder, der Mensch bleibt immerdar sündig; oder, die Gnade ist noch nicht wirksam in uns; — und tröstet sich also über seine eigene Unwürdigkeit, die man dann wieder vor Gott bereuet; tröstet sich über Vergehungen, die man oft schwer zu büßen hat; oder verzweifelt wohl gar an der Möglichkeit, überhaupt so gut zu werden, als man zu sein wünschen möchte. — Nein, unsere meiste Fahrlässigkeit und die Unfruchtbarkeit guter Vorsätze entspringt oft aus der Schwäche unsers Gedächtnisses, und daß wir uns nach einer gewissen Zeit das Gute, das wir lasen, hörten oder uns vornahmen, nicht mehr lebhaft genug vergegenwärtigen können. Daher dient die Auszeichnung vorzüglich wichtiger Stellen, und ihr öfteres Wiederzurhandnehmen und Wiederlesen zur Erhaltung in edeln Entschlüssen und zu einem großen, heiligen Leben.

Soll euer Wohnzimmer zum Gottestempel sich verwandeln; soll eure Hausgenossenschaft eine Versammlung aufrichtiger Gottesverehrer sein; soll häuslicher Friede, häusliche Liebe bei euch einkehren, und Christi Wort erfüllt werden: Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da werde ich mitten unter ihnen sein: — so leget, was ihr gelesen habet, nicht zuletzt mit einem todten Lobspruche bei Seite, oder mit einem Ausrufe: Diese Betrachtung war schön und gut! wenn die Macht des göttlichen Wortes an euer Herz schlug. Nein, denket über die Empfindungen nach, die es in euch erweckt hat, machet diese Empfindungen deutlicher. Oder wenn eure unerwachsenen Kinder zugegen sind, fragt sie über das, was sie beim Vorlesen angehört haben; erkläret ihnen einfach, ohne Schmuck der Rede, was ihnen allenfalls unverständlich gewesen ist. Lasset sie einen gelegentlich eingestreuten, für ihre Seele passenden Vers auswendig lernen; nicht aber, um ihnen daraus ein Gebet zu machen, welches ihnen durch öftere Wiederholung endlich alltäglich und gleichgültig werden muß, sondern weil es jederzeit für junge Leute vortheilhaft ist, wenn sie eine gute Lehre ihrem Gedächtnisse einprägen. Oft, wenn im Augenblick der nahen Verführung ihr Herz schlummert, wacht ihr Gedächtniß noch, und weckt ihr Herz wieder und rettet es! — —

So lebet denn wohl, ihr meine Leser, ihr Geliebten! Mit euch sei Gott! Vielleicht gehört es zu den Seligkeiten eines künftigen Seins, daß uns Gottes Huld gewährt, lichtvoll über das Ehemalige hinzublicken und zu erkennen, welches die Folgen und Wirkungen des Guten waren, so wir zu thun liebten. Vielleicht erkenne ich auch dann Diejenigen, bei denen ich nicht vergebens war. Vielleicht erkenne ich dann euch, ihr Mühseligen und Gebeugten, denen in einer schweren Stunde durch meine Worte Erquickung und Trost von Gott kam; vielleicht erkenne ich dann euch, ihr Theuern, die ihr gefahrvollen Augenblicken, da ihr zwischen Sünde und Tugend wanktet, durch die Leitung der ewigen Vorsehung vorbeigeführt wurdet, und in diesen Betrachtungen einen neuen Reiz fandet, die Welt mit ihrer Lust zu vergessen und Gottes heiligen Willen zu halten. Vielleicht erkenne ich dann Diejenigen, für die ich ein Werkzeug des Herrn wurde, sie des Bessern in Zweifeln zu

belehren, damit sie auf den rechten Weg des Lebens zurückkehrten, und sie dem ewigen Vater zugeführt würden.

Lebet wohl, ihr meine Brüder, meine Schwestern! In Gott sind und bleiben wir vereint; in Gott finden wir uns wieder.

Und Du, o mein Gott, mein Vater, segne sie mit Deiner Gnade! Sei mit ihnen, so lange sie auf Erden wallen! Erfülle sie mit der Kraft Deines heiligen Geistes! Ziehe sie zu Dir, durch die Offenbarung Deines ewigen Sohnes! Sei ihr Trost, sei ihr Leben!

Und ist das, was ich zur Verbreitung Deines heiligen Reiches zu wirken trachtete, auch mangelhaft und unvollkommen gewesen: ach, wie gern hätte ich wohl Besseres geleistet! Wie heiß war meine Sehnsucht, das auf eine würdige Weise auszusprechen, was mein ganzes Inneres mit heiliger Gluth erfüllte! — Aber Du, vor dem nichts groß und nichts gering ist, der aus dem Nichts Welten hervorruft, und mit dem Kleinsten die erstaunenswürdigsten Werke bewirkt; Du, in den Schwachen Mächtiger, kannst und wirst auch in dem, was ich nach Kräften leistete, für manche Seele mächtig sein. Mein war dabei wohl der Wille, denn Du gabst mir Freiheit des Wollens, aber die That ist Dein! Ich habe nichts gethan. Der gewisseste Segen meiner Bemühungen war für mich selber meine eigene Besserung, meine eigene erhöhtere Liebe zu Dir, meine eigene Stärkung im Kampf gegen die Sünde!

Und die Geliebten, nahe und fern, für die Du mich erkohren hast, ihnen ein Verkünder Deines beseligenden Willens zu sein — o, noch einmal: segne sie! Vater, ihr und mein Vater, segne sie! Heilige sie in Deiner Wahrheit; Dein Wort ist die Wahrheit. Amen.

1.

Erste Neujahrsbetrachtung.

Philipp. 4, 4—7.

Wenn Andre sanken, stand ich doch;
Des Todes Hand schlug meine Brüder,
Ich aber bin, ich lebe noch,
Und freue mich des Daseins wieder.
Wer bin ich? wozu aufgespart? —
Der Du, o Gott, mein Schicksal lenkest,
Und mich so wundervoll bewahrt:
Wer bin ich, daß Du mein gedenkest?

Nichts bin ich; — Alles, Alles Du! —,
Werthlos bewohnt' ich Deine Erde.
Ach, decke, was ich fehle, zu:
Regiere, was ich leben werde.
Dies neue Jahr — Dir will ich's weih'n,
Nie handeln, ohn' auf Dich zu blicken;
Will nur des Guten Samen streu'n,
Das Edle nur soll mich entzücken.

Sei, was Du willst, o fremdes Jahr;
Gott wacht um mich und meine Lieben.
Rauscht in der Zukunft mir Gefahr?
Wird Kummer meine Stunden trüben? —
Wie, oder strahlt mein best'rer Stern?
Wird mich des Glückes Zufall heben?
Gleichviel! Ihr Sorgen, bleibt mir fern;
Was gut ist, wird mein Gott mir geben.

Etwas ungewöhnlich Feierliches liegt für uns in dem Beginn jedes neuen Jahres. Es ist gleichsam der Festtag, den wir unsern stillen Hoffnungen, unsern geheimsten Wünschen weihen. Hier verkündigt der Glocken feierlicher Frühklang den Anfang des Zeitraums, dort begrüßen Posaunen und Trompeten und heilige Gesänge den ersten Morgen des Jahres. Frohlockend jauchzt die muntere Schaar der Jugend ihm entgegen. Freunde und Bekannte wünschen sich liebreich Glück. Fromme Kinder beten lauter für das Heil ihrer Aeltern, Leidende für das Leben ihrer Wohlthäter, Völker in den Tempeln für ihre Regenten.

Allen ist die Grenzscheide zweier Jahre wichtig: dem Könige auf dem Throne, wie dem Bettler unter dem Strohdache; dem fleißigen Hausvater in der Mitte seiner Arbeiter, wie der Mutter neben ihren Kindern; dem Greise an seinem Ruhesitze, wie dem Jüngling, der erwartungsvoll in die stürmische Welt hinauseilen will.

Wie ein großer Traum stehet hinter uns das vergangene Leben; wie undurchforschlicher Nebel über ein nie gesehenes Land ruht der Rest unserer Tage vor uns. Den Schwermüthigen quälen bangere Sorgen, den Frohmüthigen umschwärmen schönere Hoffnungen. Jeder richtet den Blick auf das Loos, welches ihm die nächsten Tage und Monate bringen sollen; Jeder möchte von seinen Schicksalen etwas errathen, die noch in der finstern Zukunft verborgen, wie die Saaten jetzt im winterlichen, verschlossenen Schoos der Erde keimen.

Mit ungewissen Erwartungen und Besorgnissen nimmt Jeder seine Geschäfte wieder vor, und macht seine Entwürfe und Plane. Auch der Christ erneuert seinen Lauf; auch ihn umspielen Furcht und Hoffnungen. Aber mit welchen Gesinnungen tritt er beim Anfang des neuen Jahres der finstern Zukunft und seinen unbekannten Schicksalen entgegen?

Er sucht einen Augenblick der Einsamkeit, in welchem seine Seele sich selbst angehört. Er erhebt seinen Geist zu dem allmächtigen Vater und zu seiner unendlichen Liebe. Sein Mund stammelt den Dank seines Herzens. Er spricht: Ich bin nicht werth all der Barmherzigkeit, Liebe und Treue, die Du mir erwiesen hast. Denn daß ich bin, und was ich habe, es kommt durch Dich! — Du hast mich durch tausend Gefahren geleitet, die ich alle nicht einmal nur kannte. Du warst gegenwärtig, wenn meine Noth und Verlegenheit am größten war. Du wachtest über mich und die Meinigen, wenn wir fehlten. Und was mir geschah im vergangenen Jahre, ich fühle es, das geschah zu meinem Wohlergehen; und was ich jetzt noch nicht einsehe, daß es also zu meinem wahren Besten kam, ich werde es in der Folge begreifen lernen. Denn diese heilige Ordnung, in der Du die Welt regierst, ist weise, wunderbar, und auf die höhere Seligkeit derer gerichtet, die Du hast erschaffen wollen. — Ja, auch ich gehöre zu dieser heiligen Weltordnung, die ewig und unzerstörbar ist, wie Du; auch ich bin von Dir als Glied in dieselbe gezählt. Und selbst die traurigen Schicksale, wenn ich sie mir auch nicht durch eigene Unvorsichtigkeit zugezogen hatte, Schicksale, die ich nicht verwehren konnte, Schicksale, unter denen mein Herz geblutet hat — selbst sie waren in Deine Weltordnung von Ewigkeit her eingerechnet. Und was Du thust, das ist wohlgethan!

Ach Gott, mein Gott, voll unerschöpflicher Gnade! ach Vater, mein Vater, voll namenloser, unaussprechlicher Güte, verlaß mich nie! Verlaß mich nie, und die lieben Meinigen! Verlaß uns nie, auch wenn wir fehlen sollten. Deine Kinder irren; weinend kehren sie immer wieder zu Deiner Barmherzigkeit zurück.

Ja, Herr, mein Gott, bis hieher hast Du mir geholfen; Du wirst auch ferner helfen. Siehe, vertrauensvoll richte ich meine Blicke nach Dir. Wie ein schwaches Kind sich voller Liebe und inniger Zuversicht an die Hand seines Vaters und seiner Mutter hängt, so hänge ich mich an Dich. Ich will den Lehren Deines heiligen Sohnes, den Lehren meines Erlösers Jesu Christi, folgen, denn es ist Dein Wort, das er uns gebracht hat; und dann mit stiller Ergebung das Verhängniß erwarten, wie Du es mir und den Meinigen im künftigen Jahr bereitet hast.

Dir vertraue ich, darum wage ich auch keine Bitte zu Dir. Du allein weißt es, was mir und den lieben Meinigen heilsam ist, und Du wirst uns geben und begegnen lassen, was uns wohlthätig werden kann.

Freilich, o mein Gott, o du Allwissender! mancher heiße, innige Wunsch bewegt mein Herz, mancher kleine stille Wunsch, welchen ich fast Niemandem entdecken möchte, um nicht verkannt zu werden; mancher Wunsch, den ich laut und mit Thränen ausrufen möchte; ach! wenn dieser mir erfüllt würde! O Du kennst ihn; ich darf ihn Dir nicht nennen; — ach, es wäre mein höchstes Glück.

Nein, nein! was habe ich gesprochen? Bin ich denn weiser, als die ewige Weisheit? Kann ich voraus wissen, was mein Glück sein würde, der ich nicht einmal kenne, was in den nächsten Tagen geschehen wird? Nein, nein, allweiser, liebender Vater, ich flammle Dir, wie ein unwissendes Kind, meine Wünsche vor; Du aber wirst nur diejenigen endlich in Erfüllung gehen lassen, die mir wahrhaft nützlich sein können. In Deine treuen Vaterhände gebe ich mich hin, und alle die Meinigen, Alle, die meinem Herzen lieb und theuer sind. Wir gehören Dir; nur Du — Du bist unser Gott!

Wohlan denn, mein Herz, entferne die vergeblichen Sorgen und alle eiteln Hoffnungen, und erwarte mit stillem Vertrauen die Gaben der freundlichen Vorsehung, welche über dich und die Deinigen wacht.

Fürchte von der Zukunft nicht zu viel, und hoffe von ihr nicht zu viel! Beides kann dir gleich schädlich werden, und auf die Vorsätze, auf die Plane, die du Dir machst, allzugroßen und verderblichen Einfluß haben.

Hoffe nicht zu viel! Das eben führt den Menschen in unangenehme Lagen, die er sich zutrauensvoll seinen Erwartungen überläßt; daß er gar nicht zweifelt, Dieses oder Jenes, was er wünscht, werde auch wirklich geschehen, weil vielleicht einige Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden ist. Er richtet sein ganzes Betragen allzuvoreilig darnach ein; er macht darnach schon alle Entwürfe, und läßt sich, von seinen Hoffnungen geblendet, zu thörichten Unternehmungen verführen. Was das Herz wünscht, das hofft es; es erinnert sich nicht mehr, wie oft es schon in Erwartungen betrogen wurde.

Hoffe nicht zu viel! Denn es wird dich verstimmen und deinen Muth allzusehr niederschlagen, wenn es nicht erfüllt wird. Du bereitest dir damit selbst nur bittere Augenblicke vor, die du hättest vermeiden können. Verfehlte Hoffnungen lassen immer einen Schmerz zurück, der uns ungerecht gegen Mitbrüder, ungerecht gegen die Vorsehung machen kann. Und wen sollen wir denn anklagen, als uns selbst, die wir uns mit vergeblichen, thörichten Träumereien schmeichelten und eitle Luftschlösser bauten?

Hoffe nicht zu viel! Denn dies macht dich gegen allerlei mögliche Unglücksfälle unvorbereitet, die dich doch auch treffen könnten. Wer seine Seele mit allzuschönen Erwartungen liebkoset, macht sie gleichsam weichlich; er verzärtelt sie, daß sie den Sturm nicht ertragen kann, wenn er unversehens von allen Seiten einbricht. Der Weise, das heißt, der Christ, geht, auf Alles gefaßt, bewaffnet mit Ruhe und Ergebung, in die dunkle Zukunft hinein, wie der Soldat gegen den unbekämpften Feind. Den Blick gen Himmel gerichtet, nimmt er sein Schicksal, das Gute wie das Böse, von der Hand des ewigen Weltregierers dankbar an. Ob der nächste Monat ihm einen Kranz von unerwarteten Freuden windet, oder ob er ihm einen Sarg zeigt, worin ein geliebter Todter schlafen wird; er erwartet Beides mit christlicher Fassung.

Hoffe nur so viel, als du dir Angenehmes durch einen gerechten, tugendhaften Wandel erwerben kannst. Diese Hoffnung wird dir selten fehlschlagen. Diese Tugenden, welche du übst, bringen auch schon in dieser Welt ihre Freuden. Die übeln Gewohnheiten, die Fehler, welche du ablegst, werden Diejenigen mit dir versöhnen, welche dich jezt verachten oder hassen. Die guten Eigenschaften, welche du annimmst: dein freundliches Wesen, deine Begierde, Andern ohne Eigennutz zu dienen; dein Bestreben, von Andern immer das Beste zu reden; dein Eifer in den Geschäften, die dir anvertraut sind; deine Entfernung von allen unanständigen Dingen — werden Jeden für dich mit Liebe einnehmen, der jezt noch gleichgültig auf dich hinschaut. Denn worin besteht zulezt doch das dauerhafte Glück des Menschen? Darin, daß man zufrieden mit sich selbst, zufrieden mit seinem Betragen sein kann, und die Hochachtung und Freundschaft aller guten Menschen gewinnt. Bist du noch nicht glücklich: wer hindert dich denn, es zu sein? Warum willst du nicht manchen Fehler ablegen, den du wohl an dir kennst, womit du Andere von dir zurückstößest, und womit du dir selbst die Ruhe des Gemüths, den stillen Frieden Gottes raubst? Warum hoffest du thörichter Weise von Andern her ein Glück, das du besser und dauerhafter mit eigenen Händen schaffen kannst? Es wird dir vielleicht zu schwer, dich in diesen und jenen Stücken zu ändern; du hast nicht den Muth, damit anzufangen. Nun, so beklage dich nicht länger; du hast nicht den Muth, glücklich zu sein.

Hoffe nur so viel Ansehen oder Wohlstand, als du dir durch eigenen Fleiß und eigene Arbeit verschaffen kannst. Zähle überall auf dich selbst und auf Gottes Segen, nicht auf den Beistand anderer Menschen, nicht auf glücklichen Zufall, nicht auf blindes Ungefähr, das dich wie eine unvermuthete Erbschaft, ein Loos in der Lotterie, mit Reichthum überschüttet. Je mehr der Mensch sich auf sich selbst verlassen kann, je weniger er von andern Menschen und ihrer Gnade abhängt, desto grosser ist er, desto freier, desto edler und desto fähiger zu allem Guten.

Warum hoffest du denn so gern auf ein höheres Ansehen unter den Menschen, oder auf Erwerb großen Reichthums? Ist es nicht darum, weil es deiner Eitelkeit schmeichelt? Wie, du Unwürdiger, deinem heimlichen Stolze zu Gefallen soll Gott Wunder thun, und die Schicksale der Welt danach ordnen? — Wer nicht glücklich und zufrieden werden kann durch das, was er mit eigenem Fleiß und frendiger Arbeit erwerben kann, wahrlich, der ist keiner größern Glücksgüter werth!

Hoffe nur so viel Freuden in der Welt, als du dir durch deine Klugheit im menschlichen Leben vorbereiten wirst. Immer weise ich dich auf dich selbst zurück. Du sollst der Schöpfer deines Glückes sein; darum rüstere dich Gott mit Vernunft und Verstand aus. Vermeide mit Klugheit alle gefährlichen und gewagten Unternehmungen; richte dein Hauswesen mit Klugheit ein, wähle mit Klugheit deine Freunde, benutze mit Klugheit und Eifer jeden Anlaß, dein Gewerbe auf rechtliche Art zu verbessern; betrage dich mit Klugheit gegen Menschen von anderer Denkungsart und von andern Ständen: so wirst du dir unzählig viel traurige Stunden ersparen, und dir in deinem Lebenskreise, worin du jetzt stehest, ein stilles Paradies bauen, das dich mehr entzücken wird, als alle Traumbilder deiner Hoffnungen.

Betrachte die Zeit als ein leeres Feld, worauf weder Glück noch Unglück von selbst wachsen. Du mußt es erst mit eigener Hand bestellen und anbauen. Was du in diesem Felde säest, das wirst du dann auch ärnten. In diesem Felde bete, in diesem Felde arbeite, und der himmlische Segen wird sich zu der Mühe gesellen.

Fällt dir dann ein unverhofftes Glück zu, eine Freude, die du nicht erwarten konntest: wohl, desto anmuthiger wird sie dich überraschen, desto mehr dich beseligen. Ach, wie reich ist Gott, wie überschwenglich seine Güte! Auch im künftigen Jahre wird er dir ohne dein Erwarten und Bitten der unerwarteten Freuden viel senden.

Fürchte nicht zu viel!

Die Furcht vor den Uebeln der Zukunft ist selbst schon das größte Uebel. Du leidest schon durch die Furcht jetzt mehr, als von dem Unglück, wenn es einmal da ist. Du vergiftest damit deine Gesundheit, und tödtest damit manche kleine Lust, die dir auch jetzt noch gern entgegenblüht. Furcht ist bei den verschiedenen Menschen nur zu oft eine üble Gewohnheit. Sie mögen gern beständig klagen, und über alle Dinge sich Besorgnisse erwecken. Sie foltern sich selbst, und zerstören, wie im Wahnsinn, die wirklichen Freuden der Gegenwart.

Fürchte nicht zu viel! Denn es macht dich muthlos, und gerade dadurch wirst du zu einer falschen Handlungsweise verleitet. Rechne dir deine Angst, deine Besorgnisse nicht für Wirkungen deiner Klugheit an; denn die Klugheit hat ein gelassenes Gemüth, sie genießt mit Unbefangenheit den gegenwärtigen frohen Augenblick, tödtet die überhandnehmende Furcht mit der Hoffnung des Bessern, und äussert sich endlich, wenn die drohende Stunde des Leidens kommt, durch besonnenes Thun und Handeln, um die Größe des Uebels zu verringern. — Ruhig schwebt der Schiffer auf den Wellen des Meeres, und erfreut sich des günstigen Windes und des heitern Sonnenscheins. Soll er Stürme befürchten und Schiffbruch ahnen, während es ihm wohlgeht? Aber der Himmel bewölkt sich, und ein wüthender Sturm empört das Weltmeer, zerreißt seine Segel, droht mit schrecklichem Untergang. Furcht und Muthlosigkeit würden diesen Untergang noch schneller herbeiführen. Aber getrost auf Gott vertrauend, der ihn auch in den Stürmen über das einsame Meer begleitet, sammelt der Seemann die letzten Kräfte, eilt hin, wo Hilfe Noth ist, und ringt mit Wind und Wellen, und rettet sich mit Klugheit aus der Gefahr.

Fürchte nicht zu viel! Sondern denke, wenn du bisher nicht ganz glücklich warst, es ändert sich Alles. Bist du jetzt in einer trostlosen Lage; fasse Muth, es bleibt gewiß nicht wie es ist. Kennst du aus deinen Erfahrungen noch nicht den ewigen Wechsel der Dinge? Ist es jetzt finster um dich: sei getrost, es wird heller werden nach wenigen Tagen; hienieden hat das Unglück keinen langen Bestand, so wenig als das Glück. Warum sollen wir verzweifeln, wenn eine Sonne untergeht? Lächelt nicht jenseits der Nacht uns wieder der Tag? — Ueberdenke den ganzen Umfang deiner gegenwärtigen bösen Lage, deiner Widerwärtigkeiten, und sage dir selbst, hast du denn Alles verloren? Und hast du Alles verloren, hast du denn Gott nicht verloren! Warum willst du verzweifeln? (Hebr. 13, 5. 6.)

Fürchte nicht zu viel! Denn Gott geht mit dir durch jede Zukunft. Und wenn dich alle Hoffnungen, alle Lebensfreuden verlassen hätten; du bist noch nicht ganz verarmt, denn die unerschöpfliche Quelle aller Freuden, aller guten Gaben, die Güte Gottes ist noch nicht aus der Welt gewichen. Hat die Hand des Todes dir einen Schatz geraubt, einen Liebling deines Herzens, einen Freund, eine Freundin — warum soll dein Herz vergeblich und immer über dem Grabe des geliebten Todten bluten? Wanderer zur Ewigkeit! du wandelst an Gottes Hand dem Liebling entgegen, den du hier verlorst. Hat dich irgend menschliche Ungerechtigkeit gekränkt, hast du durch Bosheit roher Seelen, hast du durch das Verderben des Krieges Vieles von deinem Vermögen, vielleicht Alles eingebüßt: richte dich muthig empor: ein Vergelter richtet über den Sternen, und auch deine Thränen sind von ihm gezählt.

Fürchte nicht zu viel, und denke, daß die Leiden, welche dich im vorigen Jahre trafen, und dir jetzt den Muth und die Hoffnung für bessere Tage nehmen, — denke, sie waren eine Prüfung und Weisung, wie du dich bei künftigen Zufällen benehmen sollst. Du bist für eine andere Welt geboren, nicht für diesen vorübergehenden Traum des Erdenlebens. Nur durch reife Tugend, durch geprüfte Weisheit, durch Seelengröße wirst du einst der würdige Genosse einer bessern Welt. Darum sind die Uebel vorhanden, daß wir die Kraft unsers Gemüthes daran üben und stärken sollen. (2 Kor. 4, 17. 18.) Du hast gelitten; wohlan denn, wo ist deine Stärke, deine Uebung? was hast du in der Schule deines Leidens erlernt? Bist du der bessere Mensch geworden? — Bist du es, so zagst du vor keiner Zukunft, vor keinem Verlust mehr; du rufst mit frendigem Vertrauen gen Himmel: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen: gebenedeit sei sein herrlicher Name.

Fürchte nichts, als was du dir Böses durch dein eigenes Verschulden zuziehen kannst. Nur jeder Mensch ist durch seine Fehler, durch seine Unklugheit, durch seine Leidenschaften, am meisten furchtbar. Fürchte dich also nicht vor deiner Zukunft, sondern vor dir selbst. Die Zukunft sendet Gott, die meisten Unglücksfälle und mißvergnügten Stunden sendet sich

der Mensch. Lebe christlich, und was dir auch begegnen mag, du wirst glücklich leben.

Fürchte nichts, wenn du dich selbst nicht zu befürchten hast. Arbeite dich mit männlichem Christensinne aus deinen gegenwärtigen kummervollen Verhältnissen hervor, die dir vielleicht drückend sind. Ueberlege reiflich deine gesammten Umstände, denke über die besten Mittel nach, die dir helfen können; fasse Muth genug, um sie auch mit ganzer Klugheit anzuwenden. Und wohin zuletzt deine Kräfte nicht reichen, und was du nicht thun kannst, das wird Gott thun!

Ja, das wirst Du thun, göttlicher Vater, der Du auch den kleinsten Wurm im Staube versorgst und bedenkst. Vertrauensvoll will ich mich Dir hingeben, und was mir auch in diesem Jahre begegne, nichts soll mich abwendig machen von meinem Vertrauen und v. Jesu, Deines Sohnes, heiligem Wort! Welche Zukunft kann mich schrecken, wenn ich Dich darin finde? Welcher Verlust kann mich muthlos machen, wenn ich Dich nicht verliere?

Frömmer, edler, vorsichtiger, als im vergangenen Jahre, will ich in dem künftigen Jahre vor Dir wandeln, und mit dem neuen Jahre ein neues Leben anfangen. Und kostete es mich dann noch so viel Mühe, noch so viel Ueberwindung: ich will meine Fehler, meine lasterhaften Neigungen, die mich heimlich verderben, ablegen.

Und — sollte ich dieses Jahr nicht überleben, wäre es mein Todesjahr, — ach, daß dann auch mit den Thränen meiner Freunde und Freundinnen auf meinem Grabe ein frohes Gewissen mir gutes Zeugniß vor Dir gäbe! — Ich will mich darauf vorbereiten. Ist dies mein Todesjahr, so ist es auch mein Geburtsjahr für eine bessere Welt. Lächelnd, und selig in Dir, mein Gott, möchte ich einst sterben, und lächelnd in die Ewigkeit eintreten, wo neue Seligkeiten Deiner wundervollen, unendlichen Schöpfung meiner harren.

2.

Die häusliche Andacht.

Epheſ. 5, 15—21.

Erhabner Gott, den tausend Welten preisen,
Und dessen Ruhm der Wurm des Staubes singt,
Um dessen Thron des Himmels Sonnen kreisen,
Vor dem der Seraph betend niedersinkt:
Auch meine Hütte will ich, Herr, Dir weih'n,
Sie soll Dein Heiligthum und Tempel sein.

Und Deine Gegenwart wird sie verklären;
Wer mit mir wohnt, der soll Dein Priester sein.
Aus unsern Herzen flammt, statt von Altären,
Der Andacht Feuer hoch empor und rein.
Dem strahlt schon hier des Himmels Seligkeit,
Der Deinem Dienst sein ganzes Leben weiht.

Es ist ein rührender, herzerhebender Anblick, in dem Kreise einer frommen Familie zu stehen, wenn sie sich mit dem Heiligsten und Erhabensten, was die Welt hat, mit der Gottheit, unterhält. Wen läßt die Thräne unbewegt, welche in dem zum Himmel gewandten Blicke einer Mutter zittert, wenn sie für das Leben, für die Gesundheit, für die Unschuld, für das Wohlergehen ihrer theuern Kinder betet? Wer kann gleichgültig bleiben, wenn ein ehrwürdiger Vater, umgeben von seinen Hausgenossen, das Haupt entblößt, und nun, flehend für das Glück seines Hauses, sich zu dem König der Könige, dem allmächtigen Gott, wendet? Wem bebt in seiner Brust nicht die schönste aller Empfindungen, wenn ein unschuldvolles, aufblühendes Kind mit gefaltenen Händen zu dem unsichtbaren, ewigen Vater im Gebet für seine Aeltern, für seine Geschwister, für seine Gespielen stammelt?

Ehemals — wer wird, wer kann es läugnen? — war in den fürstlichen wie in den bürgerlichen Familien noch mehr häusliche Andacht zu finden, als gegenwärtig. Aber es läßt sich auch nicht läugnen, ehemals war auch mehr männliche Kraft, Rechtlichkeit und Großsinn; es war im Leben weniger Tändelei, weniger Leichtsinn, gehässiger Umtrieb und widerliche Selbstsucht; aber mehr stilles, häusliches Glück, froher Muth, Lust zu großen und gemeinnützigen Dingen.

Mit der sogenannten Verfeinerung der Sitten verschwand aus vielen Familien der schöne religiöse Sinn der Aeltern; man wählte wilde Zerstreuungen an die Stelle des ächten Lebensgenusses. Man jagte nach Glück in Aufsendingen, und hatte es schon in seiner eigenen Brust verloren. Man wollte mit unverständigem Wesen eine gewisse Geistesgröße zeigen, und verachtete, wenigstens öffentlich, seine religiösen Gefühle zu äussern. Man schämte sich nicht, bei unanständigen, ausschweifenden Gesellschaften gewesen zu sein, wohl aber im Tempel Gottes gesehen zu werden; man schämte sich nicht, schlüpfrige, Geist und Sitten verderbende Bücher gelesen zu haben, wohl aber beim Lesen eines Andachtsbuches, eines moralischen Werkes oder der heiligen Schrift ertappt zu werden. So verwilderte allmälig manches Herz, indem es sich zu veredeln wähnte; es trachtete nach dem Umgang mit Großen und Vornehmen, aber es schien sich des Umgangs mit Gott zu schämen; es schloß sich an Dinge, welchen sich auch das vernunftlose Thier anschließt, und vergaß, daß der Mensch auch Bürger der Geisterwelt, und sich nur durch Verbindung mit Gott, dem höchsten aller Geister, veredle.

Aber der Leichtsinn und die Unsittlichkeit vieler Hausväter und die Thorheit vieler Mütter hat inzwischen das Glück, den Frieden und den Wohlstand angesehener Familien zerstört. Viele werden vorsichtig zu der einfachen Lebensart zurückkehren; möchten sie doch zu deren Tugenden zurückkommen!

Auch die von Vielen vergessene häusliche Andacht wird dann wieder in den Kreis guter Familien zurückgeführt werden, und häuslichen Frieden, Trost im Unglück und Frohsinn über jedes Tagewerk verbreiten.

Zwar hat die öffentliche Gottesverehrung in den Tempeln ihren hohen Werth; aber bald wird sie oft zur todten Gewohnheitssache, weil in den Zerstreuungen des alltäglichen Lebens das Herz endlich erkaltet, daß sich ausserdem nicht mit dem höchsten Wesen beschäftigt! Wie bald verfliegen die schönen Eindrücke, welche ein göttliches Wort auf unser Gemüth gemacht! Wie bald sind die heiligsten Gelübde vergessen und die Thränen, welche sie begleiteten, wenn man aus der Kirche wieder in die alten Verhältnisse, wie in eine ganz andere Welt, zurücktritt, und eine lange Woche hindurch nicht mehr daran denken kann und mag! Wie? sollen wir denn nur am Sonntage Christen sein? Ist nicht jeder Wochentag ein Tag Gottes, ein Feiertag?

Doch weichen wir mit Vorsicht jedem Mißverständnisse, jeder falschen Deutung aus, wenn wir von der häuslichen Gottesverehrung reden! Es ist und soll nie damit auf Stiftung größerer oder kleinerer Zusammenkünfte verschiedener Personen und Familien abgesehen sein, welche gemeinschaftlich einen häuslichen Gottesdienst verrichten. Denn wiewohl dergleichen Zusammenkünfte an sich keineswegs tadelnswürdig und unerlaubt sind, führen sie doch gar oft in der bürgerlichen Gesellschaft üble Folgen mit sich, denen der Christ, als Bürger des Staats, ausweichen soll.

Der Christ muß die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens ehren, und das Urtheil und Gefühl derer schonen, mit welchen er Verbindung zu haben genöthigt ist. Nie findet die Welt, nie auch der roheste Mensch, die Verehrung Gottes anstößig, wohl aber oft die Art, wie sie geübt wird. Das Ungewöhnliche, Ausgezeichnete erregt Aufsehen, und oft den Argwohn. Christliche Demuth will ihre Gefühle nicht kund werden lassen vor Jedermann. Einsam steht sie im Winkel des Tempels, während der Pharisäer Aufsehen erregt durch sein Gebet an den Ecken der Straßen. (Matth. 6, 6.)

Wie schön, harmlos und jedes Vorwurfs frei ist dagegen die tägliche Andacht im engen Kreise jeder einzelnen Familie! Hier wird der Vater des Hauses, hier wird die fromme Mutter Priester und Priesterin des Allerhöchsten; und dasselbe Zimmer, in welchem wir den Wechsel der Krankheit und Gesundheit empfanden, und das vielleicht einst unser Sterbebett enthält, wird ein Tempel des Allerhöchsten.

Hier versammelt sich die kleine, durch die heiligsten Bande des Blutes vereinte Gesellschaft, wenn ein süßer Schlaf ihre Gebeine erquickt hat. Sie bringt in goldener Morgenstunde dem gütigen Schöpfer das Opfer ihres Dankes im leisen Gebete; oder sie tritt noch am Abend zusammen, ihres vollbrachten Tagewerks froh und der Ruhe bedürftig. Ihr letzter Blick ist auf den erhabenen Beschirmer ihres Daseins gerichtet, und während am nächtlichen Himmel tausend entfernte Sonnen als glimmende Sterne die Herrlichkeit Gottes verkünden, während vielleicht in tausend uns fremden Welten sein heiliger Name gefeiert wird, steigt auch unser Gebet durch die Stille der Nacht empor zu ihm, und er vernimmt's!

Diese Stunden der Andacht wirken selbst auf das Herz des unmündigen Kindes, wenn es Zeuge derselben wird. Es kennt noch keinen höhern Gebieter, als seine Aeltern, und sieht dieselben voll demüthiger Ehrfurcht beim Namen des unsichtbaren Gottes. Die gleiche Ehrfurcht durchdringt sein Herz, und die Gewalt des Beispiels impft seiner Brust religiöse Gefühle ein, ehe sein Verstand fähig ist, sich von den Bewegungen Rechenschaft zu geben, die in ihm vorgehen. Daher gewöhne man auch die Unmündigen früh zur Ehrfurcht im Aeussern während des Gebets. Denn es ist eine Rede zum unsichtbaren Schöpfer und Erhalter alles Lebens. Das Kind begreift vielleicht noch nicht den Inhalt des Gebetes, aber den Sinn, welchen die ehrerbietige Stellung ausdrückt. Nur durch das Aeussere und Sinnliche wirkst du zuerst auf das zarte kindliche Gemüth. Es wird schon die süßen Gefühle der Gottesliebe kennen, wenn sein nachmals erwachender Verstand erst die Ursachen und die Wichtigkeit der Religion Jesu Christi erfährt.

Soll das Gebet fruchtbar auf die Herzen wirken, so sei es nicht immer und jeden Tag das nämliche Gebet. Nie muß dasselbe ein Spiel des Gedächtnisses werden, sondern aus dem Herzen und dem vollen Bewußtsein entflammen. Was aber das Gedächtniß einmal ergriffen, das kann der Mund leicht hersprechen, ohne daß der Geist dabei gegenwärtig ist.

Wie? und heißt es nicht Gottes spotten, wenn du ihn anredest, ohne an ihn zu denken? Die Andacht verschwindet, wenn das Gemüth zerstreut ist, und die Zerstreuung findet sich oft wider unsern Willen ein, wenn der Geist nicht zum Nachdenken und zur Aufmerksamkeit gelockt wird. Lieber ein einzelner, inniger Gedanke an Gott, lieber ein stummer Seufzer zu ihm, als ein andachtloses Gebet.

Ist der Vater und die Mutter nicht immer gestimmt, ein Gebet aus dem Herzen zu sprechen, wie es ihre jedesmaligen Empfindungen mit sich bringen, so fehlt es nicht an trefflichen Gebetbüchern, von würdigen, frommen, geistvollen Männern geschrieben. Die erleichtern und verschönern durch die Anmuth und Kraft ihrer Gedanken unsere Andacht. Ihre Empfindungen werden zu unsern Empfindungen, ihre Gedanken zu unsern Gedanken. Das gemeinschaftliche Gebet in dem Kreise unserer Verwandten und Hausgenossen läßt in der Seele einen schönen Nachklang zurück. Auch einsam werden wir für uns in der Stille noch manche einzelne leise Bitte dem allwissenden Gott vortragen, der den Zustand unsers Herzens und die Angelegenheit desselben kennt.

Eben deswegen ist es schön, wenn fromme Mütter früh anfangen, ihre Kinder zu lehren, einige Worte des Gebets aus freiem Herzen zu Gott zu sprechen; nicht etwa eine auswendig gelernte Rede, sondern den Ausdruck einer eigenen Empfindung. Nichts kann einer Mutter, nichts einem Vater rührender sein, als wenn ihr Kind am Abend auch nur eine einzelne Bitte zu Gott stammelt; wenn es mit gefaltenen Händen zu seinem himmlischen Vater nur wenige Worte spricht.

Doch nicht auf's Gebet allein beschränkt sich die häusliche Andacht christlicher Familien; es gibt unzählige Anlässe, Gottesverehrung in lieblicher Einfalt zu üben. Es ist zu dem Ende nicht nöthig, daß man den Namen Gottes beständig und bei jeder Gelegenheit im Munde führen. Dies Herr! Herr! sagen kann zuletzt, wie Alles, Gewohnheitssache werden, die immer schädlich ist. Bei der Arbeit sollen wir ganz der Arbeit, bei unsern Geschäften und Verrichtungen, inner oder ausser dem Hause, sollen wir ganz diesen, aber beim Gebete auch nur ganz dem Gebete angehören. Der menschliche Geist ist zu beschränkt, er kann sich im gleichen Augenblick nicht vervielfältigen, und während er die häuslichen Geschäfte betreibt, kann er sich nicht den überirdischen weihen.

Das beständige Immundeführen des göttlichen Namens ist gewissermaßen eine Entweihung desselben. Zartfühlende Christen pflegen dies eben so sehr zu vermeiden, als die Juden ihrerseits den Namen Jehova's viel zu heilig halten, um ihn durch das Aussprechen mit irdischen Lippen zu entweihen. Statt Gottes preisen wir die Natur oder die ewige Vorsehung. Und wen denken wir unter Natur, Vorsehung, Schicksal und Verhängniß anders, als immer nur Gott?

Wenn mit dumpfen Tönen die Sterbeglocken hallen, und der Leichnam eines Nachbars vor unserer Wohnung vorübergetragen wird, drückt der fromme Gatte des from-

men Weibes Hand mit wehmüthiger Ahnung, und der Gedanke an die Ewigkeit umfängt beide lebhafter. Ihr Glaube, ihre Hoffnung erhebt sich zur allwaltenden Vorsehung empor — hier ist häusliche Andacht!

Der Frühling streut seine tausend Blüthen über die Welt; Lerchen singen über den Wolken, Nachtigallen in dunkeln Gebüschen, und eine wunderbare Verklärung glänzt durch die ganze Landschaft. Der entzückte Vater deutet dem horchenden Sohne die Wunder der Schöpfung an, und erklärt ihm die Spuren höchster Weisheit, und wie die Natur Alles so gütig geordnet. Ein frohes und heiliges Gefühl ergreift im Anblick dieser Wunder die Seelen, von den Werken der Allmacht gerührt — — hier ist häusliche Gottesverehrung!

Wie manche einsame Stunde genießt die Familie unter sich! Schön ist es, sie mit frohen Unterhaltungen zu versüßen, aber auch schön, sie zuweilen zu höhern und ernstern Dingen zu benutzen. Ein gutes Andachts- oder Predigtbuch, eine erbauliche Schrift, zur Verbesserung des Herzens und der Sitten geschrieben, oder allgemein verständliche Stellen aus der Bibel, oder Psalmen des königlichen Dichters, oder eine der Lebensbeschreibungen Jesu Christi werden vorgelesen. Horchend umgibt die Familie den Vorleser, und die Andacht Aller wird entzündet, der Verstand eines Jeden belehrt; die Tugend erscheint in ihrer Schönheit, die Thorheit in ihrer Lächerlichkeit — wir werden besser, indem wir hören und lernen; wir treten im Herzen der Gottheit näher — — hier ist häuslicher Gottesdienst!

Diese wenigen Beispiele zeigen, wie mannigfaltig die Anlässe sind zu häuslicher Gottesverehrung. Darum aber ist es nicht nothwendig, immerdar zu ermahnen, zu lehren, zu erbauen, zum Guten aufzumuntern. Auch dies kann durch Einerlei und Uebertreibung ermüden. Nein, o Vater, nein, o Mutter, und ihr Alle, denen Religion und Gottesliebe heilig ist, die schönste Lehre, die wirksamste Predigt ist in jeder Stunde — euer Lebenslauf; — euer Beispiel wird mächtiger sein, als euer Wort; eure That fruchtbarer, als eure Lehre. (Kolosf. 3, 17.)

Der fleißige, ordnungsliebende, zärtliche Hausvater; die treue, sorgfältige, freundlich-ernste Hausmutter; die gehorsamen, edelmüthigen Kinder; die arbeitsamen, getreuen Dienstboten: diese sind beständige Priester und Priesterinnen Gottes. Ihr ganzer Wandel ist offen und rechtlich, und eine Frucht der innern Gottesverehrung. Die Andacht ihrer Seelen glänzt aus ihren Thaten, wie von einem Spiegel, zurück. Wenn in andern Menschen längst im Getümmel des Lebens jene heiligen Empfindungen verdrängt sind, welche der öffentliche Gottesdienst am Sonntage gab, dauern sie bei uns in stiller Andacht fort. Wenn leichtsinnig ein Anderer selbst die großen Entschliessungen, die edeln Vorsätze wieder vergißt, welche er mitten unter Unglücksfällen faßte, pflanzen sie sich in unsern Gemüthern durch den einsamen Gottesdienst fort.

Mit sanfter und doch erhabener Macht wirkt die häusliche Andacht auf alle Seelen. Sie ist es, welche uns den rechten Standpunkt verleiht, den wir in der Welt haben sollen; wir stehen durch sie eben so sehr mit den Geschäften und Ereignissen des Lebens, als mit den Hoffnungen der Ewigkeit in Verbindung. Wir erscheinen, wenn wir uns zu unserm Gott wenden, nicht mehr als Fremdlinge vor ihm, sondern als Kinder, die täglich um ihren Vater sind.

Man fühlt sich durch die Verehrung Gottes, welche wir ihm im Kreise unserer Verwandten oder in der Einsamkeit darbringen, jedesmal stärker, besser, zu allem Guten entschlossener; man handelt edler; man bereitet sich und Andern mehr Glück, und fühlt den Himmel des häuslichen Friedens. Man vermeidet mit größerer Sorgfalt Unanständigkeiten, die demjenigen leicht begegnen, der selten daran denkt, dem Allerhöchsten zur Rechenschaft zu stehen. Ein vorwurfloses Gewissen verbreitet unaussprechliche Heiterkeit über das ruhige Gemüth. Man genießt freudiger das Leben, weil man es reiner genießt.

Ja, mein Gott, mein Vater, mein Alles; ja, ich empfinde das Glück, vor Dir kein Fremdling zu sein; ich wäre unwürdig, einen Tag zu leben, an welchem ich nicht Deiner gedacht hätte. Nicht im Tempel allein betete Dein Sohn Jesus Christus, auch in der Wohnung seiner Lieben, auch in der Einsamkeit Gethsemane's betete er. So will ich, Dein Kind, auch in meiner Wohnung, auch auf dem einsamen Felde, auch fern von meiner Heimath Dich verehren. Deine Allgegenwart macht mein Zimmer zur Kirche. Auch hier kann ich Dich anbeten im Geist und in der Wahrheit.

Einem frommen Sinne heiligt sich Alles; und wo Du bist, soll das Unheilige verschwinden. Du wohnest bei mir: wie sollte nicht Dein seliger Frieden in meiner Wohnung herrschen? Könnte ich die stille Kammer, in der ich oft zu Dir mit Inbrunst flehte, mit Sünden entheiligen? Könnte ich auf der Stelle, wo ich betete, fluchen? Auf der Stätte, wo ich vor dem Richter der Gedanken erschien, Betrug und Unwahrheit reden? Könnte ich da, wo ich Deine ewige Liebe anrief, die schändlichen Ausbrüche des Hasses, des Neides, der Verleumdung, des Zorns gestatten?

Nein, mein Gott, wohin sollte ich mein schuldbewußtes Herz, wohin meinen Blick voller Scham wenden, wenn ich in meiner eigenen Wohnung, im einsamsten Winkel derselben vor Deiner Gegenwart erröthen müßte? Wo sollte mir auf Erden wohl sein, wenn ich mir mit Sünden in meiner eigenen Hütte eine Hölle bereitete?

Ich kenne den schönen Segen häuslicher Andacht; ich will desselben theilhaftig werden. Dadurch, daß ich immer Gottes bin, ist Gott auch immer mein Gott.

Wenn ich erwache und wenn ich entschlafe, bist Du mein Gedanke. Und einst, wenn ich früh oder spät in eben dieser Wohnung, wo ich so oft im Gebet Dir nahte, zum letztenmal entschlafen werde — in Deinem Arm, o mein ewiger Vater, entschlafen werde, sollst Du mein letzter Gedanke sein. Und in einem andern Leben, in einer schönern Welt, wo ich wieder zum Bewußtsein erwache, dort wirst Du wieder mein erster Gedanke sein. Wenn dort mich eine fremde Welt mit ihrer Herrlichkeit umringt, wird doch kein fremder Gott mein Gott sein. Hier schlummere ich, dort wache ich in Deinem Arm. Hier der liebevolle Vater, an den sich mein Geist in kindlicher Einfalt schloß, ist dort auch mein Vater!

3.

Der öffentliche Gottesdienst.

Psalm 43, 3. 4.

Ja, mit den heiligen Gemeinen,
Die heut vor Deinem Antlitz steh'n,
Soll meine Seele sich vereinen,
Herr, Deine Liebe zu erhöh'n
Wo sich die Heiligen versammeln,
Will ich Dein Lob mit Ehrfurcht stammeln;
Dort sing' ich in der Engel Chor
Ein Herzenslied mit Lust empor.

An diesem Gott geweihten Orte
Erschallt der Gnade Stimme mir.
Ich höre, Jesus, Deine Worte,
Und stille seufzt mein Herz nach Dir.
Da wirst Du Lehrer mir und Tröster,
Da kann ich mich, ich, Dein Erlös'ter,
Gott-Heiland, Deiner Liebe freu'n,
Da lern' ich Dir ergeben sein.

Es ist auf Erden unter allen Nationen keine Religion ohne öffentliche Gottesverehrung und ohne damit verbundene feierliche Gebräuche. Niemand, und nicht der König, und nicht der Aermste des Volks, schließt sich von der Theilnahme der Anbetung aus.

Wie? und unter den Christen, unter den Völkern, welche sich die erleuchtetsten zu sein rühmen, kann die Verachtung des öffentlichen Gottesdienstes und die Vernachlässigung desselben Beifall finden? Unter Christen kann es allein Einzelne geben, welche eine Art Ansehens in der Auszeichnung suchen, nicht zu thun, wie Millionen ihrer Brüder und Schwestern? Wie, ist unsere Religion minder heilig, minder beseligend, als die Religion der barbarischen Völker? Sind unsere Kirchen weniger fähig, erhabene Gefühle zu erwecken?

Prüfe dich selbst, der du dich der öffentlichen Gottesverehrung entziehest, oder sie vernachlässigest, ob deine Gründe so edel, so weise sind, als du meinest. Ist es nicht der Mangel an religiösen Gefühlen deines Herzens, daß dir das Erhabene, Heilige und Schöne als ein todtes, leeres, überflüssiges Gewohnheitswerk vorkommt? Ist es nicht Eitelkeit, die dich leitet, daß du vor manchen Leuten als aufgeklärter, einsichtvoller gelten möchtest? Ist es nicht eine unzeitige Scham, die dich zurückhält, weil du bei Personen, die den gemeinschaftlichen Gottesdienst vernachlässigen, und denen du hohe Einsichten zutrauest, auch für etwas mehr angesehen sein möchtest, als das gemeine Volk? Ist es am Ende vielleicht nicht bloß dein Leichtsinn oder dein Hang zur Bequemlichkeit, den du mit Einwendungen gegen den Nutzen gemeinschaftlicher Gottesverehrungen beschönigen möchtest?

Du sprichst: „Die Predigt ist für mich nicht immer erbaulich und belehrend. Was ich in der Kirche hören kann, das weiß ich schon.“ Es sei; aber auch ein geringer Redner sagt oft nützliche Dinge; und wie manche dir in deinen Verhältnissen wohlthätige Wahrheit, an die du in Jahren nicht gedacht hättest, wird dir unvermuthet in einer ernsten Stunde vor die Seele gerückt!

Du sprichst: „Ich kann Gott eben so gut in meinem Hause, in meiner Kammer verehren, als in der Kirche.“ Wohl kannst du es; aber geschieht es? Bist du immer dazu gestimmt? Ziehen dich nicht hunderterlei andere häusliche Zerstreuungen ab? Wird dein Gemüth nicht leichter zu schönen, wohlthätigen Empfindungen erwärmt, wenn du den Höchsten, den Vater Aller, in der Gemeinschaft deiner Mitbürger verehrst?

Du sprichst: „Man würde lächeln, wenn ich wieder zur Kirche ginge, und mich für einen Heuchler halten.“ Also nur deine Eitelkeit hält dich von der Erfüllung einer schönen Pflicht zurück? Einer Pflicht, sage ich, die du deinen Mitbürgern zu erfüllen schuldig bist, unter denen du wohnest. Sei du immerhin gelehrter, immerhin kenntnißreicher, als sie, so daß du in der Kirche des Neuen wenig mehr erlernen könntest: warum gibst du, wenn du glaubst, man sehe auf dich, man schätze dich — warum gibst du den Unwissenden, den Rohern das erste und schlechte Beispiel, daß sie die oft für sie einzige Gelegenheit versäumen, ihr Herz zu verbessern? Tadelst du selbst nicht denjenigen, der das Ansehen der Regierungen und Gesetze schwächen will, ohne welche keine Sicherheit und Ruhe im Lande wäre: warum tadelst du dich nicht, der du das Ansehen der öffentlichen Gottesverehrung schwächst, ohne welche das Volk in zügellose Verwilderung zurück sinken würde?

Der Sonntag ist allen Christen ein heiliger Tag. Tausend Völker in tausend verschiedenen Sprachen verehren Gott und beten vor seinem Throne; nur du stehst einsam, als gehörtest du nicht zu der großen, heiligen Familie. Ausgeschlossen von der Gemeinschaft deiner Brüder, begleitet dich Niemand in deinem abgesonderten Wandel, als der wilde Indianer, der noch keinen Gott kennt, und seiner Nahrung und seiner Lust nachgeht, während in der gleichen Stunde Millionen Wesen im Staube vor dem Ewigen den Unendlichen anbeten!

Wenn der Glocken Feierklänge von den Thürmen aller Tempel hallten: drangen sie nicht oft mit ehernen Stimmen mahnend an dein Herz? Und war dirs nicht oft wie ein Ruf: „Warum schliessest du dich von der Gemeinschaft der Christen aus?“

Wenn dein Blick zufällig durch die Dämmerungen des Tempels schweifte, und in der Ferne den einsamen Taufstein sah, wo du als Säugling einst die Weihe des Christenthums empfingest; wenn du die Stellen sahest am Altare, wo du mit frommen Rührungen das erste Mal in die Vereinigung der Christen tratest, und Theil nahmst an dem Gedächtnißmahle deines göttlichen Lehrers und Seligmachers; wenn du die heilige Stätte sahest, wo du einst in einem wichtigen, großen Augenblicke standest, als unter dem Anruf des Himmels eine Gattin dir zur Gefährtin des Lebens anvermählt ward — machte dies Alles, machte nichts dir diesen Tempel heiliger?

Unglücklicher, wenn du hier nichts empfandest, so dringt mein Wort umsonst zu dir. Deine Aufklärung hat dich ein gefühlvolles Herz, des Menschen schönstes Gut, gekostet; unter deiner Erleuchtung starben deine edlern Empfindungen.

Die Feier des Sonntags ist eine ehrwürdige Stiftung, als wie das Christenthum selbst. Der Türke hält den Freitag heilig; der Jude feiert den Sonnabend; der Christ begeht an jedem Sonntage das Fest, durch welches die Hoheit seiner Religion siegreich bestätigt ward; die Auferstehung Jesu.

Der Sonntag ist der Tag des Herrn, das heißt, der Ruhetag aller Völker von den irdischen

Geschäften und Gewerben, um von niedrigen Nahrungssorgen die Seele emporzuheben zur Quelle ihres Ursprungs, zur Gottheit und zur Betrachtung ihrer ewigen Bestimmung. Der Pflug des Landmanns ruht, die Werkstätten sind stille, die Schulen der Kinder sind verschlossen. Jeder Stand, jedes Alter schüttelt den Staub des Wochentages ab, und sucht die Feierkleider hervor. So geringfügig auch diese äussern Zeichen der Achtung für den Tag des Herrn sind, so wirken sie doch mit hoher Gewalt auf des Menschen Gemüth. Auch sein Inneres wird feierlicher und froher. Er wird geneigter zu stillen Selbstbetrachtungen, und selbst seine Erholungen von des Wochentages Mühen führen ihn zu Gott.

Lasset den Sonntag und die öffentliche Gottesverehrung aus der Welt verschwinden, und ihr werdet binnen wenigen Jahren die Verwilderung der Völker erleben. Von den Sorgen des Lebens niedergedrückt, oder von der Habgier unaufhörlich zur Arbeit gespornt, wird der Mensch selten einen Augenblick finden, der ihn an seine höhere Bestimmung ernsthaft denken läßt. Nichts fordert ihn mehr auf, für sein besseres Selbst und für das Ziel seiner Unsterblichkeit zu leben; er wird nur für den flüchtigen Tag der Erde vorhanden sein. Er wird weder aus Liebe zu Gott groß und edelmüthig, noch aus Furcht vor dem Vergelter gerecht handeln; seine Religion wird fortan kluge Arglist, sein Himmel wird befriedigender Eigennutz sein.

Die Geschäfte des Wochentages zerstreuen das Gemüth; der Sonntag sammelt dasselbe wieder. Die Sorge um Nahrung verwandelt sich in Sorgfalt für die Seele. Alles schweigt, Alles ruht, nur die Pforten des Tempels stehen offen.

Und selbst wenn das Herz zu keiner frommen Betrachtung geneigt wäre, es wird durch die sanfte Macht des Beispiels in der großen Versammlung der Christen hingerissen. Wir sehen um uns Hunderte und Tausende derer versammelt, mit welchen wir an einem und demselben Orte beisammen wohnen, mit welchen wir Freude und Leid, das allgemeine Glück und Unglück des Landes tragen; wir sehen um uns her diejenigen, welche früher oder später unsern Sarg zum Grabe begleiten, und uns die Thränen der Freundschaft nachweinen.

Wir stehen unter ihnen da vor dem Allgegenwärtigen versammelt, als Mitglieder einer einzigen großen Familie. Hier scheidet uns nicht mehr, was in der bürgerlichen Welt trennt; der Hohe ist in der Nachbarschaft des Niedrigen; der Arme steht und betet an der Seite des Reichen; wie vor Gott nicht der Rang, nicht das Ansehen der Person gilt, so auch hier in der Zusammenkunft seiner Familie. Wir alle sind hier nur Kinder des ewigen Vaters.

Schon daß der öffentliche Gottesdienst uns die ursprüngliche Gleichheit aller Sterblichen so lebhaft darstellt, erhebt die Seele des Christen. Es mahnt den Stolzen zur Demuth, den Niedergebeugten zum Muth. Keine andere menschliche Anstalt wirkt dies; nur die Kirche und einst der Tod führt einst die Sterblichen in die Gleichheit vor Gott zurück.

Wenn aber auch endlich dieser Anblick einer betenden Menge, dieser Tausende, welche mit tausend verschiedenen Angelegenheiten des Herzens vor Gott erscheinen, dich nicht zur Andacht locken könnte; wenn der feierliche Gesang, welcher von den frommen Lippen einer ganzen Gemeinde zum Himmel steigt, dein zerstreutes Gemüth noch nicht sammeln könnte; denke: an diesem Tage, in dieser Stunde liegt auf dem weiten Kreise der Erde jeder Verehrer Jesu betend vor Gott; zahllose Nationen beten zugleich mit dir, Fürsten sind von ihren Thronen gestiegen, und beten im Gefühle ihrer Sterblichkeit zur Majestät des Unendlichen; selbst wo auf den Wellen entfernter Meere einsam ein christliches Schiff schwebt, erhebt sich über dem Abgrund des Meeres Gesang und Verherrlichung Gottes. Wie? und du allein könntest heute schweigen? kannst du nicht in das Halleluja des ganzen Erdbodens einstimmen?

Denke: auf dieser Stätte, wo du in der Kirche stehest, werden einst deine Enkel, deine Nachkommen anbetend stehen, wenn du nicht mehr bist. Auch hier werden sie noch dein gedenken! Vielleicht wird die Stelle, welche jetzt dein Fuß berührt, noch die Thräne eines treuen Sohnes, einer zärtlichen Tochter, eines freundlichen Bruders, einer liebevollen Schwester benetzen, wenn das Gedächtniß deiner in ihrem Herzen reger wird. Kannst du, umgeben von so großen Beispielen, durchdrungen von so großen Erinnerungen, gleichgültig bleiben im Tempel Gottes?

Denke, indem dein Blick über die andachtvolle Versammlung hinfliegt, wo der Betagte neben dem Kinde, das bleiche Antlitz eines Kranken neben der aufblühenden Gesundheit, der Ernst des geschäftvollen Mannes neben dem Flattersinn der Jugend, der trübe Blick des Bekümmerten neben den lächelnden Augen des Zufriedenen erscheint, — denke, in hundert Jahren sind alle diese blühenden und welkenden Gestalten von der Erde weggegangen, und ganz andere Gestalten füllen diese langen Reihen aus, unter denen auch du nicht mehr sein wirst. — Auch du nicht mehr!

Von Erinnerungen dieser Art ergriffen, wirst du unwillkührlich zu dem erhabenen Zwecke hingerissen werden, zu welchem der öffentliche Gottesdienst eigentlich bestimmt ist. Sage nicht länger: auch in meiner einsamen Kammer kann ich Gott verehren; wozu bedarf es für mich des Besuchs einer Kirche? Nein, diese Empfindungen, diese Begeisterung kann dir nur der Gott geweihte Tempel gewähren.

Aber das göttliche Wort wird hier von erhabener Stelle zu dir herab gesprochen. Ermahnungen und Beispiele eines göttlichen Wandels dringen an deine Seele, oder die Geheimnisse der Religion werden deinem Gedächtnisse zurückgerufen. Sei es auch, daß diese Vorträge nicht immer ganz dem gegenwärtigen Bedürfnisse deiner Seele angemessen sind; sei es auch, daß ein oder der andere Vortrag nicht die Erbauung in dir weckt, wie du wohl wünschtest: er wirkt dafür auf andere Gemüther; er ist für Andere berechnet; warum willst du unzufrieden sein? Wie kann in einer gemischten Gemeinde Alles Allen gleich werth und wichtig werden? Es kommt auch ein Tag, da zu deiner Seele gesprochen wird.

Wohnst du einer Predigt bei, die dich ohne Erbauung gelassen, so erinnere dich, daß du doch in der gleichen Zeit Andern durch das Beispiel nützlich warst, so du ihnen gegeben hast. Du warst zugegen; du verführtest nicht durch das üble Vorangehen in Vernachlässigung der öffentlichen Gottesverehrung schwächere Gemüther, gleich wie du zu thun. Sie haben Erbauung, Lehre, Trost

gefunden in den angehörten heiligen Vorträgen. Ihnen ist es nützlich geworden, und dein Beispiel ihnen heilsam.

Bist du darum ein Heuchler, daß du zur Kirche gekommen bist, ohne Erbauung durch die Predigt des göttlichen Wortes zu erwarten? Du, der das Glück hat, erleuchteter zu sein, als Andere; der Gott in den Wundern seiner Werke noch erhabener erblickt, als Andere — du verehrst Gott im Tempel nach deiner Weise, Andere ihn auf andere Weise: bist du darum ein Heuchler? Stammelt nicht der Mund der Kinder und der erfahrnen Greise das Lob Gottes auf verschiedene Art? Sind sie darum Heuchler, weil ihre Sprache verschieden tönt? Das Lallen des Kindes und der inbrünstige Seufzer des Greisen sind Gott gleich angenehm; schäme dich nicht, Gott in Gesellschaft derselben nach deinen besten Einsichten zu verehren, und schon Verehrung ist es, wenn du durch dein Beispiel auch Andere zu derselben hinführst, Andere, die nicht so viel Kraft des Geistes haben, als du; Andere, die auf dich sehen, und immer geneigt sind, dir zu folgen, wie deine Kinder, deine Zöglinge, dein Gesinde.

Schon darum verehrst du Gott, daß du die Liebe, das Vertrauen deiner Mitbürger zu dir erhältst, ohne welche du nicht im Stande bist, das Gute alles zu thun, was du thun könntest und möchtest. Wer sich schämt, zur öffentlichen Gottesverehrung hinzutreten, entfernt das zuversichtvolle Herz der Mitbürger von sich. Wessen schämt sich der Verächter des öffentlichen Gottesdienstes? Schämt er sich der Religion Jesu, oder schämt er sich seiner Mitbürger und ihrer Einsichten? Das Erste ist eine Abscheulichkeit, das Andere ein beleidigender Stolz.

Du schliessest dich von den heiligen Versammlungen deiner Mitbürger aus; sie schliessen dich als einen Verächter der Gottesverehrung von ihrem Vertrauen aus. Wer ist sicher mit dem, der unsere heiligsten Ueberzeugungen verachtet? Wovor endlich will er sich noch schämen, es sei so schlecht, als es wollte, der sich der Religion Jesu schämt? Sprich nicht: aber ich verehre meinen Gott im Stillen! Wer sah deine Andacht dort, wer hörte dein Gebet, um dir zu glauben?

Nicht aber allein die kurze Stunde des öffentlichen Gottesdienstes, sondern der ganze Sonntag soll der Veredelung deines Gemüths gewidmet sein. Der Tag des Herrn ist ein Ruhetag. Du sollst die gewöhnlichen Geschäfte bei Seite legen, dein Körper soll sich erholen, und dein Geist neue Kräfte sammeln. Desto muthiger und fleißiger wirst du nach der Erquickung die dir anvertrauten Arbeiten wieder vornehmen. Du sollst deinem Gesinde eine Erholung gönnen, damit es des mühevollen Lebens auch in seiner Art froh werden könne. Du sollst von Allem ruhen, nur nicht vom Gutesthun. Eile immerhin, wo dich die dringende Noth deines Nächsten ruft, zu seiner Hilfe; Wohlthun ist der schönste Gottesdienst. Wer an einem Sonntage barmherzigkeitslos einen Bruder verderben liesse, spottete der Heiligkeit des Tages und stände als ein verabscheuungswürdiger Heuchler vor Gott und Menschen da. (Luk. 6, 1 u. f.)

Die Entfernung deiner gewöhnlichen Wochengeschäfte gibt dir im Kreise deiner Familie und ausser demselben manche einsame Stunde.. Eben diese ist dir vonnöthen. Du sollst sie heiligen Betrachtungen weihen, um dich durch die vorliegenden Tage der Woche in guten Entschlüssen zu stärken. Wiederhole mit den lieben Deinigen das Merkwürdigste einer angehörten Predigt; oder nimm ein Andachtsbuch, und lies für dich lehrreiche Worte für dein Herz; oder einer lese Allen aus einer erbaulichen Schrift oder aus der Bibel Lehren, Warnungen, Aufmunterungen und Beispiele eines heiligen Wandels vor. (Ephes. 5, 19. 20.)

So wird der Sonntag wahrhaft ein Tag des Herrn, das heißt, dem Herrn geheiligt. Diese frommen Unterhaltungen werden eine heitere Stille in dein Herz gießen. Du wirst ein besserer Mensch geworden sein, und dich getröstester in den übeln Tagen, besonnener in frohen Stunden fühlen, und freudiger wird dich immer die Erinnerung an deinen Gott überraschen.

Es ist damit nicht gesagt, daß du am Sontag, unaufhörlich mit frommen Betrachtungen beschäftigt, allem andern Genusse und allen andern Freuden entsagen solltest. Nein, der sterbliche Mensch hat nur ein gewisses Maß von Kraft.

Gehe hin, und nimm Theil an erlaubten Ergötzlichkeiten auf welche du wegen deiner Arbeiten und anderer Verhältnisse in der Woche Verzicht thun mußtest. Auch du bist zur Freude geboren, wie jeder Wurm. Nur dann rette dein besseres Selbst, wenn diese Ergötzungen in rauschende Wildheit, in Anlaß zur Zwietracht, in Gelegenheit zur Sünde, zur Verführung, in Ursachen der Reue entarten. Dann sei Gebieter deines Leichtsinnes, dann Meister deiner aufwallenden Empfindungen, und du hast mit keiner schändlichen Lustbarkeit deine Seele befleckt, nicht den Tag des Herrn besudelt! Das ist die Frucht der reinen Gottesverehrung, daß sie unser Gemüth heiligt, damit es vor rohen, thierischen Freuden zurückbebt, sich nicht wälzen mag im Schlamm niedriger Lüste und Leidenschaften.

Nie will ich Gott, meinen Herrn, entweihen am Tag des Herrn; nie will ich an einem Tage, da ich ausging, Gott zu verehren, mich durch einen schlechten Wandel entehren. Mein Mund nicht allein, mein ganzes Thun und Lassen muß Gott verherrlichen. Und insbesondere die hohen Festtage der Christenheit, die heilige Feier der Weihnachten, der Ostern und Pfingsten seien in reinster Andacht ganz dem Dienste des Herrn geweiht, und in christlicher Frömmigkeit zugebracht.

Dein heiliger Geist, o Gott, o Unaussprechlicher, durchdringe mein Herz, wenn ich in der Versammlung der Christen stehe, und tausend Seelen in Anbetung vor Dir niedersinken. Wo kann uns wohler sein, als da bei Dir? Wo fühle ich lebhafter Deine Majestät und unsere menschliche Nichtigkeit, als da, wo Fürst und Bettler neben mir anbetend sich vor Dir hinneigen? Wo kann mich Alles mehr als in Deinem Tempel daran erinnern, daß wir Sterbliche nur Kinder eines Vaters im Himmel sind, zu dem wir Alle Abba, Abba! rufen?

Ja, die Stätte, wo meine Vorältern zu Dir beteten, wo meine Nachkommen wieder zu Dir sich wenden werden, sei mir ehrwürdiges Heiligthum! So oft es mein Fuß berührt, blicke mein Geist preisend zu Dir empor; und so oft die heiligen Gesänge um mich her ertönen, erhebe sich meine Seele zu Dir auf Flügeln der Andacht, und von der Ahnung durchschauert: einst, wenn diese Lobgesänge über meinem Grabhügel hinwegschallen, verherrliche und preise ich Dich, du Namenloser, du Ewiggütiger, in schönern Welten und vereint mit höhern Wesen, deren Halleluja durch die Himmel dringt!

4.

Der Hausfriede.

Epheſ. 6, 1—9.

Wohnt das Glück in Purpurhülle?
Auch den Purpur deckt oft Schmerz.
Wohnt es bei des Goldes Fülle?
Sorge qualt da oft das Herz.

Wohnt es in den Fürſtenzimmern,
Bei der Erdengötter Macht?
Auch den Glanz, worin ſie ſchimmern,
Trübt oft gar des Kummers Nacht.

Such' es in der frommen Hütte,
Wo die treue Liebe weilt;
Such' es in der Edeln Mitte,
Die kein Haß und Hader theilt.

Aeltern, Kinder, Hausgenoſſen
Machen ſich die Stunden ſüß;
Da, im engen Kreis geſchloſſen,
Blüht der Gottheit Paradies.

Die Bande des Blutes, welche Gatte und Gattin, Aeltern und Kinder, Bruder und Schweſter zuſammenknüpfen, ſind auf Erden die innigſten und ehrwürdigſten. Wehe dem, der ſie entweiht durch Liebloſigkeit. Er geht einſam durch die Welt, wie Kain.

Wo können wir wohl nach allen Mühſeligkeiten und Sorgen freudiger ausruhen, als im Schooße der Unſrigen? Welche Hand trocknet uns ſanfter die Thränen von den Wangen und den Todesſchweiß von der Stirn, als die Hand der ewigen Liebe?

Sei mir gegrüßt, glückſelige Hausgenoſſenſchaft, in welcher die für einander geſchaffenen Herzen friedlich und liebend beiſammenwohnen: ich will dein beneidenswürdiges Loos rühmen! Wenn das Kriegselend weit umher die Freude verbannt: ſie hat bei dir eine Zuflucht. Wenn drauſſen der Sturm wüthet, in deiner Mitte lächelt die Ruhe.

Der arbeitſame Hausvater tritt ſorgend in das Gedränge des Lebens hinaus; ſein Fleiß muß Wohlſtand in das Haus bringen. Und wenn der mühvolle Tag überſtanden iſt, dann kehrt er in den frohen Kreis derer zurück, die ihn mit Sehnſucht erwarten, ihm mit zärtlichen Blicken danken. Mag ihn die ganze Welt verkennen, er wird von den Seinigen nicht verkannt.

Und was er drauſſen gewann und erwarb, das erhält die Sparſamkeit der treuen Gattin. Sie beachtet das Größte und Kleinſte, und findet in ihrem Kreiſe nichts zu gering. Sie pflegt daheim ſorgſam die zarte Blume des häuslichen Glücks. Sie wacht über Alle, die ihr angehören, mit freundlicher Theilnahme, und Jedem gehört ſie ganz an, Jedem in anderer Art. Sie ſchmückt das Leben Aller mit einer täglichen Freude aus.

In blühender Unſchuld prangen die Kinder. Der enge Raum des väterlichen Hauſes begrenzt die ganze Seligkeit ihrer Jugend. Ihr Beſtes iſt froher Gehorſam. Mit liebender Ehrfurcht hängen ſie an den guten Aeltern.

Selbſt die Dienſtboten gehören zu dem Kreiſe dieſer Glücklichen. Sie ſorgen mit treuer Anhänglichkeit für das Haus, das ſo aufmerkſam für ſie ſorgt. Sie haben keine Herrſchaft, nur neue Aeltern. Jeder Zufall, der die Familie erfreut, beglückt auch ſie.

Die wechſelſeitige Liebe verbreitet einen wunderbaren Reiz über die alltäglichſten Dinge, und gibt auch dem Unwichtigſten einen höhern Werth und Bedeutung. Wer da leidet, den umringen Alle mit ſorgſamer Pflege, und das Glück der Einzelnen iſt die große Angelegenheit Aller.

Sehet jene arme Wittwe, die in ihrem Winkel vergeſſen von aller Welt lebt. Sie ſah den Leichnam eines geliebten Gatten und Freundes zu Grabe tragen. Nun blieb ſie ohne Beiſtand und aus den Reihen der Fröhlichen verdrängt. Niemand will ſie jetzt in ihrer Armuth kennen, Niemand ladet ſie ein. Aber beklaget ſie nicht! Sie iſt reicher als ihr glaubet. Eine fromme Tochter arbeitet am Tage und beim Schimmer der nächtlichen Lampe für die gute Mutter; eine Tochter, die der Pracht und den Vergnügungen ihrer ehemaligen Geſpielen entſagt, um ganz der theuern Mutter eigen zu ſein, ſie zu ernähren, zu erheitern. Beklaget ſie nicht! Sie ſchwelgt in himmliſchen Gefühlen, die man mit keinem Golde bezahlt.

Warum beweineſt du den Greis, der im Gefängniſſe ſchmachtet, weil das treuloſe Glück ihn ſeines Vermögens beraubte, und er nicht die Schulden tilgen kann, die ihn drücken? Er iſt ſchon befreit. Ein dankbarer Sohn verkaufte ſich dem Kriegsheere, und bezahlte mit ſeiner Freiheit die Schuld eines geliebten Vaters.

O wie manche große, unnennbare Seligkeit, mitten im Drange der ſchwerſten Schickſale, quellen aus dem Heiligthume der Familieneintracht! Wie göttlich ſind oft die Folgen deſſelben! Wie dauerhaft iſt die Erinnerung daran! Hausfriede iſt ein Himmel, aber Unfriede bringt die Hölle ins Haus.

Wahrlich beweinenswürdig iſt, wem in der Mitte ſeiner Angehörigen nicht wohl ſein kann, der ſeine beſten Freuden auſſer dem Hauſe ſuchen muß! Wohin er kommt, iſt er überall doch nur Fremdling; ach, Fremdling iſt er auch in ſeiner Wohnung, wo er wie ein Gaſt bewirthet und übernachtet wird. Seine Schmerzen muß er in ſich ſelbſt verſchlieſſen. Kein Herz legt ſich theilnehmend an das ſeinige. Seine fröhlichſten Stunden muß er mit Fremden theilen, und die Welt gibt ihm Höflichkeiten zurück. Er beklagt den Tag, wo er ſeine Hand zur ewigen Verbindung hingab, und ſeine Kinder umringen ihn wie ſelbſtgepflanzte Dornen ohne Früchte.

O Gott, Du weißt es, wie der frohen Familien immer weniger werden, und der Unglücklichen Anzahl immer zunimmt!

Schon bei der Stiftung vieler Ehen wird oft der nachfolgende Unfriede des Hauſes gegründet. Ohne Vorſtellung von der Wichtigkeit ehelicher Verbindungen treten Perſonen in dieſelbe, ehe ſie ſich einander und ihre Eigenſchaften, Fehler und Denkarten kennen. Um einen Familiennamen und doppeltes Vermögen wird der Friede und die Freudigkeit des ganzen Lebens verkauft. Ach, kein Familienname verſöhnt nachher das verwaiſete Herz mit der Bitterkeit des Schickſals, und das zuſammengetragene Geld wird von den Thränen unzähliger Stunden bald aufgewogen.

Nur derjenigen Ehe iſt ein glückliches Schickſal zu weiſſagen, wo aus der Liebe, der Denkart und den Eigenſchaften der Verlobten erkannt wird, daß ſie auch ohne fremden Beiſtand, ſelbſt im Fall unvermutheter Verarmung, ſtark genug ſind, ſich emporzuhalten, froh zu leben und glücklich zu ſein.

Wir ſahen dunkle Geſchlechter groß und herrlich wer-

den, und aus der ursprünglichen Armuth reich hervorgehen durch des Mannes Tugend, Thätigkeit und Kraft, durch des Weibes Unschuld, Seelengüte und Häuslichkeit. Wir sahen blühende Familien verderben durch der Aeltern Zwietracht, welche auf die Kinder hinabwirkte, und Hauswesen und Gesundheit zerrüttete.

Auch darin liegt ein Same des häuslichen Unfriedens, daß die Neuvermählten, von falschen Begriffen irre geführt, anfangs sich einander selbst zu wenig angehören, und ihr Glück in bunten Zerstreuungen ausser dem Hause suchen. Ehe sie sich gegenseitig an ihre Schwächen gewöhnen oder sie einander abgewöhnen lernten, waren sie durch das Getümmel der Gesellschaften schon verderbter. Der Durst nach Zerstreuungen macht ihnen die einförmige Ruhe des Hauses fade, und erzeugt den flatterhaften Leichtsinn. Der Leichtsinn leitet zu Verschwendungen, welche den Wohlstand des Hauses erschüttern, oder zu gefährlichen Bekanntschaften, welchen nur zu oft Reue mit ihren blutigen Thränen nachschleicht.

Zuletzt noch, und furchtbarer als alles Andere, vernichtet die Verachtung der Religion das häusliche Glück. Mit frommen Gefühlen in der Brust kann kein Sterblicher ganz elend werden; er wird nur Liebe geben, und Liebe fordern, er wird die Fehler Anderer mildern, manche Schwäche mit Sanftmuth ertragen lernen, und das Schwerste überwinden. Forschet nach, und wo der Friede in einem Hause fehlt, da wird die Religion mangeln, und die beseligende Lehre Jesu verdrängt sein durch elende Leidenschaften, die deren Stelle einnehmen. Wo ihr ein zartes Pflichtgefühl suchet, werdet ihr nur kalt berechnende Klugheit, gegenseitigen Eigennutz unter den Hausgenossen finden; statt des Vertrauens auf die göttliche Vorsehung werdet ihr Trostlosigkeit bei Unglücksfällen sehen; statt der Liebe zu dem Allerheiligsten werdet ihr bei den Kindern Liebe zu eitler Pracht, Eigendünkel und Keckheit, die selbst der Aeltern spottet, erblicken; nirgends feste, fromme Grundsätze und zur Gewohnheit gewordenen Christensinn.

Willst du in deinem Hause Frieden bewahren, oder die verlorne Ruhe vielleicht wieder dahin zurückführen, dein Erstes sei: die Gefühle der Religion in der Brust deiner Angehörigen wieder zu erwecken; zufällige Unterhaltungen über das Dasein der Seele nach dem Tode, die Hoffnung von unsern Schicksalen jenseits des Grabes, und hundert andere kleine Gelegenheiten bahnen dir dazu den Weg. Ist es dir einmal gelungen, lebendigen Sinn für Gottesverehrung und häusliche Andacht in den Kreis deiner Hausgenossen zu bringen, o so ist der Grundstein zum Friedenstempel gelegt.

Sei du nun selbst der Erste, dessen Wandel ein Beispiel den Uebrigen wird. Leuchte du selbst nun mit immerwährender Gleichmüthigkeit und freundlichem Wesen den Hausgenossen vor; gib Allen deine Liebe, und fordere, statt kalter Pflicht, ihre Liebe zurück. Schone du zuerst ihre Schwachheiten; muntere ihre Tugenden auf; verbanne deine Launen, und werde Allen Alles. So ist die Religion Jesu in dein Haus eingeführt, selbst wenn du ihren Namen nicht nanntest; denn diese Religion ist die Liebe. (1 Joh. 16.) Und wo sie die Herzen beherrscht, da fliehet der finstere Zank aus dem Hause, und die Unverträglichkeit, die niedrige Schadenfreude, die sich selbst marternde Eifersucht.

Es kann ferner aber keine häusliche Eintracht bestehen, ohne gegenseitige Hochachtung in Worten und Handlungen. Kommet einander, sagt Paulus, mit Ehrerbietung entgegen.

Der Ursprung der häuslichen Uneinigkeit liegt meistens in der Abwesenheit gegenseitiger Achtung. Dies ist die Ursache, daß bei manchen Eheleuten, welche sich in den Tagen des Brautstandes zärtlich liebten, schon wenige Wochen nach der Hochzeit Unfriede und Zwistigkeiten den Anfang nehmen. Indem sie mit einander in der Ehe allzuvertraut werden, sind sie nachlässiger in der Anständigkeit ihres Betragens geworden; jene angenehmen Aufmerksamkeiten, durch welche sie sich sonst einander verbindlich zu machen suchten, werden vergessen; man wird unbesorgter für sein Aeusseres; man ist gleichgültiger, ob man auch noch gefalle. Grobheiten löschen endlich den letzten Funken der Achtung aus; man entzweit sich über Kleinigkeiten, macht größere Ansprüche als sonst, und sucht kleine Rachen auszuüben, um Genugthuung zu haben.

Ist dies nicht die Geschichte mehr als einer unglücklichen Ehe? Wie vor andern Leuten, soll auch in der Einsamkeit unter den Gatten freundliche Achtung des Andern beibehalten werden; wie vor Fremden, soll auch in der Einsamkeit eine unverletzliche Schamhaftigkeit der schönste Schmuck der Liebe sein. Jede unanständige Behandlung des Andern ist eine Sünde gegen die häusliche Glückseligkeit, und hinterläßt eine Wunde, welche lange blutet.

Die gleiche Freundlichkeit und Würde des äusserlichen Betragens herrsche in der christlichen Familie auch gegen Kinder und Gesinde. Jeder Tadel, jede Weigerung sei mit Schonung ausgedrückt, nie von einer niedrigen Grobheit begleitet. Willst du deinen Kindern, deinen Dienstboten Liebe zu ihrer Pflicht in eine Ehrensache verwandeln, tadle sie nie vor Andern, wenn sie fehlen, sondern stelle ihnen unter vier Augen die Unwürdigkeit ihres Betragens vor. Sie werden dich wegen dieser Schonung lieben; sie werden mit Freudigkeit dir folgen; sie werden nie vor den Uebrigen von ihrer Achtung einbüßen, und durch Gespött und Ungezogenheiten erbittert werden.

Willst du häusliches Elend bereitet sehen? Gehe hin, wo die Aeltern das Gefühl der Zucht und Anständigkeit schon so weit verloren haben, daß sie sich schamlos vor ihren eigenen Kindern gegenseitige Fehler vorwerfen. Gutmüthige Kinder werden schweigen, und vor ihren Aeltern erröthen; aber dies Schweigen, dies Erröthen schließt nicht eine innerliche Verachtung derselben aus. Gehe hin, wo Geschwister ihre Freude daran haben, einander Beleidigungen zuzufügen, und Aeltern gleichgültig daneben stehen, oder dazu lächeln. Hier scheiden die für einander gebornen Seelen auf immer von einander. Gehe hin, wo eine unzufriedene Hausfrau das Gesinde mit grämlichen Blicken verfolgt, und immer tadelt, und immer mit Schmähworten bereit ist — da wird kein Segen im Hause wohnen, der Dienstbote die Herrschaft verachten und verleumden, das Hauswesen zu Grunde gerichtet.

Nur der empfängt Hochachtung, der sie Andern gibt. Nicht der höhere Stand, sondern die höhere Tugend erweckt Ehrfurcht bei den Untergebenen.

Ein anderes Mittel zur Bewahrung des häuslichen Friedens ist die Ausrottung alles gegenseitigen

Mißtrauens. Wir bringen Jedem Achtung für sich selbst bei, wenn wir ihm nur das Gute zutrauen. Und wer Achtung für sich selbst hat, wird erröthen, Fehltritte zu begehen.

Gatten, die ihr den heiligen Bund für lebenslang geschlossen habt, euer ganzes Wesen gegen einander sei Wahrheit; stellet euch nie, auch nur zum Scherz, böse gegen einander; hintergeht euch nie, auch selbst im Scherze nicht, mit einer kleinen List, mit einer Unwahrheit. Redet nie zu einander ohne die vollste Offenheit des Herzens; so ist euere Gemüthsruhe für immer gesichert, euer Gewissen rein und froh. Es kann sich keine dritte Person zwischen euch drängen; es kann das Gift der Zuträgerei nie die Eintracht euerer Seelen verderben; es kann nie Argwohn, nie Eifersucht euch scheiden. Wehe, wenn man dem nicht vertrauen darf, an dessen Brust man ruht! Brennt einmal die Hölle der Eifersucht und des Verdachts, so löscht sie nichts wieder aus, und die Brandmaale schimmern überall hervor.

Eben so raubet den Kindern durch keine Uebereilung das Vertrauen zu euch. Lasset sie mit allen ihren Fehlern beständig offenherzig gegen euch sein. Bildet durch voreilige Strenge keine Heuchler. Wohin sollen denn Kinder mit ihrem Vertrauen, wenn sich ihr verkanntes Herz vor dem Vater und der Mutter verschliessen muß? Haben sie einmal den Muth verloren, euch in ihr Herz sehen zu lassen, so haben sie den Glauben an die Liebe der Aeltern eingebüßt.

Ist es euch aber auch ein Ernst, das wechselseitige Zutrauen zwischen Gatten und Gattin, Aeltern und Kindern, Brüdern und Schwestern, Dienstboten und Herrschaften sorgfältig aufrecht zu erhalten, ehret ihre jetzigen lobenswerthen Eigenschaften, und hütet euch, einen von ihnen begangenen Fehler aus alter Zeit vorzuwerfen. Da stirbt die Zuversicht, wo eine lieblose Hand uns ein Vergehen wieder aufdeckt, welches wir selbst gern vor unsern eigenen Augen auf immer verhüllen möchten. Verbannet, ihr Aeltern, unter euch selbst dies Vorrücken einer unangenehmen Vergangenheit, und duldet dies Nachtragen begangener Unvorsichtigkeiten nie unter euern Kindern und Dienstboten. Endlich, die letzte Schutzwehr des häuslichen Friedens, welche ich nennen will, ist Liebe zur Verschwiegenheit über die innern häuslichen Angelegenheiten.

Es sei unter den Gesetzen eines jeden Hauses eins der ersten, nichts von den Geheimnissen der Haushaltung und den Familienangelegenheiten bekannt werden zu lassen. Da ist die Ruhe verrathen, wo man Fremde, und wären es auch Verwandte, auch Schwiegeraltern, um ein Vertrauen anspricht, das man nur sich selbst schuldig ist! Nur Verschwiegenheit zieht eine feste Mauer und Schutzwehr um das Heiligthum unseres häuslichen Glücks; ist diese Mauer gebrochen, dann dringen Neugier, Bosheit, Schadenfreude und Klügelei der Welt unaufhaltsam durch unsere Thüren; unsere Geheimnisse werden auf Markt und Straßen behandelt; wir stehen, wie Entblößte, schamlosen Gaffern zur Schau, und die Schmach folgt uns auf allen Schritten mit Hohngelächter. Unser Geheimniß in fremde Hand gelegt, endet unsere Herrschaft bei uns, und Fremde regieren.

Unsere Dienstboten, unsere Kinder sollen auch das Geringste, das Schuldloseste, so in unserm Hause geschieht, keinem fremden Ohr anvertrauen; nicht weil immer damit Gefahr verbunden wäre, sondern daß sie sich in der Kunst des Schweigens üben, und darin geprüft werden. Den Schwätzer, den Zwischenträger verbannet von euerm Angesicht; denn die nichtswürdigsten Klatschereien haben oft den heillosesten Unfrieden verursacht. Wollt ihr aber eure Geheimnisse geachtet wissen, so achtet die der Andern. Forschet nicht selbst mit lüsterner Begier nach dem, was in andern Häusern gesprochen und gethan worden, nicht nach den Verhältnissen der Eheleute, der Aeltern und Kinder.

In welchem Stande des Lebens ich aber auch sein möge, o mein Gott, laß mich vorsichtig und weise handeln, daß nie durch mich der Friede eines Hauses, dies höchste Gut der sterblichen Geschlechter, gestört werde. Ja, Dir sind Glück und Ruhe Deiner Erschaffenen theuer, o Vater Aller! sie sollen auch mir immerdar ehrwürdig sein, auf daß ich mit freudigem Bewußtsein vor Dir stehen könne.

Und unter meinen Verwandten, meinen Hausgenossen, unter denen, die uns die Theuersten sind, will ich selbst der Erste sein, der allgemeine Liebe, inniges gegenseitiges Vertrauen und das Glück der Eintracht befördert. Es ist mein Erdenhimmel, den meine Hand bauen und zerstören kann. Wie, sollte ich mein eigenes Elend begehren? Ich will meine Fehler, meine übeln Gewohnheiten abwerfen und um Deinen Seegen flehen.

Ja, du Einziger, du allesbeseligender Vater der Welt, sei auch Vater und Führer der Meinigen. Leite Du sie mit Deiner Weisheit! Segne Du ihr Thun und Lassen! Nimm Du unsere Angelegenheiten in Deinen Schutz! Beseligt durch dich, beseligt durch uns selbst, haben wir dann hienieden schon den süßen Vorgenuß des Himmels.

5.

Zufriedenheit mit unserm Stande.

Jes. Sirach 3, 19—30.

Eine sehr gewöhnliche, oft aber geheimgehaltene Quelle des bürgerlichen Leidens und des häuslichen Uebels ist das Mißvergnügen vieler Menschen mit ihrer Lage, in welche sie vermöge ihres Berufs und Standes gebracht sind. — Einige nehmen zwar öffentlich eine sehr zufriedene Miene an, um ihre geheime Schwäche nicht vor den Leuten zu zeigen, um ihren Stolz nicht demüthigen zu lassen: aber im Herzen denken sie anders; bei ihren vertrauten Freunden verwünschen sie eben das, was sie gegen Andere aus Klugheit hochpreisen. Sie sehnen sich mit Ungeduld nach einem andern Zustande, und finden ihre Lage oft unerträglich.

Es gibt wieder Andere, die noch in ihrem Leben mit keiner Lage zufrieden waren, in der sie sich befanden. In jedem Verhältniß erblicken sie unerwartete Unannehmlichkeiten, wodurch ihnen dasselbe verleidet war. Bald hatten sie Verdruß an der Art der Geschäfte, die ihnen aufgetragen waren; bald Verdruß an den Menschen, mit welchen sie in ihren Verbindungen leben mußten. Sie fanden nie, was sie suchten, und suchten, was sie nie finden konnten, nämlich Gemüthsruhe, bewirkt durch ihre äussern Umstände. — Wir hören solche Menschen beständig klagen; sie werden mürrisch, sobald sie an ihre Lage denken. Sie trachten immer nach andern

Verhältnissen; sie wechseln ihren Stand; so oft sie es können; unternehmen vielerlei Dinge; werden des neuen Zustandes bald wieder überdrüssig, und kommen am Ende zu nichts.

Sie suchen ihr Glück überall, nur nicht da, wo es gesucht werden muß, im Innern eines guten Herzens. Sie möchten die ganze Welt verbessern, welche für sie nichts taugt. Warum fangen sie die Verbesserung nicht bei sich selbst an? Warum vergessen sie über das Unmögliche, welches sie begehren, das Mögliche, was sie vollbringen könnten?

Der Unzufriedene ist der Selbstmörder seiner eigenen Glückseligkeit. Er vergißt das Gute unter seinen Händen über das Bessere in der Ferne. Ihn quält der immerwährende Durst, weil sein Eigensinn die Quelle verschmäht, welche zu seinen Füßen rinnt. Er zerstört mit unbesonnener Blindheit den Himmel seiner Gegenwart; seine Thorheit wird ihm selbst eine Last, und Andern ein Spott.

Es ist aber ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen. (1 Tim. 6, 6.)

Es gibt in der Welt kein Glück ohne Zufriedenheit. Zufriedenheit aber ist das Glück selbst. Willst du in deinem Stande vollkommen glücklich werden, lerne mit demselben zufrieden sein.

Die Zufriedenheit mit unserm Stande, mit unserer äusserlichen Lage, besteht in der Genügsamkeit mit den Vortheilen und Annehmlichkeiten, welche wir daraus empfangen; in der herrschenden Ueberzeugung, daß wir durch Fleiß und Sparsamkeit hinlänglich erübrigen können, unser Leben auf eine anständige Art zu erhalten; in der Ueberzeugung, daß nicht ein größerer Glanz, ein höheres Ansehen, ein ansehnlicheres Vermögen, sondern die vollkommenste Erfüllung unserer Berufspflichten uns die Achtung der bessern Menschen erwirbt; in der Ueberzeugung, daß jeder Stand seine Widerwärtigkeiten hat, und wir dieselben durch eigene Kraft vermindern können, wenn wir mit Klugheit, mit Schonung Anderer, mit Verträglichkeit leben wollen.

Damit ist jedoch nicht gesagt, daß wir unsern Zustand nicht verbessern sollen, wenn wir es auf eine anständige Weise können; oder daß wir Aemter, Ehren, einträglichern Verdienst ausschlagen sollen, wenn sich die Gelegenheit freundlich anbietet; oder daß wir uns keine Mühe geben sollen, unsern Wohlstand, unser Ansehen, unsern Wirkungskreis zu vergrößern. Denn das hieße die gerechten Mittel verschmähen, wodurch wir sowohl Andern als uns größern Nutzen stiften, und Andern und uns auf mannigfaltigere Weise Wohlsein bereiten können. Aber um der bessern Mittel, die wir noch haben, die geringern verachten und nicht gebrauchen, in deren Besitz wir wirklich sind, das heißt Thorheit.

Woher aber kommt es, daß so viele Menschen ungenügsam mit dem sind, was ihnen Gottes Gnade verliehen hat? Und besonders, warum sind ihrer heutiges Tages so viele mit ihrer häuslichen Lage oder mit ihrem Stande unzufrieden?

Nicht selten ist daran schon das Vorurtheil und der Eigensinn der Aeltern oder derer Schuld, welche junge Leute zu einem Stande zwingen, zu welchem dieselben weder die gehörigen Anlagen noch Neigung haben. Aeltern und Erzieher stehen bei den Kindern an Gottes Statt, ihre Pflicht ist, diejenigen, welche ihrer Fürsorge anvertraut sind, in eine solche Lage zu bringen, daß sie einst sich ohne Hilfe Anderer ihre Bedürfnisse erwerben können. Aber darum ist es Pflicht, daß man die Fähigkeiten, die Eigenschaften und Neigungen des Kindes mit zarter Vorsicht wohl prüfe, ehe der Entschluß genommen wird, welcher über das Schicksal des ganzen Lebens entscheidet. Zwar ist die Jugend nicht im Stande, sich selbst ihren künftigen Beruf zu erwählen; sie hat weder Erfahrung genug, noch urtheilt sie über ihre eigenen Kräfte immer richtig. Zwar fehlt es auch den besten Aeltern oft an Mitteln und Gelegenheit, Kinder einem Beruf zu widmen, für welchen dieselbe vorzügliche Geschicklichkeit und Vorliebe zeigen. Allein es ist schon genug gethan, wenn junge Leute wenigstens in keine Lage hinein gezwungen werden, gegen welche sie die offenbarste Abneigung und durchaus keine Anlage beweisen, darin einst glücklich zu werden.

Inzwischen fehlt es leider nicht an Personen, welche ein Opfer des Eigensinns, oder der Eitelkeit, oder des Eigennutzes ihrer Aeltern und Versorger geworden sind. Ihr Schicksal ist nun für immer entschieden, und ist es gleich nicht nach ihren Wünschen, so sollen sie als Christen mit Ergebung und Muth dasselbe nehmen, tragen und aufs Beste benutzen. Die Gewohnheit versöhnt uns auch mit dem, was uns anfangs unerträglich schien, und jeder Stand, jeder Beruf hat seine besondern Reize und Vorzüge. Was nun nicht unser Hauptgeschäft sein kann und darf, es darf vielleicht unsere einsamen Nebenstunden versüßen. Unser Verdienst vor Gott und Menschen ist um so größer, je mehr wir uns selbst überwinden, je wohlthätiger, nützlicher und musterhafter wir auch in derjenigen Lage sind, die unsern Neigungen nicht entspricht. Es ist ein Gott, es ist eine Zukunft, es ist eine Vergeltung! Und du, der du über das Wenige treu warst, und auch das schlechte Loos, was dir zugefallen ist, weise anzuwenden wußtest, sei froh, Gott wird dich erheben, deinen Kräften ein besserer Wirkungskreis werden. (Matth. 25, 21.)

Eine andere und weit gemeinere Ursache zur Unzufriedenheit der Menschen mit ihrem Stande ist verborgener Stolz und Ehrgeiz, dem nichts genug ist. Nicht also ihr Stand, sondern ihre eigene Fehlerhaftigkeit macht sie unglücklich. Die Blödsinnigen! statt sie von sich zu schleudern, möchten sie nur ihre bürgerliche Lage verändern. Und ständen sie auf einem Thron, die Natter der Eitelkeit würde sie auch dort verwunden! — Warum betest du so inbrünstig, und trägst Gott die thörichten Wünsche deiner Eitelkeit vor? Soll der allerhöchste Regent ein Diener deiner kleinen Begierden sein, und die weise Weltordnung nach deinen Planen ändern? Vielleicht kränkt es dich, verkannt und zurückgesetzt zu sein; vielleicht sagt dir dein Selbstgefühl, du habest mehr Geschicklichkeiten, mehr Kenntnisse, mehr Erfahrung, mehr Verdienst, als mancher Andere, der dir vom Glück vorgezogen ist. Wohlan, dies kann Wahrheit sein. Aber bist du der Einzige, welchen das Glück vernächlässiget? — Hast du überall den rechten Weg eingeschlagen, um dein Glück zu verbessern? — Bist du in deinem Stande der Beste, der Ausgezeichnetste? — Ist dein Ehrgeiz, mit welchem du Andere beneidest, auch in der That ehrenvoll für dich?

Wenn du das Bessere nicht erhalten konntest, warum

bist du unzufrieden mit dem Guten, was dir wirklich schon in deiner Lage zu Theil geworden ist? Wenn dich ein rühmlicher Ehrgeiz beseelt, so sei froh, der Erste, der Vorzüglichste in deinem Beruf, statt ein Mittelmäßiger oder vielleicht der Letzte in einem andern zu sein! Wenn dein Selbstgefühl dich nicht betrügt, so preise dein Glück, daß du einer bessern Lage würdig bist, die du nicht hast, und beneide nicht den, welcher dir vorgezogen ist, ohne würdig des Vorzugs zu sein. Wisse, es schlägt manches königliche Herz unter dem schlechtesten Gewand, und manchen niedrigen Menschen deckt der Purpur der Hoheit. — Aber vor dem bessern Theil der Welt und vor des erhabenen Gottes Augen gilt der Mensch nach dem, was er werth ist durch sein Inneres, nicht nach dem Kleid und Rang. Liebe deinen Stand, und mache ihn durch deine Kenntnisse, durch deine Verdienste ehrenvoll; der Stand muß dich nicht ehren.

Wieder Andere sind mit ihrem Berufe unzufrieden, weil sie darin keine Aussicht haben, großes Vermögen einzusammeln. Sie wünschen Reichthum, um sich gute Tage zu machen, um Aufsehen erregen zu können. — Ungenügsame, aber dennoch lebtest du bisher, und mehr soll dein Stand nicht, als dir Mittel an die Hand bieten, dich und die Deinigen zu erhalten. Gott hat uns alle zum Glück berufen, aber nicht Allen gleiche Mittel gegeben. Er war es, der Hohe und Niedrige, Reiche und Arme, Herren und Knechte schuf, auf daß sie sich unter einander dienen. Wenn Andere reicher sind, als du; bist du nicht auch wieder reicher, als viele Andere, die im tiefsten Elend schmachten? Kannst du es selbst wollen, daß ein Mensch so vermögend sei, als der andere? Und warum begehrst du nur für dich den Vorzug, und nicht für alle Andere, die noch weniger haben, als du? Bist du dieses Vorzugs würdiger, als die Uebrigen?

Wohl kann der Fall eintreten, daß dein Erwerb geringer wird, ungeachtet du gern arbeitest. Krieg und Theurung können dir schaden — doch der Arbeitsame verdirbt nie. Wenn du in bösen Zeiten nicht genug hattest, so war es deine Schuld, daß du in den guten Tagen nicht für die schlechten sparteſt. Du büßest jetzt nur für deinen Leichtsinn. Wenn du nicht genug hattest, war vielleicht dein Aufwand Schuld. Du wolltest es Andern gleich thun, oder mehr thun, als sie. Nicht dein Stand, sondern dein Mangel an Sparsamkeit und häuslicher Ordnung richtete dich zu Grunde. Aber die guten wie die bösen Tage kommen von Gott dem Herrn; o Christ, lerne sie beide mit Weisheit benutzen! Liebe den Herrn, und er wird dich froh machen. Gibt er dir keine großen Erdengüter, er gibt dir viele Freuden, die du ohne ihn nicht genössest. Lerne genügsam sein, und du wirst reich sein, und selbst noch das nicht alles verbrauchen, was dir dein Stand und Beruf erwirbt.

Mancher ist mit seiner äussern Lage unzufrieden, weil sie ihn in Berührung mit Personen setzt, die ihm durch ihre Denkart verhaßt werden. Sie verbittern ihm das Leben durch ihre Lieblosigkeit, durch ihre Launen, durch ihren Stolz, durch ihren Haß. — Es mag sein. Doch du, der du unter diesen Umständen klagest, sei auch gerecht gegen die Vortheile, welche eben dieser dein Stand dir gewährt. Vergiß es nicht, daß er dir so viele angenehme Bekanntschaften erwarb, die du ohne ihn nicht gewonnen hättest; daß er dir so manchen Freund, so manche Freundin gewonnen, die du ohnedem nie gekannt haben würdest. Siehe, so wird das Uebel immer wieder mit dem Guten ausgeglichen.

Und endlich, sei redlich gegen dich selbst und gegen die, welche dir zuwider sind; hast du auch schon Alles gethan, um ihre Feindschaft von dir abzuwenden? Hast du schon den Versuch gemacht, sie mit Großmuth zu besiegen? Bist du nicht vielleicht selbst durch dein Betragen Ursache zu ihrer Kälte, zu ihrem unfreundschaftlichen Verfahren gegen dich? Bist du es, o so klage deine Thorheit, deine Schwäche, dein Herz an, nicht deine Lage. Du selbst hast dir das Unangenehme in deinen Verhältnissen zubereitet. Es hängt ja nur von dir ab, Alles zu verändern, und mit Klugheit den Dornen auszuweichen, welche die Rosen begleiten. Kannst du es nicht hier, du wirst es auch in keiner andern Lage des Lebens können.

Ueberhaupt ist es der allgemeine Fehler der Menschen, daß sie nicht genug überzeugt sind, daß jeder Stand, jeder Beruf, jede Lage des Lebens ihr Gutes wie ihr Böses haben; daß wir immer nur die schimmernde Aussenseite dessen sehen, was wir wünschen, nicht aber die verborgenen Mängel; daß wir eben so von andern beneidet werden, die das Verdrießliche unserer Verhältnisse nicht kennen, wie wir Andere beneiden, deren geheime Lasten aber uns nicht drücken.

Wir quälen uns also durch Unzufriedenheit mit unserm Stande eben so thöricht als vergeblich. Wir beweisen mit diesem Fehler, wie wenig wir die Welt kennen; wie verbesserungswürdig nicht unsere Lage, sondern unser Herz sei; wie wenig Zuversicht wir auf die Führungen Gottes haben; wie wenig wir wahre Nachfolger Jesu sind, der durch Tugend groß, durch Demuth erhaben war.

Der Mensch hat auf Erden keinen größern Verfolger als sich selbst. Kein anderer Mensch kann uns so viel Schmerzen zufügen, als wir uns selbst, durch unsere thörichten Neigungen, durch unsere heimlichen Laster, oder durch die Fehler, welche wir frech genug sind, vor Andern zur Schau zu tragen.

Sehet den Menschen, welchem sein Stand nicht genügt, den sein Beruf verdrießt, der seine Lage verwünscht: wie plaget er sich in der Stille mit tausend Plagen, ohne daß ihn seiner Thorheit willen Jemand bemitleiden möchte! Er hat nicht Muth genug, seiner selbst Herr zu werden, und den Fehler der Unzufriedenheit abwerfen; darum ist er unglücklich, und ist es durch seinen Wahnsinn.

Sein mürrisches Wesen, sein unfreundlicher Blick hält die Fröhlichkeit von ihm zurück, und beleidigt die, welche mit ihm leben müssen. Er ermüdet uns mit seinen Klagen, mit seinem beständigen Tadel alles dessen, was ihm begegnet. Seine verborgene Ehrfurcht und Eitelkeit wird wider seinen Willen in Allem, was er thut, der Welt verrathen, und sie verachtet den, welchen sie nicht ehren kann; sie verspottet den, der durch wahre Bescheidenheit, durch ungeheuchelte Demuth die Liebe und Hochachtung Aller an sich ziehen könnte.

Er ist unzufrieden mit seinem Stand und Erwerb, weil derselbe seinem Hang zum Großthun und Glänzen keine Genüge thut. Wir sehen den Thoren, wie er einen Aufwand über seine Kräfte macht, wie er sich zu Grunde richtet, während er bei stiller Genügsamkeit die reinsten

Lebensfreuden genieſſen könnte; wie er ſelbſt mit Unbeſonnenheit das Gute vernichtet, was ihm ſein Stand verſchafft.

Seine Wünſche, ſeine Neigungen gehen immer über ſeine Berufsgeſchäfte hinaus; darum vernachläſſigt er dieſe, weil ſein Herz nicht bei ihnen iſt. Er wird unbrauchbar zu ſeinen Arbeiten, welche ihm ſein Stand auflegt. Er flößt mit Recht Verdacht gegen ſich ein, und wir bezweifeln ſeine Brauchbarkeit in wichtigen und größern Geſchäften, da er nicht den kleinern vollkommen gewachſen iſt.

O mein ewiger, himmliſcher Vater, du Schöpfer der Stände und Ordnungen, du Geber des Reichthums und der Armuth, der Du die Könige vom Thron ſtößeſt, Fürſten als Bettler in die Fremde jagſt, und die Niedrigen erhebeſt — nein, ich flehe nicht um Reichthum und Würde, nicht um Anſehen und Macht, ſondern nur um ein zufriedenes, auf deine weiſe Vorſehung vertrauendes Herz!

Der Stand, welchen Du mir in dieſer Welt angewieſen haſt, reicht hin, um mir, ſo lange ich mäßig bin, was ich bedarf, zu geben; reicht hin, mir und den Meinigen manche frohe Stunde zu verſchaffen. So will ich denn, was ich durch Deinen Willen habe, mit ſtiller Dankbarkeit genieſſen, und mir nicht durch Unzufriedenheit auf kindiſche Art verderben, was ich beſitzen und genieſſen kann. Ich will mit dem Guten vorlieb nehmen, wenn mir das Beſſere fehlt. Denn wer weiß, wie lange ich lebe; wer weiß, ob ich lange deſſen froh ſein würde, was ich wünſche, wenn ich es endlich erreicht hätte?

Hat gleich auch meine Lage ihre Unannehmlichkeiten, die ich bei aller Vorſicht, bei allem guten Willen nicht vermeiden kann: Gewohnheit wird mich endlich mit denſelben ausſöhnen. Um meine Zufriedenheit recht dauerhaft zu machen, will ich mich üben, mehr an das Gute in meinen gegenwärtigen Umſtänden, als an das Böſe derſelben zu denken. Dies will ich bei jedem Anlaß auch meinen Freunden, meinen Hausgenoſſen fühlbar machen. So verliert das Uebel ſeinen ſchärfſten Stachel, wenn ich weniger empfindlich gegen daſſelbe bin. So wird mir ein immerdar heiteres Gemüth gehören, welches mit Freudigkeit die Sorgen des Lebens trägt und die heiligen Pflichten des Berufs erfüllt. So werde ich mir ſelbſt das Leben in meinen Verhältniſſen verſchönern können, ſie mögen auch ſein, wie ſie wollen.

Nackt und arm trat ich in dieſe Welt, arm und bloß werde ich ſie wieder verlaſſen. Nichts nehme ich einſt mit mir, als das Zeugniß eines guten Gewiſſens, daß ich nach jeder Lage meines Lebens nach Jeſu Vorbild gut und nützlich war. Ach, nach dieſem Schatz, der nie verſchwindet, nach dieſem Segen, der für mich durch die ganze Ewigkeit fortwährt, laß mich trachten. Dazu ſegne meine Anſtrengung, meine Sorgen, o Gott, um Jeſu und deiner Liebe willen. Amen.

6.

Vom Genuß der Freude.

1. Theſſ. 5, 16.

Wie herrlich, Gott, iſt Deine Erde,
Wie wundervoll ſchon dieſe Welt!
Ach, was ich war und bin und werde,
Bezeugt, daß Deine Hand mich hält;
Bezeugt, daß ich zum Glück berufen,
Zur Seligkeit geboren bin.
Der Seraph jauchzt auf höhern Stufen,
Der Wurm im Staube ruft: Ich bin!

Ich bin! — Das Daſein ſchon iſt Freude!
Ich bin! — wie könnt' ich elend ſein!
Was Du erſchuffſt, rieffſt Du zur Freude!
Der Menſch nur ſchafft ſich ſeine Pein.
So will ich denn in Dir nur leben,
Und ganz dem Lebensglück mich weih'n;
Daß heißt, ich will als Chriſt nur leben,
Und mich in Gott als Weiſer freu'n.

Wenn Alles zur Freude wach wird, ſollte ich mein Herz dem ſchönſten Gefühle verſchlieſſen? — Ich habe meine Tage der Thränen gehabt: ſollte ich den Stunden der Heiterkeit abſchwören? Ich bin nicht geſchaffen zu ewiger Trauer, auch nicht zu ununterbrochenem Vergnügen. Die wechſelnden Stunden bringen Schatten und Licht, Sonnenſchein und Gewitter, Thränen und Entzücken. Aber Gott ſendet dieſe Stunden, und ſeine Hand will mich durch dieſen Wechſel der Dinge veredeln, erziehen.

Ja, auch ich bin zur Freude geboren. Gott, voll ewiger Liebe, ſchuf dieſe Welt; darum kann ſie kein bloßer Aufenthalt des Jammers und der Trübſal ſein. Gott, voll ewiger Liebe, will unſer Glück — warum ſollten wir uns einen Vorwurf daraus machen, unſer Wohlſein zu empfinden, das er mit väterlicher Hand uns, ſeinen Kindern, bereitet! — Und das lebendige Gefühl unſers Wohlſeins heißt — Freude.

Darum irren Diejenigen, welche einen beſtändigen Ernſt anempfehlen wollen, und die Fröhlichkeit heiterer Gemüther tadeln. Sie verkennen die Güte des liebenden Schöpfers, und ihr Trübſinn empört ſich wider die wohlthätigen Einrichtungen der Natur. Ihr verſtimmtes Herz möchte die ganze Welt in dieſer Verſtimmung ſehen, damit ſie nicht allein ſtänden. Aber Gott iſt ein Gott der Liebe, nicht des Haſſes, Gott iſt ein Gott der Seligkeit, und nicht ein Gott des Jammers. — Ihn verherrlicht am ſchönſten das Glück und die Seligkeit ſeiner Geſchöpfe; ihn verherrlicht am ſchönſten die Thräne der Freude.

Seid allezeit fröhlich! ermahnte einer der vornehmſten Boten Jeſu ſeine Freude (Theſſ. 5, 16). Ein fröhliches Gemüth, ein heiterer Sinn ſind das ſicherſte Kennzeichen eines geſunden Leibes und einer geſunden Seele. Der vergnügte Menſch kann nicht leicht darauf ausgehen, Andere mißvergnügt zu machen; der frohe Menſch ſieht nie gern Andere leiden. Stände es bei ihm, er würde ſeine angenehmen Empfindungen der ganzen Welt mittheilen, er würde alle Thränen abtrocknen, die geweint werden. Der Böſewicht kann zwar auch luſtig ſein, aber nicht froh und heiter. Der Laſterhafte kann ſich eines gelungenen, boshaften Streiches freuen, aber die Sorgen eines böſen Gewiſſens verfinſtern ihn bald wieder. Seine Freude iſt kein reiner Himmel, ſondern ein augenblickliches Wetterleuchten zwiſchen ſchwarzen Wolken. Wahre Heiterkeit iſt nur eine Geſellſchafterin der Unſchuld. Daher ſehen wir die Jugend in faſt beſtändiger Fröhlichkeit, weil ſie ein freies Herz, ein unbefangenes Gemüth hat. Aber die harmloſe Empfindung ihres Wohlſeins verſchwindet, ſobald die Leidenſchaften erwachen und Sorgen erwecken. — Seid allezeit fröhlich! heißt dies etwas anderes, als: ſeid allezeit tugendhaft, ſeid immerdar unſchuldig in Gedanken und Thaten, wandelt beſtändig mit reinem Herzen vor einem himmliſchen Vater?

Wohin geht denn all unſer Streben und Bemühen? Um glücklich zu ſein. — Wofür tragen wir des Tages Laſt und Hitze? Um der ſüßen Ruhe deſto ungeſtörter zu genieſ-

sen. — Warum sorgen und arbeiten wir? Um Freude zu ärnten.

So wie eine beständige stille Heiterkeit das Gemüth des Menschen am empfänglichsten für das Gute macht, die schönste Anlage zur Tugend ist, eben so sind Vergnügungen überhaupt gleichsam eine Arznei für den Körper, wie für den Geist. — Wie Schwermuth und Trübsinn die Gesundheit des Leibes schwächt, so stärkt die Freude unsern Körper. Mancher Kranke, an dessen Bette die Kunst der Aerzte verzweifelte, ward durch eine kleine Freude gerettet! — Der Geist würde zuletzt verderben unter der Last der Sorgen, wenn er nicht durch angenehme Zerstreuungen neue Kraft gewinnen könnte. Der frohe Mensch ist zu allen Geschäften am meisten aufgelegt.

Doch bewundernswürdig, wie der ruhige Muth des wahren Christen unter den Stürmen des Lebens ist, soll auch seine Besonnenheit in den Stunden der Fröhlichkeit sein. Und wahrlich, es ist vielen Menschen leichter, standhaft und entschlossen im Unglück zu bleiben, als Maß und Ziel bei Anlässen der Fröhlichkeit zu halten. Denn im Unglück fassen wir unsere Kräfte zusammen, und gebieten über dieselben mit Vorsicht; in der Freude aber überlassen wir uns gern aller Macht derselben, geben uns dem Strome des Vergnügens ohne Vorbedacht preis. — Christliche Weisheit erscheint daher noch glänzender im Genuß der Freude, als im Kampfe gegen die Noth.

Den gewöhnlichen Menschen reißt die Gewalt des Vergnügens fort; der Christ, Herr seines bessern Selbst, führt die Freude an der Hand. Der gewöhnliche Mensch sinkt entnervt im Taumel der Zerstreuungen unter. Der wahre Christ erhebt sich und veredelt sich durch den Genuß glücklicher Stunden. Den Freuden des gewöhnlichen Menschen folgen Erschöpfung, Uebersättigung, oft Reue; der wahre Christ fühlt nur das stille Entzücken der Erinnerung; ihn verklärt nach jedem schönen Tage eine schöne Abendröthe.

Weit entfernt also, daß der Christ das Vergnügen und die Anlässe desselben fliehen sollte, wird er gern sich mit den Fröhlichen freuen. (Röm. 12, 15.) Es erquickt sein gutes Herz, frohe Menschen zu sehen und Fröhliche zu machen. Jesus mied den Anblick der zur Freude gestimmten Menschen nicht: er floh nicht vor dem heitern Mahle der Hochzeitfeier zu Kana, und da es am Weine gebrach, verwandelte seine wohlthätige Hand das Wasser. (Ev. Joh. 2.)

Aber wie in jeder Angelegenheit des Lebens sich der Weise unterscheidet vom Thoren, unterscheidet sich auch im Genuß der Freude und ihrer Art der Christ vom Leichtsinn des großen Haufens, der keine Religion hat, als die in äussern Zeichen und erlernten Gebeten besteht.

Der Christ liebt Freuden und Vergnügungen, aber nur die erlaubten. Und ihm sind alle Freuden erlaubt, nur nicht diejenigen, deren Genuß Andern oder ihm selbst Nachtheil bringen und die Würde seines Herzens verletzen können.

Ach, wie groß und unermeßlich ist das Reich der Freude, welches uns Gott aufschloß, da er uns die Pforten seiner unendlichen Schöpfung öffnete, — da er unsern Seelen rief: tretet ins Leben! da der bunte Wechsel der Jahreszeiten mit Blumen und Früchten und Winterstürmen an uns vorüberzog; da die Familien der Menschen uns freundlich in ihren Schoos aufnahmen; da die Hoffnung in ewiger Jugend unsere Lebensbegleiterin ward; da die Freundschaft uns in seligen Stunden an ihre Brust schloß; da unsere Arbeiten uns und Andern segensvoll in Früchten glänzten; da uns die Tugend ihr stilles Entzücken gab; da die Gottheit sich in den Wundern unserer Schicksale offenbarte; da die Strahlen der himmlischen Gestirne uns Ahnung ewiger Freuden ins Herz gossen!

Es ist eine Verirrung des Geistes, es ist eine Seelenkrankheit, es ist ein Wahnsinn, neben dem unerschöpflichen Reichthum der Freuden Gefallen an solchen finden zu wollen, durch die wir uns selbst oder Andern Pein und Schmach bereiten. — Denn wer, dessen Verstand nicht verdunkelt ist, wird Vergnügen daran finden, gegen die Brust seiner Freunde oder fremder Menschen den Dolch zu zucken? — Dies thut die boshafte Schadenfreude, dies thut der niedrige Betrug, dies thut der wollüstige Verführer, oder der entehrende Verleumder, der Elende, dem nach fremden Eigenthum gelüstet; der Undankbare, der Wohlthaten mit Gleichgültigkeit vergilt; der Rachsüchtige, dem nur wohl ist in der Qual und Vernichtung des Verhaßten, u. s. w.

Oder ist es keine Geistesverirrung, wenn der Mensch, um sich angenehme Empfindungen zu verursachen, Gift trinkt? — Und was thut der offenbare oder heimliche Hochmuth, wenn er, um sich vor Andern auszuzeichnen, mit verderblichem Aufwande sein Hauswesen zu Grunde richtet, und mit Entehrung seiner und seiner Familie endet? — Was thut der Schlemmer, wenn er seinen Himmel nur am köstlich besetzten Gastmahl findet, und seine Tage mit naschhafter Gefräßigkeit abkürzt? Was der üppige Wollüstling, wenn er seine edelsten Kräfte schwächt, um vor der Zeit als ein bleiches ekelhaftes Gerippe umher zu wanken zwischen Leben und Sterben? Was thut der Trunkenbold, wenn er in berauschenden Getränken täglich seine Vernunft verirrt, und in den Rang roher Thiere niedersinkt? Die Elenden, sie zerreissen muthwillig die Rosen, die ihnen blühen, und bekränzen sich nur mit den Dornen derselben.

Die Freude ist nur Gefährtin der Unschuld. Bloßer Sinnenkitzel ist keine Freude, sondern nur Kitzel. Der Christ flieht jedes Vergnügen, hinter welchem die Reue hergeht. Und jedem Vergnügen folgt die Reue unfehlbar, welches sich auf die Zerstörung fremden Glücks oder eigener Zufriedenheit gründet.

Der Christ genießt nur erlaubte Freuden. Er will, als Weiser, nur reine Seligkeit, nicht seiner selbst unwürdig; nicht die rohe Lust theilen mit Thieren, die unter ihm stehen; noch minder gelüstet es ihm nach den Vergnügungen der Hölle am Leiden Anderer.

Doch nicht alle erlaubten Freuden sind ihm gleich werth. Wenn er durch die Freuden, so er genießt, auch weder Andern, noch sich selbst unmittelbar schadet, kann er durch Unbehutsamkeit in ihrer Wahl an der Achtung seiner Nebenmenschen einbüßen.

Der Christ genießt deswegen nur die anständigen Freuden, das heißt, nur solche, die ihm nichts von dem Ansehen rauben, dessen er bei seinen Mitbürgern theilhaftig sein möchte. Er vergißt es nie, daß er eben so viel von dem Wirkungskreise verliert, worin er Gutes stiften konnte, als er von dem guten Ruf aufopfert, den er erworben hat.

Selbst bei dem Genusse unschuldiger Freuden müssen wir daran denken, daß sie unserm Alter und Geschlecht, daß sie unserm Stande und Beruf nicht unangemessen sind. Unser Zartgefühl ist es Andern schuldig, daß wir zu unsern Vergnügungen keine Zeit wählen, die unschicklich ist, oder keinen Ort, der Andern Anstoß geben

könnte. Wir sollen durch unsere Klugheit zu verhüten suchen, daß wir die Meinung anderer Menschen nicht über unsern eigenen Werth irre leiten, und daher vorsichtig sein in der Wahl der Gesellschaft, mit welcher wir unsere Vergnügungen theilen.

Darin fehlen auch die besten Menschen, daß sie glauben, wenn sie an sich nichts Unrechtes begehen, sie auf das, was man Anständigkeit heißt, keine Rücksicht zu nehmen brauchen. Aber haben sie durch ihre Erfahrungen nachher nicht selten die wichtige Lebensregel theuer bezahlen müssen: der Mensch soll sich eben so sehr hüten, schlechter zu scheinen, als er ist, wie er sich hüten muß, Heuchler zu sein.

Wenn bejahrte Personen sich den Ergötzungen der lebhaften Jugend überlassen, deren Gefallsucht, jugendlichen Schmuck und selbst ihre kleinen Unbesonnenheiten annehmen wollen; oder wenn Mütter, wenn Töchter das Zartgefühl ihres Geschlechts, jene Sittsamkeit, und das holde bescheidene Wesen vergessen, das ihnen allein die Achtung der Bessern erwirbt; wenn sie an Lustbarkeiten und Freuden Geschmack finden, die man sonst nur gern den Männern allein überläßt; so sind diese Vergnügungen gegen den Anstand und die gute Sitte Verläugnung unsers eigenen Werthes und unserer Würde. — Wenn Personen, die durch ihren Beruf, durch ihren Stand Ehrfurcht von Untergebenen fordern, sich Lustbarkeiten überlassen, die mit der Ehrfurcht, welche ihnen gezollt wird, schlecht zusammenstimmen, — wenn Aeltern Possen treiben, durch welche sie ihrer eigenen Kinder Spott und Gelächter werden, wenn wir Zerstreuung und Vergnügen an Orten suchen, oder in Gesellschaften, welche durch die Art ihrer Unterhaltungen, durch den daselbst herrschenden Ton nicht im besten Rufe stehen: so sind diese Sünden gegen das Schickliche Herabwürdigungen des eigenen Werthes, Aufopferungen jener öffentlichen Achtung, die uns um des Einflusses willen theuer sein muß, den sie uns auf Andere, und besonders auf Untergebene, gewährt.

Auch die erlaubten und anständigen Zerstreuungen und Lustbarkeiten, an welchen wir Freude finden, sollen wir nur in Mäßigkeit geniessen, d. h.: sie sollen uns Erholungen sein, nicht alltäglich und bis zur Leidenschaft genossen werden. Sobald gewisse Vergnügungsarten uns zum nothwendigen Bedürfniß werden, verlieren sie den schönsten Theil ihrer Wohlthätigkeit. Wir machen uns von ihnen abhängig, statt daß sie von uns abhängig sein müssen; sie beherrschen uns, und wir verlieren von unserm Glück, von unserer Ruhe, wenn wir sie verlieren. Wir sind auf dem Wege, leidenschaftlich zu werden und, ohne auf Vernunftgründe zu hören, uns dem Strome der Lust überlassen; wir sind auf dem Wege, unsere heiligsten Pflichten gegen unsere Vorgesetzten, gegen unsere Untergebenen, gegen unsere Geschäfte zu vernachlässigen. Wir hören auf, gute Menschen zu sein, und sind von der Stunde an auch nicht mehr glückliche Menschen.

Das Vergnügen ist für Geist und Körper nur Arznei. Durch Uebermaß verwandelt unsere Thorheit die köstlichste Arznei in tödtendes Gift.

Das Vergnügen soll uns nach der Arbeit erquicken, soll uns zu unserm Berufe stärken. Tägliche Lustbarkeiten, tägliche Zerstreuungen und Feste werden uns, statt zur Erquickung, eine Arbeit, ein ermüdendes, erschlaffendes Tagwerk, und enden damit, daß sie unsern Sinn für den Genuß der Freude abstumpfen.

Auch mitten im Taumel des Vergnügens, mitten in der Fröhlichkeit der Gesellschaft, behält der Christ seine besonnene Fassung. Er vergißt sich selbst nie zu sehr, und tritt leise zurück, sobald er fühlt, seine Freude entarte in eine wilde Lustigkeit, in eine Ausgelassenheit, worin er selbst weder seiner Zunge noch seiner Thaten Herr bleibe.

Obwohl er nicht alle Anlässe flieht, von Herzen fröhlich zu sein mit den Fröhlichen, haben doch allezeit diejenigen Freuden für ihn den höchsten Werth, welche, ohne eben rauschend zu sein, die längste Dauer haben, ohne eben das Gemüth zu ausserordentlicher Lustigkeit zu stimmen, einen stillen reinen Genuß geben, und noch lange nachher durch die Anmuth der Erinnerung wohlthun.

Und dahin will ich die stillen Freuden des häuslichen Lebens, das Vergnügen an nützlichen Arbeiten, die Lust des stillen Wohlthuns zählen, überhaupt das himmlische, reine Entzücken zählen, welches aus der Begehung tugendhafter Handlungen, aus dir, o Religion Jesu, meines Beseligers, quillt. Die Zufriedenheit, welche ich Andern bereitete, ich habe sie mir selbst bereitet; die Freude, welche ich Andern machte, ich habe sie mir selbst gemacht; die Thränen, welche ich von fremden Wangen trocknete, ich habe sie mir selbst abgetrocknet. Ja, die Handvoll Freuden, die ich auf der Laufbahn meines Lebens ausstreute, sie kehren nach Jahren und Tagen als ein Meer von Seligkeiten zu mir zurück.

Warum denn, da meines Gottes Güte mir schon in dieser Welt so tausend Freuden zum Genuß darbietet, warum sollte ich nicht schon die edelsten, die ungetrübtesten, die dauerhaftesten für mich erwählen? — Warum denn, da ich Mittelgeschöpf, das zwischen Thier und Engel schwebt, zwischen den Vergnügen des Thiers und des Engels wählen kann, sollte ich nicht die Freuden höherer Geister vorziehen? Und welches können die Freuden höherer Wesen sein, als diejenigen, welche sie empfinden, weil sie edler, vollkommener, weiser und der Gottheit ähnlicher werden? Es ist die Freude, welche Jesus Christus empfand (Luk. 10, 21), da er die Wirkungen seines himmlischen Wortes auf die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes wahrnahm.

O Gott, o unendlich gütiger Geber der Freuden! Dir ähnlich werden — zu Dir emporringen durch Nachahmung Deines heiligen Sohnes! — zu Dir emporsteigen durch Veredlung meines Gemüths, durch Aufhellung meines Verstandes, damit ich Dich immer würdiger erkenne und verehre — ach, diese Freude sei die höchste unter allen irdischen, nach der ich schmachte. — Nein, solche Freude ist nicht mehr irdisch; sie ist schon himmlisch. Ich wandle zwar noch auf Erden, aber mein Name steht schon im Buche des Lebens, steht schon im Himmel geschrieben. (Luk. 10, 20.)

Du, höchste Liebe, für die ich keinen Namen weiß, Du hast mir zur Seligkeit gerufen — zur Seligkeit hienieden, zur Seligkeit droben. Nie, nie will ich meiner herrlichen Bestimmung unwürdig werden! Mein ganzes Leben, mein Denken, mein Thun, sei das Dankopfer für die Unendlichkeit des Glückes, dem Du mich geweiht hast. Du hast den Wurm des Staubes, Du hast den Seraph, der vor Deinem Throne betet, zur Freude geschaffen. Das Jauchzen der Unschuld, der Gesang der Lerche, die zum Himmel steigt, alle Welten des unendlichen Himmels, die strahlend in ewiger Uebereinstimmung durch ein-

ander kreisen, verherrlichen Dich, unendliche Liebe. O so fliehe der Mißmuth, die kleinliche Sorge von meinem Herzen. Ich will jeden Tag mit einer tugendhaften That schmücken: so werde ich unveränderlich froh sein können. Ich will die Freude genieſſen, um Dich in ihr preisen zu können, Du, deſſen unergründliche Liebe alle Schöpfungen Deines Weltalls, alle Jahrtausende der Ewigkeit segnen! — Halleluja! dem Höchsten, dem Ewigen, dem Alleserfreuer unendlichen Dank! Ewiges Halleluja!

7.

Falsche Haushaltung.

1 Timoth. 6, 9—11.

Des hohen Werthes Deiner Gaben
Und ihrer Absicht eingedenk,
Beweise Jeder, was wir haben,
Sei nicht verdient, sei Dein Geschenk;
Sei ein Geschenk nur für die Zeit,
Nicht aber für die Ewigkeit.

Laß uns in unsers Glücks Gefahren
Durch Demuth und durch Mäßigkeit
Vor seinem Mißbrauch uns bewahren,
Vor Geiz und schnöder Ueppigkeit:
Daß Jeder seinem Rufe treu,
Nie unwerth seiner Gabe sei.

Die Grenzlinie zwischen dem, was gerecht ist, und dem Zuviel oder Zuwenig, der Scheidepunkt zwischen einer Tugend und den ihr entgegenstehenden Fehlern, ist so zart, daß der Mensch zuweilen noch auf der Bahn seiner Pflichten zu sein wähnt, wenn er schon mit großen Schritten auf Irrwegen zu seinem Verderben eilt. Wir können daher niemals aufmerksam genug auf uns selbst sein, nie oft genug unsere Handlungsart prüfen, wenn es uns im Ernst an Vollkommenheit und Veredelung der Seele gelegen ist.

Wie Mancher hält sich nur für freigebig, wohlthätig, menschenfreundlich, der schon ein tadelhafter Verschwender seines Vermögens ist! Wie Mancher nennt sich nur sparsam und vorsichtig, der schon alle Spuren eines der ekelhaftesten Laster, des Geizes, an sich trägt! Ja, wie gewöhnlich ist es, sogar in einer und derselben Person die doppelten Laster, des Geizes und der Verschwendung, beisammen zu finden!

Gewöhnlich? — Wie, sollte auch ich mich in meiner Haushaltung solcher Fehler schuldig machen? Ich kann es kaum glauben. Dennoch will ich diese Stunde der Einsamkeit und Andacht einer Selbstbetrachtung weihen, die vielleicht auf die Einrichtung meines Hauswesens Einfluß haben kann. Es ist mir nicht gleichgültig, ob ich mit dem mir von Gott verliehenen irdischen Segen wahrhaft weise haushalte.

Ich thue recht daran, ich übe meine Pflicht, wenn ich, als Mensch, mein irdisches Vermögen zu vergrößern suche. Wer es unterläßt, fällt zuletzt Andern zur Last, wird ein unnützes Mitglied in der Gesellschaft, und zehrt von fremdem Eigenthum. Ich muß arbeiten und mein Eigenthum vermehren, da ich noch Kräfte habe und Gelegenheiten. Ich bin verpflichtet, mich so sehr als möglich von drückenden Nahrungssorgen frei zu machen, damit ich desto mehr den edlern Sorgen um meinen Geist nachhängen kann. Habe ich ein genugsames Einkommen: so bin ich unabhängig von der Gnade und den Launen anderer Menschen, die oft unedel genug denken, uns unsere Armuth hart empfinden zu lassen. Habe ich etwas mehr, als ich bedarf, so habe ich sogar Mittel, Andern ohne meinen eigenen Schaden nützlich zu werden, und meinen Wirkungskreis für alles Gute zu erweitern. Denn wer reich ist, oder auch nur wohlhabend, den ehren die Menschen; aber die Achtung, das Zutrauen, welches mir durch mein Vermögen erwächst, ist ein neues, ansehnliches Eigenthum, durch welches ich vielen meiner Nächsten ungemein wohlthätig werden kann. Zudem, bin ich nicht auch schuldig, an meine ärmern Verwandten und deren Unterstützung zu denken? — an die Erziehung und Versorgung der Kinder, die mir Gott gab oder geben könnte?

Die Vermehrung des Eigenthums und Besitzes, durch Fleiß und sparsames Haushalten, gehört also zu den ersten Pflichten des Menschen, der unter Menschen leben will. Sinnlose Verschwendung ist gewissermaßen eine Selbstverstümmelung. Wer sein Gut verschleudert, beraubt sich der nächsten Mittel der Selbstvervollkommnung und Wohlthätigkeit; schlägt seine Freiheit in schwere Fesseln; wird der verachtete Sklave fremder Launen, und bereitet seinen Angehörigen, wie sich, eine Zukunft voller Sorgen, Schmach und Noth zu.

Das Schutzmittel des Weisen gegen den Druck eigener Armuth ist: Arbeitsamkeit, um Vieles zu erwerben; Mäßigkeit, um wenig zu genieſſen; Freude am Ueberfluß, den er gewonnen hat, um denselben zum Besten seiner höhern Bedürfnisse, oder zum Vortheil der Seinigen und jedes Nothleidenden anzuwenden. Alles dieses liegt in dem Worte Sparsamkeit.

Aber ihrer Viele halten sich auch für sparsam, wenn sie ihr Eigenthum unvermindert bewahren, und nur dasjenige verzehren, was davon ohne Nachtheil des Ganzen erübrigt werden kann. Sie tadeln den Verschwender, dessen Vermögen sichtbar kleiner wird; daß sie aber selbst Verschwender sind, halten sie für Unmöglichkeit. — Und doch sind sie es, wenn sie ihren Ueberfluß, statt damit zum Wohl ihrer Kinder oder zur Unterstützung nützlicher Dinge hauszuhalten, leichtsinnig in den Strom oder in die verzehrende Flamme schleudern, um ein elendes, augenblickliches Vergnügen dabei zu haben. Wer aber ist thöricht genug, sein Geld in Flammen und Strom zu schleudern, wo es Niemandem zu statten kommt? Was thut denn derjenige anderes, welcher seinen Gewinn an Spieltischen, oder bei prunkenden Festgelagen, oder in Leckerbissen des Gaumens und auf ähnliche Weise versplittert? Er ist Verschwender, weil er sein Gut nicht auf die nützlichste Weise, weder für sich noch für Andere, anzuwenden verstand.

Wieder Andere dünken sich sparsam, indem sie diese Lebensart verabscheuen, und das erübrigte Geld sorgfältig zusammenhalten, um ihr Eigenthum zu vergrößern. Aber ihre einzige Lust am Vergrößern des Besitzes ist zuletzt das Vergrößern selbst. Sie sammeln Vermögen zu Vermögen, ohne Zweck. Sie wollen Reichthum, ohne ihn anzuwenden. Sie lieben ihn nicht mehr als Mittel, sich angenehmen Lebensgenuß oder ihren Nächsten Nutzen zu schaffen, sondern um seines Selbstes willen. Sie stürzen in die Fehler des Geizes. Ihr Fleiß ist eine ungenügsame, rastlose Erwerbungssucht, eine immer geschäftige Begierde nach größern Vortheilen. Ihre Sparsamkeit ist eine selbst-

verderbende Genauigkeit, eine gegen das Wohl oder Weh der Andern gefühllose Kargheit.

Der Geiz ist ein von der Mehrheit des menschlichen Geschlechts mit Recht am meisten verspottetes oder gehaßtes Laster, besonders wenn er, was leicht geschieht, in seiner ekelhaften Größe dasteht. Allein auch hier gibt es mannigfaltige Abstufungen. Nicht alle Arten des Geizes, nicht alle Gehässigkeiten desselben sind Jedem gemein. Bei dem Einen kämpft noch das Gefühl des Bessern, natürliches Wohlwollen für Andere, gegen die ängstliche Sparsucht; bei dem Andern paart sich noch prahlerischer Stolz und Aufwand mit der Genauigkeit und Kargheit im Hauswesen; ein Dritter hat noch Gelüste zum körperlichen Wohlleben, zum Zeitvertreib und geselligen Umgang, und dabei Schmerz über jeden kleinen Aufwand, mit dem er solche Genüsse erkaufen muß; ein Vierter ist nicht ohne Mitleiden gegen alle Arten fremden Elendes, und doch ohne Kraft, den Forderungen seines Mitleidens zu genügen; es thut ihm weh, Andere leiden zu sehen, aber er mag doch selbst nicht helfen.

So hat der Geiz noch vielerlei Abstufungen; immer aber bleibt er — Geiz, das heißt, vorherrschende ängstliche Neigung, Vermögen zu sammeln, von dem er sich selbst und Andern den Genuß versagt; leidenschaftliche Liebe des Reichthums um des Reichthums willen.

Nie hat der Sparsüchtige genug; karg mit seinem Vermögen gegen Andere, darbt er selber, wenn er nicht die Annehmlichkeiten des Lebens unentgeldlich geniessen kann. Immer sieht man ihn in gewinnsüchtiger Arbeit; begehrlich lüstern nach Geschenken; absichtlich gefällig gegen Reiche; ängstlich gegen Arme; mit bedachtsamem, vorsichtigem Wuchergeist beim Ausleihen; klagend über schlechte Zeiten; gleichgültig, oft hart gegen Blutsverwandte, die er unaufhörlich vor Verschwendung warnt; andächtig in den Kirchen, um himmlischen Segen zu erfrähnen; kindisch furchtsam vor dem Tode — absterbend für Alles, nur in seiner Selbstsucht noch lebendig für Geld und Eigenthum. Er entzieht sich und den Seinigen gern Alles, was nicht unumgänglich nothwendig ist; er hält sich für arm, oder zittert, durch irgend einen Zufall arm zu werden; er denkt nie ohne Zagen an die Zukunft, und um nicht in künftigen Jahren zu darben, darbt er durch sein ganzes Leben. So ist der Geiz der Gipfel der Armuth.

Welch ein unruhiges angstvolles Leben führt der Unglückliche, welchen diese Leidenschaft foltert! Er sitzt an den Quellen der Lebensfreuden, und dürstet; die Sorge um Geld und Gut lähmt seinen Geist zu allem Edlern, und schwächt die Gesundheit seines Lebens; er ist dürstiger als der Bettler, welcher freudig an dem ihm zugefallenen Almosen schwelgt; er stirbt, und er sah von dem ganzen Leben nichts, als Geld und Pfand- und Zinsbriefe, und verging unter beständigen Entbehrungen und Versagungen, um die todte Frucht seiner Mühen und Sorgen seinen Erben zu überlassen, die ihn nicht hochachten können.

Nur der Zufriedene ist reich; darum ist der Geizige eins der unglücklichsten Wesen, weil er nie zufrieden sein kann. Nur der Wohlhabende ist geehrt und geliebt, welcher Freuden um sich zu verbreiten weiß; darum ist der Geizige verachtet, weil er in der Fülle seines Reichthums dürftig ist, und die Kunst, Glückliche zu machen, nicht erlernen kann.

Die Aengstlichkeit und Unzufriedenheit, welche ihn beherrscht, verbreitet sich über Alles, was von ihm abhängt. Zänkisch im Hauswesen, karg und unfreundlich in der Kinderzucht, mürrisch und hart gegen Hausbediente, kalt gegen Verwandte, wird er allen eine Plage oder Abscheu. Er sieht nicht ohne bittere Empfindungen den wachsenden Wohlstand des Nachbars, und der Neid verschlingt seine Seele. Er sieht einen Gewinn, der durch Unredlichkeit zu machen wäre, — die Gelegenheit ist zu reizend, besonders wenn die Schlechtigkeit des Verbrechens nicht leicht in die Augen fällt: — so wird ihm eine Falschheit verzeihlich, seine Treue wird verkäuflich, Wort und Eid werden umgangen. Für einen Vortheil, für eine Erbschaft, für ein einträgliches Amt opfert er Ehrgefühl, Versprechungen, Freundschaft, Dankbarkeit gegen Wohlthäter, Wahrheit und Unschuld hin; wird er Verleumder, Lügner, Schmeichler, Alles, was man will, und bestürmt er den Himmel mit Gebeten, die Kirche mit Besuchen. Ihm gilt nichts für Tugend, als was ihm Zuwachs des Vermögens bringt; alle Laster werden von ihm entschuldigt, bald Nothwendigkeit, bald Klugheit geheissen, wenn sie ihm zur Vermehrung seines Gutes helfen. So ist der Geiz eine Wurzel alles Uebels. (1 Tim. 6, 10.)

Wie mit der untergehenden Sonne die Schatten wachsen, so wachsen mit den zunehmenden Jahren die Neigungen des Geizes. Die natürliche Besorglichkeit des spätern Alters vermehrt den Reiz zur Sparsucht und Kargheit.

Nicht Jeder, in welchem schon jetzt unmäßige Begehrlichkeit nach größerm Vermögen wach geworden, wird sie in jenem Bilde des vollendeten Geizes erkennen. Aber dahin wird sie, ohne ernstliches Ankämpfen, ausarten.

Es ist noch viel gewöhnlicher, daß mehrere Laster sich in einem und demselben Menschen das Gleichgewicht halten, wodurch er zuweilen den Anschein von nicht gänzlicher Verdorbenheit bekommt, als daß eine einzige ungeheure Leidenschaft den ganzen Menschen verschlingt.

So gibt es Viele, welche karg sind gegen ihre Hausbedienten, unbarmherzig gegen Leidende, gleichgültig gegen die bedrängte Lage ihrer Blutsverwandten, ohne Schonung gegen ihre Schuldner — Alles nur um Geld zu erwerben; dann aber hingegen mit diesem ruhmlos erworbenen Gewinn Pracht und Aufwand zu treiben, oder sich einen Namen zu machen, oder unter den Spielern zu glänzen, oder Wollüste zu befriedigen, und den Gaumen mit köstlichen Gewürzen zu kitzeln. Hier ist also eine Sünde nur Gehilfin und Magd der andern, und ihrer beider verabscheuungswürdiger Knecht ist der Mensch!

Dergleichen Fälle sind im alltäglichen Leben nicht selten. Mit welcher Begierde und auf wie unrühmliche Weise wird hier und dort Geld zusammengescharrt, bald durch unläugbaren Betrug, der aller Gesetze spottet; bald durch listige Erbschleicherei; bald durch Bedrängung der Schutzlosen — Alles nur, damit Hoffart und Hochmuth getrieben werden könne! — Mit welcher Grausamkeit wird Unglücklichen oft die nöthige Hilfe versagt, mit welcher Genauigkeit und Sparsucht das Gesinde behandelt, die ganze Haushaltung beschränkt, und dann ein üppiges Gastmahl gegeben, wo in wenigen Stunden verschwelgt wird, was das Glück einer armen Familie auf mehrere Monate gemacht haben würde! Wie mancher Vater, wie manche Mutter geizen gegen ihre eigenen Kinder, verwahrlosen deren Erziehung, und spenden die mit niedri-

ger Erwerbsucht auf ungerechten Wegen zusammengesparten Summen für Kleiderglanz und prächtiges Hausgeräthe hin!

Jedem gab Gott sein Pfund, mit dem er hienieden wuchern sollte, zur Beförderung allgemeiner Glückseligkeit; Jeder wird von der Anwendung der ihm anvertrauten Mittel einst Rechenschaft zu geben haben. Wehe den treulosen Haushaltern, welche, unempfindlich gegen das Unglück hilfsbedürftiger Brüder, ihren Reichthum zusammenhäuften, oder ihn nur auf dem Altar ihrer Leidenschaft opferten!

Die gemeinste Quelle des Geizes liegt in der fehlerhaften Erziehung der Jugend, da man sie nicht mit dem rechten und würdigen Gebrauche irdischen Vermögens bekannt machte; da man sie nicht lehrte arbeiten, um wenig für sich selbst, vieles für Andere zu gewinnen; da man sie mit Lobsprüchen überhäufte, wenn sie ohne Zweck sparsam, ohne Nutzen für Andere karg waren. Oft bewirkt die dürftige Lebensarten in Kinderjahren die allzuängstliche Sorge um die Tage der Zukunft, den unmäßigen Hang zum Vermögensammeln. Oft fallen die unbesonnensten Verschwender in den Fehler des Geizes, wenn sie sich plötzlich von Armuth und Schande bedroht sehen, und nun in der Verzweiflung ein gewaltsames Gegenmittel ergreifen zu müssen glauben. Oft artet das hohe Vergnügen, welches anfangs die Sparsamkeit gewährte, in alle Untugenden des Geizes aus, wenn die gesammelten kleinen Schätze immer lüsterner nach den größern machen, und durch die Gewohnheit beständiger Nahrungssorgen das Gemüth unempfindlich für reinere Freuden geworden ist.

Daher wird es weiser Aeltern Pflicht, schon früh über die Neigungen ihrer Kinder zu wachen. Hütet euch, ihrer Sucht nach Mehrhaben als Andere euern Beifall zu geben; junge Leute, welche schon so früh über dem Wohlgefallen an todten Gütern die Freuden der Mittheilung, die Lust ihres harmlosen Alters vergessen, sind gemeiniglich in spätern Jahren kleinliche, selbstsüchtige, hartherzige Menschen, ohne Liebe für Andere, und ungeliebt von Andern.

Lehret früh eure Kinder genügsam sein mit Wenigem, und Freude darin suchen, durch Mittheilung ihres kleinen Ueberflusses dankbare Herzen zu machen. Lehret sie sparsam sein in dem, was ihnen nothwendig ist, aber freigebig und hülfreich sein gegen diejenigen, welche weniger haben, als sie.

Der Weise, der ächte Christ, weit davon entfernt, den Besitz zeitlicher Güter für eine Sünde zu halten, sieht das Eigenthum vielmehr als ein großes Beförderungsmittel menschlicher Glückseligkeit an. Er sucht daher durch Sparsamkeit sein Vermögen zu erhalten, und durch rühmliche Arbeitsamkeit es zu vermehren; aber nicht, um es als einen todten Schatz zu bewachen, oder zum Kitzel seiner sinnlichen Gelüste anzuwenden. Er meidet daher den fruchtlosen Aufwand und die Verschwendung für eitle, sinnliche Genüsse, die seine Denkart verderben könnten; er ordnet sogar durch gewisse männliche Grundsätze seinen Hang zur Freigebigkeit und zum oft unzeitigen Mitleiden; aber alles dies, um desto schneller bereit zu sein, da mit Nachdruck zu helfen, und ohne Rechnung auf Dank, wo Großmuth, wo Wohlanständigkeit ihn auffordern, freigebig zu sein; wo er Andern Freuden bereiten oder gemeinnützige Anstalten begünstigen kann.

Er betrachtet das zeitliche Vermögen nicht als den Zweck seines Hierseins, sondern als das Mittel, sich künftigen Bestimmungen jenseits des Grabes würdiger zu machen. Dort ist sein hohes Ziel, dort sein Schatz, dort auch sein Herz! Für dieses opfert er seine Ersparnisse; nicht Schätze will er sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen! (Matth. 6, 20.)

Vater im Himmel, auch mir gabst Du Eigenthum; war ich immer weise im Gebrauch desselben? Harte ich immer Muth genug, mir selbst oft Gelüste und Bequemlichkeiten zu versagen, wenn ich mit dem, was ich wohl entbehren konnte, Andern ein Engel des Trostes zu werden fähig war? Opferte ich nicht oft die ersten Pflichten gegen leidende Menschen meinem Hange zur Eitelkeit, zum sinnlichen Wohlleben auf? Ach, habe ich das, was ich einem Weinenden abschlug, nicht zuweilen mit Lust verschwendet, allerlei unnütze Gelüste zu stillen? War ich immerdar ein weiser Haushälter über das, worüber mich Deine Gnade setzte?

Allwissender Gott, ich war noch nicht, was ich sein sollte! Darf ich es läugnen vor Dir? — Wie wankte ich oft zwischen unzeitiger Freigebigkeit und Verschwendung! Wie selten ging ich den goldenen Mittelweg der Mäßigung; wie selten wog ich mit Besonnenheit im Gebrauche meines Vermögens die höhern Pflichten gegen die geringern ab; wie oft gebrauchte ich mit Selbstsucht zu unnützen Dingen, was zum Segen von unübersehbaren Folgen für Andere hätte werden können!

Ach, ich erkenne mit Scham meine Schwächen; ich erröthe und erzittere vor ihnen! — Nicht ferner soll es so sein. Ich will auch auf diesen Theil meines Lebens und meiner Denkart aufmerksamer werden. Alle meine Habe ist ein Darlehn von Deiner Hand, daß ich dadurch mir und den Meinigen ein heiteres Loos auf Erden bereite, und meine Glückseligkeit erhöhe, indem ich Anderer Glückseligkeit bewirke. Ach, daß ich es so betrachte, so benütze, dazu verleihe mir Kraft, Vater und Geber aller guten Gaben! Amen.

8.

Der Hausvater.

1 Tim. 3, 4. 5.

Vater, bis auf diese Stunde
Führtest Du mich väterlich:
Aus dem Herzen, aus dem Munde
Ström' ein dankbar Lied für Dich!

Du bist's, der uns Alles geben,
Alles wieder nehmen kann!
Dich, du Quell von allem Leben,
Bet' ich täglich froher an!

Alles steht in Deinen Händen,
Reichthum, Armuth, Kleid und Brod;
Gott, von Deinem Himmel senden
Kannst Du Freuden oder Noth.

Alles ist an Dir gelegen,
Menschen richten wenig aus;
Kommt von Dir nur, Herr, der Segen,
So ist wohlbestellt mein Haus.

Ehe Völker, ehe Könige und Fürsten große Staaten errichten konnten aus der Vereinigung vieler tausend Familien, waren diese Familien vorhanden, und jede derselben für sich gleichsam ein eigner Staat, deren natürliches

Oberhaupt der Vater derselben, oder nach seinem Tode der älteste Verwandte gewesen ist. Nach seinem Namen ward das ganze Geschlecht oder der ganze Stamm genannt. Er sorgte für dessen Erhaltung, Schutz und Glück. Er war die achtbarste Person unter den Seinigen, und wenn er gebot, gehorchten freudig alle seine Angehörigen.

Unter allen Völkern ist die Würde des Hausvaters ehrwürdig gewesen und geblieben; noch heutiges Tages ist dieselbe geachtet in allen Welttheilen, unter allen Nationen. Denn sie ist in jedem Staate die erste und natürliche jedes Bürgers. Der Fürst bekleidet sie, wie der Aermste von den Unterthanen. Das Gesetz aller Länder gibt dem Hausvater, der als Fürst unter den Seinigen stehen soll, höhere Rechte und höhere Pflichten. Er handelt noch jetzt als Stellvertreter der Seinigen; ist der Vertheidiger ihrer Rechtsame; hat von ihnen, als Ernährer und Versorger, Gehorsam zu fordern; er steht unter den Bürgern des Staats in Verehrung, und hat in freien Ländern seine Stimme zur Gesetzgebung und Ernennung der Obrigkeiten.

Diese älteste und erste Einrichtung in der menschlichen Gesellschaft wird auch fortwährend bleiben, denn sie stammt nicht aus menschlicher Klugheit und Erfindung, sondern sie ist Sache der Natur, das heißt, Werk Gottes. Jeder, der mit dieser Würde bekleidet ist, sollte daher ihrer allezeit eingedenk sein, und sie weder mit leichtem Sinn übernehmen, noch durch eigenen Unwerth entehren.

Der Mann, so lange er allein dasteht, ist ungebunden, und um nichts als um sich selbst bekümmert. Hat er für seine eigenen Bedürfnisse gesorgt, so ist er frei. Mißfällt ihm sein Stand: er verläßt ihn. Mißfällt ihm sein Vaterland: er vertauscht es mit einem andern. Ein Anderes ist es mit dem Verhältnisse eines Hausvaters. Ihn fesseln viele neue Pflichten, die an sich zu schön und durch sich selbst zu belohnend sind, als daß er sie nicht mit Freudigkeit übernehmen sollte. Er nennt unter allen seinen Sorgen jetzt die Sorge für sich selbst die geringste; seine Gattin, seine Kinder, sein Berufsgeschäft, seine Hausgenossen fordern von ihm größere Aufmerksamkeit. Er soll der Vater, Vormund, Beschützer, Freund, Rathgeber aller der Seinigen sein. Wohl werden ihm oft sein Stand, sein Amt, Gewerbe und Beruf zur Last, wenn ihn die Härte und Ungerechtigkeit seiner Obern quält, oder wenn er mehr Verdruß und Schmerz, als Gewinn von seinen Arbeiten zieht. Aber was er sonst mit Unmuth von sich abgeschüttelt haben würde, das erträgt er nun geduldig um der Seinigen willen; er nimmt die Dornen des Lebens, weil sie doch für Gattin und Kinder einige Rosen tragen. Denn ohne ihre Zufriedenheit, ohne ihren Wohlstand, ohne ihre Ehre hat er selbst weder Zufriedenheit, noch Wohlstand, noch Ehre. Wäre er allein, er würde vielleicht das Land meiden, in welchem Ungerechtigkeit herrscht, oder Kriege sein Eigenthum unsicher machen, oder allzugroße Auflagen ihn um den bessern Theil der Frucht bringen, für die er ein ganzes Jahr lang sich abmühete im Schweiße des Angesichtes. Aber ein Blick auf den hilflosen Zustand der Seinigen fesselt ihn wieder an den Boden des undankbaren Landes. Er bleibt demselben getreu, und macht sich gern zum Opfer für seine Lieben.

So ist der Hausvater um seiner Stellung willen ein Gegenstand höherer Achtung, als der Ungebundene, Unvermählte und Kinderlose; der Staat zählt auf ihn mit größerer Zuversicht, als auf denjenigen, welcher in Fällen der Noth eine andere Heimath suchen kann. Es ist genug, im gemeinen Leben von Jemandem zu sagen: er sei der Vater von mehrern Kindern, deren Erzieher und Versorger er ist, um schonender gegen ihn zu sein und unwillkührliche Ehrfurcht für ihn zu empfinden.

Aber diese erhabenste Würde des Mannes in der Gesellschaft, wie oft wird sie entweiht! Und weil die schönsten, die zärtlichsten Pflichten mit ihr verbunden sind, fällt mit Recht auf den sorglosen und schlechten Hausvater auch immer die größte Verachtung. Es kann Jemand sein öffentliches Amt schlecht verwalten, es kann Jemand seine Berufsgeschäfte mit Ungeschicklichkeit treiben — man wird ihn bemitleiden oder mit Glimpf tadeln können. Aber wer seinem Hauswesen auf eine üble Weise vorsteht, wer Weib und Kind verfäumen, elend machen kann: wider solchen empört sich das menschliche Gefühl. Man rechnet ihn zum Auswurf und zur Schande der Gesellschaft. So Jemand seinem eigenen Hause nicht weiß vorzustehen, wie wird er die Gemeine Gottes versorgen (1 Tim. 2, 3)? wie darf er hoffen, das Vertrauen seiner Obern, die Anhänglichkeit seiner Untergebenen, die Achtung und Freundschaft seiner Mitbürger zu haben? Wer seinem Hause nicht weiß vorzustehen, wo ihn die heiligen Bande der Natur binden sollten: wie kann der mit Würde und Zuversicht andern Einrichtungen vorstehen, die in dem bürgerlichen Zustande sonst noch statt finden?

Und wer ist ein wahrhaft weiser, christlicher Hausvater? Der ist's, welcher in seinem Hause mit Klugheit, Liebe und Standhaftigkeit Ordnung, Arbeitsamkeit, Gehorsam, Sittenreinheit und Gottesfurcht zu erhalten weiß. Denn diese Tugenden sind die Grundpfeiler aller häuslichen Glückseligkeit.

Und unter allen diesen Tugenden ist Ordnung die erste. Das Haupt der Familie ist es, welcher, als Fürst unter den Seinigen, Alles mit Zweckmäßigkeit einrichten und regieren soll. An ihm ist es, den Blick auf Alles zu haben. Nicht daß er Alles selbst machen soll; sondern darüber wacht er, daß Jeder dasjenige wohl verrichte, was ihm anvertraut ist. Jeder von den Hausgenossen muß den Kreis der Geschäfte kennen, Jeder für die Besorgung derselben verantwortlich sein.

Wo ein christlicher, verständiger Vater sein Haus wohl geordnet hat, vollzieht sich jedes Tagewerk ohne Stockung und mit Freudigkeit. Jeder wartet seines Berufes. Es bedarf nur freundlicher Zurechtweisung, liebevoller Aufmunterung, um das Ganze in regsamer Thätigkeit zu bewahren. Vielerlei Befehlen bewirkt nur Zerrüttung; vielerlei Tadel bewirkt Verdrossenheit und Muthlosigkeit.

Wo Ordnung besteht, da ist kein Widerspruch bei jedem Anlaß; da ist kein Zwist über das, was geschehen müsse; keine Entzweiung der Gatten um jede Kleinigkeit; kein übles Beispiel für Kinder und Gesinde. Die Zwietracht der Gatten ist der erste Anlaß zum Zwiespalt des ganzen Hauses. Denn indem jeglicher Hausgenosse sein Urtheil im Stillen fällt, kann es nicht fehlen, daß er bald seinen Tadel auf jene wendet. Wo aber die Untergebenen in der Stille tadeln, da verschwindet die gebührende Hochachtung.

Daher wacht der Familienvater als Mann und Christ über Eintracht unter Allen. Nie erscheint er, selbst bei getheilten Ansichten und Meinungen, mit seiner Gattin öffentlich im Widerspruch vor den Kindern und dem Gesinde. Die Eintracht der Aeltern bewahrt die Ehrfurcht Aller unverletzt, und macht den Zank von Seite der Uebrigen zu einem Verbrechen gegen den Hausfrieden.

Damit aber die Ordnung des Hauswesens wohl besteht, ist es der Vater der Familie, welcher sich selbst, ein Beispiel Aller, den eingeführten Einrichtungen und Gesetzen der häuslichen Zucht willig unterwirft, selbst dann, wenn sie ihm zuweilen lästig sein könnten. Es soll Alles seine Zeit, seinen Ort haben. Er verlangt für sich keine Ausnahme. Er will nicht der einzige Ungebundene in seinem Hause sein und willkührlicher Despot. Schweigend und gern gehorchen ihm Alle, wenn er selbst den Hausgesetzen pünktlich zu gehorchen weiß.

Als Haupt der Familie sorgt er, neben seinen Berufsgeschäften, für das Allgemeine. Er übersieht seine Einkünfte und bestimmt darnach seine Ausgaben; der Stand seines Vermögens soll ihm immer klar vor Augen liegen, um zu wissen, ob Einschränkungen vonnöthen sind, oder ob man sich, ohne Gefahr, manchen kostspieligen Genuß erlauben darf. Die Gattin sorgt für das Innere, der Gatte um das Aeussere des Hauswesens; die Gattin um das gegenwärtige Bedürfniß, der Gatte auch um die Zukunft des Hauses. Ihm vor Allen liegt die Versorgung der Seinigen ob, wenn seine Gattin einst Wittwe, seine Kinder einst Waisen werden sollten. Ihm liegt die spätere Erziehung und Ausstattung der Söhne und Töchter ob, wenn seines Herzens Ruhe nicht gebrochen, nicht seine Sterbestunde bitter, nicht seines Namens Ehre nach dem Tode vernichtet werden soll. So aber Jemand, spricht die heilige Schrift, die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorget, der hat den Glauben verläugnet, und ist ärger denn ein Heide. (Tim. 5, 8.)

Daher ist die zweite Hauptstütze der häuslichen Glückseligkeit — Arbeitsamkeit. Nur durch diese ist Erweiterung unseres irdischen Wohlstandes möglich. Und irdischer Wohlstand — nicht Reichthum, nicht Ueberfluß — ist die erste Bedingung, ohne welche keine Freude, kein reiner Lebensgenuß, keine Unabhängigkeit möglich ist.

Nützliche Thätigkeit wird erfordert, sowohl was man besitzt zu vermehren, als auch es nur zu erhalten. In einem wohleingerichteten Hause soll kein Müßiggänger leben. Jeder soll zum Wohlsein Aller, sei es auch noch so wenig, beitragen. Der Fleißigste ist der Verdienstvollste. Wer sein Tagewerk glücklich vollbracht hat, ist mit sich selbst der Zufriedenste, und darum der Heiterste.

Und die Seele aller Thätigkeit im Hause ist der Vater der Familie. Er hat die schwerere Mühe, die schwerere Sorge; er ernährt, er kleidet, er erzieht die Seinen; er besoldet seine Arbeiter; er unterhält sein Gesinde. Er muß, wenn die Noth einbricht, den sauern Gang antreten. Aber er hat auch dagegen das lebhafteste Vergnügen, wenn er endlich sein Eigenthum mit zufriedenem Blicke überschauen, wenn sein Bewußtsein ihm sagen kann: dies ist die Frucht meiner Anstrengungen, dies das Werk meiner Unverdrossenheit und Mühe.

Er hält seine Kinder zu nützlichen Beschäftigungen an, die ihnen entweder in spätern Jahren selbst heilsam werden können, oder wodurch sie das Wohlsein, die Freude, die Bequemlichkeit der Hausgenossen vermehren. Müßiggang ist Schande am Fürstensohne; Trägheit führt auf die offene Straße der Armuth hinaus.

Aber wo Arbeit ist, da soll auch Erholung und Ruhe sein. Der christliche Hausvater kann wohl die Mühe seines Gesindes durch Geld erkaufen; aber nicht durch den Lohn, welchen er hinwirft, Liebe für sich und sein Haus erkaufen. Und doch wird nur das gut und vollkommen gethan, was mit Freudigkeit und aus Zuneigung gethan wird. Alles Andere ist Miethlingsarbeit. Daher gestattet ein kluger Hausvater seinen Angehörigen nicht nur gern erlaubte Freuden zu seiner Zeit, sondern er theilt mit ihnen seine häuslichen Feste; er veranstaltet selbst zuweilen für ihre Ermunterung ein kleines Vergnügen, daß sie des Lebens unter seiner Herrschaft froh werden, daß sie auch in spätern Zeiten sich noch gern an die glückseligen Stunden erinnern, die er mit väterlicher Güte bereitete, daß sie an seiner Art und Weise ein Beispiel erhalten, wie sie ein Hauswesen wahrhaft christlich regieren und beglücken sollen.

Erst wenn er Zutrauen, Liebe und Ehrfurcht Aller besitzt — und o wie leicht, wie mit geringen Mitteln können diese im häuslichen Kreise erworben werden! erst dann hat er das Recht, strengen Gehorsam gegen seine Vorschriften und Befehle zu fordern. Ohne Gehorsam ist kein Reich, kein Hauswesen dauerhaft.

Zwar läßt sich wohl äusserlicher Schein des Gehorsams erzwingen; aber dies ist nicht ein solcher, der segenvoll und fruchtbringend ist. Wo nur das gethan wird, was nothwendig ist, da wird wenig gethan! Wo das Gesinde nur seine Schuldigkeit leistet, so weit das Auge der Herrschaft reicht, da ist Zeitverlust, Nachlässigkeit, Untreue daheim. Da wird beim äussern Schein guter Ordnung verwahrloset, verschwendet, ohne daß es Diesem oder Jenem zugerechnet werden kann. Darum muß in keinem Hause Gehorsam herrschen aus Furcht, sondern nur aus Liebe. Nur die Liebe hebt den verlornen Brosamen auf, daß nichts umkomme; erhält das Veraltete neu, zollt Ehrfurcht auch im Geheimen, und wendet Schaden und Gefahr ab, wo es sonst Niemand bemerkt. Dies ist der ächte christliche Gehorsam, welchen das göttliche Wort allen Untergebenen empfiehlt. Nur diesen wünscht der weise Hausvater unter den Seinigen zu empfangen. Aber ihm ist auch wohlbekannt, daß Liebe und Ehrfurcht nicht geboten werden können, sondern durch eigenes Bemühen erobert werden müssen. Denn der Mensch kann zwar seine Arme vermiethen, aber sein Herz bleibt frei. Auch der Gewaltigste auf Erden kann den Aermsten auf Erden nicht zur Liebe und Freundschaft nöthigen, er gebe denn Liebe und Freundschaft zuvor.

Das Beispiel des Gehorsams im Hauswesen sollen vor allen Andern die Kinder geben gegen ihre Aeltern. Wehe der Familie, in welcher der Wille des Sohnes oder der Tochter wagte, sich gegen den Willen der Aeltern zu empören! Und wenn dies Verbrechen begangen wird — wem soll es zugerechnet werden? Ist es nicht die Frucht der schlechten Erziehung? Trug nicht vielleicht allzugroße Nachsicht und Zärtlichkeit der Mutter die erste Schuld an diesem Unglück, oder die Sorglosigkeit des Vaters?

Wie groß und sorgfältig die Berufsgeschäfte des Haus-

vaters sein mögen: die Erziehung seiner Kinder bleibt sein heiligster Beruf. Und kann er sie selbst nicht von Stunde zu Stunde leiten, er soll sie doch im Ganzen mit scharfem Blick beobachten. Er ist's, dem sie untergeordnet sind, von dem ein Wort hinreicht, sie zu allem Guten zu ermuntern, und der das Strafamt über sie übt. Aeltern! liebet eure Kinder mit aller Zärtlichkeit, welche die Natur euern Herzen einflößt, aber von ihrer Wiege an fordert festen Gehorsam. Und sie werden ihn gern zollen, diese Hilfslosen, wenn ihr ihnen schon von ihrer Wiege an keinerlei Herrschaft über euch gestattet; wenn ihr weder durch ihre Thränen, ihren kindischen Trotz, noch durch ihr kindisch-schlaues Schmeicheln bewogen werdet, das zu thun, worauf ihr Eigensinn, ihre Laune beharren möchte! Aller Ungehorsam der Kinder entspringt aus dem befriedigten, ungebrochenen Eigensinn der ersten Lebensjahre. Wo Aeltern Schwächen zeigen, entflieht die Hochachtung der Kinder und wächst ihre Macht. Zu spät ist oft allzugroße Sicherheit bereut worden. Gehorsam ist eine von den Tugenden, die mehr durch Gewohnheit gegeben, als durch eigenes Nachdenken oder Ueberzeugung erlangt werden können.

Es kann manches Weh über ein Haus gehen — langwierige Krankheit, Theurung, Kriegsschaden, Verfolgung, Betrug können allen Wohlstand zerrütten; Verleumdung, Neid, Schadenfreude können die Ehre des Namens angreifen — aber das größte Weh, das tiefste Herzeleid bringt ein ungerathenes Kind. Und den ersten Grund zu dem namenlosen Uebel legt der Aeltern sträfliche Nachsicht gegen die Unfolgsamkeit der Kinder, oder — noch schlimmer als Alles — der Aeltern böses Beispiel und Schwäche.

Darum ist des Hausvaters erstes und allgemeines Hausgesetz Unverdorbenheit und Einfalt der Sitten. Ohne sie wohnt kein Frieden, kein Segen. Was Räuber, Mörder im Staate, das sind einzelne Lasterhafte in der Familie. Sie bekriegen die Glückseligkeit aller Bessern.

Die Tugenden, welche der Hausvater selbst übt, kann er mit Strenge von den Andern fordern. Ist er selbst Trunkenbold: wie mag er demjenigen Vorwürfe machen, der sich durch Unmäßigkeit zum Gespött oder Aergernis Anderer macht? Ist er selbst Ehebrecher: wie mag er ohne Gewissenspein das Wort gegen den allzufreien Lebenswandel der Seinigen erheben? wie mag er das Entsetzen der Eifersucht von den Schwellen seines Hauses verbannen? wie sich die Ehrfurcht des höhnenden Gesindes bewahren? Ist er selbst launenhaft, zänkisch, mürrisch: wie kann er von Gattin, Kindern und Hausgenossen freundliche Blicke fordern, da er selbst der Störer ihrer Heiterkeit ist, und oft aus bloßem Eigensinn gegen sie hart und ungerecht war? Ist er selbst Verschwender, liebt er Zerstreuungen und Vergnügungen mehr als anhaltenden nützlichen Fleiß und Erwerb; liebt er einen Aufwand, eine Pracht in Geräth und Kleidern, welche seinen Vermögenszustand zerrütten können; Gesellschaften und Lustbarkeiten, die ihn von der sorgfältigen Verwaltung seines Hauswesens abziehen; ist er Spieler, der den größten Theil seines Erwerbes, statt ihn zweckmäßig anzuwenden, dem blinden Glücke anvertraut; ist er prahlhaft und stolz, daß er für mehr gehalten werden möchte, als er wirklich besitzt und ist: wie kann er verhindern, daß seine Kinder nicht dem gefährlichen Beispiel folgen? — wie verhindern, daß seine Untergebenen nicht Mißbrauch von seiner Sorglosigkeit machen, ihn übervortheilen, sich auf seine Kosten bereichern und den Untergang seines Vermögens und seiner Ehre öffentlich und heimlich befördern helfen?

Wehe, wo in einem Hause das Haupt der Familie fehlt; wo der Erste zugleich der Schlechteste unter allen Genossen ist, wo, wer die Ehre Aller schirmen sollte, derjenige ist, welcher sie zuerst befleckt! Da wohnt Gottes Segen nicht; da herrscht zerstörender Fluch!

Wehe, wo der Familienvater seine tiefe Unwürdigkeit in jedem ruhigen Augenblicke empfinden muß, und den einzigen demüthigenden Trost hat, daß seine Gattin, seine Kinder besser, edler als er sind! Mag er die Schmach lange ertragen, ohne daß sie ihn erdrückt? Muß das Gefühl seiner schmählichen Verworfenheit nicht zuletzt schmerzlicher werden, als die Wollust süß ist, die er aus der Hand seiner Laster genießt?

Einfalt und Lauterkeit, ein Wandel ohne Tadel, voller Ehrbarkeit und Zucht, bringen den Himmel in das häusliche Dasein. Wenn es auch draussen stürmt, wenn auch der Wohlstand wankt: nur Frieden im Herzen Aller, die den Vater umringen, nur die Tugend der Hausgenossen nicht wankend! Dann läßt sich jedes Unglück leicht ertragen, und selbst das größte Uebel wird durch den Gedanken versüßt: „Wir haben es nicht verschuldet noch verdient! Dies Uebel ist nur ein Gesandter Gottes an unser Haus. Wir können wohl noch ärmer werden an Gut und Vermögen; aber unsere Herzen bleiben reich an frohem Bewußtsein, reich an Zuversicht zu Gott."

Wohl mir, auch ich kenne noch Familien, in welchen dieser beseligende Geist waltet, der über alle Ungewitter des Lebens emporhebt. Auch ich kenne noch Familien, deren Haupt unter seinen Lieben gleichsam als ein Hoheprieſter Gottes dasteht, um seiner Tugendopfer willen gesegnet, und Alle, die ihm angehören, zu Gott hinanführend.

Religiosität, ächte Gottesfurcht, beständige Achtung und Liebe gegen das höchste Wesen, ist die Vollendung und Krone des christlichen Hausvaters. Alle seine Hausgenossen sehen und vertrauen auf ihn; er mit Allen sieht und vertraut auf den Vater aller Wesen. Er soll der Stellvertreter Christi sein. (Eph. 5, 23, desgleichen 6, 1.) Dankbar empfängt er alle gute Gaben vom Herrn, auch das Leiden, auch die Entbehrung; denn auch diese sind nothwendig, unsere Kraft zu stärken, unsern Glauben zu erhöhen, unser Gemüth zu veredeln und an die Hinfälligkeit dessen zu mahnen, was wir auf Erden besitzen.

Und was kann allen Gliedern einer Familie innigern Zusammenhang geben, als die gleiche Liebe, der gleiche Glaube, die gleiche Hoffnung zum Ewigen? Was kann ehrwürdiger sein, als der Hausvater, still betend im Kreise seiner Kinder? Was kann rührender und zugleich beruhigender sein am Sterbebette eines der Getreuen von der Hausgenossenschaft, als der wehmüthige Abschied Aller von dem Geliebten mit dem Blick voll Zuversicht zum Himmel, der da spricht: „Wir haben uns nur auf kurze Zeit einander verloren! Die Hand, welche uns hier zusammenführte, die Hand, welche uns durch das Dunkel dieses Lebens geleitet hat, sie hat auch Macht und Liebe, uns dort einander wieder zu geben!"

Das ist das Bild des christlichen Hausvaters.

Mit Liebe herrscht, mit Klugheit regiert er. Ordnung, Arbeitsamkeit, Gehorsam, Sitteneinfalt und Gottesfurcht sind die Schutzgeister seines Hauses, die durch ihn Freude, Wohlstand, Zufriedenheit und Segen über einen Kreis guter Menschen verbreiten.

Und du, der selbst Hausvater ist und dieses Bild erblickt, vergleiche dich mit ihm und frage dich: Warst du im Kreise deiner Hausgenossen, was du ihnen, als Weiser und deinen schönen Bestimmungen gemäß, hättest sein können? Frage dich: Hast du Alles, was in deiner Macht lag, zum Glück, zum bleibenden Glück der Deinigen gethan? Vielleicht danken sie dir Wohlstand, Vermögen, Ansehen, Kenntnisse, und so viel Sittlichkeitsgefühl, daß sie nicht ganz schlechte Herzen haben: aber haben sie Sinn für Einfalt der Sitten, jene Begeisterung für Tugend, jene feste, innige, durch Wort und Leben hervorstrahlende Religiosität, die, auch nach dem Verlust alles Andern, nie mehr unglücklich werden läßt? — sie nie wieder sinken läßt, auch wenn du nicht mehr über sie wachest? — Antworte dir! Antworte dem allwissenden Richter!

9.

Die Hausmutter.

Tit. 2, 5.

Geist der Weisheit, gib uns Allen
Durch dein Licht
Unterricht,
Wie wir Gott gefallen!
Lehr' uns froh zum Vater treten;
Zuversicht
Mangl' uns nicht,
Wenn die Deinen beten!

Hilf uns nach dem Besten streben;
Schenk' uns Kraft,
Tugendhaft
Und gerecht zu leben!
Gib, daß wir nie stille stehn:
Treib' uns an,
Froh die Bahn
Deines Worts zu gehn.

Kennst du des Menschen höchsten Werth, und was ihm das Schwerste ist zu erfüllen?

Es ist: sich selbst verläugnen, und nur nach Jesu Willen, in Jesu Geist, im Geist der Alles umfassenden, Alles verzeihenden, Alles duldenden Liebe zu leben. Es ist: für sich selbst nur wenig, Alles für Anderer Glück zu thun und zu bedürfen. Es ist: nicht für sich allein sorgen und da sein, nein, vielmehr zum Besten Anderer da sein.

Mit dieser erhabenen Selbstaufopferung lebte Jesus auf Erden — mit dieser Selbstaufopferung für fremdes Glück lebten die Apostel hienieden. Was allen großen, guten, edeln Menschen möglich war — ist es dir unmöglich?

Viele zweifeln, daß eine so großmüthige Selbstverläugnung bei Menschen Statt finden könne; daß sie zu schwer sei, diese Pflicht. Wo aber die Liebe ist, o da ist nichts zu schwer! Und wo hat Gott jemals von uns Sterblichen zu viel gefordert? Aber Gott forderte es durch seinen Sohn Jesum Christum. Wer mich lieb hat, sprach er, und an mich glaubet, der verläugne sich selbst und folge mir nach. Und es ist nicht unmöglich, ihm, dem Sohne Gottes, nachzuahmen.

Du sprichst: es sei zu viel gefordert! — Siehe, es gibt Menschen, deren Beruf, deren süßestes Geschäft es ist, aus Liebe sich selbst zu vergessen, und alle ihre Mühe, alle ihre Sorge ohne Unterlaß Andern zu weihen; nichts für sich, Alles für Andere zu sein.

So ist es schon durch ihren Stand die christliche Hausmutter; sie wird es noch mehr durch die eigene fromme Neigung ihres Herzens, wenn sie den schönen, ehrwürdigen Namen ganz verdienen will, welchen sie trägt.

Sie sorget Tag und Nacht, aber nicht für sich, sondern für das Wohl der ihr Anvertrauten. Sie arbeitet unablässig, aber sie arbeitet nicht für ihren eigenen Unterhalt, sondern für das Wohlsein der Ihrigen. Sie sinkt des Abends ermüdet auf ihr Lager und sammelt neue Kräfte, nicht für sich, nein, für Andere. Ihr Gatte, ihre Kinder, ihr Hausgesinde, ihre Angehörigen sollen des Lebens froh werden. Sie hat für ihr ganzes mühevolles Lebens keine andere Belohnung, als den Anblick derer, die sie zufrieden macht. Dafür spart sie, dafür kümmert sie sich, dafür entbehrt sie so Vieles.

Sie selbst gehört sich nicht. Sie hat ihr Schicksal, Glück und Unglück an das Schicksal, Glück und Unglück eines Mannes gebunden, der ihr einst fremd war. Was er ihr für ein Loos bereitet, mit dem nimmt sie in dieser Welt vorlieb. Wird er arm, sie theilt seine Armuth; wird er verfolgt, sie trägt unschuldig seine Leiden mit ihm; wird er krank, sie wartet und pflegt sein, und leidet mehr, als er selbst. Sie ist nichts für sich, Alles für einen Andern.

Sie gehört sich nicht selbst. Sie ist Mutter, sie lebt für ihre Kinder; sie lebt in ihnen mehr, als in sich selbst. Mit Schmerzen und Gefahr gab sie ihnen das Leben; mit tausend kleinen Opfern erkaufte sie deren Gesundheit. Sie wachte, wenn alle Andere schlafen konnten, in nächtlicher Stille für den geliebten Säugling. Sie hütete das holde Kind am Krankenlager, und horchte auf dessen Athemzüge, und betete in der Einsamkeit. Niemand weiß es, was sie that; Niemand weiß es, was sie litt; Gott dem Allwissenden nur ist es bekannt. Sie hat Alles gern vergessen, sobald ihr des Lieblings Leben geschenkt war. Sie rechnet es ihm nicht an, was sie duldete. Kein Sterblicher spricht davon; Keiner lohnt es ihr. Nur Du, o ewiger, gerechter Gott, nur Du hast ihre Thränen, ihre Sorgen nicht vergessen; Du rechnest es ihr an.

Sie selbst gehört sich nicht — sie ist Hausfrau. Sie hat für Andere zu denken. Und ob ich auch erkranke: sie muß für die Gesundheit Anderer wachen; und ob sie auch manche Erquickung, manche kleine Freude entbehren muß: sie sorgt erst, daß ihre Angehörigen ihr Theil empfangen und ihre Freude genießen. Sie ist der Engel des Friedens im Hause, der sichtbare Schutzgeist häuslicher Ordnung und Glückseligkeit. Sie hat den Blick auf das Größte und Kleinste gerichtet, und vergißt deren keins. Sie umfaßt Alles mit der ihr eigenen Mutterliebe und Mutterſorge. Sie hält sich für die Schuldnerin aller Andern, und glaubt, sie könne nie genug thun, während sie doch die Wohlthäterin eines Jeden wird, und oft schmerzlicher Undank die einzige Vergeltung ist,

welche ihr zu Theil wird. Aber sie vergißt den Undank; sie ist schon wieder glücklich und fährt unverdrossen in ihrem Tagewerke fort, wenn sie nur von einem Einzigen mit freundlichem Lächeln belohnt wird. Sie fordert keinen Lohn — es kann ihn Keiner geben — ihr Herz findet ihn in dem Gelingen ihrer freundlichen Bemühungen, in der Glückseligkeit der Ihrigen.

So die Hausmutter — die christliche Hausmutter, dies schöne Bild der edelmüthigen Selbstverläugnung aus Liebe! Wie edel steht sie da in ihrem einfachen, aber tief wirkenden Beruf! Der Mann kann glänzendere Dinge thun; er kann durch seine Kunst und sein Gewerbe Reichthum sammeln; er kann sich in der Stadt, im Lande, unter fremden Völkern einen Namen machen; er kann mit seiner Kraft vielleicht eine halbe Welt erschüttern, — aber unmittelbarer, inniger und anhaltender beglücken kann er nicht, als die gute Hausfrau, auf deren bescheidenes Thun Niemand achtet.

O himmlischer Beruf, mit einem Herzen voller Liebe auch nur einen kleinen Theil der Welt, nur eine einzige Familie zu beseligen! Wer so viel gethan hat, o der hat in seinem Lebenslaufe genug geleistet — der lebte in Gott, der wird leben mit Gott.

So wie alles Wohl eines Hauses an die Tugenden einer guten Mutter geknüpft ist, hängt auch nothwendig an ihren Fehlern das Weh der Familie. Der Einfluß der Hausmutter ist so groß, daß man aus ihrer Denk- und Handlungsart gemeiniglich einen richtigen Schluß über die glückliche oder unglückliche Lage der Familie zu folgern im Stande ist; daß ein einziger ihrer Fehler oft alle ihre andern Tugenden verdunkeln kann; daß ihre lasterhaften Neigungen das Hauswesen den Genossen desselben zur Hölle machen; daß der Segen des Hausvaters vergebens baut, wo der Fluch der Mutter wieder niederreißt.

Leider, daß jenes Bild der ehrwürdigen Hausmutter nicht auf Jede passend ist, welche den Namen einer solchen trägt, und wir im gemeinen Leben weniger glückliche Haushaltungen finden, als unter einem Volke gefunden werden sollten, welches sich zu der erhabenen Weisheit und Lehre Jesu Christi bekennt! Oft freilich ist daran die Unwürdigkeit des Hausvaters Schuld; aber weiß die Mutter ihren Kindern und Angehörigen wohl vorzustehen, so versüßt sie das Bittere, was er verursacht, durch Liebe und verdoppelte Sorgfalt; so wird sie der Schutz und der Trost derer, die er bedrängt; sie übernimmt von Allen das Leiden und trägt es allein in ihrem Herzen. Das Haus ist auch bei des Mannes und Vaters Fehlern noch nicht so elend, als es durch die Schwachheiten und die Fehler der Hausmutter ist. Denn sie ist fast immer und bei Allem nahe; ihr kann nicht ausgewichen werden; sie wohnet und wirket beständig in den wichtigern und in den geringsten Geschäften der kleinen Familie.

Umsonst ist des Mannes Fleiß und Thun, wenn sie zerstreuungssüchtig, eitel, prachtliebend und verschwenderisch ist; wenn sie, um ihren Gelüsten ein Genüge zu leisten, was sie mit der rechten Hand erspart, mit der linken heimlich verschwendet; wenn sie im Hause zwar den Schein der Ordnung walten läßt, um vor Andern zu glänzen oder doch nicht verächtlich zu werden, hingegen da, wohin nicht leicht der Blick der Fremden dringt, Unordnung befördert, und den Fremden, sogar den eigenen Gatten, betrügt. Daher entspringt so manches geheime Familienweh, woran Alle kränkeln, und was man doch Andern nicht gern offenbar werden läßt. Daher weicht von so mancher Haushaltung der Segen, und ist oft Mangel, wo man Wohlhabenheit oder doch hinlängliches Auskommen zu erwarten berechtigt sein sollte.

Umsonst ist guter Wille, Lust, Liebe und Freundlichkeit, wenn die Hausmutter nicht durch beständige Gleichheit ihres Gemüths die Heiterkeit Aller zu erhalten und zu nähren weiß, wenn ihr Wort nicht den Betrübten beruhigen, ihr freundlicher Blick den Zürnenden zur Versöhnung bewegen, ihr liebevoller Wink mehr ausrichten kann, als ihr Eifern und Toben. Zwar ist es gewiß, daß die natürliche Reizbarkeit, die größere Empfindlichkeit des weiblichen Geschlechts geneigter machen kann zu leidenschaftlichen Aufwallungen, zur Verstimmung des Gemüthes: aber es ist auch gewiß, daß aus dem gleichen Grunde im Herzen des Weibes die übeln Eindrücke leichter vorübergehen, und es seiner Empfindungen wieder schneller Meister zu werden vermag; es ist gewiß, daß diejenige eine gleich heitere Gemüthsstimmung beibehalten könne, welche vernünftig genug und entschlossen ist, nicht eigensinnig ihren finstern Launen nachhängen und angehören zu wollen; es ist gewiß, daß man bei jeder launenhaften, zänkischen Hausfrau voraussetzen kann, sie habe eine schlechte, verwahrloseste Erziehung in ihrer Jugend genossen.

Dem Manne mag im Drang der Umstände und im stürmischen Verhältniß des Lebens oft der Ernst anstehen, und die Kraft und Gewalt geziemen; das Weib empfing keine andere Waffe zum Siegen, als Güte, die Alles leitet; als freundliche Klugheit, die Allem auszuweichen versteht, was Gefahr bringt; als einen liebevollen Sinn, der auch den Ungestüm des Wütherichs endlich bändigt. Das Weib verläugnet seine von der Natur empfangenen Vortheile, wenn es, so schwach es ist, mit Gewalt ertrotzen will, durch zänkisches Wesen seine Anmuth und Würde entstellt, und männlich handeln will, wo ihm nur die Milde der Weiblichkeit geziemt. Es sinkt aus seiner angebornen Hoheit zum Gespött oder zur Verachtung herab, und wird allen und sich selbst durch Bosheit und Groll zur Qual und Verabscheuung.

So wird die Hausmutter, aus deren Tugenden die Glückseligkeit aller ihrer Angehörigen hervorgehen kann, der Unsegen und die Marter Aller durch ihre Fehler, selbst durch scheinbare geringe Fehler, weil diese zu tragen, und jeden Tag, jede Stunde zu ertragen, oder ihnen doch ausgesetzt zu sein, auch dem Geduldigsten zu schwer fällt, auch dem Langmüthigsten das Dasein verbittert.

Darum, o du, welche zu den Edlern deines Geschlechts gehören möchte, nicht zu den Verworfenen; du, welcher der Name einer liebenswürdigen, einer christlichen, einer weisen Hausfrau der glänzendste aller Namen ist, wie er sein sollte — erforsche: ist Jeder in dem häuslichen Kreise, in welchem du waltest und lebst, so glücklich, als er's sein könnte? Und wenn es ein Einziger unter Allen nicht wäre, woran liegt die Schuld? Hast du nie Anlaß zu seiner Unzufriedenheit gegeben? Hast du Alles gethan, um Jeden mit seiner Lage zu versöhnen? Warst du dir immerdar in Liebe, Freundlichkeit und Güte gleich, oder warst du oft das verachtungswürdige Spiel deiner Einbildungen und Launen?

Kennst du das treue Bild der christlichen Hausmutter? Das göttliche Wort schildert es dir: Du sollst sein sittig, keusch, häuslich, gütig, dem Mann

unterthan, auf daß nicht das Wort Gottes verlästert werde. (Tit. 2, 5.) In diesem Wenigen liegt der Kern aller deiner Pflichten und die Quelle alles irdischen Glücks, wie deiner Vollendung für das Ewige.

Sittig sein sollst du; durch die Holdseligkeit deines Wandels allen den Deinigen ein nachahmungswürdiges Muster derjenigen schönen Eigenschaften sein, die du an Andern bewundern möchtest; die Seele deiner Familie sollst du sein, aber eine göttliche Seele! — Doch ohne Religion ist keine Tugend im vollen Sinne des großen Wortes, sondern nur Verhältniß- und Klugheitssache. Erst Religiosität verbreitet über unsere Handlungen etwas Höheres, etwas Göttliches.

So wie in der menschlichen Gesellschaft kein verächtlicheres Geschöpf dasteht, als ein Frauenzimmer, welches mit einiger Halbwisserei und leichter Beredsamkeit die Aufgeklärte, die Zweiflerin, den Freigeist spielen möchte, mehr aus Eitelkeit, als aus verständiger Prüfung und aus Bedürfniß: so ist ein Frauenzimmer, neben aller übrigen Anmuth, erst dann ehrwürdig und zweifach geehrt, wenn es, ohne Vielbeterei, Frömmelei und Schwärmerei, mit gottergebenem, religiösem Sinn denkt, handelt, lebt; wenn es innig und freudig hält an dem Glauben, den Jesus gab, an den Hoffnungen, die er uns offenbarte.

O Mutter, Mutter, an diesem Glauben halte fest; nur er kann dich aufrecht halten in den Gewittern dieses Lebens; ohne ihn bist du dir selbst ohne Werth! — Mutter, o Mutter! diesen einfachen, beseligenden Glauben präge früh dem weichen Herzen deiner Kinder ein; ohne ihn verlierst du früh oder spät die Herzen deiner Kinder! Mutter! sei ihnen das Vorbild der Verehrung Gottes und seiner Vorsehung, in der Kirche wie in der stillen Schlafkammer; — so führst du sie zu Gott, so führt sie Gott dir einst wieder zu.

Keusch sein sollst du, ein Bild der Zucht und Sittsamkeit in Tagen, da viehische Wollust das Angesicht frech über Märkte und Straßen trägt; da die Mode oft gewaltiger als die angeborne Schamhaftigkeit ist. Reinigkeit des Gemüths ist der köstlichste Schmuck des Weibes; wo er einmal verloren ward, ersetzt ihn aller Glanz der Juwelen und goldenen Geschmeides nicht. Der Friede deines Hauswesens ist auf immer verscherzt, die Zufriedenheit deines Gemüths ohne Heilung verwundet, wenn du dich von den Pfaden der Treue entfernst, die du am Altare geschworen.

Es ist nicht genug, im Umgange durch Klugheit sorgfältig Alles zu vermeiden, was auch nur leise die Eifersucht erwecken kann, diese entsetzliche Störerin häuslicher Glückseligkeit — schwer ist dieses Gespenst zu bannen, wo es einmal eingekehrt ist! — sondern selbst den Schein sollst du meiden, welcher einen Schatten auf die Reinigkeit deines Herzens werfen könnte. Durch die Strenge deiner Sittsamkeit wirst du deinen Hausgenossen als ein ehrwürdiges, höheres Wesen erscheinen, und mehr durch Worte und Lehren die lieblichste der Tugenden im Gemüth deiner Kinder einheimisch machen.

Häuslich sein sollst du; denn nur was deine Sorgsamkeit erspart, ist der wahre Gewinn von dem, was des Hausvaters Fleiß erwirbt. Dein Gedanke hält die Ordnung des Ganzen empor, und die Reinlichkeit ist die liebenswürdige Stellvertreterin oder die anmuthigste Gesellin der Pracht. Wer sich von dem Werth und der Vollkommenheit einer Hausmutter belehren will, tritt nur in ihr Haus, und Alles, was er sieht, sagt ihm, was er von ihr halten müsse. Nicht was da ist, sondern wie es da ist, zeugt von dem Geschmack, von der Rechtschaffenheit der guten Wirthin; und nicht daß man ihr gehorcht, sondern wie man ihr gehorcht, spricht für ihren Verstand und für die Vortrefflichkeit ihres Herzens. Mit Würde und ruhigem Gemüth leitet sie Alles, was zu ihrem Geschäftskreise gehört. Nie verliert sie das richtige Ebenmaß ihres Betragens gegen den Hausgenossen wie gegen den Fremden. Ohne mit dem Gesinde allzuvertraulich und gemein zu werden — denn nie vergißt sie, daß, wer anordnen soll, Würde und Ansehen haben müsse — weiß sie doch die Herzen der Dienstboten durch Leutseligkeit zu gewinnen und zu führen. Ohne mit den Untergebenen zu grollen, zu zanken und sich in unedlen Ausdrücken zu verirren, weiß sie durch die Achtung, welche sie einflößt, Gehorsam zu erzwingen und Nachlässige zu ihrer Pflicht anzuhalten.

Haushälterisch soll sie sein, und daher dem häuslichen Leben so viel Anmuth verleihen, daß nicht der Mann, nicht die Kinder sich leicht hinaus nach fremden Zerstreuungen sehnen, sondern am liebsten in der Umgebung der Ihrigen leben. Alles ist einer klugen, weisen, gefälligen Hausmutter möglich, wenn sie mit Liebe Alles umfaßt, was zu ihr gehört.

Darum soll sie gütig sein gegen Alle; gütig gegen den Gatten, und Alles meiden, was die schöne Freundschaft und gegenseitige Vertraulichkeit unterbrechen könnte, ohne welche das eheliche Leben eine Hölle wird. Und die Bande der Liebe und Zuversicht auf das Festeste zu knüpfen, ist der sicherste Weg, dem Gatten ein immer offenes Herz zu haben; keine Geheimnisse, auch die unschuldigsten nicht, für ihn zu haben; nichts zu thun, das sie vor ihm zu verhehlen Ursache hätte, und selbst den Fehler, wenn er begangen wird, ihm nicht zu verbergen — dies Alles, um nie seinen Argwohn zu reizen, nie seine Zuversicht wankend zu machen. Ein einziges Mal das Vertrauen getäuscht, macht Jahre lang Mißtrauen. Oft ist ein geringes Mißverständniß, weil man zu schüchtern, oder zu stolz, oder zu eigensinnig war, sich einander offenherzig mitzutheilen, der erste Grund zu einer lebenslangen unglückseligen Ehe geworden. Denn ein einziger falscher Schritt zieht oft auf beiden Seiten den zweiten und dritten und tausendsten nach sich.

Gütig sein soll sie gegen die Kinder. Ach, einem Mutterherzen darf ja die Liebe nicht empfohlen werden gegen diejenigen, welche ihm Gott gab. Aber wohl Vorsicht in dieser Liebe, daß sie nicht in Verzärtelung und gefährliche Nachsichtigkeit gegen Fehler entarte; Vorsicht in dieser Liebe, daß sie nicht ein Kind vor dem andern begünstige und größere Zärtlichkeit einem allein gewähre. Diese Vorliebe für ein Kind ist, zumal wenn sie auf unkluge Weise geäussert wird, ungerechte Härte gegen das mindergeliebte, ist das erste Verderben in der Kinderzucht, und hat auf die Gemüthsart der Jugend, ohne daß man es leicht bemerkt, den nachtheiligsten Einfluß. Oft sind auch die verständigern Mütter schwach genug, diesen Fehler zu begehen — um so sorgfältiger muß das Herz gegen ihn bewacht haben.

Gütig sein soll sie gegen die Dienerschaft, ohne Heftigkeit und schnöde Aeusserungen des Stolzes oder der Herrschsucht. Das herrschsüchtige Weib, welches sich gern dafür erkennen läßt, daß es Alles thue, Alles leite, hat bald die Herrschaft eingebüßt, weil das Gefühl und der Selbstwerth eines Jeden gekränkt wird. Das herrschsüchtige Weib verewigt den Unfrieden im Hause, weil Jeder

statt Liebe innern Widerwillen zurückgibt, und zwar vielleicht gehorcht, um öffentliche Ruhe zu erhalten, aber im Stillen wieder anders thut. Aus diesem Grunde sind allgemein die eiteln und herrschsüchtigen Weiber die schlechtesten Wirthinnen. Es mangelt ihnen an richtiger Einsicht, wie sie die Seele des Hauswesens sein können.

Gütig soll sie sein auch gegen alle diejenigen, welche mit der Familie in irgend einer Verbindung stehen. Ihre Liebe und Freundlichkeit soll die mit dem Hause versöhnen, welche wider Einen in demselben etwas haben. Ohne Liebe von Aussen, wie will da Wohlsein und Glück im Innern blühen? Darum ist sie es, welcher am meisten an Eintracht mit allen Nachbarn gelegen ist; sie opfert lieber an Kleinigkeiten auf, um das größere Gut, allseitige Hochachtung und Zuneigung gegen das Haus, zu wahren. Darum ist sie es, welcher am meisten daran gelegen ist, daß nicht durch Klatschereien und Zwischenträgereien der stille Frieden ihrer Lieben gestört werde. Vieles mag sie im Kreise ihrer Freundinnen vernehmen, aber nur das Gute behält sie im Gedächtniß und nennt es wieder. Nicht immer kann sie ihr Ohr verleumderischen Reden und boshaften Bemerkungen, wohl aber denselben ihre Zunge entziehen. Sie will das Glück ihres Hauses, darum möchte sie die Liebe der ganzen Welt auf dasselbe sammeln.

Dies ist das Bild der christlichen Hausmutter, wie es die heilige Schrift darstellt. So sei jegliche, auf daß durch ihren Wandel nicht das Wort Gottes verlästert, sondern geehrt werde.

10.

Weise Unabhängigkeit des Christen im bürgerlichen Leben.

Jesus Sirach 29, 29.

In Deinem Reich,
Gott, sind die Geister vor Dir gleich,
Sind alle Menschen Bruder,
Und Christi Glieder.

Wer seinen Werth,
Als Mensch, nicht selber kennt und ehrt,
Raubt Macht sich und Vermögen
Zu And'rer Segen.

Nur der ist gut,
Der Wenig fordert, Vieles thut,
Von fremden Launen nie geleitet
Sein Glück bereitet.

Drum, daß ich frei,
Von Andern unabhängig sei,
Dies gib, damit ich Deinen Willen
Kann frei erfüllen.

Man möchte reich sein, und macht sich doch selber arm. Man möchte etwas bedeuten, eine gewisse Achtung unter den Leuten geniessen, und bringt sich doch selber um alle Achtung und Bedeutung. Man möchte höher stehen, als viele Andere, und erniedrigt sich doch gar oft unter die Niedrigsten. Man möchte Herr sein, und verkauft sich für Spottgeld in Sklaverei.

Diese Widersprüche in den Handlungen eines und desselben Menschen sind so gemein und alltäglich, daß wir sie kaum noch der Aufmerksamkeit werth finden. Woher entspringen sie? Aus dem Gegenstreite zwischen gewissen Forderungen, die wir als vernünftige Wesen machen sollen, und der Elendigkeit unserer irdischen Gelüste. Wir möchten gern Vieles haben, Vieles gelten, Vieles sein, aber mit weniger Anstrengung, weniger Aufopferung, weniger Selbstbeherrschung.

Es ist gerecht und vernunftgemäß, daß wir unsere Glücksumstände verbessern, für uns und die Unserigen einen gewissen Wohlstand bereiten, nicht um damit großzuthun oder uns gütlich thun zu können, sondern auf daß wir die nöthigen Mittel in Händen haben, unsere bessern Wünsche sowohl für eigene Veredelung, als für Anderer gute Erziehung und Glück zu erreichen. Wer unter täglichen Sorgen leidet, wie er das Allerunentbehrlichste aufbringe, sein Leben zu erhalten, ist sehr zu beklagen. Er ist der Sklave seines Leibes. Er kann an nichts Besseres denken. Er ist vom guten Willen und der Gnade oft der schlechtesten Leute abhängig, und muß oft seine Grundsätze, seine Tugend verkaufen oder verläugnen, um Brod, Obdach und Kleidung zu haben.

Es ist gerecht und vernunftgemäß, daß wir uns bemühen, selbstständig zu sein, nicht um über Andere nach Willkühr schalten und verfügen zu können, sondern um nicht der Willkühr eines Andern zu Gebote zu stehen. Der Trieb nach Unabhängigkeit und sein eigener Herr zu sein, liegt tief in des Menschen Brust, und kann durch keine Mittel ausgerottet werden. Es ist nichts, was so sehr schmerzt, als an sich selber nichts und nur der Schatten eines Fremden zu heißen, keinen eigenen Willen haben zu dürfen, und sich jede Demüthigung gefallen lassen zu müssen. Jeder Mensch, auch der allerärmste, fühlt es, er sei Mensch, so gut wie jeder andere; er sei ein Kind des Schöpfers im Himmel, ein eigener Zweck zu eigener Bestimmung: nicht Sache und Werkzeug nur für anderer Sterblichen Laune geschaffen.

Bei dem Allem sind doch Viele durchaus nichts Besseres, als todte Werkzeuge, willenlose Wesen und Spiele von willkührlichen Einfällen derer, die sie oft an Geistesgaben weit übertreffen. Sie machen sich selber unabhängig, und sind Diener, während sie Herren sein könnten und sollten.

In einer gewissen Abhängigkeit freilich stehen alle Menschen zu einander; denn Einer ist des Andern Beistandes immer bedürftig. Gott wollte dies, vertheilte darum seine Gaben ungleich, damit Einer dem Andern recht unentbehrlich sein solle, und daß die Geselligkeit unter einzelnen Menschen, Familien und ganzen Nationen aufs Engste geknüpft werde. Daher ist der Fürst mehr oder weniger abhängig von seinem Volk, und der Unterthan eben so von seiner Obrigkeit, der Dienstbote von seiner Herrschaft, der Künstler, Handwerker und Kaufmann von seinen Kunden. Einer wetteifert mit dem Andern um die Gunst der Dritten. Kinder, bis sie, laut Gesetzen, das volle Alter der Mündigkeit haben, sind von ihren Aeltern, Erziehern und Vormündern abhängig. Diese Art der Abhängigkeit kann nie aufgehoben werden, weil sie die Auflösung der menschlichen Gesellschaft, die Zerrüttung alles Glücks und Wohlseins zur Folge haben müßte.

Aber wir sollen unsere Abhängigkeit von Andern nicht ohne Noth und in dem Grade vergrößern, daß wir damit aufhören, für uns selbst als eigene Zwecke zu bestehen. Der Unterthan ist zu Allem frei, was nicht gegen die landesobrigkeitlichen Gesetze verstößt; das unmündige Kind ist zu allem frei, was nicht die Ehrfurcht gegen den Willen der Aeltern verletzt, die besser wissen, was zu

seinem Besten dient; Knecht, Magd, Taglöhner haben ihrer Herrschaft nur in dem zu gehorchen, was die Hausordnung mit sich bringt, oder wozu sie ihre Kräfte und Einsichten auf eine gewisse Zeit vermiethen.

Hingegen eine ganz andere Bewandtniß hat es mit denen, die sich in solche Lage bringen, daß sie, ob sie gleich erwachsen genug sind, freien Willen zu haben, blindlings auch den elendesten Geboten, den willkührlichsten Einfällen Anderer folgen müssen; daß sie Befehle und Wünsche erfüllen müssen, gegen welche ihr Herz sich empört und durch welche das Gefühl ihres Selbstwerthes fast ganz vernichtet werden muß; daß sie die Achtung für sich selbst vernichten müssen, und empfinden, keines Andern Achtung zu verdienen.

Und in diese, die Menschenwürde in uns vertilgenden Verhältnisse werden wir nicht durch Obrigkeiten, nicht durch Aeltern, nicht durch Herrschaften, nicht durch die Gunst derer gebracht, die unserer Arbeiten und Dienste bedürfen: sondern durch unsere Schwächen, Thorheiten und Fehler. Niemand glaube, dahin könne es nie mit ihm kommen. Es ist oft nur allzuleicht möglich! Und daher sollen wir die Gefahren kennen lernen, die unserer Tugend drohen, um nicht von denselben das Opfer zu werden.

Oder ist es denn so unerhört, daß allzuleichtsinnige, unvorsichtige, treuherzige Personen ein zu großes Vertrauen in die Redlichkeit von Menschen setzten, die sie erst nachher von einer bösen Seite kennen lernten? Dadurch, daß sie solche Leute zu Mitwissern eines oft wichtigen Geheimnisses machten, begaben sie sich in die schmächlichste Sklaverei von deren Launen. Sie mußten entweder deren oft niederträchtige Forderungen eingehen, oder sie als Feinde fürchten, und sich ihrer Rache und der Verrätherei des Geheimnisses preis geben. Nur allzuoft geschah schon, daß aus Furcht vor Schande, vor Unglück derer, die das Geheimniß zunächst anging, der Redliche ein Diener fremder Laster wurde, weil er zu feige war, lieber Unglück zu tragen, als das zu thun, was Religion und Gewissen zu thun begehrten; weil er mehr die Menschen fürchtete, als Gott.

Weit gefährlicher noch ist es, wenn unser Geheimniß eine eigene schlechte Handlung ist, die wir um Alles gern in der Welt verborgen hielten, davon aber irgend eine unzuverlässige, zu aller Niederträchtigkeit fähige Person weiß. Damit haben wir unsern guten Ruf und Namen, unsere Ehre, unser Amt, vielleicht unsern ganzen Wohlstand in Knechtschaft ihm gegeben. Schlechte und verschmitzte Menschen sind immer bereit, unsere Schwächen auszuforschen, denselben zu schmeicheln, sie zu Thorheiten, zu unerlaubten Schritten zu verführen, um dadurch Botmäßigkeit über uns zu gewinnen. So oft hat allzugroße Vertraulichkeit zwischen Herrschaften und Dienstboten für das Glück einer Familie die betrübtesten Folgen gehabt, und diejenigen zu sklavischen Dienern derjenigen erniedrigt, denen sie gebieten sollten. So ist mancher Untergebene der Tirann seines Vorgesetzten geworden, weil er ein Mitwisser von dessen Leichtsinn und Bosheit gewesen. Wer gefehlt hat, und einen Zeugen seiner Schuld hat, der vielleicht noch schlechter ist, als er selbst, kann leicht aus Furcht vor Schande und Strafe in noch größere Verbrechen willigen, um damit das Geheimniß seiner Schändlichkeit zu erkaufen.

Es gibt Andere, die aus Trägheit, oder weil sie gute Tage lieben, und doch nicht Vermögen genug haben, die Gelüste ihres Gaumens zu stillen, sich freiwillig in die entehrende Knechtschaft reicherer Personen hingeben. Man nennt sie in der gemeinen Landessprache Schmarotzer. Wer für einen Leckerbissen Schmeichler und Augendiener des Vornehmen werden kann, ist jeder Niederträchtigkeit fähig, wenn der, welcher ihn füttert, nur aufgelegt ist, sie zu begehren. Aber auch wenn er sie nicht begehrt, ist der Schmarotzer, dieser Sklave des Gaumens und Magens, ein verächtliches Wesen. Denn wie mag der Achtung erwerben, der einer Bequemlichkeit willen Verzicht auf seine Selbstständigkeit thut? Es ist besser, sagt die heilige Schrift, geringe Nahrung unter einem eigenen bretternen Dache, denn köstlicher Tisch unter den Fremden. (Sir 29, 29.) Wer gibt, fordert Vergeltung. Wer nicht vergelten kann, muß sich jede Demüthigung gefallen lassen, die man über ihn beschließt; wer dergleichen duldet, ist ihrer würdig. Der aber ist weit entfernt, ein Nachfolger Jesu zu sein, und keiner höhern Pflichtübung fähig, der seinen Selbstwerth nicht kennen will.

Es gibt Schmarotzer anderer Art, welche sich aus Hochmuth und Eitelkeit zur Augendienerei und Speichelleckerei der Vornehmen und Großen feil machen. Um ein Strahl fremden Glanzes zu erborgen, und in diesem Wiederschein vor Andern zu glänzen, werden sie Söldner fremder Launen, und halten sich durch die Niederträchtigkeit ihrer Verrichtungen noch hochgeehrt. Sie haben keinen eigenen Willen; was der Gebieter heischt, das Edle, wie das Schändliche, es ist ihr Gesetz. Die herabwürdigendsten Zumuthungen sind ihnen werthvoll. Sie sind nur Mittel und Werkzeug, sie haben kein eigenes Leben; ihr Dasein ist nur der Schatten eines Andern. Um diesen Preis erkaufen sie die Freude, vor geringern Personen zu prunken, die doch erröthen würden, an ihrer Statt zu sein.

Nicht ganz unähnlich sind denselben andere Menschen, deren Eitelkeit sich zu angesehenen oder berühmten Personen drängt, Umgang mit ihnen oder wenigstens Briefwechsel sucht, um sich dessen rühmen zu können. Die Thoren ohne eigenen Werth schmeicheln sich, der erborgte leiste ihnen dieselben Dienste, und bemerken nicht, daß der wenige, welche sie haben mögen, zu nichts wird, indem sie sich durch Großthuerei verächtlich machen.

Doch wer könnte und möchte alle die verschiedenen Fälle aufzählen, wo Menschen, durch ihre Schwächen und Leidenschaften verführt, ihren eigenen bürgerlichen und sittlichen Werth aufopfern, Knechte fremder Willkühr, anderer Leute Sündendiener und selbst Verbrecher werden! In allen Ständen gibt es dergleichen, an den Höfen der Fürsten, in den Gassen der Dörfer.

Mit dem Zustande solcher fürstlichen Abhängigkeit ist aber das wahre Christenthum unverträglich. Die Ausübung der Gebote Jesu ist ihm größtentheils unmöglich.

Frei muß sich der Christ inner den Schranken bürgerlicher Ordnung bewegen und seinen bessern Willen vollstrecken können. Wehe dem, welchen ein böses Gewissen, knechtische Furcht, Eitelkeit, Bettelstolz, Hunger oder Faulheit zum Sklaven eines fremden Willens macht! Er muß die Thorheiten und Sünden Anderer mittragen helfen, und kann nie die Süßigkeit des Triumphs genießen, welchen die Tugend bereitet.

Das ist die Hoheit des Christen in der bürgerlichen Welt, daß er Jeden liebt, Jeden nach seinem Verdienste schätzt,

aber keinen Sterblichen fürchtet. Er darf mit heiterm Auge kühn seinem Feinde ins Auge schauen, ohne Furcht vor dem Throne der Könige und unverzagt vor jedem Richterstuhle stehen. Er kann zu den Mächtigen sprechen, der seinen Willen zu einer ungebührlichen That aufbietet: „Ich will nicht!“ und der Mächtige muß ihn ehren. Er kann zu dem Reichen sagen: „Ich verschmähe deine Geschenke, denn mein Gewissen ist mir mehr werth, als all dein Gold!“ und der Reiche muß vor der Tugend des Aermsten hochachtungsvoll verstummen. Sein Wort gilt, sein Ja ist heiliger, denn Brief und Siegel unlauterer Menschen; im schlechtesten Gewande geht er mit edelm Stolze neben den Schwächlingen hin, die in Seide und Gold vor Andern kriechen. Er bedarf keiner andern Gnade, als der Gnade Gottes; er hat keinen andern Herrn über sich, als den Herrn des Weltalls; Sterblichen dient er mit der Gabe, die er empfangen hat von Gott, auf daß Andere ihm dafür geben, was er bedarf.

Nach solcher Hoheit und Unabhängigkeit zu streben, ist des Christen Pflicht. So war Jesus Christus unabhängig von menschlicher Willkühr und Laune. Er trat ins Leben aus einem niedrigen Stande hervor, that, was die bürgerlichen Gesetze geboten, gab dem Kaiser, was des Kaisers war; aber er fürchtete im Bewußtsein unbescholtener Tugend Keinen, so gewaltig derselbe auch sein mochte. Arm war er, wenigstens nach den gemeinen Begriffen der Menschen arm. Er hatte kein festes Eigenthum, keine sichern Einkünfte, zuweilen nicht, wohin er sein Haupt legte. Er lebte mit seinen Jüngern von dem, was durch seine Wohlthätigkeit von dankbaren Herzen oder durch die Händearbeit seiner Schüler gewonnen ward. Aber in seiner Armuth blieb er groß und frei, durch keine Verpflichtungen gebunden, irgend etwas zu sagen oder zu thun, was seinen bessern Einsichten und heiligen Pflichten entgegenstrebte. Er ward der Menschheit Lehrer und Erlöser, und erfüllte somit seine hohe, göttliche Bestimmung auf Erden. Er geizte nicht nach irdischen Ehren und Aemtern, sondern blieb unabhängig, und wollte nur Ehre Gottes und Erfüllung seiner heiligen Gebote, indem er Tugend und Gottseligkeit über Alles liebte und ehrte. Darum legte er keinen Werth auf der Menschen Gunst, und so hatte er nicht Ursache, ihnen zu schmeicheln, oder sich selber nach ihren Meinungen zu richten.

So war Jesus. So soll sein, wer sein Nachfolger heißen und an seiner Hoheit Theil nehmen mochte. Willst du es sein, groß sein unter den Großen, reich sein unter den Reichen, gebietend unter den Gewaltigen, ohne äussere Würde und Ehre, ohne Tonnen Goldes, ohne äussere Macht, der Edelsten einer im Volke sein? — *Mache unabhängig im bürgerlichen Leben dein eigenes Glück von anderer Leute Gunst und Laune.* Es ist nicht schwer. Sei gewissenhaft, genügsam und bescheiden.

Sei gewissenhaft; hüte dich vor jeder Handlung, vor welcher du erröthen müßtest, wenn sie deinen besten Freunden oder Feinden kund würde. *Ein furchtloses Gewissen ist der stärkste Schild gegen Tirannei*; Niemand ist leichter zu unterjochen, als wer sich seiner bösen Sache bewußt ist. — Klug sein, besser scheinen, als man ist, vermag etwas, um sich einiges Ansehen zu geben: aber erspähen Andere nicht deine geheime Sünde, so wird sie spät oder früh dein eigenes Gewissen, oder ein von der Vorsehung Gottes angeordnetes Zusammentreffen der Umstände verrathen. Nur wer sich selbst keinen gültigen Vorwurf zu machen hat, darf vor fremden Vorwürfen nicht erschrecken, und muß nicht darauf denken, die Gunst Anderer durch unerlaubte Willfährigkeit zu bestechen. Mustere deine verschiedenen Neigungen, besonders diejenigen, welche dich wohl am leichtesten zu ungebürlichen Dingen hintreiben können, dich vielleicht schon zu Manchem verleitet haben, was du schwerlich wünschest, daß es Andere erführen. Diese Neigungen tödte in dir, indem du ihnen die Nahrung entziehst; enthalte dich jeder Gelegenheit, wo sie erweckt werden können; versuche es lieber, das Gegentheil von dem zu thun, wozu sie dich machen möchten. Dies ist das entscheidenste Mittel, dich von aller Menschenfurcht zu befreien. Wer ohne Menschenfurcht ist, steht dem Mächtigen gleich. Mancher Gewaltige bebt im Stillen vor der Redlichkeit seines Dieners, und die Tugend des Knechtes macht das schuldbewußte Herz des Herrn zittern.

Sei genügsam! — Der Mensch bedarf zu seines Leibes Nahrung und Nothdurft äusserst wenig. Aber will er einen Gaumen kitzeln, hat er auch mit Tonnen Goldes nicht genug. Die meisten Leute würden in der That wenig gebrauchen, wenn sie nicht mehr um Anderer als ihrer selbst willen Aufwand machen wollten. Es ist nur Einbildung und fascher Stolz, was uns zu Verschwendern macht, nicht unser Bedürfniß selbst. So gebrauchen wir viel, ohne daß Andere den geringsten Vortheil davon haben. Wir selbst haben keinen größern Nutzen dadurch, als den, sagen zu können: wir stehen keinem unsersgleichen nach. — Sei genügsam mit dem Wenigsten, und du bist reich genug, noch für Andere Vieles von dem Deinigen zu erübrigen. Nicht der Reichthum, noch die Menge des Besitzthums, sondern der Ueberfluß macht wahrhaft reich. Wem Millionen zu Gebote stehen, der kann sehr arm sein, weil er doch daneben Schulden machen muß, um seine eingebildeten Bedürfnisse zu befriedigen. Ein Tagelöhner kann sehr reich sein, wenn er noch weniger gebraucht, als er verdient, und mit seinem Ueberflusse Andern hilft, die nichts verdienen können; oder Andern damit Freude macht, deren er selbst entbehren kann. Wer sich auf solche Art Ueberfluß zu verschaffen weiß, ist unter den Reichen reich, so gering auch seine Einnahme sein mag. Sie seufzen vielleicht unter Schulden und Sorgen, weil sie nicht genug haben; er geht frohen Muthes und theilt noch Hilfe mit. Sie haben ein glänzendes Elend; er hat ein scheinloses, aber wahres Glück. Sie müssen, um Aufwand zu bestreiten, weil ihn ihre Thorheit und Verwöhnung nun einmal fordert, ihre Freiheit und Unabhängkeit veräussern, um Gnade der Großen buhlen, oder vor ihren Gläubigern kriechen, oder einer Erbschaft wegen den süßesten Lebensgenuß fahren lassen, wohl gar in manche schimpfliche, das Gemüth beflecknde Bedingung willigen. Wer genügsam mit Wenigerm ist, als ihm durch seinen Fleiß und Gottes Segen zu Theil wird, steht unabhängig; hat auf keine fremde Winke zu horchen; darf sich nicht scheuen, dem Einen zu begegnen, der von ihm Geliehenes zu fordern hat, oder die Unbilligkeit des Andern zu verwerfen, der ihm geben könnte. Er bedarf nur seines Fleißes, seiner Tugend und der Gnade Gottes, seiner menschlichen Gnade.

Sei bescheiden! Dies ist das dritte und unfehlbare Mittel zur Unabhängigkeit des Christen im bürgerlichen Leben. Viele Men-

schen sind nur darum Sklaven von oft noch unwürdigern Leuten, als sie selber sind, weil sie herrschen wollen; sie entehren sich erst durch Niederträchtigkeiten, um dadurch zu Ehren vor der Welt zu gelangen. Daher geschieht es, daß mancher die allgemeine Verachtung trägt, ohne es zu wissen, der mit der allgemeinsten äusserlichen Ehrerbietung umringt wird. Sei bescheiden! Fordere in der bürgerlichen Gesellschaft keine Auszeichnung, als welche dir durch deine Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit zu Theil wird. Lerne nur klar erkennen, wie nichtswürdig die Gunst der Großen oder die Ehrenbezeugungen des Volkes sind, und wie da im Grunde Einer den Andern zu täuschen pflegt, und du wirst keinen Augenblick anstehen, diese Herrlichkeit, der so manche Tugend geopfert wird, zu verachten. — Du weißt es, du fühlst es, du siehst es an Andern, daß keineswegs der Vornehme, der im hohen Rang, der in Ehrenstellen Lebende die aufrichtige Hochachtung der Menschen genießt, sondern sowohl bei Hohen als Niedern nur derjenige, welcher durch unbescholtene Tugend, durch vorzügliche edelmüthige Handlungsweise bekannt ist. Dahin lenke sich dein Ehrgeiz. Bist du aber von solchen Absichten der Welt geleitet, ist christlicher Edelsinn dein Stolz; wahrlich, dann wirst du am wenigsten nach menschlichem Beifall und Lob schmachten; dann bist du unabhängig vom Urtheile der Menge, dann kennst du ein Urtheil, an dem dir *mehr* gelegen ist — Gottes Urtheil, Gottes Beifall.

Wie könnte ich, mein Schöpfer, mein Vater, Dir anhängen, wenn ich von den Vorurtheilen oder Bosheiten der Welt abhängig bin! Und doch bin ich elend genug, daß mich meine Leidenschaften von Dir und meinem ewigen Glücke entfernen, und mit knechtischen Ketten an den Dienst der Welt fesseln. Vater, mein Vater, ich bin nicht würdig, Dein Kind zu heißen! Noch war ich zu selten durch Gewissenhaftigkeit erhaben, durch Genügsamkeit reich, durch Bescheidenheit ruhmvoll. O Geist Gottes, meines Vaters, Geist Jesu, heiliger Geist, heilige auch mich, daß ich entschlossen und muthvoll die entehrenden Bande breche, die mich an das Nichtswürdigste des Lebens und an mein Unglück festketten. Amen.

11.

Wenn unser Wohlstand abnimmt.

Hiob 2, 10.

Wenn gleich aus tiefer Mitternacht
Gewitter um mich blitzen,
So zag ich nicht, mein Vater wacht,
Er wacht, mich zu beschützen.
Die Güte, die mich werden hieß,
Die den Bedrängten nie verließ,
Die wird mich nie verlassen.

Sein Auge schaut auf meinen Schmerz,
Und seine Blicke zahlen
Die Sorgen, die mein armes Herz
Mit Angst und Kummer qualen.
Er sandte mir das Leiden zu,
Daß nicht mein Herz in stolzer Ruh'
Des Ewigen vergesse.

Gesegnet sind die Leiden mir,
Die mich zum Himmel ziehen,
Mich lehren, Gott, allein zu Dir,
Als meinem Vater, fliehen.

Ich weiß es, nach der finstern Nacht
Gibst Du mir wieder Tagespracht,
Die Alles umgestaltet.

Gewöhnlich machen sich die Menschen ihre meiste Sorge über die Zunahme oder Abnahme ihrer Glücksumstände, und woher sie Geld genug nehmen werden, um ihre verschiedenartigen Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn man aber alle Jahre den Wechsel der Glücksumstände bei so vielen Tausenden sieht; wenn man sieht, wie nichts Ungewisseres als Geld und Gut ist, und wie doch endlich, wenn die Umstände auch noch so schlimm werden, kein Einziger ganz verloren geht, sondern immer wieder, wenn die Noth am allergrößten wird, durch Gottes besondere Leitung und guter Menschen Beistand Rettung findet: sollte man da nicht glauben, der Kummer um kleines Hab und Gut, und wovon wir leben, müsse der allergeringste sein? — Aber dennoch ist er es keineswegs. Denn an unserm Mehr- oder Wenigerhaben hängt noch manches Andere, als die Sorge, wovon wir leben, uns nähren und kleiden wollen. Daran hängen noch die Besorgnisse unserer Eitelkeit, die kleinen Gelüste unserer Bequemlichkeit, die Aussichten für unsere Kinder und Freunde, und eine zahllose Menge von sich alltäglich verändernden Planen und Wünschen für die Zukunft.

Es ist in unsern Tagen unter tausend Haushaltungen vielleicht kaum eine einzige, welche nicht von Nahrungssorgen mehr oder weniger gedrückt würde, oder doch ihr Besitzthum und ihre ehemaligen Einkünfte nicht sehr geschmälert sähe.

Und unter diesen Tausenden mache auch ich keine Ausnahme.

Doch den Muth darf ich nicht sinken lassen. Wer seine Standhaftigkeit aufrecht erhält, hat doch die Möglichkeit, sich aus diesen bedrängten Verhältnissen wieder hervorzuschwingen. Man muß nie an sich selbst verzweifeln, noch weniger an der Vorsehung, der tausend uns unbekannte Mittel und Wege zu Gebote stehen, uns wieder in eine andere Lage zu versetzen, wenn es die rechte Zeit für uns ist. Das haben ja Millionen schon vor mir erfahren; das erfahren Millionen noch alle Tage.

Ich will standhaft sein, unerschrocken ausharren, wie es dann auch kommen möge. Mir gleichviel! Ich kann es nicht ändern. Alles hängt ja von der Hand des Allerhöchsten ab. Ihm müssen wir uns schweigend unterwerfen.

Doch diese Ergebung in Gottes Willen soll und darf mich nicht in Unthätigkeit gerathen lassen. Will ich den Segen des Herrn hoffen, so muß ich mich durch Anstrengungen desselben wenigstens würdig machen. Ein fauler Knecht wird auch vom besten Herrn verstoßen. Nur dem, der keine Mühe spart, sich selber nach allen Kräften zu helfen, hilft Jedermann freundlich. So will auch ich mit Gottes Beistand thun. Er wird mich nie ganz verlassen.

Es ist Zeit, daß ich einmal recht ernsthaft überlege, wie mir zu helfen sei. Und will ich das, so muß ich ohne Schonung meiner Eigenliebe prüfen, woher die Abnahme meiner Glücksumstände rührt. Bin ich nicht vielleicht selbst zum Theil Schuld daran? War ich nicht vielleicht in meinen Unternehmungen zuweilen unvorsichtig? War ich nicht vielleicht in meinen Ausgaben reichlicher, als ich nach Maßgabe meiner Umstände hätte sein sollen? Verleitete mich nicht mitunter falscher Stolz, falsche Scham zu unrechten Schritten? — Wenn dies war, so trage ich

jetzt nur die Schuld meiner Fehler. Und ich werde sie so lange büßen müssen, als ich nicht Muth habe, sie abzulegen, und ganz das tugendhafte Gegentheil von dem zu werden, was ich bisher war.

Ist aber die Verschlimmerung meiner Vermögensumstände hauptsächlich nur die Folge der schlimmen Zeiten; ist meine gegenwärtige bedrängte Lage nicht eigentlich mein eigenes Verschulden, mein eigenes Werk: so ist es Gottes Werk! Dann kann ich schon ruhiger, ja sogar freudiger sein. Ich habe nicht Ursache, mich vor mir selber zu schämen, oder vor andern Leuten meine Verhältnisse zu verbergen. So spreche ich mit dem ebenfalls viel geprüften Dulder Hiob: Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen? (Hiob 2, 10.)

Freilich, das Böse fällt uns schmerzlich auf. Aber worin bestände denn mein gottergebenes Christenthum, wenn ich nicht getrosten Muthes Alles tragen könnte, was der Herr der Schicksale mir zu tragen gibt? So lange dem Menschen Alles nach Wunsch geht, kennt er sich selbst noch nicht ganz. Erst in bösen Tagen erfährt er deutlich, was an ihm selber sei. — — Freilich, unserer Eitelkeit, unsern gewohnten Bequemlichkeiten geschieht Abbruch. Aber eben dies war auch vielleicht der Grund, warum durch Gottes Fügungen unsere Glücksumstände in Verfall gerathen mußten. Wir sollten nicht eingebildet und hoffärtig sein; wir sollten uns nicht in Bequemlichkeiten verweichlichen, nicht alle Sorge für die Lust des Leibes verwenden. Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, und Schaden nähme an seiner Seele!

Ertrage freudig deinen Zustand — er ist ja Gottes Werk. Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen? Doch an dir liegt viel, deine Lage zu verbessern, wenn du es mit rechtem Ernst willst, und es auf die gehörige Weise anfängst. Dann tritt auch deines Gottes Segen hinzu. Und woran du manches Jahr verzweifelst, kann dir ein einziger Tag verschaffen.

Verschaffe dir vor allen Dingen die genaueste und deutlichste Erkenntniß vom gegenwärtigen Zustande deines Vermögens. Ohne diese Einsicht, welche dir täglich klar sein muß, stehst du in einer fortwährenden Ungewißheit und Unruhe, und deine Maßregeln werden schwankend, weil du nie zuverlässig weißt, ob du zu viel oder zu wenig thust. Verhülle und verhehle dir nichts, verschönere dir nichts. Baue auf keine Hoffnungen, sondern siehe an, was ist. Rechne auf nichts, als was du wirklich hast und dir unwidersprechlich gehört. Und wäre es noch so wenig, viel weniger als du selbst glaubtest: genug, daß dich schon die Gewißheit davon ruhig und fest in deinen Entschlüssen macht. Je größer das Uebel, je größer der Muth. Nur hüte dich vor falscher Scham. Erspreise einen ächten Stolz: den Stolz, daß du dein Schicksal unverschuldet trägst. Was Gottes Werk ist, dessen darf sich der Mensch nicht schämen.

Und von diesem Augenblick an entwirf den Lebensplan. Entferne Alles, was entbehrlich genannt werden kann, ohne Zeitverlust. Begnüge dich mit dem Wenigsten. Deine Kraft sei größer als Alles, dein Vertrauen auf Gottes Beistand am allergrößten. Dieser Muth in bösen Umständen wird dich mit ungewohnter Heiterkeit erfüllen. Deine kaltblütige Entschlossenheit wird dir selbst ein Gefühl eigener Größe geben, das du noch nie hattest. Du wirst zuletzt über dein Schicksal erhaben hinblicken, und über mancherlei Entbehrungen sogar scherzen können, über welche die Schwächern seufzen.

Laß dich von diesem Entschlusse durch keine falsche Scham abwendig machen. Sei nur wahr gegen dich und Andere. Nenne die Dinge, wie sie sind, und du wirst nichts mehr fürchten. Wer aber ohne Furcht lebt, der ist schon ein halbbeglückter Mensch. Deine Festigkeit, deine Offenheit werden von allen Rechtschaffenen geachtet sein, und selbst ihr Mitleiden wird sich gegen dich mit einer gewissen Ehrfurcht vermischen. Wer aus Eitelkeit nicht gern Andere wissen lassen will, wie übel es mit ihm stehe, muß sich in jeder Stunde zum Heuchler machen; ein frohes Gesicht machen, wo er seufzen möchte; Ausgaben thun, wo er nothwendig sparen sollte. Er verschlimmert seinen Zustand mit jeder Woche, und lebt doch dabei in beständiger Angst und in der Ueberzeugung, daß seine Lage früher oder später dennoch kund werden müsse. Wozu also diesen Zustand von Bangigkeit verlängern? Man sieht doch sehr bald durch die angenommene äussere Heiterkeit das innere Elend, sieht die mühsam zusammengelegte Miene, und vermuthet eben darum weit schlimmere Dinge, als wirklich vorhanden sind.

Warte nie bis zum letzten Augenblick mit Anwendung deiner Hilfsmittel, die dich, wo nicht aus der Verarmung, doch aus der Verlegenheit retten können, reicher zu scheinen, als du bist. Wer reicher scheinen will, als er selbst ist, ist in der That ärmer, als er selbst scheint. Warum zögerst du mit deinen Einschränkungen? Was du heute noch, um die Leute zu täuschen, ausgibst, könnte dich, wärest du ehrlich gegen dich und die Welt, nach mehrern Wochen noch aus großen Verlegenheiten ziehen. Für wessen Glück lebst du? Ist es nicht für das deinige? Für wen machst du Aufwand, der dir überflüssig, wohl gar schädlich ist? Geschieht es nicht für Andere, ohne daß sie davon einen Nutzen haben?

Werde genügsam mit dem Wenigsten. Deine Einkünfte verringern sich, es steht nur bei dir, sie durch hohe Sparsamkeit wieder zu vergrößern. Armuth ist keine Schande; aber Hang zur Bequemlichkeit, Ueppigkeit, Verschwendung ist Schande. Verschwender ist aber auch der Dürftigste, sobald er genießt, was er wohl entbehren könnte, und ausgibt, was er nicht eingenommen hat. Sei genügsam mit dem Wenigsten, und du wirst dich plötzlich reich sehen. Du wirst noch immer mehr haben, als du vonnöthen hast, während du in glücklichen Tagen, wo du mehr besaßest, oft weniger hattest, als du gebrauchtest. Dies Entbehren wird deinem Körper Gesundheit, deinem Geiste eine höhere Kraft verleihen. Siehe da schon ein Segen Gottes, der jeder Tugend nachfolgt! Was du deinem Körper versagst, hast du deiner Seele gegeben.

Aber hüte dich, darum in den Fehler des Geizes zu fallen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß sonst wache Menschen, erschreckt durch den Verfall ihres Vermögens, in Kargheit übergehen, und sich und Andern das Nothwendige versagen, um Geld zu häufen. Sie nennen es Sparsamkeit, aber sie sparen auch da und dann noch, wo und wann es ihnen ohne Nutzen, sondern sogar nachtheilig wird. Verschwender, wenn sie sich plötzlich bekehren wollen, sind am meisten der Gefahr ausgesetzt, Geizige zu werden. — Sparsamkeit will nur sammeln, um nicht Mangel zu leiden, und Mittel zu haben, sich und

Andern zu helfen. Kargheit aber will selbst da sparen, wo die Pflicht es verbietet. Geiz will Vermögen sammeln, weder um es selbst zu genießen, noch Andere davon genießen zu lassen, sondern aus bloßem Wohlgefallen am Gelde.

Deine Genügsamkeit entarte aber auch nicht in Unanständigkeit, wodurch du deine Nebenmenschen von dir zurückstoßest. Du mußt selbst deine Armuth ehrenvoll, und dich in deiner Lage liebenswürdig machen können. Du bist freilich nicht vermögend, in deinem Hause zu glänzen mit theuerm Hausgeräth; aber deine Wohnung kann durch geschmackvolle Ordnung gefallen, und durch strenge Reinlichkeit. Du kannst freilich nicht in kostbaren Kleidern erscheinen, aber eine hohe Sauberkeit derselben schafft dir bei allen Personen Achtung und Zutritt. Reinlichkeit ist eins der wichtigsten Mittel für Jeden, der im Hauswesen zu ersparen gedenkt. Unreinlichkeit ist eine der gewöhnlichsten Verschwendungsarten dürftiger Familien. Sie bilden sich ein, was ihnen nicht kostbar sei, bedürfe auch keiner ausgezeichneten Sorgfalt. Aber ihre Nachlässigkeit und Verwahrlosung dessen, was sie haben, vergrößert ihre Verarmung, und deutet denen, welche helfen könnten, an, daß hier nicht mehr zu helfen sei, weil man nicht hauszuhalten versteht.

Verdoppele deine Arbeitsamkeit. Den Fleißigen segnet Gott. Verdoppele deine Aufmerksamkeit, sowohl um dasjenige, was du besitzest, unverletzt zu behalten, als es mit neuem Erwerb zu vermehren. In deinem Hauptberuf und Geschäft hindern dich vielleicht die Zeiten, hinreichend für deine Bedürfnisse zu gewinnen. Denke nach, wo du dir auf irgend eine andere Weise neue Gewinnsquellen eröffnen kannst, wären sie endlich auch noch so klein. Verschmähe das Geringere nie; denn es wird nichts groß, ohne aus der Zusammensetzung vieler kleinen Theile. Mit dem Fleißigen ist Gott!

Laß dich durch deine beschränkten Umstände nicht mürrisch machen, nicht neidisch, nicht ungefällig gegen Andere. Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen? — Nimm es mit der Zuversicht auf Gottes Weisheit und Liebe; nimm es mit Dankbarkeit. Hebt dich dein Glaube an Gott, so wirst du nie aufhören, heiter zu sein. Der Heitere ist jederzeit geneigt, andern Menschen gefällig und dienstfertig zu sein. Dem Dienstfertigen wieder zu dienen, ist Jedem ein Vergnügen. Siehe, das wirkt der Glaube an Gott! — Verlasse das Vertrauen nicht auf Gott, und die Menschen werden dich auch nicht verlassen. Kommen dir die Stunden des Trübsinns, laß sie kommen. Sie sind dir heilsam. Aber überlasse dich ihnen nicht ganz, sondern schwinge dich aus ihnen an den Flügeln der Andacht und des Gebetes zu dem Ewigen empor, der dich noch immer liebt, und dein Geist wird von seinem Thron erheitert zurückkehren. Du wirst freilich manche ehemals gewohnte Lustbarkeit entbehren müssen; nie aber, wenn du nur selbst willst, die Lust. Sie lächelt Jedem, der reines Herzens ist und seine Pflicht thut. Es werden dir scheinbar kleine Freuden aus Umständen erblühen, die du ehemals kaum der Aufmerksamkeit würdig hieltest, und sie werden dich mehr erquicken, als vormals die kostspieligsten Zerstreuungen.

Dies sind deine Pflichten, dies sei deine Weisheit. Auf diese Art wirst du dich, bei aller Zerrüttung deiner Vermögensumstände, Gott gefällig und den Menschen achtungswürdig emporhalten, und nicht untergehen.

Dies sind deine Pflichten. Aber eine hängt in der andern. Wähle nicht die eine und versäume die andern. Dir würde nur halb geholfen sein; und du selbst begehrst nicht halbe Hilfe. Halte an Gott, und er wird auch dich halten!

An Dir, Vater der Welt, Allbarmherziger, der Du Keinen verlässest, will sich auch meine bekümmerte Seele festhalten. Ich erkenne auch in diesen trüben Tagen, wo mein irdischer Wohlstand weicht, Deine väterliche Weisheit, und verzweifle an Deiner Liebe nicht. Haben wir Gutes empfangen von Dir, und sollten das Böse nicht auch annehmen? — Ich erkenne, was ich in diesen meinen Umständen zu thun schuldig bin mir und den Meinigen. Und ich will es thun. Gib du mir dazu Kraft und Deinen segenvollen Beistand. Ich werde mit Dir Alles, auch das Schwerste überwinden. Ich werde meine Freudigkeit nicht verlieren, die denen bleibt, die Dich lieben. Hilf mir, Vater, Deinem Kinde; mit Inbrunst flehe ich Dich an, hilf mir! Amen.

12.

Häusliche Sorge, häusliches Glück.

Röm. 8, 28.

Du, Herr, kannst Alles enden,
Was mich jetzt drückt und plagt,
Kannst mir noch Hilfe senden,
Wenn schon mein Muth verzagt.

O so geschehʼ Dein Wille!
Er ist der beste doch;
Und aus des Kummers Fülle
Rufst Du mir Freuden noch.

Ein jeder neue Morgen
Sei Zeuge, daß ich frei
Von ängstlich bangen Sorgen,
Nur Dir ergeben sei.

Kein Uebel ist so groß, daß nicht die Furcht vor demselben ein größeres Uebel wäre, als das Unglück selbst, welches man vor sich zu sehen meint. Jedermann weiß es aus eigenen Erfahrungen. Aber es gehört schon viel Geistesstärke dazu, sich dieser Erfahrung und ihrer Lehre immer bewußt zu bleiben, und sie zu benutzen. Die meisten Menschen sind so schwach, so kleinmüthig, so schnell bei jeder Gefahr verzagt, so wenig mit muthiger Zuversicht auf die himmlische Vorsehung blickend, daß sie bei jeder neuen Drohung der Schicksale in neue Furcht gerathen.

Die Sorge ist der Leiden größtes; nicht weil alles Sorgen an sich selbst schon ein Uebel wäre, sondern weil der kleinmüthige Sterbliche es zum Uebel macht. Denn jeder Gedanke an die Zukunft, und das Bestreben, künftigen Uebeln vorzubeugen, ist Pflicht; aber mit Angst und Zittern das Kommende erwarten, ist gegen die Pflicht des Christen, der einen Gott glaubt und Jesu tröstendes Wort im Herzen trägt.

Jeder Mensch, er sei noch so glücklich, hat seine eigenen Sorgen; keiner ist davon befreit; denn jeglicher richtet forschend seinen Blick auf die bevorstehenden Zeiten; aber was sie ihm bringen, kennt er nicht. Der Beglückteste weiß nicht, ob er es noch den folgenden Tag ist.

Die Sorgen wachsen, wie die Erkenntniß der Menschen von der Unzuverlässigkeit der äussern Glücksgüter wächst. Das unwissende Kind sorgt am wenigsten, weil es noch mit dem Wechsel der Dinge zu unbekannt ist. Es

glaubt, was es hat, zu haben, so lange es ihm gefällt; es fürchtet keine bösen Ereignisse, weil ihm noch keine erschienen sind.

Die Sorgen wachsen, wie die Anhänglichkeit der Menschen an äussere Glücksgüter wächst. Wer die meisten leidenschaftlichen Neigungen hat, der hat die meisten und schwersten Sorgen. Wer von unmäßiger Ehrliebe beherrscht wird, und zu viel Werth auf das günstige Urtheil des großen Haufens setzt, wird beständig vor der Möglichkeit zittern, durch irgend einen Umstand sein bisher genossenes Ansehen zu verlieren. Wer zuviel auf Erwerb oder Besitz zeitlichen Vermögens hält, wird beim leichtesten Anschein von Gefährdung desselben in Schrecken gerathen. Willst du weniger von Sorgen gequält werden, so mindere nur deine allzuheftige Neigung für das, was dir am liebsten ist. Brich die Macht der dich beherrschenden Leidenschaft. Lerne den Werth dessen richtiger schätzen, was für dich bisher einen übertriebenen Werth hatte. Was uns jeder Zufall rauben kann, darauf müssen wir nicht das gesammte Gebäude unserer Glückseligkeit errichten. Kinder sind darum am glücklichsten, weil sie ihr Herz noch nicht fest an gewisse Dinge hängen. Sie beweinen und vergessen, und finden wieder neue Freuden auf. Sie betrachten die Veränderlichkeit der Umstände wie ein Spiel, das nur flüchtig ergötzt. Der Weise muß aus Grundsätzen werden, was sie von Natur sind. Wenn ihr nicht umkehret, und werdet wie die Kinder, sprach Jesus, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

Die Sorgen wachsen, wie die Zahl der Berührungen wächst, in welche wir mit der Welt treten. Je zurückgezogener der Mensch von mancherlei Verhältnissen lebt, je weniger Bedürfnisse er sich macht, je leichtern Herzens kann er sein; wenigstens hat er den Vortheil, nicht durch das Schicksal von allzuvielen Seiten her bedroht zu werden. Aber darum hat er nicht weniger Sorge, wenn er einen schwachen, kleinmüthigen Sinn hat. Auch in der tiefsten Einsamkeit ereilt ihn der Schwarm von Bedürfnissen, wenn er das furchtsame Gemüth mit sich dahin bringt. Er zittert da freilich keineswegs vor der Mannigfaltigkeit der Unglücksfälle, aber desto tiefer vor den wenigen, die ihn noch bedrohen. Alle Unfälle des Lebens sind nur das, wozu wir sie machen, und jedes Uebel ist nur das, wofür wir es halten. Was man für kein großes Unglück hält, ist auch keins. Darum geschieht, daß der Eine sehr gleichgültig bei Dingen ist, die den Andern in Angst und Noth bringen.

Man ist gewöhnlich der Meinung, das häusliche Sorgen die schwersten sind. Da hat man nicht blos für sich selbst zu denken, sondern auch für Gattin, Kinder, Dienstboten, Arbeiter, Verwandte. Man muß für ihren Unterhalt, für ihr Auskommen, für ihre Gesundheit sorgen. Wäre ich frei, spricht Mancher, wenn er eine düstere Zukunft sieht, das Alles würde mir wenig Kummer machen. Ich wüßte schon, wie ich mich retten könnte; aber das Schicksal der Meinigen liegt mir am Herzen; — Aus eben diesem Grunde sieht man in unsern Tagen, besonders in Städten, wo viel Aufwand herrscht, wirklich viele Personen die eheliche Verbindung scheuen und in unvermähltem Stande leben.

Diese Gesinnungen entspringen aber offenbar aus einer falschen Ansicht des Lebens, und aus einem Mangel wahrer Religiosität. Aus Mangel an wahrer Religiosität, weil dergleichen Aeusserungen ein Geständniß von gewissen geheim gehaltenen Leidenschaften sind, die mächtiger selbst als der Naturtrieb wirken und ein schwaches Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, so wie auf das Wort der heiligen Schrift, verrathen: daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. (Röm. 8, 28.) Ein Wort, dessen tiefen Sinn dergleichen Menschen selten ergründet haben.

Es ist wahr, daß das häusliche Leben die Zahl der Sorgen vermehrt, aber nicht das Gewicht der Sorgen. Auf vielerlei Dinge Bedacht nehmen müssen, ist kein Unglück; aber mit beständiger Aengstlichkeit, mit immerwährender Furcht auf etwas Bedacht nehmen, das ist Unglück! Und dieses kann der Mensch eben so sehr im unvermählten Stande haben.

Wer aus Furcht vor der Last der Sorgen das eheliche Leben meidet, ergibt sich all den traurigen Erwartungen und Bekümmernissen, welche der Stand der Unvermählten bringt: Schwächung der Gesundheit; einsam stehen mit seinen Leiden und Freuden; beständig ein Fremdling in der Welt sein; Verzicht thun auf das Glück, geliebt zu sein; erkaufte Pflege in Krankheit von fremder Hand; Einsamkeit in alten Tagen, ohne alle Erquickung der Zärtlichkeit der Unsrigen.

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. Freilich nicht Jedem, sondern nur dem, der im hohen Sinne Jesu das Leben betrachtet, und daher überzeugt ist, daß alle Dinge denen zum Besten dienen, die Gott lieben. — Wer Gott wahrhaft liebt, bezeugt es durch gewissenhafte, strenge Vollziehung aller Pflichten. Wer seine Pflicht redlich erfüllt hat, der hat nichts zu befürchten, es komme über ihn, was wolle. Und nähme ihm Gott auch das Liebste, er weiß, daß es zu seinem und der Seinigen Besten dient. Warum sollte er also ein Raub des Kummers werden? Wer will sich denn also über das betrüben, was gewiß sein und der Seinigen Glück ist? Er weiß ja, ohne den Willen Gottes kann auch nicht das Kleinste geschehen; er weiß ja, Gottes Weisheit ist höher, als aller Menschen Vernunft; er weiß ja, daß dieser Weisheit nichts gleich kommt, als die göttliche Liebe zu uns.

Ohne Gott ist keine Welt, und ohne inniges Glauben an Gott keine Seligkeit in der Welt. Christliche Religiosität oder Frömmigkeit ist die höchste irdische Weisheit, die den Schlüssel zu allen Räthseln des Lebens hat, die uns eine gewisse Ueberzeugung gibt, daß kein wahres Uebel zu finden sei unter dem Himmel, als die Sünde, die Pflichtverletzung, die allzugroße Einwurzelung unserer Neigungen in das, was zeitlich und veränderlich ist.

Das eheliche und häusliche Leben macht den Menschen aber zur Frömmigkeit geneigter, als das unhäusliche, einsame Dasein. Je mannichfaltigere Sorgen, je öftere Hinblicke auf Gott. Wer nur für sich allein sorgt, gewöhnt sich leicht, zu sehr auf eigene Kraft zu trauen. Je mehr wir durch Bande der Liebe an die Menschheit gekettet sind, je milder werden wir in ihrer Beurtheilung und Behandlung, je mehr sind wir zärtlichen Gefühlen offen. Die Liebe führt uns an weicher Hand zur Tugend. Der Blick auf Gatten und Kinder hat schon von Unthaten zurückgehalten, die der Unabhängige mit frechem Muth verübt hätte. Die Liebe lenkt die Hoffnung und Sehnsucht des Sterblichen am öftersten mit sanfter Gewalt zum Himmel, zur Ewigkeit. Wer an Gott und Ewigkeit glaubt, und vor beiden mit Jesu großem Sinn wandelt: kann der wahrhaft unglücklich sein? Kann er jemals unglücklich werden? Was hat er mit Furcht und Zittern zu sorgen, er, dem gewiß Alles, was geschieht, zum Besten dienen muß?

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. Wer möchte auch ganz ohne Sorge sein wollen? Sie ist die wirkliche Würze des Lebens. Wer keine Sorge hat, ist auch ohne Wünsche. So lange wir athmen auf Erden, wünschen wir. Es ist auch gut, daß wir wünschen, damit wir nicht still stehen in todtenhafter Unthätigkeit, sondern immer vorwärts schreiten zum Bessern. Das Bessere findet der Mensch durch Klugheit in äusserlichen Verhältnissen; das Beste aber, nämlich Seelenfreudigkeit, durch Tugend in sich selber.

Sorge vergrößert das häusliche Glück. Sorglosigkeit um die Zukunft zerstört das Hauswesen. Wer nur an die gegenwärtigen Umstände denkt, nicht an die möglichen Folgen seiner Handlung; wer über den Besitz einer einzigen Sache alles Uebrige vergißt, der rennt mit strafbarem Leichtsinn in den Abgrund seines Verderbens. — Was ist es denn, das dem Menschen die meiste Freude macht, wenn es nicht das Gelingen seiner Mühe ist, sich ein besseres Loos zu bereiten, oder Uebeln abzuwehren, die im Anzuge sind? Ein Glück, ein Vortheil, so uns ohne unser Zuthun erwächst, macht nicht den zehnten Theil des Vergnügens, als was die Frucht unsers Nachdenkens und Fleißes war. Denn in dieser erkennen wir unsere eigene Kraft, und die Wahrnehmung derselben erfüllt uns mit Achtung für uns selbst. Wir lieben, was wir durch Sorge und Arbeit erworben haben; denn es ist erst durch uns da, es würde ohne uns nicht gewesen sein, es ist gleichsam aus uns hervorgegangen, es ist Eins mit uns. So liebt auch Gott seine Geschöpfe.

Je mannigfacher daher häusliche Sorge ist, je häufiger wir bald diese, bald jene kleine Gefahr von uns oder dem Haupte der Unserigen abzuwenden haben; je verschiedener die kleinen Hindernisse sind, welche wir zur Zufriedenheit unserer Familie bald hier, bald da aus dem Wege räumen müssen, je öfter uns unsere Fürsorge, unsere Unternehmung, unser Rath, unser Anschlag gelingt: um so mannigfaltiger, um so häufiger ist das Glück, welches wir geniessen. Wir leben doppelt selig im Anschauen unserer Werke; denn es sind unsere Werke, sind redende Zeugen unserer Sorgfalt, unserer Einsicht, unserer Kraft. Hundert Kleinigkeiten, welche das Auge der Fremden gar nicht bemerkt, werden auf diese Weise Quellen unserer Freude. Wir fühlen es tief, daß häusliche Sorge das wahre häusliche Glück bringt.

Wenn Jesus lehrte: „Sorget nicht für den andern Morgen!“ wollte er uns damit nicht zur Unthätigkeit verdammen, oder den Leichtsinn empfehlen. Er selbst bewies von diesem in seinem ganzen Lebenslauf das Gegentheil. Er sorgte für das Glück des ganzen menschlichen Geschlechts. Er eiferte gegen Leichtsinn, Wohlleben und Müßiggang. Er empfahl, wie jeder seiner Jünger, wie Paulus (2 Thess. 3, 6), die Tugend der Arbeitsamkeit, und lehrte bei jeder schicklichen Gelegenheit das: Bete und arbeite! jenes Gottesgesetz: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen. Aber er warnte vor der ängstlichen Sorge, welche einen Mangel des Vertrauens auf Gott verräth; vor jener beständigen Unruhe des Gemüths um irdische Angelegenheiten, welche die edelsten Kräfte des Geistes und der Gesundheit verzehrt, und untüchtig macht, sich über die Sinnlichkeit zu erheben.

Fürsorge ist gut, sie stählt unsern Muth; aber bange Besorgniß ist schädlich, sie schwächt unsern Muth und nimmt uns die Kraft, möglichen Unfällen auf die zweckmäßigste Weise vorzubeugen, oder, wenn wir sie nicht verhindern können, doch ihre nachtheiligen Folgen zu verkleinern. Daher, wer den Muth nicht verliert, hat den Sieg schon halb gewonnen. Auf Alles gefaßt sein, heißt schon den meisten Gefahren entronnen sein.

Ueberwinde dich selbst, und du hast die Welt überwunden. Sei mäßig in deinen Wünschen, und deine Besorgnisse werden sich von selbst mäßigen. Liebe nichts mit allzuunbegrenzter Liebe, als deine Tugend; und der Verlust dessen, was irdisch ist, und folglich doch einmal, sei es früh oder spät, verloren sein muß, wird dich weniger erschrecken. Was würde dir wohl auf Erden am bittersten sein, wenn du es einbüßen solltest? Sind es deine Kinder? Ist es dein Gemahl? Ist es dein Freund, dein Vermögen, oder dein Stand, oder Ansehen, oder dein Vaterland? Worüber würdest du am alleruntröstlichsten sein? — Gut, denke, daß es dir nach Gottes Rathschluß genommen werden könne; mache dich sogar vertraut mit diesem Gedanken. Denn wahrscheinlich bist du bestimmt, das einzubüßen, woran dein Herz am allerfestesten hängt, weil es dich eben durch diese Leidenschaftlichkeit hindert, inniger an Gott und Ewigkeit zu hangen; dich hindert, dein Glück durch Tugenden in dir selbst unerschütterlich zu gründen. Es ist der Gottheit Wille, deinen Geist von dem, was vergänglich ist, emporzuziehen nach dem Unvergänglichen. Bereite dich also auch auf das Schwerste vor, um, wenn der prüfende Augenblick kommt, nicht alle Glückseligkeit mit einem Schlage zu verlieren. Liebst du Gott, so bist du überzeugt, daß alle Dinge zu deinem Besten dienen müssen.

Prüfe dich selbst, du Vater, du Mutter, wenn du nun plötzlich kinderlos dastündest — würdest du ganz elend sein, oder noch in deinem Innern eine Freudigkeit behalten, mit der du in jenes bessere Leben hinüberblicken, und ruhig und einfam deinen Lebensweg auf Erden vollenden könntest? Prüfe dich selbst: wenn unvermuthet alle deine Stützen fielen, wenn du unausweichlich in die größte Armuth eingehen, vielleicht dein dürftiges Brod muhsam auf andere Art oder in andern Ländern suchen müßtest, würdest du darum in deinem Innersten vollkommen unglücklich sein, oder noch einen aufrechten Muth behalten? — Der Weise, der wahre Christ trägt noch etwas in seinem Gemüth, das ihn von seinem äussern Unglück unabhängig macht, und nicht auf die Urtheile der Welt achten läßt. Er steht wie ein Fels Gottes in Gewittern. Er ist größer, als jedes Schicksal. Denn in ihm ist ein Glaube an Gott, eine Hoffnung des bessern Seins, eine Hochachtung seiner selbst. — Zwar die Sorge ist ihm nicht fremd, aber die heimliche Furcht vor dem Mißlingen seiner Wünsche. Das Zeugniß seines Gewissens gilt ihm mehr als das Reden der Menschen. Er befiehlt dem Herrn seine Wege; er weiß, der wird's wohl machen. Denen, die Gott lieben, müssen endlich alle Dinge zum Besten dienen.

Und auch nur einem solchen rein christlichen Gemüthe bringt häusliche Sorge häusliches Glück. Für den Weisen ist die Sorge nur der leichte Schatten, welcher im Gemälde seines Lebens die einfallenden Lichtstrahlen mildert, oder glänzender hervortreten läßt. Eben dadurch wird, was ihn umgibt, werthvoller. Was uns einen kleinen Kummer machte, erweckt dafür desto lebhaftere Freude. Es achtet ja Niemand seiner eigenen Gesundheit, und freut sich Keiner derselben so herzlich, als wer sich bedroht sah. Wie Vieles würde uns gleichgültig bleiben, und uns

arm an Vergnügen lassen, wenn es nicht auch unsere Theilnahme und Besorgniß erregen könnte! Es wachsen tausend Pflanzen, aber die einzige, die wir selber besorgten und pflegten, macht uns mehr Lust, als die tausend übrigen.

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. Wie süß ist es nicht an sich schon, das Sorgengefühl für geliebte Wesen, die uns Gott gegeben! Würde eine Mutter wohl vorziehen, lieber ihr Kind nicht zu haben, als die Sorge um dasselbe zu empfinden? Würde sich der Gatte seine Sorge um die theure Gattin, der Sohn die Sorge um den guten Vater nehmen lassen? Liegt nicht in der Sorgfalt um das, was wir haben, der schönere Theil unsers Lebens? — Und geht es dann auch einmal nicht nach unsern Wünschen — Alles wird durch die Liebe wieder gut. Man trägt leichter, was Andere freudig mit uns tragen. Man sendet sich durch Wort und Blick gegenseitig Trost ins Herz. Nach einem Sturme thut wieder die Ruhe wohl. Nach jedem überstandenen Unglück fühlen wir uns erhabener. Der Mensch ist dann immer am größten, wenn er besteht im Zusammensturz des Unbeständigen.

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. — Wir müssen ja sorgen, um glücklich zu sein. Was unsere Sorge von uns nicht abwenden kann, das ist auch kein Unglück, sondern Gottes Werk, der es sendet. Es muß zu unserm Besten dienen! Daher ist jede Furcht und Aengstlichkeit vergebens. — Es ist nur ein einziges wahrhaftes Unglück — dies sind die Folgen der Sünde, die Folgen schlechter, unredlicher Handlungen. Gegen Begehung des Fehlers können wir Sorge tragen, aber gegen die Wirkungen des schon begangenen ist unser Sorgen zu spät. Hier helfen auch keine Trostgründe. Wer will uns trosten, da unser eigenes Gewissen uns den Trost versagt? Was hilft es, daß uns Andere losprechen möchten, da uns das eigene Bewußtsein verdammt? — Sollen wir jemals Angst und Schrecken fühlen vor dem Untergang unsers häuslichen Glücks oder eines Theils von demselben, so sei es, in so fern wir selber auf dem Wege sind, es durch eine leidenschaftliche Uebereilung, durch eine strafbare Begierde, durch eine Verletzung göttlicher und menschlicher Ordnung zu stören.

Vater im Himmel, ich liebe Dich mit den Gefühlen des Kindes, welches seine Ohnmacht, seine beschränkten Einsichten kennt, und Vertrauen hat auf des Vaters höhere Macht und Weisheit. Darum bin ich ruhig in Deinen heiligen Willen ergeben, ohne Bangigkeit wegen meiner und der Meinigen Zukunft. Füge Du es mit ihnen und mit mir, wie Du willst. Wir wissen es, denen, die Dich lieben, gereicht Alles zum Besten.

Darum will ich auch nicht mehr mit Furcht und Bangigkeit sorgen, sondern mit Muth und ruhigem Herzen. Nur so belohnt sich die Sorge, nur so ist sie dem durch die Lehre Deines Sohnes Jesu Christi geheiligten Gemüthe angemessen. Jede andere ist entweder störrischer Eigenwille, oder allzu inbrünstiges Festhalten an dem, was nicht unser ist und sein soll, oder allzugeringes Vertrauen auf Deine väterliche Weisheit und Vorsehung. Warum sollte ich denn auch zaghaft sorgen, da Du am besten weißt, was mir nütze ist, und Du mit Deiner Vaterliebe beständig für mich und die Meinigen Fürsorge trägst? Ich will meine Pflichten erfüllen; für das, was ich in meinem Verhältnisse, in meinem Stande thun muß, Sorge tragen — alles Andere überlasse ich Deiner Leitung. Da werfe ich meine Sorge auf Dich, o Herr, Du wirst es wohl machen. Amen.

13.

Gefahren der Armuth.

Jes. Sir. 11, 11.

Gott der Schwachen, Gott der Armen,
Freude der Bedrängten, gib
Leidenden Du Dein Erbarmen
Und erhabnen Glaubenstrieb,
Dem Vertrauen kühnen Schwung,
Dem Verlangen Sättigung.

Gib dem, der Dich bittet! Wende
Dich nicht, sieht man Dich, zu leih'n!
Voll sind Deine Vaterhände,
Gern gibst Du den Kindern Dein!
Und Dein treues Vaterherz
Sieht der Armuth bittern Schmerz.

Den Vorzug und Werth einzelner Menschen, so wie ganzer Völker, nach dem Reichthum beurtheilen, den sie besitzen, ist eben so verkehrt, als gewöhnlich. Die edelsten und weisesten Völker waren nicht immer die reichsten, so wenig es die edelsten und weisesten Menschen waren; und umgekehrt waren die begütertsten Völker und Menschen nicht immer die preiswürdigsten.

Ob ein Volk reich sei, darauf kommt zu seiner Glückseligkeit wenig an; wohl aber darauf, ob es eben genug habe, ohne mit einem allzugroßen Aufwand von Zeit und Kräften seine dringendsten Lebensbedürfnisse bestreiten zu müssen. Je mehr Sorge das Volk wie der einzelne Mensch für die allerdringendsten und ersten Erhaltungsmittel seines Daseins verwenden muß, je weniger frohen Genuß, je weniger Sorge für Gemüthsveredelung kann Statt finden. Je mehr der Mensch genöthigt ist, die kurzen Stunden seines Lebens dem zu widmen, was Kleider, Nahrung, Hütte und äussere Bequemlichkeit und Behaglichkeit fordern, desto weniger lebt er für edlere Genüsse, für Geistesfreuden. Mehr Mittel zum Leben haben, als man gebrauchen kann, ist kein Glück, kein Vorzug. Ein Quell, der genugsam fließt, dient zum Löschen des Durstes so trefflich, als ein breiter Strom. Aber weniger haben, als nöthig ist, um zu leben, dies ist Unglück. Es ist Armuth.

Man hat Unrecht, den Armen deswegen zu beklagen, weil er auf Stroh schlafen, mit schlechter Kost sich sättigen, in Lumpen gewickelt gehen muß. Denn es gibt Völker, wo der bei uns arm Gehaltene für beneidenswürdig reich geachtet würde. Aber darin ist er zu beklagen, wenn ihm auch das Wenige zuweilen fehlt, folglich die Gesundheit seines Körpers verletzt werden muß; oder wenn er, um dies Wenige zu gewinnen, so anhaltend arbeiten muß, daß ihm keine Zeit zur Erholung seines Geistes übrig bleibt, folglich die Gesundheit seines Geistes verwahrloset, und der Mensch zur Maschine wird. In beiden Fällen wird der hohe Zweck seines irdischen Daseins vernichtet. Aus diesem Gesichtspunkt muß man die Armuth sowohl ganzer Völker als einzelner Personen beurtheilen. Völker, die auf kargem, unfruchtbarem Boden kaum ihr Leben fristen können, und vom Morgen bis zum Abend mit dem Aufsuchen ihrer ersten Nothwendigkeiten beschäftigt sein müssen, sind wahrhaft arm. Ihr gedrücktes Leben ist ein thierisches Dasein;

sie sind geistlos, träge, wie das ausgehungerte Thier, oder wild und kriegslustig, wie das hungernde, noch seiner Kraft sich bewußte Raubthier. Derselbe Fall findet auch bei einzelnen Familien Statt. Aus ihnen gehen kranke Bettler oder Räuber hervor.

Aber auch diejenigen Völker sind nicht weniger arm, die an künstliche Bedürfnisse gewöhnt sind, daß sie unaufhörlich arbeiten müssen, um die große Menge derselben zu stillen, also daß für den edlern, bessern Genuß des Lebens kaum Zeit und Sinn übrig bleibt. In diesem Falle befinden sich heutiges Tages viele Nationen unsers Welttheils, die reich sind an Gewerb und Handel aller Art, Ackerbau und Viehzucht in Fülle betreiben, aber an solchen Aufwand, an so vielerlei Bedürfnisse gewöhnt sind, daß das ganze Leben mit Arbeit verschwendet werden muß, um dieselben zu befriedigen. Sie sind durch die ungeheure Menge selbsterfundener Lebensnothwendigkeiten arm.

Im gleichen Verhältniß steht jeder einzelne Mensch, der, wollte er sich nur mit den ersten Nothwendigkeiten begnügen, Ueberfluß haben würde, aber weil er an feinere Kleider, bessere Wohnung, köstlichere Nahrung, theurere Belustigungsarten gewöhnt, oder durch Vorurtheil gezwungen ist, mitzumachen, kaum durch die anhaltendste Arbeit die nöthigen Mittel dazu herbeischaffen kann. Er schleppt sein Leben in beständiger Dienstbarkeit und Sorge hin; sein Geist kann sich selten zum Bessern erheben.

So kann in reich genannten Städten tödtliche Armuth herrschen bei aller Fülle des Gewerbes, und der zur Unentbehrlichkeit gewordene Aufwand so drückend werden, daß viele Menschen, die bei mehr Genügsamkeit Ueberfluß hätten, jetzt doch kaum wagen, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, aus Furcht, Weib und Kind nicht ernähren zu können. So ist das Landvolk, welches sich fruchtbaren Bodens und reicher Aernte freut, bei aller seiner Wohlhabenheit an Mitteln arm, wenn es mit diesen Mitteln nichts anzufangen weiß, als seine leiblichen Bedürfnisse zu steigern, während es, fern von bessern Unterrichtsanstalten, eines edlern Lebensgenusses unfähig ist. Wer möchte das wohlgemästete Vieh an der Krippe preisen? Wer Obrigkeiten, die durch Vergnügungen, statt das Höhere im Menschen zu ehren, es in Vergessenheit zu stürzen und die Bedürfnisse des thierischen Daseins zu vermehren suchen, um ein Volk in fortwährender Arbeit und Sorge zu einem gedankenlosen Werkzeug zu machen? Was ist das Christenthum — was der Zweck der Menschenschöpfung, wenn der Sterbliche die Ordnungen der Natur umwälzt, das Thierische zum Wichtigsten, das Göttliche zur Nebensache macht? — Warum gab die Gottheit uns den unsterblichen Geist? Warum erschien Jesus, der Welterleuchter, auf Erden? Warum ist eine Ewigkeit, wenn die Fertigkeiten des Leibes und Verstandes nur für das Irdische gebildet, und lebenslang für Erwerb von Kleidern, Speisen und für andere Sinnengenüsse angewandt werden? wenn man den zur Seelenerhebung geweihten Sonntag wieder zur Erholung von körperlichen Beschäftigungen, den Gottesdienst zur langweiligen Ehrensache, die Religion zu einer Gewohnheitsübung macht? Welche Sitte, welches Zeitalter, wo die Bestimmung des Menschen in todtem Betrieb seiner Kunst, seines Gewerbs anfängt und endet, ohne das Höhere zu ahnen! wo der Mensch, wie das im Sande scharrende Thier, so lange die Erdscholle umwirft und bearbeitet, bis er sie für seine Enkel wieder mit dem Staube seines eigenen Leichnams düngt! Dies aber ist das Leben der meisten heutigen Christen, die eine Sehnsucht zur Religion, aber keine Zeit dazu haben.

Es wird bei uns viel von Armuth und Wohlthätigkeitsanstalten gesprochen. Aber die rechte Gefahr der Armuth, die aus ihr entspringende Geisteslähmung und Seelenverwilderung, werden von Wenigen gehörig gekannt, und daher auch nicht gewürdigt. Man glaubt schon Alles gethan zu haben, und den Ehrenkranz zu verdienen in den Augen der Gottheit und Menschheit, wenn man die Straßen frei hält von müßigen Bettlern, und Jedem, der arbeitsfähig ist, Gelegenheit gibt, sich durch eigene Arbeit zu ernähren, und vielleicht reichlich zu nähren. Ja, ihr gebet den Müßiggängern Arbeit, aber ihr macht sie durch Vermehrung ihrer Bedürfnisse noch ärmer, als sie vorher waren. Sie waren Müßiggänger, und ihr habt sie in Sklaven erkünstelter Nothwendigkeit — ach, in lebendige Maschinen verwandelt, denen Gott vergebens eine Seele gegeben!

Lernet die wahrhaften Gefahren der Armuth kennen, dann werdet ihr desto weiser die Mittel der Rettung wählen!

Wer so viel zu erwerben weiß, daß er seinen Leib gegen die Unbill des Wetters schützen kann, gleich viel mit welchem Gewand; daß er seinen Hunger mit gesunder Kost stillen kann, gleich viel ob leckerhaft oder nicht; daß er selbst seinem Weibe und Kinde die ersten unentbehrlichsten Nothwendigkeiten mittheilen kann — der ist nicht arm. In jedem Lande, in jeder Stadt, in jedem Dorfe muß zuerst Jeglicher in die Lage versetzt werden, durch Arbeit so viel zu gewinnen. Wer nicht arbeiten kann, dem gebühren Almosen aus der Hand der Barmherzigkeit. Wer nicht arbeiten will, dem gebührt Strafe. Der bettelnde Müßiggänger ist ein öffentlicher Dieb am Eigenthum Anderer, ein Verminderer des öffentlichen Vermögens; er schwelgt von fremdem Gute, ohne Recht, ohne Anspruch, ohne Dank.

So wir Nahrung und Kleider haben, lasset uns genügen! Zur Fristung des Lebens bedarf es wenig. Wecket ihr aber in derjenigen Person, der ihr Arbeit verschaffet, ein Gelüst nach neuen Bedürfnissen; so stürzet ihr sie in neue Armuth, die zu tilgen ihre Arbeitsamkeit oft nicht hinreicht. Darum gebet ihnen neben der Möglichkeit, ihre Nothwendigkeiten zu befriedigen, zugleich die Möglichkeit, ihren Geist über den Staub zu erheben. Zeiget ihnen Gott, Ewigkeit und die Wunder der Schöpfung; begeistert sie für die Heiligkeit ihrer Pflichten, für die Ehrwürdigkeit ihrer Rechte. Flößet ihnen Hochachtung für den Werth ihres Geistes und seines höhern Berufs ein. Zum Unterricht der Bedürftigen ruft die geistreichen Männer, denn sie haben desselben mehr vonnöthen, als die Kinder der Wohlhabenden, welche schon der Umgang mit Gebildeten bilden hilft; sie haben derselben mehr vonnöthen, weil sie durch innern Reichthum des Gemüths äussere Mängel ersetzen, und eben durch jenen sich über diese erheben sollen. Der Zweck aller Unterweisung sei Zufriedenheit mit der von Gott gegebenen Lage; Verschmähung erkünstelter Bedürfnisse; Stolz, durch nützliche Anwendung der Fähigkeiten und Kräfte zum Wohl der Miterschaffenen Thaten des Reichthums zu üben. Wer geben kann, ist reich.

Aber in unsern gewöhnlichen Wohlthätigkeits-Anstalten wird das körperliche Bedürfniß über Alles, das geistige für

nichts geschützt. Daher die steigende Armuth der Armen, je mehr sie erwerben lernen; daher die Stumpfheit ihres Geistes, indem man sie gewöhnt, Sklaven und Maschinen zu sein; daher die Verwilderung ihrer Sitten; daher die Rohheit ihrer Begierden; daher das Viehische in ihren Vergnügungen, wo Spiel und Rauferei, Sauf- und Fraß den Inhalt ihres Genusses ausmachen; daher ihr Elend, ihre Zwietracht, ihre Unordnung im häuslichen Leben, daher endlich der Reiz, sich fremden Eigenthums durch Betrug oder Gewalt zu bemächtigen, daß Stehlen unter ihnen oft nicht mehr entehrt, wenn es unentdeckt bleibt, und Räubereien zum Handwerk werden. Ihr menschenfreundlichen Obrigkeiten, ihr vielvermögenden Edlen, werfet einen Blick auf die untern Volksklassen — welches Elend, welche Sittenrohheit, welche Sittenlosigkeit, welche gräuelvollen Laster! Und auch sie sind doch Erschaffene Gottes, Berufene zur Heiligkeit, Theilnehmer an Jesu Christo, unsere Brüder.

Nicht aus dem Mangel der ersten Lebensnothwendigkeiten entspringen die Gefahren der Armuth — denn was zur Leibesnothdurft und Nahrung gehört, wird leicht gefunden und erworben; sondern sie entstehen aus der falschen Hilfe, die man den vermeinten Armen reicht. Und falsche Hilfe ist es, wenn man Almosen gibt ohne Arbeit, Arbeit gibt ohne Unterricht, Unterricht gibt ohne Gewöhnung zur Sittenstrenge und Genügsamkeit.

Almosen ohne Arbeit sind Besoldungen des Müssiggangs; Müssiggang aber wird mit Recht aller Laster Anfang genennt. Nicht die Armuth macht den Bettler zum Prasser, zum Zeitverschwender, zum Wollüstling: sondern nur unverdientes Almosen. Leicht erworben, leicht durchgebracht. Der geborne Bettler hat vom Werth und rechten Gebrauch zeitlicher Güter eben so wenig richtige Vorstellungen, als der geborne Reiche, der im Ueberfluß erzogen wird. Beide sorgen um keinen künftigen Morgen, denn sie wissen schon vorher, wo wieder nehmen. Beide verschwenden in ihrer Art, denn sie wissen, es wird ihnen nicht fehlen. Der Reiche verläßt sich auf die Tonnen Goldes, der Bettler auf die Gutwilligkeit und Freigebigkeit Anderer. Der bettelnde wie der vornehme Müssiggänger stürzen sich in den gleichen Schlamm von Lastern. Beide suchen nur thierischen Sinnenkitzel, beide Genuß in Leckereien und Ueppigkeit; beide haben ihren Stolz, ihre Ränke, ihre Umtriebe.

Almosen ohne Arbeit vermehren die Gefahr für das öffentliche Wohl, um so reichlicher sie ertheilt werden. Denn die haltlosen Geschlechter, der Unterstützung sicher, vermehren sich darauf hin durch unerlaubte Verschlingungen. Ihre Ausrottung wird schwerer, je stärker ihre Zahl wächst, und das ihnen innewohnende Gefühl ihrer Kraft gibt ihnen zuletzt Muth, mit List oder Gewalt das an sich zu bringen, was ihnen Barmherzigkeit reichlicher zu geben sich weigert. Almosen ohne Arbeit sind Ausstacken, von welchen Diebesrotten und Räuberbanden erwachsen. Wer den Tiger füttert, wird von ihm zuletzt zerrissen. Es ist das Kennzeichen liebloser Unbarmherzigkeit von den Einwohnern eines Ortes, in welchem Menschen, die ihr Leben nicht durch Arbeit erhalten können, vor der Thür der Wohlhabenden um Almosen stehen. Es ist aber das Kennzeichen großer Unordnung und gefährlichen Leichtsinnes gegen die öffentliche Ruhe, wo man Arbeitsfähige durch reichliche Almosen von nützlicher Thätigkeit abhält.

Arbeit geben ohne Unterricht zur Selbstveredelung des Menschen heißt freie Wesen in Sklaven, Menschen in Thiere verwandeln. Dieses ist falsche Hilfe! Aus ihr, nicht aus dem Mangel des Nothwendigsten, entspringt die Gefahr. Denn wenn ihr schon den Leib nähret, aber den Geist tödtet, was habet ihr Gutes gethan? Ist der Leichnam mehr, als die Seele? Doch mustert die Familien der Landleute! Arbeit haben sie; aber sechs Tage ins Joch eingespannt, gleich dem Zugvieh, treiben sie ihr Leben in dumpfer Gedankenlosigkeit hin. Der siebente Tag, ihnen zur Ruhe vergönnt, wird ihnen ein Tag roher, thierischer Lust. Vielleicht als Kinder waren sie in keiner Schule, oder in so elend bestellter, daß der langweilige Aufenthalt darin ihnen geisttödtender geworden ist, als hätte man ihnen Freiheit gegeben. Als Erwachsene machen sie, laut hergebrachten Uebungen, die Zeremonien der christlichen Kirche mit, ohne den wahren Sinn derselben zu begreifen. Sie hören Predigt und Auslegung des göttlichen Wortes, ohne fähig zu sein, die ausgesprochenen Gedankenreihen ihres Lehrers zu fassen und zu beherzigen. Maschinen am Pfluge, stehen sie als Maschinen im Tempel Gottes. Sie haben Augen, und sehen nicht; sie haben Ohren, und hören nicht. Daher ist Aberglaube ihre Weisheit, Zeremoniendienst ihre Religion. Sie sind aller Laster fähig, wenn das bürgerliche Gesetz sie nicht schreckt, und die Christentugend ist ihnen fremd, wie Jesu hohe Offenbarung. Sie zittern mehr vor den Menschen, als vor Gott, und der Schrecken der Hölle macht sie frömmer, als die Liebe des Himmels. Daher rühme Niemand die Frömmigkeit, die Redlichkeit, die Treue des verwahrlosten, gemeinen Volkes, so lange es in den altüblichen Gebräuchen und Ordnungen einhergeht. Es geht darin mechanisch in angenommenen Gewohnheiten. Aber lasset durch ein großes Unglück Thronen und Verfassungen stürzen, die bürgerlichen Einrichtungen sich auflösen, wenn auch nur für kurze Zeit, und ihr werdet vor den Gräueln eines entzügelten, unwissenden Pöbels schaudern. Mustert die großen Werkstätten gewerbreicher Städte, wo in zahlreicher Menge Kinder und Erwachsene beisammen in einförmigen Arbeiten von der Frühe bis zur Nacht beschäftigt sind; wo eben die Aufmerksamkeit auf das Einerlei des Geschäfts jede andere Selbstthätigkeit des Geistes hindert. Seht sie da, eingebannt für ihr ganzes Leben, ohne Belehrung, ohne Erweckung des Gemüths, ohne Erhebung der Seele; die unwissenden Kinder, lüsterne Hörer roher, unanständiger Scherze oder Erzählungen der Erwachsenen, denen sie nachahmen. Beobachtet die bleichen, verschrumpften Gestalten, in deren Antlitz sich mehr als eine heimliche Sünde offenbart. Welche Wohlthat ward ihnen durch Arbeit gegeben? Ach, für elenden Lohn vermiethen sie ihren Körper, und geben die unnütze Seele dazu in den Kauf. Verdorben an Gesundheit, vergiftet am Herz, ist der Zweck ihrer Schöpfung durch falsche Menschenfreundlichkeit, durch Eigennutz, Selbstsucht und gewissenlosen Leichtsinn ihrer Herren vernichtet. Ach, die armen Unglücklichen! Es sollte ihnen geholfen werden, und man stieß sie von der erhabenen Menschenstufe in den Werth und Rang des Thiers hinab. Wird Gott, der große Vergelter, nicht einst ihretwillen Rechenschaft fordern? Wehe denen, die Menschenseelen verderben lassen, um ihren Mammon zu vergrößern!

Unterricht ohne Gewöhnung zur Sittenstrenge und Genügsamkeit ist falsche Hilfe, wie alle vorigen Arten. Auch der ärmste Mensch kann ein vollen-

deter Mensch sein. Bloßer Unterricht allein thut es nicht, Einübung der Tugend muß hinzukommen. Unterricht erfordert Jahre; eine Tugend aber lieb zu gewinnen, ist ein Augenblick genug, und eine Tugend zu üben, gibt jeder Athemzug Gelegenheit.

Ihr wollet der Armuth steuern, um deren traurige Erfahrungen zu vermindern. Es sei! Aber nicht Almosen mindert, und auch nicht reichlich belohnte Arbeit mindert die Armuth, sondern Genügsamkeit mit Wenigem! Wer für sich selbst wenig bedarf, ist reich, und kann von dem Ueberflüssigen mittheilen. Wer viel Bedürfnisse hat, leidet auch bei großer Einnahme Noth.

Darum, wer Bedürftige bereichern will, lehre sie stolz darauf werden, vieles entbehren und wenig vonnöthen haben zu können; er begeistere sie für die höchste Sitteneinfalt und das Glück der mäßigsten Lebensart. Er zeige ihnen die daraus hervorblühende Leibesgesundheit und das erwachsende Vermögen, Andern nützlich zu werden, und Wohlthäter zu sein, ohne Geld und Gut zu besitzen. Er wecke ihren Stolz, unabhängiger zu werden von den Launen der Nebenmenschen dadurch, daß man ihres Beistandes meistens ermangeln kann. Und bei Genügsamkeit wohnt dauerhaftes Erdenglück.

Aber darin liegt die Barmherzigkeit Vieler, die sich Menschenfreunde zu sein dünken, daß sie den Dürftigen für seine Arbeit besser kleiden, mit angenehmen Speisen erlaben, und an gewisse Bequemlichkeiten gewöhnen, die ihm vorher gleichgültig waren. Ihre grausame Güte macht den Unterstützten ärmer, als er je gewesen, indem sie ihm neue Unentbehrlichkeiten schaffen, und Bedürfnisse einimpfen, die zu stillen er lebenslang arbeiten muß, ohne zur Ruhe und Besinnung zu gelangen. So verbringt er sein Dasein kummervoll im Sklavenjoch der Lebensnothwendigkeiten; versäumt wird der Geist und ein edler Genuß; er stirbt einst, ach! und was hatte er auf Erden gethan? — Sein Gewerb, sein Handwerk getrieben Tag für Tag, um seinen Hunger zu stillen, seine Blöße zu decken; er brachte es vielleicht auf feinere Speisen, bequemere Kleider, eine gute Hinterlassenschaft — aber mehr nicht. Er hatte noch keinen Tag mit Ruhe, keine Nacht ohne Sorge. Und wofür nun Alles? Für den Raub der Würmer! Und seine Seele? Sie ward unter den tausend Sorgen für Haus, Gewerbe, Nahrung und Kleider vergessen. Sie blieb roh, ohne Veredlung, wie in den ersten Jugendtagen, da die Schule verlassen ward. Gott, Ewigkeit, Welt, Schöpfungswunder, Seelenadel, Tugendgröße, sind ihm wie dunkele Traumgestalten geblieben, und Vorurtheile und Einbildung und Wahn nisteten in seinem Gemüth neben der Leidenschaft. Er hatte einen Gott, ohne ihn je zu fühlen, er lebte in seiner Welt, ohne sie je gesehen zu haben; er hatte ein Herz, ohne es de- Entzücken der Tugend zu öffnen.

Ein stiller Schauer durchdringt mich! So erblicke ich einen Theil des Menschengeschlechts, wie es an sich selbst den schwersten Hochverrath übt, und das Göttliche verkauft um Staub. Welch eine Verwirrung der einfachsten Begriffe, welch eine Zerstörung der natürlichsten Ordnungen! Dies sind die Gefahren, dies die schrecklichsten Wirkungen der Armuth! eine Armuth, die so allgemein ist, denn der Bettler ist nicht immer der Aermste! Oft ist der Mann in Sammet und Seide, welcher ihm aus dem Palast ein Almosen zuwirft, noch dürftiger, als der Beschenkte.

Gott, welche Ansichten der Welt haben sich mir in dieser Stunde meiner Andacht eröffnet! Wie ganz anders sah ich jetzt Vieles, das mir ehemals besser und sogar liebenswürdig schien! Und doch ist es nur zu oft Verderben und namenloses Elend.

Und endlich ich selbst — habe ich nicht selbst vor den Gefahren der Armuth zu zittern? Zwar, mein Gott, mein liebreicher Vater, segnest Du meine Arbeiten; noch habe ich mein Brod, mein Obdach und mein Gewand, und ich darf an den folgenden Morgen denken, ohne Furcht, Mangel an den ersten Nothwendigkeiten des Lebens zu leiden — aber bin ich demungeachtet nicht voll heimlicher Sorgen? Verschlingen diese Sorgen nicht einen wichtigen und schönen Theil meiner Stunden? Bin ich nicht in der That viel ärmer, als ich scheine? O wie viel entbehrliche Bedürfnisse habe ich mir leider zu unentbehrlichen Nothwendigkeiten verwandelt! Wie sehr bin ich nun der Sklave derselben geworden, und muß meine besten Tage, meine besten Kräfte bloß für sie, also bloß für Bequemlichkeiten meiner Person aufopfern, statt sie zur Beglückung der Welt anzuwenden! O wie anders, genügsamer Jesus, warst Du; wie reich warst Du in Deiner scheinbaren Dürftigkeit!

Ich muß und will Rechnung halten über meinen Zustand — ich will zur Freiheit des Lebens zurück. Enthaltsame Genügsamkeit verändert die Dürftigkeit schnell in Wohlstand — ich will Kräfte, Stunden und Mittel gewinnen für Menschenbeglückung, für Selbstheiligung zum ewigen Sein! Hilf mir, o Gott, mit Deiner Gnade! Amen.

14.

Glück der Armuth.

Spr. Sal. 13, 7.

Was hat der Reiche mehr? Mehr Pracht,
Mehr Ansehn und mehr Glanz, mehr Macht,
Und auch mehr Sorg' und Ueberdruß,
Bei allem seinem Ueberfluß
Mehr Furcht und Gram.

Mühseligkeit ist Aller Loos,
Der Mensch sei niedrig oder groß!
Doch kommen wahre Ruh' und Lust
Auch gern und nur in dessen Brust,
Der Gott gefallt.

Ist auch nicht köstlich dein Gewand,
Ist auch erhaben nicht dein Stand:
Beneide du kein Feierkleid,
Das oft ein Herz voll Sorg' und Neid
Und Schmerz verhüllt.

Sind denn Hoheit und Reichthum wirklich nur die großen und unerläßlichen Bedingungen, unter welchen man allein auf Erden des Lebens recht froh werden und glücklich sein kann? Fast sollte man es glauben, wenn man auf das Tagewerk der Menschen, auf ihre Plane von Jugend an, auf die Art sieht, wie sie ihre Kinder erziehen. Welch ein Wogen, welch ein Drängen, um zu größeren Einkünften zu kommen! Der Kaufmann setzt sein und der Seinigen Habe auf's Spiel, um das Doppelte zu gewinnen. Landmann und Handwerker gönnen sich kaum Ruhe, um ihren Verdienst zu vermehren. Der Krieger zieht für Ruhm und Beute in das schreckensvolle Schlachtfeld, und setzt Blut, Gesahr der Verstümmelung und Leben daran. Der Schiffer vertraut sich den treulosen Wellen des Weltmeeres, und kämpft auf gebrechlichen Fahrzeugen gegen die Wuth der Elemente. Um Gold wird Alles feil — das Leben selbst,

als wäre dieses Metall köstlicher, denn jede andere Schöpfung Gottes.

Und was haben wir, wenn nun das ganze Leben mit Armuth, Kummer und Sorge vollbracht ist, wenn der Reichthum eingesammelt und das Alter da ist? Was gewinnen wir von diesen todten Schätzen, wenn unsere Kräfte nun erschöpft sind? Geben sie uns die für sie elend aufgeopferte Jugend zurück? Verbannen sie die eisgraue Farbe unsers Greisenhaares? Füllen sie unsere Adern mit verjüngter Lebenskraft? Setzen sie unserm Dasein auch nur eine Stunde mehr zu? — Nein, wir sieben gewöhnlich am Ziele langer Mühen, wenn wir keinen Gebrauch davon machen können. Wir freuen uns des Gewonnenen, wenn es Zeit ist, Abschied davon zu nehmen.

Was hilft endlich das reich zusammengescharrte Vermögen? Können wir nun mehr thun, als unsern Hunger sättigen, unsern Durst löschen? Nein, das konnten wir das ganze Leben hindurch auch, wenn gleich mit geringerm Aufwand. Aber schmeckt uns nun der Leckerbissen köstlicher, als ehemals die einfachste Speise, da Gesundheit, Jugend, Arbeitsamkeit und Freude unsere Tischfreunde waren? Hält uns das theure Kleid wärmer und gesünder, als vor Zeiten das wohlfeile, in welchem wir Wind und Wetter trotzten? Oder haben wir nun größere Verdienste um die Menschheit und um den Himmel, da wir nun etwas mehr haben, als hunderttausend Andere? Sind wir in der That hochachtungswürdiger und weit geehrter, nun uns Andere, nicht wegen unserer Tugend, sondern wegen unseres Geldes, Schmeicheleien sagen, über die sie im Herzen lachen? Wer hat zuletzt das Leben am besten genossen? Derjenige, welcher, um froh und heiter zu werden, fünfzig Jahre in Angst und Gefahr verbrachte, oder derjenige, welcher, ohne den Reichthum zu erwarten, damit anfing, fünfzig Jahre froh und heiter zu sein?

Es ist ein seltsamer Wahn, eine fürchterliche, alles Lebensglück zerstörende Leidenschaft, reich sein zu müssen, um glücklich zu werden! Hätte dies in Gottes Plan gelegen, wahrlich, kein Sterblicher wäre arm. Aber Reichthum und Hoheit beseligen schlecht. Warum steigt denn so mancher Fürst vom Throne, und vertauscht den Glanz des Hofes mit der beneidenswürdigen Eingezogenheit des Privatlebens? Warum liegt denn Sorge und Schmerz in den Geberden so vieler Reichen, während der Aermere jauchzt und den Tag genießt und den Segen, welchen ihm Gott gab? Warum denkt denn jeder Reichgewordene noch mit Sehnsucht an die Tage zurück, da er zwar weniger besaß, aber sich des Wenigen herzlicher freuen konnte, als jetzt des Vielen?

Wahrlich, es ist ein tiefer, erfahrungsreicher Sinn in den Worten der heiligen Schrift: Mancher ist arm bei großem Gut, und Mancher ist reich bei seiner Armuth. (Spr. Sal. 13, 7.) Nicht das größere oder kleinere Vermögen, welches man besitzt, sondern die Art und Weise, wie man sich bei diesem Vermögen benimmt, um es anzuwenden; die Art und Weise, wie man es betrachtet, ob als Mittel oder als Zweck des Lebens: nur dies macht unsern Reichthum und unsere Armuth aus. Ist der Taglöhner bei seiner Brodrinde, die er neben dem gesunden Wasserquell frohen Muthes verzehrt, nicht reicher, als der reichste Schiffer, der mit allen Schätzen Indiens auf dem Weltmeere in Gefahr ist, aus Mangel an Nahrung umzukommen? — oder als der Geizige, der neben seiner Zinsrechnungen sich jeden Lebensgenuß abdarbt, um Geld zu häufen? — oder als der reiche Schlemmer, der mit verdorbenem Blute und Säften kränkelnd nicht genießen mag? — oder als der begüterte Bösewicht, den Jeder scheut und meidet, wenn er irgend kann, und der keinen einzigen wahren Freund hat? O, Mancher ist arm bei großem Gut, und Mancher ist reich bei seiner Armuth.

Nicht der Besitz großen Gutes, sondern großer Genuß von einem Gute, groß oder klein, macht reich. Man nennt erwerben eine Kunst. Alle Aeltern unterrichten sorgfältig ihre Kinder darin, als wäre keine wichtigere im Leben. Aber mit Weisheit genießen ist eine noch größere Kunst; wer sie nicht versteht, für den ist das Erworbene wie nicht erworben da. Und in dieser Kunst unterrichtet man leider die Jugend am seltensten, weil der Mensch einmal zur Unnatürlichkeit verwöhnt ist. Du bist nicht reich; die Welt hält dich vielleicht für arm, weil es dir an Glücksgütern mehr fehlt, als Andern. Beklage dich nicht! Weniger Glücksgüter hast du, als der Andere; aber ob du darum arm bist, dies hängt erst von dir ab. Der, welcher dich darum verachtet, weil er mehr zu besitzen glaubt, hat auch viel weniger, als mancher Andere, von dem er seinerseits vielleicht wieder verachtet wird.

Du kannst reich sein in deiner Armuth. Es hängt nur von dir ab. Du besitzest vielleicht sehr geringe Glücksgüter; aber weißt du auch, in welchem Glücke du dich eben deswegen befindest? Siehe, erst darum nenne ich dich arm, weil du dein vor dir liegendes Glück nicht kennst, nicht zu ergreifen Verstand und Muth hast. Darum nenne ich den Blinden arm, der in einem Palaste wohnt, welchen er nicht sieht; und den Geizhals arm, der Zinsen auf Zinsen häuft, und sich mit leeren Hoffnungen speiset. Ist der Todte reich in seinem Grabe von Gold und Marmor?

Du kannst reich sein. Du kannst dein irdisches Vermögen schon in der nächsten Stunde verdoppeln, verzehnfachen, und Ueberfluß haben, wenn du nur willst. Es hängt von dir ab. Arbeitsamkeit gewinnt, Sparsamkeit erhält dir viel — aber damit schreitet der Mensch nur demjenigen Zustande entgegen, in welchem er sich rühmen kann, Ueberfluß zu besitzen. Ich zeige dir einen kürzern Weg: sei genügsam! Hast du Nahrung, Kleid und Obdach, so laß dir genügen. Eine reinliche Hütte leistet dir, was der größte Palast; einfache, gesunde Kost, was der Leckerbissen eines Fürsten; ein prunkloses, sittsames Kleid, was ein kostbares Gewand. Beschränke deine Bedürfnisse, und du wirst plötzlich mehr besitzen, als zur Lebensnothdurft und Nahrung nöthig ist. Du wirst so wohlhabend sein, selbst noch Andern beistehen zu können, die ärmer sind, als du bist. Statt Wohlthaten zu nehmen, wirst du Wohlthaten erweisen können. Beschränke deine Bedürfnisse; wie viel wirst du dann entbehren, wofür du dich jetzt müde arbeitest und dir sorgenvolle Stunden machst! Es kommt nur darauf an, ob dich eine lächerliche Eitelkeit blendet, daß du Andern gern in Geräth und Kleidern gleich thun möchtest. Aber die Andern danken dir für deine Eitelkeit nicht; vielmehr sie zucken, und mit Recht, voll Mitleid oder Verachtung die Achseln über dich, wenn dein unnützer Aufwand den besten Theil deiner Einnahme verschlingt. Die Achtung derer, die dich bloß deines Kleides willen schätzen, verlange nicht; und die Achtung derer, die dich bloß deines Herzens willen schätzen, wird dir nicht entgehen, wenn du sie durch dein würdiges

Thun zu verdienen weißt. Siehe, durch jenes einfältige Mittel verwandelst du plötzlich deine Armuth in Wohlhabenheit. Dann bedarfst du für dich wenig, aber für Andere Vieles. Dann wirst du Jesu herrliches Wort begreifen: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen sollet, auch nicht für euern Leib, was ihr anthun sollet. Der Leib ist mehr, denn die Kleidung. Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und was wird es sein, das du bereitet hast? (Luk. 12, 20. 22. 23.) — Dann wirst du deiner Tage erst recht froh werden, wenn du heiter und sorgenlos weniger für deine Entbehrlichkeit arbeitest, als für Anderer Glück.

Sei in deinem Stande, in deinem Verhältnisse der Einfachste in der Lebensart, und der, welcher die wenigsten Bedürfnisse zählt! Zittere nicht, Andere werden dich wegen deiner Einschränkung für geizig, wegen deiner Enthaltsamkeit für ärmer achten. Nein, sie werden vielmehr erstaunen, wenn du in Wohlthätigkeit und Unterstützung der Hilfsbedürftigen freigebiger und reicher bist, als sie, weil sie bei ihren vielen Bedürfnissen ungleich wenigee übrig haben, als du.

Erst diese Genügsamkeit schließt die Thore deines Glückes auf, welche bis jetzt vor dir verriegelt waren. Erst dann wird statt mancher wahrhaft entbehrlichen Sorge, woher Dies oder Jenes zu nehmen sei, eine reine, stolze Zufriedenheit in deine Brust einziehen. Du wirst verschmähen, wonach Andere mit kindischem Ungestüm jagen, und der Thorheit lächeln, mit welcher sich Unzählige in Schulden, Verlegenheiten und Entehrungen stürzen, um sich Dies oder Jenes zu gewähren, dessen sie ohne Noth entbehren können. Erst dann wirst du harmlos dein Haupt zum Schlummer niederlegen und sprechen können: ich bin unabhängig von fremder Gnade, mein Fleiß ernährt mich und die Meinigen, und ich kann noch übrig haben; ich bin bei wenigem Gute reicher, als Mancher bei großem.

Erst dann wird dich das Hochgefühl eigenen innern Werthes beseelen. Wie wandelbar ist das Ansehen dessen, den man nur schätzt wegen dessen, was er hat, nicht wegen dessen, was er in sich selbst gilt! Erst dann wird es sich auch stärker in dir regen, durch Verdienste des Herzens zu glänzen, wenn du auch auf äussern Glanz in Geräthe und Kleidern und andern Ausgaben Verzicht thust. Und wahrlich, bald wirst du dir selbst bekennen, du habest das bessere Theil erwählt. Alles, wonach du sonst vergebens getrachtet hast, jener Friede, jene heitere Gemüthsruhe, jene stille Ehrfurcht guter Menschen gegen dich, jenes Bewußtsein vom Beifalle Gottes: dies Alles wird dir von selbst zufallen, indem du nach Gütern des Herzens, nach dem Reiche Gottes trachtest. (Luk. 12, 31.)

Aber auch dann wirst du vermögend sein, nicht nur ein glücklicher, sondern auch ein wahrhaft erhabener Sterblicher zu werden, wenn du aufgehört hast, Sklave deiner Sinnlichkeit zu sein. Dann gehört die Kraft deines Gemüths und deiner Erkenntniß ganz dir selbst; bisher hattest du deine Kräfte in eiteln Bestrebungen zersplittert, und mehr gelebt, um Andern, als um dir selbst zu gefallen. Nur wer an sogenannten Glücksgütern arm, und durch Genügsamkeit reich genug ist, mit Vielem, was er erübrigt, der Welt mannigfaltig nützlich zu werden: nur ein solcher ist der größten und edelsten Dinge fähig. Ein Reicher ist's seltener. Ihn fesselt das Vorurtheil der Gewohnheit und Erziehung mächtiger. Daher waren die erhabensten und tugendhaftesten Menschen des Alterthums meistens dürftig an großen Glücksgütern. Sie schalteten über größere Reichthümer in ihrer Brust. Eben der Druck der Umstände, die Härte und Strenge der Lebensart, zu der sie sich gewöhnten, die Meidung aller Verweichlichung, entwickelte und bildete ihre Gemüthsart in wunderbarer Größe aus. Viele ihrer Namen schimmern noch heute, gleich segensvollen Gestirnen, aus der Vergangenheit auf uns. Jesus, der ewige Sohn der Gottheit, er selbst verschmähte für die höhern Genüsse der Seele die niedrige Lust gemeiner Menschen. Er war ohne äussere Glücksgüter, aber doch überschwenglich reich. Er war der Wohlthäter derer, die ihm begegneten. Er hatte wenig Bedürfnisse, arbeitete wenig für sich; desto mehr blieb ihm Zeit und Kraft, für Andere zu arbeiten. Er ging verachtet und verkannt, aber Fürsten beten ihn heute voll Andacht an; er hatte oft nicht, wohin er sein Haupt legte, aber reich genug war er, dem menschlichen Geschlechte einen ganzen Himmel zu schenken. Also Jesus! Auch seine Schüler und ersten Boten an die Welt erkohr er nicht aus den Geschlechtern der Reichen, aus den Söhnen der Herrscher und Großen, sondern er wählte sie aus dem niedrigen Stande der Armuth, weil hier innere Kraft am zartesten und reinsten vorhanden ist. Der begüterte Jüngling bebte vor der Nachfolge des Christen zurück, der ihm gebot, arm an Gütern, reich an Tugenden zu werden; aber ein Petrus, ein Paulus traten machtvoll und groß bei ihrer Armuth unter die Völker — ihr Wort stürzte die Tempel der Heiden, ihr Arm gründete die Kirche Christi.

Wer die Kunst versteht, reich zu sein in der Armuth, wie Jesus, wie die Apostel, wie die meisten Tugendhaften der Vorwelt waren, der ist auch vor den Gefahren der Armuth geborgen! Nur daraus entstehen alle nachtheiligen Folgen der Dürftigkeit, daß derjenige, welcher sie leidet, nicht weiß, wahrhaft reich zu sein. Eben weil der Unbegüterte zu sehr Sklave seiner Thiernatur ist, um das Entbehrliche zu entbehren; eben weil er Bequemlichkeiten, gute Kleider, köstliche Nahrung, kostspieligere Lustbarkeiten will, wird er Müßiggänger, wird er Dieb, Betrüger, Räuber und dem Staat zur Last, dem Bürger ein Gegenstand der Verachtung. Er ist arm, weil er nicht weiß, in aller Güterlosigkeit reich zu sein. Indem ich aber von dem Glück des Dürftigen rede, welcher es zu ergreifen versteht, kann ich nicht anders, als auch die Vorzüge mir ins Gedächtniß rufen, welche der Tugendhafte bei aller äussern Armuth vor den reichsten seiner Mitbürger hat; Vorzüge, die ihm ohne sein Zuthun zu Theil werden. Denn wo ein Mangel ist, zu dem legte, als Ersatz, die Hand des weisen und gütigen Vaters im Himmel auch wieder ein Gutes, so daß der Niedere keine Ursache hat, den Hohen, und der Unbemittelte den Mittelreichen über Verdienst zu preisen. Dem Armen blühen da die schönsten seiner Freuden, wo der Reiche Elend vermuthet. Eine Kleinigkeit beglückt den Dürftigen mehr, als den Reichen die prachtvollste Gabe. Ueberhaupt irren sich die Menschen sehr, wenn sie glauben, Armuth an Gütern sei auch Armuth an Vergnügen. Wahrlich, o ihr Bewohner der Paläste, unterm Strohdach nistet oft die Freude ein, welche in euern Speise- und Tanzsälen längst zur Fremdlingin geworden, und Harmlosigkeit bettet dem Dürftigen auf seinem Strohlager weich, während die Sorge noch eure seidenen Kissen mit Dornen füllt. Zur Freude gehört nicht Reichthum, sondern ein für sie empfängliches Herz. Die harmlose Kindheit weiß nichts von Geld und Gut, aber am meisten von der Freude. — Der Dürftige hat mehr Anlage und Anlaß zum Vergnügen, als der

Reiche. Denn Jenen kann das Unbedeutendste überraschen, er hat Augen für das Geringste, welches der Begüterte als unwerth übersieht. Des Gelingen einer Arbeit, ein froher Blick vom Freunde, eine Ruhestunde nach der Arbeit, ein für jeden Andern nichtiges Geschenk — Alles hat Werth für ihn. Der Begüterte ist schon darum seltener zur reinen Fröhlichkeit gestimmt, und kann sie auch mit allem Aufwand nicht erkaufen, weil er in viel mannigfaltigern Verhältnissen lebt, zahlreichere Rücksichten zu achten hat, überall größere Verantwortlichkeit erblickt. Dies stört den ungetrübten Lebensgenuß sehr, das Gemüth behält immer eine gewisse unbehagliche Sorgsamkeit bei, man wagt es kaum, sich ganz unbefangen der Lust hinzugeben. Je einfacher unsere Verhältnisse sind, je weniger Rechenschaft man der Welt schuldig ist, je mehr man, unbekümmert um Andere, sich selber angehören kann: je reiner ist der Genuß, den wir haben, je harmloser können wir uns ihm überlassen.

Der Reiche hat mehr scheelsüchtige Gegner, als vertraute und redlich gesinnte Freunde. Die Gemeinheit der Menschen gestattet es kaum anders, als an Personen, die irgend einen Vorzug vor ihm haben mögen, Fehler aufzuspüren. Den Unbegüterten aber sucht die stolze Verleumdung nicht in seiner Einsamkeit auf. Es kennen ihn Wenigere. Der Neid hat an ihm nichts zu nagen. Unbekanntheit und Dunkelheit sind ein hohes Gut. Sie sind die edelste Schutzwehr der häuslichen Glückseligkeit. Wer öffentlich leben muß, hat nur halbes Leben.

Doch warum unternehme ich's das Glück zu preisen, welches auch den Dürftigen begleitet? Wer zweifelt daran, daß es vorhanden sei? daß Gottes Güte, einem Jeglichen sein Loos gebend, mit jedem Schatten Licht, mit jedem Lichte Schatten paarte? — Aber daß Dürftigkeit öfters, und öfters als Reichthum, zur Entwicklung der edelsten Gemüthskräfte, zur Umarmung der erhabensten Tugenden führe, so wie umgekehrt die höchste Tugend zur Verachtung weltlicher Würden und zeitlichen Reichthums führt: dies ist eine Betrachtung, die für meine eigene Vollkommenheit von allzugroßen Folgen ist, als daß ich sie nicht anstellen sollte.

Auch ich bin nichts weniger als reich. Auch ich sehe über mir Zahllose, die, begüterter als ich, mich eher zu den Armen zählen würden. Aber ungeachtet meines Pflichteifers, ungeachtet meiner Sparsamkeit, meines unverdrossenen Fleißes, bin ich doch ärmer, als ich sein möchte. Ich kann Andern nur wenig Gutes thun, weil ich für mich selbst leider noch immer zu viel Bedürfnisse habe. Ich bin, ach ich bekenne es, schwach. Bisher hatte ich mich nicht überwinden können, manches Entbehrliche zu entbehren. Theils Gewohnheit, theils Erziehung, theils Furcht vor schiefen Beurtheilungen von Andern hinderten mich daran. Ich könnte durch einen einzigen entschlossenen Schritt mich von unzähligen Sorgen und Kümmernissen losreissen. Wollte ich nach meinem Stande, nach meinen bürgerlichen Verhältnissen so enthaltsam leben, ohne doch weder meiner Gesundheit, noch derjenigen Achtung zu schaden, die ich meiner Stellung in der Welt schuldig bin — wie reich könnte ich sein, wie viel Ueberfluß bliebe mir! Das Glück der Armuth, welches ich nur noch zu wenig empfunden habe, würde mir dann ganz zugehören. Und warum verzögere ich mein eigenes Glück länger? Warum mache ich mich durch die Menge selbstgeschaffener Bedürfnisse, für die ein beträchtlicher Aufwand von Zeit, Sorgen und Mühe nöthig ist, abhängiger von andern Menschen, als ich's zu sein Ursache habe? Warum werde ich nicht thätig um jene stille Zufriedenheit, die das höchste aller Erdengüter ist? — Ich will es, ich will meine Entbehrlichkeiten durchgehen, die ich mir thörichter Weise zu Unentbehrlichkeiten gemacht habe. Freilich die Gewohnheit wird sich oft sträuben dagegen, aber ein fester, tugendhafter Wille besiegt auch sie. Ich werde die Umänderung in meinen Bedürfnissen, die Einschränkung in meinem Hauswesen nicht plötzlich, nicht allgemein zugleich, sondern allmälig ausführen. Jede einzelne Verzichtleistung wird mich dann doppelt erfreuen, theils daß sie mir das lohnende Bewußtsein meiner eigenen Stärke gibt, theils daß sie meinen Reichthum vermehrt. Gehässige Auslegungen von fremden Beobachtern sollen mich nicht irre machen. Meine Ruhe wird gewinnen, je mehr meine Sorgen sich verkleinern. Und ich werde die gehässigen Ausleger irre machen, indem ich ihnen bei meiner scheinbar vergrößerten Armuth unerwartet reicher erscheine, als sie sind; indem ich uneigennützig arbeite und für Anderer Glück thätig bin; oder indem ich mit meinem Ueberfluß Andern kräftiger helfe, als sie, die sich so manche kostspielige Bequemlichkeiten und Vergnügungen nicht versagen können.

Dann, o dann, mein Jesus, bin ich Dir abermals um einen Schritt näher, dann Dir und Deinen Jüngern wieder um etwas ähnlicher. Wer mein Jünger sein will, sprachst Du, der nehme sein Kreuz auf sich, der verläugne sich selbst und folge mir nach. So werde ich Dir würdiger folgen. So werde ich der Sinnlichkeit weniger gehören. So wird, wie Gelüste meines Ehrgeizes, meine Eitelkeit, meine Sucht nach Bequemlichkeit allmälig absterben, die Kraft meines Gemüths um so lebhafter wachsen. Ich werde die Hoheit, die Seligkeit einer tugendhaften freiwilligen Armuth empfinden.

Und in dieser Empfindung, in diesem Siegesgefühl über das Niedrige und Irdische in mir, welch eine große Schadloshaltung für die Entsagung von Dingen, welche weder mein Leben schöner, noch mein Herz besser machen!

O Messias, erhabener Dulder, Du nanntest auf Erden weniger Dein Eigenthum, als ich noch heute mein nennen kann; und doch warst Du voll musterblichen Glücks, Dir gehörte die Liebe des Vaters und das Zujauchzen aller Himmel, Dir das Bewußtsein, göttlich groß zu handeln.

So richte sich nun mein wankender Muth an Deinen Heldentugenden auf, daß ich werde, wie Du. Die Erde mit allen ihren Gütern und Genüssen gehört uns nur für eine kleine Weile: ewig gehört dem Frommen sein errungener Himmel.

15.

Gefahren des Reichthums.

Matth. 19, 21—24.

Sollt' ich, gilst Du auch mehr Segen,
Mehr, als Andern, mit Gewinn,
Ihnen ungerecht begegnen,
Weil ich reicher, stärker bin?
Darum, weil so oft Verbrecher
Ohne Furcht vor Dir, o Rächer!
Obgleich alle Welt sie hasst,
Fest doch stehn, wie ihr Palast?

Wurden der Bedrangten Zahren,
Wurden ihre Seufzer nicht
Rettung, Gott, von Dir begehren,
Und beflugeln Dein Gericht?

Würd' ich nicht stets zittern müssen?
Würde nicht selbst mein Gewissen
Ueber mich um Rache schrei'n,
Und ihr erster Rächer sein?

Jesus kam aus dem Lande der Galiläer zurück in die Fluren Judäa's, jenseits des Jordans. Schon waren seine Reden, seine Thaten, seine Wunder weit umher erschollen, und viel Volks strömte ihm bei seiner Ankunft entgegen, aus Neugier oder Lernbegier, aus Ehrfurcht oder Neuerungssucht. Es war nicht mehr der gemeine Mann allein, sondern es waren auch Männer aus den besten Geschlechtern, die sich zu ihm drängten. Gelehrte erschienen, um ihn zu prüfen, angesehene Personen, um ihn zu beobachten. Unter ihnen fand sich eines Tages auch ein junger Mann von vorzüglichem Stande und Vermögen. Er kam, wie es schien, mit lebhaftem Willen, ein Schüler des großen Propheten von Nazareth zu werden; er erklärte es und fragte: Was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben haben möge? — Christus empfahl ihm zuerst treue Beobachtung der zehn Gebote Mosis. Der junge Mann bezeugte, er habe sich des Gehorsams gegen dieselben von Kindheit an beflissen; er wünschte noch vollkommener zu werden, als er durch diese Gebote werden könnte. Da beschloß Christus, die Kraft des Jünglings zu prüfen, der sich selbst viel zu wenig kannte. Und er sprach zu ihm: Willst du vollkommen werden, so mußt du aufopfernden Muth und Selbstbeherrschung haben. Du bist reich. Gehe hin, verkaufe deine Güter, gib sie den Armen, und folge mir nach. — Der Jüngling hörte das, und erschrack, und verstummte betrübt. Vieles hatte er sich zugetraut, aber diese Forderung war ihm schwer zu erfüllen. Er verschwand in der Menge. Es ist leichter, sagte Christus, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme! (Matth. 19, 24.)

Und wenn Jesus Christus, statt vor beinahe zwei Jahrtausenden im Morgenlande zu erscheinen, nach Gottes Rathschluß erst in unsern Tagen, in unsern Gegenden zur Menschheit gekommen wäre; wenn er heute unter uns lebte, die wir ihm Altäre und Tempel errichtet haben, die wir in ihm den ewigen Sohn und Heiland der Welt verehren, und er würde, wie dort, den aufopfernden Heldenmuth der Reichen prüfen: welches könnte die Folge werden? Würden ihrer Viele sein, die freudig ihr Hab und Gut von sich stießen, um ganz einzig dem Göttlichen zu dienen, unter Verfolgung und Druck und Verbanntheit mit ihm an der Wiederherstellung allgemeiner Glückseligkeit zu arbeiten? Zwar Jeder wird es vielleicht im Herzen von sich glauben, und am Andern bezweifeln. Warum sollte ich — wird Mancher bei sich sagen — nicht freudig mein Vermögen und Gold, das ich nicht anbete, aufopfern für den angebeteten Gottessohn? — Aber ach, wenn es zur ernsten Prüfung käme, wie würden sie bestehen? — Ja, es ist zur Prüfung gekommen. Die Stimme Jesu Christi sagt ihnen noch heute: Ich bin vorhanden unter euch. Was ihr einem der geringsten eurer Brüder thut, das habt ihr mir gethan! — Wie aber sind ihrer die Meisten in der Prüfung bestanden? Wohl bringt Armuth dem Menschen große Gefahr — aber sie härtet ihn doch ab; sie läßt ihm doch Kraft, ein besserer Mensch zu werden. Aber gefährlich ist der Einfluß entnervenden Reichthums auf die Veredlung des Sterblichen, und nicht ohne Grund sprach Christus, der erhabene Menschenkenner, die schweren Worte: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als ein Reicher ins Himmelreich komme!

Und doch sehnt sich der größte Theil der heutigen Christen nach nichts mit solcher Begier, als nach glänzenden Vermögensumständen. Wäre es möglich, Jeder würde der Reichste sein wollen. Umsonst warnt Jesu Stimme: Was hülfe es den Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, und nähme Schaden an seiner Seele? — Ach, wie viele Tausende opfern Unschuld, Wahrheit, Recht, Freiheit, Alles auf, Leben und Hoffnung des ewigen Lebens, oft für einige Hände voll Goldes!

Es ist kein Wunder, daß gemeine Geldsucht eine der herrschendsten Leidenschaften unsers Zeitalters geworden; daß Jeder daraus, wie er sein Vermögen auf gerechte oder unerlaubte Art immer mehr erweitere, die wichtigste seiner häuslichen Angelegenheiten macht. Denn von zarter Jugend an wird Kindern von ihren Aeltern nichts Anderes gezeigt, nichts nachdrücklicher eingeprägt. Dafür treibt man sie von Schule zu Schule; dafür müssen sie Wissenschaft und Kenntnisse sammeln; dafür Handwerke und Gewerbe erlernen; dafür werden die verächtlichsten Ränke und Umtriebe ersonnen; dafür werden als den Hauptzweck Ehen vorgeschlagen, berechnet, ins Werk gesetzt; dafür muß der Mensch ins Joch des Alltagslebens eintreten. Und ist endlich Einer, der ohne Reichthum doch stolz genug ist, das Gold zu verachten, der Wissenschaft oder Wahrheit, Unschuld, Freiheit, Recht und Tugend höher hält, als alles Gold, der zufrieden ist mit Wenigem, der keine Schätze begehrt — wie wird er vom gemeinen Haufen angestaunt! Wie wird er als ein Narr verspottet, der weder zu leben wisse, noch wisse, was zum Leben gehöre! Wie wird er von den gleichen Leuten mitleidig belächelt, die in der Kirche andächtelnd mit großer Erbauung hören, wie Salomo zu Gott gefleht habe, nicht um Reichthum, sondern um Weisheit! Ihnen selbst aber ist diese Weisheit eine Thorheit, und was sie an dem königlichen Beter bewundern, würden sie an ihren Freunden tadeln.

Nach Vermögen jagen! dies ist die große Aufgabe des Lebens für beinahe alle Haushaltungen. Es ist nicht bloß darum zu thun, so viel zu gewinnen, daß man sich anständig oder zur Nothdurft erhalte: nein, Reichthum ist die allgemeine Sehnsucht, und Tausende gehen darüber zu Grunde, indem sie, gleich Wahnsinnigen, was sie schon haben, für die leerste Hoffnung hinschleudern, wenn sich nur Reichthum in derselben spiegelt. Man will Reichthum um der Ehre, Ehre um der Macht, Macht um des Einflusses, Einfluß um der Befriedigung der Lüste willen. Die Alten ermuntern dazu die Jugend, der Staat die Unterthanen. Man schätzt den Werth des Menschen nur nach dem Gewicht seines Goldes; Talent, Tugend und Armuth sind in der Wagschale des Urtheils leicht, ein Schatten, neben vermöglicher Unwissenheit oder güterreichen Lastern.

So ist die allgemeine Stimmung. Wohl gibt es noch Ausnahmen, es sei zur Ehre der christlichen Religion, zur Ehre der Menschheit gesagt! Aber diese Ausnahmen hüllen sich bescheiden und schüchtern in Dunkel. Wohl rief der Gottessohn: es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme! Seine heutigen Nachfolger prangen mit seinem Namen; aber ihre Weisheit ist nicht

immer die seinige. Sie begehren, Reiche zu werden, und hoffen dennoch, und vielleicht mit weit geringerer Mühe, das Himmelreich, als ausgedehntes Vermögen, zu gewinnen. Aber sie irren in ihrem verkehrten Sinn. Sie wissen nicht was sie thun. Sie verscherzen ihre Seele, ohne es zu glauben; sie werden leidenschaftvolle, nur für den Stand und Standesfreuden athmende Wesen, denen Tugend, Christenthum, Erlösung, Gottheit, Ewigkeit todte Vorstellungen sind. Ihre Weisheit ist nicht Deine Weisheit, o Jesus!

Reichthum ist, wo nicht ein entschiedenes oder unbesiegbares, doch ein mächtiges Hinderniß, in das Reich Gottes einzugehen. Aber wodurch wird Reichthum ein Hinderniß an wahrer Tugend und ächtchristlicher Seelenhoheit?

Schon die erste Erziehung von Kindern begüterter Aeltern pflegt den Keim zum nachmaligen Verschlechtern der Gemüthsart zu pflanzen. Solche Kinder, theils zärtlicher gehegt und geschont, theils von ihren Erziehern, Dienstboten und andern Umgebungen, der Aeltern und deren Vermögen wegen, geschmeichelt, werden schon dadurch, wenn sie Anlagen zur Schlaffheit haben, träger, weichlicher, üppiger, stolzer herabsehen auf Verdienst ohne Gut; oder wenn sie Anlagen zu einer gewissen Lebhaftigkeit des Gemüths haben, eigensinniger, herrischer, rechthaberischer, hochmüthiger. Es ist daher nur allzugewöhnlich, daß die verdienstvollsten und würdigsten, oder durch ihre Tugend berühmtesten Personen von dunkeler Herkunft, vom Mittelstande waren, die sich nachmals emporschwangen; ferner, daß die Kinder ruhmwürdiger Aeltern entarten, und durch Gemeinheit und Schwäche den Glanz ihrer Vorfahren trüben.

So wie die eiserne Noth die Erzieherin des ganzen Menschengeschlechts war: ist eine gewisse mit Freiheit verbundene Strenge und Rauhheit, die zur Entwickelung der Kraft durch deren Anstrengung treibt, die beste Pflegemutter großer und trefflicher Geister. Aber in den Pallästen der Großen suchen wir diese vergebens: da hält süßliche Schmeichelei Wache gegen den Eintritt ernster Tugenden. Es gibt aber keine Christentugend ohne eine hohe, Alles überwältigende Gemüthskraft. Selbst die Ehen der Reichen, selten durch Natur und Liebe, sondern meistens durch Rücksichten auf Vermögen und Stand geschlossen, tragen an sich schon zur Entartung der Geschlechter und Hervorbringung einer schwächlichern und talentlosern Nachkommenschaft bei. Was hier nicht der Mangel gegenseitiger Zuneigung der Aeltern verschuldet, wirken mehr oder weniger von der andern Seite verderbte Säfte, wie solche beim beständigen Genusse verkünstelter und übermäßig reizender Nahrungsmittel und Getränke nicht anders sein können. Vergleichet die frischblühende Jugend des Mittelstandes und des Landmanns mit den zarten Bleichlingen der reichsten Häuser! Aber Niemanden befremde es, wenn die Nachkömmlinge der herrlichsten Ahnherren selten mit den Tugenden derselben wetteifern. Wahr ist es, feinere, geschliffenere Sitten finden wir in den Familien der Begüterten, und diese Sittenmilde kann als Vorbereitung zu einem edlern, menschlichern Sinn angesehen werden. Leider aber ist in manchen Häusern diese Sittenmilde nicht mehr Vorbereitung, sondern schon Ende und Ziel des Strebens. Ein anständiges, ungezwungenes, gefälliges Betragen, das weder Blöße, noch Lächerliches darbietet, die Kunst, sich den Schein von Tugend und den Anstrich von Kenntniß zu geben, wo das Bessere selbst fehlt: dies ist gewöhnlicher Hauptzweck der Erziehung. Religion und Religiosität wird als eine untergeordnete Sache genommen, die um des Anstandes willen beobachtet, aber auf welche weiter keine besondere Aufmerksamkeit gelegt wird.

Ist nun Gemüthskraft höhern Werths, als feine Sitte und Geberde, ist Religion und Religiosität höher als Höflichkeit und Lebensart: woher unter solchen Umständen Seelenstärke und Tugend? Woher nun Muth zu Aufopferungen und jenen heldenmüthigen Selbstverläugnungen, wie Jesus sie von den Erhabensten der Sterblichen, das ist, von seinen Nachfolgern, fordert? Da vertritt das Ehrgefühl die Stelle der Religiosität, Macht und Würde die Stelle der aufmunternden Ewigkeit. Man fängt erst an, sich Gott zu erinnern, wenn uns die Welt anfängt zu vergessen; für die Seele zu sorgen, wenn der entnervte Leib unter Krankheiten zuckt; und sich mit der Ewigkeit vertraut machen, wenn die leichtfertigen Plane des Ehrgeizes durch schlauere Menschen zerrissen, oder durch schreckliche Ereignisse gescheitert sind.

Es ist keine wahre Selbstveredelung gedenkbar ohne vorhergehende Selbstkenntniß. Niemand gelangt leichter zu dieser, als wer im Kampf mit großen Widerwärtigkeiten gezwungen, auf fremden Beistand Verzicht zu thun, und Hilfe in sich selbst zu suchen. Er muß seine Kräfte kennen, er muß seine Leidenschaften bändigen, die ihn noch öfterer als seine Feinde verrathen. Selbstkenntniß ist eine Tochter der Bescheidenheit und Kraft.

Aber unter den Glücklichen oder Glücklichgenannten dieser Welt wird Selbstkenntniß unendlich schwerer, als in den dürftigern Ständen. Denn dort gesellt sich zur ohnehin lauten Eigenliebe, die auch selbst im Bettler gern das Wort führt, die übliche Schmeichelei. Man ist gewohnt, um den Andern Anstandes halber etwas Verbindliches zu sagen, unbedeutenden Eigenschaften große Wichtigkeit zu geben, Fehler gering darzustellen, und irgend einen guten Einfall über Alles zu erheben, als wären sie Abglanz der bewundernswürdigsten Tugend. Wenn der Geschmeichelte noch so viel Wahrhaftigkeit des Gefühls hat, um einzusehen, daß er getäuscht werden solle, läßt er sich doch gern täuschen, weil es ihm wohlthut, weil seine Eigenliebe ihm versichert, daß er das Lob in vieler Hinsicht verdiene, weil er überhaupt an sich selbst irre ist, und seinen Werth und Unwerth zu wenig kennt.

Wenn zu solchen die erschütternde Stimme des göttlichen Wortes redet: mit welchen Empfindungen mögen sie es vernehmen? Ach, mit jener Bestürzung und Verlegenheit, wie der reiche Jüngling, als Jesus zu ihm sprach: Willst du vollkommen werden, so sei dir kein Erdengut zu theuer! Gehe hin, verkaufe deine Güter, gib sie den Armen, und folge mir nach!

Reichthum, Wohlleben und Müheloſigkeit erzeugen unfehlbar Erschlaffung des Gemüths. Anhaltende Ruhe vernichtet jede Kraft, ohne welche weder Größe noch That, noch die Tiefe der Erkenntniß möglich ist. Daher, so wie aus der mitwirkenden falschen Art des Unterrichts, pflegt selten bei den Kindern der Begüterten ein gründliches Wissen Statt zu finden, ausgenommen in der Kunst, die zu Erwerbung von Ansehen und Vermögen dient. Aber was in diesem Kreise nicht eingeschlossen liegt, die höhern An-

sichten des Lebens, die Verhältnisse des Menschen zur Welt überhaupt, zu Gott, zur Ewigkeit, bleiben ihnen gewöhnlich fremd und verworren. Während der Leidende, der Dürftige, der Mensch im Kampfe des Lebens zu diesen höhern Betrachtungen als letzten Trost und letzten Stolz des Geistes hingedrängt wird, macht der Weichling, so lange ihn das Glück anlächelt, daraus einen Gegenstand müßiger Forschelei, oder begnügt sich mit einigen witzigen Einfällen, die er in den Schriften vermeintlicher freier Denker gefunden. Sein Rang, sein Vermögen scheinen ihn vom gewöhnlichen Glauben des Volkes zu entlassen. Seine Vielwisserei gilt ihm für gründliche Einsicht. Geoffenbarte Religion ist ihm, ehrenhalber schon, ein Mährchen; die Verkünder derselben sind ihm Betrogene oder Betrüger; er gefällt sich, sie mit den volksleitenden Priestern des Heidenthums zu vergleichen.

Doch ohne Religion will er nicht sein. Er fühlt das Bedürfniß des Geistes. Er wird also Stifter eines eigenen Glaubens, aber eines bequemen Glaubens, denn Alles hat er bequem und seinem Willen gemäß. Er will einen Glauben, wie er der vernünftelnden Sinnlichkeit zusagt, das heißt, welcher ihm einige menschliche Schwächen, einige menschliche Leidenschaften zu gute hält, die man eines bloßen Gedankens wegen nicht gern fahren lassen mag. Aber Vielwisserei ist nicht Kenntniß, und Träumerei kein Glaube. Unfähig, den Unterschied oder die Einheit von natürlicher oder geoffenbarter Religion einzusehen, tändelt er mit Spitzfindigkeiten oder Einbildungen, die das Leben ausgenossen, und der unbefriedigte, kraftlose Geist nahe ist, vom welkenden Leichnam zu scheiden. Dann wird der bisherige Weltweise zum thörichten Frömmler, zum knechtischen Beter aus Angst und einem müberwindlichen Gefühl von Reue; er betrügt sich aber jetzt eben so sehr mit der Kirche, als sonst mit seiner Weisheit, und wird durch die Bekehrung kein wahrer Christ, so wenig er es vorher gewesen.

Dies ist — ach, nur zu oft! — der innere, geheime Lebenslauf unzähliger von denen, welche sich durch Rang und Vermögen über die Mitwelt erhaben wähnen, Reichthum für Verdienst, Geburt für edlere Natur halten, und Alles als Vorurtheil und Erziehungsgrille verwerfen möchten, was Christen seit Jahrhunderten bekannten, die größten Weisen ehrten. Darum sprach nicht vergebens unser göttlicher Lehrer: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme. Denn eben der Reichthum verschließt in sich das gefahrvolle Gift für das unverdorbene Gemüth, so wie man gewohnt ist, in der Weltgeschichte ganze Nationen durch die Wirkung des Luxus und des Reichthums versinken zu sehen, welche sich durch ernste Tugenden hoch erhoben haben.

Lebensbequemlichkeiten machen bequem; aber Bequemlichkeit entspannt die inwohnende Stärke. Sinnenreize, deren der Wohlhabendere sich anhaltend bis zur Gewohnheit gewährt, machen sinnlicher; sinnliches Wesen vernichtet aber den Aufschwung des Geistes. Daher klebt der Reiche am Irdischen, weil ihm der Muth zum Göttlichen schwerer als jedem Andern wird. Ihn ziehen die Fesseln mannigfaltiger Vergnügungen immer zum Staube nieder; für ihn verliert das Dasein allen Werth, wenn er ohne Mittel dasteht, ihn gemächlich über die Menge emporzuhalten; für ihn verliert das Leben seine Bedeutung, wenn es ihm nicht das gibt, was man in seiner Weltgegend oder auch nur bei seinem Volke Ehre zu nennen pflegt. So schon von zarter Kindheit auf inniger mit Allem, was der niedrigen Sinnlichkeit schmeichelt, vertraut und vermählt, fällt es ihm unendlich schwerer, diesem Allem zu entsagen, um die Aufgaben zu vollbringen, welche ihm Gott und die Religion machten. Den Minderbemittelten, den Dürftigen hebt das Ungemach des Lebens schon selbst über das Irdische zum Bessern empor, und so erkenne ich auch hierin die wohlthätig und weise ordnende Hand Gottes, welche nur wenigen Menschen Ueberfluß und ungestörtes Wohlleben, den Meisten aber Mühe und Kampf gab.

Ein jeglicher Stand hat seine ihm eigenthümlichen Vorurtheile. Die gefährlichsten für die Sittlichkeit aber herrschen in den höhern Ständen, wo nur zu oft der Unterschied des Ranges in der bürgerlichen Gesellschaft das reine Gefühl allgemeiner Menschenliebe tödtet. So wie die untern Stände Viele über sich sehen, denen sie Ehrfurcht erzeigen müssen, erblicken die höhern Stände Viele unter sich, gegen die sie mehr oder weniger Geringschätzung empfinden. Ehrfurcht aber macht geneigter zur Liebe, Geringschätzung aber geneigter zur Selbstvergötterung und Verachtung der Menschen und ihres angebornen Werthes. Auch der Niedrigste ehrt den Nebenmenschen als ein um sein Selbst willen und nicht für fremde Zwecke vorhandenes Wesen; aber je höher der Reiche steht, je leichter läßt er sich zu dem gräßlichen Irrthum verleiten, untergeordnete Menschen [illegible] als Mittel zu behandeln, geschaffen, den Einfällen der Höhern zu dienen. Daß die Leibeigenschaft unter den Völkern vernichtet worden ist, war minder eine großmüthige Entsagung der Reichen aus Pflichtgefühl und Ehrfurcht vor dem Heiligthume der Menschenrechte, als eine Frucht steigender Veredlung, Aufklärung und Kraft der mittlern Stände, gewaltiger Schicksale oder einzelner tugendhafter Fürstengesinnungen.

Lieben sollen wir, so fordert Jesus, unsern Nächsten, wie uns selbst; denn Jeder ist unser Mitschaffener, unser Bruder, so wie Gott unser Aller Vater ist. Geneigter wird der Mensch von geringern Ständen schon dadurch zu dieser Liebe, daß es seiner Eigenliebe schmeichelt, oder sein Selbstgefühl tröstet, zu wissen, wie Könige und Fürsten mit den niedrigsten ihrer Knechte vor Gott gleich sind, vor dem kein Ansehen der Person gilt. In höhern Ständen empört sich nicht selten die Gewohnheit, den großen Haufen tiefer als sich im bürgerlichen Leben zu erblicken, gegen die Anerkennung einer Gleichheit in der Geisterwelt, und wagt man auch nicht immer, sie wegzuläugnen, schwächt doch nicht selten ein leiser Stolz die Regung des religiösen Brudersinnes. Man verzeiht sich mancherlei Nachlässigkeiten gegen Untergebene; glaubt weniger zu sündigen, wenn man denen Unrecht thut, welche sich nicht vertheidigen können oder dürfen, findet Mißhandlungen geringer Personen aus Laune oder Muthwillen oder Bosheit nicht anstößig, oder hält dergleichen sogar seiner Stellung nicht für unwürdig.

So in mancherlei andern Rücksichten erschweren Rang und Reichthum die Vollziehung der Christenpflichten, welche, um schön geübt zu sein, in demuthvoller Anspruchslosigkeit geübt sein müssen. Darum erkenne ich die Wahrheit des Wortes Jesu durch zahllose Erfahrungen bestätigt: Es ist einem Reichen schwer, in das

Reich Gottes einzugehen. Darum, o Vater, Alles mit unendlicher Liebe leitender Vater im Himmel, will auch ich nicht um Reichthum zu Dir flehen, sondern nur um Weisheit! Und um Weisheit flehe ich, damit ich das Loos, welches Du mir auf Erden beschieden hast, auf eine Deinen hohen Ansichten, Deiner Vatergüte, meiner Menschenwürde angemessene Weise anwende. Wenn ich einen leisen Wunsch zu Dir emporstammeln darf, ach Vater, so gib, daß ich gleich fern vom Ueberflusse des Reichthums, wie von drückender, kummerreicher Armuth bleibe. Desto leichter werde ich den Gefahren ausweichen im edeln Mittelstande, die in Armuth oder Reichthum mit dem Glück meiner Seele verknüpft sind. Aber wie? ist der edle Mittelstand immer edel? oder ist er es nicht vielmehr erst durch die Tugend, welche ihn adelt? O wie oft gibt eben dieser Mittelstand, den ich preise, das grausenvolle Schauspiel, daß sich in der gleichen Familie, in dem gleichen Herzen die Laster des Reichthums und der Armuth paaren: Verschwendung mit Bettelei, Rohheit mit Ueppigkeit, Hochmuth und Tirannei mit knechtischer Abhängigkeit. Ist nicht mancher Arme ein Muster des Edelmuthes, mancher Reiche ein Muster bescheidener Tugend?

Nein, Vater, ich wage keinen Wunsch. Armuth wie Reichthum sind Mittel zur Seligkeit, wie zum Verderben. Der Mensch ist es, welcher aus der gleichen Pflanze, die Du an seinem Lebenspfade blühen lässest, Balsam und Gift bereitet. Am Menschen liegt es, wenn er nicht auch bei geringem Gute Ueberfluß, und im Ueberfluß nicht Demuth und Mäßigung besitzt. Ich wage keinen Wunsch, o Vater, Du weißt es am besten, was mir zum Frieden dient. Walte Du; jede meiner Bitten ist thöricht, und quillt aus ungenügsamem Herzen, welches Mangel an Zufriedenheit hat.

Gib uns unser täglich Brod, und vergib uns unsere Schulden. Preis und Ehre und Anbetung sei Dir, o du Versorger und Allbeglücker, o du Alleinweiser, von nun an in Ewigkeit! Amen.

16.

Glück des Reichthums.

Matth. 27, 57 — 60.

Beglückt ist, welchen Gott beglückt,
Mit Erdengütern reich geschmückt;
In seinen Gütern liegen nun
Die Gaben, Vielen wohlzuthun!

Haushalter Gottes soll er sein,
Nicht sprechen: was ich hab', ist mein!
Nein, es ist Gottes Eigenthum,
Es sei gebraucht zu Gottes Ruhm.

Der Welt zum Segen glänzet er
In seiner Jugend herrlicher,
Als durch die Mittel seiner Macht,
Als durch den Schimmer seiner Pracht.

Einst spricht von ihm die Nachwelt dann:
Er war ein edler Christ und Mann;
Er, durch die Frömmigkeit verklärt,
War seines Glücks und Vorzugs werth.

Wie ein Verbrecher zwischen Verbrechern hatte der Messias am großen Tage des Schreckens sein Leben ausgeblutet. Sein erstarrter Leichnam hing einsam am Kreuze in der Dämmerung der eintretenden Nacht. Das gaffende, gleichgültige Volk war auseinander geeilt. Die Feinde Jesu, triumphirende Zeugen seines Todes, hatten ihre Rache in seinem Blute gestillt, und waren zurück nach Jerusalem, ihren Sieg zu feiern.

Die schüchternen Freunde und Geliebten des Erlösers wagten es vor dem Argwohn des Pöbels nicht, dem Gekreuzigten nahe zu sein. Auch sie entfernten sich weinend, und verbargen in heimathlichen Wohnungen ihren unendlichen Schmerz. Einsam stand Golgatha, und in der Dämmerung der Nacht das Kreuz mit dem göttlichen Todten. Da nahten sich von Jerusalem her mit eilenden Schritten Männer voll liebreichen Sinnes. Sie gingen zum Kreuze des Erlösers und nahmen den Leichnam ab. Es war Joseph von Arimathia, einer der reichsten und angesehensten Einwohner Jerusalems, und Mitglied des hohen Raths, welchen selbst Pilatus, der römische Landpfleger, ehrte. Auf sein Verlangen hatte ihm Pilatus erlaubt, den Leichnam des Göttlichen zu beerdigen. So kam Joseph von Arimathia nebst seinen Dienern. Auch einer der vornehmsten und achtungswürdigsten unter den Pharisäern, Nicodemus, trat hinzu. Seine Dienerschaft trug bei hundert Pfund Myrrhen und Aloe. Die heiligen Gebeine wurden mit diesen Spezereien in reine Leinentücher eingehüllt und hinabgetragen in Josephs Garten, wo sich dieser edle Mann ein Erbbegräbniß in Felsen hatte hauen lassen, in welches noch Niemand gelegt war. Da folgten weinend Maria Magdalena und Maria die Mutter Jacobi und Joseph dem Trauerzuge, und blickten schüchtern in der Ferne auf die Ruhestätte des theuern Leibes.

Wo die Dürftigkeit der Jünger Jesu ohnmächtig zurückgetreten war, glänzte jetzt die edle Anwendung des Reichthums und Ansehens von einem Joseph von Arimathia und einem Nicodemus. Wo oft in der gerechtesten oder unschuldigsten Sache der Mund der Armuth schweigen muß, darf doch der Mann von Macht und Mitteln seine Stimme erheben. Was der römische Oberbefehlshaber des Landes den blutigen Thränen der Mutter Jesu, dem Jammer der liebenden Jünger versagt haben würde, gestattete er achtungsvoll dem Wunsche eines Mitgliedes vom hohen Rathe Jerusalems. Die heiligen Schriftsteller haben wohl diese Begebenheit nicht vergebens mit so kleinen Nebenumständen für die Wahrheit aufgezeichnet. Weit entfernt, denjenigen zu verachten, der von Gott mit größerm Vermögen gesegnet wäre, schienen sie das Andenken jener Männer besonders ehren zu wollen, welche sich durch den weisen Gebrauch des Reichthums auszeichneten, und ein Gegenstück zu der Erzählung von dem begüterten Jüngling aufzustellen, der den Herrn fragte: was muß ich thun, daß ich vollkommen werde? aber von seinem Reichthum um Jesu willen nicht ablassen wollte, sondern sich verlegen hinwegschlich. Wenn Jesus aber diesem Jüngling einst sagte, er solle alle seine Güter verkaufen, und den Armen geben, war dies wohl nur eine Prüfung, aber nicht sein Sinn, daß Jeder, welcher Erbe des Himmelreichs zu werden gedenke, sich seines Habes und Gutes zum Besten der Armen entschlagen müsse. Denn was wäre gewonnen, wenn alle Reichen ihr Vermögen aufopferten? So wären sie arm, und die Armen, ungewohnt des Ueberflusses, ständen als vielleicht noch schlechtere Verwalter desselben an der Stelle des Begütertgewesenen. Wenn Jesus sagte: es ist schwer, daß

ein Reicher in das Reich Gottes komme! wollte er nur die Gefahren und Hindernisse bezeichnen, welche durch den Reichthum gegen die Veredlung des Geistes erwachsen; aber daß nicht auch Tugend und Frömmigkeit mit Reichthum und Macht vereinbar wäre, daran hatte Christus nicht gezweifelt. War nicht David einer der mächtigsten und reichsten Fürsten der Welt gewesen, und doch eines frommen, gottliebenden Gemüthes? Daher war es theils Mißverständniß, theils übertriebene Andacht, wenn ehemals sowohl Fürsten als vermögliche Unterthanen ihre Besitzungen veräusserten, um in freiwilliger äusserer Armuth des Himmels um so gewisser zu sein. Daher ist's noch heute tadelnswürdig, wenn Frömmler oder Schwärmer voll mitleidigen Stolzes, oder wohl gar voll verächtlichen Hasses, jeden Reichen für einen unfähigen Nachfolger Jesu, und den Besitz des irdischen Mammons selbst für eine Sünde halten. Nicht das, was Gott, der Herr, dem Menschen gegeben, ist unrein, sondern was das Herz davon zum Bösen mißbraucht.

Auch nicht der Mensch ist Richter über die Art, wie der mit Glücksgütern vorzugsweise Gesegnete die empfangenen Gaben verwendet, so lange die Verwendung nicht offenbar zum Nachtheil der bürgerlichen Ordnung, der Gerechtigkeit und guten Sitten geschieht. In diesem Fall ist es der Obrigkeit, die Gewalt hat, Pflicht, schädlichen Mißbrauch des Vermögens zu verhüten oder zu strafen. Aber wohin weder Gewalt noch Macht bürgerlicher Obrigkeit geht, da steht Gottes Macht. Es ist inzwischen ein sehr gewöhnlicher Fehler der Minderbegüterten, daß sie die Denkart und den Vermögensgebrauch der Reichern tadeln, so wie überhaupt diejenigen gern zum Gegenstande ihrer Bemerkungen machen, welche im gemeinen Leben durch irgend einen äussern Umstand Auszeichnung geniessen. Aber diese Beurtheilungen, wenn auch nicht immer von Einmischung neidischer Gefühle vergiftet, sind selten, sie mögen schelten oder loben, zuverlässig. Denn Jeder mißt den Werth des Andern mit einem selbstgeschaffenen, willkürlichen Maßstabe. Der Eigennützige schilt den Reichen einen Verschwender, der einen seinem Stande gemäßen Aufwand macht; der Unwissende tadelt ihn, wenn er einen großen Theil des Vermögens zur Beförderung der Wissenschaften oder nützlicher Anstalten verwendet; der Prasser findet es thöricht, statt seine Einkünfte für Wohlleben und Pracht zu verwenden, sie zur Entdeckung wichtiger Kenntnisse zu gebrauchen.

Nur Gott richtet gerecht. Er kennt den Gedanken und Willen dessen, dem er ein beträchtlicheres Eigenthum und größere Macht auf Erden verliehen. Nur Gott hat ihn allein zu richten, den er zum Haushalter über mehr setzte, als Andere. Er wird ihn zur Rechenschaft fordern und zu dem Einen sprechen: Ich habe dich über Weniges gesetzt, nun will ich dich, o getreuer Knecht, über Vieles anordnen; und dich, o Ungetreuer, den ich über Vieles angestellt habe, erwartet eine strenge Rechenschaft. Jeder Wohlhabende in der Welt, welcher den ehrenvollen Namen des Weisen und Christen verdienen will, betrachtet sich in der That nicht als wirklichen und bleibenden Eigenthümer der ihm zugefallenen Glücksgüter, sondern nur als den von Gott für einen kleinen Zeitraum verordneten Verwalter derselben. Wer könnte auch thöricht genug sein, das, was er in der üblichen Sprache des gemeinen Lebens sein Eigenthum nennt, für wirkliches Eigenthum zu halten? Er trat nackt und bloß in die Welt, noch ärmer scheidet er wieder aus derselben ab. Was er besaß, war nur ein göttliches Darlehen. Es bleibt zurück. Alles, was wir heute besitzen, war schon das Eigenthum der Vorwelt, und wird wieder, wenn unsere Gebeine verwest sind, Eigenthum nachfolgender Geschlechter und künftiger Jahrtausende werden, die uns so wenig kennen, als wir die ehemaligen Besitzer unsers Habes alle kennen. Was die Erde hatte, bleibt der Erde. Die Summe desselben vermehrt und vermindert sich eigentlich im Ganzen nicht, sondern wechselt nur von Hand zu Hand, in einzelnen Theilen bald größer bald geringer. Jeder Sterbliche empfängt für einige Jahre davon durch Gottes Güte seinen kleinen Antheil. Es sind Mittel, die ihm der allgemeine Vater gewährt, sowohl sein eigenes Dasein, die Gesundheit seines Körpers und die Veredelung seines Geistes zu befördern, als auch die Summe der Glückseligkeit und Freude unter andern Erdbewohnern zu vermehren.

Wer also von dem Vermögen, welches ihm durch Gottes Gnade zukam, *für sich* nur so wenig verwendete, als die Nothwendigkeit erforderte, dagegen im Namen des Schöpfers das meiste Gute *für Andere begründete*, welche weniger Mittel empfingen: *der ist ein getreuer und weiser Haushalter Gottes* auf Erden, ein *wahrer Christ* zu nennen. In der That verdient daher das Glück dessen gepriesen zu werden, welcher neben mancherlei äussern Vorzügen auch Weisheit genug besitzt, sie auf die würdigste Weise gottähnlich für besondere und allgemeine Wohlfahrt der Miterschaffenen zu verwalten. Welch ein weites Feld schöner Wirksamkeit ist ihm aufgeschlossen! Durch seine Macht, durch sein Ansehen, wie durch seine Tugend, scheint er einer Reihe höherer Wesen anzugehören, die an Gottes Statt Spender seiner Wohlthaten und Verbreiter seines Segens sind. Oder ist derjenige nicht glücklich zu preisen, der Macht genug hat, das meiste Gute zu vollführen, das er der Welt wünscht?

Wer in dieser Absicht nach Vergrößerung seines irdischen Vermögens strebt, verdient nicht Tadel: er ist lobenswürdig in seinen Zwecken. Er ist nicht dem gemeinen Haufen derer zu vergleichen, die reich sein wollen des Reichthums wegen, die Zinsen auf Zinsen häufen oder ihr ganzes Leben in Mühseligkeit und Arbeit vertreiben, um einst ihrem Leibe dafür recht gütlich zu thun, oder in lächerlichem Stolze mit dem Erworbenen vor den Leuten glänzen zu können. Wer in *dieser Absicht* auf die *Erhaltung seines Vermögens* Bedacht nimmt, damit er noch lange die Freude der nützlichen und vielbeglückenden Anwendung geniessen, sie selbst seinen Kindern und Verwandten gewähren könne, verdient nicht Tadel. Er ist lobenswürdig in seinen Zwecken. Denn er ist nicht mit jenen selbstsüchtigen Thiermenschen zu vergleichen, die sich des Reichthums nur darum freuen, und nur darum ihn zu bewahren suchen, damit sie immer sogenannte gute Tage leben, sich besser kleiden und nähren können, denn Andere; oder damit sich viele Leute vor ihnen bücken, und mit Neid von ihnen reden oder ihrem Stolze schmeicheln müssen.

Der begüterte Christ betrachtet die irdischen Vorzüge, welche er durch Gottes Vorsehung empfangen hat, durchaus nur als *ein vorübergehendes Darlehen aus der Hand des allmächtigen Gebieters der Welt*, als ein Mittel, Andere und sich vollkom-

mener und glückseliger zu machen. Daher hat er keinen Stolz auf das, was ihm nicht gehört, sondern Gottes Eigenthum ist und bleibt. Vielmehr verwaltet er die ihm anvertrauten Pfunde, obgleich mit pflichtmäßiger Thätigkeit, doch mit jener edeln Demuth, die aus der innern und tiefen Ueberzeugung entsteht, daß er nicht seiner Verdienste willen darüber angestellt sei, und daß viele Andere durch Tugend und Kenntnisse weit größerer Vorzüge würdiger wären, als er. Er verwaltet seine Besitzungen und gebraucht seine Vorzüge nicht für sich, denn er selbst bedarf wenig, sondern zum Besten der Welt. Und wie er in jedem seiner Nächsten einen Miterschaffenen, ein Kind Gottes sieht, so erblickt er auch in jedem Leidenden einen rechtmäßigen Theilnehmer an dem ihm vorzugsweise geliehenen Ueberfluß. Indem er nie vergißt, daß sein Gut schon der Vorwelt gehörte, und der Nachwelt gehören werde, vergißt er auch nicht, daß er als gegenwärtiger Verwalter desselben ein beständiger Schuldner gegen seine Mitbürgerschaft, gegen sein Vaterland, gegen die gesammte Menschheit sei. Er betrachtet denjenigen, welcher alle seine Einkünfte schwelgend für sich selbst und seine Sinnenlust und Lebensbequemlichkeit verzehrt, als einen ungetreuen Haushalter Gottes, als einen Benachtheiliger seiner Brüder, die er um die Zinsen eines Vermögens verkürzt, welches nur zur Beförderung ihres Wohlseins bestimmt worden war.

So erfüllt der begüterte Christ das Wort Jesu zu jenem reichen Jüngling: Verkaufe dein Gut, und gib es den Armen und folge mir nach. Der ächte Nachfolger Jesu, indem er von seinem irdischen Vermögen für eigenes Wohlsein das Wenigste gebraucht, indem er seine eigenen Bedürfnisse einschränkt, um desto mehr zu erübrigen, wodurch er Andern nützlich werden kann, hat sein Gut folglich den Dürftigern geweiht. Er behält die Mühe der Verwaltung, die ihm vom Schöpfer angewiesene Stelle des Austheilers, und überläßt Andern den Genuß der Vortheile und des Segens. Er entsagt mäßig und enthaltsam entbehrlichen Dingen, und lebt einfach wie Jesus, thut wohl wie Jesus, er wandelt wie Jesus im Geiste und Zweck Gottes. Er setzt keinen Werth auf seine Vorzüge und Glücksgüter, sondern nur darein, wie er heute besser als gestern vermittelst derselben Menschenwohl ausbreiten könne. Er an sich ist arm — mancher Bettler vielleicht schwelgerischer und weichlicher und träger: er ist nur reich für Andere. Er ist wahrhaft Herr seines Vermögens, während hundert Andere hingegen nur Sklaven ihres Reichthums, von den Ketten der Ueppigkeit, Wollust, Prachtliebe und Eitelkeit gefesselt sind. Wir würden jedoch Unrecht thun, diejenigen wohlhabenden Personen eines Mangels an wahrem Christenthum zu beschuldigen, welche einen ihrem Stande gemäßen Aufwand machen. Der sinnliche Mensch freilich treibt auch Aufwand, aber aus Stolz und Begierde zum Wohlleben. Der Weise hingegen macht ihn, um damit seinem Range, seinen bürgerlichen Verhältnissen den gebührenden Zoll zu entrichten. Denn der große noch viel zu wenig gebildete Haufe, welche den Menschen und sein Ansehen nur nach dem ihn umgebenden Glanz beurtheilt, und selbst vor obrigkeitlichen Personen, ohne äusserliche Auszeichnung, wenig Ehrfurcht empfinden würde, bedarf eines gewissen Eindrucks auf die Sinne, um ihm die nothwendige Achtung einzuflößen.

Daher möge immerhin jedem Stande die erforderliche Auszeichnung zuertheilt werden; ja, um der öffentlichen Ordnung willen ist sie pflichtmäßig, und der Christ bei aller persönlichen Bescheidenheit muß sie wegen der wohlthätigen Zwecke handhaben. Eben dieser äusserliche, dem Weisen oft nur zu beschwerliche Pomp und Aufwand ist zugleich für zahllose Mitbürger, die von ihrer Hände Arbeit leben, eine reiche Nahrungsquelle, ein Hilfsmittel, durch welches der Begüterte dem arbeitsamen Dürftigen eine ansehnliche Unterstützung zukommen läßt, die ausserdem Müßiggängern hingeworfen werden müßte. Sonach ist Reichthum so wenig als Armuth eine Strafe Gottes, oder ein Quell von Gefahren für die Seele, sondern beide werden es durch Mißbrauch erst für den Thoren, so wie sie ein Glück sind in der Hand des Weisen. Wohl oft hegt der einsichtvolle, doch unbemittelte Mann lebhafte, reine Wünsche zur Vermehrung des besondern oder gemeinen Wohl. Aber ihm gebricht die Kraft der Vollziehung. Die vortrefflichsten seiner Entwürfe bleiben als leere schöne Träume unbemerkt und vergessen. Das Elend, dem er gerne abgeholfen haben würde, dauert fort. Er muß bei der Vereitelung seiner frommen Wünsche beständiger Zeuge sein, wie die Ungerechtigkeit immerfort Schlupfwinkel findet, Eigennutz das öffentliche Wohl zerstört, Unwissenheit bald hier bald da ihm unvermeidlichen Schaden stiftet, dem Niemand abhilft. — O wie beneidenswerth erscheint hier die Macht des tugendhaften Reichen, der seinen Geist Gott, sein Gut dem Glück der Menschheit geheiligt hat! Er, gleichsam selbst wie ein Gott in seinem Wirkungskreise, zaudert nicht. Ihm ist's gegeben, seine edeln Wünsche, wie er sie in seiner Brust empfing, zu erfüllen. Ihm stehen die Kenntnisse des Unterrichtetern, ihm die Fürsprache des Beredtern, ihm der Arm des Stärkern zu Gebot. Er hilft, wo er um Hilfe rufen hört, und rettet, wo Andere aus Mangel an Mitteln mit Thränen im Auge zurücktreten.

Dürftigkeit macht muthlos. Wer nichts hat, wird vom gemeinen Haufen nicht geachtet. Ihm thut man Gewalt an. Es hört auf ihn Niemand. Sein Rath wird nirgends verlangt und angenommen. Seine Freimüthigkeit wird als unbescheidene Frechheit, seine Gutmüthigkeit wird oft als zudringliches Wesen gedeutet. Mancherlei bittere Erfahrungen machen ihn endlich scheu. Er wagt kaum die gerechtesten Ansprüche. Wie beneidenswürdig erscheint daneben das Ansehen des Reichen! Wo die Blutthränen der Maria, wo der Schmerz eines Johannes, eines Petrus umsonst gefleht haben würden, siegte ein Wort des geachteten Joseph von Arimathia vor Pilatus. Ihm wurden die heiligen Gebeine des Welterlösers ausgeliefert, daß er ihnen eine würdigere Ruhestätte gebe! — Den Armen, so tugendhaft er auch sei, beachtet Keiner. Die Augen gemeiner Menschen richten sich immer nur gern dem Glanz des Goldes und irdischer Größe zu. Der Unbemittelte steht mit seinen schönen Thaten im Dunkeln; und vollbrachte er das schönste Tugendwerk, man lächelt ihm höchstens einen Beifall. Man nennt es seine Schuldigkeit und Pflicht. Um seinen Namen fragt Niemand. Es fällt fast Keinem ein, ihm in dem Guten, was er that, nachzuahmen. Nur erhabene Menschen sehen auch die Handlung, die der Arme im Stillen übt. Nur ein Jesus bemerkte die unbemittelte Wittwe, welche ihr Scherflein im Gotteskasten legte, ach! vielleicht einen sehr wichtigen Theil ihres gesammten kleinen Vermögens; aber den Pharisäern, die an den Straßenecken

mit Getöse und Pomp ihre Almosen spendeten, rannte die leicht zu blendende, immer nach dem Schein urtheilende Menge des Volkes nach. Wie beneidenswürdig erscheint hier das Glück des tugendhaften Reichen! Auf ihn sind Aller Augen gewendet. Was er thut, wird gepriesen, und weil er gepriesen wird, nachgeahmt. Er wirkt oft mehr Gutes durch sein Beispiel, als durch seine eigene That. Jeder wünscht, ihm ähnlich zu sein. Wie er handelt, so folgen zehn und hundert Andere nach. Er wirkt durch seine glückliche Stellung mehr Gutes, als er selber kennt und weiß. Das ist das Glück des Reichthums. Er ist in der Hand des Edeln ein überschwenglicher Segen für die Welt. Allerdings sind die tugendhaftesten Gesinnungen des Reichen nicht ruhmvoller, als die des Armen. Menschen mögen mit ihrem kleinen Maßstab den Schein messen: vor Gott, dem Allgerechten, ist derjenige, welchem er nur ein Pfund zu verwalten gab, so angenehm, als derjenige, dem er Tausende anvertraute, wenn Beide ihre Pflichten auf gleiche Weise vollstrecken. Aber unbillig ist es auch, wie oft geschieht, den nützlichen und schönen Thaten reich bemittelter Mitbürger oder der weit gebietenden Fürsten allen Werth schon darum abzusprechen, weil sie bemittelter und mächtiger sind. Es ist unbillig, sogleich, wie es doch oft geschieht, wohlverdientes Lob, das man diesen zollt, für niedrige Schmeichelei zu halten. Nein, auch Ehre, dem Ehre gebührt! Der Christ preiset ohne Ansehen der Person das Preisenswerthe, und dem Weisen ist es würdiger, zehnmal in seinem Lobe, als einmal in seinem Tadel zu irren.

Zudem müssen wir nie vergessen, daß Wohlstand und Hoheit verführerischer zur Sinnlichkeit sind, als Unglück und Dürftigkeit. Nicht vergebens sagte Christus: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme! Wer bei hohem Rang bescheiden, bei großer Macht mäßig, bei allem Ueberfluß enthaltsam sein kann, verdient schon darum mit vollem Rechte unsere Ehrfurcht und Achtung, weil er, um zu seinen Tugenden zu gelangen, schwerere Versuchungen zu bestreiten hatte, als der in dunkler Niedrigkeit und Dürftigkeit Wohnende. Nein, die christliche Tugend im Purpurgewand, im Palast und auf dem Thron ist mir nicht minder ehrwürdig, als die Tugend in der Hütte des Elendes, und oft erscheint sie mir selbst glänzender, weil sie seltener und schwerer zu erringen ist. Denn Unglück stärkt und erhebt das Gemüth, aber Ruhe und angenehme äussere Verhältnisse pflegen eher die Kraft zu lähmen, und Leichtsinn und Gleichgültigkeit gegen das Göttliche zu erzeugen.

Wer umringt von den Reizen und Künsten der Wollust treu seine Unschuld bewahrt; wer im Besitz großen Wohlstandes einfach lebt, wie ein Armer, um desto reicher für die Dürftigen oder für Mitbürgerschaft und Vaterland im Wohlthun zu sein; wer im Gefühl großer Gewalt ohne Herrschsucht bleibt, und seine Macht nur anwendet, das Gerechte gegen ungerechte Gewalt, die wehrlose Unschuld gegen gewissenlosen Uebermuth zu schützen; wer, erhaben über Tausende, sich nur als ihren Verpfleger und sie Alle als seine Brüder ansieht, die er mit gleicher Liebe liebet, deren Rechte ihm heilig bleiben, — wahrlich, der hat Christussinn, und ist der Achtung aller Tugendhaften würdig; denn leicht ist's dem Armen, mäßig, dem Gewaltlosen, demüthig, dem Unbekannten, bescheiden zu sein. In ihm ist Christussinn; denn sein Reich ist ja nicht von dieser Welt, seine Schätze sammelt er nicht für den Genuß im kurzen Erdenraum. Er ist glücklich, weil er beglücken kann; er wäre elend in seinem Wohlstande, wenn er nicht fähig sein könnte, durch denselben einen Himmel um sich zu verbreiten.

Heil euch, ihr Edeln, ihr Seltenen, denen Gott vor zahllosen andern Mitmenschen Vorzüge gab, die ihr aber nicht zu euern, sondern zu Vorzügen der Mitbürger machet! Euer ist das Himmelreich! Und wie ihr euern Miterschaffenen einen Himmel bereitet, so wird er euch wieder gegeben werden. Das Glück des Reichthums ist eine der schönsten aller Erdenseligkeiten. Den Reichthum gibt uns Gott, das Glück derselben müssen wir uns selbst bereiten. Und wer wäre denn in der Welt so ganz arm, daß er sich nicht auch dieses Glück verschaffen könnte? Um es zu gewinnen, lerne der Reiche in seinem Reichthum arm sein, und der Arme werde in seiner Armuth reich durch Verzichtleistung auf das minder Nothwendige. So hat er auch Mittel, Wohlsein und Freude Andern zu gründen. Brachte doch die dürftige Wittwe freudig ihr Scherflein zum Gotteskasten. Auch sie war reich in ihrer Armuth, und empfand das Glück des Reichthums!

17.

Häusliche Freuden.

Pred. Sal. 7, 15.

Vor der fernen Zukunft zagen
Will ich nicht.
Es gebricht
Keinem Tag an Plagen.
Heut' leb' ich! Bin ich morgen
Nicht vielleicht
Schon erbleicht?
Warum will ich sorgen?

Ich will nun vor allen Dingen
Suchen, mir
Weisheit hier,
Tugend zu erringen.
Was mir sonst noch nützt hienieden,
Das wird mir
Herr, von Dir
Ja gewiß beschieden.

Von allen Arten irdischer Lebensfreuden ist keine tiefer in alle Geschäfte des Lebens eingreifend, als die häusliche Freude. Wir können uns unter Fremden ergötzen, zerstreuen; unser Vergnügen kann oft in ausgelassenen Muthwillen, in übertriebene Lustigkeit entarten: und doch ist hier die Freude nicht so erwärmend und rein, als wenn wir sie in der Mitte unserer Vertrauten geniessen. Wir können auch einsam ein stilles Vergnügen empfinden; aber doch ist die Lust, welche wir mit einem geliebten Herzen theilen, doppelt süß. Warum zieht der Seefahrer hinaus in die Stürme des Weltmeers, in alle Gefahren und Beschwerden entfernter Himmelsstriche? — er will sein Vermögen vergrößern, um dann es in den Schoos seiner Familie schütten zu können. Für Unbekannte wagt er sein Leben nicht. Was liegt dem Ehrbegierigen daran, ob man ihn in andern Ländern bewundere? Aber in der Heimath erst schmeichelt ihm der Ruf der Fremde, wenn seine Verwandten, seine Freunde und Freundinnen, seine ehemaligen Gespielen Theil an der Ehre nehmen, oder doch darum wissen. — Denn Jeglichem ist seine Familie, sein Haus und seine Heimath der Mittelpunkt seiner Welt. Auf diese bezieht er Alles, was er thut. Daraus läßt sich erklären, warum häusliche Freude den schönsten Reiz für

gefühlvolle, unverdorbene Menschen hat. Wer sie nicht kennt, ist nur halb froh.

Ein Aufwand, welchen wir für Vergnügen machen, kann daher kaum weiser verwendet werden, als zur Vermehrung häuslicher Glückseligkeit. Es zeugt von roher verbildeter Denkart, wenn Hausväter einen Theil ihres Erwerbs für Lustbarkeiten ausser dem Hause verschwenden; wenn Hausmütter ihre kostspieligen Erholungen am liebsten in fremden Gesellschaften aufsuchen, während die Ihrigen daheim, wie verwaiset, sich dürftig zu erheitern suchen, so gut sie können. Da erkaltet die zärtliche Freundschaft zwischen Gatten und Aeltern und Kindern, wo der Eine gar nicht des Andern bedarf, um innig froh zu sein. Den liebt man nicht, mit dem man nicht am öftersten und liebsten stille Freuden theilen mag. Erst da ist ein Glück vollkommen, wo die Lust daran uns aus den Augen theilnehmender Freundschaft wiederstrahlt.

Es ist Pflicht des Christen, mit warmer Sorgfalt die Flamme häuslicher Freude zu nähren, daß sie niemals, auch in den Tagen der Trübsal nicht, ganz erlösche. Wo sie die Herzen erwärmt, ist gesellige Eintracht und treuere Freundschaft. Wo sie leuchtet, kennt Jeder seine Pflicht besser, vollbringt Jeder sein Tagwerk muthiger und vollkommener. Frohe Seelen sind von Natur aufgelegter zur Tugend und Menschenliebe; die Mißvergnügten aber haben etwas zu bereuen, das nicht recht ist, oder finden Gefallen daran, auch Andere verdrießlich zu machen.

Darum mahnten Jesus und seine Jünger immerdar zur Heiterkeit an: Freuet euch mit den Freudigen; seid allezeit fröhlich! — Darum rechnete es sich der Messias zur Pflicht, auf der Hochzeit zu Kanaa den mangelnden Wein zu ersetzen, damit der festliche Tag seiner Freunde nicht gestört werde. — Wie er, der göttliche Weise, sollen auch wir, die wir uns seine Nachfolger nennen, uns nicht der Freude entziehen. Wie die Gottheit alle Welten beseligt, so sollen wir mit unsern beschränkten Kräften gottähnliche Freude im engen Kreise derjenigen ausbreiten, die uns am nächsten stehen.

Wir sollen es sogar nicht dem Zufall überlassen, ob er uns einen Anlaß des Vergnügens herbeiführen werde; sondern daran erkennen wir die Weisheit und Herzensgüte des Freudegebers, daß er besorgt ist, für alle Zeiten Stoff zum Vergnügen zu erfinden, und die Gemüther seiner Lieben in einer beständig heitern Stimmung zu erhalten.

Wie wenig bedarf es dazu! — Ein freundlicher Blick, ein aufmunterndes Wort genügt ja schon. Es genügt ja schon der bloße Vorsatz, man wolle keine mürrische Miene im Hause dulden. Wie viel hängt vom Betragen der Hausmutter, des Vaters und jedes Erwachsenen ab, Alles, was gegeben wird, mit irgend einer Annehmlichkeit zu würzen; für jeden folgenden Morgen etwas zu ersparen, das bis dahin die Hoffnung der Hausgenossen anmuthig beschäftigt! Die Freude ist wohlfeil; für gute Seelen quillt sie aus allen Kleinigkeiten hervor. Der Genügsame ist daran am reichsten. Freuden, die mit großen Kosten erkauft werden, erquicken selten; und wenn sie mit schwerem Gold erkauft würden, sie haben in verdorbenen Gemüthern frostige Aufnahme.

Willst du Freude in deinem Hauswesen einheimisch machen, so sorge zuvor, daß alle Gemüther Empfänglichkeit für sie haben. Empfänglichkeit wird da sein, wo Jeder den Andern ehrt und liebt, und Keiner in seiner Pflichterfüllung zurückbleibt. — Ein reines Herz macht schon natürlich frohen Sinn. Wer mit sich selbst nicht zufrieden ist, der flieht das stille Vergnügen. Er muß sich eine Lust erkaufen oder erkünsteln. Aber ach, erkünstelte Freude ist keine Lust, sondern nur — Zerstreuung; während der Mund lacht, zürnt und trauert das Herz. Keinem ist wohl dabei.

Pflichterfüllung, vollbrachte Arbeit, schön geleisteter Gehorsam, ist die erste, die reinste aller häuslichen Freuden. Sie macht das Herz zu aller andern Lebenslust offen. Aber freilich, nicht Jeder ist jeden Tag derselbe. Es werden auch Fehler begangen. In der wohlgeordnetsten Haushaltung treten Nachlässigkeiten ein, und stören Versehen von mancherlei Art die heitere Laune. Es muß getadelt, es muß das Sträfliche gestraft sein. Wie kann daneben der Frohsinn gedeihen? — Wohl kann er auch da gedeihen, wenn Weisheit und Maß in Allem den Vorsitz hat. — Strafe und Ernst sind Besserung des Fehlbaren. Aber langes Grollen, immer wiederholtes Aufrühren des Geschehenen, immerwährende Anspielungen auf das Vergehen verbessern kein Gemüth, sondern bewirken nur Erbitterung, stummen Haß, Verachtung aller Vorwürfe, auch der verdienten. Die Untugend des langen Grollens und Murrens ist meistens Personen von schlechter Erziehung oder von schwachem Verstande eigen, oder auch solchen, in denen eine niedrige Sucht zu Feindseligkeit vorherrschend ist. Sie sind ohne Edelmuth oder Besonnenheit; sie sehen nicht ein, daß sie durch eigene Schuld mehr verderben, als bessern. Sie sind in ihrem verkehrten Sinn stolzer darauf, gefürchtet, als geliebt zu sein. Wehe, wo auch nur ein einziges Mitglied von so niedriger Denkart im Hauswesen waltet — da flieht der Friedensengel, und die Hölle wird bereitet Allen, die mit solchen in Berührung treten müssen. Was das Traurigste ist: so sind dergleichen unselige Gemüthsarten, die nichts als Unglück bringen können, schwer zu bessern. Eine Krankheit des Herzens oder Verstandes, wie diese, wird mit den Jahren nur unheilbarer und unerträglicher.

Es waltet kein Segen im Hause, wo nicht auch selbst Tadel und Strafe aus der Liebe hervorgehen. Wo Liebe straft, da ist keine Bitterkeit, noch weniger pöbelhafte Grobheit. Man sage nicht: aber mit Sanftmuth und Güte läßt sich nicht Alles erzwingen. Wie du die Menschen behandelst und gewöhnst, so werden sie. Liebe erzeugt Liebe, Ernst und Würde Gehorsam; aber Grobheit weckt Grobheit, und ewige Unzufriedenheit wird mit ewiger Gegenunzufriedenheit vergolten.

Ist die Strafe gegeben, so sei der Fehler vergessen; so herrsche wieder die gewohnte Freundlichkeit vor; so erinnere nichts mehr an das vergangene Unangenehme. Deine schnell wiederkehrende Güte gewinnt dir mit größerer Anhänglichkeit des Fehlbaren in seiner Brust eine tiefe Reue. Die alte Heiterkeit kehrt heim. Der Friedensengel wird von der Wohnung des Guten nicht weichen.

Zwar wird in eine so weise Haushaltung jeder Tag seine größern und kleinern Freuden tragen; Scherze werden auch das Mühselige der Arbeit verannehmlichen; vereintes Trösten wird selbst die Unfälle der Hausgenossen verringern — doch sei daran noch nicht genug! Wie jedes

Land und Volk, jede Stadt seine eigenthümlichen Feiertage zum Andenken irgend einer wichtigen Begebenheit hat: so ist es gut, daß jede wohlgeordnete Haushaltung ihre besondern Familienfeste habe. Das Ausserordentliche oder Nicht-Alltägliche erhöht den Reiz des Genusses und die Stimmung zur Freude.

Dergleichen Familienfeste, wie Geburts- oder Namenstage der Aeltern, der Kinder, der Geschwister, oder auch verstorbener Geliebten, — denn warum wollen wir diese ausschliessen von uns? gehören sie nicht noch immer zu den Unsrigen? — solche Familienfeste schlingen mehr denn jedes andere Mittel ein enges Band um die Herzen der Hausgenossen, und machen sie zu einem fester vereinten Ganzen. Selbst der Fremdling, wenn er daran zur Theilnahme gelangt, fühlt sich in dem glückseligen Verein verwandter. Der feierliche Ausdruck der Verehrung und Liebe, welche bei solchen Anlässen Alle dem Einen bezeugen, vermehrt in Allen wirklich die Verehrung, und in dem Verehrten die Liebe, die Anhänglichkeit zu Allen. — Und mag auch, wenn wir in einem häuslichen Feste das Andenken zärtlich geliebter Todten begehen, wohl eine Thräne auf den Blumenkranz fallen, und Wehmuth durch die Freude schimmern — um so besser! Das Vergnügen wird um so heiliger! Die Wehmuth ist süß, welche unsere Seelen an das Himmlische und Ewige hinaufzieht!

Und solch einen Tag zu verherrlichen, bedarf es ja keines glänzenden Aufwandes. Auch wenn wir es vermögen, sollen wir uns hüten, in dem, was wir zur Freude wählen, kostspielige Anstalten zu treffen. Die Liebe, die Verehrung, wie sie sich in Jedem besonders ausspricht, soll des Festes schönsten Glanz bringen. Ein ungemessener Aufwand stört die edle Einfalt des Hauswesens, und legt das Festliche in Nebendinge, die nicht zur Freude Aller gehören. Da steht es schon schlimm, wo die Freude nicht wohlfeilen Kaufes ist! — Soll mehr als gewöhnlich gethan werden, so geschehe es mit weiser Mäßigkeit. Erlaubt es der Zustand deines Vermögens, so wähle solchen Tag vorzugsweise, die Heiterkeit, welche in deinem Hause lebt, auch ausser demselben zu verbreiten. Wer recht glücklich ist, möchte die ganze Welt in seine Seligkeit einziehen. — Siehe, es giebt wohl noch Familien, die mit großer Dürftigkeit zu kämpfen haben; es gibt wohl arme Greise, die am Abend ihres Lebens mit der Freude weniger mehr gemein haben — hast du nichts übrig, ihnen den Feiertag deiner Aeltern, deiner Kinder, deiner Geschwister zu einem frohen Lebenstag zu machen? Gehe hin, in der Stille, überrasche sie mit einer unerwarteten Hilfe — laß sie eine Freudenthräne in den Jubel deines Hauses weinen! laß sie ihr stilles Gebet sich mit dem deinigen zum Vater im Himmel für das Wohl deiner Geliebten vermischen! — Dies ist die heilige Lust! Dies ist wahre Verklärung des Feiertages durch Tugend, die auf Erden und im Himmel gilt.

Ueberhaupt herrsche Adel und Liebe in der Wahl der häuslichen Vergnügungen. Nicht leichter wird geirrt, als da, wo man die Freude zu erwecken sucht. Nicht alle Mittel sind unschuldig; und nur wenige sind von solcher Art, daß sie durch das Vergnügen zugleich das Gemüth zu erhabenen Gefühlen und göttlichen Entschlüssen beseelen.

Verhüte jede Lust, jeden Scherz, welche aus unreinen Quellen stammen! — Wohl mag auch durch Spott und Neckereien zum Gelächter gereizt werden — aber nicht zu reiner Freude. Schadenfrohe Neigungen entstehen auf der einen, Verdruß und Rachsucht auf der andern Seite. Die Liebe aber stirbt unter den Wunden, welche Verachtung und herzloser Muthwille schlagen.

Eben so verwahre dein Haus, wenn dir das stille Glück desselben ein Heiligthum ist, vor Werkzeugen des Vergnügens, die leicht mißbraucht werden können, oder schon ihrer Natur nach besonders geeignet sind, die Denkart zu verunreinigen. Hüte dich vor Mitteln, welche, wie gewisse Arten von Erholungsstunden, leicht zum Zank und Zorn reizen, oder zur Gewinnsucht, oder zum Neide. Hüte dich, Geschenke zu geben, welche zwar den Empfänger freuen, aber auch seinen Hang zum Leichtsinn, oder zur Eitelkeit, zum Stolze nähren können. Du reichst Gift im Honig; du führst unter der Maske des Vergnügens die Zwietracht und den Verdruß in deine Wohnung ein. Menschenkenntniß und Erfahrung müssen hier entscheiden — dein eigenes religiöses Zartgefühl muß entscheiden, was nicht nur gefahrlos, sondern selbst wohlthätig sei.

Es ist bei rohen Menschen gewöhnlich nur der Schmerz und das Unglück, was sie bessert und zu würdigen Gesinnungen stimmt. Den edeln Menschen, den wahrhaften Christen veredelt noch mehr und öfter die Freude. Sie verfeinert sein Mitleiden gegen Minderbeglückte; sie macht ihn schonungsvoller gegen die Fehler und Schwächen anderer Menschen; sie erhöht sein Wohlwollen gegen Jeden, der sich ihm naht; sie macht ihn versönlich gegen Widersacher, und regt die Dankbarkeit gegen den an, von welchem auch die geringste Freude kam.

Und besonders Du, o Quell der Seligkeiten, Gott der Liebe! Du bist es, welchem der Christ seine ganze Dankbarkeit widmet, — eine unendliche Dankbarkeit, wie Deine Güte unendlich ist, mit der Du uns täglich überströmst. — Auch ich, du Schöpfer aller Wonnen, danke Dir mit Entzücken für die heitern Stunden meiner Tage. Du willst unsere Freude. Selbst in den Schmerz hast Du oft noch manche Süßigkeit gelegt. Nur der Mensch voll unzufriedenen Sinnes schafft sich überall seine Qual, weil er nicht glücklich zu sein versteht.

Auf den Flügeln der Freude soll sich immerdar meine Andacht zu Dir hinaufschwingen. Und von noch höherer Freude verklärt, soll jedesmal meine Seele, von Deiner Anbetung zurückkehrend, die Stunden ergreifen, um Glück und Frohsinn, wie sie in mir wohnen, über Andere auszubreiten. Ach, fröhliche Herzen zu machen, ist Jeder reich genug, wenn er nur Allen gutmüthig: Theilnahme, herzliches Wohlwollen, unverdrossene Dienstgefälligkeit entgegenbringt.

Und mein Haus sei Dein Tempel! Darum wohne in ihm jene unwandelbare, heitere Ruhe, welche immer die Begleiterin der Tugend ist. Was ich vermag, ich will jede Störung dieses heiligen Friedens abwehren. Und wenn mich Mißmuth überrascht, und die Ereignisse des Lebens meine Stimmung trüben: ich will lernen über mein schwaches Herz Gewalt üben, daß kein Unfall einen allzulangen Schatten über meine Tage werfe. Ich will lernen, selbst dem Unglück eine Belehrung und Freude abzugewinnen. Amen.

18.

Die Religion der Kindheit.

Erste Betrachtung.

Matth. 18, 5. 6.

Die Kinder, deren wir uns freu'n,
Sind alle, Gott und Vater, Dein;
Sind Deine beste Gab', o Herr!
Bewahre sie, Barmherziger!

Wohl uns, wenn Keines je vergißt,
Was Aller Weisheit Anfang ist!
Gott sei auch schon in Kinderbrust
Ein Quell von reiner Himmelsluft.

Ja, führe sie vor Gottes Thron,
Du Himmelsgeist, Religion!
Laß Engelseelen, mild und rein,
Dem Ew'gen nur geheiligt sein!

Die Meinungen der Menschen sind über die Frage zuweilen sehr getrennt ob man der Jugend schon früh Religionsbegriffe mittheilen solle, oder ob man so lange warten müsse, bis ihr Verstand Reife genug erhalten hat, und zum Selbstdenken fähig ist. Oft hört man darüber freundschaftlichen Wortwechsel in Gesellschaften; oft trennen sich darüber die sonst einstimmigen Urtheile liebender, frommer, christlicher Aeltern; oft ist ein Vater oder eine Mutter, oft ein Erzieher der Jugend mit sich selbst im Stillen uneinig: wann bei den Kindern der Religionsunterricht angefangen werden, und wie er für ein so zartes Alter beschaffen sein müsse.

Die Kindheit, die Religion — beide sind dem gefühlvollen Menschen Heiligthümer, und die Betrachtungen über die Verbindung beider ist wohl einer besondern Mühe würdig.

Es giebt rechtschaffene Aeltern, fromme, ächtreligiöse Menschen, welche nicht ernstlich genug vor der Gefahr warnen können, in die eine allzufrühzeitige Bekanntmachung der Jugend mit höhern Religionswahrheiten, ein allzufrühzeitiges Anhalten der Kinder zu religiösen Uebungen, sowohl die Religion, als auch das Herz der Kinder bringt. Sie warnen davor, und zeigen auf mancherlei traurige Erfahrungen.

Woher, so sprechen sie, woher der betrübte Verfall der Religion? Woher die gegenwärtige Geringschätzung des Christenthums unter jungen Leuten? Woher ihre Abneigung gegen den öffentlichen Gottesdienst, oder ihre Gleichgültigkeit gegen denselben? Woher ihr Spott über diejenigen, welche die gottesdienstlichen Gebräuche mit Eifer beobachten, und die sie entweder für schwache Menschen oder für Heuchler zu halten geneigt sind?

Daher kommt es — so beantworten sie die schwere Frage — daher, daß man den Kindern schon Religionsbegriffe beibringen wollte, ehe sie fähig waren, dieselben zu verstehen. So entstanden in ihnen entweder ganz unwürdige, verkehrte Vorstellungen von Gott und seinen heiligen Offenbarungen, vom Zwecke unsers Lebens und vom Zustande nach dem Tode; oder sie dachten sich gar nichts dabei; sie plauderten nur geistlos nach, was sie geistlos anhörten; sie machten aus dem Gebet nur ein Gedächtnißwerk, ein todtes Geplapper, von dem ihr Herz nichts wußte. Wenn sie dann älter wurden, wenn ihr Verstand erwachte, spotteten sie selbst über ihre kindischen, lächerlichen Einbildungen; glaubten, daß die meisten Erwachsenen mit ihnen in gleichem Fall seien, entweder noch Kinder wären am Geiste, oder aber Heuchler um des unwissenden Haufens willen. Oder sie blieben, wie sie waren. Die Religion blieb zuletzt immer nur ein Spiel ihrer Einbildungen, ein seelenloses Gewohnheitswerk, das man um des Wohlanständigen willen beachtet, ein äusserliches Thun, ein Hände- und Lippenwerk, von dem das Herz nichts fühlt. — Solche Menschen sind es nun, welche theils die Religion in sich selbst verächtlich darstellen, theils alle Religionen überhaupt verwerfen möchten, weil sie ihre ersten, kindischen Einbildungen nicht haltbar finden. Darum führe man die schwache, leichtsinnige Jugend nicht früher in die Vorhöfe des Christenthums, bis sie im Stande ist, das Erhabene der Offenbarung zu ehren, und das Göttliche zu empfinden.

Es läßt sich nicht läugnen, Vieles von dem, was in dieser Warnung liegt, ist eine durch vielfältige Erfahrung bestätigte Wahrheit. Aber doch muß man auch denjenigen Aeltern und Erziehern beistimmen, welche auf der andern Seite davor warnen, Kinder nicht allzuspät mit den Religionswahrheiten bekannt zu machen, weil das, was man in spätern Jahren erst erlernt, selten so tief in das Gemüth eindringt, selten so feste Wurzeln schlägt, als was wir gleichsam schon mit der ersten Muttermilch eingesogen haben.

Wenn denn also Gefahren auf beiden Seiten liegen, so muß doch ein Mittelweg vorhanden sein, auf welchem wir ihnen ausweichen können. Es muß ein Mittelweg vorhanden sein, auf welchem wir die Vortheile beider Denkarten wohlthätig vereinigen können.

Und diesen heilvollen Weg will ich suchen, und Du, mein göttlicher, Du, mein beständiger Führer, Jesus Christus, wirst ihn mir mit unfehlbarer Sicherheit zeigen. Ich höre Deinen liebevollen Ruf an das Jugendherz: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret es ihnen nicht!

Jesus selbst aber ruft die Kinder zu sich. Er ist auch ihr Bruder, ihr Lehrer, ihr Seligmacher. Er ruft sie; warum sollen wir es ihnen verwehren, mit kindlicher Liebe auf ihn und Gott, ihren unsichtbaren Vater, zu schauen? Warum will sich unser flügelnder Verstand zwischen sie und Gott drängen? Warum sollen wir ihnen Gottes Herrlichkeit verschweigen, weil sie mit ihren schwachen Verstandeskräften dieselbe noch nicht ganz zu erfassen mögen? Wie, du Weiser, du Hochgebildeter, du Einsichtsvoller! ist dein Geist denn groß genug, das Unendliche zu umfassen? Wohlan, so wehre es auch den Kindern nicht, sich ihm zu nahen, und Jesu freundlichen Ruf zu hören! Lasse sie, während du in Ehrfurcht zum Staube vor Gottes Größe anbetend niedersinkest, jene Kleinen, mit frommer Unschuld und Zärtlichkeit lallen: Abba, lieber Vater im Himmel!

Aber, wenn Jesus die Kinder zu sich ruft, geschieht es nicht ohne schwere Warnung für diejenigen, welche sie ihm an ihrer Hand zuführen. Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, spricht er, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde, und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist. (Math. 18, 6.) Dies Aergerniß, welches den Kindern gegeben wird, und wodurch sie verführt oder Gott und der Religion abtrünnig werden können, besteht entweder in einem lasterhaften Beispiel, oder in unchristlicher und tadelnswerther Lehre.

Frühe also sollen wir die Jugend mit Jesu, das heißt, mit seinen Offenbarungen von Gott und der Ewigkeit, bekannt machen; aber wir sollen uns auch hüten, ihnen durch unsere Lehre oder Beispiel Aergerniß zu geben, das heißt, wir sollen sie nicht durch die Art, wie wir sie mit dem Christenthum vertraut machen, noch durch unsern Lebenswandel gegen die wahre Religion erkalten.

Dies ist also der Mittelweg, welchen christliche Aeltern und Erzieher für das Heil der ihnen von Gott anvertrauten Kinder zu wandeln haben. Es ist ein Weg, nicht blos Aeltern, nicht blos Erziehern wichtig, nein, allen Erwachsenen, auch wenn sie selbst keine Aeltern sind. Denn jeder Erwachsene ist, ohne daß er daran denkt, ein Erzieher der Jugend, auch der fremdesten. Denn sie hört auf seine Worte, sieht auf seine Beispiele; sie ahmt ihm mit Unerfahrenheit nach. Ja, ihr Aeltern, die ihr die Erziehung eurer eigenen Kinder schon vollendet habet, ihr habet euer Geschäft auf Erden noch nicht vollendet. Ihr seid euer Wort, euer Beispiel noch der unmündigen Jugend schuldig, die euch aus fremden Wohnungen beobachtet. Dienstboten, ihr seid nicht blos Knecht und Magd der Herrschaft in häuslichen Verrichtungen; ihr habet noch heiligere Pflichten. Ihr seid in euern Reden und Handlungen dem Richter der Welt verantwortlich, der die Unschuld liebt und das Schreckenswort ruft: Wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt! Ihr Einheimischen, ihr Fremdlinge, ihr Greise, Jünglinge, Jungfrauen, ihr seid euch nicht blos euerm Hause, eurer Familie schuldig, sondern der Jugend und Unschuld jedes Kindes, das euch beobachten kann. Ihr traget, oft ohne es zu wissen, zur Erziehung desselben bei. Niemand steht in der Welt ganz einsam; denn alle Menschen sind unter einander durch Pflichten verwandt, und durch den gemeinschaftlichen Schöpfer und Vater im Himmel. — Es ist das menschliche Geschlecht hienieden ein Einziges und Ganzes. Wehe dem, der einen Theil desselben vergiftet; wehe dem, der mit Bosheit oder Leichtsinn in die Brust eines ihm auch noch so fremden Kindes den Keim der Irreligion und des Lasters senkt.

Ja, auch Kinder schon sollen ihre Religion haben. Was ist denn Religion? Ist es nicht der Inbegriff von heiligen Verpflichtungen, welche wir gegen Gott, gegen Mitmenschen und gegen uns selbst haben; Verpflichtungen, die aus der Erkenntniß eines Gottes und der Liebe zu ihm entspringen? (Matth. 22, 37—40). Wer ist denn ein Christ? wen nennt Jesus den Seinigen? Nur wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbe ist mein Bruder, Schwester und Mutter. (Matth. 12, 50.)

Also können und sollen auch die Unmündigen schon Religion haben. Das erste in ihnen erwachende Gefühl von Verpflichtungen ist das erste Erwachen der Religion in ihrer Brust. Religion ist ihre erste Liebe zur Mutter, zum Vater, zu den Gespielen der Kindheit. Das holdselige Lächeln des Säuglings, mit dem er die theure Mutter begrüßt, ist der erste Funke, die erste Sprache seiner Religiosität.

Noch ahnet der Säugling nicht die Größe und Wunderbarkeit der Schöpfung; noch weiß er nichts vom Dasein des über ihn waltenden Gottes — aber schon kennt er das theure, ihm nahe Aeltern paar, und das Gefühl der Liebe, der Dankbarkeit, der Zuversicht ist die Quelle seiner Religion. Eine höhere Liebe, eine höhere Dankbarkeit, eine höhere Zuversicht trägt er einst von den irdischen Aeltern zur Gottheit über. Was an der Mutterbrust Heiliges in seinem zarten Herzen entglomm, das lodert einst als Flamme der Andacht vor Gottes Altären.

Aeltern, welche also die Liebe ernähren in des Kindes Herzen, ernähren in demselben schon die zarten Keime der Religiosität, die Keime des Höchsten und Heiligsten, was der Sterbliche empfinden kann. Denn Gott ist die Unendlichkeit aller Liebe, und wer in der Liebe ist, der ist in Gott. (1 Joh. 4, 16.)

Es ist für das ganze Leben entscheidend, wenn dem Kinde schon früh die einfachsten Grundwahrheiten der Religion eingeflößt werden; wenn es gleichsam schon mit der Muttermilch edlere Gesinnungen einsaugt; wenn es sich schon beim ersten Erwachen des jungen Verstandes in Verbindung mit der Gottheit erblickt; wenn es in seinen Aeltern schon Gott lieben lernt; wenn es schon von Offenbarungen eines künftigen Daseins weiß, ehe es noch den Werth und Zweck seines irdischen Daseins ganz begriffen hat.

Denn es gibt gewisse Vorstellungen, die mit uns durchwachsen sein müssen, und von denen wir uns so wenig als von uns selbst losreissen können, wenn sie in ihrer ganzen Wohlthätigkeit auf uns wirken sollen. Zu dergleichen Vorstellungen gehören auch die der Religion.

Alle andere Vorstellungen und Wahrheiten, die wir in einem spätern Alter einsammeln, oder durch eigenes Nachdenken finden, sind gewissermaßen nur geliehene, uns immer fremd bleibende Schätze. Wir haben sie im Fall der Noth nicht immer sogleich bei der Hand; wir sind nicht immer in der erforderlichen Gemüthsstimmung, uns jene erlernten und selbst erfundenen und verwickelten Wahrheiten gegenwärtig zu machen; so daß sie uns gerade oft dann am meisten ohne Trost, ohne Rath, ohne Beruhigung lassen, wenn wir ihrer am ersten nöthig haben könnten. Hingegen die in früher Kindheit aufgenommenen Religionsbegriffe sind uns unauslöschlich im Gedächtniß und Herzen; erscheinen hell, wenn sich Alles um unsern Geist verdunkelt, und sind dem Verzweifelnden oft der Rettungsanker geworden, wenn das Schiff seines Glückes und Lebens untergehen und scheitern wollte. Die einfachen Gedanken an Gott, Christentugend und Ewigkeit retteten schon mehr als einen Jüngling aus dem Strudel der Verführung, wenn die übrigen Weisheitslehren von den aufwallenden Leidenschaften hinweggefluthet waren, und die Stunde der Versuchung gewaltig über ihn hinzog. — Religion noch wand dem Unglücklichen in der bangen Minute des Mißmuths das Messer der Verzweiflung aus der Hand, während er die Vorschriften aller Weisen vergessen hatte, und Ruhm oder Schande ihm schon gleichgültig waren. Die aus der Kinderwelt erweckten religiösen Vorstellungen trösteten den Weinenden, und erhoben ihn beim Verluste seines Vermögens, seiner Ehre, seiner Geliebten, aus der Tiefe eines besinnungslosen Schmerzes, während alle weisheitdurchdachten, oft noch so künstlich und vortrefflich erfundenen Trostgründe der Freude vergebens an sein Herz drangen.

Dies sind die Wirkungen religiöser Gesinnung, in denen wir schon als Kinder aufgewachsen sind, die wir nicht erst durch spätes Nachdenken erworben haben, sondern die gleichsam Theile unserer geistigen Natur gewor-

ben sind. Wie der Mensch ins Leben eintritt, ohne zu wissen, von wannen er kommt: so muß er auch die erhabenen Gedanken an Gott, Tugend und Ewigkeit aus den Dämmerungen seiner Kindheit in die stürmische Welt mit hinaustragen, sich unbewußt, woher er sie empfing, und wodurch sie so innig mit seiner Natur verbunden wurden.

Ein anderer, nicht minder wichtiger Grund, Kindern schon früh die wichtigsten und einfachsten Religionswahrheiten beizubringen, ist der, daß sie dadurch gegen die entsetzlichste der Seelenkrankheiten, gegen eine an Wahnsinn rührende Zweifelsucht, in spätern Jahren verwahrt bleiben. — Was der Christ durch göttliche Offenbarungen erhalten, was der Geist der Weisesten unter den Sterblichen nur durch lebenslängliches Nachdenken gewonnen, was aller Menschen tiefstes und bleibendstes Bedürfniß ist, was Jedem, der auf Erden wandelt, eine Richtschnur ist, sein wahres Glück zu finden, darf wohl auch dem Kinde schon als ewige Wahrheit gelehrt werden, ehe es die Wahrheit selbst einzusehen im Stande ist. Es empfängt sie von den Lippen der Aeltern mit gläubigem Gemüth.

Sind diese Wahrheiten nur einmal ganz sein Eigenthum geworden, lebte er in ihnen als Kind, als Jüngling: so findet er, wenn seine Vernunft zur vollen Reife gelangt ist, die große Bestätigung in der Geschichte der Menschheit, in dem wunderbaren Buche der Natur, in den Gesetzen seines eigenen Denkens. Er steht gesunden Geistes da, den Geistern der weisesten Menschen gleich, die vor ihm lebten. Weder die Lehre halbwissender Thoren, noch das Lesen leichtsinniger Schriften, noch sein eigener Vorwitz, mit welchem er an den Grenzen des Unerforschbaren umherstreift, können ihn in seinen beruhigenden Ueberzeugungen erschüttern. Er glaubt an einen Gott, und findet im Zweifel am Dasein des unendlichen, vollkommensten Weltgeistes nur Wahnsinn. Er glaubt an christliche Tugend, und hält das, was wahr und gut und recht ist, für keine Wirkung zusammenspielender Umstände. Er zweifelt nicht an der Unsterblichkeit seiner Seele, weil ohne dieselbe Gott und Tugend ein leeres Hirngespinnst, dies Leben ein zweckloses Räthsel, das Weltall ein innerer Widerspruch wäre.

Dies also ist die Frucht von der frühen Einweihung des Kindes in die einfachsten Grundlehren der Religion. Wie die Muttermilch seinen Körper stärkte, so nährt die Religion seinen Geist mit der höchsten menschlichen Weisheit, und stärkt ihn gegen die Verirrungen schwacher Gemüther, gegen den Anfall der entsetzlichsten Seelenkrankheit, der Zweifelsucht.

Ein allzuspäter, oder ein in den ersten Kindheitstagen versäumter, nachlässig gegebener Religionsunterricht entbehrt diese heilsame Macht über die Seele. Ohne die Kraft gewohnter und mit ihrem Wesen gleichsam eins gewordener Wahrheiten sinkt sie leicht unter den ersten Anfällen eines muthwilligen Zweifels. Um sich von den höchsten Wahrheiten der Religion ganz durchdringen zu lassen, muß sie gewissermaßen selbst erst den dornenvollen Irrgarten des Zweifels und der Täuschung durchwandern, Alles entbehren lernen, um Alles wieder zu finden. Was tausend edle Menschen durch Jahrtausende im Kampf mit der bangen Ungewißheit litten, muß sie erst leiden, um Ruhe zu finden. Ach, oft ermüdet sie schon auf der Hälfte des langen Weges, und wird ein Raub ihrer Muthlosigkeit, ihres Mangels an Kraft! Oder, um ihr eigenes Unheil zu vergessen, stürzt sie sich in den Wirbel wilder Gelüste und Leidenschaften hinaus, und bleibt elend im Genuß aller sinnlichen Zerstreuungen, einsam im bunten Gewühl der Welt. — Dies sind die jammervollen Folgen des versäumten Religionsunterrichts, worin das Gemüth des Kindes erstarken sollte; dies sind die Folgen der Seelen-Verwilderung.

Denn was ist Entbehrung religiöser Gedanken und Empfindungen Anderes, als Verwilderung? — Das Kind, ohne Religion, ist nur ein klügeres, schlaueres, künstlicheres Geschöpf, als andere Thiere sind. Nur seine thierische Natur ward in ihm ausgebildet, aber seine geistige Natur blieb unveredelt. Es ist, wie das Thier, nur mit Seinesgleichen vertraut, nur mit seiner Nahrung bekannt, auch mit den Mitteln, wie solche zu erwerben ist; aber unvertraut ist es mit den Heiligthümern der Geisterwelt, mit Gott und Tugend und Ewigkeit. Es erblickt in der Natur keine Offenbarung, und in den göttlichen Offenbarungen nicht den wunderbaren Gang der Weltordnung.

Schon das Kind wird durch seine Religion ein edleres, höheres Wesen — ein Wesen, das Gott denkt. Schon das Kind sieht durch Religion in seinem engen Wirkungskreise die Welt verklärter. Es fühlt sich von der unsichtbaren Gewalt Gottes umschwebt; es glänzen ihm aus dem unermeßlichen Gewölbe des Himmels Strahlen einer bessern Welt nieder; es lebt in einer höhern Liebe zu den Menschen, zu allen Kreaturen, denn in allen erkennt es die Geschöpfe des ewigen, himmlischen Vaters. Die Religion verschönt den Morgentraum des Lebens; das Kind liebt sie, ohne zu wissen, von woher die Beseligende gekommen, so wie es die Aeltern liebt, ohne zu wissen, von wem es solche empfangen.

Warum nun also sollen wir den Kindern diese Seligkeit rauben? warum ihnen Trost, Freudigkeit und Seelenstärke rauben einst für die kommenden ernstern Tage? — Nein, frühzeitig schon sollen wir ihnen das Bild des großen Kinderfreundes, des Erlösers, des Versöhners einprägen, und sie mit der lehrreichen Geschichte seines Lebens und Wirkens vertraut machen.

O Jesus, Du riefest: Lasset die Kindlein zu mir kommen! Ja, wir wollen sie Dir weihen; wir wollen sie Dir gleichsam in Deine Arme führen, indem wir ihnen Deine heiligen Offenbarungen mittheilen, Deinen Willen, Deine Lehren ihnen kund thun. Wurden sie nicht auf Deinen Namen getauft, ehe sie Deinen heiligen Namen verstanden? Sollen sie Dich und den Vater im Himmel nicht schon mit kindlichem Herzen lieben lernen, ehe sie wissen, wer Du auf Erden warst, und welches Heil Du auch ihnen erworben? Lieben sie doch auch die Mutter und den Vater, ohne daß sie deren Schicksale kannten; gehorchen sie doch den Lehren derselben, ohne daß sie oft die Absicht und den Nutzen davon kennen. Aber darum werden sie schon zum Gehorsam, zur Tugend früh angehalten, damit sie durch Gewohnheit in der Tugend erstarken. Eben so sollen ihnen früh die ewigen Wahrheiten Deines Wortes in die Seele dringen, damit sie ewig mit Dir eins werden, und mit Gott. Ihre Engel sehen allezeit das Angesicht unsers Vaters im Himmel! (Matth. 18, 10.)

19.

Die Religion der Kindheit.

Zweite Betrachtung.

Luk. 2, 40—47.

In frommer Unschuld ruht das Kind
An seiner Mutter Brust.
Was Sünden und was Leiden sind,
Ist ihm noch unbewußt.

Ach, dieser Unschuld Heiligthum,
Bewahrt dem Kinde sie;
Kein Glück, kein Geld, kein Erdenruhm,
Beseligt so, wie die.

Ihr Schirm sei du, Religion,
Nur du bewahrst sie rein
Vor der Verführung List und Hohn
Und vor der Reue Pein.

Du führst die Unschuld wundersam
Durch jegliches Geschick,
Rein, wie von Gottes Hand sie kam,
Zu ihrem Gott zurück.

Gern wende ich meinen Blick noch einmal auf dich hin, glückseliges, harmloses Jugendalter, du Bild paradiesischer Unschuld, du Edenszeit des menschlichen Lebens! Die Religion werde der Engel, der des Kindes zartes Herz schon früh vergöttliche, schon früh gegen die Gewalt der Leidenschaften bewaffne, und seine Unschuld unversehrt durch den Sturm des Lebens, durch die Tage der Versuchung, durch den Wechsel der Schicksale rette.

Umsonst verschweigt ihr ihm den Namen seines himmlischen Vaters; das Kind ahnet seine Gegenwart: es überrascht euch selbst mit Fragen nach dem Schöpfer des Himmels und der Erde, nach ihm, der die Sonne und die Gestirne zu seiner Zeit hervorruft, dessen Blitze in herrlicher Pracht den Himmel durchglänzen, unter dessen Donner der Boden der Erde bebt. — Warum wollet ihr ihm den Namen Gottes und seines eingebornen Sohnes Jesu Christi verschweigen, da ihr des Kindes Wißbegier stillen, oder statt der Wahrheit eine Unwahrheit geben müsset?

Umsonst verschweiget ihr mit falscher Vorsicht ihm den Namen Gottes; es wird ihm aus dem Munde seiner Gespielen vernehmen, und dann vielleicht nur allzuunwürdige Vorstellungen damit verbinden. Vater, Mutter, seid ihr dann die Ersten, aus deren Munde euer Kind den Namen des himmlischen Vaters und sein allgegenwärtiges Dasein erfährt: so habet ihr die Vorstellungen des Unmündigen von dem höchsten Wesen noch in eurer Gewalt; so könnet ihr ihm diejenigen Begriffe davon machen, die seinem Alter, seinen geringen Verstandeskräften und Erfahrungen die angemessensten sind. Das Kind glaubt seinen Aeltern gern, glaubt mit Vertrauen, was es nicht zu begreifen vermag.

Sprechet zu ihm: Wir sind zwar dein Vater, deine Mutter; aber Gott ist unser, Gott ist aller Menschen Vater, so viel deren leben. Er ist zwar für uns unsichtbar, aber doch ist er überall. Ohne ihn wäre nichts da; ohne seine Liebe zu uns würde kein Grashalm, kein Brod, kein Obst wachsen, keine Blume blühen, kein Thier athmen. Ohne seinen Willen kann uns nichts geschehen, weder das Gute, noch das Böse. Zwar deine Mutter ist eine gute, liebevolle Mutter; aber Gott ist besser, denn deine Mutter, und liebt dich noch mehr, als sie dich liebt. Zwar dein Vater weiß Vieles, kann Vielerlei verrichten und thun; aber Gott weiß mehr, als er, und thut mehr, als irgend ein Mensch kann.

So sprechet zu euerm Kinde. Es wird euch mit Wißbegier, mit Erstaunen, mit Ehrfurcht von Gott reden hören. Es wird diesen himmlischen Allvater nicht wieder vergessen können; es wird seine zärtliche Liebe zwischen euch und dem heiligen, allmächtigen, liebenden Unsichtbaren theilen, welcher der Versorger aller Wesen und der Freund des Höchsten wie des Geringsten ist.

Und von der Stunde an, in welcher ihr zum erstenmale mit dem Kinde von Gott gesprochen, habt ihr seinem Herzen die Religion eingeflößt. Es wird der Keim nicht ohne Wurzel bleiben; ihr werdet ihn zu holder Frömmigkeit erblühen sehen.

Ihr gebet euerm Kinde die Religion zum Geschenke, und das Werk der Erziehung ist nun unendlich leichter geworden. Die Religion hilft da das Herz veredeln, wo euere Kunst aufhört und euer beobachtender Blick nicht hinreicht. Ihr könnet zwar dem Kinde verbieten, böse zu handeln; aber die Erinnerung an den allwissenden Gott allein kann es verhindern, auch nur etwas Böses zu denken. Ihr könnet den Ungehorsam strafen, welchen ihr sehet; aber den Ungehorsam, welchen ihr nicht sehet, straft die Empfindung der Religion in ihm.

Auf solche Weise ist und soll die Religion des zarten Kindes Erzieherin sein, und wird mehr leisten, als ihr selbst vermöget durch Mahnung, Warnung und Lehre.

Doch der Gedanke an Gott muß nicht allein der Inbegriff der Kindesreligion sein; sondern der Geist der christlichen Religion, der heilige Geist muß das Herz des Unmündigen durchdringen. Und dieser Geist des wahren Christenthums ist die Liebe, wie Gott selbst die Liebe ist. — An euch ist es, das Herz des Kindes aufzuschließen, daß dieser heilige Christussinn darin eingehen könne. Dazu sind bloße religiöse Gespräche, bloße Lehre und Unterricht nicht genug. Euer Unterricht kann allenfalls das Gedächtniß des Kindes, aber nie sein Herz genug beschäftigen. Euer Beispiel, euer Wandel wird mehr vermögen, als euer Unterricht. — Behandelt das Kind mit Liebe, selbst wenn ihr es wegen eines Fehlers strafen müsset; es wird euch wieder lieben. Saget ihm keine Unwahrheiten; es wird vor der Lüge erröthen, und euch mit Offenheit entgegengehen. Begegnet Jedermann mit Achtung oder Leutseligkeit; es wird sich hüten, gegen Andere unfreundlich zu sein. Ehret alles fremde Eigenthum: das Kind wird nicht berühren, was ihm nicht angehört. Die unerfahrne Jugend folgt blindlings den Fußstapfen ihrer Erzieher. Aeltern, vergesset nicht, daß ihr zu den Fehlern, in welche euer Kind verirrt, meistens selbst die erste Bahn gebrochen habet; daß die Liebenswürdigkeit, mit welcher es sich schmücket, nicht selten nur der Widerglanz euerer eigenen Tugenden sei.

Wollet ihr also, daß das Kind Ehrfurcht gegen Gott und Religion habe — zeiget ihm selbst in euern Worten und Thaten Religion und Gottesfurcht! — Mißbrauchet nie die heiligen Namen; zeiget euch nie gleichgültig gegen die öffentliche Gottesverehrung, nie leichtsinnig und gedankenlos beim Gebet.

Das Kind muß auch beten sehen. Dies Gebet, das heißt, die Rede an den Allmächtigen, es geschehe nun am Morgen, am Abend, oder beim Mittagsmahle, werde in seiner Gegenwart mit der tiefsten Ehrerbietung gehalten.

— Noch kann das Kind nicht mit euch beten; aber fordert von ihm wenigstens die äussern Zeichen stiller Verehrung des Höchsten. Fürchtet nicht, daß das Kind dadurch zum frühen Heuchler werde. Nein, unverdorbene Kinder können nicht heucheln; sie suchen bald zu diesen äussern Bezeugungen von Ehrfurcht eine Erklärung. Diese äussern Zeichen machen lebhaftern Eindruck auf sie, als Worte. Ihr selbst erklärer ihnen das Gebet. Sprechet zu ihnen: So wie ihr Kleinen, so sind auch wir Erwachsene die Kinder des gütigen Gottes. Wir haben Alles, was wir haben, nur durch seine große Liebe. Darum danken wir ihm für das, so er Gutes an uns that. Darum bitten wir ihn, daß er auch ferner unser lieber für uns sorgender Vater sein wolle. Wenn wir nun zu dem unsichtbaren Gott reden, dann muß es mit dem Anstand, mit der Ehrfurcht geschehen, wie es sich für Kinder geziemt, die sich zu dem himmlischen, allmächtigen Vater wenden!

Erst wenn das Kind schon von der Gottheit, ihrer Macht und Liebe, einige feste Vorstellung hat, erst wenn es im Stande ist, sich aus freiem Herzen bittend an Gott zu wenden: erst dann leitet es selbst zum Gebet an. — Aber diese Einleitung, sie geschehe nun durch die Mutter, oder durch den Vater, soll eine Anleitung zum Gebet, zur Rede mit Gott sein; ach! Aeltern, vergesset es nicht! — keine Anleitung zu gedankenlosem Geplapper. Darum hütet euch davor, daß ihr Kinder keine Gebetsformeln auswendig lernen lasset. Was Kinder bloß aus dem Gedächtniß plappern, spricht ihr Herz selten oder nie mit. Es wird Gewohnheitssache, gleichgültiger Alltagsgebrauch, Pharisäergeschwätz, gegen welches Jesus so laut geeifert hat. Bewahret die Redlichkeit eurer Kinder und ihre Ehrfurcht vor Gott. Mit auswendig gelernten Gebetsformeln, die theils für den Verstand der Kinder zu hoch sind, theils von ihnen ganz gedankenlos hergeleiert werden; mit Gebetsformeln, die wohl gar zuweilen in fremder Sprache abgefaßt sind, führet ihr sie nicht zur Gottfurcht, sondern zur Verspottung Gottes — nicht zur Religion an, sondern zur Entweihung der Religion!

Christliche Mutter, nimm dein Kind zuweilen einmal in der Woche mit dir in die Einsamkeit. Erzähle ihm erst, wie viel Gutes es und du schon von dem Allergütigsten empfangen, wie viel Gutes ihr, das Kind und du, noch von ihm zu erwarten habet. Erzähle ihm dies in der einfachen Sprache des Herzens, die zum Herzen dringt. Und hast du nun das weiche Gemüth deines Kindes also vorbereitet, dann — Mutter, christliche Mutter, falle nieder auf deine Knie, laß dein Kind neben dir knien, sprich ihm ein kurzes Gebet, ein Wort zu Gott vor, kein auswendig gelerntes — nein, ein Wort, wie es dir aus der Seele quillt, ein Wort, wie du es aus dem Herzen deines Kindes zu Gott sprechen würdest — das Kind spricht dir nach; es versteht den Sinn des Gebets, — es bittet dann, es dankt dann gewiß mit kindlicher Innigkeit. — Das heißt ein Kind mit Gott reden lehren! — Mutter, der Allgegenwärtige umschwebt dich und dein betendes Kind, und sein Segen wallt über euch nieder! Mutter! so wird dein Sohn, deine Tochter dereinst auch für dich in der Stille beten, wie du sie gelehrt hast. Mutter, so wird dein Kind einst für dich beten, wenn dich eine Krankheit entkräftet; so, mit dieser heiligen Andacht, wird dein Kind einst für dich beten, wenn du einmal nicht mehr beten kannst, so, mit dieser heiligen Andacht, wird es einst über deinem Grabe knien, und nicht herz- und gedankenlose Worte machen.

Freiwillig muß bei den Kindern die Gottesverehrung im Gebet sein, nicht erzwungen. Jeder Zwang vernichtet die Freudigkeit, mit der wir uns Gott nahen sollen. Jeder Zwang entheiligt die heiligste Handlung, und nimmt der Andacht ihren segenvollen Werth für die Seele. Ihr, o christliche Aeltern, müsset das Gemüth der Kinder erst zur Andacht empfänglich machen, daß in ihnen selbst der Wunsch zur Unterhaltung mit dem himmlischen Vater rege werde. Ihr könnet durch Zwang todte Worte erpressen, aber keine Empfindungen der Liebe, Ehrfurcht und Andacht.

Daher ist es auch bedenklich, unerfahrne, in das Innerste der Religion noch nicht sattsam eingeweihte Kinder allzufrüh zum Besuch des öffentlichen Gottesdienstes anzuhalten. Ihr Leichtsinn stört die Erbauung der Erwachsenen, und macht ihnen den Aufenthalt in der Kirche langweilig. Sie bekommen durch diesen Zwang nothwendigen Widerwillen gegen das Kirchengehen, welcher sich dann gewöhnlich erst äussert, wann es ihnen freisteht, den Gottesdienst zu besuchen oder zu versäumen. Und, Aeltern, Erzieher, ihr wisset es, die ersten Eindrücke auf das Herz der Jugend sind jederzeit bis in das späteste Alter die dauerhaftesten. Lasset uns die treueste Sorge, die aufmerksamste Vorsicht anwenden, daß nichts, was mit der Religion in irgend einer Verbindung steht, unangenehmen Eindruck auf das Herz des Kindes mache.

Es ist nur zu gewiß, daß der allzugroße, obgleich wohlgemeinte Eifer mancher Aeltern, ihre Kinder frühzeitig zum Besuch des Gottesdienstes anzuhalten, die traurigsten Wirkungen hervorgebracht hat, und viele Schuld daran ist, daß jetzt so zahlreich ganze Familien sich den Versammlungen der christlichen Gemeinden entziehen.

Wie soll auch ein Kind Wohlgefallen am Hören des göttlichen Wortes haben, wenn sein Verstand noch nicht reif genug ist, dasselbe zu begreifen? Wie soll es Andacht empfinden, wo es bei seiner natürlichen Lebhaftigkeit Anlaß zu Zerstreuungen sucht und findet?

Nein, ehe ihr eure Kinder zum Tempel Gottes führet, lasset ihren Verstand stark genug werden, den Sinn der öffentlichen Gottesverehrung ganz zu fassen. Zwinget sie nicht zu einem Besuche der Kirche, den sie selbst mit Begierde wünschen sollen und wünschen werden. Machet sie erst mit dem erhabensten Zweck jener christlichen Versammlungen bekannt, so werden sie ihn nicht verfehlen. Aber machet sie auch vorher mit dem Leichtsinn, mit der Schlafheit, mit der Gleichgültigkeit vieler Christen bekannt: so werden sie kein Aergerniß nehmen an dem oft unziemlichen Betragen mancher Kirchengänger; so werden sie sich's erklären, wie Christen im Tempel beten, und ausser dem Tempel fluchen, verleumden, falsche Eide schwören und Laster aller Art treiben können.

Erst da Jesus zwölf Jahre alt war, da er schon stärker geworden war im Geist und in der Wahrheit (Luk. 2, 40. 42.), sah man ihn im Tempel. Er saß mit hoher Wißbegier unter den Lehrern, und hörte ihnen zu und fragte. — So wird und muß auch der Tag, an welchem ihr eure Kinder zum ersten Male in die heiligen Versammlungen der Christen mitnehmet, einer der feierlichsten Tage ihres Lebens werden. Die Erinnerung desselben wird für sie immerdar mit schönen Rührungen begleitet sein.

Noch ehe sie zur Theilnahme an den öffentlichen Gottesverehrungen über die Schwelle eines Tempels getreten sind, müssen sie längst schon würdige Gottesverehrer geworden sein. Nicht der Tempel, nicht der Altar heiligt das Herz, das Herz heiligt erst den Tempel. Nicht der Tempel führt uns zur Religion; nein, die Religion führt uns zum Tempel.

Erfüllet das Herz eurer Kinder mit religiösen Gesinnungen, und sie werden einst mit der gerührtesten Seele sich in die öffentliche Versammlung der Christengemeinden mischen. — Vorher sei die ganze Welt ihr Tempel, und die wichtigsten Ereignisse ihres Lebens verknüpfet mit Religion.

Am Grabe ihrer Gespielen, am Grabe der ihnen theuern Bekannten, o christliche Aeltern, eröffnet ihnen die ersten Aussichten in die Ewigkeit, zeiget ihnen den modernden Staub, welcher in die Gruft sinkt, und belehret sie vom Dasein einer unsterblichen Seele; welche nicht Staub, sondern selbstständig, geistig, für Unendlichkeit geboren ward. Mögen auch die kindlichen Vorstellungen der Jugend von der Fortdauer der Seele jenseits des Grabes, von der Fortdauer in einem bessern Leben, noch so unvollkommen sein: es ist genug, daß der Gedanke der Unsterblichkeit nur früh und tief in ihrer Seele anwurzle; daß der Glaube an eine vergeltende Zukunft nach dem Tode mit ihnen aufwachse. Je mehr sie an Alter und Geisteskraft zunehmen, je leichter werdet ihr Anlaß finden, ihre unvollkommenen Vorstellungen zu berichtigen und zu veredeln.

In euern Wohnungen, christliche Aeltern, finde nie ein häusliches Fest statt, ohne daß es auf irgend eine Weise mit der Religion verbunden und durch sie noch heiliger werde. Und wenn dies endlich auch nur durch ein rührendes, herzliches Gebet in der Gesellschaft eurer Kinder geschieht, so ist ein solches Gebet wahrhafte Weihe des schönsten Tages.

So beginnt das Kind unbemerkt das geistige, höhere Leben, das Leben für Gott und Ewigkeit. So wird die Religion dem kindlichen Herzen ein unzerstörbares Heiligthum, worin es Ruhe und Seligkeit findet in den Tagen der Mannheit und des Greisenalters. Dieser Religionsunterricht, immer angemessen der Fassungskraft der Kindheit, soll nur nach und nach mit zunehmenden Jahren erweitert werden. Es höre endlich das Kind von Jesu, von seinen Wohlthaten und Leiden für das menschliche Geschlecht, wenn es fähig genug ist, die Größe dieser Wohlthaten und Leiden zu würdigen. Man führe es erst dann im Geiste unter das Kreuz des göttlichen Menschenfreundes, wenn es unter demselben Thränen der Liebe, der Verehrung und Dankbarkeit weinen kann, wenn es die Wollust empfinden kann, welche in dem Gedanken liegt, Jesu Jünger zu heißen.

Doch nie machet die Religion des Kindes zur bloßen Sache der Empfindsamkeit, zum Spiel des Gefühls. Erhitzet nicht bloß die Einbildungskraft der Jugend, und begnüget euch nicht, den Augen derselben durch rührende Erzählungen Thränen zu entlocken. Schön zwar sind auch solche Aufwallungen des Gefühls von weichgeschaffenen Seelen; aber sie sind vorübergehend. Sie können schon ihrer Natur nach nicht von lange anhaltender Dauer sein. Dies saget dem werdenden Jüngling, der werdenden Jungfrau. Saget ihnen, daß fromme Gefühle nur Blüthen der Religion sind; aber fordert Früchte des Glaubens von ihnen; fromme Thaten! saget ihnen, daß nicht der Hörer des göttlichen Wortes, sondern nur der Thäter desselben ein wahrer Christ sei; daß man Gott nicht mit Worten, sondern mit tugendhaften Handlungen verherrlichen müsse; daß, wer nicht die Werke der Liebe, der Demuth, des Gehorsams, der Versöhnung, der Gemeinnützigkeit übe — wer sich nicht selbst aufopfern könne für das Glück seiner Brüder, wie Jesus Christus sich aufopferte, auch nicht mit Jesu, nicht in Gott lebe.

Väter, Mütter, christliche Aeltern! lasset uns Gott die theuern Lieblinge unsers Herzens weihen, die er uns anvertraute! Flößet ihnen die heiligen Lehren der Religion mit den ersten Jahren ihres Lebens ein, daß ihre Seele, schon früh von ihnen durchdrungen, Kraft gewinne, allen Verhängnissen muthvoll und freudig entgegen zu gehen.

So könnet ihr einst mit Entzücken vor den Thron des ewigen Richters treten und sprechen: Herr, hier sind die, welche du uns gegeben! — So könnet ihr einst, wenn der Tod euch von ihnen für kurze Zeit scheidet, der beseligenden Hoffnung sein, wieder mit ihnen vereinigt zu werden. Denn sie wandelten ja den Weg des Heils mit euch. Sie hatten mit euch im Leben eine Liebe und einen Glauben. Sie hatten mit euch im Tode eine Hoffnung! Eure Schicksale sind mit den ihrigen verbunden, wie eure Seelen unzertrennlich waren.

Ja, was Du vereintest, o himmlischer Vater, das kann das Grab nicht trennen; und was sie in Jesu zu Dir verband, das verliert sich nicht von Dir. — O süßer Trost der Offenbarung, heilige Wahrheit des Glaubens; durchströme auch der Jugend zartes Gemüth, und stärke und beselige es! Und Du, heiliger Geist Gottes, führe unsere Kinder durch das Labyrinth des Lebens dem großen, ewigen Ziele aller Geister zu, dem Ziele, für welches er zu unserm Heil sein Blut vergoß. Amen.

20.

Die Neuvermählten.

1. Mos. 2, 18.

Oft habe ich, und nie ohne bewunderndes Vergnügen, die ersten Blätter der heiligen Schrift gelesen, in welchen Moses die ältesten Urkunden des menschlichen Geschlechts gegeben. — Die Schöpfung der Welt, wie genau stimmt in der Stufenreihe der Schöpfungszeiten Alles mit den ewigen Ordnungen der Natur überein! — Die Schöpfung der ersten Menschen, der Stammvater der Sterblichen aus Erdenstaub, weil sein Leichnam wieder Erde werden muß, und sein unsterblicher Geist, ein göttlicher Odem, ein Theil der Gottheit selbst ist! Und dann die Mutter der Menschen Fleisch von seinem Fleisch, Bein von seinem Bein, zur Erinnerung, daß Mann und Weib in ursprünglicher Verwandtschaft eins und dasselbe seien, und in jener Liebe dastehen sollen, mit welcher allezeit in der Natur das Gleiche von Gleichem angezogen wird.

Und Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. (1. Mos. 2, 18.) Einsamkeit ist der Tod jedes Genusses. Eine Freude, die wir nicht mit Andern theilen können, ist keine Freude mehr. Der Schmerz, den ein liebendes Wesen mit uns theilt, ist leichter. Der einsame Mensch hat keine Ermunterung, vollkommener und edler zu werden.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. — Die Verbindung der Sterblichen zur gegenseitigen Hilfe in der Ehe und zur Fortpflanzung ihres Geschlechts ist Werk des allweisen Schöpfers. Darum wird mit Recht gesagt: die Ehe sei eine göttliche Stiftung. Sie ist's; daher auch Naturnothwendigkeit; daher auch heilig bei allen Völkern der Erde, selbst bei den wildesten, deren Geist noch von keiner Offenbarung angeleuchtet ward.

Zwar nicht alle Menschen werden dieses Genusses und Glückes theilhaftig. Zwar es können Zeiten, es können Verhältnisse gebieterisch eintreten, welche es vortheilhafter machen, ehelos zu bleiben. So geschah es zu den Zeiten der Apostel. Die ersten Jünger Jesu blieben unvermählt. Nicht weil sie die Ehe nachtheilig hielten für ihr heiliges Leben, sondern weil sie in ihren Tagen nur Verfolgung und Schmach voraussahen, keine bleibende Stätte, kein Vaterland hatten, sondern, entschlossen, sich für die Wahrheit und Verbreitung des Evangeliums aufzuopfern, keine Rücksichten auf Weib und Kind nehmen, sich nicht durch die Pflichten gegen dieselben in ihrem erhabenen Berufe stören lassen konnten und durften: darum blieben sie unvermählt. Darum empfahlen sie auch Andern, die mit ihnen gleiches Schicksal, gleichen Beruf wählen wollten, das ehelose Leben. Aber, sprachen sie, es ist noch besser, in diesen Stand treten, als durch unordentliche Begierde leiden. (1. Kor. 7, 9.)

Die Ehe ist das heiligste und engste Bündniß, welches Menschen mit Menschen auf Erden schliessen können — aber in ihr liegt auch die edelste Versüßung des Lebens. Hier bewirken Liebe und gegenseitige Zuneigung, oder auch Gewohnheit, das innigste Vertrauen, die bleibendste Anhänglichkeit. Leicht sind andere Bündnisse gebrochen, selbst die zärtlichsten der Freundschaft, wenn Freunde durch Zeit und Raum, oder durch Ungleichheit des Standes und Vermögens, oder durch bloße Verschiedenheit der Meinungen getrennt werden. Aber die Ehe ist ein gewaltiges Band, durch die Natur, durch die Anwesenheit gemeinschaftlicher Kinder, durch die bürgerlichen Gesetze gestärkt. — Schon das Sprichwort sagt: Freunde in der Noth sind selten. Aber Ehegatten gehören einander in der Noth, wie am Tage des Glücks; jedes Gewitter des Lebens, jeder Sonnenstrahl der Freude trifft beide. Wenn aller andern Menschen Hilfe und Mitleiden flieht — in der Ehe allein ist gegenseitiger bleibender Beistand. Die Noth des Einen wird zur Noth des Andern. Eben dies verkettet zwei gute Herzen enger. Darum (so redet die älteste Urkunde der Menschheit) sprach Gott der Herr: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin geben, die um ihn sei."

Hilfe und Beistand in jeder Lage des Lebens ist also der erste Gewinn des ehelichen Lebens, Trost in Trübsal, Rath in Verzweiflung, Pflege in Krankheiten, Theilnahme am Sterbebette. — Ach, der einsame Mensch, sich selbst überlassen, ohne ein liebevolles Wesen, das sich an ihn schließt: wie bedauernswerth steht er in seiner Verlassenheit da! Wer erbarmt sich seiner mit der heißen Gattenliebe? Wer schätzt ihn noch, wenn er von allen Andern verkannt wird? Wer sucht ihm noch Aufheiterung zu geben, wenn sich die Welt gegen ihn verschwört? Wer wacht sorgsam an seinem Krankenbette aus Liebe, wenn ihn Niemand liebt, und nur um seines Geldes willen oder aus allgemeinem Mitleiden Abwärter ihn pflegen? Wer weint an seinem Sterbelager, an seinem Grabe? Ach, Niemand gehört ihm, und er gehört Keinem an. Er ist unter Blutsverwandten wie ein halber Fremdling, unter Menschen wie ein Einsiedler.

Groß sind die Mühseligkeiten des Lebens. Aber die Arbeit und Beschwerde wird durch eheliche Liebe leichter. Da weiß man ja, für wen man arbeitet und sorget. Da achtet man den Schweißtropfen weniger, der, von des Tages Last und Hitze erpreßt, von der Schläfe rinnt. Er fließt zur Freude, zur Erhaltung eines geliebten Herzens. Man lebt in dem Andern zugleich. Es ist gleichsam nur ein doppeltes, mannichfaltigeres Leben. Der Kummer vertheilt sich, das Vergnügen wird zahlreicher.

Die Ehe öffnet neuen Lebensgenuß. Sie fesselt uns inniger an die Menschheit und ihr Glück, unauflöslicher an das Vaterland und dessen Wohlsein. Alles wird bedeutungsvoller, eingreifender und befreundeter. Das ganze Leben gewinnt neue Beziehungen. Den Eheloſen hält nichts ans Leben, als natürliche Todesfurcht; aber doch wird er früher lebenssatt. Er hat von Allem nur halben Genuß. Ihn zieht nicht der geheime Zauber an Menschen, an ein Vaterland. Er ist überall daheim, weil er überall ungeliebt, einsam wandelt.

Die Seligkeit erhöht sich, das Leben vervielfältigt sich noch mehr, wenn die Erzeugten in ihren Erzeugten gleichsam ein neues Leben anfangen. Nun wird es wie eine neue Welt. Nun ziehen sich Erde und Himmel, und was die Menschheit Heiliges, Schönes, Rührendes hat, enger um das verbundene Aelternpaar zusammen. Nun werden die Begeisterungen eines Vater- und Mutterherzens, nun jene Wonnen wach, die dem Eheloſen unbeschreibbar sind, weil er sie nie empfunden. Wer kann auch Empfindungen beschreiben? Wer kann sagen, wie ihm war, als die erste Thräne des Entzückens aus seinen Augen blitzte, und tiefe Freude, gleich einer himmlischen Wehmuth, sein Herz beugte?

Die Ehe vergrößert nicht nur auf diese Weise das Lebensglück, sondern auch dadurch, daß sie den Menschen wirklich frommer und besser zu sein nöthigt. Denn er macht durch seine Fehltritte nicht mehr sich allein, sondern auch das Herz unglücklich, welches sich ihm ergeben hat. Der ehelose Verbrecher ist verabscheut — der verehelichte ein Ungeheuer. Er reiße Gatten und Kinder mit sich in den Abgrund. Der Eheloſe zittert bei Unglücksfällen nur für sich selbst, und oft ist er sich selbst sehr gleichgültig. Die Vermählten aber zittern für einander — inbrünstiger wird ihr Gebet zum rettenden Gott. Der Eheloſe geht — wem ist er Rechenschaft schuldig unter den Menschen? — und überläßt sich seinen Lüsten. Die Vermählten werden gegenseitig von einander näher beobachtet. Keiner von ihnen kann leicht im Geheimen Unrecht thun, ohne von dem Andern bemerkt, gewarnt, getadelt zu werden. Diese verborgene Aufsicht, dieses unvermeidliche Beobachtetsein im engvertrauten Zusammenleben verhütet manche Entartung und Verwilderung der Sitten, die wohl außerdem leicht möglich gewesen sein würde. So befördert das eheliche Leben, indem es die wilden Begierden mildert und beschränkt, den Tugenden leichter Herrschaft, und baut einen Himmel schon auf Erden.

Doch, leider, nicht jede Ehe! — Wie manche brachte Verderben und lebenslängliches Elend denen, welche zu

diesem Bündniß aus Leichtsinn oder Zwang, mit Widerwillen oder bloß des Geldes wegen, aus leidenschaftlicher, blinder Zuneigung, die am Andern alle Fehler übersieht, oder aus Hochmuth und kalter Berechnung kleiner Vortheile, die Hand am Altare reichten!

Es werde nun aber der ehrwürdige Ehebund aus Liebe oder mit Widerwillen geschlossen: ist er einmal geschlossen, auch dann steht es noch in der Wahl der Vermählten, ob sie sich einen Himmel oder eine lebenslange Hölle bereiten wollen! — Der Schritt ist gethan! — Ein furchtbar entscheidender Schritt für die Ruhe des ganzen Lebens!

Gewöhnlich ist der Ton, welchen Neuvermählte schon im ersten Jahre gegen einander annehmen, von unausbleiblich wichtigen Folgen. Das Glück, die Zufriedenheit und die Stille des häuslichen Lebens hängt natürlich nur von ihrem gegenseitigen Betragen ab. Wie man dieses in den ersten Wochen und Monaten anfängt, wird es allmälig wie Grundsatz herrschend, endlich zur unauflöslichen Gewohnheit. Schwer kommt man davon wieder zurück. Darum gebietet die einfachste Lebensklugheit, strenger, als je, in den ersten Zeiten der ehelichen Verbindung auf die Art zu achten, mit welcher man sich begegnet. Wer es versäumt, hat nachher nur seine eigene Gleichgültigkeit gegen das Wichtigste, seinen Leichtsinn anzuklagen. Denn auf welche Art Neuvermählte auch zusammengetreten sein mögen, und hätten sie sich vorher auch Jahre lang einander schon gekannt: nie kennen sie sich so, nie sind sie einander so erschienen, wie sie im engsten, vertraulichsten täglichen Beisammenwohnen einander kennen und erscheinen. Hier erst stehen ihre Denkarten ungeschmückt vor dem Blick des Andern; hier erst erfahren sie stündlich in hundert Kleinigkeiten, die sie berühren, die Uebereinstimmung oder Verschiedenheit ihrer Meinungen, Urtheile, Gefühle und Neigungen; hier erst entfalten sich zwischen ihnen allerlei Widersprüche und Abweichungen, die sie nicht erwartet hatten. Daher denn oft die Klage des Einen über den Andern, man habe sich vor der Verehelichung verstellt, man sei getäuscht worden. Nein, auch wenn es kein Theil auf Betrug angelegt hatte, war doch natürlich, daß man vorher nur allgemeine, verworrene Vorstellungen vom Andern besaß, die, als man in nähere, mannigfaltige Vertrautheit kam, wie Täuschungen aufgelöset wurden.

Aus dieser Ursache ist's nicht ungewöhnlich, daß selbst unter guten Menschen, selbst unter solchen, deren Bündniß die Hand der Liebe knüpfte, die ersten Jahre der Ehe nicht so rein-glücklich sind, als die nachfolgenden, wo man die gegenseitigen Gemüthsarten einander mehr anpaßte, oder, wie man zu sagen pflegt, sich einander besser verstehen lernte.

Doch welcher Widerspruch, welcher Zwist sich auch jemals erheben möchte: alle daraus erwachsende Gefahr wird im ersten Keim vernichtet, wenn Neuvermählte sich das unverbrüchliche Wort geben, nie einander böse zu werden, auch nicht verstellter Weise zu zürnen! Besser ist es, ein Unrecht dulden, als begehen, oder ihm schwerere Folgen zu geben, als es verdient. Kleine Zänkereien, leichte, doch ungefällige Neckereien mindern endlich immer das gegenseitige Zutrauen, erkalten unmerklich die vorhandene Liebe, und ziehen noch größere Entzweiungen nach sich. Quälereien, Vorhalten eines begangenen Unrechts, und wenn auch nur scherzweise, setzen mit der Zeit eine Bitterkeit an, die gewöhnlich schwer wieder auszutilgen ist.

Wo zwei Menschen sich für Lebenszeit einander zugeschworen haben, darf kein Eigensinn, kein Zwist, keine Herrschsucht Statt finden; nur Einheit des Sinnes, Einheit des Willens, Nachgiebigkeit von beiden Seiten! Der Mann herrsche durch Ueberzeugung und Vernunftstärke; sein Herrschen ist nicht trotziges Gebot, sondern unmerkliches Leiten des schwächern Weibes zu dem, was recht, gut und nützlich ist. Das Weib herrsche durch Liebe und Achtung, die es dem Gatten für sich einflößt. Ihr Herrschen sei nicht kindischer Eigenwille, der sich behaupten möchte, sondern sanftes Umlenken des Mannes durch Güte, wo er irren könnte.

Um der Gemüthseinheit im ehelichen Leben die höchste Vollkommenheit zu geben, sei der Neuvermählten unverbrüchlicher Grundsatz, nie vor einander in ihren Angelegenheiten ein Geheimniß zu haben. Das Weib wisse, was in des Mannes Brust vorgeht; der Mann sehe klar durch die Gedanken und Empfindungen der Gattin, wie durch seine eigenen. So lebt Eins im Andern. So werden zwei Seelen eine Seele. So wird die Ehe das heilige Geisterband, das kein Schicksal, kein Tod mehr bricht, und in der Ewigkeit fortdauert. — Wehe, wer vor dem Andern Geheimnisse hält! — Diese haben schon oft, selbst wenn sie aus Liebe, aus zärtlicher Schonung des Andern nicht mitgetheilt wurden, den ersten Grund zu den schauderhaftesten Mißverständnissen gelegt. Lieber offenbare sich Eins dem Andern, sollte auch das Entdecken dessen, was man gerne verhehlen möchte, dem Andern im ersten Augenblick unlieb sein. Mittheilung hindert größeres Uebel, und versüßt selbst das Bittere, mildert selbst die Schuld, und macht wenigstens das Allergefährlichste in einer Ehe unmöglich, daß Fremde sich zwischen Garten stellen. Was beider Geheimniß und Anliegen ist, werde nie Sache und Mitwissenschaft eines Dritten. In dieser Hinsicht sollen selbst Vater und Mutter wie Fremdlinge da stehen, die in das Heiligthum ehelicher Vertrautheit einzudringen kein Recht haben. Die Ruhe des Lebens, der Friede des Hauses entflieht, wo Gatten sich einander nicht selbst genug und nicht Alles sind, wo eine andere Person sich zwischen sie drängt.

Kein Geheimniß unter den Gatten! Man weiß nicht, wozu Der den Andern berechtigt, welcher sich erlaubt, ihm etwas zu verbergen. Wo Einer in seinem Herzen verhehlt, was der Andere nicht wissen darf, da ist nicht Einheit mehr, da ist schon Trennung und Fremdheit. Auch im Scherz soll man sich davor hüten; auch im Scherz nicht über einem Abgrund tändeln, dessen Tiefen ja Niemand kennt.

Wo gegenseitige Offenherzigkeit, innige Vertrautheit dasteht, da wird, da muß Jeder auf eigene Reinheit bedacht sein. Die Reinheit vermehrt die gegenseitige Hochachtung, und die Hochachtung ist die Quelle des Lebens.

Und endlich das Heiligste, die Grundlage aller ehelichen Glückseligkeit, das Wichtigste, ohne welches jede Ehe schlechterdings unglücklich werden muß — es ist Religiosität. Auch die Ehe ist dem Verhältnisse des Christen zu Christo ähnlich, ja damit eins. Der Mann ist des

Weibes Haupt, gleichwie auch Christus das Haupt der Gemeine, und er ist seines Leibes Heiland. (Ephes. 5, 23 u. f.) Der Mann ohne Religion, dem Gottheit, dem Ewigkeit ohne Bedeutung sind, ist jeder Schandthat, jedes Betruges, er ist des Ehebruches fähig; fähig, Weib und Kind zu verrathen, zu verlassen, ins Elend zu jagen. Das Weib ohne Religion ist ein werdendes Ungeheuer, eine unzuverlässige Stütze des Gatten, schon vor dem Traualtar von verdächtiger Treue! Die Elende, in deren Gemüth kein Gott wohnt, kann nie einen Mann lieben, sondern nur ihr augenblickliches Gelüst; sie bringt Rohheit in die Freude, und Verzweiflung in den Schmerz.

Nie sollen — ist ihnen das Heil ihrer Tage theuer — Neuverehelichte gleichgültig auf diesen Gegenstand blicken. Denn wenn der Andere keinen Gott mit Andacht liebt, keine Vergeltung in der Ewigkeit fürchtet: was kann den binden? was ihn schrecken? was ihn bleibend begeistern? Und wären in dem Einen religiöser Sinn und Gefühl zum Theil oder ganz erloschen: so entzünde der Andere nach und nach den Funken wieder durch Wort, durch Beispiel und That. Mächtig wirkt der Umgang. Durch die Länge desselben nimmt unvermerkt Eins des Andern Gesinnungen und Grundsätze an, und hält für eigene Ueberzeugung, was manchmal nur Frucht der Gewohnheit ist. So kann ein religiöser Mensch nach und nach auch in demjenigen, der der heiligsten Wahrheiten spottete, den erstorbenen Glauben wieder beleben. Erst so steht das Lebensglück gegen alle Stürme fest gegründet. O wie herrlich, mit einer Liebe durchs Leben, mit einer Hoffnung in den Tod zu gehen!

Ihr, die ihr hintretet, den Bund der Vermählung vor dem Allgegenwärtigen zu schwören, beherziget wohl: es ist der Bund der Treue, des Trostes, des Beistandes in den Stunden des blutigsten Leidens, des grauenvollsten Verhängnisses! — Sie werden kommen, die Tage der Thränen — von eurer Weisheit hängt es ab, ihre Schrecken zu besiegen. Aber ohne Glauben im Leben, ohne Liebe in der Ehe, ohne Hoffnung im Tode ist kein Sieg!

21.

Die Ehe.

Erster Abschnitt.

Matth. 19, 4—6.

Wie viele schöne, sanfte, edle Triebe
Entquellen nicht der ehelichen Liebe,
Damit durch sie, von Volk zu Volk, die Erde
Gesegnet werde!

Nur darum sollten hier aus einem Blute
Wir all' entspringen, all' aus einem Blute!
Daß wir zu Gottes Kindern schon auf Erden
Vereinigt werden.

Von allen Verbindungen, welche Menschen mit Menschen im Leben knüpfen, kenne ich keine, die ehrwürdiger, wichtiger und folgenreicher wäre, als die Ehe.

Ehrwürdig ist sie, denn sie ward von der Gottheit selbst verordnet. Die älteste Urkunde des menschlichen Geschlechts erzählt uns die Schöpfung des Mannes und Weibes, und ihre Verbindung durch die Hand Jehova's. (1 Mos. 2, 18.) Er legte in die Natur der Sterblichen den ewigen und heiligen Trieb zu gegenseitiger Vereinigung. Jedes Geschlecht ehrt in dem andern Vorzüge, welche ihm mangeln; des Weibes holde Sanftmuth und zartere Empfindung mäldert des Mannes Ungestüm und Trotz, so aus dem Gefühle seiner Kraft entspringet; des Mannes Stärke und Muth beschirmt des Weibes Schwäche. Geleitet von den heiligen Naturtrieben nähern sich Jünglinge und Jungfrauen, und aus ihrer Liebe blühet die Ahnung der göttlichen auf. Alle Völker feiern mit Ehrfurcht die Stiftung der Ehe; allen ist sie und ihr Recht ein unantastbares Heiligthum.

Wichtig ist diese Verbindung, wie kaum eine andere jemals sein mag. Es ist die innigste, welche geschlossen werden kann. Die Vermählten haben ihr Lebensglück zu einem einzigen gemacht. Sie sind durch Natur die vertrautesten Freunde. Das Schicksal, welches über dem Haupte des Einen schwebt, trifft auch unabwendbar das Haupt des Andern. Sie theilen Segen und Fluch, die Freude und die Thränen, den Ruhm und die Schmach, den Wohlstand und die Dürftigkeit. Sie gehören einander, wenn ihnen Niemand mehr gehören will. Sie wandeln mit einander die gleiche Straße, und erst an den Klippen des Grabes scheitert ihr unauflöslicher Bund für diese Welt. Selbst die Bande, welche Brüder und Schwestern vereinen, selbst die Bande, welche Aeltern mit ihren Kindern zusammenknüpfen, sind weder so gewaltig, noch so dauerhaft, wie der Ehe heiliges Band. Der Jüngling tritt aus dem Vaterhause in die stürmischen Verhältnisse der Welt hinaus. Er wird selbst Mann. Kein Vater schützt, keine Mutter tröstet ihn mehr. Er sieht die Greise zu Grabe gehen. Sein Trost ist das auserwählte Weib seines Herzens. Ihm gehört es allein an. Für dieses sorget, arbeitet, wirkt und lebt er. Und das Weib hat für ihn Vater und Mutter verlassen. Er ist ihm nun allein, was sonst Aeltern waren; ihm hanget es an, und empfängt aus seiner Hand Glück und Elend, wie er es seinerseits durch die Hand der Gattin empfangen muß.

Folgenreich ist diese Verbindung, wie kaum eine andere. Aus ihr entspringt der meisten Sterblichen höchstes Erdenwohl und höchstes Leiden. Der erwachsene Mensch, getrennt von den Herzen der ersten Jugendfreunde, ausgegangen aus dem heiligen Kreise der Geschwister und Aeltern, bauet nun selbst sein häusliches Glück. Hausfrieden macht ihn, und mag das Schicksal noch so sehr von Aussen wüthen, selig; häuslicher Unfrieden macht ihn elend, und wäre er noch so angesehen und mächtig vor Andern, gepriesen von allen Zungen, mit Reichthümern überschüttet, wie Keiner. Der Mensch beginnt im Stand der Ehe ein neues Leben. Er steht nicht allein mehr auf Erden. Mit sanften Banden ist er an die Verhältnisse des Lebens unauflöslich geknüpft. Vater- und Mutterfreuden, keinen andern Lebensfreuden ähnlich, werden empfunden; Vater- und Mutterfreuden, keinen andern ähnlich, werden getragen. Die Gegenwart wird wichtiger, die Vergangenheit lehrreicher, die Zukunft anziehender, als sonst.

Um dieser Ehrwürdigkeit der Ehe willen, ohne die das menschliche Geschlecht verlöschen oder verwildern würde, um dieser Wichtigkeit der Ehe willen, die das häusliche und eben darum innigste Wohl und Weh des Lebens begründet, ist es frevelhaft, der Ehe selbst und ihrer Heiligkeit zu spotten. Es ist Spott göttlicher Stiftungen; es ist Spott des Schöpfers; es ist Spott der

schönsten Gesetze der Natur und aller daraus stammenden Glückseligkeit!

Eben dieser Wichtigkeit der Ehe und ihrer nothwendigen Ordnung willen für die Fortdauer des menschlichen Geschlechts, für die Wohlfahrt der Staaten, für das Heil der einzelnen Bewohner eines Landes, ist der Luxus und Prachtaufwand verderblich, welcher die gesetzlichen Ehen vermindert, für einander gleichsam geschaffene Seelen trennt, und sittenlose Verirrungen und Ausschweifungen befördert.

Sitteneinfalt erleichtert viele glückliche Verbindungen, und erschwert nicht die Vereinigung von Personen, welche durch die Uebereinstimmung ihrer Denkarten, ihrer Gefühle sich gegenseitig einen Himmel auf Erden zu bereiten im Stande gewesen sein würden. Der übermäßige Aufwand, welcher besonders in Städten heutiges Tages üblich geworden, die Bequemlichkeiten und Genüsse, welche sich der Mann nicht versagen will, die Zerstreuungen und der Prunk, zu welchem die Jungfrau gewöhnt worden, machen es oft beim besten und redlichsten Willen des Mannes unmöglich, eine Verbindung zu stiften, wo sein beschränktes Vermögen allein nicht ausreichen kann, die Wünsche zweier Personen zu erfüllen, und den doppelten Aufwand zu bestreiten, welchen Stand oder genommenes Vorurtheil fordern.

Dies ist des Luxus gefährlichste Seite. Hier ist's, wo er das meiste Gift in die Ruhe der Familien, in die Lebensfreuden edler Männer und Jungfrauen gießt. Er zerreißt der Natur heilige Ordnungen, widerspricht ihren schönsten Trieben, löset die edelsten Wünsche beglückt sein könnender Wesen in Seufzer auf, und mißbraucht die heiligen Triebe der Natur zu unnatürlichen Lüsten, oder zu gesetzlosen, Gesundheit und Familienwohl verpestenden Ausschweifungen. So trennt er Menschen von Menschen; leitet zu der nur sich selbst vergötternden, alles andere verschmähenden Selbstsucht; löset den Verein des Volks auf, die Achtung des Gesetzes, die Liebe zum Fürsten, und entnervt das Geschlecht.

Der Luxus, als Mörder glücklicher Ehen, oder Haupthinderniß solcher Verbindungen, welche auf eine beglückte Zukunft berechtigt sein könnten, verdiente daher mit Recht den Fluch aller Zeiten, aller Weisen, aller Völker, und verdient den Haß jedes Nachfolgers Jesu. Denn was wider des Schöpfers Ordnungen streiten will, was der Gottheit Schöpfungen verletzen kann — darf es der Christ lieben? darf er es dulden?

Nächst dem Luxus, welcher die gesetzlichen Ehen erschwert oder verhindert, ist der Leichtsin vieler Menschen es besonders, welcher dem Zweck der göttlichen Stiftung entgegen arbeitet, und das zur Quelle des lebenslänglichen Leidens macht, was der Ursprung des irdischen Wohlergehens und lebenslänglicher Zufriedenheit sein sollte.

Empört sich der Luxus gegen die Ehrwürdigkeit der Ehe, so spielt der Leichtsinn verächtlich mit ihrer Wichtigkeit. Er selbst ist meistens nur eine Frucht schon tief verdorbener Sitten. Er verwandelt den Hauptzweck der ehelichen Verbindung in eine zufällige Nebensache, und macht das Zufällige zur Hauptsache.

Der Zweck der Ehe ist, nächst der Fortpflanzung des Geschlechts, die gegenseitige Beglückung und sittliche Vervollkommnung der Vermählten eines durch den andern für Lebenszeit. Diese wechselseitige Beglückung ist nicht möglich, ohne eine solche Beschaffenheit der Empfindungsweise und Denkart der Verbundenen, vermöge welcher sie gern in und für einander leben, freudig die Fehler und Forderungen abwerfen, die dem Andern mißfällig und allzuanstößig sein könnten. Es ist daher bei Schließung eines solchen wichtigen Vereins wahrlich weniger auf die Vollkommenheiten und Tugenden zu achten, als auf die Fehler und übeln Eigenschaften und Gewohnheiten, durch welche sie einander verhaßt werden können, Fehler und üble Eigenschaften, welche durch Mängel in der Erziehung oder durch Gewohnheit gleichsam schon zur andern Natur geworden sind und nicht mehr leicht abgelegt werden können.

Denn niemals ist eine Ehe durch die Güte und den Edelmuth der Vermählten, sondern durch die denselben anklebenden und allzutief gewurzelten Fehler unglücklich geworden. Darum muß bei Neuzuvermählenden mehr auf diese, als selbst auf ihre übrigen Tugenden geachtet werden, wenn man mit Wahrscheinlichkeit das Glück oder Unheil der Verbindung voraus erkennen will. Denn man sieht viele zufriedene Ehen, wo die Verbundenen vielleicht beiderseits ohne ausgezeichnete Tugenden sein können; aber sie sind nicht unglücklich, weil sie sich gegenseitig durch keine auffallenden, den geselligen Umgang und das Beisammenleben verbitternden Untugenden beschwerlich werden. Dagegen erblickt man oft Verbindungen unseliger Art von Personen, welche beiderseits durch glänzende Tugenden und vortreffliche Gemüthseigenschaften sich vor einer großen Menge Anderer auszeichnen, aber auch gewisse Fehler, Schwächen und Eigenheiten führen, die an sich und für das öffentliche Leben äusserst geringfügig scheinen, und im engen, häuslichen, beständigen Beisammensein unerträglich werden können.

Nicht selten ist die erste Liebe und Zuneigung der Personen selbst, welche gegen jene Fehler blind macht, und nur an einander Tugenden und Vollkommenheiten bewundern läßt. Oft ist es Mangel näherer und genauerer Bekanntschaft, welche es hindert, die verborgenen Schwächen und Anstößigkeiten des Andern zu entdecken. Denn wie gern verbirgt man seine Unvollkommenheiten vor denjenigen, welchen man liebenswürdig erscheinen möchte!

Aber so lange Liebe und Zuneigung nicht mehr eine sanfte Empfindung, sondern wilde, alle Vernunft überwältigende Leidenschaft ist, so lange ist jedes Urtheil ungültig, jede Wahl blindlings gemacht, und eben darum gefährlich. Wehe den Unglücklichen, welche, wenn zuweilen auch die sich ermannende Vernunft mahnt und warnt, diese verscheuchen, um mit wahnsinnigem Verlangen den geliebten Gegenstand zu erhalten, nur dessen Tugenden sehen, dessen Mängel verschleiern wollen. Liebe kann ewig dauern, Leidenschaft nie. Diese verfliegt nach Erreichung ihres Ziels; aber auch die Liebe verfliegt, und Ekel oder Haß ersetzt ihre Stelle, wenn sie sich endlich überzeugt, ein falsches Ziel erreicht zu haben. Die Vollkommenheiten des Geliebten fesselten unsere Aufmerksamkeit zuerst; aber seine Fehler empfinden wir erst dann schmerzlich, wenn wir mit ihnen in engen, unauflöslichen Verhältnissen stehen müssen.

Das Urtheil der Leidenschaft ist jedesmal ein Urtheil des Leichtsinns, und eben deswegen tadelnswürdig, weil es mit dem Glück und der Heiterkeit unsers ganzen künftigen Lebens verwegen tändelt. Wer sein lebenslängliches Wohl und Weh gründen will, höre auf, in diesem Augenblick zu scherzen, der seinen höchsten Ernst, seine angestrengteste Vorsicht auffordert. Er mäßige die ungestüme

Gewalt der Leidenschaft durch — die Zeit. Er schliesse keinen Bund, ohne den, welchem er seine ganze irdische Seligkeit hingibt, kennen gelernt zu haben. Er gewöhne sich, scharfsichtiger gegen dessen üble Eigenschaften, als gegen Vollkommenheiten zu sein. Denn nicht diese gründen so sehr das Glück der Ehe, als es jene zerstören werden. Derjenige aber hat am weisesten gewählt, welcher seine Hand zum ewigen Bunde nur solchem darreicht, von welchem er überzeugt sein kann, daß auch jede andere Person mit demselben und durch denselben nicht unglücklich werden könne.

Oefter aber noch, als der Leichtsinn der Leidenschaften jugendlicher Personen, stiften ausserordentliche Nebenrücksichten der Aeltern und Verwandten, welche über eine eheliche Verbindung zu verfügen haben, das Unglück der Ehen, das lebenslängliche Trübsal zweier Menschen, die in jeder andern Verbindung vielleicht zu den frohesten und glücklichsten Sterblichen hätten gezählt werden können.

Und aus welchen unlautern Absichten werden nicht oft Personen zur ehelichen Verbindung gezwungen, die einander vielleicht nur wenig oder gar nicht kannten, die einander entweder mit todter Gleichgültigkeit oder Widerwillen betrachten!

Gewöhnlich ist es darum zu thun, einem Kinde nur eine anständige Versorgung zu verschaffen, daß es in der gewohnten Art, in den gewöhnlichen Verhältnissen und Bequemlichkeiten fortleben könne. Ob auch die Gemüthsart, die Zuneigung der für einander Bestimmten so beschaffen sei, daß nicht nur äusserer Wohlstand, sondern auch innere Glückseligkeit und Zufriedenheit erhalten werde — dies leider wird selteuer erwogen.

Allerdings kann zwar keine eheliche Verbindung von der ruhigen Vernunft gutgeheißen werden, wo vorauszusehen ist, daß der Gatte durch eigene Kraft nicht fähig ist, Gattin und einst Kinder anständig und ehrlich zu erhalten. Aber eben so wenig kann sie gutgeheißen werden, wenn um des Mehrhabens willen Ruhe und Lebensfreude einer oder zweier Personen hingeopfert werden. Wie viel der warnenden Beispiele von dem traurigen Ausgange dieser übelberechneten Ehen! Wie viel Gram und Sorgen derer, welche sie mit unseliger Hand erzwangen! Wie viel Jammer und Thränen derer, die sie tragen mußten!

Noch läßt sich zuweilen ein solcher schrecklicher Fehltritt der Aeltern durch ihre wohlmeinende, wenn gleich unkluge Vorsorge entschuldigen; aber wer ist's, der diejenigen zu rechtfertigen unternimmt, die aus thörrichtem Familienstolze und unchristlichem Hochmuthe Verbindungen verschmähen, welche das Glück der Kinder gemacht haben würden, und Ehen erzwingen, welche Ueberdruß, Abscheu, Haß und nagenden Kummer der Verbundenen zur unausbleiblichen Folge haben? Wer wagt es, die Elenden zu vertheidigen, welche, um eigenen Gewinnstes, um eigenen Ansehens, um eigener Vorliebe willen, das Glück ihrer Kinder verbrecherisch hinopfern, und lieber diese elend, als sich in ihren geheimen Entwürfen gestört sehen? — Gott richtet über euch, und die Welt bezeichnet euch mit der Verachtung des Unwillens. Gott richtet über euch, dessen Stiftungen ihr aus schnödem Eigennutz zernichtet, indem ihr den heiligen Zweck derselben, Lebensglück, vernichtet. Gott richtet über euch, der Vergelter, der die Thränen zählt, der die Seufzer vernimmt, welche eure Selbstsüchtigkeit einem Wesen erpreßt, das zu bessern Schicksalen geschaffen wurde. Ihr erreichet oft euer grausames Ziel, aber selten entgeht ihr der furchtbaren Reue. Sie ereilet euch, wenn auch erst auf dem folternden Sterbebette, wo sie euerm Gewissen das Elend zuflüstert, welches ihr schufet und auf Erden nachlasset.

Nirgends ist eine zartere Grenzscheide zwischen dem weisen Gebrauche und Mißbrauche älterlicher Gewalt gezogen, als da, wo es auf die Wahl eines Gatten oder einer Gattin für Tochter oder Sohn ankommt. Wie leicht, auch bei der größten Behutsamkeit, wird die Grenze überschritten; wie sträflich ist es, sie ohne Achtung für göttliche Ordnungen, für Glückseligkeit der unserer Sorgfalt anvertrauten Wesen, mit frechem Leichtsinn oder muthwilligem Trotz, aus Hochmuth oder Geldgier, überschreiten zu wollen!

Aeltern haben in der wichtigsten Lebensangelegenheit ihrer mündigen Kinder nicht mehr befehlende, sondern nur rathende Stimme. Sie sind nicht mehr Gebieter und Erzieher derer, die von ihnen für reif geachtet werden, Andern gebieten und selbst Kinder erziehen zu können. Sie dürfen nicht vergessen, daß durch die Wahl des Gatten oder der Gattin nur des Kindes lebenslängliches Glück, nicht das Glück der Aeltern gegründet werden müsse. Sie handeln grausam, unvorsichtig und unchristlich, um irgend einer Absicht willen ihr Kind, gegen seinen Willen, zu einer verhaßten Verbindung zu zwingen.

So wahr dieses ist, so fest gegründet steht auf der andern Seite das Recht der Aeltern, derjenigen ehelichen Verbindung des Kindes ihre Zustimmung zu verweigern, welche nur ein Werk der blinden Leidenschaft ist, und zu Elend und Schmach führen würde. Es ist nicht bloß Recht, es ist Pflicht christlicher Aeltern, sich einer solchen unglücklichen und thörichten Wahl des Kindes zu widersetzen. Denn gewöhnlich wird diese Wahl in einem Alter unternommen, wo die Leidenschaft noch nicht in voller Kraft über die jugendlichen Gemüther herrscht; wo leicht blinde Vorliebe sie in ein unerkanntes Verderben lockt; wo Kenntniß der Menschen, wo Welterfahrung noch nicht gereift sein können. Hier soll der betagten Aeltern geprüftere Lebensklugheit und Weltkenntniß, der Aeltern ruhigere Erwägung dem ungestümen Leichtsinn der Jugend rathend und leitend zur Seite stehen, und wenigstens verhindern, daß nicht unerfahrner Muth und leidenschaftliche Schwärmerei das ganze irdische Wohlsein eines Kindes verderbe.

Verantwortung vor dem richtenden Gott haben diejenigen, welche aus Stolz oder Gewinnlust ihre Erzeugten einer verhaßten Verbindung hinopfern; aber Verantwortung vor dem richtenden Gott erwartet auch die, welche unbesonnen die Thorheiten eines leicht entflammten jugendlichen Herzens billigen, und da nicht, sei es aus Schwäche oder andern Gründen, ein Unglück verhindern, welches bei einiger Menschenkenntniß vorausgesehen werden kann.

Die weise Wahl des Gatten oder der Gattin also ist's, von welcher nachmals der Friede und die Freude eines ganzen Lebenslaufes abhängen! — Und mit welchem Leichtsinn tändeln so viele Sterbliche über den entscheidenden Schritt für ihre Zukunft hin! Wie viele tausend heiße Thränen der Reue würden, bei höherm Ernst in solcher Wahl, weniger vergessen sein! Wie mancher endlose Kummer, wie mancher täglich erneute Schmerz, wie mancher geheime, die blühendste Gesundheit zerstörende Gram, wie mancher entsetzliche Entschluß der Verzweiflung wäre vermieden worden!

Blicken wir nur um uns her; wie selten sind im Allgemeinen die wahrhaft glücklichen Ehen, von denen man sagen darf: sie sind ein irdischer Himmel, und die Beneidenswürdigen in ihnen sind durch ihre gegenseitige Liebe und Treue über jedes Schicksal erhaben, das sie treffen kann; sie könnten die Welt und ihre Freuden entbehren, sie würden reich und glücklich durch sich selbst sein! — Wie zahlreich sind die Ehen, in welchen gegenseitige Gleichgültigkeit und Ueberdruß herrschen, wo selten ein Tag ohne häuslichen Verdruß, selten ein Tag ohne Sehnsucht nach einem bessern Loose verstreicht; wo die Zwietracht der Aeltern den Kindern das Herz verwundet, oder sie zur Nachahmung des gottlosen Beispiels reizt!

Und wessen Schuld ist dieses weitverbreitete Uebel? Warum sind so wenige Menschen da am glücklichsten, wo sie es am ersten sein sollten, im Innern ihres häuslichen Lebens? Warum nagt am Wohlsein so vieler Familien ein geheimer Wurm, den sie nur verbergen, weil sie ihn nicht entfernen können, und mit verborgenem Elend nicht auch zugleich die öffentliche Schande tragen mögen?

22.

Stief-Aeltern.

Ev. Joh. 19, 25—27.

Die Kinder, deren wir uns freu'n,
Sind alle, Gott und Vater, Dein;
Sind Deine beste Gab', o Herr;
Bewahre Sie, Barmherziger!

Auch Waisen, welche wir erzieh'n,
Die unter unserm Segen blüh'n,
Sie sind dem Guten keine Last,
Weil Du sie uns vertrauet hast.

Ja, unsre volle Zärtlichkeit
Sei den Verlassenen geweiht;
Gott liebt sie, Gott verläßt sie nicht,
Wie er zu sein, ist unsere Pflicht.

In der bangen Schreckensstunde, da Jesus, der göttliche Dulder, einsam über der verschwindenden Welt am Kreuze hing; als seine Wunden alle sich beinahe verblutet hatten, und er von allem abgeschieden war, was ihm hienieden Trost und Freude gegeben hatte, warf er seinen Blick, der zum ewigen Vater gebetet hatt, noch einmal auf die Erde nieder. Da ward er voller Wehmuth noch einige seiner Geliebten gewahr, die auch in der Todesstunde nicht von ihm scheiden wollten — theure Blutsverwandte, die er hilflos im Leben zurücklassen sollte. Er sah seine Mutter Maria, die mit verweinten Augen die Leiden des heiligen Sohnes betrachtete, sah seiner Mutter Schwester, Maria, Chleophas Weib, und Maria Magdalena.

Am längsten verweilte sein Blick voll Jammers auf der verlassenen Mutter. Sie war die letzte, innige Sorge seines Lebens. Er wandte sein Haupt zu Johannes, dem Jünger, dessen sanfte Denkart ihm vor Allen lieb war, und sprach zu seiner Mutter: O Mutter, siehe, das ist von nun an dein Sohn! Und zu Johannes sprach er: Siehe, das ist deine Mutter! Und von der Stunde an nahm sie der Jünger zu sich. (Joh, 19, 25 — 27.)

Er nahm sie zu sich, er ward ihr Sohn; er erfüllte gegen die verwaiſete Mutter die Pflichten eines treuen, dankbaren Kindes; er theilte mit ihr sein Hab und Gut; verpflegte, schützte sie; gab ihr Rath und Freude. Jesus Christus aber, nachdem er die letzte irdische Sorge abgethan hatte, starb nun beruhigt und heitern Geistes, empfahl nun freudig seine Seele in die Hand des ewigen Vaters.

Diese einfache Begebenheit erweckt den Christen zu mancherlei rührenden Betrachtungen. Sie mahnt ihn auch an die schmerzlichen Empfindungen, welche in der Todesstunde wohl das Gemüth eines redlichen und treuen Vaters bewegen mögen, wenn er von seinen unerzogenen Kindern für dieses ganze Leben Abschied nehmen muß; mahnt ihn an das Leiden des Mutterherzens im letzten Augenblick, wenn es sich von den heißgeliebten, treuen Kindern losreissen soll. Ach, ein solcher Schmerz ist wohl verzeihlich! Herzen, die durch die Hand Gottes mit den heiligen Banden der Natur verknüpft waren: wie mögen sie ohne das größte Leiden der Seele von einander geschieden werden? O wie mancher sterbende Vater schlang noch den matten Arm um seinen theuern Liebling, und seufzte: Wem muß ich dich überlassen? Wer wird jetzt so für dich sorgen, für dich arbeiten, wie ich gern gesorgt und gearbeitet habe für dich? An wessen Brust wirst du künftig deinen Kummer ausweinen, und wer wird mit dir sein, wenn die bösen Tage eintreten? — Wie manche Mutter seufzte noch den letzten Seufzer für die Kinder, die nun durch ihren Tod zu Waisen werden sollten, und dachte: Ach, könnte ich euch in meine Arme schliessen und mit hinab nehmen in das stille Land des Friedens! Wer wird von nun an eure Mutter sein, euer irdischer Schutzengel?

Doch, Dank sei es der herrschenden Menschlichkeit! gewöhnlich sind diese Sorgen der Sterbenden und ihre Unruhe, zwar sehr verzeihlich, doch unnütz. Wer ist auf Erden so hartherzig, daß er sich nicht gern der verlassenen Waise annähme? Wie viel Ruhm bringt es nicht dem, der ein Vater und Schutz derselben heißen kann! Für wen sorgen die Gesetze des Landes und die Obrigkeiten eifriger und mit zärtlicher Wirksamkeit, als für Waisen? — Selbst für die ärmste wird eine tröstliche Sorgfalt gehegt. Sie erhalten eine Erziehung, oft besser als vielleicht diejenige gewesen wäre, die sie von ihren Aeltern genossen haben würden. Um ihre Versorgung bekümmert sich Obrigkeit und Gesetz am längsten.

Oft sind aber die Verwaiseten dann am schlimmsten bedacht, wenn sie nach dem Tode ihrer guten Aeltern einen Stiefvater oder eine Stiefmutter erhalten. In allen Sprachen drückt dies Wort schon einen traurigen, oft verhaßten Begriff aus. Es ist so weit gekommen, daß der Name einer Stiefmutter zum Sprichwort geworden ist in allem Volk, um die empörendste Lieblosigkeit, die verabscheuungswürdigsten Gesinnungen gegen eine Waise auszudrücken. Und wer in dem Verhältniß eines Stiefvaters oder einer Stiefmutter steht, prüfe sich doch selbst, ob er verdiene, in der Reihe der Verachtungswerthen zu stehen.

Das Weib, empfindlicher, reizbarer und mit der Erziehung der Kinder unmittelbarer beschäftigt, als der Mann, ist gewöhnlich, wenn ohnehin dem Herzen religiöser Sinn und edles Gefühl mangelt, eine bösere Stiefmutter, als der Gatte jemals ein böser Stiefvater der Waisen sein kann. Daher mag es gekommen sein, daß stiefmütterlicher Haß zum Sprichwort in der Welt werden konnte, weil er der anhaltendste und hartnäckigste zugleich ist.

Aber woher entsteht dieses furchtbare und allgemein verachtete Laster? Woher die Kälte und Lieblosigkeit

mancher, ich möchte nicht sagen vieler, Stiefältern gegen ihre Stiefkinder?

Die Ursachen lassen sich leicht erklären. Man beobachte nur die Haushaltungen, in welchen dies Uebel ankeimt und reifet.

Meistens ist daran die erste, natürliche Vorliebe für die eigenen Kinder Schuld. Wohl ist es eine natürliche Vorliebe zu nennen, weil doch die Hand der Natur Aeltern mit ihren eigenen Kindern am engsten zusammenschloß. Man wird oft bemerken, daß ein Vater oder eine Mutter gegen ihre unerzogenen Stiefkinder so lange die edelste, herzlichste Zärtlichkeit beweisen, als sie ohne eigene Kinder sind. Man wird den Vater als Beispiel rühmen, der sein Stiefkind mit einer Sorgfalt pflegt, als wäre es sein eigenes. Man wird eine Stiefmutter ehren, welche das Kind ihres Gatten mit einer Liebe behandelt, wie sie kaum mit einer größern Innigkeit ihr selbstgebornes lieben könnte.

Aber plötzlich ändert sich bei Vielen Alles, sobald neben dem Stiefkinde nun ein eigenes lebt. Dann erlöscht die alte Liebe gegen das fremde, und vereinigt ihre Strahlen nur auf das eigene, um es zu beglänzen, zu erwärmen, und zu beseligen; denn schmeichelt es der Eitelkeit schwacher Mütter, schwacher Väter, dies Kind von Andern vorzugsweise gepriesen und bewundert zu sehen; dann erwacht die Eifersucht, wenn irgend einmal das fremde in den Augen Anderer liebenswürdiger als das eigene erscheint; dann regt sich der Neid, wenn man es sich nicht verbergen kann, daß das Stiefkind noch Eigenschaften besitzt, wodurch es eben so liebenswürdig, oft noch angenehmer als das eigene werden dürfte; dann schwillt der Haß, wenn mann jenes vielleicht durch besondere Verhältnisse beglückter siehet als das eigene, oder wenn es eben so grosse Ansprüche auf Liebe und Pflege macht. Dann verkleinert die unbillige Selbstsucht an dem Stiefkinde das Gute, welches man sonst an ihm rühmte, und vergrößert seine allfälligen Fehler, die man sonst mit dem Edelsinn zu entschuldigen oder sanft zu ändern suchte. Man erblickt in jedem kleinen Vergehen ein großes Verbrechen, in jedem finstern Blick eine geheime Bosheit, in jeder Thräne eine Heuchelei und Tücke, oder Rache.

So ist der Friede des Hauses gebrochen, so die Glückseligkeit aller Gemüther zerstört. Und wodurch? Ach, durch die Unvorsichtigkeit und Thorheit oft eines einzigen Menschen, eines Menschen, der in allem Andern sonst gut, liebenswürdig und edel sein kann.

Diese traurigen Veränderungen entspringen nicht sogleich in ihrer ganzen Größe, aber das Uebel wächst mit den Stunden und Jahren. Erst erkaltet die Liebe, ehe sie sich in ungerechten Haß oder gar in schimpfliche Verfolgung verwandelt. Erst wird das Stiefkind mit weniger Zärtlichkeit behandelt, dann mit Gleichgültigkeit, dann mit Ueberdruß und Widerwillen, dann mit geheimem Groll, endlich mit offenbarer Ungerechtigkeit und Grausamkeit. Und dann erst zieht Unsegen und Elend im Gefolge vorher unbekannter Leidenschaften und Laster in das vormals glückliche Haus ein.

Es entsteht Kälte, bald auch Zwietracht unter den Gatten. Der Vater sieht mit Schmerz sein geliebtes Kind überall durch stiefmütterliche Unbilligkeit hintangesetzt und vernachlässigt. Die Mutter sieht mit Wehmuth die Härte eines Stiefvaters gegen das Kind ihrer frühern Ehe, welches sie ihm zubrachte. Anfangs sucht man noch durch gütige Vorstellungen das Uebel zu mindern; bald wird der Wortwechsel öfterer, bald auch bitterer geführt; endlich die Uneinigkeit und der Hauszwist herrschend und zur Hölle des ehelichen Lebens. Und allen daraus entspringenden Mißmuth muß der unglückliche Gegenstand des Haders, das unschuldige Stiefkind, die Halbwaise, büßen.

Es entsteht Zwietracht der Familie; die Verwandten theilen sich in Partheien, theils zum Schutz der verstoßenen Waise, theils zur Vertheidigung der stiefälterlichen Ungerechtigkeit. Der gute Ruf des Hauses geht unter.

Es entsteht Zwietracht zwischen den Stiefgeschwistern. Sie hassen und beneiden sich gegenseitig um die kleinen Vorzüge, welche bald diesem, bald jenem gegeben werden. Sie ahmen die Thorheiten ihrer unklugen Aeltern nach, und saugen das Gift von denen ein, die ihnen Beispiel der Tugend und Liebe sein sollten. Die Anlagen ihres Herzens werden verderbt, ehe sie noch Zeit hatten, sich zu entfalten, und der Grund lebenslänglicher Unzufriedenheit wird gelegt, wo man den Grundstein ihrer künftigen Glückseligkeit zu legen hatte.

Es entsteht Zwietracht zwischen Aeltern und Kindern, die in die spätern Jahre forterbt. Jedes Ungemach kann ein Kind mit leichtem Sinn vergessen; aber Ungerechtigkeiten, die es in dem zarten Alter der Hilflosigkeit erdulden mußte, verschmerzt es auch in den spätesten Zeiten nicht ganz; sie empören durch ihre Erinnerung noch lange auch das sanfteste Gemüth.

O du, welchem Gott eine Waise anvertraute, der du Vater oder Mutter sein sollst, möchten diese Worte dein Gemüth erschüttern! Möchte der Anblick dieser Wirkungen eines stiefväterlichen oder stiefmütterlichen Sinnes dich an dich selbst erinnern, daß du zu dir sprächest: Und wie ist es mit mir? Bin ich edler, christlicher? Bin ich meinem Stiefkinde, was ich vor Gott sein soll, was Johannes einst der Mutter Jesu war?

Die Natur lehrt dich dein eigenes Kind mit Zärtlichkeit umarmen; aber sie lehrt dich nicht, das Stiefkind mit unbarmherziger Gleichgültigkeit von einem Herzen wegdrängen, in welchem es gern ein Vater- und Mutterherz verehren möchte. Ehrwürdig ist deine Liebe zu den Selbsterzeugten; aber heiliger und verdienstvoller ist deine Liebe zu dem Stiefkinde, welchem du einen verstorbenen Vater, oder eine zu früh erblaßte Mutter ersetzen sollst! Denn sein eigenes Kind liebt auch der Wilde — es ist kein Verdienst darin vor Gott und den Menschen; aber Vater und und Mutter sein im ganzen Umfange des Worts für eine vater- und mutterlose Waise, erst dies beweiset den Adel deines Gemüths, die Schönheit deiner Denkart. Erst dies zeugt für dich, daß du in Gottes und Jesu Geist wandelst, daß du nicht zu dem gemeinen verachtungswürdigen Haufen derer gezählt werden darfst, durch die der Name eines Stiefvaters oder einer Stiefmutter zum Namen der Schande geworden ist.

Was du deinen eigenen Kindern sein sollst, lehrt dich die Natur — sie allein lehrt dich deine Pflichten; sie schrieb sie tief in dein Herz. Aber als du vor dem Altar mit dem Gatten das Stiefkind gewannst, da übernahmest du nicht minder große, nicht minder rührende Verpflichtungen gegen Lebende und gegen die Todten. Du versprachst Gott, indem du in den Stand dieser Ehe tratest, einer Waise Alles zu ersetzen, was sie durch den Tod ihres Vaters, ihrer Mutter verloren hatte. Du wolltest ihr Vater, ihre Mutter heißen und werden.

Ach, wenn es in bessern Welten dem Geist einer verstorbenen Mutter vergönnt ist, das Loos ihres Kindes auf Erden zu wissen — mit welcher Wehmuth und Liebe wird sie auf das verlassene hinblicken! Sie ist es, welche dich vor Gott dem Vergelter nennt, wenn du ihrer Waise eine neue Mutter geworden bist. Sie ist es, welche dich vor Gott dem Vergelter anklagt, wenn du die Waise mit kalter Gleichgültigkeit einsam und mutterlos lässest!

Siehe, wenn in wenigen Monaten dir dein Todesengel erschiene — und kennst du die Länge deiner Tage? — wenn er erschiene und dich hinwegriefe aus den Armen deines Garten oder von deinem eigenen Kinde — wie würde es dir sein? Was würdest du selbst von Gott erflehen? Was möchtest du dem jungen Sohne, der jungen Tochter wünschen, die du als Waise fremden Händen anvertrauen sollst? O du fühlst es, dein Herz rief es laut! Wie, und du lebst, und bist gewissenloser gegen das Kind einer fremden Ehe, als du von Andern wünschest, daß sie nach deinem Tode gegen dein eigenes sein sollen? Wie vereinigst du solche schreiende Widersprüche in einem redlichen Gemüth? Gehe hin, und werde deinem Stiefkinde, was du wünschest, daß, wenn du stürbest, auch Andere einst gegen dein eigenes sein möchten! Vergiß es nicht, daß dich und dein Thun vielleicht der Blick der Seligen beobachtet, gewiß aber der Allwissende sieht!

Gehe hin, schliesse die Waise an dein Herz, die du zu wenig liebtest, und die durch deine Kälte verlernte, Zutrauen und Liebe zu dir zu haben; schliesse die Waise an dein Herz, zu welcher wenigstens Freundschaft aus Mitleiden entspringen muß; schliesse die Waise an dein Herz, die vielleicht darum minder gut und liebenswürdig geworden ist, weil du sie nur allzugleichgültig versäumt hattest; schliesse die Waise an dein Herz und denke, daß ihre etwaigen Fehler nur Früchte deiner eigenen Vergehungen gegen sie sind.

Und wenn du diese Waise noch so liebevoll behandelst, ach! du ersetzest ihr doch nicht Alles, was sie zu beweinen hat. Sei noch so gütig, du bist ja nicht der Vater, sondern nur der Pflegevater; sei noch so zärtlich, ach, deine Liebe quillt ja doch nicht aus dem tiefen Innern eines Mutterherzens gegen das gute Pflegekind! Nein, eine liebe Vaterhand läßt sich nie ganz durch eine fremde Hand, und ein Mutterherz durch kein anderes ersetzen!

Und kannst du selbst nicht deine Vorliebe für das eigene Kind verläugnen, o so verläugne sie wenigstens deinem Gatten; er wird gerührt deinen Edelsinn und dies zarte Gefühl mit doppelter Achtung und Liebe vergelten. Verbirg sie wenigstens dem Stiefkinde, und verrathe sie nicht in Thaten, nicht in Worten, nicht einmal in Geberden, und du wirst dir ein freundliches Herz zueignen, das nach einem theilnehmenden Herzen sucht! Dich wird doppelte Liebe von allen Seiten und die Ehrfurcht der Welt umringen. Denn wie man die Lieblosigkeit der Stiefältern allgemein verachtet und hasset, um so höhere Gerechtigkeit und Bewunderung pflegt man der Tugend solcher zu zollen, die den Stiefkindern eben so treue, zärtliche Aeltern sind, als wären es die eigenen.

Verbirg deine Vorliebe den Kindern — sie sind scharfsichtiger als die Erwachsenen, weil ihre Aufmerksamkeit noch durch weniger Gegenstände zerstreut ist, weil sie noch auf nichts so sehr achten, als auf die Mienen und Worte ihrer Aeltern, in denen sie ihre Gebieter, ihre Geliebten, ihre Schutzengel, ihre Vorbilder zu sehen berechtigt sind. — Wehe, wenn jemals deine Vorliebe durch unvorsichtige Liebkosungen den Neid der Minderbeglückten rege machte, du hast den Samen der Hölle in den Boden der Liebe gestreut. Wehe, wenn deine Vorliebe dich jemals zu einer Ungerechtigkeit gegen das minder geliebte Kind verleitete: du hast der Unschuld Thränen erpreßt, die Gott zählt.

Und einst, wenn dies von dir mit Vater- und Muttertreue gepflegte Stiefkind herangewachsen ist; wenn es einsieht, wie Großes, unaussprechlich Großes du an ihm gethan hast, da du selbst dein eigenes Herz und dessen natürliche Regungen überwältigen mußtest, um nicht weniger zu scheinen dem Einen wie dem Andern: erst dann wird dir diese ehrwürdige Liebe mit heiliger Liebe vergolten werden. Erst aus der Fülle der Erkenntniß der Wohlthat entwickelt sich die Fülle der Dankbarkeit! Daher die nicht seltenen Beispiele, daß Stiefkinder im spätern Alter lebhaftere Theilnahme, oft rührendere Beweise der Anhänglichkeit gegen gute Pflegeältern gaben, als rechte Kinder. Denn was diese sich oft als Wirkungen von Pflicht anzusehen gewöhnen, erkennen jene als Zeugen einer uneigennützigen Liebe und Seelengüte, und ein dankbares Gemüth wendet ihnen alles das Gute und die Treue wieder zu, welche sie von Stiefältern in den Jahren der Minderjährigkeit genossen. Als Kinder erkannten sie noch nicht, *was* du ihnen gegeben, aber wohl sahen sie schon darauf, *wie* du ihnen gabst. Als Erwachsene verstehen sie aber auch, *was* du für sie gethan.

Christlicher Vater, Mutter, Christen! Werdet rechte Aeltern, liebevolle, auch den Waisen. Machet den Namen des Stiefvaters und der Stiefmutter zu einem ehrwürdigen Namen in euerm Hause, in eurer Gemeinde. Gedenket immerdar eurer Pflichten gegen Gott, den ewigen Vater der Waisen — seid ihr nicht selbst Verwaisete, die der Barmherzigkeit des Alliebenden theuer sind? — Gedenket eurer Pflichten gegen die Verstorbenen, deren abgeschiedener Geist die Waisen umschwebt, und von euch fordert, ihnen Vater, Mutter zu sein! Gedenket der Pflichten gegen eure Gatten, deren Herz ihr verwundet, indem ihr die Kinder einer frühern Ehe weniger zärtlich pfleget, als die eigenen. Gedenket des Schicksals eurer eigenen Erzeugten, deren Herz ihr unfehlbar durch ungleiche Behandlung der Stiefgeschwister verschlimmert, oder denen ihr in diesen wenigstens nicht wahre, in Zukunft gern theilnehmende Brüder und Schwestern erziehet! Gedenket eures süßen Trostes in der Sterbestunde, wenn euch Aller Lippen einmüthig einen schönen Segen nachrufen in die Ewigkeit, und Keiner der Eurigen schweigt bei euerm Sarge; wenn sich die Hände Aller falten zum heißen Dankgebet zu Gott, der euch ihnen zum gleichen Trost, zur gleichen Freude erkohren und gegeben habet. Gedenket des Wiederfindens in der Ewigkeit, wo auch das Stiefkind, euer Bruder, in Verklärung euch entgegenjauchzt, und der Geist eines edeln Vaters, einer treuen Mutter euch segnend begrüßt, deren Stelle ihr auf Erden so edel bekleidet habt bei den Verlassenen!

23.

Die Ehe.

Zweiter Abschnitt.

Epheſ. 5, 22—33.

Vor Dir ſind, Gott, der Ehe Freuden,
Du, der Du Mann und Weib erſchufſt,
Und ſie im Glücke, wie im Leiden,
Zu großer Pflichten Uebung rufſt.
Wohl ihnen, wenn ſie Dir ſich weih'n:
Ihr Glück wird groß, wird göttlich ſein.

Mit Liebe geh'n auf gleichen Wegen
Sie zu des Lebens Ziel hinan;
Gemeinſam theilen ſie den Segen,
Den ſie aus Deiner Hand empfah'n.
Und ihr vereinigtes Gebet
Iſt's, was zu Dir, o Vater, fleht.

Was auch das Leben Bitteres mit ſich bringe, und wie hart auch oft das Schickſal der Menſchen ſei — treue Freundſchaft erleichtert ihm endlich jede Bürde, und verſchönert ihm jedes Verhängniß. Ohne theilnehmenden Freund iſt der Schmerz doppelt, den du empfindeſt, und die Freude entzückt dich weniger, wenn du ſie einſam genieſſen ſollſt, wie ein Verbannter.

Die Ehe iſt der ſchönſte, der heiligſte, der dauerhafteſte Bund der Freundſchaft, geweiht von den Händen der Religion und der Natur! — Hier verbindet ſich mit dem Bedürfniß des Herzens zugleich die Nothwendigkeit des Beiſammenſeins durch geſetzliche Ordnungen. — Ein anderes Intereſſe, Zeitumſtände, Verſchiedenheit der Meinungen, Verſchiedenheit des Vermögens, Entfernung des Ortes, Veränderung des Wohnplatzes können den Freund oft gleichgültig gegen den Freund machen, das Herz erkalten — aber die Gatten haben nur einerlei Intereſſe, einerlei Genuß des Vermögens, einerlei Schickſal, einerlei Wohnort. Für Lebenszeit verbunden, ſind ſie ſicher, nie getrennt zu werden, als durch den Tod, welcher endlich alle irdiſchen Verknüpfungen auflöſet. Schon die Gewohnheit, ſich beſtändig zu ſehen und einander die Nächſten ſein, macht ihnen das Bedürfniß, mit einander und für einander zu leben, unentbehrlicher; und das Daſein fröhlicher Kinder, Zeugen ihrer Liebe, wird ein neues, mächtiges Band, welches die beglückten Aeltern feſter an einander ſchließt.

Wer ſchützt das ſchüchterne Weib kräftiger und entſchloſſener, als der Gatte, welcher für dasſelbe im Sturme des Lebens handelt und erwirbt? Wer achtet und liebt es zärtlicher, wenn ſchon die Roſen der Jugend verblüht ſind, als der treue Gatte, welcher in der verblühten Gefährtin ſeiner Tage noch ihre ſanften Tugenden und die ganze ſchöne Vergangenheit ſeines Lebens liebt? — Wer lohnt dem Manne ſein: Mühen, ſeine Aufopferungen, ſeine vielfachen Beſchwerlichkeiten angenehmer, als die vertraute Gattin, welche in ihm ihren einzigen und beſten Freund, ihren Verſorger, ihren Schutzengel erblickt? Für wen ordnet ſie ihr Hausweſen, ſinnt ſie auf Anmuth und Schmuck, ſorgt ſie in der Einſamkeit; für wen ſucht ſie, ſich ſelbſt vergeſſend, neue Freuden zu erfinden, wenn es nicht für den Einzigen iſt, dem ſie ganz gehört, ohne welchen ſie ſelbſt verlaſſen und ſeelenlos ſein würde! Für wen ringt der Mann nach Achtung, Anſehen und Vermögen, wenn er die Glücksgüter des Lebens nicht mit einer Seele theilen könnte, die ohne Neid ſich ſeines Glücks freuet, wie ihres eigenen? Und wenn des Lebens Gebrechlichkeiten und Schwächen eintreten: wer trägt ſie mit größerer Geduld, als das Herz, welches mit uns des Lebens ſchönere Stunden einſt theilen konnte? Wenn Krankheit uns an das Schmerzenlager binden: wer ſorgt mit treuerer Pflege, als die treue Hand, welche ſich an die unſere für ewig feſtſchloß? — Bezahlte Miethlinge können uns Arzneien reichen, aber ihrem Blicke fehlt die mitleidige, um unſere leiſeſten Wünſche forſchende Liebe. Fremdlinge können bei unſern Leiden trauern, aber ſie verlieren bei uns nicht, wie ein Gatte oder eine Gattin, die Hälfte ihres eigenen Lebens. Sie empfinden nur den fremden Schmerz, aber nicht den ihrigen; ſie beklagen unſer Leiden, aber ſie leiden es nicht ſelbſt.

Darum iſt die glückliche Ehe des irdiſchen Lebens höchſtes Gut. Nicht Reichthum, nicht Ehre, nicht Gewalt erſetzt ſie; nur durch ſie wird, was der Schöpfer Herrliches verleiht, zu einer genußvollen Gabe.

Aber, wie ſind der durchaus glücklichen Ehen im Allgemeinen ſo wenig! Wie häufig ſehen wir die Spuren häuslichen Unglücks, Folgen ehelicher Zwietracht, Zerrüttung des Hausweſens durch Uneinigkeit der Vermählten, Klagen auf Scheidungen und freiwillige Trennungen!

Den erſten Grund zu dem furchtbarſten aller Uebel im geſellſchaftlichen Leben legte meiſtens die unvorſichtige Wahl der Gatten. — Oft war es der Rauſch der Leidenſchaften, in welchem Liebende den Bund der Ehe ſchloſſen, ohne ſich ſelbſt genau mit ihren Fehlern zu kennen. Sie ſahen nur die Annehmlichkeiten des künftigen Standes, nicht die nothwendigen Mühſeligkeiten, die er mit ſich führt. Aber dem Rauſche folgte Nüchternheit, der Leidenſchaft und ihren kühnen Träumen folgte Erſchlaffung und Sättigung. Die ſich vorher mühſam und wohlbedacht durch Darſtellung alles deſſen zu gefallen ſuchten, was für ſie einen vortheilhaften Eindruck erregen konnten, erblicken ſich nun alltäglich und in ihrer Alltäglichkeit. Viele Erwartungen ſind nun getäuſcht. Manche Fehler und Unarten, ſonſt zurückgehalten und verſchleiert, werden nun ſichtbar, und verwunden. Vollkommenheiten, mit welchen man in der äuſſern Welt glänzen kann, ſind oft im ſtillen, alltäglichen Leben ohne Wirkung und Werth. So entſtand Gleichgültigkeit, wo man vormals Begeiſterung empfand. Man glaubte ſich vom Andern getäuſcht, ohne zu bedenken, daß Jeder ſich in der erſten Leidenſchaft ſelbſt getäuſcht hat, und ſich täuſchen laſſen wollte. Es entſtehen Vorwürfe, ſie werden erwiedert; man macht Anſprüche, ſie werden nicht immer erfüllt. Eigenſinn und Widerſpruch, Ueberdruß und Reue kehren ein, und der Hausfriede iſt entflohen.

Andere hatten die Ehe aus Nebenabſichten geſchloſſen. Es war um Vergrößerung des zeitlichen Vermögens zu thun; oder um des Familienſtolzes willen wurden Ehen erkünſtelt oder erzwungen, ohne Rückſicht, ob auch die künftigen Gatten gefällige Eigenſchaften und Fehlerloſigkeit genug hatten, die weite Lebensreiſe freundlich und verträglich mit einander machen zu können. Die Verbindung geſchah; der Familienſtolz hatte ſeine Opfer, die Gewinnſucht hatte ihr Ziel erreicht. Allein alles Gold der Welt wiegt keinen Fehler auf, der uns am Andern unerträglich wird, und das Leben endlich zur Laſt macht; alle Zufriedenheit ſtolzer Verwandten ſöhnt das leidende Herz mit dem Elende ſeiner Lage nicht aus, die nur mit öffentlicher Schande oder mit dem Tode aufhören kann.

Die gewonnenen Lebensbequemlichkeiten sind angenehm; aber beneidenswürdig ist doch das Glück des Armen, der vor dem Vermählungsaltar zwar kein Gold, aber ein mit ihm eng verbundenes liebendes Herz gewann. Was hilft's, wenn die Thränen des Schmerzes auf Gold und Seide niederfallen? Sind sie darum milder? Was hilft's, im Wohlstande einen freudenlosen Sinn, eine unbeglückte Zukunft zu haben? Können Ansehen und Pracht die Wunde eines blutenden Herzens heilen?

Eine zwietrachtvolle Ehe ist das martervollste Verhältniß des gesellschaftlichen Lebens; denn alle andere Verbindungen sind leicht zu lösen, aber die Bande der Ehe nie ohne Schwierigkeit. Sie verwandeln sich in eherne Ketten, die uns an unsern ewigen Widersacher festschließen, bis der Tod voll Erbarmens sie brechen will. Mit jedem neuen Morgen begegnet dem Beklagenswürdigen die Furcht vor neuem Verdruß. Man weicht sich aus, um froher zu athmen, und trifft zusammen, um neue Kränkungen zu erfahren. Mit dem Frieden des Hauses ist der Segen entflohen. Zur Todesstunde des Einen lächelt das Auge des Andern.

Nicht immer liegt die Quelle dieses namenlosen Unglücks in der mißlungenen Wahl des Gatten. Oft verschlimmern sich die Denkarten derselben in der Ehe selbst erst, und Fehler, die vorher kaum dem Keime nach vorhanden waren, entwickeln sich erst im vertrauten Beisammenleben.

Oft sind es weder Laster noch verbrecherische Neigungen, welche das Glück der Ehe stören, sondern zuweilen nur geringe Fehler, anstößige Eigenthümlichkeiten, die das Auge eines Fremden kaum wahrnimmt. Aber eben diese, allen andern Menschen verzeihlich scheinenden, Unarten und Schwächen können im engern Verein der Ehe die ganze Seligkeit des Hauses verbannen.

Je länger die Fehler geduldet werden, je tiefer der gegenseitige Mißmuth sich in die Herzen eingräbt: je tiefer und unerreichbarer sinkt das Lebensglück; je unmöglicher wird, wo nicht die gegenseitige Versöhnung der Gemüther, doch ihre freundschaftliche Verbindung.

Sind Hausfrieden und Frieden des Herzens ein Bedürfniß, ein hohes Gut, so sei auch *christlicher*, das heißt, *weiser Ehegatten* erstes Streben, sich selbst von Fehlern zu befreien, die Zwietracht und Kälte erzeugen könnten, oder Versöhnung unmöglich machen. Keiner fordere vom Andern Vollkommenheiten, die er demselben nicht zuerst an sich selber zeigt; Keiner zürne über des Andern Fehler, bevor er nicht selbst an sich jeden Fehler vertilgt hat, der seinem Lebens-, seinem Freuden- und Leidensgenossen verhaßt scheint. Niemand traue dem Andern alles Unrecht allein zu, sondern erkenne, daß auch er Irrthümer und Fehler begangen habe, die das häusliche Glück störten. Wenn wir nicht geliebt werden, ist es nicht die Schuld dessen, der uns nicht lieben kann, sondern unsere eigene Schuld, daß wir uns entweder nicht liebenswürdig machen oder nicht liebenswürdig zu erhalten wissen.

Um in der Ehe eine Liebenswürdigkeit zu bewahren, durch welche die Verbindung vielleicht gestiftet worden, oder doch verschönert werden kann, müssen wir uns mit jenen geselligen und theilnehmenden Tugenden schmücken, die nie ihres angenehmen Eindrucks verfehlen. Dahin gehört *Schamhaftigkeit* auch im vertrauten Umgange, diese Zierde des Mannes und des Weibes, ohne welche beide sich bald Gegenstände des Ekels und Verdrusses werden; *Reinlichkeit*, welche auch dann noch dem Aeussern einen Reiz gibt, wenn schon die erste Jugendblüthe verwelkt sein mag, und welche nicht selten die Stelle körperlicher Schönheit ersetzt, indem sie die frische Gesundheit und Fülle der Kraft bewahrt; *Gefälligkeit* in Anstand, Worten und Handlungen, die, und wäre sie anfangs auch nur erkünstelt, zuletzt Sache bleibender, in Natürlichkeiten und Bedürfniß übergehender Gewohnheiten werden muß.

Liebe und Hochachtung können durch kein Gesetz erzwungen, sie müssen erworben werden. Willst du Hochachtung? so sei hochachtungswürdig. Willst du Liebe? zeige dich liebenswürdig. — Der vertraute Umgang im ehelichen Leben, weit entfernt, zu mancherlei Nachlässigkeiten des Betragens zu berechtigen, erfordert größere Behutsamkeit und zartere Schonung, als der Umgang mit Fremden. Denn diesen werden wir nicht so leicht alltäglich und gemein, als dem, mit welchem wir beständig beisammen wohnen. Oder hat derjenige, welchen wir selten sehen, höhere Ansprüche auf unsere freundschaftlichen Aufmerksamkeiten, auf unsere einnehmende Artigkeit, als die Person, welcher wir unser tägliches Lebensglück danken, indem wir das ihrige machen? Nie berechtigt der vertraute Umgang im ehelichen Leben zu anstößigen Redensarten, beleidigenden Grobheiten, Zurücksetzungen. Denn eben diese sind meistens die Quelle vieljähriger Leiden. Unanständigkeiten, von einem Fremden empfangen, werden vergessen, wie man ihn aus den Augen verliert; aber die Erinnerung an sie verliert sich in der Ehe nicht aus dem Gedächtnisse, wo man den beleidigenden Theil beständig nahe hat, und diese Nähe, und die übrigen Verhältnisse die Bitterkeit des Verdrusses erhöhen.

Das Glück des Lebens ist gerettet, wo Gatten den unverbrüchlichen Bund eingehen, niemals einander die äusserlichen Zeichen der gegenseitigen Achtung zu versagen, und nie, auch bei einem vorfallenden Zwist der Meinungen, weder in Scherz, noch Ernst Groll zu hegen oder zu heucheln, sondern, es geschehe auch, was da wolle, immer Liebe, immer Zutrauen für einander zu bewahren. Selbst auch nur ein verstelltes Zürnen gegen einander ist im ehelichen Leben, bei aller herrschenden Liebe, gefährlich und tadelhaft. Man soll sich nicht scherzend an gewisse Rauhheiten im Umgange gewöhnen, die unfehlbar endlich in Ernst sich verwandeln, wenn es späterhin darauf ankommt, irgend einen Wunsch, eine Ansicht durchzusetzen. Auch nur Mangel an Liebe und Hochachtung *heucheln*, ist Verbrechen gegen den Frieden des Hauses, weil nichts leichter ist, als dasjenige zu werden, was man gezeigt hat, das man sein könne.

Ein Hauptgesetz des Ehestandes aber ist es, daß die Gatten, verschwiegen gegen alle Welt, auch gegen ihre Busenfreunde über die innern Angelegenheiten ihres Hauses, doch die hellste Offenherzigkeit, die unverbrüchlichste Aufrichtigkeit für einander selbst in Allem haben müssen, was sie beide und ihr Verhältniß als Gatten, Lebensgenossen und Aeltern angeht. Das erste Geheimniß, welches einer vor dem andern bewahrt, ist der unvermeidliche Tod des gegenseitigen Vertrauens. Die erste Täuschung, welche einer dem andern bereitet, vernichtet die innige, unzerstörbare Zuversicht auf einander für ewig; denn wer da täuschte, fürchtet immerdar, der andere könne es auch; und wer getäuscht ward, gibt sich nicht mehr ohne

Mißtrauen hin. Der Mann durchblicke das Herz ſeiner Gattin; das Weib wiſſe ihren Mann, wie es ſich ſelbſt weiß und kennt. Dann erſt ſind beide eine Seele, eine Frucht, eine Hoffnung, ein Leben in zwei Körpern.

Die glücklichſten Verbindungen ſind durch Mißtrauen der Gatten zerriſſen worden, und oft ſchon iſt die häusliche Glückſeligkeit guter Menſchen vernichtet worden durch einſeitiges Bewahren eines unſeligen Geheimniſſes, durch davon veranlaßte Mißverſtändniſſe, durch Mangel gegenſeitiger Erklärungen. Ja, ſelbſt wenn es ein Fehler iſt, welcher begangen ward, er werde dem Andern nicht verhehlt. Wer Muth genug hat, ihn willig zu bekennen, bezeugt damit den Muth, ihn nie wieder zu begehen, und entwaffnet durch dies Vertrauen den Unwillen des Andern. Die gegenſeitige Liebe und Zuverſicht bleibe unverletzt, und der Nichtfehlende wird den Bereuenden nur um ſo inniger ſchätzen.

Da, wo Gatten für einander Geheimniſſe nähren können, wo die gewiſſenhafte Aufrichtigkeit fehlte, iſt jedem Unglück der Ehe das Thor geöffnet, und für mancherlei Ungemach ein Schlupfwinkel bereitet. Da können geſchwätzige Zwiſchenträger und Ohrenbläſer ihr ungehemmtes Spiel führen; da können falſche Freunde ſich zwiſchen die Herzen der Vermählten drängen; da können liſtige Verſucher ſelbſt die Heiligkeit des ehelichen Vertrages antaſten, und Treuloſigkeit eintreten.

Das ſchwerſte Verbrechen gegen den durch Religion, Natur und bürgerliche Ordnung geweihten Bund der Ehe iſt der Bruch dieſes Bundes durch Untreue. Der Ehebrecher iſt den Menſchen ein Gräuel, er iſt es als Meineidiger, welcher die vor dem Allgegenwärtigen gelobten Eide bricht und den heiligſten Vertrag verletzt — er iſt es als niedriger Wollüſtling. Den Ehebrecher wird Gott richten. (Hebr. 13, 4.)

Ich will nicht des häuslichen Jammers gedenken, welchen dieſes Verbrechen erzeugt; nicht der Schmach, welche hier und in Ewigkeit der Sünder trägt; nicht der Foltern der Eiferſucht, welche er in ſein unglückſeliges Haus bringt.

Treue im Vertrage iſt die erſte Bedingung, unter welcher der Menſch dem Menſchen ſich anſchließt. Ehebruch endet die Ehe.

Aber — wenn auch nicht durch eine Schandthat — ſchon durch unreine Begierden, die im Herzen geduldet werden, iſt die Ehe gebrochen und entweiht, ſpricht Jeſus. (Matth. 5, 27, 28.) Denn eine herrſchende Begierde iſt die Grundlage zu allen Vergehungen; ſie erkaltet das Herz gegen den Gatten, macht ihn blind gegen deſſen Tugenden, vergrößert deſſen Fehler, und brütet glückzerſtörende Leidenſchaften aus.

Selbſt nur der Schein der Untreue, oder der Schein einer Zuneigung für Andere, iſt tadelhafte Unklugheit, und ſtrafbar. Der Schein, indem er das Haus entehrt, kann die Wuth der Eiferſucht erwecken, welche allen Lebensgenuß im Keime zerſtört, die Ehe zur Hölle macht, indem er auf immer das ſtille herzliche Vertrauen aus der beängſtigten Bruſt verſtößt.

Wenn ſchon nicht Jeder ſo bald zum groben Verbrecher wird, wie es der wahrhafte Chriſt am wenigſten ſein kann: ſo ſind dennoch ihrer Viele, ja ſelbſt gute Menſchen, auf andere Weiſe durch ihre Unvorſichtigkeit, durch Eigenſinn, durch Widerſpruchsgeiſt, Urheber am Verfall des ehelichen Friedens und häuslicher Glückſeligkeit. Sie brechen den Werth und das Weſen der Ehe durch kindiſches Nachhängen ihrer Launen, wodurch ſie allmälig das Herz des Gatten von ſich entfernen; oder gefallen ſich, um Herrſchaft zu beweiſen oder die Kraft ihres Geiſtes zu zeigen, in allen Dingen entgegengeſetzter Meinung zu ſein, um ihre Wünſche mit ſchonungsloſer Liebloſigkeit zu vertheidigen. Dieſe opfern einer nichtswürdigen Thorheit das höchſte Gut des Lebens auf, vergiften gleich Wahnſinnigen, vor deren Werk der beſonnene Menſch erſchrickt, ihre Freuden, ihre Ruhe, ihr ganzes Leben, ihre Geſundheit. Nur ein Mittel wider dieſe Seelenkrankheit iſt uns verliehen; es iſt, was Du, o Jeſus, göttlicher Weltlehrer, gabſt — Liebe! Nur Liebe erzeugt Hochachtung und ſtilles, gutmüthiges Vertrauen; nur Liebe duldet ſchonend die Fehler des Andern, und ſucht die gelegenſten Augenblicke, ihn freundlich von denſelben zu entwöhnen, ohne ihn vor ſich ſelbſt allzuſehr, geſchweige vor fremden Zeugen, herabzuwürdigen. Und wäre endlich auch dieſe höhere Liebe für den Andern nicht in unſerer Bruſt: ſo müßte Liebe für uns ſelbſt, und daß der Eheſtand ſo erträglich, ſo dornenlos als möglich würde, uns zu ſolchem weiſen, vorſichtigen, edelmüthigen Betragen hinleiten, — ſo müßte Liebe für uns ſelbſt uns reizen, durch Wegwerfung unſerer Fehler und Schwachheiten, durch Annahme neuer Tugenden die Hochachtung des Gatten, Zufriedenheit mit uns ſelbſt, heitern Genuß der Lebensſtunden und Achtung von der Welt zu erwerben.

Liebe und Religion vergöttlichen den Bund der Ehe. Ach, die, welche hienieden das Loos des Lebens theilen, ſie ſinken einſt mit den gleichen Hoffnungen in des Todes Arm. Sie ſehen der gleichen Ewigkeit entgegen; mit gleichen Empfindungen erheben ſie ihr Gemüth zum Vater der Welt. Wo Dein Glaube, o Jeſus Chriſtus, lebendig in den Herzen wohnt, da herrſcht ungetrübte Seligkeit; da iſt keine freudenloſe Ehe möglich; da erbt der frommen Aeltern Liebe und Tugend auf beglückte Nachkommen!

21.

Das eheloſe Leben.

Erſte Betrachtung.

1 Kor. 7, 32.

Es kann nicht ſein! In keinem Stande
Wohnt alles Glücks Vollkommenheit;
Nicht in der Ehe ſchönem Bande,
Nicht in des Einz'gen Einſamkeit.
Und wen nicht Aeltern-Wonn' erfreut,
Fühlt auch nicht Aeltern-Herzeleid.

Du, Gott, haſt jedem zugemeſſen
Das, was für ihn das Beſte iſt;
Du kannſt, du Treuer, nicht vergeſſen,
Wen Menſchenwankelmuth vergißt;
Und wallt er einſam ſeine Bahn,
Du nimmſt Dich ſeiner liebend an.

Ein heiliger Eifer beſeelte viele Bekenner Jeſu in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, das eheloſe Leben zu wählen, um deſto ungehinderter die Ausbreitung des göttlichen Wortes unter den Völkern zu befördern. Daher empfahlen die Apoſtel ſelbſt, und auch wegen der damaligen für die Chriſten gefahrvollen Zeiten, unvermählt zu bleiben. „Ich wollte nur (ſchrieb der Apoſtel Paulus ſeinen Freunden in Korinth), daß ihr ohne Sorge wäret. Wer ledig

iſt, der ſorge, was dem Herrn angehöret, wie es dem Herrn gefalle.“ (1. Kor. 7, 32.)

Dieſe Worte wurden aber nur zu bald in den nachfolgenden Jahrhunderten mißverſtanden. Aus Schwärmerei fing man ſogar an, die von Gott ſelbſt zur Erhaltung des menſchlichen Geſchlechts angeordnete Ehe für beinahe etwas Sündliches zu halten. Aus übertriebenem Eifer zogen ſich Männer und Frauen in Einſamkeiten und Klöſter zurück, um ihr ganzes Leben dem Gebet und geiſtlichen Betrachtungen zu weihen. Ihr Glaube war lebendig, ihr Vorſatz edel, aber fruchtlos und ohne Werke. Nicht Jeſus Chriſtus, nicht ſeine erſten Jünger, nicht deren Schüler flohen in Einöden; ſie traten ins Leben freudig hinaus, und ſuchten durch ihre Arbeiten die Vermehrung menſchlicher Glückſeligkeit.

Heute noch iſt das eheloſe Leben nicht ungewöhnlich. Aber ganz andere Urſachen tragen dazu bei; Urſachen, welche nicht ſowohl aus dem Eifer für Religion, ſondern aus dem Verfall der Religioſität hervorgehen; Urſachen, welche die häusliche Glückſeligkeit zahlloſer Familien ſtören. Daher ſind ſie allerdings dem Chriſten und Weiſen wichtig genug, auf ſie, auf die Quellen mannichfaltigen Verderbens, hinzublicken.

Auch noch heutiges Tages werden Jünglinge und Mädchen der eheloſen Einſamkeit in Klöſtern gewidmet; aber nicht ſowohl aus jener übertriebenen Begierde, durch ſolche Opfer dem Himmel gefälliger zu werden, als vielmehr, und nur allzuoft, um den Söhnen und Töchtern, welche kein reichliches Erbe zu hoffen haben, ein anſtändiges Unterkommen zu verſchaffen. Welch eine Entweihung der Kirche! welch ein Mißbrauch der Religion, die man benutzt, die Lücken der Haushaltung auszufüllen!

Darum haben weiſe Fürſten, um dieſem Mißbrauch zu ſteuern, und manches unglückliche, jugendliche Schlachtopfer des Geld- und Ehrgeizes zu retten, mit Recht und Pflicht die übermäßige Zahl der Klöſter vermindert.

Noch ein anderer Mißbrauch des Religionseifers findet in unſern Tagen in verſchiedenen Ländern ſtatt, welcher oft ſchon die traurigſten Wirkungen erzeugte. Es iſt dies das den Lehren Jeſu und ſeiner Apoſtel zuwiderlaufende Verbieten der Ehen zwiſchen Perſonen von verſchiedenen Glaubensbekenntniſſen. Welch eine ungeheure Macht des grauſamſten Vorurtheils, um der Religion Jeſu willen Herzen zu trennen, welche ſich für einander geſchaffen fühlen! Welch eine Unwiſſenheit in den Wahrheiten des göttlichen Wortes noch in Tagen, da kein Dorf mehr ohne Lehrer iſt!

Schon zur Zeit der Apoſtel trugen verſchiedene Chriſten Bedenken wegen der Ehe, deren Glieder ſich zu ungleicher Religion bekannten. Weniger anſtößig war es, wenn ein Chriſt eine Jüdin, oder ein Jude eine Chriſtin heirathete; denn die meiſten Chriſten waren vorher dem moſaiſchen Geſetze zugethan geweſen. Aber gefährlicher ſchien es dem Chriſten, eine Heidin zur Frau zu haben, oder der Chriſtin, das Weib eines Ungläubigen zu ſein. Daher ward Anfrage über Zuläſſigkeit ſolcher Ehen gethan. Ja, Viele mochten glauben, man müſſe das ſchon geſchloſſene Band deswegen wieder zerreiſſen.

Aber Petrus lehrte: Ich erfahre mit der Wahrheit, daß Gott die Perſon nicht anſiehet; ſondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der iſt ihm angenehm. (Ap. Geſch. 10, 34. 35.) Und noch beſtimmter eiferte Paulus gegen die übertriebene religiöſe Aengſtlichkeit in Rückſicht der Ehen. So ein Bruder ein ungläubiges Weib hat, ſchrieb er (1. Kor. 7, 12 — 17), und dieſelbige läßt es ihr gefallen, bei ihm zu wohnen, der ſcheide ſich nicht von ihr. Und ſo ein Weib einen ungläubigen Mann hat, und er läßt es ſich gefallen, bei ihr zu wohnen, die ſcheide ſich nicht von ihm. Denn der ungläubige Mann iſt geheiligter durch das Weib, und das ungläubige Weib wird geheiligter durch den Mann. Sonſt waren eure Kinder unrein; nun aber ſind ſie heilig. So aber der Ungläubige ſich ſcheidet, ſo laßt ihn ſcheiden. Es iſt der Bruder oder die Schweſter nicht gefangen in ſolchen Fällen. Im Frieden aber hat uns Gott berufen. Was weißt du aber, du Weib, ob du den Mann werdeſt ſelig machen? Oder du Mann, was weißt du, ob du das Weib werdeſt ſelig machen? Doch wie einem Jeglichen Gott hat ausgetheilet, ein Jeglicher, wie ihn der Herr berufen hat, alſo wandle er. Und alſo ſchaffe ich es in allen Gemeinen.

So ſprachen die göttlichen Boten, denen Offenbarung ward durch unſern Herrn. Wie, und noch heute, nach faſt zweitauſend Jahren, tragen Chriſten Bedenken, ſich zu verunreinigen durch Ehen mit Chriſten von einem andern kirchlichen Bekenntniſſe? Mancherlei iſt die Verehrung Gottes durch Jeſum in mancherlei Kirchen und Sprachen: aber hat denn mehr als ein Chriſtus für uns gelitten? Sind denn mancherlei Chriſtenthümer? War es den erſten Chriſten und Chriſtinnen keine Sünde, mit Ungläubigen in einer Ehe zu leben, wie mag es Sünde ſein für Perſonen, die einen Gott und einen Jeſum glauben, wenn gleich auf verſchiedene Weiſe verehren? Wie, ihr blinden Eiferer, iſt euer Chriſtenthum beſſer, als das Chriſtenthum eines leidenden Paulus, oder eines ſich ſelbſt für den Glauben hinopfernden Petrus? Wie, ſind thörichte Menſchenſatzungen, die den finſtern Zeitaltern allgemeiner Unwiſſenheit entſtammen, göttlicher als das Wort Gottes? — Die Verbote der Ehen von ungleichem Glaubensbekenntniſſe ſind gegen den Geiſt des wahren Chriſtenthums, Beweiſe eines unverſtändigen Eifers der Vorwelt. Daher haben mit Recht und Pflicht chriſtliche Obrigkeiten, den älteſten Stiftungen der Jeſuskirche gemäß, jene Menſchenſatzungen aufgehoben in unſern Tagen. Schwer aber iſt es, ſo alte, ſo tief eingewurzelte Vorurtheile im unwiſſenden Volk auszutilgen. Dahin gehe das Beſtreben derer, welchen an Wiederherſtellung des alten Glaubens liegt, um ſo dem Heilande in Wort und Werk zu folgen, wie Petrus und Paulus folgten. Es kann wohl die Religionsverſchiedenheit zwiſchen Eheleuten manchmal eine Quelle von Mißhelligkeiten werden, beſonders wenn Kinder nicht eine gleichmäßige Erziehung erhalten können; aber unter wahrhaft gebildeten Chriſten ſoll dies nie die Eintracht ſtören, und Vernunft und Liebe Alles leiten.

Doch mehr noch, als Mißverſtand und Unwiſſenheit in den Wahrheiten des Chriſtenthums, befördert Irreligioſität und werkthätiger Unglaube die in großen und mittlern Städten zunehmende Eheloſigkeit.

Dieſer werkthätige Unglaube äuſſert ſich überall im Verfalle der Sitten, im Entweichen von ihrer alten Einfalt. Die herrſchende Ueppigkeit des Aufwandes, die Pflege überflüſſiger Bedürfniſſe, das Nothwendighalten eines gewiſſen äuſſern, dem Stande entſprechenden Glanzes, verurſacht, daß mancher redliche Mann durch ſeine Arbeiten kaum ſo viel verdienen kann, um ſich ſelber zu

erhalten, geſchweige ein Weib und Kinder zu ernähren. Umſonſt ruft die Natur, umſonſt die Erfahrung, umſonſt das göttliche Wort: laß dir an Wenigem genügen! Die Macht des Vorurtheils iſt gewaltiger; die verderbilchſte Thorheit geht der einfachſten Lebensweiſe vor. Menſchen ſind Wochen lang Sklaven, ſorgen und ringen, um durch ihren Fleiß Dinge zu erwerben, von welchen ſie ſelbſt bekennen, daß ſie derſelben zum ſtillen Glücke des Lebens, zur Erhaltung eines geſunden Leibes und frohen Geiſtes nicht bedürfen. Oft, wenn aller Fleiß vergebens iſt, die Menge thörichter Bedürfniſſe zu beſtreiten, greifen ſie zu unerlaubten Mitteln; ſie taſten mit verbrecheriſcher Hand unerlaubtes Eigenthum an; ſie vernichten die Luſt ihres Lebens, um zu leben, wie Eitelkeit und Mode es gebieten; ſie werden ans falſchem Ehrgeiz ehrlos.

Eben ſo trägt die leichtfertige Erziehung der Töchter nicht wenig zur Verminderung des ehelichen Lebens und der häuslichen Glückſeligkeit bei. Das Vermögen der Aeltern verſchwindet im entbehrlichen Aufwande, um mehr zu ſcheinen, als man iſt. Aus Eitelkeit und Neid ahmt eine Familie der andern nach, und gegenſeitig ſteigert man den Ueberfluß unnützer Lebensbedürfniſſe zu eigenem Verderben. Dadurch wird der Tochter oft die nöthige Ausſtattung entzogen, mit welcher ſie einen jungen würdigen Mann in den Stand geſetzt haben würde, ſeine Geſchicklichkeit und Kenntniß anzuwenden. Sie bleibt vergeſſen und ehelos, obwohl ihr Herz, ihre Tugend einen Gatten hätten glücklich machen können. Die ſtrafbare, unhaushälteriſche Lebensart ihrer Aeltern wird die Schuld, daß ſie dem heiligen Beruf der Natur und den ſtillen Wünſchen ihres verwaiſeten Herzens nicht folgen kann. Ein einſames, oft nur allzufreudenloſes Daſein klagt den Leichtſinn der Aeltern vor Gott an.

Die Hoffahrt der Aeltern in Erziehung der Töchter beſchränkt ſich aber nicht blos auf Verſchwendung, ſondern ſie arbeitet thätig, die jungen weiblichen Gemüther ſchon mit den erſten und für das Leben wichtigſten Jahren zu Grunde zu richten. Nicht ohne Abſicht, ihnen einen Mann aus höhern Ständen zu verſchaffen, bildet man ſie für einen Stand, den ſie ſelten oder nie erreichen. Dann, in ihren Hoffnungen getäuſcht, taugen ſie mit ihrer Kunſt, ſich zierlich zu kleiden, oder mit Geſang und Muſik zu glänzen, oder Gedichte herzuſagen und über die Werke angenehmer Schriftſteller zu plaudern, noch weniger für den Stand, zu welchem ſie ihr geringes Vermögen oder ihre Herkunft hinweiſet. Sie gehören zu den zahlloſen Verbildeten ihres Geſchlechts, welche für das wirkliche Leben nicht paſſen, weil ſie nie dafür verſtändig erzogen wurden. Die Ausſchweifungen der Leſeſucht haben ihre Einbildungskraft mit Hirngeſpinnſten und läppiſcher Schwärmerei erfüllt; das edle weibliche Gefühl für das abgeſtumpft, was ewig wahr und gut und ewig ſchön iſt; die zarte Empfindſamkeit in erkünſtelte und nachher zur andern Natur werdende Empfindelei verunſtaltet; ihre einfache Anmuth iſt in widerliche Ziererei und Gefallſucht verkehrt; ihr Verſtand iſt leer, ihr Herz vergiftet, ihr Gewiſſen vielleicht ſchon mit heimlichen Sünden befleckt. Welcher redliche Mann, wenn ihn nicht wilde Leidenſchaft bethört; mag einer ſolchen ſittlichen Mißgeſtalt die Hand zum ewigen Bunde bieten? Und wenn es geſchieht, wie iſt in ſolchen Ehen dauerhaftes Glück zu erwarten? — Daher ſo viel Elend in Paläſten wie in Bürgerhäuſern. O klaget nicht die ſchlechten Zeiten, ſondern die ſchlechten Sitten an, und die Verkehrtheit eures Verſtandes!

Dieſe unſchickliche Erziehung der Töchter wirkt verderblich auf das männliche Geſchlecht zurück. Mancher, der ſich nicht in der Lage befindet, den ſtolzen Anſprüchen, den zahlreichen angewöhnten Bedürfniſſen der Jungfrau, die er lieben könnte, Genüge zu leiſten, gibt die Hoffnung zu einer Ehe auf, die ihn beglückt haben würde. Er verſchwendet den Ueberfluß ſeines Einkommens für rohe Gelüſte, da er ihn nicht im nüchternen, häuslichen Leben für Weib und Kind anwenden darf. Er ſtillt ſeine wilden Triebe, wie er mag und kann. An Gelegenheiten fehlt es ihm nicht, und Gewohnheit lehrt ihn frech ſein. Er, nur mit dem Auswurf des menſchlichen Geſchlechts vertraut, kennt keine Sittſamkeit, keine Unſchuld. Verführungen nennt der ekelhafte Böſewicht Triumphe. Mit Witz ſucht er ſein viehiſches Treiben zu verſchönern, bis er entnervt, oder als Opfer ſchändlicher Krankheiten, hinſinkt, ein früher Raub ſeiner Laſter. Oder rettet er noch nach langen Ausſchweifungen Leben und Geſundheit, ſo iſt Ueberſättigung die Folge ſeiner Ungebundenheit, oder auch ungerechte Würdigung und Verachtung des weiblichen Geſchlechtes, weil er nur die ehrloſen Glieder deſſelben kennen lernte, oder eine nie glückliche Ehe, weil das vergiftete Geblüt und das entnervte Weſen des Vaters mehr oder weniger in kränkelnden Kindern laut wird, und die Gattin heimliche Verachtung gegen ihn in ihrer Bruſt empfinden muß.

Hinweg aber den Blick von den Scheuſalen der bürgerlichen Geſellſchaft; Soll ich die meiner Andacht geweihten Augenblicke durch ihr Andenken beſudeln? Lieber werfe ich den Blick auf jene unglücklichen Eheloſen, welche nicht durch eigene Schuld die Freuden des häuslichen Lebens entbehren müſſen. — Eifere Niemand gegen ſie, eifert gegen die Ueppigkeit der Sitten, gegen den herrſchenden Prachtaufwand, der ihnen bei mäßigen Einkünften unmöglich machte, ein redliches Weib zu ernähren. Ungerecht iſt euer Tadel; ach, vielleicht nicht ohne langen Kummer entſagen ſie ihren ſchönſten Wünſchen und Hoffnungen, um nicht durch allzuleichtſinniges Schlieſſen der Ehe ein braves Weib zur Mutter brodloſer Kinder zu machen. Grauſam iſt euer Spott! Ach, wiſſet ihr, ob das Entſagen des Eheſtandes nicht eine Folge ihrer tugendhafteſten Stunden war? Leicht iſt es wohl, den, welchen wir Hageſtolz heißen, zum Gelächter einer albernen Menge auszuſtellen, die nichts prüft, und die den ſchimmernden Einfall ſchon für den wahren hält. Aber hüte dich, dein Spott frevelt vielleicht am Heiligthum eines Gemüthes, welches, ſtatt unartigen Spottes, zarter Schonung und freundlichen Troſtes bedarf. Kennſt du die Beweggründe, welche auch den Biedermann bewegen können, ſich ſelbſt zur Eheloſigkeit zu verdammen? Vielleicht ſtimmte ihn Furcht vor der Unbill ſtürmiſcher Zeiten dazu, oder Beſorgniß vor den ewigen Umwälzungen der bürgerlichen Verhältniſſe, unter deren Zerrüttungen noch heute zahlreiche Familien in Dürftigkeit hinſchmachten. Vielleicht trat er mit hoher edler Beſonnenheit zurück, weil ihn das Gefühl ſeiner Kränklichkeit warnte. Vielleicht brachte er ſein eigenes Glück dem Frieden und dem Glücke ſeiner hilfsbedürftigen Aeltern zum Opfer dar, oder einem andern rühmlichen Zweck; oder ihm trübte eine lange Armuth die Tage ſeiner Jugend, oder eine treuloſe unglückliche Liebe

entriß ihm für immer Muth und Hoffnung eines durch Liebe beseligten Lebens. Wer kennt die Verhängnisse, welche den Sterblichen leiten? — Nein, du Einsamer, es ist so thöricht als grausam, dich zu richten. Meinen Lippen entfliehe nie der Hohn, der meinen Verstand oder mein Herz entehren würde.

Du, losgekettet von tausend häuslichen Sorgen und Leiden, welche auch wohl die glücklichern Ehe zu begleiten pflegen, erhebe dich desto freier zu jeder Tugend. Hänge die Liebe deines Herzens an Alles, was du wie das Edelste schätzest. — Du lebst nicht für Gattin und Kinder: lebe für das Wohl des gemeinen Wesens, für das Vaterland, für die Wissenschaft! So thaten alle Großen und Edeln der Vorwelt, welche unvermählt hinstarben. Wie ihnen, sei auch dir die Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft eine Braut. Für sie opfere deine Tage, deine Mühen, den Ueberfluß deiner Ersparnisse hin. So erfüllest du, gleich den ersten Bekennern Jesu, einen hohen Beruf. So erfüllst du das Gotteswort: Wer ledig ist, der sorge, was dem Herrn angehört, wie er dem Herrn gefällt. (1 Kor. 7, 32.)

Jeder Stand, der ehelose wie der eheliche, hat seine ihm eigenen Gefahren für Ruhe und Lebensglück. Lerne sie kennen, verbanne die Fehler, welche leicht dem Unvermählten ankleben: eine Rohheit der Sitten, neben welcher selten edler Sinn und das zur Tugend nöthige Zartgefühl bestehen kann; — eine Verachtung der Weiber, die aus Unmuth entspringt, welchen nicht alle verschuldeten; — eine Ungeselligkeit, welche dich um viele frohe Stunden und selbst um herzliche Zuneigung deiner Freunde bringt, die dich schätzen; — eine Wunderlichkeit in Launen und Eigenheiten, die man im gemeinen Leben oft noch schwerer verständigen Männern verzeihen mag, als wirkliche Fehler der Sittlichkeit.

Kann dich auch nicht das schmeichelnde Liebkosen frommer Kinder, nicht der zärtlich theilnehmende Blick einer guten Gattin erfreuen: an dir steht es, die Dankbarkeit von dir ernährter hilfloser Familien zu ärnten, und durch Erziehung vaterloser Waisen, deren Vater du wirst, Vaterfreuden zu genieſſen. Warum säumest du, der hohe edle Mensch zu sein, der du in deinen unabhängigern Verhältnissen sein kannst? Warum säumest du, im erhabensten Sinn des Wortes Christi zu sein, wie die ersten Glieder der Kirche waren, die, um für das Göttliche ganz zu sorgen, die Sorge um Weib und Kinder nicht über sich zu nehmen wagten? — — Dann bist du nicht mehr einsam. Gottes Vaterarm umschließt dich liebend, und eine reine Seligkeit wird begeisternd dich durchdringen, neben welcher alle Lust des häuslichen Lebens nur schwacher Schatten bleibt. — Erkenne deines Schicksals Werth, und gewinne dem Loose, welches dir die ewige Vorsehung gab, die erhabensten aller Vortheile ab.

25.

Das ehelose Leben.

Zweite Betrachtung.

1 Kor. 7, 34.

Wenn Menschenhilfe dir gebricht,
So hoff' auf Gott, und zage nicht;
Wenn Niemand hilft, so hilft doch Er;
Mit ihm ist keine Last zu schwer.

Wenn Reiz und Jugend dir entflieht,
So ist's noch Gott, der auf dich sieht;
Wenn dich der beste Freund verläßt,
Halt dich doch Gottes Liebe fest.

Nimm deine Zuflucht nur zum Herrn,
Er ist dir nah', er hilft dir gern:
Wahl' ihn zum Freund, nur er allein
Kann Tröster dir und Vater sein.

Als durch die grausamen Verfolgungen der Heiden ehemals viele von den ersten Christen in die Einöden flohen, oder freiwillig und in schwärmerischem Eifer die Welt mieden, um Gott sich ganz in einem beschaulichen Leben zu weihen: waren es lange nur die Männer, welche sich aus dem Umgang der Menschen in eine klösterliche Einsamkeit verbannten. Doch folgten ihrem Beispiele auch endlich viele Christinnen, mit frommer Begierde, durch freiwillige Entsagung selbst der unschuldigsten Lebensfreuden Gott wohlgefälliger zu dienen, wie sie glaubten. Das Klosterleben ward bald als ein besonderer heiliger Stand geachtet; und er war es, so lange dazu ein heiliges Gemüth begeisterte.

Nach wenigen Jahrhunderten schon waren die christlichen Länder mit Einsiedlerzellen und Klöstern bedeckt, und der Zweck der ersten Stiftungen ging nach und nach verloren. Hier sah man Pracht, Wohlstand und sorgenloses Leben, wo man die feierlichen Gelübde der Armuth und Enthaltsamkeit und Entsagung der Welt geschworen hatte. Hier wurden unter den Bewohnern der Zellen Feindschaften, Ungerechtigkeiten, oft Grausamkeiten geübt; oder man verbitterte sich das Leben mit gehässigen kleinen Quälereien, wo man einen immerwährenden Frieden, so wie Bruder- und Schwesterliebe der ersten Christenheit wieder zu finden hoffte.

Besonders unglücklich wurden oft in diesen von der Welt entfernten Mauern die Mitglieder des weiblichen Geschlechts. Sie waren nur zu oft die traurigen Opfer des Geldgeizes ihrer Verwandten, oder durch Haß und Mißgunst dahin verstoßen. Sie waren nur zu oft verleitet oder gezwungen, das unzerbrechliche Gelübde in einem Alter abzulegen, in welchem sie weder vom Welt- noch Klosterleben richtige Vorstellungen haben konnten, und ihr Verstand nicht reif genug war, die Wichtigkeit des Schrittes zu beurtheilen, der sich nie wieder zurück thun ließ. — Viel zu spät erwachte in ihnen dann die Reue, wenn Natur und Erfahrung sie belehrten, daß sie zur Entsagung des Familienglückes nicht geschaffen seien; wenn Natur und Erfahrung sie belehrten, daß sie aus Unmuth wegen unangenehmer Lagen im bürgerlichen Leben, oder aus allzureizbaren, schwärmerischen Gefühlen und Einbildungen einen zu voreiligen Entschluß gefaßt hatten. Dann war hinter den eisernen Gittern die Klage vergebens; hinter den hohen Mauern wurden die Seufzer von Niemandem vernommen. Ihr Leben verblühte freudenlos — es war nicht Gott, nicht der Tugend, sondern fremder Gewalt, fremdem Eigennutze, oder eigener Uebereilung und Schwäche hingeopfert.

Auch dieses Unglück hat die Weisheit unserer guten Landesfürsten gemildert. Tausend edle Jungfrauen werden dadurch ihren Aeltern und dem Glücke des häuslichen Lebens erhalten. Es herrscht, wie überall, so auch in den Verhältnissen des männlichen und weiblichen Geschlechts auf Erden, eine wunderbare göttliche Ordnung. Und obwohl gewöhnlich mehr Knaben als Mägdlein ge-

koren werden, sterben doch wieder der erstern, ehe sie das mannbare Alter erreicht haben, mehr dahin, denn der letztern; daß also endlich die Zahl der Personen männlichen und weiblichen Geschlechts in reiferm Alter sich ziemlich gleich wird.

Die weise Ordnung Gottes in der Erhaltung des menschlichen Geschlechts ist in allen Weltgegenden und in allen Zeitaltern seit Anbeginn dieselbe geblieben. Gott selbst hat die Ehe gestiftet; durch Menschensatzungen sollten nicht die Einrichtungen des Schöpfers gestört werden.

Auch wird umsonst gegen die Gesetze Gottes angekämpft, welche er tief in die Natur eingelegt hat. Ganz unbestraft übertritt sie Niemand. Verborgene Leiden, Kränklichkeit und mancherlei andere Uebel, die den Körper wie den Geist angreifen, sind die gewöhnlichen Folgen der Unnatürlichkeit von jeher gewesen.

Aber wie ist unsere Lebensart? Ist sie nicht selbst wieder unnatürlich geworden? Und was sind die nothwendigen Folgen von unserer Entfernung von den göttlichen Ordnungen? — Unnatürliche Laster, Krankheiten, häusliche und öffentliche Uebel. Jenes von Gott angeordnete Gleichgewicht in der Zahl des männlichen und weiblichen Geschlechts wird in unsern Tagen durch langwierige Kriege und durch verheerende Ueppigkeit und Aufwandssucht, welche die Ehen erschwert, aufgehoben. Mancherlei geheimer und lauter Jammer sind die schmerzlichen Früchte dieser Entzweiung mit der Natur.

Am beklagenswürdigsten ist das Loos des weiblichen Geschlechts. Seine Bestimmung auf Erden ist die Pflege der stillen, heimlichen Glückseligkeit, die Erfüllung mühsamer, doch süßer Naturpflichten. Aber zahllose Jungfrauen, geschaffen, glücklich zu sein und Andere zu beglücken, werden von dem Beruf entfernt, welchen ihnen die Natur, das heißt die Gesetzgebung des Weltschöpfers, anwies. Sie leben, sie sterben einsam.

Wohl mag sein, daß viele Jungfrauen aus eigener Wahl den ehelosen Stand vorgezogen, oder daß Andere durch Modethorheit die Achtung würdiger Männer verscherzt haben, welche ihnen gern Hand und Herz geweiht haben würden. Denn wer weiß nicht, wie vernachlässigt in unsern größern und mittlern Städten die Erziehung der Töchter ist, und wie gerecht die Klage denkender Männer, welche eine treue, sparsame, verständige Hausfrau wünschen, nicht eine Anbeterin jeder neuen Mode, worin sie eitel sich der Schaulust anderer Thörinnen darstellt; nicht eine von der überhandnehmenden Lesesucht Verzehrte, die aus den Träumereien der Dichter Erfahrung und Weisheit sammelt, und treulos ihrem wahren Berufe, in die Beschäftigungen des Mannes eingeht; nicht eine Empfindelnde, die immerdar hohe Schwärmerei erkünstelt, und das wirkliche häusliche Leben gering, gemein und verächtlich nennen möchte; nicht eine Hoffärtige, welcher Glanz mehr als Einfalt, Aufsehen erregen und bewundert werden mehr als die Liebenswürdigkeit der Demuth, witzig, geistvoll und belesen sein mehr als treue Sparsamkeit und Ordnung im häuslichen Kreise gilt. — Wohl mag sein, daß solcher viele sind, welche durch eigene Schuld und falsche Erziehung des ihnen von der Natur bestimmten Looses verlustig gehen. Doch weit mehrere noch sind wohl das Opfer der Zeiten und unnatürlicher Sitten.

Der Mann findet überall seinen Beruf wieder, wo er wirksam sein kann. Er findet ihn in der Werkstatt, in den Gliedern des Kriegsheeres auf den Schlachtfeldern, in den Aemtern des Staats, am Pflug im Felde, in der den Wissenschaften geweihten Einsamkeit. Auch unvermählt hat er zahllose Gelegenheiten, in der Welt nützlich zu sein, Kenntnisse und Kräfte nach Gottes Willen anzuwenden, also, daß er einst am Ende seiner Laufbahn sagen kann, auch dann, wenn keine Gattin, keine Kinder ihn in der Sterbestunde segnen: Ich habe nicht vergebens auf Erden gelebt.

Anders ist es mit dem Weibe. Seiner Thätigkeit stehen nicht so mannigfaltige und zahlreiche Bahnen geöffnet. Auch unvermählt ist es auf die kleinen und einfachen Hausgeschäfte zurückgewiesen, wodurch es Familien- und Lebensglück begründen soll. Diese Geschäfte, werden sie nicht im Dienste anderer Personen geübt um des Lohnes willen, sind gering, wenn sie blos für die Erhaltung der einzelnen Personen gethan werden, die sie besorgt. Darum geschieht der Welt nur unbedeutender Gewinn; es wird kein Gatte für seine Mühe im stürmischen Gewühl des Lebens dadurch belohnt und erquickt; es werden keine Kinder dadurch genährt und erzogen für Gott und Vaterland. Hier sind nur sehr beschränkte Pflichterfüllungen im engen, eigenen Kreise; nirgends große und edle Zerstreuungen durch vielseitige Anwendung der von Gott geschenkten Kräfte.

Aus dieser Ursache entstehen vielerlei Fehler, welche gewöhnlich den Unvermählten zum Vorwurfe gereichen. Aus Mangel besserer Beschäftigungen des Geistes und Herzens suchen sie in Dingen Beschäftigung und Nahrung für Herz und Geist, wozu sie unter andern Verhältnissen ihre Zuflucht nicht genommen haben würden. Hingerissen durch die Gewalt ihres Gefühls und Sinnes für häusliches Leben, mischen sich zuweilen unbefugterweise in die Angelegenheiten fremder Haushaltungen. Sie werden neugierig, geschwätzig, und bei ihrer leichten Verstimmtheit oft hart und ungerecht in Urtheilen über die Glücklichern. — Andere vergessen ihres Alters, und gewöhnt an die seichten Schmeicheleien, welche ihnen in den Zeiten ihrer Blüthe zugeflüstert wurden, suchen sie um so begieriger nach denselben, je seltener sie werden. So werden sie durch Gefallsucht zur Unzeit oft lächerlich, oft widerlich. — Andere, um sich von diesen Entartungen rein zu erhalten, um sich dem Höhern und Göttlichern ganz zuzuwenden, verlieren sich in schwärmerische Andächteleien, in unfruchtbare Betereien, von denen Jesus Christus so ernst gewarnt hat. Sie eilen in die Gotteshäuser, und gestatten sich dagegen Verzeihung manches Vergehens im Leben und Umgang, welches Andern Schmerzen verursacht.

Doch dies sind nur Fehler und Verirrungen weniger eingebildeter Frauenzimmer, deren Geist und Herz in frühern Jahren versäumt ward. Mit Spott werden sie von den Uebrigen bestraft. Und doch, wie verzeihlich sind ihre Verirrungen! Wie verzeihlich dem Unglücklichen eine Entartung, worin er Zufriedenheit mit sich selber, Aussöhnung mit seinen Verhältnissen zu finden hoffte! Sein Fehler ist mehr Irrthum des Verstandes, als Schlechtigkeit des Herzens. Und du, der du spottest, ist dein grausamer Scherz, womit du ohnehin eine wunde Seele, mehr, als du glaubst, betrübest, nicht noch gröberes Verbrechen oder gröbere Verstandesschwäche, als selbst der Fehler jenes Unglücklichen? Nicht daß man die Fehler eben gut heissen oder ungestraft dulden sollte, nicht daß man dergleichen

nicht mit seiner Unzufriedenheit ernst oder scherzend mißbilligen sollte, — aber darin liegt die leichtsinnige Grausamkeit des Spottes, wenn man selbst den Edlern ihres Geschlechts jene Hochachtung versagt, welche den Wehrlosen und Guten gebühret, und ohne Rücksicht auf alle Unvermählte den Tadel ausdehnt, welchen doch eigentlich nur sehr wenige durch auffallende Thorheiten und Schwächen verdienen.

Warum das Leiden derer erhöhen, welche schuldlos das Opfer der Zeiten und Sitten wurden? Warst du Zeuge von den Ursachen, die sie bewogen, Verzicht zu thun auf das Glück des ehelichen Lebens? Weißt du, wie tief dein roher und ekelhafter Scherz ihr ohnehin zerrissenes Gefühl verwundet? Hast du jene heißen Seufzer, jene blutigen Thränen gekannt, die nur der Allwissende sah, als eine unglückliche Liebe ihr Herz brach, und sie fortan von allen Lebensfreuden entfremdete? Warst du Zeuge, als die Jungfrau mit göttlicher Kraft den höchsten Entschluß faßt, den das menschliche Gemüth fassen kann: für fremdes Glück das eigene edelmüthig aufzuopfern? Und du spottest, du, der so hohen Seelenadels vielleicht noch nie fähig gewesen? Und du scherzest, du, der ohne Entsagung allen seinen Gelüsten wie ein Schwächling dient?

Wie die Wittwe, wie die Waise, also steht die unvermählte Jungfrau, zumal in den spätern Tagen ihres Lebens, einsam da, ohne Freund, ohne Vertheidiger. Die Wittwe hat vielleicht noch Kinder, welche freudig der Stolz, die Hilfe und der Schutz der Mutter sind; aber die jungfräuliche Matrone entbehrt auch dieses Trostes. Sie, vielleicht in der Blüthezeit durch die schmeichelnden Huldigungen derer verwöhnt, die damals um ihre Gunst warben, muß nun um so schmerzlicher ihr Loos empfinden, da ihr kein einziger treuer Freund geblieben, der sie noch gegen die Ausfälle frecher Albernheit oder schamlosen Witzes kraftvoll schirmte.

Gehe hin, du Einsame, Verlassene — gehe hin, du mehr als Wittwe und Waise! — Dir folgt die zarte Schonung, welcher jeder Edle den Schutzlosen schuldig weihet; gehe hin, dir folgt die Achtung aller Reinen, welche dem gebührt, was du, als ächte Christin, auch gegenwärtig noch in deinem sehr beschränkten Wirkungskreise leistest.

Sei fortan, wie das göttliche Wort von der unvermählten Jungfrau fordert, daß sie sein soll: „Welche nicht freiet, die sorget, was dem Herrn angehöret, daß sie heilig sei, beides am Leibe und auch am Geiste. Die aber freiet, die sorget, was der Welt angehöret, daß sie dem Manne gefalle.“ (1 Kor. 7, 34.)

Sorge, was dem Herrn angehört! Dein Wirkungskreis ist auf Erden kleiner; weihe dich daher desto unzerstreuter dem Göttlichen, — nicht allein durch beständiges Beten und fromme Uebungen nach dem Kirchengebrauch, sondern im Geiste und in der Wahrheit, durch Worte und Werke der Güte und Freundschaft.

Sorge, was dem Herrn angehört! Darum lege zuerst ab alle diejenigen Fehler, welche deinem Stande vorzüglich eigen zu sein pflegen, und meide selbst ihren Schein, denn sie machen dich den Menschen verhaßt, und rauben dir viele Gelegenheit und Mittel, Gutes zu thun. Nur wer sich durch seine Unbeflecktheit die Hochachtung der Sterblichen zu erwerben weiß, der ist am fähigsten, ihr Wohlthäter zu sein. Darum meide die Thorheit derjenigen, welche sich entweder durch unzeitige Gefallsucht schaden, oder einen Haß gegen das männliche Geschlecht bei jedem Anlasse laut werden lassen; welche entweder allen Zerstreuungen und Ueppigkeiten des Lebens sich ergeben, oder bei geringern Vermögensumständen zur Andächtelei überschweifen, keine Messe oder keine Predigt, kein Abendmahl oder keine Betstunde versäumen wollen, als wenn darin allein das gethan werden könnte, was dem Herrn gehört.

Sorge, was dem Herrn gehört, nämlich daß du heilig werdest, beides am Leib und am Geist! so ruft Gottes Wort. Heilig sein, heißt rein sein von Fehlern und Unvollkommenheiten. Sei heilig am *Leibe*, entweihe dich nicht durch kindische und eine den ernstern Jahren unangemessene Putzsucht; entweihe deine Blicke nicht durch ein lüsternes Streben, Allen zu gefallen; entweihe deine Zunge nicht durch Mittheilung und geflissentliche Verbreitung übler Nachreden von Andern, durch harte Urtheile über die Fehler deiner Lebensgenossen, durch Zwischenträgereien und Klatschereien. Sei heilig am *Geiste*, das heißt, erwirb dir alle Vollkommenheiten, deren du in deiner Lage fähig bist, und wodurch du Gott gefällig und den Menschen liebenswürdig sein kannst. Bringe, gleich der Wittwe im Evangelium, dein Schärflein zum Gotteskasten; sei gegen wirkliche Hilfsbedürftige im Stillen wohlthätig, so viel es irgend deine Umstände gestatten; laß das Glück und die Freude Anderer deine angenehmste Angelegenheit und Sorge sein; werde der Schutzengel der unerfahrnen und daher leicht verführbaren Jugend; werde die treueste, mütterlichste Rathgeberin irgend einer deiner jungen Freundinnen, deren Vertrauen du gewonnen hast. Auf das Glück ehelicher Liebe hast du Verzicht gethan, nicht aber auf das, was noch erhabener ist, auf die Hochachtung derer, die mit dir in nähern oder entferntern Verbindungen stehen. Wer aber die Achtung Anderer begehrt, muß sie zuvor erst *ihren* Tugenden, *ihren* Wünschen beweisen, und Achtung *für sich selbst* hegen. — Achtung für sich selbst ist aber kein Stolz, der jede unbedeutende Verletzung äusserlicher Ehrerbietung für Beleidigung hält, sondern die strenge Aufmerksamkeit gegen sich selbst, mit der man sich keinen Fehler, keine Leidenschaft, keine Unterlassung irgend eines Guten verzeiht.

Gehe hin, Einsame! du mehr als Wittwe, mehr als Waise! — Noch ist ein Himmelreich vorhanden, welches du dir schon auf Erden mit deinen Tugenden bauen kannst. Gehe hin, rathe, tröste, hilf, opfere dich für die Wohlfahrt deiner Freunde, wie eine Mutter für die Wohlfahrt ihrer Kinder, und du wirst, umringt von der Glückseligkeit der Deinigen, in deinen schönen Schöpfungen nicht mehr einsam wohnen.

26.

Das Alter.

3. Mos. 19, 32.

Alles eilt auf tausend Wegen
Wie ein Spiel,
Greisenalter, dir entgegen,
Aller Ziel.

Könnt' ich nützen meiner Jahre
Eigenthum;
Trugen meine grauen Haare
Einst zum Ruhm!

Daß als Greis ich von der Höhe
Freudig ab
In das Thal des Lebens sähe,
Und auf's Grab!

Gott! — ich rang dann nicht vergebens
Himmelan:
Hoffnungen des bessern Lebens
Glanzen dann.

Die göttliche Vorsehung hat jedem Stande, jedem Lebensalter seine besondern Vorzüge, seine besondern Freuden und Uebel zugetheilt, damit wir beständig in dem Wechsel der irdischen Dinge auf das Ewige und Unveränderliche aufmerksam werden, und die Freude, wie der Kummer, an unserer Verebelung arbeiten. Denn die Schule des Lebens endet erst im Tode.

Jeder wünscht ein hohes, zufriedenes und ehrenvolles Alter zu erreichen. Es ist der Wunsch der Mutter und des Vaters. Man möchte nun die Früchte seines Fleißes und des göttlichen Segens in Ruhe geniessen; man möchte seine Nachkommen noch erzogen und versorgt sehen; man möchte nicht von der Welt scheiden, ohne seine Lieblinge wohl und sicher zu wissen.

Wir müssen ein heiteres, ruhmwürdiges Alter als eine Belohnung unserer frühern Arbeiten und Sorgen ansehen. Jeder Jüngling, jeder Mann wünscht sich, die erhabene Stufe des menschlichen Lebens betreten zu können.

Wir ringen und erwerben, sorgen und sparen auf die Tage des Alters hin, um dann mit Zuversicht von unserer Aernte geniessen zu können. Der Greis hat das Ziel und Streben Aller erreicht; Tausende verunglückten mitten in ihrer Laufbahn, mitten unter ihren Hoffnungen.

Der Betagte hat nun seine Stunde der Ruhe. Wie der müde Schnitter am Herbstabend, ruht er auf seinen Garben aus, und betrachtet das weite Feld, welches er bearbeitet hat, mit Vergnügen. Seine Kräfte sind schwächer geworden, aber er nützt der Welt noch mehr durch seine zahlreichen Erfahrungen, durch seine gereifte Weisheit. Kann er nicht Andern mit seinem Rathe heilsam werden, so sind es seine Söhne, seine Töchter, welchen die Winke eines verständigen Greises heilsam sind.

Dankbar umringen ihn jetzt Kinder und Enkel. Da sie noch klein und schwach waren, sorgte er für sie, und half ihnen. Jetzt eifert Jeder und Jede, ihm Mühe und Arbeit zu ersparen, ihm liebreich jede kleine und große Sorge zu vergelten.

Der muthige Jüngling, die blühende Jungfrau können ein Gegenstand der schmeichelnden Bewunderung sein: das Alter ist ein Gegenstand allgemeiner Ehrfurcht. Die Menschen stehen bei seinem Anblick still, und die hohe Zahl seiner Jahre erfüllt sie mit Hochachtung. Die größten Fürsten der Welt ehren das hohe Alter des Geringsten ihrer Unterthanen mit kindlichen Gefühlen der Ehrerbietung. Dem Greise wird überall der Ehrenplatz eingeräumt, und die Jugend entblößt ihr Haupt vor dem silbergrauen Haupt des tugendhaften Hausvaters.

Der Greis blickt mit heiterm Gemüth über die lange Reihe von Jahren hinweg, wie über einen bunten Traum. Oft ergötzt sich daran sein Gemüth in der Einsamkeit. Er sieht über das stürmische Leben des männlichen Alters gern hinweg, in die Stunden der längst entflohenen Kindheit zurück. Vieles hat er von dem Gewühl der Dinge vergessen; aber was ihn in den Jugendjahren anlächelte, das blieb ihm treu im Gedächtnisse. Mit Liebe gedenkt er noch seiner damaligen Freunde und Freundinnen; schon schlummern die meisten derselben unter dem Moose des Grabes. Er sehnt sich oft mit Wehmuth zu ihnen. Das Erdenleben und die Ewigkeit treten vor seinen Blicken näher zusammen. Als Kind sah er mit stillem Entzücken, wie sich die Welt im Morgenroth verklärte; jetzt geht die Sonne unter, und mit Entzücken sieht er die Welt in einer schönen Abendröthe verschweben, und die Bilder umher nach und nach dunkler und verworrener werden. Die Freuden seiner irdischen Kindheit erneuern sich immer schöner in seinem Gedächtnisse; darum sehnt er sich nach dem heiligen Jenseits über dem Grabe, nach den Morgenröthen der Ewigkeit, und der Jugendwelt seiner Unsterblichkeit, wohin ihn Gott berufen, wozu ihn Gott auserwählt hat.

Ja, jedes menschliche Alter hat seine Freuden, und die Güte Gottes hat keines ohne eine beglückende Aussteuer gelassen. Man sagt wohl: aber die Last der Jahre ist doch endlich drückend, und das Alter ist beschwerlich. Allein demjenigen, der nicht weise und christlich lebt, ist jedes Alter beschwerlich, und dem Freunde Gottes, dem Freunde Jesu ist jedes Lebensalter leicht und freudevoll. Habt ihr noch keinen vergnügten Greis in der Umarmung seiner Kinder und Enkel gesehen? noch keine trostlose Jungfrau? noch keinen verzweifelnden Jüngling? noch keinen, der sich in der Blüthe seines Alters selbstmörderisch das Leben verkürzte?

Man sagt wohl: das Alter ist schwach, es kann in der Welt nicht viel mehr nützen. Allein du irrest. Das Alter ruhet nur mit seinen durch Arbeit und Jahre erschlafften Kräften; es hat seine Ruhe verdient. Aber es nützt noch mit seinen reif gewordenen Erfahrungen, mit seiner Kenntniß der lange gesehenen Welt, mit seinen Lehren, welche es Kindern und Enkeln ertheilt. Das Alter macht die Seele nicht halb so schwach, als die Jugend, wo ungestüme Begierden und Neigungen das Gemüth oft verdunkeln und zu Fehltritten verleiten. Das Alter ist leidenschaftloser, ruhiger, besonnener, mehr seiner selbst Herr.

Du sagst: das Alter ist von Natur muthlos und verdrossen. Ich sage: die Jugend ist von Natur leichtsinnig, üppig und muthwillig. Jedoch beide Sprüche sind voll Irrthum. Nicht jeder Jüngling ist voll Leichtsinn und Ueppigkeit; nicht jeder Greis ist verdrossen und muthlos. Der Fehler klebt nicht an der Lebenszeit, sondern am Menschen. Ich sah schon verdrossene und muthlose Jünglinge, und sah leichtsinnige, in Ueppigkeit schwelgende Greise.

Man sagt: das Alter ist finster, zänkisch, argwöhnisch und geizig. Wahrlich, wer dazu die Anlagen und Gewohnheiten nicht schon aus den frühern Jahren mit sich brachte, der wird diese Fehler nicht erst im Greisenalter annehmen. Wenn der Mensch selbst nicht seine Sitten, seine Neigungen ändert, das Alter ändert nichts daran, sondern seine übeln Gewohnheiten und Gesinnungen werden nur härter, zäher und anstößiger, je älter sie mit uns werden.

Menschen, die in jüngern Jahren selten zufrieden waren mit ihrem Schicksal, wie es ihnen Gott gab; Menschen, die in jüngern Jahren immer von Eitelkeit und Hochmuth besessen waren, werden im Alter mürrisch und grämlich sein. Menschen, die ehemals keine Ehrfurcht für betagte Leute empfanden; Menschen, die ehemals Andern wenig Freude machten, werden im Alter ebenfalls ohne Zuversicht und argwöhnisch sein. Der tugendhafte Greis ist gutmüthig, freundlich, offenherzig, wie er als Kind

war; er ermahnt zum Frieden, zur Freundschaft und ruft noch, wie der neunzigjährige Apostel Johannes einst: Ihr Kindlein, liebet euch unter einander.

Mancher hat endlich den thörrichten Wahn, das Alter, möge es noch so tugendhaft, noch so ehrenvoll sein, stehe schon darum den andern Lebenszeiten an Glückseligkeit nach, weil es dem Tode näher ist, und die Hoffnung der Tage mit jedem Tage kürzer wird. Wie, Jüngling, wie, Mann, in der vollen Kraft deines Lebens blühend, kannst du die göttliche Vorsehung in deiner kurzsichtigen Weisheit so hart tadeln? Wie wenige Menschen erreichen ein hohes Alter! Sterben nicht die meisten schon als Kinder, als Jünglinge, als Leute, die erst in der Mitte ihres Lebens zu stehen glauben? Bist du sicher, daß du den Greis einen Augenblick überlebst? Ist der Tod nicht jedem Alter gleich nahe.

Du glaubst also, die Hoffnung auf ein noch so langes Leben vermehre die Glückseligkeit der Jugend? Siehe, so hat es die göttliche Vorsehung weise angeordnet; aber sie hat auch den Greis nicht vergessen. Sie gibt ihm jene Ruhe des Gemüths, daß er den Tod nicht sieht, sondern nur das Leben jenseits des Todes. Seine Einbildungskraft ist schwächer geworden; er verliert also auch an der Welt nicht mehr so viel, als du. Er genießt froh das irdische Leben bis zur Neige, und wie allmählig seine Empfindungen matter werden, seine Kräfte unvermerkt aufhören, erlöscht es sanft, wie ein abgebranntes Licht. Er sieht den Tod nicht. Wie sich das Leben diesseits des Grabes, erhellt es sich vor ihm jenseits desselben. Er kennt nicht das schmerzhafte Sterben, wie der Jüngling und Mann, wenn sie in voller Kraft ihren Lebensfaden zersprengen, und sich von Allem, was ihnen theuer und werth ist, hinweggenommen sehen sollten.

Weit entfernt also, daß wir das Alter um des nähern Todes willen nicht preisen sollten, muß es uns eben deswegen noch anschenswürdiger sein. Der tugendhafte Greis, mit dem Hinblick auf die frühern Gräber seiner Geliebten, streckt die zitternden Arme mit heiligem Vertrauen empor, und spricht, wie der hochbetagte Simeon: Nun, Herr, laß auch Deinen Diener in Frieden fahren; meine Augen sehnen sich, Deine Herrlichkeit zu sehen!

Darum lasset uns also jederzeit vor dem Altar Ehrfurcht haben und voll Ehrfurcht die betagten Leute behandeln, mit welchen wir beisammen leben. Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Alten ehren, spricht das göttliche Wort. (3 Mos. 19, 32.) Sie haben des Lebens Mühe und Arbeit getragen; sie haben die Ruhe und Erquickung verdient; sie haben der Thränen schon mehr geweint, als du; sie haben des Guten in ihrem Wirkungskreise schon mehr gethan, als du.

Habe Nachsicht mit ihren Schwächen, und schone ihrer. Diese Schwächen, welche dir unangenehm sind, sind für dich lehrreich. Es sind vielleicht Folgen einer ehemals genossenen übeln Erziehung. Siehe, wie die Fehler des Kindes bis ins späte Lebensalter hinübergehen! Lege du selbst deine Fehler ab, sorge du selbst, daß deine Kinder besser, frömmer erzogen werden, und verschiebe deine Besserung um keinen Tag.

Jeder Greis ist anzusehen, wie Einer, der aus der großen Gesellschaft der Menschen gehen will. Wir sehen ihn nicht lange mehr unter uns. Wer ist so grausam, ihn in seinen letzten Tagen zu kränken, daß er mit einem Kummer aus der Welt scheiden, mit einer Thräne über uns vor Gottes Thron treten sollte? Wer wird gefühllos genug sein, ihm nicht, so weit man es möglich machen kann, die letzten Augenblicke seines mühevollen Lebens süß, die letzten Schritte auf der langen Laufbahn leicht zu machen?

Die Sorgsamkeit und Liebe um das Alter wird aber nur noch heiligere Pflicht, wenn die, welche es ziert, unsere Verwandten, vielleicht unsere Aeltern, unsere Großältern, oder deren Brüder, deren Schwestern sind. Wir entrichten in der treuen Liebe gegen sie nur unsere Schuld, wir erwiedern mit unserer Aufmerksamkeit und Sorgfalt nur die Sorge, welche sie ehemals für uns und für die Unsrigen hatten. Wer greisen Blutsverwandten die ihnen gebührende Ehrfurcht verweigert; wer die Hände, die ihm einst wohlgethan haben, nun sie für ihn nichts mehr arbeiten können, verachtet: der ist kein Christ, er ist kaum ein Mensch, sondern ein Ungeheuer, welches den Fluch des Undankes und den Abscheu der Welt über sein Haupt zieht.

Verachte das Alter nicht, denn wir gedenken auch alt zu werden! spricht der weise Tugendlehrer Jesus Sirach (8, 7). Auch du wirst einst deine Kräfte einbüßen, auch deine Haare werden grau werden, und deine zitternde Hand wird sich nach einer Stütze sehnen. Es wird dir wohlthun, wenn auch du dich dann jener Ehrfurcht erfreuen kannst, die du Andern bewiesen hast. Es wird dich erquicken, wenn deine Kinder, deine Verwandten dich im Alter pflegen, wie du deine Großältern, deine Verwandten mit zärtlicher Schonung gepflegt hast. Es wird dir ein Segen sein, wenn du durch ein früheres Beispiel nun Andere zur Nachahmung erweckt hast. Was du an den Greisen thust, o vergiß es nicht, das hast du dir selbst gethan.

Und ihr, o betagte Christen, die ihr den Abend eures Lebens erreicht habt, die ihr durch lange Uebungen, durch mannigfaltige Prüfungen im Leben mehr Erfahrung, mehr Weisheit, mehr Frömmigkeit und Vollkommenheit erworben haben sollet, seid der Jugend ein Beispiel der christlichen Sanftmuth und Ergebung in jedes Schicksal!

Ihr seid durch euer erhabenes Alter die Lehrer der Jugend. Seid denn ihre treuesten Freunde; aber ahmet nicht die Thorheiten derselben nach. Wer die Würde seines Alters vergißt, der entsagt freiwillig den Ansprüchen auf jede Schonung, die ihm seiner Jahre wegen gebühren. Der Greis kann nicht mehr durch Schönheit des Körpers, nicht mehr durch die ehemalige Kraft und Lebendigkeit gefallen: er soll die Gemüther durch hohe Tugend rühren, durch Weisheit einnehmen, durch Freundlichkeit und lebhaftes Wesen bezaubern.

Seid die Führer und Wegweiser eurer jüngern Mitchristen; aber störet nicht durch mürrisches Wesen ihre Freuden, zu welchen das jugendliche Alter sie berechtigt. Ermüdet sie nicht mit Klagen über den Verfall der Sitten, und durch das Preisen jener Zeiten, da ihr noch jünger waret. Denket, daß manche Sitten, Gewohnheiten und Bräuche abändern, ohne daß sie immer schlechter werden müssen. Denket, daß ihr, deren Kräfte für die Reize der irdischen Welt allmälig stumpfer geworden sind, weniger nach jenen Dingen fraget, die euch sonst ebenfalls erfreuten.

Eben die Vergänglichkeit irdischer Freuden, die ihr erfahren habt, soll euch bewegen, die Jugend zum weisen Genusse derselben zu ermuntern.

Seid nachsichtvoll gegen die Thorheiten der Jüngern, und richtet sie nicht allzustrenge; erinnert euch eurer eige-

nen Jugend. Verbreitet bis zum letzten eurer Augenblicke Freude um euch. Verbannet das mißtrauische Wesen. Liebet die Welt und ihre Bewohner auch noch im Alter mit kindlicher Gutmüthigkeit, und seid Stifter des Friedens und der Eintracht in ihren Familien.

So sammelt ihr euch das Zutrauen, die Liebe Aller, die euch umgeben; so vollbringet ihr noch den Abend eurer Tage mit Gott gefälligen Werken; so erheitert die wahre Religion Jesu, welche nicht bloß im Gebet und äussern Gottesdienst besteht, sondern darin, daß ihr den Willen eures Vaters im Himmel thut; ihr erheitert durch sie eure letzten Augenblicke.

Dann werden, wenn euch Gott, unser ewiger Vater zu den Freuden ruft, die droben bereitet sind, dann werden eure Kinder, eure Freunde, eure Bekannten noch mit Thränen von euch scheiden; dann wird ihr segnendes Gebet euch noch vor den Thron Gottes begleiten; dann wird euer Beispiel ihnen einst vorschweben, wenn sie alt werden; dann werdet ihr auch noch ihr Gedanke, ihre Sehnsucht sein, wenn sie sich bereiten, in die Ewigkeit überzugehen.

Allmächtiger, weiser Regierer meiner Tage, Herr meines Lebens, o Gott! Dein Verhängniß ist in Dunkelheit gehüllt, und ich kenne die Stunde nicht, welche mich von dieser Welt absondert und mich zu Dir bringt. Ich weiß nicht, welche Prüfungen, welche Schicksale Du mir vorbehalten hast; weiß nicht, ob Du mich, gleich vielen Andern, in der Kraft meiner Tage von hinnen rufst, oder ob Du mir ein höheres Alter zu Theil werden lässest. Immer will ich Deine Wege preisen, die Du mich führest, denn wie Du mich leitest, so leitest Du mich zur Glückseligkeit. — Und würde mein stiller Wunsch erfüllt, würdest Du meine stille Laufbahn verlängern, auf daß ich den meinigen noch lange nützlich sein könnte, so will ich die Jahre, welche Du meinem Leben mit allgütiger Hand zulegtest, nur zu meiner Besserung anwenden. Ach, wie wenig bin ich noch würdig, Mitbürger einer bessern Welt zu sein! Doch vertrauensvoll benge ich mich unter Deine unendliche Barmherzigkeit und Treue.

Laß auch die spätesten Tage meines Lebens Dir geheiligt sein! Laß, wenn gleich meine Gebeine schwach werden vor Alter, meinen Geist um so kräftiger und stärker zu allem Guten sein. Und wenn ich einst, o Herr, sanft in Dir entschlummern sollte: ach daß ich dann alle die Meinen noch glücklich wissen könnte; daß ich sie nicht verliesse, ohne überzeugt zu sein, sie lieben sich unter einander, wie Jesus uns geliebt hat; sie sind nur ein einziges Herz, sie haben unter einander nur einen einzigen hohen Wunsch, vollkommen zu werden, wie ihr Vater im Himmel vollkommen ist; die einzige Hoffnung im Tode, als Erlöste einzugehen in Dein ewiges Reich. Amen.

27.

Die Kunst, ein frohes Alter zu erreichen.

Erste Abtheilung.

Spr. Sal. 3, 13. 16. 17.

Ich flehe nicht
Um langes Leben;
Willst Du es aber, Gott, mir geben,
So nehm' ich es mit Dank von Dir;
Ich schuf es nicht, Du gabst es mir.

Nur heitern Muth
In spätern Tagen,
Ein Alter ohne Schmach und Klagen,
Ein Herz, das kindlich auf Dich schaut —
Um dies nur, Vater, fleh' ich laut.

O laß mich früh
Am Lebensmorgen
Schon für den heitern Abend sorgen;
Es bringe Dir dann noch der Greis
Mit Jugendfeuer Dank und Preis.

Man wird wenige Menschen finden, die sich nicht ein hohes Alter wünschen. Und wenn wir zuweilen auch das Gegentheil hören, so werden eben die, welche die wenigste Furcht bezeugen, doch von Jahr zu Jahr ihre Todesstunde, wenn sie es vermöchten, gern noch einige Jahre weiter verschieben wollen. Sie fühlen es nicht, wenn sie alt werden, und wähnen in ihrem Innern mehr Jugendkraft, als vorhanden sein mag.

Der Trieb zum Leben ist von der Hand unsers Gottes zu tief in die Natur aller lebendigen Geschöpfe gelegt, als daß er so leicht vertilgbar wäre. Nur der Mensch kann ihn zuweilen in sich schwächer fühlen. Dies geschieht aber nur in vorübergehenden Augenblicken des Rausches, der seinen Geist betäubt. Und Verzweiflung wie Schwärmerei, Schwermüthigkeit wie Ruhmbegierde, Gemüthsverstimmung aus körperlicher Schwäche wie Wahnsinn, welche Ueberdruß am Leben und Todeslust erzeugen, sind mehr oder weniger ein Rausch, der dem Geiste die helle Besonnenheit geraubt hat. Im scheinbar kaltblütigsten, überlegtesten Selbstmord ist eine geheime Zerrüttung des Verstandes, eine Betäubung des Geistes vorhanden.

Man hat seit den ältesten Zeiten über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, Vieles gedacht, gelehrt, geschrieben. Die Begierde, das Grab so lange als möglich von sich entfernt zu halten, hat den Sterblichen nicht selten zu den größten Thorheiten verleitet. Man vergaß das einfache Gesetz der Natur, durch dessen treue Befolgung allein der Mensch sich, so viel nämlich von ihm abhängt, eine lange Dauer auf Erden zusichern kann; das Gesetz: *sei mäßig in allen Dingen ohne Ausnahme, und hüte dich vor Uebertreibung in irgend einer Sache!* Statt dessen suchte man Hilfsmittel zur Verlängerung bald in vermeinten Zauberkünsten, bald in Arzneien, die für Alles taugen sollten, bald in wunderbaren Kräften der Pflanzen, bald im sogenannten Stein der Weisen.

Es ist aber eitle Mühe, sich ein hohes Alter durch andere Mittel und Wege zusichern zu wollen, als durch genaue Beobachtung der Naturgesetze.

Und selbst die strengste Befolgung von diesen gibt uns keine Zuverlässigkeit unserer Hoffnungen. Der Mensch selbst hat den wenigsten Einfluß auf die längere Fortdauer seines irdischen Daseins. Zwar kann er durch Unmäßigkeit, Leidenschaftlichkeit und vermessenes Beginnen seine Lebenskraft früher verzehren, aber übrigens mit aller Vorsichtigkeit seinen Tagen keine Spanne zusetzen. Unser Leben steht in Gottes Hand. Der Palast des Todes hat Millionen Pforten, durch welche wir eingetreten sind in seine Macht, ehe wir es wahrnehmen.

Unser Leben währt siebenzig Jahre, wenn es hoch kommt, sind es achtzig gewesen! sagt Moses. Selten sind die Menschen, welche weit über diese Zeit hinaus leben. Wie alle Pflanzen und Thiere für ihr Dasein ihr gewisses

Maß von Kraft haben, so auch der Mensch. Jenes endet, sobald dieses erschöpft ist. Der hat die Hoffnung und Wahrscheinlichkeit, am längsten zu leben, der am wenigsten von seiner Lebenskraft verschwendet.

Man hat über die Lebensdauer des Menschen in verschiedenen Gegenden und Zuständen viele und sorgfältige Erfahrungen gesammelt, und gefunden, daß gewöhnlich die Hälfte aller Gebornen schon vor dem zehnten Jahre stirbt; daß von der übriggebliebenen Hälfte ein Drittheil schon vor dem dreißigsten, der andere schon vor dem fünfzigsten Jahre dahin ist, und von hundert Personen selten zehn, meistens nur sechs, das sechszigste Jahr erreichen.

Aber ist denn ein hohes Alter an sich in der That ein so wünschenswerthes Gut, daß wir dasselbe sehnsüchtig begehren sollen? Ich glaube es kaum. Sehet doch im Allgemeinen die hochbetagten Leute, wie sie mit den Gebrechlichkeiten des Greisenthums zu kämpfen haben; wie sie oft Andern und sich selbst zur Last sind! Ihre Sinnenwerkzeuge werden abgestumpft und todt für die Reize der Welt. Worin kann ihre Freude bestehen? Sie denken nur noch gern an das Vergnügen ihrer Jugendzeit. Davon reden sie gern. Unzufrieden sind sie mit der heutigen Zeit: sie meinen gern, es sei vor Zeiten Alles besser gewesen. Und doch hat sich in der Wirklichkeit wohl das Gute nicht so sehr vermindert, als die Empfänglichkeit der bejahrten Personen dafür. Sie sind düster, mürrisch, tadelnd, mit Allem verdrießlich. Freilich gibt es auch Ausnahmen; jedoch selten. Wo finden wir häufig hochbetagte Personen, welche ihre jugendliche Wärme für alles Gute und Schöne, ihre Güte der Gesinnungen gegen das, was sie umgibt, ihre Nachsicht mit Fehlern des Zeitalters, genug, ihre Liebenswürdigkeit bewahrt hätten, die an Greisen so sehr entzückt? — Die Seltenheit solcher Personen ist aber weniger ein Werk der Natur, als der Selbstvernachlässigung der Menschen. Sie strebten zwar nach einem hohen Alter, aber versäumten dabei, an ein beglücktes Alter zu denken und solches vorzubereiten. Und doch ist ein sehr langes Leben nur dann wünschenswürdig, wenn es zugleich ein heiteres, glückliches ist.

Die Kunst, sich ein heiteres Alter, einen Lebensabend voll stiller Glückseligkeit zu bereiten, ist weit weniger gekannt und geübt, als die Kunst, das Leben zu verlängern. Wir sehen noch der Männer und Frauen von sechszig, siebenzig und achtzig Jahren genug. Beispiele von hundert- und hundertzehnjährigen Greisen sind nicht selten; nicht so gemein sind in unsern Zeiten diejenigen von einem Lebensalter von hundert und zwanzig bis hundert und dreißig, aber doch kennt man dergleichen, oder selbst verschiedene, die anderthalbhundert Jahre erreicht und überlebt haben. Allein von allen diesen hatte sich wohl kaum die Hälfte eines frohen, glückseligen Greisenthums zu freuen.

Deswegen, wer da wünscht, sein Leben zu verlängern, und ein ansehnliches Alter zu erreichen, sollte zugleich seine erste Sorge sein lassen, sich ein frohes Alter vorzubereiten. Die späten Tage unsers irdischen Daseins führen ohnehin so viele Unannehmlichkeiten ihrer Natur nach mit sich; sie entfernen von so vielerlei Quellen der Freude, die uns nur in der Jugend sprudeln, daß man um so ernstlicher darauf bedacht sein muß, sich zugleich in der Höhe des Lebens die möglichste Anmuth desselben zu bewahren. Ohne dies würde die Verlängerung unsers Hierseins nur Verlängernng unserer Mühseligkeiten, Schmerzen und Plagen sein.

Wohl dem Menschen, sagt Salomo, der Weisheit findet. Langes Leben ist zu ihrer rechten Hand; zu ihrer linken ist Reichthum und Ehre. Ihre Wege sind liebliche Wege, und alle ihre Steige sind Friede! (Spr. Sal. 3, 13. 16. 17.) Eine solche Weisheit ist aber nicht die alltägliche Lebensklugheit. Nein, sie ist die Frucht des Geistes. Sie ist das Religiöse, welches uns selbst über die Todesfurcht, wie über alle Wünsche nach langer Lebensdauer erhebt, und, zufrieden mit der Unsterblichkeit des Ueberirdischen, nur Beseligung des Daseins hier und dort fordert. Sie ist die Weisheit Jesu Christi; — sie ist das Leben in seiner hohen, ruhigen Denkart und äussern Genügsamkeit; sie ist das Leben in Vollstreckung der Gottesgebote auf Erden. Nur in ihr gründet sich die ganze Kunst, ein glückseliges, heiteres Lebensalter zu erreichen. Die Ausübung der Weisheit ist die Kunst.

Vielleicht hat mir Gott ein hohes Alter zum Leben bestimmt — aber meine Schuld würde es sein, wenn dasselbe voller Elend wäre. Rege, wie der Trieb zum Leben, ist auch mein Trieb zur Glückseligkeit. Ich würde jenes keineswegs wünschen, wenn ich diese nicht hoffen dürfte. Um so angelegener werde es mir, das zu betrachten, was mir im Alter Friede und Freude gewähren könnte. Man kann mit den Vorbereitungen auf das Alter nie zu früh anfangen. Der Frühling und Sommer säet aus, was der Herbst ärnten soll. Ein Versehen der Jugend bringt späte Reue des Greises. Sammle in den Tagen der Fülle, so wirst du in den Tagen des Mangels nicht entbehren.

Zur Zufriedenheit im hohen Alter muß sowohl der Zustand unsers Körpers und unserer äusserlichen Umstände, als auch der Zustand unsers Gemüthes Alles beitragen.

Der Körper ist aber gleichsam die erste, feste Grundlage zum Gebäude eines dauerhaften und späten Wohlseins. Ein kränklicher Mensch kann bei dem besten Willen des Gemüths nicht in ungetrübter Heiterkeit bleiben. Die zerrütteten und geschwächten Werkzeuge der Seele beängstigen und lähmen diese in ihren Wirkungen, überwältigen den Geist, wenn auch nur vorübergehend, und vereiteln die vortrefflichsten Vorsätze.

Der wichtigsten Sorgen eine soll also die für Erhaltung einer dauerhaften Gesundheit sein. Ohne solche ist das Leben selbst in jüngern Jahren schmerzlich, und die Erreichung eines hohen Alters kaum gedenkbar und in keinem Falle wünschenswerth.

Alle Personen, welche ein hohes und angenehmes Alter erlebten, dankten es besonders der Mäßigkeit in frühern Jahren. In ihr liegt das Geheimniß des Altwerdens und des sinnlichen Wohlseins.

Es lassen sich über die Grade der Mäßigkeit, die der Mensch in Rücksicht seiner Nahrung, Bewegung und Beschäftigungsweise zu beobachten hat, keine Vorschriften geben, die jedem Temperamente angemessen wären. Was dem Einen zu wenig ist, kann für den Andern Uebermaß sein. Niemand wähle daher das Thun und Lassen Anderer zum Maßstab seines Verhaltens in Rücksicht auf eigene Gesundheitspflege, und ahme nicht nach in dem Glauben: was dem nicht schadet, wird auch mir nicht schaden. Sondern er prüfe das eigene Maß der Kraft. Alles, was uns allzugroße Erschöpfung, Schwächung und nachherige Unlust verursachte, was uns aus dem angenehmen Zustand verdrängte, in welchem wir, weil wir

vollkommen gesund waren, unsere Gesundheit selbst nicht fühlten, war unserm Wohlsein schädlich. — Wir sollten eine solche Lebenweise führen, in der wir beständig heiteren Muthes bleiben können, insofern die Heiterkeit auch Wirkung des körperlichen Zustandes ist.

Nicht immer fühlen wir sogleich nach unsern Genüssen und Beschäftigungen die Entkräftung. Das Uebel schleicht seinen Ursachen meistens aus der Ferne nach, und wenn es erscheint, haben wir diese zum Theil schon vergessen. Auch diesen nachschleichenden Spätübeln zu entgehen, ist das unfehlbarste Mittel: einfach, mäßig und in Allem den wirklichen Bedürfnissen unserer Natur gemäß zu leben.

Daher achte aufmerksam auf diejenigen Eigenschaften deines äussern oder innern Körperbaues, welche durch ihre Schwäche dich oft warnen, oder zu Krankheiten geneigt machen. Kennst du sie, und dein inneres Gefühl, deine Erfahrung verheimlicht sie dir nicht: dann schone ihrer am meisten, und verhüte, daß sie durch Mißbrauch nicht noch mehr geschwächt werden. Vielmehr prüfe, oder erfahre durch verständige Aerzte, welche Mittel du anzuwenden habest, um allmälig den schwächern Theilen mehr Stärke zu geben, den fehlerhaften die Gefährlichkeit zu rauben, ohne noch mehr zu verderben; halte kein Uebel, wenn es von einiger Dauer ist, darum für gering, weil es dir im gegenwärtigen Augenblick noch nicht gar lästig ist. Der erste Keim des Todes oder langwieriger Leiden ist oft eine versäumte Kleinigkeit.

Befleißige dich einer regelmäßigen, einfachen Lebensart. Sie allein trägt das meiste zur Erhaltung der Gesundheit und eines hohen Alters bei. Völlerei im Essen und Trinken ist das sicherste Mittel der Lebensverkürzung. Es ist genug, den Magen, das wichtigste Werkzeug der Verdauung, zu schwächen, um den Körper mit unreifen, schädlichen Säften zu vergiften. Trunkenbolde und Prasser, die den Gaumen mit mancherlei Speisen, fremden Gewürzen und nervenangreifenden Getränken zu kitzeln ihre größte Wollust heißen, haben noch niemals ein dauerhaft gesundes, noch minder ein langes Leben geführt. Sie sind Selbstvergifter!

Nicht Speisen und Getränke allein dienen zur Erhaltung und Stärkung unserer Kräfte, sondern auch eine abwechselnde Uebung und Anstrengung derselben. In dem jugendlichen und mannbaren Alter muß der Körper durch Arbeit, Bewegung und Anstrengungen abgehärtet, in spätern Jahren durch eine ruhige Lebensweise erhalten werden. Selten erreichen Müßiggänger, selten Personen, welche die Bequemlichkeit früh lieb gewinnen, ein hohes, noch weniger ein gesundes Alter. Aber eben so gefährlich wird auch übertriebene Arbeitsamkeit, wo allzuwenig Ruhe die verzehrten Kräfte nicht wieder zu ersetzen fähig ist. Am wohlthätigsten ist für die Nahrung der Gesundheit tägliche Bewegung in freier Luft. Unser Athem vergiftet unmerklich die Luft der Wohnungen, wo beständige Ausdünstungen ohnehin diesen feinen Nahrungsstoff des Leibes verderben. Die meisten Krankheiten entstehen durch das Einathmen schädlicher Theile, und die größte Menge von diesen ist jederzeit in Zimmern, besonders wenn man den Zutritt der äussern Luft zu sorgfältig abwehrt, oder nicht die strengste Reinlichkeit beobachtet.

Nicht bloß eine wohlgefällige Zierde ist Reinlichkeit — sie gefällt uns selbst an Thieren — sondern sie ist ein unentbehrliches Mittel zur Verlängerung unsers Daseins. Darum wurden von Moses, darum von vielen andern Gesetzgebern die häufigen Waschungen des Körpers anbefohlen. Denn wir athmen nicht die uns umgebende Luft bloß durch die Nase ein, sondern auch durch die Menge kleiner unsichtbarer Oeffnungen unserer Haut, welche zugleich durch Ausdünstung und Absonderung der für unser Blut entbehrlichen oder nachtheiligen Flüssigkeiten dienen. Sauberkeit und Erfrischungen der Haut durch Waschungen und Bäder; Reinlichkeit derjenigen Kleidungsstücke, die der Haut am nächsten liegen; Entfernung alles ausdünstenden Schmutzes von unsern Wohnungen; Mäßigkeit in den Nahrungsmitteln, Einfachheit in ihrer Wahl; Abhärtung des Leibes durch Arbeit; Genuß der gesunden, freien Luft; gehöriger Wechsel zwischen ermüdender Thätigkeit und stärkender Ruhe — in keinen Dingen Uebertreibung, Mittelstraße in Allem, dies sind die sichersten Mittel, uns Gesundheit im hohen Alter zu bewahren.

Zur Gesundheit des Leibes muß die Gesundheit der Seele kommen, ein froher Muth. Und dieser wird durch Zufriedenheit mit uns und unserm Schicksale, und daß wir ein Leben ohne allzugroße Plage von Sorgen führen, am zuverlässigsten gewonnen. — Lerne in frühern Jahren durch Fleiß und Mühe Vorrath sammeln, damit du im Alter ohne Kummer wegen deiner und der Deinigen Erhaltung bleibest. Sei genügsam mit Wenigem, und du wirst auch von geringen Einkünften noch etwas auf die Tage zurücklegen können, da dir die bessern Kräfte gebrechen, etwas zu erwerben. Nahrungssorgen sind wohl die bittersten für den Greis; und das Gefühl, Andern wegen seiner Erhaltung zur Last zu fallen, stört auch den frohesten Sinn. Geringe Bedürfnisse, die wir in den Tagen der Kraft mäßig stillen lernen, bereiten ein unabhängiges Alter vor, und setzen uns in den Stand, auch dann noch Wohlthäter der Unsrigen zu werden, wenn diese vielmehr unsere Stütze sein sollten.

Es ist nicht damit gesagt, als sollten wir, um am Abend unsers Lebens reich zu heißen, in der Jugend Noth leiden und darben; aber nicht vergessen sollen wir, daß man die Freude sehr wohlfeil hat, so lange man jung ist, hingegen im Alter sie oft erst von dem erkauft, was man erspart hat; daß der Greis mehr fremde Hilfe bedarf, als der Jüngling und Mann, und im Wohlsein einen erfreulichern Rückblick auf ehemalige Entbehrungen hat, als im spätern Entbehren der Rückblick auf ehemaliges Wohlsein ist.

Fleiß und Genügsamkeit sind nicht nur die zweckmäßigsten Vorbereitungen auf ein harm- und sorgenloses Alter, sondern an sich selbst schon die Würze des Lebens in frühern Zeiträumen. Sie machen, bei der Entfernung drückender Sorgen, den Frohsinn bei uns einheimisch; und nichts wirkt auf die Erhaltung der Gesundheit wieder so kräftig zurück, als er. Frühes Sorgen und Kümmern bringt frühes Veralten und Erschöpfung der Lebenskraft.

Ist dieser Leib, den Du, Vater alles Lebens, meinem Geiste zur Wohnung gabst, nicht ein Heiligthum? Soll er nicht Dein Tempel sein? Wichtig wird mir also die Pflicht, für seine Unverletztheit zu sorgen, so wie für die äussern Mittel, die zu seiner Erhaltung auch dann noch beitragen, wenn er im Laufe der Alles verwandelnden Jahre durch sich selbst hinfällig wird! Wie kann der Geist das hohe Ziel seiner Vollendung erreichen, wenn er sein Werkzeug, den Körper, durch ein der Natur desselben widersprechendes Leben verderben läßt!

Aber von ihren entzügelten Begierden dahingerissen, sehe ich die Sterblichen um mich her wider ihr eigenes Leben verschworen; da verwandelt bald unmäßige Arbeitslust, bald Ueppigkeit die der Ruhe geweihte Nacht in Tag; da vergeudet der Jüngling die Fülle der Gesundheit im Schooße schnöder Wollust; da vergiftet der Schlemmer sein Blut mit verkünstelten Speisen und Gewürzen; da zerstört der Säufer die Reizbarkeit und Kraft seiner Nerven durch hitzige Getränke; da mordet ein wilder Tanz lusttrunkener Jugend lachend die edelsten Blüthen; da verkränkelt in thörichter Verweichlichung ein vormals kraftvolles Leben, oder es verwahrloset im Schlamm der Unreinlichkeit. — Welch eine Menge von Selbstmördern, die es nicht heißen, nicht sein wollen, ein langes Leben fordern, und sich, gleich Wahnsinnigen, es selber durch Unvorsichtigkeit verkürzen! — Wie wenige von ihnen erreichen ein großes Alter, und wenn sie es erlangen, wie unfreudig wird es, wie beladen mit Schmerzen, Gebrechlichkeiten und Sorgen aller Art!

28.

Die Kunst, ein frohes Alter zu erreichen.

Zweite Abtheilung.

Spr. Sal. 3, 13. 16. 17.

Nur wer schuldlos ist und gut,
Der hat Muth,
Bebt nicht gleich vor jedem Wetter,
Weiß, Gott ist zuletzt sein Retter.

Nur der Gott ergeb'ne Sinn
Bringt Gewinn;
Es gewahrt die treue Tugend
Selbst dem Greise Lust der Jugend.

Vermögen sammeln und dann seiner Gesundheit pflegen, um jenes recht lange genieſſen zu können: das scheint dem Menschen, wie er gewöhnlich ist, das Allerwichtigste und Allerschwerste.

Es ist aber weder das Wichtigste, noch das Schwerste. Durch Fleiß und Sparsamkeit kann man endlich seine Glücksumstände wohl verbessern; Genügsamkeit ist mit Wenigem zufrieden. Einige Aufmerksamkeit auf uns selbst bewahrt unsere Gesundheit. Und dennoch sichert uns dies Alles weder ein hohes Alter, noch Glückseligkeit in demselben zu. Denn es sind feinere Gifte vorhanden — wir empfangen sie weder durch Nahrung noch Athem — welche unmerklich und frühzeitig die Lebenskräfte der Gesundesten verzehren, daß alle Pflege vergebens ist. Auch gibt der größte Reichthum keine Bürgschaft für frohe Tage im hohen Lebensalter, wenn wir selbst in dasselbe die größten Hindernisse der Glückseligkeit hineintragen. Jene Gifte, diese Hindernisse zu vermeiden, das ist das Wichtigste, aber auch das Schwerste.

Zu jenen feinen Giften gehören aber die allzulebhaften Gefühle und Begierden; gehören alle Arten der Leidenschaft, welche unser Gemüth beherrschen, und deren Nichtbefriedigung Unruhe verursacht. Darum sagt die heilige Schrift: Nur ein frohes Herz macht das Leben vergnügt; aber ein betrübter Muth vertrocknet die Gebeine. (Spr. Sal. 17, 22.)

Wer nach einer langen und genußvollen Lebensdauer strebt, muß suchen, sich in einer anhaltenden Gleichmäßigkeit zu behaupten, und Allem sorgfältig ausweichen, was seine Empfindungen zu heftig angreift. Nichts verzehrt die Kraft des Lebens schneller, als die Heftigkeit der Gemüthsbewegungen. Wir wissen, daß Kummer und Sorge den gesundesten Körper zerstören können, daß Schrecken und Furcht, ja sogar das Uebermaß der Freude, tödtlich werden. Personen, die von Natur kaltblütig und von ruhiger Denkart sind, auf die nichts einen gar zu mächtigen Eindruck macht, die sich weder sehr betrüben noch sehr freuen mögen, haben die meisten Anlagen, lange in ihrer Art glücklich zu leben.

Bewahre daher unter allen Umständen eine Gelassenheit des Gemüths, welche durch kein Glück und kein Unglück allzusehr erschüttert werden kann. Liebe nichts zu heftig, hasse nichts zu stark, fürchte nichts zu viel. Denn zuletzt ist doch Alles, das Gute wie das Böse, was dir widerfahren mag, weder der unmäßigen Liebe, noch des unmäßigen Hasses werth, und du hast schon bei vielen Anlässen, obgleich freilich oft zu spät, eingesehen, daß du auf die Dinge, welche dich so mächtig entzückten oder schmerzten, einen viel zu hohen Preis gelegt hattest.

Es ist aber freilich schwer, sich immerdar gleich zu bleiben, es möge auch geschehen, was da wolle. Wer nicht schon von Natur eine gewisse Thätigkeit des Gefühls, eine Kaltblütigkeit empfangen hat, die ihn gegen die Gewalt der Leidenschaft schirmt, wird Mühe haben, was ihm fehlt, zu ersetzen. Allein es ist nicht unmöglich. Der Wille des Geistes vermag ausserordentlich viel über den Körper und über alle Bewegungen der Seele. Ein entschlossener, beharrlicher Wille, sich durch nichts allzusehr hinreissen zu lassen, und bei allen erfreulichen oder widerlichen Vorfällen eine möglichst ruhige, gemäßigte Stimmung beizubehalten, kann endlich unser Inneres gleichsam so verwandeln, daß das, was anfangs Sache der Ueberlegung war, zur zweiten Natur wird. Und ein so reizendes Ziel, als das hohe und beglückte Alter ist, verdient allerdings doch, daß wir keine Anstrengungen scheuen, so schwierig sie uns anfangs vorkommen mögen.

Wir müssen in dieser Selbstbeherrschung früh beginnen. Jeder verlorne Tag macht den Kampf schwerer. In unserm häuslichen Leben, in unsern alltäglichen Geschäften ist der leichteste Anfang dieser Uebung. Man stelle sich bei Allem, was man liebt, zugleich die Möglichkeit von dessen Verluste vor, und denke dabei: wenn es nun für dich verloren geht, wie wirst du dich benehmen, um nicht noch mehr zu verlieren, nämlich deine eigene Gemüthsruhe, deine eigene Gesundheit? Eine solche stille Vorbereitung macht uns jeden nachher erfolgenden Verlust erträglicher. Das unerwartete Unglück ist immer das größte. — Man denke sich bei jedem Anlasse zum Verdruß oder Zorn: Ist das, was dich jetzt mißmuthig machen soll, wohl so viel werth, daß du dafür auch nur einen Theil deiner Gesundheit oder den Frohsinn einer halben Stunde verschwendest? — Und selbst wenn man in den Fall gesetzt wird, Andern wegen ihrer Handlungen Unzufriedenheit oder Mißbilligung zu zeigen, hüte man sich, dies mit einem wirklich aufgebrachten, zornigen Wesen zu thun. Jedermann weiß, daß keine Strafe empfindlicher ist, als welche mit Kaltblütigkeit verhängt wird.

Es gibt Menschen, welche aus einem sonderbaren Ehr-

geiz, um sich ein Ansehen zu geben, um mehr Interesse zu erregen, mit Fleiß bei jedem Anlasse auffahren und heftig werden. Was anfangs bei ihnen nur erkünstelte Stimmung war, veränderte sich mit der Zeit in Gewohnheit. Sie sind die thörichtsten aller Selbstmörder; sie vergiften ihre Gesundheit und den Genuß ihres Lebens.

Es gibt Andere, welche sich in ihrer Gemüthsart selbst verweichlichen; ihren kleinen Launen nachhängen; gern unglücklicher scheinen möchten, als sie sind; gern klagen, um sich beklagen zu lassen; wenn sie in übler, mürrischer Stimmung sind, Alles ergreifen, um sich geflissentlich noch mehr zu verstimmen, und Allem ausweichen, was sie erheitern und zerstreuen könnte. Diese Thoren graben eifrig ihr frühes Grab, und können sie vielleicht ihre natürliche Gesundheit nicht schnell genug schwächen, so werden sie ein verdrießliches, bitterkeitvolles Alter haben, in dem sie unaufhörlich mürrisch, Jedem überlästig sein müssen. Denn das, was sie Anfangs nur aus Gereiztheit und Verstellung waren, oder scheinen wollten, werden sie durch lange Uebung wirklich.

Willst du in der That gern etwas Anderes scheinen, als du bist: so scheine frohsinniger und heiterer, als du wirklich bist. Versetze dich künstlich in eine fröhliche Stimmung; betrachte das Unangenehme von seiner allenfalls guten Seite; erwecke dir über Alles muntere Gedanken; und wo dich etwas allzusehr bewegen will, da zerstreue dich schnell auf irgend eine zweckmäßige Weise. Bringe dir jenen heitern, leichten Sinn der Kindheit bei, welcher jedem Uebel nur eine flüchtige Thräne opfert, und schnell wieder zur Freude übergeht. In wenigen Jahren wird der anfangs erkünstelte Frohsinn und Gleichmuth schon zur Gewohnheit, endlich deine Natur. Und das ist der Sieg des Geistes über die traurige Gewalt des Irdischen in dir, das der Weg zum heitern und hohen Alter! — Es liegt lediglich in des Menschen eigener Gewalt, wie vielen oder wenigen Verdruß und Kummer er leiden, wie großen oder geringen Antheil an allfälligen Uebeln er nehmen will. Wer nun am wenigsten dabei leidet, ist er nicht der Glücklichste? Hast du dich früh gewöhnt, dem Unangenehmen mit unzerstörbarer Heiterkeit zu begegnen, so wirst du einst auch die Ungemächlichkeiten des Alters hinwegscherzen.

Eben dieser Frohsinn und Gleichmuth macht dich jedoch nicht in der Einbildung, glücklicher, sondern vollkommener in der Wirklichkeit. Während Andere bei nachtheiligen und schmerzlichen Vorfällen die Besonnenheit verlieren, und das Uebel durch die Art, wie sie es nehmen, ärger machen, als es an sich ist: wirst du, viel fähiger zu ruhiger Ueberlegung, schneller die zweckmäßigsten Mittel finden und anwenden, und die Folgen eines Unglücks vermindern, das nicht wieder ungeschehen gemacht werden kann. Während Andere, reizbar, wankelmüthig, ungleich, es in ihren Umgebungen gehen lassen, wie es will, Manches sogar durch ihre Laune, durch ihre ungefesselten Leidenschaften verschlimmern, wirst du in deinen Umgebungen den Umständen und Zufällen weniger anheimstellen. Du wirst bei der Gleichgültigkeit, die du dir erworben, die Zukunft sicher berechnen, und in Allem, was du hast und dich umgibt, das Glück eines zufriedenen Alters vorbereiten. — Wie du deine Kinder erziehst und behandelst, welche Gesinnungen und Empfindungen du ihnen gegen dich einzuflößen verstehst, so werden sie dich in spätern Tagen behandeln. Je mehr Schwäche sie an dir erblicken, je mehr kleine Ungerechtigkeiten dich deine Laune gegen sie zu üben verführt, um so weniger Hochachtung und Liebe pflanzest du für dich in ihre Brust, um so weniger Zärtlichkeit, Schonung und Ehrfurcht erwarte von ihnen, wenn du hoch in Jahren bist. — Wie du deine Freunde behandelst, so wirst du sie in spätern Tagen haben, wenn dir ihr Umgang und Beistand, so wie ihre treue Zuneigung, am nöthigsten und wohlthuendsten sein wird. Jetzt hast du noch die Wahl der Gesellschafter; jetzt vielleicht sucht man dich. Es kommen einst Tage, wo du sie suchen mußt, aber nicht mehr so leicht findest. — Wie du dich gegen deine Nachbarn, gegen deine Mitbürger beträgst: so wirst du sie einst gegen dich gesinnt finden, wenn du ihnen bei gesunkener Lebenskraft weniger zu leisten vermagst, als sie dir leisten können. Wünschest du die in deinem Alter einst mehr als bloße Höflichkeit von ihnen, warum bist du jetzt, wo du vielleicht mit Rath und That, durch ein wohlwollendes, dienstfertiges Wesen, durch Herzlichkeit und Rechtlichkeit Viele dir verpflichten, Allen gegen dich Zuneigung und Hochachtung einflößen könntest, nur höflich gegen sie? oder warum haderst du mit dem Einen um nichtswürdige Kleinigkeiten, machst dich dem Andern durch Spöttereien, dem Dritten durch übel angebrachtes Großthun, dem Vierten durch hämische Bemerkungen, dem Fünften durch Eigensinn und Grobheit verhaßt? Es ist möglich, daß mancher Undankbare dein Gutes vergißt, besonders wenn du unterlassest, durch öftere Wiederholung des Guten das Andenken des Vergangenen aufzufrischen: aber desto gewisser ist, daß keiner das wirkliche oder vermeinte Unrecht vergessen wird, das ihm durch dich geschehen ist. Für das Böse aller Art haben die meisten Menschen ein eisernes Gedächtniß; gib diesem nicht viel aufzubewahren.

Pflanze in frühern Zeiten, pflanze gegenwärtig die jungen Bäume, von welchen du wünschest, daß sie dich in späten Zeiten mit ihren Früchten laben. Auch hier bleibt das Wort Jesus bewährt: was der Mensch säet, das wird er ärnten.

Der Greis muß jedoch erwarten, daß früh oder spät viele seiner alten Bekannten und Freunde vor ihm aus der Welt gehen. Neue Geschlechter blühen um ihn auf, denen er nur halb angehört. Er muß befürchten, zwar nicht ganz verlassen, aber doch ziemlich einsam zu stehen, wenn er sich nicht auch noch den späterkommenden liebenswürdig zu machen und ihre Freundschaft zu gewinnen weiß. Dies kann er allein durch seine Tugenden; sie erwecken Ehrfurcht, Zutraulichkeit. Er kann es allein durch eine immer gleiche, heitere Stimmung; sie erweckt Bewunderung und Theilnahme; Niemand wird sein, der ihm nicht einst ähnlich zu sein wünscht. Er kann es durch Nachsicht gegen die Fehler der Jugend, die vor mürrischem Wesen flieht; durch richtige Beurtheilung der Menschen und Zeiten; durch freundschaftliche Geselligkeit, wozu ihm viele Erfahrungen selbst den Rang über die Jugend geben. — Doch das Alles genügt noch nicht zum Glück des hohen Alters. Wir müssen in demselben uns auch selbst genug sein können. Glaube nicht, wenn du großes Vermögen gesammelt hast, es werde dir ein zufriedenes Dasein, einen angenehmen, behaglichen Zustand erkaufen; nein, es bringt dir, hast du keinen andern Werth, nur lüsterne, ungeduldige Erben, die deinen Tod kaum erwarten mögen, um sich mit dem, was du hinterlassen wirst, gütlich zu thun, oder aus Verlegenheiten zu ziehen.

Sammle dir in der Zeit, da du noch die

Kraft dazu hast, Schätze des Geistes, durch welche du im höhern Alter auch Andern noch nützlich sein, und dein Leben werthvoll machen, so wie dir selbst genug sein kannst, wenn dich Altersschwäche zur Führung eines einsamen, stillen Lebens geneigt macht. Vermehre deine Kenntnisse mit unausgesetztem Fleiße, sowohl durch eigenes Nachdenken, als durch Umgang mit einsichtsvollen Personen, oder durch die Lesung belehrender, gründlicher Schriften. Ein wohlbeschäftigter Geist ist nie einsam. Ein gebildeter Geist hat nie Verlegenheit der Langeweile zu befürchten, und um dieser zu entrinnen, nicht nöthig, sich andern Leuten als überlästiger Gesellschafter aufzudringen. Was du jetzt einsammelst, davon wirst du in alten Tagen das Gastmahl bereiten. Schon ein unwissender Jüngling wird bemitleidet, aber bejahrte Personen, die häufig in ihren Urtheilen irre gehen, oder über nichts lehrreich sein können, sind unerträglich.

Rede nicht ein, daß dir deine Berufsarbeiten zur Einsammlung anderer Kenntnisse wenig Zeit lassen. Du hast auch deine Stunden des Nichtsthuns. Du bist auch in Gesellschaften, wo du Abende bei den geistlosesten Erholungen verlierst. Verstehst du es nicht, zur Veredlung des unsterblichen, denkenden Wesens in dir zu wuchern mit der Zeit, so hoffe Zinsen in demjenigen Lebensalter, das dir nur übrig bleibt, von ihnen zu zehren.

Ein gesunder Leib, ein mäßiges Vermögen, welches uns vor großem Mangel schützt; eine dankbar zärtliche Jugend, die wir erziehen; Freunde, die wir uns dauerhaft gewinnen; ein immer gleicher, froher Muth; ein reines Herz, ein gebildeter Geist, das ist's also, was das Lebensglück im spätesten Greisenalter verbürgt, und ohne welches ein langes Leben keineswegs ein wünschenswerthes Gut ist.

Mag es Vielen auch zu viel gefordert scheinen, alle diese Vortheile zu vereinigen: sie zu erreichen ist keine Unmöglichkeit; denn das Unmögliche liegt in keines vernünftigen Wesens Willen. Jeder weiß, theils daß er einige dieser Vortheile wirklich schon besitzt, und sie nur mit Sorgfalt zu bewahren hat, theils daß er sie bei einiger Entschlossenheit und Ausdauer des Willens noch erreichen kann.

Der Mensch aber vermag Alles durch Gott. Er lebe in Gott, das heißt, in göttlichem Sinn, wie Jesus ihn offenbarte! — Religion ist die sicherste Führerin zum schönsten Ziel unserer Tage. Sie gibt uns Kraft und Muth, auch das Schwerste zu übernehmen, auch das Stärkste zu überwinden. Sie verbreitet Armuth, Hoheit und Segen über all' unser Thun. Der religiöse Greis, nicht der bloße Beter und Kirchengänger, sondern der in Gott lebende, göttlich gesinnte, göttlich liebevoll handelnde Greis, ist der glückseligste. Die Heiterkeit der Seele, welche sein ehrwürdiges Antlitz verklärt, ist nur der schöne Wiederschein eines nützlich verbrachten Lebens, und gleichsam Glanz, der ihn schon aus einer bessern Welt überstrahlt, der er sich nähert.

Sind Verlängerung des Lebens und ein fröhliches Alter dein Wunsch, so werde mächtig dazu durch die Religion Jesu, des göttlichen Weltweisen. Sie lehrt dich die Gesundheit deines Leibes hüten, denn er ist und soll bleiben im Tempel Gottes. Sie gebietet dir, vertrauensvoll auf Gottes Segen, zu arbeiten, um nicht durch Müßiggang und Verweichlichung zu verderben. Sie lehrt dich jenes Wohlwollen gegen Jedermann empfinden und äussern, durch welches wir alle Herzen fesseln und dauerhafte Freundschaften gründen können. Sie gewährt dir einen immer gleichen Muth, denn sie erhebt dich hoch über die Schicksale und Leiden des Lebens durch den Glauben an die allliebende, weiseste Vorsehung; sie stärkt deine Seele im Unglück mit einem Trost, den kein Sterblicher dir ertheilen kann; sie macht dich in guten Tagen vorsichtig, weil sie dir den nichtigen Werth aller irdischen Erdengaben zeigt. Durch sie erwirbst du dir ein reines Herz, und jene Seelenruhe, jenen Frieden mit Gott, ohne welchen keine Freude reif wird. Sie lehrt dich die Würde deines zur Unsterblichkeit und höhern Vollkommenheit erwählten Geistes kennen, und was du zur Entwickelung seiner wunderbaren Kräfte zu leisten schuldig bist.

Herr meiner Tage, Gott alles Lebens, ob ich meine irdische Laufbahn früher beschliessen werde, als ich vermuthe, oder ob ich eine lange Zahl von Jahren noch erreichen werde, ehe Du mir rufest, das ist nur Dir allein bekannt. Doch — welches auch das mir bestimmte Loos sein möge — mein ganzes Dasein wäre fruchtlos, das Ende desselben elend, wenn es ohne Dich, ohne Hoffnung Deines Wohlgefallens lebte. Nur der Gedanke an Dich, an Deine Liebe, an Deinen Willen, kann mich aufrecht halten in den Stürmen dieser Zeit, kann mich stärken, wenn ich gegen meine eigenen unlautern Begierden zu kämpfen habe, die den Geist überwältigen, das Gewissen beflecken, meine Heiterkeit stören, und die Gesundheit des Leibes selbst untergraben wollen.

O stehe mir bei mit der Macht Deines heiligen Geistes, daß ich mich nie vergesse, daß ich herrschen lerne über mich selbst und meine innerste Bewegung; daß ich keine Stunde versäume, keine Gelegenheit entschlüpfen lasse, in der ich mich in der Mäßigung, in der Gleichmüthigkeit, in jenen wohlwollenden Gesinnungen gegen Jedermann, in dem Vertrauen auf Dich, in der Erweiterung meiner Einsichten, in Allem üben und befestigen kann, worin die wahre Weisheit Jesu besteht! Wohl dem Menschen, der diese Weisheit findet! Langes Leben ist zu ihrer rechten Hand, zu ihrer Linken ist Reichthum und Ehre. Ihre Wege sind liebliche Wege, und alle Steige sind Friede! Amen.

29.

Die Taufe.

Matth. 28, 19. 20.

Unter den alltäglichen Uebungen des Lebens verlieren manche ehrwürdige Stiftungen und Gebräuche nicht selten ihre hohe Bedeutung. Die Gewohnheit wischt gleichsam den Glanz des Göttlichen von ihnen ab, und macht uns das Heiligthum gemein. Darum ist für die Seele wohlthätig, daß sie sich von einst ehrwürdigen, nun aber gleichgültig gewordenen Gegenständen köstliche Erinnerungen erweckt; daß sie nicht das Himmlische gefühllos und kalt zu einem gemeinen, wohl gar lästigen bürgerlichen Geschäft herabsinken lasse; daß sie in religiösen Handlungen mehr, als eine todte Zeremonie, und in ernst vor Gottes Angesicht ausgesprochenen Gelübden mehr, als sinnlose Worte und von der Vorwelt ererbte Formeln finde.

Es ist aber ein verderblicher Zug in der Denkart unsers Zeitalters, daß man so sehr geneigt ist, mit leichtsinnigem Scherz das Heiligste zu entweihen, in der Religion sinnbildliche Zeichen, in der Kirche feiervolle Handlungen, die auf den Gottessohn und Welterlöser hinweisen, entbehrlich zu finden. Verleitet durch einen übelverstandenen Begriff von Aufklärung, oder zum Unwillen gereizt durch den aberglaubigen Mißbrauch des Pöbels, der zuletzt seine Religiosität bloß in gewissenhafter Uebung äusserlicher Gebräuche setzt, glauben sich ihrer Viele berechtigt, auf alle kirchlichen Anordnungen und Feierlichkeiten mit Geringschätzung herabblicken zu können. Sie möchten die Religion von allem sinnlichen Schmuck entkleiden, sie nur ganz zur Vernunft- und Herzenssache machen. Aber sie irren, weil sie das menschliche Gemüth zu wenig kennen. Sie irren, weil sie die Geschichte ihres eigenen Herzens vergessen haben; vergessen, welchen tiefen Eindruck manche Wahrheiten, die ihnen sonst unbekannt waren, erst dann auf sie machten, wenn dieselben mit dem Zauber der Schönheit, mit der erhabenen Einfalt der Feierlichkeit verbunden waren.

Der Mensch war nie ein reingeistiges Wesen. Nie wird er es sein. Er tritt in die Welt, und lernt durch seine Sinne. Durch die Sinne muß Alles zur Seele gelangen, was sie erwecken, rühren, veredeln soll. Warum nun wollet ihr das Heiligste, was die Menschheit denken und empfinden kann, warum wollet ihr die Religion ihres äussern Pomps berauben, und die kirchlichen Gebräuche, welche wir vom heiligen Stifter, von den ersten Verkündern unsers Glaubens ererbten, zu geringschätzigen, gleichgültigen Dingen erniedrigen? — Wenn die Liebenden vor dem Altar des höchsten Gottes dastehen, wenn sie dort das Gelübde ewiger Treue und Liebe stammen, und der Spruch der Vermählung, der unauflöslichen Verbindung, von der Lippe des Priesters tönt, und das Wort des Segens — ist dies eine bloße bürgerliche Handlung? Ist diese Feierlichkeit, dies Gelübde vor Gott, dieser erneuerte Schwur der Treue bis an das Grab eine leere Zeremonie?

Nicht minder wichtig und ehrwürdig ist die heilige Handlung der Taufe, diese feierliche Einweihung des Kindes in die Gemeinschaft der Christen, diese Einweihung des Säuglings in die Bahn des Heils, die Einweihung des Sterblichen in das Unsterbliche.

Fast alle Religionen des Alterthums hatten ihre feierlichen Weihen; jede Aufnahme in die Glaubensgeheimnisse der aufgeklärten Völker der Vorwelt geschah mit rührenden, ehrwürdigen Gebräuchen — Früher noch, als Johannes und Christus tauften, war die Taufe schon einer jener Gebräuche alter Nationen, deren sie sich bei der Aufnahme eines Auserwählten in die höhern Geheimnisse ihrer Religion bedienten. Der Einzuweihende wurde, ehe er in das Allerheiligste zugelassen werden durfte, getauft, das heißt, reingewaschen gleichsam von allem Staube, der ihm noch vom bisherigen Leben anhing. Diese Waschungen waren eine sinnbildliche Bedeutung der innern Reinigung. Der Getaufte sollte nun ein anderer, ein höherer Mensch sein. Er mußte neue Kleider anlegen, zum Zeichen, daß er auch seiner Denkart nach ein neuer Mensch geworden sei.

Fast mit dem gleichen Zweck, aber unter unendlich schönern Beziehungen, wurde die Taufhandlung in das Christenthum übertragen. Auch in unserer Religion wurde sie die erste äusserliche Weihe, die der Sterbliche bei der Aufnahme in der Nachfolgerschaft Jesu empfing. — Gehet hin, rief Christus in den Stunden seiner Verherrlichung den Aposteln zu: gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe.

Nicht also die bloße äusserliche Waschung, nicht die bloße Besprengung mit Wasser, macht schon den Eingeweihten zum wahren Christen; dies ist nur das äusserliche Zeichen der Aufnahme: sondern das fromme Leben in der Lehre Jesu macht endlich den Eingeweihten zum ächten Nachfolger Christi. Und lehret sie halten, was ich euch befohlen habe! sprach der Weltheiland.

Von dieser Zeit an blieb die Taufe immerdar eine der ersten Handlungen der christlichen Kirche. Könige stiegen von ihren Thronen, um dies Bad der Widergeburt, dies Zeichen der Erneuerung des innern Menschen, zu empfangen. Ganze Nationen traten in die Ströme, um von geweihten Händen die Christenweihe zu erhalten. Da ward Jesu Verheißung erfüllt: „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Jesu Geist beseelte die Völker und die Fürsten, und der Glaube an ihn, an seine Lehren, verbreitete sich über die entferntesten Länder des Erdballs.

In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche wurden nicht nur die Kinder getauft, sondern auch Erwachsene. Man unterrichtete erst die Täuflinge in den Wahrheiten der neuen bessern Religion, ehe man sie in den großen, ewigen Bund aufnahm; man lehrte sie erst den Göttlichen kennen, ehe sie als seine Nachfolger anerkannt wurden. Doch nicht bloß die Erwachsenen, auch die Kinder wurden getauft, denn ganze Familien empfingen zu gleicher Zeit die feierliche Einweihung. Die Aeltern, die Verwandten des Unmündigen wurden seine Bürgen; sie gelobten, ihm einst bei reifern Jahren in den Wahrheiten der Religion Unterricht zu verschaffen, und ihn treu im Glauben zu bewahren.

So drang segnend das Christenthums durch die ganze gesittete Welt; so kam der Gebrauch der Taufe als eine heilige, ehrwürdige, sinnvolle Handlung bis auf unsere Zeiten, wie sie nur selten noch den Erwachsenen gewährt wird, wenn sie sich zur christlichen Kirchen wenden, sondern überall schon den Kindern gegeben wird.

„Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ sprach Jesus, der göttliche Kinderfreund: „und wehret es ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich.“ (Matth. 19, 14.) Und wahrlich, dem gefühlvollen und denkenden Christen kann kein rührenderes Schauspiel gegeben werden, als die Taufe des Säuglings.

Da trägt man ihn von der Wiege zum Tempel Gottes! Von der irdischen Mutterbrust gleichsam an die Brust der Religion, von dem Arm des irdischen Vaters in den Arm des himmlischen Vaters! O ihr Aeltern, wenn der schlummernde Liebling von euch hinweggetragen wird zur himmlischen Christenhandlung: ergreift euch nicht eine unwillkührliche tiefe Rührung? — Empfindet ihr den hohen Sinn dieser vieltausendjährigen Feierlichkeit? Ist dieses ein bloßes kaltes Gepränge?

Nein, zärtliches Vaterherz, nein, du weiches Mutterherz, ihr ahnet, was mit euerm Liebling geschieht! — An den Schwellen des Lebens, die er kaum betreten, wird er

schon Gott geweiht. — Dem Säugling wird der Segen des Himmels für die dunkle Zukunft seines Lebens erfleht; der Unmündige wird schon zum Bürger der Ewigkeit gemacht, und neben seiner Wiege umschwebt euch der Gedanke seines Grabes. — Ihr lasset den Säugling zum Tempel tragen; er ist euer Opfer, welches ihr Gott darbringet. Der Herr hat ihn euch gegeben, ihr gebet ihn nun dem Alliebenden wieder. — Er wird zum Tempel getragen, hinweg vom Vaterherzen, von der Mutterbrust! So erwacht in euch nun das Gefühl, die Ueberzeugung: dies Kind gehört euch nicht mehr ganz allein an; es gehört auch Jesu an, es gehört auch der Gottheit an, die es liebend aufnimmt, und besser beschirmen kann, als ihr selbst; es ist nun aufgenommen in die geistige Gemeinschaft, in die Kirche Christi.

Wahrlich, eben darin liegt die Größe und Schönheit des Christenthums, daß es auf Erden jedes unserer wichtigern Schicksale mit sich vereint: daß es überall, schon von unserer Wiege an, das Irdische mit dem Himmlischen, das Aeussere und Innere zusammenknüpft, und gleichsam Alles um uns her vergöttlicht, wo der Nichtchrist nur todtes alltägliches Einerlei, Schattenwerk und irdisches Wesen sieht. Der Christ erblickt die Welt überall in einem heiligen Glanze; ihn lächelt aus dem Staube das Himmlische, aus dem Vergänglichen das Ewige an. Die Schöpfung schwebt vor ihm verklärt durch das Licht seiner Religion.

Der Säugling im Tempel gewährt auch dem unempfindlichsten Gemüth oft eine heilige Rührung. Die reinste Unschuld, wo könnte sie doch würdiger sein, als im Tempel des Allerheiligsten? im Tempel dessen, der unsere Unschuld fordert? — Jesu Stimme scheint über den zarten Täufling an unser Herz zu dringen: „Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht umkehret und werdet, wie die Kindlein, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ (Matth. 18, 3.)

Wem wird nicht beim Anblick des Säuglings, wenn er im Schlummer aus der Taufe gehoben wird, oder wenn er, wie aus einem Traume hervorgehend, süß lächelt, — wem wird nicht, als müßte er ihm zulispeln: O du Unschuld, möchtest du dich ewig in dieser Reinheit bewahren! Einst, wenn du in diesen Tempel nach Jahren zurückkehrst, nicht mehr von zärtlichen Armen sorgsam getragen, sondern stark genug durch eigene Kraft, möchtest du auch dann noch so rein und fehlerlos sein! Möchtest du niemals diese heilige Stätte mit Erröthen sehen, wo du die Taufe empfingst; möchtest du dann nie seufzen dürfen: Einst war ich unschuldiger, als jetzt!

Im Namen des dreieinigen Gottes empfängt der Säugling die Taufe, und das geweihte Wasser, mit welchem er in der ewig feierlichen Stunde benetzt wird, ist das Sinnzeichen vom Blute des Welterlösers, welches wie ein geistiges Bad unsere Seele von Sünden reinigt. Der Getaufte ist also angenommen in das Reich Gottes, so durch Jesum gegründet worden; er hat das Zeichen des neuen Bundes empfangen, wie einst die Beschneidung unter den Israeliten das Zeichen für die Genossen des alten Bundes war; er ist ein Christ, hat Theil an dem Segen, welchen Jesus der Welt erwarb, Allen, die seiner Lehre folgen, und den durch ihn verkündigten Gotteswillen thun.

Die Waschung mit dem Wasser ist das sinnbildliche Anzeichen, daß der in die christliche Kirche Angenommene eben so seine Seele reinigen müssen von Fehlern durch die Wahrheiten der Religion, zu deren Besiegelung das Blut des Erlösers vom Stamm des Kreuzes floß. Darum, als Christus die Taufe anordnete, befahl er denen, die da tauften: Lehret sie, die ihr taufet, halten, was ich euch geboten habe. Denn ohne dies Halten der göttlichen Gebote, ohne dies Nachahmen seines heiligen Lebenswandels ist die Taufe vergebens und kein Nutzen. Sie würde nur eine gehaltlose Feierlichkeit sein, und ein Bund, der wieder gebrochen wäre.

Ja, die Taufe ist ein feierlicher Bund mit Jesu; sie ist das Gelübde, ihm anzugehören, und nach seinen Anweisungen zu leben; sie ist der Schwur, daß das Blut des Gekreuzigten einst nicht vergebens auf Golgatha niederströmte.

Aber der Täufling schlummert in süßer Unschuld; er weiß nichts von dem, was um ihn geschieht, und wie sich der Himmel liebend zu ihm neigt. Für ihn spricht noch der Mund der erwählten Taufzeugen; diese machen sich vor Gott, vor der ganzen Gemeinde der Christen zu Bürgen für die Seele des unschuldigen Täuflings.

O Christ, der du jemals die wichtige Stelle eines Taufzeugen zu übernehmen wagtest, hast du auch mit Ernst erwogen, in welche schwere Verrichtungen du tratst? Wehe, wenn nur deine Eitelkeit ihr Spiel trieb mit dem von Jesu geordneten Sakrament! Wehe, wenn du das Heiligste, den großen Augenblick, zum schlechten Gewohnheitswerk machtest, als du betend zwischen den Säugling und Gott tratst! Wehe, wenn dein Leichtsinn nur den Anstand und die geringe äussere Ehre betrachtete, und nicht die Würde, die dir anvertraut ward, für die Unschuld zu Gott und zur Gemeinde der Christen zu reden! — — So ist das Heilige in dir zum Scherz entartet; so hast du falsches Zeugniß abgelegt im Tempel Gottes des Allerhöchsten; so hast du den Säugling schon in der Wiege betrogen, und die Erwartungen frommer Aeltern hintergangen. — Was ist der Taufzeuge? — Der Stellvertreter der Unschuld, der Wortführer des Säuglings war er in dem mit dem dreieinigen Gott errichteten Bunde! — Der Bürge ist er für das Herz des Getauften geworden, daß er es nicht versäumen, daß er die Sorge tragen wolle, statt der Aeltern, einst den jungen Christen mit den Wahrheiten des Christenthums zu beseligen. Der Taufzeuge, der den Säugling im Tempel zur Taufe hielt, soll gleichsam der Schutzgeist für dessen Unschuld werden. Er soll ihn im Leben beobachten, daß er jenem heiligen Bündnisse nicht abwendig werde, soll darüber wachen, daß er in der Religion Jesu gründlichen Unterricht empfange: soll, wenn einst die Aeltern des Kindes ruhen im Grabe, sich des Getauften erbarmen an der Aeltern Statt, und nichts versäumen, es zu einem gottesfürchtigen, frommen, wohlthätigen Lebenswandel zu ermuntern und anzuhalten; soll einst der Waise sich erbarmen, wenn sie einsam in der Welt und ohne Zuflucht steht, und ihr dann die Liebe des entschlummerten Vaters, die Zärtlichkeit der zu früh ins Grab gesunkenen Mutter ersetzen.

Der getaufte Säugling kehrt aus dem Tempel zurück, und sehnsuchtsvoll begrüßen ihn die Aeltern mit dem neuen Namen, welchen er in der Taufe empfing. — Nicht die Taufzeugen allein bleiben dem jungen Christen ein Mittel, sich des Tages zu erinnern, da er Gott gewidmet wurde; nein, so oft sein Name ertönt, eben so oft wird seine Taufe, sein Bund mit Jesu genannt!

Es ist nichts also gering, das in uns nicht höhere Erweckungen befördern sollte. Selbst der schmeichelnde Laut, mit dem uns die Mutterstimme anruft, mit dem uns der Mund liebender Freunde und Freundinnen begegnet, — der Name, welchen wir tragen, und durch nichts entehren zu lassen gesonnen sind, dieser mahnt uns an die erste Feierstunde unser Daseins, an die Taufe! Der Name ist die Erbschaft derselben, welche wir mit uns durch das Leben nehmen, von der Wiege bis ins Grab; ist wie ein bleibendes Unterpfand anzusehen, welches wir vom Vereine mit Gott aus den frühesten Tagen der Kindheit mit uns nehmen.

Oft erinnere mich in stillen Stunden dies erste, bleibende Geschenk, das mir als Säugling ward, an die Stunde, in welcher ich es vor der versammelten Christen-Gemeinde empfing, während die Mutter daheim für mich zu Gott betete. Ach, bin ich dieses Namens, bin ich jener Stunde, bin ich jenes Gebets der Mutter immer würdig geblieben? Habe ich den Bund mit meinem Jesu treu gehalten? — Eingeweiht in seine Lehren, habe ich sie mit Sorgsamkeit im Herzen bewahrt, im Leben geübt? Als ich in meiner kindlichen Jugend aufgenommen ward zur Kindschaft Gottes, wußte ich nichts darum; und als ich darum wußte, wie stand es mit der Unschuld meiner Seele? — O Gott, ich war ein Mensch, und nicht ohne Leichtsinn, ohne Uebereilung, ohne Leidenschaft und ohne Fehler. — Aber die göttlichen Worte Deines Sohnes Jesu erwärmten doch oft mein Herz. Wenn ich schon fehlte, ich wandte mich doch Dir wieder zu mit kindlichem Vertrauen auf Deine unendliche Vaterliebe. Wenn ich auch auf die erste Unschuld meiner Jugend nicht mehr stolz sein darf, — ach, wie schnell entfloh das Paradies meiner Kindheit, und ich trat hinaus in die stürmische Welt, mir selbst überlassen! — so will ich doch nun streben, die Tugenden des Christen zu meinem Schmuck zu machen an die Stelle der kindlichen Unschuld. Durch Jesu Sinn und Lehre will ich meinen Sinn reinigen, und wie an seiner Hand vor Dir wandeln. So erfülle ich noch jetzt die Sinnbilder der heiligen Taufe an mir. Ich mache mich gleichsam in seinem Blute von Sünden rein; ich befreie meine Seele durch die mit seinem Blute besiegelten Wahrheiten von den mir anklebenden Fehlern.

30.

Der Landmann.

Spr. Sal. 24, 27.

Heil, Landmann, dir! Dein edler Stand
Ist der Natur so nah verwandt;
Fern von dem städtischen Gewühl
Und wilder Leidenschaften Spiel
Lobsinge Gott!

Dir nah ist Gott in Lust und Leid,
In seiner Werke Herrlichkeit;
Des Himmels milder Segen thaut
Auf das, was seine Muhe baut.
Lobsinge Gott!

Der Mensch sei niedrig oder groß,
Mühseligkeit ist Aller Loos:
Nicht Gold gibt Glück, nicht Rang und Pracht,
Man ist, wozu das Herz uns macht.
Lobsinge Gott!

Lobsinge Gott, und freue dich,
Denk' in der Hütte königlich.
Genügsamkeit macht frei und reich.
Die Tugend dich den Ersten gleich!
Lobsinge Gott!

Schon eine alte Klage ist es, daß wenige Menschen recht mit dem Stande zufrieden sind, welchen ihnen Gottes Vorsehung angewiesen hat. Man will etwas Anderes, weil man das Andere für besser hält, als was uns zu Theil geworden ist. Der Soldat in den Mühseligkeiten und Gefahren seines Berufes beneidet den Kaufmann und Handwerker, die ihr ruhiges Gewerbe treiben können. Kaufmann und Handwerker preisen das Loos der vornehmen Stände, die, ohne Nahrungssorgen, ohne Furcht vor Verlust und Betrug im Handel, nur zu leben scheinen, um in Ueberfluß und Bequemlichkeit sich gute Tage zu machen, Andern zu befehlen und Ehrenstellen zu empfangen. Der Vornehme, der hohe Beamte, ja Fürsten selbst seufzen unter dem Druck ihrer Verhältnisse; sie retten sich nie ganz aus den Verlegenheiten, worin sie bald durch Feindschaften, bald durch Untreue ihrer Diener, bald durch andere Umstände gerathen, von denen die niedern Stände nichts wissen. Es ist ihnen gar nicht unbekannt, daß der größte Theil der Ehrenbezeugungen, die sie empfangen, bloß kaltes, erkünsteltes Wesen ist. Die Vergnügungen, welchen sie oft beizuwohnen gezwungen sind, bleiben meistens nur lästige Höflichkeiten und neue Quellen mancherlei Verdrusses. Der ärmste Mann scheint freier zu sein, als sie sind. — So klagen beinahe Alle; und gewöhnlich suchen die Unzufriedenen ihren eigenen Trost noch darin, daß sie öffentlich ihren ganzen Prunk zeigen, den ihnen ihr Stand und Vermögen erlaubt — und daß sie neben sich die Andern verachten, deren Glück sie doch heimlich beneiden.

Wer mit seinem Stande, in den ihn Gott berufen hat, nicht zufrieden ist, der würde auch in jedem andern Stande unglücklich sein. Denn nicht die Art der Geschäfte, welche man treibt, nicht das große oder kleine Vermögen, was man besitzt; nicht der Palast oder die Bauernhütte, welche man bewohnt; nicht die Würde, welche man vor den Leuten trägt, ist die Quelle unsers Glückes: sondern das Herz allein ist es, welches man zum Stande, zum Vergnügen, zum Palast, oder zur Hütte bringt.

Es ist sehr gewöhnlich, daß man besonders den Stand des Landmanns preiset, weil die, welche in den Städten wohnen, das Landleben größtentheils nur aus Büchern oder Spaziergängen kennen. Das Feld zu bauen scheint ihnen, wenn auch mühsam, dennoch eine Lust. Wer geht nicht gern, wenn er ein Gartenplätzchen hat, um zu graben, zu säen, zu pflanzen, oder Unkraut auszujäten? Keine Arbeit ist der menschlichen Natur zuträglicher, als diese; wo hingegen die Geschäfte des Gelehrten, Kaufmanns oder Beamten am Schreibtisch, die Anstrengungen des Nachdenkens, die Nachtwachen, oder die einförmigen Geschäfte der Handwerker und Künstler in ihren Werkstätten und Fabriken zuweilen nur zu verderblichen Einfluß auf die Gesundheit haben mögen. Hat der Landmann sein Tagewerk vollbracht, ruht er freudig aus, und erwartet vom Himmel den Segen. Sein Körper härtet sich in allen Witterungen ab; die Anstrengungen seiner Kräfte stärken seine Glieder; das im Schweiße seines Angesichts erworbene Brod schmeckt ihm süßer, als dem Reichen der unter Verdruß und Sorgen genossene Leckerbissen aus fremden Ländern. Seine Verhältnisse sind einfacher; seine Welt, in der er lebt, ist kleiner, in allen Theilen leichter zu übersehen; ihm stören tausend Dinge nicht die Gemüthsruhe, die den bedrohen, der in weitläufigen Verbindungen leben muß.

Wenn sich auch das Alles nicht läugnen läßt, hat doch das Landleben seine großen Beschwerlichkeiten. Ungünstige Witterungen vereiteln den sauern Schweiß und Fleiß eines ganzen Jahres; Seuchen tödten die Heerden. Der Gewinn von aller Arbeit des Bauers ist immer klein; und wer wenig hat, für den ist auch der Verlust des Geringsten schon ein großer Verlust. Daraus erwachsen wohl mancherlei häusliche Sorgen. Abgaben und öffentliche Lasten, so wie die Zinsen von gemachten Schulden drücken schwerer, wo die Einnahmen sehr zweifelhaft und mäßig sind. Mit einem Worte: der Landmann, so beneidenswürdig sein stilles Loos oft dem Städter zu sein scheint, duldet durch seinen Stand nicht minder Ungemach, als der Kaufmann oder Handwerker, der Gelehrte oder Soldat, der Fürst oder sein Beamter in ihren Ständen dulden müssen.

Darum ist nicht minder gewiß, daß der Beruf des Landmanns in der That viele Vorzüge hat, welche andern und sogenannten höhern Ständen fehlen. Nicht darin aber liegt sein Vorzug, daß er der allererste Beruf des Menschen ist; denn dies wäre eine ganz unfruchtbare Ehre. Auch nicht darin, daß er der nützlichste und unentbehrlichste Stand eines Staates ist; er ist nicht nützlicher, als jeder andere. Der Landmann bedarf des Handwerkers, der Handwerker des Kaufmanns, der Kaufmann des Gelehrten; Jeder bedarf des Richters, des Lehrers, der Obrigkeit, und in Kriegsgefahren Jeder des Kriegers und Feldherrn. Einer ist im gesellschaftlichen Leben dem Andern nothwendig durch die Gabe, die er von Gott empfangen hat.

Aber darin liegt der größeste und gewisseste Vorzug des Landlebens vor allen andern Berufsarten der Menschen: daß der Landmann durch seinen Stand entfernter von allen erkünstelten Verhältnissen des Lebens, entfernter von allen daraus entsprungenen Plagen, der Natur näher verwandt, und gleichsam mehr eins ist mit ihr. Die Ruhe und Einfalt der Natur theilt sich seinem Gemüthe mit. Er weiß wenig von der selbst erschaffenen Noth der Stadtleute, wenig von den glänzenden Kleinigkeiten, welche allerlei Leidenschaften und Sorgen herbeirufen; wenig von den armseligen Empfindungen des Ehrgeizes, die so viel Zwist und Neid erwecken; wenig von dem steifen Zwang äusserer Höflichkeiten; wenig von den erkünstelten Zerstreuungen, die oft das edlere Selbst des Menschen tödten; wenig von den Schmerzen verfeinerter Laster und geschminkter Schändlichkeiten. Er ist einfacher, wahrer, wie die Natur einfach und wahr ist, die ihn umgibt. Sie selbst ist seine Lehrerin. Er hält am Wesentlichen fest, und will nicht den Schein. Einfach sind seine Beschäftigungen. Sie sind beträchtlich genug, ihn vor den Verirrungen reicher Müßiggänger zu beschützen; die Anstrengung, welche sie von seinen Kräften fordern, ist die beste Pflege einer unverdorbenen Gesundheit.

So lange in den ersten Zeiten der Welt die Menschen Viehzucht und Ackerbau ihr Hauptgeschäft sein liessen, waren sie einfacher, wahrer und gleichsam Gott verwandter. Mit Erbauung der Städte und mit Erfindung künstlicher Bedürfnisse wurden die Menschen selbst unnatürlicher und künstlicher. Die edeln einfachen Sitten, und die ächte Lebensweisheit der patriarchalischen Vorzeit gingen verloren. Man hatte statt der Weisheit nur Gelehrsamkeit; statt der Wunder des Himmels und der Erde nur Bücher; statt der gesunden Vernunft lieber Spiele der Einbildungskraft. Nebendinge wurden zur Hauptsache des Lebens, und das Wichtigste und Heiligste ward kalte Uebung oder Gegenstand des Spottes und Zweifels. Daher ist nicht selten gesehen worden, daß die Großen ihre Paläste und Könige ihre Thronen verliessen, um dem Getriebe und Ränke, der Ehrsucht, der Wollust, der Schadenfreude zu entfliehen, und in der Einsamkeit und Einfalt des ländlichen Lebens sich selber und ihre verlorne Ruhe wieder zu finden. Denn man ist nur ganz Mensch, wenn man wahr und natürlich sein kann; nicht loben muß, wo man tadeln sollte; nicht fröhlich sein muß, wo man trauern möchte; wo man für den äusserlichen Schein nicht das Wesentliche aufopfern muß, für das Kleid nicht die Gesundheit, für den Glanz des Hauses nicht dessen innere Glückseligkeit, für das Geld nicht den Genuß, für die Ehre nicht die Ehrlichkeit.

Leider ist zu beklagen, daß der Landmann, wie wir ihn meistens finden, selten fähig ist, den großen Vorzug seines Standes zu erkennen und zu benutzen. Unwissenheit beraubt ihn fast aller Vortheile derselben: Aberglaube erstickt seinen gesunden Verstand; rohe Sitte, thierische, grobe Lust vertritt nur oft die Stelle natürlicher Einfalt; Saufen bis zur Betäubung, Fressen bis zur Ueberladung, werden die Krone seiner Freuden; er arbeitet mit seinem Vieh um die Wette; aber hat er sein Brod gewonnen, empfindet er selten ein Verlangen nach höherm Genuß, nach Ausbildung seines Verstandes und Herzens.

Richte draussen deine Geschäfte aus, und arbeite deinen Acker; darnach baue dein Haus, das heißt, die innere Glückseligkeit deines Hauses, deiner Familie (Spr. Sal. 24, 27)! so spricht die heilige Schrift. Der Mensch lebt nicht, um das tägliche Brod zu gewinnen und Kleider genug zu haben, seinen Leichnam zu bedecken. Was der Leib nöthig hat, soll herbeigeschafft werden; alle übrige Zeit soll der Veredlung des Herzens und Geistes angehören. Das ist der Beruf des Viehes, dem hungernden Magen Nahrung zu suchen, Vorrath auf den Winter zu sammeln, und sich ein bequemes Nest oder eine ruhige Höhle zu bauen. Der Mensch, welcher im Leben nicht mehr leistet, als für sein irdisches Wohlsein zu arbeiten und zu sorgen, stellt sich dem Thiere gleich. Er ist wohl zu beklagen; denn er vergißt das wahre und hohe Ziel seiner Erschaffung. Der mächtigste Fürst aber hat wahrlich kein erhabeneres Ziel im Leben, als der niedrigste Bauer und der ärmste Taglöhner. Der goldene Thron und die hölzerne Bank, der Purpurmantel und der Zwilchkittel, das hohe Fürstenschloß und das Strohdach der baufälligen Bettlerhütte sind bloße Nebendinge im Leben. Der Mensch selbst ist das Wertheste, und im Menschen ist es sein unsterblicher Geist. Darum richte draussen deine Geschäfte aus und arbeite deinen Acker; denn des Leibes Nahrung und Nothdurft geht jedem Andern vor. Die niedrigsten Bedürfnisse unserer thierischen Beschaffenheit müssen erst gestillt sein, ehe der Geist frei und thätig werden kann. Darnach aber, wenn das Nothwendigste gewonnen ist, baue dein Haus, *vermehre deine und der Deinigen Glückseligkeit.*

Die traurige Geistes- und Herzensverwahrlosung, in welcher leider die Landleute vieler Gegenden gefunden werden, gereicht ihnen weniger zum Vorwurf, als denen, welche von Gott Beruf und Pflicht haben, Väter und Beglücker des Volks oder Lehrer derselben zu sein. Abgestumpft durch Gewohnheit, sehen Nachlässige die Unwissenheit und Rohheit des Volks wie eine Sache an, welche

in der natürlichen Ordnung der Dinge gegründet ist. Wie viel sind nicht der gepriesenen Männer am Ruder der Staaten, die im Landmann nur das öffentliche Lastthier sehen; seinen Wohlstand befördern, um größere Steuern von ihm nehmen zu können; den Anwachs der Bevölkerung begünstigen, um die Kriegsheere zu verstärken! Sie scheinen in unnatürlicher Verkehrtheit der Vorstellungen den Menschen so behandeln zu müssen, als wäre er für den Staat, nicht als wäre der Staat für den Menschen vorhanden. Die Schulen der Dörfer werden immer am letzten besorgt. Für edlere Erziehung und Bildung der ländlichen Jugend bemüht man sich nicht leicht, einen rühmlichen Wetteifer durch fürstliche Ermunterungen zu wecken; dagegen sind Preisverkündungen zu Verbesserung der Viehzucht etwas Gemeines.

Ja, so groß ist die verblendete Allmacht der Gewohnheit oder des Vorurtheils, daß man sich und Andere sogar überredet, eine bessere Erziehung in den Dörfern könne die Landleute mit ihrem Stande unzufrieden machen, und sie aus arbeitsamen, gehorsamen Menschen zu aufrührerischen, bücherlesenden, Alles beurtheilen wollenden, städtische Sitten nachäffenden Halbklugen machen. Um solchen Irrthum in Gang zu setzen, pflegt man ihn mit wahren und halbwahren Sätzen zu vermengen, die übrigens gar keine Verbindung mit demselben haben; man pflegt so zu sagen: oberflächliches Wissen sei überall Gift; unvollkommene Aufklärung das Unglück der Leute; Gelehrsamkeit gehöre nicht dem, der die Erdscholle umbrechen oder das Vieh im Stalle füttern solle. Wenn dergleichen und andere Sätze allerdings ihr Wahres haben: ist darum jener Irrthum weniger ein Irrthum?

Der Landmann wird nicht darum arbeitsam, wirthschaftlich und der Obrigkeit gehorsam, weil er unwissend, abergläubig, roh, in wilden Freuden ausgelassen, und in Allem, was ausser seinem Stall und Acker liegt, unbehilflich ist. Sondern der roheste, unwissendste und groben, ausgelassenen Ergötzungen ergebenste Bauer ist der schlechteste Landwirth, der unordentlichste Hausvater, der unzuverlässigste Unterthan seiner Herrschaft. Das Unvollkommene und Schlechte kann nie zum Vollkommenen und Guten helfen. Die bessern Schulen und Erziehungsanstalten in Städten machen den Bürger menschlicher, in seinem Gewerbe sinnreicher, in seinem Eifer für Glück und Ehre des Thrones und des Vaterlandes hochherziger, gegen Einheimische gemeinnütziger, gegen Fremde wohlwollender.

Jesus brachte das reinste Licht der Weisheit nicht den Palästen der Großen und den Bewohnern der Städte allein; er brachte es auch den ärmsten Hütten. Sein Wort ist die wahre Aufklärung, deren der Mensch bedarf, um in jedem Stande das höchste Lebensglück zu finden. Er rottete die falschen Einbildungen aus; er zerstreute die Macht abergläubiger Vorstellungen; er wies vom Staub empor auf das Göttliche; er ermahnte zur Genügsamkeit in Allem, was das irdische Leben forderte. So wir Nahrung und Kleider haben, sprach Paulus in Jesu Geiste, lasset uns zufrieden sein; trachtet vielmehr dem nach, was dort oben ist.

Dem Höhern nachzutrachten, was dort oben ist, wird keine Büchergelehrsamkeit erfordert; aber ein von Irrthümern freies und ein allem Guten offenes Gemüth. Es wird das Gottähnlichsein nicht errungen durch äussern Wohlstand oder durch Leibeskräfte, sondern durch das Streben des Geistes. Diesen Geist also sollen wir auch im ärmsten Landmann fähig machen, sich der von Jesu gebrachten Wahrheiten bemächtigen zu können. Darum sollen Vernunft und Verstand der ländlichen Jugend schon in den Schulen mit Sorgfalt entwickelt und geübt werden. Nur wer die Einsicht dessen hat, was besser ist, kann das Bessere wollen; der Unwissende und Rohe wird vom Elend hingetrieben, wohin er soll. Nur der Verständige wird sich grober Ausschweifungen schämen, und die Folgen des Schändlichen einsehen und meiden; der Unverständige ist die Beute thierischer Anreizungen. Nur der vernünftige Landmann hört auf, andere Stände zu neiden und wider gemeinnützige Verordnungen und Gesetze des Landes zu murren, wider welche der alberne Eigennutz des Unvernünftigen lärmt. Nur der, dessen Geisteskraft gestärkt ward, indem man sie von den Fesseln altüblicher Vorurtheile befreite, wird auch über seine zartern Verpflichtungen richtiger urtheilen, für die der verwilderte, rohe Mensch ohne Sinn einhergeht; wird fähiger sein, die Verbesserungen seines ländlichen Gewerbes und häuslicher Einrichtungen zu betreiben, während der Unwissende blindlings erlernten Gewohnheiten folgt; wird in Ordnung und Reinlichkeit seiner Wirthschaft die wahren Stützen des Wohlstandes und körperlicher Gesundheit erkennen, während der Verwahrloseto in Verwirrung, Planlosigkeit und Unflath von einem Tag in den andern hineinlebt, gleich dem Thiere.

Wollet ihr Christen um euch sehen, so machet sie auch fähig, Christum zu begreifen und seine Lehre zu verstehen. Aber welch ein trauriger Anblick ist das Leben von einem großen Theile des Landvolks! — Dieser Unglücklichen sind viele, welche von Gott, von Jesu Christo, von ihrer Bestimmung, von der Ewigkeit, von ihren Pflichten auf Erden die verworrensten Vorstellungen haben. Da erwachsen sie unter der Zucht unwissender Aeltern, sehen deren rohe Beispiele, saugen deren armselige Begriffe und abergläubige Meinungen ein. Wenige Jahre gehen sie in eine Schule, wo der Lehrer, ohne Fähigkeit in seinem Beruf, den Unterricht aus Mangel bessern Erwerbes, um einen geringen Sold, ohne Aufsicht und Neigung treibt. Höchstens bringen die Schüler eine mäßige Fertigkeit im Schreiben und Lesen mit sich aus den Schuljahren, in denen sie alle Unarten und Rohheiten einer verwilderten Kindheit lernten und wieder lehrten. Man treibt sie zur Kirche von den ersten Kinderzeiten an, und macht ihnen den Besuch des Gottesdienstes zu einer herzlosen körperlichen Gewohnheit. Mit ihrer allzuungeübten Denkart sind sie nicht fähig, den Lehrvortrag ihres Pfarrers zu verfolgen und ganz zu verstehen. Oft ist der, welcher ihr Seelsorger sein soll, mehr um seine Einkünfte und Bequemlichkeiten, als um die Veredlung der ihm anvertrauten Seelen besorgt. Sie verharren in ihrer Blindheit, und glauben Gott hinlänglich durch hergesagte Gebete und Genuß der Sakramente befriedigt zu haben. Dies ist Alles, was sie für ihre Seele thun. Die leiblichen Bedürfnisse zu stillen, brauchen sie den ganzen Aufwand ihres übrigen Lebens. Sie arbeiten vom Morgen bis zur Nacht, und Andern in Glücksumständen gleichzukommen oder sie zu übertreffen, ist ihr äusserstes Ziel. Sie überlassen sich den Hingebungen ihrer thierischen Triebe, so weit es die bürgerlichen Gesetze oder die Verhältnisse ihrer Gesundheit und ihres Vermögens ihnen gestatten. Sie sterben endlich dahin, und sie haben nur gelebt und gearbeitet, um gelebt und gearbeitet zu haben. Ihr Geist, zur Ewigkeit berufen, ist am Ende der Laufbahn arm und unmündig, wie er arm und unmündig kam. Er kannte die Tugend Jesu

nicht, und tröstete sich einer bessern Zukunft, ohne ihrer werth geworden zu sein.

Mit Trauern wende ich mich von diesem Bilde hinweg. O wie viel bleibt guten und weisen Menschen noch zu thun, um Glückseligkeit, die wahrhafte, um sich her zu verbreiten! Wie kann ich doch oft in Verlegenheit sein, und fragen: wo wäre, daß ich Gutes stiften könnte? Siehe jene Verwahrloseten, hilf ihnen, hilf wenigstens Einzelnen zu besserer Erziehung und Einsicht. Wodurch unterscheiden sie sich denn von den Heiden, die da Bilder anbeten, die Gebote Gottes nicht kennen, und für nichts, als Nahrung und Kleider sorgen, und fleischliche Lüste befriedigen? Siehe, hier ist noch das Christenthum zu verbreiten, hier noch das Reich Gottes zu befördern! Gehe in die Hütte des Landmanns, in die Kammer der Dürftigen, wie Jesus Messias that, und hilf einem rohen Menschen menschlicher werden, und das Licht der bessern Erkenntniß in seiner Finsterniß anzünden! — Daß du einem Nackten Kleider, einem Hungrigen Brod reichst, ist schön, und doch ist es nur das leichte Werk eines Augenblicks, um die Noth weniger Augenblicke zu mildern. Aber das Almosen, welches du einer armen verwilderten Seele reichst, ist eine königliche lebenslängliche Gabe, ein Saat für ewiges Aernten. Gehe hin, wo deine Bekanntschaften dir es erlauben, auf die Vorsteher, Obrigkeiten und Lehrer zu wirken, daß sie sich der ländlichen Kinderzucht erbarmen. Hast du Vermögen, vereinige deine Gabe mit den Gaben Anderer, deinen Rath mit der Einsicht Anderer, um wenigstens in einer einzigen Gemeinde besserer Sitten, hellern Verstand, frömmern Sinn zu befördern. O, wer sich dessen rühmen darf, es gekonnt zu haben, der Retter mancher ohne ihn verlornen gewesenen Seele zu sein, der hat auf Erden nicht vergebens gelebt!

31.

Der Handwerker und Künstler.

Sirach, 38, 35—39.

Die ihr geübt in Künsten seid,
Für Nothdurft und Bequemlichkeit
Des Erdenlebens sorgt und schafft,
Gott segne euch, Gott eure Kraft!

Ein goldner Stand ist Handwerksstand.
Sein freuet sich das ganze Land;
Von Armuth fern, vom Ueberfluß,
Wohnt in der Arbeit sein Genuß.

Und Fleiß füllt seine Hand mit Gut,
Und füllt sein Herz mit frohem Muth;
Stark wird er in der Sorgen Druck,
Und Ehrlichkeit sein schönster Schmuck.

Der König und der Handwerksmann,
Gott hebt nicht Rang und Namen an;
In jedem Stand der edle Sinn,
Der gilt vor Gott, der ist Gewinn.

Sobald sich auf Erden die Menschen nach ihrer Verbannung aus Eden auszubreiten anfingen, empfanden sie die vorher unbekannten Bedürfnisse des Lebens. Das war der Wille des Schöpfers. Allen andern Geschöpfen hatte er dunkele, unwiderstehliche Triebe gegeben, die ihnen heilsame Nahrung zu finden; ihren Leib mit Federn und Fellen bekleidet gegen den Wechsel der Witterungen; sie mit angebornen Waffen versehen zum Schutz ihres Lebens gegen Gefahren. Aber den Menschen stellte Gott arm, wehrlos und nackt in die Welt, und gab ihm den Verstand, daß er, getrieben von der Noth, den Werth dieses Verstandes erkenne, sich Hütten baue, wo der Fels keine Höhle hatte, ihn zu verbergen; oder Kleider oder Geräthschaften, Waffen und allerlei Werkzeuge erfinde, zu seiner Nahrung, Lebenserhaltung und Bequemlichkeit. Da ward Tubalkain der Meister in allerlei Erz und Eisenwerk; Juval lehrte die Kunst der Musik.

Mit der Erweiterung der menschlichen Erfahrung und Einsicht wurden die Handwerke und Künste vollkommener; ihre Gewerbe dem Menschen unentbehrlicher, es mochte zum Nutzen sein oder zur Verannehmlichung seiner Tage. Der Hirt und der Ackermann können der Handwerker so wenig mehr entbehren, als der Gelehrte, welcher sein Leben den höhern Wissenschaften weiht, oder als der Kriegsmann, oder als der Fürst auf seinem Throne. Darum ist der Stand der Handwerker und Künstler in allen Ländern geehrt.

Um das Feld zu bauen, oder die Viehheerden zu behandeln, ist weniger Anstrengung des Verstandes oder Geschicklichkeit vonnöthen, als zur Ausübung eines Handwerks und einer Kunst. Zur Erlernung derselben sind schon mehrere Jahre vonnöthen. Dadurch erhebt sich dieser Stand über den des gemeinen Landmanns, wie des Tagelöhners. Aber theils durch die große Uebung seines Nachdenkens, theils durch einen vermehrten Wohlstand, verfeinern sich auch seine Sitten. Demungeachtet hat er weder den Einfluß reicherer Stände, noch deren ausgebreitete Einsichten und Kenntnisse; aber auch nicht die Verweichlichung und Verdorbenheit der Sitten, die in den höhern Ständen leider oft zu allgemein ist.

Es steht demnach der Stand des Handwerkers zwischen Rohheit und Unwissenheit des gemeinen Landmanns und der unmäßigen Verfeinerung und Ueberbildung des Reichern; er steht zwischen der Armuth und dem Ueberfluß, in glückseliger Mitte, und ist gleich entfernt von den Lastern und Plagen, die der rohen Unwissenheit und der übertriebenen Verfeinerung, oder der quälenden Armuth und dem üppigen Wohlleben anzuhängen pflegen. Daher findet man noch jetzt fast in allen Ländern bei Handwerkern und Künstlern die meiste Verständigkeit und Gottesfurcht neben Einfalt und strengen Sitten. Man betrachtet sie als die wahre Kraft des Staats. Gleich weit entfernt von bäuerischer Rohheit und den Ausschweifungen des müßiggehenden Reichthums ist bei ihnen die meiste Tugend, Rechtlichkeit, Arbeitsamkeit und Vaterlandsliebe gleichsam einheimisch.

Auch war es aus diesem Mittelstande, aus welchem Jesus Christus am liebsten seine ersten Schüler wählte. Hier fand er den unverdorbensten Sinn für Wahrheit und Frömmigkeit; er kannte den Eigendünkel, den stolzen Uebermuth und den Aberglauben und die Verwahrlosung des Verstandes und Herzens der Niedrigsten im Volke. Wir wissen, daß Petrus ein Fischer, Lukas ein Arzt war, Paulus Teppiche wirkte. Nur der Handwerker und Künstler ist durch sich selbst ein freier, unabhängiger Mann; aber Unabhängigkeit ist eine der wichtigsten Bedingungen, unter allen äussern Schicksalen rechtschaffen zu bleiben. Der verstümmelte Krieger, der versteßene Fürst, der um sein Vermögen betrogene Reiche, müssen eben so gut von der Gnade Anderer leben, als der seines Ackers und seiner Viehheerden beraubte Hirt und Landmann,

während der Handwerker aller Orten durch seine Geschicklichkeit Brod findet, und mit geringerm Aufwande die dazu nöthigen Werkzeuge und Mittel herbeischaffen kann.

Alle diese Vorzüge, welche der Natur dieses ehrenvollen und glücklichen Standes eigen sind, machen ihn für das irdische Leben zu einem der nützlichsten und für das innere, christliche Leben zu einem der vortheilhaftesten. Er führt an den Gefahren des Reichthums und der Armuth vorüber; durch Arbeit und Mäßigkeit zur Sittenstrenge und Kraft, durch vielfache Gelegenheit zur Ausbildung des Geistes, die der Niedrige im Volk leider oft entbehren muß, und durch die Stellung, welche er zwischen dem Geringsten und Vornehmsten, dem Aermsten und Reichsten einnimmt, die alle seiner Hülfe bedürfen, zu einer Mannigfaltigkeit von Verhältnissen im gesellschaftlichen Leben, die kein anderer Stand, so wie dieser, hat, und zur Vollstreckung jeder Tugend Anlaß darbietet.

Verständigkeit, Gottesfurcht und Einfalt der Sitten soll es sein, was den Künstler und Handwerker ganz eigenthümlich bezeichnet, ihm den meisten Werth gibt, und in allen andern Ständen ehrwürdig macht. Verständigkeit, Gottesfurcht und Einfalt der Sitten sollen sein höchstes Bestreben sein; die Stellung selbst schon, welche er in der Welt einnimmt, erleichtert ihm die Erreichung dieses Ziels mehr denn vielen Andern.

Er ist folglich sein eigener Feind, wenn er seinen Stand verachtet, und gegen die Vortheile desselben blind ist. Dieser Stand gibt ihm, was er zur Nothdurft bedarf. So wir Nahrung und Kleider haben, sprach Paulus, lasset uns genügen. Nach größerm Reichthum sollen wir nicht trachten, aber wohl nach größerer Vollkommenheit des Herzens. Wer in diesem Stande nicht glücklich sein kann, wird es in keinem andern werden, weil er die Quellen aller Unzufriedenheit mit sich nimmt, wohin er geht. Er wird von Begierde nach Gold und Gut und Aufwand geplagt; und könnte man ihm geben, wonach ihm gelüstet; seinen Durst nach Reichthümern würden die Reichthümer selbst nur vermehren. Wer nicht mit Wenigem genügsam sein kann, wird mitten im Golde arm bleiben. Er wird von Begierde nach Ehre und Ansehen geplagt; er glaubt, in einen andern, höhern Standt mehr leisten zu können, mehr Ruhm zu ärndten; er bildet sich ein, mehr Talente zu haben, als er für sein Gewerbe braucht. Er möchte Gelehrter sein, oder Feldherr, oder als Obrigkeit herrschen. — Ach, er hat nicht mehr Talente, als er zur höchsten Vervollkommnerung seiner Kunst, oder zur vortrefflichsten Einrichtung seines Hauswesens bedarf, sondern er hat mehr Hochmuth und Selbstdünkel, als seinem Glücke ersprießlich ist. Es fehlt ihm dagegen das Wesentlichste: Verständigkeit, Gottesfurcht und Sinn für Einfalt der Sitten.

Gottesfürchtige, verständige Männer warten treu ihres Berufes, und fühlten sie sich im Besitze größerer Geisteskraft, so wenden sie dieselbe zur Verbesserung ihrer Geschäfte und zur Verschönerung ihres häuslichen Lebens an. Ihre ausgezeichneten Naturgaben erregen nicht größere Hochachtung, als die weisen Anwendungen derselben. So sah man aus tiefer Armuth, oft durch Fleiß, Ehrlichkeit und große Geschicklichkeit in Benutzung der Mittel und Zeiten Leute zu großem Vermögen, zu Ehren und Ansehen aufsteigen, die vielleicht von einem Throne herab auch Millionen Menschen wohl regiert haben würden. Aber immer blieben sie, auch im Reichthum und in der Fülle des Ansehens, was sie vorher waren, treu ihrem Berufe, verständig, gottesfürchtig und einfältig in ihren Sitten. Wer nicht einmal im Stande ist, durch seine Geistesgaben, mit denen er prangen möchte, sein kleines Gewerbe auf den Gipfel der Vollkommenheit zu erheben: wie wird der im Stande sein, in schwerern Stellen, von denen er nur die schimmernde Aussenseite kennt, etwas Vollkommneres zu leisten? Es ist nicht Geschicklichkeit und das Uebermaß seltener Kraft, was die Thoren anreizt, über ihren Stand hinauszuschreiten, sondern der Hochmuth. Sie enden gewöhnlich damit, Spott zu ärnten, statt des Lobes, und das Sprichwort zu bewahren: Hochmuth kommt vor dem Fall.

Alle trösten sich ihres Handwerks, spricht der weise Jesus Sirach (38, 35 — 39) in der heiligen Schrift, und ein Jeglicher fleißigt sich, daß er seine Arbeit kenne. Man kann zwar ihrer nicht entbehren, aber man kann sie nirgends hinschicken: sie können der Aemter auch nicht warten, noch in der Gemeinde regieren. Sie können den Verstand nicht haben, die Schrift zu lehren, noch das Recht und Gerechtigkeit zu predigen. Sie können die Sprüche nicht lesen, sondern müssen der zeitlichen Nahrung warten, und denken nicht weiter, denn was sie mit ihrer Arbeit gewinnen mögen.

Es ist leider vieler Orten in unserm Vaterlande die Unverständigkeit der Handwerker an die Stelle der Verständigkeit ihrer Väter getreten. Sie schämen sich ihres Berufes, und möchten etwas Vornehmeres werden; sie klagen über den Mangel des Verdienstes, und glauben, vor Zeiten wäre durch ihr Gewerbe mehr zu verdienen gewesen. Wer hört in dieser Sprache nicht die Stimme des hoffärtigen Wesens und der unzufriedenen Habsucht? — Auch in unsern Zeiten ist der Handwerker mit seiner Geschicklichkeit so unentbehrlich, wie vor Zeiten; aber die Alten haben sich ganz ausschließlich ihrer Kunst gewidmet; sie wollten nicht zugleich Gelehrte sein, Bücher schreiben, oder Rathsstellen bekleiden. Besaßen sie feine Urtheilskraft, Klugheit, Kenntniß, Geistesgegenwart mehr denn Andere: so wandten sie alle diese Eigenschaften zu Erhebung ihres Gewerbes an. Der war der Vornehmste, der die vortrefflichste Arbeit lieferte; der ward der Angesehenste, und genoß das allgemeinste Vertrauen, der unter ihnen der Rechtschaffenste und Ehrlichste war; der ward der Reichste, welcher im Hauswesen am einfachsten und genügsamsten, bei der Arbeit aber am frühesten auf, am spätesten davon war. Diese Verständigkeit machte aus schlechten Zeiten gute Zeiten, aus Wenigem viel.

Dagegen erblicken wir heutiges Tages hin und wieder eben bei denen, welche die vortrefflichsten Geistesgaben zu besitzen glauben, die größte Verkehrtheit und Unfähigkeit des Verstandes. Sie lernen in ihrer Jugend allerlei, aber das am wenigsten, was zur Verbesserung ihres Gewerbes dienen kann. Sie beschäftigen sich neben ihrem Handwerk mit Nebendingen, worüber sie die Vervollkommnung ihrer Kunst vernachlässigen, und Andern den Vorzug überlassen müssen. Sie wollen reich werden, aber nicht dazu den ersten Schritt thun; der erste Schritt zur Wohlhabenheit heißt Genügsamkeit bei Fleiß. Wohl aber sieht man sie reich thun, ohne reich zu sein. Sie wollen Pracht im Hausgeräthe, Zierlichkeit in Kleidern, Wohlleben bei Tische, alle Tage kostspielige Erholung nach der

Arbeit. Dazu reicht nicht immer der Verdienst ihres Fleißes hin; sie fangen an, ihre Waare theuer zu geben, und man geht von ihnen; sie liefern schlechtere Waare, und man kauft sie nicht; sie versuchen Betrug, und verlieren das Zutrauen. So entsteht Armuth statt Wohlstand, und das thörichte Klagen über schlechte Zeiten nimmt überhand. Die Zeiten nicht, sondern die Menschen sind schlecht. Wer einfach lebt, immer weniger ausgibt, als verdient, daher wohlfeiler arbeiten kann, hat den meisten Verkehr; wer den meisten Verkehr hat, kann die bessere Waare liefern; wer gute Waare gibt, hat nicht Ursache, zu Betrügereien, Verfälschungen und Uebervortheilungen seine Zuflucht zu nehmen.

Schon die Erziehung, welche viele Handwerksleute ihren Kindern geben, pflanzt bei diesen Unzufriedenheit mit ihrem Stande. Sie genießen in den Jugendtagen ein bequemes Wohlleben, gehen zierlich geputzt einher, und werden zu einem Aufwand gewöhnt, den sie nachher, wenn sie ihn durch den Gewinn ihrer Arbeit bestreiten sollen, nur mühsam oder gar nicht befriedigen können. Dann wird ihnen ihr Stand verhaßt; sie versuchen es mit andern Dingen, pfuschen in mancherlei Gewerben, und enden mit gänzlichem Verderben.

Andere lassen ihre Söhne höhere Wissenschaften erlernen, und glauben, ihnen dadurch ein besseres Loos zu verschaffen, als das Handwerk gewähren kann. Aber sie bedenken nicht, daß keineswegs der Stand, sondern der Mensch in demselben das bessere Loos erwirbt; daß ohne Genügsamkeit, Fleiß und ausgezeichnete Kenntnisse der Mensch überall Noth leidet und elend umhergeworfen wird; daß ohne große und mächtige Verbindungen in den höhern Ständen Keiner darin so leicht sein Glück macht. Daher sieht man manche verdorbene Gelehrte, verdorbene Kaufleute, ärmliche Schreiber und Andere, die sich eines nahrhaften Handwerks schämten, bei wohlhabenden Künstlern und Handwerkern ihr kümmerliches Brod suchen und betteln. Dahin brachte es die Unverständigkeit ihrer Aeltern, die sich über ihren Stand hinaufschwingen wollten, und die Vortheile desselben nicht einsahen.

Gleiche Fehler hat der Hochmuth bei Erziehung der Töchter unter vielen Handwerksleuten gemein gemacht. Man kleidet sie gleich Töchtern reicher Häuser, verzärtelt sie bei leichten Geschäften, statt sie vollkommen fähig zu machen, einer bürgerlichen Haushaltung mit Sparsamkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Geistesgegenwart und unverdrossener Thätigkeit vorzustehen. Man läßt sie im Tanzen, Zeichnen und in musikalischen Künsten unterrichten, um mit ihnen glänzen zu können; man hält sie zur Bücherleserei an, und glaubt, ihren Geist zu veredeln, wenn man durch Empfindeleien und Träumereien der Einbildungskraft ihr Herz verdirbt und ihren Verstand schwächt. Man hofft, sie damit würdiger zu machen, sie an Personen von vornehmen Ständen zu vermählen. Aber man vergißt, daß vornehme Stände ihren Stolz und ihre Vorurtheile haben, wie die geringern; daß der Vornehmere größern Geldaufwand zu machen genöthigt ist, als der Geringere. So geschieht denn, daß die mit möglicher Unklugheit erzogenen Handwerkstöchter für höhere Stände zu arm, und für Ihresgleichen zu vornehm sind. Sie haben, statt des besten, das schlechteste Loos. Sie verblühen entweder unvermählt, verlassen, oder haben eine unglückliche Ehe.

Die Nachäffung höherer Stände, der unverhältnißmäßige Aufwand der Handwerksleute, das hochmüthige Streben, in andern Ständen zu glänzen, ist die Ursache, daß so viele Personen heutiges Tages zu Grunde gehen, und zu unredlichen Mitteln greifen müssen. Die Verständigkeit der Alten fehlt, daher hat das Handwerk keinen goldenen Boden mehr, wie vor Alters. Nicht der Stand ehrt den Mann, sondern der Mann muß den Stand ehren. Es ist kein Stand, worin es nicht verachtungswerthe und verachtete Menschen gibt, so im geistlichen wie im weltlichen, so im Lehr- wie im Wehrstande, so unter Edelleuten wie unter Bauern. Wer in seinem Fache der Beste ist, dem erwirbt sein Stand bei Hohen und Niedern die meiste Ehre, von Gott den meisten Segen. Aber der Unsegen ruhet auf Hochmuth, Lust am Müßiggang und Sittenlosigkeit.

Willst du in den Verhältnissen, worein dich Gott versetzt hat, Ruhm, Wohlstand und häusliches Glück gewinnen: so schäme dich nicht deines Standes, sondern deiner Eitelkeit, deiner Großthuerei, deines Müßigganges, deiner Ungeschicklichkeit neben Andern. Lerne alle Vortheile deines Berufes kennen, und treibe ihn mit solchem Fleiße und solcher besondern Sorgfalt und Fähigkeit, daß dich Keiner darin übertreffe. Gab dir Gott besondere Verstandeskräfte, so beweise sie in Vervollkommnerung deiner Arbeiten. Bist du dahin gekommen, daß du den Besten in deiner Kunst gleich stehst, wirst du nicht geringern Verdienst haben, als sie. Aber dein großes Bestreben soll sein, durch Forschen und Nachdenken und ämsiges Schaffen endlich auch diejenigen zu übertreffen, welche bisher das Beste geleistet haben. So ehrest du deinen Stand, und er gibt dir mit reichem Wucher die Ehre zurück, die du ihm erwirbst.

Dann wird nie das niederträchtigste aller Laster bei dir erwachen, der Neid — der Handwerks- und Brodneid, welcher zu unsäglichem Verdruß und zu dem traurigen Verderben des Gemüths führt. Wen Gott segnen will, dem sollst du es nicht mißgönnen. Wenn Kunst, Geschicklichkeit und Fleiß dich aber in den Stand setzen, den Beneideten in Güte und Preis der Waare zu übertreffen: dann hört er auf, für dich beneidenswürdig zu sein; du wirst es selber.

Das zuverlässigste Mittel, den schändlichen Brod- und Handwerksneid von sich zu verbannen, besteht neben der Verbesserung eigener Geschicklichkeiten in der Einfalt der Sitten, Eingezogenheit des Wandels, Genügsamkeit mit Wenigem, Vermeidung alles Entbehrlichen. Nur so wird Wohlhabenheit gewonnen. Prahlerei macht lächerlich; großer Aufwand, der unsere Einnahme übersteigt, macht verdächtig; Betrügerei verächtlich. Aber eingezogen und sparsam leben, erwirbt Vertrauen; wenig ausgeben und viel verdienen, bringt Ehre; einfaches Hausgeräth, geringe Kost macht keine Schande, wohl aber unbezahlte Schulden und rückständige Zinsen. Schöne Kleider nach dem neuesten Geschmack verschaffen kein Ansehen: aber der Ruf von deiner Häuslichkeit, von dem stillen Wachsthum deines kleinen Vermögens, erwirbt dir Zuversicht und Hochachtung bei den Leuten. Mancher, der seinen Stand verlassen hat, um zu glänzen, ärntet überall Achselzucken; wer sein Geschäft aber recht führt, so gering es auch gelten möge, hat vor dem Könige und Bauer Lob.

Nähre und kleide dich und die Deinigen deinem Stande gemäß; nicht deinem Stande, sondern deinen Einkünften,

nicht deinen Einkünften, sondern deiner höchsten Nothdurft gemäß. Denn wer ausgibt, was er einnimmt, ist Bettler, wenn die bösen Tage eintreten. Erziehe deine Kinder in Verständigkeit, Sittsamkeit und Gottesfurcht. Warne sie vor der Gefahr, sich über ihren Stand zu erheben. Reichthum ist nirgends wohlfeil; aber in jedem Stande wird er durch Mäßigkeit, Arbeitsliebe und treue Redlichkeit zuwege gebracht. Halte deine Kinder einfach. Härte sie früh durch nützliche Arbeiten ab, ohne deswegen die Ausbildung ihres Verstandes durch Erlernung nützlicher Kenntnisse zu versäumen. Denn der Unwissende bringt es in keiner Kunst weit. Gib deinen Kindern kein bequemeres Leben bei dir im Hause, als sie dereinst im Stande sein werden, sich durch Mühe und Arbeit zu verschaffen. Wohl Alle, die es in deinem Stand jemals zum meisten Vermögen und Ansehen gebracht haben, lebten in früher Jugend dürftig, mußten sich unter großer Noth emporarbeiten, und stärkten damit eben ihre Kraft zum Mühsamsten und Schwersten.

Die Grundlage aber zu Allem ist Gottesfurcht. Ohne frommen Sinn, der in der Noth auf den Vater im Himmel hofft, im Wohlstand den Segen des Himmels erkennt, ist alle Mühe und Arbeit eitel. Wo man noch den Handwerksmann in der Woche von der Frühe bis zum Abend in der Werkstatt, am Sonntag in der Kirche sieht, im Wirthshause und Tanzsaale selten; wo noch Ehrlichkeit über Klugheit geht: da wird man wenig von Armuth wissen, um von keinen davongelaufenen Betrügern hören.

Bete und arbeite! — Wo Gottesfurcht fehlt, kehrt die Menschenfurcht ein. Da ist aller Fleiß ohne Lohn, und alle Geschicklichkeit ohne Vortheil. Was die Hand erwirbt, verzehrt das Laster. — Die Halbwisserei, die falsche Aufklärung, das Gelehrtthun der Handwerker endet gewöhnlich im Schuldthurm oder auf der Landstraße am Bettelstab. Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen, Gottesfurcht aller Weisheit Anfang und Krone: sie bewahrt uns in Mäßigung, Treue und Redlichkeit, sie führt uns wohlwollend zu allen unsern unglücklichen Brüdern, ihnen nach Kräften beizustehen; sie gibt uns bei saurer Mühe Kraft und Muth, im Leiden ein freudiges Herz, im Streben eine selige und gewisse Hoffnung zum seligen Erbarmer. O, was ist aller Reichthum in der Welt, alles Ansehen vor den Menschen gegen diese Hoffnung! Auch mir, auch mir, mein Gott und Herr, verleihe sie durch Jesum Christum, Deinen geliebten Sohn! Amen.

32.

Hochachtung vor jedem Stande.

1 Petrus 2, 17.

Wen Dir in diese Welt gerufen,
Stehn, Schöpfer, alle Menschen hier,
Auf höhern oder niedern Stufen
Der Kräfte, die du gabst, vor Dir,
Nie gleich einander an Gestalt,
An Neigung, Stunden und Gewalt.
Wer eitler Ehre gern entbehret,
Und Tugend am Geringen gern
Erkennt und schätzt und ehrt, der ehret
Der Niedrigkeit und Hoheit Herrn.
Wohl, wohl ihm, denn Bescheidenheit
Ist aller Stände Herrlichkeit.

Jeder Sterbliche hat hienieden seinen Werth. Und so ungleich auch Gott die Güter des Glücks unter seine Kinder vertheilt, sind sie darum nicht minder alle *seine* Kinder, sind sie darum nicht minder alle vor Gott *meine Brüder*. Einst verlieren sie diese Glücksgüter. Da stehen die Seelen wieder in ihrer ursprünglichen Gleichheit da.

Ich bin daher jedem Menschen schon deswegen, daß er Mensch ist, Achtung schuldig. Und wenn er der Aermste, der Elendeste wäre, wenn er nichts hätte, kein Obdach, keine Nahrung, keinen Freund: er ist Mensch, er ist mein Miterschaffener. So wie ich für mich selbst, ohne Rücksicht auf mein Vermögen, auf meinen Stand, auf meine Geschäfte, schon als Mensch Anspruch auf die Achtung von Meinesgleichen mache: so hat sie auch Jeder von mir zu fordern.

Je mehr Vorzüge ein Sterblicher erworben hat, je mehr Achtung verdient er allerdings. Denn es liegt in unserer Natur, daß wir das Bessere, das Vollkommenere hochschätzen, weil wir alle nach Vollkommenheit ringen.

Daher genießt derjenige unsere Ehrfurcht in vollem Maße, der sich Verdienste um das Vaterland erworben hat, sei es durch Tapferkeit auf dem Schlachtfelde, wo er sein Leben daran wagte für das Wohlergehen und zum Schutze seiner ruhigen Mitbürger, oder auf andere Weise, indem er vielleicht ein Wohlthäter der Menschheit ward durch nützliche Entdeckungen, oder durch seine Kenntnisse, oder durch Anstalten, vermittelst welcher viele seiner Nebenmenschen Verdienst und Nahrung fanden. Eben so sind wir gewohnt, einen ausgezeichnet tugendhaften Mitbürger zu ehren; denn er hat schon Stufen der Vollkommenheit erstiegen, zu welchen wir erst emporstreben. Wir bewundern den Großmüthigen, welcher seine Feinde mit Güte überhäuft, während es in seiner Gewalt stand, sie zu vernichten. Wir bewundern den Edeln, welcher seine ganze Lebenszeit in Sorge und Noth, oft in Mangel verlebt, nur um andere Menschen durch sein nützliches Bemühen zu beglücken.

Im gewöhnlichen Leben aber pflegen wir auch selbst solchen Personen eine wenigstens *äusserliche Achtung* zu bezeugen, welche durch zufällige Verhältnisse gewisse Vorzüge bekommen. Denn an sich selbst verdient wohl kein Mensch geehrt zu werden, weil er reicher ist, als ein anderer; weil er kostbarere Kleidung und Wohnung besitzt; weil er, statt in niederer Hütte des Landmanns, im Palast des Fürsten geboren ward. Hier ist unsere Achtung mehr den Gütern gewidmet, als derjenigen Person, welche sie besitzt. Doch auch diese Art Hochachtung ist billig. Es ist anständig, daß wir denjenigen, welche Gott in einen mächtigen Wirkungskreis stellte, Hochschätzung beweisen, wodurch wir sie aufmuntern, die ihnen vom Schöpfer verliehenen Mittel auf die weiseste und menschenfreundlichste Weise anzuwenden.

Aber tadelnswürdig ist es dagegen, wenn wir nur Denjenigen Ehrfurcht bezeugen oder Hochachtung, welche höher stehen, als wir, und wenn wir dagegen Geringschätzung gegen diejenigen Personen beweisen, welche im bürgerlichen Leben nicht Unsersgleichen sind, oder einige Stufen tiefer stehen, als wir. — Hochachtung gegen Jedermann ist die Aeusserung einer der liebenswürdigsten meiner Christentugenden, nämlich der *Bescheidenheit*. Geringschätzung Anderer aber deutet auf den in mir wohnenden *Stolz*.

Jeder nützliche Bürger im Vaterlande hat das Recht, Werthschätzung von seinen Mitbürgern, von Hohen und Niedern, zu verlangen. Es ist kein Handwerk, kein Gewerbe so niedrig, kein Amt so hoch, es hat im Lande seinen Nutzen. Es gibt keinen Stand, der dem Vaterlande Dienste leistet, der nicht ehrenvoll wäre. Eben diese Mannigfaltigkeit der Verrichtungen, Geschäfte, Lebensarten und Stände macht es, daß Jedermann seine Kräfte auf die wohlthätigste Weise für andere Menschen anwenden kann, Eben dadurch werden wir in diesem Leben Alle einander nothwendig und verbunden. Eben dadurch können wir den Sinn des göttlichen Wortes erfüllen, daß Einer dem Andern diene, Jeglicher mit seiner Gabe, die er vom Herrn empfangen hat. — Nehmet auch nur den niedrigsten der Stände, die geringste aller Berufsarten aus dem bürgerlichen Leben hinweg, und wir werden die große Lücke fühlen; wir werden einen Mangel leiden, der sich in allen Ständen empfindlich machen wird. Wir müssen froh sein, daß sich Menschen finden, diese oder jene Beschäftigung zu treiben, welche für uns selbst zu beschwerlich sein würde; wir müssen ihnen danken, daß sie es übernehmen, und unser Dankgefühl äussert sich in der Achtung für ihre vielleicht nicht glänzende, aber doch nothwendige Berufsart.

Demungeachtet ist es einer der gemeinsten Fehler, daß so gern ein Stand verächtlich auf den andern hinblickt; daß jeder sich über den andern erheben will, und seinen Werth oft in Vorzügen geltend machen möchte, die an sich selbst gar keine Vorzüge zu heißen verdienen.

Wie verächtlich sieht oft der stolze Handwerksmann auf den harten Beruf des Landmanns nieder; wie verächtlich wieder der Künstler auf den Handwerker; der Kaufmann auf beide; der Gelehrte auf den Kaufmann; der Soldat auf den Geschäftsmann; der Beamte auf den Krieger; der Edelmann auf den gemeinen Bürger; der höhere Adel auf den niedern; der Fürst auf den Adel der Unterthanen! Wie gewöhnlich ist dieser Fehler unter Christen, welche als wahre Weise nicht nach dem Scheine, sondern nach dem wirklichen Werthe, alle Verhältnisse schätzen sollten! Wie häufig sehen wir nicht solche Christen, deren Herz voll Neides ist gegen die Höhern, und voll Stolzes gegen die Niedern!

Vor Gott gilt nicht das Ansehen der Personen. O mein Christ, und warum gilt es vor dir? Vor Gott ist Jedermann angenehm, welcher in seinem Berufe gerecht und vollkommen ist, sei dieser Beruf glänzend oder nicht. O mein Christ, warum erhebt oder erniedrigt denn bloße Berufsart in deinen Augen schon den Menschen? — Nicht sein Beruf, nicht sein Amt ehrt den Menschen, oder entehrt ihn; sondern er macht seinen Beruf ehren- oder schandvoll.

Diese gegenseitige Verachtung und Nebenbuhlerei der Stände, diese von Geschlechtern oft zu Geschlechtern forterbenden Vorurtheile haben ihre ersten Quellen in der Selbstsucht einzelner Personen, welche, weil sie lebhaft fühlen, daß sie ohne eigenen Werth, ohne innere Würde sind, sich solche durch Aussendinge, durch allerlei Umgebungen, durch den Stand, durch die Berufsart verschaffen wollen, worin sie stehen. Sie wollen ihren Stand erhöhen, um sich selbst preisen zu können; sie wollen Andere geringschätzig machen, um einige Vorzüge ansehnlicher werden zu lassen.

In den Augen des unbefangenen Weisen, des wahren Christen, gewinnen diese Selbstsüchtigen nichts. Dem Nachfolger Jesu ist Jeder ehrenwerth, welcher seinen Beruf ehrwürdig zu machen weiß. Jesus, der Gottmensch, wählte seine Freunde, seine Vertrauten und Jünger, ohne Ansehen des Ranges, oft aus den untersten Ständen des Volks. Er wählte den armen Fischer zu seinem Vertrauten, er, zu dessen Füßen heute die Könige des Erdballs anbetend liegen.

Jeder Stolz ist ein Wahnsinn, eine Krankheit der Seele, durch welche sie unfähig wird, Schein und Wesen, Irrthum und Wahrheit zu unterscheiden. Der Stolze fordert Ehrerbietung, ohne zu bedenken, daß solche Empfindung bei Andern nicht durch äusseres Prunken erweckt, nicht durch den Zufall erzeugt, nicht durch Gewalt ertrotzt werde. Er legt dem, was ihm zugehört, einen übertriebenen Werth bei, und schmeichelt und verehrt sich selbst in seinen Einbildungen, ohne zubemerken, daß er Andern damit Anlaß zum Spott und zur Geringschätzung gibt. Er ist wie ein Bezauberter, welcher an sich auch das kleinste Gut größer sieht, als es ist, und an allen Andern das größte Gut unendlich kleiner, als es ist.

Eine andere Quelle der gegenseitigen Verachtung und Geringschätzung der Stände und Berufsarten ist der üble Innungsgeist, das heißt, jenes löbliche Ehrgefühl, mit welchem jeder Stand, jedes Gewerbe seine Angelegenheiten und seine Mitglieder behandelt wissen will.

Wohl ist dieses Ehrgefühl löblich zu nennen, weil es ursprünglich darum herborgerufen wurde, damit Keiner durch unwürdige Handlungen seinen Stand, sein Gewerbe schände. Die Ehre ist überall das kräftigste Hilfsmittel der Tugend gewesen, und ersetzt wohl oft bei ganz sinnlichen Menschen die Stelle derselben. So wie die Tugend zuletzt in unserer Brust eine Achtung gegen uns selbst erzeugt, daß wir uns nie unter uns selbst erniedrigen mögen: so bewirkt ein Aehnliches das Ehrgefühl. Nur achtet das Ehrgefühl mehr auf das Urtheil der Menschen, die Tugend aber mehr auf das Urtheil des innern Richters und Gottes. Daher ist die Tugend immer in allen Jahrtausenden, in allen Ländern die gleiche Tugend gewesen; aber das Ehrgefühl und die Ehre sind verschieden und abändernd nach den verschiedenen Ländern, und wie die Zeiten und Sitten anders werden.

Das Ehrgefühl, als Heilmittel in den Händen der Tugend, ist eins der kräftigsten, den Menschen vor schlechten und verwerflichen Handlungen zu bewahren, und zu großen, guten Gesinnungen und Thaten zu begeistern. Löblich ist daher, wenn es nicht nur den einzelnen Menschen in seinem Lebenswandel begeistern hilft, sondern wenn es auch die Mitglieder einer ganzen Genossenschaft, eines Landes, einer Stadt, eines Gewerbes beseelt, daß der Verein Aller nicht durch eine unwürdige Handlung entweiht werde.

Aber dies Hilfsmittel, ohne Vorsicht angewandt, entartet leicht, und verwandelt sich in feindseligen Stolz, wenn es den Glanz der Genossenschaft nicht in der Vermehrung ihres innern Werthes, sondern in der Verminderung des Ansehens von Andern zu bewirken trachtet. So entsteht, statt rühmlicher Nebenbuhlerei in allem Edeln und Schönen, ein leeres Prunken, ein Nebenaufsichverachten alles Uebrigen. So entsteht, statt des hohen Vaterlandsgefühls, verderblicher Nationalhaß; statt des Wetteifers der Stände zum Wohl des Standes, eine kleinliche Ruhmredigkeit, gegenseitige Herabsetzung, und innere Zwietracht.

Hier ist es, wo der Nachfolger Jesu nicht den irren

den Schritten des großen Haufens folgt; hier ist es, wo der bessere und weisere Mensch Jesu Christi Befehle einem falschen Ehrgeize vorzieht; hier ist's, wo er mit dem göttlichen Gesetzgeber der Geisterwelt spricht: „Wer da will der Vornehmste, der Ruhmwürdigste, der Edelste sein von Allen, der sei der Andern Diener; gleichwie des Menschen Sohn nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene, und gebe sein Leben für Viele.“ (Matth. 20, 27. 28.)

Die gegenseitig sich oft traurig äussernde Verachtung der Stände ist dem Geiste Jesu, dem Sinn meiner beseligenden Religion widerstreitend. Thut Ehre Jedermann; — Habet die Brüder lieb! Fürchtet Gott! Ehret den König! (1 Petri 2, 17.) — Ein Jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war, welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein, sondern äusserte sich selbst, erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuze. (Phil. 2, 5 — 8.)

Es gibt keine Sünde, die nicht den Tod gebiert. Auch die Verachtung der Stände, dies Verbrechen gegen den Frieden des geselligen und bürgerlichen Beisammenlebens, bringt früher oder später, aber immer, ihr Verderben zur Welt. — Sie erzeugt die Feindschaft der Einzelnen gegen Einzelne, die einen Gott, einen Christum kennen, ein Gesetz, ein Vaterland, einen Fürsten, ein Ziel mit einander gemein haben. Sie erweitert, zum endlichen Nachtheil aller, zum endlichen Untergang der öffentlichen Glückseligkeit, die Kluft, welche Menschen von Menschen, Brüder von Brüdern scheidet. Sie reisset Herzen von einander, welche sich ausserdem geliebt und beglückt haben würden! sie wirft der Zwietracht schwarzen Samen in vormals frohe Wohnungen; sie schafft Feinde aus Menschen, die einander nie kannten, und führt sie in voller Erbitterung gegen einander, die sich zuvor nie wehe, nie wohl gethan.

Die gegenseitige Verachtung der Stände, die thörichte, die furchtbar verderbliche Sucht, sich von einander zu unterscheiden und zu trennen, schwächt zuletzt den Verband des ganzen Staatsgebäudes, treibt die alterthümlichen, ehrwürdigen Formen auseinander, befördert der Sitten wildes Verderbniß, und wird in entscheidenden Tagen nicht selten zum schnellen Untergang des Vaterlandes mitwirken. Wie mögen diejenigen in der Stunde der Gefahr freudig für einander kämpfen, die gewohnt sind, sich zu hassen? Wie mögen die in einem großen Augenblick sich für einander willig zum Opfer bringen, die ihre Lust daran fanden, sich gegenseitig zu kränken und zu erniedrigen? — Ihr erstaunet über den furchtbar schnellen Fall manches Reiches. Euer Erstaunen verschwindet, wenn ihr das durch Innungsstolz, Standesehrgeiz und Rachsucht vielfach verbreitete Sittenverderben, die vielfach geschwächte Vaterlandsliebe, die vielfach genährten Selbstsüchtigkeiten der einzelnen Bürger und der einzelnen Stände sehet.

Hinweg mit dieser Selbstsucht, mit diesem Gift, welches, die Kraft der besten Staaten auflösend, sie tödtet. Furchtbar war die Unschuld schon da gerächt, wo der stolzen Spötter sich schon viele über sie erhoben. Die schrecklich warnende Erfahrung ruft uns, und die Himmelsstimme des göttlichen Wortes mahnt uns: „Ehret Jedermann! Habet die Brüder lieb, Fürchtet Gott! Ehret den König!“

Achte jeden Stand, auch wenn er nicht so glänzend ist, als der deinige. Erinnere dich, es ist nicht dein, es ist Gottes Werk, daß du ein Mitglied des Standes und Berufes geworden bist, in welchem du gegenwärtig lebst. Warum überhebst du dich eines eingebildeten Vorzugs? Warum brüstest du dich mit dem, was nicht dich ehren kann, sondern dem du Ehre erweisen sollst? Warum verachtest du den, der eine geringere Stelle in der bürgerlichen Gesellschaft einnimmt, als du? Warst du es, der über dein Loos entschied, ehe du geboren warst? Warst du es, der über deine Aeltern, deine Verwandten, über deren Verhältnisse und Vermögen wachte? Nein, Gott war es, dein Schöpfer. — Und achtest du dich glücklicher in deiner Lage, in deinem Stande, als in jedem andern — o so verachte die Genossen anderer Stände nicht, sondern weihe demuthsvoll deinem Schöpfer den gefühlvollen Dank für das Glück, welches er dir ohne dein Zuthun, ohne dein Verdienst gewährte.

Achte jeden Stand! Und je niedriger derselbe auch in der bürgerlichen Gesellschaft gehalten sein mag, desto eifriger sei du bemüht, ihm die gehörige Schätzung zu beweisen. Versöhne selbst den geringsten deiner Dienstboten durch deine Güte, durch deine Freundlichkeit mit der Härte des Schicksals, welches ihn dir zu dienen nöthigte. Denke dir oft, wie dir sein würde an seiner Stelle, und welch einen Herrn, was für eine Gebieterin du dann dir wünschen möchtest. Und was du dir wünschest, das werde du ihm. — Noch ist dein Lebenslauf nicht beendet — weißt du, welche Schicksale Gott dir oder deinen Kindern und Nachkommen vorbehalten hat? Ist die Zeit so entfernt, wo auch Fürsten gezwungen waren, gleich Knechten zu leben, und die Söhne der Großen, unter eiteln Trümmern der Herrschaft und des Wohllebens erzogen, gleich Bettlern von Land zu Land irrten, oder ihr Leben mit Handarbeit fristeten?

Achte jeden Stand, und befördere als Christ und Weiser die gegenseitige Liebe und Zuneigung der Stände, so weit deine Kräfte reichen. Sei du in deinem Wirkungskreise, den dir Gott zu nützlicher Thätigkeit eröffnete, der Erste, welcher da Versöhnung predigt, wo Feindschaft hadern will; sei du der Erste, welcher Schutzredner dessen wird, der verachtet und verschmähet werden soll; sei du der Erste, welcher den höhnenden Schritten des kleinlichen Innungsstolzes wehrt; welcher den Standesehrgeiz zähmt, wenn er in neidische Bemerkungen, in Lästerungen anderer Stände ausbrechen will; welcher das kindische Wesen der Rangsucht in die Schranken der Vernunft und des bescheidenen Anstandes zurückführt, wenn sie ihre Thorheit öffentlich auszustellen gedenkt.

Achte jeden Stand, ehre Jedermann! Preise und schmeichle Niemand um seines höhern Standes willen, wenn er nicht denselben durch Leben und That zu verherrlichen weiß. Der gemeinnützige Mitbürger, der weisere Mensch, der tugendhafte Geist sei dir ehrwürdig, von welchem Range, von welcher Herkunft, von welcher Beschäftigung er auch sei. Das Herz adelt wahrhaft, nicht das Blut. Eigenes Verdienst erhebt, nicht das Verdienst verstorbener Vorfahren.

Achte jeden Stand! Ehre die Rechtsame und Ordnungen jedes Standes, wie sie in der bürgerlichen Gesellschaft durch die Gesetze festgestellt sind. Dieser Unterschied der Bürger und Unterthanen ist eine weise und nothwendige Einrichtung zur Erhaltung, Belebung und

Leitung des Ganzen. So wie im Kriegsheere vom untersten Kriegsknechte bis zum höchsten Feldherrn eine lange Stufenfolge und Mannichfaltigkeit des Ranges und der Beschäftigung statt findet: so auch im Staate. Nicht Alle können dienen; nicht Alle können herrschen. Alle Stände sind höhere oder tiefere Glieder der großen Kette, welche das gemeine Wesen einschließt. Ein Glied zerbrechen, heißt die Kette trennen. Die Ordnung der Stände verwirren, heißt das Vaterland verwirren und die öffentliche Ruhe stören.

Wohl sei mir auch die äusserliche Ordnung, in welcher die Menschen zu leben genöthigt sind, ein unverletzbares Heiligthum, o Gott! — Indem ich die Verfassungen des Landes ehre, in welchem ich lebe, ehre ich auch Deinen Willen, o himmlischer Vater! Menschliche Werke und Einrichtungen zur allgemeinen Ordnung und Sicherheit sind Nachahmungen Deiner Werke voll unendlicher Liebe und Weisheit. Auch Du setztest in dem Reiche Deiner Schöpfungen mannichfaltige Stufen und Beschäftigungen fest; auch Du gabst jeder Gattung von Geschöpfen ihren Rang, ihren Wirkungskreis, aus welchem sie sich nicht entfernen können.

O niemals bethöre mich aber die Eitelkeit und Hoffart, daß ich mich deswegen übermüthig erhebe, weil ich Genosse eines vorzüglichern Standes sei, als mein Mitbürger; niemals beschleiche ein schändlicher Neid mein Herz, daß ich höhere Stände stürzen oder geringschätzig machen möchte. Nein, in der Stelle, in den Verhältnissen, worein Du, Gott, mich gesetzt hast, der Beste, der Frömmste, der Erste an Tugend zu sein — nur dies sei mein Ehrgeiz auf Erden! Amen.

33.

Vom Betragen gegen dienende Hausgenossen.

Kolossi. 4, 1.

Sichern will ich meine Rechte,
Aber sanft und mit Geduld;
Wir sind alle Deine Knechte,
Gott, und groß ist Deine Huld!
Du vergibst so viele Schulden,
Sollt' ich denn kein Unrecht dulden?
Nicht gelind sein, mich nicht freu'n,
Wie mein Vater zu verzeih'n?

Ungerecht will ich nie handeln,
Immer billig; will auch gern
Schonen, dulden, und doch wandeln
Froh die Wege meines Herrn.
Er, der Richter aller Welten,
Wird mich schonen, und vergelten,
Wenn er mich vollendet hat,
Was ich meinen Brüdern that.

Häusliches Glück ist das beste Glück! — Mag es in der äussern Welt stürmen, wenn nur in dem engern, freundlichern Kreise, zu dem wir gehören, Frieden herrscht: da ist unsere sicherste Zuflucht. Mag uns Neid und Mißgunst anderswo verfolgen, wenn man uns nur nicht verkennt in unserm eigenen Hause. Hier entschädigt uns Liebe und Zutrauen für Alles. Mögen wir auch immerhin Verzicht thun müssen auf allerlei Ergötzungen und glänzende Vergnügungen draussen. Eine glückliche Haushaltung ist wie ein kleiner Zaubergarten, worin es nie an Blumen fehlt, und das Gemeinste oft die lieblichsten Früchte trägt. Dies stille Glück des Hauslebens hängt aber zum Theil auch ja oft nur zu sehr vom Werthe derjenigen Personen ab, die wir als Gehilfen und Diener in die Gesellschaft der Unsrigen aufnehmen müssen. Mögen wir sie gleich auch nur als Arbeiter ansehen, die wir in unserm Solde haben, die wir nicht in den engern, heiligern Kreis unserer Vertrauten und Lieben einschliessen: so verursacht doch schon das nahe und beständige Beisammenleben mit ihnen unwillkührlich einen engern Verband. Es entstehen gegenseitig in tausend kleinen Verhältnissen und Anlässen zu viel Berührungspunkte, als daß wir die Aufgenommenen lange als Fremde betrachten konnten. Sie sehen in das Innerste unserer Umstände, unsers Umgangs, unserer Lebensart hinein; sie erblicken uns in allen jenen trauten Gewohnheiten, in jenem zwanglosen Sein, das wir nicht einem fremden Auge zum Schauspiel geben möchten, und worin wir uns gern kleine bequemliche Nachlässigkeiten gestatten wollen. Die Personen also, welche wir berechtigen, Zeugen davon zu sein, scheinen dadurch mehr oder weniger in Vertraulichkeit mit uns gesetzt zu werden. Um so schlimmer, wenn sie dieses Verhältnisses nicht würdig sind; wenn sie durch böse Gemüthsart oder durch Unvollkommenheiten anderer Art die Zufriedenheit des häuslichen Lebens verderben.

Wirklich ist das Klagen über schlechtes Gesinde etwas sehr Gewöhnliches. Gibt man aber auf den Grund der gegen dienende Hausgenossen geführten Beschwerden wohl Acht, so wird man bemerken, daß der Verdruß über sie nie so sehr wegen allfälliger Ungeschicklichkeit, als wegen der in ihnen vorherrschenden Gemüthsfehler entsteht. Man verzeiht jene oft gern, wenn diese dafür durch Tugenden ersetzt werden, die Zutrauen und Liebe einflößen.

Dienstleute sind, weil sie solche sind, aus der Zahl des ärmern Volks. Sie müssen, um sich auf anständige oder bequeme Weise zu ernähren, einen Theil ihrer persönlichen Freiheit für eine Zeit lang verkaufen. Sie bringen die dem ärmern Volk eigenthümlichen Fehler, in geringerer oder größerer Menge, mit sich in den Kreis ihrer Herrschaften; aber auch vielerlei gute Eigenschaften, die dem Wohlhabenden oft mangeln.

Doch im Umgang mit reichern Personen, deren Wohlstand und Ansehen den Dürftigen leicht das höchste Gut der Erdenwelt scheinen mag, legen sie gewöhnlich die rohen Eigenschaften ihrer Herkunft ab, oder mildern dieselben, indem sie den Ton und die Denkart ihrer Herrschaften nachahmen, welchen sie ähnlich sein möchten. Daraus entsteht bei den Dienstleuten eine Mischung von Vornehmthun und Niedrigkeit, von Bildung und Rohheit, welche diesem Stande ganz besonders eigen zu sein pflegt. Sie werden Nachäffer ihrer Gebieter und Gebieterinnen; man erkennt an jenen, wie diese gewöhnlich sind. Auf dem Lande findet man das Gesinde gemeiniglich grob, unreinlich, Trägheit liebend; in bürgerlichen Haushaltungen klatschhaft, genäschig, widersprecherisch, launisch; in den Häusern der höhern Stände grob gegen Geringere, kriechend gegen Vornehmere, prahlerisch, verschmitzt, gewandt, religionsspötterisch und betrügerisch.

Schon daraus läßt sich abnehmen, daß die dienende Klasse des Volks gewöhnlich nur ist, was die Herrschaften aus ihr machen; daß Untugenden der Befehlenden durch Nachahmungssucht zu Untugenden der Gehorchenden werden; daß folglich die Herrschaft

sehr gut sein muß, wenn sie sich des Glücks theilhaftig machen will, gute Dienstboten zu haben.

Das Hausgesinde ist ein zu wichtiger Bestandtheil der Familie, als daß nicht jeder Hausvater, jede Hausmutter es für einen wahren Segen halten sollte, von rechtschaffenen, zuverlässigen, treuen Personen bedient zu werden. Denn an ihrem Fleiße, an ihrer Redlichkeit, an ihrer freundlichen Fürsorge und Vorsicht ist manches Ersparniß und oft die ganze Aufrechthaltung des Vermögens geknüpft. Von ihrer Verschwiegenheit und Gutmüthigkeit hangen nicht selten häusliche Geheimnisse ab, die man ihnen nie ganz verbergen, und doch auch nicht ohne Schaden allen Fremden wissen lassen kann. Ihre Sittenreinheit oder Lasterhaftigkeit übt den wesentlichsten Einfluß auf die Erziehung unserer Kinder, von denen wir sie niemals ganz zu trennen vermögend sind. Ihr Beistand, ihre Pflege in unsern Krankheiten, ihre Anhänglichkeit bei Unglücksfällen des Hauses ist unschätzbar, oft das größte Glück der Herrschaften. Wissen wir nicht, daß schon Personen, wenn sie von allen Freunden verlassen waren, noch Trost und Rettung durch ihre treuen Diener empfingen?

Wer hoffnungsvolle Kinder haben will, muß sie erst dazu erziehen; wer Freunde haben will, muß sie erst gewinnen; wer gutartige, anhängliche Dienerschaft verlangt, die das Wohl und Heil der Familie als ihr eigenes lieben soll, muß sie durch sein weises Betragen bilden und an sich fesseln. — Es ist nicht so oft die Schuld des Gesindes, wenn es nichts taugt, als die Schuld der Herrschaft, wenn sie Leute, die gewöhnlich so viel und so wenig Fehler haben, wie wir Alle, nicht tauglich zu machen weiß. Man kann mit einiger Zuverlässigkeit darauf zählen, daß in einer Haushaltung, welche das Gesinde oft abändert, entweder der Hausvater untauglich ist, oder die Hausmutter gute, friedliche Ordnung zu handhaben, und das Wohlsein aller Untergebenen zu bereiten unfähig ist.

Ihr Herren, was recht und gleich ist, das beweiset den Knechten, sagt die heilige Schrift, und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habet. (Kol. 4, 1.) In diesen wenigen Worten liegt die ganze Kunst eingeschlossen, ein gutes, treues, anhängliches Gesinde zu erhalten. Behandelt eure dienenden Hausgenossen als Menschen, die euch zwar ihre Dienste um Lohn und Brod verkauft haben auf gewisse Zeit, übrigens aber, als Menschen, euch gleich sind; die gute und üble Eigenschaften besitzen, wie ihr, und mit Recht fordern, daß ihr sie als Menschen behandelt, nicht als willenlose Werkzeuge, nicht als duldsame Thiere, an denen ihr ohne Umstände euern jedesmaligen Launen freies Spiel lassen könnet. Fordert nicht, daß sie vollkommener sein sollen, als ihr selbst seid. Denket euch in ihre Lage lebhaft hinüber, und was ihr an ihrer Stelle selbst leisten würdet; oder wie euch zu Muthe wäre, wenn euch eure Herrschaft behandelte, wie ihr die, welche euch dienen. Vergesset nicht, daß ihr einen Herrn im Himmel habet! Wie betraget ihr euch gegen ihn, mit welcher Nachsicht verfährt er gegen euch! So seid denn gegen die Eurigen, wie Gott gegen euch: langmüthig, mit Liebe warnend, mit Liebe strafend, mit Liebe noch öfter lohnend.

Gleich bei der ersten Annahme eines Gesindes in unsern häuslichen Kreis wird gewöhnlich der Fehler begangen, daß man zwar erklärt, welche Dienste man fordert, und was man dagegen zu zahlen gedenke; daß man aber gar nicht in Erwägung zieht, wie diese Personen in noch ganz andere Berührungen mit uns kommen oder mit den Unsrigen; in Berührungen, die gar nicht zu den Geschäften gehören, für die sie besoldet werden; — daß man ihnen nicht gleich Anfangs deutlich und fest erklärt, wie man wünscht, daß sie gegen Herrschaft, Kinder und übrige Hausgenossen sein sollen, und wie man dagegen in Rücksicht ihrer sein wolle. — Eine solche gegenseitige Erklärung setzt das ganze künftige Verhältniß fest; läßt die in unser Haus genommene Person ihre künftige Lage übersehen und wahrnehmen, ob sie zu derselben tauge, und gibt auch der Herrschaft jene würdige Stellung, ohne welche auf die Dauer keine Ordnung Statt finden kann.

Dies aber ist die würdigste Stellung der Herrschaft gegen dienende Hausgenossen, daß sie dieselben vom ersten Augenblick an nicht als willenlose Unterthänige, oder als verkaufte Fremdlinge gebieterisch behandle — denn welche ihr als beständige Fremde ansehet, sehen euch auch nur wie Fremde an, lieben euch nie! — daß sie dieselben nicht wie arme Miethlinge von oben herab behandle, oder ihnen Mißtrauen zeige, — euer Stolz empört ihren Trotz, euer Mißtrauen tödtet ihr Vertrauen zu euch! — sondern daß sie dieselben wie Pflegekinder betrachte, welche sie zu sich aufnimmt, und deren Glück sie machen möchte. Es soll der Hausvater und die Hausmutter also gegen die dienende Person wie ein Vater, wie eine Mutter auftreten, väterlich nachsichtig, aber auch väterlich ernst, ohne Schwächen zu zeigen, die verächtlich oder verhaßt machen. Die gleiche Sanftmuth, mit welcher Aeltern die Achtung und Anhänglichkeit ihrer Kinder gewinnen, erwirbt Herrschaften die Ehrfurcht und treue Anhänglichkeit der Dienstboten. Zeiget ihnen, daß es euch angelegen sei, sie bei euch froh und zufrieden zu wissen; erfüllet ihnen zuweilen gern billige Bitten, kommet ihnen zuweilen sogar in einem ihrer Wünsche zuvor, gewähret ihnen die Aussicht, daß sie bei euch, so lange sie wollen, das gleiche Glück genießen können: und ihr habt ihre Treue gefesselt.

Es gehört zu dieser väterlichen oder mütterlichen Behandlung der Untergebenen keineswegs, daß man ihnen sogleich ein unbedingtes Zutrauen schenke: sie müssen es erst erwerben lernen; noch weniger, daß man sich gegen sie Vertraulichkeiten erlaube, oder ihnen solche gegen ihre Gebieter gestatte; denn sie würden leicht davon Mißbrauch machen, und sich mit denen, welchen sie dienen sollen, auf gleichen Fuß stellen. Leider ist dies ein Hauptfehler unkluger Herrschaften, daß sie selten den rechten Ton anzunehmen und die würdige Mittelstraße zu halten wissen; einmal zu vertraulich und einlässig mit dem Gesinde sind, ein andermal, um ihr Ansehen zu behaupten, wieder zu herrisch und auffahrend werden; einmal allzunachgiebig, und das anderemal, oft um Nichtswürdigkeiten, zu streng und polternd sind; weniger es in Beurtheilung geschehener Arbeiten auf die eigentliche Wichtigkeit von diesen, als auf ihre eigene gute oder üble Laune ankommen lassen. Der, welcher euch seine Dienste vermiethet, hat sich nicht euern fröhlichen und finstern Grillen verkauft. Niemand ist unerträglicher, als ein kleiner Tiranu, der für sein Geld, welches er gibt, sich Alles erlauben möchte.

Machet euch mit denen, die in euerm Dienste leben, nie gemein oder vertraut,

sonst werden sie eure Herren. Aber hingegen ihr Vertrauen suchet zu erwerben, um ihnen Rathgeber und im Nothfall Beschützer zu sein. Dies ist eurer Stellung angemessen, als Pflegeältern der Untergebenen, deren Glück ihr unter eure Obhut nehmet. Die Beweise der Zuversicht, welche sie euch geben, sind Beweise der Hochachtung und dankbaren Zuneigung, die ihr ihnen einflößtet. Hingegen sind allzugroße Offenherzigkeiten von eurer Seite gegen sie Beweise großer Schwäche, in der ihr bekennet, daß ihr von denen geleitet und berathet sein möchtet, die ihr eigentlich leiten und berathen solltet.

Jede Schwäche, welche Väter und Mütter ihren Kindern zeigen, verringert nothwendig die Ehrfurcht derselben; doch kann die angestammte Liebe der Kinder daneben noch immer bestehen. Schwächen aber und Blößen, welche eine Herrschaft dem aufmerksamen Blick des Gesindes wahrnehmen läßt, tilgen die Ehrfurcht aus, während es keine Kindesliebe empfindet. Wer stellt seine Fehler gern der Welt zur Schau aus? Es ist immer schlimm, die Verschwiegenheit eines Menschen durch Freundschaft und Nachgiebigkeit erkaufen zu müssen. Den theuersten Preis zahlt aber die Herrschaft dem Gesinde, wenn sie dessen Rache oder Geschwätzigkeit befürchten muß. Oft bleibt dem, welcher den Dienstboten zum Mitwisser seiner Fehler macht, keine andere Wahl übrig, als Abhängigkeit von den Launen des Miethlings; oder Offenbarung seiner Schande.

Willst du Nachsicht gegen deine allfälligen Schwächen erwecken, die du nie ganz verbergen, oder nicht so schnell überwinden kannst, so übe schonende Nachsicht auch gegen Uebereilung und unvorsetzliche Fehler deines Gesindes. Mußt du aber zur Erhaltung der Ordnung strafen, so geschehe es mit wahrhaft väterlichem und mütterlichem Geiste, ohne Heftigkeit, ohne Grobheit, ohne Gepolter. Ein solches kann wohl beleidigen, aber nicht bessern. Du willst dich ja nicht durch das Strafen rächen, sondern den Fehlenden von künftigen Verirrungen ähnlicher Art zurückführen. Du berechtigst durch Grobheiten deinen Diener zur Erwiederung von Grobheiten; denn weil du dich solches Tones gegen ihn nicht schämest, hält er leicht dafür, du seiest keiner edlern Sprache des Unwillens gewöhnt. Ueberhaupt haben wir schon gefehlt, sobald wir gegen Untergebene wirklichen Aerger und Verdruß blicken lassen. Denn dadurch erheben wir sie höher, als sie sein sollen, weil man nur gegen Seinesgleichen zu zürnen pflegt. Ein vernünftiger Vater kann keinen wahren Zorn gegen ein schwaches, unwissendes Kind fühlen, wenn es sich vergeht. Sind Dienstboten noch dazu ohne ein zarteres Gefühl, ohne wirkliche Neigung für uns, so wird ihnen unser Aerger sogar Vergnügen machen können, indem nicht sie, sondern wir selbst, den größten Nachtheil haben. Je besonnener und kaltblütiger wir ihnen ihre Fehler nachweisen, und sie davon abmahnen, je mehr fühlen sie unsere Hoheit und Ueberlegenheit; sie können nicht mit Zorn, sondern nur mit Hochachtung uns anhören und antworten. Je ruhiger unser strafender Ernst ist, um so richtiger ist unser Ausdruck über die Art ihres Vergehens: wir übertreiben und vergrößern dasselbe nicht, wie gewöhnlich bei leidenschaftlicher Hitze geschieht. Der ertheilte Verweis wird dadurch um so treffender und niederbeugender, weil er nur Wahrheit enthält.

Nicht über jedes kleine Vergehen predige und schmäle. Entweder gewöhnen sich deine Untergebenen an den Ton, und dann fruchtest du mit demselben zuletzt nichts; oder deine unaufhörliche Unzufriedenheit und die Ueberzeugung, daß sie dir selten oder nie etwas recht machen können, erbittert sie gegen dich; dann vergrößerst du das Uebel, statt es zu vermindern. Schweige lieber schonend zu kleinen Vergehungen, wenn sie dieselben selbst einsehen; oder deute sie ihnen mit freundlichem Ernste an, wenn sie den Fehler nicht erkannt hätten. — Am allermeisten aber hüte dich, wenn du einmal das Tadelnswürdige getadelt hast, davon wieder bei andern Gelegenheiten zu reden. Das Geschehene muß vergessen werden. Wer uns einen Fehler nach Tagen und Wochen noch immer vorhält und immer nachträgt, hat entweder ein schadenfrohes Herz, oder viel Unversöhnlichkeit, Wer könnte solchen lieb gewinnen?

Weit mehr, als durch Strafen, kannst du durch Aufmunterungen, durch kleine Belohnungen und Freuden den Diensteifer und die Anhänglichkeit deiner Untergebenen erwecken. Haß zeugt Haß. Gib den ausbedungenen Lohn gern, ohne Knauserei. Ein treuer Arbeiter ist seines Lohnes werth, sagt die Schrift. Doch damit zahlst du nur deine Schuld ab; der Arbeiter ist dir zu keinem Dank dafür verpflichtet, denn er leistete dir die verheißenen Dienste, so weit er fähig dazu war. Aber erzeige dich gütig gegen ihn über deine Schuld hinaus; ein belobendes Wort aus deinem Mund erfreut ihn mehr als dein Geld; ein Geschenk, so gering es auch sei, eine Freude, die du ihm machst, verbürgen ihm deine Zufriedenheit, deine Gunst. Dadurch machst du ihn zu deinem Schuldner. Das war nicht zum Lohne einbedungen. Er kann nur mit verdoppeltem Pflichteifer, mit vermehrter Aufmerksamkeit, mit noch gewissenhafterer Treue vergelten. Ein Geringes, welches wir zur Erfreuung unserer dienenden Hausgenossen hinopfern, kann selbst in wirthschaftlicher Rücksicht uns hundertfältige Zinsen tragen. Denn ein Anderes ist es, von Miethlingen, ein Anderes, von dankbaren Hausfreunden umgeben und besorgt zu sein. In deiner Gewalt aber steht es, jene in diese zu verwandeln, wenn ihr Herz nicht ganz verdorben ist.

Um dieses Herz zu retten, um es der Treue und Redlichkeit zu bewahren, reichen aber weder liebreiches Betragen, noch Geschenke allein hin; wir müssen unserm Gesinde das Beispiel ächter Religiosität geben und bei ihm für Unterhaltung religiöser Gesinnungen sorgen. Auch der redlichste Mensch hat seine Stunden des Leichtsinns; auch dem Beschränktesten begegnen Gelegenheiten der Versuchung. Da, wo er allein stehet und dein Auge ihn nicht beobachtet, da, wo alle seine Neigung für dich zu schwach ist gegen die Macht einer in ihm erwachten sträflichen Begierde, wird die Erinnerung an den allgegenwärtigen Gott ihn noch zu seiner Pflicht zurückführen, wenn er schon anfing, sich von ihr zu entfernen. Religiosität wird sein Betragen gegen dich adeln. Du hast keinen besoldeten Dienstboten mehr, nein, du hast einen Bruder, eine Schwester gewonnen, wenn dein Untergebener in der Stille seine Hände zu Gott emporfaltet, und auch für dich betet! — Dies ist der höchste Triumph eines weisen Betragens der Herrschaft gegen dienende Hausgenossen. Du erhältst diesen Triumph, wenn du selbst und mit Ehrfurcht von göttlichen Dingen zu den Deinigen redest; wenn du selbst und mit Ehrfurcht im Kreise der Deinigen zu Gott betest und mit Andacht in

Gesellschaft der Deinigen den Tempel des Herrn besuchst, um Lehren und Ermunterungen zur Frömmigkeit zu empfangen; wenn in deinen Worten, Werken und Geberden, ohne Ziererei, der Geist einer Alles mit Würde und Liebe umfassenden Jesusreligion sich verkündet. Was du selbst bist, dazu hast du das Recht empfangen, deine Untergebenen zu ermahnen. Sie werden unvermerkt, gleichsam unwillkührlich deinem Beispiel folgen; denn das, was Vorgesetzte sind, wirkt mit unwiderstehlicher Macht auf diejenigen zurück, welche da sind zum Gehorsam.

Vergib ihnen lieber eine Ungeschicklichkeit, als die kleinste Unwahrhaftigkeit; siehe ihnen lieber eine Beschädigung deines kostbaren Hausgeräthes, als eine Klatscherei über das Thun und Lassen deiner Nachbarn, als ein Wiedersagen boshaften Geschwätzes und liebloser Urtheile nach; halte ihnen lieber die Versäumung einer nöthigen Arbeit, als die Unterlassung einer Pflicht der Menschenfreundlichkeit zu gut, die sie hätten üben können.

34.

Der Christ und die Zeiten.

Ephes. 5, 15. 16.

Wenn Du durch Widerwärtigkeit
Mich lautern willst, ich bin bereit,
Die Last zu tragen, die Du mir,
Mein Vater, hier
Auflegen willst; sie kommt von Dir.

Die Selbstverläugnung fordert Muth,
Doch ist sie nicht ein köstlich Gut?
Wer gleicht im Druck der Zeit nicht gern
Den Martyrern,
Nicht gern auch Christo, seinem Herrn?

Eine der gewöhnlichsten Klagen, die man hört, ist die Klage über die gegenwärtige Verschlimmerung der Zeiten. Wir vernehmen sie aus öffentlichen Blättern, auf allen Straßen, bei allen Zusammenkünften.

Ohne zu untersuchen, ob auch dies harte Urtheil jederzeit aus reinen Quellen fließe; ohne zu prüfen, ob die Klage in allen Dingen gegründet sei, stimmen wir oft mit ein, wenn uns entweder ein Ungemach widerfahren ist; oder wenn wir gezwungen sind, aus Mangel hinreichenden Vermögens den Aufwand einzuschränken, welchen wir gern machen möchten: oder wenn irgend ein schlechter Mensch uns betrog, oder ein anderer unsere Güte stolz und hohnlachend mit schnödem Undank vergalt, oder wenn wir endlich aus Mangel an nöthiger Klugheit uns selbst in Schaden brachten. Da seufzt man: es sind böse Zeiten! die Welt wird täglich schlimmer!

Solche Klagen haben aber allerdings einen starken Einfluß auf die Zufriedenheit unsers Gemüthes, auf unsere Handlungsweise. Denn so wie wir die Welt anzusehen, zu beurtheilen pflegen, so behandeln wir sie auch; und was wir von den Menschen halten, das zeigen wir ihnen auch durch unsere Worten, Gebehrden und Thaten.

Da also die Ansicht der Welt, der Menschen und der Zeitumstände, ohne daß wir es zuweilen bemerken, eine Richtschnur unserer Gesinnungen abgibt: so ist es dem Christen, dem weisen Jünger des Heilandes keineswegs gleichgültig, ob er sich vielleicht durch die allgemeine Stimmung, oder durch besondere Widerwärtigkeiten, die seine Person betrafen, nicht bestechen und auf einen falschen Gesichtspunkt führen ließ. — Jeder prüfe sich und sein Urtheil daher selbst; er trete in die heitere Stille der Einsamkeit und überlege: Warum klagen wir so gern über die bösen Zeiten? Sind sie wirklich schlimmer, als sie ehemals waren? Haben wir gerechten Grund, mit der heutigen Welt unzufrieden zu sein?

Wenn wir darauf sehen, was viele Menschen zum Klagen reizt: so sind es oft ganz verschiedene Ursachen, welche sie dazu bewegen.

Einige seufzen über den Verfall des öffentlichen und besondern Wohlstandes; über den Mangel an Erwerb und Verdienst; über die Lähmung des Handels durch fortdauernde, verderbliche Kriege; über die Beschwerlichkeit und Mühe, welche der rechtschaffene Hausvater anzuwenden hat, sich um die lieben Seinigen anständig zu ernähren und, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, durchzubringen.

Da hört man oft von Bejahrten die guten alten Zeiten preisen; wie da Jedermann sein Auskommen in aller Gemächlichkeit gefunden; wie da nicht nur die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, sondern auch vieles Andere, was zur Bequemlichkeit, zum Vergnügen und zum Genusse gehörte, wohlfeil erhalten werden konnte.

Man vernimmt von Andern die Schreckensberichte der Kriege und ihrer fürchterlichen Folgen; hört, wie Städte und Länder ihrer Rechtsame beraubt, ausgeplündert und verwüstet wurden; hört, wie an vielen Orten die Unterthanen von unerschwinglichen Lasten und Auflagen niedergedrückt sind, und wie das alles sonst nicht so war, auch künftig nicht wieder so zurückkommen wird.

Allerdings sind viele, ja vielleicht alle diese Klagen nur zu wahr. Allein wir müssen gerecht in der Klage sein, wir müssen sie nicht übertreiben. Wir haben kein Recht, zu behaupten, daß das Elend, welches einzelne Gegenden vorzüglich betroffen hat, allgemein sei; daß nicht das, was wir bessere Zeiten nennen, einst zurückkehren werde; daß Alles ehemals besser gewesen sei.

Wahr ist's, viele Familien haben ihren Wohlstand verloren; aber wir selbst sind Augenzeugen, daß viele andere Familien sich emporgeschwungen haben. Wahr ist's, vielerlei sonst stark getriebene Gewerbe sind in großen Verfall gerathen, aber wir können auch nicht läugnen, daß andere Gewerbe, durch Orts- und Zeitumstände begünstigt, blühender sind, als in vorigen Zeiten. Dieser Wechsel des Vermögens, dieses Steigen und Fallen war von jeher, und wird unaufhörlich fortdauern. Die da verloren haben, sei es mit oder ohne ihre Schuld, weinen, aber Andere, die da gewonnen haben, freuen sich.

Wahr ist's, die Kriege der Völker und Fürsten haben eine Vertheurung vieler uns zum Bedürfnisse gewordenen Dinge verursacht. Aber gestehen wir es auch, daß Gottes Segen uns im Allgemeinen nicht verlassen habe; gestehen wir es auch, daß wir diejenigen Sachen, welche zur Lebensnothdurft und Nahrung unentbehrlich sind, noch immer erhalten und besitzen; daß nur der Verzärtelte zu klagen Ursach habe, welcher sich das Entbehrliche zur Unentbehrlichkeit machte, und sein ganzes Glück in einem Aufwand, in diesem oder jenem sinnlichen Genusse suchte, der ihm gegenwärtig erschwert ist. — Noch haben, Dank sei es der himmlischen Vorsorge des Allvaters, Dank sei es der Wohlthätigkeit edler Menschenfreunde, auch die Aermsten unter uns das Obdach, welches sie beherbergt; das

Kleid, welches sie bedeckt; das Brod, welches sie vor dem Hungertode schützt.

Wahr ist's, die Kriege haben vielen alten Wohlstand zerstört, manche wohlhergebrachte Rechte vernichtet. Aber diese Uebel betrafen nur einzelne Länder, einzelne Städte, einzelne Häuser. Zu allen Zeiten wurden Kriege geführt zwischen den Völkern, und weit unmenschlicher noch, weit grausamer noch, als jetzt. Es ist an sich eine Unmöglichkeit, daß die Menschen bei der Unruhe ihrer Leidenschaften und Begierden eines ewigen Friedens geniessen können. Der Friede selbst mit seinen Wollüsten, Ueppigkeiten, mit seinem Stolze und seiner Erschlaffung, erzeugt wieder den Krieg. So sind unsere Zeiten den vorigen ähnlich. Aber wir kennen nur unsere Leiden genau; wir fühlen nur unsere Entbehrungen und Lasten lebhaft, während das Uebel, unter welchem oft unsere Vorfahren seufzten, nur wie ein Schattenbild vor uns schwebt. Verschlechtern wir daher nicht den Werth unserer Zeiten übermäßig, preisen wir nicht die Zeiten der Vorwelt so grenzenlos glücklich. Die Geschichte vergangener Jahrhunderte lehrt uns, sie waren in vielen Stücken noch unglückseliger als wir.

Wahr ist's, viele der gegenwärtigen Uebel sind drükkend: aber wo ist ein Uebel auf Erden, dessen Dauer ewig gewesen wäre? Keins von allen. Auch diese Uebel werden früher oder später verschwinden, und ihnen wird Segen folgen. Dies Ungemach wird und kann nicht ewig bestehen.

Und wenn die Noth, über welche wir heute klagen, vorüber ist, werden wir, werden unsere Nachkommen dann glücklicher sein, als wir? Ach, täuschen wir uns doch nicht selbst! Sie werden mitten im Schoose des Friedens Leiden anderer Art zu bekämpfen, und immer wieder andere Ursachen zu erneuerten Klagen haben. Niemand ist zu allen Zeiten glücklich. Jeder Tag, wie Christus spricht, hat seine eigene Plage. (Matth. 6, 34.) Es ist nicht die Welt, nicht die Zeit, welche den Menschen elend macht: es ist der Mensch, der seine Welt, seine Zeit mit Elend anfüllt. Der Christ, der Gerechte und Weise kann auch in den schwersten Stürmen unüberwindliche Heiterkeit behaupten. Zufrieden mit Gott und den Schicksalen, welche die weise Vorsehung über ihn verhängt, sucht er jedem Tag irgend eine Freude abzugewinnen, und das allgemeine Leiden durch sein wohlthätiges Bemühen zu lindern, so weit seine Kraft reicht.

Gegründeter scheinen aber die Klagen Anderer über die Verschlimmerung der Welt, indem sie über das steigende Verderbniß der Sitten klagen, und über den wachsenden Strom aller Laster. Sie zeigen auf den Leichtsinn der Jugend, welcher der Ehrbarkeit spottet, und nützliche Anstrengungen scheut; sie zeigen auf den Aufwand und das Wohlleben zahlloser Familien, welche, ohne an die Zukunft, ohne an die Versorgung ihrer Kinder zu denken, sich der Ueppigkeit ergeben; sie zeigen auf die Verfeinerung der Sitten und auf die Verfeinerung der Laster; sie zeigen auf die leeren Kirchen und auf die selten leeren Tempel der Schlemmerei und niedern Wollust; sie zeigen auf die Versäumung ehrwürdiger Uebungen, auf die Vernachlässigung selbst des Anständigen: wie man die schändlichsten der Sünden heutzutage mit dem Namen der Tugenden schmückt, wie man Heuchelei Lebensart, Wollust Artigkeit, Betrug Lebensklugheit, Ehebruh nur Schwachheit, Irreligiosität Aufklärung, Verachtung des Eides Vorurtheilslosigkeit nennt.

Wahr ist's, auch diese Klage ist gegründet. Aber eben so wahr bleibt es, daß man, ohne ungerecht zu werden, sie nicht auf alle Sterbliche anwenden könne. Noch Tausende und Tausende sind, die ihren Gott verehren, noch Tausende und Tausende, die Christum Jesum nicht bloß mit den Lippen, sondern auch mit dem Herzen bekennen, und durch sein Wort ihr ewiges Heil erwarten; noch Tausende und Tausende, welche das Laster hassen und nach Vollkommenheit ringen. Noch ist das Reich Gottes auf Erden nicht zerstört; noch ist das Wort Gottes mächtig über die Gemüther der Hohen und Niedern; noch sind die Triumphe Jesu Christi nicht vernichtet, und seine Offenbarungen, von Jahrtausenden auf Jahrtausende vererbt, werden ewig bleiben!

Wahr ist's, die Neigung zur Sünde ist überall, ist laut; das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. (1 Mos. 8, 21.) Aber so war es seit Anbeginn der Welt. Schon David klagte: Herr, der Heiligen werden immer weniger! Seit Anbeginn lag die Hölle mit dem Himmel, das Böse mit dem Guten, der Reiz der sinnlichen Neigungen mit dem Bewußtsein des Bessern im Kampf. Unser Zeitalter hat seine eigenthümlichen Laster. Aber jedes Zeitalter hatte vor uns ebenfalls die seinigen. Wie zürnten die Propheten, wie zürnten Jesus und die Apostel den Sünden ihrer Zeit! Und so ward bis zu unsern Tagen von allen Edeln der Menschheit muthig gegen das einschreitende Sittenverderbniß geeifert.

Lasset uns daher nicht mit unbilliger Vorliebe die alten Zeiten preisen, und die gegenwärtigen als ungleich verderbter verdammen. Mit den Jahren verwandeln sich die Gesinnungen und Sitten, und mit diesen die guten und bösen Neigungen der Menschen. Wären die Sterblichen immerdar in Lastern vorgeschritten, hätte nicht das Gute immer noch von jeher dem Bösen Gegengewicht gehalten: wahrlich, diese Welt wäre schon verödet, gleich einer Mördergrube: unsere Tempel wären Schutthaufen; es wäre kein Gesetz, keine Ordnung, keine Treue, keine Liebe, keine Sicherheit mehr.

Wie nun aber auch die Zeiten beschaffen sein mögen: immer haben sie ihre Vortheile und Nachtheile, ihr Annehmliches und ihr Uebel, so wie dies schon mit dem Lebensalter jedes einzelnen Menschen der Fall ist. So ist das Alter des Kindes reich an Freuden, aber auch reich an Thränen, so hat der Mann größere Vorzüge und mannigfaltigern Genuß, aber auch Sorgen und Uebel, die er als Kind nicht kannte; so hat der Greis seine stillen Freuden, aber auch seine Beschwerlichkeiten. Dies ist eine durch Gottes Weisheit verfügte Nothwendigkeit.

Und wie die Zeiten auch immer beschaffen sein mögen, auch wenn sie noch so trübe sind: der Christ soll nie den Muth verlieren. Je böser die Zeit, je besser sei der Mensch. Darum sehet nun zu, ruft uns Paulus der Apostel zu, wie er es vor beinahe zweitausend Jahren seinen Christen in Ephesus zurief: *sehet nun zu, wie ihr vorsichtig wandelt, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen; und schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit.* (Eph. 5, 15. 16.)

Das wahre Kennzeichen des Weisen ist also: in *bösen Zeiten vorsichtig wandeln*, das heißt, sein Leben also ordnen, daß uns die Uebel der Zeit nicht unterdrücken können, ihre Laster uns nicht ergreifen, ihre Gefahren uns nicht verderben.

Darum, je schlimmer die Zeitumstände werden, je

höhern Muth fasse du, o Christ, ihnen mit Ernst und Kraft zu begegnen. Wer ganz oder zum Theil in bedrängten Lagen des Lebens den Glauben und Muth verliert, der ist schon verloren. Er kann dem Ungemach nicht mehr die ganze Stärke seiner Kräfte entgegenstellen, welche ihm durch die Furcht geraubt worden sind. Wirf deine Sorge auf den Herrn, richte dein felsenfestes Vertrauen auf ihn: er ist dein Hort, dein Schutz, dein Schild. Verlaß ihn nicht in deinem Glauben, in deinem Thun, auch er verläßt dich nicht. Und ist Gott mit uns, wer will wider uns sein?

Fasse Muth; ohne Muth gebricht dir auch die nöthige Vorsicht des Weisen, und dessen ruhige Ueberlegung und Besonnenheit, was zur Verminderung manches Uebels zu thun sei. Darum enthalte dich der unnützen Klagen über böse Zeiten. Solche Klagen machen dich kleinmüthig, und schlagen auch den Muth Anderer nieder. Vielmehr ermuntere dich, ermuntere Andere durch dein Wort und dein Beispiel zur rühmlichen Standhaftigkeit; zeige in den betrübtesten Umständen deine Seelengröße: so erhebst du auch Andere, die kleinmüthig sind und verzweifeln möchten. Es gibt unterm Himmel kein Uebel, welches nicht durch die Stärke eines tugendhaften Gemüths überwunden werden könnte.

Fasse Muth! Vergiß nicht, daß es Gott selbst ist, der die Verhängnisse dieser Zeit von Ewigkeit her angeordnet hat; vergiß nicht; daß er noch der Herr ist, dem alle Welt gehorcht, und der die Herzen der Könige lenkt; vergiß nicht, daß auch die Uebel dieser Zeit in dem weisen Plan seiner Weltregierung eingeschlossen liegen, und daß — o, sein heiliges Wort hat es uns verkündigt — daß alle Dinge denen zum Besten dienen, die ihn lieben.

Wer mit solchem Sinn den Stürmen der Zeit begegnet, und mit solchem Muth in die Gewitter des Lebens hinaustritt: der steht in Gottes Hand; der wandelt an der Hand des Allmächtigen; dem kann es nicht fehlen. Er übersieht unverzagt seine schlimmen Verhältnisse, und berechnet mit Ruhe, wie er aus seinen Drangsalen hervorgehen könne. Nur er kann, als ein Weiser, vorsichtig handeln.

Mühsam wird es dir, durch Sorge und Arbeit dein tägliches Brod zu gewinnen, daß du mit den Deinigen anständig leben könnest. Wohlan, begegne dem Uebel der Zeit mit der Vorsicht des Weisen. Lerne entbehren, und du bist reich; lerne mit Wenigem genügsam sein, so wirst du Ueberfluß wahrnehmen: lerne sparsam haushalten mit dem, was du erworben, und es wird für dich und die Deinigen nie ein drückender Mangel eintreten. Du wirst von deinem Gut auch Andern, und unglücklichern Brüdern sogar mittheilen können, oder solchen, die nicht so vorsichtig handelten, als du. Aber wie? wird es dir so schwer, dir manches Entbehrliche zu versagen; zu schwer, dir diesen oder jenen Genuß abzubrechen? Bist du ein Knecht deines Gaumens, ein Sklave deiner Bequemlichkeit geworden? O, wenn du solche Fesseln nicht zerbrechen kannst, so bist du des Sklavenlohns werth; werth, allmälig in Armuth und Schmach zu versinken. Dich rettet Niemand, wenn du dich selbst nicht retten magst; und du selbst fühlst es, dein Gewissen sagt dir es: rettungswürdig bist du nicht, weil du dich nicht selbst verläugnen, weil du kein Weiser, kein Christ sein kannst.

Wandle mit der Vorsicht des Weisen; bringe muthig die Opfer, welche du bringen mußt; entbehre freudig, wo du entbehren mußt; handle redlich gegen Mitbürger und Obrigkeiten; dulde ruhig, aber vollstrecke deine Pflichten — das Uebrige regiert Gott! Ihm überlasse es und seiner Weisheit, welche Wendung er deinen Schicksalen geben will; er weiß Alles wohlthätiger zu leiten, als der beschränkte Geist der Sterblichen zu errathen im Stande ist. Zittere nicht bei diesen Zeiten für das Loos deiner Freunde, für das Loos deiner vielleicht noch unerzogenen Kinder. Gott, dein Vater, ist ja auch ihr Vater, und, wenn du einst nicht mehr bist, nicht mehr für sie sorgen kannst — er lebt noch, er sorgt noch.

Waffne mit der Vorsicht des Weisen auch deine Kinder gegen die Drangsale der Zeit. Erziehe sie nicht zum Wohlleben, sondern zur Enthaltsamkeit, zur ernsten Beschäftigung; nicht zur Zerstreuung, sondern zur nützlichen Thätigkeit, durch welche sie jederzeit Mittel finden, unabhängig zu leben und Schöpfer ihres eigenen zeitlichen Glücks zu sein. Du hast vielleicht Ansehen unter deinen Mitbürgern, Ehre, Würde, Vermögen; aber im Sturm der Zeiten können dein Reichthum und Ansehen verloren gehen, und deine Kinder gleich Bettlern oder Flüchtlingen ein neues Vaterland suchen. Darum, nicht was du ihnen gibst, sondern was du aus ihnen machst, das hast du ihnen in Rücksicht zeitlicher Wohlfahrt hinterlassen.

Schicket euch in die Zeit, sagt der Apostel, denn es ist böse Zeit! — — Und wie in des Apostels Tagen kämpft auch heute noch gewaltig das Beispiel schändlicher Sitten gegen die verspotteten Tugenden; wie damals triumphirt auch heute noch die stolze Uebermacht über heiliges Recht, schlaue Bosheit über die unbeschirmte Unschuld, tückische Arglist über edelmüthige Rechtlichkeit. Wie damals beugt auch heute noch der große Haufen, statt vor dem Allerheiligsten, seine Knie vor den Götzen dieser Welt, als da sind Ehre, Gold, Wollust und irdische Macht! Schicket euch in die Zeit! Nicht, daß wir gleich dem großen Haufen thun; nicht daß wir, wie er, das glückliche Verbrechen ehren und die verachtete Tugend verachten sollen, um uns nicht auszuzeichnen: nein, kennen sollen wir die Verderbtheit unsers Zeitalters, damit wir nicht ebenfalls von ihr befleckt werden; mit Klugheit und Vorsicht sollen wir unsere Tugend paaren, daß wir den Sündern nicht zur Beute werden; mit Vorsicht sollen wir zwischen den Dornen des Lebens wandeln, um ohne schmerzliche Wunden zu entkommen.

Will Sittenlosigkeit überhand nehmen in deinem Vaterlande, in deiner Gemeinde — gehe hin, vereinige dich mit den Guten, und wirke ihren übeln Folgen männlich entgegen. So minderst du die Uebel deiner Zeit. — Zeige es auch, zeige es mit allen Guten und Edeln in deiner Gemeinde, daß die Tugend noch ihre Verehrer, daß das Laster noch seine Verächter findet, daß die Gottheit noch ein heiliger Name sei, den der Frevel umsonst zu entweihen wagt.

Will Mangel an Gottesfurcht und Verachtung der Religion überhand nehmen: zeige es durch dein Beispiel, zeige es mit allen Guten und Edeln in deiner Gemeinde, daß keine wahre Tugend möglich sei ohne Hinblick auf Gott und des ewigen Sohnes Wort, ohne Hinblick auf die Ewigkeit und den Vergelter, der in ihrem Heiligthum thront. Ehre du durch dein Beispiel vor Allem zuerst den öffentlichen Gottesdienst; weihe du vor Allem zuerst deine Kinder in die beseligenden Wahrheiten der Jesusreligion ein; beweise du durch deine Menschenliebe und

Dienstfertigkeit, durch deinen Muth in großen Trübsalen, durch deine Gelassenheit auf dem Gipfel des Glückes, durch deine Besonnenheit in allen Handlungen, welche Macht, welche selig und weise machende Kraft die Religion Jesu gewährt.

So der Christ im Verhältniß zu den Zeiten. Sie mögen wechseln, sein Herz bleibt sich gleich — und unwandelbar, wie dies Gott und der Tugend treue Herz, bleibt ihm die Huld des Allerhöchsten. Der Mensch macht unglückliche Zeiten, nicht die Zeit macht unglückliche Menschen!

So will ich denn auch in diesen Tagen vorsichtig wandeln, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen. Vertrauensvoll auf Dich, mein Gott, mein Beschützer, mein Hort, hinblickend, will ich nie den Muth sinken lassen, so furchtbar auch die Verhältnisse sein mögen, welche mein Vaterland, mein Haus, meine Lieben und mich treffen können. Habe ich nur ein reines Herz und einen guten heiligen Geist: so kann kein Unglück mich ganz erdrücken; so bist Du, Vater der Leidenden, meine Hoffnung, mein Schild, mein Schutz.

In welchen schrecklichen Verhältnissen wandeltest Du, o Jesus, Freund meiner unsterblichen Seele, in Deiner Menschheit auf Erden! Waren sie minder traurig, minder verderbt, als diejenigen, in welche mich mein Schöpfer rief? — Nein, Du Heiliger, Du warst der Verfolgteste, der Verachtetste; Du wußtest oft nicht, wohin Dein Haupt legen; und dennoch warst Du nicht der Unglücklichste. Mitten in des Lebens Nöthen blieb Dir Heiterkeit; denn der Weise, der Gerechte trägt immer den Himmel in seinem Herzen, und ist unabhängig von den äussern Ereignissen. Du warst von Sündern umgeben; sie verriethen Dich, schleppten Dich zum Kreuzestode; — ach, um unserer Sünden willen littest Du, aber Dein Muth, Deine Freudigkeit wich nicht von Dir.

O Gottesgeist, o Gottesmuth, verlaß auch mich nicht in diesen Zeiten. Jesus, ich folge Dir! Auch ich will, als Dein Jünger, einen guten Kampf kämpfen und meinen Lauf vollenden. Herr, hilf! laß wohl gelingen! Amen.

35.

Vom Urtheil über die Zeitbegebenheiten.

Psalm 12, 5.

Wer herrscht, wer Fürst, wer König ist,
Der wisse, daß Du Richter bist!
Wer Macht hat, wisse, sein Beruf
Sei von der Macht, die All' erschuf.

Er, wie der Unterthan, Dein Knecht,
Sei, Gott, Dein Bild, wie Du gerecht!
Er soll sich unserm Glücke weih'n,
Der Segen guter Völker sein!

Du aber leitest wundervoll,
Allweiser, was geschehen soll;
Und immer ist's, so schwer's auch fällt,
Das Heil der Welt und Enkelwelt.

Ein großer Theil der gesellschaftlichen Unterhaltungen betrifft die merkwürdigsten Ereignisse unserer Zeit. Wohin wir kommen, vernehmen wir von denselben. Mancherlei Urtheile werden dann über Unterthanen und über die Thronen gefällt; Wahrheiten und Unwahrheiten, Vermuthungen und Gewißheiten drängen sich durch einander. Oft geben Unterhaltungen von dieser Art reiche Belehrungen, oft Zwietracht, oft Besorgniß und Unruhe.

Nicht bloß die Neugierde ist es, welche den Gesprächen über wichtige Begebenheiten den besondern Reiz verleiht; auch nicht darum allein werden solche besonders geliebt, weil sie die Beschäftigung des Verstandes besonders befördern, und in Gesellschaften den Umtausch der Gedanken und Meinungen lebhafter machen: nein, es ist das Gefühl, daß die Geschichte jeder Stadt, jedes Dorfes, jeder Familie zuletzt in stärkerm oder schwächerm Zusammenhange mit der Glücks- oder Unglücksgeschichte der größten Völker steht.

Obwohl die Völker der Erde durch Meere, Ströme und Hochgebirge von einander getrennt leben; obwohl sie alle ihre besondern Sprachen und Einrichtungen haben: sind sie doch miteinander durch ihre gegenseitigen Bedürfnisse verbunden. So wenig ein einziges Haus in einer Stadt für sich allein bestehen und die übrigen allesammt entbehren kann, eben so wenig kann ein Volk die andern Völker zu seinem Wohlstande, zu seiner Glückseligkeit entbehren. Sie sind unter einander nur größere Familien, die auf dem Erdball beisammen wohnen, und in verschiedenen Sprachen und Weisen Gott als den Vater Aller anbeten und verehren.

Darum ist es nicht nur verzeihlich, wenn wir uns in freundschaftlichen Zusammenkünften über das Wohlergehen oder über die Leiden nahe oder entfernt wohnender Völker unterhalten, sondern diese Theilnahme ist sehr löblich. Es betrifft das Wohl und Weh unserer Mitbrüder, es betrifft unser eigenes Glück und Unglück, von dem wir sprechen. Denn kein Glied des Körpers kann leiden, ohne daß es nicht vom Ganzen empfunden würde. Das Ganze kann keinen Druck erleiden, ohne daß nicht auch der Theil etwas von dem allgemeinen Schmerz empfinde.

Je gewöhnlicher nun solche Unterhaltungen sind, um so mehr muß der Christ auch bei ihnen darauf bedacht sein, daß er sich als würdiger Jünger Jesu betrage. Auch diese Unterhaltungen können Anlaß zu mancherlei Fehden und Verunglimpfungen geben, ja, sie können oft in bedenklichern Zeiten die Quellen vieles Unheils, bürgerlicher Zwietracht, öffentlichen Verderbens werden.

Nur mit allzugroßem Leichtsinn wird da oft das Lob und der Tadel über die Handlungen der Fürsten und Obrigkeiten ausgesprochen. Nur allzuhäufig pflegt man mit Unbarmherzigkeit die Verfügungen der Regenten zu richten, oder sie mit Spott zu überhäufen. Dadurch wird das Herz gegen diejenigen erkaltet, welchen wir Treue geschworen haben; dadurch wird allmälig das Gefühl der Ehrfurcht gegen diejenigen ausgelöscht, welche von Gott Macht empfingen, für unser Wohl mit väterlicher Liebe zu sorgen, und was ist das Gesetz ohne freudigen Gehorsam der Unterthanen? Was ist der Fürst ohne das Vertrauen seines Volkes? Was ist das Vaterland, wo der Bürger seine Obrigkeit verachtet, und die Obrigkeit keine Zuversicht und Liebe zu ihren Untergebenen hat?

Nur zu oft pflegen dergleichen Unterhaltungen in furchtsamen Gemüthern übertriebene Besorgnisse und Aengstigungen zu erwecken. Wir erbittern gegenseitig unsere Gemüther durch parteiische Behauptungen, oder suchen uns gegenseitig durch künstliche Deutungen der Schicksale zu peinigen. Wem ist es nicht bekannt, daß schon die besten Freunde durch hartnäckige Behauptungen

ihrer verschiedenen Ansichten gegen einander lau geworden sind und sich sogar trennten? — Wie? darf der Christ solche Wirkung der gesellschaftlichen Gespräche mit Gleichgültigkeit betrachten? Wird es nicht seine Pflicht, da auf seiner Hut zu sein, wo er den Frieden der Seele, die Eintracht der Familien, die Liebe des Freundes zu verscherzen Gefahr läuft?

Nur allzuoft pflegen unbehutsame Aeusserungen in ähnlichen Unterhaltungen der erste Grund böser, schreckender Gerüchte zu sein, welche ein ganzes Land vergeblich ängstigen, und deren Ursprung Niemand errathen kann! — Wer kennt nicht die traurigen Folgen, die ein falsches Gerücht oft verursachte? Wem ist es unbekannt, daß ein solches oft ein mächtig wirkendes Hilfsmittel schlechtdenkender Menschen ward, Aufruhr und Verfolgung zu stiften?

Ein unvorsichtiges Wort, ein bloßes Mißverständniß erschüttert in bangen Zeiten die Ruhe von Millionen Herzen. Die finstere Sage springt von Zunge zu Zunge. Jeder empfängt sie mit klopfendem Herzen, und trägt sie weiter mit geschäftiger Eile. Niemand wagt es, dies Gespenst anzutasten, das jede Einbildungskraft vergrößert und mit neuen Umgebungen verbindet. Wohin es kommt, läßt es Mißmuth, Schrecken und verworrene Wünsche zurück. Bald beherrscht es die große Menge; die Unruhe Einzelner wird zur Gährung der Gemüther. Der Ehrgeiz, das schadenfrohe Mißvergnügen treten frecher hervor; der geblendete Haufe folgt ihren schändlichen Fahnen, und opfert seinem Wahn jedes Heiligthum auf. Blut fließt, Flammen lodern aus unschuldigen Hütten. Das allgemeine Elend erst bringt zur Prüfung der begangenen Schritte, die Nüchternheit der Erschlaffung zur Erkenntniß des Selbstbetrugs, die Erkenntniß zur schamvollen Besinnung zurück. — Das Unglück aber ist gestiftet, und die Belehrung des Bessern und Wahren erscheint zu spät. Die gespenstischen Gerüchte haben sich, wie ein täuschendes Nebelbild, verloren, und Niemand begreift, wie er zu dem Wahnsinn gerathen sei.

Dies ist die Geschichte vieler Unglücklichen in vergangenen Jahren; dies die Wirkung der unbedachtsam geführten Unterhaltungen über Ereignisse der Zeit, über Handlungen der Regenten; dies das Werk jener Vorlauten und Leichtsinnigen, die da sagen: Unsere Zung: soll überhand haben; uns gebührt zu reden; wer ist unser Herr? (Ps. 12, 5.)

Wie in allen Angelegenheiten des Lebens, bei den wichtigsten und geringsten, der Schüler Jesu auch die Weisheit Jesu üben muß, so denn auch hier. Er kann, er soll nicht immer schweigen. Er soll Theil nehmen an jeder Unterhaltung. Er wird oft genöthigt, sein Urtheil zu äussern.

Wenn er aber dieses Urtheil über Sachen der Völker, über Verfügungen der Obrigkeiten, über Thaten der Regenten zu fällen hat, so thue er es mit eines Christen würdiger Bescheidenheit.

Diese Bescheidenheit entsteht nicht nur aus der Achtung gegen Obrigkeiten überhaupt, als welche zu betrachten sind als wie von Gott eingesetzt — denn alle obrigkeitliche Gewalt ist göttliche Ordnung, zum Schutz und Sicherheit der Menschen (Röm. 13, 1.) — sondern auch aus der Ueberzeugung von der Unsicherheit unsers Urtheils, von der Beschränktheit unserer Einsichten, entspringt jene Bescheidenheit des wahren Weisen.

Denn ihm ist mit nichten unbekannt, wie schwer es sei, nur die Handlungsart von Seinesgleichen, das Betragen seines Nachbars gehörig zu würdigen. Wie oft haben wir uns in dem Benehmen unserer vertrauten Bekannten geirrt, wie manchmal ihre Schritte getadelt, bis wir von allen Umständen hinlänglich unterrichtet waren! Erst, wenn wir die Ursachen alle erfahren, warum sie so und nicht anders thaten, oder oft wider ihren Willen verfahren mußten, erst dann fanden wir sie gerechtfertigt, oder doch vollkommen entschuldigt. Erst dann sahen wir ein, daß wir gefehlt hatten, daß wir sie mit unreifer Erkenntniß allzuvoreilig verdammt hatten.

Sind wir nun schon in Gefahr, die Handlungen unserer Bekannten falsch zu beurtheilen, um wie viel mehr, wenn wir die Thaten derjenigen Männer vor unser Gericht zu ziehen wagen, welche entfernt von uns wohnen, welche durch tausendfach verschiedene uns unbekannte Verhältnisse zu Maßregeln genöthigt werden, welche die mannigfaltigen Gründe ihrer Entschliessungen oft aus Klugheit geheim halten müssen! — Wer fühlt es nicht, wie thöricht die Anmaßung sei, Obrigkeiten den Weg vorzuzeichnen, welchen sie einzuschlagen haben, da sie auf erhabenen Standpunkten das Gesammte in allen Theilen und Bedürfnissen leichter überschauen können, als wir auf niedrigen, untergeordneten Stufen? — da sie in ihren Geschäften durch beständigen Umgang mit denselben, durch vielfache tägliche Erfahrungen uns an Kenntniß der Dinge ihrer zweckmäßigen Behandlung nothwendig überlegen sein müssen? — da sie, von den geübtesten, weisesten, sachkundigsten Männern umringt, für jeden besondern Fall den besten Rath ohne Mühe einziehen können?

Es ist zweifelhaft, ob mehr thörichter Eigendünkel oder mehr unbesonnene Unwissenheit diejenigen leitet, welche sich zu Richtern der Fürsten, zu Beurtheilern der Obrigkeiten aufzuwerfen Gelüst haben. — Aber aus dem Munde des ächten Weisen wirst du niemals diese Sprache der Unbescheidenheit vernehmen. Der Christ wird im Bewußtsein der Unzulänglichkeit seiner Einsichten gern bekennen: Ich wage nicht abzusprechen, wo mir die Gründe und Veranlassungen zu dieser oder jener Maßregel Geheimnisse sind; ich wage nicht zu verdammen, wo ich überzeugt bin, daß, von einem hohen Standpunkt herab betrachtet, Vieles anders erscheinen muß, als es der einzelne, in der Tiefe wohnende Mensch ansehen kann. Nie können wir vorher wissen, ob die Obrigkeiten wirklich fehlen; ja selbst wenn die Folgen ihrer Handlungen auf dieselben einen Schatten werfen, ist noch die Frage unentschieden: ob sie gezwungen waren, so und auf keine andere Weise zu thun.

Mit dieser einem Jünger Jesu so anständigen Bescheidenheit verbindet sich im Urtheil über die Weltbegebenheiten auch Vorsichtigkeit.

Ich darf bei allen meinen Gesprächen nicht vergessen: Welche Wirkungen können meine Worte bei Diesem oder Jenem hervorbringen? Ist es nicht leicht möglich, daß ich Diesem oder Jenem vergebliche Sorge oder Angst verursache? Ist es nicht möglich, daß ich hier oder da durch mein vorlautes, unbedachtes Urtheil Leidenschaften errege, Verdruß, Haß, Verachtung gegen mich erwecke, Parteiungen veranlasse, oder den Zwist derselben befördere, statt ihn zu mindern? Ist es nicht möglich, daß Ohrenbläser, Horcher, geheime Feinde von mir meine Worte mit Schadenfreude auffangen, und meine Urtheile an

Personen verrathen, welche dadurch ein Recht bekommen, mich als ihren Widersacher, als ihren und der obrigkeitlichen Ordnungen Feind anzusehen, oder wenigstens doch verdächtig zu finden? Ist es nicht möglich, daß das im Leichtsinn ausgestoßene Wort, ohne daß ich's vermuthe, der erste Grund großer Unannehmlichkeiten für mich oder für mein Haus wird?

Nicht daß man in vertraulicher Unterhaltung mit seinen Freunden in einer allzugroßen Aengstlichkeit ein strenges Wägen der Worte beobachten müsse, wodurch zuletzt jede heitere, zwanglose Unterredung verbannt werden würde — aber, wie über Seinesgleichen, so auch über Regenten, soll der Christ mit zarter Schonung und Behutsamkeit richten. Alle Gefahr wird verschwinden, wenn ein liebendes, sanftes Herz aus ihm redet. Dann wird er lieben, wo Andere verdammen, entschuldigen, wo Andere richten, erst prüfen.

Eben diese Vorsicht des Christen macht für ihn die furchtbare Brut falscher Gerüchte gefahrlos; sie sichert ihn gegen die Täuschungen der Leichtgläubigkeit, durch welche schon Mancher auf längere oder kürzere Zeit seinen Lebensgenuß verbitterte. Er wird, ehe er willig glaubt, erst den Quellen nachforschen und diese würdigen; er wird den beunruhigenden Sagen entgegen arbeiten, und sie durch entgegengestreute Zweifel schwächen; er wird die unberufenen Schreier lähmen, die da sagen: Unsere Zunge soll überhand haben; uns gebühret zu reden; wer ist unser Herr?

Ach, wie viel Schreckliches gebar oft ein Wort des Leichtsinns, eine Lüge der Bosheit, die geflissentlich zum Verderben des Volks im Volk ausgesprengt ward! Aber wie viel Gutes ward auch nicht schon durch den Mund eines Weisen gestiftet, wie viel Elend verhütet! Nach diesem Kranze sollst du, als Christ, streben. Denn wo auch nur irgend ein Gutes zu thun ist, dem jage nach.

Bescheidenheit und Behutsamkeit im Urtheil über die Handlungen der Regenten findet sich aber da von selbst, wo Ehrfurcht in der Brust vor der von Gott gegebenen Obrigkeit wohnt. Der Christ, eingedenk der Lehre des heiligen Petrus: thut Ehre Jedermann, habet die Brüder lieb; fürchtet Gott; ehret den König! — eingedenk des Beispiels, welches der Weltheiland, Jesus Christus selbst, gab, urtheilt über seine Obrigkeiten im Vertrauen auf sie. „Er ist unterthan mit Ehrfurcht seinem Herrn, nicht allein dem gütigen und gelinden, sondern auch dem wunderlichen.“ (Pet. 2, 18.) Er beruhigt die unzufriedenen, mißvergnügten Gemüther mit Vernunftgründen.

Zu jener Zeit, als Jesus noch auf Erden wandelte, war die Welt nicht minder reich an merkwürdigen Begebenheiten, als in unsern Tagen. Auch damals stürzten Könige von ihren Thronen, Mächtige starben im Elend, Geringe wurden erhöhet. Die Gewalt der römischen Kaiser erstreckte sich vom Aufgang bis zum Niedergang; Kriegsgeschrei erscholl aus allen Gegenden; friedliche Völker wurden unterjocht, kriegerische zerstreut und in Gefangenschaft weggeführt. Zahlungen und schwere Auflagen wurden ausgeschrieben. Der Machtspruch eines Einzigen, der zu Rom thronte, gebot über die Völker im Abendlande, wie über das unterthänige Jerusalem.

Auch damals sprach man überall öffentlich und unter Freunden am liebsten über die Begebenheiten des Tages und über die Ereignisse, welche bevorstanden. Unter dem jüdischen Volke herrschten beständige Gährungen. Es gedachte der glänzenden Zeiten seiner Vergangenheit; gedachte seiner ruhmvollen, längst verschwundenen Könige, seiner ehemaligen Siege, und sehnte sich mit Ungestüm nach der verlornen Unabhängigkeit zurück.

Daher erwartete alles Volk in dem Messias einen irdischen Retter und Befreier. Daher begrüßte es oft Jesum als König, forderte von ihm Hilfe gegen das weltbeherrschende Rom. Daher das Murren gegen die vielen zu entrichtenden Auflagen, gegen Auflagen, die einem fremden Fürsten entrichtet werden mußten.

Als aber eines Tags die Pharisäer zu dem Göttlichen traten, und ihn fragten: Ist's auch recht, daß man dem Kaiser im entfernten Rom Zins und Abgaben entrichte? ließ er sich ihre Zinsmünzen zeigen, und sprach: Weß ist das Bild und die Ueberschrift? Und da sie antworteten: Des Kaisers! — rief Jesus: Nun denn, so gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist; und Gott, was Gottes ist! (Matth. 22, 21.)

So äusserte sich mit Ehrfurcht der Gottmensch über irdische Regenten; so sollen wir uns auch mit Christi heiligem Namen schmücken. Dieses Wort, welches er zu den Pharisäern sprach, es ist auch zu uns gesprochen.

Und so erkenne ich, daß ich als Christ selbst in solchen Angelegenheiten Uebels verhüten, Gutes leisten könne, wo ich vermöge meines Berufes und Amtes keinen eigentlichen, immerwährenden oder mittelbaren Einfluß habe. Es ist im Leben nichts so wichtig, nichts so scheinbar gering, wo mir nicht meine Religion den wohlthätigsten Weg vorzeichnen könnte. Selbst in den freundschaftlichen Kreisen, in der Mitte meiner Vertrauten und Bekannten, darf ich mich meinen leidenschaftlichen Gefühlen über das, was unter den Völkern geschieht, nicht sorglos hingeben. Selbst da muß ich meine Ehrfurcht für Regenten nicht vergessen; selbst da darf ich die wahre Bescheidenheit nicht verläugnen, die den Christen überall schmückt, er stehe öffentlich vor dem Volke, oder theile seine Empfindungen einem vertrauten Herzen mit.

Nicht ich soll richten; Gott richtet die ungerechten Fürsten. Hoch ist unter den Sterblichen ihr Amt, furchtbar schwer ihre Verantwortung vor dem König der Könige! — Er ist's, der von ihnen Rechenschaft nimmt über die Verwaltung des ihnen hienieden vertrauten Gutes; Rechenschaft über die Verschwendung ihrer Tage in üppigem Wohlleben, die er ihnen gab, für die Ruhe von Millionen zu sorgen; Rechenschaft über den Leichtsinn, mit welchem sie ihre Beamten ernannt haben, und wo sie den rechtschaffenen, einsichtsvollen Diener verachteten, und den Schmeichler vorzogen, weil er ihnen aus den Thränen leidender Unterthanen Gold schuf; Rechenschaft über jedes ungerechte, willkürliche Urtheil, mit welchem sie das Gesetz vernichteten, das sie zur Sicherheit Aller heilig bewachen sollten; Rechenschaft über jeden Blutstropfen, welcher durch ihren Stolz, durch ihre Eroberungs- und Vergrößerungssucht mit verabscheuungswürdiger Gleichgültigkeit in ungerechten oder auch nur unvorsichtigen Kriegen vergossen wurde.

Auch der mächtigste der Fürsten ist, gleich dem geringsten seiner Unterthanen, der ewigen, geheimnißvoll wirkenden Ordnung unterworfen, in welcher sich die Welt bewegen muß. Auch unter den Juwelen der Krone wohnt die Angst und die Reue; auch unter dem Purpur regt sich ein strafendes Gewissen. Wohl sah die Welt schon Tiran-

ten; aber sie sah auch mit Schaudern mehr als ein Strafgericht über dieselben ergehen.

Nur Du, Gott, Beherrscher der Unendlichkeit, Allmächtiger, vor dem sich zahllose Welten beugen, nur Du bist Herr; nur Du richtest die Thaten der Regenten gerecht und die Thaten der Völker! So will ich in Demuth schweigen, und mich nicht vermessen, in meinem engen Wirkungskreise über Diejenigen hinwegzuschauen, welche Du über mich gestellt hast. Wehe mir, vielleicht würde ich noch fehlbarer sein, als sie, wenn Du mir statt der glücklichen Wohnung des Bürgers die glänzende Unruhe des Thrones gegeben hättest!

Warum sollte ich den Lauf der Weltbegebenheiten mit frechem Vorwitz tadeln, da nicht Einer, da nicht Tausende dieselben nach Willkühr behandeln und leiten können, sondern da Du es bist, Allweisester, der in seiner Vorsehung befiehlt, was werden soll? Die Verschwörung aller Fürsten, aller Völker, die verbundene Macht des ganzen Erdballs vermag nichts gegen Deine Vorherbestimmung. Ein geringer, zufällig scheinender Umstand verwandelt plötzlich die Gestalt aller Dinge, und die da im thörichten Eigendünkel sprechen: ich bin Herr! sind nur Deine geringsten Werkzeuge.

36.

Die häusliche Familie und der Staat.

Gal. 6, 2.

Jedem ist hier seine Arbeit angewiesen,
In der Hütte, wie auf goldnem Thron;
Und der große Hausherr reichet jedem
Seiner Knechte den verdienten Lohn.

Keine Hoheit kann Dein Auge blenden,
Denn vor Dir, o Herr, ist Alles gleich;
Keine That kann sich vor Dir verbergen,
Denn Dein Blick durchschaut das Geisterreich.

O so laß mich treulich denn vollbringen
Jede Pflicht, die Du mir auferlegt;
Laß mich Samen streuen, der noch drüben
Lohnend mir des Lebens Früchte trägt!

Zu den bewunderungswürdigen, weisen Einrichtungen Gottes für das menschliche Geschlecht gehört auch die Stufenreihe aller Ordnungen in der Natur und im Leben. Es ist da kein plötzlicher Sprung von Einem zum Andern, sondern ein allmäliger Uebergang. Eins bereitet gleichsam das Andere vor. In dem Kleinsten erblicken wir schon gewissermaßen das Größere; aus dem Bekannten ahnen wir schon die Beschaffenheit dessen, was noch unbekannt ist.

Diese stufenweise Ordnung erleichtert dem Menschen sowohl die Uebersicht der ihn umgebenden Dinge in der Welt, als auch die Erkenntniß derselben. Was er in einer Sache erlernte, ist ihm schon wieder für die andere nützlich und brauchbar. Was er im Kleinen sah oder machte, hilft ihm nachher bei größern Kräften im Großen fort. Ja, seine ganze Erziehung, von der Wiege an, ist ein solch allmäliges Fortschreiten vom Leichtern zum Schwerern, vom Einfachern zum Zusammengesetzten, vom bloßen Theil zum Ganzen.

Der Sterbliche ist von Gott bestimmt, mit Seinesgleichen zu leben, und nicht in der Einsamkeit. Alle Menschen sind ihrer Natur nach verbrüdert und Kinder eines Vaters. Durch gemeinschaftliches Beisammensein, wo man sich gegenseitig belehren, rathen, schützen und helfen kann, werden allein die göttlichen Absichten zu unserer Vollkommenheit erreichbar. Jeder von uns, wie er in die Welt tritt, hat daher auch schon die Bestimmung, Mitglied einer großen, mannigfaltigen Gesellschaft, Mitglied eines Volkes zu werden, dessen Einrichtungen, Gesetzen, Sitten, Sprachen, Obrigkeiten und Bedürfnissen er sich zu unterwerfen genöthigt ist. Aber in die äusserst zusammengesetzten und verwickelten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens oder des Staates tritt der Mensch nicht plötzlich und ohne alle Vorbereitung ein. Er empfängt schon einen Begriff davon, ehe er noch das Wort Staat kennt. Er lernt schon Fürsten, Obrigkeiten, Unterthanen, Rangordnung und Stände kennen, ehe er sie gesehen, ja ehe er von ihnen gehört hat. Denn die häusliche Familie, in der er geboren ward, in der er Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Personen von ganz ungleichem Alter, von ungleichem Vermögen findet, ist wirklich das Bild eines großen Staates, eines ganzen Volkes im Kleinen.

Hier lernt er gehorchen, lieben, ehren; hier die Verschiedenheit des Alters und der Stände schätzen; hier den großen Nutzen erkennen, der daraus entspringt, daß nicht Alle gleiches Recht haben, daß nicht Alle befehlen, daß nicht Alle ein und dasselbe Geschäft treiben. Er lernt es, weil es die Natur so mit sich bringt; denn die Aeltern sind geborne Befehlshaber; die Kinder gehorchen, weil diese sich selbst noch nicht berathen können; sie gewöhnen sich von der andern Seite an Werthschätzung von Ihresgleichen in den Spielen mit Geschwistern; an Achtung derer, die uns Hilfe reichen, im Umgang mit Dienstboten; an Ehrfurcht vor größern Einsichten in den Gesprächen mit Personen, die uns an Jahren und Erfahrung übertreffen. — So gewöhnt von Kindesbeinen an durch die Verfügung der Natur, finden wir nachher in der Stellung und Verbindung eines ganzen großen Volkes gar nichts Unnatürliches; wir erkennen die Einrichtungen eines Staates, mögen sie auch die ungebundene Freiheit einzelner Glieder beschränken, für nothwendig. Wir verstehen den Spruch der heiligen Schrift: Alle Obrigkeit ist von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott eingesetzt! und begreifen den Sinn davon durch sich selbst, ohne weitere Erklärung. Wir sind von erster Jugend an zur Erfüllung jener Pflicht gewöhnt, die uns das Wort Gottes vorschreibt: Einer trage des Andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen. (Gal. 6, 2.)

Allein wider diese Gewohnheit, wider diese natürliche und heilige Pflicht kämpft nachher lange der Ehrgeiz der Menschen heftig an, wenn ihre Leidenschaft erwacht. Sie suchen sich durch mancherlei Scheingründe zu rechtfertigen, wenn sie geneigt sind, den Vorgesetzten keinen Gehorsam zu leisten, Einsichtsvollern die Achtung zu versagen, die Begüterten um ihr größeres Vermögen zu beneiden, und Personen, die um das Volk oder die nur um die Gemeinde wohl verdient sind, in ihrem ihnen zu Theil gewordenen Ansehen zu beeinträchtigen und sie zu verlästern. Sie möchten dann gern Alles für menschliche Stiftung halten und ausgeben, was an sich offenbar eine göttliche Anordnung ist, und glauben, weil sie in Allem Menschen sehen, es sei Alles nur von Menschen gemacht.

Schon die Gestalt einer Familie beweiset, es sei die Ungleichheit der Stände eine göttliche Stiftung, und aus Familien bestehe das Volk. Wären von Natur in einer Familie die Aeltern und Kinder zugleich von einerlei Alter, Kraft und Einsicht; hätten alle Glieder darin von Natur gleiches Vermögen, gleiche Rechte, gleiche Neigungen zu Beschäftigungsarten — wie lange würden sie in Frieden beisammenwohnen? Aber, wie in Allem, was Gott schuf, die größte Mannigfaltigkeit herrscht, so durch ihn auch unter den Menschen die allermannigfaltigste Ungleichheit seiner Gaben, auf daß einer dem andern desto williger mit der Gabe diene, die er empfangen hat. Es müssen nothwendig Gehorchende und Befehlende, Arme und Reiche, Dienstleute und Herrschaften, Unwissende und Kenntnißvolle sein. Und wie sehr man auch künstele, die Natur wird immerdar Gottes ewigen Willen vollstrecken.

Es ist möglich, daß viele Einrichtungen und Gesetze im Staat willkührlich, einseitig, mangelhaft sind: aber Gesetze müssen sein; es ist der Fehler menschlicher Unvollkommenheit, wenn nicht Alles am vollkommensten ist, oder daß nicht Alles, was zum Besten des Ganzen dienen mag, auch jedem Einzelnen vortheilhaft ist. — Es ist gar wohl möglich, daß manche obrigkeitliche Personen ihrer Stelle nicht ganz würdig sind, daß sie oft von ihren Untergebenen an Einsicht oder Fleiß, oder Unbestechlichkeit, oder gemeinnützigem Eifer übertroffen worden. Aber Obrigkeiten müssen sein. Und kannst du nicht den Menschen hochachten, der dasteht ohne Verdienst und Würdigkeit zu dem ihm anvertrauten Beruf: so bist du verpflichtet, seinen Beruf als Vorgesetzter zu ehren; denn dieser Beruf ist das Göttliche! — Es kann sein, daß viele zu Lehrern und geistlichen Aemtern erwählte Personen nicht immer diejenigen Eigenschaften besitzen, welche ihnen wohl zu wünschen wären. Es mag sein, daß Einige träge sind, Andere ihr Amt mit Unlust versehen, nur um des Broderwerbes willen; daß Andere ihre Stelle mißbrauchen, um sich allerlei Einfluß zu verschaffen, der ihnen nicht zusteht; daß Andere auf den Lehrstühlen gegen Sünden eifern, denen sie im Stillen selbst ergeben sind; daß Andere zu geringe Kenntniß besitzen, um ihren wichtigen Wirkungskreis wohlthätig auszufüllen; daß Andere zu den traurigen Halbwissern gehören, die selbst nicht glauben, was sie predigen, oder wohl gar unter Vertrauten über Amtsgeschäfte sich lustig machen, die sie verrichten müssen. Aber diese Menschen sind nur das Menschliche bei der Sache; ihr Lehramt ist das Göttliche! Dies Lehramt sollst du ehrenwerth halten, und nicht in den jetzt häufigen Ton des witzigen Pöbels einstimmen, der die Würde des geistlichen Amtes lächerlich zu machen sucht, um einiger Nebendinge willen, die nicht zum Amt überhaupt, sondern zum einzelnen Menschen gehören, welcher sich vielleicht einer oder der andern Schwäche schuldig macht.

Auch in der Familie finden sich nicht alle Mitglieder von Fehlern rein. Es gibt ja nachlässige Aeltern, die sich durch Trunkenheit, Zanksucht, Zwietracht, Ungerechtigkeit, schlechte Ordnung oder unsittliche Aufführung die stille Mißbilligung ihrer Kinder zuziehen.

Dennoch aber sind die Aeltern immer Aeltern, die Kinder immer Kinder. Welches menschliche Herz würde sich nicht empören, wenn Jemand guthieße, daß Kinder ihre eigenen Aeltern verspotteten und lächerlich machten? Sie sollen ihre Augen vor der Blößen ihrer bedauernswürdigen Aeltern schließen, aber ihnen gehorchen, ihnen Ehrerbietung bezeugen, und sie kindlich lieben. Und dieses Verhältniß soll auch der Unterthan gegen die Obrigkeit, der Schüler gegen den Lehrer, das Gesinde gegen die Herrschaft, der Arme gegen den Reichen, der Jüngere gegen den Greis beobachten.

Man hat wohl oft gegen die Ungleichheit der Stände noch in unsern Tagen die Stimme erhoben. Aber wer erhob sie? Der Ehrgeiz derer, welche eine weit größere Ungleichheit einzuführen trachteten, indem sie Obere in die Tiefe zu stürzen und die Reichern in Armuth zu bringen suchten. Was war aber von all den fürchterlichen Umwälzungen die Folge? Ungerechnet die Entweihung aller Gerechtigkeit, die Zerstörung alles öffentlichen und häuslichen Glücks, das lange Blutvergiessen und gegenseitige Verfolgen, kehrte dennoch Alles endlich wieder in die nothwendigen bürgerlichen Verhältnisse von Obrigkeiten zu Unterthanen, Herren zu Dienern, Lehrern zu Schülern zurück. Denn es ist Naturgebot, und ein reines Naturgesetz ist der Wille Gottes.

So haben sich in manchen Ländern mehrmals die Aermern gegen die Reichern empört, und eine Gemeinschaft der Güter, oder doch gleiches Recht verlangt. Sie begehrten das Unmögliche und brachten sich nebst tausend Unschuldigen in namenloses Elend. Denn gesetzt, daß man auch einmal versuchen wollte, den gesammten Reichthum eines Landes auf das Gewissenhafteste unter alle Einwohner zu vertheilen, daß ein Jeglicher gleichviel davon empfinge: was müßte in kurzer Zeit daraus erfolgen? Ungerechnet, daß nur Einer weniger Neigung hätte, dem Andern zu dienen, daß die Wohlhabenden ohne ihr Verschulden um das gerechte Eigenthum gebracht, die Aermern ohne ihr Verdienst bereichert worden wären, würde diese Gleichheit des Besitzes sehr schnell wieder verloren gehen. Denn der Eine ist sparsamer, der Andere verschwenderischer; der Eine klüger, der Andere unwissender; der Eine arbeitsamer, der Andere träger. Jeder würde nach seiner Art eifrigst beitragen, die Ungleichheit der Güter wieder zurückzuführen, und bald ständen wieder Reiche neben Armen, Herren neben Dienern.

Wo in einer häuslichen Familie Kinder ohne Achtung und Dankbarkeit gegen Aeltern, Jüngere ohne Rücksicht gegen Erwachsene, Dienstboten ohne Folgsamkeit gegen Herrschaften sind, herrscht Zerrüttung, kehrt Verarmung und Unglück ein. Eben so ist es in einem Lande, wo man Fürsten und ihre ersten Staatsdiener, obrigkeitliche Personen, Feldherren und Hauptleute, Priester und Lehrer zu Gegenständen der Verspottung macht; wo ein Stand eifersüchtig oder schadenfroh die Rechte des andern schmälert, wo der Adel sich mit leerem Stolz gegen den Bürger, der Krieger sich mit übel angebrachter Rohheit gegen den Handelsstand, der Gelehrte gegen den Handwerksmann, der Stadtbewohner sich gegen den Bauer brüstet. Sie alle sind Brüder, Unterthanen des gleichen Gesetzes, Untergebene des gleichen Fürsten, Kinder des gleichen Gottes. Ihre verschiedenen Stände sind dasselbe, was die Stufen des Alters und der Brauchbarkeit unter Geschwistern in einer häuslichen Familie sind. Auch hier haben die Erwachsenen, die Einsichtsvollern schon ihrer Natur nach gewisse Vorrechte gegen die Jüngern und Unerfahrnern. Alle diese haben dennoch gleichen Werth mit jenen. — So soll denn, von Gott geordnet, eine Man-

nigfaltigkeit der Stände sein, daß Einer trage des Andern Last. Jeder Stand ist in seiner Art nothwendig; jeder in seiner Art brauchbar, jeder in seiner Art höchst ehrwürdig. Keiner könnte sicher oder glücklich ohne den Andern bestehen.

Je mehr ein Volk in seiner innern Ausbildung vorschreitet, je mehr Kenntnisse sich da sammeln, je allgemeiner der Wohlstand wird, um so mehr wird sich auch die Verfassung und Gesetzgebung des Landes vervollkommnern. Für rohe Barbaren sind andere Gesetze nothwendig, als für gesittetere Nationen. Hier wird mit Recht auf Abschaffung vieler Willkühr und Grausamkeit gedrungen, die oft nothwendig sein kann, Halbwilde im Zaum zu halten. Diese Verbesserung der Staaten und das Freierwerden des Volks steht im gleichen Verhältnisse mit dem allmäligen Aufwachsen der Kinder in einer Familie. Sie werden schonender, edler von den Aeltern behandelt, je mehr sie an Jahren zunehmen. Die Ruthe, welche oft als Heilmittel des Eigensinns bei den ungezogenen Kleinen angewendet werden mußte, ist nicht mehr zur Zeit des reifern Jünglings dienlich. Ihm werden mehr Freiheiten gestattet, als zu jener Zeit, da er noch allzujung und erfahrungsles war.

Wenn Aeltern fortfahren wollten, ihre mannbar gewordenen Söhne und Töchter auf gleiche Weise zu belohnen oder zu züchtigen, wie ehemals in deren unmündigem Alter: sie würden sich selbst verächtlich machen und den Unwillen der Ihrigen erregen, oder diese an Geist und Herz verkrüppeln und zu beständig untauglichen Geschöpfen verkehren. Eben so wäre es, wenn die Vorsteher eines Volkes dasselbe, in unwürdiger Sklaverei niedergedrückt, beständig wie Barbaren oder Leibeigene behandeln, die Freiheit des Denkens ertödten, die Freiheit des Gewissens beschränken, die öffentlichen Stellen nur nach Geburt und Herkommen, nicht nach Verdienst und Würdigkeit vertheilen, und die für ganz andere Zeiten passend gewesenen Ordnungen und Einrichtungen nicht veredeln wollten, wie es den Begriffen und Bedürfnissen eines hellern Zeitalters, eines gesitteten Volks angemessen ist. Die Unweisheit der Landesherren (der Aeltern), der Stolz und Eigennutz der höhern Stände (der früher erwachsenen Geschwister in der Familie), hat eben durch solche Vergehungen schon die traurigsten Wirkungen in den Völkern, endlich Empörung und Zertrümmerung der Staaten veranlaßt. Denn keinerlei Sünde, von welcher Art sie auch sei, und von wem sie auch begangen werde, bleibt ohne ihre Strafe. Das ist Naturgesetz, das Gottes Wille.

Erwachsene Söhne und Töchter in der Familie, selbst wenn sie ihren Aeltern schon mit Rath und That Hilfe leisten können, erhalten jedoch durch ihr mündiges Alter kein Recht, ihnen die schuldigen Pflichten der Ehrerbietung und des Gehorsams zu versagen. Vielmehr müssen dann die Gefühle der Hochachtung, Liebe und Dankbarkeit mit den Jahren wachsen und mit der Erkenntniß dessen, was Aeltern sind, und wie viel Verbindlichkeiten man ihnen zu entrichten hat. Eben so sollen sich Völker, je mehr Ansprüche sie auf Vorzüge vor andern Nationen machen, je würdiger sie größerer Freiheit sind, durch vermehrte freiwillige Ehrfurcht vor Obrigkeiten und deren Anordnungen, so wie durch ungeheuchelte Achtung aller Stände auszeichnen. Ein Volk, welches, mag bei ihm noch so viel Wissenschaft und Kunst blühen, die ersten heiligen Pflichten gegen Obrigkeiten und Stände versäumt, gleicht einem ungerathenen Sohn, der, ungeachtet seiner erworbenen Kenntnisse, mit strengen Mitteln zur Pflicht angehalten werden muß.

Wie in einer Familie mit der Zeit die jüngern Kinder ihren mehrjährigen Schwestern und Brüdern nachwachsen, daß endlich auf Verschiedenheit des Alters kaum mehr Rücksicht genommen wird: so geschieht auch in einem Staate, wo die ehemals gering geachteten, niedern Stände an Einsicht und Wohlstand den höhern gleich oder nahe gekommen sind. Hier verschwindet unvermerkt der vormals durch die Natur der Dinge eingeführt gewesene scharfe Unterschied der Volkstheile, des Rangs und Herkommens. Was vor Zeiten unausbleiblich nothwendig und darum nützlich und ehrwürdig gewesen, wird dann entbehrlicher; eine scharfe Absonderung fortan oft nachtheilig, in einzelnen Theilen aber, oder gar in Kleinigkeiten angebracht, lächerlich und zum Unwillen reizend. Jedes Volk und der bei ihm herrschende Unterschied der Stände muß also nach Maßgabe des dort herrschenden Grades öffentlicher Bildung beurtheilt werden. Wir dürfen eben so wenig ein Volk wegen der bei ihm herrschenden Rangordnungen loben oder tadeln, oder bei Allen das Gleiche verlangen, was wir bei uns finden, als wir fordern können, daß in allen Familien das gleiche Verhältniß zwischen Aeltern und Kindern statt finde.

So wie wir in unserer Familie allgemach Eins um das Andere erwachsen und reifer werden; wie wir nun jüngere Brüder und Schwestern erziehen helfen müssen, nachdem uns vorher Mehrjährige erziehen halfen: so wie wir endlich selbst ein eigenes Hauswesen beginnen, und Häupter einer Familie werden: eben so rücken wir mit den Jahren auch in den bürgerlichen Verhältnissen des Staates vor. Mancher von uns wird selbst ein Befehlender, Lehrer, Anführer, schwingt sich aus der Dürftigkeit zu einem gewissen Wohlstand empor. Da ist es der Augenblick, vollkommen dasjenige zu werden, was wir selbst vorher gewünscht haben, daß Andere hätten sein sollen. Behandle jetzt die Jüngern mit derjenigen Sorgfalt, Liebe und Schonung, wie du als Kind gewünscht hast, behandelt worden zu sein. Beweise nun als Vorgesetzter, als Beamteter die Pflichttreue, den Geschäftseifer, die sanfte Menschlichkeit, die Unbestechlichkeit, den redlichen Sinn, welche du sonst gern von Andern zu sehen begehrtest. Du tadeltest ehemals des Einen Hochmuth, des Andern Leichtsinn, des Dritten Ränkesucht, des Vierten gewaltthätiges Wesen. Siehe, welcher Fehler dich nun auch beflecken möge, er wird nun doppelt strafbar an dir, und Andere richten dich. Sie ehren vielleicht dein Amt, aber haben Verachtung gegen deine Person; erweisen dir die äusserliche Ehrerbietung, und verschmähen dich in ihrem Gemüthe. Setze dich in Gedanken einmal in den Fall, daß du deiner Stellen beraubt, deiner jetzigen Würde entkleidet würdest, daß du deinen Wohlstand verloren hättest, und Andere um die Dienste ansprechen müßtest, welche du jetzt selbst zu erzeigen im Stande bist: was würde dir in solchem Augenblick von der Gefälligkeit, von der Ehrerbietung der Leute übrig bleiben, die sie jetzt noch deiner äussern Verhältnisse wegen beweisen? Würdest du auch als bloßer Mensch noch etwas bei ihnen gelten, und allgemeine Achtung und Liebe finden?

Nie, o himmlischer Vater, nie laß mich das vergessen, und mich nicht selbst verblenden über das, was ich

werth bin, und wozu ich gegen Hohe und Niedere, wie gegen Meinesgleichen, verpflichtet bin. Alle sind sie Deine Kinder, Alle haben sie von Dir ihre besondern Vorzüge, Rechte und Gaben empfangen. Alle sollen wir unter einander uns dienen, und Einer des Andern Last tragen helfen, daß wir das Gesetz Christi erfüllen! Dazu sind Throne und Bettlerstäbe, Altar und Pflug, Paläste und Hütten, Würden und Geistesgaben vertheilt, daß wir damit Vollkommenheiten erwerben, die uns jenseits ein schöneres Loos zusichern. Nur der Gerechte ist Dir der Vorzüglichere. O daß ich keiner der Unwürdigsten in Deinem heiligen Reiche würde! Amen.

37.

Gemeinnützigkeit.

Marc. 10, 42 — 45.

Ihr führet mit freundlicher Hand den Fremdling durch eure Stadt. Ihr zeiget hinauf zu den weitläufigen Gebäuden von Tempeln und Spitälern, Waisenhäusern oder Schulen, und sprechet: Das ist gestiftet worden durch die Wohlthätigkeit unserer Väter.

Ihr führet eure Kinder vor das Bildniß oder die Bildsäule irgend eines großen Mannes, und eure Seele erhebt sich mit großer Rührung, indem ihr die Thaten und das Leben eurer herrlichen Vorfahren erzählet. Ihr sprechet: Dieser Edle hier ist den schönen Tod für sein Vaterland im Felde des Kriegs gestorben; — jener dort starb für die Wahrheit und Aufrechthaltung unsers Glaubens, unserer Religion! — Hier ein anderer, welcher die höchsten Ehrenstellen seines Vaterlandes bekleidete, aber in Armuth starb, weil er Alles zum Besten der Bürgerschaft hinopferte! — Dort ein anderer, der seine Tage und Nächte, seine Freunde, Alles aufopferte, um sein Vaterland durch nützliche Erfindungen und Entdeckungen zu verherrlichen.

Höret die Stimmen der Völker. Sie verkünden euch Alle den Ruhm ihrer Vorwelt. Sie preisen mit Stolz die Heldenthaten ihrer vergangenen Tage. Sie besingen in Liedern die Größe und Kraft ihrer Väter. Sie sprechen von ihren Altvordern wie von einem edlern Menschengeschlecht. Keine Nation will der andern in Rücksicht der rühmlichen Vorzeit den ersten Rang zugestehen.

Wer waren denn die Menschen jener Vorzeit, die ihr so laut, und mit beständiger Begeisterung preiset? Wodurch vermochten sie, so viele große Dinge zu thun? — Waren jene erhabenen Menschen einer edlern Abkunft, als wir? Hatten sie nicht dies Fleisch und Blut, wie wir? — O gewiß, sie waren nur schwache Sterbliche, wie wir sind, und doch hatten sie des Großen und Guten so viel.

Sind sie reicher als wir gewesen, daß sie so viele milde Stiftungen, Kranken- und Waisenhäuser, Lehr- und Armenanstalten gründen konnten? — O nein, auch in unsern Zeiten leben der reichen und vermöglichen Bürger so viele, und doch erleben wir von ihnen wenig rühmliche Stiftungen zum Besten der Gemeinden der Stadt und des Landes.

Sind sie weiser, gelehrter, einsichtsvoller gewesen, als man zu unsern Zeiten ist? — O nein, die Wissenschaften unserer Zeit können ohne Furcht den Wettstreit mit den Wissenschaften der Vorwelt eingehen.

Oder hatten die Menschen der vergangenen Jahrhunderte mehr Anlagen zur Tugend, zur Religiosität, als wir? — Nein, seit Anbeginn der Welt sind die Sterblichen alle mit gleichen Anlagen zur Tugend und Frömmigkeit geboren, wenn gleich nicht alle einerlei Höhe der Tugend erreichen mochten.

Aber eine Tugend gab es, in welcher die Vorwelt uns oft übertraf. Es war die Tugend bürgerlicher, vaterländischer, christlicher Gemeinnützigkeit. Es war die Tugend, durch welche Jeder mehr für das Beste seiner Gemeinde, als seiner Familie lebte; mehr für das Beste des Vaterlandes, als seiner Gemeinde bekümmert war! — Werfet euern Blick umher, und suchet, wie viel sind unter tausend Menschen immer derer, die von der Tugend begeistert sind, und von welchen man jene Worte sprechen könnte?

Woher stammt das Elend unserer Zeiten? Von wannen quillt der unendliche, Alles verderbende Strom des Jammers in unsern Tagen? Woher rührt das namenlose Unglück der Völker, das Verderben der Thronen, die Versunkenheit der Religion, die Lieblosigkeit der Menschen unter einander, die in gleicher Gemeinde beisammen wohnen? — Ach, diese Quellen des allgemeinen Unheils, unter welchen die Welt seufzt, liegt im Innern des Menschenherzens; sie heißt Eigennutz und Selbstsucht.

Selbstsucht ist das Gift, welches fressend die heiligsten Bande des Bluts und der Freundschaft im Innern einer Familie zerstört, wo nur Jeder für sich, Keiner für Alle bedacht ist; ist das Gift, welches die Glieder der Gemeinden und des ganzen Staatskörpers von einander scheidet, und die alten Bande löset, die Alles zusammenhalten sollen. Eigennützig stehen die Diener des Fürsten um den Thron, und arbeiten für ihren, nicht für des Vaterlandes Ruhm. Wenn nur sie geborgen sind, trösten sie sich um das Unglück von Millionen Anderer. Selbstsucht verführt die Großen, da sie ausser ihrer Leidenschaft nichts Wichtigeres kennen; sie erheben den Schmeichler, und lassen den geistvollern Mann, der da helfen könnte, im Staube. Selbstsucht macht verjährte Vorurtheile noch immer zu Grundsäulen des Staats, und verachtet, was dem Vaterland allein Größe und Glanz ehemals verliehen — die Weisheit, die Kraft hellsehender Geister, die sich selbst aufopfernde Gemeinnützigkeit. — Selbstgefühl und Eifersucht trennt die Gemeinden von Gemeinden, macht die Kluft von den verschiedenen Ständen immer größer, unterhält die Flamme des gegenseitigen Unwillens und entzweiet die Einwohner eines und desselben Ortes. — Eigennutz macht die Familien gleichgültiger gegen die Ehre und den Glanz des Vaterlandes und der Gemeinde. Nicht Einer sorgt für Alle, nicht Alle sorgen für Einen. Unempfindlich ist man gegen das öffentliche Unglück, wenn es nur nicht unser eigener, unmittelbarer Schade ist. Empfindlich klagen Alle, wenn große Aufopferungen zur Rettung oder Ehre des Ganzen verlangt werden.

Ist's ein Wunder, daß große Staaten zerfallen, wenn der Eigennutz der Einzelnen alle Säulen des Staats untergräbt, wenn die Selbstsucht alle Glieder desselben feindselig aus einander treibt? Ists ein Wunder, wenn Städte, sonst angesehen, wohlhabend, glänzend, allmälig verderben, wenn sie nicht mehr eine einzige große Familie, sondern gleichsam eben so viele selbstsüchtige Einsiedler beherbergen, als Bürger? — Ist's ein Wunder, wenn weiland blühende Geschlechter untersinken, weil die Verwand-

ten sich aus Eigennutz von einander trennen, des Verarmten sich schämen, oder den Beglückten elenderweise beneiden?

Das Unglück macht sie wieder zu Brüdern; das Unglück lehrt sie, Vorurtheile zu verstoßen; das Unglück lehrt sie, daß Alle für Einen, Einer für Alle sorgen und arbeiten müsse: daß nicht Jeder für sich allein denken dürfe, ohne daß Alle verderben. So pflegen in der Nähe des Schiffbruchs, wenn das stürmische Meer den Untergang droht, die entzweiten Gemüther sich zu vereinigen, und Alle für Alle zu arbeiten.

Die aus unserm Kreise fast ganz verschwundene schöne Tugend der Gemeinnützigkeit, diese Tugend, welche wir so oft und gern an den Bürgern unserer Vorwelt bewundern und preisen, tritt wieder, zwar furchtbar und gerecht, doch segnend an der Hand des Unglücks in unsere Familien, Städte und Länder zurück. Nur sie wird das Zerstörte wieder aufbauen, das Zerrissene wieder zusammenknüpfen, und den Geist Jesu Christi unter denen verbreiten, welche auf seinen Namen getauft sind.

Und was ist Gemeinnützigkeit?

„Welcher will groß werden unter euch," so spricht der göttliche Lehrer Jesus, „der soll euer Diener sein. Und welcher unter euch will der Vornehmste werden, der soll Aller Knecht sein. Denn auch des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene, und gebe sein Leben zur Bezahlung für Viele." (Mark. 10, 42 — 45.)

Gemeinnützigkeit ist also eine immerwährende, thätige Geneigtheit, für den Vortheil, für die Zufriedenheit, für den Wohlstand, für die Ehre unsers Vaterlandes, unsers Wohnorts, unserer Familie Alles beizutragen, so weit unsere Kräfte reichen; ja, das Allgemeinste befördern zu helfen, selbst wenn es unser eigener persönlicher Schaden wäre.

Es leuchtet schon jedem von selbst ein, daß wenn an einem Orte alle Bürger von diesem Geiste beseelt wären, kein Einziger daselbst unglücklich sein könnte. Denn das Gute, das er zum Vortheil Aller thut, fließt tausendfältig wieder auf ihn zurück, weil alle Andere auch nur auf sein Bestes bedacht sind. Da ist keine Bürgerschaft, sondern eine herzliche Verbrüderung; da ist kein Beisammenwohnen verschiedener Familien, sondern Jeder ist ein Glied und Theilnehmer einer einzigen großen Familie.

Wer gemeinnützig sein will, muß vor allen Dingen Kraft haben, nützlich werden zu können. Er muß, um Andern dienen und helfen zu können, verstehen, wie er am zweckmäßigsten seinen Beistand anwenden kann. Er muß nicht bloß Hilfe von Andern erwarten, wenn er Andern helfen soll. Er muß seinen Geist, seine Kenntnisse ausbilden; er muß gewisse Geschicklichkeiten erworben haben; er muß darnach trachten, sein Vermögen durch alle rechtliche Mittel zu vergrößern. Je mehr Kenntniß oder Geschicklichkeit, oder Eigenthum ein Mensch besitzt, je mehr Mittel hat er, nützlich werden zu können.

Folglich ist, wenn es heißt: Sei großmüthig! damit nicht gesagt: Vergiß nun ganz dich selbst, vernachläßige alle deine Angelegenheiten, sorge nur beständig für Andere; sondern es liegt schon in der Aufforderung zur Gemeinnützigkeit ein ernster Zuruf an dich: Erwirb dir Mittel, um deiner Familie, deinem Wohnort, deinem Vaterlande den größten Nutzen stiften zu können. Ohne solche Mittel fällst du Andern zur Last. — Glaube nicht, du könnest unwissend oder arm sein, und doch Andern nützlich dadurch, daß du für das Heil ihrer Seelen betest. — Traurige Gemeinnützigkeit, die sich auf deine eigene Trägheit gründet! Auch Jesus, auch seine Apostel beteten für uns, aber sie liessen es nicht dabei bewenden; sie arbeiteten, sie heilten Kranke, sie zogen unter vielen Mühseligkeiten durch die Welt und lehrten. Sie empfingen ihre Nahrung nicht unverdient in Sorglosigkeit und ruhiger Betrachtung. Wenn wir uns aber Mittel erworben haben, Andern nützlich werden zu können: dann sollen wir dieselben für Andere anwenden, und so viel wir für uns selbst entbehren können, für das gemeine Beste aufopfern.

Denn derjenige verdient keineswegs den Ruhm der Gemeinnützigkeit, welcher das, was er zum Besten der Stadt oder des Landes thut, aus eigenem Nutzen oder für Bezahlung verrichtet, sondern derjenige, welcher das gemeine Beste befördert, ohne Lohn dafür zu begehren.

Auch der Handwerker, der Kaufmann, der Gelehrte, der Staatsdiener, der Geistliche arbeiten nicht blos für sich, sondern für Andere. Allein darum können sie nicht gepriesen werden. Ihre Kunst, ihr Geschäft kann gemeinnützig sein, ohne daß sie es selbst sind. Ihre Arbeiten werden ihnen verhältnißmäßig bezahlt, oder sie empfangen für ihr Geschäft eine Besoldung. Sie haben ihren Lohn dahin! spricht Christus. — Keine Tugend ist um Gold feil. Tugend wird nicht mit irdischem Gold bezahlt.

Gemeinnützigkeit begreift jedesmal zugleich eine Aufopferung für das gemeine Beste in sich, so wie überhaupt keine Tugend da ist, ohne daß nicht eine größere oder geringere Selbstüberwindung statt findet. — Gemeinnützigkeit ist ja das Gegentheil von eigenem Nutzen. Es ist ein Sorgen für das Beste Anderer, und nicht für uns. Es ist das unentgeldliche Hingeben eines Theils von unsern Stunden, unsern Bemühungen, von unserm Eigenthum für das Wohl oder die Ehre unserer Familie, unserer Gemeinde, unsers Vaterlandes.

Wer zum Besten seiner Stadt oder seines Landes eine nützliche Unternehmung beginnt, oder unterstützt, in so fern dies Beginnen oder Unterstützen mit seinem eigenen Vortheil in keinem Widerspruche steht, der hat den Namen des Gemeinnützigen schlecht verdient. Nur der ist ein ächter Bürger, ein ächter Christ, welcher den gemeinen Nutzen seinem eigenen vorzog, oder welcher, wenn es nicht anders sein konnte, das Wohl Aller mit seinem eigenen großen Schaden erkaufte. Auch Jesus war gekommen, daß er diene, und sein Leben gebe für Viele.

Nur selten sind Anläße, wo wir der Wohlfahrt Aller unsere eigene, ganze Wohlfahrt hinopfern können. Aber gesegnet und willkommen sind dem Christen, dem Weisen die Gelegenheiten, da er sich für seiner Mitbürger Heil aufopfern darf. Es geschieht, wenn auf keine andere Weise Hilfe zu schaffen ist. Es geschieht, wenn es besser ist, daß ein Theil, als das Ganze untergeht. Es geschieht, wenn unser Untergang den Untergang von Tausenden verhütet.

Heil Euch, ihr Ehrwürdigen, ihr Erhabenen der Vorwelt, die ihr euch zum Heil der Welt oder des Vaterlandes dem gewissen Untergange großmüthig weihtet! Heil euch, o ihr Edeln, die ihr für die Wahrheit des Glaubens

die Märtirerkrone auf euer Haupt drücktet, oder die ihr für die Freiheit und das Glück des Vaterlandes in den ruhmvollen Heldentod ginget, oder die ihr, um Andere zu begütern und Andern ein frohes, zufriedenes Leben zu erwerben, freiwillig die Leiden der Armuth ertruget! Eure Namen glänzen ewig vor Gott, und ewig dauern sie im Andenken des menschlichen Geschlechts! Das begeisternde Beispiel ihrer Gemeinnützigkeit hebt das Gemüth noch nach Jahrtausenden.

Können wir diesem großen Beispiel nicht immer nachwandeln, weil Mittel und Gelegenheiten mangeln: wie zahlreich sind doch immer noch die Anlässe, um gemeinnützig handeln zu können! Strebst du nach Aemtern, siehst du unter deinen Nebenbuhlern einen ehrwürdigern, einsichtsvollern, thätigern Mann, als dich: tritt bescheiden zurück; er wird zum Wohl der Gemeinden oder des Landes das Amt besser verwalten, als du. — Dies ist die ächte Seelengröße, dies ist Gemeinnützigkeit, welche vor Gott gilt.

Ist ein Untenehmen im Werk zur Beförderung des Gemeinwohls oder der Ehre deines Wohnortes, deines Vaterlandes: biete freudig dazu die Hand, hilf dazu nach allen deinen Kräften. Frage nie: Wer will es thun? Wer ist derjenige, so es beginnt? sondern frage: Was soll geschehen? Was wird dadurch befördert? — Dann berechne den Nutzen, die Ehre der Mitbürger, nicht deinen Nutzen, nicht das Opfer deiner Bequemlichkeiten.

Ist des Vaterlandes Noth groß, wird es in Krieg verwickelt; erfordert es der Kräfte schweren Aufwand — dann will ich aus der Art deiner Klagen deine Denkart, dein Herz erkennen. Der Selbstsüchtige verzweifelt über die Last der Abgaben, über den Mangel des Verdienstes. Der Gemeinnützige klagt nicht so leicht über dasjenige, was er verliert; denn er kann sich einschränken, er nimmt Wasser statt des Weines, schwarzes Brod statt der Leckerbissen: aber schmerzlicher hören wir seine Klagen um die Noth seiner übrigen Mitbürger, seine Klagen um das, was seine Gemeinde, was sein Vaterland einbüßt. Denn er gehört nicht sich selbst so sehr als dem Vaterlande an.

Wie, mein Christ, du erstaunest über die Seelengröße, wie über einen göttlichen Fremdling, dem du noch nie begegnetest? — Siehe, eben diese rührende Herzensgüte, dies Dasein und Athmen für Mitbürger und Vaterland, dies und nichts Anderes ist wahres Christenthum, dies heißt in Gott wandeln und göttlich leben.

So gehe hin, so lebe. Erwirb dir die Himmelskrone hoher Gemeinnützigkeit. Fordere für das Gute, das du thust, nicht immer Lohn. Bringe deinen Mitbürgern zu ihrem Besten gern ein Opfer mit freudigem Gemüth. Hat dich Gott mit Reichthümern gesegnet: gehe hin, verbreite diesen Segen zum Theil durch nützliche Stiftungen und Anstalten über Tausende deiner minder reichen Mitbürger oder ihre Kinder. — Bist du nicht begütert genug, so hast du vom Schöpfer Talente anderer Art empfangen, du hast Kenntnisse oder Geschicklichkeiten. Erwarte keine Gelegenheiten, sondern suche sie auf, wo du zum Wohlstande und Nutzen, zur Ehre und zum Glanz der Gemeinde, in der du wohnst, oder des Vaterlandes beitragen kannst.

Der ist kein Christ, der noch nicht gelernt hat, gemeinnützig zu sein; — der ist noch nicht in und mit Gott, der noch nicht, wie Gott für das Weltall, als Mensch in seinem kleinen Wirkungskreise durch gemeinnützigen Eifer das möglichste Gute stiftete; — der hat noch nie den Himmel in seiner Brust getragen, der das Entzücken nicht gefühlt, wohlthätig für Viele mit eigener Aufopferung gewesen zu sein.

Jesus Christus, mein überirdisches Muster, o du Gemeinnützigster unter allen vom Weibe Gebornen, Christus, der Du für die Beseligung und Aufklärung des in Finstermiß liegenden Menschengeschlechts Dein eigenes Leben in den Opfertod darbrachtest, — Jesus Christus! sei Du mein tägliches Vorbild, meine Leuchte im dunkeln Gewühl des Lebens, meine Stütze, wenn mich die niedrige Selbstsucht vom Weg der Tugend und der wahren Christenlehren hinwegreissen will. — Ich weiß es, nur der Gemeinnützige kann einst mit dem süßen Bewußtsein sterben: Ich lebte hienieden nicht vergebens! Nur der Gemeinnützige kann mit dem süßen Bewußtsein leben: Ich thue, wie mein Heiland that! — Amen, daß ich's thun möge, daß ich einst so vollende! Amen.

38.

Oeffentlich Gutes wirken.

Matth. 5, 16.

Die meisten Menschen sind nicht sowohl lasterhaft und der Sünde Freunde, als sie vielmehr schwach sind, dem wankenden Rohr gleich, welches der Wind hin und her bewegt. Wäre der größte Theil der Sterblichen von jeher eines durchaus verdorbenen Herzens gewesen, die Welt wäre längst ausgestorben; das menschliche Geschlecht würde sich im Uebermaß der Laster und Verbrechen selbst ausgerottet haben. Aber in Allem hält noch das Gute dem Bösen, und selbst im Schlechtesten der Menschen irgend eine löbliche Eigenschaft den vielen verbrecherischen Neigungen das Gegengewicht.

Aber, so wenig man im Allgemeinen sagen kann, die Menschheit sei durchaus verschlechtert, zu allem Guten unfähig, von Natur aus lasterhaft und böswillig: eben so wenig kann man im Allgemeinen behaupten, die meisten Menschen seien für das Gute und Edle entflammt, tugendhaft, rechtschaffen. Nein, sie erheben sich nicht über das Gewöhnliche. Sie meiden gewöhnlich nur das Böse um der bösen Folgen willen, und sind des Guten Freunde, so lange die Tugend keine allzuschweren Opfer verlangt. So sehr man sich im allgemeinen Leben fürchtet, für schlechter als Andere gehalten zu werden, eine eben so große Scheu scheint Jedermann zu empfinden, besser, tugendhafter, edelmüthiger zu sein, als Andere. Man findet das Gewöhnliche am bequemsten, darum wird es geliebt. Man will jede Auszeichnung, im Bösen wie im Guten, vermeiden, um weder Abscheu noch Beneidung zu erfahren. So bleibt alles in der schwankenden, alltäglichen Mittelmässigkeit, ohne grobe Vergehungen, aber auch ohne Willen, ohne Kraft zu erhabenen, christlichen Handlungen.

Und wenn ich mich selbst prüfe, was muß ich wahrnehmen? Bin ich nicht auch einer von denen, die ihre ganze Klugheit darauf setzen, sich nicht auszeichnen zu wollen? Bin ich nicht auch von der Krankheit des Zeitalters angegriffen, die nur Mittelmäßigkeit sucht und hat? Habe ich nicht manches Gute, das ich wohl hätte thun

können und sollen, bloß deswegen unterlassen, um nicht auffallend zu werden? Habe ich nicht manches Böse, aber auch manches Gute und Nützliche unterlassen, aus Scheu vor dem Urtheil der Leute? Bin ich nicht mehr der Menschen, als Gottes Diener bisher gewesen? Galten mir nicht die kurzsichtigen Sterblichen, deren Urtheil ich selbst im Herzen als unvollkommen verachte, mehr, als der Ewige, dessen Urtheil und Beifall mir für heute und immerdar Alles ist?

Wohl sind viele, und gewiß auch gute Menschen schwach genug, daß sie das Bessere nicht thun, um nicht Aufsehen zu erregen, um nicht von boshaften oder alltäglichen Menschen mißdeutet zu werden. Sie scheuen es nicht, sich dem großen Haufen in seinen Thorheiten gleich zu stellen; aber fürchten es, ihm durch eine seltene gute Handlung, die Keiner nachzuthun Lust hat, auffallend oder lächerlich zu werden. Sie fürchten, man werde ihnen das, was aus des Herzens Fülle, aus des Geistes ganzer Ueberzeugung geschah, für Heuchelei, für Scheinheiligkeit auslegen; man werde nicht die Reinheit der That erkennen, sondern dahinter irgend eine versteckte Absicht, einen listigen Plan suchen. Denn daß man eigennützig und klug handle, traut Jeder dem Andern leicht zu, weil Jeder so thut oder thun möchte. Aber daß man ohne Eigennutz das Gute und Löbliche verrichte, bezweifelt fast Jeder, weil sich Wenige dazu fähig finden.

Bei dem allem schätzt doch Jeder das Lob gewöhnlich höher, was man dem Edelmuthe seines Herzens, als das, was man der Einsicht und Klugheit seines Verstandes zollt, während er in der Stille lieber klug als tugendhaft zu leben bemüht ist. Dieser scheinbare Widerspruch aber löset sich in dem verächtlichen Grundsatze der Menschen auf, daß ihnen am Urtheile der Menschen mehr, als an Gottes und ihrer eigenen innern Zufriedenheit gelegen ist, daß sie daher die Tugend und Seelengüte nur zu einem Werkzeuge ihrer Lebensklugheit machen, und zu einer glänzenden Hülle ihrer unreinen Denkart.

Viele rechtschaffene Christen, die den Spott der Menschen scheuen, aber darum das Gute nicht minder lieben, stellen sich öffentlich der Mehrheit der Menschen gleich, und üben das Gute im Stillen. Sie fürchten, durch öffentliche Handlungen ausgezeichneter Seelengüte sich in den Ruf der Heuchelei und des pharisäischen Wesens zu bringen. Sie schämen sich gewissermaßen ihrer Tugend vor den Leuten, und bringen ihr die schönsten Opfer im Verborgenen.

Ja, es ist des Christen Pflicht, nicht mit den guten Gemüthseigenschaften zu prangen, welche er besitzt; es ist des Christen Pflicht, nicht jede seiner nützlichen und edeln Handlungen, nicht jedes seiner wohlthätigen Werke vor den Menschen zur Schau auszubieten, um Bewunderung, um Lob zu ärndten; — aber es ist auch des Christen Pflicht, das Gute öffentlich zu lieben, öffentlich zu üben, wo es im Geheimen nicht geschehen kann, und wo die Kraft des Beispiels auch auf andere gute Seelen machtvoll einwirken kann!

Also lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, sprach Jesus Christus zu seinen treuen Geliebten, daß sie eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen. (Matth. 5, 16.)

So ermahnet uns unser göttlicher Lehrer selbst zu dem Muthe, jene niedrige Furcht und Scheu, jene falsche Scham vor dem Mißverstande der Welt abzulegen, und ganz wie wir sind, so gut, wahrhaft, wohlthätig, edelsinnig öffentlich zu erscheinen, wie wir es in der Verborgenheit wären. Die Welt soll unsere guten Werke sehen, auf daß sie auch durch ähnlichen Sinn und ähnliche Werke Gott preise.

Es ist zwischen dem Guten, welches der wahre Christ öffentlich zu bekennen und zu thun Muth genug hat, und zwischen dem, welches aus pharisäischem Sinn geschieht, ein eben so großer Unterschied, wie zwischen der Tugend selbst und dem Laster.

Der ächte Christ thut, was er Gutes verrichtet, öffentlich eben so anspruchlos, als im Verborgenen. Er will damit für sich nichts. Er thut nur, was er für recht und löblich hält, ohne sich darum zu bekümmern, ob man ihn deswegen auch loben, oder ob man seine edle Handlung mit allerlei Deuteleien verdächtig machen werde. Wie er das Gute aus Liebe zum Guten und zur Gottheit thut, so geschieht es vom Pharisäer aus wohlüberlegter Klugheit, nicht um des Guten willen selbst, sondern um irgend eines dabei zu gewinnenden Nebenvortheils wegen.

Der ächte Christ handelt nur dann öffentlich mit christlichem Adel, mit Seelengröße, so oft sich eine Gelegenheit entgegenbietet, wo er kann, wo er soll. — Der Pharisäer hingegen sucht Gelegenheit auf, um öffentlich zu glänzen, bereitet selbst Anlässe dazu vor, und handelt dann so, nicht wie er am weisesten und wohlthätigsten wirke, sondern am blendendsten für die große Menge, von der er beobachtet wird und beobachtet zu sein wünscht.

Der ächte Schüler Jesu, wenn er öffentlich seinen Jesum in Wort und Werk durch Thaten der Liebe und Gerechtigkeit zu bekennen hat, thut dies mit redlichem Gemüthe. Er weiß es nicht besser, er kann es nicht anders. Edel, wie sein Gedanke, wird auch seine That. Der Pharisäer aber will nicht sein, er will nur scheinen. Bei ihm handelt nicht das reine Herz, sondern der schlaue Verstand. Er ist nicht tugendhaft, sondern nur weltklug.

Der Nachfolger des Welterlösers begeht, wie in bescheidener Stille und Dunkelheit, so auch öffentlich, das Gute ohne Gegenforderung für sich. Er vertheidigt die Unschuld gegen die Habsucht des Ungerechten; er leistet dem Vaterlande Dienste, bringt ihm aus seinem Vermögen rettende Opfer, wird verachteter Wittwen und Waisen Schutz, hilft Unglücklichen, ohne sich darum zu bekümmern, ob ihm sein Schaden belohnt oder auch nur ersetzt werde. Eine gute Handlung kann weder mit Gold, noch mit Ordens- und Ehrenzeichen, noch mit dem Lobe der Zeitungen vergolten werden; sie kann so wenig belohnt werden, als Sterbliche Gott belohnen können. Denn das Gute ist Göttliches. — Der Pharisäer hingegen übt gute Werke; aber sie sind nur Mittel und Werkzeuge seiner Eitelkeit, seines Stolzes, seiner Habsucht, seiner Begierden, sich allerlei Anhang und Zutrauen zu verschaffen. Er spottet darüber im Herzen, Opfer zu bringen, die ihm nichts einbringen; er will das Beste des gemeinen Wesens nur befördern, sobald ihm unmittelbar auch ein Vortheil daraus erwächst; er will seine Tugenden nur an Zins legen, und für seine Werke mehr einnehmen, als er selbst ausgab.

Dies ist die Verschiedenheit des wahren und des Scheinchristenthums, des ächten Seelenadels und des pharisäischen Wesens.

Wohl gehört oft Muth dazu, ein Christ zu sein; es gehört oft eine ungewöhnliche Entschlossenheit dazu, selbst der Welt die ganze Reinheit seiner Denkart ohne alle Zweideutigkeit zu zeigen. Und gerade dann ist dieser Muth selbst eine Tugend, diese Entschlossenheit eine Pflicht der Religion, die uns über die schiefen Beurtheilungen gewöhnlicher Menschen, über den seichten Spott armseliger Witzlinge, über den Tadel der Klüglinge, welche Alles nur nach dem berechnen, was es einträgt, über die Verdächtigungen boshafter Gemüther erhebt.

Es ist oft leicht, im Dunkeln, wo uns Niemand bemerkt, eine schöne Handlung zu verrichten; aber noch ist es zweifelhaft, ob wir derselben fähig gewesen wären, im öffentlichen Leben, unter den Augen der Welt, wo wir mancherlei Vorurtheilen entgegenzukämpfen hatten. Aber die Tugend steht erst in halber Vollendung, wenn sie vor der ungünstigen Zunge der Menschen zittert, statt, des Irdischen uneingedenk, nur auf Gott zu blicken.

Der Mensch, welcher sich scheuet, auch öffentlich so gut zu sein und zu handeln, als er im Innern seines Herzens fühlt, gleicht einem, der im Verborgenen einen edeln aber unangesehenen Freund schätzt und liebt, dessen er sich aber in Gesellschaften vielleicht seines Kleides oder Namens willen schämt.

Es ist des Weisen Pflicht, auch vor den Leuten das Gute feierlich zu bekennen und zu üben, um eben so sehr durch unsere Thaten selbst, als durch die Macht des Beispiels auf die Welt zu wirken.

Ermahnungen und Lehren, so schön sie auch gesprochen, so rührend sie auch angebracht werden, wirken zuletzt immer nur auf den Verstand; aber das Beispiel, welches edle Seelen geben, ergreift mit göttlicher Gewalt unverdorbene Herzen, und führt sie zur Nachahmung. Können wir ohne tiefe Gemüthsbewegung die Geschichte einer edeln Handlung lesen oder erzählen hören? Fühlen wir nicht oft den unwiderstehlichsten Hang, eben so tugendhaft groß zu handeln? Ist es nicht das reizende Beispiel der Demuth und Seelengröße, der Selbstverläugnung und Welterrettungskraft, welches uns in der Geschichte Jesu immer am lebhaftesten erschüttert und zur Liebe des Göttlichen hinreißt?

Eben diese Macht des guten Beispiels über die Menschenherzen beurkundet im Allgemeinen die große Güte derselben; sie verbürgt es, um wie viel besser diese noch sein würden, wenn eine thörichte Blödigkeit, eine falsche Scham sie nicht oft zwänge, minder gut zu scheinen, als sie in der That oft sind. Hat nicht das edelste Beispiel, welches oft ein einzelner für Recht, Wahrheit und Edelsinn gegeben, oft ein ganzes Volk zur Begeisterung hingerissen? Sind nicht oft Millionen mit Entzücken der großen That eines Einzigen gefolgt, während vorher unter Millionen nicht Einer war, der Muth genug besaß, den Andern durch sein Beispiel Bahn zu brechen? Keiner wagte der Erste zu sein, wenn gleich alle im Verborgenen gleichgute Wünsche hegten.

Vielleicht droht die Gefahr, vielleicht Schmach und Verstoßung, wenn du, was recht, was wahr, was gut ist, zu üben unternehmen wolltest. Vielleicht droht dir der Haß mächtiger Gegner, wenn du dich der von ihnen unterdrückten Unschuld erbarmst. Vielleicht harret dein der Spott aller Bekannten, wenn du die Ehre eines allgemein Verkannten retten möchtest. Vielleicht gibt man dich für einen schlauen Heuchler aus, wenn du Ehrfurcht für Religion, Liebe zur Religiosität mitten unter sogenannten Aufgeklärten zu bekennen wagtest. Vielleicht belächelt dich die ganze Welt als einen Sonderling, wenn du kühn genug wärest, ihre nachtheiligen Thorheiten nicht mitzumachen. Aber laß sie lächeln, spotten, drohen, — und zeige du dich in der Kraft deiner Tugend. Bekenne muthig Jesum vor der Welt, das heißt, zeige entschieden durch Denkart, Wandel und That, daß du des Göttlichen Nachfolger seiest: so wird auch er dich einst bekennen. Verläugne ihn nicht: er wird dich auch nicht verläugnen. Der Reue heiße Thränen, welche Petrus weinte, als er in jener Schreckensnacht seinen verrathenen Freund verläugnete, werden nie auf deinen Wangen brennen.

Man soll das Gute um so mehr lieben, auch öffentlich zu thun nicht meiden, um so überzeugter man ist, daß durch das Beispiel desselben Gutes bewirkt oder Böses verhütet werden könne.

Wenn der Reiche und Wohlhabende, statt den Ueberfluß seines Vermögens in todter Pracht, in leeren Festen, in kostspieligen Zerstreuungen zu vergeuden, ihn nützlich zum Wohl seiner Mitbürger, zur Erhebung des gemeinen Wesens, zur Rettung ihrer sinkenden Familien verwendet: wer wird ihn tadeln? Aber wenn er, der vermittelst seiner Glücksgüter in allen irdischen Genüssen schwelgen könnte, diese verläugnet, und zur Einfalt der Sitten das erhabene Beispiel gibt; wenn er Aufwand meidet, um Andere nicht zu einer unnützen Prachtliebe zu verleiten: so gehört ihm doppelte Bewunderung. Er wirkt wohlthätig auf eine große Zahl seiner Mitbürger mit edler Selbstverläugnung um ihrer willen.

Wenn der Minderbegüterte sich das Entbehrliche abdarbt, um eine gemeinnützige Stiftung zu gründen oder befördern zu helfen, so ist es sein Beispiel, durch welches die Eigennützigkeit der Reichern beschämt und überwunden wird, indem sie ohne völlige Herzensverderbtheit sich nicht von einem weniger mit Erdengütern Gesegneten übertreffen lassen können.

Am dringendsten aber wird es denen zur Pflicht, öffentlich edel und groß zu handeln, auf deren Handlungen als Muster Andere zu sehen berechtigt sind. Aeltern sollen, was sie Gutes thun, im Angesichte ihrer Kinder thun, nicht um von diesen bewundert zu werden, sondern ihnen Muth zu tugendhaften Handlungen und zur Selbstverläugnung einzuflößen. Ihr Ruhm dabei ist gering, aber um so größer ihre Schmach, wenn sie Kinder ihre Laster, ihre Unanständigkeiten, ihre Zwietracht, ihre fehlerhaften Angewöhnungen schamlos erblicken lassen. — Die Lehrer des Volks, die Diener des Altars sollen in ihrem Wandel die Macht und Herrlichkeit dessen zeigen, was sie lehren: Größe im Unglück, Besonnenheit in der Freude, Enthaltsamkeit im Genuß, Unersättlichkeit in Vollziehung aller Berufspflichten, Ehrfurcht gegen Gesetze, Liebe und Gefälligkeit im Umgange. Sie sind noch keines Ruhmes würdig, wenn sie dies leisten: aber doppelt ist ihre Schmach, doppelt ihre Verantwortung vor dem Weltrichter, wenn sie im Wandel das Gegentheil ihrer Lehre sind, nachlässig im Beruf, geschäftig in Zerstreuungen, unmäßig im Genuß, ehrgeizig und neidisch gegen Bessere, kriechend gegen die Hohen, stolz gegen die Menge, erpicht auf Geldgewinn oder Anhang beim Pöbel, um sich den Bessern furchtbar zu machen. — Beamte, zur Vollstreckung des Gesetzes berufen, sollen öffentlich das Beispiel der Treue zum Gesetz geben.

Darum gebührt ihnen kein Ruhm; aber öffentliche Schmach lastet zehnfach auf ihnen, wenn von ihnen selbst das Beispiel der Pflichtverletzung, der Gewissenlosigkeit, der Untreue, der Leidenschaftlichkeit, der Irreligiosität gegeben wird.

Oeffentlich, wie im Stillen, wo mich Niemand sieht, als Gottes Auge, will ich meine Pflichten vollziehen; öffentlich, wie im Kreise der Meinigen, will ich Dich durch Gesinnung und That, o mein Jesus! bekennen. — Warum sollte ich mich durch falsche Scham verhindern lassen, Dir anzuhangen, Dir zu folgen, edel und göttlich zu denken und zu handeln, wie Du? Warum sollte ich mich schämen, den Willen meines Vaters im Himmel zu thun? Seit wann ist denn Recht ein Verbrechen, Unschuld eine Schande, Tugend ein Flecken?

Ja, durchdringe und erwärme und stärke mich, Strahl der Gottheit, heiliger Geist, daß ich ohne Menschenfurcht überall vor Menschen in der Wahrheit meines Herzens hintrete, und das Gute, Nützliche, Erfreuende, Gerechte thue, wo ich es immer vermag. Bin ich tugendhaft, so will ich es in allen Wegen sein. Nur der Verbrecher möge vor dem Hohn der Welt zittern; aber der Redliche steht höher als die Thorheit, welche noch oft das gemeine Urtheil beherrscht. Und würde ich auch zuweilen in meinem guten Willen verkannt: Du, o Allwissender! Du, o Herzenskundiger! verkennst meinen Sinn nicht. Und ärnte ich auch zuweilen Undank für meine Aufopferungen und Bemühungen — ich rechnete ja auf keinen Dank der Welt, auf keinen Lohn von Menschenzungen und aus Menschenhänden. Vollendung meines unsterblichen Geistes, Reinigung und Stärkung und Erhebung meiner unvergänglichen Natur, das Dir Aehnlicherwerden, o Vater, Vater im Himmel! — nur dies ist mein Ziel.

Wie das liebliche Abendroth nachzieht einer untergehenden Sonne: so begleitet einen edeln Menschen die schöne Wirkung eines guten Beispiels. O Gott, o Gott, könnte auch ich durch meine Handlungen andere gute Seelen zur Selbstthätigkeit erwecken; durch das Beispiel meines Lebens das Leben Anderer verherrlichen! So würde ich doppelt selig sein, selig in Andern, selig, mein Gott, in Dir!

39.

Des Christen Pflicht für Sitteneinfalt im Vaterlande.

Jes. 3, 17—26.

Lernt immer heller, was beglückt,
Was Menschen adelt, hebt und schmückt,
Was jedes Volk und jeden Staat
Erhoben und erniedrigt hat.

Es ist der Sitten Reinigkeit;
Es ist des Rechtes Heiligkeit;
Es ist, wenn du, Religion,
Die Hütte schmückest und den Thron!

Fürsten klagen die Entartung ihrer Völker an; Völker die Leidenschaften, den Ehrgeiz, die Ueppigkeit ihrer Fürsten. Wie viel Jammer schreit von der Erde hinauf zum Himmel.

Aber woher dies allgemeine Elend der Welt? —

Ist dies Strafe Gottes für die Sünden der Völker und Fürsten? — Wie schrecklich wäre diese Strafe! Wie schrecklich der richtende Gott! — Ja, und es ist die Hand Gottes, welche uns straft; Gott hat gerichtet!

Denn also hat es die Weisheit des Weltordners gestiftet, daß Verderben von aussen die Folge des Verderbens von innen wird; daß böse Sitten böse Zeitalter gebären; daß einzelne Menschen, daß ganze Nationen, wenn sie die Bahn der Einfalt und Natur verlassen, wenn sie den Gesetzen der Vernunft entsagen, wenn sie dem Willen Gottes, durch Jesu Mund ausgesprochen, Hohn bieten und mit thierischer Klugheit in thierischer Selbstsucht verderben, untergehen müssen, Selbstmördern gleich, in den Qualen sich selbst bereiteter Gifte.

Gott legte zum Wahnsinn der Sünde die Schmerzen der Strafe; aber der Mensch ist es, der mit der Sünde seine Strafe ergreift. Dies ist die Erfahrung des Menschenlebens; dies der Inhalt in der ganzen Weltgeschichte; dies das Geheimniß der göttlichen Weltordnung.

Und können wir es läugnen, welche Tage der Sünde, der Selbstsucht, der Wollust, der Eitelkeit, der Erschlaffung, den Tagen allgemeinen Elendes immer voranginge? Umringte nicht das Laster viele Thronen, wie es viele Hütten anfüllte? — Die vernachlässigte Jugend der Großen sah an Höfen die ekelhaften Künste der Wollust, der Ueppigkeit, der Zerstreuung, des Neides, des Hochmuths, der Schmeichelei. Dort hob Vorurtheil, Verwandtengunst, Eigennutz den Verdienstlosen, auf obrigkeitliche Stühle. Hier trieb der Gesetzgeber, der Wächter öffentlicher Ordnung, schamlos Ehebruch; dort lächelte der bestochene Richter günstig auf die ungerechte Sache hinab. Hier wetteiferten die niedern Stände mit den höhern in Prachtaufwand, Schwelgerei, kostspieligen Lustbarkeiten, Titeln und Ansprüchen; dort wetteiferten die höhern Stände mit den niedern im Schwelgen, Saufen, Spielen, Verleumden, Zanken und zügellosen Wesen. Hier stellte sich der Leichtsinn lächerlichen Unglaubens an die Stelle der verstoßenen Religion; dort Schlauheit, Lust und Lebensklugheit an die Stelle der Seelengröße und Tugend. Hier lehrten schamlose Schriftsteller öffentlich der guten Sitten spotten; dort trieben Geistliche ihren heiligen Beruf wie ein lästiges Frohnwerk, traten unbereitet vor verwahrlosete Gemeinden, und machten ihnen den Tempel Gottes zum Wohnort der Langeweile, statt der Tugend und Seelenerhebung. Hier verfolgte man den redlichen Eifer und das Gemeinbeste, spottete des Ehrlichen als eines Thoren, des Gewissenhaften als eines Unklugen, des Menschenfreundes als eines schlauen Heuchlers; dort beugte man sich knechtisch vor dem Triumph des Unterdrückers, küßte mit Ehrfurcht die Hand, welche Wittwen, Waisen und Arme bestahl. Hier fehlte es am Nothdürftigsten, wenn der Schatz der Reichen zu gemeinnützigen, vaterländischen Unternehmungen angerufen ward um mächtige Unterstützung; dort strömten Goldsummen und Ueberfluß zusammen, wenn zu prachtvollen Lustbarkeiten leichte Winke geschahen. Feine Sitten hatten mehr Werth, als gute Sitten. Klugheit galt mehr, als Lebensweisheit; Pracht mehr, als Einfalt; Schmeichelei mehr, als Verdienst; und Eigennutz mehr, als Vaterlandsliebe. So sehr ward Alles verkehrt, daß selbst die Worte ihren Sinn änderten, und die Laster den Namen der Tugend, Tugenden die Benennungen der Fehler empfingen. Schamhaftigkeit hieß Ziererei, aber Frechheit liebenswürdig. Die Weisheit der Religion hieß Aberglauben des Pöbels, aber Spott des Allerheiligsten hieß

Weisheit. Aufopferung für das Gemeinwohl hieß Narrheit; hinterlistige Umtriebe der Selbstsucht wurden als Klugheit geehrt. Der Glaube an Tugendsinn, an reines uneigennütziges Wollen, war verschwunden; man war zufrieden, Andere für verderbter halten zu können, als sich selbst.

Wie denn? täusche ich mich? — Ist dies Gemälde von den Sitten des Zeitalters, besonders von den Sitten derjenigen Stände zu dunkel, welche durch höhere Ausbildung über die untern hervorzuragen meinen? O daß ich mich irrte!

Wohl gebrach es nie an einzelnen Edeln, die dem Strom des allgemeinen Verderbens rühmlich widerstanden. O, es sind Hunderte, es sind Tausende, denen die Tugend noch ein ehrwürdiger Name, denen die Religion noch ein Heiligthum ist; noch Tausende, denen ein reines Herz höher gilt, als alles Gut der Welt; — aber sie Alle verschwinden zu einem Nichts in der ungeheuern Zahl des gemeinen Haufens der Verderbten.

Das Band aber, welches Völker zusammenknüpft, ist ein geistiges Band, wie dasjenige, welches die Glieder einer einzelnen Familie verknüpft. Diese Bande bestehen aus Meinungen, aus Empfindungen, aus Bedürfnissen. Wenn aber alle Bande der Religion, der Herzenstreue, der Sittlichkeit zerrissen sind; wenn sich die Menschen nur noch gegenseitig dulden, weil sie einander nöthig haben, nur Gesetze befolgen, weil ein Schwert droht: was ist dann eine Familie, ein ganzes Volk? Es ist ein Leichnam ohne Seele, der allgemach in sich selbst zerfällt. Er stürzt bei der ersten Erschütterung von aussen in Asche zusammen. Verdorben, wie die einzelnen Menschen im Volke, handeln dann auch die Völker gegen Völker. Dann ist Ehrfurcht vor Verträgen verschwunden; dann findet für Ehrfurcht vor fremdem Glück nur Begierde nach demselben statt; dann hofft man, ein guter Ausgang müsse das schändlichste Unternehmen heiligen. Dann gilt vor dem Fordern und Gebieten der Selbstsucht kein Menschenrecht, kein Völkerrecht, kein Vertrag, keine Billigkeit.

So ist es gekommen! So erfüllt sich das Wort des Herrn, welches jeder tugendlosen, durch Ueppigkeit und Selbstsucht entkräfteten Nation durch Jesaias zugerufen ward: „Dein Pöbel wird durch das Schwert fallen, und deine Krieger im Streit. Und ihre Thore werden trauern und klagen, und sie wird jämmerlich sitzen auf Erden.“ (Jes. 3, 25. 26.)

Aus der Verderbtheit des menschlichen Gemüths quillt alles Uebel der Welt; aus dem Uebel entspringt wieder das Gute. Sittenlosigkeit und Selbstsucht erzeugen den Untergang der Völker und den vernichtenden Krieg; der Krieg aber führt zur Strenge und Einfalt der Sitten, die Noth wieder zur Bürgertugend und zum Christensinn zurück.

Ach, daß mein Wort wie die Stimme eines Engels an das Herz der Völker dringen könnte, daß es die Millionen leidender Menschen hören möchten! Richtet das zerstörte Heiligthum wieder auf; zündet die erloschene Menschen- und Vaterlandsliebe wieder an; ehret die Tugend wieder durch Gedanken und Thaten; führt die Einfalt der Sitten wieder in eure Städte und Dörfer zurück — barmherzig ist Gott, und das Elend der Welt wird verschwinden.

Aber schwach ist des Sterblichen Wort, und eines Engels Stimme würde das unbeugsame Gemüth des Menschen nicht anders lenken. Darum walte Gott. Die Macht unwiderstehlicher, eherner Schicksale allein treibt das widerspenstige Geschlecht in die heiligen Ordnungen der Natur, Wahrheit und Tugend zurück. Es sieht erst Ströme Blutes, zerstörte Städte, zerrissene Völker, zerschlagene Thronen, ehe es von den Träumen seines Wahnsinns erwacht; es sieht erst Flammen drohen über Palast und Hütte, ehe es vom Rausch der Selbstsucht zum nüchternen Gemeinsinn übergeht. — Es walte Gott. Was er nur thut, ist wohlgethan.

Aber die schrecklichen Zeichen der Zeit, das Seufzen des Vaterlandes, die Leiden der Nationen erinnern den Christen, auf die Quellen des großen Uebels hinzublicken, und kräftig durch Wort und Beispiel das Bessere zu bewirken. Er sucht in seinem häuslichen Kreise, in seinen bürgerlichen Verhältnissen die bessern Zeiten wieder hervorzurufen. Er will es, denn Gott gebent's. Er kann es, wenn auch nur so weit seine eigenen Kräfte gehen. Er scheut sich nicht, es zu thun; denn das Göttliche muß endlich aufhören, Scham zu erregen, da die steigende Noth hart genug und immer strenger die Verirrung der Menschen züchtigt.

Und wie kann es der Christ? — — Er kann es, indem er im Vaterlande die verlorene Einfalt der Sitten wieder herzustellen und zu befördern der Erste ist.

Einfalt der Sitten ist Vermeidung alles dessen im Denken, Thun und Leben, was einen Hang zur Selbstverweichlichung, zum unnützen Glanz durch Aussendinge verräth oder begünstigt, als wodurch zuletzt das Wesen vergessen wird über das Scheinen, und der Geist und seine Kraft über das Schwelgen im Sinnlichen. Es äussert sich die Einfalt der Sitten durch Wahrheit des Gedankens, der die Künste der Verstellung verschmäht; durch Rechtlichkeit im Handeln, nicht wie es besser scheint, sondern wie es besser ist; durch einfache Stillung sinnlicher Bedürfnisse, weil diese nur für Weichlinge und Thoren das Wichtigste sein können.

Sitteneinfalt steht entgegen der Sittenverderbtheit, der Ueppigkeit, der Zerstreuungssucht, dem unmäßigen Prachtaufwand, dem Bemühen, anders, besser oder mehr zu scheinen, als man ist, der künstlichen Lebensart, welche die Ordnung der Natur ändern möchte, und alle Güter der Welt, alle Früchte eigenen Fleißes, alles was dem Menschen wünschenswürdig dünkt, in Werkzeuge der Eitelkeit und Sinnenlust verwandelt.

Durch Sitteneinfalt ist Wohlstand, Reichthum und Ansehen zahlreicher Familien gestiftet worden; durch Ueppigkeit, Verzärtelung und Aufwand gingen mächtige Geschlechter zu Grunde. Sitteneinfalt machte oft kleine Völker mächtig, frei, ehrwürdig; Sittenverderbniß stürzte große Nationen in Sklaverei. Die Geschichte der Welt ist reich an furchtbaren Beispielen in der Lehre, die sie ertheilt; und ihre Lehre ist nur ein Hinweisen auf die Gesetze der ewigen Weltordnung Gottes.

Wie aber Einfalt der Sitten, das heißt, bescheidener, gerechter Sinn und Mäßigkeit, solche Wunder wirken könne, ist kaum einer Erklärung werth. Denn der Mann, oder das Volk, welches bei der Einfachheit seiner Lebensweise unabhängig von tausend künstlichen Bedürfnissen und sinnlichen Genüssen ist, besteht in wahrer Freiheit; hängt von keines Fremden Gunst und Beifall ab; ist sich selbst genug; wird von den Schwächern und durch Sinn-

lichkeit Verweichlichten, wenn auch nicht beneidet, doch gefürchtet oder bewundert.

Hingegen wo der größte Theil des Volkes durch Ueppigkeit, Verwöhnung in allerlei erkünsteltem Lebensgenuß weichlich geworden; wo schon der bloße Name des Krieges ein Schrecken, und die Entbehrung der sonst zum Lebensunterhalt entbehrlichsten Dinge eine öffentliche Noth erregt: da ist das ganze Volk noch früher geschlagen, als das Heer, da wird die Freiheit der Enkel um einen Gaumenkitzel, und seinern Kleiderstoff, um Judas Silberlinge gleichgültig hingegeben.

In der Sitteneinfalt herrscht bescheidener Sinn. So wenig der Christ seinen höchsten Ruhm in bloßen Spielen des Zufalls, im schwelgerischen Gastmahl, im glänzendern Wohnhause, im kostbaren Gewande findet, sondern im Adel des Geistes, in Seelengröße: so auch ein ächt christliches Volk. Nur aus dem Schlamm der Ueppigkeit, Völlerei und Prunkliebe steigt die weibische Eitelkeit, die falsche Ehrfurcht, die prahlende Ruhmredigkeit. Nur Völker von verderbten Sitten, ohne Gefühl für Wahrheit und Recht, beleidigen durch Uebermuth, mißhandeln stolz den Schwächern, und prangen, statt mit eigenen Tugenden, mit dem Namen ihrer Väter. Aber es ist kein Laster, welches nicht endlich den Rächer findet, und kein Uebermuth, welcher nicht endlich in Schanden aufgelöset wird.

Einfalt der Sitten ist Gerechtigkeit des Sinnes, das heißt: wo noch die Sitten unverdorben sind, da herrscht gesundes Urtheil, unverkünstelter Geschmack, richtige Ansicht dessen, was sein müsse, damit das Vaterland wohl bestehe. Wo die Sitten unverdorben sind, da fordert der Leib noch nicht größere Sorge und Pflege als der Geist; da hält sich noch jeder Einwohner des Landes für sein Vaterland geboren; da schätzt der Bürger sein Eigenthum noch nicht höher, als das Glück des Vaterlandes; da hält er die Gesetze noch werther, als seinen Vortheil; da findet er es noch billig und recht, daß jeder Einzelne sich freudig für das Beste Aller zum Opfer bringe; — da ist folglich der Staat noch ein festes Ganzes, das Volk noch ein treuverbundenes Brüdergeschlecht. — Wo aber Sitteneinfalt verschwunden ist, wo Armuth wie ein Verbrechen verachtet wird, wo jeder nur die ganze Zeit und Kraft des Lebens anwenden muß, um immer genug zu haben, den nöthigen Aufwand zu bestreiten: da verliert sich zuletzt aller Sinn für das Edlere; er wird durch Nahrungs- und Gewinnsorgen niedergedrückt. Da arbeitet und ringt Jeder nur für sich. Da wird Eigennutz nothwendig erachtet. Da will die Selbstsucht jedes Einzelnen von keinen Opfern zum Besten anderer hören. Da wird gleichsam jedes Haus zum besondern Staat im Staate. Da gehorcht man den Gesetzen nur aus Zwang, nicht aus froher Ueberzeugung. Da gilt Ausgelassenheit für Freiheit, Unterdrückung des Schwächern für Hoheit. Da beneiden und befeinden sich die verschiedenen Stände um kleinlicher Vorzüge willen — genug, alle Uebel des Eigennutzes und der Selbstsucht wüthen durch den kranken Körper des Staates, verzehren seine Kraft, lösen seine Verbindungen auf und beschleunigen seinen Fall. Feigheit und Verrätherei bieten am Tage der Gefahr die Hand zum Untergange eines Landes, das Keiner mehr als Vaterland zu lieben gewohnt ist. Denn jeder liebt nur sein eigenes Haus, sein Vermögen, sein Leben. Zufrieden, wenn ein Jeglicher nur das Seinige retten und erhalten kann, ist Jeder unbesorgt für die Rettung des Ganzen, für die Rettung der Freiheit und Ehre des Volks und der Vorwelt.

Die Schicksale aller Völker sind sich zu allen Zeiten darin gleich gewesen, daß durch strenge Sitten, Vaterlandsliebe und Eintracht kleine Völker groß, die Schwachen mächtig, die unbekannten berühmt und herrlich auf Erden wurden; daß hingegen durch Sittenverderbniß, Gleichgültigkeit gegen Gesetz und Vaterland, durch Selbstsucht und innere Uneinigkeit große Völker vernichtet, mächtige von Fremdlingen unterjocht, und durch die Thaten der Vorältern berühmte in Schmach und Elend gestürzt wurden.

Und was vor Jahrtausenden an den Völkern geschah, das geschieht noch am heutigen Tage; denn noch hat das Gesetz göttlicher Weltordnung zu herrschen nicht aufgehört!

Nur Eins bleibt in schweren Zeiten: Vertrauen auf Gott, und starken Muth, des Vaterlandes Ehre, des Vaterlandes Wohlstand wieder aufzurichten, indem jeder Einzelne in seiner Art nach allen Kräften dazu beiträgt. Und wer es kann, der *soll* es, denn er ist ein *Christ*. Und wer es will, dem wird Gottes Beistand nahe sein.

Und was kann ich in meinem häuslichen Kreise, in meinen beschränkten bürgerlichen Verhältnissen für Vaterland und Menschheit thun? — Du kannst das *Wichtigste*, du kannst *Alles* leisten. Werde deinem Hause, werde deiner Stadt, deinem Dorfe, deinem Lande das rührende Beispiel des Muthes, der Treue, der Liebe fürs Vaterland, der Entsagung, der strengsten Sitteneinfalt! Dein Beispiel wird die Begeisterung Anderer entzünden. Alle Edeln werden dir gleich thun. Man wird die Wahrheit des göttlichen Wortes lebendig erkennen: *Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben.* (Spr. Sal. 14, 34)

Laß es nicht bloß dabei bewenden, Sitteneinfalt zu rühmen und anzupreisen. O wie viele sind dieser Prediger, die eifrig das Edle loben, aber selbst nicht ausüben mögen! Wie viele sind, welche den Aufwand der Großen tadeln, aber sich selbst einer andern Art Weichlichkeit ergeben, die wohlfeiler ist! Wie viele sind, welche die Feigheit dieser oder jener Krieger tadeln, aber selbst keinen Muth haben, für das Glück des Vaterlandes auch nur das geringste Opfer zu bringen! Wie viele sind, welche den Leichtsinn, die Wollust, die Verzärtelung der Menschen schelten, aber selbst einen guten Tag durchleben mögen, wie sie es nennen! — Geh hin, nicht um Sitteneinfalt zu predigen, sondern um sie zu üben.

Entwöhne deinen Leib von allen entbehrlichen Bedürfnissen! Lerne dich selbst verläugnen und unabhängig von Aufsendingen machen: so ist dein Herz frei, so ist dein Geist ohne Fesseln. Du gehörst dann erst dir selbst, und nur wer sich selbst gehört, kann über sich verfügen, kann sich dem Vaterlande, kann sich Gott weihen! — „Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon!“ spricht Jesus Messias. (Matth. 6. 24.)

Entwöhnung des Leibes von entbehrlichen Bedürfnissen macht den Geist frei, und dies ist die Grundlage des wahren Christenthums. Dahin deuten Jesus und die Apostel, wenn sie uns zurufen: Ihr sollet nicht Knechte sein, sondern Freie; ihr sollet das Fleisch tödten, sammt den Lüsten und Begierden.

Wer für sich selbst wenig oder nichts bedarf, ist bei seiner einfachen Lebensart zu jeder andern Tugend fähig; er ist von den Launen der Menschen, von dem Wechsel der Schicksale unabhängig: ist ein Gegenstand der Verehrung. Denn die Sterblichen schätzen, und mit Recht, nur denjenigen hoch, der durch eigene Kraft dasteht; wer aber von ihnen abhängig ist, den verachten sie bald.

Wer für sich selbst wenig oder nichts bedarf, der kann für Andere desto mehr sein und leisten. Er, mit Wenigem zufrieden, hat jederzeit Ueberfluß, Andern zu helfen. Was er sich versagt, ist sein Gewinn für die Menschheit, für das Vaterland.

Dies heißt Sitteneinfalt üben! — Nicht bloß dem Reichen, dem Bemittelten, sondern selbst dem Armen und Bedürftigen gilt dies Wort. Denn man suche doch nicht Einfalt der Sitten bei den Armen, denen sie oft mehr als den Reichen fehlt. Sie können sich freilich nicht in köstliche Gewänder hüllen, oder in Gastmählern und Lustbarkeiten große Geldsummen vergeuden, die edler anzuwenden wären: aber Verschwender sind sie so oft mitten in ihrer Armuth. Sie sind Sklaven ihrer sinnlichen Lüste, wie die Reichen, und befriedigen ihre Begierden nur mit geringen Mitteln. Für Trunk und Spiel, für Näscherei und Gaumenkitzel, für Aufwand in Kleidern, in Geräthen, für Lustbarkeiten niedriger Art verschwenden sie das Ersparte, und darben Tage lang wieder am Nöthigsten. Hier ist keine Sitteneinfalt, kein Christenthum, sondern Sklaventhum des Geistes, Sinnenlust, Verderbniß der Sitten, dies ist das Volk, durch welches ein Staat untergehen kann.

Entwöhne deinen Leib von allen entbehrlichen Bedürfnissen, und setze deinen Stolz darein, dir mit dem Einfachsten und Nothwendigsten genügen zu lassen. Unverzärtelt, abgehärtet, unabhängig, kräftig, bewahrest du mit der Gesundheit des ungeschwächten Leibes ein freies, kräftiges Gemüth, zu jeder großen Handlung bereit.

Zeige deinen Reichthum oder auch deine Wohlhabenheit nicht in dem, was du genieſſest, sondern in dem, was du für Andere thust.

Das ist das Kennzeichen tiefen Sittenverderbens, daß Jeder seinen Wohlstand oder Reichthum vor andern Menschen glänzen lassen will, indem er sich prächtiger schmückt, sein Hauswesen kostbarer einrichtet, seinen Tisch mit theurern Speisen und Getränken besetzt, als ein Anderer. Solchen Menschen — ach, Christen, Jesu Nachahmer nennen sie sich — ist es kaum denkbar, daß man sein Vermögen noch schöner anwenden könne. Was haben wir davon (sprechen sie mit ihrer thierischen Selbstsucht), wenn wir es nicht genieſſen? Thöricht wäre es, wenn wir darben und, was wir vermögen, Andern zukommen lassen wollten; man hätte ja nur keinen Dank davon!

Elende Sterbliche, also nur des Dankes willen wollet ihr Gutes thun? So wollet ihr denn euern Lohn dahin haben? — Nun, ihr habet ihn dahin! Wer nicht Christ genug ist, selbst dem Undankbaren wohl zu thun, selbst zum Besten seines Feindes Opfer zu bringen, der nenne sich nicht Gottes Kind, nicht Jesu Freund! — Gehet hin, prauget mit euerm Erwerbe oder Erbtheil; verzärtelt euern Leib; versaget euern Gelüsten wenig; verführet Andere durch euer Beispiel: ihr habet euern Lohn dahin!

Der Christ, dem Sitteneinfalt lieb ist, gewährt edeln Gemüthern einen rührenden Anblick. Gewohnt, einfach zu leben, versagt er sich selbst, was keine Nothwendigkeit ist. In seinen Kleidungen herrscht schöne Anständigkeit ohne Aufwand; in seinem Hause gilt Reinlichkeit für Pracht, Ordnung für Kostbarkeit. Er will gesunde Nahrung; keine Näscherei, kein Schwelgen. Er gönnt dies niedrige Vergnügen thierisch verwöhnten Menschen. — Andere haben vielleicht mehr Vergnügen, als er, dennoch ist er reicher, als sie. Denn weil er weniger bedarf, bleibt ihm immer ein Ueberfluß. Jene, die vieles zu ihrem Aufwande nöthig haben, können nichts entbehren. Er ist reicher, als sie, und hilft Mitbürgern, wo es Noth thut; Jene können es nicht. Er unterstützt mit dem, was ihm entbehrlich ist, jedes gemeinnützige Unternehmen, oder was seiner Stadt, seinem Vaterlande ehrenvoll ist. Er weiß, er bekennt es gern: was er hat, das hat er durch sein Vaterland, durch Gott; — er weiht einen Theil des Seinigen dem Vaterlande und Gott wieder! — Er zeigt seinen Reichthum, wie Jesus einst den seinigen zeigte. Der Gottmensch lebte in hoher Sitteneinfalt, ohne äusseres Gepränge; aber Tausenden, Millionen that er Barmherzigkeit. Ihn schmückte nicht Gold und Purper; aber Könige empfingen Seligkeit von ihm. Ihn sah man nie bei glänzenden Gastmählern schwelgen; aber Tausende sättigte er. Und als die Welt ihm voller Undank Alles enteiß: als ihm Freunde und Verwandte, als ihm Freiheit, Obdach und Kleider geraubt waren; als ihm in den letzten Lebensstunden menschliche Grausamkeit sogar den Tropfen kühlen Wassers versagte, seine lechzende Zunge zu netzen — als ihm nichts mehr gehörte; da gab er am Stamme des Kreuzes noch sein Blut hin für die Seligkeit des menschlichen Geschlechts!

Einfalt der Sitten soll auf Einfalt des Gemüthes gegründet sein; — nicht blos Ziererei, sondern immer eine schöne Wahrheit, nicht bloß ein Deckmantel des sparenden Geizes, oder der Ruhmliebe, sondern lebendiges Gefühl. Denn nur ein unverdorbenes, reines Herz liebt wahrhaft unverdorbene, reine Sitten; nur ein edles Gemüth schämt sich des Prangens, des Zurschautragens, des Gern- und Vielscheinens; es zeigt sich lieber selbst.

„Schlecht und recht leben" war einst der Wahlspruch unserer Väter, als Sitteneinfalt noch ehrwürdig war, das heißt: man soll handeln, wie man spricht, und sprechen, wie man denkt, ohne Argliſt, ohne Gepränge. Einfalt des Gemüths heißt Natürlichkeit und Wahrheit des Herzens. Ekel vor allerlei Künstelei, durch welche man für mehr gelten möchte, als man in der That ist.

O Christen, Christinnen, denen Gott und Ewigkeit, denen die Wohlfahrt des Vaterlandes und der Nachkommen theuer ist — könnte meine Stimme euer Herz erschüttern und zu einem großen Entschluß bewegen, — zu dem Entschluß, der Ewigkeit und des Vaterlandes würdig zu sein, — zu dem Entschluß, mitzuwirken, daß Jeder in seinem Kreise zur Einfalt der Sitten zurückkehre, — zu dem Entschluß, allen Schein zu meiden, und wahrhaft und natürlich zu sein, — zu dem Entschluß, das Entbehrliche zu entbehren; einfach, mäßig, sparsam zu sein im Hause, um desto hilfreicher zu sein, wo es Noth thut; sich den Ueberfluß zu versagen, um dem Mitbürger, um dem Vaterlande etwas Nützliches leisten zu können; arm zu leben, um wie ein Reicher handeln zu können; karg zu

sein in schönen Worten, verschwenderisch in edeln Thaten, redlich in der Aussage, treu im Versprechen, bescheiden im Fordern, groß im Geben.

Väter, Mütter, verbannet aus euern Häusern den todten Glanz des Aufwandes, und führet den Glanz bürgerlicher Tugenden, erhabenen Christensinnes ein! — Glänzet nicht durch das Fremde, sondern durch eure große Denkart, durch euch selbst! — Gebet euern Kindern das rührende Beispiel von der Einfalt euerer Sitten und von der Ehrbarkeit eurer Gemüther: wie ihr euch selbst versaget, um Andern gewähren zu können; wie ihr euern eigenen Glanz weniger, als den Wohlstand und die Ehre euerer Stadt, eures Landes, schätzet.

Wenn es Tausende bekennen, das heutige Menschengeschlecht sei verdorben — so zeihet sie der Lügen! Ihr seid noch nicht verdorben, wenn ihr eure Nachkommen rettet.

Gewöhnt eure Kinder zur Enthaltsamkeit, zu strenger Zucht. Härtet ihren Leib ab durch Entbehrungen, und stärket ihren Geist, während ihr die Gesundheit ihres Körpers dauerhaft machet. Verführet sie selbst nicht zum Gefallen am Kitzel ihres Gaumens durch Leckerbissens, zur Weichlichkeit in Wohnung und Geräthen, zum Stolz auf Kleiderschönheiten. Wehe, ihr wisset nicht, was das Verhängniß über sie beschlossen hat! Lasset sie keinen Werth in Aussendinge setzen, sondern in Selbstständigkeit, innere Kraft, Aufrichtigkeit und Edelmuth, Lehret sie die Wahrheit ehren, unterrichtet sie nicht in Künsten der Verstellung. Es wird die Zeit kommen, da ihnen Klugheit gebietet, wo Vorsicht vonnöthen ist. Aber herrlicher ist noch, durch Redlichkeit zu verderben, als durch Schleichwege und Heuchelei emporzukriechen und über das Bessere zu siegen. Gewöhnet sie, daß ihr Körper zu jeder Entbehrung willig sei, vor keinem Ungemach scheu werde; daß ihr Herz, ihr Geist die höchste Sorge ihres Lebens werde.

O Vater, o Mutter, die du bei diesen Zeilen vor deiner eigenen Schwachheit erröthest, vielleicht die allzuzärtliche Pflege deines Kindes entschuldigen willst — du hast Verderben deinen Kindern bereitet! Sie sind nicht bösen Gemüthes, aber durch dich sind sie schwach, sinnlich, sich selbst verzärtelnd geworden — so sind sie zu jedem Unglück reif. Sie sind es durch dich! Erinnere dich, daß dies Leben seine Stürme habe; womit hast du dein Kind dagegen bewaffnet? Erinnere dich, daß diejenigen, welche durch Gottes Beistand auf Erden Ruhm und Glücksgüter erworben, Stifter angesehener Familien wurden, nur durch ein Strenges Schicksal und ein unverzärteltes Jugendleben zum Gipfel ihrer Wünsche gelangten!

Es ruft uns das Vaterland unter Blut und Thränen zur Einfalt, zur Gerechtigkeit des Wandels zurück. Nur Gerechtigkeit erhöhet ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben! — Nur unsere Selbstsucht, nur unsere Weichlichkeit, unsere Ueppigkeit ward unser Verderben, und zerstörte den Ruhm unserer Väter.

Es ruft uns die Stimme Gottes, die Stimme Jesu zu jener Einfachheit der Sitten, zu jener Reinheit des Gemüths, welche wir an dem Erlöser bewundern, und die das Kennzeichen des wahren Christen ist. — Warum soll dies Kennzeichen nicht auch mein Eigenthum werden? — Es soll es! Ich will mich in meinen Bedürfnissen einschränken; ich will mir das Entbehrliche versagen; und mag ich Andern arm scheinen, wenn ich dann nur gegen Hilfsbedürftige oder zur Ehre meines Vaterlandes reich handeln kann. Ich will nicht mit äusserer Noth zu glänzen suchen, sondern mit einem Sinn, der in der Ewigkeit Werth behält. Ich will für meinen Leichnam keine kostbaren Gewänder fordern, so lange unter meinen Mitbürgern noch Elende sind, denen Lumpen fehlen, ihre Blöße zu decken. Ich will keine Leckerbissen, so lange noch Hungrige im Lande sich und ihren Kindern kein Brod geben können. Ich will keine Kleinodien, keine Perlen, so lange noch Thränen des Dankes und der Freude durch Wohlthaten zu ärndten sind. Ich will theuern Lustbarkeiten und kostspieligen Vergnügungen entsagen, so lange noch das Vaterland verachtet und ruhmlos daliegt.

Gott, o Gott! Nur Muth, nur Muth gib mir, daß ich's vollbringe! — Wenn mich auch Menschen verkennen werden, Gott, du Erforscher der Seelen, Du verkennst mich ja nicht. Ich will, ich muß! Ich fühle es, ich soll es Dir, o Gott, ich soll es dir, o mein Vaterland.

40.

Der fremde Religionsgenosse.

Ap. Gesch. 10, 9 — 36.

Bereit, Dich dem zu offenbaren,
Den Sehnsucht drangt, sich Dir zu nah'n,
Nimmst Du von allen Völkerschaaren
Gebete, Lieder, Opfer an.
Ohn' einen Strahl von Deinem Licht
Ist keines Menschen Angesicht.

Zwar leben wir nicht mehr in jenen finstern und schrecklichen Tagen, da sich noch die Menschen von verschiedener Religion um dieser Religion willen verfolgten; da man ihres Glaubens willen unschuldige Greise und Männer, Weiber und Töchter zu den Flammen des Scheiterhaufens schleppte; da man ihres Glaubens willen Brüder gegen Brüder, Kinder gegen Aeltern, Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten den verruchten Mordstahl zucken sah; da man ihres Glaubens willen ganz friedliche Völkerschaften aus ihren brennenden Städten und Dörfern vertrieb und ausrottete, oder mit lechzendem Blutdurst Tausende in ihren Betten erwürgte. Zwar leben wir nicht mehr in dem traurigen verwilderten Zeitalter, da man im Namen der heiligsten Religion Wahrheit, Menschlichkeit und Tugend mit Füßen trat; da man um des Himmels willen die Werke der Hölle übte; da man, um die Altäre des allbarmherzigen Gottes zu heiligen, sie mit dem Blute ermordeter Menschen, mit dem Blute der Kinder und Geschöpfe Gottes befleckte. — Aber noch immer herrscht in vielen Menschen ein gewisses, oft schon in den Kinderjahren eingesogenes, Vorurtheil, ein gewisser geheimer Widerwille, wo nicht Haß gegen diejenigen, welche einer andern Religion zugehören. Noch immer gibt es viele Verblendete, welche auch den besten, den tugendhaftesten Menschen nicht lieben können, sobald er in einem andern Glauben auferzogen ist. Sie sehen ihn höchstens mit Augen des Mitleids, wo nicht gar mit Augen der Verachtung an.

Aber warum dieses Mitleid, warum diese Verachtung gegen den fremden Religionsgenossen? Sind diese mannigfaltigen Religionen auf Erden nicht mit Zulassung, nicht selbst mit dem Willen Gottes? — Warum

Mitleiden und Verachtung? Sind jene Völker, die in einem andern Glauben, als du, geboren und erzogen sind, verächtlich oder verdammungswürdig, weil sie nie Gelegenheit hatten, den Glauben, welchen du hast, kennen zu lernen?

Von jeher, seit Völker den Erdball bewohnen, waren auch unter ihnen verschiedene Religionen. Wie konnte es denn anders sein? Ihre Wohnplätze und Himmelsstriche, ihre Gebräuche und Gesetze, ihre Nahrungen und Sprachen, ihre Gewerbe und Kenntnisse waren von jeher so ausserordentlich von einander verschieden, daß auch in der Art ihrer Erkenntniß und Verehrung Gottes unmöglich vollkommene Uebereinstimmung sein könnte.

Ja, was sage ich? selbst unter den Christen, wenn wir strenge beobachten wollen, noch mehr — unter Bekennern einer und derselben Glaubenslehre, unter den Mitgliedern einer und derselben Kirche, ist die Religion eines Menschen nicht vollkommen gleich der Religion eines andern. Mögen auch alle einerlei Gebete sprechen, einerlei Glaubensbekenntniß erlernen, einerlei Gottesdienst haben, einerlei kirchliche Gebräuche begehen, ist doch das Gebet, der Glaube, der Gottesdienst und Gebrauch des Einen von dem des Andern unterschieden. Sie können nicht Alle von der gleichen Art sein, denn jeder Mensch hat nach Maßgabe seiner Geisteskräfte, seiner Erkenntniß, seines Temperaments, andere Vorstellungen, die er mit den Worten des Gebets, des Glaubens, des Gottesdienstes, und mit äussern Gebräuchen verknüpft. Noch mehr! — jeder einzelne Mensch ändert mit den Jahren seine eigenen Religionsbegriffe so unvermerkt, je nachdem sich seine Erkenntnisse, seine Erfahrungen erweitern und verändern, daß er zuletzt als Jüngling eine andere Religion, das heißt, einen andern Glauben, denn vorher in der Kindheit, und daß er als Mann und Greis wieder einen andern Glauben in seinem Herzen trägt, als derjenige war, mit welchen er einst als Jüngling zu den Altären getreten ist. Denn nicht das Aeussere und die Zeichen und Zeremonien der Kirche, sondern das Innere, und was wir uns davon denken, ist die eigentliche Religion. Nicht die in Schulen und Kirchen erlernten Formeln und Worte des Glaubens, sondern unsere mit solchen Worten und Formeln verbundenen Begriffe sind der eigentliche Glaube. Nicht der todte Buchstabe, sondern der Geist macht lebendig.

Wenn denn nun Jeder aus eigenen Erfahrungen überzeugt ist, daß er in der Jugend und im reifern Alter nicht die gleichen Religionsbegriffe gehabt habe, wiewohl er die äussern Kennzeichen der Kirche beibehielt: wenn denn nun nicht zu zweifeln ist, daß diese Abwechselung und Verschiedenheit des Glaubens unter den mannigfaltigen Völkern der Erde keine andere Ursache, als die Anordnung des Schöpfers selber haben kann: warum fordert der unduldsame Mensch, daß alle Sterbliche einerlei Glauben haben sollen? Warum fordert der Mensch mehr, als Gott selber fordert? Warum verachtet, warum vermeidet, warum hasset der Mensch einen andern, weil er nicht zu seiner Religionspartei gehört, da doch Gott selbst diesen nicht verachtet, nicht vermeidet, nicht hasset?

Selbst die Jünger Jesu Christi waren anfänglich voller Vorurtheile gegen fremde Religionsgenossen. Sie verachteten die Heiden, und schämten sich des Umgangs mit ihnen. Petrus glaubte sogar, die Lehre Jesu könne und müsse nur den Juden gepredigt werden, nie aber den Heiden. Er wollte nicht zu ihnen, um sich nicht zu verunreinigen. Da belehrte ihn ein himmlischer Traum vom Bessern; da rief ihm eine heilige Stimme zu: Was Gott gereinigt hat, das mache du nicht gemein! (Ap. Gesch. 10, 15.) Da rief er endlich mit Ueberzeugung die schönen und rührenden Worte aus: Nun erfahre ich mit Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansiehet; sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm.

Welche unselige Verblendung war es also in ehemaligen Zeiten, wenn Juden und Heiden einander um ihrer religiösen Meinungen auf's bitterste verfolgten! Oder wenn Juden, wenn Türken die Bekenner des Christenthums marterten! Oder wenn Christen, da ihre Kirche doch endlich durch Gottes Gnade über alle Verfolgung thriumphirte, die Juden, diese treuen Bekenner des Gesetzes Mosis, von sich stießen, um ihrer Religion willen zu Tausenden ums Leben brachten! Oder wenn Christen selbst einander wegen Verschiedenheit ihrer Meinungen haßten, und die blutigsten, die unbarmherzigsten Kriege gegen einander führten! Wenn Katholiken gegen Lutheraner und Reformirte, oder Reformirte und Lutheraner gegen Katholiken den mörderischen Dolch zuckten, einander ihre Kinder erwürgten?

O du Gott der ewigen Barmherzigkeit, o du Vater aller Menschen, Vater voll unendlicher Liebe, und das geschah, wie die Verirrten in ihrem Wahnsinn sprachen, zu Deiner Ehre, zu Deines Namens Verherrlichung! Sie schleppten mit schauerlichem Frohlocken die fremden Religionsgenossen zum hochlodernden Scheiterhaufen, und dann wagten sie es, ihr von Wuth und Schadenfreude lachendes Auge zu Dir, Heiligster, emporzurichten! — Sie stießen einander das Schwert in die Brust, und dann wagten sie es, ihre Hände, die vom Blute der Unschuld trieften, im Gebete zu Dir emporzuheben! — Sie schleuderten um der Religion willen die Mordfackel in Dörfer und Städte, und dann, wenn die Flammen über tausend einst glückselige Wohnungen zusammenschlugen, wenn das Geschrei der Greise unter zusammenstürzenden Trümmern, wenn das Wimmern der Säuglinge in den brennenden Wiegen mit dem Geheul der verzweifelnden Mütter hervordrang und an die Wolken schlug, dann sangen die christlichen Mordbrennerheere ein „Herr Gott dich loben wir!“ mit gräßlicher Gemüthsruhe dazwischen.

Nein, nein, solche Verfolgungen, solche Gräuel, solche Menschenopfer waren dem Himmel nicht angenehm.

Ein irdischer Vater, eine Mutter würde Wehe rufen über ihre Kinder, wenn sie Zeuge davon sein sollten, wie sich dieselben des Glaubens willen würgten. Und konnte der himmlische Vater, die ewige Liebe, daran einen Wohlgefallen haben?

Doch diese Zeiten sind, danken wir Gott, vorüber! Dennoch aber ist das schädliche Vorurtheil gegen fremde Religionsgenossen nicht gänzlich verschwunden. Es klebt noch Vielen an. Sie mögen nur ungern den fremden Religionsgenossen unter sich dulden; sie tadeln sogar solche Duldung. Sie glaubten, es führe dieselbe zur völligen Religionsgleichgültigkeit, und es sei Kälte und Verachtung gegen seinen eigenen Glauben,

wenn man den Bekennern einer andern Religion gleiche bürgerliche Rechte und Freiheiten gestattet, oder eheliche Verbindungen unter Personen von verschiedenem kirchlichem Glauben zuläßt.

Aber täuschen wir uns hier nicht selbst! — Worin besteht denn die christliche Religionsduldung? — Worin besteht Religionsgleichgültigkeit?

Religionsduldung besteht in der allgemeinen Achtung und Werthschätzung solcher Menschen, die in ihrem kirchlichen Glauben, in ihren Religionsmeinungen zwar von uns abweichen, aber dennoch im Leben und Umgang rechtschaffene, tugendhafte Menschen sein können, ja sogar von ihrer Religion dazu angehalten werden. — Diese Duldung beweiset Gott täglich, indem er ohne Unterschied, ohne Ansehen der Person und des Glaubens liebender Vater aller Menschen ist. Und wie Gott die Menschen von allen Religionsparteien liebt, ihnen wohlthut, ihre Gebete erhört, so sollst du sie alle mit gleicher Liebe lieben. Wer den Willen des Vaters im Himmel thut, der ist Gott angenehm. — Diese Duldung hat Jesus Christus während seines Lebens bewiesen. Er schämte sich nicht, mit Heiden freundlich umzugehen, und Samariter zu ehren, ungeachtet diese von allen Juden verachtet und verhaßt waren, weil sie von ihnen abwichen in Glaubenslehren und Religionsgebräuchen. — Diese Duldung haben Jesu unmittelbare Schüler, die Apostel, geübt, denn sie gingen in alle Welt, und wandelten unter Juden und Heiden, und lebten freundschaftlich mit Menschen von allerlei Religionen. Sie verfolgten Keinen wegen seines Glaubens, sondern betrachteten ihn nur als Irrenden, den man nur durch Liebe heilen und bekehren müsse.

Religionsgleichgültigkeit besteht hingegen in der Geringschätzung und Kälte gegen alle Religionen überhaupt. Dem, der in Religionsangelegenheiten gleichgültig ist, mag es einerlei sein, ob derjenige, mit welchem er umgeht, eine Religion habe oder keine. — Er selbst hat keine Religion, und ist gegen den Glauben seiner Väter gleichgültig.

Dieser traurige, in unsern Tagen nicht seltene, und besonders bei unaufgeklärten Leuten eigenthümliche Fehler hat aber mit der christlichen Tugend der Religionsduldung nichts gemein. Es ist ein Irrthum, zu fürchten, Gleichgültigkeit gegen die Religion könne daraus entstehen, wenn man auch fremde Glaubensgenossen mit brüderlicher Zärtlichkeit liebe. Wie, seit wann quillt die Sünde aus der Tugend?

Der Christ, indem er Religionsduldung mit aufrichtigem Herzen übt, liebt den fremden Religionsgenossen, sobald er recht thut und Gott fürchtet. Er schätzt auch den frommen und tugendhaften Menschen einer andern Glaubenspartei. Er verachtet oder fürchtet und haßt ihn seines andern Glaubens willen nicht, weil Gott nur über Glauben und Gewissen richten kann, nicht der Mensch; weil auch andere Religionen zu Gott führen, und nur als Wege zu betrachten sind, die von den unsrigen verschieden sind. (Matth. 7, 20. 21.)

Der Gleichgültige in Religionssachen übt zwar auch Duldung gegen fremde Glaubensgenossen, aber nicht aus diesen frommen und schönen Ueberzeugungen, wie der Christ, sondern aus Geringschätzung der Religion überhaupt. Er verlacht in seinem Herzen den Christen wie den Juden, den Heiden wie den Christen in der Ausübung ihrer Religion.

Der Christ, indem er dem Glauben seiner Väter getreu bleibt, und für diesen Glauben freudig sein Leben aufopfern konnte, ehret zu gleicher Zeit die Religion anderer Menschen, ohne solche andere Religion eben zu lieben, oder sie mit der seinigen vertauschen zu mögen. Er ehrt jene, weil auch er Ehrfurcht für seinen eigenen Glauben verlangt; er ehrt jene, weil sie für Andere eine beseligende Ueberzeugung ist, obgleich nicht für ihn; er ehrt jene, weil sie gleichsam nur eine andere Seelensprache des Menschen zu Gott ist, und weil jede Sprache zu Gott, jedes Band, welches den Sterblichen mit dem Ewigen verknüpft, ehrwürdig ist und bleibt; er ehrt jene, weil sie die Quelle heiliger, Gott wohlgefälliger Handlungen ist. Und wer Gott fürchtet und recht thut, nur der ist Gott angenehm; warum nicht der Christen?

Dieses ist der Unterschied zwischen Religionsduldung und Religionsgleichgültigkeit, zwischen Tugend und Sünde, zwischen himmlischer, Alles umfassender Liebe, und verderblichem, allen Glauben verachtendem Leichtsinn.

Der Jude, welcher nach den Satzungen Mosis in seiner Synagoge andachtsvoll zum Gott seiner Väter schreit; der Türke, welcher nach seines vermeinten Propheten Lehre in den Moscheen des Morgenlandes sein Antlitz vor dem Allgegenwärtigen im Staube beugt; der unwissende Heide, welcher aus Mangel an besserer Einsicht seine Hände betend zu einem Götzenbilde emporstreckt, und, indem er voll Inbrunst zu dem vergänglichen Staube fleht, doch sein Gebet zur höchsten Gottheit richtet, wie ein Kind, welches das Bild der abwesenden Mutter mit Inbrunst küßt — sie alle soll ich darum nicht hassen. Sie haben nicht meine Religion, aber sie haben doch Religion! Wenn gleich nicht mit denselben Banden, wie ich, ist doch durch andere heilige Bande ihr Herz an Gott und Ewigkeit gebunden. Sie sind auch Menschenkinder. Sie haben mit mir einen Gott, zu dem sie Allah, Abba, Vater rufen. Sie sehen auch mit stiller Hoffnung einer Ewigkeit entgegen. — Ich darf ihnen vertrauen, ich darf ihnen mein Herz geben, so verschieden auch ihre Vorstellungen von Gott und Ewigkeit sein mögen.

Nur Einer allein ist furchtbar in der menschlichen Gesellschaft, unglücklich ist er und furchtbar! — Es ist der Religionslose! Er theilt mit uns nicht Glauben, nicht Liebe, nicht Hoffnung. Er will nicht mit uns verwandt sein; er ist ein Kind, welches in verderblicher Verwilderung seinen eigenen Vater vergißt und verläugnet. Ich will eher noch dem Juden, dem Türken, dem Heiden vertrauen: aber wie darf ich dem Menschen trauen, der an keinen Gott glaubt? Welche Sicherheit habe ich bei dem, den kein Blick in die Ewigkeit schreckt?

Ehrfurcht weihe ich jeder Religion, die dem Allerheiligsten Tempel und Altäre, Anbetung und Gehorsam weiht! Liebe ohne Ausnahme und Bedingung weihe ich jedem Sterblichen, welches Glaubens er auch sei, wenn sein Glaube nur an Dir hängt, o unendlicher Vater aller Geister, höchstes Wesen, Urquell des Lichts und der Gnade, Gott! Dir gehören wir Alle, und jedes Deiner Kinder erhöreſt Du, wenn es mit kindlichem Gemüth zu Dir fleht. — Auf Erden stehen wir mit mannigfaltigem Glauben, mit mannigfaltigen Hoffnungen, wie mündige und unmündige Kinder um den gleichen Vater

versammelt. Ach, könnte das Lallen des Schwächern Deiner Liebe weniger wohlgefallen, als das Gebet des Stärkern?

Nein, Keiner Aller, die da leben,
Nein, Keiner steht fern von Dir.
In Dir, Du Vater Aller, weben,
Und sind wir All' und athmen wir.
Wir sind aus Dir, durch Dich, und Du
Rufst: suchr mich, allen Herzen zu.

41.

Pflichten gegen fremde Religionsgenossen.

Luk. 10, 35 — 37.

Du, Gott, bist Aller Vater, Aller!
Dein Kind ist jeder Erdenwaller,
Weß Volks und Glauben er auch sei.
So lieb' ich, mag nach andern Lehren
Er Dich, o Vater, gleich verehren,
Auch Jeglichen mit Brudertreu.

Auf alle blickst Du segnend nieder,
Sie sind auch alle meine Brüder,
Wie Jesus Aller Bruder war!
Von mannigfaltigen Altären
In tausend Sprachen Dich zu ehren,
Erfreuet deiner Kinder Schaar.

Noch einmal wende ich meinen Blick auf die Genossen fremder Religionen, auf diesen Gegenstand, welcher in den Tagen so wichtig geworden ist, in denen wir leben. Denn Gott hat durch eine wunderbare Reihe von Schicksalen und Erfahrungen das Herz der Fürsten verändert, daß sie in eben den Ländern nun die Duldung derjenigen Religionsparteien gestatten, sogar zum Gesetz machen, wo dieselben ehemals mit den grausamsten Mißhandlungen verfolgt worden sind. Da, wo vor einigen Jahrhunderten der Religionskrieg die Altäre der Heiligen zerstörte, das aufgepflanzte Kreuz von geweihten Stätten herabriß, und die frommen Bekenner der katholischen Kirche mit Unbarmherzigkeit aus ihren Tempeln verstieß, darf heute der katholische Christ wieder den Grundstein zu neuen Altären und Tempeln legen, und furchtlos die heiligen Gebräuche seines Gottesdienstes üben. — — Ja, wo noch vor einigen Jahrhunderten die Familien der lutherischen und reformirten Kirche als Geächtete flohen, oder durch das Schwert des Henkers fielen, wo ihnen Würden und Aemter, das Erbe ihrer Väter, Eigenthum und Obdach geraubt wurden, können sie heute, ohne Bangigkeit vor Dolch und Mordfackel, den Blick zum Himmel erheben, und öffentlich in eigenen Tempeln ihre Lobgesänge und Psalmen anstimmen. — Selbst des mosaischen Gesetzes treue Verehrer, die durch den Verfolgungsgeist der christlichen Parteien tief herabgewürdigten Juden, treten in die Rechte der Menschheit und der bürgerlichen Gesellschaft zurück. Ihres Glaubens willen werden sie nicht mehr vom nützlichen Gebrauch der ihnen von Gott verliehenen Talente, nicht mehr von freier Uebung ehrenvoller Gewerbe und rühmlichen Aemtern ausgeschlossen. Die Fürsten hören endlich auf, ihren irdischen Zepter in das unsichtbare Reich des Glaubens ausstrecken und in die Rechte der Gottheit eingreifen zu wollen, welche allein über die Gewissen richtet. Und wie Gott liebt in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, und nicht ansiehet die Person, so beseelt der Geist der Duldung und Liebe auch die Fürsten der Erde, daß sie jeden ihrer Unterthanen, welches Glaubens er auch sei, ehren und schützen, wenn er in seiner Religion nur Gott fürchtet und recht thut.

Die große Umänderung in den Gesinnungen der Obrigkeiten und Regenten — eine Umänderung, in welcher ich mit Demuth Gottes Werke anbete! — wird uns nun und unsere Nachkommen weit mehr mit den Bekennern anderer Religionen in Verbindung setzen. Wir werden sie unter uns wohnen sehen; werden mit ihnen Geschäfte aller Art anknüpfen, werden mit ihnen in öffentlichen, vielleicht sogar in Familienangelegenheiten zusammentreffen. Darum ist es nicht gleichgültig, mir die Frage recht deutlich zu machen, und mit ächtchristlichem Sinn zu beantworten: Wie soll ich mein Betragen gegen die Anhänger einer fremden Glaubenspartei einrichten?

Eine ernste Betrachtung dieses Gegenstandes ist unsere Pflicht, und der ausserordentlichen Schicksale dieser Zeiten würdig; sie kann sogar spät oder früh von wichtigem Einflusse auf die Ruhe und Zufriedenheit unsers häuslichen Lebens werden.

Behandle jeden Menschen ohne Rücksicht auf seinen Glauben, ohne Ansehung seiner Meinungen mit christlicher Duldung und Liebe, sobald er Gott fürchtet und recht thut.

Dies ist des Christen Hauptregel im Umgang mit fremden Religionsgenossen. So ahmt er Gott nach, dem Allwissenden, Alles mit Huld umfassenden und ernährenden und beglückenden Vater der Welt. So ahmt er Jesu göttlichem Beispiele nach, welcher mit heidnischen Römern und Griechen, mit abtrünnigen Samaritern wie mit Juden Umgang hielt, ohne Ansehen der Person und des Volkes Alle liebte, Allen wohlthat, Allen Beistand leistete und Alle zur Wahrheit führte.

Nicht allein auf den Glauben, nicht auf das, was der Mensch in seiner Religion meint, sollen wir sehen, sondern auf das, was er thut; der bloße Lehrbegriff ist ein todter Leichnam, aber die That, der edle, heilige Wille ist ein Geist, welcher ihn beseelen muß. Und wenn es ausgemacht wäre, o Sterblicher, daß dein Glaube, deine Meinung, deine Religion die alleinwahre von allen Religionen der Welt wäre; daß Alle in der Nacht des Irrthums wandelten, und nur du in vollem Licht einhergingest: aber du hättest nicht ein Herz voll inniger Liebe zu deinen Mitmenschen, du könntest deinen Bruder hassen, du könntest einen Andern darum meiden und verachten, weil er nicht deines Glaubens wäre — o Sterblicher, so wäre dir deine Religion unnütz, so wäre ihre Wahrheit ein kraftloser Same, ein seelenloses tönendes Erz, und du bist noch in der Finsterniß. (1 Joh. 2, 9.)

Wenn ein Anderer, dessen Religionsbegriffe du in deinem Stolze verachtest, wenn er, voll heiliger, inbrünstiger Liebe zu seinem Gott, Gottes sanfte Gebote unermüdet erfüllt (1 Joh. 5, 3), wenn er zwar nicht eine bessere Religion kennt, aber ihr besseres Gesetz erfüllt: der ist, und kein Anderer, vor Gott gerecht! (Röm. 22, 13. 15.)

Wahrlich, wahrlich, der todte Glaube, die unfruchtbare Meinung allein thut es nicht; nicht die äusserliche Kirchenzucht, nicht äusserliches Gebet und Fasten, nicht Wallfahrt und Gelübde, nicht das bloße Hören des göttlichen Wortes — nein, das Alles macht nicht selig, das Alles führt nicht ins Himmelreich; sondern die den Wil-

len thun des ewigen Vaters im Himmel, diese sind Gottes Kinder! (Matth. 8, 20. 21.) Denn Gott ist aller Sterblichen Gott; er ist der Gott des in der Wüste betenden Arabers; er ist der Gott des Christen, wie auch der Tempel heiße, in welchem er betet; er ist auch der Heiden Gott! (Röm. 3, 29.) Und du, vorurtheilsvoller Sterblicher, du schämest dich, der Freund des Juden, der brüderliche Freund des Heiden zu sein, wenn Gott im Himmel selbst sie wie dich mit gleicher Vaterhuld liebt, und ihr Vater sein will? — Wer bist du, daß Gott, der über Alles Erhabene, dir es offenbart hätte, du seiest Gott näher als sie? du hättest Vorzüge vor seinen andern Erschaffenen?

Nicht daran, unter welchen äusserlichen Gebräuchen der Kirche die Menschen ihr Herr! Herr! rufen, sondern an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Im Umgange mit fremden Religionsgenossen müssen wir also vor allen Dingen auf die Güte ihrer Denkart, auf die Reinheit ihres Herzens sehen, nicht auf die Abweichung ihrer Glaubensartikel von den unserigen. Der Bekenner einer fremden Religion, ausgestattet mit liebenswürdigen Eigenschaften und Sitten, mit tugendhaften Gesinnungen und edeln Handlungen, dieser, ohne Rücksicht auf die Religionsmeinung, ist dein Nächster, ist dein Freund, ist deiner innigsten Freundschaft würdig! (Luk. 10, 36. 37.) Gehe hin, und werde in deiner Religion, wie er ist, und thue ihm gleich.

Die Verschiedenheit religiöser Meinungen und Begriffe hat oft eben so viel Uebels gestiftet, als die Meinungsverschiedenheit in politischen Angelegenheiten. Demungeachtet müssen wir gestehen, daß wir auch sehr wohl Freunde derjenigen sein können, welche in politischen Meinungen von uns abweichen: warum denn sollten wir nicht die Freunde, die Brüder, die Vertrauten derjenigen werden, die einem andern Glaubensbegriffe zugethan sind?

Frage nicht im Umgange mit deinem Nächsten nach den Religionsartikeln des Mannes, sondern nach der Gemüthsart und nach den Thaten des Mannes. Erinnere dich, daß die Hauptstücke deines Glaubens auch die Hauptstücke des seinigen sind; erinnere dich, daß der Christ überall, von welchem Volke er auch sei, zu welcher Kirche und zu welcher Sekte er auch gehöre, mit dir an Gott glaubt, und Gottes Kind sein will mit dir, und mit dir auf gleiche Ewigkeit hofft!

Verachte Niemanden seiner Religion willen, denn seine Religion ist für ihn eine Wahrheit, durch die er selig ist, eine Ueberzeugung, die er von seinen Vätern erbte, wie du die deinige ererbt hast. Wie er durch sie hienieden tugendhaft, liebevoll, gemeinnützig, redlich, wahrhaftig, barmherzig und zu allem Guten fähig ist, so ist sein Glaube eine Quelle des Segens für ihn und für die menschliche Gesellschaft. Der fromme Heide, der tugendhafte Jude ist ehrwürdiger und vor Gott angenehmer, als der Christ, welcher in Wollust, Betrügerei, Haß und Zank, in Unbarmherzigkeit und Schadenfreude lebt.

Verachte Niemanden der Religion willen, der er getreu bleibt; er bleibt den Ueberzeugungen getreu, die er von seinen Vätern ererbte, den Ueberzeugungen getreu, die seinem Herzen wohlthun. Die Wahrheiten, die er verehrt, sind sein Stab, wenn er wankt, sein Anker im Sturm. Einst, wenn der Traum des Lebens entflohen ist; einst, wenn der Tod uns die Geheimnisse der Ewigkeit entschleiert hat, wenn unser Geist verklärt die Wahrheit heller schaut, wird der Irrende seines Irrthums gewahr werden; aber Gott wird den Irrenden nicht wegen Meinungen verdammen, in welchen derselbe durch göttlichen Rathschluß geboren und erzogen ward.

Habe Ehrfurcht vor den gottesdienstlichen Gebräuchen fremder Religionsgenossen. — Entweihe nicht durch unbesonnenen Tadel ihre Feierlichkeit, mit der sie sich anbetend dem höchsten Wesen nahen; entehre nicht durch Spott und weise sein sollendes Lächeln über Dinge, die dir im fremden Gottesdienste auffallend sind, und deren wahren Sinn du nicht fassest. — Würdest du nicht ebenfalls den Unverständigen bemitleiden, der es in seiner Thorheit wagte, die Feierlichkeiten, Gebräuche und Uebungen deiner Kirche zu verspotten?

O Mensch, wisse es endlich, Alles, was den unsterblichen Geist zur Ewigkeit bereitet, ist ehrwürdig — ist ein Heiligthum, unter welcher Gestalt es auch erscheine! — Darum ist jede Religion ehrwürdig, denn Religion ist ein Pfad zu Gott, und Weihe der Seelen zur Ewigkeit! Was Gott aber heilig ist, das sollst du, thörichter Sterblicher, nicht gemein machen.

Wenn der Jude in den Synagogen Davids Psalmen lallt, und mit Ehrfurcht das Wort des Gesetzes vernimmt, welches unter Gewittern einst der Gott Israels vom Sinai herab sprach: erinnere dich, o Christ, so standen in den Synagogen einst alle Propheten, deren Stimmen dir heute noch heilig sind; so verehrte in den Synagogen einst selbst Jesus Christus, dein Heiland, den Gott des Weltalls!

Wenn der Bekenner des Korans nach morgenländischer Sitte vor Gott anbetend daliegt, und mit seiner Stirn den Staub des Erdbodens küßt; wenn er seine Waschungen im Tempel verrichtet, und bei seinen Gebeten voll Andacht das Antlitz gegen Morgen kehrt, von wannen ihm sein Glaube gesandt ward — o erröthe schamvoll vor seiner Andacht, Leichtsinniger, der du in christlichen Tempeln oft gleichgültig entschlummerst, oder mit deiner Einbildungskraft dich an Träumen der Eitelkeit weidest, während Tausende um dich betend ihren Geist zum Himmel wenden.

Ehrwürdig ist mir selbst die Andacht des Heiden, wenn er sich anbetend vor der aufgehenden Sonne oder vor den Gestirnen, oder vor der welterleuchtenden Wolke des Himmels, wie vor Gottheiten niederwirft; wenn er voll dankbaren kindlichen Sinnes dem unsichtbaren großen Geist ein Lamm seiner Heerde zum Opfer darbringt und schlachtet. Ach, dieser unbekannte große Geist, den er in Sternen und Blitzen, in den Tönen des Donners, in jedem Baum, oder in selbstgeschaffenenen Bildern verehrt und anbetet, ist Gott, ist der liebende Allvater der Welt, ist mein Gott! Dieser Unmündige, er verehrt ihn nur nach seiner Weise; er verwechselt in seiner Schwachheit das Geschöpf mit dem Schöpfer. Aber dennoch steigt das heiße Gebet seines Herzens über den rauschenden Baum, über die blitzende Wolke, über die strahlenden Gestirne zu Gott, und der Allwissende liebt das Lallen dieses unmündigen Kindes, und erhört es gern.

Aus Ehrfurcht für die Religion vermeide alle kränkenden Gespräche und Streitigkeiten in Glaubenssachen mit fremden Religionsgenossen.

Es ist ein vergebliches Bemühen, Diejenigen, welche einmal durch Erziehung, Gewohnheit und Erfahrung von

der Güte ihrer Glaubenslehren überzeugt sind, zu andern Ueberzeugungen zu bereden. Oft gelingt es leider nur so weit, daß wir in ihrem Glauben sie zwar irre machen, ohne ihnen aber unsere Meinung dagegen als Wahrheit geben oder sie für die Annahme derselben empfänglich machen zu können. Dann stehen sie unglücklicher als vorher da, ohne Beruhigung, ohne Trost, ohne Leitung von dem, was ihnen sonst Heiligthum, Freude und Wahrheit gewesen ist. Noch öfter aber erregen dergleichen Religionsstreitigkeiten nur Bitterkeit und Unmuth, erregen Argwohn, und entzweien oft die freundschaftlichsten Brüder.

Vermeide daher alle Streitigkeiten und kränkenden Gespräche über Glaubenssachen mit fremden Religionsgenossen, weil sie von jeher mehr Schaden als Wohlthaten brachten. Willst du aber den Vorzug und die Heiligkeit deiner Religion beweisen, willst du für deine Religion die Bewunderung fremder Religionsgenossen erregen, willst du sie zwingen, daß sie die hochbeseligende Macht deines Glaubens anerkennen: wohlan, gehe hin, und verherrliche ihnen deine Religion durch die Göttlichkeit deines Wandels. Erscheine ihnen heiter und furchtlos in den Tagen des Leidens, voll weiser Mäßigung im Arm des Glückes, edelmüthig gegen Feinde, unerschütterlich treu gegen Freunde, hilfreich für jeden Hilfsbedürftigen, ohne Eigennutz in deinen Handlungen, muthig vor den Thronen, leutselig vor den Bedürftigen, gerecht im Wandel, ohne Heuchelei im Tempel, nie für dich, immerdar für deine Familie, für deine Freunde, für deine Mitbürger, für dein Vaterland, für die Menschheit lebend! — Nicht mit heiligen Worten, sondern mit heiligen Thaten lasset uns die Göttlichkeit unsers Glaubens beurkunden.

Die Religion scheide nicht die Liebe, sie scheide nicht die Herzen der Menschen von einander, sondern verbinde sie fester! Die Religion ist nicht von Gott, welche Haß, Verachtung und Trennung befiehlt; die Religion stammt nicht vom Himmel ab, welche, statt Liebe zu predigen und Eintracht, die Hölle der Zwietracht und Verfolgung bringt!

In allen christlichen Staaten, wo der wahre allbeseligende Geist des Christenthums sich dem Geiste der Gesetzgebung vermählt hat, sind gegenwärtig auch die Ehen zwischen Personen von ungleicher Religion oder Kirche nicht mehr gehindert, sondern gesetzlich erlaubt.

So wünschenswerth es freilich auch wäre, daß in dem engen und schönen Lebenskreise des Ehestandes Gatte und Gattin einen Glauben, ein Bekenntniß, einen Tempel, eine Art von Gottesverehrung hätten, so ist dieses doch nicht immer der Fall, und kann es nicht immer sein. Auch hat selten oder nie die Verschiedenheit des religiösen Glaubens schädlichen Einfluß auf die Glückseligkeit derer gehabt, welcher sich aus reiner gegenseitiger Liebe und Hochachtung in den schönen Verein der Ehe begaben. — Die Verschiedenheit in ihrem Glauben machte sie nur noch christlicher, noch menschlicher, noch duldungsvoller, und die Herzen, die für einander in verschiedenen Tempeln beteten, sie beteten darum nicht mit geringerer Inbrunst. — Gott befiehlt, wir sollen den Nächsten lieben, wie uns selbst; und Christus zeigt durch Lehre und Wandel, daß keine Religionspartei davon ausgeschlossen sei — warum soll die Verschiedenheit der Religionsgrundsätze ein Hinderniß für tugendhafte Seelen werden, die Ehe zu schliessen?

Einst stehen wir Alle vor Gott; wir Alle sind seine Kinder, ohne Unterschied des Standes, der Sprache und des Glaubens. Alle waren wir unschuldig daran, in dieser oder in jener Religion geboren zu sein; aber Alle waren wir schuldig, den Willen Gottes zu thun, der in allen Religionen offenbaret ist, und der selbst den Heiden kein Geheimniß ist (Röm. 2, 13. 14. 15.) — Nicht unsere Meinung, nicht unsere schwache Erkenntniß, nein, unsere That wird gerichtet werden! — Nicht das Lallen des Unmündigen wirst Du verdammen, der dich in seiner Einfalt und nach seiner Väter Weise verehrt, o Gott, o Vater aller Völker; — sondern Du wirst es hören! Du verstehst es allein! Bei dir allein ist Licht und Wahrheit; der Mensch wandelt in den Dämmerungen des Irrthums.

Ja, unser Vater, der du bist im Himmel, Dein Name wird geheiliget von allen Völkern, in allen Religionen, von den Weisesten wie von den Unmündigen, wenn sie nur Dich lieben, nur Deinen heiligen Willen thun! Aber auch wird Dein Reich, Deine Seligkeit zu ihnen kommen; Keinen von ihnen, die Dich liebten, wirst Du verstoßen — Du, warst es, der Du ihre Geburtsstunde, ihre Schicksale ordnetest. — Und wenn Dein Wille hier auf Erden von ihnen geschieht, blickst Du erbarmend auf ihre Schwachheit und verzeihest ihre Gebrechen.

Du bist der Allbarmherzige, der Allbeglücker! Denn Dein ist das Reich, und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

42.

Oeffentliche Lasten und Abgaben.

Röm. 13, 5—7.

Wer herrscht, wer Fürst, wer König ist,
Der wisse, daß Du Richter bist!
Der Macht hat, wisse, sein Beruf
Sei von der Macht, die All' erschuf.

Er, wie der Unterthan, Dein Knecht,
Sei, Gott, Dein Bild, und sei gerecht,
Sei menschenfreundlich, herrsch' allein,
Ein Segen seines Volks zu sein!

Er, seinem großen Ruf getreu,
Sei der Verlass'nen Zuflucht, sei
Den Armen Reichthum, und in Noth
Ein sich'rer Schirm, wie Du, o Gott.

Und wer des Herrschers Schutz genoß,
Der reiche freudig Zins und Schoß;
Denn durch verehrte Kraft gedeiht
Erst eines Landes Sicherheit.

Aus Allem blüht der Ein' empor,
Gemeines Wohl geht eigenem vor.
Was wir dem Glück von Tausend weih'n,
Ist wieder Glück für uns allein.

Es hat mancher Mensch von seiner Religion die sonderbare Vorstellung, daß er meint, viele Dinge des häuslichen Lebens, der bürgerlichen Geschäfte oder der Dienstverhältnisse zum Staat und der Obrigkeit gehören durchaus nicht zur Religion, und haben keine Verwandtschaft mit ihr. Hat man die Kirche besucht, den Genuß der Sakramente empfangen, die Auslegung des göttlichen Wortes gehört; oder verrichtet man mit Andacht, oft mit Inbrunst sein Gebet zu Gott; oder übt man Liebe gegen seine Mitmenschen, hilft den Unglücklichen, verzeiht den Feinden, befördert das Gute, bekämpft seine eigenen un-

regelmäßigen Neigungen: so glaubt man, sei der ganze Umfang religiöser Verpflichtungen erfüllt. Man hält sich für berechtigt, in hauswirthschaftlichen Dingen, in Dienstverhältnissen, in bürgerlichen Angelegenheiten nach seinem Sinn zu verfahren, zu thun, was eben Klugheit oder Sparsamkeit gebeut, ohne jedesmal genau darüber nachzudenken, ob es auch, so gethan, vollkommen recht gethan sein mag. Man tröstet sich mit dem Unterschied, welchen man zwischen göttlichen und menschlichen Gesetzen macht; und weil es nicht unbekannt ist, das menschliche Gesetze selten ganz vollkommen sind, scheint Mancher es sich erlauben zu dürfen, wo er es ungestraft kann, denselben auszuweichen oder sie zu umgehen. Man klagt über den Druck der Zeiten, über den Aufwand der Großen; man schmält gegen Fürsten und Obrigkeiten, murrt bei Entrichtung der Zölle, Zinsen und Abgaben und Uebernahme anderer bürgerlichen Lasten. Das Alles, denkt Mancher, liegt im Gebiete des Menschlichen; es ist ausser aller Verbindung mit meinen Verhältnissen zu Gott — es gehört nicht zur christlichen Religion.

Wie denn? Ist es möglich, daß irgend eine Handlung des Menschen, die auf sein eigenes oder fremdes Wohl und Wehe Einfluß haben kann, ausser dem Gebiet des Religiösen liege? Ist es möglich, daß der Mensch etwas wolle und denke, das nicht von seiner Seele gewollt oder gedacht werde? Und liegt nicht jeder Wille, jeder Gedanke der Seele in irgend einer Verbindung mit dem Willen Gottes?

Wie Gott selbst alle Theile des Weltalls durchdringt und belebt, so durchdringt und belebt die Religion den gesammten Wirkungskreis des Menschen. Wie die Sonne das erwärmende Licht der Erde, ist Religion die Alles erweckende Sonne des Gemüths.

Und so ist mein Thun und Lassen in der bürgerlichen Handthierung, oder was ich in Betreff der bürgerlichen Lasten denke und thue, in dem Kreise meines religiösen Daseins eingeschlossen. Daher ist auch dies würdig, von mir, als Christ, bedacht zu werden, auf daß ich hier nicht gegen meine Würde fehle, und gegen die Gottheit sündige, welche mich auf Erden in solche Lage gesetzt hat.

Nun ist's allerdings wahr, daß wir in beschwerlichen Zeiten leben. Die Noth vielfältiger und anhaltender Kriege hatte eine große Verarmung der Länder bewirkt, viele Staaten zerrissen und im Innern zerrüttet, viele Hilfsquellen, die vor Zeiten den Wohlstand unterhielten, ausgetrocknet. Handel und Gewerbe liegen in vielen Gegenden ganz, in andern zum Theil niedergeschlagen; viele Menschen, welche nicht mehr die ehemaligen Einkünfte geniessen, schränken sich mit Klugheit ein: dadurch fehlt vielen Andern wieder der gewöhnliche Verdienst; auch sie entsagen nun vielen Bequemlichkeiten, und nehmen mit dem Nothdürftigsten vorlieb: dadurch wird Andern wieder die Nahrung geschmälert, und der Wohlhabende wird dürftig, der Dürftige arm, der Arme zum Bettler.

Unter solchen beklemmenden Umständen sind nun freilich Abgaben, die wir von unserm Verdienst und Eigenthum entrichten müssen, beschwerlicher als jemals. Wir haben nicht mehr die vorigen Einkünfte, und sollen doch noch die vorigen Zahlungen leisten; es ist unsere ehemalige Kraft geschwächt, doch sollen wir die vorigen Lasten tragen.

Bei solchen Betrachtungen sind Klagen des Unterthans freilich sehr natürlich. Er muß von seinem Eigenthum, seinem sauer erworbenen Lohn einen beträchtlichen Theil hinweggeben, ohne daß dafür ihm ein neuer Theil des Eigenthums sichtbar zufließt. Abgaben sind kein Tausch, kein Verkauf, wodurch man seinen Wohlstand vermehrt, sondern sie haben ganz die Gestalt einer reinen Aufopferung.

So gegründet unsere Unzufriedenheit aber auch zu sein scheint, müssen wir doch, als vernünftige Wesen, bedenken, gegen wen wir klagen. Diejenigen, welche Abgaben und Steuern beziehen, sind nur Diener höherer Befehle. Richten sich unsere Klagen also gegen Landesherrn und Obrigkeiten, welche die Steuern ausschreiben? In diesem Falle müssen wir doch untersuchen, wenn unsere Klagen gerecht sein sollen, ob Landesherr und Obrigkeit Schuld daran sind, daß sie für das Beste des Vaterlandes so große Ausgaben zu bestreiten haben. Denn sie können keine Ausgaben bestreiten ohne die Beiträge der Bürger. Sind sie daran schuldig, so müssen wir darthun, daß sie die Verarmung des Landes, alle Kriege und den Stillstand des Handels und Gewerbes in den entferntesten Ländern verursacht haben. Wer aber wird dies glauben? Wer weiß nicht, wie gern unsere guten Fürsten und Obrigkeiten den Frieden des Landes beibehalten hätten, wenn es in ihrer Macht gelegen wäre? Wer weiß nicht, daß sie ihr eigenes Leben und Vermögen, das Leben und Blut ihrer eigenen Söhne und Verwandten, ihre Ehre und Krone auf das gefährliche Spiel setzten?

Waren sie aber unschuldig an den Uebeln des Krieges, welche einen großen Theil der Welt bedrückten: an wem lag die Schuld? An entfernt wohnenden Fürsten und Völkern? Können wir alle Beweggründe nennen, durch die sie wider ihren eigenen Willen gezwungen sind, die Kriege fortzusetzen? Wäre ein übereilter Friedensschluß nicht vielleicht ihrem Glück, ihrem Wohlstand, ihrer Ruhe gefahrvoller, als der blutige Krieg selbst? Wir sind nicht vermögend, die Ursachen richtig einzusehen, die einen Menschen, der in unserer Nähe wohnt, zu Entschlüssen bringen, welche ganz seinen Neigungen entgegen sind — wie wollen wir uns dann über entfernte Nationen und Thronen zu vollkommen gerechten Richtern auch nur mit einiger Gründlichkeit aufwerfen?

Wir selbst werden in Allem, was wir thun, mehr oder weniger durch den Zusammenfluß von vorausgesehenen oder unerwarteten Umständen geleitet. Diese Umstände hängen nicht von uns ab; eben so werden Fürsten und ganze Nationen durch Umstände geleitet, die nicht von ihnen abhängen. Die ganze Verkettung der Schicksale der Menschen wie der Völker gleicht dem Räderwerk einer Uhr. Eins greift ins Andere. Keins steht unberührt vom Andern. Der Druck gegen das Eine bringt Druck und Bewegung durch das Ganze.

Und wer regiert das große, millionenfach zusammengesetzte Getriebe der Schicksale? Ist es das Werk eines mächtigen Fürsten? Ach, der mächtigste aller Fürsten ist, wie der ohnmächtigste aller Unterthanen, nur ein Mensch; ist als Mensch von den Umständen abhängig; ist Werkzeug der ewigen Vorsehung, wider welche er vergebens zu streiten versuchen würde.

Gott, der die Welten des Himmels leitet und den Saft, der aus dem Schoos der Erde durch den Keim der geringsten Pflanzen emporsteigt, Gott leitet auch das Schicksal der Nationen wie des einzelnen Säuglings an der Mutterbrust! Gegen Gott, den Weltregierer, treffen

also zuletzt alle deine Klagen über den Druck der Zeiten zusammen. Sterblicher, magst du gegen die Weisheit des Allvaters deine Stimme erheben? Magst du gegen ihn murren, weil dein Hab und Gut nicht anwächst, weil du nicht so wohlhabend bist, als du sein möchtest; weil du dich nicht so bekleiden, oder weil du deinen Gaumen nicht mit solchen Speisen und Getränken reizen kannst, als dir und deiner Lüsternheit gefallen? Ist es Weisheit, gegen das Unvermeidliche, welches durch Gottes Anordnung geschieht und geschehen muß, zu murren, oder ist es Christenweisheit, dem Spruch des göttlichen Wortes schweigend zu folgen: Schicket euch in die Zeit?

In guten wie in bösen Zeiten ist eine gute und starke Regierung vonnöthen, welche die allgemeine Ordnung und Sicherheit des Landes aufrecht erhält. Denke dir ein Land ohne Regierung und Gesetz, oder mit einer Obrigkeit, die so wenig Macht hat, als du selbst; was würde dein Loos sein? Der Feind würde ungestraft Meister über dich: wer wollte seiner Rachsucht Damm und Grenzen setzen? Der Stärkere würde sich deines Habes und Gutes bemächtigen: welchen Widerstand könntest du gegen Uebermacht und Hinterlist leisten? Benachbarte Völker würden ohne Achtung und Furcht mit bewaffneter Hand eindringen, nehmen, was ihnen gefiele, Alles unterjochen und dienstbar machen: wer wollte es ihnen wehren? Ist in gewöhnlichen Zeiten aber eine kraftvolle Regierung unentbehrlich, um wie viel mehr in schlimmen Zeiten, wo die Armuth größer, die Raubsucht gereizter ist? — wo die Nothwendigkeit dringender ist, theils durch Freundschaft und Verträge mit fremden Völkern, theils durch neue Ordnungen und Stiftungen im Innern des Landes dem zerrütteten Wohlstand sobald als möglich wieder aufzuhelfen?

Eine jede Regierung aber erhält ihre Kraft erst durch den treuen Willen guter Bürger, in Befolgung der bestehenden Gesetze und Einrichtung der nothwendigen Abgaben. Diese mögen in bedrängten Zeiten schwer fallen, aber sie sind darum nicht minder zur allgemeinen Rettung nothwendig. In den bösesten Umständen sind allezeit die größten Anstrengungen vonnöthen, um sich aus der übeln Lage zu reissen. Wer in Gefahr ist, macht immer den stärksten Aufwand von Kräften, und opfert ohne Bedenken einen guten Theil von dem auf, was er hat, um nur das Meiste zu retten.

In dieser Lage befinden auch wir uns in gegenwärtiger Zeit; das Volk opfert einen Theil des Eigenthums, um vermittelst desselben die Wohlfahrt des gemeinen Wesens zu retten. „So seid denn", sagt die heilige Schrift, „aus Noth unterthan: nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen." (Röm. 13, 4.) Seid gehorsam, nicht bloß aus Furcht, sondern auch aus Ueberzeugung, daß es zum Besten des ganzen Vaterlandes nicht anders sein könne und dürfe. „Derhalben", sagt Paulus, der Bote Jesu, zu den Christen in Rom, „müsset ihr auch Schoß geben: denn die Obrigkeiten sind Gottes Diener, die solchen Schutz sollen handhaben. So gebt denn Jedermann, was ihr schuldig seid: Schoß, dem der Schoß gebühret; Zoll, dem der Zoll gebühret; Furcht, dem die Furcht gebühret; Ehre, dem die Ehre gebühret." (Röm. 13, 5 — 7.)

Abgaben sind wohl immer eine Last, doch am meisten für den, der nicht über ihren wohlthätigen Zweck nachdenkt; für den, der eigennützig wohl an sich, aber nicht an Andere denkt; für den, der zuletzt wünschen möchte, das ganze Land solle für ihn sich aufopfern, ohne daß er für das Gemeinwohl das Geringste beitrüge.

Wer hingegen über den Zweck der öffentlichen Lasten, Steuern und Abgaben richtige Begriffe hat, wird sich ihnen williger unterziehen, auch wenn es ihn große Mühe kostet, sie zu erschwingen. Er weiß, daß für den Landesherrn und seine Hofhaltung ein anständiger Aufwand nöthig ist. Denn der Regent des Landes ist gegen andere Fürsten und Völker unser Stellvertreter. Er muß sich mit dem seiner Würde und der Ehre seines Volks gebührenden Glanz umringen, um durch dieses äusserliche Kennzeichen seiner Macht und Landesstärke Achtung gegen sich und sein Volk einzuflößen. Und wenn er für sich selbst kein Liebhaber des Gepränges wäre: so würde er es aus jenen Ursachen pflichtmäßig annehmen müssen. Ja, diese Pflicht wird stärker noch dadurch, daß er mit seinem Aufwand große Summen Geldes in wohlthätigen Umlauf setzt, die Nahrung und Verdienst unter alle Klassen des Volks bringen. Er verhütet damit, daß sich das Vermögen nicht beim Einzelnen allzusehr zum Nachtheil Anderer häuft, sondern daß es gleichmäßiger vertheilt wird. Wir tragen also, durch Entrichtungen der Steuern und Abgaben, wesentlich dazu bei, daß unzählige Menschen Brod und Nahrung durch ihre Arbeit finden können, die ohnedem in das tiefste Elend versinken müßten. Jeder trägt dazu nach Maßgabe seines größern oder geringern Vermögens bei, und selbst der Geizige, der ohne diesen obrigkeitlichen Zwang nichts für seine Mitbürger thun würde, ist dadurch genöthigt, gemeinnützig zu werden und Andern zu helfen.

Aber die Bestreitung des Glanzes, welcher den Thron eines Regenten umgeben soll, der sich oft in diesem Glanze unglücklicher fühlt, als der Bürger in seinem bescheidenen Mittelstand — ich sage, die Bestreitung solcher Pracht erfordert den geringsten Theil der Abgaben. Weit mehr ist zur Handhabung der Sicherheit gegen auswärtige Gewalt nöthig. Die Stellung, in welcher sich zu unserer Zeit Völker und Fürsten gegenseitig befinden, macht ein nach Verhältniß des Landes großes Kriegsheer, mit allen Arten Waffen versehen, unentbehrlich. Nur ein solches Volk, vor dessen Stärke man mehr oder weniger Achtung haben muß, genießt Achtung und Selbstständigkeit. Wird es aber von seinem eigenen Regenten also versäumt, daß es ohne hinlängliche Macht dasteht, entweder sich selbst gegen fremde Angriffe zu vertheidigen, oder andern fremden Fürsten Beistand zu leisten, so wird es abhängig, von Fremden unterjocht, und Niemand leistet ihm gegenfälligen Beistand.

Diese Unterhaltung einer hinreichenden, durch die Zeitumstände unumgänglich nothwendig gewordenen bewaffneten Macht verschlingt einen beträchtlichen Theil der Abgaben, aber nicht weniger auch die Fürsorge um die Sicherheit der Einwohner und ihres Eigenthums im Innern des Landes. Je mehr Dürftigkeit, je mehr Versuchung der Aermern, sich gegen die Reichen aufzumachen; je mehr Reiz für die Habsucht, sich auf unrechte Weise zu bereichern. Die Wachsamkeit der Obrigkeiten zur Handhabung der Gesetze muß sich also verdoppeln; alle Einrichtungen zur vollkommnerern innern Sicherheit des Landes und seiner verschiedenartigen Bewohner müssen mannigfaltiger und stärker sein. So wird durch den Drang der Zeitumstände der Aufwand der Regierungen, wider ihren Wunsch,

vermehrt; diesen Aufwand von Kräften und Kosten müssen aber diejenigen tragen, welche den Vortheil davon zu genieſſen haben, und zu deren Besten er angeordnet ist.

Warum also soll ich murren gegen das, was meines eigenen Nutzens willen unentbehrlich ist? Könnte ich gerecht handeln, wenn ich mich davon ausschlöſſe, so würde Jedermann eben so gerecht handeln, wenn er keine Steuern und Zinsen mehr entrichtete. Aber was wären die Folgen? Ich behielte einige kleine Geldsummen, und gäbe mich der Gefahr preis, keinen Richter gegen meine Feinde, keinen Beschützer gegen Mörder und Diebe, keinen Vertheidiger gegen auswärtige Mächte, keine Schule für den Unterricht der Jugend, keine Kirche für die allgemeine Gottesverehrung, keine wohlgebahnten Straßen und bequemen Brücken über Ströme für meine Reisen, für Handel und Gewerb zu finden. Ich würde in einem Lande leben, wo Alles wieder in die alte Wildheit zurückfiele; wo Jeder sein eigener Retter, Rächer und Vertheidiger sein müßte.

Zudem können wir uns doch nicht verbergen, daß der geringste Theil der Ausgaben aus dem Lande geht, bei weitem aber das meiste von dem, was wir an die Obrigkeiten zum Besten der öffentlichen Ordnung entrichten, im Lande selbst bleibt, und immer wieder durch mancherlei Umwege zu uns zurückfließt. So senden unterirdische Höhlen ihr Wasser hinauf zu den Gipfeln der Berge, oder die Sonnenstrahlen ziehen es aus den Thälern empor zu den Wolken des Himmels, damit es wieder von den Höhen herabfließe, um das Land in der Tiefe fruchtbar zu machen. Die Besoldungen der Beamten, der Kriegsleute, der Kirchen- und Schuldiener, der Arbeiter an Straßen, Brücken, Dämmen, Festungen, öffentlichen Gebäuden u. s. w. vertheilen sich wieder im Volk, und beleben den gemeinsamen Verkehr. Einer ist für das Ganze, auf daß das Ganze immer ersprießlich werde.

Wenn ich so Ursachen, Zweck und Nothwendigkeit der Steuern und Abgaben aller Art überlege, die ich als Bürger des Landes zu leisten gehalten bin, erkenne ich darin eine weise Ordnung der Dinge, die von Gott stammt. Und der Zuruf der heiligen Schrift wird mir noch ehrwürdiger: „So seid nun aus Noth unterthan: nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen.“

So geziemt es dem christlichen Bürger, die angeordneten Abgaben mit Gewissenhaftigkeit zu leisten, auch wenn er wohl Gelegenheit fände, sich ihnen durch allerlei Ränke und Vorwände zu entziehen, oder die Aufmerksamkeit derjenigen Personen zu täuschen, die von der Obrigkeit angestellt sind, ihn zu seinen Pflichten anzuhalten. Denn wer die Obrigkeit um dasjenige betrügt, was sie zum Wohl des Landes begehren muß, ist ein Verbrecher gegen das Gesetz, ein Räuber an den rechtschaffenen Mitbürgern, die ihre Schuldigkeit thun; denn um so viel er weniger gibt, um so weniger ist zur Bestreitung der Landesbedürfnisse vorhanden, und um so viel mehr muß wieder in neuen und oft noch drückendern Auflagen ausgeschrieben werden.

Es geziemt dem christlichen Hausvater und Bürger, die Abgaben zu rechter Zeit zu entrichten, damit die Landesobrigkeit im Stande sei, ihrerseits zur rechten Zeit die nöthige Kraft zum Besten des gesammten Volkes zu beweisen.

Es geziemt dem christlichen Hausvater und Bürger, was er zu leisten schuldig ist, ohne Murren und Schmähen zu leisten. Denn wie es an sich schon thöricht ist, gegen das Unvermeidliche zu murren, weil es nichts bessert und nichts ändert, so ist es noch unbesonnener, sich dagegen aufzulehnen, weil jedes böse Beispiel schädliche Folgen haben kann. Würdiger ist, einem weisen Manne, wenn mehr gefordert wird, als seine Kräfte zu erfüllen vermögen, oder gewissenlose, leichtsinnige Beamten sich ungerechte Vertheilung der Lasten oder eigenmächtige Quälereien erlauben, mit ehrerbietigen Vorstellungen die Noth dem Landesherrn oder den dazu verordneten höchsten Behörden zu klagen. Es ist kein Fürst, der das Glück seines Volkes nicht will: denn im Glück des Volkes besteht das Glück des fürstlichen Herzens; in der Zuneigung des Volkes die Festigkeit des Thrones; im Wohlstand des Volkes der Reichthum und die ganze Macht des Landesherrn.

Schweigend, o Gott; will auch ich meine Pflichten gegen diejenigen üben, welche Du mir als weltliche Obrigkeiten angeordnet hast; ohne Murren will auch ich die Abgaben von den Früchten meines Fleißes und Eigenthums zinsen, die von mir zum Wohlergehen des Landes gefordert werden, in welchem ich so viele Freuden, so viel Sicherheit genieſſe; wo ich Gelegenheit finde, mir die Bedürfnisse meines Lebens zu verschaffen, und in dessen Boden vielleicht bald meine Asche ruhen soll.

Mag es mich auch oft beschwerlich dünken, das wenige Ersparte hinweg zu geben, welches ich wohl nothwendig für mich und die lieben Meinigen gebrauchen sollte: ich will es ohne Murren als ein Schärflein für die Wohlfahrt des Ganzen hinreichen — ohne Segen bleibt es nicht. Ich will dafür mein Hauswesen mit strengerer Sparsamkeit einrichten; will mir manchen kleinen Genuß versagen, der mir sonst wohl gethan hat: so werde ich ehrenvoll bestehen. War dein Sohn Jesus Christus nicht ärmer auf Erden, als ich? Und war er es nicht, der uns zurief: so wir Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns genügen? — Wer nicht reich ist durch das eigne Herz, o der ist arm in Marmorpalästen neben Tonnen Goldes!

43.

Das leidende Vaterland.

Jeremias 29, 7.

Wenn das Land, welches mir von der göttlichen Vorsehung zur Heimath gegeben worden ist, durch Theurung, Verdienstlosigkeit, verheerende Krankheiten, oder durch die schrecklichste aller öffentlichen Plagen leidet, durch Krieg: so ist nothwendig das Leiden des Vaterlandes auch mein Leiden. Denn ich bin Glied des großen Körpers, welcher Staat heißt. Die Krankheit des ganzen Körpers wird zum Schmerz auch des kleinsten Gliedes.

Und gleich wie kein einzelner Mensch sich immerdar der guten Tage zu freuen hat, eben so wenig hat auch ein ganzes Volk ununterbrochen Zeiten des Friedens, Glücks und Wohlstandes. Schweigen die Stürme und die Verheerungen der Natur, so schaffen die Stürme und Verheerungen menschlicher Leidenschaften die Noth. Es kann sich wohl selten ein Volk eines Friedens freuen, der auch nur ein hundertjähriges Alter erreichte.

Wie furchtbar aber auch das Elend ist, welches der Krieg mit sich führt: soll der Jünger, soll die Jüngerin

Jesu beim Anblick desselben verzweifeln? — Nimmermehr! Was ist denn Seelengröße, wenn sie nicht in den Stunden der Noth herrlich erscheint? Was ist denn Christenthum, wenn es uns nicht über die Stürme des Lebens erheben kann? Was ist mein Glaube an Gott, wenn er nicht unter den Trümmern der Welt die weise herrschende Hand der Vorsehung anbeten kann?

Ja, auch die Drangsale des Krieges waren in den ewigen Plan der göttlichen Weltregierung eingerechnet. Nicht Menschenmacht — Gottesmacht ordnete die Stürme an, und die Helden, welche Triumphe feiern, die Kriegsheere, welche sich mit blutigen Lorbeeren schmücken, sind nur Werkzeuge in der dunkeln Hand des Verhängnisses.

Auch das allgemeine Zerstören unsers irdischen Wohlstandes, unserer besten Freuden, ist Wohlthat. Die Vorsehung streuet in den umgerissenen Boden den Samen des höhern Guten. Zwar mein kurzsichtiger Blick erkennt noch nicht, welche segensvolle Früchte daraus unsern Kindern und Kindeskindern hervorgehen werden; aber mein eigener Lebenslauf, das Schicksal der Völker, die ganze Weltgeschichte predigt es mir: Es ist nichts vergebens in der Welt.

Diese Kriege und diese Leiden geben dem einzelnen Menschen und ganzen Nationen ihre innere Seelenstärke wieder, die in wollüstiger Muße zu erschlaffen anfing. Im trägen Wohlleben des Friedens wähnte sich der größte Theil der Sterblichen nur zum Genuß irdischer Freuden geboren; er jagte nur diesen nach, und versäumte sein edleres Selbst. An die Stelle religiösen Geistes waren spitzfindige Tändeleien des Verstandes, alberner Leichtsinn, hoher Dünkel, schlaffe Muthlosigkeit getreten. — Statt großer, gemeinnütziger Handlungen sah man nur das Getriebe kleinlichen Eigennutzes oder scheinheiligen Ehrgeizes. Statt der Begeisterung für Vaterland und Fürsten hörte man die freche Sprache des Witzes, der kein Heiligthum ehrt. Die Tugend war ein Wort, das aus den guten Gesellschaften verbannt wurde; Ehrlichkeit hieß Dummheit; Keuschheit eine thörichte Ziererei; Treue Mangel an Klugheit; Frömmigkeit Bigotterie oder Heuchelei; Muth der Selbstaufopferung für Andere phantastischer Stolz.

Dahin war es gekommen, daß die Menschen in ihrer sinnlichen Versunkenheit alle edeln und frommen Empfindungen und Handlungen verspotteten oder in ihren Quellen verdächtig machten. Mit dem Glauben an die Tugend war die Tugend selbst entflohen, und man erblickte nur geschmückte Laster. Der Verführer hieß Mann von Welt; Wollust galt für feine Sitte; Selbstsucht für Lebensklugheit; Religionsverachtung für Stärke des Geistes; Verleumdung für Witz; Selbstmord für Heldenmuth; Ehrfurcht für Seelengröße.

Dies waren, dies sind immer die Wirkungen langen Friedens und des Mißbrauchs unserer Ruhe. Die Verweichlichung zog das Verderben der Denkart und Sitten nach sich. Darum mußten ganze Völker, ehemals stark, fallen, und Fürsten mußten von ihren Thronen stürzen! Dies war zu allen Zeiten das Schicksal verzärtelter, in sich selbst schwächlicher Nationen, die unter den entnervenden Künsten sinnlichen Wohllebens mit der Kraft und Begeisterung der Tugend die Liebe zum Vaterlande verloren hatten. Da war kein gemeinsames Vaterland mehr, wo nicht Alle mehr für Alle lebten, sondern sich Jeder in niedriger Selbstsucht einzeln sah. Da waren die Bande schon aufgelöset, und die lose Masse stürzte beim ersten Sturm zerstäubend von einander.

Die Noth ist die beste Lehrmeisterin des menschlichen Geschlechts, denn sie ist die ernsteste. Nicht der Schoos der Wollust, sondern die Gefahr erzeugt Helden. So müssen denn Kriege die verlorne Spannkraft der Gemüther wieder herstellen zu Allem, was groß und christlich genannt wird; die allgemeine Verarmung wird die Einfalt der Sitten wieder zurückführen, in welchen allein Tugenden gedeihen, die der Welt Bewunderung sind. Es muß ein neues, besseres Geschlecht erstehen.

Am ersten aber von allen Tugenden des Christen wird die hochherzige Liebe zum Vaterlande erwachen, die Quelle der erhabensten Gefühle und Thaten. — Aber wen sollte auch nicht der Anblick des leidenden Vaterlandes erschüttern?

Von allen wunderlieblichen Gegenden des Erdballs, die Gottes Hand mit mannigfaltiger Pracht schmückte, ist uns doch die Stadt, das Dorf, der kleine Erdwinkel am theuersten, wo uns zuerst das Licht des Tages entgegenlächelte, wo wir als Kinder in harmloser Unschuld die ersten Freuden, die ersten Schmerzen fühlten, wo wir die ersten Träume einer goldenen Zukunft dichteten. Hier ist der Boden, der uns die ersten Blumen trug, unsere ersten Träume empfing. Hier ist die Wohnung unserer Freunde, hier das Grab unserer Aeltern, Brüder, Schwestern und Geliebten. Hier ist die Stelle, welche einst auch unsere Asche beherbergen soll. Dies ist das Land, dessen Gesetze unser Eigenthum und Leben schirmten, das Land, für dessen Wohlfahrt auch wir nach unsern Kräften sorgsam mitwirkten. Ob uns die Fremde lobe oder schelte: im Kreise unserer Mitbürger ist jedes Lob das süßeste, jeder Tadel am schmerzlichsten. Sie sind's, mit denen wir das allgemeine Glück oder Unglück tragen, wie mit Genossen einer Familie, mit denen wir vereint in Gottes Tempeln beten; an deren Seite wir einst im Grabe ruhen; mit deren Nachkommen einst unsere Kinder leben, und Schmerz und Freude theilen müssen.

Das Leiden des Vaterlandes ist auch unser Leiden. Es wird nur erträglich, wenn wir Alle daran tragen. Es kann nur geendet werden, wenn wir mit einem Herzen, einem Muthe, einem Entschlusse dagegen ringen.

Das Vaterland fordert die Liebe seiner Kinder: wer wird es verlassen? Sein Untergang ist unser eigner.

Welches sind die Forderungen unsers leidenden Vaterlandes? — Bereitwillig ist der Christ, sie zu erfüllen.

Vertrauen auf Gott! — denn dieses Gefühl muß unsern Muth erst emporrichten, ehe er zu ächtchristlichen Unternehmungen fähig wird! Vertrauen auf Gott — denn wir waren Zeugen, wie Menschenmacht uns wenig half. Vertrauen auf Gott — denn er ist, nicht Sterbliche sind Lenker des Schicksals. Ein Wink von ihm, und ein einziger Augenblick kann Alles wunderbar umgestalten; und Rettung kommt, woher wir sie nicht erwarten; und Fülle und Ueberfluß kehrt zurück, da wir im Elend zu versinken meinen.

Vertrauen auf die Obrigkeit des Landes. Das Vaterland fordert es, der Regent ist nur stark durch den Willen und die Liebe seines Volkes. Entfernen wir daher aus den Gemüthern, was Mißtrauen erregen kann. Erinnern wir uns beständig daran, daß der Regierung noch mehr, als dem einzelnen Bürger daran gelegen

ist, Wohlstand und Frieden und Sicherheit zu gewinnen. Tadeln wir nicht in blinder Voreiligkeit ihre Maßregeln, da wir weder ihre Absichten, noch ihre Hilfsmittel genug kennen; bieten wir vielmehr unsern Arm, unser Vermögen zu ihrer Hilfe willig dar, so wird sie im Stande sein, kräftig auszuführen, was sie weise beschlossen hat. Denn das vorlaute Tadeln der Obrigkeit und ihrer Maßregeln tödtet unsern eigenen Muth; und lähmt die Stärke des Ganzen. Ein Kriegsheer ist ohne blinden Glauben und Gehorsam gegen die Anordnungen des Feldherrn schon geschlagen, ehe der Feind es sah. Wie mag auch der einzelne Krieger im Gewühl den Befehlshaber beurtheilen, der von der Höhe seiner Stellung herab hundert Dinge in der Verkettung der Umstände sieht, die Jenem verborgen liegen! Fester Glaube, eiserne Treue der Soldaten sind die Flügel ihres Muths, und solcher Muth siegte oft schon über die mächtigen Heere und die klügsten Berechnungen eines erfahrnen Feindes.

Aufmunterung verzagter Mitbürger zu vaterländischen Gesinnungen. Auch diese Pflicht fordert das leidende Vaterland dem Christen ab; denn wer den Muth derer untergräbt, die allein durch vereinte Kraft Rettung bringen können, oder wer auch nur gelassen ihre dumpfe Trostlosigkeit sieht, der stürzt das Vaterland in den Abgrund.

Das Schiff, welches auf hohem Meere in wilden Ungewittern schwebt, über sich den brennenden Himmel, unter sich die Empörung der Wellen erblickt, ist aus den Stürmen oft gerettet worden durch die Unverzagtheit derer, die es trägt. Aber wenn die Arbeiter mit unmännlicher Feigheit am Ruder standen, Jeder mit blassen Wangen den Andern schreckte, Jeder nur sich und nichts anderes retten wollte — dann war der Untergang Aller entschieden.

Erhalte daher in den Herzen deiner Vaterlandsgenossen immerdar die Hoffnung rege. Unterdrücke alle nachtheiligen Gerüchte, die den Muth niederschlagen; verbreite sie nicht selbst, und vermehre nicht die allgemeine Trostlosigkeit durch deine unbesonnenen Nachsprechungen. Denn nicht die Gefahr, auch die entsetzlichste nicht, ist in der Nähe so furchtbar, als die Todesangst der Erwartung ist. Sei Mann in der Noth; verherrliche in den Verhältnissen, worin du stehst, die Macht des Christenthums.

Sinne vielmehr schon frühzeitig nach, durch welche Mittel, durch welche vortheilhafte Einrichtungen künftigen Uebeln vorzubeugen wäre. Theile deine Wünsche und Vorschläge andern Rechtschaffenen mit. Vereinige dich mit ihnen zu jeder gemeinnützigen Hilfs- und Rettungs-Anstalt, oder unterstütze sie, so weit deine Kraft irgend reicht. Diejenige Noth ist halb besiegt, die wir kaltblütig voraussahen, und zu deren Empfang wir uns rüsteten. Der ist der ächte Sohn, der Held des Vaterlands, nicht der es wegen empfundener Wunden zu rächen weiß, sondern welcher es gegen neue und größere Wunden bewahrt.

Sei deinen Mitbürgern das erste Beispiel großmüthiger Aufopferung für die Rettung des Vaterlandes. Uebernimm daher willig, ohne Murren, ohne Seufzer die Lasten welche dir auferlegt werden; trage sie freudig, so lange du noch Kräfte hast. Gesetz und Obrigkeit fordern einen Theil deines Vermögens zur Beschirmung des Ganzen. Opfere deinen Theil und rette das Uebrige. Und fordert dein Vaterland Alles — liefere es hin. Dein Bettelstand ist einen Zepter werth, deine ärmliche Hülle ist rühmlicher als manches Fürsten Purpurmantel.

Der hat das Vaterland verrathen und entehrt, welcher bei den Leiden desselben nur an sich und seinen Vortheil denkt. Nie bestraft sich der Eigennutz schneller, nie fürchterlicher, als in der allgemeinen Noth.

Es ist nicht menschliches Gefühl in dem Elenden, es ist satanische Empfindung, die dessen Brust bewegt, der aus Verarmung Anderer seinen Reichthum, aus dem Jammer Anderer seine Lust, aus dem Untergang Anderer seine Erhöhung, seinen Gewinn zieht. Er hat sich losgezählt von allen Guten und Edeln; er hat kein Vaterland. Er steht in den vordersten Feindesreihen wider seine Mitbürger; er will in den Thränen der Verzweiflung schwelgen; er plündert das Haus seiner weinenden Nachbarn, und zerreißt mit unbarmherziger Hand seine eigene Mutter, die vaterländische Erde.

Weit entfernt, durch die Armuth Anderer mit verruchtem Wucher sich zu bereichern, ist der christliche Staatsbürger der Erste, der sich selber zur freiwilligen Armuth verdammt. Er will entbehren lernen, um Ueberfluß zu haben und mit diesem Ueberflusse Andere zu sättigen. Er wird allen Rechtschaffenen das Vorbild, wie der Christ handelt, wenn das Vaterland Noth leidet. Seine Einschränkung eigener Bedürfnisse hilft Andern die ihrigen erleichtern. Sein Erspartes wird ein Gemeingut der verunglückten Brüder. „Suchet der Stadt Bestes — ruft er mit Jeremias — denn wenn es ihr wohl gehet, geht es euch auch wohl!“

So ist die Dankbarkeit des Christen gegen sein Vaterland. Je mehr Opfer er bringt, desto theurer wird es ihm. Er ist keiner der treulosen, verrätherischen Freunde, die uns so lange liebkosen, als sie Nutzen davon haben. Er verläßt sein Vaterland nicht in den Tagen der Gefahr, um nur sich selbst und das Seinige in Sicherheit zu bringen. Er bleibt im Lande, das ihn redlich nährt, hofft auf den Herrn und thut Gutes. (Ps. 37, 6.)

Und wenn die Rettung des Vaterlandes endlich das Aeusserste, wenn sie unser Leben fordert — wir sollen es nicht verweigern. *Ja, wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen!* (1 Joh. 3, 16) ruft uns die Stimme des göttlichen Wortes zu. Und wer ist stolz genug, sich mit des Christen Namen zu schmücken, ohne den Muth zu haben, den göttlichen Willen zu erfüllen? Wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen, sterben können, wenn es sein muß, wenn die Gesetze, wenn die Obrigkeiten rufen, sterben für den Heerd der theuern Heimath, für das Heil unserer Mitbürger, für das Glück und die Freiheiten unserer Nachkommen.

Der Tod ist unser allerletztes Ziel. Ihm naht endlich der Fürst wie der Bettler. Wir fallen, wenn die Vorsehung winkt. Wir stehen, wenn sie will, und tausend Schwerter drohen unserer Brust vergebens, tausend Kugeln rauschen an uns vorüber. Gott wacht, und jedes Haar auf unserm Haupte ist gezählt.

Unter allen Todesarten aber, deren wir später oder früher endlich eine sterben müssen, ist der süßeste: der Tod fürs Vaterland. Er ist der Edelste, denn wir empfangen ihn durch die Hand unserer eigenen Pflichten, er ist der heiligste, denn wir leiden ihn für das Wohl der uns am nächsten verwandten Welt; der Tod fürs Vaterland ist ein Erlösertod, — ihn starben die erhabensten der Menschen. Es ist ein Tod, glorreich, wie ihn die Märtirer des Christenthums starben. Sie sanken unter den Fahnen

des Glaubens; wie unter dem blutigen Panier des Vaterlandes.

Und lohnt sich denn irgend schon hienieden ein tugendhaftes Gefühl schöner als die Liebe zum Vaterland, als die Aufopferung für unsere Mitbürger? — Warst du einer von den Rettern deines Landes, deiner Stadt, mit welchen himmlischen Empfindungen muß dich der Hinblick auf deine nützliche Thätigkeit umringen! Wie heiter ist dein Blick auf Gott, in dessen Geist du wandeltest, der du selbst, gleich einem Gott, in den schwersten Stürmen ruhig, groß und segenverbreitend einhergingst! — Dich umgibt das Andenken herrlicher Bürger- und Christenthaten, du findest es in dem dankbar lächelnden Blick deiner Mitbürger und in der stillen Ehrfurcht der zu dir emporblickenden Jugend wieder. Dein Ruhm, als Bürger, als Christ, geht nicht mit die aus der Welt; und über deinem Grabeshügel steigt der Segensruf der Nachwelt zum Himmel.

Gott meiner Väter! Sieh die Noth unsers theuern Vaterlandes. Lenke der Fürsten Herz! Rette uns vom Jammer der Kriege.

Doch soll der bittere Leidenskelch unserm Vaterlande nicht vorübergehen, o so gib Du uns Kraft und Muth, daß unsere Seele größer sei, als das Unglück! — Und mit festem Vertrauen auf dich, mit unerschütterlichem Glauben an Deine weisen und gerechten Verhängnisse, wollen wir muthig in das Leben hinaustreten, und freudig unsere letzte Kraft dem Glück unserer Brüder, der Rettung unsers Vaterlandes bringen. Heilig sei unserm Herzen das irdische Vaterland, in das Du uns geführt. Unsere Treue gegen dieses lohnt einst das ewige, das bessere Vaterland, zu dem Du unsere Seelen führen wirst. Amen.

44.

Der Tod für das Vaterland.

1 Joh. 3, 16.

Lehr' uns, hoher Todesüberwinder,
Lehr' uns sterben, der Du für uns starbst,
Und auf Golgatha für alle Sünder
Rettung und Beseligung erwarbst!

Lehr' uns sterben für der Brüder Frieden,
Freudig bluten für die heil'ge Pflicht!
Denn wer ruhmvoll enden kann hienieden,
Ganz vergebens lebte solcher nicht.

Wenn des Vaterlandes blut'ge Fahnen
Für des Vaterlandes Ehr' und Rechte weh'n,
Und sie uns zum letzten Opfer mahnen:
Wer darf wanken — wer von ferne steh'n?

Läßt ein Hirt das Leben für die Heerde,
Stirbt ein Vater freudig für das Kind:
Was ist denn uns Vaterland Beschwerde,
Da wir Alle dessen Kinder sind?

Schlummert sanft, Heldenbrüder, Retter des Vaterlandes! Euer theures Blut strömte nicht vergebens aus Todeswunden. Das Opfer eures Lebens erkaufte einem Volke die verlorne Würde zurück. — Schlummert sanft! — Wie, schlummern? Ihr lebet noch! Eure Asche ruht, aber eure Geister freuen sich des Siegeswerkes noch! Ihr Unsterblichen, die ihr das Erdenleben verschmähet habt um den Segen der Nachwelt, ihr wohnet mit uns im unendlichen Vaterhause Gottes, wohin euch eure Werke folgten. Eure letzte That war euer Triumph, die Krönung eures irdischen Daseins.

Wohl tönt noch in stiller Kammer heimlich das Schluchzen einer Schwester um den verlornen Bruder, einer Braut um den Geliebten. Wohl sehen wir die roth geweinten Augen vieler Mütter, die bleich gehärmten Wangen früher Wittwen. Warum trauert ihr? Eure Brüder und Geliebten, eure Söhne und Gatten leben noch; sie sind noch in und mit dem Gott, der sie euch gegeben. Nach einem flüchtigen Traume weniger Erdenjahre begrüßet ihr die Glückseligen in einem schönern Dasein. Da Sterben das Loos der Sterblichen ist, warum jammert ihr, da ihre Stunde kam? Sie würde ihnen auch auf dem weichen Lager, in der Sicherheit ihrer Wohnungen, in euern Armen gekommen sein. Meinet ihr, es könne ohne den Willen des Allmächtigen ein neues Wesen entstehen, ein Kind geboren werden? Meinet ihr, es könne ohne den Willen des Weltregierers ein Mensch das Leben unter dem Himmel verlieren? Trauert nicht um einen Tod, welcher beneidenswürdiger als das Leben vieler Armen ist. Trauert nicht um den Heldentod für das Vaterland. Ist die Vollbringung einer der schönsten und größten Pflichten Thränen werth? War nun einmal das Ziel ihres Daseins gekommen, wie konnten die Edeln edler enden, als daß ihr letzter Athemzug in einer großen That erlosch?

An sich ist der Austritt aus der Welt, wie der Eintritt in dieselbe, ohne einen Werth, welcher dem Menschen zugerechnet werden könnte. Beide sind Nothwendigkeiten in der Ordnung der Dinge. Das Absterben eines Greises, die Geburt eines Kindes mögen für die Familie einige Wichtigkeit haben; aber das Kind, wie der Greis, erscheinen und verschwinden, wie jedes lebendige Geschöpf. Daher sterben Millionen, ihr Gang aus dieser Zeitlichkeit wird von Wenigen bemerkt, weil es der Gang Aller ist.

Aber der Tod hört auf, an sich gleichgültig zu sein, sobald er entweder von ungewöhnlichen Umständen begleitet, oder sobald er ein Zeuge wird von der schwachen oder großen Denkart des Verstorbenen. Die Hinrichtung eines Mörders, das Sterben eines durch seine Wollüste verzehrten Unglücklichen, die Selbstentleibung eines Verzweifelnden erfüllen uns mit Ekel und Schauder. Ihr Austritt aus dem Leben ist meistens nur die Folge der öffentlichen oder geheimen Verbrechen. Niemand will ihr Dasein preisen; wer möchte solches Todes sterben?

Mit ganz andern Empfindungen erwärmt uns die Nachricht vom Tode eines Mannes, der für sein Recht, für seine Ehre, für seine Unschuld muthig das Leben dahin opferte. Mitten in unserer Wehmuth oder in unserm Mitleiden können wir nicht anders, als ihn bewundern. Sein Austritt aus dem Erdenleben ist die Folge seiner edeln Denkart und der Kraft seiner Tugenden. Es liegt in seinem Tode etwas Begeisterndes für die, welche ihn überleben, und sein letzter Athemzug predigt die große Wahrheit: Die Güter des unsterblichen Geistes sind mehr werth, als das Leben des Leibes.

Doch immer ist solch ein Tod nur Tod für die eigene Sache. Ehrwürdig und zu preisen war das starke Tugendgefühl, welches ihn bewirkte, doch der Welt geschah dadurch vielleicht kein großer Gewinn. Schwerer ist es, und höherer Geisteskraft bedarf es, sein Leben für das Lebensglück Anderer hinzugeben. Wer für Andere freudig in den Tod gehen kann, der ist vom Verdacht der kleinsten Selbstsucht fern, der vergaß, aus Liebe für den Näch-

sten, aus Treue zu ihm, sich selber. Er ist eines höhern Ruhmes werth.

Darum wird mit Recht von gebildeten Völkern, wie von Barbaren, derjenige laut gepriesen und sein Name lang geehrt, welcher, das Leben seiner Mitmenschen zu retten, entschlossen in die Wasserfluthen springt; mit edler Selbstvergessenheit durch Feuerflammen rennt; für das Glück seiner Gemeinde das eigene Leben wagt und verliert. Er hat für Fremdlinge mit einer Liebe gehandelt, die sich selbst aufopferte. Wenige Sterbliche sind groß genug, mit solchem Hochsinn für die nächsten Freunde zu handeln und zu bluten. Denn so tief ist im Ganzen die Menschheit gesunken, daß wenige für ihre nächsten Verwandten, für Unglückliche, die sie täglich vor ihren Augen leiden sehen, einen Theil ihres Ueberflusses, das Nichtswürdigste von ihren gewohnten Bequemlichkeiten einbüßen möchten. Wie wären Menschen in solcher Selbstsucht fähig, mit erhabener Begeisterung für Anderer Glück zu leiden und zu sterben?

Ist aber der Tod für das Heil einzelner Sterblichen, der Rettertod für Freunde und Bekannte eine der herrlichsten Wirkungen der erhabensten Gemüthskraft: was ist der Tod für Wohlfahrt und Glück eines ganzen Landes, für Tausende von Mitbürgern, für Männer, Weiber, Greise, Säuglinge, die wir nicht alle kennen, mit denen wir nichts gemein haben, als die allgemeine Mitbürgerschaft; der große Aufopferungstod nicht nur für Freunde und Bekannte, sondern selbst für Feinde; mit einem Worte, der große Tod für das Vaterland?

Er ist so groß, als die entgegenstehenden Fehler verächtlich und abscheulich sind — Feigheit, Verrätherei. So innig wird Feigheit gehaßt, daß selbst Kinder und schwache Weiber den Furchtsamen verspotten; und den Verräther verabscheuen selbst Völker, die er nicht verrieth, verabscheuen selbst diejenigen, die aus seinem Verrath Vortheil zogen. Um so glänzender ist der Tod für das Vaterland; selbst der Feind des Vaterlandes kann sich nicht erwehren, ihn am Feinde zu bewundern und zu ehren.

Er ist von allen Pflichten des Sterblichen für seine Mitmenschen die schwerste, darum die heiligste. Das Wort Gottes befiehlt sie: Wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen! (1 Joh. 3, 16.) Jesus Christus, das göttliche Urbild der vollendeten Menschheit, gab uns mit seinem Tode das Beispiel zur Nachfolge. Aber wer erreicht dessen Höhe? Er starb nicht für seine Mitbürger, nicht für ein eng begrenztes Vaterland — nein, die Seligkeit unsers ganzen Geschlechtes war sein Ziel; er starb den göttlichsten der Tode, den Welterlösertod. Und diesem nahe steht der Tod für die Wohlfahrt von Millionen unserer Brüder, für unsere Nachkommen in folgenden Jahren.

Wer in Erfüllung seines Berufs umkommt, treu demselben, verdient Hochachtung, selbst wenn er den Beruf nicht geliebt oder gesucht hätte. Und hat der Mensch einen göttlichern Beruf; als das Glück seiner Zeitgenossen und derer, die einst nach ihm leben? Wer nun mit Begeisterung und Liebe dieses Berufs sich der Gefahr des Todes hingibt, sich selbst dem Tode weiht — der hat sein Dasein auf Erden und den Zweck desselben herrlich vollbracht, dem weigern Erde und Himmel nicht den Lohn. Sein Untergang adelt ein ganzes, vielleicht ruhmloses, vorheriges Leben. Denn wer sterben kann für Anderer Glück, ist wahrlich kein ganz verdorbener Mensch gewesen. Wer das Schwerste freudig wollte, dem konnte auch das Leichtere gelingen. Sein Heldentod verbürgt uns die Kraft, welche in ihm wohnte. Es ist möglich, daß er in seinen ehemaligen Tagen sich manche Schwachheiten zu Schulden kommen ließ; es ist möglich, daß er sich in stillen, friedlichen Verhältnissen versäumte und seine Denkart verwahrloste. Aber die Stunde der allgemeinen Noth war die Stunde seines Erwachens. Er ermannte sich zu seiner eigenen Würde, und sein Heldenopfer verdunkelte jede Erinnerung früherer Fehler. Andere konnten ihn vielleicht in kleinen Pflichten und Schicklichkeiten übertreffen, und dünken sich besser, als er; aber für das Vaterland vermochten sie nicht zu leisten, was er; sterben konnten sie nicht, wie er. Darum ist Wahrheit darin, daß der Tod für das Vaterland ein ganzes dunkles Leben adele. So läßt uns ein prachtvoller Sonnenuntergang die Trübe eines Tages vergessen.

Wer solches Sinnes seine Tage schließt, vollbringt noch in der Todesstunde die Gesammtheit aller seiner Lebenspflichten — und Liebe für der Brüder Wohl und gänzliche Hingebung für sie ist, nach des Welterlösers Wort, die höchste aller Pflichten, die Summe aller göttlichen Gebote. Er hat an seinem Sterbelager keinen fremden Beter vonnöthen, seine edle That betet für ihn; keiner christlichen Feierlichkeit vonnöthen, ihn weiht sein Blut. Er stirbt in der Tugend, und steht mit seinem schönsten Werke vor dem Thron des Richters, des Allerbarmers.

Und wie er im letzten Augenblicke, was er gelebt hat, adelt, so wird sein Sterben der Ruhm und das Leben seines Vaterlandes. Die Tapferkeit gefallener Krieger wird der Stolz des ganzen Volkes; ihre Leichenhügel auf entfernten Schlachtfeldern sind die dauerhaftesten Brustwehren und Wälle vaterländischer Sicherheit. Noch in spätern Jahren streitet das bloße Andenken ihrer Namen gegen den Uebermuth ungerechter Feinde, indem auch der verwegenste Eroberer vor einem Volke Ehrfurcht empfindet, welches solche Söhne zeugt, und die Erinnerung an Helden der Vorzeit in den Nachkommen zu ähnlichen Großthaten begeistert.

Unsterblich, wie die Geister, sind auch die Früchte ihrer Tugenden. Es geschieht im Weltleben nichts Großes und Gutes, welches nicht groß und gut wirkend auf weit entfernte Zeiten fortdauern sollte. Der Tod der Helden für das Vaterland bleibt Segen für das Vaterland; es leben gleichsam ihre Schatten noch unter den Enkeln, und führen sie in die Bahn des wahren Ruhms.

Sie haben ihre Pflicht vollbracht! Durch ihre Selbstaufopferung sind wir frei! und dürfen wieder Glauben zur Erneuerung alter Glückseligkeiten, zu verjüngter Dauer eines langen Friedens fassen. — Lasset uns auch unsere Pflichten vollbringen, die wir leben, gegen die Edeln, die für unsere Ehre, für unsern Ruhm, ihr Alles, Blut und Leben zum Kaufgeld machten. Nicht weinerliches Mitleiden, nicht kalte Bewunderung, nicht künstliche Lobrednerei sind wir ihnen schuldig — nein, Dankbarkeit in Wort und Werk. Gebet ihnen von eurem Ueberflusse, denn durch ihren Tod besitzet ihr euer Hab und Gut; gebet ihnen von euern Freuden, denn ihr Heldenherz hat euch diese errungen.

Wie können wir den Todten geben?

So fragt kein Herz, welches fähig ist, den großen Opfertod für das Vaterland zu würdigen; so fragt kein Herz, welches edel genug empfindet, dankbar zu sein.

Ehret ihr Andenken! Lasset ihre Namen nicht

in schimpflicher Vergessenheit untergehen! Bewahret sie in euern Dörfern und Städten, zum Ruhm eurer Gemeinden, für deren spätere Bewohner. Sprechet jährlich an einem feierlichen Gedächtnißtage die theuerwerthen Namen vor euern Kindern und Kindeskindern aus; rufet sie den spätern Jahrhunderten zu: Auch aus unserer Mitte starben Männer den Rettertod für das Vaterland! Diese Namen retten vielleicht eure Enkel dermaleinst vom Sklaventhum, indem sie sie zu neuen Heldenwerken begeistern.

Ehret ihr Andenken! nicht mit todten Worten, nicht mit Ehrensäulen und Inschriften. Das Wort verfliegt, der Stein verwittert. Aber blicket umher. Es leben die Wittwen, Waisen und Geschwister der Tapfern, die für euch bluteten und starben. Die Ehrenbezeugungen, welche ihr vergebens den Verstorbenen zollen möchtet, bringet sie dem Blute, welches noch in den Adern ihrer Verwandten rollt. Gewähret diesen die Auszeichnungen, welche ihr den Vätern, Gatten und Brüdern derselben schuldig seid, die eure und eurer Heimath Ehre unter Tod und Wunden behaupteten. Was ihr den Geringsten unter deren Nachkommen thut, das habt ihr jenen Helden und Opfern selbst gethan!

Das war einst die Weise der Vorwelt nach ruhmvollen und glücklichen Kriegen. Dadurch ward in jeder Brust die Liebe des Vaterlandes fortwährend entflammt; dadurch wurden Völker frei und groß, und dem Eroberer unantastbar. Aber mit Entnervung, Schlaffheit und Selbstsucht, welche allmählig überhand nahm, verschwand die Dankbarkeit. Der Neid und die Verläumdung sochten jedes große Verdienst im Staate an, und schonten weder des Lebenden noch des Todten. Man hatte den Glauben an die Tugend verloren, darum verlor sich die Tugend selbst oder ward selten. Gleichgültigkeit gegen das Vaterland trat an die Stelle der alterthümlichen, heldenmüthigen Liebe desselben; man hatte Söldnerheere, aber keine begeisterte Krieger. Man beurtheilte mit boshaftem Vorwitz die Maßregeln der Fürsten und Obrigkeiten, aber verlernte den freudigen Gehorsam. Man sah Rangordnungen und Stände, aber keine Mitbürgerschaft. Es gab Parteigeist, aber keinen Gemeinsinn. Darum stürzten Reiche in Trümmer; darum wurden Völker zertreten. Erst die allgewaltige Noth gab den schlaffen Gemüthern wieder Kraft, und das Elend lehrte tugendhaft und weise werden. — Wollen wir es bleiben?

Wie sich die volle Tugendhaftigkeit und der Edelsinn des einzelnen Menschen am unzweideutigsten in seiner Dankbarkeit gegen Wohlthäter offenbart: so spricht sich auch die öffentliche Tugend eines Volkes am reinsten in den Gefühlen der Erkenntlichkeit gegen seine Retter und deren Nachkömmlinge oder Verwandte aus.

Und mögen Dörfer, Städte, Provinzen, ganze Staaten diesem Pflichtgefühl fremd bleiben, bleibe du es nur nicht, du einzelner Bürger in deinem Hause. Wer hindert dich, Christ zu sein, und sänke eine Welt in Barbarei zurück? Wer hindert dich, jenen Hochsinn in Werk und Wort zu äussern, zu welchem Christenthum und Vaterlandsliebe dich entflammen? Wer hindert dich, dankbar zu den Familien hinzueilen und ihnen Rath, Hilfe, Beistand, Trost zu bringen, deren Mitglieder unter den Waffen stehen im Angesicht des Feindes und umzingelt von Todesgefahren? Wer hindert dich, Waisen, Wittwen und Geschwister derer zu unterstützen, die heldenmüthig im Kampfe für des Vaterlandes Freiheit und Wohlfahrt fielen? Siehe, sie sind auch für dich in den Tod gegangen; sie haben auch für deine Sicherheit geblutet. Du genießest noch einigen Wohlstand; aber nur darum freuest du dich noch deines Eigenthums, deiner Kinder, deines Lebens, weil jene Tapferen den Muth und die Entschlossenheit hatten, für dich und die Deinigen im Tode unterzugehen. Wie, wenn die, welche die Wahl traf, für dich und dein Gut in den Streit zu ziehen, feigerweise gewichen wären? dich und dein Gut einem erbitterten Sieger überlassen hätten? Was wäre dir geblieben? Was wäre den Deinigen für ein Loos geworden? Was hättest du deinen Kindern geben können? — Sie gaben ihr ganzes Dasein für dich, und wenn du ihren Hinterlassenen und Verwaiseten die Hälfte deines Gutes gäbest, würdest du damit schon Gleiches mit Gleichem vergolten haben?

Wir sollen auch das Leben lassen für die Brüder! Ist aber das Leben nicht mehr werth, denn Kleidung und Speise? Wer will mit diesen geizen, wenn Andere jenes für ihn wagen?

Gerechter Gott, wir haben vielfältig erkannt, daß jeder Sünde ihr Strafengel folgt, der Sünde des Einzelnen, wie der Sünde eines ganzen Volkes!

45.

Bürgerliche Eintracht.

Jes. 24, 5. 6.

Sie knieten hin vor falschen Göttern,
Die schnöde Selbstsucht ward ihr Gott,
Gehorsam nur den Witz von Spöttern,
Und ihre Weisheit ward zum Spott.
Es kam ein ernster, großer Tag,
Und ihre stolze Macht zerbrach!

Sie haderten um eigne Rechte,
Und keiner war dem Andern treu;
Und innerliche Zwietracht schwächte
Und führte sie zur Sklaverei.
Es kam ein ernster, großer Tag,
Und Alle traf der Knechtschaft Schmach.

Gott unserer Väter, tief im Staube
Lag einst Dein Volk, in sich entzweit,
Doch blieb's nicht Babylon zum Raube,
Du winktest, und es ward befreit.
Jerusalem, umsonst belehrt,
Blieb noch entzweit, und ward zerstört.

Wenn ein Volk reif ist zum gänzlichen Untergange, so zeigt es dies seinen Nachbarn an durch eigene innere Zwietracht, in der es durch sich selbst zerfällt. Dann verkündet es seine Würdigkeit zur Sklaverei durch Parteiungen, die ihre besondern Zwecke der Erhaltung des Ganzen vorziehen. Dann wollen einzelne Familien ihr Haus über die Stadt erheben, und müßte es auf den Trümmern derselben sein, dann vergißt eine Stadt über ihren Nutzen die Wohlfahrt des gesammten Landes. Dann ist jedes Dorf mehr um sich selbst, als um die Provinz bekümmert, und jeder Haushalter mehr um seinen Hof, als um die Aufrechthaltung der Gemeinde. — Diese Zwietracht aus Stolz oder Eigennutz ist die Verwesung und Auflösung der Staaten. Die Nachbarn sehen es, und bemächtigen sich mit leichter Mühe des wohlfeilen Raubes.

So ging einst das Volk Gottes unter, welches Moses weisens aus Aegyptens Sklaverei geführt hatte; es sollte nun zur Knechtschaft von Babylon gehen. Es ward ver-

gebens aus der Gefangenschaft Babylons geführt; durch innere Gährungen und Zerwürfnisse aufgelöset, fiel es in Roms Gewalt, und die Burg Sion und Jerusalem, die herrliche Stadt, wurden Asche. Auch dies Volk bewies durch sein Beispiel die ewige Wahrheit der Weltgeschichte, Tapferkeit sei weit gewöhnlicher, als Weisheit, und leichter, Unabhängigkeit und einen hochgeachteten Namen zu erkämpfen, als lange zu behaupten. Wie gewaltig ward es durch seine Waffen unter David, wie reich und blühend durch geschäftigen Gewerbfleiß unter Salomon! Aber aus dem Wohlstand erwuchs Ueppigkeit, Stolz und Eigensinn; daraus Zwietracht der Stämme. Sie trennten sich, befeindeten sich, und wurden selbst nicht scheu, Bürgerblut zu vergiessen. Sie zertraten die Gesetze und verspotteten die geschwornen Eide, hielten mit den fremden Völkern lieber, als unter sich, zusammen, und vergassen des ewigen Bundes. Da stand weissagend Jesaias auf, der weise Prophet, und sprach: „Das Land ist entheiligt von seinen Einwohnern, denn sie übergehen das Gesetz, und ändern die Gebote, und lassen fahren den ewigen Bund! Darum trifft der Fluch das Land, denn sie verschulden es, die darin wohnen. Darum verdorren die Einwohner des Landes, daß wenig Leute überbleiben.“ (Jes. 24, 5. 6.)

Des hohen Propheten Wort, den Juden ward es gesprochen, allen Volkern galt es. Es gilt noch unserm Jahrhundert, es gilt noch unserm Volke! Noch haben sich die Stürme der Zeiten nicht gelegt; nicht unsere Klugheit und List können uns retten, wenn Frömmigkeit und feste Eintracht fehlen; wenn nicht, um das Ganze zu behaupten, jeder Einzelne seine eigenen Absichten und Zwecke dem Bestehen des Ganzen aufopfert. Aber Jesajas redete vergeblich zum Wahnsinn der empörten Leidenschaften, seine Weisheit schien den erbitterten Parteihelden Thorheit. Jeder dünkte sich klüger und verschmähte die einfachen Grundsätze öffentlicher Glückseligkeit; achtete keine Erfahrungen aller Zeiten — darum gieng Juda unwiederbringlich unter.

Was unter Gottes Segen errungen worden, kann allein durch bürgerliche Frömmigkeit und Eintracht behauptet werden. Man schmeichelt sich vergebens, alle Gefahr sei beseitigt, und kein neuer Umschwung zu befürchten; man könne sich der Freude überlassen, und ein Jeder fordern und durchsetzen, was ihm gefalle. Das Glück der Waffen ist wandelbar. Ein einziger Tag, ein geringes Versehen, ein unerwarteter Umstand, kann plötzlich Alles umgestalten. Wehe dem, der sich allzufrüher Sicherheit überließ, und zu dem alten Eigendünkel zurückkehrte, durch welchen schon so viel verloren worden. Was Eintracht mühsam gebaut, reißt der Fluch der Zwietracht nieder; was Gemeinsinn erwarb, verzehrt Selbstsucht.

Die Gefahr eines Volkes dauert so lange, als die Macht des andern, welches ihm schaden kann. Die Macht des andern aber steigt, wenn die Kraft derer sinkt, welche ihm widerstehen wollen. Zwietracht aber ist die Vernichtung aller Kraft. Es ist noch selten dadurch ein Volk in Gefahr und Untergang gekommen, daß es von einer überlegenen Heerschaar angegriffen wurde; denn auch kleinere Völker haben oft schon über größere den Sieg davon getragen, wenn lebendiger Wille alles bewegte: aber durch bürgerliche Entzweiung, durch Treuloswerden an sich selbst, sind die mächtigsten Staaten versunken. Die Gefahr währt so lange, als Eigennutz da ist, welcher das Land verrathen kann.

Wem theuer und werth ist, Glied eines Volkes zu sein, das der Achtung fremder Völker würdig ist; wem theuer und werth ist, ein Vaterland zu haben, welches in Unabhängigkeit dasteht, und sein Leben von keinem andern entlehnen muß; wem theuer und werth ist, das ruhmwürdig zu behaupten, was ruhmwürdig die Väter gestiftet und blutige Kämpfe erworben haben; wem häusliche Glückseligkeit theuer und werth ist, die ohne Wohlsein des ganzen Volkes nicht möglich ist: der muß mit seiner ganzen Kraft zum Bestehen bürgerlicher Eintracht und unerschütterlichen Gemeinsinns hinwirken. Jeder soll es, denn aus einzelnen Menschen bestehen Familien, Gemeinden und Völker. Jeder soll es, denn die Weisheit aller Einzelnen ist die Weisheit des Volkes.

Darum soll sich und seine Kräfte Keiner zu gering achten, und sprechen: Was vermag ich, wenn Andere anders denken? Wie kann ich allein wider den Strom schwimmen? Was nützt meine Aufopferung, wenn die Uebrigen in ihrer Selbstsüchtigkeit beharren? Ich allein würde mich verderben, und die Andern würden meiner spotten und sagen: sehet, er hat den großen Vaterlandsfreund spielen wollen, um sich auszuzeichnen, aber es ist ihm übel gerathen. O, wer so spricht, hat mit seiner Feigkeit schon die gute Sache verrathen. Wem das Urtheil unedler Menschen so viel gilt, hat schon auf den Beifall Gottes und der Rechtschaffenen Verzicht gethan. Er beschönigt nur mit der Verworfenheit Anderer seine eigene.

Fasse Muth, sei Christ, und werde deinem Volke, deiner Gemeinde, was du als Christ sein sollst! Befördere unermüdet, unerschrocken das Einzige, was zum Bestehen und Dasein deines Vaterlandes noth ist: bürgerliche Eintracht. Schon oft hat ein weises Wort, zur rechten Zeit, am rechten Orte geredet, Wunder gethan; schon oft hat ein kräftiges Beispiel die Menge zur Nachfolge gereizt. Denn was wahr ist, überzeugt auch zuletzt den widerspenstigen Trotz des Eigensinnes; und dem, was recht und gut ist, kann endlich Keiner widerstehen.

Befördere bürgerliche Andacht. Sie entsteht von selbst, wenn du ihre Hindernisse aus dem Weg räumst. Eines der gefährlichsten ist nicht selten die Eifersucht und das gegenseitige Mißtrauen, welches leicht zwischen den verschiedenen Städten und Dörfern, nebenbuhlerischen Gemeinden und Vorstehern verschiedener Aemter aufsteigt. Es ist gewöhnlich ein armseliger, selbstsüchtiger Stolz, der mit der Zeit in Leidenschaftlichkeit entartet, durch welche einzelne, strafwürdige Personen das Glück der Gesammtheit zerrütten. Tritt du versöhnend ein, wenn dich deine bürgerlichen Verhältnisse dazu fähig machen, und kannst du die Thorheiten Anderer nicht bessern, hilf die schlimmen Wirkungen derselben mindern in deinen engern Verbindungen. Dies kannst du. Jeder Hausvater, jede Hausmutter vermag es.

Oft ist es der niederträchtigste Handwerks- und Brodneid, welcher die Bürgerschaft zu entzweien fähig ist; oft der Ehrgeiz einiger Wenigen, welche, um sich Einfluß zu verschaffen, mit schadenfroher Bosheit diejenigen verfolgen und verleumden, deren öffentliche Achtung ihnen im Wege steht; oft ist es nur alte Rangsucht von Fami-

lien, deren jede den Vorzug besitzen möchte; oft ist es Eigennutz einiger Bürger, welche weniger zum öffentlichen Wohl beitragen und die gemeinen Lasten auf Andere wälzen möchten, wodurch die Einigkeit des Gemeinwesens verloren geht. Wer kann die tausend finstern Quellen alle zählen, aus welchen das Verderben der Gemeinheiten und der Völker unmerklich hervorbricht! Beobachte, was die Hauptursachen bürgerlicher Uneinigkeit, gegenseitigen Mißtrauens und Kaltsinns sind in deiner Gemeinde: diesen wehre mit Wort und That, mit Warnung und Beispiel.

Ein anderes Hinderniß der Eintracht, und vielleicht das gemeinste in unsern Zeiten, ist der Eigensinn derer, welche den ehemaligen Zustand der Dinge zurückfordern, in welchem sie sich vormals befanden. — Ohne vollkommene Wiederherstellung der innern Ordnungen der Völker, ganz wie sie vor Zeiten gewesen; ist eine Wiedergeburt der einzelnen Rechtsame ungedenkbar. Die innern Ordnungen jedes Staates müssen sich nach den äussern Verhältnissen desselben zu seinen Umgebungen richten; denn sie sind die eigentliche Art, wie ein Staat seine gesammten Kräfte gegen die übrigen richtet. Nun aber hat die Gewalt der Zeiten alle Umgebungen verändert; nichts ist dasselbe geblieben, folglich können, ohne Verderben des Staates, auch seine innern Einrichtungen nicht mehr die alten sein. Sie müssen sich auf die gegenwärtigen Bedürfnisse beziehen, und ihnen begegnen. Seine innern Kräfte selbst, zum Theil geschwächt durch den langen Kampf, sind nicht mehr die alten. Es haben neue Hilfsmittel aufgeboten werden müssen, den Abgang Anderer zu ersetzen.

Wie der Mensch, von seiner Kindheit, von der ersten Minute seines Athmens an, in einer unaufhörlichen Veränderung und Entwickelung seiner Kräfte ist; wie das Kind dem Säugling, der Jüngling dem Kinde, der Mann dem Jüngling, der Greis dem Manne ungleich wird: so auch ist jedes Volk in verschiedenen Zeitaltern ungleich. — Kein Jahr läßt den schwersten, härtesten Felsen ganz unverändert.

Diese fortsteigende Veränderung und Entwickelung der Völker ist die Sache und das Werk und der Wille des Weltregierers. Es ist vergebens, sich wider die große, ewige Weltordnung aufzulehnen. Es ist möglich, daß wir durch allerlei gewaltsame Versuche endlich etwas Anderes hervorbringen; aber das Alte wird nie wieder neu, und die Herstellung alter Formen ist nicht die Wiederherstellung des alten Geistes. Jene werden, unversöhnt mit dem neuen Geiste und Bedürfnisse, nur drückend sein, statt wohlthätig, und nur zu größerm Verderben wieder zertrümmern.

Darum befördere Eintracht unter deinen Mitbürgern, nicht zu eigenen, gewaltsamen Schritten, sondern zu Aufrechthaltung öffentlicher Ordnung. Auch das Schwerste wird leicht, wenn es gemeinsam und mit Entschlossenheit und Vaterlandsliebe Aller getragen wird.

Befördere Eintracht zum Gehorsam gegen die Obrigkeit. Diese, von Gott verordnet, für Aller Wohl zu wachen, Aller Schicksale erträglich zu machen, jeden Rechtschaffenen mit Nachdruck zu schützen, ist nur stark durch das Vertrauen und Eintracht Aller. Sie wird Schattengewalt durch den Zwist der Unterthanen. Sind Aufopferungen nothwendig für das öffentliche Wohl: ermahne du, o Christ und Vaterlandsfreund, zuerst diejenigen, welche dawider murren, daß sie bereitwillig beisteuern mit ihrem Vermögen und ihren Kräften. Gib du zuerst das Beispiel des gemeinnützigen Sinnes für das Vaterland, für welches Jeder sich selbst verläugnen soll.

Vater im Himmel, verleihe mir Kraft, daß auch ich in meinem geringen Wirkungskreise, den mir Deine Vaterhand anwies, den Samen der öffentlichen Zerrüttung unterdrücke, wo ich ihn keimend finde. Verleihe mir Kraft, daß ich Freundschaft, Versöhnung, Zuversicht auf Deine Hilfe überall durch Wort und Beispiel erwecken könne; daß ich, wo sich schädliche Nebenbuhlerei und Eifersucht unter meinen Mitbürgern äussert, dieselbe in Einigkeit Aller für Fürst und Gesetz, für Obrigkeit und Vaterland verwandeln könne.

46.

Ueber die Achtung gegen fremde Völker.

Spr. Sal. 14, 34.

Die sittliche Verbesserung der Nationen muß aus ihnen selbst, gleichsam von innen hervorgehen; sie kann nicht von aussen hineingebracht werden durch den Willen guter Fürsten oder durch den Zwang der Gesetze. Denn Fürsten und bürgerliche Gesetze können zwar über äusserliche Zucht anordnen, aber nicht über die Geister und deren Gedanken gebieten. Haben wir nicht viele Völker gesehen, welche die besten Gesetze, die besten Obrigkeiten hatten, und dennoch in Leichtsinn, Ueppigkeit, Selbstsucht und Ungerechtigkeit versunken? Haben wir nicht nur zu oft schlechte, ruchlose Kinder frommer, redlicher Aeltern gesehen?

Eine innere, religiöse Ueberzeugung muß die Völker zu dem bringen, was Volksgerechtigkeit heißt. Alle andern Mittel, Nationen zu erheben oder glücklich zu machen, sind unzulänglich. Es ist allerdings möglich, daß ihr durch die Worte von Freiheit, von Ehre eine Menschenmenge begeistert und zu großen Unternehmungen lockt. Aber ohne innere Tugend kann keine Freiheit bestehen oder erworben werden. Die Anstrengung der Begeisternden wird eine Zeit lang glänzend sein, aber unerwartet schnell wieder in sich vergehen. Auch Jerusalem wollte einst wieder frei sein vom Joch der Römer: aber im Volke lebten nicht mehr die alten Tugenden seiner Vorwelt, und Jerusalem ward zum kläglichen Schutthaufen. Es kann die Gefahr allgemeinen Untergangs endlich wohl die Zwieträchtigen vereinen: doch ohne innere Tugend führt, nach verschwundener Gefahr, die neue Zwietracht desto gewisser einem neuen Untergange zu.

Was nicht die Kraft der Gesetze, was nicht das Gebot weiser Fürsten vermag, die innere Verbesserung des Volks zu bewirken, das kann mit größerm Erfolge durch Entschluß und Beispiel der Einzelnen im Volke selbst geschehen. Auch der geringste Bürger, auch die kleinste Familie kann dazu beitragen. Was jemals Gutes und Großes von bleibender Dauer in der Welt geschah, ist selten von denjenigen erfunden oder gethan worden, welche im gemeinen Leben die Großen genannt werden; sondern weit öfter durch die Kraft und Weisheit und Tugend wenig begüterter, wenig angesehener Personen. — Jesus Christus selbst wählte zu den ersten Verkündern seines, die

ganze Welt verändernden, heiligen Glaubens nicht Männer, die auf Thronen saßen, oder durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit, oder durch Familien von ausserordentlichem Reichthum berühmte Leute; sondern unbekannte, niedrige, arme Leute, in welchen aber das Gift des Zeitalters noch nicht die Kraft und Reinheit des Gemüths zerstört hatte.

Und kann also auch ich, kann jeder Einzelne zur Beförderung der Volksglückseligkeit beitragen: o wie herzerhebend muß dies für mich und jeden Rechtschaffenen sein, dem das Glück der Menschen, dem Ruhe, Wohlstand, Kraft und Ehre seines Vaterlandes, dem Religions- und Christussinn über Alles theuer sind!

Ja, ich kann es! Gutes zu thun ist auch der Schwächste der Sterblichen mächtig genug. Denn wer das Gute will, mit dem und in dem ist Gott und Gottes Segen. Es geschieht keine edle That unter der Sonne vergebens; jede wird zur fruchtbringenden Saat für die Welt oder für unser eigenes Herz. Darum tritt hervor mit Kraft und That, und hilf das verlorne Glück deines Volkes nach allen Kräften retten, oder es dauerhaft machen.

Wie aber kann ich das? — Es ist dir gesagt worden in Gottes heiligem Wort: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk. — So sei es nun, was du wünschest, daß deine ganze Mitbürgerschaft sein oder werden sollte. Indem viele Einzelne das Wahre und bessere ergreifen, ist es vom Volk ergriffen. Denn aus den Einzelnen besteht das Volk.

Die Denkart und Sinnesweise eines ganzen Volkes wirkt aber gewaltvoll auf Denkart und Sinnesweise der Obrigkeiten und Herrscher zurück. Der große Strom der öffentlichen Meinung leitet auch sie; denn nur durch ihn sind sie stark, und ohne ihn schwach. Ueber ein tugendhaftes, gerechtes, ehrliebendes Volk wird nicht leicht ein Gewaltiger wagen, ehrlos und lasterhaft zu sein. Nur entnervte und zwiespaltige oder durch Wollüste bestechliche Nationen finden endlich ihre Unterdrücker.

Gerechtigkeit aber erhöht ein Volk. — Gerecht sein heißt, also beschaffen sein, daß man zu dem taugt, was man sein will und sein soll. Ein gerechtes Volk soll mithin diejenigen Eigenschaften haben, welche nöthig sind zu einem Volke, das in Kraft, Glück und Ehre bestehen möchte. — Gerecht sein heißt ferner, die eigenen Rechte so wie die Rechtsame Anderer ehren. Der ist ein gerechter Richter, der zu dem taugt, was er sein soll; und er taugt dazu, wenn er Gefühl und Hochachtung für die Rechte Anderer hat, die vor seinem Stuhle stehen.

Es ist also das ein rechtschaffenes Volk, welches nicht nur seine eigenen Rechte, sondern auch die Rechte anderer Völker ehrt, und das weise Wort Jesu Christi erfüllt: was du nicht willst, das dir die Leute thun, das thue du ihnen auch nicht! Und zu dieser Gerechtigkeit kannst du in deinem Wirkungskreise beitragen, wäre er auch noch so klein. Dazu ist dir kein Thron, kein Einfluß auf Regenten, keine große Gelehrsamkeit, kein sogenanntes hohes Herkommen, kein Reichthum vonnöthen.

Laß jedem Volke Gerechtigkeit widerfahren, es sei mächtig oder schwach, es sei dir benachbart oder entfernt, es sei mit deinem Volke verbündet oder in Feindschaft. Nur eine Nation, welche gerecht denkt gegen andere, darf erwarten, daß man auch gerecht gegen sie denken werde.

Verkleinere und bespöttele nicht das wahrhaft Gute, was andere Völker wirklich besitzen. Erkenne vielmehr willig die Vorzüge an, welche du bei ihnen findest. Denn gleich wie Gott jedem Lande eigenthümliche Vortheile und Nachtheile, so hat er auch jedem Lande eigenthümliche Anlagen und Kräfte verliehen. Ein durchaus verdorbener Mensch würde unfehlbar endlich durch sich selbst zu Grunde gehen müssen; eben so ein durchaus schlechtes Volk. Es würde ein solches, wenn eins vorhanden wäre, eher dein Mitleiden erregen, als deinen Haß. In jeder Nation sind edle, tugendvolle Bürger; in jeder sind vortreffliche Eigenschaften zu finden, die deine Achtung verdienen. Aber auch in jeder sind, selbst in deinem eigenen Volke, schlechte Mitglieder, unwürdige Neigungen und Bestrebungen.

So sei denn gerecht. Urtheilst du über das Ausland, so sieh nicht bloß auf diese Mängel, oder mache die Fehler desselben nicht größer, als sie in der That sind. Wer so boshaft und voreilig über ganze Völker abspricht, beurkundet nur theils die Schwäche seines Verstandes, den vielleicht alberne Vorurtheile erdrücken, theils die Leidenschaftlichkeit seines Herzens. Wann redet und handelt aber, wer im Zorn redet und handelt, weise und wahrhaft?

Es ist eine der unverständigsten und gefährlichsten Maßregeln, wenn man Völkern gegen Volker Nationalhaß einzuflößen sucht, um auf ihre Tapferkeit in allfälligen Kriegen desto bessere Rechnung machen zu können. — Haß zeugt Haß, wie Liebe Gegenliebe zeugt. Wer Nationalhaß befördert, muß sich dagegen auf Nationalkränkungen gefaßt machen; muß sich darauf gefaßt machen, daß einst bei unglücklicher Wendung des Krieges sein Vaterland mit deste größerer Grausamkeit gemißhandelt werde, weil nicht nur der feindselige Fürst, sondern, was ungleich schlimmer ist, jeder Einzelne des feindseligen und durch leidenschaftlichen Haß gereizten Volkes Rache zu nehmen wünscht. Haß zeugt Haß. Er wird selbst in Friedenszeiten zur Quelle vieler widerlichen Neckereien, unter denen oft die allerunschuldigsten von deinen Mitbürgern am meisten leiden müssen. Er kann selbst in Friedenstagen deinem Volke mancherlei bedeutende Vortheile rauben, die ihm ausserdem vom Auslande zu Theil geworden wären.

Sei gerecht in der Werthschätzung anderer Nationen; miß nicht das Unrecht, was Einzelne thun, dem Ganzen bei; erhebe dich nicht und die Vorzüge deines Vaterlandes mit thörichtem Nationalstolz über alle Tugenden anderer Völker. Denn es gibt kein auserwähltes Lieblingsvolk des Himmels; und ein anderes hat da Vollkommenheiten, wo das, zu welchem du gehörst, seine Schwächen nicht verhehlen kann.

Es gibt eigentlich weniger Nationalstolz oder ausgesprochenes Selbstgefühl unsers Gesammtwerthes, als Nationaleitelkeit oder prahlerisches Prachttreiben mit unserm Haben und Können. Diese Eitelkeit gehört aber nichts weniger als zu den Blüthen der öffentlichen Tugend, sondern sie ist eine der Welt ausgestellte Urkunde verborgener Schwäche. Wer sich innern Verdienstes bewußt ist, hat nicht vonnöthen, zu prahlen, um Achtung zu gewinnen. Nur wer die Ueberlegenheit Anderer nicht läugnen kann, sucht sich durch Nebendinge einen Rang über sie zu geben; oder wer unwissend genug ist, fühlt Vergnügen darin, einen Andern, den er nicht hinlänglich kennt, neben sich zu verachten.

Wie Eitelkeit und Stolz an einem einzelnen Menschen zu seinen beleidigendsten Fehlern gehören, welche man im gemeinen Leben am wenigsten zu verzeihen geneigt ist:

so ist der Nationalstolz, wie er sich auch äussern möge, lächerlich und empörend für andere Völker, gegen die er geübt wird. Nationalstolz ist keiner unserer Leiter zu großen Handlungen. Er flößt leicht Uebermuth ein im Betragen gegen die Nachbarn, der früh oder spät durch eine rächende Stunde gedemüthigt wird; er flößt nur allzugroße Sicherheit in unserm Benehmen ein, während der Scharfblick Anderer gegen unsere Unvollkommenheiten und Blößen keineswegs blind bleibt, und sie zu Nutze zieht.

Ehre die Rechte jedes Volkes, und hilf sie ehren. Sprich deine Achtung für die Unschuld und die Befugnisse anderer Nationen da aus, wo Ort und Zeit dich dazu auffordern, und du von ihrer Unschuld und ihren Gerechtsamen überzeugt bist. Es muß sich eine öffentliche Meinung bilden, welche dem Eroberer, dem Ländersüchtigen, dem Volksunterdrücker entgegensteht. Ein Volk, welches gleichgültig bleibt bei unverdienter Mißhandlung eines andern durch Uebermacht, verdient selbst das Loos der Mißhandlung zu erfahren, und wird es früher oder später erfahren. Denn ohne die Schlaffheit, Selbstsucht, Gleichgültigkeit oder den kleinlichen Nationalhaß der Völker unter einander, würde es nie einen allgemeinen Unterdrücker, einen Welteroberer gegeben haben. Um die Rechte aller Nationen zu zertreten, muß man die einen verwirren, die andern entzweien.

Gott ist, auch wenn du ihn nicht siehest; es ist eine Tugend, auch wenn sie nicht geübt wird; es ist ein Völkerrecht, auch wenn es von der Leidenschaft des Gewaltigen auf Erden nicht geachtet würde. Was es ist, dies Recht der Völker, das fühlst du, das fühlen alle Nationen, das fühlt auch die gewaltige Habsucht des Tirannen, welcher es mit Hinterlist oder Uebermuth verletzt. Auch der Bösewicht weiß, was Tugend sei, wenn er derselben gleich nicht fähig ist. So ehre du denn öffentlich in deinem Urtheil, was dein Gewissen dich zu ehren verpflichtet. Sei furchtlos der Schutzredner unterdrückter Nationen. Dies muß öffentliche Stimme werden; so werden die Rechte aller Nationen gesicherter, als durch Bündnisse und Kriegsschaaren; so wird auch das Recht des eigenen Vaterlandes Andern ein ehrwürdiges Heiligthum. Man muß nur den Glauben an die Tugend nicht verlieren, wenn man noch Tugenden in den Menschen erwecken will; man muß nur den Glauben an ein Völkerrecht nicht hinwegvernünfteln, wenn endlich Völkerrecht unter den Nationen geltend werden soll.

Sei gerecht gegen andere Völker, und am meisten gegen die, welche Noth leiden; nicht nur gegen ganze Nationen, sondern gegen die einzelnen Mitglieder derselben sei es. — Du findest noch öfter Gelegenheit, es mit Würde gegen einzelne Glieder, als gegen ganze Völker zu sein.

Sei großmüthig und gerecht selbst gegen die Feinde deines Vaterlandes, zumal wenn du sie als Besiegte und Gefangene erblickst.

Der Gefangene hört auf, ein Gegenstand deines Unwillens zu sein — er kann nur noch dein Mitleiden erwecken. Er ist durch sein Schicksal hinweggerissen von Vater, Mutter und Vaterland; mitten unter Feinden seines Volks; ohne Hilfe, ohne Pflege, ohne Achtung, ohne Liebe. Er ist wehrlos; wie könnte es dich ehren, ihn zu kränken? Sein Leib ist in Gefangenschaft; gehe hin und vollende den Triumph deines Volkes, und besiege noch durch Güte und Großmuth das Herz dessen, der einst mit Waffen gegen dein Volk auszog. Als Krieger ist er nicht mehr furchtbar; aber als Mensch, als Deinesgleichen kann er noch gerechte Ansprüche auf deine Schonung, auf deine Achtung machen.

Sei liebreich gegen Gefangene und Besiegte; ehre in ihnen noch die Rechte Anderer. Nichts erwirbt einem Volke so schnell die Gewogenheit eines andern, als menschenfreundliche Behandlung der Gefangenen. Diese werden, kehren sie nach dem Frieden in ihre Heimath zurück, die dankbaren Lobredner deines Landes, welches bei ihnen vorher ganz falsch und gehässig beurtheilt worden war. Sie lassen deinem Vaterlande Gerechtigkeit widerfahren. Die Sage vom Edelmuth deines Volkes pflanzt sich in ihren Familien auf Kinder und Kindeskinder fort, und bewirkt dereinst, bei wieder ausbrechenden Kriegen, daß diese milder und menschlicher geführt werden, als die ehemaligen.

Sei großmüthig und liebreich gegen Gefangene und Besiegte; hilf die Nackten kleiden, die Hungernden speisen, die Kranken und Verwundeten verpflegen. Dein Jesus will es! Was ihr einem der Geringsten von diesen gethan habt, spricht er, das habt ihr mir gethan! — Der Ruf von deiner und deiner Mitbürger Barmherzigkeit gegen die Schirmlosen Unglücklichen steigt in das feindliche Land und wird deinen Mitbürgern zum Segen, die dort durch ähnliche Unfälle als Besiegte und Gefangene trauern. Das Gute, was du den Feinden deines Vaterlandes beweisest, hast du deinen eigenen Landsleuten, deinen in Gefangenschaft gefallenen Freunden und Blutsverwandten gethan.

47.

Ueber die Achtung gegen unser eigenes Volk.

Spr. Sal. 14, 34.

O wohl dem Lande, wo der Geist
Des Christenthums regieret;
Wo nichts mit falschem Schimmer gleißt
Nur Tugend triumphiret;
Wo nie die Bürgertreue flieht,
Wo Keiner sich der Pflicht entzieht,
Gemeinwohl zu befördern!

Da blühet uns zum andernmal
Ein Eden auf der Erde;
Da sind wir Brüder alljumal,
Zur Lust wird die Beschwerde.
Die Liebe knüpft mit heilger Hand
Das theure Erdenvaterland
Ans himmlische dort oben.

Es ist in einigen Ländern ein altes und allerdings löbliches Herkommen, zu gewissen Zeiten des Jahres ein allgemeines Dankfest dem Herrn zu feiern, oder einen allgemeinen Trauer- und Bußtag zu halten, an welchem das Volk an seine Sünden erinnert wird, und, reuevoll im Geiste vor dem Throne des Völkerrichters hingesunken, um Gnade und Vergebung fleht. Mag auch bei vielen geschehen, daß der Tag der Reue und Buße nur zu einer elenden Zeremonie und todten Gewohnheitssache niedersinkt: Vielen wird er doch auch ein neues Weckungsmittel der Tugend, indem er ein ganzes Volk mit höherm Ernste an den Richter seiner Sünden mahnt.

Es ist eine von den mancherlei irrigen und höchst nach-

theiligen Vorstellungen, in welche der Haufe der unwissenden Christen so leicht verfällt, daß nämlich Gott durch solchen allgemeinen Trauer- und Bußtag, durch die Gebete in allen Tempeln, durch die damit verbundenen Feierlichkeiten ausgesöhnt werde mit den begangenen Sünden des Volks; daß ein Tag öffentlicher Reue die schweren Gerichte Gottes vom Lande abwende. — Wahrlich, es ist Zeit, daß alles Volk bekehrt werde, nicht dadurch, daß wir in Trauerkleidern gehen und Bußtage feiern, könne Gottes Strafgericht abgewalzen werden, sondern nur dadurch, daß wir selbst uns von den Sünden abwenden, welche den Fluch auf unser Vaterland herabrufen. Denn nicht Gottes Willkühr straft und richtet, sondern die Verschlimmerung des sittlichen Zustandes der Völker bringt das Elend und den Untergang hervor. Das ist des ewigen Richters ewiges Gesetz über die Welt: Die Sünde gebiert den Tod!

Nur das Umkehren von den Volkssünden zu den Volkstugenden kann erretten vom Trübsal. Denn die Sünde ist der Leute Verderben, aber Gerechtigkeit erhöhet ein Volk.

Gerecht soll jedes Volk sein gegen das Ausland. Doch dies ist nicht genug, obgleich damit schon die Achtung, Ehrfurcht, wenigstens Schonung fremder Völker gegen unser Vaterland gewonnen wird. Es soll vor allen Dingen ein Volk gegen sich selbst gerecht sein; und jedes Mitglied einer Nation soll diese Gerechtigkeit üben.

Sei gerecht gegen dein Volk, und verkenne den Werth und die Würde desselben nicht. Denn nur diejenigen können wir hochachten und lieben, deren Vorzüge vor Andern uns deutlich sind. Wer sich der Ehre und mannigfaltigen Verdienste seines Vaterlandes bewußt ist, wird, da er selbst als Mitbürger und Mitbürgerin den Ruhm desselben genießt, nicht leicht eine unedle oder niederträchtige Handlung begehen, diesen Ruhm zu schmälern.

Es gibt aber viele Menschen, welche gleichsam blind für das Gute sind, was vor ihren Augen liegt, und nur die traurige Geschicklichkeit besitzen, überall das Schlechte und Tadelnswerthe hervorzuspüren. Mit ihrem ewigen Klagen über Gesetze, Verfassungen, Verordnungen und Obrigkeiten ertödten sie in sich selbst und zum Theil auch in Andern die Liebe zum Vaterlande. Und wo die Vaterlandsliebe ausgeht, da kehrt dann die niedrigste Selbstsucht ein.

Allerdings können in deinem Lande und Volk vielerlei Mängel Statt finden; denn was unter der Sonne ist vollkommen? — aber sei nur gerecht gegen das wahrhafte Gute, welches sich darin vorfindet, und du wirst dich desto leichter mit einzelnen Unannehmlichkeiten versöhnen, die leichter wegzuwünschen als auszurotten sind. Verkleinere wenigstens nicht den Werth deines Volkes, und raube ihm nicht das Vertrauen auf sich selbst. Eine Nation, welche Glauben und Zuversicht zu sich verloren, ist unter allen die elendeste, weil sie sogar den einzigen Stab verloren hat, an welchem sie sich aus ihrer Versunkenheit wieder aufrichten könnte.

Suche vielmehr alles Lobenswürdige auf, was je deine Landesgenossen in frühern oder spätern Zeiten aus eigener Kraft vollbracht haben; mache dich vertraut mit einzelnen Vorzügen deines Staates und der Denkart deines Volkes. Und dies Rühmliche bemühe dich überall geltend zu machen. Dadurch flöße deinen Mitbürgern Vertrauen auf sich selbst, innere Liebe zu ihrem Gemeinwesen und zum gesammten Vaterlande ein: dadurch erwecke in ihnen jenen Stolz, der sich schämt, etwas dem Ruhme des Volkes Unwürdiges zu thun. Dies ist der ächte Nationalstolz: der Stolz, welcher auch der Tugend erlaubt ist, indem sie Hochachtung für sich empfindet, und nicht unter ihre errungene Höhe niedersinken möchte.

Sei gerecht gegen dein Volk, verkleinere nicht den Werth desselben, weil es vielleicht nicht alle Vorzüge anderer Nationen besitzt. Erhebe und rühme nicht andere Nationen auf Unkosten deiner eigenen. Denn jede hat ihre besondern Vorzüge und Eigenheiten, auch die deinige. Es können, es sollen nicht alle die gleichen sein, so wenig, als alle Pflanzen und Blumen von einerlei Anlagen und Eigenschaften sind.

Die traurige Sucht, alles Ausländische zu preisen und herrlich zu finden, oft nur schon darum, weil es ausländisch ist, kann mit Recht als eine Vorbotin der innern Volksverschlechterung und des nahen Verderbens angesehen werden. Die Erfahrung bezeugt dies. Denn ungeachtet, daß damit der Gemeinsinn gelähmt und hoffnungslos, die Vaterlandsliebe vernichtet, das Vertrauen des Volks auf eigene Kraft und eigenen Werth gebrochen wird, verleitet solche thörichte Verehrung alles Ausländischen leicht zur Nachahmung alles Ausländischen. — So wie der Mensch nur dann etwas ist, wenn er in seiner Art, in seiner Zeit und auf seiner Stelle das ist, was er sein soll: so ist auch ein Volk nur dann achtungswerth, wenn es alle in ihm wohnenden Kräfte zur Vollkommenheit ausbildet, und in allen seinen Vollkommenheiten aufblüht. Der Heuchler und Nachahmer ist überall nur ein halber Mensch. Denn er ist weder ganz, was er sein könnte, noch ist er das ganz, was er aus Eitelkeit sein möchte. Eben so ein Volk, welches vaterländische Sitten verachtet, um fremde nachzuäffen, und ein Kleid trägt, welches dem Wuchse seiner Gestalt unangemessen ist.

Darum bewahre die Eigenthümlichkeiten deines Volks, und begnüge dich, an ihnen nur dasjenige zu veredeln, was offenbar nachtheilig wirkt, und ein Hinderniß des Bessern wird. Ehre die alten löblichen Gebräuche, Sitten und Feste deines Landes, deiner Gemeinden; in ihnen lebt der eigenthümliche Geist deines Volks, denn sie sind aus ihm selbst hervorgegangen, und er findet sich selbst am leichtesten in seinen Schöpfungen wieder. Fremdartige Gebräuche, Sitten und Feste verscheuchen oder zerstreuen diesen Geist und die Kräfte, durch welche er allein groß sein kann. Ehre die Sprache deiner Nation, und wache über ihre Erhaltung. Denn die Sprache ist das eigenthümliche Kleid des Nationalgeistes, in welchem er sich frei und mächtig bewegt. Jede ausländische, welche vorgezogen wird, verwandelt sich in eine Fessel oder Mummerei, und verleitet zu unvaterländischer Denkart. — Fliehe die Nachäffungen der Ausländer selbst in Kleinigkeiten, im Hausgeräth, in der Lebensart, in der Kleiderpracht, in den Speisen. Denn diese scheinbaren Kleinigkeiten wirken gewaltiger, als du wähnen magst, auf die Sinnesart dessen, der sie annimmt, und führen mehr ausländische Laster, als ausländische Tugenden unter uns ein.

Doch keineswegs ist damit gesagt, daß wir Alles und Jedes darum vortrefflich finden sollen, weil es vaterländisch ist. Sind wir gerecht gegen den Werth unsers Volkes, so werden wir auch nicht gleichgültig gegen dessen Fehler

sein. Wir werden sie erkennen und ihnen abzuhelfen streben. Prüfet Alles, und das Gute behaltet, spricht Paulus, der Apostel. Das Mangelhafte und Verderbliche im Lande zu vertilgen, werden allezeit die erscheinenden Verordnungen und Gesetze am ersten versuchen. Sie sind die Dämme, welche der öffentlichen Verschlimmerung von weisen Fürsten und Obrigkeiten entgegengebaut werden; sie sind die Mittel, jene Gerechtigkeit zu befördern, durch welche ein Volk erhöht wird.

Daher ehre über Alles vaterländische Gesetze, vaterländische Fürsten, vaterländische Obrigkeiten. Das Ehren derselben besteht aber in Vertheidigung derselben gegen unverdienten Tadel und in treuem Gehorsam.

Ehre die Landesgesetze, auch wenn du ihre Wohlthätigkeit nicht einsiehst. Denn in deinen Verhältnissen als Unterthan, als Hausvater, als Hausmutter, bist du keineswegs auf derjenigen Stelle, von welcher du den ganzen künstlich zusammengefügten Bau des Staates und dessen verschiedenartige Bedürfnisse überblicken, geschweige gründlich beurtheilen könntest. Ganz anders sieht die Landschaft aus, wenn du im Thale stehst und sie betrachtest; ganz anders, wenn du sie von einer Berghöhe herab überschaust. Das Allesbesserwissen wollen und das Allesbessermachenwollen ist ein gemeiner Fehler in solchen Ländern, die ihrer Auflösung nahe sind. Denn da stellt sich der Eigendünkel an den Platz redlichen Gehorsams, und löset die heiligen Bande des Vertrauens zwischen dem Volke und seinen Vorstehern auf. Wie können unerfahrene Schüler die Kenntnisse ihres Lehrers meistern? Oder wie können einzelne Soldaten, die in Bewegungen des ganzen Heeres dahinschreiten, ohne dessen Verbindungen oder die Anstalten des Feindes genau zu wissen, das tadeln, was der Feldherr ordnet? Wenn sie es aber thun, und sich das Vertrauen auf den Führer vernichtet, wird das Heer nicht schon geschlagen sein, ehe es vom Feinde angegriffen wird?

Ehre die vaterländischen Gesetze und Verordnungen, sogar wenn sie deinem eigenen Nutzen wehe thun. Denn nur zu oft tritt der Fall ein, daß, um das Wohlsein der Gesammtheit zu befördern, einzelne Theile leiden müssen. Auch dir können ja mancherlei Verfügungen vortheilhaft sein, die andern deiner Mitbürger Schaden bringen. Zu dem ist dir nie der Weg untersagt, deine Klage auf geziemende Weise vor die Obrigkeiten des Landes zu bringen, und ihre Aufmerksamkeit auf das zu leiten, was ihre Verfügungen für dich und Andere Uebels haben. Es ist dieses deine Pflicht. Doch wenn nicht sogleich nach deinen Wünschen abgeändert wird, so schreibe dies nicht sowohl der Böswilligkeit oder Unverständigkeit der Vorsteher zu, als vielmehr einer traurigen Nothwendigkeit und Umständen die sie nicht besiegen können.

Ehre die vaterländischen Fürsten, die vaterländischen Obrigkeiten; urtheile nicht alsbald hart und lieblos von ihnen, wenn durch sie nicht das geschieht, was nach deiner Ansicht das Zweckmäßigste wäre. Wer verbürgt uns, daß du es anders machen könntest, wenn du an ihrer erhabenen Stelle ständest, und dort erst mancherlei zwangvolle Verhältnisse kennen lerntest, von denen du bis jetzt noch nichts gewußt hast? Wer bürgt uns dafür, daß du es nur noch so gut einrichten könntest, als sie es wirklich gethan haben? Ist denn nicht das Wohlsein des Landes die Grundlage ihres eigenen Wohlseins? Ist nicht das Glück der Gemeinde oder der Nation ein Ruhm ihrer eigenen Weisheit? Ehre deine vaterländischen Obrigkeiten auch dann, wenn die Personen, als Menschen, tadelnswerth sein könnten durch ihre Fehler. Denn sie sind nicht als Menschen vorgesetzt und bemerkenswerth, sondern als Obrigkeit. Und alle Obrigkeit ist von Gott, das heißt, göttliche Einrichtung. Ist es dir nicht möglich, in ihnen den Menschen hochzuschätzen, so ehre ihr Amt, ihren Beruf, ihre durch Gott gestiftete Würde. Der Mensch vergeht und stirbt, und empfängt seine Strafe, seinen Lohn; das obrigkeitliche Amt bleibt in alter Ehrwürdigkeit. Vollziehe freudig, was von dorther befohlen wird; denn es wird nichts befohlen, was nicht Selbstständigkeit des Volkes, das Wohlsein des Landes zur Absicht hat.

Sei gerecht gegen dein Volk; darum befördere, nicht nur aus Gehorsam gegen bestehende Gesetze, sondern aus innerm Triebe alle Mittel, welche die Ehre und die Selbstständigkeit deines Vaterlandes bezwecken. Dies sind die Hauptmittel zum Ruhm und Glück deiner Nation: Aufklärung, Wohlstand, Eintracht, Bürgermuth.

Durch Aufklärung, das heißt, durch Vermehrung nützlicher Kenntnisse und Vergrößerung der Einsichten, werden die Völker mündig. Unwissende sind allezeit abhängig von den Klügern; verstehen weder ihre eigenen Kräfte recht zu gebrauchen, noch die Vortheile ihres Landes und dessen Natur zu benutzen. Verbesserte Schulanstalten sind aber das sicherste Mittel wahrer Aufklärung.

Durch Wohlstand wird ein Volk erst selbstständig. Der Bettler ist allen dienstbar. Gewerbfleiß aller Art vermehrt den Reichthum des Volks. Auch du, in deinem engen häuslichen und bürgerlichen Leben, kannst ihn begünstigen, wenn du das, was im Vaterlande verarbeitet wird, demjenigen vorziehst, was dir die Fremde anbietet. Nur damit kann inländischer Fleiß ermuntert und inländische Kunst vervollkommnet werden. Doch Gewerbfleiß thut nicht Alles, um ein Volk zu bereichern; es muß Sitteneinfalt dazu treten. Was jener erwirbt, das spart und vermehrt diese. Dem Verschwender hilft sein Fleiß nicht; Sitteneinfalt gibt Wohlstand, ohne den Nachtheil, welcher oft den Ueberfluß zu begleiten pflegt. Sie erhält uns die inwohnende Kraft, immer größere Dinge zu leisten.

Durch Eintracht wird ein Volk stark und den Ausländern ehrwürdig, an Tagen der Gefahr den Widersachern furchtbar. Ist dir dein Vaterland theuer, so opfere, um allgemeine Einigkeit zu bewahren, lieber dein eigenes Gut, dein eigenes Recht, dich selbst auf. Dann hast du für dein Vaterland, für das Glück deiner Mitbürger gelebt! — — Ein Volk kann großes Mißgeschick erfahren, verheerende Krankheiten, unfruchtbare Jahre, Niederlage in Schlachten, Zerstörung seines Handels; aber das größte Mißgeschick ist innere Zwietracht und Parteiwesen. Das ist jedesmal der Todeskampf der Nation!

Durch Bürgermuth wird Alles beschirmt, was ein Volk Edles hat, seine Wissenschaft, sein Reichthum, sein Leben. Bürgermuth besteht aber nicht allein in der Abhärtung gegen Gefahren des Krieges, in Entschlossenheit gegen die Gefahren des Friedens, als da sind Erschlaffung, Ueppigkeit, Hintansetzung der Landesehre um des Eigennutzes willen. Oft findet man weit zahlreichere Streiter gegen einen auswärtigen Feind, als gegen inländische Gebrechen; denn es ist weit leichter, Andere zu überwinden und zu bekriegen als sich selbst.

Gerechtigkeit erhöher ein Volk! — O Gott, ich erkenne nun, worin die Gerechtigkeit beruht; wie ich selbst, so schwach ich auch bin, sie befördern könne; und wie nur durch sie deine strafenden Gerichte von unserm Vaterlande abzuwenden sind. Nur mit der Tugend geht Segen, mit der Sünde das Verderben gepaart.

Verleihe mir Kraft, Urquell aller Stärke, daß auch ich in meinem kleinen Wirkungskreise zum Segen meines Vaterlandes leben möge! Amen.

48.

Das Schicksal der Völker.

2 Kor. 4, 8.

Wunderbarer Gang der Dinge,
Den des Menschen Hang nicht leitet,
Du Geheimniß unsers Lebens,
Das wir hohes Schicksal nennen:
Welch ein Mensch begreifet dich?
Du erhebst vor unsern Augen
Hier den Uebelthäter, stürzest
Dort die Unschuld; und der Nachwelt
Wachst ein unverdienter Segen
Aus der Zwietracht, aus dem Jammer
Und dem Blut der Verwelkt auf!
Wird dies Räthsel
Dort sich lösen?
Soll ich folgen
Meinem Schicksal?
Darf ich mich ihm anvertrauen?
Oder geht's in starrer Blindheit,
Ohne Herz und ohne Seele
Ueber Tod und Leben hin.

Wacht noch ein Gott, der die Herzen der Menschen lenkt: warum des grausenvollen Verderbens so viel, das Völker über Völker bringen? Wacht noch ein Gott: o warum müssen denn tausend und tausend Unschuldige verderben durch die Wildheit der Gottlosen? Was hat der Fleißige, der Sparsame verbrochen, daß ihm in einer einzigen schrecklichen Stunde sein ganzes Vermögen, die ganze Frucht lebenslänglicher Anstrengungen, entrissen werden muß? Was hat der Säugling verbrochen, der an der Mutterbrust verschmachten muß? Was hat der Bösewicht Herrliches und Belohnenswürdiges geleistet, daß ihm alle seine Plane gelingen, daß er ungestraft die Rechtschaffenen zertreten, die Unschuldigen verspotten, den Glücklichen elend machen darf?

Ich sehe schaudernd hinaus in das große Räthsel der Welt, und kann es nicht lösen. Ein Sturm auf dem Meere versenkt Schiffsflotten, und bringt den Jammer, den unaussprechlichsten, in Familien, welche noch vielleicht in derselben Stunde für ihre abwesenden Freunde beteten, und sich ihrer glücklichen Heimkehr vergebens erfreuten. — Ein Erdbeben vernichtet Dörfer und Städte, und das Leben der besten und edelsten Menschen, wie der schlechtesten, mit gleicher Furchtbarkeit. — Ein Krieg, eine Schlacht zerstört das blühendste Land, und das eiserne Schwert triefet vom Blute des Gerechten, wie des Sünders. — Wacht Gott noch über uns: warum die Unbarmherzigkeit solcher Schicksale?

Man sagt, das Elend und Verderben könne und werde der Nachkommenschaft zum Segen gedeihen. Und wenn dies ist: bleibt es darum nicht minder hart und schrecklich, daß das jetzt lebende Geschlecht ohne Schonung aufgeopfert werden muß für ein Geschlecht, das noch nicht da ist? Wer von uns wird es erleben, und im Glück desselben Ersatz finden für das erduldete Leben? Warum müssen meine Wunden bluten, damit Andere fröhlich werden können? Warum muß ich Thränen des Schmerzes vergiessen, damit Andere glücklich lächeln können? Und wenn man mir gleich zum Troste sagen will: haben nicht auch deine Vorfahren viel für dich gelitten, auf daß du dabei gewinnest? — o warum mußten sie denn so viel erdulden, damit ich desto mehr flüchtige, frohe Stunden genösse?

Was soll ich sagen? Wohl weiß ich, was ich gelebt habe; aber was werde ich noch erleben müssen? Wird und kann mich denn meine Friedfertigkeit gegen die Ruhestörer, meine Gerechtigkeit gegen den Ungerechten, meine Arbeitsamkeit gegen Verarmung und Dürftigkeit schützen? Warum mich allein, da doch tausend Andere, die reicher, höher, tugendhafter als ich, nicht vom belohnenden Verhängnisse geschützt, sondern dem Kummer und Verderben zum Raube hingegeben wurden? Geht nicht das Schicksal mit eherner Brust über die Welt hin, und zerstört schuldiges und unschuldiges Leben, gleichgültig, wen es treffen mag? — Wie räthselhaft ist meine Vergangenheit, wie düster meine Zukunft! Mir ist oft bange, daß ich noch verzagen möchte. Es gehört oft mehr als menschlicher Muth dazu, um in solchen Zeiten, wie die unsrigen sind, mit Paulus sagen zu können: Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängstigen uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. (2 Kor. 4, 8.) Es gehört mehr als menschlicher Muth dazu, und doch bin ich ja nur ein Mensch!

Es ist wahr, du bist nur ein Mensch; und menschlicher Muth reicht nicht hin, allen Ungewittern des Lebens mit heiterer Stirn entgegenzutreten, und auch das Schrecklichste ohne Verzagtheit zu erwarten. Dazu bedarf es eines göttlichen Muthes; eines Muthes, der uns von Gott selbst kommt. — Und, Kleinmüthiger, warst du nicht schon in sehr bekümmerten Lagen, in großen Nöthen, in Umständen, da du an allen frohen Stunden der Zukunft verzweifeltest, und kam dir nicht Muth von Gott? Stärkt nicht Er dich, Alles mit Standhaftigkeit zu tragen, was dir vom Schicksal aufgebürdet wurde?

Der göttliche Muth, durch welchen Paulus mächtig ward, zu sagen: Uns ist bange, aber wir verzagen nicht! — diese hohe Ruhe in Stürmen, die uns zu vernichten drohen, kommt uns durch Jesum Christum, das heißt, durch den Glauben an sein Wort, durch die erhebende Kraft der Religion. Denn das Evangelium ist eine Kraft Gottes, selig zu machen. (Röm. 1, 16.)

Das ist das Menschliche in uns, daß wir vor den Gefahren zittern, die uns bedrohen; das aber ist das Göttliche, daß wir darum nicht verzagen. Denn der Herr hat gesprochen: Fürchte dich nicht, denn ich bin bei dir, und meine Gnade währet dir ewiglich.

Darum ehre die Schicksale, welche dir in betrübten Zeiten die Vorsehung sendet; ehre sie, auch wenn sie dir hart und ungerecht scheinen.

Ungerecht? — Ach, kann dies der beschränkte Geist des Menschen zum Regierer des Weltalls sagen, vor dem Jahrtausende ein Augenblick, Welten nur Staubkörnchen, Könige und Völker nur machtlose Schatten sind? — Ungerecht? Wer kennt doch die Zwecke Gottes, daß er seine Verfügungen beurtheilen darf, durch welche der Aller-

höchste das allerhöchste Ziel erreichen will? Oft mag ja auch das unwissende, erfahrungslose Kind Manches in seinem Herzen als unrecht verdammen, was die besser unterrichteten Aeltern thun. Aber hintennach, oft nach Wochen, oft nach vielen Jahren erst, erkennt es die bessere Einsicht und die Güte der Aeltern, und segnet sie. Sollten sich gute Väter und Mütter durch das Vorurtheil unwissender Kinder von ihren Maßregeln abhalten lassen? Mit nichten. — Oder sind Vater und Mutter immer im Stande, dem schwachen Verstande eines Kindes zu erklären, warum man es bei aller Liebe doch streng behandeln muß, und bei seinen Thränen und Bitten um etwas Anderes ungerührt bleibt? Keineswegs. — Siehe, so ist es, o Kind Gottes, zwischen dir und dem himmlischen Vater. Er sendet die Schicksale der Jahrhunderte, aber darin liegen auch die wohlberechneten Schicksale deiner eigenen Stunden eingeschlossen. Er ordnet Wohl und Wehe der Völker an, aber darin auch Wohl und Wehe des ärmsten Säuglings. Oder glaubst du, daß ohne sein Wissen ein Sperling athme, oder ohne seinen Willen ein Wurm stirbt, welchen dein Fuß unwissend zertritt? — Vieles kann dir ungerecht in den Schicksalen scheinen, aber folgere nicht aus dem Schein, daß es ungerecht sei. Ehre die Weisheit und Allbarmherzigkeit Gottes, auch da, wo dein Herz blutet und dein eingeschränkter Verstand Widersprüche und Ungerechtigkeiten zu sehen glaubt. Erinnere dich, daß auch manches Kind Widerspruch in den Handlungen seiner guten Aeltern und ihren Versicherungen der Liebe zu erblicken meint, und nicht begreift, wie eine zärtliche Mutter den eigensinnigen Wünschen des Kindes etwas abschlagen kann, das doch ganz unschädlich wäre.

Ehre die Schicksale, welche Gott den Völkern sendet; denn, was den Völkern auch jetzt begegnen wird, Alles ist Wirkung einer höhern Weisheit, einer die Ewigkeit umfassenden Liebe. Wer solche Ansicht der Weltschicksale hat, der hat die Ansicht des wahren Weisen, des vertrauensvollen Gotteskindes. Aber unfreundlich, grausam und zugleich anmaßend ist es, die Leiden der Völker alle für Strafgerichte Gottes wegen der herrschenden Sünden zu erklären. Nein, nicht Alles, was Gott verfügt, auch das Schrecklichste nicht, ist immer eine Strafe derer, die es trifft. Wie verborgene Ursachen kann die höchste Weisheit haben, schwere Verhängnisse zu verfügen, — Ursachen, welche der endliche Verstand nicht begreifen würde, auch wenn ein Engel vom Himmel käme, sie zu offenbaren! Wer ist vermessen genug, sagen zu dürfen: dieses Volk hat sein hartes Geschick verdient, denn es war voller Selbstsucht, Ueppigkeit, Wollust, Unordnung und Uebermuth! War denn auch der stille, fleißige, sparsame Hausvater übermüthig und üppig, dem die Kriegsflamme eine kaum bezahlte Hütte wegbrannte? War denn auch so mancher ehrwürdige Greis, welcher ohne allen Eigennutz Wohlthäter seiner Gegend gewesen, so verbrecherisch, daß ihn das Schwert der Unbarmherzigen morden mußte? Was hatte denn der Säugling verschuldet, der in der Wiege lächelnd zwischen Rauch und Flammen zusammenstürzender Häuser umkam? Wehe, wenn Gott so richten wollte: wo wäre denn auf Erden ein einziges Land, welches nicht seiner Sünden willen untergehen müßte?

Verdamme nie mit harter Lieblosigkeit auch nur einen einzelnen unglücklichen Menschen, noch viel weniger ein ganzes Volk. Denn wenn dort oft ein Urtheil unzuverlässig sein muß, ist es hier jedesmal falsch, weil in jedem Volke tausend und tausend Schuldlose wohnen.

Allgemeine Verheerungen sind nicht immer göttliche Strafgerichte. Eher würde ich in ihnen große Einwirkungen Gottes zur Erziehung seines Menschengeschlechts erkennen. — Wir schaudern, wir weinen: aber sind sie darum weniger gut und weise?

Siehst du nicht oft Kinder, welche sich lieber mit Spielen ergötzen möchten, wider ihren Willen von einer recht zärtlichen Mutter zur Schule und zur Mühe des Lernens gehalten? Sie sehen es nicht ein, warum sie dieses oder jenes lernen müssen, und warum sie schmerzliche Strafe leiden, wenn sie sich nicht ernstlich bemühen. Siehst du nicht oft Kinder jammern, wenn ihnen eine recht zärtliche Mutter Näschereien verweigert, deren sie doch vorräthig hat, und sie dagegen zur Mäßigkeit und Zufriedenheit mit geringer Kost nöthiget? — Ist es nicht Mutterliebe, Mutterweisheit, die so strenge zur Erziehung wirkt? Ist der Schmerz, der Verdruß, der Jammer des Kindes wegen seines vermeinten Leidens immer Strafe?

Dies ist das Verhältniß im Kleinen, wie Völker, wie die ganze Mehrheit zum Vater der Geisterwelt im Großen. Nicht jedes harte Erziehungsmittel ist immer eine Strafe. Nicht jedes Unglück eines Volkes ist ein Gericht des Zorns wegen seiner Sünden; nicht jeder Sieg, welcher die Heerschaaren begleitet, eine Belohnung ihrer Tugend und Gerechtigkeit.

Wohl werden die Schicksale der Völker freilich meistens von ihnen selbst vorbereitet. Es ist gewiß, so wie ein einzelner Mensch sich durch Wollust entnervt, durch Treulosigkeit und Hinterlist um das öffentliche Zutrauen bringt, durch Ueppigkeit verweichlicht, daß er von jedem rauhen Lüftchen erkrankt: daß eben so ein Volk durch Selbstsucht, Erschlaffung, Verzärtelung und Mangel an Eintracht seinen Untergang befördert. Wie der einzelne Mann, so soll ein ganzes Volk enthaltsam, gerecht, stark und hart erzogen sein, um jedem Sturm zu widerstehen. Doch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß Unglücksfälle auch den Tapfern so gut wie den Feigen zu Boden reissen können; daß oft weniger die Völker, als ihre Fürsten, die Gefahren des Krieges herbeirufen, und daß endlich nicht die Fürsten, sondern die Gewalt der Umstände, sie zum Kriegen zwingt. — Diese gebieterischen Umstände sind aber nicht immer das Werk der Könige, die heute leben: sondern ein Erzeugniß und Folgen von den Handlungen derer, die oft längst verstorben sind. Und daß diese das Unheil ihrer Nachkommen verursachten, war weniger ihr Wille, als vielmehr, daß sie nicht die Millionen möglicher Ereignisse der Zukunft alle voraus wissen und berechnen konnten, ihrerseits schon damals oft dem Drang der Umstände nachgeben mußten, welche eine unerwartete Wirkung früherer Begebenheiten waren, die keineswegs in ihrer Gewalt lagen.

So ist es denn der Faden der Welt- und Völkerschicksale, welcher sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortspinnt, nicht der Fürsten oder der Völker Werk — sondern wir erkennen überall Gottes Finger an demselben.

Ehre die Schicksale, welche Gott sendet; denn was er thut, ist wahrlich wohlgethan. — Auch was uns das Entsetzlichste zu sein scheint, es ist wohlgethan. Wir thun wohl, zu sagen: was das Entsetzlichste zu sein scheint; denn nicht Alles ist, was es

scheint. Wahr ist es, jeder Krieg bringt unaussprechlich großes Unglück. Aber worin besteht dies? In einer Beraubung vieler Güter und Freuden, die jedem Einzelnen, auch ohne Krieg, durch mannigfache Unglücksfälle entrissen werden könnten. Nur daß die Schreckniſſe des Krieges so plötzlich und so Viele zugleich treffen, macht uns schaudern. Wenn aber Tausende in einer Nacht sterben: was ist es endlich mehr, als Tod? — Tod, den Jeder auch ohne Schlacht endlich zu erfahren hat; Tod, den Tausende, zerstreut auf dem Erdboden, unter den Schmerzen langwieriger Krankheiten auf ihren Betten sterben! — Wenn Dörfer und Städte eingeäschert und Tausende sonst froher Menschen in Armuth gestürzt werden, und dadurch vielen bisherigen Bequemlichkeiten des Lebens entsagen, mit schlechterer Speise und schlechtern Gewändern, als sonst, vorlieb nehmen müssen, so sind sie höchst unglücklich und elend. Es leben aber Millionen auf Erden, welche auch ohne Krieg und Feuersbrunst sich nicht köstlicher nähren und kleiden können, und dennoch ihres Lebens und Gottes froh sind. — Wer darum verzweifeln will, daß er nicht so viel hat, als sonst, der verdient seinen Schmerz. Denn ihm war sein Irdisches der Himmel, der es nicht sein sollte; es ward ihm dieser falsche Himmel zerstört, daß er an Güter gedenke, die ewig unzerstörbar sind: Seelengröße durch Tugend, Gottesfurcht, Stärke des Gemüths durch ein frohes Gewissen.

An diese Güter lasset uns denken; denn alles Andere, selbst der irdische Leib, welchen wir tragen, ist nicht unser bleibendes Eigenthum. Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, sondern vor dem, was die Seele tödtet, dem entnervenden Laster, dem Unglauben!

49.

Offenbarung Gottes in den Schicksalen der Völker.

Jes. 26, 4—7.

Rühmt, Völker, euern Gott in hohen Liedern,
Denn er erhebt euch, er kann euch erniedern;
Nach seinen heiligen Entwürfen fanden
Gering' oft Kraft, und Mächtige verschwanden.

Erhaben in dem Lebenslauf des Wurmes,
Ist er es im Gewühl des Völkersturmes.
Vor ihm verfliegt, wie Nichts, der Glanz der Kronen,
Vor ihm, wie Staub, die Heeresmacht der Thronen.

Nur seine Plane sind's, die sich entfalten
In dem, was wir für unsre Werken halten.
Umsonst der Menschen Murren und Verblendung,
Gott will, Gott führet Alles zur Vollendung.

Dreifach hat sich dem Geschlecht der Sterblichen der Vater des Weltalls offenbaret, — und dies blinde Geschlecht wagt es, seine Macht und Gegenwart zu bezweifeln? Er offenbarte sich als Schöpfer in den Wundern der uns umgebenden Natur; er offenbarte sich als Vater und Freund unserer Seelen durch Jesum den ewigen Sohn; er offenbarte sich als ewige Vorsehung in den Schicksalen des gesammten menschlichen Geschlechts. Die Natur, die Bibel und die Geschichte der Welt sind die heiligen Urkunden, welche uns von seiner Größe, Liebe und Fürsorge zeugen.

Werfe ich einen Blick auf die Menschen, welche in mannigfaltigen Gesellschaften, mit verschiedenen Sprachen und äusserlichen Gestalten die Oberfläche des Erdballs bewohnen: so werde ich ein wunderbares Gemisch von Einfalt und Verkünstelung, von Sittlichkeit und Verwilderung, von Reichthum und Armuth gewahr, überall aber das unwillkürliche Bemühen der Einen, die Andern zur Vollkommenheit emporzuheben.

Ich sehe in den allerfrühesten Zeiten, bald nach der Schöpfung des Menschen, unbekannte Völker in den Nebeln einer fernen Vorwelt umherwandeln. Sie hatten der Bedürfnisse wenige, und der Boden, welcher sie trug, gab ihnen Nahrung und Decke. Aber obgleich unbekannt mit unsern heutigen Künsten und Wissenschaften, diesen Früchten vieltausendjährigen Erfahrens und Nachdenkens, hatten sie doch von den höchsten Angelegenheiten des Menschen schon würdige Vorstellungen. Sie kannten die Gesetze der Natur auf Erden und die des Himmels, nach welchen sich die Gestirne in unabänderlichen Bahnen bewegen.

Die Menschen mehrten sich und wanderten aus nach allen Richtungen; denn Gott wollte, der ganze Erdboden sollte von ihnen bewohnt und angebaut sein. Je weiter sie sich von den ursprünglichen Wohnsitzen ihrer Väter entfernten, je mehr sie mit dem Ungestüm der Elemente oder dem unfruchtbaren Erdstrich zu kämpfen hatten, je mehr schienen sie zu verwildern.

Gott gab ihnen eine strenge Erzieherin — es war die Noth. Die Noth lehrte sie erfinderisch werden, das Nützliche entdecken, wo es verborgen lag, und Kräfte in sich entwickeln, deren Dasein sie selbst vorher nicht kannten.

Und was die Väter in Einfalt ersonnen hatten, vervollkommneten die Enkel. Die Weisheit der Vorfahren ging von Sage zu Sage über zu den Nachkommen, und von diesen mit Bereicherungen an die Kinder, also, daß in unsern Tagen selbst die Unwissenden kennen und gebrauchen im alltäglichen Leben, was vor Jahrtausenden noch ein seltener Schatz, oder ein Gegenstand des Erstaunens für die Könige und die Weisen des Volks gewesen.

Wenn ein Reich in den Künsten des Friedens aufgeblüht war, prangte es in der Herrlichkeit seines Reichthums. Aber der Glanz der Reichen erregte dann den Neid der Aermern; ihr Uebermuth weckte den Widerstand der Unterjochten; der Verfall ihrer Sitten durch Wollust und Prachtaufwand bewirkte die Selbstsucht aller Einzelnen im Lande, und damit die Auflösung des Ganzen. Dann stürzten aus unbekannten Ländern wilde Völkerschaften kriegerisch herbei, und bemächtigten sich der wohlfeilen Beute. Die Barbaren, erwacht durch den Zauber der Schönheit, der Wissenschaft und des Reichthums, schämten sich ihrer unbehilflichen Rohheit. Sie nahmen am Lichte der Ueberwundenen Theil, und klärten ihren eigenen Geist durch die Kenntnisse derselben auf. So erweiterte sich die Vervollkommnung des menschlichen Geistes, und dehnte ihre Herrschaft über größere Länder und Völker aus.

Wohl betrauern noch heute viele kurzsichtige Sterbliche den Untergang ehemals berühmter und glänzender Reiche, die sich in allen Künsten und Erkenntnissen grosses Ansehen erworben hatten, und zum Theil in vielen Stücken sogar noch als Lehrer unserer gegenwärtigen Zeit gepriesen werden. Sie möchten daraus einen Anlaß nehmen, an der erhabenen Bestimmung zu verzweifeln, welche Gott dem menschlichen Geschlecht auf Erden verliehen. Wie kann, sprechen sie, wie kann es der Wille Gottes sein, daß die

Völker immer weiser, edler, freier, glücklicher werden, wenn er selbst zugibt, daß die Eigenmacht eines trotzigen Eroberers oder die Rohheit ungezügelter Barbaren alles Gute der erleuchtetsten Nationen nach einem kurzen Dasein wieder zerstört? — Ach, diese Zweifler an der Weisheit und Güte des allweisesten Wesens bedenken nicht, daß weder das Wissen noch das Haben, sondern nur das, was ein Volk ist, den Werth desselben ausgemacht; bedenken nicht, daß jene untergegangenen, erleuchteten Völker schon aufgehört hatten, bei aller ihrer Gelehrsamkeit und Kunst, weise, edel, frei und wahrhaft glücklich zu sein, als sie untergingen; bedenken nicht, daß ohne diesen Untergang weder die Religion Jesu so schnell über den Erdball ausgebreitet wäre, noch wir selbst in unsern damals fast unwirthbaren Gegenden so viel Veredlung besitzen würden, als wir uns deren noch heut erfreuen.

Die Vervollkommnung des menschlichen Geistes ist gleich einem unauslöschlichen Feuer, welches alles Rohe, Wilde, Irdische, so darüber hinstürzt, ergreift und auflöset; mit seinen reinen Flammen immer weiter umherspielt und leuchtet; unter den Trümmern zerstörter Reiche nur immer heller und allgemeiner hervorbricht, bis es endlich den ganzen Erdball umfaßt und alle Völker verklärt.

Welche Barbarei herrschte noch vor drei und vier Jahrtausenden unter den Völkern der Erde! Wem ist es unbekannt, daß noch vor kaum zweitausend Jahren die Bewohner unsers Vaterlandes in kalten Ländern den Wilden jenseits des Weltmeeres glichen, ihren Abgöttern Menschenopfer darbrachten, und mehr vom Raube und Morde, als vom Anbau ihres Bodens lebten? Wem ist es unbekannt, daß vor wenigen Jahrhunderten und Jahrzehnten in entfernten Welttheilen noch kein Anfang zur Bildung, Belehrung und Veredlung zahlreicher Nationen gemacht worden war?

Daß du heute in deiner Hütte, im Kreise der lieben Deinigen, des Lebens Anmuth in mannigfaltiger Fülle genieſſen kannst; daß du heute deinen Verstand durch das Licht der Wissenschaft aufheitern, deine Kinder über Gott, Natur und Welt belehren kannst, während auf eben der Stelle, die du bewohnst, deine Vorfahren einst, gleich den Thieren des Waldes, Eicheln zu ihrer Nahrung sammelten: daß du heute mit Rührung den Schöpfer des Weltalls in seiner Majestät ahnest; daß du in deines Lebens Mitte lächelnd emporblicken kannst, und gestärkt durch einen himmlischen Trost, den dir keine irdische Gewalt aus dem Herzen zu reiſſen fähig ist; daß du heute noch etwas Erhabeneres und Beseligenderes kennst, als Gold und Pracht, Schönheit und Gewalt, nämlich die Tugend des Christen — dies allein ist die Frucht von dem Untergang ehemals blühender Reiche, die Wirkung von dem Schicksale der Völker vor mehrern Jahrtausenden, die Folge von den weisen, wunderbaren Fügungen einer Alles beherrschenden, Alles leitenden Vorsehung. Hier hängt das Größte mit dem Kleinsten, das Entfernteste mit dem Nächsten, das Längstvergangene mit dem in der weitesten Zukunft in wunderbarer Verflechtung zusammen, die der menschliche Verstand nie übersieht, nie vollständig ergründet. Hier ist's, wo die Gottheit sich in ihrer Weisheit herrlich offenbaret hat — und die Völker, welche Jahrtausende nach unserm Tode diesen Erdball bewohnen, werden solche Offenbarung noch heller erkennen als wir.

Zweifelst du, nach den Erfahrungen und Zeugnissen so vieler Jahrhunderte, nicht mehr an der allwaltenden Hand Gottes in den Schicksalen der Völker und Menschen, und an der Güte seiner erhabenen Zwecke — — warum stehst du heute trübsinnig da, und beklagst ein Zeitalter, in welchem Gottes Gewalt nicht minder kräftig wirkt? Es handeln die Völker und ihre Beherrscher nach den Umständen, die ihnen der flüchtige Augenblick darreicht; aber was ihnen der folgende bringen wird, können sie schon nicht mehr berechnen. Ihre Klugheit ist eitel, ohne den Beistand des Glücks; und dies Glück ist Gottes Fügung, nicht Spiel des Zufalls!

Auch das Uebel unserer Zeit ist nur scheinbar; es ist die Vorbereitung zu größerer Vollkommenheit. Wir können von irdischen Bequemlichkeiten einbüßen, unser zeitlicher Wohlstand kann sich mindern — aber auch ist es nicht Reichthum, nicht das Vermögen zum weichlichen Wohlleben, was unsern Werth ausmacht, sondern die Kraft unsers Gemüthes, die Tugend. Wer sein ganzes Glück und das Glück ganzer Nationen nur im Kitzel der Sinne sucht, sieht im Menschengeschlecht nur das Thierische. Wer um verlornes Ansehen, um gekränkte Eitelkeit, um gebeugten Stolz untröstlich klagt, der weiß vom Edlern nichts. Ihm kann Niemand helfen, wenn er Weisheit verschmäht. Untröstlich muß er bleiben: denn was irdisch ist, das ist nicht sein, und in der Todesstunde wird er noch mehr verlieren, als er schon eingebüßt hat.

Die Offenbarung Gottes durch die Geschichte der Welt lehrt uns, was wir, als Weise, von allen Veränderungen zu fürchten und zu hoffen haben. Wir haben aus ihr gelernt, daß nichts dauerhaft bleibt, als das Wahre und Gute; daß alles Mangelhafte untergeht, und würde es von Millionen bewaffneter Krieger bewacht; daß die größten Reiche der Welt endlich zusammenstürzen müssen, wenn die Bürger, durch Wohlleben erschlafft, nicht mehr das Glück des Ganzen für ihr eigenes halten, sondern über ihrer Selbstsucht und Selbsterhaltung das Vaterland vergessen und die Knechtschaft für erträglicher achten, als das Leiden oder den Tod fürs Vaterland. Wir haben gelernt aus den Schicksalen der Völker, daß durch Tugend und gemeinnützige Aufopferung des Einen für Alle, und Aller für Einen, kleine Staaten mächtig, und durch Eigennutz und Selbstsucht der Einwohner mächtige Reiche aufgelöset und zertrümmert wurden. Warum klagen wir über so mancherlei, das da untergegangen ist; haben wir nicht durch unsere Sünden diesen Untergang selbst beschleunigt? Warum verzweifeln wir an glücklichern Tagen? Kann unsere vereinte Tugend, wenn ein ganzes Volk derselben fähig wäre, nicht Vieles schöner wieder herstellen, als es war? Ist Gott nicht ein Gott des Guten? Ist seine Kraft machtloser geworden?

Darum Muth gefaßt! Gedenket des Allmächtigen, und verbindet euch zu edlern Gesinnungen mit männlicher Stärke. Darum verlasset euch, wie Jesaias der Prophet spricht, auf Gott den Herrn ewiglich; denn Gott der Herr ist ein Fels ewiglich. Und er beuget die, so in der Höhe wohnen; die hohe Stadt erniedrigt er, ja er stoßet sie zur Erde, daß sie mit Füßen zertreten wird, ja mit den Füßen der Armen, mit den Fersen der Geringern. (Jes. 26, 4 — 6.)

Niemand verdamme mit unklugem Tadel die Handlungen derer, die da herrschen. Sie sorgen für ihrer Völker Glück, für den Bestand ihrer Reiche. Niemand richte über ihre Beschlüsse, ohne die Gewalt aller Verhältnisse

zu kennen, durch welche sie geboren wurden; Jeder richte vielmehr seine eigenen Handlungen.

Der du die Obrigkeiten mit Unverstand lästerst und ihre Anordnungen tadelst, als wärst du ein Eingeweihter ihres Rathes; der du, was sie gethan, als die Ursache des großen Verderbens schiltst, frage dich vorher selbst: und was habe ich denn gethan, um das Leiden zu vermindern, oder das Vaterland zu retten, oder die Fortdauer vormaliger Glückseligkeit zu befördern? Habe ich, wie es meine Pflicht forderte, freiwillig mich und meine Kinder zum Schutz des Vaterlandes dargeboten? Habe ich fern von Selbstsucht und Eitelkeit, gemeinnützige Anstalten zum Aufblühen meines Vaterlandes oder Wohnorts unterstützt? Habe ich der Erste das Beispiel freudigen Gehorsams gegen die Gesetze gegeben, und meine Mitbürger dazu ermuntert, oder stimmte ich in das falsche Murren derer, die verlangen, aber nie geben mögen? Habe ich immer meine Leidenschaft gezügelt, alles Parteiwesen vermieden, und meinen Einfluß dahin verwandt, die Entzweiten für das Gemeinwohl zu vereinigen, getrennte Bürger zu versöhnen, und Alle für die heilige Sache des Vaterlandes zu begeistern? Habe ich der Erste das Beispiel strenger Sittenreinfalt gegeben, und die Tugend höher als Geld und Gut und Leben geliebt?

Du, der Andere richtet, richte dich selbst. Und magst du endlich nicht vor dir selbst bestehen, o so scheue dich, dein Verdammungsurtheil über Andere auszusprechen, deren Verhältnisse dir fremder sind, als die deinigen.

Ich will zurückkehren zur Weisheit Jesu, und durch Tugenden, die ich in meinem mir von Gott gegebenen größern oder kleinern Wirkungskreis übe, zur Befestigung der öffentlichen Ordnung, der Ruhe, der Eintracht für Fürst und Gesetze, der Alles für das Vaterland aufopfernden Liebe beitragen. Dazu will ich die Meinigen ermuntern, dazu die Kinder mit Ernst erziehen, die Gott mir anvertraute.

Das Gute bleibt unzerstörbar; nur das Mangelhafte zerfällt. Dies lehren mich die Offenbarungen Gottes in den Schicksalen der Völker. So will ich auch nur für das Gute und Gerechte parteilos mitwirken, wo ich kann. So darf ich hoffen, daß auch meine geringen Handlungen durch des Himmels segnende Fügung ein Scherflein zum Wohl der Welt werden; so helfen auch meine schwachen Kräfte, die große Saat Gottes auf Erden zu gründen.

Ja, Vater der Menschheit, gnadenvoller, hoher Erbarmer! Du siehst unsere Sünden; aber selbst das Verderben, welches aus ihnen über uns und unsere Kinder hinströmt, muß uns, nach Deiner Weisheit, zum Besten dienen. Erschrocken vor dem Unheil der Laster, welchen wir fröhnten, retten wir uns wieder in die Arme der Tugend; und aus dem Elende, welches unsere Leidenschaften verursachten, zur Seligkeit, die aus den Lehren Jesu Christi hervorgeht.

Du willst die Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts, Eintracht und Frieden, Glückseligkeit und Weisheit. Dahin zielen alle Deine großen Veranstaltungen in den Begebenheiten der Bewohner des Erdballs. Ach, daß wir diese deine Offenbarungen so oft verkennen; daß wir uns nicht als Glieder eines und desselben Leibes betrachten lernen wollen; sondern immerdar nur streben, unsern Leidenschaften große Opfer zusammenzuschleppen, und ginge darüber das Wohl von Tausenden endlich zu Grunde — dies ist die wahre Quelle der heutigen Völkerleiden!

Fern von mir sei fortan ein Murren gegen Deine Verhängnisse; fern von mir jeder Zweifel an die Heilsamkeit Deiner Anordnungen in den Schicksalen der Völker zu ihrer Besserung; fern von mir die vermessene Anklage der Obrigkeiten und Fürsten, die Du nach Deiner Weisheit durch mannigfaltige Umstände leitest! In unserer Sünde liegt unser Untergang, in unserer Tugend unsere Kraft und Größe. Dies hast Du uns, Herrlicher, in den Schicksalen unserer Vorzeit tausendfach offenbaret.

50.

Falscher Gottesdienst.

Kol. 3, 16.

Komm, Geist der Andacht und der Ruh',
Komm, heil'ger Geist und weihe Du,
Mich selbst zur Gottverehrung!
Des Beters einsames Gebet,
Des Gottesdienstes Majestät,
Gibt himmlische Verklärung!

Komm, Geist der Andacht und der Ruh',
In unsre Tempel führe Du
Des frommen Sinnes Fülle!
Mach unser Herz von Irrthum los,
Es werd' uns Gottes Name groß,
Sein Wille unser Wille!

Im Meeressturme lernt der rohe Schiffer beten; beim ersten Donner der Schlachten der wilde Soldat auf die vergeltende Ewigkeit sehen; unter den zerschmetternden Blitzen des Himmels lernt der Gotteslängner glauben. Die Teufel glauben auch und zittern, spricht die heilige Schrift.

Ist dies die ächte Gottesliebe und Gottesfurcht, welche wir als Nachfolger Jesu, als Gotteskinder empfinden sollen? Ist es dem allwissenden Gott, der alle Zukunften durchschaut, unbekannt, wie wir nach kurzer Zeit wieder von ihm abfallen werden? Wird er unser Gebet, unser Schreien erhören, wenn er voraussieht, daß wir, sobald uns geholfen wäre, den alten Leichtsinn, die alte Gottesvergessenheit wieder lieb gewinnen werden? O Niemand irre sich, Gott läßt seiner nicht spotten!

Viele sind schwach genug, nur deßwegen ein äusserlich frömmeres Leben anzunehmen, weil das Unglück der Zeiten überhaupt auf die religiöse Denkart der Menge wirkt, und man sich nicht auszeichnen will; oder sich nicht bei seinen Vorgesetzten oder beim Volke in Verdacht setzen möchte, als habe man gar keine Religion. Denn man weiß, wie schädlich oft ein solcher Verdacht Jemanden in bedenklichen Umständen werden kann. Man wird also wieder religiös, weil die Religion wieder zur Mode geworden. Man geht also zur Kirche, zur Messe, zum Abendmahl und zur Beobachtung anderer kirchlicher Ordnungen, weil Alles geht. Wie aber? Ist das Allerheiligste der Menschheit nicht mehr, als ein Kleid, welches man hinwegwirft, wenn es ausser Gebrauch kömmt? Ist das, was ewig gilt, gleichbedeutend mit einem Mährchen, das vergessen wird, wenn es nicht mehr neu ist? — Und doch gehen Tausende dahin zum Genuß der heiligen Sakramente, und glänzen in den Kirchen, weil sie wahrnehmen, daß es auch Andere thun. Aber ihr Gottesdienst ist falscher Art und dem Herrn ein Gräuel. Nicht dem Herrn des Himmels und der Erde dienen sie, sondern dem Eigennutz und der Mode. Nicht Gottesfurcht haben sie,

sondern eine feige Menschenfurcht, in deren Gefühl sie vor ihrer eigenen Verächtlichkeit erröthen müssen.

Bei weitem aber die größere Menge der Christen unserer Zeit übt einen solchen Gottesdienst aus trauriger Unwissenheit. Ob es gleich in keinem christlichen Lande an Kirchen und Schulen mangelt, fehlt es doch leider noch sehr allgemein an wahrem christlichem Unterricht der Jugend und der Erwachsenen. Die Schuld des religiösen Verderbens ist so oft die Schuld der Lehrer, als der Hörer. Denn wie Viele sind unter den Christen, besonders der niedern Stände, welche wissen, worin ein wahrer Gottesdienst bestehe? Wie alltäglich ist es, daß sich die Leute unter Gottesdienst nicht viel Anderes denken, als einen unterthänigen äusserlichen Dienst gegen die Gottheit, wie man etwa auch Menschen zu dienen pflegt, mit äusserlicher Ehrerbietung und Pflicht. Sie setzen den ganzen Werth ihrer Gottesverehrung und die ganze Wirksamkeit der Religion in treue Beobachtung der kirchlichen Handlungen und Gebräuche. Sie meinen, wenn sie diese nur vollbracht haben, dann hätten sie Gott schon gegeben und geleistet, was Gottes ist. Dann halten sie Gott gleichsam für ihren Schuldner, dem sie Dienste geleistet, wofür er ihnen wieder erkenntlich sein werde. Ach, sie denken kaum daran, daß wir mit Allem unserm Thun und Lassen dem allmächtigen Herrn aller Welten und Schicksale nichts geben können; daß Alles, was wir in gottesdienstlichen Absichten thun, nicht Gottes Freude und Nutzen, sondern allein unser eigener Nutzen, unsere eigene Freude sein soll!

So gebrauchen viele Menschen die heiligen Sakramente, und bilden sich ein, daß der Genuß derselben an sich schon eine ganz besondere, Reue wirkende, von Sünden reinigende Kraft habe. Sie bedienen sich derselben ganz gedankenlos, und doch halten sie dafür, schon dadurch, daß sie das Sakrament empfingen, sei in ihnen und bei Gott eine wichtige Veränderung vorgegangen. Aber dies ist Aberglaube und falscher Gottesdienst! Denn Brod und Wein, Wasser, Oel und Salz bleiben irdische Dinge in und ausser dem Tempel; und sie haben keine wunderwirkende Kraft, auch wenn der Geistliche sie durch sein Gebet und die Bezeichnung mit dem Kreuze geweiht hat. Denn was ist die Weihe anderes als die Anrufung Gottes, ein Gebet zum Vater des Segens, daß er den Gebrauch des Sakraments an uns von segensvollem Erfolge sein lassen wolle? Wie aber kann es von segenreicher Wirkung sein, wenn wir durch Gedankenlosigkeit uns der heilsamen Kraft heiliger Handlungen freiwillig berauben? Kann ein Sakrament Gnade vor Gott und Vergebung der Sünden wirken, wenn ihr es im gleichen Augenblicke durch Leichtsinn und Eitelkeit, durch Zerstreuung, Neid oder andere unanständige Gefühle verspottet? Wisset ihr nicht, daß, wer unwürdig vom Tische des Herrn isset und trinket, ihm selber das Gericht isset und trinket? — Aber Tausende und Tausende gehen, bedienen sich gedankenlos der heiligen Sakramente; glauben damit Gott ihre ganze Schuldigkeit gethan zu haben; glauben, das bloße Mitmachen der heiligen Gebräuche habe wunderwirkende, sündenreinigende Kraft auf sie; gehen hin — und sündigen von Neuem. — Ach, dieses religiöse Verderben, dies schreckliche Gegentheil von Allem, was Jesus Christus lehrte, ist weniger die Schuld der unwissenden Menge, als die Schuld derer, welche sie von der Unwissenheit und Gewalt des Irrthums befreien sollen, aber es nicht thun, sondern sie vielmehr darin, wider des Herrn Sinn und Willen, bestärken.

Es ist ein falscher Gottesdienst, es ist ein todtes Opferwerk, wenn wir mit dem Leibe fromme Uebungen beobachten, aber mit dem Geiste fortfahren zu sündigen. Gott ist ein Geist, darum im Geist und in der Wahrheit (nicht bloß zum Schein) soll er verehrt werden. Es ist ein falscher Gottesdienst, zur Kirche zu rennen, ohne dort von heiligen Entschlüssen zu einem redlichen, menschenfreundlichen, gottgefälligen Wandel ergriffen zu werden. Es ist ein falscher Gottesdienst, zum heiligen Abendmahl mit ungebessertem Herzen hinzutreten, mit ungebessertem Herzen wieder in das gemeine Leben zurückzukommen, und dennoch Vergebung der Sünden zu hoffen. Es ist ein falscher Gottesdienst, als Taufzeuge bei Aufnahme eines Kindes in der christlichen Kirche zu erscheinen, ohne sich ferner um die dabei eingegangenen hohen Verpflichtungen zu bekümmern. — Es ist ein falscher Gottesdienst, Hörer der Predigt und des göttlichen Wortes zu sein, ohne auch Thäter derselben zu werden. Es ist ein falscher Gottesdienst, alltäglich lange Gebete, Morgens, Mittags, Abends, im Hause oder in der Kirche herzumurmeln, ohne dabei etwas Frommes, dem Inhalt des Gebetes Angemessenes, zu denken. Es ist ein falscher Gottesdienst, erbauliche Schriften, oder gar die Bibel zu lesen, oder sich vorlesen zu lassen, ohne alle Aufmerksamkeit dabei, oder ohne den Vorsatz, so gut und rechtschaffen vor Gott zu werden, als da gelehrt wird. Vor dieser Art Gottesverehrung haben uns alle Jünger Jesu, hat der Weltheiland selbst auf das ernstlichste gewarnt. Wir dienen mit diesem Lippenwerk weder Gott noch uns selber. — Wir entstellen damit die alleinseligmachende Religion, und entweihen das Allerheiligste, indem wir das wahre Ziel vergessen, vollkommener zu werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist, und hingegen das, was ein bloßes Mittel sein soll, zum Hauptzweck machen.

Von der andern Seite verfallen diejenigen in einen entgegengesetzten Fehler, welche den öffentlichen Gottesdienst der Christen versäumen, um lieber Privatbetstunden, sogenannte Frommen-Zusammenkünfte und Erbauungsstunden zu besuchen, oder welche doch dergleichen Zusammenkünfte den öffentlichen aller guten Christen gleichsetzen. Denn dadurch wird die eingeführte gute Ordnung gestört, obrigkeitliche Einrichtungen werden bei Seite gesetzt, Absonderungen und Trennungen in der christlichen Kirche veranlaßt, und mehr oder weniger parteiische Gesinnungen eingeführt. Zudem weiß man leider aus vielfachen Erfahrungen, daß in der Länge der Zeit solche der Erbauung gewidmet sein sollende Zusammenkünfte gewöhnlich entarten und zu mancherlei Mißbräuchen unerwartet verleiten. Aber Parteigeist und Spaltungen in die Gemeinschaft aller Christen bringen, die öffentlichen Ordnungen vernachläßigen, ist falscher Gottesdienst. Wenn diejenigen Recht thun, welche sich absondern, um sich nach ihrer Weise zu erbauen, so würden auch alle Uebrigen recht thun, wenn sie auf andere Weise das Gleiche thäten. Wozu würde das aber in allen Ländern enden? Im allgemeinen Zerfall des öffentlichen Gottesdienstes, in gänzlicher Trennung der christlichen Kirche durch religiöse Klassen und Parteiungen. Oder wenn diejenigen Recht thun, die in besondern Zusammenkünften sich erbauen, würden erst...

gen Unrecht thun, welche sich mit dem eingeführten öffentlichen Gottesdienst begnügen? Wer möchte dies behaupten?

Nicht aber in den vielfältigen Betstunden und erbaulichen Zusammenkünften, nicht im täglichen Lesen und Hören des göttlichen Wortes, besteht die wahre Nachfolge Jesu; sondern, wie der Heiland selber spricht, darin, daß wir den Willen thun dessen, der ihn gesandt hat. Der Wille Gottes aber besteht darin, daß wir aus Liebe zu Gott immer liebreich und heilsam gegen alle Menschen handeln.

Wir müssen unter Gottesdienst niemals etwas anderes verstehen, als Gottesverehrung. Denn wir können Gott nicht dienen, nicht nützen, weil wir Alles erst durch ihn empfangen. Aber verehren können und müssen wir ihn, weil er das Verehrungswürdigste im Weltall ist; weil er der Vater unseres Lebens, der Lenker unserer Schicksale, der Geber alles Segens ist.

Es ist keine Gottesverehrung gedenkbar, ohne dabei innige Andacht zu empfinden. Andacht heißt im Allgemeinen aber an das denken, was man thut; wenn man an das denkt, was man thut, hat man beständig den Zweck vor Augen von dem, was man verrichtet. Willst du Gott würdig verehren, so denke zugleich daran, warum du ihn verehrest. Willst du beten, so denke an den, zu welchem sich dein Gebet erheben soll, und stelle dir lebendig vor, was du betest. Alle Zerstreuung, alle Geistesabwesenheit im Gebet und in der Verehrung Gottes ist Ehrfurchtlosigkeit vor dem Herrn. Wie kann man Jemanden mit Unehrerbietigkeit verehren?

Ist aber in deiner Gottesverehrung wahre Andacht und Inbrunst: so wirst du nicht länger glauben, daß schon das bloße Kirchenbesuchen, Gebeteplappern und Mitmachen äusserlicher, gottesdienstlicher Gebräuche hinlänglich zur Verehrung Gottes und zur Erwerbung seines Wohlgefallens sei. Du selber wirst fühlen, daß dich alle Sakramente nicht von Sünden reinigen, dir keine Gnade und Vergebung bei Gott erwirken, wenn du selber keine Gnade und Vergebung mit Inbrunst verlangst. Du verlangst sie aber nicht ernsthaft, so lange du nicht den festen Vorsatz hast und ausführest, dich hinfort vor allen neuen Vergehungen zu hüten, welche dich vom Wohlgefallen Gottes entfernen. Nur durch den innigen Glauben an Jesum können wir selig werden; aber es glaubt keiner an Jesum, der nicht seine Gebote hält.

Ist in deiner Gottesverehrung wahre Andacht, ist es nicht eine bloße Zeremonie, sondern ist es dein Geist, der Gott verehrt: so wirst du durch Erfüllung seines Willens ihn am herrlichsten verehren. Sein Wille aber ist, daß du meidest, was Unrecht ist, und dasjenige thuest, wodurch du das Wohlsein und die bleibende Zufriedenheit deiner Mitmenschen vermehren kannst. Sein Wille ist, daß du ihm ähnlich werdest in seiner Liebe zu den Menschen.

Ist in deiner Gottesverehrung wahre Andacht; so wirst du im öffentlichen Gottesdienste Hilfsmittel genug zu deiner Gemüthserhebung finden; so wirst du dich nicht von den Versammlungen deiner Mitchristen abzusondern nöthig haben, oder noch abgesonderte Erbauungsstunden und Betstunden in Privathäusern aufsuchen müssen, und dadurch Andern ein Beispiel von nachtheiligen Folgen geben, oder Parteiung und Trennung in der christlichen Gemeinde befördern. Du wirst Jesum lieber hören, als Menschenrath. Und fühlst du auch ausser dem öffentlichen Gottesdienste den Drang, mit Gott dich zu unterhalten, so thue, wie Jesus dich anweiset: gehe in dein Kämmerlein und schliesse die Thür zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen, und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird es dir vergelten öffentlich. Und wenn du betest, sollst du nicht viel plappern und lange Worte machen, wie die Heiden, die da meinen, sie werden erhört, wenn sie viel Worte machen. (Matth. 6, 6. 7.) Die heilige Schrift sagt auch nirgends von den Gerechten: Ihre Gebete folgen ihnen nach: sondern: Ihre Werke folgen ihnen nach!

O Geist der Geister, lehre auch mich, Dich nur im Geist und in der Wahrheit, mit Andacht des Geistes im Gebet und mit Heiligkeit in meinen Werken verehren! Gib mir Kraft und Licht, mich selber vor Verirrungen zu hüten, in die man so leicht versinkt. Stärke mich, daß meine Buße, meine Anhänglichkeit an Dich nicht eine vorübergehende Empfindung, sondern eine bleibende Sinnesänderung, eine ewige Treue zu Dir werden. Nur so, und auf keine andere Art, wird mir die Noth zum Segen, das Unglück zum Glück, und dieß ist ja Dein heiliger Wille! Erhöre mich, o Vater! Verleihe mir Kraft, um Jesu, Deines geliebten Sohnes willen. Amen.

51.

Die Feierlichkeit öffentlicher Gottesverehrung.

Psalm 84, 2. 3.

Ich will zum Haus des Herren wallen,
Will dort in Andacht niederfallen,
Und meinen Geist zu ihm erhöh'n.
Sein Nam' ist: Herr! Ich dank' und singe!
Der Herr allein thut große Dinge.
Laßt uns ihn laut verkündigen!
Du, heil'ge Dichtkunst, schwinge deine Palmen,
Ihr Harfen Assaphs, rauschet Jubelpsalmen,
Es spiegle mir des Tempels Glanz und Pracht
Jehova's Herrlichkeit und Macht.

Zwar was kann ihm der Mensch erwiedern?
Wer preiset ihn genug in Liedern?
Auch Welten preisen ihn zu schwach.
Er hört nicht nur und will erhören
Der Geister Fleh'n in vollen Chören,
Er hört auch unser leises Ach!
Nicht, daß ich ihm würd'gere Opfer bringe,
Nein, daß mein Geist sich reger aufwärts schwinge,
Umrausche mich der Tonkunst heil'ge Macht,
Umstrahle mich des Tempels Glanz und Pracht.

Unsere Vorfahren bauten sich in Städten und Dörfern kleine, bescheidene Wohnungen, aber ihre Tempel stiegen in ungewöhnlicher Majestät hoch über die Hütten der Menschen zum Himmel auf, als wollten sie sinnbildlich zum Auge reden: „Nichts ist der Mensch, Alles der Herr!“ Einfach und schmucklos waren sie in ihrem Hausgeräth; aber was der öffentliche Reichthum Glänzendes hatte, was der Geschmack Edles wußte, das war zur Verzierung der heiligen Oerter vereinigt, wo das ganze Volk anbetete und gemeinschaftlich den Vater des Welltalls verherrlichte. Von Stein und Holz waren die Gebäude der Städte, von Lehm und Stroh in Dörfern, oft leicht und hinfällig, wie der Sterbliche, der sie bewohnte; aber was dem Unsterblichen geweiht war, erhob sich langsam, oft in der Folge von mehrern Jahrhunderten, um Jahrtausende zu überdauern. Noch jetzt bewundern wir in den Kirchen fremder Städte, in unsern eigenen, die kühne,

majestätische Bauart der Alten, diese dämmernden Hallen, diese Riesensäulen, diese hohen Bogen und Gewölbe, die sich hoch übereinander zu den Wolken des Himmels hinaufgipfelnden Thürme. Und unwillkührliches, ehrfurchtsvolles Grauen und ein Gefühl, als wären wir dem Unsichtbaren näher, dem dies Sichtbare geheiligt ist, ergreift unser Gemüth. Und jenseits des christlichen Alterthums finden wir selbst unter den Heiden gleiche Ehrfurcht vor den Göttern in der Pracht ihrer Tempel und Altäre ausgedrückt. Die Herrlichkeit des Tempels zu Ephesus ward von Geschichtschreibern und Dichtern gepriesen. Den salomonischen haben die Völker des ganzen Morgenlandes bewundert.

Anders will es in unsern Zeiten sein. Wir wohnen in Prachtgebäuden und Palästen; aber die Tempel des Herrn sind meistentheils versäumt, wenn nicht noch die Vorwelt das Kostbare hinterlassen hat. In unsern Dörfern prangen sogar glänzende Landhäuser, und statt der Hütten, weitläufige hohe Wohnungen, während die Kirchen oft dürftig, zerfallen, unrein und geschmacklos verziert sein können. Dürfen wir auch aus diesem Allem keineswegs den voreiligen Schluß ziehen, daß in unsern Zeiten in gleichem Verhältnisse der Sinn für Religion abgenommen, wie der Sinn für irdisches Wohlleben der Menschen zugenommen hat, so ist doch gewiß, daß die Vernachlässigung der öffentlichen Gebäude und der steigende Privataufwand dagegen als ein Wahrzeichen gelten könne von der Abnahme des Gemeinsinns, oder des lebendigen Antheils an Allem, was Alle angeht, und als ein Wahrzeichen von den Fortschritten einer bürgerlichen Selbstsucht. Auch mag der Anblick der Elendigkeit, Dürftigkeit und Geschmacklosigkeit von den Kirchen mancher Städte und Dörfer hie und da wenigstens so viel beurkunden, daß das Volk wie dessen Vorsteher, ziemlich unempfindlich für das geworden sind, was die Andacht erregen, veredeln und erheben könne.

Wenn man zu den gottesdienstlichen Versammlungen mancher Gemeinden tritt, scheint da nicht Alles zur Tödtung der Andacht erfunden worden zu sein? Unreinlichkeit und Armuth von allen Seiten, oder ein bunter, oft lächerlicher Putz, nichts Einfaches, Edles, Großes. Statt rührenden Gesanges ein widerliches, unharmonisches Durcheinandergeschrei; Gesänge, oft unverständlich, oft anstößig; dann eine Predigt, die ohne Vorbereitung, in verworrener Wortstellung, ohne Kraft, Ordnung und Wahl der Gedanken dahin gesprochen wird, nicht vom Herzen kommend, nicht zum Herzen dringend. Wer möchte da mit den Kindern Korah singen: Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth? Meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn; mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott. (Ps. 84, 2. 3.)

Die Religion Jesu Christi macht uns freilich nicht die Erbauung prachtvoller Tempel, oder deren glänzende Verzierung zur Pflicht. Nirgends begehrte Christus, nirgends einer seiner Jünger von den Bekennern seines heiligen Evangeliums Nachbildungen eines salomonischen Tempels, oder Festsetzung besonderer Kirchenfeierlichkeiten, wie doch im mosaischen Gottesdienst üblich gewesen. Der Messias lehrte den Vater des Weltalls im Tempel der Natur, wie im stillen Kämmerlein, verehren und anbeten. Er selbst gab uns dazu das Beispiel, wenn er dem Volke im freien Felde oder am Meeresufer predigte, wenn er mit seinen Jüngern das Mahl einnahm und betete, oder in der Nacht von Gethsemane seine Knie beugte. Gott ist ein Geist, wir sollen ihn anbeten und verehren im Geist und in der Wahrheit.

Doch anders ist es mit häuslicher Gottesverehrung, anders mit öffentlicher, zu bestimmten Tagen und Stunden. Zu jener bedarf ich keiner andern Erweckung, als die in mir selbst liegt. Mein Bedürfniß, in frohen oder traurigen Gemüthsstimmungen mich dem himmlischen Vater dankend oder bittend zu nahen, macht alles Aeussere entbehrlich. Im engen Kämmerlein, oder auf den Höhen eines Gebirges, auf meinem nächtlichen Lager, oder in der anmuthigsten Landschaft, Alles ist gleich, wenn Wehmuth oder Freude, wenn das Lesen eines erbaulichen Buches oder ein großes Schicksal zum Gebet ruft.

Die öffentliche Gottesverehrung hingegen steht ganz unabhängig von unsern jedesmaligen Gefühlen und Bedürfnissen. Der Feiertag kommt; die Stunde schlägt; die Glocken ertönen aus den Höhen; die Pforten schliessen sich auf; das Volk eilt zu den Altären. Auch wir wandeln dahin, vereint mit der ganzen Gemeinde den Ewigen zu verehren, ohne immer noch in der dazu erforderlichen Stimmung zu sein. Häusliche Ereignisse, unerwartete Nachrichten, Zerstreuungen aller Art haben sich unsers Gemüths bemächtigt. Wir fühlen uns ohne Andacht. Da ist nothwendig, daß das Aeussere uns Ehrfurcht errege und begeisternd einwirke, daß unsere Aufmerksamkeit leichter gesammelt werde. Die Umgebungen, die Feierlichkeiten, welche unsere Sinne rühren, sind nicht länger gleichgültige Dinge; sie sind Beförderungsmittel der Andacht und Gemüthserhebung.

Aus diesem wichtigen Grunde ist es Pflicht, der Feierlichkeit bei öffentlichen Gottesverehrungen besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Was ist Gottesverehrung ohne Inbrunst des Gemüths? Wollen wir den hohen Zweck, warum glauben wir, die Mittel dazu versäumen zu können?

Wir wollen nicht vergessen, daß wir Menschen sind, und daß der Einfluß der Sinne auf den Geist nicht geringer ist, als der Einfluß des Geistes auf die Sinne. Das Falten der Hände beim Gebet ist keine religiöse Pflicht, aber doch ein Hilfsmittel, die Zerstreuung beim Gebet zu verhindern und an das Heilige zu mahnen, was wir beginnen. Gott ist allgegenwärtig, in den Tiefen, wie in den Höhen, und doch scheint sich gleichsam unser Geist selbst zu erheben und dem Thron der Gottheit näher zu treten, indem wir betend den Blick der Augen zum Himmel emporrichten. So viel vermögen äussere kleine Umstände auf uns, so abhängig sind unsere Gefühle von an sich gleichgültig scheinenden Nebendingen. Wollen wir daher öffentliche Gottesverehrungen, so sollen wir sie auch mit jener Würde und Feierlichkeit wollen, die geeignet sind, unser Herz zu bewegen, unsere Aufmerksamkeit zu sammeln, unsere Andacht zu befügeln, selbst auch an solchen Tagen, in solchen Stunden, unter solchen Umständen, da wir keinen innern Beruf empfinden, uns mit den höchsten und heiligsten Gegenständen des Lebens zu beschäftigen. — Nicht zur Verherrlichung und Ehre Gottes haben wir erhabene und prachtvolle Tempel, oder Feierlichkeiten voller Majestät und Würde nöthig, denn kein Haus von Steinen gebaut umschließt den Allgegenwärtigen, und kein glänzender Staub ehrt und verherrlicht die Würde dessen, der das unendliche All der Welten aus Nichts emporsteigen hieß: aber die Gefühle der Ehrfurcht, wenn sie wahr und lebendig in unserer Brust sind, spre-

chen sich doch gern sinnlich aus, und werden alsdann erst bestimmter und gewaltvoller. Gott versteht auch das unhörbare Gebet der Gedanken; dennoch können wir uns nicht enthalten, in Worten zu ihm zu reden und unsere Stimme flehend zu erheben. Wir sind als Menschen immerdar Kinder, und dies Kindliche unsers Wesens vor dem himmlischen Vater ist gewiß auch ihm wohlgefällig. — Nicht um Gottes willen sind jene Tempel da, jene Altäre, jene Gesänge, jene Gebete. Ach, was könnten wir erfinden, bringen, sagen, das seiner würdig wäre, das uns nicht durch ihn geworden wäre? Nein, Alles ist unsertwillen, daß wir dadurch heiliger, frömmer, gottverwandter werden. Unser Körper ist der Träger der Seele, unsere Sinnlichkeit die Krücke des Geistes, die Kirche mit ihren feierlichen Anstalten die Dienerin und Stütze innerer Religion.

Vernunft und Gefühl verschmelzen in einander, wenn die Kraft des Glaubens das Gemüth durchdringt. Christenthum ist kein bloßes, todtes Vernunftwesen, keine kalte Verstandessache oder Klugheits- und Sittenlehre, kein Gaukeln der Einbildung, kein Spielen erregter Gefühle. Religion ist Einklang aller im Menschen wohnenden Kräfte zur reinsten Harmonie; sie ist das helle Auflodern der Flamme unsers Gesammtlebens. Gleichwie die Wahrheit das Höchste ist, das die Vernunft ehrt, so ist das Schöne dem Gefühl das Höchste. So sollen sich denn in der Religion das Wahre und Schöne vermählen, und die Kirche soll für unsere Sinnlichkeit gleichsam Abspiegelung und Verkörperung unsers innern Heiligthums sein; auch der Tempel, auch die Feierlichkeit der Gottesverehrung sollen das Gepräge des Sinnlichwahren, des Geistigschönen führen.

Das ist der sogenannten schönen Künste höchster Triumph, wenn sie zur Vergöttlichung des Gemüths wirken; und den Geist gleichsam auf den Schwingen reinster Sinnlichkeit über alles Sinnliche hinwegheben. Auch offenbart sich ihr wundervoller Zauber nirgends mächtiger, als wenn sie Begleiterinnen der Andacht sind.

Die edle Bauart einer hohen Kirche allein schon mit ihren hochgeschwungenen Hallen ist fähig, deine Seele mit sanften Schauern zu erfüllen. Und wenn du zu ihren Pforten eintrittst, und du schon ein betendes Volk im Staube hinkniend erblickst, wird dennoch die große Einsamkeit, die allgemeine Stille, die Einfalt und Regelmäßigkeit des ganzen Werkes dich zur Anbetung mahnen, und vom Geräusch und Getümmel des alltäglichen Lebens abscheiden, als ständest du im Vorhofe eines andern Lebens. Das allein schon vermochte die stumme Kunst des Baumeisters über dein Gemüth, ehe dich das Beispiel einer betenden Menge oder die Gewalt des gepredigten Wortes begeisterte. Wenn Bildhauerei und Malerei, diese edeln Schwestern, sich weise im Tempel vereinigen, deine Empfindungen zu entzünden: wenn dich das Sinnlich-Erhabene an das Geistig-Hohe, und die stille Kraft der Umgebungen unwillkührlich an die Majestät der Gottheit im Ueberirdischen erinnert: wirst du läugnen, daß das Aeussere in gottesdienstlichen Feierlichkeiten mehr als entbehrliche Nebensache sei? oder behaupten, daß der Anblick eines schmutzigen, baufälligen Versammlungsortes, mit plumpen Gemälden und Zerrbildern behängt, dich zu eben so feierlichen Stimmungen leite?

Mächtiger ergreift noch die Tonkunst. Es sind nur wenige Menschen, welche gegen ihren Reiz unempfindlich bleiben. Diese wunderbaren Klänge, welche in mannigfaltiger Ordnung uns bald zur Freude, bald zum betrachtenden Ernst, bald zum Triumph, bald zur Schwermuth einladen, sind eine wortlose Sprache der Gefühle zu fühlenden Wesen; rufen Erinnerungen aus längst verlornen Vergangenheiten zurück, und geben uns Sehnsucht und Hoffnung in künftigen Fernen, die wir kaum zu deuten verstehen. In den Zeiten der Urwelt schon war die Tonkunst eine der vornehmsten Begleiterin der öffentlichen Gottesverehrung; noch heute ertönen Davids Psalmen in allen Welttheilen. Das majestätische Erbrausen und Tönen der Orgel, der feierlich rührende Kirchengesang ist für sich allein schon hinreichend, ein zerstreutes Gemüth zur Andacht zu sammeln, und den Leichtsinn zu frommen Betrachtungnn zu bewegen. — Wie ganz entgegengesetzt aber muß die Vernachlässigung des Kirchengesangs wirken, wenn man das Gekreisch verstimmter Werkzeuge, das rauhe Geplärr geschmackloser Tonkünste anhören muß! Unter solchen Verwahrlosungen alles äusserlichen Anstandes verlieren öffentliche Gottesverehrungen den Zweck, in welchem sie eingesetzt sind. Da ist kein Reiz der Empfindungen, keine Erhebung des Gemüths, und wer nicht schon Andacht mit sich bringt, dem wird sie dort nicht gegeben, sondern oft noch entrissen, selbst wenn er sie brachte. Besser keine Kirche, als ein elendes, stallähnliches Obdach; besser kein Gesang, als das sinnlose, übellautende Geschrei. Die Einsamkeit der häuslichen Kammer, ein Spaziergang in die offene landschaftliche Natur sind zweckmässiger. Da betete auch Jesus Christus.

Wenn dann zu jeder Versäumung äusserer, anständiger Ordnungen auch Unfähigkeit oder Gleichgültigkeit derer kommt, welche von heiligen Stätten das Wort Gottes verkündigen sollen; wenn sie ihren ehrwürdigen Beruf erwählt haben, nicht weil sie dazu eine innere Weihe empfangen hatten, sondern irgend einen Broderwerb suchen mußten; wenn sie mit Schlaffheit oder Widerwillen ihr Amt versehen; predigen, um der Sitte gemäß eine Stunde mit leerem Wörterschall auszufüllen; nach der Predigt oft eben so wenig wissen, als die Gemeinde, was sie sprachen; wohl gar als Heuchler dastehen, die nicht von Herzen lieben und glauben, was sie sagen; in ihrem häuslichen Leben zuweilen das Gegentheil sind, von dem, was sie lehren, und andere ungeistliche Geschäfte mit größerm Eifer, als ihr Amt, treiben: dann ist das Maß der Schlechtigkeit erfüllt; dann erstaune Niemand, daß ein großer Theil des Volks, trotz christlicher Namen, Sakramente, Zeichen, Gebetsformeln, im Herzen heidnisch und verwildert ist, und die vermeinten Gottesverehrungen nur altherkömmliche Uebungen sind, deren man gewohnt ist; nur Stunden der Langeweile sind, die man ehrenhalber aushalten muß.

Wahrlich, Gottesverehrungen, wie diese, sind öffentliche Gottesverspottungen zu heißen. Es wäre besser, sie würden nicht sein. Sollten wir es tadeln, wenn in Dörfern, wenn in Städten zuweilen ganze Familien sich unter solchen Umständen vom Besuch der Kirche zurückziehen, und lieber häusliche Andacht pflegen? Haben die Obrigkeiten ein Recht, Familien zu zwingen, in andachttödende Versammlungen zu gehen und den elenden, unüberlegten, zusammenhanglosen Wortkram eines Geistlichen zu hören, der seinen Pflichten kein Genüge leistet? Haben diese ungetreuen Lehrer und Schulhirten ein Recht, über Verfall der Religion, über schlechten Besuch der Kirchen zu klagen, da sie es doch selbst sind, welche

che die Kirchen veröden, und die Stunde der Andacht zur Stunde der Langeweile und Plage machen? Sie jammern thöricht über die nachtheiligen Folgen der Aufklärung, und eifern wider das Umsichgreifen weltlicher Weisheit: aber warum schreiten auch sie nicht fort in Erkenntniß und in der Kunst, ihre Erkenntniß dem lernbegierigen Volke mitzutheilen? Warum treiben sie ihr heiliges Geschäft ohne Anstrengung, ohne Innigkeit, gleich dem Handwerker, der einförmige Arbeiten verrichtet, und dazu keines Nachdenkens bedarf?

Besser keine Gottesverehrungen als sein sollende Gottesverehrungen so unwürdiger Art! Jesus trieb die Wechsler und Krämer aus dem Tempel des Herrn, und sprach: Es stehet geschrieben: Mein Haus soll ein Bethaus heißen; ihr aber habet eine Mördergrube daraus gemacht. — Und würde er durch die ihm geweihten Kirchen mancher Gemeinden unserer Tage wandeln, dürfen wir hoffen, ein gnädigeres Urtheil zu empfangen?

Der wirkliche Verfall des öffentlichen Gottesdienstes in vielen Gegenden, das Zurücktreten vieler Personen vom Besuch der Kirchen, ist in der That weniger den Fortschritten der sogenannten Aufklärung des Volks zuzuschreiben, als dem Mangel der Fortschritte vieler Geistlichen in ihrer eigenen Ausbildung und Vervollkommnung zum Beruf, so wie der allzuwenigen Sorgfalt, welche man von Seiten der Gemeinden, der Obrigkeiten, der Kirchenvorsteher und Geistlichen auf Anstand, Würde und Feierlichkeit bei öffentlichen Gottesverehrungen verwendet. Es sind in der That Viele, und man hört oft sagen: Warum soll ich in die Kirche gehen, um ein ordnungs- und geistloses Geschwätz anzuhören, welches man mir für Verkündung göttlichen Wortes gibt? Mehr Belehrung, Erbauung und Aufrichtung gewinne ich in häuslicher Stille, wenn ich mich mit dem Lesen von Schriften frommer und weiser Männer, oder mit eigenen Betrachtungen über göttliche Dinge beschäftigte. Warum soll ich in die Kirche gehen, wo die unruhigen Bewegungen der Menge, die elenden Uebungen, der schlechte Gesang meine Andacht zerstreut, statt erregt? Lieber unterhalte ich mich in der Einsamkeit mit meinem Gott im Gebet, wo ich es ungestört und herzlich kann, nicht nach hergebrachten Alltagsformeln. — Allein der öffentliche Gottesdienst, sobald er auf eine seiner Bestimmung angemessene Weise begangen wird, hat so große und mannigfaltige Vorzüge vor dem häuslichen, ist dem Volke, dem gemeinen Mann nicht nur, sondern auch dem Gebildeten und Gelehrten, zur steten Nahrung religiösen Sinnes so unentbehrlich, daß darüber unter Einsichtsvollern und Menschenkennern kaum ein Zweifel erhoben werden kann.

Es ist die religiöse Unterhaltung ein so tiefes Bedürfniß des Menschen, daß selbst die unverzeihlichste Nachlässigkeit derer, die für die würdige Feier des Gottesdienstes die erste Sorge haben sollen, es noch nicht hat dahin bringen können, den Tempel ganz leer von Betern zu machen. Den größten Beweis von jenem Bedürfnisse, wie davon, daß die Kirchen und ihre Diener an vielen Orten nicht sind, was sie sein sollen, gibt zum Theil in manchen Gegenden die Begierde der Leute, andere Gottesverehrungen zu besuchen, als zu denen sie gehören, und in welchen sie mehr Erbauung und Belehrung finden, als in denen ihrer Gemeinde; oder die steigende Neigung der Bewohner mancher Gegenden, die Zahl der Sectirer von verschiedener Art zu machen, bei welchen sie, wenn auch nicht größere innere Frömmigkeit, doch mehr Reiz zur Andacht verspüren!

Dies Alles macht uns gewiß, daß, wiewohl äusserliche Zucht, Zeremoniel und würdige Umgebung nicht wesentlich zur Gottesverehrung gehören, doch solche Mittel zur Belebung und Erhöhung andächtiger Gefühle, zumal bei öffentlichen Versammlungen, von erster Wichtigkeit sind. Und da der Zweck ohne die Mittel nicht erreichbar ist, wird es heilige Pflicht der Fürsten, der Obrigkeiten, der Geistlichen, der Gemeinden und jedes einzelnen Bürgers, dem Religion und Verbreitung und Beförderung derselben heilige Angelegenheiten sind, Alles zu entfernen, was die Feierlichkeit und den Eindruck öffentlicher Gottesverehrung vermindert, und Alles beizutragen, was den Zweck gemeinschaftlicher Versammlungen im Tempel befördert. — Die Wichtigkeit solcher Pflicht, und wenn sie schon nicht durch sich selbst einleuchtend wäre, würde schon aus dem Ernste Jesu Christi erhellen, mit welchem er selber im empörten Unwillen die Tische der Geldwechsler, der Taubenverkäufer und Anderer umstieß im Tempel, die zur Bequemlichkeit der Opfernden da mit ihrer Waare saßen. Mein Haus ist ein Bethaus; ihr sollt es nicht zur Mördergrube machen!

Reinlichkeit, Einfalt, Ordnung, Regelmäßigkeit in den Umgebungen kann gar oft mit Glück mangelnden Glanz ersetzen, und da, wo Alles heiter und edel das Gemüth anspricht, vergißt man gern die Majestät der Pracht. Alles Kleinliche, Spielende, Geschmacklose, noch mehr das Ekelhafte und Anstößige in Verzierung, das Unanständige oder Lächerliche in Gemälden, muß verbannt sein. Besser die höchste Einfachheit, selbst Schmucklosigkeit, als bunte Ueberladung eines Gotteshauses mit Schmuckwerk, wodurch die Aufmerksamkeit fremden Dingen zugezogen wird. In Worten, wie in Tönen der Gesänge herrsche das Edelste, was die Kunst auf dem Altar der Religion geopfert hat; Feierlichkeit und Größe in jeder Musik; dazu in den Bewegungen der Menge stille Ehrfurcht vor dem Allgegenwärtigen, zu welchem sich die Andacht der Gemeinde wendet. Fern sei auf jenen heiligen Stätten, wo König und Bettler gleich stehen, als Kinder des gleichen Gottes, der thörichte Rangstolz, die gefallsüchtige Prunksucht, die umhergaffende Neugier, die Verletzung der Achtung, welche man jeder Versammlung, wäre sie auch nicht so heilig, schuldig ist, und die Verletzung des gemeinsten Anstandes durch Unterbrechung der feierlichen Stille mit Geschwätz und Flüstern, oder durch Lächeln und Winken und Schlafen.

Die Feierlichkeit öffentlicher Gottesverehrungen ist immer für solche Personen am unentbehrlichsten, welche beim Mangel höherer Bildung und eigener Kraft sinnliche Hilfsmittel am meisten vonnöthen haben, wenn sie ihr Gemüth zum Ueberirdischen erheben sollen. Darum ist Sorge dafür in großen Städten kaum so dringend, als in Dörfern, wo der Eindruck von aussen oft nur allein entscheidet. Und doch ist es eben hier, wo Armuth der Gemeinden, oder Geschmacklosigkeit der Vorsteher es an dem meisten fehlen läßt, was das Nothwendigste ist.

Wir wissen, daß die Kunst des Schönen auf Entwilderung barbarischer Völker, daß Veredlung des Geschmacks auf Veredlung der Sitten von jeher den unbezweifeltsten Einfluß äusserten. Warum sehen wir die Rohheit des Landvolks, die ungeschliffenen Sitten, die Armuth der Vorstellungen in vielen Gegenden mit so unmenschen-

freundlicher Gleichgültigkeit an? Man spricht davon, als läge die Veredelung und Vermenschlichung solcher Halbwilden gänzlich ausser dem Pflichtkreise der Christen, oder ausser der Macht der Obrigkeiten und reicher Privatpersonen. Und doch, wie viel liesse sich auch hier zur Erweiterung des Gottesreiches und allgemeiner Glückseligkeit, wie zum Aufblühen und Erstarken der Staaten leisten!

Und habe ich nicht Vermögen genug, mit eigenem Aufwand das Bessere zum Wohl der Menschheit zu bewirken, kann ich es doch auf mancherlei andere Weise, durch persönliche Ermunterungen, durch Hinleitung der Aufmerksamkeit auf das Fehlende und Wünschenswerthe, durch Rath und Anweisung. Warum sollte ich wenigstens dies nicht thun, um auch hier in einer hohen Pflicht meinem Jesu nachzuwandeln, der, was die Feierlichkeit des öffentlichen Gottesdienstes störte, die Andacht des Betenden schwächte, mit schonungslosem Ernste strafte!

Wie lieblich sind mir Deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlangt und sehnt sich nach den Vorhöfen des Herrn! Ja, so schwach auch meine Kräfte sein mögen, will ich doch in allerlei Wegen dahin streben, daß der Sinn zur Verbesserung gottesdienstlicher Gebräuche, zur Verherrlichung der Tempel, zur Vermehrung öffentlicher Andacht in meiner Bekanntschaft, in meiner Gemeinde, in meinem Vaterlande immer reger und thätiger werde!

52.

Schädlichkeit bildlicher Vorstellungen von Gott.

Joh. 4, 24.

Es fröhnten Völker todten Götzen,
Geschöpfe fielen ohn' Entsetzen
Abgöttisch vor Geschöpfen hin
Umsonst sprach Gott aus hohen Fernen,
Umsonst von Miriaden Sternen,
Der Ewige sprach laut: Ich bin!
Ich bin allein Gott! — Ach, die Blöden
Vernahmen es mit irrem Sinn:
Sie hielten es für Staubes-Reden,
Und fielen vor dem Staube hin.

Und meinten, daß sie Götter hätten,
Und schmiedeten sich Sklavenketten,
Und bald war auch das Laster Gott.
Da dünkten einige sich kluger,
Und lachten dieser Selbstbetrüger:
Ein Thor war bald des andern Spott.
Allein Gott über alle Götter,
Dich findet auch der Weis're nicht.
Blind ist der Pöbel, blind sein Spötter!
Wer Dich erklärt, irrt ohne Licht.

Urgeist der Geister, Du nur weise,
Hast Alles in des Alles Kreise
Nach Zahl, Gewicht und Maß gestellt.
Es schafft der Wahnsinn nur in Traume
Allmächt'gen Staub im öden Raume,
Und schafft aus solchem Deine Welt.
Der Blödsinn hüllt in Dämmerungen,
In menschliche Gestalt Dich ein;
Du kannst von keinem Raum umschlungen,
Von keiner Zeit beschränket sein!

Wenn ich das unbegreiflich Wundervolle in den Werken Gottes mit ehrfurchtvollem Erstaunen betrachte, — oder schaudernd und anbetend den Finger Gottes in den merkwürdigen Begebenheiten meines eigenen Lebens, und in den Schicksalen anderer Menschen und ganzer Völker erkenne, — oder wenn mich die unbeschreiblich endlose Liebe und Gnade des himmlischen Vaters mit tiefen Rührungen erfüllt, — dann bedenke, wie unwürdig, wie schwach, wie ganz nichts der sterbliche Mensch gegen die Majestät des Ewigen ist: so ergreift es meinen Geist mit grauenvoller Furcht. Ich strebe vergebens, mir das allerhöchste Wesen in seiner ganzen unendlichen Hoheit zu denken. Ich schwindle vor den Tiefen seines Reichthums und seiner Erkenntniß.

Man sagt mir, Gott sei allmächtig im Himmel und auf Erden — wie soll ich mir das Eingreifen dieser Allmacht in das große Weltgebäude denken, die da wirkt in den entlegensten Sonnen, wie in dem Hälmlein des kleinsten Mooses? — Man sagt mir, Gott ist allwissend. Wie soll ich mir denken den Alles durchforschenden Blick, der da im gleichen Augenblick erkennt, was seit Ewigkeiten war, was überall im weiten Reich der Unendlichkeit geschieht, und was in Ewigkeit sein wird? — Man sagt mir, Gott ist allgegenwärtig. Wie soll ich mir die Möglichkeit dieses Ueberallseins der Gottheit vorbilden? Ich fühle die Grenzen meiner Kraft, die Schranken meiner Endlichkeit. Ich lasse ab von den fruchtlosen Bemühungen, mir eine Art Vorstellung von der Beschaffenheit Gottes zu machen; es ist Alles in mir verworren, Alles dunkel und ungewiß. Es ist mir, wie dem, welcher die Sonne lang beschauen will, um sie durch das blendende Strahlenwerk zu erspähen, und immer weniger sieht, und immer blinder wird. Und doch regt sich dann wieder das Bedürfniß und die Begier meines Gemüthes, vom Höchsten eine, wenn auch noch so schwache, Vorstellung zu bekommen. Täglich bete ich zu ihm, täglich ist er mein Gedanke, und doch weiß ich nicht, wie ich mir ihn vorbilden soll.

Diese Empfindungen haben gewiß auch andere Menschen, und sie sind sehr verzeihlich; sie liegen tief in der Denkart und in den Vorstellungsbedürfnissen der Sterblichen. Wenn man von abwesenden Personen reden hört, die man noch nie gesehen, macht man sich unwillkührlich von ihnen eine Vorstellung ihres Aeussern. Schon in uralten Zeiten fand man dieselbe Neigung bei den Völkern. Umsonst ward die Gottheit allgegenwärtig geheißen; die blöden Sterblichen dachten sie sich dennoch in einer Gestalt, die von einem engen Raume umgeben wäre, in Gestalt eines Menschen, oder wohl gar eines Thieres. Umsonst verbot Moses, ein Bild von Gott zu machen; die Israeliten kehrten mehr als einmal zu dem Verbotenen zurück.

So kam die Abgötterei in die Welt. Die ersten Menschen verehrten das höchste Wesen in geistiger Reinheit. Dann kamen andere und suchten ihre Andacht durch bildliche Vorstellungen zu erhöhen, durch welche sie sinnlich an den Ewigen gewöhnt wurden. Darauf kamen wieder andere, welche das Unsichtbare vergaßen, und vor den Bildsäulen und Gemälden knieten, als wohnte die Gottheit in einem Behälter von Stein, Holz, Farben und Erz, das von Menschenhänden gemacht worden. Und also haben sie, wie Paulus sagt, verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild, gleich den vergänglichen Menschen und der Vögel, und der vierfüssigen Thiere und der kriechenden Thiere. (Röm. 1, 23.)

So ist es auch wohl noch heutiges Tages bei vielen Christen. — Wohl mögen Tausende und Tausende leben, die sich das höchste, das unendliche Wesen, von dem das weite Weltall regiert wird, ganz in menschlicher Gestalt denken. Andere wieder, die wohl vernünftiger zu sein glauben, achten solche Vorstellungen nicht, aber doch können sie sich nicht erwehren, sich Gott mit allerlei Eigenschaften zu denken, die sie wohl an mächtigen Menschen finden, mit Eigenschaften, die selbst an Menschen sehr fehlerhaft sind. Sie stellen sich ihn bald zornig vor; bald durch menschliche Bitten erweicht und gerührt; bald begierig, von den Menschen geehrt zu werden; bald dankbar für empfangene Ehrenbezeugungen; bald, als müsse er erst von uns um das gebeten und von dem unterrichtet werden, was zu unserm Besten dienen könne. — Auch gibt es wohl Andere, welche glauben, sie haben die edelste Vorstellung von dem weisen und lebendigen Gott, wenn sie sich ihn als eine Art Weltseele denken, oder als den Inbegriff der Kräfte, durch welche alles Sichtbare so und nicht anders ist. Sie verwechseln in verworrenen Begriffen den lebendig waltenden Gott mit den nach seinen Gesetzen wirkenden todten Kräften, und setzen an die Stelle der schöpferischen Weisheit das von ihr erst Erschaffene.

Wie aber soll ich mir Gott vorstellen? Christus Jesus antwortet dir: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. (Joh. 4, 24.)

Auch in dir, o Sterblicher, ist ein lebendig wirkender, das Heilige fordernder, erhabener Geist, der ewig fortleben wird. Dieser Geist ist ebenfalls unsichtbar, und du kannst dir von seiner Beschaffenheit keine deutliche, noch weniger bildliche Vorstellungen machen: und doch ist dieser Geist vorhanden in dir, denn sonst würdest du dieses Wort nicht verstehen, diesen Gedanken nicht denken können; du wärest selbst nicht vorhanden.

Auch in dir ist ein Geist. Er ist unsichtbar in allen Theilen deines Körpers gleichsam gegenwärtig, Er ist es, der das Leben bewirkt, und mit unerklärlicher Kraft und Wetterschnelle im innersten wie im äussersten Gliede des Körpers wirkt; du weißt dies, du bist vom Dasein deines Geistes überzeugt, weil du überzeugt bist, daß du in der Welt bist: und doch kannst du dir von dir selbst und deinem geistigen Ich keine deutliche Vorstellung machen.

So ist Gott, er bleibt der lebendige Urgeist des grenzenlosen Alls der Natur: er ist der Allervollkommenste! Wie ich das Dasein meines Geistes daraus erkenne, daß ich mich meiner selbst bewußt bin, so erkenne ich die Gottheit aus ihren unläugbaren Wirkungen. So thöricht es mir vorkommen würde, wenn Jemand den menschlichen Geist mit Farben oder mit körperlichen Gestalten abbilden wollte: so thöricht und noch thörichter ist es, Aehnliches von dem allerhöchsten Geiste zu thun. Wie kann man das Unvergängliche durch etwas Endliches, wie kann man das Unsichtbare durch etwas Sichtbares, den Geist durch Körper bezeichnend vorstellen? Ist es nicht ein Wahnsinn, welchen selbst das Kind beim ersten Nachdenken verwerfen muß?

Hat der Mensch keine Möglichkeit, sich eine bildliche Vorstellung vom Geiste des andern zu machen: so ist die Unmöglichkeit noch größer, wenn wir eine Vorstellung von Gottes Beschaffenheit verlangen. Unsere Hand kann nicht das Weltmeer umspannen, geschweige die Grenzenlosigkeit des Alls; wir können tausend Kleinigkeiten nicht ergründen, geschweige das Allergrößte; wir sind höchst unvollkommene Wesen, wie können wir das Allervollkommenste erfassen? Wer Gottes Wesen durchschauen und begreifen wollte, müßte selbst Gott sein. Ist es nun an sich ungedenkbar; von der Gottheit in seinen Vorstellungen eine Art Bildniß zu haben, ist jedes Bild, welches wir uns vom höchsten Wesen entwerfen und träumen, immer nur eine unwürdige Einbildung: so ist es auch sündlich und tadelhaft, sich den Allerhöchsten unvollkommener zu denken, als er ist; ja es schadet der wahren Religiosität, und bringt auf mancherlei Weise Verderben.

Dadurch kam der Götzendienst, die Anbetung von hölzernen, steinernen oder gemalten Götzenbildern unter die Menschen; dadurch entsprang jener falsche Gottesdienst, wo sich die Sterblichen ihren Gott, den sie verehren wollten, wie die sinnliche Verehrungsweise selber erfanden und machten: wo sie eine Speise für rein, die andere für unrein erklärten: wo sie an gewissen Tagen Fasten beobachteten, an andern Wollüste und Ausschweifungen gestatteten. Das ist es, wogegen die heilige Schrift kraftvoll warnt; das, wovon Paulus ernst die Bekenner Jesu zurückmahnt: So lasset nun Niemand euch Gewissen machen über Speise, oder über Trank, oder über bestimmte Feiertage, oder Neumonden, oder Sabbathe, welches ist der Schatten von dem, das zukünftig war, aber der Körper selbst ist in Christo; welches ist Menschengebot und Lehre. (Kol. 2, 16. 17.)

So groß auch die Kunst der Maler sei, ist es doch immer auch von dem Vortrefflichsten unter ihnen eine Verstandesverwirrung und nie zu verzeihende Geschmacklosigkeit, den Schöpfer des Weltalls, oder den ewigen hohen Richter der Todten und Lebendigen, in der Gestalt eines starken, weißbärtigen, wohlgekleideten alten Mannes darzustellen. Alle eure angebrachte Majestät in Haltung und Geberden ist nur Ziererei sterblicher Herren, und wie mag das Ewige veralten? Bilder dieser Art sind wahrhaft irreligiös. Sie verleiten das Gemüth der Kinder zu falschen und unwürdigen Vorstellungen, sie bringen eben dergleichen unwissenden Erwachsenen bei. Und warum denn die Reinheit des Gemüths beflecken, und schauspielerische Thorheit statt der Wahrheit geben? Wie schwer ist es, die in früher Jugend empfangenen ersten Eindrücke wieder zu vertilgen; und wie leicht wird ein unwissender, roher Mensch geneigt, ein Bild, welches ihm Andacht erwecken soll, für den Gegenstand der Anbetung selbst zu halten.

Oder wissen wir denn nicht, wie im Schoose der christlichen Kirche leider der im Denken wenig geübte Haufe des Volks in ein neues Heidenthum versinkt, wenn er das Zeichen für das hält, was damit doch nur bezeichnet werden soll? Wissen wir denn nicht, daß der rohe, unbelehrte oder vielmehr übelbelehrte Volkshaufe an vielen Orten vor Holz und Stein kniet, wie der Heide davor kniete, und Wunder davon erwartet, wie der Heide auch von seinen Bildern erwartete? — Wenn Jesus Messias in seiner heiligen Würde durch unsere ihm geweihten Tempel wandelte; wenn er, der da rief: Gott ist ein Geist, ihr müsset ihn im Geiste verehren und anbeten; wenn er, der da lehrte: Gott ist überall, und nicht in Tempeln allein von Menschenhänden gemacht! wenn er diejenigen sähe, die sich seine Jünger nennen, den Christennamen tragen, wie sie in trauriger Blindheit vor Abbildungen des Göttlichen knien, und besonders von

diesem oder jenem Bilde Wunder erwarten — würde er seine Nachfolger in ihnen erkennen?

Was fromme Menschen einst bloß zur Beförderung der Andacht erfanden, das hat eine heidnische Unwissenheit in wahre Abgötterei verkehrt, und unwürdige Priester des Altars bestärkten aus ähnlicher Unwissenheit, oder aus Ehrgeiz und Herrschsucht, den blinden Pöbel in dem Wahn, welchen die Schrift verdammt, Jesus Christus nie, und nie einer seiner Apostel gelehrt hat.

Das sind die Folgen sichtbarer, bildlicher und körperlicher Vorstellungen des Unsichtbaren und Göttlichen!

Wenn man aber auch frei von *diesem* Heidenthum der Christen ist, so ist man es oft keineswegs von einer andern Art des Heidenthums, da man sich Gott zwar nicht in Gestalt eines betagten Mannes, oder eines Thieres, gleichwie die Taube ist, wohl aber mit allerlei menschlichen Schwachheiten behaftet, auf die unwürdigste Weise vorstellt. Wahr ist es, viele heilige Schriftsteller bedienen sich bildlicher Ausdrücke, die von Menschen hergenommen sind, wenn sie von Gott reden. Sie sprechen von der gewaltigen Hand Gottes, um seine Allmacht zu bemerken; allein sie drücken damit nicht aus, daß Gott Augen, Hände und andere menschliche Gliedmaßen habe. Eben so sprechen sie sinnbildlich von der Langmuth Gottes, von mancherlei andern aus der menschlichen Natur entlehnten Begierden, um gewisse Wirkungen der göttlichen Weltregierung zu bezeichnen. Allein darum wollten sie nicht sagen, Gott habe alle diese kleinen, oft tadelhaften menschlichen Neigungen; sondern sie waren gezwungen, von göttlichen Dingen in der armen menschlichen Sprache zu reden, um sich denen einigermaßen deutlich zu machen, zu welchen sie sprachen.

Die heilige Schrift selbst nennt den Zorn ein Laster. Wie mag man glauben, daß der, der von Ewigkeit Alles voraussah, von Tag zu Tag das Gemüth ändere, bald Freude, bald Traurigkeit abwechselnd empfände — er, der Unveränderliche, in welchem kein Wechsel des Lichtes ist?

Die bildliche Sprache der Bibel mag Manchem, der über den wahren Sinn heiliger Worte nicht genugsam nachdachte, oft zu dergleichen Vorstellungen Anlaß gegeben haben; aber es ist die Pflicht des Christen, daß er den Verstand der gelesenen oder gehörten Worte nicht oberflächlich, sondern in ihrer tiefen Bedeutung ergreife: es ist Pflicht der Lehrer und Verkündiger des göttlichen Wortes, nicht nur anhaltend dem Wahren und Bessern nachzuforschen, sondern auch Andere vor den aus Mißverständniß entspringenden Irrthümern zu warnen.

Denn aus diesen Irrthümern entwickelt sich Irreligiosität, kein Christenthum. Könnte Gott wirklich zürnen: warum sollte der Zorn an Menschen eine Sünde heißen? Könnte Gott Rache üben: warum sollte Rachsucht an Menschen strafwürdig sein? Es ist nur allzugewiß, daß derjenige, welcher dem allerhöchsten Wesen menschliche Schwachheiten zutraut, sich eben damit vom wahren Gott entfernt, und einen von seiner eigenen Einbildungskraft geschaffenen Abgott anbetet.

So sind wohl Viele, welche es ganz falsch verstehen, wenn bildlicher Weise von Gott gesagt wird, er sei gnädig, langmüthig, und werde von der Reue des Sünders endlich zum Erbarmen bewegt. Sie denken sich ihn als einen guten, doch schwachen Menschen, der gar ungern zürnt; der, weil er nicht weiß, ob sich sein Untergebener nicht noch bessern wird, Nachsicht mit ihm hat, bis endlich auch die Geduld bricht; dann aber dennoch von seinem ersten Vorsatze, den Fehlbaren zu bestrafen, wieder durch Seufzer, Thränen und Bitten zurückgebracht und versöhnt werden kann. Dergleichen falsche, unanständige Begriffe haben den bösesten Einfluß auf das menschliche Herz. Daher sieht man Viele sich unbesorgt den Ausschweifungen hingeben: sie hoffen, es bei Gott wohl abbitten zu können. Sie zählen auf seine Langmuth, als hätten sie es mit einem Menschen zu thun, den man täuschen kann. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Er weiß seit Ewigkeit, was euer künftiges Thun und Lassen sein werde, daher ist alle Täuschung unmöglich. Ihr leget dem höchsten Wesen menschliche Gefühle und Schwächen bei, aber ihr machet euern Gott noch schwächer und unweiser, als ihr selbst seid. Denn wenn ihr zum Beispiel mit Gewißheit von einem Mörder und Räuber seine Unverbesserlichkeit wüßtet, würdet ihr Nachsicht mit ihm haben, und ihn frei herumgehen und morden und rauben lassen? Gott aber, der Alles kennt, ohne von Langmuth oder Erbarmen, von Freude oder von Schmerz bewegt zu werden, hat den Lauf der Dinge geordnet, und Alles so, daß Alles seine Zeit hat, und Alles sein Ziel zum Segen des Guten, zum Untergang des Bösen.

Es sind noch Viele, welche aus Mißverständniß bildlicher Ausdrücke von der Liebe Gottes in dem Irrthum leben, Gott könne größeres Wohlgefallen an einem, als am andern Volk, größeres Wohlgefallen an einer Religionspartei, als an der andern, haben. Da hört man dann oft in einem Lande Gebete zum Gott der Heerscharen um Sieg über ein anderes Land; da hört man oft feindselige Gebete gegen die Ungläubigen, die Ketzer, und wie man sonst noch Leute von andern Glaubensparteien im Hasse bezeichnet. Aber Gebete, wie diese, wahrlich sie sind keine Gottesverehrungen, sondern Gotteslästerungen! Was würde ein irdischer Vater zu einem seiner Kinder sprechen, das ihn um Waffen und Stärkung anriefe, einen Bruder oder eine Schwester zu ermorden? Gotteslästerer, und ihr betet zu Gott, euch zum Morden, Rauben und Elendmachen eurer Brüder beizustehen? Ist er nicht Vater aller seiner Erschaffenen? Ist er schlechter, als ein irdischer Vater unter euch? Sind wir nicht alle Kinder Gottes! Wo ist ein Volk, wo eine Kirchgenossenschaft, gegen die er so parteiisch wäre, wie ihr verblendete Thoren? Wer recht thut und Gott fürchtet in allerlei Volk, der ist ihm angenehm, denn es ist kein Ansehen der Person vor ihm.

Viele Andere sind, welche sich aus Mißverständniß des bildlichen Ausdrucks *Gottesdienst* einbilden, man könne Gott wirkliche Dienste leisten und etwas Angenehmes erzeigen, wenn man gegen ihn größere Aufmerksamkeit hat, wie gegen Fürsten, die doch nichts als schwache Menschen sind. Sie bleiben dabei unreinen Herzens, schwelgen, saufen, betrügen, verführen, hassen, verleumden, spötteln; aber rennen fleißig in die Kirche, beten lange Gebete, singen, geben Almosen, und glauben mit ihren Zeremonien den Herrn des Weltalls, den Richter der Geister zu bestechen; glauben, sie können die Selbststrafe der Sünden abwenden, und einen Segen erwerben, der nur das Erbtheil tugendhafter Geister ist. Oder sie bleiben in ihren Lastern, und trösten sich des Verdienstes Jesu Christi, als wäre sein Verdienst nicht das Werk des ewigen Vaters selbst gewesen.

Hüten wir uns wohl, den Allerheiligsten mit unsern

menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften zu bekleiden. In ihm ist kein Ehrgeiz, kein Eigennutz. Wir sollen ihn ehren, nicht weil durch unsere Verehrungen seine Herrlichkeit vergrößert wird, sondern weil unsere Gemüthsvortrefflichkeit gewinnt. Wir sollen recht thun und seine Gebote halten, nicht weil wir ihm damit dienen, sondern unser eigenes Glück erweitern. Denn was hätten wir ihm zu geben, oder zu leisten, was wir nicht bloß seiner Gnade zu danken haben?

Aber auch diejenigen sinken in Irrthum und Abgötterei, welche, in der Meinung, sich Gott auf die würdigste Art vorzustellen, ihn sich wie eine dunkele, das ganze Weltall durchströmende und bewegende Naturkraft denken. Alle Kräfte der Natur, welche wir ausser uns bemerken, wie wunderbar sie auch durch einander treiben, sind der sich durch das Weltall schwingenden, denkenden Kraft des menschlichen Geistes noch lange nicht gleich. Der menschliche Geist, frei wirkend, betrachtend, kann, wenn er will, erhabener als die Gewalt der Natur, erhabener als das Schicksal sein. Machet ihr nun die Kräfte der Natur oder das Schicksal zum Gott, so ist oft der menschliche Geist erhabener, als euer Gott. Dieses Irrthums waren einst und sind noch die heidnischen Völker, — wie ist eure Weisheit von ihrem Irrthum verschieden?

Du bist der wahre, allein heilige Gott, mein Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit! Dich begreift nicht der Wurm des Staubes, nicht der erhabenste Menschengeist, nicht der Seraph! — Wie könnte ich, der ich mir selber noch ein dunkles Räthsel bin, Dich, Unendlicher, erforschen; und Deine Beschaffenheit ergründen? Jene Sonnen, jene Monde, alle die ungeheuern Weltkörper, welche in den unermeßlichen Himmeln mir aus unzuberechnenden Fernen wie kleine Sterne funkeln, und alle, deren Dasein sich in noch viel weitern Fernen dem menschlichen Auge entzieht, — sie mit ihrer Pracht, mit dem Wunderreich ihrer Kräfte, allgewaltiges, heiliges Wesen, sind Staub vor Dir. Du schufest sie aus dem Nichts zum Dasein! Ich kann ihre Menge nicht mit dem kühnsten Gedanken umfangen. Herr, wie vermöchte ich den zu erkennen, und in einer Vorstellung zu fassen, der diesen Staub ins Dasein rief?

Urgeist der Geister, lebendiger, weltbeseligender Gott! zu welchem Jesus mich den Vaternamen mit kindlichem Vertrauen stammeln lehrte! so will auch ich Dich anbeten im Geist und in der Wahrheit. Aber immer, wenn mein Gedanke sich emporhebt zu Dir, und das Hochherrliche Deiner Macht und Weisheit und Güte mich ergreift, und meine Seele in Schauern des Entzückens zittert — immer verschwindet das Wort — ich bin zu schwach — mein Gebet wird zur verstummenden Ehrfurcht.

53.

Das reine Gemüth wird Gott schauen.

Eine Neujahrsbetrachtung.

Matth 5, 8.

Wer bin ich denn, ich Erd' aus Erde,
Daß ich von Dir gewürdigt werde,
Dich anzusehn in Deiner Pracht?
Diesen milden Glanz des Lichtes,
Den Abglanz Deines Angesichts,
Gott, schuf für mich auch Deine Macht!
Auch mir verherrlicht er
Aus tausend Himmeln her
Deine Größe;
Noch heller einst in jenen Höh'n
Soll ich Dich, Gott, mein Vater, sehn.
Ach, wer bin ich,
Daß Du auch mich
Zu Deinen Seligen gezählt,
Zu Deinem Anschau'n auserwählt!

Millionen traten mit mir in den neuen Kreis der Stunden, Monden und Jahrszeiten ein; Tausende werden den Schluß dieses Jahres nicht sehen; vielleicht werde auch ich in der Mitte seines Laufes von der Erde hinweggerufen werden. Denn es wird doch endlich das unausweichliche Jahr erscheinen, in welchem ich meinen Tod finde. Es ist vielleicht das gegenwärtige.

Wie nun, wenn es dieses Jahr wäre? — dieses Jahr das letzte, das du erlebst?

Greis, dein Haar ergraut, deine Kräfte weichen von dir: es ist schon der erste Odem des Todes, der dich aus der Ferne anweht, und welcher dir die Sehnen erschlafft, die Augen trübe macht, und dein Haar bleicht. So welkt von dem ersten Hauch des Winters das Laub der Bäume hin. — Mann, Weib, du prangst in der Fülle deiner Kraft; allein siehe hinter dich. Tausende Deinesgleichen sanken im Sommer ihres Lebens, wie reife Aehren des Feldes, unter der Hippe des Todes nieder. — Jüngling, Mädchen, du lächelst; dein Lebenslauf scheint dir noch eine ganze Ewigkeit zu sein, von der du kein Ende siehst. Aber kennst du dein Inneres? Weißt du, welcher Keim der Todeskrankheit in deiner Brust verborgen schläft? Weißt du, welche unscheinbaren Zufälle dich aus der Thür des Lebens hinausstoßen können? Betrachte die Gräber des vergangenen Jahres, sie bedecken auch die Asche manches Jünglings, manches Mädchens.

Ihr schaudert bei dem Gedanken zusammen? Ihr möchtet ihn aus euerm Sinn entfernen? — Nein, er ist doch jeder Seele wichtig. Haltet ihn einen Augenblick fest; denn der Weise bedenkt vor Allem, was er beginnt, das Ende. Du bist in ein neues Jahr eingetreten; es geziemt dir, an den möglichen Ausgang desselben zu denken; es geziemt dir, dich an diejenigen zu erinnern, welche in dem vergangenen Jahre von der Erde verschwanden, und sich mit dir dieses Tages nicht mehr hienieden freuen. Denke an das Ende dessen, was du beginnst.

Jeder macht jetzt für das neue Jahr neue Entwürfe. Jeder macht für seine häuslichen Geschäfte, für seine bürgerlichen Verrichtungen neue Plane. Jeder macht sich von dem, was er in diesem Jahre thun will, neue Hoffnungen. Jeder bildet sich von den Schicksalen, die er vielleicht in diesem Jahr erleben wird, neue Erwartungen. Gleichsam mit der ersten Stunde des neuen Jahres wachten eine Menge neuer Wünsche in unserer Brust auf. Selten im Jahre ist der Gedanke des Menschen an die Zukunft so lebhaft, als in den ersten Tagen desselben.

Und warum dies Alles? Was wollen zuletzt alle diese Entwürfe und Hoffnungen, alle diese Plane und Erwartungen, alle diese Wünsche und stillen Seufzer? Nichts, als daß Jeder damit seine Sehnsucht nach eigenem Glück ausdrücken könne.

Darum sorgt der arbeitsame Hausvater in die Zukunft hinaus, um für sich und die Seinigen sein Vermögen zu vergrößern. Darum entwirft die zärtliche Gattin und

Hausmutter im Winter die Geschäfte des Frühlings und Sommers, um sich das häusliche Leben zu verschönern. Darum verdoppelt der Geist seine Anstrengungen, um höhere Ehre, größeres Ansehen zu erschwingen. Darum baut die Einbildungskraft der Jugend prächtige Träume zusammen.

Wohl denn, diese Wünsche und Erwartungen sind verzeihlich; dieser neue Fleiß zur Vermehrung des Wohlstandes ist löblich. Aber wenn nun deine Wünsche erfüllt würden, wärst du dann glücklich? — Glaubst du, wenn du nun alle Mittel zum Wohlsein errungen hast, als da sind Reichthum, Kenntniß, Geschicklichkeit, Ehre, Ansehen, hohe Stellen, Gewalt: meinst du, dann stehest du am Ziele deiner Wünsche? dann habest du mit den Mitteln zum Glück auch das Glück selbst erhascht?

Ach nein, betrüge dich nicht selbst! Erinnere dich, wie unglücklich du oft gewesen bist, wenn du auch keine Nahrungssorgen hattest; und wie glücklich du oft warst, selbst wenn dir manches fehlte, das du doch jetzt besitzest. Besinne dich, daß die Erfüllung eines Wunsches wohl freut, aber nie für lange Zeit, und daß jedes Mal, wenn eine Sehnsucht gestillt ist, eine andere dafür erwacht; besinne dich, daß deine innerliche Zufriedenheit, daß der schöne Zustand, in welchem du dir selbst sagtest: jetzt bin ich wahrhaft glücklich! oft ganz unabhängig von äussern Umständen war.

Und wie, wenn du nun in diesem Jahre dein Ziel erreichtest, wonach du strebst; wenn nun auch der geheimste Wunsch deiner Brust erfüllt würde, den Niemand vielleicht ausser dir kennt, als Gott — — und dann überraschte dich der Tod am Ziele! — was wäre dein Glück gewesen, dem du Jahre lang mit rastloser Sehnsucht nachstrebtest? — Ein Traum, ein Schatten!

Darum denke, als Weiser, an das Ende dessen, was du beginnst! — Sei noch nicht zufrieden, beim Anfang eines neuen Jahres für dein äusserliches, bürgerliches Leben neue Wünsche, neue Vorsätze genommen zu haben, denke auch an dein inneres Leben, an dein ächtes, dauerhaftes Glück, welches nur aus der Vortrefflichkeit deines Gemüthes entspringt. Auch der Christ soll das neue Jahr mit Vorsätzen anfangen; denn kein Gold, kein Purpur, kein Reichthum, keine Hoheit gewährt auf Erden ein so reines Glück, als die Religion dir gewährt! — Siehe, der Reiche weint in seinem Palast, und der Gewaltige verzweifelt auf seinem Thron; der Kummer verzehrt das Gemüth des Hochgepriesenen, und die Sorge bereitet dem Fürsten ein Nachtlager von Dornen. Sie alle besitzen doch mehr, als du dir nur selbst wünschest von irdischer Herrlichkeit, und haben doch weniger Glück und Genuß, als du bei geringern Mitteln oder auf niedrigern Stufen des bürgerlichen Lebens haben könntest! An dir ist's, der Lebensseligste zu werden; — du kannst es werden; dein Herz fordert es! — Welche Entwürfe hast du nun dafür entworfen? Welche Vorsätze hast du dir beim Anfange des Jahres als Christ gemacht, das höchste Gut des Lebens zu gewinnen, wodurch du beglückter wirst, als der Monarch, und seliger als der reichste Mensch auf Erden?

Hast du dich im stillen Gebete deinem himmlischen Vater genähert, und ihn um Weisheit angefleht und um Erleuchtung, damit du das erkennen und gewinnen mögest, was im Himmel und auf Erden, in der Ewigkeit und hienieden das höchste Gut ist? Hast du dich in Demuth deinem Jesus, dem göttlichen Lehrer, genähert, und ihn gefragt, wie einst der reiche Jüngling fragte: Meister, was soll ich thun, daß ich das ewige Leben möge haben? (Matth. 19, 16.)

Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen! — so erwiedert dir Jesu heilige Stimme, und diese Gottesworte zeigen dir den Weg, welchen du von nun an wählen sollst; deuten dir die Seligkeit, der Geister höchstes Gut an, welches du auf diesem Wege, auf keinem andern findest?

Sei reines Herzens, und — o Sterblicher, du zur erhabensten Wonne auserwähltes Wesen! — du wirst Gott schauen! Nun kennst du den Vorsatz, welchen du, als Freund deines eigenen Glückes, mit dem neuen Jahre zu erwählen hast: reines Herzens sein! Nun kennst du das höchste Gut der Seelen, nach welchem deine Seele sich sehnen soll, nach welchem sie in der Ewigkeit noch schmachten wird, wenn sie es hier nicht begehrte: Gott schauen!

Noch ward es dir gestattet, was Tausenden verweigert ist, den Anfang eines neuen Jahres zu sehen; du athmest noch — wer weiß, ob du den Schluß dieses Jahres unter deinen Freunden erlebst? Wie aber tratest du die ersten Stunden dieses jüngsten Zeitraums in deinem Lebenslauf an? — Reines Herzens?

Hast du dein Gewissen gereinigt von allen peinlichen Vorwürfen wegen begangener Uebelthaten? Hast du deine Feindschaften, deine Mißhelligkeiten, deinen Neid in der Sterbestunde des alten Jahres sterben lassen? Hast du deine sündlichen Begierden, deine lasterhaften Wünsche, deine beleidigenden, dich selbst entehrenden Gewohnheiten in das unendliche Meer der Vergangenheit hinabfallen lassen? Stehst du nun im neuen Jahre gleichsam wie ein neugeschaffener besserer Mensch da, der Anspruch auf das höchste Geisterglück machen darf, welches Jesus und Gott aus der Fülle seines Reichthums gewähren mag?

Prüfe dich selbst! — Hüpfe nicht mit unbesonnenem Leichtsinn in das neue Jahr hinüber, aus welchem dich vielleicht trauernde Mitbürger auf der Todtenbahre hinaustragen müssen! — Suche eine Stunde der Einsamkeit, wo dich nichts stört im Nachdenken über dich selbst, und richte die Frage an dich, als erginge sie an dich aus dem Munde des Todtenrichters: Wie steht es mit deinem Herzen? Welche Fehler verunreinigen es noch? Welche Begierden, welche Leidenschaften trennen dich von der Erlangung deines höchsten Gutes? Was hast du jetzt noch an dir zu tadeln, zu bereuen? An welcher schönen Gemüthseigenschaft, an welcher Tugend gebricht es dir noch, die dich Gott und Menschen liebenswürdiger machen könnte?

Sei reines Herzens! — Ach, wie Vieles schliessen die wenigen Worte in sich! — Es ist also noch nicht genug, daß du äusserlich nichts Böses thust; daß du dich mit keinem groben Verbrechen besudelst; daß du kein Trunkenbold oder Betrüger, kein Verräther oder Verleumder, kein Verführer der Unschuld oder Meineidiger seiest, — nein, nicht nur deine Hände sollen sich nicht mit Blut oder Raub, mit Betrug oder Wollust besudeln; nein, auch dein Herz muß rein sein, auch keine Gedanken müssen dieses Herz entweihen mit Sünden. Sei reines Herzens!

Aber bilde dir nicht ein, du habest schon das beseligende reine Herz, wenn du deinen Verwandten, Be-

kannten, wenn du wissentlich keinem einzigen Menschen Böses thust, und selbst ihnen in Gedanken nichts Böses wünschest! — Ach, welche elende Tugend ist denn dies! So sind auch die Todten fromm, denn auch sie üben nichts Böses weder mit Werken noch mit Worten.

Nein, du hast kein reines Herz, auch wenn du Niemandem schadest, so lange dich noch die Erinnerung mahnt: du thuest deinem Nächsten nicht so viel Gutes, als du vermagst. Dein Herz ist nicht rein, so lange du Tugend predigest und keine übest. Dein Herz ist nicht rein, so lange du dein Dichten und Trachten, alle deine Bemühungen nicht dahin richtest, in deinem Wirkungskreise ein wahrer Wohlthäter aller derer zu werden, mit denen du in Berührung kommst, und denen du nützlich und wohlthätig sein könntest. Dein Herz ist noch nicht rein, so lange du dich am Abend nicht erinnern kannst, daß du irgend einem Menschen an diesem Tage einen Dienst geleistet, eine Freude gemacht habest, wäre es auch von deiner Seite mit Aufopferung geschehen.

Auf denn, fromme christliche Seele, erflehe dir in dem neuen Jahre neue Kraft von oben herab; fasse neuen Muth zur ächten, großen Lebensweisheit, das heißt, zum Christenthum, zum Streben nach Herzensreinheit! — Fasse Muth, glücklich zu sein; fasse Muth, selig zu werden; denn selig sind, die reines Herzens sind, sie werden Gott schauen!

Gott schauen! — Nicht mit den Augen des Leibes bloß, sondern mit deiner ganzen Seele, in deinem ganzen Innern wirst du, reiner, frommer Mensch, ihn sehen, ihn empfinden. Du wirst mit deinem ganzen Wesen Gott fühlen! — Sei reines Herzens, und das Bewußtsein deiner Reinheit und Christentugend wird dich schon auf Erden wie einen Verklärten über das zufällige Ungemach dieses Lebens hinwegheben, und wird einen Himmel in deine Brust senken. Sei reines Herzens, und mit jedem Gedanken an Gott und Ewigkeit wird eine göttliche Wollust durch deine Seele zittern, wie ein Lichtstrahl aus der bessern Welt. Und legten auch Könige ihre Zepter zu deinen Füßen; gäbe die Welt auch Tonnen Goldes zu deinem Eigenthum — du würdest gegen diesen Staub nicht den Himmel des innern Bewußtseins, nicht die göttliche Gemüthsruhe vertauschen, die du dir erworben durch eigene Macht.

Gott schauen! O Christ, o Geweihter Jesu, du wirst ihn schauen, nicht mit den irdischen Augen allein, auch mit den Augen deines Geistes, die dir durch Jesu Lehre geöffnet wurden. Die Seele des Menschen, durch Tugend geläutert und verklärt, durch Religion losgerissen von den Banden der Sinnlichkeit, sieht heller, als die Seele, die im Staube nur für den Staub lebt. Du wirst in Jesu Fußstapfen vor Gott wandeln, in ihm leben und weben, und er wird dir erscheinen in allen wundervollen Erscheinungen seines Weltalls. Wenn die Winternacht dir Millionen Sterne aus dem uferlosen Firmament entgegenprangt; wenn die Frühlingswelt Millionen Blumen um deine Füße wirft; wenn im Sommergewitter die Flamme des Blitzes das Himmelsgewölbe zerspaltet; wenn der Herbststurm tobend durch die hundertjährige Eiche brauset — du wirst nicht die Sterne, die Blumen, nicht die Flammen und den Sturm, nein, du wirst Gott schauen, der in seinem Weltall webet und sich dir offenbaret, zu dir reden will.

Gott schauen! — Ja, du wirst ihn schauen, wo Finsterniß das Auge der Sterblichen umhüllt. Er wird dir auf deiner Lebensbahn in seiner Herrlichkeit begegnen, wo andere Sterbliche bestürzt dastehen, und die wunderbare Macht eines todten Zufalls anstaunen, über welchen ihr Verstand, mit sich selbst im Widerspruch, wie in Wahnsinn versinkt. Du wirst ihn erkennen in den seltsamen Verwickelungen deines Lebens, die sich am Ende jedesmal so genugthuend und beglückend auflösen, wirst ihn gewahr werden in dem Labyrinth deiner Schicksale, wo seine Vaterhand dich mit warmer Liebe ergreift, wenn es die rechte Zeit ist.

Wenn in einer seltenen festlichen Stunde der Segen des Himmels auf irgend eine deiner Thaten niederströmt; wenn Menschen, die dich oft wohl verkannten, deinen Werth endlich mit stiller Rührung anerkennen; wenn die Liebe aller Guten endlich nun gegen dich das Schweigen bricht, und dir deinen Edelsinn, den manche Prüfung bewährt hat, mit Entzücken lohnt, wenn tausend Freuden deine Seele umringen — dann, du Christ, du Edler, dann wirst du Gott schauen, der dich immer liebte; Gott schauen, der deinen Triumph dir bereitete, um dich auf Erden herrlich zu erquicken; du wirst ihn schauen, in ihm athmen; seine Seligkeit wird dich durchströmen!

Sehen wirst du ihn, auch wenn dein Verhängniß dich zu finsteren Abgründen leitet. Wenn mit dem treulosen Glück auch treulose Freunde dir den Rücken zuwenden; wenn jede, auch die kleinste Lebensfreude sich von dir hinwegflüchtet, und nur der Schmerz allein dein Gefährte bleiben kann — dann wirst du Gott sehen! Du wirst ihn unter deinen Thränen anlächeln. In der Mitternacht deiner Schwermuth wird dich, wie Sonnenlicht, der Gedanke mit anleuchten: „Aber der Ewigtreue ist dir treu! Er will dich nicht verlassen!“ Und es wird hell um dich bleiben.

Gott schauen! — Du wirst ihn schauen! Vereinigt mit ihm durch Jesum, wird deine Seele dem Allgegenwärtigen immerdar begegnen. Er wird sich deinem Gemüthe offenbaren, wenn du im Gebet voller Inbrunst vor ihm niedersinkst, oder du hingehest, einen unglückseligen Bruder zu erretten. So hat Jesus ihn geschaut, als er in Gethsemane weinte, als er am Kreuze noch sterbend für das Heil der Welt betete, und als er, ein Sieger über Tod und Grab, wieder der erstaunten Welt erschien.

Frommer, vollendeter Christ, du wirst Gott schauen, wenn dein gebrochenes Auge im Tode die Welt nicht mehr erkennen mag; dir wird sich ein Himmel eröffnen, wenn die dunkle Erde unter dir wie ein Traum verfließt. Das Göttliche wird in dir erst ganz entbunden sein, wenn das Menschliche an dir zum todten Staub zusammenfällt.

Dann, o dann, mein unsterblicher Geist, wenn nun deine schönere Geburtsstunde geschlagen hat, die auf Erden Tod und im Himmel Erwachen heißt, dann wirst du Gott schauen!

Ich werde Dich sehen in Deiner unaussprechlichen Majestät und Größe und Liebe, o mir jetzt noch unsichtbarer Vater, und dann erst wird meine erfüllte Sehnsucht im Entzücken erlöschen. Ich werde Dich schauen, ach, gewürdigt sein, Dich heller zu erblicken, wenn ich des Irdischen entlöset, ein reiner Geist, mich mit der geistigen Welt vermische, und in die wahre Heimath zurückkehre, der ich entstamme. Denn von Dir, Allmächtiger, stamme ich; aus dem Schooße der Ewigkeit riefst Du den

belebenden Funken, Geist genannt, der zur Ewigkeit zurückfliegt.

Ich werde Dich schauen! — O welche Seligkeit liegt schon in der Hoffnung dieses Entzückens! Dann schwebe ich um das Ziel meiner höchsten Vollendung, die Geheimnisse des Weltalls entschleiern sich vor meinen Blicken, und Seligkeiten durchschauern mich, für die hienieden kein Name gefunden wird. — Ich werde Dich schauen, ich selbst dann vollkommener, herrlicher durch Deine Gnade, ein edler Theil des endlosen Weltganzen, geschaffen zu Vollkommenheiten, die ich auf Erden noch nicht ahnen kann! — Weltenschöpfer! wie werde ich Dich würdig anbeten, wenn das Lichtreich der Seligen mich umfangt, und die verklärten Scharen der Unsterblichen und Myriaden Welten Dir entgegenjauchzen! wenn die himmlische ewige Bahn zu immer größern Vollkommenheiten und immer namenlosen Seligkeiten vor mir glänzend aufgethan liegt! wenn ich auf dieser Bahn, ach, die Geliebten meiner Seele suche, die Edeln, welche vor mir früher dahin gingen, und sich emporschwangen, und Dich sahen!

Verstumme, o mein allzukühner Geist, und bete in kindlicher Einfalt hienieden die Macht des Allerhöchsten, des Allergütigsten an. Es wird ein Tag erscheinen — er erscheint gewiß! — da wirst du, o mein unsterblicher Geist, ihm näher stehen, mit all' den Seligen, für die wie für dich, das Blut der Heiligen floß!

Werde wie sie, wie jene Verklärten, die Gott schauen dürfen. Dorthin darf nicht der Unreine treten; nur die Unschuld tritt in das Heiligthum einer schönern Welt.

Ach, was war ich bisher! Wie unwürdig, wie fehlervoll noch im vergangenen Jahre! Und was bin ich noch jetzt! — O Gott, du Allerheiligster, wie darf ich zu Dir emporsehen, wie darf ich das Höchste hoffen? Nur die reines Herzens sind, werden Dich schauen. O laß mich reines Herzens werden, und durchdringe mich mit der Kraft Deines heiligen Geistes, daß ich nicht ermüde, mich selbst zu läutern von Allem, was sündlich und unvollkommen ist. Ein neuer, ein besserer Mensch will ich in das neue Jahr eintreten; reines Herzens will ich durch das Leben gehen. Wohl mir, wenn ich überwinde; wohl mir, wenn ich mein heiliges Ziel erreiche; wohl mir, wenn auch ich einst auf meinem Sterbebette lächelnd zu meinen Freunden sprechen darf: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!

54.

Die Andacht.

Matth. 15, 8.

Wenn ich vor meinen Schöpfer trete,
Und in der stillen Einsamkeit
Mit tiefer Andacht zu ihm bete,
Was fühl' ich da für Seligkeit!
Was strömt mir da für Seelenruh',
O Gott, von Deinem Throne zu!

Wie klein erscheinen mir die Freuden
Des Irdischen und seiner Pracht!
Um die sich Menschen oft beneiden,
Und mancher sich zum Sklaven macht!
Ach, keine Freude ist so rein,
Als im Gebet vor Gott zu sein.

Drum will ich auf der Andacht Schwingen
Zu Dir, mein Gott, mich oft erhöh'n;
Des Weltalls Wunderwerk durchdringen,
Um deine Größe zu versteh'n,
Mit Inbrunst preisen, beten — dann
Reiht sich der Mensch dem Engel an.

Jerusalems Pharisäer und Ausleger des mosaischen Gesetzes umringten einst den Messias, und bestürmten ihn mit Fragen, die für ihn und seine Jünger voller Vorwürfe sein sollten. Denn sowohl die Jünger, als ihr göttlicher Führer selbst, unterliessen zuweilen die Beobachtung mancher kleinen Gebräuche, welche das Gesetz Mosis bei verschiedenen Gelegenheiten vorzeichnete, wie zum Beispiel, man müsse die Hände waschen, ehe man damit Brod anrühre, welches gegessen werden sollte.

Christus wandte sich mit jener überwindenden Kraft an sie, die seinen Worten nie fehlte. Er machte ihnen klar, wie sie allerdings mit bewundernswürdiger Genauigkeit auch die geringsten äusserlichen Werke des mosaischen Gesetzes vollzögen, jedes Opfer, jede Reinigung, jedes Gebet, und dennoch ohne Religion und fern vom Geiste der mosaischen Lehre wären. Er überführte sie davon mit unlengbaren Beispielen. Und sie wären, fügte er hinzu, ohne Religiosität, weil sie ohne Andacht wären. „Ihr Heuchler!" rief er: „Es hat wohl Jesajas von euch geweissagt und gesprochen: Dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde, und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir. (Matth. 15, 7. 8.)

Religion ist das heiligste Verhältniß! in welchem der Sterbliche zur Gottheit steht. Nicht ein bloßes Erkennen dieses Verhältnisses ist Religion, nicht ein bloßes Beobachten gewisser äusserlicher Zeichen der Ehrfurcht vor dem höchsten Wesen ist Religion; sondern da Gott ein Geist ist, muß der Geist des Menschen von der Verehrung des Allerhöchsten durchdrungen sein, und sich in Betrachtung, oder Gebet, oder frommen Thaten über alles Irdische zum Geist der Geister erheben. Diese Erhebung des Geistes zu Gott, diese Auflösung in ihm, ist Andacht. Ohne diese Andacht ist keine Religiosität möglich, alle Religion, aller Glaube, alle Erkenntniß, alle Gottesverehrung, alles Gebet, alles Wohlthun vergeblich, und ein todtes Spielwerk.

Jesus kannte die Tiefe des menschlichen Gemüths und dessen Schwächen. Darum sind seine Worte, die er vor beinahe zwei vollen Jahrtausenden sprach, noch bis zur heutigen Stunde treffend; und was er im Lande Genezareth predigte, wird mitten unter uns als wahr erfunden, wie wenn er es in unserm Vaterlande zu den Leuten des heutigen Tages gesagt hätte. Sehet die Menge der Christen unserer Zeit! Höret die Ausleger der Bibel auf den heiligen Lehrstühlen, wie genau sie die Worte der Schrift kennen, wie scharfsinnig sie die Reihe menschlicher Pflichten entfalten, oder die Geheimnisse des Glaubens. Aber betrachtet ihr inneres Leben und ihr übriges Wirken. Sie haben es mit dem Predigen, mit den übrigen kirchlichen Verrichtungen abgethan, als wären und thäten sie, was sie sind und thun, nur von Amts wegen. Sie haben die Erkenntniß, aber nicht den Geist ihrer Religion. Höret, wie die Leute fleißig beten an Morgen und Abenden und zu Mittag, im Hause, wie in der Kirche, wie über den Gräbern der Todten, wie in also geheißenen Erbauungsstunden. Sehet, wie fleißig sie zu den Tempeln Gottes eilen, und darin ihre Plätze einneh-

men; doch auch dort oft dem bürgerlichen Range nach, nicht wie Kinder im Vaterhause mit dem Gefühle der Gleichheit, und daß vor Gott nicht gilt das Ansehn der Person! Sehet, wie eifrig sie hineilen zum Genuß des Abendmahles, zur Messe, zur Predigt, zur Taufe; wie sie die Augen senken oder erheben, die Hände falten; wie sie mit Strenge daheim die Fasten beobachten, oder das Lesen eines Kapitels aus der Bibel! Aber könntet ihr zugleich dabei das Innerste ihres Gemüths durchschauen, ihr Leben im Hause oder im Amt, das Spiel ihres Eigennutzes oder ihrer Eitelkeit! Sie haben alle äusserliche Werke des Gesetzes, alle menschlichen Ordnungen und Einrichtungen beobachtet, aber die göttlichen Verordnungen nicht. Sie haben die Schale, aber der Kern ist todt; sie haben den Buchstaben, aber nicht den Geist. Sie sind und thun, was sie sind und thun, nicht mit Andacht. Darum haben sie zwar eine Religion, aber keine Religiosität. Dieses Volk ist es, von welchem der Messias sprach: Es nahet sich zu mir mit seinem Munde, und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist fern von mir.

Wohl haben dies unter den Christen viele empfunden, und sie sehnten sich nach dem Bessern. Daher sonderten sie sich von der Menge ab, und bildeten im Schooße der christlichen Kirche neue, frömmer sein wollende Gemeinden, neue Sekten. Sie verfielen aber meistens nur in den entgegengesetzten Fehler. Nicht ihre Tugenden, nicht ihre gottseligen Werke vermehrten sich, sondern ihre Betstunden: es wuchs die Zahl ihrer Andachtsübungen, aber nicht ihre Andacht. Christus und seine Jünger sonderten sich nicht ab von den übrigen bessern oder schlechtern Gottesverehrern, sondern sie beteten mit den andern Juden in den Tempeln und Synagogen. Es kommt nicht darauf an, in wessen Gesellschaft man betet, oder mit welchem äussern Anstand man betet, sondern wie und mit welchem Gemüth man betet. Viel Beten mit frommem Schein, oder bei jeder Gelegenheit den Namen Gottes auf den Lippen tragen, oft bei ganz unschicklichen Anlässen; aus Ehrfurcht vor dem Allgegenwärtigen sich aller unschuldigen Vergnügungen enthalten; in äusserlicher Zucht und Ehrbarkeit sich wohl behagen, wobei doch das Herz oft vom Neid, vom Zorn, oder von Begierden anderer Art bewegt sein kann: heißt nicht Andacht, sondern Andächtelei. Nicht die Waffe und das Kriegslied, sondern der Muth macht den Krieger. Nicht Alle, die Herr, Herr! zu mir sagen, sprach Jesus, werden in das Himmelreich eingehen.

Noch weniger sind im Geiste Jesu Christi jene schauerlichen Büßungen erfunden, durch welche Menschen, um ganz sich der Gottheit zuzueignen, andere Menschen vermeiden; in Einöden und Zellen einsam leben, ihre der menschlichen Gesellschaft schuldigen Pflichten versäumen, zu denen der Sohn Gottes so ernst mahnte; ihren Leib mit Kasteiungen tödten, diesen Leib, der, wie ihn das göttliche Wort nennt, ein Heiligthum, ein Tempel Gottes sein soll; durch Fasten, Geißelungen und Entbehrung aller Bequemlichkeiten ihre körperlichen und geistigen Kräfte schwächen, die ihnen der Vater im Himmel gab, als das Pfund, mit welchem sie zum Wohl der Menschheit wuchern, als das Licht, welches sie nicht unter den Scheffel stellen sollten. Dies ist nicht Religiosität, sondern Vernichtung derselben im Widerspruch mit dem Willen Gottes. Es ist nicht mehr Andacht, sondern Schwärmerei, kein Leben im Herrn, sondern ein Selbstmord aus unseligem Mißverständnisse der Worte Jesu. Man ergriff des Wortes Buchstaben, und hielt darauf, und verlor dessen Geist. Darum tödtet jener, während nur dieser allein selig macht.

Was ist Andacht? — Schon der Ausdruck wird durch sich selbst erklärt. Es ist das Darandenken, was man thut; ganze Aufmerksamkeit des Gemüths auf das Geschäft, welches man vorhat. In diesem allgemeinsten Sinn wird Alles mit Andacht verrichtet, wo sich die volle Aufmerksamkeit des Geistes an den Gegenstand heftet.

Je wichtiger eine Sache für uns ist, je unbeschränkter fesselt sie unsere Aufmerksamkeit. Was ist nun wichtiger, als unser Glück, unser Stand im Weltall, unser Verhältniß zur Ewigkeit? Was ist erhabener im Weltall, in der Ewigkeit, als Gott? Daher ist keine Religiosität ohne Andacht möglich. Daher ist Andacht die Entfesselung des Geistes von aller Zerstreuung, von allem Irdischen, und seine volle Hinneigung und Erhebung zu göttlichen Dingen. Diese, sobald sie unser Gegenstand wirklich sind, beherrschen dann unwillkührlich unser ganzes Inneres. Daher ist Andacht jene feierliche Stimmung des Gemüths, in welcher jeder weltliche Gedanke verschwindet. Die Stufe der höchsten Andacht aber ist die stille Entzückung des Gemüths, in welcher sich das Antlitz des betenden Jesus verklärte, oder der betende Stephanus voll heiligen Geistes gen Himmel aufblickte, und die Herrlichkeit Gottes empfand, während ihn das Volk steinigte. (Apost. Gesch. 7, 55—59)

Diese Andacht, wie Jeder von selbst fühlt, wird nun im Menschen auf keine Weise durch Künstelei hervorgebracht. Möget ihr doch Betstunden halten, oder den Rosenkranz durch die Finger winden; möget ihr die Hände falten oder gen Himmel heben; möget ihr auf den Knien liegen oder auf dem Angesicht; möget ihr betend das Gesicht verhüllen, oder den Kopf entblößen — dies Alles bringt keine Andacht hervor, wenn es gleich ein Erinnerungsmittel ist, andächtig zu sein, oder zuweilen eine Wirkung der innerlichen Andacht auf die Aussentheile des Körpers ist, um jede Zerstreuung von sich abzuwehren. Von innen heraus muß die Andacht wirken, von aussen herein erkünstelst du sie nicht. Dergleichen äusserliche Gebräuche, obwohl sie nicht die wahrhafte Andacht erzeugen, noch statt der Andacht selbst gelten können, sind darum aber keineswegs zu tadeln, sondern ganz löblich. Sie mahnen besonders, wenn man in großen Versammlungen den Zweck hat, Gott zu verehren, an das, was geschehen soll; sie verhindern durch ihre gewohnte Einförmigkeit jede nachtheilige Zerstreuung, welche in zahlreicher Gesellschaft möglicher ist, als in der Einsamkeit. Ja, da bei uns Menschen das von den Sinnen empfundene Aeusserliche großen Einfluß auf unser Gemüth hat, ist es allerdings zu glauben, daß solche äussere Anständigkeit, ohne eben die Andacht zu erzeugen, doch das Herz zu derselben vorbereitet und geneigt macht.

Ist nun gewiß, daß sich die wahre Andacht nicht erkünsteln läßt, so ergibt sich, daß sie noch weniger erzwungen oder befohlen werden kann. Der Befehl: sei andächtig! ist daher eitel und thöricht, sobald das Herz selbst zu dieser erhabenen Stimmung entweder nicht geneigt oder ganz unfähig ist. Die Klage vieler Prediger über Mangel an Andacht bei ihren Zuhörern ist gewöhnlich eben so oft eine Selbstanklage der unzufriedenen Lehrer. Denn sie geben dadurch zu erkennen, daß es ihnen entweder am erfor-

derlichen Eifer und Fleiß, oder an den nothwendigen Gaben ihres wichtigen Berufes gebricht, durch Lebendigkeit, Klarheit, Würde und einnehmendes Wesen ihrer Rede die Aufmerksamkeit der Gemeinde zu gewinnen, festzuhalten und zur ganzen Höhe ihres Gegenstandes zu erheben.

Die Andacht ist eine freie Aeusserung und Handlung des Herzens, wie die Liebe, wie die Hochachtung. So wenig sich die Liebe durch Befehle erzwingen läßt, eben so wenig die Andacht. Du kannst deinen Kindern befehlen, Stille zu beobachten, schweigend und mit gefaltenen Händen vor sich hinzublicken, auswendig gelernte Gebete herzusagen: aber was sie dabei fühlen, woran sie bei den alltäglich gewordenen Worten denken, das kannst du nicht wissen, das kannst du nicht erzwingen. Es gehört zur wahren Andacht eine ganz andere Vorbereitung des Gemüths.

Aus diesem Grunde ist allerdings der, wenn gleich wohlmeinende, doch blinde Eifer solcher Obrigkeiten keineswegs zweckmäßig, welche ihren Unterthanen bei Strafe gebieten, in die Kirche zu gehen, das heilige Abendmahl regelmäßig zu genießen, die Beichte fleißig zu besuchen, oder nicht bei andern kirchlichen Uebungen zu fehlen. Damit wird keine Religion oder Religiosität, sondern die Heuchelei befördert, die dem Herrn ein Gräuel ist. Erzwungener Dienst ist kein Liebesdienst. Nicht dies Geplärre, nicht dies äusserliche Andächteln fordert der Herr. Das ist das Volk, von dem er spricht: Es nahet sich zu mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist fern von mir!

Nicht erkünstelt, auch nicht erzwungen kann die Andacht werden, sondern sie muß frei hervorgehen aus dem Gemüth. Sie geht aber freiwillig hervor, wenn das Gemüth voll natürlicher Ehrfurcht und inniger Liebe zum Allerhöchsten ist. So hört der Untergebene seinen Vorsteher aufmerksam an, den er wirklich schätzt; so blickt der Unterthan mit Ehrfurcht auf seinen Fürsten, von dem er weiß, daß er Macht hat, ihn zu erheben, oder in den Staub zu stürzen; so redet das Kind mit Zärtlichkeit zu der Mutter, weil es an derselben mit Liebe und Dankbarkeit hängt. — So lerne denn die Majestät des allmächtigen Gottes kennen in seinen Werken, seine Weisheit, seine Vorsehung, sein Erbarmen in deinen Schicksalen; vergegenwärtige dir seine unendliche Macht und seine unendliche Liebe; erblicke in ihm den Erhabenen, vor welchem alle Sonnen des Himmels nur ein fliegender Staub sind, der mächtigste Erdengott, in seinen Purpur und Gold gehüllt, ein Wurm ist; erblicke in ihm den Schöpfer deines Verhängnisses, den, der Gewalt hat über Leben und Vernichtung, den Richter der Todten, den Gott der Ewigkeit, — und Ehrfurcht wird dich durchbeben; und die arme Aussenwelt mit ihrem Tand wird wie ein Schattenbild um dich her zurückweichen; dein Geist wird sich schaudernd und doch voll Muth zum Schöpfer, bange und voll Hoffnung zum Vater der Seelen erheben — du wirst Andacht empfinden.

Wie Mancher weiß kaum, was Andacht ist, weil er sie nie empfunden! — Wie Mancher kennt sie nur aus einem schnell vorübergegangenen großen Augenblick des Lebens, da ihm Furcht und Angst das Herz quälten, und er keine Hilfe, keinen Retter mehr kannte, als den Allmächtigen! So betet Mancher auf dem Sterbebette mit Inbrunst des Gemüthes zum allerersten Male im Leben, wenn er zum letzten Male betet; so Mancher, wenn die Donner über den Erdball zerschmetternd hinrollen, und Flammen des Blitzes den Himmel zerreissen; so Mancher, wenn er jammernd am Krankenlager des Vaters, der Mutter, der Gattin, des heißgeliebten Kindes, eines Freundes, einer Freundin stehet, und nun das theure Leben entfliehen sieht, und es nicht retten kann. Dann vergegenwärtigt sich auch dem Leichtsinnigsten die Größe, die Allmacht, die Liebe des unendlichen Gottes, und wird das Gefühl menschlicher Nichtigkeit lebendig: dann ist es Andacht.

Lehret, ihr Aeltern, ihr Erzieher, ihr Volkslehrer und Verkünder des Evangeliums, lehret die Jugend, lehret die Erwachsenen die Hoheit des Allerhöchsten, die Vollkommenheit, Macht und Gnade des vollkommensten Wesens lebendig erkennen, und die Ehrfurcht wird nicht fehlen, und die Andacht wird von selbst hervorgehen. Lehret die Kinder nicht erst Gebete auswendig hersagen, die sie oft kaum begreifen, und hintennach die Eigenschaften des himmlischen Weltvaters kennen; sondern flößet der Jugend, flößet den Erwachsenen zuvörderst Ehrfurcht gegen den Unendlichherrlichen, Liebe zu dem Unendlichgütigen ein, und dann werden sie von selbst zu beten anfangen, ohne Gebete gelernt zu haben. Veredelt, ihr Obrigkeiten, eure verwahrloseten Schulen; veredelt die Gestalt der öffentlichen Gottesverehrung durch Wachsamkeit über die Würdigkeit, über Kenntniß, Wandel und Eifer der Seelsorger und Prediger: so wird die Religiosität im Volke durch sich selbst erblühen. Dann wird Andacht nicht fehlen, weder beim einsamen, noch beim öffentlichen Gebet, weder in Betrachtung der Natur, noch unter den Rührungen, welche der Anblick menschlicher Schicksale erregt. Denn die liebende und ehrfurchtsvolle Erhebung unsers innern Sinnes zu Gott findet nicht bloß in der Unterredung mit Gott, welche Gebet heißt, statt, sondern überall da, wo uns ein Ereigniß oder eine unserer Pflichten auf Gott hinweiset. So kann ich mit Andacht die Wunder der Schöpfung untersuchen, oder ihre Beschreibung vernehmen. So kann mich die Betrachtung meiner Pflichten, meiner Tugend und Fehler, und jede Erweiterung meiner Erkenntnisse mit andächtigen Gefühlen erfüllen. So kann die Rührung, welche ich beim Wahrnehmen des Leidens oder der Glückseligkeit guter Menschen, der Selbstbestrafung des Lasters oder des süßen Selbstlohns der Tugend empfinde, mit andächtigen Gefühlen verschwisteret sein. So kann das Lesen frommer Schriften, die Anhörung einer heiligen Rede das Gemüth in höhere Stimmung versetzen. So kann ich mit Andacht Almosen oder guten Rath geben, mit Andacht mein Amt verrichten, und häusliche Pflichten vollbringen. Mit Andacht lehrt mich mein Jesus Gott lieben, das heißt, ihn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit allen Kräften des Gemüths lieben. Denn die Andacht schließt Alles, was dem Hauptzweck fremd ist, von sich aus.

Daher kann aber auch der Mensch nicht zu allen Stunden des Tages, wie man zu sagen gewohnt ist, der Andacht pflegen; auch die gemeinen Geschäfte des häuslichen und bürgerlichen Lebens verlangen Aufmerksamkeit. Es gibt mancherlei Verrichtungen zur Erhaltung unserer Gesundheit, zur Beförderung unsers Hausglücks, Geschäfte des Berufes und der Geistesthätigkeit, die nicht mit Zerstreuung abgethan werden können. Thöricht wäre es, bei solchen Dingen Erhebung des Gemüths zu fordern; heuchlerisch aber ist es, bei denselben wirklich einen frömmelnden Ton, ein betrügerisches Kopfhängen, ein feierlich ern-

stes Wesen anzunehmen. Alles hat seine Zeit; aber daß man Alles zu rechter Zeit thue, und zu jeder Zeit der Rechte sei, dies ist des Christenthums Grundgebot! Freuet euch mit den Fröhlichen, weinet mit den Traurigen! Wer zu jeder Zeit Alles sein will, wird Alles nur halb und mangelhaft verrichten.

Willst du aber in einer Tagesstunde dich mit heiligen Dingen beschäftigen: dann geschehe es mit dem Ernst, welcher dem Wichtigsten auf Erden gebührt, und die wunderbaren Wirkungen der Andacht auf dein Herz, und der Einfluß der heiligen Stunde, des einzigen heiligen Augenblickes, auf alle nachfolgende im Weltgeräusche verlebten Stunden, werden nicht fehlen. Gleichwie im Frühling ein sanfter Regenschauer am Morgen oder ein Thau die Natur für den ganzen Tag erquickt und erfrischt, so stärkt die Stunde der Andacht das Herz des Menschen für eine lange Reihe anderer Begebenheiten, Entschlüsse und Handlungen. Es möge daher das Erfreuliche oder das Schreckhafte folgen — das Gemüth wird noch immer eine gewisse Erhabenheit über beides behaupten. Ja, die dadurch bewirkte Seelenstimmung wird sich sogar in unbedeutenden Gesprächen und mitten unter unsern Schmerzen mit Freuden noch fühlbar machen. Andachtvolle Beschäftigung mit göttlichen Dingen ist Erhebung des Gemüths zum Erhabensten. Da ist Abgezogenheit vom Irdischen; da schweigen die Leidenschaften niederer Art. Wer öfters mit Gott umgeht, wird dadurch selbst göttlicher, und ein erhabener Mensch. Es verdrießt ihn das Gefühl des Mangelhaften, der Anblick des Ungerechten. Die höhere Stimmung wird in ihm gewissermaßen durch Gewohnheit blendender und herrschender. Sie verbreitet eine Heiterkeit in seinen Gesinnungen, welche Alles, was er denkt und thut, adelt. Was er auch wahrnehme, sage und begehre; es wird mit Liebe, Milde und Güte geschehen, und das Gepräge einer schönen Seele führen. Wer kann in Gebeten oder frommen Betrachtungen vor Gott stehen und gleichsam vom Thron des Allerhöchsten niedersteigen, um Unwürdiges zu lieben oder zu vollbringen?

So wird dem Christen gewissermaßen das ganze Leben eine große Andacht — so war es Dein Leben, Gottmensch, Welterlöser, Jesus Christus. Dein gesammtes Wirken unter den Kindern des Staubes war eine heilige Erhebung der reinsten Seele, Dein Gedanke an den Vater der Geister immer eine heilige Entzückung, — denn ach! wer kannte den Vater wie Du? Deine Gebete waren eben so viele Verklärungen.

O mein und aller Welten Gott, Unsichtbarer, Majestätischer, du Eines, du Alles und doch noch mein Vater, Dich durch Jesum, Dich durch den Glanz Deiner Wunder immer näher und herrlicher kennen zu lernen, und mich in der erweiterten Erkenntniß immer mehr zu heiligen, — mich in der Vereinigung meines Geistes mit Dir, mein Gott, zu vergöttlichen — ach, das ist meine Sehnsucht, mein Streben, das die Bestimmung meines Lebens. — Könnte ich ihr jemals ungetreu sein? Nimmermehr. Der Anblick Deiner Größe erfüllt Himmel und Erde mit Erstaunen und Verehrung, die Betrachtung Deiner Liebe, die Unendlichkeit der Welten mit Wonne. Es beten vor Dir Seraphim und Cherubim! und betende Andacht nähert den Sterblichen den Engeln und ihrem Thron. O, daß ich zu den heiligen Schaaren gehören könnte, die Dich hier im Staube schon ganz würdig verherrlichen! Ich kann es — Du gabst mir die Gnade und die Kraft! Mehr einst dort, Dir näher, selbst herrlicher, werde ich es. Amen.

55.

Vom Einflusse des Gemüthszustandes auf unsern religiösen Sinn.

Klagl. Jerem. 3, 40.

Aechten Glauben gib vor allen
Andern Gnaden, Vater, mir!
Wem er fehlt, muß Dir mißfallen,
Wer ihn hat, ist eins mit Dir.
Er belebe meine Triebe,
Sei der Stab, die Hand der Liebe!
Er besiege, wie ein Held,
Durch mich Satan, Fleisch und Welt.

Unaussprechlich schwach und flüchtig
Ist mein tiefverdorb'nes Herz.
Heut ist mir die Tugend wichtig,
Morgen ist sie nur ein Scherz.
Ach, wär' nur mein Glaube fester!
Stärk' ihn, mehr' ihn, Allerbester,
Jesus, eile, stark' ihn Du,
Ach, sonst find' ich keine Ruh

Man hat seine Launen. Man kann sich auch beim besten Willen nicht gleich sein. Man ist heute leicht und heiter, zu allen Dingen aufgelegt, fühlt sich recht wohl und lebendig und begreift selber nicht, warum man so lebensfroh ist. Morgen ist man ohne Grund und Ursache verstimmt, verdrossen, schwerfällig; nichts geht von der Hand; man fühlt sich durch Kleinigkeiten aufgebracht, durch einen bloßen Blick gekränkt, ist wehmüthig, düster, hat eine sonderbare Beklommenheit und Angst, ohne sich das Alles erklären zu können. Freilich erklären läßt es sich zuweilen wohl, aber doch hält es immer schwer, sich im ersten Augenblick darüber deutliche Auskunft zu geben. Ja, wenn man in einer unbehaglichen Verstimmung ist, ist man selten aufgeweckt genug, sich über die Veranlassung solcher Verstimmung Rechenschaft zu geben.

Dieser Wechsel unserer Gemüthszustände kann oft in einerlei Tag statt finden. Wir sind gewöhnlich am Morgen, wenn der Leib durch einen gesunden Schlaf erquickt und gestärkt worden ist, weit leichter und freundlicher, als am Abend, wenn die Kräfte unsers Körpers erschöpft sind. Wir beurtheilen oft eine und dieselbe Sache ganz anders, wenn wir in der Stille der Nacht daran denken, als wenn es des Morgens geschieht.

Eine leicht veränderliche Gemüthsstimmung zeugt immer von einem lebhaften und reizbaren Temperamente. Doch ist sie bei weitem nicht ein so großes Unglück, als eine Tage und Wochen anhaltende traurige Verstimmung. Diese macht uns das Leben selbst zur Qual, und zu vielerlei Gutem unfähig.

Die Ungleichheit unsers Gemüthszustandes hat sogar wesentlichen Einfluß auf unser Christenthum. Bei heiterm Sinn sind wir wohlwollend gegen Jedermann; bei düsterer Laune aber gehässiger, auffahrender, heftiger, liebloser im Urtheilen, Reden und Handeln.

Ist es uns mit der Nachfolge Jesu, mit unserer Besserung aufrichtig Ernst: so können wir keineswegs gegen die Veränderlichkeit unserer Gemüthsstimmung gleichgültig bleiben. Es muß eine unserer wichtigsten Angelegenheiten sein, über diesen Gegenstand nachzudenken; die

wahren Quellen unserer Niedergeschlagenheit aufzusuchen; uns zu bemühen, dieselben hinwegzuschaffen. Denn jede ängstliche, traurige Stimmung der Seele verhindert uns nicht nur Alles, was uns umgibt, in seiner wahren Beschaffenheit zu erkennen, sondern macht uns, oft wider unsern Willen, dem Guten abhold, dem Bösen geneigter, zuweilen sogar gottlos, und verbittert den Genuß des Lebens.

Der menschliche Geist, gehoben durch die Religion Jesu, ist großer Macht über sich selbst fähig. Sein starker Wille kann vielmals allein hinreichen, finstere Launen zu zerstreuen, und jene stille Heiterkeit wieder zu gewinnen, welche zum Genusse des Lebens, wie zur Vollstreckung der uns obliegenden Pflichten am besten dient, jene stille Heiterkeit, zu welcher die heilige Schrift ihn auffordert, indem sie spricht: Seid allezeit fröhlich! Ja, es ist durch Erfahrung bewiesen, daß, vermöge eines starken Willens allein, der Geist selbst die schwersten Leiden, die empfindlichsten Körperschmerzen mit Gleichgültigkeit tragen, gleichsam die Seele gegen sie unempfindlich machen kann.

Inzwischen läßt sich auch nicht läugnen, daß der Geist nicht selten wieder durch körperliche Zustände so überwältigt und so niedergedrückt wird, daß er sich durch eigene Kraft nicht wieder aufrichten kann. Er bleibt muthlos, verzagt, und in der bloßen Beklommenheit des Gemüths schreibt er die Ursache seines Uebelbefindens oft lieber sich selbst, als dem Körper zu, an welchem er wenigstens äusserlich keine Spuren der Kränklichkeit wahrnehmen kann. Diese Verstimmung nimmt oftmals eine religiöse Richtung, und dann wird der heilige, tröstende, seligmachende Glaube eine neue Qual des Menschen. Man martert sich unaufhörlich mit geheimen Vorwürfen wegen begangener Sünden, verzweifelt an der Barmherzigkeit des grundgütigen Gottes, wird in eben dem Augenblick gottlos, da man nach Gottseligkeit ringen möchte, und verzehrt sich in folternder, unaufloslicher Zweifelsucht und Angst.

Darum lasset uns forschen und suchen unser Wesen und uns zum Herrn bekehren! (Klagl. Jerem. 2, 40.) wie der Prophet spricht. Es ist keine wahre Bekehrung möglich, ohne vorhergehende, genaue Selbsterkenntniß. Das Grundübel zu unserer Verderbtheit liegt nicht immer in unserer Erziehung, in Unwissenheit des Verstandes, in bösen Angewöhnungen, in Verführung durch verwerfliche Beispiele: sondern auch wohl in einer verborgenen Zerrüttung unserer körperlichen Gesundheit. Aus dieser entspringen größtentheils unsere heitern oder düstern Gemüthszustände, und selbst alle unsere Vorstellungen nehmen davon eine hellere oder dunklere Farbe an.

Wie sehr wir von den Zuständen unsers Körpers und seines Temperamentes abhängen, im Urtheilen wie im Handeln, beweiset die tägliche Erfahrung. Der Kränkliche, Gallsüchtige ist härter, unfreundlicher, zanksüchtiger, polternder, mißtrauischer. Wie er selbst ist, so denkt er sich seinen Gott als einen zornigen, eifrigen, unversöhnlichen Gott. Durch Hebung seiner Krankheit und ihres Reizes wird auch seine Denkart verändert; er wird freundlicher, gefälliger, nachsichtiger, und stellt sich auch Gott milder und gnädiger vor. — Ein schwächlicher Körper macht furchtsam, weichlich, mitleidig, versöhnlicher und beständiger. Eine Stockung in den Eingeweiden macht ängstlich, zweifelsüchtig, trübsinnig, an sich und allem Glück verzweifelnd, oft lebensmüde und sogar zum Selbstmord geneigt. Vollblütigkeit macht zum Wohlleben, zur Wollust, zum Ehrgeiz, zur Prachtliebe aufgelegt. Träge Säfte machen langsam, bedächtig, untheilnehmend, gegen fremdes Leiden gleichgültig, zur Begeisterung für das Gute, für tiefe Rührung fast unfähig.

So sehr hängen wir von der jedesmaligen und eigenthümlichen Beschaffenheit unsers Körpers ab; so groß ist der Einfluß des daher entspringenden Gemüthszustandes auf unsern religiösen Sinn. Darum laßt uns unser Wesen untersuchen und erforschen. Vielmehr ist der leibliche Arzt nothwendiger, als der geistliche, um eine kranke Seele zu heilen.

Wenn wir an uns gewahr werden, daß weder die sorgfältigste Aufmerksamkeit auf unser eigenes Betragen, noch der redlichste und stärkste Wille im Stande sind, eine von selbst nach und nach gekommene, traurige, schwermüthige Stimmung des Gemüths von uns zu entfernen; oder ein uns anklebendes, mürrisches, ärgerliches Wesen, einen beständigen Hang, Verdruß zu haben und zu klagen, eine oft wiederkehrende Neigung zum Jähzorn zu überwinden; oder wollüstige, viehische Begierden zu dämpfen und zu verbannen; oder gewisse, immer zurückkehrende gottlose Vorstellungen zu zerstreuen und aufhören zu machen; wenn wir an uns gewahr werden, daß wir weder durch Anstrengung des Willens, noch durch Ueberlegung, noch durch Gebet, eine herrschende Traurigkeit, oder Heftigkeit, oder Beklommenheit, oder Zweifelsucht los werden können: so dürfen wir zuverlässig glauben, daß die Ursache unserer Fehlerhaftigkeit weniger in dem Zustande unsers Geistes, als in dem mangelhaften Zustande unsers Körpers liege. Wir dürfen glauben, daß, ungeachtet unsere Gesichtsfarbe noch blühend, unser Schlaf noch ruhig, unsere Eßlust noch nicht gemindert, und jede Verrichtung des Körpers noch in unveränderter Kraft ist, dennoch eine innere Schwäche, die vielleicht nicht allgemein sein mag, oder irgend ein innerer, krankhafter Ueberreiz vorhanden sei. Nicht gewöhnliche unbehagliche Gemüthszustände sind entweder wirklich schon thätige Krankheiten des Leibes, oder Vorboten ihres nahen und gefährlichen Ausbruchs. Hier ist es Zeit, einen verständigen, erfahrnen, menschenfreundlichen Arzt zu berathen, ehe das Uebel tiefer einwurzelt. Die innere Stimme warnt und ruft Hilfe. Gott selbst fordert, daß wir für die Gesundheit des Leibes die aufmerksamste Sorgfalt hegen, denn er soll ein Wohnhaus des heiligen Geistes sein.

Sehr bedenklich sind solche Zustände des Gemüthes, die schon eine so große Gewalt über den Geist üben, daß er nicht mehr unbefangen urtheilen kann, und die Ursachen des Jähzorns, des ewigen Mißmuths, des Trübsinns, der Aengstlichkeit, statt in der kränklichen Beschaffenheit seines Leibes, schlechterdings in den äussern Umgebungen und Umständen zu finden glaubt; oder wenn er seine religiöse Zweifelsucht, seine Bangigkeit wegen Gottes Zorn und Unversöhnlichkeit in der Verderbtheit jener Säfte und körperlichen innern Theile erkennen will. Da ist es vergebens, an die Huld und Barmherzigkeit des ewigen grundgütigen Vaters im Himmel zu erinnern; da ist es vergebens, Jesu beruhigendes Wort zu wiederholen: Kommet her zu mir, alle, die ihr mühsam und beladen seid, ich will euch erquicken! — da ist es umsonst, das heilige Trostwort Gottes zu geben: Fürchte dich nicht, denn

ich habe dich erlöset, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein! Ich will euch annehmen und euer Vater sein, und ihr sollet meine Söhne und Töchter sein, spricht der allmächtige Herr. — Nein, alle Beruhigungsgründe der Vernunft, wie der Religion, sind da fruchtlos. Der Verstand ist schon verwirrt, und immer das Betrübendste, Trostloseste, Gräßlichste ist der Seele am nächsten, am lebhaftesten. Die Vernunft schweigt, und der heilige Glaube hat keine Kraft mehr. Schwermüthige Gespinnste der Einbildungskraft treten an die Stelle besonnener Ueberlegung und ächten, christlichen Glaubens. Es ist der Anfang einer Art Wahnsinns, durch körperlichen Anlaß erzeugt.

In ehemaligen Zeiten, als man noch wenige Kenntniß von dem Zustand des menschlichen Körpers und den Aeusserungen seiner krankhaften Zufälle hatte, wurden viele derselben ohne anders für Wirkungen des Satans gehalten. Vergebens mochte die heilige Schrift sprechen: Gott hat dem Teufel die Macht über uns genommen! — man überließ sich dem gottlosesten Irrthum, und machte das Uebel des Leidenden nur ärger, indem man den Grund desselben an einem falschen Orte suchte, und die Einbildungskraft der Menschen mit abscheulichen Vorstellungen anfüllte.

Reizbare und nervenschwache Personen können durch ausserordentliche körperliche Erschütterungen, durch Schrecken, Furcht und Angst, oder den Verlust einer oder mehrerer Personen, da eine maßlose Betrübniß sie ergreift, in leibliche Krankheiten oder in wahre Geistesverwirrung gestürzt werden. Viele wurden ein Opfer des Todes; Viele wieder versanken in Seelenunruhe und unaussprechliche Bangigkeit, wo sie sich die Zahl ihrer Sünden größer vorstellten, als das unendliche Erbarmen des Allbarmherzigen; Andere, von der beständigen Angst des Herzens gequält, gaben alle Hoffnung an ihrer Seelen-Rettung, Heil und Seligkeit auf; bei Andern stiegen wieder ganz unwillkührlich unchristliche Zweifel, bei Andern wahrhaft gotteslästerliche, scheußliche Gedanken gegen das höchste Wesen empor, deren sie sich nicht erwehren konnten, so viel Mühe sie sich auch gaben, und so sehr sie auch bei dergleichen Gotteslästerungen ein Grausen empfanden. Waren sie noch verständig genug, dies nicht für teuflische Eingebungen zu halten, hielten sie es doch für Wirkungen ihrer eigenen, grundverderbten Natur, die vor dem Richter der Todten und Lebendigen keine Gnade mehr finden könne.

Daß durch eine geheime Verkettung von dunkeln Gefühlen und Vorstellungen allerlei verhaßte Gedanken wider unsern Willen aufsteigen können, ist eben so gewiß, aber eben so unschuldig, als wenn unsere Träume des Nachts von unanständigen Einbildungen befleckt werden. Was in uns wider Willen unsers vernünftigen und gottesfürchtigen Geistes vorgeht und erscheint, ist nicht unsers Willens Werk, sondern das Werk und die häßliche Frucht krankhafter körperlicher Zustände. Gott aber rechnet uns nicht diese, sondern die Beschaffenheit unsers vorsetzlichen Willens an: denn nur dieser, nichts Anderes, ist das Eigenthum, von dem er Rechenschaft abzulegen hat. Aber in einem kränklichen Körper kann der Geist wider seinen Willen so getäuscht werden, daß er meint, sogar an den schändlichsten Einbildungen, oder an den gotteslästerlichsten unwillkührlichen Einfällen eine Art Wohlgefallen zu empfinden.

Solche und ähnliche Zustände sind jedesmal Folgen von schwachen oder durch traurige Zufälle zerrütteten Nerven, oder von Schwäche eines Theils in den Eingeweiden. Es ist eitle Mühe, dagegen mit religiösen Gründen allein zu kämpfen; auch die allzuwenig beobachtete krankhafte Leibesbeschaffenheit muß gehoben werden. Mit Herstellung der körperlichen Gesundheit kehrt die Gesundheit des Geistes und heitere Gemüthsruhe von selbst zurück. Eile, ehe es zu spät wird, dich mit einem weisen Arzte zu berathen; offenbare ihm dein Anliegen und Leiden, ehe es zu spät und dein Elend unheilbar oder schwieriger wird. Keine falsche Schamhaftigkeit halte dich zurück. Ein erfahrner Arzt hat schon viele derer gerettet, die dir glichen, deine Noth ist ihm nichts Fremdes. Gott wird sein Herz und seinen Sinn zu deinem Besten lenken, und seinen Mitteln Segen verleihen. Der Mensch muß erst das Möglichste zu seiner eigenen Hilfe thun; dann fügt auch Gott im Himmel gnadenvoll hinzu, was das Unmögliche für Menschen ist!

Nächst der Hilfe des Arztes — doch immer ist diese am ersten und dringendsten in jenen Umständen zu begehren — müssen auch die eigenen Mittel des Geistes nicht versäumt werden. Wenn der Arzt durch seine Mittel die Schwächen des innern Körpers stärkt, wenn er auf regelmäßige und tägliche Leibesbewegung dringt, welche allezeit das vortrefflichste Stärkungsmittel des Körpers ist; wenn in Nahrung, Getränk, Arbeit nnd Ruhe ein gewisses Verhältniß vorgeschrieben und beobachtet wird: so ist es Pflicht, auch vom Geiste selbst aus auf das krankhafte Gemüth zu wirken, und die körperliche Heilung damit zu beschleunigen.

Vor allen Dingen hänge keinen unreinen, bösen, widernatürlichen oder gotteslästerlichen Gedanken und Einfällen auch nur einen Augenblick nach; sondern wie sie sich dir aufdrängen, zerstreue dich durch irgend ein Geschäft auf der Stelle; denke, dies ist Wirkung deiner Unwäßlichkeit; verlasse den Platz, wo du stehest oder sitzest; begib dich zu Menschen, rede mit ihnen, bleibe nicht allein. Mit einem Worte: zerstreue dich sogleich; denn je länger du nachdenkst, dich betrübst, dir Vorwürfe im Stillen machst, je mehr gewöhnst du dich an diesen verhaßten Gang deiner Gedanken, je öfter kehren sie folglich, auch gegen deinen Willen, wieder zurück. Die Vorstellung, welche du wegwünschest, wird damit nur bleibender und fester. Du bist deiner Einbildung zuletzt nicht mehr Herr und Meister. Jeder Wahnsinn ist eine solche falsche Vorstellung, die der Mensch, statt sie durch Zerstreuung in sich auszurotten, fest und bleibend gemacht hat, indem er ihr im Stillen nachhing. Man findet daher häufig Verrückte, die so lange sehr vernünftig urtheilen, als man im Gespräch nichts berührt, was ihre festgewordene Hauptvorstellung aufweckt, von welcher aus sie Alles betrachten. Gewöhnlich führen deswegen Hochmuth oder Geschlechtsliebe zur Verwirrtheit des Verstandes, weil diese Leidenschaften sich am unaufhörlichsten mit einem und demselben Gedanken und Gegenstand beschäftigen, wodurch er zur ausschließlichen Macht und Herrschaft im Gemüthe gelangt. Schwer ist es, körperliche Gewohnheiten abzulegen; noch schwerer, geistige Gewöhnungen, die endlich, je länger sie dauern, zur andern Natur werden. Diese Gewöhnungen aber, obgleich wir sie geistig nennen, liegen nicht sowohl in dem

Wesen unsers unsterblichen Geistes selber, als in den zarten Nervenwerkzeugen der Seele, von denen, durch allzuunmäßige Reizung, ein Theil überreizt wird und in unheilbare Schwäche gerathen kann.

Daher ist Zerstreuung und Mannigfaltigkeit der Vorstellungen das sicherste Mittel, nicht nur Leidenschaften in ihrem Erwachsen zu lähmen, sondern auch einem möglichen Wahnsinn vorzubeugen.

Doch selbst schon zur Ergreifung dieses Mittels ist eine gewisse Kraft des Geistes nothwendig. Bloße Ueberzeugung vom Guten gibt sie nicht, und aus der Erkenntniß des Nützlichen entspringt nicht immer ein starker Wille desselben. Hier bedarf die leidende Seele eines Beistandes von oben, und dieser Beistand wird ihr zu Theil durch Glauben und Gebet.

Glaube fest an die namenlose und unendliche Barmherzigkeit Gottes, welche die Schwächen der Menschheit wohl kennt. Glaube an die Barmherzigkeit Gottes, der uns Jesum, seinen Sohn, sandte, alle Sünder ohne Ausnahme selig zu machen; glaube an die Barmherzigkeit Gottes, die größer als die größte und vorsetzlichste unserer Sünden ist, also mit unsern in Unwissenheit begangenen Sünden, oder solchen, die wider unsern Willen geschehen, wahrlich Geduld und Nachsicht trägt; glaube an die Barmherzigkeit Gottes, auch wenn die Krankhaftigkeit deines Körpers dich am bangsten und verzagtesten machen will, und dir jede Hoffnung rauben, jede Aussicht verfinstern möchte. Diesen Glauben halte fest, auch wenn es noch so dunkel in dir wird; diesen Glauben halte, er sei dein Anker im furchtbaren Sturme deiner Seele, und er läßt dich nicht vergehen. Wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten. Gnädig und barmherzig ist der Herr und von großer Güte. Darum verlaße dich auf den Herrn, er ist ein Fels ewiglich. Er denkt an uns immerdar, und segnet uns. Darum vertraue auch gänzlich auf Jesum Christum, dessen Kraft und Geist in uns und seiner Kirche lebendig ist, und der selbst für unsere Schwachheit litt.

In diesem Glauben, dem wahren Jesusglauben, halte fest. Verlaß deinen Gott nicht mit deinen Hoffnungen; auch er wird dich nicht verlaßen. Und wären wirklich deine Sünden mehr als des Sandes am Meere, und wären sie blutroth: seine Liebe wird das Unreinste schneeweiß machen. Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer; aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht aufhören.

Warum betrübst du dich also, meine Seele, und bist unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist.

56.

Die Gefahren frommer übereilter Entschliessungen.

Matth. 26, 33—35.

Mein Herz kann bald verzagen,
Bald wieder trotzig sein,
Bald höchste Tugend wagen,
Bald selbst das Leichte scheu'n;
Kann leicht sich hintergehen,
Mag seiner Lüste Spiel
Durch sich getauscht nicht sehen,
Und traut sich oft zu viel.

O Vater, gib mir Schwachen
Auch hier Entschlossenheit,
Zu beten und zu wachen,
Daß ich mich nicht vermesse,
Zu heißen engelrein,
Und dann sogar vergesse,
Nur was ich kann zu sein.

Die bängsten aller Lebensstunden waren dem Messias nahe. Noch einmal versammelte er seine Geliebten um sich in der Nacht, da seine Liebe mit dem schauderhaftesten Verrath vergolten werden sollte. Der Verräther war mitten unter denen, welche an seinem Tische saßen, an seiner Seite das Nachtmahl zu genießen. Er erkannte ihn, er bezeichnete ihn, doch ohne daß die übrigen Jünger die Sache ganz begriffen. Der Messias schien nur den Bösewicht leise warnen, sein Gewissen wecken zu wollen. Aber Judas war schon zu tief gesunken, und vom Netze seiner Leidenschaften umgarnt. Und Jesus schwieg; er fürchtete nicht die Schmerzen, nicht die Todesqualen, welche ihn erwarteten. Er kannte die unausweichliche Nothwendigkeit, voll göttlichen Heldenmuths in den Tod der Selbstopferung zu gehen, um sein Erlösungswerk zu vollenden.

Das Nachtmahl ward genossen. Der dankbare Lobgesang ertönte nun von den Lippen der Frommen zum Himmel. Dann trat der Messias entschlossen hinaus in die Nacht, und begab sich in die Einsamkeit des vor Jerusalem gelegenen Oehlberges. Seine Getreuen begleiteten ihn, ohne zu ahnen, was nach wenigen Stunden Schreckliches begegnen könnte. So lächeln harmlos Kinder an der Seite eines guten Vaters, der bevorstehende Gefahren erblickt, die sie noch nicht kennen. Aber in seiner Nähe glauben sie sich vor jedem Unglück geborgen.

Indem der Messias mit seinen Jüngern wandelte, bereitete er sie auf die furchtbaren Ereignisse vor, die so nahe waren. Sie hörten ihn an, ohne deßwegen große Angst zu fühlen. Schon oft hatte er ihnen Aehnliches gesagt, aber Jeder in kindlicher Unschuld gehofft, er werde zu helfen wissen. Als der Messias ihnen aber nun mit höherm Ernste und größerer Bestimmtheit sagte: „In dieser Nacht schon werdet ihr euch alle an mir ärgern; in eben dieser Nacht wird an uns erfüllet werden, was der Prophet des alten Bundes geweissaget hat: ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Heerde werden sich zerstreuen!“ — da erschracken Alle. Die Meisten verstummten in Furcht oder traurigem Nachdenken über die geheimnißschweren Worte.

Nur Petrus, immer feurig und entschlossen, unterbrach die tiefe Stille, und sprach: „Wenn sie sich auch alle an dir ärgerten, so will ich doch mich nimmermehr ärgern!„ Jesus wandte sich zu ihm und sagte: „Wahrlich, ich sage dir, in dieser Nacht, ehe der Hahn krähet, wirst du mich dreimal verläugnen.“ Der Jünger, bestürzt, konnte an seine eigne Schwäche nicht glauben. Er hielt sich des Schwersten und Höchsten fähig. Mit aufwallender Liebe rief er: „Und wenn ich mit dir sterben müßte, so will ich dich nicht verläugnen!“ Eine heilige Begeisterung ergriff nun auch alle Uebrigen, und Alle sagten dasselbe. (Matth. 26, 33 — 35.)

Und doch, wo blieben nach wenigen Stunden diese

großen Entschliessungen? Als an der Spitze der Kriegsknechte der Verräther kam in finsterer Mitternacht; als der Messias gefangen hinweggeschleppt wurde, um von Sündern gerichtet zu werden: zerstreuten sich ängstlich seine Getreuen, wie Schafe, deren Hirt geschlagen worden, und Petrus, der lieber mit Jesu zu sterben, als ihn zu verläugnen, in edler Aufwallung verheißen hatte, verläugnete ihn mit unrühmlicher Furcht dreimal, ehe der Morgen angebrochen war.

Immer war jenes im heißen Gefühl der Liebe gegebene Versprechen des Jüngers edel gewesen. Rasche Entschliessungen zum Guten, mögen sie auch selten dauerhaft sein, zeugen doch von einem kräftigen, für alles Heilige und Schöne begeisterten Gemüth. Diese lebendige Empfindsamkeit ist Anlage zu den liebenswürdigsten und erhabensten Tugenden.

Wohl Wenige von denen, welche sich auch heutiges Tages noch Jünger und Jüngerinnen Jesu nennen, gleichen hierin dem edelmüthigen, feurigen Petrus. Er verläugnete zwar im ersten Schrecken den geliebten Meister; doch wissen wir aus der heiligen Schrift von den Thränen seiner Reue, von seinem unerschütterlichen Muth, mit welchem er nachmals unter Juden und Heiden, allen Verfolgungen, Beschimpfungen und Kerkern zum Trotz, seinen Heiland bekannte, wir wissen aus ehrwürdigen und glaubhaften Ueberlieferungen, daß er sein Gelübde gehalten, und zu Rom sechsundsechzig Jahre nach der Geburt Christi im Bekenntniß seines göttlichen Meisters, nach einem leidenvollen und tugendhaften Leben, den schmerzlichsten Tod erlitten. Wie viele der Christen unserer Zeit mögen ihm gleichen? Die meisten tadeln vielleicht die Raschheit seiner voreiligen Zusage, die er auf dem Wege nach Gethsemane that. Aber sie sind es auch, die ihr Christenthum mit größerer Bequemlichkeit üben wollen. Sie hüten sich wohl, das schwerste Gelübde zu thun, weil ihnen nicht daran liegt, es zu vollbringen. Wohl hört man davon, wie Einige Gelübde thun, wenn Gott sie aus Gefahren retten würde, eine Wallfahrt zu verrichten, oder reiche Almosen zu geben, oder in Kirchen oder Armenhäuser ansehnliche Schenkungen zu machen, und erfüllen auch solche Versprechungen redlich. Allein diese Unwissenden täuschen sich selbst, wenn sie glauben, damit etwas Verdienstliches gethan zu haben. Welche unwürdige Begriffe haben sie vom höchsten Wesen, wenn sie sich einbilden, die Gnade und das Erbarmen desselben mit einer Reise oder mit Gaben an Kirchen und Armenanstalten erkaufen zu können!

Noch Andere sind weit unbekümmerter als diese. Sie wissen, daß der Gottheit weder mit Wallfahrten noch Opfern gedient wird, sondern daß sie in tugendhaftem Wandel, in menschenbeglückenden Gesinnungen, im redlichsten Streben, Jesu Lehre und des eigenen Gewissens Werke zu erfüllen, Gott gefällig sein können. Doch auch hier thun sie selten mehr, als ihnen bequem ist. Sie sind fromme Beter, aber schlechte Thäter. Sie rufen wohl täglich: Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern; aber denken hintennach schadenlustig darauf, wie sie sich an Dem und Diesem rächen können, der ihnen etwa nicht die gebührende Ehre erwies, oder der sie mit irgend einem Einfall kränkte, oder der ihnen vorgezogen ward. Sie fehlen nur selten in der Kirche, aber desto lieber in der Welt bei Anlässen, wo sie ohne Eitelkeit etwas zum allgemeinen Besten beitragen, wo sie ohne Furcht die Ehre eines in seiner Abwesenheit lächerlich oder verdächtig gemachten oder sonst verläumdeten Mitmenschen retten sollten. Sie verheißen in ihren Gebeten zu Gott Besserung von Fehlern und Sünden; denken sich aber dabei kaum etwas Deutliches, sondern glauben mit dem Gebet Alles gethan zu haben, gehen hin, schwelgen, fluchen, lästern, betrügen hinterrücks, und freuen sich ihrer Verschmitztheit, statt den Mangel ihrer Wahrhaftigkeit und ihre Unedelmüthigkeit beklagen zu sollen. O ihr Thoren, irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Euer bequemliches Christenthum ist kein Christenthum, eure Gebete sind dem Herrn ein Gräuel. Eure Schlaffheit wird euch nie für Seelenstärke, eure innere Verdorbenheit nie für Vollendung angerechnet werden, die euch hier und dort eines schönern Looses fähig machen könnte!

Es fehlt jedoch auch keineswegs an Christen und Christinnen in unsern Zeiten, die in ihrer lebhaften Gemüthsart Aehnlichkeit mit Petrus haben, an Christen und Christinnen, die in großen Lebensereignissen die heiligsten und höchsten Entschlüsse faßten.

Nie ist der Mensch zum Göttlichen geneigter, als in Augenblicken, da er sieht, wie hinfällig das ist, was man hier im Leben hat. Wer ist nach einer Krankheit nicht entschlossener geworden, sich zu bessern? Wer nahm sich nicht vor, einen heiligen Wandel zu führen, wenn er sich plötzlich durch ein hartes Schicksal um sein Vermögen gebracht, oder durch menschliche Bosheit seiner Ehre beraubt sah, oder wenn er weinend am Sarge einer geliebten Leiche stand, und der Gedanke an die Ewigkeit und das flüchtige Spiel des Erdenlebens ihn gewaltiger ergriff?

Menschen, die noch nicht ganz verdorben sind, pflegen bei starken Rührungen des Gemüths immer die erhabensten Vorsätze zu fassen. Wer kann sie zählen, die, bewegt von der Geschichte Deiner Schmerzen, oder gerührt von Bewunderung Deines heiligen Wandels, sich Dir zuschwören, und im heißen Gebet mit Petrus betheuern, Dich nie zu verläugnen, sondern Dich in Erfüllung ihrer Pflichten, in Nachahmung Deines menschenfreundlichen Sinnes, in Bekämpfung aller ihrer eigenthümlichen sündhaften Regungen zu bekennen!

Ehrwürdig sind diese Empfindungen und Vorsätze. Auch läßt sich keineswegs läugnen, daß es Vielen nicht nur im ersten Augenblick aufwallender Gefühle, sondern mehrere Tage nachher damit feierlicher Ernst war. Sie versuchten, ob es nicht möglich sei, durch festen Willen endlich alle Hindernisse in sich zu besiegen, und ganz fehlerrein und heilig zu werden. Sie wollten das höchste Ziel erringen.

Aber diese plötzlichen frommen Entschliessungen christlicher Gemüther haben ihre besondern Gefahren, besonders wenn die Vorsätze selbst allzuüberspannt sind. Gut ist es, sich das Ziel der Vollendung zu erwählen, aber nie glaube, es mit den ersten Tagen und nach dem ersten Entschlusse sogleich erfliegen zu können. Wachet, wachet über euch und betet! sprach Christus zu seinen Geliebten: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Der Mensch berechnet in großen Gemüthsbewegungen selten das Maß der ihm beiwohnenden Kräfte; daßscheint ihm Alles leicht. Aber wie sich nachher seine Gefühle mildern, erscheint ihm bald die Welt anders, als er sie vorher sah. Das alltägliche Leben drängt sich wieder an ihn an. Die bisherigen Gewohnheiten fordern wieder ihre Rechte. Es kommen wieder Umstände und Verhältnisse, wo er sich schent,

Vortheile, Ehrenbezeugungen, Schmeicheleien auszuschlagen, die er auf Kosten seiner Grundsätze wohl annehmen könnte. Sein Ehrgeiz wird wieder rege. Der Anblick gewisser Personen erweckt wieder mancherlei Gefühle, die er selber nicht billigt, und die offenbar mit seinen heiligen Vorsätzen streiten, ein von allen Fehlern freier Gottesmensch zu sein. Nun erst beginnt der große Kampf: nun erst, bei fälterem Blute, wird schwer, was Anfangs in der großen Gemüthsbewegung, in der frommen Inbrunst des Gebets leicht zu sein schien.

Es ist kein übersonnter Wunsch, ein besserer Mensch zu werden: aber wohl ist es Uebertreibung, von Stunde an der beste zu sein, und gleichsam mit einem neuen Geiste in einem neuen Leibe zu wandeln; und Jesum zu gleichen in Schuldlosigkeit und Seelenadel. Solch ein Wunsch freilich ist verzeihlich durch seine Schönheit. Er kann zuweilen in der allerruhigsten Gemüthsstimmung und mit der Ueberzeugung gefaßt werden, er sei bei standhaftem Wollen dennoch ausführbar. Dennoch scheitert nachher der starke Entschluß, der mit aller Kaltblütigkeit gefaßt wurde, an Hindernissen, die man nicht in Berechnung gebracht hatte. Anders ist der Mensch bei stillen Ueberlegungen, anders, wenn er in Lagen kommt, wo sein Blut unwillkürlich aufwallt, jede seiner Nerven gereizt wird: wo seine Galle sich ergießt und ihn zornig macht, oder wo die Freude ihn, wie mit einem Rausch, berauscht. Dann ist es, wo die schweren Stunden der Versuchung und des Kampfes sich nahen: dann, wo die Gründe der Vernunft vor den aufstrebenden, heftigen Begierden versinken: dann, wo die großen Vorsätze plötzlich zu Schanden werden. Ach, wer ist, der nicht schon in solche Lagen des Lebens kam?

Was ist denn die gewöhnliche Folge bei dem Anblick unserer Schwachheit? — Oft bittere Reue, tiefer Unwille über uns selbst. Dann werfen wir uns mit zerknirschtem, reuigem, bußfertigem Sinn vor dem allgegenwärtigen Gott im Gebet hin; rufen seine Gnade und Vergebung um Jesu willen an, geloben, fortan wachsamer über uns zu sein, und schwören entschlossen und feierlicher, denn jemals, nie wieder der Sünde zu unterliegen. — Und wir gehen in das gemeine Leben hinaus, treten an die Berufsgeschäfte, verkehren wieder mit andern Menschen von mancherlei Art, vergessen uns oft bei den ersten Kleinigkeiten, bekämpfen oft mit Glück wieder starke Versuchungen zur Ungerechtigkeit, halten uns schon triumphirend für Sieger, genießen schon in unserer Einbildung die Freude, vollendete Jünger Jesu, wahrhaft gottselige Weisen zu sein — ach, und nach Wochen und Tagen ein einziger unbewachter Augenblick, und wir sind mitten in unserer Sicherheit wieder die Beute der alten Sünde geworden!

Dann fangen wir an, nicht nur die Möglichkeit zu bezweifeln, den höchsten Grad von Heiligkeit, deren ein Mensch fähig ist, zu erreichen, sondern selbst die Möglichkeit, überhaupt nur besser zu werden. Der Ueberspanntheit unserer ersten Vorstellungen und frommen Entschlüsse folgt gemeiniglich die größte Abspannung. Wir verlieren allen Muth zum Kampf; bereden uns selbst, daß wir als Sterbliche auf keine Vollkommenheit und Aehnlichwerdung mit Jesu zählen dürfen; suchen uns damit zu trösten; werden gegen unsere Verbesserung gleichgültiger; lassen es nun damit gehen, wie es kann und will; beruhigen uns, so gut wir können, mit dem Gedanken: ich habe meines Theils das Möglichste versucht; hoffen auf die göttliche Nachsicht; thun beiläufig alles Gute, so weit es uns eben nicht zu schwer fällt: verzeihen uns selbst die Fehler, die uns kein Anderer verzeihen möchte; unsere Eigenliebe kommt uns zu Hilfe und flüstert: du bist gewiß noch keiner von den schlechtesten Menschen, es thun Andere wohl noch viel ärger als du; man rückt in der Verwilderung des Herzens unmerklich vor; nennt, was manchem unserer Mitmenschen wohl schon ein Laster scheint, bloße Schwachheit, und endigt damit, jenen heiligen Gemüthszustand, da wir die Reinheit Jesu zu erwerben trachteten, eine Schwärmerei der Jugend, eine Thorheit des Alters zu heißen.

Dies ist die große Gefahr, von der gewöhnlich, ach nur allzugewöhnlich, plötzliche, fromme, aber übereilte Entschliessungen begleitet zu sein pflegen. Darum ist es eine eben so gemeine Erscheinung, unedel denkende Menschen zu sehen, welche sich Alles erlauben, und die in frühern Jahren religiös-schwärmerische Leute waren, als Personen zu sehen, die in der Jugend Wüstlinge waren, und im spätern Alter Andächtler werden, mit ihren Gebeten den Himmel bestürmen, ohne Kraft und Sinn zur wahren Gemüthsbesserung zu haben.

Aeltern, Lehrer, Erzieher und Verkündiger des christlichen Glaubens fehlen daher sehr, wenn sie in jungen Gemüthern durch bewegliche Vorstellungen oder begeisternde Ermahnungen Entschlüsse zu plötzlicher Ergreifung eines tadellosen Lebens zu erwecken trachten. Nichts ist leichter, als augenblickliche Rührungen zu erwecken; nichts ist leichter, als sich in derselben die rührendsten Vorsätze zu bilden; aber nichts schwerer, als im Alltagsgang der Wirklichkeit die Begeisterung und ihre Entschlüsse festzuhalten, und nichts gefährlicher, als wenn, bei Erkenntniß der Unmöglichkeit, von Stunde an ein Engel zu sein, die entnervende Muthlosigkeit eintritt.

Strebe, um dieser Gefahr auszuweichen, zwar dem höchsten Ziel der Vollendung nach, ganz in deinem Sinn und Wandel zu werden, wie Jesus war, aber nicht, es sogleich nach ergriffenem Entschlusse und in den ersten Tagen zu sein. Wer von Stunde an ein Engel sein will bringt es selten so weit, ein verträglicher Mensch zu werden. Wer sich mit überspannten Wünschen trägt, endet meistens damit, daß er muthlos in die alltägliche Gemeinheit der Welt sich begibt.

Alles in der Natur geht seinen ruhigen, stufenweisen Gang, es gibt keine Sprünge darin. Um ein vollendeter Christ zu werden, mache dich auf Versuchungen gefaßt, denen du unterliegen könntest, und lerne sie meiden. Wer sich in Gefahr begibt voll Muthwillens, kommt selten ohne Schaden aus solcher zurück. Mache dich darauf gefaßt, vielleicht einmal im Kampfe zu unterliegen, aber unterliegen heißt noch nicht gänzlich besiegt sein, darum sollst du den Muth zum Besserwerden nicht verlieren, nicht an dir selber verzweifeln.

In der Natur beobachtet Alles einen stufenweisen Fortschritt: es gibt darin keine Lücken, keine Sprünge vom Schlechtesten zum Besten. Willst du der Beste der Menschen, der Gefälligste vor Gottes Augen, der Würdigste zur Ewigkeit sein: so bemühe dich nur erst, die allergröbsten und gefährlichsten deiner Fehler, die tiefgewurzeltsten deiner unedeln Neigungen auszurotten. Bist du zum Zorn geneigt, fange damit an, dir Gewalt anzuthun, und dich zu mäßigen; bist du zur Wollust geneigt, fange damit an, jedem Anlasse auszuweichen, der dich bedroht;

fessele deine Einbildungskraft; zerstreue dich; bist du ruhmgierig, eitel, selbstgefällig, gib Acht auf dich, verläugne dich selbst, stehe freiwillig Andern nach, lerne Wollust in dem Schmerz fühlen, Andere mehr als dich beachtet zu sehen. Es kleben dir wohl viele Fehler an; aber dem, der dir am schwersten zu unterlassen fällt, mache zuerst den anhaltenden Krieg. Halte dich auch nach Jahr und Tag nicht vor ihm sicher — der Rückfall ist noch lange möglich. Einen Fehler tödten, heißt aber alle Umstände meiden, die ihn, wenn er schlummert, wecken, wenn er begehrt; nähren. Bist du Sieger über den einen, dann hast du auch schon Kraft gewonnen gegen die andern.

Auch wenn du dich vom Hauptfehler befreit hast, den dir Gott, den dir dein Gewissen, den dir der Mensch zum Vorwurf machte, bist du noch nicht der Vollendete und in deinen Verhältnissen das Ebenbild Jesu, welches du sein sollst. Du hast noch weit zu streben, du hast noch die kleinen Fehler mit Vorsicht zu meiden. Und kannst du sie meiden, auch dann stehst du noch nicht am Ziel, bist du noch nicht Jesu wahrer Jünger. Du bist zwar nicht eitel und eingebildet auf dein Vermögen, auf deinen Rang, auf deine Talente, auf deine Schönheit, du bist zwar kein Schwelger, kein Verschwender, der mehr ausgibt, als er füglich darf, kein Trunkenbold, kein Unzüchtiger, kein Karger, kein Zänker, kein Dieb, kein Betrüger: aber bist du auch wirklich und aus Ueberzeugung bescheiden? Hilfst du auch mit Hinopferung deines eigenen Vortheils Andern? Thust du auch denen wohl, die dich kränken? Geht dir auch jeder Tag mit dem Bewußtsein zu Ende: ich habe ihn mit einer christlichen Liebesthat, mit Ausübung irgend einer Christentugend geschmückt?

Und hättest du am Ende selbst diese Vollkommenheit errungen, dennoch bist du noch immer weit vom Ziele, ein vollendeter Mensch zu sein. Denn deine Umstände, deine Lebensjahre, und mit ihnen deine Entwürfe, Neigungen und Gelüste, ändern. Es werden sich mit jedem verschiedenen Alter, welches du erreichst, verschiedene vorher unbekannte Fehler in dir entwickeln, und deine Selbstbekämpfung wird immer neuen Stoff finden. Der tugendhafteste Jüngling wird oft ein lasterhafter Mann; die fehlerloseste, reinste Jungfrau eine schlechte Mutter, ein ausschweifendes Weib; der wackerste Mann oft ein mürrischer, unzufriedener, geiziger und ungerechter Greis; die löblichste Frau im Alter eine abergläubige, verleumdungs- und betsüchtige, Zwietracht stiftende Unholdin. Jedes Lebensalter der Menschen hat ganz eigenthümliche Anlagen zu vorher minder reizenden Sünden.

Setze dir also nicht im ersten Feuer der Andacht und Tugendliebe vor, sofort die höchste einem Menschen mögliche Vollendung zu haben. Du würdest dir mehr vornehmen, als ausführbar ist: du kennst weder dich selbst genug, noch was dir die Zeit bringen kann. Indem du zuviel von dir versprichst und verlangst, bist du der unausweichlichen Gefahr preisgegeben, bei Wahrnehmung fortdauernder Fehlerhaftigkeit den Muth auch zum Kleinern zu verlieren. — Bekämpfe zunächst den mächtigsten deiner Fehler; du wirst stark wider alle sein, wenn du sie einzeln angreifst und vertilgst. Und solltest du jemals wider deinen Willen unterliegen, halte dich darum nicht für besiegt, und den Triumph für unmöglich, der deiner harret. Und hast du die unreinste deiner Sünden von dir entfernt: halte dich darum nicht für den vollkommenen Sieger. Die falsche Neigung kehrt früher oder später einst in anderer Gestalt, vielleicht schmeichelnder und verführender als jemals, zu dir zurück — wehe, wenn du in allzugroßer Sicherheit noch später als ihr Opfer fällst!

Wachet und betet! — Wachet über die sündlichen Regungen bei jedem Anlasse, betet, denn die Unterhaltung im Gebet mit dem Allerheiligsten stärket das menschliche Herz am meisten zur Heiligkeit!

Wachet und betet; der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach! O mein Messias, o mein Erlöser, der Du in den bangsten deiner irdischen Lebensnächte Deinen Jüngern dies bedeutungsreiche Wort spracheſt, wie tief empfinde ich dessen Wahrheit! Wenn mein Gemüth bei der Feier Deines Todes von Wehmuth und Bewunderung ergriffen war, wie leicht schien es mir da oft, Dir nachzuahmen, um Dir durch Festigkeit des Willens in Heiligkeit gleich zu werden!

War ich nicht in meinen Entschliessungen oft wie Petrus, fromm und voreilig, wenn ich, in Betrachtungen Deines Opfertodes versenkt, mit Thränen im Auge schwor, lieber zu sterben, als Dir und deinem heiligen Beispiel abtrünnig zu werden? Ach, und hatte ich nicht Petrus trauriges Schicksal; sobald ich wieder in das Gewühle des Lebens trat? So wie mich Alles wieder auf die gewöhnliche Weise berührte, ward ich wieder der gewöhnliche, von seinem Eigensinn, seinen Launen, seinen unbilligen Begierden hingerissene Mensch.

Aber wie Petrus sich ermannte, und nicht den Muth aufgab, Deiner würdig zu sein, so, mein Heiland, will auch ich auf Dich blicken, wenn ich wanke; an Deinem Kreuze, o mein Erlöser, mich aufrichten; wenn ich durch Furcht und Angst vor der Welt in meiner Laufbahn falle. Ich will wachen über mich, ich will beten. Durch Dich, mein Jesus, vermag ich das Schwerste. Amen.

57.

Das häusliche Gebet.

Matth. 6, 6.

Ich muß zu Dir die Hände falten,
Es drängt mich hin zu Dir, mein Gott!
Nie wird mein Herz für Dich erkalten,
Nie durch der Spötter faden Spott.
Wie einem Kind an Vaters Brust,
Ist zu Dir beten meine Lust.

Sprichst Du nicht selbst: ich will dich retten,
Ruf mich nur an in Deiner Noth!
Und lag ich jammervoll in Ketten,
Und räng' ich mit dem bittern Tod,
Könnt' ich nur beten, Herr, zu Dir:
So wäre Licht und Lust in mir.

Wenn ich zu Dir im Geiste trete,
Kann ich dich, Gott, im Geiste schau'n,
Und Wundermacht wohnt im Gebete,
Es bannet alle Furcht und Grau'n,
Es gießet Weisheit, Kraft und Lust,
Den Himmel senkt's in meine Brust.

Will ich des ersten Christenthums Einfalt und Glück in meinem Hause oder nur in mir selbst erneuern, so ist das stille Gebet einer der wichtigsten Theile meiner Gottesverehrung. Die ersten Christen lobeten Gott gern gemeinschaftlich — aber auch einsam war Gebet ihre Freude. Jesus

Christus besuchte den Tempel zu Jerusalem; aber auch im engern Kreise seiner Geliebten wandte er sich mit ihnen oft betend zum ewigen Vater; — oft auch, und vielleicht am liebsten, wo ihn Niemand sah und hörte. Jeder Gedanke an seinen Vater war Gebet. So sei es auch in mir.

Ja, du sollst beten, nicht in der Kirche nur, auch in der Stille deiner Kammer. Beten sollst du nicht immer, damit dir Gott etwas gewähre und gebe; sondern mehr, weil er dir gibt, darum bete!

Wem das Gebet nur dann wichtig ist, wenn er in Sorgen und Bedrängnissen keine andere Zuflucht kennt, der ist ein ganz gewöhnlicher Mensch. In ihm lebt nicht der Geist des Christenthums. Wer da betet, damit Gott von seinen Wünschen und Bedürfnissen belehret werde, in dem ist nicht der Geist des Christenthums. Er kennt die Majestät des Allerheiligsten, die Weisheit des Weltordners nicht, nicht die Nähe des Allgegenwärtigen. Denn was könntest du ihm von dir anvertrauen, das er nicht wüßte? oder was könntest du ihm rathen, daß er zu deinem Besten thue, das er nicht lange vorausgesehen hätte, ehe du batest?

Bete also nicht, damit dir Gott mehr gebe; sondern weil er dir gibt, darum bete! Dein ganzes Leben sagt's dir ja, er gibt! Er gab dir, ehe du sein gedachtest. Er gibt dir, auch wenn du dich, Sünder, von ihm entfernest, und mit Undank seine Gnade vergiltst. Er gibt dir, voll ewiger Liebe, und vergißt dein nicht, wenn du sein vergessen hast. Darum erkenne sein treues Vaterherz. Werde sein Kind. Hange an ihm mit Inbrunst und Andacht. Rede gern mit ihm, wie das gute Kind sich mit Vater und Mutter gern unterhält. Und wie dem Kinde wohl ist bei seinen Aeltern: so wird dir wohl sein im Gebet zu Gott. Das Gebet ist nur ein Ausströmen deiner Liebe, ein Ueberströmen deiner Empfindungen von Ergebung, Vertrauen und Zufriedenheit mit des Vaters Willen.

Es ist ein sehr verkehrter Begriff, wenn man sich einbildet, es sei mit der Andacht und dem Gebete im Tempel genug. Wird sich ein gutes, liebendes Kind damit begnügen, seinen Aeltern in öffentlicher Versammlung oder bei feierlichen Anlässen Dankbarkeit und Zuneigung zu beweisen? — Gott ist allgegenwärtig. Bete im Palast, im Kerker, im Tempel, in der Schlafkammer, im Walde, auf dem Meere: er hört dich. Er ist bei dir. Seine Kirche ist das hohe Weltall.

Bei vielen Christen — so wollen sie wenigstens geheißen sein — ist ein sonderbares Sträuben gegen häusliche Gottesverehrung. Sie finden, man sei zerstreut. Aber bist du in Allem zerstreut im Hause? — Warum sammelt sich dein Geist schnell zu jedem, auch dem kleinsten Tagewerk? Warum zu jedem Gespräch schnell, es sei mit Fremden oder Bekannten? — O Unglücklicher, der du nicht beten kannst, in dir ist keine Liebe des Höchsten, kein Sinn für das Allerhelligste im menschlichen Leben, keine Ehrfurcht für das Edlere in dir selbst. Du versetzest dich in die Reihe der klügsten Thiere — Mensch, Halbengel, Unsterblichkeitsgenosse zu sein, verstehst du nicht!

Wenn du betest, gehe in dein Kämmerlein, und schliesse die Thür zu, und bete im Verborgenen. (Matth. 6, 6.) Dies sind die Worte Jesu; so empfahl er das häusliche Gebet.

Man läugnet es nicht, doch aber scheut man sich in vielen Haushaltungen, auch in Gemeinschaft mit seinen Kindern und Hausgenossen zu beten — nicht gern des Morgens, nicht gern zum Mittagessen, nicht gern des Nachts, wenn man der Ruhe zueilt. Es fehlt nicht an allerlei scheinbaren Vorwänden und Ausflüchten, um es zu vermeiden oder sich zu entschuldigen.

Viele verlangen es gar nicht zu entschuldigen. Sie finden es altväterisch, unanständig, gegen feinere Sitte und Aufklärung verstoßend; nicht vornehm genug, weil es unter den sogenannten gemeinen Leuten üblich ist. Wie? wer ist vor dem Schöpfer gemein? Wer ist vor dem Todtenrichter mehr, der Mann mit der Tonne Goldes, oder mit der Bettlerkrücke? Wahrlich, das sage ich euch, wo der sogenannte gemeine Mann noch freudig betet: da ist noch Sitte, Recht, Treue, Tugend und Wahrheit aller Art im Volke; da ist noch angestammte Menschenwürde und innere Kraft im Volke, und eine Muthigkeit, die über Menschenfurcht geht. Wehe euch, ihr dünkelvollen Selbstsüchtlinge, ihr Großsüchtigen und Aufklärungsstolzen; denen nicht Klugheit, aber Vernunft, nicht Lebensart, aber Gewissen, nicht Kenntniß, aber die Tiefe ächter Weisheit fehlt; — wehe euch, ihr einbildungsreichen Menschen ohne Vaterland, ohne Glück, ohne Ewigkeit; durch euch ist das Unglück der Völker gekommen! Durch euch wird des Jammers genug in eure Häuser dringen.

Christus betete mit seinen Geliebten und Schülern, wenn er sich zum Tische niedersetzte. Er nahm das Brod und dankte Gott. (Matth. 26, 26.) Er betete nicht nur mit seinen Vertrauten, nein, er gab ohne thörichtes Schämen auch Fremdlingen das Beispiel der Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen den ersten Geber. Als Tausende um ihn standen in der Wüste bei Bethsaida, und er Brod und Fische unter sie vertheilen wollte, sah er erst auf gen Himmel und dankte darüber. (Luk. 9, 16.)

Klügling, wer war erleuchteter: Jesus, der die Menschheit aller Jahrtausende aufklärte, und vor dem die edelsten Weisen andachtvoll schweigen, oder du, der seine Weisheit aus einigen witzigen Unterhaltungsbüchern schöpfte? Vornehmer, wer war vornehmer: Jesus, vor dem die Könige der Welt ihr Knie anbetend im Staube beugen, oder du, der etwas mehr Ansehen hat, als dein Nachbar?

Freilich, ein andachtloses Gebet ist Entheiligung eines der ehrwürdigsten Menschengeschäfte. Kannst du nicht mit Andacht, Liebe und Vertrauen beten, es wäre besser, du schwiegest. Denn deine todten Worte gehen nicht zum Himmel; sie verletzen die Ehrfurcht gegen den Allmächtigen. Und es ist wahr, daß alltägliche Gewohnheit endlich auch das herrlichste Gebet zu einem seelenlosen Geplapper macht. — Besser, du schweigest, als daß du also betest.

Wie aber ist zu verhüten, daß das alltägliche Hausgebet in todtes Gewohnheits- und Lippenwerk entarte?

Auf zweierlei Weise wäre es möglich. Entweder daß, statt der auswendig gelernten Gebetsformeln, aus irgend einem Andachtsbuche täglich oder wöchentlich abwechselnd, nie aber die gleichen, Tisch-, Morgen- und Abendgebete vorgelesen würden, oder daß ein auswendig gelernter Denkspruch feierlich ausgesprochen würde, der zur An-

dacht, zur Dankbarkeit, zum innern Gebet ermahnte, ohne selbst ein Gebet zu sein.

Das Vorlesen aus einem Gebetbuche ist allerdings von großer Wohlthat für das Gemüth. Nicht immer ist der Mensch fähig, aus sich selbst den würdigsten Gedanken für den Augenblick zu denken. Das vorgelesene Gebet erweckt uns durch einen neuen Gedanken, und entzündet da eine Andacht, wo sie unter Zerstreuung erloschen war. Es bereitet uns zum stillen, innern Gebet. — Aber eben deswegen sollte das Vorgelesene immer neu und gedankenreich, zu gleicher Zeit aber kurz sein. Nicht die Menge Worte, sondern die Inbrunst, mit welcher sie empfunden werden, ist Gebet.

In Ermangelung eines solchen Andachtsbuches, wenn nun einmal das Auswendiggelernte hergesprochen werden muß, ist es besser, eine kurze Mahnung zur Andacht und zum stillen Gebet, als das Gebet selbst auszusprechen. Dies überlasse man dann Jeglichem für sich in der Herzens Stille. Ein Seufzer zu Gott, ein ehrfurchtvoller Gedanke an ihn, ist Gebet. Es beten gleich den Heiden, spricht Jesus, welche viel daher plappern, und meinen, sie werden erhöret, wenn sie viele Worte machen. (Matth. 6, 7.)

Ein bloßer Mahnspruch zur Andacht, und würde er auch nicht von Jedem mit Andacht gesprochen und gehört, ist keine Entweihung des Gebets, keine Verletzung unserer dem höchsten Wesen schuldigen Ehrfurcht. Und wenn ihn in der Zerstreuung und Ermüdung von Tagesgeschäften mancher unserer Hausgenossen überhört — vielleicht erweckt er doch ein Gemüth unter ihnen. Der Zweck ist erfüllt, und die heiligste Handlung des Menschen nicht entheiligt.

Ein solcher frommer Mahnspruch wäre zum Beispiel in einer christlichen Familie am Morgen: „Unser erster Gedanke sei Gott, der Vater voll Erbarmen, welcher uns das Licht des Tages wieder sehen läßt! Unsere erste Zuflucht sei der Herr, der die Schicksale kennt und leitet, welche uns diesen Tag treffen sollen! Er wird auch heute uns nicht verlassen, noch versäumen, denn er ist unser Gott. Empfehlet ihm euer Heil und wandelt vor seinem Angesicht mit Liebe und Tugend in Jesu Geist: so ist der Allmächtige mit euch auf eurer Lebensbahn!“

Oder statt des Tischgebetes die Erinnerung: „Gedenket Gottes, denn er ist gnädig! Gedenket Gottes, denn er gibt Leben, Gesundheit und Nahrung! — Seine Güte hat kein Aufhören. Darum danket ihm in euerm Gemüthe. Seid barmherzig und hilfreich, wie er ist. — Aber der arme Mensch hat nicht, womit er Gott vergelten könnte; und was wir ihm opfern möchten, haben wir von seiner Gnade zu empfangen. Doch ein frommes, dankbares Herz ist ihm angenehm. So beglücket die Andern mit Wohl und Liebe, wie er euch beglücket, und lobet im Gemüthe den Geber alles Guten!“

Oder statt des Abendgebetes der Denkspruch: „Wer weiß, ob du zum Schlafen oder Sterben gehest? Wer kann sagen, daß du den Morgen wieder siehest? Gott aber weiß es; und was er beschlossen hat, das geschieht. Vertrauet auf seine Barmherzigkeit, und werfet im stillen Gebet eure Sorge auf den Herrn! Nur er kann die Sünden vergeben dem, der sein Leben bessern will; nur er kann bewahren vor Unglück den, welchem es drohet; nur er kann die Thränen trocknen vom Auge des Trostlosen! Rufet ihn an im stillen Gebet, zum Vater im Himmel rufet, er ist euch nahe, und höret eure verborgenen Gedanken!“

Solche und ähnliche Erinnerungssprüche werden selten ihre Wirkung verfehlen; auch selbst bei rohen Gemüthern nicht; auch nicht bei denen, die voller Zerstreuung sind. Es gibt Augenblicke, es gibt Schicksale, da solch ein Wort unerwartet die Seele ergreift, zur ernsten Betrachtung unwiderstehlich hinzieht, und die Seele zum Gebet reif macht.

Dann bete. Nicht das todte Erlernte bete, sondern was das Herz eingibt. Dann, wunde Seele, blute deinen Schmerz vor ihm aus; dann, du Gebeugter, erhebe das Auge deines Geistes vertrauensvoll zum Himmlischen empor. Bitte, so wird dir gegeben; rufe ihn nur an in der Noth, so wird er dich erretten.

Bete mit Vertrauen, mit kindlicher Hingebung, mit Ueberzeugung: Gott wolle dein Glück! — dann wirst du die Wundermacht des Gebetes in deiner Brust empfinden. Und wenn Felsenlasten auf deinem Herzen lägen: sie werden verschwinden, gleich einem Nebel oder Traum. Schrecken dich Gefahren, deine Furcht wird in festen Muth verwandelt werden, mit dem du ihnen unverzagt entgegengehest. Denn eine innere Stimme wird dir sagen, wer mit dir sei, daß du dich nicht fürchtest.

Bete mit Weisheit! — Bitte zum Allweisen nicht mit dem Eigenwillen und Eigensinn eines Kindes, welches sich einbildet, besser zu wissen, was sein wahres Wohl sei, sondern mit Ergebung, mit Anerkennung der himmlischen Weisheit, welche, wie die Schicksale der Welten und Völker, auch das Schicksal des Wurmes gütevoll leitet. Auch, wo dein Wunsch am heißesten ruft, auch wo dir am allerbängsten ist, füge hinzu: „Doch, Vater, nicht mein Wille, sondern der Deinige geschehe!“

Bete mit Weisheit! — Bitte nicht um Dinge, die du selber, wenn du Gebieter wärest, Andern abschlagen würdest, wenn sie dich darum anrufen wollten. Bitte nicht zu Gott, daß er deiner Weichlichkeit und Schwachheit, deiner Eitelkeit und Geldgier, deinem Ehrgeize oder Neide hilfreiche Hand biete. Würdest du dich nicht weigern, wenn man dich auffordern möchte, ein Werkzeug fremden Stolzes oder fremder Rache zu sein? Wie kannst du dich Gott, dem Allerheiligsten, mit den Wünschen für das Unheilige und Sündhafte nahen, nach welchem du heimlich begehrst? — Ach, vielleicht glaubst du in deinem Herzen, du habest nie um das Unerlaubte zu Gott gerufen. Und doch geschieht es oft, wenn unsere Wünsche unter manchen Umständen allzulebendig werden, daß wir dasjenige für unschuldig halten, was nur Wirkung unserer Eitelkeit, unserer sinnlichen Begierde ist, und andern Menschen zum Verderben gereichen müßte, wenn Gott uns erhören würde.

Bete mit Weisheit! — Nur zu oft geschieht es, daß du Gott um das bittest, was du Andern selbst verweigertest! Wie kannst du ihn anrufen, daß er dir gewähre, was du deinen Nebenmenschen versagtest? Du flehest, daß Gott dich nicht in zu harte Prüfungen führen wolle; und doch führest du Andere, bald durch deinen Zorn, bald durch deinen Stolz, bald durch deine Ueppigkeit, in schwere Versuchungen ihrer Tugend! — Du bittest um Vergebung deiner

Schuld, und doch kannst du selber dem, der dich beleidigte, nicht verzeihen, und hast wider ihn Wort und Werk!

Wehe mir, o mein Gott, so habe auch ich oft vor Dir gebetet! Wie kann auch ein Mensch so schreienden Widerspruch vereinigen! Im gleichen Herzen die tiefste Ehrfurcht vor Gott und die leichtsinnigste Vergessenheit seiner durch Jesum geoffenbarten Gebote! In gleicher Brust die Inbrunst heiliger Andacht und die Flamme des niedrigsten Hasses! Auf gleicher Lippe das Lob Gottes, und wieder die Verwünschung eines Feindes! — Die gleiche Hand zum Himmel emporgefaltet, und doch zu irgeng einer Sünde bereit! — O wie oft bat ich, mein Vater, von Dir, was ich Andern versagte? — War ich Deiner Huld noch ferner würdig?

O was bin ich denn, und wodurch bin ich es, du unendlich Barmherziger, daß Deine Liebe zu mir nicht aufhört? Wie kann ich's verdienen, daß Du meiner nicht vergissest, so oft ich Dich schon vergessen habe? — Könntest Du mein vergessen — Dein Antlitz von mir abwenden — dann, o Gott, es schaudert tief das Innerste meines Lebens! — dann sänke ich in die uralte Nacht zurück, aus der mich Deine Gnade rief; in das Nichts, das war, ehe ich wurde. Für mich wäre kein Leben, keine Lust, kein Himmel, keine Erde je gewesen; kein Jesus hätte je für mich gebetet, keine Ewigkeit ihre Pforten geöffnet!

Ich will Dein gedenken, mein Gott! Die Stunden meiner häuslichen Andacht sollen immer die feierlichsten meiner Tage sein. Ich will Dir meine Gebete darbringen, und Dir die Seelen meiner Lieben, meiner Hausgenossen im Gebete zuführen.

58.

Einfluß des Gebets auf die menschlichen Schicksale.

Matth. 7, 7 — 11.

Mit keinem Glück vertausch' ich sie,
Die sel'gen, stillen Stunden,
Wo, mit zum Staub gebeugtem Knie,
Ich betend Dich empfunden;
Wo ich mit Thränen vor Dir stand,
Gott, Deine Vaterhuld empfond,
Die Trost ins Herz mir senkte,
Und mich voll Weisheit lenkte.

Du warst mein Gott noch, wenn ich schon
Auch keinen Menschen hatte;
Du bist mein Gott noch, wenn ich schon
Im frommen Kampf ermatte.
Ich bete, und Du gibst mir Rath,
Gibst Stärke mir zur bessern That:
Wo Andre unterliegen,
Macht das Gebet mich siegen.

In den Tagen des grauen Alterthums war unter den Völkern große Ehrfurcht vor denen, die durch Weisheit und Seelengröße vor allen Andern ausgezeichnet waren. Ihr Rath, der selten betrog; ihre Warnungen, die sich fast immer erfüllten; ihre Enthaltsamkeit, wo sie sich gleich Andern jeder Lust überlassen konnten; ihre Verachtung dessen, wonach gewöhnliche Menschen am begierigsten zu trachten pflegten; ihr heiterer Muth, wenn Jedermann verzagte: Alles schien aus ihnen etwas Ueberirdisches zu verkünden. Man glaubte von ihnen, sie ständen mit Gott in unmittelbarer Verbindung, ihnen würde immer das Beste von der Gottheit offenbaret.

Wenn Moses hinwegging in die Einsamkeit des Gebirges, auf den Höhen desselben mit Jehova zu reden, sah ihm mit schaudernder Ehrfurcht das Volk nach. Wenn Israels Heere gegen den überlegenen Feind kämpften, und sie wußten, Moses bete zu Jehova, waren sie ihres Sieges gewiß. Diese unter Juden und Heiden herrschende Meinung vom Umgang ihrer Weisesten mit Gott hatte große Wirkungen auf alle Unternehmungen. Darum wurden selbst alle Priester nachher für heiligere Personen geachtet, weil nur ihnen der Gang in das Allerheiligste der Tempel gestattet war.

Ich weiß gar wohl, daß jener Glaube der Alten heutiges Tages von denen als ein frommer Aberglaube verlacht wird, die sich klüger zu sein wähnen. Ich aber finde darin eine Wahrheit, die durch kein Spötteln vernichtet werden kann. Ja, es ist gewiß, die weisesten und erhabensten Menschen der Vorzeit pflogen Umgang mit Gott. Dieser Umgang mit Gott aber machte sie erst erhabener, weiser, vorhersehender, muthiger und unüberwindlicher, als es Andere sein konnten. Und das ist das Herrliche, was Jesus Christus, im ununterbrochenen Umgang mit Gott, auf Erden stiftete, daß er alle Menschen zu Priestern des Höchsten machte, sie alle in den Umgang mit der Gottheit einweihte, um sie alle zu weisen und hohen Menschen zu machen. Aber es ist kein irdischer Umgang mit der Gottheit möglich: denn Gott ist nichts Irdisches. Gott ist ein Geist. Daher steht nur unserm Geiste der Zutritt zur Gottheit offen. Das Gebet des Geistes zum allerhöchsten Wesen ist der Umgang mit demselben. Selbst wenn Menschen mit Menschen umgehen, geschieht es weniger durch die äussern Sinne, als durch gegenseitige Mittheilung ihrer Gedanken und Empfindungen.

Ich weiß gar wohl, daß heutiges Tages Viele sind, denen das Gebet etwas Ueberflüßiges zu sein scheint; die nicht beten mögen, weil sie sich nicht selber für Frömmler halten wollen; die das Beten nur für eine ganz gute Sache für Leute von beschränktem Verstande, oder gar nur für eine Art des Gewerbes geistlicher Personen ansehen. Warum denn beten? sagen sie: mein Gebet ändert im Laufe der Begebenheiten gewiß nicht das Geringste ab. Was die göttliche Weisheit angeordnet hat, erfolgt, und ich werde es mit allem Bitten um das Gegentheil nicht ändern. Was mir nöthig und nützlich ist, verleiht Gott ohne mein Fordern; er weiß es vorher, ehe ich ihn darum anrufe. Mein Rath, meine Lehre hat auf den ewigen Rath der Vorsehung keine Kraft. Die unendliche Güte Gottes gewährt mir auch das Gute, wenn ich ihn schon nicht darum bitte.

Viele, wenn sie es auch nicht sagen, denken so; Viele, wenn sie in der That auch nicht so denken, und ihr Bewußtsein ihnen von der Wohlthat des Betens etwas ganz Anderes lehrt, sagen so. Viele könnten schamhaft verlegen werden, wenn man sie fragen würde, ob sie beten. Die Meisten aber scheinen die Ueberzeugung zu haben, daß das Gebet wenigstens keinen Einfluß auf den Gang unserer Schicksale habe.

Ich aber weiß, daß das Gebet voll Andacht, daß der Umgang mit Gott den entscheidendsten Einfluß auf die menschlichen Schicksale von jeher gehabt hat, und noch heutiges Tages hat. Ich trage die unzerstörliche Ueber-

zeugung in mir, daß die eigenthümliche Kraft des Gebetes den ganzen Gang meiner Begebenheiten ändern könne, und zwar immer auf die für mich vortheilhafteste Art. Diese Ueberzeugung ist keine Schwärmerei, sondern entsprungen theils durch das Wort des Göttlichen, der einst auf Erden wandelte, theils durch Betrachtung meiner eigenen und fremder Schicksale.

Würde, wenn solche Ueberzeugung eine Schwärmerei wäre, Jesus Christus uns das Beten empfohlen haben? Wußte er nicht eben so gut, als die Klüglinge unserer Zeit es wissen, und sagte nicht auch er schon: Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr ihn bittet? — Und dennoch empfahl er das Gebet! dennoch sprach er: Bittet: so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan. Denn wer da bittet, der empfängt, und wer da suchet, der findet, und wer da anklopfet, dem wird aufgethan. Welcher ist unter euch Menschen, so ihn sein Sohn bittet um Brod, der ihm einen Stein biete? oder so er ihn bittet um einen Fisch, der ihm eine Schlange biete? So denn ihr, die ihr arg seid, könnet dennoch euern Kindern gute Gaben geben: wie viel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten? (Matth. 7, 7 — 11.)

Ich glaube deswegen nun freilich nicht, daß mein Gebet Wunder wirke, und übernatürliche Dinge hervorbringe. Es bewirkt allerdings viel Ausserordentliches, aber auch das Ausserordentliche ist natürlich, und selbst das Natürliche ist für uns wunderbar; denn wer begreift es? — Ich glaube auch nicht an plötzliche Erhörungen meines Gebets. Zwar oft finden sie Statt, oft erst spät, immer aber zur besten und rechten Zeit, die ich selber zu bestimmen nicht Einsicht genug habe. Darum lasse ich den Willen des Allwissenden walten, und verharre vertrauensvoll. Aber dann bete ich nicht mit kindischem Eigensinn, als könne mir durchaus nichts Anderes nützlich sein, als das, um welches ich bitte. Welche Thorheit, daß Menschen-Einsicht Gottes-Einsicht übertreffen wollte! Doch offenbare ich ihm gern die leisesten Wünsche. Es thut so wohl, sein Herz vor einem Vater ausschütten zu können. Aber wenn diese Wünsche dann auch nicht immer erfüllt werden, ja, wenn oft das Gegentheil von denselben eintrifft — dennoch fühle ich mich von Dankbarkeit durchdrungen. Denn ich habe es in der Folge nur zu gut erfahren, daß oft eben das Gegentheil von dem, was ich bat, wirklich mein und der Meinigen wahres Bestes gewesen ist. O, ich weiß gar wohl, meine Wünsche waren manchmal auch Wünsche der Eitelkeit, der Bequemlichkeit, einer Herzensverwöhnung! Darum, so oft ich bete, setze ich gern die Worte meines Jesu hinzu: doch nicht wie ich will, sondern wie Du willst! mein Vater! — und ich ende dann mein Gebet nicht mit einer starrsinnigen Erwartung: so, nicht anders, müsse es kommen; sondern mit kindlichem Vertrauen, der Vater werde das Beste geschehen lassen. Ich verlasse mich zuversichtlich auf meinen Gott.

Bei dem Allen jedoch ist nicht minder wahr und gewiß, daß mein Gebet einen großen, entscheidenden Einfluß auf mein und Anderer Schicksal hat. Dies ist kein Widerspruch mit dem Vorigen.

Denn so oft ich mich dem allmächtigen Gott im Geiste und im Gebet nahe, wird meine Vorstellung von seiner Macht und hohen Gerechtigkeit ungleich lebendiger und heller, als wenn ich derselben im Geräusche des Lebens nur oberflächlich gedenke. Meine Zuversicht erhöht sich. Ich wage nicht, etwas Ungerechtes von dem Allgerechtesten zu begehren. Ich fühle, zu dem, was gerecht ist, wird er mir, wenn ich es ernstlich will, Kraft geben. Vereint mit ihm, vertrauensvoll auf ihn, wird mir das Schwierigste leicht, das Unmöglichscheinende möglich. Das Bewußtsein von der Unschuld und Gerechtigkeit meines Vorhabens, klarer als je, wenn ich vor Gott stehe, erfüllt mich mit Riesenkraft; das Zutrauen, er werde mich segnen, er werde mit mir sein, erfüllt mich mit einem unbezwingbaren Muth. Und dieser feste Glaube, diese feste Zuversicht, die nur dem Gebet entquellen kann, wie oft half sie dem Schwachen siegen!

Was der Mensch durch Bewußtsein einer gerechten Sache, durch Kraft des Glaubens auszurichten vermag, grenzt an das Unglaubliche und Wunderbare. Kunst und Geschicklichkeit vermögen viel; Klugheit, Schlauheit, Reichthum, Uebermacht vermögen viel: aber die Gewalt eines großen Willens, der aus Rechtsgefühl und Großmuth hervorgeht, zerreißt wie ein Spinnengewebe Alles, was Geschicklichkeit und Kunst, Klugheit und Schlauheit ersannen, Gold und Uebermacht ausführten. Dies seelenerhebende Rechtsgefühl, diese Zuversicht: Gott ist mit dir: entsteigt aber nur der Inbrunst des Gebetes.

Wisset ihr nicht aus den Geschichten eurer Vorwelt, wie mancher unbekannte, furchtsame Sterbliche gestärkt durch das Gebet aus der Dunkelheit entschlossen hervortrat, und die gerechte Sache gegen Völker und Thronen siegreich machte? Ist Gott mit mir, dachte er, wer will wider mich sein? Und mit ihm war Gott. Wisset ihr nicht, wie mehrmals geschah, daß ein unbedeutender Mann, ohne Rang, ohne Vermögen, ohne Einfluß, ohne andere große Verbindungen, als eine Verbindung mit Gott im Gebet, zur Ausführung irgend eines weitläufigen und schwierigen Werkes, zu gemeinnützigen, wohlthätigen Zwecken geschritten ist, und daß es ihm, allen Hindernissen zum Trotz, gelang? Woher nahm er die Kraft? Aus dem Willen. Woher den mächtigen Willen? Aus der tiefen Ueberzeugung des Rechtlichen seines Vorhabens. Woher die Ueberzeugung? Aus dem Gebet vor Gott, in dessen Gegenwart sich alle seine Gefühle geläutert hatten, und sein Vertrauen erwuchs. Wisset ihr nicht, daß mehrmals ein kleines Heer, vielleicht muthlos und schon geschlagen, einem an Waffen, Volk und Kriegskunst weit überlegenen Feind im Schlachtfelde gegenüber stand? Es zitterte vielleicht um seine gute Sache, und sah den unvermeidlichen Untergang. Feierlich war der große Augenblick, wenn Feldherren und Soldaten betend auf ihre Knie niedersanken, und im Angesicht des Feindes das Gemüth voll Inbrunst zu Gott erhoben, und der Donner des feindlichen Geschützes ihre Andacht nicht stören konnte. Und sie standen vom Gebete auf. Nun waren sie andere Menschen. Die Begeisterung der Zuversicht strahlte aus ihren Gebehrden. Kaltblütig, ohne Todesfurcht, rückten sie vor. Mit mir ist Gott! rief es in jedem Einzelnen. Gott war mit ihnen. Jeder ward ein Held. Was sind todte Maschinen gegen die Gewalt des menschlichen Willens? Nicht große Körpermassen, sondern der Geist thut das Große im Leben. Es kam der Sieg des Schwachen über den Starken, und der Sieg gieng aus dem Gebet hervor.

Zweifelst du noch, Zweifler, an dem Einflusse des Gebets auf die Schicksale der Menschen und Länder?

Ohne das Gebet würde der Sieg gefehlt haben; ohne das Gebet der Muth des frommen Armen zur großen, gemeinnützigen Unternehmung; ohne das Gebet die Entschlossenheit des unbekannten Mannes, aus der Dunkelheit hervorzutreten, Recht und Wahrheit vor Völkern und Thronen zu retten.

Das Gebet, dieser Umgang des menschlichen Geistes mit dem Geiste aller Geister, führt uns, wenn ich so sagen darf, jedesmahl auf die höchsten Höhen des Lebens, von denen herab gesehen alles Irdische kleinlich, alles Sündliche und Unbillige verächtlich wird. So wie der Mensch im Umgange mit guten Menschen selbst besser und weiser wird, so heiligt sich sein Gemüth im Umgange mit dem Allerheiligsten. Man kann nicht mit Wahrheit und vollkommener Andacht beten, wenn man sich nicht von der Majestät und Heiligkeit Gottes bewegt fühlt. Wer aber die Heiligkeit des höchsten Wesens empfindet, kann sein Leben nicht zugleich dem Unreinen weihen. Der kann nicht mit Innigkeit und Wahrheit beten, der seinen Nächsten hassen und doch zum Gott desselben beten will. Der kann nicht beten, der mit Betrug gegen Andere umgeht, und doch zum Allwissenden beten will, welcher Abscheu vor aller Falschheit hat. Der kann nicht beten, der das irdische Wohlsein, Vermögen, Ehre, Ansehen, Genuß von menschlicher Freundschaft und Liebe dem Göttlichen vorziehen möchte, das in ihm sein soll. Er kann nicht zweien Herren dienen, Gott und seinem irdischen Mammon oder Lieblingswunsch. Er kann nicht beten, sondern nur Worte machen mit halber Andacht, weil er noch mit halbem Gemüth am Zeitlichen hängt.

Die Flamme der Andacht läutert unsere Wünsche. Im Umgang mit Gott werden sie göttlicher. Das Irdische verliert da allen Werth gegen das Himmlische, und vor dem höchsten Seelengut verschwindet, wie nichts, das liebste Erdengut. Daher tritt der Beter oft mit ganz andern Urtheilen über das, was er vorher wünschte, aus dem Gebet zurück. Er sieht ein, daß das, wonach er trachtete, nicht das Alleredelste war, was er sich wünschen sollte. Er verliert nun selbst die Lust daran, weil er nicht mehr das Vertrauen dazu hat, daß dieses ihn allein beglücken, oder Gott ihm zum Verlangen desselben beistehen werde. Er ändert seine Maßregeln, weil ihm das vormals Wichtige in der Nähe Gottes klein und verächtlich geworden ist. Und wie er seine Maßregeln ändert, ändert er mit ihnen den Gang seines künftigen Schicksals. Mit der Wahl eines vortrefflichen Zieles zieht er ein vortrefflicheres Loos. Er wird größer, er wird glücklicher; denn nicht Thorheit macht glücklich, sondern Weisheit. Und diese ward ihm durch den Einfluß des Gebetes.

Ja, so sehr kann der Umgang mit Gott den Geist erheben, daß nicht nur ein einzelnes Lebensgut, sondern das ganze Leben selbst klein und unbedeutend neben dem Göttlichen wird, dem wir nachringen sollen. Christus betete in Gethsemane, und ging unerschrocken vor die Richterstühle und zum Kreuzestod. Stephanus, vom wüthenden Pöbel gesteinigt, bekannte die Wahrheit Jesu muthvoll. Er betete, und starb im heiligen Entzücken. Wie er, thaten hundert und hundert von Bekennern des Heilandes nach ihm. Es erstaunten die Juden, es erstaunten die Heiden über den Heldensinn dieser Tugendhaften. Die Todesverachtung derselben erregte Mitleiden, Bewunderung, Nachdenken. Man forschte tiefer nach; denn so kann kein Irrthum begeistern. Und die Forscher wurden Bekenner. Und das Reich Jesu breitete sich siegend aus, und mit dem Sturze heidnischer Tempel verwandelten sich Sitten und Schicksale der Nationen.

Was uns die Eigenliebe oft wünschenswerth macht, hört es auf, zu sein, wenn wir es im Gebete Gott vortragen. Da, in der Nähe seiner Heiligkeit, erröthen wir selber über den selbstsüchtigen Wunsch. Das Gebet heiligt uns. Gibt uns überdem das Gewissen auch vor Gott noch ein gutes Zeugniß, dann stärkt es uns mit Kraft und Zuversicht, und beruhigt uns über das Gelingen. Die Ruhe macht uns besonnener. Wir hüten uns wohl, durch unbedachtsame Uebereilungen, zu denen wir vielleicht schon geneigt wären, und wozu uns eine Begeisterung verleitet haben könnte, das Gute zu verderben, was wir vor Gott als gut erkannten.

Wir hüten uns, durch Heftigkeit, Zorn und andere Arten von Leidenschaften das zu beflecken, was im Gebet vor Gott zu einem Heiligthum geworden ist. Diese Vorsichtigkeit ist die Frucht des Gebetes; wir würden ohne Gebet nicht zu dem Grade von Zuversichtlichkeit, ohne Zuversichtlichkeit nie zu solchem Grade von Ruhe gelangt sein, mit der wir nachher zu Werke schritten. In einer Aufwallung des Gefühls kann man zuweilen viel leisten; aber dergleichen Begeisterung ist vorüberfliegend. Das Gebet dagegen bringt meistens statt des Aufloderns der Empfindungen, den stillen Ernst anhaltender Entschlossenheit hervor.

Da nun der größte Theil von den Schicksalen, welche wir erleben, die Folgen unsers eigenen weisen oder unweisen Denkens und Thuns sind, da Weisheit und Herzensgüte ganz andere Schicksale bereiten, als Unüberlegtheit, Wankelsinn und Gemüthsschlechtigkeit; da das Gebet, der Umgang mit dem höchsten Wesen, die Seele heiliget, erhebt, mit Zuversicht und Ruhe erfüllt: so ist der Einfluß des andächtigen Gebetes ohne Zweifel auf den Gang menschlicher Schicksale der entscheidendste und wohlthuendste. Es läßt sich mit Zuversicht behaupten, die Schicksale vieler berühmter Männer, die Schicksale unserer persönlichen Bekannten würden durchaus von ihren jetzigen verschieden gewesen sein, diese würden in vielen Dingen anders gehandelt haben, wenn sie hätten im Geist und in der Wahrheit beten, das heißt, ächt religiös sein können.

Von dieser Ueberzeugung voll, will ich denn nun keine bedeutende Unternehmung anfangen, ohne mich deswegen vorher im Gebete zu Gott gewendet zu haben. Da, im Angesichte seiner Vollkommenheit, und daß er nur ein Gott des Guten und Gerechten, kein Gott des Sündlichen ist, werden sich meine Wünsche von aller Unlauterkeit befreien; da wird mein Gewissen mir lauter sprechen, als im Gewühl des Lebens, wo ich bei der Unternehmung vielleicht mir und Andern durch Unüberlegtheit oder Leidenschaftlichkeit Verderben zu bereiten Gefahr laufe; da wird sich erst meine Ueberzeugung befestigen, und mit Zuversicht auf Gottes Beistand mein gelassener Muth erheben.

Es geschieht keine That, sie ist von Ewigkeit her in der Verkettung der Dinge vorhergesehen worden. Auch das Gebet ist eine That, eine der heiligsten und erhabensten, welcher der Mensch fähig ist: es ist ja ein Annahen zu Gott. So ist denn auch das Gebet in das Gewebe der Schicksale eingeflochten, und mit dem Gebet alle Folgen desselben.

Bloß künstliche Einbildungen erzwingen das nicht, was Inbrunst des Gottanrufens vermag. In jenen täuschen uns oft überspannte Hoffnungen und Blendwerke der Eigenliebe und die wahre Beschaffenheit der Sachen. Im Gebet aber redet das Gewissen; es zeigt dem Beter, wo er das Ungeziemende, das mit Leichtsinn Gewagte will. Es sondert von uns ab, was nicht rein ist, und gibt uns erst Kraft, wenn die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit und Güte unserer Sache in Gegenwart des allwissenden Gottes klar und fest ist.

Ja, ich will beten! Die Macht des Gebetes ist kein leerer Wahn. Du selbst, mein Heiland, mein Jesus, hast mich es geheißen; Du selbst hast für mich gebetet, und Deine Bitte für das Geschlecht der sündigen Menschen ward uns ein ewiger Segen. Ich will zu Dir beten, mein himmlischer Vater, und will bitten, Du wirst mir geben. Ich will bei Dir suchen, und ich werde bei Dir finden. Woher sollte ich Muth nehmen, wenn Du meine Zuflucht nicht wärest? Woher Trost in meiner Bangigkeit, wenn Deine Barmherzigkeit ihn mir nicht reichte? Wenn mich das Leben bedrängt, Du bist meine Zuflucht! Wenn die Versuchung zum Ungerechten allzugewaltig wird, ich will beten und mich in Dir heiligen. Amen.

59.

Die Kraft des Gebetes.

1 Thess. 5, 17.

Wenn meine Freuden mich verlassen,
Wenn meine Sterne all' erblassen,
Wenn all' mein Glück in Nacht zergeht,
Dann ist mir wohl noch im Gebet.

Wenn Freunde ihre Treue brechen,
Und wenn mich Lasterzungen stechen,
Und wenn mich Niemand hier versteht,
Ist mir noch wohl in dem Gebet.

Ja, zu Dir, mit gefaltnen Händen,
Will ich mich, Vater, flehend wenden;
Ach, über Welt und Grab erhöht
Steh' ich vor Dir in dem Gebet.

Der Betende, wenn er aus der Fülle seines Herzens zur unendlichen Weisheit Gottes spricht, ist in der feierlichsten und größten Verrichtung seines Lebens begriffen. Es ist kein irdisches Geschäft, es ist ein himmlisches. Er tritt aus dem Reiche der Vergänglichkeit in das Reich des Geistes, in seine wahre Heimath über, und übt das höchste aller Rechte, das einem Bewohner des Erdballs vergönnt ist — Unterhaltung mit dem Allerheiligsten, dem allerhöchsten Wesen.

Alles betet; nicht der Christ allein, auch der ärmste Wilde an den Ufern unbekannter Ströme Indiens demüthigt sich vor Gott. Und richtet er gleich sein bittendes Wort nur zu steinernen Götterbildern, oder zu den Gestirnen des Himmels — sein Seufzer gilt dem unergründlichen, höchsten Geist, der die Welt, der die Sterblichen und ihre Schicksale beherrscht. Das Herz des Wilden ist voll Religion, wenn gleich Dunkelheit seine Erkenntniß umgibt.

Der Betende, voll inbrünstiger Andacht hingesunken im Staube, Hände, Blicke und Seele emporgehoben zur Gottheit, gewährt einen Anblick, welcher auch den rohen Wüstling bewegt und seinem Gemüth Ehrfurcht einflößt. Er muß es bekennen: dieser ist besser und größer denn ich!

Alles betet. — Und dieses Bedürfniß menschlicher Seelen, sich zu dem Urquell ihres Daseins zurückzuwenden, ist wie eine Urkunde ihrer höhern Abkunft und ihrer höhern Zukunft anzusehen.

Die weisesten der Menschen beten, denn in ihrer Brust ist die Sehnsucht nach der Vereinigung mit Gott am lautesten. — Es betet der Greis, denn ihm hat sich Gott in den wunderbaren Ereignissen des Lebens heller offenbaret. — Es betet der König, wie ihn auch die feile Zunge des Schmeichlers preisen mag, die ihn nicht nennen würde, schmückte ihn keine Krone und Gewalt; er selbst empfindet seine Schwächen am lebhaftesten. Mitten im erborgten Flitterglanze seiner Herrlichkeit mahnt ihn sein Herz: du bist Staub, bist voller Sünden, und mancher deiner Unterthanen ist frömmer, edler, gottgefälliger, als du. — Es betet der Jüngling, wenn er aus dem Rausche der Zerstreuungen zur Einsamkeit und Stille der Nacht übergeht. Er sieht zwischen den Blüthen der Jugendwelt die anrückenden Sturmwolken künftiger Jahre, und zittert vor der Unsicherheit der eigenen Kräfte. Er hält fest an Gott; er kennt keinen Freund, der treuer, keinen Vater, der gütiger, keinen Beschützer; der mächtiger ist. — Es betet der rohe Krieger, der Abends auf blutigen Waffen entschläft. Nicht die Waffen, die Vorsehung schützt ihn; — er geht in seinen schrecklichen Beruf; noch ein Augenblick, und sein blutender Leichnam kann neben andern Todten liegen. — Es betet die Mutter unter ihren holden Kindern; Gott gab ihr diese Lebenswonne, Gott kann sie nehmen; aber gebenedeiet sei von ihr der Name des Herrn. — Es betet mit verspäteter Bußfertigkeit der Wüstling auf dem peinlichen Krankenlager. Das Stundenglas sagt ihm: dieses Leben ist keine Ewigkeit; und im Spiegel erblickt er ein Gespenst, das ihm gleicht. Er schaudert mit eben dem Abscheu vor der sinnlosen Vertändelung seines Lebens zurück, wie er einst mit Hohn die Uebungen reiner Christen belächelte. Es betet die trauernde Wittwe am Sarge des theuern Gatten; die Welt ist ihr nun verwaiset; sie hat ihr Bestes verloren, doch Gott ist ihr geblieben, und eine selige Hoffnung, die nicht im Grabe stirbt. — Es betet der menschenfreundliche Weise, wenn er von guten Thaten hinaneilt, neue Kräfte im Anblick der schönen Natur zu schöpfen, und er, von der Pracht der Schöpfung erschüttert, eine Thräne der Rührung in seinen Augen fühlt.

Nur Einer steht da, unbewegt, wie mit steinernem Herzen in der Brust, und blickt mit hohem Lächeln oder mit Befremdung auf die betende Welt und fragt: Warum beten sie? — „Denn (sagt er), ist Gott ein allwissender Gott, so weiß er, was uns fehlt; ist Gott ein allweiser Gott, so weiß er besser, als wir, was uns nützlich sei; ist Gott ein allgütiger Gott, so erwartet er nicht erst unser Gebet, sondern gibt uns, auch ohne daß wir ihn darum bitten. Warum bitten sie denn!“

So spricht der klügelnde Zweifler.

Aber mit ähnlichen Scheingründen suchen nicht selten auch Christen, die nichts weniger als für Gottesläugner oder für Unchristen gehalten sein möchten, ihren Leichtsinn, ihr seltenes An-Gott-Denken, ihr wildes, planloses Dahinleben zu beschönigen. Sie haben oft Kraft genug,

Zweifel zu erheben, um sich vor sich selbst zu entschuldigen; aber es fehlt ihnen an Muth, oder Vermögen und Willen, die Nichtigkeit solcher Entschuldigungen einzusehen.

Warum soll ich beten?

Nicht um Gottes willen, denn Gott bedarf deines Gebetes nicht, nicht deiner Bitten, nicht deines Dankes; und wenn du ihn auch vernachlässigest, wenn du auch unter deinen eigenen Werth versinkest, und seine mannigfaltigen Gaben geniessest gleich andern Thieren, die da geniessen, ohne den Geber zu wissen, — wenn du seiner auch ganz vergessen könntest: er wird dich dennoch nicht vergessen. Denn er ist gütig und barmherzig.

Nicht um Gottes willen, oder um ihm zu sagen, was dir fehlt, was du zu befürchten habest, was du wünschest. — Ehe du warst, waren deine Bedürfnisse von ihm schon erkannt. Er ist allwissend. (Matth. 6, 8.)

Nicht um Gottes willen, ihn zu belehren, was dir vortheilhaft sei, um ihm deinen Rath zu ertheilen — denn er, vor dessen Blick die Geheimnisse der Zukunft und der Vergangenheit entschleiert liegen, weiß allein, was dem armen Sterblichen unter allen seinen Umständen und Verhältnissen am wohlthätigsten sei. Er ist die höchste Weisheit.

Nicht um der Menschen willen, damit sie dich für einen guten Christen, für einen guten Bürger, für einen rechtschaffenen Hausvater, für eine musterhafte Hausmutter halten. Elender, der du betest, um vor Menschen einen guten Glanz zu haben, ohne der Würde und der Wichtigkeit des Gebets zu achten — du bist ein frevelnder Heuchler, der mit dem Allerheiligsten der Religion falschen Handel treibt, und Gott selbst zum Werkzeug deiner nichtswürdigen Absichten erniedrigen möchte; dir gelten Jesu Donnerworte, die er einst über die betenden Pharisäer rief.

Nicht um der Gewohnheit willen, weil Alles betet, weil du als Kind Gebete lerntest, weil du von jeher im Gebrauch hattest, zu gewissen Zeiten des Tages ein gewisses Gebet herzusagen, weil du die Uebung deiner Aeltern und Vorfahren, welche du so schmählich mißverstanden hast, beibehalten möchtest. Dein Gewohnheitsgebet ist leerer, seelenloser Wörterschall, der von den Lippen in die Luft fährt, und in der Luft vergeht. — Bete nicht dein Gewohnheitsgebet, und erspare dir dein vergebliches Bemühen, welches Gott nicht angenehm ist, und dich selbst entehrt. Wagst du es, deinen irdischen Vorgesetzten, deinem Oberherrn, deinem Fürsten, oder nur Menschen Deinesgleichen, Worte herzuplappern, in denen kein Sinn ist, bei denen du nichts denkest? Wie, du wagst es, so im Geiste dem Throne des Allmächtigen nahe zu treten, und Sprüche herzusagen, ohne weiter an ihren Inhalt zu denken? Wenn du betest, sagt Jesus, sollst du nicht viel plappern, wie die Heiden, die da meinen, sie werden erhört, wenn sie viel Worte machen (Matth. 6, 7.). — Nein, nur das Gebet, welches aus der innersten Tiefe eines bewegten, andachtvollen Herzens quillt, nur dies Gebet dringt durch den Himmel.

Warum soll ich beten? — — Nur um deinetwillen, und daß du die beseligende, überirdische Kraft des Gebets an dir selbst empfindest.

Auch der edelste Mensch, auch der Einsichtvollste, der Aufgeklärteste der Sterblichen bleibt, so lange sein Geist in dieser Staubeshülle wohnt, ein schwacher Sterblicher. Es ist ihm unmöglich, sich immerdar oder auch nur für lange Zeit in der hohen Stimmung zu erhalten, zu welcher ihm in gewissen Stunden seine Einsichten, seine erhabenen Grundsätze verhelfen, die von allem Irdischen rein sind. Er sinkt endlich immer wieder in sein Selbst zurück; er lehnt und stützt sich wieder auf menschliche Gebräuche; es thut ihm wohl, gleichsam Kind zu sein — und was ist er zum Allvater im Himmel anders, als Kind?

Es thut ihm Noth, an Gott seine Gedanken zu wenden; es ist ihm unentbehrlich, sich mit dem höchsten Wesen zu unterhalten und zu beschäftigen, er kann nicht froh sein, ohne sein Gemüth mit Vertrauen auf die weise und gütige Vorsehung des Unendlichen zu füllen. Und wie er nun gewohnt ist, zu seinen Aeltern, zu seinen Freunden, zu seinen Beschützern zu reden, gegen sie sein Herz zu ergiessen, wiewohl sie von seinen Umständen unterrichtet sind, wiewohl sie ihn lieben, ihn unterstützen würden, auch wenn er es ihnen nicht sagte — so richtet er sich mit stillem, gläubigen, kindlichem Sinn an seinen Gott. — Er sendet einen Gedanken voller Ehrfurcht an den Regierer des Weltalls, einen leisen Seufzer zu dem Urquell alles Guten und Vollkommenen. Dies ist Gebet!

Der Allwissende kennt diesen Gedanken, weiß diesen Seufzer; denn was ist dem Allervollkommensten, welcher das ganze Weltall mit seinem Geiste durchdringt, und den Staub im Sonnenstrahl und den entferntesten Stern bewegt, was ist ihm verborgen!

Aber eben die Erinnerung an die Gottesgröße, welche nie lebhafter in uns wird, als während des Gebetes, erfüllt uns mit erquickender Zuversicht. Das Gebet öffnet uns dann gleichsam die Pforten der Geisterwelt, deren Halbbürger auch wir sind. Wir dringen näher zur Gottheit, und fühlen es, daß wir ihr gehören. Wir erheben uns durch das Gebet über das Nichtige und Vergängliche, und werden größer, ja göttlicher. Es wird die Ueberzeugung mächtiger in uns: wir können nun und nimmermehr untergehen. Wir unterscheiden das Vergängliche klarer vom Ewigen, das Scheinende vom Wesen; wir sehen die ganze Welt aus einem andern Lichte. Der große Erdball wird unter unsern Füßen nur zu einer kleinen Stufe im unermeßlichen All der Dinge; wir sehen durch die unendlichen Fernen des gestirnten Himmels nur einen geringen Theil vom Tempel des Allerheiligsten, und entglühen vom Entzücken, durch Gottes Macht gewürdigt zu sein, Bewohner dieses Gottesreichs zu heißen.

Und frohe Ahnungen durchzittern unsere Nerven Eine himmlische Freudigkeit durchdringt unsere ganze Natur. — Dies ist die Kraft des Gebetes. Dies ist die Wirkung der Nähe Gottes. Es redet Niemand mit Gott, ohne Selbstverklärung seines Gemüthes.

Wenn das Kind dankbar die Hand des Vaters oder der Mutter küßt, so drückt es die schönsten Gefühle auf menschliche Weise aus. Gott schuf mich, und gab mir das Loos eines Sterblichen; warum soll ich mich über meine von ihm gegebene Natur hinwegschwingen und ihn nicht nach rein-menschlicher Weise voll kindlichen Sinnes verehren? Würdigt seine Gnade mich einst einer größern Vollkommenheit, o so werde ich ihn als Engel, als Seraph, als Genosse einer schönern Welt auf andere, auf edlere, auf würdigere Weise anbeten können. Aber ich bin Mensch, bin in seinen Augen nur ein lallendes Kind—

o ihr Spötter, so lasset mich meinen Schöpfer, meinen Vater, als Kind, durch dies unmündige Lallen der Menschheit verehren. Er hört auch dies Lallen, er kennt auch den Sinn der stummen Thräne, die meinen Augen entrinnt, indem sie ihn suchen. Versteht doch die liebende, zärtliche Mutter auch das erste Lächeln ihres Säuglings!

So im Gebete ihm ganz hingegeben, fühle ich mich gleichsam, wie das Kind an des Vaters gütiger Brust ruhend. Ich fürchte nun kein Schicksal mehr; denn ich bin bei ihm; ich fürchte keine Feinde mehr, denn er liebt mich. Ich wandle durch die Welt mit einem höhern Vertrauen. Dies ist die Kraft des Gebetes.

Und wenn ich mich voll Inbrunst dem Allerheiligsten nahe, dem sich nur das Heilige und Sündenreine nähern darf, so erscheinen alle meine begangenen Fehler, meine Uebereilungen, meine Leidenschaften, und drängen sich zwischen mich und Gott. — Ach, zu ihm reden möchte ich, und ich bin nicht würdig, zu ihm aufzuschauen. Der Sünder trauert zu den Füßen des Allbarmherzigen, und fleht nur um Gnade. Heilige, inbrünstige Gebete eines frömmern Wandels werden dargebracht. Sie geben mir neue Kraft, neuen Muth, neue Freudigkeit. Der Allgütige zürnet nicht; wie mag in der göttlichen Vollkommenheit eine menschliche Leidenschaft bestehen, die wir Zorn heißen! — Nein, meine Sünden haben mich selbst gestraft; ich selbst bin es, der mir zürnt; ich selbst beklage es, daß ich sündiger, unheiliger ward, und mich von der Nähe Gottes entfernt hatte. Ich suche das Verlorne wieder zu gewinnen. Mein Heiland lehrte mich, daß der Allbarmherzige auch den reuevollen Sünder nicht verstößt. Und Gott hört mein Gelübde! und der Allwissende ist Zeuge, daß ich sie durch Ablegung meiner Fehler mit Ernst zu erfüllen suche. Voller Liebe zu ihm werde ich ganz Liebe zu den Menschen. Das Gebet wirkte zu meiner Vervollkommnung und Heiligung; ich ward ein besserer, tugendhafterer Mensch, als ich vorher war. Das ist die Kraft des Gebetes.

Wer mit seinen Hausgenossen, Verwandten und Bekannten in Unfrieden lebt, — wer schadenfroh die Fehler seiner Mitmenschen aufdeckt und neidisch ihr Gutes verkleinert, — wer Lügen gibt, statt Wahrheit, Untreue statt Rechtlichkeit, Verfolgung statt Wohlthat, Betrug statt Edelmuth: der hat nicht gebetet! — Beten heißt in und mit Gott sein; wer aber in Gott ist, der wandelt nicht in der Sünde.

Du betest, mein Christ, und bittest. Aber freilich deine Bitten werden nicht immer erfüllt. Und erst später, oft erst nach Jahren, erkennt du, wie nachtheilig dir die Erhörung deiner Wünsche gewesen sein würde. Gott ist gütiger gegen uns, als wir es selbst sind, weil er weiser ist.

Aber sollen wir deswegen Gott um nichts mehr bitten? Sollen wir Verzicht thun und loslassen von dem kindlichen Hingeben unserer Wünsche in die göttliche Vaterhand? — Nein, dies störe deine schönen Verhältnisse zur Gottheit nicht. Bitte, so wird dir gegeben; klopfe an, so wird dir aufgethan.

Du glaubst doch eine göttliche Vorsehung, die schon von Ewigkeit her deine Schicksale ordnete. Wohlan, sie sah auch dein Thun und Lassen, sie sah auch deine Bedürfnisse, auch die Augenblicke deines Gebetes, deine Gemüthsstimmungen voraus. Und sie erhörte deine Gebete, ehe du noch geboren warst. Du betest, und dem weisen Beter wird der Segen des Gebetes.

Erinnere dich der Stunden, in welchen du mit beklemmtem Herzen vor Gott standest, und riefest: Rette mich, allbarmherziger Vater! — Erinnere dich der Stunden, da sich alle deine Aussichten verfinsterten, und du am Rande der Verzweiflung glaubensvoll dich an den Einzigen wandtest, und riefest: Es wird nicht wieder hell werden, wenn Du meine Zukunft nicht erleuchtest! — Und siehe, Umstände, die du nicht erwartetest, Ereignisse, oft so scheinbar klein, Dinge, welche die Menschen Zufall und Ohngefähr nennen, retteten dich, verbesserten deine Lage. Du bist wieder glücklich und froh geworden. — Aber in der Ordnung der göttlichen Schöpfung ist kein Zufall, kein Ohngefähr — es ist ein Gott von unendlicher Gnade und Macht. Du empfandest ihn! Dies ist die Kraft des Gebetes!

Ich empfand Dich, mein Gott, mein Vater! wenn meine Seele am allerbangsten war. Ich empfand Dich, wenn die ganze Welt um mich ausgestorben zu sein schien, wie eine todte Wüste. Ich empfand Dich, wenn ich an den Schwellen des Todes wankte. Du warst, Du bliebst mir, Du halfest mir, Du überschüttest mich mit Deiner Gnade, und verwandeltest mit allmächtiger Hand, was um mich her stand, und nicht mehr zu verändern schien.

Darum will ich, so lange ich athme, nicht von Dir lassen, und zu Dir rufen: Vater! Vater! der Du bist im Himmel, Dein Name werde geheiliget! — Darum will ich mit kindlicher Zuversicht an Dir hangen; Du hörest mein Lallen, Du verstehst den Sinn meiner Thränen, Du kennst das Geheimniß meines Seufzers.

Nur in Dir, bei Dir, mit Dir kann mir wohl sein. Ohne dich wäre mein Dasein ein Nichts, und mir besser, ich wäre nie geboren. Mit Dir ist allenthalben Himmel, allenthalben Seligkeit. Ich kann nicht unglücklich werden; ich bin es nur, wenn ich mich von Dir verliere.

60.

Glauben und Werke.

Hebr. 11, 6.

O Glaube, Quell des reinsten Lichts,
Quell göttlich-edler Triebe!
So durch und durch entsündigt nichts,
Wie Glaub' an Dich, du Liebe!
Wer Deinen Tod, Dein Leben glaubt,
Was ist's, das ihm die Freude raubt,
Den Muth, Dir nachzuwandeln?

Oft wird mann irre in seinen Meinungen, wenn man die verschiedenen Urtheile der Menschen über die Religion hört. Ein Theil der Sterblichen behauptet mit Zuversicht, daß unsere guten Thaten, alle unsere Tugenden nicht zur Seligkeit helfen können, sondern daß nur der Glaube allein selig mache; daß es genug sei, an Jesum den Gekreuzigten zu glauben, und an sein Verdienst um die Menschheit, an seinen Versöhnungstod, um eben durch dieses Verdienst allein vor Gott gerechtfertigt zu werden; daß auch selbst in der Todesstunde der Sünder, wenn er nur das Verdienst Jesu ergreife, gerettet und geheiligt werden könne. Andere wieder, die sich nicht minder Christen nennen, behaupten von diesem allem das Gegentheil.

Sie sagen, nicht der Glaube mache selig, sondern die Rechtschaffenheit des Gemüths. Ihnen ist das Glaubensbekenntniß der Menschen sehr gleichgültig, aber nicht ihr Wandel.

Selbst von den heiligen Lehrstühlen der christlichen Kirche vernimmt man diesen Widerspruch. Was Einer mit frommem Sinn predigt, verwirft der Andere in seinen Ueberzeugungen. Während Dieser auf Innigkeit des Glaubens dringt, als die Hauptsache des wahren Christenthums, fordert Jener allein zu tugendhaften Gesinnungen und Thaten auf, als dem Wesen der Religion Jesu.

Dieser Streit der Begriffe verwirrt die Gemeinden, und erzeugt Trennung und lieblose Urtheile. Die Schwachen werden wankend, und gehorchen zuletzt einer Stimme, die mächtiger ist, als das Wort der entzweiten Lehrer — der Stimme ihrer sinnlichen Begierden, ihres Eigennutzes. Sie hören auf, religiös zu sein, und begnügen sich mit bloßer Lebensklugheit. Sie thun nur, was ihnen Vortheil bringt, wodurch sie keinem anstößig werden, und überlassen sich, ihre Bestimmung, ihre Ewigkeit dem Zufall oder dem Willen des Schöpfers.

In der That, wenn ich auf das Denken, Leben und Thun eines großen Theils meiner Mitmenschen, und besonders derjenigen aufmerksam bin, die eine freiere Erziehung genossen, die man zu den gebildeten, aufgeklärtern Ständen rechnet: so nehme ich wahr, daß in ihnen eine gewisse Scheu gegen Alles herrscht, was religiöse Glaubenssache heißt. Sie wollen nichts davon hören, nichts davon ihren Kindern wissen lassen. Höchstens erlauben sie, daß diese in den Glaubensartikeln der Kirche von den Geistlichen des Ortes unterrichtet werden; aber dies geschieht nur des Aufstandes und alter herkömmlicher Gewohnheit willen. Man will nicht Ausnahmen machen, legt aber auf die den Kindern beigebrachten Glaubenslehren weiter keinen Werth.

So wird es heutiges Tages immer mehr Modeton, die Religion blos auf ein anständiges sittliches Leben zu beschränken. Man hat vielleicht in den geistlichen Lehrbegriffen dieses oder jenes Kirchenordens allzuharte, übertriebene Meinungen entdeckt, und hält sich nun für berechtigt, Alles, was mit Glaubensangelegenheiten zusammenhängt, auf die Seite zu stellen. Man nennt es unnütze Grübelei, eitle Pracht der Gottesgelehrtheit, fruchtlose Religion des Kopfes, Heuchelei, oder — wenn die Glaubenssätze von Jemanden noch im Ernst als Wichtigkeit behandelt werden — Schwärmerei, Kurzsichtigkeit, über welche der gebildete Mensch wohl erhaben sein müsse.

Eine Folge dieser herrschender werdenden Denkart ist, daß man mit der Jugend so wenig von Religion als möglich spricht. Man schämt sich gewissermaßen und erröthet, von Wahrheiten des Christenthums angelegentlich zu reden. Man überläßt es den Kindern, daß sie bei reifern Jahren selbst prüfen, wählen und glauben mögen, was ihnen am besten einleuchtet, und hält dies Verfahren für Klugheit. Man meint Alles gethan zu haben, wenn man aus ihnen nur verständige, gesittete, rechtschaffene Menschen bildet, die Abscheu vor groben Lastern haben, und, wo sie ohne eigenen Nachtheil Andern Liebes und Gutes erweisen können, es auch mit Vergnügen thun.

Eine andere Wirkung dieser schon sehr ausgebreiteten Sinnesart ist, daß man den öffentlichen Gottesdienst verachtet und vernachlässigt. Das ganze Weltall, sagt man, ist ein Tempel Gottes, und rechtschaffene Handlungen sind der beste Gottesdienst. Höchstens tritt man gewohnheitshalber in die feierlichen Versammlungen der Christen, und nimmt, um sich doch nicht allzusehr auszuzeichnen, Theil an den heiligen Sakramenten.

So ist es! — Aber auch ich bin Christ, und die Frage darf mir nicht gleichgültig bleiben: soll es so sein? Was habe ich zu wählen? Wie? drang der erhabene Stifter meiner Religion vergebens so oft, so laut, so herzlich auf die Ergreifung des Glaubens? Warum forderte er Glauben zu meinem Seligwerden, wenn meine tugendhaften Handlungen, meine rechtschaffenen Gesinnungen schon dies allein bewirken könnten? Warum forderten alle seine Jünger Glauben von denen, welche sich zum Christenthum bekehrten? — Ist denn ein gerechter, unbescholtener Wandel nicht schon für sich genug, mich hier glücklich und dort einer bessern Bestimmung würdig zu machen?

Nein! Jesus und seine erleuchteten Jünger predigten nicht ohne Ursache den Glauben und dessen seligmachende Gewalt. Wie thöricht, wenn ich in Allem ihre erhabene Weisheit anerkennen, und eben dasjenige in ihren Lehren für etwas Gleichgültiges oder Ueberflüssiges halten wollte, wofür sie alle freudig in den Tod gingen! Nicht für die Tugendlehre, die der Messias, die seine Schüler predigten, sondern für den erhabenen Glauben, den sie lehrten, litten sie den Tod.

Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen, so spricht die heilige Schrift: denn wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß er sei, und denen, die ihn suchen, ein Vergelter sein werde. (Hebr. 11, 6.)

Wäre der bloße Spruch der Vernunft und dessen, was Pflicht ist, und die Befolgung dieser einfachen, den Sterblichen ins Herz gegrabenen Lehren hinreichend gewesen, alle Widersprüche dieses Lebens zu lösen; Trost dem Leidenden, Hoffnung dem Verzweifelnden zu geben: warum erschien Jesus Christus? War nicht die menschliche Vernunft schon in voller Kraft entwickelt, ehe Jesus geboren ward? Hatten nicht die Heiden, hatten nicht Persien, Rom und Griechenland schon ihre erhabenen Tugendlehrer und Weisen? Hatten nicht die Juden schon das Gesetz Mosis? — Aber Christus kam, und ward des Gesetzes Ende, und Paulus spricht: Nur wer an ihn glaubet, der wird gerecht. (Röm. 10, 4.) Der Mensch wird gerecht, ohne des (mosaischen) Gesetzes Werke, allein durch den Glauben (an Jesu Christi Lehre). (Röm. 3, 28.)

Welches ist nun der Vorzug des Glaubens? Warum ist er zu unserer Seligkeit nothwendig? Warum sind ohne diesen Glauben alle Tugenden zu unserer wahren Beseligung nicht ausreichend?

O mein Herz, hast du dir diese ernste Frage schon beantwortet? O du, der du auf höhere Bildung und aufgeklärten Geist gerechte Ansprüche machst: dachtest du jemals gründlich über die Verhältnisse deiner Religion nach? deiner Religion, von der du Frieden des Gemüths im Leben, Trost im Tode erwartest?

Was sind deine Tugenden, deine guten Werke, ohne einen innigen festen Glauben an Gott den Vater, an Gott den Vergelter? — Nimm, wenn du kannst, die Gottheit aus ihrer Schöpfung hinweg, und bilde dir ein, nie sei der Gedanke an Ewigkeit in eines Sterb-

lichen Sinn gekommen: was ist dann das ganze Weltall, dein ganzes Leben? Ein fürchterliches, trostloses Räthsel, ein Vorhandensein ohne Absicht und Zweck, ein seelenloses, todtes Uhrwerk, von dem Niemand begreift, wer es aufgezogen hat, und warum es sich nach seinen innern Gesetzen so harmonisch fortbewegt. — Warum übst du deine Pflichten? Dein Bemühen ist ja zwecklos, wie die ganze Natur. Warum ringst du nach Vollendung und Tugend? Es ist ja keine Vollendung, keine Fortdauer, keine Ewigkeit! Warum opferst du dich für deine Pflichten auf? Der Tod begräbt ja auf ewig den Heiligen wie den Verbrecher; deine Tugend ist ja nur Wahnsinn, durch welchen du dein Glück vernichtest, das du im Leben haben könntest; das schlaue Verbrechen, welches sich Alles erlaubt, und jeden Kitzel stillt, ist wahre Weisheit, denn es gewährt doch auf Erden frohe Augenblicke, und hat vor keinem Weltrichter zu beben.

Sterblicher, du schauderst? Ahnest du nun die Hoheit des Glaubens, den Jesus, der Göttliche, offenbarte? Fühlst du nun die Nothwendigkeit eines Glaubens, der alle Widersprüche der Welt in Harmonie auflöset; eines Glaubens, der deiner Vernunft, deinen Tugenden und Pflichten erst den wahren Werth und Zweck gibt? Wird dir die Wahrheit hell, wie sie der Apostel Jesu zu den Hebräern sprach: Wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß er sei?

Ohne Glauben ist keine wahre Tugend möglich, weil Tugend mehr ist, mehr sein soll, als bloße Lebensklugheit. Was ihr Rechtschaffenheit oder Sittlichkeit nennet, ist nur am Ende ein vorsichtiges Benehmen gegen die Welt, damit sie euch dulde, oder liebgewinne, und mit Ruhm und Annehmlichkeiten das Hiersein verschönere. Aber jene Tugenden, welche Jesus Christus fordert, Tugenden, welche euern Geist veredeln, müssen unabhängig vom Irdischen auch dann geübt werden, wenn ihre Ausübung mit den schwersten Opfern verbunden ist; müssen auch dann in gleicher Kraft bestehen, wenn kein Sterblicher sie bemerkt. Ohne Glauben aber ist solche Seelengröße nicht fähig zu reifen. Ohne Glauben an die geoffenbarte Ewigkeit und die Unsterblichkeit des Geistes wäre solche sich selbst hinopfernde Tugend eine Thorheit, eine Handlung ohne Absicht und Ziel. Ohne Glauben sehen wir nur Scheinheilige, die öffentlich die Schminke der Tugend tragen, aber im Geheimen sich jedes Laster verzeihen. Wer nicht den Blick des Allwissenden zu fürchten hat, kann wohl der Scharfsicht aller Sterblichen spotten.

Gehet hin, vernachlässiget den religiösen Glauben eurer Kinder, und begnügt euch, ihnen Edelmuth und Rechtschaffenheit theuer zu machen! Aber vergesset nicht, wie gebrechlich alle edeln Grundsätze sind gegen den Strom mächtiger Leidenschaften; erinnert euch an euer eigenes Schicksal, wie oft ihr euern besten Vorsätzen treulos wurdet! Verzeihet euern Kindern, wenn sie sittlich sind im Aeussern, aber unrein in ihrem Innern, wohin euer Blick nicht reicht; verzeihet ihnen, wenn sie euch öffentlich ehren und eure Befehle vollstrecken, aber euch im Stillen verspotten und im Geheimen den Gehorsam aufkündigen, wo sie euch nicht zu fürchten haben! Dies sind die unvermeidlichen Wirkungen einer Erziehung ohne Religiosität, einer Tugendempfehlung ohne den starken Grund eines frommen Glaubens!

Der Glaube allein heiligt! nicht das bloße Wollen der Vernunft, die für sich selbst im Sturm empörter Leidenschaften zu schwach ist. Der Glaube heiliget! Das heißt, die Ueberzeugung von unserm Beruf zu höhern Bestimmungen, die Ueberzeugung von einem Vergelter jenseits des Grabes ist allein fähig, unsere Tugend zu mehr als bloßer Lebensklugheit zu machen; unser Herz auch dann rein von Sünden zu erhalten, wenn es sicher ist, von keinem Menschen beobachtet zu werden; unsern Edelmuth auch dann emporzuhalten und unsere Rechtschaffenheit zu bewahren, wenn wir, einer guten That willen, Schmach und Verachtung und Verfolgung von Menschen zu erwarten hätten.

Dies ist die Macht des christlichen Glaubens, die er überall und immer über unser Herz übt. Was sind unsere besten Thaten zuletzt ohne ihn? Schöne Bruchstücke eines guten Willens, ohne festen Zusammenhang. Daher waren selbst die Weisesten und Tugendhaftesten der alten Völker vor der Erscheinung Jesu nicht ganz ohne Glaubenslicht. Ach, wo wir mit Zuversicht beten, hoffen, wissen, hatten sie nur dunkle Ahnungen, zweifelvolle Wünsche. Aber auch schon dieser Schatten eines Glaubens bewog sie, die Tugend, welche sie lehrten, mit Strenge zu üben, öffentlich wie im Verborgenen, und wenn es sein mußte, mit Darbringung aller Lebensfreuden, mit Hinopferung ihres Selbstes in Gefahr und Tod.

O Christen, Genossen der Offenbarung und des Heils, das uns durch Jesum ward, sollten die Helden selbst mehr Glauben gehabt und geübt haben, als ihr, die ihr mit jenen Weisen der Vorwelt in Geistesbildung und Aufklärung wetteifern möchtet? Christen, Genossen der himmlischen Erleuchtung, sollten die Heiden heiligern Gemüths gewesen sein, als ihr?

Ohne Glauben ist hienieden kein Trost! Alle deine Tugend beruhigt dich nicht in schicksalvollen Stunden, wenn Armuth, Krankheit und Elend jeder Art über dich hereinbrechen, und du verkannt und verhöhnt mit deiner Rechtschaffenheit hinausgestoßen wirst in die Verzweiflung. Nur der Glaube an eine weise Vorsehung, die den Lauf der Welten und der Menschen regiert; nur der Glaube an eine ewige Güte, die keinen ihrer Erschaffenen dem Elende zum Raube werden läßt; nur der Glaube an eine vergeltende Hand jenseits der Gräber, erhebt den sinkenden Muth, wenn Alles ihn beugen will.

Tritt an den Sarg deines Vaters oder deines Kindes, an den Sarg deiner Mutter oder deiner Gattin, Mensch ohne Glauben! und frage dich: was mag dir lindern den hoffnungslosen Schmerz? — Wie, deine Rechtschaffenheit? Ach, sie erweckt dir den theuern Todten nicht wieder. Sein letztes trauriges Lächeln, sein letzter sterbender Blick, sein letzter matter Druck der Hand war ja für dich ein Scheiden für immerdar! Dir strahlt ja in der Finsterniß deines Lebens kein Licht aus der Ewigkeit. Deine Thränen zählt ja kein vergeltender Gott, um sie einst mit Freuden aufzuwiegen. Mensch ohne Glauben! wo ist dein Trost? Warum hast du geliebt, wenn du für den Traum des flüchtigen Lebens liebtest?

Und du selbst, wenn einst deine Kräfte versliegen, und ein undankbares Geschlecht dich, als Greis, verhöhnt, wenn du, von den Gebrechen des Alters geplagt, nichts mehr vor dir siehst, als einen letzten mühseligen Tag und das Grab — Mensch ohne Glauben, wird dich da deine Tugend trösten, wenn du hinter dir längst die guten

Werke wieder zerstört siehst, die du gestiftet zu haben glaubtest? Was erquickt dich, wenn die Schauer des Todes deinen Leichnam überfallen, und du zuletzt von einem ganzen mühereichen Leben noch weniger als die Erinnerung an einen Traum behältst? Mensch ohne Glauben, erst an der Schwelle der Gruft, in die du hinabsteigst, wird die Sehnsucht nach etwas Höherm, und ein Seufzer nach dem ewigen Sein in dir laut werden. Erst wenn der Bach deines Lebens ausgeflossen ist, wirst du den Durst nach Glauben fühlen, um nicht trostlos zu vergehen.

Und endlich, was ist's mit aller deiner Tugend? Wie, Stolzer, wähnst du fähig zu sein, durch gute Werke den Himmel zu erkaufen, und durch eigenes Verdienst deine künftige Seligkeit zu gewinnen? — Armer Sterblicher! Du, dessen Kinderjahre unter tausend Thorheiten verschwanden; dessen reiferes Alter von tausend ungestümen Leidenschaften verzehrt, von tausend Fehlern befleckt ward; dessen graues Haar endlich die Schwachheit später Jahre mit Ruhmlosigkeit bedeckte — darfst du mit deiner Tugend vor dem Richter des Lebens prangen? dich vor dem Allerheiligsten, vor dem nichts rein ist, irgend eines Verdienstes rühmen? Warst du immerdar von Sünden rein? Hattest du nie Verzeihung und Gnade vonnöthen?

Nicht durch unser Verdienst, nicht durch unsere Tugend können wir vor Gott bestehen, sondern nur durch die Gnade des Barmherzigen. Nicht unsere Sündenlosigkeit macht uns selig, sondern der Glaube an Jesum, der Glaube an seine Offenbarungen, der Glaube an das Erbarmen des Vaters im Himmel.

Auf, auf, mein Geist, an diesem Glauben halte dich; er ist es, der deine Tugend stärkt; er ist es, der sie bewahrt, er ist es, der dich heiligt; er ist es, der dich selig macht. Nur durch den Glauben erst ist die rechte Seelenhoheit möglich, und ohne ihn keine.

Du selbst, Jesus, mein göttlicher Erretter, Du selbst sagtest dies: „Wer an mich glaubt, der wird auch die Werke thun, die ich thue.“ (Joh. 14, 14.) Wer könnte, ohne Glauben an Dich, die Seelenhoheit gewinnen, die Dein Dasein verherrlichte?

Hinweg, eitler Tugendstolz, thörichtes Vertrauen auf eigene Kraft, ich erkenne eure Nichtigkeit! Und wäre ich von allen Sterblichen der edelste und beste, dennoch wäre ich von Gott ohne Verdienst und Gerechtigkeit, und ein unheiliges Wesen, welches vor dem Allerheiligsten verschwinden muß. Hinweg, falscher Wahn, daß mich meine Tugend allein in bangen Stunden beruhigen werde, wo Welt und Menschheit mich trostlos verlassen! Ach, was ist doch die Tugend der Sterblichen? Ein schwaches Rohr, im Winde wankend. Zehn Fehler sind begangen, ehe ich zu einer gottgefälligen That Muth fasse.

Jesus, Dein Glaube belebe, stärke, heilige mich! Ich finde in keinem Andern Heil, als nur in Dir. Ich finde kein Licht, als in Deinen Offenbarungen; ich finde keine Heiligung, als in Deinem Blut, das für uns vergossen ward! — Nur die Demuth, das Gefühl unserer Unwürdigkeit, und der Hinblick auf die vollendete Tugend Jesu Christi und die in ihm erschienene Gnade Gottes kann unsere unvollkommene Tugend vollenden.

Und in diesem Glauben will ich verharren bis ans Ende. Er ist die Quelle meiner theuersten Erwartungen, er ist die Quelle meines Trostes, wenn ich beim Anblick göttlicher Majestät im Gefühl meiner Unwürdigkeit vergehen will; er ist die Quelle meiner Frömmigkeit und meines Rechtthuns vor Gott und Menschen; er ist der Wächter meines Herzens in den Stunden der Versuchung.

Vater der ewigen Liebe, Vater des Erbarmens, all mein Streben ist verloren, vollkommen zu werden, wie Du vollkommen bist; ich bin ein sündiger Mensch, und der Verzweiflung überlassen, wenn Du nicht Gnade ergehen lassen willst für Recht. Ach, laß mich auch in meiner Verworfenheit noch Gnade vor Dir finden; laß auch mich dereinst nach vollbrachtem Lauf die Trostworte hören: Dein Glaube hat dir geholfen! Amen.

61.

Werke und Glauben.

Jak. 2, 14. 17.

Ach, ist der Tugend Grund
Im Herzen umgerissen,
Und wankt mein Glaub', o Gott,
Werd' ich nicht fallen müssen?
Verlier' ich erst das Ziel,
Das Du mir vorhältst, Dich
Und Deinen Himmel, Herr!
Wer hält, wer rettet mich?

Dich fleh' ich, sei, o Gott,
Mir immer gegenwärtig,
Und mache meinen Geist
Zu allem Guten fertig!
Mein Mittler sei mein Trost,
Mein Beispiel und mein Rath;
Denn Alles prüfest Du,
Und richtest jede That.

Je länger ich im Stillen bei mir über die Wahrheit nachdenke, daß der Mensch nur durch den Glauben wahrhaft selig werde, welchen Jesus gelehrt hat, je heller und beruhigender wird sie für mich.

Es ist wahr, auch ich bildete mir oft ein, daß es im wahren Christenthum nicht so sehr auf den Glauben, als vielmehr auf das Thun ankomme. Allein seit ich wahrnehme, wie ich bei aller Anstrengung zu einem vollkommenen Leben dennoch in Gottes Augen sehr unvollkommen bleibe; daß ich es doch nie dahin bringe, durchaus heilig, das ist, rein von jedem Vergehen und Fehler, zu werden: finde ich keinen Trost, als im Glauben an das Erbarmen Gottes.

Ich überzeuge mich immer fester, daß der Glaube des Christen allein der Grund seiner Tugend sei, weil er dadurch auch in solchen Augenblicken von Fehltritten abgehalten wird, wo ihn kein fremdes Auge belauscht und er ungestraft sündigen könnte. Nur der Hinblick auf den Allwissenden, der Hinblick auf den Vergelter, die Erinnerung an die Stunden der Ewigkeit schreckt ihn selbst von geheimen Vergehen zurück. — Noch mehr, es ist nur allzugewiß, daß es Augenblicke gibt, wo kalte Ueberlegung aufhört, wo in der Gluth der Leidenschaften die besten Vorsätze verschwinden, wo die Erinnerung an das Pflichtmäßige nicht mehr hinreicht, uns in der Tugend zu erhalten. Da bedarf der schwache Sterbliche einer mächtigen Stütze, um nicht zu fallen, und der Raub einer Sünde zu werden, die er nachher vergebens bereuet. Und diese Stütze, die Schutzwasse gegen die Ge-

walt der Versuchung ist sein Glaube. Wenn seine Vernunft unterliegt, rettet ihn diese noch.

Zwar, wenn ich das Gute thue, soll ich es nicht thun, um dafür einen Lohn zu erwarten auf Erden oder im Himmel — eine solche Art zu denken wäre keine Tugend, sondern nur Eigennutz; auch sehe ich ein, daß ich mit allen meinen gerechten Handlungen dennoch vor Gott immer als ein Sünder dastehe, und damit nichts verdient habe: aber doch würde ich den Muth zur Tugend selbst endlich verlieren, wenn nicht der Glaube an Gott und Ewigkeit mich aufrecht hielte. Denn wäre kein Gott, erwartete mich kein unsterbliches Dasein: so wären alle Aufopferungen, die ich zur Vervollkommnung meiner Seele machte, alle Leiden, die ich der Tugend willen übernehme, eine Thorheit. Ich würde, wäre ich nur geboren für diese kurze Lebenszeit, besser thun, dafür zu sorgen, hienieden meine wenigen Tage so angenehm zuzubringen, als ich's könnte. Wozu sollte ich meine Seele mit Tugenden schmücken, wenn sie, gleich dem Leibe, im Grabe verwesen sollte?

Daher wird es mir sonnenhell, wenn Jesus spricht: „Wer an mich glaubt, der wird selig werden!" — Ach, ich fühle es, ohne diesen Glauben ist keine Beruhigung, kein Trost, kein Frieden, keine Hoffnung, keine Seligkeit. Darum hat uns Christus das größte Heil erworben, indem er uns in sein ewiges Reich einführte. Alle guten Werke, selbst die eines Engels, können für sich allein nicht zu solcher Freudigkeit erheben.

Aber indem ich des Glaubens wunderbar beseligende Gewalt anerkenne, darf ich damit den Werth der Tugend nicht verläugnen. Tugend ohne Glauben ist ärntelose Aussaat, aber Glauben ohne Tugend ein träger Baum ohne Frucht.

Daher handeln diejenigen unweise und der Lehre Jesu Christi entgegen, welche alle guten Handlungen für unnütz halten, und nur auf den Glauben allein hinweisen; die sich einbilden, es helfe ein frommer Wandel wenig zur Seligkeit, allein der Glaube mache uns vor Gott gerecht, allein das Blut Jesu und sein Verdienst, oder die Fürbitten der Heiligen könnten uns entsündigen, wenn wir auch noch so ruchlos gelebt hätten. Wehe denen, die solches lehren! Sie eifern gegen Jesum, dessen Diener sie sein wollen, sie treten das göttliche Wort unter ihre Füße, welches sie auszulegen vorgeben; sie bereiten menschliches Verderben und werden Mörder der Seelen.

„Was hilft es," spricht der Apostel Jakobus (2, 14. 20.), „was hilft es, lieben Brüder, so Jemand spricht, er habe den Glauben, und hat doch die Werke nicht? Kann auch der Glaube ihn selig machen? — Gleichwie der Leib ohne Geist todt ist, also ist auch der Glaube ohne Werke todt.

Und doch ist leider unter vielen Menschen die Vorstellung so gewöhnlich geworden, daß es genug sei zur Rettung der Seele, wenn man nur an den dreieinigen Gott, an den Versöhnertod Jesu, an die Kraft des Gebetes, an die Barmherzigkeit des Vaters glaubt, und alle diejenigen kirchlichen Gebräuche mit frommem Eifer beobachtet, welche zum sogenannten Gottesdienst gehören. Weit entfernt, ihre Leidenschaften zu besiegen, ihren Hang zum Zorn, zur Wollust, zum Wucher, zur Schwelgerei, zum Neide und andern Sünden abzulegen, überlassen sie sich demselben in dem festen Vertrauen, Christus habe nun auch für diese Sünde schon genug gethan, und es sei hinlänglich, an ihn zu glauben, um Vergebung aller solcher Vergehungen zu erhalten. Sie beten regelmäßig zu Gott, und hassen oder betrügen ihren Nächsten bei aller ihrer vermeinten Heiligkeit. Sie eilen fleißig zur Kirche und zum Altar, um dann mit desto freierm Herzen im gemeinen Leben ihre thierischen Lüste, ihren Ehrgeiz, ihre Habsucht zu befriedigen, ihren Bruder zu beneiden, ihre Schwester zu verleumden. Sie geben den Bettlern Almosen, aber bedrängen Unglückliche, überlisten und übervortheilen diejenigen, welche mit ihnen zu thun haben, und maßen sich fremdes Gut an.

Dies ist kein Christenthum, es ist boshafte Schändung des Heiligen. Nicht an ihrem Glaubensbekenntniß sollet ihr diejenigen erkennen, spricht Jesus zu seinen Jüngern, die mir angehören, sondern an ihren Früchten. Es werden nicht Alle, die Herr! Herr! zu mir sagen, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. (Matth. 7, 20, 21.)

Solche unrichtige und verderbliche Vorstellungen von der alleinseligmachenden Kraft des Glaubens und vom geringen Werth der Tugend entstehen theils aus dem Mißverständnisse einzelner Stellen der heiligen Schrift, theils aus dem unbedachtsamen Eifer solcher Lehrer, welche meinen, ohne Unterlaß nur von Dingen des Glaubens predigen zu müssen, um den Verfall der Religion zu verhüten. Diese Kurzsichtigen erwägen nicht, daß tugendhafte Menschen geneigter sind zur Religion als lasterhafte; erwägen nicht, daß, wenn sie die Menschen durch gehörigen Unterricht und durch Auseinandersetzung ihrer Pflichten geneigt machen, den Willen Gottes zu üben, sie dieselben auch geneigt machen würden, den Glauben an Jesum und sein Wort in sich zu erhöhen. Sie erwägen nicht, daß Menschen, denen ihre Pflichten minder deutlich als die Lehrsätze ihres Glaubens sind, jene endlich vernachlässigen, sich ungehindert ihren Lüsten und Ausschweifungen überlassen, und zuletzt, nachdem ihnen alles Heilige gleichgültig werden muß, auch ihren todten Glauben verspotten, sammt denen, welche ihn in frommer Einfalt lehrten.

Erstaunet daher nicht über den Verfall der Religion oder des Glaubens in euren Städten und Dörfern. Er rührt, besonders in den untern Volksklassen, weniger von der vermeinten Aufklärung her, als aus dem Verfall der Sitten und aus der Ruchlosigkeit des Herzens. Denn so wie ohne Glauben keine wahre Tugend möglich ist, so ist ohne vollkommene Rechtschaffenheit des Gemüths kein wahrer Glaube möglich.

Es ist aber jedem Menschen unendlich leichter, zu glauben, als zu thun. Daher finden sich ihrer so viele, die das Herr, Herr! sprechen, aber so wenige, die den Willen des himmlischen Vaters vollbringen. Zum Glauben der geoffenbarten Wahrheiten wird nur ein geneigtes Herz erfordert, willig, die empfangene Lehre der Wahrheit aufzunehmen. Aber zum reinen, tugendhaften Leben vor Gott gehört nicht nur die Neigung des Herzens, den Willen des Höchsten zu vollstrecken, nicht nur die Ueberzeugung von der Größe und Wichtigkeit der Pflichten, welche wir gegen Gott und Menschen zu beobachten haben, sondern Selbstüberwindung, Bekämpfung unserer lasterhaften Gewohnheiten, unserer liebsten Gelüste, unserer Launen, Veränderung unserer tadelnswerthen Denk- und Handlungsart.

Wie kann aber dieser träge, unfruchtbare Glaube den Menschen selig machen? Wie kann durch ihn die Absicht

Jesu erfüllt werden, daß wir bessere, frömmere, liebevollere Menschen sein sollen?

Du sprichst: „Ich glaube an Gott und liebe ihn!“ — aber wie kannst du deinen Bruder hassen? Warum, wenn dein Bruder einen Fehler gegen dich beging, schnaubest du nach Rache? War dies Jesu, deines Meisters, Wille? — Du sagst: „Ich glaube an Jesum Christum!“ — Warum bist du nicht sein Nachfolger in allen Gesinnungen und Werken? Warum lässest du deinen Begierden den Zügel schiessen, statt sie zu bezähmen, wie er, der Heilige, es gelehrt und befohlen hat? — Du sagst: „Ich glaube an ein ewiges Leben! Warum bereitest du deine Seele nicht vor, in demselben ein schöneres Loos zu erhalten? Warum zitterst du nicht vor dem strengen Richter der Todten? Warum lebst du, als würdest du in dieser Welt nie aufhören zu leben, als wäre für dich kein Grab, kein Gericht? — „Du glaubst, daß ein einiger Gott sei, spricht der Apostel Jakobus (2, 19.) „du thust wohl daran, die Teufel glauben es auch und zittern. Willst du aber wissen, du eitler Mensch, daß der ohne Werke todt sei?“

Wer da hofft, schon durch den Glauben gerecht zu werden vor Gott, und in dem Glauben an Christi Verdienst und Genugthuung, oder auf die Fürbitte der Heiligen hin, einen Lebenswandel voller Sünden führt: der macht Jesum zum Schild aller Laster und Ausschweifungen, und die Heiligen zu Schutzengeln aller Bosheit! — Wie, könnte Satan selbst, wenn er auf Erden zu wandeln hätte, die Religion des Herrn abscheulicher mißbrauchen? — Wie, könnten heiligere Wesen, die nun durch ihre erhabenen Tugenden verklärt wurden, die Fürsprecher der Wollüste und der Mordthaten, des Betrugs und der Verläumdung werden? — Wie, erschien Jesus Christus deshalb auf Erden, um sich von uns Sündern überlisten zu lassen, indem wir auf sein Verdienst, auf seine Genugthuung hin jede schlechte Handlung uns erlauben? Genug, daß wir doch zuletzt straflos davonkommen, weil er für uns gelitten hat!

Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!

Christus verhieß denen das ewige Leben, die an ihn glauben. Aber an ihn glauben, heißt so unschuldig und liebevoll leben, wie er. „Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch thun, die ich thue.“ (Joh. 14, 12.) „Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote.“ (Joh. 14, 15.)

Aber er gebot nicht, daß Jeder reden könne, wie er wolle; daß Jeder sich den Eingebungen seines Zornes, seiner Unkeuschheit, seines Leichtsinnes, seiner Ehrsucht, seiner Hartherzigkeit überlassen könne, in der Hoffnung, einst von allen Sünden freigesprochen zu werden, um des Verdienstes und blutigen Todes Jesu willen. Er ermahnte vielmehr zur höchsten und innigsten Menschenliebe, zur Versöhnlichkeit, zur Wahrhaftigkeit, Treue, Keuschheit und Unterdrückung aller uns anklebenden ungerechten Neigungen. „Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. Darum an ihren Früchten sollet ihr sie erkennen.“ (Matth. 7, 19. 20.)

Eben dieses falsche Christenthum ist unter den Christen heutiges Tages die Quelle so großer Sittenlosigkeit geworden, während das wahre Christenthum die Quelle aller Tugenden und Vollkommenheiten sein sollte. Es ist noch Zeit genug für mich, spricht Dieser, um fromm zu werden. Warum sollte ich aufhören, zu thun, was mir Freude macht? Ist Christus nicht auch für mich gestorben? Hat er nicht auch für mich genug gethan? Ich will meine Ausschweifung enden, spricht Jener, wenn ich älter bin, und mein Blut kälter und ruhiger fließt. Ich will aufhören, auf nicht ganz rechtlichem Wege mir Vermögen zu sammeln, und rechtschaffen werden, wenn ich für meine Absichten genug gesammelt habe. Ich will allen meinen Feinden verzeihen, keinen mehr unterdrücken, verlästern, will mit allen Menschen gut stehen, wenn ich erst meinen kleinen Ehrgeiz gesättigt und mich genug in Ansehen gebracht habe. Ich bekenne es, diese Art zu denken und zu handeln, wie ich jetzt thue, ist nicht nach Jesu Sinn, nicht nach dem Willen Gottes. Aber ich bete desto fleißiger, fehle selten in den Kirchen, gebe Almosen, und was kann ich mehr? Ich bleibe doch ein schwacher sündiger Mensch; ich kann ja doch auf Erden kein Heiliger werden. Gott ist ja barmherzig, und er wird mir um Christi seines Sohnes willen alle Missethaten verzeihen, wenn ich nur vor meiner letzten Stunde noch Zeit genug behalte, meine Sünden zu bereuen, Buße zu thun, das heilige Sakrament zu empfangen und der Gnade des Erbarmers meine Seele zu empfehlen.

Sind diese Gedanken nicht Verspottung der Leiden Jesu? Wird nicht die Religion selbst damit zum Deckmantel und zur Stütze aller Laster gemacht? Ist dies nicht das Verbrechen der großen Abtrünnigkeit, die Sünde wider den heiligen Geist, die nicht vergeben werden kann, wenn alle Sünden Vergebung finden? — Wäre da nicht der verruchteste Verbrecher, der sein Leben mit Schandthaten besudelte, glücklicher zu preisen, als der tugendhafte Nachfolger Jesu? Denn Jener, ehe er zum Richtplatze hinausgeführt wird, um durch das Schwert der weltlichen Obrigkeit den Sold der Missethat zu empfangen, weiß seine letzte Stunde vorher, und hat unter den schauervollen Zurüstungen seines Todes Zeit genug, zu beten, Sünden zu bereuen und Sakramente zu empfangen, während der frömmste, rechtschaffenste Nachahmer Jesu oft unvermuthet und plötzlich dahinstirbt.

Dies falsche Christenthum, diese furchtbare Irrlehre, erfunden, um sich desto ungebundener in allen Sünden zu wälzen, dies Vertrauen auf einen Glauben ohne Werke, ist zugleich von jeher die Hauptquelle gegenseitigen Religionshasses geworden. Indem man allen Werth auf das Glauben und nicht auf das Thun setzte, verfolgten sich die verschiedenen Religionsparteien mit namenloser Grausamkeit. Sie sahen nur auf die Meinung, nicht auf das Herz, nur auf den Glauben, nicht auf die Redlichkeit des Gemüthes. Mochte ihr Nächster noch so schuldlos, menschenfreundlich, wohlthätig sein im Leben wie im Wandel, sie verfolgten ihn als einen todeswürdigen Verbrecher, weil er eines andern kirchlichen Glaubens als sie war. Zur Ehre Gottes mordeten sie ihre Brüder; zur Ehre Gottes zündeten sie der Unschuld Scheiterhaufen an; zur Ehre Gottes verfluchten, verlästerten, verfolgten sie den Andersdenkenden; zur Ehre Gottes waren sie heimtückisch, arglistig, räuberisch, gewaltthätig. — Ach, die Elenden! sie wähnten mit ihrem Eifer einen Himmel zu erobern, während ihre Laster und Unthaten die göttliche Schöpfung auf Erden besudelten; sie wähnten Gott zu gefallen, dessen Kinder sie ermordeten oder ins Elend stürzten; sie wähnten sich zu heiligen, indem sie in das Amt des Weltenrichters griffen, und Barmherzigkeit und Liebe Andern versagten, die sie selbst vor Gott suchten!

Diese fürchterlichen Ausbrüche der Glaubenswuth sind freilich in unsern Tagen seltener geworden, oder vielmehr durch weise und christlich gesinnte Obrigkeiten, Dank sei es der Vorsehung! gänzlich verschwunden. Dahingegen erweckt und unterhält das falsche Christenthum, welches den todten Glauben über Alles erhebt, und desto weniger auf Tugenden, in Christi Sinn geübt, sieht, einen gefährlichen Hang zur Schwärmerei, zum fruchtlosen Spiel mit Empfindungen, zu Andächteleien und lieblosen Urtheilen gegen Andersdenkende. Denn es ist einem trägen Gemüth viel bequemer, über religiöse Dinge zu grübeln oder zu träumen, als religiös zu handeln; bequemer, über die arge Welt zu seufzen, als die arge Welt zu erbauen, und durch ein thätiges Christenthum, und durch das Beispiel der Tugend zur Tugend Christi zu begeistern; bequemer, eine gewissermassen irdische Liebe zu Jesu durch Reizung der Gefühle und der Einbildungskraft in sich zu erkünsteln, als Jesum in allen seinen Brüdern, das heißt, in den Menschen zu lieben, mit denen wir täglich umgehen. Nur wer Gottes Willen thut, sprach Jesus selbst, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter! (Mark. 3, 35.) Jede andere Liebe, als Spiel mit schönen Bildern und Empfindungen, ohne Ablegung unserer Fehler, ohne Ausübung jeder Tugend, die wir zu üben Gelegenheit haben, ist fruchtlos, ist todter Glaube.

Wir sollen leben, als könnten wir nur durch unsere Thaten gerecht, nur durch unsere Tugend Erben des Himmels werden; und sterben, als könnte uns nur durch Jesu Verdienst und Gottes Barmherzigkeit das ewige Heil zufallen. In beiden ist keine Täuschung; beides ist heilige Wahrheit. Denn durch den Glauben allein und ohne Werke werden wir vor Gott nicht gerecht, und auch mit unsern reinsten Tugenden erscheinen wir nur als Sünder vor dem Allerheiligsten.

62.

Was Furcht Gottes sei.

2 Tim. 1, 7.

O Du, der sein wird, ist und war,
Umjauchzt von Deiner Engelschaar,
Du Herrlicher, Du bist allein!
Wie Du bist, Gott, kann keiner sein!
Umströmt von unnennbarem Licht,
Bedarfst Du der Geschöpfe nicht.
Gedenkt mein Geist der Majestät,
Die Dich, Allherrlicher, umweht,
Dann wagt er kaum emporzuseh'n,
Und kaum, o Gott, zu Dir zu fleh'n.

Du aber hobest ihn empor,
Vom Staube seines Nichts hervor,
Und Deiner Liebe Himmelsschein,
Flößt seliges Vertrauen ein.
Es lehrt mich liebend, Jesus Christ,
Daß Du nur Liebe, Liebe bist.
Du bist die Gnade, bist die Huld,
Trägst unsre Schwachheit mit Geduld.
O Huld, die Niemand fassen kann,
Wir beten an! Wir beten an!

Wenn ich zurückschaue auf die große Vergangenheit der Zeiten hinter mir; auf die Ewigkeiten, da noch kein Erdball war und keine Sonne schien, kein Mondstrahl in unsere Nacht fiel; dann seit der Schöpfung dieser Welt auf die verflossenen Jahrtausende derselben, auf die nun seit Jahrtausenden nicht mehr vorhandenen Reiche und Nationen; sehe, wie diese Erde gleichsam ein ungeheures Grab alles Gebornen ist, seit Tausenden von Jahren, und wie der Staub, der meinen Fuß umweht, der Staub der Verwesung einer lebendigen Vorwelt ist; wenn ich denke an meine Vorfahren seit Jahrhunderten, von denen mir noch die Geschichten meiner Heimath erzählen; und dann, daß dies Alles war und geschah, und daß ich nicht war; und frage: wo war ich? was war ich? wie konnte ich werden aus dem Nichts und die Welt Gottes sehen? — dann auf meine Kinderjahre und auf die dunkelsten und frühesten Erinnerungen aus ihnen sehe, wie ich unmerklich mit dem Bewußtsein aus einem Unbewußtsein hervorging, wie ein Lichtfunke aus der Nacht: dann stehe ich schaudernd vor dem Räthsel meines Daseins. Ich möchte empor zum Schöpfer beten, der mich rief. Aber meine Zunge wagt es kaum, zu stammeln vor der Majestät der unendlichen Allmacht. Und meine Seele fühlt sich wie in Furcht und Grauen vergangen.

Richte ich meinen Blick abwärts auf den Grenzstein meines Lebens, auf die letzte meiner Stunden, wo liebende Verwandte um mich weinen, wie ich geweint habe um die früher Heimgegangenen; denke ich an den Augenblick, wo ich aus dem Dasein hinaustrete, wie ich hereintrat, aus dem Bewußtsein in das Unbewußtsein, in eine Nacht, von der Niemand spricht und verkündet; denke ich, wie mein Leib, den ich heute noch wider alles Ungemach sorgfältig schütze, von Erde verschüttet, sich in Erde auflöset, verwesend auseinander geht, Theil anderer Pflanzen, anderer Thiere, anderer Menschen wird, während mein Geist, durch unbekannte Macht geleitet, neue Welten, neue Verhältnisse, neue Brüdergeister finden soll — dies mein wunderbares Loos, das ich annehmen muß, wie es mir gegeben wird, nicht wie ich es wähle und will — diese ganze Unerklärlichkeit meines Selbst und meines fernern Seins — es erfüllt mich mit bangem Entsetzen. Ich begreife nicht mich, nicht die Welt, nicht die Zeit, nicht die Zukunft. Ich starre in die Gefilde des Todes hinab, in die Nacht der Ewigkeit hinüber — und Gott lebt über den Gefilden des Todes, und der Thron seiner Herrlichkeit steht aufgerichtet in der Nacht der Ewigkeit. Ich möchte zu ihm mich wenden, denn ich fühle mich einsam. Ich möchte zu ihm mich wenden, denn er ist Vater meines Lebens und meiner Ewigkeit. Aber ich erbebe in Gedanken vor dem Hohen, Ewigen, Verborgenen. Und im kindlichen Verlangen der Liebe nach ihm fühlt meine Seele sich wie in Furcht und Grauen vergangen.

Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr Zebaoth! Licht, Vollkommenheit und Vollendung Er! — Ach, und ich zu den Ewigkeiten Berufener, zur Kindschaft des Allerheiligsten Auserkohrner, ich bin voller Fehler und Sünden, und bin kaum würdig, daß er mein gedenkt. Aber er ist die ewige Liebe und das ewige Erbarmen; durch Jesum Christum ward er mein gnadenvoller Vater; durch Jesum Christum rettete er mich vom Untergang, und er will mich nicht verstoßen. Ich darf auf ihn hoffen, ich darf zu ihm beten. Er ist mein Gott im Tode, mein Gott jenseits des Grabes, mein gnädiger Richter. Ich will zum Richter beten. Aber die Verderbtheit meines Herzens, die Menge meiner Sünden tritt zwischen mich und ihn. Meine Seele fühlt sich wie in Furcht und Grauen vergangen. Doch Jesus lebt: die ewige Liebe lebt! Ich darf zu ihm

emporblicken in den Thränen meiner Reue. Ich bin nicht verloren. Er liebt mich noch.

Dies sind die Empfindungen, welche mich ergreifen, so oft ich Gottes gedenke, oder unter welchen Verhältnissen ich seiner gedenken möge. Es ist ein stilles Erzittern vor seiner Allmacht, Herrlichkeit und Größe, aber vermischt mit dem Gefühl, daß ich sein Kind bin, daß er mein Vater ist. Es ist die Gottesfurcht, von welcher die heilige Schrift redet, welche dem Menschen geziemt, keine knechtische verzagte Furcht. Es ist die zärtliche tiefe Ehrerbietung des Geschöpfes vor der Majestät des Schöpfers, aber gepaart mit der vertrauenden Liebe zur ewigen, höchsten Liebe.

Denn welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Denn wir haben nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß wir uns abermal fürchten müßten; sondern wir haben einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater! (Röm. 8, 14. 15.)

Fürwahr, diejenigen Christen, welche bei dem Gedanken an Gott andere Empfindungen nähren, die vor ihm, als vor einem unversöhnlichen Rächer, als einem grausamen Gebieter, als einem unbarmherzigen Herrn, mit sklavischer Furcht zittern — sie sind nicht im wahren Geist des Christenthums. Sie erfüllen das höchste Gebot Jesu nicht, Gott über Alles zu lieben. Denn Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die Liebe treibt die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein. (1 Joh. 4, 18.) Innige, sich und sein Theuerstes Gott dem Vater hinopfernde Liebe kann wohl mit der tiefsten Hochachtung bestehen, aber nicht mit der verzweifelnden Besorgniß seines Zorns, nicht mit der knechtischen Angst vor ihm. Wissen wir nicht, daß erst die Hochachtung und Bewunderung, die uns von den Vollkommenheiten einer Person eingeflößt wird, unsere Liebe zu ihr rege macht? So ist auch die wahre Gottesfurcht die heißeste Gottesliebe.

Mit Betrübniß sehe ich an die große Zahl verwahrloseter Christen und Christinnen, die theils aus Mangel des Unterrichts, theils durch den schlechten Unterricht von ihren Lehrern falsche Begriffe von der Gottheit haben, und sich unter Gottesfurcht Scheu und Schrecken vor dem Allerheiligsten denken. Sie thun, was sie thun, nicht aus kindlicher Liebe zum Vater, ihm in seinen Vollkommenheiten ähnlich zu werden: sondern aus Furcht vor seiner Zornruthe. Seine Güte rührt sie weniger, als sie die Möglichkeit der von ihm verhängten Strafen ängstiget. Sie gleichen den Heiden, welche ebenfalls Furcht vor ihren Göttern hatten und ihnen opferten, nicht weil sie dieselben wahrhaft liebten, sondern weil sie sie damit bewegen wollten, ihnen nicht zu schaden.

Auch im alten Testamente noch, unter den rohen, aus ägyptischer Knechtschaft geführten Israeliten ward Jehova dargestellt als ein zorniger, eifriger Gott, der die Sünden der Väter rächte an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Aber im neuen Testamente haben wir nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß wir uns abermal fürchten müssen, sondern durch Jesum Christum einen kindlichen Geist, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater!

Fern sei daher von mir jene abergläubige Furcht, welche zuweilen noch in unsern Tagen unwissende, unchristliche Christenlehrer denen einzuflößen suchen, die sie mit der unendlichen Huld des Allbarmherzigen vertraut machen sollen; die ihn schrecklicher, grausamer, unbarmherziger, unversöhnlicher schildern, als der unbarmherzigste und unempfindlichste aller Sterblichen sein möchte.

Diese abergläubische Furcht der Menschen vor Gott äussert sich nur allzuoft und mannigfaltig in ihrem Leben. Sie verehren ihn mit Beben, wie auch wohl Andere den Teufel verehren, daß er ihnen nichts Böses zufüge. — Sie, die selten mit Ernst an Gott denken, ob sie gleich erlernte Gebete zu plappern verstehen; sie, die keine Liebe zu Gott empfinden, weil sie nirgends dieselbe beweisen, und daß sie allein darin bestehe, daß wir seine Gebote halten (1 Joh. 3.); sie, die nur für Geldgewinn, Ehre und Lustbarkeit leben, und die Gaben des himmlischen Vaters ohne dankbaren Hinblick auf ihn genieſſen: eben sie sind die Ersten, welche mit Furcht und Angst erfüllt werden, wenn sie in ihrem Wahn glauben, sein Zorn wolle über sie kommen. Es verdunkele sich der Himmel, es rausche der wohlthätige Sturmwind, es fahre die Flamme des Blitzes zwischen den tiefen Gewölken herab, und die Erde erbebe von den Schlägen des Donners: alsbald werden sie verzagt ihre Zuflucht zum Gebet nehmen, in der Hoffnung, damit den Strahl des himmlischen Feuers von ihrem Haupte oder ihrem Hause abzuwehren, den Wolkenbruch von ihren Fluren, den zerstörenden Hagel von ihren Saaten abzuwenden. Aber — das Gewitter zieht segnend vorüber, die Angst verschwindet; Gott ist vergessen; der rohe sündliche Wandel wird unbekümmert fortgesetzt; man lächelt wohl sogar hintennach noch selbst über die gehabte Mühseligkeit und die abergläubige Verzweiflung. Das aber ist keine Gottesfurcht; das ist knechtische Verzagtheit und knechtischer Leichtsinn und Trotz.

Wenn dergleichen Elende sich unerwartet in großer Verlegenheit und Noth erblicken; wenn das Leben eines ihrer Lieben in Gefahr schwebt; wenn sie mit Ungeduld und Sehnsucht und Angst auf Erfüllung eines ihrer heftigsten Wünsche hoffen, dem starke Hindernisse drohen; wenn sie vielleicht von einer Krankheit niedergeworfen sind und am Wiedergenesen verzweifeln: dann bringen sie mit knechtischer Furcht, gleich den Heiden, Opfer und Gelübde; spenden milde Gaben an Kirchen, an Schulen, an Armen- und Waisenhäuser, damit man für sie bete, damit der Zorn Gottes durch dieses elende Nichts, das sie darbringen, beschwichtigt und die Gefahr abgewendet werde. Das ist knechtisches, thierisches Zittern, das ist nicht vertrauensvolle Liebe in den Gefühlen der Ehrerbietung, das ist nicht wahre christliche Gottesfurcht.

Wenn der Mensch lange Zeit leichtsinnig dahin lebte, sich um Religion wenig bekümmerte, und nur klug, nicht fromm war, nur frohen Lebensgenuß, nicht Tugend suchte; dann plötzlich durch ein Unglück gebeugt und erschreckt, oder durch Kränklichkeit des Körpers zu einer ängstlichen Schwermuth geneigt wird; so erzittert er vor der Ungnade des lange vergessenen Gottes, und glaubt an keine Barmherzigkeit mehr und an keine Erlösung. Trübsinnige, schwärmerische, vom liebevollen Geist Jesu keineswegs beseelte Lehren oder Schriften vermehren die Pein und Verzweiflung des leidenden Gemüthes, und bereiten ihm in dem Gedanken an Gott, statt einen Himmel, eine Hölle. Das ist heidnische Sorge, nicht christliche Gottesfurcht, denn in der Gottesfurcht ist herzliche Gottesliebe. Wo aber Liebe ist, da wohnet keine Furcht, sondern sich ganz hingebendes, treues Vertrauen der Seele zu ihrem Schöpfer.

Jemehr wir in der Erkenntniß von Gottes Herrlich-

keit wachsen, je heller uns der Glanz aller seiner Vollkommenheiten wird: um so größer wird im Gemüth die ächte Gottesfurcht, das heißt, die sich in heiliger Ehrerbietung auflösende Liebe zu Gott. Je reiner und wahrer aber die Furcht Gottes in uns lebt, um so stärker wird unser Vertrauen auf seine Weisheit, Macht und Erbarmung werden. Wer kann Vertrauen zu dem empfinden, von dem er immerdar das Böseste befürchtet? Wer seine Zuversicht auf den setzen, von dem er das Schrecklichste besorgt? Vertrauen auf Gott setzt Erkenntniß seiner unendlichen Huld voraus, voraus die Ueberzeugung, daß seine Barmherzigkeit und Liebe doch unendlich größer ist, als die größte Zahl unserer Sünden. Solche Erkenntniß Gottes erfüllt uns mit der grenzenlosesten Ehrfurcht und Liebe. Die Liebe aber begeistert zu dem standhaftesten Gemüthe, wohlgefällig vor ihm zu wandeln und seine Gebote zu halten, und seine Gebote sind nicht schwer. Denn wer da sagt: ich kenne Gott, und hält seine Gebote nicht, der ist ein Lügner, und in solchem ist keine Wahrheit. (1 Joh. 2, 4.) Das aber ist sein Gebot, daß wir vollkommen werden sollen, gleichwie er vollkommen ist; die Vollkommenheit aber ist in der Liebe zu unsern Mitmenschen, daß wir nach allen Kräften Glück, Einsicht und Tugend jedes unserer Nächsten unterstützen und befördern.

Und so ist die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang. Ohne Gottesfurcht ist keine Tugend; ohne Tugend keine Seelenruhe, kein Herzensglück. — O, der Gottesfurcht ist unter den Menschen noch wenig, denn ich finde so wenig Menschenliebe! Sie lästern, höhnen und verspotten sich gegenseitig; sie täuschen und betrügen, hassen und übervortheilen einander; sie rächen sich, schmeicheln und verachten sich abwechselnd. Da ist keine Gottesfurcht, wo keine Menschenfreundlichkeit vorhanden ist. Dies Gebot haben wir, daß, wer Gott liebet, auch seinen Bruder liebe; und so Jemand spricht: ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann der Gott lieben, den er nicht siehet? (1 Joh. 4, 20. 21.)

Der Mangel zarter, liebender Ehrfurcht vor Gott offenbart sich alltäglich unter den Christen durch die thätigsten Beweise der Gottesvergessenheit. Wenn man in gewisse Gesellschaften tritt, in Gesellschaften, die auf feine Lebensart und guten Ton Anspruch machen, und hört da, wie man das religiöse Heiligthum der Seelen belächelt, wie man bei dem Worte Gottesfurcht witzelt, wie man in den Vorstellungen von Gott selbst recht artig zu scherzen sucht; oder, indem man die mangelhaften Vorstellungen mancher Christen von der Natur Gottes in das Lächerliche zieht, Gott endlich selbst zum Gegenstand eines belustigenden Einfalls macht; — wenn man in Gesellschaften des gemeinen Mannes geht, der aus Gewohnheit oder knechtischer Angst vor himmlischer Strafe keinen Sonntag die Kirche verfehlt, und hört, wie da der heilige Name des höchsten Wesens in Flüchen und Schwören entweiht, bei groben Späßen und ekelhaften Zoten mißbraucht wird; — wenn man in die Gerichtsäle bürgerlicher Obrigkeiten tritt, und hört da, wie der Richter ohne Ehrerbietung, mit unbegreiflichem Leichtsinn, den schauderhaften Eid zum Allgegenwärtigen ablesen läßt; wie ihn eben so leichtsinnig, um einer Kleinigkeit willen, vielleicht für ein elendes Stück Geld, ein anderer Sterblicher nachschwört, den Allwissenden, den Richter der Todten und Lebendigen, trotzig zur Bestrafung des Meineides auffordert: — wahrlich, man sollte glauben, ein großer Theil der Christen sei nur deswegen in die christliche Religion eingeweiht, um Gotteslängner zu werden! So groß ist unter Christen unserer Zeit der Mangel der Ehrerbietung vor dem Regierer des Weltalls! Es möchte manchen unserer Leute von Ton recht beleidigend klingen, wenn man sie gottesfürchtig heißen wollte. Und doch, kann man einem Kinde des Staubes ein erhabeneres Lob geben, als daß es in Erkenntniß des höchsten Wesens demselben gleichsam näher getreten, von Ehrfurcht und Liebe für dasselbe durchdrungen und in Liebe des Göttlichen selber vergöttlicht worden sei?

Des Alterthums heidnische Völker hatten vor ihren Göttern größere Ehrerbietung, als viele Christen vor dem ewigen, lebendigen Gott. Und eine Hauptursache, warum die ersten Christen von den Heiden so grausam verfolgt wurden, war, daß diese sich empört fühlten; wenn die Christen keine Ehrfurcht mehr den Göttern bewiesen. — Alle Welt fürchte den Herrn, und vor ihm scheue sich Alles, was auf dem Erdboden wohnet! (Psalm 33, 8.)

Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Gott ist der reinste Quell wahrer Tugenden. Wer von Ehrerbietung und Liebe für den Allerheiligsten durchdrungen ist, wer dem Allgegenwärtigen sich überall und allezeit nahe fühlt: kann der in eine Sünde willigen? Gottesfurcht wird in den Augenblicken auch unwiderstehlich scheinenden Versuchungen der beste Schirm unserer Unschuld, und hilft uns siegen. So siegte durch sie Josephs Tugend. Wie sollte ich, sprach er, ein so großes Uebel thun, und wider Gott, meinen Herrn, sündigen? (1 Mos. 30, 9.) Wenn Ehrgeiz oder Wollust, Gewinn oder Noth dich zu einem Schritt verleiten wollen, von welchem dein Gewissen zeugt, er ist unrecht; wenn dein Geist im Kampf erschwacht, und deine schimpflichen Begierden nahe daran zu siegen sind, — dann kann dich vielleicht noch der Gedanke retten: Wenn dich in diesem Augenblicke dein Vater sähe, wenn deine Mutter Augenzeuge deines sträflichen Beginnens wäre; wenn deine Vorgesetzten wüßten, was du thun wolltest; wenn deine Feinde Kundschaft davon hätten, wie du jetzt ihr Spott zu werden im Begriff stehst! — Eine solche lebendige Erinnerung würde die deine Besonnenheit, deinen Tugendmuth unfehlbar wieder zurückstellen. — So wisse denn, dich sehen, wenn du sündigest, Vater und Mutter und alle deine Geliebten, denn der Allgegenwärtige umgibt dich; er, mehr als dein irdischer Vater, als deine irdische Mutter, als deine irdischen Geliebten, er ist, wenn diese durch den Tod längst von dir gerissen sind, dein Vater, er umgibt dich, und dein Werk der Finsterniß wird er offenbar werden lassen; deine Freunde werden sich betrüben, sich deiner schämen, deine Feinde dich öffentlich verachten und ihren Haß gerechtfertigt sehen durch deine Schande.

Gott ist heilig, er stößt das Unheilige von sich aus. So wandle denn in liebender Ehrfurcht vor ihm und sei fromm. Mit Gottesfurcht ist Scheu des Unheiligen, Scheu des Lasters und Verbrechens verbunden. Man kann Gott nicht lieben und zugleich die Sünde. Wandle vor ihm als immerdar von seiner Allwissenheit beobachtet. So wenig du es wagen würdest, in Gegenwart einer hochgeschätzten, dir ehrwürdigen Person irgend in deinen Reden die Achtung zu verletzen, die du für sie empfindest, oder durch ein unwürdiges Betragen ihr Wohlwollen zu verscherzen: eben so wenig vergiß, in allen deinen Thaten,

in allen deinen Gesprächen, in allen deinen Gedanken die Ehrfurcht vor dem unsichtbaren Immernahen zu beobachten.

Das Mittel, zu einer dauerhaften, wahren, seligmachenden Gottesfurcht zu gelangen, ist aber höchst einfach und in jedes Menschen Gewalt. Mache dich mit der Macht, Heiligkeit, unaussprechlichen Liebe, Barmherzigkeit und Weisheit Gottes täglich vertrauter. Strebe nach der Erkenntniß seiner Herrlichkeit. Erfahre sie aus den Wundern der Schöpfung, und vermehre durch das Lesen nützlicher Schriften deine Einsichten in der Natur. Vernimm sie durch das Wort der heiligen Bücher und ihrer Ausleger, deiner Lehrer und Seelsorger. Erwirb sie durch Betrachtungen deines Lebenslaufes und seiner mannigfaltigen, oft wunderbaren, oft unverhofften Glückwechsel. Das wird dich mit den Gefühlen des Vertrauens, der Ergebung, der Dankbarkeit, der Liebe durchströmen. Das ist die heilige Gottesfurcht, in der du mit Assaph rufst: Ich bleibe stets an Dir, denn Du, o Gott, hältst mich an Deiner rechten Hand, Du leitest mich nach Deinem Rath, und nimmst mich endlich mit Ehren an. Das ist meine Freude, daß ich mich an Gott halte, und meine Zuversicht setze auf den Herrn, daß ich verkündige all sein Thun. Amen.

63.

Liebe und Furcht Gottes.

1 Joh. 4, 16—21.

Ich lobe Dich mit froher Seele,
Mein Gott, Du bist's, den ich erwähle,
Mein Erbe und mein Theil!
Dich will ich über Alles lieben,
Und Dein Gebot mit Freuden üben,
Mit Sünden nie mein Dasein trüben:
Du, Herr, Du bist mein Heil!

Wie freu' ich mich in stillen Stunden!
Ich habe Ruh' in Dir gefunden,
Die himmlisch-schön entzückt.
O Lust, zu Dir sich zu erheben;
Mit jedem Odem und Bestreben
Dich zu empfinden, Dir zu leben,
Der uns so väterlich erquickt!

So wichtig auch alle Verhältnisse sein mögen, die der Mensch auch hier auf Erden zu seinen übrigen Lebensgefährten haben kann; so sehr diese Verhältnisse auch sein Herz anziehen oder alle seine Neigungen beschäftigen mögen, er stehe nun da als Unterthan oder als Oberherr, als Sohn, als Tochter, oder als Familienhaupt, als unternehmender Jüngling, dem noch die ganze Welt voll Hoffnungen entgegen lacht, oder als vollendeter Greis, den allgemeine Ehrfurcht umringt: doch ist für keinen Sterblichen ein Verhältniß wichtiger, anziehender, unveränderlicher und fester, als sein Verhältniß zur Gottheit.

Verwandte und Aeltern sterben dahin: aber die Gottheit bleibt für ihn. Freunde und Freundinnen ändern ihren Sinn, vergessen der rührendsten Zusage, ziehen andere Herzen dem unserigen vor — aber treu unserm Herzen bleibt die Gottheit! — Der frische Glanz jugendlicher Schönheit und Gefälligkeit ist nach ein paar Jahren verflogen; die Menschen lachen uns seltener zu — Gott bleibt derselbe! Ein Krieg, eine Volksempörung, ein Erdbeben zerstört mein Hab und Gut; die Untergebenen künden mir ihren Gehorsam auf; die alten Anhänger hängen Andern an; ich bin verlassen, alle meine vorigen Verhältnisse zu den Menschen sind anders geworden — mit der Gottheit ist unwandelbar immer das Gleiche!

Aber wie verschieden ist unter den zahllosen Sterblichen, die zu Gott emporschauen, das Verhältniß derselben zu ihm! Vielleicht bei keinem Sterblichen ist's vollkommen das Gleiche.

Je nach Maßgabe unserer Schicksale, Lebenserfahrungen und Kenntnisse sind auch unsere Vorstellungen vom höchsten Wesen verschieden. Und nach solchen Vorstellungen richten sich auch die Gemüthsverhältnisse zu Gott. Es gibt zum Beispiel rothe Völkerschaften, welche so geringe Vorstellungen von der Gottheit haben, daß sie sich in vielen Stücken zwar nicht für mächtiger, aber doch für klüger als sie halten, und sie wegen ihrer Handlungen tadeln, schelten oder auslachen. — Diese Unwissenden sind eben so sehr zu beklagen, als manche Christen, die nicht minder unzufrieden sind und murren, wenn Gott nicht ihre Gebete und kurzsichtigen Wünsche erhört. — Es gibt wieder andere Menschen, deren Vorstellungen vom höchsten Wesen so niedrig sind, daß sie keinen Anstand nehmen, dasselbe um Beistand zu allen schändlichen Dingen, zu Mord und Raub, zu Betrug und Entehrung, um Beistand zu Erreichung der eitelsten Absichten oder einer unedeln Rachsucht anzuflehen. Ach, daß man es sagen muß, nicht bei heidnischen Völkern allein findet diese Entweihung der Majestät des Allerhöchsten statt? Auch unter Christen, auch unter erleuchtet geheißenen Völkern unsers Welttheils, hofft man Gott bald zum Gehilfen des Ehrgeizes oder der Bosheit, bald zum Werkzeuge der menschlichen Rache und Gelüste zu machen! — Gegenseitig flehen ihn, sogar auf Befehl der Obrigkeiten, Nationen an, zu ihrem gegenseitigen Verderben!

Ist dies das würdige, das richtige Verhältniß, in welchem der Mensch zu Gott stehen kann und muß? — Wie armselig sind eure Erfahrungen, wie bejammernswürdig ist die Dürftigkeit eurer Begriffe! Wenn die wilden Thiere in der Wüste eine Ahnung vom Dasein der Gottheit haben könnten: sie würden so sich Gott denken, sie würden so auch zu Gott beten, wie ihr, o verderbenswürdige Menschen! Stärke, Beute, Raub, Unterjochung, Sieg, das wären ihre Gebete!

Eben so verschieden werden die Vorstellungen der Sterblichen vom höchsten Wesen, je nach der Verschiedenheit des Temperaments jedes Einzelnen.

Der von Natur zu sanften, fröhlichen, mitleidigen Empfindungen gestimmte Mensch denkt sich Gott nur immerdar als den Allbarmherzigen, Liebreichen, Langmüthigen, der mit unerbittlicher Strenge weder strafen könne noch wolle. Hingegen ein finsteres, heftiges und zum Zorn gereiztes Gemüth betrachtet den Allerhöchsten nur als einen starken und eifrigen Gott, jederzeit zum furchtbaren Gericht bereit, drohend, zürnend, die Sünden der Väter strafend bis ins dritte und vierte Glied. — Der zur Schwermuth Geneigte erkennt in dem Schöpfer der Seelen ihren ernsten Erzieher, der sie durch Leiden aller Art prüfet, ehe er sie in seine Seligkeit eintreten lassen will; der sie ohne Hoffnung eigenen Verdienstes und eigener Würdigkeit läßt, und ihnen kein Heil, als durch das Blut des Lammes, widerfahren läßt, welches für die Sünden der Welt dahin geschlachtet wurde. — Der Stolze und Hoffärtige denkt sich Gott als den Erhabensten, als den König der Welten, zu welchem man sich nicht nahen könne, als durch

die Fürsprache Jesu oder der von den Sterblichen für heilig geachteten Personen; denkt sich ihn so sehr über Alles erhaben, daß er sich um die Schicksale einzelner Menschen, um ihre Hoffnungen, Leiden und Gebete nicht bekümmern möge.

So abweichend sind die Vorstellungen, welche die Sterblichen von der Gottheit haben. Daher dünkt sich Dieser in dem Verhältnisse eines unwissenden oder leichtsinnigen Kindes zum gern verzeihenden Vater zu stehen, wenn er zu Gott betet; Jener zittert vor dem Gerechten und Allgewaltigen, wie ein schüchterner Sklav. Der Eine ringt in ewiger Selbstverachtung und Trostlosigkeit nach dem Erbarmen Jesu und nach der Zurechnung seines Verdienstes, und bildet sich ein, auch alles Gute, was der Mensch leiste, sei vergeblich, Gott achte desselben nicht; — der Andere strebt mit ängstlichem Eifer, in allen seinen Handlungen der Gottheit gemäß zu leben, als müsse der Mensch sich alles selbst verdienen, und nichts von der Gnade des Allvaters erwarten; — ein Dritter ist gleichgültiger, weil er meint, es sei der unendlichen Majestät Gottes unangemessen, und daher nicht wahrscheinlich, daß sie auf die Schicksale jedes einzelnen Menschen und auf jede seiner einzelnen Handlungen, Empfindungen und Gesinnungen Acht habe, sondern wer zur Seligkeit erwählt worden, werde selig; Alles sei den Gesetzen einer ewigen Nothwendigkeit unterthan.

Aber welches endlich ist denn das wahrhaft richtige Verhältniß, in welchem ich zu meinem Schöpfer dastehe und dastehen soll? — — Dies lehrt mich kein Sterblicher, sondern mit hoher Gewißheit der Mund göttlicher Offenbarungen in der heiligen Schrift. Dies lehrt mich Jesus und jeder seiner geweihten Jünger.

Sie aber lehren mich, zu des Weltalls allerhöchstem Geiste und Schöpfer mit Vertrauen und Glauben eines kindlichen Gemüthes beten. Habet nur Glauben und Zuversicht zu Gott, rief Jesus. (Mark. 11, 22.) — Er hieß uns ihn anrufen als unsern liebevollen, himmlischen Vater. (Matth. 6, 8. 9.) Er verhieß uns von Gott, dem Vergelter aller Wesen, Vergebung der Sünden, wenn auch wir denen vergeben, wider die wir etwas haben. (Mark. 11, 25.) Er sagte: „Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und von allen deinen Kräften. Dies ist der Gottheit vornehmstes Gebot! Und das andere ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Es ist kein anderes größeres Gebot, denn diese." (Mark. 12, 30. 31.) Dies ist mehr, denn Brandopfer und alle Opfer, die wir in den Tempeln darbringen können. (Mark. 12, 33.) Und wer dies kann, dies glaubt, dies thut — nur der, und Jesus sagt es selbst, ist nicht fern von dem Reiche Gottes. (Mark. 12, 34.)

So lehrte Jesus der Messias! — Menschensatzungen und Irrthum, leere Spitzfindigkeiten oder eitles Schwärmerwesen ist demnach alles Andere, was da gelehrt und gepredigt wird, und von diesem göttlichen Worte, diesem Sinn des himmlischen Offenbarers, abweicht. Selbst wo viele Stellen der heiligen Schrift des alten Bundes den Worten Jesu zu widersprechen scheinen, gilt nur der Ausspruch des göttlichen Sohnes, nicht der Ausspruch jener frommen Männer und Propheten, die Jahrhunderte vor der Erscheinung Jesu lebten, und sich nicht des Lichtes erfreuen konnten, welches wir durch ihn erhielten. Spricht nicht der erhabene Welterleuchter selbst: „Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen, zu vollenden, und den Sinn und Willen Gottes in seiner ganzen Vollkommenheit darzustellen." Und er that es. Aber in welchem hohen Geiste! und wie viel vollkommener, als alle Propheten des alten Bundes! Dies lehrte er im Ev. Matth. 5, 20 — 48, Worte, die jeder Jünger, jede Jüngerin des Heilandes dem Herzen und dem Gedächtnisse einverleiben sollten.

In diesem Sinne lehrten die Apostel des Herrn, und vor Allen der Vertrauteste, der Liebling Jesu, sein Jünger Johanes. Gott ist die Liebe! sagt er (1 Joh. 4, 16 — 18.), und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm! Daran ist die Liebe völlig in uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts. Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibt die Furcht aus. Denn die Furcht hat Pein. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe. Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt.

Zwar ermahnte uns die heilige Schrift auch zur Uebung der Gottesfurcht. Aber dies ist nicht eine Furcht, die wir vor Gott haben sollen, oder ein Schrecken vor seiner Ungnade — nur der Sünder mag sie fühlen, nicht der wahre Christ, der mit und in Gott lebt und handelt! — sondern die Gottesfurcht ist die Heilighaltung aller Dinge, die mit unserer Religion in irgend einiger Verbindung stehen; Heilighaltung der Lehren, Meinungen, Gebräuche bei der Gottesverehrung. Gottesfurcht ist jene fromme, heilige Scheu vor Entweihung desjenigen, was Gott und seiner Verehrung geheiligt worden ist. Wer aber Gott wahrhaft liebt, kann nicht ohne Ehrfurcht vor ihm und dem, was der Gottheit geweiht ist, bleiben. Welches Kind liebt seinen Vater zärtlich, daß es nicht auch Achtung und Zuneigung für Alles das empfände, was dem Vater auf irgend eine Weise angehört, oder was durch die Liebe Anderer dem guten Vater zugeeignet worden ist, oder was von ihm herrührt?

Auf diese Weise kann die reinste Gottesfurcht mit der innigsten Liebe zu Gott verbunden sein, ohne daß in dieser Liebe Schrecken, Angst und Besorgniß vorhanden wäre. Die Gottesfurcht ist eine Frucht der lebendigen Gottesliebe.

Wenige Menschen stehen in diesem Verhältnisse der harmlosesten, kindlichsten, ergebungsvollsten Liebe zum Vater im Himmel. Umsonst ermunterte Jesus, umsonst jeder seiner heiligen Boten dazu. Furcht waltet noch immer bei den meisten ob. Die meisten beten zum Vater selten aus Liebe, selten aus einem Herzen, welches sich von der Bürde unendlichen Dankes gegen den Geber so vielen Wohls erleichtern will: sondern entweder wenn sie die Nähe des Richters fürchten, wenn sie vor den Schrecken der Vergeltung zittern, oder erst, wenn sie in Noth und Gefahr unterzugehen besorgt sind, und keine andere Hilfe noch Zuflucht kennen, als den Allmächtigen.

Wie aber stelle ich mein Verhältniß zu Gott wieder her, ganz in dem Sinne, wie es nach Jesu Aeusserungen beschaffen sein muß? Wodurch kann ich die wahre, reine, kindliche, vertrauensvolle Liebe zu Gott gewinnen?

Man muß Gott kennen, um ihn zu lieben. Oder wie kannst du auch nur einen Menschen lieben, von dem du fast gar nichts weißt? Deine Ehrfurcht, deine Liebe, deine inbrünstige Anbetung des allein Anbetungswürdigen wird in dem Grade höher steigen, als du ihn in

seiner ganzen Größe, Heiligkeit und Gnade besser kennen lernst.

Du lernst ihn aber nicht kennen durch das bloße Auswendiglernen biblischer Sprüche und solcher Gebete, die im Allgemeinen von den göttlichen Eigenschaften reden: sondern gehe selbst hin, und suche ihn auf in seinen Schöpfungen voller Wahrheit; in seinen Führungen der Welt und der Völker und ihrer Schicksale, in seiner Vorsorge und Huld, die er unzähligemal, ja die er täglich bei den Ereignissen deines eigenen Lebens zeigt.

Und wäre dein Gemüth, von den Lasten des Tages erdrückt, nicht immer aufgeweckt oder fähig, sich ganz dem erhabenen Geschäfte zu weihen: so suche Ermunterung und Belehrung in den Schriften weiser und erfahrner Männer über die Werke Gottes in der Natur. Erst durch ihren Unterricht werden die Augen deines Geistes heller sehen. Oder besuche mit Andacht, mit dem Zweck, dich belehren und erbauen zu lassen, die Tempel des Herrn, wo du sonntäglich die Auslegung und Anwendung göttlicher Wahrheiten zu vernehmen Gelegenheit findest. Versäume nie einen Anlaß, der deinen Verstand erleuchtet, und dich der Erkenntniß Gottes näher führen kann. Je heller du den Allvater erblickst, je erhabener und majestätischer wird er dir erscheinen, je unerforschlicher in seiner Weisheit, je heiliger in seinen Führungen, je unendlicher in seiner Barmherzigkeit und Gnade! Mensch, der du noch nie mit Inbrunst zu Gott beten konntest, als in der Fülle deiner Leiden und Gefahren, du wirst endlich beten lernen aus Liebe und unter sanften Freudenthränen. Und je herrlicher sich deine Liebe entfaltet, je tiefer wirst du Gott erkennen.

Ja, man muß Gott lieben, um ihn zu kennen, so weit der schwache, staubgeborne Mensch hienieden fähig ist, das unendlichste und erhabenste der Wesen kennen zu lernen dessen Größe und Vollkommenheit das Fassungsvermögen unserer Geisteskräfte weit übersteigt. Auch der Mensch lernt den Menschen erst recht kennen, wenn er ihn liebt und nie ganz den, welcher ihm gleichgültig ist. Denn wo wir lieben, da sind wir auf Alles, was der Geliebte thut und spricht, aufmerksamer; wir bemühen uns viel eifriger, uns seine Denkart klar zu machen, und aus allen Kleinigkeiten, die wir sonst kaum an Andern bemerkenswerth finden, auf seinen Sinn, auf seine Wünsche zu schliessen. So ist es auch mit der Seele zu ihrem väterlichen Schöpfer!

Dies rechte Verhältniß der Menschen zu Gott, das heißt, die Liebe der Seele zu ihm, kann sich freilich nicht auf die gleiche Art äussern, wie sich die Liebe und Freundschaft des Menschen zum Menschen an den Tag legt. Wenn aber aus Mißverständniß es dennoch geschieht, aus Irrthum versucht wird: so entsteht daraus entweder eine fruchtlose Spielerei mit irdischen Gefühlen, oder ein äusserliches todtes Uebungswerk.

Die wahre Liebe der Seelen zu Gott äussert sich nicht in schwärmerischen Empfindeleien, in neu erfundenen süßen und schmeichelnden Namen, die man Gott gibt, in einem unaufhörlichen Schmachten nach ihm, und in beständigem Hinbrüten des Geistes über die Herrlichkeit des Allerheiligsten. Ein solcher Seelenzustand ist keinem Menschen natürlich, und daher unmöglich auch von langer Dauer. Personen aber, welche aus unbegreiflichem Mißverstand darein die wahre Liebe zu Gott setzten, verfielen nachher immer in eine sich selbst quälende Traurigkeit, weil sie sich mit Vorwürfen peinigten, daß sie nicht immer und immer Gottes gedächten, sondern auch den Dingen der Welt ihre Aufmerksamkeit schenken müßten. Sie peinigten sich also ohne Noth, weil sie das Unmögliche möglich zu machen glaubten; und verfielen zuletzt aus Mißmuth entweder in Stumpfheit und Leichtsinn, oder in eine sich selbst tödtende, unfruchtbare Schwärmerei.

Auch offenbart sich die wahre Gottesliebe und Gottesfurcht nicht durch eifriges, fleißiges Beten; durch ängstliches Beobachten gewisser Gebräuche; durch ein äusserliches ehrbares Ansehen; durch ein beständiges, in Andächtelei ausartendes Frömmigkeitswesen, welches den frohen Genuß irdischer Lebensfreuden verschmäht; durch ein kopfhängerisches, oft an Heuchelei grenzendes Verachten der Welt. Denn wahrlich, das ist nicht die Liebe, welche Gott von uns erwartet, daß wir immerdar: Herr! Herr! rufen, oder das: Abba, lieber Vater! hören lassen sollen. Dies ist nicht die Liebe, welche der Schöpfer von seinen Kindern fordert, daß wir die Annehmlichkeiten des Erdenlebens verschmähen, die er uns mit gütiger Hand so reichlich spendet, sondern daß wir den Willen thun unsers Vaters im Himmel.

Und der Wille des ewigen Vaters ist, daß wir Vertrauen zu ihm haben, Vertrauen zu seiner Vorsehung, zu seiner Gnade und väterlichen Huld; Vertrauen, daß auch das bitterste unserer Schicksale von ihm und zum Besten unserer Seele komme!

Nicht mit irdischen Gefühlen, wie einen Menschen, können wir den Ueberirdischen in seiner Größe lieben: sondern nur durch unsere Ehrfurcht, unser gläubiges Ergeben in seinen Willen.

Am unzweideutigsten offenbart sich aber die Liebe der Seelen zu Gott dadurch, daß wir ihm in seiner Liebe zu uns vollkommen gleich zu werden suchen, das heißt, daß wir jeden Menschen auf das freundschaftlichste gleich einem unserer Brüder halten, und zur Zufriedenheit, zum Wohlsein, zur Ruhe unserer Miterschaffenen nach allen Kräften so viel beitragen, als wir nur irgend vermögen.

Denn so Jemand spricht: ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner! Denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet? Und dieß Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß er auch seinen Bruder liebe. (1 Joh. 4, 20. 21.)

Hier ist uns also das Geheimniß aufgeschlossen, worin die wahre Liebe des Menschen zu Gott bestehen, und auf welche Art sie sich kund thun müsse. Dies ist das Verhältniß, in welchem meine Seele hienieden zu ihrem heiligen Schöpfer stehen solle! O, wie oft habe ich dies Wohlwollen verkannt, wie oft habe ich es vergessen! Wehe mir, nicht immer war die Liebe Gottes in mir; daher empfand ich die Furcht und das Schrecken vor Gott. Aber so lange ich in der Furcht war, lebte ich nicht in Gott.

Wie oft habe ich mich selbst getäuscht, wenn ich glaubte ein Kind Gottes zu sein, und doch ein Herz voll Neides hatte gegen die, welche man für besser als mich hielt; wenn ich mit stolzer Unversöhnlichkeit Menschen zurückstieß, die mich gekränkt haben mochten, während sie doch vielleicht vollkommen recht handelten, und mein Betragen selbst Schuld ihrer Benehmungsart war! Wie oft hat dies Herz zu Gott beten wollen, und vergessen, daß es voll unheiligen Hasses gegen andere gottgeschaffene Wesen sei! Das Kind, welches dem edeln Vater nicht ähnlich zu werden sich sehnt, liebt das wohl seinen Vater aufrichtig?

Vergib, o vergib, Vater im Himmel! Ich will mit neuer wahrer Liebe mich wieder zu Dir wenden; ich will das schöne Verhältniß meiner Seele zu Dir wieder herstellen, welches Jesus Christus gegründet hat. Ja, ich will Dich lieben, himmlischer Vater, nicht mit Worten, sondern in der That. Nicht in Worten, sondern in Werken hat sich ja Deine Liebe zu mir und zu uns Allen am herrlichsten kund gethan.

O meine Mitmenschen, meine Blutsverwandte, Mitbürger, Freunde, Bekannte, Alle, die ihr mir auf Erden in meinem Pilgerlaufe begegnet, ich will Gott, meinen Vater, in euch, seinen Kindern, ich will den Schöpfer in den Geschöpfen lieben! Ich höre auf, euch zu hassen. Ein stiller Friede umfängt mein Herz. Und möget ihr mich verkennen, mich hassen — ach, vielleicht verdiente ich dies wohl als strafende Folge meiner Fehler und Untugenden! — Möget ihr mich sogar verfolgen, es sei! Aber ich will auf Erden keinen Feind haben, keinen von euch hassen. Mich beschirmen werde ich gegen euern Zorn, denn Gott gebeut's! Aber indem ich mich beschirme, will ich um eure verlorne Freundschaft und Achtung werben. Ihr werdet sie mir nicht versagen, wenn ihr erkennet, welches Herz voll Liebe ich Jedem entgegentrage, und wie gern ich, was meine beschränkten Mittel irgend erlauben, Jedem durch thätigen Rath und Beistand nützlich werde.

O mein Gott, mein Vater, erhalte mich in Deiner Liebe! Laß mich nie darin wanken! Laß mich Dir gehören heute und ewig! Amen.

64.

Unglaube.

Jak. 1, 8.

Lernt immer heller, was beglückt,
Was Menschen adelt, hebt und schmückt,
Was jedes Volk und jeden Staat,
Erhoben und erniedrigt hat.

Lernt, was uns schändet, uns entehrt,
Durchschaut der Tugend ganzen Werth,
Und was für jede künft'ge Zeit
Uns Freude gibt, die nie gereut.

Macht für die Laster keinen Bund
Mit Wahn und Irrthum! — Euern Mund
Entweihe kein vermess'ner Spott
Der Wahrheit, denn sie stammt von Gott.

Ueberall im Menschenleben, wie in der Natur, ist nur die Mittelstraße die Straße des Heils; überall berühren sich die Aeussenenden, wie in einem Ringe. Die strengste Kälte, wie die äusserste Hitze, tödten das Leben der Pflanzen, Thiere und Menschen. Der größte Reichthum, wie die größte Armuth, vernichten das Glück der Sterblichen, und machen ihm das Leben gleichgültig, weil es ohne Wünsche und Hoffnungen des Bessern ist. Auf den höchsten Gipfeln der Gebirge, wie in den Tiefen unterirdischer Höhlen, ist es gleich unmöglich zu leben, weil die Luft ungesund ist. Der größte Verschwender, wie der größte Geizhals, sind gleich arm; Beide wissen nicht zu geniessen. Allzustrenge Enthaltsamkeit, wie übermäßige Schwelgerei, entnerven den Menschen gleich sehr. Ein rohes, unwissendes Volk ist durch seine Wildheit und Barbarei eben so gräßlich, als ein überbildetes, allzuverfeinertes, üppiges Volk durch seine Selbstsucht und Verachtung alles Rechts und aller Tugend. Beiden fehlt Religiosität gleich sehr.

Wahr ist's, die Wirkungen des rohen Aberglaubens sind schrecklich, aber die Wirkungen des entgegengesetzten Unglaubens sind gleich fürchterlich. Der Aberglaube verwirrt den menschlichen Verstand; er zerstört Lebensruhe und Gesundheit; er läßt den Menschen wandeln gleich einem Wahnwitzigen. Er bringt Mißklang in die Gesetze der Natur und Vernunft, er stellt den finstern Unsinn an den Platz wohlthätiger Wahrheit und Güte Gottes, und gibt eingebildeten bösen Geistern eine Macht, welche die Macht des ewigen Vaters verletzt. Er vernichtet das Gefühl der Menschlichkeit in des Menschen Brust, und begeistert ihn zu den grausamsten Thaten. Er verwandelt die Religion in eine mörderische Glaubenswuth, welche mit Dolch und Fackel das Glück der Brüder verheert.

Aber sind die Wirkungen des Unglaubens minder schädlich? Wer kennt nicht das geheime Elend der Zweifler, die Laster leichtsinniger Religionsspötter, die Gefährlichkeit jener Menschen, die ohne Treue und Glauben sind, weil sie nichts lieben, nichts glauben können, als ihren eigenen Nutzen; keinen Gott, keine Ewigkeit kennen, sondern nur den Genuß des Augenblicks, den wir Leben heißen; keine Tugend kennen, sondern nur Schlauheit, kein Laster, sondern nur Ungeschicklichkeit; jener Menschen, welche alle Religionen für Erfindung listiger Gewalthaber halten, um damit Völker in Ordnung einzubannen, oder für Träumereien gutmüthiger Schwärmer, welche ihre Einbildungen Andern einzureden wußten.

Der Aberglaube hat von seiner Tirannei viel eingebüßt, indem aufgeklärte Männer, fromme Fürsten, denen das Wohl ihrer Unterthanen heilig war, entweder das Reich des Irrthums durch ihre Lehre zerstörten, oder durch ihre Macht enger begrenzten. Es flammen keine Scheiterhaufen mehr für die vermeinten Zauberer; betrügerische Wahrsager können ihr Wesen nur noch in geheimer Stille treiben; man wetzt kein Schwerdt mehr zur Ehre Gottes, um das Blut der Brüder zu vergiessen, welche Gott auf andere Weise verehren; man vernimmt von keinen Gespenster-Erscheinungen mehr, und Personen, welche vom Teufel besessen zu sein glauben, werden nicht mehr durch Segnungen und Gebete abergläubiger Priester, sondern durch die Hilfe der Leibesärzte geheilt. Nur im niedrigen Volkshaufen, wo aus Mangel des Vermögens ein besserer Jugendunterricht fehlt, übt der Aberglaube noch hin und wieder seinen verderblichen Machteinfluß.

Dagegen hebt der Unglaube ein frohlächelndes Haupt desto herrischer empor. Ihm huldigen die Menschen der bildungsreichern Stände um so lieber, da er den Schmuck und Glanz der Aufklärung annimmt, und gewissermassen Ansehen gibt, weil Jeder gern den Ruf eines helldenkenden Geistes haben möchte. Ihn unterstützt ein Schimmer von Kenntnissen und Anspruch auf Witz. Ihn begünstigt die gern nachäffende Modesucht, indem Jeder an Aufklärung, Einsicht und Erhabenheit über Pöbelvorurtheile dem Andern gleichstehen oder ihn übertreffen will; die Eitelkeit, zu glänzen, sich auffallend oder achtbar zu machen, ist mächtiger als das Gefühl des Rechten und Guten, und wirft endlich, um das Aeusserste zu

thun, selbst die Wahrheit in den Rang der Vorurtheile hinab, und erhebt das blinde Nichtswissen und Nichtsglauben zur Höhe der alleinigen Weisheit.

Sehr viel zur Erzeugung des Unglaubens, das heißt zur Verachtung religiösen Führwahrhaltens übersinnlicher Gegenstände, eines Glaubens an Gottheit, Ewigkeit, Bestimmung des Geistes und menschliche Tugend, trug der steigende Sinn für Wohlleben und Ueppigkeit bei. Der Mensch, geneigt, sich ungebunden seinen Launen und Begierden zu überlassen, fand es unbequem, durch ernstere Gedanken in seinen Ausschweifungen gehemmt zu werden. Wenn er seinen Gott nicht hinwegläugnen konnte, war es ihm doch behaglich, wenig an ihn zu denken, oder sich einzubilden, der Beherrscher des Weltalls kümmere sich nicht um das Treiben der einzelnen seiner Geschöpfe. Wenn er auch Unsterblichkeit der Seele allenfalls für möglich hielt, war es ihm doch gemächlich, über ihre Bestimmung in der Ewigkeit sich damit zu beruhigen: wir wissen nichts davon; es kam noch keiner der Todten zurück mit der Offenbarung dessen, was uns dort erwartet; vielleicht scheiden wir auch dahin für immer, wie Pflanze und Thier; in keinem Falle müsse man sich dadurch das hiesige, flüchtige Leben verbittern lassen; man sehe überall wohl, daß die Natur das Geschlecht nicht aussterben läßt, hingegen täglich, daß das Einzelne unwiderkehrlich vergeht. Wenn er auch nicht wegläugnete, daß Jesus Christus ein großer Weiser gewesen sein mag, war es ihm doch bequem, sich einzubilden, er sei kein Sohn Gottes, kein Gesandter vom ewigen Herrn des Geisterreichs an das Menschengeschlecht gewesen, um es dem Lichte und letzten Ziele aller Geister näher zu führen; seine Tugendlehre sei zu streng und überspannt für Menschen von Fleisch und Bein. Wenn er auch nicht am Werth der Tugend selbst zweifelte, ihr seine innere Hochachtung nicht verweigern konnte, war es ihm doch sehr gemüthlich, zu glauben, die wenigsten Menschen hätten wahre Tugend, und die Hauptsache sei, man müsse mit Klugheit handeln, erst für seinen eigenen Nutzen bedacht sein, statt sich um einer bloßen schönen Vorstellung willen seinen irdischen Wohlstand zu verringern.

So war es bei vielen Menschen, denen Unglaube Weisheit schien; der Hang zur gemeinen Sinnlichkeit, der sie dahin leitete, und die Gaben des Geistes, Witz, Verstand, Vernunft, Erfahrung, Einbildungskraft, machten sie zu Dienern und Vertheidigern und Beschönigern niedriger Gelüste.

Viel half dazu die gegenwärtige Erziehungsart der Jugend, welcher man glaubt erst spät von Religions-Wahrheiten, und erst dann von ihnen reden zu müssen, wenn sie selbst darüber nachdenken und das Wahre prüfen könne; ungefähr der gleiche Irrthum, als wenn man behauptete, es sei besser, Kindern erst dann Liebe und Ehrfurcht gegen ihre Aeltern oder entfernte Wohlthäter einzuflößen, wenn der kindische Verstand sich entwickelt haben würde, um zu prüfen, worin die empfangenen Wohlthaten bestehen. Viel half dazu die nachtheilige Leichtigkeit in unsern Zeiten, daß Jeder, welcher Lust und Fähigkeit hat, seine wahren oder falschen Vorstellungen witzig und angenehm darzustellen, dieselben durch Druckschriften überall mittheilen kann. Was nun solche halbgebildeten Köpfe sich einbildeten und schrieben, wird wieder von Halbgebildeten gelesen, die beim Mangel aller gründlichen Vorkenntnisse unfähig sind, gründlich zu prüfen, und das Witzige leicht für Tiefsinn, das Wahrscheinliche für Gewißheit, das Schöne für gut halten. Die wahllose Vielleserei unserer Jugend bringt, statt Deutlichkeit, nur Verwirrung der Vorstellungen, und das Vermögen, von allerlei zu wissen, einen Dünkel und eine Selbstgenügsamkeit hervor, die den trockenen Ernst der strengern Untersuchung verschmäht, und das Eindringen in die Tiefe der Wahrheit für thörichten Schulzwang hält.

Halbe Bildung ist für den Geist so täuschend und gefährlich, als Dämmerung einer Mondscheinnacht dem Auge und Schritt eines Wanderers. Man sieht, aber sieht in eine Traumwelt hinein; die Gestalten haben andere Umrisse, andere Höhen; die Fernen scheinen nahe, die Nähen fern. Halbgebildete verachten das Mühsame der Wissenschaft, und glauben, ihr Verstand, ihre Vernunft sei ausreichend, das zu erforschen und zu begreifen, was bloß Sache des Denkens und nicht bloßes Gedächtnißwerk sein müsse. Sie haben keine Ahnung davon, wie weit das Gebiet der Einbildungskraft reicht, und daß sie oft nur in diesem umhertreiben, wo sie glauben auf festem Grund der Wahrheit umherzuschreiten. Daher wechseln sie oft ihre Vorstellungen, und werden zuletzt an Allem irre. Ein Zweifler ist unbeständig in allen seinen Wegen. (Jak. 1, 8.)

Oft entsteht aber der Hang zum religiösen Zweifeln, welcher endlich vollen Unglauben veranlassen kann, aus ganz entgegengesetzten Ursachen; oft, statt aus einer leichtsinnigen Erziehung, aus einer allzureligiösen. Man zwingt Kinder in die Kirche hinein, wo sie weder was vorgeht begreifen, noch Erbauung finden. So entsteht aus der Pein ihrer Langeweile Widerwillen gegen die Stunden der Andacht und öffentliche Gottesverehrung. Man lehrt sie Gebete, und läßt sie dieselben alltäglich herplaudern, ohne daß sie den Werth und vollen Sinn derselben verstehen. Dadurch wird ihnen die Sache zur Gewohnheit, das Gespräch mit dem höchsten Wesen zum unnützen Zeremoniel und Brauch, die Religion zum Formenwerk. Oder man sucht nur auf ihre Einbildungskraft zu wirken, ihre Empfindungen zu erschüttern, schwärmerische Gefühle in ihnen zu erwecken, und glaubt, man habe Großes gethan, wenn man durch rührende Beredsamkeit von den Leiden Jesu für uns, oder von den Thaten heiliger Menschen, Thränen in die Augen lockte. —

Aber wenn dann die Tage des Selbstdenkens mit den Tagen regerer Leidenschaften und Begierden folgen; wenn dann durch die sorglose Vielleserei hie und da eine ehemals gehörte Lehre vor ihnen unhaltbar oder nichtig gemacht wird: dann fassen sie, bei der Erkentniß eines einzigen Irrthums, Verdacht gegen alle übrigen Wahrheiten des ihnen mitgetheilten Glaubens. Dann ist den Zweifeln das Thor geöffnet, und der Strom ihrer eigenen Sinnlichkeit wirbelt sie mit hinweg. Denn das ist des Menschen Gewöhnliches, daß er lieber vom Aeussersten zum Aeussersten überspringt, als auf der Mittelstraße der Wahrheit fortschreitet, die zartbegrenzt zwischen Irrthümern auf beiden Seiten hinleitet. — Es ist eben so häufig, Personen, die in der Jugend zur empfindelnden Andächtelei angehalten wurden, Freigeister werden zu sehen, als ausschweifende Zweifler und Glaubenslose im Alter die eifrigsten Andächtler werden. Denn Gefühle

sind keine Grundsätze, und Erregungen der bloßen Einbildungskraft sind keine Ueberzeugungen.

Auch ist es eine nothwendige Folge der in unsern Tagen oberflächlichen, halben Geistesbildung, daß die Besitzer derselben, welche über Alles absprechen, Alles kennen wollen, die Natur und die ewigen Schranken ihrer Gemüthsvermögen selbst viel zu wenig kennen, weil das einer der schwierigsten Gegenstände des Forschens ist. Sie würden es zwar thöricht finden, mit den Augen das Geheimniß der Naturkräfte ausspähen zu wollen, wodurch Pflanzen und Thiere mit den wunderbarsten Trieben begabt sind; aber es scheint ihnen nichts Widernatürliches, vermittelst der Vernunft Wesen und Ursprung der Welt und der Gottheit, das Unendliche vermittelst des endlichen Maßstabes ermessen zu wollen. Eingebannt in das Sinnliche, wollen sie über eine übersinnliche Welt urtheilen, deren Dasein sie nicht läugnen können; oder sie maßen sich an, abzuläugnen das Ueberirdische, weil sie es nicht sehen, während sie leichtgläubig viele andere Dinge für wahr halten, die man ihnen auf Treu und Glauben hin berichtet hat. So treten sie, um das Uebersinnliche zu erforschen, über die Grenzen des Erkenntnißvermögens hinaus, und spielen dann mit Täuschungen der Phantasie, wo sie Wahrheiten entdeckt zu haben meinten. Sie werden es nicht gewahr, daß ausser die Grenzen der Vernunft hinaustreten, unvernünftig werden heißt, und daß, wenn man Alles läugnen sollte, was unbegreiflich ist, heißen würde, das Dasein seiner selbst, das Dasein des eigenen Geistes verläugnen, welches an sich eben so wenig begriffen werden kann, als das Dasein und die Hoheit Gottes, und das Geheimniß seines Wesens.

Ein durch solche Veranlassung entwickelter Unglaube ist für jeden Menschen ein widernatürlicher Zustand. Er ist eben so sehr eine wahre Geisteskrankheit, als der verächtlichste Aberglaube. Jener zu wenig und dieser zu viel, erzeugen gleiche Uebel. Ein Zweifler, so spricht das göttliche Wort, ist unbeständig auf allen seinen Wegen.

Er stört seine eigene Ruhe — ihm fehlt der feste Punkt, auf den er sich lehnen kann. Er wankt in bangen Ungewißheiten dahin, im Widerspruch mit sich selbst. Er sieht eine wundervolle Natur und fragt sich, wo ist ihr Schöpfer? Er vernimmt die Vorsehung und fragt: ist das nicht Zufall? Er erblickt seit Jahrtausenden die Uebereinstimmung aller Völker in Verehrung eines höchsten Wesens, und er allein steht zweifelnd da, und ungewiß, ob die ganze Welt oder er allein im Wahnsinn lebe. Es sagt ihm eine innere Stimme: du kannst nicht vernichtet werden, es ist in dir etwas Unvergängliches, — und doch zweifelt er an dem hohen Beruf seines Geistes zur Unsterblichkeit. Er kann der Tugend seine Ehrfurcht nicht entziehen, und doch wird ihm das Göttliche dunkel, das sie lehrte. Er will nichts als seine Vernunft gelten lassen, und vernichtet deren einfachste Grundgesetze des Erkennens; er will nichts Unbewiesenes glauben, und glaubt lieber das Unmögliche! — Er ist in diesen quälenden Widersprüchen nicht glücklich. Er verzagt an sich selbst, und verbirgt fremden Blicken eine Krankheit seiner Seele, deren er sich mit Recht schämt, weil sie ihn des öffentlichen Zutrauens unwürdig macht, und verflucht seine Bildung, seine Kenntnisse, weil er auf dem halben Wege zur Wahrheit stehen geblieben ist.

Viele dieser, die ohne Glauben, ohne Religion sind, und doch das ewige Bedürfniß darnach haben, versinken in traurige Verzweiflung. Für sie wird die Welt zum todten, bedeutungslosen Schattenspiel, zu einem kalten Gang herzloser Nothwendigkeiten oder Zufälle, dem sie sich fremd fühlten. Für sie ist kein wahres Glück mehr auf Erden; sie können sich wohl belustigen, ihre Sinne berauschen, sich für Augenblicke zerstreuen: aber ihres Daseins recht innig froh werden, das können sie nicht. Denn für sie ist kein allebendes Wesen, das sie Gott und Vater nennen dürfen, für sie ist kein Offenbarer des Göttlichen im Geisterreich, den sie ihren Freund, ihr heiliges Vorbild, ihren Erlöser nennen dürfen. Ihnen blüht im Schoose des häuslichen Lebens keine reine Freude, denn wer von ihren Herzen hinwegstirbt, der ist für immer von ihnen hinweggestorben. Aus den Fernen der Ewigkeit lächelt ihnen kein Strahl der Hoffnung und Liebe; der Sehnsucht ihres Gemüths widerspricht ihr thörichtes Vermuthen des Unmöglichen; die Weltordnung liegt vor ihnen zerrissen, der Einklang ihres Geistes mit den Wundern der Natur ist gestört, für keine ihrer Freuden gibt es Dauer, für keinen ihrer Schmerzen Trost.

Kann der Aberglaube mit seinen Hirngespinnsten und eingebildeten Schrecken den Sterblichen wohl jemals schrecklicher foltern, als der Unglaube mit seinen eingebildeten Vermuthungen und innern Widersprüchen? Nicht bloß Lebenslust und Familienglück vernichtet die Irreligiosität, sie zerstört das Wohl der ganzen bürgerlichen Gesellschaft. — Wer in sich selbst keinen Frieden findet, sucht den Zweck seines Lebens zuletzt im äußern Genuß, und meint sich schon glücklich, wenn er seinen Gram um das Verlorne zerstreuen kann. Wer keine Ewigkeit hat, lebt für den Traum des heutigen Tages. Wer von keiner Gottheit weiß, befreundet sich mit dem, was im Irdischen keinen Ersatz leisten mag. Wer an der höhern Bestimmung seines Geistes irre geworden: was sind Tugend, Aufopferung, Redlichkeit für den? — Die Religion ist ihm ein Mährchen, ihr Verehrer ein Heuchler oder Schwärmer; das Leben hat für ihn keinen Werth, als Befriedigung schnell absterbender Begierden; die Welt ist ihm kein Heiligthum mehr. Alles, was groß, was ehrwürdig heißt, ist ihm verschwunden, ist bloße Täuschung. Er lebt nicht für Gottheit, Ewigkeit und Menschheit, sondern nur für sich. Der eigene Vortheil ist sein Gott; und Kirche, Vaterland, Mitbürgerschaft, Ehre, Schande Tugend, Laster sind nur Mittel für seine Selbstsucht.

So steht er einsam, losgefallen von allem Geliebten und Heiligen; nur durch thierische Bedürfnisse, nur durch Furcht an die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens geflochten. Gebet ihm einen Königsthron: er wird mit der Wohlfahrt ganzer Nationen grausam tändeln, um seinen Leidenschaften ein Genüge zu thun. Stellt ihn zu Seinesgleichen: er wird mit Eiden tändeln, er wird Alles sein, um Alles zu verlangen, wonach ihm gelüstet; er wird Hinterlist und Falschheit für Lebensweisheit, er wird das Kluge und Schickliche für das Gerechte und Tugendliche halten — für ihn gibt es nichts Wahres, nichts Schönes, nichts Gutes, als was ihm Gewinn bringt. Er wird es lächerlich finden, für Vaterland und Menschheit eine Kleinigkeit wegzuopfern, die er nicht entbehren möchte; er würde eine ganze Welt für seine Einfälle aufopfern, wenn man ihm Macht dazu liesse.

Dahin führt religiöser Unglaube.

Man deutet noch heute auf das Unglück vergangener

Jahrhunderte, auf das Elend der Menschen, auf den Untergang der Nationen durch Unwissenheit, Aberglauben und Glaubenswuth. — Es wird eine Zeit kommen, da man vielleicht auch auf das Elend unserer Zeiten, auf die Wirkungen religiösen Unglaubens, auf die dadurch zum Abgott erhobene Selbstsucht der Bürger, auf die Entnervung der Völker und ihre Zerrüttung zurückdeutet. Denn es ist das ewige Gesetz der Natur und der Vernunft; nur Mittelstraße ist die Straße des Heils; das Gerechte ruht zwischen dem Zuviel und Zuwenig; aber aus den Erwartungen des menschlichen Gemüths kann nie Segen hervorgehen.

Gott, o mein Gott, an dem ich halte und glaube, den die Stimme meiner innersten Sehnsucht ruft, den mir die weite glänzende Natur in Millionen Wundern nennt, den mir die Geschichte aller Jahrtausende preiset, den mir Jesus Christus in seiner Liebe offenbarte: Gott meines Lebens, Gott meiner Ewigkeit! o verleihe mir allezeit Kraft, daß ich immerdar gleichweit von den finstern Abgründen des Aberglaubens und des Unglaubens entfernt bleibe, wo hinab so mancher Unglückliche schwindelt. Ich will mich halten an Deiner Hand, führe Du mich durch Deinen heiligen liebenden Geist auf rechter Bahn!

Nie will ich Dich, Du, den mein Herz ruft, vergessen, denn auch Du, Alliebender, bist meiner eingedenk; nie, daß Du mir durch Jesum Offenbarungen werden liessest, welche den Menschen mit sich selbst und Deiner Schöpfung in Eintracht brachten. O ich verstehe nun den großen Sinn des Wortes: durch Christum sind wir mit Gott versöhnt! — Denn Aberglaube wie Unglaube entzweien den Menschen mit der Natur und Dir; Aberglaube und Unglaube, Quellen gleicher Laster, vernichten im Menschen das Ebenbild des Höchsten, des Menschen einzige, bleibende Würde — ja sie entfernen uns von Dir.

Aber der Welterlöser kam und vernichtete der Völker Aberglauben, der Götzen Altäre, der Träumer Wahn, vernichtete die Zweifel verirrter Vernunft, welche sich ihrer Kräfte übermessen wollte, und stellte Harmonie im Geisterthume wieder her. Da führte er uns zu Dir, o Vater, zurück: da versöhnte er die abgefallene Menschheit mit sich selbst und mit Dir!

Und wie er, auch ich! — In meinem kleinen Wirkungskreise will ich Alle, auf welche ich einigen Einfluß habe, gleich sehr vor der Gewalt des Aberglaubens, wie vor den Schrecken des Unglaubens warnen. Ich will, so weit ich vermag, ein Priester Deiner ewigen Wahrheit sein, Erleuchtung des Verstandes, Aufklärung der blinden, unwissenden Brüder befördern, daß sie Dich würdig erkennen; aber sie zu bewahren suchen vor den Irrlichtern falscher Weisheit, daß sie sich nie im Labyrinth trostloser Zweifel und Widersprüche verlieren mögen. Ich will mir, ich will den lieben Meinigen die Hoheit und Wahrheit Deiner Religion darstellen, wie sie hervorleuchtet aus den Worten Jesu Christi meines Führers; hervorleuchtet aus den Ahnungen der Weisen des Alterthums, die selbst Jesum noch nicht kannten; hervorleuchtet aus den Wundern der Natur und der Weltschicksale, hervorleuchtet aus den von Dir allen Sterblichen ertheilten Gesetzen der Vernunft, die Dich predigen; hervorleuchtet aus der Majestät christlicher Tugenden, die erhaben über irdischen Vortheil hinüber deuten in das ewige, herrlichere Sein, das Du denen bereitet hast von Anbeginn, die Dich lieben und Deine beseligenden, vervollkommnenden Gebote halten. Amen.

65.

Christenglaube.

Joh. 12, 44 — 46.

Stärke — denn oft will er wanken —
Meinen Glauben, Gott, an Dich;
O wie wird mein Herz Dir danken,
Wie frohlocken! Höre mich!
Laß mich nicht an Dir verzagen,
Und an Dich mit Bitten wagen;
Sink mein Glaube, Quell des Lichts,
Leuchte mir, sonst forde' ich nichts.

Wollen Zweifel sich erheben,
Blender mich des Irrthums Schein,
O so will ich mich bestreben,
Deiner Lehre treu zu sein.
Zeige Du dein Licht mir wieder;
Strome Glauben auf mich nieder;
Es entwöhne sich mir ganz
Deiner Wahrheit reiner Glanz.

Nur auf Dein Wort, nicht auf Lehren
Schwacher Menschen laß mich seh'n;
Deine Stimme laß mich hören,
Deine Güte recht versteh'n.
Mehr als Zeugniß aller Welten
Laß mir, Gott, Dein Zeugniß gelten;
Richte meinen ganzen Sinn
Nur auf Deine Wahrheit hin.

Käme ich als ein Fremdling von einer entfernten, einsamen Insel des Meeres, wohin nie der Name, nie das Wort Jesu Christi gedrungen; und träte ich plötzlich unter die Völker, wie sie auf verschiedene Weise ihre Gottheit verehren, und auf mancherlei Weise ihren Glauben bekennen; und regte sich in mir die lebendige Sehnsucht, den wahren Glauben zu umfassen, jene Sehnsucht, welche ich als Kind oft beim Anblick des gestirnten Himmels, oder der majestätischen Wetterwolken, die leuchtend über die schauernde Erde zogen, aller Wunder der Natur, und bei den verschiedenen Tempeln, Religionen und Gebräuchen der Völker empfand: welchen Glauben würde ich den allein wahren nennen? Würde ich knien mit den Heiden vor ihren Bildern, oder mit den Christen in ihren Tempeln? Würde ich mit den Juden den starken und eifrigen Jehova ehren und das Gesetz Mosis mit allen Satzungen äusserlicher Zucht, oder mit den Anhängern Mahomeds hassen alle Völker, oder mit dem Schwert verfolgen, wer nicht der Lehre ihres Propheten huldigt?

Woran sollte ich die Wahrheit und Göttlichkeit des rechten Glaubens erkennen? Denn es rühmen sich die Christen einer heiligen Offenbarung; aber auch die Juden, daß Gott selbst ihnen durch Mosis Hand auf Sinai's Gipfeln das Gesetz gegeben; aber auch Mahomed in den Wüsten Arabiens verkündete seine Lehre, als habe er sie durch Gottes Eingebungen erhalten; und das Heidenthum behaupter, die Götter seien zu den Sterblichen niedergestiegen, sie von dem Himmlischen zu unterrichten.

Woran erkenne ich die Richtigkeit dieser Aussagen, da Jeder allein nur die Wahrheit zu besitzen meint, da Keiner der seinigen abtrünnig werden will; da Heiden

und Türken ihren Glauben mit dem Schwerte vertheidigen, die Juden lieber alles Elend unter den Völkern dulden, als von Mosis Gesetze lassen, und Tausende von Christen unter allen Martern für die Heiligkeit ihrer Ueberzeugung starben?

Ich würde sprechen: derjenige Glaube sei göttlich, welcher den Menschen selbst göttlicher machen, ihn über Erdenstaub, Schicksal und Grabesschrecken emporheben könne, daß sein freier, unabhängiger Geist beweise, er wäre einer höhern Natur, als der Geist des Thieres, welches nur sinnlich, für sinnliche Bedürfnisse athmet, handelt, kämpft. Denn ein Glaube, der von Gott stammen soll, muß uns vergöttlichen können; er muß von dem Niedrigen hinauf zum Höhern ziehen, weil die Gottheit höher ist, als der Mensch.

Und damit würden vor meinen Blicken die Religionen des Heidenthums, als nichtige Selbsttäuschungen, zusammenstürzen. Wie möchte ich anbeten die Gottheit, welche ich selbst aus Holz und Stein erschuf? wie anbeten die Sonne oder jenes andere Gestirn, welches, sich in einförmigen Bahnen bewegend, kaum die Freiheit hat, wie ich; nur auf das Gedeihen und Leben irdischer Dinge wirkt, aber auch dies nicht einmal ohne Beihilfe anderer Dinge? Wie sollte ich anbeten Thiere, die mir zwar nützlich sein mögen, aber vor meinem Drohen zittern, und durch die Kraft meines Verstandes gelähmt werden? — Oder ist der Mensch erhabener als sein Gott?

Göttlicher soll mich der wahre Glaube machen. Denke ich mir unter Gott das allervollkommenste, das allermächtigste, das allernothwendigste, das allerweiseste Wesen, so erwarte ich, daß auch ich durch den von der Gottheit geoffenbarten Glauben mächtiger werde, nicht durch körperliche Kräfte, denn darin können mich Thiere übertreffen, sondern durch den Geist; mächtiger selbst, als alle Gewalt des Staubes, als Hunger, Durst, als jede äussere Gewalt, als jede innere Leidenschaft — erst an dieser Hoheit meiner Seele erkenne ich ihre göttliche Kraft! Ich erwarte, daß ich durch meinen Glauben weiser werde, das heißt, daß ich durch ihn lerne, Menschen zu beglücken, wie die Gottheit alle Wesen beglückt. Ich erwarte, daß ich durch meinen Glauben der Unendlichkeit, des ewigen Daseins fähig und würdig werde. Denn mag irdische Vollkommenheit vergehen, geistige Vollkommenheit muß ewig sein, weil die Gottheit selbst ewig ist.

Ich würde sprechen: derjenige Glaube sei göttlich, der mit allen Forderungen der Vernunft und des Verstandes übereinstimmt, ja selbst die ihnen dunkeln Räthsel genügend auflöset. Denn wie könnte ich einen Glauben für göttlich halten, der zugleich unvernünftig wäre? oder das eine von Gott geoffenbarte Wahrheit heißen, worin ich einen Unsinn erblickte, welcher mir in menschlichen Dingen zuwider ist?

Zwar alle Menschen haben Vernunft, zwar alle haben die gleichen angebornen Gaben zum Denken; daher ist eine Menge von Wahrheiten zu allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen, bei allen Menschen und unter allen Umständen wahr; daher gibt es gewisse Dinge, über deren Richtigkeit nie unter den Sterblichen Streit entstehen kann. Aber nicht Jeder hat die Kräfte seines Geistes gleich sehr geübt. Demnach, wenn irgend ein Glaube göttlichen Ursprungs sein soll, muß er sowohl mit der Vernunft des einsichtsvollsten und scharfsinnigsten Mannes, wie mit derjenigen des unwissenden und im Denken wenig geübten Mannes übereinstimmen. Wäre dies nicht, so würde die von Gott für das Menschengeschlecht gegebene Religion nicht für alle Menschen tauglich, nicht für alle wahr sein können! — Ich würde erwarten, daß dieser vom Himmel stammende Glaube dem Gelehrtesten wie dem Ungelehrten, dem Greise wie dem Kinde, gleich verständlich, gleich wohlthätig sei, und auf alle Gemüther gleich segensvoll wirken müsse.

Ja, da die Vernunft des Menschen in endliche Schranken eingebannt ist, und sie das Ueberirdische nicht erkennen kann, muß ein göttlicher Glaube die Forderungen der Vernunft so erfüllen, wie sie dieselben nicht selbst erfüllen kann; er muß die Räthsel lösen, die kein Verstand zu lösen fähig ist. Er muß mir erklären, warum mein Geist mit einem so großen Reichthum seltener Eigenschaften ausgestattet ist, von welchen er im Leben theils gar keinen genugsamen Gebrauch machen, noch die wenigsten gehörig zur Vollkommenheit entwickeln kann; er muß mir erklären meinen natürlichen Trieb nach Glückseligkeit durch Tugend, da ich auch das Laster oft im glänzenden Wohlsein erblicke, während die reinste Unschuld elend ist; er muß mir erklären, warum Alles in mir nach Vollkommenheit aufstrebt, während doch eine Todesstunde schlägt, die mein Streben unterbricht. Warum hätte mir das allerweiseste Wesen unnütz eine Sehnsucht angeschaffen, die nie befriedigt werden, eine Reihe von Kräften verliehen, die nie zur Vollendung gedeihen sollte? Warum gab sie mir den Durst nach Seligkeit durch Tugend und Weisheit, und ließ ihn ungestillt?

Ich würde ferner sprechen: derjenige Glaube sei göttlich, welcher mit den ewigen Ordnungen der Schöpfung am vollkommensten übereinstimmt. Denn was das allervollkommenste Wesen gibt, muß in sich selbst die vollkommenste Harmonie sein. Natur und Offenbarung, sind sie beide von Gott, können beide nicht wider einander streiten und sich gegenseitig vernichten, sondern Eins muß das Andere bekräftigen, Eins das andere unterstützen, und im ungestörten Gange erhalten. Lehrte mich dieser Unglaube meinen Körper zerstreuen, die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts vernichten, oder den Thieren gleich werden, und meine Menschenwürde verläugnen: so wäre er im Widerspruch mit den göttlichen Schöpfungen; er könnte nicht von Gott stammen.

Ich würde endlich sprechen: derjenige Glaube sei göttlich, dessen Lehren unfehlbar die höchste Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts hervorbringen müßten, wenn sie von allen Menschen geübt würden. Denn in der Gottheit erkenne ich den gütigen Schöpfer, der nur darum andere Wesen erschuf, daß sie der größten Seligkeit theilhaftig werden möchten. Zu ewigem Jammer und Unglück würde selbst der Mensch, hätte er Schöpferkraft, kein Wesen hervorbringen mögen: wie sollte es Gott, der Allervollkommenste, können? Ich nenne die Religion nicht göttlich, welche Menschen gegen Menschen zur Feindschaft entflammte; ich nenne die Religion nicht göttlich und wahr, welche es unmöglich macht, in bürgerlicher Eintracht so beisammen zu wohnen, daß allgemeine Zufriedenheit, allgemeiner Wohlstand, allge-

meine Sicherheit entstehe; ich nenne die Religion nicht göttlich, welche nicht jedem Menschen vor Gott gleiches Ansehen, gleiches Recht gibt, sondern einige seine Lieblinge, andere seine Stiefkinder nennt, einigen Ansprüche auf die Liebe, andern nur das Loos des göttlichen Zorns gibt; ich nenne die Lehren nicht göttlich, von denen ich selbst nicht wollen kann, daß sie jeder Mensch ausübre, weil, wenn dies wäre, daraus nur allgemeines Elend entstehen müßte.

Dies würden die Zeichen sein, woran ich die wahre, vom Himmel stammende, nicht von Menschen erdichtete Religion erkennen möchte. Ihr letzter Zweck wäre höchste Beseligung aller Geister, Vergöttlichung alles Irdischen, Verschmelzung des Himmels mit der Erde, der Zeit mit der Ewigkeit, des Daseins im Leben mit dem Unendlichen, Auflösung des Alls mit der Fülle der Gottheit.

Und käme ich, als ein Fremdling, von einer entfernten, einsamen Insel des Meeres, wohin nie der Name, nie das Wort Jesu Christi gedrungen; und ich hörte die Lehre Jesu, und seine Offenbarungen über das Menschliche und Göttliche, über das Irdische und Ewige — wahrlich, und hätte vor mir noch kein Sterblicher gesprochen: Er kam von Gott! so würde ich's zuerst ausrufen: Dieser ist von Gott gekommen, und seine Stimme ist Gottes Stimme, und seine Wahrheiten sind ewig, wie die Gottheit, und voller Einklang mit allen Schöpfungen Gottes! Und hätte noch Niemand gerufen: Glaubet an ihn, denn seine Lehre gibt ewiges Leben! so würde ich zuerst rufen: Wer an ihn glaubet, der glaubet nicht an ihn, sondern an den, der ihn gesandt hat! (Joh. 12, 44.)

Nur seine Lehre ist wahrhaft göttlich; und wäre sie einst nie durch Wunder bestätigt, und wäre sie nicht mit seinem Blute besiegelt — sie ist in sich selbst ein Wunder, eine aufgehende Sonne in der Finsterniß jedes Gemüths; sie ist der Verband jedes Menschen mit Gott, die Himmelsleiter der Geisterwelt. Menschen konnten sie nicht erfinden; wer sie erfand, mußte die dunkeln Ordnungen der weiten Schöpfung und ihre Gesetze lichtvoll durchschauen, und die Macht und den Beruf des menschlichen Geistes, wie die Bedingungen des Friedens, in jedem einzelnen Menschenherzen kennen; er mußte den Gedanken des weisesten Sterblichen und die schwache Vorstellungskraft des unmündigen Kindes kennen, um beiden genugthuend und einleuchtend zu werden. Und wer konnte dies, ehe Jesus erschien? — Es ist ja nicht verborgen, was die Weisesten und Gelehrtesten der Vorwelt gethan — noch leben ihre Meinungen und Lehren in vorhandenen Schriften: aber wessen Weisheit steht der Weisheit Jesu nahe? Wer umfaßt im einfachsten Zusammenhang, wie er, die größten Angelegenheiten der Menschheit aller Weltalter? Wer gab, wie er, zu allen Räthseln des Lebens in wenigen Worten den Schlüssel? in Worten, worin der Weiseste die tiefste Weisheit, und der dunkele Verstand des Unmündigen das hellste Licht erkennt; in den Worten: Gott ist unser Vater; Liebe ist die Hauptsumme aller Gebote; vollkommen werden, wie unser Vater vollkommen ist, heißt der Geister höchstes Ziel; Dasein und Ewigkeit sind eins und unzertrennbar!

Göttlichen Ursprungs muß die Religion sein, die Jesus gab. Denn ich erkenne die Hand Gottes in dem Entstehen und Verbreiten derselben. — Wer war der Gesetzgeber der Menschheit? wer der Erlöser der Welt von ihrer Finsterniß? Durch welche Macht verlieh er dem Glauben, welchen er lehrte, Herrschaft über alle Gemüther, denen er gebracht wurde? — War er der Erste und Anführer eines großen Volkes, wie Moses war, dessen Winken Tausende gehorchten, die ihm Freiheit von Sklaverei dankten? War er ein glücklicher Krieger, der durch seine Reden und Siege Heere für sich begeisterte, um Thronen zu stürzen und Nationen zu unterjochen, wie Mahomed? War er Herr eines weltbeherrschenden Reichs, oder ein Schüler der erleuchtetsten Weisen seines Jahrhunderts?

Nein! — Er kam ohne allen Anspruch, ohne Glanz, in Dürftigkeit und Weltverläugnung. Eine Krippe war seine Wiege. Oft hatte er nicht, wohin er sein Haupt legte. Niemand kennt seine Lehrer — er nahm zu an Weisheit und Verstand. Ungebildete, einfache Männer aus den geringsten Volksklassen wurden seine ersten Jünger. Selbst das Volk, von dem er stammte, und unter welchem er lebte, war damals eins der verachtetsten auf Erden und fremden Zeptern zinsbar. — Und dieser Einzige, dieser Unbegreifliche erschütterte die ganze Geisterwelt, und die Verwandlungen wirkten auf alle irdische Verhältnisse der Nationen; die Altäre und Tempel des Heidenthums sanken in Trümmer, Thronen versanken, Reiche verschwanden.

Woher ihm die Wundermacht der Weisheit? Hatte er sein ganzes Leben der Ergründung von fremden Kenntnissen und Wissenschaften geweiht? Hatte er in einem langen Zeitraum von Jahren seltene Erfahrungen über Gott und Welt eingesammelt? — Nein, das Alles nicht! Er war ein Jüngling von neunundzwanzig Jahren, als er aus der Dunkelheit seines frühern Lebens hervortrat und lehrte. (Luk. 3, 23.) Er war in dem Alter, da die männliche Kraft aufblüht zur Stärke. Und in eben diesem Alter, da andere Menschen von der Gewalt der Leidenschaften am meisten bewegt werden, wo Sinnenreiz, Hang zum Vergnügen, Geldbegier, Ehrsucht, den Geist nur zu oft in Fesseln schlagen, trat er hervor, majestätisch, wie ein Wesen aus einer andern Welt, Sieger über jede Leidenschaft, Vollbringer seines eigenen Wortes, und Keiner war ihm gleich. Er verschmähte die angebotene Feldherrnwürde, den ihm angebotenen Davidischen Königsthron — er sprach von einem höhern Reiche, das er zu gründen komme. Wenige begriffen ihn Anfangs; aber er wandelte, lehrte und siegte, und sagte der Welt und seiner Lehre alle Schicksale mit einer Festigkeit voraus, als lägen vor seinen geweihten Blicken die Bücher des ewigen Verhängnisses aufgeschlagen. Und was er vorausgesagt hatte, was keiner seiner Zeitgenossen erleben konnte, was nur der späten Nachwelt als falsch oder richtig zu beurtheilen übrig blieb: das erfüllte sich wunderbar, wörtlich im verworrenen Spiel der Begebenheiten von Jahrhunderten und Jahrtausenden!

Ein solches Reich Gottes auf der Erde zu begründen: welch ein Zeitraum von Lehre und Arbeit gehörte dazu! Wie viele Lehren von Andern wurden vergessen, die ein halbes Jahrhundert in den volkreichsten Städten der Welt unterrichteten! Wie viele Staaten zertrümmerten in wenigen Monden, welche nur durch die anhaltenden Arbeiten einer langen Reihe von Jahren entstanden waren! Und Christus predigte meistens in einsamen Gegenden; seine ganze Arbeitszeit betrug kaum mehr als drei Jahre! Er

starb als ein junger Mann, in der schönen Blüthe eines göttlich vollendeten Lebens!

War dieser ein Irdischer? — Wahrlich, in ihm offenbarte sich die Gottheit dem menschlichen Geschlechte wunderbar, wie in allen ihren Werken. Er kam von Gott, der Gottessohn, und Gott war mit ihm.

Wie gern würde ich vom Lebenswandel dieses Unbegreiflichen mehr wissen mögen! Aber seine frühern Begebenheiten sind unbekannt geblieben. Diejenigen, welche die Geschichte Jesu aufzeichneten, Evangelisten genannt, begnügten sich, nur sein öffentliches Leben, als Lehrer, der Welt zu erzählen. Sie thaten es ohne Kunst, in bewundernswürdiger Einfalt, ohne Ausschmückung, ohne Streben, zu gefallen oder zu blenden. Die meisten schrieben, ohne Einer vom Andern zu wissen, — daher ihre Erzählungen in Rücksicht der Anordnung des Ganzen von einander abweichen; und doch sind sie in allen Dingen genau mit einander übereinstimmend, so daß Einer gleichsam zur Auslegung und Aufklärung des Andern dient.

Göttlichen Ursprungs ist der Glaube des Christen — mit sicherer Majestät schreitet er zwischen den Irrthümern des Aberglaubens und Unglaubens ein. In ihm findet meine Seele Genugthuung, in ihm jeder Zweifel Auflösung; in ihm finde ich das, was dem Menschengeschlecht allein Noth ist; durch ihn Gnade vor dem Allerheiligsten und den Trost der Vergebung unserer Sünden.

Zwar sehe ich selbst in der christlichen Kirche noch Spaltungen und Andersgläubige — und doch bekenne ich: es ist nur ein Gott, nur ein Christus, nur eine Wahrheit, nur ein Christenthum! Es gibt mehrere christliche Kirchen, aber nur eine christliche Religion; es gibt mehrere Uebungen und Meinungen, aber nur einen christlichen Glauben!

Die Einfalt und Hoheit der Lehre Jesu war den Menschen und ihren Einbildungen oft zu erhaben, wiewohl sie der Verstand des Kindes faßt. Der sinnliche Mensch suchte Schmuck hineinzutragen, welcher den Worten Jesu selbst fremd ist. Juden und Heiden, die sich bekehren liessen, nahmen noch mancherlei Vorstellungen aus ihrer alten Religion in den neuen Glauben mit hinüber; sie waren zu menschlich schwach, um sich von allen Irrthümern ihrer Jugenderziehung trennen zu können; sie verstanden oft selbst ihre Lehrer falsch, wie sich denn schon Paulus über den anfangenden Parteigeist in den christlichen Gemeinden beklagte. — So entsprangen die Sekten und Kirchenparteien, so die verschiedenen Religionsmeinungen. Was eine Wirkung menschlicher Schwachheiten ist: sollten wir dies dem Göttlichen der Religion zuschreiben? Nein, diese steht noch heute, wie beinahe vor achtzehn Jahrhunderten, in edler Einfalt und Reinheit da. Noch haben wir das Wort, welches Jesus selbst gesprochen; noch das Wort, welches seine unmittelbaren Schüler selbst geschrieben.

Was in den Meinungen der verschiedenen Kirchenparteien und christlichen Glaubensgenossen Verschiedenes ist, das mag größtentheils menschliche Meinung sein. Und in so fern wird es mit den forteilenden, Alles verändernden Zeiten ebenfalls ändern; keine irdische Macht kann dies verhindern. Nur Jesu eigene Lehre bleibt unveränderlich, Gottes Wort ewiglich. Der reine Christenglaube steht da, ein fester Fels Gottes für die Ewigkeit — und die Menschheit ist in ihm festgeschlossen. Ja, so gewiß, als die Vernunft des Menschen in allen Zeiten und Weltgegenden die gleiche ist, so gewiß wird bei fortschreitender Bildung der Nationen der Christenglaube die Religion aller Erdenbürger werden. Nach kaum zwei Jahrtausenden ist er der Glaube der gebildetsten Völker aller Welttheile geworden — es muß die Zeit kommen, da Alles ein Hirt und eine Heerde sein wird.

O mein Glaube, o du göttliches Erbe, das mir mein Erlöser, mein Seligmacher hinterließ, sei mir ewig theuer und köstlicher denn jedes Erbe und Gut der Welt. Durch dich sind alle Finsternisse erhellt, die sich sonst über der Menschheit heiligste Angelegenheiten zu lagern pflegen; durch dich werde ich vergöttlicht und erhabener als Erdenstaub und Schicksal; durch dich werde ich ein Ebenbild Gottes, dem Allervollkommensten ähnlich; durch dich finde ich allein Trost und Muth im Sturm der Leiden; durch dich allein Frieden und wahres Glück in mir. Du hast mich mit dem Tode versöhnt; du machst mir das Jenseits des Grabes reizender.

Ich halte fest an diesem Glauben, mag auch der Sklav der Sinnlichkeit spotten! — Sein Spott ist eine traurige Darstellung seiner tiefen Versunkenheit. Ich halte fest an diesem Glauben, mag schon der Spott des Zweiflers ihn bekämpfen. Ach, der Unglückliche! in sich selbst entzweit, und ohne richtige Würdigung des Gebrauchs seiner Gemüthskräfte, möchte er Trost für sich darin finden, daß er ihn Andern raubt. An seinem eigenen Lichte verzweifelnd, möchte er dann von Andern, die er verleitete, lernen, den wahren Weg wieder zu finden.

Ich halte fest an diesem Glauben, o Gott, wie Dein durch Jesum ausgesprochenes Wort ihn beseligend in mein Gemüth senkte. Ich glaube an Dich, o Du mir dreifach Geoffenbarter, Vater, Weltenschöpfer, weiseste Allmacht und Liebe! Ich glaube an Dich, Weltbeglücker, in Deinem Sohn Jesu allen andern Deiner Kinder Herrlich-Kundgewordener! Ich glaube an Dich, Du Alles beseelender und zu Deiner Vollkommenheit weihender heiliger Geist! — Ich glaube an Dich, o du mein eigener, zur Unsterblichkeit geborner Geist, und an dein Vollkommenwerden durch Jesu Verdienst. Ich glaube an dich, o Ewigkeit, in der für die Geister Vergeltung wohnet und Gericht und Gnade.

66.

Gewalt des Aberglaubens.

Jes. Sir. 34, 4. 5.

Wie, Sterbliche, vom Aberglauben
Laßt ihr euch stets den Vorzug rauben,
Der euch allein zu Menschen macht?
Wollt ihr allein euch nicht entfernen,
Nie euern Adel kennen lernen,
Stets Sklaven, stets umhüllt mit Nacht?
Soll er stets unbekämpft regieren?
Stets eurer Seelen Werth entweih'n?
Den wollt ihr lieber ganz verlieren,
Als euch des Lichts der Wahrheit freu'n?

Den Thoren gleich, gibt dieser Götze
Der Welt die thörichtsten Gesetze,

Die ihres Gottes Recht vergißt.
Will denn, bedeckt mit Finsternissen,
Der Mensch nie lernen, nimmer wissen,
Daß er das Bild der Gottheit ist?
Wohl uns, wenn uns kein Rath verführet,
Denn Wahn und Laster sind verwandt.
Wo Deine Weisheit, Gott, regieret,
Da irrt, da strauchelt kein Verstand.

Ich höre oft von der Schädlichkeit des Aberglaubens sprechen, zuweilen lese ich auch wohl davon. Ich weiß, daß der göttliche Welterleuchter Jesus erschien, die Macht des Irrthums zu zerstreuen; daß er die Thorheiten des Heidenthums, die Wundersucht des Judenthums vernichtete. Und doch wird noch in den heutigen Tagen so viel über den herrschenden Aberglauben in höhern und niedern Ständen gesprochen! — Worin besteht derselbe? Worin sein verderblicher Einfluß? Bin ich vielleicht selbst, ohne es zu vermuthen, von ihm befleckt?

Und was ist der Aberglaube? Er ist eine Verkehrtheit der menschlichen Urtheilskraft, indem er gewissen Dingen entweder eine übernatürliche Ursache zuschreibt, oder von ihnen übernatürliche Wirkungen vermuthet, während diese Dinge sich bei genauer Untersuchung nichts weniger, denn als solche zeigen.

So wird es Aberglauben genannt, wenn die Heiden aus dem Fluge der Vögel, oder aus ihrem Geschrei, oder aus den Eingeweiden der Opferthiere zukünftige Begebenheiten weissagen liessen, und an die Erfüllung solcher Weissagungen glaubten. Denn welchen Zusammenhang konnte die innere Beschaffenheit thierischer Eingeweide mit den Schicksalen der Menschen und Völker haben? Welche seltsame Verblendung gehört dazu, ob ein Vogel, welcher seiner Nahrung nacheilt, von der rechten zur linken, oder von der linken zur rechten Seite fliege? ob es ein Rabe oder eine fröhliche Schwalbe, eine sanfte Taube oder ein Raubvogel sei? Hier suchte der Mensch in Dingen, welche durchaus keine Verbindung unter einander hatten, einen Zusammenhang; und da keiner statt fand, erdachte er sich selbst einen übernatürlichen, das heißt, einen solchen, welchen die Hand des Schöpfers nicht hineinlegte, weil er dem Sterblichen seine Zukunft ewig aus weisen Gründen verschleiert haben wollte. Umsonst sagte man den Heiden: wie suchet ihr Bedeutung in dem, was doch nur Spiel leichter Zufälle ist? Ihre Einbildungskraft erdichtete, wo ihre Vernunft schwieg.

So wird es Aberglaube genannt, wenn die Heiden an den Einfluß gewisser Tage auf das Glück oder Unglück der Menschen glaubten. Denn ist nicht jeder Tag der Woche gleich dem Andern? Kann der bloße, willkührlich erfundene Name eines Tages, den er nun einmal trägt, dem Gedeihen unserer Unternehmungen Nachtheil bringen? Ist nicht jeder Tag, welchen du erlebst, deines Gottes Werk? Kann er mit seltsamem Eigensinn dein Wohl und Weh an einen wöchentlich zurückkehrenden Tag knüpfen? Warum gelingen die Thaten der Menschen auch an solchen Tagen, welche von Andern für Tage böser Bedeutung gehalten werden? Warum mißlingen so viele Vorsätze und widerfährt unzähligen Sterblichen auch so viel Unangenehmes an Tagen, welche man für glückbringend hält? Umsonst sprach die Erfahrung gegen den thörichten Glauben, der an Wahnwitz grenzt. Der Aberglaube behauptete lange seine Rechte, und die Menschen hielten fest daran, weil sie geneigt waren, das um so lieber für wahr zu halten, was ihnen am unbegreiflichsten schien.

Es liegt überhaupt in der menschlichen Natur ein auffallender Hang zum Wunderbaren. Weit entfernt, diesen Hang im Allgemeinen zu verdammen, wie oft geschieht, finde ich seine Quellen sehr ehrwürdig. Falsche Urtheile mögen allerdings aus Mangel richtiger Einsicht und Erkenntniß der Dinge entstehen; aber der Hang zum Wunderbaren ist höhern Ursprunges und edlerer Abkunft. Er ist dem Sterblichen angeboren. Er ist nur eine tadelnswürdige Entartung des Triebes zur Religion — Bedürfniß des Glaubens an ein Wesen, welches erhaben über der Natur steht, und wundervoll auf das Weltall und den Zusammenhang desselben eingreift. — Hätte der Mensch kein unüberwindliches, unvernichtbares Bedürfniß zur Religion, ihm würde auch das Wohlgefallen am Wunderbaren fehlen; ohne Hang zum Glauben an das Uebernatürliche würde nie die Sehnsucht nach dem Höhern und Geistigen in ihm sein.

So ist der Aberglaube, unter welchen Gestalten er sich auch zeigen mag, bei allen Menschen, bei den unerleuchteten Heiden, wie bei den besser belehrten Christen, nichts als eine Entartung der uns von Gott gegebenen Sehnsucht nach ihm und einer überirdischen Welt; eine unmäßige Begierde, ein voreiliges Vermuthen, daß auch der menschliche Geist mit der überirdischen Weltordnung schon hienieden in unmittelbarer Berührung stehen könne, und daß im Spiel der Zufälle wie im Gang der Natur nichts Bedeutungsloses geschehe, sondern jederzeit etwas Göttliches herrsche, was zur Seele des Menschen reden wolle.

Da dem Sterblichen aber immer an dem am meisten gelegen ist, was er wünscht von der Zukunft zu empfangen, und seine Begierde nicht gesättigt werden kann, läßt sich daraus die Neigung wohl erklären, daß er in den meisten Verirrungen seines Aberglaubens auch die Zukunft und ihre Geheimnisse zu errathen trachtete. Daher die Zeichendeutereien, Wahrsagereien, Traumauslegungen, die ehemals unter den Heiden so üblich, und selbst den Israeliten nicht fremd waren, obgleich Moses und alle ihm nachfolgenden gotterleuchteten Männer so laut gegen diesen Mißbrauch des Verstandes, gegen diesen, Gott und seine Natur entehrenden, Wahn eiferten.

Der Aberglaube ward noch mehr durch die Unwissenheit der Menschen befördert. Denn er herrschte nur unter solchen Völkern am meisten, die wenige Kenntnisse besaßen. Je deutlicher aber ihre Einsicht, je reicher ihre Erfahrung ward, je mehr verlor der Wahn seine Macht. Als die Kenntnisse des weisern Alterthums bei den Juden verloren giengen, und sie unter den Heiden wohnen mußten, nahmen sie die falschen Begriffe derselben, ja sogar ihre Abgötterein und Götzenopfer an. Als die Wissenschaften des weisern Alterthums bei den Christen verloren gingen, und es so weit kam, daß selbst viele Priester weder lesen noch schreiben konnten, also daß die heilige Schrift selbst für diejenigen ein verschlossenes Buch ward, welche es auslegen sollten: da verdunkelte sich der Verstand der Völker, und ein wilder Aberglaube nahm die Stelle der wahren Religion ein. Da fing man wieder an, stärker als sonst an gute und böse Vorbedeutungen zu glauben, und Personen, die oft ganz unschuldig waren, welche aber mehr Kenntnisse als Andere besaßen, für Zauberer und

Hexen zu halten, oder für Leute, welche mit dem Teufel in geheime Bündnisse getreten wären. Zahllos ist die Menge der Unglücklichen, welche auf diese Weise in einen grundlosen Verdacht geriethen, und ihr Leben in den Kerkern oder unter den Flammen des Scheiterhaufens beschliessen mußten, um ein Verbrechen abzubüßen, was sie niemals verschuldet hatten oder verschulden konnten.

Was aber die Gewalt des Aberglaubens bei der unwissenden, leicht zu täuschenden Menge beförderte, war nicht selten das zufällige Eintreffen gewisser sogenannter Vorhersagungen. Und wie hätte es nicht geschehen sollen, daß unter tausend Vermuthungen und Vorherverkündigungen nicht eben so viele erfüllt wurden, als unerfüllt blieben? Dann aber achtete man der unerfüllten wenig, und hing desto inniger und ehrfurchtvoller an den eingetroffenen Sachen. Dies gab dem Wunderglauben neue Nahrung, und bestärkte Jeden in der Neigung zu dem Umarmen des Unbegreiflichen.

Der Aberglaube verschwand indessen wieder, sobald die Völker der Christenheit neuerdings an Erkenntniß zunahmen. Es loderten für Zauberer und Hexen keine Scheiterhaufen mehr; es waren für vermeinte Geisterbeschwörer keine Folterbänke mehr. Nur unter dem rohen, weniger unterrichteten Volk blieb noch der Irrthum aller finstern Zeiten, und sein Wahn gilt ihm gegen den Besserbelehrten für Weisheit.

Die falsche Beurtheilung der Dinge, und daß man in ihren einfachsten Wirkungen etwas Uebernatürliches vermuthet, muß allerdings von nachtheiligem Einfluß auf das menschliche Leben sein. Schon jeder Irrthum an sich ist eine Fessel des uns vom Schöpfer verliehenen Verstandes, und ein gefesselter Verstand, kann er überall einen verständigen Willen erzeugen? Wie viele falsche Handlungen müssen aus irrigen Gesinnungen entstehen! Nur der handelt weise, der fähig ist, weise zu denken.

Aber der Aberglaube, diese Verblendung unserer Erkenntniß, welche immer einen Irrthum auf den Thron der Wahrheit erhebt, greift auf die manigfachste Art ins menschliche Leben ein. Er zerstört die richtigsten Ansichten der Natur und der darin waltenden Zwecke des allweisen Schöpfers. Er setzt in Widerspruch das göttliche Wort, so wie die uns verliehene Vernunft, mit den Werken des Ewigen.

Es ist die liebevolle Hand des himmlischen Vaters, welche den Schleier über das Geheimniß der Zukunft gezogen hat, — der Mensch soll es nicht kennen, um froher den Augenblick der Gegenwart zu geniessen, und weiser, freier, unabhängiger zu handeln. Wie kann nun eben diese Gottheit ihren weisen Absichten durch allerlei Erscheinungen der Natur entgegenhandeln? Wie kann sie zum Beispiel wollen, daß das Geschrei eines Raben Unglück verkünde, oder das regelmäßige Klopfen eines Holzwurms, der seiner Nahrung nachgeht, das baldige Absterben eines Hausbewohners andeute?

Es ist das göttliche Wort selbst, welches den Träumen der Menschen, diesen Spielen der Einbildungskraft im Schlafe, allen Werth raubt, und gegen Deutungen eifert als gegen eine Thorheit. Was unrein ist (sagt die heilige Schrift), wie kann das rein sein? Träume sind nichts anderes, als Bilder ohne Wesen. Eigene Weissagungen und Deutungen und Träume sind nichts, und machen doch einem schwere Gedanken! (Jes. Sir. 34, 3. 4, 5.) Wie kann nun die Wahrheit des göttlichen Wortes bestehen, wenn ein thörichter Aberglaube noch die Möglichkeit weissagender Träume glaubt? Entweder ist der Aberglaube, und sind seine Traumbücher, Kartenschläger und Wahrsager voller Lügen, oder das göttliche Wort ist es.

Die heilige Schrift selbst verbietet uns, an glückliche und unglückliche Tage zu glauben, denn wie der Heiland spricht, sorget jeder von Gott gemachte Tag für das Seine; verbietet uns, zu glauben, daß Nordlichter, Sternschnuppen oder Kometen am Himmel böse Vordedeutungen bringen; denn so spricht der Herr: Ihr sollt nicht der Heiden Weise lernen, und sollt euch nicht fürchten vor den Zeichen des Himmels, wie die Heiden sich fürchten. (Jer. 10, 2.) — Wie mag die abergläubige Furcht und Einbildung der Menschen, und die Richtigkeit derselben, mit der ewigen Wahrheit des Gotteswortes bestehen?

So führt der Aberglaube zur Irreligion, zur Vernichtung des Christenthums. Oder mag derjenige noch den Namen eines Christen verdienen, der thörichte Einbildungen höher achtet, als den Spruch der Gottheit selbst? Ist der es, welcher durch mancherlei thörichte Versuche sich einbildet, das offenbaren zu können, was Gott selbst unsern Augen geheim halten will? — Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen. (Matth. 4, 7.)

Ja, jener Wahn, mit welchem der unwissende Mensch die Finsterniß durchdringen will, welche uns von dem Zustande der Geisterwelt trennt, bringt ihn mit seinem eigenen Verstande in Widerspruch. So weiß er, daß ein Geist nicht Fleisch und Bein hat, daß er nicht körperlich sein kann, darum weil er ein Geist ist. Auch Jesus bezeugte dasselbe schon seinen furchtsamen, noch vom Aberglauben verfinsterten Jüngern, da sie ihn auf dem Meere erblickten und für ein Gespenst hielten. Was aber keinen Körper hat, kann auf keine Weise körperlich erkannt, das heißt weder gefühlt, noch gehört noch gesehen werden. Und dennoch waltet der alberne, von Jesus selbst verworfene Glaube an Gespenster und an Erscheinung der Verstorbenen unter dem unwissenden Volk derer, die sich des Christennamens rühmen. Immer sind es Leute von sehr lebhafter Einbildungskraft, oder schlechter Erziehung, oder furchtsamen Gemüthes, welche sich durch Gespensterseherei täuschen, und sich mit ihrer eigenen Vernunft in Widerspruch setzen. Denn sie sehen das Unsichtbare, hören das Unhörbare, fühlen, was mit Fleisch und Blut nicht empfunden werden kann.

In den ehemaligen Zeiten der Unwissenheit war nichts gemeiner, als daß man bald hier bald dort von wiedererscheinenden Todten, von umherfahrenden bösen Geistern von lärmenden Kobolden, von gespenstischen Ungeheuern sprach, die man erblickt haben wollte. Wie aber der menschliche Verstand in seine heiligen Rechte zurücktrat, flüchtete das vermeinte Heer der Kobolde, Gespenste und Todtengestalten vor dem Licht der Wahrheit wie die Schatten vor einer aufgehenden Sonne zerfließen. Man vernimmt heutiges Tages von dergleichen Thorheiten nichts mehr, weil man ihren wahren Ursachen auf die Spur kam. Es ward entdeckt, daß entweder muthwillige Menschen zum Schrecken Anderer Gespenster machten, um ihre unerlaubten Absichten desto verstohlener zu erreichen, oder daß viele Leute, welche wiedererschienene Todte, Kobolde, böse Geister und dergleichen zu sehen wähnten, sich durch ihrer lebhaften Einbildungskraft und Angst selbst auf eine fast unglaubliche Weise betrogen hatten.

Daher ist dieser Aberglaube auch heutiges Tages noch

gends mehr unter solchen Personen zu finden, die in der Jugend einen christlich-vernünftigen Unterricht erhielten; sondern bei den unverständigen und bildungslosen Leuten des Volks, welche weder würdige Vorstellungen von der Gottheit, noch hinlängliche Kenntnisse von den Kräften der Natur und von der täuschenden Macht der menschlichen Einbildungskraft haben.

Doch auch selbst in den sogenannten gebildeten Ständen dauert darum nicht weniger der Hang zum Wunderbaren fort. Er ist mit unserer Natur innig verbunden. Er kann, er soll auch nie ausgerottet werden, denn es ist Bedürfniß des Glaubens an etwas Höheres, Göttliches und Geistiges ausser uns. Aber seine Entartung, nämlich der Aberglaube, muß verhütet werden.

Doch Mancher hält das nicht für Aberglauben, was ihn beschäftigt und was für ihn oft der geheime Grund zu wichtigen Entschliessungen und Unternehmungen werden kann. Er hält es nicht für Aberglauben, weil er meint, es können auch viele verborgene Kräfte in der Natur sein, die wir Sterbliche bei weitem nicht genau genug kennen. Und so betrügt er sich mit dieser Voraussetzung abermals selbst, vermischt Wahres mit Falschem, und verfinstert seinen Verstand eben da, wo er ihn aufzuhellen meint.

Willst du wissen, ob dein Glaube von den verborgenen Kräften der Natur Aberglaube sei, so prüfe an ihm: ob du ihn benutzest, um damit das Gute oder Böse deiner noch bevorstehenden Tage zu erforschen. Ist dies der Fall: so wandelst du im Widerspruch mit Gott, der deinen Vorwitz über den glücklichen oder unglücklichen Ausgang deiner Geschäfte feierlich durch sein heiliges Wort mißbilligte; du wandelst im Widerspruch mit deinem eigenen Verstande, da du gemeinen Dingen übernatürliche Wirkungen zumuthest, da du sie gebrauchst, die Räthsel der verschwiegenen Vorsehung zu lösen.

Prüfe ferner an deinem Glauben, ob zwischen den Dingen, welchen du eine wunderbare Wirkung zuschreibst, auch in der That ein natürlicher Zusammenhang gedenkbar sei. Ein Wort ist, natürlich genommen, dem andern gleich; es ist Erschütterung der Luft, wodurch ich Töne zu eines Andern Ohr bringe, dem ich durch sie einen Gedanken der Seele mittheilen will. Welche Verbindung kann zwischen Lippen, Tönen und Lufterschütterungen mit irgend einer Krankheit von Menschen und Vieh naturgemäß statt finden? Wie hat das sogenannte bloße Besprechen eines Fiebers jemals eine Veränderung in den Verrichtungen der Säfte und Nerven des menschlichen Leibes zur naturgemäßen Folge haben können? — — Siehe, der du diesen und ähnlichen Aberglauben gern als gröbliche Thorheiten verspottest, ist manche andere deiner Meinungen nicht eben so ein Hangen zum Uebernatürlichen und Wunderbaren? — Ist dein stiller Glaube an allerlei sympathetische Wirkungen, an zwecklose Ahnungen von sterbenden Freunden, von ausserordentlichen Dingen, die in der überall zweckmäßig eingerichteten Schöpfung sich ohne allen Zweck und Nutzen zutragen würden, — ist dieser stille Glaube, sage ich, zuletzt wohl mehr als Aberglaube? Aber du hängst nun daran, weil es dir vielleicht wohlthut, und es thut dir wohl, weil du einen falschen Begriff, den du in frühern Jahren annahmst, nicht leicht wieder hinwegthun kannst; oder weil du dir selbst und andern nicht gern bekennst, daß du so lange im Lustsamen Irrthum lebtest; oder weil dir das Andenken von Personen ehrwürdig ist, durch welche du solche Vorstellungen zuerst empfingst.

Der Unglückliche, so wie überhaupt Jeder, der von lebhaften Wünschen heftig bewegt ist, hat die meiste Neigung zum Aberglauben, das heißt, er zieht gern aus allerlei Umständen, auch aus den gleichgültigsten, Vorbedeutungen. Es ist dies Spiel nichts als eine Beschäftigung seiner müßigen Einbildungskraft. Weil er auf natürlichen Wegen die Lippen der stummen Zukunft nicht öffnen kann, versucht er das Uebernatürliche oder Unnatürliche.

So lange dieses Spiel nichts als flüchtige Tändelei für den Augenblick ist, mag es zwar ohne nachtheilige Folgen sein; doch bleibt es einem weisen Manne, einer Gott kennenden Christin jederzeit unwürdig, und kindisches Wesen. Wenn aber dieser Tand wichtiger wird, wenn man im Wahnsinn der unmäßigen Leidenschaft damit Gebete zu Gott verknüpft, daß er, unserm Vorwitz zu gefallen, den ewigen Gang der Natur unterbrechen, und in dem von uns vorgenommenen Tand uns seine geheimen Absichten verrathen soll: so ist es Irreligion, eine freche Versuchung des Herrn unsers Gottes — es ist ein Ueberschweifen in Wahnsinn.

Wenn ein solcher Tand, mit dem wir den Dingen der Zukunft ihre Verborgenheit zu entreißen wähnen, endlich sogar Einfluß auf Gesinnungen, Entschlüsse und wirkliche Handlungen des Menschen hat: so wird der Aberglaube zur gefährlichen Art. Es ist Wegwerfen der höchsten Gottesgaben, nämlich des Verstandes und der Vernunft, für elende Träume der Einbildung, es ist eine Zertretung aller Klugheit, eine Erhöhung des Unsinns an die Stelle der Wahrheit. — So täuschen sich auch die unglückseligen Kranken in Irrenhäusern, indem sie das Wahre für falsch, das Falsche für wahr halten.

Und hell wird mir die heilige Christenpflicht, daß ich, dem Beispiele Jesu folgend, mit Macht jede Art des Aberglaubens sowohl bei mir, als meinen Freunden und Bekannten, vermindern oder vernichten solle. Dies geschieht nicht durch Spott und Hohn, sondern durch Ueberzeugung und Belehrung vom Bessern. Es geschieht durch eine verständigere Erziehung der Jugend und ihre sorgfältige Verwahrung vor den Einbildungen und schreckhaften Mährchen unwissender abergläubiger Leute; denn die Eindrücke, welche eine jugendliche Einbildungskraft empfängt, sind oft unverlöschlich, und dauern dann noch zuweilen fort, wenn man im spätern, erfahrungsvollern, besser unterrichteten Alter aller jener thörichten Fabeln spottet. Diese Eindrücke und falschen Vorstellungen sind dann zu unwillkührlichen Gewohnheitsdingen geworden, und können, obwohl sie die eigene Vernunft verachtet, dennoch auf Gesundheit und Glück des Lebens die traurigsten Wirkungen haben.

Daher ist ein weiserer Unterricht in den Schulen das höchste Bedürfniß des Volks, und die Fürsorge darum die heiligste Pflicht landesväterlicher Obrigkeiten. Nur dadurch, daß der menschliche Geist zum Denken und Forschen angehalten wird, gelangt er zur Freiheit, und die Fesseln des Aberglaubens fallen von ihm ab. Er lernt die Wunder der Natur in ihrer Wahrheit erkennen, und verschmäht, leere Einbildungen an die Stelle derselben zu bringen.

Auch in spätern Altern soll diese Ausbildung des Verstandes nicht aufhören. Denn wie unendlich groß

sind die Werke der Gottheit, wie unendlich klein daneben ist der Anblick unsers Lebens, und wann ist der Mensch fähig, von der Macht und Weisheit und Herrlichkeit seines Gottes nur einen mäßigen Theil zu begreifen!

Darum will ich fortgesetzt durch den belehrenden Umgang mit einsichtsvollern Menschen oder durch das Lesen geistreicher Bücher, welche mir Licht geben über die Dunkelheit meiner Erkenntniß, meinen Geist mit neuen Wahrheiten bereichern, erheben und stärken. Denn nur je besser ich Dich, o du Wunderbarer, o Vater im Himmel, aus Deinen Werken erkenne, je würdiger weiß ich Dich zu verehren, je inniger wird mein Vertrauen zu Dir, je reiner und heiliger mein Wille, Dir wohlgefällig zu leben.

Nur Weisheit und Tugend führen zu Dir hin, o Du, die höchste Weisheit! — Irrthum und Aberglaube aber scheiden von Dir, und drängen uns aus der lichtvollen Geisterwelt in den Kreis der Thiere.

O stärke mich, Allgnädiger, mit Deiner Kraft, gib mir deinen heiligen und guten Geist, damit ich nie ermüde in Erkenntniß Deiner! Denn mit der Erkenntniß wächst die Liebe. Ich sehe Dich überall in dem Glanz unendlicher Güte, wo der Irrthum vor Dir mit Unrecht bebt.

67.

Einfalt des Glaubens.

Jak. 3, 1.

Wollen Zweifel sich erheben,
Blendet mich des Irrthums Schein,
O so laß mein Herz nicht beben!
Den Verstand nicht dunkel sein.
Zeige Du Dein Licht mir wieder,
Ströme Glauben auf mich nieder!
Deiner Wahrheit reiner Glanz,
Der entwölke mir sich ganz.

Die wenigsten Christen, wenn sie sich mit religiösen Gegenständen beschäftigen, oder wenn sie im Kreise vertrauter Freunde von Religion sprechen, haben dabei immer die heitern und ewigen Wahrheiten, als vielmehr die Geheimnisse des Glaubens im Sinn. Ihre Aufmerksamkeit richtet sich mehr zu den Unterscheidungslehren der verschiedenen christlichen Kirchen, als zu den für unsere Seligkeit von Jesu Christo selbst vorgetragenen Lehren.

Der Glaube der Jünger Jesu war sehr einfach; der Glaube der ersten Christen voll unaussprechlicher Einfalt, auch dem Ungelehrten, auch dem erwachenden Verstande des Kindes angemessen und eindringlich. Aber durch ein beständiges Grübeln und Entzweien der Menschen über Dinge, welche Jesus selbst im Verborgenen gelassen, und welche kein menschlicher Verstand erforschen wird, entstanden in spätern Zeiten des Christenthums so viele sonderbare Meinungen, Irrthümer, Parteien und Sekten; wurden gegen die falschen Träumereien und Auslegungen der heiligen Schrift so vielerlei Verwahrungen und Zusätze in der christlichen Glaubenslehre nothwendig, daß dieselbe ihre Einfalt fast ganz verlor, und in einen, für manche Christen oft schwer zu verstehenden, Lehrbegriff ausartetete, der heutiges Tages nothwendig neuer Erklärungen bedarf. — Viele von jenen alten Sekten und Parteien in der christlichen Kirche sind nicht mehr vorhanden, aber dennoch sind die Lehrsätze, welche gegen sie aufgestellt wurden, bis auf den heutigen Tag geblieben.

Noch in unsern Tagen ist es ein gemeines Uebel, besonders der Ungelehrten, daß sie sich lieber mit den Dunkelheiten und Geheimnissen der Religion, als mit den Lehren des Heils beschäftigen, die Jesus selbst predigte. Sie weichen, je länger sie über das Unergründliche nachsinnen, immer weiter von der Einfalt des Glaubens ab; bilden sich selbst neue Vermuthungen, neue Meinungen, neue Lehren. Je nachdem nun solche Personen größere oder geringere Kenntnisse haben, je nachdem sie eines heitern oder schwermüthigen Temperaments sind, je nachdem sie die Gelegenheit hatten, größere oder kleinere Erfahrungen zu sammeln, die auf ihre Denkart Einfluß hatten, verfallen sie in ganz entgegengesetzte Meinungen und Irrthümer, die ihnen oft die Ruhe und Zufriedenheit der Seele rauben können.

Viele ergeben sich den spitzfindigsten Untersuchungen und Zweifeln, werden endlich ungewiß in allen Stücken, und halten sich für hocherleuchtet, wenn sie Alles verwerfen und nichts mehr glauben. Andere, welche vielleicht von reizbarer Empfindung, von lebhafter Einbildungskraft sind, unterhalten sich lieber mit den dunkeln Weissagungen der Propheten des alten Testaments, oder mit den bildervollen Verkündigungen der Offenbarung St. Johannes, als mit den Lebens- und Glaubensvorschriften, welche Christus als die wichtigsten zu unserer Seligkeit empfahl. Sie vergnügen sich, die Wiederkunft Christi zu berechnen, oder die Vereinigung aller Religionen, oder die Erscheinung vom Ende der Welt oder des tausendjährigen Reichs. Sie verfallen in mancherlei Schwärmereien, und, wie der Unglaube zu wenig glaubt, glauben sie zu viel, und öffnen dem Aberglauben die Thore.

Aber es ist freilich leichter, über Gegenstände der Religion zu grübeln, und sich mancherlei Vermuthungen zu machen, als nach den Wahrheiten der Religion Jesu ganz in Jesu Sinn zu handeln und zu leben. Daher findet man noch bei weitem mehr über die Offenbarungen der Religion sinnende, als thätige, heilige Christen in Wort und Werk. Nicht aber jene will Christus; sondern nur diese nennt er seine wahren Schüler. Nicht alle, die zu mir sagen: Herr! Herr! werden in das Himmelreich kommen, sprach er: sondern nur die den Willen thun meines Vaters im Himmel. (Matth. 7, 21.)

Und gefährlich ist es, zumal für ungelehrte Christen, welchen unzählige nöthige Vorkenntnisse abgehen, in Religionssachen sich müßigen, fruchtlosen Untersuchungen zu überlassen; gefährlicher noch, wenn sie sich selbst zu Lehrern aufwerfen, und auch Andern ihre erfundenen Meinungen gültig machen wollen.

In allen Dingen, wozu entweder Kenntnisse oder Gelegenheit des genauesten Selbstforschens mangeln, sind wir gezwungen, auf die Kenntnisse und Einsichten Derjenigen zu vertrauen, deren Beruf es mit sich bringt, einer Sache vollkommen anzugehören. Wir vertrauen dem Rechtskundigen in der Erklärung des Gesetzes; wir bezweifeln nicht die Angaben des Sternkundigen von der Bewegung der himmlischen Körper und den Abtheilungen des Jahres und seiner Monden und Tage; wir geben dem Arzte Glauben, welcher unsere Krankheit beurtheilt, und die Heilmittel darnach ordnet: warum verweigern

wir Denjenigen Glauben und Zuversicht, welche den vorzüglichsten Theil ihres Lebens der Prüfung und Erforschung der Religionslehren geweiht haben? Sie drangen erst mühsam in den Geist alter, nicht mehr unter den Völkern üblicher Sprachen ein, um die heiligen Urkunden des Christenthums, die Bücher des alten und neuen Testaments in derjenigen Sprache zu lesen, worin sie uns ausgeliefert worden sind. Sie mußten die Geschichte von den Schicksalen, Sitten, Meinungen verschwundener Völkerschaften erforschen, um sich daraus den Sinn der heiligen Schrift verständlich zu machen. Sie lasen die Erklärungen der ältesten und ersten Lehrer der Kirche, welche bald nach Jesu Zeiten lebten; lasen die Verhandlungen und Streitigkeiten aller Religionsparteien, die seit beinahe zwei Jahrtausenden über Glaubensangelegenheiten geführt wurden. — Wer maßet sich an, wenn er nicht mit schwärmerischer Einbildung sich selbst als einen Wunderthäter verehrt, gründlicher Ausleger der heiligen Schrift sein zu können, ohne alle jene nothwendigen und mannigfaltigen Vorkenntnisse zu besitzen? — Wer will hier, als Unwissender, besser unterrichten und lehren, denn der, welcher durch Amt und Beruf Lehrer des göttlichen Wortes ist, und diesem Geschäfte sein Leben widmete?

Ja, ertheilen wir auch den berufenen und weisen Lehrern der Religion Jesu dasjenige Zutrauen, welches wir dem Arzt, dem Rechtskundigen, dem Baumeister, dem Künstler, dem Handwerker, jedem in seiner Art ertheilen müssen. Lassen wir uns nicht zu falschen Einbildungen verleiten durch den stolzen Geist des Besserwissenwollens. Die Richtigkeit unserer Vorstellungen, die Einfalt unseres Glaubens, oft der Friede unsers Gemüthes wird das traurige Opfer dieser eigenmächtigen Untersuchungen und Auslegungen, wozu uns so viele unentbehrliche Mittel fehlen.

Es ist nicht wohl anders möglich, als daß Menschen, welche nicht einen besondern Beruf daraus gemacht haben, die heiligen Schriften zu erklären, und daraus Wahrheiten des Glaubens hell und lauter zu schöpfen, in nachtheilige Irrthümer gerathen. Unbekannt mit der Sprache, in welcher sie verfaßt worden sind, lesen sie nur Uebersetzungen, welche das Werk von Sterblichen waren, die in der Deutung der Ausdrücke leicht fehlen konnten. Sie können also schon durch bloße Mängel der Uebersetzung in Irrthümer gerathen, welche der heiligen Schrift sonst fremd sind.

Die Bücher des alten und neuen Bundes sind weder von gleichen Verfassern, noch unter einerlei Volk, noch zu einerlei Zwecken niedergeschrieben worden, sondern sind eine Sammlung von mancherlei Schriften verschiedenen Ursprungs und Alters, welche die Hauptwahrheiten dessen enthalten, was uns in der Religion zu glauben und zu wissen nöthig ist.

Wenn schon die Verfasser dieser verschiedenen Schriften durch des heiligen Geistes Kraft beseelt wurden, schrieben sie doch in ganz verschiedenen Zeitaltern und für sehr verschiedene Nationen, von denen sie zunächst verstanden werden sollten. Sind wir im Stande, ein sehr altes Werk immer deutlich zu verstehen, welches vor mehrern Jahrhunderten nur in unserer eigenen Muttersprache geschrieben worden ist? Wie viele Dunkelheiten bleiben uns darin übrig, wenn wir nichts von der Sitte, dem Gebrauche und den besondern Verhältnissen der damaligen Zeit wissen! Und um wie viel schwerer muß der Sinn derjenigen Redensarten zu erkennen sein, die schon vor vielen Jahrtausenden gesprochen worden; in Ländern, die weit entfernt von den unserigen liegen; unter Völkern, die ganz andere Einrichtungen, Begriffe und Ordnungen hatten, als wir in unsern Zeiten! Ohne die genaueste Kenntniß derselben in ihrem ganzen Umfange ist folglich auch kein gründliches Verstehen und Auslegen jener heiligen Schriften möglich. Es kommen darin Anspielungen auf Lehrmeinungen oder Sachen vor, die heutiges Tages nicht mehr vorhanden sind; es erscheinen bildliche Redensarten, die damals Jedem deutlich waren, aber die unter neuern Völkern gänzlich verschwunden sind. Um die heilige Schrift in ihrer ganzen Vollkommenheit und in allen Beziehungen zu begreifen, muß man sich erst gleichsam zum Mitbürger jener Völker des Morgenlandes machen, unter denen sie geschrieben wurden; man muß ihre Gesetze, ihre Sprachen, ihre Vorstellungen, ihre Neigungen, ihre Sitten kennen.

Auch ist der Zweck der verschiedenen in der Bibel enthaltenen heiligen Schriften nirgends der gleiche. Moses sammelte seine ehrwürdigen Urkunden nicht für die christlichen Religionsparteien im Abendlande, von deren Dasein er in jenen frühen Zeiten noch nichts wissen konnte, sondern zunächst nur für sein Volk, welches er aus Aegypten geführt, und dem er eine neue Staatsverfassung gegeben hatte. David und Assaph dichteten ihre heiligen Psalmen nicht zunächst für unsere christlichen Kirchen, sondern für den Tempel Jerusalems; unter verschiedenen Umständen, bald in Augenblicken der Angst und Noth, bald nach einer gewonnenen Schlacht über die Feinde Israels. Der heilige Apostel Paulus schrieb anders, wenn er zu den aus dem Judenthume bekehrten Ebräern sprach; und wieder anders, wenn er zu den bekehrten Korinthern in Griechenland redete, welche aus dem Heidenthum ganz andere Begriffe ins Christenthum übergebracht hatten, als die ehemaligen Juden. Sprach er zu den Ebräern, so bediente er sich noch ihrer alten religiösen Vorstellungen laut dem mosaischen Gesetz, um ihnen verständlicher zu sein; er verglich Christum mit Aaron und Melchisedeck, stellte das levitische Priesterthum als Vorbild von Christi hohenpriesterlichem Amte dar, oder sprach vom Versöhnungsopfer Christi im Gegensatz jüdischer Brand- und Sündopfer. Unterhielt sich der Apostel mit den gewesenen Heiden, die nichts von den israelitischen Meinungen und Zeremonien wußten, so redete er von den Vorstellungen ihrer Gelehrten, eiferte gegen ihre Neigungen zum Götzendienst und zur Trennung in Religionssachen. Er selbst erklärte ausdrücklich, daß er Allen allerlei geworden, auf daß er Viele gewönne für den Glauben an Jesum.

Nur aus diesem Wenigen leuchtet schon ein, wie schwierig es sein müsse, die heiligen Schriften des alten und neuen Bundes in ihrem vollkommenen Sinn aufzufassen, und wie leicht es demjenigen wird, in nachtheilige Verirrungen, in falsche Deutungen zu gerathen, welcher Ausleger werden möchte, ohne die vielfachen Hilfsmittel dafür zu besitzen, noch den Beruf.

Das Lesen der heiligen Schrift ist daher nicht ohne Vorsicht zu unternehmen. Denn hat es schon der Apostel Philippus nöthig gefunden in seinen Zeiten, den Kämmerer eines Königs zu fragen, der den Propheten Jesajas las: Verstehest du auch, was du lieset? (Ap. Gesch. 3,30.)

so ist die Frage achtzehn Jahrhunderte nach Philippi Zeiten um so nothwendiger.

Das unreife Grübeln über die Geheimnisse der Religion oder über dunkele Stellen der heiligen Schrift bereichert auch nicht das Herz, sondern nur den Verstand. Wie unglücklich aber würden wir sein, wenn Dunkelheiten die Hauptsache der uns von Jesu geoffenbarten Religion sein sollten! — Dann wäre Jesus nicht für Alle, sondern nur für diejenigen in der Welt erschienen, welche Zeit und Kenntnisse genug haben, sich den Untersuchungen zu ergeben.

Nein, mein Heiland, Du lebtest und starbest auch für diejenigen, welche ohne höhere Kenntnisse in kindlicher Einfalt an Deinen Lehren festhalten, und die Pflichten, welche Du ihnen vorzeichnetest, gegen Gott, gegen ihren Nächsten und gegen sich selbst mit stillem Gehorsam vollstrecken. Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihnen! (Matth. 5, 3.)

Jenes unbefugte und unvollkommene Selbstforschen und Auslegen ward in ältern wie in neuern Zeiten die Quelle der vielen Spaltungen in der Kirche, der großen Uneinigkeit der Christen, der vielen Religionsparteien, der verdammungswürdigen Verfolgungen und Verketzerungen, der blutigsten Kriege, welche das Schwert der Christen gegen Christen führte. — Nicht über Jesu eigene Worte, als vielmehr in ihren besondern Meinungen über Jesu Person, entzweiten sie sich und zerfielen. Aber endlich nicht Meinungen machen selig, sondern das Nachfolgen Jesu macht selig, indem wir den Willen thun unsers Vaters im Himmel!

Gefährlicher noch, als das einsame Nachdenken über die den Menschenaugen verschleierten Geheimnisse der Religion, ist das Lehren und Predigen der eigenen Muthmaßungen, oder der abweichenden Meinungen. Wer Andern seine besondern religiösen Vorstellungen aufdringt, wer Andere in ihrem einfachen Glauben irre macht, kann ihnen in ihrem Gemüthsfrieden unersetzlichen Schaden zufügen.

Ja, in diesem Gefühle warnte der Apostel Jakobus so ernst: Lieben Brüder, unterwindet sich nicht Jedermann, Lehrer zu sein; und wisset, daß wir desto mehr Urtheil empfangen werden. (Jak. 3, 1.)

Ist Jemand zufrieden, rechtschaffen und gottselig bei den religiösen Ueberzeugungen, welche er von seinen Lehrern empfangen: hüte dich, ihn in diesem stillen Glück zu stören. Hüte dich, ihm den heiligen Stab zu entreissen, an welchem er sich in des Lebens Widerwärtigkeiten aufrecht hält. Du weißt nicht, was du ihm dafür gibst! Du weißt nicht, ob die Stütze, welcher du dich erfreuest, seinen übrigen Geisteseigenheiten angemessen, ob sie seinen Händen nicht zu schwer oder zu leicht ist! — Ueberlaß es Gott, welcher alle Verhängnisse leitet; überlaß es den Kräften deines Bruders, daß sie allmälig durch Erfahrungen und Schicksale reifen und vollkommen werden. Mache ihn nicht in seinem guten Glauben irre; und gut ist er, sobald er gute Früchte bringt. (Matth. 7, 16—20.) Wenn seine Vernunft sich höher ausbildet, werden auch seine religiösen Vorstellungen edler werden. Andere Vorstellungen hat das unmündige Kind, andere der vielerfahrne Greis.

Christum lieb haben ist besser, denn alles Wissen. Und alles menschliche Wissen und Meinen ist daher nur Stückwerk! — Christum lieb haben heißt, seine Gebote halten. Seine Gebote aber sind die schönsten Lehren der Liebe und Sanftmuth, des Strebens nach dem Vollkommenen, nach dem Gottähnlichwerden, und endlich des festen Vertrauens auf Gott. In diesen Stücken sind alle christlichen Religionsparteien übereinstimmend; in Jesu Namen beugen sich Alle anbetend und im Staube vor dem Vater des Lichts!

Ja, ich will festhalten an der Einfalt meines Glaubens, und darin verharren. Mit kindlichem Gemüth will ich festhalten an meines Jesu Wort; was er gesprochen, ist ewige Wahrheit. Er und kein anderer Sterblicher wies uns den Weg des Heils, der zur Vollendung führt. Er und kein anderer Sterblicher ist unser Meister; nur Christus ist's, und wir seine Brüder! so lehrte uns sein Mund. (Matth. 23, 3 — 11.) Nur Einer ist unser aller Vater, der im Himmel ist!

Dann wird ein glücklicher Erfolg meine Mühe krönen, die Erkenntnisse zu erweitern, und den Glauben durch das Lesen der christlichen Urkunden zu gründen, auf daß ich zur rechten Erkenntniß des Sohnes Gottes, zur männlichen Reife und zum Wachsthum gelange, und nicht mehr einem Kinde gleiche — umhergetrieben von jedem Winde der Lehre — durch die Schalkheit der Menschen — durch Arglist zu ränkevoller Verführung; — sondern der Wahrheit in Liebe ergeben, in allen Stücken zu dem hinanwachsend, der das Haupt ist, Christus. (Eph. 4, 11 — 16.)

Und wenn auch hier und dort Meinungen um Meinungen wechseln, will ich auch da die ewig waltende Führung erkennen, deren Weisheit es fügt, daß aus Zwiespalt nur die Wahrheit gewinne, sei es an Läuterung, oder Glanz oder Befestigung derselben. Wie könntest Du, gütiger Vater, das kindliche Sehnen nach Licht verachten? wie den schuldlos irrigen Geist redlicher Kinderseelen verdammen? — Erbarmer, Du wirst das Suchen Deiner Kinder nach Wahrheit in Liebe nicht unbelohnt lassen! Nur jene Kraft verleihe mir und Allen, daß Alle ein so vielfach geläutertes Herz haben, um würdig des Wahrheitschauens zu sein, geläutert von den bösen, düstern Leidenschaften dieser Sinnenwelt!

Anbetung Dir für die Strahlen der Offenbarung, welche Du in unsere dunkeln Seelen durch das Licht Deines Wortes gossest! Anbetung Dir, daß Du Jesum, Deinen heiligen Sohn, in die Welt geordnet, uns durch seine Tugendlehren zu Dir hinzuleiten! Anbetung Dir, daß Dein heiliger Geist auch uns durchweht und entflammt zu Allem, was himmelswürdig, was göttlich ist!

68.

Aufklärung.

Erste Betrachtung.

Eph. 5, 17.

Wenn ihr, von Wahn und Irrthum frei,
Der Vorurtheile Sklaverei
Den für das Licht erschaffnen Geist
Mit Wißbegier und Muth entreißt.

So sei's des Ruhmes wegen nicht,
Nicht um nur von Gesetz und Pflicht
Euch loszureissen: nein, allein
Vollkommner durch das Licht zu sein!

Von Gott stammt alle Wahrheit her,
Die ihr durchschaut, die lehrt euch Er,
So leit' ein mehr erhellter Sinn
Euch nirgends als zu ihm nur hin.

Man sucht den Ursprung vieles Uebels im menschlichen Verstande auf, wo er doch vielmehr im Herzen der Menschen zu suchen wäre. Wahrlich, daß Herz hängt weniger von unsern bessern oder schlechtern Einsichten ab, als man gern glauben möchte. Wie mancher Mensch verbindet mit dem hellsten Verstande das schwärzeste Gemüth, mit den erstaunenswürdigsten Geistesgaben die rohesten, lasterhaftesten Neigungen! Wie Mancher scheint seine Einsichten, Kenntnisse und Geschicklichkeiten nur deswegen zu besitzen, um seine Schandthaten desto glänzender zu machen, oder, wenn er dies nicht kann, sie wenigstens auf eine blendende Art zu vertheidigen! — Hingegen finden wir auch bei dem gemeinsten, unwissendsten Manne oft das edelste Herz, und bei der Beschränktheit und Dürftigkeit seines Denkvermögens die erhabenste, Gott gefälligste Denkart.

Aber weil dem nun also ist, berechtigt uns nun dies keineswegs zu dem übereilten Schlusse, alle bessern Einsichten zu hassen, und sie als Ursachen der menschlichen Verdorbenheit anzusehen. Nein, die weisesten und einsichtsvollsten der Menschen waren eben so oft auch die tugendhaftesten; und bei rohen, unwissenden Sterblichen findet man ja noch alle Tage die Laster in ihrer ganzen Abscheulichkeit. Dies überzeugt uns, daß ein edles Gemüth von großen oder geringen Geistesgaben gleich unabhängig sein könne.

Es ist unter vielen Menschen heutiges Tages zum üblichen Tone geworden, unaufhörlich und mit Erbitterung gegen Alles zu eifern, was Aufklärung heißt. In freundschaftlichen Zusammenkünften, in gutgemeinten Schriften, ja selbst von den Kanzeln wird gern gegen die sogenannte Aufklärung, als gegen ein Hauptlaster unserer Tage, als gegen den Quell aller öffentlichen und geheimen, aller bürgerlichen und persönlichen Leiden gezürnt, unter denen die gegenwärtige Menschheit seufzt.

Man deutet unverhohlen auf die Gräuel hin, mit welchen einst Ehrsucht, Habsucht, Bosheit und Parteigeist ein großes Reich erfüllten, und spricht; „Dies sind die Folgen der gepriesenen Aufklärung!“ Man deutet auf den Verfall großer Staaten, welche einst blühten, und nun durch fremde Waffenstärke zertrümmert wurden, und spricht: „Dies sind Alles die schrecklichen Früchte der gepriesenen Aufklärung!“

Solche bittere und übertriebene Klagen vernimmt man besonders aus dem Munde der bejahrten Leute, welche sich in den Fortschritten des menschlichen Geistes nicht mehr finden können, seit sie zu alt und unthätig geworden sind, um mit fortzuschreiten und noch immer etwas Neues zu lernen. Sie glauben, weil es nicht immer so geblieben ist, wie es in frühern Jahren gewesen, so sei das Elend der Welt unvermeidlich. Wenn es von ihnen abhinge, würden sie Alles wiederherstellen, wie es zu ihrer Zeit gewesen; allen bessern Unterricht, alles Erweitern menschlicher Einsicht und Kunst verbieten.

Ach, die Kurzsichtigen, welche sich einbilden, die Weltregierung besser zu verstehen, als der allweise Gott, der Alles so und nicht anders ordnet! Sie möchten dem gewaltig forteilenden Schicksale in die Speichen der Räder fallen, und sie in ihrem ewigen Laufe hemmen! — Sie vergessen, daß Kriege und Empörungen unter rohen Barbaren und unwissenden Völkern eben so häufig sind, so häufig waren, wie unter den aufgeklärtesten. Sie scheinen es nicht mehr zu wissen, diese Kurzsichtigen, daß auch sie in ihren Jugendtagen nicht stehen geblieben sind, nicht stehen bleiben konnten bei dem, was ihre Vorfahren wußten, hatten und waren!

Demungeachtet aber können sie doch oft Recht haben, gegen eine gewisse Art sogenannter Aufklärung zu eifern, welche allerdings keine Aufklärung ist, und daher auch nicht so genannt werden muß. Sie haben Recht, wenn man dem Pöbel Scheingründe zu ungerechten Handlungen und Ausschweifungen gab, und dies Aufklärung nannte. Sie haben ein hohes Recht, zu zürnen, wenn man mit keckem Trotz und Uebermuth ehrwürdige Heiligthümer zertrümmerte, Altäre entweihte, und den Thronen die Ehrfurcht frommer Unterthanen versagte. Allein wer hat das gethan? Von wie Vielen ward es gethan? — War dies die Frucht der Aufklärung, welche ihren Namen dazu den Verbrechern herleihen mußte? — Wie viel Grausamkeiten sind nicht schon im Namen der Religion durch Einzelne und durch ganze Völker verübt worden? Wer aber wird deswegen ein Feind der Religion sein und heißen wollen?

Es wird mir durch diese Betrachtungen zu einer allerdings wichtigen Angelegenheit, zu wissen, ob denn die Aufklärung wirklich auf das Wohl oder das Verderben der Sterblichen einen so großen Einfluß habe.

Und was ist denn das, was ich Aufklärung nenne? Aufklärung ist nichts anderes, als Erleuchtung des Verstandes durch Wahrheiten.

Wie? und gegen die Erleuchtung des menschlichen Geistes durch Licht und Wahrheit sollte ich zürnen? Hat Gott, der weise Schöpfer, mir und andern Menschen den Verstand gegeben, daß ich ihn mit Finsterniß und Schlaf umgebe? Soll ich nicht wuchern mit dem Pfunde, daß er mir verlieh? Soll ich nicht Alles dazu beitragen, mich selbst und Andere verständiger und geschickter auszubilden?

Wer von euch, die ihr jetzt heller denkt, über vielerlei Dinge richtiger urtheilt, als mancher Andere, — wer von euch möchte wohl zurückkehren in den Irrthum seiner vergangenen Jahre? Wer möchte von euch wieder so unwissend sein, wie er war, oder die Angst des Aberglaubens ausstehen, die er vor Zeiten litt? Schwerlich unter Millionen Einer! — Und wenn ihr es für euch nützlich findet, verständiger, geschickter, einsichtsvoller, vorurtheilsloser geworden zu sein: warum mißgönnet ihr es Andern, ihren Verstand durch das Licht der Wahrheit zu erhellen? Warum eifert ihr gegen eine nützliche Aufklärung, die ihr doch zu besitzen froh seid? Warum bildet ihr euch ein, daß jeder Menschenklasse eine gewisse Summe von Licht zugemessen werden müsse, euch selbst aber die größte? O ihr thörichten Weltregierer, Gott ordnet und horcht nicht auf die heuchlerischen Seufzer eurer Selbstsucht, oder auf die Wünsche eures kurzsichtigen Stolzes. Die Wahrheit bleibt ein ewiges Gemeingut aller menschlichen Geister, wie das Licht der Sonne. Ihr könnet den Leib tödten, aber nicht die Seele.

Darum werdet nicht unverständig, sondern verständig, was des Herrn Wille sei! (Eph. 5, 17.) Und der

Wille Gottes ist die Glückseligkeit seiner erschaffenen Geister; die Glückseligkeit der Geister aber erweitert sich mit ihrer größern Erkenntniß aller Wahrheiten.

Was that Jesus Christus, der Seligmacher des menschlichen Geschlechts? Er fand die Welt in Finsterniß, und die Menschen, wie sie saßen im Schatten des Todes. Er ging auf wie die Sonne der Geisterwelt, und klärte sie auf. Er gab den Sterblichen neue Wahrheiten, die vor ihm noch nicht ausgesprochen worden waren, und erleuchtete auch den Verstand der gemeinsten Leute, wo sonst diese von den Lehrern der Weisheit vorsätzlich vergessen zu sein schienen, weil man nicht glaubte, daß es nöthig sei, die Menschen, die zum Dienste und zur Knechtschaft vorhanden wären, mit erhabenen Wahrheiten bekannt zu machen.

Auch Jesu Lehre und die Aufklärung, welche er heldenmüthig und mit Kraft in die Welt brachte, gaben Anlaß oder Vorwand zu Empörungen, Kriegen und Blutvergiessen. — Aber die Menschen starben, die Wahrheit lebte mit ewiger Macht; Weltreiche gingen unter, aber die Wahrheit siegte ob. Umsonst war der Zorn der Kurzsichtigen jener Tage gegen die neue Lehre! gegen die Aufklärung des gemeinen Volks — ohnmächtig verschwand ihr Eifer gegen den Ernst der wohlthätigen Vorsehung. Tausend Geschlechter können ins Grab sinken, die Thronen der mächtigsten Reiche zertrümmern — aber eine einzige Wahrheit, einmal ausgestreut ins Feld des Geisterreichs, verschwindet nicht mehr. Dies beweiset, daß auch auf Erden schon das Geistige die Hauptsache ist, und alles Irdische daneben nur eine vergängliche Hülse; und daß, wer die Welt mit einer neuen Wahrheit beschenkt, mehr auf alle Geschlechter und Jahrtausende wirkt, als der Eroberer zahlloser Erdstriche. Der Irrthum aber dauert nie fort, und stirbt und wird vergessen, weil Gott die Welt nur erschaffen hat, daß sie allen Vollkommenheiten entgegenreife. Jedes Unvollkommene trägt seinen Tod im Herzen, alles Wahre, Gute und Vollkommene die Ewigkeit schon im Keime.

Was thaten die Jünger Jesu auf Erden? Sie gingen aus in alle Welt, und lehrten und predigten Völkern, und verbreiteten das Licht der Aufklärung, die von Christo empfangenen Wahrheiten, auch unter den Niedrigsten im Volke, bis Kinder weiser wurden denn die Aeltern, und Handwerker und Taglöhner erleuchteter, als die Lehrer der Weisheit.

Was thun die Lehrer in unsern Schulen? Was verrichten die Prediger des göttlichen Wortes auf geheiligten Stätten? Wohin leitet uns der Anblick der Natur? Wohin führt uns der Zwang der Noth? Was bewirkt die ganze Weltgeschichte? Alles, Alles leitet uns zum stillen Nachdenken, Alles zum Selbstdenken, Alles zur Erforschung der Wahrheit, zur Erleuchtung des Verstandes — zur Aufklärung des Geistes.

Siehe, hier ist Gottes Finger! hier schimmert das ewige Gesetz der Weltordnung hervor! Und wer kann, ohne Thor zu werden, sich anmaßen, dagegen rebellisch zu wirken? — O der Schwachen! ihre Mühe ist eitel. Aber wie heute, hat es zu allen Zeiten dergleichen gegeben, welchen das Licht verhaßt, und die Erleuchtung und die hellern Begriffe der Menschen ein Gräuel waren; aber ihre Mühe war und blieb eitel.

Weit entfernt also, Unwissenheit, Vorurtheil, Aberglauben und irrige Vorstellungen unter den Menschen zu erhalten, will ich als Christ, als Weiser, als Jünger Jesu mich mit dem großen Streben der gesammten Schöpfung vereinigen; will ich, wie Alles, ebenfalls nach meinen Kräften und Umständen hinwirken zur Erleuchtung des Verstandes, zur Veredlung des Geistes.

Allein dies geschehe mit jener Vorsichtigkeit, die dem Christen in jedem Unternehmen geziemt; es geschehe mit jener Behutsamkeit und klugen Wahl der Mittel, ohne welche auch die Arznei sich in Gift und die Wohlthat in Gräuel verwandeln kann.

So ist es nichts weniger als Beförderung der Aufklärung, wenn Unbesonnene dahin treten, und andern Menschen, ohne deren Verstand vorbereitet zu haben, Wahrheiten mittheilen, welche von ihnen nicht ganz begriffen, daher leider falsch verstanden, und folglich falsch und verderblich angewendet werden. Aufklären heißt den Verstand des Menschen zum Selbstdenken reizen, daß er stark und fähig wird, unter glücklichen Umständen die Wahrheit endlich selbst finden zu können, die wir ihm mittheilen. So thöricht es wäre, wenn Aeltern ihre ungezogenen schwachen Kinder schon mit allen Wahrheiten vertraut machen wollten, die sie selbst wissen, eben so thöricht ist es, ohne alle Vorbereitung des Verstandes bei vielen Erwachsenen, diese mit Dingen und Grundsätzen bekannt zu machen, die sie noch nicht ganz fassen können. Alles hat seine Zeit und sein Maß. Auch ungebildete Menschen sind in Rücksicht vieler Dinge nur Kinder, die behutsam angeleitet werden sollen.

Daher ist es keine Aufklärung, sondern unmenschlicher Leichtsinn, unverantwortliche Grausamkeit, wenn man gewisse Vorurtheile, und nützliche Gewohnheiten und Sitten bei Menschen mit Gewalt zerstören will, bei denen dieselben oft nur wohlthätige Stellvertreter der Wahrheit selbst sind. — Erst durch die Dämmerung gelangen wir aus der Nacht zum hellen Tagesschimmer, erst durch Trug und Wahn allmälig zur Erkenntniß des Wahren. Willst du ein Kind belehren, so beginnst du nicht mit dem Höchsten aller Erkenntniße, wohin du es führen, und welches das Ende deines Unterrichts werden soll: sondern du knüpfest deine bessern Vorstellungen an die kindischen, schwachen, irrigen Begriffe eines Zöglings an, und führst ihn so zum Bessern empor.

Gewiß ist es, daß der gesunde Mensch keiner Krücken zum Gehen bedarf, aber nicht alle Sterbliche geniessen gleicher Kraft. Es gibt auch Kranke, es gibt auch Schwache — entreiße diesen nicht die dir verächtliche Krücke, durch welche sie im Stande sind, sich so aufrecht zu erhalten, wie du durch die Macht deiner Gesundheit!

Ehre daher die alterthümlichen Sitten und Gewohnheiten jedes Volkes, wenn es durch dieselben bei Mangel hellerer Verstandeserleuchtung zu manchem Guten geneigt gemacht wird. Habe Ehrfurcht selbst vor manchen nützlichen Vorurtheilen, durch welche der rohe Mensch am Bösen verhindert, und zum Gefühle und zur Liebe des Edlern hingeleitet wird. Dein ausgebildeter Verstand kann sich dagegen sträuben, sie als Wahrheiten anzunehmen: aber dein Herz muß von Ehrfurcht für ihre Wirkung durchdrungen sein.

Selbst Jesus, der Göttliche, machte nicht allen Vorurtheilen, nicht allen Irrthümern des jüdischen Volkes, unter welchem er lebte, den Krieg. Er schonte der-

selben, wo er sie unschädlich fand; er ehrte sie, wo sie nützlich waren. Er machte sie sogar zu dem Grunde, worauf er zuweilen bauen wollte. Er schonte, er achtete selbst die unschädlichsten Vorurtheile seiner ersten Jünger, und behandelte sie wie der weise Vater die unmündigen Kinder. Ach, seufzte er, ich hätte euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es noch nicht ertragen!

Auch der weiseste Mensch hat noch seine Irrthümer durch welche er allmälig zur Wahrheit gelangt: warum wollet ihr den Irrthum der Schwächern allein unverzeihlich finden?

Darum hütet euch, Kindern ein heilsames Vorurtheil zu entreissen, so lange ihr, wegen der Schwäche ihres Verstandes, oder wegen des Mangels ihrer Vorkenntnisse, nicht fähig seid, ihnen wahre Vorstellungen beizubringen. Darum hütet euch, die wohlthätigen, wenn schon nicht ganz richtigen Meinungen und Vorurtheile des unwissenden Volks zu verspotten, oder öffentlich zu verachten, oder zu bestürmen, so lange ihr dies Volk nicht vorgebildet genug findet, um für höhere Wahrheiten empfänglich zu sein. Man nährt ja auch den Säugling noch nicht mit harten Speisen, sondern mit Milch.

Noch verderblicher und tadelnswürdiger ist es aber, wenn solche Menschen, die ihre eigenen Begriffe noch nicht gehörig berichtigt haben, und es fühlen, wie schwankend und ungewiß ihre Erkenntnisse sind, hintreten, um Belehrer und Aufklärer Anderer zu werden. Von Eitelkeit berauscht und von der Begierde, sich auszuzeichnen, oder etwas Vorzügliches zu scheinen, wollen sie fremde Vorurtheile zerstören, um für dieselben nur neue und vielleicht minder wohlthätige hinzupflanzen. — Wie verächtlich stehen diese Thoren in den Augen weiser und guter Menschen, wie verächtlich vor ihrem eigenen Bewußtsein da!

Ungewiß über den Werth dessen, was sie selbst lehren, wird auch ihr Werk hinfällig. Das Wort, von dem ihr Herz nichts wußte, dringt auch nicht in das Innere eines andern Herzens. Sie gleichen elenden Schauspielern und Possenreissern, die einen Augenblick lang die Aufmerksamkeit an sich ziehen, und dann verschwinden, um verachtet zu werden. Hütet euch vor diesen Eiteln, vor diesen falschen Propheten: an ihren Werken müsset ihr sie erkennen.

Am grausamsten aber ist es, wenn Unbesonnenheit oder Stolz oder Eigendünkel das Werk der Aufklärung damit zu beginnen gedenkt, daß er die Religion und die ehrwürdigen Uebungen der Gottesverehrung, die im Volke herrschen, als Vorurtheile zu verhöhnen wagt, und die letzte heilige Schranke mit frecher Hand niederreißt, welche den rohen Menschen hindert, seinen wilden, viehischen Gelüsten den Zügel schiessen zu lassen.

Unglückseliger, hilf nur dem beginnenden Bösewicht den letzten Funken der Tugendliebe auslöschen, hilf ihm nur den Gedanken an Jesus, Ewigkeit und Vergeltung hinwegscherzen; hilf ihm nur sein Gewissen mit Scheingründen beschwichtigen — und du hast ihn vollendet! Gehe dann, und freue dich deines Sieges; und prange mit dem entweihten Namen des Aufklärers — o es ist ja so leicht, im Bunde mit den wilden Leidenschaften über ein schwaches Herz zu siegen — du wirst die Freude des Satans empfinden, der die Welt mit neuem Elende bereichert hat. Aber dir selbst folgt die Reue mit der furchtbaren Geissel durchs Leben — du entrinnst ihr nicht — sie ereilt dich, wenn auch erst auf dem Sterbelager, — sie ereilt dich, wenn auch erst vor dem Throne des Todtenrichters.

Raube einem Sterblichen Weib und Kind, stürze sein Wohnhaus in Schutt und Asche, verstoße ihn in eine unbewohnte Wüste — aber laß ihm seinen Glauben, seinen Gott, seine Höffnungen, und du hast ihn noch nicht elend machen können. Aber zerstöre die Grundsäulen seines Glaubens, erfülle ihn mit seelenzerreissenden Zweifeln an Vorsehung und Unsterblichkeit, raube ihm seinen Gott — und du hast ihm sein Dasein zum schrecklichen Nichts gemacht, hast ihm das Weltall zur Wüste gemacht — er hat sich selbst verloren!

Nein, nein, allgegenwärtiges, höchstes, ewiges, väterlich liebendes Wesen, dessen Athem die Welt beseelt, dessen Gedanke die Welt beherrscht, mein Vater, mein Gott! — nein, ehrwürdig sei mir jede Religion, und auch die Religion des Unmündigen, und auch der Glaube derer, die nicht so viel Gelegenheit hatten, Dich auf eine würdigere Weise erkennen und verehren zu lernen.

Nie überrasche mich Eigendünkel und Eitelkeit, daß ich den frommen Glauben Anderer durch unüberlegte Handlungen und Worte erschüttere. Der Glaube ist eine zarte, schöne Blüthe des Geistes, die sich entwickelt und verschönert, je tiefer und vollkommener der Geist wird, der sie hervortreibt.

So will ich durch Beispiel und Lehre wirken, daß der Verstand der Schwachen stärker werde; will ich freudig helfen die Hindernisse hinwegräumen, welche das Selbstdenken bei Andern erschweren; nur behutsam will ich die Aufklärung des Verstandes meiner Mitbürger befördern, daß ich kein Uebel bane, wo ich Gutes zu gründen glaubte.

Gott der Wahrheit, Vater des Lichts, erleuchte Du aber mich selbst durch Deinen heiligen Geist, daß ich immer weiser, edler, heiliger vor Dir werde! Amen.

69.

Aufklärung.

Zweite Betrachtung.

Ephes. 5, 9.

Lernt immer heller, was beglückt,
Was Menschen adelt, hebt und schmückt,
Was jedes Volk und jeden Staat,
Erhoben und erniedrigt hat.

Erleuchtet euern Geist, daß er
Stets stärker werd' und herrlicher;
Was irdisch ist, bleibt in der Zeit,
Der Geist reift für die Ewigkeit!

Gott hat die Begierde nach Erweiterung unserer Erkenntnisse, den Durst nach Wahrheit uns gegeben. Schon beim Kinde, wenn es kaum noch unsere Worte versteht, zeigt sich ein wunderbares Streben des Geistes, frei zu werden von den Banden der Unwissenheit. Mit jedem Tage erlernt es mehr; und je mehr es lernt und sieht, je größer wird des Kindes Wißbegier. Es möchte Alles erforschen; von Allem den wahren Grund wissen. Diese Neigung zum Selbstdenken dauert unveränderlich fort, und Jeder findet auch im spätesten Alter ein angenehmes Gefühl in dem Gedanken, daß er in seinen Kenntnissen, in der Bildung und Stärke seines Geistes Andern nicht zu sehr nachstehe.

Hat nun der Schöpfer diesen Trieb nach Licht und

Wahrheit in uns gelegt: wie dürfen wir dann noch zweifelnd fragen, ob Aufklärung des Verstandes überhaupt für den einzelnen Menschen, oder für ein ganzes Volk von beseligendem Einflusse sei? Oder ob nicht vielleicht der Erleuchtung des Verstandes gewisse Grenzen durch obrigkeitliche Vorschriften gestellt werden müßten? Oder ob es nicht nachtheilig sei, wenn man auf die Verstandesbildung armer und niedriger Leute eben so viele Sorge anwende, als auf die Bildung wohlhabender und vornehmer Personen und Stände?

Wer will Gott vorgreifen? Wenn in den bürgerlichen Verhältnissen ein Unterschied des Ranges und des äusserlichen Ansehens gilt: gilt dieser Rang, dies Ansehen auch vor Gott? Ist der König auch noch vor dem Allerhöchsten König, der Bettler auch vor dem himmlischen Vater ein Gegenstand der Geringschätzung? Nein, vor den Augen Gottes sind wir uns Alle gleich, in der Geisterwelt ist Gott unser Aller Vater, Jesus unser Aller Bruder. Darum hat die Aufklärung des menschlichen Verstandes keine andere Grenzen, als welche die göttliche Weisheit ihr selbst bestimmt hat; darum soll kein Unterschied der Erleuchtung statt finden unter den Geistern; als welchen die Gottheit selbst in der Natur der Geister schuf. Die sogenannten Grenzen der Volksbildung, und wie viel Wahrheit der gemeine Mann erfahren könne und dürfe, und wie viel nicht, kann kein Sterblicher vorschreiben — denn kein Sterblicher regiert neben Gott die Welt; kein Sterblicher, und wollte er in seinem Wahnsinne solche Gesetze in die Welt bringen, hat Allmacht genug, seinen Willen zum Willen aller freigeschaffenen Geister zu machen. Er versucht in seiner Ohnmacht nur das Unmögliche, und zeigt der Welt die Roheit und Beschränktheit eigener Einsichten.

Als Jesus Messias die Welt erleuchten wollte, wandte er sich mit den Lehrern himmlischer Weisheit nicht vorzugsweise an gewisse Klassen des Volks, er ging nicht stumm vorüber an der Hütte des Landmanns, an der Thür des gemeinen Knechtes, und wandte sich nicht ausschließlich zu den Palästen der Vornehmen, zu den Höfen der Fürsten, zu den Schulen der Gelehrten: nein, aus den niedrigsten, ärmsten Volksklassen wählte der Göttliche seine ersten Schüler und die künftigen Fortsetzer seines erhabenen Erlösungswerkes! Wie er, predigten auch sie Wahrheit und Licht vor den Thronen und vor den Dürftigen im Staube! — Ja, der ewige Sohn, vom Vater der Geisterwelt gesandt, bewies, was vor ihm Keiner mit solcher Macht bewiesen, daß die erhabendsten Wahrheiten, die hellste Erleuchtung des Verstandes eben so gut den Niedrigsten wie den Höchsten im Lande gebühren.

Und warum sollen wir an dem wohlthätigen Einflusse der Verstandeserleuchtung auf die Wohlfahrt der Menschen zweifeln? Hat die Geschichte der Welt uns Mangel an großen Beweisen und Beispielen leiden lassen? — Unwissende Völker sind jederzeit die ärmsten und rohesten. Wohl können auch zuweilen Völker, denen es nicht an Wissenschaft und Kunst fehlt, in grausame Ausschweifungen verfallen, aber bald kehren sie zur Besonnenheit und zum Bekenntnisse des Rechten und Guten schamvoll zurück. So kam ein weiser Mann oft in Uebereilung und Zorn seiner Würde vergessen, aber bald gereut ihn die begangene Thorheit! — Hingegen unwissende, rohe Völker kehren erst von ihrer Härte und Barbarei zurück, wenn ihr Verstand durch das Licht der Wissenschaft erheitert, fähig ist, ihre Sitten zu mildern.

Je mehr der Verstand erhellt wird, desto heller versteht er Gottes Werke, Gottes Liebe. Je mehr Licht und Geist, je mehr Licht für den Geist im Weltall! Der unwissende Heide beugt seine Knie noch vor Holz und Stein und vor todten Bildern, die er seine Götter nennt. Der gebildetere Heide verachtet schon Stein und Holz; er wendet seine Blicke schon zur Alles belebenden Sonne empor, und betet sie an als die Seele der Natur. Noch eine Stufe der Einsicht, und er erkennt, daß auch die Sonne ewigen Gesetzen in ihrem Laufe unterworfen ist, wie jedes andere Geschöpf; er betet zu unsichtbaren Göttern. Eine neue Stufe der Aufklärung, und er theilt die Welt nicht mehr in die Herrschaft von allerlei Gottheiten, sondern er beugt sich ehrfurchtsvoll vor dem einen und ewigen Gott, dem höchsten aller Wesen, dem Schöpfer des Alls!

Der unwissende Mensch kann fromm sein und tugendhaft; aber je mehr sein Verstand erleuchtet ist, je erhabener wird seine Gottesverehrung, je reiner wird seine Tugend. Das unwissende Kind thut das Gute, thut den göttlichen Willen aus Gehorsam gegen den Willen sterblicher Aeltern; aus Furcht vor der Strafe meidet es das Böse. Es schreitet in der Erkenntniß fort; es zittert nicht mehr vor der Zuchtruthe, aber vor der Schande; es thut das Gute aus Ehrgefühl. Dies begeistert es zu allen rühmlichen Handlungen. Aber der Weise bedarf nicht des Sporns der Ehre und Schande, um göttlich zu handeln. Er weiß, wie unzuverläßig das Urtheil der Menschen ist; er weiß, daß die Sterblichen oft das Schlechte ehren, wenn es nur glänzend ist, und das Gute übersehen, wenn es sich in Bescheidenheit verhüllt.. Er liebt die Tugend, weil in ihr die Würde seines unsterblichen Geistes besteht; er verabscheut das Böse, weil es böse ist, und ihn von Gott scheidet.

Der unwissende, rohe Sterbliche ist zwar nicht arm an Freuden aller Art; aber doch ist seine Glückseligkeit auf Erden beschränkt, wie seine Erkenntniß. Er kennt nur sinnliche Freuden, und schätzt sie höher, als die Genüsse des Geistes, für welche ihm gleichsam noch der Sinn mangelt. Er ist von den Vergnügungen irdischer Güter entzückt; köstliche Kleider, angenehme Speisen, kleine Ehrenbezeugungen erfreuen ihn über Alles. Der einsichtvollere Mensch aber, und verschmäht er auch nicht die irdische Wonne, findet noch Seligkeit in den Beschäftigungen des Verstandes, in der Wirksamkeit seines Geistes, durch welche er gleichsam neue Schöpfungen hervorbringt und entdeckt. Er sieht da die Wunder des wunderbaren Gottes in majestätischer Offenbarung, wo der Unwissende gleichgültig vorübergeht, wie Einer, der keine Augen dafür empfangen hat; er ist entzückt von der Herrlichkeit und Größe des Schöpfers, wo der unerleuchtete Mensch knechtisch voll abergläubischen Schreckens zittert.

So ist der Einfluß der Aufklärung auf die allgemeine und besondere Glückseligkeit der Sterblichen offenbar und über jeden Zweifel erhaben. Und sie muß es ja wohl sein. Denn sie ist ja in den Zweck unsers Daseins einbegriffen; sie ist ein Theil der Vollkommenheiten, nach denen wir, als unsterbliche Wesen, ringen sollen, und durch die wir Gott ähnlicher werden. Nicht den Körper können wir veredeln, er bleibt immerdar hinfälliger Staub, und in der letzten Lebensstunde schütteln wir dieses vergängliche Kleid ab: sondern den Geist, den unsterblichen, sollen wir, und

ihn allein nur können wir veredeln, da er allein nur der Vervollkommnung fähig ist, und seine Dauer Ewigkeit heißt.

Daraus fließt also auch unsere Pflicht, daß wir unablässig und freudig nicht nur Alles zur Aufklärung und Erleuchtung unsers eigenen Verstandes, sondern auch zur Belehrung und Aufklärung anderer Menschen mitwirken müssen.

Die beste Verbreitung einer gründlichen Aufklärung besteht aber nicht sowohl in plötzlicher Niederreissung alter Vorurtheile, oder dessen, was wir für Vorurtheile zu halten gewohnt sind; nicht in stolzer und heftiger Bekämpfung des Irrthums und Aberglaubens; nicht in der Mittheilung gewisser Grundsätze, die wir für unumstößlich, oder gewisser Wahrheiten, von denen wir uns selbst überzeugt halten: sondern in Hinwegräumung aller Hindernisse einer vernünftigen Selbstbelehrung; in der Vernichtung aller derjenigen Umstände, die es dem Menschen erschweren oder oft gar unmöglich machen, durch eigenes Nachdenken der Wahrheit näher zu kommen.

Die wahre Aufklärung des Menschen besteht nicht eigentlich in dem, was er lernt, sondern in dem, wie er denkt! — Das Lernen aber hilft zum Denken; und die Kenntnisse, welche wir sammeln, sind nachher Mittel und Stoff des Nachdenkens und der Selbstveredlung des Geistes.

Darum ist es unsere Pflicht, es jedem Menschen, auch dem Aermsten und Niedrigsten, leicht zu machen, sich Unterricht zu verschaffen, um seinen Verstand mit Vorkenntnissen zu bereichern; unsere Pflicht, alles dasjenige zu entfernen, was Kindern, wie Erwachsenen, falsche oder schädliche Vorstellungen von den Menschen, von der Welt und allen ihren Bedürfnissen gibt.

Oft ist es schwer, oft unmöglich, bei erwachsenen Leuten eingewurzelte Vorurtheile auszurotten. Oft ist es zu viel verlangt, wenn man von bejahrten Personen fordert, daß sie, ohne gehörige und langwierige Vorbereitung, ihre Vorstellungsart umändern und durch Gewohnheit lieb gewordene Irrthümer ablegen sollen. Man kann die Altäre des Aberglaubens zerstören, aber nicht eben so leicht den Irrthum und die Neigung in der Brust des Menschen. Man kann die Tempel falscher Götter niederreissen, aber darum blühet dennoch der Glaube an sie im Stillen fort. Hier gebietet das Christenthum Schonung, Duldung, Nachsicht, besonders wenn die Irrthümer nicht offenbar der allgemeinen Glückseligkeit verderblich, oder wenn die Vorurtheile selbst Stützen der Tugend und Seelengüte sind.

Allein bei dem Unterrichte der Jugend, sei es in öffentlichen Erziehungsanstalten, sei es in unserm häuslichen Kreise, wird am sichersten und kräftigsten zur Veredlung und Aufklärung des menschlichen Geistes gewirkt. Hier ist es, wo die Obrigkeit, wo der Vater, wo der Lehrer, wo die Mutter ihre Pflichten gegen die Nachwelt zu üben haben. Hier ist es, wo sie alles dasjenige, was sie bisher als Wahn und Irrthum kennen gelernt, vom Gemüthe und Gedächtnisse der zarten Zöglinge entfernen müssen.

Nur zu selten wird von Erziehern auf die Vorstellungsarten der Kinder, die sie von den Dingen umher haben, ernstliche Rücksicht genommen. Nur zu gewöhnlich ist es, daß wir glauben, Kinder stellen sich alle Sachen eben so vor, wie wir, weil sie sie so nennen, wie wir. Würden wir uns nur oft die Mühe geben, ihnen ihre Gedanken auszufragen: so würden wir mit Erstaunen gewahr werden, daß sie bei den Dingen, welche sie mit uns auf die gleiche Weise benennen, die allerirrigsten Begriffe nähren, an welche uns nie der Sinn gekommen wäre. Und wie unvermeidlich ist dies, da sie zwar unsere Sprache, aber nicht unsere gesammten Erfahrungen und Vorkenntnisse mit der Sprache zugleich empfangen. Berichtigt die falschen Vorstellungen der Jugend, und gebet euch, o Aeltern, o Erzieher, die schöne Mühe, zu erforschen, ob die Vorstellungen und worin sie falsch sind; das heißt eine bessere Nachwelt gründen, das heißt Aufklärung und Licht und Gottes Reich befördern.

Am meisten wird der Verstand der Jugend durch die Vorurtheile und Irrthümer verdunkelt, welche bei erwachsenen, unwissenden Menschen herrschen, die in ihrer Erziehung vernachläßigt worden waren. Was Liebe und Einsicht der Mütter gründen will, was Weisheit und Erfahrung des Vaters bauet, wird durch ein einziges Wort des unwissenden Gesindes niedergerissen. Gespensterfurcht, Wunderglauben, Hang zur Schwärmerei und abergläubige Einbildungen aller Art verwirren die zarten Begriffe des Kindes und lassen ihre schädlichen Spuren, allem nachherigen bessern Unterricht zum Trotz, bis in das späteste Alter fortdauern.

Befördere Aufklärung und Selbstdenken, und zwar am angelegentlichsten bei solchen Menschen, die wegen ihres Standes und geringen Vermögens am wenigsten Gelegenheit und Mittel genug besitzen, sich hellere Einsichten zu verschaffen. Gelehrsamkeit kann freilich nur das Eigenthum Weniger sein; aber ein von Vorurtheilen freier richtig urtheilender Verstand kann und soll das Eigenthum aller deiner Mitmenschen sein.

Glaube nicht, du habest als Christ genug gethan, wenn du einem Armen das dürftige Almosen zuwirfst, für welches er sich kaum ein Nachtlager zu erkaufen im Stande ist. Glaube nicht, du habest viel gethan, wenn du einen Hungrigen gesättigt, einen Nackten mit deinen überflüssigen alten Gewändern gekleidet hast. O, wie wenig ist das! Du hast nur seinem Körper wohlgethan, diese Wohlthat erstreckt sich auf eine Glückseligkeit einiger Wochen oder Jahre. Warum siehst du an, Geistern wohlzuthun, die mit dem deinigen zu gleicher Unsterblichkeit berufen und auserwählt sind? Warum siehst du an, als Christ Wohlthaten zu erweisen, deren Folgen unsterblich sind, wie der Geist, welcher sie empfing?

Befördere durch dein Vermögen, durch deinen Rath und Beistand alle guten Schulanstalten, welche in deiner Gemeinde oder in deinem Vaterlande vorhanden sind, und denen du nützlich werden kannst — dies heißt das Reich Gottes befördern! Wo sie fehlen, hilf sie herstellen, wo sie mangelhaft sind, hilf sie verbessern; wo sie vortrefflich sind, hilf sie mit Zöglingen bereichern, damit Viele an dem Segen Theil nehmen, der dort hervorgeht. Frage nicht: wer steht diesen Anstalten vor, und gehört er zu meinen persönlichen Freunden? Frage nicht: gehören sie meinem Geburtsort oder Wohnort an? wenn du ihnen nützlich werden kannst. O wer, wo er seine Pflichten üben kann, solche Unterschiede zu machen nicht erröthet, nenne sich nicht Christ, nicht Gottes Kind, nicht Jesu Jünger. Er ist nur der verachtungswürdige Knecht seiner Leidenschaft, seines Neides oder Uebermuthes. Er versäumt aus niedrigen Rücksichten seine ihm von Gott gebotenen Pflichten. Sterblicher! auch von wissentlich versäumten Pflichten fordert dein Richter dermaleinst die strengste Rechenschaft!

Verhindere die Ausbreitung schlechter, schwärmerischer, Sitten und Geist tödtender oder Aberglauben und Vorurtheil begünstigender Bücher, und empfiehl im Kreise deiner Bekannten Schriften, in denen dein Herz eine edle Nahrung, dein Geschmack edle Bildung fand.

Bücher gehören in unsern Tagen zu den wichtigsten Mitteln, wodurch das Gute, wie das Schlechte, auf die schnellste und allgemeinste Weise mitgetheilt wird. Daher dürfen sie weder Obrigkeiten noch Bürgern gleichgültig sein in Rücksicht ihres Werthes. Ein gutes Buch ist oft des Menschen wohlthätigster Freund, es ist die Auswahl der besten Gedanken eines vortrefflichen Geistes, wodurch wir selbst so weise denken lernen, als der Weiseste. Wem die Gelegenheit fehlt, den Umgang mit großen und erhabenen Menschen zu geniessen, der findet ihn auf eine leichte und bequeme Art in ihren Schriften. Er hört in denselben diejenigen zu seinem Geist reden, die tausend Meilen von ihm wohnen, oder schon Jahrtausende vor ihm gelebt haben. Selbst in Kirchen und Schulen wird uns und kann uns nicht die verschiedenartige Belehrung ertheilt werden, wie in Druckschriften.

Daher lenke sich auch dahin die vorzügliche Aufmerksamkeit jedes Hausvaters, jedes Freundes geistiger Veredlung; er erforsche von erfahrnen Männern das Urtheil über vorzüglich lehrreiche Schriften, und mache sie zu seinem Hausschatze, wodurch er sich und die Seinigen erleuchten könne. Was du in einer kostbaren Mahlzeit, was du bei einem Lustgelage mit freigebiger Hand verschwendest, erwirbt dir einige frohe Minuten. Aber die Schriften der Weisen, die du bewahrest und liesest, gewähren dem Geiste ein bleibenderes Vergnügen und eine neue Kraft, welche ihm durch sein ganzes Dasein und in den verschiedensten Lagen seines Lebens Vortheil bringt.

Doch alle Erleuchtung und Aufklärung des Verstandes ist unnütz und verloren, wenn sie nicht erhabene Gesinnungen, tugendhafte Handlungen zur Folge hat. Wozu endlich alle Weisheit der Welt, wenn sie nicht so weise macht, unabhängig von irdischen Zufällen; dauerhaft glücklich zu sein? Wozu endlich alles Licht, wenn es nicht durch die Dunkelheiten des Lebens zur Ewigkeit vorleuchtet? — Wandelt wie die Kinder des Lichts! — ruft Paulus, der weise Apostel, und prüfet, was da sei wohlgefällig dem Herrn. Die Frucht des Geistes aber ist allerlei Gütigkeit und Gerechtigkeit und Wahrheit! (Ephes. 5, 9.)

Reine Sittlichkeit, ächte, thätige Religiosität, wahrer, menschenfreundlicher Christussinn — dies sind die Zeichen, woran wir die wahre Aufklärung erkennen, die uns erheben soll. Und wem diese Zeichen fehlen, der rühme sich nicht, veredelten Geistes zu sein.

Der hat die Wahrheit gefunden und ergriffen, welcher in jedem Menschen seinen Bruder ehrt — wohlthut, wo er kann — zufrieden ist mit seinem Stande und Beruf, und durch eigene Vortrefflichkeit denselben ehrenwerth macht — ergeben und vertrauensvoll in Gottes Vorsehung vor keiner Zukunft zittert — in der Gegenwart immer der Beste und Fehlerloseste ist, der er werden kann — den Willen hat zu allem Großen und Guten, und seine Kraft dazu nie für allzugering achtet — sein häusliches Glück als ein Kleinod hütet, höher aber das Vollkommenwerden seines Geistes achtet, am höchsten aber sein reines Herz und die Liebe des ewigen Vaters.

Nicht die Deine Werke erkennen, o Gott, nicht die Deinen Willen wissen, o Vater im Himmel, sind die Erben ewiger Seligkeit: sondern die Deinen Willen thun. An ihren Früchten, an ihren Werken sollt ihr sie erkennen, lehrt mein Heiland Jesus.

So sei denn auch mein fleißiges Streben nach Licht, nach Wahrheit, nach Aufklärung — aber das letzte Ziel derselben sei höhere Frömmigkeit in Gesinnungen und im Wandel.

70.

Der geistliche Stolz.

Joh. 8, 2—11.

Verdammen sollt ich, Gott, den Sünder,
Der sich darf Deinem Antlitz nahn?
Dein Vaterohr hört ihn nicht minder,
Als reine Seraphimen, an.
Dem Schwächsten lächelt Deine Huld,
Den Stärksten trägst Du mit Geduld.

Darf sich mein Uebermuth erheben,
Wo mein Herz nicht gleich Andern fehlt?
Wer weiß, ob nicht in ihrem Leben
Sie Tugend mehr, als mich beseelt!
Wer weiß, ob mir einst Dein Gericht
Nicht strenger noch als ihnen spricht!

Nie lese ich in der Schrift jene Begebenheit ohne mannigfaltige Bewegung des Gemüths, da Schriftgelehrte und Pharisäer ein unglückliches Weib in den Tempel schleppten, das sich der Untreue gegen seinen Gatten schuldig gemacht hatte. Da stand es von den frommen Eiferern herbeigeführt, versunken in Scham, der Welt zum Spott und Hohn, mit schuldbewußter Seele. Es stand vor Jesu, dem sündenlosesten aller Sterblichen, die Sünderin vor dem Heiligsten! Sie fühlte ihren Unwerth, ihre Verworfenheit doppelt groß in seiner Nähe. Sie wagte nicht, aufzublicken, Sie scheute eben so sehr den schadenfrohen Blicken der Ankläger zu begegnen, als den Blicken himmlischer Unschuld und Größe Jesu.

Aber der Göttliche sah noch mehr auf das, was im Herzen der triumphirenden heimtückischen Ankläger vorging, als auf das; was die Sünderin in diesen Augenblicken empfand. „Moses hat uns im Gesetz geboten, solche zu steinigen; was sagst Du?“ sprachen die Schriftgelehrten und Pharisäer. Und als sie nicht aufhörten, Jesum mit Fragen zu bestürmen, richtete er sich auf und sprach zu ihnen: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!“

Verwirrt und verlegen traten sie zurück. Wie tief war ihr geistlicher Stolz gebeugt! Wer von ihnen sollte es wagen, den ersten Stein zu heben? In Jedem wehte der Hauch dieser göttlichen Worte den Funken des Gewissens zur hellen Flamme auf. Sie wandten sich ab von dem Heiligen, hinweg selbst von der verklagten Sünderin, und verliessen den Tempel.

Nun stand die Unglückliche noch allein da vor dem Richter. Ihre Ankläger waren verschwunden; sie selbst mußte ihre Anklägerin werden; welches Urtheil mußte sie von dem Gerechten erwarten, vor dessen Spruch Schriftgelehrte zurückgebebt waren?

„Hat dich Niemand verdammt?“ fragte Jesus. „Herr, Niemand!“ gab die Beschämte voller Demuth zur Antwort. „So verdamme ich dich auch nicht!“ er-

wiederte der Heiland: „Gehe hin und sündige fortan nicht mehr.“

Dies Beispiel der Schonung und Milde — wie rührend steht es vor mir da! Er, der Heilige, der unserer Missethaten willen so Vieles litt, er allein war gnädig gegen die Fehlbare. Wer hat ein höheres Recht, den Sünder zu verurtheilen, als er, der selbst nie sündigte? Und doch war er der Sanfteste, der Billigste, der Nachsichtsvollste! „Auch ich verdamme dich nicht; gehe hin, sündige fortan nicht mehr!“

Wem gleiche ich in meinen täglichen Urtheilen am meisten? Christo, meinem Lehrer? oder den geistlichstolzen Pharisäern? — Auch mein Gewissen brennt; auch ich bin mir der Härte und Lieblosigkeit bewußt. Auch ich weiß von mir, daß ich oft nicht ohne Selbstgefälligkeit Andere verdammte, und mit Mangel der Schonung von ihren Fehlern redete, während ich selbst nichts weniger als reines Herzens war.

Es gibt viele Christen, die allerdings ein gutes Herz, eine zur Milde und Schonung geneigte Denkart besitzen. Sie sind gegen ihre Freunde und Bekannte voller Zärtlichkeit und Treue; sie sind sogar gegen ihre Feinde voller Großmuth und Versöhnlichkeit. Aber wenn sie von einem Vergehen ihres Nächsten, von einem Fehltritte des Mitbürgers hören, so können sie nicht hartgenug tadeln. Sie sind unerschöpflich in Vorwürfen, die sie äussern. Sie können es nicht begreifen, wie man sich so sehr vergreifen, wie man sich solch ein Vergehen zu Schulden kommen lassen konnte. Wohin sie in Gesellschaften kommen, fangen sie recht mit Wohlgefallen immer wieder das Gespräch davon an; wissen immer eine Bemerkung zu machen, eine neue Vermuthung hinzuzusetzen. Sie hören mit Vergnügen, wenn Andere in die Schärfe ihres Tadels mit einstimmen; hören sogar gern, wenn man ihnen über die Art des Vergehens noch genauere Auskunft ertheilt, und sind dann geschäftig, die frischen Entdeckungen mit neuer Bitterkeit zu durchgehen, und sie auch Andern bekannt zu machen, welche davon noch nicht unterrichtet sein möchten.

Woher nun dieser Hang vieler, auch sonst guter Menschen, sich mit den Fehlern und Vergehen ihres Nächsten so gern zu beschäftigen? Woher dieser Hang, der nicht selten bei schlechterzogenen, geschwätzigen Leuten in Klatscherei, in Lästersucht und Verleumdungskitzel ausartet?

Ach, er hat manche Quelle! Auch der Neid ist schadenfroh, wenn er an dem Gegenstand, welchen er beneidet, eine Unvollkommenheit erblicken und bekannt machen kann. Auch die Rachsucht ist fröhlich, wenn sie an einer verhaßten Person etwas Nachtheiliges erblickt, worüber sie spotten und mit einigem Schein der Wahrheit und Gerechtigkeitsliebe ihren Zorn auslassen kann. Aber dieser Hang zu unglimpflichen Aeusserungen über Fehlbare ist auch bei vielen Menschen herrschend, die weder aus Neid, noch aus Bosheit und Rache tadeln mögen. Er entspringt gewöhnlich aus *geistlichem Stolze*, das heißt, aus allzulebhaftem Frohgefühle, daß man besser und sittlicher *sei*, als der Tadelhafte, oder daß man noch *besser scheinen* möchte vor Andern.

Ja, die Erfahrung bezeugt es nur zu oft, daß wir, um für besser gehalten zu werden, als wir sind, gerade diejenigen Fehler am unbarmherzigsten bei Andern richten, deren wir uns im Geheimen selbst schuldig fühlen, Am unbarmherzigsten vielleicht, weil wir die Schändlichkeit dieses Vergehens besser als jedes andere kennen, und durch die Strenge unsers Tadels davon abzuschrecken suchen. Oder vielleicht, weil wir, je härter und schonungsloser wir verdammen, nun hoffen, desto eher den Verdacht von uns entfernen zu können, daß wir im Geheimen eben so sträflich sind.

In der That, wenn derjenige, welcher einige Welterfahrung und Menschenkenntniß besitzt, in einer Gesellschaft Urtheile über ein fremdes Vergehen vernimmt, wird er sehr bald aus dem Eifer und Ton der Tadelnden erkennen, entweder daß sie sich schon gleiches Vergehens einmal schuldig gemacht haben, oder nahe daran waren, es zu begehen, aber noch durch irgend einen glücklichen Umstand daran gehindert worden sind; oder daß sie sich noch jetzt nicht ganz rein davon fühlen. In diesem Falle ist der Tadler zugleich ein Heuchler. Er nimmt nur aus Klugheit die Miene des geistlichen Stolzes und der Unschuld an, wozu er nicht einmal berechtigt ist. Er ist so sträflich, als der Andere, den er verurtheilt. Wie er seinen Nächsten mit Eifer richtet, spricht er das Verdammungsurtheil über sich selbst.

Doch weg den Blick von diesen Tugendheuchlern! Sie haben noch nicht einmal das Zartgefühl und die Schamhaftigkeit der Pharisäer. Diese traten in großer Verwirrung zurück, als Jesu Wort ihr Herz traf. Aber jene Scheinheiligen, um nur sich verdachtlos zu machen, würden mit Frechheit den Stein erhoben, und ihn auf die Sünderin geschleudert haben, von deren Vergehungen sie sich selbst nicht ganz rein wußten.

Andere hingegen beurtheilen die Vergehen und Fehler des Nächsten und der Liebloseſten Art, wo sie überzeugt sind, daß sie selbst kein Vorwurf treffen könne. Hier ist *wahrhaft geistlicher Stolz*. Hier sagt jede Silbe des ausgesprochenen Tadels: „*Ich danke Gott, daß ich nicht bin, wie dieser oder diese da!*“ Es ist eine hochmüthige Freude darüber, daß wir besser sind in diesen oder jenen Stücken, als ein Anderer. Ach, in diesem Kitzel unsers Stolzes vergessen wir, daß wir von andern Seiten, in andern Fällen vielleicht noch viel strafbarer denken und handeln; daß wenn unser Inneres, die geheime Geschichte unserer Gedanken, unserer unbekannten Handlungen, an das Tageslicht kommen sollte, wir voller Scham nicht die Welt mehr ansehen, uns nicht werth fühlen möchten, nur neben denjenigen zu stehen, den wir so hochmüthig verdammen, als wäre er unendlich schlechter als wir.

Schändlich ist's, solchen geistlichen Stolz, solche Einbildung von unserm bessern Karakter zu haben. — Gott, der Allwissende, weiß es, wie geringe Ursache wir haben, uns über irgend einen Fehlbaren mit raschem Uebermuth zu erheben; wie sehr wir Grund hätten, zu zittern, wenn wir mit derselben Strenge und Lieblosigkeit beurtheilt werden sollten, wie wir Andere richten!

Doch auch sehr oft rührt dieser Stolz aus Mangel an Welt- und Menschenkenntniß her. So erstaunen wir oft, wie ein Mensch sich habe in so hohem Grad vergessen, und sich eine solche Schuld habe zur Last fallen lassen können, weil wir die Umstände nicht genug kennen, die ihn dazu bewogen. Wir bilden uns ein, daß wir uns nie auf ähnliche Weise vergehen würden, weil wir noch nie in einer ähnlichen oder in der gleichen Lage waren, wie der von uns betadelte Sünder.

Aber nichts macht uns zu schonenden Beurtheilungen geneigter, als wenn wir vorher beim Anblick des Sünders oder seines Fehltritts fragen: Was brachte ihn zum Fall? Welche traurige Verhältniße trafen bei ihm in einer bösen Stunde zusammen, die ihm Ehre, Tugend und Rechtlichkeit verdunkelten? Wie, und wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre, wenn die Versuchung so gewaltsam mich bestürmt hätte, wie ihn, würde ich minder schwach gewesen sein, als er?

Gott hat uns Alle mit herrlichen Anlagen zu allem Guten ausgerüstet; aber wir haben auch Anlagen, Kräfte, Neigungen zum Bösen. Nicht alle diese Anlagen und Neigungen sind zu jeder Zeit gleich lebhaft. In jedem Lebensalter scheinen sich dieselben zu verändern, einige derselben werden schwächer, andere wieder hervorstrebender. Viele schlummern in uns so lange, bis sie plötzlich unter besondern Umständen erst laut und wach werden. Brüste sich daher Niemand mit seiner Tugend, die noch nie zum Fall versucht worden ist. Glaube doch Niemand, es sei ihm unmöglich, sich auf eben diese Weise, wie Dieser oder Jener, zu versündigen, so lange er selbst nicht in ähnlicher Lage war, ähnliche Anfechtungen erfuhr!

Fromme Hausmutter, sittsame Jungfrau, sei du nicht die Erste, welche den Stein aufhebt, ihn gegen die gefallene Sünderin zu werfen. Wohl dir, dich bewahrte eine bessere Erziehung vor ähnlichen Vergehungen; dich vielleicht, daß Blut und Nerven weniger ungestüm und reizbar gewesen sind; dich vielleicht, daß in einer Stunde, wo du wanken konntest, kein Verführer deine Schwäche benutzte; dich vielleicht, daß du glücklich genug warst, immerdar von sittlichen Menschen umgeben zu sein, die deine Einbildungskraft nicht mit unreinen Bildern befleckten, deine Begierden nicht in regellose Bewegung, deine Triebe nicht in wilde Gährung brachten. Aber verdamme nicht lieblos die Sünderin, die eine Beute schlechter Grundsätze, heißen Blutes, niederträchtiger Verführer und jugendlichen Leichtsinns ward. Fehlbar ist sie; aber wie groß ihre Schuld sei, das kann nur der allwissende Gott richten, der alle zusammenwirkende Verhältniße kennt.

Sanfter Menschenfreund, der du Niemanden weh thun, auch dem Wurm keinen Schmerz verursachen möchtest, tadle nicht den Mann, welcher in Uebereilung und Zorn Unrecht gethan, und Ehre, Recht und Menschlichkeit vergaß. Brüste dich nicht mit einer Tugend, die weniger von der Kraft deines Geistes, als von deiner natürlichen Sanftmuth, von der glücklichen Ruhe deines Temperaments zeugt. Wenn irgend eine Krankheit dich reizbar macht, leichter geneigt zur Ungeduld, zur Aengstlichkeit oder zum Zorn; wenn dann eine Stunde kommt die deinen Jähzorn weckt, und der Ungestüm deines Verdrusses alle Vorstellungen des Rechts in dir verdunkelt; wenn dann alle Gelegenheiten dich zur Rache einladen, alle Anläße dir Werkzeuge in die Hand geben, deinen wilden Empfindungen Genüge zu thun — und du widerstehst auch dann noch, bist auch dann noch Liebe und Sanftmuth, — dann erst freue dich deines Triumphs! Aber warst du jemals in dieser Lage, hast du jemals einen so schweren Kampf mit dir selbst gekämpft, o dann wirst du nicht mehr übermüthig den Bruder verdammen können, welcher in dem gefährlichen Augenblicke schwächer war, als du.

Froher Jüngling, der du in der vollen Kraft deines Lebens nur nach Genuß begierig bist, und alles Uebrige verachtest — tadle nicht allzuhart und lieblos den betagten Mann, der in den Fehler des Geizes verfallen ist. Brüste dich nicht mit einer Tugend, die du in andern Verhältnissen vielleicht nicht hättest, und die du vielleicht verloren hast, ehe deine spätern Tage kommen. Wenn die Tage erscheinen, die dich zur Sparsamkeit ermahnen, damit du nicht im unbehilflichen Greisenalter mit den Deinigen darben müssest, wenn dann dies Ersparen und Sammeln irdischen Vermögens dir anfangs Freude macht, dann zur Gewohnheit wird, und endlich in wahre Leidenschaft auszuarten droht; wenn du durch dein Alter stumpf gegen andere Genüsse, durch dein Alter ängstlicher und besorgter für deine und der Deinigen Zukunft geworden bist, wenn du dann fast keine Freude mehr kennst, als die, welche dir der Anblick dessen verschafft, was dir Thätigkeit und Sparsamkeit gewonnen, und wenn du dann noch liebreich gegen Nothleidende, freigebig gegen Mitbürger, uneigennützig gegen Freunde bist — wohl, dann hast du ein Recht, dich deiner Tugend zu freuen. Aber schwerlich wirst du noch mit so bitterem Unglimpf diejenigen verdammen, welche nicht so viel Macht über sich hatten, als du.

Und du, o Greis, dessen Blut nun kälter, dessen Gefühl ruhiger, dessen Leib hinfälliger ist, tadle nicht zu bitter die Thorheit, den Fehltritt der Jugend. Zwar du hast Vieles erfahren, aber nicht Alles. Du warst in vielerlei Lagen und Versuchungen in deinen frühern Tagen, aber du warst nicht in allen! Verdamme nicht die Gluth, weil du kalt geworden; nicht die Unbesonnenheit, weil dich Erfahrung schüchterner machte. Brüste dich nicht mit Tugenden, die dir vielleicht wenig Ueberwindung und Kampf kosten, sondern nur ein Geschenk deines Alters sind. Die Härte und Lieblosigkeit deiner Urtheile sind nur Beweise, daß du in einem langen Lebenslauf doch noch nicht Erfahrung und Kenntniß der menschlichen Natur genug gesammelt. — Ach, es darf Niemand stolz darauf sein, manche Sünde nicht begangen zu haben, die er noch nicht hat begehen können, weil Anlaß, Noth und Gelegenheit fehlten!

Daß wir in der lieblosen Beurtheilung fremder Fehltritte mehr durch geistlichen Stolz auf eigene Vollkommenheiten, als durch wahren Abscheu gegen die Sünde selbst geleitet werden, scheint daraus am hellsten hervorzuleuchten, daß wir unsere Strenge noch mehr bei gemeinen Vergehungen äussern, als bei großen Verbrechen. — Bei diesen schaudern wir voller Entsetzen. Wir fühlen nur den reinen Abscheu gegen die verübte Missethat, und nichts weiter. Wir vergleichen uns nicht mit dem Sünder, um uns über ihn zu erheben, und uns sagen zu können: du bist besser als er! — Nein, die Geschichte eines Mordes, eines Raubes, einer Verrätherei am Staat, am Mitmenschen u. s. f. erfüllt unser Gemüth mit Grausen. Wir beklagen den Unglücklichen, welchen Temperament, Erziehungsfehler, falsche Begriffe oder andere Umstände zu solcher Gräuelthat lockten. Wir freuen uns nicht, daß wir nicht so schlecht wurden! als der todeswürdige Verbrecher, sondern seufzen schaudernd: Daß ich nie in eine solche Lage kommen möchte, wie er, oder dann stärker sei, als er, um den Reiz zum Verbrechen in mir, es koste, was es wolle, zu überwinden! — Wer hat solche Gefühle nicht in seiner Brust genährt, wenn er irgend einmal einen Verbrecher

zum Richtplatz führen, oder lebenslänglich in Kerkern schmachten sah! Wer dachte sich nicht mit Entsetzen die Möglichkeit: „Wer weiß, unter ähnlichen Umständen hättest du fehlen können, wie er!“

Dies aber ist die richtige Empfindung, welche der wahre Christ, der ächte Weise haben soll. Ich sage, richtige Empfindung, weil sie die natürlichste ist, wie sie aus dem unbefangenen Herzen hervorgeht. Hier ist keine Künstelei, kein Selbstschmeicheln, kein geistlicher Stolz, der sich gegen Andere überhebt.

Warum beherrscht uns nun nicht das gleiche Gefühl bei geheimen Vergehungen? Warum bedauern wir nicht auch da den Fehlbaren, der so unglücklich war, zu fallen? Warum sehen wir, statt voll Mitleiden auf den Schuldigen, nur mit Wohlgefallen auf uns selbst zurück, daß wir von diesem Fehltritt rein geblieben sind? daß man uns nicht solchen Vorwurf machen könne? Warum freut es uns, in Gesellschaften das Vergehen, die Verirrung, den Fall eines Bekannten oder einer Bekannten, zum Gegenstand der Unterhaltung zu machen? — Ist dies die Wirkung eines wahrhaft reinen Herzens? Ist dies die Frucht des Christensinnes, der unser Gemüth belebt?

O nein, es ist jener Stolz, den Jesus an den Pharisäern tadelte! Es ist jener Stolz, der sich selbst vergöttert! — Und die ihn haben, ach, mit ihrer ganzen Tugend, sie haben ihren Lohn dahin!

Fliehe von mir, Selbstlob, und du, o bethörender Eigendünkel, der mich über fehlende Mitmenschen erheben, mich überreden will, ich könne nie in die Schwäche fallen, wie sie! — Kehre du in mein Herz ein, stiller Kummer um den Sündigenden, du Kleinod und Erbe weichgeschaffener Seelen! Nicht daß ich wünschen wollte, wünschen dürfte, jeden Schuldigen straflos zu erklären, oder ihn den Gesetzen der bürgerlichen Ordnung zu entziehen. Nein, wer Verbrecher gegen die bürgerlichen Einrichtungen des Landes wird, muß zum Schutz und zur Sicherheit der Guten sich der Strafe des Gesetzes unterwerfen. Aber, und sollte ich vermöge meines Amtes selber den Stab über ihn brechen müssen, dürfte ich nicht über den Unglücklichen eine Thräne des Mitleids weinen, wie die Mutter voller Wehmuth ist, wenn sie die Fehltritte eines ungehorsamen Kindes strafen muß? — Die Obrigkeit straft nur die verbrecherische That, in so fern sie der menschlichen Gesellschaft Schaden oder Gefahr brachte, aber den Gedanken, den Willen zur That richtet Gott allein; nur der Allwissende richtet in wie weit das Herz des Menschen bei Vergehungen schuldig gewesen. Denn in das Geheimniß der Sterblichen, und was sie bewegt, dahin, Allwissender! blickst nur Du! Nur du richtest: wie dürfte ich Dir gleich thun? Wie darf ich lieblos verdammen, wo Du vielleicht verzeihst? Wie darf ich den eines Fehltritts willen verwerfen, welchen Du vielleicht um anderer Tugenden willen aufnimmst?

„Auch ich verdamme dich nicht!“ sprach Jesus zur Sünderin. So will ich sprechen, wenn ich einen Fehlbaren erblicke, Wer obrigkeitliche Gewalt hat, richte die That; Gott richtet das Herz! — Aber ich will nicht lieblos den Verirrten verurtheilen; will mich nicht daran weiden! ihn im Schatten zu sehen, um meine Vollkommenheit daneben desto prangender scheinen zu lassen; will nicht mir selbst sagen: so tief kann ich nie fallen, hätte ich nie fallen können. Solcher Hochmuth des Herzens, solche Sicherheit ist die erste Stufe zum Sturz. Du, o Gottessohn, lehrest mich wachen und beten, daß ich die Versuchung zur Sünde vermeide — so will ich denn über mein Herz, über alle meine Urtheile wachen, damit ich jederzeit mit höherer Freude beten könne: Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern! Amen.

71.

Mit der Sünde tändeln.

1 Kor. 10, 12.

Die Sünde herrscht, um Alles zu zerrütten;
Erschüttert Thronen, und verwüster Hütten;
Trübt jedes Segens Quell; bringt allen Tagen
Verjüngte Plagen.

Darum zieh'n Weh und Elend auf der Erde;
Oft winken sie mit lächelnder Geberde;
Doch immer führen uns der Thorheit Scherze
Zum bittern Schmerze.

„Es ist freilich wohl nicht ganz recht; es sollte nicht sein; aber doch bringt es weder mir noch Andern Schaden, warum sollte ich mir die kleine Lust versagen?“

So denkt man oft im Leben, wenn man sich von diesem oder jenem Gelüste angezogen fühlt, und doch zugleich findet, es sei darin etwas Anstößiges und Beleidigendes für ein zartes Gewissen. Man möchte zwar nicht Sünder sein, aber doch die Lust genießen, welche nicht selten der Genuß verbotener Früchte gewährt. Man glaubt, sich mit seinem Gewissen schon verständigen zu können, wenn man sich überzeugt, daß der Schaden, welcher aus einer unerlaubten Handlung allenfalls entspringen dürfte, höchst unbedeutend sei.

Es gibt ihrer Viele, die, wenn sie einen Reichen in Kleinigkeiten übervortheilen können, es ohne Bedenken thun zu dürfen glauben. „Ich würde mich schämen,“ heißt es dann zur eigenen Rechtfertigung, „ich würde mich schämen, im Handel und Wandel einen Armen zu verkürzen. Er ist mein Nächster. Unrecht Gut gedeiht übel. Ich gebe ihm vielmehr wohlfeiler, es ist ein Almosen. Ich verdiene Gotteslohn. — Aber einem reichen wohlhabenden Manne mehr abzunehmen, als die Waare werth ist, ihn im Handel zu überlisten, mir auf seine Unkosten Vortheil zu machen — obschon es nicht im strengsten Sinne recht heißen kann — möchte ich mir nie zur Sünde anrechnen. Der Schaden davon ist für ihn kaum merklich; aber der Vortheil für mich groß. Er kann schon geben von seinem Ueberflusse!“

Es gibt Andere, welche freilich eingestehen, Wahrhaftigkeit sei die schönste Zierde der Rechtschaffenen; aber eine kleine Großprahlerei glauben sie sich schon verzeihen zu dürfen. „Solch eine Lüge bringt Niemandem Schaden,“ sagt man, „aber sie kann mir nützen. Die Welt will einmal betrogen sein. Wer sich und seine Sache nicht selber ehrt, den und dessen Sache ehrt Niemand Man muß ein wenig Geräusch über Gebühr machen, sonst wird man nicht angesehen!“

So in diesen, so in andern Gelegenheiten hat der Mensch immer Entschuldigungen für das, was er an sich zwar für unrecht, aber doch unter gewissen Umstän-

den für sehr erlaubt hält. Als wenn ein Unrecht jemals Recht, eine Untugend jemals Tugend sein könnte!

Oder woran erkennen wir die Gerechtigkeit und Gottgefälligkeit unsers Thuns? Ist Nutzen und Schaden, Gewinn und Verlust, oder ist unser Gewissen der sicherste Prüfstein der Redlichkeit?

Du hältst für erlaubt, was Niemandem Schaden bringt. Es mag geschehen im bürgerlichen Leben, daß mancherlei Handlungen vom Gesetze nicht verboten sind, weil der Nachtheil davon gering ist. Das Gesetz des Landes straft nur das gröbere Vergehen. Aber kann dein Gewissen Alles billigen, was im bürgerlichen Leben ungestraft geschieht? Sollten wir als Christen, als Kinder Gottes, nur darum das Gute thun, weil es Nutzen bringt; nur dann das Böse meiden, wenn es mit Gefahr für uns und Andere verknüpft ist? — Nein, die Tugend ist Tugend, auch wenn sie uns Verfolgung zuzieht, das Laster ist verfluchungswürdig, auch mit Krone und Purpur angethan, und Tonnen Goldes bietend.

Und wer ist dir Bürge, daß dieses Unrecht, welches du dir gestattest, ohne böse Folgen bleiben werde? Durchdringt dein Geist die unermeßlichen Verbindungen der Zukunft mit dem jetzigen Augenblick? Siehst du in der Menschenbrust, was eine falsche That, ein falsches Wort, ein bloßer Wink in ihnen aufregt? — Wie kann aus Bösem Gutes erblühen? Seit wann tragen Dornen und Disteln süße Früchte?

Was an sich Unrecht ist, kann nie, es sei groß oder klein, Segen bringen; und die Lust, welche aus der Sünde entspringt, sie scheine noch so verzeihlich, verwandelt sich früh oder spät in Fluch über dir. — Es ist gefährlich, mit der Sünde scherzen; es ist gefährlich, mit der Sünde tändeln!

Wehe! und wie oft tändeln wir mit der Sünde leichtsinnig und arglos — spielen am Rande eines verderbenvollen Abgrundes, gleich Kindern, die sich einer Blume willen des Lebens entschlagen!

Es heißt mit der Sünde tändeln, wenn man sie zwar meiden, aber doch die Lust genieſſen will, die aus dem Verbotenen oft zu quellen pflegt. Du verachtest den Trunkenbold und fluchst sein Laster; aber unter vertraulichen Freunden zuweilen einen fröhlichen Tag zu leben, deine Sinne mit geistigen Getränken zu betäuben, und einer ausgelassenen Freude anzugehören, nennst du nicht gefährlich. — Und wenn dein Bewußtsein im Rausche halb verloren war, bist du dann deiner Zunge immer mächtig gewesen? hattest du nachher nie Ursache, vor dir und den Deinigen zu erröthen? — Du verabscheuest den Ehebrecher, den Wollüstling. Deine Seele ist rein von Unzucht. Aber es dünkt dich ohne Gefahr, vertraute Freundschaft mit einer Person andern Geschlechts zu schliessen. Schön dünkt dich ein Bündniß der Seelen, auf welches niedrige Triebe keinen Einfluß haben. Du willst die Wonne zärtlicher Freundschaft, nicht ihre Entehrung. Wie lange aber werden deine Verhältnisse tadellos sein? Welche Begierden, welche Hoffnungen kann ein unbewachter Augenblick in dir entzünden! Bist du allezeit Meister des süßen Rausches deiner Leidenschaft? Du spielst an Abgründen. Du bist bereit, Mörder an Glück, Ruhe und Ehre der Person zu werden, deren Ehre, Ruhe und Glück dir heute noch über Alles gelten.

Es heißt mit der Sünde tändeln, wenn man an Dingen, die man zwar selbst nicht billigt, auch nicht thut, Vergnügen findet, wenn sie von Andern geschehen. — Du möchtest selbst in keiner Gesellschaft boshaft witzeln, Keinen durch Neckereien betrüben, oder dir zum Feinde machen; aber doch belustigt es dich, die Neckereien Anderer zu hören. Dein Beifall muntert dazu auf. — Du möchtest nie deines Mitmenschen Verleumder sein; aber wenn die Andern Böses und Schlechtes von Andern erzählen, so unterhält es dich. Deine Neugier, dein Erstaunen, dein Lächeln, dein mitleidiges Achselzucken — ist es nicht Nahrung der Ohrenbläserei? — Du bist viel zu edel, um dir anvertraute Geheimnisse auszuplaudern. Nie wirst du zum schimpflichen Verräther dich entwürdigen. Aber doch zürnst du es nicht, wenn Andere dir verrathen, wo sie Verschwiegenheit gelobt hatten. Doch hältst du es für erlaubt, Andern Geheimnisse abzulocken. Ist es edler, Verräther zu machen, oder zu sein? Ist zwischen Dieb und seinem Hehler der Unterschied wichtig?

Es heißt mit der Sünde tändeln, wenn man sich den Schein gibt, böser zu sein, als man ist, um unwürdigen Menschen zu gefallen. — Wie oft geschieht es! Und wie oft aus falscher Gefälligkeit und Schonung, ohne eigenen Hang! — Man beschönigt dann freilich das Ungerechte solches Betragens, und spricht: Unter den Wölfen muß man mitheulen. Man zuckt die Achseln und sagt: Aber ich konnte doch nicht wiedersprechen! Es schickte sich für mich nicht, da die Tugend predigen zu wollen. Ich mußte wohl mitmachen, um nicht das Gelächter und der Spott der Andern zu werden. — Aber das Gefühl deines Unrechts bleibt dir doch. Andere schämen sich ihrer Flecken, verbergen sie, und heucheln, besser zu sein, als sie sind; du aber schämst dich deiner Reinheit und Unschuld. Ach, man liebt wohl das nicht gar innig, dessen man sich so leicht schämt! Wem es rühmlich dünkt, verdorbenen Menschen zu gleichen, wenn auch nur für Augenblicke, ist wohl nicht mehr so weit von ihrer Verdorbenheit entfernt, als er selbst glaubt. Eine Tugend ohne Begeisterung und Muth ist durch Feigheit ihrem Untergange nahe.

Es heißt mit der Sünde tändeln, wenn man sich verzeiht, zu irgend einer guten Absicht unerlaubte Mittel zu gebrauchen. Werden Reichen betrügt, um dem Armen wohlzuthun; wer zur Empörung ermahnt, um ungerechte Obrigkeiten zu strafen; wer fremdes Gut veruntreut, um seine und seiner Familie Ehre aufrecht zu halten: ist der zu entschuldigen vor Menschen und Gott? Seit wann läßt sich mit den Werken der Hölle die Seligkeit des guten Gewissens verdienen? Seit wann führt die Straße des Verbrechens zum Himmel? Und doch ist es in unzähligen Fällen nichts Seltenes, daß der Mensch in der Wahl seiner Mittel sehr leichtsinnig sein kann, wenn er sich nur mit irgend einem löblichen Zweck zu entschuldigen weiß. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

Aber sollte ich hier alle Anlässe nennen, wo der Sterbliche auch nur in Kleinigkeiten frech mit der Sünde tändelt, wo er zwar ihre Lust genieſſen will, und sie selbst doch zu vermeiden hofft! Irret euch nicht! Ihr wähnet mit der Hölle zu tändeln, und sie tändelt mit euch! Beruhige sich doch Keiner mit dem Glauben: Ich weiß, was ich thue, und lasse mich nie zu weit verleiten. Mein Scherz wird nie Ernst; ich sehe schon durch meine Grundsätze

sicher, und begebe ich mich schon selbst in einige Versuchung — meine Besonnenheit wird mich doch allezeit vor dem Schlimmsten bewahren!

„Wer sich läßt dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle!“ ruft die Stimme der heiligen Schrift. (1 Kor. 10, 12.) Es ist die weiseste Lebensregel für Jeden, dem ein eigener, unentweihrer Werth das heiligste Gut ist.

Zwar oft kann die Handlung, welche nur an Unrecht grenzt, sehr unwichtig sein; aber die Handlung, von welcher unser inneres Gefühl sagt, sie sei unrecht, ist nicht mehr unwichtig. — Das Verbotene, das wir thun, sei es auch noch so geringfügig, ist verboten, der Fehler, den wir uns leichtfertig verzeihen, sei er auch noch so unbedeutend, er ist immer ein Fehler!

Besonders müssen wir auf unserer Hut sein, daß wir nicht das nur für eine kleine Sünde halten, was nur kleine oder gar keine Folgen hat. — Das Sündigen liegt nicht in der That ausser uns, die wir begehen: sondern in dem Sinne, mit welchem wir handeln. Die Größe unserer Schuld liegt nicht in der Größe und Abscheulichkeit des äussern Verbrechens, welches der weltliche Richter beurtheilen kann, sondern in der Strafbarkeit unserer Gesinnungen dabei. Es hat schon Vatermörder gegeben, welche aus Unvorsichtigkeit das Leben dessen verkürzten, dem sie das ihrige zu danken hatten; aber Andere, die ihren Aeltern boshafterweise im Herzen Böses wünschen, sind sie nicht abscheulicher, als jene unvorsichtigen Mörder? Eine entehrte Jungfrau ist der Gegenstand allgemeinen Mitleidens oder allgemeiner Verachtung; aber wie viele sind, die sich der strengsten äussern Zucht befleißigen, und mit ihren Gedanken größere Schande treiben, als die Entehrte! Nicht was wir thun, ist Sünde, sondern wie wir es thun. Dieses richtet Gott, jenes können Menschen richten. — Ein unreiner Wunsch, ein stiller Fluch, ein verhehlter Neid, obgleich ohne äussere Folgen, kann so große Sünde sein, als das äusserlich vollzogene Verbrechen.

Es ist gefahrvoll, mit der Sünde zu tändeln, auch wenn das Unrecht, dessen wir uns schuldig machen, noch so unbedeutend wäre in seinen ersten Folgen. Zu allem ist immer das Samenkorn klein. Aber sei die Saat des Gifkrautes klein, wie ein Sonnenstäubchen, es wird, ausgestreut, Wurzel fassen, keimen, aufwachsen und verderblich wuchern. Selbst harmlose Scherze, von denen unser Gewissen sagt, es liege in ihnen etwas, das nicht zu billigen sei, sollen wir meiden, sie drohen Gefahr. Wie oft geschieht es zum Beispiel, daß man sich an jungen Kindern belustigt, wenn sie die Unarten der Erwachsenen nachahmen, ohne zu wissen, was sie thun? Was die Alten belustigt, wird bald der Kleinen Ernst. — Wenn man die Eitelkeit der Unmündigen belächelt, wie sie sich schmücken und zieren, oder ihre Gestalt im Spiegel bewundern, oder mit Stolz auf schlechter gekleidete Altersgenossen hinblicken — das Gefühl sagt Jedem, das Belächeln sei nicht recht. Wer sich es verzeiht, säet in das empfängliche Herz der Unmündigen den Samen der Hoffahrt. Es scheint so verzeihlich, die Lüge eines Kindes, womit es sich aus Verlegenheiten zog, zum Gegenstand des Scherzes zu machen, obgleich das innere Gefühl spricht: Unrecht billigen ist selbst ein Unrecht. Aber einer Scherz wird zum Tode der Unschuld; ihr heget und pfleget ein aufkeimendes Laster.

Es ist gefahrvoll, mit der Sünde zu tändeln. Denn schwer ist jederzeit die Grenzlinie des Erlaubten und Unerlaubten zu beobachten. Ein an sich unschuldvolles Vergnügen kann schon dadurch entarten, daß es uns durch öftere Wiederholung zum unentbehrlichen Bedürfnisse, dadurch zur Gewohnheit, endlich zur Leidenschaft wird, wogegen zuletzt alle Gründe der Vernunft nichts vermögen. Zwar lange täuscht sich der Mensch, auch wenn schon der innere Wächter ruft: in diesem Vergnügen lauert die Gefahr! Zwar lange tröstet er sich damit: aber es ist doch an sich unschuldvoll, und im Fall der Noth könnte ich ihm immer entsagen. Er tröstet sich, er tändelt mit seinem Verderben, bis es zu spät ist, und die Gewalt der erwachsenen Leidenschaft entweder die Heiterkeit des Gemüths oder die Gesundheit des Leibes vernichtet. Dünke sich Niemand so stark, jeglicher Versuchung Trotz bieten zu können. Es schlägt für jeden Sterblichen eine verrätherische Stunde. Wer sich läßt dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle!

Darin liegt das Gefährliche, mit dem Unerlaubten zu tändeln, daß wir schon Neigung zum Verbrechen tief in uns tragen, sobald wir Gefallen daran finden, uns dem Unerlaubten zu nähern. Die Sünde ist vielleicht noch nicht vollbracht — wir verabscheuen sie noch — während sie uns schon mit weichem, unsichtbarem Garn umsponnen hat. Die spielende Mücke gaukelt um das brennende Licht in immer engern und engern Kreisen; zuletzt, wie ergriffen, stürzt sie verloren in die entehrende Flamme. Wer sich freiwillig einer Gefahr der Sünde hinstellt, hat schon Begierde, mit ihr zu unterhandeln. Haßte er das Verbrechen mit Ernst, er würde dessen Nähe auch mit Ernst meiden, und schon die Möglichkeit des Ausschlüpfens scheuen. Lust an einem Genusse, den das Verbotene aus der Ferne zeigt, ist schon Lust zur Sünde selbst; nur gestehen sich die Sterblichen selten die Wahrheit früher, bis sie das Schreckliche nicht mehr läugnen können, was sie vorher für unmöglich gehalten hatten. — Darum, wer sich läßt dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle!

Auch der entsetzlichste Verbrecher war ehemals unschuldig. Er begann seine schanderhafte Laufbahn nicht mit Gräuelthaten, vor denen sich das menschliche Gefühl empört, sondern mit halb unschuldigen Scherzen, mit flüchtigen Gedanken, vor deren Ungerechtigkeit er selbst noch erröthete. Doch lockte ihn Wohlgefallen am Genusse, den das Unrecht gewährte; sein erstes Verbrechen war, sich das Kleinste zu verzeihen, was tadelnswerth schien. Damit war er vollendeter Sünder. Wer den ersten falschen Schritt entschuldigen kann, wird auch eine Rechtfertigung für den zweiten erfinden; der dritte scheint ihm schon ungefährlich, der vierte sogar rühmlich — dann wird jeder andere nothwendig, unaufhaltsam, bis hinab in die Tiefe des Elendes. Wer des einzelnen leichten Staubes nicht achtet, der sein Gewand überfliegt — und wie unbedeutend ist doch jedes Stäubchen an sich! — wird zuletzt von Unflath bedeckt.

Es ist gefahrvoll, mit der Sünde zu tändeln. O ich fühle es, Gott, du Allerheiligster, ich fühle es; und doch, wie oft — du Allwissender weißt es —

wie oft vergaß ich mich selbst, und gab mich in Versuchung hin! Nicht Du führest in die Versuchung zum Bösen, sondern der Mensch sich selber, wenn er von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird. — Und ich ward Deiner, ward meines Jesu, ward meiner selbst unwürdig!

Nein, nein, es ist keine Sünde gering, kein Unrecht verzeihlich. Auch der kleinste Flecken entehrt die Unschuld. O, daß ich es immer bedächte! daß ich mich nicht zu stark und sicher glaubte! — Darum will ich ernster über mich selbst wachen, und was mein Gewissen mißbilligt, bleibe von meinem Herzen fern. Ich will mir auch nicht den unerlaubten Gedanken verzeihen, und überrascht er mich — möge er mich noch so angenehm reizen, möge er auf meine äussern Handlungen nicht den geringsten Einfluß haben — ich will ihn zerstreuen. Denn er entehrt mich, Herr, vor Dir; der erste unreine Wunsch ist immer die erste Weihe zum nachfolgenden Verbrechen. Was ich selbst zu thun mich schäme, will ich nie mit Vergnügen an Andern bemerken; mein Beyfall soll keine Thorheit auf fremdem Boden begünstigen. Ich will mich heiligen, Herr, mein Gott, in Deiner Wahrheit, in Deiner Gerechtigkeit, daß ich in jedem Augenblicke meines Daseins getrosten Muthes zu Dir aufschauen könne. Amen.

72.

Eine Sünde der andern Mutter.

Jak. 1, 14. 15.

O Du, Du ewige Geduld,
Vergib, vergib mir meine Schuld,
Denn meine Seel' ist bange;
Du, welcher Tausenden verzieh,
O mein Erbarmer, rette sie
Vom großen Untergange.

„Aber ein allzuzartes Gewissen, ist es nicht endlich auch des Menschen Last? Stört es ihn nicht im Genusse der allerunschuldigsten Freuden?" — So führen gewöhnlich die Menschen ihre Sprache, wenn sie sich es mit ihrem Christenthume etwas bequemer machen wollen. Und wenn sie es nicht aussprechen, so denken sie es doch gern im Stillen. — Man muß es, sagen sie, doch auch nicht allzustrenge nehmen, sich nicht sogleich wegen Kleinigkeiten mit Selbstvorwürfen peinigen, nicht aus einem leichtsinnigen Schritt, den man wohl, nach der Strenge beurtheilt, anders hätte thun können, sogleich eine ungeheure Missethat machen. Wie viele Leute gibt es nicht, die darum recht froh und in mancherlei Betracht sogar recht brav und schätzenswerth sein können, wenn sie sich schon in diesem oder jenem Punkte etwas zu gut halten, was nun wohl nicht mit der christlichen Pflichtenlehre auf das Vollkommenste übereinstimmt. Man sehe doch nur das Leben und Treiben ganzer Völker! Was wir nach unsern Vorstellungen schon für großes Sittenverderbniß halten, ist bei ihnen ganz alltägliches Thun. Man würde dort nur über unsere zarten Grundsätze lachen.

So spricht man.

Aber Vernunft, Natur, Erfahrung und Offenbarung sprechen: Wer kann sagen, daß ein zartes Gewissen eine größere Last sei, als ein böses Gewissen? Wer kann sagen, daß ein zartes Gewissen, welches auch den geringsten Fehler untersagt, uns bei der daraus entstehenden Seelengüte mit Seelenfrieden in allen Lebensstürmen lohnt, — wer kann sagen, daß es unschuldige Freuden störe, da es — Jeder prüfe sich selbst — die innigsten Freuden gewährt? Allerdings ist es möglich, daß Personen, die es mit der Tugend nicht allzugenau nehmen, doch in manchem andern Betracht sehr achtungswürdig, und ihres Lebens übrigens froh sein können. Sind sie aber auch wirklich achtungswürdig in den Stücken, wo sie sich verfehlen? Glaubst du, daß sie auch da froh sein können, wo sie Unrechtes begehen? Meinst du, die Ordnung der Natur mache bei ihnen eine Ausnahme, daß das Schlechte sich nicht selbst früh oder spät an ihnen räche? Wahr ist es, das Leben und Treiben mancher Völker ist von einer solchen Beschaffenheit, daß dieselbe oft in vollem Gegensatze mit der Lehre Jesu, mit den Vorschriften des Heils steht; daß bei ihnen alltäglich ist und worüber sich Niemand mehr ärgert und wundert, was bei uns schon Sittenverderbniß heißt; aber wahr ist es auch, daß diese Völker ihrem Untergange entgegen gehen, einem Elende, welches sich durch alle Familien quälend verbreiten wird. Gehe hin und forsche: wie viel sind der Glücklichen dort heute noch? Mitten durch den Lärm der Lustbarkeiten und des Jagens nach Vergnügen werden die Flüche und Klagen ihnen zuklingen.

Es kommt gar nicht darauf an, was Andere sind, sondern was du, wenn du vollständig glücklich werden möchtest, sein sollst. Es kommt darauf an, was du sein willst, ob ein höheres oder niederes Geschöpf Gottes; ob vollendeter zu deinen wahren überirdischen Bestimmungen, oder unvollkommener und noch weit zurück vom Ziel. Es kommt darauf an, ob du glaubst, du seiest eigentlich Geist, oder nur überall Leib und Thier von etwas vorzüglicherer Gattung.

Ohne einen Unsinn auszusprechen, den dein Innerstes sogleich verwirft, ist deine Antwort bald entschieden. Aber eben sobald ist auch entschieden, daß Vergehungen geringer Art nicht mehr gleichgültige Dinge sind; daß jeder Fehltritt, ohne Ausnahme, eine Verirrung vom Wege des Glücks und der Vollendung sei; daß keine Sünde, welchen gefälligen Namen ihr die Menschen auch geben mögen, entschuldigt werden könne. Ja, du wirst gleich eingestehen, wenn du nur einen leichten Blick in die Beschaffenheit der menschlichen Natur geworfen, oder jemals mit einiger Aufmerksamkeit die Geschichte unglücklich gewordener Personen hörest: daß, wer sich ohne Bedenken einen Fehler erlauben und zu gut halten kann, zu den schwärzesten Verbrechen Anlagen hat. Denn eine Sünde ist die Mutter der andern. Darum sagt die heilige Schrift: Ein jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird. Darnach, wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert sie den Tod. (Jak. 1, 14. 15.)

Wie ein Krebsschaden am Leibe zuerst ein kleiner, kaum bemerkbarer Punkt im Fleisch ist, der sich, weil man seiner zu wenig achtet, unmerklich erweitert, dann je mehr er wächst, um so stärker er um sich frißt, endlich grausenhaft alle Gliedmassen zerstört, bis er die edlern Theile des Körpers ergreift, sie auflöset, und über das Ganze den Tod mit sich bringt: so die Sünde. Ihr erstes Erscheinen ist immer unscheinbar: eine Kleinigkeit,

die man wohl übersehen zu können glaubt, eine Neigung, die gar nicht gefährlich zu werden droht. Erst wenn sie wirklich zu drohen anfängt, wird man aufmerksamer; aber gewöhnlich ist der geistige Schaden dann schon unheilbar.

Wer sieht nicht dem Jünglinge nach, wenn er vielleicht zu empfindlich, allzuleicht aufbrausend ist? — Man nennt es jugendlichen Ungestüm, ein edles Feuer, das man nicht auslöschen soll. Er begeht in der Hitze vielleicht manches Unrecht. Doch man findet es sehr verzeihlich. Es ist ja nur in der Hitze begangen. Er wird sich, wenn er in das Leben hinaustritt, schon mäßigen lernen, Erfahrung wird ihn schon abkühlen. — Aber wie würde euch werden, wenn ein Seher der Zukunft an eurer Seite stände und spräche: Wohl wird seine unbändige Hitze sich erkühlen, aber erst auf dem Blutgerüste! Er wird seinen eigenen Bruder einmal erschlagen!

Wie unschuldig ist doch das Vergnügen eurer Tochter am Lesen gefühlvoller Dichter, rührender Schauspiele, empfindsamer Romane! Es geschieht ja nur in Nebenstunden. Man kann es sogar rühmlich finden, daß sie ihren Geschmack verfeinert, ihre Empfindungen veredelt. Zwar möchte ein Freund euch warnen, ihre Einbildungskraft sei ohnedem schon lebhaft, ihr Gefühl reizbar genug. Aber ihr hoffet, sie sei viel zu vernünftig, sich von der Uebermacht der Gefühle beherrschen zu lassen; sie habe feste Grundsätze. Inzwischen macht das gereizte Gefühl Neigungen wach, die sie euch und sich selbst verbirgt. Es begegnet ihr ein entsprechender Gegenstand. Sie liebt und glaubt rein wie ein Engel zu lieben. Ihr bewundert ihre schöne Seele, ihre Empfindsamkeit, die bei den Leiden eines Würmchens trauern könnte. — Aber stände ein Seher der Zukunft an eurer Seite, wie würde euch werden, wenn er spräche: Und sie wird als Kindermörderin enden!

Ihr preiset den lernbegierigen Knaben. Er hat Ehrgefühl, darum unterläßt er Manches, was Andere seines Alters Nichtswürdiges treiben, weil sie sich aus Schande oder Bestrafung nicht viel machen. Zwar man könnte sagen: dieser Knabe thue das Bessere, nicht weil er einsieht, es sei Besser, sondern weil er einsieht, es bringe Ruhm; und er halte nur das für gut, was Ehre einbringt, das Uebrige für gleichgültig. Ihr gestehet selbst, er gehe manchmal in seiner Ehrbegier zu weit. Allein wie verzeihlich ist das! Ehre ist der kräftigste Sporn zu allem Großen. Wer davon getrieben wird, vergißt sich nicht leicht. Das Gute davon wird immer das Schlechte überwiegen. Ihr selbst reizet den Ehrdurst des Knaben noch mehr. Wie hohe Hoffnungen habet ihr von dem aufstrebenden Geiste des Jünglings! Und wenn er schon zuweilen im Stillen sich manches Unrecht erlaubt, weil es nicht Jederman weiß — ihr zuckt entschuldigend die Achsel, ihr denkt, wer wäre auf Erden, der nicht auch seinen Fehler hätte? — Wie aber würde euch werden, wenn ein Seher der Zukunft euch offenbarte: Dieser geht über einen von ihm verübten Kassendiebstahl als verzweifelnder Selbstmörder aus der Welt!

Euch freut die frühe Ordnungsliebe des Kindes. Ihr lobet es. Das Kind ist nicht genäschig; es spart an seinen Leckerbissen länger als andere. Es hebt alle Kleinigkeiten sorgsam auf, und findet Vergnügen am Einsammeln. Wer sollte dies nicht loben? Wer dem lieben Kleinen nicht gern verzeihen, daß er, der so viel Vergnügen an seinen Sachen findet, davon andern Kindern sehr ungern leiht, da sie Alles verderben? Ihr habet nichts Angelegeneres, als diesen Geist der Ordnung und Sparsamkeit auch in den kleinsten Dingen zu unterhalten, aufzumuntern. Ihr saget mit ganzer Selbstzufriedenheit voraus: Der wird einmal das Seinige zu Rathe halten, und nicht verhungern! Aber wie würde euch werden, wenn ein Seher der Zukunft zu euch redete, und spräche: Er wird in Allem kleinlich sammeln, ohne zu haben, und einst als Geizhals verhungern!

Eine Sünde ist der andern Mutter. Ein Fehler, so klein er sein mag, den wir an uns entschuldigen, führt sich bald einen andern zur Gesellschaft herbei. Darum auch das Geringste, was in uns unrecht ist, darf demjenigen nicht gleichgültig bleiben, der eine dauernde Glückseligkeit begehrt.

Es ist in der Natur des Menschen ein so zarter und inniger Verband aller Kräfte und Vermögen, daß sehr leicht durch die Mängel des einen Theils die freie Thätigkeit aller Uebrigen gehemmt wird, und der Fehler des einen alle andern zum Fehlen bringt. Das Uebergewicht der Einbildungskraft verwirrt leicht die Urtheile des Verstandes; die falschen Beurtheilungen der Dinge lenken den Willen in falschen Richtungen zum eigenen Schaden. — Wo hingegen die kalt berechnende Verständigkeit den Vorrang gewinnt, geschieht es gar oft zum Nachtheil der Alles belebenden und erwärmenden Einbildungskraft; dadurch entsteht Schwäche der Gefühle, und neben aller Klugheit nimmt Hartherzigkeit zum Unglück anderer, wie zum eigenen, die Stelle ein. — Man erkennt daraus, wie wichtig es in der Erziehung der Kinder ist, auf ihre ersten Aeußerungen und Neigungen die Aufmerksamkeit zu richten; — wie nothwendig es sei, wenn sich bei denselben irgend eine Eigenschaft des Gemüths schon von selbst sehr lebhaft bezeigt, diese nicht unvorsichtiger Weise noch stärker und auf Unkosten Anderer zu wecken, sondern vielmehr, was schwächer ist, durch Anreizung mehr zu beleben.

Dies ist das Geheimniß der Jugenderziehung, daß man aus den vorherrschenden Neigungen des Kindes die Beschaffenheit seiner Seelenvermögen erforschen, und daß man diese in dem richtigsten Verhältnisse zu einander entwickeln helfe, daß nicht das Niedrige mächtiger werde als das Höhere. Ueber Alles herrschen muß das Gefühl und Bewußtsein des Rechten, des Wahren, des Guten: nichts darf darüber gehen. Die Erscheinung von diesem ist die Tugend. Ihm zunächst untergeordnet ist der Verstand, welcher beurtheilt, berechnet, und das Nützliche sucht. Doch immerdar muß und soll die Liebe des Nützlichen untergeordnet bleiben der Liebe dessen, was recht und gut ist, und die Tugend höher stehen, als die Klugheit. Dem Verstande untergeordnet, und von ihm beherrscht sei die Einbildungskraft und das Gefühl. Doch nur herrschen soll er, nicht aber unterdrücken und ertödten. Ein fehlerhaftes Verhältniß in der Stärke und Ordnung der Gemüthsvermögen ist einer giftigen Verkrüppelung gleich, und die erste Quelle späten Unheils. Ein Mangel zeugt den andern.

Daher ist selbst schon eine einzige unrichtige Vorstellung hinlänglich, großes Uebel zu stiften. Denn in der engen Verbindung aller unserer Vorstellungen leiden alle durch die Schuld der ersten, die unrichtig war. Sie vergiftet die ihr nächste und verwandteste; diese die übrigen. Die Vorstellungen aber, welche wir von den Dingen haben, leiten unsere Begierde. Eine falsche Vorstellung ist die Mutter einer falschen Begierde; und die Unlauterkeit unsers Begehrens erzeugt

das Sträfliche unserer Handlungen. Können wir auch gleich den Irrthum an sich keine Sünde nennen, so ist er doch ein Fehler des Verstandes und nicht selten der Urheber der größten Uebel. Traurig genug, wenn uns erst der Schaden der Erfahrung zur Erkenntniß unsers Irrthums führt. Es thun daher diejenigen nicht wohl, welche gegen die bessere Belehrung des Volks, gegen die Vernichtung herrschender Vorurtheile, gegen Aufhebung des Aberglaubens eifern. Möge ein Irrthum noch so unschädlich zu sein scheinen: er ist eine Beschränkung des Verstandes; er ist ein Fehler des Vorstellungsvermögens, und jeder Fehler leitet zu Fehlern. Das Vorurtheil, welches in einem Falle sehr nützlich sein kann, ist in hundert andern Verbindungen, die euerm Auge entschlüpfen, nothwendig Verderben führend. Nur die Wohlthat ist gut; nur sie steht im Einklange mit Gottheit, Natur der Dinge und Menschenglück. — Was ist Sünde? Eine fehlerhafte Neigung. Aber die Neigungen, sind sie nicht die Wirkungen vorausgegangener Vorstellungen?

Achte in dir keinen Fehler für eine gleichgültige Sache; entschuldige ihn nicht mit dem Beispiel Anderer, nicht mit deiner empfangenen Erziehung, nicht mit dem Alter, in welchem du eben stehst, nicht mit deinem Temperament. — Was hilft dir diese Entschuldigung, sobald du den Fehler als Fehler erkennst? Wird er es darum minder sein? Werden nicht seine unseligen Wirkungen früher oder später strafend über dich einbrechen? Ist je aus einem Bösen etwas Gutes erwachsen? Sündigest du an deinem Leibe, körperliche Zerrüttung wird folgen, sündigest du gegen Andere, das Uebel wird dir unverhofft widerfahren.

Nenne nicht eine Neigung, die du zwar selbst nicht öffentlich ohne Scham bekennen würdest, welche aber doch, wie sie gegenwärtig ist, Keinem zum wirklichen Schaden gereicht, darum unschuldig. Aber welchen Schaden bringt sie dir? Kannst du dies berechnen? Siehst du, wie das Spiel deiner Einbildungskraft in die übrige dunkle Welt deiner Vorstellungen hineinwirkt? — Genug, diese als unschuldig gepriesene Neigung ist deines Unglücks schuldig, oder kann es werden, denn sie ist tadelhaft, weil du sie nicht ohne Scham vor dir ehrwürdigen Personen aussprechen würdest. Und eine Sünde wird im Verborgenen die Mutter der andern. Du wirst von deiner Lust gereizt und gelockt. Wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde: die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert sie den Tod.

Halte keine Neigung, die an sich und in den Augen Gottes tadelnswürdig ist, darum für unschuldig, weil sie noch niemals in äussere Wirksamkeit übergegangen ist. Denn die du heute noch beherrschest, sie wird dich morgen beherrschen, weil du sie im Stillen nährest und pflegest, daß sie erwachsen muß. Bald wirst du dich nicht mehr von ihr trennen können, denn ihre Wurzeln haben schon zuviel andere deiner Vorstellungen, Gefühle und Wünsche umsponnen. Sie lebt nicht bloß in dir, du wirst bald in ihr leben. Es wird dir unerträglich werden, sie nicht in der That zu erfüllen — du bist ihr Sklave — die Sünde führt zur Sünde — und der Sünden Sold ist Verderben, ist Tod.

Nenne auch die leiseste tadelnswürdige Neigung nicht gefahrlos, weil du auf deine übrigen Grundsätze vertrauen könntest, oder weil deine besondern Verhältnisse dir nicht gestatteten, sie jemals zu befriedigen. Kannst du die fehlerhafte Begierde nicht erfüllen, warum nährest du sie denn? So lebt doch neben ihr schon ein verbrecherischer Wunsch! — Kennst du die Zukunft, den Wechsel der Verhältnisse, der unerwartet eintreten könnte? Bist du in diesem Augenblick darum minder lasterhaft, weil du es zwar sein möchtest, aber ohne Gelegenheit bist, die Missethat zu verüben? Ist der Dieb im Kerker darum minder Dieb, weil er, obgleich zum Stehlen begierig, nicht mit den gefesselten Händen stiehlt? Du bist schon strafbarer, als du wähntest. Wer auch nur ein Weib in Gedanken begehrt, der hat schon die Schuld des Ehebrechers! sprach Christus. (Matth. 5, 28.)

Eine Sünde ist die Mutter der andern. Weigere dich, der ersten, der leichtesten, der verzeihlichsten dich hinzugeben, und sie werden dich alle meiden. Biete der kleinsten die Hand, unerwartet werden dich in der Verkettung der Umstände die größten umgarnen.

Es schreitet oft wohl der Jüngling arglos zum Spiel mit Karten und Würfeln; es gewährt ihm ein schuldloses Vergnügen; und schuldlos ist es, so lange er keine vorherrschende Neigung dafür in sich spürt. Aber erscheint die Neigung, so erscheint die Schuld. Es ist nicht mehr das Spiel, es ist die Gewinnlust, die ihm Vergnügen macht. Er wird dieser Neigung allmälig mehr Zeit opfern, als er soll, und höhere Pflichten darüber versäumen. Er wird im übertriebenen Eifer für seine Neigung nicht seiner Gesundheit achten, und feindselig an sich selber handeln. Er wird Verschwender seines Vermögens und Gesellschafter ihm gleichgestimmter, noch schlechterer Leute. Er wird durch den leichten Gewinn Schwelger; durch den Verlust mürrisch, zornig; aus Furcht vor der Schande Heuchler. Eine heimliche Schandthat, einmal gelungen, macht ihn zur zweiten und dritten, die kleinere zur größern muthig, der Muth ihn frech, das Glück ihn sicher — bis die schmerzenreiche Stunde seiner Entdeckung und Strafe tönt. — So wird ein Jeglicher versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird. Darnach, wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde, die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert sie den Tod.

Gott, Gott, mein Richter! Allwissender! — Ich bin nicht rein von tadelhaften Wünschen — weh mir, so bin ich nicht geborgen vor dem Unglück, welches jeder Sünde folgt. Und ist es nicht der Uebel größtes schon, mich deiner Liebe unwürdig zu wissen? Schlechter zu sein und entfernter vom Ziele meiner geistigen Vollendung, als ich sein sollte? O, ich will mich aufraffen, will mich ermannen von meiner Sicherheit. Ich will auch nicht den kleinsten Fehler mir verzeihen, und wollen unedle Wünsche in mir aufsteigen, ich will meinen Blick von ihnen abwenden, mich zerstreuen; zu Dir, Allerheiliger, flüchten im Gebet, und um Kraft, um Muth, um deinen heiligen Geist durch Jesum Christum flehen.

73.

In einer Tugend alle Tugend.

2 Petr. 1, 5. 6.

Es strahlt in der Unsterblichkeit
Der Wesen
Nur eines Gottes Herrlichkeit.
Und alle Pracht der Sternenfluren,
Und alle Wunder der Naturen,
Sind Strahlen nur aus dieser Herrlichkeit.

Es waltet in der Ewigkeit
Der Wesen
Nur eines Gesetz: Heiligkeit.
Die Tugend, die uns hier entzücket,
Und die den Seraph droben schmücket,
Sind Strahlen nur aus dieser Heiligkeit.

Wenige Personen haben wohl auf die Verbesserung ihres Gemüths auch nur die Hälfte der Zeit, der Mühe und des Nachdenkens verwendet, die sie am Putztisch zur Verschönerung ihres Körpers, oder im Arbeitszimmer zur Verbesserung ihrer Glücksumstände, oder zur Erlernung nützlicher Fertigkeiten und Kenntnisse, oder auch nur zum Genuß fröhlicher Zerstreuungen, verschwenden. Selbst diejenigen, welche keineswegs gegen ihre innere sittliche Vervollkommnung und Geistesheiligung ganz gleichgültig sind, pflegen sich meistens nur zu begnügen, ihre häuslichen und bürgerlichen Pflichten gewissenhaft zu vollstrecken, dienstfertig gegen Freunde, wohlthätig gegen Arme, gefällig gegen Fremde zu sein, regelmäßig die Kirche zu besuchen, ihre Gebete zu verrichten, und dann im Gewirre des Alltags- und Geschäftlebens das Uebrige dem Zufall oder ihrer jedesmaligen Laune zu überlassen.

Es kann deswegen auch nicht fehlen, daß die Menschen weit schnellere Fortschritte in der Geschicklichkeit des Broderwerbs, in den Künsten der Anmuth, der Höflichkeit machen, als in einer gottgefälligen Selbstheiligung des Gemüths. Sie glauben für diese genug gethan zu haben, wenn sie von sich sagen zu dürfen meinen: Ich bin wenigstens keiner der Schlechtesten! obgleich die Eigenliebe dies ihnen sehr gern zuflüstert, und ungeachtet sie das wahre Innere derjenigen Leute gar nicht kennen, die sie etwa für schlechter zu halten geneigt sein möchten.

Zwar kommen dann auch von Zeit zu Zeit wohl die Stunden der ernsten Selbstbetrachtung, wenn entweder schwere Schicksale sie heimsuchen, und sie keinen Trost mehr, als in Gott finden, oder wenn die Reue sie ergreift beim Anblicke des schwarzen Gefolges manigfaltiger Versehungen; oder wenn sie auf ihrem eigenen Krankenlager, oder am Sarge eines Geliebten, die Schauer der Ewigkeit empfinden. Es kommen die Stunden, in welchen man fromme Gelübde zur Besserung thut, und sogar den glücklichen Anfang macht, herrschende Fehler zu bekämpfen, mit Feinden sich zu versöhnen, fremdes Gut, welches unredlicher Weise zurückbehalten wurde, wieder zu erstatten, und Liebe gegen alle Welt zu äussern. Doch die verschwundene Gefahr, die geheilte Krankheit, der Sarg eines Freundes wird allmälig vergessen, je tiefer das alles in den Hintergrund der Vergangenheit zurücktritt. Man wird ruhiger, endlich gleichgültiger, und befindet sich zuletzt wieder in der vormaligen Sorglosigkeit, in dem vormaligen Schwanken zwischen Gutem und Bösem, und meint, das lasse sich nicht ändern.

Man erfindet sich dann mancherlei Trostgründe, die als eine Art Entschuldigung unserer Schwäche gelten sollen. Wir können auf Erden keine Heiligen sein, sagt man. Freilich das Gewissen, dieser unbestechliche Richter in unserer Brust, wird damit nicht beruhigt, sondern erwiedert ernst genug: Aber hast du es schon versucht, so heilig und gut zu sein, als du es in deinen Verhältnissen wohl sein könntest? Hast du es anhaltend, Jahre lang versucht? Kannst du vor Gott Rechenschaft ablegen von den Anstrengungen, die du zu dem Ende bis heute gemacht hast? — Das natürliche Verderben des Menschen, sagt man, ist zu groß! Aber ist Jesu Verdienst um die Menschheit nicht größer? Hast du dir dies Verdienst schon zugeeignet in der Nachfolge Jesu und seiner Tugenden? Welcher aber solches nicht hat, sagt das göttliche Wort, der ist blind, und tappet mit der Hand, und vergißt die Reinigung seiner Sünden. (2 Petr. 1, 9.)

Einer der gefährlichsten und doch gemeinsten Irrthümer ist es, wenn man sich bei sich selber über die noch beibehaltenen Fehler dadurch zu trösten sucht, daß man doch auch manche löbliche Eigenschaften besitze, welche äussern allfälligen Schwachheiten wohl das Gegengewicht halten. Welcher vernünftige Mensch kann aber wohl im Ernst glauben, daß sich eine Sünde auf irgend eine Weise rechtfertigen lasse? Ist denn Sünde nicht immer ein Gebrechen der Seele, auch wenn diese übrigens noch so viel Vorzüge besäße? Wenn dein ganzer Leib bis auf ein einziges krankes und schmerzhaft angegriffenes Glied gesund wäre: würdest du dich wegen deines übrigen Wohlbefindens für ganz gesund halten? Würdest du damit den schadhaften Theil entschuldigen, und den Schmerz desselben weniger empfinden? Aber mehr noch als dies alles: welches sind denn deine löblichen Eigenschaften, welches deine Tugenden, die dir so viel Beruhigung gewähren? Du liebst Gott, aber du hassest deinen Bruder. Du bist wohlthätig, gemeinnützig, aber gönnest dir wohl auch zuweilen unerlaubte Vortheile, auf nicht ganz redliche Weise den Abgang deines Vermögens wieder zu ergänzen. Du bist in Gesellschaften liebenswürdig, gegen alle Welt dienstfertig und hilfreich, aber zu Hause lässest du deine Launen herrschen, und stiftest Gezänke an. Du thust im Stillen viel Gutes und ohne allen Ehrgeiz; aber im Stillen suchst du auch denjenigen herabzusetzen und verächtlich zu machen: der dir etwa zuwider ist; oder im Stillen suchst du auch deine übrigen verbotenen Neigungen schädlich genug zu befriedigen. Kannst du dich so gröblich täuschen mit der Hoffnung, daß diese deine Tugenden diesen deinen Sünden vor Gottes Gericht in der Wagschale das Gleichgewicht halten werden? Kann der Dieb, habe er auch in allem Andern das beste Gemüth, durch Hinweisung auf dieses nur einen irdischen Richter bestechen, daß er ihn wegen des Diebstahls unbestraft entlasse?

Freue dich deiner einzelnen löblichen Eigenschaften und Thaten nicht, so lange dir die übrigen mangeln, denn du bist selbst in jenen unvollkommen. Man kann in keiner einzelnen Tugend vollkommen sein, so lange uns andere Tugenden abgehen, weil jede einzelne nur durch das Dasein aller übrigen besteht und völlig ist. In jeder einzelnen Tugend hängen die sämmtlichen zusammen, so wie in jeglichem Theile des Leibes die Gesundheit des Ganzen gegründet ist. Untersuche dich nur selbst, und bald wirst du entdecken, wie wenig innern Werth das hat, worin du am vollkommensten zu sein glaubtest.

Du denkst vielleicht bei dir: Ich kann in vielen Stükken fehlerhaft sein; aber doch soll mir niemand nachsagen können, daß ich nicht gegen meine lieben Kinder ein guter, zärtlicher Vater, oder eine treue, sorgsame Mutter wäre, und alle Pflichten gegen sie erfüllte, selbst mit Aufopferung meiner besten Freuden und meiner eigenen Gesundheit. — Dies kann sein; aber wahrlich, bist du fehlerhaft in andern Dingen, so bist du auch mangelhaft in der Liebe und

Treue gegen deine Kinder. Du selbst fehlst gegen deine Kinder, so oft du ihnen das Beispiel der Verachtung oder des Zorns gegen deinen Ehegatten giebst; du fehlst gegen sie, so oft du deinem Hause durch mancherlei Streitigkeiten mit Nachbarn und Bekannten Haß und Unfrieden erweckst; du fehlst gegen sie, wenn du dich beim Spiel vergissest, und Untreue und Unrechtlichkeit in deinem Amte und Gewerbe begehst, oder dir durch einen boshaften Witz Feindschaften stiftest, oder mit Uebermuth oder mit Kriecherei, oder mit Wankelsinn in deinen Grundsätzen, oder auf andere Weise deinen Namen entehrst, den du, als das beste Vermächtniß, deinen Kindern hinterlassen sollst. Du liebst sie, aber trägst nichts weniger als dazu bei, daß auch nach deinem Tode noch der Gedanke der Menschen an dich ihnen zum Segen werde. — Ist das eine wahrhafte Liebe der Kinder? — O täusche dich nicht länger; du bist noch weit von der Tugend entfernt, in welcher du am vollkommensten zu sein glaubst. Du hast nur das Gefühl, die angeborne Zuneigung, aber nicht die Tugend selbst. Jene stammt von der sinnlichen Natur, und jedes Thier kennt die Neigung zu seinen Jungen, diese aber, nämlich die Tugend, stammt aus dem Geiste. Sie ist höchst mangelhaft, weil du in andern Stücken dir Fehler gestattest. Denn in einer Tugend hängen alle zusammen; gebricht es an einigen, so sind auch die übrigen nur verstümmelt vorhanden. Es ist genug, uns von dieser Wahrheit zu überzeugen, daß wir nun auf die Stärke und Gemüthseigenschaften recht scharf das beobachtende Auge wenden, welche an uns die löblichsten zu sein scheinen. Du hassest die Lüge, ehrst die Wahrheit über Alles — es ist rühmlich! Aber wenn du um die Hochachtung einer dir theuern Person wirbst, und du deinen Ehrgeiz mit Demuth vermäntelst, dein aufbrausendes Wesen hinter einer sanften Stimme verbirgst, bisher gewohnte schlechte Gesellschaften verlässest, ohne doch die Sehnsucht darnach zu verlieren; wenn du, um zu gefallen, dich bemühst, besser zu scheinen, als du in der That noch bist; darfst du sagen, daß dir die Lüge ein Abscheu ist? Man hält dich allgemein für sehr weichmüthig, für sehr menschenfreundlich. Du glaubst es selber, daß du es seiest. Du könntest unmöglich Jemanden vorsätzlich Unrecht thun, noch weniger ihn in ein Unglück oder auch nur in eine Verlegenheit stürzen. Es ist sehr rühmlich von dir. Doch wenn du nebenbei über irgend eine Lieblingsneigung, über das Wohlgefallen an der Jagd, über die Unterhaltung am Spieltisch, über den Besuch von Bällen und andern Lustbarkeiten, einen kostbaren Theil der Lebenszeit verschwendest, wo du, o Menschenfreund, deinen Mitmenschen etwas Nützlicheres leisten könntest; oder wenn du darüber die Pflichten gegen dein Amt, Gewerb und Haus mehr oder weniger versäumst, daß damit auch andere Personen zu kurz kommen; wenn du o Menschenfreund, in kleinen Summen, die am Ende des Jahrs bedeutend sind, ein Beträchtliches für überflüssige Dinge, für Hunde, Pferde, Modewaaren oder andere entbehrliche Ergötzungsarten hingiebst, während noch mancher Haushaltung in deiner Stadt, in deinem Dorfe zu helfen wäre, der es nicht am Fleiß und Willen, nur an einigen Vorschüssen fehlt, um sich wieder aus dem Mangel heraufzuarbeiten, bist du da in der That ein Menschenfreund? — — Nein, nein, es ist keine Tugend völlig, sie blühe denn innig und fest verbunden im Kranze aller übrigen!

Dieser Blick in mein Inneres ist sehr trostlos. Doch will ich ihn nicht zurückziehen, denn er ist belehrend. Es ist gut, daß der Mensch seine eigene Natur wohl kennen lerne, damit er desto leichter die Hilfsmittel auffinden könne, seinen Zustand zu verbessern. Es hat bisher bei mir nicht an Willen gemangelt; mich mit jeder Tugend zu schmücken, die mich vor Gott und Menschen wohlgefällig machen und mir achtungsvolle Zufriedenheit gegen mich selbst einflößen kann. Ich habe mehr als einmal versucht, anhaltend aufmerksam auf mich zu sein, um meine Fehler zu vermeiden; allein dann wurden oft der Zerstreuungen zuviel, in denen unmöglich die strengste Selbstbeobachtung so Statt finden konnte, wie in der Stille der einfachen häuslichen Beschäftigungen. Ich habe mehr als einmal versucht, in allen Tugenden mich zu üben, aber dann wurden der Pflichten oft so unübersehbar viele, daß ich selbst verzweifelte, in allen gleich groß zu sein. Zuweilen glaubte ich mich durch fleißiges Gebet im Guten stärken zu können, doch mit der Andacht verschwand nur allzugewöhnlich im Gedränge der Umstände der fromme Vorsatz. — Zuweilen suchte ich mich durch Anhörung guter erbaulicher Predigten, oder durch Lesung frommer Schriften, für die Tugenden des wahren Christen zu begeistern; ich empfand die lebhaftesten Rührungen; mein ganzes Gemüth war bewegt, die Thräne in meinem Auge bezeugte, wie innig mein Wunsch zum Bessern sei. Dann aber, wenn die Flamme des Gefühls verraucht war (und kein Sterblicher ist doch seiner Natur nach fähig, beständig den gleichen Grad von Empfindungen zu behalten!) verlor sich auch der erste Eifer. Ich ward wieder beinahe wie vorher. — Zuweilen suchte ich mich durch Einprägung der einfachsten Vernunftwahrheiten und Grundsätze zu bekräftigen. Denn ich hoffte, daß ich derselben immer eingedenk sein könnte, indem gründliche Ueberzeugungen wohl bleibender seien, als bloße Aufwallung des Gemüths. Dann aber, in Augenblicken, da ich unerwartet der Raub von mancherlei Gefühlen ward, verdunkelte die Heftigkeit derselben alle Früchte der Ueberlegung, so wie ein Berauschter die heiligsten Grundsätze vergißt, welche er nüchtern gefaßt hatte.

Aber wenn es wahr ist, daß eine Sünde die Mutter der andern ist; sollte nicht auch eine Tugend die Mutter der andern werden können? Wenn es wahr ist (und wie könnte ich einen Augenblick länger daran zweifeln?), daß in einer Tugend alle Tugenden zusammenhängen, daß keine einzelne für sich selber ist: sollte ich nicht dahin gelangen, daß ich durch rechte Ausübung einer einzigen Tugend zugleich in den Besitz der andern trete? Dann würde mich nicht die Menge der verschiedenen Pflichten verwirren, weil ich in vollkommener Vollziehung einer einzigen alle vollstreckte; dann würde meine Tugend minder abhängig von vorübergehenden Gefühlen sein, oder meine Ueberzeugung minder schnell von irgend einer widrigen Gemüthsbewegung verdunkelt werden können, weil ich nur Eins und immer das Einzige vor Augen hätte, in welchem sich Ueberzeugung und Gefühl jederzeit vereinigen. Ich würde mir zu dieser einzigen oder Muttertugend eine solche erwählen, zu welcher ich ohnehin schon von der Natur die meiste Kraft und Neigung in mir trüge.

Allerdings ist dem so. Das Wort Gottes stimmt mit diesen Hoffnungen überein, es lehrt, daß in einer Tugend alle andern eingeschlossen liegen; daß, wer die eine vollkommen ausübt, zugleich die sämmtlichen vollstreckt. So empfahl Jesus Christus die Liebe. Liebe Gott über Alles,

und deinen Nächsten als dich selbst. Darin ist die Summe aller göttlichen Gebote. So empfahl Petrus, der Jünger Jesu, den Glauben an Jesum. So wendet allen euern Fleiß daran, sprach er, und reichet dar in euerm Glauben Tugend, und in der Tugend Bescheidenheit, und in der Bescheidenheit Mäßigkeit, und in der Mäßigkeit Geduld, und in der Geduld Gottseligkeit, und in der Gottseligkeit brüderliche Liebe, und in der brüderlichen Liebe allgemeine Liebe. Denn wo solches reichlich bei euch ist, wird es euch nicht faul noch unfruchtbar werden lassen in der Erkenntniß unsers Herrn Jesu Christi. (2 Petr. 1, 5 — 8)

Welches ist nun aber diejenige Tugend, durch deren Ausübung ich vermögend sein würde, mein ganzes Inneres zu heiligen?

Wähle dir zur Mutter aller deiner übrigen Tugenden diejenige, welche dir die leichteste ist. Keine aber wird dir leichter werden, als zu welcher du ohnehin schon durch deine Lage, durch dein Temperament am geneigtesten bist. — So wie kein Fehler schwerer zu bekämpfen ist, als derjenige, welcher mit unserm Temperament zusammenhängt: so ist auch keine Tugend stärker und unerschütterlicher, denn diejenige, welche gleichsam aus unserm ganzen Wesen und Sein von selbst hervorgeht.

Freilich haben sogenannte Temperamentstugenden kein großes Verdienst; sie sind nicht mit jenen zu vergleichen an innerm Werth, die nur mit schwerer Selbstüberwindung geübt werden. Es ist kein großes Verdienst, wenn der schon von Natur Sanftmüthige den Frieden liebt, seinen Feinden verzeiht; es ist kein großes Verdienst, wenn eine Mutter, die von Natur schon ihren Kindern hold ist, für dieselben sorgt und arbeitet. Doch was ihnen an höherm Werth vielleicht gebricht, gewinnen sie an Achtung durch ihre natürliche Stärke und Dauer. Vermöge dieser eignen sie sich ganz vorzüglich, gleichsam eine feste Grundlage des ganzen Tugendgebäudes in unserm Innern zu werden, und die Quelle unserer Heiligung zu sein. Zwar jede andere höhere Tugend würde die gleichen Wirkungen hervorbringen können; aber kostet uns ihre Ausübung große Mühe, laufen wir Gefahr, sie oft wankend zu sehen: so ist es um so gefährlicher, sie zum Grundstein und Stützpunkt unserer gesammten Vollkommenheit zu machen.

So erforsche und prüfe dich denn, welches ist diejenige von deinen guten Eigenschaften, in welcher du dich am stärksten und bleibendsten fühlst? Ist es der Glaube an Jesum, ist es die Liebe zu Gott und Menschen, oder ist es die Demuth oder die Ehrfurcht für Wahrheit, — welche Tugend es auch sei, aus der erhabensten werden sich auch die allerkleinsten entwickeln, aus den kleinsten endlich die allerhöchsten hervorblühen, wenn du nur die eine in allen Zeiten und in allen Beziehungen völlig ausübst.

Jedoch hüte dich, eine Tugend oder gute Eigenschaft zum Schutzgeist deines Herzens zu machen, welche dich nur von schlechten Handlungen abhält, ohne zu den guten anzuspornen. Es muß keine unfruchtbare, sondern eine thätige Tugend sein. Eine unfruchtbare Tugend ist keine, es ist kein Verdienst, nicht zu lügen, nicht zu stehlen, nicht zu beleidigen, nicht zu morden; aber es ist ein Verdienst, es ist ehrwürdig, zu segnen, die uns fluchen, wohlzuthun denen, die uns beleidigten. So bezeichnet Jesus die wahre Tugend, die vor Gott gilt!

Was ist nun in dir, das dich unter den verschiedensten Umständen und zu aller Zeit am lebhaftesten zum Guten ermuntert und begeistert? — Dies wähle, dies wird dein Wegweiser zur Vollendung, zur Nachfolge Jesu, zur Stiftung deines unzerstörbaren Seelenfriedens. Es wird, wenn du dich nur sorgfältig prüfst, gewiß ein solches Etwas in dir vorhanden sein. Ganz abgestorben zum Guten kannst du nicht sein.

Fühlst du noch eine innige, zärtliche, dankbare Liebe zu deinen Aeltern: o so werde diese Liebe dein Engel; so löse dich ganz in dieser Liebe auf; so thue nichts ohne Rücksicht auf diese so theuern Personen. Denke dir dieselben bei jeder deiner Handlungen gegenwärtig; mache sie in Gedanken zu Richtern deiner Gesinnungen, stelle dir vor, auch wenn sie abwesend sind, sie wären gegenwärtig und Zuhörer deiner Worte. Sind sie verstorben, um so feierlicher wird der Gedanke an sie sein. Und weißt du, ob sie nicht Zeugen deines Lebens sind? Wer kennt die Geheimnisse des Geisterreichs und die Macht der Verklärten? Liebe und Dankbarkeit zu diesen Aeltern leite deine Schritte, und liebst du sie wahrhaft, so wirst du dir keinen unrechten Gedanken erlauben, den du dich schämen würdest, vor ihnen auszusprechen; so wirst du keine edle That versäumen, durch welche du ihr Andenken ehren könntest; so wird dir keine Anstrengung, kein Opfer, keine Selbstbezähmung zu schwer fallen, um ihrer würdig zu sein. Eben zum Allerschwersten wirst du am allerentschlossensten gehen, weil du dadurch deine Liebe, deine Dankbarkeit, auch ohne daß sie es sehen und wissen, am lebendigsten aussprichst. Diese Liebe wird deine innere Sonne sein, die dich zu Allem, was löblich ist, erwärmt, von der alle einzelnen Tugenden, die du übst, nur eben so viele Ausstrahlungen sind, die deinen Geist verklären. Je zärtlicher, wahrer, vollkommener deine Liebe, je strahlenreicher wird sie in allen deinen Gesinnungen, Wünschen, Worten und Thaten sich darstellen. Deine Tugenden werden dich mit Jesum, dein Glaube an Jesum wird dich mit Gott vereinigen. Du erblickst dann in dem Beseliger der Welt nur dein eigenes herrliches Vorbild, der seinen Vater im Himmel über Alles liebte, der aus Liebe zu Gott auch das Drückendste mit Heldenmuth trug, in den Stunden der Versuchung hochsinnig überwand, und jede Pflicht, auch die schwerste, auch den Tod am Kreuze, zum Glück der Menschheit freudig übernahm.

Immer und immer kehre ich zu Dir zurück, Jesus Christus, mein Hochvollendeter! Aber auch in Dir nur finde ich vereint, was mir als Muster in deinem Wandel, als Licht in meinen Finsternissen dient: nur in Deinem Leben und Beispiel finde ich wieder Muth und Kraft zum Streben, ein besserer Mensch zu werden. Durch Dich erkenne ich, daß Tugend und Sünde nicht beisammen wohnen können; daß ich mich nicht begnügen darf mit einzelnen nützlichen Handlungen! daß der nicht Dein Nachfolger ist, welcher nicht nach wahrer Vollkommenheit und Heiligkeit des Gemüths trachtet. Es ist nur ein Gott, und auch nur eine Tugend. Wer eine Tugend hat, hat alle.

O, diese stille, ernste Selbstbetrachtung soll für mich nicht vergebens gethan sein. Ich will sie in einsamen Augenblicken fortsetzen, und in meinem Gemüth den tiefen, festen Grund suchen, auf welchem meine Tugend sich erheben könne. Geist der Gnaden, Geist Gottes, heilige mich! Amen.

74.

Lauigkeit im Christenthum.

Offenb. Joh, 3, 15.

Schweigt, Verächter, schmähet nicht,
Schändet nicht, was ich verehre!
Meiner Seele Zuversicht,
Meine Freud' ist Jesu Lehre!
Und was euer kühner Spott
Stolz belächelt, ist von Gott!

Sie verdrängen könnt ihr nicht,
Nie verdunkeln ihre Klarheit;
Was ist Wahrheit? Ist sie nicht
Heiligthum, nicht Gottes Wahrheit,
Deren Glanz die finstre Welt,
Daß sie sehen lern', erhellt?

Es ist einer von jenen fast unerklärlichen Widersprüchen in des Menschen Natur, daß er dasjenige, was er an Andern am meisten haßt, nicht von sich selbst ablegen will, und was er an Andern liebt oder bewundert, seiner Denkungs- und Handlungsart nicht zuzueignen Muth hat.

Schon in den Spielen der Kindheit suchen wir an ihnen eine bestimmte Neigung zu erkennen. Wir freuen uns schon, aus ihren ersten Geistesäusserungen ihre künftige Denkart, aus ihren ersten Lieblingsbeschäftigungen ihren künftigen Beruf zu enträthseln. — Kinder, welche sich ohne Selbstthätigkeit, ohne Lebendigkeit des Gemüthes zeigen, denen Alles gleichgültig ist, Alles einerlei, die sich weder durch eine gewisse Vorliebe oder Abneigung für oder wider etwas erklären, erregen auch unsere Theilnahme weniger.

Was Jemand, und wie Jemand auch sei, wir können uns nicht enthalten, demjenigen Achtung zu zollen, der in seiner Art immer das ganz ist, was er sein will. Sogar der Missethäter, welcher in dem, was er that, eine gewisse Stärke des Gemüthes zeigte, gewinnt noch mehr unsere Schätzung, als derjenige, welcher nicht Muth genug hatte, rechtschaffen zu handeln, und doch zu feig war, in seiner Bahn fortzuschreiten. Wir werden jenen beklagen, daß er vielleicht durch Erziehung und Umstände zum Bösen verleitet worden; wir sind von ihm überzeugt, er hätte Kraft genug gehabt, der edelste Mensch zu werden; aber den feigen Bösewicht verachten wir doppelt, der zum Guten so wenig als zum Bösen Gemüthsstärke genug besaß.

Was ist es, das uns an großen und berühmten Männern besonders gefällt? — Die unabänderliche Macht ist es, mit der sie Alles ergreifen; die Größe und Beharrlichkeit ihres Willens ist es, mit der sie durch Noth und Gefahr hin ihrem Ziele nacheilen. Diese ihre edle Standhaftigkeit, ihre wunderbare Ausdauer in Schicksalen, die Treue, mit welcher sie ihren schönen Vorsätzen ergeben bleiben, begeistert uns bis zum Entzücken. Selbst ihre Eigenheiten, ihre kleinen Schwächen gefallen uns, denn sie hängen mit ihrer übrigen Denkart zusammen. Wir lieben, wir bewundern diese Personen, denn wir wissen, was sie sind, wie sie sind, wohin sie streben.

Hingegen haben wir einen natürlichen Widerwillen gegen alles Falsche, Alltägliche, Abgeschliffene im Karakter der Menschen, mit denen wir nie recht wissen, woran wir sind. Es ekeln uns diejenigen an, die kalt und warm aus einem Munde blasen, sich für nichts erklären, nichts festhalten, und sich durch nichts halten lassen; von denen man weder sagen kann, sie seien gut oder schlecht.

Oder wer mag Freundschaft schliessen und Vertrauen mit einem Menschen, der nie lebhaftes Vertrauen und ausgezeichnete Liebe erwiedern will? Wer wagt demjenigen sein Herz zu geben, der nie Herzlichkeit zeigt? — Ein lauer Freund ist kein Freund.

So ist's im Umgang, so im Leben. Und eben so ist's auch im Christenthum. Ein lauer Christ ist kein Christ. —

„Ich weiß deine Werke," ruft uns das göttliche Wort zu, „und daß du weder kalt noch warm bist; ach, daß du kalt oder warm wärest!"

Aber können wir es läugnen, wenn wir durch die Reihen unserer Freunde, unserer Bekannten hinsehen — wie wenig eifrige Christen finden wir! Wie wenige sind von ganzer Seele, mit allen Kräften Verehrer nicht nur, sondern auch Nachfolger Jesu! —— Können wir es läugnen, wenn wir uns selbst beobachten — wie lau sind wir nicht selbst in unserer Religion, wie lau im Gebet, wie lau im Gottesdienst, wie lau in unsern guten Entschlüssen, wie lau in unsern Pflichten und gemeinnützigen oder andern tugendhaften Handlungen! Ich weiß deine Werke, und daß du weder kalt noch warm bist.

Diese Lauigkeit der Menschen in ihrer Religion, dieser Fehler, der jetzt so allgemein geworden ist, die furchtbare, unmerkliche Vorbereitung zum Sturz aller Religion, ist nicht eigentlich Gleichgültigkeit gegen das göttliche Wort und gegen die Lehre Jesu. — Nein, es gibt tausend Christen, welche den Vorwurf der Gleichgültigkeit in Religionssachen nicht auf sich kommen lassen möchten: die ihr Ehr- und Pflichtgefühl beleidigt glaubten, wenn sie für gleichgültig gegen Gott und Ewigkeit gehalten würden, und die dennoch, wenn sie nun auf ihre Werke sehen, eingestehen, sie sind lau und im Guten weder kalt noch warm.

Lauigkeit in der Religion ist nicht etwa Nachlässigkeit in der Beobachtung äusserer Gottesverehrung. — O nein! Seht doch, wenn die Glocken herab von den Tempeln der Städte und Dörfer ertönen, wie die christlichen Gemeinden zusammenziehen; wie sie sich in die Kirchen drängen, und beten! — Und doch wenn ihr diese frommen Beter, diese eifrigen Besucher des Gottesdienstes dann in ihren Wohnhäusern, in ihren Familien, in ihrem Geschäft, in ihren Vergnügungsarten seht: wie viel Lauigkeit im Leben nach Jesu Sinn! Wie viel Unwürdiges! Wie so ganz verschieden steht der Mensch da in seiner Wohnung, oder unter Seinesgleichen, von dem Menschen, der im Tempel betete!

Auch nicht Heuchelei ist die Lauigkeit. Denn ihrer Viele haben ein redliches Gemüth, und sind dennoch im Christenthum ohne Wärme, ohne Eifer. Sie geben Almosen reichlich und aus wirklichem Mitleid; sie dienen ihrem Nächsten, wo man sie auffordert; sie erfüllen regelmäßig ihre Pflichten; man kann ihnen nichts Böses nachsagen — aber eifrig im Christenthum, voll lebendigen Strebens nach der Besserung ihres Herzens sind sie nicht. Sie thun Gutes, aber nur mit Bequemlichkeit; Aufopferung eigenen Genusses und Vortheils wäre ihnen für eine christliche That doch zu viel. — Sie thun Gutes,

wenn sich allenfalls eine Gelegenheit darbietet; aber die Gelegenheit aufsuchen, wo sie die Werke der Liebe, der Versöhnung, des Mitleidens, des Gemeinwohls stiften könnten — das mögen sie nicht.

Was ist denn nun Lauigkeit im Christenthum? — Sie ist eine wirkliche Trägheit der Seele, sich bestimmt in allen Gesinnungen und Handlungen als Jesu Freund, als Jesu Nachahmer, als Christ, als Hoffer der Ewigkeit und großen Vollendung darzustellen. Lauigkeit ist eine Trägheit der Seele, ganz als das zu erscheinen, was sie doch sein will. Sie findet das Gute schön, aber sie gibt sich die Mühe nicht, es mit Kraft zu üben, oder verschiebt es auf eine andere, gelegenere Art. Sie erbaut sich an den Lehren des göttlichen Wortes: aber sie mag es nicht mit Innigkeit umfangen und im Leben ausüben. Sie verehrt Jesum als Erlöser, als Beseliger; sie nennt den Allerhöchsten einen Vater — aber liebt nicht Jesum, nicht Gott mit Alles hinopfernder Inbrunst; sie scheut sich vielleicht vor Spöttern, vor Verächtern unter unwissenden, leichtsinnigen Menschen mehr, als vor Gottes Blick, als vor Jesu warnender Stimme: Wer mich verläugnet, den werde ich einst wieder verläugnen müssen!

Dies ist Lauigkeit im Christenthum. Daher der auf Jesum Getauften so viele, und der wahren Christen so wenige; — daher der Berufenen so viele, die Erwählten zuletzt so selten; — daher die Hände so bereit, sich im Gebet zu falten, aber zu Werken der Barmherzigkeit so träge; — daher in den Kirchen so viel Anstand und Ehrfurcht, in den Häusern so wenig Scham und Treue, so wenig Verträglichkeit und Güte; daher so viele fromme Worte, so viele schöne Reden, so wenig fromme Thaten, so wenig schöne Empfindungen.

Und woher entsteht diese Lauigkeit im Christenthum? Denn wichtig ist es, die Quellen dieses Uebels zu erkennen, um sie zu verhüten. Aber wer möchte sie alle nennen! Aus tausend verborgenen Höhlen strömt das Böse in die Welt; nur aus einem einzigen Orte quillet das Gute hervor: aus einem christlich-edeln Herzen!

Vornehmlich aber entspringt die Lauigkeit vieler Christen in ihrer Religion aus der Art ihrer ersten Erziehung. Denn diese ist es ja besonders, welche gleichsam unserm ganzen Lebenslauf die unabänderliche Richtung gibt. — Wo aber tragen Dornen die edle Frucht des Weinstocks? Wie mögen fromme Kinder gedeihen unter zuchtlosen Aeltern, und im Christenthum eifrige Jünglinge und Töchter werden, wo die Aeltern statt der Religiosität des Herzens nur ein gottesdienstliches Gewohnheitswerk, statt Liebe, Schonung, Edelmuth und Güte gegen Mitmenschen nur Tadelsucht, Haß, kleinliche Rache, höchstens Klugheit, Höflichkeit, Anständigkeit zeigen?

Es wissen unsere Söhne und Töchter den Willen Gottes und Jesu Lehre; aber sie wollen nicht mehr thun, als ihre Aeltern! — Das Beispiel derselben scheint sie zur Leichtfertigkeit, zur Lauigkeit in Religionssachen aufzumuntern, und kein Wunder dann, wenn sie noch schlechtere Christen werden, als die Aeltern.

Eine andere Quelle der Lauigkeit im Christenthum ist eine gewisse Schüchternheit, eine falsche Schamhaftigkeit, sich in Religionssachen zu äussern, oder religiös zu scheinen. Wo man mit seinem Glaubensbekenntniß Ehre ärnten sollte, fürchtet man Spott zu ärnten: wo man mit einem heiligen Sinn Ehrfurcht erwecken könnte, zittert man, gemißdeutet zu werden. Man will nicht mehr anders sein, als der große Hause, und wird so wankelmüthig, so ungerecht, so lau, als er. — So gewöhnt sich der Mensch zuletzt, mehr die Klugheit zu lieben, als die Tugend; er schätzt die feine Lebensart höher, als das christliche, reine Herz; er bearbeitet mehr sein Aeusseres, als sein Gemüth. — Wie? Warum mag denn nicht auch Klugheit bestehen neben reiner Tugend? Warum nicht anständige Lebensart mit einem frommen, zu Gott gewandten Sinn? — Ein eifriger Nachahmer Jesu zu sein, dazu bedarf es ja nicht immer heiliger Worte und Namen, sondern nur heiliger Thaten. — Noch ist die Welt nicht so zu einer Hölle hinabgesunken, daß edle Handlungen zur Schande, Menschenliebe zum Fluch, Barmherzigkeit zum Spott geworden wären. Warum also jene falsche Schamhaftigkeit in Angelegenheiten der Religion? Warum schüchtern sein, zu bekennen: Ich thue dieses Werk, weil es meine Pflicht ist, weil es Gott meinem Herzen gebietet, weil ich der Hoffnungen der Ewigkeit sonst nicht werth sein würde! Ich bete, weil eine Unterhaltung mit dem höchsten Wesen mein Gemüth veredelt. Ich besuche den öffentlichen Gottesdienst der Christen, weil mein Herz zuweilen einer Erinnerung, einer Stärkung durch göttliches Wort bedarf. Ich lebe so als Christ, als Kind Gottes, und will so leben, weil ich sterben werde; ich sterbe einst, weil ich leben werde!

Nicht minder entsteht die Lauigkeit in der Religion aus der Einschläferung der Seele in den Gewohnheiten des alltäglichen Lebens und der übrigen Lebenssorgen. Denn der Mensch, vom Morgen bis zum Abend mit seinen Amts- oder Hausbeschäftigungen, oder mit Verdruß über erlittenes Uebel, oder andern kleinen vorübergehenden Zwecken umringt, vergißt im Gedränge derselben gar leicht sich selbst, und seine höhere Natur und ihren höhern Beruf. Er macht gar zu leicht diese vorübergehende Freude oder Traurigkeit zu einer Hauptsache des Lebens, und die Religion, dieses Leben, dieses Athmen seiner Seele, wird eine zufällige Nebensache. Er betreibt sie nur in Nebenstunden; er liebt sie nicht, er leot nicht in ihr. Er wird unbemerkt lau und nachlässig! statt tugendhaft nur klug, statt edel nur wohlanständig und gesittet. Er hält sich für einen Christen, ohne ein christliches, großes Werk zu thun.

Ich sagte, die Religion sei das Leben, das Athmen der Seele. Ja, sie ist es. Ein Geist ohne Jesu heiligen Sinn, ohne religiöses Streben überall und jederzeit, auch im bürgerlichen Leben, nach eigener Veredlung, ein Geist ohne beständiges Schmachten nach gleichsam eigener Vergöttlichung, liegt, wie die Schrift sagt, in den Banden der Finsterniß, im Schatten des Todes. Er lebt nicht; nur sein Leib lebt, nur seine thierische Seele lebt. Er sorgt nur für den Leib; er ist nur klug für seine kleinen bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse — aber nicht tugendhaft, nicht christlich, nicht göttlich.

Ist es nicht mehr, als das, was wir auf Erden thun und sein sollen, o wahrlich, so wäre dies Leben nicht einmal werth, gelebt zu werden, — Ist es diese Lauigkeit, mit welcher wir die unaussprechliche Liebe Gottes, des Vaters aller Wesen, vergelten sollen, der uns seiner eigenen Seligkeit geweiht hat? O, mit die-

ser Gefühllosigkeit läßt sich eine Liebe, eine Seligkeit weder erwiedern noch erringen, ohne welches das unendliche Weltgebäude nur ein ungeheures Grab des Nichtigen sein würde!

Ist nun ein Gott im Himmel, — ist nun ein Richter über den Sternen, — wohnt eine Ewigkeit hinter den letzten Seufzern des Todes: wie mag des Menschen Herz erkalten in der Liebe zum Schöpfer? Warum gleichgültig und lau werden in den göttlichen Pflichten, nach denen der Richter einst fragt? Wie mag es die Ewigkeit wie einen bloßen Traum behandeln, aber den nur allzuflüchtigen Traum des Daseins hienieden wie eine unbegrenzte Ewigkeit?

Auf, auf, meine Seele, entflamme wieder von heiligen, gewaltigen Empfindungen für Gott und deine Bestimmung, zu der dich Jesus, dein Heiland, rief! Ermanne dich in der Thätigkeit, und höre auf, das Heiligste durch Lauigkeit zu verderben! Auch dir gilt das Wort: Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist.

Dieser unnatürliche Seelenzustand, dieses Schwanken zwischen Liebe und Gleichgültigkeit, zwischen Kraft und Tod, ist verderblich für tausend Andere. Darum sagt die göttliche Schrift: Ach, daß du kalt oder warm wärest!

Denn wärest du kalt gegen die Religion; wärest du vielleicht ihr offenbarer Verspötter, man würde dich kennen! man würde vor dir den Jüngling und die Tochter warnen; jeder Edle würde dich in seinem Innern wie einen wahnsinnigen Thoren bemitleiden; du würdest keinem Andern mehr so sehr schaden durch dein Beispiel, sondern mehr und Alles dir selbst zu leid thun.

Allein der laue Christ ist oft durch sein Beispiel gefährlicher, als der Spötter. Sein Betragen ist nicht anstößig; daher nähert man sich ihm ohne Arg. Er verdient im bürgerlichen Leben vielleicht Achtung, darum scheut man sich nicht, ihm nachzuahmen; und thätig in Berufsdingen, aber weder kalt noch warm im Christenthum, das er nur gleichsam des guten Anstandes willen beobachtet, findet er unglückliche Nachfolger.

Er versteht vielleicht die Kunst, Reichthümer zu sammeln, weswillen ihm der gemeine Haufe Ehrfurcht zollt; aber nach höherm Gut gelüstet ihn nicht. Er hat vielleicht in der bürgerlichen Welt hohe Aemter errungen, aber Seelengröße fehlt ihm, wie die Religion sie fordert. Er steht vielleicht im Ruhm großer Kenntnisse und Gelehrsamkeit und seltener Geistesgaben; aber die Erkenntniß des Höchsten, die lebendig machende Weisheit, die Einsicht in den Werth und Zweck seines Daseins bekümmert ihn wenig. — So hat er Alles, um vor dem Volk zu schimmern; aber vor Gott bleibt er dunkel. Doch wehe, die leicht verführbare Menge sieht auf ihn, wird durch sein Benehmen geblendet, und trachtet, lau wie er in der Religion, nur nach dem mit Eifer allein, was irdisches Wohlsein bereitet.

So verderben wir unwillkührlich durch das Beispiel unserer Lauigkeit in der Religion das Herz von hundert Andern; wir sind Mitschuldige an ihrer Unvollkommenheit. Wir bestärken die unwissende, leichtgläubige, leichtverführbare Menge in dem Wahn, daß die Religion nur Nebensache sei; daß es mit äussern Gebräuchen, mit einigen Almosen, mit einigen auswendig gelernten, täglichen Gebeten, mit Beobachtung kirchlicher Feierlichkeiten abgethan werden könne, um seine Pflichten gegen Gott zu vollziehen; daß es genug sei, nur Niemanden offenbar zu schaden, der Obrigkeit und ihren Gesetzen Folge zu leisten, um seine Pflichten gegen die Menschheit zu vollstrecken. — Ach, irren wir uns nicht, Gott läßt sich nicht spotten!

Irren wir uns nicht, das Heil unsers Geistes läßt sich nicht spotten! — Der laue Christ ist nicht mehr Christ. Er versäumt sich selbst, er verwahrloset das Ewige, so in ihm wohnet. Er sorgt mit Eifer für prachtvolle Gewänder seines Leichnams, der zur Verwesung reifet. Er verkennt die schwere Wahrheit jenes himmlischen Wortes: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes! Und dies Gottesreich ist das Reich vollendeter Geister, erhabener Seelen; ist das Reich höherer Kräfte; ist das Reich höherer Bestimmungen, zu welchen unsere Geister sich entwickeln sollen.

Auch du, meine Seele, bist zu diesem ewigen Reich erkohren — o warum willst du so oft in jene Trägheit und Unthätigkeit versinken, die dich auf den Bahnen der Vollendung fesselt? Warum lässest du deinen Muth so oft fallen, deinen Eifer so oft erschlaffen, ein würdigeres Gotteskind, ein tugendhafteres, heiligeres Wesen zu werden, Gott ähnlicher?

Empor, meine Kraft; werde stark, mein Wille; erglühe wieder, o mein Herz, von jener Liebe zu dir selbst, zu deinem Beruf, zu deinem Vater im Himmel, der dir winkt. Erglühe wieder von jener Liebe, die dich oft in schönen Stunden beseelte, groß, gut und edel zu handeln, wie Jesus, wie jeder seiner Jünger an deiner Stelle gehandelt haben würde. Erglühe wieder von jener Liebe, von der Christus für die ganze Menschheit erfüllt war, und durch welche erwärmt er Alles ertrug, um Seligkeit zu verbreiten über das Geschlecht der Sterblichen.

O Gott, o du Alles beseelender, Alles beseligender, großer Weltgeist, O du Höchstes, Unbekanntes, Unnennbares! O du allmächtiger Herr der Welten, du Schöpfer des Wurms! O du auch mein Schöpfer, mein Vater, der meine Seele mit ewiger Liebe umfasset — — auch ich hatte Tage, in denen meine Empfindungen lau wurden gegen Dich. O du Allwissender, Du wußtest auch meine Werke, und daß ich weder kalt noch warm war. Und doch, o Gott, du Einzigvollkommener, Einziggütiger, doch hast Du mich fortgeliebt. Und wenn ich Deiner vergaß, über den Menschen Dich vergaß, über die Welt den Himmel, über den Staub den unsterblichen Geist vergaß, hast Du mich dennoch fort und fort geliebt, und meiner nie vergessen.

Nein, nein, mein Jesus, ich gehöre Dir wieder. Meine Liebe, meine Dankbarkeit soll nie wieder erkalten; Du konntest einst für mich sterben — warum sollte ich nun Dir und Deinem Willen nicht ganz leben? Du wirst mich erkennen vor Gott, warum sollte ich Dich verläugnen vor den Menschen.

Hinweg, falsche Scham, elende, thörrichte Vorurtheile! Mein größter Reichthum sei Seelengröße, wie Jesus sie bewies; nur diese dauert selbstständig, und schreitet einst in Todesstunden über die zertrümmerte Welt. Mein höchster Ruhm sei der Ruhm, ein Christ zu sein. — Mag die blöde Welt lächeln, ich will Christ sein! Mag sie mich Heuchler schelten oder Schwärmer, oder Thor, ich will ihn öffentlich als den göttlichen

Weltlehrer, Weltbefreier verehren! — Mag die Welt mich unklug heißen, aber ich will edelmüthig, wahrhaft, redlich, versöhnlich, treu handeln, und würde es selbst mir oft zum Schaden gereichen. — Ich will, und nur der Wille gehört dem Menschen, der Erfolg meiner Handlungen gehört Gott! — Ich will, und mein Wille sei rein, sei göttlich, sei der Zeuge meiner Liebe, meiner unauslöschlichen, zu Dir, o Gott, Quell meines Lebens. Quell meiner ewigen Seligkeit.

75.

Wie man zum Abfall der Religion verleitet.

Matth. 10, 37—39.

Ich weiß, ich weiß, an wen ich glaube,
Ich glaube fest und zweifle nicht;
Der Sinnenmenschen Irrlicht raube
Mir nie der Wahrheit ew'ges Licht!
Des Lebens Räthsel werden nie
So klar gelöset, als durch sie.

Ja, du, der Geister Stolz und Wonne
Begleite mich bis in mein Grab!
Dann leuchte du, gleich einer Sonne,
Von mir ins Todesthal hinab,
Und mir empor zum Gottesthron,
O heilige Religion!

In jenen Tagen, da sich der Glaube an Jesum mit jugendlicher Kraft über den Trümmern Jerusalems und seines Tempels, über den Trümmern abgöttischer Altäre und Reiche erhob: in welcher Herrlichkeit strahlte er über die Verwandlungen der Welt herab; Mit welchem Entzücken bekannten ihn die Herzen aller Erleuchteten! Wer hätte sich damals von der Liebe zu Jesu scheiden lassen? Nicht Ketten und Foltern, nicht Gefängniß und Löwengruben, nicht Scheiterhaufen, nicht Blutgerüste, nicht die grüßlichsten Todesarten, schreckten den glaubigen Bekenner zurück. Fürsten selbst verliessen ihre Paläste, warfen den Purpur ab, weihten sich dem Elende, und zogen hinaus in die Welt, das Wort des Gekreuzigten zu predigen, als neue Jünger desselben.

Wenn denn auch damals schon der fromme Eifer vieler Gläubigen sich zuweilen auf Abwege verirrte, Manches erfand, behauptete, lehrte, verrichtete, was nicht in den heiligen Sinn des Glaubensstifters gekommen war — dennoch blieb die edle Begeisterung der gesammten Kirche und ihre heldensinnige Tugend ehrwürdig. Damals war noch Lauheit in der Religion ein Verbrechen, welches jedes fühlende Herz empörte, und mit Recht! Denn wer kann, ohne seine Menschenwürde abzuschwören, gleichgültig sein, ob er die Wahrheit ergeiffen habe, oder sich am Irrthum ergötze, oder die Bestimmung seines unsterblichen Geistes um einen Irrthum verkaufe? — Damals gehörte noch der Abfall vom beseligenden Glauben zum Ungeheuersten, dessen die menschliche Natur fähig ist.

Jesus selbst forderte seine Freunde zur ewigen Treue auf; das heißt, er ermunterte, nur standhaft zu sein gegen alle irdischen Schrecken. Er sah den Aufruhr des Heidenthums gegen die Verehrung des einzigen und lebendigen Gottes, den Streit der wilden Leidenschaften gegen die Wahrheit voraus. Darum sprach er zu seinen Schülern: Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Sohn zu erregen wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schnur wider ihre Schwieger, und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein. (Matth. 10, 34 — 36.) Aber, fügte er hinzu, fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, sondern vielmehr vor jenen, welche durch die Macht des Irrthums die Seele tödten!

Er ermunterte zur Standhaftigkeit und Treue; aber er befahl sie nicht. Denn Liebe und Treue kann man nicht durch Gebote erzwingen; das Herz muß sie freiwillig bringen. — Wer einmal von großen Ueberzeugungen und Wahrheiten durchdrungen ist, der kann sie auch nie wieder fahren lassen. Es ist wohl möglich, Jemandem sein Leben, aber es ist unmöglich, Jemandem seine Ueberzeugung zu rauben. Wer nicht von der Lehre Jesu durchdrungen und gleichsam eins mit ihr ist, wer nicht in der höchsten Selbstvollendung des Geistes durch Tugend sein Ziel, nicht in dem Blick weit über die Tage dieses Lebens hinaus zur Ewigkeit seine Seligkeit findet, der ist kein Christ, möge er auch durch die Taufe geweiht sein! Darum sprach auch Christus mit ernster Bestimmtheit: Wer Vater und Mutter mehr liebt, als mich, der ist meiner nicht werth. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt, und folget mir nach, der ist meiner nicht werth. Wer sein Leben findet, das heißt, nur Wohlsein im Irdischen sucht und findet, der wird es verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden. (Matth. 10, 37 — 39.)

Auf diese Weise also bezeichnet der göttliche Stifter unsers Glaubens selber diejenigen, in denen er seine wahren Schüler erkennt. Sie opfern für ihre Ueberzeugungen das Liebste auf, was sie haben; nicht weil sie müssen, sondern weil es ihr eigener Wille ist. Aeltern lassen eher von ihren Kindern, Kinder von ihren Aeltern los, als von den heiligsten Wahrheiten ihres Gemüths. Wohlstand, Ehre, Vaterland und selbst das Leben können sie verlieren, aber nicht das höchste Gut ihres Geistes, welches unvertilgbar und ewig ist, wie er selber.

Aber was erblicken wir heutiges Tages?

Ich sehe Tausende, die da sprechen: ich glaube an Jesum, aber die ihn in ihren Werken verläugnen. Ich sehe Tausende, die da beten, aber ohne Andacht und Wahrheit; Tausende, die zu den Kirchen gehen, aber ohne von Begierde nach Belehrung und Heiligung getrieben zu sein, sondern geleitet von herkömmlicher guter Sitte, oder von Neugier, oder von Eitelkeit, um zu sehen und gesehen zu werden; Tausende, die alle kirchlichen Gebräuche mitmachen, aber gedankenlos und in der Meinung, darin bestehe das Christenthum, damit werde Gottes Huld erworben, so wie die Heiden thaten, wenn sie den Zorn ihrer Götter mit Opfern und Feierlichkeiten stillen zu können glaubten; Tausende, welche die Taufe oder Einsegnung ihrer Kinder, die Knüpfung der Ehen vor dem Altare Gottes, nur noch als eine nützliche, bürgerliche Einrichtung schätzen, ohne darin eine höhere religiöse Bedeutung wahrzunehmen; Tausende, welche wegen einiger aufferwesentlichen Lehrsätze der Kirche, an deren Werth sie zweifeln, das gesammte Christenthum wie ein Mährchen verwerfen, oder welche, wegen der Tadelhaftigkeit einiger unwürdigen Geistlichen, alle Lehrer der Religion für Betrüger oder Betrogene halten, und

zur Zielscheibe ihres schadenlustigen Witzes machen; Tausende, welche einst im Hause frommer Aeltern oder unter den ehrwürdigen Feierlichkeiten gottesdienstlicher Versammlungen mit gerührtem Gemüthe den Glauben an Jesum zusagten, und nun, abtrünnig von ihrer ersten Liebe, weniger glauben, lieben und hoffen, als des heidnischen Alterthums erleuchtete Weisen.

Was frommen denselben doch Taufe, Nachtmahl, Kirche, — was frommt ihnen der Name der Christen? — Sie sind keine Bekenner Jesu mehr, wie Jesus sie verlangte. Was frommt es, daß die Kirche sie noch zu den Ihrigen zählt? Sie sind in der That abgefallen von der Religion; sie verhehlen zum Theil ihren Abfall selbst nicht, und rechnen ihn sich zum Ruhm.

Woran liegt wohl die Schuld? — Wie, sind die großen, trostvollen, seelerhebenden Wahrheiten, die vor tausend Jahren es waren, heutiges Tages weniger wahr und groß und trostvoll und seelerhebend? Oder ist das menschliche Gemüth jetzt weniger fähig, sie aufzunehmen, und nicht mehr das Gemüth, wie es die Menschheit vor Jahrtausenden trug? Oder ist ein Prophet aufgestanden, der einen andern und erhabenern Gott, eine heiligere Bestimmung der menschlichen Geister, eine reinere Tugend, eine begeisternde Ansicht der ewigen Weltordnung gepredigt hatte, als Jesus von Nazareth? — Nein, das Alles nicht! Und was denn bewegt jene Tausende zur Abtrünnigkeit? Ach, wohl mancherlei Ursache! Und viele Schuld tragen wir selbst, die wir uns noch des Glaubens an Jesum rühmen.

Väter, Mütter, Lehrer, Erzieher, Seelsorger! ihr selbst seid, o nur zu oft, die Ersten, welche zum Abfall der Religion verleiten, die ihr bekennet! Es ist vielleicht nicht euer Wille, wahrlich aber es ist eure That. Ihr leget schon in der zarten Jugend eurer Kinder und Zöglinge den ersten Grund nachheriger Irreligion und Abtrünnigkeit durch mangelhafte Erziehung.

Es geschieht, Aeltern, wenn ihr selbst unterlasset, euern Kindern, sobald es deren Verstandeskräfte gestatten, diesen angemessene, würdige und freudige Vorstellungen von Gott und der Zukunft unserer unsterblichen Geister beizubringen. Würdig sollen die Vorstellungen von Gott und der Ewigkeit sein, wie Jesus sie Greisen und Kindern, Gelehrten und Unwissenden gab. Gott soll, als aller Dinge Schöpfer, als gegenwärtiges, unsere Gedanken durchschauendes, unsichtbares Wesen, dem kindlichen Gemüthe Ehrfurcht erregend erscheinen. Freudig sollen die Vorstellungen sein, nie schreckhaft. Die Kinder sollen Gott lieben, wie er sie liebt; aus ihrer Zärtlichkeit und Dankbarkeit gegen euch muß sich ihre Zärtlichkeit und Dankbarkeit gegen den himmlischen Vater entwickeln. Liebe soll auch die erste Wurzel in der Brust des Unmündigen sein.

Aber es ist genug, Kindern vom Zorn Gottes zu reden, ihnen die Schrecken der Hölle oder die Pein der Verdammten, oder die Macht des Teufels zu schildern, um ihnen die Religion Jesu in eine Ruthe zu verwandeln, oder ihnen bald den Teufel wichtiger als Gott selbst zu machen. Sie werden kaum mit Wohlgefallen an das Religiöse denken, und in spätern Jahren gehört dann nur wenig dazu, die Irrigkeit eines dieser unchristlichen Begriffe einzusehen. Sie werden voller Abscheu gegen die Schreckbilder, mit denen ihr weiland ihre jugendliche Einbildungskraft erhitzet, wegen einiger Irrthümer, die sie erkannten, auch Zweifel in alles Uebrige setzen, was ihr lehret, euch für Heuchler oder Betrogene halten, und von Christo abfallen, dem ihr sie in der Taufe geweiht hattet.

Ihr befördert diese Abtrünnigkeit, wenn ihr durch euer eigenes Benehmen in jungen Leuten die Vermuthung erregt, die Religion sei nicht Herzenssache, sondern herkömmliche Gewohnheit; Frömmigkeit bestehe nicht in Werken der Menschlichkeit, sondern in bloßen äusserlichen, von der Kirche vorgeschriebenen Uebungen und Formeln. Ihr thut es, wenn ihr in ihrer Gegenwart mit offenbarer Andachtlosigkeit Gebete herplaudern lasset, bei denen sich Keiner etwas denkt, als daß sie geberet sein müssen; wenn ihr die Kinder beten lehret aus dem Gedächtniß, statt aus ihrem eigenen Herzen; wenn ihr in die Predigt, oder zum Abendmahl des Herrn, oder in die Messe, oder zu andern frommen Verrichtungen gehet, aber dann ohne Bedenken im Hause zanket, fluchet, schwöret, Nachbarn Böses nachredet, euch eine Lüge nicht übel nehmet, immer Geld genug zum Genuß eines Vergnügens, selten zur Hilfe Anderer habt, mit Geberden und Worten die Sittsamkeit verletzet, und keine andere Sünde zu kennen scheinet, als die gemeinen bürgerlichen Verbrechen. Ihr befördert ihre Abtrünnigkeit, wenn ihr vielleicht mit allzugroßem Leichtsinn über kirchliche Gegenstände scherzet, oder mit allzugroßem Eifer andere Kirchenparteien und andere Religionsgenossen verachtet; wenn ihr den Kindern nicht früh genug begreiflich machet, daß in jeder Religion, welche den lebendigen Gott in frommen Gesinnungen verehren lehrt, etwas Ehrwürdiges sei; daß in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, ihm angenehm sei (Apostelgesch. 10, 35.); wenn ihr die Kinder, ehe sie noch den Nutzen und wahren Zweck gottesdienstlicher Versammlungen und kirchlicher Uebungen verstehen, zwinget, an denselben Theil zu nehmen; sie zum Besuch der Kirche wider ihren Willen treiber, daß sie da Langeweile und Ueberdruß empfinden, und sich frühzeitig gewöhnen lernen, in den Kirchen gedankenlos zu träumen, oder leichtsinnig herumzugaffen, nicht aber mit innigem Vergnügen an den Besuch des Gotteshauses zu denken. — Diese ersten traurigen Eindrücke verlieren sich nie, bewahren sich oft noch im spätesten Alter. Und ihr traget die Schuld, wenn die erwachsene Jugend, frei von euerm Zwang, gegen die Religion nur Kälte, gegen die Kirche nur Ueberdruß fühlt, und sich freut, mit dem Zwang zugleich Religion und Kirche zu beseitigen.

Ihr befördert diese Abtrünnigkeit, Aeltern, Erzieher, Lehrer, durch eure Sorglosigkeit bei den Lesereien der Jugend, wenn ihr es dem blinden Zufall überlasset, ihnen Schriften in die Hände zu spielen. Noch zu unerfahren, um zu urtheilen, nehmen sie das Wahrscheinliche für die Wahrheit, und ihrer regen Einbildungskraft wird das Mögliche bald zur Wirklichkeit. Ein witziger Einfall gilt ihnen statt des Beweises, und die glänzende Schreibart für Gründlichkeit. So werden sie von seichten Schriftstellern leicht in ihren religiösen Meinungen irre gemacht, und allzufrühe Zweifelsucht entwurzelt gründelnd ihren schwachen Glauben. Sie fassen geheimen Argwohn gegen die Wahrheit der Christusreligion, weil sie sich von der Unwahrheit einiger Nebenlehren der Kirche überzeugt zu haben meinen, und setzen Verdacht in die Offen-

barung Jesu, weil sie gelesen und gehört haben, daß die Verkünder Jesu oft so irreligiös als ihre Zuhörer waren. Und ihr selbst, geistliche Hirten, Seelsorger, Diener des Altars, Prediger des Gekreuzigten, oder mit welchem Namen ihr euch schmücket, ihr selbst bestärket sie in ihrem Wahn und Abfall, wenn ihr unverhohlen euer Amt als ein einträgliches Erwerbsmittel betrachtet; anders predigt und anders handelt; in der Gemeinde selbst das Beispiel der Heuchelei, der Habsucht, der Ueppigkeit, der Liebllosigkeit, des Ehrgeizes, der Verfolgungslust, gebet, und Thaten wie diese mit frommen Namen und Vorwänden ummäntelt; wenn ihr ohne Weihe, ohne innern Trieb, ohne die sorgfältigste Vorbereitung, den heiligen Lehrstuhl betretet; wenn ihr da lieber auf Besserung des Glaubens, als, wie Jesus, auf Besserung des Herzens dringt; lieber Glaubensstreitigkeiten anrühret, als einleuchtend zeiget, wie die christliche Tugend erworben werde, oder wie die Hindernisse zu beseitigen sind, welche es dem Menschen oft erschweren, den Willen des Vaters im Himmel zu erfüllen.

Nicht geringen Antheil am Verfall der Religion hat überhaupt die unduldsame Neigung vieler Menschen, andere Religionsparteien verächtlich zu machen, und Glieder derselben zu verfolgen. Denn indem jede Partei fortfährt, der andern Irrthümer vorzuwerfen, oder eine wohl gar die andere verdammt, muß derjenige, welcher diesen Streit mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet, Verachtung gegen alle zugleich fühlen. Wie kann diejenige Religion göttlichen Ursprungs sein, die zur Ungerechtigkeit und Härte gegen Andersdenkende anfeuert? Ist denn Gott nicht ein Vater aller seiner Kinder? Ist die Mannigfaltigkeit der Verehrungsarten, welche seine Kinder ihm weihen, in seinen Augen ein Verbrechen, Ihm, dem Jeder lieb und angenehm ist? Hat denn Jesus seine Jünger zur Verfolgung der Juden aufgemuntert, oder ihnen zur Ausrottung der Heiden ein Schwert geliehen? — Wie viele Irrthümer, wie viele Grausamkeiten begingen die Menschen schon im Namen der Religion!

Noch immer nicht ganz ist die Thorheit des Bekehrungseifers verschwunden. Können wir Andere von der seligmachenden Kraft unsers Glaubens überzeugen, so ist es wohlgethan. Aber die Ueberzeugung muß sich in dem, welchen wir belehren, freiwillig ergeben; aufzwingen läßt sich keine Ueberzeugung, oder sie ist es nicht mehr. Wer aber die Ueberzeugung hat, der reißt sich nicht mehr von ihr los, denn sie ist eins geworden mit seinem ganzen Wesen. — Darum ist das leichtsinnige Uebergehen von einer Religion, oder von einer Kirche in die andere, allerdings zu tadeln. Gewöhnlich liegt dem Umtausch eine sehr weltliche Absicht zum Grunde. Man möchte sich ein Ansehen machen, oder eine Stelle bekommen, an welcher das bisherige Glaubensbekenntniß hinderte; oder man hofft von der Glaubenspartei, zu der man übertrat, mehr Unterstützung und leibliche Versorgung. Selten ist eine tiefe innere Ueberzeugung die wahre und dann achtungswürdige Ursache des Uebertritts zu einer andern Religionspartei.

Der Triumph, welchen diejenigen haben, zu deren Kirche ein Abtrünniger kommt, ist folglich sehr gering. Es ist nicht die Wahrheit, sondern ein geheimer Eigennutz, welcher in Personen siegte, die entweder bei ihren alten Glaubensgenossen nicht fanden, was sie wünschten, oder sich überhaupt in keine eingeführte Ordnung fügen mochten, oder bei ihren neuen Glaubensbrüdern ein besseres Fortkommen hofften. Schon daß man solche Leute noch in den Unterricht nehmen muß, um ihnen die Vortrefflichkeit und den ganzen Inhalt des Glaubensbekenntnisses zu enthüllen, das sie annehmen wollen, beweiset offenbar die Unlauterkeit ihres Beginnens. Denn warum ziehen sie ihrer bisherigen Religion eine andere vor, die sie noch nicht genau kennen? Und wenn sie sie so kennen, daß sie dieselbe aus voller Ueberzeugung annehmen: wozu bedürfen sie denn noch des Unterrichts? Nein, ihnen ist alle Religion nur Spiel und Werkzeug zu niedrigen Vortheilen, nach denen sie gelüsten. Sie gehören, zwar nicht in der That, aber doch dem in ihnen lebenden Sinn nach zu denjenigen Menschen, welche sich überhaupt schämen, eine Religion zu haben.

Sich schämen, eine Religion zu haben! — Welch ein Wahnsinn! Und doch, ist diese Schmach der Menschheit ganz hinwegzuläugnen? — Sich schämen, eine Religion zu haben! Sich schämen, an einen Gott und Schöpfer des Weltalls zu glauben! Sich schämen des Gedankens an die Ewigkeit und der ewigen Wahrheit, mit welcher Jesus die Geisterwelt erleuchtete! Sich schämen, zu Gott zu beten! — ihn in der Gemeinschaft der Menschen auf jener ehrwürdigen Stätte, in jenem Tempel zu verehren, wo unsere Brüder, Schwestern, Aeltern, alle unsere längst verklärten Vorfahren beteten, Trost fanden und Selbstheiligung! Sich schämen, eine Religion zu haben, — — heißt das nicht, sich schämen, ein Mensch zu sein? seines eigenen Daseins sich schämen?

Nimmermehr! ich kann und will den abscheulichsten aller Gedanken nicht glauben. Denn auch ich bin ein Mensch: wie sollte ich eine solche Entehrung des Geschlechts für möglich halten, dessen Mitglied ich bin? — Das wäre Selbstmord der Vernunft, das die Sünde wider den heiligen Geist!

Auch ihr, die ihr euch Christi, euch der Gottesverehrung, euch des Gebets, euch des Tempels schämet, auch ihr habt Religion! — Was ihr öffentlich hinwegscherzen möchtet, es lebt und webt in enerm Innern! — Warum erröthet ihr, euer Innerstes zu zeigen? Warum lüget ihr euch viel schlechter, als ihr gewesen seid, und jemals werden könnet? — Aus Modeton? aus Furcht, von Euersgleichen belächelt zu werden? Aus Besorgniß, man möchte an eurer Aufklärung zweifeln? Eitle, furchtsame, schwache Wesen! in eurer allerlächerlichsten Schwäche wähnet ihr Stärke des Geistes zu zeigen? Ihr betrüget euch selber Einer den Andern. Das ist die Stärke des Geistes, die den Halbwissern und Thoren kühn entgegen tritt, mit tiefgefühlter Wahrheit deren Innerstes erschütternd. Das ist die Feigheit der schwachen Geister, welche Jesus um einige Silberlinge, und die ewige Wahrheit um einen witzigen Einfall verräth.

Aber eben diese Feigheit vieler Christen ist eine der gemeinsten Ursachen, warum andere zur Religionsverläugnung verführt und zum Abfall vom Allerheiligsten verleitet werden. Nie, o nie will ich mich derselben schuldig machen. Möge es die Welt wissen, Gott, mein Gott! daß ich Dich liebe, daß ich dich anbete; möge es die Welt wissen, daß Jesus, den Du zur Beseligung meines Lebens in die Welt gesandt hast, mein Stolz ist; möge es die Welt wissen, daß aus Glauben, Hoffen und Lieben mein ganzes Wohl erblüht — und ich will Dich, ich will Jesum mit Freudigkeit bekennen; ich bekenne damit ja nur meine eigene Würde, mein eigenes, unzerstörba-

res Glück! O hätte ich Kraft! O könnte ich Irrende enttäuschen, und zur Achtung ihres eigenen Werthes zurückbringen! An Muth soll es mir nie gebrechen, durch Beispiel den Furchtsamen zu ermuthigen, Dich, Gott, meinen Gott, und meinen Glauben an Jesum zu bekennen. O verleihe Du, Vater, Deinen Segen; inbrünstig flehe ich darum zu Dir! Amen.

76.

Ueber den Werth religiöser Feierlichkeiten im bürgerlichen und häuslichen Leben.

Psalm 100, 1—5.

Uns strahlt das Licht der Ewigkeit,
Uns strahlet Gottes Licht,
Das durch die bange Nacht der Zeit
Höchst herrlich sieghaft bricht.

Religion geht uns voran,
Beleuchtet unsern Pfad,
Und macht glückselig Jedermann,
Der sie zum Leitstern hat.

Des Lebens beste Lust ist Müh,
Der Erde Gold ist Staub;
Was noch so herrlich blühet hie,
Wird eines Grabes Raub.

Religion allein verklärt
Das Irdische mit Glanz;
Sie gibt dem Staube höhern Werth,
Der Freude erst den Kranz.

Um Erd' und Himmel knüpfet sie
Ein wundervolles Band;
Ein Eden blüht durch sie uns hie,
Und dort ein Vaterland.

Schon in den Urzeiten der Menschheit war es, selbst bei rohen unwissenden Völkern, ein ehrwürdiger Brauch, daß sie ihre wichtigsten Unternehmungen mit irgend einer gottesdienstlichen Feierlichkeit begannen und endeten, und selbst keinen allgemeinen Freudentag begehen mochten, ohne vorangehende Verehrung des höchsten Wesens. Aller Anfang mit Gott! sagt das edle Sprichwort der Völker früher und später Zeiten.

Es loderten von den Altären dem höchsten Wesen Opferflammen. Noah, nach dem Schrecken der Sündfluth, versammelte die wenigen Geretteten um sich, und die erste That auf der aufgetrockneten Erde war ein feierlicher Dank, dem Erbarmer dargebracht. Moses und Aron erhoben durch mancherlei gottesdienstliche Feste den in der ägyptischen Sklaverei niedergedrückten Geist Israels wieder in seiner Kraft und Würde. David sang in königlicher Pracht dem Gott der Götter seine Psalmen. Der Heide beginnt sein Tagewerk nicht, ohne vorher dem Himmel sein Opfer geweiht zu haben. Der Verehrer Mahomeds wendet seinen Blick gegen Morgen, wirft sich demuthsvoll auf die Knie, und berührt mit seiner Stirn den Staub des Bodens und betet.

Und die Christen, was thun sie?

Jesus, der göttliche Offenbarer dieses Glaubens, verknüpfte jede wichtige Handlung seines Lebens mit einer bedeutungsvollen religiösen Feierlichkeit. Lange wohnte er in stiller Dunkelheit, sich auf sein großes Lehramt vorbereitend. Und als er es begonnen, war die Feierlichkeit der Taufe gleichsam die Weihe, welche er von der Erde und vom Himmel in des Jordans Wellen empfing, — dann muthvoll auf den ewigen Vater in den Höhen blickend, trat er in die dornenreiche Laufbahn seines Erlöserwerkes ein. Er lehrte, duldete, bis die Stunde kam, da er für die Sünden der Welt auf Golgatha bluten sollte. Es kam der Abend, da er zum letztenmal im vertrauten Kreise seiner Jünger saß — es kam der Augenblick, da er sein großes Lehramt enden mußte. Es geschah mit religiöser Feierlichkeit durch Stiftung des heiligen Nachtmahls, zum Gedächniß seines Welterlösertodes.

Und die Christen, was thun sie?

Die Jünger des Göttlichen folgten treu dem Beispiel des Lebensheilandes. Die Ordnungen der Taufe und des Nachtmahls, wie sie dieselben von ihm empfangen hatten, wurden beibehalten, Jahrhunderte nach seiner Vollendung mit gleicher Inbrunst gefeiert, manche andere heilige Handlung beigefügt. Nirgends ward ein öffentlicher Freudentag, nirgends ein großer Trauertag begangen, ohne daß die ersten Bekenner des Herrn ihr andachtsvolles Auge zuerst gegen ihn emporrichteten. Er hatte ja verheißen: wo ihrer Wenige in meinem Namen versammelt sind, da will ich mitten unter ihnen sein!

Und die Christen unserer Tage, was thun sie?

Sie haben der Feste genug — aber wo sind Herzen, welche sie feiern? Sie haben kirchliche, sie haben bürgerliche Feiertage der wichtigsten Ereignisse in ihren Familienkreisen; — aber so tief in den Schlamm des Alltagslebens und der Sinnlichkeit ist ein großer Theil der Menschheit versunken, daß man ohne Andacht dazu tritt, die Verehrung des höchsten Wesens als Nebensache ansieht, und nur nach der Lustbarkeit lechzt.

Ihrer Viele finden die religiösen Feierlichkeiten bei bürgerlichen Festen sehr überflüssig, und verachten sie als ein steifes, langweiliges Zeremoniel, dessen man sich entschlagen sollte. Andere gestatten dieselben allenfalls noch etwa, wie sie vornehm meinen, um des Pöbels willen, oder um der alten Form willen, oder weil man doch der Kurzweil wegen noch seinen müßigen Witz daran üben könne.

Weit entfernt, die Geistesbeschränktheit und Herzlosigkeit dieser Verächter hochwürdiger und gemüthserhebender Handlungen zu verdammen, kann man nur ihre Kurzsicht und Armuth edlerer Gefühle beklagen. Ihrer nicht wenige sind theils durch den Leichsinn ihrer eigenen Aeltern und Erzieher auf einen falschen Gesichtspunkt gerathen, aus welchem sie den Gegenstand in falschem Lichte erblickten; Andere haben sich durch Lesung von seichten Schriften verführen lassen; Andere, mit halben Kenntnissen, unreifen Einsichten und mangelhafter Menschenkunde, lassen sich beigehen, selbst eigene Urtheile glänzen zu lassen, und sich groß zu dünken, wenn sie über das Göttliche sogar einen faden Einfall zu Tage bringen können.

Wozu dient aber, daß feierliche Handlungen des Lebens auf eine religiöse Art begangen werden? — Wahrlich nicht, um ihnen mehr alterthümliches Ansehen zu geben, ihnen durch Vermehrung todter Formen mehr äussere Würde zu verleihen. O ihr Kinder des Staubes, wenn ihr spielen wollet, mißbrauchet nie das Heiligste und Höchste, was das Weltall hat, zu eurem Tand! Und ist es auf bloße Ergötzlichkeit, auf Schmausereien und Tänze abgesehen, wozu wollet ihr die göttlichsten Gefühle des Herzens in Anspruch nehmen?

Aber du, dem der Werth einer religiösen Weihe bürgerlicher Feste spottwürdig und entbehrlich scheint, und fragst: worin kann er bestehen? — ich frage auch dich hinwieder: welchen Werth hat dein ganzes Leben ohne Religion? Wozu bist du, wenn für dich keine Vorsehung, keine Ewigkeit, keine Vergeltung über den Sternen wohnt? Und was bist du ohne sie? — Wahrlich, indem du jene Heiligthümer verlierst, hast du deinen eigenen Werth verloren. Du lebst, und dein Dasein wird für dich selbst zum finstern Räthsel. Du lebst, aber kein höheres Leben, als das Vieh, ohne zu wissen, wie dieses, woher, warum, wohin? Du lebst, um dich zu kleiden, zu beherbergen, zu speisen, zu tränken und zu sterben, und nicht mehr zu sein. Ist denn dies der Mühe werth, daß du das Licht der Welt erblickest, daß du deine Jugend unter Erlernung aller Vorkenntnisse, deine Tage mit Arbeiten und Sorgen, dein Alter mit Mühseligkeiten vollbrachtest? Prangt dafür dein Geist mit einer weit überschauenden Vernunft; bewahrt dafür dein Herz die unüberwindliche Ehrfurcht vor Tugend und Seelengröße; bewegen dich dafür in ernsten Stunden so tiefe Gefühle der Sehnsucht nach dem edlern Sinn, und Ahnungen, die nicht im Gewühl des todten Lebens gesättigt werden können? — — Welchen Werth kann dein ganzes Dasein haben ohne Religion? Wäre es nicht oft besser, nie da gewesen zu sein, als bloß den Rang der höhern Thiere anzunehmen, und nach dem vergeblichen Wechsel von Freuden und Schmerzen aus der Reihe der Dinge wegzugehen und Andern Platz zu machen?

Was nun die Religion für das menschliche Dasein überhaupt ist, daß sie demselben nämlich erst seine volle Bedeutung ertheilt; daß sie das Irdische mit dem Himmlischen, das Erschaffene mit dem Schöpfer, die vorüberfliegenden Minuten mit dem, was ewig bleibt, vermählt; daß sie dem Menschengeiste das höhere Leben gibt, dessen er auch durch seine Sinne fähig ist: das ist die Religion auch für den einzelnen Lebenstag und für jede ausserordentliche Handlung des Sterblichen.

Es ist nicht die Schuld der christlichen Kirche, daß du in ihren Feierlichkeiten nur das todte Aussenwerk erblickst; es ist deines Leichtsinnes Schuld, wenn du nie den Sinn und hohen Geist derselben begreifst. Dein Spott wahrlich kann sie nicht treffen, sondern klagt dich selbst vor der gebildeten Welt an.

Auf daß wir nie der höhern Bestimmung vergessen, der wir durch unsere Natur geweiht sind, empfängt uns die Veredlerin unsers Daseins schon an den Schwellen des Lebens, da wir in die Welt eintreten. Die heilige Taufe wird dem Säugling gegeben, und er damit von den beglückten Aeltern dem Himmlischen gewidmet, noch ehe er es kennt. Ach, der Vater, wenn er den holden Säugling in der Wiege, und die Mutter, wenn sie ihn an ihrer Brust erblickt, gedenken unter geheimen Thränen wohl auch der Sterbestunde des Lieblings.

In der Feier des Abendmahls Jesu Christi wird der Bund des Getauften mit dem Himmel erneuert. Seine Geisteskräfte haben sich entwickelt. Er tritt selbstdenkend und selbsthandelnd in das Leben, bald sich selbst und seinen Mühen überlassen — in der Gedächtnißfeier des Erlösertodes Jesu soll sein Muth erstarken, als Christ und Weiser durch Freude und Leid jedem Verhängnisse entgegenzugehen. So winkt abermals die Religion dem Sterblichen bei einem der wichtigsten Abschnitte des Lebenslaufes empor zu dem, was droben ist, und mahnt ihn, daß er unter des Tages Last und Hitze, unter den Ausschweifungen, den Sorgen und Zerstreuungen eingedenk bleibe, er habe höhern Beruf in sich, als blos für den Tand der Erdenwelt.

Liebende stehen vor Gottes Altare, und geloben dem Allgegenwärtigen die ewige Treue ihrer Herzen. Auch Thiere und Pflanzen begatten sich; aber Menschen vermählen ihre Seelen, ihre Gefühle, ihre Schicksale, alle ihre Sorgen, ihre letzten Seufzer. Vielleicht wäre zu solcher Verbindung die einfache bürgerliche Handlung vor der Obrigkeit hinlänglich, wie bei vielen andern Verträgen der Fall ist. Aber hier ist nicht ein bloßer Vertrag um Rechtsame und Eigenthum, es ist ein Vertrag der Gemüther, ein Bedürfniß der Geister, der nur durch Tugenden besteht. Darum verklärt ihn die Religion mit ihrem Glanze, daß auch in diesem Ereignisse der Mensch sich über das gemeine Thierische erhebe, sich seines göttlichen Ursprungs bewußt bleibe.

Und bis zum Sterbebette und bis zum Grabe ist Religion die treue Begleiterin. Unter feierlichen Einsegnungen und Gebeten, mit dem Gedanken an den Allerbarmer, entschlummert der müde Mensch, scheidet von seiner abgeworfenen Hülle, schwebt in das Geheimniß des neuen Lebens hinüber. Wenn wir nun nicht läugnen dürfen, daß ohne Religion unser Leben ein bedeutungsloses thierisches Athmen wäre; wenn wir bekennen müssen, daß jene heiligen Feierlichkeiten bei den wichtigsten Anlässen unsers Lebens unser Gemüth oft tief rührten, höhere Gesinnungen wach riefen, und dem, was mit uns vorging, Würde und bleibendes Gedächtniß gaben: so werden wir auch gern erkennen, daß große Ereignisse in unserm häuslichen Leben, Bürgerfeste, selbst Tage allgemeiner öffentlicher Freude nicht würdiger beginnen können, als wenn sie mit dem Ernst des Gottesdienstes angehoben werden.

Religiöse Feierlichkeiten geben jedem Feste erst seine wahre Weihe und Bedeutsamkeit. Es ist ein elender Freudentag, da man für den Genuß der Sinne sorgt und das Gemüth ohne Nahrung läßt. So hat auch das Thier seinen Sabbath eben so oft, als es seinen Hunger stillt. Aber indem sich gleichsam der Schimmer des Göttlichen über die ganze Freude des Tages verbreitet, sehen wir ein höheres Leben an ihm. Es wird der Seele gegenwärtiger, was der Zweck des Festes sei, und er kann dem Auge nie verschwinden. Es soll ein Tag der Freude sein, aber dem hohen Geber der Lust wird von dankbaren Herzen das erste Opfer der Erkenntlichkeit dargebracht. Und indem der andachtvolle Geist vom Throne des Höchsten, des Schöpfers aller Seligkeit, zur Erde zurückkehrt, bringt er gleichsam etwas Himmlisches in die Lust, welche seinen Sinnen bereitet wird. Aller Anfang mit Gott, so wird auch, was von Staub entspringt, geheiligt.

Religiöse Feierlichkeiten stimmen das Gemüth, jedes Fest in seiner Würde zu begehen. Sie erwecken, ehe man sich dem Strom der Freude überläßt, zum stillen Ernst, zur ruhigen Ueberlegung dessen, was geschehen soll. Sie entbinden in uns heilige Entschliessungen, daß wir uns Gottes und des Tages, den er uns verlieh, nicht durch Selbstvergessung und Uebermaß im Guten unwürdig machen. Die Religion Jesu ist keine Störerin menschlichen Frohsinns. Christus selbst war in der Mitte der Glücklichen und mehrte ihre

Freuden. Die heilige Schrift ermahnt uns, mit den Fröhlichen des kurzen Daseins froh zu werden. Aber Weisheit gebietet, daß wir, als höhere Wesen, die Freude beherrschen, nicht daß sie uns beherrschen soll; gebietet, mit Besonnenheit, selbst im Gewühl der Lust, unser mächtig zu bleiben, auf daß die Wonne nicht zum Quell langer Schmerzen, fruchtloser Reue entarte.

Nirgends so sehr, als bei festlichen Anlässen und öffentlichen, gemeinschaftlichen Ergötzungen, ist der Mensch und seine Tugend in Gefahr. Leicht betäubt auch selbst den erfahrnen Mann das Vergnügen, und die Gewalt des allgemeinen Beispiels reißt ihn mit sich hin. Bald ist die zarte Grenzlinie des Anständigen, bald dann auch die des Pflichtmäßigen überschritten. Die berauschten Sinne überlärmen das edlere Gefühl; die Leidenschaften leben allein: der unschuldige Scherz geht in fehlerhaften Muthwillen, der Muthwille bald in Ausgelassenheit, die Ausgelassenheit in sinnlose Ausschweifungen, und diese oft — in Verbrechen über.

Wie mancher Festtag ward schon der Todestag einer Unschuld! Wie mancher Festtag schon der letzte Tag einer alten Freundschaft, oder eines guten Namens, oder einer blühenden Gesundheit, oder eines reinen Gewissens!

Darum eröffne Religion und ihre ernste Feierlichkeit den Tag des Festes! Sie erscheine jedesmal als ein liebender, warnender Engel, daß sie die Freuden des Glücklichen mäßige, und die Vergiftung des Wonnekelches abwehre!

Religiöse Feierlichkeiten vereinigen die Herzen zu herzlicherm Genusse eines Festes. Ohne Liebe ist keine wahre Freude. Fremdlinge können zusammentreten und sich berauschen; aber Freunde geniessen im gesellschaftlichen Glück ein zarteres Vergnügen. Sie schliessen einander fester an die Brust, und im heitern Gespräche gedenken sie der Tage der Schrecken und Kümmernisse gern, in denen sie auch einst treulich verbunden den Kampf bestanden; gedenken der schwarzen Stunden, die noch kommen mögen, und ihre Liebe schwört, sich auch dann nicht zu verlassen.

Die feierliche Andacht im Tempel versammelt die Genossen des Festes vor Gott. Da stehen sie mit dem Gefühl: Wir sind Alle des ewigen Vaters Kinder; Alle Brüder, die für einander leben und sterben sollen! Schon dieser Gedanke vereinigt die Getrennten, gibt Vertrauen unter den Unbekannten, flößt freundschaftliche Gesinnungen auch den Gleichgültigen ein. Die Gemeinde der Christen und Bürger nährt in sich nur eine einzige große Familie, welche bestimmt ist, gemeinschaftlich des Lebens Wohl und Weh zu tragen. Der Niedrige ist für den Hohen, der Reiche für den Armen vorhanden. Einer ward und bleibt für den Andern unentbehrlich; Einer führt den Andern früher oder später zum Grabe; — Erinnerungen, wie diese, schliessen die Herzen enger zusammen, machen ihnen die Feier des Tages werther, herzlicher, heiliger. Das vermag kein anderes Mittel, kein Pomp, kein todter Glanz. Du nur, Religion meines Jesu, Beseligung des Menschengeschlechts, nur du vermagst es durch den stillen, wunderbaren Zauber, welchen du über alle Herzen übst, die nicht schon ganz den Gefühlen des Menschlichen verschlossen sind. Durch dich wird der Staubgeborne, er weine im Schmerz, oder lächle in der Lust, seiner Schöpfung würdig, und verjüngt er sich zum Ebenbilde Gottes. Du ziehst den Himmel zur Erde nieder, und verklärst, was irdisch ist, durch das Göttliche, wie die Begeisterung einer schönen Seele ihren Leib verklärt.

Darum, Jünger, Jüngerinnen des Heilandes, des Göttlichen, weihet die schönen Tage des Lebens durch Andacht und Anbetung ein, und heiliget die Wonne, welche ihr geniesset, mit der Herrlichkeit euers Glaubens. Und also dienet dem Herrn mit Freuden, kommet vor sein Angesicht mit Frohlocken. Gehet zu seinen Thoren ein mit Danken, zu seinen Vorhöfen mit Loben. Danket ihm, lobet seinen Namen. Denn der Herr ist freundlich, und seine Gnade währet ewiglich, und seine Wahrheit für und für. Amen.

77.

Sünde und Unwissenheit.

Luk. 23, 24.

Hätte nicht, o Gott, Dein Sohn
Unsrer Schwachheit Trost gegeben,
Hätt' er zu der Gnade Thron
Nicht gelehrt uns zu erheben:
Wir versänken in der Nacht
Unsrer Schuld vor Deiner Macht!

Aber Jesus kam herab,
Der, ein milder Arzt, uns Kranken
Seines Trostes Balsam gab,
Eh wir angstvoll niedersanken;
Wen die Reue niederdrückt,
Wird gewiß durch ihn erquickt.

Oft quält geheime Unruhe mein Herz. Ich verzage in bangen Zweifeln an meiner Seele Heil. Ich sehe nichts Gutes an mir. Meine Sünden erscheinen mir zahllos, wie der Sand am Meere. Denn was ich Gutes zu thun glaubte, ist zu wenig! — Ach, und oft, wo ich meinte, meine Pflicht zu thun, stiftete ich Uebels. Ich habe oft schwach gehandelt, wo ich recht gehandelt zu haben glaubte. Oft ängstigen mich Sorgen, ob ich nicht eben dann vielleicht Gottes Mißfallen erweckte, wo ich nicht zu fehlen vermuthete. Oft verleitete mich der Ungestüm meiner Empfindungen zu allzuraschen Schritten; oft zwang mich Ehrgefühl, härter zu handeln, als ich vielleicht sollte; oft trieben mich häusliche Umstände, Familien und Geschäftsverhältnisse zu Thaten, die ich wohl hätte meiden können.

Und wenn ich so auf mein ganzes Leben zurückschaue, wie viel mag ich gesündigt haben, das nur Gott weiß! Wie viel meiner Sünden habe ich schon vergessen, weil mein Gedächtniß zu klein ward, ihre Menge zu bewahren! Aber sind sie auch vergessen vor dem Ewigen? Sind sie auch vergessen in dem Buche der Vergeltung? — Wie würde ich erschrecken, wenn ein Tag erschiene und alle meine unreinen Gedanken, meine unlautern Begierden, meine Irrthümer alle aufständen aus dem Grabe der Vergessenheit! Wie würde ich schaudern, wenn sie mir alle vorgezählt würden, die ich längst in ewiger Vergessenheit verhüllt glaubte, an die kein Lebender mehr dachte, von denen kein Sterblicher mehr wußte, und deren Andenken uns selbst schon verloren gegangen war! Ach! was die Menschenkinder schon vergessen haben, ist es auch droben vergessen? Was sie mir nicht mehr zur Schuld anrechnen, ist es auch im ewigen Schuldbuch verlöscht?

Wenn ich so in der Einsamkeit denke und verzage, dann verliere ich den Glauben an mich selbst. Dann habe ich keinen Muth, und selbst mein größtes Vertrauen zu dem allbarmherzigen Gott will von mir weichen und der schrecklichen Furcht vor dem Richter Platz machen.

Dann fühle ich, dann verstehe ich ganz Davids Worte, wie er sie in den Stunden der Schwermuth betete; dann hebe ich, wie er, die Hände zum Weltrichter empor und seufze: Gehe nicht in's Gericht mit Deinem Knechte; denn vor Dir ist kein Lebendiger gerecht! (Psalm 143, 2.)

Solche Stunden sind die bittersten des Lebens. Denn was kann bitterer sein als der Gedanke an seine eigene gänzliche Verworfenheit, als das Verzweifeln an sich selbst? Was kann bitterer sein, als die entsetzliche Sorge: Du bist der Gnade Gottes unwerth! Dir kann der Richter nicht verzeihen!

Aber wenn der Kummer des Herzens am höchsten gestiegen ist, dann ermannt sich das Gemüth durch die Kraft der Religion und des Glaubens am stärksten. — Ich habe gefehlt, oft gefehlt; aber Gott kennt mein Herz, kennt meinen Schmerz um diese irdische Unvollkommenheit. Ich habe gefehlt; aber der Mensch ist im ewigen Schwanken zwischen Tugend und Sünde, zwischen Ewigkeit und Zeit, denn er ist kein Gott — sondern Mensch! — — Ich habe gefehlt; aber mein Gott ist mein Vater! Ach, er kennt besser als ich meine Schwächen, mein Unvermögen, meine Beschränktheit. Wie sollte er mich darum verstoßen können von seinem Angesicht, weil ich hienieden, von Unvollkommenheiten umgeben, nicht so vollkommen heilig werden kann, als ich wohl gern sein möchte? Vergißt auch gern ein irdischer Vater, eine Mutter, die Uebereilungen, die Fehltritte des unmündigen Kindes; genug, wenn dies Kind seinen Fehltritt bereut und sich anstrengt, ihn in Zukunft gern zu vermeiden. — Wie? bin ich gegen den höchsten Gott nicht als ein unmündiges Kind zu rechnen? Oder ist Gott nicht liebevoller, nicht unendlich barmherziger, als ein irdischer Vater? Was er mir einmal vergeben hat, könnte er mir es einst wieder vorzählen? — Nein, solche Vorstellungen von der Gottheit sind Erniedrigungen der Gottheit. Solche unwürdige Vorstellungen von Gott sind Läsierungen seiner Gnade, seiner Vatertreue. — Ich habe oft gefehlt, aber der schwerste Fehler wird es, wenn ich meinen Gott, meinen Vater, verkenne; wenn ich an seiner Langmuth und Huld verzweifle; wenn ich Jesu Wort und Trost von mir stoße, und mein Herz dem Rufe der Religion zum Vertrauen auf den Allbeseligenden verschliesse. Seid getrost und unverzagt Alle, die ihr des Herrn harret! ruft mir das göttliche Wort zu. (Ps. 31, 25.) Und ich könnte verzagen? Ich harre seiner, und ich sollte mich trostlos mit endlosen Sorgen quälen?

Ich darf harmlos sein und mich der Gnade meines Gottes freuen, wenn ich nur nicht wissentlich in Vergehungen falle. Ich darf mich seiner ewigen Vaterliebe freuen: ich bin in ihm, er ist in und mit mir, wenn ich ihn nur liebe. Und ihn lieben, heißt seine Gebote halten. (Ev. Joh. 14, 23. 24.) Gott der Schöpfer schuf mich als einen Menschen; er fordert nicht das Uebermenschliche von mir. Oft kann ich aus Unwissenheit Böses thun, oft wider meinen Willen Schaden stiften. Aber ich bin nur Mensch. Ich habe nicht die Kräfte des Engels; ich kann nicht die Folgen aller meiner Thaten berechnen, denn die Zukunft ist mir verschleiert. Ich kann fehlen, weil ich nicht Alles wissen kann. — Ein solcher Fehler ist Irrthum. Er wird nicht meinem Herzen, sondern der Beschränktheit meiner Einsicht und Kenntniß zugerechnet. Genug, wenn ich nur in dem Augenblick, wo ich handle, wo ich einen Entschluß fasse, es mit der vollkommensten Ueberzeugung thue, daß ich Recht thue. Wenn ich dann nachher erst einsehe, ich habe Unrecht; wenn mich die Folge erst überzeugt, ich hätte, was ich gethan, nicht thun sollen: so ist die Reue edel, und sie beweiset meine Gottesliebe. Aber der Fehltritt aus Unwissenheit, oft in bester Absicht gethan, ist mir nicht zur Sünde angerechnet. Denn Gott richtet nicht den Erfolg unserer Handlungen, der nie vom Sterblichen abhängt, sondern er richtet unser Herz, und dies ist unser Eigenthum. Er richtet nicht unsere Einsichten, denn diese hängen von tausend Umständen ab, sondern er richtet unsern Willen, denn dieser hängt von uns ab.

Der Mensch ist so kurzsichtig, so beschränkt! Nicht der Mensch einmal wagt es, vom Menschen zu fordern, er solle niemals irren. Wie denn, mein Herz, wenn du wirklich aus Unwissenheit gefehlt hättest, warum hörst du nicht Jesu Gebet am Kreuze für diejenigen, welche ihn als Missethäter zum Richtplatz schleppten: „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“ (Luk. 23, 34.)

Der Mensch ist so kurzsichtig, so beschränkt! Oft muß er sich zu Handlungen plötzlich entschliessen, ehe er nur Zeit hat, sie zu prüfen. Er glaubte, das Rechte und Gute zu wählen, und konnte vielleicht das Uebele wählen. Gott richtet den Willen, Gott richtet den Sinn. Er fordert nicht Allwissenheit von dem schwachen Sterblichen, sondern daß er das Beste thue unter den Umständen, in welchen er sich befindet; nicht das Beste nach göttlicher Einsicht, sondern das Beste und Gerechteste nach unsern schwachen Kenntnissen. Und wenn wir dann wirklich irrten — kann Gott, der weise Vater, des armen Kindes zürnen, welches beim besten Willen fehlte?

Der Mensch ist so kurzsichtig und beschränkt! — Oft kann und darf er nicht nach eigenen Einsichten handeln; oft fehlen sie ihm ganz, und es wird ihm zur Pflicht, im Vertrauen auf Wort und That und Handlungsweise derjenigen zu urtheilen und zu gehen, die bisher seines Vertrauens würdig waren. Es wird ihm zur Pflicht, dem rechtschaffenen Manne fester zu glauben, als demjenigen, der aus Eigennutz, Leidenschaft, Trotz oder Bosheit zu handeln pflegt. Wie, und wenn der Christ dann doch sich einmal durch sein Vertrauen zum Rechtschaffenen getäuscht sieht — wenn er durch dieses Vertrauen zu einem falschen Schritt verleitet wäre: hätte er an der Barmherzigkeit des Allbarmherzigen zu zweifeln? — Nein, o Gott, Du weißt es, hier war nicht Sünde, sondern Unwissenheit; hier war nicht Bosheit des Gemüths, sondern menschliche Beschränktheit.

Der Mensch ist oft durch widersprechende Verhältnisse, durch feindselige Umstände gezwungen, auch wider seinen Willen einem Andern wehe zu thun, um seine eigenen oder eines Dritten Rechte zu schützen. Ist hier Sünde? — Nein, es ist das harte Gebot der Nothwendigkeit, unter zwei Uebeln das kleinere zu wählen! So sündigt auch der Richter nicht, wenn er nach Prüfung aller Gründe endlich, nach seiner besten Ueberzeugung, den Einen losspricht, den Andern zur Strafe verdammt. Vielleicht

verdammte er den Unschuldigen, gegen den Alles zeugte; vielleicht sprach er den Strafwürdigen los, zu dessen Lobe alle Umstände redeten. Aber wenn hier der Richter ungerecht sprach, er wußte es nicht: sein Herz war nicht ungerecht, nein, sein Spruch.

Der Mensch ist oft gezwungen, auch wider seine Neigung, Andern Uebels zu thun. Höhere Pflichten gebieten ihm diese Härte, er darf nicht prüfen, nicht wählen. Seine Umstände bringen es mit sich, daß er nur zu gehorchen hat.

So tritt der Soldat in das Schlachtfeld hinaus. Feinde stehen ihm gegenüber, die er vernichten soll, ungeachtet sie selbst ihn nie beleidigten. Sein Geschoß tödtet, sein Schwert verwundet vielleicht die edelsten und besten seiner Nebenmenschen; vielleicht den Vater liebenswürdiger und unerzogener Kinder; vielleicht den dankbaren Versorger und Ernährer eines alten, kranken Vaters; vielleicht den Gatten eines hilflosen Weibes. Wie? schreit das Blut des Gefallenen zum Himmel gegen die Hand, welche es vergoß? Wie, ist der Krieger Sünder, wenn er den Befehlen seiner Obrigkeit gehorcht, die Gott über ihn setzte? Nein, ihn zog nicht Selbstrache, nicht Blutdurst, nicht Raubgier ins Schlachtfeld, sondern er ging dahin, ein Werkzeug höherer Macht, treu dem Gesetze, dem Fürsten und dem Vaterlande. — Möge die furchtbaren Gräuel des Krieges das Haupt verantworten, welches sie anordnete und hervorrief; aber das Blut der Gefallenen klebt nicht an der Hand dessen, der unterthänig gegen Obrigkeit, Gesetz und Vaterland dem Rufe seiner erhabenen Pflichten folgte.

Traurig genug, daß der Mensch durch den Drang feindseliger Umstände oft in die Lage geräth, Uebels zu verbreiten, wo er sich lieber seinem Hang zum Wohlthun überlassen möchte; traurig genug, daß oft höhere Pflichten uns gebieten können, andere, geringere Pflichten unerfüllt zu lassen! — Aber so ist die unbegreifliche Weltordnung, und wir stehen in ihr, bald als Werkzeuge des dunkeln Verhängnisses, bald als Schöpfer unsers eigenen Wehes und Wohls.

Traurig genug, daß wir, bei unsern Entschliessungen im Gewühl des häuslichen Lebens, oft so wenig das Wahre vom Falschen, das Richtige vom Unrichtigen zu unterscheiden vermögen; — daß wir oft, während unser Herz nach Recht und Gerechtigkeit dürstet, das Unrecht thun, aus Mangel besserer Kenntniß! Aber so ist nun die unbegreifliche Weltordnung, und wir stehen in ihr und Keiner weiß, wie oft er irre oder fehle. Aber — dies ist der Trost; den uns Jesu Wort gibt: nicht unsere Unwissenheit, nicht unsere menschliche Beschränktheit ist eine Sünde, sondern die Sünde liegt in unserm Herzen, in unserm Willen.

Daher quäle dich nicht, meine Seele, mit vergeblichen und unverdienten Vorwürfen wegen des Uebels, was du, wider deinen Willen, wider dein Wissen, aus Mangel des Wissens und der Einsicht verübt hast. Diese Arten von Fehlern liegen in deiner Natur, in Deiner ursprünglichen Unvollkommenheit, in der Welteinrichtung Gottes selbst. Auch ein irdischer Vater rechnet dem Kinde das Versehen nicht zu, welches von ihm aus Mangel der Erfahrung und Kenntniß begangen wurde. Quäle dich nicht mit ängstlichen Bildern und übertriebenen Vorstellungen von deiner allzugroßen Sündhaftigkeit, — mit solchen Vorwürfen machst du dich zu allem Guten verzagt, und ehrest die Weisheit und Vaterliebe deines Gottes schlecht. Der Allwissende weiß, was du vermagst, und mehr fordert er nicht von dir.

Wuchere nur mit dem Pfunde von Einsichten, das er dir verliehen. Bereue nur mit Demuth und Innigkeit diejenigen Fehltritte, welche du wissentlich begangen. Beweine nicht, was du nicht weißt, sondern das, wo du deinen Jesum in Wort und That verläugnetest, während dein guter Engel dir zuflüsterte: Sei Gott getreu! Klage nicht über die Beschränktheit und Unvollkommenheit der menschlichen Natur, denn Gott hat sie selbst also nach seiner Weisheit geordnet; sondern klage über deines Herzens Schwäche, und daß du manche aufwallende Leidenschaft, manche unreine Neigung in dir nicht überwandest; denn Gott gab dir die nöthige Stärke und Willenskraft dazu, die du aber nicht gebrauchen mochtest.

Oft kann es geschehen, daß wir selbst in Zweifel über den Werth unserer Handlungen sind; daß wir selbst nicht wissen, ob wir, wo sich verschiedene Pflichten in uns zu bekämpfen schienen, auch das beste Theil erwählt haben. In diesem Falle haben wir uns zu prüfen: ob wir die größere und heiligere mit Ueberzeugung vorzogen; ob wir nicht anders, als in der festen Absicht handelten, das Wahre, Gute und Rechtschaffene zu thun. Mag dann die Handlung gewesen sein, wie sie wolle — Gott, der Gerechte, weiß sie besser zu würdigen, als wir selbst. Mag dann unsere Handlung Folgen haben, welche sie wolle — Gott herrscht über die Folgen, und sie sind nicht in des Menschen Gewalt. — Mancher hat mit rechtschafenem Sinn das Gute begehrt, aber er sah Böses hervorgehen und Unkraut, wo er eine edle Saat gestreut zu haben wähnte. Mancher wollte Böses thun, aber was er Andern Uebels zu stiften gedachte, veränderte sich ihnen durch Gottes Schickung in Heil und Segen.

Wenn du aber wahrnimmst, daß du aus Irrthum und Unwissenheit ein Unrecht begingst; wenn du wahrnimmst, daß du aus Uebereilung oder durch den Drang von mancherlei Anlässen ein Unheil angerichtet habest: dann eile den Irrthum zu berichtigen, und die Wunde zu heilen, welche du wider deinen Willen schlugest. Dies ist edeln, gottgefälligen und gottliebenden Gemüthern anständig; dies ihrer Pflichten erste.

Nicht immer ist der Mensch im Stande, zu verhüten, daß er aus Unwissenheit fehle; aber oft kann er, nach eingesehenem Irrthum, das dadurch entstandene Uebel mannigfach vergüten. Dies ist wahre Buße, dies die wahre Reue; dies ist Christussinn; dies ist die Frucht der reinen Gottesliebe!

Nicht Fasten, nicht Beten, nicht die strenge Beobachtung kirchlicher Gebräuche sind Genugthuung für ein Böses, so wir wissentlich oder unwissentlich anrichten: sondern daß wir umkehren, und Gutes thun. Nicht aus der Beschränktheit unserer Einsichten entstehen die Sünden wider Gott und Menschheit, sondern aus dem Herzen. Denn, sagt Jesus (Matth. 15, 19.), aus dem Herzen kommen arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsche Zeugnisse, Lästerung.

Gehe hin, wo du glaubst ein Unrecht gethan zu haben, wenn auch in der Unwissenheit, gehe hin und vergüte es. So wird deiner Seele wieder Himmelsfriede zu Theil werden, so heiliget dich deines Jesu Trostwort: Auch dir sind deine Sünden vergeben!

Und wenn du also thust und gethan hast, dann schaue

freudig auf deinen Erlöser, der dir Heil verheißen, der die Sünder annimmt; schaue freudig auf zu deinem Vater im Himmel, der sich so gerne seiner Kinder erbarmet, wenn sie wieder zu seinem heiligen Willen zurückkehren. Mögen deine Sünden auch sein, wie der Sand am Meere, ohne Zahl: weißt du nicht, Kleingläubiger, daß des himmlischen Vaters Barmherzigkeit noch unendlich größer ist? — Ja, was dir Gottes Gnade verzieh, das ist dir auf ewig vergessen. Du erkennst deine Fehlerhaftigkeit, aber erkenne auch Gottes unendliche Liebe und Väterlichkeit. Er schuf dich nicht zum ewigen Elend, sondern daß du selig werdest. Gehe hin, bedecke die Sünden deines vergangenen Lebens mit neuen Werken der Liebe, der Sanftmuth, der Menschenfreundlichkeit, des Wohlthuns, der Versöhnung. Werde ein edler, tugendhafter Mensch, — werde ein Christ! Und du gehörst Christo, und, durch den ewigen Sohn, der ewigen Liebe des Vaters an!

Das will ich! O ich bedarf es! Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz, und gib mir einen neuen, gewissen Geist. Verwirf mich nicht vor Deinem Angesicht, und nimm Deinen heiligen Geist nicht von mir! (Ps. 51, 12. 13.) Denn ohne Deine Gnade ist mein Leben ohne Freuden, meine Seele ohne Ruh und Frieden. Oft habe ich gefehlt wider Dich, o du Langmüthiger, und du blicktest schonend auf mich herab, und gabst mir Frist, und Gelegenheit und Kraft, daß ich verbessern möge, wo ich durch Uebereilung zu weit ging, wo ich durch die Gewalt der Umstände zu Handlungen verleitet ward, von denen ich erst zu spät einsah, daß sie hätten unterbleiben sollen. — Ach, aber diese Frist, die du mir gestattet, habe ich sie immer benutzt? Diese Gelegenheit, welche Du mir dargeboten, habe ich sie immer angewandt? Diese Kraft, welche Du mir schenktest, habe ich sie immer gebraucht?

O fortan will ich — Vater, ich will es, und kann ich, Dein schwaches Kind, nicht allezeit verhüten, daß ich fehle: will ich doch verhüten, daß meine Fehler nicht unverbessert bleiben. — Wo ist ein Mensch, dem ich aus Uebereilung wehe that? Ich will vergüten und mir seine Liebe, seinen Segen erwerben. Wo ist ein Wohlthäter, dem ich undankbar vergaß, was er mir gethan? Ich will nach meinen Kräften vergelten. Wo ist ein Gut, das durch meine Schuld veruntreuet ward? Ich will es ersetzen. — Rein will ich sein von allen Vorwürfen; so wird mir meines Gottes Frieden zu Theil werden. Menschlich ist es, zu fallen, himmlisch ist es zu verbessern und sich zu Gott zu erheben.

Verleihe mir Deine Gnade, Vater im Himmel! Amen.

78.

Die Stunde der Versuchung.

Lukas 4, 1 — 13.

O Vater, kindlich flehen wir,
Gib uns, uns Schwachen, Stärke;
Lenk' unser Herz empor zu Dir,
Daß es auf Dich nur merke!
Wenn uns die süße Lust betrügt,
Uns Freude nur das Laster lügt,
Erleucht' uns Deine Wahrheit!

Nicht wahr ist, was die Sünde spricht,
Sie fesselt Herz und Hände;
Was sie verheißt, das hält sie nicht,
Verderben ist ihr Ende.
Die Lust wird Pein, ihr Licht wird Nacht:
Entreiß durch deiner Wahrheit Macht,
O Vater, uns der Sünde!

Nur Einer ist vollkommen, sündenrein, oder heilig, und dies ist Gott. Der Sterbliche, im Kampfe mit seinen Begierden und Neigungen, ist täglich der Gefahr des Sündigens unterworfen. Auch der vortrefflichste Mensch ist nicht ganz rein von Fehlern, oder heilig, sondern höchstens nur tugendhaft. Aber dahin geht unser Bestreben, heilig und vollkommen zu werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist. (Matth. 5, 48.)

Das ganze menschliche Leben ist ein Kampf der Seele gegen das Unvollkommene, und je länger sie kämpft, je mehr gewinnt sie an Kraft und Hoheit, je würdiger wird sie ihres Daseins und der Unsterblichkeit eines schönern Lebens.

In uns allen liegt der Reiz zur Sünde; er liegt in unserm Fleisch und Blut, er liegt in unserm Temperament, er liegt in unsern sinnlichen Regungen, er liegt in den Umständen, die uns umgeben. Aber auch in uns Allen liegt der Reiz zur Heiligkeit, zur Tugend; er liegt in unserer Vernunft, er liegt in unserer Erkenntniß des höchsten Wesens, und die Liebe ist ausgegossen in unser Herz durch den heiligen Geist, welcher uns gegeben ist. (Röm. 5, 5.)

Aber Fleisch und Blut müssen einst Staub und Asche werden; die Seele allein ist ewig und geht über das Grab hinaus, höhern Bestimmungen entgegen. Das Ich, welches in mir denkt und will, ist nicht Fleisch und Blut: es ist die wunderbare Kraft, welche über den Körper und den Staub herrschen soll, über den es sich triumphirend erheben muß.

Folglich ist jede Sünde ein schreiender Widerspruch der menschlichen Natur. Die Seele, zur Herrschaft geboren, ist dadurch dienstbar dem elenden Staube, der einst abfällt und modert. Fleisch und Blut, die niedrigen Werkzeuge des Geistes in dieser Welt, regieren den Menschen, der sie regieren sollte. Die Sünde macht den Menschen zum gemeinen Thiere, das den bloßen Reizungen seines Körpers folgt.

Der Christ, durch Jesu Blut in die Gemeinschaft der Seligen eingeweiht, soll am wenigsten ein Sklave von jenen irdischen Neigungen und Lüsten sein; er soll sie beherrschen; sein Körper soll der Sklave, sein Geist der Freie sein.

Die christliche Freiheit aber ist nichts Anderes, denn die Selbstständigkeit unserer Seele und ihre Unabhängigkeit von den sinnlichen Begierden. Nur der ist frei, der nach keinen fremden Gesetzen, sondern nach seinen eigenen Gesetzen, das heißt, nach seinen besten Einsichten, handelt. Wenn wir nun wissen, was unanständig, fehlerhaft, lasterhaft sei, und wir thun es doch: so handeln und leben wir nicht als Freie, nach unsern Gesetzen und besten Einsichten, sondern nach fremden, die wir verachten. Wir entsagen unserer Kindschaft zu Gott, und werden Knechte des Staubes.

Darum sollen wir nach Freiheit ringen, nach christlicher Selbstständigkeit, nach Hoheit über unsere eigene Natur. Wir sollen dem Reiz zur Sünde oder der Versuchung mit heldenmüthigem Ernste widerstehen, und ihm nicht unterliegen.

Jeder Mensch aber wird versucht zur Sünde, und

jedes Alter hat seine eigenen Versuchungen. Die Jugend wird durch ihren Leichtsinn, das reifere Alter durch Leidenschaften und üble Gewohnheiten, der Greis durch Muthlosigkeit, Schwäche und Stolz versucht.

Die Versuchungen kommen nicht von Gott. Wie könnte Gott, der Allerheiligste, vor dem die Sünde flieht, und der uns seinen Sohn sandte, um uns von Sünden zu erlösen, wie könnte er uns selbst zur Sünde reizen wollen? Die Worte im heiligen Gebete des Herrn: Und führe uns nicht in Versuchung! sollen daher nicht heißen: und reize uns nicht zur Sünde, sondern: bewahre uns vor Anlässen zum Bösen, stärke unsere Kraft gegen die Reize des Lasters.

Die Versuchungen kommen nicht vom Teufel, wie schwache Menschen gern glauben möchten, um einen Entschuldigungsgrund für ihre Thorheit zu haben. Denn der Teufel hat keine solche Macht über uns. Wir gehören Christo und Gott. Die bösen Engel haben keinen Theil mehr an dieser Welt. Sie sind gebunden in den Ketten der Finsterniß (2 Petr. 2, 4) und mit ewigen Banden, und in der Hölle aufbehalten zum Gericht des großen Tages (Jud. 1, 6).

Sondern der Mensch ist sein eigener Versucher, das heißt, er reizt sich selbst zur Sünde, indem er, uneingedenk Gottes, uneingedenk der Ewigkeit, uneingedenk seiner hohen Bestimmung, nur thierisch lebt und empfindet, und das nicht thut, was er für recht und gut hält, sondern dasjenige, was seinen Sinnen angenehm, was seinen niedrigen Leidenschaften und wilden Begierden wohlgefällig ist. Darum seid nüchtern und wachet. (1 Petr. 5, 8.)

Sehet den verachtungswürdigen Trunkenbold, welcher fast tagtäglich seine Sinne mit starken Getränken betäubt, die Gesundheit seines Körpers zerrüttet, und seine Familie in Kummer und Schande stürzt. Es war eine Zeit, da er den fremden Trunkenbold verabscheute, der er nun selbst geworden. Aber der Kitzel seiner Nerven durch den Reiz starker Getränke ward ihm angenehm. Umsonst warnten ihn Vernunft und Religion: entbehre diesen Kitzel deiner Sinne, und mache dich von diesem Bedürfnisse frei, ehe du sein unloskäuflicher Sklave wirst. Er unterlag dennoch dem Reiz zur Sünde; er gab sich keine Mühe, der Versuchung zu widerstehen. Er suchte selbst die verführerischen Gelegenheiten auf. So sank er von der Würde des Menschen zum rohen, sinnlich begehrenden Thier hinab; so sank er von der Würde des Christen zur ekelhaften Lasterhaftigkeit hinab, durch die er seinen Leib und das Glück seines Hauswesens und den Frieden seiner Seele vernichtet.

Der Einfluß unsers Körpers auf die Seele ist in dieser Welt eben so groß, als der Einfluß der Seele auf den Körper. Daher, so lange wir in diesem Leibe wohnen, das heißt, so lange wir Menschen sind, haben wir gegen den unerlaubten Einfluß des Körpers, oder mit Versuchungen zur Sünde, zu kämpfen.

Aber in den Stunden der Versuchung erscheint das Christenthum im höchsten Glanze. Wo kein Anreiz zum Fehlen ist, da ist auch keine Tugend. — Oder wer wird den Dieb tugendhaft heißen, weil er nicht mehr stiehlt, während ihm dazu im Gefängnisse die Gelegenheit mangelt?

Die Stunde der Versuchung ist für den Christen und Weisen die Stunde des Triumphs seiner Religion und seiner Ueberzeugung. Nie hat er anders Gelegenheit, sich so in seiner Größe zu zeigen, nie einen Anlaß, zu erfahren, wie groß sein Muth, seine religiöse Kraft, seine Selbstständigkeit, seine Unabhängigkeit von der Welt sei.

Die Stunde der Versuchung ist für den Christen und Weisen die Stunde seiner Selbstverherrlichung, die Stunde seiner geistigen Verklärung und seines Gottähnlichwerdens. Er fühlt sein besseres für den Himmel gebornes Selbst; er bringt seinen heiligen Grundsätzen ein Opfer, das um so schöner ist, um so größere Mühe und Selbstüberwindung es ihn kostete.

Die Stunden der Versuchung sind jene, auf welche der Christ einst am Ende seiner Tage mit dem innigsten Entzücken zurücksieht; denn sie sind ja die treuesten Bürgen und Zeugen für die wahre Reife seines Geistes zu einer bessern Welt, zu höhern Bestimmungen. Sie sind es, deren Erinnerung ihn auf dem Sterbebette beseligt, daß er den Blick in die Ewigkeit richtet, und bei sich sprechen kann: Heil mir, auch ich habe einen guten Kampf gekämpfet!

Wie ein weiser Feldherr, der da ausgeht, um die Macht des Feindes zu bestreiten, sich nicht in einen zweifelhaften Kampf einläßt, sondern vor allen Dingen erst darauf denkt, den Feind genau kennen zu lernen und seine Kräfte zu schwächen, damit er des Sieges über ihn gewisser sein kann, so auch der Christ.

Und durch welche Mittel weiß der Christ die Gewalt der Versuchung zu mindern, damit er beständig Sieger, das heißt, Herr seiner selbst, würdiger Nachfolger Jesu, unentweihtes Kind Gottes bleibe?

Vor allen Dingen bemüht er sich, seine eigenen Temperamentsfehler kennen zu lernen, das heißt, diejenigen fehlerhaften Neigungen oder Gewohnheiten, die ihm bei seiner körperlichen Verfassung besonders eigen sind. Denn ohne seine Fehler und ihren Ursprung zu kennen, kann er sie nie mit Glück bekämpfen.

Indem er sich und sein Inneres prüfet, findet er bald, wie er von Natur entweder auffahrend und jähzornig, oder allzufurchtsam und ängstlich ist; wie er entweder mehr zur Traurigkeit und zum Mißvergnügen, oder zum Leichtsinn, zur Ausgelassenheit gestimmt ist; wie er entweder mehr Hang zum Geiz, zum Geldgewinn oder zur Eitelkeit, zur Gefallsucht, zum unmäßigen Ehrgeiz und Stolz hat; wie er leichter zur Härte, zur Grausamkeit, zur Gleichgültigkeit gegen Anderer Noth, zur Schadenfreude hinneigt, oder zur Weichlichkeit, zur Wollust, zum sinnlichen Wohlleben.

Indem er sich also untersucht, wird er bald gewahr, wie ihm eben diese schwachen Seiten schon zu den meisten Fehltritten Anlaß gegeben haben. Er sieht ein, was er nun zu thun hat, um ein vollkommener Mensch zu werden. Er kennt die wunden Stellen seines Gemüthes, die er zu heilen hat.

So erforschet sich der Weise, dem es um seine Veredlung ernsthaft zu thun ist, mit ruhigem Ernst. Er untersucht alle seine geheimen Wünsche, und lernt daraus bald alle seine verbotenen und fehlerhaften Lieblingsneigungen erkennen. — Jetzt ist ihm der Feind seiner Seligkeit, der Störer seines Seelenfriedens, das Hinderniß seiner Vollkommenheit nicht mehr verborgen. — Er beschließt mit hohem Ernst, nun das Gegentheil von dem zu sein, was er vorher war, und das Entgegengesetzte von dem zu thun, was seine unheiligen Neigungen von ihm begehren möchten. — War er jähzornig: er beschließt, wenn er sich des Zornes nicht enthalten kann, wenigstens

nicht in demselben zu reden oder zu handeln, sondern erst dann, wenn er kaltblütig untersucht hat. War er stolz und eitel, er will nun bescheiden, zuvorkommend, demüthig und gefällig sein. Was er ist, wird er nun durch Ueberzeugung und Religiosität.

Ein zweites Mittel, die Gewalt des Sündenreizes oder der Versuchung zu schwächen, besteht in der einfachen Klugheit, alles dasjenige zu vermeiden, was uns zur Sünde oder zum Fehltritt neuerdings reizen kann. Denn unsere Leidenschaften wachsen nur erst, je mehr wir ihnen Nahrung geben. Entfernung bewirkt endlich Vergessenheit. — Thorheit ist es, den Reiz zur Sünde geflissentlich zu erregen, um ihn wieder dämpfen zu können; gefährlich, mit der Macht des Lasters zu spielen. Der Weise flieht die Versuchung. Er ist ihr um so gewachsener, wenn er ihr dann einmal begegnen muß, und sie nicht meiden kann.

Alle Fehler und Laster des Menschen, wodurch er sich Andern verächtlich und verhaßt macht, sind, wenn wir es genau betrachten, nur Folgen geheimer und schlechter Gewohnheiten. Wie die Hand, welche wir täglich am mehrsten gebrauchen und üben, zuletzt die stärkste wird, so auch die Neigungen, welche wir am meisten befriedigen. — Fliehe die Versuchung, meide, was deine ungerechte Neigung aufweckt, und sie wird nach und nach aus Mangel an Nahrung absterben, entkräften, und von dir desto leichter bezwungen werden. Dein Triumph ist leichter und nicht minder glänzend.

So einfach ist die christliche Kunst, die Seele zur unbeschränkten Herrschaft zu erheben, und von den entnervenden Sklavenketten der Sinnlichkeit zu befreien! — Aber dazu ist ein anhaltender, großer, herrlicher Wille vonnöthen — männlich-christliche Strenge gegen sich selbst — nicht jene kindische Schlaffheit und der selbsttäuschende Gedanke: Nur diesmal will ich noch fehlen, und mir verzeihen, und dann nie wieder! Wer so denkt, ist schon der Raub des Lasters, ist schon die Beute seiner thierischen Natur, und des hohen Anstrebens kaum fähig. Er sinkt, um in seinem selbstgegrabenen Abgrund unterzugehen.

Wenn aber die Stunde der Versuchung schlägt, wenn nun der Sturm der Leidenschaft alle unsere frommen Grundsätze erschüttert, wenn die Unruhe unserer sündigen Neigungen unsere Besonnenheit verschlingen will, wenn ein Augenblick über unser Stehen und Fallen, über unsere Hoheit oder Erniedrigung entscheiden soll — dann, o Herz, ist dein Muth zum schwersten Kampf vonnöthen, und deine Tugend in der Feuerprobe, ob sie ächt sei.

Was habe ich im Augenblick der Versuchung zu thun, um mir selbst, um meinen Grundsätzen, um den Lehren meines Erlösers, um Gott, meinem heiligen Schöpfer, getreu zu bleiben?

Ermanne dich und rette deine Besonnenheit; ohne sie bist du verloren. Wenn schon dein Herz mit Ungestüm pocht, wenn dein stürmisches Blut in den Adern wallt, wenn schon die Erinnerung an deine frommen Vorsätze sich umdunkelt, und du nichts fühlst, als den nahen Genuß eines sinnlichen Rausches — rette deine Besonnenheit, ehe sie untergeht, und du nachher nicht schamvoll deine eigene Schwäche erblicken, deinen Wahnsinn bewenen mußt.

Um aber deine Besonnenheit zu retten in dem Augenblick der Versuchung, ist nur ein einziges Mittel: zerstreue dich. — Richte deine Aufmerksamkeit auf andere Dinge, kehre mit deinen Gedanken nicht auf den verführerischen Gegenstand zurück — fliehe den Ort, der die Schaubühne deiner Seele werden will — gewinne dir selbst Zeit, und du hast dich gewonnen.

Unglücklicher, denke nicht, du wollest nur einige leichte Züge des süßen Giftes thun aus jenem Becher, welchen dir die Sünde darbeut. Schon der erste Tropfen ist Gift, und berauscht dich, und raubt dich dir selbst. Wende deine Blicke hinweg, stoße deine Einbildungen und Träume zurück, welche dir das Laster von Freuden vorgaukelt, die es dir gewähren will; dein guter Engel weint, die Hölle jauchzet.

Zerstreue dich; — reisse deine Seele los von den Bildern, mit welchen die Hoffnung befriedigter Lüste dich bethören will, wende entschlossen deine Gedanken auf andere schuldlose Gegenstände; ergreife Beschäftigungen, die das Gegentheil von denen sind, in welchen die Verführung sich nahet; denke an Gott, dessen Athem dich umschwebt, denke an den Allgegenwärtigen, der dich fehlen sieht und dich richtet.

Hast du Zeit, hast du Gelegenheit und Freiheit genug, stürze hin auf deine Knie, und bete den Allerheiligsten an. Rufe zu ihm, wie einst Joseph: Wie könnte ich ein so großes Uebel thun, und gegen meinen Gott sündigen? (1 Mos. 39, 9.)

Denk' an dein Grab, wo einst alle deine Leidenschaften schweigen, und wohin dir deine guten und bösen Thaten folgen. — Denk' an dein Grab und an den Augenblick, der dich in andere Welten, der dich vor den ewigen Richter fordert! — Denk' an dein Grab und deine künftige Bestimmung, die du zu verscherzen im Begriff stehest.

Denk' an die göttliche Weltregierung, in der keine schlechte Handlung gute Folgen zeugt. Denke, was du Böses thust, ist ein neuer Beitrag zu deinem Elend, zu deiner Selbstentehrung.

Denk an die Reue, — sie bleibt nie aus. Deinen Fehltritt, dein Vergehen umhüllt umsonst die Nacht — es kommt das Tageslicht darüber. Du kaufst mit dem Genuß eines Augenblicks den Jammer oder die Angst eines Jahres!

Ist die Versuchung groß: sei größer als sie, und denke an die hohe innere Freudigkeit, mit welcher dich ein Sieg über dich selbst belohnt; denke an das himmlische Gefühl, mit welchem dich das Bewußtsein immerdar erfüllen wird, schuldlos geblieben zu sein, und Gott und der Ewigkeit ein treues, reines Herz bewahrt zu haben.

Schmerzlich, wie die Qual der Reue und der Scham ist, so ist über Alles beseligend und erhebend der heitere Muth nach überstandenem Kampf gegen die Versuchung. Wahrlich, es kostet mehr, sich selbst zu überwinden, als durch fremde Waffen eine ganze Welt. Aber größer ist auch der Gewinn. Die Lorbeern eines Welteroberers verdorren über seinem Grabe; ihn begleiten seine Orden und Kronen nicht über den Sarg hinaus. Er bringt nichts als sein armes Selbst zur Ewigkeit.

Der Christ, der höhere Christ, der, seines göttlichen Berufs eingedenk, nicht den thierischen Gelüsten, sondern seinem erhabensten Ziele lebte, geht veredelt, schon Engel auf Erden, ein starker Ueberwinder der Sinnlichkeit, in das Reich der Herrlichkeit über; er ist höherer Stufen, grösserer Verhältnisse im göttlichen Weltall wür-

dig. Der Tod kann ihm seinen Reichthum nicht rauben. Er bringt nur sich, aber veredelter und göttlicher, zur Ewigkeit. Ihm winken Kronen der Unvergänglichkeit.

Kronen der Unvergänglichkeit, des ewigen Lebens, nach euch sei mein ganzer Lauf gerichtet; Kronen des unvergänglichen Lebens, wie arm und klein sind die Herrlichkeiten neben euch, die von Menschenhänden bereitet, der Schmuck eitler Sterblichen für wenige Augenblicke sind, die man Menschenleben heißt!

Du hast sie erworben, o Jesus, mein göttlicher Wegweiser! Du hast sie errungen durch Deines Wandels hohe Heiligkeit. Dein Bild, wie Du den Versucher zurückwiesest in der Stunde der Versuchung, sei mein Vorbild. — Nicht was wir auf Erden sind und gelten — nein, sondern wie wir auf Erden sind: das macht unsere wahre Größe, unsern wahren Ruhm, unsern durch die Ewigkeit der Zeiten und durch die Unendlichkeit des Weltalls bleibenden Werth aus.

Ja, dreimal heiliger Gott, auch ich will ihn kämpfen, den guten Kampf; auch ich will nach der Heiligkeit ringen, die mich den Stufen deines Thrones näher führt; auch ich will in den Stunden der Versuchung meiner Bestimmung und Deiner Liebe würdig bleiben; auch ich will, wie Jesus, am Ende meines Laufes sprechen können: Es ist vollbracht! Und sein Blut soll nicht vergebens für mich geflossen sein.

79.

Gottes Stimme an des Menschen Herz.

Ap. Gesch. 22, 7.

Würden alle Zungen schweigen,
Wurd' ich doch, mein Gott, Dich seh'n.
Sonne, Mond und Sterne zeugen,
Und es zeugen Thal und Höh'n.
Wür' Erd' und Himmel schweigen,
Meine Seele würde zeugen.

In des Sommers goldnen Tagen,
Aus des Waldes grüner Nacht,
Von des Blitzes Flammenregen,
In der Nächte Sternenpracht,
In der Welterstürme Grimme,
Vater, tönt mir Deine Stimme.

Ja, auf allen meinen Wegen,
Vater, Vater, hör' ich Dich:
„Ach, warum für so viel Segen,
„Sterblicher, verfolgst du mich?"
Nein, ich kehre zu Dir wieder,
Falle reuig weinend nieder.

Jedem Bibelleser, jedem Freunde der Geschichte der christlichen Religion, zumal ihrer Anfänge, liegt etwas Wunderbar-Schreckliches in dem Ereignisse, welches einst dem Apostel Paulus begegnete. Oft las ich diese bedeutungsreiche Begebenheit mit schweigendem Nachdenken; nie, ohne daß sie mich erschütterte, und an die Gewalt der Vorsehung mahnte.

In den Tagen, da Paulus, noch Saul genannt, einer der erbittertsten Verfolger der Christen war, übertraf ihn kaum einer von den Juden an Thätigkeit, die neue Lehre auszurotten. Er selbst drang überall in die Versammlungen der Christen, so geheim dieselben auch waren, um ihre Mitglieder zu entdecken, zu verrathen, auszuliefern an die Peiniger. Er selbst nahm gefangen, die an Jesus glaubten, und mißhandelte sie. Und da des frommen Stephanus Blut, das Blut des ersten Zeugen, vergossen ward, stand auch Saul daneben, hatte Wohlgefallen am Tode dieses Unschuldigen, und verwahrte denen die Kleider, die ihn tödteten.

Alles, was Saul wider die Christen that, das that er in voller Ueberzeugung, recht zu thun. Er sah in ihnen nichts, als Abtrünnige von der alten Religion; Menschen, welche Moses und die Propheten verläugneten; Zertreter des von Jehova auf Sinai gegebenen Gesetzes; Schwärmer und Neuerungssüchtige.

Und eines Tages, als er in der Absicht nach Damaskus reisete, die dort entdeckten und in Gefangenschaft schmachtenden Anhänger Jesu abzuholen, und gefesselt nach Jerusalem vor Gericht zu führen, und er nicht mehr weit von Damaskus war, strömte am hellen Mittag ein gewaltiges Licht über ihn aus, daß er betäubt und geblendet zur Erde niederstürzte. Auch Andere waren mit ihm, aber nur ihn traf die Klarheit so mächtig, daß er des Gesichts beraubt wurde. Und er hörte eine Stimme: Saul, Saul, warum verfolgest du mich?

Diese Erscheinung entschied über die ganze Richtung seines Lebens. Er änderte seinen Sinn. Er erkannte die Göttlichkeit Jesu, des Erlösers, den er verfolgt hatte, und wurde von derselben Stunde an dessen treuester Anhänger. Die Verfolgungen, welche er noch vor Kurzem Andern zubereitet hatte, ließ er nun willig über sich selbst ergehen. Die Mißhandlungen, die Ketten, die Kerker, welche er vorher um Jesu willen Andern gegeben, litt er nun um Jesu willen an sich selbst. Er ließ sich taufen, behielt nichts von seinem vorigen Zustande, legte selbst den Namen ab, unter welchem er den ersten Christen so furchtbar geworden war, und nannte sich Paulus.

Und wie Paulus, so hört noch heute jeder Mensch die Stimme der Gottheit. Es hört sie ein Jeder lauter oder leiser oft in den entscheidendsten Augenblicken seines Lebens, wie sie spricht: Warum verfolgst du mich?

Wie Paulus, hat auch wohl jeder erwachsene Mensch irgend einen großen Wunsch, welchen er mit Eifer, oft mit heftiger Leidenschaft, erfüllt sehen will. Dafür strengt er alle seine Kräfte an. Nicht immer ist sein Zweck edel; oft ist seine Absicht kaum dabei so rein, als die Absicht Pauli, welcher nur das alte Gesetz, welches den Israeliten auf Sinai gegeben war, gegen vermeinte Neuerer vertheidigen wollte. Dennoch verfolgt er das einmal gewählte Ziel. Seine Versuche mißlingen. Aber jedes Mißlingen reizt ihn nur noch stärker, seine Absichten zu erreichen, seinen Willen zu ertrotzen. Mitten in seinem Streben erkennt er, daß etwas ganz Anderes, als sein eigener Entwurf, im Plan der Vorsehung liegt. Von allem dem, was er wünscht, hofft, erwartet im Lauf der Begebenheiten, sieht er das Gegentheil geschehen. Er sieht, daß sein Wille nicht der Wille der Alles ordnenden Weltregierung ist. Dennoch widerstrebt er; dennoch trachtet und ringt er, als könnte sein schwacher Arm den Ewigen bezwingen, und den gewaltsamen, Alles zermalmenden Lauf des Schicksals hemmen. Er bereitet nur sein eigenes und der Seinigen Unglück. Es trifft ihn furchtbar. Da hört er die warnende Stimme: Warum verfolgest du mich? Er sieht betroffen still auf der un-

glücksvollen Bahn. Aber ihn warnt vergebens der Ernst des Verhängnisses, ihn warnt vergebens sein Gewissen. Er ist zu stolz, um seinen Sinn zu ändern und wieder umzukehren. Die Heftigkeit und Stärke seiner Leidenschaften reißt ihn vorwärts zum gewissen Untergange. Er sieht den Abgrund. Aber er täuscht sich noch immer selbst. Sein Eigensinn will das Unmögliche erzwingen. Dann kommt der Grenzstein seines fruchtlosen Laufes. Gott hat ihn gerichtet. Er geht in der Fülle seines Verderbens unter.

Es vernimmt Jedermann früher oder später in seinem Leben die Stimme Gottes an sein Herz; bald sanft und freundlich, bald furchtbar ernst.

Sie ertönt uns aus dem Innern der Schöpfungen Gottes, wenn sie uns in sommerlichter Pracht umringen. Wenn wir mit einem Herzen voller Sorgen und niedriger Leidenschaften, mit dem Bewußtsein unserer Fehler und Laster hinaustreten in die freie, reine Natur, wo Alles — vom Thautropfen, der am Grashalm zittert, bis zum Sternenhimmel, vom Wurm im Staube bis zum Adler hoch in den Lüften — die Güte, die Liebe, die Heiligkeit des Schöpfers predigt; wenn da unser Blick die Herrlichkeit der Gottheit in allen ihren Werken voll Entzücken überschaut; wenn da eine stille Rührung unser Gemüth bewegt, und das innerste Gefühl uns sagt: o wie gut ist Gott, wie böse und sinnlich bist du! wie rein ist alles, was von seiner Hand kommt, wie unrein dagegen dein Dichten und Trachten! — da ist es, wo eine leise, liebende Stimme an dein Herz spricht: Und warum verfolgest du mich?

Wenn uns der Herbst mit aller Wohlthat göttlichen Segens überschüttet, der Aecker, Felder, Wiesen, Weinberge und Gärten befruchtet, daß Menschen und Thiere Fülle der Nahrung finden; wenn wir Undankbare dann uns betrachten, wie viel Leidende wir hartherzig ohne Trost, wie viel weinende Augen ungetrocknet von uns liessen; wenn wir vergleichen, wie viel Gott uns gab, und wie wenig wir zum Wohlsein der Menschen thaten, obwohl uns der Herr dazu die Mittel verlieh; muß da nicht oft eine innerliche Mißbilligung unsers eigenen Betragens rege werden? In dieser Selbstbeschauung ist es, da die Stimme leise und liebend zum Herzen spricht: Warum verfolgest du mich denn?

Es geben Städte und Dörfer in Flammen auf; es weinen Wittwen und Waisen; es weinen die Geschwister und Kinder um die Geliebten; der Dürftige nimmt zitternd den Bettelstab zur Hand; der Begüterte steht hilflos und ohne Obdach. Es ist Gottes Macht! Und aus den Schaden des Krieges, aus den Flammen der Städte, aus dem Umsturz ihres Wohlstandes redet eine Stimme zum Menschengeschlecht: Warum verfolgest du mich?

Es ist die furchtbare Stimme, welche aus Wetterwolken im Toben des Sturmes redet, und den leichsinnigen Sünder zum Ernste erweckt. Es ist die Stimme, welche aus dem zerschmetternden Schlage des Blitzes fährt, wenn dessen Strahl abwechselnd den Palast des Wollüstlings und die Hütten des Armen entzündet. Es ist die Stimme, welche in den Seufzern der Sterbenden flüstert, wenn eine Pestilenz oder Seuche ganze Länder menschenleer macht. Es ist die Stimme, welche aus dem wüthenden Sturm rauscht, wenn dessen Gewalt Eichen entwurzelt, Mauern zertrümmert, Schiffe in den Abgrund der Fluthen vergräbt. Sie redet — aber sie redet nicht zu den Todten. Ihr Leben hat Gott genommen. Er nimmt den Gerechten wie den Sünder. Der Tod ist kein Uebel, so schauderhaft auch die äussern Umstände zu sein scheinen. Sie redet zu den Lebenden, welche Zeugen der großen Ereignisse sein müssen, welche die Nachrichten vernehmen müssen. Schreckhaft warnend steht vor ihnen die Macht des Allmächtigen, und spricht: Warum verfolgest du mich?

Oft mitten im süßen Rausche irdischer Glückseligkeit überrascht uns ein schweres Schicksal. Oft wird eben das, woran unser Herz am allerfestesten hängt, woraus wir unsern Abgott machen, zuerst von uns abgerissen. Oft verliert der am ersten sein Hab und Gut, oder doch den schönsten Theil desselben, welcher für nichts Anderes lebte, als großes Vermögen zu sammeln, um gute Tage zu leben; oft verliert der am ersten alle Ehre, der in seinem Stolze jede höhere Pflicht vergaß, nur um Ruhm zu sammeln, sich über seine Mitbürger zu erheben, Andere zu unterdrücken; oft verliert der am ersten durch die Gewalt des Todes seinen Freund, seine Gattin, sein geliebtes Kind, der in solcher Liebe am meisten vergaß, daß in diesem Leben nichts dauerhaft ist; daß man an nichts, als an die Tugend sein Gemüth fesseln soll; daß man im Irdischen nur dem Göttlichen leben müsse; daß nicht das Irdische, sondern nur das Ewige, so im Irdischen wohnt, wahrhaftiger Liebe würdig sei. — Und aus dem zerstörten Glück des Habsüchtigen, aus der Schmach des Hoffärtigen, aus den todten Zügen des verstorbenen Geliebten spricht Gottes Stimme: Warum verfolgest du mich?

Wie? kann auch ein Sterblicher Gott verfolgen? Was heißt Gott verfolgen?

Wenn der Mensch einen seiner Nebenmenschen verfolgt, so geschieht es, indem er von dem, was der Andere will und wünscht, das Gegentheil thut, dessen Absichten zu zerstören trachtet? Ungerathene Kinder verfolgen ihre Aeltern, wenn sie denselben die empfangenen Wohlthaten mit Undank vergelten; wenn sie denen mit Haß und Verachtung, mit Spott und Vergessenheit, mit ruchlosem Sinn und Wandel das Leben verbittern, von welchen sie das ihrige erhalten haben.

Nun ist es freilich wahr, daß wir Sterbliche Gott in der Art nicht verfolgen können, wie einen irdischen Menschen. Er fehlt unserm Anblick. Wir können Jesum nicht verfolgen, wie einst die Juden thaten, die ihn aufsuchten, vor den Richter führten, verhöhnten, und zum Kreuze schleppten. Aber auch Paulus konnte Jesum, den Auferstandenen, den zum Himmel Zurückgekehrten, nicht mehr persönlich verfolgen, und dennoch rief ihm die Stimme vom Himmel: Saul, Saul, warum verfolgest du mich?

Jesus sprach: Wahrlich ich sage euch, was ihr gethan habt einem unter meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan. Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich nicht getränket. Ich bin ein Fremdling gewesen, und ihr habt mich nicht beherberget. Ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich nicht gekleidet. Ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt mich nicht besucht. — Vergebens ist es, daß wir antworten: O Herr, wann sahen wir dich hungrig, oder durstig, oder fremd, oder krank, oder gefangen? — Es antwortet der Herr: Wahrlich ich sage euch, was ihr

nicht gethan habt einem eurer geringsten Nebenmenschen, das habt ihr mir auch nicht gethan. (Matth. 25, 40—45.)

Du also, der du voll Neid und Mißgunst einem deiner Mitgeschaffenen gehässig bist, ihn verkleinerst, ihn verspottest, um seine Ehre und seinen guten Namen zu beflecken: du bist es, der Jesum verfolgt! Du, der voller Zorn um irgend einer vermeinten oder wirklichen Beleidigung willen Rache athmet, Rache will, nicht ruht, bis er seinem Gegner Uebels zugefügt hat: du bist es, der Jesum verfolgt. Du, der mit wucherischen Zinsen die Armuth drückt, fremdes Gut unterschlägt, unrechtmäßiges Eigenthum hinterhält, Unwissende im Handel betrügt oder übervortheilt, eines Andern Rechtsame heimlich oder öffentlich verletzt: du bist es, der Jesum verfolgt. Du, der das, was dir durch Gottes Segen zu Theil ward, eigennützig und selbstsüchtig für sich allein gebraucht, lieber seinen Ueberfluß an üppigen Tafeln, in köstlichen Kleidern, in kostspieligen Lustbarkeiten verschwendet, als an gemeinnützigen Unternehmungen zum Besten Anderer, zum Wohl des Vaterlandes kräftigen Antheil zu nehmen: du bist es, der Jesum verfolgt. Du, der mit wollüstigen Anschlägen die Ruhe und den Frieden der Unschuld vernichtet, die Glückseligkeit ehelicher Verhältnisse stört, deines Leibes und Geistes edelste Kräfte verdirbt: du bist es, der Jesum verfolgt. Denn was du Andern thust und nicht thust, das hast du auch ihm gethan und ihm nicht geleistet.

Wir verfolgen Gott durch absichtliche Verachtung seiner heiligen Gesetze. So verfolgen Kinder ihre Aeltern, wenn sie deren Bitten und Befehle verschmähen, oder den Vater und die Mutter ganz vergessen, und stolz vor der Welt verläugnen. Auch der Mensch verläugnet Gott, wenn nicht mit den Lippen, denn er würde sich damit nur in die Reihe der Wahnsinnigen stellen, doch mit dem Herzen, wenn er so lebt und schaltet, als wäre kein vergeltender Gott über den Sternen.

Es ist ein Gott! ruft das Gewissen des Sünders. Es ist kein Gott! ruft die That des Sünders. Er geht mit dem ewigen Gesetze des Rechts und der Wahrheit in der Brust, und vollbringt die Werke der Ungerechtigkeit und Falschheit. Hier ist Gottesverläugnung. Er betritt den Tempel des höchsten Wesens; er sieht die in Andacht und Gebet versunkene Menge der Christen, er hört die Verkündigung des heiligen Wortes, er hört die Erinnerung an seine Pflichten; und tritt zurück in das gewohnte Leben, ohne gebessert zu sein; ohne nur den Willen zu haben, seine Fehler abzuthun; ohne nur den Versuch zu machen, einen edlern Wandel zu führen. — Hier ist Verachtung der Gottheit und ihrer Gesetze, die der Mensch nie ungestraft vergessen darf. Es erscheinen feierliche Augenblicke, da sein Herz gerührter und weicher wird, wenn er etwa aus einer großen Gefahr glücklich gerettet worden, oder wenn er auf einem schmerzlichen Krankenlager hingestreckt liegt, oder wenn er am Sarge eines theuern Verwandten weint. Da fühlt er die Gewalt Gottes, in dessen Macht auch er steht. Da gedenkt er seiner Unwürdigkeit vor dem Allerhöchsten, und es spricht ihm die Gottesstimme aus Herz: Warum hast du mich immerdar verfolgt? — Er geht in sich. Er bereut. Er sieht die Nichtigkeit des Irdischen ein, und die Nothwendigkeit, sich an das Alleinseligmachende, an den Jesusglauben, an die Tugend, an Gott anzuschliessen. Er betet. Er thut feierliche Gelübde. Doch der Augenblick entrinnt. Die wichtige Lebensstunde wird wieder vergessen. Die erste Lebhaftigkeit der Gefühle ermattet. Er erinnert sich kaum noch des Geschehenen. Mit Frechheit spricht er: ich war damals ein Schwärmer! So tröstet er sich selbst über seine eigene Schmach. Er bricht die Gelübde, welche er dem Allwissenden geschworen. Die Welt gilt ihm wieder mehr als die Ewigkeit; das Menschenurtheil, das rohe Hinleben in die kommenden Tage mehr als Gottesurtheil. Hier ist Verachtung und Entweihung der Würde und Majestät des Allerhöchsten. Jedem andern Menschen, einem Fürsten, einem Könige würde er vielleicht das gegebene Gelübde gehalten haben: aber Gott bricht er es! Vor den Menschen, den Kindern des Staubes, will er ehrlich erscheinen: vor Gott, dem Ewigen, nicht. Vor der Strafe der Menschen fürchtet er sich; vor der Vergeltung des hohen und gerechten Vergelters empfindet er keine Furcht.

Selbst unsere Flatterhaftigkeit, mit der wir in einer Stunde das Gute ausüben wollen, und in der nächsten Stunde das Böse thun, ist Verletzung jener tiefen Ehrfurcht, welche wir dem Gebieter unsers Lebens, dem Beherrscher aller Welten, schuldig sind. Dieser Leichtsinn, mit welchem wir uns den flüchtigen Eindrücken äusserlicher Umstände überlassen, und nie eigentlich handeln, wie wir sollen, und nach Jesu Anweisung handeln müssen, sondern wie es uns am bequemsten ist: er ist Verschmähung des majestätischen Gottes, dem wir jedes Opfer verweigern, sobald es uns Selbstüberwindung kostet, während wir unsern sinnlichen Begierden jedes auch noch so schwere Opfer darbringen.

Darum ergeht so oft und ernst in schweren und frohen Schicksalen der Gottesruf ans sündige Menschenherz: Warum verfolgst du mich?

O, wer den Ruf versteht, er kehre um! Warum den verfolgen, der uns mit unendlicher Liebe wohl will? Warum den verachten, der uns schirmt und erhält, und ohne dessen Willen wir nicht den allernächsten Augenblick mehr erleben können? Warum den verläugnen, der sich uns in der Pracht des ganzen Weltalls, in den Geschenken der Natur, in den traurigsten unserer Leidenstage offenbart, und von dem das Gewissen ewig in uns Zeugniß gibt?

Kehre um, reuig, wie Paulus, als ihm die Warnerstimme erklungen war, und werde, wie er, aus dem Verfolger Jesu sein treuester Zeuge und Anhänger, sein lebendiges Nachbild in Gedanken, Reden und Thaten. Selbst diese Stunde, selbst diese Betrachtung, in der du versunken bist, o mein Geist, ist ein Ruf Gottes an dich: Auch du — auch du! warum denn verfolgst du mich?

Nein, nein, o mein Heiland, o mein Leben, ich will nicht in der Schaar Deiner Verfolger stehen. Nein, nein, ich will es nicht vergessen, daß jedes Uebel, welches ich Andern zufüge, ich Deinen Brüdern, ich Dir selbst zugefügt habe; nicht vergessen, daß das Gute, welches ich in Vermehrung fremder Glückseligkeit stiftete, Du annimmst, als hätte ich es Dir selber erwiesen.

O wie oft, mein Gott, mein Vater in der Höhe, habe ich von Dir gelassen, und mich zu der Sünde hingewandt! Du schontest meiner, Du erbarmest Dich meiner, und doch vergaß ich Dich, verließ ich Dich wieder. O sei mir gnädig; gedenke nicht meiner Schuld; vergib mir, Erbarmer, und nimm Dein Kind wieder auf. Im Geiste

liege ich vor Deinem erhabenen Thron, und weine um meine Sünden. Aber auch die heißeste Thräne wäscht Flecken meiner Seele nicht ab. Die vergangenen Tage meines Lebens stehen vor Dir und klagen mich an. O vergib, vergib! Ich will streben, daß von nun an die künftigen mich segnen; daß ich mit zufriedenem, getrostem Muthe zu Dir aufblicken darf und sprechen: Abba, lieber Vater im Himmel!

80.

Tiefe Reue, hoher Aufschwung.

Matth. 26, 75.

Du weinst umsonst zu Jesu Füßen,
O Sünder voller Weltlichkeit!
Du willst das Leben dir versüßen
Durch göttliche Barmherzigkeit,
Und doch nicht von der Sünde scheiden.
Des Himmels und der Hölle Freuden
Willst du zugleich genießen. Nein!
Du ringst umsonst; es wird nicht sein.

Du weinst umsonst zu Jesu Fußen,
Und flehest um sein Himmelreich!
Und wenn auch deine Thränen fließen,
Ist darum doch dein Herz nicht weich!
Noch liebest du dein Lasterleben;
Die Sünde ist dir nicht vergeben.
Du fürchtest nur das Weltgericht,
Die ächte Reue kennst du nicht.

Du weinst umsonst zu Jesu Füßen,
Und trösten seiner Wunden dich;
Und wenn sie für das Weltall fließen,
Sie fließen, Sünder, nicht für dich!
Bereuen, und im Laster bleiben,
Heißt Spott mit Jesu Tode treiben;
Und wer sich ihm ganz eignen kann,
Nur dessen nimmt sich Jesus an.

Der Mensch kann Alles ertragen, nur nicht Entzweiung mit sich selbst. Aber innere Entzweiung ist es, wenn er nach Vollkommenheit ringt, und Unvollkommenheit bei sich wahrnimmt; wenn er das Gute will und das Schlechte thut. Alle Sünde bringt den Menschen in Zwietracht mit sich selber.

Denn was ist Sünde? — Sünde ist jeder Gedanke, jedes Wort, jede That wider die bessere Ueberzeugung, welche in uns wohnt. Der daraus entspringende Schmerz, die Bangigkeit, welche jeder schlechten Handlung auf dem Fuße folgt, das Mißvergnügen mit uns selber, die innere Verachtung gegen unsere Entehrung, die Trauer über unsere Trennung von dem Allerheiligsten, von Gott — — dies ist Reue.

Der beste, weiseste Mensch empfindet die Reue am öftersten, aber auch am tiefsten. Der gemeine, rohe Sterbliche, welcher, dem Thiere gleich, sich nur um sein augenblickliches Gelüst, sonst um nichts bekümmert, hat dies edle Gefühl nur selten, nur sehr oberflächlich; das Thier kennt solches aber gar nicht, sondern nach einer verbotenen Handlung nur die Furcht.

Woher kommt es aber, daß nur der weisere und bessere Mensch den Schmerz der Reue am häufigsten und tiefsten fühlt? — Daher, weil er genauer weiß, wie er handeln und denken müsse, um vollkommen zu sein; weil er zarter jede Verletzung seiner innern Ueberzeugung fühlt, als der Rohe und Unwissende; weil seine Liebe zur Gottheit, sein Verhältniß zur Ewigkeit heiliger, inniger, enger ist, als das der gewöhnlichen Menschen. Eben so wird ein gutes Kind, welches seinen Vater, seine Mutter mit großer Zärtlichkeit liebt, die Beleidigungen dieser Geliebten durch Ungehorsam und Unart viel schneller und herzlicher bereuen, als das verwilderte, gefühllose Kind, welches in seinem Herzen wenig zarte Empfindungen gegen seinen Wohlthäter nährt.

David, der königliche Dichter, sündigte oft, daher seine Psalmen so oft den Ausdruck der schmerzlichsten Reue zeigen. Er sündigte oft, wahrlich nicht öfter, als Tausende seiner Unterthanen; wahrlich nicht öfter, als wir selbst sündigen, ungeachtet wir vielleicht nicht dafür bekannt sind, weil wir uns scheuen, unsere Uebertretungen und Verirrungen so öffentlich zu bekennen, wie er that.

Auch Petrus, der Apostel, sündigte. Aber wie schnell bereute er seine Uebereilung! — Als sein Vater, sein Freund, sein Lehrer, sein Wohlthäter angeklagt vor dem Gericht der Hohenpriester und Aeltesten im Rathe zu Jerusalem stand, verläugnete er denselben aus feigem Schrecken. Wohl hatte ihm Jesus dies vorausgesagt. Jesus kannte die feurige, lebhafte Handlungsart, die schnell auflodernden, oft zu Uebereilungen verleitenden Gefühle des ungestümen Petrus. Wahrlich, ich sage dir, in dieser Nacht, ehe der Hahn krähet, wirst du mich dreimal verläugnen! — Zwar Petrus sprach voll stolzen Muthes, voll inniger Liebe: Und wenn sich auch Alle an Dir ärgerten, so will ich doch mich nimmermehr ärgern, Dich nimmermehr verkennen. Und wenn ich mit Dir sterben müßte, so will ich Dich nicht verläugnen! (Matth. 26, 33 — 35.) Und doch that er es. Und der Hahn krähete; ein Schauer des Entsetzens strömte durch seine Glieder. Er fühlte seine namenlose Schuld. Er ging hinaus und weinte bitterlich. (Matth. 26, 75.)

Die Thränen des reuigen Petrus waren die schönsten Zeugen seines feinen und richtigen Gefühls und seines edeln Gemüthes. Diese Thränen bewiesen, er sei würdig, ein geliebter Jünger Jesu zu sein. Er war voll Schmerzes über sein Vergehen.

Wie oft hast du nicht schwerer gefehlt, als der edle Petrus, wie oft hast du nicht in Wort und Werk deinen Erleuchter, deinen Erlöser, Jesum Christum, vor der Welt verläugnet! — Und wann hast du die Thränen des vernünftigen Petrus geweint? — Willst du die Erhöhung und den Rang kennen, welchen du unter den bessern Menschen einnimmst, so mache an dir selbst deine Reue zum Maßstab. Je seltener du deine Fehltritte bereuest, und je leichter darüber dein Kummer ist, je weniger bist du deines Jesu werth, je tiefer stehst du in der Würde, zu welcher dich dein Schöpfer eigentlich berufen hatte.

Es ist wahr, man hat fast in allen Ländern eine Art gesetzlicher Bußtage, feierliche Zeiten zur Erinnerung großer Unglücksfälle oder ausserordentlicher Wohlthaten Gottes, um dann an unsere Sünden, an unsere Unwürdigkeit im Allgemeinen lebhafter erinnert zu werden. Doch wehe dem, der noch an seine Reue einer besondern Erinnerung bedarf! — Er kennt die wahre, tiefe, zarte Reue nicht, die des Christen würdig ist. Er hat Petrus Thränen nicht geweint.

Zwar so oft wir unsere Sünden vor Gott bekennen und beichten, so oft wir zum Genuß des von Jesu eingesetzten Nachtmahls gehen, pflegen wir unsere Reue, un-

ser Leid zu gestehen — aber wer sich einbildet, ein solches vorschriftmäßiges Geständniß, eine solche hergebetete Formel, worin die Wörter Reue, Buße und Leid häufig vorkommen, sei wirklich die Reue selbst: der ist verloren! der hofft umsonst auf Vergebung seiner Sünden! Er kennt den zarten, tiefen Schmerz des edeln Petrus nicht.

Die ächte Reue, das heißt, das tiefe Mißvergnügen mit unsern unreinen Gesinnungen, mit unserm tadelnswürdigen Betragen, der tiefe Schmerz um unsere, Gott zugefügten Lieblosigkeiten, wartet nicht erst auf die Ankunft eines Bußtages oder einer heiligen Nachtmahlsstunde.

Der Verdruß eines Kindes mit sich selber wegen Ungehorsamkeit gegen Aeltern wartet nicht erst bis zum Neujahrstage, wo es im Allgemeinen seine Fehler bereut und Besserung angelobet. Fehlen und Kummer darüber sind die Kinder des gleichen unglücklichen Augenblicks. Alles Uebrige ist keine Reue, sondern Heuchelei, Zeremonienwerk und Prunk. Vor den allwissenden Gott bringen wir diese vergebens. Und doch — wie tief gesunken ist die Menschheit unserer Tage! — doch gehen Tausende zur Anbetung des Allerhöchsten, empfinden keine Unzufriedenheit mit sich, keine Reue über ihre unrechtmäßigen Handlungen, sondern plappern Gebete und Reue, allgemeine Sündenbekenntnisse her, und hoffen damit gegen die ewige Gerechtigkeit genug gethan und Vergebung der Sünden hinlänglich verdient zu haben! — Irret euch aber nicht, Gott läßt seiner nicht spotten. Eure Sünden bleiben euch behalten und gebunden, wofern ihr nicht ächte Reue fühlet und wahre Buße thut.

Noch entsetzlicher ist die Rohheit solcher Sünder, welche nach einer Beichte, nach einem Abendmahle glauben, nun von aller Schuld befreit zu sein, und in Hoffnung fernerweitiger Vergebung ihr Leben mit Stolz, Haß, Betrug, Wollust, Geiz und allen Vergehungen fortsetzen, wie sie es vorher getrieben hatten. — O ihr Wahnsinnigen, ihr Verblendeten! Meinet ihr den allerhöchsten Gott, den gerechten Richter der Todten und Lebendigen, zum Helfershelfer eurer Verderbtheit, zum Schutzgeist eurer Lüste, eurer Bosheiten, eures Eigennutzes zu machen! — Eure Reue ist sündlich, wie euer ganzes Leben. Sie schließt euch keinen Himmel auf, keinen Weg zur Gnade und Verzeihung. — Gott will nicht euer wohlgestelltes Wort: er fordert Wahrheit, Geist und That. Er will nicht die äussern Bezeugungen von Buße, sondern eure Seele voller Reue.

Die wahre tiefe Reue quillt aus der unangenehmen Wahrnehmung des Unterschiedes, welcher zwischen unsern Handlungen und Ueberzeugungen ist; quillt aus unserer Sehnsucht nach Heiligkeit und vollkommenem Wesen; quillt aus der Liebe zur Gerechtigkeit, und aus der Liebe zu Gott — nicht aber aus Furcht vor Strafe. — Auch wenn alle unsere Sünden ungestraft blieben, müßten wir sie dennoch verabscheuen, weil sie Entehrung unserer selbst, und Widersprüche gegen Gott sind. Auch wenn wir wegen unserer unedeln Denkart nie etwas zu fürchten hätten: müßten wir sie verachten, weil wir durch sie uns und andern Menschen und dem Himmel verächtlich werden. Wer nur aus Furcht bereut, hat nicht bereut; er fürchtet sich nur. Er würde noch weit schändlicher handeln, wenn er keine Strafe besorgte. Seine Vollkommenheit ist also nur Scheinheiligkeit, nicht Ernst, nicht Wirkung der Liebe zum Guten, sondern Sache der Angst. Er ist jedem Thiere gleich, das keiner wahren Reue fähig ist, sondern nur Züchtigung fürchtet, wenn es etwas Verbotenes that.

Quillt aber deine Reue aus der Liebe zum Guten, aus der Liebe zum Vater im Himmel: so wirst du sie täglich und jeden Augenblick fühlen, wo dir dein Gewissen sagt: Du denkst und handelst unrecht! Du wirst niemals mit kalter Ueberlegung und mit voller Besonnenheit, sondern nur aus Uebereilung fehlen können. Denn wie kann der recht mit Bedacht das Unerlaubte thun, der es haßt? Und wer jemals das Gute liebte, und Gott im Himmel anhing, wie kann der vorsätzlich gegen alle seine bessern Einsichten handeln? Petrus, voll unaussprechlicher Liebe zu seinem Heiland, wollte lieber sterben, als ihn verläugnen, und dann im Leichtsinn, in der Uebereilung verläugnete er ihn dennoch. — Da ging er, plötzlich vom Verdruß und Schmerz über die Unwürdigkeit seines Betragens ergriffen, hinaus, und weinte bitterlich.

So fehlen auch die bessern Menschen — so können wir täglich fehlen. Aber je besser wir sind, je schneller und schmerzlicher folgt die Reue. Und nur einer solchen Reue, die tief unser ganzes Wesen durchdringt, folgt Vergebung der Sünden. Es ist vergebens, solche Reue in sich erkünsteln zu wollen. Wehklage und Thränen erkünsteln, um Gottes Gnade zu erjammern, heißt das Auge des Allwissenden täuschen wollen, der durch die dunkelsten Tiefen unsers Gemüths schaut. Aufrichtig und aus dem Gefühl unsers Unrechts von selbst hervorgehend muß der Verdruß über die Schlechtheit unsers Thuns sein. Ein Schmerz aus solcher Tiefe unsers Wesens ist schon eine Selbststrafe: ein solcher Schmerz aber ist an sich unmöglich, ohne Abänderung unserer Gesinnungen. Wem seine Uebereilungen leid sind, der begeht sie nicht wieder. Er wird sich in Zukunft vor ihnen hüten. Er wird die Aenderung seines Sinnes in allen Gedanken, Wünschen und Handlungen äussern, wird das Verfehlte wieder gut zu machen suchen. Und dieß sind die eigentlichen Werke der Buße, welche Jesus fordert: nicht äusserliche Leidbezeugungen, nicht Fasten und körperliche Selbstpeinigung.

Wenn aber tiefes, inniges Bereuen unserer Fehltritte eine Aenderung unserer Gesinnungen zur Folge hat: so wird der Reuige nicht so leicht wieder den gleichen Fehler begehen. Er wird heiliger; er wird seine Wünsche und Thaten nach der Ueberzeugung seines Gewissens einrichten. Es wird in ihm jene stille Selbstzufriedenheit entstehen, welche ein Lohn der Tugend und gleichsam des Himmels Stimme ist: du hast Gnade bei Gott! — Ohne Lebensbesserung ist keine Gnade. Darum sprach Jesus einst: „Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr, deine Sünden sind dir vergeben!“

Tiefe Reue, hoher Aufschwung des Gemüthes! Wie der Mensch, wenn er in der Noth zu vergehen fürchtet, Riesenkräfte gewinnt, um sich zu retten, so gewinnt er auch Riesenkräfte zu seiner Besserung, je tiefere Reue ihn über seine innere Unwürdigkeit durchdringt. Es ist ein Zeichen schwacher Reue, schlechten Ernstes, je länger der Mensch auch dann noch in seinen Fehlern verharrt, die er bereut zu haben vorgibt. — Wer sich noch oft von seinem Zorn übermannen läßt; wer unerlaubte Lüste zu stillen sich selbst recht gern verzeiht; wer für seine heimlichen Betrügereien allerlei Entschuldigungen zu erfinden weiß; wer recht mit Lust auf Kränkungen seiner Nebenmenschen sinnen kann; wer seines Eigennutzes willen

sich Unredlichkeiten erlauben kann; wer, um seinem Hochmuth genug zu thun, an niedrigen Ränken und ehrvergessenen Mitteln Gefallen findet: der kennt Petrus Thränen nicht, der sage nicht, er habe jemals seine Sünden bereut; der hoffe nicht, ihm seien jemals seine Sünden vergeben worden!

Tiefe Reue hat vor Gott und Menschen keinen andern Beweis, als durch um so höhern Aufschwung des Gemüths, zu führen. Je stärker die Sehne des Bogens zurückgerissen wird, je mächtiger schnellt sie vorwärts. Schlaffe, oberflächliche Reue erzeugt nur schlaffe, oberflächliche Besserung.

Petrus ging hinaus und weinte bitterlich. Es war dies nicht eine augenblickliche Aufwallung seines Herzens; es war der tiefste Schmerz. Er bewies ihn durch die Verwandlung seiner ganzen Gemüthsart. Der Ungestüme war von nun an duldend und sanft; der Leichtsinnige von nun an überlegend und in seinen Worten und Werken vorsichtig und bedächtlich. Nie verläugnete er seinen Herrn und Lehrer wieder. Er bekannte ihn laut, ihn feierlich, ihn öffentlich in Jerusalems Mauern, mitten unter Jesu Todfeinden und Mördern; er predigte ihn unerschrocken im Tempel und in den Häusern, vor den Juden, vor den Heiden; er bekannte ihn im Kerker, in den Fesseln, welche Herodes um seine Gebeine schlug; er bekannte ihn in der Mitte des Elendes und noch mit sterbenden Lippen.

Auch ich empfand schon oft tiefen Verdruß über meine Fehler, innige Scham über meine Vergehungen — auch ich lag, o Gott, schon mehr als einmal weinend vor Deinem Angesicht, und bereute mit tiefem Schmerz meine Unwürdigkeit vor Dir! — Aber wie war mir! Darf ich reden von tiefen Gefühlen? — Sie verloren sich schnell, wie die Spur auf einem oberflächlich berührten Wasser. — Heftigkeit der Empfindung ist leider nicht immer Tiefe der Empfindung. Tiefe Reue durchdringt Alles, was wir unser nennen, löset unser ganzes Wesen auf, verwandelt unser ganzes Gemüth, und läßt für die ganze Lebenszeit unauslöschliche Spuren, unerschütterliche Vorsätze zurück.

Wo sind sie, meine unwandelbaren, bessern Gesinnungen, die Töchter meiner Reue? — Wo sind die Zeugen des höhern Aufschwungs meiner Seele zur Wahrheit, zum Guten, zum Gerechten und Göttlichen? — Wie? meine Thränen der Reue, meine Gelübde, meine glühende Andacht, meine berauschende Inbrunst, war das alles nur Traum, nur Rausch ohne Folgen? — Ich stünde noch, wo ich vor Jahren stand? noch so leichtsinnig und voll unreinen Sinnes? Vielleicht noch um Vieles elender und befleckter, als ehemals? Was habe ich gethan? mich mit meiner vermeinten Reue selbst getäuscht? — Wehe mir, und alle meine Sünden — ich denke es mit Entsetzen — sind noch nicht getilgt! Wie konnte ich mich seit meinen Kinderjahren so verblenden? Es ist Wahrheit, und Jesus sprach sie, und meine Vernunft erkennt sie, und meine Seele fühlt sie mit Beben: wo keine innige Reue, da ist keine innige Besserung, da lebt nur die Sünde, da ist keine Vergebung, keine Hoffnung zur Gnade!

O barmherziger Gott, halte mich aufrecht, denn meine Kräfte wollen brechen und mein Muth wankt — wie werde ich mich jemals zu Dir finden? — Womit könnte ich die Tiefe meiner Reue beweisen, da ich mich auf ihren Flügeln noch zu keiner höhern Tugend aufschwang? — Und meine Sünden sind noch nicht getilgt im ewigen Schuldbuch! noch nicht getilgt, weil ich sie selbst noch nicht in mir getilgt hatte! Du hast sie mir, o Gerechter, behalten, weil ich sie, auch nach meiner vorgeblichen Reue, noch in mir behielt.

Zermalmt von den Schrecken Deines unabänderlichen, ewigen Wortes stehe ich vor Dir und zittere. Ach, ich bin Deiner Liebe nicht werth! Mein Glaube an Dich, mein Glaube an Jesum Christum, Deinen Sohn, hat mich nicht gerettet? Nein, ruft die heilige Stimme Deines Wortes: Der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist der Tod an ihm selber! (Jak. 1, 47.) Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig.

Meine Seele ist betrübt! Du aber, mein Jesus, zeigtest mir den Weg zum Leben. So will ich leben. Ich will mich aufschwingen zu jeder Tugend, wie Petrus, — mein ganzes Dasein auf Erden sei von nun an ein Werk edler Reue und Aussöhnung vergangener Schulden! Amen.

81.

Falsche Rettung.

Luk. 22, 49 — 57.

Herr, wer weiß, wie oft ich fehle?
Oft, wenn ich mich bessern will,
Stehet meine irre Seele
Nur vor neuen Sünden still!
Und sie schlägt sich neue Wunden,
Eh' die andern noch gefunden.

Zu beschränkt ist unser Wissen;
Zu gewaltig Fleisch und Blut.
Bald durch Irrthum fortgerissen,
Bald durch der Begierden Fluth,
Können wir im schnellen Handeln
Selbst nicht wissen, wo wir wandeln.

Darum Vater, sieh mir immer
Du mit Deinem Geiste bei,
Daß nicht meine Rettung schlimmer
Als der erste Fehler sei!
Fester Will' und kaltes Prüfen
Hilft aus des Verderbens Tiefen.

Ich erkenne meine Schwächen, meinen Unwerth vor Gott, wenn ich mit rechtem Ernst untersuche, um welchen Preis, ach, oft um welchen geringen, ich mich weggebe. O wie oft vergesse ich meine Würde als Kind Gottes, als Eingeweihter in Jesu Reich, als Berufener zur Ewigkeit! — Wenn eine Person, welche durch ihr Alter ehrwürdig sein soll, sich läppisch beträgt wie ein Kind, oder noch die Thorheiten der Jugend mitmacht; wenn eine Person, welche durch ihren bürgerlichen Stand Hochachtung bei den Untergebenen erwecken soll, aus Gewohnheit, oder im Rausch, oder im Zorn Sachen spricht und thut, die ganz unter ihrer Würde sind: wie scharf weiß ich da zu tadeln! — Und ich selbst, ich, ein Erlöseter Christi, ich, ein von Natur erhabenes Wesen, nach dem Bilde der Gottheit geschaffen, vergesse so oft in ungerechten liebelosen Handlungen meinen Geistesadel.

Dann, vor mir selbst erröthend, dann, die bittern Nachtheile fühlend, welche nur durch eigene Verschuldung entstanden sind, möchte ich mich wohl zuweilen aufraffen, ein besserer Mensch werden; aber nur zu oft verfalle ich eben damit wieder in neue Fehler. Nur zu oft wähle ich zu meiner Rettung sehr ungerechte Mittel, welche

noch weit böser sind, als das erste Vergehen selbst war.

Wie Jesus, auch in den furchtbarsten Stunden seines Lebens, soll ich jedes unrechtmäßige Mittel zu meiner Rettung verschmähen, ich mag mir meine unangenehme Lage durch eigene Unvorsichtigkeit zugezogen haben, oder ganz unschuldig in dieselbe gerathen sein. — Wie göttlich groß stand der Erlöser in jener bangen Nacht da, als er von einem seiner Busenfreunde verrathen ward, dessen Wohlthäter er gewesen!

Als er am Oelberge in schwerer Todesangst zum Allbarmherzigen hinauf gebetet, und keinen Trost empfunden hatte; — als sein Schweiß wie Blutstropfen geworden war, die zur Erde fielen; — als er seine Schüler, seine Getreuen mit Inbrunst gebeten hatte: Betet, betet, daß ihr durch das uns bevorstehende unglückliche Schicksal nicht allzuhart ergriffen, nicht mir und dem Vater im Himmel treulos werdet, nicht in Anfechtung fallet: da kamen die Mörder; da kam unter ihnen heimtückisch Judas mit dem Verrätherkuß. Sie kamen mit Schwertern und Speeren, den Unschuldigen gefangen zu nehmen.

Der Messias, voll hohen Muthes, ging seinen Feinden entgegen; erschrocken oder empört umgaben ihn seine Jünger. Sie wollten ihn vertheidigen, ihn retten. Herr, sollen wir mit dem Schwert drein schlagen? sprachen sie zu ihm. (Luk. 22, 49.) Aber der göttliche Messias wollte kein ungerechtes Mittel zu seiner Befreiung — das gerechteste Mittel der Befreiung mußte die öffentliche Anerkennung seines Rechts, aber nicht Gewaltthätigkeit sein, Er wehrte den Jüngern — doch Einer derselben, von seiner Hitze überwältigt, verwundete einen der Kriegsknechte. Jesus verschmähte das unrechtmäßige Mittel der Rettung, berührte den Blutenden und heilte ihn. — Und er, der mit wunderbarer Macht den Blutenden heilte — lag es nicht auch in seiner Kraft, den Grimm seiner Feinde zu zähmen, wie er sonst das Tosen brausender Meereswogen durch Worte stillte? Lag es nicht auch in seiner Kraft, die Schrecken des Todes über sie auszubreiten? — Aber er verschmähte ausser seiner Unschuld jedes andere ungerechte Rettungsmittel. „Stecke dein Schwert an seinen Ort!“ rief er dem Gewaltthäter aus der Zahl seiner Jünger zu: „Oder meinst du, daß ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir zuschicke mehr denn zwölf Legionen Engel?“ Und er ging, im Bewußtsein nie entweihter Unschuld, vor das Gericht.

So Jesus. — Aber wie anders der gewöhnliche Mensch! Wie anders selbst Petrus, seiner Jünger einer der ersten!

Als Petrus mitten im Palast des Gerichts saß, um desto früher vom Schicksal seines geliebten Meisters zu hören, erkannte ihn eine Magd, und sprach zu ihm: „Dieser war auch mit ihm!“ — So war Petrus ebenfalls verrathen; die Gefahr für ihn nicht minder groß. Er sann auf Rettung, aber welches Mittel wählte er? Ach, das allerunwürdigste. Er verläugnete seinen Heiland und Wohlthäter. „Weib, ich kenne ihn nicht!“ rief er, und entkam.

Christus und Petrus! — Welche Verschiedenheit in ihrem Betragen unter ähnlichen Umständen! Dort unerschütterliche Seelengröße, hier verachtungswürdige Feigheit. Dort die hohe Wahrheit, welche selbst der Feind mit Erstaunen hört; hier Lüge, Wankelmuth und Treulosigkeit.

Christus und Petrus! — Wer von ihnen beiden ist mein Vorbild? Wem war ich meinen Handlungen wohl bei ähnlichen Bedrängnissen am meisten gleich? — Freilich, du sprichst: Wäre Jesus mein Lehrer, mein Vater, mein Freund gewesen, nimmermehr hätte ich ihn verläugnen mögen. Hätte ich das Glück genossen, zur Zeit des Göttlichen zu leben, ihn lebendig auf Erden zu umarmen, wahrlich, lieber wäre ich mit ihm in den Tod gegangen!

Wäre dies dein Ernst, und hättest du jetzt mehr Muth, als Petrus in jener finstern Stunde besaß? O sei gesegnet, Edler, der du mit Jesu freudig in den Tod gegangen wärest! Sei gesegnet, Edler, der du ihn nie, auch in der Mitte deiner Gefahren nie, verlassen hättest! Dein ist die Krone des ewigen Lebens.

So gehe nun hin, und folge deinem Jesu auch heut noch in den Tod! Gehe hin, und verlasse ihn auch heute nicht, wenn dich schwere Schicksale umringen. Verlasse deine Güter, deine Ehren, deine Aemter, deine Hoffnungen; halte fest an deinem Heiland; gehe in der Würde deiner Unschuld, ruhig wie er, auch dem schwärzesten Verhängnisse entgegen: nur ihn verlaß nicht!

Aber wie kann ich es in unsern Tagen? Jesus, der Heißgeliebte, lebt nicht mehr unter uns. — O, du kannst es, wenn du niemals durch deine bedrängten Umstände bewogen wirst, von seinen Lehren abtrünnig zu werden; wenn du auch in der größten Gefahr alle Rettungsmittel verschmähst, die noch entehrender sind, als die Gefahr selbst ist.

Es ist falsche Rettung, es heißt Jesum verläugnen, wenn du solche Rettungsmittel wählst, durch welche das Uebel nicht vermindert wird. Es ist hier aber nicht bloß von kleinen irdischen Gefahren die Rede, aus welchen du dich befreien möchtest, sondern auch von jenen größern Gefahren, die das Leben und den Adel deiner Seele bedrohen.

Ich traue dir wohl Standhaftigkeit genug zu, wenn du in herber Armuth lebst, daß du jedes unanständige Mittel verschmähst, dich wieder zu bereichern. Ich glaub' es dir, du wolltest lieber betteln, als stehlen; du wolltest lieber Haus und Hof verlieren, als für ungerechte Sache einen Eid schwören. Aber hast du auch Muth genug, bei selbstverschulderen Leiden immer das gerechteste Rettungsmittel zu ergreifen?

Du hast fremdes Gut unterschlagen, und bist treuloser Eigenthümer und Geniesser dessen, was dir nicht gehört. Oft mahnt dich dein Gewissen an deine Schuld. Du bist dieser Vorwürfe, dieser Angst müde. Es kommen die Tage der Unruhe und des beständigen Schreckens, du willst dich von ihnen befreien. Es reuet dich dein Verbrechen. Du möchtest Gottes Liebe und Verzeihung. — Nun gehst du hin und theilst desto reichlicher Almosen unter die Armen aus; du gibst ihnen, oder zu gemeinnützigen und milden Stiftungen, vielleicht mehr, als du auf ungerechte Weise dir vom fremden Gut zugeeignet hast. Ist dir nun geholfen? Ach nein! es ist falsche Rettung! Gib denen oder ihren Nachkommen wieder, um was du sie betrügerisch gebracht hast. Dies ist, was dein Gewissen von dir fordert.

Deine Verleumdungen, deine falschen Zeugnisse haben Diesem oder Jenem geschadet. Dein Nebenmensch, wer er auch sei, hat dadurch an Achtung bei seinen Mitbürgern und Vorgesetzten eingebüßt, vielleicht von seinen Einkünften verloren, vielleicht darum manche trauervolle,

bittere Stunde verleben müssen. Du fühlst die Vorwürfe deines Gewissens. Du kannst bei dem Gedanken an deinen dort bewiesenen Leichtsinn nicht froh werden. Du gehst hin, und bist nun desto liebreicher gegen andere Menschen; hilfst und rathest allen Andern desto mehr. Ist dir nun geholfen? — Ach, nein! falsche Rettung! Deine Sünde ist dir behalten. Du hast verleumdet; so widerrufe; du hast geschadet: so ersetze!

Du lebtest in deiner Jugend mit sträflichem Leichtsinn, in Völlerei, Ueppigkeiten, Zerstreuungen. Du gabst dir wenig Mühe, Glück über die Genossen deines Lebens zu verbreiten. „Das Leben recht geniessen!“ war dein Wahlspruch. Jetzt, da deine Kräfte erschöpft sind, kommst du zum besonnenen Ernste zurück; möchtest dich nun an der Neige deines Lebens heiligen, um des Himmels gewiß zu sein. Du möchtest deine Seele retten. Du bestürmest Beichtstühle und Messen, Betstunden und Kirchen, du wirst in frommen Andachtsübungen nicht müde, und hoffest damit den Richter der Todten zu bestechen. Vergebliche Mühe, falsche Rettung! Gehe hin, du Unnützer auf Erden, sammle noch den Rest deiner Kräfte und werde einer Welt nützlich, in der du bis heute vergebens lebtest.

Es ist falsche Rettung, wenn man einen alten Fehler durch einen neuen verbessern will. Und dies ist nur zu gewöhnlich die Thorheit der Sterblichen. Daher verlieren sie sich in einer Reihe von Vergehungen und Irrthümern, aus welchen sie sich selten wieder zurecht finden. Groß ist der Irrgarten des Lasters. Wer einen Schritt hineinthat, muß nicht, um diesen zu beschönigen, den zweiten thun, sonst wird er zum dritten und vierten gezwungen, bis der Ausweg ganz verloren ist.

So sehen wir häufig in unsern Zeiten Familien, welche sich durch einen Aufwand zerrütten, der durchaus ihren Einkünften nicht angemessen ist. Aber ihr Stolz will nicht erlauben, zur strengen Einfalt und Sparsamkeit zurückzukehren. Das glänzende Leben, eine Reihe mannigfaltiger Bequemlichkeiten, scheinen ihnen durch Gewohnheit zum unentbehrlichsten Bedürfniß geworden zu sein. Zwar sie sehen den Verfall ihres Vermögens vor Augen; sie sehen die Stunde voraus, da diese Lebensart in Verzweiflung endet. Aber nun schmeichelt man sich mit allerlei Einbildungen von möglichen Glücksfällen. Man hofft, es könne unversehens wieder besser werden. Und es wird nicht besser. Nun greift man, um öffentliche Schande zu meiden, zu unerlaubten Hilfsmitteln. Man denkt sich durch Verbrechen zu retten. Aber ein Fehler bessert den andern nicht, sondern gräbt den Abgrund nur tiefer.

Mancher sucht sich durch Prahlereien ein Ansehen und Zutrauen zu verschaffen, welches ihm nicht gebührt, aber welches sein Ehrgeiz verlangt. Es kommt ihm wenig darauf an, die Menschen zu belügen, selbst die Rechtschaffensten zu hintergehen. Doch irrt er sich, indem er glaubt, es bei der ersten Unwahrheit bewenden zu lassen. Er muß die zweite, die dritte Lüge erfinden, um die erste zu unterstützen. Wider seinen Willen verstrickt er sich endlich in das treulose Gewebe seiner Erdichtungen, bis er, selbst darin gefangen, ein Gegenstand öffentlicher, wohlverdienter Schmach wird, und erfährt, daß eine Lüge der allerschlechteste Deckmantel der andern sei.

Wollust verleitet den Leichtsinnigen zur Verführung der Unschuld, zum Ehebruch. Das Verbrechen droht ruchtbar zu werden; wehe dem, welcher es mit einem zweiten verhüllen will! Er rettet sich nicht! Kann der Meineid, kann der Mord, kann eine Grausamkeit retten, vor welcher die Menschheit schaudert? Nur entsetzlicheres Verderben wird bereitet.

Es ist falsche Rettung, wenn man, um sich zu bessern, durch Uebertreibung in den entgegengesetzten Fehler stürzt. Dies ist das gemeine Unglück schwacher Menschen, die sich nicht auf der goldenen Mittelbahn der Tugend und des Rechts erhalten können, weil sie nie, was sie thun, mit erforderlicher Ueberlegung anfangen. Und wie groß ist die Zahl dieser Schwachen!

Seht den leichtsinnigen Jüngling, wie er durch Ausschweifung und Unmäßigkeit lange die edle Gesundheit seines Körpers bestürmt. Umsonst warnen ihn die Erfahrnen; er fährt fort in seinem Treiben, bis der feste Bau seines Körpers zerrüttet ist. Nun Schrecken und Furcht; nun will er sich plötzlich bessern. Er verzärtelt sich; er wacht mit allzuängstlicher Sorgfalt für seine Gesundheit. Ihn quält unaufhörliche Bangigkeit vor Krankheit und Tod. Es ist falsche Rettung! Seine Angst ist neue Ausschweifung, welche von der Seele aus den schwachen Körper vergiftet.

Beobachtet den Verschwender. Das Erbe seiner Väter fliegt in wilden Lustbarkeiten dahin, bis er am Rande der Armuth steht. Nun bebt er erschrocken zurück, verflucht Thorheiten und sucht Rettung. Seine bisherigen Freunde verlassen ihn — wer ist des Armen treuer Freund? Er will mäßig werden und sparsam. Aber aus übertriebener Furcht vor gänzlicher Verarmung übersieht er die zarten Grenzlinien der weisen Sparsamkeit und niedrigen Kargheit. Er wird zum Geizhals, der den unschuldigsten Freuden des Lebens absagt, um das todte Vergnügen des Zusammenscharrens zu geniessen. Er wollte der Armuth entrinnen, und ward, selbst bei Schätzen, ärmer und darbender, als der genügsame Dürftigere.

Habet auf den witzigen Religionsspötter Acht, welcher sich im Dünkel seiner Weisheit über Göttliches und Menschliches erhebt, im Glauben der Christen nur Aberglauben, und in der Gottesverehrung der Weisen nur menschliche Schwachheit bemitleidet. Mit unveredeltem Gemüthe geht er, wie ein schlaueres Thier, ungezähmt über den Erdboden. Sein Nutzen und Genuß ist sein Himmel. Und so wird er die Beute seiner vernunftlosen Grundsätze. Er sinkt. Das Unglück ergreift ihn. Der Trostlose sucht Trost und Rettung. Aber in ihm ist Entzweiung, ausser ihm ist Widerspruch. Er forscht, er prüft ernster. Er findet, daß er doch einst in Manchem allzuweit gegangen sei, und daß er Manches verworfen habe, dessen Wahrheit ewig stehe, wie die Welt.

Dies erschreckt ihn. Nun, wie er einst ungeprüft Alles verwarf, nimmt er ohne Wahl Alles an. Er wird zum Andächtler und Schwärmer. Er traute der Vernunft einst zu viel, nun zu wenig; er verachtet sie; will Alles durch den Glauben, Alles im Geheimnisse, im Unbegreiflichen, im Gefühl. — Der Unglückliche! Rettung will er, und findet sie nicht. Der Zweifler wird zum Schwärmer und tauscht Finsternisse mit Finsternissen; das Licht der Erlösung leuchtete ihm nie, weil er die Mittelstraße floh, und sein Heil in Uebertreibung suchte.

Hab' ich nicht wohl auch schon mehrmals unrechtmäßige Mittel zu meiner Rettung gewählt? Und welches waren die Folgen? Gerettet war ich nicht. Nur zu oft

brachten mich die falschen Mittel in noch quälendere Verlegenheiten. — Machten sie mich weiser?

O Gott, erleuchte Du mich, daß ich nicht irre, und mein Unglück vermehre, indem ich es mindern möchte! Um Erleuchtung flehe ich? Wie? gabst Du mir nicht schon die Leuchter durch des Lebens Nacht? Bedarf es für mich noch mehrere, als mir Deine Vatergüte schon verliehen hat? Gabst Du mir nicht Verstand, daß er prüfe, ehe ich ein Rettungsmittel wähle, wohin mich dieses zuletzt führen müsse? Bedenke das Ende! — Gabst Du mir nicht ein Gewissen, welches mir sagt, ehe ich den Entschluß vollziehe, ob es auch recht gethan sei? Unrecht will nicht gedeihen! — Gabst Du mir nicht das Evangelium, den Jesusglauben, der zu mir spricht: Handle in allen Dingen nur aus Liebe zu Gott und Menschen, so kannst du nicht fehlgehen! — Ein Jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war. (Phil. 2, 15.)

Und ich will, o Jesus, gesinnet sein, wie Du warst. Nicht retten will ich mich, wie Petrus Rettung suchte; nicht retten mich, wie Judas der Verräther sich zu retten suchte, als er mit Selbstmord seine irdischen Tage endete, und vergebens hoffte, mit einem neuen Vergehen das alte zu bessern. Ich will standhaft dulden, leiden, glauben, lieben, wie Du, mein Heiland; und lieber elend sein, als durch falsche Heilmittel falsche Rettung finden, welche mich nur zu bald verläßt. Ich will Wahrheit und dauerhafte Seelenruhe, nicht Täuschung meiner selbst und Scheinglück! Amen.

82.

Der Werth des Opfers.

1. B. Mose 22, 1. 2.

O Stärke Gottes! Macht des Herrn!
O meines Schöpfers Rechte!
Wie hoch bist Du, dem ich so gern
Ein würdig Opfer brachte!
Bin ich Dein Werk nicht? nicht Dein Kind?
Ein Kind der Macht und Liebe?
Wenn Inseln Dir ein Tropfen sind,
Bin ich, wenn ich Dich liebe,
Ein Erbe Deiner Himmel!

Was ich bin, Herr, bin ich durch Dich,
Mein Gut ist Deine Güte,
Hier bin ich, Vater, prüfe mich!
Mit glaubendem Gemüthe
Bring' ich zum Opfer am Altar
Dir, was Du mir gegeben,
Bring' ich Dir auch mein Liebstes dar,
Mit Freuden Dir mein Leben —
Denn in Dir ist mein Alles.

Abraham, der Gott liebte, zog in jenen Tagen der Urwelt, da die Menschheit sich weit vom Himmlischen getrennt hatte, durch die Einsamkeit des Morgenlandes mit seinen Knechten und Heerden. In Abraham war noch der Gedanke des einigen Gottes vorhanden, während andere Völkerschaften schon, gleich den Thieren des Staubes, nur für die Wollüste der Erde und für die Annehmlichkeiten ihres Leibes lebten.

Es war zwischen ihm und dem Göttlichen noch jene heilige wunderbare Verbindung, die in den ersten Zeiten der kaum geschaffenen Erde statt finden mochte. — Er erfüllte nur den Willen des Herrn; baute nur ihm Altäre, nicht, gleich dem Heiden, selbstgemachten Abgöttern, und das Köstlichste seiner Heerden opferte er dem Herrn, nach uralter heiliger Sitte.

Da prüfte ihn Gott, und sprach: Nimm Isaak, deinen eigenen Sohn, den du so lieb hast, und gehe hin in das Land Morija, und opfere ihn daselbst zum Brandopfer auf einem Berge, den ich dir sagen werde. (1. B. Mose 22, 2.)

Und Abraham ging und war bereit, auch das schwerste aller Opfer zu vollbringen. Schon war der Altar bereit, schon brannte das Feuer, schon war das Opfermesser gezuckt; da tönte vom Himmel die Stimme: Lege deine Hand nicht an den Knaben, und thue ihm nichts. Denn nun weiß ich, daß du Gott fürchtest, und hast deines einzigen Sohnes nicht verschonet um meinetwillen. — Abraham glaubte dem Herrn, und das rechnete er ihm zur Gerechtigkeit. (1. B. Mose 15, 7.)

Die Geschichte der früheren Vorwelt hat eigenthümliche Erhabenheit. Auch ist der Name Abrahams nicht den Juden nur oder den Christen ehrwürdig geblieben, sondern heute noch ist er allen Völkern des Morgenlandes unvergessen und theuer. Araber und Juden, Perser und Syrier preisen in ihren Sagen und Religionen den tugendhaften Patriarchen. — Die Geschichte begreift in sich eine der höchsten Lehren für die gesammte Menschheit, nämlich: Alles für Gott. Wer von uns ist solcher Opfer fähig? Wer von uns hat schon die Tugend Abrahams gezeigt: Alles für Gott, auch das Allertheuerste?

Es kann freilich wohl Mancher in seinem Herzen sprechen: Wenn sich der Herr des Himmels und der Erden mir unmittelbar offenbarte; wenn er auch das Liebste von mir forderte: ich würde es mit Abrahams glaubendem Heldenmuth zum Opfer bringen. — — Allein der Gedanke, o Mensch, ist noch weit von der That; die bloße Erkenntniß und Liebe dessen, was fromm und recht ist, noch weit von der Ausübung desselben! Warum bist du denn bei jedem Unglück, welches dich und die Deinigen trifft, so ganz niedergeschlagen und untröstlich? Warum wird es dir in diesen Tagen des Leidens so schwer, standhaften, männlichen Muth zu behaupten und dich mit fester Zuversicht auf Gott zugleich gefaßt zu machen auf jedes Schicksal, das dich noch treffen kann? Ist's denn nicht derselbe alleinige Gott, welcher, den tugendhaften Abraham zu prüfen, seinen einzigen Sohn zum Opfer verlangte, und welcher jetzt, um deinen Geistesmuth, deinen Glauben zu prüfen, jeden Verlust, den du trägst, als ein Opfer begehrt?

Wahrlich, du hast wohl die Unfälle deines Lebens noch nie unter diesem Bild erkannt! Du dachtest dir unter Opfern, welche deine Tugend bringen sollte, noch ganz andere. Du nanntest es Opfer, die du dem Herrn brachtest, wenn du dem Armen ein reichliches Almosen, milden Stiftungen schöne Beiträge gabst; wenn du Geschenke auf den Altar legtest, nach üblicher Sitte, oder der Kirche oder gemeinnützigen Anstalten Vermächtnisse zudachtest; oder für die Bedürfnisse des Vaterlandes freiwillig einen Theil deines Geldes hinbotest.

Die Tage der alten äusserlichen Opfer sind vorüber. Andere fordert Gott. Brandopfer und Sühnopfer gefal-

len ihm nicht. Siehe, ich komme daß ich thun soll, Gott, Deinen Willen. Denn Christus vollendete durch seinen Opfertod für die Sünden der Menschheit das ganze Alterthum; mit Einem Opfer hat er in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden. (Hebr. 10, 6. 7. 14.) Er hob das ganze menschliche Geschlecht wieder empor zur Kindschaft Gottes; selbst das Irdische der alten Religion schaffte er ab, und verwandelte Alles in geistige Dinge. Denn was im Menschen unsterblich bleibt, es ist nicht das Irdische, sondern der Geist. Und Gott ist ein Geist; und die ihn verehren, sollen ihn verehren im Geist und in der Wahrheit.

Darum ist es umsonst, daß wir noch äusserliche Opfer bringen möchten, wie in den Zeiten des alten Bundes; Gott fordert sie nicht. Es ist umsonst, daß ihr eure Gaben zum Altar bringt, weil Sitte und Gewohnheit es gebieten; daß ihr Almosen spendet; daß ihr Gelübde verrichtet und erfüllet — nein, wie Jesus sich für die Menschheit opferte und ihre Seligkeit, so sollen auch wir Opfer höhern Werthes bringen. Wer mein Jünger sein will, sprach Christus, der verläugne sich selbst, nehme mein Kreuz auf sich und folge mir nach. Das ist das hohe Opfer, zu welchem jeder Christ berufen ist. Unser ganzes Selbst sollen wir Gott weihen, nicht bloß in Gedanken, nicht bloß im Gebet, nein, in der That und Wahrheit.

Alles für Gott! Nichts soll uns auf Erden zu lieb und zu theuer sein; Alles sollen und wollen wir ihm freudig bringen, wenn er unsere Tugend, unsern Muth prüfen will, wie er einst Abrahams frommen Muth geprüft hat.

Er sendet die Tage der Prüfung; aber nicht Jeder bringt die wohlgefälligen Opfer. — Viele verlieren in diesen Stürmen der Prüfung das Liebste, was sie auf Erden haben, und mögen es endlich auch Opfer heißen — aber es sind nur Verluste, nicht Opfer. — Viele entschliessen sich zu großen Aufopferungen für die gute Sache, achten weder Freund, Vermögen noch Leben. Aber oft bringen sie diese Opfer nicht sowohl Gott, als nur ihrem eigenen Ehrgeiz, oder ihrer Begierde nach Ruhm, oder irgend andern verborgenen Absichten. Der Werth des christlichen Opfers offenbart sich darin, wem es gebracht, und wie es gebracht wird.

Wem anders soll es gebracht werden als Gott? Denn wer, was er lieb hat, dahin opfert um einen irdischen Nutzen, der hat nur diesen zu seinem Abgotte gemacht: er hat nur Staub für Staub gegeben. Sie haben ihren Lohn dahin, spricht Christus. — Es ist kein Opfer, sondern ein Tausch und Kauf.

So opfert auch der Trunkenbold Ehre und Achtung auf für seine Leidenschaft; so opfert auch der Wollüstling seine Gesundheit auf für die Befriedigung lasterhafter Wünsche; so opfert auch der Zornmüthige Hab und Gut auf, um nur seinem Freunde schaden zu können.

Alles für Gott! Und wir sollen keinen andern Gott haben neben ihm, dem wir opfern; am wenigsten sollen wir unsere eigenen Sünden und unreinen Begierden zu Göttern erheben, denen wir sklavisch dienen, und das Uebrige aufopfern.

Alles für Gott! Nur ihm, dem Alles gebührt, auch das Höchste und Köstlichste der Erdengüter. So opferte Abraham; so unendlich größer noch Jesus Christus. Er fordert die Opfer von uns, wie er sie von Abraham forderte; wenn auch nicht durch sichtbare himmlische Boten, die er zur Erde sendet. Die Schicksale sind seine Engel, die er uns schickt; — sie kommen von ihm, den Heldenmuth unserer Tugend, die Stärke unserer Frömmigkeit zu prüfen. — Er prüft, aber nicht, um zu erfahren, wie sehr wir ihn lieben: denn er weiß es, der Allwissende hat solche Mittel nicht vonnöthen, um zu erkennen, wie wir denken! — sondern die Prüfungen kommen, auf daß wir selbst uns besser kennen lernen, und daß wir erfahren, wie weit wir in Erwerbung des wahren Jesussinnes fortgeschritten sind. Denn Mancher hält sich, so lange er gute Tage lebt, für sehr fromm, und in der Prüfungsstunde erkennt er erst, wie wenig Widerstand er dem Bösen zu leisten im Stande sei. Mancher trotzt mit Kühnheit allen Uebeln, und spricht: Mich kann und soll kein Schicksal aus der Fassung bringen. Erst wenn die prüfende Gewalt der Noth eintritt, bemerkt er, wie kleinmüthig, wie weichlich er sei, wie schwer es ihm ist, einen großen Verlust zu ertragen. Mancher spricht mit frommer Entschlossenheit: Ja, auch das Einzige und Liebste will ich Gott, wenn es sein muß, mit Freudigkeit aufopfern. Aber ehe die prüfende Stunde schlug, welche nun das Opfer von ihm forderte, kannte er sich so wenig, daß er selber nicht wußte, was eigentlich sein Einziges und Liebstes gewesen. Dann erst wird er seine Schwachheiten gewahr und ruft: Ja, alles Andere hätte ich mit Gelassenheit ertragen; aber dieser Schlag, dieser Verlust war zu groß, kam mir unerwartet und beugt mich zu tief.

Es ist gut, daß wir von Gott geprüft werden, denn ohne diese Prüfung würden wir uns selbst beständig über unsere Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten täuschen; wir würden aus natürlicher Eigenliebe uns leicht für besser halten, als wir sind. Wer noch nicht geprüft worden ist, wem Gott noch kein Opfer abforderte, weiß es nicht, wie viel und wie wenig Vertrauen und Liebe er zu Gott habe; ob ihm nicht das Vergängliche noch theurer, als das Ewige, das irdische Annehmliche werthvoller, als die Vollendung des Geistes sei.

Alles für Gott! Wann gab es Tage, an welchen wir Gelegenheit gehabt hätten, dies öfters und mit lebendigerm Gefühl sprechen zu können, als in den gegenwärtigen Tagen? Wessen Haus wankt nicht heute? Wessen Gesundheit und Leben steht unbedroht? Ein Jeglicher harret des künftigen Tages mit Furcht und Zittern, und weiß nicht, welche neue Uebel ihm bevorstehen! Dies ist die große Zeit der Prüfungen, dies die Zeit der edeln Opfer! So wollen wir uns denn bereiten, Gott zu geben, was er von uns fordert.

Alles für Gott! und eben darum Alles mit Glauben und Liebe zu Gott und der felsenfesten Ueberzeugung, daß kein Anderer Gott sei, als er; daß kein Anderer uns unsere Unfälle mit prüfender Hand zuweiset, als der Alleinweise; daß er, was er auch über uns und die Unserigen verhängen will, Alles aus Vaterliebe verhängt. Er will unsere Seelen und Geister erhöhen zum Ewigbleibenden und Göttlichen; er will uns von der Anhänglichkeit und allzugroßen Hinneigung zum Staube losmachen und uns für den höhern Beruf entfesseln; er will uns fühlbar machen, daß hienieden auf nichts vertraut werden müsse, daß wir Geister sind und einer andern Welt angehören, die über alle Schranken und Hoffnungen des Staubes hocherhaben sieht.

Nicht Jeder, der geprüft wird, bringt das Opfer, sondern nur der, welcher seinen Verlust mit Glauben,

Zuversicht und Liebe zu Gott heldenmüthig tragen kann. Zahllose Menschen verloren durch Kriegsflammen ihre Wohnhäuser, durch räuberische Fäuste ihr Hab und Gut — aber sie verloren es mit Unwillen, mit Seufzern und Thränen, mit Verzweiflung. Sie hatten einen Verlust, aber sie brachten kein Opfer. Gott forderte ihr Liebstes von ihnen, aber sie brachten es nicht mit dem heiligen Muthe des Christen, sondern sie verloren es! Sie ahneten kaum in diesem Spiel der Schickungen Gottes Hand; ach, wie den vernunftlosen Thieren, schien ihnen der Sinn für alles Göttliche verschlossen! Sie sahen in der Flamme nur die Flamme, in den zuchtlosen Räubern nur die Räuber; höher blickten sie nicht. So fährt der ergrimmte Hund nur nach dem Steine, welcher gegen ihn geworfen ward, ohne auf die Hand zu schauen, welche den Stein zum Werkzeuge gemacht hatte. — Darum sind ihnen die Prüfungen nöthig, auf daß sie erkennen mögen, wie tief sie in das thierische Leben hinabgesunken sind. Darum werden sie vielleicht mit noch härtern Schicksalen heimgesucht werden, auf daß sie erkennen, wie nichts einen Werth hat, als das Ueberirdische, und daß sie erfahren, es wohne in ihrem Leibe ein unsterblicher Geist, und über den Sternen ein ewiger Gott, welcher das menschliche Geschlecht erzieht zum höhern Sein, durch Vatergüte und Vaterernst.

Wohl mancher Gatte verlor seines Lebens geliebte Gefährtin, wohl manches Weib ward Wittwe, manche Mutter sah ihr Kind im Tode untergehen. Aber sie verloren nur; zum großen Opfer waren sie unbereitet. Gott forderte ihr Liebstes, aber sie verzweifelten, bis Zeit und Umstände endlich ihren Schmerz milderten. Sie sahen im Erscheinen des Todesengels nicht den fordernden Gottesengel, und hatten nicht Seelengröße, nicht Christenglauben und Christusleben genug, mit Hiob zu sagen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen: gelobt sei der Name des Herrn.

Das macht den Werth des Opfers, wenn wir es freiwillig darbringen. Erzwungene Gabe ist keine Gabe. Auch wenn das Schwerste von uns gefordert wird, es mit Hinblick auf Gott, vertrauend, glaubend, lobend hingeben, das ist Christenopfer.

Den höchsten Werth des Opfers macht die größere oder geringere Selbstüberwindung aus, welche es uns kostet. Wenn Abraham seinen eigenen, geliebten Sohn zum Todesaltar hinführte, weil Gott gebot — wer zweifelt, daß sein Vaterherz geblutet habe? Die größte Selbstüberwindung und Mühe verursacht es eben, wenn wir das Liebste bringen. Wer einem andern sein Liebstes gibt, den liebt er am innigsten.

Und so sind wir jeden Tag, jede Stunde fähig, der Gottheit ein theures Opfer darzubringen. — Frage nicht, welches? Er hat es schon gefordert; aber du hattest noch nicht den Muth, es freiwillig zu bringen; du hattest nicht die Religion und den Glauben Jesu ergriffen! Vielleicht forderte Gott nicht dein Kind, deinen Gatten, deine Freunde, dein Hab und Gut von dir. Ach, dies Alles ist vielleicht noch nicht dein Liebstes! Sinne umher, was wird dir am schwersten aufzuopfern? Vielleicht ist es eben das, was dein Herz ohnehin am meisten verachtet — es ist der liebste deiner Fehler, die tiefeingewurzeltste deiner bösen Neigungen!

Wahrlich, es gibt der Menschen viele, die endlich standhaft genug sind, jeden Verlust äusserer Güter zu ertragen, aber nicht standhaft genug, ihre eigenen unreinen Begierden abzulegen und aufzuopfern. Sie könnten ihre Kinder zum Todesaltar führen, aber nicht ihren Ehrgeiz, ihren Eigensinn. Es wäre ihnen leichter, Haus und Hof zu verlassen, als ihren Stolz und Neid. Sie würden mit Gelassenheit sterben, aber sich nicht mit einem Feinde versöhnen können. Sie sind des schwersten Opfers nicht fähig, weil sie keine Selbstüberwindung haben — weil sie nicht in Christo leben.

Und doch ist's dieses, was Gott fordert; und doch zielt jedes Schicksal nur dahin, uns von diesen Flekken unsers Geistes zu reinigen; und doch sendet uns Gott nur darum Prüfungen aller Art; damit wir uns, gleichsam über uns selbst, zur wahren Freiheit in Gott erheben sollen.

Herr, mein Gott! auch mich hast Du gerufen, auch mich schon bitter geprüft. Ich erkannte Deine Stimme in den traurigen Schicksalen, die über mich und die Meinigen zusammengestürzt sind. War denn Alles, was ich bisher verlor, nur Verlust, nicht Opfer? Habe ich noch nicht Glauben und Zuversicht genug? Soll ich noch elender und glückloser werden, um zu erkennen, wo ich mein besseres Heil suchen möchte? Ist mein Herz noch nicht rein, mein Geist noch nicht stark genug? — — O, mein göttlicher Vater, so läutere mich durch die Gewalt der Trübsale! Ich will gern dulden, um Dir wohlgefälliger zu werden. Wenn meine Augen blutige Thränen über den Untergang meines Vermögens, meines Freundschaften, meines Ansehens weinen möchten, o so fühle ich wohl, daß ich das Nichtige noch zu viel, Dich und das Ewigbleibende, die Tugend, zu wenig geliebt habe.

Ich rufe Dich nicht an, meiner Schwachheit zu schonen, — nein, ich weiß es, auch die mir allerempfindlichsten Leiden quellen nur aus Deiner Liebe zu mir. Du drückst nur meinen Staub zu Boden, um meinen Geist zu erhöhen. So lange ich noch so innig an den Dingen der Welt hange, kann ich Dich da so innig lieben, wie ich sollte, wie mein Geist möchte? Nur wer heitern und standhaften Muthes Alles, auch das Theuerste auf Erden, einbüßen kann, mit dem Blick auf Gott und Ewigkeit gerichtet, unangefochten von allen Schicksalen, erhaben über jeden Sturm, nur der ist wahrhaft in Gott und mit Gott in Ewigkeit.

83.

Vergebung der Sünden.

Hesekiel 33, 16.

Gott, welcher Rausch! welch süßer Traum!
Wann war ich Christ? — Ach! Mensch oft kaum;
Fern, mich und Dich zu kennen.
War Lasterklau! — In meiner Brust,
Wie schlich, wie tobte manche Lust,
Die ich mir kaum darf nennen!

Ach, weint' ich Thränenfluthen — weint'
Ich Blut, ich war, o Gott, Dein Feind.
Und wärest Du nie Rächer,
Ich, ach! ich war doch klein genug,
Dem Gott zu trotzen, der mich trug.
War frevelnder Verbrecher.

Mein ganzes Herz schämt sich vor Dir,
Vor Deinen Engeln und vor mir;

Wie war ich todt und Sünder!
Beim Aufruhr meiner Leidenschaft,
Gott, wie verließ mich alle Kraft,
Mich schwächstes Deiner Kinder.

Wenn ich im Schooße der stillen Natur wohne; die Einfalt und Ordnung und Regelmäßigkeit des großen Ganges der Welt erblicke; die Reinheit und Klarheit und Zweckmäßigkeit dessen sehe, was unmittelbar durch Gottes Macht hervorgegangen ist; — und werfe dann einen Blick in mein eigenes Herz — in das finstere, tiefbewegte, leidenschaftlich heftige Herz — — welch eine Verschiedenheit! — Welche Heiterkeit und Ruhe in der Natur, aber welche Dunkelheit und Unruhe in meiner Brust! Welcher Frieden, welche Harmonie dort in allen Dingen, und welche Zwietracht in meinen eigenen Wünschen, in allen meinen Gefühlen! — Wie milde und wohlthätig Alles dort, und wie zerstörend, zwecklos und unfreundlich ist's in mir! — Wie beharrlich, unveränderlich geht dort Alles seit Jahrtausenden, seit Ewigkeiten, seine Bahn hin; — wie ungleich hingegen bin ich mir selbst von einer Stunde zur andern; wie abweichend, oft widersprechend bin ich in meinen Entschlüssen und Meinungen! — Dort waltet das Vollkommene, in mir das Unvollkommene! Dort fühle ich Bewunderung oft bis zum Entzücken; gegen mich selbst hingegen nur Unzufriedenheit, oft zur Verachtung meines ganzen Wesens.

Will der Mensch seinen ungeheuern Abstand von der Gottheit recht erkennen, muß er nur Gottes Thaten sehen und dann einen Blick auf die eigenen werfen. Er wird fühlen, wie wenig, wie schlecht er ist, und wie weit noch von Vollendung und Gotteinigkeit entfernt, deren er doch nach allen seinen Anlagen fähig wäre, wenn er weise genug sein wollte.

Darin offenbart sich die verachtungswürdige Schwäche der Sterblichen am hellsten, daß sie, uneinig mit sich selbst, immerdar zwischen dem Höchsten und Tiefsten schwanken, und nicht wissen, was sie ergreifen möchten. Lange leben sie so, als wäre kein Gott in der Welt; als hätte kein Jesus gelehrt und geduldet; als wären die Gesetze der Tugend schaler Traum der Einbildungskraft; als wäre das Gewissen eine alberne Gewohnheit der Erziehung; als wäre dies Erdenleben ohne Ausgang, das Grab für sie nicht vorhanden, und die richtende Ewigkeit ein Mährchen. — Dann wieder ergriffen von der ehernen Gewalt der Wahrheit, welcher sie umsonst widerstreben, oder zerschmettert von der Ausserordentlichkeit gewisser Ereignisse, liegen sie zermalmt da, reuig, verzweiflungsvoll, hoffnungslos; sie verzagen an sich, als hätten sie keine Kräfte; überlassen sich mit ohnmächtiger Ergebung dem Willen Gottes, als hinge von ihnen selbst nichts ab, um selig zu werden. Sie hoffen von Gott nur Gnade ohne ihr Zuthun; Wohlgefallen bei ihm, ohne daß sie sich darum durch das Nachahmen seiner Vollkommenheiten bemühen; sie erwarten vom Verdienst Jesu Alles, ohne den Versuch zu unternehmen, sich dessen würdig zu machen: sie flehen die Fürbitte der Engel und Menschen an, als wenn ihre Tugenden nicht die schönsten Fürbitterinnen sein könnten, — Sie selbst, als Aeltern, Lehrer, Erzieher, würden das Kind verachten, welches Jahre lang in großer Ruchlosigkeit wandelte, und dann in einem wichtigen Augenblick des Lebens plötzlich durch Reue, Thränen, Bitten gleiche Vortheile gewinnen wollte, aller seiner Laster und Unvollkommenheiten ungeachtet, die der gerechte und gute Vater lohnend den Tugenden und anhaltenden Anstrengungen des bessern Kindes verheißen hat.

So sieht man von der einen Seite den Menschen Religion, Vernunft, Gott und Ewigkeit verspotten; Pflichten, Grundsätze, Gewissen aufopfern für den Genuß seines Stolzes, für Reichthum, Wollust, Macht und Ansehen, dann plötzlich, die Eitelkeit der Dinge verschmähend, von Kirche zu Kirche laufen, beten, und nach dem Himmel schmachten. Hier ist keine Weisheit — hier nicht Christi Eigenthum.

Dieser schwankende und den Menschen entehrende Zustand ist eine Folge der Trostlosigkeit, in welcher ihn endlich Alles verläßt, was ihn hienieden auf Unkosten seines Tugendgefühls ergötzt. Denn ohne volle Harmonie des Gemüths mit sich selbst und der Gottheit läßt alle seine äussere Thätigkeit, Alles, wonach er ausser sich strebt, Alles, was er erringt, doch zuletzt eine gewisse Leere zurück, die nichts ausfüllt. Er fühlt dies, und daher kann er zu keinem Ruhepunkt kommen, zu keinem Gleichgewicht. Es hat noch keinen Ehrgeizigen gegeben, der auf dem Gipfel menschlicher Hoheit lebenslängliche Zufriedenheit gefunden hätte: es hat noch keinen Habsüchtigen gegeben, der, wenn er, der Armuth entrissen, nun zwischen aufgehäuften Schätzen in Pracht und Fülle leben konnte, empfunden hätte: Jetzt habe ich, was ich will — ich bin nun vollkommen selig, ich verlange nun nichts mehr. — Tausende erreichten ihre erwünschten Ziele nicht, verloren ihr Leben zwischen immer täuschenden Erwartungen, und waren unglücklich. Tausend Andere erreichten ihr Ziel, und wenn sie siegend und selig dastehen zu können hofften, fanden sie sich doch nur von neuen trüglichen Hoffnungen des Bessern umringt oder von alten Hoffnungen getäuscht. Sie glichen mit ihrer vermeinten Weisheit dem Kinde, welches, begeistert von der Pracht des entfernten Regenbogens, der schimmernden Farbenmenge zueilt, und am Ende in einer öden Regenwolke steht.

Umsonst ruft ihnen der Mund der Weisheit zu: Werdet einig mit euch selbst, mit der Natur, mit Gott! — Sie sagen vornehm lächelnd: Es ist Priestergeschwätz von Amtes wegen! — Umsonst sagt ihnen ihre bessere Ueberzeugung: Werde edler, als was die Welt hat und gibt, so wirst du dadurch glücklicher sein, als durch das, was sie geben kann! — Sie denken, damit hat es Zeit, bis mein erster Wunsch erfüllt ist.

So wird das Leben der meisten Sterblichen zu einem immerwährenden Kampf gegen Gott und dessen Welteinrichtungen. Sie wollen mit ihrer Einsicht den Gang der Vorsehung verbessern, und selbst die Götter ihres Lebens sein. Sie wollen mit ihrer Klugheit ersetzen, was sie als Sklaven sinnlicher Begierden nicht von der Tugend erwarten können. Sie verzeihen sich ein Laster, wenn es nur zum vermeinten-besten Ziel befördern zu können scheint, und schmeicheln sich, dereinst, wenn sie mit der Erfüllung ihrer Wünsche fertig sein werden, auch mit Gott es abzuthun, und den Forderungen eines mahnenden Gewissens endlich Genüge leisten zu können.

Der Kampf des Menschen gegen Gott ist der Kampf des Wurms gegen einen Bergstrom, der über seinen Weg rauscht, und nach dem Schöpfungsgesetz der Schwere fortwährend von der Höhe zur Tiefe stürzt. Umsonst will der

thörichte Wurm die ungeheuern fallenden Wasser zu ihren Quellen zurückdrängen.

Gott hat das Weltall geordnet. — Seligkeit durch Vollendung ist der große Ruf der Schöpfung an uns. Umsonst betäuben wir unser Gehör dagegen. Die ganze Natur und die Verkettung aller Schicksale ist zum Mittel in der Macht Gottes geworden, uns endlich auch wider unsern Willen zum Ziele hinzutreiben — zu einer Seligkeit durch Vollendung. Das Körperliche aber kann nicht vollendeter werden, als es aus der Hand des Schöpfers selbst kam. Nur der Geist ist größerer Vollkommenheiten fähig. Alles drängt ihn dazu, Glück und Unglück, Schmerz und Freude. Lasterhafte Begierde ist Zwietracht mit den Gesetzen der Natur und Offenbarungen, der Welt und des Schicksals. Was sich diesen eigensinnig entgegensträubt, wird zermalmt, was mit ihnen vereint wandelt, geht zum Frieden, zur Erhabenheit über das Irdische, zur Vollendung empor. Wer mit Gott ist, mit dem ist Gott. Wer in der Sünde ist, und im Eigensinn irdischer Wünsche, steht wider Gott Vater und wider sich selbst im Streit, — er verwundet sich selbst — er ist Mörder seines Friedens, seines Daseins.

Diese einfachen Wahrheiten, deren Heiligkeit uns unser ganzes Leben, das Schicksal aller Menschen, die Religion Jesu Christi, die Einsicht unserer Vernunft, der gesetzmäßige Gang der Schöpfung verkünden — diese einfachen Wahrheiten pflegen viele Menschen erst dann zu erkennen, wenn sie mit blutendem, zerrissenem Herzen unter ihren tausend vernichteten Wünschen daliegen, und in schmerzlichen Erfahrungen sich überzeugt haben, daß keine dauerhafte Freude sei, als in Seelengröße, kein Heil, als in der Einigkeit mit Gott.

Aber dann ist meistens der wichtigste Theil des Lebens schon verstrichen, der größte Theil der uns gegebenen Frist verloren, in welcher wir Vollendung erringen sollten, um, wie Jesus sagt, vollkommen zu werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist. Verschwendet haben wir den Reichthum des Lebens für Stillung kleinlicher Leidenschaften, und die Neige desselben bringen wir Gott dar. — Wir schliessen erst Frieden mit dem Allerheiligsten, wenn wir unsere Ohnmacht erkennen, und daß wir nicht allmächtiger sind, als der Allmächtige. — Dann befallen Scham, Verdruß und Reue die verzagende Seele; dann zittert sie vor der Zukunft und Gericht, dann ruft sie um Gnade, was ihr einst thöricht schien, und fleht um einen Lohn, den sie nicht verdienen konnte.

Nicht selten ist dumpfes Verzweifeln, unüberwindliche Niedergeschlagenheit des Gemüths die Frucht vieljährigen Leichtsinns, und der Mangel der Religion, wie er sich in einem ganzen sündlichen Leben offenbart hatte, thut sich selbst noch in den düstern Stunden der Reue kund. Denn wie tief der Mensch auch gesunken ist, nie darf er an Gott verzweifeln; und selbst in der letzten Stunde, wenn er an Allem die Hoffnung verliert, soll er sie an Gott nicht einbüßen. Hat er noch Kraft, den verdorbenen Sinn zu ändern, sein Herz durch Thaten zu heiligen, wie Jesus sie lehrte und übte, so ist ihm geholfen. Und aller seiner Sünden, die er gethan hat, soll nicht gedacht werden, denn er thut nun, was recht und gut ist, darum soll er leben. (Hesekiel 33, 16.) So lautet die feierliche Zusage des göttlichen Wortes. So versichert es uns Jesus Christus. Denn des Menschen Sohn ist gekommen, selig zu machen, was verloren ist. (Matth. 18. 11.)

Wohl Mancher nimmt diesen hohen Trost der Religion, wie der Satan ein Geschenk des Himmels nehmen würde, nämlich, neues Verderben daraus zu brüten. Mancher denkt: So habe ich Gottes Zusage; so darf ich mich jederzeit noch der Barmherzigkeit des himmlischen Vaters getrösten. Es ist wahr, ich bin noch nicht, wie ich als wahrer Christ sein sollte. Aber ich bin noch gesund, ich habe mich noch manches Jahr des Lebens zu erfreuen. Es bleibt mir noch Zeit genug, der bessere Mensch zu werden. Nur meine jetzigen Plane will ich erst durchsetzen: nur erst mich der Lust noch erfreuen, für die ich schon oft und vielmals Neigung fühlte. Dann aber soll es anders werden. Dann will ich versuchen, eben so edel, eben so liebreich, so uneigennützig, versöhnlich, keusch, enthaltsam zu werden, als ich alles dies jetzt manchmal noch im Gegentheil bin.

Unbedachtsames, schwaches Herz! Wie fürchterlich hintergehst du dich selbst! Sklave, du willst nur noch so lange in deinen ehrlosen Ketten liegen bleiben, bis du sie dereinst vor Altersschwäche und Gewohnheit nicht mehr brechen kannst. Du willst nur so lange sinnlich thierisch bleiben, bis dir deine Denkart zur andern Natur geworden ist, und dann ändern, was unabänderlich wird. Du möchtest der Diener zweier ewig getrennten Herrschaften werden, und schlau von den Früchten der Hölle und des Himmels zugleich naschen Du willst erst dich tief vergiften bis zur Unheilbarkeit, um in voller Gesundheit aufzublühen.

Was du heute nicht vermagst, das wirst du morgen noch weniger vermögen. Fehlt dir heute die Kraft, Herr deiner selbst zu werden, und edlern Grundsätzen zu folgen: morgen ist sie schon schwächer. Denn auf der Bahn der Laster ist kein Stillstand — so lange du sie berührst, schreitest du mit jedem Athemzuge, mit jedem Gedanken darin vor; jede Stunde verhärtet deine Gewohnheiten mehr. Du glaubst dich hinlänglich in deiner Gewalt zu haben; du meinst, es komme nur auf deinen recht festen Willen an. Aber du hast dich nicht mehr in deiner Gewalt, weil du schon heute nicht mehr den festen Willen fassen kannst. Versuche es heute, ob du noch nicht ganz verloren seiest, und wünsche dir Glück, wenn du es nicht bist. — Hast du heute eine Gelegenheit, an einem verhaßten Menschen Schadenfreude zu üben, versuch's und handle gütevoll für ihn, wie für einen deiner besten Freunde. Lockt dich heute eine verführerische Stunde zur Wollust, versuch's und opfere deine verbrecherische Neigung dem Gefühl des Edeln auf. Reizt dich heute ein Anlaß, dir auf unerlaubte Weise Vortheile zu stiften, versuch's und entsage dem Zweck, um des schändlichen Mittels willen. Treibt dich heute Widerspruch, Beleidigung, Hohn zum Zorn, versuch's und behaupte deine Gelassenheit, deine wohlwollende Freundlichkeit selbst gegen den Fehlenden.

Was du heute vermagst, das wirst du morgen können; und was du heute beginnst, wirst du morgen leichter vollenden. — Und aller deiner Sünden, die du gethan hast, soll nicht gedacht werden; denn du thust nun, was recht und gut ist, darum sollst du leben.

Deine Schuld ist dir vergeben, sprach der Erlöser einst zum Sünder; gehe hin und sündige hinfort nicht mehr. Hier erkennen wir die mächtige Bedingung, unter

welcher uns Vergebung der Sünden zugesichert ist. Das Nichtmehrsündigen ist die Wiedereinkehr zur Gnade Gottes und zum Seelenfrieden.

Es ist eine der unwürdigsten und darum unrichtigsten Vorstellungen, welche man sich von Gott macht, wenn man ihm unedle, menschliche Leidenschaften andichtet, wenn man sich einbildet, Gott zürne! — Nein, Gott zürnet nicht. Er sah unsere Fehler, ehe wir sie begingen. So sieht auch ein irdischer Vater, wenn gleich nicht mit voller Klarheit, voraus, wie sein Kind oft fehlen werde. Aber nur der schwache Mensch zürnt, der Allerheiligste nie. — Könnten in der Gottheit menschliche Empfindungen Statt haben: so würden wir richtiger sagen, Gott habe Mitleiden und bedaure den Sünder. Denn dieser hat immer Hoffnung zur Vergebung, immer Antheil an der Gnade des Allvaters; aber er verschmäht sie. Der Mensch zürnet sich also durch die Beibehaltung seiner Fehlerhaftigkeit selbst. Er schadet nur sich. Er zertritt die Gnade, die ihm dargeboten wird. Darum ist er fortdauernd unglücklich, darum voller ewig reger Unruhe, und er findet keinen Frieden, bis er den bessern Weg wählt, nämlich Erhebung seines Gemüths durch Tugend.

Aber das vergangene Leben ist verlebt, und das vergangene Verbrechen ist verbrochen. Gott selbst macht, was geschehen ist, nie ungeschehen. Hättest du früher angefangen, gottselig und edel zu sein; heute wärest du, auch im Staube schon, ein vollendeter, auch zu höhern Vollkommenheiten reiferer Geist. Dies hast du durch dein bisheriges leichtsinniges Treiben verscherzt. Die Vergangenheit hast du verloren; nur die Zukunft bleibt dir noch. — Gnade hast du bei deiner Besserung zu hoffen und Vergebung; aber Gott ist so gerecht, als er barmherzig ist. Erwarte von seiner Huld keinen höhern Lohn, als du verdienst. Er straft dich nicht, du hast dich selbst gestraft. Du stehst in deiner Geistesgröße hinter Tausenden zurück. Sie sind höherer Seligkeiten würdig. Die Ewigkeit gibt sie ihnen unfehlbar. Du selbst hast dich ihnen entzogen. — Siehe, das Leben auf Erden gleicht einer großen Straße, worauf alle Sterbliche zu einerlei Ziele wandeln, — es heißt: Seligkeit durch Vollendung. Die standhaft Fortwandelnden gelangen früher dahin. Der Sünder bleibt träge und müßig stehen, oder geht irrend zurück. Andere eilen an ihm vorüber. Die Zeit ist entflohen. Er kennt seinen Fehler. Er eilt dem großen Ziele wieder zu — aber inzwischen hat er eine elend vollbrachte Zeit verloren, die nichts ersetzt. Andere stehen vollendeter und seliger weit vor ihm. Die Stunde flieht, er erreicht die Uebrigen nicht mehr. Der Bereuung seiner Thorheit willen ist Gott nicht ungerecht gegen die Weisern, und ändert er den Lauf der Weltordnung nicht, um ihn durch ein Wunder den Andern gleichzustellen.

Rette dir, was noch übrig ist! — Die vergangene Zeit ist dir auf ewig verloren. Noch gehört dir der nächste Augenblick, die nächste Woche, — vielleicht aber das nächste Jahr nicht mehr. — Verdoppele deine Schritte auf der Bahn geistiger Vollendung, daß du nicht ganz vergebens lebtest.

Die todte Reue über das Vergangene, das Beweinen unserer Sünden ist fruchtlos und bessert nichts. Mit äusserlicher Zucht und Ehrbarkeit, mit Kirchenbesuchen und Opfern und Gebeten wird zuletzt nicht die Schmach eines leichtsinnig verlornen Lebens ausgetilgt. — Reue beweiset nur Erkenntniß des bisherigen Irrthums; aber Erkenntniß des Irrthums ist noch keine Erkenntniß des Bessern, und das Erkennen des Bessern ist noch keine That des Bessern. Diese fordert Gott von denen, die ihn lieben; nicht bloßes Seufzen und Beten und Herr! Herr! rufen. — An ihren Früchten will ich sie erkennen, spricht Jesus, die meine wahren Jünger sind, und daran, daß sie den Willen thun meines Vaters im Himmel.

In der Kirche Gott dienen, dann im häuslichen Leben seinen unedeln Lüsten und Begierden; in der Kirche zum Nachtmahl gehen, um durch Vereinigung mit Jesu sich zu heiligen, dann ihn im häuslichen Leben durch Gedanken und Handlungen verläugnen; im Gebet sich vor Gott als Sünder bekennen und um Barmherzigkeit flehen, dann in dem Umgang mit den Seinigen oder andern Menschen wieder fortsündigen, und der ersehnten Barmherzigkeit durch lieblose Thaten spotten — — welch eine Religion ist das! welch ein Gottesdienst! welch eine Vereinigung mit Jesu! welch ein Beten! Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Ihr seid Kinder der Thorheit; mit Schrecken wird euch das Gericht eurer Frevel überraschen. Denn wer unwürdig isset von jenem Brode und trinket von dem Weine, der isset und trinket ihm selber das Gericht; wer unwürdigen und falschen Herzens zu Gott betet, der betet ihm selber sein Gericht.

O großer, gnadenvoller Gott, und wer war ich bisher? Was war mein Lebenslauf? — Bin ich seit meinen frühern Jahren auf der Bahn der Vollendung vorgeschritten oder rückwärts? Ach, war ich sonst nicht in vielen Dingen frömmer, besser, als jetzt; mein Gemüth nicht unschuldiger, als heute? Wehe mir! hätte ich voll Leichtsinns und in allzugroßer Sicherheit mich so sehr von Dir verirrt! Wie oft feierte ich das Todesmahl Deines Sohnes mit einem todeswürdigen Sinn! Wie oft betete ich zu Dir, o du heiligstes aller Wesen, und während meine Lippe Dich anrief, war mein Herz des Unheiligen voll!

Was ich sein soll und muß — ich weiß es wohl: aber das Vollbringen habe ich nicht immer. Ach Gott! ich bin zu schwach — es ist ein Riesenkampf, den der Mensch mit seinen Leidenschaften eingehen soll: aber ich betrachtete den Kampf wie ein leichtes Spiel und unterlag. Ich unterlag mit all den schönen, großen Kräften, die Deine Güte mir dazu verlieh. O mein himmlischer Vater, so bin ich's denn selber, der mir den Stab gebrochen; so ist's denn meine Schuld, die mir das fürchterliche Urtheil spricht: Du bist gewogen und zu leicht gefunden!

Erbarmer, Vater voll unendlicher Huld, nein, Du willst mich nicht ganz verstoßen. Noch lebe ich, — noch tritt diese Stimme warnend vor meine Seele hin, und ruft: Was säumest du? Eile und werde gerecht und vollkommen, was du bisher nicht warst. Wer seine Seele, seine Seligkeit retten will, der kann es, und aller seiner Sünden, so er gethan hat, soll dann nicht gedacht werden; denn er thut nun, was recht und gut ist: so soll er leben.

Ja, Gott des Lebens, auch ich will leben. Und nur wessen Geist in Dir lebt, heilig, liebevoll, wohlthuend, der hat das wahre Leben. In Sinnlichkeit athmen, für seine thierischen Triebe athmen, das ist gleich sein den Pflanzen und Thieren.

Ich will mich in mir selbst verschliessen — ich will Gericht halten über meine Schwäche, ich will mustern die Reihe meiner Fehler, meiner unedeln Gemüthsbewegun-

gen; — ich will mir Rechenschaft ablegen über alle meine Verhältnisse zur Welt, und prüfen, wo ich niedrig, thierisch war, wo ich hätte göttlich handeln können; — — und dann mich ermannen, bessern das Schlechte, pflegen das Gute, austilgen das Ungerechte. — Ich will die heiligen Früchte meiner Reue zeigen — zeige Du mir, Vater! Gnade, Vergebung. Du hast sie mir verheißen, durch Jesum mir verheißen. Sie werde mir, daß ich nicht ewig verderbe! Amen.

84.

Des Sünders Begnadigung vor Gott.

Ev. Mark. 11, 24 — 26.

Von Abgrund stürzt in Abgrund nieder
Das lasterfroh gewordne Herz,
Mit fuchtbar wehendem Gefieder
Schwebt brütend uber ihm der Schmerz.
Die Reue qualt mit Schlangenbissen
Das schnell erwachende Gewissen —
Doch keine Kraft ist da — es bleibt
Das schambeladne Herz betäubt.

Wenn Du nicht, allmachtreiche Gnade,
Zum tiefversunknen Herzen sagst:
„Erhebe dich! — Geh meine Pfade!
Ich kann, was du nicht mehr vermagst!“
Wenn Du auf's glühende Gewissen
Nicht lässest Deine Kühlung fliessen —
Wer will, wer kann, als Du allein,
Mein Rath, mein Trost, mein Retter sein?

Von allen Lebensstunden ist keine furchtbarer, als die ernste Vorbotin des großen Gerichts — die Stunde des schrecklich erwachenden Gewissens — die Stunde, da wir wie von einem langen Rausche, von einer schweren Betäubung erwachen, und uns in unserer ganzen Unwürdigkeit und tiefen Verwerfung erkennen. Dann verstummt, wie von der Hand des Todes berührt, die sonst so beredsame, alles so gern entschuldigende Eigenliebe, dann flieht der lachende Leichtsinn von uns, der uns sonst über das Verbotene scherzend hinwegführte, und über die Abgründe Blumen warf; dann treten die Erinnerungen an unsere geheimen und öffentlichen Sünden, gleich Gespenstern, vor unsere schaudernde Seele, und schreien uns das Verdammungsurtheil zu. Wir stehen im zermalmenden Gefühl unserer Nichtswürdigkeit da, einsam, hoffnungslos, ohne Menschentrost, — ach, wie könnte Staub uns trösten? — Dann verliert der Ruhm und das Ansehen seinen Zauber, der uns sonst entzückte; der Glanz des Goldes erblindet, nach welchem wir sonst so emsig haschten, die Gesänge roher Freude hallen uns widerlich. Wir haben nichts — ach, wir sind nichts, als verworfene Waisen, als namenlos Undankbare gegen die Güte Gottes, als Verbrecher gegen die Majestät und Heiligkeit des Ewigen!

Und diese Stunde, die Vorbotin des großen Gerichts, die Ahnung unsers Schicksals in der Ewigkeit, sie ereilt endlich einen Jeden. Sie erschüttert gelinder Diesen, gewaltiger Jenen. Sie erscheint ungerufen, oft unerwartet; überfällt uns mitten im Tumel der Lust, oder beschleicht uns am finstern Krankenlager.

Sie erscheint oft Diesem, wenn der Gedanke an die Größe und Herrlichkeit Gottes in ihm unvermuthet lebendiger als jemals wird; wenn er die Pracht des ewigen Weltgebieters in seinen Schöpfungen anstaunt, und geblendet von der göttlichen Glorie den Blick in sich selbst zurücksenkt, und seine innere Schlechtigkeit neben der Heiligkeit des Allerhöchsten mit Entsetzen wahrnimmt, daß er seufzen muß: o Herr, was bin ich, daß Du mein gedenkest?

Sie erscheint Jenem, wenn ein allgewaltiges Verhängniß ihn plötzlich aus dem Rausch des sinnlichen Wohllebens in das nüchterne Elend hinausschleudert, — wenn er verzehrende Flammen über sein Hab und Gut hinrauschen sieht, und Alles, worauf er sonst stolz war, in Asche versunken erblickt; oder wenn der Krieg ihn in die Armuth heraustreibt, oder seine Widersacher ihn von seiner Höhe herabstürzen; oder wenn er einen von Wollüsten erschöpften und zerstörten Körper ins traurige, siechе, freudenlose Alter hinüberschleppt.

Sie erscheint Jenem, wenn irgend ein schrecklicher Zufall ihn gewaltsam dem Anblick der Ewigkeit näher rückt: wenn eine geliebte Leiche vor ihm ausgestreckt liegt in der tiefen, eisernen Todesruhe, und das theure Antlitz, welches ihm sonst lächelte, ohne Theilnahme, ohne Gefühl in fester Erstarrung bleibt, als hätte es das Leben nie gekannt. Dann ist's, als rauschten die dunkeln Pforten der Ewigkeit vor ihm auf. Er starrt an den Schwellen der Gräber die Leiche an, und spricht: was ist aus die geworden? und bebt und stammelt: was wird aus mir werden? — —

Dann bemächtigt sich seiner das Schrecken, welches er sonst nie gekannt, wenn er unwillkührlich an seine höhere Bestimmung gemahnt wird; wenn er mit Grausen denkt: ich lebe doch nicht ewig auf Erden, und welches wird nachher das Loos meiner Seele sein? — Wehe, und welches Looses ist sie würdig? Was habe ich, so lange ich lebte, zur Veredlung dieses Geistes gethan, der unsterblich sein soll? — dieses Geistes, der nur empfangen kann ein Schicksal, dessen er würdig ist? — dieses Geistes, der Gottes Langmuth bisher verachtete: der Gottes Gaben bisher undankbar empfing und genoß; der sich von Gott entfernte, in der Religion nur eine Zeremonie, in der Lehre Jesu nur eine lästige Sittenlehre sah?

Dann ergreift ihn das schmerzliche Gefühl, Sünder zu sein; dann das schreckliche Bewußtsein, Verbrecher an Gottes Majestät zu sein: dann die zerschmetternde Ueberzeugung: ich war es nicht werth, daß der Schöpfer meiner gedachte, und mich erschuf!

O, der ist unter allen Sterblichen der Elendeste, welcher seinen eigenen Werth verloren sieht; der es fühlt, daß daß er sich selbst verachten, sich selbst verdammen muß, auch wenn ihn Menschen noch ehren, die nur den Schein richten; der es fühlt, daß selbst Menschen, die bessern wenigstens, ihn verachten würden, wenn die Sünden seiner Gedanken, die Verbrechen, im Dunkeln geübt, plötzlich klar und wahr, wie sie sind, an das Tageslicht vor die Augen der Welt träten, der es fühlt, daß er, von Sünden und Lastern bedeckt, nicht aufrichten darf das Antlitz zum Allerheiligsten, vor dem alles Unreine verschwinden muß.

Er erblickt über den Sternen den ernsten, ewigen, gerechten Vergelter. Er erblickt hinter den Nebeln des Grabes die zürnende Ewigkeit. Er erblickt hinter sich ein langes verlorenes Leben, eine unwiederkäufliche Reihe

von Jahren, Wochen, Stunden, die alle den Gelüsten sinnlicher Neigungen, sinnlicher Antriebe hingeopfert wurden; wo nichts für die Veredlung des Gemüths, nichts für die unsterbliche Seele und für ihr einstiges Loos geschah. Nun sieht er erblassend ein, daß er bisher nur vergebens gelebt hat; nun sieht er ein, daß die entsetzlichste aller Verschwendungen die Verschwendung einer Frist ist, die der Schöpfer uns gab, uns für die Fortdauer jenseits der Todesstunde vorzubereiten. Ach, was hier verloren und verschwelgt ward, das ist für die Ewigkeit verschwelgt und verloren! Keine Macht ruft das Vergangene zurück, kein Gott widerruft das Geschehene.

Noch lebe ich! spricht die zagende Seele: noch hier auf Erden! Vielleicht ist die Hälfte, vielleicht mehr als die Hälfte meiner Stunden schon verflossen. Vielleicht nur noch wenige Jahre habe ich zu athmen, auch nur Monate! — Was ich lebte, ist verloren; was ich noch leben werde, reicht es hin, um das Verschwundene zu ersetzen und einzuholen? Kann ich noch einen gewissen Grad von Vollkommenheit erschwingen, der mich meiner selbst würdig macht? Kann ich noch auf Gottes Barmherzigkeit und Gnade hoffen, die ich während eines ganzen Lebenslaufes gering achtete? Kann Gott noch mein Vater sein? Darf ich noch sein Kind heißen? Bin ich noch würdig, zu ihm aufzuschauen? Darf sich mein verworfener Geist noch anbetend seinem Throne nahen?

So jammert die Reue, und ihre Schwester, die Verzweiflung, heult: Nein! — Nein, du bist verstoßen vom Angesicht des Allerheiligsten. Wie darf sich der Unreine dem Ewigen nahen? Wie können deine Thränen die Sünden eines ganzen Lebenslaufes hinwegwaschen?

O Jesusreligion, o Tochter des Himmels, milde Trösterin verzagender Herzen, verlaß den Verzweifelnden nicht in der Nacht seines Elendes! — Fester Anker im Sturm der Lebenswellen, helle Leuchte in der Finsterniß unsers Daseins, o Jesusreligion, verlaß uns nicht, wenn unser Muth bricht und die letzte freundliche Hoffnung ersterben will!

Nein, sie verläßt uns nicht. Nein, wenn uns nichts mehr helfen kann, dann hat uns unser Glaube geholfen. Wenn nichts mehr uns erquicken kann, erquickt uns das milde Wort des ewigen Sohnes; Kommt her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Nehmet auf euch mein Joch, und lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig. So werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. (Matth. 11, 28. 29.)

Er ist wahrhaft unser ewiger Freund, unser Heiland und Seligmacher. Er ist's, der an seiner Hand den Sünder wieder versöhnend zum Vater führt und spricht: Alles, was ihr bitten werdet in euerm Gebet, glaubet nur, daß ihr es empfangen werdet, so wird's euch werden. Und wenn ihr dastehet und nun betet: o so vergebet, wo ihr etwas wider Jemand habet, auf daß auch euer Vater euch vergebe eure Fehler. (Mark. 11, 24. 25.)

Ja, Gott verzeiht dem Sünder, der sich durch Jesum zu ihm wendet, das heißt, der, nach Jesu Lehre und Vorschrift handelnd, gleichsam ganz in des Erlösers Sinn und Geist lebt, und sich so dem ewigen Vater naht. Gott verzeiht dem Sünder, und gedenket seiner Missethat nicht, wenn er von nun an ein reines, göttliches Leben beginnt, und Gott wieder ganz gehört. Er verzeiht und spricht durch Jesu Mund: Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben. Gehe hin, und sündige hinfort nicht mehr! — Er verzeiht; denn wir sind Jesu Brüder und Schwestern, wenn wir uns heiligen in seiner Lehre. So spricht der Erlöser selbst: Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbe ist mein Bruder, Schwester, Mutter. (Matth. 12, 50.)

Er verzeiht! denn er ist der Vater der Barmherzigkeit. Und wie sich ein Vater erbarmt über seine Kinder, so erbarmt sich der Herr über die, die ihn fürchten. Denn er kennt, was für ein Gemächt wir sind; er gedenket daran, daß wir Staub sind. (Ps. 103, 13. 14.)

Wer jemals an der Gnade Gottes verzweifelt, der hat Gottes Größe, Liebe und unergründliche Güte noch nie erkannt. Wären auch unserer Sünden mehr, als der Sand am Meer, könnten wir die Zahl unserer Vergehungen nicht mehr aussprechen; doch — doch nimmt der ewige Erbarmer sich unser wieder an, wenn wir uns mit kindlichem festem Glauben und mit den heiligen Entschlüssen zu ihm nahen, fortan unsere Fehler abzulegen, und nach Jesu Lehren ein neues, heiliges Leben anzufangen. — Freude wird sein vor den Engeln Gottes, sprach der Heiland, über einen Sünder, der Buße thut, das heißt, welcher seinen Sinn ändert. (Luk. 15, 10.)

Er verzeiht! denn Gott will unser Vater sein. Er ist der Vater der Guten und der Vater auch der verlornen Kinder, die reuig zu seiner Huld zurückkehren. Wie? sollte die höchste Liebe meiner ewig zürnen können, da selbst ein menschliches Herz nicht ewig zürnen kann? Schließt nicht der irdische Vater den ungerathenen Sohn wieder mit Freudenthränen in seine Arme, wenn dieser sich bessert und ein edleres Leben beginnt? Verzeiht nicht das liebende Mutterherz gern dem Kinde, wenn es seine Bosheit ablegt, und an Mutterliebe und Muttertreue glauben lernt? — Und Gott, der Urquell aller Güte, aller Barmherzigkeit, höher als aller Menschen Güte und Liebe, Gott sollte dem reuevollen Sünder, dem schwachen Menschen nie verzeihen? — Er sollte immerdar des Unglücklichen zürnen? — Zürnen? O nein, nur die Vorstellung eines Zorns in Gott ist Gotteslästerung! Zorn und Haß sind nicht in der Liebe, nicht im Göttlichen, sondern nur Aeusserungen der verderbten rohen Menschennatur. Wie darf ich frech des Menschen schlechteste Eigenschaften dem allerhöchsten, dem allerheiligsten, der Wesen zuschreiben oder andichten? Und wenn selbst in der heiligen Schrift vom Zorne Gottes die Rede ist: so ist dies nur in bildlichen Ausdrücken, wo zu schwachen Menschen, im Kindheitsalter ihrer Vernunft, geredet ward; zu Menschen, deren Vorstellungen vom höchsten aller Wesen nicht so erhaben und würdig waren, wie diejenigen, welche Jesus Christus hatte, und wie er sie uns lehrte.

Dem Allerheiligsten ist der Zorn fremd. Und er, der nie zürnt — er sollte nie verzeihen können? Welch ein Widerspruch, sinnlos und grausam!

Er verzeiht! — Ach, wäre er der Unerbittliche, der Unversöhnliche, grausamer als der grausamste unter den Menschen — mir wäre besser, ich hätte nie das Licht des Tages erblickt; mich hätte nie der Wink der Allmacht aus dem Nichts hervorgerufen in das Dasein. Denn damals, als ich noch schlief in dem Schooße des Nichts; als mir

noch keine Sonne glänzte, mich noch keine Blume anhauchte; als ich noch nichts von des Lebens Lust und Weh empfand; damals war ich freilich nicht glücklich, aber auch elend war ich nicht. Wehe mir, welch ein Loos, meiner Sünden willen zu einem endlosen Jammer erschaffen zu sein; wehe mir, welch ein Schöpfer, der mich zu solchem Jammer hervorrief! — — Nein, hinweg, ihr furchtbaren, unchristlichen Gedanken, die den Lehren des ewigen Sohnes widersprechen! Nein, o Vater, barmherziger Vater, der Du kennst die Schwachheiten und Gebrechen Deiner Kinder, der du auch den gefallenen Sünder nicht verstoßest, der um Gnade schreit, nein, Du bist nicht der Unerbittliche!

Du willst, und kannst — so wahr die Erde
Der Fußtritt Deines Sohns betrat,
So wahr mit duldender Geberde
Der Herr am Kreuz für Mörder bat —
Du willst, Du kannst von seinen Ketten,
Von jeder Schuld den Sünder retten.
Zu Gott, der nicht verzeihen kann,
Zu ihm führt Jesus nicht hinan.

Ja, er verzeiht! doch nur, wie der Gerechte verzeiht. Die höchste Güte ist Gott, aber auch die höchste Gerechtigkeit. — Er nimmt nur den wieder als sein Kind auf, der ein Kind Gottes sein will. Er verzeiht, aber nach seiner Gerechtigkeit folgen die Strafen unsern Sünden nach. Doch die Strafe ist nicht Rache. Strafe ist zur Besserung wirkend. Strafe ist die natürliche Folge jeder Sünde, wodurch wir von ihr zurückgeschreckt werden, oder Andere in unserm Beispiel zurückschrecken sollen. Strafe besteht auch neben der Liebe. Auch die Mutter straft des Kindes Ungehorsam, und doch kann sie es mit Zärtlichkeit lieben.

Und Strafe ist es, wenn wir, die wir versäumen, nach Jesu Sinn vollkommen zu werden, durch unsere eigene Schuld unvollkommen bleiben. So straft sich das Kind, welches versäumt, in der Schule die nützlichen und zum Leben nothwendigen Kenntnisse zu sammeln, wenn es zurückbleibt in Unwissenheit. So belohnt sich der fleißige Zögling selbst, indem er an Weisheit und Einsichten wächst. Und wenn die Lehrjahre verflossen sind: wer wird so ungerecht sein, den Trägen und den Fleißigen auf gleiche Höhe des Verdienstes zu stellen? Wer wird, wenn der Träge dann zu spät seine Schuld bereut, dieses aufrichtigen und bittern Schmerzes willen ihn dem Fleißigen gleichstellen, der so viele Jahre anhaltend hinopferte, während der Andere sorglos dahinlebte? Wie, soll die Reue weniger Stunden des Einen allen Eifer, alle Bemühungen langer Jahre des Andern plötzlich aufwiegen? Wie, soll der Träge sich in seiner Faulheit bestärken durch die Hoffnung auf der schwachen Aeltern Nachsicht und ungerechte Güte?

Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Umsonst hofft der Sünder in seinem fehlervollen Lebenswandel: es ist noch Zeit mit mir! — Umsonst hofft er: Ich will mich auf Gottes Barmherzigkeit einst verlassen, wenn ich sehe, daß ich von hinnen scheiden muß. Ich werde doch noch Zeit finden, meine Sünden zu bereuen. Ich vertraue auf das Verdienst Jesu Christi, und kann mich noch immer meiner bisherigen Lebensart überlassen. Es ist einst noch Zeit genug, wenn ich alt werde, daß ich mich bessere. Jetzt aber ist's noch zu früh, schon fromm zu werden.

Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Von Ewigkeit her hat er die Verhältnisse seiner Welt geordnet. Auch die bittersten eurer Reuethränen werden einst die Ordnungen des Weltalls nicht zerbrechen; auch die schmerzlichsten eurer Seufzer werden die ewigen Gesetze des Geisterreiches nicht umstürzen. Groß ist Gott in seiner Güte, aber groß ist er auch in seiner Gerechtigkeit! Ihr werdet ärnten, aber nur was ihr gesäet habet!

Er verzeiht! — aber nur wie der Allergerechteste verzeihen kann und wird. Es ist nicht mit dem bloßen Gebet, nicht mit dem von Reue zerknirschten Herzen, nicht mit dem todten Glauben abgethan. Der Sünder soll sich bekehren, soll von aller Sünde ablassen, wenn er vor Gott Gnade erwerben will.

Wir müssen uns des Blutes Jesu theilhaftig machen, der unserer Sünden willen ein Opfer ward. Nur durch sein Blut haben wir die Erlösung, nämlich die Vergebung der Sünden. (Kolossi. 1, 14.) Was wollen diese Worte sagen? Wie kann ich des Blutes Jesu theilhaftig werden?

Das Blut Jesu reinigt uns von Sünden, das heißt, die göttliche Lehre, welche unser Erlöser mit seinem theuern Blute besiegelte, befreit uns von der Sünde. Der Tod Jesu ist gewissermaßen das Siegel der Wahrheit seiner Lehre, ein Pfand und Sinnbild der göttlichen Gnade. Wer an seiner Lehre, das heißt, an dem von ihm geoffenbarten Willen des himmlischen Vaters, Theil nimmt, wer diesen Willen des Vaters im Himmel thut, nur der ist Gott angenehm; nur der ist ein wahrer Nachfolger Jesu; nur der gehört zu seinem Reiche; nur der hat Theil an seinem Blute. Das Blut Jesu, sein Wort, welches er uns gelehrt hat, sind in der heiligen Schrift oft gleichbedeutend. Eins dienet oft bildlich, um das Andere zu bezeichnen. Und oft wiederholt es unser Heiland, daß nichts uns Gott wohlgefällig machen könne, als wenn wir den heiligen Willen Gottes in einem frommen, tugendhaften und gerechten Lebenswandel ausüben.

Vater der Erbarmung! — Ja, Du verzeihst. Du zürnest nicht auf uns; wir selbst zürnen uns mit unsern Sünden! Du strafest nicht; wir selbst strafen uns mit unsern Sünden! Ach, wie unwürdig, o Allgegenwärtiger, stehe ich vor Deinem heiligen Wesen! Und doch darf ich's wagen, und Dich Vater, lieber Vater nennen. Meine Sünden und Vergehungen sind groß; aber Deine Liebe ist unendlich größer, und Deine Barmherzigkeit findet keine Grenzen. So oft ich Dein vergessen hatte, Du vergaßest meiner nicht. So unwerth ich Deiner Huld war, Du überhäuftest mich dennoch täglich mit Beweisen Deiner Vatergüte und Fürsorge. Du gabst voller Langmuth mir eine Frist um die andere, daß ich mich ändern und bessern möchte, um ein würdiger Genosse des ewigen Lebens werden zu können. Du gabst mir Athem, Leben, Kraft bis zum jetzigen Augenblick, daß ich noch jetzt ernsthaft in mich gehen und jeden mir anklebenden Fehler vertilgen könne.

Reuevoll über die Mängel meines bisherigen Lebenswandels nahe ich mich Dir, Erbarmer, wieder durch Deinen Sohn, Jesum Christum. Reuevoll erneue ich meine oft gebrochenen Gelübde, ein liebevolles, gerechtes, menschenfreundliches Leben vor Dir zu führen. O gedenke nicht meiner Missethat; giesse Frieden und Trost in mein Herz, daß ich den heitern Glauben an Deine

Vaterhuld nie verliert. Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!

85.

Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein.

Matth. 11, 30.

Christus, Deine Gottesliebe
Bringt den Segen in das Herz;
Christus, Deine Menschenliebe
Macht zur Seligkeit den Schmerz!
Jeder Schmerz, für Dich gelitten,
Wird ein Himmel. — Jeder Streit,
Bis zum Siegen fortgestritten,
Ist ein Quell von Herrlichkeit.

Vielerlei Vorsätze zum Guten keimen oft in der Brust des Menschen auf — und welken, ehe sie Frucht tragen. Es gibt Stunden, in welchen man für irgend eine schöne That, für irgend eine edle Denkart aufs Höchste begeistert ist. Man schwört es sich selbst, solche Thaten zu üben, solche Denkart zu nähern — und wenige Tage nachher ist der gute Wille und die Empfindung verflogen, aus der er entsprang. Dann seufzt wohl Mancher bei sich leise: „Den Willen habe ich, aber das Vollbringen ist schwer!“ Oder, wie sich Paulus ausdrückt: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. — Es ist wahrlich schwer, ein wahrer Christ zu sein.“

Aber man muß nicht vergessen, daß das ächte Christenthum und die Neigung zu schönen, tugendhaften Handlungen nicht die bloße Folge von raschen Begeisterungen sei, auch nicht immer von lebhaften Gefühlen und Rührungen begleitet sein könne. Dergleichen aufwallende Gefühle sind zwar schön, aber ihrer Natur nach sehr vergänglich. Man muß auch nicht glauben, daß man, um ein wahrer Christ zu sein, unaufhörlich im bürgerlichen Geschäftsleben nur an das Heiligste und an nichts Anderes denken müsse, oder daß man, man thue was man wolle, bei allen Dingen Gott und Frömmigkeit, oder wohl gar Gebete und biblische Sprüche im Herzen oder im Munde bereit haben müsse; nein! — Der Mensch hat zu vielerlei Verhältnisse, die ihn zerstreuen, und doch nur eine einzige Seele. Er muß dem, was er unternimmt und thut, jedesmal seine ganze Kraft weihen, und doch ist seine Kraft so beschränkt. Er kann, er soll sogar nicht beständig beten, er soll auch arbeiten, er soll mit seinen Freunden umgehen, er soll seine Kinder erziehen, er soll sein Hauswesen regieren, er soll sich über mancherlei Nothwendigkeiten unterrichten. Aber wenn er alles dieses thut, soll er es mit Vernunft, mit Ueberzeugung, mit dem Vorsatze thun, es auf die beste, edelste, nützlichste Weise zu vollbringen. Und dies und nichts anderes ist das wahre Christenthum.

So ist denn das Christenthum keine unaufhörliche Begeisterung, kein beständiges Schweben in frommen Empfindungen, kein fortwährendes Gebetesprechen, kein stets Erbaulichredenwollen, sondern eine ruhige, besonnene Stimmung des Gemüths, nichts Unanständiges, nichts Unüberlegtes, nichts Schädliches zu thun, sondern überall das Nützliche, das Wohlthätige, was das Beste anderer Menschen befördert, was Liebe und Frieden erweckt.

Und ist es denn wirklich so schwer, daß ein mit Vernunft begabtes Wesen, wie der Mensch ist, bei allen seinen Handlungen vernünftig denke, spreche und handle? Ist es denn so schwer für einen gesunden Menschen, daß er sich vor Krankheiten hüte, daß er nicht muthwillig ein Messer ergreife und sich selbst verwunde? — Wäre dies nicht Wahnsinn? — Und ist nicht jedes Laster, jede böse Neigung, wodurch ich den Frieden meiner Seele verletze, oder wodurch ich meine irdische und himmlische Bestimmung vernichte, ebenfalls Wahnsinn?

Warum spricht man doch: Es ist so schwer, ein Christ zu sein! — Heißt dies irgend etwas Anderes, als: Es ist so schwer, vernünftig zu sein, und den Wahnsinn zu vermeiden! — Nein, mein Jesus hat gesprochen: Mein Joch ist sanft, meine Last so leicht! Und sein Wort ist heilige, tief empfundene Wahrheit. Er legte den Sterblichen nicht mehr auf, als sie im Stande waren, zu tragen. Er sagte zu ihnen: Seid nur so, wie ihr als vernünftige Geschöpfe selbst wünschen müsset, zu sein; laufet nur dem einzigen Ziele nach, dem ihr als vernünftige Geschöpfe selbst wünschet, nachzueilen, einem wahren Glück, einem dauerhaften Glück, das weder auf Erden, noch in der Ewigkeit gestört werden kann. Thut nur gegen andere Leute, wie ihr als vernünftige Geschöpfe wünschen müsset, daß die Leute gegen euch thun.

Aber welches sind denn die Hindernisse des Christenthums? — Sind es Hindernisse, welche dir andere Menschen machen? — Nein, denn Jeder hat Ehrfurcht und Liebe für dich, wenn du deine Pflichten übst; Jeder liebt dich, wenn du dich durch Edelmuth und gemeinnützige, wohlthätige und freundschaftliche Denkungsart liebenswürdig zu machen weißt. — Oder sind es Hindernisse, welche dir Obrigkeiten und Gesetze in den Weg legen, daß du nicht anders als unchristlich handeln darfst? — Nein, denn alle weltliche Gesetze sind nur Hilfsmittel zur Unterstützung eines tugendhaften Wandels: sie strafen den Beleidiger, den Todtschläger, den Verläumder, den Aufrührer.

So ist also Alles, was dich hindert, als ein Christ zu erscheinen in Rede und That, nicht ausser dir, sondern in dir selbst. Dein Feind liegt in dir; der Störer deiner Zufriedenheit wohnet nirgends, als in deinem Herzen. Erkämpfe dir denn also nur Gewalt über dich selbst, so bist du in demselben Augenblick ein weiser, ein glückseliger Mensch, ein Christ; so bist du auf den wichtigen Punkt hingekommen, wo du wahre Achtung für dich selbst haben, der Liebe deiner Mitmenschen vollkommen würdig, und des Beifalls deines Gottes im Himmel gewiß wirst.

Und wer ist dieser Feind in dir, der dich hindert, christlichweise zu denken und zu handeln? — Es ist deine irdische, thierische Natur; es ist dein Fleisch, es ist deine Sinnlichkeit.

Du ergibst dich verbotenen, unanständigen, wollüstigen Neigungen; du bist mehr Thier, als Mensch. Denn auch das Thier drängt sich zu niederer Wollust; deine Vernunft erröthet davor. — Du bist voll Hasses gegen diesen oder jenen deiner Bekannten — wohl, auch das Thier haßt, aber kein vernünftiges Wesen, welches zwar feindliche Angriffe männlich abwehrt, aber darum nicht haßt, nicht Rache will. — Du betrügst deinen Nebenmenschen mit Hinterlist — auch das Thier hat Hinterlist und Tücke und Schlauheit, aber ein vernünftiges Wesen handelt mit Offenheit, Redlichkeit und Treue; es

thut recht, es will Niemand scheuen. — Du bist stolz, eingebildet auf Vorzüge, ehrgeizig — auch die Thiere haben ihren Stolz, ihren Neid; aber ein vernünftiges Wesen erinnert sich demuthvoll noch mehr an die Tugenden und Vorzüge, die ihm fehlen, als an diejenigen, welche es besitzt.

So ist es also überall das Thierartige in uns, was uns vernünftig-christlich zu sein hindert. Der Lasterhafte ist mehr Thier, der Tugendhafte mehr Geist, mehr Engel.

Doch nichts ist unter den Menschen gewöhnlich ein stärkeres Hinderniß am Christenthum, als der falsche Ehrgeiz. Man schämt sich oft, gut zu sein; man sieht Andere fehlen, und weil diese eine Ehre in der Thorheit suchen, will man zeigen, daß man es auch sein könne. Man fürchtet zuweilen, sich durch Mitleiden verächtlich zu machen, oder durch edelmüthiges Verzeihen einer Beleidigung seinem Widersacher eine Art Triumph zu gewähren, oder durch Gemeinnützigkeit Spott auf sich zu ziehen. — Man schämt sich, Christ zu sein; schämt sich, unter thierischen Wesen seine englische, geistige Natur zu zeigen; schämt sich, das Gebot der Vernunft, die Lehren des göttlichen Lehrers, den Willen der Gottheit zu üben. — Unglückseliger, seit wann hat der Wurm des Staubes größere Majestät, als der ewige Schöpfer, daß du vor dem Urtheil des Wurms erröthest, und den Schöpfer verachtest? — Seit wann ist der Heiland des Lebens, der erhabenste Lehrer der Welt, seit wann ist der göttliche Jesus ein Flecken geworden im Leben und in der Welt, daß du es nicht wagen willst, ihn im Leben und vor der Welt zu bekennen? Wehe dir, es kommt ein Tag, eine Stunde, und den du vor der Welt verläugnetest, er wird dich wieder verläugnen! Nicht sein Blut, nicht sein Opfertod werden dann dich trösten; den du durch ein ganzes sündliches Leben verläugnetest, soll er dich für seinen Jünger erkennen, wenn eine flüchtige Todesangst dich seinen Namen rufen lehrt?

Besiege diesen falschen Ehrgeiz, lege jene falsche Schamhaftigkeit ab; erröthe nicht, unter schlechteen Menschen ein guter Mensch, unter leichtsinnigen, thierisch denkenden Menschen ein besonnener, geistiger Mensch zu sein, und — du bist ein Christ!

Ist es denn so schwer, ein Christ zu sein? — O wahrlich nicht. — Mein Joch ist sanft, spricht Jesus, und meine Last ist leicht. (Matth. 11, 30.)

Das Christenthum befiehlt uns nichts, als dasjenige, was wir uns selbst zur Erhaltung innerer Zufriedenheit und Seelenruhe, zu unserm irdischen und ewigen Glück vorgeschrieben haben würden. — Du willst auf Erden ruhige und zufriedene Stunden leben? Wohl, das Christenthum bahnt dir den allein sicheren Weg dazu. — Du wünschest die Achtung, die Liebe deiner Mitbürger zu besitzen? Das Christenthum gibt dir die Mittel dazu an die Hand. — Du wünschest das Vertrauen deiner Freunde, deiner Vorgesetzten zu gewinnen? Das Christenthum lehrt dich, wie du die Zuversicht aller guten Herzen, und selbst Glauben an deinen Edelmuth bei schlechten, verdorbenen Menschen erregen könntest. — Du wünschest in allen Gefahren kaltblütig, in aller Noth heiter, unter allen Schicksalen unerschütterlich zu bleiben? Dazu macht dich dein Jesus-Glaube, und sonst keine Macht der Welt, kein Erdengott. — Du wünschest weniger Kummer zu haben? Das Christenthum stärkt deinen Muth, deine Denkart; es macht dich zufrieden mit dir und deinem Eigenthum; es gewährt dir den hohen Trost, der nur aus dem Gedanken an eine Alles weise leitende Vorsehung hervorgeht. — Du seufzest unter dem Druck deiner Neider, deiner Verleumder, deiner Verfolger? Das Christenthum hilft dir diese Last tragen; es erleichtert deine Bürde, es beschämt deine Feinde und verwandelt deine Thräne in Lust, deine Niederlage in Triumph. — Nicht umsonst tönt dir Jesu freundliche Stimme: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! — Du wünschest des Himmels schönste Gabe zu haben: nämlich unter allen Verhältnissen fröhlichen Gemüths zu sein? — Das Christenthum gibt dir ein frohes Bewußtsein, eine Heiterkeit der Seele, die immer von neuem wach wird, so oft du an Menschen, oder an Gott, oder an dieses und an jenes Leben gedenkst.

Wie nun, ist es denn so schwer, dein eigenes Glück zu bilden? so schwer, die schönsten Wünsche deines Herzens zu erfüllen? so schwer, deinen eigenen Willen zu thun, an dem dich nichts in der Welt hindert, als du dich selbst? so schwer, ein Christ zu sein?

Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein, wer einmal nur dahin gelangt ist, sich selbst zu überwinden, das heißt, seine bösen Gewohnheiten, seine Temperamentsfehler, seine unanständigen Neigungen, seine bloß auf irdisches Gut abzweckenden, übertriebenen Wünsche zu ordnen, zu beseitigen, abzulegen. Der Mensch aber kann Vieles, wenn er nur ernstlich will. Und er wird ernstlich wollen, wenn er nur einmal ernstlich überlegt hat, wohin ihn seine Fehler endlich bringen; wie viel Verdrießlichkeiten sie ihm zuletzt verursachen können; wie vielen Nachtheil er sich, seiner Gesundheit, seinem guten Rufe, seinen Verwandten und liebsten Freunden stiften wird. Wer so nur einmal ernstlich überlegt hat, nur einmal den ernsten Vorsatz nahm, einen andern, einen bessern Weg einzuschlagen, der findet dann, es sei nichts Unmögliches, gut und glücklich zu sein.

Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein; wohl aber ist es schwerer, lasterhaft zu sein.

Nicht daß es schwer wäre, Sünde zu begehen; aber es ist schwer, im Sündigen zu beharren. Wie viele Hindernisse hat nicht der Lasterhafte zu bekämpfen, um lasterhaft zu sein! — In sich findet er eine ewige, peinliche Furcht, daß seine unerlaubten Handlungen endlich an das Tageslicht kommen werden, daß sie nicht verborgen bleiben können, und wenn er Berge darüber wälzen würde. In sich findet er ein stilles Entsetzen vor dem Blick der Welt, und vor dem Ernste einer furchtbar vergeltenden Vorsehung. — Ausser sich findet er drohende Gesetze der Obrigkeit, die den schlechten Handlungen Grenzen setzen. Ausser sich findet er das schonungslos verdammende Urtheil der Welt, bei der die Erinnerung an unser Gutes leicht wie Rauch ist, und das Andenken an unsere Fehler fest wie ein Marmor steht. Ausser sich findet er thränenvolle Augen seiner Verwandten, seiner Lieblinge; Vorwürfe von seinen Bekannten; Schmach und Verachtung von Fremden. — O mit wie vielen Hindernissen hat der Mensch zu kämpfen, um sich einem Laster ergeben zu dürfen!

Um ein Christ zu sein, ist wenig Sorgens, wenig Nachdenkens vonnöthen. — Der Tugendhafte übt freudig seine Pflicht, freudig seine gute Handlung, und vergißt sie wieder. — Nicht so der Lasterhafte, der Fehlende.

Er denkt noch lange an seine unerlaubten Thaten zurück. Ach, er darf sie nicht vergessen, um sie nicht selbst einst durch Vergeßlichkeit zu verrathen. Er muß durch sein ganzes Leben hin immer rückwärts gekehrten Blicks gehen, immer der Betrachter seiner eigenen Schande bleiben, dem Andenken ihm wie ein ekelhafter Schatten nachgeht. Er muß bei Allem, was er sagt, bei Allem, was er hört, seiner Fehltritte eingedenk sein, damit er sie wieder bemänteln könne, damit ihn die Rache der Welt nicht zu früh treffe, damit er sich nicht in seinen eigenen Fallstricken vergarne und stürze.

Um ein Christ zu sein, bedarf es keiner großen Kunst, mit Menschen umzugehen. Er tritt mit leichtem Herzen vor das Angesicht seiner Obern, mit Harmlosigkeit in den Kreis seiner Freunde, mit Leutseligkeit zu seinen Untergebenen. Sich seiner Treue gegen Alle bewußt, hat er von Keinem einen Vorwurf zu fürchten. Er bewies ihnen nur Gehorsam, Freundschaft, Hilfe; er kann nur erwarten, daß Liebe mit Liebe erwiedert wird. — Nicht so der Fehlende. Er muß darauf denken, wie er sich gegen Jeden besonders betragen will. Ihm ist keine Bewegung und Rede anderer Leute unbedeutend. Er beobachtet mißtrauisch die Augen und Mienen der Menschen. Er will wissen, ob sie ihn durchschauen. Er will auf seiner Hut sein, um nicht durchschaut zu werden. Er will edler scheinen, als er ist, und studirt seine Bewegungen und Worte. Er muß hintergehen, und fürchtet daher, hintergangen zu werden. Ihm fehlt die liebenswürdige Klarheit und Offenheit des Unschuldigen, die Unbefangenheit des Tugendhaften, und — wenn es gilt — der Muth des Christen.

Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein; denn nichts hindert ihn, es zu sein, vielmehr Alles ermuntert zur Wahl und Uebung neuer Tugenden. Denn Gottes Hand hat Alles so in der Schöpfung geordnet, daß wir besser werden, daß wir endlich das Höhere, Geistige, Engelhafte in unserer Natur als das Vorzüglichste schätzen, daß wir uns zum Himmlischen erheben müssen. — Wie viel Belohnungen liegen nicht für ein tugendhaftes reines Gemüth schon in diesem Leben! Wie süß ist es, wenn wir für Wohlthätigkeit Dankbarkeit, für Gemeinnützigkeit Hochachtung, für Redlichkeit Zutrauen, für Keuschheit Ehrfurcht, für Demuth Ehre, für Liebe Liebe ärnten! — Welch ein süßer Genuß liegt nicht sogar in dem Schmerz, welchen wir empfinden, wenn wir unschuldig verkannt oder übel beurtheilt werden! — Wie ermunternd ist nicht dem Christen der Gedanke an das zurückgelegte, seine Hoffnung auf das zukünftige Leben! Wie beseligend wird ihm in der Einsamkeit die Erinnerung an Gott, den hohen, allmächtigen, Alles durchherrschenden, liebenden Vater, und mit welchem Entzücken überströmt die Aussicht in die Ewigkeit sein Gemüth! — Wie? ist es so schwer ein Christ zu sein?

Unendlich schwieriger ist es dem Mann der Sünde, dem Menschen, der seinen Fehlern, seinem Laster treu bleibt, fehlerhaft und lasterhaft zu sein. Ihm lächeln keine Belohnungen, als die er in der Befriedigung seiner leidenschaftlichen Gefühle, in der Uebung seiner Fehler, in dem Selbstkitzel seines Lasters findet. — Ihm schweben nur Furcht, Besorgniß, Argwohn, Kummer zur Seite. — Er sieht nur Drohungen, nur Strafurtheile. Ach, oft gesellt sich am Ende die entsetzliche Verzweiflung zu ihm!

Er strebte nach irgend einem Gut in diesem Leben, das seiner Einbildung das schönste war, und opferte dafür so manche Stunden, seine Unschuld und seine Gemüthsruhe auf. Und hatte er endlich theuer genug, und spät genug, sein Ziel gewonnen, so fand er es wieder mit Dornen umkränzt! Der Gedanke an die Gottheit ist ihm nicht trostvoll, und der Gedanke an die vergeltende Ewigkeit überschüttet ihn mit Grausen. Es kommt die Stunde, da er sein Dasein verwünschen, seine Geburtsstunde verfluchen kann, die ihn in das mühselige, täuschungsvolle Leben hineinwarf — ach, in dieses Leben, das er durch seinen eigenen Wahnsinn verderbte, in dem er Engel sein sollte, und nur thierisch blieb.

Ich wende meinen Blick hinweg von diesem Bilde. Warum unternimmt der Sterbliche doch das Schwerste und Traurigste, warum verschmäht er das Leichteste und Schönste!

Dein Joch, o mein Jesus, ist sanft, darum will ich es mit Freuden nehmen und mit Dankbarkeit. — Deine Last ist leicht, darum will ich sie mit Entzücken tragen. Du kanntest die Schwäche des sterblichen Menschen, darum bürdetest Du ihm nicht mehr auf, als er zu tragen vermochte. Du selbst wardst Mensch, Du selbst zeigtest uns in Deinem wunderbar heiligen Wandel, wie viel der Mensch vermöge. Triumphirend, und am Ende des großen Lebenskampfes stieg Dein himmlisches Wesen zum Himmel zurück!

Möchte auch dies dereinst mein Theil sein! Ich werde im Tode meine irdische, thierische Natur von mir abstreifen, wie eine lästige, unbequeme Hülle, und verklärt und leicht wird mein Geist zu Gott aufsteigen — zu Dir, mein ewiger Vater, zu Dir, der mich durch Jesu Mund zu sich rief, und zu dem empor mich jeden Tag das Schicksal meines Lebens, jede Nacht der gestirnte Himmel winkt.

Nein, es ist nicht schwer, ein Christ zu sein; es ist nicht schwer, o Gott, dein Kind zu sein, und Dich und Deinen Willen mit Inbrunst zu lieben. Es ist nicht schwer, sich aus diesem stürmischen Weltgetümmel hinwegzusehnen nach Dir, und den heiligen Weg dahin zu wandeln, den Jesus Christus mir vorwandelte.

Seid denn geliebt von mir, alle meine Feinde; seid gesegnet von mir, die ihr mich verfluchet; ich will wohlthun euch, die ihr mich beleidiget! Fliehet von mir, lasterhafte Neigungen, entehrende Gefühle, verführerisch lächelnde Sünden! — Nahe dich mir, bescheidene Demuth, heitere Nächstenliebe, fromme Gelassenheit, treue Redlichkeit, standhafte Wahrheit — ihr christlichen Tugenden alle! Nur in eurer Mitte ist Verklärung des Geistes, nur von euch begleitet, sehe ich einst lächelnd den Vorhang des Lebens hinter mir fallen, und vor mir die Pforten der Ewigkeit glänzend aufgehen.

86.

Das doppelte Gesetz in uns.

Röm. 7, 21 — 23.

Gott, welch Verderben wohnt in mir!
Wie oft, wie oft mißfall' ich Dir,
Durch wie viel Sünden! Wer erzählt,
Wie oft der Mensch nur täglich fehlt!
Er, dessen Herz Dir, weil er lebt,
Durch sein Verderben widerstrebt!

Er widerstrebt Dir, wenn ihn auch
Erleuchtet Deines Worts Gebrauch,
Nur, Herr, durch Deines Geistes Kraft.
Wird er gerecht und tugendhaft.
Der Geist ist willig, aber, ach!
Durch seiner Sinne Reizung schwach!

Wer hat nicht schon, wie Paulus, klagen müssen: Denn ich thue nicht, das ich will, sondern das ich hasse, das thue ich! (Röm. 7, 15.) Wer hat nicht, wenn er auf seine Handlungen Acht gab, und wie selten sie mit allen guten Vorsätzen übereinstimmten, die er genommen, wie Paulus sagen müssen: So finde ich in mir nur ein Gesetz, der ich will das Gute thun, der ich Lust habe an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen. Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe, und nimmt mich gefangen in der Sünden Gesetz, welches ist in meinen Gliedern. (Röm. 7, 21—23.) Schwanken wir nicht unaufhörlich zwischen diesen beiden Gesetzen? Während unser inwendiger Mensch, der Geist, das göttliche Gesetz der Tugend und Heiligkeit ehren muß, handelt er, nicht wie er selbst will, sondern wie ihm das Gesetz in seinen Gliedern; die Sinnlichkeit, gebietet.

Dieser Widerspruch in der menschlichen Natur beschäftigte schon mehr als einmal das Nachdenken der Christen, um ihn zu erklären. Viele hielten die dem göttlichen Willen widerstreitenden Begierden für Einwirkungen oder Anfechtungen des Satans — aber kein anderes Wesen, als Gott selbst, hat Macht über uns. Viele glaubten, Gott führe uns selbst in Versuchung — aber Gottes Wort erklärt mit Ernst: Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen, er versucht Niemand. Sondern ein Jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird. (Jak. 1, 13. 14.)

Am herrschendsten ward durch das ganze Alterthum aber der Gedanke, daß der Mensch ursprünglich in einem vollkommenen Zustande gewesen sei, den er hernach durch Entartung und durch Ungehorsam gegen Gott verloren habe. Und die Sünde, welche den Menschen von Gott trennte, sei im ganzen Geschlecht der Sterblichen schon durch die Geburt fortgepflanzt und erblich geworden.

Diese Vorstellungsart war auch zu Zeiten der Apostel Jesu unter den Heiden und Juden noch ziemlich allgemein; daher nahmen die Apostel darauf in ihren Briefen an die christlichen Gemeinden große Rücksicht, und gründeten darauf einen neuen Beweisgrund für die Wichtigkeit der neuen von Jesu verkündigten Religion. Sie zeigten nämlich, daß wie durch Eines Menschen Sünde die Verdammniß über alle Menschen gekommen sei, also sei auch durch Eines Menschen Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen, und zwar durch Christum Jesum. (Röm. 5, 18.)

Jedoch die mannigfaltigen Vorstellungsarten der Sterblichen über den Ursprung der Sünde in der Welt, die eine Schöpfung des Allerheiligsten ist, können auf das Wesen, auf die Wahrheit und Göttlichkeit der Religion Jesu keinen Einfluß haben. Mochten daher auch die Menschen in diesen und ähnlichen Dingen noch so sehr von einander abweichende Meinungen hegen: Jesus Erlösungswerk ward darum nicht minder seligmachend.

Erst als nach einigen Jahrhunderten das Christenthum siegreich geworden, und das Sinnbild desselben, das Kreuz, weit umher aufgepflanzt war; als die Verfolgungen der Bekenner Jesu aufgehört hatten, und ihren Nachkommen Sicherheit, Ruhe, Wohlstand und Herrschaft geworden war; entstand mannigfaltiger Streit über die Mannigfaltigkeit von besondern Vorstellungsarten. Da entstanden Lehren und Sätze über Dinge, die der Mensch bei der Beschränktheit seiner Einsichten unmöglich ergründen kann; da verfolgte man sich wegen gegenseitiger Irrthümer; da ward erst der Name der Ketzerei erfunden, und Christen wütheten nicht selten gegen Christen mit dem Schwert in der Faust um ihrer Meinungen willen. Aber der Glaube, den Jesus gegeben, sein Erlösungswerk, seine heilige, von Sünden reinigende, zu Gott wieder hinführende Lehre blieb über allen Streit und allen Zweifel erhaben. Nur um menschliche Vorstellungsarten wurde gekämpft, die zuletzt doch immer verschieden geblieben sind. Darin besteht der wesentliche Unterschied des Göttlichen vom Menschlichen, daß das Göttliche allgemein und ewig ist, und von allen mit Verstand und Vernunft begabten Wesen immer als unwidersprechliche Wahrheit anerkannt wird. Das Menschliche hingegen richtet sich nach Ländern, Zeitaltern, Kenntnissen und Erfahrungen, und wechselt immerdar und behält nie seine Gestalt.

So ist auch über die Natur der Erbsünde viel Entzweiung gewesen. Viele haben sie nach ihrer eigenen Weise erklären wollen; Viele hingegen an ihrem Dasein selbst gezweifelt, und sich nicht überreden mögen, daß um Eines Menschen Fehltritt willen der Hang zum Bösen erblich geworden sei durch das ganze Menschengeschlecht aller Jahrtausende. Inzwischen redet doch die heilige Schrift an vielen Orten deutlich von der angebornen Neigung des Menschen zum Bösen. Eben so sprechen in ihr die ältesten Urkunden des menschlichen Geschlechts von einem ehemaligen vollkommneren Zustand desselben, von einer Entzweiung desselben mit Gott durch Abweichung von dessen Gesetzen, und von dem daraus in der Welt entstandenen und fortgepflanzten Verderben.

Zwar haben noch in neuern Zeiten manche Ausleger der heiligen Schrift dies entweder mit Kühnheit verwerfen wollen, als widersprechend mit der Erhabenheit und Weisheit Gottes; oder haben es deuten wollen als Meinung des hohen Alterthums, erfunden zur Erklärung des hohen Uebels in der Welt, oder zur Vermehrung tugendhaften Eifers.

Aber in den heiligen Schriften des Christenthums erkenne ich die ältesten und heiligsten Bücher des Menschenthums, erkenne ich die Aussprüche der Gottheit durch ihre Werkzeuge und Boten an das Geschlecht, zu dem ich gehöre. Vieles darin ist uns mit den längst verschwundenen Zeiten dunkel geworden; selbst die Sprachen, in welchen jene Bücher verfaßt sind, werden nicht mehr von lebenden Völkern geredet. Und doch klärt sich selbst in unsern Zeiten durch das anhaltende Forschen der Weisen, durch die Untersuchungen von Reisenden in entfernten Gegenden, durch Prüfung der alten Geschichten und Sagen anderer Völker, durch die Vervollkommnung der Erkenntniß und Wissenschaft überhaupt, manches Dunkel der Vorzeit wunderbar auf, und bestätigt sich Vieles, was aus Unwissenheit vorher der Zweifel verdächtig gemacht oder verworfen hatte.

Es ist die Lehre der heiligen Schrift, daß in den ersten Zeiten der Schöpfung der Mensch herrlicher und besser gewesen sei. Er war geschaffen nach dem göttlichen Ebenbilde. Er wohnte in einer anmuthigen Gegend, Eden geheißen, deren Fruchtbarkeit Alles hervorbrachte, was zu seinen Bedürfnissen vonnöthen war. Allein das Paradies ging verloren, und die ganze Erde verlor ihre Gestalt. Wie sie, so haben sich die Menschen verwandelt.

Mit diesen Zeugnissen der heiligen Schrift stimmt seltsam überein die aufbewahrte Sage der ältesten Völker des Morgenlandes. Ja wir haben in neuesten Zeiten auffallende Spuren gefunden, daß vor undenklichen Weltaltern auf dem Erdball ein immerwährender Sommer und Frühling geherrscht haben müsse; wir haben Beweise und Spuren gefunden von Berechnungen uralter Völker über den Lauf der Erde und ihren Stand der Sonne, der ehemals offenbar anders gewesen ist, als in unsern Tagen. Selbst die Beobachtungen unserer heutigen Himmelsbeobachter bestätigen es, daß, so wie die Sonne jetzt in schiefer Richtung von mittäglicher nach mitternächtlicher Weltgegend, und so wieder von der mitternächtlichen nach der mittäglichen zurück, alle Jahre einmal geht (oder vielmehr zu gehen scheint), wodurch eben die Verschiedenheit der Länge in den Tagen und Nächten, so wie die Abwechselung der Jahreszeiten entsteht — die Sonne ehemals in genauer Mittellinie, gleich weit von der mittäglichen und mitternächtlichen Gegend, gelaufen sein müsse. Noch gegenwärtig ändert die Erde ihren Stand also zur Sonne, daß diese nach und nach wieder der besagten Mittellinie näher bleibt; doch geschieht es sehr unmerklich.

Wenn nun die Sonne beständig ihre Bahn in der Mittellinie, immerdar gleich weit vom mitternächtlichen und mittäglichen Pol des Erdballs, hatte, so mußte in den Ländern, die gleich weit von beiden Polen des Erdballs liegen, ein immerwährender Sommer, und in den Ländern an den Polen, die jetzt von beständigem Eis und Schnee bedeckt sind, ein ewiges Frühjahr Statt finden. Da die Erde, wie gesagt, obgleich sehr unmerklich langsam, ihren uralten Stand gegen die Sonne wieder einnimmt, so daß die Annäherung des Sonnenlaufs zu oft erwähnter Mittellinie in hundert Jahren kaum dreiunddreißig Sekunden beträgt: so wird es noch eine Millien und achtundneunzigtausend Jahre währen müssen, ehe dieser Erdball die Zeiten des ewigen Frühlings wiedersehen kann.

Was war aber die Erde in jenem Alter, da ein unwandelbarer Lenz sie alle Tage mit Blumen und Früchten schmückte bis zu den entferntesten Mitternachtländern, die jetzt von ungeheuern Schnee- und Eisfeldern begraben und unzugänglich geworden sind? Wie anders war ihre Oberfläche! Wo wir jetzt wohnen, wuchsen damals die Palmen und süßen Früchte der warmen Länder, und jene erstarrten Eisfluren in Mitternacht waren bewohnt und mit tausend Blumen geschmückt. Es war eine kräftige Welt von Thieren und Pflanzen, die nicht durch die Rauheit oder den jähen Wechsel der Jahreszeiten litt; es war ein längeres Leben selbst der Menschen gedenkbar, die einfacher lebten, und deren Körper nicht durch die Gewalt der ändernden Witterung angegriffen und nach und nach verzehrt ward.

Noch in unsern Tagen finden Reisende in den kalten Eisländern Spuren genug, daß sie ehemals bewohnter, bekannter und von einem mildern Himmel angelächelt worden sind. In unserm deutschen Vaterlande hat man noch in der Erde halb zu Stein, halb zu gelbem Staub gewordene Palmenwälder entdeckt. Ein größeres Thiergeschlecht lebte damals in Wäldern und Feldern. Noch jetzt werden unter der dicken, zuweilen nie schmelzenden Eisrinde der Nordländer die ungeheuern Gebeine, selbst wohlerhaltene Stücke Fells von Thieren gefunden, deren Bau, Gestalt und außerordentliche Größe uns in Erstaunen setzen, und von deren Gattung kein lebendiges mehr auf der Erde gesehen wird. Sogar Elephanten und Nashörner und andere Thiere, welche heutiges Tages nur in den wärmsten Ländern erblickt werden, zeigen noch jetzt ihre unverweseten Gerippe in jenen todten kalten Schneewüsten. Es war also doch einmal auf Erden anders als jetzt. Es war also doch einmal ein Paradies, ohne Wechsel der Jahreszeiten.

In jenen schönen Urzeiten, so lehrt die heilige Schrift, ging der Mensch sündenrein aus Gottes Hand hervor. Er war mit Gott enger verbunden, als in spätern Zeiten, da er sich von ihm mit sündigem Antlitz abwendete. Was sollen wir dazu sagen? Aber noch in unsern Zeiten entdecken wir unzweifelbare Spuren in der Geschichte, daß vor undenkbaren Zeiten ein Menschengeschlecht gelebt haben müsse, welches, einiger mit der Natur, und nur mit dem Göttlichen vorzugsweise beschäftigt, uns an Weisheit und Kenntniß übertroffen hat.

Wenigstens muß es noch heutiges Tages unsere Bewunderung oder unser Befremden erregen, daß die allerältesten Völker der Erde, von denen wir noch Nachrichten und Ueberlieferungen behalten haben, sehr richtige Vorstellungen von der Gottheit, von der Unsterblichkeit, von der Welt, und selbst von den Bewegungen der Gestirne besaßen, während sie noch nichts von Künsten und Lebensbequemlichkeiten, nichts von allerlei sinnvollen Werkzeugen und Einrichtungen wußten, auf die wir jetzt so gern stolz sind. Von jenen Urbegriffen bewahrte sich nachher bei den ihnen nachfolgenden Geschlechtern nur ein verworrenes, entstelltes Gedächtniß, und ein Schatten und Thun, ohne Einsicht der Grundsätze.

Der Hauch der Gottheit, der menschliche Geist, der die Gestalt des Sterblichen beseelt, damals seinem Ursprung noch näher, war mit der Natur, dem Gotteswerk, verschwisterter, als heute, und nur Sehnsucht nach göttlichen Dingen leitete ihn. Gott offenbarte sich ihm, und in ihm und durch ihn, wie Gott sich noch heute in der Natur und durch sie offenbart. Der Mensch war eins mit der Natur, und heilig wie sie. Nicht daß er, sich selbst unbewußt, die Wahrheit gedacht und gethan hätte, wie noch heute das Thier den dunkeln Naturtrieben gehorcht: sondern er erkannte Alles, was ist, wie es ist, ungetrübt durch fremdartige Begriffe und Erfindungen, die erst Folgen später erwachten Leidenschaften sein konnten. Und welche verwirrenden Begierden und Leidenschaften hätten in jener Zeit entstehen können, da noch kein Reichthum locken, keine Ehre reizen konnte, da noch keine verwickelten bürgerlichen Verhältnisse Statt fanden, kein Vorurtheil, kein Aberglauben erfunden war? Warum soll ich nicht glauben, daß Gott den Menschen, als er ihn ins Dasein rief, in seiner Art wenigstens eben so vollkommen bildete am Geist, wie das Thier und dessen Geist in seiner Art?

Im Menschen war von der Majestät, Einfalt, Harmonie und Wunderbarkeit der Natur ein heller Wiederklang, dem wir uns heutiges Tages nur durch künstliches Bemühen nähern (durch Abstreifen der von Menschen erfundenen Irrthümer), und das war der Urmensch durch sich selbst. Warum soll ich glauben, der Schöpfer habe für seine Erschaffenen erst Irrthümer erfunden, statt sie in Einfalt die Dinge erblicken zu lassen mit Wahrheit und Klarheit, wie sie sind? Oder wie soll ich mir die Spuren der Einsicht von göttlichen Dingen bei uralten Völkern erklären, die den Lauf der Gestirne kannten, Unsterblich-

keit und Gottheit, ehe sie noch verstanden, Hütten zu bauen oder Kleider zu weben? Leset die ältesten Sagen der Morgenlandsvölker: ihr werdet in ihnen noch die Trümmer der alten Urbegriffe, wenn gleich oft schon mißverstanden, wiederfinden, und ein ehrfurchtsvolles Hindeuten auf eine heiligere, weisere Menschheit vor ihnen.

So gewiß sich noch heutiges Tages Alles, das Größte und Kleinste der göttlichen Schöpfung, in den ewigen Gesetzen des Schöpfers bewegt, wie es zweckmäßig und recht ist: so bewegte sich der gottgeschaffene Mensch ursprünglich in den ewigen Gesetzen des Wahren und Guten, und gedachte keines Andern, weil es noch nicht erfunden, auch keine Versuchung da war, etwas Anderes zu denken.

Aber die Sinnlichkeit trat leise hervor. Frei und mit Willkühr stand der Mensch zwischen dem Reiz der Sinne und der Geistesgesetzgebung. Er versuchte, auch was ihm die Stimme Gottes untersagte, seine eigene Einsicht gemißbilligt hatte. Er fiel. So entsprang die Sünde.

Und mit der Vermehrung des Menschengeschlechts vermehrten sich die äussern Bedürfnisse. Das Nachdenken vom Göttlichen lenkte sich auf das Irdische. Leidenschaften entsprangen aus den vielen neu erfundenen Verhältnissen. Immer wichtiger war dem Menschen die Pflege seines Körpers, das Vergnügen der Sinne. Er verlor immer mehr von der alten, angestammten Majestät und Reinheit des Gemüths. Er verirrte sich durch widernatürliche Beschaffenheit von der Wahrheit der Schöpfung; er entzweite sich mit der Natur, und ward selbst unnatürlich. Er entartete zuletzt zu einem Geschöpfe der Kunst, unähnlich dem ersten Ursprung, getrennt vom Himmel, getrennt von Gott, nur mit dem Irdischen eins und gemein. So allerdings war die Sünde erblich. Irrthum, Sünde und Leidenschaften, diese Entartungen oder Krankheiten der Seele, pflanzten sich fort von Geschlecht, wie sich Krankheiten des Leibes fortpflanzen, wenn Aeltern, Kinder, Enkel und Urenkel in ähnlicher Unnatürlichkeit der Lebensart verharren. Und so ist nun in uns ein doppeltes Gesetz, und der Mensch kämpft zwischen beiden. So finde ich in mir nun, wie Paulus sagt, ein Gesetz, der ich will das Gute thun; denn ich habe Lust an Gottes Gesetz, nach dem inwendigen Menschen. Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüth, und nimmt mich gefangen in der Sünden Gesetz, welches ist in meinen Gliedern. (Röm. 7, 21 — 23.)

Ach, wie oft sinkt der Geist hinab in die Gewalt des Irdischen; wie oft verschmäht er die Einfalt der Wahrheit für den Glanz des Irrthums; wie oft das ewige Recht für die thierische Armuth einer Leidenschaft; wie oft die Heiligkeit und Reinheit des Gemüths für den Beifall und das Ansehen unter sinnlich denkenden Menschen; wie oft das Ewige und Göttliche für das Niedrige, Vergängliche und Gemeine! Ich elender Mensch, seufzte der weise Apostel, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes, das ist, von diesem sterblichen Leibe, von der Gewalt der Sinnlichkeit, die allein aus ihm entspringt? Christus Jesus, der Welterlöser, ist's, der uns den Sieg gegeben hat. Er, durch seine himmlischen Mittheilungen, stellte in uns wieder das göttliche Ebenbild her, wie es ursprünglich gewesen, indem er uns wieder auf den Weg der Natureinfalt und ewigen Wahrheit zurückleitete, auf welchem der gottgeschaffene Urmensch wandelte, indem er uns wieder mit Gott versöhnte, von welchem sich die Menschheit verloren hatte, und lehrte ihn als Schöpfer, als Vater, als Liebe, anbeten und lieben, wie der erste der Sterblichen es in seiner Vollkommenheit gethan. Darum wollte Jesus der Göttliche, der Mensch solle, seines hohen Ursprungs würdig, nur in Gott leben; er solle die Welt, das Irdische, gering achten, und nur nach dem trachten, was da droben ist; er solle genügsam sein mit Wenigem, weil wir zur Bekleidung und Erhaltung unsers Körpers nur wenig gebrauchen; statt dessen seinen Geist mit der Erkenntniß der Gottheit und mit Betrachtung des Himmlischen erheben. Darum ermahnte er, den Willen seines Vaters zu vollbringen, als das höchste Lebensgeschäft anzusehen, nicht aber das Einsammeln von Schätzen, das Glänzen mit köstlichen Kleidern, das Gewalthaben unter den Leuten. Er selbst gab das große Beispiel. Er zeigte, wie das Wiedereinswerden mit der Natur und mit Gott möglich sei. Er verläugnete alle sinnlichen Bequemlichkeiten: er war mit dem Wenigen zufrieden, was ihn kleiden und nähren konnte; er lebte nur, um wohlthätig beizustehen, um segensvoll zu wirken, um Freude zu verbreiten, wie Gott; er achtete die vom gemeinen Menschen hochgepriesenen Güter der Welt gering, ja das Leben selbst so gering, daß er es den Sündern um der Sünde willen dahin gab. Heiligkeit des Geistes, Einheit mit Gott war ihm unendlich höhern Werthes, als Schmerzen und Tod ihm jemals furchtbar sein konnten. Daher ist die Kraft seiner Gemeinschaft in uns mächtig, indem sie in uns Neues bewirkt, und einen neuen Menschen schafft.

So steht in uns das doppelte Gesetz: das Gesetz Gottes in unserm Gemüthe, das Gesetz der thierischen Lust in unsern Gliedern. Und blicke ich nun auf die Menschheit, wehe! wie tief im Irdischen liegt sie da versunken, wie unähnlich ihrem ersten Ursprunge, als wäre ihr niemals eine Kunde zugekommen, wie sie ehemals gewesen, als hätte kein Christus gelebt, um das göttliche Ebenbild wieder in uns herzustellen und das untergegangene Gottesreich wieder aufzurichten!

Sehet, wie Jeglicher für das Irdische athmet; der Arme für seinen Bissen Brod und seine Hütte; der Reiche für seine Tafel voller Leckerbissen und seinen Palast; der Arme für sein Handwerk, seine Kunst; der Reiche für seinen Goldhaufen und Ruhm! — als wenn denn das Alles wäre, und nichts darüber; als wenn dieses Gold und die Kunst, diese Hütte und dieser Palast — Alles endlich doch nur Staub und Koth — durch Ewigkeiten hinweg dauerte; als wenn der Mensch nur ein schlaueres, kunstvolleres Thier wäre, sich keines Gottes bewußt, mit keiner Ewigkeit bekannt, als wenn mit dem letzten Athemzuge der Lunge der göttliche Hauch, der diesen Leib beseelt, der Geist, Asche wäre und Nichts! Ist die Gottheit, der höchste Geist, ein Nichts? Ist das Weltall mit seinen Wundern nur für heute erbaut? Ist Jesus der Göttliche nur als ein Traumbild ins Leben getreten? — O, wem rufe ich zu? Wer höret meine Stimme? Wer versteht meine Sprache? Da liegen sie, die Tausende, unter dem Gesetz des Todes und der Sünde, und wühlen im Staube gierig, den Thieren gleich, nach Nahrung und Behaglichkeit, und suchen Glückseligkeit im Goldmetall, Hoheit auf Stühlen von ihrer Hand gebaut, Macht durch die Schrecken des mörderischen Eisens, Ewigkeit in Papier und Steinschrift! Sie hören meine Stimme nicht; die unter den Erdensüchtigen verhallt, wie in einer Wüste,

sie verstehen meine Sprache nicht, nicht die Töne des Alterthums, nicht die erhabenen Deutungen der Urwelt, nicht den Sinn des göttlichen Ebenbildes, das Du warst, Jesus Messias! — — Sie liegen unter dem Gesetz des Todes und der Sünde, machtlose Sklaven ihrer Lüste, und wenden schaudernd den Blick weg vom Höhern und Göttlichen, wie von Erscheinungen aus andern Welten, und sprechen vom Gesetz Gottes: Es ist nicht möglich! Dahin reicht Menschenkraft nicht, es zu erfüllen! — Es dünkt sie bequemer, daß sie glauben, Jesus sei für ihre Sünden gestorben, und wir können durch sein Verdienst und die Gnade Gottes gerecht werden, und dabei thun, was ihr rohes Herz erfreut. Es dünkt sie bequemer, an Jesum zu glauben, als nach Jesu Lehre und dem Willen des Vaters zu handeln! O sie verstanden Jesu Tod nicht, und entweihen mit unreiner Deutung den hohen Begriff der göttlichen Gnade.

Und ich, o ich selbst schwanke, ein schwacher Mensch, zu oft noch zwischen dem Gesetz des Göttlichen und Irdischen! Ich sehe, wohin ich zu ringen habe, und erliege noch oft unter der Gewalt sinnlicher Einflüsse. Den Willen habe ich wohl, aber wie oft mangelt das Vollbringen! — Aber mein Muth soll nicht wanken, auch wenn meine Kraft bricht. Das Gesetz des Geistes, der da lebendig macht in Christo Jesu, soll mich frei machen von dem Gesetz der Sünde. Derselbige Geist gibt Zeugniß meinem Geist, daß auch ich ein Kind Gottes bin, geboren für die Ewigkeit, geweiht zu endlicher Vollendung.

Bin ich denn ein Kind Gottes, so bin ich auch Erbe, nämlich Gottes Erbe und Miterbe Christi. So will ich die Welt verschmähen lernen und den Zepter der Sünde brechen; ich will leiden und leben wie Du, o göttlicher Wiederhersteller meiner Menschenwürde, auf daß auch ich zur Herrlichkeit erhoben werde! Denn ich halte dafür, daß dieser Zeit Leiden und Aufopferungen irdischer Lust nicht werth seien der Herrlichkeit, die an uns soll offenbart werden.

Ein neues, großes Gefühl durchbebt und erhebt mich. Der Gedanke unsers Ursprungs ist nicht minder begeisternd zum Himmlischen, als der Gedanke unserer Bestimmung. O wie selig bin ich, Gott, Dein Kind zu sein! Ich will keine Freude haben, als Dich, in Dir athmen, in Dir handeln, liebend, segnend, einfach, wahrhaft, und Jesu Offenbarungen in der Brust, und die Hoffnungen der Ewigkeit im Auge. Amen! Vater im Himmel, belebe mich mit Deinem heiligen Geiste! Amen.

87.

Unüberlegte Gelübde.

Richter 11, 30—40.

Was hat der Mensch, das er Dir gebe,
Gabst Du nicht Alles ihm zuvor?
Du willst nur, daß er heilig lebe,
Und Christus leuchtete ihm vor.
Nicht Opfer und Gelübde, nein,
Sein Herz nur forderst Du allein.

Du selber sprachst: Mit Wohlgefallen
Blick ich nur auf Barmherzigkeit!
Nicht bin zu euern Opfern allen,
Die ihr mir auf Altären weiht!
Gott ist ein Geist! so betet dann
Im Geist ihn und in Wahrheit an.

Nicht Weihrauch bring ich und nicht Myrthen,
Zur Gabe, Herr des Weltalls, Dir;
Mich soll kein Aberglaube irren;
Nimm nur dies treue Herz von mir!
O ew'ge Liebe! laß es Dein
Und ewig Dir geheilige sein!

In jenen Tagen, da Moses schon und Josua nicht mehr ihrem Volke vorstanden, und dieses in seinen eroberten Sitzen ohne König, ohne gemeinsamen Anführer lebte, und nur von Zeit zu Zeit, wenn Gefahr drohte, sich den edelsten und tapfersten Mann eines Stammes zum Feldherrn und Richter erkohr, — in jenen Tagen war auch Jephthah von Gilead zu solcher Würde berufen. Denn das Volk war in großer Bedrängniß durch die Kriegszüge der Ammoniter.

Jephthah, welcher wegen unehelicher Geburt aus seiner Heimath verstoßen war, und im Lande Tob lebte, wo er lose Leute um sich gesammelt und Streifzüge nach Beute gethan hatte, fand sich durch die Bitten seines Volks geschmeichelt. Die Aeltesten von Gilead schworen ihm im Namen desselben, er sollte Aller Haupt sein, wenn er gegen die Ammoniter siegreich wäre. Nun beseelt von Ruhmbegier stellte er sich an die Spitze der israelitischen Kriegshaufen und führte sie gegen Ammon. Da machte ihm des Feindes Macht Besorgniß. Und er gelobte dem Herrn ein Gelübde und sprach: Gibst Du die Kinder Ammon in meine Hand: was zu meiner Hausthür herausgeht, wenn ich mit Frieden wiederkomme von den Kindern Ammon, das soll des Herrn sein, und ich will es zum Brandopfer opfern.

Er ging, eroberte zwanzig Ortschaften Ammons und besiegte die Feinde in großer Feldschlacht. Da er nun heimkehrte als Sieger, gedachte er seines Gelübdes. Wehe! und wie er zu den Seinigen kam, trat ihm aus seinem Hause entgegen seine Tochter, sein einziges Kind, mit Pauken und Reigen, jubelnd zum Empfang des siegreichen, zärtlich geliebten Vaters.

Da durchbebten ihn Entsetzen und Verzweiflung. Er zerriß im Schmerz seine Kleider. Ach, meine Tochter, schrie er: wie beugst du mich und betrübest mich! — Nun war allgemeine Trauer in Israel. Mit ihren Gespielen trauerte die Jungfrau in der Einsamkeit des Gebirges zwei Monate, sich vorzubereiten für das väterliche Gelübde. Da kam sie. Dann ward sie das traurige Opfer. Lange Zeit war es Gewohnheit, daß die Jungfrauen in Israel jährlich vier Tage den Opfertod der Tochter Jephthah's beklagten.

Welcher gefühlvolle Mensch könnte jemals Jephthah's Gelübde und dessen schreckliche Erfüllung ohne Schaudern vernehmen? Wem mußte dabei nicht der Gedanke erwachen: konnte dem Gott der Barmherzigkeit und Liebe ein solches Gelübde angenehm sein? angenehm, daß ein Vater sein einziges Kind umbrachte? — Freilich, Gott wehrte nicht das Gelübde ab; er verhinderte auch nicht, daß die Tochter Jephthah's die Erste war, welche aus ihres Vaters Hause trat: aber daß Gott nicht das Unüberlegte, oder die schrecklichen Folgen einer übereilten Handlung verhindert, beweiset keineswegs, daß er ein Wohlgefallen daran habe. Es beweiset nur, daß Gott den freien Willen der Menschen nicht beschränkt. Ohne diese Freiheit wäre ja keine Tugend möglich; wäre ja jeder Sterbliche ein todtes Werkzeug, wie der Stein, welcher aus sich

selbst nicht handeln kann. Wozu gab Gott uns den Willen, wenn wir ihn nicht gebrauchen; wozu die Leuchte des Verstandes, wenn wir durch unbekannte Macht gezwungen würden, zu handeln, wie sie es gut fände? Wozu Strafen für unsere Sünden, wenn Gott selbst unsern Willen beschränkte, daß wir nicht thun könnten, was wir möchten; sondern allein das, was wir nach seinem Rathschlusse thun müßten?

Die unrichtige Vorstellung von der Einwirkung Gottes auf unsere Handlungen veranlaßt auch in unsern Tagen noch mancherlei Verirrungen. — Es ist Pflicht, sich darüber zu belehren. Auch in unsern Tagen wird wohl bei einem inbrünstigen Gebete manches Gelübde gethan. Es ist Pflicht, vor dem Unüberlegten und Schädlichen zu warnen. Denn Gott selbst sind dergleichen Versprechungen nicht immer angenehm. Wären sie es: so würde er uns durch Jesum, seinen Sohn, dazu aufgefordert haben.

Unter Gelübden versteht man gewöhnlich ein feierliches Versprechen, irgend etwas uns Schwerfallendes zu leisten, wenn die Gottheit dafür unsern geheimen, inbrünstigen Wunsch erhören will. Geht der Wunsch in Erfüllung, hält man sich verpflichtet, das Versprechen zu halten, was man dem Himmel, oder Gott und seinen Heiligen, gethan hat.

Zwar läßt sich nicht läugnen, daß das Ablegen eines Gelübdes immer ein frommes, sich gern mit Gott beschäftigendes Gemüth voraussetzt. In dieser Hinsicht könnte es als ein löbliches Zeugniß religiösen Sinnes gelten. Auch läßt sich nicht läugnen, daß derjenige, welcher Gott Gelübde darbringt, es mit kindlichem Herzen, mit Glauben, mit Inbrunst thut. Und wäre selbst das Gelübde vergebens, bleibt doch das Herz ehrwürdig, welches dasselbe that, vorausgesetzt, daß es ein edles Gelübde sei für eine edle Sache. — Aber läugnen läßt sich auch von der andern Seite nicht, daß ein Mensch, der Gott durch Darbringung von Gelübden zu bewegen hofft, ihm einen Wunsch zu gewähren, von dem Verhältnisse der göttlichen Liebe zum Menschen, von der Natur des rechten Gebetes und von dem Geist des wahren Christenthums keine richtige Vorstellung habe. Er kann mit Glauben und Vertrauen bitten, aber er bittet zugleich mit Eigensinn.

Jesus Christus, der hohe, göttliche Offenbarer des göttlichen Willens, hat uns nie ermahnt, in unsern Gebeten Gelübde zu thun, um dadurch den Herrn unsern Gott zu vermögen, zu thun, was wir begehren. Vielmehr er warnte vor allem Mißbrauch im Gebet. Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr bittet! sprach er. (Matth. 6, 8.) Er warnte vor allem Eigensinn in unserm Gebet, und daß wir darin nicht dem Allweisen vorschreiben, was wir von ihm erwarten. „Nur Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel!“ so lehrte er beten. Er warnte sogar, Gott äusserliche Gelübde und Opfer darzubringen; denn Gott sei ein Geist, er müsse also nur im Geist und in der Wahrheit verehrt werden; er sehe auch nicht auf der Menschen Gelübde, Opfer und Worte, sondern allein auf ihre Tugenden. Ich habe Wohlgefallen an der Barmherzigkeit und nicht am Opfer. (Matth. 12, 7.) — Ja, Jesus selbst, in den allerbängsten Stunden seines Lebens, wenn er in den Einsamkeiten weinte, wenn er auf dem Oelberge blutigen Schweiß vergoß in seiner Todesangst, that er dennoch niemals ein Gelübde. Er rief nur: „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch vorüber!“ Er fügte mit frommer, wahrhaft kindlicher Ergebung hinzu: Nicht mein Wille geschehe, sondern der Deinige! So lehrte der Heiland des Lebens beten, so betete er selbst. So beteten die Apostel! Keiner von ihnen ermahnte, man solle Gott durch Gelübde bewegen, unsern Willen dem seinigen vorzuziehen.

Und in der That, wie irrig muß die Vorstellung dessen von Gott sein, der gleichsam durch Geschenke ihn bestechen zu können vermeint! Denn was sind Gelübde und Opfer anders, als eine Art Gott bestechender Geschenke? — Man bietet etwas an, um dafür Erhöhung eines andern Wunsches zu erhalten. Aber, o du thörichtes Kind, was kannst du dem Herrn der Welt darbieten aus seinem Reiche, aus deinem Leben, das nicht schon sein Eigenthum wäre? Ist nicht dein Athemzug sein Eigenthum? — Und wenn, was du ihm im Gelübde darbietest, ohnehin deine Pflicht wäre, die du vollstrecken sollst: was bietest du ihm, da du es ohnedem schuldig bist? Und wenn du ihm nicht das, was du geloben möchtest, thust: was kann Gott dadurch verlieren? — Ist nicht alles dein eigener Verlust? — Wenn ein Kind seine Aeltern um etwas anfleht, das ihm oder Andern zum Schaden gereichen könnte, und wenn es mit den heißesten Thränen fleht, werden die Aeltern den Wunsch des unverständigen, kurzsichtigen Kindes erfüllen? Und wenn dieses mit beharrlichem Eigensinn fortführe zu bitten, und, um die Erfüllung des Wunsches zu bewirken, den Aeltern ein Stückchen Brodes böte, das es von ihnen empfangen, würden die Aeltern den Sinn des Kindes thun? Und wenn dafür das Kind gelobte, künftig recht gehorsam zu sein, — würden die Aeltern nicht sagen: dies ist auch ohnedem deine Pflicht; du würdest dich durch Ungehorsam selber in Schaden setzen! — Und so, wie dieses Kind, steht der Mensch zu Gott. Ach, und der Sterbliche, wer er auch sei, ist vor dem Allweisesten noch unendlich unwissender und kurzsichtiger, als ein unmündiges Kind vor irdischen Aeltern.

Man pflegt nur Gelübde zu thun, wenn irgend ein besonderer Wunsch hart am Herzen liegt. Da ist größere Inbrunst und Heftigkeit des Gebetes. In allem Andern haben wir uns sonst gern auf die Weisheit und Güte des ewigen Vaters verlassen: hier aber schreien wir zu Gott, gleichsam als könnten und wollten wir durch unsern Ungestüm erzwingen, daß er unsern Willen erfülle, oder als wäre unsere Weisheit höher, denn Gottes Weisheit. Ein solches Gebet ist wohl das Gebet des Eigensinnes zu nennen. — Wie aber, wenn die Erhörung des Wunsches unser unvermeidliches Verderben gewesen wäre? Wie, wenn das, was wir zum Gelübde und Opfer darboten, einen furchtbaren Nachtheil für uns gehabt hätte, als dasjenige uns Freude machen konnte, was wir dagegen zu erhalten wünschten? Hätte Jephthah wohl sein Gelübde gethan, wenn er dessen schreckliche Folgen voraus gewußt haben würde? Ach, konnte den Vater die Ehre, Feldherr und Oberhaupt zu sein, reizender dünken, als das Leben seiner einzigen Tochter? Zu spät ergriff ihn die verzweifelnde Reue, daß er seine Kleider vor Schmerz zerriß. Er überlebte seinen schrecklichen Verlust nur noch sechs Jahre.

Es wird Mancher bei sich denken können: Nein, das Gebet, in welchem ich dem Himmel Gelübde that, war wohl nicht bloß Eigensinn, welcher der höchsten Weis-

heit eine Vorschrift geben wollte. Ich weiß ja wohl, daß ich die ewigen Rathschlüsse Gottes nicht abändern kann. Aber der Allwissende sah ja auch von Ewigkeit her meine Inbrunst und meine Gelübde in der Thränenstunde voraus, und ordnete vielleicht schon dort, von meinem Jammer bewegt, Alles zur Erhörung meiner Seufzer an. — Wohl sah er deine Bitten voraus — er hörte dein Gebet, ehe es dir von den Lippen entfloh. Auch dein Seufzer, deine Thräne war in den Schicksalen der Welt berechnet. Darum geschah und geschieht, was geschehen ist und noch geschehen wird. Aber nicht was du wolltest, oder weil du es wolltest, sondern das Beste für Alle geschah, und wird geschehen, was du nicht einsiehest. Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr bittet! sagte Jesus. — Er sah freilich auch die Gelübde voraus, aber auch die Unüberlegtheit derselben; und er ordnete und leitete die Schicksale, nicht wie du es am besten fandest, sondern wie er. Was er thut, nur das ist wohlgethan!

Opfer und Gelübde zu thun, um Gott zu bewegen, unsere Lieblingswünsche zu erfüllen, ist also jedesmal unweise; ist jedesmal eine Abweichung von der Lehre und dem Beispiel Jesu Christi; verräth immerdar, daß unsere Begierde leidenschaftlich und der Eigensinn unsers Wunsches größer ist, als unser Vertrauen zur Güte Gottes. Nicht Jephthah allein that unüberlegte Gelübde. Wie manches geschah, ungewarnt durch das schreckliche Beispiel, welches uns von ihm die heilige Schrift aufbewahrte!

So ist oft geschehen, daß Aeltern ihre Kinder Gott gelobet, wenn diese noch unmündig in der Wiege, oder wenn sie in einer gefährlichen Krankheit lagen. Ihre Kinder aber Gott zum Opfer bringen, darunter verstanden sie, daß sie dieselben für das Klosterleben erziehen oder dem geistlichen Stande widmen wollten. Welch ein Irrthum der Begriffe! Ist denn derjenige, welcher inner den Mauern des Klosters betet, mehr Gottes Eigenthum, als jeder Andere, der ihn wie Jesus, wie seine Apostel, wie andere fromme Menschen, im thätigen, gemeinnützigen Leben verehrt und anbetet? Ist es denn der geistliche Stand, welcher einen Menschen heiligt, oder ist es nicht vielmehr das gottgefällige Gemüth nach Jesu Sinn? — Heißt das sein Kind Gott weihen, wenn man es äusserlich dem Altar und der Kirche näher bringt, statt es innerlich zu veredeln durch die Religion Jesu, des Seligmachers? — Und wie namenlose Grausamkeiten haben nicht schon viele Aeltern durch Ablegung solcher Gelübde begangen! Ehe sie die Neigungen ihres Kindes kannten, verurtheilten sie es zu einer Lebensart, vor welcher es im reifern Alter Abneigung zeigte. Es ward zu einem Stande gezwungen, für welchen es nicht taugte; es ward wider seinen Willen auf Lebenszeit in Verhältnisse eingepreßt, in denen es mit seinen Anlagen, mit seinen Gemüthseigenheiten unglücklich werden mußte. — Wie, segnete euch Gott mit Kindern, daß ihr die Mörder ihrer Freuden, ihrer Ruhe, ihrer Gesundheit, vielleicht ihres Lebens werden sollet? — Wer gab euch Recht und Vollmacht, denen die Freiheit und die Wahl ihrer Lebensart zu rauben, welche darauf Anspruch machen konnten, so gut als ihr selbst? — Können der Gottheit solche unüberlegte Gelübde wohlgefällig sein? — Für euch zerriß Jephthah in warnender Verzweiflung vergebens sein Gewand mit väterlichem Jammer.

Und doch, o ihr frommen Kinder, die ihr am Krankenbett einer geliebten Mutter, eines sterbenden Vaters trauert, — die ihr um Lebensverlängerung der Theuern Gott den Allbarmherzigen anrufet mit heißen Thränen, mit feurigen Gelübden — wer wird euerm Schmerze nicht gern auch die Thränen, auch die Verirrungen des Gebetes verzeihen? Wer wird dir nicht verzeihen, blutendes Mutterherz, wenn du am Todesbette deines Kindes erliegst unter der Bürde des Jammers; wenn der Anblick der brechenden, geliebten Augen, das Erblassen der theuern Mienen alle deine Nerven zerreißt, dein Leben bricht! Wer wird dir nicht die Gluth des Gebetes verzeihen, und die leidenschaftliche Liebe, mit der du Gott Gelübde stammelst, daß er dir dein Kind erhalte! — Ach, den Tod selbst leiden ist nicht so schwer, als Zeuge vom Tod unserer Geliebtesten sein! Das Aussprechen deines Gelübdes ist selbst nur ein Schrei des tiefsten Schmerzes. Die Betrübniß überwältigte dich und deinen Glauben, dein Vertrauen. Dein Gelübde war die That der Verzweiflung; und in solcher Noth, wo oft unser Bewußtsein flieht, haschen wir auch nach dem Schatten der Möglichkeiten. — Du fühltest in der trostlosen Angst nur, was du erbitten wolltest, nicht wie du mit Jesu vertrauensvoll bitten solltest. — Es war dir zu schwer, an der Seite eines hochgeliebten sterbenden Kindes dem Heilande nachzusprechen: Vater, nicht mein Wille, sondern der Deinige geschehe! — Es war dir zu schwer!

Wohl ist dem leidenden und liebenden Menschenherzen oft zu schwer, nur die Möglichkeit zu denken, das Theuerste einzubüßen. Wie könnte es im höchsten Sturm verzweifelnder Liebe seiner mächtig bleiben und mit Jesu Weisheit und Ergebung seufzen: Vater, nicht mein, sondern Dein Wille! Aber wenn der Sturm vorüber gezogen, dann — — auch mit nassen Augen, mit gebrochenem Herzen, Christ, Christin! — auf deine Knie in eine Einsamkeit hingesunken, lerne beten, wie der Messias am Oelberge betete. Lerne beten mit jenem grenzenlosen Vertrauen, welches der schwachen Menschheit gegen die Majestät des Allerhöchsten geziemt; mit Unterwürfigkeit, mit glaubensvoller Zuversicht; er allein wisse, was Dir und den Deinigen zum Heil gereiche!

Und wenn dann, o Christ, Christin! wenn dann auch das Schwerste kommt, und der Kelch der Leiden nicht an dir vorüber geht, sondern dein Engel dir ihn darbietet, und du ihn trinken mußt, und ausleeren bis zur letzten, bittersten Neige; wenn deine menschliche Natur so großem Schmerze unterliegt, und alle deine Kräfte wie vernichtet weichen — dann laß fliehen dein stilles Glück, nur nicht dein Vertrauen. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; hochgelobet sei der Name des Herrn!

Dies Vertrauen auf des ewigen Vaters hohe und weise Liebe ist allein des Christen, des Gotteskindes würdig; — nicht äusserlich angebrachte Opfer, nicht thörichte Gelübde, durch die wir zwar zuweilen Menschen bereden können, aber keineswegs den Erhabenen, der da weiß, was unser Bestes ist, und was wir bedürfen, ehe denn wir bitten!

O Gott, mein Gott, o höchste Liebe! wenn ich die theure Zahl der lieben Meinigen durchschaue, deren Leben Du selbst in meinem Leben so innig verschlungen hast — wenn ich mir gewisse Unglücksfälle denke, welche mich zerschmettern könnten — es zittert mein Innerstes — ach, ist es möglich, wende sie von mir ab! — Und soll

ich verlieren, woran mein Leben und alle Freude desselben hängt, stärke mich, mein Gott, daß ich nur mein Vertrauen nicht verliere; daß ich im grauenvollsten Augenblick, unter den Trümmern meines vernichteten Glücks, zu Dir aufblicken und sagen könne: Nicht mein, Dein Wille, du höchste Liebe! Amen.

88.

Feste Denkart und Wankelmuth.

1. Kor. 16, 13.

Immer bleibst Du, Herr, Dir gleich,
Wie an Huld, an Wahrheit reich;
Wankt der Mensch, verirrt er sich;
Du bleibst unveränderlich.

Du stehst ewig, wie Du bist,
Und was Du verordnet, ist
Jetzt, wie über tausend Jahr,
Heilig und unwandelbar.

Ach, verleihe Du mir Kraft,
Daß, im Sturm der Leidenschaft,
Ich unwandelbar Dir treu,
Fest und stark im Heil'gen sei.

Der gemeinste Fehler der Menschen unsers Zeitalters ist wohl eine gewisse Schlaffheit, eine Wandelbarkeit der Gesinnungen, ein beständiges Abändern der Handlungsweise und Denkart, wodurch eine solche Unzuverlässigkeit in alle Verhältnisse und Geschäfte des Lebens tritt, daß man zuletzt auf nichts mehr mit Sicherheit zählen kann, und selbst gegen den Redlichen mißtrauisch wird. Völker schliessen Bündnisse; morgen, bei veränderten Umständen, sind sie gebrochen. Freunde schwören sich ewige Liebe; nach Jahr und Tag stehen sie wider einander in offenem Streit. Dort gibt ein ehrlicher Mann dem andern sein Versprechen; kommt die Stunde der Erfüllung, hat er, was er leisten wollte, vergessen, oder zuckt bedauernd die Achseln. Hier bekennt sich in der Aufwallung edler Gefühle ein entschlossener Mann für die gute Sache; er spricht, er handelt mit Muth für sie, er scheut keine Aufopferungen, er bekämpft die Hindernisse. Aber — wer hätte es glauben sollen? — in kurzer Zeit ist dieser Mann ein ganz anderer. Nicht etwa sein Eifer ist erkaltet für das, was er vormals gut nannte: nein, er nennt es schädlich, er arbeitet mit aller Kraft wieder dagegen. — Hier steht ein Hausvater, der, erschrocken vor dem allmäligen Verfall seines Vermögens, in diesen bedrängten Zeiten es sich zum festen Grundsatze macht, ohne Zeitverlust und ohne Schonung Einschränkungen zu machen. Aller Ueberfluß, aller entbehrliche Aufwand in Kleidern, Speisen und Geräthen und Ergötzungen soll abgeschafft werden. Er bleibt dem heilsamen Vorsatze einige Wochen und Monate getreu: nach einigen Wochen und Monaten ist aber in seinem Hauswesen der alte Unfug zurückgekehrt, der ihn und die Seinigen unmerklich zur Verarmung führt. — Hier steht, durchdrungen vom Gefühl dessen, was recht und gottgefällig ist, ein Christ, eine Christin. Man gelobt, ein besseres, tugendhafteres Leben anzufangen. Man will seine Leidenschaften unterdrücken, die offenen Fehler, die heimlichen Sünden ablegen. Der Entschluß steht fest. Wie lange? — Ach, nach einem kurzen Zeitraum ist der beste Grundsatz wieder vergessen, und der schwache Mensch tröstet sich über seine Schlechtigkeit, so gut er kann und mag.

Dieser Wankelmuth in der Denkart der Menschen verursacht eben so großes Uebel, als das offenbare Laster selbst. Denn die beständigen Erfahrungen von solcher Unbeständigkeit rauben zuletzt allen Glauben an die Tugend, an die Menschheit; machen jedes Wort zweifelhaft, jede Versicherung verdächtig, und zwingen endlich den Gutmüthigen zu einer Vorsicht, in der er weniger herzlich, als klug handelt. — Daher der allgemeine Zweifel an Treue und Glauben unter ganzen Völkern und einzelnen Sterblichen. Daher die Verspottung dauerhafter Freundschaft. Daher, daß schlaue Klugheit immer angesehener, als redliche Treue, und glückliche Benutzung der Umstände werther, als Festhalten an innern Ueberzeugungen werden muß. Daher die Redensarten, daß der Verschlagene sein Glück macht, der sich in Alles zu fügen und zu schmiegen weiß, heute lästert, was er gestern ehrte; daher, wer seinen guten Grundsätzen treu bleibt, und was einzig wahr, recht und gut ist, nicht dem Götzen des Tages, nicht der Mode des Augenblicks aufopfern will, für einen Schwärmer und Thoren gilt.

Bei dem Allem ist doch in jedem Menschen, selbst im Menschen von der verdorbensten Gemüthsart, ein lebhafter Abscheu vor der Untugend des Wankelmuths. Denn wem könnte am Andern ein Laster gefallen, das uns im gemeinen Leben oft genug Schaden bringt, und uns mitten unter unsern Blutsverwandten zu einer ängstlichen Behutsamkeit nöthigt, als ständen wir zwischen anerkannten Verräthern! Selbst der offenbare Bösewicht, der Räuber, der Dieb freut sich am Menschen seines Gelichters wenigstens der Standhaftigkeit. Denn ohne diese kann er sich auf seine eigenen Raubgenossen nicht verlassen.

Und wenn wir gegen die Leute von wandelbaren Grundsätzen auch nicht immer Abscheu empfinden, so nähren wir doch gewiß gegen sie eine heimliche Verachtung. Wir bezeichnen sie mit dem Worte: schwache, unsichere, karakterlose Leute. Man ist vor solchen mehr auf der Hut, als vor offenen Feinden. Denn von diesen weiß man, was man zu befürchten hat, von jenen aber nicht, zumal wenn sie für den Augenblick unsere Freunde heißen. Ja, sie heißen nur Freunde, aber sie sind es nicht; sie heißen ehrlich, brav, christlich, aber sie sind es nicht. Denn wer darf auf Tugend, Freundschaft, Ehrlichkeit und Christensinn dessen zählen, der mit seinen Vorsätzen alle Tage abändert und nicht einmal auf sich selbst zählen mag?

Empfinden wir nun mit Recht Verachtung gegen Menschen, welche uns durch wankelhafte Gemüthsart empören, heute so, morgen anders denken und reden; deren Grundsätze kein Jahr, oft keinen Tag, die gleichen sind: was müssen wir denn gegen uns selbst empfinden, wenn unser Gewissen uns sagt, daß auch wir zu denen gehören, die sich lieber nach dem Gebot und Vortheil der Umstände, als nach dem Gebot der Pflicht und rechtlichen Grundsätze richten? — Verachtung unser selbst straft uns nach jeder falschen That unsers Wandelsinns; aber nicht minder auch die Ueberzeugung, daß andere Leute keine wahre Achtung für uns hegen können, wenn sie uns gleich mit äusserer Höflichkeit begegnen, und es uns nicht merken lassen, wie wenig festes Zutrauen sie auf unser Wort und auf die Denkart haben, die wir heute aussprechen.

Und wahrlich, ein solcher Zustand ist jedem, wer er auch sei, der unangenehmste. Denn die Verachtung der

Mitbürger tragen, von ihrem Vertrauen verstoßen sein, ist schwer, zumal wenn durch eigenes Verschulden dies Loos das unsrige ist. Wir können sogar voraus sehen, daß, wenn wir unglücklich werden sollten, wir nicht einmal auf herzliche Theilnahme rechnen dürfen, weil wir durch die Veränderlichkeit in Gesinnungen, Grundsätzen und Zwecken uns um herzliche Freunde gebracht haben.

Der schwache, sich beständig ungleiche Mensch, der in seinen Urtheilen und Thaten immer von einem äussern Anstoß geleitet wird, nie aus sich selbst heraus handelt, ist ein unsicherer Bürger, ein gefährlicher Freund; eine Hausmutter, welche Zwietracht, Verwirrung und Mißtrauen unter die Ihrigen bringt, darf auf den Namen einer ächten Christin keine Ansprüche machen. Aus wem nicht immer Jesu Geist redet; wer nicht immer, es sei in friedlichen oder unfriedlichen Verhältnissen, mit dem reinen Wohlwollen Jesu handelt; wer um eines Vortheils willen, den die Umstände darbieten, oder aus Laune, oder aus Besorgniß, einen Vortheil zu verlieren, lieber gegen die Vorschrift des Gewissens, gegen die Gebote Jesu, als gegen seinen Eigennutz anstoßen will: der verläugnet den Herrn um der Welt willen. Wie darf er sich einen Nachfolger des Weltheilandes nennen?

Darum ermahnet die heilige Schrift vor allen Dingen zur Standhaftigkeit, Treue und Festigkeit in guten Gesinnungen, in der Denkart Jesu. Wachet, ruft der Apostel Paulus seinen korinthischen Freunden zu, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark. (1. Kor. 16, 13.)

Diese Männlichkeit und Stärke der Denkart äussert sich in der Gleichförmigkeit unserer Gesinnungen, Urtheile und Handlungen. Daß in jedem Menschen wirklich eine wahre Neigung vorhanden sei, unter allen Umständen immer als einer und derselbe zu erscheinen, daß man ihn immer als den gleichen erkenne, der noch heute ist, wie er vor einem Jahre war: wer kann dies läugnen? wer läugnen, daß es ein inneres Wohlgefallen, eine Freude an uns selbst erregt, wenn wir beständig mit unsern Grundsätzen übereinstimmend reden und wirken? — wer läugnen, daß bittere Verlegenheit uns ergreift, Scham uns züchtigt, wenn wir in Widerspruch mit uns selbst gerathen, und die Menschen uns entweder für Unverständige, oder für Herzlose, oder für Heuchler halten müssen?

Schon das Wesen der Vernunft gebietet es, daß man folgerecht handle, daß man sich durch seine Thaten nicht in seinen ausdrücklich erklärten Ansichten und Urtheilen widerspreche; daß man jederzeit mit sich selber übereinstimmend sei. Wer aber kann gleichförmig in Denkart, Wort und Werk sein, als der Anhänger und Bekenner der weisesten und heiligsten Lehre, der wahre Christ? Was vor Jahrtausenden Tugend war, ist es heute noch; was vor Jahrtausenden Recht und Pflicht war, ist es noch heute. Und das Wohlwollen gegen Jedermann, diese Liebe des Menschen, welche Jesus zur Grundlage alles unsers Thuns macht, sichert uns, daß, wenn wir von ihr nicht weichen, durch alle unsere Worte und Werke eine feste Gleichförmigkeit herrschen werde. Bleibe dem getreu, was du einmal mit voller Ueberzeugung für gut erkannt hast, und laß dich von demselben nicht abwendig machen, weder durch Umstände noch eigensüchtige Begierden, weder durch Hoffnung noch Furcht. Und selbst wenn diese deine Festigkeit dir hier einen Augenblick äussern Nachtheil bringen sollte: dieser Nachtheil wird gewiß aufgehoben werden durch die Hochachtung, welche man deinem heldenmüthigen Verhalten nie versagen wird.

In der Lehre Jesu ist Alles Harmonie, das kleinste mit dem größten Gebot in voller Zusammenstimmung. Die Lehre Jesu ist ein einziger Einklang mit dem göttlichen Willen, mit unserer eigenen Vernunft, mit den Gesetzen der gesammten Natur. Indem du, was dein göttlicher Lehrer fordert, mit Strenge erfüllst, setzest du dich selbst in die vollkommenste Uebereinstimmung mit Gott, mit der Natur, mit dem Glück der dich umgebenden Menschheit, mit dir selbst. — Nur der Fromme ist stark; der Lasterhafte ist ein wankelmüthiger Schwächling, der seiner bessern Ueberzeugung treulos ist. Nur der eine feste, standhafte Gemüthsart hat, kann tugendhaft sein; nur der Unbeständige, Wankelmüthige ist zu allen Lastern geeignet und zu allem innern Elend reif.

Sei, was du bist, ein vernünftiges Wesen: so wirst du deine unveränderlichen Grundsätze niemals um einen nichtigen Vortheil, die Würde deines Geistes und Herzens nie um eine Minute der gereizten Leidenschaft verkaufen können. Sei, was du sein willst, ein Christ, so wirst du niemals mit deinen Worten und Werken Jesum verrathen, während du ihn mit deinen Gedanken anbetest!

Die Männlichkeit und Stärke der Denkart äussert sich in der Festigkeit derselben, welche sich nicht durch veränderliche Umstände erschüttern läßt. Es gibt keine Tugend ohne Heldenmuth, keinen Heldenmuth ohne Wachsamkeit über sich selbst. Denn die gefährlichsten Klippen unserer Standhaftigkeit in Grundsätzen liegen weniger in den Aussendingen des Lebens, als in unserm Innern. Leichtsinn, Eitelkeit, Leichtgläubigkeit, Stolz, Eigennutz, Verzärtelung des Leibes, Gemächlichkeit, Menschenfurcht, — dies, nicht die äussern Umstände, sind unsere Feinde, die uns zu Verräthern und Erniedrigern unserer eigenen Würde machen.

So rühmlich inzwischen Festigkeit des Karakters ist in dem, was muthig, groß, gut und edel heißt: so fehlerhaft ist eine ähnliche Festigkeit in unbedeutenden oder ungerechten Dingen. Sie ist hier nicht Festigkeit des Geistes, sondern der Leidenschaft, der Verdorbenheit des Gemüths, der thierischen Neigung, welche das Uebergewicht über alle Vernunft gewonnen hat.

In unwichtigen Angelegenheiten und ohne wichtige Ursachen bei seinem einmal ausgesprochenen Willen bleiben, heißt nicht Karakterfestigkeit, sondern unnützer, beleidigender, liebloser Eigensinn. In einer schlechten, ehr- und gewissenlosen Denkungsart beharrlich bleiben, trotz allen Warnungen und Strafen, heißt Halsstarrigkeit. Es zeugt der Eigensinn von Mangel an Verstand, die Halsstarrigkeit von Mangel an Rechtlichkeitsgefühl. Beide, weit entfernt, die Stärke des Gemüths zu beurkunden, verrathen die Schwäche desselben, da es der Gewalt einer niedrigen, thierischen Leidenschaft unterliegen muß, welche die Vernunft, doch vergebens, mißbilligt.

Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und stark! ruft die Gottesstimme aus der heiligen Schrift. Wer vermag es immer? Jeder vermag es, der Gott mehr als den Menschen fürchtet, und sich selbst zu ehren weiß. Nur wer keine Achtung für sich selbst hat,

wird sich zur Verachtung Anderer machen können. Wer die Wahrheit, das Recht, das Vernünftige liebt, kann es nicht zugleich hassen und mit dem vertauschen, was ungerecht und vernunftwidrig ist.

Bei sehr Vielen rührt dies schimpfliche Verhalten wohl daher, daß sie in wichtigen Angelegenheiten noch mit sich selber nicht einig sind, und ohne alle Ueberzeugung, ob recht und zweckmäßig oder nicht, nach den Eingebungen des Augenblicks handeln. Dies ist der Leichtsinn und die Unverständigkeit des Kindes, welches ohne eigenes Urtheil geht, wohin es gelenkt wird. Ein Mensch ohne Ueberzeugung und eigenes Urtheil ist ein Schiff ohne Ruder und Anker im Meer. Es kann sich selbst nicht leiten; es folgt dem Spiel der Wellen, es geht im Sturm gegen Sandbänke und Klippen, ohne sich retten zu können.

Was auch Bedeutendes in deinem Hause, in deiner Familie, in deiner Gemeinde, in deinem Vaterlande geschehe: erlaube dir kein voreiliges Urtheil, ohne von allen Umständen genau unterrichtet zu sein. Haben deine Erkundigungen dich genug in den Stand gesetzt, ein reifes und gründliches Urtheil zu fällen; bist du verpflichtet, an dem, was vorgeht, thätigen Antheil zu nehmen — dann frage deine Vernunft: was ist recht und billig? dein Gewissen: was ist das Beste, das du in dieser Sache thun kannst? deinen Verstand: wie erreichst du den guten und redlichen Zweck auf die beste, redlichste Weise? — wie würde, wenn Jesus in deinen Verhältnissen lebte, der Heilige, der Menschenfreundliche gehandelt haben?

So bilde dir durch kalte Ueberlegung dein Urtheil, deinen Grundsatz; berichtige ihn in freundschaftlichen Unterhaltungen mit Andern. Sei argwöhnisch gegen die Sprache des Eigennutzes oder jeder andern Leidenschaft, sowohl von Andern als von dir. Habe nur vor Augen, was recht und heilsam ist — alles Andere muß vor dem, was gerecht ist, zurückstehen, selbst dein eigener Vortheil. So wirst du mit dir selbst einig sein im Urtheile. Dann handle und rede deiner Ueberzeugung gemäß; wirke zum Guten hin. Sei stark und männlich.

Bei vielen Andern entsteht die Karakterlosigkeit nicht sowohl aus Schwäche des Verstandes, oder aus Uneinigkeit mit sich selber im Urtheil über das, was wahr, recht und nützlich ist, als vielmehr aus Schlechtigkeit und Schwäche des Gemüths. Sie erkennen die bessern Grundsätze an, aber ihr Eigennutz, ihre Eitelkeit macht sie treulos an denselben. Weit entfernt, mit ihren Grundsätzen unerschütterlich den wandelbaren Umständen entgegenzustehen, lassen sie ihre Denkart durch die Umstände beherrschen. Indem sie nicht das allgemeine Wohl, sondern ihren kleinen, augenblicklichen Vortheil in Gedanken haben, verkaufen sie sich mit falscher Klugheit dem Meistbietenden, lassen sich von den Ereignissen beherrschen, und werden gegen ihre innersten Ueberzeugungen, aus bloßer Feigheit, die Sklaven derer, die Muth haben, ihnen zu gebieten. Daher ist in ihrem ganzen Verhalten keine Gleichförmigkeit, weil die Umstände nie lange die gleichen sind. Sie tragen jeden Tag eine andere Farbe, weil sie jeden Tag eines Andern Knecht werden. Sie sind verächtliche Heuchler heute; morgen prahlende, freche Verhöhner dessen, was wahr und gut ist; übermorgen sieht man sie kriechend das Vorige bereuen, um es, wenn es dazu Anlaß gibt, wieder zu begehen mit gleicher Schamlosigkeit.

Diese Gattung Menschen ist in unsern Tagen nur allzuzahlreich, weil Vielen, versunken in gemeiner Selbstsucht, die Klugheit mehr gilt, als die Ehrlichkeit gegen sich selbst. Sie rechnen es sich zum Verdienst, daß sie, immer in vorangegangenen und nachfolgenden Aeusserungen und Handlungen voller Widerspruch, Andern zum unergründlichen Räthsel werden. Es schmeichelt ihnen, daß Niemand ihre wahre Denkart erforschen kann. O der Feigen, sie haben keine Denkart mehr, sondern nur eine selbstsüchtige Begier, die, wie Judas Iskarioth, das Ehrwürdigste unterm Himmel im gleichen Augenblicke küßt und verräth.

Ich erkenne die beiden Hauptquellen des Wankelmuths. — Aus welcher fließt nun mein eigener? Habe ich die Festigkeit des Gemüths, welche ich von jedem achtungswürdigen Menschen zu sehen begehre, und welche der Wille Gottes von mir fordert? — Jene Festigkeit und Größe der Denkart, die kein Sturm der Zeit bricht, und mit welcher Jesus Christus, mit welcher jeder seiner ersten Jünger freudig durch Noth und Tod zum heiligen Ziele ging? Gerathen meine Thaten und Worte nie in Widerspruch mit meinen Grundsätzen und Lehren? Halte ich unverbrüchlich jederzeit Zusage und Versprechen, was ich einmal von mir gab? Und wenn nicht immer erlaubt ist, was ich denke: denke ich auch jederzeit, was ich rede? Ist kein Freund, keine Freundin vorhanden, dem oder der ich mit freiem Willen Treue gebrochen? Bewies ich in entscheidenden Augenblicken Seelenstärke und Heldenmuth, daß ich die Tugend, die Wahrheit, das Recht nicht verläugnete, selbst wenn das Geständniß Gefahr brachte?

Unwandelbarer Gott, nur das Heilige und Vollkommene ist unwandelbar! Darum gib mir Deines heiligen Geistes Kraft und Gnade, damit ich vollkommen werde, wie Du, mein Vater im Himmel, vollkommen bist. Und tief und bleibend dringe Dein Wort in mein Herz: Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und stark!

89.

Beständigkeit des Christen.

Offenb. Joh. 2, 10.

Sei stark, mein Geist, in jedem Leiden;
Dein Glaube kämpfe ritterlich!
Sei stark, das Laster stets zu meiden;
Im Kampf die Kraft vollendet sich.
Sei stark; Gott nennt die Ueberwinder
An jenem Tage seine Kinder,
Setzt sie auf seines Sohnes Thron!
Kein Engel kann die Freude denken,
Die Jesus wird dem Sieger schenken.
Sei stark! Gott selber ist dein Lohn!

Ist Schönheit eine zarte, leicht verwelkende Blume; Reichthum ein eitler Staub, der nie das Herz vollkommen froh machen kann; Hoheit, Würde, Ansehen, Ruhm ein Traum, den oft der Neid, oft die Verleumdung, immer der Tod löset; ist Tugend nur das schönste, dauerhafteste aller Güter, durch welches erst die übrigen irdischen Annehmlichkeiten Werth empfangen, und welches, wenn sie alle fehlen, alle ersetzt — woher denn nach diesem allein wahren, nach dem edelsten aller

Güter der Erden- und Geisterwelt ein so geringes Streben? Warum kämpfen nicht um die Wette alle Sterblichen nach diesem höchsten Ziel?

Ach, eine unselige Verblendung bethört die meisten! Des Geistes Unwissenheit, des Gemüthes Rohheit macht sie gegen das Göttliche in ihrem Beruf gefühllos. Sie erkennen es nicht; sie vermuthen es kaum. Ihrer Viele, den Thieren gleich, leben, um nur Hunger und Durst zu stillen, Hitze und Kälte abzuwehren. Und wenn sie es hoch bringen, wenn sie erhabener zu sein glauben, als das Thier: so läuft es darauf hinaus, daß sie eine Kunst daraus machen, den Gaumen mit Leckerbissen zu kitzeln, und in feinern Gewändern, in bequemern oder köstlichern Wohnungen sich gegen die Witterung zu schützen.

Wohl wissen sie auch von Religion, von Tugend — sie hören ja diese schönen Namen so oft. Aber es fällt ihnen nicht bei, daß sie durch Religiosität und Tugend sich selbst einen höhern Werth verschaffen können; sondern sie glauben, es sei genug gethan, wenn sie sich durch ihre Sitten nur nicht anstößig machen; wenn sie es nur dahin bringen, daß man sie in der bürgerlichen Gesellschaft duldet.

Nicht aus Ueberzeugung vom Bessern, sondern aus gemeinem Eigennutz erweisen sie Andern wohl Gefälligkeiten, Freundschaftsdienste, um wieder bei Gelegenheit mit Aehnlichem vergolten zu werden. Von wem sie nichts erwarten können, den lassen sie unbeglückt stehen. Sie thun Gutes, o freilich, sie beleidigen nicht gern; aber ganz anders ist doch ihr Betragen gegen den Schwachen und Geringern, als gegen den Starken und Angesehenen. Sie handeln weniger aus edelm Gemüth, als aus Furcht. So schmeichelt auch das kleinere Thier dem stärkern und größern. Und wie jedes Thier den rohen Trieb hat, sich, wo es sein muß, furchtbar zu machen: so haben ihn auch diese Menschen. Um gefürchtet und geehrt zu werden von Ihresgleichen, streben sie nach Auszeichnungen, nach Gewalt und Ansehen auf mancherlei Wegen. Sie kriechen vor dem mächtigen und gehen stolz an dem Schwächern vorüber. Und wie, ist solch ein Mensch des Namens Christi würdig? Wahrlich nein. Er ist kein Mensch im vollen Sinn des Wortes; er ist nur ein verfeinertes, klügeres Thier.

Wohl sind Andere, denen es um ihr Leben nach dem Tode nicht gleichgültig ist. Sie wollen Religion haben; sie glauben religiös zu sein. Aber was ist ihr ganzes Christenthum? Ueben sie die Vorschriften Jesu und seiner Jünger, Liebe, Versöhnung, Wohlthätigkeit, Edelmuth? Nein, von Allem nichts. Ihre Religion ist nur Wortheiligkeit. Sie glauben genug gethan zu haben, wenn sie nur bekannte Gebetsformeln regelmäßig und zu bestimmten Zeiten hersagen; fleißig in die Kirche gehen, oder Messen anhören; den Gebrauch der Sakramente nicht unterlassen und ihr Glaubensbekenntniß behaupten. Haben sie nun, nach ihrer verkehrten Meinung, Gott gegeben, was Gottes ist: dann sorgen sie um das Andere nicht mehr. Sie betrügen im Handel und Wandel ihre Mitmenschen; verfolgen ihren Feind; treiben ihre Wollüste; freuen sich, von ihren Bekannten das Böse auszubreiten; verleumden, saufen, schwelgen — sind das Gegentheil von Allem, was Christus war, und nennen sich dennoch Christen!

Und was von Allem das Unglaublichste ist: sie wissen sehr gut, daß ihre Thaten ungerecht sind; aber sie lassen nicht von ihnen ab, weil sie sich bereden, nur der Glaube mache selig, die That sei Nebensache! Sie stützen sich auf die einseitigen, oft auch sehr mißverstandenen Religionsvorträge ihrer Geistlichen, von denen sie hören: nicht durch sein eigenes Verdienst werde der Mensch gerecht, sondern nur durch Christi Verdienst, durch Jesu Tod und Wunden; man könne leben, wie man wolle: wer einmal von Gott zur Seligkeit auserwählt sei, der bleibe auserwählt; man könne leben, wie man wolle: das Blut Jesu wasche uns von allen Sünden rein; die Heiligen seien unsere Fürsprecher bei dem Allergerechtesten!

Welche Lästerungen Gottes, welche Lästerungen Jesu! O wie große Behutsamkeit ist dem Religionslehrer in seinen Predigten nothwendig, daß er nicht mit seinen Worten, statt im Weinberge des Herrn zu arbeiten, Unkraut säe, und statt Seelen zur Vereinigung mit Gott zu führen, die Religion nicht zum Fußschemel der Sünde mache!

Noch Andere sind, und ihre Zahl ist nicht klein, welche die Tugend und ihren göttlichen Werth kennen; welche, von heiliger Rührung zuweilen ergriffen, zu heiligerm Leben entschlossen waren; welche das Richtige alles dessen kennen, was das Leben Anmuthiges geben kann, und überzeugt sind, daß nur der Tugendhafteste, der Christ allein der glücklichste Sterbliche sei, es gehe ihm, wie es wolle. Aber dennoch bleiben diese Besserwissenden ihren alten Thorheiten, ihren Temperamentsfehlern, ihrer Selbstsucht treu. Aus Gewohnheit und Leichtsinn ist ihr ganzes Lebenswerk ein verächtliches Schwanken zwischen Himmel und Hölle, zwischen Tugend und Laster. Sie gehören zu denen, wo der Geist oft willig, das Fleisch aber schwach ist; deren edeln Vorsätzen vom Morgen die Schamröthe des Abends folgt; welche die Freude einer guten That immer wieder mit zwei unwürdigen Handlungen auslöschen.

Diese Schlaffheit, diese Unbeständigkeit der Christen in ihrem Christensinne, ist gewissermaßen der herrschende Fehler unsers gegenwärtigen Zeitalters. Festigkeit in der Denkart mangelt fast überall; Weichlichkeit, flatterhaftes Bessern, Unentschlossenheit, Bewundern und Preisen, aber nicht Selbstthun des Guten, Allen gefallen wollen, ohne sich selbst achten zu können: dies ist das gemeinste Uebel. Wie es den einzelnen Menschen an Selbstständigkeit, an Beharrlichkeit in Vorsatz und Denkart gebricht, so fehlen diese rühmlichen Eigenschaften auch den Völkern. Daher das traurige, allgemeine Verderben, unter welchem wir seufzen, daher der Untergang so vieler ehrwürdigen und wohlthätigen Einrichtungen der Vorwelt; daher so wenig Vertrauen und Zuversicht der Menschen auf Menschenherz und Menschenwort; daher so wenig Glauben an Tugend, und das übermäßige Lobpreisen von Handlungen, die sich nur etwa über das Gemeine erheben.

Woher nun dieser Mangel an Standhaftigkeit und gerechtem Lebenswandel? Woher dieser Grundfehler, der unsern ganzen Werth vernichtet, unsere ganze Religiosität zum Spiel der Umstände macht, und uns zu einem schwankenden Rohr, das sich nach der Richtung jedes Windes bewegt?

Oft und nicht selten am meisten entstammt er schon unserer Erziehung in jüngern Jahren, wo wir uns entweder zu sehr selbst überlassen gewesen sind, oder von denen, die uns erzogen, verzärtelt wurden. Ich meine

nicht jene Verzärtelung in Kleidern, im Essen und Trinken, in Verweichlichung unsers Leibes, wiewohl auch diese unsern Geist allerdings zu Leibeigenen der thierischen Sinnlichkeit macht — sondern die Verzärtelung unsers Willens, welche noch viel größere Uebel bewirkt. Der Wille aber wird verzärtelt, wenn die Jugend nicht schon früh angehalten wird, mit Ernst und Festigkeit das zu wollen, was sie für gerecht, wahr und gut hält; wenn sie nicht früh angehalten wird, Alles zu thun, was Pflicht ist, und dann um so lieber, je mehr Anstrengung und Selbstüberwindung es kostet; wenn man zuläßt, daß sie ausweicht, was ihr Beschwerlichkeit verursachen könnte, daß sie unterläßt, was zu große Selbstüberwindung, zu saure Opfer fordert; daß man ihr alles Gute und Nützliche nur spielend beibringen, sie es nur mit Bequemlichkeit verrichten lassen will.

Dies ist's, o Vater, o Mutter; was dem Herzen die angeborne Kraft raubt, was den Geist erschlafft, was das Gemüth vergiftet! Umsonst erwecket ihr in ihnen bei feierlichen Anlässen fromme Rührungen. Diese Rührungen verschwinden; nichts ist, das sie festhält. Umsonst wollet ihr durch Ermahnung und Lehre in ihr Gemüth edeln Sinn pflanzen; ihr pflanzet auf leichten, beweglichen Grund, wo nichts tiefe, dauernde Wurzel faßt. Der erste Sturm der Leidenschaft, die erste Stunde der Verführung weht den Samen des Guten wieder hinweg, wie leichte Spreu. Umsonst klagt ihr in spätern Jahren den Leichtsinn, die Selbstsüchtigkeit eurer Kinder an — nein, klaget euch an, die ihr durch unbedachtsame, allzuweit getriebene Zärtlichkeit ihnen die Kunst genommen habt, feste Grundsätze zu fassen.

Eine andere Quelle der Unbeständigkeit im tugendhaften Streben ist jener Leichtsinn, jene *Selbstvergessenheit bei den Annehmlichkeiten des Lebens, welche allen Menschen so natürlich ist.* Schwere Verhängnisse und Leiden sind der Tugend bei weitem nicht so gefährlich, als freudige Umstände, die unsere Lieblingswünsche begünstigen. Sind wir glücklich, so glauben wir Alles durch uns selbst zu vermögen; in Trübsal aber, oder wenn wir Manches, was uns lieb war, verloren, werden wir religiös, theils um uns einen Werth zu geben, der uns nie geraubt werden kann, theils um uns zu trösten.

Wohl gewähren Freundschaft, Liebe und Glücksgüter uns frohe Stunden. Sie verachten, hieße der Anmuth des irdischen Lebens entsagen, die Gottes Güte den Sterblichen als Gegengewicht für manches zu unserer Veredlung nothwendige irdische Uebel gab. Allein die flüchtigen Genüsse sollen uns nicht von unserer höhern Bestimmung abwendig machen; nicht von der Heiligung unsers Gemüthes, nicht von der Vereinigung mit Gott.

Aber der leichtsinnige Sterbliche ist gleich dem Kinde, welches vom Vater getrennt, nun dahin geht, sich in seine Arme zu werfen, und die innige Sehnsucht zu stillen. Es verwundet unvorsichtig seinen Fuß an manchen Dornen auf dem Wege zum Vater, und weint und verliert mit unnützem Wehklagen eine köstliche Zeit. Es sieht links und rechts Blumen blühen, es verweilt bei denselben, es will an keiner vorübergehen, sondern alle pflücken, so viel ihrer am Pfade blühen. Es folgt ihnen zu weit, und verliert den Weg und das Ziel der ganzen Reise, oder es behält noch den Weg, aber verliert die Zeit. Der Tag neigt sich zum Ende; es hat den Weg kaum halb zurückgelegt, und bleibt zuletzt in dem Schauer der Nacht liegen, entkräftet und reuig, und sieht den Vater nicht.

Eine nicht minder gefährliche Klippe der Standhaftigkeit im Guten ist unser *allzuängstliches Aufmerken auf das Urtheil, welches die Menschen über uns fällen könnten.* Wir würden öfters nach unsern Ueberzeugungen und Grundsätzen, öfters nach dem göttlichen Sinne Jesu handeln, wenn wir nicht fürchteten, von unsern Bekannten falsch verstanden, übel gedeutet zu werden. Ja, es liegt in der Natur unserer Eigenliebe, daß uns nicht so sehr der Zorn und der Haß der Menschen von Ausübung unserer Pflicht, von der Vollbringung einer edeln That zurückschreckt, als vielmehr die Gefahr — *lächerlich* zu werden, das heißt, den Spott der Witzlinge zu erregen. Aber dessen Tugend ist keine Tugend für Gott und Ewigkeit, welche schon aus Furcht vor einem witzigen Einfall eines Spötters stirbt; und der hat Gott noch nie mit Innigkeit geliebt, der Pflicht und Gewissen verdrängt, um die Neckereien einiger Thoren zu vermeiden. Wer Jesum lieb hat, wer sein Jünger sein will, der nehme sein Kreuz auf sich, und folge ihm nach! *Nur wer bis an das Ende beharret,* spricht Jesus, *der wird selig.* (Matth. 10, 22.)

Oft ist eigene Muthlosigkeit, *Mangel des Vertrauens auf uns selber,* die Hauptursache unserer Abtrünnigkeit von den Grundsätzen der Tugend. Wenn es geschieht, daß wir auch bei den heiligsten Entschlüssen fehlen; daß wir, von unsern Leidenschaften überrascht, alle Gelübde wieder vergessen haben, die wir in den Stunden des Gebets und der Andacht dem Ewigen brachten: so übermannt uns das bittere Gefühl der Ohnmacht, der Verzweiflung an unserer Kraft zum Guten. Dann werden wir so leicht zu glauben geneigt, die Religion fordere zu viel von uns; es sei unmöglich, Jesu Vorbild nachzuahmen, es sei unmöglich, fehlerlos zu werden. Dies Mißtrauen, dies Verzweifeln an uns macht uns zuletzt gleichgültiger und leichtsinniger gegen unsere Handlungen. Dann kommen Stunden, in welchen uns unsere Eigenliebe nicht nur entschuldigen, sondern sogar rechtfertigen möchte; Stunden, in denen wir unser ehemaliges Bestreben nach Seelenvollkommenheit für eine thörichte Schwärmerei halten, und uns bereden möchten, es sei genug, wenn wir nur des Guten so viel leisten, als wir ohne Noth und Mühe können; wenn wir nur nicht schlechter seien, als viele Andere sind.

Diese Muthlosigkeit ist die entehrende Wirkung unserer Eigenliebe, ist der Triumph unserer thierischen Natur über den unsterblichen Geist. Wahr ist es, auch der beste Mensch kann fehlen — auch ein *Petrus* konnte einst, umgeben von den Schrecknissen der Gerichtsnacht, seinen Heiland verläugnen, — aber der bessere Mensch, wenn er gefallen, richtet sich um so herrlicher wieder auf. Eben dieser Wechsel des Siegens und Besiegtwerdens bezeugt, daß wir im großen Kampfe begriffen sind: eben unser Fallen deutet uns den Feind an, wo er am stärksten ist, wo wir ihm die größte Kraft und Entschlossenheit entgegenzustellen haben. Eine Tugend ohne Kampf und Opfer ist keine Tugend mehr; nur wo Ueberwindung ist, da ist Tugend. Und wahrlich, der soll nicht verzagen, der nichts als sich selbst zu bestreiten hat. Dem ernsten, gerechten Willen des Menschen über sich selbst ist Alles möglich.

Und sinkst du auch zuweilen im Streite unter, o Christ; werden deine Leidenschaften auch zuweilen mächtiger, als deine Vernunft; erliegt auch deiner Seele Kraft einmal unter der Macht deiner Sinnlichkeit, verdrängt der Eigennutz deinen Edelsinn, Zorn deine Gelassenheit, Hang zum Vergnügen und Erdenglück deine sonst unbestochene Rechtlichkeit — ermanne dich! Noch lebst du, noch ist nicht Alles verloren; Gottes Gnade lächelt der edeln Reue. Du bist es, der einst mit Paulus sagen wird: Ich habe einen guten Kampf gekämpfet; ich habe den Lauf vollendet; ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird; nicht mir allein, sondern auch Allen, die seine Erscheinung lieb haben! (2 Tim. 4, 7. 8.)

Sei standhaft in göttlicher Gesinnung, vollende deinen Lauf als Sieger zum Ziel der Vollkommenheit, die dein Gott will! Tugendhaft ist nur der Mensch, wenn er muthvoll das Schlechte in sich bekämpft, sich selbst besiegt. Heilig ist nur Gott, in welchem ist kein Wechsel der Finsterniß und des Lichts, kein Ringen des Guten wider das Böse.

Sei beharrlich in deinem Christussinn, o Christ, denn du kämpfest um das heiligste und höchste Gut des Lebens, um Seelenruhe und Heiterkeit auf Erden, um höhere Bestimmungen jenseits der Todesminute. Mag der Seefahrer, welcher Gold in fernen Ländern suchen will, Weib und Kind und Bequemlichkeit und Sicherheit verlassen, und mit den Wellen des ungestümen Meeres und mit den Stürmen des Himmels ringen, — er, dem sein Goldstaub nicht bleibt, wenn er ihn erworben: warum willst du weniger wagen, wenn du um das Loos der Ewigkeit in den Streit gegen deine sündlichen Eigenschaften trittst? Mag der Sieger unerschrocken für Heldenruhm ins Schlachtfeld fliegen, und des Todes spotten, der ihn in den Gewittern des Kampfes umrauscht, warum willst du für den Ruhm vor Gott, für die Palme der Vollendung und Ewigkeit, weniger leisten, als Jener, der für das Lob von sterblichen Lippen Alles wagt?

Sei beharrlich in deinem Kampfe um das höchste Gut, um unbescholtene, reine Tugend, wie sie Jesus trug. Wie viele Hilfsmittel stehen dir nicht zu Gebote, deinen Sieg zu erleichtern! Warum versäumst du sie?

Willst du beharrlich sein im Guten, Gerechten und Heiligen, o so näyere dich oft in stillen Anbetungen dem Allergerechtesten. Nie wird dein Geist vom Throne Gottes ins Weltgetümmel zurücktreten, ohne entschlossener und geheiligter zu sein.

Willst du dich stärken in edler Standhaftigkeit? Wähle dir zum Umgange würdige, tugendhafte Menschen, deren Beispiel ermuntert im Guten; vor denen du erröthen müßtest, deinen Fehlern freien Lauf zu lassen. Mögen auch sie noch manche Schwäche haben: zeige du ihnen da, wo sie schwach sind, deine Stärke, aber ahme in solchen Dingen ihre Vortrefflichkeit nach, wo sie dir mangelt. So veredelt die Freundschaft der Menschen dein Gemüth.

Und mangelt dir die Gelegenheit zu solcher auserlesenen Gesellschaft, willst du dich von dem ansteckenden Beispiel gewissenloser Menschen bewahren: so wähle dir belehrende, erbauliche Schriften, die deinen Verstand aufklären, deine Begriffe über das berichtigen, was du bist, und was du sein sollst. Ein gutes Buch ist ein frommer Freund, der durch seine Gedanken die unsrigen heiligt, und mit seinen Empfindungen die unserigen erwärmt.

Und wenn dir Freund und Bücher mangeln, wenn du im Leben dastehest, nicht um zu betrachten, sondern thätig zu sein in den Verhältnissen deines Berufs, dann höre nie auf, Herr und Meister deiner selbst zu sein. So lange du dies bist und bleibst, wirst du nicht ungerecht sein! Sprich lieber nicht, handle lieber nicht, als daß du in einer Aufwallung des Gemüthes, in einer verstimmten Laune, oder bestürmt von irgend einer unreinen Empfindung, sprechen oder handeln solltest. Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme! (Offenb. Joh. 3, 11.)

Und Du, mein Jesus, mein Heiland, meines Lebens Vorbild, weiche nicht von mir. Dein einfacher, stiller, fester Wandel sei der meine, daß ich das höchste Gut der Welt erkämpfen möge: Freudigkeit im Leben, Freudigkeit im Tod, Freudigkeit in der Herrlichkeit meiner Zukunft, die Du meiner Seele geoffenbaret und gelobt hast! Nur so bin ich meiner selbst gewiß, gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur mich scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Jesu ist, unserm Herrn. (Röm. 8, 38. 39.).

Nur wer bis ans Ende beharret, der wird selig! So, mein Erlöser, rufst Du mir zu. Was ist's denn, das meinen Willen brechen könnte, wenn ich ihn nicht selbst brechen will? Was ist's denn, das mich auf meiner Bahn zur Vollendung, zur Ewigkeit, zur Vereinigung mit Dir, mein Gott, mein Vater, zurückhalten könnte, wenn es nicht meine eigene selbst verschuldete Nachlässigkeit ist?

Du hast Jedem zu dem Tagewerk, welches Du ihm auflegtest, die nöthige Kraft gegeben; und wenn er es nicht vollbringt, wessen wäre die Schuld?

Ja, mein Gott, ich will ausharren bis ans Ende! Ich will standhaft und getreu im Guten sein bis an den Tod, daß auch ich, ach! mit den Seligen allen, die vor mir schon hinübergingen, die Krone vom ewigen Leben erringen möge. Amen.

90.

Vom Lesen der heiligen Schrift.

Ap. Gesch. 8, 30.

Die Schriften Gottes still zu lesen,
Sei immerdar mir süße Pflicht:
Wie blind wär' ich, allweises Wesen,
Verwürf' ich Deinen Unterricht!

Nein, nein, mit einfaltvoller Seele
Erforsch' ich, Vater, die Befehle,
Die lauter Licht und Leben sind,
Mit Dank und Demuth als Dein Kind.

„Verstehest du auch, was du lieset?" fragte einst Philippus der Apostel den Kämmerer der Königin Candaces, da er diesem unterwegs im Wagen sitzend und den Propheten Jesajas lesend, begegnete. Bescheiden gestand der königliche Kämmerer, daß er den Sinn der heiligen

Worte des Propheten nicht begreife. Da trat der Jünger Jesu zu ihm, und erklärte ihm die Worte der Schrift.

Verstehst du auch, was du lieset? — So könnte man auch noch in unsern Tagen den Christen fragen, welcher, um sich zu erbauen, die Bücher der heiligen Schrift nimmt und sie lieset. Wer sie gedankenlos und aus Gewohnheit lieset, für den sind diese Bücher verschlossen. Wer sie mit Nachdenken lieset, und sie gründlich verstehen will, wird nur allzuoft Dunkelheiten entdecken, welche durch bloßes Ueberlegen und Errathen nicht aufgehellt werden können. Er bedarf eines Freundes, eines Lehrers, der ihm den verborgenen Sinn aufschliesse, wie es durch den Apostel Philippus dem königlichen Kämmerer geschah.

Die heilige Schrift ist für den Christen das ehrwürdigste aller Bücher. Denn sie enthält die ältesten aller Urkunden zur Geschichte des menschlichen Geschlechts. Wir erfahren aus ihr die Schöpfung der Welt und des Menschen durch göttliche Macht, und den Ursprung des Guten und Bösen, und die Verheerung des Erdballs durch eine furchtbare Ueberschwemmung, die Sündfluth geheißen.

Von allem diesem gingen ähnliche Sagen unter den frühesten Völkern des Alterthums, die nichts von Moses und Abraham genommen. Sie erzählten die großen Ereignisse der ersten Weltalter auf verschiedene Weise, nach ihren besondern Vorstellungsarten und Erfahrungen, aber immer in den Hauptdingen übereinstimmend mit den heiligen Lieferungen, die wir durch Mosis Hand empfingen.

Dieser Heerführer und Staatsmann hatte mit Sorgfalt die ältesten Nachrichten über sein Volk, die Enkel Abrahams, gesammelt. In aller ägyptischen Weisheit als königlicher Prinz unterrichtet, ward er das Werkzeug Jehova's, die Kinder Israels zu einem freien, selbstständigen Volk zu machen. Die Geschichte ihrer Schicksale und Gesetze setzte sein Nachfolger in der Regierung, Josua, bis auf seine Zeit fort. Von da an lebte das israelitische Volk in großer Freiheit, ohne Könige, ohne bleibende Feldherren. Das Volk war in viele kleine Staaten vertheilt, Stämme geheißen, von einander unabhängig. Nur die Stammältesten hatten obrigkeitliches Ansehen. Und wenn das Volk mit seinen Nachbarn in Krieg gerieth, wählte es den tapfersten Helden zum Oberhaupt unter dem Namen eines Richters. Das Buch der Richter, worin diese Zeiten beschrieben worden sind, rührt wahrscheinlich, so wie auch das Buch Ruth, von dem Propheten Samuel her; so wie eben derselbe gottbegeisterte Mann von den Büchern Samuelis das erste Buch bis zum fünfundzwanzigsten Kapitel verfaßt hat.

Weil aber bei solcher Regierungsart der israelitische Staat oft schwer erschüttert ward und in Unordnung gerieth, wurden Könige erwählt. Unter ihnen waren David und Salomo die berühmtesten, weil sie das israelitische Reich auf die höchste Stufe der Macht und des Glanzes erhoben haben. Wem sind Davids, des heiligen Sängers, herzerhebende Psalmen fremd? Er selbst hat, nebst Asaph, deren hundert und fünfzig gedichtet. Nathan und Gad, welche angeblich die Bücher Samuelis vom fünfundzwanzigsten Kapitel an verfaßten, haben aber an der gegenwärtigen Psalmensammlung keinen Antheil, so wie sich darunter auch noch viele ältere Psalmen befinden, die Moses gedichtet hat. Nichts übertrifft ihre Erhabenheit, ihre Würde, ihre seelenvolle Kraft. Wer lieset sie, ohne sich in seinem Innersten ergriffen zu fühlen?

An Weisheit stand dem heiligen Sänger David sein Sohn Salomo zunächst. Von seiner Weisheit zeugen noch die unter seinem Namen gesammelten Sprichwörter, der Prediger und das hohe Lied, ein erhabenes Gedicht. Aber diesen erleuchteten Königen waren die Nachfolger sehr unähnlich. Das Land theilte sich in zwei besondere Staaten, in ein jüdisches und in ein israelitisches Königreich. Man vergaß der alten Eintracht, vergaß die Warnungen der Vorwelt, die Gebote und Ordnungen Mosis. Umsonst erhoben sich fromme, gottgeweihte Männer, und drohten dem getrennten, in Abgötterei versinkenden Volke den nahen Untergang. Niemand hörte die Propheten; und der Untergang geschah. Die beiden Königreiche wurden von andern Völkern bezwungen, erobert, und die angesehensten Familien zu vielen Tausenden in die Sklaverei fortgeführt. Dies waren die Zeiten der babylonischen Gefangenschaft. Jetzt erinnerten sich die Unglücklichen, aber zu spät, an die Weissagungen der vorher verachteten weisen Männer und Propheten, eines Jonas, Hoseas, Joel, Amos, eines Jesaias, Micha und Nahum, eines Obadja und Habakuk, eines Zephanias und Jeremias, deren Weissagungen, Ermahnungen und Drohungen wir noch jetzt in ihren hinterlassenen und zu sehr verschiedenen Zeiten abgefaßten Schriften lesen.

Aber auch während der siebenzigjährigen Wegführung und Sklaverei in den babylonischen Staaten fehlte es den Unglücklichen nicht an Lehrern und tröstenden Propheten, an einem Ezechiel und Daniel; bis Cyrus, der König von Persien, Babylon eroberte, und den Israeliten gestattete, in ihr Vaterland zurückzukehren; den Zurückgekehrten predigten die Propheten Haggai, Zacharias und Maleachi Buße und treues Halten am Gesetze Mosis.

Unter denen, welche aus der babylonischen Gefangenschaft zurückgekehrt waren, befand sich auch der weise Esdra. Er war es, so wie Nehemia (2 Makk. 2, 13.), der die zerstreuten Bücher des alten Testamentes sammelte, wie wir sie noch jetzt haben. Zu ihnen fügte er auch das Buch Hiob, welches wahrscheinlich zu den Zeiten Mosis, nach der Ansicht anderer Ausleger auch später, geschrieben worden war. Sein treuer Gehilfe war Nehemias, der so, wie Esdra, die Geschichte seiner Zeit in einem eigenen Buche beschrieben, so wie eben dieser um Israel so hoch verdiente Esdra sehr wahrscheinlich auch die Bücher der Könige und der Chronik geschrieben haben mag.

Zu dieser Sammlung heiliger Schriften sind auch andere gethan worden, welche, obwohl jenen nicht immer und von allen Kirchenlehren gleich gehalten, dennoch voll hoher Wahrheit und nützlichen Inhaltes sind, wie das Buch Judith, Tobiä, die Geschichte von der Susanna, vom Bel und Drachen zu Babel, das Buch Baruch, das Gebet Manasse, die Bücher der Makkabäer u. s. w.; daher es denn rührt, daß einige Kirchen auch diesen letzten Büchern einen gleichen Rang mit den andern einräumen. Unter allen diesen zur heiligen Schrift anhangsweise beigefügten Schriften ist aber besonders das

Buch der Weisheit, welches man Salomo, wenn gleich ohne Grund, zuschreibt, so wie die Sittensprüche des weisen Jesus Sirach, besonders lehrreich und erbaulich.

Für den Christen sind jene heiligen Schriften des alten Testaments allerdings von hohem Werthe, nicht nur, weil sie die ältesten Begebenheiten des menschlichen Geschlechts erzählen, sondern weil ohne sie die Schriften des neuen Bundes kaum verstanden werden können. In jenen Büchern des alten Bundes sind die beständigen Hinweisungen auf die Erscheinung des Messias enthalten. Dieser Messias erschien — und die Schriften des neuen Testaments, zunächst für die Juden, oder vielmehr für die Christen geschrieben, die aus dem Judenthum bekehrt waren, weisen immer wieder auf jene zurück.

Wie die Bücher des alten Testaments dem israelitischen Volke das größte Heiligthum waren, so sind eben dasselbe die Bücher des neuen Testaments für uns Christen. Sie sind die Urquelle, aus der wir unsere Religionskenntnisse schöpfen. — Aus den vier Evangelien besonders lernen wir die eigenen Worte und Lehren Jesu Christi, des großen Stifters unserer göttlichen Religion, kennen. Matthäus, Markus und Lukas verfaßten die Lebensbeschreibungen Jesu für ihre aus dem Judenthum bekehrten Mitchristen in hoher Einfalt und Wahrheit; Lukas war es auch, der auf Veranlassung des Theophilus, eines vornehmen Christen, in der Apostelgeschichte die Schicksale der allerersten Anhänger Jesu und besonders des thätigen Paulus beschrieb, ungefähr dreißig Jahre nach Jesu Tod. Johannes hingegen, der ebenfalls das Leben Jesu in seinem Evangelium beschrieb, arbeitete dieses besonders und zunächst für solche Christen aus, die von den Meinungen morgenländischer Gelehrten mancherlei in ihre Religion einmischten. Für diese ist auch vorzüglich der erste seiner noch vorhandenen Briefe bestimmt gewesen. Es findet sich einiges darin, welches demjenigen dunkel und unverständlich sein kann, der mit den Lehrsätzen der morgenländischen Weltweisen damaliger Zeit nicht Gelegenheit gehabt hat, bekannt zu werden; doch ohne etwas davon zu wissen, kann man diese Schriften dennoch wohl verstehen.

Obwohl nun dasjenige, was unser Heiland und Erlöser in seiner Menschheit auf Erden von sich und von den Mitteln zu unserer Beseligung geredet und gelehrt hat, nirgends reiner geschöpft werden kann, als in den vier Evangelien, wo seine eigenen Worte angeführt, seine Predigten zu Volk und Jüngern niedergeschrieben sind, so bleiben doch auch die Briefe der Apostel alle von ewigem Werth für die Erkenntniß der christlichen Religion. Denn diese Briefe, obgleich unter sehr abwechselnden Umständen, und an sehr verschiedene Gemeinden und Leute geschrieben, wo bald mit Personen geredet wird, die vorher Juden, bald mit andern, die vorher Heiden waren, haben doch alle genaue Verbindung mit Jesu Worten, sind von Jesu eigenen Schülern verfaßt, und vom reinsten, heiligsten Geist eingegeben worden. Alle diese Schriften des neuen Bundes wurden von den Christen der ersten Jahrhunderte schon sehr früh gesammelt und in den Gemeinden öffentlich vorzulesen verordnet. Auch die Offenbarung Johannis gehört zu ihnen, ein Buch voller erhabener Schilderungen und kühner Bilder, deren Sinn aber für uns dunkel geworden, also daß es schwer, ja fast unmöglich wird, ihren Inhalt zu deuten. Es ist dies, wiewohl vergeblich, zu allen Zeiten und von den größten Gottesgelehrten versucht worden. Doch keiner hat den geheimen Sinn aufgeschlossen, und wer es that, fand sich zugleich durch seine eigene Einbildungskraft getäuscht, und gab Irrthümer statt der Wahrheiten.

Wenn ich nun dies alles überdenke, wenn ich erwäge, daß die Bücher der heiligen Schrift nicht allesammt in einer und derselben Zeit, sondern in einem Umfang von mehrern Jahrtausenden nach und nach aufgesetzt worden sind, wo sich die Sprachen, Gebräuche, Sitten, Vorstellungsarten und Ortschaften sehr verändert hatten, wenn ich bedenke, daß die Schriften von vielerlei frommen Männern verfaßt worden sind, deren Jeder dabei seine besondern Zwecke hatte, und der eine für ganz andere Menschen sprach und schrieb, als der andere; wenn ich in Betrachtung ziehe, daß, seitdem das letzte dieser Bücher geschrieben wurde, nun schon weit über anderthalbtausend Jahre vergangen sind, wo sich die Völker und ihre Wohnsitze, ihre Sprachen, ihre Ordnungen, ihre Kenntniße, ihre Gebräuche ganz verändert haben: so wird die Frage für mich um so wichtiger, wenn ich die heilige Schrift zur Hand nehme: Verstehest du auch, was du liesest?

Schon dasjenige, was Jemand vor wenigen Jahrhunderten in unserer eigenen Sprache geschrieben, ist in der heutigen Zeit, wo unterdessen Vieles anders geworden, nicht mehr vollkommen hell. Schon ein Brief, der in unsern Tagen geschrieben worden, wird mir unverständlich sein, wenn ich nicht weiß, wer ihn gemacht und an wen er geschrieben; wenn ich darin Anspielungen oder Benennungen finde von Dingen und Begebenheiten, die mir nicht bekannt genug sind. Wie darf ich hoffen, die heilige Schrift ganz hell und klar in ihrem vollen Sinn zu begreifen, die in so entfernten und verschiedenen Zeiten unter Völkern und Personen verfaßt wurde, die nicht mehr vorhanden sind?

Aus dieser Ursache sind von jeher durch die Obrigkeiten christliche Lehrer und Prediger angestellt worden, die den größten Theil ihres Lebens auf die Untersuchung und Erforschung der heiligen Schriften verwenden sollten; die aus den Geschichten der Vorzeit und den alten Sprachen sich helleres Licht über Alles verschaffen müssen, was mit dem Laufe der Zeiten in der heiligen Schrift dunkel geworden; die eben deswegen Ausleger des göttlichen Wortes für uns werden, und deren Erklärungen wir Glauben beizumessen haben; weil nicht Jedermann Zeit und Gelegenheit genug besitzt, sein ganzes Leben diesen Wissenschaften zu weihen. Selbst diese Lehrer der christlichen Kirchenanstalt verdienen noch aus zweifachem Grund unsere Verehrung; einmal: weil Jesus mit klaren Worten seine Jünger eines höhern Beistandes — der sie in alle Wahrheit einführen würde — versicherte (Joh. 14, 16, 17.); dann weil diese erleuchteten Lehrer hier den etwa dunkeln Sinn aus der Ursprache der heiligen Urkunde deuten, dort durch Erforschungen der kirchlichen Hausgeschichte Erkenntniß geben, welchen Sinn schon die Apostel und ihre Amtsnachfolger mit den uns dunkel gewordenen Ausdrücken verbunden haben.

Daher ist es ferner gekommen, daß Viele, die ohne alle nöthige Vorkenntniß und Einweihung sich angemaßt haben, die heilige Schrift zu lesen und zu erklären, in schädliche Vorstellungen, in verderbliche Irrthümer und

Schwärmereien gerathen sind, wodurch sie die Einfalt und Wahrheit des Christenthums entstellt haben. — Daher ist es gekommen, daß bei den verschiedenen Auslegungen sich in der christlichen Kirche allerlei Glaubens- und Religionsparteien erzeugt haben, von welchen jede mit Zuversicht glaubt, daß sie im alleinigen Besitz der Wahrheit sei, und auf unchristliche Weise die andern verdammt, welche das heilige Wort anders erklären.

Aller Zwiespalt aber, und das muß aller Christen höchste Beruhigung sein, ist bei den verschiedenen Erklärungen der Schrift nicht über die seligmachende Lehre Jesu selbst, nicht über das Wort entstanden, wodurch der Heiland uns zur Seligkeit, zur höhern Seelenvollendung ruft, sondern über die Eigenschaften seiner Person, über die göttliche und menschliche Natur in ihm, über sein Verhältniß zum Vater der Welt, über das Geheimniß der Dreieinigkeit, über Gegenstände, welche dem Auge der Sterblichen ewig geheimnißvoll bleiben werden.

Jesu Lehren und Anweisungen von dem, was wir als seine Nachfolger zu unserer Beseligung thun sollen, sind hingegen sonnenhell. Aller Christen Sinn vereinigt sich brüderlich in ihnen. Hier ist kein Dunkel, kein Zweifel, sondern ewiges Licht, das noch zu höherm Lichte führt.

Daher sind mir die Evangelien vom Leben meines göttlichen Lehrers vorzüglich theuer. Ich sehe sein Beispiel, ich will ihm nachahmen; und wenn ich ihm nachfolge, wie könnte ich da irre gehen? — Ich lese die Worte, welche sein heiliger Mund selbst gesprochen, jene Worte der Belehrung, der Zurechtweisung, der Barmherzigkeit, des Trostes — in ihnen ist alles Licht. Wer an diese Worte glaubt, der wird selig werden.

Daher sind mir die Lehren und Briefe der Apostel Jesu vorzüglich theuer, besonders wo sie mir Jesu Worte wiederholen, wo sie, wie Jesus, mich belehren, wie ich meinen Lebenswandel einrichten solle, um Gott wohlgefällig zu sein. Ist dann auch noch mancherlei dabei enthalten, was auf damalige Zeiten und Verhältnisse Beziehung hat, von Vorfällen und Umständen veranlaßt worden sein mag, die ich nicht genau genug kenne, so wage ich es nicht, mir die Dunkelheiten nach meinem Sinn und Eigendünkel zu erklären, weil ich doch zuletzt fürchten muß, nur in Irrthümer, wohl gar in Schwärmereien zu gerathen, die mir und Andern wenig nützen können, oft aber verderblich werden.

Das Lesen der heiligen Schrift ist daher immer mit Vorsicht anzuempfehlen. Dieses alte, ehrwürdige Buch soll nicht mit Leichtsinn durchblättert werden, wie ein gemeines Buch; es soll nicht zum Alltagsgebrauch von Anfang bis zu Ende ohne Auswahl durchlesen werden. Denn nicht das Lesen und fleißige Lesen der heiligen Schriften ist ein Verdienst, sondern das rechte Verstehen derselben und die Befolgung ihrer Vorschriften; nicht aber aller Vorschriften des alten Testamentes, sondern aller Vorschriften Jesu und seiner Jünger. Dort beteten noch Viele um Verderben für ihre Feinde; hier aber beteten Jesus und seine Jünger um Gnade für ihre Verfolger. Dort wird Gott noch als ein eifriger, zorniger Gott dargestellt; hier lerne ich den Schöpfer meiner Tage als den liebevollen Vater im Himmel kennen. Dort wird noch Freude und Lohn auf Erden, als der Lohn meiner Tugend, gepriesen: hier finde ich, daß Jesu Reich nicht von dieser Welt sei, daß meine wahre Heimath droben wohne, daß das letzte Ziel der unsterblichen Seele die Ewigkeit sei.

Ach wenn Moses, David und Assaph Gott in ihren Psalmen preisen, dann will ich mich auf den Flügeln ihres Gesanges zum Himmel schwingen. Wenn Joseph in Aegypten der Wollust widerstrebt, will ich aus seinem Bilde lernen, meine Unschuld höher zu achten, als das Leben. Wenn Salomo und Sirach mir Weisheit predigen, will ich ihr freudig mein Herz öffnen.

Um zu verstehen, was ich lese, will ich mit Fleiß die heiligen Vorträge meiner Lehrer besuchen, will mit Aufmerksamkeit ihre Auslegungen und Erklärungen der heiligen Schrift in den gottesdienstlichen Versammlungen anhören, und mich da unterrichten lassen, wo ich Dunkelheit für mich erblicke. Der Besuch des Gotteshauses hat dadurch einen neuen Werth für mich. Nicht genug, daß die große Versammlung Gott verehrender Christen meine eigene Andacht befügelt, lerne ich hier die Worte der heiligen Vorwelt besser verstehen. Ich vernehme von rechtschaffenen, gelehrten Männern nicht nur die bloßen Auslegungen, sondern den Sinn der Schrift auch auf mein Zeitalter, auf unsere Sitten, auf unserer Seelen gegenwärtiges Bedürfniß angewendet. Für mich ist der Prediger, wenn er auf geheiligter Stätte mir als Erklärer der heiligen Schrift erscheint, was die Apostel Jesu den ersten Christen gewesen sind, Philippus dem königlichen Kämmerer ward, welcher den Sinn Jesajas vergeblich zu ergründen bemüht war. Denn auch die Apostel wiederholten nicht blos, was Jesus gesprochen, sondern sie wandten seine Lehre auf die mannigfaltigen Bedürfnisse mannigfaltiger Personen an, damit sie desto fruchtbringender werde.

Eben so will ich in einsamen Stunden, besonders an denjenigen Tagen, wo ich von der Arbeit ausruhe, um mich den Betrachtungen meiner selbst, der Verbesserung meines Herzens ganz zu weihen, die Erbauungsschriften würdiger, frommer, gelehrter Männer lesen, die mit Kraft zu meinem Herzen reden, und mir Ausleger des göttlichen Wortes werden. Wie manche Belehrung habe ich ihnen nicht schon zu danken; wie viele herrliche Vorsätze bin ich nicht ihnen schon schuldig, wenn sie mein Gemüth durch ihr sanftes Wort bewegten, und mich von Verirrungen zurückführten, oder mir aus dem Quell der heiligen Schriften Trost für die leidende Seele schöpften! Ach, das Alles konnte ich nicht, wenn ich allein für mich, mit unvorbereitetem Geiste die Bibel lesen wollte.

Ja, mein Gott, mein Vater, laß mich keine Gelegenheit versäumen, wo ich Dein Wort, Deinen Willen besser verstehen lerne. Laß mich begierig auf die Lehre erleuchteter Männer hören, die mir Jesum und seine Lehre verkündigen, und mich zu Dir hinleiten, du Höchster, Ewiger, Alleinbeseligender! Sie sind ja nur Deine Werkzeuge zur Rettung meiner Seele. Du bist es, der sie begeistert, um mir wohlzuthun, mich zu Dir emporzuheben, mich meiner Vollendung näher zu bringen. Nicht sie höre ich, nein, Jesum höre ich aus ihnen; nicht ihr Wort ist es, das zu meinen Ohren schallt, nein, Dein Wort ist es, das in das Innerste meines Herzens dringt.

O, daß es nie vergebens zu mir spräche! Daß ich jedesmal edler, tugendhafter, fehlerloser von der Betrachtung Deines Wortes zurückkehren möchte! Darnach will ich sterben, dahin ringen. Gib, o Quell alles Segens, gib Gedeihen! Amen.

91.

Die Ewigkeit des göttlichen Wortes.

Lukas 21, 33.

Eh' wird der Weltenbau in Nichts verwehen,
Als, Herr und Gott, Dein heil'ges Wort vergehen;
Es winkt, den Geistern Segen zu bereiten,
Durch Ewigkeiten.

Noch stand das herrliche Jerusalem in seiner bewunderten Majestät; noch glänzte des Tempels Heiligthum von uralter Pracht; und Israel wallfahrtete aus fernen Gegenden dahin, dem Jehovah Sühn- und Brandopfer darzubringen; noch herrschte Frieden und Ruhe im ganzen jüdischen Reiche — wer hätte den Untergang der großen, weltberühmten Stadt, wer die Vernichtung des prächtigsten aller Heiligthümer im weiten Morgenlande, wer die gänzliche Auflösung und Vernichtung einer Nation ahnen sollen, die unter ihren Königen einst große Reiche beherrscht und erschüttert hatte?

Jesus, der Gottmensch, wandelte einst mit seinen wenigen, treuen Freunden durch Jerusalems königliche Straßen. Vor Allem fesselte ihre Bewunderung die ausserordentliche Schönheit und Pracht vom Gebäude des Tempels. Sie blieben stehen, voll angenehmen Erstaunens, wie ein Kunstwerk dieser Art empfindungsvollen Anblick einzuflößen pflegt. Sie zeigten ihrem Lehrer alle die Herrlichkeit; denn sie kannten seine Theilnahme an allen ihren kleinen Empfindungen.

Aber Wehmuth umdunkelte das Angesicht des Erhabenen. Er sah nicht die vom Golde strahlenden Gewölbe und Zinnen, die Säulen von köstlichem Gestein — er sah Schutt und Trümmer und Graus. Dann wandte er sich zu seinen heiligen Zöglingen, und weissagte den nahen Verfall dieses Tempels, dieser reichen Paläste, die Verödung dieser volkreichen Straßen, den Untergang dieses noch so blühenden Reiches.

Und furchtbar ging, ehe sein Jahrhundert vollendet war, die Prophezeihung des Messias in Erfüllung. Roms Heere zertrümmerten Jerusalem im blutigsten Kriege. Nicht ein Stein ist auf dem andern geblieben, der nicht zerbrochen worden ist. (Matth. 24, 2.) Jerusalem ist heutiges Tages ein Städtlein in der Wüste; es ruht entfernt von der alten Stätte, wo man es nie wieder erbauen konnte, weil unaufhörliche Erdbeben die Arbeiten zur Wiederbauung unterbrachen. Das jüdische Volk ist zerstreut durch alle Welttheile, ein entsetzliches Denkmal der Vergangenheit — kein Volk auf Erden hat ein Schicksal gehabt, wie dieses!

Noch war das Christenthum nur in dem engen Kreise weniger Frommen bekannt. Jesus hatte seine Lehre den Tausenden gepredigt, die ihm zuhörten; leichtsinnig ward von Tausenden sein Wort wieder vergessen. Nur Einzelne begriffen ihn ganz; nur Einzelne nahmen ihr Kreuz auf sich, und folgten ihm nach. Tausende eilten wieder davon, wenn ihre erste Neugier gestillt, oder ihre Hoffnung getäuscht war. Die meisten hatten nur Wunder erblicken, nur ausserordentliche Dinge anstaunen wollen. Sie waren begierig, den verheißenen Messias kennen zu lernen. Sie erwarteten einen Helden, einen David zu sehen, der, von Jehova beschirmt und begeistert, die Waffen gegen das damals die Welt beherrschende Rom erheben, und Jerusalem im Morgen- und Abendlande gewaltig machen würde. Wenn sie aber in ihren Erwartungen betrogen standen; wenn Jesus ihnen selbst zurief: Gott ist ein Geist; ich bin sein Gesandter; ich stiftete ein geistiges oder himmlisches Reich! — so wandten sie sich unzufrieden von ihm.

Millionen Völker wohnten auf Erden; aber der Name Jesu, des Verachteten, der in Knechtsgestalt umherging, war keinem Volke bekannt. Nur wenige arme Leute, von geringer Herkunft, von keiner Gelehrsamkeit, keinem Ansehen, hatten sich zu ihm gethan, und hingen ihm mit reinem liebendem Gemüthe an. Und diese Einzelnen waren Juden, das heißt, Mitglieder einer Nation, die schon damals von andern Nationen wenig geachtet und geliebt war, weil sie sich in allen Stücken eigensinnig von andern Völkern trennte. Wer hätte damals ahnen können, daß einst eine Zeit kommen würde, wo Könige und Kaiser der Welt diese ersten Jünger und ihre Armuth beneiden, wo die mächtigsten Fürsten vom Throne niedersteigen und ihre Knie vor Jesu Namen beugen, wo ganze Heerschaaren, welche erobernd durch die Welt zogen, vor ihm anbetend in den Staub niedersinken würden?

Aber Jesus der Gottmensch, aus der Tiefe seiner Niedrigkeit, sah mit hellem Blicke in die Finsternisse einer tausendjährigen Zukunft. Was damals kein Sterblicher auf Erden träumen durfte, wußte er mit hoher Gewißheit. Er sagte es seinen schüchternen Jüngern voraus: Wenn kein Jerusalem, kein Tempel und kein jüdisches Reich und Volk mehr ist, dann wird noch meine Lehre bestehen und siegend und glänzend aus dem allgemeinen Untergange, aus der Zwietracht und Verwirrung aller Völker emporsteigen. Ja, sprach er, *Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht!* (Luk. 21, 33.)

Muthig folgten ihm nun die Seinigen, mit Glauben an seine erhabene Verheißung haltend. — Er sagte ihnen Schmach und Elend vorher, kündete ihnen an, daß sie seines Namens willen von allen Völkern gehaßt, daß sie ermordet werden würden. (Matth. 24, 9.) Doch dies erschütterte ihre Stärke nicht. Sie folgten ihm mit Entschlossenheit. Er hatte ihnen ja auch die schönste der Verheißungen ertheilt: Wer beharret bis ans Ende, der wird selig!

Aber wie ward ihnen, als sie nun den göttlichen Propheten aus ihren Armen gerissen und zur schändlichsten und martervollsten aller Todesarten hingeschleppt sahen! — Freilich, auch sich selbst hatte er dies schreckliche Loos vorher verkündet — er mußte den Welterlösertod sterben. Er mußte zur Begnadigung des Judenthums und zur Erfüllung des mosaischen Gesetzes das letzte und köstlichste Opfer werden, welches sich für die Welt und zur Aussöhnung ihrer Sünden hingab. — Wie ward ihnen, als sie ihn zwar wieder vom Grabe erstanden und unter sich wandeln sahen, bald bei diesem, bald bei jenem erschei-

nend, dann aber plötzlich verschwindend, den himmlischen Wohnungen zueilend, aus denen sein Geist stammte! Wie sollten die Weissagungen in Erfüllung gehen, da er nicht mehr mit ihnen war, und sie nun hilflos und schüchtern, gleich Fremdlingen, in der Welt allein standen? Und doch hatte er gesprochen: „Himmel und Erde werden vergehen, aber mein Wort bleibt ewiglich!“

Hundert und zwanzig treue Seelen waren nach Jesu Heimgang zum Vater von Tausenden übrig geblieben, die ihm einst, dem Auserwählten, das fröhliche Hosianna! gejauchzt hatten. Nur diese hielten noch, harrend auf die Erfüllung seiner Weissagungen, fest zusammen, Männer und Weiber, alle von niedrigem Stande, wenig geachtet, ohne Reichthum. Diese sollten die Pflanzschule der christlichen Kirche sein, die sich nach wenigen Jahrhunderten über den ganzen Erdkreis erstrecken müsse.

Und Jesu Wort ward erfüllt. Den Schüchternen kam der Muth, den Schwachen die Stärke, den Unkundigen die Weisheit Gottes, als sie betend am Pfingsttage beisammen waren, nicht ohne Furcht vor des jüdischen Pöbels Verfolgung. Wie Moses vom Sinai herab in Gewittern das Gesetz empfing, so breitete sich in allen Jüngern die Flamme des heiligen Geistes am Pfingsttage aus. Ihr Versammlungshaus erbebte, wie von einem gewaltigen Sturme. Von einem neuen Leben beseelt traten die einst Aengstlichen mit strahlendem Muthe hervor, und predigten das göttliche Wort. Noch stand Golgotha vom Blute des Erlösers bespritzt; noch lebte das wüthende Volk, welches das Blut des Erlösers gefordert; noch saßen die ungerechten Richter auf den Stühlen, von welchen herab sie die himmlische Unschuld verdammt hatten; noch drohte der Pharisäer Rache, der Hohenpriester mächtiger Stolz — aber unerschrocken verkündeten die Jünger dem erstaunten Volke Jesu Bestimmung und Lehre; und bei dreitausend derer, die das Evangelium vernahmen, liessen sich an diesem Tage taufen, blieben beisammen, verkauften ihr Eigenthum, und unterstützten sich gegenseitig zur Vollendung des großen Werks.

Mehr, als die Apostel sahen, habe ich gesehen; mehr, als sie wußten, weiß ich. Sie waren die Zeugen von der Weissagung Christi; aber ich bin der Zeuge von der Erfüllung derselben. Sie lebten und verherrlichten dankbar Gott in der Hoffnung; sollte ich schweigen, da ich in der Erfüllung lebe?

Der kleine Haufe der Anhänger Jesu, welcher sich am Pfingsttage durch die Predigt der Apostel gesammelt hatte, war noch sehr schwach, als schon wieder die Wuth der Juden gegen ihn ausbrach. Vernichtet sollte er werden, damit das Gesetz Mosis nicht unter der neuen Lehre verderbe. Der Pöbel wüthete abermals: Stephanus ward mit Steinen zerschmettert, bis er den Geist aufgab. Umsonst; Jesu Wort siegte, denn es sollte währen bis in die Ewigkeit. Und der schrecklichste aller Verfolger des Christennamens, ein Mann von Mitteln, großer Beredsamkeit, unterstützt durch alle jüdischen Parteien, bekleidet mit dem römischen Bürgerrecht — Saulus, der die Anhänger Jesu auch aus ihren geheimsten Schlupfwinkeln hervorzuziehen wußte, er selbst mußte Gottes Werkzeug werden zur Verbreitung der Jesuslehren. Er selbst, überwunden, ward der Bruder, der Beschützer, der Fürsprecher derer, die er einst verfolgt hatte, litt mit ihnen den Märtirertod für die Wahrheit des göttlichen Wortes.

Je mehr sich die Zahl der Christen vergrößerte, je allgemeiner, je strenger ward ihre Unterdrückung. Sie mußten Vaterhaus und Verwandte, Freunde und Vaterland verlassen — ausgestoßen, wie Verbrecher, unter fremden Völkern umherirren; aber dies war Gottes Wille, dies die weise Leitung der ewigen Vorsehung. Unter Nationen, die den Namen Jesu nie vernommen, erscholl er nun zum erstenmal. Die Heiden verließen ihre Tempel, ihre Götter, ihre wollüstigen Feste, und beteten zum Ewigen, zum Schöpfer des Weltalls, zum Geist der Geister. Mächtige nahmen Knechtsgestalt an; Reiche warfen Gold und Purpur von sich, um Jesu Diener zu werden und die göttliche Lehre zu predigen. Je mehr Verfolgung, je mehr Ausbreitung; je mehr Scheiterhaufen und Märtirertode, je mehr der entzückten Bekenner; je mehr Untergang einzelner frommer Gemeinden, je mehr Aufblühen des christlichen Glaubens.

Kriege verwüsteten die Welt. Die Völker der Erde, von einem unbekannten Geiste getrieben, von einer unwiderstehlichen Macht gezogen, wandelten bewaffnet durch einander; verdrängten einander aus den tausendjährigen Wohnsitzen; stifteten mit ihren Schwertern neue Reiche. Das prachtvolle Jerusalem ward ein schauerlicher Steinhaufen; das weltbeherrschende, kaiserliche Rom ging unter, und Barbaren versteigerten den Thron der ehemaligen Regierer der bekannten Erde um einige Goldstücke; es war kein Tyrus, kein Babylon, kein Athen mehr — aber das göttliche Wort währte, und breitete sich mächtiger und mächtiger über die bekannte Welt aus, machte die Barbaren menschlicher, und die menschlichen Völker weiser.

Die Welt ward beruhigt. Die neuen Reiche befestigten sich, der christliche Glaube herrschte weit umher, und beglückte das Volk der Hütten und Paläste. Da wurden jenseits der unermeßlichen Weltmeere neue Inseln, neue Länder, neue Völker entdeckt, von deren Dasein vormals kein Sterblicher vernommen hatte. Sucht nach Gold trieb Tausende über das Meer in die neu gefundenen Reiche hin. Sie starben. Ihr Gold ward Staub. Aber die Lehre Jesu, mit ihnen in die neue Welt übergedrungen, dauerte fort und veredelte die wilden Völkerschaften jenseits des Ozeans, und das Reich Gottes erweiterte sich von einem Welttheil zum andern, von einem Pol zum andern.

Nun erleuchteten mannigfaltige Wissenschaften die Welt — Kunst und Gelehrsamkeit wurden immer gemeiner. Was vormals der Schatz einzelner Weisen gewesen, wurde nun ein Gemeingut der Völker. Auch die Niedrigsten liessen sich das Licht der Wissenschaften in den Schulen mittheilen. Tausend abergläubige Uebungen der Vorwelt wurden vernichtet, tausend Irrthümer des Alterthums zerstört. Aber das Wort Gottes währte fort; die Lehre Jesu, von den durch die Heiden eingemengten und aus ihren Tempeln entlehnten Fabeln vermreinigt, stieg geläutert und glänzender als jemals hervor. Selbst der gemeinste Mann ward nun gründlicher in den Wahrheiten des Christenthums unterrichtet, und fester in seinen Ueberzeugungen.

Es fehlte nicht an Religionsspöttern, nicht an Zweiflern, welche aus Leichtsinn oder Eigendünkel sich vermaßen, die Lehre Jesu zu erschüttern, und den Grund

des Christenthums zu untergraben. Ihre verwegenen Bemühungen weckten den Eifer der christlichen Weisen; was vorher nur leicht berührt worden, ward nun mit Ernst und Gründlichkeit erwogen und bestätigt. Tausend Zweifel sind emporgegangen und verschwunden; tausend Spötter und Irrlehrer mit ihrem Wahne sind vergessen: aber Gottes Wort dauert fort, und die Lehre Jesu steht nur noch fester und unerschütterlicher da.

So ist Jesu Weissagung seit fast zwei Jahrtausenden bewährt worden. Zahllose Städte, zahllose Dörfer, zahllose Reiche, zahllose Lehrgebäude und Meinungen sind vergangen, aber Gottes Wort bleibt ewiglich.

Es bleibt ewig — auch in jeder Zukunft wird es bleiben. Die Städte, welche heute noch glänzen, die Länder, welche heute noch blühen — sie werden mit der Zeit vergehen; die Oberfläche der bewohnten Erde kann sich, wie sie sich schon vielmals veränderte, wieder verändern; aber wenn Alles sich nach und nach verwandelt, das göttliche Wort dauert unveränderlich fort. Was künftig sein werde, auch wenn nach Jahrtausenden unser Staub schon längst verweht ist, und neue Geschlechter auf dem Erdball wandeln werden, die uns nur kann noch aus der Geschichte kennen — was da sein werde, das verbürgt uns die Geschichte von Jesu Lehre in den schon gewesenen Jahrtausenden. Sie kann nicht untergehen.

Denn sie stimmt durchaus zu sehr mit der menschlichen Vernunft, zu sehr mit der ganzen Natur überein, als daß sie von den Veränderungen im Irdischen abhängig wäre. Sie stammt aus Gott; und von Gott auch stammt die Natur mit ihren wundervollen Gesetzen und der Menschen Vernunft. In Gottes Werken aber herrscht die heiterste Zusammenstimmung alles Einzelnen zum Ganzen. Alles ist in Gottes Schöpfung Harmonie.

Daher, so lange diese Schöpfungen bestehen, so lange diese mächtigen Gesetze der Natur walten, so lange die menschliche Vernunft nicht ihr Wesen verliert, wird das göttliche Wort in unwandelbarer Kraft fortdauern müssen. Oder wo ist der Sterbliche, der alle Begriffe verkehren, alle Einsichten vernichten, der die Vernunft der Sterblichen in Wahnsinn umgestalten könnte? — Wo ist er, der mit schwacher Hand die Ordnungen der Natur aufheben und die Bande der Schöpfungen zerreissen könnte? — — Nein, je mehr Erfahrung, je mehr Wissenschaft, je mehr Aufklärung, desto mehr Glanz und Festigkeit erwirbt die Religion Jesu, desto weiter dehnt sie ihren beseligenden Einfluß auf die Welt aus.

Sie stimmt zu sehr mit allen höhern Bedürfnissen des menschlichen Geschlechts zusammen, als daß sie jemals auf der Welt verschwinden könnte. Ewig, wie die Begierde der Sterblichen nach Selbstzufriedenheit, nach Vollkommenheit und Glück, ewig, wie die Sehnsucht der Sterblichen nach Vollendung, ewig, wie die Hoffnung des menschlichen Geschlechts auf Vergeltung und Ewigkeit, bleibt auch ewig Jesu Lehre, Gottes Wort!

Mögen immerhin noch hie und da in stolzer Selbsttäuschung Spötter spotten, Zweifler zweifeln: ihr Bemühen ist umsonst. Ihr Ringen steigt über die Grenzlinien der menschlichen Natur hinaus, und wird eben dadurch wieder nichtig. Sie sinken bald ohnmächtig in den Arm des stillen, hoffnungsvollen, tröstenden Glaubens zurück, und entsagen ihren wilden Träumen, welche Natur, Vernunft und mehrtausendjährige Erfahrung mit furchtbarer Stimme Lügen schilt.

Mögen immerhin leichtsinnige Machthaber ihrer Macht Alles vertrauen, die Religion nur zu einem Werkzeuge der Staatskunst gebrauchen, und höchstens, was sie selbst verschmähen, als ein Gängelband der Völker ehren: es kommt die schwarze Stunde, da ihr Gold nicht mehr glänzt, da ihre Heeresmacht nicht mehr erschreckt, da ihr Wink kein Zittern mehr bewirkt; es schlägt auch ihnen die ernste Stunde, da der erkünstelte Götterrausch von ihrem Gehirn entweicht, und sie mit dem ärmsten der Bettler ihre Gebrechlichkeit und die Gewalt des ewigen Gottes, die Macht der ewigen Vorsehung, die Wunderkraft und Unentbehrlichkeit des ewigen Vaters für ihre Seelen empfinden.

Himmel und Erde vergehen, aber Dein Wort, o mein Gott, mein Vater, bleibt ewiglich! Es stammt von Dir. Seine Göttlichkeit ist mir ein Bürge seiner Unvergänglichkeit. Das Unvergängliche daran ist mir ein Bürge seiner Göttlichkeit.

Dein Wort bleibt ewig. Was Du mir durch Jesum verheißen, wird erfüllt werden, wie Alles erfüllt worden, was er in der Welt verhieß. Deine Treue, Deine Liebe, o du erhabenstes wahrhaftes Wesen, sind ewig, wie Du. In Dir allein ist keine Veränderung, kein Wechsel des Lichts.

Ehrfurcht also dem göttlichen Worte, das ewig ist! Ehrfurcht also der Religion, welche seit Jahrtausenden in ihrer Heiligkeit auf mich herab kam! Ehrfurcht dem Glauben, in welchem meine Väter entschlummerten! Hinweg, jeder Leichtsinn, welcher mit Gegenständen der Religion zu tändeln wagt; hinweg von den Gesellschaften, von den Sitzen, wo die Spötter sitzen! (Ps. 1, 3.) Was Millionen weisen, guten, edeln Menschen wohlgethan, was im Leben ihr Trost, was im Tode ihre Hoffnung war, soll die Frechheit des Witzes entweihen? — Entweihen! Kann auch das Göttliche entweiht werden? Nein, nur der Frevler entweiht sich selbst durch vermessene Thorheit, schändet nur selbst in sich die Würde seines Geistes — er berührt das Unantastbare, das Unentweihte nicht, welches erhaben über ihm schwebt.

Glauben und festes Vertrauen will ich dem Worte geben, welches ewig ist! Denn dein Wort, o mein Vater, ist ewige Wahrheit, und aus dieser Wahrheit quillt die ganze Seligkeit meines Daseins. O dies Erdenleben, es wäre ohne Dein Wort eine traurige Finsterniß, ein trostloses Kämpfen. — Es wäre ohne Werth für mich, ein Streben ohne Ziel, ein Räthsel ohne Auflösung! — Durch Dein Wort ist mir Alles leicht worden: es zeigt mir in den Leiden Wohlthat, in den Widersprüchen meiner Schicksale Klarheit, in der Dankbarkeit jenseits der Sterbestunde neue Sterne.

Glauben und Vertrauen dem Wort, das ewig ist! Denn es leitet mich zu Dir, mein Vater, zu höhern Seligkeiten über! Auf welchem Grunde kann ich mit größerer Zuversicht mein Heil bauen, als auf diesem ewigen, unbeweglichen Grunde? Es verheißt mir, einst bei Dir in herrlicherer Vollkommenheit zu sein — es verheißt mir Unendlichkeit Deiner Gnade! — Wo finde ich köstlichere Zusicherungen? wo tiefer dringenden Trost? Wem soll ich glauben, wem soll ich vertrauen, wenn ich Deinem Worte, o du höchste Wahrheit, nicht vertrauen könnte?

Dein Wort bleibe auch ewig in meiner Seele! Amen.

92.

Der Christ mit seinen Grundsätzen im Gedränge des gewöhnlichen Lebens.

Erste Betrachtung.

Joh. 12, 26.

Wenn ich mich des Entschlusses freue,
Nur Dir zu folgen, gib, daß ich
Den besten Vorsatz oft erneue,
Nichts mehr zu lieben, Gott, als Dich.
Daß ich auch übe, was, entbrannt
Von heil'ger Inbrunst, ich empfand.

Zum Ziele schneller hinzueilen,
Laß nie mich meines Lebens Zeit
Mit Dir und mit der Sünde theilen,
Und keine Stunde werd' entweiht;
Und keine, die ich nützen kann,
Klag' einst vor Dir, o Gott, mich an.

Laß gern zum still erfreu'nden Segen
Für meinen Nächsten und für mich
Benutzen Kräfte und Vermögen,
So leb' ich göttlich, so für Dich!
So werde ich vollkommner, Dir
Zum Preis, o Gott, zum Segen mir!

Viele sind, welche sich schon oft beim Antritt eines neuen Jahres entschlossen, von nun an ihre Grundsätze zu bessern, ihre Lebensart zu ändern, und mit dem neuen Jahre neue Menschen zu werden. Es ist ihnen damit Ernst gewesen. Sie erneuerten ihre guten Vorsätze, manchen Tag, manche Woche. Es gelang ihnen auch wirklich, denselben in der ersten Zeit treu zu bleiben. Sie suchten Frieden in und ausser sich zu bewahren, und sich selbst zu überwinden. Allein nach und nach erkaltete der erste Eifer. Unvermerkt, wie sie sich mehr in die verworrenen Geschäfte des Lebens einliessen, wurden die guten alten Vorsätze in ihrer Erinnerung immer dunkler. Unvermerkt fand man es bequemer, oder wohl gar nothwendig, wieder den alten Ton anzustimmen, sich wieder der bisherigen Lebensweise zu überlassen. Das Jahr hörte auf neu zu sein, und der Mensch ward eben auch wieder der alte.

Viele, wenn sie durch Unvorsichtigkeit oder durch irgend einen ihrer Lieblingsfehler in große Verlegenheit, wohl gar in Unglück gerathen waren, verschworen feierlich bei sich diese Sünde. Sie erkannten nur allzulebhaft, daß der Genuß, welchen die Erfüllung leidenschaftlicher Wünsche gewährt, nicht werth sei, daß man so viel Angst und Kummer deswegen nachtrage. — Allein die böse Zeit ging endlich vorüber; man erholte sich wieder; man ward wieder froh, und siehe, man überließ sich unvermerkt wieder dem schädlichen Hange, wie vordem; man glaubte nur, man müsse dabei mit größerer Klugheit verfahren, müsse verhüten, daß nichts übertrieben würde. Man blieb schlecht, wie vorher, und bereitete sich, trotz aller Klugheit, wieder trübe Stunden, die man wohl hätte vermeiden können.

Viele, denen es um ihre Veredlung schon oft ernstlich zu thun gewesen, die in ihren Gebeten vor Gott, in ihren Ueberlegungen, wenn sie einsam waren, selbst wegen ihrer Verworfenheit und innern Schlechtigkeit erschracken, konnten es nicht begreifen, wie sie bei allem guten Willen nicht weiter kamen. Sie waren in der Einsamkeit die besten, wohlwollendsten Menschen; aber sobald sie wieder unter andern Leuten einherwandeln, und sich mit ihrem Berufe, mit ihrer Wirthschaft, ihren übrigen Planen abgeben mußten, wurden sie wieder ganz andere Menschen, und sie konnten es nicht dahin bringen, daß sie überall, zu allen Zeiten gleich blieben.

Und wer hat dies nicht schon bei sich empfunden! Wer hat es nicht schon vielmals an sich erfahren, daß ein anderer Geist uns in der Einsamkeit, und ein anderer im Gedränge des gewöhnlichen Lebens zu beseelen scheint? — Seht nur die Sterblichen, wenn sie in den Tempeln Gottes versammelt sind! Welche Ruhe, welcher Ernst, oft welche heilige Ruhe und Andacht bei Allen! Wer sollte glauben, daß diese Herzen, welche hier einmüthig vor dem ewigen Vater des Lebens versammelt sind, feindselig gegen einander schlagen, sobald die Schwellen des Tempels verlassen sind? Wer sollte es glauben, daß eben diese Blicke, welche sich hier mit Demuth vor dem Allgegenwärtigen senken, draussen im gewöhnlichen Leben voll Stolz und Lieblosigkeit auf Nebenmenschen niedersehen können? Wer sollte es glauben, daß eben diese Lippen, welche hier die frommen Gebete flüstern, oder zu Gott in feierlichen Gesängen ertönen, draussen sich zur Verleumdung, zur Verachtung des Nächsten, zu schadenfrohen Bemerkungen, zur Schmeichelei, zu Lug und Trug öffnen können? Alles scheint im Tempel Gottes nur für Heiligkeit und Tugend, und in der wirklichen Welt nur für Laster und Leidenschaften zu glühen; Alles im Tempel nur der Ewigkeit, und im wirklichen Leben dem Irdischen zu gehören.

Welch ein Widerspruch! Welch eine Täuschung unser selbst und Anderer! Und doch ist's also; wer möchte es läugnen?

Fast jeder Mensch ist daher mit sich selbst in Zwietracht. An einem Orte sündigt er; am andern bereut er. Zuletzt steht er da, unzufrieden mit sich selbst, und verzweifelt an der Möglichkeit, so vollkommen zu werden, wie Jesus Christus gefordert hat, wie Gott es will, wie unser eigenes Gefühl uns sagt, daß wir sein sollten.

Dann beruhigt man sich, weil der Zustand innerer Zwietracht unerträglich ist, mit allerlei Scheingründen. Man sagt, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach, das Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen fehlt mir. Es ist unmöglich, hier auf Erden schon ein Heiliger zu werden. Jeder Mensch behält immerdar seine Schwächen. Gott kann doch nicht mehr verlangen, als der Mensch zu leisten vermag. Es ist unmöglich, daß man unter allen Geschäften, Handlungen und Zerstreuungen, zu denen uns das Leben in der gewöhnlichen Welt nöthigt, fortdauernd an den Umfang aller Pflichten denken kann, die uns von der Religion geboten sind; es ist unmöglich, daß man im Umgange mit den Leuten von verschiedener Art beständig zugleich an Gott und Ewigkeit oder an Gelübde denken kann, die man gethan hat! — Entweder müßte man seine eigene Natur verläugnen, und mitten in der Welt zum Träumer werden, oder man müßte sich in eine beständige Einsamkeit flüchten, wo man nichts Anderes zu thun hätte, als sich mit Religion zu beschäftigen.

Solche Beruhigungsgründe sind bei den Menschen sehr gemein. Man hört dergleichen fast alle Tage, sobald das Gespräch auf diesen Gegenstand kommt. Man spricht sie aus, und fühlt doch wohl, daß sich damit auch der leichtsinnige und schlechte Mensch eben so gut, als der wahrhaft redliche, entschuldigen oder beschönigen kann. Man spricht sie aus vor den Leuten, und bereut sie vielleicht im Gebete vor Gott. Denn das Gewissen redet auf

ganz andere Weise in uns, und Jesus spricht: Wer mein Diener sein will, der folge mir nach. Und wo ich bin, da soll mein Diener auch sein; und wer mir dienen wird, den wird mein Vater auch ehren. (Joh. 12, 26.)

Wie aber kann ich diesen Widerspruch zwischen meinem Wollen und meinem Thun aufheben? Wie soll ich als ein Christ, das heißt, als ein Weiser, mit meinen Grundsätzen dastehen im Gedränge des gewöhnlichen Lebens?

Diese Frage ist eine der wichtigsten für meinen Geist, und meines ganzen Ernstes würdig. Denn wie ich sie mir beantworte, entscheidet es über die Tugend und Glückseligkeit meines ganzen Lebens. Allein die Beantwortung derselben ist nicht leicht, oder scheint es doch nicht zu sein. Denn woher stehen noch immer so viele Menschen mit sich selber im Widerspruche bei ihren guten Vorsätzen und bei ihren schlechten Thaten? Woher käme es sonst, daß so wenige es recht anfangen, die Grundsätze, welchen sie ihren Beifall nicht versagen können, im alltäglichen Leben anhaltend auszuüben?

Es kommt daher: daß unsere guten Entschlüsse, die wir in der Einsamkeit, im Gebete, in der Kirche, oder nach wichtigen Lebensvorfällen fassen, mehr Wirkung von lebhaften Gefühlen sind, als Früchte reiflicher, kalter Ueberlegung. Wenn unser Herz erwärmt ist, dann scheint uns alles leichter zu sein, als es nachher ist, wenn wir zur Ausführung kommen. Wenn wir von starken Empfindungen bewegt werden, stellen wir uns in der That die Welt ganz anders vor, als wir sie finden, wenn wir nun mit kaltem Blute in ihr dastehen. Daher, sobald unser Gemüth nach den ersten Aufwallungen wieder seine vorige Ruhe, seine gewöhnliche Stimmung zurück empfangen hat, bemerken wir, daß nicht Alles so gut ist, nicht Alles so geschehen kann, wie wir es uns vorgestellt haben. Wir können die Welt nicht nach unsern Gefühlen richten, sondern wir müssen uns nach der Welt richten.

Der Mensch also fehlt darin, daß er in einem Augenblicke schöner Rührung, oder in einem Augenblicke der Angst und Reue, sich vornimmt, ein edlerer Mensch zu sein, und seiner und Gottes würdiger in Christi Vollendung zu leben. Denn alle heftigen Gemüthsbewegungen sind vorübergehend, und mit ihnen geht auch die Kraft des großen Entschlusses vorüber. Weit besser geschieht hingegen Alles, was mit ruhiger Bedachtsamkeit vorher erwogen worden ist. Denn den Verstand zum Ueberlegen behalten wir zu allen Zeiten; aber aufwallende Gefühle verschwinden schnell.

Viele, die demnach glaubten, daß sie ihren im Augenblicke heiliger Rührung gefaßten Vorsätzen getreu zu bleiben im Stande sein könnten, von der andern Seite aber wohl einsahen, daß im gewöhnlichen Leben allzuviel Störungen eintreten würden, suchten sich auf besondere Weise zu helfen. Sie zogen sich so viel als möglich von dem sogenannten Weltgetümmel zurück. Sie hüteten sich sehr, fröhlich zu werden, und bemühten sich, immer eine stille, ruhige Stimmung beizubehalten. Sie strengten sich an, jene frommen Rührungen des Herzens oft in sich zu erregen: sie beteten, so oft sie konnten; nahmen in ihrem Tone, in ihren Geberden eine gewisse Art an, die Welt zu verachten mit ihren Lüsten; machten sich aus der Theilnahme froher Lustbarkeiten, so unschuldig dieselben auch sein mochten, ein Gewissen; eilten fleißig in die Kirchen, sprachen immer in einem frommen Ton, und behielten diese Art zu sein beständig bei, auch wenn ihr Gemüth nichts weniger als in der dazu erforderlichen Verfassung sein mochte, auch bei Beschäftigungen, welche sich zu solcher Stimmung am wenigsten schickten.

Was entstand nun daraus? Eine Gewohnheitssache der äussern Zucht und Geberde; ein frömmelndes Spiel mit Empfindungen, Bildern und Redensarten; oft und zuletzt nur eine für das thätige Christenleben unfruchtbare Schwärmerei, wie sie Jesus nicht forderte, der seine eigenen Jünger thätig und vielgeschäftig unter die Leute hinaussandte, — oder eine stille Heuchelei, wo Sprache, Geberden und fromme Uebungen nur allzuhäufig mit demjenigen in Widerspruch standen, was im Sinn und Gemüth vorging.

Die heilige Religion Jesu aber gebietet uns keineswegs diese Lebensart, diese Zurückgezogenheit, dieses unaufhörliche Frommthun, wenn wir Gottes gute Gaben freudig geniessen möchten, dieses beständige Beten und Andächteln, wenn wir dazu nicht von der Seele aus gestimmt sind. Nein, Christus will, unser Gebet soll nichts Erlerntes, nichts Langweiliges, nichts gedankenlos Hergeplappertes sein; er befiehlt uns, thätig und nutzbar in das wirkliche Leben einzugreifen; er verdammte Diejenigen nicht, welche vielgeschäftig und rastlos das Beste der Welt befördern; er forderte nicht von den Königen und Großen der Erde, sie sollten, statt für die ihnen anvertrauten Völker zu sorgen, sich eingezogen halten, alle Pracht hassen, und beten. Nein, Jesus kannte die Welt, und dennoch sandte er seine Jünger hinaus unter die Völker; er wußte, wie vielen Verfolgungen und Leiden sie ausgesetzt sein würden, aber er wollte nicht, daß sie sich verzärteln sollten, sondern sprach ihnen Muth ein, und sagte: Ich sende euch hinaus, gleich wie Lämmer unter die Wölfe. Aber fürchtet euch nicht, und vertrauet der Fürsorge des himmlischen Vaters.

Daher quäle sich Niemand mit Zweifeln an der Möglichkeit seines Vollkommenwerdens, wenn er das nicht alles vollführen kann, was er in einem Augenblick der Rührung seines Herzens sich vorgenommen hat. Er halte sich darum nicht für unfähig zum Besserwerden, weil seine schönen Gemüthsbewegungen allzuvergänglich waren. Er behandelte seine Vervollkommnung nur auf die unrichtige Weise. Er wollte Gefühle in sich verewigen und bleibend machen, die ihrer Natur nach vergänglich sind, und vergaß, daß er im häuslichen und bürgerlichen Leben nur dasjenige auf eine gute Art vollbringt, was er mit kalter Ueberlegung entworfen und nach allen Verhältnissen berechnet hat.

Aber auch noch einen andern Grund gibt es, warum wir oft allzubald muthlos werden, unsere gefaßten guten Entschlüsse beizubehalten; und es ist dieser, daß wir uns mit einem Male zu viel vornehmen, und mehr, als uns jemals möglich sein kann, zu vollenden.

Dies geschieht zum Beispiel, wenn wir uns in Stunden der Einsamkeit und Ueberlegung vorsetzen, allen Leidenschaften, durch welche wir so oft zu Fehltritten verleitet werden, abzuschwören.

So lange wir für uns selbst sind, ungereizt durch Andere und bei ruhiger Besonnenheit, scheint es uns sehr leicht zu sein, künftig nie mehr zu zürnen, nie mehr im Hasse ausschweifend zu werden, nie mehr der Wollust Gehör zu geben. Allein — ein Schritt in die wirkliche Welt, und Alles ist anders. Unsere Neigungen werden

wieder wach, unsere Leidenschaften werden wieder laut. Wir können uns nicht enthalten, wieder den vorigen Ton gegen die Menschen anzunehmen. Wir werden durch sie selbst gereizt, schlechter zu sein, als wir gern sein möchten. — Aber dies ist eine natürliche Folge unserer wirklichen Beschaffenheit; oft nur der Beschaffenheit unsers Körpers, unsers Temperaments, unserer Gesundheitsumstände. Wir können nie das Regewerden unserer Gefühle und Leidenschaften verhindern, denn sie gehören zu unserm Dasein, wie jeder Athemzug. Wir können unmöglich so kalt und abgestorben werden, daß wir Alles, was uns umgibt und begegnet, mit gleichgültigen Augen ansehen. Aber dies fordert auch Jesus nicht von uns: auch er sah es nicht mit Gelassenheit, wenn Geldwechsler und Krämer den Tempel entheiligten, oder Pharisäer Andächtelei trieben. Allein, daß die in uns wohnenden, aus unserer natürlichen Beschaffenheit, aus unserm Temperamente hervorgehenden Leidenschaften keine böse Richtung nehmen, dies können wir durch die Macht unsers Willens verhüten. Dies zu thun, leitet uns Jesus selbst durch Lehre und Beispiel an.

Es folgt daraus, daß das gänzliche Ertödten aller Begierden und Leidenschaften eine unnatürliche Forderung sei, welche die Zwecke der Gottheit zerstört, und unsere Gesundheit, oder unsere thätige Frömmigkeit vernichten muß. Allen Freuden der Welt entsagen, heißt Gottes herrliche Gaben verschmähen, die er gab, uns zu erquicken. In die Einsamkeit und vor den Menschen fliehen, ist freilich ein Mittel, daß Leidenschaften einschlafen, die im Gewühle der Welt erwachten; aber solche Entsagung der Welt heißt zugleich allem dem Guten und Segensvollen entsagen, was wir nach Gottes Willen und Jesu Beispiel zu thun verpflichtet sind. Der todte Stein freilich kann nicht sündigen; aber ist er darum tugendhaft? Der Mensch, welcher sich in die Einsamkeit zurückzieht, um zu beten und seine Leidenschaften zu vernichten, während Andere für ihn sorgen und arbeiten sollen: ist er nicht ein sehr unnützes Glied in der Gesellschaft der Menschen? Ist er nicht der Knecht im Evangelium, der, wie Jesus sagte, sein Pfund vergrub, statt damit neuen Segen zu gewinnen? — und wenn endlich in solcher unnatürlichen Enthaltsamkeit und Selbsttödtung die Gesundheit des Leibes nicht ganz verwüstet wird: bleiben auch nicht dann noch viele andere Begierden und Leidenschaften wach, wogegen kein Gebet, kein Fasten fruchtet? Verleitet ein solcher unnatürlicher Zustand nicht oft zu unnatürlichen und viel verbrecherischern Ausschweifungen?

Als der ewige Schöpfer den Menschen ins Leben rief, sprach er: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Im Schweiße seines Angesichts soll er sein Brod essen.“ Die Ordnungen der Schöpfung, die Zwecke der göttlichen Welteinrichtung ändern wollen: kann dies die Absicht des ewigen Sohnes und seiner Lehre gewesen sein?

Nimmermehr! Wir sind geschaffen, *für einander*, und darum *mit einander zu leben*. Wir sind geschaffen mit Kräften und Einsichten verschiedener Art, daß wir uns auf mancherlei Weise unter einander dienen. Nicht Jesus, der göttliche Welterleuchter, nicht seine Jünger, nicht die Christen der ersten Jahrhunderte flüchteten aus dem Gedränge der Welt in die Einöde, sondern kräftig traten sie hinaus in das Leben, und suchten das heilige Gottesreich zu verbreiten, jeder im Verhältnisse seiner Anlagen, seiner Vermögens, seines Wirkungskreises.

Die Zweifel vieler Menschen an der Möglichkeit, einen hohen Grad religiöser Vollkommenheit zu erreichen in dieser Welt, entspringen also offenbar aus einer irrigen Ansicht der Dinge, und oft konnten gefaßte gute Vorsätze nachher im Leben nicht ausführbar sein, weil sie entweder nur Folge lebhafter und darum vorübergehender Gemüthsbewegungen waren, oder durch ihre Beschaffenheit gegen die menschliche Natur stritten.

Und doch rief uns Gott zur Heiligkeit! Und doch rief Jesus: Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ Und doch ermahnt uns unser eigenes Bewußtsein an Erhebung unsers innern Werthes! — Alle diese heiligen Stimmmen, sollten sie sich vereinen, von uns das Unmögliche zu begehren?

Viele Sterbliche freilich, die von ihrer Sinnlichkeit allzusehr befangen sind, so daß ihnen eine höhere Tugend unbequem und lästig dünkt, finden auch schon unmöglich, das Leichtere auszuführen, was Andere thun. Diese Weichlinge, die nur für Gut und Geld, für ihre Ehre und Würde, für das bloße Anständige in den Gesellschaften leben, und die alle Anstrengungen zum Bessern meiden, wollen nur die Rechtfertiger ihrer Schwachheit sein. Allein auf ihr Urtheil hört der Weise nicht: denn ihr eigenes Gewissen verwirft die Scheingründe, womit sie dasselbe stillen möchten.

Dein Joch ist ja sanft, o Erlöser der Welt, o Licht aller Geister, und deine Last ist leicht! — Warum sollte ich daran verzagen, jemals, als Dein Jünger, auch Dein Ebenbild zu werden? Warum verzagen, daß die Entschlüsse zum Guten, welche in mir rege werden, niemals von mir gehalten werden können? Und wenn ich auch zuweilen, hingerissen durch Irrthum, mich von dem rechten Wege verliere, und wenn ich auch, bewogen durch die mir inwohnende Schwäche, zuweilen sinke — bist Du, Barmherziger, nicht auch mein Erbarmer? Auch der Gerechte kann fehlen, aber dann fehlt er wider seinen Willen. Auch der Gerechteste und Edelste ist nicht von Irrthum und Uebereilung frei; aber dann erhebt er sich nach dem Falle desto kräftiger, desto entschlossener, nie wieder zu straucheln. Dann ist er desto eifriger beschäftigt, seine Fehlthat mit Handlungen der Liebe und Güte zu bedecken, und sein augenblickliches Vergehen mit einer langen Reihe von Tugenden auszusöhnen.

O du Geist der Heiligkeit, erleuchte auch meinen Geist, daß ich den wahren Weg des Christen erkenne; und gib mir Muth und Kraft, in mitten im Drange des wirklichen Lebens gottselig zu wandeln, bis ich mein Ziel erreiche. Amen.

93.

Der Christ mit seinen Grundsätzen im Gedränge des gewöhnlichen Lebens.

Zweite Betrachtung.

Luk 9, 23.

Gib mir Gelegenheit, Dich, Herr, zu preisen,
Und daß ich Dein sei, Andern zu beweisen,
Und hilf, daß ich der Sünde Reiz und Freude
Vorsichtig meide.

Laß, Herr, im Guten meinen Fleiß zu stärken,
Mich nutzen Zeit und Ort zu edeln Werken;
Und fromm die That vollenden und besonnen,
Wie ich begonnen.

Was Du gebeutst, will Muth und Eifer heischen;
Doch soll mich nie der feige Vorwand täuschen,
Als fehl' es mir zu göttlichen Geschäften
An Zeit und Kräften.

Ich will es! Ich will mich beherrschen lernen,
Will, was versuchend reizt, von mir entfernen,
Damit ich täglich über meine Sinne
Mehr Macht gewinne.

Da sprach er zu ihnen Allen: Wer mir folgen will, der verläugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich täglich, und folge mir nach.

Allerdings sind jene frommen Rührungen, welche uns in Stunden der Andacht, der Reue oder großer und ernster Schicksale bewegen, nichts weniger als zu verachten. Sie geben unserer Seele eine erhöhte Kraft, und befördern in uns die Neigung wie den Muth zum Guten.

Aber doch müssen wir in göttlichen Dingen den Gefühlen des Herzens eben so wenig, als in weltlichen Dingen, die Herrschaft einräumen. Denn wer seine Tugend nur auf sie stützen lassen will, hat einen leicht zerbrechlichen Stab gewählt. Unsere Gefühle selbst hängen weniger von der Kraft des Geistes, als von der eigenthümlichen Beschaffenheit des Körpers ab. Und wie leicht sind die Veränderungen desselben! Wie abwechselnd ist unsere tägliche Stimmung!

Wer sehr reizbar und zu lebhaften Empfindungen geneigt ist, also, daß er den Zustand derselben auf eine gewisse Art sich bleibend machen kann für eine lange Zeit, geräth leicht in Gefahr, sehr einseitig in seinen Urtheilen über Menschen und Verhältnisse des Lebens zu werden; Jeden, der nicht empfindet wie er, für gefühllos und kalt zu halten, und für böser, als er ist!

Je länger der Mensch seinen Gefühlen diese Oberherrschaft einräumt, und nur aus ihnen hervor surtheilt, und nur in ihnen lebt: je falschere Richtung nimmt seine Ansicht der Welt. Verstand und Vernunft leiden endlich darunter eben so sehr, als unter der Herrschaft einer gröbern oder thierischen Sinnlichkeit. Die frommen Rührungen, indem sie das Urtheil bestechen, entarten in fruchtlose Schwärmerei, und die Weisheit der Lehre Jesu entartet zu einer Religion der Einbildungskraft. Der Mensch ist seelenkrank, welcher, weil ein einziges seiner Gemüthsvermögen auf Unkosten der übrigen Geistesanlagen genährt und gestärkt worden ist, glauben möchte, er habe die letzte Höhe der menschlichen Seelengröße gewonnen, und die übrige Welt wandle in Finsterniß, Unglauben und Laster.

Schwindelt der Beklagenswürdige endlich auf diesem Gipfel, so ist es bei seiner Reizbarkeit nur noch um einen Schritt zu thun zur vollen Geistesverfinsterung, zur Gespenster- und Wunderseherei, zur Sucht nach Geheimnißkrämerei und Weissagung — oder zur vollen Irreligiosität und zum Unglauben. Denn wir haben leider der traurigen Beispiele genug in der Welt, wie schnell bei solchen Gemüthern die Verwandlung vor sich geht, und wie oft ein kleiner Umstand, durch welchen sie von ihrer langen Selbsttäuschung überführt werden, hinreicht, sie von allen ihren vorigen Ueberzeugungen abwendig zu machen, wenn man anders bloße Innigkeit des Gefühls wahre Ueberzeugung nennen darf. — So hat man immer gefunden, daß die sinnlosesten, schadenfrohesten und muthwilligsten Religionsspötter in ihren frühern Jahren religiöse Schwärmerei liebten; und umgekehrt, daß Religionsverächter, nachdem sie alle Ausschweifungen bis zur Erschöpfung getrieben, im Alter Andächtler und Betsüchtige geworden sind. Beides geschah aus gleichen Ursachen. Diese Menschen waren zu reizbar, und hatten sich nur der Beschäftigung ihrer Gefühle überlassen.

Aber, o Mensch! nicht dein Herz ist unsterblich — es wird mit dem Leichnam im Grabe modern — sondern dein Geist allein ist es! Nicht deine Gefühle sind unsterblich — sie vergehen mit dem Herzen, aus dem sie hervorquellen — sondern die Macht und Stärke deines Geistes allein ist es! — So sollen denn auch die Gefühle des Herzens nicht Herrscher sein über den erwägenden, prüfenden Geist, sondern nur seine Diener und Gehilfen.

Die Religion Jesu ist nicht bloß ein Spielen mit Empfindungen, sondern ein Werk des Geistes für ewige Geister. Auch die Gottheit wohnt nicht in Empfindungen, sondern in der höchsten Erkenntniß des Wahren, Vollkommenen und Gerechten. Gott ist ein Geist, und die ihn verehren, sollen ihn verehren im Geist und in der Wahrheit. Die Wahrheit aber ist das Geschäft der Vernunft, welche uns Gott gegeben, sie zu erkennen.

Es sind nicht bloß Gefühle, es sind Grundsätze, überdachte Wahrheiten, welche der Jünger Jesu von dem göttlichen Meister aufnehmen und ins Leben übertragen soll. Und wenn ich den großen Entschluß fasse, von nun an ein höherer Geist zu werden, Gott ähnlich, nach Vollkommenheit ringend, soll dies nicht bloß Wirkung einer frommen Gemüthsbewegung, sondern der ernsten, ruhigen Ueberlegung sein.

Wer in weltlichen Dingen irgend einen großen und wichtigen Plan entwerfen und ausführen will, prüft vorher kaltblütig die Mittel, welche ihm zum Zwecke helfen können; prüft alle Umstände, unter denen er handeln muß; prüft das Maß seiner Kräfte, welche er in Thätigkeit zu setzen hat, und berechnet selbst die möglichen Hindernisse, welche sich gegen seine Absichten verschwören könnten, und denkt, noch ehe sie da sind, auf die beste Art sie zu überwinden.

Willst du in göttlichen Dingen, in Angelegenheiten deines unsterblichen Geistes unbesonnener und leichtsinniger handeln, als in bürgerlichen Geschäften? Oder erfordert die Erhebung, Vollendung und Heiligung deiner Seele weniger Anstrengung des Nachdenkens, als die Vermehrung deines bürgerlichen Ansehens oder deiner häuslichen Einkünfte?

Und wenn es dir erhabener Ernst ist, als Christ deine Grundsätze im gewöhnlichen Leben zu erhalten, und deiner Besserung und Vervollkommnung wirklich näher zu schreiten, wie es Gott, wie es Jesus, wie es dein eigenes besseres Ich fordert: so fasse deinen Entschluß mit reiflicher Ueberlegung alles dessen, was zur Vollführung desselben gehören mag. Ein lebhaft aufwallendes Gefühl könnte dir zuerst diesen Entschluß geben; aber der Funke wird wieder erlöschen, wenn der Geist ihn nicht zur Flamme verwandelt, in der er sich läutert und verklärt.

Beginne nicht damit, Gott zu geloben, nun plötzlich ein heiliger Mensch zu werden, und alle Fehler, alle Leidenschaften von dir zu werfen: denn Erfahrungen sollten dich endlich weiser gemacht, und dich belehrt haben, du könntest diese leichtsinnigen, allzuraschen gebrachten Gelübde nicht halten und vollstrecken.

Sondern prüfe zuerst: Wo fehlt es bei dir am meisten? Welches sind diejenigen Schwächen, durch welche du am meisten zu ungerechten Handlungen verleitet wirst? Und welche unter diesen Schwächen ist diejenige, welche dir und Andern am schädlichsten ist? — Es kann dir niemals schwer werden, sie zu entdecken; dein Gewissen, das heißt, die heilige, jedoch schwache Stimme deines nach Vollkommenheit schmachtenden Geistes, nennt sie dir schnell.

Nun untersuche noch ernster: Woher rührt bei dir diese Schwäche? Ist sie ein Fehler deiner frühern Erziehung? Oder eine Folge der Verführung und des Eindrucks von äussern Dingen? Oder eine Wirkung deines Temperaments? Oder ist sie vielleicht nur durch eine noch tiefere in dir verborgene Leidenschaft rege gemacht? Oder das Werk irgend einer übeln Gewohnheit, die dir nun gleichsam zur andern Natur geworden ist?

Und nun, hast du den Grund eingesehen, aus welchem dein Hauptfehler stammt, dann denke an die Verhältnisse, in denen du lebst, an die Menschen, mit denen du umgehst, und auf die beste Art, wie es zu verhindern sei, daß dieser Fehler nicht von ihnen gereizt, noch ihnen und dir gefährlich und entehrend werden könne. Nicht ein feuriger Entschluß ist dazu genügend, sondern kalte Bedachtsamkeit und besonnene Prüfung aller und jeder Mittel, die diesen Fehler deines Temperaments, oder deiner Erziehung, oder deiner Gewohnheit schwächen und vernichten können. Du wirst es vielleicht in den ersten Tagen, in den ersten Wochen, in den ersten Monaten nicht dahin bringen, ihn ganz abzulegen. Noch oft wird sich diese Schwäche heftig anregen; aber doch wirst du sie mindern können. Und wenn sie rege wird, dann gedenke deines edlen Entschlusses, dann sprich in dir: Jetzt ist es Zeit, deine Geistesgröße und Herrschaft über die Empörung der Sinnlichkeit zu zeigen. Meide jeden Anlaß, der dich in Versuchung führt, dich selbst zu vergessen. Und wenn du ihn nicht meiden kannst, dann thue dir die größte Gewalt an, Herr deiner Empfindungen zu sein, und so zu handeln, daß die ganze Welt Zuschauer und Zeuge deines Thuns sein könnte. Nie aber begib dich selbst in Versuchung, um deine Kraft auf die Probe zu stellen. Wer sich in Versuchung begibt, geht früh oder spät darin unter. Wir vertilgen nur dadurch unsere Schwächen, wenn wir sie nie reizen, sondern gleichsam vergessen, daß sie vorhanden sind; unsere Fehler sterben von selbst aus, wenn wir ihnen keine Gelegenheit zur Beschäftigung geben.

Nimm dir nie zu viel vor, sondern räume zuerst das größte Hinderniß deiner Vollkommenheit hinweg — und dann, wenn du Sieger bist, wirst du desto leichter die übrigen Fehler an dir vernichten. Einzeln schlage deine Feinde, wenn du Ueberwinder werden wirst; allen zugleich den Krieg ankündigen, könnte dir zuletzt die Kraft ermüden und allen Muth und alle Hoffnung rauben.

Auch ist es dir leichter, im gewöhnlichen Leben auf dich selbst strenge Acht zu haben, wenn du nur einen und zwar deinen größten Feind beobachtest und bestreitest. Dies zerstreut dich weniger, als wenn du ängstlich die ganze christliche Lehre immerdar vor Augen haben, und jeden deiner Gedanken, jedes deiner Worte furchtsam prüfen wolltest. Dies ist eine Uebertreibung, welche das Maß menschlicher Kräfte übersteigt.

Tritt harmlos hinein in das gewöhnliche Leben, gehe um mit den Menschen, wie sie sind, ohne dich mit beständigen Ueberlegungen zu quälen — aber deinen innern Hausfeind, deine Lieblingsleidenschaft, laß nie aus den Augen; sie muß vernichtet werden, wenigstens durchaus dir und Andern unschädlich gemacht sein. Du hast gewiß, neben deinen hervorstechenden Fehlern, manche vortreffliche Eigenschaft, die dich vielen Menschen lieb macht. Glückt es dir nun, deine größte Untugend abzulegen: so hast du dich mit neuen Vorzügen geschmückt, welche dich den Menschen ehrwürdiger, und dich dir selbst achtungswerther machen.

Die Beobachtung eines solchen einfachen Entschlusses kann dem Christen, auch mitten im Gewühl der Welt, nie zu schwer werden. Er nahm sich nichts Unmögliches vor, denn er sieht tausend Menschen, welche den gleichen Fehler abgethan haben und verabscheuen, der ihn noch entstellt. Und was Andern möglich war, sollte es dir nicht gelingen?

Indem Manche eine plötzliche allgemeine Sinnesänderung in sich vornehmen, und aus dem Stande ihrer Unwürdigkeit jählings in den Stand der reinsten Heiligkeit übergehen wollten, wurden sie selbst das Opfer ihres übertriebenen Entschlusses, und verfielen nicht selten in andere entgegengesetzte Fehler. So ward mancher leichtsinnige Verschwender zum Geizhals, mancher Wollüstling zum argwöhnisch verdammenden Tadler jeder unschuldigen Freude. Allein eine solche Bekehrung ist keine Besserung, denn ein solcher Entschluß ist keine Christenweisheit gewesen.

Bekämpfe erst deine vorzüglichste Schwäche in dir, und dazu spare, im Leben mit der gewöhnlichen Welt, deine vorzüglichste Besonnenheit auf. Willst du mehr leisten, so ist zu fürchten, du werdest deinen Anstrengungen unterliegen, oder durch diese Uebertreibung in entgegengesetzte Fehler stürzen, oder in einen Sonderling ausarten, der sich nur auszeichnet durch Eigenthümlichkeiten, ohne darum besser zu sein, als mancher wahrhafte Christ, welcher bescheiden seine Pflichten thut, ohne mit seiner Tugend eine Art Auszeichnung und Gepränge zu treiben.

Auch ist es eine sehr irrige Vorstellung, wenn man sich den wahren Weisen und Christen unter dem Bilde eines jederzeit ernsten, die Vergnügungen der Gesellschaft meidenden Menschen denkt. Der Nachfolger Jesu kann beim Scherze wie am Sarge, im Schauspiel wie im Tempel des Ewigen, beim Gastmahl und frohen Gesange, wie im Ernst des Berufsgeschäftes, im reichen Palast von allen Annehmlichkeiten umringt, wie in der Bettlerhütte, seine Pflicht üben, seines Gottes würdig sein. Nur diejenige Beschäftigung ist sündlich, nur diejenige Freude verdammungswürdig, welche nicht ohne Nachtheil Anderer, und ohne Verletzung anderer Rechte genossen werden kann, oder wodurch wir unsern guten Ruf zerstören und unsere Neigung zum Bösen und Unwürdigen rege machen.

Es wandeln der edeln Christen noch viele auf Erden, welche ein gottgefälliges Gemüth haben, ohne dasselbe durch äusserliche Ziererei vor den Menschen zur Schau zu tragen, oder beständig fromme Redensarten im Munde und heiligen Ernst auf der Stirn zu tragen. Eben dies ist die wahrhafte Bescheidenheit des Christen, daß er seinen eigenen Werth verhüllt, und

sich allen Andern gleichstellt, statt sich von ihnen zu sondern. So gewinnt er Vertrauen und Liebe der Edeln und Unedeln, und wird dadurch nur kräftiger, mancherlei Gutes zu wirken. So wird er, wie Paulus, Allen allerlei, auf daß er viele Seelen gewinne. So pflegt er, wie Jesus Christus, auch mit Zöllnern und Sündern Umgang, ohne seine einmal ergriffenen Vorsätze fahren zu lassen.

Und so erkenne ich, o Heiland meines Lebens, in der Wahrheit, daß Du nicht das Unmögliche von uns forderteſt, wenn Du uns zurieſſt: „Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ (Matth. 5, 48.) — wenn Du sprachst: „Wer mir folgen will, der verläugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich täglich, und folge mir nach!“ (Luk. 9, 23.) Ja, göttlicher Verklärer meines Gemüthes, ich will Dir folgen — folgen zu Gott! Ich will mich selbst verläugnen und überwinden, wenn ich von meiner eigenen Lust gereizt und gelockt werde! Ich will täglich den Grundsatz, welchen ich als Christ zur Vertilgung meines Lieblingsfehlers erkoren habe, im gewöhnlichen Leben ins Werk setzen, und endlich von diesen mir anklebenden Schwächen frei werden, so mühevoll und schmerzlich mir auch die Anstrengung fallen mag.

Ich habe nun den wahren Weg gefunden, wie ich mich Dir zu nähern, und Dir, du Göttlicher, ähnlich zu werden im Stande bin. Einzeln will ich meine Feinde schlagen, die größte, gefährlichste meiner Untugenden zuerst vernichten; alle andern werden dann desto leichter überwunden werden. So werde ich endlich rein gewaschen werden von meinen Sünden und Unvollkommenheiten durch Dein Blut, mit welchem Du die Göttlichkeit Deines Wortes besiegelt hast. So werde ich, o Gott, o Vater, o heiligstes aller Wesen, endlich des großen Zweckes würdiger werden, zu welchem mich Deine liebevolle Allmacht aus dem dunkeln Nichts ins Leben rief!

Vater, o mein Vater, ich will! und, von Deiner Kraft und Gnade unterstützt, die in jedem Deiner Kinder mächtig ist, werde ich können, was ich will. Ich fehlte oft — meine Vorsätze waren edel, aber nicht immer mit derjenigen Vorsicht und Weisheit genommen, welche dem Christen geziemen. Daher ließ ich so oft Muth und Vorsatz fahren. Verleihe mir nun Kraft und Einsicht, Vater! Leuchte mir mit Deinem Beispiele, ewiger Sohn! Heilige mich in der ewigen Wahrheit, göttlicher Geist! Amen.

94.

Ob unsere Tugend von Zeiten und Landessitten abhängig sei.

Joh. 5, 41. 42.

Wen Liebe Gottes und der Pflicht
Zur Frömmigkeit nicht führet,
Erfreu' sich seiner Tugend nicht,
Der gar kein Preis gebühret.
Wenn Vortheil, Sitte, feiger Sinn
Und Stolz ihm Gutes rathen:
O, der hat seinen Lohn dahin
Für seine guten Thaten!

Drum täusche niemals mich der Schein,
Und nie der Tugend Namen!
Gott sieht auf Werke nicht allein,
Er fragt, woher sie kamen.
Ich darf mich Deiner Huld nur freu'n,
Gott, wenn mich Liebe dringet,
Und wenn aus Liebe nur allein
Mein Gutesthun entspringet.

Unter vielen Christen herrschen sehr verworrene Vorstellungen vom Werth und Wesen dessen, was man Tugend nennt. Sie sind dazu theils durch Mißverstand oder irriges Auslegen einzelner, aus dem Zusammenhang gerissener biblischer Sprüche verführt, theils durch Gewohnheit, Sagenhören oder natürliche Leichtsinnigkeit.

Einige behaupten und sprechen: „Rechtschaffen zu handeln, nützlich sein, Jedem das Seine geben, das ist die beste Religion. Alles Uebrige ist Nebensache, und was man auch von Glauben und Liebe viel vorsagt, ist Kopfhängerei und Frömmlerwesen.“

Dergleichen Aeusserungen hört man oft von übrigens achtungswerthen, verständigen, rechtlichen Männern, und jemehr sie dieses Lob in der That verdienen, um so gefährlicher sind ihre Aeusserungen für Andere, die nicht Kraft genug haben, das Falsche vom Wahren zu unterscheiden.

Rechtschaffen handeln, nützlich sein, Jedem das Seine geben, ist allerdings löblich, weil es nichts Böses ist; aber es ist keineswegs der Beweis von der Güte des Gemüths. Auch ein schwacher, sogar schlechter Mensch kann Jedem das Seine geben, nützlich sein, und, was man rechtschaffen nennt, thun. Er kann es aus bloßer Feigheit, aus bloßer Furcht vor der Strafe thun. Er kann es aus bloßem Ehrgeiz, aus Eigennutz thun. Wer aber möchte von solchem Menschen sagen, er sei tugendhaft, oder er habe die beste Religion? Wer möchte von einem solchen behaupten, er habe jene Seelengröße, die ihn über den gemeinen Haufen der Menschen erhebt, die gern das Gegentheil von Allem thun würden, wenn sie es ohne Gefahr begehen dürften?

Eine ähnliche Sprache führten schon längst alle diejenigen, welche es sich in ihrer Religion bequem machen wollten, weil sie für das Höhere zu wenig Kraft in sich fühlten. Schon zu Christi Zeiten waren dies die Grundsätze der Pharisäer und Schriftgelehrten. Darum erklärte Jesus laut: Es sei denn eure Gerechtigkeit besser, als die ihrige, sonst werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Es ist nicht genug, daß ihr keinen bestehlet, betrüget, oder tödtet; nein, ihr sollt selbst eure Feinde lieben. Es ist nicht genug, daß ihr keine Ehebrecher seid; nein, ihr sollt selbst in Gedanken kein anderes Weib begehren. Es ist nicht genug, daß ihr keinen falschen Eid schwöret, oder keinen Schwur brechet; nein; ihr sollt selbst im Kleinsten euer Wort halten. — So unterschied unser göttlicher Welterlöser die bloße Beobachtung bürgerlicher Landesgesetze von der Befolgung der höhern, innern Gesetze, die Gott den Geistern gab. Nicht Eigennutz und Ehrbegier, sondern Liebe des höchsten, vollkommensten Wesens muß die Quelle unserer Thaten sein, wenn sie den Namen der tugendhaften Menschen verdienen sollen. „Ich nehme nicht Ehre von Menschen, sprach Christus, aber ich kenne euch, daß ihr nicht Gottes Liebe in euch habet.“ (Joh. 5, 41. 42.)

Es sind Andere, welche in die ganz entgegengesetzte Meinung und in den entgegengesetzten Fehler verfallen.

Sie behaupten und sprechen: „Nur der Glaube macht selig; die Werke helfen uns nicht. Wer Jesum liebt, nur durch sein Verdienst die Gnade Gottes erwirbt, der hat die wahre Religion.“ — Das ist die Meinung vieler frommen Leute. Sie ringen also durch Gebet, durch äussere und innere Verehrung Gottes, durch reine Liebe zu der Person Jesu nach dem höchsten Heil. Aber diese Frömmigkeit hat oft auf ihre Handlungen im gemeinen Leben wenig Einfluß. Die Welt glauben sie als Welt behandeln zu dürfen, und wenn sie in ihrer Einbildung nur der Gegenliebe Jesu versichert zu sein glauben, äusserlich den eingeführten Uebungen und Landesgesetzen gemäß handeln, meinen sie, daß sie genug gethan haben. Eigennutz, Ehrgeiz, Haß, Verleumdung, Neid kann in ihrem Herzen wohnen; aber sie versprechen sich Alles von dem Verdienste Jesu oder von der Fürbitte der Heiligen. Selbst von den heiligen Lehrstühlen wird nicht selten dieser traurige Irrthum verkündet. Man ermahnt mehr zum Glauben und Beten, als zum christlichen Thun. Man hält es kaum der Mühe werth, von der Tugend zu reden, als wenn sie eine weltliche Sache wäre, verwechselt die Tugend, diesen eigentlichen Jesussinn, mit der äusserlichen Sittlichkeit; und warnt vor Sünden und Lastern eifrig, ohne aber dem Volke das Wesen der einzelnen Sünden, vor denen man sich zu hüten habe, zu erklären, noch die Tugend und die Verirrungen von derselben belehrend darzustellen.

Und doch sind dies die Hauptgegenstände von Jesu öffentlichen Lehren gewesen; und in den Briefen seiner Jünger, sobald sie darin Irrthümer der ersten Christen in Glaubenssachen berichtigt hatten, kehrten sie auf die Lehren von der Tugend zurück. Jesus selbst erklärte den Glauben ohne tugendhafte Handlungen für eitel; sagte laut: Nicht Alle, die zu mir Herr, Herr! sagen, werden in mein Reich eingehen, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; *was ihr gethan habt*, aus Liebe zu mir gethan habt dem Geringsten, das habt ihr mir gethan, dies wird am Tage des Gerichts Vergeltung finden. Seid Thäter des Worts, und nicht Hörer allein! *Der Glaube, wenn er nicht Werke hat*, sprach Jesu Jünger, *ist todt an ihm selber!* (Joh. 2, 17.)

Noch Andere gibt es, welche das Wesen der Tugend weniger in dem Sinn, als in der äussern Handlung derselben suchen, und daher das Sittliche und Landesübliche mit der Tugend selbst verwechseln. Auch wahrhaft würdige Christen können in diesen Irrthum gerathen, wenn sie von den mannigfaltigen Umständen und Bedürfnissen der verschiedenen Nationen keine Kenntniß haben, und daher Alles bei denselben für Sünde halten, was nicht mit den Sitten des eigenen Vaterlandes übereinstimmt. So kann ihnen die Vielweiberei des Morgenlandes verdammlich, die Nacktheit der Bewohner warmer Gegenden schamlos, die Ehe mit einer geschiedenen Person sündlich, die Vermählung von Geschwisterkindern blutschänderisch, und manches Andere als Wirkung lasterhafter Gemüthsart erscheinen, was nach den bei ihnen gewohnten landesüblichen Gebräuchen als verboten angesehen wird. Die Strenge ihres Urtheils quillt aus gutem, aber beschränktem Sinn, und aus der Unkunde von Herkommen, Nothwendigkeiten und Verhältnissen anderer Völker. Diese, obgleich in ihren Handlungen sehr von uns abweichend, können bei denselben eben so tugendhaft sein, als wir. Sie haben zwar nicht unsere bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen, aber sie handeln denjenigen gemäß, die sie haben, folglich nach denselben *gerecht*; sie thun nichts Verbotenes, und was sie thun, kann mit inniger Liebe und Verehrung Gottes bestehen. Auch Petrus, der Jünger des Heilandes, stand lange in einem ähnlichen Irrthum. Er verachtete die Heiden; er wollte mit ihnen nichts gemein haben. Als er aber seinen Irrthum einsah, rief er aus: Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht; sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm! (Apostelgesch. 10, 34. 35.)

Weit gefährlicher aber, als dieser Irrthum, ist ein anderer, der aus der gleichen Quelle stammt, und dennoch zum vollen Gegentheil verführt. Es gibt nämlich Personen, und ihre Zahl ist nicht gering, welche überhaupt an keine allgemein geltende, wahre, ewig sich gleichende Tugend glauben, sondern Alles, was man damit zu bezeichnen pflegt, für Sache der Umstände, und Furcht der Zeiten, Landessitten und der sich ändernden Vorstellungen der Völker halten. Sie behaupten und sprechen: Es ist eigentlich nichts gut oder böse an sich und schlechterdings, sondern Alles hängt von äussern Verhältnissen ab. Die Sittenlehrer z. B. machen den Ehrgeiz zur Sünde, aber an andern Orten wird er von Königen, Priestern und Erziehern zum Verdienst angerechnet und ermuntert. Man nennt die Liebe zur Wahrheit eine Tugend: oft aber würde eine unzeitige Wahrheit das größte Verderben über Familien und Völker bringen, während eine Lüge rettet und allgemeinen Dank ärntet. Wir nennen den Diebstahl ein grobes Verbrechen; aber es gab Völker, bei welchen er geachtet ward, wenn man ihn mit Schlauheit übte. Wir finden eine leichte Entblößung unanständig; in andern Ländern würde man unsere Tracht und schon das Erscheinen der Weiber an öffentlichen Orten schamlos heißen; wieder in andern ist ein halbnacktes Umhergehen untadelhaft. In einigen Gegenden ist der Genuß des Weines Verbrechen, bei uns allgemein erlaubt. In einigen Gegenden ist der Genuß des Fleisches an gewissen Tagen eine große Sünde; in andern macht sich daraus Niemand Vorwürfe. Der Genuß des Schweinefleisches war nach den Gesetzen Mosis ein Verbrechen, und ist es noch heute in den Morgenländern; dagegen war und ist die Vielweiberei erlaubt, während bei uns von Allem das Gegentheil gilt. So ist es denn gewiß, daß man nicht überall auf Erden auf die gleiche Art tugendhaft oder Sünder sein kann; daß unsere Tugend immerdar von Zeiten und Landessitten abhängig ist; daß Gott nicht auf *menschliche Einrichtungen* sieht, wenn er uns richtet; daß man darum, indem man gegen menschliche Einrichtungen fehlt, sich noch nicht gegen Gott selbst vergangen hat, und, wenn man der bürgerlichen Strafe zu entrinnen weiß, daher keine Strafe des Himmels zu befürchten hat.

Diese Art, den Werth der menschlichen Handlungen zu beurtheilen, ist leider gewöhnlicher, als man glaubt, und eine Frucht, nicht des tiefen, wahrheitsuchenden Forschens, sondern der oberflächlichen Ansicht der Dinge. Sie verwirrt den ungeübten Verstand durch Trugschlüsse und den Schein der Beispiele und durch die Verwechselung der innern geistigen Handlung mit der äussern. Sie besticht das Herz durch eine scheinbare Rechtfertigung der eigenen, unreinen Lüste, und möchte ihm den Glauben

an die Wahrheit und Reinheit der Tugend entreissen, um desto vorwurfsfreier den Lastern zu huldigen.

Allerdings ist es wahr, daß die bürgerlichen und kirchlichen Gesetze unter den verschiedenen Völkern, so wie deren Gebräuche und Sitten, verschieden sind: daß bei den einen erlaubt sein kann, was bei den andern Unrecht heißt und ist. Diese Mannigfaltigkeit der Einrichtungen hängt zum Theil von der größern oder geringern Geistesbildung der Nationen ab: zum Theil von Gewohnheiten, die den Völkern darum theuer sind, weil sie einem hohen Alterthume entstammen; zum Theil vom Einflusse des kältern oder wärmern Himmelsstriches auf die Bedürfnisse der Menschen und ihre besondere Gemüthsart. Wenn aber auch auf diese Weise einzelne Handlungen in Rücksicht ihrer Erlaubtheit von Zeiten und Landessitten abhängen: so ist und bleibt doch die Tugend selbst von ihnen unabhängig.

Denn in keinerlei Volk wird man denjenigen tugendhaft heißen, der nur das Erlaubte thut. Wer seine Aeltern und Freunde nicht mordet, wer seine Nachbarn nicht ihres Eigenthums beraubt, wer den Befehlen der Obrigkeit gehorcht, thut zwar recht, weil er nichts Unerlaubtes thut, aber von der Tugend kann er noch weit entfernt sein. Der Dieb im Kerker, wo er nicht stiehlt, ist deswegen kein Wohlthäter der Menschheit. Wer das nach Landessitten und Gesetzen Verbotene thut, begeht ein Unrecht. Insofern er es geflissentlich und aus selbstsüchtigen Absichten begeht, wird es Sünde. Denn obgleich dieselbe Handlung in andern Ländern und Kirchen erlaubt sein mag, ist doch in allen Ländern und Kirchen und bei den rohesten wie bei den gebildetsten Völkern Sünde: den bestehenden Obrigkeiten und Ordnungen den Gehorsam zu verweigern. Jedem Sterblichen sagt sein Gewissen, daß er fehle, wenn er die zum Glück der menschlichen Gesellschaft eingeführten Ordnungen zerstört. Mag in diesen Ordnungen immerhin Willkürlichkeit herrschen; aber die Ehrfurcht vor dem Gesetze, unter welchem wir stehen, ist unwillkürlich nothwendig, von der Vernunft geboten, von Gott geheißen. Wenn dem Morgenländer sein Gesetz gebietet, den Wein zu meiden, und er trinkt denselben, und verachtet das Gesetz, weil es nicht Gottes, sondern Menschenwerk war: der sündigt, und ist in seinem Gewissen strafbar, nicht weil der Wein an sich etwas Unreines ist, sondern weil er das Gesetz verletzt, und die Vorschrift seines Glaubens abwirft. Denn wer darum Gesetze verhöhnt, weil sie Menschenwerk sind, wird endlich nichts Heiliges mehr anerkennen, und vor keiner Ordnung Scheu empfinden. Wenn die Satzungen der Kirche in einigen Gegenden den Genuß der Fleischspeisen an gewissen Tagen untersagt haben, und der, welcher sich öffentlich zu dieser Kirche bekennet, dennoch das Fleisch genießt, weil das Verbot Menschenwerk sei, der sündigt, und ist in seinem Gewissen strafbar, nicht weil das Fleischessen an sich sündlich ist, sondern weil er sich gegen das Gesetz der Kirche empört, welcher er anzugehören sich bekennt. Er ist ein Abtrünniger. Seine Handlung geschehe nun öffentlich oder geheim, — Gott kennt sie. Nicht das Essen, sondern der treulose Sinn, in welchem er aß, macht ihn zum Sünder.

Es ist möglich, daß etwas unter gewissen Umständen nützlich und unter andern schädlich sein kann. Aber die Tugend hängt nicht von den Umständen ab, wie das Nützliche. Das Nützliche ist nicht immer die Tugend. Sonst müßte ich den Betrüger edelmüthig heißen, weil er sich selbst nützlich zu sein strebt, oder den Verschwender tugendhaft nennen, weil sein Verschwenden Andern nützt. Die That heiligt nicht den Sinn, sondern der Sinn, die Tugend, heiligt die That. Die gleiche Handlung kann Wirkung des Edelmuths und der Niederträchtigkeit sein, je nachdem der Sinn der Menschen dabei verschieden ist, welche sie ausüben. Zwei Menschen unterstützen mit gleichen Geldsummen eine arme Familie, der Eine, um sie aus der Tiefe ihres Elendes zu ziehen, der Andere, um eins ihrer Glieder zu einer Schändlichkeit zu bestechen. Wären beide in der gleichen That gleich tugendhaft?

Und so verschieden auch in den Ländern der Erde die Sitten, Gebräuche und Ordnungen der Menschen sein mögen: überall wohnt doch ein tiefes Gefühl und Ahnen dessen, was recht, erhaben und tugendhaft ist. Und dies Bewußtsein des Rechts und der Tugend selbst ist meistens erst die Grundlage von den mannigfaltigen Gesetzen und Sitten und Uebungen. Dieser Sinn für Tugend ist gleichen Alters und gleichen Ursprungs mit dem Glauben an Gott. Es mögen Gewohnheit und Himmelsstrich eine verschiedene Bekleidungsart der Völker einführen und rechtfertigen, hier eine gänzliche Verhüllung der Gestalt, dort eine halbe Nacktheit gebieten: aber das edle Gefühl der Schamhaftigkeit ist Allen angeboren. Du findest dasselbe bei den wildesten Nationen. Eidschwur und die Art, wie Versprechungen geleistet werden, um rechtliche Verbindlichkeit zu erhalten, mögen bei allen Nationen von einander abweichend sein, so daß bei der einen uns keineswegs bindet, was bei der andern verpflichtend ist: aber das Pflichtgefühl der Treue und Ehrlichkeit findest du dennoch bei allen gleich lebhaft; du findest es selbst tief in der Brust derer, die sich ein Verdienst daraus machen möchten, Treue und Glauben zu verspotten.

Denn der Menschengeist ist etwas Anderes, als das Spiel des Irdischen. Seine innere Gesetzgebung ist unwandelbar, so wie er selbst unsterblich ist; während im veränderlichen Irdischen, in der bürgerlichen Welt, Sitten, Umgebungen und Einrichtungen mit den Zeiten wechseln mögen. Er hat, mit dem Glauben an eine ewige Gottheit, zugleich das Streben nach dem Göttlichen, die Sehnsucht nach dem Vollkommensten empfangen, und alle Künstelei und alle Trugweisheit entreißt ihm diesen Glauben, diese Sehnsucht nicht. Und wie er nach dem höhern und geringern Vollkommenern ringt, wird ihm der Unwerth des Irdischen immer fühlbarer. Wo Liebe des Göttlichen wohnt, und Sehnsucht, göttlicher zu werden, da kann keine Handlung gefallen, die nicht aus dieser Liebe quillt, sondern eine Wirkung bloßer Klugheit, oder gemeinen Eigennutzes, oder schnöder Ehrsucht, oder anderer thierischer Triebe ist. — Und dies Streben und dieser Sinn ist die Tugend! — Und dies Streben, dieser Sinn ist in der gesammten Menschheit des Erdbodens alt, wie die Menschheit. Und in diesem Geiste sprach Jesus Christus das hohe Wort wider die Klügler, welche den Glauben an die Tugend zerstören wollen: Ich nehme nicht Ehre von den Menschen, aber ich kenne euch, daß ihr nicht Gottes Liebe in euch habet.

Nie, nie mache mich der Witz falscher Weisheit, die Ueberredungskraft leichtsinniger Leidenschaft abtrünnig von Dir,

Jesus, abtrünnig von dem erhabenen Ziel der Geisterwelt, abtrünnig von mir selbst, dem heiligen Gesetze, das in mir lebt! Nie soll mir die Welt den Glauben an die Wahrheit und Einheit der Tugend rauben, und der stete Wechsel dessen, was vom Irdischen stammt, soll mich nicht irre machen an der Unwandelbarkeit alles Göttlichen, was, vom Ewigen stammend, dessen Natur trägt. Und würden mich jemals in unbewachten Augenblicken meine Sinne verwirren, meinen Glauben erschüttern, meine tiefsten Ueberzeugungen verdunkeln: ich werde auf Dich blicken, heiliges Urbild menschlicher Vollendung, und meine Kraft soll sich an Dir wieder aufrichten. Amen.

95.

Des Heuchlers Leben.

1. Joh. 3, 18.

O Du, der Wahrheit Quell, du Licht
Ohn' alle Finsternisse!
Nichts ist, was eine Zunge spricht,
Das, Gott, Dein Geist nicht wisse.
Zu jeder Zeit, an jedem Ort,
Hörst Du, Allhörer, jedes Wort
Des Redlichen und Heuchlers.

An's helle Mittagslicht hervor
Bringst Du der Zunge Sünden:
Die Falschheit bricht wie mürbes Rohr,
Und wird den Rächer finden.
Der Gleißner lächle immerhin,
Er findet die Vergelterin,
Er findet eine Zukunft!

Rein sei denn meines Herzens Grund
Vor Dir in heller Klarheit;
Und jedes Wort aus meinem Mund
Und jeder Blick voll Wahrheit.
Wozu mehr scheinen denn, als sein?
Ich will nur, was ich sein kann, sein;
Nur so gibt Gott mir Gnade!

Wie wenig kann man sich doch auf die Menschen verlassen! Wie oft wird man von denen selbst getäuscht und betrogen, auf deren Worte man sich am sichersten stützen zu dürfen glaubte! Wo man Güte erwartete, war es nur kalte Höflichkeit; wo man Freundschaft vermuthete, war es nur Eigennutz; wo man Liebe wähnte, war es nur Gallsucht und Eitelkeit; wo man Selbstaufopferung für eine gute Sache zu sehen glaubte, war es nur heimlicher Stolz und kluger Ehrgeiz; wo man Unschuld sah, war es nur noch der von bessern Tagen her gehaltene Schein derselben! — O wohin sind Wahrheit und Aufrichtigkeit entflohen! Wie verderbt muß der größere Theil der Sterblichen sein, daß sie es nicht mehr wagen, in ihrer eigenthümlichen Gestalt aufzutreten!

Diese Klage wird oft geführt, und oft mit Recht! Es entsteht daraus bei Vielen ein trauriges Mißtrauen gegen alle Menschen, auch gegen die wirklich guten. Es entsteht daraus ein Argwohn gegen jede That, die von Andern gerühmt wird. Man gewöhnt sich, von Allem immer das Schlechteste zu vermuthen. Man verliert den Glauben an Tugend und Menschheit, und hat damit den schönsten Theil des Erdenglücks verloren. Denn welch ein elendes Loos ist es doch, sich von Menschen umringt zu sehen, oder umringt zu glauben, in denen das Gute erloschen ist, und die uns nie ihre wahre Person, sondern eine erkünstelte zeigen! Was ist das Leben, wenn es uns nicht das Glück der vollen Freundschaft gewährt? wenn es uns zwischen Fremdlinge hinstellt, die sich uns nie anders als mit schlau verhehltem Eigennutz und Betrug und Heimtücke nahen?

Aber du, der du also klagst, prüfe dich ebenfalls, ob du nicht in deinem Leben schon vielfältig zu der Klage Anlaß gegeben, die du jetzt gegen Andere führst. Sei aufrichtig gegen dich selbst und gestehe: Bist du immer und gegen Jeden so wahr und recht, als du von Jedem verlangst, daß er gegen dich sein sollte? Hast du niemals Ursache gehabt, dich wegen eines begangenen Fehlers, den du gern verheimlicht hättest, öffentlich besser zu stellen, als du warst? Hast du niemals, um bei Diesem oder Jenem dich einzuschmeicheln, oder deine Absichten zu erreichen, schönere Worte ausgestreut, als es dir Ernst damit gewesen ist? Hast du niemals in frohen Aufwallungen Freundschaften gesucht, Freundschaften geschlossen, die dir in spätern Zeiten und bei allerlei veränderten Umständen gleichgültig oder gar lästig geworden sind? Hast du nicht selbst auf diese Art manches Herz getäuscht, das, dir vertrauend, endlich irre an dir geworden?

Siehe, wie du, so sind andere Menschen. Und welche du verachtest oder anklagst, sind oft nicht böser, als du selbst sein magst, so sehr sich auch in diesem Augenblicke deine Eigenliebe dagegen sträube.

Bei dem allem bleibt die Klage gegründet, daß die Heuchelei und Gleißnerei, mit der ein Mensch dem andern naht, Ursache an der Verbitterung unserer edelsten Lebensstunden wird, und zuletzt einen Ueberdruß und Ekel an der Welt und den Menschen erzeugen kann. Daher ermahnte Jesus, der große, göttliche Weltbeglücker, seine Nachfolger so ernst zur Wahrhaftigkeit in Worten und Thaten, und daß sie in Allem den todten Schein vermeiden sollten. Daher bat Johannes seine Freunde so innig und rührend: Meine Kindlein, lasset uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit. (1 Joh. 3, 18.)

Das große Uebel der allgemeinen Gleißnerei und Verstellungskunst unter den Menschen ist vorzüglich daher entstanden, daß man die Menschen von Jugend an gewöhnt hatte, die Klugheit höher als die Tugend zu schätzen. So wird der Mensch mehr schlau und listig, als tugendhaft. So findet er endlich in seiner vielgeübten Klugheit Hilfsmittel, thierischen Sinn, lasterhafte Begierden mit dem Scheine des Anständigen und Rechtlichen zu verbinden; im Verborgenen wie ein eigennütziger Bösewicht zu schwelgen, und öffentlich wie ein Edler zu sprechen und zu handeln; Andere zu täuschen wie sich selbst.

Es fehlt den Sterblichen nicht an Liebe und Hochachtung der Tugend — der größte aller Verbrecher ehrt sie; es gehört ein Wahnsinn dazu, das, was vollkommen ist, zu hassen — aber es fehlt den Sterblichen an Muth, sich selbst, ihre thierischen Eingebungen, ihre Leidenschaften, welche die Sinne kitzeln, zu überwinden, um tugendhaft zu sein. Daher sind sie böse, schwach, fehlerhaft; und doch wollen sie nicht auf die öffentliche Hochachtung Verzicht thun, die dem edeln und guten Menschen gezollt zu werden pflegt. Sie hüllen sich in den Mantel der Demuth, um desto sicherer ihren stolzen Ehrgeiz zu verbergen; sie

hüllen sich in den Schleier der Unschuld und Reinigkeit, aber umarmen die Feindin derselben, die Wollust. Sie heulen über die Hartherzigkeit der Menschen, aber sie leihen wuchernd ihr Geld auf schwere Zinse, und wo ein gemeinnütziges Werk zu thun ist, stehen sie bescheiden von fern, und entziehen sich, wenn sie es irgend mit Anstand können.

So gewöhnen sie sich, in ihrer niedrigen Denkart zuletzt verloren und verhärtet, mit dem Schein vorlieb zu nehmen, und im Stillen dasjenige zu denken und zu thun, was ihren Lüsten am meisten entspricht. Sie werden Heuchler und Gleißner, übertünchte Gräber, wie sie Jesus nennt, der erhabene Menschenkenner. (Matth. 23, 27.)

Daher soll es uns nicht wundern, daß so Viele über die Leiden des Lebens klagen, daß so wenige mit der Welt zufrieden und in sich selbst wahrhaft glücklich sind! Die Unglücklichen, sie heucheln den Schein der Gesundheit, während sie sich im Stillen mit ihren Lastern vergiften, und zuletzt elend unterliegen. Wahrlich, die meisten von denen, welche das Leben anklagen, klagen sich nur selbst an — ein geheimer Wurm nagt an ihren Herzen — sie sind nicht, was sie scheinen, sie sind nicht, was sie nach Jesu, des Menschenbeseligers, erhabener Lehre sein sollen — oder sie scheuen sich, dies zu bekennen, aus Furcht, verachtet zu werden und hintennach nicht einmal Mitleid zu finden.

Warum üben sich die meisten Menschen in der sogenannten Kunst der Verstellung? — Aus Klugheit. Aber welche Klugheit ist es, sich selbst das Leben zu verbittern? Welche Klugheit ist es, Flecken der Seele zu beschönigen, statt zu vertilgen; Eiterbeulen am Leibe zu ummänteln, statt zu heilen? Welche Klugheit ist es, so schlecht zu sein, daß man sich, ohne zu zittern, nicht in seiner Wahrheit zeigen darf, und gezwungen ist, durch sein ganzes Dasein bis zum Grabe immer ein Anderer zu scheinen, als der man wirklich ist? — Der Heuchler, auch wenn er nicht von der bösesten Art ist, gleicht allezeit einem Mörder, der sich flüchtig hinter Gebüsche versteckt, um nicht verrathen zu werden. Welchen elenden Genuß hat er von seiner elenden Rolle, die er spielt? Den einzigen Triumph, daß er für einige Monate oder Jahre einige gutmüthige Leute überlisten kann. Ist dies zuletzt der Mühe werth, daß er sich damit manche Stunde von Sorge und Verlegenheit erkauft, daß er sich der Gefahr preisgibt, ganz unvermuthet einmal entlarvt und beschämt dazustehen? Wohin ist alsdann sein Triumph über die Betrogenen und Getäuschten? Sie wenden sich mit öffentlicher Verachtung von ihm ab; er aber behält den Dorn im Gewissen.

Was ist das Leben des Heuchlers? Ein lebenslänglicher Widerspruch mit sich selbst. Er ist ein Schauspieler, den man öffentlich nie in seiner wahren Gestalt und Denkart, sondern in einer künstlich angenommenen Rolle das vorstellen sieht, was er nicht ist; eine falsche Münze in sich ohne Werth, die durch äusseres Gepräge den Unerfahrnen oder Gutmüthigen täuscht. Er ist sich selbst am verächtlichsten in Stunden ernsten Nachdenkens, weil er sich selbst am besten kennt.

Nur das Bewußtsein überlegener Klugheit, mit welcher er die Menschen behandelt, mit welcher er seine Fehler bedeckt, oder Eigenschaften und Tugenden glänzen läßt, die ihm in der That nicht gehören, nur dies Bewußtsein hält ihn aufrecht und tröstet ihn, die falsche Rolle zu spielen. Er beurtheilt die Menschen selten von der Seite ihres Herzens, sondern nur nach ihrem Verstande, nach ihrem Scharfblick; wie der Gaukelspieler, dessen Ansehen verloren ist, wenn Jemand scharfsinnig genug ist, seine Kunststücke zu enträthseln. Er steht daher immerdar gegen die Welt wie in einer feindlichen Stellung, lauschend, horchend, Maßregeln nehmend, theils sich nicht zu verrathen, theils seine Anschläge fortzusetzen. Sein ganzes Leben ist eine anhaltende Arbeit für ein Nichts. Er würde auch ohne diese Anstrengungen, Umtriebe, Schmeicheleien, Versprechungen, Scheinhandlungen, Unwahrheiten, und welchen Namen das Gewebe seiner Vorstellungen führen mag, glücklich gewesen sein, und durch wahres inneres Verdienst endlich sein Ziel erreicht haben, und mit größerer Sicherheit. Aber er wählte anders, und wählte Sorge, Unruhe, Verdrießlichkeiten, Beschämungen, Verachtung vor sich selbst.

Denn was der Mensch auch thue, sobald er einmal, wäre es auch nur in Kleinigkeiten, aufhört wahrhaft zu sein: er wird von dem Augenblick an, da er eine Larve vornimmt, in beständiger Bewegung sein, diese Larve nicht zu verlieren. Er wird nun trachten, Herr und Meister seiner Worte, seiner Blicke, seiner Geberden zu werden, er wird sein Gedächtniß foltern und fragen, um nirgends in einen verdächtigen Widerspruch mit sich selbst zu gerathen, und wird es zuletzt doch nicht hindern können, daß seine Gleißnerei entdeckt, sein Betrug, ihm zum Verderben, laut werde. Denn was ist in der Welt Geheimes verübt worden, das nicht durch das wunderbarste Zusammentreffen der Umstände endlich an das Tageslicht gezogen worden wäre?

O wie unsägliche und dennoch vergebliche Mühe gibt sich der Mensch, um ungestraft schlecht sein zu können! Mit der Hälfte dieser Anstrengungen, Aufopferungen und Selbstbeobachtungen hättest du edel, tugendhaft, geachtet und glücklich sein können! Wo ist deine Klugheit, an der du so großes Wohlgefallen hast? Verdient sie nicht den Namen der größten und für dich verdrießlichsten Thorheit?

Was der Mensch auch thue, und so fein er es auch anstelle, seine schlechten Gesinnungen den Leuten hinter einer schönen Larve der Unschuld, Redlichkeit, Güte zu verbergen: er kann es nicht verhindern, daß er nicht bald hie, bald dort, mit seiner Zweizüngigkeit, mit seiner Prahlsucht, mit seiner vorgeblichen Tugend, mit seinem angenommenen Schein in Verlegenheiten komme. Und ein einziger Augenblick der Angst und Beschämung, ist er denn der Kunst und Arbeit vieler Tage werth? Er kann es nicht verhindern, daß nicht bald heute, bald morgen die Furcht sein Herz beschleicht, entdeckt, entlarvt zu werden; denn er kann es sich nicht verhehlen, daß er nicht Meister ist über die Verhängnisse, welche wir Zufälle heißen. Er weiß es, die Nacht verhehlt kein Geheimniß, und verräth das unter ihrem Schutz begangene Verbrechen dem Sonnenlichte. Er weiß es, der Strom speit den Leichnam des Ermordeten wieder ans Ufer aus, daß ihn die Menschen sehen; und die Hand eines Kindes reißt das Siegel von tiefverborgenen Sachen, von denen der Witz des Richters nichts geahnt hat. Wie, ist denn diese Unruhe ein Glück, diese bange Besorgniß eine Seligkeit, der wir einen guten Theil unserer Lebensstunden und Lebensfreuden hinwerfen sollten zum Opfer? — Du willst edel und gut scheinen; warum willst du es nicht lieber sein? Du fühlst

es, man kann nicht zwei Herren dienen, nicht dem Himmel und der Hölle zugleich: warum zitterst du, das bessere Theil zu wählen?

Die Furcht der Gleißnerei ist ein freudenloses Leben, und was durch sie gewonnen wird, ist doch nur ein unverdienter Raub, wie alles, was durch Betrug erbeutet wird. Aber das Betrübteste für den Gleißner ist, daß er nicht das hohe Glück genießt, das nur dem Wahrhaften zu Theil wird, dem man von Herzen vertrauen kann — das Glück der Freundschaft. Er mag es in der Kunst der Artigkeit und Verstellung noch so weit gebracht haben: es gibt ein Etwas in ihm, das sich nicht verstellen kann: dies ist der Ernst des Gewissens. Er lächle immerhin: aus seinem Geiste spricht noch ein anderer Geist und macht seinen Blick zweideutig. Er schwöre immerhin: das Gewissen gibt unvermerkt seiner Stimme, seinem Tone eine Eigenheit, die das Falsche darin hervorstechen läßt. Wenn dich endlich Niemand verrathen mag, sei gewiß, du wirst unwillkührlich an dir selbst zum Verräther.

Daher kommt es, daß man dein Lächeln und Schönthun scheut, und auf deine Worte ungern baut; daher, daß dir im Herzen Niemand weiter traut, als man dich mit Augen sieht; daher, daß die meisten Menschen vor dir in einer gewissen Zurückgezogenheit stehen und dich und deine Wege gern beobachten. Und die erste, die kleinste zweideutige Handlung, auf der du ertappt wirst, ist groß genug, dir das Zutrauen deiner Bekannten und Nachbarn auf lange Zeit, vielleicht auf immer zu rauben.

Siehe, das ist die Frucht deiner Feinheit, deiner vermeinten Lebensklugheit, daß du einsam durchs Leben gehst in deiner Doppelgestalt, und kein reines, gutes Herz sich innig an das deinige schliessen will. Du wandelst ohne Freund! Dein Reichthum kann die Schmeichler anlocken, die dich täuschen, wie du Andere täuschest; deine Kenntnisse und Geschicklichkeiten können dir Achtung und Gönner gewinnen; deine Ehrenstellen können dir äusserliche Ehrerbietigkeits-Bezeugungen verschaffen, während man dich im Herzen verachtet — aber innige, treue Liebe deiner Mitbürger, festes Vertrauen deiner Bekannten, gänzliche arglose Hingebung eines Herzens an das deinige, hoffe nicht mehr. Du hast dich selbst verurtheilt, ohne Freund zu sein.

Oder was soll man an dir lieben, du, der du nicht bist, was du scheinst? Dein Selbst? Wahrlich, was du Ursache hast zu verbergen, kann nicht liebenswürdig sein, und was du zeigest im Umgang und öffentlich, das bist du nicht selbst, sondern ist eine entlehnte Maske. Versuche es, wirf sie ab und erscheine der Welt in deiner niedrigen Denkart, die du so schlau zu verbergen bemüht bist, und höre die Richterstimme der Welt über dich! Aber die Richterstimme Gottes wirst du hören. Du hast sie schon gehört. Sie ertönte dir in der Stimme deines Gewissens, wenn sie bei manchen deiner Handlungen sprach: das ist unrecht, das ist schlecht, das ist ehrlos!

Wer sollte dich lieben, dich ehren, Heuchler, wenn du plötzlich dastehen würdest in deiner ganzen Verworfenheit? wenn man dich erblickte, wie du auf unrechten Wegen dir fremdes Gut zueignest; wie du, Ehrsüchtiger, von deiner Leidenschaft geblendet, neidisch den Ruhm Anderer schmälerst, und auf Schleichpfaden um die Gunst derer buhlst, die du nicht durch deine wahren Verdienste für dich gewinnen kannst; wie du, Wollüstling, im Geheimen Unzucht treibst und nach Verführung lechzest; wie du, Rachsüchtiger, mit feiger Hinterlist deinen Nebenmenschen ein Verderben bereitest, das früher oder später wieder dein eigenes werden muß; wie du, Geiziger, gern betest und fastest, Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit predigst, aber mit Anstand Wittwen und Waisen zu bedrängen dich nicht schämst; wie du, Stolzer, gern prahlest und glänzest, während es dir am Nothwendigsten gebricht, und du dich, auch vielleicht die Deinigen, durch deine Eitelkeit in Armuth stürzest! Wer könnte dich lieben, wer dir vertrauen?

Das aber ist im menschlichen Leben ein gewöhnlicher Fall, daß man denjenigen, der irgend einmal als Heuchler im zweideutigen Lichte erschien, noch für weit schlimmer hält, als er wirklich ist. Er leidet also doppelte Strafe. Man vertraut ihm auch dann nicht, wenn er Glauben verdient; man hält auch diejenigen Eigenschaften, die wirklich lobenswerth wären, an ihm nicht für ächt, sondern für erkünstelt, weil man nicht weiß, wie weit sich seine Kunst erstreckt, Andere zu blenden. Man vermuthet auch da von ihm Hinterlist und böse Absicht, wo er es mit vollem Ernst redlich meinen möchte, und schiebt seinen aus voller Ueberzeugung des Guten geschehenen Handlungen irgend einen unlautern Zweck unter.

So ist des Heuchlers Loos, so sein Leben! Er hofft mit Klugheit Alles zu überwinden, aber die Welt und die Umstände sind wahrlich mächtiger als er, und übermannen ihn. Er ist zuletzt der am schlimmsten Betrogene, und erst aus den bittern Folgen seines Benehmens erkennt er, daß er mit Unklugheit handelte.

Sei wahrhaft und rein! Thue recht und scheue Niemand! Sei, was du scheinen willst, aber scheine nicht mehr, nicht besser, als du in der That bist. Sei freundlich im Sinn, wie im Blick; rechtlich und bieder im Herzen, wie in deinen Worten; keusch im Gemüth, wie in der Gebehrde! Dies ist die wahre, die sichere, die wirklich beglückende Lebensklugheit, die niemals untersinken läßt. Es ist die Klugheit, welche Jesus empfiehlt, Gott, der Herzenskundige, nicht verwirft.

Ich weiß, mein Gott, daß Du mein Herz prüfest, und Aufrichtigkeit ist Dir angenehm! (1. Chron. 30, 17.) So betete einst David; so will ich beten, und des Allwissenden immerdar gedenken, vor welchem alle menschliche Kunst und Klugheit zu Schanden wird. Ich weiß, mein Gott, daß Du das Herz prüfest — daß Du das Herz richtest, auch wenn Menschen es nicht prüfen, nicht richten können. Und blicke Du, Allforscher, den Niemand täuschet, auch auf den Grund meines Herzens! Ach, nicht daß ich mich rühmen könnte vor Dir — Du weißt es am besten, wie oft ich vor Dir fehle. Aber im heiligen Gedanken an Dich werde ich strenger gegen mich selbst, gewinne ich Kraft, das Böse, was in mir wohnt, zu besiegen! Ich will es dahin bringen, daß ich heitern Muthes vor den Menschen und vor Dir, Richter der Gedanken und Empfindungen, stehen darf.

96.

Des Sünders Triumph.

Lukas 16, 19 — 31.

Wie sollt' ich darum Unrecht thun,
Weil der Verbrecher Strafen
Hier oft, wie ferne Wetter, ruh'n,
Hier nicht ihr Haupt schon strafen?

Gott, immer bleibest Du gerecht,
Darum erinn're sich Dein Knecht,
Daß er der Sünde zittre.

Herr, diese Furcht ergreife mich,
Wenn mich Begierde locket,
Eh' meine Seele sorgles sich
Verschlimmert und verstocket.
In Deinem Lichte, wo Du thronst,
Entdeckst Du künftig, und belohnst,
Und krönst Du gute Thaten.

Er schwelgt — der Gottvergessene! — Er schwelgt in den Freuden, welche er mit dem Jammer manches Betrogenen erkauft; spottet der Unschuld; nennt die Tugend eine ehrliche Thorheit, die Religion ein Gängelband des blinden Volks, sieht hohnlachend nieder auf die, welche ihm wie gute Engel nahen und ihn warnen; wählt sich Herzen ohne Grundsätze, ohne Treue zu Freunden des seinigen, und schaut mit siegerischem Blick von der Höhe seiner Herrlichkeit umher, und fragt: Ist auch ein Gott?

Er schwelgt schadenfroh von der Beute seiner Laster, wie der unbestrafte Wolf im Blute des zerrissenen Lammes: Keiner wagt ihn zu stören. Er ist zu mächtig, um den strafenden Blick der Gerechtigkeit zu fürchten; zu arglistig, um der Schlauheit der Bösen nicht auszuweichen; zu klug, um nicht mitten in den Werken seiner Abscheulichkeit das Aeusserliche des guten Anstandes und feiner Sitten zu beobachten. Die Sünde bestreut ihm den Pfad des Lebens mit Rosen, und die böse Lust verbreitet ein frohes Gefühl durch seine Brust. Er erreicht, was er will, und es bleibt seinen Wünschen kaum etwas übrig, als beständige Dauer des Genusses.

Er schwelgt und sündigt; seine einzige Tugend heißt Klugheit, seine einzige Herzensgüte Lebensart, sein einziges Verdienst Reichthum. Ihm fallen neue Güter zu, und was er unternimmt, gedeiht, als beeiferte sich selbst der Himmel, die Bosheit zu segnen. Menschen umringen ihn mit Ehrenbezeugungen. Ich sehe mit Erstaunen das Laster vergöttert, und die Tugend verspottet im Staube und Finstern wandeln, wie ein Verbrechen. Wie? Schläft die Vergeltung? Ist kein Richter über den Sternen? Ist die Erde das Paradies des Lasters, ist sie die Hölle des Gerechten?

Er schwelgt, und unter beglückten Gräueln wird endlich sein Haar grau. Man umringt das furchtbare Ungeheuer mit scheuer Ehrfurcht. Seine Stunde aber schlägt. Er stirbt ohne Reue, wie er ohne Gewissen lebte. Er entschlummert süß auf seinem weichen Kissen, wie der Gerechten einer. Feierlichkeiten umringen den Sarg, Marmorsäulen bedecken sein Grab. Zwar wird der Mund der Wahrheit schon zwischen dem Todtenprunke laut; zwar rauschen die Flüche der Welt an seinen Marmorsäulen vorüber; zwar steht sein Andenken im Gedächtniß aller Ueberlebenden ruchlos da. Aber der Tod hat sein Auge geschlossen. Der glückliche Bösewicht sieht den Abscheu der Welt nicht mehr; der Tod hat sein Ohr verschlossen; die Vorwürfe der Wahrheit dringen nicht in die Tiefe des Grabes zu ihm, und den Flüchen der Welt ist er entwichen, er vernimmt sie nicht.

Wie wird mir? Sollte ich nicht irre werden an der ewigen Weltordnung, welche nur den Tugenden die Palme des Sieges verheißen hat, während sich das freche und schlaue Laster damit schmückt?

Ich kann es mir nicht verbergen: oft, sehr oft erschüttert mich das unbegreifliche Schicksal der Menschen, welches durchaus nicht immer mit ihren Tugenden und Lastern in einem vergeltenden Verhältnisse steht. Und doch glaube ich an eine Tugend, die der Himmel liebt, und an das unausweichliche Verderben, welches den Thaten des Böswichts auf den Fersen folgt.

Sehet da den frechen Betrüger, der mit schamloser Stirne den Biedermann heuchelt, und Wittwen und Waisen um ihr heiliges Eigenthum verkürzt; ganze Familien zum Fall bringt; den Blutsverwandten wie den Fremdling hintergeht; den Staat beraubt und die Obrigkeit verblendet; Vermögen auf Vermögen häuft, und sich ein Wohlleben damit erkauft, und es in heiterer, vorwurfsloser Ruhe bis an sein Ende genießt, als wäre dies alles die Frucht der edelsten Tugenden. Man spricht wohl: Unrecht Gut gedeihet nicht! Aber doch gedeihet es, wenn auch nicht immer, zuweilen sehr wohl. Es scheint nur dem mißlingen zu wollen, der nicht eben so klug und schlau, als lasterhaft ist. Oft sind die bösen Folgen weniger die Wirkungen des Verbrechens selbst, als vielmehr einer unterlassenen Vorsichtigkeit des Verbrechers gewesen.

Wie ganz anders sieht gegen den glücklichen Räuber fremden Gutes oft der ehrliche Mann! Er ist sparsam und thätig, aber dennoch bleibt er nicht selten arm und wenig geachtet. Man hilft ihm nicht, weil er nichts hat, weil er keine Gegendienste leisten kann. Denn leider ist meistens das menschliche Erbarmen eine listig berechnete Selbstsucht, welches da hilft, wo es zur Gegenhilfe Hoffnung hat, und da sich hartherzig entfernt, wo nichts mehr zu gewinnen ist. Warum hat die Tugend keinen Werth? Warum darbt der Rechtschaffene? Warum wird das Verdienst nicht ohne Rücksicht auf Geschlecht, Stand, Herkommen und Vermögen aus dem Staube hervorgezogen? Warum muß die Tugend hienieden so froh sein, wie Lazarus an der Thür des Reichen die Brosamen bittend aufzulesen, die von seiner schwelgerischen Tafel fallen?

Wer weiß nicht, wie oft schmeichelnde oder mächtige Fürsprachen, Kriechereien und Schlangenkünste des Ehrgeizigen ihn zu den höchsten Ehren und Würden in der menschlichen Gesellschaft emporführen, wo er mit seiner bösartigen Denkart nur verderben und schaden kann? Wer weiß nicht, wie oft die trefflichsten Geistesgaben und das reinste Herz in verächtlicher Dienstbarkeit schmachten, wo sie ungekannt, unbenutzt, unbelohnt vergehen?

Der Tugendhafte im Unglück, oft in der schwersten Verfolgung, nimmt die Trostgründe der Religion zu Hilfe, um sich über die endlose Reihe seiner irdischen Leiden zu beruhigen. Der beglückte Verbrecher lächelt, und spricht voll Hohns: Dieses Trostes bedarf es nicht; gern will ich ihn demjenigen lassen, der ihn nöthig hat.

Wo bin ich? Welche Versuchungen meiner eigenen Standhaftigkeit im Guten! Welche schwere Prüfungen meines Glaubens an Vorsehung und Vergeltung und an den Werth der Tugend! Welche Widersprüche zwischen meinen innigsten und heiligsten Ueberzeugungen und meinen Erfahrungen in diesem Leben!

Sind wir nur hier, des Sünders Triumphe anzustaunen, und den Edeln zu bemitleiden, dem seine Geistesgaben zum Verbrechen gereichen; den seine Rechtschaffenheit zum Elende des Bettelstabes führt; den seine Keuschheit zum Gespött der frevelnden sittenlosen Menge macht; den seine Treue gegen Gott und Vaterland in die Verbannung verstößt; den seine Wahrheitsliebe in den Ker-

ker schleppt; den seine Unschuld zum Blutgerüste hinaufführt?

Oder hat die Geschichte der Vorwelt, hat die Geschichte unserer Zeit nicht Beispiele genug von diesen harten Widersprüchen darzulegen?

Ich will mich beruhigen. Ernst will ich über die Ziele der Tugend und des Lasters nachdenken. Ich werde in diesem Irrgarten einen Ausweg finden; werde meine Zweifel auflösen können, die mich jetzt verwirren. Es ist nicht möglich, daß die Tugend unterliege, wiewohl sie oft der Bosheit zum Spott dient; es ist nicht möglich, daß das Laster siegreich triumphire, wiewohl es oft bis zum Ende seiner Laufbahn vergöttert wird. Nicht möglich ist es, oder alle Weisheit wäre Wahnsinn, alle Religion Irrthum, und der Allergerechteste, den uns Jesus offenbarte, nicht gerecht.

Und was ist denn der Zweck aller Tugend? — Was ist Tugend selbst?

Tugend nach Jesu Sinn ist eine Heiligung meines Geistes von jeder Sünde; eine Vermehrung meiner Kraft und Hoheit über die Anreizungen alles Irdischen; ein Streben, das, was in mir als Unsterbliches lebt, mit größern Kräften auszurüsten, ähnlich zu machen der Gottheit, von der es stammt.

Wie der Säemann seinen Samen in die Erde senkt, daß er keime, gedeihe und blühend hervorsteige, so senkte Gott in den Staub dieser Erde, in diesen Leib, auch den menschlichen Geist, einen Keim zu aller Vollkommenheit fähig, für ein ewiges Dasein und Blühen erkoren. Aber unser Geist hat auch das Vermögen freier Selbstthätigkeit. Durch diese muß er sich zur Vollkommenheit entwickeln. Verwahrloset er sie, so erstickt ihn der Boden, in den er ausgesäet war. Er bleibt unvollkommen und gering, und wird schlechter, als er war, da ihn Gottes Hand, als Keim für die Ewigkeit, aussäete.

Die höchste Selbstvervollkommnung des Geistes, die größte Stärke und Kraft des Unsterblichen in uns, ist also das Ziel der Tugend. Das Ewige in uns lebt nur für das Ewige; das Geistige für das Geistige. Darum sprach Christus: Sammelt euch Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen. (Matth. 6, 20.)

So bin ich also tugendhaft um des in mir wohnenden ewigen Geistes willen, nicht für den gebrechlichen, hinfälligen, von mir belebten Theil Staubes willen, welchen ich meinen Leichnam nenne und in der Todesstunde abwerfe. So bin ich also tugendhaft, um ein stärkerer, heiligerer, erhabenerer Geist zu werden und zu sein, schon hier in der Erdenhülle, noch mehr in dem künftigen, vollkommnern Leben; aber ich bin nicht tugendhaft, um meinen Gaumen mit feinern Speisen zu laben, mein Auge an größern Ehrenbezeugungen zu weiden, mein Ohr mit süßern Schmeicheleien füllen zu lassen, oder meinen Leib mit kostbaren Gewändern zu bedecken, oder in prachtvollern Palästen zu betten.

Was mein irdisches Wohlergehen befördern könne, was den Wirkungskreis meiner Tugend auf Erden erweitern möge, dazu verlieh mir Gott die Kraft der Klugheit, wie er sie zu solchem Bedürfnisse mehr oder weniger auch jedem andern Thiere verliehen. Aber diese Klugheit soll immer den Gesetzen der Tugend unterworfen sein, und der Geist, der unsterbliche, über die Begierden des sinnlichen Leibes so hoch erhaben herrschen, wie das Ewige erhaben ist über das Vergängliche, und wie die Gottheit über den Staub.

Wenn nun der Christ vermöge seiner Tugend nicht nach dem Flittergold irdischer Vorzüge, sondern nach Veredlung und Verherrlichung seines zur Unsterblichkeit gebornen Geistes ringt: warum klaget ihr denn, daß er jene Paläste, jene Ehren, jene Reichthümer nicht besitzt, die er nicht begehrt? Wo ist denn die Ungerechtigkeit des Himmels gegen ihn, über die ihr erstaunet, da er — wie einst Jesus der Göttliche selbst — verkannt, verhöhnt, arm, verfolgt, ja dem Tode preisgegeben wird? Was ihr Leiden nennt, sind ja nicht die Leiden seines Geistes, sondern Entbehrungen seines irdischen Körpers, der als ein fremder Stoff nur für wenige Zeit mit der unsterblichen Seele in einiger Verwandtschaft steht.

Worauf gründet sich denn der Triumph der Tugend? In dem zweideutigen Lobe des unwissenden großen Haufens der Menschen? In den Vorzügen, welche die bürgerliche Gesellschaft ihren Mitgliedern gibt? In den Goldstücken, welche unser Eigenthum auf Erden für ein paar Jahre sind? In den Kleidern, welche seltener sind, als die Kleider der Menge? — Mit nichten. Die Seele als Seele weiß von diesem Ziele nichts. Wer nur nach solchen Gütern dürstet, hat die Ewigkeit aus dem Blick verloren, und ist aus dem Kreise der unsterblichen Wesen in das Gebiet der Thiere eingetreten, welche für ihres Leibes Wohlsein athmen, und nichts Erhabneres, Herrlicheres kennen.

Worauf gründet sich der Triumph der Tugend? Daß sie hienieden in ihrer ganzen Größe von den Sterblichen anerkannt werde? — Nein, diejenige Tugend ist die gottähnlichste und größte, welche gleich der Gottheit im Verborgenen wirkt. Ihr Triumph ist, das Ziel ihrer Bestimmung, die möglichste innere Kraft erreicht zu haben, durch welche sie höherer Glückseligkeit im Reiche der göttlichen Schöpfung fähig werden kann. Die Ewigkeit bleibt ihre Hoffnung, ihre Palme! — — O wer da meint, daß seine Tugend nicht belohnt ward durch irdisches Glück, der kennt die Tugend noch nicht; der war nicht tugendhaft; der wandte verkehrte Mittel an. Er wollte für das Höchste das Niedrigste kaufen, wollte Kieselsteine einkaufen gegen Perlen. Nein, irdisches Wohlsein steht mit der Tugend des Christen in keiner Verbindung; Erdenfreuden und Erdenleiden haben mit der Vollkommenheit meines unsterblichen Geistes keine Gemeinsamkeit; sie sind nie der Zweck eines gotterfüllten Gemüths, sondern nur, je nachdem sie erscheinen, Mittel für dasselbe, seine Kraft und Thätigkeit nur auf mannigfaltige Weise zu üben und durch Uebung zu erhöhen.

Und welches ist des Sünders Triumph? Kein anderer, als der Triumph des Thiers, wenn es seine Nachstellungen, seine List, sein Lauern, sein Ausharren gelungen sieht, und endlich den erwünschten Raub in seinen Klauen gefangen hält.

Der Bösewicht ist ganz Thier, aber durch vorzüglichere Geistesgaben nur das furchtbarste, listigste, grausamste. Er lebt nur für diese Welt; er will nur in dieser gelten, gewinnen, wohl sein — seine Begierden haben das Edlere in ihm schon erdrückt. Er ist unfähig, den Geist aus dem Druck sinnlicher Gelüste zur Freiheit zu erheben. Er ist Sklave seines Leibes, Sklave seines Gaumens, seines Auges, seines nach Schmeicheleien lüsternen Ohres, seines wollüstigen, geilen Wesens, das ihn beherrscht. Er

hat nur Kenntnisse für das Irdische, um sich zu nähren, um brauchbar zu sein, um Gold zu gewinnen. Er hat keine Tugend, ahnet nichts von der Möglichkeit einer Selbstüberwindung. Er hat nur eine gewandtere Klugheit, um sich durch List, Lauern und Ausharren in den Besitz der Dinge zu setzen, nach denen er geizt. Alles Uebrige ist ihm gleichgültig. Er macht die Religionsgebräuche mit, wie die Kleidermoden, um nicht anstößig zu werden; er hilft zu gemeinnützigen Dingen durch Beiträge, thut alles Gute, was ihm nicht schwer wird, um sich vor der Welt einen guten Namen zu machen. Je mehr er die Welt über seine wahre Denkungsart täuschen kann, je besser kann er im Verborgenen seinen Raub verfolgen.

Warum sollte es nicht möglich sein, daß ein solcher Mensch, dessen Trachten das Böse ist, und dessen Gutes eine Larve wird, hinter der er das Gefährliche seiner Gemüthsart versteckt, warum sollte es nicht möglich sein, daß auch ein solcher sein Ziel, das er unablässig verfolgt, endlich erreicht? Warum nicht möglich, daß er mit seiner geübten Schlauheit Hohe und Niedere hintergeht, und ungerechte Schätze sammelt, mit denen er sich alle Wollüste des Lebens verschaffen kann? Warum nicht möglich, daß er sich den Ruf eines achtungswürdigen Mannes verschafft, während die getäuschte Menge nicht ahnt, wie er im Geheimen ein Verführer und Mörder der Unschuld, ein Ehebrecher, ein Verleumder, ein schadenfroher Rachsüchtiger, ein Betrüger der Armen, ein Verräther seiner Freunde ist? Warum sollte es nicht möglich sein, daß er endlich lebenssatt auf dem Raube, welchen er durch seine Sünde glücklich zusammenschleppte, den Geist aufgibt, so ruhig, wie der Tiger auf dem Aase, welches er um seine Höhle her angehäuft? Er lebte als Thier, er starb als Thier. Dies ist der ganze Triumph des Gottlosen! Und sollte ich ihn um diesen Triumph beneiden, den mein edlerer Geist verachtet? Ich könnte es nicht. Er hat sein Theil empfangen. Jeder ärntet, wie er gesäet. Sein vielfach geschmeichelter Leichnam modert im Grabe; wie bald ist ein Traum von zwanzig und vierzig Jahren verträumt! Aber dann — was ist aus seiner Seele geworden? Welche Schätze sammelte er seinem unsterblichen Wesen für das Unsterbliche? Soll ich den Triumph des Unglückseligen beneiden, der für die Ewigkeit eine erstickte, verdorbene Saat ward, und in dem Reiche der Geister, zu dem er seinem bessern Theile nach gehört, ein Nichts ist?

Oder sollte ich, weil er in der kurzen Zeit des Lebens seine Gelüste durch Bosheit stillt, irre werden an der göttlichen Gerechtigkeit, daß sie dem Sünder Alles wohl gelingen ließ? — daß ihr strafendes Schwert ihn nicht schon hienieden fand?

Nein, die Rathschlüsse der Gottheit verehre ich, als Christ, auch wenn sie mir dunkel sind. Wie kann das unmündige, unerfahrne Kind, welches noch der Erfahrung und des Unterrichts bedarf, die weisen Maßregeln der Aeltern beurtheilen, die zuweilen nicht ohne Grund die Vergehen des bösen Kindes ungestraft lassen?

Irre werden an Gottes Gerechtigkeit, weil der Sünder die Früchte seines irdischen Strebens ungestört gewinnt? Nein, und wenn das Strafschwert der Gottheit ihn auch nicht sichtbar vor meinen Augen trifft: wehe, es hat ihn dennoch schon getroffen! Der Gottlose richtet sich selbst! Er hat sein Besseres in sich getödtet; er hat seinen zur Ewigkeit geschaffenen Geist versäumt! Geblendet durch seine Gewohnheiten, betäubt von seinen Lastern, stirbt er ahnungslos dahin — denkt kaum der Ewigkeit, die seiner horrt. Aber entsetzlich wird sein Erwachen in einem neuen Dasein werden, wo er als eins der geringsten, elendesten Wesen dasteht, und tief unter den Stufen geistiger Seligkeit und Vollendung liegt, wie er sich selbst dazu verdammt hat.

Irre werden an der Gerechtigkeit Gottes, weil der Gottlose hienieden in aller Herrlichkeit triumphirt? Nimmermehr! Gott ist gerechter, als der Gerechteste unter den Menschenkindern, und doch bestrafen diese das Gedächtniß des früh oder spät entlarvten Bösewichts mit ihrem Fluche. Was ist denn dies flüchtige Leben? Ein vorüberwandelnder Schatten. Wie kurz ist doch auch der längste Triumph des Gottlosen, und könnte er ihn auch ungestört feiern von seiner Wiege bis zum Sarge!

Und du, der die ewige Vergeltung murrend anklagt, daß sie dem Verächter der Ewigkeit, dem Spötter der Tugend nachsehe, und nicht schon vor den Augen der Welt ihn demüthige; erinnere dich, wie wenige derer sind, die auf Erden froh in Sünden schwelgen konnten bis ans Ende. Erinnere dich, daß ein einziger Augenblick oft plötzlich Alles umgestaltete, und den geheimen Wollüstling zum Abscheu des Landes, den frechen Betrüger zum flüchtigen Bettler machte; wie oft der Tirann auf dem Richtplatze starb, den er mit dem Blute der Unschuld färbte, und der Heimtückische in die Grube stürzte, die er Andern grub.

Kannst du auch in das finstere Herz des Verbrechers schauen, der scheinbar vor der Welt einer der Glücklichsten dasteht? Ist denn sein Gold, sein Ansehen, seine Würde ein Glück; oder muß dies Wohlsein nicht bei ihm, wie bei jedem andern Sterblichen in den Empfindungen seiner Brust, in der harmlosen Ruhe seines Gemüthes gesucht werden? Wohl siehst du den Glanz der Krone, aber nicht die schweren Sorgen, welche darunter nisten; wohl siehst du dies köstliche Gewand um seinen Leib, aber nicht die Foltern eines stets bangen Gewissens. Das ganze Leben beglückt scheinender Gottlosen ist eine traurige Verkettung von Unruhen, Besorgnissen, Gewissensvorwürfen, die sich nicht stillen lassen. Es ist ein ewiges Schmachten nach einem bessern Zustande, ein unaufhörlicher innerer Krieg ihrer Gefühle. Sie werden nie ruhig, nie harmlos, und mitten in der Wollust erschreckt sie plötzlich das Gespenst eines längst vergessen geglaubten Verbrechens. O, laß dich nicht täuschen durch ihre scherzenden Einfälle, womit sie deinen Glauben irre machen; nicht täuschen durch ihre eigenen Lobreden auf das, was sie haben, was sie sind. Könntest du sie sehen in ihrer tiefsten Einsamkeit, wie da ihr Antlitz anders gestaltet ist, und statt des Lächelns der Verdruß, der Mißmuth, die Sorge, oft die erschlaffende Verzweiflung aus ihren Geberden spricht; könntest du sie sehen, wenn mit riesenhafter Gewalt sich der Gedanke des Todes ihrem bebenden Geiste kund thut, und die Möglichkeit einer Ewigkeit, einer Vergeltung, eines Richters über den Sternen hell wird; könntest du sie sehen, wie sie dann hilflos, ungebildet und verzagend nach einem bessern Loose greifen, und nun schnell durch Wohlthaten an Arme, durch Fasten, Beten, Kasteien, Kirchengehen den Himmel versöhnen wollen, den sie nicht kennen! Die Unglücklichen, sie sind so tief gesunken, daß sie sich einbilden, das allererhabenste Wesen mit äusserm Schein, mit hingeworfenen Almosen, mit angstvoll hergestammelten Gebeten zu bestechen. Nein, ach nein, Gott hat sie

nicht zum Elend verdammt; sie selbst haben ihren Geist zum Abgrund verdammt, als sie, von thierischer, irdischer Lust verschlungen, ihn durch Tugend zu veredeln damals unterliessen, als noch die Zeit da war.

Ist das der Triumph des Bösen? Ist das die Straflosigkeit des Sünders? Sollte ich ihn darum beneiden, oder an der Gerechtigkeit des Allgerechten verzweifeln?

O nein, wer fleischlich säet, der ärntet fleischlich. Wer im Geiste aussäet, der ärntet mit dem Geiste, spricht Dein heiliges Wort, Vater der Geister! Es soll mich nicht mehr befremden, wenn der Gottlose hienieden Siege davon trägt; ach, alle seine vermeinten Siege können doch sein Herz nicht beseligen, wie ein einziger stiller Sieg der Tugend über das Unrecht. Der Friede des Himmels, welchen Du denen gewährst, die Dir angehören, wohnt nie in gleicher Brust mit den Lastern.

Langmüthiger, Deine Strafen zögern oft — Du hast nicht Gefallen an dem Tode des Sünders. Aber darf Deine Gnade gegen Abtrünnige, und daß Du sie nicht sogleich zerschmetterst, meinen Glauben an Deine Gerechtigkeit wankend machen?

In tiefer Ehrfurcht, erhabener Richter der Welten, bete ich Deine Leitungen an. Auch daß endlich der Gottlose triumphiret, ist ein neuer Reiz für den Gerechten, schönern Triumph zu feiern. So muß selbst das Böse denen zum Besten dienen, die Du liebst.

97.

Selbstverstockung.

Ap. Gesch. 28, 26. 27.

Des Lasters Bahn ist anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.

Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter fort führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

Seit beinahe zwei Jahrtausenden besteht die Lehre Jesu. Sie ward in allen Welttheilen gepredigt, am lautesten unter uns. In diesem Glauben lebten unsere Väter. Sie starben in demselben. Und seit beinahe zweitausend Jahren hat eine große Erfahrung Bürgschaft für die Wohlthätigkeit des christlichen Glaubens geleistet. Alle Völker, die ihn ergriffen, wurden edler, weiser, glücklicher; wilde Nationen gesitteter und menschlicher. Noch heute sind die Staaten der Christenheit diejenigen, in welchen Gewerbe, Künste und Wissenschaften am schönsten blühen, die Freiheiten des Volks am meisten geehrt, die Besitzungen und Rechte jedes einzelnen Einwohners gegen alle Gewalt der Großen und Mächtigen am geschütztesten sind. In den Ländern, die von Jesu Religion noch nicht erleuchtet wurden, herrscht dagegen Willkür der Grausamkeit, Knechtschaft, Unwissenheit. Im türkischen Reiche erblickt man noch die Barbarei der Vorwelt: Druck, Härte, Rohheit; unter den Heiden Wildheit; unter den zerstreuten Juden, wiewohl sie mitten unter den Christen leben, und aus ihren Beispielen lernen könnten, fast aller Orten knechtischen niedrigen Sinn, große Unwissenheit, Abneigung gegen Arbeit, Reinlichkeit und Sittenverbesserung. Was könnte überzeugender vom Werthe des Christenthums sprechen, als diese Erfahrung, welche vor allen Augen liegt? was überzeugender beweisen, daß nur die himmlische Tugend und Heilslehre Jesu Christi der wahre Grundstein der Völkerglückseligkeit sei? Denn Nationen, so lange sie fromm und treu in ihrem Glauben blieben, und auf Thronen wie in Hütten die Vorschriften, welche der Weltheiland gab, erfüllt wurden, sind blühend, stark und geehrt geblieben; — aber sie sind gedemüthigt, sie sind untergegangen, sobald man entweder anfing, leichtsinnig und vornehm mit der Religion Gespött zu treiben, oder statt wahrer Religiosität nur prunkvolle Kirchen- und Priestersache, todtes Zeremoniel und Aberglauben annahm. Sie sind gedemüthigt, sie sind untergegangen, sobald die Mehrheit des Volks die Heilslehre Jesu vergaß, Selbstsucht und Eigennutz statt Gemeinnützigkeit, Zwietracht statt Liebe, Ueppigkeit und Wohlleben statt Selbstverläugnung übte.

Wie im Großen, bewies sich der Werth der Religion und Frömmigkeit auch im Kleinsten. Die Tugendhaftesten der Menschen waren und sind noch heute die Geliebtesten, die Glücklichsten. Habe Einer Klugheit, wie er wolle, aber kein redliches Gemüth, er wird verachtet, gemieden; Niemand traut ihm. Er wird, so mächtig, so reich er auch sei, sinken; mit Ränken sich wohl aufschwingen, aber nur, um früher oder später tiefer zu stürzen, oder vielleicht erst über seinem Grabe für seine Nachkommen Fluch und Unsegen zu sammeln. Er wird, betrage er sich auch nach bürgerlichen Gesetzen so redlich als er wolle, und hat er daneben ein unreines, gottvergessenes Herz, in ewiger Zwiespalt mit sich selbst, in ewiger Angst bei seinen heimlichen Verirrungen sein; viel Mühe haben, um gut zu scheinen, und doch entlarvt werden zu seiner Zeit. Er ist unglücklich, weil er im Widerspruch mit der göttlichen Weltordnung, im Widerspruch mit seinen bessern Ueberzeugungen und seiner innern Natur lebt, und durch gemeine Klugheit die Wirkungen der Religiosität, mit dem bloßen Schein das wirkliche Wesen, und die rechte Gesundheit mit einem geschminkten Angesicht ersetzen zu können wähnt.

Alltäglich lehrt die Erfahrung, daß ohne Religiosität des Gemüths kein Sterblicher sicher ist, in die gröbsten Vergehungen zu gerathen; daß die Laster endlich zur Zerstörung nicht nur unsers äussern Glücks, sondern der körperlichen Gesundheit, zur öffentlichen Schmach, zum Kerker, zum Richtplatz führen.

Ein großer Theil der Menschen ist in der That nur schwach. Er will besser werden und scheut den Kampf mit seinen gottlosen Begierden, mit seinem heimlichen Verderbniß. Er bereut seine innere Schlechtigkeit, und verschiebt seine Besserung auf bequemere Zeit. Er weiß es, daß er auf die gewohnte Art nicht hier ganz frohen Muthes, nicht dort selig werden könne. Erschreckt von den vielen Erfahrungen über die Folgen böser Gesinnungen und Gewohnheiten, gewarnt von seinen Ueberzeugungen, versucht er immer, und unterläßt er wieder das Besserwerden, und bindet sich selber die furchtbare Strafruthe größer.

Aber schrecklicher ist, daß Menschen leben, die allen Erfahrungen der Welt, der Völker und des täglichen Lebens, allen Lehren und Mahnungen der Weisesten unter den Sterblichen, allen Warnungen ihres eigenen Gewissens Trotz bieten; nicht besser sein wollen, als sie sind; sich gegen alle guten Rührungen und Eindrücke verhärten, und mit Starrsinn in ihrer Unsittlichkeit, in ihrer

Religionsverschmähung beharren. — Es ist eine an das Unbegreifliche grenzende Verwilderung der menschlichen Natur; es ist eine ungeheure Ausartung des Verstandes; es ist eine jede Kraft der Vernunft überwachsende Thierheit ihres irdischen Wesens; ein Wahnsinn in Gestalt der Lebensklugheit, der stolz darauf ist, von der einen Seite jedes Gelüst zu stillen, ohne deswegen weltlicher Obrigkeit verantwortlich zu werden, und von der andern Seite alle Weisheit für Albernheit oder gutmüthige Schwärmerei, alle Tugend für lächerliche Einbildung, alle Religion für bloße Priestererfindung zu halten, gut für den, dem sie gefallen mag.

Personen dieser Art, gewöhnlich in der Meinung, sie seien klug genug für sich, pflegen in ihrem Herzen die eine Hälfte der Welt für Betrogene, die andern für Betrüger zu halten, sich selbst aber für Leute, welche es am besten verstehen und vielleicht die Ersten sind, die das Wahre ergriffen haben. Wahrlich, es bedarf wohl keiner Widerlegung dieses Wahnsinns, und eben so wenig bedarf es eines Beweises, daß wohl zu allen Zeiten einige solcher Verblendeten und Verthierten gelebt haben, um Andere und sich auf die gewissenloseste Art, allen Warnungen entgegen, ins Unglück zu stürzen. Schon im hohen Alterthume erkennen wir Mißgestalten dieser Gattung. Schon eye Davids großes Reich zertrümmerte, schon da es bald verfallen war, ward Klage und Fluch über sie laut aus dem Munde der Propheten. Und Paulus, der Apostel, da er sich in Rom befand, welches damals die ganze Welt beherrschte, hatte Ursache, das Wort der Weisen der Vorwelt zu wiederholen, so wie es noch heutiges Tages der Fall ist: „Gehe hin zu diesem Volke und sprich: Mit den Ohren werdet ihr es hören, und mit den Augen werdet ihr es sehen und nicht erkennen. Denn das Herz dieses Volkes ist verstockt!“ (Ap. Gesch. 28, 26. 27.)

Die Selbstverstockung gegen das Gute ist der höchste Grad der Verschlimmerung des menschlichen Herzens, der Zustand desselben, da es für jede Anregung des Bessern ohne Empfänglichkeit, für jedes Ergreifen höherer Wahrheit ohne Sinn ist. Es ist eine Verhärtung und Abgestorbenheit des Gefühls, wie des gemeinen Menschenverstandes, welche auf keine Art mehr durch die gewöhnlichen Mittel zu heben ist; so wie man einem Thiere ausser der ihm eigenthümlichen natürlichen Klugheit, seinen Raub zu machen, nicht Vorstellungen von erhabenen Gesinnungen beibringen kann.

Es ist Grausen erregend nur die Vorstellung von solcher Verachtung des Menschenthums. Man würde sie nicht für möglich halten, wenn man sich nicht von der Wirklichkeit derselben unter manchen sogar wissenschaftlich gebildeten, vornehmen, über das Vorurtheil der Welt erhaben sein wollenden Leuten, wie auch hinwieder in der rohesten, verwahrlosetsten Volksklasse, in einigen Tollhäusern, in Zuchthäusern und Gefängnissen und auf Richtstätten mit Entsetzen überzeugte.

Warnungen, Lehren, Beweise, Erfahrungen, rührende Vorstellungen, Alles ist, wo diese Verstockung gegen das Gute eingetreten ist, bei solchen Personen vergeblich. Selbst die entschieden schlimmen Wirkungen ihrer öffentlichen oder geheimen Religionslosigkeit und Gemüthsverderbtheit haben zu ihrer Besserung nichts beigetragen. Sie beharren in ihren selbstsüchtigen ungerechten Neigungen, in ihren Glück und Leben verwüstenden Angewöhnungen, in ihren verkehrten Meinungen, und halten Alles, was ihnen auch Böses zukomme, nicht für Erfolg ihres wahnsinnigen, selbstzerstörenden Benehmens, sondern für ein widerliches Ungefähr; für Verkettung von Umständen, denen sie auch mit aller sogenannten Frömmigkeit nicht würden haben ausweichen können; höchstens für einen verdrießlichen Mangel eigener dabei angewendeter Vorsicht. Ihnen erscheint die ganze Menschheit wie eine ungeheure Menge von Einfältigen, über welche der Listigste und Stärkste zu herrschen das Recht hat; Gesetze, Religion, gute Sitten, Tugend, Laster, sind willkührlich angenommene Dinge, die für den großen Haufen noch durch das Alterthum ehrwürdig werden können. Die Alten aber waren Betrüger und Thoren, wie die Neuen, so glauben sie; und der hat Recht, dem das Glück hold ist; der Unglückliche hat immer Unrecht.

Ich möchte diese tiefe Verhärtung gegen das Gerechte, Gute und Wahre nicht einmal immer Ausartung der menschlichen Natur, sondern oft Abart derselben nennen. So wie der Schöpfer gestattet, daß sich zur Belehrung der Sterblichen das Leben unter allen gedenkbaren Formen gestaltet; so wie er körperliche Mißgeburten erscheinen läßt; so scheint es, daß er höhern Wesen zum Grausen gegen das Thierische auch geistige Mißgeburten von Zeit zu Zeit vorzeigt. Denn man hat Beispiele, daß es Kinder von guten Aeltern gegeben hat, die, der allmöglichst sorgfältigen Erziehung ungeachtet, weder durch Lehren, noch Bitten und Thränen, weder durch Ermunterungen noch Strafen gebessert werden konnten. Sie äusserten zum Beispiel schon früh einen unnatürlichen Hang zur Wollust, zur Selbstschändung; Andere eine unüberwindliche Neigung zur tückischen Schadenfreude, und hatten nur dafür allein Klugheit, zu allem Andern waren sie wenig aufgelegt; Andere hatten eine unabänderliche Lust zu diebischem Wesen; Andere den entschiedensten Widerwillen gegen das Menschlich-Edle, Schöne, Rührende; dagegen war ihnen alles Ekelhafte, Gemeine, Kothige, gefällig; sie mochten nicht aufwärts, sondern niederwärts, zum Viehischen in den Staub. Was sollen wir dazu sagen? Wir schaudern vor den verborgenen Absichten der Vorsehung, und preisen uns glücklich, neben diesen geistigen Mißgeburten und Verkrüppelungen Menschen und Wesen erhabener Natur zu sehen.

Fälle solcher Art, geborne Ungeheuer in menschlicher Gestalt, gehören doch zu den seltenern. Häufiger sind die Verkrüppelungen des Geistes durch schlechte Erziehung, Verwahrlosung, und wieder durch Ueberbildung, durch Ueberaufklärung und daraus entstehende Thierwerdung bei allen Vortheilen des Verstandes. Denn so wie man Beispiele genug hat, daß unnatürliche Aeltern den Leib ihrer eigenen Kinder künstlich verunstaltet und verkrüppelt, oder Schwärmer ihren Körper wohl selbst verstümmelt haben, oder wie der Leib durch anhaltende Gewohnheit einer gewissen Beschäftigungs- und Lebensart eine nicht mehr auszurottende Verzerrung und Entstelltheit annimmt: so ist es auch mit dem Geiste. Leute, die bei einiger Nervenschwäche von irgend einer Leidenschaft beherrscht sind, und immer nur an Eins, an den Wunsch ihrer Leidenschaft, denken, und ihr ganzes Vorstellungsvermögen darauf hinziehen; die sich durch nichts zerstreuen lassen: machen diesen einzigen Gedanken endlich so ganz zum Mittelpunkt ihrer Vorstellungen, so sich zur Gewohnheit, daß sie sich desselben nie wieder erwehren kön-

nen, ihn nicht mehr für Träumerei, sondern schon für wirkliche Sache halten, und diejenigen verlachen oder hassen, die ihnen das Gegentheil von ihrem Irthum darthun wollen. Ihr Verstand, in allem Uebrigen gut und gesund, ist nur in diesem einzigen Punkt zerrüttet. Sie heißen Wahnsinnige, Verrückte. Sie aber halten sich für klug und überzeugt von der Wahrheit ihres Glaubens, und fühlen sich dabei oft ganz glücklich. Eben so fehlt es nicht an Personen, die, wenn sie andern Leuten eine wissentliche Lüge vielmals erzählt haben, und sie immer nach Jahr und Tag wiederholen, am Ende selber darüber irre werden, und sich einbilden, oder vielmehr gewiß glauben, was sie erzählen, sei wirklich so und nicht anders geschehen. Auch dies ist ein, wenn gleich nicht sehr auffallender, doch jedem andern ähnlicher Wahnsinn.

Eben so entsteht vielmals die religiöse Verstocktheit und Abgestorbenheit für das Gute und Wahre. Sie mag zuweilen nichts, als eine nach und nach ausgebildete Geistesverkrüppelung, eine Versunkenheit in falschen Vorstellungen und Verhärtung in denselben sein. Dafür sprechen die Lebensgeschichten von eingefangenen Landstreichern, Straßenräubern und Mördern, die von frühester Jugend auf durch schändliche Aeltern in jener Ruchlosigkeit eingeübt, und ohne religiösen Sinn erzogen wurden, oder von ihnen die verkehrtesten Religionsbegriffe erhielten. Diese Unglücklichen waren nachher gegen alles Bessere so verhärtet und stumpf, daß ihnen die überzeugungsvollsten Lehren lächerlich und widerlich schienen, daß sie lieber ohne Obdach und Sicherheit in beständigen Lebensgefahren umherschweifen, alles Ungemach tragen, als in ruhigen bürgerlichen Verhältnissen ehrlich leben wollten. Sie konnten sich oft nicht enthalten, noch in den Gefängnissen zu stehlen, und voraus zu sagen, sobald sie frei wären, würden sie die alte Lebensweise mit Freuden fortsetzen. Hier war neben aller thierischen List und Klugheit wirkliche Geistesverzerrtheit durch schlechte Grundsätze und Gewohnheiten.

Von der andern Seite aber findet gleiches Uebel wohl eben so oft in den wohlhabenden und selbst gebildeten Ständen des Volkes statt, wenn entweder junge Leute zwar zur Achtung für die bürgerliche Ordnung angehalten, aber ohne religiösen Sinn gelassen werden; oder wenn sie bei mangelhafter Religionskunde späterhin aufgeklärt sein möchten, Vielleserei treiben, grübeln, zweifeln, und zuletzt im höchsten Lichte ihrer Aufklärung nicht mehr wissen, was sie für wahr halten sollen. Anfangs fühlen sie sich durch die vermeinte Kühnheit und Höhe ihres Geistes sehr geschmeichelt; Gottesglauben, Christussinn und Frömmigkeit für Vorurtheile der Aeltern anzusehen, thut ihnen wohl; besonders weil sie sich dann wegen Stillung jedes unerlaubten Gelüstes gar keine weitern Vorwürfe zu machen, und allenfalls ausser der bürgerlichen Obrigkeit und dem Urtheile der Mitbürger keinen höhern Richter zu fürchten haben. Endlich hören sie auf zu zweifeln, halten nun ihre oberflächlichen Vermuthungen für wahr und ausgemacht, Jesum Christum für einen Schärmer oder Welttäuscher, die Gottheit für ein todtes, sich selbst unbewußtes Naturgesetz, die Ewigkeit für Kindermährchen. Diese Vorstellungsart wird ihnen ganz zur Gewohnheit, und durch Gewohnheit zum Bedürfniß. Lachenden Muthes erlauben sie sich jede Niederträchtigkeit, welche die weltliche Rechtspflege nicht zu beurtheilen hat, oder vor der Welt verborgen gehalten werden kann. Sie sind jenen bedauernswürdigen Landstreichern in geistiger Hinsicht vollkommen ähnlich; verkrüppelte Wesen, Halbthiere in Menschengestalt; und wenn auch nicht Straßenräuber, doch Landesverräther, Meineidige, Betrüger, falsche Spieler; ohne Mörder zu sein, doch Giftmischer, Verführer der Unschuld, Zerstörer manches Familienfriedens; ohne Dieb zu sein, doch bestechliche Beamten, Unterschlager anvertrauter Gelder, Waaren- und Schriftenverfälscher. Sie treiben nur eine feine Gaunerei; Ehre geht ihnen über Ehrlichkeit.

Was verdorbene Grundsätze ausrichten, vermögen auch lasterhafte Angewöhnungen des Körpers. Diese verwirren mit leidenschaftlicher Gewalt den Geist, stumpfen ihn ab, und erzeugen im Menschen eine hartnäckige Widerspenstigkeit gegen alle Anregungen des Bessern. Mancher Wüstling sieht selbst voraus, daß er durch seinen Müßiggang, durch seine Verschwendungen endlich in die größten Verlegenheiten, unvermeidliche Armuth und Schande stürzen, wahrscheinlich, wenn nichts mehr übrig bleibt, mit Bankerott und Selbstmord enden werde. Aber er achtet keine Vorstellungen, macht sich selber taub gegen Warnungen, verschließt seine Augen vor den Jammerthränen der Seinigen, und beharret in der Verstocktheit gegen die Heiligkeit der Pflichten.

Mancher Trunkenbold sieht die Zerstörung seiner Gesundheit, die Abspannung seiner Nerven, einen fühen und schauderhaften Tod voraus — aber er will dies nicht sehen, nicht wissen, er will sein Gelüst, und sollte es ihm das Leben kosten; Alles ist ihm daneben gleichgültig. Mancher Wollüstling sieht das Elend, welches seine geilen Begierden gestiftet haben: aber er härtet sich entschlossen gegen die guten Rührungen ab, selbst wenn solche zuweilen sein Gemüth ergreifen wollen; er verspottet sein Gewissen, selbst wenn es warnt. In unsinniger Wuth und Leidenschaft sieht er gleichgültig seinen Körper verderben, zu früh und in Schmerzen veralten und zum Grabe reifen. Aber ein anderer Mensch werden will er nicht, lieber den Tod.

So führt Verstocktheit gegen das Gute zum schaurigen Untergange, Viele zum Blutgerüst, Viele zum Selbstmorde. Der Starrsinn der Leidenschaft will sein Opfer.

Gott! Gott! gerechter Gott! Behüte uns vor diesem gräßlichen Wahnsinn, er dringe durch die übeln, leidenschaftlichen Gewöhnungen des Körpers zum Geist, oder durch heillose Grundsätze oder heillosen Nichtglauben zum Körper!

Wie Mancher, wenn er dieses Blatt lieset, ist vielleicht auf dem Wege der eigensinnigen Widersetzlichkeit gegen das Bessere und Beglückendere. Er reift zum Verbrecher! Ein heiliger Geist Gottes warnt — vielleicht zu spät! — Er lieset es und lächelt vornehm klug. Er lieset es und geht, um in seiner Sünde fortzufahren. Er hat nicht mehr die Macht, sich selber zu bemeistern. Die breite, glatte Bahn des Lasters geht abwärts. Er ist verloren. Ihn rettet kein Warnen seines guten Geistes mehr. Es ist über den Sternen des Himmels ein vergeltender Gott! — Es ist hinter der Todesstunde für die Seele nicht Alles aus! — Wen rufe ich? — Er spottet lachend in seinem Wahnsinn; er will sich verlieren und wird verloren.

Verloren? Nein, allwissender Gott! wie darf dies ein Mensch vom andern sagen mit Gewißheit? Nur Du,

ewiger Durchforscher aller Herzen, weißt es allein, ob ein Menschenherz gegen alle Mittel der Besserung verschlossen bleiben wird. Vielleicht auch der dem Anschein nach Gefühlloseste hat noch einige Empfänglichkeit für Tugend, Christenthum und Selbstrettung! O gib ihm Kraft dazu! Leite du ihn, Erbarmer, den Verirrten zu seiner Glückseligkeit, zur Erkenntniß seiner höhern Würde, zur Versöhnung mit Dir durch Jesum Christum zurück! Amen.

98.

Jesu letztes Nachtmahl.

Betrachtung am Charfreitag.

Der Glaube sieht im heil'gen Brode,
Herr, Deinen Leichnam! sieht im Wein
Dein Blut, und spricht: der große Todte,
Der ewig lebt, ist ewig mein!
Dich soll ich, wie Dein Pfand genießen;
So innig machest Du Dich mir.
Du willst Dich ganz in mich ergießen:
Ganz Eins sein soll ich, Herr, mit Dir.

Dir ähnlich werden! Deinem Willen
Ergebe sich mein Wille gern;
Vor Aller Augen, wie im Stillen,
Sei ganz mein Herz und Sinn des Herrn.
Herr, lehr' im Großen, wie im Kleinen,
Mich freudig thun, was Dir gefällt,
Ein leuchtend Beispiel sein den Meinen,
Ein leuchtend Beispiel sein der Welt.

Du, o stille Erinnerung an die Selbstopferung des göttlichen Erlösers, erhebe heute meine Seele! Der edlere Theil der christlichen Welt feiert die Gedächtnißtage des Todes Jesu. Millionen Geister blicken betend himmelwärts, wo der Vollendete nun in Herrlichkeit thront; Millionen beugen ihr Haupt vor dem liebevollen Erbarmer, durch welchen uns Licht, Gnade und Ruhe der Seelen ward. Millionen weinen am Kreuze noch die Thränen der Dankbarkeit und Wehmuth, wie Maria sie weinte, die Mutter des Göttlichen, und Alle, die dem Auserwählten mit liebendem Gemüthe gefolgt waren.

Auch du, meine Seele, tritt in Gedanken zu dem Vollender, wie er sein großes Werk vollbrachte, und heilige dich selbst durch den Anblick seines Muthes im Leiden; erhebe dich selbst durch den Anblick seines Edelmuthes, mit dem er denen verzieh, die ihn verriethen und mordeten; begeistere dich selbst durch seine Kraft im Todeskampfe.

Jede der verschiedenen Leidensstunden des Messias ist für mich wichtig, belehrend, rührend. In jeder duldete der Messias auch für mich. In jeder besiegelte er auch mir die ewige Wahrheit seines Wortes.

Welch eine Nacht, die er in Todesangst auf Gethsemane durchwachte, als Undank ihn verrieth, Bosheit sich wider sein heiliges Leben verschwor, und Sünder wider ihn zu Gericht saßen! Welch eine Nacht, als er, von seinen Freunden verlassen, einsam da lag im Staube, und zum Vater betete; als er seine Jünger suchte, die harmlos schlummerten, wie Kinder, die keine Gefahr kennen und fürchten, und nicht ahneten, was sein Herz zerriß! Wie er da zu ihnen trat, wie er ihnen zurief: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod; bleibet hier und wachet mit mir!“ Ach, Keiner von Allen fürchtete die Augenblicke des Entsetzens, welche so nahe lagen, und deren das menschliche Geschlecht nie vergessen konnte, nie vergessen wird.

Welch eine Nacht, als Jesus in tiefer Angst ohnmächtig in sich selbst zurücksank; als er nun empfand, die furchtbare Bürde sei ihm zu schwer, als er zu Gott sprach: „Vater, ist es nicht möglich, daß dieser Kelch von mir gehe, ich trinke ihn denn? Doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“ Und sein Schweiß ward wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde.

Welch eine Nacht, da die feierliche Stille des zur Andacht geweihten Ortes vom Geräusch der Waffen unterbrochen ward; da blutdürstige Kriegsknechte den edeln Dulder umringten, ergriffen, hinschleppten; da er vor dem Richter stand, er, der die Welt zu richten hat; da schaudernd seine Anhänger entflohen, seine Freunde ihn verläugneten; da der Erhabenste, der Heiligste ein Spott des Pobels ward!

Oder soll ich dem unschuldig Verurtheilten nachfolgen auf dem schmerzenreichen Wege zum Tode; ihn sehen, wie er, blutigen Hauptes, verwundet und zerschlagen, sein Kreuz zum Richtplatz zog? Ihn suchen auf der Schädelstätte, am Kreuze schwebend zwischen Missethätern, wie er da bange und wehmüthig den Blick zum dunkeln Himmel richtet, wie er mit sterbendem Munde stammelt: mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Oder ihn beobachten, wie er nun erblassend das Haupt neigt, und in des Lebens letztem Augenblick die Neige seiner Kraft noch zu einem Gebete für seine Feinde sammelt?

Jede Leidensstunde des Messias ist mir lehrend und Heilung. Aber eine von allen andern bewegt mich am tiefsten. Es ist die Stunde, da er noch einmal im Kreise seiner geliebten Jünger saß, am Abend vor der unglücklichen Nacht; die Stunde, da er sie auf sein Scheiden vorbereitete und das Gedächtniß seines Leidens und Todes stiftete.

Es war wohl ein feierlicher Augenblick, als Jesus sich zum letztenmal von denen umringt sah, die seine Lieblinge und Vertrauten waren. Er sprach nun deutlicher von seinem nahen Hingang zum Vater; aber sie verstanden ihn doch nicht. Nur einem Einzigen pochte unter ihnen das verbrecherische Herz.

Und als die Zwölf am Tisch umhersaßen, das Osterlamm mit ihm zu genießen, übermannte ihn die Erinnerung an das, was er der Welt gethan, und an das, was er ihr noch leisten wollte. Er gedachte des schmerzlichen Scheidens von seinen Freunden und rief: „Des Menschen Sohn gehet hin, wie es beschlossen ist! Ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten!“

So spricht ein sterbender Vater zu seinen Kindern, die ihn noch kaum begreifen. Er bereitet sie auf die große Trennung vor; er gibt ihren Seelen mit dem Trost zugleich die Hoffnung des Wiedersehens.

Alle umgaben ihn mit schwermüthigem Nachdenken. Ach, sie hielten es für keine Möglichkeit, daß ihnen der Vater, der Freund, der Lehrer, der Beschirmer durch menschliche Gewalt entrissen werden könnte. „Herr, warum kann ich dir diesmal nicht folgen?“ rief der feurige Petrus: „Ich will mein Leben für dich lassen!“

Aber was Petrus gelobte, wie schlecht hielt er es, als nun die Stunde seiner Prüfung kam! Wie genau kannte Jesus das unbeständige, doch edle Herz dieses Jüngers! „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir,“ antwortete ihm Je-

sus, „der Hahn wird nicht zweimal krähen, bis du mich dreimal habest verläugnet!“

O, wie oft gedachte ich schon: Nein, ich würde, wäre ich, wie Petrus, der Jünger des Heiligen gewesen, Gefahr und Tod mit ihm getheilt haben. Aber eben so oft erinnere ich mich meiner eigenen Prüfungsstunden, und wie ich da meiner heiligen Gelübde uneingedenk war, und von Furcht oder Haß, oder unreinen Begierden hingerissen aufhörte, Jesu treu zu sein! Dreimal verläugnete Petrus seinen Herrn; aber unzählig sind die Stunden, da ich meinen Heiland mit dem Herzen verläugnete, während ich frech genug war, ihn mit den Lippen zu bekennen.

Allgemeine Betrübniß herrschte unter den Jüngern beim letzten Nachtmahl. „Dieweil ich solches zu euch geredet habe, ist euer Herz voll Trauerns worden,“ sprach der Messias: „aber es ist gut, daß ich hingehe!“ Und so ertheilte er ihnen seine letzten Befehle, seinen letzten Willen, wie sie sich nach seinem Tode betragen sollten. Für diese feierliche Abschiedsstunde von den Seinigen hatte er die wichtigsten Wahrheiten, die herzlichsten Ermahnungen aufbewahrt. Er redete wie ein sterbender Vater, aber mit dem freudigen Muthe des Weisen, des Gottgeweihten, dem nicht unbekannt ist, daß der Tod auf Erden keine wahre Trennnng von unsern Lieben ist.

Möchte auch ich einst, wie Jesus bei seinem letzten Nachtmahle, zu den Meinigen mit freudigem Gemüth in dem Augenblick des nahen Todes reden können! — Nur der kann es ganz so, der wie Jesus unbescholten gewandelt hat, der um seine Vergangenheit nicht erröthen darf, und der Ewigkeit nur mit Hoffnungen entgegentritt. Die wichtigste unserer Lebensstunden ist immer die letzte; sie ertheilt uns endlich die Siegerpalme oder die schmachvolle Dornenkrone. O, was muß ich thun, daß die wichtigste Stunde meiner Erdentage auch die heiterste werde? — Thun, wie Jesus gethan hat; ganz aufopfern meine wilden Triebe, meine Eitelkeit, meine Habsucht, meinen unreinen Willen.

Selbst den, der ihn verrathen wollte, kannte Jesus. Der unglückliche Judas, von schwarzer Leidenschaft verführt, saß mitten im Kreise der Jünger, und genoß mit ihnen noch das Brod aus den Händen seines Wohlthäters, während er im Begriffe stand, die verruchteste aller Thaten zu vollenden. Jesus kannte ihn, und dennoch verstieß er ihn nicht. Keiner von allen Anwesenden konnte die Möglichkeit der ungeheuern That denken, den geliebten Freund und Vater zu verrathen. „Wer wäre auch unter uns, der das thun würde?“ fragten Alle untereinander erschrocken.

Judas, von seinem Gewissen gefoltert und doch zitternd, erkannt und aus der Mitte der bisherigen Freunde verstoßen zu werden, als der Abschaum des Menschengeschlechts, erhob sich, und ließ Frechheit an die Stelle der entflohenen Unschuld treten. „„Bin ich's, Rabbi!“ sprach er zum Messias. „Du sagst es!“ antwortete ihm dieser: „und was du thust, das thue bald!“ — Jesus sagte diese Worte in einem so sanften Freundeston, daß Keiner ihn begriff. Etliche meinten, weil Judas den Beutel hatte, Jesus spräche zu ihm: Kaufe, was uns noth ist auf das Fest; oder daß er den Armen etwas gebe. (Joh. 13, 29.) Judas, beschämt, empört, eilte hinaus, seine Verwirrung zu verbergen, und vollbrachte die verruchte That.

Welche Seelengröße bewies hier der Gottmensch! Und wer ist fähig, sie vollkommen nachzuempfinden und nachzuahmen? — Von einem derer verrathen, denen er wohlgethan, bekannt mit dem ganzen Umfang des Verbrechens, welches Judas verüben wollte, zürnte er ihm nicht, schonte selbst auf zarte Weise das Gefühl des Sünders vor den Uebrigen, die ihn und seinen schrecklichen Entschluß noch nicht kannten. Nicht durch Drohungen suchte er den Verdorbenen zu erschüttern — wider solche Leidenschaft fruchtet keine Drohung mehr! Nicht durch Bitten suchte er ihn zu bewegen: die Unschuld, im hohen Gefühle ihrer Reinheit, beugt sich nie vor dem Bösewicht, der darin nur einen Triumph sähe. Nur mit ernster Freundesstimme sprach Jesus zum kalten Herzen des Verräthers; nur durch furchtlose Ruhe, nur durch Edelmuth konnte er hoffen, den verbrecherischen Jünger zu entwaffnen. Judas aber, kalt und tückisch, ging in die Nacht hinaus und verrieth seinen Heiland.

Gelassen wandte sich der Messias zu denen, die ihm treu blieben. Er offenbarte ihnen seinen letzten Wunsch; er stiftete ein Gedächtnißmahl seiner Person und seines Todes, der so nahe war.

Darum nahm er das Brod, dankte, brach es und gab es den Jüngern und sprach: Nehmet und esset, das ist mein Leib. Und er nahm den Kelch und dankte, gab ihnen denselben und sprach: Trinket alle daraus! Dies ist mein Blut des neuen Bundes, welches vergossen wird für Viele zur Vergebung der Sünden.

Dann wandte er sich flehend zu dem ewigen Vater, und betete für seine Jünger: „Ich bitte für sie, und bitte nicht für die Welt, sondern für die, die Du mir gegeben hast, denn sie sind Dein. Dieweil ich bei ihnen war, erhielt ich sie in Deinem Namen. Die Du mir gegeben hast, die habe ich bewahret, und es ist Keiner von ihnen verloren, ohne das verlorne Kind, daß die Schrift erfüllet würde. Ich bitte nicht, daß Du sie von der Welt nehmest, sondern daß du sie bewahrest vor dem Uebel. Heilige sie in Deiner Wahrheit; Dein Wort ist Wahrheit!“

So der betende Jesus. So betet ein sterbender Vater noch für das Seelen- und Lebensglück der Seinigen, ehe er den Geist in die Hand des Ewigen zurückgibt, von der er ihn empfing.

Aber dabei beruhigte sich noch nicht das erhabene Gemüth des Welterlösers. Ihm gehörten nicht allein die eilf Glückseligen an, die ihn beim letzten Abendmahl umgaben; nein, auch das ganze Menschengeschlecht, Tausende, die da lebten und ihn noch nicht kannten, Millionen, die noch nicht geboren waren, und durch seine Lehre, seinen Tod geheiligt werden sollten, gehörten ihm an. Er warf den Blick seines Geistes durch die kommenden Jahrhunderte, und betete abermals: „Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für alle die, so durch ihr Wort an mich glauben werden; auf daß sie Alle *Eins* seien, gleichwie Du, Vater, in mir und in Dir, daß sie auch in *uns* Eins seien, auf daß die Welt glaube, Du habest mich gesandt. Und ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die Du mir gegeben hast, daß sie Eins seien, gleichwie wir Eins sind!“ (Joh. 17, 20—22.)

O mein Jesus, so betetest Du in jenen Augenblicken, in der Trennungs- und Abschiedsstunde, auch für mich. Auch mein vergaßest Du nicht, als Dich die ganze Welt vergaß. Heiliges Nachtmahl, bei welchem Jesus, der Welterlöser, mich in sein Gebet einschloß, wie könnte ich deiner mit Gleichgültigkeit gedenken! Wie könnte ich dich

jemals mit andern Christen feierlich begehen, ohne mir zuzurufen: Bei diesem Mahle der Liebe und der Wehmuth, der göttlichen Freundschaft und des schmerzlichen Scheidens gedachte Jesus auch meiner, und betete der Auserwählte Gottes für mich!

Er starb! — Aber seine Jünger erneuten noch oft das Gedächtnißmahl des gen Himmel erhobenen Lehrers und Freundes. Dieser Abend, dieses letzte Nachtmahl ward ihnen unvergeßlich. Es war der feierlichste von allen Gebräuchen der christlichen Kirche, dieses zu begehen. Wer an Jesu Theil haben wollte, wer Jesu Namen bekannte, eilte mit Sehnsucht zum Tische des Herrn, und erneuerte, wie die ersten Jünger, das Andenken des großen Leidens und Sterbens. Die ersten Christen feierten ihr Nachtmahl unter Gräbern und Verfolgungen. Nicht Schwert, nicht Flamme schreckte sie vom Genusse desselben zurück. Sie wußten es, denn Jesus hatte es verheißen, sein Wort werde endlich siegen. Und es siegte.

Es ist nichts Ungewöhnliches unter allen Völkern, daß sie mit Rührung das Andenken ihrer großen Männer, ihrer Helden, Weisen, ihrer Wohlthäter feiern. Immer ist eine solche Handlung ehrwürdig. Gefühlvolle Gemüther bringen da der bewunderten Tugend eines Edeln den Zoll der Dankbarkeit dar.

Um wie feierlicher muß uns das Gedächtnißmahl Jesu sein, welches er selbst in den furchtbarsten Augenblicken seines Lebens stiftete! Es ist die Huldigung, welche wir Gott selbst bringen; es ist die Erneuerung des großen, ewigen Bundes, welchen Christi Blut besiegelte.

Aber — o daß wir es läugnen könnten! — dies himmlisch-ernste Fest der Seelen, das noch gegenwärtig in allen Tempeln der Christenheit gefeiert wird, mit welcher Gleichgültigkeit wird es von vielen Christen begangen! Christen, für die Christus blutete und starb, treten mit Leichtsinn zum Altar, uneingedenk dessen, was sie thun. Viele scheinen darin nur noch einen alten Gebrauch üben zu wollen, der auf ihr Herz aber keinen Einfluß hat. Vielen ist es vielleicht nur darum zu thun, sich nicht von andern Mitbürgern zu unterscheiden. Viele gehen dahin mit Anstand und frommer Geberde, aber mit leichtsinnigem Sinn, als übten sie etwas Ueberflüssiges. Viele, welche aus Stolz auf höhere Bildung und Aufklärung die zarten Gefühle des Herzens erstickt haben, setzen sogar in unsern Tagen einen Werth darauf, nicht zu den Bekennern Jesu zu gehören.

Woher diese Erschlaffung, die empörende Kälte der Menschen gegen das Göttliche? — Mit Stolz eilet ihr zu den Gastmählern der Könige und Fürsten, die Staub und elende Sterbliche sind, wie ihr seid; und zum Gedächtniß- und Bundesmahl Jesu gehet ihr mit Verlegenheit oder Gleichgültigkeit? — Das Andenken eurer verdienten Vorfahren begehet ihr mit Begeisterung; aber das Andenken dessen, durch welchen ihr Seligkeit erworben habet, durch welchen ihr edlere, gesittetere, verklärtere Menschen geworden seid oder werden könntet, feiert ihr mit Nachlässigkeit und Verachtung? Den Staub wisset ihr zu vergöttern, aber das Himmlische ist euch Staub?

Nein, meine Seele, so lange dir noch Reinheit des Sinnes, so lange dir noch Gottes Wort, Gottheit und das Ewige Heiligthümer heißen, werde dir das Feiern des Nachtmahls, das Wiedererneuern des Bundes mit Jesu niemals gering! Niemals nahe dich dem Altar, wohin vor dir mit frommem Gemüthe schon deine Vorältern wallten, begleitet von den heiligen Gesängen der Christenheit, und wohin nach dir einst, wenn du schon Staub sein wirst, noch unter mancherlei Schicksalen ihres Lebens deine Nachkommen, deine Kinder, deine Enkel wallen werden, — niemals nahe dich dem Altar zur Feier des Andenkens und Welterlösertodes Jesu, ohne dein Gemüth gehörig vorbereitet zu haben; niemals ohne das Zartgefühl inniger Dankbarkeit und Ehrfurcht; niemals ohne Andacht und Erhebung des Herzens!

Suchst du Vergebung der Sünden und Frieden in Gott: gehe hin und heilige deine Seele in dem Andenken der Heiligkeit Jesu! Dir sind die Sünden vergeben, die du bereuest, und die Schulden sind abgebüßt, die du nie wieder begehest! — Nicht der bloße Gebrauch des heiligen Abendmahls heiligt dich, sondern die Wirkung des mit Jesu erneuerten Bundes, seinen, das heißt Gottes, Willen zu thun.

Das Abendmahl des Christen ist ein Bundesmahl mit Jesu. Wir schwören uns ihm in demselben von neuem zu. Wir vereinigen uns sinnlicherweise mit ihm, als wären wir sein Fleisch, sein Blut. Wir wollen Vergebung der Sünden, um heilig zu sein, wie er heilig war. Darum müssen wir von da an auch den heiligen Wandel beginnen; wir müssen unsere fehlerhaften Gewohnheiten ablegen. Mit Christo können nur Christen in den Bund treten; es gibt aber keine wahren Christen, als die den Willen Jesu thun.

Darum, wer dort unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht. (1 Kor. 11, 29.) Er spottet des Allerheiligsten; er bekennt, ein Bündniß mit Gott einzugehen, das er nicht zu halten gedenkt; er gibt Verheißungen, welche er nie erfüllen will; wer wagt es, mit Gott zu freveln!

Bereue deine Sünden, hasse die Quellen derselben, welches deine unreinen Leidenschaften sind, und dann erst tritt zum Altar und zur Vereinigung mit Jesu. Wer nicht unwürdig den heiligen Stätten sich genahet hat, der wird mit heiligerm, frohem Gemüthe sie verlassen; er wird die Seelenruhe empfinden, welche aus der Versöhnung mit Gott quillt; er wird das Entzücken, welches Unschuld und Tugend gewähren, künftig dem Reiz befriedigter Sinnlichkeit vorziehen; und die Würde eines unbefleckten Herzens, wie es Jesus trug, höher achten, als Genuß, Wollust, Ehrenbezeugungen, Gold und Macht, welche das Laster gibt.

Wer dort unwürdig isset und trinket, spricht Paulus, der isset und trinket ihm selber das Gericht. — Unglücklicher Sterblicher, der du dich mit Trug und Bosheit im Herzen dem Nachtmahl des Herrn naheſt, der du dich mit scheinheiliger, anständiger Geberde in der Versammlung guter Christen zu Jesu drängst — erzittere vor dir selbst. Siehe, du mit deiner Brust voll Eitelkeit und Wollust, voller Rache gegen Nebenmenschen oder voll Unversöhnlichkeit, du bist bei diesem Nachtmahl der Judas, welcher sich selber ausstößt! Du gehest hin, nicht dich durch Jesum zu heiligen, nicht mit ihm Eins zu sein, sondern sein Verräther zu werden. Mit deiner Bosheit, mit deinen Tücken, mit deinen lasterhaften Begierden, die du nicht auszutilgen gesonnen bist, wirst du der Verräther Jesu. Du entweihst hohnlächelnd

wie Judas, eine heilige Versammlung, und täuschest mit deiner scheinbaren Frömmigkeit die übrigen Christen; aber irre dich nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Wie Jesus einst das Herz seines Verräthers, durchsieht der allwissende Gott auch das deinige! Zittere, er richtet dich! Zittere, du hast dich selbst gerichtet!

O mein Jesus, mein Erlöser! daß ich nie bei Deinem Gedächtnißmahl — wehe, ich schaudere, es zu sagen! — in die Fußstapfen des verbrecherischen Judas treten möchte, der sich zu Deinem Lieblingsmahle drängte, und von demselben hinweg, um Dich zu verrathen! — Heilig und wichtig, wie meine eigene Todesstunde, sei mir das Andenken der Deinigen; sei mir sie, wenn ich zum Nachtmahl der Christen, zur Vereinigung mit Dir, trete. O durchleuchte mich mit Deinem Licht, o durchdringe mich mit Deiner Heiligkeit und Tugend. Laß mich ganz in Dir sein, und Du wohne in mir, auf daß ich vollkommen Eins sei mit Dir, wie Du mit Gott Eins bist.

Als Du vom letzten Abendmahl Dich erhobst, und hinausgingst in die Finsterniß der Nacht, wo Verrath und Todesangst Dich erwarteten, da riefst Du noch betend: Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast! — Ach, Dein göttliches Gebet umschliesse auch mich! Wenn ich dermaleinst zum letztenmal von Deiner Gedächtnißfeier, von Deinem Liebesmahl zurückkehre: wenn auch ich dann hinaustreten muß in die stille Nacht meines Todes — o Jesus! dann laß mich bei Dir sein, dann mich Deine und die Herrlichkeit meines Gottes erblicken, dann mich mit allen Verklärten würdiger Deine Liebe verherrlichen!

Und Du, Geist Gottes, stärke mich in meinem Beginnen, befestige mich in meiner Vereinigung mit Jesu; heilige, läutere, reinige mich von allen Sünden durch Deine Wahrheit, denn Dein Wort ist Wahrheit. Amen.

99.

Der Christ am Ostertage.

Erste Osterbetrachtung.

Lukas 21, 6.

Nun ich weiß, an wen ich glaube,
Nun ich fühle, Wahrheit, dich.
Jesus schwang sich aus dem Staube,
Jesus lebt, und lebt für mich!

Zeig' mir, Todesüberwinder,
Nur Dein offnes Grab im Tod;
Und Dein Leben, Heil der Sünder,
Tröste mich in jeder Noth.

Die Jüngerinnen Jesu Christi, des Gekreuzigten, des Gestorbenen, kamen zu seinem Grabe im einsamen Felsengewölbe. Sie brachten Spezereien für den entseelten Leichnam ihres geliebten Herrn. Aber die Todtengruft war zu ihrem Erstaunen leer. Zween Männer in glänzenden Gewändern traten ihnen entgegen und sprachen: „Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden. Gedenket daran, wie er euch sagte: da er noch in Galiläa war.“ Und sie gedachten an seine Worte, und gingen wieder vom Grabe, und verkündigten das Alles den Eilfen und den Andern allen.

Diese ausserordentliche Begebenheit erregte das Erstaunen Aller. Viele glaubten, Viele zweifelten. Selbst unter seinen Jüngern blieben Zweifel waltend. Viele konnten sich nicht überreden, daß er es sei, als sie ihn sahen. „Ich bin kein Geist,“ mußte er zu ihnen sagen; „rühret mich an; ein Geist hat nicht Fleisch und Bein.“ Und selbst da Alle von seiner Wiedererscheinung überzeugt waren, und Alle seine Auferstehung dem bestürzten Thomas erzählten, wollte dieser ihnen nicht glauben. Er hielt lieber für wahrscheinlicher, daß sich seine Freunde getäuscht haben könnten. Erst da er den verstorbenen, wohlbekannten, geliebten Lehrer lebendig vor sich erblickte, und nun jeder Unglaube thöricht gewesen sein würde, rief er: „Mein Herr und mein Gott!“

Auch heutiges Tages mögen noch Viele sein, welche das Wunderbare dieser Begebenheit hinwegläugnen und bezweifeln, weil sie es nicht begreifen können. Sie finden vielleicht im Zweifel und Unglauben der Jünger und Jüngerinnen Jesu selber eine Entschuldigung ihrer Art zu denken.

Doch eben der Umstand, daß die, welche Zeitgenossen und persönliche Bekannte Jesu Christi waren, sich keineswegs leichtgläubig von den ersten Nachrichten hinreißen liessen; eben der Umstand, daß seine eigenen Schüler das Wiedererwachen vom Tode hartnäckig in Zweifel zogen, bis sie den Auferstandenen mit eigenen Augen erblickten, seine Stimme mit eigenen Ohren hörten, bis sie ihn berührt, die Narben seiner Wunden untersucht hatten, die er vom Kreuze trug, — eben dieser Umstand wird uns der treueste Bürge von der Redlichkeit ihres Sinnes, von der Glaubwürdigkeit ihrer nachmaligen Aussagen. Sie zweifelten damals für uns, die wir viel zu spät leben, um die Wahrheit des Ereignisses so genau und zuverlässig prüfen zu können, wie sie. Ihre Ueberzeugung mußte daher auch die unsrige werden. Christus erschien Vielen. Alle stimmten von da in ihren Zeugnissen zusammen. Jeder erzählte es auf seine eigene Weise; und die verschiedenen Nebenumstände, in welchen sie von einander abweichen, beurkunden uns, daß Einer unabhängig vom Andern berichtete, Alles ohne vorausgegangene Verabredung.

Wie ist das möglich? — Ich frage entgegen: Begreifst du denn Alles, was möglich ist? Begreifst du das Entstehen eines Grashalms, das Frühlingserwachen der Schöpfung, den Ursprung der Blumenpracht, welche Wiesen und Gärten schmückt, — den Ursprung des Blüthenglanzes, der sich an den erstorbenen Zweigen der Gesträuche und Bäume verkündet?

Ueberhaupt führt das Zweifeln an dem, was uns im Leben Jesu Christi wunderhaft und unerklärlich erscheint, zu keinem Ziel. Daß Gott, zur Befestigung des Glaubens aller Jünger Jesu, Jesum erweckte, ist kein größeres Wunder, als was Jesus gelehrt und gethan hat; ist kein größeres Wunder, als die schnelle und allgemeine Verbreitung des Christenthums auf Erden, der Wuth aller Verfolger, dem Spott aller Spötter, der Macht aller Thronen zum Trotz. Verfolger, Spötter, Thronen gingen unter, aber Jesus Messias siegte.

Du irrst dich, wenn du glaubst, durch Erklärung und sogenannte Natürlichmachung des Wunderbaren im

Leben Jesu weiter zu schreiten und in wahrer Erkenntniß. Dein Deuteln belehrt Niemanden, und beruhigt dich selbst nicht. Du setzest nur dein selbsterfundenes Gedicht an die Stelle einer Geschichte, die im Halbdunkel die Ehrfurcht aller Jahrhunderte gewann. Ein unbefangenes kindliches Vertrauen ist erquickender, als das kalte Brüten deiner Einbildungskraft oder das Grübeln der Spitzfindigkeit. Entweder du zweifelst, und dann stehst du auf dich selbst und deine hohlen Muthmaßungen beschränkt; oder du glaubst, und dann hast du, was Millionen, die vor dir glaubten und starben, bist einig mit den Evangelisten und Aposteln und Allen, welche Lebensgenossen Jesu, Augenzeugen seiner Handlungen waren. Dein Zweifeln ändert an dem, was geschehen ist, nichts, stößt das Evangelium nicht um, befördert weder deine Erkenntniß, noch deine innere Seligkeit. Deutele immerhin; dein Deuteln verräth, du habest mehr Vertrauen auf die Macht deines Verstandes, der doch so wenig versteht, als auf die Macht Gottes, die doch des Wundervollen so vieles thut.

Selig sind, die da glauben und nicht sehen! (Joh. 20, 29.) Dies ist der schönste Wahlspruch des Christen am Osterfeste; es ist das Wort des Messias, welches er zum besser belehrten Thomas sprach. Habe ich nicht genug Werke der Allmacht gesehen, um auch da an die Macht des Herrn zu glauben, wo ich sie nicht sehe? Was Großes und Unglaubliches in diesen Zeiten geschehen ist, verbürgt es mir nicht die Wunder der Vorzeit? Was durch Gottes Huld und Weisheit herrlich ist hienieden: lehrt es mich nicht an die Herrlichkeit besserer Welten glauben, wiewohl ich sie noch nicht sehe?

Man hat sehr Unrecht, eigene Empfindungen und Erklärungen an die Stelle einer Geschichte zu setzen, welche man wegen ihrer Unbegreiflichkeit nicht gern zu glauben wagt; denn: ist denn deine Erklärung und Erfindung die wahre Geschichte?

Man hat sehr Unrecht, über dergleichen Gegenstände, welche unserm Urtheilsvermögen, sowohl durch die Eigenthümlichkeit des Inhalts, als durch die Entfernung des Zeitalters, also entrückt sind, daß wir nicht entscheidend über dieselben abzusprechen vermögen — man hat sehr Unrecht, sage ich, über solche Gegenstände mit andern Personen, deren Meinungen von den unserigen abweichen mögen, in Widerspruch und Wortwechsel zu treten. Denn ungerechnet, daß durch solche eitle Streitreden über die Persönlichkeit Jesu Keiner sehr belehrt, erbaut und gebessert wird, pflegt damit nur gegenseitige Erbitterung geweckt und oft sogar verursacht zu werden, daß man von den heiligen Dingen mit weniger Ehrfurcht denkt und redet, als man sollte.

Meide diese unnützen Gespräche, um nicht das Heilige zu entweihen. Laß dich nicht dazu durch einen voreiligen Bekehrungseifer verleiten. Denn so wenig du dir das Kleinod deines Glaubens und deiner Ueberzeugung willst rauben lassen; eben so wenig will sich ein Anderer in seinen Meinungen und religiösen Vorstellungen gekränkt sehen. Hat er nicht Moses und die Propheten, wie du? Hat er nicht Christus und die Propheten, wie du? So bekämpfe denn nicht, was in ihm ist, wenn es nur gute Früchte bringt. Siehe, alle Religion im Menschen ist gleichsam nur die Blüthe seines Wesens. Zerreisse die Blüthe nicht, denn du zerstörst ihre Frucht zugleich. Deine eigene Blüthe kannst du in das Wesen keines Andern bringen, wenn du dich nicht ganz selbst in den Andern verwandeln kannst. Ueberlasse das Amt der Belehrung denen, deren Beruf es ist, Lehrer zu sein. Glaube und schweige, und bewahre dein Heiligthum in der Brust.

Eben aus solchen unnützen Streitfragen über die Geheimnisse der Religion, über die Persönlichkeiten Jesu Christi, über Dinge, von welchen ein Sterblicher am wenigsten zu erklären und zu sagen im Stande ist, sind die meisten Trennungen in der christlichen Kirche, die meisten Sekten und Schwärmereien entstanden. Ueber das, was Jesus allem Volk gepredigt hat, über die Lehren des Heils, durch welche wir Leben, Seligkeit und Verbindung mit Gott empfangen, hat man nie gestritten. Dies war das Wichtigste und Wesentlichste, darum offenbarte er es uns lichtvoll, über jeden Zweifel erhaben. Was der Natur des menschlichen Verstandes unergründlich bleiben mußte, darüber schwieg er oder redete nur in Bildern und Gleichnissen. Lasset uns die weisen Absichten des göttlichen Menschenfreundes und Menschenkenners ehren, nicht weiter schreiten, als er selbst es wollte; nicht mehr behaupten, als er selbst zu enthüllen für gut fand. Glaube und schweige, und bewahre dein Heiligthum in der Brust!

Die Religion Jesu unsers Herrn ist keine Religion des Kopfes, kein Gegenstand für scharfsinnige Grübler; würde er sie sonst den ärmsten und niedrigsten Leuten im Volke gepredigt haben, die gar keine gelehrte Erziehung genossen hatten? — Sie ist und soll sein Sache des Herzens. Er wollte uns durch sie jene Unschuld und Heiligkeit wieder geben, welche im Paradiese verloren ging; jene Gottähnlichkeit, in der die Menschheit erschaffen war. Darum sagte er zu seinen Jüngern, wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen. Darum sprach er, ihr sollt vollkommen werden, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Aber Zweifeln und Deuteln an den Geheimnissen göttlicher Dinge macht uns nicht vollkommener, und besondere Meinungen und Forschungen über die Persönlichkeit Jesu macht uns nicht unschuldiger. Auch fordert er nie dazu auf, wohl aber dazu, daß wir in seinem Sinn lieben, wie uns selbst, Gott über Alles. — Was dir verborgen und unerforschlich bleiben soll, was allen Jahrhunderten unerklärt und unerforscht blieb, das versuche nicht mit fruchtloser Anstrengung deines Witzes zu erklären und zu erforschen. Glaube und schweige, und bewahre dein Heiligthum in der Brust.

In einen Fehler ganz entgegengesetzter Art verfallen aber diejenigen, welche wirklich Religion haben, Religion lieben, denen Tugend, Gott und Ewigkeit das Heiligste sind, und welche sich gewissermaßen schämen, die Religiosität ihres Sinnes zu verrathen. Es giebt ihrer Viele, selbst würdige, rechtschaffene Leute, welche sich gern und mit Inbrunst mit ihren Gebeten zu Gott wenden, aber aus seltsamer Menschenfurcht Alles anwenden, zu verhüten, daß die Welt glaube, *sie könnten beten*. Es gibt Andere, welche von den Wahrheiten der Religion aufs Tiefste durchdrungen sind, aber aus einer wunderlichen Schüchternheit dies vor den Leuten nicht nur verhehlen, sondern selbst in muthwilligen Gesellschaften ohne Zurückhaltung mit einstimmen, wenn religiöse Gegenstände irgend einer Art auf lächerliche Weise verhandelt werden.

Was wollen diese? Sie sind religiös, und möchten

das Gegentheil scheinen. Es geschieht dies wahrlich keineswegs aus Demuth, sondern aus thörichter Eitelkeit. Sie fürchten, sich vor den Leuten etwas Lächerliches zu geben, oder für schwachen Verstandes gehalten zu werden. Sie wollen einig bleiben mit Gott und ihren innersten Ueberzeugungen, aber es auch nicht mit der Welt verderben. Sie möchten zweien Herren dienen, da sie zu schwach sind, einem einzigen sich ganz zu weihen.

Zwar es ist allerdings unlöblich, mit Religiosität Prunk zu treiben; sie ist eine allzukostliche Sache, um gemeiner Eitelkeit Werkzeug zu werden. Es ist ein übertriebener Frommsinn, bei allen Gelegenheiten, also auch wohl bei ganz unschicklichen Anlässen, den Namen des Herrn, fromme Redensarten, biblische Sprüche im Munde zu führen. Es ist Unklugheit, in fröhlichen Gesellschaften, wo der Muthwille vorherrschend ist, Gespräche über das, was den Ernst aller Seelen aufbietet, sehr unzeitig anzubringen. Sei in jeder Stunde und an jedem Orte das, was du für diesen Ort sein sollst. Freue dich mit den Fröhlichen, weine mit den Trauernden. Aber schäme dich von der andern Seite auch keineswegs deines Christenthums, wenn Stunde und Ort dir gebieten, aus deinen tiefsten Ueberzeugungen kein Geheimniß zu machen. Erröthe nicht, zu dem dich zu bekennen, was das Glück deines ganzen Wesens begründet. Verläugne Jesum nicht.

Thue recht, dann scheue Niemanden. Du hast Religion: warum schämst du dich ihrer? — Du fürchtest, verkannt zu werden von den Leuten? Deine Besorgniß ist sehr ungegründet. Hast du schon in andern Dingen deine Verständigkeit bewiesen, so befürchte am allerwenigsten, darum für unverständig gehalten zu werden, weil dir deine religiöse Ueberzeugung theuer ist. Denn alle deine Freunde, alle deine Bekannten, selbst der Fremdling, welcher dir begegnet, hat Religion, wenn sie auch in Nebendingen von deiner Vorstellung abweicht. Selbst die Teufel glauben einen Gott, aber zittern.

Oder fürchtest du, wenn du deinen religiösen Sinn nicht auf das sorgfältigste verheimlichst, man werde dich deshalb für einen Heuchler halten? Willst du nur darum in der Gesellschaft über das Heilige witzig sein, oder darum nur den fleißigen Besuch der öffentlichen Gottesverehrung meiden? — O sich selbst widersprechender Thor, so bist du schon geworden, was du dich scheuest, auch nur zu scheinen, nämlich ein Heuchler. Denn du heuchelst dich schlechter, als du bist, und hast den Muth nicht, zu gestehen, wie du denkst.

Sei ehrlich gegen dich selbst und gegen die Welt. Der Rechtschaffene soll auch nicht schlechter scheinen, als er ist, damit er nicht durch sein Aeusserliches dasjenige ehre und tadle, was an sich selbst unedel und verächtlich ist. Rede mit der eingreifenden Stimme deiner Ueberzeugung, wo es Noth ist. Dein Wort und dein Muth wird oft wunderbar wirken, und Herzen erschüttern. Wie lange soll jene Verkehrtheit dauern, daß schlechte Menschen sich besser und religiöser stellen, als sie sind; und wieder innerlich fromme, gute Menschen sich schlechter heucheln, als sie wirklich sein möchten? Mag sich das Laster verbergen und sich mit dem Schein der Tugend zieren, denn das Laster in seiner nackten Häßlichkeit erregt allzugroßen Abscheu: aber ein Gott ergebener, Ewigkeit hoffender Christensinn hat nicht Ursache, vor der Welt zu beben. Er wird ihre Ehrfurcht erregen, je wahrhaftiger und unanmaßlicher er sich ausspricht.

Christus Jesus war auferstanden. Auferstanden? sprachen seine Feinde und spotteten. Und sie gaben den Kriegsknechten Geld, die sein Grab bewacht hatten, und sprachen: Saget, seine Jünger kamen des Nachts und stahlen ihn, dieweil wir schliefen. (Matth. 28, 13.) Mit ihrem Gelde wollten sie der Welt eine Lüge erkaufen. Aber muthig bekannten Jesu Christi Jünger und Jüngerinnen, was ihr Auge gesehen, ihr Ohr gehört hatte. Sie bekannten laut und muthig den Auferstandenen; da ward der Spott der Juden und Heiden zum Spott.

Und so will auch ich Dich bekennen, Auferstandener, Wunderbarer, Unbegreiflicher, Unerforschlicher! Ich will Dich bekennen mit meinem Munde, wie mit meinen Werken; bekennen, daß ich nur im Glauben an Dein heiliges Wort Trost und Zufriedenheit, Unschuld, gutes Gewissen und Seligkeit finde; bekennen, daß ich Dir anhange im Leben und im Tode; daß mir ausser Dir kein Heil werden könne; daß ich nur durch Dich zu Gott komme, dem Liebenden, Allbarmherzigen.

Wer dich bekennt, den wirst du wieder bekennen. Wer Dir gehört, dem wirst Du wieder gehören! — O mein Heiland, o du Leben meines innersten Lebens, so sei denn das Fest Deiner Auferstehung, wie ehemals Deinen Jüngern und Jüngerinnen, auch mir der Tag, an welchem sich mein Glaube und Muth neu wieder aufrichtet. Wie sie, durch Dich gesegnet, hinausgingen in alle Welt, zu lehren alle Völker: so segne auch mich durch die heilige Kraft Deines Geistes, daß ich in Wort und That, doch bescheiden und anspruchlos, Dein wahrer Jünger, Dein Priester werde! Amen.

100.

Weihe der Ostern.

Zweite Osterbetrachtung.

1 Kor. 51, 55—58.

Er verließ mit Preis gekrönet
Sein Felsengrab, Gott war versöhnet,
Der Fluch vom Berge Sina schwieg.
Dein Triumph, o Tod, o Hölle,
Besiegt seid ihr durch seinen Sieg!
Er hat es groß vollbracht,
Das Werk der Gnad' und Macht! —
Preis sei Jesu!
Nun fürchten wir
Den Tod nicht! — Dir,
Dir, Todvertilger, folgen wir.

Die Christen heiligen ihre Betrachtungen dem in allen Tempeln seit Jahrhunderten gefeierten Auferstehungstage Jesu. Anbetend sinke ich mit ihnen im Geiste vor dem Throne des Allerhöchsten nieder, und verehre bewundernd seine Macht und Größe und seine unendliche Gnade für das Menschengeschlecht. Ich lese mit einer Empfindung von Furcht und Entzücken die Erzählungen der heiligen Schrift von Jesu verherrlichtem Wiedererscheinen nach seinem Tode. Es wehet mich aus diesen Erzählungen ein fremder Geist an. Ich fühle das freudige Erschrecken der Jünger beim Wiedererblicken ihres verloren gewähnten Jesus. Ich fühle ihre Begeisterung, aber auch ihre Wehmuth; denn Jesus ist nicht mehr, wie sie ihn sonst

liebten, der Mensch Ihresgleichen. Er schwebt vor ihnen göttlicher, verklärter, fremder, wie ein Wesen höherer Art. Er wohnt nicht mehr unter ihrem Dache; er besucht sie von Zeit zu Zeit, unvermuthet, überraschend, und verschwindet wieder. Sie ruhen nicht mehr, wie sonst, mit kindlichem Vertrauen an seiner Brust — er zeigt sich nur, um Worte des Friedens, der Hoffnung ihnen zuzurufen. Er scheint nicht mehr ihnen, nicht mehr der Welt anzugehören. Sie sollen den Schmerz des Verlierens noch einmal empfinden.

Maria Magdalena und Maria, als sie zu dem Grabe Jesu Christi gekommen waren, fanden sie es eröffnet, den Stein davon hinweggewälzt. Traurig blickten sie in die leere Gruft. Sie flohen mit Entsetzen vor der unerwarteten Erscheinung, um es den Jüngern zu melden. Der Morgen dämmerte. Plötzlich stand auf dem einsamen Felde Christus vor den Weibern. Sie erkannten ihn, und sanken mit Grauen zu seinen Füßen nieder. Aber Christus erhob sie, und befahl ihnen, was sie gesehen, seinen Jüngern zu verkünden.

Petrus und Johannes eilten eben so zur zersprengten Gruft, um sich von dem Wunder zu überzeugen. Sie sahen sie offen, sahen noch das Leichentuch, mit welchem das Haupt des Verstorbenen umwunden gewesen war.

Erstaunen und banges Erwarten herrschte nun im Kreise der Jünger, die furchtsam beisammenwohnten, zitternd vor der Wuth des jüdischen Volkes. Denn in Jerusalem hatte man ausgebreitet, der Leichnam Jesu sei von seinen Freunden aus dem Grabe geraubt worden, daß sie sagen könnten, Christus wäre auferstanden.

Zwei derselben reiseten mit einander eines Tages nach dem Flecken Emahus, sechszig Feldwegs weit von Jerusalem. Und indem sie sich von den ausserordentlichen Begebenheiten dieser Zeit unterhielten, voller Traurigkeit, nahete Jesus ihnen und wandelte an ihrer Seite. Sie sahen ihn; und wie er mit ihnen redete und auf die Weissagungen zurückdeutete, welche die Auferstehung des Messias verkündet hatten, brannte ihr Herz von unbekannter Wonne. Aber — sie erkannten den erhabenen Fremdling nicht, als er auf ihre Bitte, weil es Abend worden, bei ihnen einkehrte, bis er mit ihnen am Tische saß. Als er aber das Brod nahm, es brach und ihnen gab, da wurden ihre Augen geöffnet, und sie erkannten den Geliebten Gottes. Und er verschwand vor ihnen.

Die Jünger wohnten in Jerusalem schüchtern beisammen. Sie hörten von diesen wunderbaren Erscheinungen, hofften und zweifelten. Plötzlich, da sie bei verschlossenen Thüren sich von dem Göttlichen unterhielten, dessen Andenken ihr Gemüth erfüllte, stand er mitten unter ihnen. Sie hörten seinen wohlbekannten Gruß: Friede sei mit euch! Sie erblickten die geliebte Gestalt, welche sie noch vor wenigen Tagen erblaßt und blutend am Kreuze schwebend gesehen. Sie zitterten. Sie wähnten, ein Gespenst täusche ihre Augen. Aber er reichte ihnen die theure Hand, er genoß von ihren Speisen, er war wieder ihr Vater, ihr Lehrer.

Nur Einer von ihnen, Thomas, war bei dieser Erscheinung nicht gegenwärtig gewesen. Umsonst erzählten ihm mit grauenvollem Entzücken die Uebrigen das Wunder. Er glaubte ihnen nicht. Er hatte seinen Heiland am Kreuze sterbend gesehen. Ungedenkbar war ihm des Todten Wiederkehr. „Es sei denn," sprach er, „daß ich in seinen Händen sehe die Nägelmaale, und ich meine Hand in seine Seite lege, die ich vom Todesspeer durchbohren sah, will ich es nicht glauben." So sprach er. Und acht Tage darauf stand unerwartet Jesus vor ihm in der Mitte der Jünger. „Reiche deine Finger her," sagte der Göttliche zu ihm, „und siehe meine Hände; reiche deine Hand her, und lege sie in meine Seite." Der letzte Zweifel der Ungläubigen verschwand. Schaudernd, mit Ehrfurcht, sah er zum Messias empor, und rief zu ihm: „Mein Herr und mein Gott!"

So erschien mehrmals Jesus seinen Geliebten. Aber die ehemalige zärtliche Vertraulichkeit war in hohe Ehrfurcht verwandelt. Nur wenige Tage sahen sie ihn, dann verschwand er auf immer gen Himmel. Sein Werk auf Erden war vollbracht. Er kehrte in die Wohnungen des ewigen Vaters zurück.

Der Sieg Jesu über die Macht des Todes ward der Sieg der erhabensten Hoffnungen, welche die Jünger in ihrer Brust nährten. Erst die Auferstehung Jesu offenbarte ihnen die Göttlichkeit ihres großen Meisters in vollem Glanze. Stark durch das Zeugniß der Unsterblichkeit und durch die Hoffnungen des Wiedersehens in der Ewigkeit, gingen sie nun in alle Welt aus und predigten den Völkern das Evangelium. Der Tod war überwunden — das Grab hatte nun keine Schrecken mehr für sie. Darum traten sie furchtlos in die stürmische Welt ein, zitterten vor keinen Verfolgungen, vor keinen Kerkern, vor keinen Todesurtheilen. Sie breiteten die Lehre aus, welche der Gottmensch ihnen verkündet hatte und sahen im Grabe nicht mehr den Abgrund der Vernichtung, sondern die Schwelle der Ewigkeit.

Sollte der Sieg Jesu, welcher so herrlich auf das Gemüth der Jünger wirkte, nicht eben so mächtig auf mein Herz sich äussern? Sie sahen nur seinen Triumph über das Grab; ich aber sah mehr, als sie, den Sieg seines göttlichen Lichtes über die Finsterniß der Welt, den Sieg seiner Lehre über die Macht des Irrthums aller Völker. Ich sah Könige von ihren Thronen steigen, um im Staube den anzubeten, der einst in Knechtsgestalt lehrte und sich erniedrigte bis zum Tode am Kreuze; ich hörte von den Lippen der Unmündigen die erhabensten Worte des Lebens tönen, welche die Weisesten des Alterthums nie auszusprechen fähig waren.

Den Sieg Jesu über die Gewalt des Todes hatte er selbst voraus verkündigt, da er noch unter den Sterblichen wandelte, und keiner der Jünger ahnete, welches Todes ihr göttlicher Freund einst sterben würde — und erfüllt ward seine Weissagung. Den Sieg seiner Religion hatte er selbst zuvor verkündigt, und in Tagen, da die Schaar seiner Anhänger noch gering, die Macht des Judenthums und der heidnischen Tempel aber überall gewaltig herrschend war. Und erfüllt ward seine Weissagung. Das Senfkorn ward zum Baum, dessen Gipfel den Himmel berührt, und unter dessen Zweigen zahllose Völkerschaften des weiten Erdkreises heut Erquickung und Seligkeit finden.

So werde denn der Sieg Jesu über des Todes Macht auch ein Sieg meiner schönsten Hoffnungen. So begeistere er denn auch mich, wie er die Jünger begeisterte, zu einem erhabenen, heiligen, furchtlosen Wandel; zu einem muthigen Auftreten für Wahrheit, Recht und Unschuld, für Tugend und Glauben; zu jenem christlichen Heldensinn, der jede unreine Leidenschaft aus der Brust verbannt, den Hohn der

Schlechten verachtet, und für Gottes, für der Tugend Sache kein Unglück fürchtet, kein Leiden verschmäht, keinen Tod scheut.

Wahrlich, der Mensch wäre oft besser, edler, größer, wenn er nur den Muth hätte, es zu sein. So waren Jesu Jünger anfangs schüchtern, furchtsam. Christus der Erstandene fand sie gewöhnlich in ihren Häusern verschlossen. Sie hatten seinen Willen gehört, sie wünschten seine Befehle zu vollziehen — aber die Schreckensnacht in Gethsemane, der Schreckenstag auf Golgatha hatte ihre Kraft gelähmt. Als er vom Grabe auferstanden war, da erwachte ihr freudiger Muth, da entflammte sie sein heiliger Geist. Sein Sieg über den Tod ward ihr Sieg über die Schrecken der Welt.

Ich bin ein Christ — ich feiere die Auferstehung des Messias — ich sah die herrlichen Beispiele seiner Jünger — sollte dies alles ohne Segen für mich bleiben? Auch ich will mich von meiner Schüchternheit befreien, will die Furcht in mir bekämpfen, will den Muth haben, ein Jünger Jesu zu sein.

Bedarf es in unsern Zeiten dazu großen Muthes? Wie? drohen noch die Schwerter der Juden und Heiden den Bekennern des christlichen Glaubens? Lodert in unsern Tagen noch der Scheiterhaufen für das Geständniß, ein Nachfolger Jesu zu sein? Sehe ich nicht, wohin ich wandere, Altäre und Tempel zur Verherrlichung Christi errichtet, oder das Sinnzeichen des Kreuzes aufgepflanzt? Rufen nicht die Diener des Altars, die Gesetze der Fürsten, die Stimmen der Obrigkeiten, die Bitten der Aeltern zum Bekenntniß Jesu? — Warum sollte ich zittern, ein Christ zu sein? Wider welchen Feind habe ich Muth vonnöthen?

Ach, ich erkenne diesen Feind mit Erröthen; denn er, den ich bekämpfen soll, bin ich selber.

Nicht Schwert, nicht Flammen schrecken mich von der Jüngerschaft Jesu zurück, sondern meine Trägheit, meine Erschlaffung, meine Vorurtheile. Ich empfinde es wohl, ich könnte edler, das heißt, christlicher sein, als ich es bin; aber ich habe nicht Muth genug, manche meiner Lieblingsfehler zu bekriegen, habe nicht Muth genug, oft den Urtheilen der Welt die Stirn zu bieten, habe nicht Entschlossenheit genug, das spöttische Lächeln der Welt zu ertragen. Ich ziehe meine Ruhe den schweren Opfern vor, die ich als ein heiliger Mensch bringen sollte; ich bin zu bequem, um in manchen Fällen Selbstverläugnung genug zu haben, wenn Pflicht mich dazu auffordert; ich habe oft mehr Menschenfurcht, als Gottesfurcht; ich ziehe es oft vor, den Sterblichen, statt Gott zu gefallen; und um den Beifall Anderer zu gewinnen, thue ich, ach nur zu oft, auf den Beifall meines Gewissens Verzicht!

Viele gibt es, die ohne Furcht auf das Schlachtfeld hintreten und dem Tode kühn ins Angesicht sehen, aber nicht Muth genug haben, einen verächtlichen Blick von Ihresgleichen zu ertragen. Viele gibt es, die Armuth, Spott und Schande duldend übernehmen, denen sie ausweichen könnten, wenn sie Muth genug hätten, einer ihnen eingewurzelten schändlichen Leidenschaft zu entsagen. In uns selbst also wohnt ein Verfolger des Christenthums, gewaltiger als Schwert und Scheiterhaufen.

Es bedarf in unsern Tagen keines Muthes mehr, öffentlich den Namen eines Christen zu tragen; wohl aber Muth, um wirklich ein Christ zu sein; Muth, um Gott zu lieben. Ihn aber lieben heißt, — seine Gebote halten. (1 Joh. 5, 3.) Darum kann ich mir nicht oft genug die Wahrheit wiederholen: der Mensch wäre oft besser, wenn er Muth genug hätte, es zu sein.

Man will sich nicht auszeichnen. Man scheut den Witz des Spötters. Man fürchtet sich, daß bei einem strengen, frommen, gerechten Leben Dieser oder Jener sagen werde: Sehet, o sehet doch, er will jetzt ganz zum Heiligen werden! — Mancher, den Leichtsinn, Verschwendung, unordentliche Haushaltung oder Eitelkeit an den Abgrund der Armuth brachten, fühlt es wohl, er könne die lieben Seinigen noch vor Elend bewahren durch plötzliche Einführung besserer Ordnung, durch Sparsamkeit, durch Entsagung alles Ueberflüssigen — aber er hat nicht Muth genug, das Opfer zu bringen. Er schämt sich nicht, Fehler begangen zu haben und noch zu begehen. Er schämt sich, sie muthig zu bekennen, und weiser zu sein.

Mancher, dem seine Stelle gebietet, Wahrheit und Recht ohne Scheu auszusprechen, nicht auf die Person, auf das Beste der Sache zu schauen, durch seinen Einfluß den Verdienstvollsten und den Würdigsten zu befördern, fühlt wohl seine Pflicht. Ernst mahnt ihn sein Richter. Aber er hat nicht Muth genug, rechtschaffen und groß zu handeln. Er will es nicht mit Andern verderben, die ihm bei andern Gelegenheiten nützlich werden könnten; er will sich um eines Geringern willen nicht Mächtige zu Feinden machen. So vergißt der Feige zugleich Eid, Gewissen, Gott. Er verläugnet Jesum, vor dem nie das Ansehen der Person galt; er verläugnet Gott aus Menschenfurcht; er verläugnet sein Christenthum um der Welt willen.

Mancher, dessen Geist von der Wahrheit des himmlischen Wortes tief erschüttert ward, wenn er es entweder im Tempel vernahm, oder mit einem heiligen Buche sich einsamen Betrachtungen überließ, empfand seine eigene Unwürdigkeit, den Namen Christi zu tragen, ohne ihn zu verdienen. Oft sprach er vielleicht zu sich selbst: Warum kann ich nicht Jesu Jünger ganz sein? Wie, sollte es nicht möglich sein, daß auch heute noch ein Mensch ein wahrhaft heiliges Leben führe? Ich kenne meine Schwächen, ich will sie vernichten. Ich kenne meinen Hang für manches heimliche Vergnügen, das mich oft zu Fehltritten verleitet; ich will ihm auf immer entsagen. Ich habe mich nie groben Lastern ergeben; ich habe nie absichtlich böse gehandelt; aber — tief empfinde ich es — ich habe auch bei Weitem nicht so viel Gutes in der Welt gestiftet, als ich hätte stiften können. Manche unglückliche Familie hätte ich unterstützen, manche Thräne trocknen können, wenn ich meinen Ueberfluß, statt mit demselben in Gesellschaften und bei allerlei Anlässen zu glänzen, zur Freude der Leidenden verwendet haben würde; Vieles würde ich zum Besten meiner Mitbürger oder zur Begünstigung gemeinnütziger Unternehmungen haben beitragen, manche arme Waise würde ich haben erziehen lassen können, wenn ich mich selbst mehr eingeschränkt hätte. Es sei! ich will es nun beginnen, was ich so lange versäumte.

So spricht Mancher, so haben gewiß Viele gesprochen in Stunden schöner Begeisterung. Aber — sie traten aus dem Tempel, sie traten aus der Einsamkeit hervor, und sahen sich ohne Muth, so edel, so in Christi Geist zu leben, als sie sich vorgesetzt hatten. Sie zitterten, daß sie doch Gefahr liefen, von ihren Mitbürgern ver-

kannt zu werden. Man wird dich nur als einen Schwärmer, als einen Thoren verlachen, der den Himmel mit guten Werken erstürmen möchte! spricht die Eigenliebe. Man wird dir, wenn du deine Lebensweise so schnell abänderst, andere Absichten, als Ehrgeiz, Sonderlingssucht und vielleicht noch etwas Schlechteres, zutrauen! spricht die Eitelkeit. Du kannst ja fortfahren, wie bisher, und, ohne die ganze Art, zu sein und zu leben, umzuwerfen, wo sich Gelegenheit darbietet, hilfreich und nützlich werden. Du kannst ja unvermerkt und allmälig zur Ausführung deines guten Entschlusses schreiten! spricht die Bequemlichkeitsliebe. So bleibt er, wie er war. Er findet tausend Gründe, seinen alten Gemächlichkeiten treu zu bleiben; keinen einzigen, ganz in Jesu Sinn ein Christ zu sein, und wahrhaft groß und göttlich zu handeln.

So dachten die Jünger des Auferstandenen nicht. Wie er den Tod, besiegten sie nun das Urtheil der Welt, welches fast immer der Tod edler Handlungen zu sein pflegt. Auch sie konnten ja in der väterlichen Heimath bleiben; aber sie blieben nicht, sie gingen aus in die Welt, die Religion des Weltheilandes zu verkünden. Denn sie fühlten ihre Pflicht dazu, darum hatten sie den Muth dafür. Auch sie mußten ja den Spott der Witzlinge fürchten, daß armselige Männer aus den niedrigsten Ständen höhere Weisheit zu lehren wagten, als je der Mund der vortrefflichsten verkündet hatte: aber nicht diesen Spott fürchteten sie. Auch sie mußten die Wuth eines blinden Pöbels scheuen, und im Andenken an Gethsemane und Golgatha, für ihr Leben zittern; aber Christus war auferstanden, der Tod von ihm bezwungen: wie konnten sie das Grab scheuen, jenseits welchem ihnen Unsterblichkeit und Seligkeit lächelte? O Tod, rief Paulus, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?

Nicht an Willen, nicht an Kenntniß, aber wohl am Muthe fehlt es dem Menschen, Christi Jünger, Gottes Freund zu sein.

Man fürchtet oft die Macht der Leidenschaften, ehe man sich noch mit ihnen in einen Kampf eingelassen hat, und beschönigt, entschuldigt mit Scheingründen die eigene Schlechtigkeit, welche man abzuwerfen ohne Heldenmuth ist.

Es ist vergebens, spricht der auf Jesu Namen zu seiner Nachfolge Eingeweihte, es ist vergebens, daß ich es unternehme, eine Veränderung in meinen Gewohnheiten, in meiner ganzen Denkart zu versuchen. Ich bin nun einmal so; ich kann nicht anders, nicht besser werden. Wohl weiß ich es, daß ich viele Schwächen habe, aber sie liegen mir gleichsam angeboren im Gemüth. Es lebt unter der Sonne kein Heiliger mehr. Vor Gott ist Niemand rein. Jeder Mensch hat seine eigenen Fehler, und ich habe die meinigen. Ich kenne Viele, die noch schlechter sind, als ich. Warum soll ich gleichsam meine ganze Natur tödten, um zu werden, was ich doch nicht werden kann und kein Sterblicher hienieden, fehlerrein und tugendvoll, wie Christus war?

Ach, diese Sprache tiefer Verderbtheit, wer ist's, der sie nicht irgendwo schon gehört hätte? Wer ist's, der sie nicht vielleicht schon selbst einmal in Aufwallung des Gemüths geführt hätte, wenn Pflicht und Neigung mit einander bei einem Anlaß in Widerspruch geriethen? Es ist die Sprache des Muthlosen, der sich in seiner Elendigkeit gefällt, und selbst seine Schande zur Ehre machen möchte.

Aber fremd war diese Sprache den edeln Freunden des Auferstandenen, da sie ihn wunderbar über alle Welt und Tod als Sieger ehrten, da er, über den Schauern des Grabes emporschwebend, Wiedervereinigung vor Gott in der Ewigkeit zum Ziele ihrer Mühe machte. Sie hörten auf, ihren eigenen Neigungen zu leben: sie lebten nur Gott. Sein Beispiel hatte in ihnen alle Todesfurcht, allen Hang zur Bequemlichkeit vertilgt. Sie wollten Christi würdig sein, darum verläugneten sie sich selbst, nahmen sein Kreuz auf sich und folgten ihm nach.

Und ich feiere das Fest des Auferstandenen; ich feiere seinen Sieg über Tod und Grab, und den Sieg seines Wortes; — ich sehe das Beispiel seiner ersten Schüler, sehe das Beispiel großer, tugendhafter Männer des Alterthums vor mir, die, um gerecht, weise, wohlthätig für Welt und Nachwelt zu handeln, sich selbst überwanden, demüthig einhergingen, wo Andere stolz waren, enthaltsam lebten, wo Andere schwelgten, großmüthig dem Feinde verziehen, wo Andere sich der Rache gefreut haben würden, in unaufhörlicher Thätigkeit für die Welt nützlich wirkten, wo Andere sich dem Strom leerer Vergnügungen überliessen. — Wie? sind die Tugenden der ganzen Vorwelt, die Beispiele der Jünger Jesu, der Sieg des Auferstandenen, welcher sein großes Werk endlich glänzend krönte, für mich verloren gegangen? Ist nichts mehr fähig, mich zu dem göttlich großen Muthe zu begeistern, so edel und gut zu werden, als ich es irgend werden kann? — zu werden in meinen Verhältnissen, als ein Schüler des Weltheilandes, was die ersten Schüler Jesu in ihren Verhältnissen geworden waren? Wie, sollte auch ich einst nicht Sieger über Sünde und Tod sein, und am Ende einer schönen Laufbahn ausrufen können: O Tod, wo ist dein Stachel, mit dem du drohtest? Ich sehe dich bezwungen; ich sehe nur Leben, nur einen offenen Himmel, nur Fortdauer meines Geistes in unendlich größern Vollkommenheiten, als ich auf Erden mir erwarb! O Hölle, wo ist dein Sieg, Sünde, wo ist deine Macht? Ich habe dich überwunden, durch Jesu Wort, durch Gottes Liebe. Ich habe einen guten Kampf gekämpfet; mir strahlt die Krone des bessern Lebens!

Ja, Ueberwinder des Todes, Auferstandener! ich wage es, den gesunkenen Muth in mir zu erheben, und Deinem Beispiel zu folgen. Es ist nur ein Kleines, dann habe ich meinen Lauf vollendet; warum sollte ich für die kurze Frist des Lebens nicht Kraft genug haben, das Irdische in mir zu bekämpfen, und einen göttlichen Wandel zu führen? Warum sollte ich mich scheuen vor den Menschen, vollkommener zu werden, als ich bin? Warum sollte ich der Menschen wandelbares Urtheil fürchten, und des Urtheils Gottes, des Allwissenden, des Allgerechten, vergessen?

Zwar, ach ich fühle es, oft ist der Kampf schwer. Erzogen in besondern Vorurtheilen, und von Kindheit an gewohnt, mich von ihnen unvermerkt leiten zu lassen, werde ich mich noch oft selbst vergessen, und wider meinen Willen, wider meine bessere Ueberzeugung hinwegreissen lassen. Ich fühle es, daß meinem Entschlusse oft erschütternde Hindernisse entgegenstehen können; daß meiner Begierde, Jesu Nachfolger zu sein, oft eine ganze Welt mit ihren mächtigen Verhältnissen entgegenstreben wird.

Aber, Besieger des Todes, Auferstandener, Verherrlichter, laß mich in den bangen Stunden der Unentschlos-

senheit, in den Augenblicken des Kampfes, Deines Todes, Deines Sieges gedenken; durchwehe mich mit Deinem heiligen Geiste: dann wird meinem Muthe, gut und groß zu handeln, auch nie die Kraft dazu gebrechen. Du befahlst nicht mehr, als was Menschenkräfte leisten können. Du hast in Deiner Menschheit den großen Vorgang gethan, wie man in Gott leben, vor Gott wandeln müsse. Deine Jünger wurden mächtiger durch die Stärke Deines Vorbildes, Deines Wortes — auch ich werde nicht ganz erliegen!

Auch ich werde dann, wann und welches auch mein Tod sei, ihn nicht sehen. Auch ich werde auferstehen zu unendlicher Seligkeit. Auch ich werde in bessern Welten rufen können: O Tod, wo ist deine Macht, o Sünde, wo ist dein Sieg? Gott aber sei hochgelobt, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christum!

101.

Der Sieg der christlichen Religion.

Erste Pfingstbetrachtung.

Matth. 13, 31. 32.

Es quoll und quillt auf jedes Flehen
Herab aus Christus Strahlenhöhen
Der Geist der Wahrheit und der Kraft,
Der Geist, der alle Herzen reinigt,
Durch eine Liebe Alles einigt,
Durch einen Glauben neu erschafft.
O ström' in Schwachheit, Angst und Leiden,
O Du, der Alles herrlich macht,
Du Geist der Liebe, Geist der Freuden,
Stets mächtiger in unsre Nacht.

Der Pfingsttag ist jedem Christen ein schönes Freudenfest. Es ist gleichsam der Geburtstag der christlichen Kirche. An ihm überdenke ich die Geschichte der Religion Jesu Christi: es ist die Geschichte der geistigen Wohlthaten Gottes gegen das menschliche Geschlecht.

Auch heute will ich mich mit der Betrachtung von den Schicksalen der Religion Jesu beschäftigen. Ich will sehen, wie das Senfkorn, welches die Hand des Erlösers ausstreute, keimte und zum herrlichen Baum ward, in dessen Schatten jetzt die edelsten Völker der Erde ruhen. Meine Seele soll die Wunder der ewigen Vorsehung preisen und Gott dankbar anbeten, der sie an den Wohlthaten der allerheiligsten Lehre Theil nehmen ließ.

Christus war nicht mehr unter seinen Jüngern. Von ihrem Freunde, ihrem göttlichen Meister verlassen, lebten sie in trauriger Einsamkeit, muthlos und voller Wehmuth um den Verschwundenen. Vergebens warfen sie ihm den sehnsuchtvollen Blick gen Himmel nach.

Aber am Pfingsttage erwachten sie alle voll feurigen Eifers aus ihrer Muthlosigkeit. Von der Macht Gottes durchdrungen, vom heiligen Geist ergriffen, traten sie zum erstenmal öffentlich auf, und predigten dem Volke in Jerusalem den Gekreuzigten.

Ihre Worte wirkten wunderbar auf die erstaunte Menge der Zuhörer. An dem ersten Tage, da die Gesandten Jesu seine Lehre predigten, verliessen bei dreitausend Menschen, jedes Alters, jedes Standes, jedes Geschlechtes, die Religion ihrer Väter, und traten aus dem Glauben des Judenthums durch die heilige Taufe in Christi Reich.

Die Lehre Jesu, in ursprünglicher schöner Einfalt gepredigt, ward von allen Herzen mit Einfalt angenommen. Alle strebten von nun an durch ein gebessertes Herz zur Vereinigung mit Gott und zur ewigen Glückseligkeit. Der Mund der Unmündigen lallte jetzt Wahrheiten, welche vormals von den Weisesten aller Nationen nur dunkel ausgesprochen, oder kaum geahnet waren.

Das erste Christenthum bestand nicht in spitzfindigen Steitigkeiten über Glaubenslehren, nicht in gelehrten Untersuchungen, nicht in bloßen Tändeleien des Gefühles und der Einbildungskraft, sondern in stiller Frömmigkeit, in der ungeheuchelten Liebe Aller zu Allen. Die ersten Christen hatte keine prachtvollen Tempel, sondern jede Hütte, in welcher sie versammelt waren, wurde ihre Kirche; sie hatten keine goldenen Altäre, aber ihre Herzen waren reiner als Gold. Der Reiche theilte sein Brod mit dem Armen, der Arme diente freudig dem Reichen als ein Bruder. In ihren Zusammenkünften sah man keinen Wetteifer von Schmuck und Kostbarkeiten, keinen Stolz des Ranges und der Geburt, sondern die zärtliche Liebe und die Gleichheit der Geschwister, die sich einander zum Guten ermahnten, und in der Noth trösteten. So oft sie zusammenkamen, feierten sie das Andenken ihres göttlichen Stifters; die Wohlhabenden liessen Speise und Wein herbeibringen; man hielt gemeinschaftliche Gastmähler zur Erquickung der Bedürftigen, und gab sich nach solchen Liebesmahlen den Kuß treuer Freundschaft.

So fest zusammenhaltend erkannte man die ersten Christen nur an ihrer Frömmigkeit. Sie waren die treuesten Brüder, die besten Bürger, die gehorsamsten Unterthanen, die fleißigsten Arbeiter. Sie lebten nicht für sich, sie lebten für die Andern. Ihre Lehrer selbst, die ersten Jünger Jesu, waren Diener Aller.

Anfangs wurde die Lehre Jesu nur den in Jerusalem wohnenden Juden mitgetheilt; bald aber auch den Heiden, welche bisher an vielerlei Gottheiten geglaubt hatten. Aber Juden und Heiden, sobald sie sich zum Christenthum gewandt hatten, waren von dem Augenblick an gleichsam eine Seele, hatten nur eine Liebe, einen Glauben, eine Hoffnung.

Aber dieser erhabene Eifer, diese Begeisterung, dieser männliche Sinn der ersten Christen gehörte dazu, um die junge Religion unter den frühen Stürmen aufrecht zu erhalten. Es gehörte dazu die unzerstörbare Eintracht, daß sie nicht von einander liessen, daß sie alles Irdische nur als Nebensache behandelten, daß sie keinen der Ihrigen untergehen liessen, sondern ihr Hab und Gut ohne Unterschied mit einander gemein hatten. Alle, mit Verachtung der Welt, mit Verachtung dessen, was andere Menschen als höchstes Gut zu verehren gewohnt waren, ohne Begierde nach Reichthum, Würden und Ruhm, ohne Furcht vor Leiden, Unterdrückungen und Schmach, schienen sie sämmtlich gottbegeisterte Boten des Himmels zu sein, berufen, das Evangelium zu verkünden.

Wer hätte damals glauben sollen, daß diese kleine Christengemeine innerhalb Jerusalems Mauern die Stammmutter einer über den ganzen Erdball verbreiteten Religion werden würde? Damals achtete man derselben kaum in ihrer Dunkelheit und Armuth. Zur Ausbreitung ihres Glaubens hatte sie keine Waffen, keine Heerführer — nichts als die ewige himmlische Wahrheit. Sie fesselte das Auge der Fürsten und Völker nicht durch den Glanz kirchlicher Gebräuche, sondern lebte in Unschuld und Tu-

gend verborgen, und dennoch wurden ihre Anhänger täglich mehr.

Die alten Widersacher Jesu, jene Priester und Gesetzlehrer, jene Pharisäer und Sadduzäer, jene, welche den Messias zum Tode verdammt hatten, glaubten, mit seinem Verschwinden sei auch sein Wort verschwunden. Aber wie erstaunten sie, da sie vernahmen, daß der von ihnen zum Tode geführte Jesus nicht nur einzelne Freunde hinterlassen hatte, sondern daß schon mehrere Tausende auf seinen Namen getauft waren. Ihr Grimm lebte gegen die Unschuldigen von Neuem auf. Von Neuem begannen ihre Verfolgungen. Sie liessen die Apostel in die Kerker schleppen, liessen die Versammlungen der Christen stören. Umsonst! Aus den Kerkern tönten Gottes Lobgesänge, und von den Lippen der Leidenden die himmlischen Trostgründe der Religion. — Noch war bloß auf den Umfang von Jerusalems Mauern die Lehre Christi beschränkt. Aber die Apostel, durch die wider sie erhobenen Verfolgungen zerstreut, traten nun in die römische Welt hinaus, und verkündigten das Evangelium auch entferntern Nationen. So mußten die allerersten, persönlichen Feinde Jesu Christi selbst zur Verbreitung einer bessern Religion beitragen, indem sie dieselbe zu vernichten gedachten.

Die Jünger Jesu, wohin sie in Asien und Europa kamen, fanden überall empfängliche Gemüther für ihre Lehren, und in allen vorzüglichen Städten der Welt, ja in der großen Stadt selbst, welche damals über den ganzen bekannten Erdkreis durch Waffen und Gesetze herrschte, in Rom selbst bildete sich zwischen den prachtvollen Tempeln heidnischer Gottheiten eine christliche Gemeinde.

Begierig nahm man unter den Juden die Verkündigung von dem erschienenen Messias auf; denn die Nachkommen Israels, welche jetzt nur Roms bedrängte Unterthanen waren, sehnten sich zur Freiheit und dem ehemaligen Glanz ihres Volkes zurück. Allgemein war in diesen Tagen die Erwartung und die Sage unter ihnen von der Ankunft eines irdischen Messias, welcher den zertrümmerten Thron Davids wieder aufrichten und die jüdische Nation zur herrschenden auf Erden machen werde. Darum liessen sie sich gern in die Geheimnisse der christlichen Religion einweihen, wo sie dann erfuhren, daß das Reich des Messias kein irdisches, sondern ein geistiges Reich sei.

Noch begieriger aber empfingen die Heiden die Lehre Jesu von dem alleinwahren Gott. Denn schon hatten die Aufgeklärtesten unter ihnen selbst die Anbetung hölzerner, steinerner und goldener Gottheiten verächtlich gemacht. Das Bedürfniß und die Sehnsucht nach Wahrheit ward allgemeiner und lebhafter empfunden, denn jemals.

Dadurch, daß Rom alle bekannte Nationen des Erdbodens unter seinem gewaltigen Zepter vereint hielt, waren die Völker mehr unter einander in Verbindung und Verkehr. Alle Nachrichten verbreiteten sich schneller, und die Apostel Jesu konnten ungehindert von Land zu Land reisen, und die unsichtbare Kirche Jesu unter den nahen und entfernten Himmelsstrichen gründen.

So mußte die religiöse Stimmung der damaligen Bewohner des bekannten Erdkreises, so mußten die politischen Verhältnisse der Länder, so hundert andere Umstände zur Ausbreitung eines Glaubens in der Welt mitwirken, welcher nicht durch die Gewalt des Schwertes, sondern durch die Macht der Wahrheit siegen, und die Menschen aller Welttheile zu Brüdern machen sollte.

Als die Apostel das Ziel ihres schönen, doch mühevollen Lebens erreicht hatten, war der Same des Christenthums schon durch die ganze römische Welt zerstreut. Johannes, der Lieblingsjünger Jesu, war der letzte von ihnen, welcher sie alle überlebte, und die Wonne genoß, den Grund der heiligen Kirche auf eine unerschütterliche Weise gelegt zu sehen. Als ein beinahe hundertjähriger Greis predigte er noch das Wort seines geliebten Meisters zu Ephesus; und als das hohe Alter ihn entkräftete, als seine Zunge schon zu schwach war, anhaltende Vorträge zu machen, ließ er sich auf einem Sessel hinaustragen zu dem Volke, und faßte die ganze Lehre Jesu in die wenigen schönen Worte zusammen: Ihr Kindlein, liebet euch unter einander, wie Jesus euch geliebet hat!

Wie indessen die Schaar der Christen heranwuchs und sich durch ehemalige Anhänger des Judenthums oder Heidenthums vergrößerte, war es sehr natürlich, daß sowohl die bekehrten Juden manche Vorstellungen aus ihrer ehemaligen Religion, als auch die Heiden vielerlei Begriffe, die sie von ihren Weltweisen aufgenommen hatten, in die christliche Glaubenslehre übertrugen. So entstanden schon noch zu Lebzeiten der Apostel allerlei falsche Vorstellungen, die mit der hohen Einfalt der Lehre Jesu Christi nichts gemein hatten. Diese Verschiedenheit der Meinungen in Religionssachen vermehrte sich nach dem Tode der Apostel. Man fing an, von der Einfachheit der ersten Christen abzuweichen, brachte spitzfindige Untersuchungen da an, wo ein frommer Glaube herrschen sollte, und stritt sich über die Person Jesu Christi, über das Verhalten der göttlichen und menschlichen Natur in ihm, über das Geheimniß einer Dreieinigkeit Gottes, und manche andere Gegenstände, worüber der Heiland selbst weniger gesprochen, da er vorzüglich nur auf Reinigkeit des Herzens, auf göttlichen Sinn in Wort und Werk, auf Liebe zum ewigen Vater, auf Liebe zur Menschheit gedrungen, und mit der Veredelung unsers Geistes die Hoffnung der Ewigkeit verbunden hatte.

Doch auch diese Zwietracht christlicher Religionsparteien, so traurig ihr Anblick war, konnte nur zur schnellern Fortpflanzung des Christenthums helfen. Jede dieser Parteien predigte mit verdoppeltem Eifer ihren Glauben, und suchte Anhänger zu gewinnen, um desto mehr Stärke zu erhalten. So scholl die Lehre Jesu von den warmen Ufern Indiens bis zu den Eismeeren, und das Kreuz, dies Sinnbild der Religion Jesu, ward in den Sandwüsten Afrika's, wie in den kalten Ländern der Barbaren aufgepflanzt, welche im mitternächtlichen Theil Europa's wohnten.

Umsonst erhob sich die Wuth der heidnischen und jüdischen Priester neben ihren verlassenen und verfallenen Altären gegen die junge Religion; umsonst loderten überall Scheiterhaufen für die Bekenner des Christenthums, umsonst erschöpfte sich die Kunst der Barbaren im Erfinden neuer Qualen für sie. Die Religion Jesu siegte; jeder Scheiterhaufen ward ein neuer Triumph für sie, jede Folterbank ein neuer Altar, jeder Kerker eine neue Kirche. Tausende starben für die Wahrheit eines Glaubens, der die Schrecken der Welt und des Todes überwindet, und über den Gräbern der Märtirer sammelten sich weinend, aber doch muthvoll, neue Christengemeinden.

Noch waren seit dem Kreuzigungstage keine dreihundert Jahre verflossen, als der Oberherr der ganzen römischen Welt, als Kaiser Konstantin der Große, dessen

Zepter drei Welttheile verehrten, mit seinem ganzen Hofe zum Christenthum überging. Von nun an ward die christliche Religion die herrschende Landesreligion. Die Tempel und Altäre der heidnischen Priester standen öde, und der Name Jesu tönte in den Palästen und Hütten.

Doch wohnten noch unzählige Nationen in unbekannten Wildnissen, zu denen nie der Name Roms und nie der Name Jesu hinübergeschollen. Aber eine seltsame und unerhörte Gährung erhob sich nun unter allen Nationen. Aus rauhen, fremden Himmelsstrichen drängten sich große Völkerschaften hervor, unter deren Wanderungen das weite römische Reich zertrümmerte. Jahrhunderte lang dauerten diese Wanderungen, diese Kriege; und immer neue, immer zahlreichere Schwärme von Barbaren kamen zum Vorschein und verdrängten andere Nationen aus ihren Wohnsitzen. Alles, was einst groß und herrlich war, verging; die Wissenschaft und Kunst der Vorwelt ward vernichtet; die Reiche und Thronen der Vorwelt verschwanden; — nur die Religion Jesu siegte und behielt siegend die Oberhand. Es schien, als drängten sich jene Völkerschaaren auf einen Wink der göttlichen Vorsehung herbei, um sich an dem Lichte der himmlischen Wahrheit zu sonnen. Alle ergriffen das Kreuz, und ihre Herzen wurden menschlicher, ihre wilden Sitten wurden milder.

So siegte der christliche Glaube mitten in den schicksalsvollen Tagen einer allgemeinen Umgestaltung der Welt; als sich die allgemeine Verwirrung gleichsam in eine neue Schöpfung aufgelöset hatte, beteten alle gebildeten Nationen zu einem Gott, zu dem gemeinschaftlichen Vater des Weltalls, und freuten sich alle einer Erlösung von den Banden der Finsterniß und einer Offenbarung durch Jesum, wenn gleich in mancherlei Religionsparteien und Meinungen getrennt.

Noch bis zur heutigen Stunde dauert die Ausbreitung der christlichen Religion bei entfernten wilden Nationen fort, und es wird ein Tag kommen, da alle Völker der Welt nur eine Herde sein werden, deren Hirt Jesus Christus ist. — Das Senfkorn ward zum Baum, dessen Zweige den Himmel berühren und die Welt umschatten.

Wenn ich in den Geschichten der grauen Vorzeit die wunderbaren Schicksale der christlichen Religion erfahre: so sehe ich überall Gottes Finger, überall die dunkle Hand der göttlichen Vorsehung. Ich bedarf keines andern Beweises für die Göttlichkeit meines Glaubens, als die Betrachtung seiner Entstehung und Verbreitung.

Wie Gott durch tägliche Wunder für die irdischen Bedürfnisse der Menschen sorgt, so veranstaltet er es auch in seinen Anordnungen der Schicksale, daß für die Erhebung und Veredelung unseres Geistes gesorgt sei. — Himmel und Erde werden vergehen, aber seine Worte vergehen nicht. (Luk. 21, 33.)

Ewig, wie Du selbst bist, Gott — Urquell des Lichts und der Weisheit! — ist Deine Wahrheit ewig. Reiche und Völker vergehen, aber die unsichtbare, herrliche Kirche der Geister, welche Dein Sohn Jesus gründete, vergeht nicht.

Heil mir, denn ich bin ein Genosse derselben! Heil mir, auch für mich floß auf Golgatha des Welterlösers Blut! Heil mir, auch für mich gingen einst tausend fromme Zeugen der Wahrheit in den Märtirertod! — Ach, meine Seele stammelt Dir den inbrünstigen Dank, daß Du ihr Verschmachten in der Finsterniß nicht wolltest, sondern sie durch Dein beseligendes Wort zum Licht, zur Erkenntniß Deiner emporzogest.

Göttlicher Urheber meines Glaubens, meines Trostes im Leben und Sterben, heißer Dank sei auch Dir gestammelt. Durch Dein Wort bin ich vom ewigen Tode befreit, denn der lebt nicht, der Gott nicht kennt, und ihn nicht im Geist und in der Wahrheit verehrt. Göttlicher Urheber meines wahren, geistigen Lebens, Du, durch den ich zu Gott, dem Unendlichen, dem Allbarmherzigen, geführt bin, wie ein verirrtes, unwissendes Kind zu seinem Vater: mit tiefer Ehrfurcht vernehme ich Deine liebevolle Stimme, die mich zu höhern Bestimmungen ruft. Ihr will ich glauben und freudig folgen. Nicht falsche Weisheit, nicht thörichtes und vergebliches Klügeln, nicht Lust dieser Welt, nicht ihre Schmerzen sollen mich von Dir abwendig machen.

Und ihr, o ihr Hochbeglückten, die ihr Jesum sahet und liebtet in seiner Menschheit auf Erden, ihr seine ersten Schüler, ihr seine heiligen Boten, euer heiliges Leben in Gott und für Gott werde auch das meinige. Die ehrwürdige Einfalt des ersten Christenthums werde auch mein Christenthum, und dann — o dann auch eure Freudigkeit im Tode meine Freudigkeit! Nicht mein Wort, nein, mein Leben, mein Thun und Lassen werde ein neuer Triumph der heiligsten Religion. Amen.

102.

Es ist Pflicht, Religion und Religiosität zu verbreiten.

Zweite Pfingstbetrachtung.

Matth. 28, 19. 20.

Zieht hin, zieht hin in alle Welt,
Und lehret alle Heiden!
Sprach Christus. — Jeder ging, ein Held,
Für Gottes Wort zu leiden;
Und Jeder, seinem Jesu gleich,
Verbreitete das Himmelreich.

Geist Gottes, gib, auch uns gib Kraft,
Das Gottesreich zu mehren,
Das Reich der Sünd' und Leidenschaft
In Andern zu zerstören,
Und Glauben zu verbreiten hier:
So sind wir Christi Jünger, wir!

Die christlichen Kirchen begehen mit höherer Feierlichkeit den Tag der Pfingsten; — er ist ihr eigener Stiftungstag. Die Jünger Jesu, ergriffen und erleuchtet vom Geist Gottes, faßten an diesem Tage zum erstenmale den großen Muth, die neue Religion öffentlich vor dem Volke zu predigen. Sie predigten den Glauben an Jesum in derselben Stadt, aus welcher erst einige Wochen vorher Christus hinausgeschleppt war, einem Verbrecher gleich, um auf Golgatha sein Leben auszubluten; sie predigten vor demselben Volke, welches erst wenige Wochen vorher das Kreuzige! Kreuzige! über den Göttlichen geschrien hatte, den es jetzt verehren lernen sollte.

Und sie gingen hinaus in alle Welt, wie ihnen ihr hocherhabener Meister befohlen hatte, und verkündeten den entfernten Völkern die fröhliche Botschaft von dem durch Jesum gegründeten Reich der Gottheit auf Erden. Sie gaben den Bekehrten die Einweihung durch die sinn-

bildliche Handlung der Taufe. Doch nicht die Taufe allein machte den Juden und Heiden zum Christen, sondern das Leben im Geiste Jesu. Denn Christus, der Welterlöser, ehe er sich im vollendeten Triumph über die Erde emporschwang, hatte seinen ersten Schülern nicht blos geboten, die Menschen zu taufen, sobald sie an ihn glauben würden, sondern er sprach: Gehet hin, lehret alle Völker, und taufet sie, und lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe! (Matth. 28, 20.)

Sie gingen hin — keine Todesgefahren, keine Entbehrungen, keine Mühseligkeiten konnten sie von dem heiligen Werke abschrecken. Sie gingen hin, mit der gewissen Aussicht auf Verfolgungen und Tod. Aber ihre Schüler waren von dem gleichen Geiste ergriffen, wie sie. Diese sahen die schmerzvollen Todesarten ihrer ehrwürdigen Lehrer. Doch weit entfernt, dadurch vom Bekenntniß der Wahrheit zurückgetrieben zu werden, liessen sie das Wort Jesu Christi nur desto lauter erschallen. Ihre heiligsten Versammlungsörter wurden die Gräber derer, welche für die Religion als Zeugen der Wahrheit gestorben waren. An diesen Gräbern erneuerten sie begeisterungsvoll ihr Gelübde zur entschlossenen, unerschrockenen Nachfolge. An diesen Gräbern erhob sich ihr Muth wieder, wenn er zu wanken drohte. An diesen Gräbern weihten sie ihre Freunde, ihre Verwandten, ihre Kinder in das Heiligthum des Christenthums ein.

Dieser Trieb, die Religion Jesu unter den Völkern zu verbreiten, war in Allen eine Folge des Pflichtsgefühls. Er bewahrte sich daher bis zu den spätesten Zeiten unter den christlichen Völkern. Sowohl auf Unkosten der Fürsten, als durch die vereinte Kraft frommer Gemeinschaften wurden Glaubenslehrer in entfernte Weltgegenden versendet, um unter wilden Völkern die Lehre Jesu und den Glauben an den lebendigen, wahren Gott zu verkünden. Daher ist heute kein Welttheil mehr, wo nicht das Kreuz aufgepflanzt worden, als Sinnzeichen der triumphirenden Christusreligion. Es ist kein Welttheil mehr, wo nicht öffentlich in Tempeln die heilige Wahrheit des ewigen Sohnes gepredigt würde.

Und immer noch dauern in vielen Ländern die frommen Anstalten zur Verbreitung des Christenthums fort, bekannt unter dem Namen der Missionsanstalten. Noch immer finden sich beherzte, für Gott und sein Wort begeisterte Männer, welche ihr Leben dem erhabenen Zwecke weihen, gleich den Aposteln in die Wildnisse der Heiden einzudringen, um Seelen zu retten, Abgötteraltäre zu zerstören und die rohen Sitten der Völker durch den Geist des Evangeliums zu mildern, welches ist der Geist der Liebe.

Freilich hat nicht Jedermann Gelegenheit, oder Beruf, ein Apostel der Heiden zu werden. Auch wird dies nicht von Jedermann gefordert. Gott vertheilte seine Gaben, Kräfte, Verhältnisse, Meinungen mannigfaltig unter seinen Kindern. Aber darum ist es nicht minder jedes Christen Pflicht, so viel es in seiner Macht steht, zur Ausbreitung derjenigen Religion beizutragen, in welcher er seine Seelenruhe, seine Veredlung findet.

Es ist jedem Christen Pflicht, Religion und Religiosität auf Erden herrschend zu machen, denn jeder ist ein Jünger Jesu. Das Werk, welches der Messias begann, sollen diejenigen vollenden, welche seine Nachfolger genannt werden. Was er in göttlicher Weisheit nöthig fand zu gründen, dürfen wir nicht mit Gleichgültigkeit seinem Schicksale überlassen. In Allem ihm noch nachahmend, können wir uns nicht von dem Wichtigsten entbinden, worin er uns als Muster vorauging, Gottes Reich unter den Sterblichen zu erweitern.

Es ist unsere Pflicht! denn Liebe ist das höchste Gebot des Christenthums. Wenn wir aber fühlen, daß nichts so sehr als Religion unsern Muth in Trübsalen hebt, unsern Geist zu seiner eigenthümlichen Kraft und Würde führt, uns Welt und Gottheit richtig betrachten lehrt, uns selbst die Schrecken des Todes mit Freudigkeit verachten läßt: wie mögen wir unsere Brüder lieben, wenn wir ihnen dies hohe Gut, diese Grundlage unsers Lebensglücks nicht mittheilen mögen? Wie gern pflegt der Vater, der sein Kind liebt, ihm diejenigen Kenntnisse zu geben, wodurch es ihm ähnlich wird, wodurch es dereinst unabhängig werden, Ansehen, Ehre, Wohlstand und Freundschaft der Mitbürger gewinnen kann! Wie gern sucht die Mutter ihrem geliebten Kinde diejenigen angenehmen äusserlichen Eigenschaften der Anständigkeit, Höflichkeit und Gefälligkeit beizubringen, wodurch es liebenswürdiger in den Augen der Welt wird! — Wie hier die Liebe, soll sie in jeder Brust für das Glück der Brüder leben und wirken.

Ohnehin ist diese Pflicht so leicht! — Treibt nicht Jeglichen schon seine eigene Neigung an, das was er für wahr, gut und nützlich hält, Andern bekannt zu machen? Wie eifrig sind die meisten Menschen, wenn sie sich im Besitz irgend einer Wahrheit zu sein glauben, solche zu behaupten, zu vertheidigen, allgemein anzuempfehlen! Und geschieht es auch nicht immer aus Menschenliebe, so geschieht es um des großen Vergnügens willen, welches man empfindet, mit seinen bessern Ueberzeugungen in der Welt nicht einsam zu stehen, sondern Genossen und Mitbekenner derselben zu haben.

Was wir nun schon für einzelne Meinungen willig und unaufgefordert thun: sollten wir es weniger für dasjenige thun, was das Glück unsers Herzens, den Trost unsers Lebens, die Hoffnungen in unserm Tode macht?

Freilich, das Gottesreich, nämlich die Religion und religiösen Sinn, zu verbreiten, ist nicht so leicht, als Verfechter irgend einer andern Meinung zu sein. Aber die größere Schwierigkeit, welche damit verknüpft sein mag, vermindert damit unsere Pflicht nicht, sondern soll vielmehr unsern Eifer für solch ein göttliches Unternehmen anfachen. Daran erkennt man die Kraft edler Menschen, daß obwaltende Hindernisse sie mehr reizen, als zurückschrecken, das gute Werk zu vollenden. Hatten die ersten Jünger Jesu zur Ausbreitung des weltbeseligenden Glaubens weniger Hindernisse zu besiegen? Wurden ihre Nachfolger durch die Leiden und Trübsale der Vorgänger abgehalten, deren Fußstapfen zu folgen?

Und, rings umgeben von christlichen Völkern, beherrscht von christlichen Fürsten, drohen wegen des Bekenntnisses der Religion Jesu keine Foltern, Scheiterhaufen und Hinrichtungen mehr. Ein jeder hat das Recht, seinem Glauben zu folgen. Niemand darf den Andern wegen seiner religiösen Ueberzeugungen gewaltsam beeinträchtigen. Selbst jene traurigen Zeiten, die Schandflecken der Christenheitsgeschichte, sind vorüber, da noch Christen einer Kirche unduldsam die Dolche gegen Christen anderer Kirchen wetzten; sich, wie sie glaubten, zur Verherrlichung Gottes, gegenseitig plagten, würgten,

bekriegten. — Sie sind vorüber, Dank sei es dem edlern Geiste, welcher Völker und Fürsten in dieser Hinsicht heute belebt!

Demungeachtet bleiben demjenigen, welcher, seiner Pflicht getreu, Religion und Religiosität allgemeiner machen möchte, noch viele Schwierigkeiten zu bekämpfen übrig. Ein großer Theil der Menschen ist von dem übertriebenen, oft mörderischen Eifer für Religion zwar zurückgekommen, aber in das entgegengesetzte Uebel, in völlige Schlaffheit und Gleichgültigkeit gegen alles Religiöse, verfallen. Man droht nicht mehr mit Feuer und Schwert; aber man droht mit Spötteleien, Achselzucken und verächtlichen Seitenblicken. Und so ist es in der menschlichen Natur: Viele, die ohne Furcht für ihre Ueberzeugungen dem Tode entgegengehen würden, ziehen sich scheu vor einem Hohnlächeln zurück; Viele, die Muth genug hätten, ihres Glaubens wegen alle Martern zu dulden, können ein witziges Wort des frechen Spötters nicht ertragen, und verläugnen, was sie sonst nicht verläugnet haben würden, wenn man ihnen auch Haus, Habe und Gut geraubt hätte!

Eine andere Schwierigkeit, Religion und Religiosität, oder das Gottesreich auf Erden zu verbreiten, liegt in dem rechten Bekenntniß Jesu selbst. Denn die Artikel des Glaubens im Gedächtnisse haben und aussprechen, oder sie Andern erklären, ist eine leichte Sache. Der Jüngling, wenn er die hohen Schulen verläßt, und den Lehrstuhl besteigt in den christlichen Tempeln, kann es auch. Aber noch ist er so wenig der wahre Jünger und Bote Jesu, als der betagtere Geistliche und Seelenhirt, welcher sein ehrwürdiges Amt um des Brodes willen, wie ein Handwerk, betreibt; die Pflichten vollstreckt, für welche er Bezahlung empfängt; und sich im Uebrigen weder um die Besserung der Gemüther und Veredelung der Sitten, noch um die hellere Verstandeserleuchtung seiner ihm Anvertrauten weiter bekümmert. Sie bekennen den Herrn nur mit dem Munde; aber in ihrem Herzen wohnt Habsucht, Eitelkeit, Eigennutz, Stolz und Widerspruch alles dessen, was ihre Lippen verkünden. Wenn sie den äussern Anstand beobachten, nicht groben Lastern öffentlich huldigen, sich von gewissen öffentlichen Lustbarkeiten, die an sich sehr unschuldig sein können, zurückziehen, glauben sie ihrer Pflicht ein Genüge gethan zu haben. Aber anständige Sitten sind noch kein Christenthum, und bloße Klugheit ist noch keine Religion. Diese soll nicht bloß mit dem Wort, sondern mit der That bekennet werden: du sollst deinen Gott lieben von *ganzem Herzen, von ganzer Seele*, und deinen Nächsten *wie dich selbst*. Dies ist die Hauptsumme der Gebote Jesu; dies das wahre Christenthum, wie es im Leben offenbar werden soll! Um das Gottesreich unter Menschen zu verbreiten, mußt du es erst in dir selbst gegründet haben; um Andere für Jesum zu gewinnen, zeige ihnen selbst erst die Früchte *deines* Glaubens an ihn. — Gehe hin, verläugne dich selbst, überwinde die Leidenschaften, deine Lieblingsfehler — dann hast du den furchtbaren Feind besiegt, der dir wehren wollte, gleich Jesu und den Aposteln das Reich der Gottheit auszubreiten!

O Christ, o Mitstreiter Christi! wenn es denn deinem Herzen heilige Pflicht ist, das, was du für wahr, gut und beseligend hältst, unter den Menschen allgemeiner zu machen, warum wankst du, dieser Pflicht ein Genüge zu leisten? Du bewunderst den Muth der Apostel, den Muth jener frommen Männer, die sich in die Wüsten roher Völker wagten, um der Religion Jesu neue Bekenner zu erwerben: warum folgest du ihnen nicht? Es ist nicht nöthig, daß du deine Heimath, deine Angehörigen verlassest, daß du über Weltmeere schiffest, und unter Nationen, die nie den Namen Christi hörten, seine Lehre tragest; sieh um dich her, unter deinen Mitbürgern sieh umher, und du wirst das gleich verdienstliche Werk zu thun Gelegenheit finden. Siehe dort den rohen Haufen des gemeinen Volkes, welches mit verfinstertem Verstande, verwahrloset im Jugendunterricht, zu den Kirchen hineilt, um äussere Zeremonien mitzumachen, und dann sich allen Hingebungen seines Aberglaubens, seiner Vorurtheile, seiner thierischen Begierden überläßt! — Siehe hier den gemeinen Haufen der Halbgebildeten, die eine Aufklärung des Verstandes zu haben meinen, die Kirche verachten, über Religion lächeln, das Hören und Lesen religiöser Schriften langweilig finden, im Uebrigen aber in bloßer Klugheit ihr Heil, in schlauer Benutzung der Zeitumstände ihre höhere Lebensweise finden, zur Gottheit so selten, als Thiere zum Himmel aufblicken, und sich jedes Laster gestatten, das Geist, Herz und Leib vergiftet, wenn sie damit nur nicht gegen bürgerliche Ordnung anstoßen; in denen keine Ahnungen von dem Höhern in der Welt, von der Würde, Kraft und Bestimmung ihres Geistes ist; die von ihrer Gelehrsamkeit oder Aufklärung nichts, als die Dornen des Zweifels behalten haben, weil sie auf halbem Wege stehen bleiben! — Hier ist Jesus zu bekennen, hier Religion und Religiosität zu verbreiten, hier, o Streiter Christi, das Gottesreich zu erweitern.

Aber nicht geschehe es mit dem Eifer des Verfolgers, sondern mit der Liebe, welche Jesus und seine Boten in Verkündung des Evangeliums bewiesen. Durch gehässige Nachreden, durch Beschimpfungen, durch Feuer und Schwert hat man noch niemals eben so wenig Wahrheiten als Irrthümer ausrotten können, sondern allein durch belehrende Ueberzeugungen. Jeder Widerstand reizt eben so sehr die Kraft des Irrthums als der Wahrheit, sich fest zu behaupten. Daher meide vorsichtig jedes gewaltthätige Verfahren gegen Andere, welchen du deine bessern Ueberzeugungen einflößen möchtest.

Ueberhaupt hat die Religion Jesu dadurch unter den Menschen eher verloren, als gewonnen in der Reinheit, daß man sich einbildete, Personen, die in gewissen Glaubensartikeln nicht ganz unserer Meinung sein konnten, zu widerlegen, oder, wenn dieses nicht fruchtete, zu beschimpfen und zu verketzern. Dieser Glaubens- und Meinungsstreit weckte nur Erbitterungen und richtete Zwiespalt in der christlichen Kirche an. Ehre auch den Andersglaubenden, schone seine besondern Meinungen, wenn er nur die Werke Jesu thut. Urtheile wie dein göttlicher Lehrer, der da spricht: Nicht alle, welche mich äusserlich verehren, welche Herr! Herr! zu mir sagen, werden in das Himmelreich zu mir eingehen, sondern welche den Willen thun meines Vaters im Himmel! An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. — Ist der, welcher anders glaubt, als du, freundschaftlicher, gemeinnütziger, wohlthätiger, redlicher, als du, ist er ein besserer Hausvater, eine bessere Hausmutter, ein vortrefflicherer Bürger, als du: o so denke, sein Glaube sei besser als der deinige, denn dieser ist noch nicht einmal fähig, dich so zu edeln Gesinnungen und Thaten zu erwärmen, als ihn der seinige.

Es ist aber darum nicht gesagt, daß wir gegen das, was wir in den Meinungen der Menschen, oder in ihrem Glauben, für irrig halten, vollkommen gleichgültig sein sollen. Nein, es ist unsere Pflicht, schädlichen Irrthümern, wo wir solche erkennen, nach allen Kräften, aber mit gebührender Vorsicht, zu wehren. Die Religion Jesu ist eine Erleuchtung des Geistes über unsere Verhältnisse zu Gott und der Ewigkeit; sie ist eine Kraft des Geistes, diesem erhabenen Verhältnisse gemäß zu denken und in Handlungen zu erscheinen. Irrthümer sind Verfinsterungen des Geistes, und erzeugen eine Schwäche desselben zum Guten. Daher soll man der Unwissenheit steuern, weil sie die Quelle des Irrthums, des Vorurtheils, des Aberglaubens und der falschen Religion ist.

Wohl ist es möglich, zuweilen rathsam, daß wir durch überzeugende Belehrung Jemanden von offenbaren Irrthümern zurückführen können; aber niemals müssen wir zartere Behutsamkeit anwenden, als wenn die Rede von religiösen Irrthümern ist, oder was wir dafür halten. Denn was wir dafür erklären, ist vielleicht der festeste Stützpunkt der Rechtschaffenheit und Seelengüte in Andern; und das, was du ihm raubest, bist du nicht im Stande, ihm mit deinen Meinungen wieder zu ersetzen. Frage nach seinen Thaten! — Handelt er als ein ächter Christ nach Jesu Worten: o so zweifle nicht, daß auch sein Glaube rechtschaffen sei und wahr für ihn. — Ich sage *für ihn*, wenn gleich nicht *für dich*. Denn das unmündige Kind glaubt ja noch Manches anders, als der Jüngling; der Jüngling noch Manches anders, als der Greis — können nicht alle bei den Verschiedenheiten ihrer Kenntnisse und Ueberzeugungen gleich edel sein?

Willst du Licht und Wahrheit, und dadurch das Gottesreich auf Erden herrschender machen: so befördere nach deinen Kräften die Verbesserung der Schulen, besonders unter dem gemeinen Volke, wenn du Gelegenheit hast, dazu beizutragen; unterstütze dürftige Kinder, damit sie die Schulen besuchen können, um ihre Geisteskräfte zu entwickeln; hilf dazu, wenn du Anlaß findest, daß die wohlthätigen Missionsanstalten zur Bekehrung der Heiden in fernen Ländern ihren Fortgang haben, und verweigere ihnen deine kleinen Beiträge nicht; hilf dazu, wenn sich Gelegenheit darbietet, daß in den Gemeinden des Landes Geistliche und Seelsorger angestellt werden, die wahre Boten Jesu sind, und nicht bloß mit den Lippen ihn bekennen, nicht bloß von Kanzeln und Beichtstühlen Erklärer des göttlichen Willens, sondern auch Thäter desselben, und die ersten Vorbilder des Volkes sind im wahren, thätigen Christenthum! Dies heißt das Reich Gottes, Religion und Religiosität auf Erden verbreiten.

Aber auch du selbst kannst es noch auf mannigfaltige Weise. Nicht Jeder ist in der Lage, daß er auf gewisse Stiftungen und Einrichtungen Einfluß hätte, die zur Beförderung des christlichen Glaubens vorhanden sind. Aber Jeder ist in der Lage, selbst ein Bote des Himmelreichs, ein Verkünder Jesu zu sein; nicht mit bloßen Worten, nicht mit Andächteleien, nicht mit Herplappern vieler Gebete, nicht damit, überall, wo es schicklich sei oder nicht, von ehrwürdigen, religiösen Sachen zu reden; nicht mit scheinheiligen Seufzern über das Verderbniß der Welt, über das Seltenwerden der Heiligen, über die sündliche Lust der Menschen; sondern mit christuswürdigen, gottgefälligen Thaten.

Gehe hin und sei in deinem Wirkungskreise, den dir die Vorsehung anwies, der Vortrefflichste, der Fleißigste, der Wohlthätigste, der Gemeinnützigste, und wahrlich, du bist ein Priester Gottes, der nicht mit der Zunge zu den Ohren spricht, sondern mit dem Beispiel zu dem Herzen!

Gehe hin, und bekenne dich mit Muth zu den Ueberzeugungen, die dein Gemüth erfüllen; habe Ehrfurcht für die Religion, zu welcher du dich zählst; besuche die Tempel Gottes aus reinem Antriebe, und dein Beispiel wird auch Andere zur gemeinsamen Verehrung des höchsten Wesens reizen; achte alles Religiöse, auch bei denen, die eines andern Glaubens sind, als du; liebe mit gleicher Liebe den Fremdgläubigen, wie den Genossen deines Glaubens: so bist du ein Priester Gottes auf Erden, welcher Seelen zum Himmel führt.

Gehe hin und lasse deine Thaten zeugen von der Vorzüglichkeit deines Glaubens; fessele dich los von allen Lastern und Fehlern; handle gerechter, als von Andern geschehen mag; sei behender zu allem Guten, als sie, und bescheidener in Anmaßung eigenen Ruhmes, denn Andere; schäme dich nicht, den Tugendhaften zu ehren, er stehe, wo er wolle; zittre nicht, eine Wahrheit zu bekennen, wo sie heilsam wird; erröthe nicht, wenn Spötter ob deines guten Eifers spotten; traure nicht, wenn Schadenfreude dich mit Undank kränkt; wanke nicht, wenn man dich verkennt, und dir bei deinem gemeinnützigen Streben falsche Absicht zuschreibt; stehe fest, wie ein Fels Gottes, in den Ungewittern des Lebens, blicke heitern Auges zur Ewigkeit, wenn deine Geliebten dahinsterben; bleibe gelassen, wenn dich das Schicksal niederbeugt, und unverzagt, wenn dir dein Hab und Gut verschwindet: so bist du ein Priester Gottes auf Erden, der das Evangelium verkündet durch die Tugenden, mit welchen er uns bereichert.

O Gottheit! so nur möchte ich Dein Priester sein; o Jesus, so Dein Bote unter den Sterblichen!

Und was ich möchte, kann ich es nicht? Wer hindert mich, wenn ich mich nicht selbst hindere, ein Verkündiger des allerheiligsten Glaubens zu sein? Wer kann mir es wehren, Dein Reich, o himmlischer Vater, auf Erden zu verbreiten? Keine irdische Macht!

So gehe denn mein Wunsch in Erfüllung, und Du, o Geist Gottes, welcher die ersten Boten Jesu Christi erweckte, mitten unter den Heiden das Wort des Gekreuzigten zu lehren, stärke, beseele mich, auch in meinem Wirkungskreise zur Ausbreitung des Himmelreichs beizutragen! Hat ein Sterblicher auf Erden höhern Beruf? —

Vater, Dein Reich komme zu uns! Amen.

103.

Im Anfang des neuen Jahres.

Ps. 46, 11.

Du hast auch im verfloss'nen Jahr
Mich väterlich geleitet,
Und wenn mein Herz voll Sorgen war,
Mir Hilf' und Trost bereitet.
Von ganzer Seele preis' ich Dich,
Und ubergeb' auf's neue mich,
Gott, Deiner weisen Fuhrung.

Laß, Gott, dies Jahr gesegnet sein,
Du hast es mir gegeben.
Verleih mir Kraft — die Kraft ist Dein —
In Dir beglückt zu leben.
Sei in der Lebensnacht mein Licht,
Im Sturme meine Zuversicht,
Sei Du der Hort der Meinen!

Gib mir, wofern es Dir gefällt,
Des Lebens stille Freuden;
Doch schadet mir das Glück der Welt,
So sende, Herr, auch Leiden.
Nur stärke Du mit Muth mein Herz,
Dann wird mir auch der größte Schmerz
Die höchste Lust nicht rauben.

Wie bange pochen Millionen Herzen! Furcht und Hoffnung bewegen sie. Wenige mögen in die Vergangenheit zurückblicken, die Meisten starren in die Zukunft hinaus, forschend, horchend, sorgenvoll, betrübt. Was bringt uns das neu beginnende Jahr? oder vielmehr, was wird es uns noch nehmen? Was wird aus uns nach abermals zwölf Monden geworden sein; was aus unsern Familien? Haben wir die schwersten Schicksale des Lebens schon überstanden, oder stehen sie uns noch bevor? Wie mancher würde sich nicht eben jetzt das Vermögen wünschen, einen hellen Blick in die Verborgenheit der nahen unbekannten Zeiten zu thun! Wen sollen wir fragen? — Stumm ist die Zukunft. Gott verhüllt ihr Antlitz.

Der Leidende, schon muthlos durch frühere Unfälle, zittert vor noch größern. — Der Glückliche, welcher die Erfüllung mancher Hoffnung schon nahe vor sich liegen sieht, erschrickt bei dem Gedanken, daß ein unerwarteter Zufall ihm alle Luftschlösser, die er sich gemacht, gänzlich zerstören könne.

Ach, wie verzeihlich sind des Menschen Besorgnisse! — Sollen wir aber deswegen in Angst und Verzagtheit untergehen vor der Zeit? — Nein. Wir sollen nur als weise Menschen uns mit Muth gegen Alles waffnen, was da geschehen könne. Wahrer Muth ist aber nicht jener Leichtsinn, der, ohne der Gefahr ins finstere Auge zu sehen, ihr entgegen scherzt und sich von ihr unvorbereitet überraschen läßt; wahrer Muth ist auch nicht jene an Allem verzagende Verzweiflung, die sich blindlings, ohne Hoffnung und ohne Vorsicht, in die Noth hineinstürzt: sondern der Muth des Weisen besteht in der Furchtlosigkeit, welche aus der Ueberzeugung entsteht, daß auch das Schrecklichste nicht unüberwindlich sei; in Unerschrockenheit, weil man die Mittel und Wege kennt, mit denen die Gefahren, wenn sie herannahen, zu beseitigen sind, daß sie uns nicht ganz verschlingen.

Gewöhnliche Menschen, die, ohne Herrschaft über sich selber, im Sturm der Zeiten dastehen und nur so handeln, wie es ihnen eben im Augenblick beifallen will, folglich ohne höhern Plan, ohne jene erhabene Besonnenheit des ächten Weisen, pflegen sich auf zwei ganz entgegengesetzte Arten den fehlenden Muth zu erkünsteln. Denn des Muthes in so schicksalvollen Zeitläuften haben sie vonnöthen; das fühlen sie täglich.

Die Einen, weil ihr Temperament dazu geneigt macht, wollen sich wegen dessen, was da kommen soll, nicht härmen; täuschen sich selbst mit schönen Erwartungen; glauben an das Erscheinen der unwahrscheinlichsten Zufälle, die aller Noth ein Ende machen sollen; mögen nicht sehen, nicht glauben, was vor ihren Augen liegt; legen Alles anders und vortheilhafter aus, als es ist; leben nach wie vor einen guten Tag, und berauschen gleichsam mit Träumereien, die nie erfüllt werden können, ihren gesunden Menschenverstand. Sie gleichen Seefahrern, deren Schiff im wilden Sturm über Untiefen schwankt, welche Vernichtung drohen, und die, um solche Gefahr nicht zu sehen, sich mit geistigen Getränken betäuben. Unvorbereitet auf die Schläge des Schicksals, werden sie nachher nur desto härter von demselben überfallen. Ihre Heiterkeit verwandelt sich dann um so schneller in dumpfes Verzweifeln. Ihr werdet sie am Tage des Unglücks um so gebeugter erblicken, je trotziger vorher ihr lachender Leichtsinn stand.

Die Andern, vielleicht von Natur zaghaft, halten es für klüger, immer von den Verhältnissen der Zukunft das Schlimmste zu erwarten. In den unbedeutendsten Zufällen erkennen sie schon Vorboten irgend eines Uebels. Sie quälen sich immerdar mit bangen Vermuthungen; hören gleichgültige Nachrichten mit Argwohn, frohe Botschaften mit Unglauben, böse Gerüchte mit Leichtgläubigkeit. Personen von dieser Denkart leiden schon alle Noth, ehe sie da ist, sind schon von der Gefahr überwunden und entkräftet, ehe der wirkliche Kampf mit ihr beginnt. Sie gleichen Kriegern, die aus Furcht vor der Möglichkeit eines nahen Streites sich weder mit Nahrung noch Schlummer stärken können, und schon erkrankt und besiegt da liegen, ehe der Feind heranzieht.

Dies ist nicht der Muth des Weisen, mit welchem er sich zum Empfang bevorstehender Schicksale rüsten soll.

Wo aber soll ich den edeln Muth finden, der mich in den bedenklichsten Umständen aufrecht halten kann?

Du findest ihn nicht in deinem Fleisch und Blut, in deinem Irdischen, in deinen angenehmen Erwartungen, oder in der Gewöhnung, das Schlimmste zu befürchten. Der wahre Muth muß eine Sache deiner selbst, das heißt, deines Geistes, sein. Du mußt dich überzeugen können, daß derjenige noch nichts verloren hat, der sich selbst nicht verliert. Du mußt dich überzeugen, daß dein Geist Alles, und alles Irdische, was dir gegeben ist, dein Amt, dein Einkommen, dein Vermögen, dein Ansehen vor den Menschen, deine Bequemlichkeiten Nichts sind. Du mußt dich überzeugen, daß die Ruhe deines Geistes eigentlich das ist, was du Glück nennst, was du mit so vieler Mühe suchst und weder im Gelde, noch in den Ehrenstellen, noch in äusserlichen Vorzügen findest. Kannst du nicht glücklich sein, du stehest hoch oder niedrig, arm oder reich, gepriesen oder verkannt, so bist du würdig, unglücklich zu sein, auf daß du endlich lernest, dich zu dir selbst zu erheben.

Hast du aber das Ziel erreicht, hast du dich selbst gefunden; fühlst du, daß deine Seele schon auf Erden in der Geisterwelt ist, nicht in der vom Spiel des Staubes abhängigen Thierwelt; kannst du in gänzlicher Verarmung voll heitern Bewußtseins, auch unter Verachtung vom großen Haufen voll edeln Selbstgefühls bleiben: dann hörst du nicht mit Entsetzen vom Untergang der Völker, vom Untergang deiner Erdengüter, von der Gefahr deines Leibes und Lebens, sondern über dem blutigen, grauenvollen Weltgewühl die Stimme Gottes, wie sie aus der heiligen Schrift redet: Seid stille, und erkennet, daß ich Gott bin! (Ps. 46, 11.)

Seid stille! Denn es ist nicht die Kunst der Menschen, nicht ihre Kraft, nicht ihre Klugheit, die das hervorgebracht hat, was geschehen ist, und was noch im

bevorstehenden Jahre mit euch geschehen soll: es ist ein Anderer, es ist der Höchste, nach dessen Wirken die Sternenwelten des Himmels ihre Bahnen, und die kleinsten Gewürmer des Staubes ihre Wege suchen müssen. Er ist's, und es ist kein anderer Gott, als Gott!

Er waltet, er immerdar unerforschlich groß, weise, Alles umfassend! Kein Anderer waltet neben ihm in der Unendlichkeit. Du mögest nur furchtsam zittern, oder gelassen seine Verhängnisse erwarten und empfangen; du mögest wegen fehlschlagender Wünsche trauern, oder getröstet bleiben! du mögest um das, was noch erscheinen will, verzweifeln, oder frohes Muthes sein: es ist vergebens. Deine Thränen und Sorgen, dein Jauchzen und Frohlocken ändern nichts in der ewigen Weltregierung. Es geschieht sein Wille, ob ihn der Sterbliche erkenne oder nicht, preise oder beklage. Ein goldener Thron, oder ein Häuflein, von Ameisen zusammengeschleppt, was gelten sie im Blick des Allerhöchsten mehr, denn Staub, aus welchem sie durch Menschen und Ameisen gemacht wurden? Da nun, Sterblicher, deine Furcht nichts retten, deine Angst nichts ändern kann: warum zitterst du vor dem, was den Völkern, was dem Vaterlande, was deinem eigenen Hause, was selbst deinem Leibe in dem neubegonnenen Jahre widerfahren könnte? O Geist von überirdischer Natur, erhebe dich zu dem hohen Ueberirdischen, der ewiglich und ernst waltet, und du wirst mit frommer Ergebung in seine Verhängnisse eintreten. Vollziehe in der Welt als Hausvater, als Hausmutter, als Untergebener, als Vorgesetzter, als Bürger, als Mensch und Christ deine Pflichten, und für das Uebrige zittere nicht. Vollziehe deine Pflichten, denn diese sind dir, nicht die Weltregierung, übertragen.

Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin! — Der Allmächtige waltet! Hast du, der heute mit Verzagtheit in die kommenden Tage des jungen Jahres blickt, Gott nicht aus den vergangenen Tagen und ihren Schicksalen erkannt? — Er war's, der im Ewigen waltet, der Allem sein Maß und Ziel setzt, und jeder Kraft ihre Grenze. Er war's, der da ist der Gott der Heerschaaren und der Freudentage, vor dem nichts klein und nichts groß ist. Das Ausserordentliche wirkt er mit Dingen, welche den Sterblichen sehr geringfügig scheinen, und das Unerhörteste vernichtet er durch den alltäglichsten Vorfall. Darum ist er Gott, und kein Allmächtiger ist ausser ihm!

Und Tausende und Millionen gehen dahin, und sind Zeugen der beispiellosen Begebenheiten, und hören das Unerhörte, ohne dadurch zu einer höhern Denkart gestimmt zu werden. Ihr Gedanke rührt kaum an Gott. Sie sprechen: Gut, daß es so kam, lasset uns froher Dinge sein! — So geht das Thier und verzehrt den Samen, der auf der Erde liegt, ohne hinaufzublicken zu den Zweigen, welchen die wohlthätige Nahrung entsank. Es ist keiner Gedankenerhebung fähig. Es lebt, um sich zu sättigen, und sättigt sich, um für den Tod reif zu werden. Ist es anders mit dem Menschen, der, ohne über sich emporzuschauen, nichts sieht, als das gegenwärtige Ereigniß des Augenblicks?

Tausende und Millionen sahen möglich werden, was aller Klugheit unmöglich schien, und gehen bang und schüchtern dahin, ins neue Jahr ein, und zittern vor dem, was noch kommen soll! — Noch immer nicht haben sie den Herrn erkannt. Welche Wunder und Zeichen sollen geschehen, daß ihr glaubet? daß ihr euch seiner Führung mit schweigendem Vertrauen überlasset? Warum fürchtet ihr die Zukunft, da der Herr der Vergangenheit noch lebt und waltet?

Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin! — Gott waltet, der allein zu walten die Weisheit hat. Was geschehen ist, war die Wohlthat für kommende Zeiten und Geschlechter; was geschehen wird, ist der Segen für uns Alle. In seiner Hand wird der Augenblick einer That zum Samenkorn, welches durch Jahrhunderte keimet, reifet und nach Jahrhunderten noch Frucht trägt. Was dir im gegenwärtigen Jahre zu Theil werden soll, hat seine Weisheit schon in undenkbaren Zeitaltern gesäet. Erst jetzt sollst du es geniessen. Kleinmüthiger, kannst du glauben, daß der, welcher den Grund deiner Schicksale schon damals gelegt hat, als du noch nicht warst, deiner in den Tagen vergessen könnte, da du diese Schicksale empfangen sollst? Erkenne endlich seine Weisheit, das wird deine höchste Lebensweisheit sein! — Murre nicht, wenn dich Verluste treffen; klage nicht die Vorsehung an, wenn dir die Schicksale der Welt und deines Lebens unverständlich sind. Thue deine Pflichten, wie Christus sie dich lehrte, und für das Uebrige laß den sorgen, der allein zu walten die Weisheit hat. Murre gegen deines Herzens Schwächen, klage über die Fehler, welche deine Seelenruhe stören. Was du durch eigene Ungerechtigkeit verschuldet hast, mußt du dir selber zurechnen. Was dir geschieht ohne dein Zuthun, was du weder herbeiführen, noch abändern kannst: das ist das Werk des Allweisen, dies dein und der Deinigen Glück. Darüber sei harmlos, wenn es auch noch so schrecklich scheinen sollte. Denn der die Nacht sendete, schuf auch die leuchtenden Sterne! — Es blickt der Thiermensch, wie das Thier, überall nur vor sich in den Staub nieder, hält mit dem verdüsterten Verstande Alles nur für eine Verkettung sinnloser Zufälle, baut auf seine Klugheit und eigene Kraft viel; das Uebrige nennt er Glücksspiel. Der Mensch Gottes blickt aufwärts; die Ueberwindung seiner selbst, das heißt, seine Tugend, ist das geistige Band, welches ihn an Gott knüpft, und eben dadurch wird seine eigene Klugheit wirksamer, heller, seltener fehlschlagend, weil sie nie ohne Rechtlichkeit ist; darum wird seine eigene Kraft gewaltiger, weil sie sich auf ein höheres Vertrauen stützt. Darum wird mit Recht nur derjenige weise genannt, der tugendhaft handelt; und darum ist der Tugendhafteste der Furchtloseste. Wer mit Gott stehet, wer will wider ihn stehen?

Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin! — Er waltet, dessen zärtliche Vaterliebe allein zu walten das Recht hat. Warum bist du bekümmert um das, was dir die Stunden des neuen Jahres entgegenführen werden? Hast du noch immer nicht die ewige Liebe erkannt in deinen längstvergangenen Tagen? Wie oft hast du nicht schon, wie heute, ebenfalls das allerschönste Loos erwartet, oder das böseste befürchtet? Und was geschah dir? Das schönste, wenn es erfüllt ward, war weder so schön, noch das furchtbarste so böse, als du es dir vorgestellt, ehe es da war. Kein einziges deiner Lebensjahre war eigentlich durch und durch schrecklich; immer brachte es dir von Zeit zu Zeit auch eine Hand voll ganz unerwarteter kleiner Freuden, die dich erquicken mußten. Keines deiner Lebensjahre war durch und durch voller Wonne; immer mengte sich in die Süßigkeit auch ein bitterer Tropfen. — Wohlan, erkenne im Spiegel deiner Vergangenheit das

ganze Bild deiner Zukunft! Die Dinge um dich her mögen andere Gestalten und Namen annehmen: im Wesentlichen bleiben die Sachen sich gleich. Immerdar wird sich zu großem Schmerz bald eine große Lust, zu Schatten sich wieder ein erhebendes Licht gesellen. In diesem wohlthuenden Wechsel erkenne die ewig waltende Liebe deines Vaters bis zur letzten deiner Stunden.

Hast du die Liebe Gottes in deinen vorigen Jahren erkannt, so gehe dann hin, und glaube jedes Jahr und jeden Tag fester an sie, und dein Glaube wird dir helfen! Und mit den drohenden Gefahren wird dein Muth steigen; denn du kennest den, dessen Güte für dich wacht. Und rufen wirst du mit jedem Gläubigen, rufen mit David: Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöthen, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge und die Berge mitten in's Meer sänken; wenn gleich das Meer wüthete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einsänken. Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz. Sela. Kommet her und schauet die Werke des Herrn, der auf Erden solches Zerstören verrichtet; der den Kriegen steuert und aller Welt; der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrannt. Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin! (Ps. 46, 1 — 11.)

Du, Herr, du Alleingewaltiger auf Erden, wie im Himmel, Du bist Gott, bist mein Gott! Ich habe Dich erkannt in den Begebenheiten meiner bisherigen Jahre. Ich habe Dich erkannt in Deiner unendlichen Macht, oft mit Entzücken, oft mit Beben. Darum bist Du meine Zuversicht, meine Hoffnung. Mein Muth wanket nicht, denn ich halte mich an Dich, mögen die Wetter des Schicksals noch so gewaltig um mich her toben.

Unverzagt trete ich in die Tage des neuen Jahres ein. Vielleicht bringt einer dieser Tage mir Elend, Flucht und Armuth — ich werde das Schwerste mit Gleichmuth tragen, und denken, daß Du, Allweiser, mich, Dein Kind, prüfen wollest, ob ich mehr hange an Dir oder an den Bequemlichkeiten des sinnlichen Lebens. Vielleicht raubt mir einer dieser Tage nicht nur Hab und Gut, sondern selbst das Leben der Theuersten meiner Lieben auf Erden — — ich schaudere bei diesem Gedanken, — Vater, o Vater der Liebe, mein Herz will bluten — aber ich werde sprechen wie Hiob: Du hast sie mir gegeben, Du hast sie mir genommen! Ich werde denken, Du wollest durch sie meine Seele nur fester an die Ewigkeit knüpfen. — Vielleicht führt mir einer dieser Tage meinen eigenen Todesengel zu — Vater, Dein Wille geschehe! Mein brechendes Auge wird sehnsuchtvoll emporschauen zu Dir, und meine Seele wird Dich anrufen: Allbarmherziger, laß mich eingehen in Dein Reich.

Und hast Du es anders über mich verhängt — soll dies Jahr beglückt und segensvoll für mich und die Meinigen werden — mit tiefer Dankbarkeit werde ich, mein Gott, die Gaben Deiner Liebe nehmen, mit Weisheit benutzen für mich und Anderer Wohl; kein Glück soll mich übermüthig machen. Denn ich kenne den Wechsel der Dinge. Alles währet nur eine kurze Zeit.

Aber daß ich Dich immer heller erkenne, auf daß mein Geist immer freudiger und muthiger sei für das Sterben — dazu, o dazu verleihe mir die Kraft Deines heiligen Geistes, ohne welche ich nichts vermag. Daß ich Deinen durch Jesum Christum mir geoffenbarten Willen immer genauer erkenne, immer fleißiger übe, daß ich mit Recht Dein Kind heißen dürfe — dies sei nun mein Streben das ganze Jahr hindurch, und heute geschehe der Anfang meiner Besserung vom größten wie vom kleinsten Fehler. Amen. Verleihe mir Deine Gnade! Amen.

104.

Der göttliche Name.

2 Mos 20, 7.

Bewahre meinen Mund,
So oft er, Gott, Dich nennet,
Dich, den mein ew'ger Geist
Anbetet und erkennet;
Daß nie, Erhab'ner, ich
Durch Leichtsinn ihn entweih',
Mir nie ein Spiel und Spote
Dein großer Name sei.

Stets heilig bleib' er mir!
Und muß mein Ohr es hören,
Daß Andre ihren Gott,
Und was er thut, entehren:
So reisse nie der Strom
Der Spötter mich dahin.
Die Schuld wird mein, wenn ich
Ihr Mitgenosse bin!

Kommet, lasset uns anbeten und knien und niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat, denn er ist unser Gott. (Ps. 95, 6.)

Wer ist größer, herrlicher, wunderbarer und gnädiger, als der Ewige, vor dem die Mächte der Erde verschwinden, wie ein Nichts, und die Pracht der Sterblichen Staub ist? Kann der Gewaltigste hienieden einen Grashalm bauen, oder einen Regentropfen vom Gewölk des Himmels ziehen? Kann der Furchtbarste auf Erden seinem Leben einen Augenblick zulegen, wenn das Maß seiner Stunden voll ist?

Warum rühmen sich die Thoren ihrer Größe, von denen man nach wenigen Jahren nichts mehr weiß? — Warum dünken sie sich allgewaltig, weil sie Ihresgleichen, Menschen aus Staub geschaffen, unterdrücken können? Fielen nicht die Gewaltigsten unter den Streichen ihrer Feinde, oder mit dem ärmsten Bewohner der Erde ins gleiche Grab? — Nur Einer ist groß und allgewaltig und mächtig, und sein Name ist Gott!

Warum erstaunet ihr über die Kunst des menschlichen Geistes? Was sind seine Werke, auch die köstlichsten? Er hängt Staub mit Staub zusammen, um sich Hütten zu bauen, Gewänder zu weben, oder von den Werken der Natur, dem äussern Scheine nach, Ebenbilder zu machen. Bauet nicht auch der thierische Geist sinnreich seine Wohnung, wie der Mensch, und oft zweckmäßiger, als er? Biene und Ameise müssen wir auch bewundern, und wie die Vögel des Himmels ihre Nester wählen und aufrichten, oder ihre Reisen von Welttheil zu Welttheil. Nein, nur Einer ist unendlich weise, unbegreiflich wunderbar in seinen Werken; er fügt nicht Staub zu Staube, wie das Thier oder der künstliche Mensch, sondern er durchdringt den Staub mit verborgenen Kräften und Seelen, daß Alles lebt: und dieser Wunderbare ist Gott!

Was preiset ihr, das nicht sein Werk wäre? Was liebet ihr, das Er nicht gebildet? Was entzückt euch hienieden, welches nicht eine Wundergabe seiner Huld wäre? Was fürchtet ihr, das nicht seinem Zepter unterthänig wäre? Was hoffet ihr, das nicht Er allein verleihen könnte?

Je länger wir Gott in seinen unermeßlichen Schöpfungen betrachten, oder im Wechsel des Lichts und der Finsterniß unserer Schicksale: je tiefere Ehrfurcht empfindet unser ganzes Wesen vor dem Großen, dem Unnennbar-Erhabenen, dem Heiligen. Wir rufen bebend und anbetend wie Paulus: „O welch eine Tiefe des Reichthums, beides, der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt? Oder wer ist sein Rathgeber gewesen? Oder wer hat ihm etwas zuvor gegeben, das ihm werde wiedervergolten? Denn von ihm, und durch ihn, und in ihm sind alle Dinge! Ihm sei Ehre in Ewigkeit.“ (Röm. 11, 33—36.)

Dem wahrhaft erleuchteten Weisen, das heißt, dem von der Größe Gottes tief durchdrungenen Christen, ist daher kein heiligerer Name, als der Name der Gottheit. Und wenn sein Herz das gedankenreiche, erhabene Gebet Jesu nachbetet, spricht er keine Stelle mit größerer Ehrfurcht aus, als jene Worte: „Dein Name werde geheiligt!“ Ihn durchschauert der Gedanke an das Höchste im ganzen Weltreich.

Alle Völker, so verschieden auch ihre Religionen sein mögen, empfinden diese Ehrfurcht vor dem erhabensten Wesen. Manche wagen seinen heiligen Namen kaum auszusprechen. Andere sprechen ihn nicht aus, ohne durch Entblößung ihres Hauptes oder das Beugen des Knies, durch einen Blick, der sich demuthvoll zur Erde senkt, oder sich andachtsvoll zum Himmel, wie zum Throne des Weltregenten, emporhebt, schon äusserlich zu bezeugen, was ihr Inneres bei dem Gedanken an die Majestät des Allerhöchsten empfindet.

Wie aber ist es in den Gemeinden der Christen, welche durch die Offenbarungen Jesu erleuchtet worden sind? Sind die Christen nicht noch von größerer Hochachtung Gottes durchdrungen? Sind sie nicht für alle Völker des Erdbodens ein Muster der anbetenden Ehrfurcht bei der Erinnerung an ihren Schöpfer? Ist ihr ganzes Wesen nicht voller Ernst, Würde und Liebe und Verehrung, wenn sie den heiligen Namen nennen?

Ach nein, sie nennen ihn, ohne an ihn zu denken, und sprechen ihn aus, wie sie das Nichtswürdigste sprechen. Kinder rufen ihn aus auf den Gassen, wie zum Spiel; und Erwachsene schwören und fluchen bei ihm, als müsse er ein Gehilfe ihrer Frechheit sein. Ja, die gleichen Menschen, welche vor dem Namen ohnmächtiger Wesen, Fürsten geheißen, erzittern, treiben ihren Spott mit dem Namen des Beherrschers vom Weltall! Die gleichen Menschen, welche aus Demuth vor ihren obrigkeitlichen Personen kriechen, wenn sie mit ihnen reden, plaudern ihre Anreden und Gebete zu Gott lächelnd, mit unanständiger Zerstreuung, ohne ein Zeichen von Ehrerbietung her, als wäre im Himmel und auf Erden kein Gott, und das Gebet zu ihm nur ein sinnloses Possenspiel!

Woher diese Verachtung und Geringschätzung des Heiligsten, was die Welt hat? Woher die Entweihung und Lästerung des großen Namens, vor dem alle Welten ehrfurchtvoll beben — und, was das Unglücklichste ist, unter denen, die sich Nachfolger, Bekenner, Jünger, Geweihte des göttlichen Sohnes, des Himmelsoffenbarers, des allgemeinen Heilandes Jesu Christi nennen?

Groß muß die Unwissenheit derer sein, die sich so ganz vergessen, daß ihnen unter allen Gegenständen und Namen der göttliche einer der gleichgültigsten ist! Ach, wie sehr muß es den Menschenfreund schmerzen, wenn er unter den Christen Menschen findet, die in ihren Vorstellungen von der Größe und Majestät Gottes noch niedriger stehen, als die blinden Heiden!

Wohl sind noch viele Christen, ungeachtet ihres Namens, ihrer Taufe, ihres Abendmahls, roher und unwissender, als die Heiden, und um nichts besser, als diese. Sie haben Religion, aber keine Religiosität. Sie haben einen Gott, aber keine Scheu vor ihm.

Dies ist eine Folge der großen Gemüthsverwilderung, in welcher man das Volk läßt, indem man lieber auf kriegerischen Glanz, auf Schauspiele, Feste und schimmernde Thorheiten Summen über Summen verwendet, als die Schuld des gemeinen Volks in Städten und Dörfern veredelt. Dies ist eine Folge der Nachlässigkeit, mit welcher selbst christliche Diener des Altars ihr wichtiges Amt verwalten, denen genug gethan ist, wenn nur der große Haufe ihren Personen Ehre bezeugt; wenn nur der große Haufe die von der Kirche vorgeschriebenen Pflichten erfüllt, die Tempel besucht, lange Gebete sinnlos herschwatzt, und die Sakramente beobachtet. Es ist Folge der unverantwortlichen Nachlässigkeit der Seelsorger, die oft unvorbereitet die heiligen Lehrstätten betreten, immer und immer zum Glauben an Gott ermahnen, ohne von der Majestät Gottes würdige Vorstellungen erwecken zu können; immer und immer an das Verdienst Jesu, oder an die Fürsprache der Heiligen erinnern, ohne die Pflichten deutlich zu entwickeln, wie man sich durch gottgefälligen Wandel und durch ein Leben in Jesu Geist und That der ewigen Gnade nicht unwürdig machen müsse.

Diese Unwissenheit des Volkes in göttlichen Dingen und Pflichten erzeugt jene verachtungswürdige Rohheit, von der wir alltäglich Zeuge sein können; — jene Rohheit, die vor der Ruthe bebt, welche sie sieht, aber des Unsichtbaren spottet; mehr auf den Augenblick sieht, der da ist, als an die Ewigkeit denkt, die noch kommen soll; mehr aus Furcht vor der Hölle, als aus Liebe zum Himmel Verbrechen unterläßt.

Aehnlich dieser Verwilderung des Gemüths, die aus Unwissenheit entsteht, ist jene Rohheit unsittlicher Menschen aus höhern Ständen, welche in aller Kunst und Wissenschaft des Lebens Unterricht empfingen, aber nicht in dem, was das Göttliche in ihnen angeht, und die Veredelung ihres Geistes für das ewige Sein. Sie dünken sich weiser und größer, die schwachen Thoren, als andere Menschen, wenn sie deren Religion verhöhnen. Sie meiden das Böse nur um der Schande willen; sie thun das Gute nur des Vortheils wegen; sie halten die Religion nur für ein abergläubiges Mährchen, den Pöbel damit zu schrecken; sie halten die Tugend nur für etwas Anständiges, das vor den Augen der Welt beobachtet werden muß, aber in der Stille ohne Schaden beseitigt werden kann. Sie sind gebildete, künstlich erzogene Halbthiere, die unter sich nur eine Erde, über sich keinen Himmel erblicken.

Nicht immer ist es Rohheit, Unwissenheit und alberner Aberglauben, der zur Entweihung des Göttlichen verleitet. Noch weit öfter ist es bloß der tadelnswürdigste Leichtsinn, welcher der Gottheit die schuldige Ehrerbietung verweigert; — Nachahmungssucht, welche im Schwören und Fluchen und im Mißbrauch der heiligsten Namen etwas Großes zu thun vermeint; — Selbstdünkel, welcher sich auszuzeichnen gedenkt, wenn er im Tempel oder beim häuslichen Gebete die größte Unachtsamkeit zur Schau trägt; — Gewohnheitsverdorbenheit, welche bei dem, was sie täglich thut, nur die Lippen walten läßt, und mit den Gedanken umherflattert.

Alles dieses wirkt zur Verminderung der Ehrfurcht vor Gott, der Ehrfurcht vor Jesu Christo, und zum täglichen Mißbrauch heiliger Namen, die nie ohne ein heiliges Gefühl der Andacht und Dankbarkeit gesprochen werden sollten.

Oft ist das beständige Ausrufen des Namens Gottes oder Jesu auch bei den unbedeutendsten Anlässen nur Beweis von einer gewissen Armuth an Gedanken, wo etwas gesprochen werden soll, ohne daß man gleich etwas Schicklicheres weiß. Dies wird vielen Menschen, ohne daß sie dabei etwas Arges wollen, ohne daß sie damit Unrecht zu thun glauben, so zur Uebung, daß sie sich von dieser schändlichen und für die Religiosität nachtheiligen Gewohnheit nicht wieder befreien können, ohne die angestrengteste Aufmerksamkeit auf ihre Reden zu haben.

Eben so ist der Mißbrauch des göttlichen Namens beim Fluchen und Schwören oft mehr eine gedankenlose Gewohnheit oder Folge schlechtgenossener Erziehung, als das Zeichen eines grundverdorbenen Herzens. Das Fluchen und Schwören ist überhaupt schon der untrüglichste Beweis von aller Abwesenheit des Gefühls für das, was anständig, edel und recht ist; ja noch mehr, es ist ein Beweis, daß der Mensch, welcher seine Aussagen mit so übermäßigen, oft wahrhaft gotteslästerlichen Betheuerungen verstärkt, von jeher viel Unwahrheit geredet haben und keinen Glauben verdienen müsse. Denn von wem wir gewohnt sind, Wahrheit zu hören, dem glauben wir, auch wenn er seine Aussagen nicht jedesmal mit Fluch und Eid bekräftigt. Wer aber im Rufe des Lügners steht, welchem nicht allezeit zu trauen sei, dem schenken wir auch kein Vertrauen, und wenn er die schauderwollsten Flüche mit geläufiger Zunge hersagt, oder die Gottheit zum Zeugen nimmt, da uns seine gedankenlosen Uebereilungen bekannt sind.

Die Rede des Christen, seine Versicherung, mit der er etwas bestätigt oder läugnet, sei die Rede jedes wahrhaften und von der Rechtlichkeit seines Wortes überzeugten Mannes, ein einfaches Ja, Nein! Alles, was darüber ist, jeder Zusatz von Fluch oder Schwur, macht sein Wort und seine Redlichkeit nur verdächtig, und ist, wie schon Jesus sagt, vom Uebel. (Matth. 5, 37.)

Ich sage euch, sprach Christus, ihr sollet allerdings nicht schwören, weder bei dem Himmel, denn er ist Gottes Stuhl; noch bei der Erde, denn sie ist seiner Füße Schemel. (Matth. 5, 34. 35.)

Der Mißbrauch göttlicher Namen im gemeinen Leben ist allerdings tadelnswerth und sträflich, selbst wenn damit nicht immer ein absichtlich böser Wille des Herzens verbunden wäre. Denn wenn Jemand weiß, daß das, was er thut, seiner und der Gottheit unwürdig ist, wenn er weiß, daß es ihn entehrt, daß es ihm und seinem Gemüthe schadet, daß es, als Beispiel schlechter Art, Andern nachtheilig wird, — wer dies weiß, und fährt dennoch fort, mit ruchlosem Munde zu lästern, mit Andachtlosigkeit das Heiligste anzurufen: ist der nicht ein Sünder? Kann er seinen Leichtsinn rechtfertigen, weil es Leichtsinn sei? Das hieße eine Sünde damit entschuldigen, daß sie Sünde wäre.

Der unehrerbietige Gebrauch heiliger Namen ist eine sträfliche Lieblosigkeit gegen das allerheiligste Wesen. Wer kann es dulden, daß der Name dessen entweiht werde, den er liebt? Wo ist ein gutes Kind, welches gleichgültig dabei bliebe, wenn man den Namen seiner guten Aeltern mißbrauchte? Wo ist ein Liebender, dem es gleichgültig wäre, den Namen seiner Braut oder Gattin bei allen, selbst bei den unanständigsten Gelegenheiten ausrufen zu hören? — Wir, und sollten wir gelassen die allerheiligsten Namen besudeln lassen durch unwürdige Anwendung?

Wenn dich Jemand anredet, aber dir den Rücken wendet, deine Gegenwart kaum bemerken will, sich mit allen Nichtswürdigkeiten lieber beschäftigt, als mit dir, mit dem er sich unterhalten sollte: würdest du nicht dadurch überzeugt werden müssen, dieser Mensch verachte dich, ziehe dir das Schlechteste vor, und habe für dich nie einen Funken der Liebe und Hochschätzung in seiner Brust genährt? — Wie? und wenn du Gottes des Allerhöchsten Namen anrufest, ohne an ihn nur denken zu mögen; wenn du zu ihm betest, ohne von ihm zu wissen; wenn du ihm dankest mit dem Mund, ohne dich im Herzen mit ihm zu beschäftigen — sind dies geringere Beweise der größten Lieblosigkeit gegen deinen Schöpfer, deinen unaufhörlichen Wohlthäter?

Der unehrerbietige Gebrauch heiliger Namen entehrt das Herz des Menschen und seinen Verstand — nicht Gott! Nicht Gott entehrst du, Lästerer, der in sinnlosen Flüchen, Schwüren und Ausrufungen das Schändlichste mit dem Heiligsten gemein macht, sondern dich selbst. Du bekennest der Welt mit schamloser Zunge die beklagenswürdige Verwilderung deines Gemüths, die Häßlichkeit deines Leichtsinnes, der auch über das Ehrwürdigste mit frecher Unbesonnenheit hinwegtändelt; die Unzuverlässigkeit deines Ja- und Neinworts, da du jeden Augenblick Alles zu Zeugen und Bürgen für dich aufforderst, was das Weltall Großes und Heiliges hat; die Beschränktheit deines Verstandes, der nicht erkennt, was er thut, und von der Größe und Majestät der Gottheit die elendesten Vorstellungen haben muß! — Dich selbst, nicht Gott, entehrst du; deine eigene Würde, nicht die göttliche, entweihst du. Staub vom Staube gekommen, wie möchte dein Wahnwitz, und wäre er der größte, das Unendliche und Allherrliche entweihen? Wie kann das Auffliegen eines Sonnenstäubchens das große Tagesgestirn verdunkeln, welches seine blendenden Strahlen durch die ungemessenen Räume des Himmels ausgiesset, um große Welten zu erwärmen und zu beglänzen?

Der unehrerbietige Gebrauch heiliger Namen wirkt schädlich zurück auf den Sinn des Menschen für Tugend und auf sein religiöses Gefühl. Denn wer sich in solcher angestammten oder angenommenen, wirklichen oder erkünstelten Rohheit gefällt: wie kann der auf die feinere Bildung seines Gemüths zu allem

Edeln, Großen und Schönen recht aufmerksam sein? Wie wäre es auch nur möglich, daß er einen aufgeschlossenen Sinn dafür hätte? Wie kann der in einer Stunde mit wahrer Inbrunst zum Vater im Himmel beten, welchen er eine Stunde vorher ohne alles Gefühl in den unanständigsten Gelegenheiten nannte?

Der Christ, dem sein geistiges Gedeihen hoher Ernst ist, und daß er in den Augen Gottes angenehm erscheine, kann nur damit den Anfang machen, daß er alles Anstößige von sich entfernt, und sein Gefühl für Tugend, seine herzliche Liebe zur Gottheit in allen Handlungen hervorleuchten läßt. Aber Rohheit des Gemüths, welches sich durch freche Reden äussert, erschwert die Läuterung des Herzens und die Selbstverklärung des Geistes. Vielmehr wird durch jene Rohheit der Gute oft schüchtern zurückgeschreckt, der Wüstling und schlechtere Gesellschaft herangelockt. So erfolgt gegenseitige Ermunterung zum Bösen, zum Unanständigen, zum Befriedigen niedriger Leidenschaften, die des Körpers Gesundheit und den Frieden der Seele zerrütten.

Der unehrerbietige Gebrauch heiliger Namen *verdirbt Herz und Sitten der unschuldigen Jugend*. Hier wird das, was oft nur Thorheit, nur verachtungswürdige Gewohnheit war, zum Verbrechen durch die schädliche Gewalt des Beispiels. Ihr, die ihr den Namen eures Gottes mißbrauchet, wie hoffet ihr, Kindern Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten einflößen zu können? Ihr Aeltern, die ihr gedankenlose, lange Gebete herplappern lasset, es sei am Morgen, oder am Abend, oder beim Tische, den die Wohlthaten des gütigen Gebers schmücken: wie könnet ihr hoffen, daß eure Kinder sich innig und mit seligem Vertrauen mit dem ewigen Vater unterhalten lernen? Aeltern, Erwachsene, ihr seid es, die ihr durch euer Beispiel die Gottesliebe und Gottseligkeit in den Herzen der Kinder ausrottet! Ihr seid es, welche bei ihnen die Religion nur zur Sache des Gedächtnisses oder der alten, eingeführten Gewohnheiten machen — das heißt, die Religion tödten! Ihr seid es, die ihr den Unschuldigen ein Aergerniß gebet; von denen Jesus sagt: *Wehe denen, durch welche Aergerniß kommt!*

Mancher hat vielleicht niemals die finstern Folgen seines Leichtsinnes ernst berechnet, mit dem er oft den Namen seines Gottes mißbrauchte; Mancher hat vielleicht nie das Schmachvolle und Strafbare dieses Mißbrauchs recht erkannt; — o er denke über sich selbst nach, und über die Uebel, welche er unwissend stiftete, und — wenn sein Herz noch nicht dem Guten ganz fremd geworden — er zittere und bereue seine Sünde!

Nur zwei wirksame Mittel gibt es, die zur Gewohnheit gewordene Untugend wieder von sich zu stoßen. Das erste ist: eine anhaltende, strenge Aufmerksamkeit auf jedes unserer Worte, und daß wir uns auch nicht den gelindesten Ausdruck erlauben, der gegen die Ehrfurcht verfehlt, die wir dem Schöpfer unserer Tage und dem Erlöser unserer Seele schuldig sind. Das zweite ist: ein anhaltendes Bestreben, Gottes Größe, Macht und Erbarmen immer heller und besser kennen zu lernen.

Denn, Vater im Himmel, Liebevoller, Gnädiger, wer Dich recht erkannt hat, wie kann der mit Gleichgültigkeit zu Dir emporblicken, mit Unachtsamkeit zu Dir beten? Wer Deine Größe und Wundermacht in den Werken der Natur bemerkt, oder in den Verhängnissen seines Lebenslaufes erfahren hat: wie kann der Deinen heiligen Namen, gleich einer nichtswürdigen Sache, gemein machen und mißbrauchen?

O du Erhabener, in dessen Namen sich alle Knie beugen sollen; vor dem alle Engel anbetend versinken, alle Welten ehrfurchtvoll erzittern: nie will ich mich entweihen durch Mangel der Ehrfurcht, die meine arme Seele Dir schuldig ist. Selbst in den äusserlichen Zeichen der Ehrerbietung will ich strenge sein, denn sie verkünden ja das Innere meiner Empfindungen andern Menschen, werden Andern ein Beispiel, und verdoppeln meine eigene Andacht wieder.

Ja, Vater im Himmel, Dein Name werde geheiligt!

105.

Die Vorsehung.

Psalm 37, 5.

Mein Glaube lebt, und kann mich nie verlassen;
Wenn auch der Hoffnung letzter Anker bricht,
Und wenn die schönsten Freuden mir erblassen:
Verzage nicht!

Und geh' ich oft schon über düstre Pfade,
Und strahlt in meiner Lebensnacht kein Licht,
Mich führet die Hand der Vorsehung und Gnade;
Verzage nicht!

Es kann Augenblicke und Stunden, es kann Schmerzenswochen geben, die unsern ganzen Muth beugen, die alle unsere Hoffnungen auslöschen. — Es können sich in manchen Zeiten Schicksale und Unglücksfälle von allen Seiten wider uns vereinigen, die uns irre machen in unsern heiligsten Ueberzeugungen, und selbst den Glauben unserer Seele an die ewige Vorsehung erschüttern.

Wir sehen oft mit Entsetzen den Triumph der Bosheit, und das Recht unterliegen; wir sehen den rechtschaffenen Christen, der seine Pflichten treu erfüllt, der mit Bescheidenheit in der Stille viel Gutes stiftet, wir sehen ihn verkannt, verhöhnt, verleumdet, verfolgt, während irgend ein selbstsüchtiger, schlauer oder gewaltiger Bösewicht in allen seinen Unternehmungen mit Glück begünstigt wird; — wir fragen uns selbst mit Zweifel: Wie? wacht über den Sternen nicht das Auge der Vorsehung?

Ach, wie manche fromme, stille, einst glückliche Familie ist das Opfer des Krieges geworden! — Was hatte sie verbrochen, daß ihre Wohnung, diese Heimath aller häuslichen Tugenden, ein Raub der Flammen werden mußte? — Der gebeugte Vater, was hat er denn verschuldet, daß sein ganzer Wohlstand ihm in wenigen Stunden entrissen werden mußte, woran er so unverdrossen, so mühsam sein ganzes Leben gearbeitet hatte? Jene Nächte voller Sorgen, jene Tage voller Mühe, jene tausend Schweißtropfen, die er für das Wohl der Seinigen vergoß, der Kummer und die Hoffnung eines langen Lebens — das Alles war umsonst? Was hat denn der arme Säugling gesündigt, der die einzige Freude und Liebe seiner Aeltern war, daß die Raubsucht kriegerischer Schaaren ihn und die Seinigen in den Jammerstand der tiefsten Armuth hinschleuderte; daß er künftig sein Leben hindurch mit Dürftigkeit ringen muß, und

vielleicht künftig, wenn ihm endlich seine Aeltern fehlen, wie ein Verstoßener von Hütte zu Hütte gehen soll, um fremden Beistand anzuflehen? — — Wir schaudern, wir sehen die beklagenswürdigsten Opfer und fragen: Spielt der blinde, grausame Zufall mit den Menschenkindern, oder wacht eine höhere Vorsicht über uns?

An des kranken Kindes Sterbebette kniet eine trostlose Mutter. Der Liebling, den sie mit Schmerzen gebar, und mit zarter Sorgfalt erzog, — er liegt, einer welkenden Blume gleich, vor ihr, und ihre besten Freuden in der Welt welken mit ihm. Sie hebt die weinenden Augen flehend zum Himmel, und senkt sie mit Sehnsucht wieder auf den duldenden Engel nieder. Sie küßt sein blasses Antlitz; zum letztenmale öffnet er die Augen, und lächelt mit süßer Unschuld noch einmal die gute Mutter an; er streckt noch einmal die kleine Hand der mütterlichen Hand entgegen, wie zu einem Abschiede. Ach, er verläßt das treue Mutterherz so ungern! — Aber Liebe wird von Liebe, und Herz von Herz gerissen. Ohnmächtig sinkt die Mutter über den entseelten Leichnam ihres Lieblings hin. — Also waren alle ihre Schmerzen, alle ihre Sorgen vergebens? Alle ihre tausend Hoffnungen vergebens gehofft, ihre tausend Thränen vergebens geweint? — Umsonst waren die innigen heißen Thränen der Einsamkeit, die sie für ihres Kindes Genesung zum Himmel betete? Hienieden also unsäglicher Gram, und von oben keine Erhörung? — Düster starret sie in die Nacht des Lebens hinaus, als suchte sie Hilfe, Erlösung und Gott. Und ihr Seufzer aus der beklemmten, zitternden Brust scheint den Himmel zu fragen: Ist eine Vorsehung, warum verläßt sie mich?

Wenn die Fluthen der aufschwellenden Ströme zahllose Familien mit ihren Wohnungen hinwegreissen, und in den Tiefen der Gewässer begraben; wenn Erdbeben ganze Städte mit ihren Einwohnern, mit Gerechten und Sündern, verschütten; wenn, wie vor wenigen Jahren in einem benachbarten Lande, Berghöhen niederstürzen, und ein ganzes Thal voll froher und glücklicher Hirten, Männer, Weiber, Säuglinge, Greise, Fremdlinge und Einheimische, in einem Augenblicke vernichten, unter ungeheuerm Schutt begraben, daß keine Spur von allem mehr gesehen werden mag: — wer kann unerschrocken bleiben? Wer wirft nicht einen fragenden Blick auf die dunkeln Verhältnisse der ewigen Vorsicht?

Ja, es kann Augenblicke und Stunden, es kann Schmerzenswochen geben, die unsern ganzen Muth beugen. Es können in unserm ganzen Lebenslauf unglückvolle Ereignisse zusammentreffen, die selbst den Glauben und das Vertrauen des Christen erschüttern, mit dem er an der göttlichen Vorsehung hängt. — Es sind oft Zeiten, in denen sich Alles in dem Leben gegen uns und unser Glück verschworen zu haben scheint; wo wir auf nichts mehr mit Zuverlässigkeit rechnen können; wo unerwartete Begebenheiten zusammentreffen, die uns jede Stütze rauben. Es kommt uns in solchen schwarzen Stunden vor, als wären wir einsam in der Welt, als lebe kein Gott für uns, als seien wir in unserm Wohl und Weh einem blinden Ohngefähr preisgegeben, welches Diesen emporhebt, und Jenen ohne Absicht stürzt. Unser Glaube an eine Alles leitende, weise ordnende Vorsehung erscheint uns nur als bloßes Täuschungsmittel des Verstandes, wie ein selbsterfundenes Beruhigungsmittel gegen unsere Schmerzen.

Aber prüfen wir uns nur selbst mit rechter Besonnenheit, wir werden bald erkennen, daß nicht die Vorsehung zu wachen und zu handeln aufgehört habe, daß nicht die Gottheit aus der Welt entflohen sei; sondern erkennen werden wir die Ursachen, woher eigentlich der Mangel unsers Vertrauens auf die Vorsehung, die Schwäche unsers wankenden Glaubens entstanden sei.

Gewöhnlich — und wer wird es doch läugnen können? — denken die meisten Menschen erst in der Mitte des Unglücks an die helfende Vorsehung. So lange sie in ruhigen, glücklichen Umständen zufrieden lebten, fiel es ihnen selten, oft nie ein, recht lebhaft über die Anordnungen Gottes in den Schicksalen derer, die er in's Leben rief, nachzudenken. So sieht der Kranke erst auf dem Lager der Schmerzen auf das Glück seiner gesunden Tage zurück. So lange er gesund war, verachtete er den Gedanken an Krankheit, und lebte ohne Enthaltsamkeit seinen Vergnügungen, bis sie ihm Gift wurden. — Erst wenn die Noth von allen Seiten gegen den versinkenden Menschen andringt, schlägt er den Blick zum Himmel auf, und fragt unter seinen Leiden: Wacht auch die Vorsehung für mich? — Aber eben in dieser bedrückenden Lage, in dieser bangen Gemüthsverfassung ist er am allerwenigsten gestimmt, sich von den weisen und fortdauernden Führungen der göttlichen Vorsehung recht lebhaft zu überzeugen. Sein Herz ist von andern Dingen zu sehr überwältigt, um sich ruhigen und anhaltenden Nachforschungen überlassen zu können. Er denkt nur an das, was er fürchtet, er fühlt nur, was ihn quält; und weil sein bestürmtes Gemüth nicht eine plötzliche Ueberzeugung von Gottes weiser Regierung gewinnen kann, weil es sich nicht sogleich alle Umstände gegenwärtig machen kann, die von der höhern Weisheit göttlicher Rathschlüsse ihn einst belehren konnten, wird er irre und zweifelhaft. Er sieht nur den nahen drückenden Augenblick, nicht Zusammenhang und Plan des Lebens. Er reißt die einzelne Begebenheit, wodurch es getrübt wird, aus der wunderbaren Kette von Millionen anderer Ereignisse heraus. Und so ist dann kein Wunder, wenn dies schwache, im Betrachten göttlicher Weltregierungen ungeübte Gemüth das Einzelne für ein Ganzes, die Nebensache für eine Hauptsache ansieht — wenn es sich und Alles für ein Spiel des blinden, todten Ohngefährs hält.

Hätten wir in ruhigen Tagen, wo unsere Seele zu Betrachtungen höherer Art fähiger war, der dunkeln Hand des ewigen Weltregierers im Leben und Schicksal der Menschen fleißiger nachgeforscht: so würden wir unserm Gemüthe eine Uebung, eine Kraft erworben haben, die das größte Unglück nicht hätte erschüttern können. — Hätten wir in mancher einsamen Stunde über die seltsamen, frohen und traurigen Begebenheiten unsers eigenen Lebenslaufes öfters nachgedacht, so würden wir mit freudigem Erstaunen mehr als einmal bei uns ausgerufen haben: Siehe, das war die Hand Gottes! — Wir würden gesehen haben, wie Manches, das uns ein unheilbares Unglück schien, die segenvollsten Früchte für unser ganzes Leben, oder für das Heil der Unsrigen brachte. Wir würden erkannt haben, daß, wenn dieser oder jener von unsern heißesten Wünschen erfüllt worden wäre, wir auf unser gegenwärtiges Glück, auf unsere gegenwärtige Lage Verzicht thun müßten. Wir würden nicht läugnen können, daß Manches, wofür wir einst vergebens ar-

beiteten, rangen, beteten und weinten, endlich bei dem Gange der Dinge unser und Anderer Unglück geworden wäre. Wir würden eingestehen, daß mancher schreckliche Zufall, der uns in unserm Leben einst hart angriff, von den herrlichsten Wirkungen auf unser Herz, auf unsere Denkart war, und daß wir nun dieser bessern, weisern Denkart der ruhigen goldenen Lebensstunden viele zu denken haben.

Ein in solchen Betrachtungen der weisen Führung des Menschengeschlechts durch Gottes Hand geübter Christ wird wahrlich durch keinen Unfall im Leben an seinem Gott und an dessen allwaltender Vorsehung irre werden. Für ihn ist kein Ohngefähr, sondern feste, zur Ueberzeugung gewordene Harmonie im Weltall. Er wird in der Tiefe der Noth zu Gott schreien, und, eingedenk, wie oft der kurzsichtige Mensch sich in seinen eifrigsten Wünschen betrügen kann, zu seinen Gebeten allein hinzusetzen: Aber, Herr, nicht mein Wille geschehe, sondern der Deinige! Er wird sich mit einer Zuversicht, die das verwundete Herz erquickt, auf Gottes weisen Rath verlassen, wie ein Kind, das, ohne einzusehen warum, von seinem Vater scheinbar hart behandelt wird.

Eine andere Quelle menschlicher Zweifel an die ewige Vorsehung liegt in der stolzen oder leichtsinnigen Anmaßung unsers Verstandes, über das Weltganze zu urtheilen, indem wir über ein einzelnes Schicksal nachdenken und träumen. — — Thörichter Sterblicher, du willst über deinen Lebenslauf sprechen und richten, wie es hätte besser sein können, und kannst nur nicht sagen, welchen Inhalt deine nächste Stunde hat! — Du willst das Dasein einer Alles ordnenden Vorsehung in Zweifel setzen, weil du es nicht einsiehst, welchen Nutzen dieses oder jenes Unglück, worin Städte oder Länder verderben, bringen könne. Aber du kennst vom Weltall nur ein Staubkorn, von der Ewigkeit nur einen Augenblick, und was du Unglück nennst, ist es in deinen Augen; aber weißt du, ob es das Unglück derer war, die den Unfall litten?

Du bezweifelst Gottes Vorsehung, weil dein beschränkter Geist sie nicht faßt und begreift. Wer Gottes Weltordnung beurtheilen will, muß Gott sein!

Wir tadeln oft, was uns schrecklich zu sein scheint, und davon wir keine heilsamen Folgen weder für uns noch für die Welt absehen können, und Ereignisse, die nicht von Menschen herbeigerufen oder verhindert werden konnten.

Aber nicht Alles, was unserer Einbildungskraft grausenvoll erscheint, ist denen so schrecklich, die das Schicksal trugen. Wenn ein Erdbeben blühende Städte mit tausend glücklichen Geschlechtern verschlingt — wenn ein herabstürzender Berg die Bewohner eines ganzen Ländleins zermalmt: welches war denn das größte Unglück bei diesem entsetzlichen Ereignisse? — Der Tod aller dieser Einzelnen, ihr schnelles Verschwinden aus dem Reiche der Lebenden. — — Wie, der Tod? Ist er ein so furchtbares Unglück? Ist nicht unser Aller letztes Ziel jene Minute, die uns verwandelt? Sterben nicht nach den wahrscheinlichsten Berechnungen von der ungeheuern Zahl der Lebendigen auf Erden in einem einzigen Tage, aber zerstreut und einzeln in allen Welttheilen, immer hundert und tausend hin, während hundert und tausend wieder geboren werden? Ist es ein großes Unglück für uns, wenn wir im gleichen Augenblick mit allen denen, die unserer Seele lieb sind, die Verwandlungszeit gemein haben? Stürbe nicht gern der zärtliche Gatte mit der entschlummerten Gattin zugleich? Stürbe nicht gern mit dem sterbenden Kinde das blutende Mutterherz zugleich? — Von welchem Unglück, Zweifler, redet ihr nun? — Daß Tausende im gleichen Augenblick verschwinden? — Aber alltäglich verschwinden Tausende an Krankheiten und andern Zufällen von der Erde. — Oder daß Tausende in einem Traum vergingen? — Was hat ein Traum mit der Größe eines sogenannten Unglücks gemein? — Was Gott thut, das ist wohlgethan! O welch eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege? Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt? oder wer ist sein Rathgeber gewesen? (Röm. 11, 33. 34.)

Ueberhaupt liegt darin ein vorzüglicher Grund des Verzagens an göttlicher Vorsehung, daß wir zu sehr an dem Sinnlichen und Irdischen hangen, dem unsere Leibesbedürfnisse gehören, und nicht inniger verbunden sind mit dem Gedanken an die Geisterwelt, zu der unsere Seele gehört. — Wer in der geistigen Welt eben so viel lebt, wie in seinen irdischen Geschäften, für den ist der Tod kein so entsetzliches Uebel. Er weiß es, er lebt in Gott: von ihm, in ihm und durch ihn sind alle Dinge; in Gott aber ist kein Tod! Verlust unsers Vermögens, unsers Wohlstandes, ist dies dem Christen, dem Weisen endlich das größte Uebel der Welt? — Nein, dem ist es das größte Uebel, der nur diesen irdischen Gütern, und ausschließlich nur ihnen gelebt hat. Aber welcher Christ, welcher Weise wird wohl hauptsächlich für das leben, was ihm doch nur geliehen ist, was er doch nie behalten kann, was beständig wechselt, und für das, was von einem Todtenbette zum andern, von einem Erben zum andern übergeht, so sehr zittern? Wer nicht in das, was Staub ist, sein höchstes Glück gesetzt hat, dem ist der Verlust dessen, was Staub ist und bleibt, auch nicht das größte Uebel. Mancher muß erst verarmen, ehe er an sein höheres Glück, an das Glück, Mensch zu sein, Gott und höhern Bestimmungen zu gehören, denken kann.

Oft ist es auch nur eine augenblickliche Kleinmüthigkeit, die uns im Vertrauen auf die ewig dauernde, Alles durchherrschende Vorsehung wankend macht. — Eingedenk unserer Klugheit, aber uneingedenk der namenlosen Vollkommenheit Gottes, verzagt Mancher und spricht bei sich: Gott ist allzuerhaben; wie kann er sich um meine geringen Angelegenheiten und Wünsche, oder um das Wohl und Uebel eines jeden einzelnen unbedeutenden Geschöpfes bekümmern!

Wie, und doch bist du das Geschöpf Gottes? — Und doch ist Gott das höchste Wesen, welches in unbegreiflicher Vollendung das unendliche Weltall ordnet und erhält? — Wohin führt dich dein Kleinmuth? Du würdigst die Gottheit zu dem beschränkten Verstande und zu der beschränkten Macht eines Sterblichen herab, der nicht Alles übersehen kann. Du vergleichst ihn mit Dir, o Wurm, und stellst den Schöpfer in gleichen Werth mit dem Geschöpfe.

Siehe, er, der die Gestirne des Himmels, diese zahllosen Welten, täglich durch das unbegrenzte All des Daseins führt, und ihren Lauf ordnet; er, der auch das kleinste Sandkorn an unserm Erdball fest bindet mit un-

sichtbaren Banden, daß er sich nicht von ihm verliere; der für die Welt kleiner Würmer sorgt, die ihres Lebens froh auf einem Rosenblatte als Mehlthau wohnt — er sollte das große Reich todter Kräfte mit so unendlicher Weisheit regieren, und der Geister zuweilen vergessen können, die, edler als Alles, ihn loben, ihn nennen, ihn anbeten können? — Vergessen! Welch ein unwürdiger Begriff von dem Vollkommensten! Und ist er dies, so ist seine Allwissenheit und Allbarmherzigkeit und Allweisheit und Alles umfassende Liebe eben so unendlich vollkommen. — Ohne seinen Willen, spricht Jesus, fällt kein Sperling vom Dache, und die Haare meines Hauptes sind gezählt. So Gott das Gras auf dem Felde bekleidet, das noch heute steht, und morgen in den Ofen geworfen wird: soll er das nicht vielmehr an euch thun, o ihr Kleingläubigen? (Matth. 6, 30.)

O Du, Unergründlicher, Ewiger, Allbarmherziger, den ich Vater nenne, der Du Alles erhältst, Alles ordnest, Alles leitest: Du leitest auch meine Schicksale! — Nie hast Du mich, nie wirst Du mich verlassen, auch wenn hienieden mich Alles verläßt. Ruhig und vertrauensvoll gehe ich die dunkeln Wege, welche Deine unsichtbare Hand mich führt; denn sie führt mich zu Dir. Anbeten und verehren will ich die wunderbaren Pfade Deiner Vorsehung und ewigen Gesetze, in welchen sich die Geisterwelt bewegen muß, die Du erschufst — anbeten und verehren auch das, was das dunkle Licht meines Verstandes nicht erhellen kann! Denn Alles, o Unendlicher, o Gnadenreicher — o mein Vater, Alles kommt von Dir, Alles führt zu Dir!

106.

Gottes Walten.

Psalm 46, 11.

Nur Gott herrscht in dem Reich der Seelen;
Darf es der Mensch — der Staub — verhehlen?
Wer droben herrscht, der herrscht auch hier!
Nichts gilt vor Dir der Witz der Weisen;
Es sei des Frevlers Nacken Eisen:
Dein Wort zermalmt ihn doch vor Dir.
Dann eilt er selbst, sich zu verdammen,
Eh' Dein Gericht, o Herr, erwacht!

Und will der Herr ein Land beglücken,
Und Völkern seinen Segen schicken:
Wer kann ihn daran hindern, wer?
Wie Spreu verstiegt der Feinde Heer.
Drum, Völker, hört des Herren Schalten,
Ihr Königreiche, betet an!
Er ist der Herr, Er! Laßt ihn walten; —
Wie Er thut, so ist's wohlgethan!

Seid stille, und erkennet, daß ich Gott bin! So spricht die Stimme des Herrn aus den Weltschicksalen. Was allseitig und ohne Ausnahme seit vielen Jahren die Völker und Fürsten wünschten, ward selten erfüllt. Immer ward es anders. Die wenigsten begriffen es. Sie hielten es für Menschenwerk, was Gottes Wille war. So verwandelte sich Vieles. Aber die thörichten Sterblichen wollten es nicht. Sie wähnten, es sei kein Heil, kein Segen, als im Alten. Sie wollten die alten Zeiten mit Gewalt zurückrufen, und machten sich elender, und das Neue immer neuer. Was Gottes Arm einmal gebrochen hat, sollte nicht wieder aufgebaut werden. Die Fürsten und Völker rangen. Das Alte kam nicht wieder: aber das neue Gebäude ward wider Aller Verlangen immer fester und vollendeter. Umsonst das Toben und Wüthen der Menschen — es geschah, was geschehen sollte, und nicht mehr und nicht weniger. Alles hatte seinen Grenzstein. Keiner kann ihn überschreiten. Den Gewaltigsten hemmt in seinem Lauf eine unsichtbare Hand.

Seid stille, und erkennet, daß ich Gott bin. — Erkennet des Herrn Willen. Ihr beschwöret mit aller eurer Macht und Kunst die Vergangenheit nicht, daß sie zurückkomme zu euch aus ihrem Grabe. Aber das ist die Weisheit, das Neue zu nehmen und zu benutzen, daß es der Freude, des Friedens, der Stärke, des Wohlseins mehr gewähre, als das Alte jemals zu gewähren vermochte. Thöricht sind die, welche das Gute des heutigen Tages verschmähen, in Hoffnung des viel Bessern, das noch kommen könnte; aber noch thörichter die, welche das Heutige verachten, weil sie wollen, Gestern müsse wieder Morgen werden. Wann stand der Strom der Zeiten stille, oder wann ging jemals der Lauf der Welt zurück? — Alles eilt vorwärts. Nichts ist immer das Gleiche. Dem Guten wird Alles gut; der Weise weiß von Allem das Beste zu nehmen.

Erkennet das Walten Gottes! Er hat das Hohe zerschmettert, das Niedrige erhoben. Wer war so stark als er, wer konnte ihn hindern, zu thun nach seinem Rath? — Was vermochten die gewaltigsten Flotten der Meere? Er sandte einen Windstoß, der die Wellen bewegte, und die Schiffe flogen zerstreut von einander, und was Keiner berechnet hatte, geschah; was Menschensinn ausgeklügelt hatte, unterblieb. Was vermochten die furchtbarsten Kriegsheere? Er hauchte sie an, und es war ein Hauch des Todes. Ihre Leichen und Waffen bedeckten die Felder; und was sie verrichten sollten, ward nicht verrichtet, der Schwache ward stark und der Mächtige kraftlos. So wollte es der Herr. Was vermochte die Schlauheit der Rathschläge, die Tapferkeit der Anführer? Eine Kleinigkeit vereitelte die Riesenentwürfe; ein Staubkorn machte das große Uhrwerk stille stehen; in die Bahn der tödtlichen Kugel trat unwissend der tapferste Held, und der dem Leben von Tausenden drohte, lag selbst ohne Leben im Staube. Niemand ist mächtig vor dem Herrn. Weise seufzten in Kerkern, und ihr Wort begeisterte Millionen, und verwandelte den Zustand ganzer Welttheile. Niemand weiß, wozu ihn Gott bestimmt hat. Jeder ist ein Werkzeug der Vorsehung. Dir gehört der gute Wille, o Mensch, bei deiner That, aber ihr Erfolg gehört Gott an. Vom Willen bist du verantwortlich, die Folge ist die Sache der Weltregierung. Seid stille, spricht der Herr, und erkennet, daß ich Gott bin!

Erkennet ihn, den Einzigen, den Allesleitenden, der über uns in majestätischem Dunkel wohnet; der den Flug der Sonnen und Monde und das leise Schweben des Schmetterlings ordnet; der die Thaten des Fürsten und des Bettlers mit gleichem Maßstabe richtet; der Wohl und Wehe ganzer Welttheile und der kleinsten, vergessensten Familie mit gleicher Weisheit bestimmt; ohne dessen Willen nichts geschieht. Er hat die verurtheilte Unschuld gerettet, und den geheimen Verbrecher mit seinen Leiden an das Licht des Tages gezogen, daß Alle vor ihm erschracken. Wenn der redliche Mann das Opfer der Verleumdung neidischer Seelen geworden; wenn er unter schändlichem Verdacht erlag, und er selbst kein Mittel

hatte, sich zu rechtfertigen vor der Welt, weil aller Schein wider ihn sprach; wenn dann ein unbemerkter Umstand plötzlich zum Vortheil des Verleumdeten redete, seine Redlichkeit eben so sehr, als die Bosheit seiner verächtlichen Gegner ins Licht setzte — in diesem Umstande (ihr nennt ihn Zufall!) war Gottes Walten.

Wenn der glückliche Sünder lange unentdeckt seine Werke der Finsterniß trieb; wenn Dieser hier mit Wucher, Erbschleicherei, Bedrückung der Wittwen, Ueberlistung der Schwachen, Uebervortheilung der Gutmüthigen, Unterschlagung fremder Gelder, sein Vermögen besserte, seinen Aufwand bestreiten konnte; — wenn Jener im Verborgenen Ränke schmiedete und den Ehrlichen verdächtigte, welchen er öffentlich ehrte; hinterrücks verrieth, den er ins Angesicht lobte; abwesend anschwärzte, den er anwesend umarmte: — eine Stunde, ein Augenblick war genug, Alles zu offenbaren, was Schändliches im Geheimen getrieben worden; ein Lichtstrahl brach durch einen unbemerkten Spalt in das Lastergewölbe hinab, und die schwarzen Verbrechen wurden hell — hier war Gottes Walten! Denn so ist das heilige Gesetz des Weltganzen: das Verdammenswerthe kann seiner Verdammung nie entfliehen. — Wenn die ekelhaften Folgen geheimer Wollust endlich den ehrlosen Heuchler vor aller Welt an den Pranger stellen, oder dem entnervten Siechling auf frühem Todtenbette den Lohn der Geilheit reichen; wenn ein unbesonnen ausgestoßenes Wort, oder ein unverwischter Blutstropfen, oder das Plaudern eines Kindes, oder eine Handvoll frischer Erde, oder ein treues Hausthier, oder ein Erblassen zur unrechten Zeit, nach Jahr und Tag den Urheber eines Mordes, den heimlichen Giftmischer, den rachelustigen Würger an die weltlichen Gerichte ausliefert — o nenne es nicht Zufall; es ist Gottes Walten! — Jedem geheimen Sünder kommt endlich ein Tag seines Gerichts; und wälzte er Berge über die Zeugen seines Vergehens, und hätten nur die Nacht und die stummen Mauern und die Wälder seine Freveltaten gesehen — die Berge verwehen wie Staub, und entblößen das Verborgene; die Steine der Mauern klagen ihn an; die Blätter des Waldes werden rauschende Zeugen, der Blitzstrahl fällt rächend vom blauen Himmel. Seid stille, spricht der Herr, und erkennet, daß ich Gott bin!

Erkenne das Walten Gottes. Er allein ist Herr, der den Gebeugten aufrichten, den Zerschlagenen heilen, den Ohnmächtigen stärken, den Verzagenden trösten, den Wehrlosen schützen kann. Es waltet kein Zufall im Himmel und keiner auf Erden, sondern eine sehende, weise, liebende Macht; sie leitet Alles hinaus, nicht auf die Straßen des Ungefährs, sondern nach den ewigen Gesetzen des Guten zum Guten. Laß immerhin die Menschen mit ihren Leidenschaften feindselig wider einander fahren; laß immerhin durch Macht oder Witz eine Zeit lang den Irrthum statt der Wahrheit glänzen; laß immerhin die wilden Wünsche einer unreinen, selbstsüchtigen Menge sich durchkreuzen: was zitterst du denn, Kleinmüthiger? Gott waltet!

Gott waltet! Darum muß endlich das Tiefverborgene offenbar, das Verbrechen verrathen werden, und was schlecht ist, verderben. Darum wird nur bestehen und siegen, was an sich gut, gerecht und wahr ist. Hat die Welt nicht schon oft erfahren, wie ganze Völker, vom Schwindel der Mode und Sitte ergriffen, den Irrthum zur Wahrheit prägen wollten? Aber ihr Bemühen war eitel. Haben nicht schon mehr denn einmal Tirannen mit stolzer Willkür vom Thron herab ihre Thorheit für Weisheit gegeben, die Wahrheit als ein Majestätsverbrechen verbannt, und mit schamlosem Uebermuth alle Rechte der Menschheit verhöhnt? Die Elenden! Ihr Staub ist in alle Winde verweht, ihr Geschlecht ist vertilgt, ihr Name nur lebt noch, um damit Abscheulichkeiten zu bezeichnen. Ist nicht oft schon von eigensinnigen oder wahnsinnigen Gewalthabern versucht worden, die Völker in Unwissenheit und Barbarei zurückzudrängen, damit sie dieselben desto leichter in Sklavenfesseln behielten? Aber den Weltgebietern und ihren vermessenen Träumen begegnete zerstörend Muth und Wort eines einzigen gotterleuchteten Weisen — da zerflog vor dem Hauch aus dessen Munde die ganze Macht der Weltgebieter, und die Menschheit trat ins Licht, und die Throne der Finsterlinge stürzten zusammen. Ihre Donner, ihre Scheiterhaufen, ihre Kerker, ihre Flüche waren vergebens. Darum seid stille, spricht der Herr, und erkennet, daß ich Gott bin!

Erkenne das Walten Gottes in allen deinen vernichteten Wünschen; erkenne es in allen deinen erfüllten Hoffnungen. Die Liebe war dort rege, wie hier, Alles zu deinem Heil. Denn dies ist das Ziel der Schöpfung. Selbst da, wo dir das Herz am stärksten blutet, da, wo heilige Bande, Seelenbande zerrissen werden, — etwa am Sterbebette eines Gatten, eines Vaters, einer Mutter, eines Kindes, einer Schwester, eines Bruders, — ach, wo du meintest, der Tod solches geliebten Wesens sei unmöglich, Gott könne ihn nicht wollen, wo du schluchzend in deiner einsamen Kammer die Hände zum Himmel emporstrecktest, und fragtest: warum? o warum? — und das Geliebteste dennoch verlorest, und damit das Beste aus allen deinen Lebensfreuden — ja, selbst da hat dein Gott gewaltet, dem Verstorbenen zu Liebe, und — mag doch dein zärtliches, tiefverwundetes Herz bluten! — auch dir zu Liebe.

Der innere Werth und die herzliche Religiosität der Menschen wird bei weitem nicht so leicht aus ihren Ansichten der Vergangenheit und Gegenwart erkannt, als daraus, wie sie die Zukunft betrachten. Man tröstet sich endlich wohl über das, was vorüber ist, und gewöhnt sich an das, was da ist: aber nicht so gleichgültig und gelassen richtet man immer den Blick auf das, was kommt. Je mehr der Mensch Ursache hat, von der Zukunft zu befürchten, je geringer ist der Werth seines Herzens, oder je dürftiger ist seine Religiosität. Je fröhlicher und zuversichtlicher der Mensch in die Tage hinausblickt, die noch nicht waren: desto reiner ist sein Gemüth, desto wahrer seine Religion.

Denn nur der schwache, sinnliche, an dem Irdischen hängende Mensch, nur der Mensch, dem sein Essen und Trinken, sein Hausgeräth, sein Geld, sein Ansehen, sein Stand das Wichtigste ist im Leben, muß vor der Zukunft am meisten zittern, weil er Dinge zu seinem Heiligthum macht, die durchaus vergehen müssen. Er muß zittern, trotz allem Vertrauen zu Gott; denn er weiß voraus, Gott läßt ihm den Sinnentand nicht. Es sagt ihm sein Gewissen, er hänge mehr am Staube, als am Ewigen und Göttlichen; mehr an dem Schein der Welt, als an der Tugend, die über das Irdische erhebt.

Hingegen der wahrhaft gottergebene Christ sieht fröh-

lich in die kommende Zeit hin. Sie hat für ihn keine geheimen Sünden zu züchtigen; er ist schuldlos, wenn gleich nicht fehlerrein. Was er Unrecht beging, sucht er auf der Stelle zu bessern. Er that, was der Mensch vermag, was der Nachfolger Jesu soll. Er sieht fröhlichen Muthes in die Zukunft, und was auch Gott verhängt haben mag, Krieg oder Frieden, Wohlstand oder Armuth, Freuden im Umgange mit Geliebten oder Tod derselben, Ruhe oder Sturm — Gott waltet! Und wenn er schon die schwarze Wetterwolke gegen sich anziehen sieht, es spricht der Herr: Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin!

Warum sollte ich mich denn fürchten? Du bist es ja, mein Gott, mein Vater, der die schwarze Wetterwolke des Schicksals daher sendet. Kann sie mir denn ohne Deinen Willen schaden? Und kannst Du mich elend machen wollen, mich, Dein Kind, das Du zur Seligkeit erschaffen und erkoren hast? mich, Dein wehrloses Kind, o Du Allmächtiger, das von Dir Alles hat? — Nein, ich bin beruhigt. Da ich mein eigenes Sterben nicht fürchte — denn es ist ja Auflösung der irdischen Bande, Freiheit der unsterblichen Seele, ihre Vereinigung mit Dir — was könnte ich denn fürchten? Gib mir, nimm mir; erhebe oder erniedrige mich; laß mich die Freude meiner Freunde, oder das Opfer meiner Feinde werden — ich empfange jedes Schicksal mit Dank. Denn Du bist mein Vater; Deine Liebe ist mein Gut, die Tugend mein Schutz; alles Andere ist Staub, und gehört einem Grabe an.

Ich bin still — still und vertrauend — vertrauend und freudig; denn ich erkenne, daß Du Gott bist — mein Gott — ewig! Amen.

107.

Unsere Abhängigkeit von Gott.

Jer. 5, 24.

Der Herr ist groß und Keiner mehr;
Frohlockt ihm, alle Frommen!
Wer ist ihm gleich? Wer ist, wie er,
So herrlich, so vollkommen?
Der Herr ist groß! Sein Nam' ist groß!
Unendlich ist und grenzenlos
Der Herr in seiner Gnade.

Wir sind allein durch seine Kraft
Das, was wir sind und werden.
Er kennet Alles, was er schafft
Im Himmel und auf Erden.
Vor ihm sind wir ein welkend Laub,
Und ohne ihn ein nicht'ger Staub,
All unser Sein nur Ohnmacht.

Als Christus wunderbar Tausende sättigte, die sich in der Einöde am galiläischen Meer um ihn her gesammelt hatten, da nichts mehr als sieben Brode und einige Fische vorhanden waren, erstaunte das Volk, und betete an. Aber die Gottheit wiederholt das Wunder mit jedem Jahre. Wenige Samenkörnlein fallen in den Erdboden, und nach wenigen Monaten werden damit ganze Welttheile ernährt, und mit Vorrath und Ueberfluß reich gemacht für Jahr und Tag. — Die Menschen aber nehmen die gewohnte Gabe, oft ohne des Gebers mit dankbarer Herzlichkeit zu gedenken, und sprechen nicht einmal in ihrem Herzen: Lasset uns doch den Herrn unsern Gott fürchten, der uns Früh- und Spätregen zu rechter Zeit gibt, und uns die Aernte treulich und jährlich behütet.

Es wanken die Fruchtbäume unter der Bürde ihres labenden, heilsamen Obstes; die Aecker senden ihre golgenen Aernten in die Scheunen, und die Wiesen füllen dieselben dem Vieh mit gesunden Kräutern; die Gartenfrüchte reifen mit großer Mannigfaltigkeit schön und kräftig. Der Winter tritt aus der Ferne heran; unter seinem Hauche wird die Pflanzenwelt entschlummern. Aber furchtlos erwarten ihn die Geschöpfe — Gott hat gesorgt!

Und hätte Gott nicht gesorgt — hätte er es in der geheimen Haushaltung der Wolken anders geleitet, daß Hitze und Dürre unsere Fluren versengt, Hagelschauer unsere Saaten zerschlagen oder anhaltende Regen und Kälte die Früchte der Erde vernichtet hätten; oder würde er dem Ungeziefer Gewalt gegeben haben, durch ungeheure Vermehrung die Aernten des menschlichen Fleißes zu zerstören; oder hätte er nur in der Luft eine unmerkliche Entziehung derjenigen unbekannten Stoffe gestattet, durch welche die Pflanzen Kraft und Gedeihen empfangen — was wären wir heute? Was hätten alle Mühe, alle Klugheit, alle Sorge der Sterblichen genützt? — Was würde unsere Aernte sein? — Das Schrecken der Hungersnoth.

Denke dir einen Welttheil mit seinen vielen Millionen Bewohnern ohne die erforderliche Nahrung bis zur Wiedererscheinung eines bessern Herbstes. Denke dir, der du jetzt lüstern zwischen Leckerbissen wählen kannst, daß dir deine Hungerbissen zugewogen würden. Der Reiche wirft einen verächtlichen Blick auf die zusammengescharrten Goldhaufen; todt liegen die gepriesenen Schätze, denn sie sind ungenießbar. Der Arme schleicht verzweifelnd von Haus zu Haus; auch der Barmherzigste wird in der allgemeinen Noth grausam, und weigert dem Sterbenden die wenige Nahrung, mit der er sich die Tage fristen will. Der Säugling verschmachtet wimmernd an der Brust einer gramverzehrten Mutter. Die Heißgier eilt hinaus und versucht ungesunde Kräuter und Wurzeln. Das Recht des Eigenthums verschwindet vor der Stärke der Verzweiflung. Die Bande der Geselligkeit und Freundschaft lösen sich auf; denn Einer beneidet den Andern um den letzten Bissen. Aeltern und Kinder entzweien sich um eine Hand voll Speise, und der Knecht verläßt den hilflosen Herrn, den ihn nicht mehr ernähren kann. Bleiche Gesichter begegnen sich auf den Gassen, und hohle Augen fragen sich einander: Kannst du mir geben? Leichen neben Leichen werden vorübergetragen, und glücklich gepriesen von den Lebenden, die ihrem Elende kein so nahes Ende entgegen sehen. Mörderische Seuchen gehen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, als Folgen verderblicher Nahrungsmittel. Aller Ekel wird überwunden, und Dinge, vor denen die Natur des Menschen sonst schauderte, reizen wie köstliche Gerichte. Wer sich gesättigt hat, gilt für den Beglücktesten; wer aus Mangel an Speisen kraftlos daliegt, wird nicht mehr beweint, denn die Andern erwartet kein besseres Loos!

Es gebe der Herbst mit freigebiger oder sparsamer Hand, immer steht er da, uns unsere Abhängigkeit von Gott zu verkünden. Wir sind Nichts, wir haben Nichts ohne ihn; und nur durch seine Güte allein Alles. — Wenn der Mensch sich selten daran erinnern mag: der Herbst mahnt ihn daran! Es bebt der Landmann vor

den Wetterwolken des Sommers, der Winzer vor den kühlen, nassen Tagen, in denen die Trauben reifen sollen. Jeder erwartet mit Besorgniß die Entscheidung des Herbstes — Wohlfeilheit oder Theurung gehen in dessen Gefolge.

Wir sind abhängig von Gott. — Jede Stunde, jeder Athemzug in derselben lehrt es uns. Was wären wir ohne Obhut der Vorsehung? — Und doch geht der Mensch stolz einher, als wären seine Aernten bloße Erfolge seiner gehabten Mühe, seiner verdoppelten Kunst. Er brüstet sich mit seinem Ueberflusse, mit seinem Ansehen unter den Sterblichen, als wäre dies Alles nur die Frucht seiner Klugheit. Er zählt lächelnd die Reihe der günstigen Schicksale her, als hätte seine eigene Macht sie herbeigerufen. Ach, wie wenig bedarf es, um ihn und seine Herrlichkeit zu vernichten! Ein Jahr, eine Stunde, ein Augenblick ohne Gottes Segen, und der Strom unvorhergesehenen Elendes hat den Stolzen ergriffen.

Darum, was ich auch gewinne, wie glücklich mir meine Entwürfe auch gedeihen mögen, immerdar will ich mich meiner Abhängigkeit von dem Geber alles Guten erinnern. Nicht an meiner Geschicklichkeit und Kunst, nicht an meinem Fleiß und Sorgen, nein, an seinem Segen wahrlich ist Alles gelegen.

Wir stehen in immerwährender Abhängigkeit von Gott, so wie ein Kind abhängig ist von seinen Aeltern. Er sorget für uns, wie die Mutter für ihren hilflosen Säugling, wie der Vater für seinen unmündigen Sohn. Wie gehorsam auch das Kind den Aeltern sein möge: kann es sich durch diesen Gehorsam seine Nahrung und Kleider verdienen? Was hat es seinen Aeltern zuvor gegeben, daß sie ihm dafür wiedergeben sollten? — Ach, noch unendlich ärmer und hilfloser stehen die Menschen vor ihrem himmlischen Vater da. Auch ihr frömmster Gehorsam ist endlich kein Verdienst vor ihm. Nichts haben sie, das sie ihm geben und leisten könnten. Ihm ist Alles. Nur er gibt ihnen immerdar, und er giot gern und ohne Aufhören.

Abhängig sind wir, wie die unmündigen Kleinen von ihren Aeltern. Dies Verhältniß, weit entfernt mich niederzuschlagen, soll nur meinen Leichtsinn, meinen Stolz auf eigene Kraft vermindern, aber dagegen meine Dankbarkeit, mein Zutrauen vermehren. Warum verzage ich denn so schnell, wenn mir nicht Alles nach Wunsch gelingt? — Warum werde ich denn muthlos, wenn ich an den Gang der schweren Zeiten, an vielerlei mögliche Unglücksfälle, an das Schicksal meiner lieben Angehörigen denke, wenn sie mich nicht mehr haben? — Bin ich nicht von meinem Gott vollkommen abhängig? ist er nicht mein und der Meinigen Vater, hat er nicht bis auf den heutigen Tag noch Alles zum Besten regiert? Ich zittere vor Menschengewalt, zittere vor den Anschlägen meiner Feinde. Aber sind sie nicht abhängig von Gott, wie ich? Können sie ohne seine Zulassung einen Athemzug nehmen? Ist er nicht der Gebieter des Verhängnisses, und lenkt er nicht die Herzen der Fürsten, wie der Bettler, durch das Zusammenwirken der Umstände und Ereignisse?

O nein, meine Seele, verzage nie, auch wenn sich deine Sorgen am schwärzesten um dich her drängen; auch wenn die Menschen von dir scheiden, ohne Rath und Trost zu hinterlassen. Du bist von dem abhängig, der dich erschaffen hat, der dich liebreich bewahrte bis zur gegenwärtigen Stunde; der nie an Hilfe arm wird, der dir, oft ganz unerwartet, die besten Freuden gab, und selbst keinerlei Trübsal sandte, das nicht für dich, zuweilen ohne dein Wissen, oder daß du es erst lange nachher einsahest, die wohlthätigsten Wirkungen brachte. Freue dich deiner Abhängigkeit von dem Vater aller Welten!

Wir sind abhängig von Gott; er gibt uns, was wir bedürfen. Aber er gibt es uns nicht, ohne daß auch wir *unser Nachdenken, unsere Arbeit zu Hilfe nehmen.* Nicht daß wir damit seinen Segen verdienen könnten — denn welchen Vortheil stifteten wir der Gottheit jemals durch unsere Mühe und Kunst? — sondern daß wir dadurch zu größerer Vollkommenheit reifen möchten. Wie ein Vater sein unmündiges Kind durch Geschenke und Liebe, so erzieht Gott das Geschlecht der Menschen, indem er es nöthigt, Gebrauch von den verliehenen Geistes- und Körperkräften zu machen. Dieser Gebrauch unserer Anlagen befördert deren Stärke. So gelangen wir von Zeit zu Zeit zu neuen Entdeckungen und Erfindungen, die uns nützlich werden, und wiederum andere veranlassen. So bringt die Hoffnung, unsern Zustand zu verbessern, uns zu einem thätigern, gemeinnützigern Wesen, zu größerer, gegenseitiger Dienstgefälligkeit, zu freundlichern, brüderlichern Verhältnissen unter einander; zu lebhafterm Gefühl unserer Pflichten; zu hellerer Erkenntniß des himmlischen Vaters. So erzieht er uns, und durch die Wohlthaten, welche wir mit Anwendung unserer Geistes- und Leibesanstrengungen gewinnen, empfangen wir am Ende eine größere Wohlthat, die wir kaum vermutheten, einen veredelten, erhabenern, frömmern Geist, würdig, in der Ewigkeit Gefilden noch herrlichere Aernten zu halten.

Aber bei diesen Gefühlen kann ich es, als ein würdiges Kind Gottes, nicht bewenden lassen; sie müssen Flügel meiner Andacht werden, mich dankbar anbetend zum Thron der unendlichen Gnade emporzuschwingen; Flügel meiner Seele zu gottähnlichen Thaten. Denn das ist die höchste Andacht und Anbetung, daß wir Gott selbst nachahmen, und wir in unsern kleinen Wirkungskreisen so beseligend walten, wie er im unermeßlichen Reich der weiten Schöpfung.

Wie wir von seiner Huld, sind auch andere Menschen wieder von uns abhängig. Es ist Alles in Allem von Gott ins Dasein so eng verkettet, daß das Größte vom Kleinsten, das Niedrigste vom Höchsten in irgend einer Abhängigkeit lebt. So laßt uns denn göttlich denken, göttlich thun auch gegen diejenigen, die von uns abhängig sind.

Es sind unsere *Kinder* und *Angehörigen*, die Gott unserer Pflege und Vorsorge anvertraute. Lasset auch sie das süße Glück der Abhängigkeit von einem wohlwollenden Vater- und Mutterherzen fühlen. Und wie Gott durch den Segen des Herbstes schon für Monden und Jahre unsere Erhaltung veranstaltete, lasset auch uns für die anständige Erhaltung der Unserigen in den Tagen ihrer Zukunft Bedacht nehmen.

Gedenke in den Tagen der Fülle an die Zeit des Bedürfnisses, und im Frohgefühl deiner Gesundheit an den Schmerz des Krankenlagers! — Wie Mancher, der heut gewinnt, wirft mit verschwenderischer Hand hinweg, was seine Kinder einst mit thränenden Augen aus dem Staube und Koth hervorsuchen! — Zum Leben gehört wenig,

so wir Nahrung und Kleidung haben, sagt Paulus, lasset uns genügen. Zum Glück gehört wenig; nur Mäßigung unserer Begierden, nur Zufriedenheit mit dem, was wir haben, und Zuversicht auf die Alles wohl leitende Hand der Vorsehung. Was wir selbst mehr besitzen, als zu unserer Nothdurft erhyischt wird, gehört nicht uns an, sondern denen, die sich nicht ohne Beistand erhalten können. Der Ueberschuß ist ein Kapital, welches die Vorsehung uns anvertraute, es zum Besten Anderer zu verwalten. Der Mensch nenne, was ihm Gottes Güte für Lebenszeit lieh, immerhin sein Eigenthum; es hat der Geist kein Eigenthum als seinen Willen, seine Tugend, seine Kraft; alles Uebrige raubt ihm ein Zufall, eine Nacht, eine Stunde, die wir Scheidestunde des Lebens nennen.

Wer daher den Ueberfluß, welchen er vom Himmel empfing, mit Leichtsinn vergeudet, um seinen Sinnen ein Fest zu geben, veruntreut sein Vermögen, das zur Erhaltung und Erquickung anderer Wesen bestimmt war. Er macht sich der Aernte unwürdig, die er erlebte. Nicht seine Geschicklichkeit, nicht der Schweiß seines Angesichts gab ihm das reichere Einkommen, sondern der Wille und Segen des Höchsten, um denen mitzutheilen, die nichts haben.

Seid sparsam! Gedenket derer, die von euch abhängig sind, so wie Gott auch eurer heute gedachte. Ihr Gemeinden, gedenket eurer Nachkommen, und hütet euch, das Gut zu zerstreuen, welches für künftige Unglückszeiten gesammelt ward! Ihr Aeltern, gedenket eurer Kinder, die von euch Mittel zu fordern berechtigt sind, durch die sie ihr Dasein frei und anständig fristen können. Nicht von euch, von Gott empfingen sie das Leben; nicht für euch, für sie gab euch Gott mehr, als ihr nöthig hattet.

Gedenket derer, die von euch abhängig sind! Und wer ist abhängiger, als der Arme, dem Alles fehlt, der Alles von der Gunst seiner beglückten Mitmenschen erwarten muß! Werdet Gott ähnlich, indem ihr seine Milde nachahmet, die er euch beweiset. Er segnete euch auch für die Freude der Segenlosen; er machte euch nur zu Austheilern seiner Gaben, die er ihnen aus eurer Hand bestimmte. So lange noch, o Christ, in deiner Gemeinde eine Familie mit Durst und Hunger kämpft; so lange noch eine weinende Mutter da ist, die nicht weiß, wie sie ihre Kinder gegen den Frost des Winters schützen könne; so lange noch ein Elender dasteht, der nicht findet, womit er seine Blöße bedecken soll; so lange noch ein Kranker auf hartem Lager schmachtend daliegt, der keinen pflegenden Freund kennt, dem keine Arznei die innern Leiden mildert, kein Balsam den Schmerz der Wunden löscht: so lange ist dein schwelgerisches Gastmahl ein Verbrechen, denn Lazarus weint vor deiner Thür! — so lange ist dein Seidengewand, dein köstlicher Schmuck, in welchem du strahlst, ein Zeuge deiner Grausamkeit und Verworfenheit deines Gemüths. — Denn jene Leidenden, o vergiß es doch nicht, sind Gottes Kinder, und Gott gab dir den Ueberfluß, daß du ihn im Namen des allgemeinen Vaters den bedürfenden Brüdern und Schwestern austheilen solltest! — Denn deine Prachtkleider, deine Gastmähler, o vergiß es doch nicht, sind eine Verspottung des Himmels und seiner Gebote, Verspottung der Menschheit und ihrer Rechtsame auf dich! Denn dein Schmuck und dein Prangen, o vergiß es doch nicht, ist werthloser Staub, Beute flüchtiger Stunden; aber die dankbare Thräne eines einzigen Geretteten glänzt dir einst in der Ewigkeit noch wie ein Stern aus der dunkeln Vergangenheit, und der Seufzer durch dich beglückter Wesen tönt vor Gott, dem Allvergelter! — So lange noch in deiner Gemeinde ein einziger Mensch das Nothwendigste entbehren muß, hast du kein Recht zum Ueberfluß; so lange noch ein Unglücklicher jammert, dem durch dich geholfen werden könnte, hast du kein Recht zur Freude.

Gedenket derer, die von euch abhängig sind. — Gott machte euch, die ihr begüterter seid, als sie, nicht nur zu Verwaltern ihres Antheils an dem allgemeinen Segen, welchen er seinen Geschöpfen bestimmte, sondern auch zu ihren Vormündern und Erziehern. Und so wie die Weisheit Gottes euch durch das Bedürfniß mancherlei Nothwendigkeiten anspornte, eure Kräfte in edler Thätigkeit zu eurer und anderer Menschen Wohl zu entfalten: so sollet ihr auch diejenigen, die von euch abhängig sind, zu weisem Gebrauch ihrer Kräfte anleiten.

Im Schweiß des Angesichts sollst du dein Brod essen! war der Ruf Jehova's zum Geschlecht der Sterblichen an den Schwellen des verlornen Paradieses. Der Müßiggänger ist des Lebens unwürdig, weil er nicht zu leben weiß. Wie es dem Reichsten zum Schimpf gereicht, seine Tage nutzlos für die Welt verfließen zu lassen, als wäre er nur ein Thier, welches seinen Leib für den Tod mästet: so ist auch der Müßiggang das schwerste Verbrechen der Armen. — Der unthätige Bettler ist der frechste Verschwender, denn er verschleudert die Schätze einer unwiederkäuflichen Zeit. Wer durch Almosen und Spenden den Müßiggang kräftiger Bettler unterstützt, macht sich ihres Verbrechens theilhaftig und wird Gehülfe ihres Seelenmordes, Beförderer aller Laster, zu denen Müßiggang lockt.

Reiche kein Almosen dem, der es nicht verdient. Wehre der Bettelei durch wohlthätige Anstalten und Einrichtungen, vermittelst derer auch der Verdienstlose Arbeitsgelegenheit empfängt. Ob du dein Gut in einen grundlosen Strom wirfst, oder in die Hand eines Faulen, Beides ist gleich — du beraubst den Staat, machst den Fleißigen ärmer und fütterst verborgene Laster groß. Ungeheure Summen werden in Städten und Dörfern jährlich mit Almosen verschwendet, die man den Bettlern hinauswirft. Zwar achtet die einzelne Haushaltung der einzelnen kleinen Gaben nicht; aber aus beständig fallenden Tropfen werden Quellen, aus Quellen Bäche und Ströme. Wo Almosen, aus unverständiger Barmherzigkeit, am freigebigsten gespendet werden: da hört die Armuth nicht auf, sondern, die Erfahrung lehrt es, die Bettelei wächst.

Befördere in deiner Gemeinde Einrichtungen jeder nützlichen Beschäftigung der Armen, und wo diese Anstalten mangeln, dringe, daß sie entstehen — dies ist Almosen, das vor Gott gilt! Und vermagst du es nicht, so gehe und forsche du selbst von Hütte zu Hütte; belausche hilflose Familien in ihrem stillen Jammer; werde ihr Rathgeber; verschaffe ihnen Mittel, sich durch Arbeit zu ernähren; wirb ihnen Freunde an, sei ihr Schutzengel in That und Rath. Dies ist Almosen, das vor Gott gilt.

Die Frömmigkeit unserer Vorfahren stiftete hin und wieder reich begüterte Armenhäuser — aber das übelge-

leitete Mitleiden verwandelte dieselben leider nur zu oft in Pflegehäuser der Faulheit und Laster. Am gefahrvollsten wird die Luft derselben den unschuldigen, verwaiseten Kindern, welche darin wohnen. Sie verlassen nur zu oft das Haus der Barmherzigkeit körperlich wohlgenährt, an der Seele vergiftet. Nur zu oft sind die Zöglinge der Waisenhäuser die untauglichsten Glieder der bürgerlichen Gesellschaft geworden. Verbessere das Schlimme! Dies ist Almosen, das vor Gott gilt.

In tiefster Abhängigkeit von dir leben diejenigen deiner Miterschaffenen, welche sich selbst nicht helfen können: kranke Arme; Greise mit Gliedmaßen, die das Alter entkräftete; Kinder ohne Schutz, ohne Rath, ohne Erziehung, ohne Nahrung. — O weigere diesen deine Liebesgabe nicht! Du hörst von ihnen, du erblickst sie — denke, es ist die ewige Vorsehung, die sie vor dein Ohr und Auge führt. Du bist auserkoren, ihr Vater, ihre Mutter, ihr Fürsprecher zu sein. Vergiß sie nicht, Gott hat dich auch nicht vergessen. Nein, mit dem Pfenning, welchen du ihnen für ihr Gotteslohn hinschleuderst, ist es nicht abgethan — dies ist ja kein Almosen, sondern nur ein Loskauf vom Anblick des Elendes, oder eine Ehrenschuld, die du deinem guten Ruf abträgst. Nein, sei barmherzig! — Kaufe ihnen mit deinen Juwelen eine Freudenthräne; mache mit deinen überflüssigen Gewändern dem dürftigen Kranken noch ein weiches Sterbebette; erquicke dem nothleidenden Greise noch die letzten Stunden seines mühseligen Lebenslaufes mit dem Wein, den deine Gäste sonst verschwendeten, mit den Leckerbissen, die sie ohne Eßlust verderbten! Gib dem verwahrloseten, bettelnden Kinde einen Pflegvater, eine Mutter, daß es Jugendfreuden wieder empfinde. Die Erhaltung dieser Waise kostet nicht mehr, als die Aufopferung einiger Lustbarkeiten im Jahr, welche dir nie ein so frohes Andenken in der Sterbestunde gewähren, als der Anblick des weinend-segnenden Auges deines Schützlings. Das ist Almosen, das vor Gott gilt.

Habe ich auch, Vater, o du Segenvoller, du Immergebender, habe ich auch bisher geleistet, was ich hätte leisten müssen, um mich Dein würdiges Kind zu nennen? — Habe ich auch den Zweck meines durch Dich beglückten Daseins und Deiner Segnungen erfüllt nach meinen Kräften? Habe ich mich nicht oft damit hartherzig gemacht, daß ich glaubte, ich habe nur selbst für alle meine verschiedenen Bedürfnisse genug? — Ach, warum machte ich mir denn vielerlei entbehrliche Bedürfnisse, daß sie einen großen Theil des Segens verzehrten, mit dem Du mich erfreutest? Warum ist nicht, die Noth der Brüder zu mildern, die Thränen des Verlassenen zu trocknen, mein köstliches Bedürfniß?

Wohl, Vater, wohl, es soll werden! — Ich will für meine armen Brüder ärnten auf Erden, und mit ihnen Deinen Segen theilen. Durch ihre Gebete ärnten sie dann für mich bei Dir ein. — O schöner Tausch! was ich dem Geringsten meiner Brüder gethan habe, habe ich Gott gethan — habe ich mir selbst geleistet. Freudiger bete ich dann zu Dir: Und gib mir mein tägliches Brod! — ich bitte es auch für meine Brüder.

O du, dem ich Alles danke, von welchem jeder Augenblick meines Daseins, mein und der Meinigen Freude und Wohl abhängig ist — sei bei mir immerdar mit Deiner Gnade und Barmherzigkeit, wie ich, so weit mein Wirkungskreis geht, auch keinen Leidenden ohne Barmherzigkeit verlassen will. Amen.

108.

Muth zur Tugend.

1 Petri 3, 13. 14.

Ich will auf ihn nur schauen,
Festhalten an sein Wort;
Was sollte mir denn grauen?
Er ist mein Schild, mein Hort!
Nach Recht und Wahrheit streben,
In Jesu Geist zu leben:
Ist das nicht sein Gebot?
Ha, sollt' ich darum beben,
Wenn alle Welt mir droht?
Ich solle in Gewittern
Vor Menschenrache zittern?
Nein, möge eine Welt vergehn,
Was Recht ist, soll als Recht bestehn!

Ob dornig oder enge
Der Weg der Wahrheit sei,
Verlassen von der Menge:
Ich wall' ihn, Gott getreu,
Und folgsam seinem Worte
Will ich auf ihn nur sehn,
Und durch die enge Pforte
Zur bessern Welt eingehn.
Und wie ich wall', erweitert
Die Aussicht sich umher,
Und sehe dann erheitert,
Was mich geschreckt, nicht mehr.

Sprich zum Adler: Verlasse dein Felsennest, königlicher Vogel, und die Nachbarschaft der Wolken; schleppe deinen Leib im Staub des Erdbodens! Und zur Lilie sprich: Edle Blume, trage Disteln und werde stinkend, wie die Giftpflanze in dem ungesunden Schatten! Dennoch wird die edle Blume ihren süßen Wohlgeruch ausgiessen in die Lüfte, und der Adler wird emporfliegen zur Sonne. Denn Thier und Pflanze haben ihr Gesetz, dem folgen sie und können nicht anders. Ihr Gesetz haben sie von der Hand des Herrn, darum sind sie, was sie sein sollen, und werden nicht anders.

Und hat nicht auch der Geist des Menschen sein Gesetz von der Hand des Herrn empfangen? Was er sein soll, weiß er; wohin er berufen ist, weiß er. Aber selten ist er, was er sein soll; und Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählet.

Willst du den Grund der Verkehrtheit des Menschengeschlechts kennen? Es gleicht einer Pflanze, deren Gipfel, der unsterbliche Geist, sich in den Himmel emporstrecken soll, und dessen Wurzel, der Leib und sein irdisches Alles, in die Erde zu dringen bestimmt ist. Aber die Gottespflanze, in dem Garten der unendlichen Schöpfung, verkümmert in sich selber, und breitet nur wuchernde Wurzeln in die Erde aus. Was niedrig, gemein, was thierisch, was sinnlich ist, das ergötzt den großen Haufen der Leute; dafür leben, dafür sterben sie. Es ist ein feiges Volk, das weder Muth zur Tugend noch zum Laster hat. Es fürchtet nur, wie ein Sklave, die Geissel, darum meidet es das Böse, und hofft sich auf Erden und jenseits des Grabes gute Tage zu bereiten, darum preiset es das Gute. Da ist keine innige Liebe der Tugend, da ist kein inniger Abscheu des Lasters. Nur Hang zum Gewinn, zum Wohlleben,

zur Macht, zu einem flüchtigen Ruhm des Namens, das ist der Hebel, welcher Alles bewegt und aus der Todtenruhe hervorreißt. Wie viele sind unter Tausenden, die für Recht und Wahrheit und Freiheit und Unschuld und heiligen Glauben freiwillig Vermögen, Menschenehre, Amtsstellen und das Leben selbst aufopfern möchten? Aber in Noth und Tod gehen sie, um ihren Wohlstand zu retten; in alle Gefahren für ein Stückchen Gold oder eine Hoffnung zu Lobpreisung von Ihresgleichen, und wagen ihr Leben daran, um bequemlich leben zu können nach ihrem Sinn.

Sie schwanken zwischen Weisheit und Thorheit; sind nicht kalt, nicht warm, wollen Gott dienen und dem Mammon zugleich, nach ihren Lüsten leben und das schönste Loos der Ewigkeit zugleich fordern. Der Augenblick der Gegenwart ist ihr Abgott und ihr Gesetzgeber, und das Urtheil der blinden Menge ihre Richtschnur. Sie lassen ihre Kräfte schlafen, ihr besseres Gefühl verstummen, um sich nicht auszeichnen zu müssen, und mit dem großen Haufen den breiten ebenen Weg der Gemeinheit wandern zu können. Denn sie sind verzagt, weil bei ihnen Menschenfurcht über Gottesfurcht steigt. Sie preisen die Großen des Alterthums in ihren Schauspielen, Reden und Schriften, aber wer unter ihnen groß sein wollte, wie jene, und für Recht und Wahrheit sich selbst aufopfern, und lieber untergehen, als Unrecht, Falschheit und selbstsüchtige Tücke anketten mochte, wird Schwärmer geheißen und als Sonderling verspottet. Es ist für sie schändlicher, arm zu sein, als boshaft; gefährlicher, ein zerrissenes Kleid, als verdorbene Grundsätze zu haben.

Dieser Ton, dieser Geist, diese Buhlerei mit der Gemeinheit macht selbst denjenigen irre, in denen noch lebendige Erkenntniß des Bessern lebt. Das allgemeine Geschrei will die Stimme der Wahrheit überlärmen in ihnen. Weil Alles wo Anders hinströmt, werden sie zweifelhaft, ob sie auf richtigem Wege gehen, da sie so einsam sind. Und hören sie gleich alltäglich: was Jesus Christus gelebt und gethan, sei der Menschheit Vorbild, und göttlich sein Thun und Leben gewesen, erblicken sie doch im Leben und Thun der Menschheit alltäglich das schnöde Gegentheil von Allem, was der Göttliche that und lehrte.

Nein, es ist an der Zeit, daß sich auch die Edeln wieder erheben, und wie Jesus Messias, wie die Jünger, wie die Heiligen und Großen der Vorwelt, die ewige Wahrheit höher, als die Flitterpracht der Lüge; das ewige Recht höher, als den Stolz der Gewalt; die ewige Tugend höher, als Ueppigkeit, Rang und Weihrauch feiler Schmeichler achten. Nicht wo der große Haufe hintreibt, gefesselt und gezogen von der unreinen Leidenschaft, sondern wohin Wahrheit und Religion und Gewissen wirken, da ist der Weg des Lebens. Nicht wie die Welt will, wie Gott will, ist es recht!

Wir wären beglückter, wären wir rechtschaffener; wir wären rechtschaffener, wären wir muthiger, es zu sein; wäre uns der erhabene Gedanke des Wahren und Rechten mehr werth, als eine erhabene Stelle unter Mitbürgern; einfache Weisheit schätzbarer, als kluge Verschmitztheit, und eine heilige That mehr, als der Gewinn eines Goldstücks!

Wer ist, der euch schaden könnte, so ihr dem Guten nachkommt? Und ob ihr auch leidet um der Gerechtigkeit willen, so seid ihr doch selig. Fürchtet euch aber vor ihrem Trotzen nicht, und erschrecket nicht! (1 Petri 3, 13. 14.)

Also ruft uns das göttliche Wort zu. Muth denn also zu dem, was göttlich ist! Mit dem Göttlichen ist Gott, wer will wider uns sein? Fürchte nicht den Lasterhaften, den Frevler, den Spötter, mag er lästern, freveln, spötteln. Du, edler Mensch, vollbringe ohne Scheu, was Gott gebeut, was Jesus lehrt, was dein Gewissen heischt, und dein Muth wird den Bösen schrecken, und er wird sich zuletzt seiner Klugheit wie seiner Thorheit schämen. Er kann trotzen, aber schaden nimmer. Wer das Böse möchte, kann trotzen, aber er ist klug; feig ist die schlaffe Selbstsucht; feig der von ihr beherrschte Haufe. Darum ist es an der Tugend, daß sie sich in ihrer herrlichen Macht offenbare. Bist du eines edeln, heiligen Entschlusses voll, und des Gottgefälligen in deinem Unternehmen sicher; dann vollbringe es ohne Furcht. Gott ist mit dir im Bunde; im Bunde mit dir selbst das zitternde Gewissen der Bösen, darum wirst du im Kampfe wider sie obsiegen.

Siehe an die Leute, was wollen sie? Sie tragen Schalkheit im Herzen, aber Edelmuth auf den Lippen; denn sie sind feig, weil sie schlecht sind, darum wollen sie scheinen, was sie nicht sind. Sie betheuern Freundschaft, und lieben doch keinen Andern, als nur sich selber. Das wissen sie alle, darum traut Keiner dem Andern, und sind unter sich voll Argwohns. Das Reich der Bösen ist immerdar unter sich uneins; nur der Eigennutz bewegt sie, aber doch können sie der Tugend nicht ihre Ehrfurcht versagen. Auch die Teufel glauben einen Gott, und zittern. Darum treiben die feigen Schwächlinge im Dunkel ihren eigennützigen Handel, und brüsten sich öffentlich mit gemeinnützigen Absichten; erschleichen Gewalt und Ehrenstellen, um zu glänzen, und sprechen rührend von des Volkes Wohlfahrt, als ihrer wichtigsten Sorge, fordern zu Opfern für alles Gute auf, und treiben im Stillen Wucherei, Betrug, Erbschleicherei und Verfälschung; reden von Gewissenhaftigkeit, und brechen heimlich Eide und Gelübde; glänzen geistreich und durch muntere Laune und Witz in Gesellschaften, und sind in ihrem Hause die Plage der Hausgenossen; prahlen übermüthig im Glück, und kriechen zaghaft zurück, wenn es mißlingt; ermahnen zur Kühnheit, und verstecken sich hinter den Beherzten; sind allezeit da, wenn die Gefahr vorüber ist, als hätte kein Anderer so viel gethan, und reissen die Frucht des Sieges und den Lohn des Siegers an sich; ermahnen zur Dankbarkeit, und vergelten mit Undank; wollen eine Welt vereinigen, und entzweien sich um ein Senfkorn.

Das sind die Leute, welche das große Wort führen, die Zwerge hinter den Masken der Riesen, die Tonangeber, die Achtbaren, denen nichts heilig ist, als ihr Vortheil, und welche Religiosität bald zum Deckmantel einer Schandbarkeit, bald zum Leitzaum des Volkes machen, um Gewinn zu haben, und im Verborgenen über die Leichtgläubigkeit aller Betrogenen zu lachen, und sich ihrer großen Listigkeit zu freuen. — Das sind sie, Edler, mit denen du zu kämpfen hast; das sind sie, Gerechter, die deiner spotten werden, wenn du dich selbst verläugnest, um dem Beispiel Jesu, der Jünger und aller Heiligen und Großen der Vorwelt zu folgen; die

dich verfolgen werden, wenn du ihre Ränke vereitelst, und die Wahrheit an die Stelle der Lüge stellst; die dich fürchten werden, wenn sie erkennen, daß du in der Wirklichkeit bist, was sie nur scheinen möchten; die dir weichen werden, wenn sie die Ueberzeugung empfangen, daß du sie nicht mehr fürchtest.

Muth denn zur Tugend! Wer ist, der euch schaden könnte, ihr Kämpfer Gottes, so ihr dem Guten nachkommet?

Diesen Muth zur Tugend verleiht das wahre Christenthum; nicht das falsche Christenthum, noch das Namen-Christenthum der blinden, verwahrloseten, durch Laster und Eigennutz entnervten Menge, welche Herr, Herr! ruft, und Gottes Gebot nicht übt; Gott zu lieben schwört, und den Leidenschaften des Fleisches dient. Nicht das Christenthum der heutigen Welt gibt den Muth zur Tugend, sondern das Christenthum der ersten Jünger, die für die Wahrheit des Glaubens, für die Heiligkeit der Tugend Schmach und Noth, Armuth und Verfolgung, Hohn und Tod mit stillem, standhaftem Sinn duldeten.

Wer mir folgen will, sprach der Messias Jesus, der verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; aber wer das Leben verliert um meinetwillen, der wird es erhalten. (Luk. 9, 23. 24.) In diesen wenigen Worten liegt der Schlüssel zum Geheimniß der Unüberwindlichkeit, zum Sieg des Guten über alle Macht des Schlechten. — Ergreife das Heilige, und vollbringe es, unbekümmert um dich selbst; folge dem Muster Jesu nach, und verläugne dich selbst.

Verleugne dich selbst; das heißt: wenn du etwas Rechtschaffenes zu thun weißt, etwas Wohlthätiges und Gemeinnütziges, frage nicht erst: welchen Vortheil werde ich davon haben? Oder was werden die Leute davon denken? Sondern, weil das Göttliche göttlich, das Rechte recht ist, darum soll es geschehen. Berechne nicht zuvor den allfällig daraus für dich erwachsenden Schaden; nicht, ob du dir mächtige Personen dadurch zu Feinden machst; nicht, ob du Amt und Brod verlierst; nicht, ob man dich verstoßen wird. Du sollst kein Ansehen, kein Vermögen, keine Menschenfurcht groß achten, sondern nur was recht und gut ist. Du sollst bei dem, was recht ist, nicht auf dich selbst, sondern auf Jesum und deine Pflichten sehen, du sollst selbst das Leben verachten. Erst wenn du das kannst, bist du wahrer Christ, wahrer Nachfolger des Göttlichen! Wer keine Furcht hat, Alles einzubüßen, den müssen Alle fürchten, die nichts wagen und verlieren wollen. Er ist ihr Besieger. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren. Wer um ein gemächliches, irdisches Wohlbehagen dem höhern geistigen Leben entsagt, der hat die Ewigkeit um einen Augenblick verkauft. Wer aber sein Leben verliert um Jesu willen, der wird es erhalten. Wer ein nichtiges, flüchtiges Gut verachtet um des Heiligen willen, der hat ein Staubkörnchen verloren und eine neue Welt erobert. Darum thue recht und scheue Niemand.

Und ob du gleich viel leidest, um der Gerechtigkeit willen, so bist du dennoch selig! Wer durch Verbrechen und Ränke Ehren und Würden erworben hat, meinst du, er könne sich derselben freuen? Selbst der gekrönte Sünder schaudert unter seinem Purpur vor der Gewalt der Wahrheit und des Rechts und vor dem Augenblick der Vergeltung, der endlich Jedem erscheint. Meinst du, wer durch Betrug, Meineid, Anmaßung fremdem Eigenthums und schimpfliche Hinterlist großes Vermögen gesammelt hat, er sei selig in dessen Besitz? Nein, das Gold wird ihm gleichgültig, aber nicht das Bewußtsein seiner Schändlichkeit, in der er es erworben hat. Gern möchte er Gott aus dem Weltall hinwegläugnen, um sich selber zu beruhigen; aber nicht einmal den Schmerz des Gewissens kann er aus seinem Herzen fortläugnen. Seine Weine können ihn berauschen, nicht ermuntern; sein Glanz kann ihn blenden, nicht beglücken. Säheſt du den Sünder in der Stunde seiner Verborgenheit und Einsamkeit, du würdest um all sein Gold nicht einen seiner schrecklichen Augenblicke annehmen wollen.

Du aber, Gottesmensch, ob du gleich leidest um der Gerechtigkeit willen, wirst dennoch selig sein. Und verstieße dich dein Vaterland: o, dem Tugendhaften steht überall eine Heimath offen. Und verlöreſt du die Gunst derer, die Macht haben; verlöreſt du deine Aemter, Würden und angenehmen Verhältnisse: was liegt an Ehren, die keiner Ehre werth sind? Aber die Tugend wird dir überall Bewunderer und Verehrer erwecken, und eine Hochachtung, welche keine Obrigkeit, kein König sich mit aller Macht erzwingen kann. Und verlöreſt du, um der Gerechtigkeit willen, Hab und Gut, und müßteſt in Armuth einhergehen, und dein Brod auf fremder Erde suchen: o, das innere Hochgefühl würde dir den ärmlichen Bissen zum schwelgerischen Gastmahl verwandeln; in deiner Dürftigkeit würdeſt du erhabener sein, als ein Weltgebieter. Du hättest Zufälligkeiten verloren, die immer ein Spiel des Erdenglücks sind, aber dich selbst, dein wahres Wesen gefunden; du wäreſt arm, von Allen verlassen, aber dennoch selig. Freudig würdeſt du auf deinen Gott, muthig stolz jedem Menschen ins Angesicht schauen. Deine Sieger würden die Geschlagenen, du Verfolgter würdeſt der Triumphirer sein. Mit David würdeſt du in Zuversicht sagen: Gott erquickt meine Seele; er führt mich auf rechter Straße, um seines Namens willen. Und ob ich schon wandere im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn Du bist bei mir; Dein Stecken und Stab tröstet mich. Du bereiteſt vor mir einen Tisch gegen meine Feinde. Du salbeſt mein Haupt mit Oel, und schenkeſt mir voll ein. Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben in der Wohnung meines ewigen Vaters immerdar. (Pſ. 23, 2—6.)

Wer nun ist, der mir schaden könnte, wenn ich dem Guten nachkomme? Und ob ich auch leide um der Gerechtigkeit willen, so bin ich doch selig. Darum will ich mich nicht vor ihrem Trotzen fürchten, und nicht erschrecken. Muth zur Tugend, o mein Herz! Dem Rechtschaffenen fehlt der Triumph nie. Zittre nicht, der gerechten Sache wegen deinen Wohlstand, dein Ansehn zu verlieren, sondern zittere für die gerechte Sache allein! Mußt du nicht, sei es nun ein Tag oder ein Jahr später oder früher, deinen ganzen irdischen Besitz hinterlassen, und nackt aus dem Leben treten, wie du nackt hineintratest? Aber die Heiligkeit deiner Sache bleibt, dem Gerechten folgen seine Werke nach. Zittre nicht, mein Herz, wo es die Sache Gottes und der Menschheit angeht. Das Zittern ist an den Bösen, an den Eigennützigen, die für den Augenblick, für den Staub, für die Heuchelei falscher Ehrerbietung leben, ohne die Ahnung von einem

höhern Gut, von Kleinodien des Geistes zu haben, für welche das Leben abzuwerfen ein Spiel ist.

Wo du, was recht ist, erkennst, verläugne dich selbst, und bekenne es unerschrocken und standhaft. Wo ein Bekenner der Wahrheit redet, handelt wider die Falschheit, stehe ihm zu; halte mit ihm; dulde, leide, wie er; sein Lohn vor Gott wird auch der deinige sein. Bekenne Jesum, er wird auch dich einst bekennen!

Bist du der Juden König? fragte von seinem Richterstuhl herab Pilatus der Landpfleger den Messias, der im erhabenen Stolz der Unschuld vor ihm stand. Rings stand der geblendete, wankelmüthige, lärmsüchtige Pöbel, rings die rachebrennende, feige Schaar der Ankläger und Feinde der Wahrheit, der Tugend Verläumder; fern stand Golgatha, die drohende Richtstätte; in des Schwächlings Pilatus Blicken der Wunsch, den Edeln zu retten, an welchem er keine Schuld fand; fern umher der schüchterne Haufe der Jünger, der weinenden Freunde. Bist du der Juden König? fragte Pilatus, und hoffte, eine der Welt übliche Klugheit, ein feiges Nein, werde den erhabenen Verklagten retten. Christus Jesus aber antwortete, und sprach: Du sagst es!

O Gottes Sohn, o Heiland der Menschheit! Für mich, auch für mich hast Du dich der Schmach und dem Tode hingegeben. Wie? sollte ich nicht mit gleich göttlichem Muthe auch mich fortan verläugnen, wenn es darauf ankommt, Dich und die Tugend zu bekennen? Vor wessen Drohen sollte ich denn erschrecken, wenn mir vor dem Weltrichter nicht bange ist? Wer kann mir denn Glück geben oder rauben? Wahrlich nicht Menschengunst oder Menschenhaß. Meine innere Seligkeit ist wohl unabhängig von Menschenlaunen! Wer kann mir Ehre geben, oder Ehre nehmen? Doch wohl nicht der Einfall eines Großen, die Gewogenheit oder Ungnade eines Obern, oder das Urtheil des gemeinen, leichtgeführten Volkshaufens? Nein, meines Geistes ewige Ehre ist die Tugend, die vor Gott gilt. Meinen Leib können sie tödten, aber den Geist nicht. Das Recht verdrehen können sie mit Bosheit, die Unschuld verdächtigen in Feigheit; aber mögen sich die schwärzesten Wetterwolken vor die Sonne lagern, sie können nicht deren Strahlen auslöschen. Die Majestät der Wahrheit strahlt nach Jahrhunderten noch über den Gräbern der Bekenner.

109.

Unterlassung des Guten.

Jak. 4, 17.

Wie fehlen Alle viel und sehr,
Du Vater aller Seelen!
Ach, aller unsrer Sünden Heer,
Wer kann und will sie zahlen?
Wie oft vergessen wir, o Gott,
Dich und Dein väterlich Gebot,
Die Würde unsers Lebens!

Wer kennt sein Herz, und schämt sich nicht
Vor Deinem Angesichte!
Wer scheut sich nicht vor Deinem Licht,
Bebt nicht vor dem Gerichte,
Das, Herr, Herr, Deine Heiligkeit,
Dein Ernst dem schlaffen Sünder dräut?
Wer kann vor Dir bestehen?

Nicht Einer! — Dennoch schonest Du,
Und willst nicht Tod, willst Leben;
Schaust uns mit Vater-Langmuth zu,
Und willst so gern vergeben!
O Du, der schonen will und kann,
Wir beten Dich mit Thränen an,
Vergebender Erbarmer!

Wenn wir vom Werthe der Menschen reden, von der Herzensgüte unserer nähern oder entferntern Bekannten, wie unsicher ist da nicht oft der Maßstab, welchen wir wählen! — Ja, selbst über unsern eigenen Werth haben wir nur zu oft die irrigsten Begriffe, indem wir uns mit Andern vergleichen, die etwa diesen oder jenen Fehltritt begingen, und wo in uns, wenn gleich nicht jener von Jesu mit Recht getadelte Pharisäerstolz, doch das Gefühl aufsteigt, in welchem wir sagen möchten: Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin, wie dieser da!

Gewöhnlich halten wir uns schon befugt, denjenigen für schlechter gelten zu lassen, der irgend eine That begangen hat, die wir noch nicht begangen haben, auch wirklich bei unserer gegenwärtigen Gemüthsstimmung und Lage nicht begehen möchten, oder in unsern wirklichen Verhältnissen nicht thun könnten. — Sind wir darum besser, als der anerkannte Fehlbare?

Gewiß gibt es viele Menschen, die in ihrer Art und in ihren Umständen tugendhaftern Gemüths sind, als wir, und doch durch ein grobes Vergehen sowohl die Verachtung ihrer Mitbürger auf sich ziehen, als auch obrigkeitliche Strafen verdienen können. Theils durch Erziehung, theils durch ihr Temperament, theils durch allerlei zusammenwirkende Ereignisse werden sie wider ihren bessern Willen zu Vergehungen geleitet, vor denen uns unsere Erziehung, unser Temperament, unser Schicksal vollkommen sicher gestellt hat. Sind wir darum besser, als sie? Haben wir schon die gefährlichste Stunde der Versuchung erfahren, und glücklich darin unsere Grundsätze gegen den Drang der Umstände und der stürmischen Leidenschaften behauptet?

Mit wie hartherziger Lieblosigkeit wird oft die unglückliche Uebereilung eines von Zorn Ueberraschten beurtheilt, der vielleicht in einem schrecklichen Augenblick Mörder ward, und mit vollkommenem Recht von der Obrigkeit ergriffen und nach den Gesetzen bestraft ward! Er ward Mörder, und doch konnte er, die Verwahrlosung seines aufbrausenden Gemüthes abgerechnet, einer der besten, wohlthätigsten, liebreichsten, zu allem Guten entschlossensten Menschen sein. Er ward nun allerdings der Bestrafung werth; nichts konnte seine abscheuliche Handlung rechtfertigen; seine herzliche Reue macht sie nicht ungeschehen. Allein bin ich darum ein besserer Mensch, als er, weil ich noch keinen Todschlag auf dem Gewissen habe? — Darf ich mich im Stillen meiner Kaltblütigkeit und Sanftmuth rühmen, da ich vielleicht diese vermeinten Tugenden nur meiner persönlichen Furchtsamkeit, meiner natürlichen Schüchternheit und Trägheit zu danken habe?

Wie oft wird mit Schadenfreude oder stolz herablickendem Mitleiden der Fehltritt einer gefallenen Jungfrau beurtheilt, und wie manche ihrer strengen Richterinnen spricht mit schmeichelndem Selbstgefühle: Gottlob, daß ich nicht bin, wie diese da! — Aber,

o Richterin, jene Unglückliche, die du verachtest, war vielleicht wahrhaft keuschern Herzens, als du. Sie liebte die Tugend vielleicht ernster, inbrünstiger, als du; sie hat vielleicht mit ihrer Leidenschaft schwerere Kämpfe bestanden, als du — Kämpfe, die nur der Allwissende kannte, bis sie, getäuscht, verführt, in einem unglücklichen Augenblicke sich selbst und das Heilige vergessend, sank. — Zwar du, o strenge Richterin deiner beklagenswerthen Mitschwester, darfst dich rühmen, noch keines so groben Fehltrittes schuldig zu sein — aber war dies auch dein wirkliches Verdienst? Brachte dich dein Verhältniß jemals in so gefährliche Stimmungen? War es immer deine Liebe zur Tugend, oder die Furcht bloß vor Schande, oder selbst der Mangel der Gelegenheit, welcher dich rettete? Ist dein Herz, ist deine Einbildungskraft immer unentweiht geblieben?

Wie Jesus Christus einst, beim Anblick der ihm vorgeführten Sünderin, statt sie zu verdammen, ausrief: Wer sich keiner Schuld bewußt ist, werfe den ersten Stein auf sie! so sollen wir noch heut oftmals in Rücksicht solcher Personen denken, deren Fehltritte aus dem Verborgenen ans Tageslicht kommen, während die Folgen der unserigen verhüllt, oder nur in unserm eigenen Gedächtnisse vergraben bleiben. — Wir sollen uns selbst noch nicht deswegen für vollkommener halten, weil wir bisher noch nicht die Aufmerksamkeit der Menschen durch irgend ein grobes, durch seine Wirkungen auffallendes Vergehen beschäftigten.

Man nennt zwar im gemeinen Leben schon denjenigen gewöhnlich einen guten Menschen, eine Person von unbescholtenem Wandel, welchem man eigentlich nichts Schlechtes oder Unanständiges nachzusagen weiß; und Viele bilden sich wohl ein, schon dadurch ein Verdienst oder einen Anspruch auf die Achtung ihrer Mitbürger zu haben, daß sich keiner derselben über sie zu beklagen hat. — Aber, ist es denn ein Verdienst, kein Verbrecher zu sein? — Sollen wir den Begüterten loben, daß er kein Dieb und Räuber, den schwachen Greis, daß er kein Verführer der Unschuld, den Furchtsamen, daß er kein Todtschläger und Zänker ist? — Wer darf mit frohem Herzen vor Gott treten, und sich seines Wohlgefallens freuen, der da nur zu sagen weiß: ich habe nicht betrogen, nicht verrathen; ich bin kein Trunkenbold, kein Verleumder? — — Sind denn Handlungen, die wir nicht begangen haben, eine Handlung? Und können wir von der Saat, die nicht gesäet worden ist, Aernte verlangen?

Wahrlich, irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Wir haben keineswegs den Beruf empfangen, das möglichst wenige Böse zu stiften, sondern das möglichst viele Gute. Der Knecht, der seines Herrn Willen weiß, und hat sich nicht bereitet, auch nicht nach seinem Willen gethan, der wird viele Streiche leiden müssen! — spricht Christus. (Luk. 12, 47.) Schon das ist Verbrechen, eine Tugend, die wir Gelegenheit hatten auszuüben, unterlassen zu haben. Denn wer da weiß Gutes zu thun, und thut es nicht, dem ist es Sünde! (Jak. 4, 17.)

Die meisten Sterblichen, nur auf irdische Vortheile für ihr Haus, ihre Bequemlichkeiten, für ihre Ergötzlichkeiten bedacht, leben in mittelmäßiger Gemeinheit des Sinnes hin. Niemand kann sie schelten, aber loben kann sie ihr eigenes Gewissen nicht. Sie sind viel zu träge und schüchtern, das Böse zu thun, aber auch eben so träge und schüchtern für das Gute. Sie wähnen Alles vollbracht zu haben, wenn sie irgend ein Werk der Liebe vollbringen helfen, wozu sie sich aus Temperament oder Langeweile, oder aus Begierde entschlossen, bei den Leuten einiges Ansehen zu bekommen. — Ach, dies ist keine Tugend! — Sie sind Sünder und verächtliche Wesen, weil sie jede Kraftanstrengung scheuten, und nur thaten, was sie aus mancherlei Ursache nicht wohl lassen konnten.

Wer da weiß, Gutes zu thun, und thut es nicht, dem ist es Sünde! ruft Gottes Wort.

Sobald der Mensch den Jahren der Unmündigkeit entwachsen ist, kennt er den Inbegriff seiner Pflichten. Und hätte kein Vater, kein Lehrer ihm die Pflichten gegen Gott und Menschen und Thiere mitgetheilt: eine innere Stimme würde in ihm erwachen, und ihm nennen, was Recht und Unrecht sei. — Gehe hin in die entferntesten Weltgegenden, wo noch Menschen wohnen: bei aller ihrer Rohheit wirst du in ihnen das Gefühl dessen finden, was gut und böse ist. Denn die Gottheit offenbart sich in aller Sterblichen Vernunft und Herzen, also daß Niemand eine Entschuldigung für sich hat.

Am wenigsten hat sie der Christ. Was dem Wilden in seinem Heidenthume nur noch dunkel vorschweben mag, das hat Jesus in glänzender Klarheit vor uns aufgestellt. Wir kennen seine Worte, in welchen er den heiligen Willen unsers Schöpfers offenbarte; wir kennen sein Leben voller Unschuld, Gerechtigkeit, Liebe und Selbstaufopferung für Menschenwohl; es ist ein heller Spiegel, in welchen wir sehen sollen. Wie mögen wir uns mit Unwissenheit entschuldigen, wenn wir nicht so viel Gutes auf Erden stiften, als wir Gelegenheit dazu haben?

Auch kann wahrlich Niemand mit Gerechtigkeit die Klage führen, daß es ihm an Anlässen fehle, unter seinen Mitmenschen nützlich und verdienstvoll durch wohlthuende Handlungen zu werden. Denn jeder Tag bietet uns dazu mancherlei Stoff dar; hätten wir nur Muth, nur Willen genug, ihn zu ergreifen.

Es ist wahr, nicht alles das Gute, was wir gern bewirken möchten, können wir ausführen. Aber hüten wir uns, nur gern auf das, was ausser unserer Macht liegt, hinzublicken, und darüber das geringere Gute zu versäumen, welches wir in der Nähe und mit geringern Mitteln stiften können! — Doch dies ist ein gewöhnlicher Fehler bei Vielen, daß sie immer über den ihnen angewiesenen Geschäftskreis hinweg in die Ferne sehen, und sich beklagen, ausser Stand zu sein, dieses oder jenes wohlthätige Unternehmen auszuführen, weil ihnen ihre Lage es nicht erlaubt; oder nicht an der Stelle dieser oder jener Person zu sein, wo sie dann gewiß nützlicher und wirksamer, als eben diese, sein würden.

Nein, sehet doch auf eure eigenen Verhältnisse; sie sind weitläufig genug, ein großer Spielraum eurer Frömmigkeit und Tugend zu sein! — Sprich doch nicht: hätte ich so viel Vermögen, wie Dieser oder Jener, ich würde gewiß edlern Gebrauch davon machen! Warum machst du denn nicht von deinem geringern Vermögen die edelste Anwendung? Hast du nicht so viel, daß du ohne deinen oder deiner Familie Nachtheil davon Großes entbehren kannst: warum entbehrst du denn nicht zum Trost des Leidenden wenigstens das Geringe, sondern verwendest es lieber zur Vermehrung deiner Bequemlichkeiten, zur Verdoppelung deiner Lustbarkeiten; zur bessern Reizung

deines Gaumens mit Getränken und Speisen wohlschmeckender Art? Und bist du so dürftig, daß du endlich auch das Geringe nicht mehr entbehren kannst: besitzest du nicht die Gabe zu reden? hast du nicht einige wohlhabendere Bekanntschaften, die du um Beistand für hilfsbedürftige Familien ansprechen könntest? Es ist ja immer leichter, ein Wort für Andere zu reden, als für sich selber.

Sprich doch nicht: hätte ich die Gewalt großer Fürsten, ich würde der ganzen Welt den lang entbehrten Frieden geben, Wohlsein, Liebe, Eintracht unter allen Völkern herstellen! Warum vollbringst du denn das löbliche Werk nicht in deinen eigenen Verhältnissen? Warum stiftest du denn keinen Frieden mit deinen eigenen Feinden? Warum weigerst du dich denn so stolz, dem die Hand der Versöhnung zu bieten, der dich beleidigt hat? Warum meidest du denn nicht die Versuchung zu schadenfrohen Spötteleien über fremde Gebrechen, und erzeugst damit Erbitterung? Warum bist du denn schwach genug, wenn Entzweiung unter deinen Bekannten ist, statt die Mißverständnisse zu heben, sie zu dulden mit Gleichgültigkeit; statt die Erzürnten zur gegenseitigen Nachgiebigkeit und Verzeihung geneigt zu machen, sie wohl gar durch Beistimmung in ihren harten Urtheilen zu verhärten, oder durch Zwischenträgereien die Feindschaft zu vergrößern?

Sprich doch nicht: hätte ich diesen oder jenen Beruf gewählt, bekleidete ich dieses oder jenes Amt, wie thätig, wie unermüdet, wie nützlich wollte ich sein; aber in meinem Berufe bin ich gelähmt, und leiste nicht den tausendsten Theil dessen, wozu ich die vortrefflichsten Anlagen in mir fühle! — Warum bist du denn, mit allen deinen Anlagen, nicht in deinen engern Geschäften der Vortrefflichste von Deinesgleichen? Warum beweisest du nicht dadurch, daß du eines größern Wirkungskreises würdig wärest, indem du deinen gegenwärtigen Platz ganz ausfüllst? Wer nicht mit dem kleinen Pfunde zu wuchern versteht, wie soll man den über Vieles setzen? — Bist du aber in deinem Gewerbe und Beruf einmal der Vortrefflichste in deiner Art: wie leicht wird es dir dann werden, deine nützliche Thätigkeit auch weit darüber hinaus auszudehnen!

Siehe, dies ist die Unterlassung des Guten, das du kennst und vollbringen könntest; dies ist deine Sünde!

Es gibt keinen Menschen, der nicht jeden Tag wenigstens *einen* Anlaß fände, Gutes zu thun; selbst dem dürftigsten Bettler an der Straße fehlt dazu die Gelegenheit nicht. Doch um diese Gelegenheiten zu erblicken, muß man sie nur erblicken *wollen*. Aber dazu gebricht es an Neigung. Siehe, dies ist Unterlassung des Guten. Klage nicht die Vorsehung an, daß sie dich in keine Umstände versetzt, in denen du deine Tugend erscheinen lassen könntest — klage deine Trägheit an, welche dich hindert, die Augen aufzuschliessen, um zu sehen, was in deiner Nähe liegt.

Nicht Gelegenheit zum Guten, sondern das erste Talent zum Guten fehlt dir, nämlich ungeheuchelte *Menschenliebe* und *Dienstgefälligkeit*. Wer diese besitzt, der weiß erfinderisch Jedem, mit dem er in Berührung kommt, irgend etwas Liebes zu erweisen, und selbst Abwesenden und Entfernten nützlich zu sein; der weiß immer etwas von seinen Ersparnissen zu erübrigen, womit er Andern helfen oder gemeinnützigen Unternehmungen beistehen kann; der hat, wenn auch nicht immer Geld, doch hier ein gutes Wort, da einen zweckmäßigen Rath, dort einen Trost.

Frage dich nur nach einem vollbrachten Tagewerk in der Abendstille: hast du alles das Gute gethan, was du eigentlich hättest thun können? Hast du die kleinen Anlässe vortheilhaft benutzt, wo du in deiner Tugend leben konntest? — Und wenn sich dein Gedächtniß keiner Gelegenheit dazu erinnert, dann lege dir noch die einzige Frage vor: und was würdest du wohl gethan haben, wenn du ein Muster wohlwollender Menschenliebe und Dienstfertigkeit hättest sein wollen? Dein Gewissen wird dir in stillem Nachdenken antworten, wird dir sagen: *und du hast es nicht gethan!* Wer da aber weiß, Gutes zu thun, und thut es nicht, dem ist es Sünde.

Die Schuld der Unterlassung guter Handlungen wird um so größer vor Gott, dem Richter unsers Werthes, um so größer vor unserm eigenen Bewußtsein, je leichter es uns war, jenes zu thun. — Unzähliges aber geschieht nicht, ob es gleich Kleinigkeit gewesen sein würde, es zu vollbringen. Denn nicht nur hat jeder Sterbliche die Erkenntniß dessen, was recht ist, sondern Jeglicher hat besondere und ausgezeichnete Anlagen, der eine zu dieser, der Andere zu jener Tugend.

Wer von der Natur weichlich und gefühlvoll ist, dem kostet es wenig Ueberwindung, gegen Unglückliche die schöne Pflicht des Mitleids in That und Wort zu üben. Warum pflegte er diesen göttlichen Trieb seines Herzens nicht? Warum that er sich sogar Gewalt an, ihn nicht allzulaut werden zu lassen? Ach, da hindert ihn bald Eitelkeit und Furcht vor dem, was die Leute sagen würden, irgend ein Werk schöner Barmherzigkeit zu üben, bald hindert ihn Hang zur Gemächlichkeit, in die Wohnungen der Unglücklichen zu gehen, von denen er hörte, oder sich genauer von ihren Umständen zu unterrichten, und wie ihnen am besten zu helfen wäre; bald unverzeihlicher Leichtsinn, bald Prachtlust, für die mancherlei Ausgaben zu machen waren.

Wer von Natur muthigen, entschlossenen Herzens ist, dem kostet es wenig, sich des Unterdrückten anzunehmen. Und warum that er, der von Natur allem Unrecht feind ist, diesem edeln Sinne kein Genüge? Ach, da war der Eigennutz, welcher ihn gegen seine bessern Wünsche nöthigte, stumm zu bleiben; da waren allerlei Rücksichten gegen Personen, welchen man sich beliebt machen möchte, die ihn bewogen, das Ungerade für gerade gelten zu lassen.

Wer Ansehen und Einfluß auf Denkart und Willen seiner Mitbürger hat, dem ist es ein Leichtes, unzähliges Gute auf die Bahn zu bringen, oder zu befördern, was Andern bei aller Anstrengung ihrer Kräfte schwer zu verrichten wird. Oft genügt nur ein bloßes Beifallgeben, ein einziges aufmunterndes Wort, um das Nützliche vollzogen zu sehen. — Warum sprach er das Wort nicht aus? — Ach, weil ihm die Sache am Ende sehr gleichgültig war und er sich nur nicht die Mühe geben wollte, ihren Werth zu bedenken; oder weil seine Bequemlichkeit sich mit der Gegenfrage entschuldigte: warum soll ich mich in Alles mischen, was mich nicht unmittelbar angeht? Oder weil die Rede von Dingen war, die nur fremde Personen, eine fremde Stadt, ein fremdes Dorf und deren Nutzen betrafen.

Doppelt schwere Verantwortlichkeit haftet auf dessen

Seele, der das Gute unterläßt, nicht nur wo ihn die Gelegenheit dazu auffordert, sondern wo ihm selbst seine angebornen Neigungen und die Mittel es leicht machten, welche in seiner Gewalt standen. Hier ist die höhere Pflichtvergessenheit offenbar die Wirkung eines schon in ihm mächtig gewordenen entgegengesetzten Lasters, es heiße dasselbe nun Eigennutz, Selbstsucht, Neid, Stolz oder schlaffe Trägheit, Leichtsinn, Unachtsamkeit.

Du liebst die, die dich lieben, die dir schmeicheln; du thust denen wohl, von denen du Gefälligkeiten erwarten kannst — was ist dies nun mehr? Dies thun auch die Heiden, so thun auch die Thiere. Jesus Christus nannte die erhabenern Pflichten — entziehst du dich ihnen: o so glaube nicht an einen wirklich vorhandenen Werth deines Herzens. — Du begehst keine Verbrechen; betrügst, verleumdest, übervortheilst, verfolgst deine Nebenmenschen nicht — aber was hast du damit mehr gethan? Alles dieses thut auch der todte Stein nicht, den du mit Füßen trittst.

Wie arm siehst du da, Sterblicher, wenn deine unsterbliche Seele, ausgerüstet mit großen Anlagen für ein ewiges, besseres Dasein, ausgerüstet mit Erkenntniß des Wahren und Falschen, ausgerüstet mit einem kräftigen Willen, sich einst keiner andern Vorzüge zu rühmen weiß, als rein geblieben zu sein von groben Verbrechen! Darf der gefühllose Stein höhere Seligkeit aussprechen, und der träge Knecht, welche sein Pfund in die Erde vergrub, die Hoffnung fassen, einst über Mehreres gesetzt zu werden, denn hienieden?

Wie arm stehst du da, Unglücklicher, im fürchterlichen Selbstbetrug! Denn du wähnst dich, wenn auch nicht mit Tugend geschmückt, doch rein von schweren Vergehen — siehe, deine tausend Unterlassungen des Guten sind deine tausend Sünden, welche dich zur Verantwortung rufen. Es schlägt einst die ernste Stunde, da du schaudern wirst vor deiner Gleichgültigkeit gegen zahlloses Gute, was nun ungeschehen blieb. Denn Gleichgültigkeit gegen eine Tugend, die wir üben könnten, ist Gleichgültigkeit gegen die Ewigkeit, die uns richten wird — ist Gleichgültigkeit gegen den Allerheiligsten. Jede Gelegenheit zum Guten, welche wir wahrnehmen, ist gleichsam eine Einladung Gottes an unser Herz, es ihm zu weihen, die Bitte unsers guten Engels, göttlicher zu werden.

Und wie stehe ich da, o himmlischer Vater, vor Dir! Wehe, wenn meine Tage und Stunden mir vorgerechnet, und mir die Versäumungen guter Thaten vorgezählt werden, wie mag ich bestehen? — Und so groß auch deine Gnade ist: welche Ansprüche und Hoffnungen kann ich auf eine heitere Ewigkeit, auf ein vollendeteres Dasein haben, da ich sie — ach! nur zu oft, — verscherzte?

Ich erkenne vor Dir meine Schwäche, meine Schuld. Ja, ich bin Sünder, größerer Sünder, als ich oft zu sein mir einbildete. Meine Unterlassungen sind meine Verbrechen, die mich drücken, und rechtfertigen kann ich sie nicht vor Dir.

Doch ich lebe noch! — Gott, barmherziger Gott, Deine Langmuth hat mich Unwürdigen noch nicht verlassen. Ich lebe noch; sehe noch eine Reihe von Tagen vor mir, da ich mehr als unfruchtbare Reue, nein, da ich die Kraft eines tugendhaftern, Dir wohlgefälligern Willens zeigen kann. Ich lebe noch, und sehe freudig den Augenblicken entgegen, die mir Gelegenheit geben zu Gesinnungen, Worten, Thaten, welche zur Vermehrung allgemeiner Glückseligkeit beitragen. O Vater, Du forderst nichts, was die Kräfte Deiner Kinder übersteigt, — ach, warum sollte ich nun nicht gern leisten, was die Kräfte vermögen? — O vergib, Barmherziger, vergib mir meine Unterlassungen; Vater, vergib uns unsere Schulden! Amen.

110.

Richtigere Beurtheilung unserer Gemüthsbewegungen.

Joh. 3, 14—17.

Selbstüberwindung fordert Muth!
Es gilt den Kampf ums höchste Gut!
Wer ist ein Christ, und gleicht nicht gern
Den Martirern,
Nicht gern auch Christo, seinem Herrn?

Wo ist der Held, den je im Streit,
So schwer er war, die Mühe reut?
Wenn er nur kämpfte wie ein Mann,
Das Feld gewann,
Und seines Sieges froh sein kann.

Hilf, Todesüberwinder, mir,
Ich halte, Christus, fest an Dir!
Nur Mensch zu sein, ist Menschenpflicht,
Mehr will ich nicht!
Dem Seraph strahlt ein andres Licht.

Wenn ein guter Mensch zuweilen beim Anblick der Ungerechtigkeit zum Zorn und Unwillen aufflammt; oder sich dem Ungestüm der Freude bei fröhlichen Anlässen hingibt; oder von der Furcht gefoltert, die ein Mangel des Vertrauens auf göttliche Vorsehung zu sein scheint, oder von andern dergleichen lebhaften Gefühlen überrascht wird: geschieht es nicht selten, daß Andere, die vielleicht von Natur weniger lebhaft und reizbar sind, ihn tadeln. Es geschieht nicht selten, daß eben solche an sich gute, aber allzuängstliche Menschen sich deswegen selber mit Vorwürfen bestürmen, sich vor Gott anklagen, und die Aufwallungen ihres Gemüthes als eben so viele grobe Sünden bitterlich bereuen.

Ihrer Viele sind gewesen, die deshalb sich von der Welt zurückgezogen haben, um weniger zu Zorn und Freude, heftigem Schmerz oder Verdruß hingerissen zu werden. Sie gingen in Einsamkeiten, in klösterliche Zellen, oder führten in der Mitte großer Städte ein abgeschiedenes Leben. Andere wieder, welche jene Aufwallungen nicht weniger für sündlich hielten, traten recht mit Absicht in das Gewühl des Lebens hinein, oder vermieden wenigstens nicht die Gelegenheit, durch welche ihre Gefühle aufgeregt werden konnten, um dann sie desto heldenmüthiger zu besiegen, sich gegen Unmuth und Fröhlichkeit, gegen Furcht, Schrecken und Zorn zu stärken oder unempfindlich zu machen. Noch andere hielten alle lebhaften Aufwallungen der Sinnlichkeit für natürliche Verderbtheit des Menschen, und nach manchem vergeblichen Kampfe dawider sich unfähig, jemals fromm und der göttlichen Gnade würdig zu werden.

Warum rede ich von vergangenen Zeiten? Es ist noch heutiges Tages so. Es sind viele Christen, welche

eben darein den höchsten Triumph des Christenthums setzen, daß sie alle Lebhaftigkeit der Gefühle unterdrückt wissen wollen, und es für strafbar halten, von denselben überrascht zu werden.

Ist denn aber eine starke Gemüthsbewegung Sünde? Will denn Gott, daß wir uns selber in einem solchen Grade absterben, daß wir gegen Schmerz und Fröhlichkeit, Lust und Unmuth unempfindlich werden? Bin ich verdammungswürdig, wenn ich über das, was schändlich ist, in Zorn und Mißmuth gerathe? oder wenn ich an der Heiterkeit meiner Freunde Theil nehme, mit ihnen scherze und lache, zum Tanz und Schauspiel gehe, und Vergnügen an geselligen Lustbarkeiten nehme? Ist es Gottes Gebot, daß ich meine ganze Lebenszeit in ununterbrochener kalter Gelassenheit bleibe, oder wohl gar in einem trüben, stets auf sich selbst zurückdenkenden Ernst zubringe?

O gewiß nicht. Hier ist ein Irrthum. Es kann auch wohl eine allzuweit getriebene Gewissenhaftigkeit geben, die mich mit Vorwürfen bestürmt, wo ich sie doch nicht verdiene. Denn wären mehr oder weniger lebhafte Gemüthsbewegungen Sünde: so hätte Gott sie mir nicht selber gegeben. Die größere oder geringere Reizbarkeit der Empfindungen hängt offenbar von der eigenen Beschaffenheit unsers Temperaments ab. Das Temperament aber ist nicht unser eigenes Werk.

Wären sehr lebhafte Gemüthsbewegungen an sich tadelhaft: so müßte auch eine sehr lebhafte Einbildungskraft, ein allzutreues Gedächtniß sündlich sein. Denn das Gedächtniß, wie die Einbildungskraft, verleiten eben so leicht zu bösen Werken, als die gereizten Gefühle. Wie sollte ich mir alsdann erklären, daß Gott den einen Menschen schon von Natur besser, den andern schlechter geboren werden ließ? Ich kenne Leute, die so trägen Gemüthes sind, daß sie immer kalten Blutes bleiben, und durch nichts leicht in Zorn gerathen; weder ungemein fröhlich, noch ungemein traurig werden können. Ist denn das Greisenalter darum frömmer oder löblicher, weil es weniger Hang zu sinnlichen Ergötzungen hat, für welche ihm die Neigung fehlt, weil es an Nerven und Kräften stumpfer geworden? Ist denn Jüngling und Mädchen, oder Mann und Weib in den besten Lebensjahren zu tadeln, weil hier mehr Fülle der Kraft und mächtigere Begierde ist?

Der Gegenstand ist wichtig genug, daß ich darüber nachdenke. Er ist für meine eigene Ruhe erforderlich, daß ich mir deutliche Vorstellungen erschaffe über Sündlichkeit gewisser Aufloderungen des Gefühls; ob ich, um fromm und gottgefällig zu sein, alles Regerwerden meiner Sinnlichkeit unterdrücken müsse.

Schon die Vernunft sagt mir, daß dies nicht sein solle und könne. Aber doch behaupten es die strengen Eiferer und Sittenlehrer. Oft wird es mir sogar von Kanzeln gepredigt, mein Fleisch sammt den Lüsten und Begierden zu kreuzigen, abzutödten in solchem Maße, daß ich allen Freuden dieses Lebens entsagen müßte.

Blicke ich hingegen auf den Göttlichen, der ihr Lehrer und auch der meinige ist, auf Jesum Christum, den heiligsten und unschuldigsten der Menschen: so überzeuge ich mich vom Gegentheil; auch er war keineswegs von den lebhaften Bewegungen des Gemüthes frei. Schrecken, Zorn, Furcht, Angst, Fröhlichkeit, Lust an sinnlichen Ergötzungen, waren ihm gar nicht fremd, und er unterdrückte diese unwillkührlichen Neigungen nicht.

Es wird erzählt, wie er in heftigen Unwillen gerieth, da er im Tempel von Jerusalem die Wechsler sitzen sah, und die, welche Ochsen, Schafe, Tauben zu Opfrungen feil hatten. Er machte eine Geißel aus Stricken, trieb sie alle hinaus, und verschüttete den Wechslern das Geld, und stieß die Tische um, indem er sagte: Machet nicht meines Vaters Haus zum Kaufhause! (Joh. 2, 14—16.) Diese Stelle aus dem Leben Jesu hat mich oft ernst beschäftigt. Sind die Aufwallungen des Zorns an sich eine Sünde vor Gott, wie hätte sie Jesus in sich dulden können? Und doch bereute er sie nicht. Daß er mit Zorn gehandelt habe, ist nicht zu läugnen. Mehrmals gerieth er in Eifer. Ja, es wird ausdrücklich in der heiligen Schrift gesagt, wie er einst, da die Pharisäer ihm zum Verbrechen machen wollten, wenn er am Sabbath Menschen heilen würde, da sich seines Unwillens nicht erwehrte: er sah sie umher an mit Zorn. (Marci 3, 5.)

Zu andern Zeiten war er der tiefsten Betrübniß hingegeben. Ja, wir wissen, daß er in jener bangen Nacht am Oelberge betrübt war bis in den Tod, und so sehr von Angst und Furcht und Kummer überwältigt, daß sein Schweiß wie Blutstropfen ward, die auf die Erde fielen. (Luk. 22, 44.) Er war Theilnehmer an geselligen Freuden und fröhlich mit den Fröhlichen. Da es an der Hochzeit zu Kana an Wein gebrach, die Gesellschaft zu beleben, war er es, der es seiner nicht unwürdig achtete, mit wunderbarer Kraft das Mangelnde zu schaffen. Er verschmähete keineswegs die angenehmen Genüsse der Sinnlichkeit, und ließ sich gefallen, daß sein Haupt mit wohlriechenden, köstlichen Oelen, nach der Weise des Morgenlandes, gesalbt ward. Er wußte sehr gut, daß es damals, wie heute, mürrische Eiferer gab, die da meinten, um ein heiliges Leben zu führen, müsse man arm und strenge leben, nur mit schlechter Nahrung und geringer Kleidung vorlieb nehmen, und sich mit den härtesten Entsagungen quälen. Dennoch that er es nicht. Er ging wohl öfters zu den reichen und verhaßten römischen Zollpächtern zu Tisch, und verachtete den Tadel derer, denen Alles unrecht ist, man mache es, wie man wolle. Johannes ist gekommen, sprach er, und führte das allerenthaltsamste Leben, aß nicht und trank nicht. Da sagten sie: Er hat den Teufel. Nun ist des Menschen Sohn gekommen, ißt und trinkt. Siehe, sagten sie, wie ist der Mensch ein Fresser und ein Weinsäufer, Gesellschafter von Zöllnern und Sündern! (Matth. 11, 18. 19.)

So ist denn offenbar, daß weder das Erzürnen, noch das Bekümmern, weder die Lustigkeit, noch die Traurigkeit, weder das Wohlgefallen an sinnlichen Genüssen, noch die Ungeduld, noch die Sehnsucht, noch irgend eine von allen andern Gemüthsbewegungen an sich strafbar sind; daß ich irre, wenn ich mir es vorwerfe, sie nicht unterdrücken und tödten zu können; daß ich dies sogar nicht verlangen soll, weil es etwas Unnatürliches und am Ende sogar Unmögliches wäre; daß diejenigen zu weit gehen, welche fordern, der Mensch müsse beständig kalten Blutes bleiben, und dem Leibe so wenig Ehre anthun als möglich.

Aber Alles hat sein Maß! Wann hören unsere Gemüthsbewegungen auf, unschuldig zu sein? Wie lange sind sie nicht nur unschuldig, sondern sogar löblich?

Sie sind löblich, so lange sie unsere Begierde zu dem, was recht und gut ist, un-

erstützen und erheben. Ohne Lebhaftigkeit der Gefühle kann kaum etwas Gutes mit gehörigem Nachdruck ausgeführt werden. Ja, auch Christus gerieth in Zorn, aber nicht aus Neid oder Scheelsucht, nicht aus Noth oder Habsucht, nicht für seinen Eigennutz, sondern für die Sache Gottes. Ihn empörte die Falschheit der Menschen, ihre Niederträchtigkeit, ihre Heuchelei. Ihn erzürnte ihre Unehrerbietigkeit gegen Gott. Darum trieb er die Geldwechsler und Opferverkäufer aus dem Tempel; darum schalt er die scheinheilige Großthuerei der Pharisäer. Wer das Gute will, kann es nicht ohne eine gewisse Begeisterung vollstrecken. Es muß eine Erhöhung aller unserer Gefühle eintreten, um uns gegen Hindernisse zu stärken, und Gefahren verächtlich zu machen. Die Gefühle sind gleichsam der Wind in das Segel unsers Willens. Wer bei Schandthaten, deren Zeuge er sein muß, kaltblütig sein kann; wer gelassen zusehen kann, wenn man einen Schuldlosen verdammt, einen offenbaren Böswicht schmeichelt und begünstigt, vielleicht weil er reich und von guter Herkunft ist; wer gleichgültig bei fremder Noth, oder bei Gefahren des Vaterlandes, oder bei verbrecherischen Anschlägen sein kann: verdient er wohl den Namen des Tugendhaften? Ist er selbst wohl großer Edelthaten fähig? Könnte der sich für irgend eine Sache aufopfern? Vermögen, Ehre und Leben dafür hingeben?

So tadle und verdamme denn Niemand die Aufwallungen eines edeln Zorns und Unwillens; so mache sich denn Niemand Vorwürfe, wenn er seinen Abscheu gegen Ungerechtigkeit laut werden ließ. Ist es die Tugend selbst, welche die Flamme des Gemüths entzündet: so lodert sie rein.

Löblich ist die Freude. Seid fröhlich mit den Fröhlichen und mit den Weinenden weinet! ruft uns das göttliche Wort selber zu. (Röm. 12, 15.) Wer nicht einigen Theil am Glück der Frohsinnigen nehmen kann, der ist auch wohl selten aufgelegt, sich Unglücklichen mit gänzlicher Hingebung zu weihen. Welche Sünde ist ein Spiel, welches das Herz vergnügt? Wo ist das Wohlgefallen am Schönen verdammt, es entwickele sich in Betrachtung der Natur, oder der Kunstwerke, in den Bewegungen des Tanzes, oder in den Klängen der Musik? Wer will das durch Witz und Scherz belebte Gastmahl, wer die höhern Stimmungen zur Freude durch den mäßigen Genuß des Weins verdammen? Es ist Scheinheiligkeit, frömmelnde Ziererei oder übertriebene Gewissenhaftigkeit, sich davon auszuschliessen, und den als ein Weltkind zu verschreien, welcher daran Theil zu nehmen nicht verschmäht. Auch Jesus Christus, mein Heiland, mein Erlöser, fehlte bei vergnügenden Gastmählern nicht. Er selber schuf den Wein zu Kana, um die freudige Stimmung der Anwesenden zu erhöhen. Er wollte nicht, daß der Mensch finster, ungesellig und mürrisch, in übermäßiger Strenge und Enthaltsamkeit sich die Welt Gottes zum Kerker, das Leben zur Folter mache.

Gemüthsbewegungen sind dann erst sündlich, wenn sie sich mit unerlaubten Begierden vereinigen und dieselben stärken. Sie sind an sich selber zwar weder gut noch böse, aber sie werden es, je nachdem sie in den Dienst des Rechts oder Unrechts treten. Die boshafte Schadenfreude ist nicht die Freude des Redlichen. Der Zorn der Rachsucht, die Erbitterung gekränkter Eitelkeit, das Feuer der Eifersucht ist nicht der heilige Zorn des Christen gegen Ungerechtigkeit, nicht der edle Eifer wider Sittenlosigkeit, nicht der empörte Unwille gegen Schamlosigkeit der Frevler. Die Sucht der alltäglichen Schwelgerei und Zerstreuung, die Unmäßigkeit des Trunkenbolds, die Begierde zur Löschung wilder Triebe der Ueppigkeit, die Lust an Ueberschreitung alles Wohlanständigen, ist nicht die harmlose Lust an muntern Scherzen, an vergnügenden unschädlichen Ergötzungen, an Erheiterungen jeder Art, denen keine Reue folgt.

So lange wir also, auch bei aller Heiligkeit unserer Gemüthsbewegungen, eigentlich nichts Böses wollen, oder kein Wohlgefallen an dem finden, was schlecht und unedel ist: haben wir uns weder unsere Lustigkeit noch unsern Verdruß, weder unsern Unwillen noch Kummer, noch unsere lebhafte Begeisterung oder unser Entzücken, als Sünde anzurechnen, besonders wenn wir uns unserm Zorn und Schmerz, unserer Fröhlichkeit und dem Genuß sinnlich angenehmer Gegenstände, zu denen wir ein Recht haben, nicht maßlos überlassen.

Aber Sünde wird jede Bewegung des Gemüthes, wenn sie den Verstand verfinstert, wenn sie so heftig wird, daß sie unfähig macht, mit gehöriger Besonnenheit zu handeln. Furcht und Angst vor Unglück sind keine Sünden und keine Beweise von Mangel des Vertrauens an Gott. Es sind unwillkührliche Regungen des Gemüths, wie der Verdruß und die Traurigkeit um verlorne Freuden. Jesus vergoß am Oelberge den blutigen Angstschweiß; aber dennoch behielt er Kraft genug, sich wieder ermannen und beten zu können: nicht mein Wille, Vater, sondern der Deinige, geschehe. Wenn aber die Verzagtheit des Gemüths so groß wird, daß alle vernünftigen Vorstellungen verdunkelt werden, daß das Herz verzweifeln möchte: dann ist Gefahr, dann die Sünde nahe. Wenn wir im Zorn über das Ruchlose aufwallen, mag er edel genannt werden; wenn er uns aber so betäubt, daß wir, von ihm übermannt, unser selber nicht mehr mächtig sind, und aus Eifer für das Rechte im Grimme Unrecht thun: dann ist er Sünde. Wenn Freude uns in dem Grade berauscht, oder wir uns in sinnlichen Genüssen in solcher Ausgelassenheit hingeben, daß unserer Gesundheit, Unschuld und Ehre, oder dem Wohlsein und Glück Anderer daraus Nachtheil erwächst: dann ist sie Sünde.

Daher, obgleich die Bewegungen des Gemüths, es mögen Empfindungen angenehmer oder unangenehmer Art sein, durchaus für sich selbst nicht sündlich zu heißen sind, haben wir bei ihrem Dasein die größte Vorsicht anzuwenden, daß wir derselben immer Meister bleiben, und daß sie sich nicht gänzlich unserer Besonnenheit bemeistern. Haltet Maß in allen Dingen, in Zorn, in Schmerz und Freude. Nur allzuschnell werden wir durch den Sturm der Empfindungen über die Grenze des Rechten, des Billigen und Schicklichen hinweggerissen. Reizbare, lebhafte Gemüther geriethen dadurch, so edel auch ihre Absichten, so unschuldig auch die Veranlassungen, so rein auch anfänglich ihre Begierden waren, nur allzuoft bis zum schwarzen Augenblick der Reue. Sie vorzüglicher, als andere, die eines kaltblütigen Wesens sind, müssen darüber wachen, daß gewisse Gemüthsbewegungen nicht allzuhäufig wiederkehren, und dadurch herrschende Gewohnheiten werden.

Gemüthsbewegungen werden sündlich, sobald sie bei jedem, auch dem geringsten Anlasse laut werden, herrschende Gewohnheiten sind, auch

folglich den Willen leiten, die Vernunft und das Gewissen unterjochen. Bei jedem kleinen Fehler des Nächsten in Zorn gerathen und Aergerlichkeit äussern; über geringfügige Dinge sogleich in Schrecken und Furcht kommen; Alles, so unbedeutend es auch sei, mit hastigem Ungestüm und Begeisterung ergreifen; oder immer lustig scherzen, auch bei den ernsthaftesten Geschäften Spaß und Muthwillen treiben, und in den offenbarsten Gefahren leichtsinnig gaukeln: bezeugt Schwäche des Gemüthes, Schwäche des Verstandes. So herrschend gewordene Gemüthsbewegungen lähmen jede Stärke zur Tugend, und sind fortgesetzte Unbesonnenheiten. Hier ist Kampf des Geistes nöthig zur Wiedererhaltung der Herrschaft über das Gemüth. Alles hat seine Zeit, Lachen und Weinen.

Jeder prüfe sich nun selbst. Zu große Lebhaftigkeit der Empfindungen, wie Gefühllosigkeit, sind gleich nachtheilig. Beide Fehler entspringen oft aus körperlichen Zuständen. Aber dem starken Willen des Geistes ist es möglich, selbst das Temperament zu verbessern. Wer zur Traurigkeit und Schwermuth geneigt ist, bemühe sich um Zerstreuungen; wer zum Zorn und Verdruß geneigt ist, strebe nach Kaltblütigkeit und ruhiger Ansicht der Dinge, und der erste Schritt dazu ist, wenn er so viel über sich gewinnt, niemals in der ersten Aufwallung seines Gefühls zu reden und zu handeln; wer sich oft in fröhlichen Gesellschaften zu sehr vergißt, und seine Heiterkeit in ausgelassenes, unbesonnenes Wesen ausschweifen läßt, gehe nie zu solchen Gelegenheiten, ohne den festen Vorsatz, von allen Anwesenden der Nüchternste und Gelassenste zu bleiben. Wer bei sich empfindet, daß er gegen fremde Noth zu gleichgültig, bei nichtswürdigen Handlungen zu unbefangen, für das Edle und Gute einer Unternehmung zu unbegeistert und träge ist, dünke sich darum nicht weise, sondern er durchdringe mit seinem Verstande erst die Abscheulichkeiten des Verbrechens, und denke sich selbst in die Lage der dadurch Unglücklichwerdenden; er überzeuge sich von dem Segen einer edeln Unternehmung in allen ihren mannigfaltigen Folgen; er belebe seine Einbildungskraft mit den Vorstellungen der fremden Noth und Freude: die Trägheit seines Gemüthes ist nichts weniger als Kraft, sondern Schwäche, durch welche eins oder das andere seiner Seelenvermögen zu einer nachtheiligen Unthätigkeit gerathen.

Wie gefühlvoll, o mein Jesus, Bild erhabener Menschenfreundlichkeit, warst Du bei Anderer Schmerzen, über welche Du die eigenen so gern vergaßest; wie entflammt gegen die Schändlichkeit alles Bösen, was die Herzen der Menschen von ihrem Glücke und ihrem Gotte trennt; wie willig warst Du, die Freuden Deiner Brüder zu mehren, zu erheben, zu läutern und zu veredeln! O sei mein Vorbild in Allem! Ich will mich meines Herzens, meiner Empfindungen, meiner Aufwallungen nicht schämen; sie sind so menschlich! Und mehr als Mensch zu sein, ist nicht des Menschen Pflicht.

Aber lehre Du mich, Gottes Sohn, mäßig sein in Allem, in Schmerz und Vergnügen, damit ich Dir ähnlich werde und Gott gefällig. Nein, Gott gab uns nicht selbst die das Leben verannehmlichenden Gefühle, daß wir sie wieder in uns tödten und ausrotten, sondern daß wir sie zu Schwingen der Andacht und Tugend, zu Waffen derselben gegen die das Leben verheerenden Laster machen sollen. Amen.

111.

Schein und Wesen.

Jak. 2, 1—4.

Ich bitte nicht um Gut und Gold
Und Würden dieser Erden;
Was uns das flücht'ge Wesen zollt,
Muß wieder Asche werden.

Nur Weisheit gib mir, Weisheit nur,
Du, aller Wesen Meister;
Sie leitet mich auf heil'ger Spur,
Sie ist der Schatz der Geister!

Sie lehret fern von Trug und Schein
Den Werth der Dinge kennen,
Und für das Göttliche allein
Das fromme Herz entbrennen.

Gott ist die höchste Weisheit! — So hören, so lesen wir oft, ohne daß wir immer klar und deutlich einsehen, was eigentlich die höchste Weisheit sei.

Gott ist die höchste Weisheit; der Sterbliche aber soll das weiseste unter den göttlichen Geschöpfen auf Erden sein. Darum schmückte uns der Schöpfer mit der Gabe der Vernunft. Darum hörte die Welt aus dem Munde der Gottgesandten die heiligen Offenbarungen; darum offenbarte sich Gott selbst durch Jesum.

Und wer ist denn ein wahrer Weiser? — Der Christ soll es sein, ach, aber ist jeder Christ ein Weiser? — Warum ist er es nicht?

Was ist das Wesen der Weisheit? Es ist die klare Erkenntniß des Wahren, des Guten und Schönen; es ist die Entfernung von aller Täuschung, von allem Selbstbetrug über die Dinge der Welt.

Das Gegentheil der Weisheit aber ist die Thorheit. Die Thorheit aber beurtheilt die Dinge nicht nach dem, was sie wirklich sind, das heißt, nach ihrem *Wesen*, sondern läßt sich durch den *Schein* blenden. Sie läßt sich durch die *Aussenseite der Sachen* irre führen und hält sie für etwas Anderes, als sie sind.

Daher ist der Greis gewöhnlich weiser, als der unerfahrne Jüngling; die betagte Mutter weiser, als die mit der Welt unbekannte Tochter. Das Alter ist durch Erfahrung belehrt, ist durch die Schulen des Irrthums zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt, und von mancher Täuschung zurückgekommen.

Der Thor beurtheilt den Werth des Menschen nur nach seinem Kleide, nach seinem Vermögen, nach seinem Amte; — der Weise schätzt den Mann nicht nach seinem Aeussern, sondern nach seinen Gesinnungen, nach seinen Einsichten, nach seinen Handlungen. — Der Thor hält denjenigen für einen frommen Christen, der fleißig den Gottesdienst besucht, sich das bescheidene, äussere Ansehen eines Frommen gibt, auswendiggelernte Gebete herzusagen pflegt, oft in der Bibel oder in andern Religionsbüchern liest, und die rauschenden Vergnügungen vermeidet. Der Weise hält nur denjenigen für einen Christen, der in allen seinen Gedanken und Handlungen voller Menschenliebe ist, überall hilft und beisteht, Keinen beleidigt, und so gleichsam nur in der Liebe lebt, das heißt, in Gott lebt und handelt. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Gott ist die höchste Weisheit, das heißt, Gott kann durch keinen Aussenschein getäuscht und geblendet werden.

Er kennt den wahren Werth aller leblosen und lebendigen Dinge. Vor ihm gilt nicht das Ansehen der Person. Auf der Wage seiner Gerechtigkeit sind der königliche Zepter und der Stab des Bettlers vom gleichen Gewicht; für ihn ist das Zufällige keine Hauptsache.

Aber der Sterbliche wandelt hienieden lange unter Täuschungen. Denn es gibt sich der Mensch Mühe, besser zu scheinen, als er ist. Einer betrügt durch diesen Schein den Andern. Wir wissen nicht, was die Menschen sind, sondern nur, was sie scheinen. Wir beugen uns vor dem Irrthum, statt vor der Wahrheit. Wir bemerken nur die zufälligen Nebendinge, statt der Hauptsache dahinter. Wir stehen vor übertünchten Gräbern, aber sehen nicht darunter die Verwesung und den Moder.

Je richtiger ein Mensch andere Menschen und die Dinge um sich her würdigt, und je weniger er sich vom Schein und der guten oder schlechten Aussenseite blenden läßt, je weiser ist der Mensch.

Die Grundregel der Weisheit also ist: Trenne den Schein vom Wesen! — nimm die Dinge für das, was sie wirklich sind, nicht für das, was sie scheinen.

Diese Regel begreift den Inhalt aller Weisheit in sich. Wer sie überall erfüllen kann, der ist der Weiseste. Schon in zartester Jugend sollen wir sie unsern Kindern geben; so werden sie unaufhörlich nach Weisheit ringen; werden nicht den Traum für Wachen halten, das wahre Glück nicht ausser sich in andern Dingen, sondern in dem Werth ihres Herzens suchen, und das süße Gift der Laster Gift nennen, so süß es auch immer sei.

Diese Regel begleite jeden Menschen von einem Tage zum andern über, wenn er Anspruch darauf macht, ein Weiser zu werden. Nur damit entweicht er tausend Gefahren, Leiden und Sorgen des Lebens; denn was uns hienieden unglücklich macht, ist immerdar Irrthum. Nur weil wir die Erscheinung des Lebens unruhig ansehen, uns keine Mühe geben, sie richtig zu erkennen, behandeln und empfangen wir sie falsch. Daraus entsteht unsere Qual. Wir fürchten also den Schatten mehr, als die Sache; wir ängstigen uns mehr vor dem Traum, als vor der Wahrheit. Wir leiden mehr über den Verlust des eingebildeten, als des wahren und des ewigen Gutes.

Diese Regel ist die Säule des wahren Christenthums. Denn was ist Christenthum anders, als die allein wahre, ächte Gottesweisheit für den Menschen? — Nur in der Erfüllung dieser Regel bekommt der Mensch eine hohe Kraft und innere Größe. Er erhebt sich über den Schein und Trug, und sieht den Irrthum von Tausenden. — Er gewinnt eine Selbstständigkeit, die ihm nichts Anderes geben kann. Er weiß, was irdisches Glück und irdisches Unglück sei, und Beides kann ihn nicht aus seiner Gemüthsruhe verdrängen. Er hängt von keinem Zufall ab; denn er hängt nur an dem, was ewig wahr, ewig gut, ewig beseligend ist — er hängt an Gott und der ewigen großen Bestimmung seiner Seele. Er bekommt dadurch jene Religiosität, die den Nachfolger Jesu bezeichnet. Er genießt die Annehmlichkeit des Lebens, ohne sie für mehr als eine vorübergehende Erquickung seines Körpers zu halten. Er leidet jedes unverschuldete Unglück als Vollziehung der Rathschlüsse einer göttlichen Vorsehung zu seinem Heil.

Er lebt, wie Christus, nur um wohlzuthun Andern; nicht um sich zu erheben über Staub und Tand, oder Würden und Reichthum zu sammeln, die er nach wenigen Jahren wieder an die Welt zurückgeben muß. Was der unendliche Gott dem unermeßlichen Weltall ist, das ist er dem Menschen in seinem kleinen Wirkungskreise hienieden. Das heißt in Gott leben, das ist das wahre Christenthum.

Trenne den Schein vom Wesen in der Beurtheilung deiner Mitmenschen. Entziehe zwar nicht den verschiedenen Ständen denjenigen Zoll von Hochachtung, welcher in der bürgerlichen Gesellschaft eingeführt und üblich ist; aber bringe der Tugend deine Bewunderung und Liebe, wo du sie findest, gleichviel, im Palast oder in der Hütte des Armen. Sieh nicht auf das Kleid, auf die Geburt, auf die Herkunft, auf den Stand, auf das Vermögen, auf die Würde des Mannes, sondern auf seine Verdienste, auf seine vorzüglichen Eigenschaften. Verdamme Niemanden um des Scheins willen, ehe du die Ursachen genau kennst, warum der, den du tadeln willst, so und nicht anders gehandelt hat. Laß dich nicht durch Worte zu vertraulicher Freundschaft mit Jemanden verführen, dessen Herz du nicht kennst, und dessen Absichten dir fremd sind. — Halte nicht Maßregeln deiner Obrigkeiten für ungerecht, so lange du ihre Zwecke zu prüfen nicht Gelegenheit hattest.

Indem du so im Umgange mit den Menschen überall das Wahre aufsuchst, und den Schleier der Täuschung zu zerreissen suchst, wird dein Gemüth selbst wahrhaft werden, so wie Gott wahrhaftig ist. Du wirst mit Offenheit und Ehrlichkeit sprechen und thun, doch nicht ohne Vorsichtigkeit wegen derer, die deine Offenheit mißbrauchen könnten. Es wird dich anekeln, vor den Leuten zu scheinen, mehr als du bist, oder anders und besser als du bist. Es wird dir ein Gräuel sein, Andere mit dir zu täuschen; sondern du wirst nur gelten wollen vor Gott, der in das Verborgene sieht. (Matth. 6, 18.)

Trenne den Schein vom Wesen. Diese Worte sind das Schild deiner Glückseligkeit, wenn du sie recht verstehst und ihren Sinn recht erfüllst; und um sie recht zu verstehen, gehe in dich selbst zurück und denke an die Tage, da du dich für unglücklich hieltest, folglich mit deinem Zustande nicht zufrieden warst. — Woher entstand wohl größtentheils deine Unzufriedenheit? War es nicht oft, weil du meintest, du würdest glücklicher sein können, wenn du in einer andern Lage wärest, wie dieser oder jener deiner Bekannten? Oder wenn du mehr Vermögen hättest? Oder wenn du nicht vor der Zukunft in Sorgen sein müßtest? Oder wenn du dir noch diese oder jene Ergötzungen verschaffen könntest? — Hast du nicht oft das Glück, das Vermögen, die Verhältnisse Anderer dir selbst heimlich gewünscht, und dich bedauert, daß du es nicht so gut haben konntest, wie sie?

Ach, lieber Unzufriedener, du urtheiltest nach dem Schein, und hieltest ihn für das Wesen! Diejenigen, welche du in der Stille deines Herzens beneidet hast, waren vielleicht unglücklicher als du; unter Gold und Seide wohnt oft großer Gram und Verdruß. Du sprichst freilich: welche Ursache hätten auch diese Leute, unzufrieden zu sein? Wenn sie unglücklich sind, so sind sie es durch ihre Thorheit. — Wohlan denn, wenn es dir an Glück und Zufriedenheit fehlt, ist daran nicht auch deine eigene Thorheit Schuld? Auch du hast ja Vorzüge und Glücksgüter, die vielen Andern fehlen, und um die dich

die Aermern und Geringern beneiden. Hätte ich nur, so sprechen gewiß auch Andere von dir, hätte ich nur, was er hat, wie glücklich könnte ich sein!

Mit wunderbarer Weisheit gab Gott jedem Stande, jedem Alter, jedem einzelnen Tage seine besondere Lust, sein besondere Noth. Darum beneide Niemanden, denn der Schein betrügt dich, und Niemand ist dir Bürge, daß du unter andern Umständen nicht noch empfindlicher in mancherlei Schmerzen und Uebeln sein würdest.

Trenne den Schein vom Wesen, wenn du nach irgend etwas mit Begierde verlangst, was du für das höchste Gut des Lebens hältst. Hüte dich, dasjenige für das vollkommenste Gut zu halten, was deiner Einbildung angenehm schmeichelt, so lange du es nicht hast, und was dir gleichgültig werden kann, wenn du im Besitz desselben bist. — Hüte dich, dasjenige für dein höchstes Glück zu halten, was zwar an sich glänzend scheint, aber doch nicht im Stande wäre, dir jede Stunde deines Lebens zur frohen Stunde zu machen. — Hüte dich, dasjenige für das wünschenswertheste Gut zu halten, woran du mit dem spätesten Alter alle Freude verlörest, oder was dir Menschenhände, Kriegsunfälle rauben können, und für dessen bleibenden Besitz du keinen einzigen Tag vollkommen sicher bist.

Entzückt dich vielleicht die Hoffnung großen Reichthums und Gewinnes? — Was würden dir die Haufen Goldes frommen, wenn du deines Vermögens willen Neid und Verfolgung littest? Was die seidenen Polsterkissen, wenn du als Kranker auf ihnen schmachtetest? Was aller Glanz und alle Pracht, wenn du durch des Todes Hand deine geliebtesten Freunde einbüßtest? Könnte dich dein Gut trösten? Würde dir dein Reichthum die vielleicht schon nahe Sterbestunde versüßen oder erschweren?

Entzückt dich vielleicht die Hoffnung größerer Ehren? — Warum blickst du nach der glänzenden Aussenseite? Wärst du auch in der That höherer Ehren würdiger, als ein Anderer: wolltest du den Verdienstvollen wohl zurückdrängen? — Hängt sich nicht der Haß der Bösen am liebsten an jene, die vor der Welt eine Auszeichnung genieſſen? Ist nicht der Schatten da am schwärzesten, wo das hellste Licht hinfällt? — Sind Verdruß und Sorgen nicht mit den höhern Würden häufiger verbunden, warum treten denn, des Geräusches müde, erhabene Männer oft so gern in die beneidenswürdige Ruhe des Mittelstandes zurück? Warum haben denn so manche Fürsten ihre Kronen freiwillig niedergelegt, um in der unbemerkten Einsamkeit sich selber leben zu können?

Trenne den Schein vom Wesen, und halte nur dasjenige für das höchste Gut, was eben nicht schimmert, aber zu deiner Glückseligkeit desto mehr leistet; was im Stande ist, dir in Reichthum oder in Armuth, in hoher Würde oder in Niedrigkeit, in der Fülle deiner Gesundheit, oder auf dem Krankenbett, in den Jugendtagen, oder unter den Gebrechlichkeiten des Alters, immerwährende Lust, tiefe, innige Ruhe und Selbstzufriedenheit, Achtung und Ehrfurcht vor guten und schlechten, vornehmen und geringen Menschen zu verschaffen; ja, was dir selbst Gewißheit gibt, du seiest Gott, dem Ewigen, dem Heiligen, angenehm. — Und wie heißt dies erhabene Gut, dies Kleinod, mehr als eine Königskrone, mehr als eine Tonne Goldes werth? Es heißt Christusweisheit, Gottähnlichkeit im Sinne und Wandel, stille Religiosität des Herzens. — Dieses Gut raubt dir kein Sturm des Lebens; es vergeht nicht mit der Blüthe der Jugend; dies ist das Reich Gottes, in welchem nur veredelte Geister glänzen und wohnen, in welchem Gott allein herrscht und waltet, und das Glück der Seelen unwandelbar lacht. Nach diesem trachtet! (Matth. 6, 33.) — Weltliche Würden, Güter der Erden sind nicht einmal Hilfsmittel zur Erlangung dieses höchsten Gutes, sondern in den Händen des Weisen, des Gottmenschen nur Werkzeuge zur Beförderung nützlicher und wohlthätiger Absichten. So ist die ganze Schöpfung Gottes nur Werkzeug des Ewigen zur Beseligung der von ihm erschaffenen Geister.

Welch ein begeisternder, über Welt und Staub und Grab erhebender Gedanke! — Hier ist Wesen und Wahrheit, nicht mehr Schein und Selbsttäuschung! Wie mag die menschliche Seele, wenn sie dieses Gut nur einmal erkennt, ferner sich um leeres, nichtiges Schattenwerk quälen, welches, kaum erhalten, schon verschwindet?

Trenne den Schein vom Wesen, indem du den Werth des Lebens und das beurtheilst, wozu du in der Welt bestimmt zu sein glaubst.

Ach, wie entfernt von der Christuswelt leben doch die meisten derer, die sich Christus-Jünger nennen! Sie treten in die Welt, sie werden zu einem Beruf erzogen, sie wählen ihren Beruf, sie arbeiten in demselben; sie leben nur für diesen Beruf, leben nur von und für den Gewinn, welchen sie daraus ziehen; denken kaum etwas Anderes; freuen sich, wenn es ihnen darin glückt; werden alt; können nicht mehr genieſſen, was sie mühsam errungen haben; hinterlassen es den Erben, und geben ihren Geist auf.

Dies ist die Geschichte der meisten Menschen. Sie verwechseln das Zufällige mit dem Wahren, das Verschwindende mit dem Ewigen. Sie leben für das Irdische, als würden sie nie sterben, und sterben, als würden sie nie leben.

Wenn aber der Mensch hienieden zu keinem andern Zweck vorhanden ist, als für einen qualvollen flüchtigen Traum von fünfzig oder sechszig Jahren, — als für Güter, die ihm nicht gehören und bleiben, — als für Freuden, die schneller vorübergehen, denn kommen: wahrlich, für ein solches Leben wäre es nicht der Mühe werth, geboren zu sein, und Millionen Sterblichen würde es wohler gewesen sein, wenn sie nie vorhanden gewesen wären. Aber dieses Flüchtige, dieses Vergängliche in den Lebensstunden, mahnt nicht gerade dies unsern Geist am lautesten an das Wahre und Bleibende? Der gottgeschaffene Mensch ist Geist und ewig in Gottes ewiger Schöpfung; hier soll er sich im Wohl und Weh, im Licht und Schatten zu seiner Vollkommenheit entwickeln. Er soll nicht dem Staube auſſer ihm, er soll seinem ewigen Ich leben. Er gehört seiner Natur nach zu keiner Körperwelt, er gehört einer Geisterwelt an. Zu dieser empor winkt ihm Gottes Hand; zu dieser empor ruft ihm Christi Stimme. — Warum vernehmen wir des theuern Hirten Stimme nicht?

Ich höre sie, o Jesus, überirdischer Lehrer, Deine Stimme! Ich sehe ihn, o Vater der Geister, Deinen Wink der Liebe! — Empor, empor, zur Vollkommenheit, zur Verklärung meines Selbstes forderst Du mich! — Ich will mich nicht an dies Irdische ketten. Insofern ich mit meinem Körper hienieden der Welt zugehören muß,

gehöre ich ihr, lebe ich ihr — doch meine Seele strebt empor zu Dir, zu Deinen herrlichen Geistern, — sie gehört einer Ewigkeit, die jetzt schon für sie begonnen ist, — zu einer Ewigkeit, von der das Leben nach dem Tode nur Fortsetzung ist; zu einer Ewigkeit, wo der Edelste, der Heiligste Dir am nächsten steht; zu einer Ewigkeit, der Du mich schon geweiht hast, ehe ich geboren war hienieden, und zu deren vollkommenem Genusse ich mich durch Christus-Weisheit vorbereitete.

Diese Weisheit beherrsche nun mein Gemüth, denn sie kommt von Dir! Du offenbartest sie durch Jesu Mund, Du offenbarst sie durch das Mittel jeder menschlichen Vernunft allen Sterblichen!

Wohl wandle ich hienieden unter mancherlei Täuschungen; wohl halte ich oft den Irrthum für Wahrheit, das Uebel für ein Gut, das Nichtige für eine Hauptsache. Ach, der Geist des Menschen, wie ist er oft so schwach! Ach, wenn meine Begierden und Wünsche am heftigsten werden, wenn mich meine Sehnsucht irgend wohin am mächtigsten treibt — dann will ich mich fassen, dann mich fragen: Wohin trachtest du so eifrig? Ziehe die stille Ruhe deines Geistes allem Andern vor. Kein Glück ist größer, als dieses, verliere es nie, auch nicht für den glänzendsten Preis! — Dann, dann werde ich den Schein vom Wesen trennen, und zufriedener und glücklicher sein lernen.

Gott, verleih mir Deine Kraft, verleih mir Deinen Segen! Amen.

112.

Der Streit der Pflichten.

Matth. 22, 37. — 40.

Wenn ich in meinen Pflichten wanke,
Und irre bin in meiner Wahl,
Dann, Gott, dann sei Du mein Gedanke,
Und sende mir des Geistes Strahl.

Dann werde ich so leicht nicht irren,
Erkennen bald die größ're Pflicht;
Kein Eigennutz wird mich verwirren,
Der gern das schwache Herz besticht.

Es gibt nur ein Christenthum, auch wenn es in der christlichen Kirche mehrere Meinungen, mehrere Parteien und Sekten in Glaubenssachen gibt.

Es gibt nur ein Christenthum, und wer ein Genosse desselben ist, muß, um wahrer Christ zu sein, beide Haupttheile der Religion zu seinem Eigenthum machen können, den Glauben und die That.

Die That ohne den Glauben kann den Menschen eben so wenig beseligen, als der Glaube ohne That.

Wer alle seine Pflichten mit strenger Gewissenhaftigkeit vollbringt; wer keinem seiner Brüder schadet; wer jedem, der mit ihm in Verbindung steht, angenehm, wohlthätig und nützlich ist; wer sich sogar für das allgemeine Wohl großmüthig aufopfert — und er hat den Glauben nicht, ist zu beklagen: denn er ist ein Unglückseliger, der auf Erden, von Zweifeln aller Art gefoltert, mit ungewissen Blicken in die Zukunft hinausstarrt. Nur der glaubende Christ hat einen ewigen stillen Trost in seiner Brust, den Trost göttlicher Offenbarung. Nur der glaubende Christ hat durch Jesum Muth in allen Fällen des Lebens und Freudigkeit im Tode. Nur sein Glaube erhebt ihn über jedes Ungemach, und gewährt ihm jene erhabene Zuversicht, welche auch dem Weisesten der Heiden fehlte. Nur durch dieses frommen Glaubens Licht erheitern sich die Nächte seiner Schicksale, verklärt sich ihm das ganze Weltall, lösen sich die Räthsel dieses Erdentraums, und erscheint ihm eine liebende, Alles umfassende, für Alles sorgende, Alles mit Weisheit leitende, Alles beseligende Gottheit, zu welcher wir in himmlischer Kindschaft rufen können: Abba, lieber Vater im Himmel! — Nur durch Jesu Wort und Ruf ist ihm die theure Bürgschaft von der Ewigkeit seines Heils, von der Gnade des Allbarmherzigen, und den Freuden einer bessern Welt nach den Tagen dieses Staubes, zu Theil geworden. Nur durch den Glauben seiner Religion ist er gegen den Sturm der Welt stark, und gegen die Empörung seiner Leidenschaften allezeit gewaffnet. Die alleredelsten und frömmsten Grundsätze und Entschlüsse haben keinen festen Grund, und können leicht zerrüttet werden — denn wie mächtig ist der Reiz der Verführung und des Beispiels, wie schwach oft die Vernunft, wenn sie nicht auf religiöse Ueberzeugung beruht!

So wenig aber, wie die That ohne den Glauben an Jesu Offenbarungen uns vollkommen zu beseligen im Stande ist, eben so fruchtlos ist der Glaube an Jesum ohne die That.

Wahrlich, und es finden sich noch heutiges Tages, wie zur Zeit unsers Erlösers, weit mehr Menschen, die da hoffen, selig zu werden durch das bloße Glauben, durch das bloße Herr-Herr-Sagen, durch die Beobachtung äusserer gottesdienstlicher Uebungen, durch Verrichtung von Gebeten und durch Spielen mit religiösen Gefühlen, als sich Menschen finden, die Christi Lehren des Heils in tugendhaften Thaten und Gedanken ausüben, ohne an ihn zu glauben.

Denn es ist dem zum Guten trägen Menschen leichter, Worte zu reden, als Thaten zu üben; es ist ihm leichter, äussere Gebräuche zu beobachten, als innere ungerechte Neigungen zu bekämpfen. Es ist ihm leichter, sich auf die Fürbitte der Heiligen oder auf das Gebet der Frommen, auf das Verdienst und die Gerechtigkeit Jesu zu verlassen, als den Willen des Vaters im Himmel zu thun, und vollkommen zu werden, wie er. Sie sprechen gern von den Wunden Jesu, aber ihr eigenes Fleisch und ihre Begierden zu kreuzigen, das heißt, ihrem Hang zur Wollust, zur Habsucht, zum Ehrgeiz, zum Neid, zum Trunk, zur Verleumdung, zum Haß, Gewalt anzuthun, das fällt ihnen selten ein.

Aber nicht euer Beobachten gottesdienstlicher Handlungen, nicht die äussere Ehrbarkeit, nicht das Spiel mit süßen religiösen Gefühlen, nicht das Herr-Herr-Sagen, nicht das Hineinflüchten in die Wunden Jesu und der Gebrauch anderer bildlicher Ausdrücke, die keine klare Vorstellung gewähren — nicht alles dieses und Anderes hilft zur Seligkeit, sondern, sagt Jesus Christus, die den Willen thun meines Vaters im Himmel, die sind Gott angenehm! — Nicht an ihren Worten, an ihren Meinungen, Auslegungen, sondern an ihren Früchten, das heißt, an ihren Thaten, sollt ihr sie erkennen! (Matth. 7, 20. 21.)

Zwar auch die heiligen Apostel empfehlen in ihren Briefen an die damaligen christlichen Gemeinden die Angelegenheiten des Glaubens, und reden von ihm, von

der Person Christi, als dem Herrn und Grund des Heils, von der Gerechtigkeit des Glaubens, von der Fruchtbarkeit des Evangeliums, von dem Verdienst des Opfertodes Jesu, sie sprechen ausführlicher darüber, als Jesus Christus selbst oft gethan. Aber ihr Werk war, erst Heiden oder Juden zur christlichen Religion zu bekehren; diesen, die gleich den Galatern oft abtrünnig wurden, mußten sie den Glauben an Jesum vorzüglich einschärfen und lebendig machen; aber dennoch versäumten sie auch nie, den andern Haupttheil der christlichen Religion eben so nachdrücklich zu predigen. Wenn sie im ersten ihrer Briefe die Glaubenslehren erklärt hatten, dann drangen sie am Schlusse ihres Schreibens auch ganz vorzüglich auf die That, auf die Werke der Gottseligkeit. Sie nannten, sie schilderten muthig die Reihe der damals im Schwange gehenden Laster, und stellten denselben die christlichen Tugenden entgegen. Sie ermahnten zum Glauben und zur Liebe Gottes, aber sie erklärten feierlich: Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten. 1 Joh. 5, 3.

Darin also offenbaret sich die wahre Nachfolge Jesu, daß wir, als von Gott geboren, die Welt, das heißt, unsere irdischen schlechten Neigungen, überwinden, und mit Liebe und Freundschaft gegen die Menschen handeln, wie Jesus Jeden von uns geliebet hat und noch liebet. — Denn so Jemand spricht, ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. 1 Joh. 4, 20.

Wenn wir unsere Pflichten als Bürger, als Hausväter und Hausmütter, als Gatten oder Kinder erfüllen sollen: so kostet es nicht selten einen schweren Kampf mit uns selbst, besonders wenn unsere Eigenliebe ins Spiel tritt. In diesem Kampfe ist's, wo wir überwinden und unser Christenthum offenbaren sollen.

Mancher spricht: Ich thue, was ich kann, aber mehr kann Niemand von mir begehren. Ich gebe von meinem Ueberflusse den Armen, aber ich kann mir und den Meinigen doch auch nicht alle Freuden und Bequemlichkeiten entziehen. Wohl denn, aber wenn du dir einen Theil deiner Bequemlichkeiten in diesen Tagen allgemeiner Noth entzögest, und könntest damit eine arme Familie aufrecht erhalten, und vor dem Bettelstab bewahren: sagt dir nicht dein Gewissen, du hättest ein christliches Werk gethan?

Ein anderer spricht: Ich will meinem Feind verzeihen; ich weiß, er spricht übel von mir, er sucht mich überall zu verdrängen und zu verkleinern; er würde mir schaden, wo er nur könnte. Ich will ihm verzeihen; aber Niemand verlange, daß ich mich mit Liebkosungen zu ihm dränge, daß ich mich für den Menschen aufopfere, der nur hohnlachen würde, wenn er sähe, wie ich zu Grunde ginge. — Wohl denn, du sollst und magst allerdings mit Klugheit dich gegen deinen Feind betragen; aber berechtigt dich dieses, in heimliche Verwünschungen gegen ihn auszubrechen? Berechtigt dich dieses zur Schadenfreude, wenn ihm etwas Unangenehmes widerfährt, daß du sprichst: Er hat's um mich verdient!? Berechtigt es dich, nichts zu thun, wenn es bei dir stände, ihm, auch ohne daß er jemals es erfährt, Nutzen und Vortheil zu stiften? O verbirg dich, schwacher Mensch, und brüste dich nicht mit deiner Religion, mit deinem Glauben, mit deinen Gebeten, mit deinen Hoffnungen auf das Verdienst und die Gerechtigkeit Jesu — du bist sein Nachfolger nicht, du bist kein Christ, und hast keinen Theil an ihm.

Am meisten pflegen aber die Menschen sich gern selbst zu täuschen, wenn sie die Ausübung einer Pflicht vernachlässigen, unter dem Vorwande, daß sie auch andere Pflichten auf sich hätten. Sie machen mit diesen Worten gleichsam eine Tugend zur Mörderin der andern, und bringen im Grunde nur ihrer Eigenliebe, ihrer Selbstsucht, ein gefälliges Opfer. Sie gleichen den Pharisäern, die, um den Sabbath, den Tag Gottes, recht zu feiern, zu Ehren Gottes die Unglücklichen lieber leiden lassen wollten, als ihnen helfen und durch Arbeit den Sabbath entweihen. Matth. 12, 1 — 12.

Doch aber kann es auch den frommsten und tugendhaftesten Christen begegnen, daß er bei Ausübung einer Pflicht Gefahr läuft, eine andere zu verletzen, die ihm eben so heilig ist. Dieser Steit der Pflichten gegen einander verursacht in zarten Gemüthern nicht selten den schmerzlichsten Kampf. — Aber ein stilles Nachdenken über diesen wichtigen Gegenstand führt uns bald zur Beruhigung, und die Ueberzeugung zerstört den Zweifel.

Was haben wir im Streite von Pflichten zu thun, die einander widersprechen, und wo wir die eine nicht ausüben können, ohne die andere zu vernachlässigen?

Die einfache und kurze Beantwortung dieser wichtigen Frage wird manchem zartfühlenden, christlichen Gemüth, das schon in ähnlichen Verlegenheiten kämpfte, von großem Werthe sein. Denn sie klärt uns über die Rangordnung unserer Verpflichtungen auf, und lehrt uns, vor den Eingebungen unserer beredsamen Eigenliebe auf der Hut zu sein!

Die Antwort aber liegt in den Worten Jesu: Liebe Gott über Alles, und dann erst deinen Nächsten wie dich selbst. Matth. 22, 37 — 40.

Höher also, als Menschensatzungen, sind Gottes Gebote. Kein Sterblicher, keine Obrigkeit, kein Monarch darf etwas anordnen und befehlen, das den Geboten Gottes widerspräche. Und wagt es ein Tirann, die göttliche Ordnung umstürzen zu wollen, wagte es ein Sterblicher, dich zu einem Verbrechen gegen Gott zwingen zu wollen, dann ist die Wahl nicht mehr schwer: du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen!

Das heilige Leben der Christen in den ersten Jahrhunderten gibt uns zahllose Beispiele von der Treue der Christen zu Gott. Sie opferten Freunde und Verwandte, Eigenthum, Aemter, Reichthum, Ehre, Vaterland — ja selbst das Leben auf, wenn ein Tirann sie zwingen wollte, Jesum zu verläugnen, oder eine andere Religion anzunehmen. — Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen; darum verlor manche tugendhafte Jungfrau lieber ihr Leben, als ihre Unschuld durch den Machtspruch eines gefühllosen Barbaren. Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen, darum verweigere Jeden den Gehorsam, der dich zu einer Sünde nothigen will.

Doch, dem Himmel sei Dank, nur selten haben wir in unsern Tagen, und besonders in christlichen Ländern, gegen dergleichen Befehle zu kämpfen, die wider Gott, Natur und Vernunft streiten. Mehr haben wir gegen unsere Eigenliebe den geheimen Krieg zu führen, wenn sie sich anmaßt, den Streit zwischen einander widersprechenden Pflichten zu schlichten. Darum gehe ich zur andern Hälfte des Spruches Christi über.

Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich

selbst. Ich habe folglich bei mir selbst gar keinen Vorzug vor Andern. So sehr ich mich liebe, eben so sehr soll ich auch jeden Andern lieben. Auf diesem heiligen Grund, den Jesus selbst gelegt hat, beruht nun mein Benehmen im Streite der Pflichten.

1) Sei erst gerecht gegen Andere, und dann erst gütig gegen dich selbst; das heißt, thue allemal erst das gegen Andere, was sie ein Recht haben, von dir zu fordern und zu erwarten, und dann erst thue das, was dir selbst Nutzen bringt. Bringe also Keinen um sein Brod, um dir selbst Ueberfluß zu verschaffen; stürze Niemand in seinem Amte, um dir eine höhere Stelle zu verschaffen; lasse Niemanden verhungern, um dir von deinen Bequemlichkeiten keinen Abbruch zu thun; sondern lasse Jedem, was ihm gebührt: so bist du nur gerecht gegen ihn, und noch gar nicht gütig oder wohlthätig.

Sei erst gerecht gegen Andere, dann gütig gegen dich; stille erst die dringendste Nothdurft deines Nächsten, dann thue dir selbst mit deinem Ueberflusse wohl. Bekleide erst den Nackten, dann gib dir selbst erst Anmuth durch schönere Gewänder und Hausgeräthe; lasse erst den Verdiensten Anderer Gerechtigkeit widerfahren, dann erst freue dich der Vorzüge, die dich schmücken; mildere erst die Schmerzen und Leiden Anderer, dann erst gönne dir selbst Vergnügen. — Was Andern nothwendig, was Andern unentbehrlich ist, das mußt du ihnen zuerst gewähren; dann erst kannst du dir gütlich thun mit dem minder Nothwendigen und mit Dingen, die du allenfalls auch entbehren könntest. Denke dich in die Lage, und welche Forderungen du an die Menschlichkeit und Gerechtigkeit deiner Mitbrüder thun würdest. Nun wohlan denn, was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch.

2) Sei gerecht gegen dich selbst, ehe du gütig gegen Andere bist. Du sollst Andere lieben, wie dich selbst, aber du sollst auch dich lieben, wie Andere. Wenn du deine Ehre, deinen guten Namen, die Achtung, welche du zu fordern berechtigt bist, muthwillig aufopferst, um Andern, daß sie dich zum Gegenstand ihres Spottes erniedrigen, eine vorübergehende Freude zu machen: so bist du ungerecht gegen dich selbst, um Güte für Andere zu haben. Wenn du deine eigenen nothwendigen Geschäfte versäumst, um Andern in Dingen zu dienen, die ihnen ohne Schaden auch wohl entbehrlich sein könnten: so bist du ungerecht gegen dich, um Anderer Ueberfluß zu vermehren. Wenn du dir selbst, deiner Familie, deinen Kindern das zum Lebensunterhalt und anständigen Fortkommen nöthige Vermögen schmälerst, um Andern, die dessen nicht so nöthig bedürfen, Geschenke zu machen: so bist du ungerecht gegen dich und die Deinigen, und, wenn gleich mit den besten Absichten, ein Verschwender, zum Besten solcher, die ohnehin nicht darben würden. — Wenn du bescheiden zurücktrittst, während ein Anderer ein Amt begehrt, dem du gewachsen bist, wenn Jener schon Amt und Brot hat, während du mit den Deinigen noch Noth leidest: so ist deine Bescheidenheit eine Ungerechtigkeit gegen dich, während du dem Vortheil schaffest, der ihn schon hat.

Dieser einfache Grundsatz also: immer das Nothwendige, das Unentbehrliche, das Gerechte zuerst zu thun, und dann erst gegen sich oder Andere Billigkeit, Gütigkeit und das Ueberflüssige zu üben, wird uns, wenn wir ihn mit Klugheit befolgen, beim Streit der Pflichten immer zu der bessern Wahl führen.

3) Weil wir aber Andere lieben sollen, wie uns selbst, so geht daraus auch die Pflicht hervor: daß, wo wir mehrern Andern einen entschiedenen Nutzen stiften können, wir unsern eigenen Nutzen hintansetzen müssen. — Jeder Mensch ist nur ein Theil der menschlichen Gesellschaft; er muß sich selbst also im Fall der Noth willig für das Ganze aufopfern, und nicht verlangen, daß das Ganze aufgeopfert werde für den Theil.

Willig und freudig also soll der Christ, wenn das Ganze in Gefahr ist, seine eigene Sicherheit verachten; er soll, wenn das Vaterland seiner Unterstützung bedarf, mit Freuden seine Beisteuer, seine Abgaben entrichten, wenn sie gefordeet werden; ja er soll durch sein patriotisches Beispiel Andere ermuntern; er soll, wenn das Vaterland mit dem Untergange bedroht ist, und seinen Arm zur Vertheidigung begehrt, willig hineilen, und das Glück des Landes durch sein Blut zu erkaufen suchen.

Darum seid ihr uns und allen Zeitaltern und Nachkommen immerdar ehrwürdig, ihr hocherhabenen Menschen, die ihr euch und eures Lebens Ruhe und eures Lebens Freuden muthig zum Opfer dargebracht habet für das Glück der Zeitgenossen! Darum verherrlichen wir eure Namen, theure Helden, die ihr in den schönen Tod fürs Vaterland geilt seid! Darum preisen euch, ihr heiligen Männer, unsere Lobgesänge, die ihr für die Wahrheit der Religion euer Leben hingabet, und den Werth derselben mit euerm Blute besiegeltet.

O Gott, laß auch mich in den Stunden einer großen Prüfung diesen christlichen Heldensinn beweisen! Ferne von meinem Herzen sei die kalte Selbstsucht, die niedrige Eigenliebe, die nur dann Andern nützlich sein will, wenn sie selbst dabei Vortheil ziehen kann; die von keinen Selbstaufopferungen weiß, und das Geld höher als Tugend, die weltliche Ehre höher als die ewige Wahrheit, das Leben höher als die Unschuld und Heiligkeit des Gemüthes schätzt.

113.

Der Mensch und seine That.

Spr. Sal. 16, 3.

Wie stolz gehst du, o Sterblicher,
Auf deine eigne Kraft daher!
Wie siegreich herrschen deine Blicke,
Wie trotzest du der Zukunft Tücke!
Doch ach! ein Athemzug, der fehlt,
Hat dich und deinen Stolz entseelt.

Kühn hebst du dein Beginnen an,
Denn wohlberechnet ist dein Plan;
Hast tiefen Blick und Löwenkrafte,
Und doch mißlingen die Geschafte
Du hast nur Willen, Gott hat Rath!
Du hast den Wunsch nur, Gott die That.

Wer ist es, der die Himmel lenkt,
Und Freud' und Leiden niedersenkt?
Wer ist's, der unser Schicksal führet,
Der Nationen Herz regieret?
Wir haben Willen, Gott ha: Rath;
Der Mensch die Absicht, Gott die That.

Es ist umsonst! Wir ringen und streben nach dem Bessern, und arbeiten gegen den Strom der Ereignisse; aber die Wellen des Lebens schlagen hoch gegen uns an, und brechen, ach oft nur zu früh, unsere Kraft. Wie viel hundert Entwürfe machte ich nicht schon seit meiner Kindheit; wie viel tausend Wünsche bewogen mich zu tausend verschiedenen Handlungen! Und was ist aus den hundert Entwürfen, den tausend Wünschen geworden? Oft sah ein Tag sie zugleich entstehen, und auch sterben; oft trug ich sie von einem Jahre fest und treu in das andere hinüber, und ruhete nicht; und endlich, wenn ich glaubte, dem längstbegehrten Ziele nahe zu sein, warf mich wieder ein kleiner, an sich unscheinbarer Zufall weit davon zurück, und seufzend gab ich die Hoffnung auf, die mich Jahre lang freute und täuschte.

Denke ich an die schönen Stunden meiner Kindheit zurück, o wie war doch da Alles anders! Wie ungestüm verlangte ich bald dies, bald das zu werden, bald dies, bald das zu haben! Von tausend Hoffnungen ging nicht eine in Erfüllung; eine verdrängte die andere; Blüthen lachten in Fülle — aber ein leiser Hauch des Himmels, und die Blüthen fielen ab; ich sah umsonst nach den Früchten umher.

Und ich ward älter, und meine Empfindungen wurden nur reizbarer; neue Begierden erwachten in meiner Brust, glänzendere Plane wurden emporgebaut, und mit allem Zauber geschmückt, dessen eine warme Einbildungskraft fähig ist. Sehet die Jungfrau, wie sie sich in stillen Träumen von ihrer Zukunft verliert, und dem Ziele ihrer geheimen Wünsche nachstrebt. Sehet den Jüngling, der im hohen Gefühle seiner Freiheit und Kraft die ganze Welt mit ihrer Herrlichkeit offen vor sich liegen sieht, und Alles erringen zu können glaubt. Dann betrachtet neben diesen noch in ihrer Einbildungskraft Beglückten den reifern Mann, die Hausfrau und Mutter. Sie gehen schon ernster und gelassener neben den Saaten hin, die sie aussäeten, von denen Tausende im Keime starben, Tausende aufwuchsen, um vor ihrer Reife von einem unerwarteten Sturme geknickt zu werden. Ach, von den Kindern, die ihr Stolz sein sollten, liegen schon die geliebtesten im Grabe; von den Freunden, mit welchen sie ein seliges Leben zu durchleben gedachten, ist schon mehr als die Hälfte von ihrer Seite verschwunden; von dem Ansehen, von dem Wohlstand, von dem Wirkungskreise, auf welchen sie sich Rechnung machten, ist kaum der Schatten erschienen.

Mit Entsagung wandelt der Greis dem Grenzsteine seiner Tage zu. Er blickt nur ungern hinter sich zurück. Die Vergangenheit ist das Land der Täuschungen, die Zukunft das Land der Hoffnungen. Er richtet seinen Blick über das Leben empor, dahin, wo die Täuschungen enden müssen. Er spricht: Ich hatte einst Löwenkraft, ich hatte Riesenmuth, ich hatte Vorsicht und eiserne Beharrlichkeit — allein mein bester Wille ward vereitelt, und meine Arbeiten hatten ganz andere Folgen, als ich von ihnen forderte.

Es ist wahr, es scheint nicht allen Menschen ergangen zu sein, wie mir. Es scheint, Viele haben ihre Absicht vollkommen erfüllt, und haben erreicht, was sie sich vorsetzten, und sind geworden, was sie werden wollten. Wenn ich aber ihre Lebensumstände genauer untersuche, werde ich doch bei Allen mit Erstaunen gewahr, daß sie zu dem, was sie erhielten, das Wenigste beitrugen: daß sie von besondern Umständen auf eine ausserordentliche Art begünstigt worden; daß sie oft ganz gegen ihre Absichten zu Dingen gebracht wurden, die nachher ihren Vortheil ausmachten; daß Natur und Menschen zusammenwirkten, um sie zu bereichern, sie zu erheben, ihren Ruhm, Ansehen, Gewalt und Einfluß zu vermehren, während Andere, die vorher weit mächtiger, reicher und geachteter als sie waren, alle ihre Macht und Klugheit scheitern sahen, und von ihrer alten Höhe niedersanken.

Die Wahrnehmung, wie ungleich der Erfolg menschlicher Thaten war, und wie die Sterblichen gewöhnlich einen ganz andern Gang zu gehen gezwungen sind, als sie einzuschlagen Willens waren — diese Wahrnehmung hat von jeher die Aufmerksamkeit und das Nachdenken der Menschen beschäftigt. Viele Völker des Alterthums, mit unvollkommenen Begriffen von der Gottheit, glaubten daher ein im Verborgenen waltendes, blindes, eisernes Schicksal, welches die Begebenheiten des Himmels und der Erde regiere. Sie glaubten ein Schicksal, welches, ohne den Werth oder Unwerth der Menschen und ihre Absichten zu kennen oder zu achten, mit denselben willkürlich spiele, wie mit willenlosen Maschinen.

Anders urtheilt der weisere Christ auf der Stufe einer edlern Erkenntniß von Gott, dem allerweisesten und mächtigsten Herrn des Weltalls. Es ist kein blindes Schicksal, welches, ohne von sich selbst zu wissen, und ohne Plan mit dem Wohl und Weh der Menschen tändelt: sondern eine höchste Weisheit, welche wunderbar das Ganze, wie das Einzelne, das Schicksal des kleinsten Wurmes wie des größten Volkes führt, damit Alles wohl erhalten, Alles zu einer größern Vollkommenheit hinaufgeleitet werde.

Der Mensch hat nichts in seiner Macht, als sich selbst. Nichts, als sich selbst; auch sogar kaum dasjenige, was mit ihm am engsten verbunden ist, sein Leib, ist beständig in seiner Gewalt. Nur er selbst, der Menschengeist, gehört sich. Nur der Geist hat Willen. Er kann über sich gebieten. Er kann sich bestimmen, nach seinen bessern Einsichten, nach den Ordnungen seiner Vernunft zu denken, nach den ewigen Gesetzen Gottes zu wollen und zu handeln, oder das Gegentheil von allem diesem zu thun, und den Reizen der sinnlichen Begierden zu gehorchen. Aber mehr, als sich, hat der Menschengeist nicht in seiner Macht. Der Gedanke gehört ihm, der Wille gehört ihm, die That gehört ihm; aber die Folgen der That liegen schon ausser ihm. Er wirft seine Handlung in den Strom des Lebens hinaus; nun wird sie das Spiel von tausend kleinen, zusammenwirkenden Wellen, deren Kraft und Richtung er nicht berechnen kann. Von Vielem, was er unternimmt, von Vielem, woran er die meiste Mühe, das größte Nachdenken verwendet hat, und wovon er sich die glänzendsten Erfolge versprach, ärntet er die allergeringsten Wirkungen. Mancherlei hingegen, wovon er sich am wenigsten versprach, und was er nur nachlässig, oft ohne besondere Absichten, verrichtete, brachte die unerwartetsten Folgen hervor; ward ihm von der Menge der Menschen, die den Werth der Handlungen nicht nach dem Willen, sondern nach ihren Folgen beurtheilt, zum großen Verdienst oder zum großen Fehler angerechnet.

So ist also der Mensch und sein Wille sehr verschieden von seiner That und ihren Folgen. Läge die That

eben so sehr in seiner Macht, als sein Wille, so würde er selbst Gott sein.

Aber es ist ein Gott ausser uns! Er herrscht, wohin unsere Kraft nicht reicht. Er leitet die Umstände, Zufälle und Schicksale. Wir, mit unendlich beschränkten Einsichten, handeln gleich Blinden in das dunkele Gewühl der Begebenheiten hinein, ohne zu wissen, was daraus entstehen werde. Nicht der Erfolg adelt unsere That, sondern der dabei gehabte Wille, die edle Absicht, gibt ihr Werth; für das Uebrige können wir nicht bürgen, kann uns kein Sterblicher mit voller Gewißheit gut stehen.

O wie oft betrog ich mich daher selbst, und richtete meinen eigenen Werth nach den glücklichen oder unglücklichen Wirkungen dessen, was ich that! Wie konnte ich mich so sehr hintergehen, da ich doch von jener ernsten, großen Wahrheit schon durch zahllose, selbstgemachte Erfahrungen längst überzeugt war! Wie konnte ich mich meiner Einsichten, meiner Kraft rühmen, daß mir dieses oder jenes vortrefflich gelungen sei, ungeachtet durch den kleinsten Zufall, den ich nicht vorhersehen, nicht abwenden konnte, Alles anders geworden sein würde! Warum bewundere ich so thöricht und kurzsichtig die erstaunlichen Thaten mancher Menschen, da die ausserordentlichen Folgen ihrer Unternehmungen gar nicht ihr Werk, sondern das Werk einer Macht sind, die den Schicksalen gebietet! Ein unvorhergesehener Windsturm vernichtet die größten Flotten; ein Frost baut Brücken über Seen und Ströme, daß feindliche Heere darüber gehen; ein unbemerkter Zufall verräth die geheimsten Pläne der Fürsten und vereitelt sie; ein Umstand geringer Art endet das Leben der Herrscher, und ändert das Schicksal ganzer Völker. Wer sieht voraus, was die nächste Viertelstunde bringt? Und wie beim Größten, so beim Kleinsten.

Wie oft betrog ich mich, ungeachtet der Kenntniß dieser Wahrheiten, in der Beurtheilung anderer Menschen, indem ich ihre Güte oder Schlechtheit aus den Wirkungen ihrer Handlungen beurtheilte! Habe ich nicht selbst oft erfahren, daß Vieles, was aus unreinen Absichten geschah, zuletzt für viele Menschen die wohlthätigsten Folgen hatte; und daß Vieles nachtheilig einwirkte, was Dieser oder Jener in den besten Absichten gedacht, gesprochen und gethan?

Nein, ich will in Zukunft vorsichtiger in meinen Urtheilen über Andere werden, so wie ich wünschen muß, auch von Andern nicht nach den Folgen meiner Schritte gerichtet zu sein. Für nichts, als seinen bei der That gehegten Willen, ist der Mensch verantwortlich; alles Uebrige, was daraus erfolgt, ist Werk und Leitung der Vorsehung Gottes.

Darum will ich mit Salomo bei allen meinen künftigen Unternehmungen sprechen: „Befiehl dem Herrn deine Werke, so werden deine Anschläge fortgehen.“ (Spr. Sal. 16, 3.) Handle du nach Gottes Willen, im hohen Sinne Jesu: was daraus wird, ist Gottes Sache. Du aus dir vermagst nichts; auf seinem Segen beruht Alles.

Was ist denn der Segen Gottes, von welchem wir unsere Thaten begleitet zu sehen wünschen? Ist es das Gelingen unserer Absichten? O nein, wenn unsere Absichten immer gelängen, sie würden oft großer Unsegen für andere Menschen, wie für uns selbst sein. Besteht der Segen Gottes in Erfüllung unserer Wünsche? Gewiß nicht; denn wie thöricht sind oft die Wünsche kurzsichtiger Menschen, und wie oft danken wir dem Himmel noch spät nachher, wenn wir wahrnehmen, daß gerade die Erfüllung unserer ehemaligen Wünsche unser größtes Verderben gewesen sein würde!

Der Segen Gottes, welcher unsere Thaten und Arbeiten begleitet, besteht in den heilsamen Wirkungen, welche unser Bemühen sowohl für die Glückseligkeit unserer Mitmenschen, als auch für die Zufriedenheit unseres eigenen Geistes hat. So erkennt der Weise den Gottessegen nicht nur in der Erfüllung, sondern auch im Fehlschlagen der Wünsche, die er hatte. Er ehrt die Vorsehung, welche nicht das gelingen läßt, was auch beim besten Willen des kurzsichtigen Menschen, Gutes zu thun, dem großen Ganzen zum Verderben gereicht haben würde. Wer sich über vereitelte Wünsche viel betrübt, meistert der nicht die Thaten der Vorsehung? Wer aus seinen Handlungen nicht auch die Folgen hervorgehen sah, die er selbst im Sinn hatte, und darüber ungehalten wird: steht er nicht da, als ein Tadler der heiligenden und weltbeseligenden Regierung des Höchsten?

Absicht und Wille sind *dein*; die That und ihre Folgen sind *Gottes*! Baue daher Alles auf die Güte deines Willens, Nichts auf die Wirkungen deiner Kraft; Alles auf die Weisheit des Höchsten, Nichts auf die Vortrefflichkeit deiner Einsichten und Entwürfe. Die Plane, welche dir zerrissen, die Hoffnungen, welche dir zerstört werden, sind für dein Heil zerrissen und zerstört.

Am Segen des Höchsten ist Alles gelegen! Wie tief fühle ich diese Wahrheit, je länger ich lebe und Erfahrungen mache! Aber diese Wahrheit muß mich nicht zu neuen Irrthümern führen; sie muß mich nicht zu dem Gedanken bringen: weil ich denn doch aus mir nichts vermag, so will ich Gott die Sorge lassen. Wozu soll ich mein Nachdenken anstrengen? Warum soll ich ohne Unterlaß arbeiten, warum mich mit Mühen aller Art quälen? Es ist doch vergebens. Will Gott mich und mein Thun segnen, so wird er mir auch aus der geringsten Saat, die ich in den Acker streue, hundertfältige Frucht erwachsen lassen; und soll ich nicht ärnten, so wird eine einzige Hagelwolke alle meine goldenen Hoffnungen, alle Früchte meiner Sorgen und Bemühungen in einem Augenblicke niederschlagen.

Auch der Leichtsinnige, auch der Träge spricht bei sich: Am Segen des Höchsten ist Alles gelegen! und rechtfertigt so bei sich selbst seinen eigenen Leichtsinn oder seine Unlust zur Arbeit. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!

Um auf Gottes Segen für unsere Handlungen hoffen zu können, müssen wir *handeln*. Soll der Herr deine Aernten segnen, mußt du gesäet haben. Willst du aber gute Früchte ärnten, darfst du kein *Unkraut* aussäen. War dein *Wille* schlecht: wie kannst du erwarten, den Lohn guter Thaten zu sammeln? *Der Segen Gottes ist die gute Wirkung, welche nothwendig unsern Thaten folgt, wenn sie mit den Gesetzen der Weltregierung und mit den vorhandenen Umständen übereinstimmen.* Sind unsere Handlungen im Widerspruch mit den göttlichen Ordnungen und derjenigen Umständen, die er um uns her aufstellte, so erfolgt Mißlingen daraus, und Unheil für uns und Andere.

Ist dir am Segen Gottes für deine Unternehmungen

gelegen, so beginne keine Unternehmung, ohne den besten und reinsten Willen, Gutes und Nützliches zu bewirken. Erwarte von dem alliebenden Vater keinen Beifall, und von seiner Weltordnung keinen Beistand, wenn du voll Hasses gegen Mitmenschen auf Rache sinnst. Und wenn dir die Sache gelingt, erwarte nicht, daß sie deiner eigenen Glückseligkeit vortheilhaft sei. Du hast Andern geschadet, dir selbst am meisten. Forderst du den Segen Gottes, so fordere ihn nicht für schwarze Absichten.

Doch auch der beste und reinste Wille ist bei unsern Handlungen noch nicht hinreichend, uns den vollen Beifall Gottes für dieselben und ihr Gelingen zu versichern. Wir müssen auch darauf denken, daß dieser unser gutgemeinter Wille übereinstimme mit den Verhältnissen und Umständen, welche uns umgeben. Auch sie sind Gottes Werk und Gottes Wille. Darum verlieh uns der himmlische Vater Verstand, daß wir, ehe wir eine Unternehmung anfangen, uns gehörig von den Umständen unterrichten können, in welchen wir etwas auszuführen gedenken; daß wir sie hinlänglich prüfen, und berechnen, welchen Beistand oder welche Hindernisse sie uns versprechen. Wer allen Verhältnissen und Umständen zum Trotz handelt, rennt wie ein Rasender gegen die eisernen Schranken, die ihn umringen; wer bei aller Güte seines Wissens leichtsinnig und unbedachtsam handelt, hat sich's selbst zuzuschreiben, wenn das, was er thut, mehr Schaden als Vortheil bringt. Denn er versäumte den Willen Gottes zu beobachten, der sich in den gegenwärtigen Verhältnissen des Lebens deutlich ausspricht. Er gleicht dem Unklugen, der, um sich zu waschen, in den verschlingenden Wirbel eines Stromes springt, und für dasjenige auf Gottes Beistand hofft, was durch Unklugheit Böses daraus entstehen möge.

Erst wenn du von der Güte deines Willens volle Ueberzeugung hast, und daß du mit deinem Vorhaben keinem Menschen Unglück und Schaden verursachest; erst wenn du deinen Entwurf sorgfältig nach den obwaltenden Umständen berechnet und eingerichtet hast, so, daß du weißt, ob deine Mittel zum Zwecke hinreichen, ob du nicht zu viel auf Dinge baust, die du gar nicht kennst: erst dann befiehl dem Herrn deine Werke, so werden deine Anschläge fortgehen. Erst dann hoffe auf den Segen des Höchsten — und er wird dir zu Theil werden, wenn das Gelingen deiner Anschläge wirklich dein Heil bewirken kann.

Denn so tief auch menschlicher Scharfblick in das unendlich verworrene Spiel der Begebenheiten und Möglichkeiten eindringe; so genau auch menschliche Klugheit Alles erwäge, berechne, ordne und benutze, was sie kennt — immer bleibt sie beschränkt, und ahnet tausend Ereignisse nicht, die aus dem Schooße der nächsten Stunde hervortreten. Immer also liegt die Unternehmung, auch des klügsten Mannes, in der Gewalt Gottes, und die Folgen seiner That kann sich nie ein Sterblicher als eigenes Verdienst zuschreiben — sie sind Sache der Alles leitenden Vorsehung.

Darum, war deine Absicht rein, deine Ueberlegung reif, so weit deine Einsicht hinreichte: dann gehe hin und handle, und empfiehl dem Herrn deine Werke mit jener Zuversicht, die dem Weisen geziemt, auf die Güte des Allvaters. Dein Wille ist gut, aber der Wille des Allweisesten ist besser.

Vater im Himmel, nicht mein Wille geschehe, sondern der Deinige. So betete Jesus, mein Heiland, zu Dir: so bete auch ich. Und wenn mein Wille auch übereinstimmt mit dem Deinigen, daß er in segensvolle Thaten für mich und Andere gedeiht: o so mache mich dies nicht stolz auf meine Klugheit und Kraft — wie nichtig sind doch diese! — aber es erfreue mich tief, und ermuntere mich, emsig Deinen Absichten zur Beseligung meiner und Anderer nachzudenken. Und wenn Du in andern Dingen mein Bemühen nicht segnest; wenn meine Seufzer vergebens sind, meine Sorgen, meine Anstrengungen fruchtlos bleiben; so soll mich dies nicht muthlos machen, nicht an Deiner Gnade und Liebe mich zum Zweifler werden lassen. Denn daß das nicht geschah, was ich beabsichtete, auch das ist Liebe und Gnade von Dir, und ein von mir mit Vereitelung meiner Plane angewandtes Uebel ist Segen von Dir! — O wie viel Segen aus Deiner väterlichen Güte wird mir oft zu Theil, ohne daß ich's weiß und vermuthe! Freilich mag oft mein Herz bluten, wenn ich plötzlich die Freuden und Hoffnungen einer langen Zeit vernichtet, wenn ich unsägliche Arbeit und Mühe, die ich hatte, verloren sehe, ohne Frucht für mich — wenn meine heißesten und theuersten Wünsche unvollführt dahin sterben müssen, und mir wohl gar das gefürchtete Gegentheil derselben zum Loose wird. Allein wenn auch meine Sinnlichkeit blutet, Gott, mein Geist soll Dich dennoch verherrlichen und preisen; mein Auge soll dankbar und vertrauensvoll auch unter seinen Schmerzenstränen zu Dir emporlächeln; denn Du bist Gott, mein Gott. In Dir allein ist Weisheit und Barmherzigkeit. Von Dir strömt Segen allein herab auf die Erschaffenen, und was der heutige Augenblick bezweifelte, das wird vom folgenden Jahre mit Anbetung gepriesen; denn Dein ist immer das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, in allen Ewigkeiten. Amen.

114.

Der Kampf des Weisen mit seinem Schicksale.

1 Tit. 6, 12.

Du kamst, mein Heiland! Da zerflossen nicht
Die Wolken unter Dir in Licht,
Dem Kommenden zu Ehren.
Die Berge wurden nicht erregt,
In ihren Gründen nicht bewegt,
Du kamst nicht, zu zerstören.
Dich kündigte kein Sturmwind an,
Kein fliessend Feuer ging voran,
Kein Donner hallte und kein Blitz
Flammt' durch die Himmel, Deinen Sitz:
Du kamst zur Welt,
Zur Rettung der gefall'nen Welt,
Still, wie der Thau der Nachte fällt.

Rühmet immerhin, Staubgeborne! die unvergänglichen Werke eurer Kinder, und vergöttert ihren schöpferischen Sinn, mit welchem sie gleichsam den todten Marmor zu beleben und eine blühende Welt auf dem farbigen Tuche hervorzurufen verstanden. Was sind ihre Meisterwerke? Todte Nachbildungen des lebendigen Schönen in der Schöpfung, äussere Umrisse und wesenlose Formen des Seelenvollen in der unendlichen Natur; kleine Gestaltun-

gen, die doch niemals die Vollkommenheit des Wirklichen erreichen.

Verherrlichet immerhin, Staubgeborne! eure Helden und Eroberer; bewundert die Kühnheit und das Glück ihrer Unternehmungen, ihre Entschlossenheit in der Noth, ihre Kaltblütigkeit in der Gefahr, den Glanz ihrer Beute, ihre Siege.

Erhebet immerhin, Staubgeborne! die hohe Weisheit eurer Weisen, wie sie mit ihrer Arbeit die Felder der Wissenschaft blühend machten, die Summe der Entdeckungen und Erfindungen vergrößerten, den Wohlstand von Städten und Völkerschaften glänzender machten. Wie beschränkt war ihr edler Wirkungskreis; wie gering zuletzt und unscheinbar die Summe alles Guten, was sie leisteten! Weisere standen jederzeit gegen die Weisen auf, und zerstörten, was jene für Weltalter erbaut zu haben glaubten. Waren sie nicht endlich Alle Schüler des göttlichen Weisen von Nazareth? Und die ihn nicht kannten, waren sie nicht Alle in den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit beschränkter, als heute jeder Jünger, jede Jüngerin Jesu Christi, die durch ihn mit froher Zuversicht auf eine beseligende Ewigkeit zum höchsten Wesen beten, wie Kinder zu einem Vater?

Wer hat, wie Jesus Christus, durch sein gewaltiges Wort, die ganze Geisterwelt erschüttert? Wer, wie Jesus, die Träume des Irrthums von der Menschheit verbannt, und die Seelen zu ihrer ursprünglichen Würde und Bestimmung zurückgeführt? Wer hat, wie Jesus, uns das Heiligthum der liebenden Gottheit offenbart, die Vernunft der Sterblichen mit sich selbst und der ganzen sie umringenden Natur wieder in Einklang gebracht? Wer hat, wie Jesus, die Gottessprache gesprochen, daß sie der Unmündigste im Volk begriff, und der Weiseste unter den Weisen daraus das Höhere erlernte? Wer hat, wie Jesus, die Erde wieder mit dem Himmel vermählt, die Menschheit mit Gott versöhnt?

Ja, Weltversöhner zu sein, dies war sein göttlicher Beruf, und er erfüllte ihn mit göttlicher Kraft — Seinesgleichen erschien nie wieder. Und hätte vor ihm das ganze Menschengeschlecht an keinen Gott geglaubt: das heilige Licht, welches er brachte, würde den Glauben in allen Herzen entzündet haben.

Er versöhnte die Welt mit Gott — nicht Gott mit der Welt. Denn Gott liebte seine Erschaffenen mit ewiger Liebe; seine Langmuth ertrug die Fehler; in ihm war nie ein Wechsel des Sinnes, nie die unreine Leidenschaft des Zornes. Aber die Menschheit war durch ihren Irrthum, durch ihre Sündhaftigkeit entzweit mit dem Allerheiligsten. Sie, statt das Göttliche und Ewige zu suchen, zog das Sinnliche und Irdische vor, weihte ihre Seele, statt dem Himmlischen und Unvergänglichen, nur dem Staube und dessen Freuden. Das Höhere im Menschen, der Geist, floh gleichsam Gott und verlor sich im Irdischen. Da erschien Jesus, führte die Seelen zur Gottheit zurück, entsündigte uns durch sein Wort und seinen Tod, und versöhnte uns mit unserm wahren Heil, mit Gott.

Dies große Werk zu vollbringen, war die erhabene Aufgabe seines Daseins. Aber die Welt selbst und alle äussere Verhältnisse schienen sich gegen sie zu empören, und sein heiliges Unternehmen zu hindern. Sein ganzes Leben war ein fortwährender Kampf seiner Grundsätze und Absichten gegen die furchtbarsten Schicksale. Er aber bestand den Kampf, und ging zuletzt siegreich aus demselben hervor. Er, dessen lange Niemand achtete, zog zuletzt die Augen der ganzen Welt auf sich; ihm, dem oft fehlte, wohin er sein Haupt legen konnte, weihten alle Welttheile ihre Tempel; vor ihm, den einst der Niedrigste im Pöbel verspotten mochte, beugten endlich die Könige der Erde ihre Knie!

Jeder Mensch hat seine Schicksale, aber nicht jeder hat den Muth, ihnen entgegenzustreben, sondern läßt sich von dem Spiele der Umstände umhertreiben, wie eine Feder in dem Wirbel des Windes. Ein solcher Mensch ist ohne Kraft, weil er vergißt, daß ihn eine höhere Kraft bewohnt, durch die er selbst das Schicksal, das heißt, die Verkettung der Begebenheiten und Zufälle, besiegen könne. Er ist gleichsam nur ein willenloser, schwacher Staub, dem die Seele fehlt, oder dessen Seele von dem Staube regiert und gelähmt wird, der sie umfängt.

Nur *darin* erkenne ich das Dasein eines selbstständigen thätigen Geistes, daß er sich im Menschen ausspricht, und seine Grundsätze, seinen Willen äussert. Darin erkenne ich, daß dieser Geist frei sei, wenn er nur seinen eigenen Willen thut, nur *seinen* Gesetzen folgt, nämlich den Gesetzen der Vernunft, der Wahrheit, der Tugend, welches die Gesetze der Gottheit sind, wie sie Jesus offenbarte. Ein Geist aber, welcher den Gesetzen der Sinnlichkeit gehorcht, nur den Gelüsten seines Leibes, der Wollust, Bequemlichkeit, Habsucht, Ruhmliebe folgt, oder sich von den Umständen beherrschen läßt, ob er rechtschaffen sein wolle, oder nicht — der ist ein willenloser Sklave seines Körpers, ein Sklave der Umstände und Begebenheiten.

So wie Jesus das Urbild der höchsten menschlichen Weisheit war, so ist auch der wahre Christ ein wahrer Weiser. Der Weise aber gibt sich zu erkennen durch die erhabene Stärke seines Willens, durch die siegende Kraft seines Geistes, mit der er, allen sinnlichen Lockungen, allen Unannehmlichkeiten, allen Schicksalen, allen Hindernissen zum Trotz, dasjenige thut, was er für recht und wahr und pflichtmäßig und gottgefällig erkannt hat. Man kann seine Gebeine in Fesseln schlagen, aber nicht seine Grundsätze; man kann seinen Leib tödten, aber nicht seinen Geist.

Diese Seelengröße, mit welcher der Weise den Stürmen des Lebens begegnet, dieser Kampf seiner bessern Ueberzeugungen und Grundsätze mit den Schicksalen, die ihn vergebens beugen wollen, ist jederzeit eins der rührendsten und ehrwürdigsten Schauspiele. Es ist etwas Göttliches darin, wenn er, statt sich von seinen sinnlichen Schwächen übermannen zu lassen, sie besiegt; wenn er, statt von Begebenheiten und Ereignissen aller Art in seinen Grundsätzen wankend zu werden, standhaft dem Schicksale entgegenstrebt, und sich über dasselbe erhebt. Da wird Jedermann inne: wahrlich, der Mensch ist mehr als Staub, mehr als das willenlose Werk der Zufälle; er ist ein Geist, eine Kraft, göttlichen Ursprungs, erhaben über das Vergängliche der Dinge, der Herrschaft und Ewigkeit würdig.

Diese beharrliche Denkart, welche den Weisen auszeichnet, der in den Fußstapfen des göttlichen Welterlösers wandelt, ist aber keineswegs zu verwechseln mit jenem kleinlichen Eigensinn und mit der vernunftwidrigen Hartnäckigkeit, vermittelst welcher manche Menschen ihre

Absichten und Wünsche im gewöhnlichen Leben durchsetzen wollen, es möge für sie und Andere daraus entstehen, was wolle.

Die Standhaftigkeit des Weisen besteht in unbeweglicher Festigkeit seines wohlüberlegten Willens und seiner tugendhaften Grundsätze gegen alle innerliche und äusserliche Gewalt. Er zeigt sie im Kampfe mit seinen eigenen Leidenschaften, welche die Tugend in ihm untergraben wollen; er zeigt sie in der Unerschrockenheit, mit welcher er den Gefahren entgegengeht, die ihn seiner Tugend und Wahrheit willen bedrohen; er zeigt sie in der entschlossenen Erhabenheit über kleinliche Bedenklichkeiten; er zeigt sie in der bewundernswürdigen Geduld, mit welcher er alle Uebel trägt, die ausser seiner Gewalt sind; er zeigt sie in der Heiterkeit und Selbstgleichheit seines ganzen Wesens, wie seine Seele, im Bewußtsein, nur das Allgemeinwahre, nur das Allgemeingute, nur das Göttliche zu wollen, voll unzerstörbarer Ruhe ist.

Die Hartnäckigkeit der Thoren hingegen besteht in der leidenschaftlichen Beharrlichkeit des Willens für eigennützige Absichten; im Festhalten von Meinungen, die nur irdische Verhältnisse, häusliche und bürgerliche Angelegenheiten betreffen, und unter veränderten Umständen wahr oder falsch, früher nützlich, später schädlich sein können; im Verspotten aller Klugheit, indem man, um seine Entwürfe durchzutreiben, weder auf Zeit, noch Ort, noch Menschen Rücksicht nimmt, wie sie sind; im eigensinnigen Stolz, indem man Andere zwingen will, ihren Willen, ihre Meinung, ihre Wünsche für die unserigen fahren zu lassen.

Es zwingt der Weise Niemanden seine bessern Ueberzeugungen auf, aber auch er läßt sich nicht zwingen, sie zu verläugnen. Zwar fordert er nicht mit Gewalt, daß Jeder nach den von ihm bekannten Grundsätzen handle; aber ihn kann weder Hoffnung noch Furcht, weder Wollust noch Gefahr bewegen, anders als tugendhaft und wohlthätig für das Glück seiner Mitbürger, für Recht, Wahrheit und Unschuld zu handeln. Freilich will er nicht die gebieterischen Umstände gewaltsam ändern, daß sie seinen Absichten besser entsprechen; aber die Gewalt der Schicksale kann ihn auch nicht ändern, so zu denken, zu handeln, zu leben, wie er es für göttlich, wahr und recht hält. Vielmehr er nimmt mit Klugheit Rücksicht auf Ort, Zeit und Menschen, wie sie eben sind, um sie zu seinen gemeinnützigen, edeln Zwecken zu benutzen und zu leiten, und lernt so sein Schicksal beherrschen, Verhältnisse unterjochen, statt daß sie den schwachen Menschen beherrschen und leiten.

So handelte der göttliche Weise Jesus Christus. Mit dieser Erhabenheit des Gemüths trat er in den Kampf gegen die Schicksale, die seiner harrten.

Er war von dunkler Geburt, ohne hohen bürgerlichen Rang, ohne glänzenden Reichthum; auf seinen Wink flogen keine Kriegsheere, bewegten sich keine Nationen. Und dennoch wollte er eine große Verwandlung des Menschengeschlechts; den Sturz der in allen Welttheilen schimmernden Altäre der Götzen; die Anbetung des allein wahren Gottes, und daß Könige auf Thronen und Bettler an den Krücken den Worten seiner Weisheit folgten. Welch ein Unternehmen! — „Ist dies nicht des Zimmermanns Sohn von Nazareth?“ fragten spöttisch, die ihn in seiner Dürftigkeit dahin wandeln sahen. Unerschüttert aber wandelte Jesus die erkorne Bahn für das Heil des menschlichen Geschlechts, und zur Beseligung derer und ihrer Nachkommen, die sein spotteten. Seine Herkunft, seine Armuth waren ihm keine Hindernisse. Was sind denn Gold und Geburt in der Geisterwelt? — Er wählte zu seinen Jüngern einfache, unverdorbene, für seine Lehren empfängliche Männer, die, arm und unbekannt wie er, an keinem Golde und an den Vorzügen keines Standes hingen. Am Jordan lehrte er, und nach Jahrtausenden schallt seine Gottesstimme durch alle Länder des Erdbodens, über alle Weltmeere.

Was ewig wahr und ewig gut ist, das bedarf keiner Machtsprüche von Thronen herab, keiner Kriegsheere, um siegreich zu werden. Es bricht sich selbst seine Bahnen, entwaffnet die blinde Menge und stürzt die widerspenstigen Thronen vor sich hin in den Staub. Groß ist die irdische Gewalt des Geistes und des ewigen Rechts und der unvergänglichen Wahrheit.

So trat Jesus Christus in den Kampf gegen das Schicksal, unerschrocken vor den Hindernissen seiner Herkunft und Armuth. Er schritt nicht gewaltthätig wider die ihn umgebenden Verhältnisse; aber er benutzte sie und die Zeiten und die Menschen, wie sie sich ihm darboten, um seine göttlichen Absichten zu erreichen. Und was auch geschah, standhaft vollführte er den erhabenen Plan seiner Sendung; nichts lockte ihn von der erwählten Bahn, nichts schreckte ihn von derselben zurück.

Mehr als einmal sammelte sich um ihn her ein zur größten Empörung reifes Volk. Tausend und tausend Stimmen forderten ihn auf, Roms Weltherrschaft zu zertrümmern, und den weiland glänzenden Thron Israels und Juda's wieder aufzurichten; Tausende und Tausende boten ihm ihr Leben an, wenn er sie unter seinen Fahnen zum Schlachtfelde führen, und für Jerusalems Ruhm und für die Gräber ihrer Väter streiten heißen würde. „Hosiannah dem Sohne Davids!“ scholl es von tausend und tausend Lippen, als er aus seiner Einsamkeit hervortrat in das Gewühl der volkreichen Hauptstadt, die seines Winkes gewärtig war. Doch unerschütterlich beharrte Jesus in seinen göttlichen Grundsätzen. Er verschmähte die Heere, welche sich für ihn bewaffnen wollten; den Thron, der ihm geboten wurde; die Pracht und den Ueberfluß des Palastes der Herrscher, welcher ihm geöffnet werden sollte. Nicht die Anmuth des Reichthums, welcher ihm zu Füßen lag, nicht die Silberstimme des Ruhms, die an sein Ohr drang, nicht die Herrlichkeit der Gewalt und des Einflusses, welche man seinen Händen zu übergeben entschlossen war — nichts von Allem, was den gemeinen, sinnlichen Menschen reizen kann, machte den Göttlichen von seinem Ziele abwendig. Er wollte nicht die Rettung Juda's; er wollte mehr als dies — die Rettung der Menschheit!

So bestand Jesus von Nazareth den Kampf gegen die Macht der sinnlichen Begierden und Leidenschaften, so den Kampf gegen das Schicksal. Es schwiegen seine Begierden; es erlag kraftlos das Schicksal gegen die Hoheit seines unbeweglichen Willens.

Und mit derselben Ruhe, mit welcher er eine Herrscherkrone abgelehnt hatte, sah er die finstern Stürme seines Lebens herannahen — aber er wankte keinen Augenblick. Er kannte der Priester Stolz und glaubenseifrige Wuth; jener Priester, deren Heuchelei er entlarvt, deren Opfer er unnütz gemacht hatte. Er kannte des Pöbels

Wankelmuth, welcher morgen verdammt, den er heute vergöttert, und der, da seine Anerbietungen verschmäht waren, an die Stelle getäuschter Erwartungen Erbitterung und Groll treten ließ. Er kannte die Unzuverlässigkeit und Schwäche mancher seiner eigenen Vertrauten, die feile Treue eines Judas Ischarioth, den Ungestüm und wandelbaren Sinn eines Petrus, die Schüchternheit Aller. Er sah seine Gefahren, seine Verfolgungen, seine Leiden voraus, — aber dieses schreckliche Schicksal, welches ihm entgegentrat — es beugte ihn nicht, er wich ihm keinen Schritt weit aus.

Er ging den schweren Gang zum Welterlösertode — noch verkannte ihn die ganze Welt — noch begriffen ihn selbst seine Jünger nicht — er hatte Niemand, der die Hoheit seiner Sendung und seines weltbeseligenden Zieles kannte — einsam stand er in der Welt, den Blick auf Gott! Aber mit diesem Blick trat er muthig in das Grausen des Todes ein.

Zweifle Niemand, daß der welterlösende, Tod und Grab besiegende Held nicht auch Mensch war. — Ergriff nicht auch ihn Entsetzen, als die entscheidende Stunde kam? — Als er unter Gethsemane's Oelbäumen in furchtbarer Todesangst verging; als sein Schweiß wie Blutstropfen ward, die auf die Erde fielen (Luk. 22, 44); als er betend auf sein Angesicht niedersank, und seine ganze Natur in Aufruhr gerieth gegen den furchtbaren Opfertod, rief da nicht seine bange Seele zu Gott: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod! Mein Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir!“ Dennoch siegte sein Geist über den Einfluß seiner irdischen Empfindungen; dennoch wich er nicht von seinen Grundsätzen und heiligen Zielen, sondern er setzte mit erhabenem Gemüthe hinzu: „Doch nicht wie ich will, Vater, sondern wie Du willst!“ (Matth. 26, 39.)

Da ward das Urbild der Unschuld von Verbrechern gerichtet; da der Heiligste, welcher jemals auf Erden gewandelt, von Sündern zum Tode verurtheilt. Er ging, erschöpft an Kräften, nicht erschöpft an Heldenmuth, den Gang nach Golgatha. Sein letztes Wort zum Volke war das Wort des Trostes und der Güte: „Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder!“ (Luk. 23, 20.) Treu seinem göttlichen Zwecke, war sein letztes Gebet ein Gebet am Kreuze für die Mörder, für die er liebend und segnend starb.

So war der große Kampf vollbracht. Kein Schicksal hatte seinen heiligen Willen bezwungen; aber er schwebte über die Ereignisse des Lebens, über den ohnmächtigen Zorn einer Welt erhaben, die er beseligen wollte, und die ihm vergeblich widerstrebte.

Ja, Welterretter, Heiland, Jesus Christus! Auch ich bin zum ewigen Dasein berufen, auch mir winkt die Krone des bessern Lebens — ich kämpfe Dir nach! Soll ich ein schwankendes Rohr im Winde sein, ein Spiel des Zufalls, eine Beute des Staubes? Bin ich nicht ein unsterblicher Geist, erkoren zur Vollkommenheit, ausgerüstet mit Einsichten des Guten, des Wahren und Gerechten? Ist das Wahre, das Gute und Gerechte, was ich erkenne, nicht Gottes Sache? Wie, soll ich länger Gottes Sache zum Raube meiner Leidenschaften und sinnlichen Neigungen werden lassen, die oft dagegen ankämpfen? Soll ich mich durch das veränderliche, bald schmeichelnde, bald drohende Schicksal bewegen lassen, was ich für wahr erkenne, unwahr zu nennen, und was gut ist, nicht zu thun, sondern das Schlechtere?

Nimmermehr! Wessen Geist während des Menschenlebens nur ein Sklave des Körpers und seiner Einflüsse ist, wird er nicht, wenn sein Herr Staub wird, vielleicht mehr als er sein? Nur der große, erhabene Geist auf Erden ist groß und erhaben, auch wenn er losgeschält vom Körper in die Ewigkeit übertritt. So sitzt Christus, wie es die heilige Schrift nennt, zur Rechten Gottes. Er ist erhaben über alle Wesen dort, wie er hier auf Erden war.

Ich will ihn eingehen, den großen, den göttlichen Kampf mit Leidenschaft und Schicksal für Tugend, Gerechtigkeit und Wahrheit. Ich will Jesum, ich will Gott bekennen in meinen Handlungen vor der Welt, und keine Gefahr fürchten. Auch ich werde siegen durch den Ernst meines Willens; ich werde im letzten Augenblick meines irdischen Seins sprechen können: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft; ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten! Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird: nicht mir allein, sondern Allen, die seine Erscheinung lieb haben.“ (2 Tim. 4, 7. 8.)

115.

Der Mensch ein Schöpfer seines Schicksals.

1 Kor. 3, 6 — 9.

Wie Manchem ward das Glück,
Das Gott mir gab, entzogen,
Wie Mancher von der Lust,
Der Sinnlichkeit betrogen:
Weil, ungewarnt, sein Fuß
Nicht jede Schlange mied,
Die unter Blumen lauscht,
Und flicht, eh' er sie sieht!

Was gut und edel ist,
Was meinen Brüdern nützet;
Was auf des Lebens Bahn
Uns vor dem Fall beschützet;
Was Muth im Leiden gibt,
Vor guten Menschen ehrt:
Das liegt in meiner Kraft,
Ist meines Strebens werth.

Wenn nicht Jeder bei sich überzeugt wäre, er könne durch eigene Klugheit sein Glück gründen, würde Niemand dahin arbeiten, sein Loos auf Erden zu verbessern, sondern Alles in voller Gelassenheit von der Gunst des Himmels erwarten. Aber ohne Arbeit kein Lohn, ohne Mühe kein Gewinn, ohne Vorsicht nur Gefahr.

Die Weisheit Gottes wollte nicht, daß der Mensch in todter Unbehilflichkeit lebe. Darum gab sie ihm einen freien Willen, zu thun, was ihm beliebe; Verstand, um das Bessere kennen zu lernen und zu wählen. Ja, sie trieb ihn durch das harte Gesetz der Noth, jede Trägheit fahren zu lassen, und sich durch Anwendung der ihm verliehenen Gaben des Geistes ein besseres Schicksal zu verschaffen. Den Thieren des Feldes gab sie ein Kleid von behaarten Fellen, den Vogel umhüllte sie mit Fe-

dern, um gegen jede Witterung Schutz zu haben; aber den Menschen ließ sie nackt und bloß. Den Thieren verlieh sie natürliche Waffen, mit denen sie sich gegen ihre Feinde vertheidigen konnten, seltene Stärke oder ungemeine Geschwindigkeit: aber der Mensch hatte von Natur nichts, um dem Horn des Stieres, der Klaue des Löwen, der Stärke des Tigers, dem Stich der Schlange Trotz zu bieten. Sie gab ihm Verstand und Vernunft. Er sollte seine Kleider, seine Waffen selbst erfinden, sich Alles selbst schaffen. Sie zwang ihn, seine Geisteskräfte zu benutzen, um endlich Herr aller Thiere zu werden; der unfruchtbaren Erde Nahrung abzugewinnen; sich gemeinschaftliche Wohnung, Dörfer und befestigte Städte zu erbauen, und zum friedlichen Leben unter einander wohlthätige Gesetze zu ersinnen.

Da also nach dem göttlichen Willen sich jeder Mensch durch eigene Anwendung seines Verstandes und seiner Kräfte sein Loos auf Erden bereiten muß, ist es wohl ein blindes und übermäßiges Vertrauen auf Gott, eine träge Frömmigkeit, wenn Jemand seine Arbeit vernachlässigt, in der Hoffnung, Gott werde schon ohne sein Zuthun gewähren, was gut und nützlich ist. Es ist eine träge Frömmigkeit, zu glauben, man könne durch Gebet und Kirchengehen Alles bewirken, und bloß durch göttliche Gnade, oder was die Menschen Glückszufall nennen, zu Reichthum, Ehre und Ansehen kommen. Es ist ein falsches Vertrauen zu Gott, wenn man sich einbildet, um ihm gefällig zu sein, um einst nach dem Tode der Genosse der ewigen Seligkeit zu werden, sei es hinlänglich, sich auf das Verdienst und den Tod Jesu, auf die Gnade und Barmherzigkeit Gottes, auf die Fürbitte der Menschen und Heiligen zu verlassen, und keineswegs nothwendig, ein strenges, in allen Tugenden mühsames, wohlthätiges und gemeinnütziges Leben zu führen.

Nein, nicht vergebens gab uns der Schöpfer unsere Kräfte. Wer diese zu benutzen versäumt, vernachlässigt das ihm anvertraute Pfand, verachtet den Willen des ewigen Vaters und stürzt sich durch die Verkehrtheit seines Geistes in unfehlbares Verderben.

So thöricht es daher ist, Alles von Gott zu erwarten, und Nichts von sich selbst; sein irdisches Wohlsein lieber vom Müßiggang oder einem Loose des Glückspiels zu erwarten, als von Fleiß und Arbeitsamkeit, Ordnung und Sparsamkeit: eben so thöricht ist es von der andern Seite, Alles auf seine eigenen Kräfte zu bauen, und Nichts auf die Gnade Gottes. Wie wenig sind wir ohne ihn! Wie arm stehen wir da, wenn er unser Bemühen nicht segnet, das heißt, wenn er nicht alle Umstände so lenkt, daß dasjenige, was unser Fleiß verrichtet, was unser Nachdenken ersinnt, vortheilhaft für uns ausfällt! Umsonst fiel der Schweiß des Landmanns auf seinen Acker: Regen, Sturmwinde und Hagelwetter zogen darüber hin. Umsonst machten wir Entwürfe zu unserm und der Unsrigen Glück: es traten andere Menschen mit anderm Sinn dazwischen, und verderbten Alles, ohne von unsern Absichten zu wissen. Daher das alte und durch Millionen Erfahrungen bestätigte Sprichwort: der Mensch denkt und Gott lenkt!

Die wichtigsten Begebenheiten in unserm Leben sind oft Folgen eines Umstandes, auf den wir am wenigsten gezählt hatten: und oft hat dasjenige, worauf wir die meiste Mühe verwendet haben, uns den allergeringsten Vortheil gebracht. Ja, das Schicksal der Schlachten, das Schicksal großer Reiche hing oft von einem kleinen sogenannten Zufalle ab, an welchem alle Macht und Klugheit zu Schanden wird.

Wir haben unsern Willen, unsere Klugheit, unsere Kräfte; Gott aber hat die Umstände in seiner Gewalt: durch diese regiert er die Menschen, segnet oder verderbt ihr Thun.

Was heißt also: der Mensch ist ein Schöpfer seines Schicksals? — Ist dies ein Gedanke ohne Sinn? — Er ist es, wenn wir unter Schicksal Dinge verstehen, die ausser unserer Macht liegen, wenn wir unsere Herrschaft über Unmöglichkeiten ausdehnen wollen. So wenig ein Sterblicher seine Hand in die Himmel emporstrecken, und die Sonne in ihrem Laufe hemmen, die Gestirne in andere Richtungen leiten kann: eben so wenig ist er vermögend, das Denken, Wollen und Thun aller mit ihm auf Erden lebenden Menschen nach seinen Absichten und nach seinem Vortheil zu lenken. Dies alles liegt ausser dem Gebiete seiner Macht. Aber von diesem Allen hängt auch sein wahres Schicksal nicht ab, sondern nur das Schicksal dessen, was ihm nicht bleibend gehört, etwa das Schicksal seines Leibes, seines Wohlstandes, seiner bürgerlichen Verhältnisse. Wer in solchen Dingen sein ganzes Weh und Wohl gründet, hat für seine Ruhe einen schlechten Grund gewählt. Er wird beständig das Spiel der abwechselnden Umstände sein, sich mit ihnen auf kurze Zeit erheben, und mit ihnen untergehen.

Nicht der Leib und was ihn allein angeht, sondern der Geist im Menschen ist es, der da redet und die Hauptsache ist. Das Reich desselben erstreckt sich aber nur auf sich selbst. Spricht er von einem Schicksal, welches er sich schaffen könne, so spricht er nur von dem seinigen; nicht von dem Schicksal dessen, woran er im Irdischen einen Antheil hat. Dies ist irdischen Gesetzen unterworfen. „Sein eigenes Schicksal kann der menschliche Geist sich bereiten“ heißt also: es steht in seiner Gewalt, auch unabhängig von äussern Umständen glücklich oder unglücklich zu sein, wie er will.

Dies steht in seiner Gewalt; denn Gott gab ihm dazu den freien Willen, gab ihm Erkenntniß und die Kraft; er gab ihm zur Erwerbung äusserer Mittel und Annehmlichkeiten die aus Erfahrungen erwachsene Klugheit, er gab ihm zur Gründung innerer, fester Glückseligkeit die Weisheit Jesu. Oft kann jene Klugheit täuschen, niemals diese Weisheit. Denn jene verändert sich nach den Umständen, diese bleibt und richtet sich ewig nach den bleibenden Ordnungen Gottes in der Welt.

Und zu diesen Ordnungen der Gottheit gehört auch das durchs ganze Weltall und Leben herrschende Gesetz: Alles Gute hat seine guten Folgen, alles Böse muß seine bösen Folgen haben, und sich zuletzt selbst verderben. Das Gute aber ist der durch Jesum geoffenbarte Wille Gottes; das Böse ist die Verachtung des wahren Guten um sinnlicher Begierden willen.

Wer also nur das Gute will und thut, wird der Schöpfer unzähliger guter Folgen. Jede rechtschaffene That, die wir, gleich einer nützlichen Saat, ins Leben hineinstreuen, bringt uns Segen aus demselben zurück. Wir umringen uns selbst mit den Früchten unserer Liebesthaten; und aus der Wahrnehmung derselben entsteht endlich das höchste Vergnügen, das reinste Glück, welches uns zufrieden mit uns selbst und unserer Art zu

sein macht. Es ist möglich, daß bei dem Allen wir an äusserlichen Gütern arm sein können; es ist möglich, daß wir durch traurige Verhältnisse dasjenige von unserm Wohlstande sogar verlieren, was wir schon hatten. Es kann uns weh thun. Aber unsere innere Zufriedenheit kann dies nicht stören; wir werden schnell zu unserer Heiterkeit zurückkehren, weil wir uns nicht von diesem Vergänglichen abhängig machen. Nur der, welcher seinen eigenen Werth und die Wahrheit zu wenig kennt, wer in seine Bequemlichkeit mehr oder weniger sein ganzes Glück setzt, kann beim Zusammensturz irdischer Wohlfahrt, Ruhe und Zufriedenheit auf immer verlieren. So gab es Menschen, welche sich zuletzt mit verruchter Hand selbst das Leben raubten, weil ihr Leib nicht mehr die Genüsse haben konnte, nach denen er am meisten geizte.

Alles Gute hat unfehlbar seine guten Folgen. Ja, diese Folgen erstrecken sich nicht bloß auf die innere Heiterkeit unsers Gemüths, auf die selige Empfindung, daß wir Gottes sind, und nach dem Traume des Erdenlebens ein noch unendlich herrlicheres Loos zu erwarten haben: sondern nicht selten sogar auf unsere irdischen Verhältnisse. Der rechtliche Mann, der Menschenfreund, der Wohlthäter der Hilfsbedürftigen, der Friedfertige, der Bescheidene — ist er nicht von dem Zutrauen, von der Liebe aller umgeben, die ihn kennen zu lernen Gelegenheit hatten? Trifft ihn kein Unglückfall, mit wie viel stiller, herzlicher Theilnahme begrüßt ihn Jeder! Wie gern wünscht Jeder demjenigen zu helfen, der sonst immer bereit war, Andern zu helfen! — Die liebende, sorgfältige, ordnungsvolle Hausmutter, wer schätzt sie nicht? Wer ehrt nicht ihre Tugend im Leben unter den Kindern, ihren freundlichen Ernst gegen das Gesinde, ihre Gefälligkeit gegen Bekannte und Nachbarn, ihre bescheidene Anspruchlosigkeit, wo andere mit ihren Verdiensten glänzen würden?

Gott will es: alles Gute soll hienieden seine guten Folgen haben. Daher ist es längst eine von allen Erfahrungen bekräftigte Wahrheit, daß es keine bessere Klugheit gebe, als die Tugend. Wir wissen nicht immer, was unter gewissen Umständen nützlich sein könnte; aber jeder Mensch weiß, was unter allen Umständen recht und edel gethan ist. Unser Verstand kann oft irren; aber unser Gewissen irrt nicht leicht. Der Wille zum Besten ist in unserer Macht; aber der Erfolg des Besten hängt von Gott ab.

Willst du also ein Schöpfer deines bessern Schicksals werden, so sorge nicht um die Erfolge deiner Thaten, sondern um die Güte und Gerechtigkeit dieser Thaten. Du vermagst nicht Alles; du kannst nur einen kleinen Theil des Guten stiften, welches du in der Welt zu sehen wünschest. Jeder trägt nach seinen Kräften dazu bei. Der Eine pflanzet, der Andere begiesset, Gott aber ist's, der das Gedeihen gibt. Ein jeder aber wird seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit. (1 Kor. 3, 8.)

Das Böse, so ist es göttliches Gesetz, hat seine bösen Folgen, und muß sich selbst verderben. Wer es wählt, richtet mit eigener Hand sein Elend an. Bestätigen nicht die Erfahrungen unsers Lebenslaufes die ewige Wirkung jener göttlichen Ordnung? Sehet den Ehrgeizigen, er stirbt in immerwährenden Kämpfen und Unruhen. Sehet den Geizigen, er verschmachtet an der Quelle. Sehet den Wüstling, aus seinen bleichen Mienen, aus seinen erloschenen Augen spricht das Gift, mit dem er sein Blut vergiftete, seine Nerven zerstörte. Sehet den Trunkenbold, er ist von seinem Laster gezeichnet, und stumpf an Geist und Sinnen fährt er in die frühe Gruft, nachdem ihn Krankheiten peinigten. Sehet den Heimtückischen, er wird geflohen; er hat keinen wahren Freund, er stürzt, und Jeder gönnt ihm den Untergang. Sehet den stolzen Verschwender, er fällt und muß oft Hilfe bei denen betteln, die er ehemals verachtungsvoll übersah.

Woher kommt es, daß Wenige in ihrem Leben weder ganz glücklich, noch ganz unglücklich sind? Daher, weil sie weder schlecht genug sein mögen, ganz böse zu sein, noch Muth genug haben, ganz gut zu handeln. Sie schwanken ungewiß zwischen Fehler und Tugend, daher auch zwischen Zufriedenheit und Leiden aller Art. Das Gute, was sie thun und lieben, belohnt sie gleichmäßig, wie die Sünde, die sie begingen, sie bestraft und verdrießlichen Verhältnissen preisgibt. Willst du ganz glücklich sein, so mußt du dich nicht begnügen, nur halb gut zu sein.

Der Lasterhafte ist der Schöpfer seines eigenen Elendes, seiner Krankheiten, seiner Unruhen, seiner Verzweiflung. Wer läugnet es? Und so kann auch der Gerechte der Schöpfer seiner unzerstörbaren Zufriedenheit, das heißt, eines Wohlseins werden, welches menschliche Gewalt ihm nicht entreissen kann.

Aber der Mensch kann mehr als das. Nicht nur ist er durch seinen tugendhaften Sinn fähig, das unwandelbare Glück seines Gemüthes zu schaffen: er ist durch die Weisheit Jesu fähig, seine äussern Schicksale zu verbessern, und selbst, wenn diese noch so traurig wären, über sie zu triumphiren. Dies ist das Höchste, was der Mensch hienieden leisten kann. So glänzt er in gleichsam göttlicher Vollendung, und steht höher, als alle irdischen Ereignisse. Stürme mögen wüthen; aber er schwebt groß über den Stürmen. Sie erreichen ihn nicht.

Wie kann er dies? — Nicht durch gewöhnliche Klugheit, nicht durch eine aus mannigfaltigen Erfahrungen erbeutete Vorsichtigkeit: sondern durch die Religion; durchdrungen von den Wahrheiten derselben, muß er nur in ihnen athmen. Was Jesus lehrte, muß er denken; was Jesus war, muß er sein. Er muß, als nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, gleichsam ein Theil der Gottheit, nur in Gott, für Gott leben. So wird er der Schöpfer eines höhern Schicksals, das ihn weit über jedes irdische Ereigniß erhebt.

Um dies göttlich-große Ziel zu erreichen, gewöhne dich an den Gedanken, daß du auf Erden für nichts leben sollst, als für deinen Geist; daß dir hienieden nichts gehört, als dein unsterblicher Geist; daß du nichts zu vollenden hast, als deinen Geist, und daß alles Uebrige, Stand und Würden, Vermögen und Gelehrsamkeit, Schönheit und Geschicklichkeit, Gesundheit und Krankheit, Freundschaft und Verfolgung, irdisches Glück und Unglück, nur Mittel zu deinem einzigen, höchsten und letzten Zweck sein sollen. Gewöhne dich an den Gedanken, daß dir nichts von Allem, was du äusserlich besitzest, bleibt; daß dir nur Alles geliehen sei; daß selbst, was du durch deinen Fleiß erworben hast, vergänglich ist; daß selbst deine besten Freunde, Aeltern, Brüder, Schwestern, Gatte, Kind nur eine kurze Zeit neben dir

zu wandeln haben. Gewöhne dich an den Gedanken, daß du mit deinem Geiste nur auf einem Besuche in dieser Welt bist, von dem du bald umkehren mußt; daß du von deinem ewigen Vater nur eine Sendung hienieden empfangen hast, um seinen Willen in vielerlei Dingen zu vollstrecken, worauf du von ihm wieder zurückgerufen wirst. Gewöhne dich an den Gedanken, daß nur Gott dein beständiger Vater sei, daß alle menschlichen Geister ohne Ausnahme deine Brüder sind; daß die Hüllen, die sie tragen, ihr Leib, ihr Stand, nur Kleider sind, die sie während ihrer Sendung auf Erden tragen müssen.

Bist du von diesem wahren und großen Gedanken, der überall in Jesu Lehren liegt, innig durchdrungen: so wird deinem Auge die ganze Welt anders erscheinen, als du sie bisher angesehen hast. Du wirst dich schämen, allen Reizungen und Begierden, die aus der Natur deines Körpers entspringen, unterthan zu sein; du wirst dich schämen, die Sendung, welche dir dein Gott in dieser Welt gab, unerfüllt zu lassen, um mit dem Staube zu spielen, über welchem du hinwandelst. Du wirst das Leben überall vom Schein unterscheiden lernen; wirst mit Klarheit erkennen, daß nicht, um Felder und Häuser zu bauen, um Ehrenstellen zu bekleiden, oder in prächtige Gewänder gewickelt zu werden, du von Gott in diese Welt geschickt wurdest, sondern um Gottes Mitarbeiter an der allgemeinen Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts zu werden. (1 Kor. 3, 9.) Du wirst es hell verstehen, was Jesus mit den vielsagenden Worten sagte: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles Uebrige zufallen. (Matth. 6, 33.) Darum, wenn ihr Nahrung und Kleider habet, so lasset euch genügen.

Du wirst leben, nicht um dir einen Vortheil auf den andern zu häufen, und endlich sterbend von deinen Schätzen davon zu gehen, sondern um alle Wesen um dich her, so weit deine Kraft reicht, glücklicher und weiser zu machen. Die Glückseligkeit Aller ist erst dein Glück. Du kennst, du willst kein anderes.

Du wirst nur lächeln können, wenn dir die Bosheit thierisch-gesinnter Menschen deinen Wohlstand zerstört; sie rauben dir nichts als einige Mittel, durch die du ihnen hättest nützlicher werden können. Du wirst nur lächeln, wenn dich das zweideutige Erdenglück um Hoheit, Ansehen und Einfluß betrügt. Denn was ist's am Ende mehr, ob du deinen Leichnam in grobes Tuch oder in den feinsten Purpur wickelst: beide verfaulen endlich; beide sind dem Geiste gleichen Werthes. Was ist's denn mehr, ob dich die Menschen einen Fürsten oder einen Bettler in diesem Zeitraume nennen: dadurch erhältst du in dir selbst und im Weltall Gottes und im Reiche der Geister keinen größern und keinen geringern Werth. Der du selbst bist und vor Gott bist, der bleibst du. Vor ihm, dem Hocherhabenen, gilt wahrlich kein Ansehen der Person, nach den Erfindungen menschlicher Eitelkeit und kleinlicher Maßstäbe.

Du wirst nur lächeln, wenn dich eine Krankheit niederwirft. Du findest darin nur eine Zerrüttung deines dir als gebrechlich bekannten Werkzeuges. Vielleicht will Gott es dir nehmen, um dir ein vollkommeneres zu verleihen. Vielleicht will Gott dich nur mahnen, auf dies Zerbrechliche nie hohen Werth zu setzen. Genug, du freuest dich unter den Schmerzen deines Leibes der Gesundheit deines Geistes; deine Seele hat keinen Schaden genommen. Du wirst mit fester Ruhe den Tod deiner Geliebtesten auf Erden ertragen. Sie hatten den Beruf, wie du. Ihre göttliche Sendung, derentwillen sie in die Welt kamen, ist nur einige Tage früher vollendet worden, als die deinige. Sie stehen am Ziele. Sie empfangen aus Gottes Hand, nach hier vollendetem Geschäft, eine schönere Laufbahn. Sie wird auch dir zu Theil werden. Mag ihre Hülle modern — du hast ja nicht die Erdentheile an ihnen geliebt, von denen sie umgeben waren, sondern ihre Seele. Diese Seele bleibt dir ja verwandt und treu. Sie bleibt ja in Gott; verharre nur du auch in Gott, so ist keine Trennung möglich. — Denkst du, empfindest du so: wo ist ein Ereigniß, das deine Heiterkeit, deinen Seelenfrieden, das heißt, dein wahres, bleibendes Glück, verderben könnte? Bist du dann nicht der Schöpfer deines höhern Schicksals geworden? Kann dich dann ein irdischer Sturm erschüttern, oder nur berühren?

So war Deine hohe Seligkeit auf Erden, o Jesus, du Göttlicher! Du verachtetest das Irdische, und genossest nur davon, so viel es zur Erhaltung Deiner menschlichen Natur und Deines Wirkens nothwendig war. Du liebtest alle Wesen um Dich her; die Kinder Gottes nanntest Du Deine Brüder. Dein Beruf, deswillen Du in dies Leben gesandt warst, ist gewesen, eine sündige Welt von den Banden der Finsterniß, von den Fesseln des Irrthums, der Sünde zu erlösen, und die Geister frei zu machen von der Knechtschaft, in der sie durch sinnliche Gelüste gehalten werden. Diesen Beruf allein hattest Du in allen Deinen Wegen vor Augen. Ob Dich das Volk bald zum Könige von Israel ausrufen, bald steinigen wollte, bekümmerte Dein göttliches Gemüth nicht. Ach, die irrende Menschheit begriff nicht die Erhabenheit Deiner Sendung und Deines Thuns. Du fandest darin keine Schmach, in Knechtsgestalt einherzugehen; Du nanntest es kein Unglück, oft nicht zu haben, wohin Du Dein Haupt legtest. Das Irdische war für Dich werthlos; Dein Wandel war im Himmel. Du ertrugst Hohn und Verfolgung und die Schmach öffentlicher Schande; aber Dein heiteres Bewußtsein erhob Dich über die thörichten Meinungen der Menschen. Im Reiche der Geister, Du Fürst der Geister, gilt eine andere Ehre, eine andere Schande, als in den engen Begriffen halbthierischer Menschen. Kaum ein sechsunddreißig Jahre langes Leben genossest Du auf Erden — aber Du lehrtest den Tod verachten, welchen Du nicht fürchtetest. Welterlöser, Du starbst, Deine Sendung auf Erden war göttlich vollbracht.

O laß mich in Dir leben, in Dir sterben! Durch Dich Schöpfer meines Schicksals sein, durch Dich Schöpfer meines ewigen Looses! Amen.

116.

Die Gewissenhaftigkeit des Christen als Unterthan gegen Gesetz und Obrigkeit.

Röm. 13, 5—7.

Nie sei des Bürgers heil'ge Pflicht vergessen;
Daß Keiner selbstklug, trotzig und vermessen
Des Vaterlandes fordernde Gesetze
Listvoll verletze.

Gib uns, o Gott, ein Herz voll fester Treue,
Daß Jeder Deines Rufs vor Dich sich freue.
Des Lebens Abend kommt. Einst ruh'n wir Müden
In Deinem Frieden.

Bin ich nicht schon ein guter Bürger, wenn ich für mein Hab und Gut sorge; wenn ich dadurch, daß ich nützliche Geschäfte treibe, meinen Vortheil vermehre, auch den Nutzen anderer Menschen befördere; wenn ich den obrigkeitlichen Personen die erforderliche Ehrerbietung bezeuge, und ruhig dulde, was nicht zu ändern ist; keine aufrührerische Gesinnungen hege, und die Abgaben von Allem entrichte, welche ich nicht verweigern kann?

Wohl, wenn darin das Lob eines guten, eines christlichen Unterthans allein besteht, so geniessen viele Tausende dieses Ruhms. Sie leisten ihre Schuldigkeit in gebührender Ordnung, wo sie aus Furcht unvermeidlicher Strafe gezwungen sind, es zu thun. Hingegen sind sie schon nicht so genau mit sich, dann auch noch wahrhaften Bürgersinn zu zeigen, wenn sie nicht durch Strafen bedroht sind; sie halten es schon für kein großes Vergehen, die Obrigkeit und deren Befehle hinterlistig zu umschleichen, wo ihre Untreue nicht gar leicht entdeckt werden könnte; sie machen sich kein Gewissen daraus, ihre Vermögensumstände, je nachdem sie Vortheil davon ziehen können, bald größer, bald geringer anzugeben, als sie in der That sein mögen, und so den Staat zu betrügen; sie halten es für etwas sehr Unschuldiges, wenn sie aus Bequemlichkeit oder aus Eigennutz den ihnen anvertrauten Theil des gemeinen Wesens oder der öffentlichen Verwaltung nur als Nebensache, als fremde Angelegenheit, die sie nichts angeht, nachlässig behandeln, und zwar um so mehr, wenn sie dabei weder viel Geld noch viel Ehre einärnten können.

Ist dies recht? Man zuckt die Achseln, und spricht: Aber ich allein kann und will mich nicht aufopfern; Niemand würde es mir danken. — Ist dies Weisheit, ist dies Christensinn? Das Gewissen spricht nein, aber der Eigennutz nennt es Klugheit und billige Selbstliebe.

Ist es wirklich Klugheit und billige Selbstliebe, wenn wir da der Obrigkeit und dem Vaterlande Ehrlichkeit verläugnen, wo wir keine Strafe zu besorgen haben? Unsern Wohlstand, unser Hab und Gut, und wenn wir dies noch nicht haben, selbst die Fähigkeit, uns Eigenthum erwerben zu können, besitzen wir nur in so fern, als wir in einem Lande wohnen, wo wir durch gute Ordnungen und Einrichtungen bei unserm Eigenthum und unsern Gewerben geschützt werden, oder Anlaß finden, Vermögen zu gewinnen. Allein für uns selbst, Jeder für sich, könnten wir nicht bestehen. Der reichste Mann mit Tonnen Goldes in menschenloser Einsamkeit wäre ärmer, als der Bettler in einer bevölkerten Stadt.

Für diese Möglichkeiten, unsere Besitzungen und Güter durch Fleiß erweitern zu können, müssen wir also dem Lande, worin wir wohnen, dankbar sein. Für den Schutz, welchen wir für unsere Rechtsame gegen fremde Eingriffe erhalten, müssen wir beitragen nach unsern Kräften, daß die Landesobrigkeit die öffentlichen Einrichtungen unterhalten könne, welche unsern Rechten und unserm Stande volle Sicherheit verschaffen.

So gebietet uns demnach die gesunde Vernunft, willig die Lasten des Landes nach Maßgabe unserer Kraft mittragen zu helfen; und uns keineswegs von den Auflagen und deren Bezahlung ganz oder theilweise auszuschliessen. Denn geschieht dies auf irgend eine hinterlistige oder saumselige Weise, so betrügen wir das Vaterland und die Obrigkeit um die rechtmäßige Schuld, die wir abzustatten haben. Unsere Klugheit ist dann nicht besser, nicht edler, nicht verzeihungswürdiger, als die Klugheit des Diebes, welcher Andere in ihren Rechten und Besitzungen verkürzt. Unsere sogenannte billige Selbstliebe ist ein schändlicher Eigennutz, der uns zum Verräther an Gesetz und Mitbürgerschaft macht. Wenn wir es an uns verzeihlich finden, die Obrigkeit zu hintergehen und sie in den pflichtmäßig zu leistenden Abgaben zu verkürzen: so ist es nothwendig auch wohl Allen verzeihlich. Wenn aber alle Bürger so unredlich denken: wer möchte mit Ruhe unter einem ganzen Volk von Betrügern wohnen? Woher soll der Staat Mittel nehmen, die allgemeinen Angelegenheiten in geziemender Kraft und Würde zu handhaben? Wer darf es dem Fürsten verargen, wenn er, um das Ganze zu retten, strenge Maßregeln gegen Einzelne ergreift, die es trifft?

Was schon die Vernunft und das einfache Rechtlichkeitsgefühl gebietet, ist durch sich selbst für den vernünftigen, für den redlichen Mann eine heilige Sache. Er schämt sich, auch wo er es, ohne Aufsehen zu erregen, ohne Strafe zu befürchten, thun könnte, den Staat um die verlangten und gesetzlich angeordneten Einkünfte zu betrügen. Aber noch tiefer wird seine Scham als Christ.

Denn Jesus macht es zur ehrwürdigen Religionspflicht, der Obrigkeit die gesetzlichen Abgaben zur Behauptung der öffentlichen Ordnung zu entrichten. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! sprach er; und wer sich dem Gebote des Heilandes entzieht, ist der einer der Seinigen?

Die frommen Aeltern Jesu entzogen sich den lästigen Verordnungen ihrer Obrigkeiten nicht. Als der Kaiser Augustus eine allgemeine Schätzung in allen Ländern ausgeschrieben hatte, zog Joseph aus Nazareth nach der Stadt Bethlehem, auf daß er sich mit Maria, seinem vertrauten Weibe, schätzen liesse. (Luk. 2, 1 — 5.) In der Erfüllung dieser Pflichten auf dieser beschwerlichen Reise ward Jesus geboren.

So seid nun aus Noth Unterthan, sagt Paulus. Nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen. Derhalben müsset ihr auch Schoß geben. Denn sie sind Gottes Diener, die solchen Schutz handhaben. So gebet nun Jedermann, was ihr schuldig seid: Schoß, dem der Schoß gebührt; Zoll, dem der Zoll gebührt; Furcht, dem die Furcht gebührt; Ehre, dem die Ehre gebührt. (Röm. 13, 5 — 7.)

Und wie hier, so ermahnt noch öfter, noch dringender das göttliche Wort zur schuldigen Vollziehung unserer Pflichten gegen die über uns bestehende Obrigkeit. Denn wo eine Obrigkeit ist, da ist sie durch Gottes Willen.

Nicht also sollen wir als Christen, als redliche Menschen die Gesetze des Landes bloß dann plötzlich erfüllen, wenn wir durch die Furcht der Strafe und Schande dazu gezwungen sind: sondern auch, wenn unsere Untreue verborgen bliebe, oder wenigstens nicht leicht entdeckt werden würde. Nicht bloß, gleich dem unedeln Sklaven, sollen wir vor der Zuchtruthe zittern, unsere Bürgerpflichten mit gewissenhafter Strenge vollziehen, sondern um des Bewußtseins willen, welches das köstlichste der Güter jedes rechtschaffenen Mannes ist.

Was hilft es uns auch, im Geheimen den obrigkeitlichen Willen zu umgehen, da der Allwissende unsere Schande sieht; da unser Gewissen sich nicht vom Eigennutz bestechen läßt, sondern bei jeder Erinnerung an Be-

trug uns mahnen wird: du hast gegen Obrigkeit und Vaterland pflichtvergessen und unredlich gehandelt! — Oder ist das Verbrechen gegen die von Gott gegebene Obrigkeit, kein Verbrechen gegen Gottes Gebote? Kann ich jemals gegen einen Menschen, auch gegen den geringsten, sündigen, ohne gegen Gott zu sündigen? Kann ich jemals gegen einen Andern, oder gegen obrigkeitliche Einrichtungen unredlich sein, ohne gegen meine eigene Würde, gegen meine eigene Seelenruhe der Allerunredlichste zu werden?

Ehre Fürst und Gesetz, selbst wenn das, was du gegen ihren Willen thun könntest, verborgen bliebe. Ehre sie in deinen Urtheilen und Meinungen, denn sie sind göttliche Stiftungen.

Es ist gewisser Menschen böse Neigung, alles zu tadeln, was von ihrer Obrigkeit herrühret; entweder weil sie einzelne Bekannte hassen, oder weil ihr Ehrgeiz zu glänzen sucht, als verständen sie Alles besser, denn die Vorgesetzten. Man hält diese Tadelsucht für Freimüthigkeit; sie ist aber gewöhnlich nichts, als der Erguß eines unreinen Herzens. Der freimüthige Mann spricht nur die Wahrheit aus, wo er überzeugt ist, durch sie wahrhaft nützen zu können; nicht aber an Orten und zu Menschen, wo die Obrigkeit nichts davon erfahren kann, und wo man nichts Anderes bewirkt, als die nöthige Ehrfurcht gegen Gesetz und Obrigkeit niederzureissen. Der freimüthige Mann bringt seinen Tadel offen an die rechte Behörde; nicht hinterrücks, nicht ehe er überzeugt ist von der Richtigkeit seines gefällten Urtheils. Der freimüthige Mann redet sein Wort zur rechten Zeit am rechten Ort, weil er dem gemeinen Wesen dann wohlzuthun und Hilfe zu verschaffen hofft; aber er redet nicht aus Privathaß gegen einzelne Beamte, aus boshafter Rachsucht. Es ist zwischen dem Freimüthigen und dem Lästerer ein so großer Unterschied, wie zwischen dem Muthe der Tugend und der Frechheit des heimtückischen Verläumders.

Entrichte mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit die gesetzlichen Abgaben, selbst wenn du, ohne Furcht entdeckt zu werden, die Regierung um das Ganze oder einen Theil derselben verkürzen könntest. So gebietet es dir die Vernunft; so, und wäreſt du ein Heide, dein Rechtlichkeitsgefühl; so, da du in der Würde des Christen dastehst, Jesus Christus, dein Lehrer, dein Heiland; so das göttliche Wort! Aber ach, wie Mancher, welchen wir auf den Straßen und in Gesellschaften als einen der Redlichsten des Landes ehren, trägt vielleicht in seiner Brust den Vorwurf: auch ich bin ein Betrüger des Vaterlandes und meiner mir von Gott angeordneten Obrigkeit! Wer nicht, wie unser göttlicher Lehrer gebeut, dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist, o, der hat auch Gott nicht gegeben, was Gottes ist!

Freilich fehlt es keinem Sünder an Entschuldigungsgründen, und so auch nicht dem geheimen Betrüger des Staats an Bemäntelungen seines ehrlosen Eigennutzes. Die Obrigkeit, wird er zuweilen bei sich selbst sprechen, ist reicher als ich; sie hat mehr Hilfsmittel, das Fehlende zu ersetzen, als ich. Daß ich dem Staate eine Kleinigkeit von dem vorenthalten habe, was ich hätte zahlen sollen, wird ihn noch nicht zu Grunde richten. Darum mag es mir wohl erlaubt sein, auch für mich zu sorgen. Ich brauche es nöthiger, als der Staat.

Wahr mag es sein, daß der Dieb es oft nöthiger bedarf, als der Reiche, den er bestiehlt; aber ist er deswegen zum Raube berechtigt? und kann er alle Bedürfnisse und Ausgaben des Reichen berechnen, der für seine eigene Person vielleicht weniger bedarf, als der schwelgerische, diebische Arme? Freilich, der Räuber vergreift sich an fremdem Gut. Aber du, der du dem Lande die schuldigen, vom Gesetz verordneten Abgaben hinterhältst, thust du nicht desgleichen? Die Steuer, welche von deinem Vermögen dem gesammten Lande oder der Gemeinde gehört, in welcher du wohnst, ist sie dein Eigenthum? Ist sie nicht der Zins, welchen du schuldig geworden bist, und den du unterschlägst, oder auf unehrliche Art schmälerst?

Auch damit tröstet sich der gewissenlose Staatsbürger wohl oft: Ich bin gegen jeden meiner Mitbürger treu und redlich; Keiner darf mir etwas Uebels mit Grund und Fug nachsagen. Und so darf ich auch bei den vielen Abgaben zuweilen an mein eigenes Bestes denken, und das behalten, was man mir nicht nachrechnen kann.

Unredlicher, weil du Treue und Redlichkeit übst gegen den Einen, bist du darum befugt, den Andern zu hintergehen? Oder weil du Einzelnen gibst, was du ihnen schuldig geworden, darfst du deswegen Alle insgesammt betrügen? Und ist der, welcher den Staat an seinen gesetzlichen Einkünften verschmälert, nicht ein Betrüger aller seiner Mitbürger? Denn wenn sie alle ihre volle Pflicht und Zahlung leisten, stehst du allein zurück, und genieſſest hinterlistig den Nutzen von ihren Aufopferungen, ohne würdig zu sein, daran Theil zu nehmen, weil du nicht deinen rechtlichen Antheil dazu beiträgst. Wenn dein Betrug ihnen offenbar würde, hätten sie nicht das Recht, dich verächtlich als einen Menschen auszustoßen, der auf ihre Kosten Wohlleben genieſſen will?

Denke nicht: Andere treiben es auch nicht besser. Es sind ihrer wohl noch Viele, die in Entrichtung der Abgaben eben so wenig mit ihrem Gewissen zu Rathe gehen. Desto schimpflicher für dich, daß du in die Zahl derer treten magst, welche du selbst im Grunde deines Herzens verachtest; in die Zahl derer, die ihr Geld höher achten, als ihr unbescholtenes Gemüth. Desto drückender wird der Raub, welchen die unredlichen Bürger an den redlichen verüben. Denn wenn auf solche Art die Einnahmen des Vaterlandes verringert worden sind, und damit folglich die öffentlichen Ausgaben nicht gänzlich bestritten werden können, wird die Obrigkeit zur Ausschreibung neuer Steuern gezwungen, um das Fehlende zu ergänzen. Deine Mitbürger müſſen also, wegen deiner und Deinesgleichen schimpflicher Unredlichkeit, doppelten Zins und doppelte Last tragen.

Magst du, Selbstsüchtiger, immerhin schadenfroh dazu lächeln, und es für einen Gewinn achten, auf Unkosten deiner Herzensreinigkeit und Gewissensruhe einiges Geld gewonnen zu haben: aber rühme dich fernerhin nicht deiner Treue und Redlichkeit gegen deine Mitbürger, die du alle betrogen, indem du die Obrigkeit hintergingst; — aber rühme dich nicht deines Christenthums, indem du um wenige Silberlinge den Frieden deines Herzens und deine Pflichten gegen Gott und Menschheit verrathen hast; — aber rühme dich nicht deines Jesus, der dich nicht als seinen Nachbar kennt; — aber rühme dich nicht deiner frohen Hoffnungen und Aussichten in der Todesstunde, da du ein betrogenes Vaterland hinter dir zurücklässest, einem

allwissenden Richter entgegengehst, und ein schuldbeschwertes Gewissen mit hinüber nimmst, wo keine durch Furcht erpreßte Reue, kein flüchtiges Gebet dich so schnell heiligt, als du dich in deinem Leben schnell durch eine Schändlichkeit besudeltest.

Verwalte mit Lust und Eifer das gemeinschaftliche Gut, welches dir von der Obrigkeit oder von deinen Mitbürgern zu verwalten gegeben worden ist. Denn wir sind dem Lande nicht bloß den Geldzins von unserm Gewerbe und Vermögen schuldig, auf daß das Ganze wohl unterhalten und gesichert werde: sondern auch unsere Geisteskräfte und unsere arbeitslosen Stunden sollen wir für das Wohl unserer Mitbürger anwenden.

Wo etwa eine kleine Ehre, irgend ein kleiner Geldgewinn bei einer Stelle zu erhalten sind, da werden sich genug Menschen zudrängen, um angestellt zu sein. Aber desto seltener sind die gemeinnützigen, dem Vaterlande mit reiner Liebe ergebenen Bürger, wo die Uebernahme irgend einer öffentlichen Verpflichtung ohne Einkünfte und ohne sonderliche Auszeichnung, wohl gar zuweilen mit Verantwortlichkeit und Verdruß verknüpft ist. Daher findet man der unglücklichen Beispiele genug, daß aller Orten das Privateigenthum besser als das Eigenthum der Gemeinde verwaltet wird; daß Niemand Geschäfte übernehmen will, welche ihm keinen Vortheil abwerfen, und daß, wenn er sie übernimmt, er sie mit Gleichgültigkeit als eine lästige Nebensache besorgt.

Du aber, welcher edlern Herzens sein und im großen Geiste Jesu handeln will, ehre den Willen deiner Obrigkeit, ehre die Sache deines Vaterlandes, deines Wohnortes. Dränge dich zu keinen Aufträgen, aber ziehe dich auch nicht zurück, wenn man dir für das Gemeinwohl eine Last auflegen will, der deine Kräfte gewachsen sind. Deine Ehre ist deine Tugend; dein Lohn ist dein Bewußtsein! Werde der Diener Aller, so macht dich dein Herz zum Ersten unter Allen. Verwolte, was dir anvertraut ward, mit einer Sorgfalt, als verwaltetest du deinen eigenen Nutzen: so wirst du in den Augen deiner Mitbürger Ehrfurcht für deine Redlichkeit und deinen Eifer lesen, Frieden in deinem Innern, frohe Zuversicht in deinem Stande zu Gott finden; so hast du in der That nicht mehr fremde Angelegenheit, sondern deine eigene verwaltet.

Herr der Welt, majestätischer Gott, sind wir nicht Alle, der Fürst, wie der Unterthan, die Werkzeuge Deiner weisen Vorsehung und Weltregierung? Wie könnte ich es wagen, freudigen Gemüths zu Dir emporzuschauen, wenn ich mich weigerte, des Landes Wohl nach meinen Kräften zu befördern, in welches Du mich versetzt hast? Wie könnte ich Deines heiligen Reichs würdiger Genosse sein, wenn ich nicht ein rechtschaffener Unterthan und Bürger dieser irdischen Welt sein möchte? Aber wie wäre ich Dir, Gott, du Vater und Stifter aller Ordnungen, gehorsam, wenn ich nicht der weltlichen Obrigkeit auf Erden zu gehorchen wüßte?

Treu, fest und ohne Umwege will ich mich allen Gesetzen und Einrichtungen derer unterwerfen, die Du zu Vorgesetzten mir gegeben hast. Ich will lieber weniger haben, als mit Ungerechtigkeit haben. Ich will lieber freudig gehorchen, als durch unanständiges Murren meinen eigenen Muth schwächen, und meine Mitbürger zu ähnlichen Unzufriedenheiten reizen. Selbst wenn auch Manches, das mir vorgeschrieben wird, von mir als unvollkommen angesehen würde, ich will auch dies mit redlicher Gewissenhaftigkeit erfüllen. An meinen Obern ist es, mit Vollkommenheit zu regieren; an mir ist es, mit Vollkommenheit zu gehorchen. Jeder ist nur in seinem Verhältnisse vor Dir verantwortlich; er trägt nicht des Andern Schuld.

O Vater, gib mir Kraft, daß ich auch in meines Lebens bürgerlichen Verhältnissen der Vollendetste und Beste werde; eine Aufmunterung Vieler, ein Beispiel Aller! Amen.

117.

Seelengröße.

Matth. 5, 44—48.

Der Mensch darf mehr begehren,
Als Erd' und Himmel geben kann;
Gott will ihm mehr gewähren,
Beut ihm ein großes Erbtheil an.
Er führt ihn auf die Erde,
Daß er in dieser Zeit
Von ihm geleitet werde
Zu seiner Seligkeit;
Bis er mit allen seinen Kräften,
Gebildet und gewöhnt
Zu göttlichen Geschäften,
Nach ihr allein sich sehnt.

Dann endet er voll Wonne
Der hohen Tugend schweren Lauf,
Gott selbst wird seine Sonne,
Und geht im vollen Glanz mit auf.
Vollendung heißt die Palme,
Die ihm sein Engel bringt:
Entzücken tönt im Psalme,
Den er dem Schöpfer singt.
Um herrlich einst zu werden,
Groß in der Ewigkeit:
Sei göttlich schon auf Erden,
Und wuchre mit der Zeit.

Nur zu oft sah ich den Menschen in seiner Niedrigkeit — aber wann habe ich ihn auch in seiner ganzen Hoheit erblickt?

Ich sah ihn nur zu oft, wie er sinnlich-thierisch dahinlebte; nur darauf bedacht, durch Arbeit sein Brod zu gewinnen, oder ein kleines Eigenthum mehr als sein Nachbar zu haben, oder sich mit schönern Kleidern zu schmücken, als dieser; sah ihn, wie seine ganze Freude zuletzt in seinen stolzen Einbildungen von sich selbst bestand, oder im Kitzel seines Gaumens bei Trinkgelagen oder Gastmählern, oder daß er einigen andern Menschen Befehle zu geben hatte; ich sah ihn, wie er an die Verbesserung seines leiblichen Zustandes unaufhörlich dachte, um die Verbesserung seines Gemüths sich aber, als wäre gerade dies eine Nebensache, am wenigsten bekümmerte; ich sah ihn seinen Verstand nur üben, Kenntnisse zu sammeln, Geschicklichkeiten nur erwerben, um, wie er sich ausdrückte, mit Ehren durch die Welt zu kommen, als hätte er die erhabenen Kräfte seiner Seele nur deswegen von der Gottheit empfangen, damit er das schlauste, künstlichste, gewaltigste, aber auch das gefährlichste aller Thiere werde; ich sah ihn, wie er sich ohne Scheu von seinen Launen regieren, ohne Scham von seinen Leidenschaften überwältigen ließ, als wäre es eine Ehrensache, sich keinen Zwang anzulegen, sondern seinen Neigungen, Trieben und Wünschen den Zügel schiessen zu lassen, und

dem von keinem vernünftigen Geiste beherrschten Thiere in allen Gemüthsäusserungen vollkommen ähnlich zu werden; ich sah ihn, daß er eine Religion bekannte, nicht des Herzens, sondern der bürgerlichen Gewohnheit und Anständigkeit wegen; daß er zu Gott Gebete hinplapperte, die Kirchen besuchte, und die heiligen Gebräuche derselben übte, als wäre dies ein Zeremoniel, mit dem bei dem Regierer des Weltalls, dem Lenker der Schicksale, dem Richter der Todten Alles abgethan wäre; ich sah ihn die Religion Jesu zum Deckmantel seiner Verbrechen, zum Beruhigungsgrund für sein Gewissen machen, indem er wahnsinnig genug fabelte, er könne sich auf das genugthuende Verdienst unsers Herrn und Heilandes berufen, und der Tod Jesu sei ein Opfer für seine Sünde gewesen, so daß nun keine Strafe und Verdammniß mehr zu fürchten sei.

Wehe! wie tief kann der Mensch sinken! Er ist voll unauslöschlicher Sehnsucht nach Glückseligkeit, und doch nie glückselig, weil er mit sehenden Augen in sein unzweifelhaftes Verderben rennt, als schleppte ihn eine unsichtbare Macht grausam dahin. Wohl eine grausame, unsichtbare Macht! Seine Leidenschaften sind es, die seine Seele verderben und ihr Glück, ihren Frieden.

Wer ist denn der Mensch in ganzer Hoheit, geschaffen, ein Ebenbild Gottes zu sein? Ist es der Christ, welcher mit genauer Selbstkenntniß sich immerdar beobachtet, daß er nicht fehle, und jene Selbstherrschaft über alle seine Gemüthsbewegungen übt, welche ihn über den großen Haufen erhebt?

Wohl ist ehrwürdig der Weise, welcher vom Reiz sinnlichen Genusses, vom Zauber der Leidenschaften, von der Macht des Ehrgeizes, der Eitelkeit, der Wollust, der Zornmüthigkeit unabhängig dasteht, ein Freier unter den Sklaven, ein König unter den Knechten! Ehrwürdig ist er; denn keine äussere Gewalt beugt ihn, kein Glück bringt ihn ausser Fassung, kein Unglück schlägt ihn zu Boden — er steht in allen Stürmen unerschüttert; nur er selbst beugt Alles, weil er seine Neigungen und Gemüthsbewegungen meistern kann, daß sie nie Einfluß erhalten auf seine Entschliessungen. Bewundernswürdiger ist er, als der, welcher mit Hilfe unterjochter Völker andere Völker unterjochen kann, nur nicht seine eigene Ehrsucht; bewundernswürdiger, als der größte unter den Künstlern und Gelehrten, die Werke zusammenbauen, welche man als Wunder der Welt anstaunt, aber dennoch nicht einmal den steten Frieden und Glückseligkeit ihres eigenen Gemüths zu gründen vermögend sind.

Aber ist Selbstbeherrschung die letzte und höchste Stufe der Vollendung, die der Mensch zu ersteigen hat?

Nein! Wäre sie es, so würde Jesus, der göttliche Welterleuchter, nichts Höheres gelehrt und gepredigt haben, als was vor ihm schon viele Weise des Alterthums gelehrt und gepredigt hatten. Ja, schon ehe Jesus Christus die Erdenwelt betrat, hatten die tugendhaftesten und einsichtsvollsten Männer gelehrt, daß Selbstkenntniß und Selbstbeherrschung die höchste Würde des Menschen vorbereiten. Noch mehr, sie selbst gaben in ihrem eigenen, herrlichen Lebenswandel das rührende Beispiel der Selbstkenntniß und Selbstbeherrschung, und bewiesen, daß diese Tugenden nicht zu schwer wären, daß jeder Sterbliche sie üben könnte. Sie thaten es! Noch heute ehrt die Welt den Namen so edler Männer. Sie thaten es! O ihr Christen, die ihr feig und sklavisch vor Erfüllung dieser himmlischen Pflichten bebet, sie thaten es, und doch war ihnen noch kein Jesus erschienen, nur finstere Ahnung war ihnen Ewigkeit und Gericht, was uns durch göttliche Offenbarung schauerlich entzückende Gewißheit geworden. Sie thaten es — Christen! und die es thaten, waren nur Heiden!

Aber Jesus, der Hocherhabene, trat mit dem Glanze himmlischer Weisheit in die Welt, und forderte mehr.

Auch er forderte Selbstkenntniß, und daß sich Jeder prüfe, weil ohne Erkenntniß unserer Sünden keine Vermeidung derselben gedenkbar ist. Auch er forderte Selbstbeherrschung, Selbstverläugnung, weil; wer nicht seinen Lüsten und Begierden Zaum und Gebiß anlegen kann, von ihnen unterjocht und von der Nachfolge Jesu ausgeschlossen wird. Doch dieses Alles thaten auch die Heiden. Sie schonten ihres Feindes, sie machten das Glück ihrer Freunde, sie verabscheuten die Ausschweifungen des Schwelgers, des Ehrgeizigen, des Wollüstlings, des Trunkenbolds; sie verachteten den Stolz und die Thorheit des Geizes, die Unersättlichkeit der Habsucht und die Schändlichkeit des überall für sich rechnenden Eigennutzes. Doch alle diese Tugenden waren noch keine Christentugend.

Jesus forderte vom Menschen mehr. Er forderte die Aehnlichwerdung Gottes; er forderte eine Seelengröße, so weit der Sterbliche auf Erden ihrer fähig ist.

Nicht genug, sprach er, ist's, seinen Zorn zu mäßigen; nein, liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen: bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen. Auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er lässet seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten, und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte. Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Thun nicht dasselbe auch die Zöllner (Heiden)? Und so ihr auch nur zu euern Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches? Thun nicht die Zöllner (Heiden) auch also? Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist. (Matth. 5, 44 — 48.)

Dies ist die Geisteshoheit, welche der Himmlische von uns fordert. Nicht genug, daß wir uns so vollkommen selbst beherrschen, daß unsere Neigungen und Gefühle uns zu keinem unrechten Schritt verleiten, sollen wir sogar Segen und Wohlsein um uns herverbreiten, so weit wir reichen können. Nicht der ist schon tugendhaft, welcher sich so in seiner Gewalt hat, daß er nie eine Pflicht verletzt und vernachlässigt; sondern der ist's, der ohne Rücksicht auf äussere Verhältnisse, ohne Ansehen der Personen Gutes thut, und die allgemeine Glückseligkeit vermehrt, ja selbst das Glück seiner Feinde.

Dies ist die christliche Seelengröße, dies der Gipfel irdischer Vollendung! Der wahre Weise — und nur der heilige Nachfolger Jesu ist's — fühlt sich erhaben über die Ränke, Umtriebe und Leidenschaften des Lebens, und will nur beglücken, wo Andere aus Selbstsucht Böses thun. Er ist erhaben über Beleidigungen und Feindschaften; er läßt sich durch sie nicht hindern, denen wohl zu wollen und Nutzen zu stiften, die ihn hassen. Seine Rache heißt vergessen und verzeihen. Er ist erhaben über das kleinliche Streben der gemeinen Menschen, mit welchem sie ihr ganzes Leben daran wagen, in irgend einem

Sinnenkitzel, in irgend einer Eitelkeit ihr höchstes Glück zu suchen. Sein höchstes Gut ist das Einssein mit Gott. Er, sich stets selbst beherrschend, um rein von Fehlern sein Herz zu bewahren, hasset diejenigen nicht, die da fehlen, sondern betrachtet sie als das, was sie wirklich sind, als Kranke, deren Leichnam die Seele drückt und beherrscht; als Irrende, deren Verstand ein falsches Gut zum Ziel, oder ein falsches Mittel zum Zweck gewählt hat. Er haßt sie nicht, aber bedauert sie, und sucht zur Beförderung einer weisen Aufklärung die Uebel des Irrthums zu vermindern. Er ist erhaben über die Leidenschaft der Selbstsucht und des Eigennutzes. Er will nicht der edelste der Menschen sein, um der hochgeachtetste von allen zu werden; wollte er dies, dann wäre er nicht mehr edel. Er will das Gute nicht thun um einer höhern Belohnung willen; wollte er dies, so wäre seine Tugend nicht mehr Tugend, sondern Schlauheit und kluger Eigennutz. Er liebt die Tugend, weil sie göttlich ist. Er will vollkommen sein, weil sein Vater im Himmel vollkommen ist. Er will eins sein mit Gott, weil sein Geist aus Gott ist, und sich zu dem erhabenen Ursprung zurücksehnt.

Dies ist die ächte Erhabenheit des Gemüthes, die Jesus von seinem Nachfolger fordert. Liebe und Wohlthun ist ihr Wesen, und bescheidene Demuth ihr Schleier. Sie trachtet nach dem Höchsten, darum ist ihr, was vom Staube kommt und zum Staube zurückkehrt, das Niedrigste. Das Ewige ist ihr Heimwesen; daher erscheint ihr das Erdenleben nur als eine Vorbereitungsstufe. Sie ehrt die menschlichen Stiftungen und Ordnungen, als Mittel zur Beförderung der Glückseligkeit; aber die Wahrheit, das Recht und das Gute höher, als alle menschliche Stiftung: denn nur zu oft vergißt der sinnliche Sterbliche über den Glanz jener selbsterfundenen Mittel den ehrwürdigen, fernen Zweck. Gott ist ihr in dieser Welt Alles, weil Gott in Allem ist, und sie selbst in Gott. Sie liebt das Leben, weil es ein Dasein in Gott ist, aber verachtet den Tod, weil er nur eine geringe Aenderung in der Art unsers Daseins ist.

O erhabener Jesus, dies ist Deine Religion, Deine Offenbarung, die du in das Leben der Sterblichen brachtest! Diese Seelengröße ist die Frucht des Christenthums. Aber was bin ich? Nein, ich war noch kein Christ! Was hatte ich? Nein, ich hatte noch kein Christenthum, sondern ein feiges Schwanken zwischen Sünde und Tugend, zwischen Staub und Gottheit. O Jesus, Dein heiliges Wort fällt wie ein Lichtstrahl in mein Gemüth. Heller erkenne ich den Sinn Deines himmlischen Gedankens: Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist.

Die Seelengröße des Christen besteht nun nicht in der gänzlichen Vernachlässigung und Unterdrückung des Leibes, in der Ertödtung aller Begierden, in dem gänzlichen Absterben für die irdischen Freuden des Lebens. Nein, dieser Leib ist das mir von Gott verliehene Werkzeug, wodurch ich auf die Welt um mich her wirken kann. Dieses Werkzeug darf ich nicht verschmähen, nicht verwahrlosen; ich würde meinen Geist des wichtigsten, von Gott verliehenen Mittels berauben, durch welches er seine Vollendung bewirken soll. Aber für mehr als ein Werkzeug darf ich ihn nicht ansehen. Wenn ich für die Stärke, Festigkeit, Geschicklichkeit und Gesundheit des Körpers gesorgt habe, dann habe ich Alles gethan. Aeusserer Schmuck und Schönheit des Werkzeuges sind vorübergehende Nebendinge. Darein darf ich nicht allen Werth setzen, noch weniger ihretwillen der Kraft und Gesundheit des Leibes Eintrag thun. Aber der, welcher das Werkzeug regiert, ist selbst wichtiger, als das Werkzeug; und der Christ ist's, der den Leib regiert. Er opfert diesen freudig auf, wenn es sein muß, die höchsten Zwecke, allgemeine Glückseligkeit zu befördern. Ob Krankheit, ob Wunden, ob Schmerz, ob Tod — des Christen große Seele achtet ihrer nicht, wenn es darauf ankommt, die höhern Güter zu retten: Wahrheit, Recht, Glauben, Unschuld, Menschenglück.

Die Seelengröße des Christen besteht nicht in stolzer Verschmähung aller Lebensfreuden; aber jene Freuden sind ihm nicht mehr, als bloße Erquickung des Körpers, damit er durch Erholung neue Kräfte gewinne, nützlich zu arbeiten. Er verachtet es, nur beständig sinnlichen Freuden nachzujagen, und sich beständig zu erholen, ohne gearbeitet zu haben. Keinen Tag vollendet er, ohne eine gute That vollbracht zu haben. Er gibt alle Freuden hin, wenn er damit fremdes Wohl vermehren kann. Ihm ist es Wollust, zu entbehren und zu leiden, wenn er dadurch Glückliche macht.

Reichthum, Ehre, Ansehen sind für ihn kein Gegenstand der Verachtung, aber auch kein Gegenstand seines vorzüglichsten Bemühens. Alle diese Herrlichkeiten, die der Mensch vergöttert, können weder das Glück des christlichen Weisen vermehren, wenn sie kommen, noch vermindern, wenn sie verschwinden. Für ihn sind sie nur Hilfsmittel größerer Thätigkeit für Menschenwohl. Er weiß sehr gut, wie unzuverlässig das Ansehen, wie zweideutig Ehrerbezeugungen sind, und wie wenig alles Gold der Welt vermögend ist, eine dauerhafte Gemüthsseligkeit zu schaffen. Er ist jede Stunde bereit, auf allen Ruhm Verzicht zu thun, wenn er dadurch den Frieden und das Glück der menschlichen Familie vermehren kann. Er ist jede Stunde bereit, allen Reichthum aufzuopfern, wenn er damit allgemeines Leiden mindern kann.

Was vom Staube kommt, ist ihm Staub; auch das Glänzendste ist ihm keines Seufzers werth. Was liegt daran, ob wir, was wir endlich immer verlieren müssen, ein paar Tage oder Jahre früher verlieren? Nur wenn wir es verlieren, sei es für eine heilige Sache der Menschheit. Eine Tonne Goldes ist nicht so viel werth, als das Bewußtsein einer göttlich-großen That, und das Leben ist leichter aufzuopfern, als die Unschuld.

Die Seelengröße des Christen besteht nicht darin, daß wir es verschmähen, unsere eigenen oder die Rechte unserer Brüder zu vertheidigen, wenn ihnen Gefahr droht. Alle Rechte, welche wir oder Andere in der bürgerlichen Gesellschaft besitzen, sind Bedingungen, unter denen wir Hilfsmittel zu nützlicher Wirksamkeit erwerben, gebrauchen und bewahren können. Wer aus Bosheit oder Irrthum diese Bedingungen zerstört, muß durch Sanftmuth oder Ernst wieder zu seinen Pflichten zurückgeführt werden. Wir nennen einen solchen unsern Feind; aber der Christ hat keinen Feind. Es ist möglich, man kann den Weisen verachten, hassen, verfolgen oder beneiden, er aber, mitten in der Beschäftigung, seine Rechte zu schützen, bleibt seines Gegners Freund. Er weicht ihm nicht zürnend aus, sondern ehrt ihn, wie bisher, und steht ihm bei, wo er kann, thut ihm wohl, wo eine Gelegenheit winkt. Und, wenn end-

lich nur die harte Wahl offen bleibt, Unrecht thun oder Unrecht dulden — sie ist ihm nicht hart: er duldet!

Darin offenbart sich die Seelengröße des Christen am lebhaftesten, daß er immerdar und aller Orten voller Liebe gegen die Menschheit, wie Gott; daß diese Liebe nie erkaltet durch fremde Undankbarkeit; keinen Unterschied macht im Wohlthun gegen Freunde oder Feinde, und noch mehr aus seinen Thaten, als aus seinen Reden erkannt wird. In jeder Stunde, bei jedem Geschäft sucht er der Beste und Nützlichste zu sein, der er nach Maßgabe seiner Kraft in solchem Augenblicke sein kann. Und dies Alles leistet er lieber im Verborgenen, als vor der Menschen Augen. Aber auch die Blicke der Menschen scheut er nicht, sobald er glauben kann, sein Vorgang und Beispiel könne heilsam werden.

Er will jederzeit unter den Verhältnissen, in die ihn Gottes Führung bringt, das Beste und Höchste. Er will es nicht allein, nein, sein Wille ist That zugleich. Aber dennoch verhüllt er bescheiden sein Gutes, weil er es nicht um Menschenlob thut, und nicht von den Schwachen gerühmt sein mag, die leider schon das zu preisen pflegen, was doch nur einfache Pflicht des Rechtschaffenen ist. Eine gute That, die nach Beifall geizt, ist nur der Verachtung der Edeln werth. Gott kennt sie nicht. Wahre Seelengröße hat eben darum ihre vollendete Hoheit, daß sie jedes Opfer für Menschenglück darbringt, ohne daß ein Sterblicher davon erfährt. Der wahre Christ hat Ursache zu glauben, daß Andere handeln; denn er kennt seine Schwächen, die er noch zu bekämpfen hat. Aber es ist beschämend, sich für die Vollziehung seiner Pflichten gelobt zu hören, weil eben dies Lob beweiset, daß die es nicht geben dürfen, welche es ertheilen. Denn wer da lobt, was Schuldigkeit war, bekennt, daß er selbst seine Schuldigkeit nicht mit Strenge leistet. Und wie mag uns ein Ruhm aus solcher Menschen Munde gefallen?

Und wäre Schmach, Verfolgung, Kerker, Blutgerüst die Folge unsers tugendhaften Wandels — die Tugend ist Alles; Kerker und Blutgerüst sind nur Träume. Die Seele des Gerechten ist frei; was thun ihr die Fesseln, welche den Leib drücken? Der Tod auf dem Blutgerüste für eine heilige Sache, oder der Tod auf dem Schlachtfelde: sind sie etwas anderes als der Tod auf dem Krankenlager? Macht das Sterbekissen den Unterschied für einen Geist, der in Gott, für Gott, mit Gott lebt? Wie viele Edle starben unter dem Fluch der Zeitgenossen und unter dem Beil des Henkers, deren Asche von den Thränen einer dankbaren Nachwelt segensvoll geehrt ward! Nicht das soll uns bekümmern, was man von uns hält, sondern das, was wir *sind*. Nur unsere *That*, nicht das Urtheil der Welt über dieselbe, ist unsere Angelegenheit. Jene allein ist unser, dieses wird von Umständen herbeigeführt. Jene allein hat Einfluß auf unsere Würde, Vollendung und Seligkeit; dieses kann auf unsern hinterlassenen Staub. Bald deckt Vergessenheit die Mörder und den Ermordeten. Aber Gott lebt, Gott richtet!

Du lebst, Ewiger, Du richtest, Allerheiligster! — Was ist mein Leichnam im Tode? Ein abgefallenes Gewand. Was ist das sinnliche Leben, wenn es endet? Ein bunter Traum, dessen Farben beim Erwachen erblassen. Ich bin Geist, nichts sonst bin ich und habe ich. Nur die Hoheit und Kraft, welche er sich zueignet in seiner Wirksamkeit auf Erden, die kann des Todes Hand nicht von ihm abstreifen; denn die Kraft ist erst dem Unvergänglichen, Unsterblichen innwohnend, ist nicht Staub.

Nach Seelengröße ringen — dies ist des Gotterschaffenen höchstes Ziel. Nein, es ist nicht über Menschenvermögen erhaben. Denn auch Jesus war nicht blos zum Scheine Mensch; er leistete das Höchste, um darzuthun, dem ernsten Willen sei auch das Vollkommenste erreichbar. Und nach ihm wandelten, von seinem Wort und Beispiel begeistert, zahllose Andere. Sie opferten für Recht und Wahrheit, für Unschuld und Tugend, für Vaterland und Menschenglück muthvoll und entschlossen alle Kleinodien des Lebens hin — Vermögen, Freundschaft, Liebe, Ehre, Gewalt, Freiheit, ja das Leben selbst. Warum soll ich nicht können, was sie? Warum es nicht können, wenn auch tausend schwache, von ihrer Sinnlichkeit bestochene und gelähmte Menschen daran zweifeln, oder es Schwärmerei heißen? Urtheil Gottes in meiner Brust, was gilt mir neben dir das Urtheil der tief in den Schlamm der Sinnlichkeit und des Eigennutzes versunkenen Menschen? Sind sie für die Vollendung ihres Geistes nicht fähig, was Staub ist, Staub zu nennen, und was vergänglich ist, dem Ewigen aufzuopfern: warum sollte ich es nicht fähig sein?

Jesus Christus! Vollendeter! Göttlicher! Du Urbild dessen, was im Weltall der Geister sein soll und gilt; Du, aus dem mich Gott und Natur ansprachen; Du, eins und dasselbe mit Gott und Natur! Ist's nicht *Dein* Beispiel, das mir vorleuchtet? Die Welt von Menschen, die Dich umgab, begriff Dich nicht, du heilige Kraft. Sie sah auf Staub, auf Tand, äussere Macht und bürgerliche Verhältnisse; Du traest lächelnd über den Staub hin, und kanntest nur die ewigen Verhältnisse zwischen Dir und Deinem Vater.

So will ich werden, Jesus, wie Du. Soll ich Dein Nachfolger nicht sein, warum trug man mich als Kind zur Taufe, und weihte mich zu Deiner Nachfolge? Ich will Dein Leben lesen. Ich will Deine Lehren lesen. Ich will das Schwerste thun, um Hoheit und Freiheit der Seele, um Gottähnlichkeit zu erringen! — Hart wird oft gegen meine sinnlichen Begierden und Neigungen der Kampf sein! O Gott, o Kraft, o beharrlicher Muth! Amen.

118.

Weltklugheit und Christenweisheit.

Matth. 10, 16.

Ich flehe nicht um Gold und Gut,
Ich flehe nicht um thranenlose Tage,
Um *Weisheit* nur, o Gott, und Muth,
Daß ich als Christ des Lebens Schicksal trage.

Ich will nichts, Quell der Weisheit, nichts
Als Weisheit, wenn ich wirk' und leide,
Als Weisheit nur in Harm und Freude,
Als Licht von Dir, du Quell des Lichts.

Auch der *klügste* Mann kann fehlen, und durch eben diejenigen Mittel, welche Jedermann für die zweckmäßigsten zu seinem Glücke hält, sich das furchtbarste Elend vorbereiten.

Auch der *frömmste* Christ kann fehlen, und gerade

dann das größte Unglück anstiften, wenn er am tugendhaftesten zu handeln glaubt, und es am besten zu machen sucht.

So unglaublich dies auch zu sein scheint, daß man mit bloßer Klugheit in den Abgrund des Verderbens stürzen, daß man mit allem Tugendeifer, mit dem gerechtesten und heiligsten Sinn viel Uebles anrichten könne: so wahr ist es doch. Die Erfahrung gibt uns davon unzählige Beispiele. — Diese Beispiele sollen mich warnen, sollen mich aufmerksamer auf meine eigene Art zu denken und zu handeln machen. Vielleicht bin auch ich noch einer von denen, die nicht den rechten Unterschied zwischen dem, was klug, und zwischen dem, was weise ist, machen. Vielleicht bin auch ich oft klug, ohne Weisheit; oft weise und fromm, aber ohne den göttlichen Willen mit erforderlicher Klugheit auszuüben. Vielleicht bin auch ich einer von denen, die Jesu erhabenen Spruch nicht verstehen. Seid klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben!

Der größte Theil der Sterblichen, wenig bekümmert um göttliche Weisheit, jagt mehr dem Ruhm der Klugheit nach. Wenigen fällt bei ihren Unternehmungen ein, zu fragen: Erfülle ich damit auch Gottes Willen? Ist das, was ich thun will, auch der Nutzen meiner Mitmenschen? Habe ich damit auch das Wohl meines Nächsten eben so sehr im Auge, als meinen eigenen Vortheil? Handle ich blos aus Neid, aus Habsucht, aus unreiner Begierde, aus geheimem Haß gegen diesen oder jenen, aus Stolz, aus Herrschsucht? — Versäume ich nicht vielleicht größere Pflicht, wenn ich dieses oder jenes thue? — Wenige fragen so. Wohl aber denken die Meisten darauf, durch welche Mittel sie zu ihrer Absicht am geschwindesten gelangen mögen; auf welchen Wegen sie ihr erwünschtes Ziel am sichersten erreichen. Ob unter diesen Hilfsmitteln denn auch eine Lüge, ein Betrug, eine boshafte Hinterlist, eine Unredlichkeit mit unterlaufe, dies ist ziemlich gleichgültig; dies verzeihen sie sich gern. Es ist ihnen sogar schmeichelhaft, wenn man von ihnen sagt: Er hat es klug angefangen; man kann zwar nicht Alles billigen, was er gebrauchte, um seinen Plan durchzusetzen: aber er hat ihn doch mit Klugheit durchgesetzt; er hat sein Ziel erreicht; gleichviel ist es ihm nun, wie und auf was für Art.

Ach nein, es ist nicht gleichviel! — Nein, die dich loben, haben auch dein Verdammungsurtheil ausgesprochen. Sie ehren deinen Verstand, deine Vorsicht, deine Geschicklichkeit in Behandlung deiner Geschäfte; aber sie verabscheuen deine Gewissenlosigkeit, die Unredlichkeit mancher deiner Mittel. Du hast dein Ziel gewonnen, aber das Zutrauen, die offene Liebe deiner Mitbürger für immer verloren. Wer einmal betrog, dem traut man nie wieder. Du hörst es nicht, wie man hinter deinem Lobe auch die Worte hinzusetzt: Vor dem muß man sich in Acht nehmen! — Du hast mehr verloren, als gewonnen; du hast dir vielleicht ein todtes Gut errungen, aber edle, lebendige Herzen von dir gestoßen. Man achtet deinen Verstand, aber verachtet dein Herz. Man bewundert mit Widerwillen und Ekel deine Geschicklichkeit, aber liebt in dir nicht mehr den guten Menschen.

Sprich nicht: Es ist mir gleichgültig, was man von mir denkt. Es ist Thorheit, sich nach den Urtheilen der Menschen zu richten. Hätte ich's nie gethan, so hätte es statt meiner ein Anderer gethan. Gleichviel Alles, wenn ich nur meine Absicht erreiche.

Nein, es ist nicht gleichviel! Du hast deine Absichten erreicht, aber die Achtung für dich selbst hast du verloren. Du wähltest in deiner Klugheit unbillige Mittel, die dich freilich zum Zweck führten; aber du hast Gott verloren und das Vertrauen zu den Menschen. Du fürchtest nun eben so von ihnen hintergangen zu werden, wie du Manchen von ihnen hintergingst. Du bist aus dem Paradiese schöner Unbefangenheit und Unschuld herausgetreten in eine unsichere Wildniß, du hast keine Stütze mehr, als dich und deine Klugheit.

Denke nicht: Aber diese ist mir Stütze genug; ich werde mich schon in dem, was ich gethan, was ich erreicht habe, zu erhalten wissen! — O du, der sich mit seiner Klugheit brüstet, wie schnell verläßt dich jetzt schon deine Klugheit, wie schnell die Menge der Erfahrungen, auf welche du stolz bist! — Welcher Mensch kann sich genug auf eigene Kraft verlassen? — Ein Zufall kann Alles zerreissen, was dein Witz verband; ein schreckliches Ohngefähr kann Alles zertrümmern, was du erbaut hast. Nein, kein Ohngefähr, Gottes Welteinrichtung ist's, der du, schwaches Wesen, unterworfen bleibst. Gottes Hand kann deinen Stolz vernichten. Wie dann, wenn du nun mehr verloren hast, als dir deine Kunst und List gewann? Wenn du mit unerlaubten Mitteln dir Vermögen zusammenscharrtest, und dann unverhofft zum Bettler, zum flüchtigen Schuldner wurdest, und statt des Mitleides dich die Schadenfreude, dich die gerechte Verachtung ins Elend begleitet? Oder wenn du für Ruhm, für Ehre, für Ansehen dein Gewissen verunreinigtest, und dann eine gewaltsame Umänderung der Dinge dich aus der Höhe herabstürzt, und Jeder dir nachruft: er hat es verdient! — und Jeder, der dich nicht mehr zu fürchten hat, dir nun statt des Lobes, für das du Alles opfertest, Schmach und Spott nachruft, über das Grab hinaus dir nachruft?

Was war deine Klugheit am Ende? War sie nicht Thorheit? Wie verächtlich ist dein Verstand, der nur auf die nächsten Wochen hinausrechnet, aber bei allen Unternehmungen vergißt, in jedem Falle, auch im unglücklichsten, seine Anordnungen für die ganze Lebenszeit sicher zu stellen! — Wie wenig verdient der das Lob eines vorsichtigen Mannes, der für den Genuß des Augenblicks das Leben, für das Vergängliche und Zufällige das Ewigwerthe auf's Spiel setzt: — der, um glücklich zu werden, erst die Hochachtung gegen sich selbst, und dann das Zutrauen der bessern Menschen, dann die Huld seines Gottes, endlich die frohe Aussicht in die finstern Welten jenseits der Sterbestunde verlieren muß! — Hier ist nicht Klugheit, sondern Wahnsinn; hier ist nicht Vorsichtigkeit, sondern Leichtsinn! — Denn dieser Klugheit, dieser Vorsicht fehlte die wahre Grundlage — sie wird Weisheit genannt!

Wäre unser Erdball, gleich einer bessern Welt, nur mit heiligen Wesen, nur mit Engeln bevölkert: so würde Weisheit zu gleicher Zeit die höchste Klugheit sein. Jeder würde die Leidenschaft fliehen, Jeder der Sünde fluchen, Jeder sich unverstellt zeigen dürfen, ohne zu fürchten, von Bösewichtern mißbraucht zu werden.

Aber so ist es nicht. Der Gerechte, der Christ steht hienieden unter Menschen, die, ohne Menschenliebe, nur ihrer unersättlichen Habsucht, ihrem Gelddurst, ihrem Ehrgeiz ein Genüge thun wollen; unter Menschen, die sich oft darin groß dünken, wenn sie, schlauer als ihr

redlicher Bruder, ihn zu seinem Schaden, zu ihrem Vortheil überlisten können; unter Menschen, die Ihresgleichen nur wie Nebendinge, nur wie Werkzeuge und Maschinen betrachten, welche man zu seinem Nutzen gebrauchen müsse; unter Menschen, welche, wenn sie auch nicht offenbar lasterhaft sind, doch von unreinen Begierden oft zu unreinen Handlungen verführt werden; unter Menschen, die, wenn sie auch nicht absichtlich schaden wollen, doch aus allzugroßer Schwäche schaden könnten. — Darum sprach der göttliche Meister, Jesus Christus, der Weltkenner, zu seinen Jüngern, da er sie auf ihre Wanderungen im Leben vorbereitete: Siehe, ich sende euch als die Lämmer mitten unter die Wölfe. (Luk. 10, 3.)

In einer solchen Welt, unter solchen Menschen, wie sie nun sind, ist es nicht genug, den Willen Gottes zu wissen; es ist nicht genug, die Gesetze Gottes zu vollstrecken, um tugendhaft zu sein: man muß mit Vorsicht handeln, man muß mit Klugheit tugendhaft sein, man muß wissen die Tugendgesetze richtig und ihrem Zwecke gemäß anzuwenden. Und wer dies nicht weiß, oder aus übertriebenem Eifer nicht will, kann durch Unbehutsamkeit sich und Andere zu Grunde richten, kann mit seiner vermeinten Tugend das Werkzeug verachtungswürdiger Böswichte werde, und das Reich der Sünde erweitern, wo er das Reich Gottes zu vergrößern gedachte.

Wahr ist's, du sollst den Armen beistehen und dem Dürftigen dein Almosen reichen; aber mit einer ohne Klugheit ausgeübten Barmherzigkeit wirst du den zudringlichen, in Müßigkeit lebenden Bettler füttern, und ihn in den Lastern seiner Trägheit bestärken.

Wahr ist's, du sollst die Wahrheit reden; aber nicht ohne Vorsicht. Es gibt Wahrheiten, deren Entdeckung das Glück rechtschaffener Menschen in Gefahr setzen könnte. Es gibt Heuchler, welche dir mit der Miene des Wohlwollens Geheimnisse ablauschen, durch die sie nachher dich und Andere ins Verderben bringen möchten.

Wahr ist's, du sollst Niemanden beleidigen, Niemanden erzürnen, gegen Niemanden hadern. Aber Menschen werden dich um dein Eigenthum, um deine Ehre, um deine Rechte zu betrügen, andere werden dich und die Deinigen mit offener Gewalt zu berauben suchen; vergebens stellst du ihnen deine Menschenfreundlichkeit, deine Unschuld entgegen. Sie verspotten deine Tugend: sie berauben dich und die Deinigen, wenn du ihrer Gewalt nicht Gewalt entgegenstellst; wenn du nicht den Schutz der Gesetze gegen sie anrufst; wenn du nicht vereint mit deinen Mitbürgern in den Krieg hinauseilst, oder deine Söhne sendest, die Rechte, das Eigenthum, die Ehre und Unabhängigkeit deines Vaterlandes zu vertheidigen.

Es ist wahr, wir sollen nicht irdischen Wohlstand, gemächliches Leben dieser Welt als das Einzige und Höchste ansehen, wonach wir zu ringen haben, sondern die Veredelung unsers Herzens immerdar zur Hauptsache machen; der Welt, das heißt, den gemeinen thierischen Lüsten, absterben, und unser Gemüth Gott weihen, das heißt, göttlicher, heiliger machen. Allein dem Umgange mit Menschen entsagen, sich in Einsamkeiten verschließen, nur beten, und der bürgerlichen Gesellschaft, auf deren Kosten man lebt, nichts nützen, ist eine Frömmigkeit, die Gott nicht gefallen kann, der den Menschen unter den Menschen schuf, daß einer dem andern brüderlich diene, und Jeder nach allen Kräften die Wohlfahrt Aller vermehre.

Wahr ist es, wir sollen Vertrauen auf Gottes Führungen haben; aber dies Vertrauen darf nicht zur Trägheit verleiten, nicht zur Gleichgültigkeit gegen den Gang der Dinge. Wir müssen durch unvorsichtiges Betragen nicht selbst die Stifter großen Uebels für uns und Andere werden, und dann uns mit dem falschen Glauben beruhigen, Gott habe es so gewollt. Wir müssen uns und Andere nicht selbst durch Unklugheit ins Unglück stürzen, und dann dabei auf Gottes Beistand hoffen.

So ist denn alle irdische Klugheit ohne christliche Weisheit nur Unklugheit, welche zuletzt Verderben erzeugt. So ist Tugend, ohne Klugheit und Ueberlegung geübt, zuletzt eine Untugend, des strengsten Tadels werth. Wir sollen weise sein mit Klugheit, und klug sein mit Weisheit.

Klugheit aber ist jene Geschicklichkeit, die wir durch Erfahrung erwerben, vermöge welcher wir bei allen unsern Handlungen immer die uns möglichst besten Mittel zur Erreichung unserer Absichten wählen. Die Klugheit macht sich mit allen Umständen bekannt, unter welchen sie handeln soll. Die Klugheit sinnet nur auf ihren Vortheil, und sucht sich dahin der sichersten Wege zu bemeistern. Die Klugheit geht bei Allem überlegt, behutsam, vorsichtig und bedacht zu Werke.

Weisheit hingegen ist das Streben, nur dasjenige zu thun, was recht und gut ist, was Jesu Lehre, was der Wille des Allerheiligsten ist. Die Weisheit will keinen Vortheil, nur Tugend; sie sinnet nicht bloß auf ihren eigenen Nutzen, sondern auf das, was edel und wohlthätig ist, es nütze dann, wem es mag. Sie sehnt sich nach der Heiligkeit ihres Gemüthes. Bei allen ihren Handlungen athmet sie nur Liebe zu Gott, nur Liebe für das Wohl der Menschen.

Die Klugheit wählt sich irgend einen Vorsatz, den sie vollstrecken will, um sich in neuen Vortheil zu setzen. Die Weisheit aber spricht: Ist dein Zweck auch erlaubt? Ist er so, daß er Gott gefällt? Hast du dabei nur dich, hast du nicht auch das Wohl deiner Brüder im Auge?

Die Klugheit wählt die sichersten und schicklichsten Mittel, um ihr Ziel zu erreichen. Aber die Weisheit spricht: Wähle keine schändlichen Mittel, deren du dich zu schämen hättest! Wähle kein Mittel, das du tadeln würdest, wenn du es bei Andern wahrnähmest! Drücke die Hausarmen nicht mit schmählichem Wucher, damit du Bettlern reiche Almosen geben könnest; lüge, heuchle und schmeichle nicht, um dir die Gewogenheit Jemandes zu erwerben; verleumde nicht einen deiner Mitbürger, um dir in der Meinung der übrigen ein Ansehen zu verschaffen.

Dies also ist der wichtige Unterschied zwischen der Klugheit und Weisheit. Jene gründet sich auf den Verstand, diese auf die Wahrheiten der Vernunft. Jene ändert ihre Handlungsweise nach den Umständen; diese bleibt sich zu allen Zeiten und allen Orten gleich, weil sie nur das will, was recht ist. — Jene schöpft ihre Kraft aus vielen Erfahrungen im Leben, diese aus den Ueberzeugungen der Vernunft, aus der Erkenntniß des göttlichen Willens, wie ihn Jesus uns geoffenbaret hat. Jene bringt kurze, vorübergehende Vortheile; diese aber gewährt uns bleibendes Glück, nämlich innere Zufriedenheit, Seelenruhe, Achtung für uns selbst, freudigen Hinblick auf Gott und Ewigkeit. Jene ist für die Erde, diese für den Himmel sorgend.

Klugheit und Weisheit — welcher von beiden, also soll der Sterbliche den Vorzug geben? Sind sie nicht beide Gottesgaben; dem Menschen zu seinem Wohl verliehen? Er soll die eine nicht ohne die andere üben; er soll sie nie trennen. Seid klug, sagte Jesus zu den Seinigen: seid klug, wie die Schlangen, aber ohne Falsch, wie die Tauben!

Jetzt erst wird mir die Tiefe und Wahrheit des Sinnes klar, der in diesen Worten meines göttlichen Meisters ausgesprochen ist. O wie oft war ich nur nichts im Leben, als klug! Wie viel tausend Dinge that ich, wobei ich nur an meinen augenblicklichen Vortheil dachte, ohne daran zu denken, ob das, was ich wollte, und wie ich es that, auch gut, auch edelmüthig, auch keinem andern Menschen schädlich sei! — Daher ist es auch gekommen, daß ich von so Vielem, was ich während meines Lebens vollbrachte, auch keinen wahren bleibenden Nutzen hatte; daß mir Vieles Sorge brachte, und Manches sogar Reue hinterließ. Ich sehe es ein, daß Klugheit ohne Christenweisheit doch nur Unklugheit sei.

Hätte ich bei jeder meiner wichtigern und unwichtigern Handlungen immer auch daran gedacht, ob sie schuldlos, ob sie gerecht, ob sie für andere Menschen ebenfalls segensvoll wäre — o, ich hätte bei meiner Klugheit keine böse Handlung vollbracht, nie eine That, deren ich mich jetzt heimlich schämen muß, so oft ich mich ihrer erinnere! O ich könnte heute nur an mein Leben voll schöner, edelmüthiger Verrichtungen denken! — Ich wäre heute der Wohlthäter aller der Meinigen, Wohlthäter unzähliger Mitbürger und Fremden, Wohlthäter vielleicht meines ganzen Vaterlandes! Ich wäre heute schon ein besserer, edlerer, größerer Mensch, als ich leider nicht bin! — Ich wäre heute schon meinem heiligen Urbild Jesu ähnlicher, wäre meinem Gott näher!

Und ich bin es nicht. Ich handelte nur klug, nur für meinen flüchtigen Nutzen; aber die wahre Weisheit, das zarte Gefühl des Rechten, des Edelmüthigen, war fern von mir.

Nun denn, vermähle du dich, heilige Christenweisheit, Weisheit der Religion, mit der irdischen Klugheit, wie der unsterbliche Geist vermählt ist mit dem irdischen Leibe! — Denke, o meine Seele, bei Allem, was du unternimmst: Ist das auch gut und nach Gottes Willen, was du thun willst? Könntest du nicht etwas Besseres thun statt dessen? Oder könntest du es nicht auf eine bessere Art thun, so daß kein Unschuldiger dabei litte, sondern es vielen Menschen zum Vortheil gereichte?

Dann wähle du zu deinen guten Absichten mit Klugheit auch die besten Mittel. Bediene dich keiner unanständigen, keiner entehrenden Mittel, um deine Wünsche erfüllen zu können. Durch schändliche Wege ein gutes Ziel erreichen zu wollen: heißt das nicht mit Hilfe der Hölle in den Himmel eingehen wollen? Irre dich nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

Handle lieber gar nicht, wenn du nicht mit Weisheit handeln kannst. Laß lieber deine heißesten Wünsche fahren, wenn du einsiehst, sie seien Andern nachtheiliger, als ihre Erfüllung dir nützlich. Laß dein Urtheil dich nicht durch Leidenschaft, durch die Heftigkeit deiner Begierden bestechen. Wähle einen ruhigen Augenblick der Ueberlegung, und mit kalter Besonnenheit entscheide über das Rechtliche und Edle oder Unedle deines Beginnens. Und hast du entschieden, dann handle mit unerschütterlicher Seelenstärke deiner bessern Ueberzeugung getreu. Hast du schon etwas angefangen, worüber dein Gewissen dir selbst heimlich einen Vorwurf macht — laß deine unlautern Absichten, laß deine übel gewählten Mittel fahren. Opfre lieber deinen schlechten Wunsch auf, als die Hochachtung für dich selbst! Denke, wie du deine Wünsche auf andere, deiner würdigere Art befriedigen könntest!

Und wenn die großen Augenblicke der Prüfung kommen; wenn dein kleiner Vortheil neben dem größern Vortheil des Mitbürgers oder der Menschheit vor dir auf der Wagschale liegt; wenn dein Nutzen der Schade Anderer werden sollte — dann erscheine in herrlicher Seelengröße! Hinweg dann mit kleinlicher, irdischer Klugheit, die nur ihren Vortheil berechnen will, und gegen die Christusweisheit streitet! Dann gehorche Gott mehr als den Menschen; dann gehorche Gott mehr als deinen sinnlichen Begierden! — Vielleicht könnte deine Rache nun einen Triumph feiern: nein, triumphire du selbst über deine Leidenschaft, wie ein verklärter Geist! Vielleicht könntest du dich bereichern: aber es wäre ungerechtes Gut — nein, in den Staub mit diesem Staube, und ziehe dafür den ganzen Himmel in deine Seele. Verachte den Namen des Klugen, und erwirb dir den Namen des Weisen, des Gerechten, des Edelmüthigen! — Oder fürchtest du, man werde deine That verkennen? Die Welt werde dich einen Thoren heißen, statt dich zu bewundern? — O laß die Welt! Wer wird seiner Seelen Reinheit verkaufen wollen um die Bewunderung der kurzsichtigen Welt, um das Urtheil von Menschen, das so selten gegründet, und gewöhnlich so wankelmüthig ist? — Dich sieht der Himmel, dich beurtheilt Gott der Allerhöchste!

119.

Der Werth des Lebens für die Menschen.

Philipp. 2, 13. 14.

Es flieht der Mensch von Traum zu Traum,
Mit Hassen und mit Liebe,
Durch seines Daseins engen Raum,
Als ob ein Geist ihn triebe.
Er sieht aus sich hinaus und fordert Seligkeit,
Und was er sich ergreift, ist Eitelkeit der Zeit!

Sei Weltgebieter,
Umstrahlt von alles Glückes Sonnenlicht,
Sei Herr der schönsten Erdenguter:
Doch Seligkeit, die hast du nicht!

Denn Seligkeit wohnt nur im heiligen Gemüthe,
Sie ist nicht Frucht des Goldes oder Ruhms;
Sie ist nur Thaue
Des Geisterthums!

Drum nicht im Weltgetümmel,
Hier zwischen Trug und Schein:
Dein Wandel soll im Himmel
Mit Jesu sein!

Flüchtige Tage! Flüchtige Jahre! Wir erwarten mit Ungeduld die Erscheinung des blumenreichen Frühlings, und nach weniger Zeit seufzen wir: er ist schon gewesen! Was wir Monden, Jahre, Ewigkeiten nennen, ehe es kommt, nennen wir Augenblicke, wenn es vorüber ist. Das Kind begehrt nach der Jünglingsstunde, der Jüng-

ling nach dem reifern männlichen Alter. Zu schnell kommt die Stunde, zu schnell das Alter. Sie blicken mit wehmüthiger Sehnsucht in das Verschwundene, wie in einen schönen Traum, zurück; ihr Haar ist eisgrau geworden. So war es vor tausend und abermal tausend Jahren unter den Menschen; alle Geschlechter der Vorzeit sind längst verschwunden; ihre Asche ist längst verweht. Aber wir, mit unsern Begierden, Erwartungen und Klagen, sind noch, wie sie gewesen sind. Und wie wir heute sind, so werden unsere Nachkommen nach tausend und abermal tausend Jahren sein, wenn wir und unsere Familien längst verschwunden sind, und unsere Asche schon längst von allen Winden verweht ist.

Dies Drängen und Treiben der Sterblichen nimmt kein Ende, und doch nimmt jeder Mensch sein Ende so früh. Jedes Hundert Jahre sieht drei neue Menschengeschlechter kommen und gehen. Aber alle drängen und treiben, als hätte das Leben kein Ende. Sie scharren Gut und Gelder zusammen, als hätten sie für ein mehrhundertjähriges Auskommen zu sorgen; sie streiten, sie kriegen und unterhandeln, als müßten sie ewig herrschen; sie werben und ringen um Ehre und Würden, als könnten sie auf Erden das Unendliche haben; sie kaufen und sorgen, hadern und bauen, als würden sie ihre Häuser und Güter nie verlassen. Und darüber gehen sie zum Grabe und hinterlassen Andern die Frucht ihrer Mühen; wie sie sich über Erbschaften von ihren verstorbenen Verwandten gefreut haben, so erfreuen sich nun Andere über den Gewinn ihrer Hinterlassenschaft.

Betrachtet man das Spielen und Tändeln, das Wirken und Schaffen der Menschen, man sollte glauben, es wäre kein Tod in der Welt. Und sehen sie Kinder, Jungfrauen, Jünglinge, Männer, Greise aus dem Leben scheiden, so ist es, als wenn nur diese sterblich gewesen, alle Ueberlebenden aber Unsterbliche wären. Sie gehen weinend oder lächelnd von den Gräbern der Freunde oder Bekannten zurück, und vergessen den Todten; so wie die Krieger im Schlachtfeld links und rechts in den Reihen des Heeres ihre Gefährten gleichgültig fallen sehen, und Sieg jauchzen, als wäre der Sieg von ihnen allein erfochten.

Man spricht vom Frieden, vom Krieg, vom Theilen der Länder und Völker, von eigenen Entwürfen, von gelungenen und mißlungenen Arbeiten, von Festen und Lustbarkeiten, von Feindschaften, Heirathen, Reisen — von Allem. — Wer hört eben so in Gesellschaften, oder unter Zweien und Dreien, von der Ewigkeit sprechen? Glauben sollte man fast, der Gedanke an die Ewigkeit sei ein weggeworfenes Mährchen, welches Keiner mehr möge erzählen hören, oder er sei gar nicht in dem Sterblichen vorhanden. Und doch dies alles ist nur äusserer Schein. Nein, die Menschen schweigen nur von dem, was vor ihnen dasteht; aber ernst und finster ist ihr innerer Blick fast ununterbrochen dahin gerichtet. Sie schweigen und glauben; sie lächeln vielleicht bei dem Worte zweifelhaft, aber glauben und zittern. Die Jungfrau schmückt sich zum Tanz; aber auch vor dem Spiegel weht der Gedanke an das Grab durch ihre Seele. Der gewerbfleißige Mann überrechnet seinen Gewinn; aber unter dem Klange des Geldes erhebt sich der Gedanke an die Todesstunde. Der Fürst hüllt sich in seine Pracht und nimmt den gebietenden Zepter; aber auch auf dem Thron, mitten im Gefühl seiner Hoheit, durchzuckt ihn unwillkührlich der Gedanke an die Ewigkeit. — Was alle verschweigen, daran denken Alle. Der Schein ist von Aussen; die Wahrheit im Herzen verborgen und heimlich.

Und so knüpft Jeglicher sein äusseres Leben still an sein inneres, und sagt Niemandem davon. Jeder hat den Glauben an Gott und Ewigkeit, aber wie er ihn hat und bewahrt, das ist sein eigenes, tiefes Geheimniß. Da findet nur zwischen ihm und der Gottheit Mittheilung und Offenbarung und Zuversicht statt. Da fürchtet Jeder, würde er sein Allergeheimstes dem Andern offenbaren, er könne es entweihen; und jeder, auch der zarteste Einwurf würde ihn verwunden, ohne daß er ihn zu widerlegen Neigung hätte. Denn das, was wir in unserm Innersten glauben und in unserm Innersten sind, *das sind wir wirklich selbst*; daran mögen wir kein fremdes Auge und keinen fremden Zweifel rühren lassen. Alles, was wir nach Aussen hin gegen die Welt sind, ist nur Klugheit und Schein. Das weiß Einer vom Andern, und Jeder ehrt des Andern Geheimniß, und daneben noch seinen Schein, weil er das Gleiche für sich von allen Uebrigen fordert.

Es ist gar nicht nöthig, dem Menschen zu sagen, er lebe schon hienieden ein zweifaches Leben. Er lebt es ja wirklich und weiß es von sich.

Nur die Verbindung dieser zweierlei Leben ist bei Allen verschieden, nach den Graden ihrer geistigen Ausbildung. Dem Einen hat das irdische, sinnliche Dasein mehr Werth, als sein Inneres und Ewiges, dem Andern stehen beide im Range gleich; der Dritte fühlt klar, daß der Werth des Erdenlebens tief unter dem des ewigen sei.

Der rohe Wilde, welcher noch mit unentfalteten Kräften der Vernunft der Stillung seiner Triebe und körperlichen Bedürfnisse nachjagt; das Kind, welches noch unerfahren mit dem Augenblick der Gegenwart tändelt, und mit den Blumen über Gräbern spielt, ohne zu ahnen, daß es einst selbst unter der Erde schlafen müsse; der verbildete, durch falsche Entwickelung seiner Verstandeskräfte und durch Gewalt seiner Leidenschaften wieder verthierte Mann, der sich in seiner Ueberfeinerung bereden möchte, Alles sei Staub, Alles Zufall, Alles für den Menschen mit seinem letzten Athemzuge zu Ende — — sämmtlich stehen diese auf einerlei, und zwar auf der niedrigsten Geistesstufe. Mit dem Irdischen noch auf das engste und innigste verwachsen, wie das Thier, ahnen sie keine Erhöhung des Geistes über dasselbe, kein erhabeneres Leben. Die Welt, wie sie sie jetzt und hier haben, ist ihnen noch Eins und Alles. Ausser diesem Leben unterm Himmel hat nichts für sie Werth.

Bei weitem aber der größte Theil der Erdenbewohner hat seine innere Religiosität, die mehr oder weniger derjenigen nahe kommt, die er mit den Lippen bekennt. Er weiß, daß er auch nach dem Tode des Leibes nicht aufhören werde, da zu sein. Er weiß, daß er auch für ein besseres Loos jenseits des Grabes zu sorgen habe.

Doch seine Vorstellungen vom Werthe dieses und jenes Lebens sind noch verworren und unvollkommen. Allzuenge mit seinen Begierden an das angeschlossen, was ihn täglich umgibt, was seinen Sinnen und Neigungen wohlthut, legt er der Erde so vielen Werth bei, als dem Himmel. Er möchte hier Alles geniessen, Alles haben,

und weiht diesem den größten Theil seines Sorgens und Thuns; in den Nebenstunden bedenkt er auch wohl das Ewige, und schmeichelt sich, durch Hersagen langer Gebete, durch Mittheilen von Almosen, die ihm zu geben Mühe machen, durch den Besuch der Kirchen, durch den Gebrauch der Sakramente, die Gottheit hinlänglich zu befriedigen, und sie zu bewegen, seiner Seele dereinst nach diesem Leben ein anderes und besseres zu gewähren. Für ihn ist zwischen dem Dort und Hier kein großer allgemeiner Zusammenhang. Er will hier gern seinen thierischen Neigungen ein Genüge thun, und doch dort plötzlich ein höherer Geist sein; er erlaubt sich hier die Werke des Stolzes, des Betrugs, der Wollust, des Neides, und hofft durch das Verdienst Jesu Christi oder durch die Fürbitte der Heiligen Vergebung aller Sünden, und dort die höchste Vollkommenheit. Er gehört überhaupt der Gegenwart an; diese Welt ist ihm Hauptsache, so lange sie ihm gehört, gehört er ihr. Seinem beschränkten Blick sieht die Ewigkeit zu tief im Hintergrunde. Er fühlt seine eigene Würde, als Geist, noch zu wenig; darum ist ihm das Irdische, und was nicht des Geistes ist, noch so vielwichtig.

Je mehr der Mensch selbst werth ist, je weniger ist ihm das flüchtige Leben mit allen Vergänglichkeiten werth; je mehr geht ihm Ewigkeit, Tugend und Gottheit über Alles. Wer einmal so weit gekommen ist, daß er mit Wenigem zufrieden sein kann: was fragt der nach Tonnen Goldes? Wer so weit gekommen ist, zu erfahren und einzusehen, wie blindlings die Menschen nach dem Schein urtheilen, und wie wenig sie das wahre Verdienst zu erkennen und zu ehren, oder gegen Wohlthaten dankbar zu sein geneigt sind: was fragt der noch ängstlich nach dem Urtheil des großen Haufens, nach Ansehen und Berühmtheit? Wer einmal den bittern Schmerz eines gebrochenen Herzens beim Verlust seines ganzen Vermögens, oder bei der Schändung seines guten Namens durch menschliche Bosheit, oder beim Sarge eines über Alles theuern Geliebten, einer Freundin, eines Vaters, einer Mutter, eines Kindes, gefühlt hat: wird der noch mit zuversichtlicher Leidenschaft an irgend einem Gute dieses Lebens hängen, da er voraus weiß und sich sagen muß: Wer sein ganzes Herz an dieses Vergängliche hängt, schafft sich wohl selbst die grausamsten Schmerzen!

So, indem der Weise die Nichtigkeit des Irdischen erkennt, und um seiner eigenen Ruhe willen sich der leidenschaftlichen Vorliebe für irgend einen Theil desselben erwehrt, indem er sehr gut einsieht, daß er in der Erfüllung äusserer Wünsche sein inneres, unzerstörbares Glück unmöglich gründen kann, — daß diese unmittelbare Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths vom Trieb nach Wohlleben, Ruhm, Liebe, Reichthum nur vernichtet, keineswegs vermehrt wird, — daß nur Bewußtsein vollbrachter großer Pflichten, Unabhängigkeit vom Einflusse der Leidenschaften und gemeiner Vorurtheile, Einssein mit Gott, Wandel durch dieses bunte Leben im hohen und doch bescheidenen Geiste Jesu eine dauerhafte Seligkeit des Herzens bewirkt, wird er göttlicher, und das Leben sinkt für ihn im Preise. Mag er auch zuweilen noch lebhafter sein Herz für dies oder jenes auf Erden schlagen fühlen; er kann doch das herrliche Wort des weisen und erfahrungsreichen und über alle Schicksale hocherhabenen Jüngers Jesu mitsprechen: Meine Brüder, ich schätze mich selbst noch nicht, daß ich es schon ergriffen hätte. Eins aber sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, was davornen ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu. (Phil. 3, 13. 14.)

Wer unter uns, so vollkommen er auch wirklich schon wäre, könnte von sich selber sagen: Ich habe mein Ziel schon ergriffen! Ich habe vollendet! Mein Herz wird durch keine vorherrschende Liebe zu irgend etwas Irdischem mehr gefesselt! — O wer dies sagen könnte, müßte er nicht mehr als Mensch sein? Daher soll man sich hier vor Uebertreibung in denjenigen Vorstellungen hüten, welche man sich von Weltverläugnungen macht. Wir wandeln noch in unserm sterblichen Leibe, dieser Leib hat noch seine Bedürfnisse, die nach dem Willen des Schöpfers befriedigt werden müssen, wenn wir nicht selbstmörderisch verfahren wollen; bis zum letzten Augenblick des Lebens fordert nach ewigen Gesetzen der Natur das sinnliche Leben seine Genugthuung. Unsere aus Fleisch und Blut hervorgehenden Triebe und Neigungen, insofern sie zur Lebenserhaltung und Bewahrung der körperlichen Gesundheit abzielen, sind keineswegs sündlich, sondern rein und gut. Aber sehr leicht machen wir wieder durch Uebereizung oder allzuhäufige Befriedigung eine dieser Neigungen zu herrschend; daraus entspringt wieder Leidenschaft des Gemüths, und damit wieder ein unmäßiges Hängen an irgend einem vergänglichen Gegenstand.

Der Mensch ist folglich, so lange er lebt, in einem beständigen Hinneigen zum Sinnlichen und Wiederzurückstoßen desselben. Er zerbricht, was ihn zu stark fesselt, und knüpft sich neue Bande. Er wird nie ganz frei, und doch ist sein immerwährendes Streben, frei vom Einflusse des Sinnlichen zu werden. Auch in der letzten seiner Stunden wird er noch mit Paulus sagen: Nicht daß ich es schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sei.

Aber eins sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, was davornen ist. Ich ehre die Einrichtungen und Bedürfnisse des Lebens von aussen, aber mein höheres Leben, das Wandeln in Gott, das tugendhafte Wirken und Wollen, richtet sich über alles Vergängliche auf. Ich beherrsche meine Neigungen, meine Liebe, meinen Widerwillen und lasse mich nicht von ihnen beherrschen. Ich thue, was recht, was Jedem nützlich, was edel ist, so sehr sich auch demselben meine andern Begierden widersetzen. Nicht menschlicher Beifall, nicht das Lob der Mitbürger, nicht der Tadel des großen Haufens, nicht Ehrbegier, noch Erwartung von anderm Gewinn, bestimmen mich, das zu thun, was nach meiner innersten Ueberzeugung recht und göttlich und eines Jesusschülers würdig ist. Die Welt kann meinen Geist weder belohnen noch bestrafen. Er findet seinen Lohn in der Aehnlichkeit mit Gott, und seine furchtbarste Strafe in der Entfernung von Gott. Darum lasse ich alle Genüsse dieses Lebens mich weder zum Bösen, noch zum Guten locken: sie sollen dem Körper, nicht dem Geist dienen. Ich vergesse, was dahinten ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu. Diese Welt, mit Allem, was sie Liebens- oder Wünschenswürdiges für mich haben könnte, ist doch

nicht das Endziel meines Daseins. Ich bin durch Gott zu etwas Himmlischem berufen; zum Geisterleben, zu einer Vollendung, von deren Größe und Herrlichkeit ich als Mensch hienieden nicht einmal einen Begriff fassen kann, während die dunkle Ahnung davon doch in meinem Geist ist. Dies Ewigsein, dies Göttlichsein, dies Gottähnlichwerden, dies Hellerkennen Gottes, meiner selbst und des Weltalls, dies Heiligsein im unendlichen Heiligthum, — dies ist das Kleinod, dem ich nachjage, dies das Kleinod, welches mir meine Bestimmung, der himmlische Ruf Gottes, vorhält. Meine Bestimmung und die mir von Gott geschehene Berufung erkannte ich aber in Jesu Christo, und durch Jesum Christum. Denn er ist es, der Licht in die große Finsterniß des Lebens brachte; und darum wird er mit Recht das Licht des Lebens genannt. Er ist es, der mich durch sein geoffenbartes Wort aus der ungeheuern Verirrung, von der Tiefe des Wahnes empor zu Gott, zum Vater des Weltalls und der Seligkeit führt. Ich werde Gott haben, werde in ihm meine Seligkeit finden, wenn ich Jesu Anweisungen folge; denn er, das heißt, seine Tugend, ist der Weg zum wahren Leben. Jesu Tugend aber ist, den Willen des Vaters zu thun. Der Wille des himmlischen Vaters aber ist, daß wir ihn lieben über Alles, und jeden unserer Mitmenschen, mit dem wir auf irgend eine Weise in Verhältniß kommen, so glücklich zu machen suchen, als uns selbst.

Der wahrhafte Jünger des göttlichen Lehrers legt also nur einen sehr mäßigen Werth auf das gegenwärtige Dasein. Er verschwendet seine Stunden nicht am Putztisch für die Schönheit und beständige Ausschmückung eines Leichnams, dessen Bestimmung ist, Moder zu werden; er sieht die Achtung guter Menschen gern, ohne sich durch Achtung oder Tadel von den Leuten in der Uebung seiner Pflichten wankend machen zu lassen. Was er will und thut, thut er nicht wegen des Urtheils der Leute, sondern aus Liebe zu Jesu, das heißt, aus Liebe zur Heiligkeit. Er freut sich der Freundschaft, freut sich zärtlicher Gefühle einer wechselseitigen Liebe und Gegenliebe, aber er bleibt demungeachtet seiner Empfindungen Meister. Liebe ist unsterblich, und die Wesen bleiben einander im unendlichen All — aber der Mensch ist sterblich. Darum baut der Jünger des Herrn, der Weise, nicht die ganze Glückseligkeit seines Gemüthes auf das gebrechliche Leben eines Menschen. Gattin, liebe den Gatten; Jüngling, die Auserkorne deines Herzens; Vater und Mutter, liebe dein Kind! — Aber denke dir oft, daß der Tod nothwendig einmal Einen vom Andern reissen wird; und wie steht es dann mit der Ruhe des Gemüths, mit deiner Glückseligkeit? Schaudert es dir, und fürchtest du mit dem Verlust des Lieblings alle deine Ruhe und Seligkeit einzubüßen, dann — so fromm und gut du übrigens auch sein mögest — hängst du zu sehr an der Welt, gibst du ihr einen unmäßigen Werth; dann liebst du leidenschaftlich; und darum bist du nicht frei, nicht glücklich, und wirst es nicht werden, bis du auch hier, stark durch Tugend, und erhaben durch die Hoffnung eines ewigen Seins, vom Irdischen dich so weit losgewunden hast, daß du das Liebste auf Erden verlieren kannst, ohne darum dein ganzes inneres Glück und jene Himmelsruhe einzubüßen, welche das Bewußtsein der Tugend gewährt. Je weniger Werth dies Erdenleben für dich hat, mit Allem, was es dir geben kann, um so höher ist dein eigener Werth. Erst dann wirst du mit dem heldenmüthig frommen Apostel sagen: Wir sind getrost alle Zeit, und wissen, daß, dieweil wir im Leibe wohnen, so wallen wir dem Herrn. Wir sind aber getrost, und haben vielmehr Lust, ausser dem Leibe zu wallen und daheim zu sein bei dem Herrn. Darum fleißigen wir uns auch, wir seien daheim oder wallen, daß wir ihm wohlgefallen. (2 Kor. 5, 6. 8. 9.)

Was bin ich werth? — Ich erkenne auch den Werth, welchen ich auf das Leben oder einige Gegenstände desselben setze. Je größern Werth dies Leben, dies flüchtige, nichtige, für den Sterblichen hat, je geringern hat er noch in sich selber. Er ist mit dem Vergänglichen noch enger verwandt, als mit dem Unvergänglichen, mit dem, was vom Staub kommt und zum Staub zurückkehrt, enger als mit Gott und allem Göttlichen.

Wohin hat mich diese Betrachtung geführt? — Da stehe ich, vor mir selbst befremdet, und blicke auf die Welt, auf mich, und, o Gott, empor zu Dir! — — Und indem ich auf alles das hinsehe, was mich in dieser Welt besonders an sich zieht; auf Alles, was, wenn ich ihm nahe bin, mein Herz freudiger bewegen, oder was mich in namenlosen Schmerz stürzen würde, wenn ich es verlieren sollte — — so habe ich meinen eigenen Werth gewogen. — Noch bin ich von meiner innern Vollendung fern; ach! ich liebe, ich fürchte noch in diesem Leben und von ihm zu vieles, das weder diese leidenschaftliche Liebe, noch Furcht verdient. Noch hange ich zu sehr an Manchem, mehr als meiner Ruhe, meiner innern Seligkeit und selbst meiner Tugend zuträglich ist. — Nicht daß ich allen schönen Freuden, die Deine Liebe mir auf Erden darbietet, entsagen sollte: aber daß dies Vergängliche nicht völlig beherrsche das Unsterbliche in mir, das ist Dein Gebot; das zu erstreben, mein Ziel!

Herr, lehre mich eingedenk sein, wie flüchtig meine Tage, wie unsicher alle Annehmlichkeiten in dieser Welt sind, auf daß ich sie, ohne von Dir abzufallen, mit weiser Mäßigung geniessen und mit erhabenen Troste verlieren könne. Dies ist die ächte Weltverläugnung, zu welcher mich Dein Sohn Jesus Messias mahnt.

Herr, lehre mich eingedenk sein, daß dies Wohnen auf Erden nur ein kleiner Punkt meines unendlichen Seins ist: daß mein Wandel im Himmel sein soll. Was meinen Geist jenseits der Todesstunde erwartet, ich kann es nicht wissen; und könnte ich es schon jetzt wissen, ich würde es nicht verstehen. Wie mag das unmündige Kind, welches an seinen Spielwerkzeugen mit Begierde hängt, die edeln Freuden des reifen Alters begreifen? So wandeln auch wir hienieden im Glauben und nicht im Schauen.

Herr, lehre mich meines eigenen Werthes eingedenk sein, daß in meinen Augen der Werth dieses Lebens sinke. Gib mir Kraft, Dein Geist sei mit mir; nur so erringe ich die Freiheit vom Zauber des Vergänglichen, und von der Gewalt der Leidenschaften. Du, Herr, bist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Amen.

120.

Die Verirrungen guter Menschen in Beurtheilung des Lebens.

Joh. 16, 1—4.

Fordre nicht, um deinen Wunsch zu stillen,
Eine bess're Welt;
Sie ist besser, denn wofür dein Eigenwillen
Sie oft hält.

Du denkst edel — bist du sonder Mängel?
Schlagt dein Herz stets rein?
Fordre denn auch nicht, daß Andre hier schon Engel
Der Vollendung sei'n.

Jeder wandle still in dem Geleise
Eigener Natur;
Suche still und duldend nur in seinem Kreise
Gottes Spur!

In dem Gemüth aller Sterblichen ist ein Bild dessen, was gut, vollkommen und heilig ist. Dieses Urbild der Vollendung wird der Maßstab, nach welchem wir die Höhe oder Niedrigkeit unserer eigenen Handlungen richten. Wir erkennen durch Vergleichung unsers Lebens und wirklichen Seins mit dem, was wir sein sollten, wie weit wir noch vom hohen Ziel der Vollkommenheit entfernt stehen. Daraus entsteht in allen vortrefflichen Gemüthern das heiße Streben, immer das Beste zu begehren, und nach dem Vollendetsten in seiner Art zu ringen. Daher entsteht, daß jeder Mensch sich für die Thätigkeit seiner Kräfte, selbst für sein bürgerliches und häusliches Leben, immer ein noch höheres Ziel erwählt. Ohne jenes in uns wohnende Urbild des Vollkommenen würden wir beinahe ohne alle Wünsche nach einem bessern Zustande sein.

Gott selbst gab uns dasselbe. Es sollte unsere Leuchte sein in der Finsterniß. Er gab es, daß Jeder wisse, wohin er solle, was er leisten müsse. Er gab es Jedem zur richtigen Beurtheilung seiner eigenen innern Welt, nicht, um darnach die äussere Welt zu richten. Denn die Mannigfaltigkeit von den Erscheinungen in dieser letztern kann uns oft verwirren. Was ich selbst bin, und wie ich selbst sein soll, das weiß ich bei einiger Selbstbeobachtung sehr leicht. Aber was andere Menschen wirklich sind, und wie die Welt wohl sein sollte, dies ist nicht so leicht zu entscheiden. Dazu gehört eine ausgebreitete Erfahrung des Lebens und seiner Verhältnisse; eine Weltkenntniß, die nur in einer längern Reihe von Jahren erworben werden kann; ein geübter Blick, der nach mancher wahrgenommenen Täuschung den Schein endlich vom Wesentlichen zu unterscheiden fähig ist. Junge, unbescheidene Leute, welche sich Urtheile über die Welt, bei aller ihrer Unkunde des menschlichen Herzens, erlauben, pflegen daher übereilt und vorschnell abzusprechen. Erfahrenere, einsichtvollere Personen urtheilen mit größerer Umsicht, und eben darum bedächtiger.

Die Anwendung der Urbilder des Vollkommenen und Guten auf das wirkliche Leben ist manchem Mißbrauch unterworfen. Dieser Mißbrauch kann besonders auf doppelte Art geschehen, entweder indem man seine eigenen Vorstellungen von menschlicher Seelengüte und Vollkommenheit, oder menschlicher Verwerfenheit, mit der Wirklichkeit verwechselt; oder indem man, ohne Berücksichtigung der verschiedenen Anlagen und Denkarten der Sterblichen, ohne ihre mannigfaltigen Verhältnisse, Gemüthsstimmungen und Ansichten in Anschlag zu bringen, sich versetzt, vermittelst ihrer ein uns vorschwebendes Bild der Vollkommenheit in dem wirklichen Leben zur That zu machen, und auszuführen.

Dieser Mißbrauch von den in uns wohnenden Urbildern des Vollkommenen ist ein Fehler, der gewöhnlich bei den edelgesinntesten, gutmüthigsten, oft bei den geistvollsten Personen am häufigsten wahrgenommen wird, die mit der Erkenntniß dessen, was sein sollte, eine lebendige Einbildungskraft, einen starken Willen vereinigen. Solche Gemüthseigenschaften sind besonders der Jugend eigen. — Daher ist auch nichts gemeiner, als daß junge Leute sich beständig selbst täuschen in ihren Urtheilen über die Welt; keine ruhige Mittelstraße zu halten wissen; immer von einem Aeussenende zum entgegengesetzten übertaumeln; den, der ihnen gefällt, für einen Engel, den, der ihnen mißfällt, für einen Teufel halten; in Allem sogleich das Herrlichste oder das Gemeinste finden, die gesammte Menschheit verbessern oder beglücken möchten; von allen Leuten fordern, daß sie mit gleichem Feuereifer sich ihrer Sache annehmen, und zuletzt Alles verdammen, was nicht mit ihnen übereinstimmend wünscht und wirkt. Sie leben nur unter ihren erhabenen Vorstellungen, unter ihren Urbildern des Schönen und Guten; unbekannt mit der Wirklichkeit, verachten sie Alles, was ihnen nicht entspricht, oder sie vergöttern mit schwärmerischer Liebe, was denselben ähnlich zu sein scheint. Solche fehlerhafte Stimmung bleibt aber oft bis ins spätere Alter herrschend, wenn besonders bei Personen die Einbildungskraft ein unmäßiges Uebergewicht gegen den prüfenden Verstand gewonnen hat, wo sie dann zwar immer im Geiste ihr Ziel sehen, aber unfähig bleiben, die dazu tauglichsten Mittel und Wege in der wirklichen Welt zu würdigen.

Schwebte jemals irgend Jemandem das Urbild des Vollkommensten vor; hat jemals Einer den kühnsten Entwurf zur Beförderung des allgemeinen Wohls gefaßt, und zur Verbesserung der Welt den ungeheuern Plan mit tiefster Liebe gefühlt, mit dem stärksten Willen ausgeführt: so war es Christus Jesus. Wer kam ihm je gleich? Aber bei seinem göttlich großen Ziel, und seinem göttlich großen Eifer, der ihn noch in der Sterbestunde am Kreuze nicht verließ, nahm er immerdar die Welt, wie sie wirklich war, um sie in das zu verwandeln, was sie nach seiner hohen Vorstellung sein sollte; er erwartete nie mehr von den Leuten, als sie sein konnten.

Er begann sein hohes Unternehmen erst in demjenigen Alter, welches auf der Grenzscheide zwischen Jugend und Mannheit die warme Begeisterung und Innigkeit von jener mit Erfahrung, Bedachtsamkeit und ausdauernder Kraft von dieser verbindet. Er stellte sich die Menschen nicht vortrefflicher, nicht schlechter vor, als sie waren. Er empfahl zur Sanftmuth der Tauben die Klugheit der Schlangen, zur Unschuld des Gemüths die Vorsicht gegen Andere. Er zeigte seinen Jüngern, was sie von den Menschen zu erwarten hätten; denn auch sie erwarteten vielleicht noch zuviel, und hielten dafür, Jeder denke wie sie, und sei für das Heiligste entflammt wie sie. Darum sprach er: Solches habe ich zu euch geredet, daß ihr euch nicht ärgert. Es kommt die Zeit, daß, wer euch tödtet, meinen wird, er thue Gott einen Dienst daran. Aber solches

habe ich zu euch geredet, auf daß, wenn die Zeit kommen wird, ihr daran gedenket, daß ich es euch gesagt habe. (Joh. 16, 2. 4.) So warnte Jesus, der tiefe Menschenkenner, seine allzugutmüthigen, allzueifrigen, von der Güte ihrer Sache allzuvollen Jünger. Was die Welt *sein solite*, um vollkommener und glückseliger zu sein, davon gab er ihnen ein hohes Urbild, dem Jeder nachzustreben hätte. Was aber die Welt *wäre*, davon theilte er ihnen seine Erfahrungen mit, und dazu munterte er sie auf, Erfahrungen zu machen, auf daß sie sich mit ihren Wünschen immerdar inner den Grenzen der Wirklichkeit hielten.

Die Warnung an seine Jünger, nicht das Unerreichbare zu hoffen, nicht ihre Vorstellungen von der Welt mit der Wirklichkeit zu verwechseln, und so in Gefühlen und tänschenden Träumen zu leben, die dem, was ausser ihnen sei, nicht entsprechen, ist zugleich Warnung für mich und Jeden, der in einen ähnlichen Fehler seiner Vorstellungsart verfallen könnte. Die Warnung ist in unsern Tagen um so wichtiger, da die Jugend *eines Theils* sorgfältiger als jemals erzogen, nur mit Beispielen des Edelsten aller Zeiten umringt, und nur für Alles, was groß und gut ist, begeistert wird, wo sie dann leicht beim Eintritt in die Welt, mit Schwärmerei an hohen Vorbildern hangend, die überspanntesten Forderungen im Leben macht, und nur erst mit bittern Erfahrungen zur Erkenntniß ihrer Selbsttäuschungen gelangt; *andern Theils* aber zu nachlässig erzogen wird, mehr lieset als lebt, die Welt nur aus Büchern, das menschliche Herz nur aus Romanen und Schauspielen kennen lernt, deren Verfasser, oft selbst noch jung und ohne Erfahrung, ihre Einbildungen von der Welt und Schattenspiele ihrer Phantasie für Abschattungen der Wirklichkeit geben.

Das Streben, die Urbilder des Vollkommenen auffer uns in dem wirklichen Leben zu finden, und das, was in uns ist, auf die Auffenwelt zu übertragen, ist ein Fehler. Und als solcher wird er die Quelle mannigfacher Uebel für uns und Andere.

Er verleitet uns durch falsche Einbildung, welche wir uns von den Menschen machen, zu einer falschen Behandlung derselben. Wer Alle entweder für vollkommene Wesen oder für Teufel hält, wird in seiner Verehrung, wie in seinem Widerwillen, zu den nachtheiligsten Ausschweifungen gerathen: er wird sich dem Einen zu unbedingt hingeben und vertrauen; keine Schwachheit an ihm vermuthen, alles göttlich an ihm finden, und oft nur durch einige glänzende Eigenschaften geblendet sein, ihn für den Besitzer aller Vollkommenheiten zu halten. Er wird den Andern, vielleicht nur weil er kälter, bedächtiger, anspruchloser ist, ohne weiteres Prüfen verdammen, verachten, meiden, und selbst gegen seine unläugbaren Verdienste ein Vorurtheil nähren. Er wird sich so unaufhörlich betrügen; nicht mit den wirklichen Menschen, sondern mit seinen Einbildungen von ihnen, umgeben; Keinen verstehen und von Keinem verstanden werden. — Es fehlt leider an dergleichen Schwärmern nicht, von denen man zu sagen pflegt, daß sie nirgends ganz hinpassen; die man zwar lieben, aber zugleich bemitleiden muß. Sehr oft machen sie durch ihre phantastischen Vorstellungen das Unglück derer, die nach denselben unrichtig handeln. Noch öfter machen sie sich selbst elend, entweder wenn sie Betrügern in die Hände fallen, die ihre Thorheit benutzen, oder wenn sie, beständig betrogen in ihren Erwartungen, endlich überall Betrug und Verrath fürchten, Keinem mehr vertrauen wollen, Ekel an der wirklichen Welt empfinden, die sie nie kannten, und eben dann am meisten verkennen, wenn ihre ehemalige Begeisterung und Liebe für die Menschheit sich in bittere Menschenverachtung oder gar in Menschenhaß umkehrt. Es verachtet Niemand die Menschen mehr, als der sie vorher allzugutmüthig und heiß geliebt hatte. Aber sowohl sein Haß, wie seine Liebe, sind keine Zeugen vom Werth oder Unwerth der Menschheit, sondern von der Fehlerhaftigkeit seiner Vorstellungsart von der wirklichen Welt.

Personen von feuriger Einbildungskraft und lebhaftem Sinn für das Gute, die sich gewöhnt haben, mehr in sich und mit ihren Urbildern von Vollkommenheit, als in der wirklichen Welt und mit den Menschen, wie sie sind, zu leben, verlieren sich leicht in diese Fehler, ohne Prüfung der Zeiten, der Umstände, der Menschen, das, was sie für das Höchste und Beste halten, im alltäglichen Leben auszuführen. Sie sind immer voll großer und schöner Entwürfe, an deren Gelingen sie ihre eigene Begeisterung nie zweifeln läßt. Die Güte ihrer Absichten scheint ihnen auch das Glücken derselben zu verbürgen. Ihrem innigen, ihr ganzes Wesen erfüllenden Wunsch scheint nichts unmöglich, und das Schwerste ausführbar. Sie stiften wohlthätige Anstalten, und träumen sich von denselben nur unvergängliche oder doch lange Dauer, ohne zu erwägen, wie mancherlei Unfälle dazwischen treten können, die deren Werth mindern, deren Zweck vereiteln. Sie stiften Gesellschaften zu vortrefflichen Zwecken, aber trauen den Gliedern die gleiche Begeisterung zu, in welcher sie selber athmen, und muthen ihnen mehr Thätigkeit zu, als dieselben bei ihren anderweitigen Pflichten und Verhältnissen anwenden dürfen und können. Ihre Unbekanntschaft mit den verschiedenen Neigungen, Interessen, Leidenschaften und besondern Zielen aller einzelnen Personen, Familien und Staaten, wird immer selbst das erste und wichtigste Zerstörungsmittel ihrer gutgemeinten Anschläge. Sie möchten Alles verbessern, Alles auf den Gipfel der Vollkommenheit erheben, davon sie vor sich das Urbild schweben sehen: die Erziehung der Menschheit, die Einrichtung der Staaten, die Sitten der Völker, die Eintracht der Kirche — und versäumen über das Allerbeste, was sie fordern, das Nützliche und Gute, was schon vorhanden ist.

Ungerechnet, daß dem menschlichen Geschlecht durch die kühnen Verbesserungsversuche solcher wohldenkenden, aber mit der Wirklichkeit allzuunbekannten Eiferer vielerlei Elend erwachsen ist, muß schon die vergebliche Verschwendung von Zeit und Kräften zur Ausführung an sich unausführbarer Entwürfe mit Recht getadelt worden. Die nothwendige Unzufriedenheit, welche in uns gegen die Welt entstehen muß, die für unsere hohen und kühnen Gedanken keine Empfänglichkeit zu haben scheint, selbst der allmälig sich aus dem beständigen Mißlingen unserer menschenfreundlichsten Absichten entwickelnde Menschenhaß, muß uns endlich lehren, daß der Fehler nicht sowohl an der Welt und den Menschen, als an uns selbst liege. Viele bilden sich gern ein — denn es kitzelt ihre Eigenliebe — sie seien von der Welt nicht verstanden, sie seien verkannt von ihr; aber im Grunde verkennen sie die Welt, und verstehen das Leben nicht.

Christus, der Sohn Gottes, warnte vor diesem Feh-

ler. Aber es ist sehr schwer, das wirkliche Dasein eines solchen Fehlers in uns selbst wahrzunehmen. Denn wie kann ich immer wissen, ob ich bei meinen Wünschen, irgend eine gute Sache auszuführen, Welt- und Lebenskenntniß genug dazu habe? Wie kann ich wissen, ob meine Vorstellungen von den Menschen übertrieben sind?

Hüte dich vor allen Dingen, an die Zuverlässigkeit deiner Urtheile über Personen und Sachen zu glauben, wenn du weißt, daß du mit einer oft allzulebhaften Einbildungskraft begabt bist. Traue dir selber nicht. Höre das Urtheil älterer, erfahrener, umsichtigerer Personen. Noch mehr, bemühe dich, die Lebhaftigkeit deiner Einbildungskraft zu mäßigen, und zwar dadurch, daß du sie weniger, dafür aber mehr den ruhig berechnenden Verstand beschäftigst. Die Einbildungskraft, eine so herrliche Gabe Gottes sie ist, wird für das Gemüth nachtheilig, wenn sie sich an die Stelle des Verstandes schwingt. Sie ist nur ein untergeordnetes Vermögen der Seele. Der Geist, ruhig prüfend, soll allein herrschen. Die meisten Verirrungen der Jugend, so wie aller guten Menschen in Beurtheilung der Welt, entspringen aus dem Uebergewicht, welches sie der Einbildungskraft gegen die Erfahrung einräumen. Dadurch versetzen sie sich in eine selbst gedichtete Welt, welche nirgends, als in ihnen ist, und verwechseln ihre Träume und Vorstellungen mit der wirklichen Welt, die sie sich viel zu wenig Mühe gaben, kennen zu lernen.

Versäume keine Gelegenheit, mit und unter den Menschen ein thätiges Leben zu führen, nicht bloß ein stilles, betrachtendes in deinem Zimmer. Nur dadurch wirst du zur Erkenntniß der mannigfaltigsten Gemüthsarten gelangen, und den wahren Grund vieler Handlungen erfahren, den du jetzt nur durch Schlüsse folgerst, und aus Voraussetzungen herleitest, die du dir machtest, aber nicht in der Natur derer fandest, die mit dir umgehen. Da wirst du einsehen lernen, daß Jemand der vortrefflichste Mensch sein, und doch in seinen Ansichten von dir abweichen kann; daß das Glänzende nicht immer das Beste, und das Schlichte, Unscheinbare nicht immer das Verwerflichste ist.

Meide jedes Urtheil, meide jeden Entschluß, sobald du dich dabei von allzulebhaften Empfindungen des Wohlwollens oder Mißfallens ergriffen fühlst. Alle Aufwallungen, alle zu tiefe Rührungen verdunkeln die Klarheit des Urtheils; bringen die Einbildungskraft in Flammen; vermischen Traum und Wahrheit; machen uns einem Berauschten gleich, oder einem Fieberhaften, der Dinge ausser sich zu sehen wähnt, die nur allein in seiner Einbildung wohnen. Je mehr du zu heftigen Empfindungen geneigt bist, je fester sei versichert, daß du in Uebertreibungen verfällst, worin du den Gegenstand, der dich beschäftigt, zu schön oder zu häßlich erblickst, Alles für zu leicht ausführbar oder für zu gefährlich hältst; daß du Andern im Lobe oder Tadel meistens, dir selbst aber jedesmal, Unrecht thust! Es ist um ein gefühlvolles Herz ein köstliches Ding, so lange es dem zur Alleinherrschaft bestimmten Geiste gehorcht; aber es ist die Quelle der größten Leiden, wenn es gebietet, statt zu gehorsamen, Empfindungen für untrügliche Urtheile gibt, und blindlings liebt und verdammt, weil es ihm nicht anders gemüthlich ist.

Halte überhaupt auch den besten Menschen in deiner Bekanntschaft, den geliebtesten unter deinen Freunden, nicht für so gut, daß er nicht einen Fehler habe, der je nach den Umständen ihn zu einem ihm und dir gefährlichen Schritt verleiten könnte. Suche diese seine vielleicht schon entwickelte Anlage zum Bösen, die Schwäche, in welcher der Keim eines Verbrechens liegt — ein solcher Keim ist in jeglicher Schwäche! — kennen zu lernen, um den Freund von dieser Seite mit Vorsicht zu behandeln. Aber halte auch den dir verhaßten widerlichsten Menschen nicht für so schlecht, daß er nicht eine oder die andere tugendhafte Eigenschaft besäße, in welcher er dich bei weitem übertrifft. Auch der Verbrecher, von seinen Verbrechen auf das Blutgerüst geführt, hat noch edle Züge des Gemüths, die ihn achtungswürdig machen könnten, wenn sie so bekannt wären, als die Ausbrüche seiner Rohheit.

Vergiß nie, auch bei den vortrefflichsten Entwürfen, die du zur Beglückung deiner Mitmenschen machst, und zu deren Ausführung du mit hoher Begeisterung schreitest: daß es gefährlich sei, alles Vorhandene umzuwerfen, seiner Mängel wegen, während du vielleicht das Gute nicht hinlänglich gekannt hast, welches doch auch darin liegen möchte. Zerstören ist oft leicht, aber auch kein Verdienst; das Bessere aber immer zweifelhaft, was man noch zu bauen gedenkt. Vergiß nie, daß die Natur nicht plötzlich das Vollkommenste darstellt, sondern stufenweise Fortschritte verlangt. Vergiß nie, daß nur ein Thor das Gute verschmäht, weil er nicht das Beste haben kann. Mindere die Mängel, entwickele das vorhandene Gute; verlange nicht die Ehre der That, sondern gewähre sie Andern: dies ist der Weg, auf welchem du allmälig zum Ziel gelangst, dasjenige in der Wirklichkeit darzustellen, wozu dich die Vorstellung des Vollkommenen beseelte.

Gott selbst gab das Urbild der Vollkommenheit und die hohe Liebe desselben jeglichem Geiste, nicht daß er nach demselben die Welt ändere, sondern sich selbst. So erforsche denn dich zuvor, was dir fehlt, um in deiner Lage und in allen Beziehungen der Vollkommenste zu sein. Suche erst dich selbst zu veredeln, ehe du an Andere die Forderung machst, daß sie deiner Vorstellung von Vollkommenheiten entsprechen. Verachte darum Niemanden, weil er nicht ist, was er sein könnte; denn auch du bist nicht, was du in deinen häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen, in deinen Berufsgeschäften, in deinen freundschaftlichen Verbindungen, in dem weiten Kreise der Christenpflicht, sein solltest. Auch in dir wohnen mehr Fähigkeiten und Kräfte, als du mit Weisheit zum Besten deiner Umgebungen anzuwenden weißt. Die Welt, die ganze Menschheit wird dir vortrefflicher zu sein scheinen, wenn du selbst vortrefflicher bist, und dein Gemüth, fern von Eigendünkel, aufhört, der Tummelplatz kleinlicher Leidenschaften und betäubender Gefühle zu sein, sondern nur Liebe und nichts als Liebe zur Menschheit ist.

So warst Du, Gottessohn, Welterlöser, die Liebe selbst. Du verkanntest die Welt nicht, aber sie verkannte Dich. Du sahest um dich her Bosheit, die Dich hassen mußte; Trägheit, der Du gleichgültig bliebst; Leichtsinn, der Dir anhing, um Dich wieder zu verlassen; Schwachheit, die nicht Muth hatte, Dir zu folgen; Blödsinn, der Dein erhabenes Ziel nicht begriff; und dennoch liebtest Du Alle mit gleicher Zärtlichkeit, und Deine Liebe überwand die Welt. Wie die Sonne wandelt durch Re-

genschauer und in reiner Himmelsbläue, liebend, segnend, unaufhaltsam ihre Bahn, wohlthätige Strahlen sendend auf das Feld des Reichen und des Armen, des Gerechten und des Missethäters: so warst Du, mein Heiland, Urbild stiller, göttlicher Größe! Dir will ich nachwandeln; leben, wirken, wie Du, nach meiner Kraft in Demuth, zur Glückseligkeit Aller, auf die ich zu wirken fähig bin! Amen.

121.

Die Verleumdung.

Ephes. 4, 29.

Hassen laßt uns alle Lügen,
Alle Schmähsucht; Jeder sei
Offenherzig und verschwiegen,
In der Freundschaft fest und treu;
Jeder nehme, wo er kann,
Des Verleumdeten sich an.

Ja! mein Urtheil soll selbst billig
Gegen meine Feinde sein,
Ueberall zum Lobe willig
Und vom Gernetadeln rein.
Hast genug an dir zu thun,
Freund, laß fremde Fehler ruh'n.

Von allen Untugenden ist vielleicht in der menschlichen Gesellschaft keine verhaßter, und doch keine gewöhnlicher, es wird keine allgemeiner getadelt und keine allgemeiner geübt, als die Untugend der Verleumdung, des Ausspürens fremder Fehler, der Unterhaltung von häuslichen Angelegenheiten Anderer, und der schadenfrohen Bemerkungen darüber.

Ja, viele Menschen, denen ein gutes oder doch zum Guten geneigtes Herz nicht abzusprechen ist, Menschen, die im Besitz mancher löblichen Eigenschaften sind, denen es um ein wahres Christenthum ernstlich zu thun ist, können oft eine unwiderstehliche Neigung haben, sich um die Geschäfte, den Zustand und das Leben anderer Haushaltungen zu bekümmern, mit denen sie vielleicht sonst wenig oder gar keine Gemeinschaft haben. Noch mehr, viele Personen, die das Laster der Verleumdung, das Gift der Lästerzungen am innigsten verabscheuen, Personen, welche sich selbst über das Leid beklagen, welches sie von fremden Zungen erdulden müssen, verfallen oft in den gleichen Fehler, den sie Andern mit Recht zum Vorwurf machen, und glauben es doch von sich keineswegs.

Wer ist Verleumder? — Jeder, welcher durch seine Reden, Urtheile, Nachrichten, Bemerkungen dazu beiträgt, daß unsere innere Achtung gegen einen unserer Nächsten mehr oder weniger verkleinert werden kann, ohne daß dieser vielleicht die Abnahme unserer Achtung verdient. Denn wer durch seine Bemerkungen, durch seine Herumträgereien, durch das Ausspüren und Feiltragen deiner kleinen Familien-Angelegenheiten, durch lieblose Auslegung deiner Worte und Thaten die Achtung schmälert, welche gute Menschen bisher von dir hatten, ihnen auch nur Mißtrauen und Aengstlichkeit im Umgange mit dir einflößt — raubt er dir nicht einen Theil deines guten Rufes, deines bisher unbescholtenen Namens, deiner bisher unbefleckten Ehre? Und ist der Entweiher deines innern Werthes, der Besudler deines guten Leumunds, nicht ein Verleumder?

Gewöhnlich denken sich Viele, die sich vielleicht selbst von dieser gemeinen Sünde des Pöbels nicht ganz rein wissen, unter dem harten Worte Verleumdung nur das Laster in seiner größten Argheit: absichtliche Erdichtung schändlicher Nachreden, boshafte Erfindung übler Gerüchte zum Nachtheil des guten Namens und der Ruhe des Nächsten.

Man möchte gern nur das für Verleumdung halten, was wider Jemandes Ehre ausgesprengt wurde, aber davon die Wahrheit sich nachmals nicht bestätigte; jede schwarze Lüge, die Haß und Neid ersonnen; jede Vergrößerung irgend eines kleinen Fleckens in der Denkart und Handlungsweise des Mitbürgers; jede allzukühne und bösmüthige Folgerung aus irgend einem Fehltritt, oder auch aus dem Schein desselben.

Aber wahrlich der Tempelräuber, welcher das Heiligthum in den Stunden der Nacht erbricht, entweiht und zerstört, ist nicht allein ein Dieb. Der, welcher sich das Geringste, kaum eines Almosens werth, von dem Eigenthum des Nächsten wider dessen Wissen und Willen zueignet, ist auch ein Dieb.

Der Erfinder schändlicher Nachreden und Gerüchte ist nicht allein der wahre Verleumder. Nein, auch der ist es, welcher dem Bösewicht Ohr und Zunge leiht, um die nachtheilige, ehrenrührige Botschaft geschäftig unter allen Bekannten herumzutragen. Er ist der verächtliche Gehilfe des Boshaften, und für den Verleumder, was der Hehler für den Dieb ist. Beide sind gleich strafbar und schändlich. Beide sind Genossen gleicher Abscheulichkeit.

Der Boshafte würde verstummen, wenn er keine Genossen seiner Lästersucht hätte; er würde seine häßlichen Zwecke nicht erreichen, wenn er nicht immer schwache, plauderhafte Herumträger und Feilbieter seines Giftes fände.

Es ist verleumderisches Wesen, es ist nicht menschenfreundlicher Jesussinn, wenn Brüder sich auch nur erlauben, über die Denkart, über die möglichen Neigungen ihrer Mitmenschen zu urtheilen, um sie irgend von einer schlimmen Seite verdächtig zu machen und herabzusetzen. Und, o wie groß ist die Zahl dieser geschäftigen Ehrenmörder! Wie Mancher, der sich für christlich gut und weise hielt, sinkt so in die Klasse derer, die Gott mißfallen! Wie Mancher, der den Balken in seinem Auge nicht bemerkt, lobt seinen Nächsten, nur um durch ein dem Lobe angehängtes Aber den Splitter im Auge seines Nächsten bemerkbar zu machen! Wie Mancher zuckt die Achseln, oder lächelt hämisch erniedrigend, um die gute Meinung zu zerstören, welche Einer und der Andere von den Eigenschaften seines Mitmenschen hatte! Wie Mancher sucht durch gleichgültiges Schweigen, durch bedenkliche Mienen Argwohn gegen den zu erregen, welcher etwa Lob einärntet, und sich doch dabei vor dem Rufe eines Lästerers zu verwahren, indem er eigentlich kein übles Wort redet!

O wahrlich, auch diese sind Verleumder, und von der gefährlichern Art. Ihr Achselzucken, ihr bedenkliches Schweigen spricht mehr aus, als eine boshafte Zunge. Sie vergiften mit ihrem Lächeln, sie verleumden mit ihren Mienen. In ihnen ist nicht die erhabene Güte, welche dem Jünger Jesu geziemt, sondern Falschheit, Scha-

denfreude, Verrath und Neid toben in ihrem Herzen, und spiegeln sich in ihren Geberden.

Es ist Hang zur Lästersucht, wenn man im geselligen Umgange geflissentlich das Gespräch auf das Thun und Lassen des Nächsten lenkt, um Gelegenheit zu finden, spöttische Anmerkungen, oder boshafte Folgerungen, oder Verkleinerung manches Guten, oder Uebertreibung manches Fehlers anzubringen.

Es ist der Hang zur Lästersucht, wenn man durch mancherlei Mittel die Angelegenheiten fremder Haushaltungen, die innern Verhältnisse anderer Familien auszuspüren sucht, um sie zum Stoff gesellschaftlicher Unterhaltungen zu machen, das heißt, um sie mit geschwätzigem Munde von Haus zu Haus zu tragen, und zu Jedermanns Kunde zu bringen.

Denn jegliches Haus und jegliche Familie hat in ihrem Innern mancherlei Vorfälle und Umstände, welche besser ein Geheimniß bleiben, ob sie gleich nicht zur Schande gereichen, wenn sie kund werden. Man liebt es, in seinem Hauswesen ohne Zwang und unbeachtet einherzugehen, und sich selber anzugehören. Man nimmt weniger Rücksichten in Thaten und Worten, und bindet sich weniger an die Formen des Anstandes und der gesellschaftlichen Uebereinkunft, wie man wohl im Oeffentlichen thun muß. Wer durch zudringliche Neugier diese innere Sicherheit des Hauses stört, wer durch Ausforschen und Weitersagen die kleinen Familiengeheimnisse den Menschen aufdeckt, welchen wenig daran gelegen sein sollte: der ist ein Verbrecher am häuslichen Glück des Nächsten; er ist Handlanger des schadenfrohen Verleumders oder Verleumder selbst, weil er gewisse Dinge weltkundig macht, welche nicht gethan waren, um öffentlich zu erscheinen, und daher Andern leicht Stoff zum muthwilligen Gespött oder zu nachtheiliger Folgerung gewähren.

Und also steht in der Reihe der Verleumder Jeder, welcher durch Urtheile, Nachrichten und Bemerkungen dazu beiträgt, daß unsere Achtung gegen irgend Jemand vermindert wird, ohne daß dieser vielleicht die Abnahme unserer Achtung verdient.

Wie aber kommt es, daß viele, in mancher Hinsicht oft schätzbare Menschen dennoch in dies ekelhafte Laster versinken, und sich des christlichen Namens, und der öffentlichen Hochachtung der Edeln, und des Wohlgefallens Gottes verlustig machen?

Wohl mag oft Neid, oft Haß, oft die Bosheit eines verbrecherischen Herzens den Hauch der Verleumdung gegen des bessern Menschen ehrenvollen Namen und Verdienste ausstoßen; wohl mag oft die Schadenfreude in niederträchtigen Gemüthern über allfällige Blößen des Nächsten oder über Unfälle desselben triumphiren; wohl mag oft ein Lasterhafter Vergnügen daran finden, Andern die Achtung zu rauben, die ihm selbst nicht gewährt werden kann.

Noch öfter aber bewirkt eine thörichte Eitelkeit den gleichen Fehler, indem Menschen, die von derselben beherrscht werden, gern Andere geringschätzig machen wollen, um dann neben ihnen desto größer zu erscheinen. Sie tadeln, um zu zeigen, daß sie von solchen Mängeln nichts an sich haben. Sie setzen herab, um sich erheben zu können, ohne offenbares Selbstlob. Sie spotten, um von schwachen Leuten gefürchtet oder bewundert zu werden. Sie reden von den Heimlichkeiten der Familien, um sich wichtig zu machen, weil sie fühlen, daß sie sonst zu arm an Hilfsmitteln sind, um einige Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie plaudern unbesonnen und eifrig alles Gehörte wieder aus, und machen sich aus Horchen und Wiedersagen ein Verdienst, um sich bei Neugierigen in Ansehen zu setzen, und bei kleinen Seelen beliebt zu machen.

Zuweilen ist es bloße Neuigkeitssucht, Mangel an edlerer Beschäftigung des Geistes, was die Menschen von schlechter Erziehung oder lockern Grundsätzen anspornt, die Worte und Thaten Anderer auszuforschen, das Geringste, was in Häusern geschieht, in Erfahrung zu bringen, um dann darüber zu brüten und zu urtheilen, und, wenn es die Gelegenheit mit sich bringt, auch wohl darüber zu lästern.

Immer aber ist dieses Uebel ein unverwerfliches Zeugniß von Mangel eines richtigen Verstandes; Zeugniß von der Abwesenheit eines ächt-christlichen edeln Gemüths. Aus Mangel richtigen Verstandes gehen oft so viel unbesonnene, voreilige Reden hervor, welche der Ehre des Nächsten zu nahe treten. Aus Mangel richtig gebildeten Verstandes sucht man in dem Wiedererzählen dessen, was Andere gethan, Stoff zur gesellschaftlichen Unterhaltung, und in der Verkündigung unschädlich scheinender Familienheimlichkeiten ein Vergnügen.

Dieser Hang kann endlich zur herrschenden Gewohnheit werden, und wird dann im vollen Sinn des Wortes zum Laster — zum Laster der Verleumdung, oder der ihr verwandten Klatschsucht; ein Name, unedel wie die Sache selbst! — Man hält dann die Neigung, sich von den Schwächen, Blößen und Lächerlichkeiten des Nächsten zu unterhalten, für eine der unschuldigsten Freuden des gesellschaftlichen Lebens. Man verschönert die ekelhafte Sünde mit bessern Namen; hält sie für Theilnahme am Wohl und Weh des Mitmenschen; hält sie für Uebungen des Witzes: für harmlose Scherze. Genug, die Sünde schmückt sich, um nicht durch ihre Häßlichkeit vor sich selber zu erschrecken.

Allein vergebens! Wer scherzend und tändelnd mit grausamem Vergnügen seinem Bruder den tödtenden Dolch ins Herz stößt: ist der weniger ein Mörder, als derjenige, welcher es im Rausche, im Wahnsinn des Zornes thut? — Wer scherzend, witzig, sogar geistreich, nur zur gesellschaftlichen Unterhaltung, nur um sich angenehm und wichtig zu machen, durch hämische Bemerkungen, durch Ausplaudern häuslicher Heimlichkeiten, durch Verdächtigen gewisser Handlungen und Umstände die Achtung für einen seiner Mitbürger im geringsten vermindert: ist der weniger ein gefühlloser Verleumder, als der, welcher das Gleiche thut, von Neid, oder schadenfrohem Haß entflammt? Ehrenmörder, Verleumder sind beide, vor dem allgerechten Gott, wie vor dem Urtheil edlerer Menschen! Beiden gilt in gleich furchtbarem Ernste die warnende Stimme des göttlichen Wortes: „Lasset kein faul Geschwätz aus euerm Munde gehen; sondern was nützlich zur Besserung ist, da es Noth thut, daß es holdselig sei zu hören!“ (Ephes. 4, 29.)

Beide stiften durch ihre Lieblosigkeit Unfrieden, gegenseitige Verachtung und Geringschätzung. Es ist Verleumdung das Gift, welches die Eintracht zwischen den Gliedern der Gemeinde auflöset, daß sie alle einzeln dastehen, und keins dem andern aufrichtig zugethan ist. Die Zunge des lächelnden Lästerers ist das Schwert, welches so viele Herzen schied, die sich einst zärtlich lieb-

ten, und die Hölle in den Schoos mancher Familie warf, die sonst einen Himmel besaß.

Am furchtbarsten wüthet dies Laster in kleinen Städten, wo Wohlstand genug herrscht, um Müßiggang zu erzeugen; wo Mangel einer bessern Erziehung zur Wahl des Pöbellasters geneigter macht; wo Menschen nahe genug beisammen leben, um sich alle zu kennen und zu berühren. Dort wüthet diese Pest des bürgerlichen und häuslichen Glücks am nachtheiligsten, also daß dort oft am wenigsten gegenseitiges Vertrauen, Einmüthigkeit der Familien, Alles umfassende Liebe zu finden ist. Hier geht leichter ein böses Geschwätz von Haus zu Haus; und die Ohrenbläser, Hin- und Herträger und Wiedersager werden nicht so bald für ehrlos gehalten, als in größern Gemeinden, wo der, welcher sich um des Nachbars Heimlichkeiten bekümmert, auffällt, weil man sich im Gewühle der Menge weniger genau zu erkennen und zu berühren gewohnt ist.

Sollte ich die traurigen Wirkungen der Lästersucht und der Begierde, jedes Gute und Edle an Andern zu verkleinern, achtungslos hingeworfene Worte mit Wichtigkeit aufheben und gehässig zu deuten — sollte ich die Wirkungen dieses niedrigen Lasters in ihrer ganzen Gewalt schildern: woher nähme ich Zeit und Worte?

Ich müßte reden von den tausend Thränen, welche durch hämische, mit Eifer ausgebreitete Gerüchte den Unschuldigen, Verkannten ausgepreßt wurden. Ich müßte reden von den Seufzern, welche klagend zu Gott aus der Brust dessen steigen, dem ein boshafter Witz, oder des Neides Schlangenzahn, das edelste Kleinod, den guten Ruf, zerstörte; müßte reden von glücklichen Familien, welche durch Mißverständnisse und Zwischenträgereien auf immer von einander gerissen und entfernt wurden; müßte reden von manchem Redlichen, dem durch die giftigen Verdächtigungen eines Dritten das Zutrauen eines Freundes, das Wohlwollen eines Gönners geraubt ward; reden von den Umtrieben der Rachsucht und des gegenseitigen Hasses, welche eine Folge unvorsichtiger Geschwätze und ehrenschänderischer Klatschereien waren; reden von der allgemeinen Kälte, Gleichgültigkeit, geheuchelten Freundlichkeit, Parteisucht und Schadenfreude, welche die Erbübel der Städte sind, in welchem Verleumdung und Gerntadel zur Alltäglichkeit geworden; reden von der Vernichtung so vielen häuslichen Glücks, wo statt harmloser Zwanglosigkeit nur schüchterne Furcht und ängstliche Rücksicht einheimisch wurde, und selbst im Heiligthum seiner Hütte der Mensch keine Sicherheit von der unbescheidenen Neugier lüsterne Tadelsucht hatte!

„Aber (wird Mancher in der Stille denken) ist es nicht erlaubt, über seine Mitmenschen ein unschuldiges Wort oder einen Scherz zu sagen? Ist denn jede Aeusserung eines Tadels selbst über anerkannt tadelnswerthe Menschen eine Sünde? Wenn mir nicht gestattet sein soll, mein Urtheil über den Werth eines oder des andern auszusprechen: wie soll ich einen, der mir theuer ist, warnen können, diesen als Verführer zu fliehen, jenen als Heuchler zu meiden?“

Die heilige Schrift antwortet: Was nützlich zur Besserung ist, da es Noth thut, daß es holdselig sei zu hören — das rede. (Epheſ. 4, 29.) Dann also, wenn du glauben darfst, dein Tadel könne Besserung hervorbringen; dann, wenn du glauben darfst, die Erklärung deines Urtheils sei Pflicht, die Verschweigung desselben könne Schaden stiften, — dann rede! Aber rede, daß es holdselig sei zu hören, das heißt, auch dann noch ohne Bitterkeit, ohne Schadenlust, ohne dich selbst damit brüsten zu wollen. — Wer sieht in diesen Worten der heiligen Schrift nicht die scharfgezeichnete Grenzlinie zwischen dem pflichtmäßigen und dem unerlaubten Tadel?

Auch fühlt es Jedermann so wohl an sich selbst, als in der Art zu reden des Andern, ob ein gesprochener Tadel nothgedrungen oder muthwillig und leichtsinnig sei; ob er aus den reinen Quellen der ächten Menschenfreundlichkeit, oder aus den Quellen der Bosheit, des Neides, der Langeweile, der Geschwätzigkeit, des Spottes, der Eitelkeit und Neuigkeitssucht fliesse.

Ist es dir Ernst, dich über den rohen Haufen der Bildungs- und Herzlosen erhoben zu sehen; ist es dir Ernst, deine Zunge, für deren Gebrauch du Gott, dem strengen Richter, verantwortlich bist, dem Dienste der Verleumdung zu entziehen: so meide die Gesellschaft der Verleumder. Und kannst du dies deiner besondern Verhältnisse wegen nicht immer: so stimme nicht ein in ihren Ton; sei nicht ihr Gehilfe; sei nicht der Wiederträger ihrer giftigen Bemerkungen, sondern erhalte dein eigenes Urtheil über diejenigen Personen rein, mit welchen sich die Geschwätzigkeit boshafter oder unbesonnener Leute beschäftigt. Das ist es, was Paulus, der Gesandte Christi, sagt: „Gebet nicht Raum dem Lästerer!“ (Epheſ. 4, 27.)

Es ist kein Ort, wo man nicht diejenigen mit heimlicher oder lauter Verachtung ziemlich genau bezeichnet, welche eine lose Zunge haben. Man ist vielleicht zu ihrem Umgang gezwungen, aber man verhehlt sich nicht den Ekel vor ihrem bekannten Fehler, also daß jeder Gute vor ihnen immerdar gewarnt ist. Selbst die Lästersüchtigen unter einander verachten und fürchten sich gegenseitig, also daß unter ihnen keine Liebe ist.

Gebiete deinem Munde Schweigen, wenn sich die schadenfrohen und spöttelnden Gespräche auf Personen hinlenken, gegen welche du selbst vielleicht Abneigung empfindest, oder die dir Anlaß zum Mißvergnügen geben. Denn dein Urtheil über solche könnte alsdann noch falscher und ungerechter, noch bitterer und gehässiger ausfallen, als das Urtheil berühmter Lästerer, weil sich bei dir leidenschaftliche Empfindlichkeit oder eine kleine Rachsucht wegen erlittenen Unrechts einmischt.

Behalte deine ruhige Besonnenheit, so oft du üble Nachrichten und Bemerkungen über Andere vernimmst. Scheinen dir aber doch solche Lästerberichte für deine Verhältnisse nicht ganz gleichgültig zu sein: so forsche nach den Quellen, aus welchen diese Anzeigen gekommen sind, und suche die Wahrheit zu ergründen. Schon oft verliert bloß dadurch eine boshafte Erzählung ihren ganzen Werth, sobald man nur erst weiß, aus was für einem Munde sie hervorgegangen. In keinem Fall aber sei du der Weiterträger der Botschaft. Sie sei gesprochen und vergessen in demselben Augenblicke; ist sie gegründet gewesen, wird ihre Wahrheit endlich an's Licht treten müssen, ohne dein geringstes Zuthun.

Weiche selbst dem Gespräche über anerkannte Fehltritte deiner Mitbürger aus, weil man aus deinen Worten vielleicht noch mehr Gift zum Nachtheil der Fehlbaren oder Unglücklichen saugen möchte. Kannst du aber, ohne die Wohlanständigkeit zu verletzen, nicht dem Ge-

spräch entrinnen: so sei dein Urtheil bescheiden, sanftmüthig, mildernd, gleichsam Verzeihung flehend.

Beginne lieber die Rede von den Verdiensten, von den löblichen Eigenschaften der Getadelten, und lege sie ihren Fehlern gegenüber in die Wagschale. Schon nur dieser Versuch wird manchen Lästerer vorsichtiger machen, oder ihn gar zum Verstummen bringen. Nur dieser Versuch schon wird deinem Herzen Ehre gewähren, wird dir sogar Achtung und einiges Vertrauen bei den Lästersüchtigen und Schwätzern erwecken, weil sie überzeugt werden, du seiest edel und muthig genug, auch von ihnen selbst in ihrer Abwesenheit das Gute zu sagen.

Besonders aber vermeide, dich um Häuslichkeiten deiner Mitbürger zu bekümmern, die doch auf dein eigenes Wohl und Wehe keinen Einfluß haben. Laß jedem in seiner Wohnung die schöne Freiheit des Thuns, welche dir selbst so lieb ist, wenn du sie geniessen kannst. Und wenn du auch bei deinem Nachbar, bei deinen Bekannten mancherlei wahrnähmest, was allerdings deinen Beifall nicht erregen könnte: lerne schweigen, und werde nicht Verräther und Ausplauderer von Dingen, die Keinem nützen zu wissen. Sprich nicht von ihnen, selbst nicht gegen deine Vertrautesten. Nichts wird leichter zu einer unseligen Gewohnheit, als diese unanständige Mittheilungsbegierde, die der erste Schritt zur lasterhaften Geschwätzigkeit, zur Tadelsucht und Verleumdung wird.

Alles was ihr thut mit Worten oder mit Werken, das thut Alles in dem Namen des Herrn Jesu, und danket Gott und dem Vater durch ihn! (Kol. 3, 17.)

Ach: wie leicht kann auch ich schon oft durch unüberlegte Urtheile über des Nächsten Thun und Lassen gefehlt haben! Vater im Himmel, Vergelter jedes Unrechts, ernster Richter jeder Sünde, vergib! vergib mir diese Sünde, die ich von Herzen bereue: ich empfinde es, wie lieblos, wie schändlich ich gehandelt habe! O vergib, wenn irgendwo eins meiner unbedachtsam ausgestoßenen Worte in Andern die Achtung minderte, die sie sonst für irgend einen ihrer Brüder hatten. Vergib, wenn meine unbesonnenen Reden irgend einem meiner Miterschaffenen nur einen mißvergnügten Augenblick, nur eine Thräne verursachten!

Ich will von heute an strenge über mich selbst wachen, und meine Gedanken hüten, und meine Lippen bewahren vor dem, was ungerecht und böse ist, und Dir und allen Edeln unter meinen Brüdern mißfällt. Denn Du, Gott, bist kein Gott der Lästerer, der Spötter und der Störer häuslichen Glücks, sondern ein Gott der Frommen, welche den Menschen lieben, wie Jesus geliebt hat. Amen.

122.

Der Schmerz, verkannt zu sein.

Matth. 5, 10 — 12.

Dein Beifall ist das Größte,
Wonach ich streben kann!
Wenn ich mich dessen tröste,
Wie glücklich bin ich dann!
Ob mir gleich oft auf dieser Welt
Der Menschen Lob und Ehre
Bei guten Thaten fehlt.

Wenn einst die ernste Wage
Du, Weltenrichter, nimmst,
Und am Vergeltungstage
Der Thaten Werth bestimmst:
Dann müsse meinem ew'gen Geist
Des Himmels Krone werden,
Die mir Dein Wort verheißt.

Was habe ich davon, daß ich meine ganze Kraft, meine Zeit, mein Geld und so manche schöne Stunde meines Lebens, die ich dem Vergnügen entzog, für Nutzen und Wohlfahrt Anderer mit dem redlichsten Eifer hinopferte? — Undank habe ich dafür geärntet, Spott und Achselzucken. Ich muß mich wohl gar noch glücklich schätzen, daß man mich nur noch in der menschlichen Gesellschaft duldet, und nicht ausstößt und verfolgt.

Gewiß mit herzlicher, uneigennütziger Liebe habe ich die Menschen geliebt; ich hätte mich für sie zu Grunde richten lassen, wenn es gefordert worden wäre. Ich schonte meiner nirgends, wo es darauf ankam, ihnen beizustehen. Ueberall that ich mehr, als die gewöhnliche Pflicht und Schuldigkeit von mir forderte. Zum Helfen fand man mich immerdar bereit, aber mir dagegen möchte Keiner helfen; ja vielmehr sind diejenigen, für die ich lebte und arbeitete, die ersten, die mich zu verleumden und zu erniedrigen suchen, meinen guten Namen beflecken, und nicht nur den Werth dessen, was ich that, in Zweifel ziehen oder verkleinern, sondern mir wohl gar, wenn sie könnten, zum Vorwurf und Verbrechen machen möchten.

Ich versuchte manches Gute. Warum ward es boshaft zerstört und gehindert oder verachtet, weil es von mir kam? Ich war wohlthätig, wo ich es irgend sein konnte, nachgiebig und dienstgefällig auf alle Art. Warum sind eben die am meisten wider mich, denen ich am meisten diente? Warum wird einer geringen Ursache willen sogleich Alles vergessen, was ich Gutes stiftete und Rechtschaffenes leistete, und dagegen Alles hervorgesucht, um mich vor Andern und vor mir selber zu erniedrigen?

Nicht daß ich für das, was ich zum Vortheil meiner Nebenmenschen that, Lob und Ruhm begehrte; nicht daß ich für meine Aufopferungen eigentlich von den Menschen eine Vergeltung verlangen möchte: ich erwarte von den Leuten weder Ruhm noch Lob, noch Dank und Vergeltung. Ich weiß, wie schwer es dem großen Haufen der Selbstsüchtigen wird, sich selber auf einen Augenblick zu verläugnen, und menschlich-edel zu empfinden. Aber doch ist es bitter, wenn man sich am Ende gänzlich verkannt sieht. Ich glaubte wenigstens auf Achtung, auf Schonung Anspruch machen zu dürfen, und keinen gehässigen Nachreden, keinen öffentlichen Verfolgungen ausgesetzt sein zu müssen.

Welch eine traurige Vorstellung geben mir meine schmerzlichen Erfahrungen von den Menschen! — So wie ich, klagt auch mancher Edle im Stillen. Denn wo ist wohl irgend ein treuer Freund, ein redlicher Diener des Vaterlandes, ein eifriger Menschenfreund, ein Wohlthäter der Seinigen, ein Beförderer gemeinnütziger Dinge, irgend einer, der mit Eifer einer guten Sache beistand, welcher nicht zuletzt über Undank, Hohn und Mißhandlung seiner Ehre, seines Namens, seiner Person zu klagen gehabt hätte! Sollte man nicht beinahe in Versuchung kommen, allen fernern nützlichen Vorsätzen zu entsagen, sich auf sich selbst zurückzuziehen und die breite Straße des gemeinen Menschenhaufens mitzugehen; sich um Keinen als um sich selbst zu bekümmern,

und gleichgültig bei anderer Leute Wohl und Wehe zu bleiben?

In der That ist es schmerzhaft, mit seinem guten Willen so allein da zu stehen, und in seinen allerbesten Absichten verkannt zu werden; es ist kränkend, Alles, was man thut, übel ausgelegt zu sehen, und von der Bosheit elender Menschen, von der Unwissenheit des großen Haufens, von dem Eigennutz und Stolz der Angesehenen bei jedem Schritt gehindert zu werden, den man zu einem wohlthätigen Ziele machen will. Es ist schmerzhaft, Augenzeuge zu sein, wie der, welcher nichts Anderes thut, als für sich selber sorgen, oder wie der, welcher lachen würde, wenn man ihn aufforderte, zum Besten Anderer ein beträchtliches Opfer zu bringen, gar ruhig und unangefochten lebt; gewöhnlich Lob und Beifall für nichts einärntet, und Andern hoch anrechnet, was ihn nichts kostete. Es ist schmerzhaft, zu sehen, wie der Niederträchtige sich emporschmeichelt; wie er mit Glück fremdes Verdienst herabwürdigt, um seine Gemeinheit geltend zu machen; wie er sich ohne Ehrgefühl, auf den verächtlichsten Wegen, mit den schimpflichsten Mitteln Partei, Anhang, Freunde, Gönnerschaft erwirbt. — Ist dies der Weg, in der Welt etwas zu gelten und zu leisten?

Warum aber kränkst du dich deswegen? Möchtest du wohl in den Reihen derjenigen stehen, die sich durch Niederträchtigkeiten auszeichnen und erheben? Laß doch Andere schlecht sein; aber du sei gut. Dein Loos ist das Loos der meisten rechtschaffenen Leute, die nicht mit der Welt, wie sie nun einmal ist, gemeine Sache machen, sondern ihren eigenen Weg gehen zu wollen. Dir gibt dein Gewissen ein besseres Zeugniß, als die Menschen geben können. Selig, sagt Jesus, selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr; selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen verfolgen, und reden allerlei Uebels wider euch, so sie daran lügen. Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnt werden. (Matth. 5, 10—12.)

Und ich muß mir es doch nicht verhehlen, war ich nicht vielleicht auch wohl selbst hin und wieder Ursache, daß man mich nicht so unbefangen und gerecht beurtheilte, wie ich es wünschte? — Zeigte sich vielleicht in meinen Werken und Handlungen zuweilen nicht etwas Zweideutiges, welches Anlaß gab, daß ich verkannt wurde? Wandte ich auch überall da, wo ich Gutes beabsichtigte, die nöthige Klugheit und schonende Sorgfalt an, um Andere nicht zu kränken, oder zu erbittern? War ich, wenn mir, was ich wollte, endlich gelungen war, nachher auch immer bescheiden genug und mit derjenigen Demuth auf mein Thun blickend, welche eigentlich jeder guten That die Krone aufsetzt? Die Menschen sind im Grunde gern geneigt, Jemandem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn man ihnen nur bei ihren Unternehmungen ebenfalls Gerechtigkeit widerfahren läßt. Sie verzeihen es noch ziemlich gern, wenn man besser denkt und handelt, als sie, nur muß man dabei doch ihre sehr reizbare Eigenliebe in Acht nehmen. Sie anerkennen noch gern ein Verdienst, welches man hat, sobald man nur nicht diese Anerkennung von ihnen gewissermaßen ertrotzen will. Prüfen wir unser Betragen, ehe wir über das unwürdige Betragen der Andern gegen uns Klage führen! — Sehen wir zu, ob nicht erst Fehler, die wir beginnen, Andere reizten, gegen uns Fehler zu begehen. Im Triumph und Eifer, den man leicht hat, wenn man irgend einen guten Zweck zu erreichen im Begriff ist, kann man sich leicht vergessen. Man spricht von einer Sache mit allzugroßer Wärme, wodurch man theils weniger billig gegen Andere wird, theils seinem Geschäfte einen übertriebenen Werth beilegt, den Andere nicht wahrnehmen.

Ueberhaupt ist auch wohl im Urtheil der Leute über unser Verdienst weniger Bosheit, als Irrthum enthalten. Es ist sehr wohl möglich, daß bei Einigen die Bosheit vorwaltet; daß sie vom Neid, vom Stolz, vom beleidigten Ehrgeiz, vom bedrohten Eigennutz, von der hämischen Schadenfreude zur Verfolgung unserer Person aufgewiegelt sind. Doch wird dies gewiß nur der Fall bei einigen schlechtdenkenden, leidenschaftlichen Leuten sein. Die Uebrigen plaudern nur nach; sie sprechen aus Leichtsinn mit, sie verkennen uns, weil sie uns nicht kennen. Entweder sind sie überhaupt nicht fähig, unsere Unternehmungen und Absichten zu verstehen, oder wir hatten es vernachlässigt, sie von der Güte unsers Thuns zu belehren; oder sie wissen überhaupt nicht, worin unser Verdienst besteht, und sind daher sehr gleichgültig gegen uns, und ziehen jeden Andern vor, der ihnen bekannter ist, oder dem sie für irgend eine kleine Gefälligkeit verpflichteter sind, als uns. Darum sollen wir nicht einiger unedeln Menschen willen alle sammt und sonders verdammen; sonst sind wir gegen Viele eben so ungerecht, als sie es gegen uns aus Irrthum sind; und wir verdienen dann selbst die Vorwürfe, welche wir ihnen jetzt machen.

Wir müssen uns doch hüten, zu glauben, daß alle Menschen das Gute, was wir befördert oder gestiftet haben, so hoch aufnehmen, wie wir selber; denn sie können nicht wissen, wie groß oder gering unser eigentlicher Antheil daran ist; sie können nie wissen, wie viel oder wie wenig es uns gekostet hat; sie können nie wissen, ob wir es mehr oder weniger in reinen anspruchlosen Absichten thaten. Wir selbst würden ja dem Verdienste Anderer weniger Werth beilegen, sobald wir wüßten, daß Alles nur aus Ruhmsucht, Großthuerei, heimlichem Eigennutz, aus versteckten Nebenabsichten geschah, oder auch nur, weil damit durchaus nichts weiter, als obliegende Schuldigkeit und Pflicht erfüllt wird. Man ist darum von der Welt noch nicht verkannt, weil man von ihr nicht gekannt genug ist. Und wir müssen deswegen, weil wir unsern Werth, unsere Unschuld, unser Recht am besten kennen, keineswegs verlangen, Andere sollen davon eben so gut unterrichtet sein.

Es ist übrigens das Loos, von der Welt verkannt zu werden, das Schicksal der meisten guten und trefflichen Menschen, welche sich durch ihren Eifer für das Löbliche ausgezeichnet haben. Wissen wir denn nicht, daß die meisten edeln Menschen der Vorwelt ihrer glänzendsten Tugenden willen von den Zeitgenossen verfolgt wurden? Wissen wir nicht, daß die meisten von den Wohlthätern der Menschheit, die heute wegen ihrer Verdienste lange nach ihrem Tode hoch gepriesen sind, während ihres Lebens verfolgt wurden, in Armuth seufzten, oft sogar in Kerkern schmachteten oder mit Schande überhäuft starben?

Wie Viele, die zur Zeit Jesu Christi unsers Erlösers lebten, haben ihn, seine göttliche Denkart, seine Mühen um das Wohl des menschlichen Geschlechts, seine Opfer,

die er dem Heil der Welt und der Nachwelt brachte, gebührend anerkannt und geehrt? Sehr Wenige. Sein Herz war so unschuldig, sein Wandel so anspruchlos und wunderbar, als all sein Thun wohlthätig. Dennoch ward er allgemein verleumdet und verlästert; er hatte oft nicht, wohin er sein Haupt legen konnte; nur einzelne gute Menschen fühlten die ganze Größe seines Verdienstes und schlossen sich treu und fest an ihn an. Seine Widersacher aber gewannen den großen, blind urtheilenden Volkshaufen für sich. Ja, sie siegten über ihn. Er ward gefänglich eingezogen, gemißhandelt wie der größte Verbrecher, und zum Richtplatz von den Henkersknechten hinausgeführt. Er starb den Tod des Sünders, der einzige Gerechte!

Wie gering ist mein größtes Verdienst, welches ich wirklich habe, oder noch erwerben kann, neben dem Verdienst und den Tugenden Jesu Christi! Und warum will ich den Schmerz, verkannt zu werden, minder gelassen ertragen, als er? Wer den Muth hat, von der gewöhnlichen Bahn des gemeinen Haufens abzuweichen, muß auch den Muth haben, ihm Trotz zu bieten. Wer die Tugend will, muß auch ihretwillen Leiden übernehmen können. Kann ich mich denn jemals schmeichelhafter belohnt fühlen, als wenn ich das Schicksal erfahre, welches die Edelsten der Menschen erfuhren? Kann ich eine schönere Stelle in der Welt einnehmen, als wenn ich in ihrer dornengekrönten Gesellschaft stehe? Was kann mich mehr erheben, als der Gedanke, daß ich, ein Nachfolger meines göttlichen Vorbildes, gleich wie er, einer gerechten Sache willen leide, und nicht nur in meinen Gesinnungen, sondern auch in meinen Schicksalen einige Aehnlichkeit mit ihm habe? — O wahrlich, in der Reihe solcher Edeln zu stehen, ist mehr, als die Welt mir mit allem ihrem Beifall geben kann. Ein solches Verkanntwerden, ein solches Verfolgtsein ist der eigentliche Triumph der Tugend. Ich möchte ihn nicht gegen alle Ehrenbezeugungen der Leute vertauschen.

Zudem ist jedes Drangsal, welches man der guten Sache willen leiden muß, die man ergriffen hat, für große Seelen erst der wahre Sporn, immer muthiger und fester in der Tugend zu werden. Kampf gilt es gegen Kampf. Ich habe ein gutes Zeugniß in mir und vor Gott, was bedarf ich des Zeugnisses von Menschen, die, von ihren Leidenschaften hin und her getrieben, heute eben so gern das „Kreuzige, Kreuzige!“ schreien, wie sie gestern das „Hosiannah!“ riefen? — Ich weiß vielmehr, oder besorge doch, daß, wenn man mich, wegen meiner geringen Verdienste, mit Schmeicheleien umringte, mein Eifer leicht nachlassen könnte. Ich würde leicht glauben können, schon genug gethan zu haben. Ich würde Gefahr laufen, weniger uneigennützig und großsinnig zu denken und zu handeln, als gegenwärtig, da ich Verdruß und Undank ärnte. Der Weihrauch, welchen man unserer Tugend streut, ist meistentheils für sie verderblicher, als der giftigste Schlangenbiß der Verleumder und Spötter. Als man die allerersten Bekenner Jesu mit Noth und Tod verfolgte, wurden sie erst begeisterter, ihn öffentlich zu bekennen. Je mehr Scheiterhaufen für sie angezündet, je mehr Kerker für sie gebaut wurden, je zahlreicher ward aller Orten und Enden die Jüngerschaft Jesu. Allein sobald die Verfolgungen der christlichen Religion abnahmen, sobald die Kirche von den Königen mit Gold und Silber geschmückt, und die Priesterschaft mit Reichthümern und Würden beschenkt ward, verlosch der reine, heilige Eifer, und die göttliche Sache ward über die Spielerei des Ehrgeizes und der Habsucht vergessen.

Ich will keineswegs glauben, daß ich besser sei, als die meisten Menschen sind, denen es leichter ist, in Noth und Trübsal standhaft zu bleiben, als im Glück und unter rauschendem Beifall ihrer Handlungen. Man tadle mich, man verleumde mich, man verfolge mich: das Alles kann mich nur ehren und den Werth meines Thuns nur erhöhen. Je mehr Sturm von aussen, je mehr Stille und Freude im Herzen.

Schon daß ich verkannt und verfolgt werde, während ich doch Niemanden beleidigt habe, ist ehrenvoll für mich; schon daß man sich Mühe gibt, auch den allergeringsten Fehler an mir aufzuspüren, um einen Vorwand zu haben, meinen guten Namen zu beflecken, um mich in der Meinung Anderer zu erniedrigen, ist mir ein sehr beruhigender Beweis, daß ich so ganz schlecht und verdorben nicht sein müsse. Denn fänden sie tadelnswerthere Dinge an mir, sie würden gewiß nicht anstehen, darüber lautes Geschrei zu erheben. — Man arbeitet mir entgegen. Das Gute, was ich zu thun suchte, wird verachtet. Man legt mir falsche Absichten bei. Man zählt an meinem, aus redlichem Gemüthe begonnenen Unternehmen, welches doch nicht zu meinem, sondern zu Anderer Besten ist, allerlei Mängel auf, wirkliche und eingebildete; man erschöpft seinen Witz bald zu beweisen, mein Thun sei verderblich und gefährlich; bald, es sei übel berechnet; bald, es sei leeres Geklingel. Man sucht mich bei Unbefangenen und wenig Unterrichteten bald verhaßt, bald recht lächerlich zu machen. Meine Widersacher hoffen mich zu erschrecken, zu beugen und von dem abtrünnig zu machen, was ich für wahr, recht, gut und nützlich halte. — Aber sie irren. Sie bewirken von Allem, was sie bezielen, das Gegentheil. Sie belehren mich von der Güte meiner Sache, und machen mich auf die kleinsten Mängel zu ihrer Verbesserung aufmerksam. Ein kleiner Fehler fällt an dem, was gut ist, mehr auf, als zehn Fehler an einer schlechten Sache. Je reiner und heller ein Gewand, je sichtbarer wird darin der geringste Flecken.

Ist mein Thun gut und gerecht: fürwahr, so wird es durch boshafte Urtheile nicht böse und ungerecht werden. Der verfolgerische Eifer der Widersacher macht nur die Welt aufmerksamer, und zieht mir auch unparteiische Richter herbei, die bald oder spät Gerechtigkeit mir widerfahren lassen werden. Das ist gewiß: das Tugendliche und Wahre und Wohlthätige einer Sache, die um ihrer innern Vortrefflichkeit willen unternommen und ausgeführt wird, kann niemals untergehen, und wenn sich die ganze Welt dagegen verschwören wollte. Denn das Gute ist ewig, und findet seinen Boden und seine Stunde; das Göttliche ist Gottes Sache. Hingegen preiset, was an sich schlecht und verderblich ist, so hoch als ihr wollet; helfet ihm mit aller Mühe empor; lasset Könige und Fürsten dafür Gold und Blut ihrer Unterthanen verströmen: das Schlechte wird in sich selber unhaltbar sein, und trotz eures Rühmens und Prahlens unerrettbar untergehen und vergessen werden. Nichts bleibt, als das Gute, Wahre und Gerechte; denn es ist etwas Göttliches. Das Schlechte darum und daran ist Menschenwerk, Folge eines Irrthums oder einer Leidenschaft, und verdient nicht zu leben.

Warum sollte ich mich also grämen, daß ich und mein

Thun von Menschen verkannt werde? Es wird bestehen wenn es zu bestehen verdient. Ich werde gerechtfertigt werden in meiner Unschuld, wenn ich der Rechtfertigung werth bin. Sollte ich mich irre machen lassen durch Pöbelgeschrei? Sollte ich meiner guten Sache treulos werden, um den Anhängern der schlechten Sache zu gefallen? Nimmermehr! Wie möchte ich so feige sein, und mir selber Schmach anthun? Nein, ich will meine guten Zwecke nicht fallen lassen, noch das Zeugniß meines Gewissens. Ich will zu meinen Widersachern sprechen, wie mein Heiland zu den ihn verfolgenden Juden sprach, die ihn zu tödten suchten, weil er an einem Sabbath einen Kranken heilte. „Ich nehme nicht Ehre an von den Menschen!“ sprach er; „aber ich kenne euch, daß ihr nicht Gottes Liebe in euch habt. Und die Ehre, die von Gott allein ist, die suchet ihr nicht.“ (Joh. 5, 40. 41. 44.)

Muth denn, alle ihr Leidenden, ihr Verfolgten, ihr Verkannten, die ihr seufzet um einer heiligen und gerechten Sache willen! Muth denn, und unverzagt ans Werk; Gott ist mit euch! Was kann euch aller Welt Widerspruch schaden? „Gedenket,“ sagt die heilige Schrift, „gedenket an den, der ein solches Widersprechen an uns armen Sündern wider sich erduldet hat, daß ihr nicht in euerm Muth matt werdet und ablasset. Denn ihr habt noch nicht bis aufs Blut widerstanden über dem Kämpfen wider die Sünde!“ (Hebr. 12, 3. 4.) Es ist möglich, daß ihr auf Erden wenig Freuden erleben werdet, und noch im Tode verkannt bleibet. Fordert ihr aber Ruhm von der Welt? So ihr diesen begehret, habt ihr falsche Wege erwählt, weil ihr Spott und Haß ärntet. Begehret ihr keinen Ruhm von den Menschen; gilt euch euer Bewußtsein und der Beifall Gottes mehr: warum schmerzt es euch, von der Welt verleumdet und verkannt zu sein? — Eben euer Leiden um der gerechten Sache willen gibt euch jenes seelenerhebende Gefühl, von welchem der große Haufe derer keine Ahnung hat, die euch verdammen. Eben euer bitteres Loos hienieden, neben aller eurer Unschuld und Gerechtigkeit, deutet auf eine höhere Anerkennung eures Werthes hin. Nicht auf Erden vollenden Geister ihre Laufbahn; auch rief Gott sie nicht nur dieses flüchtigen Hierseins wegen in seine Welt. Edle Seelen! unser Weg ist lang, denn er geht durch die Ewigkeit; unsere Straße ist herrlich, denn sie führt über die Trümmer des Vergänglichen zum Schauen Gottes.

Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich ist ihnen. Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnt werden!

Wohl gibt es schwere Stunden, da meine Entschlossenheit wankt, wenn Alles wider mich aufsteht; wohl kann ich meinem Thränen nicht wehren, meinen Unmuth nicht dämpfen, wenn ich mit Lieblosigkeit und Undank selbst von denen behandelt werde, welchen ich so oft und am liebevollsten half. Oft könnte ich fast an mir irre werden, und an meinem eigenen gänzlichen Werth verzweifeln, wenn ich von allen Seiten Widerspruch und Kränkung erfahre. Doch mein Muth soll nicht brechen. Ich will standhaft beharren bis ans Ende, und meinen Lauf vollenden. Und verkennt mich die Welt, Du, o Gott, o Herzenskundiger, kennst mich, und weißt es, ob ich falsch bin! Du bist der Vertraute meiner Empfindungen, meiner Gelübde, meiner redlichen Absichten, und wie ich, ohne nach eigenen Vortheilen zu jagen, doch hauptsächlich nur das Beste meiner Mitmenschen bewirken möchte.

123.

Die Gefahren, Andere zu verkennen.

Jak. 4, 11. 12.

Nur der Richter aller Welten
Richtet mit Gerechtigkeit:
Jedem wird er einst vergelten,
Wie er lebt in dieser Zeit.
Ueberlaß ihm das Gericht;
Richte du den Nächsten nicht.

Wie empfindlich der Schmerz sei, von Andern verkannt zu werden und sich bei den besten Absichten hämisch beurtheilt zu sehen, davon hat wohl Jeder schon die Erfahrung gemacht. Wenn nun ziemlich allgemein bekannt ist, wie wenig dazu gehört, bei aller Unschuld dennoch von den Leuten übel angesehen und schlechter Grundsätze oder unedler Rücksichten verdächtigt zu werden: so muß man um so mehr erstaunen, daß sich so wenige Menschen hüten, in den gleichen Fehler zu verfallen. Ja, man erlebt sogar, daß selbst die, welche das Loos hatten, eine Zeit lang verkannt zu werden, keinen Anstand nehmen, ihrerseits auch andere Personen vorschnell und drast zu beurtheilen und zu verdammen.

Freilich, Jeder, der über einen Andern und dessen That und Leben seine Meinung sagt, bildet sich ein, etwas Richtiges zu sagen. Es muß ein grundboshaftes Gemüth sein, welches recht mit Vorsatz eine tückische Lüge verbreiten wollte. Man glaubt, indem man über das Betragen und die Unternehmungen einer Person ein etwas scharfes oder mißbilligendes Urtheil fällt, seiner Sache gewiß zu sein, und vielleicht wohl gar Gutes zu stiften und zu warnen.

Aber wie leicht ist da der Irrthum auf unserer Seite! Wie schnell können wir in Gefahr kommen, den Nebenmenschen zu verkennen! Es ist der frechste, absprechendste Eigendünkel, wenn man sagen kann: ich irre mich hier gewiß nicht! — O wie leicht irrt man in Beurtheilung des menschlichen Herzens!

Denn wenn wir Werth und Unwerth einer uns weniger bekannten Person ermessen wollen: welchen Maßstab nehmen wir dazu? — Zur Beurtheilung fremder Einsichten doch nur den Maßstab unserer eigenen Einsichten; zur Beurtheilung fremder Denkart doch nur den Maßstab unserer eigenen Denkart! Woher wollten wir einen Maßstab nehmen?

Nun aber ist unsere Einsicht ganz gewiß in vielen Dingen beschränkter, als die Einsicht Anderer. Und mögen wir noch so viel vortreffliche Geistesgaben oder Kenntnisse besitzen, wir sind nicht im Besitz aller. Schon unsere Herkunft, unsere frühere Erziehung, unsere spätern Erfahrungen haben uns eine gewisse Einseitigkeit gegeben. Andere stehen auf andern Standpunkten; Andere haben in manchen Dingen höhere und genauere Ansichten der Welt. Wir sind keineswegs die Alleinwissenden, die Allweisen. Wenn Jemand ganz abweichend von der herrschenden Meinung urtheilt, wenn Jemand zu irgend einem guten Zwecke ganz andere Wege einschlägt, als die bisher gewöhnlichen, müssen wir darum nicht glauben, er sei ein

Thor, ein Schwärmer, ein Geck, ein Bösewicht. Er kann vielleicht die Wahrheit erfaßt haben, während wir Andern Alle mit unserer vermeinten Einsicht im Irrthum sind. Immer waren die, welche dem menschlichen Geiste eine neue Bahn eröffneten, im Widerspruch mit dem großen Haufen. Es hat kaum einen einzigen berühmten Weisen des Alterthums gegeben, der nicht von der größten Menge seiner Zeitgenossen als ein Thor oder Verbrecher behandelt worden wäre. Mußte selbst nicht Jesus Christus, mußten nicht alle seine Jünger Verfolgungen dulden, weil ihre Lehre nicht die gemeine Lehre der Welt war?

Eben so gefährlich ist es auch, wenn wir unsere eigene Denkart zur Denkart Anderer machen, und daraus auf die Beweggründe ihrer Handlungsweise schliessen wollen. Glaube mir, mein Freund, es gibt in der Welt nur einen einzigen Menschen, der in Allem ganz so ist, wie du; und dieser Einzige bist du. Alle Andern sind anders. Bilde dir daher nicht ein, daß den Handlungen Anderer dieselben Triebfedern vorausgehen, wie den deinigen. Daher, wenn wir auch hundert Personen im Verdammen einer andern einig sehen, stimmen sie doch nicht in ihren geheimsten Meinungen über die Ursachen zusammen. Wer das Geld liebt, wird sagen: es ist ihm um Geld zu thun! Wer gern herrschen mag, wird sagen: er will sich oben an bringen! Wer eitel ist, wird sagen: er will nur Aufsehen machen! — Und so Jeder anders.

Wir alle wissen sehr gut, daß es Andern schwer sein müsse, unsere eigene Person richtig zu beurtheilen, weil sie selten die tiefsten Beweggründe unsers öffentlichen Betragens zu errathen im Stande sind. Warum maßen wir uns denn ein absprechendes Urtheil über Andere an? Wir werden doch auch diese nur nach dem äussern Schein beurtheilen können, und wie leicht führt der bloße Anschein zu Mißverständnissen und ungegründeten Verdächtigungen! Wie viel Unglück ist daraus schon für ganze Familien, oft für ganze Länder entstanden!

Sogar die ersten nachtheiligen Wirkungen einer Unternehmung oder Handlungsart von andern Personen geben uns nicht immer das Recht, den Werth ihrer Sache oder ihre Gemüthsart für schlecht zu erklären. Ist uns denn nicht selbst schon Vieles mißlungen, und hat nicht Manches, das von uns in bester Absicht gethan ward, auch wirklich scheinbar üble Folgen nach sich gezogen? — Ist denn darum die Religion Jesu Christi, oder die Absicht ihres göttlichen Urhebers verwerflich gewesen, weil die Religion so viel Streit, Krieg und Blutvergiessen unter den Menschen veranlaßte? Jesus selbst sah diese Wirkungen vorher, und sagte sie voraus. Aber deswegen stand er nicht von seinem Werke ab.

Und gestehen wir es uns doch nur selber: oft sind unsere ungünstigen Meinungen über das Thun und Lassen Anderer die Früchte höchst kleinlicher Ursachen. Gestehen wir es uns doch, daß gewöhnlich unsere Eigenliebe und Selbstgefälligkeit dabei das große Wort mitspricht, daß wir uns dabei gern als die Klügern, Verständigern, Bedächtigern und als die Edeldenkendern sehen lassen möchten! — Gestehen wir es doch, daß zuweilen bloß das Aeusserliche einer Person, welches uns nicht gefällt, oder die Art, wie sie sich vielleicht bei irgend einer Angelegenheit gegen uns zeigte, einen mächtigen Einfluß auf unsere unvortheilhafte Meinung von ihren Verrichtungen hat. Gestehen wir es, daß wir zuweilen bloß deswegen wider Jemanden gestimmt sind, weil sein Thun und Lassen unserm eigenen Interesse zuwider sein kann. Ja, oft sind wir so schwach, daß wir Jemanden ohne anders mitverdammen helfen, bloß weil wir unbesonnen und treuherzig alles Schlechte nachschwatzen, was wir vom Hörensagen wissen. Wir würden vielleicht unsere Meinung auffallend verändern, wenn wir den Jemand genauer kennen lernten und die wahren Beweggründe seines Verfahrens.

Es gehört ein ungewöhnlicher Grad von Unbefangenheit, Selbstverläugnung und Leidenschaftslosigkeit dazu, und mehr noch, es gehört eine unglaublich tiefe Menschenkenntniß dazu, um eines Menschen und seines Thuns und Treibens wahren Werth richtig beurtheilen zu können. Und also auch der Unbefangenste, auch der erfahrenste Menschenkenner kann sich in hundert Fällen neunundneunzigmal täuschen, und die Person, welche er, oder deren Handlungen er als tadelnswürdig verdammt, gänzlich verkennen.

„Darum seid vorsichtig! Afterredet nicht unter einander, lieben Brüder," sagt der lebensweise Jesusjünger Jakobus; „wer seinem Bruder afterredet und urtheilet seinen Bruder, der afterredet dem Gesetz und urtheilet das Gesetz. Urtheilest du aber das Gesetz, so bist du nicht ein Thäter des Gesetzes, sondern ein Richter. Es ist ein einziger Gesetzgeber, der kann selig machen und verdammen. Wer bist du, der du einen Andern urtheilest?" (Jak. 4, 11. 12.)

Nicht nur müssen wir als verständige Menschen uns hüten, durch vorschnellen oder nachplaudernden Tadel uns selber in Irrthum zu stürzen; sondern auch als billige, wohldenkende Menschen, als Christen uns vor der leicht möglichen Gefahr in Acht nehmen, Andere zu verkennen, und dadurch in Verdruß und Verderben zu bringen. Denn es ist wahrhaftes Verbrechen gegen Gottes- und Menschenliebe, einen Unschuldigen zu kränken; einen Rechtschaffenen in Verdacht der Schlechtigkeit zu bringen; aus bloßem Vorurtheil gegen nützliche Unternehmungen zu arbeiten und sie zu hintertreiben; durch eine falsche und voreilige Meinung ganzen Familien, vielleicht ganzen Gemeinden oder Völkern Schaden und Unheil zu bringen, und, ohne es zu wollen, vielleicht aus bloßer Nachplauderei für boshafte, undankbare Menschen ein Werkzeug gegen sonst achtungswerthe und verdienstvolle Personen zu werden.

So leicht es ist, in die Gefahr zu kommen, Andere zu verkennen, eben so leicht ist es, in die Gefahr zu gerathen, alles mögliche Uebel zu stiften und stiften zu helfen.

Wenn du einen wohlgesinnten, rechtschaffenen Mann verkennst, und dich, vom Schein bethört, verführen lässest, ihn für schlecht zu halten: kannst du glauben, wenn er dies erfährt, daß es ihn nicht tief und bitter kränken müsse? daß es ihn nicht schmerzen müsse, wenn er auch nicht dergleichen thut? Welche Freude könnte es dir denn machen, wenn du einem Unschuldigen durch deinen Verdacht, durch dein vorschnelles Verdammungsurtheil eine schmerzliche Lebensstunde bringst? Bist du nicht ein Mörder an seinem Glück? Die Thräne des Unmuths, welche er oder seine Familie weint, fällt sie dir nicht zum Gericht? Und siehst du die Folgen alle voraus, welche deine Ungerechtigkeit hervorbringen kann? Ist es etwas Unerhörtes, daß eine Person, die das Unglück hatte, verkannt zu werden, dadurch das Opfer ihres geheimen Grams geworden? daß dadurch ihre Gesundheit allmälig untergra-

ben, und die natürliche Frist ihres Lebens verkürzt wurde? Ach, wie mancher Unbesonnene ist durch seine Zunge, durch sein Klüger- und Besserseinwollen, durch sein voreiliges, gehässiges Absprechen schon Mörder an der Lebensruhe, an dem Lebensglücke nachher unschuldig befundener Personen geworden! — Wenn das nicht deine Absicht war, warum bedachtest du dich nicht früher? Kann dein Bereuen hintennach das Geschehene ungeschehen, die geflossenen Thränen ungeflossen machen? Leichtsinniger, wenn dich vielleicht der Arm weltlicher Obrigkeit wegen deines Vergehens nicht wohl züchtigen darf und kann, bildest du dir ein, daß für die gekränkte Unschuld kein Richter mehr lebt, und für deine verderbliche Zunge keine Strafe?

Ja, es ist gefährlich, Andere zu verkennen, sie dadurch menschenscheu und menschenfeindlich zu machen; ehemals gute, theilnehmende, liebevolle Menschen argwöhnisch gegen ihr Geschlecht zu machen; ihnen die Lust zu rauben, ferner wohlzuthun und gemeinnützig zu sein. Es ist gefährlich, durch Unbedachtsamkeit seinen Mitmenschen den Glauben an die Menschheit zu rauben! — Und dies ist eine sehr gewöhnliche Wirkung des Verkennens. Dadurch ist schon manche zärtliche Freundschaft gebrochen, manche Liebe zerrissen, der Eifer manches Edeln für Alles, was er gern Nützliches gestiftet haben würde, erkältet worden. Dadurch hat man schon manchen wackern Menschen in Unthätigkeit zurückgeschreckt und manchen vortrefflichen Bürger seinem Vaterlande geraubt, indem er verkannt und verdächtigt und unschuldig zurückgesetzt ward. Denn wer möchte seine Liebe auch an Unwürdige verschwenden, die uns nur schlechte und niederträchtige Gesinnungen zutrauen? Wen freut es, unter Menschen zu leben, die alles das nicht achten, was man um des Guten willen verrichtet, hingegen, weil man in ihrem gemeinen Treiben nicht mittreibt, unerschöpflich in gehässigen Vermuthungen und beschimpfenden Verleumdungen sind? Wen ermuthiget es, einen größern oder geringern Theil seines Vermögens, seiner Kräfte, seines Lebens zum Wohl Anderer aufzuopfern, wenn man dafür nicht nur die undankbarste Gleichgültigkeit, sondern Spott, Gelächter, üble Nachreden, Verfolgungen jeder Art ärntet?

Wenn du also über Personen nachtheilige Urtheile fällst, bist du sicher, daß du sie nicht verkennst? Bist du versichert, daß du nicht ganzen Familien, vielleicht dem Ruhm und Glück deines Vaterlandes, den größten Schaden stiftest? Wer bist du, der du einen Andern verurtheilst?

Das Loos, verkannt zu werden, wird am gewöhnlichsten ausgezeichneten Personen zu Theil, die entweder durch vorzügliche Talente, oder durch großes Vermögen, oder durch hohe Aemter die Augen der Menge auf sich ziehen. Ueber sie maßt sich nun Jeder das Recht an, zu urtheilen, als wenn Jeder sie aufs Vertrauteste kennte. Weil man viel von ihnen spricht oder reden hört, glaubt man sie schon hinlänglich zu kennen. So lange jene Personen in dem Geleise der Gemeinheit bleiben; in dem, was sie thun, vom Glücke begleitet sind; oder ihre Schritte nicht gegen dies und jenes Interesse anstoßen: läßt man sie. Aber sobald sie vom Gemeinen abweichen, erhebt sich die Krittelei, und Jeder läßt gegen sie seine Weisheit blicken. Sind ihre Unternehmungen nicht sogleich vom Glück gekrönt, jauchzt der schadenfrohe Pöbel seinen Spott. Pöbel heißt aber nicht die arme Volksklasse, sondern der reiche und arme, hohe und niedere, geistesbeschränkte Troß im Volk, der keines eigenen und edeln Urtheils fähig ist. Die Lästerzungen werden rege und reger, wenn der Verkannte nicht sogleich im Stande ist, den Nutzen seiner Unternehmungen sonnenklar für jedes Auge darzustellen. Und hätte er die allerlöblichsten Zwecke, der Pöbel wird ihm die niedrigsten Nebenabsichten zuschreiben; wird ihn, sobald es erlaubt ist, verfolgen und kreuzigen, weil er nicht ist und thut, wie der gemeine Haufe ist und thut.

Kennst du, mein Freund, keine Beispiele dazu aus den Erfahrungen deines eigenen Lebens? Hast du dir nicht auch schon in deinem Urtheil über ausgezeichnete Personen, ohne gründliche Kenntniß der Sache und des Menschen, absprechende, verdächtigende Urtheile erlaubt, und dich auf die Seite des Pöbels gestellt? Hast du nicht auch schon deinen Witz angestrengt, den Verstand und das Herz ausgezeichneter Personen lächerlich und verächtlich oder gehässig zu machen? Hast du nicht auch schon, ohne vorher gehörig geprüft zu haben, das Böse und Feindliche nachgeplaudert, was von dergleichen Personen gesagt ward? Hast du nicht auch schon geholfen, das Gute zu unterdrücken, das Nützliche zu hintertreiben, blos weil es von Diesem oder Jenem herrührte, gegen welchen du im Herzen eingenommen warest? — Siehe, so standest auch du deiner unwürdig da, in der ekelhaften Schlechtigkeit des Pöbels, der allezeit fähig ist, die Unschuld zu verdammen, oder das Verdienst zu lästern, weil er selber nicht unschuldig ist, oder nicht groß genug, das Edlere zu begreifen und zu ehren. Schwacher Christ, der du dich dessen schuldig weißt: auf welcher Seite würdest du gestanden sein, wenn du in den Tagen Jesu Christi, deines Erlösers, gelebt hättest? Würdest du mit den wenigen Jüngern Jesu gewesen sein, und ihre Gefahr mit ihnen getheilt haben, oder hättest du es mit dem Pöbel der Schriftgelehrten, Pharisäer und anderer Feinde des Herrn gehalten?

Darum (denn Gefahren und Schaden sind groß, Andere zu verkennen) sei behutsam im Aussprechen deines Urtheils über Andere! — Nicht nur im Aussprechen, sondern selbst im bloßen Denken eines nachtheiligen Urtheils! Entscheide nicht gleich, und argwöhne nicht sogleich das Schändlichste, bevor du nicht Person und Sache auf das Vollkommenste ergründet hast. Selbst der Schein der Umstände gibt dir noch kein Recht, Böses zu vermuthen; Erfahrungen sollten dich schon belehrt haben, wie oft man vom Schein hintergangen werden kann! Entscheide nicht, sprich nicht ab, und nimm selbst das allgemeine Geschrei der Leute gegen die Handlungs- und Denkweise dieser oder jener Person nicht für einen Beweis der Wahrheit. Denn es gibt viele Dinge, welche die Fassungskraft, Erfahrung und Einsicht des großen Haufens weit übersteigen; auch maßt sich der rechthaberische Eigendünkel des gemeinen, voreilig richtenden Trosses gern das Richteramt an. — Oder wann hast du jemals gehört, daß die gewöhnlichen Menschen lieber das Gute anerkennen und nach Verdienst und eben dem Eifer preisen, als sie schnell fertig sind, Böses zu argwöhnen und nachzureden und weiter zu bringen? Kannst du dir einbilden, daß die Leute das Gute, was an dir ist, schon eben so allgemein und emsig gerühmt haben, als sie geschäftig gewesen sind, deine Fehler und Irrthümer, oder auch den bloßen Schein derselben, zu mustern und durchzuziehen, zu bespötteln, und wieder zu erzählen?

Wenn der große Haufe über ausgezeichnete Personen

afterredet; ihnen bei dem, was sie Löbliches bewirken wollen, niedrige Nebenabsichten zutraut; sie für Heuchler oder Ehrgeitzige, Schwärmer oder Neuerungssüchtige, Herrschlustige, Geldgierige u. s. w. hält: so wird man zehnmal für einmal am sichersten gehen, wenn man von den Verlästerten ohne anders das Gegentheil glaubt.

Willst du nicht Gefahr laufen, Jemanden leicht zu verkennen: so traue ihm bei seinen Unternehmungen immer lieber die ehrlichern Absichten und bessern Beweggründe, als die schlechtern zu. Denn im Durchschnitt haben die Menschen, bei dem, was sie öffentlich thun, gewiß keine unedeln und bösen Gründe. Ob aber ihre Ansichten und gewählten Mittel richtig oder irrig seien, das kann nicht durch bloßes Vernünfteln und Vermuthen, sondern am sichersten durch den Erfolg entschieden werden. Schlechterdings und durchaus böse ist kein Mensch auf Erden: warum soll ich ihm also keine gute Absicht zutrauen? — Bin ich denn nicht selber edler Zwecke und Wünsche bei meinen Handlungen fähig; liegt darin nicht weit süßerer Genuß, als in der Wahl niedriger und unreiner Absichten? Welch ein Recht könnte ich also haben, von Andern nicht das zu glauben, dessen sie am natürlichsten fähig sind?

Wo du löbliche Zwecke bei Unternehmungen wahrnimmst, da eile, sie mit der des Christen würdigen Liebe des Guten zu befördern, und laure nicht auf versteckte, verächtliche Nebenabsichten dessen, der das Unternehmen angehoben hat. In diesen kannst du irren; in jener Liebe des Guten und Löblichen niemals.

Verdamme auch dann nicht, wenn der Schein gegen die Güte einer Person oder ihres Thuns redet. Der Schein würde vielleicht plötzlich verschwinden, wenn du besser unterrichtet wärest, wenn du in den Verhältnissen desjenigen ständest, der zu solchem Betragen genöthigt ist. Halte dein Urtheil zurück, und stelle die Entscheidung ruhig den kommenden Tagen anheim, so lange deine Verhältnisse, deine Rechte übrigens ungekränkt bleiben. Es ist nur ein einziger Gesetzgeber über die Herzen der Sterblichen, der kann selig machen und verdammen. Wer bist du, der du einen Andern verurtheilst?

Herzenskundiger! Allwissender! Dir allein gehört das Gericht über des Menschen innern Werth und Unwerth. Ich erschrecke vor meiner Leichtfertigkeit und Anmaßung! Nie entschlüpfe meiner Zunge wieder ein schnödes Urtheil über den Nächsten. Ich will nicht verdammen, den du vielleicht liebst. Ich will fortan schonend in meinem Urtheil sein; lieber tausendmal irren, weil ich von meinen Lebensgenossen zu gut denke, als das Unglück haben, einen Einzigen zu verkennen, weil ich von Allen gleich das Uebelste denke. Erbarmer, sei du schonungsvoll gegen meine Schuld! Amen.

124.

Die Leidenschaften.

Röm. 8, 6—9.

Der Sinn für's Böse wohnt in mir;
Auch wenn ich schon, mein Gott, von Dir
Geheiligt bin, versucht er mich
Zur Sundenlust. Er stärket sich
Durch Leidenschaft und Sinnlichkeit,
Zu thun, was Dein Gesetz verbeut.

O wie so nah ist unser Fall,
Wenn wir, versuchet überall,
Von aussen durch das eigene Herz,
Durch Lust, Gewinn und Furcht und Schmerz,
Nun kämpfen sollen! O wie leicht
Verliert man alle Kraft und weicht!

Wer kann mir beisteh'n? — Du allein
Sollst meine Hilf' und Stärke sein.
Laß meine Schwachheit immer mir
Vor Augen sein, daß ich von Dir
Nie weiche, daß ich standhaft sei,
Dir bis zum letzten Seufzer treu.

Ist der Mensch wirklich von Natur böse und verderbt? — Es gibt Viele, welche diese Frage bejahen, wenn sie an die beständige Neigung der Sterblichen zu allem Verbotenen, und selbst an das Widerstreben der kleinsten Kinder gegen die Gebote der guten Aeltern denken. Es gibt Viele, welche diese Frage verneinen, wenn sie an die Unschuld der Kinder denken, von denen Jesus doch selbst sagt, daß, wer nicht wird wie sie, niemals ins Himmelreich eingehen werde; oder wenn sie an Gottes Heiligkeit und Güte denken, mit welcher es nicht übereinstimmt, daß sie den Menschen zur Sünde erschaffen habe, und zum fortwährenden Elende.

Die Frage über das natürliche Verderben der Menschen hat vielerlei Streitigkeit und Sektirerei in der Christenheit verursacht; so wie die Menschen überhaupt sich von jeher am häufigsten über das stritten, was am wenigsten zu ergründen war, oder woraus am wenigsten Heil entsprang. Theils die Lehrgebäude heidnischer Weltweisheit im frühesten Alterthum, theils einzelne Stellen der heiligen Schrift, welche von Bibellesern und Bibelauslegern nicht recht verstanden werden konnten, weil sie nicht mit der Ordnung und Bezeichnung gewisser Vorstellungen damaliger Zeiten recht bekannt waren, gaben zu jenen Untersuchungen vorzüglichen Anlaß. Allein die Erfahrung hat erwiesen, daß diese Spitzfindigkeiten zuletzt wenig Heil brachten; daß die Menschen durch das Hin- und Herwälzen solcher Streitfragen um nichts besser wurden, daß hingegen Christum lieb haben, das heißt, das Halten und Erfüllen seiner Gebote, besser sei, denn alles Wissen.

Auch weiß ich ja, Jesus, der göttliche Stifter unsers heiligen Glaubens, hat niemals auf solche Dinge des Zweifelns und Forschens einen hohen Werth gesetzt. Nur seine Apostel, und besonders der gelehrte Paulus, waren zuweilen genöthigt, umständlicher über solche Streitfragen zu reden, und sogar im Geiste der heidnischen und jüdischen Gelehrten und Schriftgelehrten zu sprechen, um von ihnen verstanden zu werden, um sie auf die ihnen eigenthümliche Art zum Glauben an die Lehre Jesu zu bewegen. Ich bin allerlei worden, schrieb daher der Apostel Paulus, auf daß ich Viele gewänne, Viele zu Jesu brächte!

Was ich an mir seit meinen Jugendtagen, und was ich an andern Kindern beobachtet habe, ist: daß kein Mensch, er gehöre zu welcher Religion, zu welchem Lande, zu welchem Volke er wolle, so ganz verderbt sei, daß er nicht auch Fähigkeiten und Neigungen zum Guten hätte. Eben so bezeugt es mir die alltägliche Erfahrung: daß kein Mensch, selbst in den Tagen der unschuldigen Kindheit, so ganz gut sei, daß er nicht auch Fähigkeiten und Neigungen zum Bösen hätte.

Schon diese Erfahrung, welche Jedermann an sich und Andern zu machen Gelegenheit hat, beweiset: daß diejenigen eben so sehr irren, welche behaupten, der Mensch

wäre von Natur gut, als diejenigen irren, welche darzuthun vermeinen, der Mensch wäre von Natur verderbt und böse, und der ewigen Strafe würdig. Behauptungen dieser Art sind jedesmal Beweise entweder eines stolzen Eigensinnes, welcher seine vorgefaßten Meinungen bis auf's Aeusserste vertheidigen möchte, oder einer sehr dürftigen Menschenkenntniß und Erfahrung.

Ja, der Mensch, wie er von Gott erschaffen ward, ist eben so fähig zum Bösen, als zum Guten. Ihm winkt die Sünde, ihm winkt die Tugend. — Gott gab ihm des Willens Freiheit und den innern Richter, daß er prüfe und das Gute wähle. Ohne Kraft zum Fehlen ist auch keine Kraft zum Rechtthun; ohne Anlaß zur Tugend ist auch kein Anlaß zur Sünde. Der Dieb im Kerker, ohne Gelegenheit und Möglichkeit, seine Lieblingssünde zu üben, ist darum nicht heilig, weil er nicht mehr stiehlt.

Dies lehrt schon in der Urgeschichte des menschlichen Geschlechts die Erzählung vom Schicksale der ersten Sterblichen. Gott hatte sie rein und sündenlos erschaffen, aber mit Fähigkeiten zum Guten und Bösen. Gott selbst gab zur Erweckung Beider Anlässe. Ohne irgend ein Verbot im Paradiese war keine Uebertretung des Verbotes gedenkbar. Die Untersagung vom Genusse der Frucht am Baume der Erkenntniß prüfte den Willen der Neuerschaffenen. Hier entwickelte sich der Reiz sinnlicher Gelüste, und dort stand der ernste göttliche Befehl, jedes Gelüst zum Verbotenen zu bekämpfen. Aber, überwältigt von der Lockung zum Bösen, fiel der Mensch: und so kam die Sünde und mit ihr das aus derselben hervorgehende Verderben in die Welt.

Die Fähigkeiten zur Tugend, wie zum Laster, entspringen aber aus der doppelten Natur, welche Gott dem Menschen gab, der fleischlichen und der geistigen. Hätten wir keinen irdischen Körper für unsere Seele zur Wohnung erhalten: so würde unser Geist gleichsam nur Engel sein, unfähig zur Sünde, aber auch unfähig zur Tugend. Denn Tugend entsteht erst durch den Kampf und Sieg über das Böse. Hätten wir keine vernünftige Seele empfangen, so wären wir nur Thiere des Feldes, ohne Fähigkeit höherer Tugend, aber auch ohne Fähigkeit zur Sünde. Denn Sünde entsteht erst durch das Widerstreben gegen Gewissen und Ueberzeugung des Bessern.

Was an uns fleischlich ist, oder irdisch, das zieht uns unaufhörlich zum Genuß der irdischen Lust, die nur durch den Leib empfunden wird. Was an uns Geist ist, das strebt zum Heiligen und Göttlichen hinauf, und sehnt sich nach dem Ewigen, weil es ihm verwandt ist.

Darum sagt Paulus: Fleischlich gesinnt sein, ist der Tod; und geistlich gesinnt sein, ist Leben und Friede. Denn fleischlich gesinnt sein, ist eine Feindschaft wider Gott, sintemal es dem Gesetz Gottes nicht unterthan ist; denn es vermag es auch nicht. Die aber fleischlich sind (das heißt, die in ihrer Denkart und Lebensbeschäftigung sich mehr dem Thiere nähern, als dem Engel), die mögen Gott nicht gefallen. (Röm. 8, 6 — 8.)

Die Quelle aller guten Neigungen ist also in unserm Geiste; die Quelle aller bösen Neigungen ist in unserm Fleisch, das ist, in unserer Sinnlichkeit.

Die Sinnlichkeit aber, als das wahrhafte Thierische an und in uns, soll dem Geiste unterthan sein; so wie der Himmel die Erde, und wie der Gedanke den Leib und seine Bewegungen regiert. Ist aber der Geist ein Unterthan des Leibes und der Begierden thierischer Art, so hat er seinen göttlichen Ursprung verläugnet, so hat er den erhabenern Bestimmungen in einer unsterblichen Fortdauer entsagt: er ist Sünder.

Was ist Sinnlichkeit? Es ist die Neigung zu Allem, was uns angenehme Empfindungen durch die Sinne erzeugt. Das Wohlgefallen an äussern Ehrenbezeugungen, an Reichthum und Lebensbequemlichkeiten, an Geschlechtslust und Wohlleben, an Speisen und Getränken, welche den Gaumen kitzeln, an Thätigkeit und Ruhe, an Glanz und Schönheit, ist Wirkung äusserer Eindrücke auf meine Sinne, ist folglich Sinnlichkeit.

Was aber sinnlich ist, das ist darum nicht zugleich sündlich, wie es oft aus Unwissenheit gedeutet werden mag. Denn der göttliche Vater verlieh mir die Sinne, daß ich durch dieselben die Anmuth seiner Schöpfung empfinden, und durch weisen Genuß seiner irdischen Gaben meine Glückseligkeit auf Erden vermehren soll. Sündlich wird ein solcher Genuß erst, wenn ich darüber höhere Pflichten vernachlässige.

Der tugendhafte Weise achtet keine Art des sinnlichen Vergnügens unter seiner Würde; denn er weiß, daß dasselbe allerdings sehr gut vereinbar ist mit den Forderungen des heiligsten Wesens an unser Herz, und vereinbar mit der gegenwärtigen und zukünftigen Bestimmung der Sterblichen. Aber er weiß auch immer die sinnlichen Neigungen zu beschränken zur Mäßigkeit; weiß selbst durch die Kraft seines Geistes die sinnlichen Genüsse und Empfindungen zu verfeinern, zu veredeln, daß er sich in denselben weit vom Thier entfernt. Selbst der erhabenste der Weisen, Jesus, verschmähte keineswegs den Werth sinnlichen Vergnügens. Er nahm Theil an den Freuden der Sterblichen, und seine Jünger riefen, wie er, ihren Freunden zu: Freuet euch mit den Fröhlichen!

Sobald aber die aus der Sinnlichkeit hervorgehenden Begierden und Wünsche mächtiger werden, als unsere Kraft zum Guten, sobald sie die Gewalt des Geistes in uns beschränken, daß er ihr Sklave wird, eben so bald ist in uns das rechte, zur Glückseligkeit erforderliche Verhältniß aufgehoben: das Wesen des Menschen wird dadurch zerstört; sein Höchstes wird in ihm zum Niedrigsten, und das Niedrigste, das Vergängliche wird sein höchstes Gut. So verkehrt er die heilige Ordnung der Natur, aber er verletzt sie nie ungestraft. Er ist Sünder.

Auch der Tugendhafte hat keine Ursache, den Genuß wohlschmeckender Speisen oder die erheiternde Kraft des Weins zu verschmähen. Nicht darin besteht der Wille Gottes und die Heiligkeit des Menschen, daß dieser den Freuden des Lebens, die der himmlische Vater verlieh, abschwöre: sondern daß er Theil an denselben nehme, zur Vermehrung einer Glückseligkeit, zu welcher ihn der gütige Schöpfer berufen hat; hingegen immerdar mit Mäßigung geniesse, daß sein Körper durch jeglichen Genuß nur zum Besten des Geistes gestärkt, und der Geist in seiner Freiheit und Herrschaft über sinnliche Triebe nie beschränkt werde.

Wenn aber jenes Vergnügen am Reiz lieblicher Speisen oder Getränke zur heftigen, anhaltenden, alle bessere Empfindung unterdrückenden Begierde ausartet; wenn der Hang zur Schlemmerei und Völlerei die Gebote der Mäßigkeit, der Sparsamkeit verspottet, und so herrschend wird, daß auch die heiligsten Pflichten für Gesundheit, Berufsgeschäfte, Sorge um die Seinigen, Sorge um die Nothleidenden darüber zu Grunde gehen: dann

ist die Sinnlichkeit Meisterin; Pflicht, Gewissen, Vernunft und Tugend leiden. (Gal. 5, 16. 17.)

Leidenschaft wird daher jede sinnliche Begierde genannt, durch deren ungestüme Herrschaft alle bessere Ueberzeugungen vernichtet und kraftlos werden. Sie ist eine Unterjocherin der Vernunft, eine Zerstörerin des göttlichen Heiligthums in unserer Brust, die Quelle aller Verbrechen, die je auf Erden verübt wurden. Sie beraubt den Menschen seiner Besonnenheit, seiner edlern Kräfte, und erwürgt mit seiner Tugend oft sein Leben.

Sehet den entnervten Wollüstling, wie er dahinschwankt, bleich und verblüht, mit vergiftetem Blut in den Adern, mit dem feigen Schrecken in der Brust. Er kennt die Ursachen seines unverhinderlichen Unterganges; er zählt die Tage von heute bis zu seiner äussersten Entkräftung und Auflösung. Oft umwehen ihn schon die Schauer des Todes. Seine Lebenslust sträubt sich gegen das nahende Grab. Er kennt, er verflucht seine Mörderin, die Sünde geiler Lust. Seine Vernunft ruft: rette dich! Sein Gewissen warnt. Umsonst. Allmächtig ist die viehische Begierde in ihm geworden; seine wüthende, unersättliche Leidenschaft verspottet ihm Ehre, Schande, guten Namen, Fluch der Aeltern, Abscheu der Edeln. Er sieht nichts, als die ekelhaften Ziele seiner wollüstigen Gier. Er taumelt kraftlos von Schmach zu Schmach, von Vergehen zu Vergehen. Ihn warnen die Thränen seiner Lieben, ihn warnt der heilige Ruf der Religion — er möchte besser sein, möchte nach dem Himmel streben. Umsonst, seine Leidenschaft zerrt ihn hinab zum Abgrunde, verlöscht seines Lebens matte Flamme, und liefert die fleckenvolle Seele an die richtende Ewigkeit aus.

Sehet den Trunkenbold, dessen zerrüttete Gesundheit ihn mit plötzlichem Tode bedroht! Ach, er ist elend; denn wie ein Sklave geht er an der Fessel seiner Leidenschaft, und kann sich nicht losreissen, und sie schleppt ihn zur Schmach der Welt, zum schmerzenvollen Krankenlager, zum frühen Grabe, zum furchtbaren Gericht! Tausendmal bereut er seine Schande, tausendmal beweint er seine Schwächheit. Aber immer schlägt die Versuchungsstunde wieder, und er kann seiner Leidenschaft nicht widerstreben. Sein Hauswesen geräth in Verfall. Mit der Schande naht die Armuth. Weib und Kinder, Blutsverwandte und Freunde, die es redlich meinen, strecken flehend ihre Arme zu ihm empor: Bekämpfe dich! entsage deinem Laster! fliehe die Trunkenheit! — Umsonst! Er kann nicht mehr leben, ohne den größten Theil seines Lebens in die Vernunftlosigkeit eines Thieres zu versenken. Er ist verloren; er weiß es, er fühlt es mit Schmerzen. Aber die Sünde umklammert ihn zu fest. Sie stürzt sich mit ihm in den höllischen Abgrund.

Dies ist das Schicksal jedes Unglücklichen, der seine sinnlichen Neigungen zur Leidenschaft hat erwachsen lassen, die ihn zuletzt unbezwingbar beherrscht. Dies ist das Schicksal des Ehrsüchtigen, der eine Welt verwüstet, Glück und Ruhe seiner Tage einem Hirngespinnst opfert, welches immer fern von ihm bleibt und mit Thränen und Flüchen ihm lohnt. Dies ist das Schicksal des Spielers, des neidischen Schadenfrohes, des Verschwenders, des Geizigen, des Diebes und des Jähzornigen. Alle sind sie gleich elend, alle gleich beklagenswürdig.

Wer hat nicht schon die furchtbare Macht der Leidenschaften empfunden? Wer zittert nicht vor ihrer Gewalt, die unvermerkt unter angenehmen Empfindungen aufkeimet, erwächst und zuletzt allverwüstend unsere bessern Gefühle erstickt, und die letzte unserer guten Eigenschaften tödtet, wenn wir ihr nicht mit männlicher Kraft zur rechten Zeit begegnen, und Religion und Vernunft in ursprünglicher Hoheit zu bewahren wissen?

Woher aber entstehen die Leidenschaften im Menschen? Zeiget mir den Keim dieses Unkrauts, und ich kann es mit geringer Mühe vernichten; ist es einmal erwachsen, dann vernichtet es in seinem giftigen Schatten die Kraft meines Lebens.

Leidenschaften entstehen zum Theil schon durch eigenthümliche Beschaffenheiten unsers Körpers, durch krankhafte Zustände desselben, ohne daß wir eigentliche Krankheiten an ihm wahrnehmen; durch allzugroße Reizbarkeit unserer Nerven und dergleichen mehr.

Wir wissen, daß die innere Beschaffenheit des menschlichen Leibes großen Einfluß auf unsere Art zu empfinden und zu denken hat. Daß wir zu einer Zeit etwas angenehm finden, was uns in andern Zeiten zuwider ist; daß wir zu einer Zeit Alles heiterer ansehen, zu anderer Zeit Alles in düsterer Gestalt erblicken: ist nicht so oft Folge unserer Grundsätze, als Folge unsers körperlichen Wohl- oder Uebelbefindens. Daher hat Jeder nach seinem Temperament, das heißt, nach der eigenthümlichen Reizbarkeit seiner Nerven, auch besondere Fehler, die man im gemeinen Leben mit dem Namen der Temperamentsfehler zu bezeichnen, oft zu entschuldigen sucht. Dadurch ist der Eine mehr zum freundlichen Wohlwollen und Mitleiden, der Andere mehr zum Zorn, der Eine mehr zur Lebhaftigkeit in allen seinen Unternehmungen, der Andere mehr zur Bedächtlichkeit geneigt.

Diese besondern, durch den Körperzustand bewirkten Stimmungen der Seele erzeugen daher nicht nur eine große Verschiedenheit der Meinungen und Urtheile im gewöhnlichen Leben, sondern auch sehr verschiedene Neigungen und Denkarten. Dergleichen aus der Beschaffenheit des Leibes erzeugte Neigungen werden gewöhnlich bald Lieblingsneigungen der Menschen. Man gibt sich kaum die Mühe, sie zu bekämpfen, weil sie lange ganz unschädlich und unschuldig erscheinen. Aber mit den wachsenden Jahren erwachsen auch die Neigungen allmälig zu größerer Stärke. Wer sonst nur eine leichte Neigung zur Fröhlichkeit und zu den Annehmlichkeiten des geselligen Lebens hatte, empfindet endlich entschiedenen Hang zu Zerstreuungen und Lustbarkeiten. Allein auch dieser Hang hat noch keine furchtbare Seite; selten, aber doch zuweilen schon, verleitet er zu kleinen Pflichtvergessenheiten, zur Verschwendung einer edeln Zeit, zur Vernachlässigung edler Berufsgeschäfte. Anfangs warnt wohl der innere Richter, oder schreckt ein Unfall. Doch verzeiht man sich gar leicht unter allerlei Vorwänden den Fehler. Man findet wohl gar Lobredner unserer Freigebigkeit, wo wir nur Verschwender, unserer fröhlichen Laune, wo wir nur Zerstreuungslustige waren; nennt Liebe zur Geselligkeit, wo wir Pflichten gegen Beruf, Ehre und Religion verletzten. Dieser Beifall, ohne daß wir den Werth desselben prüften, bestärkt uns im Hange zum Wohlleben und Glänzen. Die stete Befriedigung desselben macht ihn uns zur andern Natur. Bald ist er für uns das Wichtigste in der Welt. Wir sind nicht mehr glücklich, wenn wir nicht mehr in fortdauernden Lustbarkeiten wohnen können. Unsere kleine Eitelkeit wird zur Gefallsucht, unsere gesellschaftlichen Freuden werden zur Zerstreuungs-

sucht; die Leidenschaft steht in ihrer vollen Größe da. Wir sind ihrer nicht mehr Herr. Vermögen, Ansehen, guter Name werden ihr Opfer.

So sind unsere sogenannten Temperamentsfehler gewöhnlich die Quelle unserer wüthendsten Leidenschaften; und wodurch das Kind zu Unarten oder Uebereilungen verführt wird, das macht späterhin den Mann und das Weib zum Verbrecher, zur Verbrecherin.

Doch nicht die körperliche Stimmung allein erzeugt in uns Leidenschaften — auch die Gewohnheit. Es gibt Menschen, die zuletzt Vermögen, Ehre, Ruhe und Leben fahren liessen, um einen Genuß zu haben, der ihnen in frühern Jahren sehr gleichgültig, wohl gar widerlich sein konnte. Aber was sie Anfangs nur mit einer Art Zwang thaten, geschah später aus Gewohnheit, und sogar mit einigem Vergnügen, zuletzt aus Bedürfniß, denn sie nicht mehr widerstehen konnten. Wie mancher Räuber endete schauderhaft sein gräuelvolles Leben auf dem Blutgerüste, weil Diebstahl und Rauben ihm zur Leidenschaft geworden, daß sie nicht mehr auszurotten war, während er bekennt, daß die verruchte Hand seiner Aeltern und Lastergefährten ihn zum Entwenden bei erster Gelegenheit wider seinen Willen gezwungen hatte.

Die Macht der Gewohnheit ist unbeschreiblich groß. Sie verwandelt gleichsam die Natur unsers Körpers, und durch ihn die Natur unserer Seele. Sie macht beide zu willenlosen Werkzeugen, die sich nach den einmal angenommenen Neigungen bewegen.

Ich zeigte dir den Keim des giftigen Unkrauts, der Leidenschaft — zertritt ihn, ehe er gewaltig über dir aufwächst, und dich mit seinem ungesunden Schatten betäubt und tödtet! — Am eifrigsten von allen bekämpfe die kleinen Fehler, die eine Folge deiner körperlichen Stimmung, deines Temperaments zu sein scheinen; — mache dir die Befriedigung keines Hanges, keiner Neigung, so angenehm auch die Empfindungen sein mögen, die sie gewährt, in dir zum Bedürfniß, zur Gewohnheit! — Siehe, in diesen wenigen Worten liegt der Weg zur Vollkommenheit, zur Herrschaft über dich selbst, zur Christusähnlichkeit angedeutet.

Allwissender, o Herzenskundiger, habe ich, der nach dem ewigen Heile ringt, diesen Weg ergriffen? Ich will diese ernsten Worte lesen und wiederlesen: kein Lieblingsfehler, kein Gewohnheitsbedürfniß! — Ich will meine Empfindungen und Thaten und Reden jeden Tag richten! — Wehe, ich fürchte, ich bin nicht rein! Ein unschuldiges Vergnügen scheint vor mir unter Rosen zu tändeln, aber die Leidenschaft und das Verbrechen lauern verborgen dahinter, um mich zu fangen und zu verderben.

Stärke mich, mein Gott, durch die Macht Deines heiligen Geistes, daß mein Gemüth niemals die Wohnung einer betäubenden Leidenschaft werde!

125.

Die Wohlthaten der Einsamkeit.

Matth. 14, 23.

Wie freu' ich mich in stillen Stunden!
Da hab' ich mich, da Gott gefunden,
Und was mir im Geräusch der Welt verschwand.
Da heilete der Glaube meine Wunden;
Da konnt' ich von der Leidenschaft gesunden,
Da kehrt' ich heim zu meines Vaters Hand.

Seid mir gegrüßt, ihr heil'gen Einsamkeiten;
Ihr könnet mir der Seele Ruh' bereiten,
Die ich im Sturm der Welt verlor.
Entschleiert mir des Lebens Eitelkeiten,
Und leitet mich zu jenen Seligkeiten,
Die nur Religion gewährt, empor!

„Man lebt nur einmal auf Erden; darum will ich des Lebens recht geniessen. Warum sollte ich mir eine Freude versagen, von der ich nicht weiß, ob ich sie morgen noch haben kann? Die Jugend ist so flüchtig, die Sorgen und Gebrechen des Alters kommen von selbst, darum will ich der Jugend recht froh werden!“

So entschuldigen alle Stände, alle Alter, alle Geschlechter ihren fast unersättlichen Durst nach Vergnügungen. Man scheint fast keine andere Seligkeit auf Erden zu kennen, als die man in Zerstreuungen findet, oder im glücklichen Ringen und Arbeiten nach Gewinn und Ansehen. Man sucht in sein Leben, in seinen Genuß die größte Mannigfaltigkeit zu bringen. Man will keine Stunde ohne Unterhaltung. Man stürzt sich fröhlich in den Wirbel von Geschäften, Sorgen, Mühen und Erheiterungen, und glaubt sich dann am wohlsten zu befinden, wenn man die angenehme Klage führt: Ich kann kaum zu mir selber kommen!

Diese Sucht nach Thätigkeit, nach Vielleben, ist ein besonderer Zug in der Gemüthsart vieler Sterblichen, und hat auf die Schicksale der Menschen und ganzer Völker, und auf den Zustand der bürgerlichen Ordnungen und auf den Gang der bürgerlichen Unruhen einen großen Einfluß. — Dies unaufhörliche Mitwirken im Getümmel der Welt, in den Abwechselungen des Lebens, gibt unserer Denkart jene Abgeschliffenheit und Rundung, aber auch jene Unzuverlässigkeit und Schwäche, welche gegenwärtig so allgemein geworden ist. Es fehlt nicht an Personen mit heftigen, Alles zerstörenden Leidenschaften; aber Menschen, die in einem ruhigen Gemüthe einen großen, eisernen Willen, einen für das Beste der Welt Alles aufopfernden Muth neben reifer Ueberlegung bewahren, — Menschen, wie sie uns in den Tagen des Alterthums so oft erscheinen; Menschen, die durch ihre Entschlossenheit und Seelengröße unsere ganze Ehrfurcht erwecken — solche sind heutiges Tages eine ausserordentliche Seltenheit geworden.

Die Hauptursache davon ist unstreitig die herrschende Zerstreuungssucht, durch welche der Mensch, weil er selten ganz zur Besinnung und Ueberlegung kommt, mehr ein Geschöpf der Umstände, eine Frucht seiner eigenen Ueberzeugung und seines besonnenen Willens wird.

Der Weise soll es nicht sein — der Christ nicht! — Dieser muß zuweilen, er muß oft vom Rausche genesen, mit welchem ihn Geschäfte und Zerstreuungen betäuben. Er muß, wenn er das Höchste menschlicher Glückseligkeit schmecken will, sich niemals sich selbst rauben lassen. Er muß niemals aufhören, sich selber anzugehören. Er soll seine innere Selbstständigkeit beschützen.

Und dies zu können, gibt es nur ein einziges, aber mächtig wirkendes Mittel — dies ist die Einsamkeit!

— Er muß sich zuweilen, er muß sich oft dem Strome der Sorgen und der Zerstreuung entreissen, und mit sich allein sein können. Nur in der Einsamkeit, wo gleichsam die ganze Welt von ihm abfällt, gehört er sich selbst an, lebt er in sich selbst, und für sich. Nur in der Einsamkeit steht er, wie vom großen Schauplatz abgetreten, als Zuschauer des Getümmels, in welchem er mitwirkt; nur von da aus betrachtet er ruhiger jenes Getümmel und dann sich selbst; beurtheilt seine Rolle in demselben, und antwortet unbefangener auf die natürliche Frage: Was kommt dabei heraus?

Die Welt hat keinen großen Mann, kein erhabenes, edles Weib hervorgebracht, welche nicht durch die Einsamkeit gleichsam erzogen, und zu ihrem hohen oder ehrwürdigen Beruf eingeweiht und vorbereitet worden sind. Es ist kein Christ in seiner Religion stark und in seinem christlichen Lebenswandel ausgezeichnet vortrefflich geworden, der nicht in der Abgeschiedenheit oft Betrachtungen seiner selbst halten konnte. — Selbst Jesus Christus, der Göttliche, wie oft entriß er sich plötzlich dem Gewühl der Menschen, um die Einsamkeit zu suchen, und da sich selbst anzugehören!

Der Hang zur Einsamkeit ist im Menschen natürlich; selbst Kinder zeigen ihn schon in den Jahren, wo man an mancherlei Zerstreuungen das lebhafteste Vergnügen zu finden gewohnt ist. Dieser Hang ist nichts Anderes, als eine Sehnsucht der Seele, sich einmal selbst wiederzufinden; die Freude, mit sich selbst und keinem fremden Wesen in Gesellschaft zu sein. Es ist eine Sehnsucht nach Ruhe, nach Herstellung des wohlthätigen Gefühls voll Frieden, der im Gedränge des Lebens leicht verschwindet; es ist eine Sehnsucht nach einer Erholung von äussern Erschütterungen; ein Streben, unser ganzes Wesen, das durch die Berührung mit der Welt überreizt wird, ausruhen zu lassen. Einsamkeit ist für das müde, vielbewegte Herz eine stärkende Erquickung, wie es der Schlaf für den ermatteten Körper ist.

Wenn du dich einmal dem gewöhnlichen Treiben und Drängen des alltäglichen Lebens entziehst, wenn irgend ein Zufall dich auf mehrere Stunden gleichsam von der Welt abschneidet, wie ganz anders wird es dir in der feierlichen Stille des Alleinseins! Wie werden deine Gedanken größer und tiefwirkender! Wie in ganz anderm Lichte erblickst du da die Welt und dich selbst, weil alle deine Leidenschaften ruhen, und den Blick in die Zukunft nicht verdunkeln! Wie oft hast du da nicht gefühlt das Verächtliche und Kleinliche in dem Zwist und Hader der Menschen unter einander; wie oft, wenn du da dein eigenes Betragen beurtheiltest, hast du dir wegen deines Mangels an Besonnenheit, Edelmuth und christlicher Seelengröße Vorwürfe gemacht! Wie edle Entschlüsse hast du nicht oft aus den stillen Ueberlegungen in der Einsamkeit gewonnen! — Ach, daß du sie wieder im Sturme des Lebens, zu dem du zurückkehren mußtest, dir entreissen ließest, war nur Schuld, weil du dich scheutest, wieder bald zur ruhigen Besonnenheit und zur Einsamkeit zurückzukehren.

Wenn dich, getrennt von Menschen, irgend einmal die dunkle Einöde einer Nacht überraschte und zu ernsten Betrachtungen deines Lebens einlud; — oder wenn du, entfernt von dem alltäglichen Gewühl des Stadt- und Dorflebens, auf abgeschiedenen Spaziergängen einsam wandeltest, und die einförmige Schönheit der Natur und die Stille, welche in ihr wohnt, in deine Brust sich senkte; — oder wenn du in der ruhigen Einöde eines Gebirges emporstiegest über das Getümmel der Sterblichen, über ihre Nahrungssorgen und Begierden, und dein Herz sich gleichsam dem Himmel näher fühlte, als der Erde; — oder wenn du in der grünen Dämmerung eines Waldes ruhtest, wo rings umher Alles schwieg, und Alles dich zur Betrachtung deiner selbst zu führen schien, und nichts dich stören wollte: wie ward dir da? Erinnerst du dich noch des ersten angenehmen Schauders, der dich in der Abgeschiedenheit durchzitterte? — des wollüstigen Friedens, in welchem deine Seele wohnte? — der Wünsche, ewig solcher ruhigen, menschenfreundlichen, wohlwollenden Stimmung geniessen zu können? War dir nicht in solchen heiligen Augenblicken, da mit den Menschen auch alle bittern Erinnerungen, alle Leidenschaft von dir entfernt war, du seiest plötzlich ein besseres Wesen geworden? Siehe, das war der Zauber der Einsamkeit!

Warum erneuertest du diese Gefühle nicht öfter in dir? Warum vergaßest du die Einsamkeit aufzusuchen, die dich so glücklich, die dich edler und kräftiger machen konnte? Auch Jesus Christus, von des Lebens Noth und Mühe bedrängt, suchte im Schooße ruhiger Abgeschiedenheit neue Kräfte, neuen Muth.

Es ist damit nicht gesagt, daß des Menschen Hauptziel sein solle, sich von der Welt abzusondern, und seine Tage so einsam als möglich zuzubringen. Nein, Gott, schuf uns für diese Welt, darum sollen wir mit ihr, in ihr leben. Gott gab uns den Trieb und die Pflicht zur Geselligkeit, darum sollen wir die Gesellschaft nicht meiden. Nur im Gewühl des Lebens kann sich unsere Tugend in ihrer ganzen Kraft entwickeln. Der Einsame im Kerker, dem alle Gelegenheiten zum Sündigen fehlen, ist darum noch kein Heiliger. Jesus selbst wohnte unter den Menschen, arbeitete unter ihnen, sandte seine Schüler unter sie — er wollte nicht, daß sie abgelegene Einöden suchen, sondern daß sie unter den Sterblichen leben und Gutes wirken sollten.

Eine beständige Abgeschiedenheit von der menschlichen Gesellschaft macht den Menschen zu einem unnützen Gliede der Gesellschaft, — macht ihn einseitig im Urtheil über die Handlungen der Sterblichen; macht ihn aus Mangel gemeinnütziger Beschäftigung oft zum träumerischen Schwärmer; wenigstens entzieht sie ihm hundert vortreffliche Gelegenheiten, den Willen Gottes auf Erden zu vollstrecken. Er kann sich freilich rein halten von den Irrthümern der Welt; aber er sinkt dafür in die Irrthümer der Einsamkeit. Wie überall, also auch hier, ist Uebertreibung ein Fehltritt.

Wir sollen die Einsamkeit suchen, ohne der Welt ganz zu entsagen. Wir sollen die Einsamkeit suchen, damit wir für unser Herz neue Kräfte schöpfen, um im bunten Gewühl und Lärmen des alltäglichen Lebens mit edler Selbstständigkeit auszudauern. — Wir sollen in geschäftlosen Stunden die Einsamkeit suchen, um uns wieder zu unserm bessern Selbst zurückzufinden, das sonst unter Zerstreuungen, Mühen und Arbeiten verloren geht, und uns fremd wird.

Die Einsamkeit ist gleichsam ein Bad der Seele, in welchem sie untertaucht und allen Unrath von sich abwäscht, der ihr aus dem gemeinen Wirkungsleben anklebt. Sie vergißt, abgesondert von demselben, was sie bedrängt, belastet. Sie ist freier. Ihre Empfindsamkeit

wird durch nichts gereizt; alle ihre Gefühle werden daher sanfter. Sie kommt zu sich selbst, wie in der Ruhe nach einem Sturm, oder wie in der Genesung nach einem Rausche.

Wer die Einsamkeit sucht, um diese wohlthätigen Folgen zu geniessen, muß daher Alles von seinen Augen entfernen, was ihn an das Gewöhnliche wieder erinnert. Er muß sich nicht bloß in seine Kammer verschliessen, sondern ganz aus dem Kreise seines Alltagslebens hinaustreten. Er muß nicht sein Haus, nicht seine Stadt, nicht sein Dorf sehen; — erst in der vollen Einsamkeit, wo ihn nichts mehr aus seiner gewöhnlichen Welt erreicht und berührt, erst da ist er frei, erst da gehört er nur der Gottheit und sich an, erst da empfindet er die heilsamen Wunder der stillen Abgeschiedenheit.

Daher entspringt das Vergnügen eines einsamen Spazierganges, weil, wo wir nichts vom Gewöhnlichen erblicken, sondern überall nur die Ruhe der schönen Natur und ihre ewige Ordnung wahrnehmen, unser Geist gleichsam mit ihr zusammenschmilzt. Daher sind die meisten Menschen selbst schon auf Reisen andere Menschen, sanfter, freundlicher, duldsamer, edelmüthiger, heiterer, als im Hause. — Suchst du für dein wundes Herz den Balsam der Einsamkeit, suche ihn auf einsamen Spaziergängen, im Schooße der ewig schönen Natur. Jesus stieg auf einen Berg, um allein zu sein, oder ging in die Gebüsche abgelegener, von Menschen selten besuchter Gärten. Da überließ er sich den hohen Betrachtungen, da der begeisterten Andacht des Gebets.

Einsamkeit gewährt uns nicht nur Erquickung nach dem Geschäftsgetümmel; sie heilt uns nicht nur manche Seelenwunde, die uns die Welt schlug, sondern sie gibt uns ein unschätzbares Gut für dies Leben — nämlich: Selbstkenntniß und richtige Kenntniß der Welt!

So lange wir im Kampfe mit den alltäglichen Mühseligkeiten stehen, oder im Taumel der Zerstreuungen schweben, sehen wir nur jene Mühseligkeiten, nur jene Zerstreuungen, nicht uns selbst. Es ist unmöglich, wir kommen nicht zum vollkommen ruhigen Nachdenken. Wir schwanken immer im Gedränge; Leid und Wollust, Furcht und Hoffnung, Haß und Freundschaft, Sorge und Glück hält uns in immerwährender Bewegung, das Herz in unaufhörlicher Gährung. Leidenschaften bestechen unser Gefühl und unser Urtheil. Wir werden, so lange wir unter den Menschen sind, zuletzt, oft ohne daß wir es bemerken, ohne daß wir es glauben, so schwach, so kleinlich, so fehlervoll, wie die Menschen, welche wir verachten.

Aber wenn die heitere Ruhe der Einsamkeit in unser Gemüth dringt, wenn uns im Schooße der Abgeschiedenheit nichts zur Freude, nichts zum Zorn reizt — dann erst erhebt sich der Geist zu seiner Besonnenheit; er wird von den Ketten der Welt frei, und das Treiben der Menschen erscheint ihm anders, als da er mitten unter ihnen stand. So sieht der Feldherr, wenn er im Gewühl der Schlacht mitstreitet, von seinem eigenen Heere nichts, oder wenigstens nur einen kleinen Theil. Aber er zieht sich in einige Entfernung und Stille zurück; hier erst übersieht er das Ganze des Kampfes; hier bemerkt er erst die Fehler der feindlichen Macht, und die Schwächen seines eigenen Heeres; hier erst kann er in erforderlicher Ruhe die besten Verfügungen anordnen.

Suche von Zeit zu Zeit die Einsamkeit, und du wirst jedesmal besser, ruhiger, kräftiger, entschlossener aus ihr zu den Menschen zurückkehren; du wirst deine Bekannten, deine Mitbürger, deine Umstände, dein Schicksal gleichsam aus einem andern Gesichtspunkte sehen lernen, und wirst dein eigenes Betragen in der Welt richtiger beurtheilen.

Einsamkeit erhebt die Kraft unsers Gemüthes. Es ist unmöglich, daß der Mensch, wenn er oft in stiller Ueberlegung sich selbst beobachtet und die Quellen und Folgen seiner Handlungen ruhig prüft — es ist unmöglich, daß er nicht bessere Entschlüsse fassen, Gesinnungen ändern, Meinungen berichtigen sollte. Jede aufmerksame Selbstbeobachtung, die wir mit unbefangenem Sinn anstellen können, ist ein Schritt zu unserer Veredelung. Wir verlassen sie nicht ohne einen bessern, stärkern Willen. Wir treten nicht in das Weltgetümmel zurück ohne größere Aufmerksamkeit auf uns selbst, ohne angestrengtere Vorsicht. Aber jede Uebung einer Kraft erhöht die Kraft.

Indem wir aus der Einsamkeit den Wechsel der Dinge, der Unglücksfälle und Glücksfälle, wie aus der Ferne betrachten, wird der Geist gefaßter. Er überläßt sich minder grenzenlosem Schmerz und ausgelassener Freude über das, was ihm als unabänderliches Naturgesetz und Gang der Weltordnung erscheint. Ihn reizt hier weniger das Gaukelspiel der Leidenschaften, da er die Vergänglichkeit dessen, was Ehre, was Ruhm heißt, wahrnimmt. Viele Widersprüche lösen sich vor seiner ruhigen Ueberlegung auf, und aus der Vernichtung der Täuschungen erhebt sich ein größeres, freieres Gemüth, das sich inniger anschließt an das Ewiggute, Ewigwahre, Ewigschöne — an die dauerhaften Freuden der Religion.

Einsamkeit macht, durch die Empfindungen und Betrachtungen, welche sie einflößt, den Menschen christlicher, den Christen göttlicher. Für Augenblicke gleichsam in allen Verbindungen mit der Welt unterbrochen, sucht der Einsame nicht mehr, als sich selbst, als die Schöpfungen Gottes, als die unendliche Gottheit! — Dies sind die feierlichsten Augenblicke — es sind die Himmelsstunden auf Erden! — Ganz neue Gefühle erwachen. Der Mensch, herausgerissen aus dem Lebensgewühl, ist Niemandem nahe, als Gott. Er steht vor Gott, dessen Schöpfung ihn umringt. Ein geheimer Zwang bemächtigt sich der Seele; sie muß sich zum Höchsten des Weltalls erheben. Sie muß seiner gedenken, durch den sie da ist, durch den sie sein wird. Und dieser Gedanke wird zum Gebet! Und das Gebet in der Einsamkeit, das Gebet in der freien Natur, in der Einöde des Gebirges, in der Dunkelheit des Waldes, in der ruhigen Anmuth des Thales, in der freundlichen Stille eines Gartens: wie ganz anders ist dieses Gebet vor dem gewöhnlichen! So beten Engel. Hier ist freies Gefühl, hier ist Inbrunst, hier Demuth und die Majestät Gottes größer.

O auch ich, auch ich habe diese Himmelsstunden schon gelebt; warum sollte nicht oft meine Sehnsucht wieder nach ihnen erwachen! — Ja, mein Jesus, ich will Dir nachfolgen in das Schweigen der Einsamkeit, wo Du Deine Werke betrachtetest und die Menschheit, und dann Dich betend auf den Flügeln der Andacht zu Gott zurückschwangest. Dort will ich mich heiligen, dort will ich mich vollenden. — Oft will ich das Geräusch der

Welt fliehen, um in der Einöde mich einer fremden, schönen Welt anzuvermählen, wo Seelenfrieden und stiller Heitersinn wohnen. Dort wird die einförmige Ruhe, das Schweigen der Natur meine Leidenschaften besänftigen, meine Begierden mildern. — In der Welt und ihrem Getümmel sehe ich nur das kleine, verdorbene Trachten der Menschen, ihr Jauchzen um nichts, ihr Jammern um das Unmögliche; ich sehe nur die Eitelkeit der Dinge. In der Einsamkeit aber erblicke ich mich selbst, und Dich, o Gott, o Vater! Dich, wie mich, vergaß ich so oft unter den nichtigen Sorgen und Bemühungen, unter den thörichten Wünschen und Freuden des gewöhnlichen Lebens. Nur wenn ich allein stehe, finde ich Dich und mich wieder.

126.

Die Kunst, glücklich zu werden.

1 Tim. 6, 6.

Du gibst, daß ich nicht Mangel leide,
Was nöthig ist, auch mehr als Brod;
Gibst zum Bedürfniß auch noch Freude
Für einen jeden Sinn, o Gott!
Wie ist zum Wechsel im Genuß
So reich, so groß Dein Ueberfluß!

Drum will ich mäßig im Genusse
Der Gaben Deiner Güte sein;
Will gern von meinem Ueberflusse
Auch noch Bedürftige erfreu'n.
Bei so viel Segen, so viel Huld,
Bin ich nicht froh, ist's meine Schuld.

Diese Erde ist ein blumenreicher Schauplatz mannigfaltiger Freuden; die Hölle wohnt nur in der Brust derer, die sie hineinlegen wollen. Durch die Unersättlichkeit ihrer Wünsche zerstören sie ihre Geistesruhe, durch Unmäßigkeit im Genusse ihres Leibes Gesundheit. Um der Ungeduld willen, mit welcher sie auf die Zukunft, auf Glücksgüter hoffen, die ihnen noch fehlen, verlieren sie die Freude des gegenwärtigen Augenblicks, und den Genuß der Güter, die ihnen gehören.

Aus der ungestümen Sehnsucht nach dem Bessern steigen die meisten Leidenschaften hervor, die uns quälen: die Sorge, welche den Geist von der Lust der Gegenwart entfernt; der Geiz, welcher sich aus Angst für die Zukunft des vorhandenen Glücks beraubt; die Verschwendung, welche nach immer bessern Genüssen hascht, und nie Befriedigung findet; die Ehrsucht, welche nicht ruhen läßt, und mit gerechter Achtung des Verdienstes nicht gesättigt werden kann; der Neid, welcher Jeden als Räuber eines Glückes haßt, das er nicht besitzt; die Verleumdung, des Neides dienstfertige Schwester, und so das ganze Gefolge von Lastern aller Art. Denn wer auch nur eine Sünde liebt, hat, ohne es zu wollen und zu wissen, allen die Hand dargeboten.

Daher der Klagen und der Thränen und Seufzer und Feindschaften so viele! Daher der Jammer über diese Welt, daß sie eine Leidensschule, ein Ort des Jammers sei!

Der Gerechte, der Weise, der Christ, selig in Gott, genügsam in dem, was ihm vom himmlischen Segen zu Theil ward, ist voll ungestörten Glückes und Friedens. Er nennt diese Welt kein Jammerthal, weil er den allgütigen Schöpfer nicht anklagen, nicht lästern will.

Um durchaus glücklich zu sein, bedarf man wenig. Jesus Christus, unsere Seligkeit wollend, wies uns den Weg zum Glück, selbst schon auf Erden genießbar. Warum wollen wir ihn nicht verstehen? Warum weichen wir von seiner Hand ab? Warum streben wir mit unnatürlichen, vermessenen Begierden und Lüsten den ewigen Ordnungen der Natur entgegen?

Wer durch Schwelgerei, Trunkenheit, Wollust und andere Ausschweifungen seine Gesundheit zerrüttet: warum klagt er über die Welt, statt seine eigene Thorheit anzuklagen, welche ihn straft? Wer sich in seinen eigenen Empfindungen verzärtelte; sich selbst gegen alle Eindrücke von aussen zu reizbar machte; sich keine Mühe gab, sich selbst gegen alle Anfechtungen des Lebens männlich abzuhärten: warum schilt er das schwere Verhängniß, die Gefühllosigkeit der Menschen? Warum schickt er sich nicht, wie die Schrift sagt, in die Zeit und in die Welt? Warum verlangt er in seinem Wahnsinn, daß das Weltall sich nach seinen Launen ändere, statt sich nach diesem zu richten, und die Menschen zu behandeln, nicht wie er sie sich wünscht, sondern wie sie wirklich nun einmal sind?

Wohnt unter dem Himmel viel Uebels: wer hat es geschaffen? Hat der allweise Schöpfer gefehlt, oder fehlt der kurzsichtige Mensch? Wenn das eigensinnige Kind weint, weil es nicht immer erhalten kann, was es begehrt, oder gleichgültig verachtet, was ihm zu Theil wird: ist es der vorsichtigen Aeltern Schuld, oder die Thorheit des Kindes?

Nein, was Gott gethan, ist wohlgethan! Gott gibt, lerne du nur mit Weisheit annehmen. Gott verweigert, lerne du nur mit Weisheit entbehren. Gott verheißt, lerne du nur mit Weisheit dich der Verheißung werth machen. Gott stellt das Ziel aus, lerne du nur mit Weisheit deine Kraft anstrengen, es zu erreichen.

Du warst bisher nie ganz glücklich? Wohlan, mustere deinen Lebenslauf, deine Schicksale; woran lag es? Du hattest es nicht immer so, wie du wolltest; aber warst du auch immer so, wie du solltest? Du wurdest von lieblosen Menschen hart behandelt; aber wenn du deine Pflichten alle vollbracht, warst du nicht selbst unter jener lieblosen Behandlung froh? Es fehlte dir mancher Genuß, manche Freude, die andere Deinesgleichen hatten; aber hattest du auch so manchen Verdruß, so manche Verlegenheit und Noth, die sie erduldeten? Dein Vermögen vergrößerte sich nicht so schnell, als du wünschtest, du littest wohl manchen Unfall; aber du hattest doch bisher genug, um leben zu können, und wohl noch mehr, um dir ein Vergnügen zu bereiten: warum setztest du dein ganzes Glück in den Gewinn einer Sache, die nie von dir abhing, die dem Wechsel mannigfaltiger Umstände unterworfen ist? Du warst von vermeinten Freunden und Freundinnen falsch und treulos behandelt; du irrtest dich in ihrer Denkart; es ist dir schmerzlich: aber der Irrthum war auf deiner Seite; warum beklagst du thörichterweise deine Täuschung, und geniessest nicht vielmehr die hohe Freude des edeln Selbstgefühls: du habest keinen derer betrogen, die dich Freund hießen?

Gott wollte: glücklich soll der Mensch sein; auch auf Erden soll er es nach Maßgabe seiner Kräfte

sein! Gott wollte es; denn der Allgütigste will nur das Gütigste.

Glücklich soll der Sterbliche sein, doch nur — wenn er es sein will. Denn freien Willen gab uns der göttliche Vater, weil wir selbstständige Wesen, geschaffen nach seinem Bilde, sein sollten, keine todten Werkzeuge, keine willenlosen Gestalten, unfähig zum Guten oder Bösen.

Glücklich zu sein, hängt also von jedes Menschen Willen selbst ab. Das Glück, welches nicht von mir selbst und durch eigene Kraft erworben werden kann, ist kein wahres Glück, weil, was mir Andere geben, auch Andere eben so leicht wieder nehmen können. Gott würde uns nicht zur Glückseligkeit geschaffen haben, wenn dieselbe nicht in der Macht jedes einzelnen Menschen läge, sondern von fremder Gunst und unzuberechnenden Umständen abhinge.

Und welches ist nun die Grundlage alles Glücks? Welches ist das unfehlbare Mittel, das jeder Sterbliche in seiner Gewalt haben kann, froh und heiter zu werden? O, wie oft ward es schon zu uns gesprochen, wie selten haben wir den rechten Sinn davon begriffen! — Dies Mittel ist: zufrieden sein, zufrieden machen. Erwirb dir die feste Gemüthsstimmung: mit unbefangener Seele den gegenwärtigen Augenblick zu geniessen, so wie die Lust, welche er dir bringt; erwirb dir die erhabene Stärke des Herzens, das muthig zu entbehren, was dir vom Schicksal noch verweigert ist.

Uebe dich, zufrieden zu sein mit Gott! — Du erschrickst? Du glaubst nie gegen das höchste Wesen eine Unzufriedenheit gehegt zu haben? Du glaubst, nichts sei leichter, als mit dem gütigsten, weisesten Schöpfer zufrieden zu sein? — Aber woher denn oft dein Unmuth über mancherlei Schicksale, die dich ohne dein Zuthun betrafen? Du sprichst: ich war nur mit diesen Schicksalen unzufrieden. Aber kamen sie nicht von Gott? Waren sie nicht das Werk seines Willens? Du klagtest die Thaten Gottes an; wider Gott, o Blödsinniger, schrie deine Unzufriedenheit!

Woher dein Unmuth, wenn deine Lieblinge dir hinwegstarben; wenn Freunde durch ein fremdes Verhängniß von dir gerissen wurden; oder wenn du über die Lage murrtest, in die du versetzt wareſt; oder wenn dein Wohlstand sich verlor; oder wenn Andern Reichthum zufiel, ohne ihr Verdienst, oder Ansehen und Ehre ohne ihre Würdigkeit ihnen zu Theil wurde, während du im Schweiße deines Angesichts thätig und redlich arbeitetest, und dennoch nicht weiter kamst? — Dieses Mißvergnügen, welches du empfandest, deine Unzufriedenheit — wen klagtest du damit an? Den Gang der Welt, die Ungerechtigkeit des Zufalls und des Glücks, wie du es nanntest. Aber wessen Hand zeichnet der Welt ihren Gang, dem Zufall seinen Lauf, dem Glück seinen Weg vor? Ist es nicht die Hand Gottes? Oder ist noch ein Höherer, als der Allerhöchste?

Sei zufrieden mit Gott, das heißt, zufrieden mit den Glücksumständen, mit den Verhältnissen, mit dem Loose, welches er dir in dieser Welt ertheilt hat. Warum er dir dieses Loos und kein anderes bereitet und gegeben hat, ist ihm, dem weisesten und dem gütigsten der Wesen, allein bekannt. Aber es ist für deine Seele, für ihre Kraft, für ihre Art zu wirken und zu sein, für ihre Bestimmung ohne Zweifel das Beste gewesen.

Sei zufrieden mit Gott! Deine Unzufriedenheit ändert den Lauf der Dinge nicht; sie ist Lästerung der höchsten Weisheit; sie ist Verbrechen. Gab der Schöpfer Andern andere Mittel zur Selbstbeseligung; gab er ihnen andere Vorzüge, mehr äussere Schönheit, größere Reichthümer, vortheilhaftere Gelegenheit, Ansehen zu erwerben, mächtigere Verbindungen — zu allem Guten legte er das heilsame Gegengewicht. Du irrst, wenn du unter Purpur und Seide die dauerhafte Freude, in den goldenen Palästen die süße Ruhe des Gemüths, des Lebens höchsten Genuß suchst. Es ist kein Licht, es wird von einem Schatten begleitet. Du würdest, könntest du tauschen, es verschmähen, das Ich und Selbst des Andern zu werden, den du jetzt für beneidenswerth hältst; du würdest es vorziehen, der zu bleiben, welcher du bist.

Sei zufrieden mit Gott — und bist du es, so ist die Hälfte deines Glückes schon gemacht! Du wirst dankbar froh das schätzen und mit Innigkeit geniessen, was dir zu Theil ward. Du wirst im Vertrauen auf die Weisheit des göttlichen Weltregierers heiter entbehren lernen, was du noch nicht empfangen hast. Du wirst Andere nicht beneiden. Du wirst ihren Stolz belächeln, mit dem sie sich aus Geistesschwäche brüsten, weil sie Vorzüge zu haben glauben, die dir mangeln. Du wirst eine Reihe kühner und ungestümer Wünsche aufgeben, die dir die Ruhe rauben und den Schritt der Zukunft um nichts beschleunigen. Nur wer die meisten Wünsche in seiner Brust nährt, der ist der Aermste; der Genügsame wünscht wenig, eben darum ist er reich; darum glücklich. Wahrlich, es ist wohl der höchste Gewinn, wer in Gott selig ist und lässet ihm begnügen. (1 Tim. 6, 6.)

Sei zufrieden mit dir selbst! Darunter aber ist nicht jene Selbstzufriedenheit der Menschen zu verstehen, die nur Eitelkeit und eingebildetes Wesen ist, daß Alles vortrefflich und gut gemacht sei, was sie thun. Sei zufrieden mit dir selbst, heißt: stelle die innere Uebereinstimmung mit dir selbst her, daß nie zwischen deinen Handlungen und Worten ein Widerspruch statt finde mit deinem Pflichtgefühl. Handle so, daß du vor dir selbst Achtung haben könnest; daß dich dein Bewußtsein jederzeit vor Gott, vor dir, vor allen Menschen rechtfertigt. Man ist nur ganz mit sich zufrieden, wenn man sich keines Vorwurfs, keiner Schuld bewußt ist, ein reines Herz und eine Erinnerung von rechtschaffenen Thaten hat.

Wer so mit sich zufrieden sein kann, der hat die Schöpfung seines Glücks vollendet. Tiefe Ruhe, unzerstörbare Heiterkeit, eiserner Muth in Trübsal sind das Eigenthum des Tugendhaften. Die stille Seligkeit, welche dich erquickte, wenn du ein gutes Werk vollbracht hattest, von welchem vielleicht ausser dir Niemand als Gott wußte — gedenke ihrer, wie sie deine ganze Seele füllte! Hättest du damals diese reine Wollust des Gemüths, diese Weihe zum Himmel gegen andere Lustbarkeiten, gegen alle Würden und Schätze der Menschen vertauschen mögen? Siehe, Fürsten stürzen von ihren Thronen, Kriege zerrütten den Wohlstand von tausend Familien, Verleumdung und Haß bringen um Ruhm und Ehrenstellen — aber wer rastet den Himmel an, den die Tugend dir in dein Herz senkt?

Sei zufrieden mit dir selbst! Handle so, daß du nie Ursache hast, dich selbst zu verachten, und du wirst, wenn dir auch manche andere äussere Glücks-

güter fehlen, unter allen Sterblichen einer der Glücklichsten sein. Du wirst nicht den Reichen beneiden, der mitten in seinen kostbaren Zerstreuungen elend ist, weil er über sein Inneres nicht froh sein kann; du wirst den Gewaltigen nicht beneiden, welcher auf dem Throne schaudernd dem Tode entgegenblickt; du wirst die Schönheit nicht beneiden, welche nach wenigen Jahren verblüht ist. Deine Seligkeit verblüht nicht; dein Reichthum folgt dir in die Ewigkeit hinüber; dein Schatz ist, wie die heilige Schrift spricht, im Himmel. Denn was du dir erwarbst, sind Vorzüge und Hoheiten, nicht die du irdisch dem verweslichen Leibe erwarbst, sondern dem unsterblichen Wesen, das diesen Leib, als todtes Werkzeug, beseelt.

Sei zufrieden mit den Menschen! Fordere sie nicht vollkommener, als sie sind. Verachte ihre Thorheiten, ihre Laster, ihre Schwächen; trage, wo du kannst, dazu bei, sie zu verbessern, — aber diese Menschen, hasse sie nicht selbst, wegen ihrer Unvollkommenheiten, sondern ertrage sie. Gott duldet sie auch! Sei zufrieden mit den Menschen, nimm und behandle sie mit Schonung und Klugheit, wie sie nun einmal sind. Deine Unzufriedenheit, dein Murren, dein Zürnen, dein Tadeln ändert sie schwerlich, wenn deine Güte und Klugheit sie nicht bessert, sondern macht die Stolzen nur stolzer, die Halsstarrigen nur halsstarriger, die Betrüger und Heuchler nur listiger und heimtückischer. Kein Mensch ist von Grund aus verdorben und ohne alle gute Seiten; aber kein Mensch ist auch vollkommen und ohne Fehler. Siehe bei jedem Menschen nur auf das, was wirklich schätzbar an ihm ist, so wirst du ihn lieben lernen, seine Fehler werden dir weniger anstößig; er wird, wenn er fühlt, daß du ihn achtest, und warum du es thust, die Liebe mit Liebe vergelten, und an seine guten Eigenschaften noch höhern Werth setzen und sie nicht versäumen.

Sei zufrieden mit den Menschen, mit welchen du einmal in Verbindung lebst, und fordere nicht, daß sie alle deines Sinnes werden, alle nach deinen Begriffen handeln, alle gestimmt sind, wie du gestimmt bist. — Wie würden solche Anmaßungen, solcher Eigensinn neben der Achtung bestehen, welche du für dich selbst haben sollst? Fühlst du, daß dich gewisse Verbindungen drücken: versuche es anhaltend, durch jedes gerechte Opfer, durch jede Mühe und Besserung von deiner Seite ihnen mehr Annehmlichkeit zu verschaffen. Wenn edler, uneigennütziger Sinn Hand in Hand mit Klugheit wandelt: selten kann diesen widerstanden werden. Und ist auch das Aeusserste vergebens: dann lerne Verbindungen dieser Art entbehren. Je unabhängiger, genügsamer und anspruchloser, je glücklicher ist der Mensch.

Zufrieden sein mit Gott, mit dir, mit Andern; aber auch — zufrieden machen! — Wie wärst du glücklich in dir selbst, wenn du eine Seele wüßtest, die durch deine Schuld nicht ganz glücklich wäre? Es steht zwar nicht in unserer Macht, Jeden zu beglücken; wohl aber steht es in unserer Macht, zu verhüten, daß kein guter Mensch durch uns Ruhe, Freude und Frieden verliere. Und dies ist schon viel gethan! Und was wir dem Geringsten unserer Brüder thun, das haben wir uns selbst gethan. Wer fremden Kummer ohne Rührung sieht, den er doch mildern könnte, bereitet sich selbst Kummer, und bringt sein eigenes Herz um eine Wollust.

Zufrieden machen! — Das Glück, welches wir Andern bereiten, die Freude, welche wir unsern Bekannten gewähren, sind nur Aussaaten unsers eigenen Glückes, die früher oder später wiederum uns selbst mit goldener Aernte belohnen. Das Gute, welches wir stiften, es sei auch noch so klein, strömt immer wieder auf uns zurück.

Zufrieden machen! Es ist nicht möglich, daß ein Sterblicher vollkommen glücklich sei, einsam, ohne den Anblick allgemeiner Zufriedenheit. Wer möchte sich in allgemeiner Trauer ergötzen, wer fröhlich sein, wo unzufriedene Gesichter uns umringen?

Zufrieden sein, zufrieden machen! Dies sei fortan mein Wahlspruch. Denn auch ich bin ja von Dir, o Gott der Liebe, zum Glück berufen, und in meiner Brust pocht Sehnsucht nach dem Glück, Verlangen nach Freude. Ich suchte diese bisher nicht immer auf dem einzigen richtigen Wege. Mich verführte oft das Beispiel der Menge. Ich suchte mein inniges Wohlsein in Erreichung von Wünschen, deren Erfüllung nie ganz von mir abhing; bald in Zerstreuungen, bald in Erwerbung eines freundlichen Herzens, bald im Gewinn von Geld und Gut, bald im Gewinn von Ruhm und Ansehen. Ueberall, ach nur zu oft, fand ich mich getäuscht.

Wohlan, ich will entbehren, mäßig sein im Genusse dessen, was Deine wohlthätige Hand mir Gutes zustreuet, mich begnügen, wenn des Lebens erste Nothwendigkeiten befriedigt sind, gewaltsam meine träumerischen Wünsche unterdrücken, zufrieden sein, zufrieden machen. Wenn Du dann, o Vergelter, o Vater, meine Arbeiten segnest, wenn Du mir dann auch Erdengüter zufallen lässest, an die ich nicht dachte — dankbar will ich sie von Deiner Vaterhand empfangen. Du gibst sie mir, mein Glück zu vermehren, indem Du mich in den Stand setztest, mehr Zufriedenheit um mich her zu verbreiten, als ich es jetzt noch vermag. Wenn wir Nahrung und Kleider haben, so lasset uns genügen! sprach Jesus Christus. Und ich habe noch etwas mehr, als nur dies. Wie sollte ich klagen? Warum unzufrieden sein? — Wenn ich bisher nicht ganz so glücklich war, als ich es sein konnte; nicht Deine Schuld war es, o mein unendlich gütiger Vater im Himmel, sondern die Schuld meines verkehrten Sinnes, meiner unherschweifenden Wünsche, meines Leichtsinnes, meiner Leidenschaften. Ich will besser werden, so wird's besser sein!

127.

Das Mißfallen am Gegenwärtigen.

Spr. Sal. 20, 14.

Sollt' ich das von Gott nur loben,
Wo auch ich schon Weisheit seh'?
Ist's nicht ein Geschenk von oben,
Wenn ich seinen Weg versteh'?
Jeder frevelt, welcher klagt,
Daß ihm Gott mehr Licht versagt.

Hier in meinem Pilgerstande
Sei mein Heil Zufriedenheit;
Dort in meinem Vaterlande
Wohnt die wahre Seligkeit;
Leere Einbildung zerstört
Hier oft meines Lebens Werth.

Wandelst du auf rauhen Wegen,
Meine Seele, klage nicht;
Nur dein Tugendmuth gibt Segen,
Nur dein Gleichmuth wird zum Licht,
Und ich fasse Gottes Sinn,
Wenn ich ganz vollendet bin!

Böse, böse, spricht man, wenn man's hat; aber wenn's weg ist, so rühmet man es dann! (Spr. Sal. 20, 14.) Wer lieset diese Worte der heiligen Schrift, ohne von der Wahrheit derselben tief getroffen zu werden? Jeder hat davon die Erfahrung an sich selbst gemacht; und Jeder findet darin zugleich auch einen Vorwurf gegen die Unbeständigkeit seiner Urtheile, gegen die Falschheit seiner Ansichten, die er von mancherlei Dingen und Begebenheiten seines Lebens hatte.

Man möchte es bei verschiedenen Menschen fast für eine wirkliche Seelenkrankheit halten, daß sie unabläßig über ihre gegenwärtigen Verhältnisse und Umstände klagen. Sie haben beständig Leiden, ungeachtet sie sich sehr wohl zu befinden scheinen. Aber wie heute, so hörte man sie auch schon vor Jahr und Tag klagen. Dies unzufriedene Murren und Seufzen ist ihnen zur Gewohnheit, durch die Gewohnheit zum Bedürfnisse, durch das Bedürfniß zu einer gewissen Art von Vergnügen geworden. Ihnen wäre nicht wohl, wenn sie nicht irgendwo etwas zu beseufzen und an ihrer Lage zu tadeln fänden. Ja, es ist nichts Ungewöhnliches, daß man eben diese Leute jetzt eben jene Tage mit großem Vergnügen noch preisen hört, als vorzüglich glückliche, in welchen wir sie am unzufriedensten gesehen hatten. Sie gleichen denjenigen bedauernswürdigen Personen, die bei vollen Lebenskräften immerdar krank in ihren Einbildungen sind.

Ueberhaupt aber bemerkt man, daß die wenigsten Menschen mit ihrem Geiste in der Gegenwart wohnen, sondern entweder sich mit den Erinnerungen aus der Vergangenheit laben, oder mit ihren Hoffnungen beständig in der Zukunft leben, für welche sie nicht müde werden, Pläne zu machen.

Am meisten hört man von Erwachsenen das Glück ihrer Vergangenheit, die Tage ihrer Kindheit mit wehmüthiger Freude rühmen. Sie thun dies nicht selten in solchem Uebermaße, daß ihnen darüber ihr gegenwärtiger Zustand unangehm wird. Immer vergleichen sie allzugern das, was jetzt geschieht, mit dem, was sonst geschah, die Freuden von heute mit den Freuden ihrer frühern Jahre; und das Gewesene wird dabei immer auf Kosten des noch Vorhandenen erhoben. — Oft aber ist ihre eigensinnige Vorliebe für die verlornen Freuden doch nur zuletzt eine von allzulebhafter Einbildung bewirkte Selbsttäuschung. Die Einbildungskraft des Menschen hat aber bei dem, was nahe ist, wenig Beschäftigung. Sie schwärmt desto ungebundener in Gegenden und Zeiten, je entfernter diese sind.

Mit welcher Sehnsucht, mit welchem Entzücken hört man nicht zuweilen das Paradies des kindlichen Alters und der ganzen Jugendzeit rühmen! Selbst die kindlichen Irrungen und Thorheiten werden mit Vergnügen noch erwähnt; jedes Spielplatzes, jedes kleinen Zufalls wird mit Lust gedacht, gleichsam als wäre die ganze Wonne des menschlichen Lebens in den engen Raum jener Entwickelungszeit zusammengedrängt gewesen.

Und doch ist Alles, oder das Meiste davon, nur Betrug unserer Einbildungskraft, die in der Ferne Alles mit zauberhaftem Glanz verschönert. Sehet doch die Kinder um euch her an: sind sie denn in ihrem Paradiese wirklich so hoch beglückt und beneidenswürdig? Auch sie haben ihren Kummer, ihren Schmerz, ihre Thränen, so vielfach, als Erwachsene. Ihr Leichtsinn, der sie manches Unangenehme schnell vergessen lehrt, führt sie auch eben so schnell wieder zu neuem Leid. Sie zittern bald von der Strenge sie erwartender Strafen, bald vor Uebeln, bei welchen sie als Erwachsene nur lächeln würden. Sie lieben ihre Kinderjahre nicht; ihr höchster, theuerster Wunsch ist, bald erwachsen und dann unabhängiger zu sein. Sind sie zu Jünglingen und Jungfrauen angereift, so wird ihr Wunsch nach Unabhängigkeit und einem eigenen Herde nur lauter. Ihre Leidenschaften und Gemüthsbewegungen sind nur stürmischer. In keinem Alter, als im Jugendalter, ist es dem Menschen leichter, das Leben gering zu achten, oder sterben zu können. So streben sie, unzufrieden mit der gegenwärtigen Abhängigkeit von Aeltern und Verwandten, unzufrieden mit mancher bittern Täuschung ihres unerfahrnen Herzens, oft wirklich elend durch den Ueberreiz ihrer allzulebhaften Empfindungen, nur nach dem Glück und der Ruhe des männlichen Alters, dessen Annehmlichkeiten ihnen wohlthätig entgegenglänzen, dessen Sorgen sie aber nicht sehen.

Wie wenig das Kindheits- und Jugendleben das beneidenswürdigste Lebensalter sei, erhellt wohl daraus, daß selbst diejenigen, welche es mit schwärmerischer Beredsamkeit rühmen, dennoch verschmähen würden, ganz und in allen Stücken es noch einmal zu durchleben, wie es war, wenn man ihnen frei stellte, es zu können.

Viele preisen die ehemaligen Freunde und Freundinnen, welche sie nicht mehr haben; aber sie denken nicht mehr daran, wie manchmal ihnen dieselben gleichgültig, oft sogar lästig gewesen sind. Sie werden auch ihre jetzigen Freunde mit Thränen rühmen, wenn sie von denselben erst getrennt sind.

Viele preisen die heitere Ruhe, den stillen Frieden mancher Jahre, die vergangen sind; aber sie denken nicht mehr daran, wie oft ihnen diese Ruhe doch Langeweile machte, und wie sehr sie sich damals mißvergnügt oft mehr Thätigkeit oder einen ansehnlichern Wirkungskreis wünschten, und wie lebhaft sie arbeiteten, um Veränderung zu bewirken.

Viele gedenken noch mit seligen Empfindungen der Tage, wo sie in Lustbarkeiten aller Art schwammen; denken aber nicht mehr daran, wie sie endlich dennoch oft von denselben ermüdet wurden; oder wie sich höchst unangenehme Ereignisse in den Jubel jener Zeiten einmischten, die Alles nur zu sehr verbitterten; oder wie sie sich endlich, hätte das Schicksal nicht früh geändert, nach einem Wechsel der Dinge gesehnt haben würden, des süßen Einerleis satt.

Immerdar trachtet der Sterbliche nach dem Bessern, und wenn er dies nicht wüßte, nach etwas Anderm und Neuem, wäre es auch schlimmer. Dies unruhige Streben liegt in der menschlichen Natur; es liegt darin von Gott eingepflanzt. Dies ist der geheime Sporn, welcher den Menschen aus der Trägheit hervorjagt, durch Licht und Nacht, unter mancherlei Irrungen endlich höhere Wahrheit, höhere Weisheit, Vollkommenheit des Geistes zu finden.

Daher kommt es, daß, obwohl Viele an den schönen Bildern vergangener Tage hängen, doch noch weit

Mehrere den gegenwärtigen Augenblick verachten, um desjenigen willen, den sie noch erwarten. Der größte Theil der Sterblichen lebt in der That nie für heute, sondern für morgen; und ist morgen erlebt, so gehört sein Gedanken schon wieder dem folgenden Tage.

Die Gegenwart mißfällt, man schwelgt in Hoffnungen, baut Luftschlösser für die Zukunft, und täuscht sich von einem Jahr zum andern. Man findet das Wirkliche nie so schön, als das Mögliche, was schöner sein könnte. Man zertritt, was man hat, um auf den Ruinen des wirklichen Glückes zu einem Genusse emporzusteigen, den man nicht kennt, und verachtet das Gewisse Gute für das ungewisseste.

Menschen, welche es endlich in sich zur Gewohnheit gemacht haben, immer mit ihrem Geiste in der Zukunft oder in der Vergangenheit zu leben, sind in der That im Begriff, unglücklich zu werden. Das Mißfallen an der Gegenwart nimmt überhand; die Unzufriedenheit schlägt in ihrem Herzen unaustilgbare Wurzeln. Sie können nie glücklich werden, weil sie verlernt haben, eine Gegenwart zu geniessen. Sie gleichen dem Wanderer, welcher vor Durst verschmachtet, indem er am Ufer eines hellen Baches entlang läuft, und immer eine bequemere Stelle zum Trinken sucht, oder die vorübergegangene bereut, nie aber die nahegelegenste gut genug findet.

Wie schon gesagt, trägt zu diesem so gemeinen Uebel die betrügerische Einbildungskraft das meiste bei. Sie spielt am liebsten mit dem, was abwesend ist; denn bei dem, was unsere Sinne wirklich fühlen, hört alle Einbildung mehr oder weniger auf. Aus dieser Ursache kann uns selbst die Erinnerung an überstandene Gefahren aus den Tagen unserer Vergangenheit noch ein großes Vergnügen machen, obgleich wir sie im Ernste nicht für uns zurückwünschen würden.

Sogar die natürliche Schwachheit unsers Gedächtnisses wirkt mit dazu, uns die verflossenen Zeiten liebreicher darzustellen, wie wir sie wirklich hatten. Denn nur die lebhaftesten Eindrücke, welche wir empfanden, nur die schönsten, lichtvollsten Augenblicke prägten sich aus dem verschwundenen Leben unserm Gedächtnisse ein, aber viele tausend weniger wichtige Gefühle, Gedanken und Vorfälle dazwischen sind vergessen und verloren. Wir hangen also mit unserer Erinnerung nur noch an einzelnen, theuern Stellen der Vorzeit — alles Uebrige ist Nacht, und diese erhebt mit ihrem Schatten desto mehr den Glanz des in dem Gedächtnisse gebliebenen Guten.

Zudem sehen wir in der Gegenwart uns oft in Ereignisse und Schicksale verwickelt, deren Ausgang wir nicht kennen, und die daher unser Gemüth mit heimlicher, immer reger Furcht und Sorge erfüllen. Schon dadurch scheint uns die gegenwärtige Stelle des Lebenslaufes minder schön, als das Vergangene. Aber war dies nicht in der verflossenen Zeit ebenfalls sehr häufig unsere Lage? Und doch preisen wir sie als vorzüglicher. Sehr natürlich! Was uns damals dunkel schien, ist jetzt hell; der Ausgang der Dinge, vor welchem wir damals bebten, ist jetzt aufgeklärt. Wir sehen jetzt erst ein, wie gut es war, daß manche unserer Wünsche, die damals in uns glühten, unbefriedigt blieben, was wir zu jener Zeit gar nicht glaubten. — Jetzt leiden wir von der gleichen Noth. Es mißfällt uns die gegenwärtige Lage, weil wir darin noch so manchen frischen Schmerz leiden, noch so manche Furcht über das Gelingen oder Mißlingen unserer Wünsche haben. Aber Geduld! es wird wieder für uns ein Tag kommen, wo wir die heutigen Räthsel alle wiederum herrlich durch die Hand der göttlichen Vorsehung gelöset sehen werden.

Rühme darum Niemand mehr mit Uebertreibung die Tage verflossener Jahre, und verachte darüber den Genuß der Gegenwart. Es werden Zeiten kommen, wo wir uns auch des heutigen Tages als eines schönen rühmen. So preisen wir und lieben wir erst innig einen Todten, den wir während seines Lebens nicht selten gleichgültig behandelten.

Eben die Einbildungen, welche unsere Vergangenheit verschönern, schmücken täuschend auch unsere Zukunft mit den gefälligsten Farben. Die Hoffnung zeigt im Hintergrund der bevorstehenden Tage immer prangende Rosen; aber deren Dornen erkennen wir noch nicht in solcher Ferne.

Sollten wir, durch zahllose Erfahrungen belehrt, nicht endlich weiser werden, und uns überzeugen können, daß die zukünftigen Jahre selten so reizend sind, als wir sie uns träumen? Sollten wir nicht endlich wissen, daß Gottes Vaterhuld und Weisheit jedem Tag, jedem Alter, jedem Stande, jedem Geschlechte seine besondern Freuden und Leiden zugemessen habe? Sollten wir nicht endlich wissen, daß es die beste Lebensweisheit sei, des Tages mit Dank und Freude herzlich zu geniessen, den der ewige Vater uns gab, unbekümmert und ohne peinigende Sehnsucht wegen des folgenden, von dem wir keine Bürgschaft haben, was er neben dem Guten auch Böses bringen werde? Wie thöricht ist dies Mißfallen an dem, was wir wirklich haben, leben und sind! Wie thöricht unser Vergöttern dessen, was verloren ist, oder dessen, was kommen soll!

Das Mißfallen und die Klage über das Gegenwärtige ist aber nicht immer eine bloße Folge unserer allzugeschäftigen Einbildungskraft, sondern wohl auch eine Wirkung von verschiedenen in uns wohnenden Fehlern anderer Art! — Warum sind wir heute nicht so glücklich, als wir es den äussern Umständen nach sein könnten? — Vielleicht weil wir weniger christlich weise, weniger tugendhaft in unserm Wandel, weniger ergeben und zuversichtvoll auf die Führungen Gottes sind.

Glaubst du, in den kommenden Tagen, wenn etwa dieser oder jener deiner Wünsche erfüllt, oder dieses oder jenes Ziel deines Strebens erreicht ist, werdest du froher athmen und des Lebens dich recht erfreuen können? Kurzsichtiger, du siehst dich in der schön geträumten Zukunft zwar von manchen Beschwerden frei, die dich heute drücken; denkst aber nicht daran, daß deine Fehler dir auch dort neue Beschwerden und verdrießliche Ereignisse herbeiführen! — Du bist es, der sein Elend, wie an der Kette befestigt, überall mit hinnimmt. Du bist es, der den Himmel zerstört, der dich überall gern empfangen möchte.

Warum beweinest du das verlorene Glück, welches deine Thränen nicht wieder zurückkaufen? Warum vergissest du die heutige Gabe über die, welche dir entrissen ward? Warum die noch lebenden Freunde über die verstorbenen? Du sprichst: Kann ich Herr meines Schmerzes sein? Ich sage: Du kannst es sein, du sollst es sein, und deine unchristliche Schwachheit abthun. Du sollst es, denn deine Gesundheit, das Glück der Deinigen fordern es, Religion und Gott gebieten es.

Warum verschmähest du die Gegenwart um die Hoffnungen, die dir eine ungewisse Zukunft vorspiegeln? — Du willst glücklicher werden? Wohlan, warum willst du das erst in Tagen sein, von denen du nicht sicher bist,

ob du sie erleben wirst, und warum willst du es nicht eben so gut schon heute werden, wo du deines Daseins gewiß bist?

Was hindert dich an deiner Zufriedenheit, an deiner Ruhe? — O prüfe Alles genau, deine äusserlichen Umstände, deine Verhältnisse mit Freunden und Bekannten, deine gegenwärtigen Geschäfte und Pflichten; prüfe aber auch dein Inneres, deine Aufführung, die Art und Weise, wie du dich gegen Hausgenossen, gegen Verwandte, gegen Vorgesetzte, gegen Widersacher, gegen dich selbst beträgst — — prüfe Alles genau, und du wirst dich, vielleicht wider deinen Willen, lebhaft überzeugen, daß das Ungemach deines Zustandes zum Theil in deinen Einbildungen, zum Theil in der Unmäßigkeit und Ungeduld deiner geheimen Wünsche, zum Theil in der Fehlerhaftigkeit deines Lebenswandels gegründet ist. Du wirst dich, vielleicht wider deinen Willen, überzeugen, du könntest weit angenehmer, heiterer leben, weit glücklicher sein, wenn du anders sein könntest, als du bist.

Und warum, wenn um diesen Preis ein Erdenleben voll stiller Seligkeit, eine Gegenwart voll schönen Genusses zu erkaufen ist, willst du nicht anders werden? Dein Hauswesen, es ist zerrüttet durch eigene oder fremde Schuld, warum erschaffst du dir von dem wahren Zustande deines Vermögens nicht eine klare Ansicht? Warum hast du nicht Muth, dich durch Einschränkung aller Art und verdoppelten Fleiß zu retten? — Und wenn es dennoch auf diese Art unmöglich sein sollte, wenn dich die Sorge um manche Schuldenlast zu Boden drückt: wohlan, rechne, Haushalter, mit deinen Gläubigern! Habe den Muth, arm zu sein, aber ehrlich. Gib deinen falschen Wohlstand auf, aber rette dein reines, schuldenfreies Gewissen vor Gott und Menschen. Gott wird nicht dich, nicht die Deinigen verlassen.

Du hast Gegner, deren Schadenfreude dein Glück überall zu stören sucht? — Was hat sie denn zu deinen Feinden gemacht? Dein spröder Stolz, dein unkluger Eigensinn, dein unnachgiebiges Wesen, deine Unfreundlichkeit, dein vielleicht in Uebermuth gegen sie geäusserter Spott, deine gehässigen Bemerkungen über sie, oder die Zweideutigkeit deines Benehmens in manchen Fällen, wodurch du ihr Vertrauen einbüßtest. So gehe denn hin, besiege deine Feinde durch ein vorsichtigeres, edelmüthigeres Betragen, durch heuchellose Dienste der Freundschaft, und sie werden aufhören, dich zu fliehen oder zu kränken. Gehe hin, besiege deinen eigenen Trotz und Stolz, und du wirst den Stolz und Trotz deiner Widersacher bezähmen.

Oder bist du in deinen häuslichen Verhältnissen nicht glücklich; harte Verwandte, lasterhafte Freunde, ungerathene Kinder, zwietrachtvolle Ehe verbittern deine Tage? — Wohlan, wenn du hier nichts ändern kannst, so erhebe dich mit Christenmuth in deiner Stärke, fasse deinen Entschluß für die ganze Zukunft, sei du selbst streng, edel, klug, gerecht, und laß dich das nicht mehr in deiner Gemüthsruhe stören, was du zu verändern unfähig geworden bist. Aber durch ein festes, edles, gleichmüthiges und besonnenes Betragen flöße denen, die dich jetzt quälen, wenigstens Achtung und Ehrfurcht für dich ein. Sie werden endlich scheu werden, dich zu betrüben, und diese Scheu ist der erste Schritt zu ihrer eigenen Besserung.

So ist kein Uebel der Gegenwart, welches der christliche Weise, mit erhabenem Vertrauen auf die Macht der Tugend und auf die Vaterhand Gottes, nicht endlich überwinden, oder wohl gar in ein Gutes verwandeln könnte. Wer da verzweifelt an Rettung, der hat noch nicht die Tugend in ihrer Kraft erkannt, noch nicht die Religion in ihrer beseligenden Macht, noch nicht die Vorsehung in ihrer bewundernswürdigen Weisheit. Und wer sie nicht erkennen, nicht den Muth haben will, sich also zu erheben, der verdient unterzugehen. Er macht sich keiner Rettung werth.

Es ist keine Lage im menschlichen Leben so ganz traurig und hoffnungslos, daß nicht auch neben dem Uebel, so wir darin erblicken, ein Gutes hingestreut wäre durch Gottes väterliche Fürsorge. Lernen wir nur immer dieses Gute suchen und auffinden! Gewöhnen wir uns nur, und sollte es anfangs auch mühsam sein, allen Dingen, die uns umgeben, die bessere Seite abzugewinnen: so wird uns der Anblick derselben beständig froh machen. Suche alle Vortheile und Annehmlichkeiten deines gegenwärtigen Zustandes auf, habe nur sie vorzüglich im Auge, und du wirst deine Lage liebgewinnen lernen und preisen. Suche an deinen Freunden, ja noch mehr, suche an denen, die dir sogar zuwider sind, die guten, lobenswürdigen Eigenschaften auf, die sie zieren — und jeder Mensch, selbst der verdorbenste, hat dergleichen! — und du wirst aufhören, manche Personen zu hassen, und viele Feindschaften werden enden, die jetzt dein Leben zuweilen trübe machen können.

Entferne unter allen deinen Leidenschaften und eigenthümlichen Neigungen zuerst die gehässigen, bittern, unfriedlichen. Verwandle aus Grundsätzen deine mürrische Laune in freundliches Schweigen, dein jähzorniges Aufsahren in stillen, festen Gleichmuth, deine Klagesucht in unschuldiges Scherzen; gewöhne dich, zu lächeln bei dem, was dich sonst zum Unmuthe stimmte: und du wirst auf die Vergangenheit mit ruhigem Wohlgefallen, auf die Zukunft mit einem Blick ohne Furcht und ohne Sehnsucht sehen. Du wirst die Gegenwart lieben und geniessen; mit einem Worte, du wirst erst dann wahrhaft leben, und dich deines Daseins und des erhabenen Gebers aller guten und vollkommenen Gaben erfreuen können.

128.

Stilles Glück.

Ap. Gesch. 1, 14.

Laß in meines Herzens Gründen
Mich die heil'ge Stille finden,
Die der Quell der Wonne ist;
Und worin beim Weltgewühle
Aller Leidenschaften Spiele
Gern der reine Geist vergißt.

Wer ist's, der nicht das stille häusliche Glück des Lebens das beneidenswürdigste Gut nennt? — Dafür legten Feldherrn freudig ihr Schwert und ihre Lorbeerkränze nieder; dafür stiegen Fürsten von ihren Thronen, und wer im Gewühl der öffentlichen Geschäfte ehrenvoll glänzte, suchte die Einsamkeit auf.

Und Jedem, der nur Sinn dafür hat, liegt dies Glück offen und bereit. Dies zu erobern bedarf es keiner Heere, keiner Tonnen Goldes, keines Ruhmes, keiner

Würden, keiner hohen Gelehrsamkeit. Ein einfaches, anspruchloses Gemüth, weise genug, den Schein vom Wesen, das Falsche vom Aechten zu unterscheiden, findet es in sich, findet es in seinem hausgenössischen Kreise.

O ihr Sterblichen, wie wenig habet ihr zu eurem Glück vonnöthen, und wie selten besitzet ihr's! Es kostet euch nur die Mühe, eine Hand darnach auszustrecken, und — ihr rennet vergebens die lange Lebensbahn hinab, wie Blinde, und suchet in der Ferne, was euch so nahe geboten worden ist!

Stilles Glück besteht im zufriedenen Genusse dessen, was uns das Schicksal gab, und in der Heiterkeit eines guten Herzens. Stilles Glück hat seine Quellen nirgends, als in unserer eigenen Brust; es ist daher unabhängig vom Wohl- oder Uebelwollen anderer Menschen, insofern wir nur selbst uns nicht durch mancherlei Begierden von ihnen abhängiger machen, als wir sein sollen. Stilles Glück bereitet sich in einem genügsamen, gesunden, fröhlichen Herzen, durch einen einfachen, gesunden, richtig blickenden Verstand.

Geräuschvolles Glück ist kein wahres Glück — denn wir finden es nicht in uns, nicht in dem Geschmack und in der heitern Anordnung dessen, was uns zunächst umgibt, sondern in dem Aufsehen, welches es bei den Leuten erregt. Wir geben es uns nicht selbst, wir empfangen es erst durch die Meinungen oder durch den Beistand von Andern. Wir tragen es nicht unerschütterlich mit uns in unsern Grundsätzen, sondern wir können es jeden Tag verlieren durch Umstände und Veränderlichkeit des Menschensinnes, von welchen wir uns abhängig machen.

Es kann geräuschvolles Glück uns einen Tag lang berauschen, entzücken, aber nicht anhaltend beseligen. Lustbarkeiten aller Art können uns, so lange sie dauern, vergnügen; aber Ekel folgt dem übermäßigen Genusse, und Leere zieht hintennach, wenn sie vorüber sind. Ruhm und Ehre können eine Zeit lang unserer Eitelkeit schmeicheln. Aber bald wird man ihrer gewohnt werden; dann ergötzen sie nicht mehr. Die Zeit streift alle Rosen davon, und läßt nur die Dornen zurück. Wir empfinden die Lästerungen des Neides, des Grolls, der Nebenbuhlerei, und der Verdruß währt länger, als die erste Lust.

Geräuschvolles Glück hat jederzeit seine Nachwehen. Denn im Getümmel äusserer Freuden vergißt man nur zu oft sich selbst; vergißt die Vorsätze der Klugheit; öffnet mancher Unbesonnenheit das Herz, und überläßt sich mancher Begierde, die man nachher bereut. Der uns dargebotene Becher der Lust berührt süß die Lippen, aber die Hefen sind bitter. Ach, wer hat dies im Leben noch nicht erfahren? Und wie kommt es, daß der Mensch, nachdem er so oft und grausam getäuscht worden, schwach genug ist, den Taumel zu wiederholen, der ihm nur Schmerzen hinterlassen hatte?

Geräuschvolles Glück macht uns mit unsern besten Freunden fremd, und gewöhnt uns, die Menschen überall nur als Werkzeug und Mittel unserer Vergnügungen anzusehen. Man hat in ihnen keine Freunde, nur Gesellschafter; keine Vertraute, nur Mitgenossen. Nehmet vielen Reichen ihr Vermögen, vielen Großen ihre Würden, vielen Schlemmern ihre Tafel, und sehet, wo bleibt der Schwarm ihrer Bewunderer, der jetzt noch ihre Thürschwellen belagert? Man liebt nicht, was sie sind, sondern das, was sie haben; nicht ihr Herz, nicht ihren Verstand, sondern ihr Geld, ihr Amt. Und wie mag ein Sterblicher sich des ächten Glückes rühmen, den Keiner um seines Selbstes willen ehrt, den Keiner mit Innigkeit liebt?

Geräuschvolles Glück macht uns mit uns selbst fremd. Wir leben mehr auffer uns, als in uns und mit uns. Wir sind so arm, daß wir selbst uns nicht mehr genug sind, sondern froh sind, wenn wir Andere finden, mit denen wir umgehen können. Wir leben nicht in uns, sondern in dem Land, in den Spielen, in den Meinungen, die uns von Aussen umgaukeln. Ein Wechsel des Schicksals, ein Umschwung unserer Verhältnisse, ein Verlust unserer Ehrenstellen, ein Verschwinden unsers Wohlstandes — und unser ganzes von Aussendingen abhängiges Glück ist dahin, nein, wir selbst sind vernichtet, wir gelten Andern nichts mehr, und uns selbst nichts. Daher erklärt sich die wahnsinnige Verzweiflung vieler Selbstmörder, die, weil sie ihren alten Einfluß und Glanz, oder ihr Vermögen verloren hatten, sich selbst für unwerth hielten, länger zu leben.

Geräuschvolles äusseres Glück mag ein behaglicher Sinnenkitzel, ein Taumel, eine Lustbarkeit, Zerstreuung sein — aber wahrlich, es ist kein Glück.

Wahres Glück blüht nur in der Stille des häuslichen Lebens, wo wir vielleicht minder sogenannte glänzende Genüsse haben, aber desto innigere und dauerhaftere; wo uns weniger Schmeichler umringen, aber dafür Freunde, die an Wohl und Weh Theil nehmen, wie es uns begegnet; wo man sich nicht vor uns heuchlerisch beugt und unserm Gelde, unserm Stande falsche Verehrungen zollt, statt dessen mit Zärtlichkeit an unserm Herzen hängt und ihm treue Liebe gibt; wo wir nie einsam sind, weil wir uns selbst genug sein können; nie verlassen werden, weil unser Gemüth sich selbst nicht treulos wird.

Es ist das stille Glück des häuslichen Lebens darum das beneidenswürdigste, weil es dasjenige ist, was wir ununterbrochen am längsten geniessen können. Geräuschvolles Vergnügen, welches vom guten Willen der Umstände herstammt, verschwindet mit ihnen, und ist nur ein fremder Gast, der uns mit Höflichkeiten überschüttet, aber kein bleibender Hausfreund, der da spricht: Wo fehlts? Kann ich helfen?

Stilles Glück ist das theuerste, weil es nicht erkauft, sondern durch eigene Kraft und Seelengüte in der Eingezogenheit bereitet wird. Da ruht es verborgen, wie die Perle in der Muschel des Meeresgrundes; es bleibt von Lästerzungen unangefochten, und wird vom Neid nicht verfolgt, weil es seinen Blicken unbekannt blüht.

Stilles Glück ist das edelste, denn du verlierst dich nicht selbst, wie in geräuschvollen Freuden, sondern du gewinnst dich; du gehörst dir selbst an; du wirst in dir stärker, kräftiger, unabhängiger, weiser; es erhebt dich über die Thorheiten des gewöhnlichen Lebens, deren Stacheln dich nie verletzen können, und gewährt dir harmlose Stunden, schuldlose Ergötzungen, ohne Reue und Nachwehen.

Willst du dieses — wie leicht ist es zu empfangen! Dein Wollen reicht hin, es in Besitz zu nehmen. Beschränke dich genügsam auf den Genuß dessen, was du durch eigene Kraft dir gewinnen kannst, ohne es der Gunst Anderer danken zu müssen.

Dies ist das wesentliche Mittel, so reich zu werden, daß du einer ganzen Welt entbehren kannst. Was dir dann noch von Zeit zu Zeit von aussen zufällt — nimm die Freuden mit, aber rechne sie nicht zu den wahren Gespielen deines Herzens. Nur was du dir gibst, dies ist die wahrste Freude; alles Andere ist flüchtiges, oft theuer verzinsetes Darlehn. Sei genügsam mit dem, was du hast, aber nie mit dem, was du bist! Sei genügsam mit deinem Vermögen, mit deinem Stande, deinem Ansehen; aber begnüge dich nie damit, nur so gut, so bescheiden, so redlich, so arbeitsam, so wohlwollend zu sein, als du jetzt bist. Je edler du in und ausser dem Hause handelst, je zufriedener wird dein Herz mit sich selbst sein; je freundlicher blickst du auf die Welt hin; je heiterer blickst du in den Himmel, je unerschrockener und beherzter in die Zukunft — je freudiger sprichst du auch in einer stillen, heiligen Stunde mit deinem Gott.

Und diesen milden Sinn des Friedens, der Genügsamkeit und einfacher Freuden — verbreite ihn über deine Hausgenossen insgesammt! — Wäre auch einmal deine Laune trübe, lächle ihnen zu. Kein finsterer, mürrischer Blick, kein hartes, rauhes Wort, keine kränkende, bittere Anspielung! Gehe ihnen mit deinem Beispiel voran; sie können nicht anders, sie werden dich schätzen müssen. Der Himmel ist da, den du wolltest; und da waltet gern der Segen des Herrn.

Ziehe die stille Eingezogenheit des häuslichen Lebens dem Getümmel fremdartiger Lustbarkeiten und Zerstreuungen vor. Erst dann bist du wahrhaft in deiner Wohnung einheimisch, und nicht ein besuchender Fremdling darin. Je weniger du dich eng mit vielerlei Menschen und Verhältnissen einlässest und verknüpfest, je weniger Sorgen, Beleidigungen, Kränkungen, falsche Beurtheilungen und andere Gehässigkeiten hast du zu befürchten; je besser kannst du Alles, worauf du dich beschränkst, übersehen und verrichten; je herzlicher wirst du deinen Freunden angehören; je ungetheilter werden auch sie dir ihre Liebe bringen. — Darin fehlen die meisten Menschen, daß sie selten so glücklich sind, als sie es zu sein verdienen, indem sie mehr übernehmen, als sie Kraft haben zu leisten; mehr anfangen, als sie vollenden können. Sie leben für allzuviele Dinge zu gleicher Zeit, und leben daher keinem ganz und mit voller Seele. Daher entspringt dann Unzufriedenheit mit sich selbst, und gerechter Tadel oft von Andern.

Mache deine Verhältnisse, in welchen du mit andern Menschen lebst, so einfach als möglich. Je besser du dieselben überblickst, je mehr wirst du ihnen leisten. Gib allen Menschen, wo du es vermagst, deine Hilfe; nicht allen deinen Umgang, noch weniger dein Vertrauen. Je eingezogener und unbekannter du lebst, je weniger hast du von den Quälereien und schadenfrohen Launen der Unedeln zu besorgen.

Fürchte nicht, daß dich die Einförmigkeit des stillen häuslichen Lebens endlich ermüde; — geschieht es aber, so hast du die Kunst zu leben noch nicht gelernt, obgleich vielleicht schon die Hälfte deiner Tage verflossen ist. Suche an Allem, was dich zunächst berührt, die anmuthige Seite auf; suche Anmuth über Alles zu verbreiten, was in deinem häuslichen Kreise dasteht und geschieht, und erinnere dich, wie vielen Verdrießlichkeiten du in deiner Eingezogenheit entronnen bist, während andere Menschen ihr Dasein nur damit hinbringen, sich gegenseitig zu ärgern und zu peinigen.

Wie wenig bedarf es dem Genügsamen, sein Hab und Gut schön und behaglich zu finden; wie wenig, um durch Kleinigkeiten seine Freuden vermehrt zu sehen! Die rührendsten, tiefsten aller Freuden sind aber immer die Früchte unserer nützlichen Thätigkeit. In dem, was du gethan und gearbeitet hast, spiegelt sich die Kraft deiner Seele ab. Je mehr du die Früchte deines Fleißes siehst, je mehr Achtung gewinnst du für dich selbst. Wo wohnst du schöner, als in deinen Schöpfungen? Gott selbst ist selig in seinen Werken. Die einzelne Blume, welche du im Geschirr am winterlichen Fenster erziehst, während draussen Stürme, Schneeflocken und Regenschauer vorüber treiben, erfreut dich inniger, als eine ganze Wiese voller Blumen, die ohne dein Zuthun prangt, und nicht dein Eigenthum heißt.

Spare dir immer eine kleine Freude, eine Hoffnung für den folgenden Tag auf, die deine Gedanken angenehm beschäftigt: so wirst du jeden neuen Morgen fröhlich und erwartungsvoll begrüßen. Du wirst nie einsam sein; du wirst nie die geräuschvollen und dornenreichen Lustbarkeiten der übrigen Welt vermissen; du wirst den Tag segnen, da du dich entschlossen, genügsam zu sein mit Wenigem, thätig zu sein in Vielem; Freund und Vertrauter zu sein Wenigen, aber Bruder und Beistand zu sein Vielen. Du wirst die geheime Kraft zu leben ergründet haben, und in dem stillen Glück dein höchstes finden. Du wirst unabhängig von der Welt dir selbst gehören und Gott.

Was wäre Glück, ohne Gott? Wer könnte in sich selig sein, ohne frohen Hinblick auf den erhabenen Lenker unserer Schicksale, auf den Beherrscher der Ewigkeit? — Das Bewußtsein, durch redliche Erfüllung aller Pflichten Gottes Beifall zu haben, in Gott einen ewigen Freund und Beschirmer zu haben, ist es, was das stille Glück des häuslichen Lebens krönt. Denn auch in unserer Anspruchlosigkeit, in unserer Eingezogenheit können uns Unfälle treffen, die unser Wohlsein erschüttern. Es ist ja irdisch, das heißt, vergänglich! — Auch im kleinsten der häuslichen Kreise sind schmerzhafte Veränderungen möglich. Aber ein Geist, der mit Gott innig verwandt und vertraut ist, sichert damit auch gegen die furchtbarsten Stürme den Frieden des Gemüths. Er kann Vieles verlieren — aber seinen Gott, seinen Vater nicht. Und wer ihn hat, der hat nichts verloren.

Ohne Dich, mein Vater im Himmel, Vater der Meinigen, Vater der Welt, ist alles Erdenglück gefährliche Selbsttäuschung und Traum. Nur in Dir, mit Dir, durch Dich ist allein wahrhafte Seligkeit möglich. Darum halte ich fest an Dir. Und wenn mich Alles verläßt, Du willst mich nicht verlassen.

Darum will ich auch alle Lebensfreuden als nichts Anderes, denn ein Geschenk von Dir geniessen; meine Freunde, meine Geliebten nur als Begleiter meines Lebens betrachten, die Du mir auf längere oder kürzere Zeit gabst. Vielleicht rufst Du sie aus meinen Armen früh zurück; zwar die Thräne meiner Liebe und Sehnsucht wird ihnen folgen — aber sie eilten nur zu Dir, Vater unser Aller: — Einst empfange ich sie wieder. Du trennst die Seelen nicht, die du verbandest. Was bei Dir im Ewigen wohnt, ist mir nie entrissen.

129.

Die Gaben des Glücks.

1 Petri 4, 10.

Nicht um Reichthum, nicht um Ehre,
Bitt' ich, Gott, mein Vater, Dich.
Wenn ich Weltbesitzer wäre,
Ohne Gott, wie arm wär' ich!
Weisheit nur, Dich zu erkennen,
Gib mir, und ein frommes Herz,
Das Dich kindlich Vater nennen
Darf in Freuden und in Schmerz;
Kraft und Muth in bangen Stunden,
Demuth in des Glückes Schoos,
Mitgefühl bei Freundeswunden —
Wer dies hat, ist reich und groß!

Warum theilte die göttliche Vorsehung auch ihre irdischen Geschenke so ungleich aus? Warum mußten die größten Glücksgüter oft in der Hand des Unwürdigsten liegen? Warum fehlte es so oft der tugendhaftesten Familie an ihren nothwendigsten Mitteln? Warum muß der Weise und Einsichtvolle vielmal in Dürftigkeit schmachten, im Dunkeln leben? Warum kann der unwissende Thor, der unnütze Müßiggänger in Herrlichkeit und Glanz wohnen, und die höchsten Ehrenämter bekleiden?* — Warum hat der Himmel so oft den guten Willen des Menschenfreundes ohne Kraft gelassen? Warum warf er die schönsten Gaben und Güter so oft in die Hand des ungerechten Böswichts? Welch ein Himmel würde die Erde sein können, wenn die Tugend, die Frömmigkeit, die Weisheit auch schon hienieden mit der möglichsten Glückseligkeit vereint wäre.

Solche Fragen thut der Sterbliche oft, wenn er das Laster auf dem Throne, die Tugend im Staube der Niedrigkeit erblickt. Solche Fragen wiederholt noch öfter der Mensch, wenn er in einer Anwandlung von Unzufriedenheit sein Schicksal, sein Vermögen, seinen Stand mit der Lage anderer Personen vergleicht, von denen er überzeugt ist, daß sie ihn weder an Güte des Herzens, noch an Eigenschaften des Geistes übertreffen. Er klagt mit diesen Fragen, oft ohne es zu wollen, die Weisheit der Vorsehung an, oder beseufzt wenigstens, daß sie ihn nicht so sehr, denn viele Andere, begünstigt habe.

Aber ist denn die Vorsehung in Vertheilung ihrer Glücksgaben wirklich so ganz ungerecht gewesen? Wer ist denn auf Erden so sehr ihr Liebling, ihr vor allen Andern Begünstigter, den du vorzugsweise beneiden könntest?

Sammle dein Gemüth; prüfe einmal die Werke der Vorsehung mit Aufmerksamkeit und Ernst, in so weit das Auge des kurzsichtigen Menschen fähig ist, die Weltregierung zu überschauen. — Eine jede ernste Betrachtung derselben wird dich von deiner Ungerechtigkeit überführen; wird dich überzeugen, daß nicht deine bessere Vernunft, sondern deine Habsucht, dein Ehrgeiz, dein Hang zum sinnlichen Wohlleben aus dir sprachen; wird dich mit den Anordnungen der göttlichen Weisheit aussöhnen.

Du beschwerst dich unzufrieden über die ungleiche Vertheilung der irdischen Glücksgüter? Das heißt, du beklagst dich am Ende nur, daß dir nicht so viel Vermögen, Wohlstand und Ansehen zu Theil geworden sei, als Andern, die davon mehr als du besitzen. Es ist nicht dein Erbarmen mit Andern, die viel ärmer sind als du; es ist dein Neid gegen Vermögendere, welcher dir die Klage auspreßt. Du selbst würdest sie nicht zerstören wollen, die große, schöne und zur Veredelung des Menschengeschlechts höchst wohlthätige Mannigfaltigkeit der Stände und Schicksale; du selbst würdest nicht in einem Lande oder in einer Welt leben mögen, wo dir an Talent, Vermögen und Ansehen Alle gleich wären; wo Keiner des Andern nöthig hätte; wo Keiner sein Talent, Vermögen und Ansehen erweitern könnte; wo Alles im ewigen Einerlei ruhen müßte, nicht vorwärts rückte; wo sich Niemand um dich bekümmern möchte, weil Alle so unabhängig von dir sind, als du von ihnen bist.

Wenn du denn also nur der Vorsehung deinetwillen Vorwürfe über die ungleiche Vertheilung der Erdengüter machst: warum willst du derer vergessen, die noch nicht so viel davon haben, als du schon besitzest? die vielleicht der Gunst des Glücks so würdig und noch würdiger sind, als du? Soll die Weltordnung sich denn also verkehren, deiner kleinlichen Eitelkeit recht wohl zu thun? Deine Forderungen waren die Forderungen eines frechen Uebermuthes, eines Wahnsinnes aus Selbstsucht; Menschen würden, wenn du sie laut äusserest, sie und dich verachten; glaubst du, der Allweiseste solle seine Allmacht zur Dienerin deiner Thorheiten machen?

Du sprichst: Aber warum mußten auch die irdischen Glücksgüter oft in der Hand des Unwürdigsten liegen? — Wen nennst du den Unwürdigsten? Denjenigen, welcher von den ihm verliehenen Gaben keinen nützlichen Gebrauch zu machen versteht. Bist du aber zuletzt der unparteiische und wohlwissende Richter dessen, den du den Unwürdigsten nennst? Bist du der Eingeweihte in die Geheimnisse der großen Weltordnung, daß du den Vortheil und Schaden dieser Einrichtungen genau zu bestimmen vermagst? Wer ist mir Bürge dafür, daß Millionen andere Menschen mit den ihnen verliehenen Glücksgütern edler handeln, als Derjenige, den du verdammst? Du bemerkst nur diesen Einzigen, weil sein Ansehen, seine Macht, sein Reichthum dich blenden; aber du kennst das Thun und Lassen jener Millionen nicht, weil ihr Wirkungskreis viel kleiner ist. Bist du dir selbst Bürge, daß du unter andern Verhältnissen eben so denken, so handeln würdest, wie jetzt in deiner beschränkten Lage? Wie oft hast du nicht, je nachdem sich nur im Kleinen deine Umstände änderten, deine Sprache und dein Betragen, oft sogar deine Absichten und Grundsätze verändert? Wie oft erging es dir nicht wie dem Jünger Jesu, der erst in der Begeisterung der Freundschaft schwur, für den göttlichen Lehrer hundertmal das Leben zu lassen, und ihn nachher in der Stunde der Angst dreimal verläugnete, ehe der Hahn zweimal krähte? — Richte nicht, so wirst du nicht wieder gerichtet! Verdamme nicht den Mann, der unter andern Verhältnissen, mit anderer Erziehung, mit andern Ansichten und Leidenschaften anders handelt, als du. Hätte, statt deiner Mutter, dich eine Fürstin gesäugt; hätte dich, statt des schlichten Gewandes, ein Purpur bekleidet; wäre dein Stuhl ein Thron, dein Freund ein schmeichelnder, aus Heuchelei und Eigennutz dich vergötternder Höfling gewesen: kannst du wissen, was du dann wärest?

Und wie? Bist du auch in deinen eingeschränkten Glücksumständen der Würdigste, sie zu geniessen? Kannst du sagen, von ihnen jederzeit den weisesten Gebrauch gemacht zu haben? O wie viel Andere, die nicht das be-

sitzen, dessen du dich rühmen kannst, würden damit edler, wohlthätiger, gemeinnütziger für die Welt gewesen sein! Warum verdammest du nun Andere, und dich nicht zuvor?

Du sprichst: Warum ließ die Vorsehung so oft den guten Willen des Menschenfreundes ohne Kraft, und stattete das Laster mit Mitteln aus? — Bist du gewiß, daß die Familie, welche heute in ihrer vermeinten Armuth tugendhaft, und folglich innerlich beglückt ist, Tugend und Seelenglück kennen würde, wenn sie mit Reichthümern, mit den Verführungen des Wohllebens umgeben gewesen wäre? Blödsinniger Sterblicher, du beklagst oft das Schicksal, aus welchem, dir unbewußt, Glück und Heil quellen, und möchtest dafür Glanz und Jammer wünschen. Und war das Laster auf Erden wirklich mit großen Mitteln ausgestattet: so war die Wirkung nothwendig, daß die Tugend in sich selbst desto größere Kräfte entwickele, dem Laster zu widerstehen. Tausend herrliche Talente würden unbekannt und nutzlos schlummern, wenn die Noth sie nicht erweckt hätte. Tausend wohlthätige Erfindungen und Entdeckungen wären noch verborgen, wenn Armuth und Bedürfniß sie nicht aus der Dunkelheit hervorgebracht hätte!

Siehe dich um, welches sind die Gaben des Glücks? Und wurden sie in der That mit so großer Ungleichheit vertheilt, als du in deiner Unzufriedenheit meinst?

In der Welt ist kein Ungemach, welches nicht durch irgend einen Vortheil wieder vergütet worden wäre; kein Mangel, den nicht irgend ein Gutes begleiten sollte. Kein Land ist dem andern an Naturgaben gleich, aber jedes hat seine eigenthümlichen Reize und seine besondern Annehmlichkeiten. Da uns nun Gewohnheit sehr leicht mit manchen Uebeln aussöhnt, findet jeder Einwohner sein Vaterland vorzüglicher als andere Länder. So ist es auch mit dem einzelnen Menschen.

Jene Familie ist reich an mancherlei Gütern, aber sie ist unglücklich durch die Schicksale ihrer Mitglieder; sie beneidet die Liebe, die Eintracht, die ewige Heiterkeit einer viel ärmern Familie. — Beklagenswerth ist Jener, der einen beschränkten Verstand hat, und immerdar unter der Leitung Anderer abhängig leben muß. Aber er hat Vermögen, und ist vor Hunger und Elend geborgen. — Dieser dort könnte im vollen Ueberflusse leben, aber von seinem Reichthum genießt er wenig, denn er ringt unaufhörlich mit Kränklichkeit des Leibes. — Dort ein Anderer ist ohne Reichthum, er lebt dürftig; aber er hat genug, weil er arbeitsam ist, und diese Arbeitsamkeit schützt seine Gesundheit. — Wieder ein Anderer ist ohne Ansehen, ohne Ehrenstellen, ohne Einkünfte: aber in ihm wohnt ein heller Geist; seine Kenntnisse erheben ihn über tausend Andere; er würde nicht seine Einsicht gegen ihr todtes Gold vertauschen.

So hat die weise Vorsehung die irdischen Glücksgüter zuletzt nicht so ungleich vertheilt, als es beim ersten Anblick oft den Schein haben mag. — Es ist auf Erden Niemand der Reichste, Niemand der Aermste; Jeder hat noch Etwas, das er als Vorzug an einem Andern beneiden möchte und sich wünscht; Jeder hat Vorzüge, die vielen Andern fehlen. Nicht Einer besitzt Alles; Alle haben Einiges. Jeder ist von Gott auf besondere Weise beschenkt worden; jeder ist als Haushalter von einer besondern Gabe Gottes anzusehen, die ihm verliehen wurde. Darum diene einander Jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat. (1 Petr. 4, 10.)

Darum klage nicht mehr über die von dir ungleich gehaltene Vertheilung der Glücksgüter. Sieh nicht auf diejenigen, welche dem Anschein nach mehr empfangen haben, als du, sondern auf die, welche nicht so viel Gutes genießen, als du. Erinnere dich, daß auch der, den du beneidest, Eigenschaften und Vorzüge an dir finden kann, die er nicht besitzt und sich vergebens wünscht. Du beneidest seinen Reichthum, er deine Gesundheit; du wünschest dir seine Einsichten, er sich deine Heiterkeit, deine Harmlosigkeit; du wünschest dir seine Ehre, seinen Ruhm, er sich deine sorglose Lage in glücklicher Unbekanntheit, wo ihn keine Feinde und Neider verfolgten. Keinem fehlt Alles, aber Allen fehlt Einiges.

Je länger wir die Vertheilung der Gaben des Glücks unter den Menschen betrachten, je mehr werden wir darin mit der hohen Weisheit und Liebe Gottes vertraut; je zufriedener werden wir zuletzt mit demjenigen sein, was er uns davon als unsern Theil zufallen ließ. — Denn es ist Keiner auf Erden, der Ursache hätte, sein Schicksal zu verwünschen, es wäre denn, daß er es sich selbst durch eigene Schuld schrecklich und unerträglich gemacht hätte. — Und wer ist zuletzt der Aermste in der Welt? — Es ist der Unzufriedenste! — Wer ist der Unabhängigste und Reichste? — Es ist der Genügsamste!

Um genügsam zu sein mit den Gaben des Glücks, die dir Gottes Vaterhuld zuwandte, mußt du niemals die große und ewige Wahrheit vergessen: Das Glück der Menschen ist unabhängig von Gütern der Erde. Nicht welcher das Beste hat, sondern welcher der Beste ist, der ist ein Glücklicher.

Hinge die menschliche Glückseligkeit von Glanz, Reichthum, Ehrenstellen und großen Talenten ab: so würde der arme Taglöhner jedesmal unglücklich, und der in Purpur gehüllte Fürst der Glücklichste sein. Ach, wie oft findet das Gegentheil statt! — Wie viele große und berühmte Menschen sind nicht das Opfer der Sorge und des Kummers geworden, während der Niedrige und Unbekannte die Frucht seiner sauern Arbeit mit Freudigkeit genoß!

Du suchst das Glück — du glaubst es, von deinen Begierden geblendet, in glänzenden Mitteln zu finden. Aber nicht die Mittel sind das Glück; sie können selbst nicht zu deinem Glück beitragen, weil Tausende dennoch unglücklich sind, welche jene Güter besitzen, nach denen du seufzest. Suche nicht dein Heil in äusserm Gute: suche es in der Güte deines Herzens, in der Weisheit, die dich über das, was nur Staub war und ist und bleiben wird, erhebt. Nicht wer das Beste hat, sondern wer der Beste ist, der ist ein Glücklicher.

Um genügsam zu sein und glücklich mit dem Loose, welches die Vorsehung dir gab, mache dich mit den Vortheilen und Vorzügen deiner Lage recht bekannt; lerne den Werth deiner Verhältnisse, in welchen du stehst, schätzen, und zertritt nicht das Gute mit Füßen, so dir zu Theil ward, um mit Unersättlichkeit immerdar nach dem zu haschen, was du nicht hast. Deine Ungenügsamkeit, die dich selbst zum Tadel der Vorsehung, also zum Wahnsinn verleitet, ist eine Folge deiner Sinnlichkeit, welche mächtiger als Vernunft und Religion in dir sein will; ist ein Beweis von der Kränklichkeit deines Gemüths, von der Schwäche deines Gei-

stes. Heile dich, o Kranker, und du wirst dein Schicksal, dein Verhältniß segnen, wenn du es mit der Lage von Millionen deiner jetztlebenden Nebenmenschen vergleichst. — Es ist wahr, du hast auch in deiner gegenwärtigen Lage manche Unannehmlichkeit. Aber prüfe dich wohl, ob du nicht auch durch deine Schuld beigetragen hast, daß diese Uebel dich drücken; prüfe dich wohl, ob du auch schon alle in dir liegende Mittel mit Ernst versucht hast, dich von dem zu befreien, was dir Kummer verursacht. Ist aber das Mangelhafte, das Unangenehme eine Folge deiner eigenen Schwäche, ein Beweis deiner eigenen Schuld: warum forderst du von der Gottheit ein Wunder zum Besten deiner Trägheit oder deiner Vergehen? — Werde besser, so wird es besser sein.

Um genügsam mit den Gaben des Glücks zu sein, die dir Gottes Güte verlieh, veredle Alles, was du hast, und du bist reich! Veredle dein Herz durch Tugenden, die dir noch fehlen; veredle deinen Verstand durch Kenntnisse und Erfahrungen. Veredle deine Besitzungen durch Fleiß, Thätigkeit, Ordnungsliebe, Sparsamkeit; setze an die Stelle des Goldes und der Pracht hohe Reinlichkeit und geschmackvolle Einfalt, an die Stelle des Blendenden das Nützliche. Veredle deine Hausgenossen durch das Beispiel der Liebe, Achtung und Milde, welche du ihnen gibst und von ihnen fordern kannst; entferne allmälig den Ton der Rohheit aus den Gesprächen, den Geist der Lieblosigkeit aus allen Handlungen. Veredle deine Verhältnisse zu deinen Mitbürgern und Vorgesetzten; meide unsittliche Gesellschaften, erwirb dir durch Anmuth und Dienstfertigkeit des Betragens die Freundlichkeit und Zuneigung der Bewohner deines Ortes; sei der Erste, der Hilfe anbietet, der Letzte, der Hilfe begehrt; werde in deiner gegenwärtigen Lage der Beste, so wirst du das Beste haben: Seelenruhe, Zufriedenheit mit Gott und deinem Schicksal, der Menschen Gunst, der Vorsehung Segen!

Glücksgaben sind aber jederzeit Gottesgaben, und Gott gibt dir so viel an äussern Gütern, als dir zu deinem und zu Anderer Besten wohlthätig sein können. — O du, des Staubes Wurm, meistere die Allweisheit nicht in den Maßregeln, die sie zum Heil ihrer Welt ergriff; zweifle nicht an der Unendlichkeit ihrer Liebe; wanke nicht in deiner Zuversicht an ihre Fürsorge, die deiner schon gedacht hat, ehe du warst.

Sei mit dem, was dir die Gottheit aus der Fülle ihres Segens zukommen ließ, ein weiser Haushalter, und über das Wenige getreu, welches sie dir anvertraute. Es wird der Tag der Rechenschaft, es wird der Tag deines Lohnes kommen. Es wird unvermuthet dein frendiges Schicksal dir erscheinen und sagen: Der Herr spricht zu dir, du frommer und treuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freuden! (Matth. 25, 23.)

Sei mit den Gaben des Glücks ein treuer Haushalter, bewahre sie vor Mißbrauch. Zerrütte deine Gesundheit nicht durch Wollust, Weichlichkeit und Uebermuth; zerrütte dein Vermögen nicht durch Verschwendung, Unordnung und träges Leben; verwende deine Verstandeskräfte nicht zu unnützen, thörichten Dingen, aus denen kein Heil entspringt; gebrauche dein Amt, dein Ansehen, deinen Einfluß nicht bloß, um vor der Welt in Stolz und Eitelkeit zu glänzen: sondern was du des Guten empfangen hast, ein jedes sei ein Pfund, mit dem du zum Wohle der Welt, zur Freude deiner Familie, deiner Mitbürger wuchern sollst.

Urquell aller guten und vollkommenen Gaben, gnadenvoller, an Güte und Barmherzigkeit unendlicher Gott, weiser Ordner der Welt, Vater der Welten, Vater aller Völker, o mein Vater! Keins Deiner Geschöpfe hast Du vergessen; Jeglichem gabst Du das Vermögen, sich selbst und Andere zu beglücken. Wunderbar mannigfaltig sind die Gaben, die Du vertheilest; aber eben durch diese Mannigfaltigkeit knüpftest Du Völker an Völker, Menschen an Menschen; dadurch hast Du sie alle für einander zum Bedürfniß gemacht, und die Sterblichen zu gegenseitiger Freundschaft und Verpflichtung geleitet. Die Gaben des Einen sind des Andern Bedürfniß; und wo Einer Noth leidet, kann der Andere helfen. Keiner hat Alles, Keiner ist vollkommen, Keiner soll des Andern entbehren können. Und indem Jeglicher dienet dem Andern mit der Gabe, die er empfangen hat, ist die Wohlfahrt Aller angeordnet.

Genügsam mit dem, was Du auch mir und den Meinigen gewährt hast, wollen wir, fern von jedem Mißbrauch Deiner Gaben, den höchsten Gewinn daraus ziehen: Beförderung allgemeiner Zufriedenheit und Glückseligkeit. Was hilft uns die höchste Fülle von Glücksgütern, wenn wir sie nicht mit Weisheit zu benutzen verstehen! Auch mit Wenigem können wir reich sein. Wer aber Dich im Herzen hat, o Gott, ist reich, ohne Untergang.

130.

Das Urtheil der Welt.

Ephes. 4, 22—32.

Die Menschen richten nach dem Schein,
Nach eigner Leidenschaften Reize;
Die heut' ein Hosianna schrei'n,
Sie schleppen morgen dich zum Kreuze.

In unserm eigenen Busen wohnt
Ein Richter, welcher, unbestochen,
Schon oft den frommen Sinn belohnt,
Oft meiner Lust den Stab gebrochen.

Und wird auch kein Gewissen laut,
Ein Andrer lebt, ein Andrer richtet,
Der durch des Herzens Tiefen schaut,
Und die gehelmsten Thaten sichtet.

Du bist's, o ew'ger Richter, Gott!
Könnt' ich vor Dir unsträflich leben,
Dann dürft' ich vor der Menschen Spott,
Wohl mir! dann selbst vor Dir nicht beben!

Mancher, der aus Erfahrung weiß, wie wankelmüthig und unzuverlässig das Urtheil des großen Haufens ist, trägt kein Bedenken, sich stolz über dasselbe hinwegzusetzen, und zu thun, was ihm beliebt, ohne sich um Anderer Meinung von ihm zu bekümmern. Noch Mehrere aber, und gewiß die Meisten, setzen wieder in das Urtheil der Welt einen allzugroßen Werth, sind allzu empfindlich gegen die gute oder üble Meinung, die man von ihnen hegt, und thun am Ende mehr, um Andern zu gefallen, als ihnen selbst heilsam ist.

Dies nun ist eine Hauptquelle von mancherlei Unzufriedenheit unter den Menschen. Die Ruhe vieler Einzelnen und das Glück vieler guten Familien ist dadurch gestört. Noch täglich entspringen aus unserer allzugroßen

Empfindlichkeit gegen die Urtheile Anderer über uns Spannungen, Streitigkeiten und gramvolle Augenblicke.

Wir würden manche bittere Stunde des Lebens weniger gehabt haben, und noch jetzt weniger leiden, wenn wir uns von dem Urtheile der Welt einen richtigen Begriff gemacht hätten.

Allein, leider geschieht so allgemein das Gegentheil! Und so viel unangenehme Tage wir uns auch durch unsere Empfindlichkeit zugezogen haben, bringen wir doch selbst den Kindern in früher Jugend schon eine allzuhohe Vorstellung vom Werthe der öffentlichen Meinung bei. Was thun wir? Ach, wir bereiten auch unsern Kindern unvorsichtig genug eine böse Zukunft, und leiten sie, gewiß gegen unsern Willen, auf falsche Wege. Täglich hören wir hie und da zu Kindern sagen: „Was werden die Leute davon denken?“ Selten oder nie flüstert eine gute Mutter ihrem Kinde zu: „Was wird der allwissende Gott von dir urtheilen?“

Diese Redensart: Was werden die Leute sagen! hat sich von Kindheit an unsers Gemüths bemächtigt. Daher kommt es, daß es uns noch mehr darum zu thun ist, gut zu scheinen, als gut zu sein; daß wir neugieriger auf den Ausspruch der Welt, als auf die Stimme unsers Gewissens horchen; daß wir uns schon beruhigen, wenn die Menschen vortheilhaft von uns denken, unbekümmert, ob wir auch mit dem himmlischen Richter eben so gut stehen.

Elender Nothbehelf schwacher Seelen! — Einst an unserm Sarge verstummen die Urtheile der Sterblichen, aber das Urtheil des Weltrichters verstummt nicht. Das gute Zeugniß der sich leicht blendenden Menschen hilft uns nichts vor dem, der die Herzen prüft, und dessen furchtbare Allwissenheit von keiner Täuschung hintergangen werden kann. Das Urtheil der Welt gründet sich bloß auf den Anblick der äussern Dinge; denn wie mag das Auge der Menschen in die Geheimnisse der Herzen schauen? Es richtet nur den Schein, und zieht Folgerungen aus demselben. Wie oft kann es da betrogen werden! Die Menschen machen immer nur ihre eigenen Einsichten, ihre eigenen Neigungen zum Maßstab, womit sie die Handlungen Anderer messen. Wie unzuverlässig ist dieser Maßstab!

Wenn man also weiß, aus welchen unlautern Quellen das Urtheil der Welt fließt: kann man demselben einen so hohen Werth beilegen? Wie oft ist nicht schon der tugendhafteste Mensch von seinen Mitbürgern schmerzlich verkannt worden? Wie oft haben nicht die Zeitgenossen einen Mann verlästert und verachtet, dem die dankbaren Nachkommen Ehrensäulen auf dem Grabe errichteten? Wie oft ist nicht ein Anderer noch bis zum Sterbebette hochgepriesen worden, von dem erst nach dem Tode die Schandthaten eines vollendeten Bösewichts offenbar wurden? Palmen streute das Volk einst dem göttlichen Erlöser, und mit feierlichen Gesängen begrüßte es seinen Einzug in Jerusalem; und eben dieses Volk schrie dann wieder das gräßliche: „Kreuzige! Kreuzige ihn!“ auf ihn herab. — Wie manche Unschuld hat nicht selbst durch die Kurzsichtigkeit der Richter auf Erden im Gefängnisse verschmachten, und statt der Ehrenkrone das Blutgerüst sehen müssen?

Aber da es ebenfalls sehr gefährlich ist, uns mit stolzer Verachtung in allen Fällen über die Meinungen Anderer von uns hinwegzusetzen; da es uns nie gleichgültig sein darf, bei unsern Mitbürgern in gutem oder bösem Rufe zu stehen, indem wir oft nur dann erst Gutes thun und nützlich sein können, wenn man uns das Gute zutraut — so wird dem Christen die Frage wichtig: Wie soll ich mich bei dem Urtheile der Welt verhalten, es gehe nun über Andere oder mich?

Zuerst will ich bedenken, was ich als Christ zu thun habe, wenn die Welt über meine Freunde, Verwandten und Bekannten ihr Urtheil fällt. Denn derselben Wohl und Wehe ist mir nicht gleichgültig; ich lebe mit ihnen in Verbindung, und leide mit ihnen, wenn sie leiden müssen.

Wenn über einen deiner Bekannten eine gewisse Meinung herrschend wird, die seinem guten Namen Gefahr bringen kann, so forsche erst nach, wer der Urheber der übeln Gerüchte sei. Hast du einmal die Quelle entdeckt, so wirst du leicht wissen, ob sie lauter oder unrein sei; aber meistens ist dies schwer zu errathen. Meistens sind ungünstige Urtheile nur elende Nachsprechereien müßiger und geistloser Menschen, welche schadenfroh, oder um sich wichtig zu machen, dasjenige wieder glauben, was sie irgendwo gehört oder übel verstanden haben. Meistens ist es der versteckte Haß, oder der geheime Neid, oder die verächtliche Spottsucht schlecht erzogener Leute, oder die Schadenfreude, welche von Diesem oder Jenem etwas Böses gemuthmaßt hat, und die pöbelhafte Leichtgläubigkeit gibt mit geschwätziger Zunge die unanständige Vermuthung als eine Wahrheit wieder aus.

Darum hüte dich, blindlings in das Urtheil der Welt einzustimmen, um dich ihrer Schuld nicht theilhaftig zu machen. Richte nicht, Gott wird dich wieder richten, und mit dem Maße, mit welchem du misset, wird dir wieder gemessen werden (Matth. 7, 2.) Höre das Urtheil der kurzsichtigen Menschen, aber glaube ihm nicht sogleich, und noch weniger hilf dasselbe ausbreiten, wenn du nicht ein verächtliches Werkzeug der Verleumdung zu sein Lust hast. Schweige nicht, wo man sich mit lachender Miene oder voll scheinheiligen Bedauerns nachtheilige Meinungen über den Nächsten erlaubt. Nein, schweige nicht, sondern rede das Gute, das Lobenswürdige, was du irgend von ihm weißt. Sei du, so viel du es sein kannst, sein Fürsprecher, der ihn entschuldigt, wenn er ihn nicht ganz rechtfertigen kann. Siehe, deine Sanftmuth, deine Güte wird den Verleumder selbst für dich einnehmen, indem er fühlt, du werdest bei anderer Gelegenheit auch ihm das Wort reden. Du wirst die dankbare Liebe dessen erregen, der durch dich mitten unter Lästerungen schonungsvoll behandelt und geehrt ward.

Ach, wie unzuverlässig ist das lieblose Urtheil der Menschen, und wie bitter ist die Thräne des Grams, welches aus dem Auge verleumdeter Unschuld fällt! Daß du noch in deinem Leichtsinn nie an solchen Gesprächen den schlechten Theil genommen hättest; daß keine jener Thränen auf deiner Seele brennen möge!

Aber auch denjenigen prüfe, den das Urtheil der Welt so hart richtet. Erforsche, wodurch er in seinem Betragen zu der ungünstigen Meinung von sich Anlaß gegeben habe. Ist er dein Freund, dein Bekannter, gehe zu ihm, mache ihn selbst mit zärtlicher Schonung aufmerksam auf die Welt und auf sich. Und findest du ihn unschuldig, so habe Muth genug, der

Beschirmer seiner Unschuld zu werden. Tritt hervor und vernichte die Verleumdung, doch schone liebreich des Verleumders, wenn es die Umstände gestatten. Ziehe die Wahrheit an das heitere Tageslicht, und berichtige du das Urtheil der Welt.

Findest du eine verleumdete Unschuld, eine verkannte Tugend, sei, wo du es kannst, der Retter ihrer Ehre, zerstreue die falsche Meinung. Richte dich nicht nach dem Urtheil der Welt, und bleibe dem Verkannten treu. So that Jesus Christus. „Er geht mit Zöllnern und Sündern um!“ sprach verächtlich die Welt. Jesus aber hörte die Stimme seines Vaters, nicht die Stimme der Welt.

Vorsichtig aber vermeide auch den Umgang desjenigen, der unter seinen Mitbürgern allgemein in übelm Rufe steht, und welchen du nicht genauer kennst. Und hindern dich deine Verhältnisse, daß du diesem Umgange nicht ausweichen kannst, so scheue dich vor nähern Verbindungen. Denn böse Gesellschaft verdirbt unvermerkt gute Sitten, und traue deiner Jugend nicht allzugroße Kraft zu, verführerischen Beispielen und Worten lange zu widerstehen. Fliehe die Versuchung; wer sich selbst in Gefahr begibt, kommt leicht darin um.

Siehst du, daß deine Bekannten und Freunde Unanständigkeiten liebgewinnen, und das Gerede der Welt worden; siehst du, daß deine Bitten, deine Warnungen sie nicht zurückbringen: dann habe Muth genug, dich von ihnen loszusagen. Dies ist die erste Strafe ihrer Thorheit, daß sie sich von guten Menschen verlassen sehen. Sprich, wie David: ich will nicht sitzen, wo die Spötter sitzen und die Ungerechten. (Ps. 1, 1. 2.)

Nicht nur wirst du dein eigenes Herz retten, sondern auch deinen guten Ruf, der dir so heilig sein muß, als du ohne ihn deinen Mitbürgern nicht nützlich sein kannst. Es ist dir Pflicht, den Namen, welchen du von deinen Vätern ererbtest, rein und ohne Tadel zu bewahren.

Darum aber kannst du auch nicht gleichgültig bleiben, wie du dich zu verhalten hast bei dem Urtheile der Welt über dich selbst.

Vor allen Dingen erinnere dich, wenn du sonst ein reines Gewissen hast, beständig daran, wie unbeständig die Menschen in ihren Meinungen sind; wie sie morgen eben das loben können, was sie heute verachten; wie sie nur immer vom Schein geblendet werden, und selten auf das Wesen der Sache sehen. Mache also das Urtheil der Welt nie zu deinem Abgott, sondern nimm es für das, was es ist, und nicht für mehr, so wirst du dir manchen geheimen Verdruß ersparen, und nie der Spielball fremder Launen werden.

Bist du in dir selbst von der Redlichkeit deines Sinnes, von der Rechtlichkeit und dem guten Zweck deiner Unternehmungen überzeugt, so laß die Menschen immerhin schreien und tadeln. Gehe muthig deinen Weg fort, begleitet von Gottes Beifall und einem fröhlichen Gewissen. Mag dich auch die ganze Welt verkennen: Gott verkennt dich nicht. Mußt du um der gerechten Sache willen Hohn, Verfolgung, Spott und Verleumdung leiden: laß dich dieses Alles nicht anfechten; ohne Kampf ist kein Sieg! Der Beifall Gottes und deines Gewissens hält dich schadlos für die Bosheit deiner Neider, deiner Verfolger.

Wie viele segensvolle Werke, wie viele nützliche Einrichtungen, wie viele preiswürdige Stiftungen würden wir noch am heutigen Tag entbehren, wenn die edeln und standhaften Männer, denen wir solche zu verdanken haben, sich hätten durch das Geschrei der unwissenden Menge leiten lassen! Spotte des Urtheils der Welt, und blicke voll hohen Muthes auf Gott, wenn du das Gute thun willst.

Nur kleinmüthige Seelen lassen sich von dem Urtheil der Welt verführen, nicht so viel Gutes zu stiften, als sie sich oder Andern stiften können. Nur schwache Menschen, ohne Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, ohne Vertrauen auf eigene Kraft, wollen lieber den blinden Sterblichen, als dem allsehenden Auge Gottes, gefallen.

Und dieser Unglücklichen sind Viele, denen das Urtheil der Menschen wichtiger, als das Urtheil Gottes ist. Hier erröthet ein Irrender, seinen begangenen Fehler einzugestehen, eine andere Lebensart anzufangen, und beharrt aus Stolz auf einem bösen Wege, der ihn früh oder spät zum Abgrunde führt. Er will vor der Welt nicht lächerlich werden, er will einigen seiner Feinde den Triumph nicht gönnen über sich, und lieber den Fluch seines Gewissens und die Reue der Ewigkeit tragen. Er geht hin und verübt eine neue Untreue, um den ersten Fehltritt zu verheimlichen; er geht hin und streckt die Hand zu einem Verbrechen aus, um die begangene Untreue zu verhüllen, und verwickelt sich in ein Netz von Vergehungen, aus dem er nie wieder hervortritt. Er fürchtete den Spott der Welt, und machte sich nun zu ihrem Abscheu.

Dort treibt ein Anderer, um eine günstige Meinung für sich zu behalten, einen Aufwand, der den Kräften seines Vermögens nicht angemessen ist. Er will mehr scheinen, als er ist. Er opfert dem Urtheile der Welt den Wohlstand und das Glück seiner Familie auf, opfert ihm seine eigene Zufriedenheit und innere Ruhe auf, bis seine Kraft erliegt, und er die Verachtung und das Mitleiden Aller ist.

Wie manchen Unglückseligen, dem von Jugend auf die Meinung der Menschen allzuwichtig gemacht worden, hat die Furcht vor derselben zur Verzweiflung, ja zum blutigen Selbstmorde getrieben!

Nein, mein Herz, so lange du Gottes Blick nicht zu scheuen hast, zittere nicht vor dem Blick der Menschen. Auch den Edelsten, du weißt es ja, hat die Verleumdung getroffen; und vor geschwätzigen Lästerzungen ist keine Unschuld geborgen.

So schwankend und beständig aber immer auch das sein mag, was die Welt von dir spricht, bist du darum doch nicht verpflichtet, geduldig Ungerechtigkeiten zu tragen, wenn sie dir die Achtung guter Menschen rauben könnten. Du bist es ihnen, du bist es dir, du bist es den Deinigen schuldig, deinen guten Ruf zu retten, wenn er durch Verdächtigungen von Verbrechen und Lastern angegriffen wird. Stillschweigen würde einem Geständnisse gleich gelten, als ob das Gerücht von dir die Wahrheit verkünde.

Der gute Name ist ein Vermächtniß, welches du von den Vorfahren erhalten hast, und deinen Enkeln unentweiht hinterlassen sollst. Er ist es, der für dich schon um das Vertrauen der Fremdlinge wirbt, ehe du sie selbst angeredest hast. Er schreckt die Lasterhaften aus deinem Kreise, und führt dir die Freundschaft der Edeln zu. Er

gewinnt dir das Zutrauen deiner Mitbürger, und macht dich, wenn du schwach bist, mächtig; wenn du arm bist, vermögend, wenn du unglücklich bist, zum Gegenstande allgemeiner Theilnahme. Die Ehre eines unbefleckten Namens ist ein Kleinod, köstlicher als jeder Reichthum. Der ist ein Bettler mitten unter Schätzen, welchen die Schande befleckt. (Spr. Sal. 22, 1.)

Ueberhaupt aber sorge auch dafür, daß du dich selbst nicht dem Urtheil der Welt bloßstellest. Wohl dem, der unbemerkt in stiller Dunkelheit leben kann, und dessen Name nur von wenigen treuen Freunden genannt wird! Denn nur zu gern zischt die giftige Zunge des Neides in hundert Winkeln dem entgegen, welchen eigenes Verdienst, oder ein glücklicher Zufall, emporhebt.

Die meisten Menschen denken und sagen noch lieber Uebels von uns, als daß sie uns selbst Böses anthun. Darum biete durch dein Betragen auch nicht dem Urtheil deiner Mitbürger Hohn, und verachte nicht, was ihnen ehrwürdig scheint. Stelle dich ihnen gleich, und sei kein Sonderling, der sich muthwillig zum Gerede Aller macht. Du wirst das Urtheil der Welt über dich mildern, wenn du gegen unschädliche Vorurtheile schonend handelst.

Prüfe dich selbst, wenn du fühlst, daß die Herzen deiner Mitbürger gegen dich erkalten, ob du einen Fehler trägst, der dir in ihrer Achtung schadet. Und entdeckst du ihn, wohl, dann sei muthig genug, ihn abzulegen. Jeder Fehler befleckt dich; und muthwillig die Achtung des Mitbürgers, das Vertrauen und die Gewogenheit der Bessern im Volke zurückstoßen, ist ein Hauptfehler. Du beraubst dich eines großen Mittels, Gutes zu stiften und froh unter guten Menschen zu leben.

Wisse, das Urtheil der Welt, wenn es gegründet ist auf einen deiner Fehler, ändert sich nie, und pflanzt noch Schandsäulen auf deinen Grabhügel. Wisse, daß auch Könige sich vor der Gewalt der öffentlichen Meinung beugen müssen, wenn die Wahrheit aus dem Munde derselben spricht. Wisse, daß in diesem Falle das Urtheil der Welt die furchtbarste Richterin der Tirannen, die ehrwürdigste Rächerin der Tugend, und die schwerste Geissel über dem Haupte desjenigen Bürgers ist, der Ungerechtigkeiten übt, die keinen andern Richtstuhl finden.

Besiege deine Fehler, deine anstößigen Gewohnheiten, deine unerlaubten Neigungen; dann erst hast du deine Feinde besiegt, und die Zungen der Welt werden von dir schweigen.

Und weißt du es nicht, wodurch du die Achtung der bessern Menschen verlorst, wodurch du die Herzen deiner Bekannten zurückstießest: fordere deinen rechtschaffensten Freund auf, daß er dir sage, was man von dir halte und warum man dich tadle. Und fürchtet er, dich zu kränken, täuscht sich seine Freundschaft selbst, so höre die Worte deines Feindes; er wird die Wahrheit reden, wenn gleich mit Vergrößerung deiner Fehler.

Nie fühlt die Unschuld heller ihren Werth, o mein Gott, als wenn sie verkannt ist, und dem Kummer preisgegeben wird. Ach, daß ich vor Dir, Allwissender, nur rein und schuldlos sein möchte, wie süß sollte mir dann der Kelch des Lebens sein!

Es sind Menschen, die mir nicht wohlwollen. Auch der Geringste unter ihnen kann mir schaden, auch den schwächsten Feind soll man nicht verachten. Aber wie? habe ich mir denn auch schon Mühe gegeben, die Achtung meiner Feinde zu verdienen? habe ich schon Schritte zur Aussöhnung gethan? Muß ich nicht selber vor Dir, o Allwissender! bekennen, daß mein Herz nicht ganz frei von Haß und Zorn gegen sie sei?

Hinweg mit diesen lasterhaften Empfindungen aus einem Herzen, das ich Dir geheiligt habe, du Alleinheiliger! Erst will ich gut und edel sein, dann durch Großmuth und Güte diejenigen entwaffnen, die mich hassen.

Dazu hilf mir, o mein Gott! Dein heiliger Geist durchdringe mein Inneres, und das Bild des schuldlos leidenden Jesus erhebe meinen Muth!

Wehe! über mein Sterbebett rausche nie der Fluch eines Unversöhnten; meinem Sarge schleiche die Thräne keines Menschen nach, den ich im Leichtsinn oder aus Schadenfreude verkleinert und verleumdet hatte.

Herr, mein Gott, mein Richter einst! schonend will ich die Schwächen meines Nächsten betrachten, sanft verbessern, nicht erbittern. — Richte gnädig einst über mich! Amen.

131.

Vorurtheil für und wider Neues.

1 Thess. 5, 21.

Die Welt ist Gottes Werk und gut,
Und seine Huld auf allen Wegen;
Er liebet uns, und was er thut,
Wird selbst im Schmerze unser Segen.
Der Schmerz erhebt uns und die Noth
Vom Irdischen empor zu Gott.

Der Pflanze gab er Wunderkraft,
Dem Erdengrunde zu entblühen;
Dem Thiere ohne Wissenschaft
Geheimen Trieb, Gefahr zu fliehen.
Nackt steigt der Mensch aus Gottes Hand;
Ihm gab er höheren Verstand.

Verstand, der Alles forschend prüft,
Die Hilfen selber zu erfinden,
Und, wie im Balsam, auch im Gift
Des Schöpfers Weisheit zu ergründen,
Und überall in Lust und Weh'n,
Des Vaters Liebe zu versteh'n.

Als der Messias aus seiner Verborgenheit nach langen Vorbereitungen auf sein großes Unternehmen hervortrat, um die Menschen von den Fesseln des Irrthums und der Sünde loszuketten, ward er von den Leuten als eine ganz fremdartige Person angestaunt, und mit sehr verschiedenen Empfindungen aufgenommen. Anfangs war es die Neugier überhaupt, welche ihn immer mit einer zahlreichen Menge Zuhörer umringte. Dann kamen die, welche als Freunde ihres von den Römern unterjochten Vaterlandes glaubten, er habe den Entwurf, eine große Staatsumwälzung vorzubereiten, sich an die Spitze des verzweifelten Volkes zu stellen, das Reich Juda und Israel wieder frei zu machen, und den erloschenen Glanz des alten Jerusalems zu verjüngen. Er erschien mächtig in That und Wort. Seine wunderbaren Heilungen der Kranken erregten eben so großes Aufsehen, als seine heiligen Lehren. Viele Leidende von nahe und fern kamen herbei, von ihm Rettung zu erbitten. Der große Hanse,

ergötzt durch das überraschende Schauspiel, achtete weniger seiner Predigt, als seiner Thaten, und wollte nur immer neue Wunder von ihm sehen. Als er aber den Einen erklärte, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei; den Andern bedeutete, daß ihre Begierde, Zeichen und Wunder zu erblicken, ihm mißfalle, weil sie dennoch ohne Glauben blieben, veränderte sich die öffentliche Stimmung, und das Vorurtheil erhob sich gegen die Göttlichkeit seiner Sendung und seiner Lehre.

Die Ausleger des mosaischen Gesetzes, Pharisäer und Schriftgelehrte, betrachteten ihn sogleich als ihren persönlichen Gegner und als den Feind der Religion, ohne nur Inhalt und Werth seiner Lehre zu kennen. Es war umsonst, daß Christus ihnen wiederholt sagte: Ich bin nicht gekommen, das Gesetz Mosis aufzulösen, sondern es zu erfüllen; sie blieben seine Gegner und ihren vorgefaßten Meinungen treu. — Andere fingen an, mit gleichem Vorurtheil seine Wunderwerke zu beurtheilen. Voll des alten jüdischen Aberglaubens, wähnten sie, er sei mit dem Teufel im Bunde. Es war umsonst, daß er ihrer Vernunft den Widerspruch deutlich machte, indem er sagte: Ich treibe die Teufel aus, wie mag ich mich mit ihnen verbinden? — Noch Andere hatten schon aus dem Grund ein Vorurtheil gegen Jesum, weil sie seine geringe Herkunft anstößig fanden, und ihn vielleicht aus seiner Jugend kannten, da er ihnen nichts Ausserordentliches zu verheißen schien. „Ist dieser nicht des Zimmermanns Sohn von Nazareth?“ fragten sie.

Die Macht des Vorurtheils war so groß, daß Jesus Christus, ungeachtet seiner lichtvollen Offenbarungen, ungeachtet seines tugendvollen, wohlthätigen Lebens, ungeachtet aller Wunder, die er gethan, am Ende seiner Laufbahn nur sehr wenige treue Anhänger und Bekenner behielt.

Nicht minder schädlich wurden nachmals die Vorurtheile der Juden sowohl, als der Heiden, einer schnellen Verbreitung der göttlichen Lehre des Herrn.

Wenn das Herrliche durch das Vorurtheil so viel zu leiden hatte: dürfen wir uns wundern, wenn auch das geringere Gute und Nützliche immer darin seinen stärksten Widersacher findet? Der Mensch ändert seine Natur nicht, und wie er vor Jahrtausenden gewesen, ist er noch heute, mehr durch den Eigensinn einer selbstsüchtigen Neigung, oder durch Anhänglichkeit an seine Gewohnheiten, als durch gründliche Ueberzeugung von gewissen Wahrheiten geleitet.

Was ist ein Vorurtheil? — Jede Meinung ist es, die ich vom Werth oder Unwerth einer Sache fasse, bevor ich dieselbe kenne. Vernünftiger Weise sollte man nicht eher etwas loben, bis man vom Lobenswürdigen hinlänglich unterrichtet ist, und sollte nichts verwerfen, bis man vollen Grund dazu hat. Aber das war von jeher der Menschen Schwachheit, zu preisen und zu verdammen, zu lieben und zu verachten, nicht nach dem, was Erfahrung und Wirklichkeit lehrten, sondern was eigene Einbildung vorspiegelte. Der Eigennutz vertritt nur allzuhäufig die Stelle des Rechts, und blinde Gewohnheit ersetzt den versäumten Gebrauch des Verstandes.

Wohl tadle ich diese Verirrungen; aber bin ich denn selbst von ihnen frei? Geschieht es nicht zuweilen, daß ich gegen irgend eine Sache schon deswegen eingenommen bin, weil sie Sache dieses oder jenes Menschen ist? Begegnet mir es denn nicht, daß ich zuweilen wider die eine oder die andere mir fast unbekannte Person gestimmt bin, ohne daß ich dazu die geringste Ursache habe? Bin ich auf diese Weise nicht selber der Sklave einer vorgefaßten Meinung, und kann ich nicht Gefahr laufen, das Opfer eines großen Irrthums zu werden? Gott gab mir den Verstand, warum verläugne ich ihn?

Denn jedes Vorurtheil ist Schwäche oder Mangel des Verstandes, und folglich schon dadurch für den Menschen entehrend. Das Thier handelt nach Eingebung dunkler Gefühle und Neigungen; ihm gebricht die Kraft, zu forschen, zu prüfen, zu überlegen und zu wählen. Das Thier handelt nach angenommenen oder ihm durch Menschen beigebrachten Gewohnheiten, es wird dadurch gewissermaßen zu einer Maschine, die willenlos ihren bezeichneten Gang verrichtet. Darf der Mensch, durch Verzichtleistung auf das Licht des Verstandes, dem Thier gleich werden, ohne sich an seinem Schöpfer zu versündigen?

So entehrend jedes Vorurtheil für die menschliche Würde ist, so verderblich kann es oft werden, wenn wir uns durch dasselbe zu Handlungen verleiten lassen. Vorurtheil ist Verstandesabwesenheit: ohne Verstand, nach leeren Einbildungen handeln, kann es ersprießlich sein? Viele nützliche Dinge, die uns Vortheil mancher Art bringen, die uns oder den Unsrigen das Leben retten würden, verwerfen wir aus Vorurtheil, und wählen das Schlechtere. Manche rechtschaffene Person, deren Verbindung mit uns viel Gutes gestiftet haben würde, ward vermieden und zurückgestoßen aus Vorurtheil; dagegen haben wir zu Gunsten Anderer vorgefaßte Meinungen, und bringen uns durch sie in Schaden.

Jeder Mensch wird häufiger durch sich selbst betrogen, als durch Andere. Weniger Feindschaften würden in der Welt sein, weniger Freundschaften gebrochen werden, weniger Ungerechtigkeiten gegen Unschuldige begangen werden, wenn wir uns mehr durch verständige Ueberlegungen als leichtsinniger Weise durch die erste beste, böse oder gute Einbildung vom Werth der Personen leiten liessen, mit denen wir in Berührung kommen. Das Vorurtheil ist demnach eine Quelle von mancherlei Sünden, und Sünde selbst. — Irren zwar ist menschlich, und Fehlen aus Irrthum verzeihlich vor Gottes Augen.

Auch nach sorgfältigen Ueberlegungen können wir, von irgend einem Schein geblendet, oder indem wir irgend einen kleinen Umstand übersahen, in Irrthum gerathen. Aber nicht überlegen, und dennoch urtheilen und handeln, dies ist sträflich. Davor warnt die heilige Schrift, davor die eigene Vernunft.

Vorurtheil offenbart sich in der absprechenden Meinung von Dingen, die wir noch nicht hinlänglich kennen; folglich am meisten bei Allem, was neu ist. Ein großer Theil von Menschen, gefesselt von seinen einmal angenommenen Begriffen und Gewohnheiten, und zu bequem, das ihm Unbekannte genau zu untersuchen, ist schon deswegen voller Vorurtheile gegen alles Neue, weil es neu, und gegen alles Fremde, weil es fremd ist. Leute dieser Art pflegen gewöhnlich die Weisheit der Alten zu preisen, nicht weil sie davon, und daß deren Einrichtungen wirklich besser als neuere sind, überzeugt wären, sondern weil sie ihrer Trägheit im Selbstdenken eine Lobrede hal-

ten möchten. Sie wünschen neben dem verhehlten Mangel eigener Einsicht zugleich den Ruhm der Einsicht zu genieſſen, und tadeln und verfolgen den, der das Neue annimmt, weil jeder derselben ihrem Verstande einen Vorwurf zu machen scheint.

Man darf jedoch auch nicht glauben, daß die, welche Neuerungen irgend einer Art mit Begierde ergreifen und bekennen, dabei immer vorurtheillos sind. Sie werden nicht selten eben so blind von vorgefaßten Meinungen geleitet, als die trägen Anhänger des Herkömmlichen. Es gibt viele Menschen, die das Neue lieben, weil es neu ist, oder die es annehmen, um sich damit vor dem großen Haufen auszuzeichnen, oder sich das Ansehen der Vorurtheilosigkeit und des freien Selbstdenkens zu geben. Indem sie nun dem Neuen schon geneigt sind, ehe sie sich noch durch hinreichende Erfahrungen über den Werth desselben belehrt haben, sind sie dem Vorurtheil, dessen Schein sie meiden wollen, so blindlings hingegeben, als es viele ihrer Gegner sind. So erblicken wir in der Welt häufig den Streit erhitzter Parteien über Gegenstände, die beiden Parteien in Werth und Folgen nach sehr unbekannt sind. Sie fechten nicht um die Sache, sondern um selbstgemachte Einbildungen von derselben, bieten allen Scharfsinn und Witz zur Vertheidigung ihrer vorgefaßten Meinung auf, und können sehr natürlich ihre Widersacher weder eines Bessern belehren, noch eines Bessern von ihnen belehrt werden.

Obgleich ein Irrthum so verderblich als der andere sein kann, ist doch derjenige noch leichter zu entschuldigen, welcher aus Liebe zum Bekannten und Gewohnten entspringt. Wiewohl damit die Einführung und Verbreitung manches Vortrefflichen sehr verhindert, und der Genuß manches nützlichen verspätet wird, ist doch verzeihlich, wenn man nicht leicht das Gewisse für das Ungewisse hingibt Zudem hat nicht Jeder Muth, Vermögen oder Kenntnisse genug, die Erfahrungen über das Neue und dessen Werth selber anzustellen. Es ist also ein bedächtiges Erwarten der Folgen von Versuchen billig, die von Andern angestellt werden; es ist löblich, wenn dieses Treuverbleiben beim Herkömmlichen nicht blindes Vorurtheil gegen alles Neue, sondern nur ein Zurückhalten des eigenen Urtheils ist.

Prüfet Alles, und das Gute behaltet! (1 Thes. 5, 11.) sagt das göttliche Wort, und der Christ empfängt damit die ihm angemessenste Stellung in Beurtheilung fremder Gegenstände: erst Prüfung, dann Urtheil und Wahl!

Es gibt Vorurtheile, welche theils durch Alterthum, theils durch große Verbreitung das Ansehen unbezweifelbarer Wahrheit empfangen haben. Denn, wer könnte es läugnen: Irrthümer vererben sich so leicht, als Wahrheiten. Dergleichen herrschende Vorurtheile sind am gefährlichsten, weil sie nicht mehr für Vorurtheile, sondern für erlernte Wahrheiten geachtet werden, als Grundsätze gelten, immer zu neuen Trugschlüssen leiten, und das Emporkommen der Wahrheit und alles Bessern dauerhaft hindern. Es gibt wenige Wissenschaften, wenige Künste und Handwerke, in welchen sich nicht irgend ein auf Treu und Glauben angenommener Irrthum, ein aus bloßer Achtung für das Alterthum beliebter falscher Stolz, ein wirkliches Vorurtheil eingeschlichen hätte. Selbst an religiösen Vorurtheilen gebricht es nicht. Um so wichtiger wird die Pflicht, daß wir überall den uns von Gott verliehenen Verstand anwenden; selber der Wahrheit nachforschen, wo wir Erfahrung oder Kenntniß genug besitzen, und nur in solchen Fällen auf das Urtheil Anderer uns verlassen, wo wir Ueberzeugung haben, daß sie gründlichere Einsichten haben, als wir. Prüfet Alles, und das Gute behaltet!

Kaum sollte man es glauben, daß auch Menschen dann noch ihren Vorurtheilen anhängen, wenn sie von der Irrigkeit derselben hinlänglich überführt sind. Und dennoch ist diese Art der Widersinnigkeit keine große Seltenheit. Bald übt Gewohnheit ihre schwer zu brechende Gewalt gegen ihre gesunde Vernunft aus, bald ein thörichter Eigensinn, bald eine andere Leidenschaft. Aber ist nicht jede Leidenschaft Quelle des Unsinns?

Eine solche Selbstverhärtung gegen das Wahre und Bessere ist eins von den schwersten Verbrechen an der Natur und an unserer eigenen Würde; ist geistige Selbstverstümmelung und Sünde wider den heiligen Geist, der vergebens auf uns zu unserm Heil einwirkt. Das Verbrechen wächst, je klarer die Erkenntniß des Irrigen, je hartnäckiger dessen Vertheidigung, je schädlicher für uns und Andere dessen Erfolg ist. Gott ist ein Gott der Wahrheit, und wir sollen ihm ähnlich werden. Gott ist ein Gott der Wahrheit; wer ihn liebt, der liebt auch die Wahrheit, denn sie stammt von ihm. So ist es des Christen Pflicht, die Wahrheit und das Licht zu befördern, auch dann, wenn dieselbe unsern eigenen leiblichen Vortheilen zum Schaden gereichen sollte. Jesus Christus verkündete die Wahrheit, und duldete darum der Welt Verfolgungen und den Kreuzestod. Es ist des Christen Pflicht, herrschende Vorurtheile zu vernichten und richtigere Erkenntnisse zu verbreiten, selbst auf die Gefahr hin, sich damit der Menschen Haß, statt ihres Dankes, zu verdienen. Denn wahrlich, der ist Jesu Jünger nicht, welcher recht und gut thun will um irdischen Gewinnes willen.

Inzwischen soll auch hier mit jener Bedächtlichkeit von uns gehandelt werden, die zu allen Zeiten das unterscheidende Kennzeichen wahrhaft weiser Menschen ist. Die beste Sache wird durch übereilten Eifer vernichtet. Es kann kein wahrhaft frommes Werk vollzogen werden, ohne reife Erwägung der obwaltenden Verhältnisse, der Zeitumstände und der Bedürfnisse. Nichts ist im wirklichen Leben überall und unbedingt gut. Du kannst mit Unbesonnenheit auch die Menschenliebe zur Mörderin, und die heilsamste Arznei zum Gift machen. Hier ist es, wo Jesu goldene Lehre gegenwärtig sein soll: Seid klug, wie die Schlangen, aber ohne Falsch, wie die Tauben.

Werde nicht Bekämpfer herrschender Vorurtheile, so lange du dich nicht überzeugt hast, daß die, welche von Vorurtheilen befangen sind, noch zu unmündig sind, die Wahrheit selbst zu fassen und auszusprechen. Ja, es gibt auch wohlthätige Vorurtheile, heilsame Irrthümer, so lange sie diejenigen nützlichen Wirkungen haben, welche in vollerm Maße die Wahrheit bei denen hat, die da fähig sind, sie zu begreifen. Reisse nicht etwa Minder-nützliches nieder, wenn du keine Sicherheit hast, das Bessere wirklich aufbauen zu können.

Glaube auch nicht, daß du mit wissentlichem Betruge die Menschen täuschest, wenn du ihnen ungestört gewisse Meinungen lässest, die nach deinen bessern Einsichten falsch sind. Zwar dir ist Pflicht, das Reich der Wahrheiten zu verbreiten, doch nur da, wo du sie zu

verbreiten Kraft und Möglichkeit hast. Aber zerstören heißt noch keineswegs aufbauen, und einen Irrthum niederreissen heißt noch nicht Wahrheiten aufrichten.

Allerdings haben Kinder viele irrige, oft höchst unwürdige Vorstellungen von Gott und den Schicksalen der Seele nach dem Tode. Allerdings hast du bei deinen reifern Kenntnissen und Erfahrungen Begriffe, die der Wahrheit näher stehen mögen. Bist du aber im Stande, deine Verstandesreife plötzlich den Kindern einzuflößen? Warum soll ich dich deshalb tadeln, oder einen wissentlichen Betrüger deiner Kinder schelten, wenn du ihnen Vorstellungen von Gott und Ewigkeit lässest, die zwar nicht deinen bessern Einsichten, wohl aber ihren geringen Vorkenntnissen angemessen sind. Genug, daß bei ihnen die kindischen Einbildungen von Gott eben das Gute bewirken, was bei dir die bessern Erkenntnisse. — Siehe, so sind auch Erwachsene oft den Kindern gleich; es gibt mancherlei Stufen der geistigen Ausbildung, und was für dich Irrthum und Vorurtheil ist, kann für Andere, nach Maßgabe ihrer Erziehung und Erfahrung, wohlthuende Wahrheit, das heißt, genaue Uebereinstimmung mit ihren ganzen Wesen, sein. Vielleicht wäre es dir wohl möglich, bei ihnen, was dir Vorurtheil ist, zu zerstören: aber bist du versichert, daß sie auch fähig sind, mit ihrem ungeübten Verstande deine höhere Wahrheit zu erfassen? Darum sei behutsam und entreisse dem Schwachen nicht die Krücke, ehe er Kraft gewonnen, ohne sie allein zu gehen. Kommt ihm die Kraft, wird ihm die Krücke von selbst lästig. Entwickelt sich der unmündige Verstand, wirft er beim ersten Schimmer besserer und höherer Einsicht den Irrthum von selbst zurück. Wer möchte wagen, Jesum, den göttlichen, liebevollen Lehrer, einen Volkstäuscher zu nennen, weil er nicht alle und jede bei dem aberglaubigen jüdischen Volk waltende Vorurtheile bekämpfte; oder weil er sogar, um nur von ihnen begriffen zu werden, zuweilen in der Sprache ihrer Vorurtheile redete?

Am behutsamsten vor Allem sollen wir in religiösen Dingen sein, wenn wir bei Andern Irrthum und Vorurtheil wahrzunehmen meinen. Denn jedes Alter, vom Kinde zum Greise, gestaltet sich seinen Glauben von göttlichen Sachen unvermerkt anders. Selbst das Temperament der Menschen, selbst der Himmelsstrich, unter welchem die Völker der Erde wohnen, gibt ihren religiösen Meinungen gleichsam eigene Farben. Gefahrloser ist es, Vorurtheile oder Irrthümer, die nicht so tief mit dem Innersten des Menschen, mit seiner ganzen Glückseligkeit verflochten sind, zu zerstören, auch dann, wenn man ausser Stand wäre, die den Irrthum ersetzende Wahrheit begreiflich zu machen.

Ungebildete Menschen sehen leichter das Nützliche, als die Wahrheit einer Sache ein. Jenes offenbart sich den Sinnen; die Wahrheit will erst durch Anstrengung des Geistes erkannt werden. In solchen Fällen wird allezeit rathsamer sein, das Vorurtheil der Menge, die sich nicht leicht von einmal gefaßten Einbildungen trennen läßt, durch Anschauung des Nützlichen im Neuen zu untergraben. Der ungebildete Mensch, wie das Kind, fürchtet, was er noch nicht kennt, betastet es nur schüchtern, will sich erst durch langen Anblick daran gewöhnen, und folgt nur dem Vorgang und Beispiel vieler Andern.

So sehen wir in unsern Tagen, daß beim gemeinen Mann lange und mächtig gewesene Vorurtheile gegen die wohlthätige Erfindung der Blitzableiter allgemach verschwinden; unfähig, einzusehen, wie die Eisenstange Kraft habe, den zermalmenden Strahl, indem er an der menschlichen Wohnung hinfährt, anzuziehen und unschädlich dem Erdboden zuzuführen, fürchtete der Unwissende, mit solcher Anstalt gegen die Allmacht Gottes zu freveln. Er baute gegen verwüstende Ströme Dämme, um seine Hütte wider die Fluth des Wassers zu schützen; er erfand und gebraucht Spritzen, um in ausbrechender Feuersbrunst seine Wohnungen nicht in Asche verwandeln zu lassen, ohne zu besorgen, durch solche Mittel der Selbsterhaltung den allmächtigen Gott und die allwaltende Vorsehung zu beleidigen. — Aber die Blitze des Himmels zu zähmen, schien ihm Vermessenheit, schien ihm eine Thorheit. Er tadelte es mit gottesfürchtigem Ernste, bis das Beispiel der Klügern und die Erfahrungen der Nützlichkeit sein Vorurtheil schwächten; da begriff er, daß Gottes Weisheit dem Menschen Verstand gab, sich gegen die Gefahren in der Natur zu verwahren, und daß Gebet und Gesang und Geläute geweihter Glocken eben so wenig die Wetterwolke mit ihren Blitzen, als die Wasserfluth ausgebrochener Ströme von den Wohnplätzen der Sterblichen abwehrt.

Längst schon war der Mensch, wenn sein Leichnam erkrankte, geneigt, sich heilsamer Arznei zu bedienen, ohne zu fürchten, dadurch dem Willen Gottes vorzugreifen. Der Kranke scheut sich nicht, seiner Gesundheit willen, freiwillig die Adern zu öffnen, oder Dinge zu geniessen, die er unter andern Umständen als wirkliche Gifte gekannt. Schon Sirach, der weise Mann, sprach: Ehre den Arzt mit gewöhnlicher Verehrung, daß du ihn habest zur Noth; denn der Herr hat ihn geschaffen, und die Arznei kommt von dem Höchsten, und Könige ehren ihn. Der Herr läßt die Arznei aus der Erde wachsen und ein Verständiger verachtet sie nicht. Ward doch das bittere Wasser süß durch ein Holz, auf daß man seine Kraft erkennen sollte. Und er hat solche Kunst dem Menschen gegeben, daß er gepriesen würde in seinen Wunderthaten. (Sirach 37, 1. 6.)

Als nun aber in unsern Tagen das Geheimniß kund ward, die scheußliche Seuche der Kinderblattern durch Einimpfung von ähnlichen Kuhpocken zu vertilgen, oder bis zur Unschädlichkeit zu schwächen: siehe, da erhob sich widerspenstig das Vorurtheil. Seit dreißig Jahren und länger sahen wir in den verschiedensten Ländern der Welt die wohlthuende Erfindung von Gott mit glücklichen Erfolgen gesegnet; tausend und tausend Kindern ward Schönheit, Gebrauch der Augen und des Gehörs und das Leben selbst gerettet; tausend und tausend zärtliche Väter und Mütter danken mit Thränen dem Himmel für die Wohlthat, welcher nach so langen, so vielfachen Erfahrungen auch kein Schatten übler Folgen nachschleicht. — Aber blöde, erschrocken und mit Abscheu selbst stiert das Vorurtheil die neue Erscheinung wie einen Frevel gegen Gott an. Mit grausamer Unwissenheit opfert es seinem Eigensinn Wohlgestalt, gesundes Blut, Lebensglück und Leben blühender Kinder; schaudert vor möglichen Folgen des eingeimpften thierischen Stoffes, vor Folgen, die seit einem Menschenalter noch nicht erschienen, während es harmlos dem täglichen Würgen der Blatternpest zuschauen kann.

Wohl habe ich Recht, vor den entsetzlichen Wirkun-

gen herrschender Vorurtheile zu erzittern — aber noch einmal: bin ich selber von jedem Vorurtheile frei? O wie parteiisch bin ich doch oft im alltäglichen Leben, wie liebe ich so Manches, wie fürchte ich so Manches, ohne einen Grund zu haben, als welchen eine vorgefaßte gute oder böse Meinung gewährt! — Ach, ich selbst erkenne meine eigenen Schwächen viel zu wenig!

O mein Schöpfer! Du hast mich mit Verstand ausgerüstet; wohl habe ich ihn oft auch träger Weise versäumt, und ohne zu prüfen gewählt. Ich will mit Aufmerksamkeit mich selbst belauschen, und sorgfältig jedem Irrthum zu entweichen suchen, der mir als solcher offenbar wird. Prüfen will ich, ehe ich wähle; prüfen, so weit es meine Kraft vermag. Doch Einer vermag nicht Alles. Ich will die Urtheile der Weisen und Erfahrnen hören, will durch solche mich des Bessern belehren; das Gute behalten, und mit Vertrauen auf Deinen Segen und Beistand anwenden. Amen.

132.

Der Glaube an menschliche Tugend.

Kol. 3, 12. 13.

An der Tugend Dasein zweifeln,
Heißt: sich selbst die Hölle bau'n,
Rings umher ein Heer von Teufeln,
Statt verwandter Seelen, schau'n.
Unsers Argwohns düstrer Blick
Stößt den Redlichsten zurück.
Willst du Lieb' und Treu' begehren,
Mußt du Andern sie gewähren.

Menschen haben ihre Schwächen,
Darum werd' ich nicht ihr Feind.
Nichts soll da mein Zutrau'n brechen,
Wo der Gottheit Bild erscheint;
Auch der Bösewicht nahrt doch
Irgend eine Tugend noch.
Was du forderst, mußt du geben,
Um geliebt und froh zu leben.

Willst du wissen, ob deine Bekannten oder Freunde herzensgute Menschen sind? — Gib nur Acht auf sie, ob sie auch wohl fähig sind, an die Herzensgüte anderer Menschen zu glauben. Beobachte, wie sie von gewissen in der That lobenswürdigen Gesinnungen und Verrichtungen der Menschen urtheilen; ob sie nicht ein schmälerndes Aber hintennach senden; oder ob sie nicht mit der Miene der Klugheit und Menschenkenntniß den Versuch machen, die ersten Ursachen der belobten Dinge, irgend eine unrühmliche Triebfeder der gepriesenen Tugenden, aufzuspüren.

Wer ohne Arg gern von seinen Mitgeschaffenen das Beste glaubt, nicht nur nützliche Thaten, fromme Aeusserungen, großmüthige Unternehmungen für nützlich, fromm und großmüthig hält, und ihnen keinen schlechten Grund unterschiebt, sondern sogar schwer daran zu bringen ist, die Leute für so böse zu halten, als sie zuweilen zu sein scheinen; noch weniger aber sich auf das Urtheil derer einläßt, welche von den Mitmenschen gern das Lächerlichste oder Nachtheiligste aufzuspüren wissen, — der hat gewiß selbst ein gutes Herz; dem vertraue dich; der meint es in Allem, was er dir zusagt, redlich, wiewohl er darum noch nicht ohne Schwächen ist. Wir nennen eine solche Person gutmüthig, und mit Recht, weil sie eines guten Gemüthes ist. Es ist aber noch ein großer Unterschied zwischen Gutmüthigkeit und Leichtglaubigkeit, wiewohl es Leute genug gibt, die diese beiden Dinge gern für einerlei halten. Denn wäre der Gutmüthige zugleich ein Leichtglaubiger, so wäre er nicht mehr gutmüthig, weil er auch das Böse eben so gern glauben würde, was man ihm von andern erzählt. Allein sein reines Gemüth sträubt sich, so viel Schlechtigkeit im Menschen für möglich oder wenigstens in den einzeln vorgebrachten Fällen für wahr zu halten.

Findest du hingegen unter deinen Bekannten und Freunden Leute, die, wo Jemand belobt wird, bedenklich und zweideutig dazu lächeln, oder eine Bemerkung hinzufügen, die da verräth, daß sie Zweifel an dem reinen Ursprung der belobten Dinge haben; Leute, welche bei jedem Anlasse das Schlimmste argwöhnen; Leute, die sogleich aus jedem Wort, aus jedem Schritt eines Andern eine unlöbliche Absicht vermuthen; Leute, die sogar ein Gefallen daran finden, den Werth anderer Personen, wenn sie auch anerkannte Verdienste haben, mit hämischen oder witzigen Anmerkungen zu verkleinern; oder Leute, die ein ganz eigenes Talent besitzen, immer das Schiefe, Lächerliche, Kleinliche, Mangelhafte von Abwesenden ausfindig und bemerkbar zu machen — hüte dich vor diesen! Sie selbst sind bösmüthig. Ihr Herz ist ein trüber, unreiner Spiegel, darum muß sich Alles darin unrein abspiegeln. Sie können zwar daneben viele liebenswürdige Eigenschaften besitzen; sie können viel Klugheit, viel Erfahrung haben — dennoch ist etwas Unreines in ihrem Gemüthe, das aus ihrem ganzen Wesen sprießt.

Leider werden wir von der Zahl der Letztern weit mehrern in der gesellschaftlichen Welt begegnen, als von der Zahl jener reinen, gutmüthigen und frohherzigen Menschen. Der Glaube an die Tugend ist so selten, das Mißtrauen an Alles, was den Schein und Werth des Edeln, Uneigennützigen und Rechtschaffenen hat, so alltäglich, daß, wenn man nach einer langen Einsamkeit auf einmal in die Gesellschaften träte, man aus den Reden der Menschen schliessen sollte, die ganze Welt wäre nur von Thoren und Lasterhaften bevölkert. Ueberall Stimmen des lieblosen Argwohns; überall Warnungen der Mißtrauischen; überall Betadelung der Menschen, auch wenn sie das Beste vollbracht haben.

Woher dieser böse Geist, der die engern Bande des geselligen Lebens zerschneidet, Brüder von Brüdern zurück stößt, und durch Veranlassung grundloser Furcht oder unheilbringender Mißverstände Eiskälte in alle Herzen trägt, die doch dazu geschaffen wären, sich zu lieben? Ist die Menschheit wirklich in eine solche Tiefe von Verderbtheit oder Thorheit versunken, als uns die lebensklugen Leute gern glauben machen wollen, welche den Menschen zu kennen vorgeben? Ist die reine, ungeschmückte Tugend wirklich aus jeder Brust entwichen, daß wir sie nicht mehr auf Erden zu suchen haben?

Ach, dieser böse Geist geht aus mancherlei traurigen Verhältnissen des Lebens hervor, und zerstört das Werk Jesu Christi auf Erden, die allgemeine Eintracht und Liebe der Seelen. Am häufigsten aber steigt er aus einem bösmüthigen, von offenbaren oder geheimen Leidenschaften vergifteten Herzen. Denn, weil Jeder so ziemlich sein eigenes Inneres, das er Andern klüglich zu verhehlen

weiß, am genauesten kennt, beurtheilt er das menschliche Herz überhaupt nach seinem eigenen. Dies ist ein sehr natürlicher Gang der Dinge, weil es schwer hält, Andere so tief zu erkennen, so häufig bei den wahren Triebfedern ihrer Handlungen zu belauschen, als sich selbst.

Wer folglich ein Urtheil über die Welt ausspricht, der spricht es aus, wie sie sich in seinem eigenen Gemüth abspiegelt, und spricht damit seine eigene Herzensgüte oder Unreinheit aus. Wer häufig auf verbotenen Wegen ging, vermuthet das Gleiche von Andern, und so ist das bekannte Sprichwort voll tiefer Wahrheit: Was ich denk' und thu', trau' ich Andern zu.

Eine Person, die gewohnt ist, nichts zu thun als wovon sie auf diese oder jene Weise einen Vortheil ziehen kann, und immer nur auf sich sieht, und immer nur fragt: Was habe ich am Ende davon? — schwerlich wird sie sich überreden lassen, daß es wirklich uneigennützige Menschen in der Welt gebe. Sie wird an keine reine Tugend auf Erden mehr glauben, weil sie deren selbst ganz unfähig ist, und keine Aufopferungen ihres Vortheils und Glücks zum Wohl anderer Menschen machen kann. Findet sie aber dennoch Leute, bei deren Handlungen sie gezwungen ist, einen hohen Grad von uneigennütziger Selbstverläugnung anzuerkennen: so wird sie solche geradezu bei sich entweder für dumm, oder schwärmerisch, oder närrisch halten.

Wer, was er auch Gutes und Nützliches stifte, dabei jedesmal ehrgeizige Absichten im Hintergrunde hat, wird, was er auch von Andern Vortreffliches rühmen höre, immer dabei voraussetzen, es sei aus Begierde nach Ehre geschehen. Er wird diesen Beweggrund nicht einmal für unlauter ansehen, sondern sehr edel finden.

Daß es viele Menschen gebe, die aus der reinsten Ueberzeugung von ihren Pflichten diese vollstrecken, ja das Schwerste vollbringen können, Vermögen, Gesundheit und Leben für Anderer Wohlsein und Rettung hinopfern können, ohne daran zu denken, daß dies etwas Ehrenvolles sei; ja, die es im Verborgenen thun, und Keinen als den unwissenden Gott dabei zu Zeugen haben — dies wird der Ehrgeizige mit Kopfschütteln bezweifeln.

Der Wollüstling glaubt nicht mehr an wahrhaft keuschen Sinn; er hat kaum einen Begriff davon. Er bildet sich ein, Alles sei verführbar oder verführt; Alles huldige den thierischen Trieben, die sich seines eigenen Wesens ganz bemächtigt haben. Er hat keine Achtung für Unschuld. Ihm ist die Schamröthe nur ein Zeichen alberner Einfalt und Blödigkeit, oder eines schuldbewußten Herzens; ihm ist der Abscheu gegen Unzucht nur schlaue Ziererei, Aushängeschild der Gefallsucht, fade Scheinheiligkeit.

Und so beurtheilt Jeder des Andern Beweggründe zum Handeln nach denen, die er selbst in sich am häufigsten erblickt. Daher das allgemeine Zweifeln an unbescholtener, reiner, ächtchristlicher Tugend; daher die Neigung, überall etwas Unrühmliches und Arges zu vermuthen; daher der Mangel des Glaubens an das menschliche Herz.

Zuweilen ist aber dieser Mangel des Vertrauens auf Menschenwerth auch nur die Frucht trauriger Erfahrungen; und gewöhnlich werden diejenigen, welche den Menschen am heißesten geliebt haben, nach mehrmaligen Täuschungen seine unversöhnlichsten Verächter und Feinde. Man hat viele Beispiele, daß Fürsten, welche in jugendlichen Tagen die größten Hoffnungen von sich erweckten, und das Muster der Güte und Menschenfreundlichkeit waren, nachmals, wenn sie einige Jahre lang die Regierung geführt hatten, in Tirannen und Verächter des Menschengeschlechts entarteten. Denn wenn sie sich von allen Seiten mit Schmeichlern, Verleumdern und Selbstsüchtigen umringt sahen; wenn sie sahen, wie, wer zu ihnen sich hindrängte, nur kam, um an Andern eine Rache zu sättigen, oder seinem Stolze ein Genüge zu thun, oder Gold zu gewinnen; wenn sie sahen, daß gegen ihren Wink keine Tugend stark genug zum Widerstande war; daß Alles sklavisch den elendesten Leidenschaften zu Gebote stand: so mußten sie in der Wirklichkeit eine harte Widerlegung ihrer ehemaligen Vorstellungen von menschlicher Tugend erblicken; Verdacht auch gegen den edelsten ihrer Unterthanen fassen, ihn höchstens für verstellungsvoller und verschmitzter als Andere achten; sie mußten Alles für einen lieblichen Traum halten, was sie sonst vom Werth des Menschen glaubten. Umgeben von feilen oder schwachen, oder durch Leidenschaft beseelten Menschen (denn die genügsame Tugend drängt sich nicht zum Glanz der Höfe), hielten sie sich nun selbst für enttäuscht, und behandelten die Menschheit mit jener Verachtung, die ihnen durch so viele verabscheuungswürdige Erscheinungen eingeflößt worden war.

Es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß ein zartfühlendes Herz, welches einmal durch Untreue und Verrätherei einer geliebten Person gebrochen worden ist, den großen Schmerz nicht zum andernmal fühlen will, sich auf ewig den engern Verbindungen mit dem andern Geschlecht entzieht, und Alle, die zu demselben gehören, für unbeständig und treulos erklärt. Es ist nichts Seltenes, daß, wer von einem seiner theuersten Freunde auf eine schändliche Weise betrogen ward, von da an einen unaustilgbaren Verdacht gegen Treue und Redlichkeit und Freundschaftssinn der übrigen Menschen faßt. Es ist nicht selten, daß Personen, denen mehr als einmal das Gute, was sie zu stiften bemüht waren, durch Bosheit oder Schadenfreude vereitelt, deren redlichster Sinn immer falsch ausgelegt, denen mehr als ein wohlthätiges Wirken und Lieben mit dem schwärzesten Undank bezahlt ward, — daß sie, sage ich, zuletzt Mißtrauen und Widerwillen gegen Jedermann hegen, welcher das Unglück hat, zum menschlichen Geschlecht zu gehören.

Ach, diese Art des Menschenhasses, wir wollen sie nicht zu hart verdammen; Keiner ist derselben fähig, als wer gut war und die Menschheit mit Ernst und Innigkeit liebte. Er ist noch jetzt gut, aber verwundet, und darum krank und darum ungerecht gegen Millionen, weil ihn Einige, die er zu kennen glaubte und doch nicht genug kannte, allzuhart betrogen. Er ist nur einen Augenblick irre geworden an sich und der Welt, und in seinem gereizten Zustande verliert er sich, oder tröstet er sich in Uebertreibung des Uebels. Nur dann ist er am meisten zu tadeln, wenn er nicht stark genug ist, sich wieder zu ermannen, und für das Glück der Menschen ununterbrochen das Möglichste und Höchste zu thun, ohne von ihnen eine leise Erwiederung zu hoffen. Denn dies ist Christussinn. Wie ward Jesus nicht von seinem Freunde verrathen; wie ihm nicht mit Schmach und Undank von aller Welt begegnet! Und doch verkannte er das Menschengeschlecht nicht, und betete für die, welche sein Herz gebrochen hatten.

Man muß aber solche, ich möchte sagen edle, Men-

schenhasser nicht mit solchen Personen verwechseln, welche durch eine gewisse krankhafte, reizbare Stimmung, oder durch das Bewußtsein ihrer Schwäche, das Mißtrauen gegen Andere bei sich gleichsam zur Natur gemacht haben. Sie können dann nicht anders, als immer fürchten, immer argwöhnen. Ohne eigentlich bösmüthig zu sein, sind sie doch ärgerlich und empfindlich. Was auch gesagt und gethan werden mag, sie legen es für sich selbst nie günstig aus; mögen gern glauben, es sei mit Allem darauf abgezielt, sie zu kränken. Ihnen scheint die halbe Welt sich verschworen zu haben, ihnen Verdruß zu machen, sie zu unterdrücken, zu verfolgen. Sie finden sogar in solchen und ähnlichen Klagen ein Wohlgefallen, ohne es zu wissen; bilden sich ein, Jeder, der eine Zeit lang mit ihnen zu thun gehabt, trete endlich in den Bund ihrer Feinde, und arbeite wider sie, aus Neid oder Eitelkeit.

Der Argwöhnische, sei es nun aus körperlicher Kränklichkeit, oder aus dem quälenden Gefühle von einer Schwäche im Verhältniß zu Andern, macht sich und Allen, die mit ihm leben müssen, das Dasein unerträglich. Er legt jedes Wort auf die Wagschale, lauert auf jedes Spiel der Mienen, und ist auf eine unbegreifliche Weise erfinderisch, das Allerunschuldigste auf die schlimmste Weise für sich zu deuten. Trotz und Angst wechseln immer in seiner Seele; er wird zu Liebe und Freundschaft unfähig, weil er Keinem eine gerade, standhafte und holde Denkart zutraut. Er ist ungerecht gegen Jedermann, weil er auf sich selbst zu wenig Vertrauen hat, und folglich ungerecht gegen sich selbst.

Alle diese Arten, wie entweder der Mangel des Glaubens an die Menschheit entsteht, oder sich äussert, tragen ungemein viel zum herrschenden Elend unserer Tage bei. Sie erzeugen und nähren die gegenseitige Lieblosigkeit der Menschen; denn wie könnte man sich doch einander lieben, wo man einander im Grunde des Herzens nur verachtet, oder fürchtet? Dieser Mangel des Glaubens an Menschengüte macht die Menschen in der Gesellschaft zu Heuchlern, welche, ohne einander aufrichtig zu schätzen, doch das Verbindlichste zu sagen wissen; macht aus der Freundschaft nur eine Höflichkeit; aus Ehrenbezeugungen nur Zeremoniel und widerliche Schauspielerei. Darum werden Treue und Glauben seltener, darum alle Tugend seltener, weil die Menschen ihren eigenen Glauben daran verlieren. Darum ist so viel häusliches Unglück, weil Keiner den Andern von Herzen werth hält, und Jeder, bekannt mit einzelnen Fehlern der Hausgenossen, allzumißtrauisch aus denselben ihre Handlungen herleiten zu dürfen für Recht hält. Das gegenseitige Mißtrauen und innerliche Geringschätzen Anderer erkältet das Herz gegen wärmere, wohlwollendere Neigungen; macht die gesellige Freude matter; vergiftet den reinsten Lebensgenuß, welcher im häuslichen Kreise aufblühen kann; wird täglich die finstere Quelle von heimlichen Verdächtigungen, lauten Beschuldigungen, Vorwürfen, Anklagen, Neckereien; bringt Zwietracht zwischen Herrschaft, Hausgenossen, Nachbarn und Gesinde, zwischen Aeltern und Kindern, Gatten, Freunde und Freundinnen.

Um die unseligen Wirkungen des Mißtrauens und Uebeldeutens zu erkennen, ist es nicht einmal nöthig, diesen Fehler in seiner größten leidenschaftlichen Ausdehnung wahrzunehmen. Man beobachte nur einen Tag lang stillschweigend das Innere manches Hauswesens; beobachte, wie Einer vom Andern sich mehr oder weniger ungünstige Vorstellungen macht; wie Einer dem Andern das gesprochene Wort gehässig deutet; Einer des Andern Thun gern als Beleidigung aufnimmt und erwiedert. Je weniger man in solchem Hause daheim ist, um so auffallender sind dem Beobachter solche Erscheinungen, und er wird mehr als einmal den beständig Hadernden zusprechen wollen: Ihr Unglücklichen! warum traut ihr euch auch immer nur das Böse und nie das Gute zu? Warum verbittert ihr euch mit diesem ewigen Argwohn in tausend unbedeutenden Dingen das Beisammenleben? Warum erstücket ihr durch dieses gegenseitige Mißverstehen und Uebelnehmen jeden Keim der Freundschaft, welcher, wo nicht aus der Gleichheit der Gemüthsarten, doch aus der Gleichheit der Gewohnheiten und Lebensarten aufsprießen möchte?

So geringfügig und beinahe gleichgültig auch viele aus Mißtrauen entsprungene unfreundliche Vorfälle im häuslichen Leben zu sein scheinen: sind sie doch von großer Wichtigkeit und oft wichtiger für Familienehre und Familienruhe, als der größte Prozeß mit den Fremden. Denn in hundert und hundert wiederholten kleinen Schlägen höhlt der fallende Regentropfen endlich den Felsen aus, an welchem der harte Meißel zerspringen kann.

Ist dir nun dein häusliches Glück, ist dir Lebensfrieden, ist dir dein Christenglauben ein heiliges Gut: so verbanne das Mißtrauen aus deinem Gemüthe; fasse wieder Glauben zu menschlicher Tugend. Dein Wohlsein fordert es von dir, und die Religion Jesu, des göttlichen Weisen, gebietet es dir. So ziehe nun an, als Auserwählter Gottes, als Heiliger und Geliebter, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld, und vertrage Einer den Andern, und vergebet euch unter einander, so Jemand Klage hat wider den Andern; gleich wie Christus euch vergeben hat, also auch ihr. Ueber Alles ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit! so spricht die heilige Schrift. (Kol. 3, 12 — 14.) Aber die Liebe kann nicht in einem Herzen wohnen, welches den Glauben an die Güte menschlicher Herzen verloren hat. Daher kommt es auch, daß wir Kindern mit größerer Zärtlichkeit, als Erwachsenen, zugethan zu sein pflegen, weil wir jene noch für unschuldiger und besser halten, oder doch für leichter zu bessern.

Du wirst sagen: Aber es ist schwer, darin seinen Sinn zu ändern, wenn man einmal die Menschen kennt, wie sie heutiges Tages oder wenigstens in den Verhältnissen sind, in welchen ich mit ihnen stehe; es ist schwer, wenn man so mancherlei unangenehme Erfahrungen von der Bösartigkeit des menschlichen Gemüthes überhaupt gemacht hat.

O nein, ich will dir ein einfaches Mittel anweisen, durch welches sich plötzlich die mit dir lebenden Menschen wenigstens rücksichtlich deiner verbessern, und alle deine bisherigen Erfahrungen umgestürzt werden, — dies ist: werde du selbst ein herzensguter, reiner Mensch, überwinde mit christlicher Strenge deine eigenen Fehler, deinen Hang zur Wollust oder zum Ehrgeiz, oder zum Eigennutz, oder zum Leichtsinn; werde, was dir dein Gewissen sagt, daß du sein sollst, als ein Kind Gottes; und wahrlich, vermagst du das, so wird sich der Glaube von selbst einfinden, daß auch andere Menschen das Gleiche über sich vermocht haben. Sei gut, und die Menschen werden dir mehr gut als böse vorkommen. Glaube an die Tugend, und du wirst sie finden überall; um aber an die Tugend zu glauben, mußt du sie haben.

Dann wirst du dich nicht allein überzeugen, daß auch wirklich der verworfenste Verbrecher nicht durchaus böse und verdorben sei, und seine guten Seiten habe: sondern du wirst dich daran gewöhnen, bei Allen, mit denen du umgehst, am liebsten auf ihre guten Eigenschaften hinzublicken, sie deswegen zu achten, und ihre andern Schwächen mit größerer Nachsicht zu behandeln. Ja, was noch weit mehr ist, du wirst dann auffallend bemerken, daß du selber durch dein bisheriges Benehmen manche innere Schwächen erst anstößiger gemacht hattest. — So wie du einmal dahin gekommen bist, in jedem Menschen sein Gutes zu sehen und anzuerkennen, wirst du ihn nothwendig darum schätzen, du wirst Gegenliebe erwecken; die vorherigen Schwächen werden sich vor dir zurückziehen. Du wirst glückseliger in deinen Verbindungen sein, als du jemals Hoffnung hattest zu werden. Deinem Zutrauen kommt das Vertrauen erwiedernd entgegen.

Und wenn du auch schon einmal in deinem Glauben getäuscht worden wärest, und wenn du auch einmal betrogen werden solltest: beurtheile nicht alle Menschen nach einem einzigen! Schon dein eigenes Gefühl sagt dir, solch ein Urtheil sei übereilt, unbesonnen, und höchst ungerecht gegen Unschuldige. Ja, dein besseres Gefühl wird dir sagen, es sei besser, hundertmal betrogen oder verkannt zu werden, als einmal Andere zu betrügen oder zu verkennen. Der Undank der Menschen soll dich nicht schmerzen, denn hast du wohlgethan und geliebt, ohne eigennützige Absicht, so hofftest du keinen Dank; thatest du aber wohl, und warst gütig in Erwartung eines Dankes, so hast du keinen verdient, weil du nicht wohlthun, sondern andere Menschen zu deinen Schuldnern machen wolltest, ohne daß sie dies zu werden von dir begehrt hatten. Der Undankbare ist bemitleidenswerth; nicht aber der ächte, christlich gesinnte Wohlthäter der Menschen. — Habe Glauben an menschliche Tugend; und würdest du auch einmal und zehnmal getäuscht: laß dich lieber täuschen, statt in beständigem Mißtrauen und immerwährender Angst zu leben, getäuscht werden zu können. Der Furchtsame verliert das Leben durch die bloße Furcht, es zu verlieren.

133.

Die Macht der Wahrheit.

Joh. 3, 19—21.

Himmelstochter, heil'ge Wahrheit,
Wort aus Gott, o Stern der Nacht!
Du hast Leben, Trost und Klarheit
In des Todes Staub gebracht;
Jesus führte dich zum Throne
Gottes in das Geisterreich:
Das brach der Tirannen Krone,
Und der Priester Stolz ward bleich.

Was sich deinen Strahlenkreisen
Heuchelnd nahet, wird zum Nichts,
Und die Kunst der falschen Weisen
Stirbt am Zauber deines Lichts.
Unter deinem Banner stehen,
Kämpfen, sterben will auch ich;
Mag die ganze Welt vergehen,
Gottes Wort bleibt ewiglich.

Des Menschen Sohn, Jesus Christus, sprach zu jenem Obersten der Juden, der zu ihm trat des Nachts, Wahrheit zu lernen vom göttlichen Meister, folgende Worte voll tiefen Sinnes: „Das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist. Und die Menschen liebten die Finsterniß mehr, als das Licht: denn ihre Werke waren böse. Wer Arges thut, hasset das Licht; auf daß seine Werke nicht strafbar werden. Wer aber die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden; denn sie sind in Gott gethan!“ (Joh. 3, 19 — 21.) Es ist ein schöner, oft der einzige Trost edler Menschen in diesen Worten des göttlichen Weisen von Nazareth eingeschlossen.

Es ist ein schöner, oft der einzige Trost edler Menschen, wenn sie häufig Augen- und Ohrenzeugen der allgemeinen Verschlechterung der Sitten und des Glaubens sein müssen, daß endlich über die Werke der Finsterniß das Licht eines Tages hervorgehen werde, der alle im Dunkeln getriebenen Schändlichkeiten in ihrer ganzen Abscheulichkeit offenbaret; daß endlich Wahrheit die lange vergötterte Lüge überwinden, den stolzen Heuchler entlarven, den andächtelnden Wucherer der wohlverdienten Schmach preis geben, den Witz des albernen Religionsspötters zerschmettern, den tückischen Stolz herrschsüchtiger Priester und Pharisäer in den Staub beugen, die Frechheit des ungestraften Ehebrechers erschüttern, die Geilheit des reichen Wollüstlings züchtigen, die Thränen der geschändeten Unschuld rächen, den schlauen Betrüger und Mißbraucher fremden Gutes an den Pranger öffentlicher Verachtung stellen; den hinterlistigen Afterredner, den schadenfrohen Verleumder verstummen machen, den Verräther seiner Brüder an den Fluch der Welt ausliefern werde.

Es ist ein schöner, oft der einzige Trost edler Menschen, daß die Wahrheit endlich obsiegen werde, und die lange verhöhnte Tugend, das lange straflos zertretene Recht wieder emporheben werde, weil sie Augenzeugen sein müssen, wie nichts Heiliges mehr im Himmel und auf Erden ist, das nicht vom wahnsinnigen Selbstdünkel und der alles ausser sich verachtenden Selbstsucht entweiht wird; wie eine zahllose Menge der Christen höhnend auf Christen blickt, und sich, wie einer Kinderthorheit, der Religion schämt; wie eine noch größere Menge, versäumt durch Regierungen und Lehrer, im empörendsten Aberglauben, in tiefster Unwissenheit schmachten muß, ohne Kenntniß ihrer eigenen Würde, ohne würdige Vorstellung vom höchsten Gut, ohne lautere Begriffe von ihrer ewigen Bestimmung; wie Diener des Altars, Nachfolger der Apostel, Verkündiger Jesu Christi, oft selbst nicht glauben, was sie lehren, und ihren heiligen Beruf um des Brodes willen mit Gedankenlosigkeit treiben, als ein Handwerk; wie sie das gemeine Volk vorsätzlich im Irrthum befestigen, den sie selbst verlachen, und dafür in Pracht, Lustbarkeiten und Schwelgereien ihre Tage verprassen; sie, die sich Nachfolger des demuthvollen Jesu heißen, und Keuschheit predigen, während sie Unzucht treiben: Menschenliebe predigen, während sie sich Haß und Ränke erlauben; gegen Hochmuth eifern, während sie selbst von herrschsüchtigen Begierden lodern, und den bis zum Kerker verfolgen, der ihre Verworfenheit muthig offenbart.

Es ist ein schöner, oft der einzige Trost edler Menschen, daß endlich ein Tag erscheinen wird, an welchem die Wahrheit als hohe Rächerin ihrer Verächter auftritt, und dem Hohn der Welt und Nachwelt überant-

wortet die gekrönten Unterdrücker des Völkerrechts und deren oft noch schändlichere Werkzeuge und Diener; die sklavischen Schmeichler und Vergötterer dessen, der für den Augenblick triumphirt; die den Staub küssen von den Füßen dessen, den sie wenige Stunden vorher, ehe ihn das Glück erhob, verspotteten, und den mit Füßen treten und lästern, wäre er auch ihr Wohlthäter gewesen, der vom Glück verlassen worden; die Aussauger des Volks, welche Länder entmarken, um Prunk und Völlerei zu haben; die falschen Richter, welche nicht Diener, sondern Verkäufer der Gerechtigkeit sind; die treulosen Beamten, welche den Unterthan mißhandeln, den sie nicht plündern! Ihrer Aller, dieser Verächtlichen, dieser Christen ohne Christenthum, dieser Anbeter ihres eigenen Nutzens, ohne einen andern Gott, — ihrer Aller harret ein Tag des Gerichts! — Das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist.

Es ist gekommen! — Umsonst schmeicheln sich jene Lasterhaften, man kenne ihre Unwürdigkeit nicht. Man kennt sie. Man vergleicht, was sie waren und jetzt sind. Man weiß, was ihr seid, aber nicht sein solltet. Umsonst hoffet ihr, eure verbotenen Werke durch künstliche Bemäntelungen vor den Augen der Welt zu verhüllen: man kennt eure Kunstgriffe; es ist des Lichtes schon zu viel. Umsonst hoffet ihr, durch euer gegenwärtiges Ansehen, durch den Einfluß und die Macht, deren ihr noch heute genieſſet, die Kühnen zurückzuschrecken, die zur Kunde eurer Falschheit, eures Betruges gekommen sind. Sie schweigen heute, aber morgen sind sie eurer Gewalt entgangen; morgen reden sie! Umsonst suchet ihr die Mitwisser eurer geheimen Schande durch Freundschaft, durch Geschenke, durch Belohnungen zu fesseln. Sie nehmen eure Gaben, schwören euch Anhänglichkeit, aber — sie gleichen euch selbst — morgen, wenn sie bessere Gelegenheit finden, werden sie eure Verräther.

Die Menschen — also sprach Jesus — liebten die Finsterniß mehr, als das Licht, denn ihre Werke waren böse. Es war, da Jesus kam, der bei weitem größere Theil der Menschen in die gemeinste Sinnlichkeit verloren. Die Freiheit war untergegangen; auf Erden lebten nur Tirannen und demüthige Sklaven, die den frechen Gelüsten ihrer Gebieter Beifall gaben und Weihrauch streuten. Aber die Menschen wußten es nicht besser, und glaubten, es müsse so sein, und von jeher sei es so gewesen. Die Fürsten hatten nur Rechte, die Völker nur Pflichten. Für den Stolz der Könige mußten Nationen in ewigen Kriegen bluten, und sich noch ihres Elendes freuen. Tausend Göttern waren Altäre gebaut, von den Abgöttern der thierischen Lust und Leidenschaften: aber zum unsichtbaren, lebendigen Gott des Weltalls erhob sich Keiner. Die Schriftgelehrten stritten über Nebendinge und allerlei Auslegungen der Schrift mit großer Spitzfindigkeit; aber Gott zu verehren im Geiste und in der Wahrheit, und seine menschenbeglückenden Gebote zu erfüllen, das glaubten sie nicht vonnöthen zu haben. Pharisäer trieben in Tempeln und Wohnungen Andächtelei, oder blendeten das Volk mit Scheintugenden, um desto sicherer in der Stille Unfug zu begehen; mahnten fleißig zum Besuch dem Tempel, zu Opfern, Fasten und andern äusserlichen gottesdienstlichen Dingen; aber an Reinigung des Gemüths von herrschenden Lastern dachte Keiner. Das Volk lag in der Nacht des Aberglaubens und der Unwissenheit. Wer es aufzuklären wagte, wurde gehaßt, verfolgt, in Kerker geworfen, empfing den Giftbecher, und hieß bald ein Verächter der Götter und der Religion, bald ein Verführer des Volks, bald ein Empörer. Denn die Menschen liebten die Finsterniß mehr als das Licht, weil ihre Werke böse waren.

Aber Jesus, der Offenbarer Gottes und der Wahrheit, kam. Er brachte Licht in die Finsterniß. Er machte die Erkenntniß der menschlichen Rechte und Pflichten, Bestimmungen und Hoffnungen nicht blos zum Eigenthum einiger gelehrten Anstalten, sondern er verbreitete sie über alle Glieder des Volks, über alle Nationen. Auch der Aermste empfing sie; auch der Unwissendste begriff sie.

Da zitterten die gekrönten Laster; sie sahen ihren Untergang. Da erschracken die Tirannen, denn sie fürchteten, mit der Wahrheit komme wieder die Freiheit in die Welt. Da ergrimmten die falschen Priester, denn nun erkannte Jeglicher ihre Unwürdigkeit, und daß nicht das Kleid, sondern die Weisheit und Heiligkeit des Gemüths den wahren Priester mache. Da tobten die Bösewichte aller Gattung, weil Gewaltsprüche nicht mehr Recht sein sollten, und dem Himmel nicht mehr die Vergebung aller Sünden mit Opfern und Fasten, mit Wallfahrten und Tempelbesuchen, mit langen hergeplapperten Gebeten und reichen Almosenspenden abgekauft werden könnte. Darum verfolgten sie Jesum, der das Licht der Welt geworden war, und schleppten ihn zum Tode am Kreuze. Denn wer Arges thut, der hasset das Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden.

Doch vergebens! — Das ist die Macht der Wahrheit, daß sie auch den Weltdespoten stürzt und Kriegsheere entwaffnet, tausendjährige Ketten bricht, und die Zauberformeln falscher Weisen zum Spott der Kinder macht. Jerusalems Tempel zerrümmerte; die Opferaltäre des Heidenthums brachen zusammen; der Zepter Roms, der über den Erdkreis schaltete, ward Staub; alte Reiche verstoben, neue Reiche kamen auf — aber in den schrecklichen Umwälzungen bestand sieghaft Jesu Lehre. Himmel und Erde mögen vergehen; Gottes Wort, die beseligende Wahrheit, bleibt ewiglich.

Aber die Kinder der Finsterniß, Menschen, welche nur ihrer Leidenschaft fröhnten, kämpften fortdauernd gegen die Verbreitung des göttlichen Lichts in der Welt. Die Rohheit und Unwissenheit barbarischer Völker kamen ihnen zu Hilfe, die aus fernen unbekannten Gegenden hervorgingen, und erobernd die schönsten Länder des Erdbodens in Besitz nahmen, wenige Jahrhunderte nach Christi Geburt. Deß freuten sich die, welche die Finsterniß liebten. Was das Alterthum noch Gutes, Großes und Schönes gehabt, ward vernichtet. Selbst das Christenthum entartete in ein neues Heidenthum. Menschen hoben sich in thörichter Einbildung an Gottes Stelle. Man sah neue Opfer, neue Altäre, neue Fasten, neue Pharisäer. Man stritt sich um die Eigenschaften der Person Christi, ohne an seine Lehre zu denken, durch welche er die Menschen vollkommen machen wollte nach Gottes Ebenbilde; führte wieder äusserliche Gottesdienstlichkeiten ein, statt auf des Herzens Heiligung zu dringen; entzweite sich, und brachte Spaltungen und Parteien in die Gemeinschaft der Christen, indem man Glaubenslehren erfand, von denen Jesus nie geredet, und Spitzfindigkeiten erfann, die keinen Sterblichen beseligen. Doch vergebens. Die Macht

der Wahrheit siegte. In jedem neuen Jahrhunderte feierte sie neue Triumphe. Die Thorheiten der Menschen gingen eine um die andere in Vergessenheit — aber Gottes Wort, die Wahrheit des Lebens, bleibt ewiglich.

Noch heute ringt das Licht der Lehre Jesu mit der Nacht der Barbarei, die unbesiegbare Wahrheit mit dem Irrthum der Unwissenheit und den Kunstgriffen der Leidenschaften. Denn noch heute hasset das Licht, wer Arges thut, auf daß seine Werke nicht gestraft werden.

Wenn Jesus, der Göttliche, heute wieder in göttlicher Gestalt auf Erden wandelte, ein Urbild unbescholtener Tugend, stiller Demuth, inniger Verläugnung alles dessen, was der irdischgesinnte, gewöhnliche Mensch als das herrliche Ziel seiner Begierden ehrt: wie viele würden wohl unter den Christen auf ihn blicken? Wie viele unter den Erdengroßen, welche zu seinen Altären wandeln, würden ihre Eroberungssucht ablegen, und lieber Nationen glücklich, als blutiggläuzend machen wollen? Wie viele von denen, welche sich Verkünder des Gekreuzigten heißen, würden ihrer Eitelkeit, ihrer Prachtlust, ihrer Habsucht entsagen, um heilig und edel zu werden, wie ihr Meister? Wie viele bestechliche Richter, wie viel Heuchler, wie viel Wollüstlinge, wie viel Wucherer, wie viel Trunkenbolde würden ihren Lastern abschwören, um ihm nachzufolgen? Wie viel Reiche und Wohlhabende würden einen bessern Gebrauch von ihrem Vermögen machen, um seine wahren Jünger zu sein? Und wenn Jesus unter uns in der Majestät seiner Unschuld die donnernde Stimme erhöbe gegen die Entweihung der Gottestempel durch Buhlschaften, Prunktreiben, boshafte Witzeleien, Scheinheiligkeiten und Gewohnheitswerke; wenn er dem Ottergezüchte schälte, die das Gute predigen, dieweil sie böse sind; wenn er den Rachsüchtigen zuriefe: liebet eure Feinde! wenn er zu der blinden Menge spräche: das Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde, und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist fern von mir; aber vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die nichts denn Menschengebote sind! (Matth. 15, 8. 9.) — würde Jesus nicht heute bald ein Schwärmer, bald ein Empörer, bald ein aufklärender Feind des eingeführten Gottesdienstes, bald ein Sektirer, bald ein unehrerbietiger Gegner der Throne und Altäre heißen? Würden sich nicht Ankläger, würde sich nicht ein Kaiphas finden; würde, wenn schon ein Pilatus spräche: ich wasche meine Hände in Unschuld, ich sehe nichts des Todes Würdiges an diesem Menschen! würde nicht ein aufgereizter Pöbel vorhanden sein, der noch einmal das Kreuzige, Kreuzige! schrie?

Ja, noch ringt heutiges Tages das Licht der Wahrheit gegen die Finsterniß des Irrthums und selbstsüchtiger Begierden: darum hasset noch heute, wer Arges thut, das Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden, indem Jedermann seine Elendigkeit erkennt. Doch Gottes Wort bleibt ewiglich. Die Wahrheit wird obsiegen. Eure Reiche werden zertrümmern, eure Ordensbänder vermodern, eure Schulweisheit vergessen, eure frommen Hoffärtigkeiten vernichtet werden: aber die ewige Wahrheit bleibt und richtet euch in aller Herzen. Sie richtet euch, wie im Herzen der Gerechten, selbst im Gewissen eurer Mitschuldigen. Sie richtet euch im Munde der Nachwelt über euern Gräbern. Sie richtet euch im Munde des Todtenrichters unter den Schrecken der Ewigkeit! — Verfolget immerhin den, der die Wahrheit ausspricht: die Wahrheit selbst könnet ihr nicht in den Kerker sperren, nicht in Fesseln schlagen, nicht mit Acht und Bann aus dem Reich der Geister treiben. Tödtet immerhin den Bekenner der Wahrheit: die Seele lasset ihr ungetödtet, und die Wahrheit ist unsterblich, auf daß ihr durch sie gerichtet werdet.

Wer aber die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden; denn sie sind in Gott gethan!

Er kommt an das Licht, denn er handelt in Gott, und Gott ist mit ihm, und Gott wirkt durch ihn; denn die Wahrheit ist aus Gott. — Er kommt an das Licht; er fürchtet das Gericht der Wahrheit nicht. Seine Werke sind in Gott gethan. Warum sollte er vor den Menschen scheu sein? Der Freund der Wahrheit, furchtbar jedem Bösewicht, welcher von ihm entlarvt zu werden besorgt, empfindet selbst keine Furcht vor ihm.

Das ist die Macht der Wahrheit, daß sie ihren Freund mit einem hohen, göttlichen Muthe beseelt, und ihn alle Schrecken des Todes verachten lehrt. Sie gibt dem Schwachen Stärke, daß er kühn dem Gewaltigsten der Erde vor das Antlitz tritt. Sie gibt dem Niedrigsten eine Hoheit, vor welcher selbst der schuldbewußte Tirann erzittert. Sie macht den Mund des Ungelehrten beredt, daß alle Ueberredungskünste der Schlauheit daneben zu Schanden werden; ihr Lichtstrahl zuckt mit wunderbarer Schnelligkeit durch alle Geister, und überwältigt Alle, die sich dagegen sträuben möchten. Verläugnen kann der Bösewicht die Wahrheit, aber darum hat er sie nicht minder anerkennen und ihren durchdringenden Schmerz in seiner Brust fühlen müssen.

Wer dem menschlichen Geschlechte eine neue Wahrheit bringt, hat mehr erobert, als wer mit seinen Waffen ein Weltreich stiftet. Denn dies Reich wird vergehen; es ist irdisch. Aber die Wahrheit steht ewig fest im Reich der unsterblichen Geister. Wer die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden, denn sie sind in Gott gethan. Warum zitterst du, Kleinmüthiger, in Erfüllung deiner Pflichten, daß du durch sie anstößig werden könnest? Deine Pflicht ist göttlich — warum fürchtest du die Menschen? Warum schämst du dich, vor der Welt so redlich, so gerecht, so fromm zu sein, als du sein könntest, so zu erscheinen, wie du wirklich in dir denkst und bist? Tritt hervor an das Licht, daß deine Werke immerdar offenbar werden, denn sie sind in Gott gethan.

Es kommt an das Licht, wer die Wahrheit thut, daß seine Werke offenbar werden. Darum verzage nicht, o du edler Unterdrückter, deine Unschuld wird vergebens in Nacht begraben. Der Strahl der Wahrheit erleuchtet selbst die Gräber. Und schweigen die feigen Lebenden, Gott wird den Todten Zungen geben, deine Rechtfertigung zu führen. Verzage nicht, noch ließ Gott die Tugend nicht auf immer untergehen, denn die Tugend ist Wahrheit. Sie findet ihren Vertheidiger selbst im Gewissen dessen, der ihr Verderben geschworen hat. — Verzage nicht, du, den die Welt verkennt und verhöhnet; hast du die Wahrheit gethan, so werden deine Werke offenbar werden, denn sie sind in Gott gethan! Deine Gerechtigkeit wird einst anerkannt, deine Warnung einst erfüllt, die Schaar deiner Gegner durch die Gewalt der Wahrheit gerichtet werden.

Urquell, heiliger, reiner Urquell alles Lichtes und al-

ler Wahrheit, mein Gott und mein Vater, zu Dir erhebt sich in Anbetung mein Geist, daß er sich in Dir heilige, läutere und stärke! — Auch ich, auch ich will auf Dein Geheiß die Werke der Wahrheit verrichten ohne Menschenfurcht; will verbannen aus mir die finstere Gewalt des Irrthums und der Leidenschaft, und da stehen, mir selbst getreu, wie ich sein soll nach deinem Willen, den mir Jesus offenbart hat. — Fern sei von mir in Zukunft Nachrednerei alles dessen, was die Welt gern sagt und hört, und was meinem Gewissen und meinen Ueberzeugungen widerspricht. Fern sei von mir jene feige Heuchelei, welche um den Beifall verdorbener Herzen buhlt, und öffentlich das Schlechte lobt, was sie im innersten Gemüth verdammt. — Nein, ganz der Wahrheit angehören will ich in Wort und Werk, ihr, durch die ich einst gerichtet werden werde; ich will ihr mein Leben bringen; sterben, wenn es sein muß, für sie, wie Jesus starb und mancher seiner edeln Nachfolger.

Heilige mich, Gott, stärke mich in Deiner Wahrheit; Dein Wort ist Wahrheit. Amen.

134.

Die Welt dein Spiegel.

Psalm 104, 24.

Wo ist, o Gott, ein Elend auf der Erde,
Das von der Sünde nicht erzeuget werde?
Stets enden sich der Uebertödtung Freuden
In bitt'res Leiden.

Ach, wären wir vom Kinde bis zum Greise
Gehorsam Deinem Willen, gut und weise,
Was könnten wir bei ruhigem Gewissen
Für Glück genießen!

Unzählbar sind, o Vater, Deine Gaben,
Die wir zu Quellen wahrer Freude haben;
Und Frevel ist's, wenn wir noch Thaten üben,
Die Dich betrüben.

Wohin ich komme, begegnen mir Klagen. Jeder hat Etwas, worüber er seufzt. — Ich trete in Gesellschaften: zum Schein sehe ich wohl heitere Mienen überall; aber man spricht von Andern, und ich höre, wie unglücklich Der und Dieser ist, welcher sich abwesend befindet. Der Eine hat eine mißvergnügte Ehe, der Andere seufzt unter der Last von Geldschulden, der Dritte ist in Prozessen verwickelt, welche ihm viel Sorgen machen, der Vierte hat ungerathene Kinder. So spricht man von denen, die abwesend sind, und bedauert sie. Ich komme zu Andern. Ich höre wieder von denen sprechen, deren Fröhlichkeit ich in der Gesellschaft bewundert hatte, und erfahre, es gehe ihnen die Freude nicht aus dem Herzen. Der Eine sei durch die Zeitläufe in seinen Glücksumständen sehr zurückgekommen; der Andere habe das Amt nicht bekommen, auf welches er gehofft, und habe darum viel Aerger; der Dritte sei in übelm Rufe wegen unerlaubten Umgangs, und bereite sich große Schmach; der Vierte leide viel durch die Ungerechtigkeit und Härte seiner nächsten Verwandten.

Könnten wir von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt gehen: wo würden wir wohl eine Familie finden, in welcher reines Glück, ungetrübte Heiterkeit wohnte? Wir kämen vielleicht zu Tausenden, und von diesen noch einmal zu Tausenden, ehe wir eine fänden, die von Herzensgrunde spräche: „Wir sind vollkommen zufrieden! Freilich gibt es hin und wieder kleine Unannehmlichkeiten, aber die müssen doch auch sein, damit der Reiz des Angenehmen desto größer werde. Wir bitten vom Himmel nur, daß er uns unser gegenwärtiges Glück bewahre. Doch wir sehen ein, dies könne nicht sein. Mancherlei böse Ereignisse, oft eigener Irrthum, endlich Krankheit und Tod, werden unsern frohen häuslichen Kreis zerstören. Aber auch dann — wenn unsere Augen im Schmerz Blut weinen möchten — auch dann wird zufriedener Sinn nnd stille Heiterkeit nicht von uns fliehen. Wir wissen ja, es ist nichts auf Erden ewig; nur Gott und seine Liebe und sein Himmel bleiben uns ewig!" Wo ist die Familie, welche so sprechen kann, oder die so spricht? Wohl wird Mancher zweifeln, der durch sein ganzes Leben ein blutendes, zerrissenes, unruhiges Herz trägt, daß in der Welt eine solche Haushaltung wohne. Aber doch, ich zweifle nicht daran, daß sie vorhanden sei. Es ist mehr als eine vorhanden. Allein: die, welche am glücklichsten sind, treiben das wenigste Geräusch, leben still zurückgezogen. Man bemerkt sie kaum. Man würde bei ihnen das höchste Glück auf Erden am wenigsten gesucht haben. Doch ihre Zahl ist klein. Unter Tausenden und Tausenden begegnen wir kaum einer solchen.

Wenn denn so wenig Freude auf Erden wohnt, und des öffentlichen und geheimen Leidens so viel, so mancherlei: warum preisen wir denn Gottes Güte, Gottes Weisheit? Ist es Güte, daß wir ein qualreiches Dasein haben, in welchem kaum ein Tag mit ganzer Harmlosigkeit genossen werden kann? Ist es Weisheit, daß wir schwache Menschen mit mehr Uebel als Glückseligkeit umringt sein müssen? Warum ruft David: „Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und dir Erde ist voll Deiner Güte!" (Psalm 104, 24.)

Wenn ich die Klagen der Menschen untersuche, scheint es mir besonders merkwürdig, daß Keiner über die gleichen Uebel sich beschwert, sondern Jeder andere Ursachen zum Mißvergnügen hat. Hier beschwert sich bitter ein reicher Mann über die schlechten Zeiten, dort ein angesehener Mann über Neid und Verleumdung. Hingegen ein armer Taglöhner bringt freudig seinen Lohn zu Weib und Kind, und dankt Gott für den reichen Segen; lächelt auch dazu, daß ein schlechter Mensch ihn bei seinen Vorgesetzten anschwärzen wollte, denn er ist sich seiner Unschuld bewußt. — Hier sind die gleichen Uebel, aber doch werden sie von dem Einen nicht so hart empfunden, als vom Andern. Woher? Man antwortet: Der Reiche und Angesehene war eines bessern Schicksals gewohnt; der Arme hingegen nicht. — Wenn dem also ist, so liegt der Quell des Mißvergnügens nicht in den geringern Einkünften selbst, nicht in dem Urtheile der Menschen, sondern in der Verletzung unserer Gewohnheit. — Was ist Gewohnheit? Es ist Abhängigkeit unsers Lebens von gewissen äussern Umständen. Wer aber ist Schuld, daß wir Sklaven äusserer Umstände werden? Gott? — Wahrlich nicht. Die Umstände kommen durch ihn, aber die Gewohnheiten von uns, denn sie liegen in uns.

Zwei Menschen bewerben sich um gleiches Amt und gleiche Würde; Beider Wünsche bleiben unerfüllt. Ein Dritter empfängt ohne Verdienst, wonach sie strebten. Der Schmerz darüber wirft den Einen auf das Krankenbett. Der Andere lächelt über die Spiele des Glücks,

und vergißt bald, wonach er getrachtet. Haben nicht Beide gleiches Schicksal erfahren? — Warum machte es den Einen unglücklich? Er war ehrgeiziger als der Andere. Wenn dem so ist, so machte ihn nicht sein Schicksal, sondern sein Ehrgeiz elend. Das Schicksal kam von Gott, der Ehrgeiz aus dem Gemüthe des Menschen.

Aeltern weinen über dem Sarge eines heißgeliebten Kindes. Aber Einer von ihnen beruhigt sich; er weiß, es ist nur eine kurze Trennung; unsere Heimath ist nicht hienieden, es ist Alles wohl aufgehoben in Gottes Liebe; wir sehen uns wieder. Der Andere weiß dies Alles auch; aber sein Gram ist darum nicht minder trostlos, und vernichtet ihm alle Lebenslust, und zerstört ihm sogar die eigene Gesundheit. Beide erfuhren gleiches Schicksal, Beide hatten die gleiche Empfindsamkeit, die gleiche Religion. Aber warum ward der Eine von ihnen auf immer unglücklich? Weil er mit Leidenschaft liebte, das heißt, mit einer Heftigkeit, wodurch seine Vernunft unterdrückt ward, seine Vernunft, die ihm immer sagte: Es ist im Irdischen nichts bleibend, mache dich zu jeder Stunde auf jeden Verlust bereit. Das Schicksal kam von Gott; die Leidenschaft aus dem Herzen des Menschen.

Da nun Jedermann die Uebel des Lebens anders betrachtet; da dem Einen sehr gleichgültig sein kann, was dem Andern unerträglich fällt; da, was dem Einen ein großes Unglück ist, dem Andern recht gut und nützlich scheint; so ist eigentlich kein Uebel in der Welt, als dasjenige Schicksal, was wir selbst zu einem Uebel machen. Oder nenne mir ein Schicksal, von welchem alle Menschen, jung und alt, reich und arm, unwissend und weise, einmüthig behaupten, es sei das größte Uebel! — Selbst der Tod ist nicht das größte, denn wie Viele wählen ihn freiwillig, um einer Schande zu entfliehen! Selbst die Schande ist nicht das größte Uebel, denn wie Viele lassen sich dieselbe gefallen, wenn sie nur nicht arm sein müssen! Selbst die Armuth ist nicht das größte Uebel, weil Tausende sie vorziehen, statt mit Gefahr ihrer Gesundheit größeres Vermögen zu erwerben. Selbst Verlust der Gesundheit ist nicht das größte Uebel, weil Millionen Menschen dieselbe oft für das Nichtswürdigste aufs Spiel setzen.

Fragst du in der Welt umher, welches denn das größte aller Uebel sei, oder das, was Jedermann für Unglück halte: so wirst du eben so verschiedene Antworten empfangen, als wenn du fragest, was Jeder für sein größtes Glück halten werde.

Daraus dürfen wir mit Gewißheit schliessen, daß die Schicksale, welche Gott sendet, an sich alle gleich sind; aber die Menschen sind sich einander nicht gleich, welche das Schicksal empfangen. Was Gott thut, das ist wohlgethan; aber der Mensch fügt das Uebel erst hinzu. Nicht von aussen kommt das Glück über uns; sondern aus unserm Innern geht das Elend des Lebens hervor über die Aussenwelt. Die Welt bleibt mit ihren irrigen Gesetzen und Ordnungen immer dieselbe, aber der Sterbliche beurtheilt sie verschieden, und trägt erst seine Noth und Qual in dieselbe hinein.

Ich erkenne, o Sterblicher, aus deinen Klagen über das Leben, nicht was das Leben in dieser Welt sei, sondern wer du bist. Die Welt ist dein Spiegel. Wie du sie ansiehst, so bist du! In allen Seufzern über das Uebel sprichst du deine eigene Anklage aus.

Die Welt ist dein Spiegel! Das Kind tändelt kummerlos. Des Winters Frost und Schnee bringt ihm so viel Vergnügen, als des Frühlings Blumenpracht. Mit leichtem Sinn geht es vergeßlich über das Angenehme wie über das Unangenehme hin. Es betrachtet und behandelt das Leben in seiner Unschuld und Unwissenheit, wie der Weise und Christ aus Grundsätzen thut. Beide, der Weise und das Kind, hängen ihr Herz an nichts Vergängliches; das Kind, weil es noch keine Gewohnheiten hat; jener, weil er keine unauflöslichen Gewohnheiten will. Darum sprach Christus voll tiefen Sinnes: Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so werdet ihr nicht zum Himmelreich gelangen.

Das Leben ist dein Spiegel! — Es weint das Kind von Dornen verwundet: die Thränen klagen nicht den Dorn, sondern den Leichtsinn an. Es weint, weil es sich von einem Fall weh thät, es klagt nicht die Härte des Steins, sondern die eigene Unvorsichtigkeit an. Der Erwachsene trauert über Treulosigkeit der Freunde; er trauert über seine Unerfahrenheit. Er jammert über die Verminderung seines Vermögens: nein, über seine Eitelkeit, über seinen Hang zu mancherlei Bequemlichkeiten, die nun eingeschränkt werden müssen. Es ist nie die Unvollkommenheit der Welt, sondern unsere eigene Unvollkommenheit, die wir durch Klagen an den Tag legen. Sei du nur besser, und es wird besser sein.

Man spricht wohl von unverschuldetem Unglück, das der Sterbliche erfährt. Und in der That ist Mancherlei, welches uns weh thut, ohne daß wir uns vorzuwerfen haben, es durch eigene Thorheit verursacht zu haben. Was kann das unschuldige Kind dafür, wenn es, von ansteckenden Krankheiten überfallen, auf dem Schmerzenlager winselt? Was kann der dafür, dem ungesunde Aeltern einen gebrechlichen Körper oder vergiftete Säfte vererbten? Was kann der Wanderer dafür, der sich, unkundig des Wegs, verirrt in Wüsten oder auf Meeren, und Hungers stirbt? Was kann der Unschuldige dafür, der Schmach und Haß erfährt, und selbst bürgerliche Strafen, weil er von Bösewichtern verklagt, von ungerechten Richtern verurtheilt wird, oder weil sich alle Umstände verschworen zu haben scheinen, wider ihn böses Zeugniß abzulegen! — So gibt es viele Schicksale, die dem Leidenden Blut und Thränen abpressen, ohne sein Verschulden. Geht hier das Elend aus ihm hervor, oder ist es nicht die Hand eines höhern Wesens, welche es über ihn bringt?

Allerdings trifft uns zuweilen, doch selten ist's, durch Fügungen Gottes eine Noth, an der wir unschuldig sind. — Doch in Allem liegt neben dem Schmerz auch der Trost. So ordnete es die ewige Weisheit. Warum sie aber so, und nicht anders handelte, erkennen wir nicht. Wer übersieht die Verbindungen, Gesetze und Zwecke des gesammten Weltalls? Wer darf sich vermessen, Gottes Rathschlüsse und Absichten zu durchschauen? Zwecklos geschah nichts, seit Anbeginn alles Lebens; und Gottes Zwecke sind seiner unendlichen Güte gemäß, die aus Allem, was er schuf, sonnenhell leuchtet. — Der Schmerz der Krankheiten, die nicht Folgen unserer Vergehungen, sondern oft nur menschlicher Kurzsichtigkeit oder früherer Ursachen sind, ist immerdar Schmerz. Doch jeder fliegt vorüber, und in seiner größten Stärke ist er mit wohlthätiger Betäubung des Kranken verknüpft. Oft ist er für den Zuschauer schauderhafter und betrübender, als für den, welcher ihn leidet. Dieser schlummert unter Ver-

zuckungen, wo jener als Zeuge vor eingebildeten Qualen bebt. Der Tod aber ist kein Uebel, sondern das Ende des Schmerzes. — Unverschuldetes Leiden ist die Schule der Weisheit und Seelengröße für den, welchen es trifft, wie für den, welcher Zuschauer ist. Wer ungebessert duldet oder zuschaut, für den ging ein großes, ernstes Schicksal umsonst warnend vorüber — ihm wird ein schwereres begegnen. — Bist du weise genug, so wird auch unverschuldetes Unglück für dich kein Unglück, sondern Quell eines Glückes sein, das heißt, einer neuen Vollkommenheit deiner Seele und einer engern Annäherung zur Gottheit.

Doch die meisten Uebel des Lebens, über die wir zu klagen pflegen, sind Wirkungen unserer eigenen Schuld. — Aus eben diesem Grunde pflegen wir uns auch über dergleichen weit lebhafter zu beklagen. Es liegt in der menschlichen Natur, daß wir unverschuldetes Unglück mit mehr Seelengröße ertragen, ja oft mit freudigem und edelm Stolze. — Krankheiten brachten noch Niemanden zur Verzweiflung; aber wohl gekränkter Ehrgeiz, leidenschaftliche Liebe, die in Schwärmerei ausartete, Geiz, Hochmuth und andere Laster. Denn Laster sind Krankheiten der Seele; und was die Seele leidet, ist empfindlicher, als Alles, was den Körper treffen mag.

Die Welt ist dein Spiegel. Sage mir, wie du die Welt, die Menschen, deine eigene Lage beurtheilst, und ich will dir sagen, von welchen Krankheiten deine Seele behaftet ist, welche Leidenschaften in deinem Innern verborgen toben.

Du bist unglücklich, denn du klagst. Werde glücklich, denn es steht bei dir. Heile deine Seele von den Unvollkommenheiten, und es wird in der Welt dich nicht leicht etwas trostlos machen können. Stehe unabhängig von äusserm Glück, und du wirst in dir der Seligste sein, erhaben über alle sogenannte Uebel des Lebens. Prüfe dich, frage dich: warum bist du nicht in dir ganz zufrieden? warum in deinen Verhältnissen nicht ganz glücklich? und du wirst deine Seelenkrankheit erkennen, an der du eigentlich leidest. Du wirst wahrnehmen, daß der Keim deiner Schmerzen nicht in deinen Umgebungen liegt, sondern tief in deinem Herzen. Da ist die Wunde! heile sie. Die Religion bietet dir die Arzneien der Seele. Gott will dein Glück, nur du hast es bisher nie ernsthaft gewollt, sondern eigensinnig es nur da gesucht, wo es noch nie gefunden ward.

Ich will dir nur ein einziges Wort sagen, o meine Seele, ein einziges! aber es ist das rettende. Nimm es auf. Fasse seinen Sinn. Deine Wunden werden damit geheilt, deine Verhältnisse verbessert werden. Dies ist die Arznei, deren du bedarfst: Mäßigung! —

Werde mäßiger in allen deinen Wünschen; mäßiger in deinem Lieben und in deinem Hassen; mäßiger im Genusse dessen, was dich freut; mäßiger in deiner Verehrung, wie in deinem Tadel dessen, was vergänglich ist. Halte Maß in allen deinen Dingen, und das Unglück wird Maß halten gegen dich.

Je weniger wir von der Welt fordern und erwarten, je reicher müssen wir nothwendig in uns sein. Was in uns ist, das kann sie uns nie entziehen. Wozu großes Vermögen und Eigenthum? Zufriedenheit mit unserm Loos ist der größte Reichthum. Wozu Ehrenbezeugungen von schwachen Menschen? Tugend ist die ewige Ehre, die Niemand zerstört. Wozu Bequemlichkeit und Ueppigkeit? Willst du der Sklave deines Leibes sein, der vielleicht im Grabe, ehe das Jahr vergeht, schon vergangen ist? — Dein Vater, deine Mutter, dein Bruder, deine Schwester, deine Kinder, deine Geliebten sind sterblich. Mache dich auf die Scheidestunde gefaßt. Du wirst ihren Tod erleben, oder sie erleben den deinigen endlich. Eins wird sein! Ihre Seelen bleiben dir, nicht ihre Leiber. Gewöhne dich früh an die Vorstellung, du werdest einst auch das Liebste verloren haben; so wird dich selbst dieser Verlust nicht, wenn er geschieht, um deine Fassung bringen. Du wirst heiter emporlächeln zum Himmel, und sagen: Ist Gott nicht der Vater der unsterblichen Geister, und das Weltall nicht unser Vaterhaus? So wirst du Davids heiliges Wort verstehen, und unter allen Unannehmlichkeiten des Lebens mit Zufriedenheit, Ergebung und Vertrauen, oft selbst mit Entzücken, sprechen: „Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güte! Du hast die Welt gemacht, und die Schicksale gestellt, daß sie uns erfreuen oder belehren. Aber die guten wie die bösen Tage sind Deine Engel, welche erscheinen, uns zu Dir zu führen, auf daß Dein Werk erfüllt und unsere Seligkeit ohne Ende werde.“

135.

Menschenrath, Gottesthat.

Psalm 106, 8.

Befiehl dem Höchsten deine Wege,
Und baue nicht auf Menschenwerk.
Vertraue seiner Vaterpflege;
Für ihn ist nichts zu groß und stark,
Das er zu seines Namens Preis
Nicht herrlich auszuführen weiß.

Wo du nur ihn hast walten lassen,
Da hat er Alles wohl gemacht;
Und was dein Denken nicht kann fassen,
Das hat er längst zuvor bedacht:
Wie es sein Rath hat auserseh'n,
So, und nicht anders, muß es gehn.

Wer sich auf Anderer Wort und Hilfe verlassen muß, der ist wohl verlassen! — Wie wenig Erfahrungen gehören dazu, diese Wahrheit anzuerkennen, wie wenige Lebensjahre unter den Menschen! — Schon das oft getäuschte Kind wird endlich mißtrauischer, und glaubt nicht leicht mehr Jedermanns Worten. Und doch wird es ihm bei seiner natürlichen Unschuld und Gutmüthigkeit schwer, allem Vertrauen zu entsagen. Noch einmal, im aufblühenden Alter der Jungfrau und des Jünglings, blüht auch der Glaube an die Menschheit mit neuer Kraft auf. Man hält die bisherigen unangenehmen Erfahrungen gern für Folgen eigener kindlicher Unwissenheit. Man hängt mit lebhafter Innigkeit am Menschen, glaubt und vertraut, hält auf seinen Rath, baut Alles auf sein Wort, schließt Freundschaftsbündnisse für das ganze Leben, dünkt sich, wenn auch nicht würdiger, doch glücklicher als tausend Andere, die solche Liebe, solche Treue nie unter Sterblichen fanden, und bedauert die, welche aus dem Umgang mit Menschen nichts Besseres lernten und gewannen als Mißtrauen

Aber die Jugend verblüht; die sonst frisch glänzenden Hoffnungen entfärben sich; hier scheiden Länder und

Ströme, dort Stand und Glücksumstände, hier der Tod, dort Leichtsinn einen Freund nach dem andern von dem Glaubensvollen. Bald steht er einsam, vielfach hintergangen, in sich selbst verschlossen. Er muß sich selig preisen, wenn ihm nur noch eine Freundin, nur ein treuer Freund, Gatte, Kinder bleiben, die fest und bis zum Tode an einander halten.

Darum sprach auch David, der Vielerfahrne, Oftgebeugte, aus der Fülle seines Herzens, und als die Frucht seiner Lebensklugheit: Es ist gut auf den Herrn vertrauen, und sich nicht verlassen auf Menschen. (Psalm 118, 8.)

Liebe die Menschen, hilf und rathe ihnen, opfere dich für ihr Glück auf, aber erwarte vom größten Theil weder Dank, noch Hilfe. Denn die meisten leben voller Selbstsucht nur für sich; Alles, was ausser ihnen liegt, möchten sie so nur als Mittel zu ihren Absichten gebrauchen. Haben sie den Zweck erreicht, werfen sie die Mittel zur Seite. — Diese Selbstsucht, diese Mutter aller Grausamkeit, aller Untreue, aller Laster, ist's auch, die dem Menschen den Glauben an die Menschheit raubt. Weil fast Jeder nur sich selbst und seinem Vortheile lebt, weil fast Keiner ein Wort, eine Hand, einen Dienst bietet, ohne eigennützige Nebenabsichten, ist wahre Freundschaft das Seltenste auf Erden. Stehst du erhaben über Andere, bist du mächtiger oder angesehener, oder begüterter, oder einsichtvoller, so wird dich ein Theil deiner Zeitgenossen aus Neid hassen, ein anderer Theil dir aus Eigennutz anhangen. Stehst du niedriger, unbedeutender, ärmer da, als Viele, wird sich fast Jeder berechtigt glauben, von dir Dienste zu fordern.

Wer dich nicht als sein Hilfsmittel für eigene Zwecke benutzen kann, wendet dir verächtlich oder gleichgültig den Rücken. — Nur Wenige werden dich und deinen wahren Werth anerkennen, und dich deines Selbstes willen hochschätzen. Ein König, vom Throne gestürzt, wird von seinen Völkern verlassen; ein Weiser, aus seinem Vaterlande verbannt, wird von seinen Schülern vermieden; ein Wohlthäter, durch Unglück verarmt, wird von seinen Pflegekindern vergessen. Nicht Dankbarkeit, nicht Hochachtung, nicht die Bande des Blutes sind stark genug, die Selbstsucht der Menschen zu bezwingen.

Vertraue nicht zu viel auf Wort und Versprechen des Menschen. Du weißt es, Veränderlichkeit ist des Menschen Natur. Der Entschluß des Morgens ist oft schon am Mittag bereut. Nichts bleibt im Sterblichen und um ihn her das Gleiche. Seine äussern Verhältnisse, seine innern Ueberzeugungen werden mit der Zeit anders; seine Jahre wechseln, seine Neigungen, seine Launen und Grundsätze. Selbst seine Stimme, seine Gestalt verwandelt sich. Der Mensch ist heute nicht mehr der Mensch des vorigen Jahres. Ja, du selbst, der du die Veränderlichkeit deiner Lebensgenossen so bitter anklagst, bist du allein der Unveränderliche, und noch heute, wie gestern? Andere Umstände erzeugen andere Gesinnungen; ein anderer Stand bringt andere Pflichten; ein anderes Alter gibt eine andere Gemüthsart. Daher so manche Wortbrüchigkeit, wo wir sie nie erwartet hätten; so manche heilig beschworne Jugendfreundschaft zerrissen, für deren ewige Dauer wir Ent und Blut verbürgt hätten. —

Vertraue nicht auf Menschenrath und Menschenhilfe, wenn du Rath und Hilfe bedarfst. Nur Wenige denken edel und uneigennützig genug, in deine ganze Lage, in deine Bedürfnisse, in deine Wünsche einzutreten. Kennst du diese Wenigen immer? Und wenn du sie kennst, machen sie eine Ausnahme von der allgemeinen Veränderlichkeit, welche die Sterblichen beherrscht? — Lege nie mit allzublindem Vertrauen dein ganzes Wohl und Weh in eines Einzigen Hand. Oft spielt Heuchelei die Rolle des Gutherzigen; oft sind Bosheit und Schadenfreude da, wo du redlichen Sinn vermuthest. Man soll und muß sich nie ganz weggeben; behalte deine Geheimnisse, weil du nicht weißt, in welche Hand du sie legst. Nur zu oft ist der Gutmüthige das Schlachtopfer hinterlistiger Tücke geworden.

Bist du aber in der Nothwendigkeit, menschlichen Beistand ansprechen zu müssen — und in diese Nothwendigkeit kommen wir Alle! — so hoffe das Wenigste von der Herzensgüte dessen, den du ansprichst, oder daß er deine Verdienste ehre, oder daß ihn deine Tugend oder deine Lage besonders rühre; das Meiste hoffe von dem, was ihm sein eigener Vortheil anrathen kann, für dich zu thun. Daher sind keine Freundschaften fester, inniger, als die, welche durch die Hand der Natur selbst gestiftet wurden: die zärtlichen Verhältnisse zwischen Aeltern und Kindern, oder zwischen treuen Ehegatten. Denn hier sind Vortheil, Schaden, Ehre und Schande des Einen zugleich auch das Loos des Andern. Darum soll hier das vollste, offenste Vertrauen gegenseitig herrschen. Hier werde Geheimniß um Geheimniß ausgetauscht.

Doch auch selbst hier — wie unzuverlässig ist Menschenhilfe! Baue deine Hoffnungen nicht allein auf sie; mache auf sie keine feste Rechnungen für dein künftiges Leben. Denn wie leicht ist das zerrissen, was man in dieser Welt für das Unzertrennlichste hielt! Krankheit und Tod können dir deine Geliebtesten rauben, auf deren Beistand du zähltest: durch Verführung können deine Kinder entarten; ein Verleumder kann dir das Herz deines ältesten und bewährtesten Freundes entziehen.

Wer sich auf Menschenhilfe allein verläßt, der ist wohl verlassen! — Er ist verlassen, weil er zum Theil sich selbst um diejenige Achtung brachte, die ihm nothwendig ist, wenn man ihn lieben soll. Man verachtet zuletzt den, der sich nicht selbst halten kann; der sich immer auf Andere stützen will, und nicht unabhängig dazustehen weiß. Wer selten fordert, dem gibt man lieber und freudiger. Wer in sich selbst Kraft und Muth für jedes Schicksal zeigt, dem folgt unwillkührlich die Hochachtung der Uebrigen; und wo Hochachtung wohnt, da ist Neigung zum freundschaftvollen Beistand. Wer da hat, dem wird gegeben, denn man kann früher oder später wieder von ihm erwarten.

Verlaß dich nicht auf Menschenrath und Menschenhilfe, sondern auf deinen eigenen Muth in jeder Lebenslage. Wer nur sich selbst nicht verloren gibt, der ist nicht verloren. Strebe nach Selbstständigkeit, nach Unabhängigkeit — dies ist Christenpflicht. Lerne fremde Hand entbehren, so wirst du mächtig sein; — lerne dich mit dem Wenigsten begnügen, so wirst du reich sein.

Ein wahrer Weiser soll Andern Alles leisten, für sich selbst selten begehren. So that Jesus. Hilfreich überall, erwartete und verlangte er für sich selbst nicht viel. — Je mehr du dein Glück auf den Beistand Anderer gründest, je unsicherer wird es dir sein. Nur was du dir selbst bist, das hast du! — du selbst, mit dir

ein Freund, eine Freundin und Gott für Alle! Was forderst du mehr? Wer zu seinem Wohl mehr bedarf, ist der Sklav fremder Menschen und fremder Umstände.

Vertraue mehr dein Glück und Wohl den eigenen Kräften, als fremden an: so wird es dir nicht fehlen. Aber kennst du deine eigenen Kräfte? — Viele Menschen wurden dadurch elend, daß sie nicht wußten, worin ihre Stärke lag.

Und welches sind deine besten, deine eigenen Kräfte? Ist es dein erworbenes Vermögen? ist es die Erbschaft, auf welche du noch hoffest? ist es deine Familienverbindung, deine Verwandtschaft mit vielgeltenden Personen? sind es deine erlernten Geschicklichkeiten? ist es dein Amt, dein Stand? — O du betrügst dich furchtbar! Dies Alles ist fremdes, treuloses Gut. Gründest du darin dein Heil, so hast du auf morschem Sand gebaut. Es gibt Tage, da kann dir dein Reichthum nicht aushelfen; es gibt Umstände, da werden dich deine Verwandten zurücklassen; es gibt Unglück, vor dem dich kein Rang schützt. Geld, Freunde und Würden sind nicht Kräfte, sondern allenfalls beiläufige Hilfsmittel. Sie können dich alle verrathen. Was bleibt dir dann?

Lerne deine eigenen Kräfte kennen: sie verrathen dich nie, so wenig du dich selbst verräthst; es sind Einsichten und Tugend! Siehe, mit diesen überwindest du die Welt; darin ruht deine Riesenstärke. Handle nie unüberlegt, und das Ueberlegte vollstrecke mit strenger Rechtschaffenheit! Mache dich durch Einsicht unabhängig, nicht nur vom Einflusse fremder Hilfe, sondern vom Einflusse deiner eigenen Leidenschaften, von jenen noch anklebenden Fehlern, die schon manche Unannehmlichkeiten schufen! Mache dich durch deine Tugend mächtig über alle Gemüther, denn der Tugend bringt ja Jedermann unwillkührlich den Zoll der Verehrung und Liebe.

Aber kurzsichtig ist der Sterbliche; auch eigene Einsicht irrt oft! — Schwach ist der Sterbliche; auch seine beste Tugend wankt oft! — So werden unsere eigenen Kräfte oft unzuverlässig. Es ist noch eine höhere Macht vorhanden, sie wankt nie; eine höhere Weisheit, sie irrt nie; eine väterliche Liebe, sie stirbt nie! — O Christ, blicke in den Aengsten und Freuden deiner Tage zu ihr empor! Wenn dich Alles verläßt, dort ist Einer, der dich nie verlieren will. Du bist sein Kind, er ist dein Vater. Er will dich nicht verlassen, noch versäumen.

Gottesthat geht über Menschenrath! Darum ist es gut, auf den Herrn vertrauen, und sich nicht verlassen auf Menschen. (Psalm 118, 8.)

Der Mensch unter Menschen, der Mensch mit seinen eigenen schwachen Kräften, wäre wohl eins der elendsten aller rechtschaffenen Wesen, wenn er, nur sich selbst überlassen, nicht zur Fürsorge seines eigenen Schöpfers vertrauensvoll emporsehen dürfte! — Umsonst triumphirt der Glückliche, und hält in seinem Wahn Alles für Werk eigener Kraft, was er um sich her gebaut hat: es schlägt eine Stunde, die Alles zertrümmert, Alles anders gestaltet. Eine mächtigere Hand herrscht in der Menschen Schicksalen. Selbst in der Brust des gewaltigsten Eroberers, vor dem Länder und Völker zittern, erzittert wieder ein Herz vor dem Gewaltigern, der über den Sternen thront, der die dunkeln Verhängnisse leitet über dem Haupte des Königs und des niedrigsten Knechts! — Zwar der Leichtsinn kann Gott vergessen — aber Gott lebt! Der Wahnsinn kann spotten und sagen: er gedenkt unser nicht; aber Gott lebt, und darum gedenkt er auch des Wahnsinnigen!

Gottesthat geht über Menschenrath. — Darum baue nicht auf diesen, sondern halte fest an jener. Wie oft haben wir im Leben die Nichtigkeit menschlicher Beschlüsse, den Irrthum unserer Rathschlüsse erfahren müssen! Es kam Gottesthat, und unser Sorgen und Kümmern war eitel. Es ward besser, als wir meinten. Wie manche Angst hatten wir uns vergebens gemacht, wie manche Schmerzensthräne umsonst geweint, wenn wir Trübsal erduldeten! Die Angst war entbehrlich, die Thräne unnöthig; Gott sorgte besser für uns, als wir selber. Erst nachher, erst spät sahen wir immer die Weisheit seiner Fügungen ein. Und das, was wir einsehen, mag uns Bürge sein für das, was wir jetzt noch nicht zu begreifen im Stande sind.

Dem Geistervater, dem Unendlichweisen, laßt uns glauben, laßt uns vertrauen! Er weiß das Beste! — Keiner, wie er, so klar, so Alles durchschauend. Für ihn ist kein Jahr und kein Tag; für ihn ist Alles Gegenwart, und die unendliche Gegenwart heißt Ewigkeit. Das Gewebe der Schicksale, es ist von ihm gewoben; das Spiel der Zufälle, das Ineinandergreifen der Jahrtausende und Augenblicke, des mächtigsten Volks und des schwächsten Säuglings, Mensch, — es ist ihm, nur ihm lichtvoll, denn sein Wille lebt in Allem. Darum lasset uns dem Herrn vertrauen, dem Weltregenten, dem, welcher auch das Geschick des kleinsten Gewürms bestimmt hat.

Er kann das Beste! — Ach, was kann denn der schwache, blöde Mensch? Kann er wohl seinem eigenen Leben auch nur die Länge eines Augenblicks zusetzen? — Was sind eure vermeinten Erdengötter? was eure Gewalthaber und Fürsten vor ihm? Staub und Asche! — Sie können durch Schrecken und Furcht, oder durch Klugheit und Güte Völker bewegen, wie todte Werkzeuge. Sie können prachtvolle Städte bauen — Ameisenhaufen sind nicht minder kunstvoll; Denkmäler zum Erstaunen der Nachwelt aufführen — ein jeder Grashalm ist wundervoller, als das erste Kunstwerk der Welt. Sie können Tonnen Goldes verschenken, Staub an Staub. Das Alles vermögen sie! Aber selten wissen sie sich selbst zu beglücken. Ihre eigenen Leiden können sie nicht vertilgen. Sie liegen unter dem Gesetze der Natur, wie das letzte Sonnenstäubchen. Keine Welle gehorcht ihnen; kein Wind schweigt vor ihnen.

Nur er, dem Alles gehorcht, nur er kann das Beste. Seiner Allmacht ist keine Gewalt gewachsen; seinem Willen streben keine Hindernisse entgegen. Er kann!

Und er will das Beste! — Wer will das so rein, so uneigennützig, so aus unsäglicher Liebe zu den von ihm erschaffenen Naturen, wie er? Was haben wir, was wir ihm geben könnten, seine Allseligkeit zu vergrößern? Was ist im Weltall, das er nicht dem Weltall gegeben hätte?

Er will das Beste. Wer darf zweifeln? O Kleingläubiger, blicke auf den Herrn, du bist unverloren, er liebt dich, er will auch dein Bestes. Und daß er es wolle, verbürgt dir seine unendliche Güte — ja die lautredendste Bürgschaft ist dein eigenes Dasein. Stand es nicht in

seiner Macht, dich im öden Nichts zu lassen? Du wärest nie gewesen. Aber er wollte dich, auch dich unter seinen Miriaden Erschaffenen sehen. Er wollte auch dich mit seinen Wundern beseligen. Und du bist geworden; du lebst; du kennst, du nennst ihn; du preisest seinen Namen. Er will dein Vater sein, und du sollst sein Kind sein. Nur hinweg deine eigene Unvollkommenheit; nur hinweg das Unreine deiner Begierden, dein beständiges Sorgen und Kümmern um tägliches Brod, um äusserliche Verhältnisse, um dein Schicksal oder um das Loos derer, die deinem Herzen lieb sind. Wirf deine Sorgen auf ihn; er wird's wohl machen.

Es ist gut, auf den Herrn vertrauen, und sich nicht verlassen auf Menschen. — O du Alles umfassende, Alles liebende Allmacht, Du, den Jesus Christus mich Vater nennen lehrte: wem kann ich vertrauen, als Dir? Du liebtest mich, eh' ich war, darum hast Du mich geschaffen; und welches Schicksal mir auch begegne, und mag es meine Kurzsichtigkeit oder mein tiefverwundetes Herz ein Unglück nennen, es ist dennoch mein Bestes, denn es kommt, Liebender, Weisester, Wohlthätigster, von Dir!

Eine nie gefühlte Heiterkeit durchströmt mich. Ich empfinde es, ich weiß es: ich bin Dein Kind. Geistervater, Dein Leben ist in mir und in den Meinigen; unsere Geister werden Dich und Deine Wege erst dann recht erkennen und verehren, wenn sie, losgebunden vom rohen Staube der Erde, in heller Freiheit sich und die Weltordnungen durchblicken.

Mag auch Alles sich vor mir verdunkeln, ich weiß, vor Dir ist keine Finsterniß; mag auch meine Rettung, meine Ruhe unmöglich scheinen, vor Dir steht nichts Unmögliches; mag auch mein Herz bluten und erkranken unter herben Schicksalen — Vater, meine Thräne mögen mir nicht zur Sünde gerechnet werden; ach, ich bin ein Mensch! — dennoch werde ich mit kindlicher Zuversicht immer rufen: Dein Wille geschehe, denn er ist der beste.

Darum seid getrost und unverzagt (spricht Dein heiliges Wort); fürchtet euch nicht und laßt euch nicht grauen. Denn der Herr, dein Gott, wird selber mit dir wandeln, und wird die Hand nicht abthun, noch dich verlassen. (5 Mos. 31, 6.) Amen.

136.

Selbsterkenntniß.

Luk. 6, 41.

Immer blind für meine Fehler,
Nur für fremde Schwächen hell,
Richt' ich, eigner Sünden Hehler,
Mich nur langsam, Andre schnell.

Weil der Mensch sich selbst nicht kennet,
Und sich selbst zu sehen scheut,
Bleibt das Ziel, nach dem er rennet,
Fern von ihm — Vollkommenheit!

Es ist in allen Sterblichen ein mächtiger, unauslöschlicher Trieb, der mit dem ersten Erwachen des kindischen Verstandes erwacht, und mit dem letzten Schlaf des Hinsterbenden erst einschläft: dies ist der Trieb, zu gefallen.

Der Mensch will gefallen. — Ihm ist jede Last des Lebens, jedes Unglück, jede Widerwärtigkeit erträglich; selbst den Tod kann er auf dem Krankenlager mit Gelassenheit erwarten — aber Verachtung ist ihm unerträglich. — Um Aufmerksamkeit, Beifall, Bewunderung zu erregen, strengt der spielende Knabe die schwachen Kräfte an, kämpft der Reisende mit den Ungeheuern der Welt, schmückt sich die Jungfrau mit ihren Kleinodien, geht der Krieger beherzt gegen die todverbreitenden Feuerschlünde, schifft der Seemann durch unbekannte Meere, sammelt die Hand des Arbeiters Vermögen und Schätze, baut der Fürst Paläste und Gärten, ätzt der Wilde schreckliche Zeichnungen in die Haut seines Leibes.

Der Mensch will gefallen. Dieser Trieb ist die Quelle seiner vorzüglichsten Neigungen, seiner schönsten Tugenden, seiner größten Laster. Daher stammt sein Ehrgeiz und seine Eitelkeit, seine Kühnheit und Heuchelei, sein Fleiß und sein Verschwenden, seine Enthaltsamkeit und seine Wollust.

Darum ist er mit nichts so sehr beschäftigt, als mit sich selbst. Darum vergleicht er Alles mit sich selbst; darum macht er bei allen Anlässen gern seinen Werth geltend und sein Verdienst. Darum endlich bemerkt er so gern die Fehler seiner Mitbürger; darum sucht er auch die geringsten Schwächen und Irrungen des Andern gern hervor, bringt sie ins Gespräch, macht sie auffallender, schildert sie vielleicht noch härter, als sie sind, und das Alles thut er oft freilich ohne deutliche Vorstellung, doch aber immer mit dem dunkeln Gefühl des Wohlbehagens: „Ich bin besser, als Dieser. So würde ich nicht gethan haben, wie Dieser. Hier reichen meine Einsichten weiter. Darin bin ich geschickter, weiser, tugendhafter, ruhmvoller!“

Dieses Streben, Andern zu gefallen, Andern ein Gegenstand der Achtung und Bewunderung zu sein, ist uns Allen natürlich. Es gründet sich auf unsere eigene Ehrfurcht und Liebe für jedes in seiner Art Vollkommene, Gute, Wahre und Schöne. Ohne diesen Trieb würde der Mensch rohes Thier geblieben sein, das, unbekümmert um Beifall der Andern, in Trägheit versunken wäre, sobald es seinen Hunger und Durst gestillt hat.

Auch die Religion ehrt dies Streben. Sie will, daß wir vollkommen werden, auf daß wir vor Gott und Menschen wohlgefällig dastehen. Sie tadelt nicht die tugendhafte Ruhmliebe; sie will, daß wir allen guten und frommen Menschen theuer sein, aber unsern höchsten Ruhm in Gottes Beifall finden sollen.

Woher kommt es nun, daß bei allen Anstrengungen der meisten Menschen nach Hochachtung, Ansehen und Bewunderung von Andern, ihrer so wenige wirklich allgemein geachtet und geliebt sind? Woher kommt es, daß bei dem unablässigen Bemühen, zu gefallen, nur Wenige das Glück haben, zu gefallen? — Liegt der Grund in der ungleichen Vertheilung der Gaben und vorzüglichen Eigenschaften, mit welchen uns die göttliche Schöpferhand ausgestattet hat? Wahrlich nicht. Denn Gott gab jedem Menschen irgend eine vorzügliche Anlage, die er vortheilhaft benutzen, irgend ein Pfund, mit welchem er wuchern könnte; allen Menschen aber ohne Unterschied gab er die Kraft und das Vermögen zur Tugend und Gottseligkeit, das heißt, er gab Allen die Anlage, durch

Seelenschönheit zu gefallen. Wir wissen ohnedem, daß alle andere Eigenschaften zwar Ansehen und Bewunderung erwecken können, aber daß wir weder durch Reichthum, noch durch Ehrenstellen, weder durch hohe Gelehrsamkeit, noch durch Körperstärke, weder durch Kunstgeschicklichkeit, noch durch Prachtaufwand liebenswürdige Menschen werden, und das Wohlgefallen und die innige Hochachtung Anderer gewinnen, sondern nur durch Seelengüte, Seelenschönheit.

Die geheime, aber einzige und wirkliche Ursache, welche das Verlangen so vieler Menschen, und ihr Bemühen, Andern zu gefallen, gänzlich oder zum Theil vereitelt, ist — der Mangel an Kenntniß ihrer selbst.

Wahrlich, Tausende, die heute mit sich noch gar wohl zufrieden sind, würden, wenn ihnen ihr zweites Selbst in einer andern Gestalt begegnete, dasselbe nicht lieben, nicht ehren können. Sie würden im ersten Augenblick so mancherlei anstößige Eigenschaften an diesem zweiten Selbst entdecken, daß sie es verachten müßten.

Sie, die Alles kennen, die jeden Menschen so scharfsinnig zu beurtheilen wissen, die jeden Splitter in des Nächsten Auge sehen, kennen sich selbst am allerwenigsten.

So ist denn also Selbstkenntniß die Vorschule der wahren Tugend, der Vorhof der Liebenswürdigkeit, die Einweihung zu dem seltenen Glück, dem Himmel und der Erde zu gefallen. — Die Weisen aller Jahrhunderte haben daher die Kenntniß seiner selbst für die erste und vornehmste Wissenschaft des Menschen gehalten, und mit Recht. Denn so wenig ein Hausvater sein Vermögen recht verwalten und es vermehren kann, wenn er den Umfang seiner Besitzungen, den wahren Werth seiner Güter, die Tauglichkeit oder Untauglichkeit seiner Diener und Arbeiter nicht kennt: eben so wenig ist der Mensch im Stande, sich selbst zu vervollkommnen, seine guten Anlagen zu erheben, seine Schwächen, seine Fehler zu beseitigen, die guten Eigenschaften anzunehmen, die zum Gefallen unentbehrlich sind, wenn er mit sich selbst beständig im Dunkeln ist, und seinen wahren Werth noch nicht richtig beurtheilt hat.

Richtige Selbstkenntniß ist aber unter den Menschen so selten, wie die reinste Liebenswürdigkeit des Gemüthes. Denn eine ist von der andern unzertrennlich. Sie ist selten, weil sie mit großen, oft unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden ist. Diese Schwierigkeiten sind unsere eigenen Schwächen, unser Leichtsinn. Und die größte, die gefährlichste aller menschlichen Schwachheiten ist unsere, sich Alles zu gut haltende, sich selbst verzärtelnde, sich selbst schmeichelnde Eigenliebe.

Die Eigenliebe ist jene Stimmung des Gemüths, in der wir Alles, was nicht uns unmittelbar selbst angeht, für Nebensache halten; nichts ausser uns selbst mit Wahrheit lieben, oder doch nur in so fern, als es gewissermaßen ein uns zugehöriger Theil ist, oder als solcher angesehen werden kann. Die Eigenliebe hält das für gut, was wir thun, was wir haben; wenigstens will sie, daß Andere es für gut halten sollen. Die Eigenliebe will, wenn sich Muth zu ihr gesellt, den Beifall Anderer ertrotzen; kann sie es nicht, so erhebt sie sich über das Urtheil der Menschen, und behauptet die Güte der Fehler, was auch die Welt dazu sagt. Ihr Spruch ist: Ich will nun so sein; was kümmern mich Andere? Ihr müßt mich nehmen, wie ich bin. — Verbindet sich mit der Eigenliebe die Furchtsamkeit, so beschönigt sie nur ihre Fehler, und heuchelt das Gute, bewahrt aber unter der schönen Aussenseite die schlechte Sache.

Die Eigenliebe ist es, welche uns von der ernsten Schätzung unsers eigenen Werthes abhält. Sie nimmt den Weihrauch jedes Lobes begierig und als wohlverdient an, es werde nun von Andern im Ernst oder aus Schalkheit gegeben. Sie versetzt uns gern in die Lage Anderer, bloß um über unsere eigenen Vollkommenheiten in Freuden gerathen zu können. Sie wirft über unsere Gebrechen einen Schleier, daß wir sie nur kaum erkennen, weiß sie mit den größern Untugenden anderer Menschen sehr liebreich zu entschuldigen, unsere Besorgnisse zu beruhigen, und unsere größten Fehler schlau genug zu verkleinern, indem sie zeigt, wie unbedeutend solche in Vergleich mit andern vortrefflichen Eigenschaften und Verdiensten sind, die wir besitzen. — Selbst wenn es uns einmal Ernst wäre, mit unsern eigenen Sünden zur Rechenschaft zu gehen, weiß die Eigenliebe unsere Strenge zu beschwichtigen, indem sie uns freundlich zuflüstert: jeder Mensch hat seine Fehler, Niemand ist vollkommen; du wirst doch auf Erden kein Engel werden können.

Des Menschen größter Feind ist also der Mensch sich selbst. Er verblendet sich über seinen eigenen Werth oder Unwerth. Er hindert sich muthwillig an seiner Selbstprüfung. Weil er nun nicht sieht den Balken in seinem Auge, wohl aber in des Nächsten Auge den Splitter, kann er nicht mit Kraft an seiner Vollendung arbeiten, und ist sein Streben und Verlangen eitel, die Herzen aller Menschen, die Achtung, die Liebe, das Vertrauen aller Guten zu gewinnen. Er ist ein Opfer seiner Selbsttäuschung, und geht mißmuthig, immer im Kampfe mit der Verachtung oder dem Hasse Anderer, durch das Leben.

O meine Seele, bist du nicht vielleicht in diesem unglücklichen Falle? Wie sehr beschäftigen dich doch die Fehler und Thorheiten Anderer, und wie wenig deine eigenen dich selbst! — Wirst du wohl von Andern so ganz vergebens getadelt? Bist du am Ende nicht selbst die erste Ursache von manchen deiner mißvergnügten Stunden? Hast du nicht vielleicht Eigenschaften, die Andern unangenehm sind, die ihnen Mißtrauen gegen dich einflößen, die ihre Freundschaft oder die Bezeugung ihrer Hochachtung von dir abhalten?

Wornach strebst du denn am liebsten in dieser Welt? — Nach Glückseligkeit. Und worin besteht denn deine Glückseligkeit? Doch nur darin, daß du der Liebe und Achtung aller guten Menschen, und des Beifalls Gottes, deines unsichtbaren Vaters, gewiß bist. Ohne diese Gewißheit kannst du nicht mit dir selbst zufrieden sein, ohne diese Gewißheit bist du ein zitternder Flüchtling vor dem richtenden Blick Gottes; ohne diese Gewißheit hast du keinen Einfluß auf deine Nebenmenschen.

Wohlan denn, willst du glücklich werden, ist es dir einmal darum zu thun, ein Gegenstand allgemeiner Achtung und Freundschaft zu werden, die höchste Stufe menschlicher Seligkeit zu geniessen, — wage den ersten Schritt, lerne dich selbst kennen! Vielleicht findest du nirgends, als in dir, die Hauptquelle alles Uebels, das dich hindert, deines Lebens recht froh zu werden.

Damit du aber zur wahren Würdigung deines Werthes und Unwerthes gelangest, entferne vor allen Dingen

zuerst deine vorzüglichste Feindin, das stärkste Hinderniß an deiner Selbstkenntniß, die Eigenliebe.

Und daß sich ihre schmeichelnde Stimme nie in dein Urtheil über dich selbst mische, enthalte dich bei der einsamen Prüfung deines Innern jedes Blicks auf deine allfälligen Vorzüge, jeder Freude über deine ausgezeichneten Fähigkeiten und Besitzthümer, jedes Andenkens an deine guten Thaten; sondern suche ganz allein deine Fehler, deine sündlichen vorherrschenden Neigungen, deine unerlaubten Begierden, deine natürlichen Schwachheiten, die Mängel deiner Grundsätze, die Ursachen auf, welche oft bei andern Menschen den meisten Verdruß erregen, wodurch sie von dir entfernt werden, und deswegen sie, statt dich mit Güte, mit Hochachtung, mit warmer Freundschaft zu behandeln, dir mit Kälte oder gar mit Empfindlichkeit begegnen! — Du hast einen guten Engel, welcher freundlich und ernst dich auf jede Stelle deiner Denkart, auf jede Blöße deines Herzens, wo du mangelhaft bist, aufmerksam machen wird. Dieser gute Engel heißt das Gewissen; es ist ein beständiger Feind des bösen Engels, der dich unter dem Namen der Eigenliebe verdirbt.

Wagst du es aber doch nicht, deinem eigenen Urtheil ganz zu trauen: so wähle einen treuen, wohlmeinenden Freund. Unterhalte dich mit ihm in einer einsamen Stunde über deinen Karakter. Bitte ihn um sein strenges Urtheil, nicht über das, was du Gutes an dir haben könntest, sondern über das, wodurch du Andern etwa mißfällig geworden. Vielleicht sind es nicht eben grobe Fehler und Laster, aber es können Unterlassungssünden sein, die dich in den Augen deines Nächsten herabsetzen. Du thust vielleicht weniger Gutes, als du wohl könntest, bist weniger dienstfertig, als du wohl sein solltest, weniger zuvorkommend gütig, als du sein müßtest.

Aber auch der beste Freund, wenn er uns beurtheilt, wird immer dabei mit zärtlicher Schonung verfahren. Er wird uns nie allzutief verwunden wollen, und uns oft aus eigenem Triebe entschuldigen, auch wo wir nicht ganz Entschuldigung verdienen. — Strenger beurtheilt dich dein Nebenbuhler, dein Widersacher, dein Feind. Horche dann vorzüglich auf das Urtheil derer, die dir nicht wohlwollen. Suche zu erfahren, worüber sie dich tadeln. Sie sind es, welche, und wären sie selbst fehlervoller als du, auch den kleinsten Splitter in deinem Auge sehen, auch den geringsten deiner Mängel richten. So, wie die Schonung des freundschaftlichsten Urtheils dir deine Mängel allzuglimpflich nennt, wird der Haß derer, die dir ungünstig sind, deine Gebrechen oft mit Uebertreibung schildern. Aber verachte das leidenschaftliche Verdammungsurtheil des Feindes nicht ganz; immer bleibt darin, nach Abzug dessen, was sein Zorn vergrößerte, Manches zurück, worin er Recht behält. Er erdichtet gewiß nichts, weil er wohl weiß, man würde ihm sonst gar nicht glauben. Er nennt, was alle Menschen so gut sehen, wie er; aber sein Zorn, sein Neid, sein Groll vergrößert den geringen Fehler zur großen Mißgestalt.

Kann dich weder das Urtheil eines Freundes belehren, noch der Tadel eines Feindes dir deine Unvollkommenheiten richtig andeuten: so wähle du dir einen andern Spiegel, in welchem du deine Gestalt erkennest. Vergleiche dich mit Andern, die du hochschätzest und liebest, und untersuche, worin ihre Liebenswürdigkeit besteht, wodurch sie dich und alle guten Menschen zur Hochachtung gleichsam zwingen. — Wärst du so wie sie, die Freundschaft und das allgemeine Vertrauen deiner Mitbürger, die wahre Anhänglichkeit und Achtung aller derer, die dich kennen, würde dir eben so gewiß gehören, als ihnen. Vergleiche dein Betragen, deine Denkart, deinen Umgang, deine Lieblingsneigungen mit denen der achtungswürdigsten Menschen deiner Bekanntschaft, und du wirst bald entdecken, worin du ihnen nachstehst. Es ist, um dem Himmel und der Erde zu gefallen, nicht genug, keine groben Laster an sich zu haben: man muß auch Vollkommenheit und Tugenden zeigen können. Wer nicht stiehlt, ist darum kein liebenswürdiger Mensch; aber wer mit Eifer dazu hilft, Andere in bessern Wohlstand zu versetzen, fesselt die Herzen der dankbaren Welt und die Hochachtung selbst der Gleichgültigsten.

Willst du dein Bild sehen? Willst du wissen, ob dich Andere zärtlich lieben können? — Denke in einer einsamen Stunde, du habest einen Menschen gefunden, der dir in allen deinen Neigungen, in deiner Art zu denken, in deinen Wünschen und Begierden, in deinem Betragen vollkommen gleich wäre: möchtest du, könntest du wohl der Freund eines solchen Menschen werden, der dir in allen Stücken gliche? Möchtest du wohl mit ihm zeitlebens beisammen sein? — Lege die Hand an dein Herz, und frage: warum nicht? und du hast die große Antwort, nach der du dich sehnst, und warum auch du vielen Menschen anstößig bist, daß sie dich nicht recht lieben und achten können.

Diese Selbstprüfung wiederhole oft, und du wirst zur Selbstkenntniß gelangen; wirst den Balken in deinem Auge empfinden, wie Jesus in dem Gleichnisse gesagt hat. — Dann kennst du den Weg zu deiner irdischen und künftigen Seligkeit; dann das wahre Mittel, durch welches du Gott und Menschen ein Wohlgefallen wirst. Kenntniß unserer selbst ist der erste Schritt, ja ist der halbe Weg zur Vollkommenheit und innern Glückseligkeit. Denn nicht mehr Thorheit, sondern Wahnsinn ist es, die Quelle seines eigenen Uebels, seines allzugeringen Erdenglücks kennen, und nicht verstopfen, sondern unverhalten ihr Verderben über uns ausströmen lassen.

Der Du die Herzen prüfest, und die Gedanken der Seele wie einen Thautropfen durchschaust, allgegenwärtiger Gott! oft will ich in einsamen Stunden über die Ursachen nachdenken, welche meine Zufriedenheit stören, mir die Liebe und Zuneigung der tugendhaften Seelen entziehen, und mich nicht so glücklich werden lassen, als ich es doch sein könnte. Ich will oft vor Dir mich prüfen, heiliger Richter der Welt, und den Stab über meine sündhaften Wünsche brechen, über meine Nachlässigkeit in Verrichtung guter, Dir und meinen Brüdern wohlgefälliger Handlungen! — Ja, richten will ich mich selbst in den ernsten Stunden des Nachdenkens, und meinen Sinn ändern, und edler werden, ehe die Zeit verflogen ist, und ich vor Deinem Richterstuhl erscheinen muß.

Hinweg, schmeichlerische Eigenliebe; strenges Gewissen, rede du! — Hinweg, betäubender Stolz — bescheidene Demuth, begleite mich Du! — Wie Mancher, den ich oft hart tadelte, ist ein besserer Mensch gewesen, als ich! Ich will fortan Niemanden richten, als mich selbst. — Ach, warum sollte ich meinen Verwandten und Bekannten nicht gern ihre Fehler verzeihen, da ich mir so Vieles verzeihe, das nicht Schonung verdient! — Ich

will nicht mehr klagen über Mangel an Liebe und Treue unter den Menschen, ich war ihrer nicht werth. — Ich selbst verschuldete ihre Gleichgültigkeit, und wandelte nicht zu Deinem Wohlgefallen, heiliger Gott. Aber Aenderung soll in mir geschehen; ich will nicht ruhen, bis ich durch Gottseligkeit in Sinn und Werk mich Deines Beifalls freuen, und der Freundschaft und Achtung aller edeln Seelen gewiß sein kann. Dein göttliches Beispiel leuchte mir vor, o mein Jesus! Amen.

137.

Gleichmuth.

Spr. Sal. 16, 32.

Froh geht der Christ und still durchs Leben!
Ein Gott bewohnet seine Brust.
Selbst in der Leidenschaften Streben
Bleibt er sich seines Ziels bewußt.

Nichts kann ihm das Gemüth erschüttern;
Der Freude Rausch betäubt ihn nicht;
Er lachelt zwischen Ungewittern,
Selbst wenn der letzte Anker bricht.

Wir sind (wer kann es läugnen?) von unsern meisten Uebeln, Verdrießlichkeiten und unangenehmen Verhältnissen gewöhnlich die ersten Urheber. Leben wir mit Andern in Feindschaft, so haben wir selbst unser Theil dazu beigetragen. Haben wir irgend einen geheimen Kummer, so können wir uns meistens selbst als Anlaß dazu anklagen. — Und doch möchten wir glücklich sein!

Wie vereinigt sich aber unsere Begierde nach Zufriedenheit oder Glück mit dieser unverzeihlichen Unvorsichtigkeit, daß wir mit eigenen Händen dasjenige immer zerstören, was wir erbauen möchten? Wie ist es möglich, daß wir uns beständig nach einer fröhlichen Gemüthsstimmung sehnen, und in dem gleichen Augenblick der Sehnsucht alles Mögliche thun, um uns Ruhe, Zufriedenheit und Freude zu verderben? Wie ist es denkbar, daß oft der Mensch, indem er sich doch selbst so sehr liebt, mit einer Grausamkeit gegen sich verfährt, wie oft sein bitterster Feind nicht thun würde?

Wenn ich mich aufmerksam prüfe und den Grund erforsche: so ist eine Hauptquelle aller meiner mißvergnügten Stunden eine allzugroße Reizbarkeit des Gefühls, eine allzugroße Lebhaftigkeit meiner Empfindungen, denen ich mich Anfangs zwar immer mit einem gewissen Wohlbehagen überlasse, die aber zuletzt Meister über meine Besonnenheit werden, statt daß ich sie in meiner Gewalt haben sollte.

Wer lebhaft empfindet, hat zwar größern Genuß von der Freude, aber auch größern Eindruck vom Schmerz. Wer sich den Empfindungen, welche bei irgend einem Anlaß in ihm aufsteigen, ganz und gar überläßt, pflegt gewöhnlich seine fröhlichsten Stunden zu einer Ursache und Quelle verdrießlicher Folgen zu machen, um wieder bei irgend einer Unannehmlichkeit viel mehr Mißmuth zu fühlen, als die Sache oft werth ist.

Die Lebhaftigkeit unserer Empfindungen ist freilich nicht etwas, was von uns abhängt, sondern eine Gabe Gottes, eine Eigenheit des Gemüthes, die wir von der Natur empfangen haben. Wir können uns nicht ändern. — Aber zu allen Zeiten Meister unserer Gefühle sein, auch unsere lebhaftesten Empfindungen beherrschen, das können wir, das fordert die Lebensklugheit, das fordert die Gottheit von uns.

Zwar kann bei einer fröhlichen Gelegenheit der Mensch nicht das Aufwallen seiner Freude verhüten, wohl aber, daß er in dieser Freude nichts Thörichtes unternehme. Zwar kann der Mensch oft nicht verhindern, daß sein Gemüth plötzlich von Zorn und Unwillen, oder von unaussprechlichem Schmerz ergriffen werde; aber er kann es verhindern, daß er nicht in den ersten Bewegungen seiner Leidenschaft rede oder handle. — Nur darum stiften sich auch sonst nicht böse Menschen so manchen unheilbaren Schaden, weil sie zu schlaff, zu nachsichtig gegen sich selbst sind, oder wohl gar eine Ehre darin suchen, sich von ihren Gefühlen ganz berauschen und hinwegfluthen zu lassen. Traurige Ehre, die wir mit jedem gemeinen Thier theilen!

Es gibt sonst treue, zuverlässige, kluge und verschwiegene Menschen, die aber, wenn sie frohen Muthes sind, wenn ihr Herz von Freuden überwallt, sich selbst und Andere so weit vergessen können, daß sie ihre oder fremde Geheimnisse mit unverzeihlicher Zutraulichkeit ausplaudern und verrathen. Andere wieder thun das Gleiche im auflodernden Zorn. — Wie viel bittere Stunden, wie viel Jahre voller Reue hat nicht schon oft die Unvorsichtigkeit einer einzigen Minute geboren!

Noch gewöhnlicher pflegen allzureizbare Gemüther jeden kleinen Unfall mit beinahe eben so großem Mißmuth aufzunehmen, als wenn es ein wahrhaftes Unglück wäre. Auch an sich bedeutungslose Umstände können ihre Empfindlichkeit in einem hohen Grade rege machen. Ein bloßer Traum, eine leere Einbildung kann sie für einen ganzen Tag verstimmen und unempfänglich für den Genuß des Lebens machen. Diese Reizbarkeit, obgleich eine Folge körperlicher Kränklichkeit, ist noch viel öfter nur die Wirkung eines sich selbst verzärtelnden, sich selbst verwahrlosenden, kränklichen Gemüthes; eines Gemüthes, das noch nie den Muth hatte, noch nie den Versuch wagte, Gebieter über sich und seine Empfindungen zu werden.

Der Schade, welcher aus solcher eigensinnigen kindischen Selbstverzärtelung entspringt, da wir der Macht unserer Empfindungen keine Gewalt anthun mögen, ist durch tausend traurige Erfahrungen bekannt. Es ist bekannt, wie diejenigen Menschen, welche leicht gereizt werden, auch diejenigen sind, welche von der Hinterlist anderer Menschen auch am leichtesten bald hier- bald dorthin geführt werden können: daß die, welche glauben, eben darum recht unabhängig zu sein, weil sie sich ohne Scheu und Einschränkung ihren Launen überlassen, eben die Allerschwächsten und von der Schlauheit Anderer die Abhängigsten sind. Es ist bekannt, daß diejenigen jederzeit unklüger und schlechter handeln, welche in einer übeln Gemüthsstimmung sind, als diejenigen, welche zu allen Zeiten Fassung genug haben, sich nicht durch irgend etwas leicht verstimmen zu lassen. Es ist bekannt, daß, wenn reizbare Menschen nicht von dem Einflusse Gebrauch machen, welchen die Stärke der Seele über den Körper und über die Aufwallungen des Gefühls hat, solche Personen zuletzt der menschlichen Gesellschaft und sich selber unerträglich werden; daß sie ihre eigene Gesundheit schwächen, weil sie dieselbe unaufhörlich zum

Spiel ihrer Empfindlichkeit machen; daß sie ihre Lebensfreuden nicht nur, sondern auch die Dauer ihres Lebens verkürzen, einem frühen Grabe entgegeneilen, und gleichsam ihre Selbstmörder sind.

Schon die Alten lehrten: Bewahret die goldene Mittelstraße in der Freude und im Leid. Verbannet jede Unmäßigkeit, auch in den Empfindungen. — Alle Tugendhaften, alle Weisen preisen die Tugend der Gleichmüthigkeit; und der göttliche Stifter unserer Religion, Jesus Christus, gab uns in seinem irdischen Wandel das Beispiel hohen Gleichmuths, der in den Stunden des Vergnügens nie das Gleis des Schicklichen und Wohlanständigen überspringt, und von den traurigsten Anlässen nie erschüttert werden konnte. Wie bei der fröhlichen Hochzeit zu Kana, so in der bangen Todesstunde am Kreuz, blieb sich Jesus gleich, immer gelassen, ruhig, wohlthätig, für das Heil Anderer besorgt; ohne Uebermaß in der Freude, ohne Ungeduld und Verstimmung in der Noth.

Der Mangel der Besonnenheit in den verschiedenen Lagen des Lebens, der Mangel jener ächtchristlichen Tugend des Gleichmuths ist zugleich ein Haupthinderniß am Seelenfrieden, ein Haupthinderniß reinen, frommen Wandels, eine Quelle vieler Vergehungen und Sünden.

So ist es also die Pflicht jedes Christen, jedes Menschen, der nach wahrer Weisheit verlangt, jedes Sterblichen, welcher sich sehnet, ein frohes, beglücktes Leben bis ins späteste Alter zu führen, daß er nach Gleichmüthigkeit trachte.

Gleichmüthigkeit ist aber jene ruhige Stimmung der Seele, vermöge welcher sie mit heller Besonnenheit ihre Handlungen verrichten kann, und sich nie zu einem allzulebhaften Grad der Lust oder des Mißvergnügens hinreissen läßt. Die Seele des Gleichmüthigen steht immer höher, als jede Freude, als jeder Schmerz, und weiß sie zu beherrschen, statt sich von ihnen überwältigen zu lassen.

Der Christ soll sich überall gleich sein, immer unbeschränkter Regent seiner selbst. — Nur also kann er die erhabene Stelle behaupten, welche ihm seine Religion unter den Geschöpfen Gottes anweiset. Es ist damit nicht gesagt, daß er gegen alles Vergnügen gleichgültig und unempfindlich sein müsse. Nein, ein reines Herz kann jederzeit ein frohes Herz sein, aber nie läßt es sich von Vergnügungen berauschen, betäuben. Auch ist damit nicht gesagt, der Christ solle gefühlloß gegen eigenes und fremdes Leiden sein. Nein, er ist Mensch. Er mag den Schmerz empfinden, aber sich ihm nicht überlassen. Er wird von wehmüthigen Gefühlen ergriffen, aber bald wird er sich wieder mit christlicher Fassung erheben. Er gleicht dem hohen Fels, um dessen Fuß die ungestümen Wellen des Meeres wüthen, dessen Brust finstere Wolken verhüllen, dessen Haupt aber über den Wolken hinweg im lächelnden Sonnenglanze heiter strahlt.

Denke nicht, es sei zu schwer, diese hohe Gelassenheit, diese herrliche, ewige Gemüthsstille zu erringen. Denke nicht, das hänge viel zu sehr von deiner äussern Lage, oder von der Beschaffenheit deines Temperaments ab. — Groß ist die Macht der äussern Umstände, groß der Einfluß unserer sinnlichen Natur; aber gewaltiger als beide ist des Christen, des Weisen Seele.

Denke nicht, es sei dir bei deiner jetzigen Art, zu sein, zu leben und zu empfinden, ganz wohl; du habest nicht nöthig, dir Gewalt anzuthun; andere Menschen müssen sich nun wohl in deine Launen fügen; und wenn dir deine allzugroße Lebhaftigkeit, deine Empfindlichkeit, deine Ausgelassenheit im Schmerz oder in der Freude auch einmal nachtheilig werden könnte, so sei das deine Sache, und du werdest es schon tragen! — Nein, es ist hier von deinem irdischen Lebensglück, es ist von deiner Gesundheit, es ist von der längern oder kürzern Dauer deines Lebens, es ist von deinem Christenthum, von deiner Nachfolge Jesu, von deiner Selbstveredelung, von deiner Seligkeit die ernste Rede!

Freilich kostet es einigen Kampf, einige Selbstüberwindung, unter allen Umständen jederzeit ein gleiches Gemüth zu bewahren. Aber ewige Seelenheiterkeit, die Himmelsfrucht der Weisheit, dieses Kleinod des frommen, christlichen Herzens, ist auch wohl des schwersten Kampfes werth.

Der erste Schritt, Gleichmuth zu gewinnen, ist, mit beständiger Aufmerksamkeit sich selbst zu bewachen; anhaltend darüber zu wachen, daß uns bei irgend einer Gelegenheit nicht die Gewalt unserer Empfindungen übermanne; daß wir, wie man zu sagen pflegt, beständig kalten Blutes bleiben, es möge sich auch ereignen, was da wolle. — Wer nur erst diese Aufmerksamkeit auf sich selbst, diesen festen Willen gewonnen hat, nie seine Fassung zu verlieren, der hat schon den halben Sieg gewonnen. Und wahrlich, der Mensch vermag viel; er kann mit festem Vorsatze und beständiger Aufmerksamkeit eine Veränderung in sich hervorbringen, welche Erstaunen erregt; die Seele, bei den gewöhnlichen Menschen mehrentheils Sklavin des Körpers, kann durch ihre Macht sogar die natürlichen Geneigtheiten und Anlagen des Leibes vortheilhaft umschaffen.

Wer einmal sich selbst beherrscht, der ist fähig, Andere zu beherrschen. Ein Geist, der seine heitere Ruhe durch keine übeln Eindrücke von aussen verwandeln läßt, urtheilt jedesmal besonnener, richtiger über die Handlungen anderer Menschen, und über den Zweck der Schicksale. Er ist ein Weiser, und seine Gelassenheit erregt Ehrfurcht, oft Bewunderung. Das launenvolle, oft verstimmte Gemüth hingegen ist sich weder in seinen Urtheilen noch Handlungen gleich; widerspricht oft sich selbst; verliert die Achtung für sich selbst, und die Achtung Anderer wendet sich mit Recht von ihm ab. Es erblickt die Welt nie in reiner Klarheit, sondern bald in allzuschönem Glanze seiner Einbildungen, bald wie von trüben Nebeln verschleiert.

Darum beherrsche dich selbst! — Handle nie, wenn du fühlst, daß deine Empfindungen aufwallen; gib kein Wort, oder wiege deine Worte, wenn dich Freude oder Schmerz, Furcht oder Zorn übermannen wollen. — Der Kaltblütige hat schon den erbittertsten Feind durch die Würde und Ruhe des Betragens entwaffnet, und indem er nirgends in der Uebereilung Blößen zeigt, hat er keine Furcht, irgendwo verletzt zu werden. Der Gelassene bricht die Rosen der Freude mit weiser Vorsicht; der Unmäßige bricht sie zwar auch, aber ihrer Dornen uneingedenk, verbittern ihm Wunden und Schmerz nur zu bald den flüchtigen Genuß des Vergnügens. — Hüte dich, Entschlüsse in der Hitze deiner Empfindungen, Vorsätze im Rausche der Freude oder des Zorns zu fassen. Nach verflogenem Rausche kehrt die Reue

zu dir ein. Haben dich denn so viele Erfahrungen deines Lebens vergeblich gewarnt?

Und wenn du eine Gemüthsveränderung in dir bemerkst, wenn du fühlst, daß ein Unwille in dir aufkocht, daß die Flamme des Zornes in dir emporlodern möchte, — oder daß dir Unwille und Schwermuth die Seele umschleiern, — oder daß du deiner im Uebermaß eines Vergnügens selbst nicht mehr mächtig bleibst, dann — zerstreue dich! Aendere den Ort. Andere Gegenstände werden andere Bilder in deine Seele bringen, andere Gedanken und Empfindungen erregen; du wirst das schöne Gleichgewicht in dir wieder herstellen, und immer Beherrscher deines Selbstes, unabhängig von den Aussendingen der Welt, Zufriedenheit mit dir bewahren, und eine Schamröthe, eine Reue dir ersparen.

Aber dieser Gleichmuth, nach welchem du als Weiser und als wahrer Christ strebst, muß nicht bloß äusserlich sein, muß nicht bloß in der Gewalt bestehen, die du über deine Geberden und Mienen hast, sondern in deiner Seele herrschend sein. Christlicher Gleichmuth besteht nicht in der Kunst, sich vor den Menschen zu verstellen; nicht in der Kunst, lächeln zu können, während das Herz verschlossen vom Zorn schwillt; — nein, das Christenthum ist mehr, als bloße Lebensklugheit, ist tiefe, beseligende Wahrheit; der heitere Blick des Auges soll nicht das Werk der List, sondern ein Spiegel des heitern Gemüthes sein.

Was gewännest du auch zuletzt mit dieser Verstellung? Du täuschest vielleicht Andere, aber betrügest dich selbst damit mehr, als sie. Du betrügst dich um deinen Seelenfrieden, um deine Seelenreinheit, um Gesundheit. Du betrügest dich sogar mit der Hoffnung, Andere zu täuschen, denn deine Kunst wird leicht von Andern entdeckt, sobald sie wahrnehmen, wie deine Handlungen zuletzt ganz im Widerspruch mit deiner äussern Ruhe und Gelassenheit stehen. Du wirst nur um so mehr verachtet und gehaßt werden, je mehr man Ursache hat, deinen sanften Worten, deinen freundlichen Blicken nicht zu trauen. Man wird dich bei der ersten ungerechten Handlung, welche du begehst, in die schändliche Reihe kalter Bösewichter, scheinheiliger Sünder, unzuverlässiger Schmeichler setzen.

Sei rein, sei wahrhaft, sei einfach, und erscheine nie im Leben, nie vor dir selbst als eine doppelte Person. — Sei nicht bloß Herr deiner Geberden und Worte: sei Herr deines Herzens! Empören dich die Handlungen der Menschen, und fühlst du, daß dein Gleichmuth flieht: zerstreue dich. Erinnere dich, daß die Menschen nicht sowohl tückische und boshafte, als vielmehr irrende Geschöpfe sind. Sie irren aus Schwäche der Einsicht; sie irren im Urtheil deiner Person; sie irren über das, was sie für gut und nützlich halten; sie irren über die Wahl ihrer Mittel. Warum willst du unmuthig werden über die Sünden ihres Verstandes? Bei andern und bessern Einsichten, bei anderer und besserer Erziehung ihrer Jugend, würden sie ganz anders urtheilen und handeln. Sie irren aus Schwäche ihres Gemüths; sie fehlen, weil sie nicht Stärke des Geistes genug haben, ihre sinnlichen Triebe zu beherrschen. Dein Zorn, dein Unwille, deine Schwermuth ändert weder sie, noch die Folgen ihrer Thaten. — Ermanne dich! Denke darauf, was sie Uebels gethan haben, auf irgend eine Weise zu verbessern, oder weniger schädlich zu machen. Denke darauf, den, der dir gefährlich wird, aus deinem Wirkungskreise zu entfernen, oder vermeide du ihn selbst.

Will dich eine lüsterne Laune befallen, quälen dich Besorgnisse aller Art, Furcht vor nahen Uebeln — zerstreue dich. Denke, daß der Muthige am ersten siegt, und der Furchtsame schon halb geschlagen ist. Denke, daß nur die kaltblütige Besonnenheit am ersten Meister aller Umstände werden kann, da hingegen die Niedergeschlagenheit des Gemüths uns mit Nebeln und Träumen verblendet; denke, daß, weil du jetzt vielleicht betrübt bist, nothwendig wieder die heitern Stunden nachfolgen müssen. Denn so will es die allregierende Vorsehung, so will es der ewig angeordnete Wechsel der Dinge, daß jede Trauer, jedes unangenehme Ereigniß der Vorbote irgend eines glücklichen Umstandes, irgend einer Freude wird.

Aber auch im Taumel eines Vergnügens verliere dein besseres Selbst nicht. Geniesse mit Mäßigkeit. Erinnere dich mitten in der Lust, daß diesem Lichte bald nachher der Schatten nachschleicht; daß diesem Gelächter bald die Thräne nachfolgen dürfte! Laß dich durch die Freude nie ganz entnerven, desto muthvoller wirst du den etwaigen Unannehmlichkeiten der nächsten Tage entgegentreten.

Wer mit dieser ächtchristlichen Seelenstärke, mit diesem Gleichmuth bewaffnet durchs Leben geht, wird immerdar auf goldener Mittelstraße wandeln, wo ihn weder das Glück betäubt, welches er besitzt, noch dasjenige kränkt, was er nicht erhalten konnte; wo er Uebeln spottet, die ihm drohen, und erhaben über die Uebel hinweggeht, welche ihn betreffen. — Er wandelt vor Gott — er wandelte in Jesu Fußstapfen. — Er wandelt durch den Wechsel des Lichtes und Schattens dieser Erdenwelt in fortdauernder Ruhe und stillem Heitersinn. Er gibt und ärntet Liebe; er gibt und ärntet Freuden. Mit leichtem Sinn vergißt er, was ihn schmerzte; mit edelm Sinn gedenkt er dessen, was ihm wohlthat.

138.

Der Kummer um die Zukunft.

Hebr. 13, 5.

Empor, du müde Seele, schwinge
Dich auf zu deinem Gott, und dringe,
Mit jedem ihm bekannten Schmerz,
Voll Glauben an sein Vaterherz.

Flieh, Kummer; flieht, der Zukunft Sorgen;
Auch meine Nacht wird bald zum Morgen,
Wo thränenlos mein Auge schaut
Den Retter, dem mein Herz vertraut.

Müßt' ich mein Joch noch Jahre tragen,
Nein, dennoch will ich nicht verzagen,
Nein, keine noch so lange Pein,
Nur Gottes Huld wird ewig sein.

Wie wird es mit mir werden? — Welche Tage des Verdrusses und des Schmerzes warten noch auf mich! Werden meine Bekümmernisse nie ein Ende nehmen? — meine Sorgen nie aufhören? Muß ich denn beständig ringen auf meiner Lebensbahn, und kann ich nie, gleich andern meiner Mitmenschen, fröhlich ins Leben hinausschauen? Warum muß ich so mancherlei leiden; warum muß ich aus einer Noth hervorgehen, um nur wieder in

eine neue Verlegenheit zu versinken? O Gott, mein Gott, willst Du mich verlassen? Hast Du mir hienieden keine Freudentage aufbewahrt? Werden meine heißesten Wünsche nie erfüllt werden?

So seufzt der Unglückliche, und starrt mit thränenvollem Blick in die finstere Zukunft hinaus. So seufzt meine bange Seele mit ihm, von mancherlei Sorgen niedergebeugt. Sie sehnt sich nach Ruhe. Sie möchte so gern endlich den harmlosen Frieden geniessen, welchen sonst Rechtschaffenheit und Geschäftstreue, nützliche Thätigkeit und freundschaftlicher Umgang mit den Menschen zu gewähren pflegen. Aber meine Zukunft ist eine finstere Nacht. Ich hoffe auf Licht, und es erscheint mir keins. Ach, es können sich so mancherlei traurige Zufälle ereignen, die keine menschliche Weisheit voraus berechnet, die keine menschliche Macht abwehret, und wir erliegen darunter.

Nicht Reichthum und Ueberfluß wünsche ich mir, doch aber einen Zustand ohne drückende Nahrungssorgen; eine ruhige Aussicht auf das Schicksal, auf die Versorgung meiner Angehörigen. Vergebens that ich in meinem Wirkungskreise so vielen Menschen wohl, als ich irgend vermochte. Meine Wohlthaten sind vergessen. Es erinnert sich meiner Niemand. Keiner reicht mir die helfende Bruderhand. Jeder sorgt für seine Freude, während ich nur für die dringendsten Bedürfnisse mit schwerer Anstrengung kämpfe. Ach, und vor Allem das Niederschlagendste, ich sehe von diesen geheimen Leiden, die ich nur Gott klagen darf, kein Ende.

So sinne ich trostlos in meinen Verlegenheiten auf irgend eine Hilfe. Woher werde ich sie nehmen? Ich suche mit trüben Augen einen Ausweg — wer wird mir einen zeigen? — Ein Freund? Welcher wäre es? Für mich lebt keiner, der helfen könnte und möchte; keiner, der meines Herzens Wünsche erfüllen würde. Ich wage es nicht, irgend einen um den Beistand anzusprechen, den ich nicht erwiedern, nicht vergelten könnte. Ich wage es nicht, irgend einem die geheime blutende Wunde meines Herzens zu enthüllen, und das Elend ihm anzuvertrauen, welches ich mit erkünsteltem Lächeln vor der Welt verbergen muß. Ich würde damit nichts gewinnen; vielleicht noch Manchen verlieren, der sich jetzt, unbekannt mit meiner Noth, an mich anschließt. Denn so sind die Menschen; so geloben sie Treue, Liebe, Freundschaft, so lange sie noch auf eine Vergeltung hoffen können. Sie leisten mit Begierde Dienste, so lange sie überzeugt sind, ihnen könne wieder gedient werden. So werfen sie dem Reichen in glänzenden Gastmählern und Festen Goldsummen zu, aber dem Armgewordenen mögen sie nur kaum das Almosen reichen.

Und ich würde noch gern willig und muthig mein Schicksal tragen — wüßte ich nur, ob es endlich nach Jahr und Tag erleichtert sein würde! wüßte ich nur, ob auch nur der kleinste Theil meiner Wünsche für mich oder die Meinigen in Erfüllung gehen würde. Aber Niemand enträthselt mir das Räthsel der kommenden Tage. Meine Vergangenheit ist ein dunkler Abgrund geworden; meine Gegenwart ist eine unfreundliche Einöde; meine Zukunft ist wie eine hereinbrechende, sternlose Nacht.

So stehe ich da, nur mir selbst überlassen. Fremde Hilfe versagt mir. Das Schicksal weiset mich auf meine eigenen schwachen Kräfte an. Trösten, beruhigen kann mich Niemand, denn Niemand durchdringt das Geheimniß meiner künftigen Begebenheiten. Ach, der ist der Aermste auf Erden, dem selbst die Hoffnung des Bessern fehlt, und ein freundlicher Trost.

Doch nein, so arm bist du noch nicht, mein Herz. So arm ist nie der Christ. Warum verzweifelst du? Eine Trösterin reicht dir die gütige Hand, eine Trösterin bringt Licht in deine Finsterniß, und zündet dir den erloschenen Stern der Hoffnung an — es ist die Religion.

Ja, Jesus-Religion, nur du, nichts Anderes, milderst die Seelenleiden gequälter Sterblicher, und rüstest uns aus, mit eherner Brust dem drohenden Verhängnisse entgegen zu gehen. Du leuchtest auf der finstern Lebensbahn mit der Fackel der Weisheit voran, und machest unsere Zuversicht lebendig, unsern Glauben mächtig, unsere Kraft gewaltig.

Ich höre in der Tiefe meines Kummers eine heilige Stimme aus der Ferne. Sie dringt mit wunderbarer Erquickung durch mein Herz, und mein Geist richtet sich mit neuem Leben auf, ihr entgegen. Ich höre einen göttlichen Ruf zu meiner Seele, er ist durch den ungeheuern Zeitraum von Jahrtausenden und über das ganze Menschengeschlecht erklungen. Ja, Gottes Stimme ist es; sie spricht: Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen. (Hebr. 13, 5.)

O süßer Trost des Glaubens, Balsam der Religion! Die blutenden Wunden heilen, die thränenvollen Augen trocknen. Alle Schmerzen schweigen. Wenn nun auch Menschen mich verlassen: nein, mein Gott verläßt mich nicht! Und wenn auch die Erde mich versäumt, der Himmel versäumt mich nicht. Ich stehe allein, aber doch nicht einsam; Niemandem offenbare ich mein geheimes Leiden, doch kennt es Einer. Niemand sah die Zähren, welche ich in der Stille der Nacht weinte, Niemand hörte die Seufzer, welche meine Verhältnisse mir oft erpreßten, und doch wurden diese Thränen, diese Seufzer gezählt.

Fasse Muth für die Zukunft! — Befiehl dem Herrn deine Wege, und vertraue auf ihn, er wird's wohl machen!

Fasse Muth, ehre Gottes Weisheit, ehre die Werke der Vorsehung, die du nie ändern kannst, und welche doch das Wohl der Welt und das Glück des einzelnen Menschen bewirken, so sehr sich auch oft der Sterbliche dagegen sträubt. — Warum verzagst du? Hast du nicht Gottes Zusage, das Wort des Allertreuesten? Er wird dich nicht verlassen! Er will dich niemals versäumen!

Du bist voller Besorgniß wegen des Schicksals deiner künftigen Tage? Du fürchtest, es könnte dir noch viel übler ergehen, als es dir schon ergangen ist? Du fürchtest, daß nun deine guten Zeiten schon zu Ende gegangen sind, und eine Kette von Unglücksfällen oder mühseligen, freudenlosen Stunden von hier bis an dein Grab reiche? Kleinmüthiger! Wer ist es, wer kann es dir verheißen, daß er dich nie verlassen, noch versäumen wolle?

Du möchtest so gern deine Zukunft kennen, möchtest wissen, ob dir in derselben endlich dieser oder jener Wunsch gelinge? Wohlan denn, ich will dir im Allgemeinen den Hauptinhalt, die Seele deiner künftigen Schicksale offenbaren. — Wende die Blicke deines Geistes, welche in die kommende Zeit hinausstarren, rückwärts nach dem hin, was du schon gelebt hast! denn,

wisse es, lerne es endlich; die Vergangenheit ist der Spiegel der Zukunft.

Sie ist der Spiegel der Zukunft. Was du gehabt hast, wirst du wieder haben, wenn gleich Alles unter andern Verbindungen und Umständen. — Warst du in deinem bisherigen Leben jemals anhaltend unglücklich und elend? — Nein, und du wirst es auch jetzt nicht, wirst es auch nachher nicht sein. Es sind dir Freuden aufbehalten, wo du jetzt nur Verdruß und Ueberdruß vermuthest. Es wird dir unvermuthet hier und da eine Rose blühen, wo du jetzt in der Ferne nichts als die Dornen erkennest. Sprich nicht: aber die Zeit flüchtet, meine Tage vergehen, ich werde älter. Wohlan, so flüchten auch deine bösen Augenblicke an dir vorüber; nichts bleibt und kann bleiben, wie es ist; aber auch jedes Jahr, jedes Alter des Lebens hat seine eigenthümlichen Vortheile und Genüsse. Du wirst noch manches Glück, manche kleine Belohnung deines Fleißes, deiner Mühen empfangen, die du nie gekannt, nie vermuthet hast. Das Leben freilich vergeht, aber Gottes Vorsehung nicht. Du bist ihr theuer. Sie will dich nicht verlassen, nicht versäumen.

Die Vergangenheit ist der Spiegel deiner Zukunft! Der Gott, welcher dich durch mancherlei Ereignisse bis hierher geführt hat, er ist auch forthin bei dir, und wird dir ferner helfen. Du bist jetzt vielleicht in einer übeln Lage. Schwierige Umstände drängen dich. Die besten Aussichten sind verloren; viele von deinen angenehmsten Wünschen schlugen fehl. — Aber denke doch an deine ehemaligen Zeiten zurück; erinnerst du dich nie, in welcher Muthlosigkeit du oft versunken lagst? Weißt du es nicht mehr, wie du zuweilen vom Schmerz vernichtet warst? Wie du alle Hoffnung auf die Möglichkeit besserer Tage schon aufgegeben hattest? Besinnest du dich nicht mehr an die Tage, da du wünschtest, sie möchten sich in eine lange Nacht verwandeln, damit du nichts mehr von dir und deinen Verhältnissen wüßtest? wie, sie sind längst vorübergegangen; du warst seitdem so glücklich, hattest so viele frohe Stunden, und lächelst jetzt selbst über deinen damaligen Kleinmuth! Wohlan, fasse auch jetzt Muth. Es werden auch wieder Zeiten kommen, da du dich deiner jetzigen Beklemmung wenig mehr erinnerst, und, wenn du derselben gedenkst, wo du dich deiner jetzigen Freudenlosigkeit und Angst schämst.

Wie manchmal glaubtest du, dich könne Niemand retten, dir sei Niemand zu helfen im Stande. Und es vergingen wenige Tage oder Wochen; die Hand der Vorsehung waltete indessen unsichtbar über dir. Die Umstände wurden unvermerkt anders; unbekannte oder bekannte Wohlthäter und Menschenfreunde nahmen sich deiner an; Gott bewegte ihr Herz; Personen wurde deine Freunde, an welche du vorher nie gedacht hattest; Vorschläge wurden dir gethan, welche du nie selbst erfinden, nie vermuthen konntest; allerhand kleine unerwartete Ereignisse zogen dich aus deiner Lage in ein besseres Licht hervor; es war dir, als wenn deine Sonne langsam aber unaufhaltbar aus dem zerfliessenden Gewölke hervorträte, das vorher Alles verfinsterte. Siehe, so hat dich dein Gott nicht verlassen, nicht versäumt! Er ist der Allergetreueste, und er erfüllt seine Zusagen gewiß. Und er, der gütig war in deiner Vergangenheit, er wird es wahrlich auch in deiner Zukunft, er wird es auch in der Zukunft der lieben Deinigen sein, er wird es nach Jahrhunderten und Jahrtausenden für das ganze Geschlecht der Sterblichen, und für das einzelne Menschenkind sein.

Der Unglückliche hat einen natürlichen Aberglauben. Weil er keine Mittel und Auswege mehr kennt, möchte er das Verborgene durch Wunder entschleiern, und der verschwiegenen Zukunft ihr Geheimniß gewaltsam entreissen. Er schämt sich nicht der thörichtesten Versuche, die seine eigene Vernunft jedesmal selbst mißbilligen muß. Er macht sich mit Wahrsagerinnen vertraut; er will aus zufälligem Spiel der Dinge, welche weder mit seinem Leben, noch mit dem Verhängnisse in Berührung stehen, Weissagungen erkünsteln. Es gibt auf allerlei Zeichen Acht, und schließt daraus auf die Erfüllung und Nichterfüllung seiner Wünsche. Er betrügt sich selbst, täuscht sich sogar wissentlich, und befleckt mit dieser Thorheit sein Herz und seinen Verstand.

Niemals würdige dich zum Glauben an Wahrsagungen und Deuten der Zeichen herab. Du hast dich selbst verloren, wenn du den Glauben an Gottes Weisheit, an Gottes Vaterhand verlierst. Die Vernunft untersagt dir das elende Spiel voller Selbsttäuschung, denn oft verleitet die falsche Hoffnung, die sich auf dergleichen vermeinte Vorboten der Zukunft gründet, zu falschen und thörichten Handlungen, die, statt dich deinem Glücke zuzuführen, dich weit von ihm entfernen. Das Wort Gottes verbietet mit Ernst dergleichen thörichte Erfragungen des Künftigen; denn mit jenen albernen Mitteln, das Geheimniß der Folgezeit zu erforschen, brichst du den Willen Gottes nicht, und zwingst du die Allmacht nicht, ihre Gesetze zu ändern. Aber es ist Gottes Wille, es ist der Gottheit ewiges Gesetz, daß die Zukunft dem Auge des Menschen verborgen bleibe! Und Gott ordnete es also mit wohlthätiger Hand an, daß wir, vertrauensreich auf ihn, und unbekümmert um künftige Prüfungen, den gegenwärtigen Augenblick mit Freuden annehmen und geniessen, und unbesorgt wegen des Uebrigen, uns nur fest und zuversichtlich an der unsichtbaren Hand halten sollen, die uns durch das Dunkel führt. Darum sorget nicht, ruft Jesus mit hoher, wohlthuender Weisheit: sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. (Matth. 6, 34.)

Der Kummer um die Zukunft wird nicht durch jene vergeblichen Mittel, durch jene Täuschungen des Aberglaubens gehoben, sondern durch Vertrauen auf die allwaltende, Alles am besten ordnende Hand der Vorsehung, und durch eigene Thätigkeit und Vorsicht, die vorhandenen Uebel zu vermindern. Lege selbst Hand ans Werk, bereite dir dein besseres Schicksal vor.

Ueberlasse dich erst in der Einsamkeit ganz der Betrachtung deiner gegenwärtigen Umstände. Diese Ueberlegung geschehe, wenn du vollkommen ruhigen Gemüthes und fähig bist, reiflich zu erwägen, welches eigentlich die Quellen deines jetzigen Uebels sind, das dich quält.

Da findest du, daß du entweder selbst durch deine Unvorsichtigkeit, durch deine Fehler, durch dein leidenschaftliches Herz dir das Böse zugezogen hast, oder daß es dir von Ursachen kam, die du weder herbeirufen, noch abwehren konntest.

Bist du nun nicht ganz selbst der Urheber deiner peinlichen Lage, so verliere um so weniger den Muth, sie wie-

der zu verbessern; denn du leidest unschuldig, und Gott ist der Schützer und Freund der Unschuldigen. Was du hier verlierst, wird er dir auf einer andern Seite ersetzen. Für den Schmerz, welchen du hier fühlst, wird dir an einem andern Orte eine Freude aufgespart. Selbst dein Verlust, dein Bedrängniß ist, wenn du es als Weiser benützest, kein Verlust, kein wahrhaftes Unglück. Nur deine Muthlosigkeit, nur dein Eigensinn macht es erst dazu. Es sollte für deine Seelengröße eine Uebung, für deinen Christengeist eine Prüfung sein. Das Gold läutert sich erst im Feuer. Der Muth der Tugend bewährt sich erst im Sturm. Der Adel des Gemüths geht erst verklärt und herrlich hervor, wenn alle Stützen brechen, Alles sinkt, und unsere Kraft gleichsam auf sich selbst beruhen muß. Du warst vielleicht in langer Ruhe und Selbstthätigkeit erschlafft. Jetzt ist die Zeit, da es dir nicht mehr nach deinen Wünschen geht. Statt wie ein verwöhntes, eigensinniges Kind zu weinen, oder gegen dein Verhängniß mißmuthig zu trotzen, erhebe dich mit der Stärke des Mannes, und ordne mit ruhiger Weisheit das Beste an. Du hast nichts verloren, so lange du dich noch nicht selbst verloren hast; du bist noch nicht verloren, so lange dich das Vertrauen auf Gottes Beistand nicht verlassen hat.

Bist du arm geworden, siehst du den Ruin deines Vermögens vor dir, und vielleicht eine mühselige Zukunft für dich und die lieben Deinigen — wohl, es gibt ein Mittel, dich plötzlich zu bereichern, nämlich: lerne mit christlichem Muthe, mit männlichem Sinn entbehren! — Sei stolz auf diese Armuth, welche du nicht verschuldet hast. Ein reiches Gemüth spottet des Wechsels der Dinge und des Spiels der Zufälle. Sorge für dich und die Deinigen. — Gott sorgt wahrlich mit Dir! Er will dich und die Deinigen nicht verlassen, noch versäumen. Gib deine stolzen Pläne, die weit aussehenden Wünsche auf, die du einst nährtest. Nicht das Geld, sondern nur das Herz macht reich. Nicht die Armuth schänder, sondern das Verbrechen.

Hast du Freunde, Geliebte verloren — haben dich Menschen getäuscht oder verrathen — umringen dich die Schlangen der Verleumdung und des Neides — du verlorst ja nur, was dir nicht ewig gehören kann; warum begehrst du, was deine Vernunft selbst dir abschlägt? Daß dich Verräther hintergingen, sei stolz, daß du keinen Theil an ihrer Schande hast; sie müssen dich in deinem Unglück wider ihren Willen ehren, sobald du edler erscheinst, als sie. Daß dich Neider befeinden, deß zürne nicht, denn die Wespen schwärmen immer um die edelsten Früchte; das, was an dir beneidet wird, sein dein Trost gegen die Beleidigungen schlechtgesinnter Menschen.

Wärest du aber vielleicht selbst der Urheber deiner gegenwärtigen Drangsale — wen klagst du an? Warum begnügst du dich mit dieser Anklage? Warum seufzest du: wie wird es mit mir werden? Du siehest, wie es mit dir geworden; doch was weiter geschehen wird, das liegt in Gottes Hand. Du hast mit den Uebeln, die dich drücken, nur deine eigenen Thorheiten und Sünden bestraft. Verlängere deine Schuld nicht durch schädliche Verzagtheit.

Du bist gefallen, Unglücklicher, raffe dich auf, und glaube, mit den Händen, durch welche du dein Unglück herbeizogst, kannst du auch dein Glück bauen. Deine Stütze sei ächt-christliche Rechtschaffenheit, dein Wegweiser sei Jesu Lehre. Sünden brachten dir den Fluch; christlicher Edelmuth, christliche Weisheit bringen dir den Segen wieder ins Haus. Habe nur den Muth, glücklich zu werden, und du wirst wieder glücklich sein können. Wende dich zu Gottes Gnade, sie wendet sich wieder zu dir. Tritt ein in Jesu Fußstapfen, und du hast den Weg zur Seelenruhe, zur innern Zufriedenheit betreten, die von allen Aussendingen unabhängig ist; du hast das beste Theil erwählt; Du gehörst Gott wieder, und er wird dich nicht verlassen noch versäumen.

Wohlan nun, meine Seele, ermanne dich! Sei harmlos um die kommenden Tage, Gott zählt sie dir zu. Bewaffne dich gegen Alles, was dir noch begegnen mag, mit Christi Muth und Ergebung. Rette deine Seelengröße im Drange aller Schicksale, und du hast dein Alles errettet; lerne entbehren, und du wirst von keiner Armuth wissen; lasse deine hochfliegenden eigensinnigen Wünschen als nichtige Einbildungen fahren, und du hast dann von der Zukunft nichts mehr zu befürchten, Alles nur zu hoffen.

Ich bin beruhigt. Gott, ich bin ruhig in Dir. So will ich denn entschlossen in mein Verhängniß gehen; so will ich denn mit Muth, was mir geschehen soll, erwarten; denn Du, Vater, Alles gütig, wohlthätig ordnender Vater, Du, Schöpfer meines Lebens, Du willst mich nicht verlassen noch versäumen. — So will ich denn mit Ergebung in Deinen Willen Verzicht auf Alles thun, was ich verloren habe, Verzicht auf meine Wünsche, Verzicht auf meine stolzen Entwürfe; denn ich weiß es, das ist mir nicht gut, was Du, Allweisester, mir verweigerst. So will ich denn, ohne Bangigkeit um mein Schicksal, ohne Furcht um das Schicksal der Meinigen, auf Deine Hilfe vertrauen, und wie Du die Herzen der Menschen zu meinen Gunsten lenkest, oder die traurigen Umstände, welche mich heute umringen, wunderbar verwandelst. Gott, mein Gott, ich kenne Deine Vatertreue: sie ist mir ja nicht fremd. Wie oft hat schon in meinen frühern Zeiten ein einziger Augenblick Alles herrlich umgestaltet!

Nicht um Weisheit, nur um Muth und Kraft flehe ich zu Dir, und daß Dein heiliger Geist mich nicht verlasse, nur das Beispiel meines Jesu mir beständig vor der Seele schwebe! — Ich will mich selbst verläugnen, wie er sich verläugnet hat; ich will den bittern Kelch meiner Leiden, mit heiliger Ergebung in Deinen Willen, trinken, wie er ihn getrunken hat. So werde ich siegen über das Elend dieser Zeit, wie er auch herrlich obgesiegt hat. So werde ich noch selbst in meinen Schmerzen, noch selbst in meinen Thränen fühlen, wie Jesus es empfunden hat, daß Du, Allbarmherziger, der Ewigtreue bist, daß du mich nicht verlassen, mich nicht versäumen willst. Vater, o mein Vater im Himmel, meine Seele hoffet auf Dich! Amen.

139.

Die Sorge um das irdische Eigenthum.

Ev. Luk. 11, 1.

Des hohen Werthes Deiner Gaben
Und ihrer Absicht eingedenk,
Beweise Jeder: was wir haben,
Sei nicht verdient, sei Dein Geschenk;
Sei ein Geschenk nur für die Zeit,
Nicht aber für die Ewigkeit.

Sehr oft verfallen wir durch bloße Mißverständnisse in Fehler, oder gerathen in Verlegenheiten, in Widersprüche mit uns selbst, die unserer Ruhe Nachtheil bringen können. Sehr oft scheinen sogar diese Widersprüche aus dem Munde unserer eigenen Lehrer zu kommen, ja sich selbst hin und wieder in den Worten der heiligen Schrift zu befinden. Um so gefährlicher für unsere Lebensweise. Wir wissen nicht, welches Theil wir erwählen wollen. Unsere uns als Hausväter, als Hausmütter, als Bürger eines Landes, als Beamte aufliegenden Pflichten scheinen ganz denjenigen zu widerstreiten, welche die heilige Schrift empfiehlt, oder die Lehrer des göttlichen Wortes uns vortragen.

Daher ist es für die Gemüthsberuhigung guter Christen allerdings von der höchsten Wichtigkeit, daß sie sich diejenige Aufklärung des Verstandes erwerben, durch welche sie im Lesen oder Hören des göttlichen Wortes das nöthige Licht, oder bei aufsteigenden Zweifeln eine Lösung derselben erhalten können.

So scheint es unter andern ein harter Widerspruch zu sein, wenn die Schrift gebietet, wir sollen dem Zeitlichen entsagen; der Welt nicht anhangen; uns nicht mit der Sorge für den künftigen Tag beschäftigen — und dagegen dann unsere leiblichen Bedürfnisse laut fordern: denke daran, daß du mit den Deinigen nicht in Elend gerathest; erwirb dir so viel Vermögen, daß du und deine Kinder nicht darben müssen, daß du mit deinem Ueberflusse auch denjenigen helfen könnest, die nichts zu erwerben im Stande sind.

Wenn von der einen Seite befohlen wird: Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da die Diebe nachgraben und stehlen; denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz. Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen oder trinken werdet; auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Ihr könnet nicht Gott dienen, und dem Mammon; Niemand kann zween Herren dienen, er wird einen hassen und den andern lieben! — Und dagegen es wieder heißt: Bete und arbeite; sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken, aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn deines Gottes! — so muß wohl in Manchem, der über den Zusammenhang und den wahren Sinn der Worte nicht nachdenkt, und das, was oft nur bildlich mit großem Nachdruck gesagt ist, buchstäblich annehmen und befolgen wird, der größte Zwiespalt mit sich selber entstehen. Denn wenn wir kein Vermögen erwerben, nicht für den künftigen Tag sorgen sollen für uns und die Unserigen, warum wird von der andern Seite geboten: Gebet den Armen! Ihr sollet sechs Tage arbeiten und den siebenten Gott weihen! Warum sollen wir beten: Unser täglich Brod gib uns immerdar!

Daher haben wir gesehen, daß schon viele Menschen aus bloßem Mißverständniß in die entgegengesetztesten Fehler verirrt sind.

Es gab Menschen, die da glaubten, man solle sich ganz von der Welt trennen: man müsse, um selig zu werden, allen Reichthum verachten, wohl gar hassen; man müsse nichts besitzen, und beständig Noth leiden, um Gott wohlgefällig zu sein. Sie gaben ihr Eigenthum hinweg, und flüchteten in Einsiedeleien, wo sie mit Andachtsübungen ihre Zeit hinbrachten, ohne ihren Mitbrüdern wahrhaft wohlthätig werden zu können. Sie dachten nicht daran, daß selbst die Jünger Jesu ihren Lebensunterhalt durch allerlei Arbeit verdienten; sie wollten nur von Almosen leben. Sie dachten nicht daran, daß ihnen die Weisheit Gottes nicht deswegen so mancherlei Kraft verliehen, damit sie dieselben im todten Müßiggange unbenutzt liegen lassen sollen; dachten nicht daran, daß, wenn eine solche Lebensart wirklich der Wille des Allerhöchsten wäre, die Menschen auf dem Erdball schnell im Elend aussterben würden, und Gottes Zwecke nicht erreicht werden könnten. Denn wollten alle arm sein, wer wollte Almosen ertheilen und dem Unglückseligen helfen können? Wollte Niemand Vermögen sammeln, wer würde ohne dasselbe Mittel besitzen, die Nackten zu kleiden, die Hungrigen zu speisen, die Kranken mit kostbaren, oft aus fernen Ländern herbeigeführten Arzneien zu heilen, und alle diejenigen Pflichten zu erfüllen, welche uns Gott durch den Mund Jesu Christi und seiner Boten predigen ließ?

Von der andern Seite gab es ihrer noch Mehrere, die, weil sie fanden, daß manche Stellen der heiligen Schrift nicht immer im buchstäblichen Sinne verstanden werden könnten, in ihrer Seele dachten, man müsse es überhaupt mit den biblichen Sprüchen nicht allzu genau nehmen; man könne Vieles auslegen, wie man wolle; man dürfe sich nicht an Alles gar zu ängstlich binden, die Zeiten wären ganz anders geworden.

Sobald sie diese Denkart einmal annehmen, machen sie sich ihr eigenes bequemes Christenthum; legen die Worte Jesus aus, wie es ihren besondern Neigungen und Absichten am besten gefällt, und ihnen am leichtesten ist. So werden sie aus Christen zu Halbchristen; jeder hat seine eigene Pflichtenlehre, jeder seine eigene Religion. Sie halten sich dann für aufgeklärt; sie achten auf die Vorträge der Prediger und Erklärer des göttlichen Wortes weniger; glauben, es seien dieselben von Amtswegen verpflichtet, so und nicht anders zu reden. Der Gottesdienst wird zuletzt nur Scheindienst; das Christenthum beschränkt sich zuletzt nur auf den Namen, auf den Besuch der Kirchen, auf die Beobachtung kirchlicher Gebräuche und heiliger Sakramente. Sie werden in ihren Christenpflichten täglich laxer; sie werden nur klug handeln, aber nicht mit Jesusfrömmigkeit; die Religion muß sich nach den Begierden und besondern Neigungen der Menschen, nach ihrem Temperament, nach ihren Leidenschaften richten, statt daß diese den Geboten der Religion unterworfen sein sollten. Sie verkehren das ganze Verhältniß der Religion zum Menschen, und gerathen so aus einem Irrthum in den andern, bis sie zuletzt in ihrem eigenen Gemüth voller Widersprüche, ohne Einstimmung mit sich selbst sind, auf traurige Abwege gerathen, sich und Andern zum Verderben.

Und wie Viele sind nicht dieser! Wie Viele, die sich ihre eigene Religion gemacht haben, statt diejenige in ihrer hohen Reinheit und Einfalt zu bewahren, welche Jesus Christus lehrte!

Dahin können also Mißverständnisse leiten! Wie wichtig ist es dem für seine wahre Veredlung besorgten Christen, daß er sich da Klarheit verschaffe, wo ihm Widersprüche vorhanden zu sein dünken!

In Gottes Wort selbst liegen diese Widersprüche nicht, sondern in den thörichten Auslegungen desselben. Wir müssen Alles, was wir darin finden, jedesmal in seinem

vollen Zusammenhange betrachten; müssen immer wohl erforschen, zu wem gesprochen wird, unter welchen Umständen, zu welchem Endzweck.

Jesus Christus hat niemals das Arbeiten untersagt, niemals befohlen, sein ganzes Leben mit Beten zuzubringen und im Müßiggang. Wohl aber warnte er gegen die Unmäßigkeit der Nahrungssorgen, eiferte gegen diejenigen in starken Ausdrücken, welche sich um nichts, als irdisches Ansehen und zeitlichen Reichthum bekümmerten, die darüber Gott vergaßen und ihre höhern Bestimmungen für die Ewigkeit. Denn solche Menschen, die dies Leben und dessen vergängliche Güter zu ihrer Hauptsache machen, opfern sich zuletzt nur für Staub und Schatten auf, die nicht bleiben. Sie sinken in die Reihe der unvernünftigen Geschöpfe, die, ohne Ahnung eines Höhern und Bessern, nur auf ihre Nahrung, auf ihr Wohlleben bedacht sind, und mit denen im Tode Alles aufhört.

Um so viel höher der Mensch steht, als das Thier, oder um so viel die Seele erhabener und wichtiger ist, als der irdische Leib, um so viel mehr ist auch das Geistige dem Irdischen, das Ewige dem Hinfälligen vorzuziehen. Niemand kann sich mit ganzer Seele Gott weihen, wenn er sich mit ganzer Seele dem Sinnlichen, der Sorge um Reichthum und Wohlleben hingibt. Darum sei das Glück, die Veredelung, die Heiligung deiner unsterblichen Seele, die Hauptsache; darum ziehe das Himmlische dem Irdischen vor, wo beide einander widersprechen, und nicht beisammen bestehen können.

Aber damit ist nicht gesagt, daß du die Sorgfalt um dein zeitiges Wohl ganz vernachlässigen müssest. Denn Gott gab dir den Leib: du sollst ihn also erhalten. Er gab dir mannigfaltige Kräfte; du sollst also mit dem dir anvertrauten Pfunde nützlich sein, und es nicht in Müßiggang vergraben. Gott befahl dir, den Nackten zu kleiden, den Hungrigen zu speisen: du sollst dir also so viel erwerben, damit du im Stande seiest, deinen Mitmenschen wohlthätig zu werden und die Gebote Gottes erfüllen zu können. Gott gab dir Kinder: du sollst sie alle ernähren, alle bekleiden, und ihnen eine gottgefällige Erziehung geben. Gott gab dir Freiheit, damit du nützlich in der Welt wirken könnest: du sollst also diese Freiheit bewahren, und dich nicht durch Armuth von der Gnade anderer guter oder böser Menschen in Abhängigkeit setzen.

Jesus hatte zwar nicht, wo er sein Haupt hinlegte, und trieb nach dem Antritt seines Lehramtes kein Gewerbe mehr; (vor demselben scheint er mit seinem Pflegevater das Zimmerhandwerk getrieben zu haben; (Marc. 6, 3.) aber seine Jünger scheinen ihre Nahrungsgeschäfte nicht ganz aufgegeben zu haben, wie sie denn nach Jesu Auferstehung wieder Fischerei trieben (Joh. 21, 3 ff.) Sicherlich hatte Jesus mit seinen Jüngern eine gemeinschaftliche Kasse, woraus man sieht, daß er für seine und ihre Bedürfnisse sorgte. Einer von denselben — Judas war es — führte die Rechnung über das vorräthige Geld, womit sie ihre Bedürfnisse bestritten. (Joh. 12, 6.) Jesus ordnete an, wenn von diesem Gelde das Nöthige angeschafft werden mußte, oder wenn man den Armen milde Gaben daraus ertheilen sollte. (Joh. 13, 29.) Er hatte bei seiner und der Seinigen hohen Mäßigkeit also noch einen Ueberfluß, um Nothleidenden damit wohlzuthun.

Der Apostel Paulus war ein Zeltmacher, und trieb dieses Handwerk auch noch als Apostel. Christus hatte es den Aposteln erlaubt, vom Evangelium zu leben, das heißt: sich von denen unterhalten zu lassen, welchen sie das Evangelium verkündigten; Paulus aber zog es vor, sich seinen Unterhalt mit seiner Hände Arbeit zu erwerben, um unabhängiger zu sein. „Ich habe keines euer Silber, noch Geld, noch Kleider begehrt," sprach der Apostel Paulus zu den Aeltesten der Gemeinde Ephesus; „denn ihr wisset selbst, daß diese Hände mir zu meiner Nothdurft, und derer, die mit mir gewesen sind, gedient haben." (Apost. Gesch. 20, 33, 34.)

Eben dieser thätige und aufgeklärte Schüler Jesu eiferte mit hohem Ernste gegen die Schwärmer, welche sich einbildeten, man müsse gar nicht um seine Nahrung bekümmert sein; es sei besser, Almosen nehmen, und alles Eigenthum zu verachten. „Nein," sprach der edle, wahrhaft in Christo wandelnde Paulus, „wir haben nie umsonst das Brod genommen von Jemand, sondern mit Arbeit und Mühe Tag und Nacht gewirket (oder gewoben), daß wir nicht Jemand unter euch beschwerlich waren, — damit wir uns selbst zum Vorbild euch geben, uns nachzufolgen. Wir hören, daß etliche unter euch wandeln unordentlich, und arbeiten nichts: solchen gebieten wir und ermahnen sie durch unsern Herrn Jesum Christum, daß sie mit stillem Wesen arbeiten und ihr eigenes Brod essen! (Thes. 3, 8 — 12.)

Weit entfernt also, daß die Sorge um unser zeitliches Wohl etwas Verdammliches wäre, ist sie nach dem Beispiel Jesu unsere Pflicht. Es ist die Pflicht des Christen, sich Eigenthum zu erwerben; es ist die Pflicht, sein Eigenthum zu bewahren und zu beschützen. Der Christ soll arbeiten und erwerben, damit er unabhängig sei, und nicht Andern durch Armuth zur Last falle, damit er die nöthigen Mittel erhalte, sich selbst zu vervollkommnen, er soll die von Gott verliehenen Kräfte gebrauchen, damit er nicht einen Raub an der Zeit begehe, und mit dem ihm anvertrauten Pfunde wuchern.

Die Sorge um zeitlichen Wohlstand ist also wohl verträglich mit der Sorge um das ewige Glück der Seelen; auch ist leider nur allzugewiß, daß Armuth und Müßiggang, zumal in unsern Tagen, die Quellen viel zahlreicherer Laster und Sünden sind, als der Reichthum selbst.

Wir sollen als gute Christen uns Eigenthum auf Erden sammeln und dasselbe gegen unrechtmäßige Gewalt beschützen, nicht nur für uns, sondern auch zum Besten derjenigen, welche Gott uns anvertraut hat. Wir sind nicht nur uns selbst Pflichten schuldig, sondern auch unsern Blutsverwandten, unsern Gatten und Kindern. Wir sollen diesen, deren Weh und Wohl in unsere Hand gegeben ist, ein angenehmes Loos auf Erden bereiten, daß sie das Glück des Lebens, für welches Gott sie erschuf, nicht durch unsere Nachlässigkeit verlieren.

Es wäre demnach ein unverantwortliches Vergehen, wenn wir unser Eigenthum und Vermögen versäumten, und unsere Nächsten, ja unsere eigenen Kinder dem Elende der Armuth und Dienstbarkeit überliessen. Es wäre ein unverantwortliches Vergehen, wenn wir unser Eigenthum nicht gegen fremde unrechtmäßige Angriffe vertheidigen wollten. Denn das hieße zu Gunsten böser und habsüchtiger Menschen unserm eigenen Blut Unrecht thun, und die Sünde mit den Räubern theilen.

Daher empfiehlt Jesus, der gegen das Laster des Geizes so vielmals warnte, durch sein eigenes Beispiel sorgfältige Sparsamkeit. Als er Tausende in der Wüste gespeiset hatte, und sah, wie nun Alle gesättigt waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme! (Joh. 6, 12.)

Der Verschwender, der Trunkenbold, der Schlemmer, der unordentliche Hausvater ist folglich weit von der Nachahmung Jesu entfernt; er ist sträflich in den Augen Gottes und mit Recht ein Gegenstand des öffentlichen Tadels unter den Menschen. Auch Jesus, wiewohl er gegen die allzu ängstliche, allzuweit getriebene Nahrungssorge eiferte, sorgte dennoch für die nächstkommenden Tage, und für die beste Benutzung des vorhandenen Eigenthums. Darum wollte er nichts umkommen lassen.

Wir sollen Vermögen und Eigenthum sammeln, und das Erworbene bewahren, nicht allein für uns, oder für unsere nächsten Blutsfreunde, sondern damit wir von dem Ueberfluß unsers Eigenthums wohlthätig gegen leidende Mitmenschen sein können, welche nicht in der Lage sind, sich durch eigene Kraft ihres Lebens Unterhalt und Nothdurft zu verschaffen. Ein Jeglicher arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben den Dürftigen! spricht die heilige Schrift. (Ephes. 4, 28.)

Gibt es auch auf Erden eine himmlischere Wollust, als diejenige ist, welche wir bei Erquickung wahrhaft Hilfsbedürftiger empfinden? Gibt es auch eine schönere Menschenpflicht, als diejenige, wo wir durch Unterstützung und Erfreuung der Leidenden gleichsam Gott ähnlich werden, der uns Alle unterstützt und erfreut? Aber wie wollen wir diesen edeln Beruf übernehmen, wenn wir uns nicht durch Sorge und Arbeit in den Besitz der dazu nöthigen Mittel gesetzt haben? Warum also wollten wir denjenigen verurtheilen, als sei er kein wahrer Christ, der sein Vermögen auf anständige Weise vergrößert? Thut er etwas Anderes, als Jesus und seine Jünger selbst für ihre Verhältnisse gethan? Thut er etwas Anderes, als Jesus und seine Jünger selbst billigten? Nirgends haben sie den Reichthum verdammt, wohl aber den Mißbrauch des Reichthums.

Nicht die Gaben Gottes, welche wir sammeln sollen zu unserm und der Unserigen Wohl, nicht die Umstände und Verhältnisse, worin die Weisheit des Weltregierers uns zu setzen für gut hält, sind an sich böse und tadelnswürdig, sondern nur der Mißbrauch derselben. Nicht aber der Reichthum allein, auch die Armuth kann gemißbraucht werden. Sie wird von denen gemißbraucht, welche, wiewohl sie arbeiten und Eigenthum erwerben könnten, doch lieber den Müßiggang vorziehen, und dann mit ihrem Lebensunterhalt Andern beschwerlich werden, wie Paulus (2 Thess. 3, 9) sagt. Denn so Jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen.

Die Sorge um irdischen Wohlstand ist für den Christen eine ernste Pflicht, welche ihm Gottes Wort und eigene Ueberzeugung laut gebieten. Er ist nicht nur sich, seinen Kindern und Angehörigen, er ist auch unglücklichen Mitmenschen schuldig, sein Eigenthum auf gerechte Weise zu vermehren und zu bewahren; er ist es auch überhaupt dem Staate schuldig, in welchem er als Bürger lebt. Er muß, dieß ist göttliches Gebot, nach allen Kräften das Seinige zum Wohlsein der großen Gesellschaft der Mitbürger beitragen, in welcher er wohnt. Dies kann er aber nicht, wenn ihm dazu die nöthigen Hilfsmittel fehlen. Er kann, ohne selbst gehöriges Eigenthum zu haben, Andern keinen Verdienst, keine Arbeit, keinen Wohlstand verschaffen. Er kann, ohne selbst Vermögen zu besitzen, der Obrigkeit nicht die erforderlichen Abgaben entrichten zur Aufrechthaltung der Gesetze, der gemeinnützigen Stiftungen, der öffentlichen Sicherheit. (Röm. 13, 7.) Trägt er aber nicht das Seinige zur Erhaltung des Ganzen bei: so ist er ein unnützes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft, ein lästiger Kostgänger seines Vaterlandes; er lebt durch die Gnade Anderer, und muß sich selbst noch mehr verachten, als er verachtet wird. Denn er hat weder göttliche noch menschliche Ordnung geehrt, weder göttliche noch menschliche Gebote pflichtmäßig erfüllt.

Die Sorgfalt des Christen um Erwerbung zeitlichen Eigenthums und Vermögens ist göttlicher Wille; jeder Sterbliche soll, so lange er auf Erden lebt, Antheil an den Gütern dieser Erde haben, die der Schöpfer zum Genuß Aller schuf und mit wunderbarer Fülle des Reichthums ausstattete. Jeder gewinnt davon etwas, je nach Maßgabe seiner Kräfte und des göttlichen Willens, der die Schicksale und Verhältnisse der Menschen anordnete.

Aber dies Erwerben und Beschützen des wohlerworbenen Eigenthums muß auf gerechte Weise geschehen, und nicht durch verbotene Mittel. — Gottheit und Menschheit verabscheuen den gewaltsamen Räuber; den Dieb fremden Vermögens; den hartherzigen Wucherer, der sich unter den Thränen derer, die er drückt, Schätze sammelt; den hinterlistigen Betrüger, welcher mit falschem Maß und Gewicht spielt, oder fremde Erbschaften auf Umwegen erschleicht und den rechtmäßigen Erben entzieht.

Segenswürdig ist die Frucht, welche wir endlich im Schweiße unsers Angesichts gewinnen, und an welcher die Thräne keines Betrogenen klebt; schätzbar sind und mit Segen empfangen werden die Glücksgüter, welche auch ohne unser Zuthun Gottes Gnade uns ertheilt. Aber Fluch haftet und Unsegen am ungerechten Gute, welches wir durch Hinterlist und Gewaltthätigkeit zusammenscharrten: es gedeiht selbst in der Hand der Kinder und Enkel nicht. Wer das irdische Wohl durch Sünden erwirbt, der hat sein Höchstes für das Schlechteste, die Unschuld und Würde seines Gemüthes für vergänglichen Raub dahin gegeben. Schon dies Gefühl ist ein Fluch in der Brust des Ungerechten. Er muß zittern, daß er früher oder später mit Schande einbüße, wie er mit Schande erwarb.

Das Erwerben des zeitlichen Vermögens geschieht durch den Christen auf eine gemeinnützige Art. Er kann sich nicht damit beruhigen, daß er seinen Wohlstand auf gerechte Art vermehrt: nein, es muß auch so geschehen, daß er durch die Arbeit, die ihm Vermögen verschafft, andern Menschen wahre Dienste leistet. So wird seine Arbeit, die er gibt, nur ein Tausch von nützlichen Dingen gegen das Nützliche, so er dagegen von Andern erhält. Er treibt keine liederlichen sittenverderbenden Gewerbe, wodurch er fremde Leidenschaften aufregt und zu seinem Vortheil benutzt; er haßt die Werke der Finsterniß, und würden sie ihm noch so sehr belohnt. Was er thut und leistet, ist nicht nur

des Lohnes, sondern auch der Hochachtung aller guten Menschen werth.

Endlich vergißt er auch niemals, daß zuletzt doch aller Reichthum, aller irdische Wohlstand, so nützlich er auch sei, nur vergänglich ist, und daß ihm nur unsere kleinere Sorge, aber daß der Heiligung unserer unsterblichen Seele die höchste Sorge gebühre. Er sieht in dem zeitlichen Vermögen nicht den Hauptzweck seiner Erschaffung, sondern nur nützliche Mittel an sich und Andern, die Absichten Gottes zu erfüllen. Der Zweck seines Lebens ist nicht das Anhäufen eines Vermögens, das ihm zuletzt doch nicht bleibt, sondern gleichsam nur einstweilen dargeliehenes Gut ist. Sein wahrer Schatz ist im Himmel. Sein höchster Zweck ist die Veredelung des Herzens, die Heiligkeit seines Geistes, mit welcher er bessern Welten und erhabenern Schicksalen entgegenreift.

Darum überläßt er sich nicht allzuweit getriebener Angst und Sorge um das Zeitliche; er ist vielmehr um das Loos seiner Seele bekümmert. Und wie Gott seine Arbeiten für Erwerbung irdischer Bedürfnisse segnet, so segnet Gott auch sein Bemühen um Erwerbung höherer Vollkommenheiten und unvergänglicher Schätze.

So will ich nun mit Fleiß und Redlichkeit die mir von Dir, o himmlischer Vater, verliehenen Kräfte anwenden, um meinen irdischen Wohlstand zum Besten meiner und derer, für die ich zu sorgen habe, zu vermehren. Denn auch mir hast Du, Allgütiger, meinen Antheil zugesichert an den herrlichen Gaben, mit welchem Deine reiche Vaterhand diese Erde schmückte. Ich soll sie Andern ertheilen helfen. Gib Du meinen frommen Bemühungen Deinen Segen, und laß mich mit Mäßigung und Weisheit dasjenige brauchen, was Du mir zutheilest.

Aber bei der Sorgfalt um mein irdisches Wohl laß mich nie gleichgültig werden in der Sorge um das Ewige! Selbst in der Erwerbung meines zeitlichen Vermögens soll ich in mannigfaltigen Tugenden mein Streben nach jenem unvergänglichen Heil offenbaren. Denn was ich hienieden empfangen, ist Staub. Das Irdische alles bleibt im Irdischen einst zurück; die Ewigkeit, Deine herrliche Geisterwelt, fordert nur das Geistige; nur dies nehme ich mit mir hinüber. — O wie mancher Fürst dieser Welt, der dies vergessen, stirbt mitten unter Gold und Pracht und Schätzen, die er verlassen muß, als ein beklagenswerther Armer, wie mancher Bedürftige, dessen Sterbetuch nichts als ein grobes Leinen ist, stirbt als ein Reicher, wenn er seine Seele mit Tugenden schmückte; denn er ist der beglückte Erbe des bessern Lebens und eines erhabenern Looses in der Ewigkeit.

140.

Abnahme des häuslichen Wohlstandes.

Phil. 4, 12.

Schon lange wachten bange Sorgen,
In meiner Brust!
Schon lange führte mir kein Morgen
Zurück die sonst empfundne Lust.

Ich sehe meinen Wohlstand sinken,
Mein Glück entflieh'n;
Und Armuth mir und Kummer winken,
Und keine einz'ge Hoffnung blüh'n.

Willst du mich, Gott, mein Gott, verlassen?
Und soll ich denn
Spott werden derer, die mich hassen,
Gemieden von den Glücklichen?

Ach, hätt' allein nur ich zu weinen —
Ich trüg' es noch!
Doch Armuth drohet auch den Meinen —
Dies macht zu schwer des Kummers Joch.

Es ist in unsern Tagen gar nichts Ungewöhnliches, die angesehensten Familien plötzlich in Verfall gerathen zu sehen. Wie viele der reichsten Häuser sind gezwungen worden, sich einzuschränken! Wie viele bemittelte Personen sind in ihren Glücksumständen so weit zurückgekommen, daß ihnen fast nicht mehr blieb, womit sie sich und die Ihrigen ernähren konnten!

In der That, es ist für einen würdigen Hausvater schmerzvoll, sich einer dürftigen Lage preisgegeben zu sehen, während man vorher voller Lebensannehmlichkeiten gewohnt gewesen. Es ist schmerzvoll, oft in wenigen Tagen nun die ganze Frucht seines Lebensfleißes vernichtet, und was der Gewinn langer Arbeiten, vieler Sorgen, großen Kummers gewesen, ohne Rettung wieder verschwunden zu sehen. Es ist noch schmerzvoller, wenn solch ein hartes Schicksal erst in spätern Jahren eintritt, wo der unternehmende Muth fehlt, noch eine mühselige, arbeitvolle Jugend mit einem dürftigen Greisenthum vergolten wird. Es ist noch schmerzvoller, wenn mit der Abnahme des Vermögens zugleich die goldenen Hoffnungen abnehmen, welche man für seine Kinder hatte, für die man es sich unendlich sauer werden ließ.

Mit dem Augenblick, da es bekannt wird, wie eine Familie in ihren Glücksumständen zurückgekommen ist, ändert sich auch für sie die ganze Welt umher. Die Menschen, wie sie nun gewöhnlich sind, nehmen einen andern Ton gegen die Unglücklichen an. Zwar die Edlern unter den Mitbürgern bleiben auch dann noch edeldenkend, und suchen mit zarter Schonung und Liebe das Schicksal der Leidenden zu mildern. Ihre alte Hochachtung vermindert sich darum nicht, daß nun weniger Reichthum vorhanden ist. Nun tritt der Dankbare freudig hervor, und sucht würdig zu vergelten, was ihm einst von den jetzt Gesunkenen Liebes geschah. Nun tritt er hervor, welcher einst, weil er gering war, übersehen ward mit seiner stillen Anhänglichkeit; er tritt hervor, um sich als wahrer Freund zu zeigen. Aber hundert andere ehemalige Freunde wenden der verarmten Familie in gleicher Zeit den Rücken. Die, auf welche man am sichersten zählte, sind jetzt am treulosesten. Die, gegen welche man sonst am uneigennützigsten handelte, sind jetzt die schnödesten, und vermehren hartherzig das Uebel durch ihre Selbstsucht. Andere, ehemals neidisch, prahlen jetzt schadenfroh, und freuen sich heimlich oder laut des Unfalls; bedauern vielleicht, daß er nicht noch größer ist, und werfen giftige Pfeile aus mit ihrem verleumderischen, höhnenden Geschwätz gegen die Gesunkenen.

Nicht Jeder ist stark genug, solch ein Verhängniß mit christlicher Fassung zu ertragen. Viele haben sich in solchem trostlosen Zustande der Verzweiflung zum Raube hingegeben. Andere haben den Rest ihres Lebens kleinmüthig mit Gram und vergeblicher Sorge verbittert, ihre Gesundheit geschwächt, und damit zum Nachtheil ihrer Angehörigen unmerklich ihr Leben verkürzt.

Aber was ist in so traurigen Fällen Weisheit, wenn man vor den Trümmern seines Vermögens dasteht, und ohne Aussicht, jemals das Untergegangene wieder herstellen zu können? Wo findet man die verlorne Heiterkeit wieder, wenn man die Sorge und Mühe eines ganzen Lebens vereitelt sehen muß? Wie kann man wieder häuslich glücklich, zufrieden, ruhig werden, wenn man doch seine Kinder in einer mittellosen Lage, und sich selber auf allen Seiten zurückgesetzt erblickt? — Nein, da ist's schwer, da unmöglich, wieder des Lebens innig froh zu sein, wie sonst. Da hilft keine Weisheit der Weisen als Trost gegen Armuth und Verachtung; und die besten Grundsätze werden wirkungslos, wenn man sich aus der friedlichen Ruhe in den Sturm, aus dem Paradies häuslichen Glücks ins Elend hinausgeschleudert sieht.

Wie, kein Trost? keine Rettung? Unmöglich wäre die Wiederherstellung ehemaligen Friedens und der alten Heiterkeit? — Nein, du irrst, Unglücklicher, weil die Sprache, welche du jetzt führst, beweiset, daß du noch nie weise gewesen bist vorher. Du rühmtest dich sonst einer Religion, aber du hattest noch keine Religion. Darum mußte das Unglück kommen, und das Trübsal mußte dich ernst in die Unterweisung nehmen: es gebe noch etwas Höheres, als Geld, Gut und Ansehen! — Du warst bisher noch kein Christ. Wärest du es von Herzen gewesen, würdest du heute mit jener Hoheit sprechen können, in welcher Paulus zu den Philippern sprach: Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, beides, satt sein und hungern, übrig haben und Mangel leiden. (Phil. 4, 12.)

Du, den der Verlust deines Wohlstandes ohne Unterlaß quält, Harmvoller, Kleinmüthiger, du warst noch kein Christ, ungeachtet man dich in Kirchen beten sah, und voller Ehrerbietung gegen Gott in deinen Gesprächen. Du warst noch kein Christ, ungeachtet du dich selbst oft und gern mit dem Regenten des Weltschicksals in Andacht unterhalten konntest, und die Deinigen zu einem gottgefälligen Lebenswandel erzogst und anhieltst. Du warst nicht, was du dir selbst geschienen hast, weil du noch einen viel zu großen Werth auf äussere Glücksumstände gesetzt hast, als wenn sonst keine Zufriedenheit, keine innere Seligkeit des Gemüths gedenkbar wäre. Wer nicht im Stande ist, Alles zu verlieren, und doch dabei seine Heiterkeit und Seelengröße zu behalten, der war noch nicht in Jesu Sinn und Geist eingedrungen. Es ist gut, daß ihn das Schwerste überfalle, damit er das Vergängliche nicht mehr höher schätze, als das geschätzt werden muß, was vergänglich ist.

Andere haben wohl mehr eingebüßt, als du, und sind stärker, muthiger, Gott ergebener geblieben, als du in deinen Unfällen. Fürsten sind von ihren Thronen gefallen, und haben in ruhmloser Dunkelheit die Erhabenheit ihrer Denkart bewährt. — Herren und Große sind aus ihren Palästen getrieben und gezwungen worden, ihr Dasein durch fremde Mildthätigkeit zu fristen; in fremden Landen kümmerlich ihren Aufenthalt zu suchen; Verzicht zu thun auf Wohlleben, Glanz, Ruhm und Ueberfluß, wozu ihre Herkunft, ihr Rang, ihr erworbenes und reich ererbtes Vermögen sie zu berechtigen schien. Aber mit hohem Sinn haben sie getragen, was sich nicht ändern ließ. Sie haben gelernt: es waltet über die Ordnungen der Welt eine unsichtbare, mächtige Hand, die den Reichen stürzt, den Armen begütert, die den Hohen in den Staub schleudert und den Niedrigen erhebt.

Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, beides, satt sein und hungern, übrig haben und Mangel leiden! So spricht und denkt der Christ, erhaben über alle Spiele des irdischen Glücks, und beweiset, was er denkt, im Thun seines Lebens. So geh' denn hin, und werde desgleichen.

Fasse Muth. Gewöhne dich vor allen Dingen, deinem Unglück, es möge nun fernher drohen, oder schon vor dir stehen, zu allen Zeiten unerschrocken ins finstere Antlitz zu schauen. — Mache den Anfang damit, den Zustand deines zerrütteten Vermögens in allen Verhältnissen zu erkennen, und zu erforschen, was dir bleibt, wenn du Alles verlierst und hingibst, was nicht dein Eigenthum ist.

Es hat Viele in größeres Verderben gestürzt, daß sie keinen Muth besaßen, sich mit ihrer wahren Lage zur rechten Zeit bekannt zu machen; daß sie immer über ihre Glücksumstände im Dunkeln zu bleiben und sich und Andere mit falschen Hoffnungen zu täuschen suchten. Dies Schwanken verlängerte nur ihren qualvollen Zustand, statt ihn zu mindern. Sie verloren alle Heiterkeit, und mußten doch in ihren Geberden eine solche vor Andern heucheln. Sie waren schon sehr unglücklich, und mußten doch auf Mitleid und Hilfe Verzicht thun. Sie griffen nach Rettungsmitteln umher, aber verschlimmerten mit denselben ihren Zustand, und rissen andere, rechtschaffene, unschuldige Familien mehr oder weniger mit sich in den Abgrund.

Bestelle dein Haus. Mache dich mit allem Schlimmen deiner Lage vertraut. Erst wenn du weißt, wie weit es mit dir gekommen ist, kannst du mit Sicherheit wählen, wie größern Uebeln vorzubeugen wäre. Wie es aber auch um dich stehen möge: rette, wenn nichts mehr zu retten ist, dein Gewissen, deine Ehrlichkeit! Dann ist der Friede deines Gemüths geborgen für immer. Du darfst muthig jedem Rechtschaffenen ins Auge schauen. Denn Unglück ist kein Verbrechen, Armuth keine Schande. Du wirst die Achtung deiner Mitbürger behalten, und des Beifalls Gottes sicher sein. Siehe, und wenn du nichts mehr hast: dies wird dein Segen sein, welcher dir früher oder später wieder emporhilft; dies der Segen, der deinen Kindern einst wieder Wohlstand bringt.

Verzögere keinen Augenblick, nach Erkenntniß deiner Umstände, dein Hauswesen ihnen gemäß einzurichten. Laß den falschen Stolz fahren. Noch nie ist ein Mensch durch Wahrhaftigkeit und bescheidenen Sinn elend geworden. Aber Stolz hat schon Manchen zum tiefsten Fall gebracht. Entferne ihn. Dann wirst du den Glückswechsel mit jener Seelengröße tragen, die über alle Unbill der Zeiten hinwegschaut. — Im Schiffbruch geht der Verzagende am frühesten unter. Der Muthige bewahrt Besonnenheit, und erhascht das schwimmende Bret, welches ihn im wilden Spiel der Wogen ans feste Land führt. Wer mit Gott und Vorsehung ist, den retten Gott und Vorsehung.

Schränke deinen bisherigen Aufwand mit weisem Ernst ein, angemessen deinen jetzigen Einkünften. Verbanne die falsche Scham; denn nicht das einfachere Leben schmerzt dich so sehr, als daß du durch deine Einschränkungen die Lage deiner Umstände

verräthst. Aber habe den Muth, gerecht gegen dich und die Deinigen zu sein; habe den Muth, ehrlich und wahrhaftig zu sein. — Es ist keine Schande, in Zeiten, wie die gegenwärtigen, Vieles zu entbehren, was sonst erfreuen könnte. Sparsamkeit hat noch nie entehrt, vielmehr sie erwirbt Achtung und Zutrauen; sie stellt das Zerrüttete wieder her. — Deine Vorfahren gewannen, weil sie arbeitsam und enthaltsam zugleich sein konnten. Ihre Einkünfte mußten steigen, da ihre Ausgaben gering blieben. Aber leichtsinnige Fortsetzung eines unverhältnißmäßigen Aufwandes in Geräth und Kleidern, Speisen und Getränken, in Theilnehmung an kostspieligen Vergnügungen und Unternehmungen, wird dich früher oder später mit gerechten Vorwürfen deiner Hausgenossen, mit dem Unwillen deiner Mitbürger, mit Verachtung deines Gewissens geisseln.

Arbeite und entbehre! Dies sind die Mittel, mit denen du dich wieder aufschwingst und von Anderer Hilfe unabhängig machst. Das ehemalige Wohlleben, welchem du entsagst, und dem du endlich in deinen Umständen doch einmal entsagen mußt, wird dir nie so innige Freuden gewährt haben, als jetzt deine heldenmüthige Entschlossenheit bei kärglicher Kost und einfachern Kleidern und Geräthen gibt.

Rette, und wenn du Alles verlieren sollst, die Reinheit deines Gewissens, eine unbefleckte Redlichkeit! Dann hast du das Edelste behalten, du hast deinen eigenen bessern Werth nicht verloren.

O, es ist etwas Großes um den Stolz eines unerschrockenen, guten Bewußtseins! Dies macht uns in der Niedrigkeit erhaben, im Trübsal heiter, in allen Verfolgungen des Glücks stark, und gibt in den schwersten Lebensstunden Zuversicht auf Gott. Mit welchem Vertrauen darf der gewissenlose Betrüger, der absichtliche Verräther fremden Gutes sein Auge zu dem erheben, der Alles lenkt, der da gerecht richtet und keine Sünde ungestraft, keine Tugend unbelohnt läßt? — Rette die Reinheit deines Gewissens, dann, Christ, wirst du Christi großes Wort verstehen, als er sprach: Was hülfe es dem Menschen, und wenn er die ganze Welt (durch) Unredlichkeit) gewönne, und Schaden litte an seiner Seele? Es kommt die Zeit, da sein Gewinn wieder zerstäuben und sein Verbrechen an das Tageslicht treten muß. Was half ihm denn, daß er für einen Schaden das Letzte und Heiligste geopfert hatte, was nie ein Sterblicher veräussern darf?

Rette die Reinheit deines Gewissens! Deine Unschuld wird dich mitten im Unglück ehrwürdig machen; die Schadenfreude wird erröthen, die Verleumdung verstummen müssen. — Es werden Viele, die dich vormals nicht kannten, oder dich, während du noch in bessern Umständen lebtest, wohl gar mißkannten, nun höher schätzen lernen. Sie werden für dich das Wort reden. Sie werden, unaufgefordert, von deiner Unschuld, deiner Standhaftigkeit bewegt, dir eine hilfreiche Hand zu bieten stolz sein. Denn — o vergiß nie! — man kann einen Mächtigen hassen; man kann sich zum Sturz eines Großen verschwören; man kann den reichsten Thoren verachten; man kann die seltenste Schönheit unliebenswürdig finden — aber der Gerechte zwingt auch seinem Feind Achtung ab, und die Unschuld entwaffnet endlich den Grimm des Unversöhnlichen. Gott und Vorsehung sind mit ihm! Die Siege der Tugend sind immer unzweifelhaft, und sollten sie erst über dem Grabhügel des Verkannten vollendet werden.

Es ist etwas Gewöhnliches in unserer Zeit, bald hie, bald da unter unsern Mitbürgern die Abnahme des häuslichen Wohlstandes wahrzunehmen. — Aber noch gehört es zu den Seltenheiten, Männer zu sehen, Christen, Christinnen, die beim unverschuldeten Zertrümmern ihres Vermögens getrost bleiben, und zu rechter Zeit die nöthigen Anstalten treffen, daß kein Anderer durch ihr Unglück leide. Es gehört zu den Seltenheiten, Christen, Christinnen zu sehen, die sich mit Gelassenheit vom Glück Alles rauben lassen, was zu retten ausser ihrer Gewalt liegt — aber, hinwegblickend vom vergänglichen Staube, mit hoher Zuversicht das Unvergängliche halten; die mit Jesu Christo, ihrem göttlichen Führer, in edler Weltentsagung Armuth, Schmach und Hohn tragen; mit Paulus sagen können: Ich kann niedrig sein und kann hoch sein, ich bin bei allen Dingen und in allen geschickt, beides, satt sein und hungern, übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christum.

141.

Vergangenes Leiden.

Hebr. 10, 31.

O Allmacht, Weisheit, Güte,
Erquicke mein Gemüthe;
Bist Du nicht stets Dir gleich?
Gewohnt, die heißen Zähren
Der Deinen zu erhören,
Nicht unaussprechlich reich?

Oft thust Du über Flehen
Mehr, als wir Menschen sehen,
Und mehr, als wir versteh'n;
Und jetzt sollt' ich vergebens
Zum Vater meines Lebens,
Zu meinem Heiland fleh'n?

Nein, ich will Dich nicht lassen,
Im Glauben Dich umfassen,
Als ständest Du vor mir.
Ich weiß, Du hörst mein Sehnen:
Ich weiß es, meine Thränen
Sind schon gezählt vor Dir!

O Gott, was wird noch aus uns werden? Welche Schicksale erwarten mich noch? Wie wird es noch in meiner Familie gehen? Wie werden wir überstehen, was uns noch aus der Ferne bedroht? Wie manchen Verlust könnte auch ich noch erleben — ach, Verluste, die viel herzzerreissender als alle schon gehabten wären! Ich wage es kaum, daran zu denken. Ich würde einer der unglücklichsten Sterblichen sein. Könnte ich, wenn das Schrecklichste für mich wahr werden sollte, könnte ich es wohl ertragen? würde ich es überleben können? —

So frage ich mich, wenn ich an gewisse Umstände in meiner häuslichen Lage, an das Schicksal mancher Personen denke, die meinem Herzen verwandt und theuer sind. Ich suche Trost; ich finde es nöthig, mir Fassung zu verschaffen, mich auf die bittern Hefen eines unbekannten Leidenskelches vorzubereiten, den mir die Zukunft darreichen könnte, damit ich ihn ausleere. Wohl kann man sagen, und ich sage zu mir selbst: man muß sich den Gedanken an die traurigen Möglichkeiten aus dem Sinn schlagen.

Aber es ist nicht immer thunlich. Es ist oft wohlthätig, den Blick auf die kommenden Tage hin zu neigen, und das Herz an den Empfang schwerer Schicksale zu gewöhnen. Wie soll ich sie aber empfangen? Wo finde ich Trost für das Traurigste, das mich bedrohen mag? wo weise Kraft, das Schwerste zu tragen?

Du, o göttliches Wort, Wundermacht der Religion, antwortest dem fragenden bekümmerten Gemüth: „Gedenket aber an die vorigen Tage, an welchen ihr erduldet habet einen großen Kampf des Leidens. (Hebr. 10, 32.)

Der Rückblick auf vergangene Leiden also ist es, was mir Muth, Weisheit und Standhaftigkeit gegen die allfällig noch bevorstehenden geben soll? Wie wäre dies möglich? Muß nicht die Erinnerung an das, was ich im Leben schon gelitten habe, mich noch muthloser machen? Fühlt nicht mein Herz noch das Nachbluten mancher halbgetheilten Wunde? O, das Leben, welches ich gelebt habe, es hatte so manche schreckliche Stunde, die ich gern aus meinem Gedächtnisse hinwegwischen möchte! Zwar auch viele heitere Sonnentage strahlten auf meinen Lebenspfad, aber doch möchte ich ihn um den Preis nicht zurücklegen, daß ich zum zweitenmal verlieren müßte, was ich schon dort verloren habe; daß ich zum zweitenmal die Reue, den Verdruß, die Erniedrigung, die Todesschrecken erfahren müßte, die ich schon erfahren habe. Lieber will ich mein Auge weiden an den verflossenen Zeiten, als an den geduldeten Schmerzen. Der Gedanke an ehemalige Seligkeiten wird mich wenigstens erheitern.

Gedenket aber an die vorigen Tage, an welchen ihr erduldet habet einen großen Kampf des Leidens! — Ernste Gottesstimme! Nicht vergebens rufst du mir die Reihe der schwarzen Verhängnisse zurück, unter denen ich oft alle Lust und alle Hoffnungen verwelken sah! In der That herrscht in denselben etwas Großes, Belehrendes. Auch bemerke ich eine wunderbare Verschiedenheit zwischen den Freuden und Schmerzen, die mir noch bevorstehen, und die ich schon genossen habe.

Die angenehmen Ueberraschungen des Glücks, die fröhlichen Zeiten, die für mich vielleicht noch im Schooße der Zukunft liegen, erwecken meine freudige Hoffnung, und ich fühle schon im Voraus ein dunkles Vergnügen an denselben. Allein von ganz anderer Wirkung sind auf mich die Erinnerungen längst vergangener Zeiten. Sie erfüllen mich mit leiser Wehmuth. Es sind verblichene Blumen, die hinter mir welkend zusammenfielen. Ich frage, wo sind die harmlosen Stunden der Liebe und Gefälligkeit? wo die Freunde meiner frühern Tage, mit denen ich zuweilen so glücklich war? Es ist nicht mehr, wie sonst! Ach, so kommt es zu meiner trauernden Seele nicht wieder zurück. Hingegen alle überwundenen Leiden der Vergangenheit, weit entfernt, daß sie mich heute noch schrecken und quälen sollten, erfüllen mich mit einer unnennbaren Zufriedenheit. Die Erinnerung an überwundene Gefahren ist eben so angenehm, als der Gedanke an noch zu bestehende peinigend ist. Wer erzählt nicht gern und mit unverhehltem Vergnügen von den erlebten bösen Tagen; von Zeiten, da man sich in der größten Noth befand? Dieses sonderbare Vergnügen entspringt theils aus dem Gefühl der Sicherheit, in welcher wir uns jetzt befinden, theils aus dem stillen Wohlgefallen an unserer Geistesgegenwart, an der Entschlossenheit und Kraft, die wir damals bewiesen, als wir uns in Trübsal befanden, und uns aus der verzweiflungsvollen Lage herausrissen. Wir verkennen dabei auch gar nicht, wenn wir nur einigermaßen aufmerksam auf uns sind, daß wirklich Noth und Gefahr uns mehr genützt haben, als die allerfröhlichsten Tage. Unglück machte uns entschlossener, selbstverschuldetes Uebel machte uns vorsichtiger und behutsamer; Noth lehrte uns erst unsere Kräfte kennen; Gefahr gab uns erst Herzhaftigkeit und Geistesgegenwart. So haben wir von unsern bösesten Zeiten vielleicht die segenvollste Aernte für uns gemacht, während die heitersten Lebensaugenblicke in uns nichts als eine stille Wehmuth und unfruchtbare Sehnsucht zurückliessen. Ohne in frühern Zeiten durch manche Widerwärtigkeiten geprüft und geübt zu sein, hätten wir uns vielleicht nie zu dem entwickelt, was wir jetzt sind; wären wir mit Geist und Herz nicht das geworden, dessen wir uns gegenwärtig erfreuen können. Wohlleben erschlaffte und lähmte unsere bessern Eigenschaften; aber der Kampf des Leidens gab uns Stärke, die Finsterniß draussen erfüllte unser Inneres mit Licht.

Also ist der Gedanke an vergangenes Leiden noch jetzt für uns wohlthuend, sogar in manchen Fällen vergnügend; gewiß aber ist er lehrreicher und auf das Gemüth heilsamer wirkend, als der Gedanke an die noch bevorstehenden Uebel.

Gedenket aber an die vorigen Tage, an welchen ihr erduldet habet einen großen Kampf des Leidens! Ja, ich will ihrer gedenken. Der Muth meiner Seele erhebt sich in ihrer Erinnerung, und ich erstaune über die Macht und Weisheit in Anordnung meiner Schicksale, daß ich mehr für mich aus den schmerzlichsten Erfahrungen Gutes gewonnen habe, als aus den allerangenehmsten Lebensgenüssen. Den Leiden gab Gott süße Nachempfindungen, den Freuden aber einen mit Bitterkeit vermischten Nachgeschmack.

Alle Unannehmlichkeiten meiner vorigen Jahre waren entweder Folgen meiner eigenen Verschuldungen, und dann dienten sie mir zur Warnung, Lehre und Besserung; oder sie waren von Gott gesandt, ohne mein Erwarten, ohne mein Verschulden: dann mahnten sie mich an den ewigen Unbestand der Dinge auf Erden, an die Hinfälligkeit jedes sogenannten Glücks, und lehrten mich aufblicken zu dem, was ewig dauernd ist.

Und dies Letzte, ich möchte es mir nicht läugnen, ist auch für mich eine der schönsten Wirkungen vergangener Leiden gewesen. Ohne frühe und tiefe Schmerzen hätte ich vielleicht niemals mit Inbrunst dich, o Jesusreligion, umarmt, an deren Brust allein ich wieder Trost und Ruhe gefunden habe.

Ich lerne aus dem Kampf des Leidens voriger Tage, daß Widerwärtigkeiten jeder Art eine Wohlthat für das Menschengeschlecht sind; daß sie am meisten zur Erhebung und Veredlung unsers Geistes beitragen. Die Noth ist die vortrefflichste Lehrerin der Sterblichen; ohne sie wäre keine Kunst, keine Wissenschaft entdeckt. Das Unglück und die Hinfälligkeit des Irdischen schwächt dessen verführerische Reize sehr, und macht die Seele geneigt, etwas Höheres, Bleibenderes zu suchen — das heißt, ihrer wahren Bestimmung nachzueilen.

Denn wie viel Tausend Menschen leben, die nur das Dasein empfangen zu haben scheinen, um im Schweiß des Angesichts ihr Brod zu verdienen, vom Morgen bis zum Abend zu arbeiten, zu schlafen und zu sterben!

Wenn sie ihren Gaumen mit einem bessern Bissen reizen, ihren Leichnam mit feiner gewebten Tüchern bedecken, ihren Kindern eine größere Geldsumme hinterlassen können, scheinen sie den ganzen Zweck ihres Erdenlebens erreicht zu haben. Elender Zweck! Und doch würden sie sich zu keiner höhern Ansicht erheben, wenn der einförmige Gang ihres irdischen Treibens nicht durch Stürme unterbrochen würde. Aber da zerreißt ein Erdbeben ihre Güter; da lodert in Kriegsflammen ihre Hütte empor; da sterben ihre Kinder, für welche sie Schätze sammelten. Nun beteten sie — nun wird ihr bisheriger Lebenszweck ihnen ohne Bedeutung — nun fragen sie: welche Güter vernichtet kein schreckenvoller Zufall? welches Lebensglück zerstört kein Krieg? für wen müssen wir sammeln, wenn unsere Kinder noch frühere Todesbeuten sind, als wir? Und die Religion, welche für sie bisher nur eine Ehren- und Gewohnheitsbeschäftigung, eine Nebensache gewesen, wird ihnen wichtiger. Ihr tiefgebeugter Geist erhebt sich auf den Flügeln der Andacht aus dem Staube des Alltagslebens hinauf zum Unvergänglichen und Göttlichen. Sie waren bisher arbeitsame Lastthiere, die von der Arbeit zur Krippe, von der Krippe zum Lager gingen; jetzt werden sie erst Menschen, da ihnen das Erdenleben nicht mehr Genüge thut, und sie eine andere Heimath, ein anderes höheres Ziel ahnen, und das Unsterbliche in ihrer Brust die verlornen Rechte zurückfordert.

Leiden sind größere Wohlthat für den Geist, als Glück und Ruhe. Man liebt, man gewöhnt sich nur an das, was man lange hat. Aber der Unbestand des Irdischen muß nothwendig unser Vertrauen zu demselben schwächen; wir hüten uns, dasjenige mit allzugroßer Liebe zu umfassen, wovon wir voraus wissen, daß es doch nicht unser ist und nicht unser bleibt. Beim Wechsel des Glücks und des Unglücks wird die oft getäuschte, von so vielen Freuden schmerzhaft losgerissene Seele in sich selbst zurückgedrängt. Sie fängt an, da sie sich bisher nur in den Aussendingen verlor, in sich selbst zu leben, und findet endlich eine Ruhe, eine bleibende Zufriedenheit, die ihr das betrügliche Schauspiel des Alltagslebens nie gewähren konnte.

Leiden sind Wohlthat. Sie offenbaren uns Gott, zu dem sie uns führen. Der Gesunde hält sich bald für unsterblich; der Glückliche für allmächtig. Er würde seinen Sinn nicht ändern, wenn der angenehme Traum nicht mit Schrecken endete. Aber nun zittern seine Nerven von den Schmerzen einer Krankheit; nun sieht er vom Siechbette herab die Gräber, deren eins ihn erwartet; nun sind mit seinem treulosen Glücke auch die Schmeichler und Verehrer entronnen, und demüthig sieht er hinauf zu denen, die er vorher im Uebermuth manchmal verachtete. Nun erkennt er, es sei der Mensch ein schwaches Geschöpf, und wie sehr sich auch der Sterbliche brüste, nichts sei in seiner Gewalt. Nur Gott herrscht. Nur Gott ist der Alleinmächtige, und jede Kreatur neben ihm Ohnmacht. Die Noth steigt. Menschen helfen selten, und die da helfen können, empfangen nur von Gott die gehörige Leitung und Kraft. Im Schiffbruch aller seiner Freuden lernt der zum erstenmal beten, der noch nie gebetet hatte, und beugt sich vor der höhern Gewalt. So offenbaren uns die Leiden den Allerhöchsten, und führen uns ihm zu.

Gern denke ich an meine kummervollen Tage zurück — in ihnen offenbarte sich mir die gütige Vorsehung am hellsten; sie brachten mich zu Gott. Denn war gleich oft die Noth groß, daß ich glaubte, nun könne es in dieser Welt nie wieder gut mit mir werden: so war doch Gottes Hilfe nicht mehr fern. Er winkte; die schwarzen Wetterwolken zertheilten sich, und Alles ward anders. O wie oft ist mir dies geschehen! Es ist gut, daß ich zurücksehe auf die vergangenen Widerwärtigkeiten, denn sie machen meinen Muth groß für die zukünftigen. Ich lerne aus ihnen festere Zuversicht zu dem rettenden Vater, der mir auch künftig nahe sein, und eben dann helfen wird, wenn es zu meinem Wohl der vortheilhafteste Augenblick ist. Aus dem Strom meiner Vergangenheit schöpfe ich lindernden Balsam für die Wunde von heute, und Kraft für jedes noch auf mich wartende Ungemach.

Auch habe ich in der Schule überstandener Schmerzen noch für jede Zukunft die wichtige Wahrheit gelernt: daß dem Menschen kein größeres Uebel begegnet, als er Kraft hat zu ertragen. Gott, der die Schicksale ordnet und die Kräfte vertheilt, hat mit unendlicher Weisheit jene gegen diese abgewogen. Wer nur diesen Glauben festhält, wer nur nicht kleinmüthig an sich selbst verzweifelt, nicht seine Zuversicht auf den Herrn des Lebens verläßt: der kann unmöglich untergehen. Er kann das Schwerste tragen. Auch der gewaltigste Schmerz ist zu bestehen, denn er geht zuletzt in Betäubung über. Je größer, je empfindlicher der Schmerz, desto bälder eilt er vorbei. Nur erträgliche Leiden halten längere Zeit an.

Dreierlei Uebel sind für den Menschen die bittersten: wenn er nämlich die bösen, entehrenden Folgen seiner Vergehungen duldet; oder wenn er sieht, wie sein bisheriger Wohlstand immer mehr abnimmt; oder wenn ihm der Tod die Lieblinge aus den Armen reißt. Aber eben diese Uebel sind auch diejenigen, welche am meisten zu seiner Gemüthsveredelung wirken, es wäre denn, daß er ganz zur Thierheit gesunken. In solchem Fall geht er mit Verzweiflung in den Abgrund nieder; die Religion hat keine Stimme für ihn, weil die Thierheit keinen Sinn für Religion hat. Das vernunftlose Wesen krümmt sich unter dem Schmerz, und stirbt. Böse Folgen unserer Vergehungen sind Zuchtruthen in der Vaterhand Gottes. Wir tragen die Strafen nicht unverdient; aber nicht zu unserm bleibenden Elend, sondern zu unserer Besserung. Eben weil es Strafen sind, verwunden sie uns am tiefsten. Das Gewissen legt zu allen Unannehmlichkeiten noch die Dornen des Vorwurfs. Eben weil es Strafen sind, veredeln sie uns am meisten: sie schärfen unsere Vorsichtigkeit, sie machen uns das Laster verhaßt, sie lenken uns der Tugend zu. Es ist um Rettung unserer unsterblichen Seelen, es ist um den Genuß einer Ewigkeit, um das Aufsteigen aus dem Staube zur Vollendung zu thun.

Abnahme unsers Wohlstandes, eintretende Dürftigkeit ist ein großes Uebel. Viele Bequemlichkeiten, in denen wir uns bisher gefielen, nehmen ein Ende. Wir müssen uns manches Vergnügen versagen, das bisher unsere Tage erheiterte. Wir sehen voraus, daß wir bei Menschen, die nur den Werth des Menschen nach seiner Wohlhabenheit schätzen, viel an der vorigen Achtung und Freundschaft einbüßen, daß wir uns endlich ganz selbst überlassen sein werden. Aber eben dieses Uebel ist ein großes Mittel Gottes zu unserer Erhebung und innern Befestigung. Nun erst, entkleidet von äusserlichem Schmuck, werden wir ge-

wahr, was wir uns selbst werth sind. Nun erst lernen wir die wahren und falschen Güter des Lebens, so wie die wahren und falschen Freunde kennen. Nun erst halten wir fester an Gott, da uns eine treulose Welt und ihr Glück verläßt, und saugen aus Kleinigkeiten Freuden, die wir vormals oft in der glänzendsten Fülle nicht fanden. Wir sind schon durch den Augenblick edler geworden, da wir das verloren, was bisher unsere Kraft einschläferte. Vernichteter Wohlstand ist eine zerbrochene Geistesfessel; die Seele schwingt sich freier und andachtvoller zu Dem auf, dem Alles gehört, und sammelt sich Schätze, die kein Rost verzehrt, kein Dieb raubt, sondern welche durch die Ewigkeit fortdauern. Verarmung an äussern Gütern wird der Anfang zum Sammeln innern Reichthums. Und der kann wohl eine Welt vergessen, der einen Gott gewonnen hat.

Das Absterben eines theuern Freundes, einer zärtlichen Freundin, eines geliebten Kindes, oder hochverehrter Aeltern, ist ein zermalmender Donnerschlag, der uns betäubt, entkräftet und uns in unserer Denkart irre macht. Ein treues, geliebtes Herz verloren, Alles verloren! Das Leben wird zur Einöde. Ach, wie gern hätten wir Armuth und Schmerzen übernommen, wenn der Tod uns um diesen Preis die schöne Beute zurückgegeben hätte! — Aber jener verwüstende, lähmende Wetterstrahl durchs Leben, er ist die höchste Wohlthat. In seinen Flammen steht geschrieben: Gott ist Herr! du bist Staub! In seinem nachrollenden Donner tönt die Stimme: Du bleibst nicht auf der Erde — hier darf nichts weilen! — Alles eilt davon, zur Ewigkeit! zur Ewigkeit!

Wer nie einen geliebten Todten zu beweinen hatte, der hat auch nie das Glück der Unsterblichkeit tief gefühlt, und nie die Seligkeit seiner Menschenwürde erkannt in ihrer ganzen Größe. In Allem, was Gott thut, ist Erhabenheit; selbst in den Zügen eines geliebten entseelten Leichnams liegt unaussprechliche Majestät, die uns predigt: Ich bin des Schöpfers! Ich bin ein verlassenes Haus; mein edler Bewohner lebt in seligern Welten. Er kennt dich noch; er liebt dich noch; er winkt dir aus den Fernen!

Jeder unserer verstorbenen Geliebten zieht unser Herz mit festen, zarten, unsichtbaren Banden an die Ewigkeit; und das Wort, welches uns oft sonst gleichgültig am Ohr vorübergaukelte, wird von nun an bedeutungsvoller: Wir sind unsterblich, darum ist auf Erden kein wahres Leiden, als die Unvollkommenheit und Sünde. Wir sind unsterblich, darum sollen wir nicht weinen um vergängliche Dinge. Wer wird auch um Träume weinen! Aber Ehre, Wohlstand, Gewalt, Armuth, Verachtung, Krankheit, ja das Leben selbst ist nur bildervoller flüchtiger Traum.

Im Tode unserer Geliebten fühlen wir vielleicht den tiefsten Schmerz, aber auch die höchste Wonne, deren der Menschengeist fähig ist — unser Einssein mit Gott, unsere Verwandtschaft mit dem Jenseits, unser Bürgerthum mit dem Ewigen.

Schweigend und ernst werfe ich den Blick auf den Kampf des Leidens, welchen ich in vorigen Tagen gekämpft habe. Nicht immer dachte ich erhaben genug, daraus die größten Vortheile zu ziehen. Wenn ich oft schon viel verloren hatte, warum behielten die vergänglichen Güter des Lebens noch immer so übermäßigen Werth für mich? Warum hing ich mich an sie, als könnten sie mir nie genommen werden? Warum jagte ich doch immer wieder mit so heißer Begierde nach Ehre, nach Vermögen, nach Vorzügen vor Andern im bürgerlichen Leben, da ich weiß, wie wenig dazu gehört, um dessen Alles verlustig zu sein? Warum verzage ich noch zuweilen so sehr, wenn mich Sorgen der Noth umringen, da ich doch weiß, daß Gott, mein Vater, mir jedesmal geholfen hat, und mir ferner helfen wird? Warum falle ich doch noch so oft in den alten Fehler zurück, da ich weiß, wie viele Leiden mir daraus strafend zugewachsen sind? Warum zittere ich, bleich und trostlos, wenn ich denke, daß mir vielleicht eine meinem Herzen theure Seele unvermuthet durch den Tod entführt werden könnte?

War denn die Leidensschule so ganz vergebens, durch die Du mich, o gütige Vorsehung, geführt hast? Wo ist denn die hohe Gleichmüthigkeit des Christen, welche ich gegen die Wechsel des Glücks haben sollte? Und doch empfing ich so ernste Lehren von dir, o Schicksal! — Wie steht es denn mit der weisen Behandlung meiner Gegenwart, da ich durch vergangene Noth endlich genug gewitzigt sein sollte? Wo ist denn meine Ruhe wegen der Zukunft, da hundert traurige und frohe Erfahrungen mir Zuversicht genug auf Dich, o Vater, o Weltregierer, hätten einflößen sollen? — Ich will mich in die Stille der Einsamkeit begeben; ich will mich meiner vergangenen Tage und ihrer Trübsale erinnern; sie stehen wie warnende, liebende Engel hinter mir in der Ferne, und rufen: Wir kommen; Gott sandte uns zu dir, dich Weisheit zu lehren; wir gingen, du hast uns vergessen. Unglücklicher, wenn wir vergebens auf Erden gelebt! — Wir sagten dir, es ist im weiten Weltenreich kein Herr, als Gott, der Heilige, der Liebende! kein Unglück, als das Laster; keine Ehre, als Seelengröße; kein Reichthum, als Gemüthsvollkommenheit; kein Unsterbliches, als der Geist; kein Leben, als die Ewigkeit. — Aber du wandelst und sorgest, als regiertest du die Schicksale mit eigener Kraft, und fesselst dich an das Zeitliche an, als wäre es ein ewiges Geschenk.

Die Stimmen vergangener Trübsale, Vater im Himmel, sollen mir nicht vergebens rufen; denn Du gabst sie mir, nicht mich zu quälen, sondern zur Wohlthat. Jedes Unglück, welches mir begegnet ist, und noch begegnen wird, ist ein ernster Bote von Dir, der mich zu Dir mahnt; jeder Verlust im Irdischen ein Wink zum Gewinn der bessern Schätze; jeder Todesfall eine feierliche Ankündigung der Ewigkeit, in der auch meine Stelle bereitet ist.

O mein Gott, Du Gnadenreicher, der du auch in das, was ich Leiden nenne, einen Segen für mich legst, endlich werde ich mich ermannen, durch Jesum Christum Dein zu sein! — O wenn meine Kraft fehlen will, Vater, erhebe mich. Amen.

142.

Unverschuldetes Leiden.

Heb. 12, 11.

Was mir Noth ist auf der Reise
Durch die Welt,
Was mir fehlt,
Weiß er, der Allweise.

Sollt' er meiner je vergessen?
Er, mein Heil,
Hat mein Theil
Längst mir zugemessen.

Nährt den Vogel in den Lüften
Nicht der Herr?
Weidet er
Nicht das Thier auf Triften?
Kleidet er des Grases Blume
Nicht mit Pracht,
Seiner Macht,
Seiner Huld zum Ruhme?

Nur auf mich sollt' er nicht achten?
In der Noth
Liesse Gott
Hilflos mich verschmachten?
Ich bin sein, mir soll nicht grauen!
Vaterlich
Liebt Gott mich,
Ihm will ich vertrauen.

Wenn das arme Menschenherz hoffnungslos leiden muß — wenn es Alles einbüßen muß, was ihm durch langen Besitz theuer geworden war, Alles, was ihm das Leben auf der Erde versüßen könnte: sollte es dann nicht trauern? — Wer gebietet im durchdringenden Schmerz seinem Auge, daß es die Thränen zurückhalte, oder der frischen Wunde, daß sie nicht blute? Euer Trost, ihr Glücklichen, ist dem Unglücklichen vergebens. Ach, ihr gebet nur Worte. Ihr habet den mitleidigen Verstand, aber der Tiefbetrübte hat das blutende Herz. Gebet ihm nicht Worte, ach, gebet ihm sein altes verlornes Glück wieder; und dann könnte er euch danken, denn ihr hättet ihn wahrhaft getröstet.

Ist es nicht Gott selbst, der uns Allen gleiches Recht zum Genuß der wenigen Lebensfreuden gab? Warum müssen Tausende froh sein können, während ich allein unter Tausenden in meiner Brust den Gram und die Sorge beherberge? Der Anblick dessen, was ihr Glücklichen besitzet, kann nur meinen Kummer um das vermehren, was ich verloren habe. Oder verdiente ich weniger, beglückt zu sein, als ihr, als Tausende? War ich lasterhafter, als Tausende neben mir? Hat Gott nicht uns selbst das Herz, dies für jede Lebenslust empfängliche Herz, in die Brust gelegt? Warum muß ich für das empfänglich sein, was zuletzt mein Elend werden soll? Warum muß ich mich mit Liebe an das hängen, was ich bestimmt bin, schmerzlich zu verlieren? Warum dies Gefühl für alles Gute und Schöne, wenn es nur geweckt wird, um für mich eine neue Quelle des Grams zu werden? Wäre mir nicht wohler, wenn ich unempfindlich wäre, wie ein Felsenstein? Da würde ich freilich viele Freuden nicht empfinden, aber ich würde sie nicht entbehren, weil sie mir ganz unbekannt blieben; hingegen würde ich auch dafür von allen Leiden befreit bleiben.

Ist nicht dies Gefühl für Lebenslust das erste, was bei dem Kinde wach wird? Es reift und wächst, und bildet sich aus mit den wachsenden Jahren des Kindes. Es ist weit eher vorhanden in seiner ganzen Stärke, als alle Einsicht, Erfahrung und Vernunftüberlegung. Es wird dem Menschen zum Bedürfniß, und wenn es das geworden, dann fordert ihr, man solle sich wieder davon entwöhnen? Warum muß ich das grausam verlieren, was der Schöpfer mich erst lieben lehrte?

Ihr wollet den Leidenden trösten. Er kennt eure Trostgründe, doch beruhigen sie ihn nicht. Hat er sein Glück durch eigene Schuld verloren, wohlan, so möge er sich abfinden mit sich selber, und sprechen: ich habe Niemandem Vorwürfe zu machen, als mir selbst. Allein, wie wird es, wenn wir ohne unser Zuthun dasjenige einbüßen müssen, was das Glück unsers Lebens ausmachte? — wenn heillose Bösewichte den Frieden unsers häuslichen Wohlseins zerstören? — wenn des Krieges Gräßlichkeit unser Vermögen vernichtet, allen Fleiß vergangener Jahre umsonst macht, uns in Bettler verwandelt, in Wittwen und Waisen? — wenn allgemeine Umwälzungen der Dinge uns Stand, Beruf und Nahrung rauben? — wenn die Hand des Todes uns dasjenige geliebte Herz am ersten entreißt, an welchem wir am zärtlichsten hingen? — wenn schlechtdenkende Menschen durch Spott und Verleumdung uns aus der Achtung unserer bessern Mitbürger und Lebensgenossen verdrängen? — wenn uns Mancherlei niederdrückt und zu Boden reißt, was das Auge keines Sterblichen voraussehen konnte?

Halt ein, Unglücklicher! — Dein Schmerz kann groß, kann gerecht sein; aber deine Klagen sind weder groß noch gerecht. Der Schmerz ist, wie die Freude, eine Frucht der irdischen Natur deines Wesens, aber das Urtheil darüber soll eine Frucht deines darüber erhabenen Geistes sein. Du kannst nicht dem Auge die Thräne, der Wunde nicht das Blut verbieten; doch aber deinem Geiste, nicht seiner selbst unwürdig zu werden, und diesem Schmerz ganz zu unterliegen. Darin besteht die Kraft eines weisen Gemüths, daß es zuerst bedenkt, wie das Geschehene nun einmal geschehen und nicht mehr zu ändern ist, — so wollte es Gott! — dann, daß es bedenke, wie aus dem großen Unglück noch ein größeres Gute zu gewinnen sei; denn vergebens hat die Vorsehung das nicht über uns verhängt, was geschah.

Bist du aber so ganz und gar in dein bloß irdisches, halbthierisches Sein versunken, daß du dich nicht als ein Gottmensch zu höhern Gesinnungen erheben kannst: so verdienst du in der Fülle deines Jammers unterzusinken, wie das Thier, welches sich nicht über den Schmerz durch Seelenstärke emporschwingen kann. Du bestimmst dich selbst, noch elender zu werden, als du durch dein äusseres Schicksal geworden bist; denn du beraubst dich selbst der Fähigkeit, aus dem Unglücke, so dich traf, das bleibende Glück zu ziehen, wie aus der bittern Schale den süßen Kern. Alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; aber darnach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind. (Hebr. 12, 11.)

Wer in keinem Andern Trost finden will, als darin, daß er sein altes, verlornes Glück zurück erhalte, gibt damit zu erkennen, seine Weisheit sei höher, als die Weisheit der Vorsehung; denn diese war es, welche ihm, was er hatte, nahm, um ihn in schauderhaften Stunden, darin sein irdisches Glück zertrümmern mußte, von diesem Leben ab und hinauf zu einem höhern Leben zu ziehen. Sie war es, welche ihn in schrecklichen Augenblicken lehren wollte, was der Mensch und alles Menschliche sei, um ihn fester an Gott und das Göttliche zu ziehen. Sie war es, welche ihm das Glück und Unglück und das ganze Spiel des Erdenlebens zum seelenbelehrenden Traum machen wollte, um ihn auf einen höhern Standpunkt zu heben, von welchem aus er die Nichtigkeit alles dessen, was unter dem Monde wohnt, besser beurtheilen könnte,

damit sein Geist sich weiser dem weihe, was unvergänglich ist, wie er selbst.

Jedem auf Erden gab Gott das Recht zur Freude; er gab es auch dem kleinsten Gewürme, dessen Lebenslauf nicht länger als vom Sonnenaufgang bis zum Abend dauert. Und wem er das Recht verlieh, dem gab er auch den Genuß. Doch zum Licht gesellte die göttliche Weisheit auch den Schatten; und zu jeder Freude auch den Schmerz, damit der Sterbliche sich immerdar erinnere, daß nicht die vorübergehende Erdenfreude das höchste Lebensziel sei, sondern daß es auch etwas Höheres gebe. Licht und Schatten, Freude und Schmerz wurden aber mit der wunderbarsten Gerechtigkeit und Genauigkeit unter den Menschen vertheilt, also daß Jeder davon gleich viel empfing. Es ist daher schwer zu sagen, wer glücklicher oder unglücklicher von uns sei. Wer am reizbarsten für die Freude ist, der fühlt auch den Schmerz tiefer. Der Unempfindsamere wird von der Lust, aber auch von der Unlust weniger ergriffen. Was dem Einen viel werth ist, ihn entzünden kann, läßt den Andern ganz gleichgültig. Darum soll man schlechterdings nicht die Glückseligkeit der Menschen nach bloßen Aussendingen berechnen, wenn man nicht in großen Irrthum gerathen will. Was zuweilen Einer am Andern beneidet, ist oft dem, der es besitzt, eine wahre Last und die Quelle alles Leidens.

Nur der ächte Weise, der wahre Christ ist im Genusse einer höhern, innern Glückseligkeit, als andere Menschen. Er ist es inzwischen nicht so sehr durch äusserliche Güter, die ihm zu Theil werden, als vielmehr durch die richtigere Ansicht ihres Werthes, und daß er sie nie zur Grundlage seiner Zufriedenheit macht. Wer schon durch sein Temperament verhindert wird, das ihm widerfahrene Unglück allzuschmerzlich zu fühlen, hat freilich hierin einen Vorzug vor dem Gefühlvollern, den das gleiche Unglück fast untröstlich macht. Dieser Vorzug aber wird von der andern Seite dadurch wieder aufgehoben, daß eben jener Unempfindlichere weniger beglückt durch die Freude wird. Je tiefer du dich also gebeugt fühlst, je sicherer erwarte deine Wiedererhebung durch die Macht der Vorsehung. Je inniger, je herzzerreissender dein Schmerz, je innigere, seelenvollere Freude erwartet dich.

Gott gab dir das empfänglichere Herz, aber nicht für die Lebenslust allein; auch für die Noth des Daseins solltest du es haben, damit dein Geist um so stärkere Schnellkraft dadurch erhielte. Wer eines ruhigern, minder reizbaren Temperaments ist, der ist im Glück und Unglück leichter der Besonnenheit fähig. Wer von seinen Empfindungen allzulebhaft hingerissen wird, bedarf größern Zwanges, sich über die Macht derselben zu erheben; aber kann er es, dann geniesst er auch einer tiefern Fülle wahrer Seligkeit.

Allerdings ist der Hang nach Lebenslust und Wohlsein schon dem Kinde verliehen. Dieser Hang reift und wächst mit dem Kinde auf; das Streben nach Glück wird dem Menschen Bedürfniß. Du fragst: warum müssen wir das wieder verlieren lernen, was der Schöpfer uns erst lieben lehrte? — Aber lehrte er nicht auch schon den Säugling in der Wiege verlieren, was derselbe liebt? Hat das Kind nicht seine Thränen, wie der Greis? Ist das längste, wie das kürzeste Leben von der Wiege bis zum Sarge nicht ein fortwährender Unterricht in der ewigen Wahrheit: daß auf Erden keine Lust, aber auch kein Schmerz von beständiger Dauer sei? — daß wir zwischen beiden dahin wandern, um aus ihrem Wechsel sie beide gering achten zu lernen? — daß wir, indem uns endlich beide keine wahre Genugthuung schaffen, auf den Gedanken hingelenkt werden: es müsse der Geist für ganz andere Dinge geboren sein, als für das wandelbare Spiel irdischer Zufälle, und die wahre Glückseligkeit müsse in höhern Genüssen bestehen, als in denen, welche unsere Umgebungen auf der Erde gewähren? Wo aber sollen wir nun diese höhern Genüsse, diese unzerstörbare Heiterkeit und Ruhe des Gemüths aufsuchen, wenn sie nicht aus unsern Umgebungen hervorgehen kann? Wir müssen sie endlich in uns selbst, in unsern religiösen Verhältnissen zum Weltall, zu den Geistern, zum Hierleben und zur Ewigkeit, zu Christus, zum Vater im Himmel suchen. Wir müssen sie in unserer Ueberzeugung von der namenlosen Weisheit und auch namenlosen Güte Gottes finden, der Alles führt; wir müssen sie in der strengen Vollziehung unserer Lebenspflichten aller Art, in der Ausübung jeder Tugend finden, deren der Mensch fähig ist. — Nur aus dem erhabenen Selbstgefühl unserer Unschuld und Tugend quillt die reinste, die bleibendste aller Glückseligkeiten.

Es ist daher eine gröbliche Verirrung des Verstandes, wenn man geneigt ist, sich einzubilden: über ein Leiden, das man sich durch eigene Schuld zugezogen, könne man sich leichter trösten, als über ein unverschuldetes. — Weißt du nicht, daß es kein schrecklicheres Uebel auf Erden gibt, als dasjenige, welches den Menschen zwingt, gegen sich selbst mit Haß und Verachtung zu wüthen?

Wer seine Geliebten durch den Tod, seine zeitlichen Glücksumstände durch Krieg und Stillstand des Gewerbes, seine Achtung und Ehre durch menschliche Bosheiten entreissen sieht, hat viel verloren, aber noch nicht die Achtung für sich selbst. Er empfindet dies, und einen heiligen Stolz in der Brust, sein Schicksal unverdient zu tragen. Ihn erquickt die Thräne fremden Mitleids; er erkennt darin noch die Liebe Anderer, wenn gleich keine Hilfe. Seine Armuth, seine Verlassenheit wird gewissermäßen ihm um so mehr zum Triumph, je weniger er solche Unfälle sich durch eigene Nachlässigkeit zugezogen hat. Er spricht in sich mit Ruhe: das war Gottes Wille. — Alle Noth, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; aber darnach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind. (Hebr. 12, 11.) Der äussere Mensch kann durch das Unglück tief gebeugt werden; aber der innere Mensch wird nur stärker aufgerichtet, höher, als er je vorher war; er hört endlich auf, vor dem Schicksal zu zittern. Er fühlt es: Gott ist mit ihm!

Wir pflegen wohl im gewöhnlichen Leben diejenige Person zärtlicher zu bemitleiden, welche unverdiente Leiden duldet, und hingegen den weniger zu beklagen, der sich sein Uebel selbst angerichtet hat. Auch hat dies einen sehr natürlichen Grund. Wir empfinden dort noch Liebe, wo hier sich in das Mitleiden schon Verachtung und Vorwürfe mischen. Wir sind in unsern Urtheilen gern richterlich, und halten ein Leiden für gerecht, wo es uns als wohlverdiente Strafe erscheint; hingegen kümmert uns die Noth dessen, der, wenn das Schicksal immer Lohn oder Strafe wäre, was es doch nicht ist, wohl ein besse-

res Loos verdient hätte. Doch wenn der Grad unsers Mitleidens sich nach dem höhern oder tiefern Grad des Unglücks der Nebenmenschen richtete, würden wir denjenigen gewiß mehr beklagen, der unter selbstverschuldeten Leiden seufzt. Er ist immer und immer der Unglücklichere!

Denn ungerechnet sein äusseres Leiden, quält ihn noch ein innerer Schmerz, jene Qual des bösen, wider sich selbst empörten Bewußtseins, wovon der Unschuldige nichts empfindet. Er hat draussen, was ihm theuer gewesen, verloren; aber nicht dies allein — er könnte es bei reinem Gewissen noch muthig ertragen — er hat seinen eigenen Werth, gleichsam sein besseres Selbst, verloren. Dies ist der tiefste Schmerz. Er sieht seine Leiden nicht als einen Triumph an, sondern als eine Strafe eigener Schlechtigkeit; er kann keine Seelengröße zeigen, sondern die Verachtung der Schmerzen kann er nur noch durch Frechheit und schamloses Wesen erkünsteln. Doch dieses Künsteln ist ein bitterer Zwang und ein neues Leiden. In jedem Mitmenschen, von welchem er muthmaßt, daß derselbe von seinem Schicksal wisse, erblickt er auch einen Richter, der das gerecht und gut findet, was ihn zu Boden drückt; und wenn ihn auch seine Freunde bedauern, ihr Mitleiden, ihr Trost ist ohne Erquickung für ihn. Immer ruft es in ihm: ich habe mein Loos selbst verschuldet; ich könnte glücklicher sein, wäre ich besser gewesen. Sogar die Seelengüte, welche sich in dem Mitschmerz seiner Freunde äussert, muß ihm oft qualvoll werden, weil er nicht unterlassen kann, zu denken, daß sie besser sind, als er selbst; oder, daß sie eigentlich weniger sein äusseres Unglück, als seinen Verstand und sein Herz beklagen sollten.

Darum erhebe dich, o tiefgebeugte leidende Seele; das sei dein Stolz, daß das, was geschah, nicht die Frucht eines Vergehens war. Deine Noth ist Gottes Werk; du konntest sie nicht abwehren. So fasse Muth; deine Noth wird auch Gottes Sache bleiben! Er ist reich an Macht und Hilfe. Er wird dir Segen entspringen lassen aus dem, was du für die unversiegbare Quelle von Gram hieltest.

Er will dich nicht verlassen, noch versäumen. Das wahre Gute hat er dir nie entzogen. Aber verlasse du jetzt Gott nicht, versäume du ihn nicht! Halt' an ihm, erst dann wird er dich aufrecht halten mit starkem Arm. Achte gering, was du im Irdischen verloren, erst dann wirst du gewahr werden, wie viel dir des Guten noch in deinem Innern geblieben ist. Der Tag, der schreckliche Tag deines Unglücks sollte für dich der Anfang einer innern Verklärung werden. Denn das Irdische, das Vergängliche, oder doch ein Theil desselben, das dir bisher nur allzulieb gewesen, fiel von dir ab, um dir zu zeigen, wie wenig dauerhaft Alles hienieden sei. So wird in deiner letzten Lebensstunde endlich Alles von dir abfallen, um deine Verklärung zu vollenden. — Beginne sie also jetzt, damit der Todesengel etwas zu vollenden finde. Heilige dein Gemüth in Redlichkeit, Wahrheit, Muth, Menschenliebe und allen göttlichen Gesinnungen. Streife deine letzten Fehler von dir ab, die deine Verbesserung hindern. Wirst du ein Gotteskind, dann wirst du nicht untergehen, wenn der Allmächtige, der Herr des Himmels und der Erde, dein Vater sein will. —

Und er ist es! Und was wir Irdisches einbüßen, vergilt er himmlisch unserm unsterblichen Geiste. Was ist das ganze Leiden dieser Zeit gegen die Herrlichkeit, die er uns bereitet hat in einem andern Leben? Dort findest du zwar das irdische Gut nicht wieder, das dich hier verließ, aber einen neuen Reichthum seiner Gnade: und die Seelen, die du hienieden liebtest, o, sie sind unsterblich, wie du selbst; sie vereinigen sich dort wieder liebend zu dir. Alles, was wir auf Erden hatten, geht verloren, aber die uns theuern Geister finden wir dort wieder, wo der Geist der Geister wohnt.

143.

In der Gegenwart leben.

Matth. 6, 34.

Sei froh des Tags, den Gottes Hand
Dir reicht vom Lebensbaum.
Was morgen kommt, ist unbekannt;
Was gestern war, ein Traum.

Ist es nicht seltsam, daß von so vielen Lebenden nur wenige verstehen, wirklich zu leben? Sie glauben zu leben, weil sie wachen, schlafen, essen, trinken, reden, denken. Aber, genau betrachtet, leben sie den geringsten Theil der Zeit, in der sie da sind, sondern sie haben gelebt, oder wollen noch leben.

Wir leben freilich auch, wenn wir schlafen. Aber wir sind uns im Schlafe desselben unbewußt. Wir sind da gewissermaßen, als wären wir nicht. Man kann von demjenigen erst sagen, er lebe ganz, der, was da ist, mit vollem Bewußtsein erkennt und genießt.

Wir leben nicht eigentlich mit dem Leibe, sondern mit dem Geiste, der den Körper beseelt. So sind wir im strengen Sinn des Worts auch nicht eigentlich an derjenigen Stelle, wo sich der Leib befindet, sondern da, wo unser Geist ist. Daher können wir dem Leibe nach in großer Gesellschaft und dennoch abwesend sein, nämlich mit dem Geiste. Und wir sagen mit Recht zu einem geliebten, von uns getrennten Freunde: ich bin fast beständig nur bei dir, und nie in meinen Geschäften.

Wer den größten Theil seines Tages mit Gedanken in der Zukunft lebt, sich immer voraus mit dem beschäftigt, was er in den nächsten Stunden thun will, oder was in den folgenden Tagen geschehen wird, vergißt darüber wirklich den Augenblick, der da ist, und lebt zwar mit dem Leibe in ihm, aber nicht mit dem Geiste. Für ihn ist die Gegenwart wie verloren, wie gar nicht vorhanden gewesen. So kann man, indem man darüber mit voller Aufmerksamkeit nachdenkt, Ort und Umgebung vergessen, wo man sich befindet. Man sieht, man hört nichts um sich her; die äussern Sinne sind gleichsam verschlossen, wie vom Schlaf.

Es ist nun freilich wohl als eine Erweiterung des Lebens anzusehen, wenn man vermittelst der Erinnerung oder Voraussehung sowohl in der längstverflossenen oder zukünftigen Zeit, wie in der Gegenwart leben kann. Dies ist ein hoher Vorzug des Menschen, und ein Beweis von der Erhabenheit der menschlichen Natur. Denn die Eiche, welche ein halbes Jahrtausend lebt, weiß weder von der Vergangenheit, noch Zukunft, noch vom gegenwärtigen Augenblick. Sie lebt im Grunde gar nicht, wenn wir ihr Dasein mit dem bewußtseinvollen des Men-

schen vergleichen. Das Thier sieht weder in die kommenden Tage hinaus, noch in die verschwundenen zurück. Es genießt nur den kleinen, engen Augenblick des Gegenwärtigen, und mit dem Augenblick ist, wie er verschwindet, dessen Dasein auf immer für das Thier vernichtet, als wäre er nie gewesen. Es lebt daher, auch wenn es hundert Jahr alt würde, eigentlich nur einen Augenblick. Für Pflanzen ist das Dasein eine ewige Nacht; für Thiere ein schwach erleuchteter, geringer Punkt um dasselbe, wo es sich befindet; für den Menschen ein sonnenheller Tag, in welchem er übersieht, woher er auf seiner Straße kommt, und wohin er noch geht.

Unterdessen kann doch, wie alles Gute, auch dieser Vortheil der menschlichen Natur gemißbraucht werden. Es kann geschehen, daß wir mit dem Geiste mehr im Vergangenen und Künftigen, als im Gegenwärtigen leben; daß wir darüber den besten Theil des Lebens selbst verlieren, ihn gar nicht haben. Denn das menschliche Dasein besteht aus einer langen Reihe gegenwärtiger Augenblicke. So viel wir derselben über das vergessen, was war, oder sein wird, so viele haben wir nicht gehabt. Denn was wir nicht empfinden und genießen, das haben wir auch wirklich nicht.

Nun aber leben in der That die meisten Menschen selten in der Zeit, die da ist, sondern mit ihren Planen, Wünschen, Sorgen, Hoffnungen und Gedanken in dem, was noch nicht ist. Und sind sie endlich zu dem Tag, zu der Stunde gekommen, der sie schon so lange entgegensahen, haben sie wieder neue Entwürfe und Besorgnisse für das Folgende, und vergessen darüber, was sie so lange erwarteten. Die meisten Leute sind einem Spaziergänger ähnlich, der sich vornimmt, zu seiner Erheiterung eine anmuthige Gegend zu durchwandern. Gleich anfangs denkt er, wie weit er gehen wolle, und beachtet bei seinen Ueberlegungen nicht, was beim Anfang des Weges ihn freundlich umringte. Er geht weiter, neugierig zu wissen, was hinter einem Hügel sein wird, der ihm die Aussicht verdeckt; er kommt dahin, achtet aber nicht auf die neuen Umgebungen, sondern auf einen Bach in der Ferne, den er fürchtet nicht durchschreiten zu können, weil er ohne Brücke ist. Aber das Wasser ist nicht tief; darum macht ihm dies minder Sorge, als ein steiler Fußweg, der über eine Höhe schlüpfrig emporgeht. Sein Wunsch ist, nur dort oben zu sein. Nur dahin ist sein Auge gerichtet, nicht auf die liebliche Wildniß um ihn her. Er kommt zur Höhe, und muß in einen Wald treten, wo der Pfad nicht recht kennbar ist. Sein einziger Gedanke wird: wäre ich nur erst durch das Gebüsch, damit ich mich nicht darin verirre. Er durcheilt es mit schnellen Schritten, und ermüdet sucht er nun den kürzesten Heimweg zu seiner Wohnung. Er freut sich voraus, wie er dort der Ruhe pflegen will. Darum bekümmert er sich wenig um das, was rechts und links bleibt. Er ist im Geiste schon zu Hause. Er kommt dahin, und findet Nachrichten, die ihn schon wieder um das bedacht machen, was er thun müsse. So hat er einen Spaziergang vollendet, ohne denselben zu genießen. Es bleibt ihm nur eine ganz dunkle Erinnerung von den dort bemerkten Gegenständen. Er war niemals da, wo er war.

Dieses Leben ausser der Gegenwart ist eine wahre Geisteskrankheit; es kann zur Gewohnheit, zur andern Natur werden. Als ein hoher Grad derselben kann die Zerstreutheit des Geistes angesehen werden. Die meisten Menschen leiden an dieser Krankheit, und verlieren über das Vorausforgen für den Genuß des Lebens den Lebensgenuß. Sie leiden beständigen Hunger, weil sie das Essen vergessen über das, was sie essen wollen. Diese Krankheit des Geistes raubt uns die reinsten Freuden, welche Gott uns darbietet, weil wir über sie hinweg nach denen sehen, die wir noch nicht haben. Sie vermindert auffallend die Summe unsers häuslichen Glückes, weil wir nie im vollen Maße und mit ganzer Seele bei den lieben Unsrigen sind, und unbefangen ihre Freuden, und was eben die erste Stunde Schönes bringt, mit ihnen theilen. Darum kann man wohl sagen: Wirklich zu leben ist eine Kunst.

Jesus Christus, dieser göttliche und erhabene Lehrer der wahrsten Lebensweisheit, ließ diesen großen Fehler vieler Sterblichen keineswegs unbeachtet. Er mahnte sehr dazu, man solle in der Gegenwart leben lernen. Sorget, sprach er, sorget doch nicht für den andern Morgen; denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen! (Matth. 6, 34.) Fürchtet doch nicht, welches Ungemach euch der künftige Tag bringen werde, und vermehret damit nicht das Ungemach, welches ihr allenfalls schon habet. Es ist genug, daß jeglicher Tag seine eigene Plage habe.

Gewiß, es ist nicht unsere eigene Vortrefflichkeit, die uns den Genuß des Lebens verbittert, sondern unsere Schwäche. Eben darum sprach Jesus wider die Sucht, das, was wir haben, wegzugeben für das, was wir nicht einmal wissen, ob wir es bekommen werden. Darum sorget nicht für den andern Morgen; genießet den gegenwärtigen Augenblick, und vertauschet nicht das Gewisse für das Ungewisse.

Nie schmecken wir das Dasein in vollerm Maße, und die Gegenwart in ihrer ganzen Kraft so sehr, als in unsern Jugendtagen. Das Kind gehört ganz dem Eindruck und der Gabe der eben vorhandenen Stunde. Es bekümmert sich um das Vergangene wenig, obwohl es auch daran denkt; betrübt sich auch um eine verlorne Freude nicht stark, weil es vom anwesenden Augenblick Ersatz und Entschädigung annimmt. „Glücklicher Leichtsinn!“ sprechen die Bejahrten, wenn sie sehen, wie das junge Herz den Schmerz vergißt, sobald er vorbei ist. „Beneidenswürdiger Frohmuth!“ rufen sie, wenn sie sehen, wie das Kind sich mit einer Kleinigkeit erheitert, und wenig um das härmt, was noch nicht da ist, und von dem die Bejahrten in ihrer Weisheit selbst noch nicht wissen, ob und wann und wie es kommt. Erscheint dem Kinde aber die böse Stunde, so zollt es ihr seine Thränen, um von der nachfolgenden wieder den Trost zu nehmen.

Mit dem Aufwachen der Leidenschaften verfliegt der Frohsinn der Jugend. Volle Heiterkeit des Gemüths ist nur Gesellin der Unschuld. Der Jüngling und die Jungfrau, auf der Grenze zwischen Kindheit und Männlichkeit, empfinden noch vom Glück der ersten, aber auch von der Thorheit der andern. Sie wollen eigentlich für die Zukunft leben, aber sie leben schon in der Zukunft; bauen Plane, und denken, hoffen, fürchten, sorgen, wünschen, können die Zeit nicht erwarten, den sie entgegensehen, und vergessen, in vollen Zügen der Becher der Freude zu trinken, welchen ihnen der Morgen und der Frühling ihrer Lebenszeit darbietet.

Man wird älter; das Sorgen ist mit den Jahren zur Gewohnheit geworden. Man hat nun auch für An-

dere zu denken. Die Verhältnisse sind mannigfaltiger geworden. Nun sind andere Leidenschaften da, nun die Unruhe des Ehrgeizes, die Begierde der Habsucht, die Qual des Neides, die Angst vor Krankheit, der Kummer um das Alter. Man ist mit dem Gedanken schon immer da, wo man noch nicht ist; und wo man ist, findet man gar nicht das Angenehme, was die Einbildungskraft einst davon vorgespiegelt hatte. Fliegt der Geist nicht in die Zukunft hinaus, sieht er gern wehmüthig in die verlebten Tage zurück, preiset die glücklichen Zeiten einer zu früh verschwundenen Jugend und den Verlust geliebter Gespielen. Er lebt überall, nur nicht in dem, was ist; und die Jahre des Greisenthums sind da, ehe man der Tage männlicher Kraft recht gewahr geworden.

Der Greis nun beklagt die Flüchtigkeit des Lebens, die Hinfälligkeit des Menschen. Alles, was er hatte, gleicht ihm einem dunkeln Traum; er weiß wenig davon. Aus siebenzig Jahren haben vielleicht kaum siebenzig Stunden einen lebhaften, deutlichen Eindruck bei ihm hinterlassen, weil er in den übrigen wenig oder gar nicht ihnen selbst, sondern denen lebte, die noch nicht waren. Daher weiß er von seinen Tagen nichts Anderes zu sagen, als: sie waren voller Sorgen, und die meisten derselben ganz vergeblich.

Das ist die Lebensgeschichte der meisten Sterblichen. Sind wir nicht zu bedauern? Ist das nicht die Stimme der Weisheit, froher und glücklicher Zeit theilhaftig zu werden, wirklich zu leben, was in dem Lehrspruch Jesu liegt: Darum sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen!

Viele Menschen wissen von ihrem Leben gar nichts zu erzählen, aus dem natürlichen Grunde, weil sie es nicht gelebt haben. Höchstens wissen sie noch von einzelnen Vorfällen zu sagen, die ihnen lebhafter als andere im Gedächtnisse blieben. Diese Vorfälle sind nicht einmal immer die allerwichtigsten, sondern oft an sich ganz unbedeutend. Und doch denken sie mit Vergnügen an dieselben zurück; sie sind sich solcher aber besonders darum so deutlich bewußt, weil sie damals mit vollem Bewußtsein und ohne alle Rücksicht auf Anderes dem damaligen Augenblicke gänzlich angehörten. Auch aus dieser Ursache erinnern wir uns von den Kinderjahren her mehrerer Ereignisse und Sachen, als aus spätern Zeiten, weil wir in der Kindheit ausschließlich der Gegenwart opferten. Von nachfolgenden Zeiträumen im Jünglings- und Mannsalter haben nur diejenigen Begebenheiten, oft sehr geringfügige, die hellste Vorstellung hinterlassen, wo wir mit ganzem Gemüth zugegen waren, nicht bloß mit dem Körper und getheilter Aufmerksamkeit.

Weil nicht viele Leute die glücklich machende Kunst kennen, das, was der Augenblick gibt, in allen Einzelnheiten zu schmecken; die Kunst, bei dem mit dem Geiste gegenwärtig zu sein, was gegenwärtig ist: so geschieht es, daß wenige Leute die nützliche Eigenschaft der *Geistesgegenwart* bei unerwarteten Ereignissen besitzen. Gelehrte, und überhaupt Personen, die sich mehr in der Einsamkeit und mit Gedanken beschäftigen, weniger mit dem, was der Augenblick rings um sie her stellt, gerathen daher in der wirklichen Welt am leichtesten in diese Verlegenheit; wissen sich weder zu rathen, noch zu helfen, und thun oft das Gegentheil von dem, was sie hätten thun müssen. Personen hingegen, deren volle Aufmerksamkeit das Vorhandene anzieht, die immer für den Augenblick leben, in dem sie sind, zeigen oft von der Geistesgegenwart Wirkungen und Vortheile der bewunderungswürdigsten Art.

Es ist wohl nicht leicht möglich, daß ein Mensch, der es versteht, in der Gegenwart zu leben, und, was sie Gutes hat, zu pflücken, von Langeweile gequält werde; nur dem wird die Zeit lang, der die Gegenwart verkennt, weil er weit mehr von der Zukunft hofft. Kinder haben selten Langeweile, weil eine geringfügige Sache ihnen groß genug ist, sie zu beschäftigen. Eben so der Weise; nicht weil er sich Berechnungen und Träumen überläßt, oder Hoffnungen und Besorgnissen, sondern weil er in Allem, was er vor sich sieht und hört, noch etwas Vergnügendes und Belehrendes wahrnimmt. Der Weise schlürft den Becher des Lebens in langsamen Zügen tropfenweise aus, und wird davon durchdrungen. Der gewöhnliche Mensch dürstet immerfort, und stürzt dann den edeln Geistestrank stromweise hinunter, schmeckt ihn nicht, sondern verschlingt ihn zur Betäubung, nicht zur Sättigung.

Es hat uns Gott das Gedächtniß gegeben zur Erweiterung des Lebensgenusses, nicht zur Verbitterung desselben; zur Nahrung der Weisheit, nicht der Thorheit. Allein der Sterbliche sucht nur allzugern das Gegentheil zu versuchen. Man tödtet die heutige Wonne mit dem schwermüthigen Grämen um die verschwundene, und verliert das neu aufblühende Glück in der Sehnsucht nach dem verlornen. Die gute alte Zeit wird gerühmt, und die gute gegenwärtige Zeit nicht genossen. So bestiehlt sich der thörichte Sterbliche selber, und nimmt sich, was er besitzt, und gibt es an sich ab, wo er nicht mehr ist.

Lebe für die Vergangenheit, nicht in der Vergangenheit. Willst du *für* sie leben, so mußt du in der *Gegenwart* so gegenwärtig sein, daß, wenn sie vergangen ist, du ihrer noch immer froh bleibst. Nur wer die Gegenwart ganz zu genieſſen versteht, dem vergeht sie *nicht* gänzlich! Lebe in der Gegenwart, und mache sie zu einem Schatze für die Erinnerung. Kannst du eine schöne That hineinlegen, so lebt der Augenblick, welchen du damit schmücktest, ewig, wenn auch nicht jederzeit in deinen Gedanken, doch in seiner fruchtbringenden Wirksamkeit auf deine und fremde Schicksale.

Lebe für die Zukunft, aber nicht in der Zukunft. Bereite in der Gegenwart und Sorgfalt und Vorsicht die Freude für die noch zu erwartenden Tage. Pflanze und säe in der Gegenwart deine einstigen Aernten. Du hast die Freude des Pflanzens; ob du die Freude der Frucht haben wirst, kann Niemand wissen. Für den Weisen hat das Leben gar keinen Winter. Die gegenwärtige Stunde ist für ihn immer Frühling, in welchem er nützliche Saaten ausstreut, und zugleich immer Herbst, wo ihm frühere Saaten reif werden. Er nimmt die Sorge, sie nimmt ihn nicht. Jede Stunde hat ihr Süßes, ihr Bitteres, jeder Tag seine eigene Plage. Lerne denn, wie die Biene thut, die aus jeder Blume den Honig zu schöpfen weiß, aber das Gift darin zurückläßt. Ist der Tag vorbei, ist auch seine Plage vorüber. Wie thöricht ist es doch, sie durch Furcht schon aus der Zukunft auf den heutigen Tag zu bringen, und sie durch beständiges Seufzen zu verlängern, wenn sie schon der Vergangenheit angehört! Was aber der gegenwärtige Augenblick Böses bringt, kann nie zu schwer sein, weil der Augenblick

nur ein Punkt in der Zeit ist. Nur dann wird ein Augenblick zu schwer, wenn man in ihm mit unnützer Besorgniß die von Gott auf das ganze Jahr vertheilte Noth zusammenfaßt. Gott ist freundlich und schonend, nur die menschliche Thorheit ist grausam.

Weißt du im Gegenwärtigen für das Vergangene und Künftige zu leben, so lerne auch im Gegenwärtigen für die Gegenwart zu leben. Gehöre ihr mit unbefangener Gemüthlichkeit. Hast du das Deine gethan wegen der Zukunft, und was zu ordnen ist, geordnet: so hänge der Sorge nicht weiter nach. Vertraue Gott: er wird zu dem Guten, was du thust, den Segen legen. Erfüllt er deine Erwartungen nicht so, wie du sie hattest: gut, auch das ist ein Segen für dich! Er hat dir das Beste gegeben; aber du kennst nicht immer das Beste. Lebe mit harmloser, kindlicher Hingebung für die Stunde, die da ist; für die folgenden sorgt er weit besser als du. Ringe und strebe doch nicht erst nach Genuß, sondern genieße. Seufze nicht erst nach Glück, sondern sei glücklich. Das Glück, welches dir die Stunde gewährt, in der du lebst, ist in derselben Stunde dir das angemessenste und beste. Wenn du es verschmähst, hast du nichts, und fühlst dich unglücklich.

Lebe in der Gegenwart, und vergiß dabei, so viel du vermagst, was war und was sein wird. Fürchte nicht, es werde dich dies allzugeneigt zum Leichtsinn und zu schädlicher Sorglosigkeit machen. Wahrlich, Vergangenheit und Zukunft drängen uns sich von selber auf, weil wir unaufhörlich zwischen beiden stehen. Um uns selber aufrecht zu halten, daß wir nicht ganz in die eine oder andere hinsinken, haben wir genug zu thun, uns ihres Dranges zu erwehren.

Lebe in der Gegenwart; laß deinen fruchtlosen Gram um das Vergangene, deine vergebliche Furcht und Sorge um das Mögliche der kommenden Zeiten fahren. Dein Gram belebt das Todte nicht wieder; deine Sorge löset das Räthsel der Zukunft nicht. Freue dich wie ein Kind dessen, was du eben hast, wäre es auch noch so wenig. Denn nicht die Sache, ob sie kostbar oder gering ist, bringt Freude; sondern das Herz bringt die Freude zur Sache. Dem Unzufriedenen ist die ganze Welt leer.

Lerne in der Gegenwart leben, und denke dabei nicht immer rückwärts und vorwärts, sondern erheitere dich an dem, was um dich ist. Das wird dich genügsam mit dem Wenigsten machen, und reich, wo die Ungenügsamen arm sind. Du wirst mit Erstaunen Freudenquellen finden, wo du sie vorher in deinem Leben nie vermuthet hättest, und die Thoren verlachen, die nach Ehren und Gütern, Lustgelagen und Veränderungen, nach Berühmtheit und Herrlichkeit rennen, und nirgends finden, was sie eigentlich wollen. Denn weil sie immer in der Zukunft leben und suchen, was doch nothwendig nur in der Gegenwart liegen kann, sind sie gegenwärtig niemals glücklich.

O mein göttlicher Lehrer, Du mein wahrer Seligmacher, wie oft habe ich das Leben verkannt! Nicht leicht hat mich eine Betrachtung Deines Wortes so tief erquickt, wie die Betrachtung des Spruches Deiner Weisheit: Sorget nicht für den andern Morgen! Ja, oft will ich daran denken, wenn mir eitle Bekümmernisse oder Wünsche das Glück und den Genuß der Gegenwart entziehen. Amen.

144.

Gefahren willkürlicher Träumereien.

Matth. 4, 27. 28.

Wer heilig ist, der bleib auch heilig,
Wer sündigt, zittre! — Denn der Herr,
Der uns bereitet hat, ist heilig,
Und heilig ist sein Recht, wie er!
Wohl dem, der schuldlos, rein und gut,
Sein Bild wird, und was recht ist, thut.

Wer zur Vollendung roher Sünden
Zwar seines Körpers Kraft nicht leiht,
Gedanken aber und Empfinden
Mit Bildern schnöder Lust entweiht:
Ist der kein Sünder? und steht der
Vor Gottes Auge heiliger?

Gott sieht, Gott prüft, Gott wäget Alles,
Gedanken, Wunsch, Entschluß und That,
Der Tugend Werth, den Reiz des Falles,
Der Sünden Keim und ihre Saat.
Wer richtet zwischen Finsterniß
Und Licht, wie Gott, wer so gewiß?

Mehr oder weniger spielt wohl jeder Mensch gleichsam seine doppelte und dreifache Rolle fast zu gleicher Zeit. Ein ganz anderer ist er im öffentlichen Leben, im Umgang mit Freunden, Bekannten, Fremden, Vorgesetzten, Untergebenen. Er stellt sich ihnen immer, so viel er kann, nur von der achtungswürdigsten Seite dar; ist begierig, ihnen zu gefallen, eine vortheilhafte Meinung von sich beizubringen, ihnen Ehrerbietung einzuflößen. Er ist, wenn auch nur dem Scheine nach, besser, rechtschaffener, liebreicher, strenger in seinen Pflichtverhältnissen. So wie er, wenn er aus seinem Hause geht, in seiner Kleidung sorgfältiger, reinlicher, zierlicher ist: so ist er auch in seinem Betragen behutsamer, höflicher, in seinen Reden bedachtsamer, überlegter, in seinen Handlungen gefälliger und zuvorkommender.

Ganz anders, als ausser dem Hause, kann der gleiche Mensch innerhalb seiner Wohnung sein, wo er die Festtagskleider nicht trägt, sondern in der bequemern Hausstracht geht. Da ist er, wie im Aeusserlichen nachlässiger, auch in seinen Werken und Worten weniger vorsichtig. Seine Gesinnungen offenbart er unverhehlter; gegen seine Hausgenossen ist er nicht, wie gegen die Fremden; oft leider das Gegentheil von Allem, wodurch er Fremden zu gefallen sucht. Er läßt seinen guten und übeln Launen freiern Lauf; wägt seine Worte nicht ab; gibt seine Urtheile über Leute, mit denen er ausser dem Hause Geschäfte hatte, ohne Rücksicht; mit einem Worte, er zeigt sich natürlicher und wie er in der That beschaffen ist, nicht, was er Andern scheinen möchte. Wahrlich, der ist für einen der edlern Menschen zu halten, der auch innerhalb seiner Wohnung, gegen die allervertrautesten Theilnehmer seines häuslichen Lebens, nicht anders ist, als er sich zeigt; hier eben so dienstgefällig, freundlich, nachgebend spricht und handelt, als ausser dem Hause; hier in seinen Urtheilen und Gesinnungen über Fremde nicht anders ist, als er sich ihnen selbst durch sein Benehmen äusserte. — Wie Wenige vermögen dies; wie Wenige sind so wahr draussen, als daheim bei den Ihrigen!

Aber selbst noch ganz anders, als bei den Ihrigen, sind endlich die Menschen im Innersten ihres Gemüths. O, wer ist rein genug, sich in allen Gedanken und Empfindungen seinen ihn umgebenden nächsten Freunden,

seiner Gattin, seinem Gatten, seinen Kindern, Geschwistern und vertrautesten Gesellschaftern zu offenbaren! Wer ist unschuldig genug, daß er ohne Furcht und Erröthen Jeden Alles, was im Verborgenen seines Gemüthes zuweilen vorgeht, lesen lassen könnte! Also auch gegen unsere mit uns wohlbekanntesten Geliebten haben wir gleichsam noch eine verschönernde Larve nöthig; also auch noch Geheimnisse, die wir um Alles in der Welt nicht gestehen würden, gegen die, vor denen wir dem Anschein nach gar keine Geheimnisse mehr haben!

So spielt der Mensch, selbst sogar der bessere, seine Doppelrolle. Darum, so genau Einer auch den Andern zu kennen meint, kennt er ihn doch nie vollkommen. Nur Gott ist allwissend; darum richtet nur Gott den Sterblichen gerecht. — Nach dem Leben ausser dem Hause richtet die Welt; sie richtet daher meistens nur den Schein; sie kann nicht wissen, aus welchen Absichten das Wort und die That kam, die sie beurtheilt. Nach dem zwanglosen, häuslichen Betragen richtet der vertraute Hausgenosse, und schon weit strenger, richtiger, als die übrige Welt. Denn im Hause läßt auch der Schlaueste oft unwillkürlich die Maske der Verstellung fallen, und aus einzelnen Worten und Geberden ahnen und erspüren wir seinen verborgensten Sinn. Aber den innern Menschen richtet der Allwissende. Nur was der Sterbliche in sich selber ist, nicht was er von aussen scheint oder scheinen will, macht seinen Werth oder Unwerth vor dem Allgegenwärtigen. Aus diesem verheimlichten Innern hervor gehen die ausgesprochenen Urtheile, Befehle, Bitten, Drohungen, Schmeicheleien, Rechtfertigungen, Klagen. Man vernimmt das Wort, man sieht die That, aber die dabei im dunkeln Hintergrunde des Gemüths versteckten Absichten erräth schwerlich Einer mit Gewißheit vom Andern.

Also werde ich von Gott nicht nach meinen für Menschen hingesprochenen Worten, nicht nach meinen äussern Werken, sondern nach meinen geheimen Absichten, nach meinen Gesinnungen, die kein Menschenkind erkennt, nach meinen Gedanken gerichtet. Nur diese, welche selten andern Personen offenbar werden, wie sie sind, können als die wahrhaftesten Aeusserungen meines Selbstes gelten. Allwissender, der Du die Reihe meiner täglichen Gedanken klar durchblickst, Du, vor dem nichts Verborgenes sein kann, wie werde ich vor Dir bestehen!

Ach, wir täuschen uns nur gar zu oft selbst, indem wir nur auf unsre Worte und Werke Rücksicht nehmen, wenn wir in eine Selbstprüfung eingehen, und unsern Werth und Unwerth vor Gott bestimmen wollen. Wenn wir einen Tag über nützlich und arbeitsam gewesen sind; wenn wir hier einem Armen Almosen, dort einem Leidenden Hilfe, einem andern Trost, einem dritten guten Rath gegeben haben; wenn wir einen unserer Gegner gütig behandelten, wenn wir Streit und Zank vechüteten; wenn wir uns keinen Ausbruch des Zorns, des Hochmuths, des Neides, der Lästersucht, des Hohnes vorzuwerfen hatten, keine Lüge sagten, keinen Betrug begünstigten: dann schon glauben wir mit unserm Tagwerk zufrieden sein zu können! Dann schon erwarten wir von Gott einen huldreichen Richterspruch! — Elende Selbstverblendung! Als wenn das Auge des Allwissenden nur gleich menschlichen Augen unsere Werke sähe, nicht auch die Gedanken, welche dabei waren! Nein, Gott richtet das Gemüth und dessen stille Handlungen, die kein Ohr sonst vernimmt, kein Auge sonst sieht. — Am allerwenigsten sündigt der Mensch mit Werken; am allermeisten sündigt er mit den stillen, nie ausgesprochenen Gedanken!

Inzwischen gibt es Viele, die sich wohl einbilden, was Andern keinen Schaden thue, sei auch keine Sünde. Sie erlauben sich daher, im Stillen Arges zu denken und zu wünschen; genug, daß sie in dem wirklichen Leben keine Hand dazu bieten. O, die Betrogenen! Sie haben das Verbrechen wirklich verübt, nicht vor Menschen (denn sie hatten Scheu verrathen, um bestraft zu werden), sondern vor Gott, vor welchem sie ohne Scheu und Scham waren (als wenn sie Gottes Gerechtigkeit leichter, denn die menschliche bestechen könnten!). — Sie haben das Verbrechen wirklich vollzogen, indem sie mit ihren Gedanken zwar Andern kein Böses in der Wirklichkeit zufügten, aber dagegen sich selber in ihrem Innersten mit sündlichen Neigungen und Gefühlen besudelten, und dadurch auch zur Ausübung des Bösen wirklich reifer machten.

„Ihr habt gehört," sprach Jesus Christus, „ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch, wer ein Weib ansiehet, ihr zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen!" (Matth. 5, 27. 28.)

Es begegnet nicht selten, daß man in müßigen Augenblicken, etwa wenn man allein ist, auf einsamen Spaziergängen, oder in schlummerlosen Stunden der Nacht, oder sonst, sich den Spielen seiner Gedanken überläßt. Man findet Vergnügen an den Gaukeleien seiner Einbildungskraft; und so wie uns zuweilen im Schlafe angenehme Träume Ergötzung bringen, schaffen wir uns auch wohl wachend willkürliche Träumereien von dem, was uns gefällig ist.

Wir pflegen dergleichen Träumereien insgemein für sehr unschuldig zu halten, nennen sie Luftschlösser, welche wir bauen, die uns so lange unterhalten, als sie dauern; wir entwerfen Plane, die wir im Ernst nicht ausführen möchten, und halten Gespräche in Gedanken mit Personen, die wohl nie gesprochen werden. Weil das Alles sehr unschädlich ist, machen wir uns deswegen kaum Vorwürfe. Von solchen Träumereien glauben wir keine Verantwortlichkeit zu haben; es wäre denn, daß wir wirklich in unsern Gedanken Entwürfe zum Schaden Anderer ausspännen, und sie zu vollstrecken Sinnes wären. Diese scheinen uns allerdings nichts weniger als schuldlos zu sein. Der böse Anschlag, welchen wir fassen, ist schon die Hälfte der bösen That, sie möge nachher erfolgen oder nicht. Hingegen ein bloßes Tändeln der Einbildungskraft, ohne allen andern Zweck, als einen Augenblick lang zu vergnügen, eine vielleicht langweilige Viertelstunde abzukürzen, möchten wir kaum verdammen. Und bei allen Prüfungen unsers Herzens am Abend, oder im Gebet vor Gott, fällt uns vielleicht selten bei, auch jener Träumereien zu gedenken; und unter allen guten Vorsätzen, die wir vielleicht beim Antritt eines Tages, oder im Gebet vor Gott fassen, ist wohl selten auch der Vorsatz, in willkürlichen Träumereien, die wir uns bereiten könnten, aufmerksamer auf uns selbst zu sein.

Aber diese Träumereien bestehen aus Gedanken; jeder dieser Gedanken ist eine Handlung unsers Gemüthes; jede dieser in unserm Innern hervorgehenden Handlungen beweiset, wie wir wirklich beschaffen sind, welche Neigungen wir heimlich haben, und was wir zu thun fähig

sein würden, wenn alle äussern Umstände dazu günstig wären. Und dies unser Inneres, unser Ich, wie es wahrhaft ist, nicht wie es unter der Erlaubniß äusserer Umstände erscheint, dies richtet Gott!

Und ist es in seinen Spielen der Einbildungskraft wohl immer so unschuldig, als wir gern geneigt wären, uns zu überreden? Wer könnte und möchte wohl das, was er zuweilen bei sich dachte, ganz wörtlich, und ohne alle Verhehlung, einer Person, vor der er wahre Hochachtung hat, erzählen? Wie mancher würde, wenn seine nach eigener Willkür gemachten Träume einem Andern ganz deutlich wären, nicht schamroth werden? Wie? und wir werden nicht schamroth vor dem allwissenden Gott, der die Gaukeleien unserer heimlichsten Gedanken und Wünsche sah? Wir erröthen nicht vor uns selber, daß wir uns gestatteten, etwas Unwürdiges zu denken, uns im Stillen damit selbst zu entehren? Wer die Achtung für sich verloren hat, daß es ihn nicht mehr schmerzt, sich zu entweihen; wer die Achtung für Gott verloren hat, daß er ohne Scheu vor ihm Lust am Sündlichen in Träumereien zeigt — wahrlich, der ist nur ein Heuchler vor menschlichen Augen, kein Gotteskind; der ist, was Jesus von den Pharisäern sprach, ein übertünchtes Grab, welches innerhalb voller Moder und Verwesung ist.

Ja, auch diese leichtfertigen Gedankenbilder, in welchen wir uns an Gegenständen ergötzen, die entweder unerlaubt sind, oder unerlaubte Begierden erregen, sind sündlich: diese so unschädlich scheinenden Träumereien haben ihre Gefahren. Sie machen unser Gemüth in der Stille mit dem, was Unrecht ist, vertraut: sie gewöhnen uns an das Anschauen des Schlechten, und verderben damit unsern Geschmack für das Edlere; sie machen das Schändliche allmälig einheimisch im Heiligthum unsers Gemüthes, wo es ein ewiger Fremdling sein sollte.

Man muß nicht erstaunen, daß junge Leute, welche die äusserlich beste Erziehung genossen hatten, welche von den vortrefflichsten Grundsätzen durchdrungen sind, sich wirklich die schönsten Vorsätze gemacht hatten, ganz plötzlich und unerwartet aus der Art schlagen konnten, sobald sie sich selbst überlassen waren. Ach, daß sie in Ausschweifungen übergingen, geschah nicht so schnell, als wir glauben: ihre Einbildungskraft war schon weit früher vergiftet; sie hatten schon Vergnügen an Vorstellungen des Unanständigen genossen. Ihr besseres Selbst sträubte sich freilich gegen That und Wirklichkeit, aber — das Herz war nicht rein, und die böse Begierde erwachte.

Wie der Mensch in seinen verborgenen Neigungen ist, so denkt er, so schafft er sich auch wachend Traumbilder. Wer in Gedanken an verbotenen Früchten schwelgt, die er viel zu redlich ist in That und Wirklichkeit zu rauben, macht sich eine frevelvolle Freude, und unterhandelt wirklich schon mit dem Verbrechen selbst. Es fehlen nur äussere Umstände und Begünstigungen, die Schandthat zu vollbringen. Treten bequeme Gelegenheiten ein, so wird die Begierde eilen, das wirklich zu gewinnen, wovon ihr bisher in reizenden Einbildungen nur der Vorschmack erlaubt ward.

So bereiten demnach selbstgeschaffene Träumereien sehr oft das Gemüth zur Ausübung einer Sünde vor, deres sonst ganz fremd war, und die es erst in unanständigen Vorstellungen allmälig lieb gewann. Und wie manche Person, die öffentlich weder des Ehebruchs noch der Hurerei schuldig ist, äusserlich in Keuschheit und Sittsamkeit Andern als Muster gelten könnte, noch vor Zweideutigkeiten erröthet, und sich schamhaft vom Unanständigen wegwendet, ist zum Verbrechen reif, hat es in der Einbildung schon vollbracht. In ungeziemenden Träumereien ward die Reinheit des Herzens befleckt, ging die Unschuld des Gemüths vor Gott verloren! — Vertraut mit dem Laster durch die Gedanken, befreundet mit ihm in unzüchtigen Vorstellungen, ist der Abgrund der Schandthat nahe genug, um beim ersten verleitenden Augenblick hinabzuschwindeln. „Ihr habt gehöret, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch," sprach Christus, „wer eine Person ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen, ist Wollüstling, ist Verführer, ist Sünder vor Gott, von der Unschuld abgewichen!"

Das ist die Gefahr jener unschädlich scheinenden Träumereien, in welchen sich unsere unanständigen Neigungen erlauben, mit dem, was Unrecht ist, zu spielen. In diesem Spiele gewinnen sie größere Stärke und Macht über das Herz; in diesem Spiele fesseln sie unmerklich den besten Willen, und blenden den Verstand, daß er die Gefahr selbst nicht mehr wahrnimmt. So ganz unschädlich es auch zu sein scheint, wenn sich zum Beispiel Jemand, der auf ein Amt Hoffnung hat, in müßigen Augenblicken an den Vorstellungen von seiner künftigen Würde ergötzt, wie er da Aufsehen erregen, wie er da den Neid von Diesem und Jenem erwecken werde, wie er da über seine Feinde triumphiren könne: so sind doch alle diese kindischen, lächerlichen, oft ganz vergeblich geschehenen Einbildungen traurige Uebungen des Stolzes, der Eitelkeit und Schadenfreude. Diese Uebungen stärken und reizen nur die ehemals schwache Neigung zur Hoffart; und wenn das Amt und die Würde auch nicht gewonnen wird, bleibt doch die leidenschaftliche Lüsternheit nach Aufsehen-Erregen und Neid-Erwecken zurück.

Und wenn man auch selbst über die Spielereien der Einbildungskraft spottet, und es Luftschlösserbauen heißt; wenn man eine reiche Erbschaft oder ein großes Loos in Lotterien, oder einen andern glücklichen Zufall erwartet, der die Glücksumstände verbessern soll; wenn man sich da vorträumt, wie man dann seine Wohnung verschönern, seinen Tisch mit feinen Leckerbissen füllen wolle; wie man in Geräth und Kleidung glänzen, die Bewunderung aller Bekannten sein und von hohen Personen mit Begierde werde aufgesucht werden: dennoch sind diese und andere Tändeleien der Phantasie gefährlich. Sie erfüllen unbemerkt das Herz mit Wünschen höchst entbehrlicher Dinge; sie entwickeln die Lust an Prachtaufwand, den Hang zum Reichwerden und Goldgewinnen immer mehr; sie machen mit dem, was Gott verliehen, unzufrieden, und rauben uns den ungetrübten Genuß vom Glück gegenwärtiger Verhältnisse.

Nicht genug dies; noch andere Leidenschaften werden zuletzt dadurch erzeugt, die ohnedies vielleicht nicht laut geworden wären. Wer sich in seinen Vorstellungen den Besitz großen Reichthums oder Ansehens vorspiegelte, der ihm durch Ehrenstellen, unvermutheten Gewinn oder ansehnliche Erbschaften zufallen könnte, und nachher in seinen Erwartungen schmählich getäuscht ward, wird sich kaum des Neides und der Schmähung gegen die erwehren, welchen die Würden oder Loos und Erbschaften zu Theil geworden sind; wird sich kaum enthalten können,

mit seinem eigenen Schicksal zu grollen und wider Gottes allweise Vorsehung zu murren.

Es liessen sich unzählige Beispiele aufstellen, aus welchen deutlich würde, wie nachtheilig für Unschuld, Einfalt, Ruhe und Zufriedenheit des Herzens selbstgeschaffene Träumereien sind; wie sie an sich anfangs schuldlose Neigungen wecken, und zu einer verderblichen Herrschaft über das Gemüth erheben; wie sie unserer Thätigkeit oft ein Ziel vorsetzen, nach welchem wir niemals streben sollten.

Sei es doch, daß dergleichen ergötzliche Träumereien in müßigen Augenblicken hundert- und noch hundertmal ohne Folgen blieben, eben so schnell vergessen, als vergangen waren: aber dieses hundert- und noch hundertmal Geträumte hat durch seine allzuhäufigen Wiederholungen beurkundet, daß es schon seine Macht auf dich geübt hat; daß schon in dir eine unedle Leidenschaft dadurch zu deinem frühern oder spätern Nachtheil genährt worden ist, und noch immer mehr gestärkt wird; daß du nicht mehr in dir so frei, so rein, so edelmüthig und löblich bist, als du von aussen scheinst; daß du schon oft vor Gott sündigtest, wenn dich die Menschen noch für gut und lasterfrei hielten.

Gott richtet den Sünder! Gott richtet nicht seine äussern Thaten allein, sondern die vor fremden Menschen verborgenen Thatenquellen im Gemüth. Gott richtet den Sünder! Gedanken sind stille Thaten, die Verbrechen der Einbildungskraft stumme Sünden!

Meide alle fruchtlosen, mit Fleiß dir gemachten Täuschungen der Einbildungskraft; alle willkürlichen Träumereien vom Glück, das aus gestillten sinnlichen Begierden und Wünschen hervorsteigen könnte. — Schon sich selber täuschen wollen gehört zu den Thorheiten des Lebens; und das ganz unnütze Denken heißt eine Zeit verschwenden, in welcher das Nützlichere hätte gedacht werden müssen; eine Zeit, deren Verlust mit keinem Gut der Welt gekauft werden kann.

Meide willkürliche Träumereien vom Vergnügen an erfüllten Hoffnungen und gestillten Begierden. Eben dadurch werden deine Hoffnungen dein Verderben, und deine Begierden dir zum Sporn des Bösen. Vielleicht hast du selbst schon mehrmals die schädlichen Folgen erkannt. Wandelt dich die Lust an, dich an Bildern zu ergötzen, die deiner Unschuld, deiner Besonnenheit, deiner Genügsamkeit und Ruhe Gefahr bringen, — zerstreue dich! ermanne dich! und verachte es, am bloßen Kitzel der Einbildungskraft Gefallen zu finden; rufe deinen Verstand auf, und erwäge, statt der Luftschlösser Herrlichkeit, die ernsthaften Verhältnisse deiner wirklichen Umstände.

Meide willkürliche Träumereien, wenn du deiner selbst mächtig bleiben willst. Denn je öfter du dich mit ihnen beschäftigest, je dringender werden sie zu dir zurückkehren! je mehr die Begierde mit Vorspiegelungen gereizt wird, je gebieterischer fordert sie Erfüllung. Du selbst wirst ihr Sklave, wirst Ehre, Unschuld, frohes Gewissen und Lebensruhe ihr hinwürgen müssen.

Ach, Allwissender! schamvoll senke ich meine Augen vor Dir nieder. Nur allzuoft überließ ich mich den Spielen selbstgebildeter Träumereien, die zum Vergnügen eines Augenblicks erfunden wurden, aber sich mit manchem unreinen Gedanken vermischten, manchen Hang zum Ungerechten in mir lebendig machten. Ich war tief genug schon gesunken, wenn ich das Unbilligte billigte in meinen Vorstellungen, und vergaß, daß Du der Allgegenwärtige seiest, vor dem kein Geheimniß ist im stillen Handeln unserer Leidenschaften. Herr, wer kann zählen, wie oft er vor dir fehle?

Der geringste Theil meines Lebens ist oft derjenige, in welchem ich meine Denkart durch Handlungen offenbare; den allergrößten Theil des Lebens füllen dagegen meine Vorstellungen, stillen Urtheile und die Gespinnste der immer thätigen Einbildungskraft aus. Und ach — bei weitem auf den größten Theil des Lebens verwendete ich bisher die kleinste Aufmerksamkeit! O wie oft mußte ich Dir durch meine Gesinnungen mißfallen! Wie viel von meinem eiteln und schändlichen Geträumte habe ich wieder vergessen! Aber, hast Du es auch vergessen, richtender Gott? Und hat dies scheinbar flüchtige Geträumte nicht nachher noch seinen verderblichen Einfluß auf meine übrigen Urtheile, Gefühle und Thaten geübt, und ihnen eine besondere Richtung gegeben?

O, Vater, ich habe schwer vor Dir gesündigt. Ich komme zu einer Erkenntniß von Schulden, deren ich bisher im Leben gar wenig gedacht habe. Vergib! barmherziger Gott, vergib, auch was ich vielfältig, allen Menschen verborgen, im Herzen gesündigt habe! Mit Erkenntniß der Schuld verbindet sich meine aufrichtige Reue, und mit der Reue der Entschluß, vorsichtiger auf dieses Gaukelspiel selbstgemachter Träumereien zu wachen, die jeden vernünftigen Menschen entehren, und auch den tugendhaftesten in Gefahr und Sünde bringen können. — Stehe mir, Gott, bei mit Deiner heiligen Kraft. Amen.

145.

Selbstgefälligkeit.

Tobias 4, 14.

Herr, was ich Gutes habe,
Ist Deine milde Gabe;
Nichts ist mein Eigenthum.
Für das, was ich besitze,
Wodurch ich Andern nütze,
Gebührt nicht mir, nur Dir, der Ruhm.

Sowohl Verstand als Kräfte
Zum nutzlichen Geschafte
Hab' ich von Deiner Huld.
Dein ist's, wenn gute Thaten
Dem Vorsatz wohl gerathen.
An Fehlern bin allein ich Schuld.

Sollt' ich mich nun erheben,
Wenn mir in diesem Leben
Viel Gutes widerfährt?
Was hat Dich, Herr, bewogen,
Daß Du mich vorgezogen?
Bin ich wohl jemals dessen werth?

Es gibt eine Untugend, welche nicht selten das Eigenthum übrigens rechtschaffener und verständiger Personen ist, und wodurch sie, wie wir täglich wahrnehmen, sich selber vielen Schaden zufügen, ohne es zu wissen; ja, es sind eben nur Personen, welche sich gewöhnlich durch Geistesvorzüge auszeichnen, die in solche Untugend verfallen, und durch dieselbe beinahe allen ihren übrigen Werth verlieren.

Dieser Fehler ist von so eigener Art, daß man dafür kaum noch den rechten Namen im Gebrauch hat. Es ist ein allzulebhaftes und immer geschäftiges Bewußtsein von Geistesgaben, die man hat, und eine daraus entspringende, immer kitzelnde Begierde, diese Vorzüge bei jeder Gelegenheit fühlbar werden und von Andern anerkennen zu lassen. Es ist nicht sowohl ein Streben, Andern gefallen zu wollen, als vielmehr ein allzugroßes Gefallen, was man an sich selbst hat. Darum möchte ich diese Untugend Selbstgefälligkeit heißen.

Die Selbstgefälligkeit eines Menschen ist sehr verschieden von dem edeln Bewußtsein eigenen Werthes, welches auch der Christ, der Weise haben kann, und sogar haben muß, um standhaft in der Tugend zu bleiben. Das Selbstgefühl unsers innern Werthes besteht in Ueberzeugung von der Rechtschaffenheit unserer Gesinnungen und Ansichten, wenn sie von der Unwissenheit oder Bosheit der Menschen verkannt werden. Der Weise hat keinen Stolz auf seine Verstandesvorzüge, denn er weiß, daß er die Gaben des Geistes nur dem Urheber seines Lebens zu danken hat. Aber in die edelste, gottgefälligste Anwendung dieser Gaben setzt er einen hohen Werth. Er läßt sich weder durch Verachtung und Spott, noch durch Hindernisse böswilliger Menschen in der richtigen Anwendung seiner Kräfte irre machen. Nicht äussere Vorzüge, nicht glänzende Einbildungskraft, nicht Scharfsinn, Witz und Geschicklichkeit verleihen Werth vor Gott, sondern nur frommer Muth und tugendhafter Wandel.

Wer auf eigene Einsichten und Fähigkeiten allzuhohen Werth legt, der hat keineswegs das richtige Selbstgefühl seiner innern Würde, sondern Stolz; so wie derjenige, welcher sich auf seine äussern Vorzüge zu viel einbildet, nur Eitelkeit hat. Der Stolz entspringt aus der übertriebenen Meinung vom Umfange der eigenen Kräfte, und äussert sich durch Geringschätzung derer, welche weniger haben oder zu haben scheinen. Die Eitelkeit thut sich auf den Besitz äusserer Glücksgüter zu gut, auf körperliche Anmuth und Zärtlichkeit, auf Pracht in Kleidern, Wohnungen, Hausgeräthen; auf gewisse erworbene Geschicklichkeiten, die man gern zur Schau ausstellt.

Man kann stolz sein, man kann eitel sein, ohne deswegen ehrgeizig zu sein. Ehrgeiz ist Streben nach großen Auszeichnungen vor andern Menschen, und Unzufriedenheit mit dem Ruhm, oder Lob, oder Ansehen, welches man wirklich erworben hat. Mit schon gewonnenen Auszeichnungen und Würden ist nur der Hochmüthige zufrieden. Er wähnt sich am Ziel, und will nun die Frucht seines Glückes in vollem Maße durch Genuß von Ehrerbietung haben, die ihm andere Menschen leisten sollen. Der Ehrgeizige kann sehr bescheiden sein; der Hochmüthige kann es in der That nie sein.

Von allen diesen unterscheidet sich der Selbstgefällige durch sein Thun und Lassen, ob er gleich von jenen Fehlern mehr oder weniger mit seiner Unart verbinden kann. Er ist sich seiner Klugheit und Verstandeskräfte beständig bewußt; immer, bald trotzig, bald schmeichelnd, bald offen, bald heimlich, bemüht, sie bei Andern angesehen und gültig zu machen; ist darin vom Stolzen verschieden, daß dieser schon mit dem bloßen Bewußtsein von Kraft und Geistesvorzügen zufrieden ist, und sich in Geringschätzung minder vorzüglicher Personen behagt. Der Selbstgefällige hingegen fürchtet immer, zu wenig anerkannt, zu wenig nach Verdienst geschätzt zu sein. Er will daher herrschen, Alles machen, Alles entscheiden, in Allem das Wort führen, in Allem der Erste sein, um von Andern eben so sehr bewundert zu werden, als er sich selbst bewundert.

Es ist denkbar, daß er auch eitel sein könne. Aber er will nicht gleich eiteln Personen nur durch das Aeussere gefallen. Er ist vielleicht weder schön, noch reich, noch geschmackvoll genug, um durch die Aussenseite zu gefallen. Ja, er kann sogar Gestalt, Kleidung und alle Umgebungen vernachlässigen, um dagegen seine Geistesüberlegenheit desto heller glänzen zu lassen, in die er allein verliebt ist, und die er von aller Welt geliebt sehen möchte. Dabei ist es ihm vielleicht nicht, wie dem Ehrgeizigen, um Erreichung öffentlicher Auszeichnungen und weit verbreiteten Ruhmes zu thun. Er kann Klugheit oder Bequemlichkeit genug haben, um die Dornen zu scheuen, welche gewöhnlich auf der Bahn irdischer Ehren den Wandler verwunden, und die der von Ehrgeiz Beseelte nicht fürchtet. Nein, der Selbstgefällige, ohne deswegen in albernen Hochmuth zu verfallen, ist schon zufrieden, wenn ihn nur alle Personen, mit denen er unmittelbar zu thun hat, als den vortrefflichsten Kopf anerkennen; nur was er spricht, für das Beste halten; nur seine Leitung annehmen wollen. Er, in beständiger Bewunderung und Hochschätzung seines Verstandes, seiner Klugheit und Einsicht, fordert auch von Andern nichts, als diese Bewunderung, und hält dafür, man lasse ihm dann nur erst Gerechtigkeit widerfahren.

Um seinen höchsten Zweck zu erreichen, um allen seinen Bekannten so glänzend an Geisteskraft zu erscheinen, als er sich selbst in dem Spiegel erblickt, welchen ihm Eigenliebe täglich vorhält, spielt er alle Rollen, macht alle Umwege. Er ist bald absprechend, bald demüthig und vorsichtig; bald für gemeinnützige Gegenstände im heiligen Eifer; bald deren vornehmster Gegner; bald freigeisterisch, aufgeklärt witzelnd, des Heiligsten spottend, bald frömmelnd, andächtelnd. Er ist nichts für die Sache selbst, Alles nur, um Bewunderung zu ärnten von denen, mit welchen er zu schaffen hat. Er thut, was gerecht, gut und sogar edel ist, nicht aber der Tugend willen, sondern in seiner Selbstgefälligkeit die Bewunderung der Andern zu ärnten. Diese Begierde, so gern er sie auch verhehlen möchte, wird immer wieder in seinen Aeusserungen sichtbar; sie verräth sich in seiner Vorliebe für die, welche seiner Geistesüberlegenheit huldigen; in seinem herben Urtheil gegen die, welche sich entweder derselben nicht unterwerfen, oder wohl gar ähnliche Ansprüche auf Bewunderung machen, wie er selbst. Er ist kein größerer Gegner von den Leuten seiner Bekanntschaft, als von solchen, die ihm in seiner Unart gleich sind. Er findet sie selbstsüchtig, einbildisch, herrschsüchtig, ungerecht und im Umgang unerträglich.

Der Selbstgefällige, wo er auch stehe, was ihm auch begegnen möge, vergißt sich niemals über etwas Anderes. Er ist sich selber jederzeit der Erste, der Wichtigste. Jede Kleinigkeit von dem, was er hat, denkt, thut, scheint ihm bedeutender, als das Wichtigste, was Andere angeht. Im Gespräch wird er überall gern, wenn gleich mit sorgsamer Bescheidenheit, sein geliebtes Ich anbringen, von sich erzählen, von seinen Erfahrungen, seinen Ansichten, seinen Hoffnungen sprechen, und

keinen Umstand unbenutzt lassen, um sein Ich von allen Seiten darzustellen, damit man es so liebe, so preise, wie er es in Gedanken selbst thut. Er wird empfindlich gekränkt, wenn man in Gesellschaften irgend einem Verdienste anderer Personen Gerechtigkeit und Lob zollt, ohne nicht zugleich durch einen Seitenblick auf ihn zu verstehen zu geben, daß man seinen höhern Werth vollkommen zu würdigen wisse.

Die unmäßige Selbstgefälligkeit und thörichte Verehrung eigener Geistesvortrefflichkeit ist oft der Fehler von Leuten, die allerdings sowohl wegen ihres Verstandes als Herzens sehr schätzbar sein können. Aber indem solche Neigung, immer nur auf sich selbst zu sehen, nur immer auf Huldigung erpicht zu sein, endlich im Gemüthe vorherrschende Leidenschaft wird, verdunkelt und entwerthet sie auch die andern löblichen Eigenschaften. Leidenschaft, das heißt, eine gewaltige Neigung, welche den bessern Willen fesselt, die Klarheit der Vernunft trübt, und allein Hauptquelle unserer Gesinnungen und Bestrebungen werden will, ist Sünde. Denn nur Vernunft, nur das Gesetz Gottes, nur reine Liebe zu Gott und Menschen, mehr denn Liebe zu uns selbst, soll uns regieren.

Hoffart laß weder in deinem Herzen, noch in deinen Worten herrschen, denn sie ist ein Anfang alles Verderbens. (Tob. 4, 14.) So spricht warnend die heilige Schrift.

Sie ist ein Anfang alles Verderbens; oder wo wäre jemals ein leidenschaftliches Leben der Anfang alles Guten und Beglückenden gewesen?

Der Selbstgefällige schadet sich durch die Ueberschätzung seiner Verstandesvorzüge am meisten. Das feine Selbstlob, welches er sich gar zu gern zollt, oder welches er Andern abzwingen möchte, wird anstößig für die, welche mit ihm umgehen. Sie mögen seinen Werth erkennen oder nicht, in jedem Fall werden sie gewahr, daß er selbst eine allzuüberspannte Meinung von demselben habe. Da es für sie keineswegs eine angenehme Empfindung ist, sich beständig übersehen, beständig gedemüthigt zu fühlen, erhebt sich in ihnen Wunsch und Wille, ihn zur rechten Würdigung seiner selbst und zur Bescheidenheit zurückzuführen. Oft mischt sich damit noch Schadenfreude. Oft wird der Neid sich mit der Schadenfreude vereinigen, und, statt der geforderten Achtung, Verachtung zurückgeben.

Wo unläugbare Verdienste und Vorzüge sind, wird der Neid eben so geschäftig sein, als wo nur zufällige Glücksbegünstigungen glänzen. Der Selbstgefällige gibt sich also muthwillig den Unannehmlichkeiten preis, welche der Neid der Menschen herbeizuführen weiß; ja er fordert sie dazu auf. Und so verächtlich sonst die Leidenschaft des Neides ist, wird sie hier Jeden minder tadelnswürdig dünken, da durch den anmaßenden oder selbstschmeichlerischen, selbstgefälligen Ton Alle gekränkt werden, auch die, welche vom Neide rein sind.

Es ist sehr gewöhnlich, daß Leute von ausgezeichneten Verstandesgaben das allerübelste Mittel wählen, sie in Anerkennung zu bringen — nämlich witzige Spöttelei über Andere. Dadurch gelingt es ihnen, sich selbst über solche Personen eine scheinbare Ueberlegenheit zu verschaffen, welche ihnen sonst an Geistesvorzügen nicht nachstehen, aber entweder die Leichtigkeit des Witzes nicht besitzen, oder zu besitzen verschmähen. Man liebt freilich in Gesellschaften die heitern Einfälle, auch die boshaft stechenden, aber man liebt nicht den, der sie hat. Denn wer lächelnden Mundes einen Andern lächerlich machen kann, wird, wenn Anlaß erscheint, auch unser selbst nicht schonen. Der Selbstgefällige hat in der Welt nur einen Einzigen, den er von Herzen bewundert, achtet und liebt; dieser Einzige ist er selbst. Für einen einzigen witzigen Einfall opfert er jedes andere schätzenswerthe Verhältniß auf.

Man klagt wohl oft und mit Recht darüber, daß die geistvollsten Männer am meisten verkannt und zurückgesetzt zu werden pflegen. Doch darf man sich nicht bergen, daß sie selbst das Meiste dazu beitragen. Der Spötter, hätte er auch das beste Herz, ist der erste Verleumder desselben; man belacht seine Gedanken, aber haßt seine Denkart; und schwer wird ihm zu beweisen, daß am beissenden Scherz nur der Kopf, aber nicht das Herz Theil habe.

So erwahrt sich das Wort der heiligen Schrift: Hoffart ist der Anfang alles Verderbens. Der Selbstgefällige vereinzelt sich, stößt die Zuneigung Anderer zurück, und bringt sich selbst um die allgemeine Achtung, nach welcher er geizt.

Aber er beraubt auch seinen eigenen Geist aller Vortheile, welche ihm die Ueberlegenheit gewähren könnte. Er hindert sich selbst, das Gute alles zu stiften, was er zu leisten fähig wäre, weil er durch sein Betragen Jedermann mehr oder weniger gereizt hat, sein Gegner zu sein. Was er auch unternehme, man hält seine Absichten nicht für rein; man weiß, oder fürchtet, es sei ihm nicht um das Gute der Sache, sondern um die Schaustellung der Talente zu thun. Man gefällt sich, ihm zu widerstreben; ist es nicht aus Neid, so ist es aus Schadenfreude, aus Rache der gekränkten Eigenliebe. Denn so bescheiden auch Jedermann von sich selbst denken und so willig man immerhin die Verdienste oder Vorzüge des Andern eingestehen möge, werden doch wenige Menschen sein, die damit gestehen möchten, daß sie selber ohne allen Werth seien.

Was man auch in der Welt Nützliches wirken wolle, man wird immer Gegner finden, die wegen Mißgunst, eigenthümlichen Muthwillens, Eigennutzes, Hangs zum Gewohnten u. s. w. Hindernisse in Menge herbeizuschaffen bemüht sind. Es gehört bei den edelsten Absichten oft der größte Aufwand von Klugheit dazu, sie ins Werk zu setzen. Mit jener anstößigen Gefälligkeit vermehren wir aber die Menge Schwierigkeiten, und alle Geistesvorzüge helfen zuletzt nur dazu, daß wir weit weniger ausführen können, als der Mann von geringern Kräften und größerer Bescheidenheit.

Es schadet sich folglich der Selbstgefällige bei aller seiner Klugheit in der Achtung, die er wünscht, in der Freundschaft, deren er würdig wäre, in den Unternehmungen, die er bezweckt. Das heißt, seine glänzenden Eigenschaften dienen ihm zum eigenen Nachtheil. Er handelt bei aller Klugheit unklug. Man hätte Recht, über diesen Widerspruch zu erstaunen, wenn man nicht wüßte, daß jede Leidenschaft eine wirkliche Selbstverblendung, ein einseitiger Wahnsinn wäre.

Ein Fehler ist gern die Quelle von andern. Die Ueberschätzung eigener Geistesgaben und die Sucht, sich durch sie bedeutend zu machen, kann selten lange bestehen, ohne, neben manchen Verdrießlichkeiten von aussen, manche Ver-

schlimmerung des Gemüthes zur Folge zu haben. Niemand ist geneigter, darüber zu klagen, daß man ihn verkenne, als der Selbstgefällige. Es setzt sich bei Niemand leichter Bitterkeit und Verhärtung gegen andere Menschen an, als bei ihm, da er ohne schon geneigt ist, Andere zu übersehen und gering zu achten. Keiner wird empfänglicher für die Qualen des Neides sein, als er, wenn er zu seinem Verdrusse wahrnimmt, daß man bald Diesem bald Jenem Vorzüge einräumt, die er selbst mehr denn jeder Andere verdient zu haben glaubt, wenn es nach Recht und Billigkeit gegangen wäre. Niemand wird sich williger als er zeigen, blind gegen das Gute zu sein, was Andere haben, besonders wenn es von der Art ist, daß es seinen eigenen Vorzügen den Rang streitig zu machen droht — — und so quillt eine Untugend aus der andern. Sündliche Gesinnungen färben den Willen, und ein unreiner Wille leitet zum Vergehen. Hoffart ist ein Anfang alles Verderbens. Jede Leidenschaft, die einmal ihre Wurzel tief in unser Leben geschlagen hat, ist schwer auszurotten; Vernichtung der Selbstgefälligkeit vielleicht mit am schwersten, weil sie eine ungeheure Verachtuug der natürlichen Selbstliebe des Menschen ist. Wer von ihr eingenommen ward, und fühlt, wie viel er sich schadete, wird lange Zeit um die rechte Grenzlinie zwischen billiger Achtung eigenen Werthes und Ueberschätzung desselben verlegen sein. Ohnedem ist denen, welche von sich in hoher Einbildung leben, eigen, daß sie zuweilen gänzlich und an allem ihrem Werth mit großer Niedergeschlagenheit zu verzweifeln pflegen, wenn sie durch irgend einen Anlaß zur Erkenntniß gelangen, daß sie weniger in Diesem und Jenem leisten, als sie leisten zu können glauben. Selten werden sie Maß halten.

Ohne ächt-religiösen Sinn ist die Ausrottung dieser Untugend und ihres Verderbens ungedenkbar. Durch Klugheit zwar kann man sich in den Aeusserungen derselben beschränken; man kann sich zähmen, sich verstellen. Aber Heuchelei ist nur ein Uebel mehr, und so wenig die Tugend der Bescheidenheit selbst, als roth geschminkte Wangen eines Sterbenden das Zeichen der Gesundheit sind. Heuchelei von Demuth neben geheimer Anmaßung in innerer Selbstbewunderung bilden die widerlichste Verzerrung; verrathen sich einander, als entgegenstehende Laster, bei den meisten Gelegenheiten, und geben sich der Verachtung preis.

Klugheit kann dir sagen, daß, wer sich gern vordrängt, gewöhnlich den Schmerz erfährt, zurückgesetzt zu werden. Klugheit kann dir sagen, daß du durch die Art, wie du entweder Andere demüthigst, oder dich und deine Talente zur Schau stellst, Gegner erweckst und dir selber schadest. Klugheit kann dir Vorsicht anrathen. Allein diese Vorsicht steht mit den Zwecken deiner Begierde im Widerspruch. Du bemühst dich vergebens, die Art und Weise zu ändern, in welcher sich deine Neigung zu glänzen und zu denken offenbart — die Neigung selbst mußt du vertilgen. Aber du kannst sie nur vertilgen durch reine Religiosität, durch wahres Christenthum: Habe Gott vor Augen, nicht Menschenbeifall! Liebe das Gute, was du stiften kannst, darum, weil es gut und recht ist, nicht weil du dabei Gelegenheit findest, dich zu zeigen. Verlange nichts für dich, Alles für Andere. Erwirb Andern Lob, nicht dir. Verläugne dich selbst, und folge Jesu nach, der bei erhabenern Eigenschaften und unendlich größern Verdiensten um die Menschheit dennoch das liebenswürdigste Beispiel der Demuth war.

Diese Lehren freilich sind leichter gegeben, die Vorsätze wohl auch bälder gefaßt, als erfüllt, selbst wenn es wirklich darum zu thun wäre, einen Fehler abzulegen, der im Leben so viel trübe Augenblicke und geheimen Verdruß schuf. Aber schon der einzige Gedanke, daß alle deine vortrefflichen Eigenschaften ihren besten Werth verlieren, weil du ihnen Werth beilegst; daß dich Andere nicht loben, weil du sie auf feinere oder gröbere Weise zum Loben zwingst; daß dich Niemand von Herzen lieben kann, weil du dich selbst mit Unmäßigkeit liebst und schmeichelst, Andere hingegen allzulieblos ihren geringern Werth fühlen lässest — schon dieser Gedanke muß dir auch das Schwerste erleichtern. So wie eine Jungfrau minder schön ist, sobald sie ihre Schönheit anerkennen machen will, und die am liebenswürdigsten ist, welche nicht weiß, daß sie es ist: so umringt den Bescheidenen die herzlichste Freundschaft, die ungeheucheltste Hochachtung, der darauf die allerwenigsten Ansprüche zu haben glaubt.

Erinnere dich, daß deine Vollkommenheiten keineswegs darum schätzenswerth sind, wenn du sie hast, sondern erst, wenn du Andern damit Nutzen oder Freude bringst. Erinnere dich, daß du die falschen Mittel erwähltest, dir Liebe und Zutrauen zu gewinnen, wenn deine Eitelkeit die Selbstliebe Anderer verwundet.

Ausserdem ist gewiß, daß jeder Mensch seinen eigenthümlichen Werth hat, Gaben und Eigenschaften, in denen er dich übertrifft. Gerecht war Gott in Vertheilung seiner Güter; du aber bist auf Erden nicht der Begünstigte. Andere übertreffen dich in dem, worin du schwach bist. So bei aller scheinbaren Ungleichheit herrscht unter Geistern mehr Gleichheit, als du vermuthest. Es ist möglich, daß du schnellere Urtheilskraft, durchdringendern Scharfsinn hast, als Dieser oder ein Anderer; er aber übertrifft dich vielleicht durch ruhigere Ueberlegung, durch Kraft des Gedächtnisses, durch bessere Ordnung in seinen Vorstellungen. Du prangst mit regerer Einbildungskraft und Empfindungsvermögen; ein Anderer übertrifft dich durch Gründlichkeit und Kenntnisse. So haben wir von Gott allerlei Gaben empfangen, nicht Einer Alles, daß wir uns damit unter einander dienen sollen. Und derjenige, welcher nach deiner Meinung dir wohl in allen Dingen nachsteht, ist dennoch vorzüglicher, und gerade dadurch Vielen angenehmer, daß er weniger anspruchvoll, dünkelhaft und heimlich stolz ist, als du bist.

Blicke auf das, wodurch andere Personen Liebe und Beifall erlangen, und du wirst empfinden, daß dir noch Vieles fehlt. Sie haben mehr und aufrichtigere Freunde, als du, folglich für andere Menschen wahrern Werth, als du. Blicke auf deine eigenen Unvollkommenheiten: und wenn es dir die groben Täuschungen deiner Eigenliebe noch gestatten, einen Augenblick gerecht gegen dich selbst zu sein, so wirst du erkennen, daß du nicht vorgezogen zu werden verdienst, weil Andere in der That besser sind, als du bist; daß man dich nicht allgemein schätzen und lieben kann, weil du nicht so liebenswürdig zu sein weißt, wie es Andere sind.

Und dann, mein Schöpfer, mein Richter, von dem ich jede gute Eigenschaft meines Geistes empfing, als ein Pfand, mit welchem ich nicht glänzen, sondern nützen soll: welch ein Recht kann ich haben, auf das stolz zu sein, was ich nur Deiner Gnade danke, und für dessen Anwendung ich Dir verantwortlich bin? Warum sollte ich doch nach Bewunderung und Beifall von Menschen

dürften, die, wenn ich heute stürbe, mich in wenigen Tagen vergessen haben würden, während du ewig lebst, und ewig mich betrachtest! Dein Wohlgefallen ist das wahrhaft wünschenswerthe Ziel des unsterblichen Geistes Was liegt daran, um Bewunderung von Menschen zu buhlen, die in ihren Urtheilen so beschränkt und veränderlich sind, daß ihnen heut gleichgültig wird, was sie gestern über Alles erhoben? Du, Herr, bist unveränderlich, in Deinem Segen und in Deinem Gericht! — Ach, daß ich um die mir anvertrauten Gaben nie dieses zu fürchten, immerdar jenen zu hoffen hätte! Amen.

146.

Der Christ in den Erholungsstunden.

Pred. Sal. 3, 1.

Schon oft habe ich über die würdigste Beschäftigung meiner Nebenstunden nachgedacht. Diese Nebenstunden, in welchen ich meinen Geist zerstreuen soll, damit er neue Kräfte, neuen Muth sammle, sind demselben nicht gleichgültig, welcher mit dem köstlichsten Geschenk des Lebens recht wuchern, und keinen Augenblick desselben thöricht verschwenden möchte! Diese Nebenstunden sind ein großer Theil meines Daseins; auch von ihnen und ihrer weisen Anwendung werde ich einst Rechenschaft ablegen müssen, als von einem Theil des mir anvertrauten Pfundes.

Wie falsch versteht der Mensch oft sein Leben, wie wenig begreift er den Werth der kurzen Augenblicke, die ihm hienieden zu sein vergönnt sind! Oft ist ihm die Zeit eine Last, die er abwerfen möchte. Er seufzt über die Länge der Zeit, welche, wenn er früher oder später am Ende derselben steht, wie ein flüchtiger, kurzer Morgentraum vorübergeilt ist. Umsonst schmachtet er dann nach den fruchtlos verlornen Wochen, nach den verschwendeten Jahren. Umsonst wünscht er dann sein Leben erneuern zu können, um es mit größerer Weisheit zu geniessen. Umsonst fühlt er dann die furchtbare Wahrheit, daß jede durch eigene Schuld verlorne Minute ein Selbstmord, ein Raub an seinem Leben war, daß fruchtlos gelebt zu haben, kein Leben mehr war.

Man spricht vom Zeitvertreib; man erfindet Künste, die Zeit zu vertreiben, diese köstliche Gottesgabe! — O Thoren, bemühet euch nicht, die Zeit zu vertreiben; wahrlich, sie vertreibet euch!

Die Stunden fliegen an uns mit reissender Eile hin. Wo sind die Jahre geblieben, die du lebtest; was hast du von ihnen behalten? Eine zerrissene, schwache Erinnerung. Wo sind die Blumen, die du einst in seligen Augenblicken pflücktest? Sie sind Erde und Asche geworden. Wo sind die Freunde, mit welchen du dich einst so innig verbunden hattest? Der Strom der Zeit riß sie von deiner Seite, manchen in die Fremde, manchen in das Grab. Und die Gesänge der Freude, in welche du so oft deine Stimme mischtest? Sie sind verhallt. Und die Gespielen deiner Jugend? Sie sind veraltet, und kennen dich nur noch kaum. Und so manche große und kleine Entwürfe, die du machtest für die Zukunft? Sie sind zum Theil ausgeführt und vergessen. Was ist dir endlich von allen deinen Hoffnungen und Sorgen, von deinem Fleiße und deinem Trachten, von deinen Thränen und deinen Wünschen geblieben? Nichts, als dein vorgerücktes Alter. Du rettest nichts, nicht deinen Vater, nicht deine Mutter, nicht deine Geschwister, nicht deine Kinder, nicht dein Haus, nicht deine Stärke, nicht deine Schönheit: Alles reißt der eilende Strom der Stunden endlich mit sich hinweg, bis du ganz verlassen, ganz einsam am Ufer der Ewigkeit stehst; — die letzte Stunde ergreift dich nun selbst, raubt dir das Leben — du behältst nichts, als dich selbst. Dein von Allem entkleideter Geist steht vor Gott, sein Urtheil zu hören!

Die Stunde flieht, und die Minute ist schneller als dein Gedanke. Der Augenblick, den du jetzt empfindest, gehört dir nicht mehr, und der kommende ist schon wieder an dir vorübergeflogen.

Sinne nicht auf das Vertreiben der Zeit; sie vertreibt dich. Sie hat dich vertrieben aus dem Paradiese deiner Kinderjahre, da du sorglos umherhüpftest; sie vertreibt dich aus den Armen deiner Lieben, aus dem Schooße deiner Familie, aus dem Leben hinweg.

Daran erkennt man den Weisen, daß er die göttliche Gabe der Zeit zu würdigen versteht, daß er mit den Stunden wuchert. Weil ihm endlich nichts bleibt, als sein Geist, so trachtet er, diesen Geist zu veredeln, und seine Vollkommenheit zu vermehren. Denn nur diese, sonst nichts, rettet er aus der vernichtenden Fluth der Jahre; nur diese, sonst nichts, nimmt er, als Beute aus diesem Leben, mit sich hinüber in ein zweites Leben.

Auch die Stunde der Erholung will der Christ nicht verschwenden. Der Mensch ist für das erhabene Ziel, dem er nacheilen soll, zu arm an Zeit, darum hat er keinen Augenblick wie einen Ueberfluß wegzuwerfen.

Gewöhnlich legen wir in unserm Leichtsinn auf die sogenannten Nebenstunden nur wenigen Werth. Wir halten sie gleichsam für etwas Erspartes, mit dem wir nach Willkür schalten können. Wir denken zu selten daran, daß auch unsere Erholungen einen Werth für die Ewigkeit haben müssen. Wir sind gleichgültig in der Auswahl unserer Vergnügungen, und halten sie dann schon für gut, wenn sie uns die Zeit angenehm ausfüllen, die wir ihnen widmen wollten. Wir vergessen es oft, daß wir eben in den Stunden der Zerstreuung von ernsten Arbeiten auf uns selbst am meisten achten sollen, weil die Ruhe des Gemüthes da am ersten gestört, und der Grund zu mancherlei innern und äussern Leiden gelegt werden kann.

Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde! ruft uns der Prediger Salomo zu. Allerdings sind für uns Stunden der Ruhe, Ergötzlichkeiten oder der Genuß sinnlicher Freuden unentbehrlich. Auch ihnen muß ein Theil unserer Zeit gewidmet bleiben. Sie sind unentbehrlich für unsern Geist, daß er immer zur höhern Thätigkeit fähig bleibe, und nicht unter anhaltender Arbeit erschlaffe; sie sind unentbehrlich zur Erhaltung unserer Unverdrossenheit und Munterkeit, zur Stärkung unserer Leibeskräfte, zur Bewahrung unserer Gesundheit und unsers Lebens.

Nicht vergebens hat Gottes Güte uns mit so unzähligen zum Genusse einladenden Gegenständen umringt; nicht vergebens legte er den Trieb zur Freude in unsere Brust. Gott, der ewig gute Vater, will die Freuden seiner Kinder. Die Fröhlichkeit aller seiner Geschöpfe ermuntert uns zum heitern Genusse des Lebens, und sein Wort selbst fordert uns dazu auf. Freuet euch in dem Herrn allewege! (Phil. 4, 4.)

Allein alle Arten der Ergötzlichkeiten, welche wir aufsuchen, und die uns Gott in unsern Verhältnissen zu geniessen gestattet, sollen für uns nur Mittel sein zur Erhaltung des Geistes, zur Stärkung unserer Gesundheit; wir sollen aus ihnen nicht den Zweck unsers Lebens machen. Wir sollen uns laben, um nicht müde zu werden im Gutesthun. Nur Derjenige hat am meisten gelebt, der am meisten gethan und gewirkt hat; so wie Gott immerdar wirket in unserer Seligkeit. Derjenige hat am wenigsten gelebt, welcher, unbekümmert um Menschenglück, so er befördern sollte, nur in sinnlicher Wollust schwelgte, nur genoß, wie das Thier auch genießt, ohne sich höherer Zwecke bewußt zu sein.

Die Stunden der Erholung müssen daher jederzeit in einem zweckmäßigen Verhältnisse zu den Stunden nützlicher Beschäftigungen stehen. Christus, in seinem Leben voll heiliger Thaten, ruhete nur, wenn seine Kräfte von ihm wichen. Er entschlief unter Sturmwinden. (Luk. 8, 23.) — So soll auch jeder seiner Nachfolger nur dann erst Erholung suchen, wenn er fühlt, daß die Kräfte seines Geistes und seines Leibes unter der Anstrengung zu erliegen drohen, und daß eine Zerstreuung des Gemüthes, ein angenehmer Wechsel der Beschäftigungen wohlthätig sei.

Wie leicht man aber über dies Mittel zur Gesundheit des Geistes und Leibes den wahren Zweck desselben vergißt, und wie leicht und lebhaft die Begierde nach Zerstreuungen in uns auflodert, davon erfahren wir täglich Beispiele. Wir sehen Menschen, die sich nicht die Arbeit zu einem Vergnügen, sondern das Vergnügen und die Zerstreuung zu einer Arbeit, zum Hauptzweck machen. Sie haben genug zu sorgen, um ihre Vergnügungsarten zu erfinden, mannigfaltig zu machen, zu ordnen. Sie kennen keine größere Mühe, als sich die verschiedensten Lustbarkeiten zu schaffen, weil der übermäßige alltägliche Genuß derselben ihnen endlich Ueberdruß erregt.

Diese Sucht nach Zerstreuungen ist eine wahre Seelenkrankheit, ein Laster unserer Tage, welches nur selten dafür gehalten wird, und sich immer weiter über alle Stände ausbreitet. Es verschlingt die schönsten und kostbarsten Stunden, welche man den Berufsgeschäften entzieht, und erzeugt endlich Entwöhnung von nützlicher Arbeitsamkeit. Man vollstreckt seine Pflichten nur zwangsweise, und sinnt darauf, wie man sich der Arbeit entziehen könne, um wieder in den gewohnten Kreis der Lustbarkeiten einzutreten. Man wird zu allen Verrichtungen unfähig, welche Anstrengung und Ausharren erfordern; man verliert den Geschmack für nützlichere Beschäftigungen; man entschlägt sich den schönsten Pflichten; man verliert den Sinn für die zartern Freuden des Gemüthes; man sieht den Verfall, die Zerrüttung seines Hauswesens, die Entfremdung seiner Freunde, man opfert dem Genuß nicht nur sein Vermögen durch unbesonnenen Aufwand, sondern selbst seine Ehre, seinen Ruf. Man genießt, ohne zu genießen, und macht den Genuß zuletzt nicht zu einer Freude, sondern zu einem quälenden Bedürfnisse der Gewohnheit.

Wer ist's, wer kennt nicht die schreckliche Seite der Zerstreuungssucht, dieses täglich beliebter werdenden Lasters? — Sehet die Jünglinge, welche, von der Lebensweise ihrer Väter entartet, ihre Tage im geschäftigen Nichtsthun vergeuden; Ihr findet sie auf den Straßen, an allen Orten öffentlicher Lustbarkeit — selten im rühmlichen Gewerbe. Entwöhnt von der Arbeit verschwenden sie das Gut ihrer Vorfahren, und nutzlos für das Vaterland, nutzlos für die menschliche Gesellschaft, spotten sie der bürgerlichen Ordnung, die ihre Lüste beengt, bis das Laster sie entnervt einer traurigen Armuth oder einem frühen Grabe ausliefert. — Sehet den Hausvater, den die Zerstreuungssucht vergiftete. Er gehört nicht mehr seinen Geschäften, nicht mehr der Gattin, nicht mehr den Kindern, nicht mehr sich selbst, sondern den lachenden Gesellschaften, in welchen er unter elenden Nichtswürdigen Alles vergessen kann, was gut und groß und gerecht ist. — Sehet die zerstreuungssüchtige Hausmutter — ach, sie ist des edeln Namens der Hausmutter nicht mehr würdig! Dem Gesinde überläßt sie die Sorge um das Haus, und ihre Kinder stehen wie Waisen da, welche nur selten das Glück haben, die verachtungswerthe Mutter zu umarmen, welche lieber am Spieltisch oder im Tanze schimmern, oder in müßigen Versammlungen glänzen will. Die Mutterpflichten sind ihr fremd geworden; häusliche Glückseligkeit ist ihr etwas Unbekanntes; in ihrer eigenen Wohnung wird sie sich unerträglich; nur unter Fremden ist sie daheim, unter Freunden und Kindern ist sie fremd.

Woher so manche unglückliche Ehe? Woher so manche Entartung der Kinder? Woher so mancher Ruin der Gesundheit? Woher so mancher Verfall eines rühmlichen Wohlstandes? — — Es sind die Geisseln, welche das Laster über seine eigenen Verehrer schwingt; es sind die unfeligen Wirkungen der Wuth nach Zerstreuungen.

Der Christ ist in den Stunden seiner Erholung nicht unersättlich. Er liebt sie, aber mit Vorsicht und Mäßigung. Er liebt sie, wie ein müder Arbeiter die Ruhe. Seinen höchsten Genuß findet er, wie Gott, in der größten Thätigkeit für Menschenwohl und im Anschauen seiner Werke.

Welche Wollust liegt für mich in dem Gefühl, das Glück meiner Familie, meiner Mitbürger auf irgend eine Art vermehrt, meine Berufsgeschäfte mit ehrenvoller Treue geübt, und Anspruch auf die Achtung und Dankbarkeit der Welt erworben zu haben! Wie süß ist nach diesen nützlichen Anstrengungen meiner Kräfte die Erholung!

Aber auch in den Stunden der Erholung muß ich Christ sein. Es ist nicht gleichgültig, welche Art der Ergötzlichkeit ich mir wähle. Nenne mir deine Unterhaltungen in den Nebenstunden, und ich will dir sagen, was du werth bist!

Der Christ verschmäht jede Erholung, welche nicht zu den unschuldigen Lebensfreuden gezählt werden darf.

Unschuldig also sollen meine Erholungen sein, das heißt, an sich selbst nicht böse. Es ist der Würde des Christen unangemessen, seine Freuden auf Unkosten fremder Glückseligkeit zu geniessen. Nur die Hölle mag sich in den Thränen Anderer ein Entzücken bereiten, und Wollust in Anderer Schmerz suchen. — Wehe dem, der, um sich zu erholen, seine Freuden am Schaden des Bruders findet. Er reißt wie ein Wahnsinniger das Gute in den Stunden der Ruhe nieder, was seine Hand in den Stunden des Fleißes baute, und knüpft an seine flüchtige Lust den Fluch der Erde und des Himmels.

Nein, nicht des Christen würdig, nicht unschuldig ist das Frohlocken über Fehler, Gebrechen oder üble Ereignisse des Nächsten; nicht unschuldig sind jene Freuden

der Verleumdung, jene Ergüsse der Klatschereien, wodurch schon der Friede so manches Hauses unterbrochen, so manches Band der Freundschaft zerrissen ward! — Ein edler Geist sucht edlere Genüsse. Gefällt sich das vernunftlose Thier in seinem Schlamme, der Sünder in seinen Leidenschaften; der Christ gefällt sich nur in dem, was seiner Würde, seiner hohen Bestimmung gemäß, was unschuldig ist und edel.

Selbst solche Erholungen genießt er mit Vorsicht, die, obwohl an sich selbst ganz unschuldig, dennoch leicht zum Bösen anreizend sind. Dahin gehören alle diejenigen Vergnügungen, welche das Gemüth mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit ergreifen, nur die Sinne gleichsam berauschen. Hier ist's, wo der Nachfolger Jesu am meisten über die Unschuld zu wachen hat; hier ist's, wo die Sünde sich mit Rosen umkränzt, das Verbrechen im Gewande der Fröhlichkeit lächelt, und die Leidenschaft ihr Gift unter den Honig der Freuden mengt.

Unschuldig ist das Spiel, welches eine leichte Uebung des Scharfsinnes und Witzes sein kann; Karten und Würfel, indem sie die Gewinnsucht oder den Stolz wecken, werden mörderische Werkzeuge für deine Gemüthsruhe in den Händen der Freude. Das Spiel hört auf, Mittel zur Erheiterung des Geistes zu sein, wenn es, statt zu vergnügen, die Empfindungen des Verdrusses, der Angst oder der Schadenfreude erweckt. Es ist nicht mehr Erholung, wenn es die frohe Laune raubt, die du in dieser Art der Zerstreuung suchtest.

Unschuldig ist die harmlose Theilnahme an den Freuden, wo der gesellige Scherz und der Reiz edler Getränke das Gemüth höher stimmt, und in heiterer Begeisterung emporhält. Aber schlüpfrig ist der Pfad der Lust, und leicht im Taumel des Vergnügens die zarte Grenzscheide überschritten zwischen dem Genusse der Freude und wilder Ausgelassenheit.

Unschuldig ist noch manche andere Art der Erholung, aber schuldig wird sie durch den Mangel weiser Nüchternheit, fester Besonnenheit. — Nicht im Augenblicke der Gemüthsstille, nein, in dem Augenblick, wo lebhaftere Empfindungen das Herz bestürmen können, ist der Christ am meisten Christ; denn da gilt es den Kampf um Herzensreinheit und Seelenruhe.

Aber wie mancherlei Ergötzlichkeiten sind nicht noch vorhanden, wie vielerlei Erholungen, welche, weit entfernt, dem Herzen gefährlich zu sein, ihm wahrhafte Wohlthat werden; Erholungen, mit welchen sich sogar nützliche Zwecke verbinden lassen.

Fröhliche Unterhaltungen, Scherze und belehrende Gespräche im engern Kreise der Familie, harmlose Spiele mit unsern Kindern und Freunden, stimmen das Gemüth zur reinen Freude, und öffnen es zärtlichen Empfindungen. — Das Lesen nützlicher Bücher erhebt den Geist über das Alltägliche des gemeinen Lebens, erfüllt ihn mit neuen Kenntnissen der Welt, des Menschen und der Natur. Er veredelt sich dadurch auf eine schnellere Weise; und je heller seine Einsichten werden, je würdiger werden seine Vorstellungen von der Größe und Majestät Gottes. — Oder willst du die Einsamkeit meiden, tritt hinaus in den Tempel der Natur, und ergötze dich in Betrachtung der göttlichen Schöpfungen. Betrachten heißt dann aber nicht bloßes, gedankenloses Anschauen der Dinge um dich her, sondern auch Nachdenken über die Absichten, Zwecke und wunderbaren Einrichtungen derselben. Wähle dir den Umgang einsichtvoller Freunde, die dich über Manches selbst belehren, oder durch Empfehlung eines weisen Buches deine Kenntnisse in der Natur aufheitern können. Nicht minder süß und edel und des Christen würdig ist das Erforschen der Lage unglücklicher Familien, leidender Personen. Suche sie auf, zeige ihnen deine Theilnahme, bringe ihnen nach deinen Kräften zweckmäßige Unterstützung, hilf ihnen mit deinem Rath!

Wenn Engel einer Erholung bedürften, so würden sich Engel auf diese Weise ergötzen.

Doch, es ist genug, daß ich jetzt lebhaft überzeugt bin, daß selbst die Stunden der Zerstreuung und Erholung dem Christen von hoher Wichtigkeit sein müssen. Ich will mir hier nicht alle Arten froher Genüsse schildern; wie könnte ich's auch, da Gottes Güte mir dieselben so reichlich und abwechselnd jeden Tag entgegen bietet! —

Du lässest, o Quell aller Freude, o ewiger Urheber aller Seligkeit, keins Deiner Geschöpfe schmachten. Jedem hast Du, dem Seraph vor Deinem Throne und dem Wurm, der am Halme hängt, eine Lust bereitet in seiner Art. Warum soll ich denn nach Zerstreuung jagen, und sie so begierig aufsuchen, da Du doch, o mein Gott, mein Schöpfer, überall an meinem Lebenswege Freude groß und klein ausgestreut hast!

147.

Der Tag der Sorgen.

Matth. 6, 34.

Gott ist meine Zuversicht;
Der mich schuf, wird mich bewahren!
Ihm vertrau'n ist Lust und Pflicht;
Er kann wenden die Gefahren.
Freude, Dank, Vertrau'n gebührt
Dem, der mich bisher geführt.

Hab' ich trostlos je geweint?
Bluteten stets meine Wunden?
Wo ich hilflos mich gemeint,
Hab' ich Hilfe nicht gefunden?
Ward ich, wenn ich zu ihm floh,
Selbst nicht meiner Thränen froh?

Führe Du mich, Vater, Du,
Nichts kann mein Vertrauen rauben:
Weisheit ist's und Seelenruh,
Kindlich treu an Dich zu glauben.
Seh' ich keinen Strahl von Licht:
Du bist mein; ich zage nicht.

Wer hat ihn nicht gehabt, wer hat ihn nicht noch, seinen Tag der Sorgen? — Wo wäre ein Sterblicher ohne ihn? Selbst das harmlose Kind ist ihm nicht fremd.

Und wie mancherlei sind die Sorgen, die schwarzen Begleiter unsers Lebens, die Jeden quälen! — Wie manches Gesicht lächelt uns an, welches sich eben so schnell in der Einsamkeit wieder verfinstert; wie manches gute Herz verhehlt den nagenden Wurm, von dem es gefoltert ist!

Man pflegt ein sorgenloses Leben das glückseligste zu nennen; — allein auf diese Weise ist kein Mensch einer ungetrübten Glückseligkeit fähig.

Inzwischen müssen wir doch auch hier in Wahrheit bekennen, daß, so schmerzlich und beängstigend wohl das Sorgen sei, es dennoch für den Menschen eine Quelle künftiger Zufriedenheit ist.

Es ist gut, daß wir zuweilen unsere Sorgen haben, denn es bringt Ernst und Nachdenken in unser Leben. In ununterbrochener Lust würde die Lust und das Leben uns zuletzt anekeln; würden wir selten unsers bessern Werths, unsers höhern Berufs gedenken; würden wir vergessen, daß wir durchaus für uns nichts sind, nichts haben, ohne den Beistand und Willen Gottes. — Viele Sterbliche, die lange ohne den Gedanken und die Empfindung der Religion dahin lebten, erhoben sich erst zur wahren Andacht, zum innigen Gebet, zur ächten Religiosität, zum Halten an Gott, wenn sie in schweren Bedrängnissen keinen Trost, keine Hilfe, keine Aussicht fanden.

Es ist gut, daß wir zuweilen auch den Tag der Sorgen erleben, denn ohne ihn würden wir planlos, wie das Thier, von einem Augenblick zum andern hinleben, ohne der Zukunft eingedenk zu sein. Wir würden leichtsinnig in der Jugend unsere alten Tage vergessen; wir würden unterlassen, zur rechten Zeit die Saaten auszustreuen, von deren Aernten wir uns erhalten wollen; wir würden, unbekümmert um das Schicksal unserer Nachkommen, diesen die Mittel anständiger Versorgung entziehen. Nur der Leichtfertige verkennt seine Pflichten gegen die kommenden Zeiten; nur der Verschwender scherzt mit dem gegenwärtigen Augenblicke allein, um mit einem künftigen Jahre zu klagen.

Es ist gut, daß wir auch den Tag der Sorgen kennen lernen; er ist's, der uns auf unsere eigenen Fehler und Unbesonnenheiten aufmerksamer macht, als der treueste Freund, indem er uns vor den Folgen unserer unklugen oder leidenschaftlichen Handlungen zittern läßt. Der Mensch, welcher, unbekümmert um Recht und Unrecht, nichts mehr fürchtet, ist eben so elend, als wer nichts mehr zu hoffen hat. Furcht und Hoffnungen sind die Wegweiserinnen des irrenden Sterblichen zum Tempel der Tugend und dauerhaften Seligkeit.

Wenn ich die Natur der menschlichen Sorgen betrachte, um zu ergründen, wie ich mich von den quälendsten derselben allmälig befreien könnte, muß ich nothwendig auf die Ursache ihrer Entstehung zurückblicken.

Die meisten derselben entspringen aus der *Furcht vor den Folgen meiner Unbesonnenheiten* und der von mir eingeschlagenen Fehlwege. Sie sind also nur die bittere Frucht meiner Leidenschaft, oder Ungerechtigkeit, oder meines Leichtsinnes, der allerdings oft eben so strafbar sein kann, als die Bosheit selbst, weil beide zu gleichen Vergehungen leiten. — Keine Art der Sorgen ist für das menschliche Gemüth peinigender, und doch auch keine leichter von uns abzuwehren, als diese. Lassen wir uns durch das unglückliche Beispiel Anderer, die aus ähnlichen Gründen ähnliche Schuld büßten, vor ähnlichen Unklugheiten warnen, und vorsichtiger in Worten und Unternehmungen werden. Lassen wir uns warnen durch die erste Furcht vor den Folgen allzuleichtsinnig begangener Fehler — und vermeiden wir diese in Zukunft mit jeder möglichen Vorsichtigkeit. Hier ist kein Anderer die Ursache der uns drohenden Uebel; hier sind wir es allein selbst. Wer die Furcht meiden will, meide die Unbehutsamkeit, welche unangenehme Folgen nach sich zieht. — Nicht die Verdrießlichkeiten, welche eine Frucht unsers Benehmens sind, können wir zurücktreiben; wohl aber steht es in unserer Macht, ob wir die Saat des Uebels ausstreuen wollen oder nicht.

Manche andere Sorge entspringt bei uns in der *Ungewißheit der Zukunft* und der Furcht vor solchen Ereignissen, die wir weder verschuldet noch veranlaßt haben, noch durch unsere Kraft verhindern können. — Hier stehen wir in höherer Gewalt, in der Hand dessen, der dem Mächtigsten der Sterblichen wie dem Schwächsten sein unvermeidliches Schicksal bereitet. Fühlst du dich rein von eigenen Vorwürfen, so lerne, in deine Unschuld gehüllt, festen Muthes jedes Schicksal erwarten, und siehe der Zukunft so männlich-entschlossen, so christlich-stolz entgegen, als du männlich und christlich in deiner Vergangenheit gehandelt hast. — Du trachtest umsonst, das, was geschehen soll, abzuwehren — du kämpfest umsonst gegen die Allmacht des Weltregenten! Deine einzige Pflicht unter so schweren Drohungen der Zukunft bleibt, allen Ernst, alle Klugheit anzuwenden, dem anrückenden Uebel auszuweichen, oder ihm nicht Alles preiszugeben. Und hast du diese Pflicht gethan, daß du nicht mehr thun konntest, dann verzage nicht. Dann hoffe auf den allhelfenden Gott; er hat deiner nicht vergessen. Dein Schicksal, wie das Schicksal der Mächtigsten der Erde, und des kleinsten Wurms, ist berechnet. Glaube an ihn, und was dir auch geschehe, er ist der Gott der *Liebe*! Sein Ziel für dich ist Liebe, Wohlthat! — Er gibt dir dein Glück, und selbst im Tode ist kein Unglück, wenn du erhaben genug bist, Christ zu sein! — Wahrlich, der hat um die Bedrückungen der jetzigen Zeit, oder wegen der Gefahren, die ihm noch bevorstehen, weniger Sorgen, geringere Furcht, der Gottes Macht und Liebe recht zu beherzigen weiß, und voll Vertrauens ihm seine Sache anheimstellt, während der Bedrängte von der andern Seite alle Klugheitsmittel ergreift, jedes mögliche Unglück von sich und den Seinigen abzuwenden, oder es doch zu vermindern.

Aber der Hang zum ängstlichen Kümmern, Fürchten und Sorgen entspringt gar oft auch nicht eigentlich aus bevorstehenden oder gegenwärtigen wirklichen Uebeln, sondern aus *einem krankhaften Zustande des Körpers*, aus Nervenschwäche und allzugroßer Reizbarkeit. Viele Menschen sind heutiges Tages mit diesem Uebel behaftet, welches eine natürliche Folge entweder unserer eigenen verzärtelten Lebensart, oder derjenigen der Aeltern gewesen sein mag.

Unter solchen Umständen ist die Heilung von übertriebener Furchtsamkeit allerdings schwierig; aber keineswegs unmöglich. Du hast diese Krankheit, sobald du fühlst, daß du gegen Alles eine starke Empfindlichkeit äusserst; daß dich das Gute wie das Schlimme allzulebhaft ergreift. *Hier ist's deine Pflicht, den Rath eines verständigen Arztes zu vernehmen.* Oft ist solch ein Uebel beständiger Aengstlichkeit nur Anzeichen größerer Krankheiten, die in deinem Körper entstehen wollen. Hier hilft oft schon eine einfachere, strengere Lebensart; vielfältige, oft erzwungene Zerstreuung, wo die trüben Gedanken durch fremde Gegenstände und Beschäftigungen schnell verdrängt werden. Freilich nicht in den ersten Tagen ist damit das Uebel verscheucht — strengere Lebensordnung und regelmäßige Zerstreuung muß Monden und Jahre lang fortgesetzt werden, um den ungesunden Zustand allmälig zu verbessern.

Doch nicht körperliche Bewegungen und Zerstreuungen, oder die Mittel des Arztes, sind allein vermögend, auf den Leib wohlthätig einzuwirken. — Auch der Geist

selbst muß das seinige thun. Er hat auf den Leib einen ungemein großen Einfluß; und so gewiß es ist, daß Menschen bloß durch ihre krankhaften Einbildungen in der That ihre Gesundheit zerstören können, eben so gewiß ist es, daß ein an sich ungesunder Leib durch Ruhe und stille Heiterkeit des Gemüths genesen und gerettet werden kann. Daher finden wir, daß diejenigen Personen das höchste Alter zu erreichen pflegen, welche immerdar eine gewisse Gleichmüthigkeit zu bewahren wußten, und sich weder einer allzugroßen Traurigkeit und Furcht, noch einer allzuunbändigen Freudenbezeugung überlassen. Sprich nicht: Aber dies kann der Mensch sich weder nehmen noch geben; dies liegt einmal in der Natur. Nicht Jeder vermag so viel über sich! — O du, der so redet, du gibst damit zu verstehen, du seist schon allzusehr Sklav deines Fleisches geworden, so sehr Sklav, daß du selbst nicht einmal mehr den Gedanken zu denken wagst, dir Gewalt anzuthun. Ist es dir unbekannt, daß Gewohnheit endlich auch die Natur des Menschen ganz verwandeln kann? Ist es dir unbekannt, daß die Gewohnheit nur eine Folge von anhaltender Uebung ist? — Versuche es also, dir in allen deinen Verhältnissen einen unzerstörbaren Gleichmuth zu erhalten; in der Freude wie im Schmerz gleich enthaltsam zu sein, nichts allzulebhaft über dich herrschen zu lassen, sondern dich von Allem, es erfreue oder betrübe dich, durch augenblickliche schnelle Zerstreuung und Abänderung des Gegenstandes loszureißen.

Fasse gewisse, durch tausend Erfahrungen und durch deine eigene Vernunft bewährte Grundsätze, und hange diesen mit eisernem Willen an. — Du bist gerettet. Deine Aengstlichkeit, deine Sorgfalt wird dir verschwinden, wie ein düsterer Nebel, durch welchen die fröhliche Sonne bricht. Deines Geistes stille Gleichmuth wird dich vor unzähligen Mißgriffen in deinem Leben bewahren, zu welchen dich bisher allzugroße Empfindlichkeit oft verleiten mochte, und du wirst schon darum natürlich weniger Unglücksfälle oder Unannehmlichkeiten für dich und die Deinigen zu befürchten haben, weil durch dein besonnenes, ruhiges Betragen weniger Anlaß dazu gegeben wird.

Eine übermäßige Furcht vor bevorstehenden Widerwärtigkeiten ist das Kennzeichen schwacher Seelen. — Starke Gemüther kennen die Sorge auch, aber sie benutzen dieselbe zur Vorsicht und zum entschlossenen Handeln für ihre Rettung. Der Schwächling verzagt, und geht in dem Strome des Uebels unter, weil er in der Angst, von der er sich zu sehr einnehmen läßt, selbst die Rettungsmittel nicht sieht, die noch nahe genug vor ihm liegen. Der Starke, Besonnene verliert mit dem Glück nicht zugleich den Muth, es wieder erobern zu können. Er hält sich kräftig über den Wellen empor, bis er ein Bret vom Schiffbruch erhascht, welches ihn rettet.

Uebermäßige Sorge, der wir uns fortgesetzt überlassen, ist eines der schrecklichsten Gifte für den Leib. Angst und Kummer stören die Thätigkeit unserer innerlichen Theile, hemmen die Freiheit derjenigen Gefässe in uns, welche edle und unedle Säfte von einander scheiden sollen, oder deren Kreislauf befördern müssen. So entstehen mit den ungesunden Säften wahrhafte Verletzungen unsers Körpers, die nicht selten dessen ganze Auflösung nach sich ziehen. Wie viele Menschen sahen wir nicht, welche ohne männliche Fassung, ohne Christenmuth, der Raub ihres Grams und ihrer Sorgen wurden; die unmerklich, ihrem traurigen Hange sich überlassend, verblühten, hinwelkten und starben! — — Sie sind Selbstmördern gleich zu achten, welche das Gift langsam einschlürfen, an welchem sie ihren Geist aufgeben wollten.

Doch nicht allein der Körper wird durch das anhaltende Sorgen und Grämen geschwächt, sondern der Geist selbst. Wie willst du dich retten, wenn dann die befürchtete Noth wirklich eintritt, da du schon früh mit übertriebener Furcht die Kräfte deines Verstandes gelähmt hast? — Das aber verderbt den Geist am stärksten, was ihn ohne Unterlaß am anhaltendsten beschäftigt. Denn dies Einerlei der Sorge und Angst ermüdet ihn; Ermüdung zieht Entkräftung, Stumpfheit, und in gewissen Lagen des Lebens endlich wahrhaften Blödsinn nach sich. Hingegen Abwechselung der Beschäftigungen und Gedanken erquicken und stärken den Geist. Sie macht ihn nicht zur nichtigen Beute einer einzigen Vorstellung, sondern übt sein Vermögen auf das Mannigfaltigste.

Dies aber ist das Uebel der Furcht und Sorge, daß sie den Geist immer nur mit einer und derselben Vorstellung beschäftigt. Damit wird er unfähig, etwas Anderes zu überlegen, auch andere Dinge gehörig zu prüfen, und sie zu seiner Rettung in Anschlag zu bringen. Wissen wir nicht, daß allzuängstliche und furchtsame Personen oft wie geblendet handeln, und alle Besinnung verlieren? — daß sie eben dadurch oft untergehen, wo es jedem andern leicht geworden sein würde, sich ohne große Mühe aus der Verlegenheit zu retten? So lange ist noch nichts verloren, als man den Glauben an sich selbst und das Vertrauen auf Gottes allmächtige Vaterhand nicht verloren hat.

Die Sorge und Bekümmerniß, wenn man sich ihr allzuwillfährig überläßt, und sie nicht oft gewaltsam durch irgend eine mächtige Zerstreuung unterbricht, wird endlich zur herrschenden Gewohnheit. Dann sieht die erhitzte, kränkliche Einbildungskraft nichts, als was sie fürchtet; ja sie sieht die bevorstehenden Uebel viel schrecklicher, als sie in der That sind, wenn sie endlich dicht vor uns stehen. Und sind sie vorüber, schafft sich das an Sorgen und Aengstlichkeit gewöhnte Gemüth in allen Kleinigkeiten neue Vorboten neuen Unglücks. Es vermuthet bei allen Dingen sogleich das Aergste. Es verbittert sich muthwillig jeden Lebensgenuß, und macht sich unfähig, das Leiden zu tragen oder abzuschütteln, wenn es uns überfällt.

So macht demnach anhaltendes Sorgen, immerwährendes Nachdenken über einerlei Uebel dasselbe schlimmer, als es ist. Nicht zwar das Uebel wird an sich selbst größer, als es ist, sondern wir werden nur schwächer an Kräften, es mit demselben aufzunehmen.

Darum höre auf das Wort des Weisesten, der jemals die Noth des Lebens zu tragen hatte. Sorget nicht, sprach er, für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe! (Matth. 6, 34.)

Jesus Christus, als er diese Regel der wahren Lebensweisheit gab, wollte keineswegs zum Leichtsinn ermuntern, welcher nichts in Erwägung zieht, von keiner Gefahr zu größerer Vorsicht gewarnt wird, sondern blindlings ins Verderben hineinschwindelt; — nein, er-

munteru wollte er seine Nachfolger, alles Schicksal, welches wir zu tragen bestimmt sind, mit leichtem Sinne zu nehmen. Wer aber mit Vorsicht in allen seinen Unternehmungen und Reden zu Werke geht, und in allem Uebrigen auf Gott eine feste Zuversicht setzt, der fürchtet nicht bald mit Uebermaß irgend ein Uebel; der läßt sich von demselben nicht bald niederdrücken; sondern er geht voll leichten Sinnes unter seinem Ungemach hin, und denkt: Gott wacht noch über mich! Er strengt seine Kräfte zur ehrenvollen Rettung an, und sieht freudig einem bessern Tage entgegen; denn er weiß: Wie es ist, bleibt es nicht! Unterm Monde wechselt Alles!

In der That ist das quälende Sorgen schon darum eine Thorheit, daß wir die Noth, welche wir befürchten, unnützer Weise schon thätig gegen uns machen, ehe sie noch da ist; daß wir schon den heutigen und morgenden Tag um dasjenige mit Jammer und Angst anfüllen, was noch nicht erlebt ist. — Wie es ist, bleibt es nicht: unterm Monde wechselt Alles. Wozu dein ewiges Dichten und Trachten? Habe nur Muth, noch heute deiner Stunde froh zu werden, dann wirst du auch Kraft gewinnen, die schwarze Stunde froh zu empfangen. — Wie es ist, bleibt es nicht; unterm Monde wechselt Alles! Wie vielmal hast du es erfahren; warum bleiben dir auch die schönsten Erfahrungen fruchtlos, warum ängstigst du dich, als würden diese Verhältnisse nun nie wieder andrs werden können? Siehe, kein Tag gleicht dem andern.

Ohnehin lehrt uns die Erfahrung daneben, daß gewöhnlich dasjenige am wenigsten eintrifft, was man am ängstlichsten und längsten besorgt hat. Wozu also die unnütze, frühzeitige voreilige Bangigkeit? Wie wenig kann der Mensch von einer Stunde zur andern vorsehen, was sich Alles begeben und abändern werde? Nur Gott regiert die Zufälle und lenkt die Herzen der Menschen durch Umstände, mit welchen er sie umgibt. Meistens trifft uns das Unglück von ganz andern Seiten, als wir es erwarteten. Daher fruchtet dein ängstliches Kümmern zuletzt wenig. Sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird auch für das Seine sorgen. — Wandle muthig deinen Weg, mit Vorsicht, Klugheit, Redlichkeit und Vertrauen auf Gottes Fürsorge, dann kannst du auch, wenn dich hart dein Verhängniß trifft, leichten Sinnes wandeln.

Und dann, wenn das Uebel vorhanden ist, suche auch an ihm sogar das Gute und Wohlthätige auf. Denn es ist auf Erden kein Unglück, welches nicht auch irgend vortheilhafte oder angenehme Seiten habe. Wende den Blick auf diese, und meide, bloß an dem Gegenstände zu hangen, der dich am meisten betrübt. So wirst du unvermuthet selbst deines schweren Schicksals Meister werden; so wirst du selbst an den Dornen Rosen für dich finden; so wirst du erhabner als dein Schicksal, wahrhaft Christ und Weiser sein.

Ist aber die Noth am größten, dann steht dir Gottes Hilfe am nächsten! — Kleinmüthiger, musiere die Tage deines vergangenen Lebens durch, und gedenke des Beistandes der Vorsehung, die dir nicht nur Leiden tragen half, sondern sie auch oft in eben so großes Glück für dich verwandelte. Auch damals in deinen bangsten Augenblicken verzweifeltest du: Wie wird dies enden! — Auch damals dachtest du zitternd: Nein, nun kann ich in meinem Leben nie wieder froh werden! — Und siehe, wo sind jene Wetterwolken geblieben, die dich so sehr erschreckten, dir alle Fassung raubten? Sie sind weit hinter dir verflossen und verschwunden; du bist längst jener Angst entledigt, und hast noch manchen freudigen Tag erlebt. — Warum dann bist du jetzt in unmäßiger Unruhe? Warum verzagst du jetzt an Allem? — Freilich das nächste Unglück scheint immer das größte von allen, aber es wird endlich auch überstanden sein, und dann hinter dir klein werden. Der Gewitterhimmel ist nur dann am schwärzesten, so lange noch keine Blitze lodern; er wird schon heiter, wie die Wetter über deinem Haupte schweben. — Wird deine Noth am größten, ist dein Gott am nächsten.

Ja, Du bist mir nahe, denn Du bist ja auch mein Vater, Gott, Allbarmherziger, Trost des Unglücklichen! Du bist mir nahe, wenn Alles von mir weicht. In Deiner Hand liegen die Verhängnisse; Du regierst den Sinn der Sterblichen und die Begebenheiten der Augenblicke. Du winkst, und das Heiterste wird zur Nacht; und Du winkst abermals, und die Finsternisse hellen sich unerwartet vor mir auf.

Allernächster! Allerhöchster! Wenn ich auch in meiner Niedergeschlagenheit an Allem verzweifeln sollte, doch an Deinen Führungen will ich nimmer verzweifeln. Du, vielmals mein Retter, wirst mich auch in künftigen Anfechtungen retten, und Deine Stärke zeigen, und die Macht Deiner Gnade. Vater der Barmherzigkeit, so richte ich mich in meinem Angstgedränge glaubensvoll an Dir auf. Du hilfst dem, der an Dir hält. Und ich bin nicht verlassen, da Du mich nicht verlassen willst. Du zählst meine Thränen, Du hörst meine Seufzer, Du kennst das geheime Sehnen meines Herzens, Du bereitest auch mir schon die Stunde neuer Freuden vor, welche der Lohn meiner Traurigkeit werden soll.

So versinke ich nicht in vergeblichem Harm und Kummer. Du bist mein Gott! So will ich muthig in mein Verhängniß eintreten; denn Du bist mein Gott! — Ging Dein ewiger Sohn nicht unerschrocken in den großen Leidenskampf, wo nichts ihm blieb, als sein Erbarmen flehender Blick zu Dir? Ging er nicht festen Muthes den Todesweg zum Kreuze — glaubensvoll an Deine Weisheit? Was können Menschen mir schaden, Vater, Allbarmherziger, unergründlich Liebevoller, wenn Du mit mir bist?

148.

Von einigen gemeinen Fehlern im Verbessern unserer Vermögensumstände.

Sirach 11, 20 — 23.

Ueberall vertrau dem Herrn,
Nie ist seine Gnade fern.
In der freudenreichen Zeit
Wie in Widerwärtigkeit.

Geh, erfülle deine Pflicht,
Kümmre dich um Andres nicht.
Ist dein Werk vollbracht, wohlan!
Gott hat seines auch gethan.

Im Berufe fromm und treu,
Frage nicht, was besser sei.
Gib du dem Berufe Werth,
Dann wirst du durch ihn geehrt.

Geht es auch nicht, wie es soll,
Aermlich oft und sorgenvoll:
Nun wohlan, so schlimm es sei,
Gottes Leitung ist dabei.

Blick' auf Gott und handle recht,
O fürwahr, so kommt's nicht schlecht.
Reines Herz und froher Muth
Geht wohl über Geld und Gut.

Es ist mir schon mehrmals sehr aufgefallen, wie eifrig und ohne Unterlaß Jedermann sucht, bemittelter an Glücksgütern zu werden; wie der Landmann, der Handwerker, der Kaufmann, selbst der Gelehrte, der obrigkeitliche Beamte, nach größern Einnahmen trachten; und wie dann andererseits wieder manche Geistliche und Lehrer gegen das Streben und Ringen nach Reichthum eifern, den Reichthum sogar verachten, und die Armuth preisen, gleichsam als wenn kein Anderer selig werden könnte, als der Nothleidende und Dürftige. Noch auffallender wird es, wenn man dergleichen Aeusserungen von Personen hört, die entweder selbst sehr wohlhabend sind, oder wenigstens von keiner Nahrungssorge wissen, oder doch nach bessern und einträglichern Stellen gern verlangen.

Es gehört gewiß zu den verkehrtesten Begriffen, wenn man glaubt, es sei eines Christen unwürdig, sich den zeitlichen Sorgen zu überlassen, um nach größerm Vermögen zu arbeiten; wenn man immerdar auf den irdischen Mammon schilt, als sei Reichthum ein unüberwindliches Hinderniß zur Seligkeit. Wer dergleichen in vollem Ernst behauptet, ist ohne Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens; falsch verstandene Stellen der heiligen Schriften brachten ihn zu übertriebener Verachtung des Irdischen und zu schwärmerischen Grundsätzen. Wer aber den Reichthum öffentlich verachtet, und doch selber ihn gern besitzt, ist ein Heuchler.

Christus Jesus verachtete den Reichthum und dessen Früchte keineswegs, noch weniger hielt er alle reiche Leute für verlorne arme Seelen. Wie hätte er alle Fürsten, alle Vermöglichen verdammen, oder von ihnen fordern sollen, daß sie ihre Habe und Gut weggäben? Würde das geschehen sein, so wären Bettler wieder an die Stelle der Fürsten und Reichen getreten. Auch unter Jesu ersten unmittelbaren Schülern und Freunden waren angesehene und sehr begüterte Personen. Ein solcher ist unter andern Joseph von Arimathia gewesen, ein Rathsherr, der war nicht nur ein guter frommer Mann, wie der Evangelist Lukas ihn nennt, sondern ein reicher Mann, welcher auch ein Jünger Jesu war, wie Matthäus (27, 57.) schreibt.

Es hat der heilige Lehrer des menschlichen Geschlechts nur gegen die unmäßige Sorge und Bekümmerniß wegen zeitlicher Güter gesprochen. Er empfahl den Armen Zufriedenheit und Vertrauen auf Gott, den Bemittelten Genügsamkeit, und den Reichen Barmherzigkeit gegen Nothleidende. Reichthum und dessen Genuß galt ihm für keine Sünde; er verbot nicht, durch Fleiß und Rechtschaffenheit seine Vermögensumstände zu verbessern; er schärfte nur die einzige große Wahrheit allen seinen Anhängern wiederholt ein: daß irdisches Gut nicht das Höchste und Beste für uns auf Erden sei; daß es noch etwas Höheres und Besseres für uns als unsterbliche Wesen gebe, welches wir mit uns hinübernehmen in's Ewige, und nicht wie anderes zeitliches Glücksgut im Tod hinter uns zurücklassen.

Wenn sich die Menschen bemühen, ihr Eigenthum zu vermehren, es sei dies nun groß oder klein, so erfüllen sie nur eine natürliche Pflicht gegen sich und die Ihrigen. Die Schöpferhand Gottes hat zu dieser Pflicht den Reiz selbst in unsere Natur gelegt, weil dabei weit höhere Absichten obwalten, als bloßes Geldsammeln. Gott gab dem Menschen Bedürfnisse, und zwang ihn damit zur Thätigkeit. Durch Frost und Hitze, durch Durst und Hunger wurden die ersten Sterblichen zur Arbeit angetrieben. Sie befriedigten ihre Bedürfnisse Anfangs unvollkommen, aber die Noth ward ihre Lehrmeisterin, das Bessere zu versuchen. Gewebte Kleider traten an die Stelle der Thierfelle; Häuser an die Stelle der Höhlen. — Der Erfindungsgeist ward aufgeweckt, und indem er sich zu dem Nothwendigen auch mit dem Ueberflusse versehen wollte, lernte man erst die mannigfaltigen Erzeugnisse der Erde und den großen Reichthum der Schöpfung genauer kennen und zweckmäßiger benutzen. Sofort mußten nothwendig die Begriffe von Mein und Dein entstehen; die Grenzen des Eigenthums wurden geordnet, und Jeder bei dem Seinigen beschützt, er mochte viel oder wenig besitzen. So kamen die Vorstellungen von dem, was gerecht und billig, erhaben und nützlich sei, unter die Menschen. Sie erfanden Gesetze und gemeinsame Anstalten. Was der Eine nicht hatte, tauschte er vom Andern ein; dadurch entstand der erste Handel, und zur Erleichterung des Verkehrs ward das Geld erfunden, als ein Werthzeichen für alle Waaren. Wer mehr besaß, konnte den Dienst der Aermern nicht entbehren, und der Arme hatte die Hilfe der Vermöglichern nöthig. So wurden durch das Streben nach Eigenthum und Vermehrung desselben die sonst zerstreuten Menschen immer enger mit einander verbunden, und sich gegenseitig unentbehrlicher. Die Fortschritte des Gewerbfleißes und Handels verknüpften endlich sogar die von einander entferntesten Nationen. Kein Weltmeer war zu groß, kein Gebirge zu hoch, keine Wüste zu gefährlich, daß man nicht zu einander gereiset wäre. Ehemals sorgte nur Jeder für sich allein, oder höchstens für seine ganze Familie; nun sorgte man auch für ganze Gemeinden, für ganze Länder und Völker. Man lernte die Pflichten der Gemeinnützigkeit kennen. Man faßte die gesammte Menschheit und ihr Bestes in's Auge. Hohe allgemeine Wahrheiten, allgemeine Rechte, allgemeine Pflichten wurden erkannt, von denen der Mensch vorher keine Ahnung haben konnte, so lange er ohne Eigenthum in der Einsamkeit lebte. Und in diesem ganzen Spiele der Nothwendigkeiten und Verbesserungen, in diesem großen Treiben aller Kräfte des Menschen offenbarte sich die Herrlichkeit und Weisheit der Absichten Gottes mit dem menschlichen Geschlechte. Hätte der Trieb nach Wohlstand und Vermehrung des Eigenthums gefehlt, wir lebten gleich den wilden Thieren in Einöden und ihnen ähnlich.

Daß wir also suchen unsere Vermögensumstände zu verbessern, ist nicht nur kein verächtliches Bemühen, sondern wahrhafte Pflicht. Nur müssen wir uns hüten, daraus nicht die Hauptsache des ganzen Lebens zu machen; denn wir leben nicht bloß für diese Welt,

und für Geld und Gut, sondern für etwas Erhabeneres als irdischen Staub. Der Wunsch: in Wohlstand zu leben, ein beträchtlicheres Eigenthum zu besitzen, ist keine Sünde; nur müssen wir uns hüten, falsche Mittel anzuwenden, um Reichthum zu erwerben. Es ist keineswegs unerlaubt, ernstlich auf ein gutes Auskommen für uns und die Unsrigen bedacht zu sein; nur müssen wir uns hüten, daß das Sorgen um Glücksgüter uns nicht den Genuß desjenigen Glückes raube, welches wir wirklich schon besitzen.

Ich habe ein herrliches, lehrenvolles Wort in der heiligen Schrift gelesen, das mich in dieser Hinsicht immer erquickt und gehoben, und, wenn ich irgend einmal wankte, immer wieder auf den richtigen Weg zurückgewiesen hat. Ich will es mir auch hier wiederholen, und auch heute daraus ächte Lebensweisheit lernen. Es lautet also: „Bleibe in Gottes Wort und übe dich darinnen; und beharre in deinem Beruf; und laß dich nicht irren, wie die Gottlosen nach Gut trachten. — Vertraue du Gott und bleibe in deinem Beruf; denn es ist dem Herrn gar leicht, einen Armen reich zu machen. — Gott segnet den Frommen ihre Güter, und wenn die Zeit kommt, gedeihen sie bald.“ (Sirach 11, 20 — 23.)

Bleibe in Gottes Wort und übe dich darinnen. Dies ist das Hauptwerk unsers Lebens, treu den göttlichen Anweisungen zu unserer Glückseligkeit zu sein. Die Glückseligkeit liegt aber nicht in größerm oder geringerm Gute, sondern in unserm Herzen. Wäre ich bloß ein Thier, wäre mit diesem Leben unterm Monde Alles aus, so möchte gut Essen und Trinken, und bequemes und behagliches Dasein wohl die Hauptsache in der Welt sein. Aber an mir ist etwas Unsterbliches, der helle Gottesfunke, mein ewiger Geist; dem nützen offenbar die Reichthümer der Erde nichts, denn sie folgen ihm nicht in die Ewigkeit nach. Er läßt Leib und Gut zurück. Nur das Heilige und Göttliche, das er sich erworben, behält er, je vollkommener hier, je vollkommener dort.

So bleibe denn in Gottes Wort und übe dich darinnen. Christus Jesus hat es dir gebracht. Denke weit mehr darauf, der Tugendhafteste und Liebenswürdigste unter deinen Bekannten, als der Reichste und Wohlhabendste unter ihnen zu sein. Sinne weniger darauf, wie du großes Vermögen erwirbst, als vielmehr, wie du das nützlich für dich und deine Mitmenschen anwenden kannst, was du schon besitzest. Verlange und gebrauche für dich so wenig als möglich; Andern leiste desto mehr. Wer für sich wenig bedarf, hat noch Ueberfluß für Andere. Der Reiche ist arm, wenn er mehr für sich gebraucht, als er hat. Froher Muth ist nicht um Geld feil, du kannst ihn nicht um Tonnen Goldes kaufen. Aber dem Zufriedenen geht Alles wohl von statten; darum mehrt sich sein Wohlstand sichtbarlich. Lebe göttlich, wie Jesus der Menschenfreund, in Gott; bete, arbeite.

Und beharre in deinem Beruf. Es ist ein großes Uebel zu unserer Zeit, daß so viele Menschen mit ihrem Stande und Berufe unzufrieden sind. Stolz und Eitelkeit, oder Geldsucht, treibt sie, immer höher hinaus zu wollen. Ohne ihr Vermögen, ohne ihre Kräfte zu berathen, nur gereizt von ihrem Eigendünkel, wählen sie einen andern Stand und verderben darin. Daher kommt es, daß in allerlei Berufsarten und Geschäften so vielerlei Stümper und Pfuscher gefunden werden.

Da sieht man Landleute: haben sie einiges Vermögen, so muß ihr Sohn zum Handelsstande erzogen werden oder studiren. Ob der Sohn erforderliche oder ausgezeichnete Neigung und Fähigkeit zu Geistesarbeiten besitze, das wissen sie nicht, können sie nicht beurtheilen; darnach fragen sie auch nicht; sondern ihnen ist schon genug, zu glauben, der Sohn könne in anderm Berufe bequemere Tage leben. So wird manches mühsam erworbene Vermögen nachher versplittert; oder der Jüngling, ohne hinreichendes Gut, eine Handlung zu gründen, oder ohne glänzende Anlagen oder wichtige Verbindungen, in höhere Stellen einzurücken, wird einer der Gemeinen oder Letzten in seiner Art, während er einer der Ersten unter den Landleuten geworden sein würde.

Da sieht man Handwerker: manche derselben, welche nicht einmal Geschicklichkeit genug haben, wahre Meister in ihrem Berufe zu sein, folglich verachtet sind, und wenig verdienen, wählen entweder ein anderes Gewerbe, welches ihnen ergiebiger scheint, und verderben auch endlich darin, oder sie widmen doch ihre Kinder einem höhern Stande. Andere, denen es nicht an Verstand fehlt, aber auch nicht an Hochmuth, schämen sich ihres Berufes, in welchem sie etwas Vorzügliches leisten könnten, und werfen sich in Fächer, worin sie wegen mangelnder Kenntnisse immer hintenan stehen; oder buhlen um allerlei Aemter und obrigkeitliche Plätze; treiben Vielerlei, versehen Vielerlei, zersplittern ihre Zeit und Kräfte; leisten daher in Keinem etwas Vorzügliches, und kommen in ihren Vermögensumständen immer weiter zurück, als vorwärts. — Woher rührt heutiges Tages an so vielen Orten die Versunkenheit des vor Zeiten hochgeachteten goldenen Handwerksstandes? Weil ihn thörichterweise der Handwerksmann, der gern mehr sein möchte, zuerst geringschätzt. Woher an so vielen Orten der Verfall des Handwerks und der Kunst, die sonst blühend war? Gewiß nicht allein durch die Schlechtheit der Zeiten, oder durch das Entstehen zahlreicher Fabriken: sondern gewiß auch daher, daß stolze Aeltern ihre Söhne, wenn dieselben Fähigkeiten zeigen, oder wenn sie ihnen ansehnliches Vermögen hinterlassen können, dem Berufe des Handwerkers entziehen. Wenn nun dem Handwerke die bessern Köpfe und wohlhabenden Lehrlinge entrissen werden: wie soll es aufblühen? Es muß sich nothwendig verschlechtern und in Verfall gerathen durch die Armseligkeit und Hilflosigkeit derer, die es treiben, so wie durch die Mittelmäßigkeit oder der Mangel den erforderlichen Geistesanlagen.

Solche Thorheiten des Stolzes werden in allen Ständen begangen, und ziehen in allen dasselbe nach sich. Und so wie man mit den Söhnen und ihrer zukünftigen Bestimmung Unfug treibt, eben so mit der Erziehung der Töchter. Sie sollen mehr werden, als die Mutter; in einen höhern Stand hinüberheirathen. Sind sie nicht mißgestaltet, haben sie die gewöhnliche Anmuth, welche die Jugend gibt, so werden sie mit unmäßigem Aufwande ausgeschmückt, um die Augen der Höhern auf sich zu locken. Man unterrichtet sie in den Künsten des Gefallens und Vergnügens so eifrig, oft eifriger als in den Wissenschaften und Tugenden einer bescheidenen, frommen, thätigen, Ordnung liebenden Hausfrau. Wahrlich, wahrlich, eine große Zahl unserer Jungfrauen, die den Vorwurf der Putzsucht, der Schönthuerei, Gefallsucht, Unsittsamkeit und Zeitverschwendung mit Recht verdienen,

sind zu allen diesen Untugenden erst mit großer Mühe von ihren eigenen Aeltern angeleitet worden. Weit entfernt, daß man die Tochter einem fleißigen, redlichen Jüngling zur Ehe gibt, der fähig ist, ein Weib, zwar nicht im Aufwand, doch ehrlich und anständig zu ernähren, und dessen und des Mädchens Herz vielleicht schon Liebe verband, wird die Unglückliche aufgespart, in Erwartung, daß ein Vornehmer oder Reicher um sie werbe. Sie eine Stufe unter ihrem Stande hinzugeben, scheint dem Stolze eine Todsünde zu sein, nicht aber, daß die Beklagenswürdige vielleicht in eheloser Verlassenheit bleibt, oder einem Manne aufgeopfert wird, mit welchen sie in unglücklicher Ehe untergeht, weil er zwar alles Andere, nur nicht die Tugenden besitzt, ein gutes Weib glücklich zu machen. Wie mancher Fluch ruht schwer auf der Asche stolzer Aeltern!

Beharre in deinem Berufe! Ehre ihn, und er wird dich wieder ehren. Ist es nicht rühmlicher, Meister und Vortrefflicher in deinem Gewerbe und Stande zu sein, als einer der letzten in jedem sogenannten höhern? Du kennst die Vortheile und Nachtheile des deinigen; bei weitem aber nicht das Schwierige in jedem andern. Glaubst du, ein anderes Gewerbe oder ein anderer Stand werde dir reicheres Vermögen bringen? Nein, größerer Fleiß, größere Geschicklichkeit, größere Sparsamkeit und größeres Glück bringen größeres Gut. Aber Bequemlichkeit, Trägheit, Ungeschicklichkeit, Aufwand über Vermögen, sind überall von Unsegen begleitet.

Laß dich nicht irren, wie die Gottlosen nach Gut trachten. Wer recht arbeitet in seinem Fach und geschickt, dabei in seinen Bedürfnissen und Ausgaben die gehörigen Einschränkungen zu machen weiß: der hat zu leben, und von Menschen Ehre, von Gott Segen zu erwarten. Aber Ungenügsamkeit mit den Früchten des Berufs führt in höhern und niedern Ständen immerdar zu Armuth und Verderben.

Derjenige ist schon halb verloren, der, um sich noch mehr Geld zu machen, auf Nebensachen den Blick wirft, die mit seinem Berufe in keiner Verbindung stehen. Er vernachlässigt diesen ganz gewiß, weil er ihm einen wichtigen Theil der Aufmerksamkeit und Zeit entzieht, die er erfordert. Sei lieber mit mäßigem Gewinn zufrieden, als ihn durch zeitversplitternde Nebengewerbe, oder durch gefährliche Wagstücke, oder wohl gar durch unanständige, verbotene Hilfsmittel zu vermehren. Ein solcher geht früher oder später endlich doch zu Grunde.

Was dir deine redliche Hand erwirbt, ist besser, als was man dir schenkt, und was du im Schweiße deines Angesichts errungen hast, dauert länger, als ein Schatz, den du von ungefähr gefunden. Auf anderer Kosten leben und Schmarotzereien treiben, ist ein unedles Gewerbe, ist vornehmthuende Bettelei, und zieht Verfall des eigenen Hauses nach sich. Denn wer da schmarotzt, muß Andern mehr gehören, als sich selber. Darum schalt auch der Jesusjünger Paulus die Trägen, welche sich gern bei Andern wohl sein liessen. Wir gebieten ihnen und ermahnen sie (sprach er) durch unsern Herrn Jesum Christum, daß sie mit stillem Wesen arbeiten und ihr eigenes Brod essen. (2 Thes. 3, 12.)

Die verderbliche Sucht ist ziemlich allgemein geworden, durch Glücksspiele und Lotterien seinen Wohlstand zu vergrößern. Man möchte ohne Mühe im Schlafe reich werden, und denkt: ich kann so gut gewinnen, als ein Anderer. Darüber wird das Ersparte und Erübrigte an fruchtlose Hoffnungen verschwendet, mit fruchtlosen Hoffnungen das Häusliche versäumt, der Beruf nachlässiger betrieben; je mehr verloren wird, je ungestümer und drängender wird das Bedürfniß, zu gewinnen. Es ist das durch die Lotterien erzeugte mannigfaltige Elend in zahllosen Familien, die Aussaugung und Verarmung von Land und Leuten, die damit zu Grunde gerichtete Sittlichkeit in vielen Haushaltungen ein gerechter und schwerer Vorwurf, der den Staatsverwaltungen zu machen ist. Vielleicht mag ihnen der Druck der Zeiten zur Entschuldigung dienen, daß man Mittel anwenden müsse, vom Volke Geld zu ziehen. Allein unter allen Mitteln ist doch dieses wohl das unweiseste, weil es die Sitten vergiftet, den Wohlstand untergräbt, und die Menge der Verbrecher wie der Armen selbst in den höhern Volksklassen mehrt. Lotterien sind gefährliche Staatsauflagen auf die Thorheiten und Laster der Landesbewohner; und man nährt Laster und Thorheit, um desto mehr Geld davon zu lösen.

Laß dich nicht irren, wie die Gottlosen nach Gut trachten. Sie haben immer schlechten Gewinn. Tausendfältiges Zeugniß hat die Erfahrung gegeben, daß unrecht Gut nie gedeiht. Mögen es die Einen mit Verfälschung ihrer Waaren, mit Verfälschung von Maas und Gewicht, mit Uebervortheilung und grobem oder feinerm Betrug erwerben; Andere durch falsche Eide; Andere durch verruchte Ränke und schändliche Prozesse; Andere durch Kuppelei und Hurerei; Andere durch Speichelleckerei bei den Großen, und heimtückische Verdrängung der Rechtschaffenen; Andere durch ehrlose Angebereien; Andere durch Umgehung oder Uebertretung der Landesgesetze, Einschwärzung verbotener Waaren; Andere auf andere unerlaubte Weise: — es ist unrecht Gut. Und es hängt ein Fluch daran, der sich nicht losreißt, und Alles wieder verdirbt. Nie bleibt dem Missethäter der Tag aus, da sein Wohlstand in Armuth, sein Ansehen in Schmach untergeht — der Tag gefährlicher Entlarvung und Offenbarung.

Vertraue du Gott, und bleibe in deinem Berufe; denn es ist dem Herrn gar leicht, einen Armen reich zu machen. Hast du das Nothwendige, sei zufrieden; warum begehrst du denn das Ueberflüssige? Du glaubst, es werde dich und die Deinigen beglücken. Nein, weißt du es besser, als Gott? Gibt er dir Mangel, so ist dieser gewiß der Weg zu deinem Glück. Gibt er dir Reichthum, so ist es gewiß in der Stunde, welche die allervortheilhafteste ist zu deinem Heil. In seiner Hand ruht das Weltall und jeder Faden am Gewebe und des Schicksals. O glaube es doch, ihm ist es leicht, dich arm oder reich zu machen; welches zu unserm Segen sei, weiß er am besten. So viel aber weiß ich, daß denen, die ihn lieben, alle Dinge nothwendig zum Besten dienen müssen.

Gott segnet den Frommen ihre Güter, und wenn die Zeit kommt, gedeihen sie bald. Wer ist denn so fremd in der Welt, daß ihm unbekannt geblieben wäre, wie viele ehrliche, arbeitsame, gottesfürchtige Familien zu großem Wohlstande kamen, und wie dieser wieder verschwand, sobald die übermüthigen Besitzer oder Erben dadurch zu Thorheiten verleitet wurden? Wem wären so viele Beispiele unbekannt geblieben, wie das Gut ehrlicher Familien unvermuthet herrlich gedieh? Immer ist einmal die Zeit gekommen, und

was den frommen Aeltern nicht ward, gereichte noch ihren Kindern zur großen Segensfülle.

Ach, mein Gott, in stummer Ehrfurcht bete ich Dich an, und vertrauensvoll wendet sich mein Auge zu Dir empor. Ich bitte ja nicht um Reichthum, nur um Weisheit bitte ich, daß ich nie vergesse, wie Genügsamkeit, Berufstreue, ehrlicher Sinn, und unverdrossene Arbeitsamkeit, verbunden mit heiliger Liebe zu Dir, die Quellen alles Glückes und alles dauerhaften, wahren Reichthums sind, der noch den Kindern zum Segen wird. Thue mit mir, wie Dir gefällt, mache mich arm oder reich: ich werde zufrieden sein. Du bist ja mein Gott, Du kannst mich nicht unglücklich machen. Sollte ich unglücklich werden, so bin ich's nicht durch Dich, sondern durch meine Fehler, und daß ich das Irdische jemals lieber hatte, als das Göttliche und Ewige. Ach, mein lieber Gott, stärke mich in dieser Gesinnung! Amen.

149.

Verschwiegenheit.

Spr. Sal. 25, 9.

Laßt uns halten Treu und Glauben,
Flieh'n, was Andern Schaden braut:
Keinem das Geheimniß rauben,
Was er nicht von selbst uns weiht.
Was der Freund dem Freund vertraut,
Werde keinem Dritten laut.

Laßt uns nie, was wir versprechen,
Widerrufen, weil's uns reut;
Nie, was zugesagt ist, brechen;
Meid'r die Geschwätzigkeit!
Flamm' und Schwert verheeren viel,
Mehr noch falscher Zungen Spiel.

Eine viel zu wenig beachtete Ursache von zahlreichen Unannehmlichkeiten des Lebens, die wir theils Andern, theils uns selbst machen, ist der unüberlegte Gebrauch unserer Worte. Wie viele Verdrießlichkeiten und Feindschaften stiften wir uns und Andern, oft ohne es zu wissen oder zu vermuthen, durch allzugroße Offenherzigkeit! Daher ist es ein wichtiger Theil christlicher Lebensweisheit, welche die heilige Schrift empfiehlt, da sie sagt: Wer leben will und gute Tage sehen, der schweige seine Zunge. (1 Pet. 3, 10.)

Wohl reden ist eine Kunst, aber die Kunst des Schweigens oft noch eine größere. Wir fehlen, sagt der Apostel, Alle mannigfaltiglich. Wer aber auch in keinem Worte fehlet, der ist ein vollkommener Mann, und kann auch den ganzen Leib im Zaum halten. (Jak. 3, 2.)

Rede, wo es nützen kann; schweige, wo es schaden kann! In diesen wenigen Worten hast du die schöne Tugend der Offenherzigkeit und die eben so schöne Tugend der Verschwiegenheit enthalten.

Durchgehen wir unsere Städte, unsere Dörfer: wie viel Mißtrauen überall! Wie ängstlich beobachtet da der Eine den Andern, wie viel Heuchelei lächelt da aus allen Mienen — und woher dieser Mangel gegenseitiger Zutraulichkeit und Herzlichkeit? Man ist zur unrechten Zeit verschwiegen, und zur unrechten Zeit offenherzig.

Wie viele Familien, die sonst innig mit einander verbunden waren, sind jetzt getrennt, gehässig und feindselig zusammen! Und doch hat keine die andere um Gut und Vermögen betrogen, keine die andere geflissentlich ins Verderben gestürzt. Was hat die Trennung bewirkt? Unvorsichtige Geschwätzigkeit!

Du klagst über Mangel an wahren Freunden; über die Kälte oder Gehässigkeit der Leute gegen dich; du klagst, daß du kein Wort reden dürfest, welches nicht sogleich mißdeutet würde; du weißt nicht, wodurch du diese Behandlung verdient habest; du bist in dir überzeugt vielmehr, daß du Jedem alles Gute gönnest; daß du gern beistehst, wo man deine Hilfe begehrt; daß du dich gegen Jeden freundlich und gefällig bezeigt hast; du weißt dir keinen Vorwurf zu machen: und doch hält man sich von dir in einer gewissen Entfernung. Woran liegt es? Ach, vielleicht an einer unbesonnenen Viertelstunde, da du deine Zunge allzuwenig im Zaume hieltest, und Aeusserungen über Diesen oder Jenen thatest, die den vorsichtig gegen dich machen, gegen den du sehr unnütz offenherzig warst, und den dir zum Widersacher machten, über welchen du gesprochen hast, was ihm nicht lieb sein könnte. Aber du magst dich vielleicht deiner Worte und selbst der Viertelstunde nicht mehr erinnern; das ist aus deinem Gedächtnisse längst verwischt, worauf du damals in unvorsichtiger Geschwätzigkeit gar keinen Werth gelegt, und womit du gar keine böse Absicht verbunden hattest. Allein, vergiß es nicht, wer mit seinem Schwerte in der Schlacht kämpft, vergißt leicht diejenigen, welchen er Wunden beibringt; aber die, welche Wunden empfingen, denken lange daran, so oft sie die Narben erblicken.

Darum sei die goldene Lehre der heiligen Schrift jedem Christen Gesetz im Umgange mit Menschen: Handle deine Sache mit deinem Nächsten und offenbare nicht eines andern Heimlichkeit. (Spr. Sal. 25, 9.)

Gewöhnlich macht man sich von der Verschwiegenheit einen ganz falschen Begriff, indem man darunter nur Geheimhaltung dessen versteht, was uns ein Anderer von irgend einem Vorfall, oder von seinen eigenen Absichten oder Umständen, oder Verbindungen anvertraut hat. Man glaubt dann schon den Ruhm eines Verschwiegenen ansprechen zu können, wenn man dergleichen, was ausdrücklich unter dem Siegel der Heimlichkeit gegeben worden ist, treu bewahrt.

Keineswegs! Nur der ist verschwiegen, der nie von Geheimnissen redet, sie mögen ihm besonders mitgetheilt oder von ihm selbst zufällig entdeckt worden sein, und der da weiß, was Geheimniß ist. Geheimniß ist aber dem Weisen alles dasjenige, wovon jeder seiner Mitmenschen wünscht, daß es nicht allgemein bekannt werde, um dadurch nicht bei irgend einem Anlaß in Gefahr des Schadens zu kommen. Was Andere also selbst gern geheim halten möchten, dies bekannt zu machen, halte dich niemals berechtigt, wenn dir nicht höhere Pflichten gebieten, darüber zu reden.

Zu solchen Dingen, die Niemand gern öffentlich bekannt werden läßt, und ihm daher den Werth von Geheimnissen haben, gehören nicht blos mancherlei Anstalten und Plane, die, wenn sie vor der Zeit laut würden, vereitelt wären; sondern auch häusliche Vorfälle und Angelegenheiten, Vermögensumstände, gewisse Verbindungen und dergleichen, was man niemals gern alle Welt erfahren läßt, weil auch das an sich Unschuldige leicht gemißdeutet werden kann, oder mancher übeldenkende Mensch davon nachtheiligen Gebrauch zu machen im Stande wäre. Ferner gehört zu dem, was Jeder geheim hält, seine Ge-

brechen, Fehler und Schwächen, deren er sich schämt, die er vielleicht selbst bekämpft, die er aber nie gern zur öffentlichen Schau gestellt sehen möchte; eben so gehören dahin Reden und Urtheile, die man in vertrauten Kreisen äussert, die sogar sehr wahr sein können, aber durch Bekanntmachung die nachtheiligsten Folgen bewirken würden.

So ist denn Alles Geheimniß, wovon du vermuthen kannst, daß es einem Andern mißfallen müßte, wenn er erführe, daß du daraus einen Gegenstand des Gesprächs gemacht hättest. So ist das wirklich ein Geheimniß, was du selbst wünschen möchtest, wenn es dich betrifft, daß es nicht Jedermann erführe.

In diesem Sinne übe Verschwiegenheit über die Heimlichkeiten Anderer und über deine eigene Angelegenheiten.

Sei verschwiegen über die Heimlichkeiten Anderer, du mögst nun selbst dahinter gekommen sein, oder man mag sie dir vertraut haben. Kein Mensch hat das Recht, von Andern zu offenbaren, was sie selbst nicht offenbaren wollen. Was dein Geheimniß ist, das ist dein Eigenthum; wer es ohne deinen Willen der ganzen Welt mittheilt, begeht eine Gewaltthätigkeit, einen Diebstahl an dem, was dir gehört.

Gewöhnlich ist die Geschwätzigkeit eine Folge der entarteten Lebhaftigkeit des Geistes und des Leichtsinns; weit öfter noch die Folge der Sucht, sich bei Andern wichtig zu machen, und seine Meinungen glänzen zu lassen; oft eine Folge der Bosheit und Schadenfreude.

Immer also kann man bei demjenigen, der die Reden und Handlungen Anderer ausbringt, von denen besser wäre, daß sie nicht bekannt würden; oder der die Gebrechen und Schwächen des Andern zum Gegenstande der Gespräche macht; oder der die häuslichen Angelegenheiten, die Vermögensumstände, die Entwürfe und Absichten eines Dritten ausplaudert — immer, sage ich, kann man bei einem Solchen Schlechtigkeit des Herzens voraussetzen. Denn Leichtsinn ist eben so wohl eine Krankheit der Seele, als Schadenfreude; beide gehen nur zu oft Hand in Hand, beide sind in ihren Wirkungen auf Glück und Wohlfahrt der Menschen gleich gefährlich.

Willst du verschwiegen sein über die Angelegenheiten Anderer: so meide, von ihnen dasjenige bekannt zu machen, was ihnen in der Achtung eines Dritten Schaden bringen könnte. Daher hüte dich, jedes nachtheilige Urtheil über Andere, ohne es gehörig überdacht zu haben, mit Frechheit herauszusagen; ihre Reden, ihre Meinungen, insofern sie Angelegenheiten anderer Personen betreffen, auch nicht im Kreise deiner vertrautesten Freunde zu wiederholen, wenn du irgend vermuthen kannst, daß dies durch Weitersagen ihnen schädlich werden könnte, oder insofern du selbst findest, daß sie übereilt und unbesonnen sprachen. Denn die Unbesonnenheit der Andern gibt dir keine Befugniß, ihnen nachzuahmen.

Hörst du in Gesellschaften von deinen Nebenmenschen üble Urtheile und Reden, da nimm keinen Theil am Gespräch, wenn du nicht fähig bist, den Falschbeurtheilten mit Bescheidenheit und Gründlichkeit zu vertheidigen. Auch das Schweigen ist oft Beredsamkeit, und ärntet bei den Verständigen Ruhm, wenigstens nie Haß. Es fehlt nie, daß früher oder später derjenige, dessen Schwächen oder Häuslichkeiten beurtheilt wurden, wieder vernimmt, was geredet ward, und er wird dein weises, besonnenes Schweigen ehren. Du hast dir ein Herz erobert, ohne den Mund aufgethan zu haben.

Man kann es keineswegs meiden, über fremde Angelegenheiten zu reden. Dann mache du dir in Gesellschaft wie im Gespräche mit vertrauten Personen ein Geschäft daraus, das Gute, was dir von Andern bekannt ist, ihre bessern Eigenschaften, ihre freundlichen Urtheile über Andere, ihre einzelnen guten Handlungen hervorzuheben und bemerkbar zu machen. Das Lob, das du gibst, bewirkt in denen, die es hören, Empfindungen der Liebe und Achtung gegen den Gelobten; du vermehrst die Freundschaft der Menschen, ihre Eintracht, ihre Gefälligkeit unter sich, und auf dich selbst fällt der schönste Theil des von dir gestifteten Guten zurück. Denn die Freunde des von dir Gelobten und er selbst werden deine Freunde.

Hüte dich auf alle Art, Geheimnisse zu erfahren, welche vielmehr den Gelegenheiten dazu aus. Je weniger du weißt, je ruhiger wirst du sein, je herzlicher wirst du Andern begegnen. Oft setzt die bloße Bekanntschaft mit einem Geheimniß in Verlegenheit, und in Gefahr, es wider seinen Willen, durch einen Blick, durch eine Miene, durch ein Erröthen zu verrathen. Oft setzt das Mitwissen um ein Geheimniß in die unangenehme Lage, als Zeuge aufgefordert und in Händel verwickelt zu werden, die schlimme Folgen haben. Oft bringt es uns, selbst wenn wir die strengste Verschwiegenheit beobachteten, in die nachtheilige Lage, vor der Welt als Verräther zu erscheinen, wenn Andere, gewissenlos genug, die Sache verriethen. Denn es gibt leichtsinnige Menschen, die, was ihnen Geheimniß sein sollte, gern mehrern Vertrauten zugleich mittheilen. Wenn dann einer dieser Vertrauten nicht reinen Mund hält, hingegen den Verdacht der Verrätherei von sich abzuwälzen versteht, und allerlei Umstände den Argwohn auf uns ziehen — wie unschuldig können wir da bloß durch das Mitwissen um eine geheim zu haltende Sache in den Ruf des Verräthers und um das Vertrauen rechtlicher Leute kommen!

Bist du aber durch deine Verbindungen oder durch deinen Beruf, oder durch eigene Bemerkungen mitkundig um Dinge, die derjenige, den sie angehen, gern geheim hält oder seines eigenen Besten willen geheim halten sollte: so wende deine Gedanken davon hinweg, als wüßtest du nicht darum. Verschweige dir selbst gleichsam die geheim zu haltenden Dinge, und meide auch entfernte Anlässe, welche Vermuthung erregen können, du seiest unterrichtet. Verbirg es deinem besten und vertrautesten Freunde, denn du bist ja nicht sicher, wie lange er noch dein Freund sein werde.

Geheimnisse Anderer zu offenbaren ist nur da erlaubt, wo es höhere Pflichten gebieten. Dies ist der Fall, wenn es Gesetz und Obrigkeit des gemeinen Besten willen gebieten. Hier ist Verschwiegenheit ein Verbrechen, und Geheimhaltung eine Theilnahme an der Schuld. Es ist Pflicht, zu reden, wo das Geheimniß, um welches wir wissen, boshafte Plane zum Schaden Anderer enthält. Hier schweigen, wäre nichts Anderes, als ein Gehilfe des Bösewichts zum Untergange oder Nachtheile des Unschuldigen sein. Es ist Pflicht, zu reden, wenn wir die Denkart oder Umstände gewisser Personen kennen, denen sich Andere aus Leichtsinn, Unwissenheit oder Gutmüthigkeit allzusehr vertrauen, und dadurch in Unglück gerathen können. Hier soll der Menschenfreund warnend hervortre-

ten, und denjenigen, welcher Gefahr zu laufen begriffen ist, mit Schonung und Behutsamkeit des Bessern belehren. Es ist Pflicht, das Schweigen zu brechen, und die Schlechtigkeit an das Tageslicht zu ziehen, wenn Schweigen nur dazu dienen würde, gewisse Personen in ihrer leidenschaftlichen Bosheit, in ihrer Engherzigkeit zu bestärken, wodurch sie Andern nur aus Eigennutz schädlich sind, oder doch das Gute mindern. Hier ist Nichtbekanntmachung des ungestraft gebliebenen Bösen eine verächtliche Begünstigung der Bösen zum Nachtheil der Guten.

Nur unter solchen Verhältnissen, nicht aber um sich blos in Gesellschaften auf Unkosten Anderer zu unterhalten, oder um sich bei Jenem und Diesem eine Wichtigkeit zu geben, darf man Geheimnisse entblößen, oder seine Urtheile über Schwächen, Plane, Absichten, Denkarten und Umstände des Nebenmenschen laut geben. Wer es dennoch thut, hat sich selbst anzuklagen, wenn er als ein gemeiner, oft gefährlicher Plauderer von jedem Verständigen mit Vorsicht behandelt wird; wenn er viele Feinde hat, oder doch Mitbürger, die ihn verachten; wenn man ihn keines besonders Vertrauens würdigt, und damit ausser Stand setzt, so viel Gutes zu stiften, als er sonst bei seinen übrigen Fähigkeiten und Umständen allerdings stiften könnte.

Es gibt Menschen, die oft über alles Andere gut zu schweigen verstehen, aber nur nicht über ihre eigenen Sachen. Aus übertriebener Offenherzigkeit, oder aus Eitelkeit, weil sie glauben, Alles sei Andern wichtig, was sie betrifft, oder aus übler Gewohnheit, immer von sich zu reden, erzählen sie Jedem, der ihnen zuhören will, was sie gethan und nicht gethan haben, welche Plane sie machen, welche Klugheiten und Thorheiten sie beginnen. Wahrlich, der verdient den Ruhm der Verschwiegenheit nicht, der bescheiden in seiner Brust verschließt, was er von Andern weiß, während er bei jeder Gelegenheit sein eigener Verräther ist.

Es gibt auch eine Verschwiegenheit über sich selbst und die eigenen Angelegenheiten. Sie ist eine von jenen Pflichten, die der Mensch seiner eigenen Wohlfahrt und Ruhe schuldig ist. Zwar Offenherzigkeit ist eine Tugend; aber es gibt keine Tugend, wenn sie nicht mit Klugheit verbunden ist.

Willst du glücklich sein, so lerne über dein eigenes Glück verschwiegen sein. Hüte dich, daß du Andern nicht übereilt deine Vermögensumstände entdeckst, um dich damit zu brüsten. Du läufst Gefahr, dir Mißgunst und Neid zu erwecken, wo du es am wenigsten besorgst. Hüte dich, von deinen Umständen ohne sorgfältige Ueberlegung einem Andern etwas zu offenbaren, wenn sie übel stehen; denn du wirst dem Zutrauen schaden, das man bis jetzt noch öffentlich zu dir hatte, und wirst dich durch eigene Plauderhaftigkeit um die Mittel bringen, mit denen du dir noch hättest helfen können. Hüte dich, Andern deine Aussichten oder Entwürfe unbehutsam auszuplaudern; denn ihrer Viele sahen eben dadurch ihre besten Anstalten und Absichten vereitelt, daß schadenfrohe oder neidische Menschen zu frühe davon erfuhren. Man dichtete ihnen Zwecke an, die sie nicht hatten, mißdeutete ihre redlichsten Wünsche, schadete der Wirksamkeit ihrer Bemühungen durch Spötteleien.

Sei verschwiegen über deine eigenen Schwachheiten und Fehler. Es ist ohnehin ein schlechter Ruhm, sich mit seinen Thorheiten und Schwächen rühmen zu wollen. Aber oft geschieht es, und besonders bei gutmüthigen Personen, daß sie in aller Unbefangenheit von ihren Fehlern und tadelhaften Neigungen reden. Der edle Mensch, welcher solche Geständnisse vernimmt, wird bescheiden schweigen, der unedle hingegen daraus Anlaß nehmen, desto leichter Nachtheiliges über uns zu sagen. Er wird durch Nacherzählung unsere geringfügigen Schwächen in Narrheiten, unsere Fehler in Laster vergrößern.

Hast du ein Geheimniß (und Alles sei dir Geheimniß, dessen Bekanntwerdung keinem Menschen einen Vortheil, dir wohl aber Schaden bringen kann), so lerne es mit eben der Behutsamkeit bei dir verwahren, wie du eine fremde Heimlichkeit zu verschweigen schuldig bist. — Wer sein Geheimniß einem Zweiten anvertraut, der hat sich, sein Glück, seine Ruhe, seine Zukunft der Willkür eines Fremden überliefert und von ihm abhängig gemacht. Er hört auf, frei zu sein; und wer nicht in voller Freiheit leben und handeln kann, der handelt und lebt nie mit voller Kraft. Vertraue niemals der Verschwiegenheit eines Zweiten und Dritten mehr, als deiner eigenen.

Offenherzigkeit über eigene Angelegenheiten geziemt sich nur da, wo Schweigen Schaden anrichten könnte; wo es Pflicht wird, Andern seine Meinungen, seine Denkart, seine Absichten, seine Verhältnisse unverhohlen zu zeigen, damit sie sich nicht durch eine allzuvortheilhafte oder allzunachtheilige Meinung von uns täuschen, es sei zu ihrem oder zu unserm Schaden.

Sei verschwiegen über deine eigenen Angelegenheiten, ohne darum in allen Dingen zurückhaltend und verschlossen zu sein. Theile dich in Allem gern mit, wo du keine Ursache hast, zu fürchten, deine Mittheilungen könnten dir oder einem Andern Verdruß erwecken. Wo du redest, und nur aus Liebe zum Guten redest, kannst du keine große Gefahr laufen. Aber selbst in gleichgültigen Dingen verschlossen bleiben, oder da zurückhaltend sein, wo es sich um etwas Gerechtes und Gutes handelt, erregt Argwohn gegen die Beschaffenheit deines Gemüthes.

Sei verschwiegen über deine eigenen Angelegenheiten, wo voreilige Plauderei dir und deinen Unternehmungen Widersacher erwecken könnte, die jetzt noch schlafen. Aber darum gib nicht allen deinen Meinungen und Vorsätzen die Wichtigkeit großer Geheimnisse; wer mit allzugroßer Vorsicht handelt, verdirbt leicht so viel als der Unbesonnene; wer jedem seiner geringfügigen Entwürfe den Anstrich des Heimlichen gibt, verliert sich in Geheimnißkrämerei, die ihn zum Gespött der Muthwilligen macht.

Sei verschwiegen über deine eigenen Angelegenheiten, wie über fremde, wenn Bekanntmachung Nachtheil stiften kann; nur so gewinnst du das Vertrauen der Rechtschaffenen. Noch hat sich Niemand durch redselige Offenheit und Zutragung eigener und fremder Geheimnisse Liebe und Zuversicht erworben; sondern mit Recht fürchtet man, daß der, welcher von sich selber Sachen ausplaudert, die er besser gethan hätte, verborgen zu halten, schwerlich die Angelegenheiten Anderer verschweigen könne. Und selbst Diejenigen, welche ihm Geheimnisse ablocken, weit entfernt, seine Offenheit zu loben, behandeln ihn als einen Thoren, und mißbrauchen seine Geschwätzigkeit, sobald es Vortheil bringt.

Klug sein, wie die Schlangen, und dabei ohne Arg sein, wie die Tauben, das empfahlst Du, o Jesus Christus, Du großer Lebenslehrer, Deinen Jüngern. Und ich fühle es, wie wichtig es für mein und anderer

Menschen Glück ist, die Zunge auf eine weise Art gebrauchen zu lernen; zur rechten Zeit zu reden, zur rechten Zeit zu schweigen. Ich fühle es, wie unbesonnene Offenherzigkeit keine Tugend, und wie schimpflich Verrätherei ist, die ich an Andern übe.

So soll denn mir auch vorsichtiges Schweigen eine der ersten Christenpflichten im Umgange mit den Menschen sein. Denn meine Pflicht ist es, nach Deinem Beispiel, o Jesus, Du mein göttliches Vorbild, die Welt um mich her, so weit ich wirken kann, zu beglücken. Aber eine Zunge, die Feindschaft stiftet und Mißtrauen, zerstört den Frieden des Lebens.

Und welches Recht hätte ich auch, den Schleier von den Geheimnissen meiner Brüder zu ziehen? Welches Recht hätte ich, gewaltthätig ihre Schwächen, die sie sich gern selbst verbergen möchten, vor den Augen der Welt zu entblößen? — Wie schmerzlich wird es mir, wenn meine Gebrechen und Fehler ohne Mitleiden kund gethan, und mir dadurch Achtung und Zutrauen guter Menschen geraubt werden! Was du aber nicht willst, das dir geschehe, das thue du auch an keinem Andern. So, mein Jesus, lehrtest Du; so sei fortan mein Wandel! Amen.

150.

Die Geschwätzigkeit.

Mark. 7, 36.

Ich will des Nächsten, wie ich muß,
Gott, auch im Reden schonen,
Nie sein Vertrauen mit Verdruß
Durch losen Mund belehnen.
Verbergen will das mit Fleiß,
Was er und ich allein nur weiß.

Was höh're Pflicht mir nicht verpeut,
Will ich getreu bewahren.
Wer gibt mir, fremde Heimlichkeit,
Das Recht, zu offenbaren?
Und brächt' es mir Gewinn und Ruhm,
Geheimniß bleibt ein Heiligthum.

Wie viel kann Unbesonnenheit
Mit Worten Böses stiften;
Wie leicht die Plauderhaftigkeit
Ein Lebensglück vergiften!
Wohl reden mögen ist oft Kunst;
Doch Schweigen bringt auch öfters Gunst.

Gern suchte Jesus Christus, während er auf Erden als Mensch wandelte, alles Aufsehen zu meiden, welches seine Lehren, noch mehr seine wundervollen Handlungen, erregen konnten. Er that dies nicht sowohl, um sich und seine Thaten gänzlich der Welt zu verbergen, oder aus Furcht vor den Menschen, sondern aus jener liebenswürdigen Bescheidenheit, welche immerdar die Begleiterin der ächten Tugend zu sein pflegt. Er erröthete gleichsam vor seiner eigenen Herrlichkeit. Er hatte Mißfallen an der Bewunderung, welche ihm der große Haufen zollte; denn nicht er forderte die Ehre, sondern oft erklärte er, seinem Vater gebühre sie, von dem allein alle guten und göttlichen Gaben stammen. Womit kann denn auch der Mensch prangen, das er sich selbst erworben hätte, und nicht von der Hand des Schöpfers an sich trüge! — Mit dieser zarten Bescheidenheit, welche dem Weisen so wohl ansteht, verband Jesus zugleich eine aufrichtige Klugheit. Er wollte Aufsehen und Geräusch zur Unzeit vermeiden, und den Grund seines Erlösungswerkes im Stillen legen, damit die Feinde desselben nicht allzufrüh darauf aufmerksam würden, und Hindernisse machten. Darum, wenn das Volk, entzückt durch seine Reden und Thaten, ihn mit Ungestüm pries, mit Begeisterung erheben wollte, entwich er in unbekannte Einsamkeiten. Darum, wenn er wunderbare Kranke heilte, verbot er den Leuten, sie sollten es Niemandem sagen. Je mehr er aber verbot, so erzählt der Lebensbeschreiber Jesu, (Markus 7, 36), je mehr sie es ausbreiteten. Und so sollte auch Christus den Schmerz erfahren, — er, dem keine Art des Schmerzes fremd bleiben durfte, daß Freunde durch die Unbesonnenheit ihrer Reden, durch die Unzeitigkeit ihres Eifers uns oft nachtheiliger werden können, als die ärgsten Feinde.

Gewöhnliche Menschen pflegen zu glauben, daß, wenn man nicht absichtlich lüge oder verleumde, fluche, schwöre, lästere, verrathe, spotte, man es mit den Reden im gemeinen Leben nicht allzugenau nehmen müsse. „Wer kann auch," heißt es dann, „jedes Wörtlein auf die Goldwage legen? — Man spricht gar vieles in den Wind. Freundliche Gesprächigkeit ist doch die wahre Würze des gesellschaftlichen Lebens. Der Trieb der Geselligkeit ist einer der alleredelsten in der menschlichen Natur. Man muß sich da gegenseitig mittheilen, so gut man kann, so gut man es versteht, und sich nicht allzuängstlich über jede Rede Bedenklichkeiten machen. Wer dies thut, fährt besser, er bleibe ganz stumm, und aus der Gesellschaft der Menschen hinweg. Man muß doch, wenn man spricht, auch wohl Andern Verstand genug zutrauen, daß sie beurtheilen, was wir im Scherz oder Ernst, was wir als Geheimniß im Vertrauen, oder als gleichgültige Sache für Jedermann sagen."

So ungefähr pflegt man seine eigene Unbehutsamkeit im Reden zu rechtfertigen oder zu entschuldigen. Es sind dies Grundsätze von derjenigen Art, mit welcher man endlich alle Schändlichkeit beschönigen kann.

Das Wort des Menschen ist seine That. Das Werk der Hand oder des Fußes ist selten von der Wichtigkeit, als das Werk der Zunge. Mit dieser enthüllen wir den Zustand unsers Gemüthes; durch sie setzen wir unsern Geist am schnellsten und häufigsten in Verbindung und Verständniß mit allen übrigen Geistern. Der müßte ein beinahe wunderthätiger Heuchler sein, welcher bei einem bösen Herzen seine innere wahre Gestalt nicht endlich mit irgend einem Worte offenbarte. Durch das Wort verbinden und entzweien wir die Welt; verwunden oder heilen wir die Herzen; belehren oder verführen wir die Ungewissen; adeln oder entadeln wir die Geister. — Darum ist das Wort nicht nur dem Christen, sondern selbst jedem verständigen Menschen wichtig, von welcher Religion er auch sein möge. Es ist durchaus nicht gleichgültig, wie man spricht, und was man spricht. Der Trieb zur Geselligkeit ist freilich vorhanden; er entschuldigt aber keineswegs den Mißbrauch der Zunge, sondern legt uns vielmehr Pflichten auf, das Glück der Gesellschaft nicht auf eine unvorsichtige Weise durch beleidigende Aeusserungen zu stören. Darum warnt die heilige Schrift kaum vor einer Sünde so sehr und so häufig, als vor dem Mißbrauch der Zunge. Lasset, ruft sie, kein faul Geschwätz aus euerm Munde gehen; sondern was nützlich zur Besserung ist, daß es noth thut, daß es holdselig sei zu hören. (Ephes. 4, 29). Wir fehlen Alle man-

nigfaltig; wer aber auch in keinem Worte fehlet, nur der ist ein vollkommener Mann, und kann auch den ganzen Leib im Zaum halten. Die Zunge ist ein kleines Glied, und richtet große Dinge an. Siehe, ein kleines Feuer, welch einen Wald zündet es an! Und die Zunge ist ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeit. Durch sie loben wir Gott, den Vater, und durch sie fluchen wir den Menschen, nach dem Bilde Gottes gemacht. Aus einem Munde geht Lob und Fluchen. Es soll nicht, lieben Brüder, also sein. Quillet auch ein Brunnen aus einem Loche süß und bitter? (Jakobi 3, 2. 5. 6. 9. 10. 11.)

So spricht die heilige Schrift.

Es ist allemal ein Zeichen übler Beurtheilungskraft, schwachen Verstandes oder aber allzumangelhafter Selbstbeherrschung, wenn ein Mensch seiner eigenen Zunge nicht Meister ist. Wer kann ohne Selbstherrschung Anspruch auf den Namen eines Weisen, das heißt, eines ächten Nachfolgers und Nachahmers Jesu, machen?

Der Fehler, in Gesprächen mehr zu sagen und zu entdecken, als man soll und sogar selbst will, ist sehr häufig. Es gibt wohl nur wenig Menschen, welche nicht schon in denselben verfallen sind, und entweder damit Andern vielen Verdruß oder sich selbst sehr große Unannehmlichkeiten verursacht haben. Auch ist es schwer, sich denselben abzugewöhnen, weil dazu nicht nur die strengste, anhaltendste Aufmerksamkeit auf sich selbst, sondern oft auch ein Kampf gegen sein eigenes Temperament erfordert wird. — Es gibt Menschen von der besten Gemüthsart; es geht kein unanständiges Wort, kein Fluch, kein ekelhafter Schimpfname, keine Verleumdung über ihre Lippen; — dennoch sind sie nicht fähig, irgend ein Geheimniß zu bewahren, und in Dingen verschwiegen zu sein, die besser sind, verschwiegen zu bleiben. Sie gehören zu denjenigen, von welchen Markus sagt: je mehr es ihnen Christus verbot, je mehr breiteten sie es aus. Eben diese Menschen pflegen oft eben so schnell ihre Unvorsichtigkeit zu bereuen, ihre Uebereilung zu verwünschen, — aber zu spät. Sie wissen es, daß sie durch ihre unbedachtsamen Aeusserungen schon den besten Freunden vielmals Schaden gethan, und sich selbst in die unangenehmsten Verlegenheiten gestürzt haben. Sie wissen es, daß Neugierige oder boshafte Schlauköpfe, oder heimtückische, schadenfrohe Leute, mehr als einmal schon ihre Offenherzigkeit übel benutzten, schlimmen Gebrauch von ihrer Redseligkeit machten, und dennoch verfallen sie immer wieder in den schon so oft und bitter bereuten Fehler. — Er heißt Geschwätzigkeit.

Je nach den verschiedenen Denkarten und Stellungen der Menschen nimmt diese Untugend auch ihre verschiedenen Gestalten an. Oft ist sie eigentlich nicht schädlich und sündlich, sondern nur ein Verstoß gegen die gute Lebensart, gegen die Pflichten, welche wir den gesellschaftlichen Verhältnissen schuldig sind. Sie ist mehr lästig, beschwerlich oder lächerlich, als strafbar.

Viele Schwätzer sind zwar behutsam genug, nichts von dem zu verrathen, was für sie und Andere besser ist, daß es verhehlt bleibe; aber doch überlassen sie sich allzugern einer unerträglichen Plauderei, indem sie durch Mittheilung ihrer Gedanken in Worten kein Maß zu halten wissen. Sie wiederholen sich, drücken sich immer durch einen Schwall nichtssagender Reden aus; betäuben damit das Ohr derer, die gefällig genug sind, ihnen zuzuhören, und erregen durch ihre Weitschweifigkeit entweder Langeweile oder Verspottung. Diese Plauderſucht ist oft nur eine ungeregelte Geselligkeitslust, ein kindisches, absichtsloses Geschäftigsein.

Der Fehler steigt, sobald sich damit andere Untugenden verbinden, wie nur zu oft der Fall ist, besonders Eitelkeit und Stolz. Dann wird der Schwätzer anmaßend. Er will das Wort in den Gesellschaften führen, er will gehört sein. Er will belehren, um Bewunderung zu ärnten. Er breitet sich mit ermüdender Weitläufigkeit über seinen Gegenstand aus, und will auch da Kenntnisse mittheilen, wo es Niemand begehrt; oder er weiß anmuthige Fröhlichkeit genug in seine Plaudereien zu bringen, aber selten zur gehörigen Zeit das Ende derselben zu finden. Er ist zu eitel, um Andere neben sich glänzen zu lassen, und zu unbescheiden, um sich nicht lieber selbst, als Andere zu hören.

Dergleichen Personen sind im gesellschaftlichen Umgange häufig genug; und so achtungswürdig sie in vielen Rücksichten sein können, verdunkeln sie durch belästigende Wortfertigkeit doch ihren eigenen Werth. Sie können nicht verhüten, daß man ihre Thorheit nicht lächerlich finde; und eine Lächerlichkeit solcher Art ist oft schädlicher in der bürgerlichen Welt und unter den Menschen, wie sie nun einmal sind, als selbst zuweilen ein grober Fehler ist.

Wenn aber die Plauderhaftigkeit zur wirklichen Sucht und Leidenschaft wird; wenn der Mensch, was er kennt und weiß, sogleich mit geschäftiger Zunge zu verbreiten sich gezwungen fühlt; wenn das Geheimniß, das im Vertrauen zu ihm gesprochene Wort, ihn gleichsam brennt und quält, bis er es einem Andern, aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit, die er selbst bricht, umständlich mittheilt — dann ist es nicht mehr Thorheit, die den Spott, nicht mehr Fehler, der den Tadel, sondern Laster, das den gerechten Abscheu nach sich zieht. Denn dieser Schwätzer ist nicht bloß kindischer Plauderer oder rechtshaberischer Eernredner: sondern willen- oder verstandesloser Sklave seiner Begierden, Alles, was er hört und sieht, wieder zu verbreiten, und das Verbotene am liebsten. Er ist jeden Augenblick fähig, und sollte es auch das schmählichste Verderben bringen, das heiligste Geheimniß vor fremden Augen zu entblößen, den theuersten Busenfreund zu verrathen, durch Zwischenträgerei die innigsten Familien zu trennen, durch Ohrenbläserei und Klatscherei die unschuldigsten Menschen in's Gerede zu bringen.

Was unser Nächster geheim halten will, dazu haben wir kein Recht. Es gehört ihm so gut, wie jedes andere Eigenthum. Erfahren wir einen geheimen Umstand zufällig, ohne Absicht und Willen dessen, der die Sache nicht laut lassen werden will, ist es auch unsere Pflicht, das tiefste Schweigen zu behaupten. Jemandes Geheimniß, wider dessen Willen, an die Welt ausliefern, heißt Jemandem sein Eigenthum stehlen. Eben so wenig wir Recht haben, ein uns in Verwahrung gegebenes Gut zu verschenken oder zu verkaufen, dürfen wir auch ein anvertrautes Geheimniß weiter geben, es sei denn, daß das, was wir verschweigen sollen, zum Unglück Anderer gereichen würde. Auch Diebesgut darf ja Niemand verhehlen, oder still sein, wenn es in des Nachbars Hause brennt.

Zuweilen ist die Geschwätzigkeit noch keine wirkliche Leidenschaft, und doch bringt sie alle gefährliche Wirkungen einer Leidenschaft hervor. Dies ist allemal der Fall,

wenn irgend eine andere Leidenschaft, eine offene oder geheime, vorangeht, welche Verstand und Vernunft betäubt, und zur unbesonnenen Plauderei reizt. Wir wissen, daß Jeder schon in dem Augenblick gesprächiger wird, da seine Empfindungen lebhafter werden. In dem Maße, wie die Gewalt des Gefühls zunimmt, nimmt die Richtigkeit der Urtheilskraft ab. Darum werden sonst verschwiegene Menschen schon geschwätziger, wenn sie nur durch starke Getränke ihre Nerven mehr als gewöhnlich gereizt haben. Darum ist es sprüchwörtliche Redensart geworden, daß Berauschte offenherzig seien. Darum macht eine große Freude, wie ein heftiger Zorn, beredt und zum Verräther der innersten Gedanken, die Freude aus Liebe, der Zorn aus Haß.

Alle allzulebhaften Gefühle sind ein Seelenrausch und verwirren das Urtheil in uns. Alle Leidenschaften, wenn sie durch einen Anlaß heftiger gereizt werden, erzeugen Heftigkeit in den Empfindungen. Der kälteste Bösewicht hört auf, gelassen zu sein, und wird geschwätzig, sobald seine schwache Seite (das ist, die Grundleidenschaft, welche ihn bewegt, und die er klug genug zu verbergen sucht) angegriffen ist; eben so der trägste und wortarmste Mensch.

Personen von lebhaftem Temperament und reizbarem Nervenbau bedürfen, um in Gährung zu gerathen, ohnehin keiner ausserordentlich mächtigen Leidenschaft, schnell alle Ueberlegung und Behutsamkeit zu verlieren. Eine geringe Schmeichelei, unter der ihre Eitelkeit erwacht, macht sie plauderhaft, zutraulicher und offener, als sie sein sollen; ein unschuldiges Wort, das ihr argwöhnisches Wesen reizt, macht sie gehässig, bitter, redselig; eine versäumte Aufmerksamkeit gegen ihren Stolz, ein Zweifel an ihren Vollkommenheiten, macht sie bis zur Unerträglichkeit geschwätzig.

Zuweilen kann eine allzugroße Gutmüthigkeit, welche die Menschen für besser hält, als sie in der That sind, verbunden mit einer lebhaften Neigung zur Geselligkeit und Unterhaltung, zu dem Fehler unbedachtsamer Geschwätzigkeit verleiten. Jene Gutmüthigkeit, manchmal an kindische Unerfahrenheit grenzend, ist oft bei den besten, weisesten, einsichtsvollsten Menschen einheimisch; ist eine wunderbare Selbsttäuschung, indem sie Jeden für so gut und rein halten, als sie selbst sind; ist eine liebenswürdige Schwachheit der Urtheilskraft, nicht aber des Herzens, die darum zum Fehler wird, weil sie alle Früchte der Fehler trägt. Unter durchaus edeln und reinen Menschen wird dieser Fehler kein Fehler, sondern Natürlichkeit eines tugendhaften Gemüthes. Unter mehr oder weniger Verdorbenen mangelt ihnen zur evangelischen Taubeneinfalt die Klugheit der Schlangen. Die Unbesonnenheit gutherziger Menschen kann wohl tadelhaft, nie häßlich und entehrend sein.

O mein Gott, indem ich mir in diesem Augenblicke die Ursachen und Folgen eines Fehlers deutlich zu machen suche, in welchen auch ich wohl oft in den bittersten Stunden meines Lebens verfiel, — wie kann ich ihn entrinnen? O gib du mir Kraft und Weisheit, daß ich das vermeide, was mir selbst und meinem Nächsten so viel Uebels stiften muß. — Ja, auch ich habe die Unbedachtsamkeit meiner Worte schon mehr als einmal Ursache gehabt zu bereuen; ich habe mir vielleicht dadurch in der Achtung bei Andern schon mehr geschadet, als ich selbst glaube und weiß. Sollte ich nicht allen Ernst anwenden, mich von dieser so gefährlichen Untugend ganz frei zu machen?

Und ich kann es — ja, ich hoffe, ich werde es, wenn ich mir durch gehörige Aufmerksamkeit den Weg zur Herrschaft über mich selbst immer besser bahne. Ich will mich nie von der Lebhaftigkeit meiner Gefühle allzumächtig dahinreissen lassen, weder den unangenehmen Empfindungen, noch den fröhlichen, zu viel Meisterschaft über mich einräumen. Denn wo sie einmal herrschen, da flieht die Ueberlegung, und das Wort wird am fremden Glücke und am eigenen Herzen zum Verräther.

Besonders will ich mir zum unverbrüchlichen Gehorsam drei Lebensregeln aufstellen. Diese werden mich vor jedem unangenehmen Rückfälle in den verächtlichen Fehler bewahren.

Es soll mir zum Gesetz werden, daß ich sowohl unter einzelnen vertrauten Freunden, als noch vielmehr in größerer Gesellschaft oder unter mir weniger bekannten Personen, lieber ein bescheidenes Schweigen beobachte, denn durch Reden zu glänzen suche. Wir haben, sagte sinnbildlich ein alter Weiser, zwei Ohren zum Hören, aber nur einen Mund, um zu reden. So will auch ich lieber hören und mich unterrichten lassen, als durch Unbehutsamkeit lästig oder gar schädlich werden.

Es soll mir zum Gesetz werden, daß, wenn ich sprechen muß, ich zwar Alles das denke und glaube, was ich sage, aber nicht Alles sage, was ich in mir denke und glaube. Denn wahrlich, Niemand begehrt von uns Alles, was wir denken und wissen, zu erfahren; und es ist wohl die thörichteste Eitelkeit, sich einzubilden, es müsse Andern alles das wichtig sein, was für uns einige Wichtigkeit hat. Eben so wenig wird man immer aufgefordert, seine Meinung über andere Personen und deren Angelegenheiten zu äussern. Und wenn ich auch aufgefordert würde, bin ich darum immer verpflichtet, sogleich mein Urtheil zu fällen? Gebe ich nicht jederzeit eine Schwäche meines Verstandes oder meines Herzens bloß, wenn ich über Andere absprechе, ohne ihr Innerstes und die Beweggründe ihres Betragens zu kennen? Und bin ich nicht aufgefordert, nicht zur Mittheilung dessen verpflichtet, was ich von mir und Andern weiß, um wie viel frecher ist dann der unberufene Plauderer! Das fordert die Offenherzigkeit, die Wahrheitsliebe, daß ich Alles, was ich sage, auch denke und glaube. Aber dagegen fordert die Bescheidenheit, die Klugheit, die Schonung, daß ich nicht Alles sage, was ich denke und weiß.

Es soll mir endlich zum Gesetz werden, daß ich schweige, sobald ich wahrnehme, es übermanne mich die Lebhaftigkeit meiner Gefühle. — In Unmuth oder Vergnügen kann ich leicht durch ein unüberlegtes Wort zuviel thun. Ich habe es oft erfahren. Eine unbesonnene Zutraulichkeit hat nicht selten das bitterste Unglück herbeigeführt. Ich bin nicht immer Herr über meine Gefühle. Sie können rege werden; sie mögen es sein. Aber in der Lebhaftigkeit derselben will ich mir jede entscheidende Handlung, jedes entscheidende Wort untersagen. Nur so bleibe ich Herr meiner selbst und jedes Geheimnisses, das ich mir selbst dazu mache, oder welches meiner Treue und Verschwiegenheit anvertraut ward. Ach Gott, gib mir Kraft! Ernst ist

mein Wille, meine Sehnsucht, immer besser und wohlgefälliger vor Dir nach dem Beispiele meines Jesu zu wandeln, — aber wer sichert mich gegen meine eigenen Schwächen? Du kannst es durch die Macht Deines heiligen Geistes. O stehe mir bei in den Augenblicken der Prüfung! Amen!

151.

Empfindungen am Geburtstage.

Luk. 5, 11 — 32.

Ich sink' im Geiste Dir zu Füßen,
Vergib, o Vater, meine Schuld!
Es ruft mein blutendes Gewissen:
Erbarmer, gib mir Deine Huld!
Weh mir! willst Du nicht Vater sein,
Steh' ich im Weltall ganz allein!

Zum Leben hast Du mich gerufen,
Das Leben flog wie Traum dahin,
Vielleicht daß an des Grabes Stufen
Ich näher, als ich glaube, bin.
Und ich, was hab' ich hier gethan?
Erfüllt' ich, Schöpfer deinen Plan?

Nein, ruft mein blutendes Gewissen,
O Mensch, du hast umsonst gelebt!
An niedern thierischen Genüssen
Hast du mit frecher Lust geklebt.
Du lebtest für den Rausch der Zeit,
Und nie für Gott und Ewigkeit.

O Vater, blicke auf mich Armen!
Ist Jesus denn nicht auch mein Hort?
Erbarmer, gib mir Dein Erbarmen!
Verhieß es mir nicht Jesu Wort?
Noch leb' ich — ach, noch kann's ja sein,
Ich kann mich noch der Tugend freu'n!

Zu Deiner Ehre will ich leben,
Der Du die Missethat vergibst,
Will hassen, was Du mir vergeben,
Will lieben, was Du selber liebst:
So wird ja mein Gewissen rein,
Und heilig noch mein Wandel sein.

Ich bin ein Jahr älter geworden, — ein Jahr näher zur Vollendung. Frohe und schmerzliche Erfahrungen habe ich in den Tagen des verlebten Jahres gesammelt; — haben sie meinen Geist reifer gemacht? Vielleicht sind meine Kenntnisse gewachsen, vielleicht hatte ich mein Ansehen hin und wieder vergrößert — doch dies Alles ist das Aeussere, dies Alles kann wieder der Raub einer einzigen unglücklichen Stunde werden; vielleicht vertausche ich schon im Laufe dieses Jahres dies Alles mit einer handvoll Erde, die man auf meinen Sarg wirft.

Und wofür hast du denn dein Leben gelebt? wofür die Reihe von Jahren unter Lachen und Weinen und in den Wechseln des Glücks hingebracht? — Mensch, was du vor den Menschen bist, das weißt du zwar; aber was bist du vor Gott, dem Ewigen, o du zur Ewigkeit Erkorner?

Geheime Bangigkeit erfüllt meine Seele. — Ein Jahr meines Erdenlebens ist verflogen. Bin ich heute ein besserer Mensch, als ich vor zwölf Monden gewesen? Mit welchen edeln Handlungen habe ich das verflossene Jahr geschmückt? Nun steht es mit meinen Thaten vor dem Richter. — Ist eine unter ihnen, deren ich mich mit Zuversicht freuen darf? Ach, wie Manches, das ich bereuen muß, steht daneben? wie manches Unrecht, an Andern oder an mir selbst begangen; wie manches sträfliche Gelüste; wie manches harte Urtheil über meine Nebenmenschen; wie mancher Ausbruch wollüstiger oder zorniger, stolzer oder neidischer, unbarmherziger oder schadenfroher Neigungen! — O ich Unglücklicher! Wo sind meine Gebete, meine Gelübde? Was ist meine Religion gewesen? Was bring' ich zur Todesstunde einst anders, als ein blutendes Gewissen? — Wie kann ich Hoffnung fassen zur Seligkeit, die nur das Erbe der vollendeten Gerechtigkeit ist? Wie mich der Gnade des Barmherzigen freuen, der auch der allergerechteste Richter meines Lebens ist? — Ich werde dort nur das sein, was ich auf Erden zu werden trachtete.

Soll ich mich der Verzweiflung überlassen? Denn wer bringt mir das verlorne Jahr, mein verschwendetes Leben zurück? Soll ich das Verdienst Jesu anrufen, daß es mir zugerechnet werde? O fürchterlicher Wahnsinn, der sich erlaubt, mit der Hölle zu buhlen, um sich das Verdienst des Allerheiligsten zuzueignen! Soll ich auf Fürbitten der Vollendeten und Frommen hoffen? Unabänderlich sind die Rathschlüsse Gottes, und unabänderlich und ewig ist sein ernstes Wort: „Was der Mensch säet, das wird er ärnten!“

Ich lebe noch! — Des himmlischen Vaters Langmuth ließ mich dieses neue Jahr erblicken. Geschah dies ohne Zweck? — Was ist in Gottes Anordnungen ohne Zweck?

Ich lebe noch! — Noch ist es Zeit zur Aussaat, und was der Mensch säet, das wird er ärnten!

Hinweg denn, unfruchtbare Hoffnungslosigkeit, heimlicher Gram, allzuspäte Reue, die mich verzehren! Hinweg, ihr falschen Trostgründe meiner Einbildungskraft! — Mich kann Niemand trösten, wenn mich mein Vater nicht tröstet. Und er hat mir Trost gegeben, indem er mein Leben fristete und mich noch diesen Augenblick voll Barmherzigkeit erhält. So sei denn dieses Jahr mein Jahr der Rettung; bekämpfen will ich in mir alle sündhaften Begierden. — Nein! Auch dieses ist zu wenig. Der todte Stein am Wege sündigt auch nicht. Ich will weise, menschenfreundlich, enthaltsam ich will ein Christ werden.

Noch komme ich nicht zu spät; — denn der Schöpfer hat meine Lebensbahn bis heute offen behalten, mir Kraft verliehen, das Gute zu thun. Noch komme ich nicht zu spät; — denn Gott im Himmel hat keinen Gefallen am Tode des Sünders, sondern daß er lebe und besser werde, und Werke der Buße, das heißt, eines reuigen, edeln, Gott gefälligen Sinnes thue. Noch komme ich nicht zu spät; — denn mein Jesus nimmt auch mich Sünder an, daß ich durch ihn, das heißt, durch Erfüllung seiner Lehren, mich zum Vater wende. — War er es nicht, welcher rief: Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Auch ich bin mühselig durch meine Missethat und beladen mit einem Leben voller Schuld!

Noch komme ich nicht zu spät! Wahr ist's, die Erinnerungen an meine verschiedenen lasterhaften Neigungen und an die traurigen Folgen derselben sind unendlich zahlreicher, als die Erinnerung an das wenige Gute, welches ich hin und wieder gethan habe. Und zuweilen ergreifen mich Bangigkeit und Zweifel bei der Frage: Kann Alles, was ich in den Stunden, Tagen, Jahren, die

Gott mir noch zu leben vergönnt, irgend noch Rechtschaffenes thue, alle jene unreinen Handlungen vergessen machen, mit denen ich mein übriges Leben befleckt habe? Wird das zahllose Unkraut, welches ich sonst ausäete, nicht die wenigen guten Samenkörner ersticken, die mir jetzt noch auszustreuen erlaubt sind? Barmherziger Gott, gehe nicht mit mir ins Gericht! Ach, laß mich verhüllen, was ich gelebt habe.

Wie sich ein Vater erbarmt seines Kindes, so erbarmt sich Gott der Sünder, die sich zu ihm wenden. Auch ein irdischer Vater vergißt ja gerne alle Thorheiten und Jahre lange Vergehungen seines Kindes, wenn es sich von denselben befreit und als ein besserer Mensch an das Vaterherz zurückkehrt. — Jene Thorheiten, jene Vergehungen sind schon genug durch sich selbst bestraft worden. — Denn jedes Laster führt seine Hölle mit sich, und kein Vergehen, groß oder klein, bleibt in der heiligen Welteinrichtung Gottes ohne böse Folgen für sich selbst. — Der Wollüstling zähle die angstvollen Augenblicke und die Pein seines geschwächten, siechen Leibes: siehe, sie sind deiner geheimen Sünden Frucht. — Die Strafe verfolgt dich vielleicht bis ins Sterbebett; aber noch lebst du, noch bist du unverloren! — Kehre zum Vaterherzen deines Gottes mit reuigem Gemüth zurück; ändere dein Leben; trage die Strafe deiner Sünde mit kindlicher Ergebung; werde Andern nützlich, indem du sie vor gleicher Sünde warnest. Rette Seelen, so edelst du dich wieder, und steigst aus deiner Verworfenheit empor zu hoher Bestimmung. — Habsüchtiger, der seine Hand nach ungerechtem Gute ausstreckte, und du, der du voll Neides und schadenfroher Rache Ehre, guten Namen, Eigenthum und Lebensgenuß Andern raubtest; — Ehrsüchtiger, der in der Welt nichts sah, als sich selbst, und darum den Einen haßte, den Andern verspottete, die Unschuld zertrat, das Recht verletzte; — Schwelger, der das Gute, mit dem er so viele Familien hätte glücklich machen können, leichtsinnig verpraßte, in unnützem Aufwande vergeudete, bis ihm nichts blieb, als eine zerrüttete Gesundheit und ein wundenvolles Gewissen; — Spieler, der du deine edelsten Stunden in Angst und Schadenfreude um elenden Gewinn verschwendetest, während andere Augen über dich weinten — der du dein Zartgefühl verstumpftest, bis deine Hand auch nicht mehr vor Verbrechen zurückzitterte; — o ihr Unglückseligen alle, die ihr heute am Rande eines fruchtlos verflossenen Lebens dastehet, beschämt, reuig, vielleicht verzweifelnd; die ihr schaudernd zurückblickt in das vergangene unselige, und rufet: Es ist zu spät! — Nein, nein, es ist noch nicht zu spät! Ihr seid noch unverloren! — Traget die Strafen eurer Schuld, aber ehret sie als Boten Gottes. Sie rufen euch zu: Säet fortan bessere Saat, Saat für die Ewigkeit.

Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten. (Epheſ. 5, 14.) So ruft das göttliche Wort; so ruft eine Stimme in unserm Innern: Wache auf! Soll es denn ewig so währen?

Mit Recht wird jeder Sünder mit einem Todten verglichen; denn das Edlere, das Unsterbliche in ihm ist todt. Todt ist alles Irdische, wie der Staub, aus dem es stammt und zu dem es zurückfällt. Nur das Göttliche ist Leben.

Aber ich lebe, spricht Jesus, und ihr sollt auch leben! (Joh. 14, 19.) Auch der Sünder soll nicht untergehen. Es ist eine Rückkehr zum Vater möglich. Der Vater selbst ruft uns. Selbst in den Folgen unserer Vergehungen ertönt die Stimme der Natur: Kehre um zu Gott! — Verzweifele nie; auch deiner Rückkehr freut sich noch der Himmel, wenn du Buße thust (Luk. 15, 10.), wenn du Jesu Freund wirst.

Aber täuschen wir uns nicht mit dunkeln und verworrenen Vorstellungen über das, was eigentlich Rückkehr zu Gott und Freundschaft mit Jesu sein soll. Bilden wir uns nicht ein, es sei der Sieg errungen, wenn wir mit zerknirschtem Herzen unsere Sünden bereuen; wenn wir in Thränen zerfliessen; wenn wir die Freuden des Lebens, auch die unschuldigsten, meiden; wenn wir von Kirche zu Kirche eilen; wenn wir bei jedem Anlasse die Liebe Jesu im Munde führen und uns der Wunden des für unsere Sünden geopferten Lammes getrösten. — Viele Menschen, wenn ihr Glück, ihre Gesundheit, ihr Leben durch lange Laster zerstört sind, wählen diesen falschen Weg; aber ihre Buße ist keine Freundschaft mit Jesu, sondern eine quälende Angst vor den Folgen ihres Wandels in einem künftigen Dasein; ihre vermeintliche Bekehrung ist keine Rückkehr zu Gott, sondern eine neue Verirrung zu fruchtlosen Einbildungen. Aber ihre Einbildungskraft ermattet endlich, und ihre Rührungen werden endlich schwächer, wie alles Ueberspannte. Dann halten sie sich für lau. Dann klagen sie über die Sündlichkeit ihres Fleisches. Dann fallen sie in die vorige Bangigkeit zurück und gelangen nie zu dem Ziele, wohin sich ihr Herz sehnt.

Auf diese Weise nun kann der Sünder zu Gott wahrhaft zurückkehren? Wann sind wir der Freundschaft mit Jesu gewiß? Er selbst, der ewige Sohn, hat es uns gesagt: Ihr seid meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete! (Joh. 15, 14.) Nicht Worte, nicht stundenlange Gebete, nicht das Herr, Herr! Sagen, nicht die frommen Andächteleien, aus denen für das Heil der Welt kein Gutes quillt, nicht Entsagung der schuldlosen Erheiterungen: das Alles hat uns der erhabene Gottessohn nicht geboten! — Thaten fordert er von dem reuevollen Sünder, der nach Vergebung schmachtet; Werke der Bekehrung und eines bessern Sinnes.

Was soll ich thun, daß ich selig werde? fragt der, dem es Ernst ist um die Freundschaft Jesu. Und der Herr spricht: Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst

Hier ist der Weg zur Rückkehr, aber dieser Weg ist nicht so leicht. Er geht durch tausend Kämpfe gegen Versuchungen alter Lüste, gegen Gewohnheiten, welche Fluch brachten, — es ist ein Kampf mit dem Verderben unserer eigenen Natur. — Freilich leichter ist Beten, als seiner Wollust und Ueppigkeit auf ewig zu entsagen; leichter ist es, in die Kirche zu rennen, als sich mit Feinden zu versöhnen, und selbst dem Unversöhnlichen Liebes im Geheimen zu erweisen; leichter ist es, zu fasten und zu seufzen, als ein guter Hausvater zu werden, wenn man Verschwender oder Spieler gewesen; leichter ist es, sich mit Jesu Wundmaalen zu trösten, als Wunden zu heilen, die wir durch lieblose Worte und Thaten verursachten; leichter ist's, hie und da kleine Almosen zu spenden, als ungerechtes Gut an den wahren Eigenthümer zurückzustellen, dem man es durch Gewalt oder List, durch Betrug, Erbschleicherei und falsches Zeugniß entrissen hatte: — aber es gilt das Höchste im Leben und im Tode; es gilt Rettung der unsterblichen Seele vom Untergang; es gilt Frie-

den auf Erden und Seligkeit des zukünftigen Seins! — Nur so ist Rückkehr des Sünders zur Gnade des ewigen Vaters; nur so ist Freundschaft mit Jesu, unserm Seligmacher! Nur so haben wir Hoffnung, daß der Richter der Todten unsere Vergangenheit liebevoll bedeckt, und auch zu uns spricht: Dir sind deine Sünden vergeben! (Luk. 7, 48.)

O Vater, Vater, ich habe gesündigt in dem Himmel und vor dir; ich bin hinfort nicht werth, daß ich dein Sohn heiße! sprach der Verlorne im Gleichnisse Jesu, des Heilandes, zu seinem Vater. Und der Vater schloß den Zurückkehrenden mit Erbarmen an seine Brust, und sprach: Dieser mein Sohn war verloren, und ist gefunden worden! Laßt uns fröhlich sein. (Luk. 15, 24.)

Vater, o mein Vater im Himmel, auch ich habe gesündigt vor Dir; ich bin nicht werth, daß ich dein Kind heiße! Aber Dein Erbarmen ist unendlich größer, als meine Schuld. Du willst nicht den Tod des Sünders. Du erhieltest mein Leben in tausend unsichtbaren Gefahren, daß ich noch heute mich desselben erfreuen und mit gebessertem Herzen zu Dir umkehren könne. Ja, ich will es, es kann es, du unendlich Gnadenreicher! — Noch ist die Ewigkeit und ihr Heil nicht für mich ganz verloren, obgleich ein Leben hinter mir liegt, das bisher für die Heilung meines Gemüthes verloren ging. — Du lässest mich ein neues Jahr erleben, und ich will mit ihm ein neues Leben beginnen; ein Leben in meines Jesu Sinn. Ich will streng und unerbittlich sein gegen alle meine Schwächen und Fehler, schonend, liebevoll gegen Andere, auch wenn sie mich dafür beleidigen. Ich will die unreinen Begierden in mir dämpfen, und so oft ich von ihnen angefochten werde, soll mein Entschluß unerschütterlich sein, die Einsamkeit zu fliehen, in die Welt zu treten und irgend eine gute That zu vollbringen. Ich will selbst meine Sünden und alle ihre traurigen Wirkungen noch Andern zum Segen machen, indem ich Andere vor den Gefahren der Verführung, vor den ersten Anlässen zum Verbrechen, vor der oft unter Rosen verborgen lauernden Schlange warne. Ich will, wo ich durch meinen Leichtsinn, durch meine Verdorbenheit im Familien- oder im bürgerlichen Leben, öffentlich oder heimlich, Schaden stiftete, freudig ersetzen. Ich will ersetzen, auch wenn es mich Alles kostete; denn ich will nicht mit einer Schuld auf dem Rücken aus der Welt gehen, und vor Deinen Stuhl, o Richter der Todten! — Und kann ich das gestiftete Uebel nicht mehr vernichten oder vergüten — o gerechter Gott, so verzeihe Du meine Schuld! Ich will fortan durch meinen öffentlichen und geheimen Lebenswandel darthun, daß wenigstens ein ernster, heiliger Wille in mir wohne. Diesen Willen, ach, obgleich ohnmächtig, verwirf ihn nicht. Vergib, o vergib mir meine Sünden, wie ich vergeben habe allen meinen Feinden und Beleidigern. Vergib, Erbarmer, vergib um Jesu willen! Amen.

152.

Am Schlusse des Jahres.

Pred. Sal. 11, 6.

Gott, wie blitzesschnell entfliehn
Unsre Tage, unsre Stunden!
Eh' wirs denken, sind sie hin
In das Ewige verschwunden.
Wäre doch von unsrer Zeit
Jede Stunde Dir geweiht!

Säen laßt uns denn mit Fleiß
Zu der Aernte jenes Lebens!
O wie glücklich, wer da weiß,
Fühlt, er lebte nicht vergebens!
Ewig freue sich der Saat,
Wer hier wohl gesäet hat.

Es fiel ein Sonnenstäubchen auf's hohe Gebirg — ein Wassertropfen in's Weltmeer — ein Jahr in den Abgrund vergangener Ewigkeiten. Sie sind verloren. Wo suche ich, wo finde ich sie wieder?

Ein Jahr! Freilich nur ein unbemerkbarer Punkt in der endlosen Reihe der Zeiten, aber doch ein beträchtlicher Abschnitt meines eigenen Lebenslaufes. Ich berechne mein Dasein auf Erden nach Jahren; und ich habe dieser Jahre schon so viele nicht mehr zu leben! Wer weiß denn, ob ich noch eins oder zwei vollende? Wer will Bürge sein von allen Sterblichen, daß nicht schon nach zwölf oder vierundzwanzig Monden die winterlichen Schneeflocken über meinem Grabhügel umherschweben? Wie groß, wie ganz unübersehbar scheint mir ein Jahr im Anfange! Wie lange dauert der unfreundliche Winter! Wie kann ich kaum den schönen Frühling mit seiner Blumenpracht erwarten! Dann die mannigfaltigen Genüsse in Feldern, in Gärten, oder auf angenehmen Reisen! — Dann, wie spät der Herbst mit seinen Aerntefesten und Weinlesen — die Menge der Tage und Stunden, der Ereignisse, der Zufälle, der fröhlichen Augenblicke, der Freundschaften — — es läßt sich nicht übersehen. Es scheint kaum ein Ende zu nehmen.

Wie flüchtig, wie klein — mehr als klein! wie Nichts ist ein Jahr, wenn man am Ende desselben steht! Was habe ich denn darin gehabt? Wodurch ist es von jedem andern Traum verschieden? Was ich war, bin ich schon jetzt nicht mehr! Was ich Alles in diesem zwölf Monden langen Traum genoß und hatte, genieße und habe ich schon jetzt nicht mehr! Fast Alles ist vorüber, und was mir noch vorbehalten ist, wird eben so vorübergehen.

Und je länger ich lebe, je kürzer wird mir das Leben. Je älter ich werde, je kleiner wird mir der Raum der Jahre. Vor einem Jahr um diese Zeit, oder am Neujahrstage — es ist mir nicht, als wäre es vor mehr denn dreihundert Tagen, nein, als wäre es erst gestern gewesen! Ich sehe noch mein ganzes Tagewerk; ich erinnere mich noch der Worte meiner Freunde; ich weiß noch wohl, wo dieser oder jener stand. Und dann die sämmtlichen Ereignisse im ganzen Lauf des Jahres — es ist mir, als wären sie erst gestern geschehen. Und wenn ich nachrechne, erstaune ich, daß von jetzt bis dahin zurück schon so viele Wochen und Monate verflossen sind. Wie flüchtig, wie nichts ist doch ein Jahr, wie flüchtig mein Leben! Und wenn ich einst vollendet habe: es wird mir zu Muthe sein, als hätte ich noch nichts gelebt. Aber es ist vergebens. Alle Täuschung entflieht. Siebenzig und achtzig Jahre sind zuletzt wie ein Traum von siebenzig und achtzig Minuten gewesen.

Tausende meiner Mitmenschen haben am Ende eines Jahres das gleiche Gefühl schneller Vergänglichkeit, wie ich. Ihrer Viele sind aber froh, daß Alles so flüchtig dahin ist; nicht aus Ueberdruß des Lebens, sondern aus Begier nach dem Neuen und Unbekannten. Was sie genossen, was sie erfahren haben, scheint ihnen noch nicht

so wichtig, als was sie noch erleben könnten. Sie scheinen das Leben gleichsam nur aus Neugier zu lieben und fortzusetzen. Immer sind ihre lüsternen Blicke vorwärts gerichtet, wo die bunten Kinder der Einbildungskraft, nämlich Träume, Erwartungen, Hoffnungen vor ihnen hingaukeln. Auf das Vergangene mögen sie nicht rückwärts sehen. Das Alte ist ihnen gleichgültig, das Genossene widerlich. Kaum nehmen sie sich Zeit, die Gegenwart recht zu schmecken, und was da ist, eines aufmerksamen Blickes zu würdigen. Immer haben sie neue Entwürfe. Ihr ganzes Leben ist eine beständige Erwartung, ein unaufhörliches Jagen nach neuen Zielen. Und sind sie am Ende der Tage, so sinken sie erschöpft nieder von der fruchtlosen Arbeit, und fühlen, sie haben nicht gelebt, sondern wollen erst leben, wenn sie zu leben aufhören.

Wahrlich, Kinder, welche, ohne Harm um das Vergangene, ohne Neugier und Sorgen um das Künftige, immer den gegenwärtigen Augenblick, mit Allem, was er hat, in vollen Zügen geniessen, verstehen es besser als unzählige Bejahrte, zu leben. Denn sie sind noch unverbildet, wahrhaft und natürlich. Aber der erwachsene Mensch entfernt sich nur zu oft mit rastloser Kunst und Mühe von der Einfalt und Wahrhaftigkeit des Natürlichen. Kinder sehen und schmecken noch das Leben, wie es ihnen gegeben ist, in vollem Maße. Aber die Erwachsenen, nur zu oft durch ungestüme Leidenschaft ergriffen, fliegen eben so eilig an den Gütern des Daseins vorüber, als das Leben wetterschnell an ihnen vorübereilte. Diese Seelenkranken, nach Reichthümern laufend, achten der Gaben des Himmels nicht, die ihnen zufielen, und rennen dürstend an den reichsten Quellen vorbei, die neben ihnen rauschen. Sie sehnen sich nach Würden und Ruhm; aber die Achtung, von welcher sie umringt sein könnten, bemerken sie kaum; nichts ist ihnen genug. Wer immer Ziele sucht, steht nie am Ziele.

In der That sollten wir die Kunst des Lebens von den Kindern lernen, denen der nächste Augenblick auch immer das beste Ziel ist. Sie nehmen die kleinste Gabe, welche ihnen zufällt, mit fröhlichem Gemüth auf; sträuben sich gegen den Schmerz, der sie überrascht, und vergessen sein, sobald er vorüber ist. Darum lehrte auch Jesus, unser großer Meister der Lebensweisheit: Seid des Augenblicks froh, und quälet euch nicht mit eitelu Träumen! Sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen! (Matth. 6, 34.)

Die wahre Kunst des Lebens, wie sie der Weise übt, besteht nicht darin, immer und ausschließlich nach einem bessern Loose zu jagen, sondern seinen gegenwärtigen Verhältnissen und Umständen die bessere Seite abzugewinnen, und aller ihrer Anmuth zu geniessen, der sie fähig sind. Nur was dir die eben vorhandene Stunde gibt, dies hast du und dessen bist du gewiß. Was dir die künftige darbietet, ist unbekannt. Verschmähe nicht den reinen Genuß jedes Tages, den dir Gott zu deinem Leben legt, sonst gehst du arm und elend, mit ungestilltem Verlangen bis zum Grabe. Hoffe das Bessere zwar, aber vergiß niemals das Gute, in dessen Besitz du schon bist; gedenke des Vergangenen, aber eben dies ermuntere dich, die Gegenwart besser zu geniessen, als die entronnene Zeit. In diesen wenigen Worten liegt der Kern der Lebensweisheit.

Das vernunftlose Thier sorgt für keine Zukunft, und kümmert sich um keine Vergangenheit. Aber edler, göttlicher ist des Menschen Natur. Er lebt mannigfaltiger als das Thier; er lebt für Gegenwärtiges und Vergangenes und Künftiges zugleich. Der Mensch soll es! Er wird dem Thiere gleich, wenn er, ganz ohne Rücksicht auf das Ende, nur im Gegenwärtigen schwelgt. Allein er ist ein Thor, wenn er um des Kommenden willen das Vorhandene nicht zu geniessen wagt; er ist ein Mörder seines Lebens, wenn er, aus Gram um das Vergangene und Verschwundene, Gegenwart und Zukunft vernachlässigt und vernichtet.

Der Weise lebt für das, was war, was ist, was sein wird. Aus den Erfahrungen früherer Jahre und Tage schöpft er Muth, Vorsicht, Klugheit und Begierde, das auf die rechte Art zu benutzen, was er in der gegenwärtigen Stunde besitzt. Er benutzt aber den heutigen Tag mit solcher Mäßigkeit und klugen Vorsorge, daß er säet, was er morgen ärnten will, und keine spätere Reue ihm die heutige Lust verbittern soll.

So will auch ich denn am Schlusse eines Jahres, das mir die Gnade Gottes zu durchleben vergönnte, den Blick auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft werfen, um als ein, wenn auch nicht beglückter, doch des Glückes würdiger Mensch in ein neues Jahr eintreten zu können. So will auch ich über das Vergangene meine Rechnung abschliessen, um das richtiger zu erkennen, was mir nach manchem Verlust noch übrig geblieben ist, und für eine bessere weise Zukunft angewandt werden soll.

Ich will vor allen Dingen, als ein guter Hausvater, das mir durch meinen Fleiß und göttlichen Segen zu Theil gewordene irdische Vermögen untersuchen. Ich bin dazu verpflichtet, damit ich unabhängig von menschlicher Barmherzigkeit leben und freier handeln kann. Der unruhige Wechsel der Zeiten, Theurung und Kriege könnten auch mich in Verlegenheit, in Armuth stürzen, wenn ich das Meinige verwahrlosen, wenn ich nicht prüfen würde: wie weit geht mein wahres Eigenthum, und was bin ich davon andern Menschen schuldig? Ich bin verpflichtet zu dieser Prüfung meiner Vermögensumstände durch die Sorge, welche ich als Hausvater oder Hausmutter für alle diejenigen tragen soll, die mir angehören. Ich bin verpflichtet zu dieser ernsten Prüfung um meiner Anverwandten Ehre und guten Namens willen! Denn ohne Achtung und Zutrauen der Menschen bin ich hilflos auf Erden, und unfähig, so viel Gutes durch Wort und That zu stiften, als ich nach Gottes Willen stiften soll.

Aus der Prüfung meines gesammten Eigenthums am Schlusse dieses Jahres werde ich erkennen, ob sich meine irdischen Umstände verbessert oder verschlimmert haben. Ich werde erkennen, ob ich meine bisherige Art, zu leben, meinen Aufwand, wie ich ihn im vergangenen Jahre machte, ohne Gefahr fortsetzen darf, oder ob ich nicht die Menge meiner Ausgaben einschränken, und zu meinem und der Meinigen Besten sparsamer werden müsse, besonders in Zeiten, wenn Nahrungslosigkeit oder anhaltende Kriege überall den häuslichen Wohlstand vermindern.

Ich will es dabei nicht bewenden lassen, sondern mit Ernst weiter schreiten. Ich will untersuchen, welcherlei Bedürfnisse die entbehrlichsten sind. Und sie sollen, mag es mir anfangs auch schwer fallen, mit dem Beginn des neuen Jahres entbehrt werden. Und wenn ich auch zuletzt dadurch nur Kleinigkeiten ersparen würde: ich bin denn

doch um so vieles wohlhabender. Ich habe denn doch einen, wenn auch nur geringen, Ueberfluß erworben, von dem ich andern Menschen, unglücklichen Brüdern, die weniger haben, als ich, wohlthun kann. Und welche Freude für mich, wenn ich sogar bei meinem mäßigen Vermögen noch wohlthätiger werde, als Mancher, der in der Fülle des Reichthums lebt; wenn ich über das, was mir Gott verliehen, so treu haushalte, daß ich damit auch fremder Menschen Glück befördern kann!

Ja, der Schluß des Jahres ist vorhanden; ich will mein Haus bestellen. Und wäre das Ende des Jahres auch der Schluß meines Lebens, so will ich nach meinem Tode Alles in solcher Ordnung hinterlassen, daß mich die Zurückbleibenden ehren und segnen sollen. Ich will vollkommener Christ sein in allen Dingen; ich will jeden Tag bereit sein, ohne Vorwürfe aus meiner irdischen Lage hinweg und ins Ewige übertreten zu können. So, da Christus sterbend am Kreuze blutete, sorgte auch er noch für die weinende Mutter (Joh. 19, 26.), daß sie nicht verlassen sei auf Erden.

Nicht zufrieden, am Schlusse des Jahres mein Hauswesen zu ordnen, will ich für mich eine stille Stunde der Einsamkeit suchen, und alle meine Verhältnisse überlegen, in welchen ich lebe; meine ganze Lage prüfen, und erforschen, wie ich dasjenige, was darin unangenehm ist, künftig auf eine anständige und zweckmäßige Weise zu vermeiden oder zu beseitigen habe.

Wahr ist's, in meinen gegenwärtigen Verhältnissen ist manches Bittere und Beschwerliche. Aber woher rühren diese Sachen, welche mir so viel Verdruß erwecken? Sind meine Verhältnisse, die mir Gott anwies, daran Schuld? Oder habe ich durch meinen Leichtsinn, durch mein verkehrtes Wesen, durch meine Unvorsichtigkeit, durch Eigensinn, Stolz, Wollust oder andere Leidenschaften meines Herzens dazu das Meiste beigetragen? — Und wie räume ich diese Uebel hinweg, welche mir mehr als eine böse Stunde machen? Kann ich meine Verhältnisse ändern? Es ist zu erwägen! Oder muß ich vielleicht mich selbst ändern? Ja, dies ist noch wahrscheinlicher! Denn welches auch meine Lage sei, bin ich nur überall recht beschaffen, wie ich sein soll, so wird auch Alles um mich her recht werden. Habe ich nur ein reines Herz, ein frohes Gewissen: was könnte mir dann meine Zufriedenheit trüben?

Ich will am Schlusse des Jahres, indem ich meine gegenwärtige Lage von allen Seiten prüfe, zugleich mich selbst fragen: Wie stehst du mit den Menschen, mit denen dich Gottes Vorsehung in Verbindung setzte? Wie? Hast du heut mehr Freunde, als vor einem Jahre? Ist es dir durch dein Betragen geglückt, endlich unter denen, die dich kennen, mehr Zutrauen, mehr Liebe zu erwerben, als du sonst genossest? Hat sich gegen dich die Achtung deiner Mitbürger, deiner Vorgesetzten, deiner Verwandten, deiner Untergebenen vermehrt oder vermindert? Und wenn du nun findest, sie habe nicht zugenommen: o so hat auch deine wahre Glückseligkeit keinen wesentlichen Zuwachs erhalten; so bist du auch im Laufe eines ganzen Jahres schwerlich um vieles vollkommener geworden. Und wessen ist dann die Schuld? Kannst du deswegen Andere anklagen? Bist du es nicht selbst, der sich mit Vorwürfen bedecken muß? Vernimmst du die Stimme deines Gewissens, welches dir deine Fehler vorhält? Lege die Hand an dein Herz; prüfe dich selbst.

Ja, nicht nur mein Hauswesen, meine äussern Verhältnisse will ich prüfen am Schlusse des Jahres, sondern prüfen will ich in der Gegenwart Gottes mein eigenes Herz! Ich will untersuchen, wie mein gegenwärtiger Karakter beschaffen ist; betrachten, ob meine Denkart und Handlungsweise sich im verflossenen Jahre geändert habe. Denn immer bleibt man doch nicht ganz dasselbe; man wird älter und an Erfahrungen reicher. Ich habe mancherlei gutes und böses Schicksal seit den letzten zwölf Monden erlebt; solche Erfahrungen und Schicksale bleiben niemals ganz ohne Einfluß auf unser Gemüth.

Und nun, wie bin ich? wie denke ich, wie handle ich? Gott ist nahe, der Allgegenwärtige; Gott durchblickt dich, der Allwissende! Möchtest du ihm heucheln; ihm, der dich heller durchschaut, als du den klarsten Tropfen Wasser? Möchtest du dir selbst heucheln, dich selbst belügen? Welch eine Thorheit!

Ich will noch, ehe das Jahr verstreicht, eine Stunde suchen, in der ich mir allein gehöre, wo mich nichts Anderes in meinen Betrachtungen stört, und dann Gericht halten über meine verderblichen Gewohnheiten, über meine Fehler und Laster, über die ganze Reihe meiner ungerechten Neigungen und geheimen Sünden. Ich will richten, ehe sie der Herr richtet. Ich will es mir zeigen, wo ich mangelhaft und schwach bin, ich will auf meine Tadelnswürdigkeiten ohne Schonung hindeuten. Dann rede laut, innerer Richter, ernstes Gewissen, Gefühl meiner Schuld — Gott hört dich!

Und es muß endlich sein, daß ich am Schlusse dieses Jahres meinen Werth und Unwerth richtig schätzen lerne. Ich muß meine Fehler alle mustern, denn sie sind ja die Quellen alles meines Verdrusses. Ich muß die Hindernisse meiner Zufriedenheit, die Zerstörer meiner Ruhe kennen. Oder sollte ich auch im ganzen künftigen Jahre ihr Sklav sein; auch im künftigen Jahre nicht so vollendet, edel und voll Tugendkraft werden, wie ich es sein könnte, sein sollte, um Gottes Kind, um Jesu Brüder zu heißen? — Ich kann es mir ja nicht verbergen, daß, wenn ich in dem größern Theil meiner verflossenen Lebenszeit oft recht unzufrieden, ja wirklich unglücklich gewesen bin, es meistens die Folgen meiner eigenen Schwäche waren. Entweder zog ich mir durch dieselben mancherlei Verdrießlichkeiten und Sorge zu, oder ich verschlimmerte mir die unangenehmen und traurigen Ereignisse meines Lebens, indem ich sie nicht mit Seelenstärke empfing, sondern mich dadurch zum Aerger, zum Zorn, zur übeln Laune, oder wohl gar zur tiefsten Betrübniß allzusehr hinreissen ließ. Ich setzte thörichterweise allzugroßen Werth auf das, was an sich vergänglich ist. Ich konnte keinen irdischen Verlust mit Gleichgültigkeit und Stärke des Gemüths tragen, wiewohl ich meine Fehler und Schwächen jederzeit, ob sie gleich Verlust meiner Seelengröße sind, ohne großen Verdruß ertrug.

Ich will meine Denkart und Handlungsweise ändern für das künftige Jahr, will die große Erfahrung machen, ob ich nicht groß bei allen Unfällen, glückselig in allen Schicksalen werden könne, die mich treffen mögen. Ich will nur das Gute, das Rechtschaffene, das Gottgefällige thun; will früh und spät die Saaten des Guten

säen, denn ich weiß nicht, ob dies oder das gerathen werde. (Pred. Sal. 11, 6.)

So will ich mein Jahr auf eine christlich-würdige Art beschliessen; und das letzte, was ich thue, sei mein Dankgebet zum Allerhöchsten für allen Segen, für alles Liebe, das er an mir und an den theuern Meinigen im verflossenen Jahre gethan hat.

Könnte ich's vergessen, o mein Vater im Himmel, o mein Gott, daß Du in der Vergangenheit mein Vater und mein Gott warst? Könnte ich's vergessen, wie viel Gnade Du mir und allen Meinigen erwiesen hast, wie viel Barmherzigkeit Du uns hast widerfahren lassen? — — Und war ich dieser Liebe und Treue werth? Habe ich so viele Wohlthat verdient durch meine Tugend und Heiligkeit? Nein, nein, ich Abtrünniger habe sie nicht verdient. Und hätte ich die Tugenden eines Engels, ich könnte dadurch auf Deine Gnade keine gerechten Ansprüche machen, ich hätte Dich darum mir nicht zum Schuldner gemacht. Es sind nicht meine Werke, es sind die Werke Deiner unergründlichen Barmherzigkeit, die mir Heil, Segen und Seligkeit bringen.

Dank Dir, heisser, inniger Seelendank, Höchster, Gnadenvollster, sei Dir dargebracht in den letzten Stunden dieses Jahres! Dank für Deine Langmuth gegen meine Sündlichkeit! Dank für die tausend einzelnen Freuden, mit denen Du mich erquicktest! Dank für Deine Vaterhilfe, die mir oft dann am nächsten war, wenn meine Noth am größten war, und ich voll Verzagens keinen Ausweg mehr erblickte! Dank Dir für die Kraft, mit der Du mich zum Guten ausgerüstet hast, auch wenn ich sie leider nicht immer zu allem Guten verwendete! Dank für Deine Sorgfalt, die mich und die Meinigen aus mancherlei Gefahren rettete! Dank auch, Vater! Vater! für die Schmerzen, die ich im vergangenen Jahr duldete, und welche mir göttliche Boten waren, die mich an Dich, an meine höhern Pflichten, an meinen Beruf zur Ewigkeit mahnten. Ja, ich habe es endlich gelernt und vielfach erfahren: Du bist die Liebe; Du bist nur der Schöpfer alles Guten, in Deiner Welt ist kein Uebel vorhanden, als die Sünde, welche wir selbst thun! — Nur unsere Sünde, unsere Schwachheit bringt Verderben in das Leben.

Verflossen ist ein Lebensjahr! Ach, daß ich die Sünden verhüllen könnte, mit denen ich's befleckte! Gnade, Vater, Barmherzigkeit für mich, daß sie nicht meine Anklägerinnen werden vor Deinem heiligen Thron! — Ein neues Jahr beginnt; ein neuer, besserer Mensch will ich nun in diese Zukunft eintreten. Auch in dieser dunkeln Zukunft bist Du mein Gott, mein Beschützer, mein Vater! O verlaß mich nicht! Verlasse nicht die lieben Meinigen mit Deiner Gnade! Verlasse nicht mein Vaterland, nicht meine Vorgesetzten, meine Obrigkeit. Amen.

153.

Empfindungen am Neujahrstage.

Jeremias 21, 8.

Der Du das junge Jahr mir schenkest,
Wer bin ich, daß Du mein gedenkest,
Und mir erneuerst Deine heil'ge Treu?
Wie kann ich Staub Dir würdig danken?
Erhaben über ird'sche Schranken,
Ist Deine Liebe ewig neu.

Du säest Welten aus, wie Saaten,
Und das Geheimniß Deiner Thaten
Ist blendend Licht und Harmonie und Sturm;
Und in der Kette Deiner Wunder
Ist eine Sonne nur ein Zunder
Und eine Erde nur ein Wurm.

Wer kann, o Wesen aller Wesen,
Des Schicksals große Rolle les'n,
Auf welche Du der Himmel Ordnung schreibst?
Wer hat mit Dir im Rath gesessen,
Das ewige Gesetz zu messen,
Nach welchem Du die Sphären treibst?

Das Urverhältniß aller Dinge
Liegt weislich in dem großen Ringe,
In langen Folgen der Nothwendigkeit!
Und nichts wird, wenn auch schwache Seelen
Mit Gram sich und Verweiflung quälen,
Im Schicksal anders eingereiht.

Du hast gerecht zu meinem Leben
Mir Glauben und Vernunft gegeben,
Genug zum Segen und zum Fluch!
Ich bin, wenn ich, was ich verschulde,
Nicht ohne Murren freundlich dulde,
Mir selbst ein wilder Widerspruch.

Laß mich nie in der Welt es wagen,
Dich hochvermessen anzuklagen,
Weil dunkel noch das große Jenseits steht;
Nicht fluchen, wenn das Laster sieget,
Wenn Tugend weinend unterlieget,
Du bleibst gerecht in Richtermajestät!

Wenn Angst und Zweifel in mir stürmet,
Und Nacht auf Nacht sich um mich thürmet,
Und alle Sinne sich im Wirbel dreh'n,
So will ich meine Hände falten,
Und mich an Dich im Sinken halten,
Und sinkend werd' ich nicht vergeh'n.

Wer heute doch in die Brust der Sterblichen, in das Geheimniß ihrer Gefühle, Hoffnungen, Besorgnisse und Wünsche, hineinblicken könnte, mit denen sie den Anfang des neuen Jahres begrüßen! Freilich, wohl auch Tausende beginnen das Jahr leichtsinnig, gleichgültig, ohne besondere Gedanken dabei, so wie sie das vorige Jahr endeten; ihnen ist ein Tag wie der andere. Aber Millionen dagegen treten den neuen großen Lebensabschnitt nicht ohne gewisse Gemüthsbewegungen an, welche besonders dieser Tag zu erregen fähig ist. Viele denken: Was habe ich, was haben meine Angehörigen von dem bevorstehenden Jahr zu erwarten? Wird es besser, wird es schlimmer werden?

Andere denken kaum nur noch so weit hinauf. Sie beschäftigt nur der Gedanke an die bevorstehende Ergötzung, welche dieser Tag ihnen gewöhnlich darbietet: an die zu empfangenden oder abzustattenden Glückwünsche, welche durch Mode und Höflichkeit eingeführt sind; an die gesellschaftlichen Freuden, an die Gastmähler, an die Geschenke, welche diesem Tag anzugehören pflegen.

Der in Gesundheit Blühende sieht in der Zukunft nichts als glückliche Zufälle, die seiner warten. Der von Natur Aengstliche seufzt bei dem Gedanken, daß die unangenehmen Verhältnisse, in denen er sich zum Theil schon gegenwärtig befindet, wohl noch viel traurigere

Stunden herbeiführen können. Der Kranke blickt unmuthvoll und wehmüthig zurück auf die Reihe ehemals genossener freudiger Neujahrstage, während diesmal nun der Anfang des Jahres bitter und vielleicht von übler Vorbedeutung ist. Der Jüngling baut Entwürfe des Ehrgeizes und Reichthums für die Zukunft. Die Jungfrau sieht sich in den dämmernden Fernen kommender Tage als Neuvermählte, als Gattin und Hausmutter. Doch mehr oder weniger sucht Jeder, der es irgend vermag, an diesem Tage Vergnügen und Erheiterung, und glaubt, was er fröhlich beginne, werde dadurch zum dauernden Frohsinn eingeweiht. — Und wenn er sich auch mit demselben täuschen sollte, so will er sich gern getäuscht haben.

Der weisere Mensch aber — und wer möchte nicht auf diesen Namen Anspruch machen? — der weisere Mensch, auch wenn er sich willig dem Vergnügen hingibt, das ihm solch ein Festtag bereitet, sucht dennoch gern einen Augenblick der Einsamkeit für sich zur stillen Ueberlegung. Er weiß es, die Zeit und ihr Name thut nichts, die Lustbarkeit weihet nichts, sondern das Gemüth thut Alles, das Gemüth muß die Zukunft weihen.

Er weiß es, sein ganzes Leben ist ein Hinreissen zu unbekannten Schicksalen. Jeder neue Tag führt ihm neue Erscheinungen vor das Auge. Nicht diese Erfahrungen, nicht diese Schicksale können ihm Wohl oder Wehe bringen, sondern die Art und Weise, wie er sie aufnimmt, anwendet und verläßt. Wer dies noch nicht weiß, der hat sein ganzes bisheriges Leben noch ohne allen Vortheil verlebt.

Darum sucht der besonnene Weise auch an diesem Tage einen einsamen Augenblick. Er will mit sich selber zu Rathe gehen, auf welche Art er die Reise am besten und am nützlichsten fortsetzen könne. Es entgeht ihm nicht, daß er, ungeachtet er schon so alt geworden, wie er ist, dennoch unbefriedigt in seinen Erwartungen geblieben, und keineswegs so glücklich geworden sei, als er wohl fühlt, daß er sein könnte. Es entgeht ihm nicht, daß ihm, so ernstlich er auch daran gedacht haben mag, das Wichtigste von Allem abging, was weise, muthig, unerschrocken, mäßig und Gott und Menschen uns zu Freunden macht, — wahre Religion, ein lebendiges, und unser ganzes Wesen durchdringendes, unser Inneres verklärendes Christenthum.

Nun steht vor ihm ein neues Jahr, wie eine fremde, verhüllte Gestalt, ernst und geheimnißvoll, mit unbekannten Verhängnissen im Bunde. Es steht vor ihm da, wie ein Bote Gottes, und spricht mit der Stimme des Propheten: Sage diesem Volk, so spricht der Herr: siehe, ich lege euch vor den Weg zum Leben und den Weg zum Tode. (Jer. 21, 8.)

Ja wohl der Weg zum Leben und zum Tode; er spaltet sich scheidend zur Linken und Rechten vor unsern Blicken. Einen müssen wir wählen. Die Zeit drängt uns unaufhaltsam fort.

Wegweiser schweben um uns. Sie winken zur Rechten und zur Linken. Vernunft und Glauben dort — Leichtsinn und Sinnlichkeit hier. Beide bieten uns Glück, beide fordern von uns Opfer dafür. Es sprechen Vernunft und Glauben: Opfere das Gegenwärtige für die Ewigkeit, und alle Tugenden, alle Verdienste, die reinste Zufriedenheit gehören dir. Es sprechen Leichtsinn und Sinnlichkeit: Opfere das Zukünftige für das Gegenwärtige, und bei allen Verirrungen wird dir noch dann und wann ein froher Tag.

So liegen vor uns Segen und Fluch. Wählen sollen wir. Wir begannen ehemals manches neue Jahr, ohne diese und ähnliche Ueberlegungen; lebten harmlos in den Tag hinein, und genossen den Augenblick, wie er sich gab. — Aber haben wir auch das Leben ohne Reue genossen? Siehe, du klagst noch heute, du bist noch nicht beglückt; es fehlet dir noch so viel, um zufrieden zu sein. An wem lag die Schuld? An dir, oder an Gott?

So spricht der Herr: siehe, ich lege dir vor den Weg zum Leben! — Hast du Entschlossenheit, ihn zu betreten, so bist du einer dauerhaften Glückseligkeit gewiß. Auf diesem Wege sollst du die marternde Reue nicht finden, nicht die bittern Folgen übereilter Handlungen, nicht den Verdruß um vereitelte Entwürfe. Auf diesem Wege sollst du auch unter allen Verleumdungen ehrwürdig, auch bei aller Mißgunst des Glücks heiter, auch in der Armuth reich sein; sollst in deinen Krankheiten zu den Schmerzen lächeln; sollst, wenn Freunde dir treulos sind, sie nicht vermissen; sollst, wenn dir an deiner Brust der Geliebteste unter den Menschen stirbt, mit den Empfindungen unnennbarer Seligkeit auf seinen Leichnam hinblicken. Was kannst du Herrlicheres vom Leben unter dem Himmel fordern? Alle übrigen Gaben des Glücks, alle andern schönen Stunden, die dir Gottes Vorsehung zubereitet, werden gleichsam nur eine bloße Zulage zu dem unermeßlichem Schatz von Freuden sein, den du auf diesem Wege des Lebens findest.

Kennst du ihn noch nicht, diesen Weg? Scheint dir, was hier gesagt wird, eine kalte, langweilige Predigt von Worten, wie man oft zu hören pflegt? — Ich beklage dich. Aber ich weissage dir: es wird eine Stunde in dein Leben hineintreten, welche dir, wie ein fallender Blitzstrahl, furchtbare Helligkeit über jene Worte bringen wird. Du liesest heute diese Zeilen, und legst sie sorgenlos nieder; aber es wird eine Stunde hereinbrechen in dein Leben, welche dich schauerlich an sie zurückmahnt, und an den Weg zum Leben, den sie dir nannten. Du bist heute noch wohlgemuth, und weißt nicht, woher dir das Unglück kommen sollte; aber wie, wenn in diesem neu angetretenen Jahre du um Ehre und Ansehen kommen solltest, und ein Spott deiner Gegner werden müßtest? Wie, wenn dies Jahr das entscheidende Jahr wäre, in welchem du mit den Deinigen schnell oder allmälig in vorher unbekannte Noth und Dürftigkeit zurücksinken müßtest? Wie, wenn du in diesem Jahre als Leiche erblicken müßtest die von dir auf Erden am innigsten geliebte Person? Wie, wenn deine Todeskrankheit selbst nicht mehr so weit entfernt wäre, als du heute noch glaubst, und du unter den Thränen deiner Familie sehr unerwartet auf ewig die Augen schlössest? — Kennst du den Weg zum Leben, auf welchem du, erhabener als jedes Schicksal, ein unangefochtenes Glück durch alle Stürme tragen würdest? Willst du ihn kennen?

Verlasse die bis heute betretene Bahn, die bis heute gewohnt gewesene Denkart, in welcher du für deine eigene bleibende Zufriedenheit keine Genugthuung angetroffen hast. Stirb dem Vergangenen ab, verwandle dich gleichsam in ein neues Wesen; löse deinen Geist in Jesu Christi göttlichen Geist auf, der zu dir spricht: Ich bin die Wahrheit und das Leben.

Die Auflösung unsers Geistes im Geiste des Göttli-

chen geschieht durch Annahme seiner Denkart, durch das Sichzueigenmachen seiner stillen, menschenfreundlichen Tugend, durch die Entfernung von Fehlern des Gemüths, durch die Liebe zu Gott und das Einssein mit Gott. Es geschieht, wenn wir auf Alles, was uns auf Erden Freude macht, nie einen zu hohen Werth setzen; wenn wir uns selbst bändigen, und das, was wahr, gerecht und gut ist, dem vorziehen, was angenehm, nur für uns allein nützlich, nur vor den Leuten ehrbringend ist; wenn wir den Blick von der Erde gern empor in die Ewigkeit richten, und uns oft erinnern, selbst bei unsern Alltagsgeschäften, in der Gesellschaft unserer Freunde, selbst in der Stunde der Lustbarkeit, daß der ewige Geist, der uns beseelt, ein Zeitgenosse alles Heiligen, ein Erbe des Unvergänglichen sei.

Hast du diesen Weg noch nicht gekannt? — Heute kennst du ihn! Hast du ihn noch nicht zu betreten versucht, mit Ernst zu betreten, anhaltend, ohne wieder abzuweichen: versuche es denn mit dem Anfange dieses Jahres, o du, der doch schon so viel versucht hat, um ein dauerhaft frohes Dasein zu gewinnen. — Wenn du einst am Ende des Jahres, welches du jetzt begonnen hast, nicht zufriedener in dir selbst, nicht geliebter von den Menschen, nicht unverletzbarer gegen die Streiche des Schicksals, mit einem Worte, nicht dauerhaft glücklicher geworden bist: dann nenne die Religion ein Mährchen, und die Verheißungen Jesu Christi ein leeres Trugbild.

Aber nicht im leichten, vorbeifliegenden Entschlusse betritt den Weg zum Leben, sondern mit jener ernsten Beharrlichkeit, ohne welche überhaupt nichts Großes und Vollendetes geleistet werden kann. Deine Schwachheiten und Fehler alle kennst du. Es sind diejenigen deiner Gemüthseigenschaften und Gewohnheiten, durch welche du dir seither die meisten Verdrießlichkeiten zugezogst; — brich mit ihnen; übe die entgegengesetzten Tugenden. Werde nicht müde, wenn manche Selbstüberwindung dir zu schwer werden will; harre aus! Laß den Muth nicht sinken, und verzweifle nicht an der Möglichkeit, vollkommener zu werden, wenn du einmal, vielleicht wider deinen Willen, dich selbst vergessen hast, und in die vorige Schlaffheit zurückgesunken bist. Ermuntere dich, und laß dich fortdauernd ermuntern zur Veredlung deines Gemüths. Der Mensch bedarf unter den Zerstreuungen des Tages dieser neuen Reize, dieser Erinnerungen an gewisse, große, religiöse Wahrheiten. Das Herz kann oft ermatten, aber das Lesen und Hören des göttlichen Wortes, das Lesen belehrender, frommer Schriften, und besonders das Gebet, die Unterhaltung mit Gott, sind die wahren Erfrischungen des Herzens.

Ein neues Jahr steht vor uns, ernst und geheimnißvoll, ein Bote Gottes, und spricht mit der Stimme des Propheten: So spricht der Herr: siehe, ich lege euch vor den Weg zum Leben und den Weg zum Tode.

Ja wohl, auch den Weg zum Tode öffnest du mir, neues Jahr, mit deinen ersten Stunden. Jeder Augenblick ist ein wiederholter Schritt zum eigenen Sarge. Aber noch droht mir ein anderer Tod, nicht der des Leibes, sondern der des Geistes.

Kennst du den Weg zum Tode? — Es ist der Weg zur Sünde. Die Sünde selbst ist meines Geistes Tod; die Sünde, das heißt, mein übermäßiges Behagen an Allem, was bloß sinnlich ist, macht schon meinen eigenen Leib zum Grabe des Geistes, denn Wirken heißt allein Leben. Wer nicht handelt, schläft. Wer nicht mehr thätig werden kann, ist ein Todter. Der Geist, welcher ein göttliches Gesetz in sich trägt, ist ein Todter, wenn nicht er, sondern die aus dem Fleisch und Blut emporsteigenden Begierden wirksam sind; er ist ein Todter, wenn statt der Ewigkeit der Genuß des Augenblicks unser Ziel ist; wenn ich nicht mit Gott, sondern mit den Dingen des Staubes engste Vereinigung schliesse; wenn ich, statt Selbstbeherrschung, Standhaftigkeit, bescheidenem Sinn und Wohlwollen gegen Jedermann, in mir nur feige Klugheit finde, die mit den Umständen unterhandelt.

Kennst du den Weg zum Tode? — Schaue zurück, Sterblicher, nach der Straße, von wannen du kamst, auf welcher du heute noch beim Anfang eines neuen Lebensjahrs stehst! Thätig warst du im vergangenen Jahre, und auf mancherlei Art wirksam. Aber wer war es? Du selbst, oder vielmehr deine Sinnlichkeit, welche eine Gebieterin von dir ward? Du hast redlich gearbeitet, um dein Brod zu verdienen, dein Vermögen zu vergrößern. Auch das Thier hat Mühe, wenn es seine Nahrung sucht. Du hast Niemanden belogen, bestohlen, betrogen, weil du Furcht hattest, oder dir deine Ehre bei den Menschen lieb war. Du hast zu manchem Gemeinnützigen dein Scherflein beigetragen, weil es nicht wohl anders sein konnte, um nicht anstößig zu werden. Du hast mitleidvoll manchen Hilfsbedürftigen unterstützt, weil es dir eben bequem war, oder weil du von Natur weichherzig und empfindsam bist, und den Anblick des Elendes nicht ertragen magst. Du hast dich mit manchem deiner Gegner wieder ausgesöhnt, weil es für dich vortheilhafter war, vor ihm Ruhe zu haben, und damit du von ihm nicht in Erreichung anderer Zwecke verhindert würdest. Du hast Dem und Diesem guten Rath ertheilt, weil es dich nichts kostete, und du dir noch damit Jemanden verpflichtetest. Warst du aber mit allem diesem auf dem Wege zum Leben? Was war der thätige Theil in dir?

Lege die Hand auf dein Herz, und gedenke des Allwissenden, der dein Gemüth durchblickt, wie einen hellen Thautropfen, und antworte dir selbst wahr und redlich: Bist du so gut gewesen, als du dich oft gestellt hast, zu sein? Hast du immer vermieden, was dein besseres Gefühl verwarf? Hast du die Fehler unterlassen, die du an Andern sehr gut zu tadeln wußtest? Sind es gerade deine gewohnten Lieblingssünden, denen du bei jedem Anlasse den meisten Abbruch gethan? Bist du, wo Alles dich zum Zorn reizte, in gelassener Besonnenheit geblieben? Hast du auch da geholfen, wo man dir selbst Hilfe versagte? Hast du die Tugend am treuesten geliebt, wo die Verführung dir am gefährlichsten drohte? Vergaßest du deinen Nutzen, wenn du mit Hinopferung desselben irgend einem Andern weit größern Vortheil stiften konntest? Dachtest du bei Allem, was du thatest, nicht immer zuerst an dich selbst, sondern immer an das Beste deiner übrigen Nebenmenschen? Du schweigst und erröthest. — Siehe zurück auf die Straße, welche du wandeltest; es war nicht der Weg zum Leben, sondern zum Tode.

Dieses also war mein Weg? war es, auch bei meinen heiligsten Vorsätzen? Daher also mein bisher vergebliches Streben nach Ruhe, nach Zufriedenheit und Glück? Daher meine vielen mißvergnügten Augenblicke im ver-

gangenen Jahr? Ich schwankte ohne Kraft zur wahren Tugend auf dem Weg des Todes, und täuschte mich selbst. Genug des Selbstbetrugs, denn ich betrüge mich um mein eigenes Leben, um meinen Frieden unterm Himmel, um meine Hoffnungen der Ewigkeit. Genug des Selbstbetrugs, der meine Augen blendete, mir oft Gott und Welt zum Räthsel machte.

Ich kenne den Weg zum Leben, Gott, mein Vater, den Weg zu Dir! Meine Vernunft und mein heiliger Glaube offenbaren ihn. In dem Geist Deines Sohnes Jesu Christi leben, das ist wahres Leben! Und dieses, o von heute an will ich es ergreifen und festhalten. Wie Jesus, will ich von heute an gleichmüthig, ruhig, standhaft und wohlwollend unter allen Umständen werden. Und damit ich es werde, will ich mich inniger und enger an den schliessen, den ich meinen Heiland, meinen Mittler, meinen Seligmacher nenne. Ich will mich an ihn schliessen, indem ich jede Gelegenheit benutze, oft sein heiliges, erquickendes, gemüthserhebendes Wort zu hören, zu lesen und mir einzuprägen. Ich will mich an ihn schliessen, indem ich seiner gedenke, wenn mich die Leidenschaft, das Glück oder die Noth zur Sünde versucht.

Ja, in dieser Feierstunde beim Anfang des Jahres, könnte ich etwas Würdigeres thun, als vor Dir, Allwissender, vor Dir, Richter meines Lebens, einen solchen Entschluß fassen, der mich vom Tode rettet, und mir die höchsten Seligkeiten dieser und jener Welt gibt? Doch nicht der Entschluß rettet, und gibt Seligkeit, aber die erste beharrliche Ausführung desselben. O mein Gott, mein Vater, verhülle, was ich gelebt habe; gib mir Deinen heiligen Geist zu dem, was ich noch leben werde!

Und einst, am Ende dieses Jahres, dann — sollte ich es nach Deinem Willen überleben — will ich abermals zurücksehen auf die Straße, welche ich wandelte. Das Hochgefühl, welches das Bewußtsein des reinen Herzens gewährt, die Liebe aller edeln Mitmenschen, die immer den Guten begleitet; die Wonne, welche mich dann in Gedanken an Dich und im Gebet durchdringt, wird mir es sagen, ob ich in Jesu lebte und wohlgefällig vor Dir.

Gott, mein Gott, verlaß mich nicht! Schenke mir segnende Gnade, Kraft und Beharrlichkeit. Amen. Um Jesu willen, der mich zu Dir rufen lehrte, Amen.

154.

Wer ist mein Nächster?

Luk. 10, 29.

Gottes Kinder sollt' ich hassen,
Lieblos, unbarmherzig sein?
Nicht dem Feind die Schuld erlassen,
Und von Herzen ihm verzeih'n?
Und der Herr erläßt mir doch
Meine Schuld und trägt mich noch.

O, ihr, eines Hauptes Glieder,
Christi, der für Alle starb:
Lieben will ich euch, ihr Brüder,
Denen all' er Huld erwarb;
Für euch beten, euch erfreu'n,
Wohlthun, dulden und verzeih'n.

Allen helfen, Allen ihnen
Beisteh'n, wie mein Heiland that;
Schaden wehren, Allen dienen,
Dem mit Hilfe, dem mit Rath;
Willig, jedes Unrechts Feind,
Jedes Menschen wahrer Freund.

Lasset uns einander lieben,
Gern einander glücklich seh'n;
Keinen kränken und betrüben,
Keinen drucken, Keinen schmäh'n;
Aller Zwietracht, alles Streits
Feinde sein, denn Gott gebeut's.

„Wer ist denn mein Nächster?" — — fragte einst in Schriftgelehrter Jesum, der seine Jünger unterrichtete. — Und „wer ist mein Nächster?" fragt gewiß noch auf den heutigen Tag bei sich in der Stille mancher Christ, mit allen Zweifeln jenes Schriftgelehrten.

Ist's jener Bettler, fragt der stolze Reiche, dem ich mitleidig auf der Straße mein Almosen hinwerfe, daß er mich nicht weiter belästige? Ich will ihm das Almosen geben; aber wer verlangt im Ernst von mir, daß ich ihn wie meinen Bruder liebe, mit ihm theile, mit ihm brüderlich umgehe? — Ich kenne keinen Nächsten, als der mit mir vom gleichem Stande, gleicher Geburt ist; wer in der Tiefe steht, ist mir nicht verwandt.

Ist's der Bewohner entfernter Inseln und Welttheile, fragt der Ungläubige spottend: Wahrlich, mein Herz ist zu klein, eine so große Liebe zu beherbergen, welche das Menschengeschlecht umfaßt. Ich kann meinen Nächsten jenseits des Weltmeeres weder rathen noch dienen, und begnüge mich, meine mich umgebenden guten Freunde als Nächsten zu lieben.

Ist's der Heide und Jude auch? fragt der Glaubenseifrige. Wie kann ich den als meinen Nächsten lieben, der Gott weder auf die Art verehren noch lieben will, wie ich? Wiie kann ich den für meinen Nächsten halten, der von meiner Religion abweicht, und Jesu Christo nicht so nahe stehen will, wie ich? Nur wer an Jesum Christum glaubt, wie ich, der kann mein Nächster sein.

Ist's der Mensch in den Reihen feindlicher Heere auch? fragt der Krieger. Wie soll ich den lieben, den ich zu vertilgen gehe, der, wenn ich ihn nicht vertilge, mein Vaterland in's Elend, meine Familie in Jammer stürzen würde? Es ist mein Beruf, ihn im Kampf zu tödten, oder gefangen hinweg zu schleppen. Der nur ist mein Nächster, welcher mein Mitbürger ist, der mit mir gleichen Gesetzen und Obrigkeiten gorcht, und im Fall der Noth Blut und Gut für unsere gemeinschaftliche Erhaltung aufopfert. Jeder Andere bleibt mir fremd.

Ist's der grobe Missethäter auch? fragt der Richter: Meine Pflicht ist's, den Verbrecher nicht zu lieben, sondern zu strafen. Kann ich den als meinen Nächsten lieben, den ich mit Gerechtigkeit zum Tode verdammen muß? Kann ich dem wie einem Bruder verzeihen, der seine Verzeihung nur gebrauchen würde, aufs Neue Leben und Eigenthum seiner Mitmenschen unsicher zu machen? Er ist gleich einem wilden Thiere, welches aus dem Wege geräumt werden muß — aber ein solcher Unmensch ist nicht mein Nächster.

So macht sich in der That fast Jeder gern einen eigenen Begriff von dem, welchen er seinen Nächsten nennen möchte. Zwar nicht Jeder spricht seine Gedanken laut aus, aber die Meisten äussern sich durch ihre Weise, wie sie sich gegen andere Menschen benehmen.

Wer ist denn mein Nächster? — Jesus Christus aus

wortete dem Schriftgelehrten durch eins der herrlichsten Gleichnisse. (Luk. 10, 30. — 37.)

Ein rechtgläubiger Jude ward unterwegs von Mördern beraubt, und fast tödtlich verwundet. Da fand ihn ein Priester, der das auf Sinai gegebene Gesetz zu lehren Pflicht hatte, der das Gesetz kannte: du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. (3 Mos. 19, 18.) Aber der Lehrer übte nicht aus das göttliche Wort, ging hartherzig vorüber, und ließ den Unglücklichen schwimmend im Blute. — Dann kam ein Levit, einer von denen, welche sich rühmten, Gott habe sich ihnen selbst zum Erbtheil gegeben, deswillen sie ihm auch besonders dienten. Auch er ging vorüber. Er wußte nicht, daß der Beklagenswürdige sein Nächster sei. Endlich kam auch ein Samariter, und sah den Juden. Aber Juden und Samariter lebten in bitterer Entzweiung; sie haßten sich wegen bürgerlicher und religiöser Verschiedenheit. Doch der Reisende sah in dem am Wege liegenden Juden nicht den bürgerlichen, nicht den religiösen Gegner, sondern den Menschen. Er lud ihn voller Barmherzigkeit auf sein Thier, nachdem er seine Wunden verbunden hatte, und brachte ihn zu Menschen, die seiner pflegten, und zahlte für ihn. — Nur dieser wußte, wer sein Nächster sei. Er bewies sein Wissen in einer That voller Barmherzigkeit.

Und so hat Jesus Christus in einer hohen Weisheit die Zweifler belehrt, wer unser Nächster sei. — Es ist es jeder Mensch, der uns nahe steht; jeder, mit dem wir in Verhältnisse kommen, daß wir ihm nützlich sein können.

So ist auch der Bürger der entferntesten Weltgegenden, der weiße oder schwarze Mensch, ohne Unterschied bürgerlicher Gesetze, unser Nächster, sobald er uns nahe genug kommt, daß wir ihm dienen können. Es ist kein anderer Gott sein Schöpfer, als derjenige, der auch mich erschaffen hat; es hat ihn Gott zu keinen andern Zwecken erschaffen, als auch mich. Das Menschengeschlecht, wie es rings um den ganzen Erdball wohnt, ist eine einzige Familie, deren Vater der ewige, der liebende Gott ist. Und jedes Glied dieser Familie, wie es mit mir in inniger Berührung kommt, ist mein Bruder, meine Schwester, mein Nächster.

So ist es auch der Bekenner einer andern Religion, sie heiße, wie sie wolle. Ich mag immerhin glauben, meine Religion sei heiliger, beseligender, als die seinige; er mag immerhin meine Ueberzeugung verachten. Aber er ist mein Nächster; und den göttlichen Ursprung meines Glaubens beweise ich ihm dadurch, daß ich, seiner Unwissenheit und seines Hasses ungeachtet, ihn als ein Kind Gottes ehre, und mit derjenigen Liebe ihm begegne, welche Gott gegen alle Menschen äussert, und der göttliche Jesus Christus mich zu empfinden gelehrt hat.

So ist es auch nicht nur jeder meiner Mitbürger, sondern selbst der Feind meines Vaterlandes. Zwar bin ich verpflichtet, auf alle Weise die Rechte meines Vaterlandes gegen fremde Anfälle zu vertheidigen, und nicht zu gestatten, daß durch feindselige Wuth die Ehre meiner Obrigkeit, Verfassung meines Vaterlandes, Leben und Eigenthum meiner Mitbürger vernichtet werde; aber Barmherzigkeit zolle ich dem überwundenen Feind, Mitleid dem Entwaffneten. Ich sorge dafür, ihn unschädlich zu machen; ist dies gelungen, habe ich ihn nur noch zu lieben. — Ich habe heilige Pflichten für die Rechte meines Volkes; aber dann auch eben so heilige gegen die Menschheit, selbst im Feinde meines Volkes. Er ist mein Nächster; ich soll ihm helfen und dienen, wo es ohne Verletzung höherer Pflichten geschehen kann.

So ist's auch nicht nur mein Blutsverwandter, sondern auch jeder Nebenbuhler meiner Wünsche, jeder Gegner meiner Familie, mein erbittertster, eigener Widersacher, welcher voller Schadenfreude jede Gelegenheit aufsucht, mich zu kränken. Ich habe zwar die Pflicht, meine und der Meinigen Rechte gegen fremde Verletzungen in Sicherheit zu stellen, aber kein Befugniß, Rache zu üben; zwar die Pflicht, Schaden jeder Art von mir abzuwehren, aber nie das Befugniß, Schaden zuzufügen. Auch meinen Feind soll ich als meinen Nächsten lieben. Christus gebeut's! Ich höre auf, ein Christ zu sein, wenn ich den Weisungen meines göttlichen Lehrers nicht nachwandle.

Wenn endlich auch Viele überzeugt sind, jeder Mensch sei ihr Nächster, scheinen sie doch oft noch ungewiß zu sein, wie die Liebe beschaffen sein müsse, mit welcher sie ihn lieben sollen. Sie fühlen es, wie ganz unnatürlich es sei, gegen alle Menschen gleich zärtliche Empfindungen inniger Zuneigung zu haben; sie wissen es, daß sich die besondern Neigungen des Herzens zu einem Menschen, wie zum andern, nicht erzwingen lassen.

Allerdings ist gewiß, daß in den Graden der Zuneigung große und immerwährende Verschiedenheit herrscht. Mit anderer Liebe umarmen wir den Greis, mit anderer das Kind, mit anderer den Freund und die Freundin, mit anderer den fremden Gast, welchen wir bei uns aufnehmen, mit anderer die Schwester und den Bruder, mit anderer den Vater, die Mutter, den Gatten, die Gattin oder Braut. Wer alle Menschen zu seinen Busenfreunden machen wollte, hätte keinen Busenfreund. Wer mit jedem ohne Unterschied gleich vertraulich leben wollte, würde bald das Vertrauen Aller einbüßen.

Wie soll ich nun aber eigentlich meinen Nächsten lieben? — Christus ertheilt die genügendste und lehrreichste Antwort: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.

Es mag bei diesen Worten des göttlichen Meisters der Selbstsüchtige erschrecken, der ausser sich nichts lieben und ehren kann; der für seinen Nutzen, seine Ehre, für die Vergrößerung seines Vermögens Bruder und Schwester, Freunde und Mitbürger, Vaterland, Alles aufzuopfern im Stande ist. Es mag bei diesen Worten der Gutwillige in Verwirrung gerathen, welcher gern den Geboten Jesu folgen möchte, aber doch die Unmöglichkeit erkennt, Jeglichen so werth zu schätzen, als sich selbst. Dennoch bleibt das heilige Wort voll ewiger Wahrheit, und dessen Erfüllung ist allein im Stande, Menschlichkeit unter den Menschen, Glückseligkeit über den Erdball zu verbreiten.

Was fordert der Erlöser, wenn er begehrt, ich solle meinen Nächsten lieben, wie mich selbst? — Er fordert: daß ich an jedem meiner Mitmenschen dasjenige thue, was ich, wenn ich selbst in dessen Lage wäre, wünschen würde mit Selbstliebe, daß er es mir thäte. Wenn du beraubt und blutend am Wege lägest, und Fremdlinge gingen vorüber; was würdest du, aus Liebe zu dir, wünschen, daß sie für dich thäten? — Siehe, das thue du ihnen auch, wenn du sie in solchen Umständen erblickst. Wenn

du irgend einen Unglücklichen erblickst, er sei nothdürftig oder verfolgt, verlassen, verkannt, verleumdet, — denke dich selbst in seinen Zustand hinein, und dann frage dich: was würdest du wünschen, daß man für dich in solchen Verhältnissen thun möchte? Du würdest aus Liebe zu dir selbst wünschen, man würde sich nur über deine traurige Lage hinlänglich unterrichten, und dann die Mittel und Wege anzeigen, wodurch du dich vom Druck der Armuth erretten könntest; oder man würde dich in Schutz nehmen gegen deine unversöhnlichen Verfolger; oder dein Freund, Tröster, Rathgeber sein; oder deinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen gegen die Bosheit des Neides; oder deine Ehre vertheidigen, wenn Lästerzungen sie in deiner Abwesenheit besudeln. Nun denn, spricht Christus, so liebe denn auch deinen Nächsten, wie du dich selbst liebst; gehe hin, und handle eben so gegen Andere. Alles nun, was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen. (Matth. 7, 12.)

Dies ist die Erklärung jener vielen Menschen zweifelhaften Nächstenliebe, mit Jesu eigenen Worten.

Es ist darunter also keineswegs bloß eine gewisse Duldsamkeit gegen andere Menschen überhaupt verstanden, oder eine oberflächliche Wohlgewogenheit, gemäß derselben wir ihnen gern alles Gute gönnen, aber mit einem Achselzucken des Mitleids zusehen, wenn sie in Noth sind. — Dies ist keine Liebe, dies keine Empfindung des Menschenherzens, sondern todte Gleichgültigkeit. Mit solcher Liebe könnte auch der kalte Stein lieben.

Und doch, wenn wir berechtigt sind, aus dem Betragen der Menschen auf ihr Inneres zu schliessen, ist bei den meisten kein besserer Begriff von jener Tugend vorhanden, die Christus seinen Bekennern empfiehlt. Wie gleichgültig sieht Einer des Andern Noth! — Zwar wenn ein Blutender am Wege läge, Barmherzigkeit würde er finden; aber wenn nicht das Aeussere sehr lebhaft auf die Empfindung einwirkt, wo ist dann Theilnahme? Wie Mancher weiß von einer bedrängten Familie; aber er läßt's dabei bewenden, ohne genauere Nachricht über ihr Schicksal einzuziehen, und wie es zu verbessern wäre! Wie Mancher ist Ohrenzeuge, wenn Leichtsinn oder Bosheit über Abwesende unglimpflich urtheilt; aber er versetzt sich nicht in die Lage, in den Wunsch des Verleumdeten, und nimmt sich desselben nicht mit Eifer an, der ihm doch, wenn er selbst hinterrücks verlästert würde, von Andern sehr wohl gefallen würde! — Nein, diese Gleichgültigkeit ist kein Christenthum; und das ist noch keine Liebe, wenn man Andere duldet, oder ihnen kein Leid zufügt.

Eben so wenig hat Jesus Christus unter der Liebe, die wir für unsere Nächsten haben sollten, die innigste Vertraulichkeit und Zuneigung verstanden. Wir selbst lieben uns ja nicht so sehr, daß wir wünschen sollten, alle Menschen sollen uns ihre Zärtlichkeit, ihr volles Vertrauen schenken. Da nun keiner in der Lage ist, eine so thörichte Forderung an die Welt zu machen, so sind wir folglich auch nicht dazu durch das Wort Liebe verpflichtet, dessen sich Christus in Betreff unserer Nächsten bedient. So wenig wir, als vernünftige Menschen, jemals vernünftig begehren könnten, daß ein Anderer zu unserm Vortheil sein Vermögen, seine Ehre, seine Gesundheit zu Grunde richten möchte: eben so wenig sind wir auch durch Jesu Lehre verpflichtet, das Gleiche zu thun. Denn als vernünftige Wesen sehen wir ein, daß Jeglicher auch für sich selbst erschaffen ist, und nicht bloß ein brauchbares Mittel für Andere; daß Jeglicher auch Pflichten gegen sich selbst und seine ersten Angehörigen zu vollstrecken hat, und nicht allein Pflichten gegen Andere. Was ich also nicht wünschen kann, daß Andere für mich leisten möchten, das bin auch ich nicht verbunden, ihnen zu leisten, wenn ich sie in ähnlichen Zuständen sehe.

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! — Mehr fordert Jesus nicht, und es ist genug, um das Reich allgemeiner Glückseligkeit zu schaffen; genug, um den Himmel gleichsam auf die Erde niederzuziehen. — Er fordert, daß wir auch sogar unsere Feinde lieben sollen. Mit nichten gebot er uns damit, daß wir dem, der uns verderben möchte, alle Geheimnisse unsers Herzens offenbaren sollen, wie einem unserer geprüften Lieblinge: sondern wir sollen unserm eigenen Feinde so begegnen, wie wir wünschen würden, daß, wären wir in seinen, er in unsern Verhältnissen, er uns begegnen möchte. Wenn wir in Noth gerathen, und er uns heimlich, selbst wider unsern Willen, Hilfe durch eine dritte und vierte Hand zukommen liesse: es würde uns beschämen, aber doch an ihm freuen. Gehe denn hin, Jünger und Jüngerin Jesu, beschäme und erfreue deinen Feind auf irgend eine ähnliche Weise eben so. Wenn wir verleumdet würden, schlechte Menschen nachtheilige Gerüchte über uns verbreiteten, und unsere Gegner ohne unsere Aufforderung, ohne unser Zuthun, ohne dafür von uns irgend eine Gegengefälligkeit zu erwarten, sich männlich redlich unserer annähme: wir würden erstaunen, er würde unsere Hochachtung erregen. So gehe denn hin, Jünger Jesu, und erfülle die Brust deines Feindes mit Erstaunen und Hochachtung auf diese und ähnliche Weise. Laß ihm überall Gerechtigkeit widerfahren; thue für ihn, was dich rühren und freuen würde, wenn er es in gleichen Umständen für dich thäte. Das heißt, seine Feinde lieben, wie sich selbst.

Es hat Christen und christliche Sekten gegeben, welche diese Feindesliebe weiter ausdehnen wollten, als sich mit den Pflichten verträgt, die wir uns oder den Rechten Anderer schuldig sind. In solcher Uebertreibung fanden sie selbst jeden Streit um Wahrheit und Recht und Eigenthum sündlich; jeden Prozeß vor dem Richter zu führen für unerlaubt; jeden Vertheidigungskampf für das Vaterland verbrecherisch.

Wenn irgend ein Irrthum liebenswürdig geheißen werden könnte, verdiente dieser den Namen. Wahrlich, und wenn alle Menschen von ähnlichen Gesinnungen geleitet, von ähnlichen Empfindungen entflammt wären, die Menschheit hätte dann ihr verlornes Vaterland wiedergefunden. — Doch nicht ists also. Es entsteht Zwist theils durch Ungleichheit der Kenntnisse und Ansichten einer und derselben Sache, theils durch die Wuth thierischer Leidenschaften, die den rohen Menschen beherrschen. Dadurch wird die unvermeidliche Nothwendigkeit eingeführt, daß erfahrnen, unparteiischen Männern die Streitsache zur Beurtheilung vorgelegt wird; ihr richterlicher Spruch entscheidet; dadurch wird nothwendig, daß Obrigkeiten dastehen, welche Gewalt genug haben, unser Recht und Eigenthum gegen boshafte Eingriffe der Habsucht zu beschirmen; dadurch wird nothwendig, daß da, wo kein obrigkeitlicher Spruch zu entscheiden vermögend

ist, wie dies bei Völkern geschieht, die unabhängig von einander mit verschiedenen Gesetzen und Obrigkeiten dastehen, jedes sein Recht gegen gewaltthätige Angriffe mit Gewaltsmitteln vertheidige. Denn wo keine Rechte gelten, ist keine Tugend, kein Leben mehr gültig.

So tritt der Krieger in die Schlacht. Er sieht den Feind sich gegenüber, und streitet gegen ihn für Freiheit, Recht und Eigenthum seines Vaterlandes. Er erfüllt eine heilige Pflicht. Er sucht den Feind seiner Ruhe und Sicherheit für die Zukunft gefahrlos zu machen; ihn durch Entkräftung und Vernichtung seiner Machtmittel zu lähmen, durch Schrecken in Ehrfurcht zu halten. Aber mitten im Kampfe fühlt der christliche Krieger noch Liebe; er übt Gnade gegen den Entwaffneten, Barmherzigkeit gegen den Ueberwundenen, Mitleiden gegen den Gefangenen. Er vollbringt zu seinem Besten Alles, was er, wäre er in des Unglücklichen Lage, aus Liebe für sich vernünftig vom Sieger begehren würde.

o sitzt, mit Liebe zum Verbrecher, der Richter zu Gericht; er ehrt im Missethäter noch immer den Menschen, dessen Schandthaten er haßt. Seine Pflicht ist es, die Schuld zu untersuchen, den friedlichen Bürger des Landes gegen die Bosheit eines verwilderten Menschen zu sichern, durch die Bestrafung desselben Andere vor ähnlichen Vergehungen zurückzuschrecken. Aber weiter zu gehen, erlaubt ihm die ächte Menschenliebe nicht. Er quält den Strafwürdigen nicht mit unnützen Martern, die nichts zur Sicherheit des Landes beitragen können; er behandelt ihn nicht mit fruchtloser Grausamkeit, sondern so, wie er selbst, wäre er in der Stelle des Missethäters, wünschen würde, bei seiner Schuld und zum Besten allgemeiner Ordnung und Sicherheit behandelt zu werden.

Und hell ist mir geworden, nicht nur, wer eigentlich mein Nächster sei, sondern auch, welches die Liebe sei, welche Jesus von meinem Herzen für ihn fordert. Ich erkenne nun, es ist nicht mehr begehrt, als ein Menschenherz zu leisten vermag; es steht in allem Einklange mit meinen Rechten, mit den heiligen Pflichten gegen mich selbst. Und warum sollte ich dieser Tugend mich entziehen? Sie ist nicht schwer; sie macht den Menschen erst menschlich, und das große Geschlecht der Sterblichen erst zu einer einzigen Familie, deren Vater, deren Haupt Du bist, o höchste Güte!

Mit jener heiligen weltbeglückenden Liebe hast Du, o mein Heiland, mein göttliches Vorbild, mein Jesus, die Menschen alle, als deine Brüder, geliebt. Wie? könnte ich die hassen und verfolgen, die Dir theuer sind? — Sind Deine Thränen nicht um sie geflossen einst, wie um mich selbst? Trugst Du nicht die Dornenkrone Deines schmachvollen Erlösertodes für sie, wie meinetwillen? Hast Du nicht auf Golgatha zum Heil ihrer Seele gelitten und geblutet, wie für das Heil meiner eigenen Seele? Hast Du nicht um Gnade gefleht für Deine Feinde wie für Deine Freunde? Ists nicht Dein Wort, das durch unsere Herzen dringt: Wer den Bruder nicht liebet, den er siehet, der liebet mich auch nicht?

Ja, alle meine Miterschaffenen sind mir ehrwürdig und theuer, wie ich mir selbst bin, und wie mein eigenes Recht mir ehrwürdig ist. Weit entfernt, schadenfroh Anderer Glück zu hemmen, will ich, was meine schwache Kraft erlaubt, dasselbe ringsum befördern. Weit entfernt, mit kalter Gleichgültigkeit den Fremdling und sein Leiden zu betrachten, will ich bei mir selbst sprechen: auch er ist ein Mensch, ein Gotteskind, ist mein Bruder; ich will versuchen, ihm Liebes zu thun!

Es soll geschehen. Die Vorsehung führt mich oft in besondere Verhältnisse mit Menschen — ich werde von nun an ihnen aufrichtiger Weise begegnen. Ich werde meinen Obern mit Ehrfurcht begegnen, wie ich der öffentlichen Ordnung willen wünsche, sie selbst von meinen Untergebenen zu geniessen. Ich will mich in die Stelle meiner Untergebenen denken, und sie so behandeln, wie ich an ihrem Platz wünschen würde, behandelt zu werden. — Ich will Andere messen mit dem Maßstabe, mit dem ich von ihnen gemessen zu werden begehre; ich will Andere lieben, wie mich selbst, und im Glück des Nächsten das meinige gründen.

Gott, heiliger Geist! daß doch dieser große Gedanke nie meinem Gedächtnisse entweiche! daß er mir unaufhörlich gegenwärtig wäre, meine Gesinnungen und Thaten darnach zu ordnen! Gib mir Kraft, Vater im Himmel! Amen.

155.

Pflicht, durch gutes Beispiel zu wirken.

Matth. 15, 15. 16.

In Dir, mein Gott, in Dir nur will ich leben,
Nach Deiner Huld, nach Deinem Beifall streben;
Mein Wandel sei dem Greise, wie der Jugend,
Ein Bild der Tugend!

Und mag die Welt auch mich darum verhöhnen:
Dein Beifall wird mich mit dem Schmerz versöhnen;
Wer wagts, wenn er nicht wagt, Dich zu bekennen,
Sich Dein zu nennen?

Man spricht von unsern verderbten Zeiten, klagt über den Verfall der guten Sitten, über die Abnahme der Religiosität, wenn man vielleicht hie und da von ausserordentlichen Ausschweifungen, von begangenen groben Verbrechen hört. Allein es gibt noch einen andern, weit auffallendern Beweis der allgemeinen Verschlechterung, den man aber selten berühren kann, weil man mehr oder weniger dabei bekennen muß, leider keine Ausnahme zu machen. Und dieser Beweis besteht darin, daß die wenigsten Christen Muth genug haben, so gut und edel zu sein, als sie sein könnten, aus Furcht, sich vor den Leuten lächerlich zu machen. Schon das Sprichwort des gemeinen Lebens bestätigt es: unter den Wölfen müsse man mitheulen.

Es ist — und Jeder lege die Hand forschend an sein Herz! — selten ein Mensch standhaft genug, dem Urtheil der Menge Trotz zu bieten, wenn es auf Ausübung richtiger Grundsätze ankömmt, die aber dem großen Haufen zuwider sind. Man will lieber schlecht sein, als lächerlich, lieber den Tadel, als den Spott der Leute erdulden. — Zeugt dies nicht eben so sehr für die Schwachheit derer, die aus Furcht vor Andern sich rein tugendhaft zu sein schämen, als für die Verschlimmerung der öffentlichen Denkart, die den edelsten Menschen wie einen Geck oder Schwärmer verlacht?

Eine Gesellschaft von leichtsinnigen Wüstlingen umgibt dich; Jugend, Frohsinn und Vermögen berechtigen dich, und laden dich ein, an ihren Unterhaltungen Theil zu nehmen. Bald widersteht dir ihr unsittlicher Ton, bald

ihre Ausschweifung im Genuß und die Verletzung des Wohlanständigen. Aber hast du Entschlossenheit genug, deinen Abscheu laut zu bekennen, und ihres Gespöttes, ihres verhöhnenden Witzes Zielscheibe zu werden?

Oft warst du im Kreise von Bekannten, wo das muntere Gespräch auch beurtheilend auf die Tugenden und Fehltritte des Menschen überging. Bald erhob die schadenfrohe Verleumdung ihr Haupt, und eines witzigen Einfalls willen ward der gute Name des Redlichen hingeschlachtet, oder die Unschuld eines Unbescholtenen verdächtigt. Du warst vielleicht von der Unwahrheit alles dessen überzeugt, was hier der lachende Mund der Bosheit sprach; aber hattest du Festigkeit des Sinnes genug, bei deinen bessern Ueberzeugungen zu verharren, die Ehre der Abwesenden jedesmal zu vertheidigen, und den Lästerern zu widersprechen? — Lege die Hand prüfend an dein Herz: wie oft stimmtest du gegen deine bessern Ueberzeugungen aus Gefälligkeit in den einmal angegebenen Ton ein; wie oft setztest du heilige Pflichten zurück, um den Ruhm der Höflichkeit nicht zu verspielen?

Von Kanzeln und Bühnen ertönt wohl noch das schöne Wort Vaterlandsliebe! aber wer geräth nicht leicht in Verlegenheit, aus Liebe zum Vaterlande einen ungewöhnlichen Schritt zu thun, ein ungemeines Opfer zu bringen, oder im gesellschaftlichen Leben zu edeln Handlungen für das Vaterland aufzumuntern? Keiner will, so gut und nützlich auch manche Unternehmung sei, der Erste dazu sein, oder das Beispiel geben. Man scheuet sich, bei den Leuten als ein Thor, oder Heuchler, oder ehrgeiziger Schwärmer, oder Tugendfantast zu gelten. Man will erst erwarten, ob Mehrere zu dem oder diesem die Hand bieten. Man will nicht allein stehen, und nennt das Bescheidenheit, was im Grunde nur Wirkung des furchtsamen Stolzes ist.

Nein, es ist keine ächte, christliche Bescheidenheit, sich des Guten zu schämen, zu welchem man Kraft und Neigung hätte; es ist keine Bescheidenheit, lieber an Thorheiten und verderblichen Sachen Theil zu nehmen, als sich durch Weigerung auszuzeichnen. Es ist eine falsche Scham, es ist Verläugnung der Tugend, es ist Selbsterniedrigung. Du achtest die Meinungen irrender Sterblichen höher, als die Wahrheiten Jesu, deines göttlichen Lehrers; du ziehst das Gericht der Welt dem Gerichte Gottes vor; du willst zweien Herren dienen, und wirst an beiden Verräther.

Die wahre Bescheidenheit, welche den Christen schmückt, hütet sich, mit der Tugend Prunk zu treiben; aber sie opfert die Tugend nie dem Urtheil der Thoren auf. Die Bescheidenheit übt lieber das Gute im Stillen, wo es sein kann, aber verschmäht es nicht, zu thun, wenn es öffentlich geschehen muß. Sie will keinen Ruhm für ihre Handlungen; daher hat sie auch Muth genug, sogar Verachtung und Spott dafür zu ertragen.

Der Nachfolger Jesu bekennt ihn öffentlich. Verdächtig ist mir der Freund, welcher sich zwar im Verborgenen mein nennt, aber öffentlich vor dem Umgang mit mir erröthet. Er ist nicht ganz mein Freund. Und so ist der kein Christ, ist nicht ganz Christi, der schüchtern genug ist, ihn in seinen Reden und Thaten vor der Welt zu verläugnen. „Nur wer mich bekennt vor den Menschen," sprach Jesus zu seinen Jüngern, als er sie zum Hinaustritt in die Welt vorbereitete, „den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verläugnet vor den Menschen, den will ich auch verläugnen vor meinem himmlischen Vater." (Matth. 10, 32. 33.)

Dies öffentliche Rechthandeln zu aller Zeit, in allen Umständen des Lebens, ohne Rücksicht auf das Urtheil, oder auf das spöttische Lächeln des gemeinen Haufens, ist sehr verschieden von jener Art, zu denken, die aus pharisäischem Stolz entspringt.

Auch der Pharisäer thut öffentlich das Gute, aber er thut es nicht aus reinem Pflichtgefühl, sondern aus Selbstsucht. Der Heuchler möchte nur besser scheinen, als er ist. Er prangt mit seiner Tugend, die nicht in seinem Herzen wohnt. Er redet die Wahrheit, aber nicht sowohl aus Liebe, als aus Haß. Er theilt Wohlthaten an Bedürftige aus, aber nicht aus Barmherzigkeit, sondern um Beifall und Achtung zu erwerben. Er nimmt sich gern mit einigem Geräusch öffentlicher Anstalten an, befördert, was gut und gemeinnützig ist, um die Gunst der Großen oder die Augen des Volkes auf sich zu lenken. Er will nicht die Tugend; er will Lohn, will Ehre, will höhere Aemter oder ausgebreitetern Einfluß. Er, der öffentlich Menschenliebe predigt, arbeitet im Stillen am Sturze seines Nebenbuhlers; er, der öffentlich gegen Sittenlosigkeit eifert, befriedigt im Dunkeln seine Wollust und Rache; er, der in der Kirche, oder im Schauspiel, beim Lesen eines Buches, oder bei Anhörung einer rührenden Begebenheit, Thränen des Mitleids und der Wehmuth weint, verzeiht es sich, wenn er durch schlaue Umtriebe Wittwen oder Waisen um ihr Eigenthum bringt, anvertrautes Gut verwahrlosen, oder hartherzig eine arme Familie in Verzweiflung stürzt, die nicht nach seinem Willen lebt.

Erhabener ist Jesu und seines Nachfolgers Sinn! Er will die Tugend, nicht den Schein; die That, nicht den Ruhm. Er übt die Pflicht, auch wenn die Welt ihr das Verdammungsurtheil spricht. Er geht den Weg der Gerechtigkeit, auch wenn derselbe zum Trübsal führt. So ging Jesus Christus muthvoll den Weg zum Kreuze!

Nicht nur soll der tugendhafte und weise Mensch, wie man ihn auch beurtheilen möge, seine Pflicht vollstrecken im Verborgenen, wie vor den Augen der Menschen; sondern mehr noch, als das, er soll mit Freudigkeit die Gelegenheit ergreifen, wo er durch sein Beispiel vortheilhaft auf Andere wirken, und sie zu edelmüthigen Gesinnungen und Thaten ermuntern kann.

Lasset — so befiehlt der göttliche Stifter unsers Glaubens — lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen. (Matth. 5, 16.)

Wir sollen suchen, durch unser Beispiel im Guten Andern Muth zu machen, ähnlich zu handeln. Dies ist um so mehr die Pflicht des rechtschaffenen Mannes in Tagen, wo es immer mehr Gewohnheit zu werden scheint, sich seiner Tugenden eben so, wie seiner Laster zu schämen; wo es für Verdienst gilt, als ein unerforschliches Räthsel dazustehen, und der Anstand erfordert, von Keinem recht erkannt zu werden, wer und was man in der That sei. — Wo dieser Ton herrscht, ist es dem schlechtesten Menschen bequem, als ehrlicher Mann zu gelten; denn was unterscheidet noch Einen vom Andern? Wo diese Verschleierung der wahren Denkart zur feinen Sitte gehört, geht kunstvolles Heucheln über die Wahrheit, Schein über Wesen, Lebensart über Religiosität und Herzlichkeit. Da gleicht ein Mensch dem andern; alle sind

mehr oder weniger Meister der Verstellung; alle sind mehr oder weniger Diener geheimer Selbstsucht.

Es ist Pflicht des Christen und Weisen, jene geschmeidige und unedle Nachgiebigkeit gegen den angenommenen Brauch zu vermeiden. Denn leicht wird der Mensch, was er Anfangs nur aus Verstellung schien, und Gewohnheit verwandelt sich bald in eine zweite Natur.

Jene Pflicht wird aber dann noch dringender und feierlicher, wenn wir in Zeiten leben, wo das Laster sich mit schönen Benennungen schmückt, und ohne Scheu über die Straße wandelt. Stelle das Beispiel der gottgefälligen Tugend kühn dem Auge des Volkes dar, wenn es der freche Bösewicht wagen darf, öffentlich mit seiner Unsittlichkeit Prunk zu treiben. Erscheine als Mann von Wort und Treue, und begeistere durch heldenmüthiges Beispiel, wo andere mit Eiden tändeln und Verrätherei für Klugheit ausgeben. Erscheine in deiner Unschuld und Sittenstrenge, wo die Zuchtlosigkeit liebenswürdig geheißen und der Ehebrecher entschuldigt werden soll. — Das Laster verführt, die Tugend begeistert durch Beispiel. Du wirst nicht lange allein stehen. Die Ehrfurcht der Edeln, die Scheu der Sünder wird dich umringen.

Es ist Pflicht des Weisen und Christen, durch seinen Wandel die Leuchte Anderer zu werden. Denn tausend vortreffliche Lehren rühren das Herz nicht so sehr, als das einzige Beispiel einer gerechten und schönen That. So leuchtete uns als Muster der Welterlöser voran; er wäre nicht der Heiland des menschlichen Geschlechts geworden, hätte er nicht mit Muth den Welterlösertod am Kreuze gewählt; er hätte nicht seine Jünger zu gleicher Entschlossenheit beseelt; nicht sie, nicht die Märtirer der ersten Kirche wären so freudig für sein Wort in Schmach und Tod gegangen. Die Hölle hätte triumphirt, das Heidenthum gesiegt; die ewige Wahrheit wäre mit dem Munde gestorben, der sie zuerst gepredigt hatte.

Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen! ruft Jesus Christus, welcher that, was er sprach. Diese Aufforderung zum christlichen Heldenmuth ergeht an den Hohen, wie an den Niedrigen, an den Jüngling, wie an den Greis. Wir sollen also auch mit Absicht das Gute, was wir üben, öffentlich üben.

Zwar liegt in dieser Aufforderung kein Wink, daß wir uns mit unsern Handlungen geflissentlich hervordrängen sollen, um damit aufzufallen und recht bemerkt zu werden. Nein, wir wissen, daß kein Beispiel weniger auf Herzen wirkt, als dasjenige, was gegeben wird, um als Beispiel zu gelten. Dergleichen mühsam hervorgesuchte Gelegenheiten, sich von seiner guten Seite zu zeigen, vernichten den bessern Eindruck, indem sie selten ohne Verdacht geheimer Eitelkeit bleiben. Nicht die bloße That soll nachgeahmt werden, sondern die Gesinnung, in welcher sie geschieht. — Aber auch ohne ängstlich auf Anlässe zu sinnen, in welchen man irgend ein gutes Beispiel geben könnte, finden sich durch Gottes Veranlassung Stunden genug, in denen du in deinem Werthe und deinen bessern Ueberzeugungen gemäß erscheinen kannst. Gib das Beispiel der Gelassenheit, wenn dich Nachlässigkeit oder Bosheit Anderer zum Zorn reizen will. Gib das Beispiel der Großmuth, wenn sich Gelegenheiten darbieten, deinen Feind zu demüthigen. Gib das Beispiel der Treue, wenn Andere sich geschmeidig nach den Umständen richten, und mit Achselzucken ihre Eide brechen. Gib das Beispiel edler Standhaftigkeit, wenn die Verführung sich schmeichelnd an dich wagt, deine Tugend zu erschüttern. Gib das Beispiel ruhiger Ergebung in Gott, wenn dein Wohlstand zertrümmert, wenn deine Lieblinge sterben, deine Freunde dir den Rücken zuwenden, weil dich das Glück verläßt.

Nie mangelt es dem Menschen im gesellschaftlichen Leben an Gelegenheit, als ein rechtschaffenes Wesen aufzutreten. Habe nur den Christenmuth, in Wort und That, einsam und öffentlich, Christ zu sein, und du hast das Beispiel gegeben.

Es ist die Verpflichtung dazu aber besonders um so größer, wenn wir in der bürgerlichen Gesellschaft eine solche Stellung einnehmen, wo nothwendig die Blicke mehrerer Personen auf uns gerichtet sind. Wahrlich, so ist die Verantwortung des Vaters größer, als seines Kindes; mehr wird von der Obrigkeit gefordert, als vom Unterthan; mehr vom Wohlhabenden, als vom Armen; mehr von dem Gebildeten, als vom Unwissenden. Je ausgedehnter der Kreis deines Wirkens ist, je mächtiger ist das schöne Beispiel deiner Tugend, je verführerischer das Beispiel deiner Laster. Du lebst und wirkest nicht für dich allein; deine Tugend verklärt, dein Laster verfinstert um dich her die Welt.

Das Beispiel des Guten ist dann um so einnehmender, wenn es von Personen in solchen Handlungen gegeben wird, die für ihren Stand, für ihr Alter am schwersten zu sein scheinen. Darum zeigte Christus seinen Jüngern auf die arme Wittwe hin, welche bescheiden zum Gotteskasten trat, ihr vielleicht mühsam erspartes Scherflein darzubringen.

Wenn der kraftlose Greis die Thorheiten der Jugend flieht; wenn der Bedürftige die Verschwendung meidet; wenn der von Natur Sanftmüthige nicht hartherzig ist, oder die Ausbrüche des Zorns nicht kennt — wer wird hierin Beispiele der Tugend sehen, oder sie bewundern können?

Aber der Jüngling, ausgerüstet mit der Kraft und dem Ungestüm seiner Jahre, wenn er die Thaten des Leichtsinns haßt; wenn er mit Ekel die Lockungen der Wollust zurückweiset; wenn er sich den strengen Gesetzen der Arbeit und Ordnung freudig unterzieht, während er gegen den Reiz der Zerstreuungen nicht unempfindlich ist — er erregt mit Recht der Menschen Bewunderung und den Trieb der Nacheiferung in seinen Altersgenossen.

Darum strebe Jeglicher, das Beispiel in denjenigen Tugenden zu geben, welche die Welt von ihm am wenigsten erwartet. Der Krieger trete hinaus ins Schlachtfeld, wohin ihn Pflicht für Thron und Vaterland ruft. Da gebe er das glänzende Muster der Menschlichkeit! Er schone des Wehrlosen; schütze den Bedrängten gegen Grausamkeit seiner rohern Gefährten; rette das Eigenthum der Bedrohten gegen Raubsucht, und vertheidige die Unschuld gegen die Angriffe thierischer Wuth.

Es gebe der Hohe, den Ruhm, Gewalt und Glanz umringen, das Beispiel edler Bescheidenheit. Er ziehe das Bewußtsein, welches ihm sein Herz in Erfüllung der Pflicht gibt, den Schmeicheleien niedriger Selbstsucht vor. Er ehre auch im Geringsten seiner Untergebenen den Menschen, den Bruder.

Es gebe der, welcher von Gott mit vorzüglichen Anlagen des Geistes ausgerüstet ward, der den Ruhm einer höhern Bildung oder vorzüglicher Gelehrsamkeit gewonnen, das edle Beispiel der Ehrfurcht gegen die Religion

und deren Uebungen. Auf ihn blickt die rohere Menge; er leite sie durch seinen Vorgang zur Achtung gegen das Heilige und gegen die ehrwürdigen Einrichtungen, welche zur sittlichen und religiösen Belehrung des Volkes gestiftet wurden.

Es gebe der Vorsteher des Volks, der obrigkeitliche Beamte das Beispiel schweigenden Gehorsams gegen das Gesetz; er meide den Schein, selbst da für sich Ausnahmen zu machen, wo er sie machen könnte. Er ehre den guten Bürger; richte nicht nach dem Ansehen der Person; hasse nicht aus Parteigroll; begünstige nicht eigene Blutsverwandten, und erhebe sie zu Aemtern, während er den Verdienstvollen zurücksetzt, der ihm vielleicht nicht schmeichelte.

Es gebe der Begüterte das Beispiel dieser Sitteneinfalt, der Reiche das Bild der Demuth. Er ziehe dem Ruhm einer schwelgerischen Tafel die Ehre vor, Retter des sinkenden Wohlstandes einer Familie zu sein. Er verachte die Pracht köstlichen Geräthes, um vielleicht in den Hütten der Armuth einem Kranken das Sterbebett weicher und den Todeskampf leichter zu machen. Er hülle sich und die Seinigen in minder köstliche Gewänder, um die Lumpen des Bedürftigen in erwärmende Kleider zu verwandeln. Er verschmähe das Glück der Spieltische, um verwaiseten Kindern ein Leben voller Glück zu bereiten.

Es gebe der Bürger geringerer Stände das Beispiel zarter Denkart, welche das Unedle und Rohe niedriger Belustigungen in Saufgelagen und Schwelgereien verabscheut, und den Freuden des gemeinen Pöbels die Belehrung seines Geistes vorzieht. Er adle seinen Stand durch Redlichkeit im Gewerbe, Ordnung im Hauswesen, Sittsamkeit und bescheidenen Anstand im äusserlichen Betragen. Unter seinem Dache ertöne nie eine gehässige Bemerkung des verächtlichen Handwerks- und Brodneides. Zufrieden durch seinen Stand, ohne Stolz und Trotz, erhebe er sich durch Biedersinn und Einsicht zu den Bessern des Volks.

Es gebe der Lehrer der Religion Jesu das erhabene Beispiel der Duldung gegen fremde Glaubensgenossen; er hasse nur das Laster am Menschen, nicht den Glauben, und am strengsten richte er immer die eigenen Fehler!

Dies heißt im Geiste des Weltheilandes handeln, sein Licht leuchten lassen vor den Leuten, und durch die siegende Macht des Beispiels Andere zur Christentugend entflammen.

Und so das Reich Gottes auf Erden verbreiten zu helfen, werde auch mein Ziel! Ach, wie weit war ich bisher davon entfernt; wie oft machte auch mich der herrschende Weltton in meinen besten Versätzen wankend; wie oft gerieth auch ich schon in Verlegenheit, wenn es darauf ankam, durch löbliches Beispiel vorzuleuchten; wie oft erröthete ich, so rechtschaffen und fromm zu sein, als ich gern gewesen wäre, hätte ich nicht den Spott der gewöhnlichen Menschen gefürchtet!

Nein, fortan sei es anders. Ich will meinen Jesus und seine Nachfolger nicht länger verläugnen; ich will Dich bekennen vor den Menschen, göttlicher Erretter meiner Seele, wie Du mich vor deinem Vater bekennen wirst. Für wen lebe ich denn auf Erden? Bloß diesen sinnlichen Menschen zu gefallen? Nein, mein Gott, auch Deiner Liebe vor allem Andern würdig zu sein; nicht für den flüchtigen Traum einiger Jahre, sondern für die Ewigkeit.

Möge denn der Spötter lächeln, wenn ich die gewöhnliche Straße verlasse; — möge mich der Mensch verkennen, der keine andere Welt kennt, als den engen Kreis seiner irdischen Verhältnisse — ich will den Muth zur Tugend haben, und Andern ein wohlthätiges Beispiel in Allem werden, was mir selbst vielleicht am schwersten wird.

O wohl mir, wenn ich erblicke, wie ich ohne mein Wissen auf die Besserung Anderer Einfluß hatte; wenn ich durch das Beispiel meines Betragens Unbekannte zur Umarmung der Tugend, zur Erwählung des ewigen Heils begeistere! Ich kann es, warum solite ich es nicht wollen? — Ich will es, was hindert mich, es zu können?

156.

Ueber die Sucht der Menschen, andere Menschen zu verkleinern.

Jer. 9, 23. 24.

Beglücken, Herr, und glücklich werden,
Ist unser Ruf, ist Aller Loos.
Nur darum, Gott, ist der auf Erden
Gering und arm, der reich und groß,
Der hat mehr Kraft, der mehr Verstand,
Denn jener braucht, was der erfand.

Wer hat mich Andern vorgezogen?
Wer wieder andere Menschen mir?
Du thust's, durch freie Huld bewogen,
Denn alles Gute kommt von Dir:
Ich gab Dir nichts zuvor, denn ich
Bin Alles, was ich bin, durch Dich.

Und ich, — ich sollte nicht bescheiden,
Ich stolz und übermüthig sein?
Ich den nicht achten, den beneiden;
Mich, weil er mehr empfing, nicht freu'n?
Als wär ich (hätt' ich mehr als er)
Auch besser dann, auch seliger!

Hört man in Gesellschaft Einen über den Andern sprechen, man sollte meinen, Jeder wäre der Glücklichste, der Weiseste, der Geschickteste, der Vollkommenste jeder Art. Zwar Niemand wagt es, sich und seinen vortrefflichen Zustand selbst zu rühmen, weil man Eigenlob für etwas Unanständiges hält; aber dagegen merkt man wohl aus den Aeusserungen, aus jenen geringschätzigen Bemerkungen, die über den Verstand, über die Vermögensumstände, über die Lage dieser oder jener Person oder ihre Unternehmungen gefällt werden, daß Jeder damit zu verstehen geben will: meine Einsicht ist bei weitem größer, mein Vermögen sicherer, meine Lage vortheilhafter.

Aber eben diejenigen, welche an Andern Alles geringer finden, als bei sich, und Alles besser verstehen, besser können, besser haben, denn Andere, pflegen auch nicht selten, wenn man sie näher kennen lernt, die Unzufriedensten mit sich selbst zu sein. Ihre Worte stimmen also nicht mit ihren innern Ueberzeugungen zusammen, und sie gleichen den Schauspielern, welche oft einen höhern Stand vorspiegeln, als sie haben.

Dies Bestreben, Andere neben sich gering zu schätzen, während man doch mit seinem eigenen Zustand nicht gar zufrieden sein kann, ist ein ganz eigener und merkwürdiger Zug in der menschlichen Gemüthsart. Denn wenn wir erkennen, daß wir nicht so kenntnißvoll sind, als Andere: warum rühmen wir sie nicht? Oder wenn wir vermuthen, daß Andere in bessern Umständen sind, als wir: warum verkleinern wir sie? Warum ist überhaupt

der wahre Grund davon, daß wir weit eilfertiger sind zum Tadeln und Aussetzen, als zum Loben?

Man muß nicht glauben, daß die Bereitwilligkeit der Menschen, ihre Nebenmenschen zu verkleinern, immer aus wirklichem Haß oder Groll entspringe. Denn man weiß auch von Personen, die gar nicht Ursache haben, einander zu befeinden, oder die einander nur kaum kennen, oder die wohl gar als gute Freunde gelten wollen, daß sie der Lust nicht widerstehen können, das Lob, was man etwa Diesem oder Jenem zollen möchte, durch irgend eine hinzugefügte Bemerkung zu beschränken.

Eben so wenig muß man glauben, daß immer Neid gegen die Vollkommenheiten Anderer im Hintergrunde liege, was zur Verkleinerungssucht antreibt. Denn es ist nichts Ungewöhnliches, daß Leute, welche durchaus keine Ursache haben, Andere zu beneiden, sie dennoch gern tadeln, und das Ruhmwürdige an ihnen schmälern.

Oft geschieht es nur aus leerem Uebermuth und wunderlicher Laune, ohne eigentlich damit eine böse Absicht zu verbinden. Ein anderes Mal geschieht es aus Langeweile, um sich und die Gesellschaft auf eine anziehende Weise zu unterhalten. Zuweilen nur aus bloßer Gefälligkeit für anwesende Personen, denen man sich entweder wichtig machen, oder irgend eine Artigkeit sagen möchte. Ich würde wenigstens nicht sogleich von Jedem, der ein Wort spricht, das den Ruhm Anderer beschränkt, urtheilen, es geschehe aus hämischer Bosheit, aus verlenmderischen Absichten. Ja, ich finde den Fehler der Verkleinerungssucht gar oft bei Personen, die mir durch ihre Frömmigkeit, durch ihre menschenfreundliche Denkart sonst sehr achtungswürdig sein können.

Wenn ich den Quellen dieses nur allzugemeinen Fehlers nachforsche, durch den manches edle Gemüth befleckt wird, scheint es mir, sie liegen in dem angebornen Triebe des Menschen nach Vollkommenheit. Aber dieser an sich herrliche Trieb nimmt oft eine falsche Richtung, und verleitet zu sonderbaren Selbsttäuschungen der Seele. Dann werden wir, ohne es zu bemerken, leicht verführt, die gute Meinung von unsern Eigenschaften zu verwechseln mit den Vorzügen, die wir besitzen möchten, so daß wir, statt nach der innern Vollkommenheit selbst zu ringen, noch begieriger sind, in Andern den Glauben zu erwecken, daß wir sie schon besitzen. Und wenn wir uns selbst wegen desjenigen, was wir sind oder haben, eben nicht besonders hochachten können, scheint uns eine Entschädigung dafür in der Achtung Anderer zu liegen, die sie gegen uns äussern.

Weil wir nun aber nicht immer Kräfte genug in uns fühlen, uns zu jenem Grad von Vollkommenheit zu erheben, den wir wohl zu besitzen wünschen, demungeachtet aber die gute Meinung von Andern nicht einbüßen möchten: werden wir geneigt, das günstige Urtheil der Welt gegen Vollkommnere zu schmälern. Kann man sich nicht erhöhen, so kann man doch Andere etwas erniedrigen, und auf diese Weise, wenigstens bei den Leichtgläubigen, ihnen gleich stehen. Es gewährt Vielen eine angenehme Empfindung, an den Eigenschaften oder glücklichen Verhältnissen Anderer etwas auszusetzen, indem man sich, wiewohl es Selbsttäuschung der Einbildungskraft sein mag, dabei behaglich fühlt im Andenken des eigenen Zustandes. Man verkleinert die hohe Meinung von der Fülle und dem Wohlstande, in welchem der Nachbar lebt, durch allerlei Bedenklichkeiten, um nur sich selbst und Andern zu sagen: meine Lage ist zwar nicht so glänzend, aber dafür desto sicherer. Man verkleinert die ruhmvollen Unternehmungen des Dritten, indem man Zweifel gegen die Reinheit seiner Absichten erregt, um sich und Andern zu verstehen zu geben: ich würde wohl in seinen Verhältnissen dasselbe geleistet haben, oder könnte in den meinigen nicht weniger leisten, wenn ich so eitel, so ehrgeizig wäre. Man verkleinert das günstige Vorurtheil von dem Verstande, den Einsichten und Geschicklichkeiten des Dritten, indem man beiläufig auf einzelne Fehltritte aufmerksam macht, die er that, und deren Fehlerhaftigkeit freilich erst aus den Folgen sichtbar werden konnte, um dadurch sich und Andere zu überzeugen: wer die Fehler der Andern so gründlich zu beurtheilen weiß, kann unmöglich demselben an Einsichten nachstehen.

Aber indem wir uns auf diese Art, einer angenehmen Empfindung willen, gern selbst betrügen mögen, begehen wir, ohne es vielleicht zu denken, eine grobe Verrätherei an uns selbst. Denn durch diese verkleinernden Urtheile, welche wir über Andere ausfällen und in Umlauf setzen möchten, bringen wir denjenigen, der auch nur einige Menschenkenntniß besitzt, zum Verdacht, daß wir eben an denjenigen Stellen sehr schwach sein müssen, von welchen wir bei Andern die Schwächen aufdecken möchten. Ja, wir verrathen durch unser Betadeln und Bezweifeln, daß wir in der That die Vorzüge des Getadelten heimlich anerkennen, daß es uns schwer wird, dieselben zu erreichen; daß wir begierig wären, ihm gleich zu stehen; daß, weil wir uns nicht zu ihm erhöhen können, wir ihn gern zu uns herab erniedrigen möchten. Denn es ist gewiß, und Jeder weiß aus der Erfahrung in seinem Innern: wenn man mit seiner Lage wahrhaft zufrieden ist, gibt man sich keine Mühe, die Meinung von der guten Lage eines Andern herabzusetzen. Der gesunde Mann findet keine Ursache, gegen die Gesundheit Anderer Zweifel zu erheben, während der Kränkliche hingegen, als wäre es ein Trost für ihn, gern Kränklichkeiten oder Anlagen dazu bei Andern vermuthet, und sich viel darum bekümmert. Ein reicher Fürst gibt sich nicht damit ab, geflissentlich die Meinung von den Vermögensumständen eines seiner Unterthanen zu verringern, denn er sieht dabei für sich keinen Gewinn; wohl aber mag er ungern der Lobredner vom Reichthum anderer Fürsten sein.

Somit ist also die in unsern Gesellschaften nur allzufleißig geübte Verkleinerungssucht, auch wenn sie nicht aus bösen Nebenabsichten getrieben würde, eine wirkliche Unklugheit. Denn statt die Blößen Anderer zu enthüllen, enthüllen wir dem Scharfblicke des Beobachters unsere eigenen allein. Und wir müssen nie vermuthen, daß man so sehr geneigt sein werde, unsern verkleinernden Urtheilen Glauben zu schenken, als man überall begieriger darauf sein wird, zu erfahren, warum wir die Vorzüge Anderer so geringschätzig machen wollen. Prüfe dich nur selbst, und halte dich überzeugt: so wie du gewöhnlich von den Urtheilen Anderer denkst, so denken Andere auch über diejenigen Urtheile, welche du fällst. Willst du erfahren, wo es diesem oder jenem Mitbürger im Geheimen gebricht: gehe hin, und höre, welche Arten von Gebrechen er bei Andern am liebsten zu bemerken pflegt. Ein Lahmer sieht unter tausend Menschen einem einzelnen Hinkenden am ersten und am längsten nach.

Doch nicht Unklugheit allein ist die Verkleinerungs-

sucht — sie führt unvermerkt zu weit bedeutendern Uebeln, als zur bloßen Verrätherei unserer eigenen Schwächen. Sie ist der erste Schritt zur Ruhmredigkeit, ja sie selbst ist schon eine versteckte Ruhmredigkeit, ein Lobpreisen unserer Vorzüge vor Andern, wir mögen nun solche wirklich besitzen oder nur zu besitzen scheinen. Wer dem, was an irgend Jemandem gepriesen werden mag, nicht gern Gerechtigkeit widerfahren lassen will, oder wer, wenn es sich nicht geradezu wegläugnen läßt, doch durch verdächtigende Nebenblicke es sehr beschränkt, und das Lob, was er auf der einen Seite gibt, auf der andern wieder raubt, sagt damit: Es ist an dem Gepriesenen nichts Besonderes. Jeder könnte in dessen Lage noch mehr leisten und sein, als er. Ich besitze zum Beispiel Vorzüge, die Jener noch lange nicht hat. Ich bin nicht minder preiswürdig, wie Jener oder Jene, die ihr so hoch erhebt.

Mag sich der Verkleinerungssüchtige anfangs, wenn sich sein Fehler zu entwickeln beginnt, noch so schlau zu verstellen wissen: bald werden seine Mienen, seine Blicke das sagen, was sich seine Lippen noch bescheiden weigern, auszusprechen. Sie werden ruhmredig, sobald ihm kein Glaube gegeben werden sollte. Er wird sich deutlicher erklären, sobald die Achtung dessen steigt, den er selbst herabgesetzt hatte. Und trifft es sich, daß er unglücklicherweise des Gepriesenen Nebenbuhler sein möchte, so verwandelt sich der Verdruß über dessen Vorzüge in Neid, die Verkleinerungssucht in wirkliche Verleumdung, das heißt, in Vergrößerungssucht der Mängel und Schwächen des verhaßten Gegenstandes, oder in Erdichtung von Gebrechen desselben.

Es gibt wenige Laster, die von der Menschheit so allgemein mit Abscheu belegt werden, als Verleumdung und Neid; sie führen zur tiefsten Niederträchtigkeit hinab, und erregen, wo man ihre Spuren wahrnimmt, Ekel in edeln und unedeln Gemüthern. Und dahin führt zuletzt die Neigung, Anderer Vorzüge etwas zu verkleinern. Wer sich in Gesellschaften gern erlaubt, den Werth Anderer, oder doch das günstige Urtheil darüber, herabzusetzen, hat die volle Anlage zum Verleumder, auch wenn er dazu gegenwärtig nicht die geringste Neigung in sich verspürte, und von Natur sanftmüthig und duldsam wäre. Die Verhältnisse des Menschen ändern oft, und man wird leicht unter andern Umständen ein Anderer. Rühme dich nicht, daß du bis jetzt noch von jenen traurigen Umständen befreit bliebest; aber frage dich, warst du auch immer von der Begierde ganz frei, an Andern gerühmte Eigenschaften zu verringern? Und wenn du dich des Fehlers hin und wieder schuldig weißt, so untersuche, ob du nicht auch schon, wenn gleich nur vorübergehende, Anwandlungen von Neid hattest, oder ein Gelüst, die Fehler und Schwächen irgend einer Person zu vergrößern.

Lächerlicher, aber zuweilen nicht minder schrecklich in den Folgen, als die boshafte Verleumdung, ist ein Laster anderer Art, welches sich gern der versteckten Ruhmredigkeit zuzugesellen pflegt. Es ist dies der Stolz, das heißt, die überspannte Meinung, welche der Mensch von seinen eigenen Vorzügen hat, eine Meinung, welche er noch weniger durch Worte, als durch Geberden und Handlungen an den Tag legt.

Der Stolz ist so mannigfaltig, als die Denkart der Menschen selbst, und hat so viele Abstufungen, als jedes andere Laster. Aber in dem Hange, die geschätzten Eigenschaften des Mitmenschen zu verkleinern, liegt der Keim zur übertriebenen Hochschätzung seines eigenen Werthes. Erziehung und Umstände thun das Uebrige, theils welchen Grad der Stolz erreichen, theils welche Art des Hochmuths die herrschende werden kann.

Daher erblicken wir zum Beispiel unter jungen Leuten, welche noch in der Blüthezeit ihrer Kraft wandeln, den Stolz auf äussere Schönheit am gemeinsten. Selten werden sie den Vorzügen Anderer ihres Geschlechts mit vollem Herzen Gerechtigkeit gewähren, und lieber das Mangelhafte daran aufsuchen, und ihre Augen daran weiden, als das Gepriesene bewundern. Hier ist, auch wenn der Gedanke nicht zum Worte wird, Verkleinerungssucht; hier entfaltet sich, so unschuldig es auch anfangs sein mag, der Hang zur Eitelkeit. Was die Natur nicht gab, sucht man durch Kunst zu ersetzen, und die einzelnen Schönheiten des Körpers durch gefälligen Schmuck zu erheben und bemerkbar zu machen.

Aber die Jugendzeit ist flüchtig; das Feuer des Auges erlischt bald unter den Thränen und Sorgen späterer Tage; andere Leidenschaften bemächtigen sich des Gemüthes, und wer nicht mehr durch äussere Schönheit gefallen kann, will durch seinen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft, oder durch den Umfang seines Vermögens glänzen. Der Fehler bleibt derselbe; er nimmt nur andere Farben an. Die jugendliche Gefallsucht und Eitelkeit, welche in spätern Jahren Gefahr läuft, Gelächter zu erregen, verwandelt sich in absprechenden Eigendünkel, in Rangstolz, in Geldstolz.

Wie uns jede Tugend der Gottheit näher rückt, macht uns jedes Laster mit der Thierheit verwandter. Wie das Thier nie seinen Blick zum Himmel hebt, sondern unter sich gesenkt, nur auf die Erde heftet, so auch der Stolz. Er denkt nicht an den, der höher steht, als er; er betrachtet nur diejenigen, welche tiefer sind, oder das nicht zu haben scheinen, in dessen Besitz er zu stehen vermeint. Was ist der Bürger von angeblich vornehmer Familie, die seinen Hochmuth nährt, neben dem Edelmann, der adelstolz auf ihn verächtlich herabschaut; und was ist dieser neben dem Gewaltigen, der Krone und Zepter trägt?

Man nennt den Stolz gewöhnlich eine Thorheit, und das ist er; denn was mag lächerlicher sein, als der Mensch, der sich etwas Großes mit Dingen meint, die ihm nicht selbst gehören, die in der Todesstunde wie Staub von ihm fallen, die er vielleicht schon in der nächsten Stunde wieder einbüßen kann, und in denen er von Tausenden, die mit ihm leben, übertroffen wird? Aber der Stolz ist mehr, als Thorheit; er ist ein Seele und Körper vergiftendes Laster, und so gefährlich, wie jedes andere. Er äussert sich zwar nicht in Handlungen, sondern in den Einbildungen, welche der Mensch von seinen vermeinten Vorzügen hat. Je übermäßiger diese Einbildungen, je übermäßiger der Stolz.

Nun aber ist jede überspannte Einbildung vom Werth oder Unwerth der Dinge eine Art Wahnsinn, besonders wenn solche Einbildung zur bleibenden Denkart wird, nach der wir unsere Handlungen vornehmen. Ein Mensch, von ihr befangen, muß daher immer mit falschem Maßstab messen und verkehrt urtheilen, sobald sein Stolz berührt wird. Er handelt dann wie ein Be-

rauschter, welcher die Dinge anders ansieht, als sie wirklich sind.

Weil nun das Laster des Stolzes vorzüglich die Einbildungskraft des Menschen angreift, müssen wir uns nicht wundern, wenn dieselbe zuletzt dadurch mehr oder weniger zerrüttet wird. Daher sind stolze Menschen gewöhnlich am fähigsten, wahnsinnig zu werden, und in den Irrenhäusern die größere Zahl der Verrückten von ungemessenem Hochmuth beseelt, mitten in ihrem bejammernswürdigen Elende.

Doch hinweg den Blick von diesen schauerlichen Verirrungen des Menschen! Und dahin kann doch zuletzt das Gefallen führen, welches man an Geringschätzung und Verkleinerung des Guten bei Andern empfindet.

Statt die Vorzüge seiner Brüder zu schmälern, erkennt sie der Christ willig an, und freut sich ihrer, wenn sie wahre Vorzüge sind. Gern gönnt er den Andern größere Kenntnisse, größere Kunstfertigkeiten und Einsichten — denn so wollte es Gott, daß ungleich die Gaben ausgetheilt sein sollten, damit Einer dem Andern desto nützlicher und unentbehrlicher werde. Ich gelte darum bei mir und bei Gott nicht weniger.

Gern will ich Diesem oder Jenem seine vorzüglichere Schönheit gelten lassen — sie ist Gottes Werk. Ich will mich derselben freuen, ohne Beimischung von Mißgunst. Denn wie bald ist nicht die Rose verblüht! Wie bald ist jenes schwarze Haar eisgrau, jene blühende Wange bleich, jene schlanke Gestalt von den Gebrechen des Alters gekrümmt!

Gern will ich dem, der größeres Vermögen und Eigenthum hat, als ich, diesen Vorzug zugestehen, ohne ihn durch ein Aber oder Wenn zu schmälern, — er freue sich dessen; bin doch auch ich bei einem mäßigern Besitze des Lebens froh. Nicht das Gute draußen, sondern das Gut im Herzen macht glücklich. Warum sollte ich ihm beneiden, was ihm nicht gehört? Es ist geliehenes Gut; im Tode bleibt ihm nicht das Gewand, welches ihn bedeckt.

Gern will ich die Verdienste dessen anerkennen, der zum Besten der Welt oder seiner Mitbürger etwas Gemeinnütziges unternimmt. Warum sollte ich seine Absichten dabei verdächtigen, da ich das Innere seines Gemüthes und sein Verhältniß nicht kenne, in dem er zu Gott steht? Warum sollte ich seine Achtung bei den Menschen schmälern, da, wenn auch nicht ich, doch meine Kinder oder Enkel künftig an den Wohlthaten Theil nehmen können, die er stiftete?

Gern will ich den, der von edlerer Geburt zu sein meint, als ich, die kleine Freude ungetrübt genießen lassen, wenn er Freude daran haben kann, sich eines vermeinten Vorzugs zu rühmen, an dessen Dasein er den allergeringsten Theil hatte. Welcher Sterbliche ist denn vor Gott edel oder unedel geboren? Daß aber in der bürgerlichen Gesellschaft mancherlei kleine Unterschiede der Stände bestehen, ist für die Ordnung des Ganzen nothwendig; sie würde ohne dies zerfallen. Warum sollte ich durch verkleinernde Urtheile das zerstören helfen, was wohlthätige Absichten für gegenwärtige Lebensverhältnisse gestiftet haben?

Es gibt nur Eins hienieden, was ich an mir achtungswürdig nennen darf; nur Eins, was Allen Menschen Achtung abzwingt: dies ist die Tugend, dies ist die Erkenntniß Gottes, das heilige Wandeln vor Gott. Darum spricht die heilige Schrift: „So redet der Herr: ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit; ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke; ein Reicher rühme sich nicht seines Reichthums; sondern wer sich rühmen will, der rühme sich deß, daß er mich wisse, und kenne, daß ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übt auf Erden: denn solches gefällt mir, spricht der Herr.“ (Jer. 9, 23. 24.)

Und Dein Wohlgefallen, Herr, Allweiser, Allbeherrscher, sei das Ziel meiner Gedanken und Handlungen. Wenn ich nur vor Dir ohne Vorwurf und mit Heiterkeit erscheinen darf, o du Allesprüfender, Allessehender, dann mag ich es wohl ertragen, ob ich den Augen der Sterblichen werther oder unwerther bin durch Kenntniß, Leibesschönheit, Reichthum, Rang und Würden. Denn ich athme, ich lebe nur für Dich, o mein Schöpfer, das heißt, für meine höchste Seligkeit, in Deinem Weltall.

Diesen Geist will ich bewahren — es ist der Jesusgeist! Ich will mich aufmerksamer beobachten, und verhüten, daß ich nie in den Fehler sinke, das Gute, was ich an meinen Nebenmenschen bemerke, durch mein Urtheil geringschätziger zu machen. Was Achtung verdient, will ich gern achten, denn dadurch ermunterte ich auch Andere zu edler Nacheiferung. So stifte ich durch ein Wort oft in manchen Herzen Gutes, ohne es selbst zu wissen, und verbreite, o Gott, Dein Reich, welches das Reich der Liebe und Seligkeit ist. Amen.

157.

Anerkennung fremder Verdienste.

Phil. 2, 29. 30.

Wer eitler Ehre gern entbehret,
Und Edles selbst an Feinden gern
Erkennt, der ehrt sich selbst, der ehret
Der Niedrigkeit und Hoheit Herrn.
Wohl, wohl ihm, denn Bescheidenheit
Ist aller Stände Herrlichkeit.

Sie schmückt das Alter, gibt der Jugend
Erst Liebenswürdigkeit und Werth,
Gibt Glanz, gibt Hoheit jeder Tugend,
Die eiteln Schimmer gern entbehrt:
Denn Demuth und Bescheidenheit
Ist aller Edeln Feierkleid.

Gib, Herr, zu allen Deinen Gaben
Auch diese: Laß, vom Stolze rein,
Uns Alles brauchen, was wir haben,
Uns durch einander zu erfreu'n.
Das Ehrenwürd'ge sei geehrt,
Und nicht durch Neides Kunst zerstört.

Es scheint beinahe, als gäbe es für gewisse Menschen keine schwerere Tugend zu erfüllen, als die, das Gute und Löbliche, was Andere an sich haben oder thun, mit gebührender Achtung anzuerkennen. Wir finden in Gesellschaften bei weitem die Meisten geneigt, von ihren Lebensgenossen das Nachtheilige zu erzählen. Unter vielen denkt kaum Einer edel genug, den Schleier über die getadelten Fehler des Abwesenden zu werfen, und sein Rühmliches hervorzuziehen. Mancher gibt sich mit vermeinter Klugheit wohl das Ansehen des Unparteiischen, zollt dem Verdienstlichen sein Lob; doch vergißt er sel-

ten, hintennach sein zerstörendes Wenn und Aber anzuhängen, wodurch er den Ruhm wieder größtentheils zurücknimmt, den er vorher gegeben.

Leute, die schon im übeln Rufe stehen, pflegen endlich noch weit seltener die Tadelsucht zu beschäftigen, als diejenigen, welche unter ihren Mitbürgern einige Achtung genieſſen. Von den Lasterhaften spricht Jeder mit Widerwillen und Ekel, oder mit bedauerndem Achselzucken — desto lieber unterhält man sich von den Mängeln solcher Personen, die schon ein gewisses Lob errungen haben. Und je allgemeiner ein Mann geachtet ist, je emsiger scheint man bemüht, das Gute, was er besitzt, in den Augen Anderer zu verkleinern. Man sollte fast glauben, es sei Jedem eine große Freude, nur unter schlechten und verächtlichen Personen zu leben, daß man so eifrig ist, auch das Verdienstvolle und Glänzende zu verdunkeln.

Es ist auffallend, daß man rechtschaffenen Leuten gewöhnlich erst dann Recht widerfahren läßt, wenn sie todt sind; daß man ihre Verdienste ohne kränkende Schmälerungen ehrt, wenn sie gegen unser Lob unempfindlich sind. Woher dies? Prüfe dich selbst! Bist du von dieser unedeln Neigung, das Gute an Andern zu verkleinern, frei? Hast du nicht, wenn Jemand einen deiner Bekannten pries, Reiz gefühlt, den Lobredner eines Bessern zu belehren, seine Bewunderung herabzustimmen, und die Fehler des Gepriesenen bemerkbar zu machen?

Wenn wir die Geschichten des Alterthums lesen, wie sehr betrübt es uns, zu erfahren, wie man fast zu allen Zeiten die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, so lange sie am Leben waren, verachtete, verkleinerte, sogar mißhandelte und verfolgte! Wir nennen diese kleinherzigen Tadler, diese blinden Verfolger noch heut mit schimpflichen Namen. Unser Inneres empört sich, wenn wir vernehmen, wie man denen, welchen nach dem Tode Ehrensäulen und Denkmäler errichtet wurden, im Leben oft kaum Nahrung und Obdach gab!

Und sind wir besser, als jene Unterdrücker fremden Ruhms? Handeln wir nicht noch, wie sie? — Und woher rührt dieser Hang, das Verdienst Anderer zu verkleinern?

Bei Vielen ist es in der That nichts als die Wirkung eines unreinen, boshaften Gemüths, welches alles Bessere haßt und lästert, was ihm selbst fehlt. Es ist der Neid in unverhüllter Schändlichkeit! — Wir erkennen ihn leicht. Er empört sich gegen das Gute, was man von ihm nicht sagen kann. Er nimmt, um seiner Wirkung sicher zu sein, alle Gestalten an. Bald ergießt er sich leidenschaftlich in giftigen Anmerkungen; bald macht er den scherzenden, muthwilligen Spötter, welcher nur durch lustige Einfälle unterhalten zu wollen scheint; bald spielt er die Rolle eines aufrichtigen Verehrers fremder Verdienste, und beklagt nur in mitleidigem Tone, daß so viel Gutes durch schlechte Eigenschaften oder auch nur durch Schwächen verfinstert wird; bald redet er die Sprache des Scheinbar-Unparteiischen, und wirft Zweifel auf, die Mancher für begründet hält, weil Niemand sogleich gegenwärtig ist, der sie lösen könnte.

Doch nicht immer ist es die zur Natur gewordene Lästersucht und der Neid, welcher fremdes Verdienst mit Begierde in den Schlamm der Verwesenheit herabzuziehen sucht, in welchem die Denkart des Mißgünstigen lebt — zuweilen ist es nur gekränkte Eitelkeit, welche die gehässige Rolle des Neidischen spielt. Viele zürnen nur deswegen dem Lobe, was einem Andern gezollt wird, weil sie fürchten, man lasse dagegen ihnen selbst keine Gerechtigkeit geschehen. Es entsteht in ihnen die Versuchung, sich ebenfalls geltend zu machen. Sie möchten zu verstehen geben, daß das, was an Andern so laut gepriesen worden, keineswegs so selten sei, und in ihnen ebenfalls zu finden wäre. Ihr beleidigtes Selbstgefühl ist weniger mit dem Gepriesenen, als mit den Lobrednern unzufrieden. O wie nahe ist diese Einbildung auf eigenen Werth mit dem Neid selbst verwandt!

Zuweilen hindert auch nur Furcht vor Mißbrauch, in das Lob fremden Verdienstes einzustimmen. Man verkennt zwar die rühmlichen Eigenschaften des Andern gar nicht, aber möchte davon des Aufhebens nicht viel gemacht sehen, um zu verhüten, daß der Gelobte nicht in seiner Eitelkeit bestärkt werde, was ihn leicht zu übler Anwendung des öffentlichen Beifalls verleiten könnte. Man ehrt das Verdienst, aber weigert sich, die Person zu ehren, welche es trägt. Man kann den Gedanken nicht ertragen, daß die von Allen gepriesene und bewunderte Person über uns erhaben stehe, oder einen Einfluß bekomme, der unsern eigenen Absichten zuwider sein dürfte. So hält man sich für verpflichtet — und o wie gern gibt der Mensch seinen eigennützigen, unlautern Handlungsweisen den Anschein des Pflichtmäßigen! — den Ruhm derer, die ihn verdient haben, zu schmälern.

Doch wer könnte alle die Larven nennen, in welche sich der größere oder geringere Neid vermummt, um mit Anstand vor der Welt erscheinen zu können! Aber wie er sich auch verhülle, jederzeit wird er dem Blick des Beobachters kenntlich sein, und die Verachtung besserer Herzen ärnten. Wer fremdem Verdienst den Beifall schwächt, dessen es würdig ist, legt das offene Geständniß ab, daß er desselben nicht fähig sei, und bei seiner eigenen Kraftlosigkeit doch nicht einmal so viel Seelengröße habe, es gelten zu lassen. Jede Aeusserung der Mißgunst ist eine Selbstverrätherei, und der Beweis eigener Geringfügigkeit. Nur Personen, welche in sich das Bewußtsein von Werth tragen, haben den Muth, den Werth Anderer ohne Mißgunst anzusehen, und ohne Eifersucht die Vorzüge der Nebenmenschen zu bewundern.

Dies ist das Kennzeichen des wahren Weisen, dies ist der Edelsinn des Christen. In diesem Geist empfahl einst Paulus den Brüdern zu Philippi seinen Gehilfen Epaphroditus. Weit entfernt, die Verdienste desselben durch beschränkende Zusätze zu verkleinern; weit entfernt, die leiseste Mißgunst zu äussern, daß die Gemeinde zu Philippi so hohen Werth auf Gesundheit und Leben des treuen Epaphroditus gesetzt hatte: ward Paulus der lebhafteste Lobredner desselben, und nannte ihn seinen Mitstreiter und ihren Apostel. (Phil. 2, 25.)

Wer Andere ehrt, der hat die rechte Art ergriffen, sich selbst zu ehren. Wer über fremde Vorzüge seine eigenen vergißt, der zwingt die Welt, ihm eine Gerechtigkeit zu gewähren, die er sich selbst versagt. Bescheidenheit macht die Verdienste glänzender, welche wir wirklich besitzen, und entwaffnet den Neid.

Nur der Arme beneidet oft den Begüterten; wann hat man gehört, daß der Wohlhabende dem Dürftigen seinen Mangel mißgönne? Der Häßliche beneidet wohl den Schönen; wann hat man gehört, daß der Schöne die Ungestaltheit des Krüppels beneide? So ist es immer

der Gemeinere, welcher die Vorzüge des Bessern mit Scheelsucht beobachtet; so ist es nur der, welcher seinen eigenen Werth fühlt, der auch mit Zufriedenheit auf den Werth Anderer blickt, und es liebt, wenn die Welt denselben anerkennt.

Es ist bei der Mannigfaltigkeit, mit welcher die Gottheit ihre Gaben auf Erden vertheilte, ohnehin unmöglich, daß jeder Mensch die gleichen Vorzüge und Eigenschaften besitze, wie der Andere. Um so weniger sollte es uns daher verdriessen, wenn ein Anderer in gewissen Dingen glänzt, wo wir in unsern Verhältnissen es nicht konnten. Aber Niemand ist auf Erden, der nicht irgend eine Fähigkeit oder Eigenschaft hätte, durch welche er sich auszuzeichnen im Stande wäre. Daher ist es an Jedem, seine Fähigkeiten zu untersuchen, und diejenigen zum Besten seiner Mitleidenden am meisten auszubilden, durch die er am wohlthätigsten wirksam werden kann.

Es ist möglich, daß ein Anderer dich an Reichthum und Pracht übertrifft — warum willst du ihn deswegen verkleinern? Dir ist es möglich, ihn durch weisere Anwendung deines kleinern Vermögens, ihn durch höhere Gemeinnützigkeit zu übertreffen: warum versuchst du es nicht? Sein Reichthum ist ein Beispiel des Glücks; deine Gemeinnützigkeit würde eine Wirkung deiner Tugend sein. Wen würdest du höher achten, den wohlthätig wirkenden Mann bei geringern Gütern, oder den Selbstsüchtigen bei größern Einkünften? — Siehe, wie du, so beurtheilen dich deine Zeitgenossen.

Es ist möglich, daß ein Anderer dich in Gelehrsamkeit, in Kenntnissen übertrifft — warum willst du ihn deswegen beneiden, da dich mannigfaltige Umstände hinderten, mit ihm zu wetteifern? Aber wer hindert dich, in deiner Lage der Beste zu sein, und ihn in deinem von der Vorsehung beschiedenen Wirkungskreise durch Thätigkeit, Redlichkeit und nützlichen Eifer weit zu übertreffen?

Es ist möglich, daß eine Person mehr Schönheit, Witz und äussere Anmuth von Natur habe — warum willst du thörichter Weise hinwegläugnen, was Jeder sieht? Aber warum versäumst du, durch Gleichmuth, Bescheidenheit und Seelenschönheit dir das größere Verdienst zuzueignen, was bleibendern Werthes, als die Farbe der Haut oder das Feuer des Auges, ist? Warum entstellst du deine Seele noch mehr durch den Schmutz des Neides?

Es ist möglich, daß ein Anderer dich durch die Gunstbezeugungen übertreffe, welche ihm das Glück gewährt; daß ihm Verwandtschaften Ehrenstellen zuwerfen, die dir versagt bleiben, ungeachtet du fühlst, daß du sie würdiger bekleiden könntest, als Jener. Ist denn die Ehrenstelle, welche dich an ihm verdrießt, eine Folge seiner wahren Verdienste? Ist denn überhaupt das, was wir Glück zu nennen pflegen, immer ein Beweis der Würdigkeit dessen, der es genießt? Handle so, daß du jedes Glückes werth wärest, und du wirst denjenigen aufhören zu beneiden, der im Schooße des Glückes mit dem Bewußtsein seines Unwerthes sitzt, wenn er dich erblickt.

Wer fremdes Verdienst willig achtet, bezeugt damit vor der Welt, daß er in seinem Gemüth einen Reichthum trägt, welcher ihn abhält, Andere zu beneiden. Wer nicht kleinlich bei jedem Lobspruch, der Andern gegeben wird, zittert, es geschehe auf eigene Unkosten, erregt Ehrfurcht für sich. Es ist schon verdienstvoll, die Verdienste Anderer zu schätzen. Dieses bescheidene Gerechtigkeitsgefühl erhebt den, der groß genug denkt, es zu haben, über den gemeinen Haufen engherziger, gebrechlicher, tugendarmer Menschen empor.

Inzwischen ist auch nicht zu läugnen, daß wir allerdings in Anerkennung fremder Vorzüge gewisse Grenzen zu beobachten haben, welche uns die Klugheit vorschreibt.

So wie ein erzwungenes Lobkünsteln, durch welches wir uns selbst gern einigen Werth erlisten möchten, lächerlich, oder ein unsern Lobeserhebungen angehängtes Aber verächtlich ist: eben so wenig geziemt es uns, dasjenige, was in der That achtungswürdig ist, mit *übertriebenem Beifall* zu beehren. Denn wer irgend einem Gegenstande unmäßige Bewunderung zollt, verräth dadurch entweder Mängel der Erfahrung, oder des Verstandes; es ist zu furchten, daß künftig der gleiche Mensch, wenn seine Einsichten reifen, geneigt sein wird, mit gleicher Ungerechtigkeit zu verwerfen, was er vorher ohne Einschränkung vergöttert hatte.

Ohnedem ist eine unmäßige Bewunderung einer achtungswürdigen Sache eher gefährlich, als vortheilhaft; gefährlich, weil das begeisterungsvolle, grenzenlose Lob die Galle des Neidischen am meisten erweckt, und auch den Unparteiischen reizt, mit vorzüglicher Beflissenheit etwanige Fehler aufzuspüren, um sich zu rechtfertigen, wenn er nicht in die unbedingte Verehrung einstimmt. Nichts ist reizbarer in dem Menschen, als der Widerspruchsgeist; er wächst mit dem ihm dargebotenen Hohn. Und daher ist mancher guten Sache schon größerer Schaden durch die ungemessenen Lobeserhebungen ihrer Freunde, als durch den Tadel ihrer Feinde entstanden. Denn jeder Ueberspannung folgt früher oder später Erschlaffung.

Auch müssen wir allezeit in der Anerkennung fremden Verdienstes den Verdacht der niedrigen *Schmeichelei* von uns entfernt halten. Es sind Viele, die dem Verdienste Gerechtigkeit schenken, sobald sie nur hoffen können, Vortheil für sich dabei zu erobern. Es ist diesen Selbstsüchtigen nicht darum zu thun, eine Tugend zu ehren, sondern irgend eine kleine Beute zu machen. Sie sind es, die den Ehrenwerthen mit eben der Schamlosigkeit ins Gesicht loben, mit welcher sie sich vielleicht hinter seinem Rücken über ihn belustigen. Sie sind es, die eben so willig das „Hosianna" jauchzen, als einige Tage nachher, wenn ihre Absichten fehlschlagen, das „Kreuzige!" Sie vergöttern den Tiranden, so lange er Macht hat, und tanzen, als feige, übermüthige Sklaven, auf seinem Leichnam.

Aber hinweg von diesen feilen Seelen, für die keine Tugend, kein Ruhm, kein Verdienstvolles auf Erden wohnt, sondern nur bald dies, bald jenes Ziel niedriger Habsucht, dem sie nachkriechen. Das Lob der Ehrlosen kann nicht ehren, ihr Tadel nicht herabwürdigen.

Ehre das *Verdienst*! Du kannst Werke der Pracht, der Schönheit bewundern; du kannst die Spiele des Glücks anstaunen; du kannst Gelehrsamkeit und Talente hochschätzen; du kannst die Gewalt der Fürsten groß nennen — aber die Ehre gebührt nur dem *Verdienst*, das heißt, der Willenskraft und Weisheit, welche jene Mittel zu wohlthätigen, menschenbeglückenden Zwecken benutzt.

Nur zu oft pflegt der leicht getäuschte Sterbliche das todte Werkzeug zu ehren, statt des Künstlers, und das,

was Zufall und Natur verliehen, statt des Besitzers. Nur zu oft pflegt man den Menschen zu ehren, wo man seine Mittel meint. Aber auch der Dieb kann Schlauheit haben, welche Staunen zu erregen im Stande ist: wer wird sie ihm zum Verdienst rechnen? Auch der Bösewicht kann sich durch glückliche Gewaltthätigkeit eine Macht anmaßen, vor der man zittert: aber wer wird seine kühne Ungerechtigkeit ein Verdienst heißen? Auch der Blödsinnige oder der Wucherer, oder der Taugenichts kann von Pracht und Reichthum umringt sein: welche Ehre verdient er deswegen? Auch der ehrsüchtige Schleicher kann durch Niederträchtigkeiten Ehrenstellen erringen: ist er darum unserer Hochachtung würdiger, als wenn er in wohlverdienter Niederträchtigkeit kröche?

Nein, Ehre nur dem wahren Verdienst! Und jede Tugend ist verdienstvoll; und nur die Tugend ist ehrwürdig. Alles Andere, was Glück und Menschengunst geben und nehmen können, kann die Hochachtung des Weisen und Christen nicht gewinnen, wenn es auch seine Bewunderung für einen Augenblick fesselt. Er trennt das Wesen vom Schein; er ehrt nicht das, was der Mensch empfangen kann, sondern was derselbe durch eigene Kraft gewährt, was er Gutes und Nützliches leistet.

Ehre dem wahren Verdienst — es wohne denn auch in Palästen oder unterm Strohdach; es gehöre unserm Freunde oder unserm Gegner. Weigere dich nie, es anzuerkennen — in der Würde deines Mitmenschen erkennst du deine eigene Würde an. Vor Mächtigen kriechen, vor Besitzern großer Talente oder Reichthümer Schmeicheleien sagen, das kann auch der Pöbel. Aber wahres Verdienst zu ehren, ist Niemand fähig, der nicht selbst ehrwürdig ist und Sinn für tugendvolle Kraft hat.

Diese Anerkennung geschehe, wie ohne Schmeichelei, auch muthig, ohne Menschenfurcht. Hilf dem unterdrückten Verdienst empor, nimm die Tugend und das edle Streben verkannter Menschheit in Schutz, wo Neid, Haß, Verleumdungssucht und Verfolgung sich dagegen auflehnen. Dein Muth selbst ist Tugend und Wohlthat. Er erquickt und ermuntert nicht nur den Verkannten, nein, er schreckt auch die Lästerer, und bringt den Haufen feiger oder gedankenloser oder leichtsinniger Nachbeter zum Ernst des Nachdenkens zurück und zur Pflicht.

Wir sollen aber das Verdienst im Menschen öffentlich ehren, nicht sowohl um dessen willen, der es besitzt, als vielmehr um derer willen, denen es fehlt. Denn wer mit großer Seele alle Hindernisse überwältigt, um etwas Nützliches zu begründen, bedarf deiner Anerkennung seines Verdienstes nicht, um sich darin zu bestärken; er verachtet selbst die Verfolgung der Selbstsüchtigen, und rechnet sie zu den gewöhnlichen Hindernissen, die der Gerechte zu bekämpfen hat. Wer mit Bescheidenheit im Stillen nach allen Kräften Gutes befördert, bedarf deiner Anerkennung seines Verdienstes nicht; seine Demuth war nicht ruhmdürstig, daher verhüllte er seine ruhmwürdigsten Handlungen vor den Augen der Welt. Wer mit seltener Klugheit gemeinnützige Werke vollführt, ohne Rücksicht auf eigenen Gewinn, bedarf deiner Anerkennung seines Verdienstes nicht; denn er will keinen Gewinn, als sein Bewußtsein, und er weiß, wie wenig auf der Menschen gewöhnliches Tadeln oder Loben geachtet werden müsse.

Unsers Selbstes willen sollen wir verdienstvolle Menschen und Thaten ehren, und derer willen, die ihr alltägliches Leben in schlaffer Gemeinheit hintreiben, ohne sich zu einer wahren Tugend, zu einer menschenbeglükkenden That zu erheben. Diese sollen durch verdientes Lob, welches wir dem Edeln und Guten geben, zur Nachahmung erweckt werden. Wir müssen das Gefühl herrschender durch die Welt machen: daß nur das Göttliche ehrwürdig, alles Andere Staub sei; daß nicht Tonnen Goldes, nicht Herrschaft über Königreiche, nicht Stand und Geburt, nicht Pracht, nicht Schönheit ehren und tadeln, sondern ein großer, göttlicher, einfacher Sinn; ein thätiges Streben, immer fehlerreiner und tugendvoller, und in dem Lebenskreise, wohin uns Gottes Hand stellte, der Vortrefflichste und Wohlthuendste zu sein.

Solch ein Gefühl unter den Menschen herrschend zu machen, ist nur die Sache reiner Gemüther, die sich, o Gott, in Deiner Betrachtung veredeln, Wohlgefallen an allem Edeln haben. Das Vergnügen, welches ich bei Anerkennung fremden Werthes empfinde, ist der sichere Maßstab meines eigenen Werthes: und der Widerwille, der mich beherrscht, dem Verdienst Anderer zu huldigen, ist das Kennzeichen meiner eigenen Schlechtigkeit.

O mein Gott, wohl war auch ich oft ungerecht gegen das Verdienst mancher meiner Mitmenschen; wohl suchte auch ich oft durch Aufsuchung ihrer Mängel mich über die Vorzüge zu trösten, die ich nicht besaß. Schamvoll möchte ich mich vor Dir verbergen! O Vater, Vater! Nie überrasche mich solch eine niedrige Gesinnung wieder im Leben! Verleihe mir Kraft; heilig ist mein Wille! Amen.

158.

Der Unverträgliche.

Kol. 3, 13.

O, wie wird das Herz beschwert
Durch des Unmuths Leidenschaft!
Zanksucht, Zorn und Haß verzehrt
Nach und nach des Lebens Kraft;
Mindert unsre Zahl von Jahren;
Jede reine Freud' entflieht.
Herr, der auf mich Schwachen sieht,
Ach, Du wollest mich bewahren,
Daß ich ohne Murren, frei
Von Verdruß, nur Liebe sei.

Wer mir flucht, ihn will ich segnen,
Wie mein Heiland, Jesus, that;
Will dem nachsichtsvoll begegnen,
Der zum Streiten Neigung hat.
Möge mich Dein Geist beleben,
Daß ich, Vater, als Dein Kind,
Liebreich sei, wie Du, gesinnt!
Herr, Du wollst den Sinn mir geben,
Der bei Fehlern Nachsicht zeigt,
Und mit Sanftmuth spricht und schweigt.

Man muß erstaunen, welche Mühe sich die Menschen oft geben, um ihres Lebens so wenig als möglich froh zu werden; wie sie sich's gleichsam zur ersten Pflicht machen, eben so wohl Andern, als noch weit mehr sich selber, die wenigen Lebenstage zu verbittern, die ihnen die Gunst ihres Schöpfers auf Erden gestatten will.

Da gibt es vielerlei Personen, die, es mag geschehen, was wolle, mit nichts zufrieden sind, und mit keinem Menschen auskommen können, so gut und nachgebend er

auch gegen sie sei. Immer haben sie Stoff, zu tadeln, zanken, Vorwürfe zu machen, und sich über Andere zu beklagen. Immer schliessen sie neue Freundschaften, und keine können sie lange haben. Nirgends gefällt es ihnen; aller Orten finden sie Anstoß; aller Orten etwas auszusetzen, bald an Einrichtungen, bald an den Leuten, mit denen sie in Verhältnissen stehen müssen. Keiner macht es ihnen zu Dank.

Solche ungesellige und unverträglichr Leute können neben ihrer Untugend sehr liebenswürdige Eigenschaften haben, und daher auf den ersten Augenblick sehr für sich einnehmen, so lange man sie und ihre Unart nicht näher kennt. Auch pflegen sie an fremden Orten oder bei neuen Bekanntschaften ihr mürrisches und herrisches Wesen nicht leicht zu äussern. Sie sind höflich, nachsichtig, voller Aufmerksamkeit gegen Andere. Sie wünschen zu gefallen. Sie bemühen sich, Beifall zu gewinnen, theils, weil sie sich einbilden, die neuen Bekanntschaften seien wirklich nach ihrem Geschmacke, seien Menschen nach ihrem Herzen; theils um Andern, mit denen sie im Unfrieden leben, zu zeigen, daß sie keineswegs von Natur ungesellig und unfreundlich sind, sondern erst durch Fehler der frühern Bekannten gezwungen worden sind, es zu werden. — Sobald aber die neue Bekanntschaft einige Wochen älter geworden sein mag, den Reiz der Neuheit verloren hat; sobald nähere Freundschaft einige Vertraulichkeit mehr gestattet; wendet der Unverträgliche die rauhe Seite auswärts, und wird auch der Alte wieder, ohne weitere Schonung. Er tadelt, macht Vorwürfe, wird rechthaberisch, möchte Alles nach seinem Kopfe haben, und endet damit, die Freundschaft wieder zu zerreissen, die er vorher so emsig gesucht hatte, und die Achtung, welche man für ihn empfand, trotzig zu verscherzen.

Diese seltsame Gemüthsart, welche alle übrigen löblichen Eigenschaften einer Person, alle ihre vortrefflichen Anlagen und Kenntnisse, so glänzend dieselben auch oft sind, wieder verdunkelt, zuweilen ganz unbrauchbar macht, ist oft nur Furcht eben von dem Bewußtsein solcher Vorzüge, nur Wirkung von dem Stolz auf ihren Besitz. Mit einem kleinen Grad von innerer Bescheidenheit würde der Unverträgliche sich in den verträglichsten aller Menschen verwandeln. Aber dieses Bewußtsein verleitet ihn, jeden Andern übersehen und durch sein Urtheil verkleinern zu wollen. Er glaubt Alles richtiger einzusehen, Alles besser zu wissen; jeder Widerspruch beleidigt und reizt ihn, ist für ihn ein Zweifel an seinem gesunden Verstandesblick, ein Mißtrauen in seine Kenntnisse und Erfahrungen. Er verwirft mit absprechendem Tone, was nicht nach seinem Geschmacke ist; fällt über das Wichtige und Unwichtige ein schneidendes Urtheil; will Recht behalten, selbst mit Gefahr, daß er Andere kränkt. In seiner Leidenschaft ist ihm gleich, ob man ihn hasse oder nicht; er meint über Allen Andern zu stehen, sich selber genug und unabhängig zu sein. Wird er beleidigt, er erwidert trotzig; wird er verhaßt oder auch in seinen guten Eigenschaften verkannt — er tröstet sich mit seinem Bewußtsein; er ist des Schmähens gewohnt. Ihm sind alle diejenigen keiner Achtung werth, die sich nicht gefallen lassen, mit ihm übereinzustimmen.

Gewöhnlich wird der Grund zu solcher fehlerhaften Denkart schon in der ersten Erziehung gelegt, wenn Aeltern ein Kind verzärteln, ihm schmeicheln wegen seiner Naturgaben, ihm so viel als möglich den Willen lassen. Diese blinde Liebe der Aeltern macht das Kind gebieterisch, voll allzugroßen Vertrauens auf seine Vorzüge, und in der Richtung seines Willens eigensinnig. Um Recht zu behalten, wird es Alles aufopfern, auch das Angenehmste; es wird Alles, wenn auch mit Thränen, entbehren, nur nicht den Triumph, seinen Willen behauptet zu haben. — Dieser Stolz auf sich selbst und die daraus entspringende Neigung zum Allesbesserwissenwollen, zur Rechthaberei, zum Eigensinn, kann aber eben so gut auch Wirkung vom Gegentheil in der Erziehungsart sein. Man behandle nur ein Kind sehr strenge, hart und oft ungerecht: überzeugt von der Ungerechtigkeit und Kurzsichtigkeit seiner Erzieher, wird es schweigend dulden; dennoch bei seinem Sinn bleiben; sich gewöhnen, Mißtrauen in Verstand und Herz Anderer zu setzen, seine Ueberzeugungen für die allein richtigen zu halten, und sie bei reiferm und unabhängigerm Alter mit gleicher Härte geltend zu machen, wie einst ihm geschah. — Auch Leute, die in ihrer Jugend versäumt, arm und im Druck lebten, aber sich durch eigene Kraft zu einem gewissen Ansehen hinaufschwangen, können leicht, weil sie im Vertrauen auf ihre Kraft und ihren Werth zu weit gehen, zu dem rechthaberischen Stolz verleitet und zur Unverträglichkeit geneigt werden.

Immer ist damit eine schiefe Ansicht der Welt verbunden; nicht nur in der Rücksicht, daß der Mensch sich einbildet, man müsse ihm, wegen seiner übrigen Vortrefflichkeiten, im Umgange manche Nachlässigkeit, manche Launen, manche Härte des Ausdrucks, manches Aufbrausen zu gut halten; sondern auch, daß er glaubt, alle Menschen müßten von seinen Grundsätzen, als den allein richtigen, ausgehen; die Dinge des Lebens nach seiner Weise anschauen; und wären, so oft sie von ihm abweichen, Verirrte, Unwissende, Thoren, am Verstande beschränkte oder im Herzen verdorbene, verächtliche Wesen.

Der Grund zu einer unverträglichen Gemüthsart kann jedoch auch sehr häufig in einer körperlichen Stimmung liegen. Ein reizbares, heftiges Temperament, rege Galle, bringt gern zu trüben Ansichten des Lebens, zum Mißfallen an dem, was uns umgibt, zum Verdruß beim leisesten Widerspruch, zum Aerger über Kleinigkeiten, zum Auffahren im Zorn, zu harten Urtheilen. Da ist Nichts recht, Alles fehlerhaft, lästig und beleidigend. Da ist dem Mißvergnügten gleichsam nicht wohl, bis er einen Gegenstand gefunden hat, den er als die Ursache seiner Aergerlichkeit ansehen, und als solchen mißhandeln kann. Nur wenn er in ganz neuen Verhältnissen sich gewissermaßen selbst vergißt, und der dadurch lebhaft erweckte Geist Meister wird über den Einfluß des kränklichen Körpers: erscheint er heiterer; liebenswürdiger und sich selber nicht mehr ähnlich.

Indessen ist das Uebel der Unverträglichkeit leichter zu heilen, wenn sein erster Ursprung in der Beschaffenheit des Körpers, als wenn es in einer falschen Richtung und Gewöhnung des Gemüths liegt. Die durch einen krankhaften Leib bewirkte Neigung, sich leicht und über Geringfügigkeiten zu ärgern, kann und wird meistens gehoben durch Zerstreuung, Bewegung, Luftveränderung, durch den Wechsel des Lebensalters selbst, so wie durch die unglaubliche Macht des Geistes über den Körper. Denn sind wir einmal gewiß, daß unser Hang zum Verdruß, Tadeln, Zürnen und Zanken nur eine Wirkung

unserer Kränklichkeit sei: so ist es dem Willen des Geistes leicht, zwar nicht eine heitere, fröhliche, zufriedene Stimmung herbeizurufen, aber doch alle unliebliehen Ausdrücke einer mürrischen Laune zu verhüten. Sein eigener, edler Stolz sagt es ihm: willst du Sklave oder Herr deines gebrechlichen, empfindlichen Körpers sein? Sein eigenes Gefühl warnt ihn, im Unglück über Alles behutsamer zu sein, und der ärgerlichen Stimmung nicht zu viel Raum und Glauben zu geben.

Weit schwieriger ist es allezeit, einen kranken Geist zu heilen, als einen kränklichen Leib. Jener behält, wenn er nur ernstlich will, unter allen Umständen eine gewisse Herrschaft über diesen. Er soll sie haben. Aber der kranke, fehlerhafte Geist, welcher sich selber heilen soll, ist oft so elend, daß er seine eigene Krankheit nicht für Krankheit erkennen, und noch weniger sie heilen will. Dann entspringen aus einem Uebel allmälig andere. Jede Fehlerhaftigkeit des Gemüths ist ein um sich fressender Krebsschaden desselben.

Wer sich es einmal zur Gewohnheit gemacht hat, überall der Rechthaber zu sein; Alles zu verwerfen, was nicht nach seinem Sinn ist, jeden Widerspruch, der ihm gemacht wird, übel zu nehmen; sich um Kleinigkeiten sogleich mit Bekannten und Freunden zu überwerfen; mit Grundsätzen und Handlungsarten, die von den seinigen abweichen, laute Unzufriedenheit zu äussern: der bleibt wahrlich dabei nicht stehen. Je weniger die Welt auf ihn hört, je bitterer, je hämischer endlich wird er im Urtheilen über die Welt; es setzt sich Menschenhaß und Menschenverachtung im Allgemeinen bei ihm an.

Je mehr er sich und den Werth seiner Einsichten verkannt glaubt, je mißtrauischer und argwöhnischer wird er. Je öfter er Gelegenheit hat, zu bemerken, daß Andere beliebter sind, als er, daß Andere mehr vorgezogen und begünstigt werden, ungeachtet sie doch weit weniger Würdigkeit haben mögen, als er: um so leichter wird er die Qual der Mißgunst und des Neides empfinden, um so leichter sich ein böses Wort zu viel verzeihen, auch wohl eine wissentliche Verkleinerung und Verleumdung des Glücklichern. Eine Sünde bietet der andern die Hand, und er wird abwechselnd Beute und Opfer von allen.

Einen Tollen aber erwürgt wohl der Zorn, und den Albernen tödtet der Eifer (Hiob 5, 2), sprach Eliphas von Theman zu Hiob, als er in seiner Ungeduld über alles klagte, was ihn umringte. Das gleiche Wort gilt dem unverträglichen Zänker, dem nie etwas recht ist, und der seinen unzufriedenen Launen freien Zügel läßt, um sich Alles und Allen sich selbst verhaßt zu machen. Er, mit Allen in Zwietracht, immer in Verdrießlichkeiten, oft durch seine Unklugheit in Verlegenheiten empfindlicher Art, beständig im Wahn, verkannt oder nicht nach Verdienst geschätzt zu sein — verzehrt sich selbst in Verdruß, Sorge und Kummer; schwächt mit Zorn und heimlichem Aerger seine Gesundheit, und bereitet sich, ohne es zu wollen, selbstmörderisch ein allzufrühes Grab, oder ein sieches, plagevolles, mühseliges Alter. Ihn tödtet sein alberner Eifer. — Er kann unmöglich Freunde haben, weil er ohne Duldung und Schonung ist. Der Thor, er versteht nicht zu lieben, und begehrt doch die Liebe, welche gegen ihn sanftmüthig, zart, schonend und nachsichtsvoll sein soll. Er, der sich selbst und in albernem Trotze alle seine Bekannten, und sogar die verkennt, welche es aufrichtig mit ihm meinen, glaubt sich doch von Jedermann verkannt, und grämt sich im Stillen darum. Er, der sich in Niemand fügen will, verlangt doch, nach seinem Willen solle sich Jeder fügen. — Er, der bei eigener Nachsicht und Milde, die ihm an Andern doch so wohl gefällt, das angenehmste, genußvollste Leben führen könnte, zerreißt seine eigenen Freuden, verwundet sich durch seine Thorheit, durch seinen Eigensinn unaufhörlich selbst, wie ein Wahnsinniger, und klagt hintennach kindisch über der Menschen Tücke, Dummheit, Engherzigkeit und boshaftes Wesen. — Er selbst, weil er es, kleiner Ursachen willen, mit den besten Freunden verdirbt, seine Untergebenen mit Sticheleien oder Scheltworten abstößt, Vorgesetzten mit trotziger Trockenheit oder dem kränkenden Ton des Besserwissens, des Gernvorschreibens begegnet — er selbst durch sein unverträgliches Wesen bezeugt, daß er bei allen übrigen löblichen Eigenschaften zu mancherlei Verhältnissen untauglich sei, wo es einen richtigen, leidenschaftlosen Ton und Blick erfordert, ein Passen zur Welt, in der man nicht zanken, sondern Gutes stiften soll. Er selbst hat es sich zuzuschreiben, wenn man ihn zurücksetzt, und Andere, auch bei minderer anderwärtiger Geschicklichkeit, vorzieht; ihn zurücksetzt, nicht weil man wegen seiner beleidigenden Art Rache an ihm nehmen will, sondern weil er durch seine Denkart unbrauchbar ist. Gewandtheit, kluge Schonung, Verträglichkeit mit Amtsgenossen, Nachbarn und solchen Leuten, mit denen man beisammen leben muß, ersetzt sehr oft reichlich den Abgang mancher andern Fähigkeiten. Denn im gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben hängt bei weitem das Meiste weit weniger von der Kunst der Einsicht, als von der Kunst der Ausübung ab. — So verdirbt der Unerträgliche durch seine böse Laune oder üble Gewöhnung also selbst das Gute, was ihm die Natur verliehen, oder sein Fleiß erworben hat. Er versteht vielleicht Alles, aber nicht die Art, nützlich und wirksam zu sein. Er verstößt sich selbst aus der Gesellschaft; bleibt mit seinen Fähigkeiten unbenutzt; und so viel er sich auch auf diese einbildet, muß er doch mit Verdruß wahrnehmen, daß man seiner sehr gut entbehren könne.

Vorzüglich zu beklagen ist der Unverträgliche aber in seinem häuslichen Leben. Da, wo unter dem heimathlichen Obdach der Weise, der wahrhafte Christ sein stilles Paradies und unter allen Lebensstürmen seinen freundlichen Ruheort findet, hat er sich seine Hölle bereitet. Denn sein Ton gegen Andere wird der Ton der Andern gegen ihn. Wie er an Andern Alles betadelt, findet man wieder an ihm Alles linkisch und ungerecht. Wie er von jedem geringen Versehen großes Aufheben macht, erwiedert man ihm das Gleiche. So kommt er nie zur Ruhe und dauerhaften Heiterkeit, weil er mit seiner Art zu sein Andere keine Freude ungetrübt genieissen läßt.

Wohl mancher erkennt sich in diesem traurigen Bilde, und hat längst schon erkannt, daß vielerlei Ungemach seiner Tage die Folge eines mürrischen, zänkischen, Alles übel deutenden, heimlich stolzen und herrschbegierigen Wesens war. Es mag sein, daß er oft Recht hatte in seinen Meinungen und Urtheilen, aber er hatte Unrecht in seiner daraus folgenden Handlungsart. Es fehlte ihm nicht an Einsicht der Dinge, aber an der Klugheit, sich auf die beste und zweckmäßigste Weise zu betragen. Es fehlte ihm die Grundlage zu allem Guten, jene stille, feste, religiöse Denkart gegen Gott und Menschen, von welcher nur der allein, der am meisten und dauerhafte-

sten Gutes wirkte, Jesus Christus, das reinste Vorbild ist. Es fehlte ihm jener religiöse, große Sinn, welchen die heilige Schrift jedem Eingeweihten des Jesus-Glaubens empfiehlt, indem sie spricht: So ziehet an, als die Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld, und vertraget Einer den Andern, und vergebet euch unter einander, so Jemand Klage hat wider den Andern; gleichwie Christus euch vergeben hat, also auch ihr. Ueber Alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit. (Kol. 3, 12 — 14.)

So wollen wir uns nun selber prüfen, woher unser Uebel stamme. Ist unsere finstere unerträgliche Gemüthsart nur eine Wirkung kränklicher Umstände, so soll Sorge um die zerrüttete Gesundheit unsere allerdringendste Pflicht sein. Denn diese Empfindlichkeit, diese Neigung zum Verdruß und Auffahren, diese Sucht, Alles von der schlimmen Seite zu nehmen, dies sinnliche Gefallen, sich durch harte Worte und Zänkereien gleichsam von der Bürde heimlichen Unmuthes zu entladen, kann Vorbote einer das Leben zerstörenden Krankheit sein. Es ist Pflicht, einen verständigen Arzt mit dieser natürlichen Reizbarkeit und leicht verstimmten Laune bekannt zu machen, und sein Urtheil zu hören. Oft weigerte man sich, diesen Schritt zu thun, weil man sich nicht für erkrankt, sondern die Menschen um sich her für schlecht hält. Aber dies ist schon selbst ein höherer Grad der Krankheit, in dem sie sich selber nicht mehr empfindet, ob sie gleich noch nicht durch andere äusserliche Zeichen am Körper sichtbar geworden. Man hat dergleichen Zufälle oft bei Personen vorhergehen sehen, die nachher ein schweres Siechthum zu überstehen hatten; so stellte sich nach einer überstandenen, gefährlichen Krankheit die ganze Heiterkeit und Verträglichkeit des ehemaligen Sinnes wieder her, und der Genesende, vorher mürrisch und zänkisch, nun freundlich und gütig mit Allen, schien ein ganz neuer Mensch geworden.

Spürtest du aber schon seit vielen Jahren und aus alten Vorwürfen deiner Jugendfreunde und Bekannten, daß eine gewisse Unzufriedenheit, auflodernde Heftigkeit, ein streitsüchtiges unerträgliches Wesen in deiner Gemüths- und Denkart sei; — fühltest du schon längst, daß es ein geheimer Stolz war, der dich gegen Andere anmaßend machte, und unzufrieden, wenn sie deinen Wünschen, Entwürfen und Meinungen widersprachen: — Unglücklicher, so beklage ich dich mehr, als wärest du körperlich leidend. Denn diese Fehler bis auf die letzte Wurzel in dir auszurotten, wird dir einen schweren Kampf kosten. Deine arge Gewohnheit wird sich immer wieder aufthun, wenn du sie auch schon überwunden zu haben glaubtest. Aber, Freund, wohnt der rechte Stolz des edeln Geistes in dir — der, zu wissen, daß du Alles über dich vermögest, was du wollest; dann ist der Sieg nicht unmöglich; dann hast du noch Hoffnung, in dir selbst ruhig, von allen deinen Bekannten dich geliebt, und deinen übrigen Werth anerkannt zu sehen. Du wirst noch glücklich sein! Füge nur zu deinen übrigen Vollkommenheiten jene reine Freundlichkeit, jene herzliche Demuth, Sanftmuth und Geduld mit fremden Fehlern, wovon die Schrift redet; besonders die Alles ertragende, Alles gern froh und mit sich zufrieden machen wollende Liebe, die das Band aller Vollkommenheit ist.

Lerne vor allen Dingen nur erst schweigen, wo dich gewohnter Unmuth zum Reden zwingen will; lerne erst ertragen, dulden, verzeihen, wenn andere Personen Schwächen zeigen — dann erst menschenfreundlich dich in ihren Sinn fügen, wo du es ohne deinen und Anderer großen Nachtheil darfst. — Denke oft, daß man durch Zank und Vorwurf, hämischen Tadel und Aeusserung des Unwillens nichts verbessert, gewöhnlich verschlimmert; daß mit Güte und Liebe Alles, mit Trotz Nichts bezwungen wird. — Erinnere dich bei jedem Anlasse, wo fremde Urtheile und Grundsätze von den deinigen abweichen, daß du in deiner Art zu sein, bei deinen Vorkenntnissen, deinen Erfahrungen vollkommen Recht habest; hingegen daß Andere, in ganz andern Stellungen, Ansichten, Kenntnissen und Erfahrungen, ebenfalls von der Wahrheit und Richtigkeit ihrer Ueberzeugungen gewiß sind; daß ein einziger Sterblicher, wie du, nicht Alles allein am besten wisse, und daß, selbst wenn du allein Alles wüßtest, es Thorheit wäre, Jeden zwingen zu wollen, deine Neigungen, deine Ansichten, deinen Geschmack zu haben. Gott selbst ist der Urheber der unendlichen Verschiedenheit unter den menschlichen Geistern. Du kannst nicht machen, daß Alle denken, wollen und handeln, wie du; du kannst nicht alle in dein Selbst verwandeln, du bist nicht Gott. Dulde Andere, wie man dich dulden soll; aber wähne nicht, daß sie sich von dir belieben lassen müssen, was du dir von ihnen nicht gefallen lässest.

Hassest du, man wird dich hassen; verachtest du die Leute, sie werden dich wieder verachten; trotzest du ihnen, sie werden dir wieder trotzen. Darum — ist dir ein heiteres Leben, ein segnender Vater im Himmel theuer — lege ab deine Untugend; liebe, und Jeder wird dich lieb haben; mache Jedem, der mit dir in Berührung kommt, wenn auch nur durch ein gutes, freundliches Wort, einen frohen Augenblick, und Jeder wird eine Gelegenheit suchen, auch dich glücklicher machen zu helfen.

Und dies sei auch mein Streben! Heiliger Gott, der Du Kraft und Segen und Gelingen zu allem Guten gibst, o gib auch mir Kraft, daß ich mich selbst überwinde, und durch Liebe Deiner und Deiner Erschaffenen ein Band aller Vollkommenheit gewinne, die vor Dir gilt. Amen.

159.

Parteiischer Sinn im alltäglichen Leben.

Matth. 12, 23. 24.

Der Gottheit Ebenbild und Lehrer,
Du, Licht und Wahrheit, Jesus Christ!
Du einzig würdiger Verehrer
Deß, der sein wird, war und ist,
Du Dulder Aller, gib den Geist
Der Lieb' uns, die uns lieben heißt.

Kein Erdensohn hat andre Pflichten,
Als seinem Lichte treu zu sein.
So mög er denn sein Werk verrichten,
Und seinem besten Ziel sich weih'n.
Ein Jeder thue Recht vor Gott,
Nicht vor der Menschen Lob und Spott!

Verblendet sind, die Andere richten,
Verdammen da, wo Gott verschont;
Die Tugend und die Einfalt richten,
Die Gott vielleicht mit Ehren lohnt.
Wer Richter Anderer will sein,
Der sei erst selber gut und rein.

„Ist dieser nicht Jesus von Nazareth, des Zimmermanns Sohn?“ — fragte einst das jüdische Volk, als es von den Wunderthaten des Messias Augenzeuge war, und sich kaum überzeugen konnte, daß ein Wohlbekannter aus seiner Mitte, der doch geringen Herkommens sei, mehr sein und verrichten könne, als der Vornehmste oder Weiseste im Lande. „Ist dieser nicht Davids Sohn, des Königs?“ sprach zu anderer Zeit das Volk, begeistert durch seine Thaten. Aber die Pharisäer, da sie es hörten, sprachen: Er treibt die Teufel nicht anders aus, denn durch Beelzebub, der Teufel Obersten. (Matth. 12, 23. 24.)

Bei diesen ungleichen Urtheilen über den Erlöser, der doch in allen seinen Handlungen so unverstellt und offen war, immer die allerreinsten Absichten hatte, müssen wir allerdings über die Engherzigkeit und Selbstverblendung der Leute erstaunen. Sie sahen selten auf die Sache, sondern immer auf die Person, von der sie kam.

Und wie denn, wenn Jesus Christus heute lebte, unter uns lebte, würde das Volk anders über ihn urtheilen? Würden wir, die wir heute stolz sind, ihm anzugehören, seine Person, sein Herkommen vergessen können über das Gute, was er leistete? Prüfen wir uns doch nur selber, wenn wir von Andern reden, es sei im Guten oder Bösen, urtheilen wir immer unparteiisch? Es kann uns lange Etwas vortrefflich scheinen, so lange wir nicht wissen, von wem es gethan worden ist. Kaum aber erfahren wir den Urheber, siehe, da verschwindet das unbestochene Urtheil, und die Sache verliert ihren Werth, und wir würden mit dem jüdischen Volk sprechen: Wie, ist er nicht von Nazareth, des Zimmermanns Sohn?

Es begegnet aber auch wohl gebildeten und ungebildeten Personen, daß sie im gemeinen Leben auf einen Augenblick von parteiischem Sinn geleitet werden, und die gute Sache über die Persönlichkeit des Urhebers vergessen. Denn das ist ein großes Uebel, daß wenige Menschen stark genug sind, die ihnen aus frühern Jahren anklebenden Vorurtheile bei sich zu unterdrücken, wenn sie den Werth ihres Nächsten bestimmen wollen. Man kann nicht genug darin auf seiner Hut sein und sich selbst nicht genug bewahren, um aller Parteilichkeit fremd zu bleiben, und die Sache nicht der Person willen zu tadeln oder zu loben.

Meistens tragen zu dieser Bestechung unserer Gesinnungen die allerunedelsten Beweggründe bei; ja, was gar nicht ungewöhnlich ist, die Einen können aus derselben Ursache Jemanden verdammen, aus welcher ihn Andere zum Himmel erheben. Dies ist ein Beweis, wie unweise und folglich unchristlich wir verfahren, wenn wir uns durch Nebendinge bewegen lassen, etwas gut oder schlecht zu finden, je nachdem wir wissen, von wem es herrührt. Zuweilen ist schon genug, daß er ein Mensch von niedrigem Stande und gemeiner Herkunft sei, um auch das Verdienstliche, was er thut, zu verachten. Er ist ja nur des Zimmermanns Sohn! sprachen die Juden von Jesu. Als wenn das Gute und Vortreffliche nur von Leuten geschehen könnte, die hohen und fürstlichen Abkommens wären! Als wenn im Reiche der Geister, als wenn vor dem Herrn der Welt, bei welchem nicht gilt das Ansehen der Person, ganz andere Gesetze statt fänden, wie in der bürgerlichen Gesellschaft. Dies rührt von dem übertriebenen Familien- und Ahnenstolz der Menschen her, und daß man auch an sich unbedeutenden Leuten schon das zum Verdienst anrechnet, daß sie von vornehmen Aeltern, oder einem sogenannten alten Geschlecht entsprossen sind. Wahrlich, die Geschichte des menschlichen Geschlechts hat uns genug gelehrt, daß das Herrlichste und Beste, was jemals auf Erden und zum Wohl der Völker geschah, am wenigsten von Fürstenkindern, oder Leuten von berühmter Herkunft, sondern meistens von vorher unbekannten, geringen Personen erfunden und verrichtet worden ist. Zu anderer Zeit, bei andern Urtheilern, kann hingegen eben dies ein Grund sein, warum sie das übermäßig vergöttern, was Andere mit vornehmem Achselzucken übersehen.

So geschieht es nicht selten, daß man schon deswegen gegen Leute parteiisch ist, ihre Verdienste gering schätzt, undankbar gegen ihre nützlichen Talente ist, sie überall ausschließt, verkennt und zurücksetzt, weil sie Fremdlinge sind und nicht Eingeborne des Vaterlandes, während gleiche Ursache bei Andern wieder bewirken kann, Alles zu preisen, weil es nicht von einem Mitbürger, sondern von einem Fremden gethan ward. Vielen scheint, was aus der Ferne kommt, das Vorzüglichste; sie sind blind gegen das Einheimische und dessen Werth. Sie zahlen das Doppelte für das aus entlegenen Gegenden Gekommene, welches sie um geringen Preis eben so gut oder besser von inländischen Handwerkern und Künstlern erhalten könnten. Was sollen wir zu dieser im alltäglichen Leben so alltäglichen Thorheit sagen? Wie wenige sind von derselben ganz frei! Aber ist es nicht weiser und guter Menschen Pflicht, solche Verblendung von sich abzuhalten, die nicht selten zu Ungerechtigkeit gegen Andere, wie zu unserm eigenen Schaden verleitet?

Ist er nicht von Nazareth, des Zimmermanns Sohn? sprachen die Juden. — Aber wir thun noch heutiges Tages gar gewöhnlich ähnliche Fragen, wenn wir vernehmen, wie Dieser oder Jener durch seine Arbeiten Nützliches stiftet und Ruhm erwirbt, den wir von seinen jüngern Jahren her kennen, den wir ehemals mit seinen mancherlei Schwachheiten und Uebereilungen bemerkten, oder der wohl gar zu unsern Bekannten und Freunden noch jetzt gehört, wo wir hin und wieder Anlaß zu haben glauben, gewisse Nachlässigkeiten oder Handlungsarten an ihm zu tadeln, die mit dem Ruhm seines Werkes im Widerspruch zu stehen scheinen. Es kann gar oft der Fall sein, daß wir uns klüger dünken, als unser Bekannter und Freund; aber wenn wir ihm vorzügliche Verstandesgaben nicht abläugnen können, sollten wir eben so gut glauben, daß er selbst bei dem, wo wir ihn im Privatleben tadeln, seine wohlberechneten und selbst edeln Absichten habe. Es kann gar wohl sein, daß wir, wie wir ihn aus seinem Umgang kennen, ihn da für eigennützig halten, wo er eben öffentlich das gemeinnützige Werk unternimmt; daß wir ihn für einen Verräther und Spötter des Guten und Heiligen halten, wo er öffentlich die Schutzwehr des Guten und Heiligen ist; daß wir ihn für klug halten, aber nicht für edeln und frommen Herzens. Aber nie betrügen wir uns häufiger und leichter, als wenn wir das Innerste des menschlichen Herzens nach gesellschaftlichen, äussern Verhältnissen einer Person, nach Reden und Bemerkungen derselben beurtheilen, die bald im Scherz, bald im Ernst,

bald aus uns ganz unbekannten Gründen hervorgehen. Den wahren innersten Sinn, das Heiligthum des Gemüths, entschleiern wenige Menschen ohne allen Rückhalt vor Menschen, und oft mag sein, daß Mancher, um geduldet zu werden, um nicht aufzufallen, weniger edel zu sein scheinen will, als er im Herzen wirklich ist.

Eben diese vertrautere Bekanntschaft und Freundschaft mit Personen, die eine gewisse Achtung erwerben, kann aber oft das ganz Entgegengesetzte bewirken, Begeisterung erwecken, uns zu ihren unmäßigen Lobrednern machen. Wie im ersten Falle oft Neid und Mißgunst uns bethören, wie es uns da heimlich verdrießt, daß einer unserer Bekannten sich also auszeichnet, den wir noch im gemeinen Leben zu übersehen glauben, kann im andern Falle Eitelkeit und Stolz wirken. Wir rühmen, weil der, welcher gerühmt wird, unser Bekannter, unser Verwandter ist. Seine Ehre machen wir zur unserigen. Wo sind Aeltern ganz frei von Bewegungen der Eitelkeit, wenn es den Ruhm ihrer Kinder gilt? — So wird der eigene Stolz, wie er einmal zum Tadler wird, das anderemal zum Lobredner. Und während die Einen verächtlich fragen: Ist er nicht des Zimmermanns Sohn? rufen die Andern; ist er nicht des Davids Sohn? — Wenn wir im täglichen Umgang nur auf unsere, über unsere Mitmenschen gefällten Urtheile recht Acht haben, werden wir uns gar selten von Parteilichkeit rein finden. Kleinigkeiten reichen hin, uns zu bestechen. Wir finden schon darum eine Sache gut, weil ihr Urheber eine Person von Jahren ist, die durch ihr Alter ehrwürdig zu sein scheint, während dieselbe Sache von einer jüngern Person weit vollkommener gethan werden kann, und wir dennoch davon kein Aufhebens machen wollen. Zu einer-andern Zeit finden wir gerade darum in einer That etwas Unvergleichliches, weil der, welcher sie beging, noch von jungen Jahren ist, während dasselbe auch von ältern Personen und oft trefflicher vollbracht wird. Zuweilen ist es genug, daß ein Mensch ein gewisses Ansehen, einen Namen unter den Leuten habe, um Alles zu preisen, was von ihm herrührt, während dieselbe Sache uns ganz gleichgültig läßt, wenn sie von einer wenig gekannten Person stammt. Zu einer andern Zeit ist es schon genug für uns, Dieses oder Jenes zu tadeln, sobald wir nur hören, dieser oder jener wohlbekannte Mensch habe es gethan; sei nun auch die Sache an sich so gut, oder die Absicht ihres Urhebers dabei so liebenswürdig, als sie wolle.

Ja sogar das Zufällige, bloße Aeusserliche der Person kann hinreichen, uns zu parteiischen Richtern derselben zu machen. Sie hat einen Zug, eine Art zu sein, zu reden, zu gehen, die uns mißfällt; sie ist nach unserm Geschmack häßlich, und wir erwarten von ihr nichts Vorzügliches; wir sind zu ihrem Lobe kühl, selbst wenn wir ihre Verdienste nicht wegläugnen dürfen. Oder sie ist schön, gefällig im Umgang, anmuthig im äussern Benehmen; wir können uns nicht erwehren, Alles, was sie redet und thut, für besser als von Andern zu halten. Der einzige Gedanke, diese oder jene Person sei von einer andern Religion, als wir, bewirkt nur allzuhäufig bei uns Abneigung, Argwohn und Tadelsucht gegen ihre Worte und Werke. Das pöbelhafteste Vorurtheil übt seine Rechte aus über unsere Gesinnung. Man schüttelt den Kopf, man lächelt, sobald die Rede von einem Juden ist bei den Christen, oder bei den Juden von einem Christen. Der Katholik beschränkt gern das Lob, wenn es ihm ein lobenswerther Protestant abzwingt, und dieser ist wieder ungerecht genug, ein Herz minder zu ehren, weil es in der Brust eines frommen Bekenners der römisch-katholischen Kirche schlägt.

Wir können es nicht läugnen, von dieser Parteilichkeit sind wohl wenige Menschen frei. Aber ist darum die Schwäche und Ungerechtigkeit weniger Schwäche und Ungerechtigkeit, weil ihrer Viele sind, die sie haben? Gehören wir darum nicht zum Pöbel, wenn wir zwar dessen Vorurtheile, aber nicht dessen Kleid tragen? Müssen wir nicht vor dem allwissenden Gott, vor unsern Mitbürgern, vor uns selbst schamroth werden, wenn wir daran denken, aus wie trüben Quellen oft unser Urtheil fließt, wie parteiisch wir richten, während wir uns das Ansehen weiser, wohlwollender und sehr verständiger Leute geben möchten?

Bald ist es Eitelkeit und eingebildetes Wesen, bald mißgünstiger Verdruß, der uns parteiisch macht; bald Freundschaft, bald heimlicher Haß. Immer ist es unsere Selbstsucht, die uns verführt, hier zu preisen, dort zu schelten, sogar da, wo wir uns stellen, recht unparteiisch gewesen zu sein. Schon eine dunkle Erinnerung, daß Der oder Dieser zu Denen gehöre, die hie und da nicht mit unsern Meinungen übereingestimmt haben, kann uns gegen ihn, gegen seinen Verstand oder gegen sein Herz ungerecht machen. Wer wäre wohl im Stande, alle die geheimen Ursachen zu bemerken oder herzuzählen, die ihren Einfluß auf unser Gutachten äussern? Wie manchmal sind wir nur blinde Nachbeter von Andern! Wie manchmal loben oder tadeln wir bloß deswegen, weil vor uns ein Anderer, und vielleicht nicht aus den reinsten Absichten, sprach, der aber viel bei uns gilt, und dem wir gleichzukommen glaubten, wenn wir ihm nachbeten! Wie manchmal blendete uns schon das Unerwartete, das Ueberraschende, das Neue in seiner Art, um es hoch über Alles, was je geschah, zu erheben.

So sind die Menschen! Aber eben deswegen sind sie nicht die Guten, die Würdigen, Gottgefälligen, welche sie sich bemühen, zu sein, oder auch wohl nur zu scheinen. Sie sind Uebelthäter. Parteiisches Urtheil ist parteiische Handlung. Die Ungerechtigkeit unserer Gesinnungen wird zur Ungerechtigkeit unserer Worte und Thaten, ohne daß wir es bemerken und wollen. Damit aber steht die Liebe im Widerspruch, welche Jesus seinen wahren Jüngern und Jüngerinnen empfiehlt.

Durch solchen parteiischen Sinn im alltäglichen Leben wird unsäglich viel Gutes verhindert, das ohnedem geschehen sein würde; unsäglich viel Böses, wider unsere Vermuthung, befördert, das ohnedem verhindert worden wäre. Das elende Vorurtheil, welches uns gegen die Person beherrscht, macht uns abgeneigt gegen die Güte der Sache, und unverständige Vorliebe für einen Menschen verleitet uns seine Fehler und Irrthümer anzunehmen, als wären es die ersten aller Wahrheiten und Tugenden. Diese Parteilichkeit bewegt uns, bald blindlings Alles gut zu heißen, was eine uns werthe Person unternimmt, um es aus allen Kräften zu begünstigen, dieweil es offenbar uns und Andern zu entschiedenem Nachtheil gereichen kann; bald wieder, uns eigensinnig dem Guten zu widersetzen, was ein Anderer stiften möchte, dem wir nicht wohlwollen, und welches er gestiftet haben würde, wenn wir uns nicht halsstarrig, verblendet von Partei-

sucht und vorgefaßten Meinungen, seinen Entwürfen entgegengestellt hätten.

Es schmerzt dich bitter, wenn du von Andern mißkannt wirst. Warum verzeihst du dir nun selbst die Ungerechtigkeit, Andere zu verkennen? Wenn du parteiischer Weise verachtet, hintangesetzt, bespöttelt wirst: dich freut es nicht. Warum erlaubst du dir, dich von einer Laune, von einer wichtigen Grille, von einem Vorurtheile in deiner Denkungsart über Andere bestechen zu lassen? — Der Verdruß, der Kummer, welchen du auf solche Weise deinem Nächsten verursachst: glaubst du, Gott fordere dich dafür nicht zur Verantwortung? Das Nützliche und Gute von Unternehmungen, die du aus parteiischer Gesinnung lähmest, das Böse, was du aus persönlicher Vorliebe für Andere begünstigst: glaubst du, der ewige Richter, der dir Verstand und Gewissen gab, werde es dir nicht zur Schuld rechnen? Wahrlich, wer so leichtsinnig über sich selber denkt, wer sich ohne Scheu Alles erlauben mag, was ihm seine Laune, seine persönliche Zu- oder Abneigung eingibt, hat Jesum noch nicht erkannt, noch nicht geliebt. Ohne Ansehen der Person, wie Gott, unser Vater im Himmel, sollen wir das Vortreffliche anerkennen und befördern, bei wem oder wie wir es auch immerhin erblicken mögen; mit aller Verläugnung unserer Eigenliebe, unsers Stolzes, unsers Widerwillens sollen wir es: das heißt Menschenliebe, das Gottesliebe, das Nachfolge Jesu Christi unsers Herrn.

Darum, wenn dir der Ruhm eines geliebten Gottes, ja auch nur der Name eines verständigen Menschen, unter deinen Mitbürgern theuer ist, so laß im gemeinen Leben dir zur Hauptpflicht werden, dich vor Parteilichkeit und deren Wirkungen zu hüten. Denn die Wirkungen derselben werden nie gutartig sein können, weil aus dem, was an sich fehlerhaft ist, unmöglich etwas Vollkommenes und Heilbringendes erwachsen kann. Schadet deine Parteilichkeit in der That auch keinem Menschen (was du jedoch nie zu verhindern im Stande bist), so schadet sie dir selber. Du verblendest dich gegen die Wahrheit, und gehst als ein Thor geflissentlich in den Irrthum ein, den du bei Anspruch auf Vernünftigkeit oder Rechtlichkeit meiden solltest. Dein ganzes Betragen bekommt durch parteiischen Sinn eine schiefe Richtung, und deine Worte und Thaten werden bald dein Herz, bald deinen gesunden Menschenverstand zweifelhaft machen. Du verkennst niemals einen Mitbruder, ohne Gefahr zu laufen, selber wieder verkannt zu werden.

So sei denn gerecht, und um gerecht zu sein, lerne behutsamer in deinen Urtheilen über den Werth und Unwerth von Menschen und ihren Werken werden. Bewahre dich vor jedem anmaßenden, schneidenden Ton. Es verräth Seichtigkeit der Urtheilskraft, wenn man über Alles, ohne weitere Rücksicht, abzusprechen wagt. Es verräth ein verdorbenes Herz, eine versteckte Leidenschaft, wer ohne die triftigsten, wohlgeprüftesten Beweggründe in Lob und Tadel freigebig erscheint.

Wir bemerken es an uns selber sogleich, ob wir in unsere Urtheile Parteilichkeit einfliessen lassen. Wir nehmen leicht wahr, wenn dabei Empfindlichkeit, Aerger, Schadenlust oder Freude, Stolz und Rückblik auf unsern eigenen Vortheil Statt findet. Zu einem gerechten Spruch gehört ruhige Ueberzeugung, nicht Lebhaftigkeit des Gefühls. Parteiisches Urtheil ist auch sehr selten mäßig, sondern gern übertreibend, es sei zum Guten oder Schlimmen.

Willst du dich vor dieser falschen Richtung des Verstandes, vor diesem offenbaren Selbstbetrug für immer bewahren, so mache es dir zum unverbrüchlichen Grundsatz bei allen Dingen, deren Werth du bestimmen willst, mehr auf die Sache, als selbst auf die Person zu sehen. Kennst du den Urheber der Sache, vergiß ihn; glaube, du wissest ihn nicht, und betrachte bloß das Werk, was er thut oder gethan hat. Maße dir nicht an, über das Verborgene seines Gemüthes, über seine Absichten oder Nebenabsichten zu urtheilen — darüber richtet Gott, der Herzenskundige! Das ist des Pöbels untrügliches Kennzeichen, daß er weniger um den innern Werth und die Schätzbarkeit eines Gegenstandes, als um dessen Urheber bekümmert ist; immer neugierig von der Sache hinweg nach der Person schielt, und dann abgöttisch verehrt oder blindlings verwirft. Ist es nicht des Zimmermanns Sohn? Ist er nicht Davids Sohn, des Königs?

Beurtheile nicht jeden Menschen nach dir; halte dich nicht für den Vortrefflichsten, der würdig wäre, in seinen Tugenden und Grundsätzen als Maßstab für Andere zu gelten. Jeder ist in irgend einem Fache gewiß geschickter, besser und vollkommener, gewiß in irgend einer rühmlichen Eigenschaft vorzüglicher, als du. Alle Menschen sind in ihren Tugenden und Mängeln verschieden. Traue daher deinen Mitbürgern, selbst denen, die dich in wichtigen Dingen oder in Unerheblichkeiten einmal gekränkt haben, irgend einen innern Werth zu; ein Herz, das im Stillen an Gott, an Christo, am Heiligen hängt; einen Sinn, der des Höhern fähig ist, und nicht bloß aus schändlichem Eigennutz handelt. Soll ich dir sagen, wer du selbst bist, der du dich so oft durch kleine Parteilichkeiten hinreissen lässest? — Du bist so gut- oder schlechtherzig, als du von Andern meinst, daß sie sind. Du selber bist zu dem unvermögend, dessen du Andere nicht fähig hältst; du selber bist einer Schandthat unfähig, die du bei einem Andern unglaubhaft findest. Mache deine persönlichen Verhältnisse, deine Einsichten und den Grad deiner Klugheit nicht zum Maß, nach welchem du die Handlungsart Anderer richtest. Vieles kann dir an ihnen Widerspruch mit sich selbst und tadelhaft scheinen, was bei ihnen die Frucht besonnener Ueberlegung ist; und Vieles ist die Wirkung deiner Vorurtheile, deiner Geistesschwächen, was bei ihnen eine Erhabenheit und Stärke des Geistes ist, von der dir in deinen engern Schranken sogar die Vorstellung mangelt.

Herr, allwissender Gott, nur allzuoft mache ich mich, voreilig und von unwürdigen Empfindungen hingerissen, solchen parteiischen Sinnes, solchen frechen Urtheils, solcher Verkennung des Nächsten, solcher Verdrehung der besten Absichten, solcher Begünstigung schlechter Dinge schuldig; allzuoft noch bewegen mich Eigendünkel, Laune oder gekränkter Vortheil zu harten und ungerechten Auslegungen fremder Handlungen. Wer bin ich vor Dir, Herzenskundiger, der ich wage, mit liebloser Vermessenheit Richter fremder Gesinnungen und Werke zu werden? — Sünder bin ich, und vor Dir, Allwissender, vielleicht unendlich geringer, als der ist, den mein parteiisches Herz verlästert und verachtet.

Herr, mein Gott, laß diese Betrachtungen mir fruchtbar werden zur Besserung, zur stillen Bescheidenheit, zur Liebe, zur Gerechtigkeit gegen meine Mitgeschaffenen. Amen.

160.

Der Fremdling.

3 Mos. 19, 33. 34.

Nur einen Vater haben wir,
Gott ist sein heil'ger Namen:
Nur einen Ursprung haben wir,
Von dem wir Alle kamen;
Nur eine Heimath haben wir,
Zu der wir Alle wallen;
Sie ist dort oben, und in ihr
Harrt Seligkeit uns Allen.

Fremd sind wir nur dem Erdenstern,
Fremd sind wir nur dem Staube.
Doch alle Menschen nah' und fern
Umschließt ein heil'ger Glaube:
Der Glaub' an Gott und Ewigkeit!
In Allem sind wir Brüder!
Trennt uns auch Sprach' und Raum und Zeit,
Die Menschen bleiben Bruder!

Eine der schönsten Tugenden unverdorbener Völker ist die Tugend der Gastfreundschaft. Sie war eine Zierde des Alterthums, und wird nur noch da gefunden, wo Einfalt der Sitten, Redlichkeit des Herzens, Treue in That und Wort wohnen. Der fremde Reisende, fern von denen, die ihm einst Leben und Obdach gegeben, fern von denen, welchen er lieb ist, kommt in die Städte und Dörfer tugendhafter Völker, und Gastfreundschaft ersetzt ihm die verlornen Freuden der Blutsverwandtschaft. — Man fragt ihn nicht: welches Glaubens bist du? — zu welcher Partei gehörst du? — Nein, der fremde Mann hat keine Aeltern, keine Brüder, keine Schwestern in dieser Gegend, in dieser Stadt, darum geht man ihm mitleidig liebevoll entgegen, und Jeder behandelt ihn auf schonende Weise; Jeder ist dem fremden Manne an Aeltern-, Bruder- und Freundes-Statt. Man gibt ihm Obdach, Nahrung, freundlichen Rath und Wegweisung, und vertheidigt ihn gegen Gefahr.

Welche rührende Beispiele der edeln Gastfreundschaft entdeckt man nicht unter Völkern, die wir sogar als Wilde, als sogenannte Barbaren verachten! Noch heutiges Tages finden wir unter ihnen zuvorkommende Liebe und Güte gegen den Fremdling, welcher sich zu ihnen verirrt, wie wir dergleichen in den Geschichten des alten Bundes zur Zeit der Patriarchen bewundern. „Wenn ein Fremdling bei dir in eurem Lande wohnen wird," spricht Moses (3 Mos. 19, 34.), „den sollt ihr nicht schinden. Er soll bei euch wohnen, wie ein Einheimischer unter euch, und sollt ihn lieben, denn ihr seid auch Fremdlinge!"

So sprach Moses, so dachte das Alterthum; so denken noch die unverdorbenen Völker, welche in entlegenen Welttheilen, in Gegenden wohnen, worin der Name Jesu noch nie erscholl, und das ehrwürdige Sinnzeichen unserer Religion, das Kreuz, noch niemals gepflanzt worden ist.

Der von uns verachtete Indianer zieht den verwundeten Fremdling, welchen er am Wege findet, mitleidig unter sein Palmendach; er saugt ihm das Gift aus den Wunden, und bedeckt sie mit balsamischen Kräutern. Er heilt den Unbekannten, er entläßt ihn mit Segen, ohne Hoffnung und Begierde nach Dank. — Der wilde Araber ladet den müden Wanderer mit freundschaftlichem Ruf in seine Hütte ein; er, der über hundert Knechte gebieten kann, wäscht ihm selbst die Füße, labt ihn mit Speise und Trank, und führt ihn am Morgen auf den richtigen Weg, ohne Belohnung zu erwarten und anzunehmen.

Ganz anders ist es unter denjenigen Völkern, welche ihre Sitteneinfalt verloren haben. — Mit so vielen schönen Tugenden des Alterthums, mit Treue und Redlichkeit, mit dem Vertrauen und Glauben an den Werth des menschlichen Herzens, ist auch die Tugend der Gastfreundschaft von ihren Städten und Dörfern fast überall entflohen. Der fromme Wilde in seiner Wüste beschämt sie; aber sie erröthen nicht, und spotten seiner nur.

An die Stelle zuvorkommender Güte gegen den verlassenen Fremdling ist leichtsinnige Gleichgültigkeit getreten; statt eines leutseligen Betragens erblicken wir, selbst unter Christen, und gegen Christen — ach, daß ich es sagen muß, unter Jesu Nachfolgern! — gefühllose Hartherzigkeit und Alles verachtende Selbstsucht nur an zu vielen Orten. Eben die Menschen, welche, so lange sie selbst Fremdlinge an einem Orte sind, gern Liebesdienste empfangen; gern die Freundlichkeit derer sehen, die ihnen begegnen; gern sehen, wenn man sich ihrer annimmt, sie in der Noth beschützt, sie nicht betheuert und betrügt: — eben diese Menschen, die in der Fremde gegen Fremde so bescheiden, so duldsam, gefällig fein können — eben diese sind oft in ihrer Heimath, in ihrem Wohnorte diejenigen, welche Fremdlingen die wenigsten Liebesdienste erweisen, sie am kältesten und unfreundlichsten behandeln, sich am wenigsten derselben in Verlegenheiten annehmen, sie wohl gar am meisten überthenern, und durch Ungerechtigkeit bedrücken, oder an ihrem Eigenthum verkürzen! Und sie gehen allsonntäglich in den Tempel des Vaters aller Menschen, und wagen es, zu ihm zu beten! — Und sie nennen sich Christen, Nachahmer Jesu Christi! —

Darin sind wir am meisten von der Denkart und Sitte unserer Väter abgewichen, und darin besteht die größte Verderbtheit des heutigen Zeitalters, daß die meisten Menschen ohne Edelmuth und Gemeinsinn nur für ihren eigenen Vortheil leben; daß Jeder die Andern ruhig zu Grunde gehen läßt, wenn er selbst nur geborgen bleibt, wenn er selbst nur Nutzen davon hat.

Da gehen sie hin, und thun den Menschen Gutes, sobald sie hoffen können, wieder von ihnen eine Gefälligkeit zu erhalten. — Da gehen sie hin, und hüten sich, diesem oder jenem zu schaden, weil er sie kennt. — Da gehen sie hin, und thun fleißig und mit Eifer, was ihnen die Gesetze des Landes gebieten, weil sie sich vor der bürgerlichen Strafe und vor einer öffentlichen Beschimpfung fürchten. — Aber den Fremdling, von dem sie nichts zu hoffen, nichts zu fürchten haben, verlassen sie. Der ist ihnen gleichgültig. Er kann oft vom Glück sagen, wenn er unbeschädigt, unbetrogen, unübervortheilt aus den Ringmauern ihrer Städte und Dörfer wieder abziehen darf.

Der kranke Wanderer, welcher, unvermögend sich selbst zu helfen, die Menschlichkeit dieser so geheißenen Christen anfleht, wird von den Thüren zurückgewiesen, höchstens, doch wahrscheinlich nicht aus Barmherzigkeit, von Dorf zu Dorf geschleppt, damit er keinem zur Last falle, — fortgeschleppt, bis er entkräftet den Geist aufgibt. Ach, dieser Unglückliche, den eure Unbarmherzig-

keit verstieß, war vielleicht der Sohn einer guten, liebenden Mutter, welche in der Ferne auf seine Heimkunft mit Thränen der Sehnsucht wartete, war vielleicht der Vater unerzogener Kinder, denen er Brod suchen wollte, die nun verwaiset umsonst nach der Landstraße hinausblicken, von wannen er kommen und sich erfreuen soll.

Wessen sich rohe Völker schämen, das können Christen, Bekenner der Religion der Liebe und Barmherzigkeit, mit kaltem Herzen begehen!

Es ist freilich eine große Verschiedenheit zwischen unsern reich bevölkerten Gegenden, die wir bewohnen, und jenen nur wenig bewohnten Landschaften entfernter Welttheile. Unsere bürgerlichen Verhältnisse machen es uns in vielen Stücken unmöglich, den Fremdling mit der gleichen Gastfreundschaft zu behandeln, wie es dort nothwendig ist, wo keine wohlgeordneten Landstraßen, keine Häuser zur Bewirthung der Wanderer, keine Verpflegungsanstalten angetroffen werden. Die Zahl der Reisenden ist bei uns viel größer, ihre Zwecke sind verschiedener, ihre Bedürfnisse mannigfaltiger. Es finden sich unter ihnen oft Viele von leichtsinniger Denkart, welche die gutmüthige Gastfreundschaft übel benutzen würden. — Allein demungeachtet bleiben uns noch tausend Gelegenheiten übrig, ächtchristlichen Edelsinn gegen den Fremdling zu bezeugen, und das Gegentheil von dem zu üben, was in so vielen Fällen geschieht. Alle jene durch Obrigkeiten gestifteten Anordnungen zur Verpflegung und Beschirmung, zur Bequemlichkeit und Schonung der Fremden, reichen nicht aus, diesen den Aufenthalt in unserer Mitte zu versüßen, sondern lassen unsern heiligen Pflichten gegen sie noch großes Feld.

Ja, und dieser Pflichten, mein Christ, sollst du eingedenk sein: denn auch der Fremdling, welcher aus der Ferne zu dir kommt, ist dein Nächster.

Er ist dein Nächster, und deinen Nächsten, spricht der Herr, sollst du lieben, wie dich selbst. — Wer aber ist dein Nächster? Hast du dieses Wort schon in Betrachtung genommen, und seinen Sinn erforscht? Hast du nicht leichtsinnig wohl bisher unter Nächsten jeden Menschen überhaupt verstanden? — — Nein, nicht jeder Mensch ist dein Nächster, sondern nur derjenige aus den Millionen Sterblichen, die mit dir auf Erden wohnen, ist es, der mit dir auf irgend eine Art in nähere Verbindung kommt, entweder daß du dich persönlich bei ihm befindest, oder daß du Bekanntschaft, Freundschaft oder auch sonst nur Verkehr mit ihm in der Ferne hast. Er ist dir also näher geworden, als es dir Millionen anderer Menschen sind; er ist in jedem Augenblick, da du dich mit ihm zu beschäftigen hast, dein Allernächster. Diesem bist du, so fordert es unsere Religion, deine Liebe, deine Freundschaft, deinen Beistand, deine Leutseligkeit schuldig.

So wird auch der Fremdling, indem du und er zusammentreffen, dein Nächster. Er hört auf, für dich fremd zu sein. Sein Vater im Himmel ist auch dein Vater. Seine Bestimmung ist auch deine Bestimmung. Deine Hoffnungen sind auch seine Hoffnungen.

Der Fremdling, wenn er fern von denen, die ihn lieben, und jetzt vielleicht um ihn trauern, zu uns kommt, steht einsam, ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Rathgeber; er kommt, mit stillem Vertrauen zu unserer Redlichkeit, zu unserm Herzen — sollen wir dies Vertrauen täuschen? — Nein, sei du, zu dem er sich wendet, sein Beschützer, denn er steht gleich einer Waise neben dir; — sei du sein Vormund, denn es ist Keiner da, der für ihn spricht; — sei du sein Rathgeber, denn er hat keinen Freund weit umher; — sei du sein wohlthätiger Erfreuer, denn diejenigen, welche ihn gern erfreuen möchten, seine Aeltern, seine Geschwister, seine Gattin, seine Kinder, alle leben in der Entfernung.

Wer bürgt uns dafür, daß nicht auch wir noch manchmal, von unserm Schicksal geleitet, in fremden Ländern wohnen sollen? — Trotze nicht auf deinen jetzigen Wohlstand, auf die Annehmlichkeit deines Wohnsitzes, auf die Ruhe deines Landes. Welche Sicherheit genießen wir in den Tagen beispielloser Kriege, welchen Wohlstand in den Tagen allgemeinen Umsturzes?

Vielleicht, wo nicht wir selbst, werden unsere Kinder, oder manche unserer Verwandten, manche unserer theuersten Freunde, auch als Fremdlinge einst in fremde Länder wandern. Und wenn die, welche wir lieben, dort unter unbekannten Menschen umhergehen, wie wohl wird es ihnen thun, wenn eine warme, freundliche Hand sie unvermuthet nimmt, und gleichsam in eine neue Heimath einführt! Wie wohl thut einem einsamen Fremdling das freundliche Lächeln von einem unbekannten Gesicht! Wie wohl thut dem Kranken fern von der theuern Heimath die Pflege von einer liebreichen Hand, die Sorge eines Herzens um ihn, dem er noch niemals wohlgethan hatte!

Kannst du es fühlen, wie beseligend es für dich wäre, wenn sich in der Ferne ein Edelmüthiger deiner annähme; kannst du es fühlen, wie es dein Herz erquicken würde, wenn du erführest, wie deiner Söhne, deiner Blutsverwandten einer in fernen Gegenden Beistand, Freundschaft, Trost von der Hand eines Rechtschaffenen empfangen hätte — warum säumst du, in deinen Verhältnissen nicht die gleiche Freude Andern zu bereiten? — Vater, Mutter, wenn dein geliebter Sohn einst in der Fremde von unbekannten, gütigen Menschen aufgenommen und unaufgefordert mit zärtlicher Aufmerksamkeit behandelt würde, — wie würdest du mit Thränen im Auge nicht Segen von oben herab erflehen auf die unbekannten Schutzengel deines Geliebten! Wohlan, warum willst du bei Anlässen die Gelegenheit nicht benutzen? Warum willst du nicht jene Thränen der Freude durch deine Wohlthaten gegen Fremdlinge in Anderer Augen hervorbringen? Warum möchtest du nicht gern dich und deinen Namen von einem fremden Herzen in der Ferne so gesegnet wissen?

Laßt uns gefällig und dienstfertig sein gegen Fremdlinge jedes Standes. Auch der Arme hat Anspruch auf unsere Milde, auf unsere Gefälligkeit, — ja er mehr, als der Reiche. „Und was du dem Geringsten thust," rüft dir dein Jesus zu, „das hast du ja an mir gethan!"

Gleichwie es sich der Starke zur Schande rechnet, ungesittet und hart gegen einen Schwachen, gegen ein wehrloses Weib, oder gegen ein Kind zu handeln: so ist es schimpflich, gegen einen Fremdling, der ohne Schutz, Anleitung und Rath dasteht, undienstfertig, ungefällig und gleichgültig zu sein. Kannst du nicht jedem Fremdling helfen, so viel du möchtest, oder soviel er es vielleicht wünscht, so steht es doch bei dir, ihm freundliche Miene zu gönnen; ihm nach deinem besten Wissen Rath zu ertheilen; ihn vor dem zu warnen, was ihm nachtheilig werden kann, und er nicht weiß; ihm mit Leutseligkeit zu

behandeln. — Nicht jeder Fremdling verlangt dein Geld, dein Obdach; aber Jeder deinen freundlichen Blick und Rath. Er hat ein Recht darauf, weil Menschen unter Menschen keine Fremdlinge, sondern nur Glieder einer einzigen, großen über den Erdboden verbreiteten Familie sind, die den Erdball ihre Heimath, den Himmel ihre Hoffnung, und den Ewigen über den Sternen ihren Vater nennen. — Und wie du ihn behandelst, so beurtheilt er deinen Wohnort. Deine Menschenfreundlichkeit oder deine Unfreundlichkeit wird der Ruhm oder die Schande deines Ortes!

Laßt uns dem Fremdling, ohne Rücksicht auf Vaterland, Herkunft und Religion, mit Rath und That beistehen, wenn er Beistand und Hilfe vonnöthen hat.

Wer ist denn mein Nächster? fragte ein Schriftgelehrter einst Jesum. Und Jesus antwortete, indem er die Geschichte des barmherzigen Samariters erzählte. Es ging der Priester an dem Unglücklichen vorüber, der durch Mörder verwundet und beraubt lag; es ging kalt der Levit vorüber — aber der Samariter nahm sich des Fremdlings an, ohne nach seinem Vaterlande, nach seiner Herkunft, nach seiner Religion zu fragen. (Luk. 10, 30 ff.) — Dem Unglücklichen sind alle Menschen verwandt.

Hart und schmerzlich ist das Krankenbett auch in der Heimath, und doch reicht uns eine liebende Hand die Arznei, doch trösten uns theure Freunde. Aber der Fremdling auf dem Krankenlager liegt einsam; ihm reicht nur eine gemiethete Hand den Heilbecher — ach, ihm ist das Krankenbett härter und schmerzlicher.

Sind wir in unserm Wohnort verfolgt und bedrängt: wir finden doch wenigstens eine Seele, die mitleidig unsern Kummer theilt, wenigstens eine Brust, an welcher wir uns satt weinen können. — Aber der unglückliche Fremdling, wer nimmt an seinem Schicksal Theil, wer beklagt ihn, wer tröstet ihn? Ach, die es könnten, die es wollten, sind weit von ihm durch Länder und Ströme geschieden! — So laßt uns nun seiner Freunde, seiner Schwestern, seiner Brüder, seiner grauen Aeltern Stelle vertreten. Er ist um so unglücklicher, weil er verlassen und fremd ist; und so näher ist ihm jedes weichgeschaffene Herz verwandt.

Laßt uns den guten und nützlichen Fremdling, der unser Mitbürger ward, der unsere Heimath zu der seinigen machte, durch unsere Liebe ein neues, besseres Vaterland in unserer Mitte finden.

Es ist kein thörichterer Stolz, als derjenige, welcher in schwachen Gemüthern herrscht, und auf der hohlen Einbildung beruht, länger mit seiner Familie in einer Stadt, in einem Dorfe gewohnt, und seit längerer Zeit das Recht der Bürgerschaft genossen zu haben, als ein Anderer. — Denn nicht auf das, was Andere vor uns waren und genossen, sondern auf das, was wir Gutes und Nützliches selbst thaten, dürfen wir einen Werth setzen, wenn wir zur Gesellschaft vernünftiger Wesen gezählt werden wollen.

Der Fremdling, sobald er die Bedingungen erfüllt hat, welche das Gesetz wegen seiner Niederlassung in unserer Heimath vorschreibt, ist Unsersgleichen. Er hört auf, Fremdling zu sein. Er hat keine andere Heimath mehr, als die unserige. Er theilt und trägt mit uns die gleichen öffentlichen Lasten; er naht sich mit uns Gott am gleichen Altare; sein Staub schlummert einst neben dem unsrigen dem großen Auferstehungstage entgegen.

Um so mehr also das Vorurtheil wider die Ruhe und Zufriedenheit des Fremdlings streitet, um so heiliger ist jedem Rechtschaffenen, jedem wahren Christen die Pflicht, ihn zu schützen, ihn den Kummer zu versüßen, welchen die Lieblosigkeit, der Neid, die alberne Einbildung schlechter oder verblendeter Menschen ihm verursachen. — Sei du sein Freund, wenn Andere ihn kalt vermeiden; gib du ihm Freunde, gib ihm die Deinigen, daß er nicht verlassen und getäuscht in seinem neuen Vaterland traure. — Du hast deine Pflicht erfüllt, wenn du ihn und die Seinigen wohl gesichert siehst.

Doch bei allen Verbindlichkeiten, welche wir gegen den Fremdling, mehr als selbst gegen einen Bekannten, auf uns haben, sollen wir darum nicht minder vorsichtig in unserm Benehmen gegen Unbekannte sein. Wir sollen ihnen beistehen, aber darum nicht blindlings unser ganzes Vertrauen hingeben. Wir sollen ihnen unsern Rath, aber darum nicht gleich unser Herz ertheilen. Wir sollen ihretwillen nicht gleich unsere ältern Freunde aufopfern und vernachlässigen, und uns dem Hange der Neuheit überlassen. Den alten, geprüften Freund kennst du, der neue muß sich erst in der Prüfungsstunde bewähren. — Wir sollen den Fremdling ehren, aber nicht Nachbeter seiner Urtheile, nicht Nachäffer seiner Sitten, Meinungen und Gebräuche werden. Er wählte unser Vaterland, so sei ihm auch unsere vaterländische Sitte ehrwürdig.

Dies ist das würdige Verhalten des Christen gegen Fremdlinge seines Landes. Ihm ist Niemand fremd, der fromm und gut und nützlich ist. Er ist der Blutsfreund aller Edeln, aller Guten. Er ist der Bruder jedes Gotteskindes. — Und Gotteskinder sind die Tugendhaften, auf welchem Punkt des Erdballs sie auch wohnen mögen.

Alle strecken sie zu Dir, o ewiger Allvater im Himmel, voll kindlichen Sinnes die Hände empor. Du liebst sie alle, in welchem Lande sie auch wohnen, und von welcher Religion sie auch zu Deinen Altären gefahrt werden mögen. — Mir soll denn Niemand fremd sein, als der, welcher Dir fremd ist; mir soll Niemand fremd sein, als der, welcher Dich fliehet, und die Tugend meidet. — Und wer Deinen heiligen Willen, das Gute, thut, der ist mein Bruder; dem begegne ich auf dieser kurzen Wanderschaft auf Erden, wie einem geliebten Reisegefährten zur Ewigkeit; mit dem vereinigst Du mich wieder in bessern Welten, wo wir den süßen Brudernamen an Deinem Throne lallen!

Vater, Vater, allbarmherziger, ewiger, gütevoller Vater! Sind wir denn nicht allesammt Fremdlinge hienieden? Ist nicht unser Aller wahre Heimath bei Dir? Warum soll uns hienieden ein bloßer Name, eine nichtige Einbildung trennen? Vor Dir ist Keiner Fremdling, der Dich liebt: warum denn für mich? — Nein, mein Gott! alle Menschen sind meine Brüder, und denen, die meiner am meisten bedürfen, bin ich am meisten schuldig. So lebe ich im Geiste der Religion meines Jesu. Amen.

161.

Besonnenheit im Reden.

Kol. 4, 6.

In allen Worten und Geberden,
In allen Thaten laß, o Herr,
Uns aller Menschen Freunde werden,
Dir, Heiland, immer ähnlicher;
So werden wir uns ewig freu'n,
So Gottes wahre Kinder sein.

Auch Worte sind Thaten! Auch von ihnen, wie von meinen Handlungen allen, muß ich dem Richter der Herzen Rechenschaft ablegen. Wie gleichgültig war ich bisher gegen dasjenige, was ich sprach: wie leichtsinnig war ich gegen Freunde, wie gegen Feinde, in meinen Reden! Hat meine Zunge auch zuweilen manches Gute stiften, getrennte Freunde wieder zusammenführen, Leidende mit Trost beruhigen, Irrende warnen, Bösewichte von einer Frechheit abschrecken können — wie viel Anderes, das sie zum Heil des Nächsten vollbringen konnte, hat sie doch unterlassen! Wie oft verstummte sie, wo ein einziges Wort Jemanden, ohne meinen eigenen großen Schaden, hätte beglücken können! Wie oft sprach sie, wo ihr Stillschweigen die größte Wohlthat für meine Ruhe oder für den Frieden und die Eintracht anderer Menschen gewesen wäre!

Auch Worte sind Thaten! Durch das Wort verrichten wir in der Welt die wichtigsten Dinge, stiften wir das meiste Gute und größte Uebel. Nicht der Reichthum, nicht die Geburt, nicht das bürgerliche Ansehen, sondern das Wort ist die vornehmste Macht des Menschen, durch welche er wirkt. Nicht das Schwert, sondern das Wort ist die stärkste Waffe, mit der wir verwunden oder vertheidigen und beschützen können. Diese Macht, diese Waffe ist jedem Sterblichen von Gott verliehen. Daher hat er auch von ihrem rechten Gebrauch dem Geber derselben Rechenschaft abzulegen.

Unsere Rede ist der Balsam, welchen wir lindernd auf den Schmerz eines leidenden Herzens giessen; ist das Gift, womit wir die stille Glückseligkeit ganzer Familien tödten. Durch das Wort erheben wir den Gebeugten, stürzen wir den Hochmüthigen. Die Zunge ist's, welche Feindschaften stiftet, und neue Freunde erwirbt, oder die alten an uns festhält. Die Sprache ist das große, Alles umfassende Band, welches die menschliche Gesellschaft zusammenhält, und Völker mit Völkern verbindet. Durch das Wort ertheilen wir unsere Befehle; vermittelst des Wortes wird der Kummer gestillt, die Sorge getröstet, der Fehlbare zurecht gewiesen, das Hauswesen bestellt, die Freude ausgedrückt, die Ehrfurcht bezeugt, die Andacht beflügelt; — aber auch durch das Wort der Zorn bewaffnet, die Heuchelei gefährlich, die Unschuld verführt, die Redlichkeit in Schrecken gesetzt, die Bosheit befördert, die Wahrheit vernichtet, die Hölle auf Erden gegründet.

Wenn dem Weisen, dem Christen auch nicht einmal eine geringscheinende Handlung seines Lebens gleichgültig sein darf; wenn er selbst bei der kleinsten That denken muß: Ist sie deiner anständig? — wie wichtig muß ihm seine Rede sein, welche die alltäglichste That seines Lebens ist! — die Rede, durch welche er sich und die ganze Denkart seines Geistes, die Würdigkeit oder Verächtlichkeit seines Gemüthes zu erkennen gibt! — die Rede, durch welche er andere Menschen zu seinem Vortheil oder Schaden, zu ihrem Glück oder Verderben lenkt.

Wenn ich Alles, was ich durch die Mittheilung meiner Gedanken in Reden, Befehlen, Anordnungen, Urtheilen und Gesprächen Gutes oder Böses veranlassen kann und wirklich veranlaßt habe, wenn ich dies in seinem ganzen Umfange überdenke, so muß ich vor dem Leichtsinn erschrecken, mit welchem ich oft meine Befehle gegeben, meine Wünsche geäussert, oder meine Meinungen bekannt gemacht, oder Urtheile gefällt habe. Ich sehe es ein, daß ich oft in meinen Worten alle Würde verläugnet habe, nach welcher meine Seele trachtet. Ich sehe es ein, daß ich selbst daran Schuld bin, wenn ich weniger Hochschätzung unter meinen Bekannten, unter meinen Mitbürgern, selbst weniger Hochachtung in meiner eigenen Verwandschaft geniesse, als ich gern geniessen möchte. Denn meine Zunge war viel seltener das Werkzeug eines heitern, ruhigen, besonnenen Gemüthes, als ich wollte. Sie war vielmehr das Werkzeug meines aufwallenden Zorns, meines Hanges zur Schadenfreude, meiner Neigung zur Eitelkeit und Selbstschmeichelei, meiner unerlaubten Begierden, meiner Gewinnsucht.

Wie, kann ich dies auch vor Gott verantworten, vor dem nichts gilt, als was recht, gut und heilig ist?

Was ihr thut mit Worten oder Werken, das thut Alles im Namen des Herrn Jesu! (Kol. 3, 17.) Das thut, als thätet ihr es an Jesu Statt; das thut, wie es Jesus gethan haben würde, wenn er an eurer Stelle, in euern Umständen, in euern Verhältnissen gehandelt haben würde. So lehrt Gottes Wort.

Und ist es denn so schwer, diese wichtige Pflicht zu erfüllen, — eine Pflicht, deren Erfüllung mich vor Gott und Menschen mit Achtung lohnt; eine Pflicht, durch welche ich mein Glück schon auf Erden gründe? Ist es so schwer, meine Zunge im Zaum zu halten, die doch dem leisesten Wink meines Geistes gehorcht?

Nein, sie ist es nicht. Denn wie oft habe ich Alles über mich vermocht, wie oft war ich nicht schon in meinen Urtheilen und Gesprächen der Behutsamste, wenn es darauf ankam, eine Gefahr zu vermeiden, oder mir einen Nutzen zuzuwenden! — Wohlan, so sollte ich es jederzeit sein, denn ich kann ja täglich durch den weisen Gebrauch meines Wortes einen Nachtheil verhüten, oder mir Annehmlichkeiten bereiten.

Besonnenheit im Reden ist daher eine der schönsten und wichtigsten Eigenschaften des wahren Weisen, des wahrhaften Jüngers Jesu. Diese Besonnenheit wird durch beständige Aufmerksamkeit auf sich selbst ohne Mühe erworben, wird durch fleißige Uebung endlich zur Gewohnheit, und lohnt uns mit innerer Selbstzufriedenheit, und beschirmt uns gegen tausend mannigfaltige Verdrießlichkeiten, in welche Leichtsinn und Unüberlegtheit stürzen.

Besonnenheit ist eine anhaltende Nüchternheit des Geistes, daß er sich in seinen Urtheilen, Meinungen und Wünschen von keiner aufwallenden Leidenschaft, von keiner allzugroßen Heftigkeit weder der Lust und Unlust berauschen und betäuben läßt. Es ist jener göttliche Gleichmuth, welchen Jesus in den Augenblicken des Vergnügens und des bittersten Leidens bewies. Es ist das Ver-

gleichen unserer Gedanken und Neigungen mit dem Beispiele Jesu, mit dem Gesetze Gottes, mit dem Gebot der Rechtlichkeit und Ehre.

Es ist folglich keine Besonnenheit im Reden gedenkbar, ohne Herrschaft des Geistes über seine irdische, thierische Natur, über die Empfindungen und Neigungen, welche gleichsam Kinder seines Fleisches, Wirkungen seines Körpers, des Blutes und der reizbaren Nerven sind. Eine Folge dieser Selbstbeherrschung ist dann die Besonnenheit. Umsonst wallt der Jähzorn auf. Der Geist kann zwar des Unwillens auflodernde Flamme nicht hindern; aber während das Blut stürmt, behält er Fassung genug, *nicht zu handeln*. Er wartet mit Festigkeit den ruhigen Augenblick ab, und nun erst, ganz frei vom Einflusse der Sinnlichkeit, beschließt er, was gethan werden müsse. Es können unreine Begierden erwachen, aber der Geist des Jüngers Jesu wird kein Sklav derselben. Er meidet jede Handlung, jeden Einfluß, so lange diese Begierden toben; er vernichtet sie durch Zerstreuung, bis er wieder in voller Macht ist, und erst dann entscheidet er über seinen Willen. Es kann der Reiz eines beträchtlichen Gewinns im bürgerlichen Leben das Gefühl der Ehrlichkeit einen Augenblick lang überwältigen; aber der Weise, das Kind Gottes, läßt sich durch diesen Reiz nicht zu einer falschen Handlung zwingen. Er untersagt seinem Munde das Wort, seiner Hand die That, bis er in vollkommenster Gemüthsruhe ist, und er bei sich hell erkennt, ob er auch gerecht und edel handeln würde, wenn er sich des Gewinnes auf jede Art theilhaftig machte; ob auch die Mittel achtungswürdig sind, mit denen er zum Ziel gelangen soll.

Eine anhaltende Aufmerksamkeit auf uns selbst, eine beständige Uebung im Ueberlegthandeln und Ueberlegtsprechen macht uns dies zuletzt zur andern Natur und leichter, als wir es geglaubt hätten. Und das ist's, wonach wir als Kinder der Gottheit, als Geschöpfe des heiligsten, vollkommensten Wesens streben sollen. Die *Tugenden* selbst müssen *Gewohnheiten* unserer Seele werden, dann nähern wir uns der *Heiligkeit* an. Tugend findet allezeit da statt, wo unsere Seele in ihrem Innern gegen ungerechte Neigungen und gegen den sündlichen Willen *kämpft* und siegt. Da aber, wo die Tugend nun schon Herrin geworden, wo sie so zur andern Natur und Gewohnheit geworden, daß es uns schwer fallen würde, anders zu handeln, da ist Heiligkeit des Gemüthes, das heißt, vollkommene Reinheit und Unbeflecktheit der Seele.

Und ist es dir Ernst, diesen Grad deiner Vollendung zu erreichen, daß du in Gottes Schöpfung nicht eins der geringsten und verächtlichsten Wesen bleibst, — ist es dir Ernst, daß du nach Selbstherrschaft des Geistes, nach jener erhabenen Nüchternheit des Gemüthes strebest, in welcher du immerdar deiner selbst und deines besten Willens mächtig bleiben kannst: *so rede überall mit Liebe!*

Wer mit *Liebe* und aus *Liebe* zu seinen Mitmenschen spricht, der ist auf dem Wege zur höchsten Vollendung. Er wird sich von keiner niedrigen Leidenschaft verleiten lassen, ein Verräther an den Freuden, an der Ruhe, an dem Wohlstand, an der Sicherheit, an der Ehre seines Nächsten zu werden. Er wird die Flamme eines aufgehenden Zornes löschen; er wird unlautern Begierden Schweigen gebieten; er wird nicht nach den Eingebungen gekränkter Eigenliebe reden — er wird groß denken, edel handeln, ehrwürdig in seinen Worten sein.

Wie die Liebe das Wesen der ganzen christlichen Religion ist, so ist sie auch die Grundlage aller Urtheile, Meinungen und Gespräche ächter Christen. Der Mund, welcher nur segnen gelernt hat, entsagt gern den Flüchen der Hölle; der Mund, welcher nur das Nützliche befördern, Frohsinn verbreiten helfen, Leidende trösten, Bekümmerten rathen will, wird sich nicht öffnen, um Verleumdung über Familien auszuschütten, Verachtung gegen Andere auszustoßen, Zwietracht zu stiften, Redliche zu täuschen, Arglose zu betrügen.

Wer aus Liebe redet, und mit Liebe redet, redet kein Uebels. Hier ist also schon jene Besonnenheit, nach welcher wir als weise Genossen des Glaubens trachten sollen. Denn die Besonnenheit soll uns nicht zu bloßer List, zu kalter Klugheit bringen, daß wir nicht etwa uns selbst durch Unüberlegtheit Schaden anrichten; sondern sie soll uns in Reden und Gesprächen immer zu demjenigen hinleiten, was Andern wohlthätig, ersprießlich, lehrreich und angenehm ist. Eure Rede, so spricht die heilige Schrift, sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt; daß ihr wisset, wie ihr einem Jeglichen antworten sollt. (Kolosf. 4, 6.)

Aus seinen Worten erkennst du den Menschen. Sie sind die Hülle, in welcher sich dir sein Geist offenbart. Nach seinen Reden beurtheilst du ihn; durch seine Aeusserungen gewinnt er dich. Rohheit und Grobheit in Ausdrücken zeigt auf ein rohes Gemüth hin, auf eine verwahrloste Denkart, auf Mangel anständiger Erziehung, auf Abwesenheit edler Grundsätze und zarten Gefühls. Wohlan, so wie du aus ihren Reden Andere beurtheilst, so wirst du auch von Andern nach deinen eigenen Worten gerichtet. Du selbst gibst ihnen in deinen Urtheilen, in deinen Gesprächen den Maßstab für deinen Werth oder Unwerth. Bist du in deinen Reden lieblos: wie kannst du geliebt zu werden erwarten? Bist du in deinen Gesprächen unanständig: wie kannst du Anspruch auf die Achtung der Bessern machen? Bist du in deinem Urtheil gehässig, schneidend, unbescheiden, voll Eigendünkels: wie kannst du glauben, daß man sich von Herzen an dich schliesse? Die Menschen sind jedesmal für dich das, was du für sie bist!

Wenn du nun selbst ihnen also durch deine Worte den Maßstab deines innern Werthes gibst: wie kannst du leichtsinnig genug sein, dich in deinen Urtheilen und Gesprächen wohl noch schlechter darzustellen, als du vielleicht im Herzen bist? Welche Verkehrtheit des Sinnes! Strebst du nach Haß? Bewirbst du dich um Verachtung? Arbeitest du so mühsam nach Schande?

Rede mit Wahrheit und Aufrichtigkeit! Gib deinen Bekannten und Mitbürgern keinen *falschen* Maßstab für deinen Werth. Verabscheuungswürdig ist jede Besonnenheit im Reden, welche nur darauf ausgeht, Andere zu überlisten, und Eigenschaften und Empfindungen zu heucheln, die nicht vorhanden sind.

Des Heuchlers Seele ist eine unaufhörliche Verbrecherin, die lichtscheu sich beständig in finsterer Höhle verbirgt, um nicht entdeckt zu werden; immer einer Larve, eines Schleiers bedarf, um Andern nicht ekelhaft zu sein. Und welche Achtung für sich selbst kann der Elende haben, der sich nicht unterstehen darf, öffentlich zu erscheinen, wie er ist? Welche Zufriedenheit kann der Elende mit

sich selbst haben, welcher wegen seiner geheim gehaltenen Niederträchtigkeit stets vor der Unzufriedenheit der übrigen Welt, und mit Recht zittern muß?

Viele halten es für Klugheit, sich in ihren Reden und Gesprächen liebevoller, redlicher, freundlicher, großmüthiger, duldsamer zu stellen, als sie es sind. Allein diese Klugheit führte noch von jeher zu Abgründen. Früher oder später entfällt auch dem schlauesten Heuchler die verschönernde Larve, und man verspottet zuletzt die Kunst desjenigen, dessen Herz man nicht schätzen kann; man verabscheut die freundliche Miene, hinter welcher Selbstsucht oder Tücke lauern, und findet das Lächeln um so häßlicher, wenn es eine geheime Bosheit verbergen soll.

Es gibt keine Klugheit, welche durch Erfahrung in allen Umständen des Lebens bewährter gefunden worden, als Ehrlichkeit, Wahrheit und Geradsinn. Nur dem vertraut die Welt, den sie kennt; nur dem bietet man ein Herz an, der selbst sein Herz zeigen darf. Listiges Umschleichen und Freundlichthun ist keine Klugheit, sondern nur Schein derselben. Dem Verschlagenen setzt man Verschlagenheit und Mißtrauen entgegen. Er hat sein Spiel verloren, noch ehe er es angefangen.

Klugheit im Reden heißt nicht jene kleinliche Verstellungskunst, durch welche man sich besser dargibt, als man ist; jenes unzulängliche Hilfsmittel unwürdiger Menschen, jener Betrug der Welt, womit man sich zuletzt am schmerzlichsten betrügt. Klugheit im Reden heißt Schonung in seinen Urtheilen beweisen, wo Schonung keinen Nachtheil stiftet; Vorsicht beweisen, wo durch unüberlegte Geschwätzigkeit Unheil erwächst; mit Zweckmäßigkeit reden, um durch seine Worte Nutzen der Menschen zu befördern, oder Nachtheil zu verhüten. Oefter noch besteht die wahre Klugheit im Reden in der Kunst, zu rechter Zeit zu schweigen.

So sehr Offenheit und Wahrhaftigkeit den Christen ziert, und das Vertrauen der Menschen, der guten wie der schlechten, fesselt, eben so schreckt übertriebener Wahrheitseifer, Mangel der Verschwiegenheit, leichtsinnige Geschwätzigkeit zurück. Es ist die Wahrheit ein unverletzbares Heiligthum; überall soll sie gesprochen werden, wo ihre Erscheinung nothwendig ist. Aber an ihre Stelle soll das Schweigen treten, wo durch sie ein Unglück und Nachtheil entstehen, die Ruhe von Familien und Völkern verloren gehen würde. Besonnenheit im Reden führt zur Tugend der Verschwiegenheit, wo Schweigen heilsamer als das Wort ist.

Was in jeder Lage des Lebens zu thun sei, lehrt uns bald unser eigenes, richtiges Gefühl, und die Erfahrung erhöht unsere Klugheit. Auch ist es dem Menschen ungleich leichter, klug zu handeln, als weise und edel. Jenes zu werden, zwingt uns täglich die Welt; weise und edel zu sein, dazu nöthigt uns nur unser eigenes Herz und der Blick auf Gott und die Ewigkeit. Aber der Weiseste ist nur derjenige, dessen Klugheit die fruchtbringendste ist.

Doch Weisheit und Klugheit, beide beweise ich nur durch Besonnenheit im Reden. Diese soll daher jedes Christen alltägliche Bemühung sein. Auch Worte sind Thaten, die Gott richtet; darum sei unsere Rede nur, was nützlich ist, zur Besserung wirkt, da es Noth thut, und daß es holdselig sei zu hören. (Ephes. 4, 29.)

Wenn Menschenliebe und Aufrichtigkeit die Grundzüge unserer Denkart sind, dann ist jene Besonnenheit weder mühsam zu erwerben, noch beizubehalten. Es ist nie gefordert, daß wir jeden unserer Ausdrücke mit ängstlicher Behutsamkeit abwägen sollen. Wohnen Menschenliebe und Wahrhaftigkeit in unserm Innern, so wird unser Wort sein, wie wir es vor Gott, vor unserm Gewissen verantworten können.

Eben so wenig untersagt die Religion fröhliche Unterhaltungen und Scherze, heitere Gespräche, welche uns und Andere vergnügen. Denn Scherze, welche aus einer menschenfreundlichen, wohlwollenden Gesinnung entspringen, sind die Zeugen eines beglückten Daseins. Der Glückliche will auch Andere freudig machen. Seid fröhlich mit den Fröhlichen! ruft uns Gottes Stimme zu. Nicht mürrisch, ungesellig, finster soll der sein, welcher Jesu Jünger heißen will; nicht traurig und mit stets andächtigen Geberden soll er umherschleichen, um für fromm erklärt zu werden. Die Tugend und der Sinn Jesu thronet am liebsten und mächtigsten in einem heitern Herzen. Und wer an Gott einen Vater hat, dem er sich mit kindlichem Vertrauen anschließen darf, wessen Herz rein ist von bösen Neigungen, und voll des Bewußtseins, Gutes zu wollen, hat das höchste Recht zur Freude. — Nur diese Fröhlichkeit entarte nie zur Frechheit, dieser Scherz nicht zur Lästerung und Verspottung dessen, was jedem guten Menschen ehrwürdig bleiben muß.

Der Mund, der dich preiset und anbetet, Allerheiligster, der Mund, welcher in bangen Stunden zu Dir um Hilfe seufzt — er entweihe sich selbst nie durch unreine Worte, nie durch Worte schadenfrohen Spottes, verleumderischen Hasses, lieblosen Gerichtes über die Schwächen der Mitmenschen. — Heiliges Wesen, laß auch mich heilig sein, wie in meinen Empfindungen, Gedanken und Wünschen, so auch in meiner Rede. Laß Wahrheit, Liebe und Klugheit, in Stunden der Freude, wie der Trauer, in meinen Worten herrschen, daß sie überall wohlthätig hinfallen, wohlthätig auf die Herzen einwirken, Glückseligkeit, Zufriedenheit und Frohsinn erwecken in der Brust derer, die in engerer oder entfernterer Verbindung mit mir leben.

162.

Der Eid.

2. Mos. 20, 7. 16.

Rein, Deines Namens Heiligkeit,
Gott, will ich nie entweihen;
In jedem Worte, wie im Eid,
Soll Wahrheit sich erneuen.

Nur wahres Wort ist ew'ges Wort,
Und krönt uns mit Vertrauen.
Der falsche Schwur wird Seelenmord,
Und führt zu Nacht und Grauen.

Es gibt nur eine Bedingung, unter welcher Menschen in Frieden beisammen wohnen können; nur eine Bedingung, unter welcher gegenseitiges Vertrauen möglich ist — und diese Bedingung heißt Wahrhaftigkeit. Die Menschen müssen das sein, was sie scheinen; ausserdem ist nirgends Zuverlässigkeit und Ruhe, sondern Argwohn, Mißverständniß, Erbitterung.

Wer sich jemals gegen einen seiner Freunde und Bekannten irgend einer Unwahrheit, irgend eines Betruges schuldig gemacht, hat damit das unbedingte Zutrauen auf seine Ehrlichkeit zurückgestoßen, hat sich selbst zu beständiger Unglaubwürdigkeit verdammt, und muß bei jedem Wort, welches er redet, bei jedem Versprechen, das er gibt, bei jeder Versicherung, die er ertheilt, mit allem Recht besorgen: wer weiß, ob man dir auch glaubt?

Wer es unternimmt, irgend etwas als Wahrheit zu versichern, in wichtigen wie in geringen Fällen, der ruft damit die Unschuld seines ganzen Herzens, seine Ehrlichkeit, seine Ueberzeugungen, die er von der Sache hat, zu Zeugen und Bürgen an. Schlimm genug für ihn, wenn er dann statt Wahrheit Lügen gab. Er hat die Unschuld seines Herzens öffentlich geschändet, er hat seine Ehrlichkeit verläugnet, er hat seinen eigenen Ueberzeugungen schändlich widersprochen, und wird sich selbst ein Gegenstand innerlicher Verachtung. Nicht genug, daß er bei demjenigen, welchen er hinterging, auf lange Zeit, vielleicht für ewig, das Vertrauen verlor: er selbst verliert es gegen alle Menschen, indem er sie entweder für so schlecht als sich selbst hält, oder indem er fürchtet, daß Niemand seinem Worte Glauben beimesse. Daher pflegt er nun, um sich recht glaubwürdig zu machen, selbst unbedeutende Dinge bald bei seiner Ehre, bald bei seiner Treue, bald beim Himmel, bald durch einen noch stärkern Schwur zu versichern.

Aber wer einmal sich so verächtlich gemacht, daß man seinem einfachen Worte nicht mehr traut, dem wird auch Niemand leicht bei seinen leichtsinnigen, vielleicht schon zur Gewohnheit gewordenen Betheuerungen Glauben schenken. Ja man ist gewohnt, solchen Personen, die Alles, selbst geringfügige Sachen, hoch und theuer versichern und mit einem Schwur bekräftigen, am allerwenigsten zu trauen; und dies geschieht, wie die Erfahrung lehrt, mit Recht. Denn solche Menschen haben schon durch mehr als eine Unwahrheit, durch mehr als einen Betrug die Zuverlässigkeit ihrer Worte verscherzt.

Wer bei seiner Versicherung, die er ertheilt, Zeugen anruft und Bürgen für eine Wahrhaftigkeit aufstellt, erhöht damit die Wichtigkeit seines Wortes. Er steht nicht mehr allein; Andere sind mit ihrer Ehrlichkeit an seine Ehrlichkeit geschlossen. Hat er sie fälschlich angerufen, so läuft er Gefahr, daß ihre Aussage ihn schnell vor aller Welt zu Schanden macht. Hat er die Zeugen bestochen: seine Gefahr ist darum nicht geringer. Er ist nicht mehr Herr allein von seinen Geheimnissen; Andere wissen darum, bestochene Zeugen, falsche Zeugen, also Menschen, deren Ehrlichkeit er selbst nicht trauen darf, ohne die größte Thorheit zu begehen. Aber Menschensinn ist veränderlich. Einer oder der andere von seinen falschen Zeugen kann ihn früher oder später verrathen, sei es im Zorn, oder aus Reue über das falsche Zeugniß.

Der Eid aber ist die höchste und heiligste Art der Versicherungen, welche ein Sterblicher dem andern ertheilen kann. Es ist das feierlichste Versprechen, bei welchem man den Allwissenden, den Allgerechten zum Zeugen seiner eigenen Rechtschaffenheit und zu dem furchtbaren, ewigen Gericht über die Treulosigkeit anruft. Es ist eine schrecklich-wichtige Handlung, durch welche man nicht nur seine Ehre, seinen guten Ruf, seine Habe und Gut, sondern das Schicksal der zur Unsterblichkeit bestimmten Seele, als Bürgschaft und Unterpfand hingibt. — Eben dadurch wird der Meineid zum schwersten Verbrechen, weil der, welcher ihn begeht, sich, einem Satan gleich, von dem Vertrauen der Welt und Gottes losschwört, sich von der Kraft der göttlichen Schöpfung und des göttlichen Eigenthums muthwillig gleichsam losreißt, und einsam steht und verworfen, zwar noch in Menschengestalt, aber elender als das vernunftlose Thier, als die Pflanze und der Stein; elend und verächtlich, daß ihm besser wäre, er wäre nie von seiner Mutter geboren! Der Meineidige spielt, wie ein Wahnsinniger, mit Gott, Ewigkeit, Vorsehung und Schicksal. Er gibt mehr denn eine Tonne Goldes an Werth für ein armes Sandkorn, er gibt ein ganzes Leben für einen einzigen Athemzug!

Väter und Mütter und Erzieher, ihr Alle, denen die Bildung junger Seelen anvertraut ist, bewahrt früh schon die zarten Gemüther vor dem Leichtsinn der Worte, vor dem Mißbrauch der Versicherungen, vor dem Mißbrauch heiliger Namen!

So wie es schon an sich sehr unanständig ist, Alles, auch die geringsten Sachen mit einem Schwur zu betheuern, welches entweder von der schlechtesten Erziehung, oder von Verderbtheit der Denkart herrührt: so ist es auch im gleichen Maße gefährlich. Man muß auch den Namen des höchsten Wesens, des Unendlichen, man muß den Namen Jesu, des heiligen Welterlösers, nicht durch Gewohnheitsausrufungen entweihen und zum schnöden Zungenspiel machen. Wie will man Gott im Geist und in der Wahrheit mit tiefer Ehrfurcht anbeten können, wenn man, seinen heiligen Namen mißbrauchend, ihn bei niedrigen Gelegenheiten frech und lachend verschwendet (2 Mos. 20, 7.)? Wohin ist die Ehrfurcht für Jesum Christum, den Heiland der Welt, geflohen, wenn sein theurer Name, in welchem sich beugen sollen alle Knie, mitten im muthwilligen Gelächter erschallt? — Hier ist die Gefahr zur Irreligiosität herbeigerufen, und eben so die Gefahr des Meineides. Denn wer die Ehrfurcht und Achtung für heilige Namen längst durch Uebung verlor, wird er sie so lebhaft in dem Augenblick empfinden, wenn er sie im Eidschwur als Bürgen seiner Treue anruft?

Der Eid soll nur bei den wichtigsten Fällen und nie ohne feierliche Aufforderung geschehen. Jesus verbietet den leichtsinnigen Gebrauch des Schwurs. Eure Versicherungen sollen in Ja und Nein bestehen; was mehr gesagt wird, ist gefahrvoll. (Matth. 5, 37.) — Nur dann, wenn kein anderes Mittel mehr vorhanden ist, die Wahrheit zu ergründen; nur dann, wenn ein Sterblicher keine andere Bürgschaft mehr für seine Ehrlichkeit stellen kann, also wenn die unausweichliche Nothwendigkeit selbst gebietet — nur dann sei der Eid gestattet.

Wer sich durch eine Kleinigkeit helfen kann, soll der sogleich sein gesammtes Vermögen zum Unterpfand geben? Wer sich durch den Verdruß einiger Tage oder Jahre retten könnte, soll der sein ewiges Schicksal ins Spiel werfen? Nimmermehr! Nur wenn kein anderes Mittel, keine andere Sicherheit in wichtigen Fällen vorhanden ist, dann fordere man den Eid. Nur wenn man keine festere Bürgschaft der Treue geben kann, und man vollkommen von

der Wahrheit dessen, was zu wissen begehrt wird, überzeugt ist, darf der Christ den Eid geben.

Der Eid kann verlangt werden zur Bestätigung des gegebenen Zeugnisses von dem, was schon geschehen ist. In diesem Falle wird sich der gewissenhafte Christ wohl hüten, etwas zu betheuern, von dessen Hergang er nicht auf das Unbezweifelhafteste überzeugt ist. Er wird jede Leidenschaft von sich entfernen, und vermeiden, daß er nicht schon das blos Wahrscheinliche für Wahrheit gebe. Er wird sich daran erinnern, wie leicht uns bei manchen Vorfällen unsere Augen und Ohren täuschten, wie unser Gedächtniß uns selbst in Irrthum geführt hat. Er wird, was er als Wahrheit betheuern soll, vorher wohl und genau erforschen und bei sich überlegen, was und wie viel er als Gewißheit angeben und beschwören könne. — Seine Seele wird mit Recht davor zittern, ein falsch Zeugniß zu ertheilen, das vielleicht seinen unschuldigen Nebenmenschen in Schaden bringen kann, und seinen Richter in Irrthum führt. Seine Seele wird sich mit Recht davor entsetzen, das Falsche für Wahrheit zu geben, da sie im Augenblick des Eidschwurs nicht blos vor ihrer Obrigkeit auf Erden, sondern vor dem Angesicht Gottes steht und schwört.

Wenn es nun schon sehr schwierig ist, einen Eid über das abzulegen, was geschehen ist, was wir mit unsern Augen gesehen, mit unsern Ohren gehört, was wir wohl selbst gethan haben: so ist es noch schwieriger, durch einen Eid dasjenige zu bekräftigen, was noch geschehen soll, oder was wir leisten zu wollen versprechen. — Es schwöre diesen Eid Niemand, ohne vorher sich streng geprüft und untersucht zu haben, ob er solches Versprechen in aller Strenge erfüllen wolle und könne. Es schwöre ihn Niemand, ohne den ganzen Inhalt und Umfang der Pflicht zu kennen, welche er zu leisten übernommen hat.

Es ist vergebens, Unchrist, der du mit frecher Stirn hintrittst vor Menschen und Gott, hintrittst, menschlicher und göttlicher Gesetze zu spotten, hintrittst, deine verruchte Hand zum falschen Schwur aufzustrecken zum Himmel, und deine verbrecherische Zunge die schweren Worte des Eides stammeln zu lassen; es ist vergebens, daß du dir beim Eidschwur einen geheimen Sinn vorbehaltest; daß du in deiner Seele ganz andere Worte denkst, vielleicht das Gegentheil von denen, die du schwörend aussprichst! — Du bist des Meineides nicht rein! — Du betrogst nicht Gott, denn der Herzenskundige sah deine Falschheit, du betrogst nicht die Menschen, denn du hast ihnen die göttliche Allwissenheit zum Zeugen und deiner Seele Heil zum Unterpfand gemacht — nur dich selbst hast du betrogen. Du hast es gewagt, Ungeheuer, des menschlichen Namens unwerth, den allerheiligsten Gott zum Mitgenossen deiner schwarzen That machen zu wollen. Du hast es gewagt, den Allergerechtesten zum Hehler deiner Schande zu machen, daß er seinen heiligen Namen dazu verleihen sollte, dich zu beschönigen und die irdische Obrigkeit zu betrügen, die da ist auf Erden an Gottes Statt und von Gott selbst verordnet!

Hättest du es gewagt, Unseliger, vor den Thron eines Fürsten der Erde zu treten, den Richtern den falschen Eid zu leisten, den Monarchen zum Zeugen deiner Redlichkeit anzurufen, dein Vermögen, Habe und Gut, deine Freiheit zum Unterpfand deiner Aussage zu bieten, und im gleichen Augenblick, da du den Richtern, den Beamten des Fürsten schwörst, ihm selbst das Gegentheil und die Falschheit deines Schwurs zuzuflüstern? Hättest du es gewagt, einen Monarchen zum Mithelfer deiner Verruchtheit herabzuwürdigen, und von ihm zu begehren, diejenigen betrügen zu helfen, welche er für Recht, Wahrheit und Unschuld eingesetzt hat?

Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! ruft die heilige Schrift.

Niemand wage daher die Ablegung eines Eides, ohne vollkommen von der Wichtigkeit dieser Handlung, von dem überzeugt und belehrt zu sein, was der Eid ist, und welches die unvermeidlichen Folgen des Meineides sind!

Du schwörst — du gibst das feierlichste Versprechen, das ein Sterblicher geben kann. Du schwörst, und rufst zum Zeugen deiner Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit den alles erforschenden Gott selbst an. Du schwörst und hebst deine Finger zu dem Ewigen und Unsterblichen empor, zu dem Richter der Todten. Du schwörst, und die drei erhobenen Finger gelten dir und den gegenwärtigen Menschen, die da Zeugen deines Schwures sind, als ein Erinnerungszeichen, als ein Sinnbild der Dreieinigkeit Gottes, des Allgegenwärtigen. Du schwörest und thust im Angesichte dieses Gottes Verzicht auf seine Gnade und Liebe, wenn du falsch schwörst. Du entsagst für dich, im Fall des Meineides, der Gnade Gottes, des Vaters, deines Schöpfers, der dich zur Seligkeit berufen hatte in seine Welt. Du sagst dich los von der Gemeinschaft Jesu Christi, von seiner Gerechtigkeit und dem Verdienst seines blutigen Todes am Kreuze. Du schwörst dich los von dem Segen des heiligen Geistes, und weihest dich der Sünde und Verdammung vor Gott und seinen Geschöpfen.

Wer die Größe und Fülle des Eides kennt, muß auch vor der Möglichkeit schon zurückbeben, ihn brechen zu können.

Bilde dir nicht ein, Leichtsinniger, der du überall nur Staub und Irdisches, nirgends das Göttliche erblickst, — bilde dir nicht ein: der Eid sei doch nur bloße Formel, Erfindung von Menschen gemacht, Nothmittel menschlicher Richter, — bloßer Schall von Worten. Kennst du die Heiligkeit des Eides nicht, oder verachtest du sie: du wirst die unvermeidlichen Folgen, die dem Meineid wie ein schwarzer Schatten nachfolgen, ehren und fürchten müssen. Du wirst bekennen müssen: Ja, es ist ein Richter über den Sternen, es ist in der Geisterwelt eine ewige und eherne Ordnung, die kein Mensch bricht, und die jedem Sünder, jedem Verbrechen die Strafe unmittelbar nachsendet.

Der Meineidige, wie er sich von Gott und Seligkeit losschwört, ruft gleichsam eine ganze Hölle in seinen Lebenslauf hinein. — Und der erste Teufel, welcher ihn quält, heißt: Bewußtsein des Verbrechens; — der zweite nennt sich: Furcht vor der Entdeckung des Meineides.

Er hat sich zwar vor Menschen gerechtfertigt durch den falschen Eid — aber nicht vor dem gerechten Gott, nicht vor sich selbst. Was er auch that, er bleibt sich seinem innern Schande bewußt; und mögen ihn auch die Menschen achten: er kann nicht anders, er muß sich selbst verachten, und seine Schlechtigkeit ekelt ihn unaufhörlich selbst an. Erbärmlicher Zustand, wo der Mensch aufhören muß, sich selbst zu ehren, und wo er selbst an den Achtungsbezeugungen Anderer keinen Genuß mehr haben

kann, sondern in sich sprechen muß: „Ihr Betrogenen, wenn ihr mich kennen solltet!“ — — Dieser Zustand ist die Hölle des Gewissens.

Kann es endlich auch der leichtsinnige Bösewicht durch Kunst und Uebung dahin bringen, daß er sich wegen der Schändlichkeit seines Verbrechens beruhigt — die Furcht vor endlicher Offenbarung des begangenen Meineides kann er nie unterdrücken. Sein Leben ist eine beständige Unruhe. Er hat aus seiner eigenen Erfahrung tausend Beispiele, daß nichts verborgen bleibt.

Wie solltest du es, Unglücklicher, mit einiger Wahrscheinlichkeit hoffen können, daß deine Schande ein ewiges Geheimniß bliebe? Hast du nicht selbst den Allwissenden zum Zeugen und Richter deiner That aufgerufen? — Hast du nicht selbst seine Gerechtigkeit beschworen, den Meineid zu rächen? Hast du nicht selbst ihn feierlich angerufen, dir nicht zu helfen?

Alles hat auf die feierliche Handlung deines Eides Gewicht gelegt, Jeder beobachtet dich daher schärfer und sorgfältiger. Der geringfügigste, zweifelhafteste Umstand wird bei den Menschen hinreichend, Argwohn gegen dich zu hegen. Du bist nicht Meister aller Umstände, und deine Meineidigkeit ist verrathen, ehe du es vermuthetest. Denn dies ist die ewige weise Ordnung Gottes in der Welt, daß die Ungerechtigkeit endlich an den Tag kommen muß, und wenn man Berge über sie hinweggewälzt hätte. (Sacharia 5, 4. Maleachi 8, 5.)

Schon in den ältesten Zeiten kannte man die schrecklichen, oft schleunigen Folgen des falschen Eides, und die Beispiele, wie ein Meineid enthüllt worden ist, sind oft eben so seltsam als schauervoll. Und der Spruch des göttlichen Wortes ward wahr: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!

Du hast falsch geschworen, durch deinen Eid vielleicht deinen Nächsten Unrecht gethan, einen Unschuldigen schwer in Unglück gebracht. Der Fluch des Unglücks kommt über dich. — Du hast durch den Meineid die Obrigkeit betrogen und verrathen — beklage dich nicht, wenn das Schwert der Gerechtigkeit dich trifft!

Hoffe nicht, wenn deine Schuld schon Jahre lang geheim bliebe, sie werde immer verborgen bleiben. Das Verbrechen des Jünglings hat schon oft Rache genommen am Greise, und der Fluch gegen den Meineidigen ruht oft über seinem Grabe zum Nachtheil und Verderben der Nachkommen. Hoffe nicht, den Allbarmherzigen mit deinem Verbrechen durch Buße und Reue auszusöhnen: söhne erst die aus, denen dein Meineid hienieden Unheil stiftete — dies ist der erste Schritt zur Besserung, jeder andere nur Heuchelei. Du möchtest den Gewinn deines Verbrechens und Gottes Gnade zugleich geniessen: der Allerheiligste ist kein Gönner der Ungerechtigkeit! Gott läßt sich nicht spotten!

Auf Gottes Hilfe hattest du im Meineide Verzicht gethan — wer hilft dir, wenn deine Augen im Tode brechen, wenn dein Herz erstarrt, wenn du Alles, was du besitzest, hinter dir lassen mußt? — Du hast im falschen Eide dich losgesagt von dem Verdienste Jesu — mit welchem Verdienste geschmückt trittst du dann in die Nacht der Ewigkeit hinaus? — Als deine Zunge die falschen Worte schwur, wich von dir der heilige Geist — wer soll im schweren Gericht, das du dir selbst herbeiriefst, wer soll dein Fürsprecher sein?

Heiliger, heiliger Gott! Ich mag sie nicht ausdenken die schrecklichen Wirkungen der Selbstverfluchung; denn dies und nichts Anderes ist der Meineid! Gott der Wahrheit, wahrhaft will ich sein und bleiben vor Dir und den Menschen, daß ich nicht scheuen darf das Angesicht des Menschen, nicht deinen Alles durchforschenden Blick, nicht Deine unveränderliche Gerechtigkeit! — Dein Name werde immerdar von mir geheiligt in Wort und That, und ferne von mir sei dein Mißbrauch. Wahrhaft, treu und rein, wie Jesu Wort, sei das meinige, daß Dein heiliger Geist mich immerhin bewohne. Amen.

163.

Gewissenhaftigkeit.

Matth. 5, 37.

An's helle Sonnenlicht hervor,
Bringst Du der Zunge Sunden
Was ungeseh'n vernahm Dein Ohr,
Wird einst Dein Mund verkunden,
Und aller Augen werden seh'n,
Den, der die Treu verletzte.

Rein sei des Herzens tiefster Grund,
Ein jedes Wort aus unserm Mund
Sei Wahrheit, Weisheit, Liebe.
Und unsre Zierde: Rechtlichkeit,
Versprechen, was uns nie gereut,
Und Treu und Glauben halten.

Was ist Gewissenhaftigkeit? Das gleiche Wort wird oft zu sehr verschiedenen Dingen gebraucht, und von den Menschen auf mancherlei Weise verstanden und gedeutet. Richtige Bestimmung eines Begriffes und seiner wörtlichen Bezeichnung ist ein Beitrag zur Aufhellung des Verstandes. Und derjenige denkt am deutlichsten, welcher von jedem Ausdruck genau weiß, welche Vorstellung er damit zu verbinden haben solle.

Man nennt wohl den Menschen gewissenhaft, der über kleine Dinge, selbst über gleichgültige, verlegen wird, ob er sie thun oder unterlassen müsse. Aber ängstliche Bedenklichkeiten entspringen gar oft aus einer natürlichen Unentschlossenheit des Gemüths, und können nicht die reine Frucht derjenigen Christentugend sein, welche den Namen der Gewissenhaftigkeit verdient. Man nennt auch denjenigen Menschen gewissenhaft, der sich aus Bangigkeit vor den Höllenstrafen kein Vergehen erlaubt, und wenn er sich auf einer Sünde ertappte, oder auch nur aus Irrthum gegen seinen Willen fehlte, darüber untröstlich wird und sich mit Angst und Vorwürfen peinigt. Aber welch eine Tugend wäre diejenige, welche ohne Furcht vor Gericht und Strafe nicht da wäre, und zuletzt für das reuige Gemüth keinen Trost hätte?

Was ist Gewissenhaftigkeit? Es ist das Haben eines Gewissens, welches sich in allem unsern Thun und Lassen wirksam beweiset. Daher nennt man das Laster, welches jener Tugend ganz entgegengesetzt ist, Gewissenlosigkeit. Und was ist das Gewissen? Es ist die Erkennung des Rechts und Unrechts in unsern Gedanken, Reden und Werken.

Um Recht und Unrecht zu erkennen, muß eine gehörige Ausbildung des Verstandes vorausgehen, ohne welche die Einsicht des Bessern fehlt. Je mehr der Geist von seiner Unmündigkeit frei wird, je klarer werden in ihm die Ueberzeugungen vom Wahren und Falschen,

Guten und Bösen. Die Kraft, das Gute vom Bösen zu unterscheiden, liegt aber in jeder menschlichen Natur. Die Stimme des Gewissens ertönt daher unter allen Völkern, auch unter denen, die niemals Jesu Stimme hörten. Des Gesetzes Werk ist beschrieben in ihrem Herzen, sintemal ihr Gewissen sie bezeuget, dazu auch die Gedanken, die sich unter einander verklagen oder entschuldigen. (Röm. 2, 15.)

Je deutlicher die Erkenntniß des Erlaubten und Unerlaubten ist, je lebhafter und bestimmter spricht das Gewissen. So sollte denn unter Christen, welche die reinsten Unterweisungen durch Jesum empfingen, das Gewissen am zartesten jede Uebertretung empfinden. Wo nun ein schnelles und feines Gefühl des Bessern statt findet, ist schon eine hohe Veredelung des Geistes. Aber an der Erkenntniß ist es nicht genug: der Geist muß Kraft haben, sie ins Leben zurückzubringen. Die Gesetze des Gewissens, das heißt, die Ueberzeugungen vom Wahren und Falschen, Guten und Schlechten, sind die allgemeinen Gesetze der Geisterwelt. Wer ihnen gehorcht, der gehorcht keinen fremden, sondern seinen eigenen Gesetzen, der ist gewissenhaft. So ist denn Gewissenhaftigkeit nichts Anderes, als Treue gegen unsere innern Ueberzeugungen; der gewissenhafte Mann ist sich selbst treu, und wird nicht zum Verräther an dem, was er für recht und gut hält.

Diese Tugend — das unverkennbarste Zeichen eines hohen vergöttlichten Gemüthes — äussert sich in jedem Gedanken, in jedem Wort, in jeder That. Doch den Gedanken nimmt nur der Allwissende wahr; der Mensch hört vom Menschen nur das Wort, sieht nur seine That, und beurtheilt ihn nach diesen. Daher nennen wir im gemeinen Leben schon Denjenigen gewissenhaft, der nie gegen seine bessern Ueberzeugungen handelt. Aber auch seine Ueberzeugungen kennen wir nur erst aus seinen Worten. Wer also einmal sein Wort gab, und diesem treu blieb; wer um alles Gut der Welt es nicht wagen möchte, eine übernommene Verpflichtung zu brechen; wer den einmal geleisteten Eid nicht umgehen möchte auch in den scheinbar unschuldigsten Dingen: den bezeichnen wir als einen Gewissenhaften. Er ist sich selbst und seinen Ueberzeugungen und Worten getreu. Er würde sich mit sich selbst nicht versöhnen können, wenn er einmal Thaten beginge, die mit seinen innern Gesetzen im Widerspruch ständen.

So wird es mir nun leicht, einzusehen, wer den Namen eines Gewissenlosen verdient. Zwar ohne Gewissen, ohne Gefühl des Rechts und Unrechts, ist kein Sterblicher; dies Gefühl kann nie vernichtet werden, es bleibt auch eisern in der Brust des ruchlosesten Böse-wichts stehen. Aber nur zu oft wird seine Stimme von andern sinnlichen Gefühlen überschrien. Der nur nach leiblichen Vortheilen begierige Sinnenmensch handelt nicht nach seinen Ueberzeugungen, sondern nach seinem Nutzen im bürgerlichen Leben. Er ist mit dem, was er für recht hält, und dem, was er thut, in immerwährendem Widerspruch. Er ist sich selbst nicht treu, um wie viel weniger also andern Menschen. Für einen Vortheil im Leben opfert er Schwur und Wort auf, das er gab; opfert Freunde und Fremdlinge, Unschuld und Ehrlichkeit auf, und lacht selbstsüchtig über das Erstaunen derer, die nicht begreifen können, wie ein vernünftiger Mensch mit seinen bessern Ueberzeugungen so im offenbarsten Zwiespalt leben könne. Sein Verspotten der einfachsten und heiligsten aller Grundsätze, deren Richtigkeit er übrigens weder abläugnen will, noch kann, macht ihn nur um so schrecklicher. Er ist ein sittliches Ungeheuer. Er handelt, als hätte er gar keine Erkenntniß vom Recht. Daher nennt man ihn füglich gewissenlos.

Verfolge ich die Vergleichung des Gewissenhaften mit dem Gewissenlosen noch mehr, so wird mir der Glanz jener Tugend, und die Abscheulichkeit dieses schwarzen Lasters nur deutlicher.

Jener, weil er nie anders, als seinen Grundsätzen gemäß, redet und thut, ist sich in allen Handlungen und Verhältnissen seines Lebens selbst gleich. Ohne Mühe kann Jeder von ihm voraussagen, wie er bei seiner bekannten Gewissenhaftigkeit in diesem oder jenem Fall sich betragen werde. In der ganze Geschichte seines Lebens ist Plan, Ordnung, Folgerichtigkeit und innere Harmonie. Er gab sein Wort: nun folgt diesem treu die That, wie ein Schatten. Er will rechtes Maß und Gewicht geben: nun ist Betrug und Bevortheilung unmöglich. Er hat Hilfe zugesagt: nun leistet er sie, wäre es auch zu seinem eigenen Nachtheil. Denn er schätzt seine Gemüthsruhe, die stille Uebereinstimmung mit sich selbst, höher, als jeden andern Nutzen. Er weiß, jene bleibt ihm ewig, dieser aber hängt von veränderlichen Zufällen ab. So ist der Gewissenhafte ein Bild innerer Vollendung; sein Inneres ist eine eigene, von allen äussern Dingen unabhängige, nach ewigen Gesetzen geordnete und regierte Welt; er ist gleichsam ein Gott in dem Reich seiner Empfindungen, Gedanken und Thaten, der da allein herrscht mit fester Hoheit. — In der Handlungsart des Gewissenlosen ist keine Stetigkeit, sondern ein unaufhörliches Abändern. Ihn leiten nicht unwandelbare Grundsätze, sondern die täglich verschiedenen Umstände. Er fragt nicht nach Recht und Unrecht, sondern: was ist mein Nutzen? Eine Summe Goldes, die zu gewinnen ist, hat mehr Werth für ihn, als Treu und Glauben. Er schließt heute die zärtlichste Freundschaft, morgen schämt er sich derselben, weil er in andere Verhältnisse gekommen ist. Heute schwört er bei Allem, was ihm und Andern heilig ist; morgen lächelt er darüber, weil er einen Vortheil dabei findet, den Schwur nicht zu halten. Er sieht ein, daß Andere durch seine Untreue unglücklich werden, aber er ist zufrieden, daß er erlangt hat, was er begehrte, und läßt die Andern für sich selbst sorgen. So stellt uns der Gewissenlose das Bild einer ewigen Zwietracht mit sich selbst dar; er hat keine Ruhe in sich, keinen bleibenden Gedanken; sondern die Gedanken und Absichten werden ihm erst von dem Spiel seiner äussern Umgebungen mitgetheilt. Er ist unzuverlässig für Jedermann, da er sich nicht auf sich selbst verlassen mag.

Beim ersten Anblick sollte man glauben, je gewissenloser der Mensch sei, je freier sei er; aber er ist der wahre Sklave. Man sollte glauben, der Gewissenhafte, den seine Ueberzeugung und sein Wort bindet, beschränke sich selbst in dem köstlichsten Gut, welches die Menschheit hat, in der Freiheit, — aber er ist in der That der freieste unter allen Sterblichen.

Wer ist denn frei? Derjenige, der Niemandem gehorcht, als sich selbst, und thut, was er will. Folglich ist derjenige Geist frei, der keinen fremden Geboten gehorcht, sondern nur das thut, was ihm seine eigenen Gesetze gebieten. Er ist nur Unterthan von sich selbst. Welches ist aber das Gesetz des menschlichen Geistes?

Es ist das Gewissen. Wer nun nicht nach fremden Ueberzeugungen urtheilt, sondern nach eigenen; wer nicht nach fremden Grundsätzen handelt, sondern nach eigenen; genießt der nicht die vollste Freiheit? Fremd aber ist dem Geiste das Irdische, denn es gehört ihm nicht, er behält es nicht, es ist von ganz anderer Natur, als die seinige. Er steht also erst dann in voller Freiheit da, wenn er sich weder von Drohungen ausser ihm noch von Lockungen bewegen läßt, nach fremdem Willen zu thun, und nicht nach seinen Ueberzeugungen; wenn weder leibliche Bequemlichkeiten und Vergnügungen, noch häusliche Vortheile oder allerlei Nutzen in bürgerlichen Verhältnissen ihn zwingen können, das zu thun, was sein Gott nicht will und nicht wollen kann, weil es unrecht ist. Mag immerhin gesagt werden: der Gewissenhafte ist doch ein Sklave seines Wortes, ein Sklave seiner Grundsätze. Was heißt dies? Er sei sein eigener Sklave, und der keines Andern. Wer aber sich selbst gehört, und keinem andern Dinge ausser ihm: ist er ein Sklave zu heißen? Er ist der Freieste. Wer sonst könnte also genannt werden?

Der Gewissenlose freilich scheint noch freier zu sein; ihn scheint nichts zu fesseln, keine Furcht vor Gott und Menschen, keine Pflicht, keine Ehre, sein eigenes Wort nicht. Ja, frei ist der Gewissenlose, frei, wie das in den Strom der spielenden Wellen geworfene Blatt. Es hat keinen Stillstand, es bändigt die Wogen nicht, es wankt nach allen Richtungen, es hebt sich wie sie sich heben, es sinkt, wie sie sich senken. So ist denn auch er ein Spiel der Lebensfluthen, ohne Selbstständigkeit. Ihm gehören nicht die Umstände, sondern er ist ihr Geschöpf. Nach ihnen ändert er Meinung und Begierde. Heute ist er Wollüstling, morgen verstößt er das Opfer seiner viehischen Lust, weil er nach andern Vortheilen haschi. Immer sind es die aus seinem Fleisch und Blut aufsteigenden Gelüste, die seinen Geist beherrschen, aber der Geist ist ohne Macht über sie. Immer ist er der Sklave seiner Geldsummen, seiner Sucht nach Ansehen vor den Leuten, seines rohen Geschlechtstriebes, seines lüsternen Gaumens, seiner kostbaren Kleider und Teppiche — immer der Sklave des gegenwärtigen Augenblicks, des gegenwärtigen Nutzens, der gegenwärtigen Laune. Ihm allein gehört er mit allen seinen Empfindungen und Wünschen, durch sie allein wird sein Wille geleitet. Verdient er den Namen eines Freien? O so ist auch das rohe Thier frei, welches, ohne Kenntniß des Bessern, thut, wie Naturtriebe zu thun zwingen. Nein, er ist Sklave! Oder wer könnte sonst so genannt werden, als der, welcher nicht einmal Meister seiner eigenen Empfindungen und Begierden ist, und beständigen Hochverrath gegen sich selbst und Untreue gegen sein mißbilligendes Gewissen begeht?

Gewissenhaftigkeit ist also nicht sowohl eine eigene Tugend, als vielmehr die Krone aller zu nennen, in welcher sie erscheinen: es ist der Inbegriff der in einem Menschen vorhandenen Vollkommenheiten, es ist das wahre Leben des wirksamen Geistes, es ist die Bezeichnung seiner Herrschaft über das Irdische, es ist der Name seiner Vollendung und der Glanz seiner eigenthümlichen Freiheit. Wer gerecht handelt, wer seine Pflichten vollstreckt, ist gewissenhaft. Wer nichts als seine Grundsätze hört, wer nicht um eines niedern Nutzens oder Vergnügens willen sie beseitigen mag, wer seinem bessern Selbst nicht untreu sein kann; der ist gewissenhaft, ist in sich vollendet, ist erhabener als die Sinnenwelt, ist wahrhaft ehrwürdig und wahrhaft frei. Nach dieser Hoheit zu streben ist aller Geister Ziel, ist der Christen Zweck. Ohne Gewissenhaftigkeit ist das Christenthum eine thörichte Heuchelei, ein todtes Lippenwerk, ein Selbstbetrug. Es ist nicht genug, ein Gewissen zu haben — es muß Alles nach dem Gesetze des Gewissens gethan sein. Wie jede Tugend einen niedrigen oder höhern Grad der Vollkommenheit erlangen kann: so auch diese. Zwei Dinge gehören zur christlichen Gewissenhaftigkeit: Erkenntniß des Wahren und Guten, und Stärke des Geistes. Beide müssen wir in uns erhöhen, wenn Selbstvollendung für die Ewigkeit unsers Daseins für uns den höchsten Werth hat.

Erweitere und berichtige also deine bisherige Erkenntniß des Wahren und Guten. Niemand kann stolz genug sein, von sich zu glauben, er wisse schon hinlänglich Gutes vom Bösen, Sünde von Tugend zu unterscheiden. Nein, auch hier ist, wie in Allem, ein Fortschreiten vom Geringern zum Bessern möglich. Zwar selbst das Kind weiß im Allgemeinen, was Recht und Unrecht ist, aber es hat theils noch zu wenig deutliche Begriffe, theils zu wenig Erfahrung, und wird daher zuweilen irrig in der Anwendung seiner Vorstellungen vom Guten und Bösen, oder wohl gar zweifelhaft, was in diesem oder jenem Falle recht gethan sei. Mit den wachsenden Jahren erweitern sich seine Ansichten und berichtigen sich seine Vorstellungen. So kann auch der gereifte Mann noch immer sein Gefühl des Rechts und Unrechts verfeinern.

Im Gewühl des täglichen Lebens wird ohnedem leicht eine oder die andere unserer Erkenntnisse dunkler und gleichsam zurückgedrängt in den Hintergrund der Seele. Man ist sich nicht immer mit gehöriger Deutlichkeit bewußt, wie man hie oder da nach strengster Pflichtmäßigkeit handeln könne. Man handelt also, ich will nicht sagen leichtsinnig, aber doch oft nur allgemein und dunkel auf Gerathewohl hin, und fühlt erst nachher bei ernstlicherm Nachdenken oder bei Wahrnehmung des entstandenen Uebels, wie man zugleich edler hätte denken und thun können. Darum ist es auch dem gebildeten Christen, auch dem gelehrtesten Manne keineswegs überflüssig, von Zeit zu Zeit in Stunden, die der Belehrung und Heiligung des Gemüths geweiht sind, religiöse Bücher zu lesen, worin die menschlichen Pflichten auseinandergesetzt sind; keineswegs überflüssig, den der Gottesverehrung geweihten Christenversammlungen beizuwohnen, wo man sich mit Auslegung des göttlichen Wortes beschäftigt. Denn Vieles, was uns mit der Zeit dunkel und vergessen geworden, wird da unvermuthet wieder vor unsere Aufmerksamkeit hingestellt, und mancher entschlummerte Gedanke erwacht zu neuer Thätigkeit. Lernen wir aus frommen Büchern oder aus anzuhörenden Predigten auch nicht immer etwas Neues, so füllen sie uns doch gewiß mit einer neuen Erinnerung, und reizen die Kraft unsers Geistes von einer Seite, wo sie aufgehört hatte, besonders thätig zu sein. Dies ist aber um so mehr der Fall, da auch Personen von der besten Erziehung oft in ihren Begriffen von Recht und Unrecht, von Würdigkeit und Unwürdigkeit durch Vorurtheile irre und schlaff werden, Vorurtheile, die mit den Zeiten herrschend werden und wieder mit ihnen untergehen. Oft wird unser Zartgefühl durch Gewohnheit, Mode und täglichen Anblick des Schlechtern abgestumpft. So ist es erklärlich, daß Jungfrauen, deren Herz vielleicht noch kein unreiner

Gedanke befleckte, alles Gefühl für Sittsamkeit dermaßen verlieren können, daß sie sich, einer schlüpfrigen Mode zu gefallen, die etwa von gefallsüchtigen Dirnen in großen Städten erfunden ward, unanständige Entblößungen erlauben, welche selbst der Blick der Männer verabscheut.

Der Besuch des öffentlichen Gottesdienstes, das Lesen erbaulicher Schriften ist also des gelehrtesten Mannes würdig. Er gibt dadurch in edler Bescheidenheit zu erkennen, daß er sich nicht für vollendet halte; daß in seiner Erkenntniß vom Zusammenhang und den Grenzen der Pflichten noch manches Verworrene zu berichtigen sei, über welches ihm selbst Muße und Anlaß fehlte, reiflich nachzudenken; daß manches Vergessene wieder lebhafter ins Gedächtniß zu bringen sei, welches ausserdem versäumt geblieben sein würde; daß manches Gefühl für das Edle und Gerechte in ihm noch gereinigt werden könne, welches durch Vorurtheil, Gewohnheit und Mode an Lauterkeit verloren hat.

Je heller und vielseitiger und bestimmter nun unsere Erkenntniß des Guten und Wahren ist, je größerer Zartheit und Schärfe ist unser Gewissen fähig, je näher an das Vollendete grenzt der Geist. Beschränkt und roh, wie die Einsicht des unwissendsten Wilden in der Wüste, ist sein Gefühl von Recht und Unrecht. Menschen von besserer Erziehung erlauben und verzeihen sich nicht leicht, was der Ungebildete begeht, ohne sich anstößig vorzukommen. Ein Trunkenbold zu sein, hält dieser oft kaum für Schande; einen hinterlistigen Betrug, der ihm nützt, kaum für ehrlos; Zorn und Mißhandlung seiner Hausgenossen kaum für Sünde. Er ist zu sehr dem Vieh benachbart, um sich darüber einen Vorwurf machen zu sollen; seine Geisteskraft ist zu wenig entwickelt, seine Einsicht zu beschränkt. Erweiterung und Berichtigung unserer bisherigen Erkenntniß des Wahren und Guten ist also die erste Bedingung, ohne welche keine ächte und zartfühlende Gewissenhaftigkeit gedenkbar ist. Aber die todte Einsicht allein vermag nicht Alles. Wir finden im gemeinen Leben nur allzuhäufig, daß weder alle Hörer, noch alle Lehrer des göttlichen Wortes Thäter desselben sind, daß Leute von den vortrefflichsten Einsichten die meisten Schwächen tragen, ja zuweilen die gewissenlosesten Diener ihrer Sinnlichkeit sind. Es fehlt ihnen, was oft bei den Minderunterrichteten in bewundernswürdiger Macht prangt: Seelengröße, Kraft des Gemüthes.

Vergrößere und erweitere die Stärke deines Geistes gegen alles Irdische; ohnedem ist keine Gewissenhaftigkeit möglich. Was fruchtet das vortrefflichste der Gesetzbücher ohne Vollziehung? Ist dein Geist nicht kräftig genug, seine Ueberzeugungen von dem, was wahr und gut ist, siegend zu machen gegen die Begierden des Körpers; was helfen ihm die schönsten Ueberzeugungen? Sie vergrößern seine Verdammungswürdigkeit, und machen ihn sich selbst, wie Andern, nur zu einem um so verhaßtern Schauspiel.

Stärke aber wächst nicht durch Unterricht, sondern allein durch Uebung. Wer täglich das Schwere trägt, dessen Schulter wird endlich mächtig, auch das Schwerere zu heben, worüber der Schwächling erstaunt.

Uebe dich also ununterbrochen, nach deinen bessern Ueberzeugungen zu wollen und zu handeln, und nicht nach den Einflüsterungen deiner ungerechten Begierden, deiner eigensinnigen Launen. Uebe dich täglich, deine äussern Thaten in vollkommene Uebereinstimmung mit deinen Begriffen von dem, was recht ist, zu bringen. Frage nie zuerst, wenn du einen Entschluß nehmen willst: ist es nützlich? sondern frage vor allen Dingen: ist es recht? Horche auf deines Gewissens Urtheil; es wird dir stark und unverhohlen sprechen. Und ruft es dir zu: Thue nicht also! es ist unedel! du würdest es nicht vor den Augen der ganzen Welt thun, nicht vor den Augen deiner edlern Bekannten, ohne vor Scham zu vergehen! — — dann verlasse den vom Gewissen verdammten Wunsch; dann frage dich nicht noch hintennach: aber würde es dich erfreuen: würde es Vortheil einbringen? Nein, was an sich schändlich ist, mag keinen Christen, mag kein edles, der Unsterblichkeit würdiges Gemüth wahrhaft erfreuen; was unrecht ist, wird nie Vortheil bringen. Wer nach Nutzen und Vergnügen fragt, wenn sein Gewissen schon den Stab über den gräuelvollen Gedanken gebrochen, der ist schon im Begriff, voll Niederträchtigkeit seine Seele und ihren angebornen Adel um eine flüchtige Lust feilzubieten.

Uebe dich täglich, dir selbst treu zu sein. Zwinge deine Lippen, nie anders zu reden, als du in dir denkst. Wir sollen zwar nie Alles unbedachtsam hinsagen, was wir denken; aber wir sollen das denken, was wir sagen. Und wie das Wort deines Mundes eine treue Abspiegelung deines Gedankens ist, so sei deine That gleichsam der entfernte Widerhall deines Worts. Uebe dich, dir nichts zu erlauben, was du für unerlaubt hältst; nicht über die zarten Grenzlinien der Pflicht hinauszuschreiten. Und wenn es jemals aus Unwissenheit und Irrthum, oder aus Uebereilung und allzugroßer Lebhaftigkeit geschehen wäre, ruhe nicht, bis du das Unrecht vollkommen vergütet, und die Harmonie zwischen deinen Thaten und Grundsätzen hergestellt hast. Dies heißt gewissenhaft sein!

Uebe dich, im Leben nichts für schön zu halten, als das Gute; nichts für nützlich, als das Wahre, nichts für vergnügend und ergötzlich, als das Erlaubte; nichts für ehrenvoll, als das Gerechte; nichts für beneidenswürdig, als die Tugend; nichts für Unglück, als die Sünde! In dieser Uebung wird dir göttliche Stärke erwachsen, und du wirst Augenblicks erfahren, da du, Herr im Sturm der Sinne, über die Vorurtheile, Schrecken und Freuden der Welt erhaben, die höchste Seligkeit empfindest, deren das menschliche Gemüth unterm Himmel fähig ist: Harmonie des Geistes mit sich selbst, mit der weiten Schöpfung, mit Gott, dem Schöpfer.

Und immer kehre ich wieder zu Dir zurück, o Jesus Christus! Denn wenn ich des Hochvollendeten gedenke, zu welchem Menschennatur emporzureichen vermag, wie kann ich da anders, als auf Dich hinblicken! Gewissenhaftigkeit war der große Grundzug im Gemälde Deines Lebens, und brachte darin die bewundernswürdige Einheit und Größe hervor. Dein erstes öffentliches Wort, wie das letzte, welches du sterbend vom Kreuze herab sprachst, waren Aeusserungen der gleichen Denkart, und zeugten für die hohe Unveränderlichkeit Deines Sinnes. Gewissenhaftigkeit leitete Dich durch Verfolgung und Tod siegreich, die göttliche Sendung an das Menschengeschlecht zu vollbringen. In jeder Deiner Reden war ein Wiederklang Deiner Ueberzeugungen, in jeder Deiner Thaten ein Wiederklang Deiner Reden. Was Du versprachst, ward erfüllt. In göttlicher Selbstständig-

keit waren für Dich Lust, Ehre, Würden, Güter und Vortheile nur Nebendinge. Unabhängig vom Irdischen, ohne den zweckmäßigen Gebrauch desselben zu verachten, bewiesest Du Dich in jener Freiheit, die das Eigenthum des Himmlischen ist, und aller Fesseln, aller Foltern spottet, und aller Tode!

Mit Deiner Gewissenhaftigkeit will ich Dir folgen, daß ich, eins mit der Tugend, eins werde mit Dir, o Jesus, und eins mit dem Vater im Himmel, der mir seine heiligende Kraft verleihen wolle, mir Schwachen. Amen.

164.

Der Kuß des Verräthers.

Luk. 22, 48.

Durch hohe, stille Redlichkeit
Wird, Herr, Dein Bild in mir erneut,
Verklärer meine Seele.
Gib, Gott, daß ich, von Heuchelei,
Von Trug und Lüge immer frei,
Nur Wahrheit mir erwähle.

Wer Christi Sinn recht kennen lernt,
Der hält sich vom Betrug entfernt,
In Worten, wie in Thaten.
Wer heut noch Judas Kuß versteht,
Und seinen eignen Freund verräth,
Hat Jesum selbst verrathen.

Wenn ich mir den Lebenslauf Jesu vergegenwärtige, ergreift mich jedesmal eine wundersame Empfindung. Ich erblicke darin das Höchste und Tiefste des gesammten menschlichen Wesens. Was die kühnste Einbildung des weihevollsten Dichters, der Scharfsinn und die Weltkenntniß des größten Weltweisen nicht hätte ersinnen können: das liegt im Leben Jesu, als geschehene Thatsache, wahrhaft, anspruchlos und klar da. So oft ich die Worte des Evangelisten lese oder höre, ist mir's, als spräche der Geist Gottes mit den Lippen eines unschuldigen Kindleins zu den Jahrtausenden. Ich erblicke in dieser Lebensgeschichte gleichsam die Lorbeer- und Dornenkrone der ganzen Menschheit; hier, in einem Kranze vereint, die kleinsten und höchsten Tugenden, deren das Herz der Sterblichen fähig ist; und wieder in einem Kranz verschlungen alles sündige Wesen der Menschen, von der kleinsten Schwäche bis zum empörendsten Laster und Verbrechen. So mußten auf die Tage Jesu die blendendsten Lichter, die dunkelsten Schatten zusammentreffen; denn diese Tage waren die wichtigsten der Menschenwelt, die Scheidelinie zwischen Alterthum und neuem Zeitgeist, das Brechen zwischen Nacht und Tag.

Wie würde ich enden, wenn ich diesen großen Stoff beschreiben und erschöpfen wollte, wenn ich schildern wollte, wie der erhabene Dulder immer größer, immer herrlicher wurde, je größere Verbrechen ihn mit Leichtsinn, Haß oder Undank verfolgten! Aber am göttlichsten war er, da das Laster am teuflischsten wurde. Er war es, da Judas, sein eigener Schüler, in der Schreckensnacht zu ihm kam an der Spitze seiner Verfolger, und ihn küssend verrieth, und Jesus, noch immer liebend, ihm die abscheuliche That nur mit den schonenden Worten vorwarf: Juda, verräthst du des Menschen Sohn mit einem Kuß? (Luk. 22, 48.) Er war es, da er am Stamm des Kreuzes noch mit flehenden Lippen für seine Feinde betete; auch für Judas hat er gebetet.

Christus hatte den stolzen Hohn der Sadducäer, den Haß und Neid der Pharisäer, die Verleumdung seiner reinsten Thaten, den Undank des Volks — Alles, was das Erdenleben für gewöhnliche Menschen Bitteres hat, erfahren; endlich auch das Allerbitterste: Verrath durch seinen eigenen Freund, seinen Jünger, den er mit Wohlthaten überhäuft hatte, Verrath durch einen seiner Lieblinge — die Menschheit schandert! Jedes Laster hat seine eigenthümliche Schande; aber Verrätherei, als Keim aller Laster, vereinigt auch die Abscheulichkeit aller in sich. Sie entspringt aus verderbtem Gemüth, um die öffentliche Verachtung zu ärnten. Es ist Sprichwort fast aller Völker: man kann das Verrathen lieben, aber den Verräther haßt man. Es ist diese Art des Vergehens allen Menschen so ekelhaft, daß es, selbst wo es auf die gelindeste Weise begangen wird, ohne Entschuldigung, und ein Gegenstand der Verachtung bleibt, ungeachtet man doch wohl oft andere Fehler noch gern zu bemänteln oder mit zärtlichen Namen zu verzieren sucht. Selbst da, wo der Verräther Niemanden, als sich selbst, schadet, wird er verhöhnt.

Dieß ist der Fall, wenn Jemand an seinen eigenen Geheimnissen oder Vortheilen zum Verräther wird durch unzeitiges Plaudern. Man benutzt seine unüberlegten Reden, oft ihm selbst zum Verderben, aber verspottet ihn, und hütet sich, mit ihm in näherer, vertrauterer Berührung zu stehen. Denn wer nicht stark genug ist, dasjenige zu verschweigen, was seine eigene Person angeht: wer darf dem das Fremde anvertrauen? Diese unbesonnene Ausplauderei hat immerdar einen unedeln Ursprung. Sie entstammt, wo nicht immer einer wirklichen Beschränktheit des Verstandes, doch einer geheimen Leidenschaft, welche mächtig genug ist, den Verstand für Augenblicke zu lähmen, und zu Unbesonnenheiten zu verleiten. Bestehe nun diese Leidenschaft in neidischer Schmähsucht oder in der Eitelkeit und thörichten Begierde, sich Andern durch das, was man zu sagen hat, recht wichtig zu machen, oder auch nur in einem wahrhaft kindischen Leichtsinn; jederzeit bleibt der Selbstverräther ungeliebt, ohne Vertrauen, als ein widersinniger Feind seiner eigenen Ehre, seines eigenen Glücks.

Doch ungleich schwärzer steht die Seele desjenigen da, der Geheimnisse oder Angelegenheiten, die besser verschwiegen, als aller Welt offenbart wären, von andern Personen bekannt macht. Es ist kaum ein großer Unterschied zu machen, ob solche Angelegenheiten dem Ausplauderer zufällig bekannt, oder ihm ganz besonders anvertraut worden sind. Im ersten Falle hatte er kein Recht, das, was Sache, Angelegenheit und Eigenthum seines Nächsten war, und was dieser seines Nutzens willen nicht offenkundig werden lassen wollte, ihm zu entreissen, und aller Welt mitzutheilen; im andern Fall hatte er die Zuversicht seines Mitmenschen, seines Vorgesetzten oder Untergebenen gemißbraucht und ein gegebenes Wort gebrochen. Er opfert selbstsüchtig den Vortheil des Andern seinem eigenen Nutzen auf, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß der Schaden des Andern ungleich bedeutender sein kann, als der eigene Gewinn. Aber wann achten verworfene Seelen auch nur auf die

einfachsten Grundsätze der bloßen Lebensklugheit? Judas verkaufte das Leben seines Vaters, Bruders und Wohlthäters um den Gewinn von dreißig elenden Silberlingen.

Freilich aber, die Lebensklugheit edler und guter Menschen ist himmelweit von der Lebensklugheit feiler Bösewichter verschieden. Jene wollen keinen Nutzen ohne Rechtlichkeit, diese keine Rechtlichkeit ohne Nutzen. Jene berechnen die Zukunft, diese hangen vom Augenblick der Gegenwart ab. Jene sind daher in ihren Handlungen folgerecht, und können es sein; diese hingegen leben mit ihren Thaten und Grundsätzen im ewigen Widerspruch, gleichen sich keinen Tag, und können es nicht anders.

So tief ist an manchen Orten die Menschheit verderbt, daß sie die Klugheit des Lebens nur in einem Gewebe von Ränken, Betrügereien, Umtrieben, Heucheleien und freundlichen Bosheiten erblickt, und die Verrätherei, welche sich selbst mit lauter Stimme verflucht, zu einer Art von Kunst erhöht. Und wofür diese Abscheulichkeiten alle, welche den reinen Genuß jeder Freude, allen Frieden des Gemüths, das gesammte eigene Leben vergiften? — Um einem Großen sich gefällig zu machen; oder um Andere in seiner Gunst zu stürzen; oder ein Amt zu erkriechen, zu welchem eigenes Verdienst keine Berechtigung und Hoffnung gibt; oder um ein Stück Geldes zu erbeuten oder irgend eine andere Auszeichnung. Da lächeln sich erklärte Gegner mit süßlicher Höflichkeit an, und umschleichen einander schmeichelnd in schlangenhafter Geschmeidigkeit; da schwören sie einander Liebe und Treue, ohne daß weder der, welcher den Schwur gibt, noch der, welcher ihn empfängt, daran glaubt; da lauert und belauscht man sich in Worten, Blicken und Geberden, um eine schwache Seite, ein Geheimniß zu erspähen; da wechselt man, einander gegenüber, Versprechungen und gleisnerische Liebkosungen, um sich gegenseitig offenherzig zu machen, damit man endlich Verräther werden könne, sobald man auseinander geht. Der heißt der Gewandteste, der Klügste, welcher in seiner wahren Denkart der Undurchdringlichste, in schlauen Nachstellungen der Beharrlichste, in Ueberlistungen der Glücklichste ist. Wehe, welch eine Lebensklugheit! — Sie gibt uns ein Gemälde der Hölle.

O, es lebt noch mancher Judas, der das Allerheiligste um dreißig Silberlinge verkaufen kann! Es wird noch mancher Judaskuß von den Lippen der Falschheit geküßt!

Du hast diesen Kuß geküßt, Treuloser, der du in langer Vertraulichkeit mit einem Freunde leben, dann aus Eigennutz und Selbstsucht gegen ihn erkalten, hingehen konntest, seiner Offenherzigkeit zu spotten, seine Geheimnisse zu enthüllen, seine Ehre zu zerstören! — Du hast diesen Kuß geküßt, Ehebrecher, den nach einem fremden Weibe gelüstet; der die heiligen, vor Gottes Altar geschwornen Eide vergaß an einem fremden Herzen, und die Gattin liebkosete, um ihr deine Ruchlosigkeit, deinen Meineid zu verbergen. — Du hast diesen Kuß geküßt, Wollüstling, der du voll Geilheit ausgingst, eine Unschuld zu verführen, und Ehre und Glück eines harmlosen Lebens zu verrathen. Mit deinen Liebkosungen lieferteſt du ein unglückliches Wesen der Schande, der öffentlichen Entbehrung, vielleicht dem Blutgerüst, gewiß aber den schmerzlichsten Gewissensbissen aus. — Du hast diesen Kuß geküßt, Heimtückischer, der du mit einer lächelnden Miene demjenigen naheſt, den du im Herzen beneideſt oder haſſeſt, dem du Fallstricke legſt und Gruben gräbſt, die du ihm mit heuchlerischem Schönthun verbergen möchteſt, damit er desto sicherer untergehe! — Du haſt dieſen Kuß geküßt, schamloſer Betrüger, der du mit glatter Zunge Lügen und Schmeicheleien ausſpendeſt, um dich durch Uebervortheilung deines Nebenmenſchen zu bereichern.

Die Abscheulichkeit des Verraths steigt in gleichem Verhältniſſe, je größer die Verpflichtungen von Liebe und Dankbarkeit des Verräthers gegen diejenige Perſon ſind, die er zu verrathen die Bosheit hat. Daher empört es das Innerſte, wenn man einen Menſchen zum treuloſen Verräther deſſen werden ſieht, der ihn mit Wohlthaten beglückte, der ihm zu Ehren oder Vermögen, oder auch nur zur Fähigkeit half, ſich eine beſſere Laufbahn zu eröffnen. Eine ſolche That könnte ſchwachen Gemüthern alles Vertrauen zur Menſchheit rauben. — Ach, und iſt ſolcher Undank in unſern Tagen unerhört? — Iſt es ganz unerhört, daß Kinder ungerathener Art aus Habſucht oder Stolz ſich gegen ihre eigenen Aeltern auflehnen, gegen diejenigen, denen ſie leben, Jugendfreuden, Erziehung, Geſchicklichkeit und glückliche Verhältniſſe danken? Iſt es unerhört, daß ſie dieſelben verfolgen und deren Feinden verrathen können? — Mag auch irgend ein Zwiſt endlich die Herzen des Sohnes und Vaters, der Mutter und Tochter, oder des Gatten und der Gattin von einander entfernt haben, — auch die bitterſte Kränkung, auch die größte Beleidigung kann nie groß genug ſein, die Werke früherer Liebe vergeſſen zu machen, und Verrath an einem Herzen zu entſchuldigen, dem wir ehemals theuer waren.

Darum wird unter allen Nationen des Erdballs keine Art öffentlicher Vergehungen für entehrender und fluchwürdiger gehalten, als Verrätherei am Vaterlande. Das Vaterland iſt die Heimath der großen Familie, unter deren Schirm und Pflege wir geboren, in deren Anſtalten wir zu brauchbaren Menſchen erzogen, durch deren Geſetze wir im Genuß unſers Eigenthums, im Beſitz oder Empfang von Erbſchaften geſchützt, durch deren öffentliche Einrichtungen wir in den Stand geſetzt wurden, uns wie Andern nützlich zu werden. Aufforderungen zur Dankbarkeit genug! — Aber in dieſer großen Familie leben unſere Brüder, Schweſtern, Aeltern, Blutsverwandte, Jugendgeſpielen und Freunde. Hier wurden uns durch die Zuneigung und Güte unſerer Mitbürger, unſerer Vorgeſetzten und Untergebenen viele glückliche Tage und Stunden gegeben. Aufforderungen zur Liebe genug! — Wie muß die Denkart des Menſchen beſchaffen ſein, der aus Rachſucht oder Ehrgeiz, aus Geldbegierde oder Feigheit die ganze Summe ſeiner theuern Pflichten aufopfert, und Verräther an Allen wird, die ihn liebten, und die er einſt liebte! Wie muß die Denkart des Menſchen beſchaffen ſein, der tauſend unſchuldige, ihm ganz unbekannte Perſonen in das allgemeine Unglück hinabſtürzt, welches die Feinde des Vaterlandes bisher gegen daſſelbe vergebens zu bereiten ſuchten? Wie kann er vor ſeinen Mitbürgern, wie vor der Welt, wie vor Gottes Antlitz, wie vor dem Richterſtuhl ſeines eigenen Bewußtſeins dies ſchwärzeſte aller Verbrechen entſchuldigen? — Wie kann er ſeiner Verrätherei gedenken, ohne der Schmach ſeines Volkes, ohne des Entſetzens, der Verwirrung, der Noth, der tauſend Thränen, der Zerrüt-

tung zahllosen Familienglücks nahe und fern, ohne der Sterbenden zu gedenken, die durch ihn die Beute eines allzufrühen Todes wurden? — Mit Recht lastet der schwerste Fluch der Völker auf den Namen der Vaterlandsverräther. — Aber dieser Fluch geht erbend auf Kinder und Kindeskinder hinab. Der Verräther konnte viel Unheil und Verderben wirken; das entsetzlichste bereitet er sich selbst. Er ist zugleich Verräther seines eigenen Glücks, seiner eigenen Ehre, seiner eigenen Seele!

Judas ertrug die Gewalt dieses Fluchs nicht lange, und unterlag demselben. Er brachte die dreißig Silberlinge den Hohenpriestern und Aeltesten wieder und schrie: Ich habe Uebels gethan, daß ich unschuldig Blut verrathen habe! — Er floh, mit den Schmerzen der Hölle in der Brust, und erhängte sich selbst in den Schauern der Verzweiflung.

Ach, ist es noch nöthig, daß ich mir die unvermeidlichen, lebensverderblichen Folgen dieses Verbrechens schildere, um mich auf immer vor demselben zu bewahren? — Nein, es ist genug, das Laster in seiner ganzen Ekelhaftigkeit zu erkennen, um es zu hassen. Hinweg davon den Blick! Das Schauspiel ist allzubetrübend. — Ich will meine Seele lieber erheben an Deiner Seelengröße, göttlicher Dulder, Jesus Christus, Vollender am Kreuze. Es ist genug, die Liebenswürdigkeiten Deiner Tugenden zu empfinden, um zu ihrer Nachahmung begeistert zu werden.

Und so wende ich mich wieder zur Triumphstätte Deiner himmlischen Gesinnungen, sehe Dich auf Golgatha's Höhe den großen Tod der Welterlösung sterben; höre Dich sterbend noch zum Vater im Himmel flehen für das Heil Deiner Mörder!

Vollender, o Dein heiliges Blut fliesse auch mir zum Segen. Möge auch ich, ein Sieger über Schwächen, Fehler, Sünden, einst mit Freudigkeit und im Vorgefühl meiner Vollendung in der Todesstunde rufen: Vater, nimm meinen Geist auf zu Dir! Es ist vollbracht! Amen.

165.

Von der Treue in Kleinigkeiten.

Luk. 19, 12—26.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Dann wirst du wie auf grünen Au'n
Durchs Erdenleben gehn;
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod entgegen seh'n.

Dann suchen Enkel deine Gruft,
Und weinen Thränen drauf,
Und schau'n zu Dem, der einst sie ruft,
Voll Freudigkeit hinauf.

Nichts ist alltäglicher unter den Menschen, als die hohe Meinung, welche fast Jeder von sich und seinen Kräften und Anlagen hat. Es hält sich nicht leicht Einer für so böse oder für so schwach, als er in der That ist. Man traut sich gar zu gern zu, wenn es darauf ankommt, auch wohl das Schwerste vollbringen zu können. Zwar aus Bescheidenheit oder Klugheit schweigt man; aber im Stillen wird es gedacht.

Daher mag es kommen, daß Viele, wenn sie von einer schönen Handlung erzählen hören, ihr zwar den Beifall nicht versagen, der ihr gebührt, aber doch nicht viel Aufhebens davon machen, indem sie zu fühlen glauben: „Wäre ich in der Lage gewesen, ich hätte wohl eben so gehandelt, und vielleicht noch besser.“ Die That, so schön sie gewesen sein mag, wird schneller vergessen, als eine schlechte von gleicher Wichtigkeit. Denn Niemand zweifelt bei sich, daß er so schändlich nicht hätte sein können.

Beobachtet man aber die Leute genauer, welche ein so stolzes Selbstvertrauen haben, wird man nicht selten gewahr werden, daß sie im gemeinen Leben bei weitem nicht so streng fromm, so gewissenhaft sind, als man von ihnen erwarten sollte. Sie erlauben sich selbst bei geringen Anlässen, wo rechtlich und edel zu denken gar keine große Anstrengung erforderte, mancherlei Abwege. Und hält man es ihnen vor, so antworten sie, oder trösten sich selbst damit: o das sind ja nur Kleinigkeiten! Man stelle uns nur bei wichtigen auf die Probe!

Hier aber liegt der große Irrthum des großen Haufens der Menschen, daß sie glauben, in alltäglichen Vorfällen seine Pflicht thun, sei zu leicht, zu nichtssagend; aber in ausserordentlichen Begebenheiten, da entwickele sich die wahre Seelengröße und Tugendstärke; da wäre der Werth des Menschen zu prüfen, nicht in geringfügigen Dingen. — — Der Irrthum liegt darin, daß man die Größe und den Folgenreichthum einer Handlung mit der Größe der dabei bewiesenen Tugend verwechselt. Der Werth unsers Herzens hängt aber nicht von der Wichtigkeit der äussern Handlung, sondern von der dabei, wie bei der geringsten That, gehabten Gesinnung ab.

Es ist ohnehin weit leichter, in äusserlich wichtigen Dingen den Grundsätzen der Rechtschaffenheit treu zu bleiben, als in alltäglichen Vorfällen und Kleinigkeiten. So auffallend und ungewöhnlich dieser Satz zu sein scheint, eine so merkwürdige Wahrheit enthält er doch.

Da wo unsere Denkart in großen und folgenreichen Anlässen auf die Probe gestellt wird, macht uns schon die Wichtigkeit des Schrittes, welchen wir zu thun haben, aufmerksamer auf uns selbst. Wir werden geneigter, an den Ausgang dieser Sache zu denken. Je wichtiger diese ist, je größer scheint uns der Ruhm, über die Verführung obzusiegen, und je größer ist die öffentliche Schande, wenn wir uns verfehlen. Was oft innige, reine Liebe des Guten nicht vermag, das bewirkt unser Ehrgeiz, unsere Furcht vor der Schmach. Dafür ist uns kein Opfer, keine Anstrengung zu theuer. Die Klugheit selber räth es. Aber die Wichtigkeit der Angelegenheit, wo es darauf ankommt, rechtschaffen oder gewissenlos zu handeln, bringt auch unser sittliches Gefühl in lebhaftere Thätigkeit, als es Kleinigkeiten können. Der natürliche Abscheu vor einem Verbrechen regt sich stärker, und der edle Stolz des Gemüthes, das Aeusserste zu wagen, um seiner selbst würdig zu handeln, reizt zu einer größern Kraftanstren-

gung. Man kann sich zu großen Entschlüssen begeistern; denn Alles fordert dazu auf. Fluch und Schimpf und Verachtung drohen auf der Einen, Bewunderung und Preis lächeln auf der andern Seite. — Daher sind grobe Verbrechen wirklich auch nur Seltenheiten; und mancher Mensch, dem man sonst nie viel Rühmliches nachzusagen wußte, der sich im gemeinen Leben vielerlei Unerlaubtes verzeihen konnte, ist bei sich ereignenden Vorfällen größer, heldenmüthiger und für die Tugend erwärmter, als man von ihm erwartet hätte.

Aber alle diese Reizmittel zur Aeusserung edler Gesinnungen fehlen bei Kleinigkeiten und alltäglichen Handlungen, die ohne merkwürdige Folgen bleiben. Man hält sie an sich schon für gleichgültiger, und ist daher auch gleichgültiger, wie man sie zu nehmen habe. Man verzeiht sich kleine Nachlässigkeiten, weil sie Niemand bemerkt, und gestattet sich Schwächen, weil man den traurigen Trost hat, daß man kein Engel sei. Die Begeisterung für das Bessere, welche leicht durch ausserordentliche Lage- und Verhältnisse geweckt wird, fehlt in den gewöhnlichen Handlungen des gemeinen Lebens; und die Furcht vor öffentlicher Schande trifft uns nicht, weil die Sache gar zu unbedeutend zu sein scheint. Man wird also treulos an Recht und Tugend, nicht weil es so leicht ist, in Kleinigkeiten gerecht und gottgefällig zu sein, sondern weil es so schwer ist. Denn, weil täglich und stündlich eine ganze Reihe von Gedanken und Gefühlen und Handlungen statt haben, die ohne wichtige Folgen sind, ist, um überall ächt-christlich zu sein, eine beständige Aufmerksamkeit und Besonnenheit erforderlich. Jedermann weiß aber, daß man weit leichter in einem Augenblicks schöner Begeisterung groß handeln, als immerdar, auch bei scheinbar geringfügigen Dingen, voll stiller Bedachtsamkeit sein kann.

Aus diesen Ursachen ist gewiß, daß, wenn man die tugendhafte, rechtschaffene Gemüthsart eines Menschen richtig beurtheilen will, weniger auf seine Handlungen bei wichtigen Anlässen, als auf sein häusliches Leben und seine gewöhnliche Denkart in Kleinigkeiten, gesehen werden müsse. Das Wichtige geschieht nur selten; das Unwichtige alle Tage. Aus einzelnen kleinen Theilen besteht der ganze Lebenslauf.

Auch Jesus Christus, der göttliche Richter unserer Gesinnungen, welcher tief in das Herz der Sterblichen blickte, machte in seinen Belehrungen auf den Werth der Tugend in Kleinigkeiten aufmerksam. Er bewies in jenem herrlichen Gleichnisse von den anvertrauten Pfunden, daß es nicht darauf ankomme, wie große und kleine Gelegenheiten uns Gott gebe, tugendhaft zu denken und zu thun, sondern was wir aus diesen Gelegenheiten machen. Darum sprach der Herr, welcher von seinen Knechten Rechenschaft über die Anwendung der ihnen anvertrauten Pfunde forderte, zu dem, welcher seinen Theil am besten benutzt hatte: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem treu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude. (Matth. 25, 21.)

Treue und Edelsinn in Kleinigkeiten sind der zuverlässigste Beweis von einer festen Tugend und einem reinen Herzen; ein Beweis, daß in solchem Gemüthe fortdauernde Besonnenheit, fortdauernde Neigung zur Rechtlichkeit herrscht; daß ihm nichts klein oder gleichgültig scheint, was mit den Geboten der Gottheit, mit den Forderungen eines guten Gewissens im leisesten Widerspruch steht. Es sind Viele, die sich hüten, irgend eine auffallende Betrügerei zu begehen. Sie fürchten die Rache des Betrogenen. Aber zu ihrem Vortheil einen Nebenmenschen in Kleinigkeiten zu überlisten, daraus machen sich die gleichen Personen gar oft eine Ehre. Es gibt Andere, die ehrlich genug sind, fremdes Eigenthum, welches der Zufall in ihre Hände spielt, gern dem rechtmäßigen Besitzer zurückzuerstatten, ungeachtet sie dadurch ihre Glücksumstände sehr hätten verbessern können. Aber die gleichen Leute nehmen es sich nicht übel, durch schlechte Waare, oder falsches Gewicht, oder unmäßigen Wucher, oder Hartherzigkeit gegen Arme, Zurückbehalten erborgter kleiner Summen, oder Erbschleichereien, ihr Vermögen zu vergrößern. Es gibt Andere, die es sich nicht möchten zu Schulden kommen lassen, einen Ehebruch zu begehen, eine Unschuld zu verführen. Sie behaupten eine strenge äusserliche Ehrbarkeit. Aber die gleichen Leute halten es für keine Vergehung, sich an geilen Bildern und Vorstellungen zu vergnügen, in ihren stummen Begierden zu sündigen, in ihren Gedanken die Ehe zu brechen. Es gibt Andere, sie verabscheuen Zank und Streit, leben entfernt von Prozessen, schaudern, wenn sie von Blutrache und Mordthaten vernehmen müssen. Aber dieselben Personen verargen es sich nicht, wenn sie Andern mit ihrer übeln Laune beschwerlich fallen; oder kleine verdrießliche Neckereien üben können; oder empfindliche Sachen zu sagen wissen, gegen die man nicht wohl etwas erwidern kann oder darf. — Nein, nein! da ist kein reines Herz, da ist keine feste Tugend. Denn Edelsinn und Treue mangeln in den kleinen Angelegenheiten des Lebens, die eben darum, weil sie die häufigsten sind, die wichtigsten für das Ganze sind.

Wer Treue und Edelsinn in allen kleinen Handlungen seines Lebens beweiset, der ist auch fähig, sie in wichtigen und entscheidenden Augenblicken zu zeigen. Ist einmal in der Brust des Menschen das Gefühl der Rechtlichkeit und Güte so herrschend und bleibend geworden, daß es in allen und jeden Vorfällen des häuslichen Lebens sich desselben bewußt ist; auch bei Kleinigkeiten denkt: es ist unrecht, unbillig, wie sollte ich solches Uebel thun, und wider meinen Gott sündigen? — der hat angefangen, die Tugend selbst zu seiner zweiten Natur zu machen. Wie wird der, welcher geringe Fehler meidet, und Schwächen an sich haßt, die Hand zu einem Verbrechen reichen? Wie wird dem, der das Schwerste täglich leistet, nicht auch das gelingen, was schon dadurch leicht wird, weil Klugheit, Ehrgeiz, Furcht vor den Folgen des Bösen, und die natürliche Begeisterung für das Gute die Kraft zu demselben beleben? Die Natur geht in Allem schrittweise. Ein verdorbenes Herz heiligt sich nicht plötzlich; und ein reines Gemüth stürzt sich nicht jählings in den Schlamm des Verderbens. — Was ist denn die Tugend des Christen Anderes, als eine Fertigkeit in rechtschaffenen Gesinnungen und Thaten; und wie kann diese Fertigkeit anders erworben werden, als durch anhaltende Uebung auch bei den geringsten Anlässen?

Es gibt unter den Gesinnungen und Handlungen, zu denen wir im häuslichen Leben, oder ausser demselben im Umgang mit Menschen veranlaßt werden, eigentlich nur wenige, von denen wir sagen können, sie seien ganz

gleichgültig. Es kommt immer auf den Menschen an, welchen Werth er ihnen erwerben oder mittheilen will. Das, was du unschädlich thust, hättest du noch nützlicher begehen können. Das, was du sprachst, hättest du mit mehr Vorsicht, oder mit größerm Wohlgefallen sagen können. Es ist aber durchaus nicht gleichgültig, ob du, selbst in dieser Kleinigkeit, besser oder schlechter gewesen bist. Aus allem Kleinen entspringt erst das Große. Die Quellen des Stroms sind klein, und klein die Samenkörner der Gift- und Balsampflanzen. Die Gewohnheit, Alles finster zu beurtheilen, übel auszulegen, bringt endlich zum Verlust des Glaubens an die Menschheit. Die Gewohnheit, nur an sich zu denken, und für den eigenen Vortheil Alles zu berechnen, was auch geschehe, ist der Anfang des niedrigsten Eigennutzes, des empörendsten Ehrgeizes, des bittersten Neides. Der Trunkenbold wird es nicht in einem Tage; und der Straßenräuber oder der Veruntreuer öffentlicher Gelder fing die Reihe seiner Verbrechen damit an, daß er zu nachlässig gegen sich in unerlaubten Kleinigkeiten war.

Wie zum Bösen, so geht auch der Weg zum Guten von Kleinigkeiten aus. Man spielt erst mit der Sünde in Gedanken; sind wir vertraut mit ihr, so wagen wir sie im Wort; geht es ungestraft hin, so springt sie in die That über. Darum soll dem, welchem Selbstveredlung, Heiligung und wahres Christenthum die höchste Angelegenheit sind, daran liegen, in Kleinigkeiten damit den Anfang zu machen. Die stillen Gedanken und Gespräche, die einförmigen Beschäftigungen des häuslichen Lebens geben dazu unaufhörliche Gelegenheit. Sei ein frommer und getreuer Knecht über das Wenige; Gott wird auch den Augenblick herbeiführen, da er dich über Viel setzt.

Sei voll Edelsinns und treu auch im Kleinen. Schäme dich auch des leisesten unanständigen Wunsches, den du, ohne zu erröthen, nicht in Gegenwart solcher Personen aussprechen würdest, vor welchen du Hochachtung hast. Selbst wenn du voraus wissen kannst, daß dein Wunsch ohne Folgen bleibt, verbanne ihn, indem du dich zerstreuest. Sei deinen bessern Gefühlen und Grundsätzen treu. Denn eine unedle Begierde hat der schlechten Folgen genug, indem sie schon durch ihr bloßes Dasein dein Gemüth befleckt, und mit dem, was an sich unrecht ist, in eine gefährliche Vertraulichkeit bringt.

Sei treu und edelsinnig im Kleinen, auch im bloßen Wort. Gib kein Versprechen, welches du nicht zu halten Lust hast, oder von dem du nicht voraussiehest, daß du es erfüllen kannst. Lerne Wort halten, auch zu deinem Schaden. Was du verlierst, ist noch immer nicht so wichtig, als der Verlust des äussern Zutrauens und als der innere Schimpf deines Gewissens. Sei treu den Verpflichtungen, die du eingegangen bist, und edelsinnig überall in deinen Aeusserungen. Darum lerne deine Worte hüten. Rede nie anders, als mit Wohlwollen. Uebe dich darin; bald wird es dir Bedürfniß sein. Selbst wenn du in dem Verhältnisse stehst, daß du Untergebene strafen sollst, laß noch durch allen deinen Ernst Wohlwollen gegen sie blicken; selbst wenn du deine Rechte gegen Andere zu beschützen hast, zeige noch Wohlwollen gegen sie in deiner Vertheidigung. Aber dieses sei nicht Künstelei, sondern Herzlichkeit und Wahrheit. Beweise es in allen Kleinigkeiten. Du wirst es sehr leicht können, wenn du, so oft du geneigt wärest, Andere zu erzürnen, dich sogleich erinnerst, welche löbliche Eigenschaften sie haben können, wodurch sie die Achtung und Freundschaft anderer Personen geniessen. Denn jeder Mensch hat auch seine schätzenswerthe Seite.

Sei treu im Kleinen, auch in scheinbar unbedeutenden Dingen des Handels und Wandels. Nimm rechtmäßigen und erlaubten Lohn für deine Arbeit, aber deine Waare sei deines Lohnes werth. Gehe rechtlich in allen deinem Verkehr zu Werke; ziehe von der Unwissenheit des Andern keinen Vortheil, oder von seinem blinden Zutrauen. Verschmähe auch den Heller, der dir nicht gebühret, und verachte niedrige Kunstgriffe, die dem, was du thust, gibst und arbeitest, einen Werth verleihen sollen, der ihm in der That mangelt.

Sei treu auch in den allergrößten Kleinigkeiten deines Berufes oder deiner Amtspflichten. Denke nie: was kann man mit strengem Recht von mir verlangen? sondern: was könnte ich auch ausserdem noch mehr thun, um in meinem Amt und Beruf, vermöge meiner Fähigkeit, der Beste zu sein, also daß keiner meiner künftigen Nachfolger mich übertreffe? Halte nichts für gering in deiner Stelle. Nur wer nichts versäumt, der hat Alles geleistet.

Sei treu auch in den kleinsten Rücksichten, die du der Freundschaft oder der ehelichen Verbindung schuldig bist. Auch nicht mit deinen Gedanken verletze die schöne und heilige Pflicht! So wie sich die Tugend des Menschen am gewissesten in allen seinen einzelnen Aeusserungen offenbaret, so insbesondere auch die Freundschaft. Es ist ein verkehrter Sinn, wenn wir von denen, mit welchen wir in enger, traulicher Verbindung leben, die meiste Nachsicht gegen unsere Unarten fordern. Eben diese Engheit der Verbindung macht ihnen unsere Nachlässigkeit am empfindlichsten, und setzt sie denselben am meisten aus. Hier sollen wir die meiste Schonung, die sorgfältigste Aufmerksamkeit beweisen. Einzelne Liebenswürdigkeiten, durch welche wir uns einst gefällig zu machen wußten, werden schnell von einer Reihe Kleinigkeiten verdunkelt, die übeln Eindruck machen. Du sagst: aber es sind äusserst gleichgültige Dinge, warum es da so genau nehmen? Wenn sie gleichgültig und leicht sind, warum thust du sie nicht eben so leicht zur Beförderung der Freundschaft gut, als du sie zur Zerstörung derselben schlecht machst? Es ist aber nichts gleichgültig, was die Liebe vermindert.

Sei treu und edelsinnig in Kleinigkeiten, so wirst du es desto gewisser in größern Angelegenheiten sein. Sprich nie: gleichviel, wie ich es mache! sondern frage dich selbst: wie kannst du es am besten zur Zufriedenheit und zur Freude Anderer machen? Aus einzelnen Tropfen besteht das Meer; aus Augenblicken das Leben; aus einer beständigen Verkettung rechtschaffener und wohlwollender Gesinnungen und Thaten im Kleinen die tugendhafte Gemüthsart im Großen; aus der daraus entspringenden Zufriedenheit jedes Augenblicks die innige Glückseligkeit des gesammten Lebens. Und diese Glückseligkeit wird vermehrt durch die Hochachtung, durch das Zutrauen, durch das erwiederte Wohlwollen der Menschen, die uns umgeben, durch den Beifall Gottes, der alles Gute segnet. — Sei getreu bis in den Tod, und du wirst die Krone des Lebens empfangen!

Oft sehnte auch ich mich in einer frommen Gemüthsstimmung nach Gelegenheit, meine Tugend beweisen und

meine redliche Denkart an den Tag legen zu können — ach! und ich bedachte nicht, wie ich täglich und stündlich in tausend Kleinigkeiten dazu aufgefordert sei. Warum sollte Gott mich über Viel setzen, da ich im Geringen noch nicht treu zu sein verstand? — War meine Begierde nach frommen Thaten wohl ganz rein, oder nicht vielmehr ein Trieb, vor Andern und vor mir selbst zu glänzen? — O mein himmlischer Lehrer, mein Wegweiser zu Gott, mein Heiland, nun erst habe ich Dich verstanden! Ich will von nun an auch auf mein Betragen in Kleinigkeiten achten; Sorgfalt auch auf das Geringste verwenden, daß auch mir einst der beseligende Zuruf gelte: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen; ich will dich über Viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude! Amen.

166.

Wiedererstattung.

Habakuk 5, 6.

Aller meiner Brüder Rechte
Sollen, Gott, mir heilig sein.
Wenn ich sie zu kranken dachte,
Ihres Kummers mich zu freu'n,
Ueber sie mich zu erheben,
Oder nur allein zu leben,
Dann verletzt' ich meine Pflicht,
Ehrte Deinen Willen nicht.

Könnt' ich, taub bei ihren Klagen,
Ihnen das aus Eigensinn,
Oder Neid und Geiz versagen,
Was ich ihnen schuldig bin,
Und mit schuldigem Gewissen
Ungerechtes Gut genießen:
Welche Schmach verdient' ich nicht,
Welch ein schreckliches Gericht!

Nein, ich will im Treuen wandeln,
Gott, vor Dir, als meinem Herrn:
Ehrlich gegen Alle handeln
Und von falschem Gute fern.
Du, o Richter aller Welten,
Wirst einst groß und schwer vergelten,
Wenn sich Dein Gericht mir naht,
Was ich Mensch an Menschen that.

Schlechte Zeiten machen nicht die Menschen schlecht; sondern schlechte Menschen machen die schlechten Zeiten. Ein edles Volk wird auch im größten Unglück achtungswürdig, und eben dadurch schon nicht ganz unglücklich werden. Es wird durch die Tugenden seiner Bürger die Menge hereinbrechender Unfälle und Uebel vermindern.

Wo hingegen in den Tagen des Friedens die Sittlichkeit des Volks vernachlässigt ward durch die Unachtsamkeit der Obrigkeit und Regenten, wie durch die Gleichgültigkeit der Religionslehrer und Erzieher, wird man in stürmischen und verworrenen Zeiten, wenn die Strenge der Gesetze nachläßt, alle Gräuel und Schändlichkeiten der Reihe nach erscheinen sehen, zu welchen selbstische Niederträchtigkeit und entzügelte Leidenschaft fähig machen. Die Rohheit ausgelassener Krieger, die allgemeinen, ungestraft bleibenden Beispiele des Lasters, machen gegen viele Abscheulichkeiten, die man sonst nicht ohne Schaudern denken konnte, gleichgültiger, und der große Haufe der Schwachen, von denen man sonst sagen konnte, sie seien weder gut noch schlecht, wird von dem, was er sieht, zum Bösen hingerissen. Dann sorgt Jeder nur, wie er sich emporhält; dann sinnt Jeder nur, wie er sich bereichern könne, gleichviel, auf redliche oder unredliche Weise. — Aber der Sturm verschwindet; die Ordnung kehrt zurück und mit ihr zugleich alles öffentliche und geheime Elend der Familien, welches die ewige Frucht verübter Verbrechen bleibt. Wer seinen Nächsten unglücklich gemacht, kann sich darum nicht freuen, glücklich zu sein; wer fremdes Eigenthum an sich gerissen, dem will es nicht gedeihen.

Es gibt kaum ein Laster, welches allgemeiner gehaßt wird an denen, die es begangen haben, und seine Strafe schneller hinter sich her eilen sieht, als die Unehrlichkeit, oder der Erwerb fremden Eigenthums durch ungerechte Mittel. Selbst jene verworfenen Menschen, die sich vom Staate trennen, und Räuberbanden bilden, stoßen den von sich aus, der unter ihnen und gegen sie unehrlich handelt.

Nicht bloß gemeiner Diebstahl, Erbschleicherei, Falschmünzerei, Grenzverrückung und andere grobe Verbrechen dieser Gattung, durch welche man auf hinterlistige Art Andern einen Theil ihres Vermögens verkürzt und an sich zieht, gehören hierher. Nur Menschen, die schon aller Schande mit frecher Stirn trotzen, alles Gewissen verloren haben, können sich noch mit diesen Handlungen, welche dem Straßenraub an Schamlosigkeit gleichkommen, besudeln. Es sind viele andere Arten des Diebstahls, welche weit häufiger verübt werden, weil sie im ersten Augenblick weniger auffallen, oft lange verheimlicht werden können, inzwischen die Thäter, deren Verbrechen Keiner ahnt, in der Welt noch eine Zeit lang ihren guten Ruf genießen wollen.

So sind Beamtete oder Personen, denen fremde Gelder und Einnahmen anvertraut wurden, die sie unerlaubter Weise zu ihrem Vortheil benutzen, oder wohl gar unterschlagen, und dem wahren Eigenthümer betrügerisch entziehen. Sie sind gemeinen Dieben gleich; auch trifft sie die gerechte Strafe derselben, wenn ihre Entwendungen bekannt werden, was früher oder später einmal geschehen muß.

So sind Vormünder von Wittwen und Waisen, Vorsteher milder Anstalten und dergleichen Personen, welche ungetreue Rechnung führen, Ausgaben erlügen, die sie nicht auslieferten, um sich Gewinn zu schaffen. Sie sind die ehrlosesten aller Räuber, da sie selber das Gut angreifen, zu dessen Beschützung sie das öffentliche Vertrauen ernannte, und Pflichten brachen, die sie unter Abschwörung eines feierlichen Eides oder Ablegung eines theuern Gelübdes übernommen hatten.

So sind diejenigen, welche Handelsverhältnisse mißbrauchen, um tückischer Weise mehr an sich zu behalten, als ihnen gebührt; Zahlungen vorenthalten, die sie zu machen schuldig sind; schlechte Waaren für gute verkaufen; mit allerlei eigennützigen Kunstgriffen sich vom Verluste Anderer Gewinn machen; von Andern entlehnen, und Schulden häufen, ohne Hoffnung, ohne ernsten Willen, sie zurückzuerstatten, um sich nachher in einem ehrlosen Bankerot des Erborgten bemeistern zu können.

So sind diejenigen, welche die der Obrigkeit schuldigen Abgaben unter allerlei betrügerischen Vorwänden oder mit hinterlistigen Erfindungen zu verkleinern wissen; den Arbeitern den wohlverdienten Lohn abläugnen

oder verkürzen; den Andern hinterrücks die Vortheile stehlen, welche denselben doch als Frucht ihrer Bemühungen rechtmäßig allein gebührt hätten; die ihr Amt oder ihr Ansehen und Vermögen dazu gebrauchen, Alles an sich zu reissen, oder die Uebrigen niederzudrücken; die mit wucherischen Zinsen denjenigen aussaugen, der sich von Noth getrieben an sie wenden muß.

Wer möchte alle Arten des Diebstahls und unehrlichen Gewerbs aufzählen, die selbst von Leuten getrieben werden, welche vor ihren lange getäuschten Mitbürgern und Bekannten noch als Redliche gelten!

Doch wehe ihnen! Ihre Stunden und Tage sind gezählt, da ihre Schmach offenbar werden muß. Wehe dem, ruft das heilige Buch, der sein Gut mehret mit fremdem Gut! Wie lange wird es währen! (Hab. 3, 6.)

Wie das Wasser alles Unreine von sich ausschäumt, und der Fluß seine Todten ausstößt: so ist es in der Verkettung der göttlichen Weltordnung, daß eine unredliche Handlung immer endlich einmal durch sich selbst, oder durch ihre Folgen, durch einen Verdacht, oder durch einen geringfügig scheinenden Umstand an das Licht des Tages kommen muß. Da ist Niemand so mächtig, daß er es auf immer, oder daß er es Allen hindern könnte, seine Niederträchtigkeit zu offenbaren; da ist Niemand so schlau, der aus der unehrlichen That ein ewiges Geheimniß zu machen verstände. Denn Gott der Herr ist gerecht, und hat Gerechtigkeit lieb. (Psalm 11, 7.) Wüßte der Mensch die Kunst, Schandthaten auf ewig zu verhüllen, die Welt wäre voll Unglücks ohne Grenzen.

Daher pocht dem Unehrlichen das Herz bei Allem, was ihn an seine Schuld mahnt. Er darf das Lob des redlichen Mannes nicht vernehmen, ohne in sich zu denken: der bin ich nicht! Er kann die Entdeckung von irgend einem Bösewicht nicht vernehmen, ohne heimlich für sich selbst zu zittern. Da ist der alte, häßliche Wurm in seiner Brust, der immer nagt, und nicht aufhören will, und nach langen Jahren nagt er noch immer frisch. Die Furcht, daß endlich doch einmal auskommen kann, was er gethan, verbittert ihm manche frohe Stunde. Wisset ihr allezeit von den Selbstmördern, warum sie Hand an sich legten? — Wisset ihr von mancher unerklärlichen Schwermüthigkeit den traurigen Ursprung? — Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gute! Wie lange wird es währen?

Es ist ein fast in den Sprachen aller Nationen übliches Sprichwort: „Ungerecht Gut gedeihet nicht!“ Es ist in der That auch mehr Wahrheit in dem Spruch, als man vielleicht oft glaubt. Man sieht gar nicht selten schnell und nicht ganz rechtlich erworbenes Vermögen wunderbar bald wieder zerrinnen. Es hängt ein Unsegen daran. Der unredlich gewonnene Theil, er sei klein oder groß, bringt einen Fluch in das Ganze. Da will nichts glücken, nichts vor sich gehen. Wer den Unsegen hat, sieht es, trägt das Uebel, leidet im Stillen und verdirbt. Man fragt sich: wie geht es zu? — Glaubst du an einen Gott, an seine vergeltende Vorsehung, die alles ordnet? — Es soll das Böse nicht gedeihen. Es muß das Unrecht zum Fluch werden, und vollendete sich der Fluch erst über dem Grabe des geheimen Sünders! Haben die Kinder eines Betrügers lange von dem genossen, was er mit Betrug und Unrecht zusammenscharrte? Das Wenige, das der Gerechte hat, ist besser, denn das größte Gut des Gottlosen. (Ps. 37, 16.)

Wiedererstattung ist die Pflicht des ehrlichen Mannes!

O du, dem sein Gewissen sagt: ich verfuhr nicht überall mit strenger Redlichkeit! befreie dich endlich von der Qual des immerwährenden Vorwurfes, der dich noch auf dem Sterbebette belästigen wird, wenn du ihn nicht von dir thust. — Es ist vergebens, daß du dich dadurch beruhigen möchtest, in allem Uebrigen doch redlich gewesen zu sein. Aber du bist doch in dem Einen unehrlich gewesen und unehrlich geblieben, was dir dein Bewußtsein so manchmal nennt. Und dies Eine raubt dir doch immerfort die Achtung für dich selbst; zwingt dich, dich selber heimlich zu schimpfen, wenn gleich noch andere Leute schweigen. Dies ungerechte Gut ist doch in dein übriges gerechtes Eigenthum eingeschlossen, besudelt Alles, bringt seinen Unsegen in das Ganze mit hinein. — Freue dich nicht, daß deine Glücksumstände heute vielleicht noch blühen — dein Fluch blüht in ihnen mit; er geht zu den Erben, über deinem Grabe hinweg. Denn Gott, der Herr, ist gerecht, und hat die Gerechtigkeit lieb.

Gehe hin und erstatte wieder, was du auf eine unredliche Weise genommen und hinterhalten hast. Es ist noch immer nicht dein Eigenthum; es ist ein Diebstahl. Du hast vielleicht Muth genug, ehrlichern Menschen fest in das offene Auge zu sehen. Aber mit welchem Muthe blickst du auf zum allwissenden Gott? — Mit welchem Muthe wagst du dich in seinen Tempel, in die Versammlung der Christen, um den Herrn, den ewigen Vergelter, zu verehren? Mit welchem Muthe trittst du zu dem Genusse des heiligen Abendmahls, und hoffest Vergebung deiner Sünden, während du deine Sünden täglich durch Zurückhaltung des Ungerechten fortsetzest? Wie kann Gott, der Gerechte, dem die Ungerechtigkeit vergeben, der in dem Augenblicke sie noch immer begeht, da er um Vergebung bittet? Mit welchem Muthe kannst du in irgend einer schweren Lebensstunde zum Himmel deine Hand flehend emporheben, die du mit einem Diebstahl und Betrug an Anderer Eigenthum besudelt hast? Du hast das Recht zum Gebet und die Hoffnung zur Erhörung verloren. Das Leiden, welches dich bedroht, welches dich wirklich betrifft: es ist von Gott gesandt, dich zu warnen, dich zu mahnen, deine Seele zu heiligen, und deine Schuld abzuthun. Gib zurück, was du auf unredliche Art an dich gebracht hast und noch hinterhältst; werde durchaus ehrlich, und schaffe dir ein reines, vorwurfsfreies Herz. Was hindert dich? — Ging vielleicht der Fluch des Unrechts an dir schon in Erfüllung; bist du schon verarmt und ärmer als damals, da du dich auf fremde Kosten bereichern wolltest? — Du möchtest wiedererstatten, und kannst es nicht mehr? — Gehe hin, und gestehe reuig dein Vergehen dem, der durch deine Untreue litt. Gerührt durch dein Geständniß wird der verzeihen können, der durch dich litt, und dem du keinen Wiedererſatz zu leisten vermögend bist. Hat er dir deine Schuld geschenkt, so wird auch Gott dir verzeihen. Du hast in Ernst und That bewiesen, wie deine Reue aufrichtig und herzlich war. Du hast deine Schuld durch den schweren Schritt des Selbstbekenntnisses hart genug abgebüßt. Die Reinheit deines Gewissens macht dich wie-

der froh, und deine Redlichkeit wird die bewegen, dir beizustehen, denen du geschadet hattest.

Erstatte wieder. Bist du es nicht mehr wegen eigener Dürftigkeit vermögend, zahle in Dienstleistungen aller Art ab. Suche die Gelegenheiten, sie werden dir nicht entgehen. Auch der Niedrigste kann dem Höhern noch auf eine oder die andere Weise nützlich werden, auch der Aermste dem Reichsten helfen. Versäume keinen Anlaß. Denn der, den du betrogst, ist gleichsam dein Wohlthäter gewesen: du bist ihm zu langer und verdoppelter Dankbarkeit verpflichtet. Er ist dein beständiger Gläubiger; so lange du nicht das ihm Schuldige zurückgebracht hast; entrichte ihm also in deiner Anhänglichkeit und in uneigennützigen Hilfleistungen die Zinsen deiner unehrlich gemachten Schuld.

Erstatte zurück, was du von fremdem Gut hinterhalten, unterschlagen, durch Falschheit an dich gezogen hast, und mache dein Gewissen frei, daß du mit heitern Augen zu Gott und Menschen emporsehen darfst! Was hindert dich? Eine falsche Scham? — Mit nichten! Warum willst du länger die Unruhe deines schuldbewußten Herzens tragen? Ist denn der Besitz dessen, was dir nicht von Rechtswegen gehören darf, und wäre es doppelt mehr, als es in der That sein mag, so lange innerer Unzufriedenheit, so beständiger Furcht vor Entdeckung werth? Möchtest du, wenn du könntest, um solchen Preis noch einmal so viel Schande in dir selbst erkaufen und einen Tod voll Bitterkeit auf dem Sterbebette? Weißt du, wohin dich noch die unangenehmen Gefühle bringen werden, die jedesmal in dir aufsteigen, wenn du deiner Unredlichkeit gedenkst? Wirst du in gewissen unglücklichen Augenblicken dich einst so aufrecht halten können, wie gegenwärtig? Warum willst du denn hinterhalten um so schrecklichen Preis, was Unsegen auf dein Hab und Gut, und Fluch in dein Leben, Mißmuth in deine Erholungs- und Arbeitsstunden, Scheu und Furcht in deine Pläne, Angst in dein Gebet zu Gott, ach, dermaleinst ein spätes Verzagen in die letzte deiner Lebensstunden bringt? — Es ist umsonst, daß du dich zerstreuen, daß du den Gedanken an deinen Diebstahl, an deine Unredlichkeit vertreiben willst: er wird immer zu dir zurückkommen. Darum ende! — Ende auf die Weise, wie es dem wahren Christen, dem ehrlichen Gemüth geziemt. Erstatte, was du betrogest, unterschlugest, hinterhieltest, auf irgend eine schickliche Art, unter irgend einem schicklichen Vorwande, bei irgend einem angemessenen Anlasse zurück. Ein freies Bekenntniß deines Vergehens könnte die Güte deiner Handlungen vielleicht krönen, aber vielleicht auch dir mehr Schaden stiften, als wirklich das werth ist, was du zurückzustellen hast. Darum versäume wenigstens die Hauptsache selbst nicht; mache dich von deiner Schuld und von dem daran haftenden Fluche los. Dann wende deinen Blick wieder muthiger zum Himmel, dann bete wieder zu deinem Gott, und du wirst wieder die lang entbehrte Erquickung im Gebete finden.

Erstatte wieder! Deine eigene Ruhe, dein eigenes Glück, deine Ehre, deine Zukunft nach dem Tode fordern es. Was hindert dich? Lebt der vielleicht nicht mehr, dem du die Wiedererstattung schuldig bist? — Aber er hat Kinder, Blutsverwandte, Erben seiner Rechte. Ihnen bist du noch heute durch dein Vergehen verschuldet. Ihnen entrichte, was du der verstorbenen Person vergebens darbieten st. Oder du bist von dem zu weit entfernt, dessen heimlicher Schuldner du immer bist? — Lebt er, so kann keine Ferne dich abhalten, ihm das zu erstatten, was er von dir zu fordern berechtigt wäre.

Das Wenige, was ein Gerechter hat, ist besser — spricht das göttliche Wort (Psalm 37, 16 — 30.) — denn das große Gut vieler Gottlosen. Denn der Gottlosen Arm wird zerbrechen; aber der Herr kennt die Tage der Frommen, und ihr Gut wird ewiglich bleiben. Der Gottlose borget und bezahlet nicht; der Gerechte aber ist barmherzig und milde. Denn seine Gesegneten erben das Land, aber seine Verfluchten werden ausgerottet. — Ich bin jung gewesen und alt geworden, und habe noch nie gesehen, den Gerechten verlassen, oder seinen Samen nach Brod gehen. So laß denn vom Bösen, und thue Gutes, und bleibe gut immerdar.

167.

Unbekannte Quellen der Feindschaft.

Röm. 12, 18.

Nicht rauh, nicht hart, nicht menschenfeindlich,
Nein, eifrig Jeden zu erfreu'n,
Und sanft und anmuthvoll und freundlich
Soll jeder Jünger Jesu sein.
Ach, waren wir's! Ach, glichen wir,
O Vorbild aller Liebe, Dir!

In allen Worten und Geberden,
In allen Thaten laß, o Herr,
Uns aller Menschen Freunde werden;
Dir, Heiland, immer ähnlicher!
So werden wir uns ewig freu'n;
Nur so erst Gottes Kinder sein.

„Jeder Mensch hat seine Feinde!" sagt man, und sucht sich damit theils zu beruhigen, theils zu beschönigen, was nicht beschönigt werden soll. Jeder Mensch hat seine Feinde! Als wenn es nun nicht anders sein könnte; als wenn Zwietracht, Verleumdung, Haß, Schadenfreude durchaus vom menschlichen Leben unzertrennlich wären!

„Jeder Mensch hat seine Feinde!" sagt man, und läßt's dabei gut sein; denkt nicht darauf, die Zahl dieser Widersacher zu vermindern, sondern freut sich zuweilen wohl gar, wenn die Menge der Gegner zunimmt; freut sich, so lange man diese Widerwärtigkeiten nicht ernsthaft zu fürchten hat; freut sich, weil das Geschrei der vielen ohnmächtigen Gegner Aufsehen erregt, weil dies zuweilen unserer Eitelkeit schmeichelt, weil der Triumph um so größer ist, sie Alle zu überwinden. Wenn aber diese Widersacher hie und da Vortheil über uns gewinnen; wenn sie uns Gut und Ehre beschädigen; wenn wir die Pfeile der Bosheit und der Rache schmerzlich empfinden, die sie gegen uns abdrücken: dann verwandelt sich plötzlich das vormalige stolze Hohnlächeln in Wehklage über die Schlechtigkeit der Menschen; dann spricht man nur von der Untreue der Sterblichen, von der Undankbarkeit und Selbstsüchtigkeit sogenannter Freunde; von der Tücke und Falschheit, die in allen Herzen nisten. Und dann jammert man über die

Welt und ihre Trübsale; über die Menge der Sünder, die dem Guten Fallstricke legen.

So ist der Mensch! Verächtlich stolz, so lange er Keinen zu fürchten hat; verächtlich klein und niedergeschlagen, sobald er sieht, daß es ihm mißglückt, und er unterliegen soll. Erst aufgeblasen, schadenfroh, dann tiefgebeugt, fromm, Versöhnung suchend, Menschenliebe empfehlend, wenn er sich zu schwach fühlt, Rache zu üben, oder er mit Furcht noch größern Unfällen entgegensieht.

Ich suche unter allen meinen Bekannten umher; überall höre ich klagen über böswillige Menschen, unter deren Verfolgung man zu leiden habe. Hier seufzt der Eine über niederträchtige Verleumdungen; dort der Andere über gehässige Deutungen und boshafte Auslegungen gewisser Reden, die er ohne üble Absicht geführt, oder gewisser Handlungen, die er ohne böse Ahnungen gethan. Ein Dritter beschwert sich über die Aeusserungen neidischer Menschen; ein Vierter über den Druck, welchen er von eigennützigen Leuten zu erdulden hat.

Und wenn ich an mich selbst, an meine bisherige Lage denke — habe ich nicht ähnliche Seufzer geseufzt? Habe ich nicht bald über Diesen, bald über Jenen laute oder leise Beschwerden gehabt? Kannte ich nicht auch Leute, die mir nicht wohl wollten, ohne daß ich ihnen Ursache und Anlaß gegeben, mir entgegen und feindselig zu sein?

Was soll ich dazu sprechen? Sind alle die Menschen, welche mich nicht leiden mögen, alle die, welche etwas wider mich haben, wirklich verderbte, schlechtgesinnte Menschen, mit denen auf keine Art auszukommen und zu leben ist? Wäre ich wirklich allein einer von den wenigen Guten, die auf Erden einzeln und zerstreut dastehen unter den Gottlosen, wie das Lamm unter den Wölfen?

Ach, wie dürfte ich mit gutem Gewissen, mit inniger Ueberzeugung also sprechen! Nein, ich empfinde, ich weiß es, die meisten meiner Nebenmenschen sind nicht viel schlechter, und viele oft besser, als ich bin. Ich empfinde, ich weiß es, Manchen habe ich verkannt, und nachher, wenn ich ihn besser kennen lernte, schätzen und lieben gelernt. Ich vergesse es nicht, daß ich mit manchem Neider nachmals freundschaftlichen Umgang gepflogen habe, mit dem ich vormals Verdruß hatte. Nicht, daß er sich meinetwegen nun plötzlich gebessert hätte; nein, aber ich habe seine Eigenheiten, seine Art zu denken besser kennen gelernt, und vermeide schonungsvoll, ihn da zu reizen, wo er schwach ist. So gewöhnte sich auch wieder ein Anderer allmälig an meine besondere Art zu thun und zu urtheilen, und ward mir gewogener.

Ich empfinde, ich weiß es, daß mich eigentlich Niemand deswegen haßt, weil ich zu fromm, zu rechtschaffen, zu liebevoll bin; — wegen der Menge meiner Tugenden bin ich wahrlich kein Gegenstand der Verachtung, wegen der großen Zahl meiner vortrefflichen Eigenschaften stößt mich gewiß Niemand von sich. Sondern bin ich Vielen nicht lieb, so ist es, weil ich vermuthlich, vielleicht ohne es absichtlich zu wollen, Anlaß dazu gegeben habe; so ist es, weil ich durch wirkliche Fehler anstößig bin, durch Fehler, die ich in meiner Eigenliebe freilich für kleiner halte, als sie Andern, und mit Recht, vorkommen mögen.

Ein Leben aber voller Zwietracht, Groll und Verfolgung, ist es nicht eine Hölle? Wer möchte es wünschen, bis zum letzten Athemzuge in ewigem Hader und Haß und in gegenseitiger Plage zu leben? Wie kurz ist doch die Reihe von Jahren oder Stunden, welche uns zugemessen worden! Wie manchen Tropfen Wermuth mischt das Schicksal ohnehin in den Kelch unsers Lebens — warum ihn denn durch eigene Schuld und muthwillig verbittern?

Der Thor, der Wahnsinnige mag damit zufrieden sein, nicht also der Christ. Gerufen von seinem Schöpfer in die Welt, nach allen Kräften zur Beglückung der Erschaffenen beizutragen, will er auch *selber glücklich sein*. Er ist es aber nicht, so lange Widersacher bald hie und da seine nützlichen und unschuldigen Unternehmungen mehr oder weniger verderben wollen. Nur durch Freundschaft ist der Christ glücklich, nur durch Freundschaft kann er beglücken.

An uns allein liegt es, ohne Mühe, ohne schwere und zuvorkommende Schritte zu thun, ohne daß es große Opfer kostet, sogleich einen großen Theil, *vielleicht die Hälfte unserer Feinde in Freunde zu verwandeln*. Und wenn du dies kannst: warum, o Jünger Jesu, willst du nicht diese Verwandlung deiner Widersacher sogleich, noch in dieser Stunde unternehmen?

Du fragst, wie dies möglich sei. — Wie einfach ist das Mittel, wie begreiflich ist das Geheimniß!

Gehe in dich selbst zurück, und zähle in der Stille deines Herzens alle diejenigen Personen, welche dir aus irgend einer Ursache zuwider sind; alle diejenigen, welche du vermeidest und zurückstoßest, ohne daß du dir selbst den Grund angeben kannst, warum? alle diejenigen, welche dir zwar nichts Leides und wirklich Böses zugefügt haben, die du aber fürchtest oder hassest, als wenn sie geneigt wären, dir Uebels zu thun. Hast du dir sie nun alle genannt und deinem Gemüth vergegenwärtigt, so denke, was du, ohne sehr zu irren, von ihnen denken kannst: Alle diese Menschen sind mir zuwider, oft weiß ich selbst nicht, warum? Es kann also mein Widerwille gegen sie nur *Vorurtheil* sein; ich kenne sie alle bei weitem nicht genug, ich habe folglich zu *schnell* über ihren Werth und Unwerth bei mir gerichtet. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß sie Fehler haben; aber es ist ja auch möglich, daß sie auch ihre gute Seite haben, die ich noch nicht recht kenne, und durch die sie sich die Freundschaft und das Vertrauen anderer Menschen gewonnen haben. Hinweg mit meinem vorschnellen Urtheil! Wie viel gehört noch dazu, einen Menschen und sein Verdienst ganz zu würdigen! Wie oft habe ich mich schon in Personen geirrt, die ich, ohne sie recht zu kennen, lieb gewann; wie leicht kann ich nicht folglich auch bei denen irren, die ich nicht leiden mag!

Siehe, sie wissen es nicht, daß sie dir zuwider sind; wissen es nicht, daß du in deinem Herzen etwas gegen sie hast — wirf dein vorschnelles, absprechendes Urtheil von dir. Denke, daß diese Personen von andern Seiten sehr schätzbar sein können. Verdamme sie nicht länger, söhne dein Gemüth mit ihnen aus, und die Zahl deiner vermeinten Feinde ist dann um ein Großes verringert, weil du zur Vernunft erwacht bist, weil der milde Christussinn, die alleinige und allein beglückende Weisheit, dich belebt.

Zwar jene Menschen waren wohl nicht deine erklärten

Feinde; aber du warst doch im Geheimen ihr Feind. Du thatest ihnen zwar nichts Leides, aber du wolltest ihnen nicht wohl. Dadurch mußte, weil selten ein Mensch seine Gesinnungen recht verbergen kann, in dir Kälte entstehen, wenn du ihnen begegnetest; dadurch kommt, wenn du mit ihnen umzugehen genöthigt bist, ein erzwungenes Wesen, eine erkünstelte Freundlichkeit, eine mühsame Höflichkeit in deinem Betragen gegen sie. Es konnte kaum fehlen, sie mußten bei sich fühlen, dieser Mensch hat etwas wider mich, und ich habe ihn doch nie beleidigt! — So entstand auch bei ihnen Kälte und Widerwillen gegen dich; so entwickelte sich der unselige Keim gegenseitigen Hasses aus bloßen, oft ungegründeten Vorurtheilen, aus bloßen Mißverständnissen.

Lege deine Vorurtheile ab gegen Menschen, die dir zuwider sind; zeige ihnen, wie du gegen jeden Unbekannten verpflichtet bist, Freundlichkeit, Liebe; und wahrlich, du hast an ihnen keine Feinde mehr. Willst du geliebt sein: äussere du ein liebevolles Betragen zuvor; es wird dir nicht fehlen. Du wirst erfahren, daß deine Einbildungen oft bei weitem unglücklicher sind, als die Wirklichkeit werden kann.

Hast du dich in deinem Herzen und in deinem Betragen erst einmal mit allen denen verglichen, die dir verhaßt sind, ohne daß sie dich je im Ernst beleidigten: so werden dir nur noch wenige Feinde übrig bleiben, mit denen du dich auszugleichen hättest. Du wirst finden, daß du im Grunde gegen weit mehr Personen gehässige Gesinnungen nährtest, als andere gegen dich hatten; daß du also tadelnswürdiger warst, als die meisten deiner eingebildeten Feinde. O wie Manchen, wider den dich deine vorurtheiligen Einbildungen verstimmten, hast du durch unbehutsame Aeusserungen gegen dich erbittert! Warst du immer behutsam genug, dein vorschnelles Urtheil über den Menschen stillschweigend zu bewahren?

Mustere jetzt noch die Reihe derer, die du ausser jenen für deine erklärten Feinde hältst, oder die es offenbar sind. Wenn sie dich hassen — o sie hassen, o sie verachten dich nicht ohne Grund, und sollte dieser Grund zuletzt auch nur in ihrer Einbildung liegen, weil sie dich nicht genug kennen. Erinnere dich, wie es dir mit Andern erging, die du verkanntest und im Stillen haßtest: so ergeht es nun auch Andern mit dir.

Es kränkt dich tief, wenn dich die Welt verkennt; es schmerzt dich, wenn deine Mitbürger, wenn auch gute Menschen dich für schlechter halten, als du bist; dir eine Denkart zutrauen, dir Fehler andichten, welche du nicht hast. Wohlan, wenn es dir weh thut, verkannt zu sein, gehe hin, zeige dich von deiner wahren Seite, zeige deine wirkliche Denkart. Gehe hin, forsche nach, was man wider dich habe; warum sich mancher Rechtschaffene von dir zurückzieht; warum ein Anderer, so oft es Gelegenheit gibt, wider dich spricht. Ruhe nicht, bis du den Grund des Widerwillens und der geheimen Feindschaft erfahren, hast — dann zeige von Allem, was dir angedichtet worden, das Gegentheil. Daß man dich verkannte, ist ja zum Theil deine eigene Schuld! Deine eigene, weil du dir zu wenig Mühe gabst, dich erkennen zu lassen; deine eigene, weil du vielleicht zu wenig daraus machtest, wenn dein Betragen hin und wieder in der That zweideutig schien; deine eigene, weil du oft zu nachlässig, zu gleichgültig gegen das Urtheil dieses oder jenes Menschen warst, und dann dich mit den Worten tröstetest: „Ich thue recht und scheue Niemanden. Wer kann es allen Leuten recht machen?“ — Oder: „Mögen die Menschen denken, was sie wollen, ich fürchte mich vor Keinem.“

Siehe, du verachtest die, welche dich Anfangs verkannten. Vielleicht waren es für dich nur geringe Personen, Leute ohne Gewicht und Werth, auf welche du nur wenig Rücksicht zu nehmen dich berechtigt glaubtest. Aber lerne es aus deinen, lerne es endlich aus tausend traurigen Erfahrungen Anderer; es gibt in der Welt keinen kleinen und geringschätzigen Feind! — Der dem Anschein nach unbedeutendste ist oft eben darum der furchtbarste. Er äusserte über dich an mehrern Orten seine eigene Meinung; Andere sprachen sie leichtsinnig nach, wie es leider nun die unglückliche Gewohnheit vieler Menschen ist; so verbreitete sich die ungünstige Vorstellung von deiner Denkart. So faßte sie auch Wurzel bei achtungswürdigen, rechtschaffenen Menschen, die dir keineswegs gleichgültig sind. Und obwohl diese dich nicht auf das bloße Geschwätz Anderer hin hassen, so sind sie doch zur Behutsamkeit gegen dich, zum Argwohn verführt. So entstand in ihrem Herzen Vorurtheil und Kälte, ward der Same des Widerwillens gegen dich in ihrer Brust ausgestreut.

Was du nun selbst verschuldet hast, wer soll es wieder gut machen? Wer kann es? Können es die, welche dich falsch beurtheilen? Aber du hast dich ihnen noch in keinem vortheilhaftern Licht zeigen wollen; du hast noch keine Gelegenheit gesucht, keine benutzt, daß sie dich besser kennen lernten. Du selbst also mußt den ersten Schritt thun, das wider dich herrschende Vorurtheil zu bekämpfen, die geheime, stille Feindschaft der Menschen gegen dich zu zerstören und in Achtung und Liebe zu verwandeln.

Rottest du das Vorurtheil gegen manche dir mißfällige Personen aus deiner Brust; bestreitest du durch unzweideutige Darlegung deiner Gesinnungen diejenigen Vorurtheile, durch welche Andere gegen dich eingenommen sein können: so bleiben dir nur noch wenig wahre Feinde. Denn die meisten der alltäglichen Feindschaften entspringen nur aus falschen Einbildungen, die meisten Streitigkeiten und Zwiste aus Mißverständnissen, über welche man sich nicht erklärte.

Du klagst über Feinde, und behauptest, doch Keinen derer, die dir übel wollen, wissentlich beleidigt zu haben. Du fühlst es bei dir, daß du der Achtung guter Menschen nicht ganz unwürdig seiest. Du fühlst dich rein von groben Ausschweifungen, unbesudelt von schändlichen Handlungen, unentweiht von offenbaren, schreckenden Lastern. Du bist kein Ehebrecher, kein Trunkenbold, kein Betrüger, kein Verleumder, kein Verschwender, kein Spieler! — Denn wärst du Eins von diesen, wie möchtest du dich beklagen, daß man dich verabscheue, verachte, da du dich selbst des Abscheues und der Verachtung würdig finden müßtest?

Aber oft kann derjenige, welcher rein von groben Lastern ist, dennoch sich durch gewisse Unarten und anstößige Eigenheiten bei den Menschen verhaßt machen; kann durch üble und mit den anständigen Sitten in Widerspruch stehende Gewohnheiten lächerlich werden, welches im bürgerlichen Leben oft so gefährlich ist, als die allgemeinste Verachtung.

Du kennst vielleicht an dir dergleichen Mängel; deine vertrauten Freunde und Bekannten haben dich vielleicht schon mehrmals auf dieselben aufmerksam gemacht. Warum

legtest du, und wäre es dir auch Anfangs schwer angekommen, diese Unarten, diese anstößigen Eigenschaften, diese lächerliche Art des Betragens nicht ab?

Wohl weiß unsere Eigenliebe Alles zu entschuldigen und zu rechtfertigen; wohl sprechen wir bei uns: „Ich thue durch diese meine Eigenheiten Niemanden weh; ich schade mit meinen Gewohnheiten keiner Seele. Warum verachtet man mich? Warum begegnet man mir mit Widerwillen? Haben nicht alle Menschen ihre Schwächen und Unvollkommenheiten?“

Aber, lieber Christ, wenn du schon keinen Menschen dadurch beleidigst; so beleidigst du doch vielleicht das in der Gesellschaft geltende Gefühl des Wohlanständigen; du beleidigst gewisse angenommene Begriffe von dem, was schicklich ist; deine Abweichungen vom Gewöhnlichen scheinen eine Verachtung dessen zu werden, was Andere für würdiger halten; dein Ton, dein Betragen, deine Art dich auszudrücken, veranlaßt zu falschen Urtheilen über dich, weil du dir keine Mühe gibst, einen dir nachtheiligen Schein zu vermeiden.

So kannst du im Grunde deines Herzens es gut meinen, und dennoch theils gefürchtet, theils verachtet und vielen rechtschaffenen Menschen mißfällig sein. Zwar deine Mängel sind keine Verbrechen, keine Sünden; der Religionslehrer nennt sie nicht von der Kanzel; das Gesetz des Landes verfällt sie nicht in Strafe. Allein diese deine anstößigen Eigenheiten sind Vergehungen gegen gewisse zarte Pflichten, welche wir denen schuldig sind, mit denen beisammen zu leben uns Gott bestimmt hatte.

Du willst, als Christ, Friede halten mit allen Menschen; wohlan, bahne den Weg zum Frieden, indem du, was ihnen an dir mißfällt, meidest. Dadurch, daß du dich änderst, um den Menschen zu gefallen, wirst du weder schlechter (denn sie begehren keine Schlechtigkeit von dir), noch wirst du sittlich besser und tugendhafter, denn jene üble Eigenheiten haben vielleicht mit deinem Herzen keine Verwandtschaft: du wirst nur so, wie du sein sollst, um Keinem anstößig zu werden. Und du sollst also werden, damit du Liebe in vollem Maße von allen denen genießest, die mit dir in Verbindung stehen. Du sollst aber nach Frieden mit den Menschen streben, um dein Dasein ruhig und glückselig zu genießen; dies kannst du nicht, ohne die Achtung und das Vertrauen deines Nächsten. Ohne Vertrauen deines Nächsten bist du nicht vermögend, so viel Gutes zu stiften, so nützlich zu sein, als du könntest — du kannst nicht Gottes Willen in vollem Maße erfüllen.

Und so kann auch das Unanständige und überhaupt dasjenige, was wider die eingeführten Gebräuche und Sitten des geselligen Umgangs verstößt, Sache der Religion sein. Jesu Religion gebietet: „Habet mit allen Menschen Friede, so viel an euch ist!“ (Röm. 12, 18.) So wird uns denn selbst der geringste Anlaß, durch welchen wir Vertrauen und Freundschaft gewinnen können, zur Pflicht, und jede, auch die kleinere Vernachlässigung zur Sünde. Oft gingen die größten Uebel aus kaum bemerkbaren Quellen hervor; und die bittersten, unseligsten Feindschaften entspannen sich durch falsche Urtheile, zu welchen das äussere Betragen der Menschen oft bei Kleinigkeiten den ersten Grund legte.

Ach, es ist den meisten Menschen viel leichter, sich grober Vergehen zu enthalten, als gewissen angenommenen Arten, zu sein und zu handeln, zu entsagen. Ehrgefühl schreckt sie von jenen zurück, und falscher Ehrgeiz macht sie diesen getreu. Sie sind oft stolz darauf, eben diese Fehler, dies, was jedem mißfällt, zu haben. Sie setzen einen Triumph darein, sich nicht leicht durch Jemand beschränken zu lassen. „Wie wir nun sind (sprechen sie), so müßt ihr uns nehmen!“ und die Thoren freuen sich, solchen Trotz beweisen zu können.

Mit diesem Trotz, mit dieser kindischen Eitelkeit und Laune verspielen sie oft die theuerste Freundschaft, die Achtung guter Menschen — oft ihr und ihrer Verwandten Lebensglück. Gewöhnlich verspottet und verlacht, oft von denen, welche ihnen vielleicht die meiste Ehrfurcht zollen sollten; noch allgemeiner mit Widerwillen bemerkt und zurückgesetzt von denen, die mit ihnen in keiner nahen Berührung stehen; ganz vermieden von den Meisten: gehen die bedauernswürdigen Sklaven ihrer Launen und Grillen ungeliebt dahin; unfähig, ihren nützlichen Wirkungskreis so sehr zu erweitern, als sie könnten; unfähig, so viel Glück und Freude zu schaffen, als sie sollen. Sie möchten, die Welt solle sich nach ihren Einbildungen und Launen und Eigenheiten fügen — wehe, wenn die Welt das Spielwerk der Thoren wäre! — Aber sie täuschen sich, und verderben zuletzt in ihrem Eigensinn. Nur zu spät klagen sie einst um das elend hingebrachte Leben; zu spät um den Mangel an wahrer Freundschaft auf Erden; zu spät über Verfolgung, Mißgunst und Verachtung, die sie von Menschen erfahren müssen, welche sie nicht beleidigt zu haben glaubten.

168.

Gebrochene Freundschaft.

Spr. Sal. 18, 19.

Lieblich ist, wenn Schwestern, Brüder
Friedlich bei einander sind,
Und wie eines Leibes Glieder,
Einig und vertraglich sind;
Einer zart den Andern ehrt,
Keins das Andere versehrt.

Ach, zu ihnen zu gehören,
Die sich liebevoll bemüh'n,
Keine Fröhlichkeit zu stören,
Enger Herz an Herz zu zieh'n,
Stets den Andern zu erfreu'n —
Dieser Pflicht will ich mich weih'n!

Kein Anblick ist trauriger, als eine Familie voll Zanks und Unfriedens! Leider ist er gar nicht selten. Wir sehen zuweilen leibliche Brüder gegen einander so gleichgültig, so lieblos, ja so feindselig, als wenn sie nur darum unter einem Mutterherzen gelegen, nur darum von der gleichen Mutterbrust genährt worden wären, um sich in ihren Denkarten und Wünschen auf ewig zu trennen. Wir sehen zuweilen Schwester gegen Schwester so unfreundlich, gehässig, unversöhnlich und in fortwährender heimlicher Erbitterung leben, daß es auch den fremdesten Zuschauer erschreckt. Ja, es ist nur allzugewöhnlich, daß Blutsverwandte unter einander in weit weniger herzlichem Einverständnisse leben, als mit Fremden; und sich unter einander weit weniger Dienstgefälligkeiten leisten, als sie ganz unbekannten Personen leisten würden, wenn ein Anlaß dazu erschiene.

Fragt man sich nach dem Grund dieser Gleichgültigkeit oder dieses Hasses, so ist er selten erheblich. Man

hat sich einander nur Kleinigkeiten vorzuwerfen, welche oft nicht der Mühe werth sind, erzählt zu werden; ja die man sich sogar zu erzählen schämt, weil man voraus sieht, daß kein Mensch dieselben wichtig genug finden würde, als eine Ursache so tiefer Erbitterung zu gelten. Man begnügt sich daher im Allgemeinen, nur die unverträgliche Gemüthsart des Andern, seine Lieblosigkeit, Falschheit, Undankbarkeit oder Herzensschlechtigkeit anzuklagen.

Gar oft bemerkt man diesen tiefen, gegenseitigen Haß auch unter solchen Leuten, die vorher die vertrautesten Freunde waren. Sie, die ehemals beständig beisammen waren, sich alle ihre großen und kleinen Angelegenheiten, ihre Plane, Aussichten und Wünsche wechselsweise mittheilten, nicht ohne einander glücklich sein zu können schienen, eben diese sind nachher, wenn durch eine traurige Veranlassung die Freundschaft gebrochen ward, gegen einander auf die unbilligste Weise hart im Urtheil, ungerecht, kalt, boshaft, voll schneidender Verachtung. Es ist umsonst, sie zusammenzuführen, die Künste der Aussöhnung zu versuchen. Sie wollen von einander nichts mehr hören; es ist ihnen jetzt eben so viel werth, sich zu meiden, sich nie zu begegnen, nichts von einander zu wissen, als vormals ihre größte Freude war, einander aufzusuchen und zu finden, Herz in Herz auszuschütten, und konnten sie nicht mit einander reden, doch wenigstens in der Abwesenheit von einander zu sprechen. Je feuriger die ehemalige Freundschaft, je heftiger die darauf folgende Feindschaft. Und mit Recht sagt der lebenserfahrne Salomo, voll Kenntniß des menschlichen Herzens: Ein verletzter Bruder ist härter zu gewinnen, als eine feste Stadt! (Spr. Sal. 18, 19.)

Wie soll ich mir diese betrübende Erscheinung erklären? Ach, sie hat wohl mancherlei tiefliegende Ursachen.

Zur Unliebe und Zwietracht unter Geschwistern mag wohl oft die falsche Erziehungsart von Seiten unverständiger Aeltern viel beitragen, wenn der Vater einem Kinde, die Mutter einem andern den Vorzug gibt, und dadurch gegenseitigen Neid erweckt, oder zu Neckereien reizt. Doch mehr noch kann die allzugroße Altersverschiedenheit unter Geschwistern Böses stiften, wenn die Erwachsenen sich eine gewisse Hoheit über die Jüngern anmaßen, und ihre Ueberlegenheit an Jahren, Kenntnissen und äusserlichen Verhältnissen auf unkluge, gebieterische, oder doch nicht genug schonungsvolle Weise fühlbar werden lassen. Die Jüngern mögen sich dies ungern belieben lassen; sie sehen in den Erwachsenen keine Vorgesetzten, keine Aeltern, denen Ehrfurcht gebührt, sondern Personen, die mit ihnen gleiche Rechte haben. So ist meistens die Unvorsichtigkeit der Erwachsenen die erste Ursache zum Bruch des geschwisterlichen Friedens; aber die Jüngern pflegen zuerst in ihrem gereizten Ungestüm den Frieden zu brechen, weil sie keine Liebe empfanden und empfinden lernten. Zu diesen Umständen können sich dann noch alle diejenigen Veranlassungen von Feindschaft gesellen, die auch bei andern Personen eintreten, welche lange Zeit in engen Verhältnissen beisammen leben müssen, oder durch eigene Neigung solchen nahen Umgang wählten.

Denn ein jeder vertrauter Umgang, ja schon ein längeres Zusammenwohnen allein, bei welchem es gar nicht einmal auf Freundschaft abgesehen ist, bewegt zu Annäherungen der Gemüther. Man sieht sich täglich, und kann sich in seinen Ansichten der Dinge, in seinen Gemüthseigenthümlichkeiten, weniger vor einander, als gegen Fremde verbergen. Man kann nicht unterlassen, sich mancherlei Mittheilungen zu machen. Die Gewohnheit macht Eins dem Andern mehr oder weniger zum Bedürfniß. Dadurch entstehen täglich neue Berührungspunkte, und die Menge derselben schließt enger die Bande der Vertraulichkeit. Aber eben diese vielen Berührungspunkte sind auch eben so viele verwundbare Stellen des Herzens, welche man einem Fremden nicht so leicht bloßstellt. Kränkungen, die uns hier widerfahren, schmerzen empfindlicher und vielfacher. Daher kann uns kein Fremder so tief beleidigen, als der Freund und die Freundin; auch nie so leicht, weil dazu die Mannigfaltigkeit des Stoffes fehlt. Ist nun aber einmal die Kränkung vollbracht, so ist die gegenseitige Abneigung dann um so viel größer, als die Menge der ehemaligen Berührungspunkte zahlreicher war. Je offener, je argloser, je liebender man sich dem Andern hingab, je unverzeihlicher scheint der kleinste Verrath an unserm Herzen zu sein. Man hält sich für den ganz betrogenen Theil; Alles für Heuchelei, was der Andere that; findet sein Betragen unbegreiflich; seine Verstellungskunst teuflisch, und faßt ein Mißtrauen gegen die gesammte menschliche Natur.

Selten haben wir ein so treues Gedächtniß für die Gefälligkeiten und Freundschaftsbeweise, die wir von Andern erhielten, als die wir ihnen gaben. Was uns Andere Liebes thun, scheint uns geringfügig gegen das, was wir ihnen leisten oder gern leisten möchten. Denn wir kennen nicht die Empfindungen, welche sie dabei haben mochten, sondern nur die, welche wir hatten, und kaum so herzlich gegen sie äussern konnten, als wir oft gern gethan hätten. Darum ist nach jeder gebrochenen Freundschaft die Klage des Getrennten immer am lautesten über Undank und schändliche Vergeltung aller Liebe. Aber die Wunden, welche der wirkliche oder der vermeinte Undank schlägt, sind allezeit die brennendsten.

Selbst die Menge der Erinnerungen des genossenen Glücks im ehemaligen freundlichen Umgang verbittert das Andenken an die Zeiten der Freundschaft. Es scheint Alles nur eine ungeheure Täuschung, und uns damit ein edler Traum unsers Lebens geraubt zu sein. Diese Erinnerungen ekeln uns an, wie Leichname falscher Freuden. Wir möchten die ganze Vergangenheit aus unserm Gedächtnisse hinwegwischen, wenn wir es könnten, denn Alles darin mahnt uns an die schwärzesten der menschlichen Laster, an Verrath, Heuchelei, Treulosigkeit und Undankbarkeit.

Kann alles dies nach gebrochener Freundschaft schon die Gemüther wider einander unversöhnlich erbittern, so vergrößert nicht selten auch den gegenseitigen Haß noch die gegenseitige Furcht. Man bereut, allzuleichtgläubig und allzuoffenherzig gewesen zu sein, sich allzuviel vergeben, allzuviel von seinem Innersten offenbart, sich dem Andern allzusehr hingeliefert zu haben. Man sieht seine geheimsten Angelegenheiten, Urtheile, Ansichten, vielleicht seine Ehre, sein ganzes Glück in der Gewalt derjenigen Person, welche von allen Sterblichen unter der Sonne die allerunwertheste und gefährlichste zu sein scheint. Wie mag da so leicht Versöhnung statt finden? Wie kann man da so leicht das verlorne Vertrauen wieder finden? Wahrlich, ein verlorner Bruder ist härter wieder zu gewinnen, als eine feste Stadt! — Je aufrichtiger und je zärtlicher man liebte, je blu-

tiger ist der Schmerz des sich verrathen oder betrogen glaubenden Herzens.

Es muß guten und gefühlvollen Menschen, es muß wahrhaft christlichen Gemüthern beinahe noch mehr daran liegen, wie sie einen Bruch der Freundschaft verhüten, als wie sie ihn verbessern. Es muß am meisten demjenigen daran liegen, der wirklich noch der Wonne eines vertraulichen Umgangs mit einer ihm theuern Person genießt, und durch solchen Freundschaftsbruch den angenehmsten Genuß seines Lebens einbüßen würde, daß er die Störung seiner gegenwärtigen Glückseligkeit verhüte.

Wohl denkt Jeder: dies ist nicht schwer — allein die Liebe ist leichtgläubig und vertrauensvoll, sonst wäre sie nicht Liebe. Unzählige erfuhren dieses Unglück, weil sie es nicht glaubten, weil sie sich für weiser und stärker hielten, als sie waren; weil sie wähnten, sich und ihren Freund oder ihre Freundin auf das Beste zu kennen; weil sie sich für allzufest geliebt meinten, als daß jemals eine Trennung solcher Herzen, eine eintretende Kälte, oder gar ein unerbittlicher Haß möglich wäre.

Vorsicht ist zu allen Dingen nütze. Auch hier. Zeit, Gelegenheiten, Erfahrungen und manche unvorhergesehene Ereignisse änderten schon manchen Sinn, und gewöhnlich hat unter getrennten Freunden Einer so viel zur Zerstörung der schönen Verhältnisse gewirkt, als der Andere.

Vorsicht ist zu allen Dingen nütze! Du bedarfst der Vorsicht vielleicht weniger wegen der Gemüthsart deines Freundes, als wegen deiner eigenen. Sei auf deiner Hut gegen dich selbst; nicht so sehr gegen ihn, den du kennst, den du vielleicht schon geprüft und bewährt gefunden hast. In vielen Stücken lernt man Andere weit bälder kennen, als sich selbst.

Willst du die Freundschaft deines Freundes mit Sicherheit und unverletzt bewahren, so wirst du dies nicht so sehr blos durch die Innigkeit oder gar Leidenschaftlichkeit deiner Zuneigung vermögen, als dadurch, daß du ihm durch deine Handlungsweise gegen ihn und Andere, durch deine Tugend, durch fortschreitende Veredlung, eine steigende Hochachtung und Liebe einflößest. Leidenschaftliche Zärtlichkeit kann zuweilen zudringlich und lästig werden; eine tugendhafte Gesinnung und Handlungsart erregen aber wachsenden Beifall. Je mehr Achtung du bei andern Menschen durch dein Betragen erwirbst, je stolzer wird dein Freund auf die Freundschaft mit dir, je unverbrüchlicher wird diese sein. Rotte also jeden dir anhängenden Fehler aus; zeige keine Schwächen; erscheine, einsam oder in Gesellschaften, im Gespräche oder in der That, durch Tugenden jeder Gattung liebenswürdiger, und du wirst immer treuer geliebt werden. Dieses Erscheinen sei aber keine Heuchelei, sondern Wahrheit. Das Auge des Freundes durchsieht dich früher, als du es ahnest. Heuchelei ist ein Selbstmord der Freundschaft. — Auch aus Liebe zu deinem Freunde, auch aufgemuntert von ihm, gestatte dir keine Schwäche, keinen Fehltritt, selbst wenn eine eigene Versuchung dazu in dir schon wach wäre. Denn du hast, indem du deiner unwürdig vor ihm stehst, sogar wenn diese Unwürdigkeit nur Erfüllung seiner eigenen Wünsche wäre, Verzicht auf seine wahre Hochschätzung gethan. Er wird dich bald weniger lieben müssen, weil er dich nicht mehr ehren kann, wie sonst, und weil dir nun das gebricht, wodurch du allein ihm theuer werden konntest.

Verzeihe dir keinen Fehltritt; desto williger sei, deinem Freunde Fehler und Schwachheiten zu verzeihen. Deiner Tugendhaftigkeit Beispiel wird ihn von denselben reinigen. Er wird, dich bewundernd, dich hochachtend, nicht das Gefühl ertragen können, deiner unwürdig zu sein. Verzeihe ihm Fehler und Schwächen, aber ohne denselben Beifall zuzulächeln. Dein Lächeln würde ihn in dem Unedeln bestärken, und dich selbst in seinen Augen erniedrigen, als kränkte dein Herz an den gleichen Mängeln. Er wird dich bald geringschätziger ansehen. Verzeihe ihm Fehler und Schwächen, aber nicht in der Absicht, dafür Vergeltungsrecht zu üben, und von ihm desto größere Nachsicht deiner Mängel zu fordern. Denn Jeder hält sich gern seine Unvollkommenheiten zu gut; dagegen widerstehen ihm doch die eines Andern, und was man sich selbst oft vergibt (die Eigenliebe bringt immerdar eine Rechtfertigung an), entschuldigt man ungern, wenn es Andere thun.

Es ist nicht genug, anstößige Fehler oder offenbare Vergehungen zu melden, wodurch wir die Achtung gegen uns mindern, sondern wir müssen auch in kleinen Nebendingen die Hochschätzung und Freundschaft dessen zu fesseln wissen, der uns lieb ist. Eine geringe Unanständigkeit, ein Mangel zuvorkommender Aufmerksamkeit, an sich unwichtige Nachlässigkeiten, welche wir uns gegen eine uns werthe Person erlauben, nicht geziemende Freiheiten, die wir uns herausnehmen, haben weit öfter den Bruch einer Freundschaft bewirkt, als wirklich schweres Verschulden. Denn vor diesem pflegt man sich gewöhnlich sorgfältiger in Acht zu nehmen, hingegen glaubt man im Umgang mit vertrauten Personen, wie man sich oft auszudrücken pflegt, nicht so viel Umstände machen zu dürfen, als mit Andern. Allein wir bedenken dann nicht, daß tausend kleine Verbindlichkeiten, ein gefälliges Betragen, ein zuvorkommendes Wesen, dem Freunde nicht minder angenehm, als dem Fremden sind, daß wir den Freund dadurch eben vielleicht zuerst gewannen; daß das Vernachlässigen derselben schon eine Vernachlässigung der Freundschaft selbst ist. Nein, behandle mit Herz und Gemüth deinen Vertrauten wie dein anderes Ich; aber in deinem äusserlichen wie einen liebenswürdigen Fremden, dessen Gunst du erst gewinnen möchtest. Darum sind der unglücklichen Ehen, wie der gebrochenen Freundschaften, so viele, weil die Menschen nach Erreichung des Ziels vergaßen, daß man, um ein Glück zu behalten, dieselben Mittel anwenden müsse, deren man nöthig hatte, es zu erwerben. Daher die vielfältigen Klagen über einander: ich habe mich in ihm getäuscht; seine Liebenswürdigkeit war nur Verstellung; er ist ein ganz anderer Mensch, wenn man ihn näher kennen lernt. Die Klagen sind zum Theil gegründet, sobald der, welcher lange strebte, dem Andern zu gefallen, aufhören will, durch das zu gefallen, wodurch er gefiel.

Oft aber sind es nur unglückliche Mißverständnisse, welche den Bruch der Freundschaft befördern. Es können zwei Menschen gleich gut, gleich liebenswürdig, und in ihren Eigenheiten ganz für einander geschaffen sein; aber aus Mangel an offenherziger Erklärung über das, was vielleicht kränkte, aus unzeitigem Zartgefühl, aus übel angebrachtem Stolz oder kleinem

Trotz, ging nicht selten ein ganzes, schönes Lebensglück verloren. Wir müssen weder fordern, daß unser Freund allwissend sei, noch von uns selbst in der Meinung stehen, daß wir immer die Wahrheit erblicken, und die Worte und Handlungen des Andern richtig auslegen. Es können zuweilen Umstände sich an einander reihen, die in der That verursachen, daß der Freund allen Schein wider sich hat, oder wir ihn gegen uns haben. Unser Glück ist unwiderbringlich dahin, wenn wir einen Augenblick lang den Verdacht nähren. Wir müssen das, was uns betrübt, näher untersuchen; wir müssen nicht fremden Augen, nicht fremden Berichten, selbst nicht dem trauen, was wir selbst gesehen oder gehört haben: sondern die Ursache unserer Unruhe frei dem Freunde offenbaren, und Offenbarung und Aufschluß seines Betragens von ihm erwarten. Versäumen wir es, so ist unsere Liebe selbst weder mehr so stark, noch so rein, als sie sein sollte. Der Argwohn, sobald er einmal festhält, kann dann nicht mehr verschwinden; er stellt uns nun Alles in verrätherischem Lichte dar; macht die einfachsten Worte und Handlungen des Andern zweideutig, und flößt Erbitterung und Kälte gegen das vielleicht getreueste Herz ein.

Zerrissene Freundschaft ist zerrissenes Leben. Wer einen Freund gewonnen, halte ihn mit zärtlicher Sorgfalt; denn einen zweiten findet er so leicht nicht wieder, der ihm das werde, was jener ist. Und du, der du, was du liebtest, verloren hast, und dich sehnst, das entfremdete Herz wieder zu finden, folge deinem Triebe. Wer wahrhaft geliebt hat, vergißt nicht so leicht. Auch vielleicht dein ehemaliger Freund empfindet und verbirgt jetzt den gleichen Schmerz um dich, den du um ihn leidest. Aber dein Stolz, dies nicht zu bekennen, zwingt ihn zum Gegenstolz. Niemand will sich da demüthigen, wo er Achtung zu ärnten wünscht; Keiner will durch Nachgiebigkeit seine gerechte Sache verdächtigen, und den Stolz der Unschuld aufopfern. — So bleiber ihr geschieden, die ihr doch sehnsuchtsvoll in euern Gedanken und Träumen für einander lebt. Vielleicht löset erst zu spät ein Zufall das Räthsel, was den Argwohn erzeugte, und klärt das Mißverständniß auf, welches zwei gute Herzen von einander riß.

Höre, auch getrennt von dem dir einst theuern Freund, nicht auf, ihn zu lieben. Sei auch abwesend um ihn besorgt, rede von ihm mit jener Wärme, die er dir einst durch seine Tugend und Liebenswürdigkeit einflößte; vertheidige ihn, auch wenn du Unrecht von ihm erlitten, gegen seine Widersacher; entschuldige ihn, wo er fehlte, und zeige sein Gutes denen, die es nicht kennen; hilf ihm im Stillen unbemerkt, wie ein liebender Schutzengel, — und, es mögen Monden, es mögen Jahre verschwinden, einst liegt er weinend, liebend, versöhnt wieder an deiner Brust. Die Treue deiner Freundschaft wird ihn von der Wahrheit und Erhabenheit derselben überzeugen; es wird sich seine Liebe wieder im Anblick deiner Tugend verjüngen, und der Gedanke an die vormalige Trennung nur seine Zärtlichkeit für die Zukunft erhöhen.

Tritt zu ihm, liebend, offen, ein Erinnerer aus der schönen Vergangenheit; enthülle dein Betragen; bekenne freundlich, wo du irrtest; fordere gleiche Erklärung von ihm; jeder Verdacht werde entwurzelt, jeder Mißverstand gehoben. Du darfst wieder sprechen: ich habe einen Freund, einen Bruder, eine Schwester!

Wer liebt und treu lieben kann, der ist noch kein ganz verdorbener Mensch: er ist aller Vollkommenheiten fähig, er ist auf dem Wege, sie zu erringen. Wer aber geliebt wird, und sich anhaltend seinen Freunden liebenswürdig zu machen weiß, gibt damit den unzweifelhaftesten Beweis von der Vortrefflichkeit seines Gemüths. Frage dich dann selber: wen liebst du und wie liebst du? Prüfe: von wie vielen wirst du geschätzt? von welchen Personen wirst du geliebt, und mit welcher Treue — so kannst du dir eine Vorstellung von deinem eigenen Werthe machen. Zwar nicht mit allen Menschen kannst du in vertraulichen, engen Verbindungen leben; wohl aber allen Guten doch den Wunsch einflößen, mit dir in solchen zu sein. Dem Bösen gefällt Niemand, als er sich selbst. Er ist nur sein eigener Freund, und macht Andere nur zu Werkzeugen seiner Absichten und vorübergehenden Begierden.

Ja, Schöpfer des himmlischen Gefühls der Freundschaft, welches in meinem Herzen lodert, auch ich will mich prüfen, und meinen Werth in der Zahl und in dem Werthe derjenigen Personen erkennen, deren Zuneigung ich genieße. O, mein Gewissen sagt mir es schon voraus, ich bin nicht so allgemein geachtet und geliebt, als ich könnte und sein sollte! Und wer nicht geliebt wird, hat nur sich selber anzuklagen, daß er durch Vollkommenheit und Seelengüte nicht liebenswürdig zu sein weiß. — Nur durch das Wohlgefallen aller guten Menschen an mir bin ich Deines Wohlgefallens, o Gott, gewisser. Wie selig könnte ich doch sein! Wie wenig bin ich es! O, daß ich es würde! Amen.

169.

Die Klippen der Freundschaft.

1 Kor. 13, 4—8.

Zwar gebietet uns die Religion, zwar gebietet uns unser Herz Liebe zu jedem der mit uns auf Erden lebenden Sterblichen, mit denen wir in irgend eine Verbindung kommen. Die Aeusserungen dieser Menschenliebe bestehen darin, daß wir Keinen hassen, sondern mit freundlichem Gemüthe das Beste und den Nutzen jedes Einzelnen befördern, so viel in unsern Kräften steht. — Aber dies alles hindert uns nicht, daß wir nicht auch gewisse Menschen finden, denen wir mit einer besonders zärtlichen Zuneigung ergeben sind; für die unser Herz lebhafter schlägt; für die zu leben, oder denen eine Freude zu machen, uns selbst die höchste und innigste aller Freuden ist. Wo ist der Mensch, welcher noch nie das stille Entzücken der Freundschaft, die Seligkeit empfunden hat, zu lieben und geliebt zu werden?

Ich denke hier nicht an jene Freundschaft, welche zwischen Aeltern und Kindern, zwischen gutartigen Geschwistern, zwischen Personen beiderlei Geschlechts, oder zwischen Ehegatten statt findet; sondern an die Freundschaft, welche Personen von gleichem Geschlecht und Alter nach freier Wahl mit einander stiften. So ist die Freundschaft Davids und Jonathans im Alterthum berühmt geworden. So hatte Jesus selbst eine zärtlichere Zuneigung für den Jünger Johannes, den er noch vom Kreuze herab wie sein anderes Selbst betrachtete.

Einen Vertrauten zu haben in allen Lagen des Lebens ist ein Bedürfniß zartfühlender Herzen. Wer ohne

Freund ist, geht wie ein Fremdling über die Erde, der Niemandem gehört. Sogar Kinder in ihren unschuldigen Spielen, ehe sie sich selbst noch Rechenschaft von ihren Gefühlen geben können, hegen schon die Gefühle der Freundschaft. Eine unbekannte, sanfte Gewalt zieht sie zusammen. Einem geben sie vor allen Andern den Vorzug. Mit einem vor allen Andern theilen sie am liebsten ihre kleinen Geschenke, ihre frohen Stunden. Einem vor allen Andern weinen sie am lautesten nach, wenn sie von ihm getrennt werden.

Der Bund der Freundschaft, in welchem sich schöne Seelen auf Erden vereinigen, ist die Krone ihres Lebens, ist eine von den Seligkeiten, welche der Sterbliche mit dem Engel theilte. Er hat nichts gemein mit jener bloßen vertraulichen Bekanntschaft, in welcher wir oft den schon mit dem Namen eines Freundes zu bezeichnen pflegen, mit dem wir einigen Umgang haben, oder von dem uns einige Gefälligkeiten erzeigt sind.

Aber keine Klage hört man wohl alltäglicher werden, als die Klage über Seltenheit wahrer Freundschaft. „Wo soll ich den Freund finden?“ spricht Mancher: „Ich glaubte schon oft ihn gefunden zu haben, und ward eben so oft und bitterlich getäuscht. Wo ich Töne der aufrichtigsten Liebe zu hören wähnte, waren es nur die schmeichelhaften Ausdrücke der Höflichkeit. Wo ich ein unbefangenes Herz suchte, entdeckte ich zuletzt nur gemeinen Eigennutz. Wo ich ewige Treue erwartete, begegnete mir nur Leichtsinn, und ich ward vergessen, sobald ein Anderer Lust bezeigte, mich zu verdrängen. Diesen rissen neue Bekanntschaften von mir; Jenem erkaltete das Herz, als er in glänzendere Umstände kam, denn ich.“

Leider sind diese und ähnliche Klagen nicht nur häufig, sondern auch oft nur allzusehr gegründet. Wer mag das Herz der Sterblichen immer bis auf sein Innerstes erforschen? Wer kann Bürge sein für des Menschen veränderlichen Sinn? — Wenn nach einer Reihe von Jahren uns Freunde kälter begegnen, die ehemals schworen, nur mit uns und für uns zu leben und zu sterben — ach, laßt uns doch immer geneigt sein, es ihnen zu verzeihen, wenn sie nicht mehr sind, wie sie vormals waren, wie sie wohl sein sollten! — Jahre ändern die Beschaffenheit des Leibes und mit ihr wohl auch die Lebhaftigkeit des Gemüths. Andere Verhältnisse, ausserordentliche Schicksale, neue Umgebungen, schmerzliche Erfahrungen, Unglücksfälle, die den Muth beugen, Sorgen, die unsere Lebensfreuden verzehren, können so Vieles anders machen.

Warum wollen wir auf unsere ehemaligen, nun gleichgültig gegen uns gewordenen Freunde Vorwürfe häufen? Warum wollen wir ihnen, weil sie uns nicht mehr mit dem Feuer, mit der rührenden Zärtlichkeit lieben, wie sonst, ein gutes Herz absprechen? — Denken wir doch nur an uns selbst: haben wir anders gethan, als sie?

Hast du nicht manchen Freund deiner Jugend, an dem du ehemals mit voller Seele hingst, vergessen? Würdest du, wenn er jetzt zu dir käme, ihn noch so lieben können, wie damals, da ihr noch gleiches Schicksal, gleiche Freuden und Leiden mit einander theiltet? — Erinnere dich nur, Mancher und Manche, mit dem oder mit der du in schönern Stunden der Vergangenheit den Bruder- und Schwesterbund geschlossen hast — sind sie dir jetzt noch so lieb und werth, wie vormals? Könntest du sie, nun das Schicksal mit dir und ihnen so Manches anders verfügt hat, noch mit der vormaligen Innigkeit lieben? Wie sehr hat sich seitdem dein und ihr Geschmack, dein und ihr Beruf, dein und ihr Karakter, deine und ihre Neigung verändert! Vielleicht ist dein Herz, vielleicht auch das ihrige nicht schlechter geworden — und doch passet ihr nicht mehr für einander, denn eure Meinungen, eure Temperamente, eure Ansichten der Welt sind nicht mehr die vorigen.

Freilich, solche Erfahrungen von zerrissener Freundschaft sind schmerzlich; aber sie sind unausweichlich. Sie sind im Rosengarten des Lebens die Dornen, von denen wir unsere Einsicht, unsere Weltklugheit, aber auch unsere Seelenstärke gewinnen.

Eben darum, weil Bande so selten sind, welche, einmal geknüpft, unzerrissen bleiben, eben darum ist treue Freundschaft eins der schönsten und bewunderungswürdigsten Güter des Lebens; eben darum ist eine Liebe gleichgeschaffener Seelen, die bis ans Grab dauert, die über das Grab hinaus lebt, die kein Schicksal, die kein Tod ändern kann, das höchste Gut gefühlvoller Menschen, und ein Gegenstand der Ehrfurcht für Alle, die sie kennen.

Aber, verbergen wir es uns nicht, sehr oft sind wir selbst daran Schuld, daß der Bund der Freundschaft von keiner langen Dauer ist; sehr oft sind wir selbst daran Schuld, daß wir keine wahren Freunde finden.

Mancher von einer allzulebhaften Gemüthsart machte sich von der Freundschaft, von ihrem Glück, von ihren Pflichten allzuschwärmerische Vorstellungen. Er lebte zu sehr in seinen Empfindungen, und forderte von dem Freunde eine gleich anhaltende Begeisterung, die ihm bei seiner Art zu denken und zu leben nicht möglich war. So ward man endlich geneigt, das für Kälte zu halten, was nur Ruhe war, und über Gleichgültigkeit zu klagen, wo nur Mangel des Ausdrucks der Schwärmerei und nüchterne Besonnenheit statt fand. So endete schon mehr als eine Freundschaft, die rasch, oft mit Entzücken geschlossen ward, nach weniger Zeit, weil die Aufwallungen eines Augenblicks keine Sache des ganzen Lebens sein konnten. — Diese schwärmerischen Vorstellungen von der Freundschaft, welche um des Freundes willen Alles vergessen, Alles aufopfern soll, sind besonders jungen Leuten eigen, welche, ohne Erfahrung von der kalten Wirklichkeit des Lebens, nur in ihren schönern Träumen wohnen. Sie begehren stolz genug, daß sich eine ganze Welt für sie verwandeln soll; sie denken nicht bescheiden genug, daß sie sich der Welt, wie sie nun ist, angemessen stimmen sollen.

Eine andere Klippe der Freundschaft ist nicht selten die unüberlegte Wahl des Freundes. Wie werden doch auch die meisten Freundschaften geschlossen? Gewöhnlich ohne lange Prüfung, nach dem ersten vortheilhaften Eindruck des Augenblicks. Man liebt, weil uns irgend eine glänzende Eigenschaft des neuen Freundes bezaubert hat, ohne uns darum zu bekümmern, welche Fehler er besitze, welche üble Gemüthsbewegungen, die er nicht zur Schau trägt, und gern vor sich selbst verheimlichen möchte. — Aber bei längerm Umgange verräth sich auch das Mangelhafte in der Denkart und Handlungsweise — dann bedauern wir ihn und uns, und die Flamme der Freundschaft erlöscht oft eben so plötzlich, als sie auflohderte.

Freundschaft, wenn sie dauerhaft gegründet werden soll, muß auf einer gewissen Gleichheit der Gemüthsanlagen, der Ansichten, Wünsche und Zwecke, sogar des Alters und Standes beruhen. Sie muß nichts sein, als eine gegenseitige Hochachtung und Bewunderung der Vollkommenheiten und liebenswürdigen Eigenschaften. Wo diese gegenseitige Hochachtung nicht von selbst eintritt, wo sie erst erkünstelt werden muß, wo sie ganz wegfällt, da ist keine Freundschaft, sondern irgend ein Eigennutz, oder eine Selbsttäuschung, welche schnell genug verfliegen wird.

Durchmustere nun die Reihe derjenigen, welche ehemals deine Freunde gewesen sind; blicke auf diejenigen, welche es gegenwärtig sind, oder welche du dafür hältst, und du wirst schon jetzt, wenn dich deine Gefühle nicht überraschen, einsehen, warum manche ehemalige Freundschaft nicht auf lange Zeit bestehen konnte, und warum noch manche gegenwärtige Freundschaft früher oder später aufhören, oder zuletzt nur in eine bloße freundliche Bekanntschaft übergehen wird.

Du kannst nicht in das Herz deiner gewesenen und deiner jetzigen Freunde sehen. Gott, der Allwisser, kann es allein. — Aber wirf nur einen Blick in die Tiefen deines eigenen Gemüthes. Frage dich: warum schlossest du so manche Freundschaft? Handeltest du auch dabei mit kalter Erwägung aller Umstände? oder überliessest du dich nur blos dem lebhaften Eindruck angenehmer Gefühle? Geschah dies, wohlan, so verdienst du durch deine Gefühle für deinen ehemaligen Leichtsinn gestraft zu werden, um weiser zu sein.

Hast du, als du Freundschaft schlossest, an die Ungleichheit deines Alters gedacht, welches zwischen dir und einem andern statt fand? Hast du erwogen, ob sein Stand und Beruf ihn nicht ganz von dir trennen, und seinem Geiste, seinen Anlagen, seinen Empfindungen eine ganz andere Richtung geben mußten, als die deinigen haben?

Gehe in dich zurück, und frage dich: waren die Beweggründe, aus welchen du manche Freundschaft geschlossen hast, wohl immer die reinsten, die bei solch einem heiligen Bunde hätten obwalten sollen? War es nicht zuweilen blos die Annehmlichkeit der Gestalt oder der Gesichtszüge, die dein Herz gewannen, ohne daß du weiter auf die Denkart oder äussere Verhältnisse dessen achtetest, mit dem du Freundschaft schlossest? Oder lag bei dir nicht ein dunkles Gefühl des Ehrgeizes zum Grunde, das dich an Diesen oder Jenen zog, weil es dir damals schmeichelhaft schien, sein Freund zu heißen? Oder leitete deine Wahl nicht irgend ein geheimer Eigennutz, den du, ohne eben bestimmt darauf zu zählen, doch im Fall der Noth durch den vermeinten Freund vielleicht befriedigen zu können hofftest?

O, wer kennt die vielen dunkeln Stellen des menschlichen Herzens alle! wer die feinen Täuschungen alle, mit denen wir thöricht genug sind, uns selbst zu unserm Schaden zu hintergehen!

Eine andere nicht geringere Klippe der Freundschaft ist, daß der Mensch so selten geneigt ist, einem Freunde etwas zu verzeihen, aber sich selbst gern Alles zu gut gehalten wissen will. Wir begehren, daß unser Freund gut, edel, fehlerlos sei, daß er manche anstößige Eigenschaften ablege. Aber bei diesem Zartgefühl gegen fremde Schwächen fällt es uns nicht bei, daß wir selbst unsere Unvollkommenheiten ablegen, durch welche die Hochachtung des Freundes nothwendig geringer werden muß. Ach, es ist nur zu wahr, der Mensch liebt oft seine Fehler mehr, als seine Freunde, und bleibt jenen viel treuer als diesen. Er will, wenn es sein muß, lieber den Bruder verlieren, als den Flecken seiner Seele.

Wenn nun aber der Freund wegen deiner Unvollkommenheiten endlich seine Hochachtung vermindert fühlt: wie kannst du wärmere Freundschaft von ihm fordern? Wenn nun endlich der Eindruck deiner Vorzüge, die den Freund dir Anfangs gewonnen haben, durch den Eindruck deiner Fehler vermindert wird: wessen ist die Schuld, wenn die Bande der Freundschaft endlich mürbe werden? Lag es nicht an dir, die Zärtlichkeit des Freundes zu erhöhen, indem du deine Tugenden vermehrtest, die dich ihm und Allen liebenswürdiger machen konnten?

Hast du einen Freund, der dir über Alles lieb ist, wo du seine Liebe ewig fesseln — fessele durch neue Vollkommenheiten deines Karakters seine Hochachtung. Du kennst deine Laster, deine Fehler, deine Schwächen: du kennst sie gewiß, weil du sie dem gern verheimlichst, dessen Achtung du gewinnen möchtest. Wohlan, verheimliche sie nicht länger; spiele gegen den Freund nicht mehr eine künstliche Rolle; früher oder später reißt dir doch ein Zufall die Larve ab, und du würdest dann, und mit Recht, ein Gegenstand der Verachtung dessen werden, der dich vorher zu hoch geschätzt hat. Verheimliche sie nicht länger, sondern lege sie gänzlich von dir ab, es koste dir auch noch so viel Aufmerksamkeit, noch so viel Ueberwindung und Mühe! Siehe, dann erst hat die Freundschaft ihr herrlichstes Licht erreicht, ihr bestes Werk in dir vollbracht. Sie hat dich geheiligt, veredelt! Freundschaft und Religion umarmen sich über dir; der lohnende Himmel lächelt dich an, und Gott segnet den Bund der Seelen, der für die Ewigkeit geschlossen ist, weil er auf das gegründet worden, was ewig gilt und währet.

Wieder eine Klippe, an welcher schon manche Freundschaft gescheitert, ist der Mangel wahren, reinen Zartgefühls derer unter einander, welche sich Freunde nennen. Es gibt Menschen, welche glauben, sie dürfen sich gegen einen Freund schon mehr erlauben, als gegen einen Fremden; sie dürfen von einem Freunde schon mehr Aufmerksamkeit fordern, oder mehr Nachsicht, als von einem Andern. Statt vertraulich zu sein, werden sie überlästig, eigensinnig.

Allein eben dergleichen Leute sind in ihren Forderungen gegen den Freund desto unbescheidener und unmäßiger. Er soll ihnen Alles leisten; er soll ihnen Alles nachsehen; er soll sie mit allen ihren Unarten lieben, weil er ihr Freund ist; das heißt, sie fordern Freundschaft, ohne Lust zu haben, Freundschaft zu geben; sie fordern Freundschaft, indem sie dieselbe zerstören.

Nicht gegen den Fremden, nein, gegen den Freund und Vertrauten müssen wir die größte Aufmerksamkeit beweisen; nicht den Fremden, nein, den Freund, von welchem wir geliebt sein wollen, müssen wir mit der zartesten Schonung behandeln. Denn am Ende kann es ziemlich einerlei sein, ob der Fremde gegen uns gleichgültig bleibt, oder nicht; aber durch Unachtsamkeit und Vernachlässigung gewisser zarter Verhältnisse gehen wir in die Gefahr, Zuneigung und Hochachtung eines Geliebten einzubüßen.

Personen aber, welche sich gegen Freunde Alles erlauben, Alles verzeihen wollen, sind gewöhnlich nur eigennützig, sich selbst verzärtelnd; sie lieben bloß aus Eitelkeit, aus Gefallsucht, das heißt, sie lieben nicht Andere, sondern wollen nur geliebt sein. — Sie sind fähiger, Freundschaften zu gewinnen, als sie zu bewahren. Sie werden immer bald wieder zurückgestoßen in den Schlamm ihrer kleinlichen Selbstsucht, sobald man sie näher kennt. Sie werden zuletzt des beständigen Wechsels gewohnt; sie sind zuletzt keiner wahren, dauerhaften Freundschaft mehr fähig; sie buhlen gleichsam um die Liebe Aller, und empfangen eben so wenig Freundschaft, als sie gewähren.

Gleichheit der Herzen, der Zwecke, der Tugenden ist die eiserne Grundfeste der Freundschaft; aber auch Gleichheit aller gegenseitigen Verhältnisse der sich liebenden Personen. Kein Freund muß dem andern in Lebensverhältnissen untergeordnet, keiner von dem andern abhängig sein; keiner muß der Wohlthäter oder Unterstützer des andern sein. Fordere von deinem Freunde Herz, Liebe, Rath und Treue; aber vom Fremden borge Geld. Sobald du deine Abhängigkeit vom Freunde fühlst, ist das alte, schöne Gleichgewicht unterbrochen. Deine Freundschaft wird die selbst als Eigennutz erscheinen, und du kannst den nicht mehr mit brüderlicher Gleichheit lieben, in dem du einen Wohlthäter zu verehren hast.

Fähig sollst du sein, dem Freunde Geld, Gut, Leben — Alles zu opfern; fähig soll seine Freundschaft zu dem gleichen Opfer auch für dich sein. Aber nur im großen, furchtbaren Nothfalle sei es dargebracht, und dann mit heldenmüthiger, mit himmlischer Freude. — Aber dieses Ersparniß des Besten für den großen Augenblick der Nothwendigkeit werde im Geschäfte der Freundschaft kein alltägliches Gewerbe! Es entadelt die Freundschaft und macht ihre Reinheit trübe. Es leitet zu Mißhelligkeiten über geringfügige Sachen, und läßt zwischen den heiligsten Empfindungen die widerliche Sprache des Eigennutzes tönen. — Wie manche Freundschaft brach, welche diese Klippe nicht zu vermeiden wußte!

Auch ich habe Freunde! Und Du, Gott, mein ewiger Freund, führtest sie mir auf den Wegen meines Lebens zu. — Wenigstens nicht durch meine Unwürdigkeit und Schuld gehe mir einer derselben verloren! Ehrfurchtvoll gegen die zarten Bande des Herzens, will ich sie nie mit unedelm Eigennutze, mit thörichtem Eigensinn entweihen; will in dies Himmlische nie das Irdische mengen. Ich will durch Tugenden, die mir fehlen, die Hochachtung, die liebende Bewunderung des Freundes für jene guten Eigenschaften vermehren, die mir jene Anhänglichkeit erwerben. — So, o mein Gott, mein Vater, so erhalte ich mir die Liebe meiner Geliebten! So dauert der Bund der Seelen, geschlossen diesseits des Grabes, jenseits des Todes fort!

170.

Eigene Vorzüge und fremde.

Jak. 3, 13—16.

Gott hat dir selbst dein Loos beschieden;
Nimm's dankbar an aus seiner Hand.
Erfülle jede Pflicht zufrieden,
Die seine Huld damit verband,
Er gibt dir Munterkeit und Kräfte,
Und nährt und stärkt dich väterlich;
Sie brauchen, das ist dein Geschäfte;
Und ihr Gebrauch ist Glück für dich.

Hat Andern deines Vaters Segen
Mehr Güter anvertraut, als dir:
Darf dies wohl deinen Neid erregen?
Denk: wer ist Gott? und wer sind wir?
Weiß er nicht besser, was dir nutzet,
Und was dem Nächsten nützt, als du?
Wenn er dich nahrt, regiert und schützet,
Was fehlet dann noch deiner Ruh?

Ein Weiser der Vorzeit hat gesagt: das merkwürdigste Räthsel für den Menschen ist — der Mensch. Und in der That, er ist's, in mehr denn einer Rücksicht. Wer hat sich nicht selbst schon beobachtet, wenn auch noch so flüchtig, und sich nicht zuweilen auf den sonderbarsten Widersprüchen ertappt? Er ist's, aus dessen Munde kalt und warm geht; der sich von Stunde zu Stunde in seinem ganzen Wesen zu verwandeln scheint; der mit den Anlagen zum Engel sich auf Erden eine Hölle schafft; und bei aller seiner Ohnmacht, in der er dem Wurme des Staubes gleichet, mit den Augen seines Geistes das Weltall durchfliegt und mit Seelengröße die strengsten Schicksale überwindet.

Zu den wunderlichen Widersprüchen im Menschen verdient bei Vielen auch der gezählt zu werden, daß man oft, ohne mit seiner Lage zufrieden zu sein, sie gegen Andere preiset, und sogar mit ihr prahlt — und vielleicht im Augenblicke, da man alle Ursache hätte, sich seines Erdenlooses zu freuen, verdrießlich wird, wenn Andere es besser zu haben scheinen.

In beiden Fällen verräth der Mensch eine große Schwäche seines Gemüthes. Zwar das Wohlgefallen, welches wir an unsern eigenen Vollkommenheiten haben; die Freude über das Wohlgelingen mehrerer Unternehmungen und Arbeiten; das Vergnügen, welches wir beim Anblick unserer angenehmen Verhältnisse im häuslichen und bürgerlichen Leben empfinden, ist sehr natürlich, und macht einen Theil des irdischen Glückes aus, welches doch immer das Ziel unserer Mühen ist. Aber diese frohe Stimmung, in welche uns unsere Vorzüge versetzen, ist wohl selten stürmisch; und wenn es die Freude zuweilen bei unverhofften Erscheinungen des Glücks ist, wird sie niemals von anhaltender Dauer sein. Der reine Ausdruck innerer Zufriedenheit ist ein heiteres Wesen, welches sich, auch wenn wir einsam sind, nicht von uns trennt, und sich gegen andere Menschen in einem freundlichen Wohlwollen und in Theilnahme an ihrem Glücke, in tröstenden und beruhigenden Zusprüchen äussert. Denn nur wer froh ist, hat die lebendigste Sehnsucht, auch Andere froh zu sehen und froh zu machen.

Man kann hingegen mit vieler Sicherheit glauben, daß der, welcher mit seinen Vorzügen, mit seinen Glücksgaben gegen Andere gern prangt, keineswegs zufrieden, sondern in seinem Innersten dennoch unglücklich sei. Wer sich geflissentlich das Ansehen gibt, es bleibe ihm nichts zu wünschen übrig; wer gern von dem spricht, was er hat, dem fehlt noch viel! Wer gern behaupten möchte, oder wahrnehmen läßt, was er besitze,

sei alles besser, vortrefflicher, als anderes der gleichen Art, was Andere besitzen: ist nicht zufrieden mit dem, was er besitzt. Gewöhnlich ist es nur sein Unmuth, der sich gern selbst täuschen möchte; sein Stolz, der Andern nicht weichen möchte; seine Eitelkeit, welche sich gern das Vergnügen gewähren möchte, beneidet zu sein.

Eine jede Schwachheit des Gemüthes ist aber wohl auch immer mit einer Schwäche des Verstandes verbunden. So auch hier. Denn der, welcher gern rühmt, wie glücklich er sei, wie bei ihm Alles besser sei, als bei Andern, erreicht seinen Zweck am schlechtesten. Er verräth gewöhnlich schon mit seinen eigenen Worten, daß ihm zu seinem wahren Wohlsein Vieles mangele. Wem könnte wohl zu Muthe sein, den Ruhmdurst und Eitelkeit martern?

Von der andern Seite offenbart sich nicht minder Schwäche des Gemüths und Verstandes, wenn der Mensch vollkommene Ursache hätte, in seiner Lage zufrieden zu sein, und dennoch Verdruß fühlt bei den Vorzügen oder Glücksbegünstigungen Anderer. Dieser Verdruß entsteht nicht immer aus unersättlicher Habsucht, sondern oft mißgönnt man einem Andern, was man selber zu besitzen nicht einmal wünscht. Man will dem Menschen nicht wohl, darum gönnt man ihm die Vorzüge und Glücksgeschenke nicht, die ihm in den Augen Anderer noch einigen Werth geben könnten. Eine solche Mißgunst ist der Ausspruch geheimer Verachtung des Nächsten, oder verborgner Feindschaft, oft auch nur einer lächerlichen Eitelkeit. Denn wie Viele sind nicht, welche einem Andern dasjenige mißgönnen, was sie doch selbst auch besitzen! Aber sie möchten es allein haben, um dadurch mehr angesehen zu werden. Was nicht mehr ihr ausschließlicher Alleinbesitz ist, hört in ihren Augen auf, ein Vorzug zu sein. Das Beste verliert für sie den Werth, wenn es Viele eben so gut haben.

O, welch ein elender, nichtiger Vorzug muß derjenige sein, welcher seine ganze Vortrefflichkeit einer eiteln Einbildung dankt! Und welche kleine Seele muß diejenige sein, welche sich an solchen Selbsttäuschungen weiden kann! Glücklich ist sie nicht, weil ihr Vorzug einer Seifenblase gleicht, die nur Werth hat für den, der sie mit seinem Hauche schuf, während der geringste Hauch sie wieder zerdrückt.

Doch die Zahl derer ist klein, die den ganzen Umfang ihrer glückseligen Verhältnisse über eine Spielerei ihrer Eitelkeit vergessen können; die da blind sind und ungerecht gegen ihre wirklichen Vorzüge, Verdienste und Güter, bloß einer eigensinnigen Laune willen; die Alles besitzen, was sie vernünftiger Weise zu ihrem Lebensglück fordern können, und dennoch von Mißgunst gequält werden um Dinge, die sie entweder so gut haben, als Andere, oder nicht einmal zu haben verlangen.

Man kann solche Personen darum noch nicht neidisch nennen. Neid quillt aus einer schwärzern Quelle. Ist Mißgunst oft nur eine Wirkung der Thorheit: so ist Neid immer die Frucht eines verdorbenen Herzens. Der Neid ist die Verschwisterung mehrerer Untugenden zu einem einzigen Hauptlaster; er trägt zu gleicher Zeit die Abscheulichkeit der ungenügsamen Habsucht, des Stolzes, der Menschenfeindlichkeit. Er verwüstet nicht nur die Lebensruhe dessen, in dem er wohnt, sondern er lechzet nach Zerstörung fremden Glückes. Seine Kinder sind die Schadenfreude, die Verleumdung, die Ungerechtigkeit, die Heuchelei, der Haß. Neid ist Unzufriedenheit über Begünstigungen und Vorzüge, die man nicht hat, und die man selten haben möchte; ein Streben, sie dem zu rauben, der sie besitzt, um sie sich selbst zuzueignen, oder auch nur sie an Andern zu zerstören, wenn man zu ihrem Besitz nicht gelangen kann.

Dies Laster ist vollkommen thierischer Natur. Auch das gierige Vieh blickt neidisch auf den Bissen des andern, und trachtet, denselben an sich zu reissen. Daher überfällt uns unwillkürlich Ekel und Widerwillen gegen den Menschen, an welchem wir die Aeusserung des Neides wahrnehmen. Wir fühlen sogleich dessen ganze Niederträchtigkeit, aber auch die Größe des Uebels, das er sich selber schafft. Denn er ist darum einer der Unglückseligsten, weil er von der Glückseligkeit am entferntesten ist.

Zwar auch in guten Menschen können bei dem Anblick fremder Vorzüge Wünsche entstehn, sie ebenfalls zu besitzen. Diese Wünsche können sogar thätig werden. Allein dann nimmt solche Thätigkeit eine Richtung, die frommer und edler Menschen würdig ist. Sie will nicht den Nächsten seiner Vorzüge berauben, sondern sie strebt, während sie sein Glück unverletzt läßt, sich ein gleiches auf rechtlichen Wegen zu erwerben. Sie wird zu einer rühmlichen Nacheiferung im Guten. Und diese ist oft die Mutter der schönsten Handlungen.

So verächtlich einem Jeden die Niederträchtigkeit des Neides ist, wenn man sie in Worten, Geberden und Werken eines Andern erblickt, — so gern schleicht sich diese häßliche Empfindung in des Menschen Brust, um sein Lebensglück zu vergiften. Hört man nicht fast täglich über die Wirkungen der Mißgunst und des Neides klagen? Ist man nicht fast täglich Augen- und Ohrenzeuge des hungrigen Brodneides, wo Einer den Andern haßt, verleumdet, weil ihm sein Erwerb mehr Glück, mehr Beifall, mehr Ehre bringt? Ist man nicht täglich Augen- und Ohrenzeuge des Ruhmneides, dem es unerträglich ist, fremdes Lob zu hören, geschweige es auszusprechen, und der, wenn er es dennoch zu sprechen gezwungen ist, nur darin einigen Trost findet, wenn er ein giftiges Aber hinter dem Lobspruch herschleichen lassen kann? Ist man nicht täglich Augen- und Ohrenzeuge jener neidischen Eitelkeit, die sich darin gefällt, hinterrücks eine Tugend verdächtig zu machen, welche man am Andern liebt; natürliche Gaben und Vorzüge zu verkleinern, die man nicht selbst erwerben kann; am Menschen die Schattenseite in kleinern Fehlern aufzusuchen, und dieselben in große Laster umzugestalten, weil es zu viele andere Personen gibt, welche sich an den wirklichen Vorzügen und Liebenswürdigkeiten des beneideten Gegenstandes erfreuen? Woher die meisten Lästerungen, gehässigen oder spöttischen Bemerkungen, welche man so oft in Gesellschaften mit anhören muß, wenn sie nicht aus der bittern Quelle des Neides flössen?

Selbst der Neidische fühlt das Schimpfliche seines Betragens. Aber darum sucht er es zu bemänteln. Er nimmt nur den Ton des Besserwissens, der Belehrung, oft der menschenfreundlichen Warnung an. Oder er verachtet stolz das Gut und den Vorzug, den zu gewinnen ihm auf andere Weise zu schwer fällt. Oder er versteckt seine Bosheit hinter der frömmelnden Wärme

jener Andächtelei, die heut zu Tage in gewissen Volksklassen aus Unverstand Beifall zu gewinnen anfängt. — Wer möchte auch seine ganze Häßlichkeit vor der Welt selber entlarven?

Aller Neid ist ein offenbarer Mangel eigener Seelengröße; ist eine Ungerechtigkeit gegen die Vorsehung; eine Verkennung des Werthes eigener Vorzüge über diejenigen des Nächsten; eine Thorheit, die dem Geiste des wahren Christenthums ganz entgegensteht. — Wer Neid und Mißgunst in seinem Herzen fühlt, ist in dem Augenblick von der ächten Weisheit, dem Christenthum, am entferntesten; entfernt sein von diesem, heißt entfernt sein vom Lebensglück.

„Wer ist weise und klug unter euch?“ — spricht die heilige Schrift: „Der erzeige mit seinem guten Wandel seine Werke in der Sanftmuth und Weisheit. Habt ihr aber bittern Zank und Neid in euerm Herzen: so rühmet euch nicht, und lüget nicht wider die Wahrheit. Denn das ist nicht die Weisheit, die von oben kommt, sondern irdische, menschlich-teufliche. Denn wo Neid und Zank ist, da ist Unordnung und eitel böses Ding.“ (Jak. 3, 13 — 16.)

Glaube es, du, der sich mit dem Neide beflecken kann, du bist nicht deswegen neidisch, weil du unglücklich bist; sondern du bist unglücklich, weil du schwach genug bist, neidisch zu sein. Denn wenn du nur einen Augenblick so viel Gewalt über dich hast, den zu vergessen, welchem du seinen Wohlstand, seine Ehre, seine äusserlichen Vorzüge, Kenntniß, Liebenswürdigkeiten mißgönnst, und siehst auf deine eigene Lage, auf deine dir eigenthümlichen Vorzüge: findest du nicht Ursache genug, zufrieden zu sein? Jeder Mensch hat Eigenschaften, durch welche er vortrefflich sein kann, wenn er sie nur auszubilden weiß; jeder Mensch hat von Gott gewisse Vortheile in seinen Verhältnissen empfangen, wenn er sie nur zu benutzen versteht. Es fehlt uns durchaus nicht an Anlagen, sehr glücklich zu sein, wohl aber entweder an richtiger Beurtheilung unserer Verhältnisse, oder an Reinigkeit des Herzens und jeder Mäßigung und Genügsamkeit, ohne welche du elend bleibst, auch wenn du die ganze Welt gewönnest.

Glaube es, glücklich zu sein für dich fällt dir nie schwer: aber es ist schwer, glücklicher zu werden, als Andere. Und doch, eben dies ist das Uebel der Menschen, daß sie für ihr eigenes Wohlsein immer einen fremden Maßstab entlehnen. Sie wollen nicht bloß glücklich für sich sein, so weit sie es nach ihren Kräften, auf ihrem Standpunkt in der Welt sein können; sondern sie wollen Andere im Glück übertreffen.

Aber was heißt es: Andere im Glück übertreffen? Und wie ist dies möglich? Gott hat Jedem sein Maß von Kraft, von Umständen, von Zwecken gegeben, und nur damit, und nur darin kann er glücklich sein; in keinem Andern, und mit keinen andern Mitteln. — Du hältst diese oder jene Person für beglückter, als dich; aber bist du im Stande, die Grade ihres Glücks zu berechnen, da du nicht ganz sie selbst bist? Freilich, du bemerkst an ihr gewisse Vorzüge, gewisse Gaben, die dir fehlen; Verhältnisse, glückliche Zufälle, allerlei Umstände, die dir abgehen. Du glaubst, wenn du im Besitz derselben wärest, nichts würde deine Seligkeit übertreffen können. Aber wenn du alles das hättest, so würdest du doch damit keine Glückseligkeit gewinnen, sondern nur Hilfsmittel zum frohen Lebensgenuß. Hast du denn schon alle Hilfsmittel benutzt, welche dir die göttliche Vorsehung verliehen? Und wenn dir in der That Alles zu Theil würde, dessen Besitz du Andern mißgönnst: kannst du voraus versichern, ob das deine Ruhe, oder nicht vielmehr dein Verderben begünstigen würde? Weißt du nicht, daß du, unter andern Verhältnissen, ganz ein anderes Gefühl, eine andere Ansicht der Dinge erhältst, gleichsam ein anderer Mensch wirst? Sieh doch das Kind, wie begierig es wünscht, bald groß zu sein, um die Freuden und Vorzüge der Erwachsenen zu geniessen. Endlich erfüllt der Himmel den Wunsch. Warum sehnt sich denn der Erwachsene so gern nach den stillen, unschuldigen Freuden seiner sorgenlosen Kindheit zurück?

Glücklich sein ist gewiß leicht, wenn man die Störerinnen aller Lebenslust, thörichte Leidenschaften, aus seiner Brust verbannt; genügsam ist mit dem, was Gott gab; mit Fleiß zu vervollkommnen sucht, was man hat; und sich die Gunst aller guten Menschen dadurch erwirbt, daß man ihnen in allen Dingen mit Liebe entgegenkommt. Glücklicher werden, als Andere, oder auch nur so glücklich sein, als sie zu sein scheinen, ist Unsinn, weil kein Sterblicher wissen kann, wie viel oder wenig der Andere glücklich ist. Vielleicht — nur du ahnest es nicht! — ist eben das, was du einer andern Person mißgönnst, die Hauptursache ihres jetzigen oder künftigen Leidens. Du beneidest ihre Schönheit; vielleicht hat sie eben deswegen ihr Herz versäumt. Du beneidest ihr größeres Vermögen; vielleicht bereitet dies ihren und ihrer Kinder Untergang. Du beneidest ihr Ansehen, ihre Ehre; vielleicht zieht ihr eben das die viele Verfolgung, Haß und Liebloſigkeit zu. Ist nicht selbst dein Neid ein Uebel für die geachtete Person, die dir beneidenswürdig zu sein scheint?

Und bist du denn gewiß, daß das, was du Andern mißgönnst, dir in deinen Verhältnissen, bei deiner Denkart, bei deinen übrigen Anlagen wohlthätig sein würde? — Bist du dessen nach reiflicher Ueberlegung nicht gewiß: warum befleckst du deine Seele mit der Schande neidischer Begierden? Bist du hingegen überzeugt, ein solcher Vorzug, den der Andere hat, könne dir wohl thun: warum strebst du nicht mit allen Kräften in rühmlicher Nacheiferung, ihn, oder doch Aehnliches, zu gewinnen? — Ein todtes, ohnmächtiges Beneiden führt dich um keinen Schritt weiter; macht dich Andern zum Gegenstand des Spottes und der Verachtung; trübt dir selbst die Lust, welche du auch schon in deinem gegenwärtigen Zustande geniessen könntest.

Gönne Jedem die Vorzüge, welche Gott ihm gab, oder sein Fleiß erwarb. Keine irdische Gabe ist an sich gut oder böse; sondern sie wird Alles erst, wozu der Mensch sie macht; dem Einen gebiert sie Heil, dem Andern Verderben.

Ist, was du dir wünschest, durch Anstrengung deiner eigenen Kräfte erreichbar: warum legst du die Hände in den Schoos? Der Neid ist unfruchtbar an allem Guten; er gibt dir nur Dornen, während du nach den Rosen begierig bist. Forderst du Gaben, welche dir nur durch die Macht der Vorsehung zu Theil werden können, wohlan, benutze erst die alle zu deinem und anderer Men-

schen Glück, welche dir schon zu Theil geworden sind. Lerne erst mit dem Pfunde wuchern, was dir der Herr gab: dann hält er dich vielleicht würdig, dich als einen getreuen Knecht über Vieles zu setzen.

Gott, du mein allweiser Vater, der Du besser mein Inneres kennst, als ich es selbst vermag, du hast mich ja nicht vergessen, nicht versäumt. Du hast mich auch zur Glückseligkeit einberufen in dies Leben, und mir zu dem, was ich auf meinem Standpunkt hienieden sein und werden soll, alle nöthigen Kräfte und Anlagen mitgetheilt. Ach, wenn ich nur immer Weisheit genug hätte, daß ich meine Bestimmung recht erkennen, meinen Standpunkt richtig fassen und beurtheilen könnte; daß ich das Maß meiner Kräfte, die Art meiner Eigenschaften gehörig erwägen würde! Wie vieles könnte ich damit mir und Andern Gutes stiften, wenn ich nur immer das Gute wollte!

Hilf mir, mein Gott, mein Herz bewahren, daß es nicht an seinem eigenen Frieden zum Verräther werde durch Eitelkeit, Habsucht, Haß, Mißgunst und Neid. Und Du, mein Jesus, o du Frommer, Duldender, Genügsamer! erscheine mir zum Bilde, wenn ich mit dem, was der Vater mir gegeben, unzufrieden bin, und mir mit eitelm Gram um eitele Dinge in wenigen Stunden verbittere, die ich vielleicht noch zu leben habe. Wer weiß, wie bald das Alles Staub und Asche und Raub der Vergessenheit ist, was ich bisher noch an meinem Nächsten für beneidenswürdige Schätze hielt! Nur eins ist unverweslich — die Tugend! Nur eins ewig beseligend — Deine Gnade und Liebe, Vater im Himmel! Nach jener sei mein Ringen, — diese verleihe mir, o Alliebender, in Ewigkeit. Amen.

171.

Die Feindschaft des Gottlosen erhebt den Edeln.

1 Petr. 4, 4.

Ich fürchte Gott, was kann mir schaden?
Ach, lautre, Vater, läutre mich,
Bewahre mich auf Deinen Pfaden,
Daß ich Dich ehre, Gott, nur Dich!
Daß ich, Dir ganz geweiht und treu,
Versichert Deiner Gute sei.

Vereint mit Deinen wahren Kindern,
Will ich der Bösen Umgang fliehn;
Will mich zurück von frechen Sündern
In stille Einsamkeiten ziehn.
Verachtung kränkt mich nicht und Spott:
Gott ist mit mir, ich bin mit Gott.

Wie in dem Wesen der Tugend eingeschlossen ist ein immer heiterer Gleichmuth und liebende Menschenfreundlichkeit, so liegt im Wesen der Herzensverderbenheit eine beständige Unruhe und das Hassen der bessern Menschen. Je inniger der Mensch hassen, je anhaltender er seinen Nächsten verfolgen, je mißgünstiger er dessen Vorzüge betrachten, je kaltblütiger und überdachter er seine Rache üben kann: um so schlechter ist sein Herz, und um so mehr Anlagen hat er, ein ganzer Bösewicht zu werden.

Könnte es auch anders sein? Wenn der Betrüger einen redlichen Mann erblickt, muß er nicht von einer unangenehmen Empfindung gequält werden, und ihm nicht sein eigenes Gewissen sagen: er ist besser als du? Aber ein solcher Gedanke ist niederschlagend. Wenn der Ruhmsüchtige einen Mann von großen Geistesvorzügen, der Stolze einen Mann von innern Verdiensten, der Wollüstling einen Feind von Ausschweifungen erblickt: muß er nicht nothwendig Selbstverachtung fühlen? Aber diese Selbstverachtung ist eins der folterndsten Gefühle. Liebe zu dem Beglücktern und Bessern kann daraus nicht hervorgehen.

Freilich der Gottlose kann es nie dahin bringen, daß er das Verdienst und die Tugend selbst hassen sollte, denn seine Vernunft, sein Gewissen gebietet ihm das Gegentheil: er wünschte sich ebenfalls mit demselben zu schmücken; selbst der Verbrecher im Kerker macht noch gern seine guten Eigenschaften geltend, um nicht der Gegenstand des vollkommensten Abscheues zu sein: allein statt die Tugend zu hassen, die er nicht besitzt, wälzt er seinen Groll auf denjenigen, der durch sie Vorzüge über ihn hat. Um sich nicht selbst verachten zu müssen, um sich zu trösten, sucht er das Verdienst der bessern Menschen zu verkleinern; nennt er dessen Tugenden nur Heuchelei; spürt er dessen Fehler auf, um desto lauter gegen dieselben zu schreien; macht er Jeden, so viel er kann, argwöhnisch gegen den Verhaßten; überredet er sich gern selbst, daß er in den meisten Stücken besser sei, als jener.

In der That, nur aus Ehrfurcht, welche die Bösen noch vor der Tugend haben, die sie nicht besitzen, entspringt der meiste Groll, Neid und Haß gegen würdige Menschen. Es ist hierin also das Betragen der Sterblichen, je nachdem sie gut oder schlecht denken, einander vollkommen entgegengesetzt. Tugendhafte Christen lieben den Menschen und ehren ihn, ob sie gleich seine Laster und Fehler hassen. Unedle Gemüther hingegen hassen den Menschen, ungeachtet sie die Tugend, welche ihn schmückt, ehren; aber eben deswegen hassen sie ihn.

Hoffe also nie in deinem Leben auf die Liebe und den Beifall aller deiner Mitbürger. Es ist unmöglich, daß du Jedem gefallest. Es ist dir sogar rühmlich, daß du nicht die Freundschaft aller besitzest. Es ist dir rühmlich, wenn dich die Bösen verlästern, wenn sie dem Werthe deiner Denkart und Handlungsweise keine Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das befremdet sie, sagt der Apostel Petrus, daß ihr nicht mit ihnen laufet in dasselbige wüste, unordentliche Wesen und Lästern. (1 Petr. 4, 4.) Sie würden euch preisen, wenn ihr es mit ihnen hieltet; wenn ihr nicht besser sein wolltet, als sie; wenn ihr mit ihnen in ihrem Treiben gemeine Sache machen wolltet, und auf der breiten, alltäglichen Straße des gewöhnlichen Thuns und Wesens ginget. Der Haß der Bösen ist immerdar ein vollgültiges, öffentliches Zeugniß unsers Werthes, und dann um so unzweifelhafter, wenn wir sie weder persönlich beleidigt, noch uns selbst Vorwürfe zu machen haben, durch irgend eine Unvorsichtigkeit ihren Groll zu verdienen. Der Neid ist allezeit, wider seine eigene Absicht, der beste Lobredner des Verdienstes. Denn wahrlich, man beneidet nur den Bessern, den Glücklichern, nicht aber den Schlechtern, über welchen man sich erhaben glaubt, oder den Unglücklichen, der ohnehin Mitleid bei Guten und Bösen erregt.

Weit entfernt also, daß Haß und Neid der Bösen

den wahren Christen beugen, müssen sie vielmehr seinen Muth erheben. Sie geben ihm ein herrliches Zeugniß vor der Welt. Es ist zwar möglich, daß sie dir durch ihre Umtriebe und Lästerungen schaden; es ist möglich, daß der gemeine Haufe unverständiger, schwacher Leute ihr boshaftes Geschwätz eine Zeit lang nachlallt; es ist möglich, daß du durch das leidenschaftliche Treiben deiner Feinde endlich selbst von Rechtschaffenen eine Zeit lang verkannt, oder in deinen geselligen und freundschaftlichen Verhältnissen, in deinen Ansichten, im Gedeihen deiner häuslichen Angelegenheiten gestört wirst: aber deine Tugend, derentwillen du Verfolgung leidest, deine Unschuld wird doch nicht zerstört. Und bist du tugendhaft: so bist du es doch nicht für irdischen Nutzen, nicht, um Ruhm und Vermehrung deines Wohlstandes zu ärnten. Denn hättest du nur dieser wegen das Gute gethan und geliebt, wahrlich, so hast du nicht Verfolgung gelitten um Jesu willen, nicht deines redlichen Herzens willen, sondern wegen deines ehrsüchtigen Sinnes und deiner versteckten Habgier.

Hoffe nicht, die Liebe und den Beifall aller Menschen zu haben. Wer allen gefällt, ist ein sehr zweideutiges Wesen. Wer Allen gefallen *will*, muß Gefahr laufen, endlich neben der Verachtung der Bessern auch den Spott der Schlechtern zu tragen. Sei zufrieden, daß diejenigen, welche dich und deine wahren Gedanken genauer kennen, dich hochachten, und dein Herz mit derjenigen Begeisterung lieben, welche wahre, uneigennützige Tugend jedesmal einzuflößen pflegt. Sei zufrieden, wenn auch würdige, edle Menschen, obgleich über die Reinheit deiner *Absichten* noch in Zweifel, dennoch deiner *That* ungeheuchelten Beifall zollen. Sei zufrieden, wenn dich endlich Jeder verkennt, und du keinen einzigen rechten Vertrauten hast, der dich in der Nähe beobachtet, oder dem du dich unbeschränkt offenbaren kannst, daß du Gottes Beifall hast, auf dessen Wegen du wandelst: daß dir dein Herz Zeugniß vor dem Richter der Gedanken gibt. Denn nur das *Nützliche*, was du leistest, kennt und beurtheilt der *Mensch*; aber den *tugendhaften Sinn*, aus welchem und in welchem du das Nützliche thust, kennt und beurtheilt allein *Gott*.

Neid und Bosheit der Schadenfrohen müssen also dein Gemüth weit mehr erheben, als niederschlagen. Erst an der Geschäftigkeit der Gottlosen wider dich erkennst du, daß du nicht mit *ihnen* bist, sondern mit *Gott*. Und wer mit Gott ist, darf der vor Menschen zittern? Es liegt Seligkeit darin, um seiner tugendhaften Bemühungen willen zu leiden. Zwar Anerkennung unsers Werthes und Dankbarkeit für das Gute, das wir gethan haben, ist schmeichelhaft und insofern erfreulich, als wir dadurch überzeugt werden, es sei noch reger Sinn für Edelmuth und Frömmigkeit und Seelengüte in der Welt; aber Haß um unserer Tugend, Verfolgung um unserer Unschuld willen, Undank für Wohlthaten, ist für ein wahrhaft himmlisches, reines Gemüth die Quelle von noch unendlich zartern Freuden. Erst dann fühlen wir, um wie erhabener wir stehen, als die Welt, wie einsam wir mit unserer Tugend sind, nur von Gott gekannt; denn auch Gott, der Allerheiligste, ist ja einsam, weil Niemand heilig ist, denn er allein. Erst dann ist es in unserer Seele, wie ein schönes Leuchten aus jener Welt, wo der Tugend die schönsten Kränze geflochten werden. Wohlthat, die schon hienieden vergolten, Tugend, die schon irdisch mit Ruhm gekrönt wird, ist gewissermaßen eine schon bezahlte Tugend, eine zurückerstattete Wohlthat. Sie erhebt nicht mehr das Gemüth so sehr. Es ist abgetragene Schuld.

Wiewohl nun der Haß der Gottlosen, oder Gleichgültigkeit gemeiner Seelen gegen das Gute, so wir thun, jedem edeln Christen neben dem wehmüthigen Gefühl, welches Lieblosigkeit immer erweckt, auch Freude bringt: müssen wir uns doch auch nicht selbst täuschen, und glauben, alle diejenigen seien schlechtdenkende Menschen, die uns nicht wohlwollen, oder unsere Sache nicht mit demjenigen Eifer unterstützen, welchen wir wünschen. Und doch ist dies ein gewöhnlicher Fehler, daß man aus Mißmuth sogleich Jeden in Verdacht des Bösen hat, der unsere redlichen Absichten nicht auf der Stelle anerkennt und zur Ausführung eines guten Werkes die Hand bietet. Hier ist meistens nur gekränkte Eigenliebe, die den Kaltsinnigen zu schnell verdammt. Man betrügt sich dann gern selbst, weil etwas Angenehmes in dem Gefühl liegt, verkannt zu sein. Man bemäntelt seine Empfindlichkeit, so schön man kann.

Wirklich pflegt es oft zu geschehen, daß auch rechtschaffene Leute uns lange verkennen, mißtrauisch gegen unsere Schritte sind, und nicht sogleich freudig Hand anlegen, um das zu befördern, was wir für gut halten. Denn die Meinungen und Erfahrungen der Menschen können von einander sehr verschieden sein, obgleich ihre Herzen gleich gut sein mögen. Darum sieht man vortreffliche Personen oft auf ganz von einander abweichenden Wegen zu einerlei lobenswürdigem Ziele eilen. Auch ist Mancher durch mancherlei Veranlassungen vorsichtiger geworden; er ward vielleicht schon oft durch ehrliche Mienen getäuscht. Ein Anderer ist schon von Natur kälter und bedachtsamer; ein Anderer bemerkt vielleicht neben unserm guten Willen eine ihm nicht zweckmäßig scheinende Wahl des Mittels, wodurch wir das Gute zu bewirken hoffen; wieder ein Anderer, vielleicht durch widrige Schicksale ängstlicher geworden, bildet sich ein, Hindernisse zu sehen, die vielleicht nicht so leicht überwunden werden könnten, oder sein geübter Scharfblick erkennt in der That dergleichen besser, als wir. Noch ein anderer kann uns schätzen, aber dennoch weder das, was wir geleistet haben, noch was wir leisten wollen, so verzüglich finden, als wir, von unserer Eigenliebe verführt, glauben, daß es sei. Allein sein Zartgefühl hindert ihn, dies mit Offenheit uns zu sagen; er will uns nicht kränken, und wir beurtheilen seine Kaltsinnigkeit falsch, wenn wir sie sogleich für Wirkung eines neidischen, unreinen Gemüthes oder einer kleinlichen Denkart halten.

Auf diese Weise ist es nur allzuleicht, daß wir in unsern Beurtheilungen der Menschen, die uns nicht wohl zu wollen scheinen, oder die uns sogar wirklich verkennen, wenigstens Gleichgültigkeit oder Mißtrauen gegen uns blicken lassen, härter gegen sie sind, als sie gegen uns. Um uns vor diesem Selbstbetrug, welcher zur bittersten Ungerechtigkeit führen kann, zu hüten, ist es unsere Pflicht, nicht sogleich Jeden, der uns widerstrebt, in die Zahl der Gottlosen zu reihen, sondern zu denken: er hat andere Ansichten, andere Erfahrungen. Nichts als unser Bewußtsein, die Reinheit der Tugend unsers Willens, kann uns beruhigen. Und mit dieser Beruhigung, einsam, nur Gott für uns, der uns allein richtig kennt, sollen wir den Weg verfolgen, so lange wir noch

Kraft in uns fühlen. Und gewöhnlich ist die Empfindlichkeit unserer verwundeten Eigenliebe am größten, wenn wir vom Werth unseres Thuns oder von der Richtigkeit unserer Ansichten am überzeugtesten sind. Eben dann aber sind wir auch am bereitwilligsten, gegen jede Meinung, die der unserigen widerspricht, am ungerechtesten zu sein, und dasjenige sogleich einem bösen Herzen zuzuschreiben, was nur Wirkung anderer Gesichtspunkte und Erfahrungen ist. Es läßt sich daraus erklären, wie oft sehr gute und wackere Menschen, die von verschiedenen Religionsparteien sind, oder nicht einstimmig in bürgerlichen Angelegenheiten denken, sich gegenseitig für böse halten, und sogar verfolgen; wenigstens gegenseitig trachten können, des Andern Einfluß und Ansehen zu mindern, weil sie Gefahr davon fürchten.

Nein, es ist gefahrvoll, es ist sündlich für das christliche Gemüth, diejenigen, die uns verkennen und unsere Tugend vielleicht bezweifeln, zu den Gottlosen zu zählen, ehe wir bestimmtere Beweise ihrer Bösartigkeit haben. Selbst wenn sie uns entgegenarbeiten, wenn sie durch ihr Ansehen das unsere zu schwächen suchen, wenn sie unsern guten Zwecken sogar mit großem Eifer Hindernisse in den Weg wälzen, haben wir noch kein Recht, sie unsere Verfolger zu nennen, so lange sie nicht eigentlich auf das Verderben unserer Person, sondern nur gegen das Gelingen unserer Vorsätze hintrachten. Denn eben weil sie in ihrer Lage, nach ihren Einsichten und Lebenserfahrungen, unser Thun für nachtheilig halten, beweisen sie damit die Redlichkeit und Kraft ihres Gemüths, daß sie sich dem widersetzen, was sie nicht billigen. So geschieht es gar nicht selten, daß Personen von gleich edeln und menschenfreundlichen Grundsätzen, nur weil sie von abweichenden Gesichtspunkten ausgingen, wider einander handeln, und gegenseitig ihre Absichten zu vereiteln suchen.

Nur die sind unsere wahren Verfolger, welche uns oder den Unserigen, bei aller Unschuld unseres Thuns, oder sogar eben deswegen, weil wir nicht, wie der Apostel sagt, mit ihnen laufen in dasselbige wüste und unordentliche Wesen, persönlich zu schaden und in Unglück und übeln Ruf zu bringen bemüht sind. Ihnen ist es nicht um die Sache zu thun, die sie vielleicht ehren, sondern nur um die Person. Sie erlauben sich die unredlichsten, niedrigsten Mittel, um ihrer Schadenfreude, ihrem Groll, ihrem Neide ein Genüge zu thun. Der Rechtschaffene, will er auch unserer Sache nicht wohl, wird jedesmal doch unerlaubte Mittel verschmähen, sie zu hindern, noch weniger aber solche zu Vernichtung unserer Ehre, unseres Wohlstandes, unsers bürgerlichen Glücks anwenden.

Schmerzlich freilich ist es, wenn unsere Absichten auch von denen verworfen und verkannt werden, die wir selbst als einsichtvolle Menschen geschätzt haben, oder wenn wir in der That wahrnehmen, daß achtungswürdige Personen sich gegen uns einige Schwachheiten zu Schulden kommen lassen. Doch um so größere Hoffnung haben wir, sie früher oder später in unsere aufrichtigen Freunde zu verwandeln, wenn sie endlich die Redlichkeit unserer Gesinnungen und die Gerechtigkeit unserer Sache erkennen. Denn edle Menschen können zwar irren — wer ist von Irrthum frei? — aber nicht länger fehlen, wenn sie ihres Irrthums überzeugt sind. Je standhafter wir in unsern Grundsätzen bleiben, je ehrwürdiger wird ihnen in der Folge unser Muth sein; je eifriger werden sie sein, das Unrecht wieder doppelt zu vergüten, welches sie uns, wenn auch nur in Gedanken, gethan haben. Wer bei seiner Tugend und seinem Verdienst am längsten und schwersten duldete, den umringt nachher die größte und willigste Verehrung. So muß selbst, daß die Guten uns verkennen oder wenig begünstigen, dies ein Sporn werden, desto beharrlicher in der Tugend zu sein, desto angelegentlicher das Ziel derselben zu erreichen. Denn erst am Ziel ist Ruhe, Sieg.

Wenn dich die Bösen hassen, die Guten verkennen — es erhebe deinen Christenmuth in dem, was du willst und thust; aber es mache dich auch vorsichtiger in deinem Betragen. Vielleicht warst du selbst dir am meisten durch die Art schädlich, wie du von deiner Angelegenheit sprachst, oder sie zu empfehlen suchtest. Vielleicht äusserte st du allzuhohe Erwartungen, oder kündigtest deine entfernten Zwecke zu voreilig an, wodurch Mancher benachtheiligt zu werden fürchtete, oder triumphirtest allzufrüh. Deine hohen Erwartungen bekamen nun das Ansehen überspannter Träumereien, dein voreiliges Frohlocken schien nicht aus der Freude am Gedeihen der guten Sache, sondern aus stolzem Selbstgefühl zu entspringen, welches immerdar für die Eigenliebe Anderer etwas Beleidigendes enthält. Nun haßten dich die Bösen, und verkannten dich die Guten: aber trugst du nicht selbst dazu bei, vielleicht ohne ein Arges darin zu finden? Viel Vortreffliches mißlingt, und mancher Edle wird verkannt, nicht weil man das Vortreffliche selbst hassenswürdig findet, sondern weil es nicht mit erforderlicher Klugheit, billiger Vorsicht und Schonung menschlicher Vorurtheile und Schwächen unternommen ist.

Ziehe dich bescheiden in dich selbst zurück, freue dich im Stillen des Gelingens deiner guten Thaten, — rede wenig oder nie von ihnen, sondern laß deinen Thaten die Zunge, für dich zu sprechen. Vermeide Aufsehen zu erregen, und ist es unvermeidlich, so erscheine du mit ungeheuchelter Demuth. Denn auch das Vorzügliche, was du vollbringst, ist es denn mehr gewesen, als deine Pflicht? War es Frucht deiner eigenen Macht, oder hat nicht Gott dir dazu Umstände und Kraft verliehen? Wie könntest du dich rühmen, da dem allein der Ruhm gebührt, dessen Werkzeug du bist! Handle, aber rede wenig von dem, was du gehandelt hast, oder noch handeln willst. Worten können die Menschen Worte entgegensetzen; aber den Thaten nicht eben so leicht Thaten. Daher findet derjenige den meisten Widerspruch, der die meisten Worte über seine Sache verschwendet; wer im Stillen, ohne Streben nach Lob, das, was recht und nützlich ist, vollbringt, verwandelt den Sinn der Menschen, und macht sie zu seinen eigenen Fürsprechern. Denn er überläßt Jeglichem die kleine Freude, irgend etwas Verdienstliches am frühesten entdeckt oder am lebhaftesten in Schutz genommen zu haben. Nie sollen wir vergessen, daß wir auch für das Beste, was wir thun wollen, die Eigenliebe der Schwachen gewinnen müssen; denn die gutartige Eigenliebe ist der Boden, in welchem edle Gesinnungen aufkeimen müssen.

Der Haß der Gottlosen erhebt den Muth des ächten Christen. Wo Widerstand ist, entwickelt sich immer die stärkere Kraft. Da sehen wir jederzeit die Tugend in ihrer erhabensten Majestät, wo ihr am gewaltigsten entgegengekämpft ward. Da erschien das Christenthum am

glänzendsten in seiner weltüberwindenden Herrlichkeit, als die Bekenner desselben, mit den drohendsten Gefahren umringt, zu Foltern, Kerkern und Scheiterhaufen geführt wurden. Du bist um deiner redlichen Gesinnungen willen ein Gegenstand neidischer Verleumdung, deiner Uneigennützigkeit willen ein Gegenstand hämischer Bemerkungen oder des Spottes — auf denn, und vollende! Könntest du einen Augenblick in deiner Tugend wanken, du wärest des Hohngelächters würdig, welches plötzlich um dich her rauschen würde, wenn man sagen könnte: du habest nicht deine Tugend, sondern nur Beifall und Lob der Leute gewollt. Vollende, sei beharrlich in deinem gottgefälligen Edelsinn, ja erhebe dich immer mehr in ihm. Meide um so vorsichtiger jeden Fehltritt; entferne dich um so strenger von jeder Ungerechtigkeit; mache dich um so freier von jeder anstößigen Eigenheit. Denn um so weniger Tadelnswürdiges die Bösen an dir erblicken, um so eifriger suchen sie sich mit deinen Schwachheiten bekannt zu machen. Weil sie es befremdet, daß du ihren niedrigen Sinn nicht annehmen willst, möchten sie gern bei dir die Spuren einer noch niedrigern Denkart aufsuchen. Können sie dich nicht durch offenbare Fehler, die du an dir trägst, und die sie mit größter Aemsigkeit verkünden, verhaßt machen; so werden sie irgend eine deiner übeln Gewohnheiten ausforschen, um dich mit Lächerlichkeit zu behaften und herabzuwürdigen.

Den Muth des Christen erhebt der Haß der Gottlosen. Du, der du über Kränkungen, über Verleumdungen, über schändliche Anschläge böser Menschen gegen deinen Ruhm, zu klagen Ursache hast; der du selbst über Liebllosigkeit und Gleichgültigkeit der Guten trauerst — vollende deinen Werth, und zwinge endlich selbst deine Feinde zum Geständnisse: du habest über sie gesiegt. Und siegen wirst du, wenn du nicht von Gott und deinen Pflichten weichst; siegen wirst du, wenn du nicht gegen die Person deiner Gegner, sondern gegen die Hindernisse allein kämpfst, die dir entgegengewälzt werden; siegen wirst du, wenn du mit Großmuth allen Andern und dir selbst keinen Fehler verzeihen willst; siegen wirst du, wenn du der Person deiner Feinde eben so viel Achtung beweisest, als deiner eigenen Sache, und Haß mit Freundschaft, Hinterlist mit Offenheit, Tücke mit edler Geradheit, Lästerung mit Anerkennung wirklicher Verdienste deiner allfälligen Verleumder, Leidenschaftlichkeit mit Gemüthsruhe, höhnenden Stolz mit Würde, Prahlerei mit Bescheidenheit erwiderst.

So siegtest Du, Erlöser, den die Welt verkannte. Wer war bei so vieler Liebe, als Du in Deinem Busen trugst, gehaßter, wer bei so vieler Wohlthätigkeit verfolgter, als Du? Als Neid und Bosheit gegen dich ankämpften, mochtest Du nicht Gleiches mit Gleichem vergelten; sondern Liebe zahltest Du, Göttlicher, für Feindschaft. Als Pharisäer und Schriftgelehrte Dich verdammten, als das Volk in seinen Urtheilen über Dich wankend ward, als Deine Anhänger von Dir wichen, als einer Deiner Zöglinge, voll schwarzen Undanks, Dich anklagte wegen erdichteter Verbrechen, als ein anderer Dich verläugnete, und die übrigen von ferne standen, und flohen: da wandeltest Du in siegreicher Hoheit durch die Schaaren Deiner Feinde, voll festen Muthes, heiliger denn jemals. Dein Gang zum Kreuzestode war ein Triumphzug, das Ausbluten Deines Lebens war Verklärung. Denn mit Dir war Gott, und Gott war mit Dir!

Sei auch mit mir, o Gott, in den Bedrängnissen meines Lebens, wenn mich die Bösen hassen, und die Guten verkennen. Und bist Du mit mir, wer will denn wider mich sein? Stärke mich in Deiner Wahrheit, und verleihe mir Kraft, im Guten zu beharren; Furchtlosigkeit gegen die Umtriebe meiner Widersacher; Unverzagtheit, wenn ihnen ihre bösen Anschläge gelingen; Freudigkeit des guten Gewissens, und das erhabene Gefühl der Unschuld, und den Trost des Beifalls, wenn mich Alles verläßt, und ich einsam stehe, verhöhnt, verachtet, verkannt.

Dann, mein Gott, o du Quell und Beschirmer alles Guten, ist die Wuth und Bosheit derer, die wider mich sind, ohnmächtig. Sie können mich von Allem verdrängen, doch von Dir nicht. Und was habe ich eingebüßt, wenn Du mir bleibst mit Deiner Gnade?

Herr, mein Gott, ich will ewig und unerschütterlich an Dir und Deinen Geboten hangen, ich will Dich nicht verläugnen, ob sich auch eine ganze Welt gegen mich empören möchte. Ich werde mit Deiner Hilfe siegen. Das Gute wird vollbracht werden; auch mein Leiden, welches ich um der gerechten Sache willen trage, wird Dich verherrlichen. Preis sei Dir auch unter meinen Thränen, und Anbetung in Ewigkeit. Amen.

172.

Wie der Christ sein Recht vertheidigt.

Matth. 18, 15 — 17.

Wo ich reden soll, will ich
Niemals furchtsam schweigen,
Und wo Pflichten fordern, mich
Unerschrocken zeigen;
Gott nur schau'n und sein Gericht,
Aber Menschenbosheit nicht.

Drohet nicht so fürchterlich,
Ich steh' meiner Sache!
Nur mein heil'ges Recht will ich,
Aber keine Rache.
Gott gab mir mein Recht und Gut,
Dafür kämpft mein fester Muth.

Ich verzeih' euch, will es Gott,
Daß ich unterliege;
Fern von mir sei Stolz und Spott,
Wenn mit Gott ich siege.
Was ich wünsche, soll allein
Meines Feindes Bess'rung sein.

Selig sind die Friedfertigen, sprach Jesus, denn sie werden Gottes Kinder heißen. (Matth. 5, 9.) — Aber ist denn möglich, zu allen Zeiten und mit jedem Menschen in Frieden zu leben?

Ist es möglich, sagte Paulus den Römern, so haltet, so viel an euch ist, mit allen Menschen Frieden! — Allein, wenn nun auch bei der vollkommensten Neigung zum Frieden, die in mir wohnt, Andere diesen Frieden nicht mit mir begehren; wenn hier Einer mit Habsucht einhertritt, und durch Betrug oder Gewaltthätigkeit mein Eigenthum auf die ungerechteste Weise schmälern will: soll ich es geschehen lassen? — soll ich ihn dafür noch mit Liebesbezeugungen überhäufen? — Wenn ein Anderer mit Schadenfreude oder Bosheit hingeht, mir die schimpflichsten Dinge nachredet, mit der frechsten Schamlosigkeit

Wahres und Falsches durcheinander mischt, um meine bürgerliche Ehre zu verderben; soll ich ihn dafür ehren? Ist mein guter Name nicht ein Heiligthum, welches nicht bloß mir, sondern auch meiner Familie gehört, und welches ich meinetwillen und meiner Angehörigen wegen wider verwegene Angriffe zu beschützen habe? — Wenn ein Dritter mit stolzem Uebermuth und Trotz mich und mein unbestrittenes Recht verkennen, zertreten, mich unter seinen Hochmuth beugen will; soll ich mich ganz duldsam und mit sklavischer Feigheit unter seine Ungerechtigkeit niederbeugen lassen? Was habe ich als Nachfolger Jesu zu thun? — Verlangt es Gott, verlangt es mein Glaube, fordert es Jesus, daß sich jeder Rechtschaffene ohne allen Widerstand, ohne allen Nutzen zum Opfer des Ungerechten mache? Wenn ich friedfertig die Rechte des Andern hochachten soll: habe ich denn kein Recht, und habe ich keine Pflichten, dieses Recht zu beschützen? Wahrlich, also ist es nicht Jesu Sinn gewesen, wenn er lehrte: Liebet eure Feinde, seguet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen. Nein, er verbot damit die gerechte Selbstvertheidigung nicht. Denn wäre diese verboten, wahrlich, so würde in kurzer Zeit die Welt ein Raub frecher Frevler sein, die alles göttlichen und menschlichen Rechtes spotten, sobald es darauf ankommt, ihren wilden, ungerechten Begierden ein Genüge zu thun.

Ja, ich kann auch segnen, die mir fluchen, aber dennoch ihren Lästerungen und Verleumdungen entgegenarbeiten, und meine Ehre retten. Ich kann die Person meiner Widersacher und Feinde lieben, sie freundlich behandeln; aber ihre unbilligen Forderungen, ihre gegen mich unternommenen Feindseligkeiten mit Nachdruck abwehren. Ich kann auch wohlthun denen, die mich beleidigen, aber zugleich mich entweder gegen ihre Beleidigungen auch in Sicherheit setzen, oder sie zwingen, daß sie aufhören, mich zu beleidigen und mir zu schaden.

Wie weit darf ich aber in Vertheidigung meiner Person und meiner Rechte gehen? — Was ich in der bürgerlichen Gesellschaft und als Mitglied derselben zu thun habe, das weiß ich. Es fehlt mir nicht an Kenntnissen meines Rechts und meiner Vertheidigungsmittel — hingegen *das* ist es, was ich wissen muß; *das* ist es, was mir am schwersten wird einzusehen und zu beobachten: in wie fern ich als Christ, als wahrhafter Nachfolger Jesu, von diesem Vertheidigungsmittel Gebrauch machen soll. — Wie leicht könnte ich zu viel thun! Dies wäre aber so nachtheilig für meine Seele, als es nachtheilig für mein Recht wäre, wenn ich zu wenig thäte. Darüber will ich mit Ernst nachdenken. Denn es ist wie ein Widerspruch in mir, wenn ich die mir von Jesu aufgelegten Pflichten gegen meine Feinde mit meinen eigenen Rechten vergleiche, die ich zu vertheidigen habe. Wie löse ich diesen Widerspruch? Wie kann ich mit allem Nachdruck mich gegen Beleidigungen verwahren? Wie kann ich auch mit zwingender Gewalt diejenigen, die mir übel wollen, in die Grenzen ihrer Schuldigkeit zurücktreiben, ohne die christliche Liebe gegen meine Mitmenschen zu verletzen?

Jesus gab seinen Jüngern und Freunden darüber einen genugthuenden Fingerzeig, der auch mir zur Richtschnur gilt. Er ermahnte sie zwar, friedfertig zu sein, aber nicht minder ermahnte er sie, sich gegen Friedensstörer in angemessene Vertheidigung zu setzen. Er ermahnte sie, nicht die ungerechte *Person*, sondern nur derselben ungerechte *Sache* zu hassen. Er ermahnte sie, immer zuerst die gelindesten Mittel zu versuchen, und nach deren Vergeblichkeit zu den strengern und härtern Mitteln überzugehen. — „Sündigte aber dein Bruder an dir," sprach er, „so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm allein. Höret er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen. Höret er dich nicht, so nimm noch einen oder zwei zu dir, auf daß alle Sache bestehe auf zweier oder dreier Zungen Mund. Höret er dich nicht: so sage es der Gemeine. Höret er die Gemeine nicht, so halte ihn als einen Heiden oder Zöllner." (Matth. 18, 15 — 17.)

Christus empfiehlt also seinen Bekennern nicht, ihr Recht unvertheidigt zu lassen, um sich dem Muthwillen Jedermanns preis zu geben, der Lust hat sie zu beleidigen. Doch ermahnte er, *zuerst das glimpflichste Mittel zu wählen, den gebrochenen Frieden herzustellen.* — Er wollte, daß seine Bekenner alle sich unter einander wie Brüder und Schwestern behandeln, gleichsam wie eine Familie Gottes betrachten sollten. Erst, wenn die milden Maßregeln fruchtlos sein würden, räth er an, die Beleidiger wie Heiden oder Zöllner zu behandeln, das heißt, sie vor den obrigkeitlichen Richterstuhl zu ziehen, und ihrer Bosheit höhere Gewalt entgegenzustellen. Die damaligen Zöllner im jüdischen Lande waren sämmtlich Heiden, nämlich Römer und römische Beamte, welche für den römischen Kaiser den Zoll in den eroberten, unterthänigen Ländern bezogen. Die Juden betrachteten sie immer als ihre unrechtlichen Bezwinger und Unterdrücker. Mit ihnen war, nach jüdischem Gesetz, vertrauter Umgang verunreinigend, daher ward Streit mit Heiden sogleich dem Richterstuhl vorgestellt.

Der erste Schritt, welchen ich also gegen denjenigen zu unternehmen habe, der mich beleidigt, mich in meinen Rechten kränkt, ist, daß ich mich mit ihm über die Ursachen seiner feindseligen Handlungen verständige, und zwar auf eine Art, die durchaus nicht kränkend und demüthigend für ihn ist. „Sündigt dein Bruder an dir, so gehe hin und strafe ihn (das heißt: halte ihm sein Unrecht vor, zwischen dir und ihm allein)."

Um hier mit Wirksamkeit zu verfahren, und deinen Beleidiger die Größe seines Unrechts fühlen zu lassen, mußt du selbst ohne Heftigkeit sein, gelassen und ruhig. Nur mit nüchternem Sinn kannst du nüchtern reden, und deine Würde behaupten und die Schwäche deines Gegners beobachten. — Handle also nie unmittelbar im ersten Zorn. Fasse in der ersten Hitze keinen Entschluß. Denn was du auch im Zorn thust (er ist ein wahrhaft betäubender Rausch), es wird dich gereuen. Du selbst siehst dann die Sache mit falschen Augen an, und greifst sie falsch an. Erinnere dich, wie oft du schon im ersten Ungestüm höchst übereilt gehandelt, die beste Sache verdorben, und dir selber und deinem Recht geschadet hast. Wo Zorn ist, da ist keine Liebe oder Freundschaft und Achtung gegen die Person, sondern Haß. Nie aber sollst du die *Person*, sondern die ungerechte *Sache* hassen. Liebe deinen Feind, aber gegen seine Sache handle, in so fern sie dir zum Nachtheil gereicht.

Aufwallungen des Verdrusses nach erlittenen Beleidigungen sind unvermeidlich. Diese Aufwallungen können dir kaum zur Sünde gerechnet werden, weil sie natürliche Folgen deiner Natur und Beschaffenheit sind. Allein sie sind in dem Augenblick sündlich, da sie dich beherrschen, deinen Verstand betäuben, dich zu raschen, verderblichen, rachsüchtigen Entschlüssen, Worten und Thaten verleiten.

Laß den ersten Sturm des Mißmuths in dir verbrausen; zerstreue dich; warte ruhigere Stunden ab. Erst dann, wenn du bei vollkommener Kaltblütigkeit bist, überlege, was zu thun sei, damit du in deinem angefochtenen Recht geehrt bleibest. — Um dies mit der möglichsten Unbefangenheit zu thun, nimm den allerdings billigen Grundsatz zu deinem Verfahren an, durchaus nicht mehr zu thun, und nicht weiter zu gehen, als zur Sache nothwendig ist! — Und dies aufs aufrichtigste zu entscheiden, denke: „Soll ich mir um dieser Begebenheit willen durch ein heftiges Einschreiten vielleicht jahrelangen Streit und Verdruß anstiften? Wie kurz ist doch das Leben! Soll ich es mir eines gehässigen Menschen willen auf lange Zeit vergällen? Nimmermehr. Handeln will ich, muß ich; aber mehr will und werde ich nicht thun, als ich selbst dann nicht zu bereuen habe, wenn mir auf dem Krankenbette die Augen brechen, und ich dieser Sache gedenke. Es wird mir dann tief wohlthun, wenn ich mich erinnere, mit Weisheit, mit Würde, mit Mäßigung gehandelt zu haben, — Christ gewesen zu sein."

In dieser Stimmung der Friedfertigkeit nähere dich dem, über welchen du dich zu beklagen hast. Stelle dir dabei weniger die Größe der dir zugefügten Beleidigung vor, als vielmehr die übrigen guten und löblichen Eigenschaften, die dein Widersacher besitzt. Zeige ihm, daß du sie kennest, daß du ihn deswegen hochachtest, schätzest; daß du eben deswegen bedauerst, mit ihm in irgend einem Unfrieden zu leben; daß du aus Achtung für ihn nichts eifriger wünschest, als dich mit ihm gütlich zu vergleichen. Zeige ihm deine Unschuld, dein Recht, gestehe es ohne Rücksicht freimüthig ein, wo du vielleicht gegen ihn etwas versehen haben könntest, und mit dieser Freimüthigkeit, die ihn bewegen, mit dieser edeln Ruhe, mit dieser Achtung für ihn, die ihn für dich persönlich einnehmen muß, entfalte ihm sein Unrecht, und die Größe desselben, so schonend jedoch wie möglich. — Die Art deines Betragens wird ihn entwaffnen, besänftigen. Er vermuthet vielleicht, du würdest ihn anfahren, ihn mit Vorwürfen überhäufen. Er hatte sich ohne Zweifel darauf gefaßt gemacht, sich vielleicht schon gerüstet, dir Gleiches mit Gleichem zu erwiedern. Er empfindet seinen Irrthum, er wird verlegen werden. Seine Verlegenheit ist für dich schon ein halber Sieg. — Benutze diesen Sieg mit noch größerer Schonung. Nun entschuldige ihn selber gegen ihn; nun rechne dir ein allenfallsiges Vergehen gegen ihn zu größerer Schuld, und gib ihm eine Genugthuung, die er kaum erwartete.

Wahrlich, die meisten Streitigkeiten, die längsten, kostspieligsten Prozesse, die verderblichsten Feindschaften, welche zuletzt in gegenseitige hartnäckige Verfolgungen entarteten, hätten Anfangs mit wenigen Worten, mit einer geringen Gabe Klugheit, auf immer verhütet werden können, wenn im Herzen des Einen oder Andern mehr Christusliebe gelebt hätte. Aber diese Weisheit mangelte: darum ward der Funke, den ein Fingerzeig ausgedrückt haben würde, zur Feuersbrunst, die das Haus verzehrte.

Gewöhnlich ist die Veranlassung zu einer Beleidigung, Kälte und Entzweiung, immer ein Mißverständniß. — Denn so ich beleidigt werde von Jemandem, wider welchen ich mich keines Versehens bewußt bin, ist das Mißverständniß nothwendig auf des Andern Seite; — oder, habe ich etwas wider Jemanden, der mich selbst nie beleidigte, muß ich fürchten, daß wohl der Irrthum auf meiner Seite sein könne. Wie dem auch sei: ein persönliches Zusammentreffen, ein gegenseitiges Erklären, ein ungeheucheltes Verlangen nach Frieden und Einverständniß, ein bescheidenes, kluges, sanftes und herzliches Benehmen ist fähig, in einer einzigen Stunde Jahre voll Aerger und Verderben zu verhüten. Und höret dich dein Gegner (und er wird dich hören, wenn du nicht rechthaberisch allein die Schuld auf ihn laden willst), so hast du deinen Bruder gewonnen.

Höret er dich nicht, oder vielmehr, sind dein und sein Recht in der That von so sich widersprechender Art, daß unter euch Beiden an keine Ausgleichung zu denken ist: so nimm noch einen oder zwei zu dir, auf daß aller Sache bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Mund. So spricht Christus.

In der That kann oft der Fall eintreten, daß eine besondere Gemüthsart oder Erbitterung des Einen und Andern keine persönliche Erklärung unter vier Augen gestattet und räthlich macht. Besser dann, man wende sich an eine Person, gegen welche der Andere wirkliche Hochachtung fühlt, lege ihm die Sache vor, und erbitte seine Vermittelung. Sobald man nur die allfälligen Verdienste seines Gegners nicht angreift, nur seinen guten Eigenschaften ungeheuchelte Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird auch der Gegner, indem er dies erfährt, sich geneigt finden lassen, das Gleiche gegen uns zu thun. Die Versöhnung ist zur Hälfte schon gestiftet, und die Vermittlung wird leicht. — Willst du hernach auch nicht eines versöhnten Gegners vertrauter Freund werden: so ist doch die Ruhe deiner Tage besser gegen seine Angriffe und vielleicht gegen seine wirkliche Bösartigkeit gesichert, als wenn du Gewalt gebraucht, seine Beleidigungen mit Gegenkränkungen vergolten und eben damit die ganze Kraft und Lust, dir zu schaden, erst recht wider dich aufgestiftet hättest. Bilde dir nicht in deinem Zorn oder stolzen Selbstgefühl ein, dein Gegner sei viel zu klein, du habest dich gar nicht vor ihm zu fürchten. — Freund, es ist Niemand so ohnmächtig, daß er dir nicht früher oder später einen Schaden zufügen könne, wenn er boshaft genug dazu ist.

Nimm, nach Jesu Rath, noch Einen oder Zwei zu dir, daß der Friede durch sie mit dem hergestellt werde, der dir nicht wohl will. Denn, wie gesagt, oft kann der Fall, welcher den Zwist verursacht, so verwickelt, oder das gegenseitige Recht so widersprechend und unentschieden sein, daß, da keiner Nachgiebigkeit beweisen will, nur durch unparteiische und durch gütliche Uebereinkunft geschlichtet werden kann. Zeige deinem Gegner, daß du seine Person ehrest, wider ihn selbst nichts habest, aber deinen Rechten nichts vergeben könnest. Zeige ihm unverhohlen, du wollest durchaus mit ihm nicht in Hader leben, und daher dich dem Spruche unparteiischer, rechtschaffener Personen unterwerfen. Die Menschen sind nicht halb so gekränkt, wenn man nur die Vollgültigkeit ihres Rechts in Zweifel zieht, als wenn sie wahrnehmen, daß man ihnen ein schlechtes Herz oder einen schwachen Verstand zutraut. Sind sie einmal über die ihnen gebührende Achtung beruhigt, werden sie jederzeit die Hand williger zum Frieden reichen, und sich dem Worte schiedsrichterlicher Freunde unterziehen.

So thue, und du läufst nicht Gefahr, einen Schritt weiter zu gehen, als deiner und der deinigen Ruhe zuträglich ist. Ziehe in zweifelhaften Fällen, und manch-

mal auch wohl in dir unzweifelhaft scheinenden Fällen, einen geringen Verlust langem Streit und Prozeß vor. Friede ist immerdar Gewinn für deine Gesundheit, für deine Zeit, für dein Vermögen, für die Ruhe und Heiterkeit deines Gemüthes, für die Unschuld und Tugendhaftigkeit deiner Denkart. Der glücklichste Prozeß ist noch immer ein Verlust, welchen hintennach aller Gewinn nicht aufzuheben im Stande ist. Er entwickelt verderbliche Leidenschaften; er stört die Lebenszufriedenheit; er vererbt Groll und die Giftfrüchte desselben auf die folgenden Tage und sogar auf nachkommende Geschlechter.

Und hast du das Aeusserste gethan, dich mit dem auszugleichen, der dir entgegen ist, und kann kein Opfer von deiner Seite ihn zu friedfertigem Sinn bewegen: dann, du bist es dir, du bist es den Deinigen schuldig, verwahre und vertheidige dein Recht mit allen gesetzlich erlaubten Zwangsmitteln gegen den unversöhnlichen Widersacher, oder, wie sich Jesus nach dem Sprachgebrauch seiner Zeiten und des jüdischen Volkes ausdrückte: halte ihn wie einen Heiden. — Ziehe dich zurück von ihm, meide seinen Umgang; hüte dich auf alle Weise, mit ihm in eine Berührung zu kommen.

Es gibt Personen, mit welchen beinahe nicht zu leben ist, sei es, daß sie wirklich sehr niederträchtig denken, oder daß sie, bei allen ihren übrigen guten Eigenschaften, doch gegen uns einen verderblichen Ton annehmen, der mit unserer Art zu sein unverträglich ist. Man muß ihnen ausweichen, so wenig als möglich mit ihnen zu schaffen haben. Es ist besser, von ihnen vergessen, als verkannt zu sein. Zeit und Umstände müssen sie über unsern Werth, über unsere Unschuld eines Bessern belehren. — Weiche ihnen aus, aber hasse sie nicht. Weiche ihnen aus, aber nicht bloß mit der Person, sondern selbst mit den Gedanken. Rede nie von ihnen, oder nie anders, als schonend und glimpflich. Deine unvorsichtigen Aeusserungen, bittere Bemerkungen über sie, sind Herausforderungen ihres Zornes. Du bist dann der Schuldige, der Strafwürdige. Deine Unklugheit, deine Leidenschaften verdienen Züchtigung. Du warst kein Christ, und verdienst, wenn du nachher Unrecht leidest von ihrer Rache, kaum Mitleiden. Es ist dir erlaubt, die Fehler deiner Gegner zu hassen, aber nicht, ihnen nachzuahmen. Du sollst verzeihen.

Einst trat Petrus zu Jesus und sprach: Wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist's genug siebenmal? — Jesus sprach zu ihm: Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzig siebenmal. (Matth. 18, 21. 22.) Immer unterscheide die Sache von der Person; dieser, auch wenn sie dich beleidigte, sollst du eher wohl als übel thun; du sollst sie mit Großmuth behandeln, während du dich gegen ihre Beleidigungen beschützest, und deine Rechte sicherst.

Persönliche Rache ist dir nach göttlichen und menschlichen Ordnungen untersagt. Duldest du an deiner Ehre, an deinem Vermögen, in deinem Gewerbe, in deinen Freiheiten durch irgend eines Menschen Bosheit, und war zur Abwendung derselben jeder freundliche Versuch eitel: dann rufe den Schutz der bürgerlichen Gesetze an, unter denen du stehest; fordere die Obrigkeit, fordere die Vorgesetzten deines unversöhnlichen Gegners auf, dir Sicherheit, Ruhe und Recht zu schaffen. Dafür hat Gott Obrigkeit angeordnet, dafür ist derselben Gewalt gegeben.

Vertheidige deine Rechte, mache dir deinen Feind unschädlich, aber mit leidenschaftloser Besonnenheit und schonender Menschenliebe. — Mit leidenschaftloser Besonnenheit! Es ist nur zu häufig der Fall, daß ein Mensch, wenn er gerechte Sache zu haben vermeint, sie mit leidenschaftlichem Eifer verdirbt. Er glaubt, ihm könne nie genug Genugthuung geschehen. Er setzt um Dinge, die an sich noch nicht von der allergrößten Erheblichkeit sind, im Eifer sein Alles aufs Spiel, thut Schritte, die hintennach ihm mehr Schaden bringen, als ihm sein Gegner jemals hätte stiften können. Heftigkeit und Zorn sind allezeit ein Wahnsinn, der sich selber zerfleischt.

Verfechte deine Rechte, unerschrocken, entschlossen, beharrlich — aber mit schonender Menschenliebe! — Du darfst begehren, in deiner Ehre, in deinem Vermögen, in deinen Befugnissen unbeeinträchtigt zu bleiben; du darfst Ersatz um erlittenen Schaden begehren; du darfst begehren, künftig gegen Beeinträchtigungen gesichert zu stehen — aber mehr nicht. Beuge deinen Gegner nicht tiefer, wenn du Sieger bist, als zu deiner Ruhe nothwendig sein mag. Laß den bezwungenen Feind erkennen, daß du nur gerecht, nicht aber rachsüchtig bist. Immer laß eine Möglichkeit zu Versöhnung hoffen; ja fordere nie die vollste Genugthuung: sondern rühre deinen Gegner durch Edelmuth.

Das heißt wenig, einen Feind demüthigen, wenn man die Gewalt und das Recht in Händen hat; aber einen Feind zwingen, daß er unsern Vorzug und unsere Güte von Herzen anerkenne; ihn zwingen, seinen Haß in Dankbarkeit und Bewunderung zu verwandeln; ihn zwingen, daß er selbst künftig unser Freund, Anhänger und Vertheidiger werde, das ist mehr als gemeiner Sieg, das ist christlicher Triumph, das ist die Macht der Seelenhoheit, die nur bei wahren Weisen und Eingeweihten in des göttlichen Jesu Sinn gefunden wird.

Bin ich nicht ein Kind Gottes? Bin ich nicht der Geweihte Jesu? Und bin ich nicht Dein Kind, o Gott der Barmherzigkeit, der ewigen Gnade und Liebe? Wo sind nun die göttlichen Thaten meines Lebens, die Zeugen meiner erhabenen Abstammung sein können? Rache kennt auch das beleidigte Thier. Sollten mich die Gefühle der Rache nur in die Reihe der Thiere niederreissen? Edelmuth gegen Feinde kennt nur der Nachahmer des Göttlichsten unter den Weisen, der Geweihte Jesu. Wie? war ich denn jemals schon dieses rührenden Edelmuths fähig? Bin ich's jetzt?

Allwissender Gott, ich habe den Muth, tugendhaft zu sein. Ich will handeln, wie Dein hochgelobter Sohn in seines irdischen Lebens Tagen. Ich wandelte bisher auf falschen Wegen. Ich pflanzte Unruhe in mein Leben. Allwissender Gott, ich will ein anderer Mensch werden, als ich bisher war. Ich danke Dir mit Inbrunst und Ehrfurcht für diesen Augenblick der Erleuchtung.

173.

Die Rache.

Röm. 12, 17—21.

Erhabne Seelen ehren
Auch ihres Feindes Werth;
Von seinem Haupte wehren
Sie selbst der Rache Schwert.

Zwar ihre Unschuld schirmen
Sie kühn mit festem Muth;
Doch in Verfolgungsstürmen
Wallt schneller nicht ihr Blut.

Gott, über alle Welten,
Gott führt die Wag' allein;
Er möge einst vergelten!
Ihr Rächen heißt, — verzeih'n.

Gottes Hand gründet die Verschiedenheit des Sinnes unter den Menschen, auf daß sie durch den allmächtigen Widerstreit ihrer Kräfte sich einander zu höherm Glück, zu höherer Erkenntniß, zu höhern Zielen, innigerer Liebe, zu gegenseitigem Dienst erheben möchten. Ohne jenen sanften Widerstreit unserer Kräfte würde die Menschheit nie aus ihrer thierischen Ruhe erwachen, und, wie die Geschöpfe der Wildniß, keiner sich um das Weh und Wohl des Andern bekümmern mögen. — Darum ordnete Gottes Hand die Gaben der Menschen so mannigfaltig an; darum gab sie Reichthum dem Einen, Armuth dem Andern; darum dem Einen ein heißes, dem Andern ein kaltes Vaterland; darum dem Einen nur lebhafte Einbildungskraft, dem Andern Tiefblick und Scharfsinn; darum dem Einen lebhaftere Neigung, dem Andern stilleres Blut. So mußte überall Verschiedenheit unter den Menschenkindern entstehen, Verschiedenheit der Erziehung und Denkarten, Verschiedenheit der Religion und der Meinungen, Verschiedenheit der Gesetze und Sprachen, Verschiedenheit der Laufbahnen, Wünsche, Beschäftigungen und Ansichten jedes einzelnen Sterblichen.

Ohne jenen Widerspruch der Meinungen und Standpunkte — wer hätte sich um die Erkenntniß der Wahrheit bemühen mögen, wenn alle Menschen einerlei Sinnes wären? Ohne Ungleichheit des irdischen Vermögens, ohne Reichthum und Armuth — wer hätte gutwillig dem Andern dienen und beistehen mögen, da Keiner des Andern nöthig hatte? — Die Welt wäre ein Aufenthalt träger Ruhe und seelenloser Unthätigkeit gewesen; hier wäre nie ein Ringen, ein Wetteifern, ein Fortschreiten von Vollkommenheit zu Vollkommenheit gesehen worden; der Zweck der Schöpfung wäre verloren gegangen, und der Mensch, gleich den stillen Pflanzen und Steinen, unveredelt auf- und untergegangen.

Die Ungleichheit der Menschen in Eigenschaften und Trieben, in Kräften und Vermögen, in Ansichten und Wünschen, ist des Schöpfers göttliches Werk. — Aber eben so ist das ewige Gesetz der Liebe und Sanftmuth sein Werk. Wir können auf Erden von einander abweichende Bahnen wählen, aber Neid und Verleumdung, Feindschaft und Verachtung sollen nicht wie Unkraut aus dem Felde hervorschiessen, wo nur unser Glück blühen darf.

Inzwischen ist es, bei dem großen Widerstreben, in welchem unsere Absichten und Zwecke oft gegen die Absichten und Zwecke anderer Menschen stehen, kaum zu vermeiden, daß wir einander nicht mißverstehen. Bei einiger Neigung zum Zorn, oder nach einigen traurigen Erfahrungen, werden wir leicht geneigt, dasjenige bei Andern, was Irrthum war, für heimtückische Absicht zu halten. — So erwacht die Begierde, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, Böses mit Bösem zurückzutreiben, uns verursachten Schaden mit dem Schaden an Andern zu vergelten, — — das heißt: so erwacht das Gefühl der Rache.

Was ist Rache? Es ist die niedrige, thierische Begierde, dem einen Schaden zuzufügen, der uns nach unserer Meinung beleidigt hat; — es ist ein heftiges Verlangen, den, welchen wir hassen, tief zu kränken, um uns dann über seinen Schmerz freuen, und in dieser Freude die bittere Empfindung vergessen zu können, die er uns verursacht hat. Es ist nicht die Absicht des Rachedurstigen, seinen Feind zu bessern — denn zu solcher Absicht gehört wahrhafte Menschenliebe und kein Haß — sondern sich ihm fürchterlich zu machen. Wer Jemandem aus Liebe ein Unglück zufügt, um ihn von irgend einem Fehler zu bessern, der rächt nicht, sondern er straft. So können zärtliche Aeltern das Kind strafen wegen Thorheiten; so straft die Obrigkeit den fehlbaren Unterthan, ohne ihn persönlich zu hassen.

Jetzt, mein Christ, lege die Hand aufs Herz und erforsche dich: Uebtest du niemals Rache? Ist nicht heute noch in dir die Neigung rege, an Diesem oder Jenem Rache üben zu können, wenn auch nur eine kleine Rache, wie du es nennst? — Und, o mein Christ, wenn du dir es nicht läugnen kannst, bist du in diesen thierischen Gefühlen Christi Schüler, Gottes des Erhabenen Bild?

Da nun aber bei der Einrichtung dieser Welt, bei diesem Kampfe der gegenseitigen Wünsche und Zwecke und Ansichten, auch der beste, der tugendhafteste Mensch seine Feinde hat, und nothwendig haben muß, — da es auch selbst derjenige, welcher Jeden mit Freundschaft und Güte behandelt, nicht meiden kann, von andern Menschen verkannt, verleumdet, verfolgt zu werden; — sollen wir ruhig und ohne Gegenwehr die Schmähungen unserer Widersacher ertragen? Sollen wir uns gutmüthig boshaften Menschen preisgeben? Sollen wir ruhig und ohne Murren unsere Ehre zerreissen, unsern Wohlstand verderben, unsere Freunde von uns trennen lassen? Sollen wir, weil wir uns Feinde machen könnten, manches nützliche Unternehmen fahren lassen? Fordert das Christenthum einen so hohen Grad der Sanftmuth von uns?

Nein, wahrlich, das Christenthum fordert dies nicht von uns. Auch Jesus Christus zog sich durch seine Lehre tausend Feinde zu, aber er achtete ihrer nicht, sondern vollendete voll göttlichen Muthes sein Werk. Auch Jesus Christus ward bei seinem Volk, bei seinen Jüngern verleumdet, und er schwieg nicht. Er stellte die Heuchelei und den Stolz seiner Feinde und die Bosheit derselben öffentlich an das Tageslicht; er donnerte mit furchtbarer Stimme gegen die Ränkesucht der Pharisäer und Schriftgelehrten; er vertheidigte sich gegen die Ungerechtigkeit ihrer Beschuldigungen, und schwieg nicht; — aber zufrieden damit, wenn er ihre Bosheit entkräftet hatte, nahm er keine Rache an ihnen; er triumphirte nicht über die Demüthigung seiner Feinde mit Schadenfreude; immer war er zur Versöhnung bereit.

Die Religion und das Lebensbeispiel Jesu gebieten uns nicht, daß wir uns, unsere Ehre, unser Eigenthum, unsere Familie, unsere Ruhe der Bosheit schlechtgesinnter Menschen preisgeben sollen; gebieten uns nicht, daß, wenn wir oder unsere Freunde von Bösewichtern heimgesucht werden, wir geduldig ihren Anschlägen zusehen, ihre Angriffe mit Sanftmuth ertragen sollen. Nein, Gott gab uns dies Eigenthum; Tugend und Redlichkeit gaben uns diesen guten Namen; wir sollen beides beschützen; wir sollen nicht nur für uns, auch für unsere Freunde gegen die Bosheit kämpfen, und im Nothfall das Leben für sie lassen. (1 Joh. 3, 16.) — Aber rächen sollen wir uns nicht.

Die Religion verbietet nicht Nothwehr, nicht Selbstvertheidigung; aber die Rache ist ungerecht; sie werde in der ersten auffallenden Hitze geübt, dann ist sie Wahnsinn, worin der Mensch zum wüthenden Thiere herabsinkt; oder sie werde bei kaltem Blute mit Ueberlegung geübt, dann ist sie satanisch.

Du hast Feinde — wohl dann, auch der Heiligste der Menschen, Jesus, unser Heiland, hatte sie. Willst du ihnen als Mann, als Christ, als Weiser begegnen, willst du deine Ehre, deine Ruhe, dein Eigenthum, deine Freunde gegen sie vertheidigen, ohne die Reinheit und den Adel seiner Seele zu beflecken, ohne mit den niedrigen Gefühlen der Rache dein Herz zu besudeln — blicke auf Jesu Beispiel, horche auf seiner Jünger heiliges Wort. — Und was lehren uns die göttlichen Weisen?

Erlaube dir nie eine Handlung im Aufwallen des Zorns, gegen den, von welchem du beleidigt zu sein glaubst. (Jak. 1, 19. 20.) Der Zorn vernichtet deine Vernunft; willst du, den Thieren gleich, vernunftlos handeln? — — Im Zorn schadet der Mensch oft mehr sich selbst, als seinem vermeinten Feinde; er gibt dem Boshaften zuletzt nur neuen Triumph, und sich selbst Reue. Der Zorn ist thierischer Natur, und entehrt. Und wer darin handelt, begeht eine Unklugheit. Wie mag der Weise handeln wie Derjenige, welcher vom Weine berauscht ist? Der Zorn aber ist der tödtlichste Rausch. Der Zornige unterliegt; der Kaltblütige hat seinen Feind schon halb entwaffnet. Der Zornige stellt alle seine Schwächen dem Feinde bloß; der Kaltblütige sieht sie mit Besonnenheit, und weiß Nutzen davon zu ziehen.

Handle nie im Zorn, denn du wirst selten klug, nimals pflichtmäßig christlich-groß handeln; sondern erwarte die ruhigern Augenblicke deines Gemüthes. Zerstreue dich, vergiß die empfangene Kränkung, laß die wohlthätige Zeit über deine Wunde hingehen, bis sie geheilt ist, und sollten auch mehrere Tage darüber verloren gehen. Was du an der Zeit verloren hast, wirst du an Kraft, Besonnenheit und Weisheit gewonnen haben.

Und bist du ruhig, wallt dein Herz nicht mehr bei dem Gedanken an deinen Feind auf; dann erforsche mit Besonnenheit, nicht durch welche Mittel du dich am bittersten rächen könnest, sondern welchen Schaden dir dein Widersacher eigentlich verursacht habe. — Du wirst finden, daß du eigentlich nicht so sehr über den verursachten Schaden an deiner Ehre oder an deinem Eigenthum, als über die niedrige, unedle Gemüthsart und Bosheit dessen erbittert warst, der dich so unwürdig behandelte. — Wohl dann, diese Bosheit, diese Schlechtigkeit der Gesinnungen deines Feindes, die du mit Recht tief verachtest, willst du sie dir auch zu eigen machen? Willst du gemein und niedrig handeln wie er? — O so bist du nicht besser, als er, sondern ebenfalls aller Verachtung würdig. — Sei größer, edler als er; nimm keine Rache, nicht an ihm, nicht an dem, was ihm lieb ist, sondern begnüge dich, deine und der Deinigen Ehre oder Eigenthum mit klugen Maßregeln zu schützen, und dann gelassen den Tag zu erwarten, wo du deinen Feind mit Edelmuth beschämen könnest. — Und wahrlich, dieser Tag wird dir nicht fehlen.

Räche dich nicht selbst, sondern, ist dir Unrecht widerfahren, suche Schutz bei der Obrigkeit, die darüber gesetzt ist. (Röm. 12, 19.) Als Paulus, der Apostel, von seinen Feinden übermannt wurde, und sie ihm den Tod bereiteten, rief er sein römisches Bürgerrecht an, und verlangte als Bürger Roms den Schutz seiner rechtmäßigen Obrigkeit. (Apost. Gesch. 25, 7 — 12.)

Dies ist das Mittel, welches jedem Christen bei wichtigen Beleidigungen gestattet ist, denn es ist der Obrigkeit Pflicht, jeden Bürger gegen die Bosheit Anderer zu schirmen. — Inzwischen ist dieses Mittel nur bei groben Vergehungen unserer Feinde anwendbar. Wie möchtest du, als Christ und Weiser, die kleinen Beleidigungen von deinen Feinden noch schwerer richten, als eine Obrigkeit die großen?

Wenn die wider dich gerichteten Angriffe deiner Widersacher nicht von der Art sind, deswegen mit ihnen vor Gericht zu gehen, so vereitle dieselben dadurch, daß du der Welt deine Unschuld zeigest, und damit den bösen Zweck deiner Feinde vereitelst. Sie werden dich wegen deiner Mängel, deiner Unvollkommenheiten, deiner Fehltritte anzutasten suchen — wohlan, entwaffne sie, und werde in deinen Handlungen das Gegentheil von dem, was sie dir vorwerfen. Nennen sie dich stolz, beweise durch That deine Demuth; nennen sie dich einen Betrüger, handle nur mit strenger Ehrlichkeit im Kleinsten wie im Größten; nennen sie dich einen Unfähigen in deiner Kunst, in deinem Berufsgeschäft, verdoppele deinen Fleiß und werde fähiger und vollkommener. So tragen selbst deine Feinde zu deiner Veredlung bei; fühlst du, daß sie in ihren Vorwürfen Recht haben, o so fühlst du auch dein Unrecht; lege dies ab, und deine Feinde stehen entwaffnet, und die edlere Welt umringt dich mit ihrem Beifall.

Es ist unsere Pflicht, uns und die Unsrigen gegen den bösen Willen unedler Menschen zu vertheidigen, und die Schändlichkeit derer zu entlarven, die sich bei der Welt ein Ansehen geben wollen, um uns desto leichter verderben zu können. Aber in dieser Nothwehr und Selbstvertheidigung sollen wir nicht selbst unedel sein oder werden. Wir sollen nicht weiter gehen, als die Nothwendigkeit es verlangt; wir sollen nicht anhalten im Verfolgen, nicht schaden aus Schadenfreude und Muthwillen. Wir müssen so handeln, daß noch immer eine aufrichtige Versöhnung früher oder später statt finden könne und möglich sei.

Es läßt sich nicht läugnen, daß wir, wenn wir unsere Handlungen ernsthaft prüfen, gewöhnlich selbst auf irgend eine Weise Andern einen Anlaß zu Feindseligkeiten gegen uns gegeben haben.

Willst du der Feindseligkeit und den Schmerzen der Rachelust entgehen, so habe selbst, so viel an dir ist, Friede mit allen Menschen. (Röm. 12, 17. 18.) Durch ein höfliches, aufrichtig-freundliches und gütiges Wesen in unserm Betragen fesseln wir nicht nur unauflösbar die Herzen unserer Freunde und Bekannten, sondern wir zwingen selbst unsere erklärten Widersacher zu einer sanften Stimmung, und entrissen gleichsam den Flammen ihres Zorns das Oel. — Doch, du bist Christ, du wandelst auf deines Gottes Welt auf göttlichen Bahnen göttlichen Zielen entgegen. — Du bist ein Christ, du sollst ein erhabener Mensch sein, und deine reine Seele soll für erhabenere Bestimmungen reif werden! Du sollst dich nicht begnügen, bloß jene Klugheitsmaßregeln zu beobachten; du sollst nicht zufrieden sein, daß du der Rache und Schadenfreude in deinem Herzen keinen Raum gibst — nein, du mußt das

Böse mit dem Guten überwinden, und durch Edelmuth und Wohlthat deine Feinde in Bewunderer und Freunde verwandeln. (Röm. 12, 20. 21.)

Als Christus nichts mehr thun konnte für seine Feinde, da betete er noch mit sterbenden Lippen für ihr Wohl.

Weit entfernt, daß du dich mit Gefühlen der Rache wegen empfundener Kränkungen entwürdigest, weit entfernt, daß du nachsinnest, wie du empfangene Beleidigungen empfindlich erwiedern könnest, ergreife die erste Gelegenheit mit Muth, deinem Feinde ein Herz voll Edelmuth zu zeigen. Nimm du ihn in Schutz, wenn Andere ihm Unrecht thun; sprich du von seinen guten Eigenschaften, wenn Andere ihn verleumden, oder seine Fehler richten; sei du sein Fürsprecher, wenn ihm Hilfe fehlt; ehre du ihn, wenn Andere ihn boshaft demüthigen, ohne übrigens dich selbst ihm aufzudringen, ohne daß er glauben könne, du thätest dergleichen nur aus Furcht. Nicht dich hat er überwunden; du mußt ihn überwinden; er wird dich einst aufsuchen und deine Verzeihung anrufen.

Jesus, in dem sich Gott mir offenbarte und zeigte, wie ich menschlich-göttlich handeln könnte — Jesus, so hast Du gethan! Dir versagte die feindselige Welt des Lebens Freuden, Du gabst ihr die Freuden des ewigen Lebens; Dir versagte sie, wo Du Dein Haupt hinlegen konntest, Du gabst ihr die Wollust stiller Ruhe und des Friedens; Dir schlug sie Todeswunden, Du heiltest großmuthsvoll die ihrigen; Dir rief sie ihren Fluch zum Kreuze hinauf, Du segnetest sie vom Kreuze herab!

Erhebe mich zu Deiner Seelengröße! Und habe ich Feinde, ich will größer handeln, als sie denken. Erscheint ein Tag, eine Gelegenheit, da ich Böses mit Bösem vergelten könnte, da will ich kalt und ruhig das Gute thun, wie die Pflicht es mir gebeut. — Ich will sie beschämen, aber nur mit meiner Unschuld, ich will sie verfolgen, aber nur mit Handlungen des Edelmuths. Das sei meine Rache, daß ich in der Brust meiner Widersacher selbst die Sehnsucht nach Versöhnung errege.

Herr hilf, laß wohl gelingen! Amen.

174.

Der Sieg über Widersacher.

Spr. Sal 16, 7.

Wenn Du durch Widerwärtigkeit
Mich lautern willst, ich bin bereit,
Die Last zu tragen, die Du hier,
Mein Vater, mir
Auflegen willst: sie kommt von Dir!

Wo ist der Held, den je ein Streit,
Wie schwer und hart er wäre, reut?
Wenn er nur kämpfte wie ein Mann,
Das Feld gewann,
Und dann des Siegs sich freuen kann.

Wir sollen der Tugend, wir sollen der Ewigkeit leben. Dahin mahnt, lockt, drängt und treibt uns Alles, jeder Tag, jeder scheinbare Zufall, jedes Verhältniß. Wir sträuben uns umsonst dagegen. Gott selbst hat den Abscheu vor dem, was schlecht und ungerecht ist, in unsere Brust gelegt. Daher die Verachtung und der Haß bei allen Völkern des Erdballs gegen jeden Uebelthäter, gegen den Lieblosen, den Verleumder, den Verführer der Unschuld, den Stolzen, den Entwender fremder Eigenthums, den Meineidigen, den Trunkenbold u. s. w.

Dieser natürliche Abscheu der Menschen gegen das, was sie an Andern Fehlerhaftes erblicken, oder was sie auch nur für Unrecht halten, ist der Ursprung der meisten Verfolgungen und Feindschaften unter den Sterblichen. Es kann hienieden also Niemand die Rose des Lasters pflücken, ohne sich sogleich von Dornen auf allen Seiten umringt zu sehen. Auch dieses gehört zur weisen Welteinrichtung, welche uns vom Bösen zurückschreckt. Sünder hassen sogar an Andern die Sünde, welche sie selber begehen.

Wunderbare, heilige Fügung der Allweisheit, welche selbst meine Feinde zu Schutzengeln meiner Tugend macht, und meinen Widersachern gebietet, gleich Freunden vor allem Unrecht mich zu warnen!

Ja, ich erkenne es mit Demuth und Erstaunen: es ist nichts in dieser Welt ohne allen Zweck; Alles ist weise geordnet, und selbst dem Uebel muß Heil entquellen.

Auch die Feinde, welche ich habe, sind meine Wohlthäter.

Und warum habe ich Feinde; warum gibt es Menschen, die mir nicht wohlwollen? — Etwa, weil ich zu edel denke? weil ich sie zu liebreich behandle? weil ich ohne Fehler bin? — Nein, sie wollen mir nicht wohl, weil sie von mir beleidigt sind, oder beleidigt zu sein glauben. Sie hassen nicht mein Gutes, sondern meine Mängel; tadeln meine Art zu denken und zu handeln, wodurch ich ihnen wehe thue.

Meine Widersacher sind es, die mir eigentlich sagen, wer ich bin; die mir's sagen oder fühlen lassen, wie ich fehlerhaft bin. Sie thun mehr, als die besten meiner Freunde und Vertrauten, welche mich gewöhnlich mit allzugroßer Nachsicht zu beurtheilen pflegen.

Freilich mag es oft geschehen, daß diejenigen, welche mir abgeneigt sind, ihren Tadel übertreiben, meine übeln Gewohnheiten zu groben Fehlern, meine Fehler zu schweren Sünden machen. Aber was thun sie? Sie halten mir nur einen Vergrößerungsspiegel vor, in welchem ich auch den kleinsten Flecken erkenne, der meine Denk- und Lebensart beschimpft, und meine Seele verunreinigt. Als wahrer Christ soll ich auch die geringsten Mängel austilgen, um vollkommen zu werden, wie mein himmlischer Vater vollkommen ist. Und wahrlich, so gering können doch dieselben nicht sein, da sie von den Augen eines Andern wahrgenommen werden. Ich habe Ursache, auf meine Eigenliebe mißtrauisch zu sein, die mir Dinge verzeiht, welche Fremden anstößig sind. — So erkenne ich selbst in den Uebertreibungen meines Feindes Wohlthat und Nutzen. — Ich wünsche meinen Gegner zu beschämen; ich wünsche über ihn zu triumphiren: — wie kann ich's besser, als wenn ich ihm jeden Grund, mich zu beladeln, raube; als wenn ich so lebe, so handle, daß er selbst eingestehen muß, ich sei achtungswürdig? — Und wie kann der mich hassen, der mich hochachtet? — Ich will ihn überwinden, ich will ihn zwingen, mich zu ehren, mich zu achten, mich zu lieben. Er soll früher oder später mir die Hand drücken, und mein Herz soll es ihm danken, daß er mich auf meine Fehler aufmerksam gemacht, daß er zu meiner Besserung beigetragen hat.

Auch Feinde sind meine Wohlthäter? Sie

sind es, oft wider ihren Willen. Sie legen mir zwar mancherlei Hindernisse in den Weg, wodurch sie mich zu betrüben gedenken. Sie vereiteln zwar aus niedriger Rachsucht oder Mißgunst manche meiner Plane. Sie stören mich im glücklichen Fortgang meiner Geschäfte. Sie freuen sich, wenn mir manche meiner Unternehmungen mißlingen. — Aber was thun sie? Sie erwecken nur meine Kräfte zu einer doppelten Thätigkeit und Anstrengung. Sie vermehren meine Vorsicht und Klugheit. Sie bringen alle Eigenschaften meines Geistes in höhere Bewegung. Bei steter Ruhe würde ich in allzugroße Sicherheit gerathen, und mir durch Unbesonnenheit und Unvorsichtigkeit vielleicht mehr schaden, als mir alle Hindernisse schaden können, welche mir meine Feinde entgegenwälzen. Nur im Kampfe vermehrt sich die menschliche Kraft; nur Anstrengung stärkt den Geist. Wir wissen es ja aus tausend Erfahrungen, daß diejenigen, welche es in der Welt zu etwas Großem gebracht haben, es nur vermochten, wenn sie durch die größten Mühseligkeiten erst geübt waren, und tausend Hindernisse besiegt hatten. — Wohlan denn, nur Muth! Meine Widersacher bereiten mir nur einen größern Triumph vor. Sie zwingen mich zu einer vollendetern Entwickelung meiner Kräfte. Fern sei von mir jede unedle Rache! Möge Gott richten! Aber ich will meine Feinde dadurch am tiefsten beschämen, daß ich meine guten Zwecke um so vollkommener erreiche, die ich, ohne Hindernisse zu finden, vielleicht nur mit halben Kräften gesucht, vielleicht nur halb erreicht hätte.

Auch Feinde sind meine Wohlthäter! Ja, sie sind es; denn ihr argwöhnisches, scharfblickendes Auge erinnert mich beständig, treu in meinen Berufsarbeiten, aufmerksam in meinen häuslichen Pflichten zu sein. Der Mensch, auch der Mensch mit den besten Vorsätzen, bedarf immer eines warnenden Aufsehers, der ihn mahne, daß er sich nicht vergesse, daß er sich keinen Fehler aus Nachlässigkeit oder aus Erschlaffung des guten Eifers erlaube. Auch bei dem besten Menschen sind nicht alle Tage einander gleich. Er kann zuweilen gleichgültiger in seinen Geschäften werden. Er bedarf eines Sporns, der ihn von neuem reize, seiner selbst würdig zu bleiben. — Und dieser Sporn ist der Tadel unserer Widersacher; es ist ihr lauschender Blick, mit welchem sie irgend einmal uns auf einer Nachlässigkeit, bei einer Schwäche, oder gar über einem Unrecht zu ertappen hoffen. — Der Gedanke, daß wir unsern Feinden durch irgend ein Versehen Anlaß geben könnten, wider uns mit vollem Rechte aufzutreten, erhält uns in unsern Berufspflichten beständig wachsam; er muntert uns zu größerer Aufmerksamkeit auf, als selbst der Beifall der Freunde, welcher uns oft einschläfern kann. — Wohl, so will ich meinen Feinden dankbar sein. Sie sind es, welche mich meinen Pflichten als Mensch, als Bürger, als Vater, als Gatte, als Kind, als Beamter und Arbeiter treu erhalten. Ihnen bin ich's schuldig, daß mein Gewissen von keiner Schuld beunruhigt wird. Indem ich's vermeide, die Schadenfreude meiner Gegner zu befriedigen, indem ich's vermeide, ihnen einen Triumph über mich zu gönnen, triumphire ich zuletzt selbst über sie.

Auch Feinde sind meine Wohlthäter. Ja, nicht selten noch größere Wohlthäter, als meine nachsichtvollsten Freunde. Meine Widersacher sind die Ersten, welche mich vor Unglück warnen. Und sie warnen mich, indem sie mich lehren, auf Alles Acht zu haben, was mir zum Schaden dienen könnte. Sie warnen mich, weil sie die Fehler an mir tadeln, welche mich früher oder später in unangenehme Lagen bringen können. Vielleicht würde es dem rachsüchtigen, schadenfrohen Gemüthe meiner Widersacher ein großes Vergnügen sein, wenn sie mich durch meine eigene Schuld in Verlegenheit gerathen sähen, wenn sie dann sagen könnten: „Haben wir es nicht immer vorhergesagt, daß es so kommen würde?“ Aber nein, diese traurige Freude werde ich ihnen nicht gewähren. Ich will von mir jeden Fehler, jede Nachlässigkeit, jedes Unrecht entfernen, welches mir Gefahr zuführen kann. Ich will gerecht und redlich wandeln, im Geheimen, wie im Oeffentlichen; so werde ich meine Widersacher besiegen, ihre bösen Wünsche vereiteln, ihre Arglist zu Schanden machen. Sie werden mir endlich Hochachtung statt Haß, Lob statt Tadel zollen müssen. So soll der Christ seine Feinde besiegen!

So lange deine Wege nicht dem Herrn wohlgefallen, o mein Christ, so lange stehst du von Tadlern und Menschen umringt, die dir nicht wohlwollen. Aber wenn Jemands Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden. (Sprichw. Sal. 16, 7.)

Erkennst du, o Christ, die tiefe Wahrheit dieses göttlichen Wortes? Warum denn so trostlos wegen der Verfolgung deiner Feinde? Bist du es nicht vielmehr, der sich selbst verfolgt durch seine eigenen Fehler? Steht es nicht in deiner Gewalt, den Haß der Feinde durch deine Tugend endlich in Liebe, und den Zorn derselben in Bewunderung zu verwandeln?

Warum erbittert dich der allzustrenge Tadel oder der mißgünstige Spott deiner Gegner? Ach, sie spotten ja nicht über deine guten Thaten — sie schweigen nur von ihnen; sie suchen sie nur zu verkleinern. Sie tadeln nicht deine Tugend, sondern deine Fehler. Um eines einzigen Fehlers, um eines einzigen Fleckens willen, der ihnen anstößig ist, verwerfen sie deinen ganzen Werth. Sie thun unrecht. Aber thust du nicht unrecht, wie sie, weil du ihnen nicht den Anlaß zum Tadel entziehst?

Warum willst du gegen sie vertheidigen, was nicht zu vertheidigen ist? Warum willst du deine Schwachheiten beschönigen, deren Häßlichkeit keine Schminke bedeckt? Warum willst du vielleicht ihnen recht zum Trotze deine Lebens- und Handlungsart beibehalten, wodurch du das Herz der Menschen und das Wohlgefallen Gottes von dir abwendest? — Dies sind die Wege, die dem Herrn mißfallen; darum umringt er dich mit Widersachern. Verfolge diesen Weg nicht weiter, oder du läufst in den Abgrund, an welchem dich das Hohngelächter deiner Feinde erwartet.

Warum quält dich die Lieblosigkeit menschlicher Urtheile über deine Handlungen? — Hast du auch deine Mitmenschen von der Güte deiner Absichten, von der klugen und gerechten Wahl deiner Mittel überzeugt? Hast du sie nicht vielleicht selbst durch die unvorsichtige, übelberechnete Art deines Betragens zu falschen und gehässigen Urtheilen über dich verleitet? Hast du schon darauf gesonnen, Alles an dir abzuthun und zu vermeiden, was dich Andern mißfällig machen kann? — Und wenn du dies nicht thatest, wenn du aus stolzem Eigendünkel, oder aus Trägheit, oder aus Trotz unterliessest, die Herzen und das Vertrauen zu gewinnen; wenn du dadurch dich selbst verhindertest, das Gute alles zu thun,

was du hättest wirken können: so sind dies die Wege, welche auch dem Herrn nicht wohlgefallen. O so klage nicht die Menschen an, welchen du eine falsche Vorstellung von dir beibrachtest: sondern klage dich an! — Aendere dich! und das Urtheil der Menschen wird sich mit dir ändern. Wandle nur die Wege, die dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch deine Feinde mit dir zufrieden.

Doch nicht immer und in Allem kannst du dich nach dem Urtheile der Menschen richten. Es gibt auch Verhältnisse, wo man Gott mehr gehorchen soll, als den Menschen. Es gibt Umstände, wo wir, im Bewußtsein der Gerechtigkeit unserer Absichten und Mittel, mit Festigkeit unsern eigenen, und nicht fremden Ueberzeugungen folgen sollen; es gibt Gelegenheiten, wo wir, um einen wohlthätigen Zweck zu erreichen, von der gewöhnlichen Straße abweichen, unsere beste Absicht sogar verschleiern und verbergen müssen, weil es die Klugheit befiehlt.

Und hast du den Muth, ein edles Werk zum Wohl deiner Mitbrüder zu vollbringen: so habe auch den Muth, Spott und Tadel derer zu ertragen, die dich verkennen. Leicht wirst du es fühlen, wenn der Tadel treffend sei, oder ungegründet. — Habe den Muth, unter jeglicher Widerwärtigkeit deinen bessern Ueberzeugungen standhaft zu folgen; genug, wenn dich das süße Bewußtsein tröstet: du handelst, wie deine Pflicht gebeut; genug, wenn dein Gewissen dir gutes Zeugniß gibt; genug, wenn du nicht Ursache hast, deiner Absichten willen vor den Menschen irgend einmal zu erröthen; genug, wenn du auf Gottes Wegen wandelst!

Dann laß die unwissende Menge wider dich schreien; die Spötter laß spotten. Gott der Allwissende sieht dich, kennt dich, segnet dich. Gott der Allgerechte wird richten. Vollende dein Werk, und gehe den Weg des Herrn — da verläßt dich seine heilige, mächtige Hand nicht. Gott ist es, der die Herzen deiner Feinde regiert: er wird sie mit dir zufrieden machen; sie werden dir mit Rührung und aller Bewunderung deines Muthes versöhnt in die Arme sinken. Sie werden, und sollten sie dich durch das ganze Leben hindurch nie verstehen, deines Edelmuthes willen noch über deinem Grabe dich segnen müssen.

Die Edelsten der Menschheit, hatten sie nicht bei den heiligsten und wohlthätigsten Zwecken immer mit den schmählichsten Verfolgungen zu kämpfen? Sah man sie nicht verbannt, verachtet, in Armuth, in Gefängnissen, unter dem Drucke aller Leiden? Sah man sie nicht oft noch in dem Augenblicke verkannt, wenn ihr Auge schon unter dem Kusse des Todes brach, der sie freundlich aus der undankbaren Welt in ein besseres Sein hinüberführte? — Aber dennoch ging ihre Sache nicht unter, der sie ein ganzes Leben voller Elend dargebracht hatten. Gott machte endlich alle ihre Feinde mit ihnen zufrieden. Der Segen und die Dankesthränen einer bessern Nachwelt folgten ihnen über dem Grabe zum Himmel, und im Andenken der Nachkommen glänzt ruhmvoll der Name derer, welche während ihres Erdenlebens nur Hohn und Schmach ärnten konnten.

Wenn Jemands Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er seine Feinde mit ihm zufrieden. Spruch voll göttlichen Trostes für jeden Freudenlosen, der unter den unverdienten Kränkungen seiner Feinde fast erliegen will! Himmelsbalsam auf die Wunden, welche Neid, Mißgunst und Bosheit geschlagen haben! Ja, dem Gerechten und Guten muß endlich auch hier Alles zum Besten dienen.

Jesus, zu Dir blicke ich nun empor; Du, dessen heilige Wege immerdar Gott gefielen, auch Du sankst unter der Grausamkeit deiner Verfolger — aber nur auf eine geringe Zeit. Herrlich führte Dich Dein Vater zum Triumph, und beschämt sanken alle Deine Verfolger Dir zu Füßen. Du, den in Knechtsgestalt einst die Geringsten im Volke verachteten, verstießen; Du, den Missethäter noch in der bittersten Sterbestunde verhöhnten: Du sahest deine Widersacher alle vernichtet, und betend im Staube blickt heute eine Welt ehrfurchtvoll und Dank stammelnd zu Deiner Majestät empor. Und die Dich einst verdammten, sie seufzten bald wieder nach Deiner Barmherzigkeit.

An Dir und in Dir hat sich Gottes Macht und Größe herrlich geoffenbart, an Dir bewiesen wunderbar, wie er das Herz deiner Feinde regiert hat. Ach, wie Du, so laß auch mich die Wege gehen, die Gott wohlgefallen: wen habe ich dann zu fürchten? Dann wird der Herr auch meine Feinde mit mir zufrieden machen, und durch die Gerechtigkeit meines Thuns sie beschämen!

Erhebe dich, meine Seele, mit neuer Kraft — prüfe und mustere die Urtheile aller derer, die dir ungünstig sind; erforsche, wodurch du ihr Mißfallen erweckest; horche auf ihren Tadel, oder suche ihn zu errathen, und dann lege ab, was ihnen anstößig war. Zeige ihnen durch dein Leben, daß du nicht das bist, wofür sie dich halten. Erhebe dich mit neuer Kraft, o meine Seele, und ehre selbst deine Feinde. Denn sie sind es, die dir oft am genauesten den Weg anzeigen, welcher dem Herrn wohlgefällt! Sie sind es, die, ohne es zu wissen, die Schutzgeister deiner wankenden Tugend werden. — Weichet aus meiner Brust, ihr unreinen Gefühle gekränkter Eigenliebe, und verwandelt euch in Gefühle der Demuth und Selbsterkenntniß! Fliehet von meinem Herzen, ihr Gelüste nach Wiedervergeltung und Rache — der Nachahmer Jesu rächt sich an seinen Feinden nur durch höhere Tugenden! — Ich will, ja, ich will die Wege wandeln, die dem Herrn wohlgefallen: so wird er auch meine Feinde mit mir zufrieden machen!

175.

Der Christ und seine Widersacher.

Röm. 12, 17. 21.

Gott, ich will gerecht und billig
Gegen meine Feinde sein;
Keinen drücken, lieber willig
Jedem, der mich kränkt, verzeih'n.

Hab' ich Macht, ich will sie nützen
Den Bedrängten zu beschützen;
Eilen, wo Verlaß'ne flehen,
Ihnen liebreich beizustehen.

Selbst der allergerechteste, der menschenfreundlichste Mensch kann auf Erden nicht ohne Gegner sein. Je mannigfaltiger und verflochtener seine Verhältnisse sind, je größer ist die Zahl seiner Widersacher, seiner Tadler und derer, die ihm übel wollen. Es ist also nur ein eitler

Traum, sich einzubilden, man könne auf Erden seine Tage ganz ohne Kampf, ganz ohne Streit, in süßer Ruhe zubringen; man könne sich gleichsam schon hienieden einen Vorhimmel schaffen, der durch keine Zwietracht gestört würde.

Wer war gerechter in seinen Handlungen, sanfter in seinen Gesinnungen, als Jesus, das ehrwürdige Vorbild menschlicher Heiligkeit? Er, die Liebe selbst, dessen Wille es immerdar gewesen, sich zum Heil der Sterblichen freudig aufzuopfern; er, der in der Einsamkeit seines Schmerzes Thränen weinte, und keinen süßern Beruf kannte, als die Thränen Anderer zu trocknen — selbst er war nicht ohne Feinde. Wie er die heuchlerischen Pharisäer verfolgte, verfolgten sie ihn bis zum Tode. So sah man früher oder später alle großen und guten Menschen im Kampf mit ihren Zeitgenossen, von welchen sie verkannt, oft zu tiefer Schmach verurtheilt wurden. Waren aber auch die Bessern unter den Sterblichen nicht frei von Zwist und Hader, den sie zu meiden suchten: um wie viel weniger konnten die Schlechtergesinnten, die Leidenschaftvollen, die ihren Begierden keinen Zaum anlegen wollten, ohne Zank und Hader bleiben!

Wenn ich aber ernsthaft untersuche, woher so viel Uneinigkeit unter den Menschen entspringe, und warum sie sich die flüchtigen Tage ihres Lebens oft sichtbar mit Muthwillen gegenseitig verbittern: so erkenne ich bald, daß an diesem Uebel selbst nicht einmal immer die Bosheit und Verderbtheit der Menschen Schuld sei. Es sind unzählige große und kleine Ursachen vorhanden, welche Widerspruch in Gesinnungen, Worten und Thaten sogar unter den bessern Menschen erzeugen: — Ursachen, welche von der göttlichen Welteinrichtung selbst abhängen.

Mehr oder weniger hat jeder unserer Nächsten schon von Natur ein besonderes Temperament, welches ihn in seiner Art zu denken und zu empfinden leitet; jeder hat von Kindheit auf andere Kenntnisse gesammelt; andere Erziehung erhalten, wodurch er von uns in seinen Urtheilen und Ansichten der Dinge verschieden wird; jeder hat in seinem Leben Schicksale und Erfahrungen gehabt, welche den unserigen nicht gleich sind; jeder hat seine besondern Verhältnisse, in denen er nun dasteht, und wo seine Wünsche und Absichten von den unserigen sehr abweichend sein müssen; jeder hat so viel Liebe seines Selbstes, daß er sich und seine Denkart und seine Neigungen nicht einem zweiten unterwerfen kann, und gleichsam aus sich selbst herausgehen und nur der Schatten eines Andern werden möchte.

So entsteht dann nothwendig bei der tausendfach verschiedenen Richtung menschlicher Wünsche und Bedürfnisse mancherlei Gegenstreit; so entspringt aus der unsäglichen Verschiedenheit der Ansichten, Erfahrungen, Kenntnisse und Meinungen nothwendig ein vielfacher Widerspruch der Urtheile. Wenn dann zu diesem Streit der Bedürfnisse, zu diesem Widerspruch der Gesinnungen noch stürmische Leidenschaften sich gesellen: so erhebt sich der verderblichste Hader.

Allerdings liegen also die ersten Quellen des gegenseitigen Widerstrebens der Menschen ausser ihrer eigenen Gewalt. Sie gründen sich in der göttlichen Einrichtung der Welt selbst. Ich erkenne, daß das, was erst durch Leidenschaften und Bosheit zum Verderben ward, ursprünglich eine hohe Wohlthat sei. Denn ohne jene Mannigfaltigkeit der Temperamente, der Ansichten, Erfahrungen und Neigungen, würde die Ausbildung des menschlichen Geistes nur langsam oder gar nicht fortschreiten. Wenn Alle einerlei Blut, einerlei Verstand, einerlei Neigungen, einerlei Erfahrung hätten, würden tausend Menschen einem einzigen gleichen; sie würden mitten im Gewühle einsam stehen; sie fänden überall nur immer sich selbst wieder. Keiner wüßte viel mehr als der Andere; Keiner würde sich bemühen, einen Irrthum abzulegen, weil ihn Alle hätten; Keiner würde zur Untersuchung und Prüfung seiner Einsichten gereizt werden, weil ihm Niemand widerspräche; Keiner würde sich bestreben, edler und frömmer zu werden, weil ihn Niemand tadelte, und Alle nothwendig einerlei Fehler haben würden.

Aber nun tritt Verschiedenheit der Gemüthsstimmung, der Erfahrung, der Neigung ein. Sogleich entstehen Trennung, Wettstreit, gegenseitige Prüfung, gegenseitiger Tadel des Unvollkommenen, Streben nach dem Bessern, Trachten nach frömmerm Sinn und reinerer Erkenntniß. Jeder in seinen Umständen macht neue Bemerkungen, entdeckt etwas Neues, theilt es mit, leidet Anfangs Zweifel und Widerspruch, berichtigt dadurch das Mangelhafte seiner eigenen Urtheile, während Andere sich mit den von ihm entdeckten Wahrheiten bereichern. So übt dieser Kampf der Kräfte alle Kräfte, die sonst in träger Ruhe unbenutzt blieben; so steigern sich Eins ums Andere die menschlichen Einsichten; so vernichtet Einer dem Andern die anklebenden Fehler. Wir leiden bei diesem Wettstreit und Widerspruch manche Unannehmlichkeit. Aber unsere Klugheit wird geschärft, unsere Erfahrung vermehrt, unsere Weisheit mächtiger, und dies ist Ersatz für die vorübergehenden Uebel und Ungemächlichkeiten. Unser Geist wird gleichsam durch eine gewaltige Nothwendigkeit, die Gottes Hand in die Natur der Dinge gelegt, getrieben, vollkommener zu werden, und zu höhern Bestimmungen tüchtig zu sein. So reift die Traube am Rebstock nur unter Stürmen, die den Luftkreis reinigen, unter dem kalten Thau der Nächte, unter der brennenden Hitze der Mittagssonne, unter Regengüssen und Gewittern.

Auf diese Art erkenne ich auch die schreckliche, unausweichliche Nothwendigkeit der Kriege, die von jeher, seit Menschen geschaffen wurden, unter den Völkern geführt wurden. Denn wie oft die Rechte und Absichten einzelner Menschen in Streit gegen einander gerathen, können auch die Rechte und Angelegenheiten großer Völker einander widersprechen. Den Streit des Einzelnen mit dem Einzelnen kann das Gesetz und der Richter schlichten; aber von einander unabhängige Völker haben keinen gemeinschaftlichen Richter, kein gemeinsames Gesetz. So müssen sie, wenn durch den Ungestüm oder die Hartnäckigkeit des einen oder andern kein Vergleich möglich ist, ihre Rechte und Ansprüche durch Gewalt behaupten, wenn nicht eins der Sklave des andern sein will. — Ich erkenne daher mit der Unvermeidlichkeit der Kriege auch meine Verpflichtung als Staatsbürger, als Christ, daß ich, wenn meine Mitbürger, meine Obrigkeit, mein Vaterland in Gefahr sind, mich willig zu ihrer Unterstützung hergeben soll, daß ich nicht voller Eigennutz und Selbstsucht das Ganze zu Grunde gehen lassen soll, wenn ich dafür nur meinen kleinen Theil rette; daß ich mich nicht eigennützig den Lasten des Vaterlandes entziehen soll, da ich doch gern von den Wohlthaten seines Friedens, von

den Wohlthaten seiner Gesetze Gebrauch mache und Nutzen ziehe.

Freilich scheint es ein Widerspruch zu sein, wenn ich als Christ verpflichtet bin, die höchste Menschenfreundlichkeit zu haben, und von der andern Seite mir Theilnahme am Zwist der Menschen, selbst an Gewaltthätigkeit und Blutvergiessen zur Pflicht gemacht wird. Welchem Gebote soll ich gehorchen? Wie kann ich das Gesetz der Liebe mit dem eisernen Gebote der Feindschaft in meiner Brust paaren? Wie kann ich segnen und zugleich fluchen, wohlthun und zugleich beleidigen?

In der That hat es viele Christen gegeben, welche diesen Widerspruch, obgleich er nur scheinbar ist, nicht zu lösen wußten, und die daher zu einem ihrer Grundgesetze machten, niemals persönlichen Antheil an einem Kriege zu nehmen. Sie beriefen sich auf die Worte unsers Heilandes, welcher sagte, es sei seliger, Unrecht dulden, als begehen; oder der in der Bergpredigt rief: Ihr sollt nicht dem Uebel widerstreben; sondern, so dir Jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar; und so Jemand mit dir rechten will, und deinen Rock nehmen, dem biete den Mantel auch dar; und so dich Jemand nöthigt eine Meile, so gehe mit ihm zwei.

Allein sie bedachten nicht, daß diese Rede Jesu bildlich zu nehmen ist, und daß er damit nur die liebreichste Sanftmuth, die hingebendste Versöhnlichkeit bezeichnen wollte, welche, wenn es darauf ankommt, Frieden zu stiften, kein Opfer scheut. Er sagte dieses Wort im Gegensatze gegen das im mosaischen Recht streng ausgesprochene Vergeltungsrecht: Auge um Auge, Zahn um Zahn, welches die Rachsucht begünstigte. Er pflegte aber gern seine Gegensätze stark und schlagend auszudrücken, um Eindruck zu machen, indem er es dem denkenden Geist, dem fühlenden Herzen überließ, das rechte Maß und die rechte Mitte zu treffen, und dann wohl auch selbst bei einzelnen Fällen nähere Erläuterung gab, oder durch sein Beispiel lehrte, wie man solche allgemeine Aussprüche zu nehmen habe. Kein Opfer soll für den Christen zu groß sein, um den Frieden zu erhalten und zu stiften; aber das Recht, die heilige Ordnung selbst, soll er nicht aufopfern. Wo die Nachgiebigkeit nicht dazu dient, die Rohheit und Gewaltthätigkeit zu besänftigen und zu versöhnen, da sollen wir einen gemäßigten Widerspruch beweisen, jedoch immer ohne alle Rachsucht und Leidenschaftlichkeit. Petrus handelte leidenschaftlich, als er bei Jesus Gefangennehmung mit dem Schwerte drein schlug: dadurch wurde die Rohheit nur noch mehr entflammt, und kein Friede gestiftet. Jesus verwies es ihm, und machte wieder gut, was er verdorben hatte, indem er die geschlagene Wunde heilte. Als ihm aber im Verhör vor dem Hohenpriester ein Diener einen Backenstreich gab, setzte er ihn deswegen zur Rede, und sagte: Habe ich übel geredet, so beweise, daß es böse sei; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich? (Joh. 18, 23.) Durch diesen sanften Widerspruch machte er sein Recht geltend, aber auf eine Weise, welche den rohen Menschen zum Gefühl seines Unrechts bringen konnte. Auf dieselbe Weise bestand der Apostel Paulus auf seinem Rechte in Philippi, wo man ihn und Silas ohne Urtheil und Recht gefangen gesetzt hatte, und auch eben so wieder entlassen wollte, indem er verlangte, daß die Richter selbst kommen und die Freilassung ankündigen sollten. (Ap. Gesch. 16, 37.) Dadurch wollte der Apostel keine selbstsüchtige Rache üben, sondern die heilige Ordnung des Rechts aufrecht halten; und es gelang ihm, die Richter zur Erkenntniß des begangenen Unrechts zu bringen: Beleidigte und Beleidiger schieden versöhnt von einander.

Halten wir uns also an die Sätze: Es ist seliger, Unrecht dulden, als thun; und ist's möglich, so habet mit allen Menschen Frieden! (Röm. 12, 18.) Blicken wir mit empfänglichem Sinn auf Jesu und seiner Jünger Beispiel, suchen wir uns den Geist der Sanftmuth, der in ihnen war, mit dem heiligen Eifer für die Gerechtigkeit eigen zu machen; so werden wir uns nicht an Worte hängen, die, einzeln gefaßt, uns verwirren könnten, und in der Nacht des Zweifels wird uns ein helles Licht umglänzen, bei welchem wir nicht irre gehen können.

Ist's möglich, so habet mit allen Menschen Frieden, soviel es an euch ist.

Dies ist die erste leitende Vorsicht. Vermeide also allen Anlaß zu Feindseligkeiten, hüte dich vor allen Dingen, daß du nicht selbst durch Naturfehler, wie du sie vielleicht nennst, durch auffahrendes Wesen, durch Hang zum Spotten, durch angenommenen oder wirklichen Stolz deinen Mitmenschen beleidigend wirst, oft gegen deinen Vorsatz. Einem Freundlichen, der, was er will und thut, mit Güte und Schonung thut, zürnet nicht leicht Einer, selbst der Böseste nicht. Ruhige Würde und Sanftmuth entwaffnen selbst den Zornigen.

Wenn du Feinde hast unter den Menschen, prüfe dich genau, ob du nicht durch dein Verfahren, durch Uebereilung, durch Vorurtheil den Andern wider dich erbittert hast. Und wenn du dir es nicht läugnen kannst, daß du nicht ganz schuldlos seiest, daß du bei weitem nicht Alles gethan hast, was du doch wohl hättest thun können, um Zwietracht zu vermeiden: dann klage nicht darüber, daß du Feinde und Widersacher habest. Nein, Thörichter, du hast sie zu haben verdient.

Da der große Theil der gewöhnlichen Uneinigkeiten aus bloßen Mißverständnissen herstammt, so lasse dir vor allen Dingen angelegen sein, diese zu verhüten. Weit entfernt, sie durch kindischen Trotz, durch kleinlichen Eigensinn zu unterhalten und zu vermehren, oder wohl gar aus gehässigem Stolz taub für Belehrung vom Bessern zu sein, suche Alles hervor, wodurch das Mißverständniß gehoben werde. Darum vertraue dich niemals dem Geschwätze geschäftiger Zwischenträger und Ohrenbläser, die dir üble Nachrichten zubringen. Sie thun es vielleicht aus Schadenfreude, aus Bosheit, oder aus Unverstand und leichtsinniger Gewohnheit. Sondern begib du dich selbst, im Gefühle deiner Unschuld, zu demjenigen, der dich verkennt und zu hassen anfängt; stelle ihm deine Unschuld dar, und wirb um seine Freundschaft, nicht mit Worten allein, sondern auch durch Dienste, so du ihm leisten kannst. Selten wird dir Einer widerstehen mögen. Und widersteht er dir dennoch, dann hast du als Christ deine Pflicht erfüllt, und dein Gegner steht im Nachtheil gegen dich. Sprich nicht: mein Stolz erlaubt mir nicht, mich zu solchem Schritt zu erniedrigen; nein, es sei dein Stolz, einen Feind mehr und oft schon durch einige Worte der Klugheit und Freundschaft überwunden zu haben; es sei dein Stolz, deine und der Deinigen Lebensfreuden durch ein geringes Bemühen gegen fremde Leidenschaft gesichert zu haben. Verachte Keinen, sobald

er dein Feind ist; auch der schwächste Mensch ist bei unvermutheten Anlässen groß genug, dir zu schaden.

Dulde es nicht, ruhe nicht, so lange du weißt, daß Einer ist, der etwas wider dich hat! Sprich nicht in deinem Herzen: Mir ist es gleichviel, ob mir Dieser oder Jener zürne! Die Sache hat nichts zu bedeuten. Ich fürchte mich vor Diesem oder Jenem lange nicht. Es ist nun so, es muß doch jeder Mensch seine Feinde haben! — Diese Gleichgültigkeit gegen der Mitmenschen Hochachtung und gegen die Freundschaft des Geringsten ist leider schon oft das Verderben der Größten gewesen.

Viele Feindschaften, durch welche das Glück ganzer Geschlechter zu Grunde ging, entstanden nur aus geringfügigen Ursachen, und erwuchsen nur durch jene Vernachlässigung allmälig zu der ungeheuern Ausdehnung, die endlich alles verschlang, den Feind und den Freund, den Schuldigen und den Schuldlosen. Ein einziger Wassertropfen hätte im Anfang genügt, den Funken zu verlöschen, der vernachlässigt glimmte und fortglimmte, dann zur Flamme ward, dann zur Feuersbrunst, welche erst von Gemach zu Gemach aufschlägt, dann von Haus zu Haus fährt, dann von Straße zu Straße rast. Ein einziges mildes, verständiges Wort, eine einzige gegenseitige Erklärung wäre oft hinreichend gewesen, den ersten Keim des anfangenden Mißverständnisses zu ersticken. Es geschah nicht. So erkalteten die Herzen nach und nach immer mehr: so fing man an, sich gegenseitig immer mehr übel zu deuten, auch selbst das Unschuldigste; so glaubte sich jeder Theil von dem andern immer stärker gekränkt; die Erbitterung steigt; Gelegenheiten bieten sich willig der Rache dar; der gegenseitig gestiftete Schaden häuft sich; die Versöhnung wird erschwerter, die Ausgleichung oft unmöglich; der Groll wird unveränderlich, und der Haß geht endlich zu den Kindern über.

Dies ist die Geschichte vieler großer Feindschaften, in denen häusliche Wohlfahrt und die Ruhe unzähliger Menschen zu Grunde ging. Vergebens waren nachher alle Klagen; jeder von den Leidenden hatte sich selbst anzuklagen, weil er nicht mit christlicher Klugheit in jener Stunde den Wassertropfen hingeben wollte, mit welchem er einen Funken auslöschen konnte, in dessen Schooße eine ganze Feuersbrunst lag.

Darum verachte keinen Zwist, er sei noch so gering; verachte keinen Gegner, er dünke dich auch noch so klein. Willst du Weiser, willst du Christ sein, so gehe hin, und fordere die Hand der Freundschaft von deinem Bruder wieder, die er dir entziehen will. Erdulde lieber ein geringes Unrecht, laß dir selbst eine kleine Aufopferung gefallen; du wehrest vielleicht einen unabsehbaren Schaden ab. Sprich nicht: aber warum soll ich den ersten Schritt thun; bin ich's doch nicht, der den Andern zuerst beleidigte! O weißt du denn, ob er nicht aus Mißverständniß sich zuerst von dir gekränkt glaubte? Raube ihm seinen Irrthum, und du hast den Triumph, dir ein Herz wieder gewonnen zu haben. Sprich nicht: aber der mich haßt, ist ein schlechter, ungerechter, boshafter Mensch! Sei du der Bessere, sei du der wahre Christ, und thue ihm Gutes, nimm ihm seine Vorurtheile, die er gegen dich hat, und sammle feurige Kohlen auf seinem Haupte, das heißt, mache ihn durch deine Handlungen schamroth über den Irrthum, daß er dich für noch schlechter hielt, als sich. Und zu dem, wenn auch dein Widersacher Eigenschaften und Fehler hat, die dir mit Recht mißfallen, so muß er doch gewiß auch seine guten Seiten haben; denn er hat ja auch Freunde, von denen er geliebt, Menschen, von denen er geachtet wird. Dünke dich nicht selbst weiser und besser als Andere.

Wenn du aber endlich Alles gethan, einen Widersacher zu versöhnen, einen Zornigen zu besänftigen, einen Ungerechten zur Erkenntniß des Rechts und deiner Unschuld zurückzuführen; wenn dir dein Gewissen vor Gott Zeugniß gibt, du habest nichts versäumt, und dein Feind dich dennoch verfolgt, dann — — keine Rache! sondern beschütze dich selbst und dein Recht. Du stehst nicht einsam. Gott ist mit dir. Für deine Unschuld, für deine Sache steht das vaterländische Gesetz, der Richter und die Macht der Obrigkeit. Diese rufe an; sie lasse walten; dürfte du nicht nach Rache und Erdrückung des Gegners, sondern beklage in ihm den Irrenden, der sich durch keine Güte belehren, und zur Anerkennung keines Rechts bewegen lassen wollte. So bist du in den Stand der Nothwehr zurückgetreten, die sich nicht nur mit allen deinen Pflichten als Christ verträgt, sondern dir selber eine der heiligsten Pflichten ist.

Denn ist dir geboten, den Armen wohlzuthun, so beschirme dein Eigenthum wider die Gewalt habsüchtiger Ungerechtigkeit; ist dir geboten, deine Kinder, welche dir Gott gab, auf eine würdige Weise zu erziehen: so rette dir dazu die nöthigen Mittel gegen die Angriffe der Bosheit und Hinterlist. Willst du unter den Menschen Gutes wirken, so bewahre dich in ihrer Hochachtung und Liebe, und schütze deines Namens Ehre gegen die Versuche böswilliger Verleumdung; willst du eine Stütze deiner Familie und deines Vaterlandes sein, so vertheidige dein Leben gegen den, der es antastet.

Wie kannst du deine Christenpflicht als Mensch, als Bürger, als Gatte, als Vater, als Mutter, als Kind erfüllen, wenn du die unentbehrlichsten Hilfsmittel zu deinem Zwecke vernachlässigst, oder dir durch Bosheit und Muthwillen entwenden lässest? Ist nicht das Leben die erste Bedingung, durch welche du allein Gott gefällige Werke üben kannst? Sind nicht Gesundheit, Eigenthum und guter Name die nothwendigsten Bedingungen, ohne welche du kein Gutes auf Erden zu thun vermagst? Können Zucht, Ordnung, Frieden und Lebensglück bestehen, wo gegen die Anfälle des Bösen kein Schutz, gegen den Mörder keine Vertheidigung, gegen den Räuber keine Sicherheit gilt?

Darum ist die Obrigkeit von Gott verordnet, und keine Obrigkeit ohne von Gott. (Röm. 13, 1.) Sie ist nicht den guten, sondern nur den bösen Werken furchtbar; Gottes Dienerin, dir zu Gute. (Röm. 13, 3. 4.)

Nothwehr gegen Widersacher, welche auf keine andere Art in die Schranken ihres Rechts und ihrer Pflichten zurückzubringen sind, ist daher nicht nur erlaubt, sondern des Christen Pflicht, weil er ohnedem keiner seiner Pflichten üben könnte. So trat Paulus, als er gestäupt werden sollte, muthig in sein Recht, und vertheidigte es. Er machte die Vorzüge seines römischen Bürgerrechts gültig, da man in der Wuth zu den niedrigsten Volksstrafen ihn verdammen wollte. „Ist's auch recht bei euch, rief er, einen römischen Menschen ohne Urtheil und Recht zu geisseln?“ (Ap. Gesch. 22, 25.)

Die Nothwehr des Christen gegen Bedrängungen der Ungerechtigkeit beobachte aber jederzeit die Grenzen weiser Mäßigung. Nothwehr ist keine Erbitterung, kein

Haß; Nothwehr ist keine Rache; das heißt, keine Sehnsucht, ein erlittenes Uebel mit ähnlichen oder noch größern Uebeln an dem Widersacher zu vergelten. Es ist genug, mein Recht geschützt zu haben; weiter zu gehen, habe ich selbst keine Befugniß, ohne mich vor dem allgerechten Gott sträflich, vor den Menschen verantwortlich, vor meinem eigenen besseren Bewußtsein verachtungswürdig zu machen. Dem Weisen ist Selbstvertheidigung Pflicht; Rache gehört dem vernunftlosen Thier.

Und hast du dich deines Feindes erwehrt: dann höre auf, ihm zu zürnen; denke nicht mehr daran, ihn zu verfolgen. Hast du ihn mit Macht oder Recht besiegt: dann verherrliche dein Herz durch den Glanz der Religion, läutere dich von jeder unreinen Leidenschaft, und besiege den Widersacher noch einmal durch Großmuth, indem du ihm, wo er Beistandes bedarf, Beistand und Wohlthäter wirst. Es ist möglich, daß er deine Freundschaft, deine Achtung verloren hat; es ist möglich, daß er der Freundschaft und Achtung der Guten unwürdig ist; aber des Mitleids der Edeln ist jeder Unglückliche würdig, und der Hilfe Jeder, der in Noth ist. Nicht daß du Gefühle zärtlicher Zuneigung gegen ihn in deiner Brust erzwingen solltest, aber Werke der Liebe sollst du ihm erzeigen, wo sich der Anlaß dazu beut. Entziehst du sie ihm, so besudelt noch Rache dein Herz und entehrender Groll entstellt dich. Mag er dich auch verfluchen, du aber segne ihn; mag er dich auch hassen, du aber, als besserer Mensch, thue ihm wohl und vergilt nichts Böses mit Bösem.

So steht der Christ zu seinem Widersacher. Nicht immer kann er Mißhelligkeiten vermeiden, wohl aber durch weises und vorsichtiges Betragen ihre Zahl vermindern, oder ihr Ueberhandnehmen unterdrücken. Nicht immer kann er ohne Feinde bleiben; aber sein Recht mit Anstand und Muth, wie er soll, vertheidigen gegen den Ungerechten, ohne darum diesen zu hassen, und nach Rache zu gelüsten.

Noch in der Tiefe Deines größten Jammers, in welchen dich menschliche Bosheit stürzte, o mein Jesus, bliebst Du ferne von jeder Rache, bliebst Du Menschenfreund. Als Deine Unschuld verkannt ward, tratst Du vor den Richter, der sie beschirmen sollte, und vertheidigtest sie vor dem Stuhle des Hohenpriesters und des Landpflegers. Aber, da selbst die Blödsichtigen, welche Dich beschützen sollten, die obrigkeitliche Gewalt mißbrauchten, Dich verdammten, zu Tod und Schmach verdammten, betete Deine liebende Seele noch für sie zum Himmel, riefst Du noch in Todesschweiß und blutenden Wunden: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

Heiliges Urbild der Gerechtigkeit und Güte, größter der Menschenfreunde, den noch heute das Weltall bewundert, wie er unter seinen Widersachern erhaben und großmüthig dastand — der, als jede Vertheidigung der Unschuld fruchtlos blieb, ohne Zagen, mit himmlischer Ergebung und Seelenhoheit dem Untergange zuschritt — Jesus Christus, wie Du, laß auch mich unter den Menschen wandeln.

Und wenn die Leidenschaft des Zorns in meinem Herzen bei erlittenem Unrecht aufwallt, dann will ich eingedenk sein, wie Du noch größeres Unrecht littest, als ich. Wenn die Vertheidigung meiner Unschuld und meines Rechtes vergebens wird, dann will ich mit dem Gefühl der unbesiegten, wenn gleich nicht anerkannten Unschuld mich duldend ergeben, und durch Großmuth und Liebesthaten selbst gegen meine Feinde beweisen, daß ich nicht verdiente, gehaßt zu werden; daß Du, Jesus, mein Lehrer bist!

176.

Versöhnung.

Matth. 5, 23. 24.

Der Du für die Uebelthäter
Um Geduld batst, und die Last
Unsrer Schuld getragen hast,
Unser Mittler und Erretter:
Lehre, wie ich gutevoll
Meine Feinde segnen soll.

Deine Thränen, wie sie flossen,
Als Dein Aug' um mich geweint,
Laß mich seh'n, o Menschenfreund!
Laß mich seh'n Dein Blut vergossen,
Daß auch ich vom Grolle frei,
Meinem Freund Wohlthäter sei.

Kein Geschäft wird den Menschen, wie sie nun einmal sind, schwerer, als sich mit Jemand aufrichtig zu versöhnen, von dem sie beleidigt worden sind. Da stemmt sich mit trotziger Kraft in ihnen der roh-thierische Trieb der Rache und Vergeltungssucht entgegen; da wird der eigenwillige Stolz, unter dem Namen des edeln Selbstgefühls, laut, und will sich von seinen Rechten nichts vergeben und spricht: Andere haben so nahe zu mir, als ich zu ihnen. Ich bin nicht der Urheber des Zwistes, nicht der anfangende Theil gewesen, warum soll ich nun um Frieden bitten und Freundschaft suchen, als wäre ich der einzige Schuldige? Da sucht das widerstrebende Herz, auch wenn es die Pflicht der Versöhnlichkeit wegzuläugnen nicht Rohheit genug hat, allerlei Beschönigungen seines Weigerns, den ersten Schritt zu thun, und tausend scheinbare Ausflüchte, um sie vor Gott, den Menschen und sich selbst zu rechtfertigen.

„So wörtlich hat es Jesus nicht verstanden," sagt man, „daß ich sogleich nach einer alten, oder vielleicht frisch empfangenen Kränkung hingehen und wieder Versöhnung anbieten solle." Aber wörtlich hat er es verstanden: du sollst gerade denjenigen, der dich beleidigte, zum auserwählten Gegenstand deines Wohlthuns, deiner Dienstgefälligkeiten machen; du sollst eben am wenigsten der Feind dessen sein, der dein Feind ist. Denn wörtlich übte auch Jesus seine Ermahnung: Segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen, und sammelt feurige Kohlen auf ihren Häuptern, das heißt: zeiget ihnen in Wort und That, daß ihr edler und erhabener seid, als sie, indem ihr mit Güte, die sie nicht verdienen, Kränkungen erwiedert, die ihr nicht verdienet, und so sie zur Erkenntniß ihrer Schlechtigkeit bringet, daß sie euch nicht ansehen können, ohne brennende Schamröthe auf ihren Wangen.

„Ich will meinem Widersacher verzeihen im Herzen, aber mehr kann man von mir nicht fordern!" sagt man. Ist dies nicht eine der alltäglichen, groben Selbsttäuschungen gemeiner Seelen? Du willst im Herzen ver-

zeihen, Gott soll es wissen: aber warum nicht dein Gegner? Ist dies aufrichtige Vergebung, wenn der nichts davon weiß, der sie empfängt? Du verzeihst im Stillen, aber dein äusserliches Schweigen pflanzt den alten Groll und dessen Nachtheile fort. Es wird nicht von dir gefordert, daß du hingehst und mit Worten sprichst: ich verzeihe dir und verlange Versöhnung! Aber von dir wird gefordert, daß du durch Thaten deine aufrichtige Verzeihung aussprechest und dem Gegner damit verkündest, du hassest ihn nicht.

„Vergeben will ich es, aber vergessen kann ich es nicht!“ sagt man. Das heißt gewöhnlich so viel, als: rächen will ich mich nicht, aber wieder freundschaftliche Dienste und Gefälligkeiten erweisen, davor werde ich mich hüten. Ist aber das keine Rache unter anderm Mantel, wenn du dem, der dich kränkte, nirgends mehr Gefälligkeiten und Liebesdienste erzeigen willst? Jesus fordert uns auf, auch des Feindes Freund zu sein. Ist es Liebe, wenn man zufrieden ist, Andern nicht zu schaden? es ruhig geschehen zu lassen, wenn Andere Andern schaden?

„Es wird schon Gelegenheit kommen, daß sich wieder ausgleichen läßt, was wir gegen einander haben!“ sagt man. Woher weißt du, daß wirklich die Gelegenheit kommen wird? Du möchtest die Verzeihung oder Versöhnung aufschieben, weil es dir eigentlich mit derselben kein Ernst ist. Wärest du wahrhaft ein edelsinniger Mensch, du würdest die Gelegenheit mit Vergnügen aufsuchen, der Gegenpartei zu zeigen, daß du nichts wider sie habest; daß du dich nicht länger beleidiget fühlst. Ja, wenn dein eigenes Gewissen eingesteht, du seiest vielleicht selber in der ersten Aufwallung zu weit gegangen: was anders als elende falsche Scham hindert dich, hinzugehen und Verzeihung zu fordern? Sich rächen, oder Andere strafen, ist thierisch angenehm; aber groß genug denken, sich selber zu strafen, das ist himmlische Empfindung. Warum willst du stolzer sein, dem Thiere mehr, als dem Engel zu gleichen? Weil du kein Nachfolger Jesu, sondern ein von verächtlichen Gesinnungen befangener Mensch bist.

„Ich habe mir in meinem Betragen nichts vorzuwerfen; ich bin der beleidigte Theil. Hingehen und Versöhnung fordern, oder dergleichen nur durch liebreiche Handlungen herbeirufen, hieße, ich wolle mich selbst in's Unrecht stellen und mich schuldig erklären. Ich will vergeben, aber mir nicht mein Recht vergeben. Dies zu schützen, gehört zu meinen ersten Pflichten.“ So spricht man. Man spricht so, wenn man seinen Zorn mit Vernunftgründen rechtfertigen möchte, ohne dabei zu bedenken, daß das, was an sich tadelhaft ist, durch nichts zu rechtfertigen ist. Und tadelhaft ist Alles, was aus irgend einer leidenschaftlichen Empfindlichkeit entspringt. Dein Recht sollst du allerdings schützen, aber mit gleicher Strenge auch die Rechte dessen ehren, wider den du eingenommen bist. Er hat dir durch sein Betragen Verachtung bezeugt; gleichviel. Dein Recht, dein Ansehen, deinen Werth beschirme; aber du hast keine Befugniß, auf irgend eine Weise Ansehen und Werth des Gegners zu schmälern. Was von seiner Seite Unrecht war, kann durch Erwiderung bei dir nicht zum Recht werden. Du bist der Verachtung werth, wenn du nicht durch Edelmuth im Stande bist, denen Achtung einzuflößen, die dir abgeneigt sind. Beweise von der einen Seite die Gültigkeit deiner angegriffenen Rechte, von der andern Seite aber auch deine Erhabenheit über niedrige Beleidigungen, und daß, wenn endlich sogar dein vermeintes Recht irgend zweifelhaft sein könnte, es doch niemals der gute Adel deiner Denkart ist.

„Mit der Bosheit“, sagt man, „ist kein Friede zu stiften.“ Allerdings; doch mit den Personen ist er zu stiften. Hasse die Sünde, aber den Sünder nicht. Du tadelst ja auch an den lieben Freunden den Fehler, ohne darum die Freunde selbst zu verstoßen. Die Mutter straft ihr Kind und liebt es dennoch. Du schauderst vor dem Verbrechen des Missethäters, der auf den Richtplatz geführt wird, und empfindest Mitleiden gegen seine Person. Du erkennst hier die Möglichkeit, den wichtigen Unterschied zwischen Sache und Person zu machen, warum entgeht er dir in dem Augenblick, wenn du persönlich gereizt worden bist? Mache deines Gegners allfällige Bosheit dir unschädlich, aber schade dem Gegner nicht selbst, denn du würdest seine Bosheit gegen dich nur vergrößern. Vertheidigung und Nothwehr für dein Recht ist himmelweit vom Durst nach Vergeltung und Rache entfernt.

Völker vertheidigen gegen Völker ihr Recht mit dem Schwert, weil ein irdischer Richter über beide fehlt. Im Staate richten und strafen Gesetz und Obrigkeiten wegen verletzter Rechte des Bürgers. Kleinere Kränkungen sind jedem Einzelnen überlassen, abzuthun. Aber auch im offenen Kriege der Völker ist es denselben um ihr Recht nur, nicht um das gänzliche Verderben eines Volks zu thun; auch im Staate haben Gesetz und Obrigkeiten keinen Haß gegen die Person, sondern gegen das Verbrechen. Warum willst du wilden Völkern oder ungerechten Richtern gleichen, und die Person hassen, statt der Bosheit? Nichts kann dir mehr Ehrfurcht und Achtung bei deinen Gegnern erwerben, als diese unbestechliche Gerechtigkeit, daß du, auch beleidigt von ihnen, alle ihre übrigen guten Eigenschaften anerkennst, ihnen wohlthust, dienest, das Wort redest, wo du kannst, ohne darum ihren Fehler gut zu heißen.

Wenn wir von Jemand unfreundlich oder schlecht behandelt worden sind, pflegen wir uns ihn noch weit schlechter und abscheulicher vorzustellen, als er ist. All sein Gutes verkleinert sich in unsern Augen und sein geringster Mangel erscheint uns riesenhaft, die gleichgültigste seiner Reden und Handlungen eine Verrätherin des bösen Gemüthes, und selbst das Gute, was er thut, nur eine Zweideutigkeit. — Wo wir solche Vorstellungen haben, da ist bei uns keine Gleichmüthigkeit, sondern Haß, Bosheit, Unwahrheit, leidenschaftliche Selbstverblendung. Es ist in uns kein großer Sinn, nicht Jesu Geist.

Wir pflegen mit eben so großem Unrecht zu hassen, als zu lieben. Gleichwie wir uns den, mit dem wir entzweit sind, viel schlechter denken, als er ist, stellen wir uns den viel besser vor, den wir lieben. An jenem vergrößern, an diesem verkleinern wir die allfälligen Fehler. Ohne diese alltäglichen Selbsttäuschungen der Menschen würden sie weder so geschwind zu grobem Haß, noch zu Schliessung vertrauter Freundschaften sein; weder so bitter hassen, noch so übereilt und innig lieben, als sie thun. Suche denn, willst du weise sein, an deinen Lieblingen das Mangelhafte, an denen, die dir zuwider sind, ihre schätzbaren Seiten auf; dann wirst du in deiner Freundschaft nie betrogen, in deinem Wider-

willen mäßiger werden. Es ist auf Erden Niemand so vortrefflich, daß er unsere höchste Liebe verdienen könnte, eine Liebe, über welche wir heilige Pflichten versäumen dürften; aber es ist auch Niemand so böse, daß er nicht Eigenschaften besäße, derentwillen er wahrer Hochschätzung werth wäre.

Auch diejenige Person, mit welcher du gegenwärtig in Spannung lebst, stellt sich deine Denkart, dein Wesen, dein Betragen schlechter vor, als es ist. Denn bloß daher rührt ihre Verachtung deiner, die dich doch im Grunde schmerzt. Wie könnte sie dich hassen, wenn sie von Hochschätzung für dich durchdrungen wäre? — Sie hat unwürdige und unwahre Begriffe von dir. Sie ist im Irrthum. Aber was hast du gethan, um ihr zu beweisen, daß der Fehler in ihrer Vorstellung von dir lag? Du sprichst, ich möchte mir nicht die Mühe geben, sie eines Bessern zu belehren. Du willst also das Schlechte, was sie von dir denkt, bestätigen? So verdienst denn du auch ihre Verachtung in vollem Maße. Du sagst: es sei dir sehr gleichgültig, ob die Person gut oder böse von dir urtheile! Ich zweifle an der Wahrheit deines Wortes. Ich weiß, es schmerzt dich, daß sie dir Hohn und Verachtung erwies, sonst würdest du jetzt nicht aufgebracht gegen sie sein. Ich weiß, es würde dir nicht lange gleichgültig sein, wenn du erführest, daß du dich über sie getäuscht hättest; daß sie, weit entfernt, wider dich zu sein, überall für dich das Wort führte; überall, ohne dabei öffentlich zu erscheinen, deine Sache beförderte; überall, ohne wegen des zwischen euch Vorgefallenen Aufhebens zu machen, deinen Verdiensten und rühmlichen Eigenschaften unaufgefordert Gerechtigkeit widerfahren liesse; du würdest nicht länger gleichgültig bleiben, wenn du sogar hören müßtest, daß eben diese Person, weil sie gerade Gelegenheit dazu vor sich sah, am meisten zur Erfüllung eines deiner Wünsche beitrug, ohne nur Dank dafür zu begehren. — Lege die Hand auf's Herz: würde sie dir länger gleichgültig bleiben? Nein, mache dich doch selber nicht schlechter, als du wirklich bist. Du würdest dich nicht enthalten können, ihr beim ersten Anlaß Liebes mit Liebem zu erwiedern; ihr mit Rührung, mit offener Selbstbeschämung zu sagen, du hättest sie verkannt, du wärest wirklich im ersten Augenblick zu weit gegangen; du würdest der Erste sein, den verdrießlichen Vorfall unter euch zu beseitigen, um ihn an Großmuth zu übertreffen, oder wenigstens ihm nicht nachzustehen. So würdest du, so sollten alle wohldenkenden Menschen, die nicht zum verwahrlosesten Pöbel gehören mögen, handeln; so sollten Christen sein.

Und nun, warum drehest du den Fall nicht um, und bist Derjenige, welcher seinen Gegner mit solcher Großmüthigkeit überrascht und deinen bessern Werth anzuerkennen zwingt; ihn zwingt, dich zu verehren, deine Freundschaft zu suchen, seinen Fehler und Irrthum einzugestehen? Wie, du schwankst noch verlegen? O Schwächling, so bist du in der That so schlecht, als du dir deinen Gegner selbst vorstellst!

Den ersten Grund zu gewöhnlichen Trennungen der Menschen legen meistens Mißverständnisse, nachtheilige, vielleicht eben bei übler Laune gemachte Deutungen des Betragens, Einflüsterungen eines vielleicht sehr grundlos angebrachten Argwohns. Die gegenseitige Kälte dreht sich anfangs oft um elende Kleinigkeiten; zuweilen mehren alberne Zwischenträgereien, zuweilen andere Zufälle, das Uebel. Endlich will im thörichten Stolz Keiner nachgeben, Jeder erst den Andern gedemüthigt sehen, und Menschen, die vielleicht ganz dazu geeignet wären, sich wechselseitig hoch zu schätzen und einander wesentliche Dienste leisten zu können, entfernen sich von einander in Feindschaft.

Ist nun wirklich eine Kleinigkeit — und alles Vergängliche und Irdische ist Kleinigkeit! — der Mühe werth, darum sich gegenseitig auf alle Weise das Leben bitter zu machen? Was kann ich zuletzt mit allem Haß und Zürnen gewinnen, wenn ich darüber auch nur eine einzige frohe Stunde einbüßen sollte? — Ist der nicht einer der ersten Thoren, der sich mit Groll und feindseligen Betrachtungen Gift in den Freudenbecher schüttelt? Ist der, welcher uns kränkend behandelt hat, wirklich schlechter in seiner Denkart, als wir sind? Warum lassen wir uns das anfechten, was er wider uns thut? Warum geben wir nicht seinen Schwachheiten nach, oder, wo es uns höhere Pflichten untersagen, warum behandeln wir ihn nicht in allem Uebrigen mit Großmuth und Schonung, ganz auf die edlere, entgegengesetzte Art, als er uns? — Oder ist er wirklich, neben mancher Schwäche, doch sonst von löblichen Eigenschaften: warum entziehen wir ihm unsere Achtung für diese, und legen auf jene so unmäßiges Gewicht? Kehren wir damit nicht die Waffen wider uns selber, und verschlechtern wir nicht unsern eigenen Werth?

Wie groß auch eine uns widerfahrene Beleidigung sei, nie kann sie so groß sein, uns ein Recht zu geben, die Person zu hassen. Die Beleidigung warnt uns nur, mit derselben Person nicht wieder in solche Verbindungen und Berührungen zu treten, in der sie uns auf ähnliche Weise abermals kränken oder schaden könnte. Vorsichtigkeit, nicht Rache, soll der Fehler eines Nächsten gewähren. Rache erzeugt nur Gegenrache. Aber wenn wir den Fehlbaren durch unser edelmüthiges Betragen zur Erkenntniß seiner Verirrung und Ungerechtigkeit, zur tiefen Bereuung seiner Unbesonnenheit nöthigen: das ist der Triumph des Christen, des Weisen, das der hohe Sieg der Tugend.

Erlebe diesen Triumph; wenn du ihn noch nicht genossen hast, wenn du noch nie die Thränen der Rührung und Herzlichkeit im Auge eines Menschen sahest, der dich gern gehaßt hätte, und statt dessen gezwungen ist, dich zu verehren! Erlebe diesen Triumph; o du wirst nie wieder den Triumph der Rache und Schadenfreude begehren. — Und das heißt segnen, die uns fluchen, wohlthun denen, die uns beleidigen! Mehr forderte Jesus, der göttliche Lehrer, nicht, als deinen eigenen Triumph. Hältst du sein Gebot noch für allzuschwer?

Siehe, die Tage unseres Beisammenseins auf Erden sind so kurz. Vergifte sie nicht selber mit Zorn und Uebereilung. Gehe, es gibt Menschen, die dich noch verkennen, Menschen, die du bisher nicht leiden mochtest — bereite dir einen heiligen Triumph: Versöhnung! — Das Leben ist eng und klein, desto größer soll der Mensch darin stehen. — Wer weiß denn, ob diejenige Person, mit der du zerfallen bist, die du vielleicht auch gekränkt hast, nicht bald dem Grabe gehört? Willst du vielleicht den letzten ihrer Augenblicke zu einem schweren machen? Möchtest du der sein, der ihr stilles Entschlafen beunruhigt? Solle sie mit einem Seufzer über dich die Welt

verlassen, mit dem Seufzer vor Gott treten in die Ewigkeit?

Oder wer sagt dir, wann du aufhörst bei uns zu sein? Könntest du unversöhnt sterben, und dabei freudig sterben? Und wenn du auf dem Todesbette auch mit sterbender Lippe Versöhnung lächelst: hört es denn der, dem es gilt? — Das Köstlichste, was du den Deinigen als Erbschaft geben kannst, ist Hochachtung und Freundschaft, deren du genossest. Wer unversöhnt in die Gruft sinkt, hinterläßt in seiner Erbschaft einen Fluch.

Es ist ein erhabenes Wort und ein himmlisch-schönes Gefühl in dem Worte, sagen zu können: ich kenne auf Erden Keinen, dessen Feind ich bin! — Es ist keine Schande, unschuldig befeindet zu werden; aber immerdar schimpflich und schuldbar, Andere zu befeinden und zu kränken.

Darf ich mit frohem Muthe aussprechen: Ich kenne auf Erden Keinen, dessen Feind ich bin, dem ich übel will? Allwissender, hell ist vor Dir mein Herz! Richte Du! Meinen Erschaffenen, meinen Miterlöseten, Deinen Kindern, du ewige Vaterliebe! sollte ich Haß weihen? Personen hassen sollte ich, elenden Tandes willen, die Du liebest? Ich sollte unversöhnlich hassen, und nicht verzeihen, der ich zu Deinen Tempeln, zu Deinen Altären gehe, zum Liebes-, zum Versöhnungsmahl Jesu Christi, des erbarmenden Weltversöhners?

177.

Für Andere leiden ist himmlische Wollust.

Kol. 1, 24

Bemühst du dich, der Deinen Segen,
Des Vaterlandes Glück zu sein,
Steht dir die ganze Welt entgegen,
Laß dein Bemuh'n dich nicht gereu'n.
Laß weder List noch Spott von Sündern
Dich je am weisen Wohlthun hindern;
Es ist ein Himmel! — Seele! dort
Wird jede Treu, geübt auf Erden,
Zehntausendfach vergolten werden;
Drum sei beherzt und fahre fort.

Fort, wenn man dich auch Heuchler nennet,
Wenn deine Tugend Laster heißt.
Verzage nicht, weil Gott dich kennet,
Gott, der den Rath der Herzen weißt.
Er wird von deiner Unschuld zeugen,
Und deine Lästrer werden schweigen,
Wenn er aufrichtig dich erklärt.
Sei still, dem Herrn gehört die Rache;
Er kennt und führt der Unschuld Sache,
Und ehret ewig, wer ihn ehrt.

Hast du schon jemals die süße Genugthuung empfunden, wenn du mit Aufopferung eigener Vortheile Andern halfst; wenn du mit Verzichtleistung auf eigene Freuden, auf eigene Bequemlichkeiten einen Andern erquicktest? Hast du jemals die reine unbeschreibliche Zufriedenheit in deiner Brust gefühlt, wenn du Gutes gethan hattest und man dich dafür mit Undank verfolgte; wenn dein Auge bittere Thränen vergoß, und der Gott in deinem Innern sprach: Du hast edel gehandelt, wiewohl man das Verdienst deiner Thaten nicht anerkennt?

Ist dir dies Gefühl nicht fremd, dann ist dir der Sinn nicht dunkel, der in den Worten liegt: es ist himmlische Wollust darin, Anderer Leiden auf sich zu nehmen! Dann verstehst du den edelmüthigen Jünger Jesu, der seinen Freunden schrieb: Nun freue ich mich in meinem Leiden, daß ich für euch leide. (Kol. 1, 24.)

Freilich, gewöhnliche Menschen, die nur für sich und ihren Nutzen und ihre Lust da sind, — Menschen, die voller Selbstsucht dem Thiere gleich sind, das nur für sich denkt, — Menschen, die von der Welt nichts haben, als die Pflege ihrer Bequemlichkeiten, und vom Christenthum nichts als den Namen — solche verstehen die Sprache des Apostels Paulus und die Sprache jedes ächten Nachfolgers Jesu Christi nicht.

„Was kümmert mich doch das Schicksal Anderer! sagen sie: „Soll ich mich für Andere aufopfern? Es würde mir nur Keiner am Ende dafür einigen Dank wissen. Ich habe genug für mich selbst zu thun. Sorge doch Jeder für sich, und Gott für uns Alle!“

Leider hört man diese Redensarten im gemeinen Leben sehr oft. Und Jeder, der solche Redensarten ausstößt, gibt damit zu verstehen, was er werth sei. Dies ist der Geist des niedrigsten Eigennutzes, der eckelhaftesten Selbstsucht, die gefühllos bei fremdem Elend vorübergeht, und kein Auge hat für Anderer Glück und Anderer Noth. Man meint schon übermäßig genug gethan zu haben, wenn man einem Bettler ein Almosen, einem Hungrigen ein Stückchen Brod, einem Nackten ein abgetragenes Kleidungsstück zuwirft — Dinge, die man selbst so leicht entbehren kann, daß man ihren Abgang gar nicht spürt.

Anders spricht schon derjenige, welcher auf sogenannte Weltklugheit Ansprüche machen, und die Forderungen seines niedrigen Eigennutzes mit den Forderungen ächter Religiosität aussöhnen möchte.

„Es ist wohl recht,“ sagt er, „ja es ist Pflicht, daß man auch Andern kräftig beistehe. Man muß gemeinnützige Dinge unterstützen; man muß für das Vaterland, für die Menschheit etwas thun; auch will ich alles Gute von Herzen gern befördern, aber nur unter der Bedingung, daß dabei auch mein eigener Vortheil blühe. Ich wäre thöricht, mich selbst dabei zu vergessen, oder Andern Dienste zu leisten, die mir selbst nachtheilig werden könnten. So etwas fordert meine Religion nicht, ich habe auch Pflichten gegen mich selbst zu beobachten.“

So spricht der vermeinte Weltkluge. Er möchte das Räthsel lösen, daß man zweien Herren mit gleichem Eifer dienen könne, Gott und dem Mammon. Aber er gehört zu denen, von welchen Christus sagt: Sie haben ihren Lohn dahin! Er denkt klug genug, Andern zu helfen, damit früher oder später auch ihm geholfen werde. Er gibt seine Tugend wie der berechnende Kaufmann seine Waare, und thut das Gute, nicht weil es gut ist und eben darum Pflicht, sondern weil es Nutzen, oder ihm wenigstens keinen Schaden bringen kann. Sobald er aber diesen argwöhnt, wird er sich mit Eifer öffentlich oder unter der Hand gegen das nützlichste Unternehmen empören: er wird es aus allen Kräften zu hindern oder doch zu schwächen suchen; es wird ihn verdriessen, wenn Gott seinen Segen dazu gibt, während es seinem Vaterlande, seiner Gemeinde, seiner Familie oder ihm selbst nicht vortheilhaft scheint.

Wohl haben wir auch Pflichten gegen uns selbst zu

beobachten; allein diese Pflichten gebieten uns keine Selbstsucht. Wir sind verbunden, unsere eigenen Rechte zu schützen, aber sie auch zu verläugnen, sobald größere und heiligere, auf das allgemeine Wohl von großem Einfluß seiende Rechte anderer Menschen mit den unsrigen im Widerspruche stehen. Wir haben Pflichten, für uns und unsere Angehörigen zu sorgen; aber diese Pflicht schweigt, sobald unser Vortheil der größere Schaden Anderer wird; sobald das Gute, was wir uns bewirken, Andern mehr Nachtheil bringt, als der Nutzen werth ist, den wir uns stiften. Wohl haben wir ein Recht auf alle anständige und erlaubte Ergötzungen und Genüsse des Lebens; aber wir dürfen dies Recht nicht üben, ja, wir sollen als Theil für das Ganze leiden, wir sollen Vermögen, Ehre und Bequemlichkeit freudig fahren lassen, wenn durch dieses Opfer das Glück vieler Menschen, das Glück einer Stadt, eines Landes erkauft werden kann. Bist du dieser Seelengröße unfähig, dann nenne dich nicht Jesu Nachahmer, nicht Kind Gottes!

„Aber was habe ich davon?“ ruft die verwundete Eigenliebe: „Warum soll es für mich Pflicht sein, für Andere Mangel, Noth, Verachtung und Schande zu tragen, da doch kein Mensch für mich das Gleiche thun würde?“

Du fragst, warum? Weil es Pflicht ist; weil es dir dein unbefangenes Gewissen sagt: so handeln, sei göttlich groß! Weil dir die heilige Schrift sagt: so hat Jesus Christus gehandelt! Weil dir dein eigenes Herz sagt: wenn alle Menschen in solchem Sinne lebten und thäten, würde das Reich Gottes unter uns sein, und den Himmel auf die Erde niederziehen! Weil deine eigene Vernunft nicht anders kann, als wünschen, daß wirklich alle Sterbliche in dieser Denkart sein möchten. Und wenn sie es leider noch nicht sind: was berechtigt dich, nun eben so unvollkommen und eigensüchtig zu sein, als sie? Gehörst du den Menschen an oder Gott? Gehörst du der Erde an oder der Ewigkeit? Gehörst du deinen mit dem Körper zusammenhängenden sinnlichen Begierden an, oder den höchsten Pflichten und Gesetzen und Ordnungen deines unsterblichen Geistes?

O sprich doch nicht: „Ich würde mich mit einer so edelmüthigen Selbsthinopferung lächerlich machen; man würde mich für einen träumerischen Schwärmer halten!“

Nein, mein Christ, das Gesetz des Himmels in deiner Brust, das Wohl der Menschen vor deinen Augen, frage nicht: was werden die gewöhnlichen Menschen von mir halten? sondern frage: was bin ich mir selbst, und was bin ich meinem Gott werth? Und ist denn jemals die Menschheit schon so tief versunken gewesen, daß sie denjenigen für lächerlich erklärt hätte, der für das große Gemeinwohl sich selbst, Ruhe, Ehre, Vermögen, Blut und Leben dahingab? Sind denn die Vertheidiger ihres Vaterlandes, die Vertheidiger der Freiheiten und Rechte ihrer Mitbürger jemals für lächerlich gehalten worden, wenn sie hinaustraten in die Schrecken des Schlachtfeldes und, ohne Rücksicht auf eigene Familie, auf eigenes Leben, ihr Blut vergossen für Andere? Hat die Nachkommenschaft nicht ihre Thaten mit rührender Ehrfurcht den Enkeln erzählt? nicht ihrer heldenmüthigen Denkart Gedächtnißsäulen erbaut, damit so hohe Tugend niemals unter dem Himmel verschwinde? Wo ist ein Land, wo ein Volk, welches nicht zuletzt immer den erhabenen Muth gepriesen, und die duldende Tugend gekrönt hätte?

So rechne denn nie mit deinen Bequemlichkeiten, mit deinen Vortheilen, mit deinen kleinen irdischen Wünschen, wenn du durch ihre Hinopferung ein allgemeineres, bleibenderes Gute deinen Angehörigen, deinen Mitbürgern in der Gemeinde, noch mehr aber deinem Vaterlande, oder der Menschheit überhaupt erkaufen kannst. So frage denn nicht nach dem, was auch die Leute von dir urtheilen würden: sondern frage nach deiner eigenen Ueberlegung. Richte dich nicht nach den Meinungen Anderer, die feige und sklavisch an ihrem Gelde, an ihrer Ehrenstelle, an ihren Bequemlichkeiten hängen; sondern, das größere Heil zu bewirken, liefere freudig deinen kleinen Vortheil hin: dich selbst für deine Angehörigen, deine Kinder für das Vaterland, die Sache des Vaterlandes für das Heil gesammter Menschheit.

Dann wirst du Himmelswollust fühlen, welche das Gemüth großer, gottähnlicher Menschen verklärte nach ihren großen Thaten und Leiden, dann wirst du den bis jetzt nur dunkeln Sinn in den Buchstaben der heiligen Schrift lebendig fühlen: nun freue ich mich in meinen Leiden, daß ich für euch leide.

Frage den Liebenden, ob er Schmerzen fühle, wenn er für seine Geliebte, für einen Freund arbeiten kann. Frage ihn, ob er elend ist in dem schönen Augenblicke, wenn er, um sie zu retten, sich selbst in die Gefahr wirft. Frage ihn, ob er sich mit allem Golde der Welt die Süßigkeit des Bewußtseins von einer Edelthat abkaufen lassen würde. Ach, wer möchte denn auch wohl seinen eigenen Werth verkaufen? Was hat man denn, wenn man in sich selbst nichts ist? Arbeitet und schafft, denkt und sorgt man nicht allerlei blos darum, damit man doch einigen, wenn auch äussern flüchtigen Werth erhalte? Aber eine großmüthige That, wenn man sein Irdisches für das Göttliche wegwirft, adelt das Gemüth am meisten, und verklärt uns.

Frage die zärtliche Mutter, wenn sie am Krankenlager des Kindes bange Nächte durchwacht, um ihm das Leben zu retten: ob sie jemals bereut, daß sie sich um die Anmuth und Erquickung des Schlummers gebracht; ob es ihr weh that, den letzten Bissen Brodes dem hungrigen Kinde dargereicht zu haben, während sie selbst nach Nahrung schmachtete. Oder frage den treuen Vater, ob es ihm viel Ueberwindung kostete, allen Bequemlichkeiten, Freuden und Zerstreuungen zu entsagen, um den Seinigen ein anständiges, ehrenhaftes Auskommen zu erwerben; ob ihn die Wunden sehr brannten, die ihm die saure Arbeit für seine Lieben verursachte; ob er die Schweißtropfen viel achtete, die er ihres Wohles willen am heißen Tage der Noth vergoß.

Gehe hin und frage den dankbaren Sohn, der lieber arbeiten und darben, als seine betagten Aeltern Noth leiden sehen will: ob ihm die magere Kost nicht lieber sei, als jeder Leckerbissen, jedes schwelgerische Gastmahl, bei welchem er des Kummers seiner Aeltern eingedenk sein müßte. — Frage die gute Tochter, welche auf den fröhlichen Genuß ihrer Jugendzeit Verzicht thut, um die Stütze einer kränklichen Mutter, eines hilflosen Vaters zu werden: ob sie die Himmelswonne, die selige Zufriedenheit ihres Gemüthes vertauschen möchte gegen glänzenden Schmuck, gegen Schmeicheleien zahlreicher

Verehrer, gegen jedes Wohlleben, das sie sich unabhängig von ihren Aeltern bereiten könnte.

Nein, sie Alle werden dich mit den Herrlichkeiten, die du bietest, zurückweisen, und sich beglückt fühlen mit der Wollust, für Andere zu entbehren, für Andere zu leiden. Das ist der Triumph der Tugend; das der Himmel, welcher das Göttliche im Menschen umschwebt!

Und wie mit Entzücken der Liebende für die Geliebte, die Mutter für das kranke Kind, der Vater für seine Angehörigen, der edelmüthige Sohn, die dankbare Tochter für ihre Aeltern leiden, so sollen wir überhaupt und gern das Uebelste über uns ergehen lassen, wenn wir damit größere Uebel von Anderer Haupt abwehren können.

Die Wollust, für Andere zu leiden, hat aber eigentlich darin ihren besondern Reiz, daß eben diese irdischen Entbehrungen und Aufopferungen den Geist selbst erhöhen; ihm seine Hoheit über alles Sinnliche, seine ewige Würde recht anschaulich machen.

Wer ist auf Erden der Erhabenste? Ist es nicht der, welcher unabhängig dasteht, daß er nichts fürchtet; so reich, daß ihm alles Andere gering ist? Den weder Ruhm und glänzende Verehrung locken, noch Purpur und Gold köstlicher dünken, als das, was ihm schon gehört?

So ist der, welcher die Tugend höher achtet, als Alles, was die Welt Schönes bieten kann, eins der erhabensten Wesen. Wer freudig für das Glück Anderer leidet, der muß wohl unabhängig dastehen; denn er fürchtet den Schmerz nicht, und fürchtet, wenn es Noth thut für das Gemeinwohl, den Tod nicht. Er steht höher als der Schmerz und der Tod, unter deren Hand der niedrige Mensch zittert. Wer freudig für die größere Beglückung Anderer Hab und Gut aufopfern kann, ist so reich, daß ihm die Güter der Welt geringfügig scheinen gegen die Herrlichkeit seiner Pflicht — er bedarf eures Goldes und eures Purpurs nicht, vor dem schwache Menschen mit knechtischer Ehrfurcht knien: sein Gedanke an Menschenwohl und Geistesgröße erhebt ihn weit über den Staub, den Andere einen Reichthum nennen mögen, und wieder aus der Hand verlieren, wenn sie im Krampf der Sterbestunde erstarrt.

Nach Hoheit ringt jeder vom Weibe Geborne. Der Tugendhafteste aber ist auch der Höchste von Allen, und darum der Glückseligste. Je mehr er für das Heil Anderer an seinem eigenen irdischen Wohlergehen einbüßt, desto geringer scheint ihm das, was die Erde und das Urtheil der Menschen gewähren kann. Zwar schmerzen mag es ihn, wenn er sich von denen verlästern hört, für die er sich aufopfert: allein es ist ja nicht für ihr Unheil, sondern für ihr Wohl, daß er arbeitet. Zwar freuen mag es ihn, wenn er vernimmt, daß man der Güte seines Willens hin und wieder Gerechtigkeit widerfahren läßt; es ermuntert ihn; es wird ihm Schadloshaltung für die Ungerechtigkeit der Uebrigen; er fühlt mit Vergnügen, daß er doch nicht ganz allein stehe unter den Menschen; daß noch Edle unter dem Himmel vorhanden sind, die ihn begreifen: allein auch ohne diesen Beifall würde er seine Pflicht vollbracht haben, denn die selige Gewissensstille, die in seinem Gemüthe herrscht, und die Erinnerung an Gottheit und Ewigkeit genügen ihm.

Der Schmerz, welchen er als Mensch und Bürger leidet, wenn er für Anderer Wohl duldet, steigert die Kraft seiner innern Seligkeit. Je größer sein äusseres Opfer, je größer die innere Seligkeit für sich. Dieser Schmerz selbst verwandelt sich in einen Theil der Wollust, die ihn beseligt; vermehrt seine Würde, den Glanz seiner That. Das Auge mag weinen, das Herz ist beglückt. Der Körper mag leiden, aber die Seele jauchzet im Siegesgefühl. Dies ist kein Leiden, wie es gewöhnlich nach Verbrechen und Vergehungen zu folgen pflegt. Es berührt nur den Leib und dessen Bedürfnisse, aber der Geist wird davon nicht ergriffen.

So ist es, wie Petrus sagt, besser, so es Gottes Wille ist, daß ihr von Wohlthat wegen leidet, denn von Uebelthat wegen. (1 Petri 3, 17).

Und es geschehe!

Auch für mich können Augenblicke im Leben hervorgehen, da mir die große Wahl vorgelegt wird: ob für Anderer Wohl Etwas aufopfern und leiden, oder Andere in große Nachtheile stürzen lassen, und eigene kleinere Vortheile behalten? — —

Werde ich dann wanken? Wird auf der zitternden Wagschale eine elende Bequemlichkeit, ein Gewinn oder Verlust an meinem Vermögen, Rücksicht auf das Urtheil kurzsichtiger Menschen, mein Pflichtgefühl, dies Heilige in mir, aufwiegen? — Wie? wird mich meine Lust an Geld und Gut, meine Begierde, dem gewöhnlichen Menschengeschlecht zu gefallen, meine Eitelkeit, meine Furcht, verachtet oder verkannt zu werden, mein Hang zu einem gemächlichen Leben, zu den Freuden des Genusses, zu allerlei kleinen Ergötzlichkeiten und Zerstreuungen — wehe! wird das mich hindern, jemals den Triumph edler Geister, die himmlische Wollust zu geniessen, für Anderer Glück zu leiden und zu dulden? — Muß ich immerdar mir selbst verächtlich im Schlamm gemeiner Genüsse und sinnlicher Lust liegen bleiben, mich nie zum Gefühl meiner Würde als höherer Geist emporschwingen, der zum Ebenbilde Gottes geschaffen wurde? —

Nimmermehr! Auch ich habe Muth, auch ich habe Kraft, für das, was ich als Recht und Pflicht erkenne, ohne Ansehen meines eigenen Vortheils zu handeln, und mich aufzuopfern, wenn mein Schaden vielen Andern zur Verhütung eines größern gereicht.

Ja, ich will euern erhabenen Beispielen folgen, ihr seltenen göttlichgesinnten Menschen, die ihr, um Familien zu beglücken, um ganzen Geschlechtern, um Völkern und Ländern, um einer Nachwelt wohlzuthun, die noch im dunkeln Schooße der Zukunft schlief, eure Lebensfreuden auf dem Altare der Pflicht muthig zum Opfer truget. Ich will euern Beispielen folgen, denen Wahrheit, Recht, Freiheit, Unschuld heiliger sind, als Eigenthum, Gemächlichkeit und Leben. Ich will in meinen Verhältnissen, die mir Gottes Hand anwies, euern Beispielen folgen, die ihr Schmach truget um der Wahrheit willen, Elend um des Vaterlandes willen, Verfolgung um der Gerechtigkeit willen, den Tod um eurer Brüder willen.

Was habe ich denn bisher gethan, um den Namen eines Jüngers Jesu zu verdienen? Was habe ich denn gethan, um die Seligkeit tief im Gemüthe zu empfinden, mit welcher die Tugend göttlich lohnt? — Ach, der Name der Tugend ließ mich kalt, weil ich sie zu wenig kannte; das rührende Beispiel duldender Wohlthäter der Menschheit wirkte nur flüchtig auf mein Herz — es blieb von niederer Lust befangen. Wo ist der kühne, hocherhabene

Sinn, welcher um des gemeinen Heils willen verachtend auf das eigene Heil herabschaut? Wo habe ich schon Etwas gethan, was zu vergleichen wäre mit dem geringsten von meines Jesu ersten Schülern?

Auch sie konnten ja größere Bequemlichkeiten genießen, sich mehr Vermögen, Ansehen, Beifall unter ihren Mitmenschen erwerben, wenn sie weniger an ihrer Pflicht, weniger an den Lehren ihres göttlichen Meisters gehangen hätten. Nein, sie trugen mit dem Muthe der Tugendhelden Armuth, Sorge, Verbannung, Kerker, den Tod selbst, — um die Wahrheit des göttlichen Wortes zu bezeugen und auf Erden herrschend zu machen.

Und Du, dessen Namen meine Seele nie ohne ehrfurchtvolles Beben denkt und nennt — Jesus Messias, Menschenbeseliger, Welterlöser, Befreier und Verklärer des Geisterreichs! — Welche Seligkeiten mögen dich schon hienieden durchzittert haben, als Du für die Sünden und das Verderben eines rohen Menschengeschlechts das bitterste aller irdischen Loose wähltest; als Du, um mich zu lehren, welche Gottesluft es gewähre, um Anderer Glück willen zu leiden, in Schmach, Verbannung und Tod gingest.

O Jesus, erhabenes Urbild menschlicher Tugend und menschlicher Seelengröße, begeistert sehe ich Dich durch die Wüsten eines freudenlosen Lebens wandeln, um die Sterblichen mit Gott, ihrem Vater, zu vereinen; sehe ich Dich in Gethsemane verzagen, hoch über Golgatha bluten!

Ich will Dein Kreuz auf mich nehmen, und Dir nachfolgen, Seligmacher aller Jahrtausende, Menschenfreund, Erretter vom Tode des Geistes!

178.

Duldende Menschenliebe.

Matth. 9, 10 — 13.

Du trägst, mein Gott, mit Langmuth und Geduld
Der Menschen Sünden;
Und deine väterliche Huld
Kann keine Grenzen finden.

So will des Nächsten Fehler denn auch ich
Mit Liebe dulden!
Erträgt man schonend nicht auch mich?
Mich voller Fehl und Schulden?

Das Schwerste im Umgange mit Menschen ist wohl das drückende Verhältniß, worin wir mit Personen stehen, die uns durch ihre Fehler bald zum Unwillen reizen, bald Ueberdruß und Ekel erregen, bald schamroth machen. Und doch können wir diese Verhältnisse nicht ändern. Oft sind Jene, die uns durch ihre eigennützigen, selbstsüchtigen Gesinnungen kränken, unsere eigenen Blutsverwandten. Oft sind Jene, deren Eitelkeit, deren unleidlicher Stolz, deren Grobheit unser Gemüth verwundet, unsere Vorgesetzten, welchen wir Gehorsam gelobt haben. Oft sind jene leichtsinnigen Verschwender, jene Spieler, jene Trunkenbolde unsere Untergebene, welche ungemein brauchbar sind.

Das Fehlerhafte in dem Betragen dieser oder anderer Menschen verbittert uns oft den frohen Genuß des Lebens, zwingt uns, wider unsern Willen, zu harten, oft übereilten Schritten, verwickelt uns in manche unangenehme Angelegenheit, in manchen Streit. Wir selbst fühlen, daß wir unter andern Umgebungen, und wenn wir weniger durch das fehlerhafte Betragen der Menschen gereizt würden, besser handeln, liebevoller gesinnt sein könnten.

Wohl ist die Kunst, mit schlechtdenkenden und schlechthandelnden Personen umzugehen, vielleicht die schwerste für den Christen. Aber wenn sie es ist, so muß der Christ seine stärksten Kräfte aufbieten, Meister in derselben zu werden. Unter Frommen fromm zu sein, unter Tugendhaften sich des Sündigens zu schämen, Menschen wieder zu lieben, von denen wir geliebt werden: das kann weder vor unsern Augen, noch in den Augen Gottes ein Verdienst sein. (Matth. 5, 46. 47.) Aber verdienstvoll ist, die Schwachheiten Anderer verschonen, die Fehler Anderer ertragen, duldende Menschenliebe üben zu können.

Denn was wir auch thun, und wo wir auch leben mögen, nirgends können wir es meiden, mit fehlerhaften Menschen umzugehen. Nirgends werden wir die Welt ganz nach unserm Sinne finden. Ueberall werden wir Leuten begegnen, welche neben manchen guten Eigenschaften uns durch eine Unannehmlichkeit ihres Betragens, oder durch eine tadelhafte Denkart anstößig werden. Ja, oft kann es geschehen, daß selbst rechtschaffene Menschen sich gegenseitig zuwider werden, weil ihnen eine Tugend mangelt, die Tugend duldender Menschenliebe, die Tugend der Nachsicht mit den Fehlern eines Nebenmenschen!

Wollen wir daher unsere eigene Ruhe bewahren, unsere eigene Glückseligkeit vermehren: so müssen wir, unserer eigenen Schwächen und Fehler eingedenk, nicht die Menschen nehmen, wie sie nach unsern Forderungen etwa sein sollten, sondern wie sie sind. Wir müssen, eingedenk der Wahrheit, daß unmöglich alle Menschen Engel sein, unmöglich alle einerlei Neigung, einerlei Ziel haben können, mit ihnen allen einträchtig und vergnügt leben lernen. — Es bleibt uns keine andere Wahl, als entweder durch unsere Klugheit jeder Klippe, jedem Anstoß auszuweichen, oder uns beständig in Beleidigungen, Kränkungen, Zänkereien zu befinden, und uns und Andern das Leben zu verbittern durch Unverträglichkeit und Unduldsamkeit.

Christus Jesus, in allem, was gut und göttlich schön ist, unser höchstes Vorbild, Christus Jesus, weit entfernt, den Umgang mit fehlervollen Menschen zu meiden, sich nur an die Gesellschaft der Frommen anzuschließen, suchte die Sünder auf; er saß mit ihnen zu Tische; er führte selbst gegen strenge Eiferer die Entschuldigung Maria Magdalenens; er rief einst den scheinheiligen Frömmlern zu: Wer unter euch rein vor aller Sünde, der werfe den ersten Stein auf jene Ehebrecherin! — Immer gab er das Beispiel duldender Menschenliebe, welche Niemanden zurückstößt um seiner Schwachheiten und Fehler willen. Er selbst gab seinen Jüngern, als er sie auf ihre Aussendung in die Welt vorbereitete, die Lehre der Lebensweisheit. Ich sende euch, sprach er, wie Schafe unter die Wölfe. Darum seid klug wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben. (Matth. 10, 16.)

Wie habe ich mich nun, nach Jesu schönem Beispiel, mit christlicher Klugheit im Umgange fehlerhafter Personen zu betragen? Wie muß ich mich in der Uebung duldender Menschenliebe stärken? — Behandle jeden Menschen in deinem Herzen, nicht wie er es

wegen seiner tadelhaften, sondern wie er es wegen seiner guten Eigenschaften verdient.

Dies ist der allein richtige Weg, zu jener göttlichen Liebe aller Menschen zu gelangen, welche Christus uns so feierlich und rührend anempfohlen hat. Es ist der Weg, auf welchem wir, was Tausenden so schwer fällt, was Tausenden unmöglich zu sein scheint, selbst unsere wirklichen Feinde lieben lernen.

Es ist nicht leicht ein Sterblicher zu finden, welcher der Inbegriff aller Laster sein sollte; vielmehr finden wir, je besser wir die Menschen kennen lernen, daß Alle auch ihre gute Seite, ihre lobenswürdigen Eigenschaften haben.

Entwöhne dich nun selbst zuerst von dem dir ankleben den Fehler, nur das in Andern aufzusuchen, was an ihnen allenfalls tadelhaft sein kann. Erforsche ihre löblichen Handlungen; bringe den Nutzen in Erfahrung, den sie durch Kenntniß, Thätigkeit, oder auf andere Art in ihrem Wirkungskreise stiften. Der Mann, dessen mürrisches Wesen, dessen Stolz, dessen auffahrender Zorn dir anstößig sind, mag vielleicht ein vortrefflicher Hausvater sein. Die Frau, deren Eitelkeit, deren Selbstsucht, deren Hang zum Uebelreden dich verdrießt, ist vielleicht eine zärtliche Mutter, eine treue Gattin, eine musterhafte Hausfrau. Warum suchst du nicht mit eben der Begierde das Rühmliche an deinen Mitmenschen auf, wie das Unrühmliche?

Lerne den Werth anderer Menschen anerkennen, so wirst du sie auch bei ihren übrigen Fehlern lieb gewinnen. Erinnere dich im Umgange mit ihnen an dasjenige, wodurch sie schätzenswürdig sind, so wirst du ihnen um so leichter manche Schwachheit zu gut halten; wirst ihre Fehler, die dich jetzt kränken, dulden lernen.

Glaubst du nicht, daß Viele, die dir zuwider sind, mit denen es dich verdrießt, in Verbindung leben zu müssen, — glaubst du nicht, daß sie früher oder später, vielleicht schon jetzt, die ihnen anklebenden Fehler schmerzlicher empfinden, als du? Aber es wird ihnen nicht so leicht, sich davon zu befreien, was leider durch lange Gewohnheit schon zu ihrer zweiten Natur geworden.

Was wärest du vielleicht in ihrer Lage? Was würdest du jetzt sein, wenn du ihre Erziehung in der Jugend genossen, oder ihre Schicksale gehabt hättest, wodurch sie nun zum Theil so wurden, wie sie geworden sind? — Könnten Reichthum, Ehrenstellen, Ansehen dich nicht auch eine Zeit lang übermüthig gemacht haben? — Bist du deiner Tugend so gewiß, daß du nicht auch gestrauchelt hättest auf der schlüpfrigen Bahn der Versuchung, die sie gehen mußten? — Bist du in dir überzeugt, daß Armuth, Noth und Verlegenheit dich nicht auch zuletzt, wie Diesen oder Jenen, zu einem Fehltritt verleitet haben würden!

O Mensch, sei billig; richte nicht Andere nach dir, ehe du ihr ganzes Verhältniß, ihre Jugendzeit, ihre Schicksale kennest?

Viele vielleicht haben den Schein großer Verworfenheit. Ihre Handlungen reizen deinen Tadel. Aber du, im stolzen Selbstgefühl deines Besserseins, hast du berechnet, welche Wirkungen bei Diesem ein allzuheißes Blut, bei Jenem allzureizbare Nerven hervorbrachten? Fehler zwar sind jederzeit Fehler, sie lassen sich nie rechtfertigen. Aber doch ist der Grad der Schuld auch bei Begehung des gleichen Unrechts in verschiedenen Menschen sehr verschieden, je nachdem sie durch ihr Alter, durch ihr Temperament mehr oder weniger gereizt werden.

Willst du also deine Mitmenschen lieben, ihre übeln Eigenschaften ertragen lernen: so würdige sie von ihrer bessern Seite, so schätze den Werth, welchen sie wirklich besitzen, und behandle sie demnach! — Aber darum bist du freilich noch nicht dafür gesichert, daß dir ihre tadelhaften Gewohnheiten, ihre anstößigen Gesinnungen nicht wehe thun sollten. — Um diesem auszuweichen, was die doch eigentlich den Umgang mit ihnen erst recht lästig macht, so nimm jederzeit eine solche Stellung gegen deine Nebenmenschen an, daß ihre Fehler nicht gegen dich zum Ausbruch kommen, oder dir wenigstens nicht schaden können.

Es gehört nur ein geringer Grad von Lebensklugheit dazu, um überall zu verhüten, daß die Menschen uns nicht ihre tadelnswürdige, schlechte Seite zeigen. Immer steht es in unserer Gewalt, entweder durch unser Betragen sie zu dem, was anständig und recht ist, gleichsam zurückzuschrecken, oder doch zu verhüten, daß ihre Laster uns keinen Nachtheil verursachen, und uns in verdrießliche Lagen bringen.

Du kennst die Schwachheit, die Fehlerhaftigkeit dessen, der dir ebenderselben willen zuwider ist. — Wohlan, gib du selbst nur keinen Anlaß, daß er sich gegen dich in seiner Schlechtigkeit offenbare.

Wenn sich dir, o Unschuld, der Verführer naht, und mit schmeichelnder Leidenschaft deine Tugend untergraben will, erscheine mit jener Hoheit, die nur reinen Seelen eigen ist, mit jener festen Entschlossenheit, die auch den Schamlosesten erschreckt, und du wirst ihm den frechen Muth zu fernern Versuchen geraubt haben. Wer es wagt, dir etwas Schändliches anzusinnen, dem hast du durch dein Betragen selbst den Muth dazu gegeben. Er hält dich für ehrlos, darum behandelt er dich mit Ehrlosigkeit.

Wenn der Witzling das Heilige lästern, das Ehrwürdige lächerlich machen will; wenn der Spötter die Schwächen Anderer schadenfroh ans Licht ziehen will; wenn die Lästerzungen rege werden, und die üble Nachrede ein Fest feiern will, um der Langweile Abbruch zu thun — lächle nicht zum Spott des Spötters, horche nicht auf die Verleumdung mit auch nur scheinbarem Wohlgefallen. Dein kaltes Schweigen, deine Gleichgültigkeit wird die Bosheit entwaffnen, und ihren stolzen Kitzel in ein Gefühl von innerer Beschämung verwandeln.

Wenn du einmal weißt, welche Anlässe es waren, die zwischen dir und einem Andern, mit dem du beisammen zu leben genöthigt bist, Wortwechsel und Spaltung verursachten, entferne mit Vorsicht aus jeder deiner Reden den Dorn, mit welchem du ihn verwundetest. Wisse zu schweigen, und du weißt die Kunst, den Frieden und die Freundschaft zu schirmen. Weiche dem, der Zank sucht, mit klugen Antworten aus: entwaffne ihn, wider seinen Willen, durch Güte, Anmuth und Leutseligkeit deines Betragens, ohne zu niederer Schmeichelei die Zuflucht zu nehmen, welches seiner Gehässigkeit nur neue Nahrung geben würde.

Wenn du mit Menschen zusammentreffen mußt in der Stunde ihres Wahnsinns, das heißt, in dem Augenblick, da Leidenschaft ihre Sinne und ihre Vernunft benebelt hat, daß sie ihrer selbst nicht mächtig sein können — ent-

weiche den Ausbrüchen ihres Wahnsinnes auf eine geschickte Weise, sei es durch dein Schweigen, sei es durch Bedachtsamkeit deiner Worte, sei es durch deine Entfernung. Der Rausch ihrer Leidenschaft ist nie dauerhaft, und straft sie zuletzt selbst. Den Zornigen bekehrt der Zorn nicht, den du ihm entgegenstellst; den Trunkenbold machen deine Ermahnungen nicht nüchtern; den, welchen üble Laune verstimmte, und zum Aerger reitzte, macht dein Frohsinn, deine Gleichgültigkeit, dein Unwille nur empfindlicher.

Wenn dich die Tyrannei deiner Vorgesetzten drückt, lerne schweigen, gehorchen, und von ihren Blicken unbemerkt bleiben. Der Weise hält sich in stürmischen Tagen verborgen und still. Er wirft sich nicht dem Strom mächtiger Befehle entgegen; er sucht seinen Ruhm nicht im vergeblichen Tadel schlechter Anordnungen: das Böse, er weiß es, verdirbt zuletzt in sich selber, und nur der Vorsichtige rettet sich mit Besonnenheit aus dem allgemeinen Schiffbruch.

So handelt der Christ. Dies ist Klugheit mit Taubeneinfalt gepaart. So wird der, dessen Fehler uns Gefahr bringen könnten, durch unsere Besonnenheit entwaffnet. Unser verständiges Benehmen wird die Achtung der Welt, unser Edelmuth selbst die Bewunderung derer gewinnen, die uns übel wollten.

Doch alles dies ist noch dem Nachfolger des weisen Jesu nicht genug. Die duldende Menschenliebe beschränkt sich nicht bloß auf das Ertragen fremder Fehler; — sie sinnet auch darauf, die Fehler zu bessern. Darum ging Jesus mit Sündern um, damit er sie bekehren, veredeln, heiligen konnte. „Die Starken bedürfen des Arztes nicht," sprach er, „sondern die Kranken." (Matth. 9, 12.)

Aber auch diesem ächt menschenfreundlichen Zwecke können wir uns nur dann glücklich nahen, wenn mit gehöriger Vorsicht und Klugheit verfahren wird. — Nicht Jeder kann durch Jeden gebessert werden. Derjenige, welcher sich unberufen zum Bekehrer und Sittenprediger des Andern aufwerfen will, besteht zuletzt oft mit Schanden, wenn der Andere ruft: Du siehst den Splitter in meinem Auge, hast du schon den Balken aus dem deinigen gezogen? — Wir können nicht wohl mit Ermahnungen zu Verbesserung des Herzens gegen Vorgesetzte auftreten, ohne die ihnen gebührende Achtung zu beleidigen. Immer müssen wir uns die Frage erst beantworten: Wen kannst du von denen, mit welchen du umgehst, bessern? Wie willst du ihn von seinen Fehlern überzeugen und heilen?

Um dein Werk mit Glück zu vollbringen, mußt du dem Fehlerhaften vor allen Dingen erst Vertrauen, Hochachtung und Liebe gegen dich einzuflößen wissen. Er selbst muß wahrnehmen, daß du tadelloser seiest, als er ist; daß du ihn mit Schonung behandelst; ihm mit Edelmuth oft verzeihst, wenn er gegen dich fehlt; daß du wahre Liebe und Freundschaft für ihn empfindest. Wenn du einmal seiner Achtung, seines Vertrauens, seiner Gastfreundschaft gewiß bist, dann hast du schon den halben Sieg gegen ihn errungen. Nun erst kannst du mit Glück ihm ernsthafte, rührende, überzeugende Vorstellungen zur Ablegung seiner übeln und sündlichen Eigenschaften machen.

Dies muß aber ohne alle Bitterkeit geschehen, wenn du ihn nicht gegen dich erbittern willst; sondern mit zarter Schonung, um sein Herz festzuhalten, mit freudiger Anerkennung seiner übrigen Verdienste, seiner schönen Gemüthsgaben und Tugenden, wodurch er Vertrauen auf sich selbst, Scham vor seinem Fehler, und bleibende Ueberzeugung von deiner Achtung für ihn bekommt.

Eben so ist es niemals gleichgültig, welche Zeit du erwählst, um dem Fehlerhaften seine Verirrungen vorzuhalten. — Es ist vergebens, es ist sogar nachtheilig, beständig und alle Tage zu murren, alle Tage Bekehrung, Besserung zu predigen, alle Tage mit Vorwürfen aufzutreten. Diese Unklugheit stiftet oft nothwendig Mißtrauen, Kälte und Feindschaft an; dies Predigen ermüdet und wird dem Andern zuletzt zur Gewohnheit, daß er deine Ermahnungen unmöglich achten kann. — Aber ein seltenes, ein herzliches Wort zur rechten Zeit gesprochen, wenn alle Umstände dazu auffordern, wenn der Fehlerhafte in vollkommen ruhiger Neigung ist, über sich nachzudenken; ein solches Wort zur rechten Zeit ist ein Segenswort!

Dann aber sprich dies Wort nicht in Gegenwart Anderer, sondern ohne alle Zeugen zu deinem Freunde. Ermahnung vor Andern ist öffentliche Beschämung, ist Strafe. Du willst nicht strafen, sondern belehren, ermuntern zum Guten. Du willst und sollst nur gleichsam der Dollmetscher und Ausleger dessen sein, was ihm sein eigenes Herz, sein Gewissen schon dunkel über sein tadelhaftes Betragen gesagt hat. Er wird dir beistimmen, weil er in deinen Worten nur den Wiederhall seiner Empfindungen über sich vernimmt; und weil er dich selbst und deinen Ton ohne alle Bitterkeit, oder Heftigkeit an sein Herz gerichtet findet, wird es ihn rühren, weil er in deinen Reden kein Wort des Grolls, sondern nur Worte der Freundschaft und Bekümmerniß hört.

So wirst du selbst im Umgange mit fehlervollen Nebenmenschen zufrieden, ruhig, heiter leben, glücklich sein und andere glücklich machen können. So wirst du dir und ihnen manchen Zank und Streit, manche bittere Augenblicke ersparen. So wirst du wahrhaftig, wie ein Kind Jesu, wohlthätig um dich her wirken. So wirst du den Unvollkommenen mit seinen Mängeln allen ertragen, und selbst deine Feinde lieben können.

Warum aber, Gott, du Langmüthiger, Allgnädiger, Allbarmherziger, warum sollte ich nicht mit duldender Menschenliebe die Fehler und Schwachheiten meiner Mitbrüder ertragen? Hast Du nicht selbst Geduld und Nachsicht mit unsern Sünden und Missethaten? Trägst Du nicht selbst mit Schonung die Verirrungen Deiner Geschöpfe? Sahst Du nicht von meiner Kindheit an mit Liebe und Gnade auf mich herab, auch wenn ich mich noch so oft gegen Dich versündigte? — Wie, sollte ich nun gegen schwache, gebrechliche Menschen unduldsamer sein, als Du bist, o Allerheiligster? — Wehe, wenn Du unserer Sünden willen zürnen, wenn Du über unsere Missethaten mit uns ins Gericht gehen wolltest! Wer könnte vor Dir bestehen? Wer könnte sagen: Aber ich bin rein!

Duldende Menschenliebe, o du freundlichste unter den Christentugenden! Ich öffne dir mein Herz. Du sollst es bewohnen, und mir auch in dieser Welt voller Unvollkommenheiten und Mängel dauerhafte Glückseligkeit bereiten. — Denn woher so viel Haß, Streit und Zwietracht unter Brüdern? Woher so viele Unverträglichkeit und Selbstquälerei unter Ehegatten? Woher so viele Mißhelligkeiten und Trennungen unter Blutsverwandten? — Ach, sie können ihre gegenseitigen Fehler und Schwach-

heiten weder ablegen, noch mit derjenigen Schonung ertragen, die dem liebenden Herzen des Christen geziemt.

Und wenn durch beleidigende Schwachheiten, durch anstößiges, kränkendes Betragen, mein Unwille und Mißmuth gegen diejenigen gereizt wird, mit denen ich beisammenleben muß; wenn ich tadelhaft meiner eigenen Pflichten gegen Tadelhafte vergesse: dann, mein Jesus, mein heiliges Vorbild, dann erscheine Du in Deinem liebenswürdigen Licht, und ermuntere mich, die Thorheiten und Fehler der Menschen zu dulden, wie du sie geduldet hast, und wie Gott im Himmel sie ohne Ermüden duldet!

179.

Lerne den Geringern schätzen.

Sirach 11, 2—6.

Wer mehr durch Dich beglückt ward, Gott,
Seh' mit Verachtung nicht und Spott
Auf den, der dürftig und verschmaht
Durchs Leben voller Dornen geht.

Nicht wähn' er, weil er groß und frei
Und reich und mächtig ist, er sei
Erhaben über Recht und Pflicht
Und Rechenschaft; das wähn' er nicht!

Hat er mehr Einfluß, Geld und Zeit,
So sei's dem Menschenglück geweiht;
Nur der steht höher, der ein Christ,
Glückschaffender, als Andre, ist.

Nur dessen würd'ger Hoheit freut
Der Niedrige sich ohne Neid,
Der, gern für Anderer Werth entbrennt,
Sein eigenes Verdienst nicht kennt.

So verschieden Ruhmsucht und Ehrbegierde von der Begierde nach wirklicher Vollkommenheit sind, eben so sehr sind Stolz und Hochmuth verschieden vom richtigen Selbstgefühl unserer guten Eigenschaften.

Der Ehrgeiz strebt nach Auszeichnung vor andern Leuten, gleichviel ob durch öffentliche Anerkennung wahrer Verdienste, oder ob durch Glück und Menschengunst; — die Ruhmsucht dürstet nach dem Vergnügen, von vielen Menschen gekannt, genannt, bewundert zu werden, ohne es immer genau zu nehmen, ob die zu bewundernde Kraftäusserung zum Wohl oder Wehe des menschlichen Geschlechts dienen mag. Das Verlangen nach Seelengröße und Vollkommenheit ist nur Sache des wahrhaft weisen Menschen, des Tugendhaften, des Christen, entsprungen aus dem Bewußtsein dessen, was wir sein sollen, um die höchste aller Bestimmungen zu erreichen. Ehrgeiz und Ruhmsucht handeln nur für einen irdischen Lohn, und selbst das Große und Nützliche, was sie verrichten, ist mit Erlangung ihres Zweckes bezahlt. Sie haben ihren Lohn dahin, wie Christus sagt. (Matth. 6, 2.) Aber die edle Sehnsucht des Geistes nach innerer Vollendung und Hoheit kann mit nichts Irdischem und durch nichts Irdisches vergolten werden. Sie will das Erhabenste, das Göttliche und Gottähnliche. Daher kann sie das Nützlichste und Schwerste verrichten, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Menschen bemerken und ehren. Sie kann das Bewundernswürdigste thun, ohne daß ihr an Bewunderung von Welt und Nachwelt gelegen ist.

Der Stolz ist ein Großthun und Sichbrüsten mit gewissen Dingen, die man mehr hat, als Andere; der Hochmuth ein Prangen mit eingebildeten Vorzügen, die man sich beilegt, oder mit Vorzügen, denen man einen übermäßigen Werth beimißt. Aber das richtige Selbstgefühl unsers innern Werthes ist die Achtung, welche die Tugend für sich selbst hat; ist die stille Freudigkeit eines guten Gewissens, welches sich nicht mit dem Unedeln beflecken möchte. Stolz und Hochmuth äussern sich durch Verachtung oder Geringschätzung Anderer; das richtige Selbstgefühl unserer guten Eigenschaften in fester Beharrlichkeit bei denselben, in der bescheidenen Anerkennung ihrer noch immer unbesichtigten Mängel, in der freudigen Achtung fremder Verdienste, die uns das Dasein gleichdenkender, edler Menschen verkünden.

Doch der wahren Weisen und großen Menschen, das heißt, der ächten Christen, sind wenige; daher besitzen auch nur wenige das richtige Selbstgefühl ihres Werthes. Die Täuschungen der Eigenliebe verkleinern ihnen gern die vorhandenen Fehler, von welchen sie entstellt werden; vergrößern ihnen gern das Gute und den Werth dessen, was sie wollten oder thaten. Wenige haben Unbefangenheit genug, das wirklich Verdienstvolle in dem Betragen Anderer anzuerkennen, und es mit ungeheucheltem Beifall zu ehren, ohne nicht selbst, wenn sie zum Lobe gezwungen sind, ein schmälerndes Aber anzuhängen. Wenige haben Geistesstärke genug, das, was nur Gabe des Zufalls, Geschenk der Natur, nichtige Nebensache ist, als dergleichen zu schätzen; sondern, es mag nun bei ihnen oder andern gefunden werden, sie zollen denselben eine Bewunderung, die nur dem wahren Verdienst gebührt, und äussern besonders ein unmäßiges Vergnügen, wenn sie sich selbst im Besitze davon wissen.

So lange die Freude an Vorzügen und Annehmlichkeiten, welche die Gunst der Natur oder des Glücks uns verliehen hat, sich nur durch ein reines Wohlgefallen an denselben ausspricht, und wir nie vergessen, daß wir solche Vorzüge nicht durch eigenes Verdienst, sondern durch die Gnade der Gottheit empfangen haben, ist die Freude daran unschuldig. Sie wird aber tadelhaft und sündlich, wenn sie sich in Geringschätzung anderer Personen äussert, die nicht das sind, nicht das haben, was wir.

So mißfällt der sich blähende Eigendünkel derer, welche, weil sie durch besondere Naturgaben und frühere Umstände mehr Geisteseigenschaften entwickelu, mehr Einsicht und Kenntnisse sammeln konnten, nun voll stolzen Mitleids auf diejenigen niedersehen, welche nicht so viel Geschicklichkeiten besitzen, als sie; Anderer Verstand und Einsichten spöttisch verkleinern, um ihre Vorzüge desto mehr daneben prangen zu lassen; nichts gelten lassen wollen, als was sie gedacht, gewollt, gesagt, gemacht haben; immer ihr Ich voranstellen, aus Furcht, verkannt oder gar vergessen zu werden. Dieser selbstgefällige Eigendünkel ist der Fehler ganzer Stände, deren Pflicht ist, durch Geistesfertigkeiten nützlich zu sein; man pflegt ihn den Gelehrten- und Künstlerstolz zu nennen. Aber man findet ihn auch bei dem Handwerker, wie beim Staatsmann, beim Geistlichen, wie beim Krieger.

Er ist an sich eben so verächtlich und allen Nebenmenschen anstößig, als jenes Großthun mit einem reichern Vermögen und ansehnlichern Glücksumständen, welches nach den Ständen, denen dieser Fehler am stärksten anklebt, der Kaufmanns- und Bauernstolz genannt wird.

Dieses Großthun mit Geld, mit dem behaglichen Gefühl, es besser haben zu können, als Andere, in Kleidern, Speisen, Geräthschaften keinem Seinesgleichen nachzustehen; dies Wohlgefallen, das andern Leuten fühlen zu lassen, ist um so verstandloser, da das, worauf sich der Hochmuth gründet, durch unglückliche Ereignisse schnell verfliegen kann, oft nur Frucht nicht eigenen, sondern fremden Fleißes ist, und sich auf die niedrigsten Genüsse der menschlichen Natur, auf thierische Leibespflege, beschränkt.

Doch eben so unverständig ist auch aus gleichen Ursachen die Eitelkeit derer, welche sich auf ihre Schönheit, dies äusserst flüchtige Gut weniger Jahre, oder auf ihren Schmuck und Putz, viel einbilden, und sich damit in ihrem Wahn über Andere erheben, sich selbst als ausgezeichnete Wunder der Natur lieben, und diejenigen bemitleiden, welche nach ihrer Meinung kaum würdig sind, neben ihnen zu erscheinen. Ach, sie irren! Die Schönheit hat schon ihren besten Reiz verloren, welche weiß, daß sie es sei. Denn nur das Bescheidene macht liebenswürdig, und die Holdseligkeit des Gemüths, welche sich in wohlgebildeten Zügen offenbart. Wer sich zu viel Achtung selber zollt, dem weihen Andere gern oft weniger, als er sogar verdient.

Darum erreicht die Hoffart derer selten ihren Zweck, welche auf ihr Herkommen, auf ihre Geburt, auf ihren Rang, auf ihre Titel eine große Wichtigkeit legen. Dieser Rang-, Titel- und Adelstolz, welcher kaum gelten lassen mag, daß geringere Personen mit ihrem Wesen von gleicher Natur, von gleichen Ansprüchen, von gleichen Rechten und Hoffnungen sind, verdunkelt an demjenigen, den er beherrscht, sogar das Verdienst, welches er in der That haben mag. Wer sich selbst in eigener Meinung zu sehr erhöht, wird in der Meinung Anderer um so tiefer erniedrigt, weil er lebhafter daran erinnert, daß nicht das Herkommen und der Rang der Menschen, sondern daß der Mensch sein Herkommen und seinen Stand ehren muß. Nur wer sich in edler Demuth selbst erniedrigt, der wird durch die Meinung Anderer erhöht. Denn wer, durch Seelengüte ehrwürdig, seiner äussern, zufälligen, Vorzüge vergißt, erinnert die Andern desto lebhafter daran, wie viel der Mann in sich selbst werth sein müsse, der äussern Glanzes und zufälliger Hoheit nicht vonnöthen hat, um Liebe und Achtung zu gewinnen.

Wir sehen daher die Großen der Völker dann am herzlichsten von allen ihren Unterthanen verehrt, von allen Fremdlingen bewundert, wenn sie bei aller ihrer Gewalt bescheiden, bei aller ihrer Vermöglichkeit einfach und prunklos einhergehen, und in Erfüllung schöner Pflichten des hohlen Prunks und eitler Nebendinge vergessen. Stolz auf Macht und Gewalt ist jederzeit das sicherste Mittel, die vorhandene Macht und Gewalt zu schwächen. Denn sie reizt den gerechten Widerstand, und die Kräfte unserer Widersacher wachsen, wenn wir sie durch unsern Stolz in Thätigkeit setzen. „Viele Tirannen haben müssen herunter auf die Erde sitzen; und ist dem die Krone aufgesetzt worden, an den man nicht gedacht hatte. Viele große Herren sind zu Boden gegangen, und gewaltige Könige sind Andern in die Hände gekommen.“ (Sirach 11, 5. 6.)

Darum achte Niemanden gering, und laß Niemanden deine Vorzüge auf eine kränkende Weise fühlen. Die schlichte Lebensklugheit untersagt es; die Religion verbietet es!

Uebermäßige Werthachtung dessen, was man ist, oder hat, verkündet allezeit eine Schwäche entweder des Verstandes oder des Herzens; gewöhnlich aber die Schwäche von beiden. Wissen wir nicht an uns selbst, wie beleidigend unserm Gefühl der Hochmuth und die Eitelkeit anderer Personen ist, wie empörend uns das Betragen desjenigen ist, der uns mit seinem Uebermuth zu demüthigen gedenkt? Wohl denn, eben diese Empfindungen flößen wir Andern gegen uns ein, wenn wir ihnen auf die leiseste Art zeigen, wie viel wir uns auf den Besitz von Eigenschaften oder Vollkommenheiten einbilden, die ihnen fehlen. Statt zu demüthigen, empören wir nur das stolze Ehrgefühl Anderer. Statt Hochschätzung und Bewunderung zu bewirken, erzeugen wir das ganz Entgegengesetzte, nämlich heimlichen Spott, Verachtung und Lieblosigkeit. Wer denn so widersinnig handelt, daß er das Gegentheil von dem macht, was er wünscht, verkündet der nicht Verstandesschwäche? — Dazu kommt noch, daß gewöhnlich der, welcher sich vorzüglicher dünkt, als Andere, der Sklave derer wird, über die er sich erhaben glaubt. Denn wieviel opfert der nicht von seinem eigenen Lebensgenusse auf, um Leuten eine hohe Meinung beizubringen, die kaum verdienen, daß man um ihren Beifall buhle? Und wie unbemerkt wird er der Diener derer, die klug genug sind, seine Schwachheit zu benutzen, indem sie seiner Eitelkeit, seinem Hochmuth auf seine Weise schmeicheln? Der Stolze ist jederzeit der Unterwürfigste und Lenkbarste. Man läßt ihm seine Thorheit, seinen Eigendünkel gelten, und leitet ihn nach Belieben. Er wähnt vergöttert zu sein, und wird der Spielball fremder Schlauheit, das Werkzeug fremden Ehrgeizes, der blinde Befriediger fremden Eigennutzes, und wird vergessen oder auf die Seite gestellt, sobald man seiner nicht mehr zu andern Zwecken nöthig hat.

Schätze Niemanden gering, und überhebe dich nicht deiner Vorzüge. Denn jede Anmaßung dieser Art beleidigt, und wird nicht leicht von den Leuten, wie sie nun einmal sind, verziehen. Ein Jeder trägt in sich ein Gefühl seiner Rechte, und fordert von Andern Achtung. Ein Jeder weiß, was er in seinen Verhältnissen werth ist, und kann gleichsam eine Vernichtung dieses ihn erhebenden Bewußtseins unmöglich mit Gelassenheit tragen. Ohnehin sehen viele Menschen das, womit du dich gern hervorstellen möchtest, nicht einmal als etwas Ausserordentliches an. Du brüstest dich mit deinem Rang, den Andere schon vielmals verschmäht haben; mit deinem Geld und Gut, um welches sich die Uebrigen gar wenig bekümmern, weil sie für sich genug haben; mit deinen Geschicklichkeiten und Kenntnissen, da Andere ihre feurigsten Wünsche nach ganz andern Zielen richten, mit deiner Wohlgestalt und Schönheit, da der Geschmack der Menschen sehr verschieden ist, und dem Einen das mißfällt, was den Andern entzückt. — Je weniger also Andern das vorzüglich scheint, was du über Alles geltend machen möchtest, je empfindlicher kränkt dein verkappter oder offenbarer Stolz; je beleidigender wird deine Anmaßung, deine Herabsetzung Anderer. Sie fühlen sich unschuldig, und um so schmerzlicher durch unverdiente Erniedrigung verwundet. Noch nicht leicht geschah es, daß der Stolze in diesem Leben ungedemüthigt blieb. Wer sich Widersacher erweckt, bereitet muthwillig sich Schmach und Andern Schadenfreude. Daher hat das gebräuchliche Sprichwort warnungsvolle Wahrheit: Hochmuth kommt

vor dem Fall. — Erhebe dich nicht deiner Kleider, sagt die heilige Schrift, und sei nicht stolz in deinen Ehren, denn der Herr ist wunderbarlich in seinen Werken, und Niemand weiß, was er thun will. (Sir. 11, 4.)

Schätze Niemanden gering, weil er weniger ist, oder weniger hat. Denn deine Vorzüge sind nicht das Vorzüglichste des Menschen. Keiner verbindet in sich alle Vollkommenheiten. Gott gab Jedem verschiedene Eigenschaften, durch welche er werthvoll und nützlich sein könne; keine derselben ist verachtungswürdig. Darum ehre weniger das Gute, was du besitzest, als dasjenige in Andern, was dir mangelt, um ihnen darin gleich zu werden. Auch der Geringste, welchen du kaum eines Blickes würdigest, übertrifft dich vielleicht unendlich in sehr schätzbaren Dingen; kennst du ihn so genau, daß du wüßtest, was er werth wäre? Es gibt keinen so fehlerhaften Menschen, der nicht auch seine gute Seite hätte; keinen so geringen Menschen, der dich nicht in irgend einer Geschicklichkeit oder nützlichen Gabe überträfe. Die Biene ist ein kleines Thier, spricht Jesus Sirach, und gibt doch die allersüßeste Frucht. (Sirach 11, 3.) Wer mit den von Gott empfangenen Gaben am nützlichsten auf seiner Stelle, in seiner Zeit wirkt, der ist, wo er auch stehe, sein Thatenkreis sei weit oder enge, der achtungswürdigste. Nicht das, was man ist, sondern das, was man thut, — nicht das, was man hat, sondern wie man es gebraucht, macht schätzbar. Darum blicke nie abwärts auf das Niedrige, sondern aufwärts zu dem, was höher ist im Menschen; nicht auf das, was du besitzest, sondern auf das, was dir fehlt, während Andere es haben. Denn das, was dir noch abgeht, macht dein Loos weit schlechter, als es dasjenige vortrefflich macht, was du schon haben magst.

Schätze Niemanden gering, noch weniger laß deinen Nebenmenschen diese Geringschätzung empfinden, weil du dir Verderben aussäest. Zwar ist vielleicht Mancher zu schwach, um dir Gutes erweisen zu können; aber kein Sterblicher ist so schwach, daß er nicht irgend einmal schaden könnte. Du sollst Niemanden rühmen um seines großen Ansehens willen, denn es ist vielleicht sein Unglück; noch Jemanden verachten um seines geringen Ansehens willen. (Sirach 11, 2.) Ein Jeder, er sei im bürgerlichen Leben so unbedeutend, als er wolle, kann durch ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen für dich sehr bedeutend werden. Der Mensch wird nicht mächtig durch seine eigene Kraft, sondern durch das Spiel der Schicksale, die sich zu seinem Gehilfen machen. Es ist nichts Unerhörtes, daß arme Dienstboten Ernährer ihrer unglücklichen Herrschaften wurden; daß Bettler mit ihrem Brod den Hunger des Reichen stillen; daß gemeine Knechte daß Leben von Fürsten retteten; daß Sklaven ihren Gebietern die Freiheit verschafften. Aber nicht weniger sind die Fälle, daß Menschen ohne Wichtigkeit, ohne Reichthum, ohne Gewalt, ohne Einsicht, bei sich ereignenden Anlässen den wichtigsten, reichsten, gewaltigsten und einsichtvollsten Personen verderblich wurden. — — Du kennst deine künftigen Schicksale nicht, noch weniger die Schicksale dessen, den du heute verachtest. Vielleicht schon nach einigen Jahren ist dieser durch Verknüpfung von Ereignissen in so vortheilhafte Verhältnisse emporgerückt, daß du es dir zur Ehre rechnen würdest, unter seinen Freunden zu stehen, da ihn heute dein Hochmuth übersieht und zurückstößt.

Doch mehr, als alle diese Beweggründe, muß uns die Religion von jener traurigen Verirrung des Verstandes und Herzens zurückhalten; die Erinnerung, daß Gott im Himmel auch der Vater der Geringsten ist; daß der Weise auch der Bruder des Unwissenden, der König auch der Bruder des Bettlers, die reizendste der Jungfrauen auch die Schwester der häßlichsten sei; das Vorbild hoher Demuth und Selbstverläugnung, welches Jesus bei allen seinen bewunderungswürdigen Eigenschaften und Tugenden, mit rührender Treue bewahrte. — Welchen Stolz können wir auch um Sachen nähren, die uns nicht eigenthümlich angehören, sondern nur erborgt, nur Darlehen Gottes für unsere Lebenszeit, ach, vielleicht nicht einmal für die ganze Lebenszeit sind, sondern für wenige Jahre!

Haben wir denn, o Gott, von dem wir Alles haben, Deine Geschenke empfangen, um hochmuthvoll uns damit gegen andere Deiner Kinder zu brüsten, oder nicht vielmehr, um ihnen damit zu nützen? Wozu dieser unnütze Stolz auf Gaben, die wir ohne unser eigenes Verdienst von Dir empfingen; Gaben, von deren wir Dir wie von anvertrauten Pfunden Rechenschaft ablegen müssen?

Jeder Stolz ist ein Wahnsinn. Darum ist es diese Leidenschaft auch, welche am allerersten und allerhäufigsten eine wirkliche Geisteszerrüttung nach sich zieht. — Nein, Vater im Himmel, ich will mich hüten, daß das unschuldige Vergnügen, mit welchem ich das betrachte, was Du mir verliehen, nicht in Uebermuth und Geringschätzung anderer Menschen entarte, die Du, als ein gerechter, als ein Alle mit gleicher Liebe umfassender Vater mit andern Vortheilen und Vollkommenheiten bedachtest, die mir fehlen.

Nicht Hochmuth, aber ein hoher Sinn, der sich über die flüchtigen Tändeleien des Lebens erhebt, soll mich beseelen für das, was ewigen Werth gibt, und womit ich einst vor Dir bestehen könne. Und wenn mich die falsche Eigenliebe zuweilen blenden möchte, will ich nur des Todes meiner besten Freunde und Geliebten denken, und gedenken, wie wenig ihnen zuletzt alle irdische Auszeichnung half; will ich mich erinnern an meine eigene Auflösung, und wie ich dann über Schönheit denken werde, die Staub und Moder wird; über Reichthum, den Andere nehmen; über Ruhm, der nicht in mein stilles Grab tönt; über Rang und Macht, die gleich Schatten mit meinem letzten Hauch verschweben! Amen.

180.

Der Mißbrauch von den Schwächen Anderer.

1 Kor. 12, 4—7.

Auch ich bin gar wohl überzeugt, es ist mehr als eine falsche Rettung im menschlichen Leben! — Ich kann mir unmöglich die zahllosen Fälle alle denken, in welchen ich, um einem Vergehen zu entrinnen, in ein anderes überging, und wo ich mich aus den Netzen der einen Thorheit befreite, aber im gleichen Augenblick in andern vergarnte. Wie selten war ich weise, wie Jesus; wie oft war mein Thun dem Leichtsinn eines Petrus ähnlich!

Doch keine Art dieser falschen Rettungen ist wohl im menschlichen Leben gewöhnlicher, als diejenige, da wir im frohen Gefühl, irgend einen Fehler abgelegt zu haben,

oder irgend einer Gefahr entronnen zu sein, schadenfroh über diejenigen triumphiren, welche noch darin sind. So sieht man oft Kinder, wenn sie kleinen Verlegenheiten glücklich entschlüpft sind, hohnjauchzen über andere, welche nicht so glücklich waren, als sie, oder doch erst später entkommen.

Diese Freude ist ursprünglich zwar sehr verzeihlich. Wer wollte nicht froh sein, wenn er aus unangenehmen Verhältnissen endlich hervorgetreten ist? wenn er sich endlich von gewissen Fehlern ganz rein weiß, wenn ihn keine geheimen Vorwürfe des bösen Bewußtseins mehr plagen? — Das Vergnügen an eigener Besserung wird noch lebhafter, wenn man andere Menschen erblickt, die noch im alten Elende stecken, und weder Glück noch Kraft, weder Sinn noch Muth genug haben, sich ein besseres Loos des Gemüthes zu verschaffen. Erst durch den Anblick ihrer Unvollkommenheiten erfahren wir nun bestimmter, wie wir vorher waren, ehe wir uns ermuthigt hatten, besser zu werden. Erst aus ihrer Tiefe erkennen wir deutlicher unsere Erhebung.

Die Selbstzufriedenheit mit uns, daß wir uns gerettet haben, ist eine reine, schuldlose Wonne; ist ein süßer Lohn, den unser versöhntes Gewissen darbringt; ist gleichsam der Kuß, welchen der Schutzgeist unserer Seele gibt, sie zu allem Edeln zu ermuntern.

Allein wehe dem, der sicher zu stehen meint! Die Freude selbst schleudert ihn wieder in neues Verderben, wenn sie, statt nur Ausdruck der Zufriedenheit mit uns selbst zu sein, ein Triumph über Andere wird, die nicht so glücklich gewesen sind, als wir. Dies Triumphiren ist schon wieder eine neue Schwachheit, entweder unsers Verstandes oder unsers Herzens.

Des Verstandes! — Denn wie mag ein weiser Mann über die Schwächen und Thorheiten seines Bruders frohlocken? Wie können ihm dessen Fehler zum Stoff edler Belustigung dienen? Er selbst weiß von sich, daß er noch nicht alle Irrthümer, alle Schwachheiten ganz verloren — er sei kein Engel. Alle Vorzüge, welche wir vor unsern Nebenmenschen besitzen, bestehen entweder in Wirkungen unserer eigenen Bemühung — und ach! wer weiß nicht, wie oft, wie lange wir unterlagen, ehe wir obsiegten! — oder sie sind Geschenke des Himmels: wer wird stolz sein auf das, was nicht unser Verdienst ist? Nur der Unverstand spottet der Armen. Der ächte Jünger Jesu spricht mit dem weisen Boten desselben: Es sind mancherlei Gaben, aber es ist *ein* Geist. Es sind mancherlei Aemter, aber es ist *ein* Herr. Es sind mancherlei Kräfte, aber es ist *ein* Gott, der da wirkt Alles in Allem. (1 Kor. 12, 4 — 7.) Nichts ist unser, Alles ist Gottes. Jeder unserer Vorzüge, Verstand, Witz, Einbildungskraft, Zartgefühl, selbst die höhern Kenntnisse, selbst die bessere Erziehung, welche wir empfingen, Alles ist Gottes Werk! — O du, der sich der schönern Schöpfung erfreut, und der du dessen spottest, der von Geburt, oder durch Zufall und Unglück, oder durch Alter häßlich ward: ist deine Schönheit eine Wirkung deiner Verdienste? Unverständiger, wie mag dich des Andern Häßlichkeit belustigen? O du, der die rohen Sitten des Bruders verlacht, welcher nicht auf deinen Tanzsälen in den entbehrlichen Ueppigkeiten deiner Stadt Erziehung empfing: wenn dir die Gottheit das Loos angewiesen hätte, Sohn einer Bettlerin, Tochter einer halbnackten Wilden in fernen Welttheilen zu sein, würdest du dich noch deiner zierlichen Sitten und Geberden so stolz rühmen? Ist nicht Alles *von* Gott, *in* Gott, *für* Gott? Und was du im Irdischen zu haben meinst, dessen du dich überhebst, und warum du den verlachst, welcher es nicht in dem Maß empfing, als du: gehört es dir? Ist es nicht geliehenes Gut? Legst du es nicht in deiner unbekannten Sterbestunde wieder zu den Füßen dessen nieder, der es dir allein verliehen hat? Wird es dir leichter mit deiner Rechenschaft alsdann werden, wenn du aufgefordert wirst, zu beweisen, wie du deine mehrern Gaben nützlich angewendet hast? oder Jenem leichter, dem der Herr nur wenige Pfunde anvertraute, mit denen er aber mehr Gutes auf Erden stiftete, als du in deiner Gabenfülle? Noch öfter aber ist der Triumph über Anderer Schwachheiten nicht sowohl Wirkung eines mangelhaften Verstandes, als einer *gemeinen Schlechtigkeit des Herzens*. Es gibt Narren, welche sich mit ihren Thorheiten selbst zum Spott Anderer hingeben, um nur das Recht zu haben, sie wieder zu verspotten. Hier ist kein Adel des Gemüths, sondern ekelhafte Gemeinheit und Niedrigkeit der Denkart; eine Art Verzweifelung, die sich darin tröstet, daß Andere so schlecht sein können, als man selbst ist. Es gibt Narren, die einen Schein von Weisheit annehmen, um mit den Schwächen eines Andern den Dritten zu belustigen. Diese Art Lustigmacher, deren versteckter Stolz überall hervorleuchtet, sind nicht minder verworfene Wesen. Sie erregen ein Lachen, ohne unterscheiden zu können, daß man oft mehr ihre Selbstentwürdigung belächelt, als denjenigen, auf welchen ihr Spott zielt.

Doch wir müssen darum nicht jeden harmlosen Scherz, jede unschuldige Neckerei als Sünde verdammen. Wohl pflegen auch Freunde sich gegenseitig, und oft selbst aus Liebe, ihre gegenseitigen Schwächen lächelnd zu zeigen. Diese Neckereien sind schuldlos, so lange darin nicht die Absicht liegt, den Andern zu drängen und zu bedrücken; so lange noch wahre Liebe darin athmet, der daran liegt, einem Andern manches Unschickliche in seinem Betragen fühlbarer zu machen. Oft fruchten zur Besserung des Menschen alle ernste Vorstellungen, alle vernünftige Grundsätze nicht so viel, wie ein einziger wohlberechneter Scherz, ein Spott, der in voller Gutmüthigkeit zeigt, warum und zu welchem Zweck er kommt. So pflegt ja auch ein Vater, eine Mutter bei froher Laune das geliebte Kind mit seinen Unarten zu necken, um es von denselben zu entwöhnen. Und der muthwillige Spott aus dem Munde der Liebe, wahrlich, er ist keine Sünde; er ist leise Züchtigung eines Fehlers, um zur Besserung zu leiten.

Aber es ist Mißbrauch fremder Schwächen, und Verkündigung eigener Verderbtheit des Gemüths, *wenn man die Fehler Anderer benutzt, um damit den Dritten und Vierten zu belustigen*. Hier ist nicht mehr der Wille, den Schwachen zu bessern, sondern Schadenfreude. Es gibt in der Welt kein sittliches und körperliches Leiden, was edeln Gemüthern Ergötzung bringen könnte. Jede Schwachheit, jede Untugend aber ist ein Uebel, unter welchem die Seele leidet. Der Mißbrauch fremder Schwachheiten zur Belustigung Anderer wird ein um so groberer Zeuge eigenen Unverstandes, wenn wir das als einen Fehler am Andern verspotten, was nie seine eigene Schuld ist, die er trägt. Dahin gehört das Verhöhnen eines Menschen wegen körperlicher Gebrechen, die eher unser Mitleiden, als unsern

Stolz und Spott erregen sollte. Dahin gehört das Verhöhnen dessen, der in seinem Stande nicht die feine äussere Bildung und Erziehung empfangen konnte, wie wir. Die Schamlosigkeit unsers Spottes wird aber am allergröbsten, wenn wir ihn über Eigenschaften der Menschen äussern, die in der That eher Lob als Tadel verdienen. So macht sich der Wüstling lustig über den Ekel, welchen bessere Menschen gegen seinen sträflichen Lebenswandel bezeugen. So spottet frech ein Satan über das Erröthen sittsamer Unschuld. — Diesen fliehet! Ihm lodert eine Hölle in der Brust! Er ist der schwärzesten Verbrechen fähig — er hat sie schon begangen.

Es ist Mißbrauch fremder Schwächen und Zeugniß für das eigene Verderben des Herzens, wenn man sich über dieselben belustigt, um damit den Andern zu betrüben. — Unglücklicher Spötter, du verlachst Anderer Thorheit und Flecken, aber dein Lachen ist es, vor welchem der bessere Mensch schaudert. Aus deinem Lächeln spricht eine schadenfrohe Hölle. Du willst nicht Besserung der Wunden, sondern möchtest neue Wunden schlagen; willst nicht Freude, sondern Schmerz! — In dir leben Haß, Rache oder Neid! Du bist der Tiefgesunkene, der den Edlern um kleiner Fehler willen verlästert, und den Balken im eigenen Auge vergißt, um den Splitter zu richten. — Mit Unmuth wendet sich der Zartfühlende von dir hinweg, und selbst jeder Deinesgleichen meidet dich vorsichtig, weil du ihn nur in der Frechheit übertriffst.

Es ist Mißbrauch fremder Schwächen und Beweis eigener Thorheit, wenn man sich über die Mängel eines Andern belustigt, um Gelegenheit zu haben, seine eigenen Vollkommenheiten in ein glänzenderes Licht zu stellen. Dieser Fehler ist unter Leuten sehr gewöhnlich, die einigen Witz, aber keinen wohlgeordneten Verstand, lebhafte Einbildungskraft, aber kein Zartgefühl des Schicklichen, viel Urtheil und Blick für das Aeusserlich-Anständige, aber wenig eigenen, innern Werth haben. Sie leben nur in der Einsamkeit. Sie wollen nur ihr eigenes, kleines Ich gern zur Schau tragen. Sie hoffen mit ihrem Witz Andere entweder zu blenden, oder ihnen so viel Hochachtung einzuflößen, daß Niemand an ihrer Vortrefflichkeit zweifle. Sie bemerken nicht, daß ihr Spott nichts anders, als jener Pharisäerstolz in neuem Gewande ist, welcher an den Straßenecken predigt und betet: „Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin, wie jener da!“ Sie bemerken nicht, daß sie mit dieser Art uneigentlichen Selbstlobes, mit diesem Aufsuchen fremder Fehler, mit diesem Uebertreiben fremder Irrthümer andere Menschen zu einem desto strengern Gericht gegen sie selbst auffordern and zwingen; daß sie, statt Bewunderung, hintennach Verachtung und Haß ärnten, und daß nothwendig das Beifalllachen in ihrer Gegenwart zu einem Achselzucken in ihrer Abwesenheit werden muß.

Es ist Mißbrauch fremder Schwachheit, wenn man statt den Fehlenden zu bessern, ihn zu noch größern Thorheiten zu verleiten sucht. Auch der allerverworfenste Mensch findet keine reine Lust an der Unwissenheit, Verstandesschwäche oder Thorheit seines Nebenmenschen, wenn er mit demselben unter vier Augen ist. Verstandesschwäche erregt da nur Mitleiden, die Thorheit des Betrunkenen nur Ekel und Furcht. Warum wird dies anders, wenn noch andere Zeugen vorhanden sind? Warum freut es dich, dann dem Einfältigen alberne Redensarten abzulocken, oder die Schiefheit seiner Urtheile recht sichtbar werden zu lassen? Warum freut es dich, dann den Trunkenbold zu übereilten Handlungen und Reden, zum Zorn oder zu unanständigen Scherzen zu reizen? Warum freut es dich, dann dem Leichtgläubigen Unwahrheiten aufzubürden, daß er sie weiter trage, oder von ihnen zu unangenehmen Schritten verleitet werde?

Ist es nicht eine Schadenlust aus heimlichem Pharisäerstolz, daß du nicht bist, wie dieser Elende? — Ach, verächtlicher bist du, als dieser Elende! — Er fehlt aus Verstandeslosigkeit, und du mit vollem Verstande, mit überlegter Bosheit. Er fehlt aus Trunkenheit, und du im Rausche deines niedrigsten Stolzes.

Der Stolz ist an sich etwas, das wir mit dem Vieh gemein haben; es ist das Streben, nur sich allein geltend zu machen, ohne alle Rücksicht auf den Werth Anderer. So drängt sich auch das Thier nur überall hervor, und alle Seinesgleichen zurück. Es mißbraucht seine Stärke gegen das Schwächere, um seinen Vortheil zu haben. Doch selbst unter vernunftlosen Thieren findest du mehr Adel, als oft unter den Menschen. Auch der Löwe, nur stolz mit seiner Kraft gegen Seinesgleichen, schont edelsinnig den Schwächern, und läßt sich zuweilen ungestraft von kleinen Thieren necken. Es scheint ihm selbst, es sei seiner unwürdig, sich zur Unterdrückung des Kraftlosern seiner Ueberlegenheit zu bedienen. — Wie klein muß nun die Seele desjenigen Menschen sein, der Freude darin empfinden kann, die Schwachheit eines Andern zu benutzen, um dieselben zu verächtlichen Dingen zu gebrauchen! —

Es ist Mißbrauch und strafbarer Mißbrauch fremder Schwachheiten, wenn man sie zu seinem eigenen Vortheil anwendet oder unterhält. — Zu diesem ist allein der vollendete Bösewicht fähig. Gierigen Eigennutzes voll, übernimmt er sich in seiner Stärke gegen den Schwachen. Er betrügt den Gutmüthigen; er verführt die gerneglaubende Unschuld zu Verbrechen; er dringt dem Geängstigten nachtheilige Zusagen ab; er macht den berauschten oder leidenschaftlichen Menschen zum Werkzeug seiner schändlichen Absichten; er thut mit Frechheit dem Wehrlosen das Unrecht an, weil er ihn nicht fürchtet. Schen wende ich den Blick von diesem Ungeheuer, welches die Würde der Menschheit schändet. Wehe, daß wir sagen müssen, auch solche Menschen wandeln, und oft lange, doch nicht immer unstrafbar, auf Erden!

Edler handelt der wahre Weise, der Christ. Er kann allerdings die Thorheit thöricht, das Lächerliche lächerlich finden. Er kann die Fehler der Menschen mit der Geissel des Spottes strafen, daß sie davon lassen. In seiner wohlthuenden Hand verwandelt sich die gleiche Waare, aus welcher der Mörder Gift preßt, in balsamisches Heilkraut. Aber er bekriegt nur die Schwachheiten, nicht den Menschen. Er will bessern, nicht mißbrauchen und das Verdorbene noch mehr verderben. Vielmehr die gleichen Thorheiten, welche er im Allgemeinen verspottet, verhüllt er menschenfreundlich vor den Blicken des Schadenfrohen, wenn er sie an seinen Freunden und Bekannten entdeckt. Er erinnert sich bei den Schwachheiten, welche er an einem Bruder erblickt, zugleich an dessen lobenswürdige Eigenschaften, und daran, daß nicht leicht ein Sterblicher ohne Fehler sei. Er billigt darum

aber diese Schwachheiten keineswegs; sondern wenn es ihm die übrigen Verhältnisse erlauben, naht er sich dem Fehlenden, und zeigt ihm in einer dazu besonders glücklichen Stunde, doch zart und schonend, seine Mißbilligung. Er möchte bessern, aber nicht betrüben.

So der Christ!

Aber war ich es immer? — Allwissender, war ich es immer? Konnte ich mich immer des kleinlichen Triumphirens erwehren, wenn ich Andern die auffallendern Schwächen zeigte, als ich hatte? Ach, nur vielleicht zeigte, während ich meine Fehler listiger zu verhehlen verstand. Sie waren mit kleinen Uebeln nur unbehutsamer, ich mit gröbern Fehlern schlauer, als sie. Hatte ich ein Recht, mich pharisäisch gegen sie zu erheben, und mit Uebermuth ihre Schwächen zu mißbrauchen?

Schamroth stehe ich, o Allwissender, da vor Deinem heiligen Angesicht, und das schuldbewußte Herz schlägt lauter unter den Vorwürfen des ernsten Gewissens. Vielleicht war der, welchen ich mich zu belachen berechtigt hielt, eines bessern Herzens, als ich; vielleicht übertraf er mich in frommen Eigenschaften, die vor Dir, o Herr, mehr gelten, als Kenntniß und Scharfsinn.

In einem Jeglichen erzeugen sich die Gaben des Geistes zu gemeinem Nutzen. (1 Kor. 12, 7.) So spricht, Gott, Dein heiliges Wort. Haben sich die Gaben, welche Du mir verliehen, und mit welchen ich nur zu oft aus Eitelkeit über Andere prangte, immer zu gemeinem Nutzen gezeigt? Habe ich Elender nicht eben so oft, als ich die Schwachheiten meines Nebenmenschen mißbrauchte, noch weit mehr die Gaben mißbraucht, die Du mir, o Schöpfer, gegeben?

Wie kann der Mensch wissen, wie oft er fehle! Wie manchmal habe ich, Vater, gesündigt vor Dir, ohne daß ich daran dachte, wenn mich leichtsinniger Muthwille zu unbesonnenem Spott hinriß! Wie kann ich aussöhnen — ach, wie muß ich täglich bereuen! — Werde ich denn nie in der Heiligkeit meines Jesu wandeln, nie einen Tag ganz schuldenrein, o mein Gott und Herr, vor Dir wandeln können? — Erleuchte mich, stärke mich, leite mich an Deiner Vaterhand! Amen.

181.

Der Neid.

Spr. Sal. 14, 30.

Theuer, wie mein eignes Leben,
Wie mein Nam' und Eigenthum,
Sei mir, Menschen, euer Streben,
Euer Glück und Gut und Ruhm,
Alles, was euch Gottes Rath
Gab und noch zu geben hat.

Immer will ich, frei vom Neide,
Und von aller Mißgunst rein,
Euers Glücks und eurer Freude,
Euers Wohlergehns mich freu'n!
Nur bei Andrer Freude ist
Selbst beglückt der wahre Christ.

Es ist wahr, kein Mensch ist im gemeinen Verkehr des Lebens widerlicher und gehaßter und gemiedener, als der Neidische. Aber meidet derjenige, welcher den Neidischen verabscheut oder tadelt, auch wohl immer das Laster des Neides und der Mißgunst selbst? Lege die Hand aufs Herz und erforsche dich: wie stand es mit deiner Zufriedenheit, wenn du erfuhrst, daß Diesem oder Jenem ein großes Glück zufiel, welches du entbehren mußt? wenn Dieser oder Jener dir vorgezogen ward, der nach deiner Ueberzeugung weniger Verdienste und gute Eigenschaften besaß, als du? wenn Dieser oder Jener mehr Beifall durch seine Arbeiten gewann, als du durch die deinigen? wenn Dieser oder Jener mehr Glück in seinen Geschäften machte, als du? — Wie stand es mit deiner Ruhe?

Gern möchtest du es dir selbst hinwegläugnen, daß du von dem niederträchtigsten aller Gefühle, von dem Gefühle des Neides, jemals gefoltert worden. Aber kannst du es hinwegläugnen, wie sehr es dich verdroß, wenn du zuweilen Leute im Ueberflusse und Reichthum erblicktest, die ihn nach deiner Meinung nicht verdienten? — oder mit Ehren, Würden und Aemtern geschmückt fandest, auf welche du nach deiner Meinung viel gegründetere Ansprüche hättest machen können? — oder in ihrem Gewerbe und bürgerlichen Verkehr sie weiter kommen sahst, als dich?

Wohl mag sich manches Herz bei diesen Fragen schwer getroffen finden. Wohl mag Mancher zu seiner Entschuldigung sagen: „Es war mir allerdings kränkend, daß es Andern in dieser oder jener Sache besser glückte, als mir; aber ich haßte nicht die Person so sehr, als ich vielmehr mich selbst bedauerte.“ Oder: „Ich möchte Andern ihr Glück gönnen; aber sollte es mir nicht wehe thun, wenn ich immer hintennach bleiben mußte?“ „Ich hatte nichts dagegen, wenn Andere in ihren Geschäften glücklicher waren, als ich; allein es ärgerte mich nicht sowohl dies Glück, als der höhnische Stolz der Menschen, mit dem sie nun auf Andere herabsahen. Es hätte mir weniger gethan, wenn das gleiche Glück jedem Andern zugefallen wäre.“

O, diese Sprache vergeblicher Entschuldigung, was ist sie anders, als die gemeine, verächtliche Sprache des Neides? Was ist denn der Neid, als eben dies Mißvergnügen, welches man über das Gute anderer Menschen empfindet?

Die Quellen der Mißgunst sind entweder Schwäche des Verstandes, oder ein verdorbenes Herz, welches weit davon entfernt ist, durch die Empfindungen ungetrübter Menschenliebe, wie sie Jesus empfiehlt, erwärmt zu werden.

Nur Mangel an Lebens- und Weltkenntniß, Beschränktheit unserer Einsichten und Urtheile kann uns zu den thörichten Ausschweifungen des Neides bringen. Der Neidische mißgönnt Andern das Glück, die Ehre, so ihm selber fehlt, ohne zu bedenken, daß vielleicht der Besitz dieser Güter ihn oder die Seinigen unfehlbar ins Verderben ziehen könnte; ohne zu bedenken, daß das Gute, was Andern widerfährt, Werk und Gabe der göttlichen Vorsehung ist, die besser als der Weiseste unter den Sterblichen weiß, was den Menschen heilsam ist. Der Mißgünstige tadelt mit jedem seiner Seufzer die Plane Gottes; würde Alles anders gestalten und vertheilen, als der Schöpfer; möchte den Allergerechtesten und Allerheiligsten nur zum Werkzeug und Diener der ihm anklebenden Leidenschaften machen. Wie sollte ich diesen Wahnsinn der Sterblichen nennen, der an Empörung gegen das weltbeherrschende Schicksal, an Murren gegen die himmlische Vorsehung grenzt? Sollte ich ihn Weisheit nen-

nen? Nein, es ist Schwäche, es ist Krankheit des Verstandes.

Der Neidische ist voreilig an der Beurtheilung anderer Menschen und ihres Werthes. Er, der sich selbst noch nicht genug kennt, wagt es, über die Verdienste Anderer abzusprechen. Es mag sein, daß der, welchem du sein Glück mißgönnst, Fehler habe, große Fehler — aber kannst du auch seine Tugenden verläugnen? Vielleicht kennst du seine guten Eigenschaften nicht; aber hast du dich schon so angelegentlich um sie bekümmert, als um seine tadelhaften Seiten? Siehe, vielleicht wiegt in Gottes und anderer Menschen Augen das Gute an ihm seine Mängel auf. Wie maßest du dich an, ihn so strenge zu richten? Weißt du, wie du bestehen würdest, wenn man dich prüfen und richten sollte? Schon eine Untugend, die ich an dir kenne, macht dich viel schlechter, als der ist, den du hassest, weil es ihm besser geht, als dir, und diese Untugend — ist der Neid.

Vielleicht hast du Recht, daß der, welchem du sein Glück mißgönnst, schwach und eitel genug ist, sich nun über dich erheben, verächtlich auf dich niederblicken zu wollen. Aber wie würdest du auf ihn schauen, wie würdest du ihn behandeln, wenn das Glück die Rollen unter euch vertauschte, wenn du ihn plötzlich an Ehre und Reichthum überträfest, und er von dir in demüthiger Abhängigkeit wäre? Würdest du gegen ihn bescheidener, anspruchloser, zuvorkommender sein? Würdest du ihn deinen Vorzug nicht fühlen lassen, ihn nicht verachten? — Prüfe dich selbst und gestehe es dir: du könntest vielleicht ihn noch schnöder behandeln, als er gegen dich ist; gestehe es dir, daß, wenn er sein Glück nicht verdient, du desselben noch weniger werth bist.

Es ist eine Folge des schwachen, beschränkten Verstandes, wenn man Andern gewisse Glücksgüter mißgönnt, deren wahrer Werth für uns eigentlich selbst unbekannt ist. Es ist Schwäche des Verstandes, wenn man Glücksgüter schon für das Glück selbst hält, nach welchem Jeder dürstet. Sie sind doch nur Mittel und Werkzeuge zum Glück, zur Zufriedenheit, zur Seelenruhe. Aber der, welcher die glänzendsten Werkzeuge und Mittel in Händen hat, weiß sie darum auch nicht immer am weisesten zu gebrauchen. Nicht von Stand und Rang, nicht von Vermögen und Reichthum allein hängt es ab, daß wir glücklich sind. Beobachte die Welt, sammle Erfahrungen, und du wirst von dem wahren Werthe der Glücksgüter, um welche du Andere beneidest, ganz andere, aber richtigere Vorstellungen erhalten. Du wirst weise Menschen sehen, die mitten in des Reichthums Fülle einfacher leben, sich geringer kleiden und nähren, als mancher Andere, der von ihnen Unterstützung genießt. Sie müssen also dennoch ein höheres Gut kennen, als den Stolz der Kleider, als den Wohlgeschmack der Leckerbissen, als den Prunk des Hausgeräthes und der Wohnung. Und welches ist dies Gut? Dasselbe, welches du dir auch ohne Reichthum erwerben kannst, ein weises, edelmüthiges, sündenloses Herz! — Du wirst ferner Menschen sehen, die Goldes und Güter in Fülle haben, erlangen können, wonach sie nur gelüstet, und bei dem Allen doch höchst elend sind, doch nicht zufrieden mit sich und der Welt sein können. Ein Beweis also, daß alle ihre Mittel, ihr scheinbares Glück, um welches du, o Thor, sie beneidest, nicht hinreichend ist, ihnen dasjenige zu geben, was du auch ohne Geld und Ueberfluß gewinnen kannst — Frieden des Herzens. Du wirst weise Menschen kennen lernen, welche in den höchsten Würden leben, und dennoch gegen Andere und Geringere viel leutseliger und nachgebender sind, als du gegen deine Untergebenen bist; Menschen, die bei allem Ruhm und Ansehen, das sie umringt, lieber die Einsamkeit suchen, eine bescheidene Stille und Dunkelheit dem Geräusch und Glanz öffentlicher Ehrenbezeugungen vorziehen. Aber auch andere Sterbliche wirst du finden, welche auf dem Gipfel der Ehre und Macht sich gleich Unersättlichen quälen, der Macht und Gewalt immer mehr an sich zu reissen; die, um ihre Person zu erhöhen und geltend zu machen, Millionen Menschen verderben können, bis sie unter dem Fluche der von ihnen geplagten Menschheit niederstürzen.

Beobachte die Welt, sammle Erfahrungen, o Mißgünstiger, und du wirst über deines Verstandes Schwäche erröthen, wirst lernen, daß du den Werth der sogenannten Glücksgüter viel zu hoch anschlugst, und Andere um Vorzüge beneidetest, die an sich selbst weder der Verachtung, noch der übermäßigen Begierde werth sind; wirst lernen, daß alle Güter des Lebens erst ihren wahren Werth durch die Hand desjenigen empfangen, der sie zu gebrauchen weiß. Hat dir nun Gott ein scheinbar geringes Loos gegeben, wohlan, wuchere du, als ächter Weiser, als wahrer Christ, mit dem Wenigen, über das er dich gesetzt hat. Die Mittel, welche der Schöpfer über die Erde streuet, um ihre Glückseligkeit zu befördern, sind freilich von verschiedener Gestalt, von verschiedenem Glanze; aber das kleinste, wie das größte, das scheinbar schlechteste, wie das scheinbar herrlichste, sind gleich gut, das große Ziel damit zu erreichen.

Noch öfter aber, als Schwäche des Verstandes, ist ein verdorbenes Herz die Quelle des Neides. Wie dürfte man auch demjenigen einen reinen Jesussinn, ein edles Gemüth zutrauen, welcher, lieblos gegen Andere, ihnen dasjenige mißgönnt, was ihnen ihre Tugend, ihr Fleiß oder die Vorsehung gegeben? Wie darf man dem ein edles Gemüth zutrauen, welcher Andere sogar um Dinge beneiden kann, die sie sich durch Betrug, Kriecherei, Verrath, oder auf noch schändlichern Wegen zu ertrotzen oder zu erschleichen wußten? Wer möchte um einen so schimpflichen Preis mit ihnen ihr vermeintes Glück theilen? Nur derjenige könnte es, der selbst so verworfen denkt, als sie.

Mit Recht fliehen wir den, in dessen Geberden sich die Spuren der Mißgunst zeigen — wir ahnen es, wir wissen es, in seiner Brust tobt verborgen eine Hölle. Mit Recht meiden wir es, mit solchen Menschen in vertrautere Verhältnisse zu kommen: denn wir haben zu fürchten, er werde uns jeden Augenblick mit seinen ewigen Klagen ermüden; er werde uns mit seinen verleumderischen Bemerkungen quälen; er werde uns von seiner Unruhe, seiner Galle, seiner ekelhaften niedrigen Denkart mittheilen und vergiften. Ja, in der Brust des Neidischen tobt eine verborgene Hölle; sein bleiches, ärgervolles Gesicht, sein finsterer, tödtender Blick, seine wandelbare Laune sagt es. In ihm wohnt der gemeinste Stolz, ohne wahren, eigenthümlichen Werth; in ihm das marternde Gefühl seiner Geringfügigkeit neben der Kraft- und Willenlosigkeit zum Bessern; in ihm die niedrige Habsucht, die Wuth der Verleumdung; in ihm mit ewig brennendem

Durst die Selbstsucht, welcher ausser sich und ihrer Pein alles Andere in der Welt gleichgültig sein kann.

„Ein gütiges Herz", spricht der königliche Weise, „ist des Leibes Leben, aber der Neid ist Eiter in den Beinen." (Spr. Sal. 14, 30.) Neid, diese Frucht vieler Sünden, zeugt wieder ein neues Verderben. Er verdirbt die Seele noch mehr, und macht sie zum Guten, Großen und Edeln untüchtiger, als vorher. Er hadert, ohne es zu wissen, mit Gottes Vorsehung, welche das Gute hienieden nach ihrer Weisheit vertheilt, und hadert mit den Menschen, so unschuldig sie auch sein mögen; in seinen Blicken ist das Gute, welches sie erwarben, oder welches ihnen zu Theil ward, ihr Verbrechen. Er hadert mit sich selbst, und verwüstet das Gemüth, dessen er sich bemächtigt hat. Er verwandelt die äussere Gestalt des Menschen; er zerrüttet die Gesundheit des Leibes; er legt auf die Lippen das Gift der Verleumdung, und in den Blick der Augen die schüchterne Gier der Habsucht, oder den Aerger des gekränkten Stolzes, oder den Fluch des Hasses. Ja, wo Neid und Zank ist, da ist Unordnung und eitel böses Ding.

Wohl vergleicht Salomo den Neid mit Eiter in den Beinen; er verzehrt des Menschen Wesen, macht ihn unempfindlich gegen das Gute, was ihm Gottes Vaterhand mildreich verliehen. Er verliert über das Glück, welches er Andern mißgönnt, das eigene Glück, so er geniessen konnte; erringt nicht, was er will, und büßt ein, was er hat. Wo Neid herrscht, da ist keine Zufriedenheit möglich, und in der Ungenügsamkeit liegt der Abgrund alles menschlichen Elends.

Wie jedes Laster, hängt auch der Neid seine Kennzeichen überall aus. Der Verdruß des Menschen, in welchem Mißgunst wohnt, spiegelt sich in seinen Mienen wieder, und macht ihn für bessere Menschen zum Gegenstande des Widerwillens. Unglücklicher, warum klagst du über der Menschen Lieblosigkeit? Warum findest du überall Stoff für deinen Argwohn? Warum beschuldigst du Alle, die mit dir in naher oder entfernter Verbindung stehen, gehässiger Fehler? Du siehst nur dich, nur deine Fehler überall; du findest nur dich überall wieder; ändere dich selbst, gewinne Gewalt über dich, und mit Erstaunen wirst du die ganze Welt sich verwandeln sehen.

Schwer ist es freilich, wo der Hang zum Neide einmal tief in einem Herzen seine Wurzeln geschlagen und verbreitet hat, ihn auszurotten. Aber dem ernsten, festen Willen des Menschen zum Guten ist nichts Gutes unmöglich. Darum soll Jeder, der auch nur zuweilen leichte Anwandlungen von Neid und Mißgunst in sich verspürt, diese desto sorgfältiger bekämpfen — um so leichter wird ihm der Sieg; um so sicherer bleibt ihm die Reinheit und Unbefangenheit des Gemüthes; um so geborgener die heitere Ruhe seines Herzens.

Willst du dich frei von jener Untugend bewahren, so gewöhne dich, in deinen Vorstellungen nicht einen allzuhohen Werth auf gewisse Glücksgüter zu setzen; sondern durchdringe dich mit der Wahrheit des Satzes, daß kein anderes Gut, als dasjenige, was die Vorsehung dem Menschen wirklich gegeben hat und gibt, fähig sei, ihn auch glücklich zu machen; — überzeuge dich von der Wahrheit des Satzes, daß alles dasjenige, was trotz deines Darnachstrebens die Weisheit Gottes dir verweigert hat, dir auch gewiß schädlich sei; — überzeuge dich von der Wahrheit des Satzes, daß der Regent des Weltalls und der Menschen-Schicksale dir manches Gut, wonach dein Herz sich jetzt vergebens sehnt, erst dann zukommen lassen wird, wenn alle Umstände zusammentreffen, daß es dir wirklich nützlich sein könne.

Aber könntest du an der Wahrheit dieser Worte zweifeln: o so zweifelst du an der Wahrheit des göttlichen Wortes selbst, welches uns verkündet hat, daß der Vater im Himmel am besten weiß, wessen du bedarfst (Luk. 12, 30); daß alle Dinge denen, die ihrem Gott vertrauen, zum Besten dienen! — so zweifelst du an der Barmherzigkeit und Gnade des Ewigen, an der waltenden Vorsehung, welche für dich sorgte, ehe du warst; so erhebst du deinen gebrechlichen Verstand über die Weisheit des Allerweisesten, der ein ganzes Weltall zu Leben und Seligkeit aus dem dunkeln Nichts hervorrief! Unglücklicher, so ist dir kein Gott, keine Vorsehung, kein Glaube, keine Hoffnung; du schwindelst unter Träumen eines trostlosen Wahnsinns hin, und gehst in Verzweiflung unter.

Hast du dich aber mit jenen ewigen, göttlichen Wahrheiten der Religion ganz durchdrungen: wie mag denn Neid und Mißgunst über Anderer Glück und Vorzüge neben solchen Ueberzeugungen bestehen? Warum wolltest du deinen Nebenmenschen nicht das Gute gönnen, was ihnen der Himmel zuläßt? Er gab es ihnen für ihr eigenes Wohl, oder nur als Werkzeug seines Willens zum Besten Anderer. Warum wolltest du deine Nebenmenschen um ein Glück beneiden, welches dir des Himmels Vorsicht bis jetzt noch verweigert hat, weil es dir Verderben gebären würde, wenn du es unter den gegenwärtigen Umständen und in diesen Augenblicken hättest? Weißt du nicht, daß das, was oft einem Menschen balsamische Arznei ist, einem Andern unter andern Verhältnissen tödtliches Gift ist?

Willst du dich frei vom Neide erhalten, so kehre zur Ruhe und Einfalt christlicher Weisheit zurück, und diese spricht: „Sei in deinem Berufe, in deinem Stande, in deinen Verhältnissen der Beste; leiste für deine Kräfte das Vollkommenste: so wirst du die Achtung und das Glück des Vollkommensten geniessen, und niemals Reiz fühlen, Andere zu beneiden."

Das ist das Unglück der Thoren, daß sie das bessere Loos begehren, ohne den ernsten Willen zu haben, es zu erringen; daß sie nach dem Höhern gelüsten, aber den Weg dahin, weil er mühsam wird, scheuen; daß sie glauben, das Glück hänge vom Glanze ab, und werde von Aussendingen gewonnen, da doch das Glück des Herzens selbst erst den Aussendingen Glück und Werth verleihen kann.

Sei in deinen Verhältnissen der Beste, der Liebenswürdigste, und du wirst nicht denjenigen mehr beneiden, welcher in scheinbar vorzüglichern Umständen der Schlechteste und Verächtlichste ist. Bist du aber noch nicht groß und männlich genug, deine Lage aufs beste für dein Glück und für deinen Lebensfrieden zu benutzen, so wirst du in größern Wirkungskreisen noch viel weniger leisten.

Vielen ist es durch die Gunst des Himmels leichter geworden, als dir, sich auszuzeichnen, Vermögen zu

haben, Ansehen zu gewinnen, oder den Menschen angenehm zu werden. Sie haben vielleicht von Natur mehr Schönheit, mehr Anmuth, als du — aber, vergiß es nicht, neben diesen Rosen liegen auch immer Dornen; und du vermeidest manchen Schmerz, der sie trifft; begegnest mancher Gefahr nicht, der sie ausgesetzt sind; hast weniger einzubüßen, wenn mit den Jahren die Jugendblüthe welkt; und vielleicht mehr Weisheit gesammelt, während sie das Spielzeug flüchtiger Eitelkeit und Schmeichelei waren.

Vielleicht sind Andere durch den bloßen Zufall der Geburt schon zu höhern Ansprüchen, größern Ehren, glänzendern Reichthümern gelangt. Dir fehlt das Alles. Aber beneide sie nicht; das, was du für Glück hältst, ist ihnen durch Gewohnheit alltäglich geworden, wie dir dein Stand; und eben darum macht es sie nicht mehr glücklich, und hat es sie nie glücklicher gemacht, als dich dein Stand. Vielmehr hängen sie an ungleich größern und mannigfaltigern Bedürfnissen, als du; es ist für sie weit möglicher, unglücklich zu werden, als für dich, weil sie schon leiden, wenn sie nur eins ihrer vielen Bedürfnisse nicht stillen können. Erinnere dich, daß schon Menschen in Verzweiflung gerathen, gräßliche Selbstmörder geworden sind, weil sie nicht mit dem, was sie hatten, leben zu können glaubten, während du dich reich dünken würdest, wenn du hättest, was für sie nicht genugsam zum Leben schien.

Vielleicht sind Andere, die weniger Kenntnisse, weniger Geschicklichkeit, weniger Fleiß hatten, als du, dir vorgezogen worden, in Aemter und Würden befördert. Wen klagst du aber an? Den, der ohne Verdienst empor stieg? Möchtest du mit ihm tauschen? Möchtest du ihm die Vorzüge deines Geistes und Herzens geben, und dafür mit seiner Unwürdigkeit an seiner Stelle stehen? Möchtest du ihn um ein Gut beneiden, welches du im Herzen verachtest, wenn es dir so zu Theil werden müßte, wie es ihm zu Theil ward? Ist das Gefühl nicht unendlich erhebender, würdig zu sein eines bessern Looses, ohne es zu haben, als das Loos zu haben, ohne dessen würdig zu sein?

Die Mißgunst fremden Gutes ist dem Herzen jedes wahren Weisen fremd. Nicht um das Gut sollte man Andere beneiden, sondern um das daraus entspringende Glück des Gemüths. Aber das Glück, die innere, tiefe, beständige Freudigkeit des Gemüthes, wird nicht von äussern Mitteln geschaffen, sondern durch jeden Menschen selbst. Nicht das, was man hat, macht glücklich, sondern das, was man sich selbst ist.

Darum hinweg von mir jede Begierde nach dem, das Andern und nicht mir gewährt worden ist; unbekannt sei meinem Blick jeder neidische Blick auf das Gute, was ein Anderer besitzt; fern von mir sei jede Empfindung des Hasses gegen solche, die Vorzüge durch und ohne ihr Verdienst empfangen, die mir abgehen. Mit Liebe will ich Jeden ehren; glücklich preisen den, der glücklich ist, und es nicht blos scheint; genügsam mir in meiner Lage meinen Erdenhimmel gründen und sprechen: „Was Gott thut, das ist wohl gethan.“

182.

Menschliche Sorge.

Hebr. 13, 5. 7.

Nimmt Gott, dem wir vertrauen,
Nicht unsers Werks sich an;
Will er das Haus nicht bauen:
Vergebens bau'n wir dann.
Will er die Stadt nicht schützen,
Er, groß durch Rath und Macht,
Was wird der Wächter nützen?
Umsonst ist's, daß er wacht.

Was hilft's, daß ihr vom Morgen
Bis in die Nacht euch quält?
Laßt euern Vater sorgen,
Er weiß es, was euch fehlt;
Er, der uns selbst in Leiden
So treu und zärtlich liebt,
Und uns so viele Freuden
Auch unerwartet gibt.

Zuweilen fühle ich mich sehr niedergeschlagen. Bald drücken mich unangenehme häusliche Verhältnisse; bald Sorgen um die Nothwendigkeiten des Lebens für mich und die Meinigen; bald Besorgniß wegen Verdrießlichkeiten, welche mir von schadenfrohen oder leidenschaftlichen Leuten angedroht sind, ohne daß es doch in meiner Absicht gelegen, die Feindschaft derselben an mich zu ziehen. O wie gern möchte ich mit aller Welt in Frieden leben; wie viel habe ich mir schon, um diesen Wunsch zu erfüllen, gefallen lassen, und doch hat es mir nichts geholfen. Immer gab es Mißverständniß und Anstoß; und nicht selten, wenn ich glaubte, endlich einmal sei mein Himmel heiter, überzog er sich mit den schwärzesten Wolken.

Und dies endet fast niemals. Mein Bemühen ist vergebens, ein ganz ungestörtes Glück zu geniessen. Und wenn sich schon mein Herz keine sonderlichen Vorwürfe zu machen hat, kann es sich doch nicht erwehren, mit gerechter Furcht mißtrauisch umherzublicken, ob nicht wieder ganz unerwartet von dieser oder jener Seite her irgend ein neuer Unfall erscheinen werde. — Wer in der Welt schon so oft in seiner Ruhe gestört, und aus den Träumen seines Glücks so schmerzlich aufgeweckt wurde, verliert zuletzt den Muth, selbst in dem Kreise der unschuldigsten Freuden froh zu sein.

Ich möchte oft in eine Einöde flüchten können, wo ich mir selbst gehöre, und nichts mit Menschen zu schaffen habe, deren Umgang, deren Geschäfte mit mir, ja deren Freundschaft zuletzt damit endet, daß meine Zufriedenheit gewöhnlich auf lange Zeit untergraben wird.

Diese und ähnliche Empfindungen quälen mich zuweilen peinlich. Ich suche mich durch Trostgründe und Aufmunterungen jeder Gattung zu beruhigen. Allein meine Sorgen und Besorgnisse weichen dennoch nicht von mir. Ich gehe am Abend nicht ohne Bangigkeit zum Lager meines Schlummers; ich verlasse es am Morgen nicht ohne erneuerte Sorgen, nicht ohne alte und nur zu oft gerechtfertigte Furcht. So wird mein ganzer Lebenslauf eine Verkettung von Drangsalen und Befürchtungen. Ich werde meiner Stunden nicht froh, und erliege beinahe unter dem Drucke abwechselnder, immer neuer Verdrießlichkeiten und Sorgen. —

Diese Klage höre ich aus dem Munde vieler sonst frommen und rechtschaffenen Menschen. Sie klagen, wie schon David zu seiner Zeit. Auch ich, und ich läugne es nicht, stimmte oft darin ein; ich empfand alles dasselbe.

Dann aber rettete mich das Andenken an jene Worte, die mir die Hauptsumme aller christlichen Lebensweisheit waren, plötzlich aus der Tiefe meines Mißmuths. Diese Worte lösten alle meine Schwermuth, und machten, daß ich mit leichtem Sinne über die widrigsten Zufälle hinwegging, oder unbekümmert der furchtbarsten drohenden Zukunft entgegentrat. Diese Worte heißen: Recht thun und Gott vertrauen!

Ich will recht thun, und in allem Uebrigen, was über mich verhängt ist, Gott vertrauen. Ich will für das sorgen, was mir obliegt, und thun, so gut ich kann. Gott sorgt für alles Andere, was nicht in meiner Gewalt ist! — Diese Lebensvorschrift ordnet plötzlich alle meine verworrenen Gedanken, zeigt mir meinen Wirkungskreis an, wo ich stehen muß, und macht mich unbekümmerter wegen dessen, was Gottes Sache ist.

Ich will recht thun in Allem, wo es an mir liegt, daß ich handeln muß: und Gott, der allgemeine väterliche Fürsorger, wird mir da wohl thun, wohin nur seine Kraft reicht, nicht die meinige.

Was kann weiser sein? Was stimmt mehr mit den Grundsätzen einer freien, unbefangenen Vernunft überein? Was mehr mit den Lehren meines Herrn und Meisters: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles Uebrige zufallen; denn euer himmlischer Vater weiß, wessen ihr bedürfet! (Matth. 6, 32. 33.)

Es würde auf Erden viele menschliche Sorge und Noth weniger sein, wenn Jedermann diese lebendige Wahrheit zur Richtschnur seines gesammten Thuns machte. Aber oft geschieht das Gegentheil.

Wirklich entspringt unsere meiste Noth nicht selten aus der ganz verkehrten Anwendung unserer Sorge, indem wir uns wenig um das recht bekümmern, was eigentlich unsere Sache, unsere Angelegenheit wäre, und mit trägem Vertrauen hoffen, Gott werde schon ersetzen, was wir versäumen; hingegen über solche Dinge am meisten nachdenken, und uns wegen Umständen und Ereignissen Kummer machen, die ganz Gottes Sache sind, und wo der Mensch nichts dazu thun kann.

Diese verkehrte Anwendung unserer Sorgen muß dann nothwendig auch böse Folgen für unsere Zufriedenheit und Ruhe haben. Denn wenn wir das nicht recht thun, was wir zu thun haben; wenn wir da nicht thätig sind nach allen Pflichten und Kräften, wo wir thätig sein sollen und können: so wird die Aernte eben so übel ausfallen, als unsere Saat war. Hingegen ist jede Sorge um dasjenige, was von Gottes weisem Willen abhängt, ganz vergebens. Er allein regiert die Schicksale der Welt; wir können seiner Allmacht nicht entgegenstreben; wir können seine Weisheit nicht übertreffen; wir können seine Entwürfe nicht durch alle Anstrengungen unserer Neugier errathen. Sorge und arbeite du nur in dem, was deiner Sorge und Arbeit überlassen ist: Gott wird mit treuer Liebe für das Uebrige sorgen. Du kannst ihm nicht helfen; du kannst nicht ändern, was er beschlossen; und was du ändern würdest, wäre zuverlässig nicht zu deinem Glücke, sondern zu deinem Verderben. Recht thun und Gott vertrauen!

Wenn wir nur das recht besorgen, was wir besorgen können und sollen, so haben wir genug zu thun. Oft wird uns hier schon die Sorge zu schwer. Willst du sie dir erleichtern, so übernimm nie mehr Geschäfte, Arbeiten und Verpflichtungen, als so vielen du mit deinen Kräften gewachsen bist. Viel Verdruß erwächst daher, daß wir bei mancherlei Unternehmungen nur unsere Wünsche, nicht aber das Maß unserer Kräfte berechnen. Hättest du in deiner Lage nicht mit einem Male zuviel gewollt, hättest du genügsamer sein können, so würdest du recht gethan haben. Es gibt tausend und tausend Menschen, die weniger haben, als du, und dennoch mit ihrem Loose zufrieden, und am Ende glücklicher sind, als tausend Andere, die mehr besitzen und sind, als du.

Warum stürzest du dich unersättlich in neue Verhältnisse und Geschäfte, deren Menge dich endlich übermannt? Sind Wochen und Monate voller Angst und Besorgniß ein billiger Preis für das Vergnügen weniger Tage, von denen du sagen kannst: Ich habe nun so viel errungen? Wer weiß, wenn du es hast, ob es dich nicht bitterlich gereut? Nicht vielerlei und viel zu thun bringt uns Selbstzufriedenheit: sondern daß man gut und recht thut, was man zu thun hat. Du würdest dir vielerlei Sorge erspart haben, hättest du genügsamer sein und als ein wahrer Weiser geniessen können. Es ist die Art der Thoren, daß sie unaufhörlich von Arbeit zu Arbeit, von Sorge zu Sorge eilen, um dereinst einmal nicht mehr Arbeit und Sorge zu haben. Sie bedenken nicht, daß sie bei gehöriger Eintheilung der Zeit und der Geschäfte dieses Glücks schon theilhaftig sein könnten; daß sie hingegen des morgenden Tages gar nicht gewiß sind. Sie bedenken nicht, daß anhaltende Arbeit und anhaltende Sorgen ihnen dies endlich so zur Gewohnheit machen, daß sie auch dann beschäftigt sein wollen, und sich in Sorgen umher treiben werden, wenn sie die Zeit der Sorgenlosigkeit erreicht zu haben glauben.

In der That ist die beständige Unruhe und Aengstlichkeit vieler Menschen keine nothwendige Folge ihrer jetzigen Lage, sondern eine Wirkung ihrer Gewohnheit. Sie klagen und klagen oft ohne gründliche Ursache, nur weil sie sich daran gewöhnt haben, mit Allem Unzufriedenheit zu äussern, was sie berührt. Sie sorgen Tag und Nacht um Dinge, machen sich Fragen und Einwürfe, Bedenklichkeiten und Furcht um Sachen, die zuweilen kaum auf das Wohlsein einer Viertelstunde Einfluß haben. Sie haben Vermögen, Wohlstand, ehrenvolle Verhältnisse, nützliche Wirkungskreise, aber schaffen sich dennoch ein Heer von Mühseligkeiten, die ihnen ganz fremd sein können.

Belausche dich selbst — bist du nicht oft in diesen thörichten Fehler gerathen? Konntest du dich nicht oft mit Kleinigkeiten plagen, wenn dir wichtigere Anlässe zu Kummer und Herzeleid mangelten? — Wohlan, warum vergiftest du thörichterweise dein Leben? Ist es nicht an dir, deine üble Gewohnheit gegen einen leichten Sinn zu vertauschen, welcher nicht aus jeder Mücke ein Ungeheuer schafft? Freue dich des Tages, den dir Gottes Güte verlieh; vollbringe deine Pflichten, für das Uebrige laß den Herrn sorgen. Die Tage des Trauerns werden

sich auch einst bei dir einstellen, ohne daß du sie herbeirufst.

Mancher ist mit seinem heutigen Zustande unzufrieden, obgleich gerade derselbe sonst das Ziel aller seiner Bemühungen und Sorgen war. Wozu nützten ihm nun seine bangen Sorgen, da er doch am Ende sie ganz vergeblich that? Du wünschest dir nun wieder eine andere Lage; dahin geht dein einziges Trachten. Aber bist du auch sicher, daß du, wenn dein Ziel erreicht ist, nicht abermals getäuscht dastehest, und dir wohl gar das Loos zurückwünschest, was du heute noch hast und verachtest? Dies ist die gemeine Frucht unserer überspannten Erwartungen. Wir vergessen nur zu häufig, daß jeder Stand, daß jeder Tag, wie Jesus spricht, seine eigene Plage habe. Wir vergessen, daß der Mensch niemals sein Glück von irgend einem Stande und Orte empfängt, sondern daß er es hineinbringen müsse. Wer nicht Zufriedenheit mit seinen Umständen in der eigenen Brust trägt, findet sie nirgends. Es ist möglich, daß in der That deine gegenwärtigen Verhältnisse für deine Art zu denken und zu empfinden viel Beschwerliches haben. In diesem Falle ist es an dir, zu prüfen, ob du sie mit Vorsicht abändern könntest; nie aber vergiß, daß du, indem du deine Lage mit einer andern verwechselst, neue Unannehmlichkeiten zu erwarten habest, vielleicht schmerzlichere, unerträglichere, als gegenwärtig. Darum gewinne jedesmal deinem Zustande die bessere Seite ab, das heißt, ändere dich selbst, so wird sich auch deine Aussenwelt ändern. Sei verträglich, so wirst du Freunde, sei bescheiden, so wirst du keine Feinde finden. Sei genügsam, so wirst du noch reich genug sein; sei nützlich thätig, so wirst du keinen Mangel haben. Selten liegt das Uebel, über welches unzufriedene Menschen klagen, in ihrer äusserlichen Lage, sondern in ihrer Eitelkeit oder Trägheit, in ihrer Habsucht oder in ihrem Hange zum Wohlleben, in ihrem Eigensinn oder in ihrer stolzen Laune, in ihrer Herrschgier oder Unredlichkeit, die Keiner liebt. Darum recht thun und Gott vertrauen hebt alle Sorge!

Auch viele Sorge erspart sich der Mensch, wenn er sich das, was er begehrt oder zu erreichen gedenkt, nur in allen Theilen klar vorstellt; wenn er, so oft er auf das Ziel seiner Bemühungen hinsieht, sich selber deutlich macht: Was und wieviel kann ich dazu thun? Was und wieviel hingegen hängt zum Wohlgelingen von andern Menschen und von Umständen ab, die nicht in meiner Macht liegen?

Diese wichtige Frage muß der Christ vor jeder neuen Unternehmung thun. Durch die Antwort, welche er gewinnt, klärt sich Vieles von seiner Zukunft auf. Er wird getroster, fester, muthiger arbeiten, je gewisser er weiß, daß zum guten Gelingen das meiste von seinem eigenen Fleiße abhängt. Er wird behutsamer zu Werke gehen, weniger hoffen, sich gefaßter machen auf das Scheitern seiner Plane, je heller er einsieht, daß es dabei nicht halb so sehr auf seine eigenen Kräfte, als auf die Stimmung anderer Menschen, auf Umstände ankommt, die sich nicht vorher berechnen lassen. Er wird daher thun, was seine Pflicht ist, um dies gewisse Ziel zu erreichen; aber in allem Uebrigen Gott vertrauen. Alle weitere Sorgen helfen nicht zum Gedeihen der Sache. In gewagten Spielen darf Keiner mit Zuversichtlichkeit den Ausgang voraus verkündigen. Ist er aber so glücklich, als du wünschest, so so nimm ihn als Geschenk aus Gottes Liebeshand, denn du hast doch das Wenigste dazu thun können. Schlägt deine Hoffnung fehl — wohl, du wußtest es voraus. Du konntest dich nicht zuviel auf das Gelingen wagen. Sei Gott dankbar, der das nicht geschehen ließ, wonach du dich sehntest; denn was Gott dir verweigert, ist entweder dir oder den Deinigen zuletzt dennoch wohlgethan. Sei überzeugt, du hattest für dein Wohlsein einen falschen Weg eingeschlagen, darum ward er dir durch Hindernisse verlagert. Aber hasse nicht die Umstände, nicht die Menschen, welche dich hinderten, dein Ziel zu erreichen; denn sie waren nichts mehr und nichts weniger, als Werkzeuge Gottes zu deinem Besten. Hassest du sie, so hassest du zugleich die Werke Gottes, so fluchst du der Weisheit deines Vaters. Danke Gott, und segne die, welche dich an deinem vermeinten Glücke hinderten. Du wirst gewiß einst mit Erstaunen wahrnehmen, daß du sie nicht umsonst gesegnet hast. Gott hielt dich für den Stand, für den Wirkungskreis, für die Umstände, in denen du bist, unentbehrlich nothwendig. Darum bist du in ihnen. Das war Gottes Plan. Darum recht thun und Gott vertrauen macht manche Sorge eitel!

Und was dann nicht zu ändern ist, das entschlage deinem Sinne. Aber es ist nichts von dem zu ändern, was Gott gethan hat. Du kannst nur ändern an deinem eigenen Werke. Alles Sorgen um dasjenige, was über dein Vermögen ist, schwächt nur dein Nachdenken um dasjenige, was du wirklich noch zu thun hast. Alle Furcht und Bangigkeit um Dinge, die du als Gottes Werk betrachten mußt, weil du nicht Herr derselben bist, raubt dir nur die Kraft und Sicherheit des Handelns in den dir angewiesenen Pflichten. Du thust nicht recht, du vertrauest nicht Gott! Welches Looses bist du nun werth?

Es ist mehr als gemeine Thorheit, es ist wahrhaft schon Gemüthskrankheit, wenn der Mensch um geschehene Dinge, die er nie ungeschehen machen kann, Noth und Kummer hat, statt zu erwägen: Was habe ich nun unter so bewandten Umständen für die Zukunft zu thun, damit durch meine Unvorsichtigkeit, durch meine Betrübniß das Uebel nicht noch schlimmer werde? Was kann ich thun? Was soll ich thun? — Thue du nur recht, für das Uebrige sorgt dein Gott. Mische dich nicht in die Angelegenheiten der ewig wachen, ewig weisen Vorsehung! Sie hat wohl gethan, thue du aber recht.

Es ist eben so eitel, gewisse Dinge, die nicht mehr abzuändern sind, sich nicht aus dem Sinne zu schlagen, als sich wegen mancherlei Möglichkeiten zu ängstigen, die noch nicht da sind und vielleicht nie kommen. Das Letztere ist demungeachtet sehr gewöhnlich. Es ist eine Art von Gespensterfurcht, die an sich selbst ein viel größeres Unglück ist, als das Unglück je sein kann, vor dem man sich fürchtet.

Doch Jeder sucht dieses Selbstquälen zu vertheidigen, und spricht: Es ist nun so. Und selbst wenn ich zugeben müßte, meine Besorgnisse wären sehr vergeblich: so kann ich mich ihrer doch nicht erwehren.

Wohl, du banges, allzuverzagtes Herz, wohl kannst du dich ihrer erwehren. Mache nur den Inbegriff aller Lebensweisheit, den dir Jesus gab, zur Seele deiner Denkart. Recht thun und Gott vertrauen! Erfülle nur deine Pflichten in der Gegenwart; Gott wird die Zukunft weise regieren. Sie liegt in seiner Hand.

Und hast du Vertrauen zur Weisheit dessen, der dich und die Deinigen bisher besser geleitet, mit mehr Freuden überschüttet hat, als du verdientest, oder weise zu geniessen wußtest, — hast du dies volle Vertrauen, o so wird dich deine ängstliche Neugier um das, was dir etwa bevorsteht, sehr beruhigen. Dann fragst du wahrlich nicht: Was habe ich zu erwarten? sondern du gibst die Versicherung: Ich habe das Beste für mich zu erwarten, weil Gott mir immerdar das mir Zuträglichste gewährt. Ich empfange nichts Anderes, als was Gott beschlossen hat zu meinem Wohl.

Bekümmerter Vater, allzubesorgte Mutter, du zitterst um das Schicksal deines Kindes, wenn es nicht mehr an deiner Hand wandelt. Wie wird es ihm ergehen? Wer wird sich seiner annehmen? — O Vater, o Mutter, recht thun und Gott vertrauen! Thue du an deinem Kinde heute noch, was deine Pflicht gebeut; flöße ihm tugendhaften Sinn ein, strafe seine Fehler, bilde seinen Verstand aus, laß es in Schulen, laß es in Geschäften nützliche Geschicklichkeiten erwerben, dann erst hast du recht gethan. Alles Andere ist nun die Sache Gottes. Meinst du, er werde weniger für dein Kind thun, als du gethan? Ist dein Kind nicht auch Gottes Kind?

Bedrängter und verfolgter Christ, warum überlässest du dich so trauriger Furcht und Besorgniß wegen dessen, was dir deine Feinde Böses thun können? Warum bist du Gegenstand ihrer Verfolgung geworden? Hast du recht gethan; warum zitterst du vor denen, die in Gottes Gewalt sind? Ist Gott für dich, wer mag wider dich sein? Thue auch jetzt recht; handle deinen Pflichten gemäß! verfahre gegen deine Widersacher mit Besonnenheit; laß dich keine Leidenschaft überwältigen. Bewahre in deiner Brust ein reines Gewissen, und du gehst ihnen mit der edeln Ruhe des Siegers entgegen, dem man Alles rauben kann, aber nie die Hoheit seiner Unschuld und Gerechtigkeit. Warum verfolgen sie dich? Hast du unrecht gethan? Siehe, Gott sendet sie, um dich zum Wege des Rechts zurückzuzwingen. Du hast die Tugend verlassen, darum verläßt dich die Freude. Du empfindest die Strafe der Sünde, du lernest wieder glauben an das Dasein einer sittlichen Weltordnung. Deine Sorge ist umsonst, der Strafe zu entrinnen: sie hat dich ereilt. Du hast sie schon mit dieser Angst, die dich foltert, halb überstanden. Jetzt kehre um! Thue von diesem Augenblick an recht, und die seligen Folgen der Tugend werden auch wieder zu dir umkehren. Thue recht, und die erste Wirkung der von dir gewissenhaft erfüllten Pflicht wird — Vertrauen und Zuversicht auf Gott sein. Gott wird dich retten! Selbst deine Strafe ist Rettung für dich!

Wie mannigfaltig und eitel und verderblich ist menschliche Sorge um das, weswillen kein Sohn des Staubes zu sorgen hat! Wie selten sorgt der Mensch mit aller Vorsicht und allem Ernste um das, was seiner Sorge wirklich anvertraut ist! Welche Verwirrung, welche Noth, welche fruchtlose Bekümmerniß, wo der Mensch die Lebensweisheit Jesu aus den Augen läßt! Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit! Dies ist's, was allein ein Gegenstand menschlicher Sorge sein kann und sein soll — alles Uebrige liegt ausser dem Gebiete unserer Kräfte, und ist Gottes Sorge.

Ich habe den tiefen, fruchtbaren, seligmachenden Sinn Deiner Himmelsworte, o mein Jesus, o mein göttlicher Rathgeber, ich habe ihn verstanden. Mein Gemüth ist voll entzückender Ruhe. Ich fürchte keinen Feind; ich zittere nicht mehr vor Widerwärtigkeit. In deiner Allmachtshand, o mildreicher Vater, sind meine Feinde, meine Widerwärtigkeiten. Ich hange an Dir mit stiller Zuversicht. Dein Werk ist, was ich nicht ändern kann. Ich will recht thun, alle meine Pflichten mit Treue vollstrecken, Deinen Willen thun, und ein seligkeitvoller Friede herrscht in meiner Brust, den kein Schicksal vernichtet.

Ich vertraue Dir, und alle Besorgnisse schwinden vor mir, wie Schatten vor einer emporsteigenden Sonne. Wie konnte ich mich doch so oft und so vergeblich selbst quälen! Warum begriff ich die Heilsworte Deines ewigen Sohnes, meines Heilandes, nicht früher! Aber unvertilgbar sollen sie nun in meinem Gedächtnisse hingeschrieben stehen, unvertilgbar in allen meinen Handlungen erscheinen. Und wenn mich eine neue Furcht übermannen oder eine neue Sorge mich niederdrücken möchte, dann blicke ich, Vater, empor zu Dir mit der Zuversicht des Kindes, und ich spreche zu mir: Recht thun und Gott vertrauen!

183.

Der Luxus.

Matth. 26, 7—11.

Christus, so lange er unter uns Sterblichen wohnte, lebte arm. Er wollte ja den Niedrigsten von uns gleich sein, und Knechtsgestalt annehmen. (Phil. 2, 6. 7.) Er wollte nicht durch äussere Herrlichkeit glänzen, sondern durch seinen Alles beseligenden Geist, durch sein Alles beseligendes Wort. Er wollte das Zutrauen der größten Menschenmenge gewinnen, die mit ihm lebte, darum stellte er sich ihr gleich. Er kannte zu tief den herrschenden Fehler der Reichen und der Großen dieser Welt, die durch zu viele angenehme, sinnliche Zerstreuungen gefesselt sind, um sich an das Geistige, an das Ueberirdische mit Leichtigkeit schliessen zu können. Er wußte es, daß sie nicht fähig sein würden, im Kampfe für seine neue Lehre, für das geoffenbarte Himmelreich Verfolgung und Schmach, Armuth und Tod zu dulden.

Auch seine Jünger waren daher aus dem ärmern Volk gewählt. Aus ihrer ehrwürdigen Niedrigkeit erhob er sie zu Lehrern und Beglückern einer ganzen Welt.

Ob nun gleich Jesus den Stolz und alle Fehler der Reichen verachtete, hat er doch nicht der Reichthum, die Annehmlichkeit des Lebens, den Genuß edler und schöner Gaben Gottes verachtet. Als ein frommes Frauenzimmer ihm einst mit den köstlichsten Salben des Morgenlandes das heilige Haupt netzte, zürnten seine zur Sparsamkeit gewöhnten Schüler, und sprachen: Wozu dieser Aufwand? Wozu dienet er? Dieses wohlriechende Wasser hätte theuer verkauft und das daraus gelöfete Geld den Armen gegeben werden können! (Matth. 26, 9.) Christus aber sprach: Sie hat ein gutes Werk an

mir gethan. Die Armen habet ihr allezeit bei euch, mich aber nicht allezeit.

Auch heutiges Tages haben noch viele rechtschaffene, fromme Christen ein gerechtes Vorurtheil gegen den Aufwand des Reichthums, gegen Pracht in Kleidern und Geräthen, gegen die mit kostbaren Speisen besetzten Tische, gegen den Ueberfluß in den Haushaltungen, gegen die mit großen Unkosten aufgeführten Prachtgebäude, gegen die wechselnden Moden der Kleidung, gegen die zahlreiche Dienerschaft der Vornehmen, und gegen andere Sachen des sogenannten Luxus oder Aufwandes.

Sie tadeln diesen Aufwand; sie glauben, nur in strenger Enthaltung aller Bequemlichkeiten, in Entfernung von allen äussern Zierrathen, in Vermeidung aller Kostbarkeit der Kleidung, der Wohnung, des Geräthes, der Speisen und Getränke, bestehe das wahre Christenthum, oder die wahre Verläugnung seiner selbst.

Sie sagen, wie die Jünger einst zu Jesu: Wozu dienet dieser Unrath? — Ihr gehet in Gold und Seide: warum verkaufet ihr nicht euern Schmuck, um diejenigen Unglücklichen zu bekleiden, die kaum Lumpen genug haben, womit sie ihre Blöße verhüllen können? Warum bauet ihr Paläste von Marmor, während viele eurer armen Brüder nicht haben, wohin sie ihr Haupt legen? — Der Aufwand ist das Verderben der Welt; er richtet Völker zu Grunde. Es ist schwer, daß ein Reicher ins Himmelreich eingehe; es ist schwer, daß wahre Tugend im Herzen des Vornehmen wohne, der nur für die Herrlichkeiten dieser Welt lebt. Wie kann christliche Bescheidenheit Platz haben neben solcher Pracht? Wie kann Demuth wohnen in solchen Palästen?

Solche Worte vernimmt man nicht selten von eifrigen Christen. Ach, sie bedenken nicht, daß sie in denselben Fehler verfallen, in den die Jünger Jesu geriethen, da sie den Aufwand eines frommen Weibes tadelten. Sie erwägen nicht, daß sie in ihrem Eifer nicht nur das Schädliche, sondern selbst das Unmögliche verlangen. Denn gesetzt, daß alle Begüterten sich nun entschliessen wollten, ihre Juwelen, ihre Paläste, ihre Herrlichkeiten zu verkaufen: wo würden sie noch Käufer finden, wenn es die Reichen nicht selbst wieder sind? Und wenn alle Vornehmen, alle begüterten Christen nur mit dem Nothwendigsten vorlieb nehmen, alles ihr übriges ererbtes oder sauer erworbenes Vermögen unter die oft nur zu sehr dem Müßiggang ergebenen Armen vertheilen wollten: wer würde dann noch arbeiten? Denn nichts als die Hoffnung zu einigem Gewinne, nichts als die Nothwendigkeit, sich und den Seinigen die Lebensbedürfnisse zu verschaffen, treibt zur Arbeit, zum Fleiß, zur Sparsamkeit, zur Treue, zur Dienstfertigkeit und zu andern christlichen Tugenden an. Darum hat Gott selbst die Güter dieser Welt ungleich vertheilt, darum sind in allen Welttheilen und unter allen Völkern, unter den gesitteten, wie unter den wilden, in allen Zeiten Reiche und Arme, Herren und Diener, Befehlende und Gehorchende gewesen.

Und wahrlich, lasset uns doch auf unsere Bekannten, auf die reichen und armen Familien unserer Städte, unserer Dörfer umhersehen, und wir werden von unserm ungerechten Vorurtheil bald zurückkommen. Wir werden uns bald überzeugen, daß der Reichthum weder Sünde sei, noch zum Sünder mache; sondern daß der Mensch den Reichthum wie die Armuth erst mißbraucht, und zum Werkzeug seiner Sünde macht.

Wer auch nur einige Weltkenntniß und Erfahrung hat, wird eingestehen, daß oft weit mehr Bescheidenheit unter Purpur und Seide gefunden wird, als unter dem schlechten Kittel; daß oft in den Palästen der Vornehmen mehr christliche, ächte Demuth wohnt, als in manchen Bürgerhäusern; daß oft die angesehensten, mächtigsten Personen weniger Stolz haben, als manche geringe Leute, die auf ihr weniges Eigenthum, auf ihr geringes Amt, auf ihre etwanigen Naturgaben übermüthig und stolz sind; daß oft die minder begüterten Menschen viel ungerechter, viel härter in ihren Urtheilen über die Wohlhabenden und Reichen sind, als diese über sie. Wie viel tugendhafte Fürsten, wie viel rechtschaffene Staatsdiener müßten wir verdammen, wenn sie um ihrer irdischen Güter willen verdammungswürdig wären! Wie viel reiche Familien, die gleichsam im Ueberflusse schwimmen, leben für sich selbst sehr enthaltsam und mäßig, um Andern beistehen zu können!

Der Prachtaufwand ist so wenig an sich dem Heil der Seele schädlich und eine Sünde, als es der Genuß des Weins beim frohen Mahle ist, den Jesus selbst einst wunderbar schuf, da er dem heitern Hochzeitmahle zu fehlen anfing. (Ev. Joh. 2, 7 — 10). Jenes Gold in dem tiefen Schoose der Erde, jene Perlen aus dem Abgrunde des Meeres: sind sie nicht Gottes Werk und Gottes Gabe? Aber nicht was Gott schuf, ist tadelnswürdig, sondern was der Mensch durch sündlichen Mißbrauch entheiligt.

Schönheit ist in der Natur eine Zierde, und es liegt in der Natur des Menschen, daß er sie liebt. Ja, es ist unsere Pflicht, keine rechtlichen Mittel zu versäumen, auch durch Anmuth in unserm Aeussern das Wohlgefallen unserer Mitmenschen zu erregen. Und fehlt uns fremder, fehlt uns köstlicher Schmuck, so wird wenigstens Sauberkeit und Reinlichkeit unsere erste Zierde sein. Denn wenn wir das Wohlgefallen der Menschen, wenn wir ihre Zuneigung für uns versäumen und zurückstoßen, so stoßen wir zugleich das sicherste Mittel, die vortheilhafteste Gelegenheit von uns, wohlthätig auf sie zu wirken. Wir schränken muthwillig unsern größern Wirkungskreis ein, welchen Gott uns zum Besten unserer Mitbrüder eröffnete.

Der Aufwand, welchen wir in unsern Bedürfnissen auf eigene Weise machen können, ist nicht nur an sich selbst keine Sünde, sondern er ist unsere Pflicht, weil er die Nahrungsquelle vieler tausend Arbeiter ist, die ohne dies Noth leiden würden.

Ihr, die ihr mit wohlgemeintem, aber unbedachtem Eifer den Aufwand aus der Welt verbannen möchtet: welches namenlose Elend würde die Erfüllung eures grausamen Wunsches über das Menschengeschlecht verbreiten, welches ihr Kurzsichtigen zu beglücken meinter! Welche zerstörende Umwälzung aller Dinge würden wir erfahren müssen! Der Zusammenhang zwischen den entferntesten Völkern wäre nun auf ewig zerrissen, welche jetzt noch, wie Glieder einer großen Familie, der Handel und Umtausch der mannigfaltigsten Waaren zusammenknüpft. — Wir würden die Schiffe des Meeres entbehren, und unsere Brüder in fernen Welttheilen verlassen. — Millionen thätiger Menschen in tausend Städten und Dörfern wären unbeschäftigt und nahrungslos; womit wollt ihr sie

ernähren, da ihre Arbeiten sonst zu fernen Weltgegenden verführt und in Geld verwandelt worden sind? — Wie würden, wollten wir Alles verbannen, was nicht zur äussersten Nothdurft unumgänglich nothwendig wäre, in den Stand der Halbwilden zurückkehren, die sich mit Fellen kleiden, und in schlechten Höhlen und Hütten behelfen können. — Unsere Erkenntniß der Welt und der Werke und der Größe Gottes würden geringer werden, weil uns durch Verbannung alles Entbehrlichen, alles sogenannten Aufwandes, tausend Mittel zur Bereicherung unserer Einsichten fehlen würden. — Der Reiche würde seine Güter allein besitzen, aber wie todten Staub, während jetzt die Arbeit der Armen für den wichtigen Aufwand der Wohlhabenden das Vermögen derselben wohlthätig über Tausende verbreitet.

Aber wie Alles durch Mißbrauch zur Sünde entarten kann: so ist es auch mit dem Aufwande.

Wann aber ist der Aufwand unerlaubt und sündlich?

Er ist es in drei Fällen, auf welche wir, als Christen, jederzeit achten sollen.

Der Aufwand ist Sünde, wenn er die Kräfte unsers Vermögens und Eigenthums übersteigt — dann wird er Verschwendung. Daher kommt es, daß auch der Aermste unserer Nebenmenschen mit Wenigem einen größern Aufwand treiben kann, als der Reiche, der zu den Genüssen seines Lebens und für Vergnügungen aller Art kaum die Hälfte seines jährlichen Einkommens verbraucht. Die geringen Ausgaben eines Reichen, der deswegen für allzusparsam erklärt wird, können für den unbemittelten Bürger ein übertriebener Luxus heißen, wenn er dergleichen bei seinem Vermögen dennoch macht.

Wir sollen überall erst für die nothwendigsten und unentbehrlichsten Bedürfnisse sorgen, und durch Arbeitsamkeit so viel Vermögen einsammeln, daß wir uns und die Unsrigen mit Ehren erhalten können, daß wir nicht Andern wegen unserer Erhaltung zur Last fallen. So lange wir darin nicht gesichert sind, ist jeder Aufwand, der unsere Kräfte übersteigt, sündlich. Wir sehen uns und die Unserigen der Gefahr ausgesetzt, in Armuth zu schmachten, und ein kummervolles Alter zu erreichen; wir setzen uns und die Unsrigen der Gefahr aus, endlich in alle jene Laster zu fallen, in welche nur zu oft Armuth und Begierde nach Wohlleben stürzen, als da sind die Laster der Betrügerei, der Ungerechtigkeit, der Treulosigkeit, des Diebstahls, des Meineids, des Neides u. s. w. Nur erst wenn wir einen Ueberfluß unserer Ersparnisse wahrnehmen, nur erst dann ist es uns erlaubt, uns oder den Unserigen theurere Genüsse zu verschaffen. Dann theilen wir gleichsam unsern Ueberfluß mit ärmern Nebenmenschen, die für uns gearbeitet haben, und wir sind durch den größern, unsern Kräften angemessenen Aufwand auf die nützlichste Weise Andern wohlthätig.

Der Aufwand ist Sünde, wenn er der Gesundheit unsers Körpers nachtheilig ist.

Unser Leib, obgleich nur Staub, den wir der Erde einst zurückgeben sollen, ist ein Heiligthum, welches wir nie entweihen, nie verletzen sollen. Denn Gott hat ihn uns gegeben, als ein Werkzeug unserer unsterblichen Seele, damit nützlich zu wirken in dieser Welt. Wer ihn durch schädliche Genüsse zerstört, wer ihn durch Unmäßigkeit und Prasserei kränklich macht, ist ein geheimer Selbstmörder, und vor Gott verantwortlich.

Darum ist der Aufwand des Armen, der sein weniges Vermögen hinopfert, um sich mit hitzigen Getränken zu berauschen, eben so sündlich, als der Aufwand des Reichen, der an schwelgerischer Tafel sich und seine Gäste mit erkünstelten, ungesunden Speisen vergiftet, wofür er, als für Seltenheiten, Hände voll Goldes hinschleudert. Eben so ehrwürdig der weise Genuß des Reichthums, oder die Mäßigkeit des Armen ist, eben so verdammungswürdig ist der Schlemmer, der Prasser, der Trunkenbold. — Wie mag er den Namen eines Christen ansprechen, da er nur für sein thierisches Leben Sorge trägt, und im Kitzel seiner verdorbenen Sinne Freuden findet?

Der Aufwand ist Sünde, wenn er die Reinheit unsers Herzens befleckt.

Und dies geschieht, wenn der Mensch darein seinen höchsten Werth setzt, daß er in Kleidern und Geräthen, in Wohnung und Vergnügungen mehr Pracht und Luxus zeigen kann, als ein Anderer seines Standes. — Es geschieht, wenn der Mensch die äusserlichen Zierden als das Höchste auf Erden ansieht, und nur dafür geschaffen zu sein glaubt. — Es geschieht, wenn er Aufwand treibt, nur aus Eitelkeit und Stolz; nicht um sich Andern gefällig zu machen, sondern um sich über Andere Seinesgleichen zu erheben, und sie dadurch zu kränken. Es geschieht, wenn die Quelle seines Aufwandes nur Neid ist, in der er es Andern gleich thun will, die vielleicht bei größerm Wohlstande fähiger zu einem größern Aufwande sein könnten.

Thörichte Sterbliche, die über den Schmuck des Leibes den schönsten Schmuck der Seele, Einfalt, Demuth und Liebe, verlieren! — die das Unsterbliche vergessen über den Staub, welchen sie nach wenigen Monden oder Jahren im Arm des Todes ablegen müssen! —

Thörichte Sterbliche, die da jeden Andern wegen seiner Eitelkeit, wegen seines leeren Stolzes lächerlich finden, und doch vergessen können, daß sie wieder von Andern aus gleichen Ursachen verspottet werden! — die da glauben, sich mit einigen kostbaren Gebäuden und Geräthen höher zu stellen, als Andere sind, und doch eben darum von ihnen verachtet werden! — die sich Nachfolger und Nachfolgerinnen Jesu nennen, aber sich seiner Bescheidenheit und Demuth schämen!

Mag immerhin euer Aufwand angemessen sein euerm Vermögen, sei er immerhin unschädlich eurer Gesundheit — ach, er vergiftet eure Seele! Und wenn du mit den Schätzen der ganzen Welt prangen könntest, und nähmst Schaden an deiner Seele: was hättest du gewonnen? — Wenn dein Palast einst hinter dir liegen bleibt, und du ihn mit dem engen finstern Raum des Grabes vertauschen mußt; — wenn deine rauschenden Gastmähler schweigen, und du den Würmern nur den Staub deines Leibes noch zum Gastmahl bringen kannst; — wenn die kostbaren Gewänder und Kleinodien, welche einst deinen gebrechlichen Leichnamen bedecken, von dir abgestreift daliegen, und der Sterbekittel dein moderndes Gebein bedeckt — o Mensch, o Unsterblicher, der du nicht für Tand und irdischen Schmuck geboren wardst, sondern für höhere, ewige, heilige Bestimmung — o Mensch, was bist du dann? — Mit welchem Schmuck will deine schaudernde Seele vor den Richter treten, da du dich mit keinen Tu-

genden zierteſt, deren Kraft dich durch die Ewigkeit begleitet? — Du lebteſt für den Staub, und haſt deinen Lohn dahin!

O Jeſus, du ehrwürdiges Muſter frommer Demuth und Mäßigkeit, laß mich nicht weichen von Deinem heiligſten Vorbilde! — Nichts habe ich, das mir hienieden gehört; Alles iſt mir auf Lebensfriſt geliehen; nichts habe ich, als mein Selbſt. So will ich denn nicht ſtolz ſein auf das Vergängliche, ſondern nur meine Seele mit Tugenden, und mein Gedächtniß mit den Erinnerungen ſchöner gottgefälliger Thaten bereichern. Und was Du, mein Gott, mein himmliſcher Vater, mir auf Erden gibſt, und wäre es Ueberfluß von zeitlichen Gütern, ich will ihn zu Deinem Dienſt, das heißt zur Beglückung meiner Mitbürger, verwenden. Muß ich einſt Rechenſchaft ablegen, wie ich das Pfund verwaltet habe, welches Deine Gnade mir anvertraute — ach, daß ich dann nicht vor Dir erzittern dürfte! daß ich freudig emporſchauen und ſprechen könnte: Ich ſuchte damit wohlzuthun; Dein Segen war es, durch den ich Wohlſtand genoß: ich machte ihn wieder Andern zum Segen!

Nun denn, meine Seele, dies Gelübde — dein Gott vernahm es, der dich allgegenwärtig umgibt — eile hin und erfülle es vor ihm. Weg Eitelkeit, weg Stolz auf äuſſere Vorzüge; Seelenſchönheit ſei mein höchſter Wunſch; ein reines Gewiſſen ſei mein edelſtes Kleinod, und die Achtung tugendhafter, weiſer Menſchen meine beſte Pracht.

Und Du, Geiſt Gottes! durchdringe mich tief, daß jeder Leichtſinn von mir weiche, daß ich durch keinen Mißbrauch meiner irdiſchen Habe mich entehre, und bei jeder Anwendung meines zeitlichen Vermögens denken könne: Vergiß nicht, daß du der Bürger einer beſſern Welt ſein ſollſt!

184.

Der Undank.

1 Theſſal. 5, 18.

Was wär' ich ohne Deine Güte,
O Gott, mein Vater? — Aſch' und Staub!
In meines Lebens voller Bluthe
Wär' ich des finſtern Todes Raub.
Könnt' ich's vergeſſen? — Nein, mein Dank
Ertöne, Gott, Dir lebenslang!

Was ich von guten Menſchen habe,
Sei unvergeſſen allezeit,
Und ſelbſt die kleinſte Freudengabe
Erwecke meine Dankbarkeit.
Schon das Gefühl von unſerer Schuld
Erwirbt vor Gott und Menſchen Huld.

Willſt du die drei Hauptſtufen menſchlicher Verderbtheit ſehen? — Verachte den trägen Selbſtſüchtigen, welcher klug genug iſt, die ſchändlichen Laſter zu fliehen, weil ſie ihn entehren, oder ihm Nachtheil bringen könnten, aber allzubequem iſt, um Gelegenheit aufzuſuchen oder zu ergreifen, wie er Freunden oder Feinden Gutes thun könnte. Er ſelbſt hält ſich ſchon für einen vortrefflichen Chriſten, weil er wenigſtens wiſſentlich nicht viel Böſes thut, und ſich keine groben Vergehungen zu Schulden kommen läßt. Er rietet zuweilen ſogar die Hand, etwas Nützliches befördern zu helfen; nur muß es ihm nicht ſchwer werden, und nicht allzugroße Ueberwindung koſten. Er gibt aus natürlichem Mitleiden armen Leuten, und hofft, der Himmel werde ihm das hoch anrechnen, was er von ſeinem äuſſerſten Ueberfluſſe hingibt, und was er auch ſonſt wohl bei einem Gaſtmahl oder bei einer Luſtbarkeit weggeworfen haben würde, ohne daß es ihm weh gethan hätte. Er erwiedert ſorgfältig die Höflichkeiten ſeiner Freunde, vermeidet Streit und Zank, verdirbt es mit Niemanden. Vielleicht geht er noch auſſerdem in die andächtigen Verſammlungen der Chriſten; hält viel auf Religion; betet ſogar zu beſtimmten Zeiten ſeine gewöhnlichen Gebete her, und meint nun, er habe das wahre Chriſtenthum, und ohngefähr Alles geleiſtet, was man von ihm fordern könne.

Dieſer Menſch ſteht auf der niedrigſten Stufe der Verderbtheit. Er iſt eben nicht laſterhaft, aber auch ohne wahre Tugend. Er verläßt ſich auf das Verdienſt ſeines Erlöſers, und lebt, um ſich wohl zu thun. Was er nebenbei Nützliches und Gutes verrichtet, betrachtet er als ein kluges Kapital, daß ihm große Zinſen in jenem Leben eintragen ſoll.

Auf dieſer untern Stufe moraliſcher Verderbtheit ſtehen wohl die meiſten heutigen Chriſten. Sie leben nicht tugendhaft, ſondern nur wohlanſtändig und geſittet. Sie haben ihren guten Namen lieb, und hüten ſich daher vor auffallenden Untugenden.

Die zweite Stufe menſchlicher Verderbtheit iſt, wo Menſchen in ihren heftigen Leidenſchaften zu mancherlei Fehltritten hingeriſſen werden. Sie vergeſſen Sitte, Anſtand, Tugend, Religion, um ihrer Hauptneigung zu fröhnen.

Hier ſteht der Trunkenbold und der Verſchwender, hier der Geizige und der Betrüger, hier der Verführer und Ehebrecher, hier der Ehrgeizige und Spieler, hier Jeder, welcher Sklave irgend eines laſterhaften Hanges iſt. Solche Menſchen können in allem Andern, was nicht an ihre Schwäche rührt, ſogar tugendhafte Geſinnungen hegen. Sie können, ſobald ihre ſündliche Neigung befriedigt iſt, gemeinnützige Bürger, zärtliche Aeltern, großmüthige Freunde ſein, können ſich und das Ihrige für Wahrheit, Recht und Tugend aufopfern. Man hat Räuber und Mörder geſehen, welche edelmüthig gehandelt, Wüſtlinge, die, um eine Unſchuld zu retten, ſich in Todesgefahr geſtürzt haben. Dieſe Elenden ſind von ihrer Leidenſchaft wie von einem böſen Geiſt regiert und gefeſſelt, und taumeln von Laſter zu Laſter, von Verbrechen zu Verbrechen, bis ſie endlich, immer tiefer verſinkend, den ganzen Kreis der Sünde durchlaufen haben, und verächtlicher, als das vernunftloſe Thier, ein Abſcheu der Menſchen und Gottes, im Abgrund ihrer Bosheit untergehen. Allein auch der Schlechteſte dieſer Unglücklichen hat noch immer einige Funken des Guten in ſeinem Herzen bewahrt. Auch der Verderbteſte unter ihnen iſt noch nicht ganz Teufel. Er rächt ſich nur an ſeinen Feinden, er verfolgt nur, die ihn verfolgen; er ſchadet nur denen, welche ſeine Leidenſchaft reizen.

Aber auf der dritten und höchſten Stufe menſchlicher Verderbtheit ſteht nur Einer, und wer ihn erkennt, wendet ſchaudernd ſein Angeſicht von ihm, und faßt nie Vertrauen zu ihm. Er lebt nicht blos ſeinen Gelüſten; er verfolgt nicht blos ſeine Verfol-

ger; er vergilt nicht bloß das Böse mit Bösem — nein, er vergilt auch das Gute mit Bösem; er bezahlt die zärtliche Liebe mit Haß; er gibt für die Wohlthat eine Uebelthat; — — dies ist der Undankbare.

Der Undankbare verlacht die heiligsten Pflichten der Menschen, und kann es gelassen sehen, wie selbst Thiere ihn beschämen, die mit Treue ihren Wohlthätern folgen. Er kann die Stadt, das Dorf, das Vaterland verrathen, welches ihn ernährte. Er geht, wie Judas, und verkauft den treuesten Freund mit Küssen. Er gräbt seinen Wohlthätern eine Grube, um sich ihres Vermögens zu bemeistern, mit dem sie ihn ernährt und ihm in der Noth emporgeholfen hatten. Er bedeckt seinen Lehrer mit Schmach, der ihm den Weg des Heils wies, und wirft den Baum in den Scheiterhaufen, dessen Früchte ihn erquickten. Er ist's, der die verruchte Hand gegen des Vaters Haupt erhebt, das in Sorgen für ihn ergraute, und den Busen der Mutter zerfleischt, der ihn einst säugte.

Alle Völker, alle Religionen der Welt haben für den Undank ihren besondern Fluch. Alle Menschen haben für Verbrecher jeder Art eine Thräne des Mitleids — aber für den Undankbaren nur Abscheu, denn solches Wesen gehört nur dem Scheine nach zum menschlichen Geschlecht.

Wer des Undanks fähig ist, und was er Gutes empfangen, mit Bösem erwiedern kann, ist auch jedes andern Verbrechens fähig, denn in ihm ist die Urquelle aller Tugend erloschen, die reine Liebe. Einem Verpesteten gleich, meiden ihn die bessern Menschen, und selbst die Verworfenen müssen sich ihm mit Schüchternheit nahen.

Dankbarkeit ist keine Tugend, ist nichts Großes. Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? (Matth. 5, 46.)

Aber so wie Feindesliebe gleichsam der Gipfel christlicher Seelengröße ist, die uns nur der Gottheit nähert (Matth. 5, 44. 45.), so ist Freundesverrath, Undank gegen das Haus unsers Wohlthäters, der Gipfel aller Laster. — Auch nur Undank konnte Jesum, den Allerheiligen, in die Hände der Mörder ausliefern, nur Undank ihn zum Kreuze führen.

Diese Entartung der menschlichen Natur hat ihre geringern und größern Grade. Schon das Vergessen empfangener Wohlthaten, Nichtachten der genossenen Freundlichkeit und Liebe, Gleichgültigkeit gegen treue Führer, nützliche Lehrer, liebevolle Verwandte, sorgende Aeltern, ist eine Stufe des Undanks, die das Herz entehrt, und ein Uebermaß gefühlloser Leichtsinns verräth.

Ach, wie Mancher, der sich des Christennamens rühmt, befleckte sich durch diese Schuld; wie Mancher, der in der Welt für edel und rechtschaffen gelten möchte, beweiset durch diesen Mangel an Empfindung, daß er nicht zu Jesu Nachfolgern gehört!

Liebet eure Feinde! spricht Christus. Du aber vergissest sogar des Freundes und Wohlthäters; denkst nicht mehr des Guten, so er dir gethan, und glaubst ein Christ zu sein?

Segnet, die euch fluchen! spricht Christus. Du aber vernachlässigst die, welche dir ihren Segen gaben, und für dich beteten. Du achtest der frommen Lehren derer nicht, die nur für dich lebten.

Thut Gutes denen, die euch hassen! spricht Christus. Du aber thust selber denen nicht wohl, die dich ernährten, da du dürftig warst; die dich speiseten, da du hungerig warst; die dir mit Rath und That halfen, als du in Verlegenheit um Hülfe seufztest. Du meintest deine Schuld schon wieder abgetragen zu haben, als du das Geld zurückgabst, mit dem dir Wohlthäter, vielleicht nicht ohne ihre eigene Verlegenheit, Beistand leisteten. Und du bist ein Christ? du betest? du besuchst den Tempel Gottes? — Ein reiner, unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der: die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal zu besuchen, und sich vor der Welt unbefleckt zu erhalten, sagt die heilige Schrift. (Jak. 1, 27.)

Eine höhere Stufe der Undankbarkeit ist die, wo man nicht nur das Gute mit Guten zu vergelten unterläßt, sondern das Gute mit Bösem vergilt. Dies ist des Herzens tiefste Verderbtheit. Aber in allen Lastern ist der Schritt vom Schlechten zum Schlechtesten leicht. Wer die Hand einmal vergessen hat, die ihn einst segnete, kann ihr auch zu einer andern Zeit noch fluchen. Wer des Herzens nicht mehr eingedenk ist, das ihm wohlthat, kann es auch zu einer andern Zeit durchbohren. Der Pfad des Lasters geht abwärts, und die Sünden ziehen uns mit ihrer eigenen Schwere hinab, dem Abgrunde entgegen.

Hier wandelt, der zum Hochverräther an seinem Vaterlande ward; hier wandelt der Verleumder dessen, der ihm zu Ehren half; hier der Betrüger dessen, der ihn mit Güte bereicherte; hier der Entehrer dessen, der ihm sein Vertrauen gab; hier der Ungerathene, der sich seiner Mutter schämt; hier der Vatermörder!

Du schauderst, mein Christ, vor der schwarzen Reihe dieser Verbrechen — Verbrechen, für welche manche Nationen des Alterthums keine Gesetze hatten, keine haben wollten, um die Sterblichen nicht an die Möglichkeit solches Lasters zu erinnern! — Du bebst von diesen gewissen- und gefühllosen Seelen zurück, und eine angenehme Empfindung belebt dein Herz bei dem Gedanken, daß du selbst von jenem Laster noch ganz frei warst.

Doch erforsche dich, ob du denn wirklich von allem Undank rein geblieben. — Vielleicht erwiederst du keinem deiner Mitmenschen Liebes mit Uebel; vielleicht vergaßest du nie das Gute, so du von ihnen empfangen. Aber wenn du nicht fehltest gegen diejenigen, welche du sahest, deren Verachtung du fürchten mußtest: war dein Herz eben so dankbar gegen den erhabenen, unsichtbaren Wohlthäter, ohne dessen Gnade du der Verlassenste von allen Sterblichen wärest? Hast du niemals der Wohlthaten deines Gottes, niemals seiner Barmherzigkeit vergessen, welche sich bei dir mit jeglichem Athemzuge erneut? — Wahr ist's, du erinnerst dich vielleicht mit zärtlicher Erkenntlichkeit dessen, was du deinen im Schooße des Grabes ruhenden Aeltern, Lehrern, Verwandten und Freunden schuldig bist. Aber bleibst du allezeit eingedenk des Segens, den dir dein Jesus erwarb, da er für dich am Stamme des Kreuzes blutete? Ist er, der erhabene, heilige Mittler, der dich durch sein Leben, durch sein Wort zu Gott führte, nicht der erste unter deinen Wohlthätern allen gewesen? — Du nahest dich dem heiligen Sakrament des Nachtmahls, um das Gedächtniß seines Todes zu feiern mit dankbarem Gemüth; aber erfüllst du seinen letzten Willen? Lebst du ganz in ihm, das ist, in seiner beseligenden Lehre? — War deine Dankbarkeit nicht vielleicht nur eine vorübergehende Aufwallung des Gefühls, nur ein Werk äusserer Anständigkeit und Gewohnheit? — Ach, lasset uns, sagt Johannes, nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit! (1 Joh. 3, 18.)

Undankbarkeit hat ihren Ursprung immer in einer gewissen Rohheit des Gemüths, in dem Mangel zarter Gefühle, die den edlern Menschen, den Christen, schmücken sollen; in der Abwesenheit einer Demuth, die da gern eingesteht, daß sie durch sich selbst wenig, durch die Freundschaft der Menschen viel, aber nur durch die Gnade Gottes Alles empfangen hat, Alles geworden ist. Sie hat ihren Ursprung in irgend einer sündlichen Leidenschaft, die sich unsers Herzens bemeisterte, und ist gleichsam der Gipfel derselben.

Am häufigsten verleitet der Leichtsinn zur Vergessenheit genossener Wohlthaten. Ihn sollen wir daher am lebhaftesten bekämpfen, weil er einer der gemeinsten Fehler ist, durch welchen wir die Herzen guter Menschen von uns zurückschrecken, und uns von der geistigen Vereinigung mit Gott entfernen. Je mehr unser Gedächtniß geneigt ist, das Andenken empfangener Liebe zu verlieren, um so tiefer sollen wir ihm dasselbe einprägen. Wir müssen es uns zur heiligen Pflicht machen, keine Gefälligkeit, keinen Freundschaftsdienst, keinen Beistand in der Noth anzunehmen, welchen wir nicht bei jeder Gelegenheit gern und willig auf irgend eine Weise erwiedern.

Nichts verbindet die Menschen unter einander inniger, als die Wahrnehmung eines zartfühlenden Herzens, welches auf Freundschaft und Aeusserungen derselben einen hohen Werth setzt. Unvermerkt neigen sich solchem Herzen Alle liebend zu, während der flatterhafte Leichtsinn bald mit allen seinen andern Vollkommenheiten verachtet, verlassen, und nur vom Mißtrauen der Menschen begleitet, allein steht.

Eben so gewöhnlich ist Stolz, der mehr oder weniger geheim gehalten wird, niedrige Selbstsucht, sich selbst vergötternde Eitelkeit und daraus entspringende falsche Scham, unrichtiges Unabhängigkeits-Verlangen die Ursache des Undanks. Der Stolz will nichts Andern, er will Alles sich selbst zu danken haben; die Selbstsucht will nichts als nur sich kennen und befördern; die Eitelkeit nimmt Alles, was ihr Gutes geschieht, nicht als Wohlthat, sondern als pflichtschuldige Opfer an; die falsche Scham findet Entehrung in dem öffentlichen dankbaren Geständnisse ihrer Schuld; das Streben nach einer falschen Unabhängigkeit findet die Dankbarkeitsbezeugungen lästig, sie will nur Rechte haben, und allen Andern Pflichten auflegen.

Der Christ, als edler Mensch, hat den höchsten Wahnsinn aus seinem Gemüthe verbannt; er will nur Mensch sein nach dem Willen Gottes. Er weiß, daß doch Alles, worauf Sterbliche stolz zu sein pflegen, nur von kurzer Dauer ist. Schönheit verblüht nach wenigen Jahren; Reichthum ist ein Staub, der den Geist nicht zur Ewigkeit begleiten darf; Kunst und vortreffliche Geistesanlagen können für einige Jahre Ruhm, aber auch eben so große Unannehmlichkeiten verschaffen, und gesellen den Menschen noch nicht den Edlern des Geschlechts bei. Nur Tugend adelt vor Gott und Sterblichen, bezwingt das Urtheil der Welt, erhebt über das Schicksal, einigt uns mit Gott, begleitet unsere Seelen in das Ewige.

Des Christen weichgeschaffenes Herz ist daher auch nicht gegen die geringste Gabe der Freundschaft unempfindlich. Es vergißt, was es Andern gegeben; es denkt nur daran, was es empfangen hat. Es nimmt selbst das, was ihm von Andern vielleicht nicht aus ganz reinen Freundschaftsgründen Gutes gethan worden, als Wohlthat und Liebe an, und lohnt mit Thaten der Liebe wieder.

Wer, wenn er einem Herzen begegnet, das nur von hoher Liebe und Dankbarkeit beseelt wird, kann ohne Rührung, ohne Gegenliebe bleiben? Wer wird diese bezaubernde Bescheidenheit nicht ehren, und sich nicht willig vor dieser ächten Demuth beugen? Wäre aller Menschen Brust von diesen Jesus-Tugenden erfüllt, dann wäre das Reich Gottes selber auf Erden. Leider aber erschreckt uns nur zu oft der Anblick des Gegentheils. Wir finden keine Tugend, — nur Klugheit; keine innige, zarte Liebe, sondern Undank. Daraus entspringt das Elend der Welt, welches uns in tausendfach abscheulichen Gestalten umringt.

Den Undankbaren zeigt uns Jeder mit warnendem Finger, und die Ehrlosigkeit seines Gemüths wird von der Welt gerichtet. Nicht nur die bessern Menschen, wenn sie seine Denkart wahrnehmen, fliehen ihn, sondern selbst die schlechtern meiden ihn, als einen Gefährlichen, dem nie zu trauen ist.

Das Uebel, welches eine einzige undankbare Handlung stiftet, kann oft an sich selbst gering sein, aber nicht selten ist sie in ihren Folgen entsetzlich. Sie tödtet das Vertrauen der Redlichen zum Menschen. Sie flößt dem getäuschten und betrogenen Herzen unüberwindlichen Argwohn gegen das ganze Geschlecht ein. Sie schreckt es ab von den Gefühlen uneigennütziger Freundschaft und Liebe, die so schmerzlich verrathen wurden, und wird das Hinderniß, der Tod so mancher guten Handlung, die ausserdem geschehen wäre.

Du, der den Freundesbund gebrochen! du, der du mit Hochverrath des Wohlthäters Brust verwundetest; — du Sohn, du Tochter, über deren Bosheit betagte Aeltern weinen — dies ist euer Werk! Ihr habt in mehr als einem guten Herzen den Glauben an die Menschheit, an die Tugend getödtet; ihr habt den Keim unzähliger guter Thaten zertreten; ihr habt eine Hölle auf Erden ausgetheilt. Denn welche Wunde schmerzt brennender, als die wir von geliebter Hand empfangen?

Unglückseliger, den beim Lesen dieser Zeilen das Gewissen manche Schuld vor's Auge rückt: was hat dir deine Undankbarkeit eingetragen? — Verachtung bei denen, die sie kennen — also auch Verachtung deiner bei dir selbst.

Aber glaube nicht, daß eine so empörende Unthat, welche Bürgin der geheimen Schlechtigkeit deiner Denkart und Gefühle ist, glaube nicht, daß sie bloß auf diese Strafe beschränkt bleibe! Nein, du hast das Recht zur Klage verloren, wenn dich einst für deine Liebe ein Anderer verräth, wenn dir einst ein Anderer Wohlthat mit Betrug vergilt. — Du hast den süßesten Genuß verloren, welchen dir gute Handlungen gewähren können. Denn jeder Dank, welchen dir ein erkenntliches Gemüth darbringt, wird dich immer an die Schändlichkeit deines eigenen Undanks zurückmahnen, und dir die Freudigkeit der Seele rauben. — Was dich dereinst auf deinem Sterbebette am letzten foltern wird, wird die Erinnerung an deinen schwarzen Undank sein.

Es ist ein Gott! es ist in der Verkettung der menschlichen Schicksale ein dunkles, vergeltendes Gericht! — O Sohn, der du deine Aeltern verstößest, — sie in Armuth darben, sie mißhandeln lassen könntest: zittere, auch dein Haar wird ergrauen, und eine undankbare Hand

wird dein Herz brechen! — Der du das Vertrauen der Freundschaft mißbrauchtest, auch dir wird ein Verräther geboren! — Mit dem Maße, o ihr Elenden, womit ihr messet, werdet ihr wieder gemessen werden.

Nein, wer es vermag, wende sich um, und bezahle seine Schuld, und vergüte mit hundertfachem Ersatz die begangene Undankbarkeit! — Reue ist nie zu spät, und die wiederkehrende Tugend hat noch immer ihren Frieden. Wer es vermag, wende sich um. — Undankbarkeit gegen Menschen ist Undank gegen Gott! — Was ihr einem der Geringsten von diesen thut, das habt ihr mir gethan! spricht der Herr!

Seid dankbar in allen Dingen, denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an euch! (1 Thess. 5, 18.) spricht das Buch des Lebens. Amen.

185.

Die Fehler der Wohlthäter.

Matth. 5, 42—48.

Herr, segne mein Bestreben,
Nicht bloß für mich zu leben,
Auch Menschenfreund zu sein,
Auch Andern gern zu nutzen,
Des Glücks, das sie besitzen,
Mich, wie des meinigen, zu freu'n.

Beweis ich meine Güte,
So sei mir im Gemüthe
Nicht Stolz und Prahlerei.
Nie will ich die beschämen,
Die Gutes von mir nehmen.
Mein Herz sei stets von Lohnsucht frei.

Wenn ich des Dankes Zähre
Für Wohlthun auch entbehre,
So will ich doch nicht ruh'n,
Gleich Dir, auch ungesehen,
Den Armen beizustehen,
Und unverdrossen wohlzuthun!

Es ist süßer, zu geben, als zu nehmen. Nur die allergemeinste Habsucht schämt sich nicht, immerdar anzunehmen, und kennt das Hochgefühl nicht, welches im Austheilen der Freuden liegt.

Es ist süßer, zu geben, als zu nehmen. Edlere Menschen meiden sogar, Wohlthaten zu empfangen, auch wenn sie derselben bedürftig wären. Sie schränken sich lieber ein. Sie versagen sich Alles, um nicht ihrer Unabhängigkeit entsagen oder das schmerzhafte Gefühl tragen zu müssen, das empfangene Gute nicht erwiedern zu können.

Es ist süßer, zu geben, als zu nehmen. Wer da gibt, hat den stillen Genuß des Bewußtseins, irgend ein kleines oder größeres Glück befördert, und sich dadurch irgend ein Herz verbindlich gemacht zu haben. Wer da nimmt, trägt immerdar die ungefällige Erinnerung, er sei eines Andern Schuldner; er fühlt die Menge seiner Verpflichtungen vergrößert, und eben dadurch seine Freiheit und Unabhängigkeit mehr oder weniger beengt, auch wenn der Geber wirklich auf keine Erwiederung des geleisteten Guten denke.

Obwohl jedermann weiß, daß Dankbarkeit eine der heiligsten Pflichten sei, ist sie doch für Viele eine der schwersten Pflichten.

Schwer ist sie für den Leichtsinnigen, der die erhaltenen Verbindlichkeiten vergißt. — Noch schwerer für den Stolzen, welcher sich der genossenen Gefälligkeiten schäme, das Andenken daran an sich selbst verdunkele, ihren Werth zu verkleinern sucht, um desto weniger Gegendienste schuldig zu sein. Am allerschwersten für den Ungenügsamen, der, was man ihm auch thue, niemals mit demselben zufrieden ist, und, weit entfernt Erkenntlichkeit zu beweisen, das empfangene Gute tadelt, und alle Dienstleistungen so annimmt, als wenn er Recht und Anspruch darauf hätte. Dergleichen nie zu befriedigende Menschen gehören zu den Verworfensten ihres Geschlechts. Es scheint ihnen nicht bloß alles Zartgefühl, aller Sinn für Pflicht und Tugend zu fehlen, sondern selbst die richtige Urtheilskraft eines gesunden Menschenverstandes. Sie verdrehen das Verhältniß von Rechte und Pflicht auf so unbegreifliche Art, als wären alle andere Menschen nur geboren, sie zu bedienen, und als wäre es wie eine denkenswürdige Gefälligkeit anzusehen, wenn sie von fremden Händen Dienstleistungen annehmen.

Die Klage über Undankbarkeit ist ziemlich allgemein. Schwerlich wird Jemand sein, der sich nicht schon, wenn auch nur bei geringen Anlässen, einmal geführt hätte, und wenn auch nicht laut, doch still in seinen Bemerkungen über den Unerkenntlichen. Auch erleben wir ja oft genug Beispiele schändlichen Undanks, daß Menschen, statt sich zu begnügen, Wohlthaten auch nur zu vergessen, dieselben mit der entschiedensten Bosheit und Feindschaft vergolten, empfangene Freuden mit Unglück bezahlt haben. Wir haben Beispiele genug, daß Personen, wenn sie aus ihrer Dürftigkeit in höhern Wohlstand oder aus ihrer Niedrigkeit zu angesehenen Aemtern gelangten, sich nicht nur ihrer ehemaligen treuen Freunde und Wohlthäter nicht mehr erinnerten, sondern sich ihrer auf die empörendste Weise schämten, und Freude daran fanden, diese nun zu unterdrücken und zu stürzen.

So abscheulich aber auch das Verbrechen der Undankbarkeit sein mag, ist doch von der andern Seite gewiß, daß die Wohlthäter oft selbst die meiste Schuld am Entstehen dieses schwarzen Lasters haben. Und obgleich die Schändlichkeit des Unerkenntlichen niemals zu entschuldigen ist, tritt gar oft der Fall ein, daß im Grunde der Wohlthäter niemals einen Dank verdient hat.

Dienste und Gefälligkeiten zu erweisen, ist meistens sehr leicht. Was Andern oft von großem Nutzen ist, kostet uns geringe Mühe, einen Gang, ein Wort, einen Buchstaben. Wer sollte es nicht thun? Man ist gern zu Allem bereit, was keine Aufopferungen erfordert, die allzuempfindlich sind. Man wird um so williger dazu, weil es doch auch heimlich den Stolz schmeichelt, wohlthätig gewirkt haben zu können; weil es die Selbstzufriedenheit vermehrt, zu wissen, Andere sind uns mehr schuldig, als wir ihnen. — Genug, wenige Menschen werden sein, die nicht eingestehen müssen, es sei ihnen meistens sehr leicht gewesen, Wohlthaten zu erweisen. Oft hätte sie dazu, wenn auch nichts Anderes, doch persönliche Zuneigung zu den Personen, oft auch Pflichtgefühl, wie z. B. Aeltern gegen Kinder, oder Beamten gegen ihre Untergebenen, oft auch bloßes Mitleiden dazu gereizt, oder Ueberdruß am Quälen und Bitten dessen, der geholfen zu haben wünschte.

So leicht es aber auch sein mag, Gefälligkeiten und Wohlthaten zu leisten, nicht so leicht ist es, sie mit der-

nigen Würde und Zartheit zu leisten, die dem edeln Gemüthe des Weisen und Christen geziemt.

Schon dies verräth überhaupt von Seiten des Wohlthäters wenig Zartgefühl und Gerechtigkeitssinn, wenn er sich aus dem eingroßes Verdienst macht, was ihm doch wenig Mühe und Aufopferung kostete; wenn er sogar dasjenige, was er vielleicht ohnehin verpflichtet war zu thun, dem Andern hoch anrechnet. Dergleichen geschieht im bürgerlichen Leben nur allzuhäufig. So ist Mancher von Amtswegen verbunden, Diesem oder Jenem auf öffentliche Unkosten hilfreich zu werden. Und ob er gleich nur das Werkzeug des Staates, nur der Ausspender fremden Gutes war, meint er dennoch, ihm besonders gebühre die zu erweisende Dankbarkeit des Empfängers. Ein Anderer hilft, von Amtswegen, irgend einem Verdienstvollen zu einer Stelle, oder er bringt ihn dazu mit Glück in Vorschlag. Er that vielleicht nichts dabei, als was er schlechterdings mußte, um kein treuloser Beamter zu sein. Es kostet ihm die Erfüllung dieser Pflicht wenig. Vielleicht lag es nur an seiner Empfehlung, um seinen Zweck zu Gunsten dieser oder jener Person zu erreichen. Es mag wahr sein, daß der, dem geholfen ward, dadurch zu Ansehen, Wohlstand und Ehre gelangte. Aber wie thöricht, sich nun als Urheber des fremden Glücks anzusehen, und zu erwarten, daß eine der Größe desselben angemessene Erkenntlichkeit den Empfänger beseelen werde! — Nicht das, o du Thor, was du gabst, sondern die Mühe und Aufopferung, mit der du halfst, ist eigentlich dein wahres Verdienst bei der Wohlthat gewesen.

Wenn der gerechteste Maßstab unsers Verdienstes bei Erweisung von Gefälligkeiten und Diensten nicht eigentlich der Werth und Vortheil ist, der aus der erwiesenen Hilfe für den Andern entsteht, sondern unsere Gesinnung, unsere Aufopferung ist, die wir dabei hatten: so wird in den meisten Fällen unsere Ansprache auf Erkenntlichkeit äusserst klein sein. Denn wie können wir Dankbarkeit erwarten, wo wir selbst im Grund aus uns nichts leisteten? Dankbarkeit, wo wir nur die Forderungen unserer eigenen Naturliebe, oder unserer besondern Liebe für einen oder den andern Menschen befriedigten? — So beschwerlich auch einer Mutter die erste Verpflegung und Erziehung ihrer Säuglinge sein mag: wird sie jemals Ansprüche auf Dank dafür von Kindern machen, denen sie solches theils aus Pflichtgefühl, theils aus Bedürfniß und Reiz angeborner mütterlicher Liebe that? (Matth. 5, 46.)

Noch geringer wird für jeden Wohlthäter der Anspruch auf Erkenntlichkeit schon dadurch, wenn er überhaupt Anspruch auf Erkenntlichkeit macht. Denn wohlthun, um wieder zu bekommen, heißt nicht wohlthun, nicht gütig oder verdient um den Andern sein, sondern einen bloßen Tausch von Gefälligkeiten für Gegengefälligkeiten anbieten. Hättest du bei Erweisung deiner Dienste dem Andern deine Absicht offenbart: wer weiß, ob er den Tausch angenommen haben würde; ob er nicht vielmehr gegründete Ursache gehabt hätte, deine vermeinte Freundschaft abzuweisen. Wer da gibt, um wieder zu empfangen, von dem darf gesagt werden, was Jesus Christus von jedem Heuchler sagt: Wahrlich er hat seinen Lohn dahin. (Matth. 6, 2.)

Prüfen wir uns nur, ob wir bei Erweisung von Gefälligkeiten nicht schon die heimliche Hoffnung oder Absicht auf Vergeltung hegten? — Hatten wir sie nicht: wie können wir uns dann über Undank und Vergessenheit beschweren? Wir wollten ja aus unserer Hilfleistung dem Andern keine Schuld machen, die er früher oder später wieder abtragen sollte. Nährten wir aber solche Absicht, so hatten wir großes Unrecht, dem Andern, ohne seine Einwilligung, eine Schuld aufzubürden, die er vermuthlich zurückgewiesen hätte. Denn es ist Jedem, der empfängt, angenehmer, die Bedingungen zu kennen, unter welchen er annehmen soll, als zu erwarten, was dereinst der Andere dafür in sehr ungelegener Zeit fordern könnte.

Gegen irgend Jemand aus heimlichem Eigennutz gütig sein, heißt nicht gegen ihn, sondern gegen sich selbst gütig handeln. Aber diese Art der Dienstleistung ist nicht nur ohne allen Tugendwerth, sondern sogar unedel. Denn unser versteckter Eigennutz nimmt öffentlich den falschen Schein der Großmuth und Wohlthätigkeit an, und brüstet sich mit einem Adel, der ihm keineswegs gebührt. Wir denken selbstsüchtig und handeln heuchlerisch!

Sollte auch bei Vielen, die sich wirklich freuen, einem Andern nützlich zu werden, anfangs gar keine eigennützige Berechnung der Grund ihrer Freundschaftsbezeugungen sein; so pflegen sie sich doch nachher oft ihres ganzen Verdienstes wieder selbst zu berauben, wenn sie bei irgend einem Anlaß Vergeltung fordern, an die sie zuerst nicht gedacht hatten; oder, was eben so übel ist, wenn sie dem, der von ihnen Hilfleistungen empfangen hat, unaufhörlich zu verstehen geben, wie viel er ihnen zu verdanken habe.

Diese Art zu denken ist niedrigen Seelen sehr eigen. Es ist der Ausbruch pöbelhaften Stolzes, der sich durch die Demüthigung des Andern für die Gefälligkeiten bezahlt macht, die ihm erzeigt wurden. Wer dem Andern eine geleistete Wohlthat vorrückt, spricht ihn von aller Dankbarkeit los. Denn er verwandelt die Wohlthat für ihn in eine schmachvolle Last; er wiegt das Gute nun auf mit dem Uebel, welches er daraus für das Herz des Andern gemacht hat. Er ist kein Wohlthäter, sondern ein Gläubiger der schändlichsten Art, welcher nur hinlieh auf unbestimmte Zeit, und dann in der bösesten Stunde die Zahlung begehrt. Er hat seinen Lohn dahin!

Doch zu dergleichen Gesinnungen wird schon ein hoher Grad von Niederträchtigkeit vorausgesetzt. Nicht leicht fällt ein Mensch von nur einigem Zartgefühl in so grobe Fehler. Aber leichter verzeihen sich es Viele, ihre Wohlthaten und Gefälligkeiten, die Dem oder Diesem erwiesen wurden, an andern Orten bekannt zu machen; sich dessen auf kluge Art zu rühmen, als sollte es gar nicht Selbstlob sein. Nur zu häufig hört man diese feine, leise Prahlerei von Verdiensten, die man um Andere habe. Und ist solches Selbstpreisen in der That wohl von jener groben Aeusserung des Stolzes verschieden, demjenigen, der Wohlthaten empfangen hat, sie unmittelbar selbst aufzurücken und vorzuwerfen? — Wenn du Almosen gibst, sprach Jesus, sollst du nicht lassen vor dir posaunen, wie die Heuchler thun in den Schulen und auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gepriesen werden. Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin! (Matth. 6, 2.) Diejenigen, welche ihre Verdienste selbst verkünden, sind ihnen gleich. Auch sie demüthigen den, der das Unglück hatte, von

ihnen freundliche Dienste anzunehmen: aber sie demüthigen ihn nicht nur in seinen eigenen, sondern auch in Anderer Augen. Ja, ihre Art des Selbstruhmes ist noch gefährlicher, als wenn sie dem, um welchen sie sich verdient machten, ihre Wohlthat persönlich aufrücken. Denn ihm dürfen sie nicht mehr vorwerfen, als sie wirklich thaten; prahlen sie aber damit an andern Orten, so fügt ihre Eitelkeit zur Prahlerei auch noch gern eine verschönernde Lüge, oder Uebertreibung. Sie rühmen sich wohl noch Handlungen, die sie nie begangen haben. Sie vernichten nicht nur ihr ganzes Verdienst, wenn sie ein solches um das Glück des Nebenmenschen hatten, durch die Unbescheidenheit, mit der sie es in Gesellschaften weltkundig machen, sondern begraben es unter dem Laster der Lüge und Verleumdung. Nicht leicht spricht Jemand von erwiesenen Wohlthaten, ohne daß sein Herz von mehrern Lastern zugleich besudelt wäre.

Wohlthaten erweisen, die uns äusserst schwer fallen zu thun, dann Jedem, und selbst dem Empfänger auf ewig die Hand, welche gibt, verbergen — dies heißt mit christlicher Seelengröße wohlthun und gütig sein.

Nur allzuselten findet man solche Seelengröße bei gewöhnlichen Wohlthätern. Und wenn ihre Absichten auch ziemlich rein wären, sehen sie doch nicht ungern, daß der es bemerke, dem sie beistehen. Oft aber verstehen sie so wenig die edle Kunst des Wohlthuns, daß sie mit der gleichen Hand rauben, mit der sie geben, verwunden, mit der sie heilen. Dies geschieht, wenn sie bei irgend einer Hilfleistung durchaus dabei das Zartgefühl des Empfängers nicht schonen. Sie geben so ohne Liebe, mit solcher wegstoßenden Kälte, daß die Gabe für den Empfänger allen Werth verlieren muß. Die Gabe wird gleichsam zum Loskauf vom widerlichen Anblicke des Empfängers. — Sie helfen, aber mit solchem Gepränge, daß der Beschenkte von der Eitelkeit des Helfers in eine Verlegenheit gesetzt wird, die quälender ist, als die erste Noth. — Sie helfen, aber vielleicht erst nach so vielen Vorwürfen, daß ihre Gabe ein geringer Trost für den Schmerz des durch ihre Unvorsichtigkeit zerrissenen Herzens ist. — Sie helfen, aber mit solchem Hochmuth, daß der, welchem geholfen wird, erst in diesem Augenblick die ganze Hilflosigkeit seiner Lage erblickt, weil sie ihn nöthigt, von Einem den unwürdigsten Beistand annehmen zu müssen. — Sie helfen, aber so unedel, daß ihre Wohlthaten keine stummdankende Freudenthräne, sondern nur die Thräne verbissenen Schmerzes, ohnmächtigen Unwillens erpressen.

Dürfen solche Wohlthäter jemals mit Recht über menschlichen Undank klagen? Haben sie sich nicht schon selbst auf eine unanständige Weise bezahlt, und den, welchem sie geholfen, von aller Verpflichtung frei gemacht? Wie wenn diese Scheinheiligen dann noch für ihr Almosen mehr fordern, als der Dienst werth war, den sie leisteten? Wenn sie verlangen, daß der, dem sie halfen, nur der knechtische Schmeichler ihrer Meinungen, ihrer Launen sein soll, und keinen andern Willen haben dürfe, als sie? Wenn sie begehren, er solle die Kleinigkeit, die sie ihm von ihrem Ueberflusse hinwarfen, mit seiner ganzen Unabhängigkeit, mit den größten Aufopferungen, vielleicht mit Gegendiensten bezahlen, welche Gewissen und Redlichkeit verletzen? — Wie, wenn sie verlangen, er solle lebenslänglich ihre Kreatur sein, oder ihn verfolgen, sobald er in Stand gesetzt ist, sich selber zu helfen; ihn zu verderben suchen, wenn seine Umstände ihren Schutz überflüssig machen? —

Haben diese Elenden, welche sich rühmen, Wohlthäter zu sein, ein Recht, den Vorwurf des Undanks zu machen? — Nein, sie haben ihren Lohn dahin! Sie hatten nie Güte bewiesen; sondern nur sich, nur ihren Stolz, nur ihren Eigennutz, nur ihre Herrschsucht im Auge gehabt. Mit einem schnöden Almosen wollten sie Seelen kaufen.

O Gott, mein Gott, du liebender Wohlthäter, dem ich Alles schuldig bin, und doch nie danken und vergelten kann; der Du in undurchdringlicher Verborgenheit von mir wohnst, und immer gibst, ich sei würdig oder unwürdig Deiner Huld! o Vater, Vater, dem ich nachahmen soll — Du weißt es, wie selten es geschah, wie selten ich ein wahrer, reiner Freund meiner Freunde, ein reiner Wohlthäter meiner Nebenmenschen gewesen bin! — Auch ich fehlte oft in der edeln Kunst des Wohlthuns, und gab und half nicht immer, wie ich sollte. Aber nun stehen meine Irrthümer hell vor mir — ich will sie fliehen. Ich will helfen und dienen, wie Dein Sohn mich gelehrt hat; allezeit stumm und ohne Gedächtniß für das, was ich Andern leiste, ihnen selbst verborgen, wie Du mir. Amen.

186.

Geduld und Sanftmuth bezwingen alle Herzen.

1 Petri 2, 23.

Es wird mir, Vater, ja, es wird gelingen,
Auch alle meine Feinde zu bezwingen,
Nicht durch Gewalt und Trotz ob ihren Schulden —
Nein, durch mein Dulden.

Demüthig, wie auch Christus war, stets billig
Zu tragen Schwache, sie zu schonen willig,
Will nun auch ich den Fallenden erheben,
Und gern vergeben.

Will eilen, jedes Mißtrau'n zu zerstreuen;
Versöhnen sei mein Werk, und nicht entzweien,
Und lindern mit des Trostes Hand die Schmerzen
Gekränkter Herzen.

So werd' ich auch in stillem Frieden wohnen;
So wird auch mein der Menschen Eifer schonen;
So wird, o Gott, auch mir durch Dich Erhebung,
Auch mir Vergebung!

Fast jedes Alter hat seine eigenthümlichen Leidenschaften und Lieblingsfehler; fast jeder Stand sogar die seinigen, die ihm besonders ankleben; eben so jedes Geschlecht. Aber die Sucht, sich selbst überall am meisten gültig zu machen, Vorzüge vor Andern zu haben, Herrschaft über Andere zu besitzen, ist Allen gemein. Es werden wenige Menschen gefunden werden, die davon ganz frei sind. Daraus entspringt hier Begierde nach Ruhm, dort nach Geld und Gut; hier nach Schönheit, dort nach Wissenschaft; hier Verachtung der Gefahren, dort Verachtung der Tugend selbst; hier Aufopferung, dort grober Eigennutz. Man möchte fast sagen, die meisten menschlichen Tugenden und Laster quellen aus der gleichen Ursache hervor.

Diese Begierde nach Vorzug, Ehre und Hoheit, welche für das Kind so lockend ist, als für den Greis, ist

in der That nur eine Entartung des natürlichen Triebes zur Aeusserung des angebornen Strebens nach Vollkommenheit und Entwickelung. Die Sehnsucht nach Vortrefflichkeit gab uns Gott. Sie ist's, welche alle unsere üppigen Begierden und Empfindungen in Bewegung erhält. Durch sie ward der wilde Mensch zahm, der rohe gebildet, der arme reich, der träge thätig, der unwissende einsichtvoll, der muthlose tapfer. Durch sie allein ist die reinste Tugend möglich.

Ich sage, Gott gab uns diese Sehnsucht nach Vortrefflichkeit: denn wo auf Erden ein Mensch athmet, ist sie in seiner Brust, und ohne sie wäre er geistig todt, gleichgültig gegen Gutes und Böses. Christus selbst rief diese Sehnsucht nach Erringung der höchsten Vollkommenheiten aus, und machte sie zu einer der Grundsäulen seines Glaubensgebäudes.

Wenn aber diese Sehnsucht entartet, sucht sie die gewünschte Vortrefflichkeit nicht in der möglichsten Geistesvollendung; nicht in dem, was seiner unsterblichen Natur nach allein der Vollendung fähig ist, sondern in irdischen äusserlichen Dingen, die gar nicht von uns abhängen, und deren vergängliche schwankende Dauer überhaupt keine wahre Vollendung gestattet. — Dieser Irrthum hat dann die übelsten Folgen. Er beschäftigt den Sterblichen unaufhörlich, ohne ihn befriedigen zu können; treibt ihn mit wilden Begierden durchs Leben, ohne ihm Ruhe zu geben; und das Vortrefflichste, was er endlich mit unsäglicher Mühe erwarb, verfliegt zuletzt wieder vor ihm, wie ein Schattenspiel. Die Schönheit welkt mit den Jahren; das große Vermögen raubt ein Krieg oder anderer Unfall; die Ehrenstellen entreißt ihm Mißgunst; den Ruhm verkleinert die Bosheit; den Thron stürzt ein Nebenbuhler; und Alles verwischt endlich die kalte Todeshand. Arm, ohne Schatz, ohne Vortrefflichkeit, ohne Vorzug steht der vergessene unsterbliche Geist.

Aber auch, wie überhaupt jede Abweichung der Menschen von dem Pfade, welchen Natur, Vernunft und Glauben vorzeichnen, erfüllt eben jene Entartung die Welt mit namenlosem Unheil. Sie ist's, welche Völker zerstört, Staaten in Knechtschaft, Familien in Zerrüttung bringt. Die Zwietracht, der Stolz, die üppige Gefallsucht, der heimtückische Neid, das Gift der Verleumdung, die Schadenfreude, der Geiz, der Betrug, die Heuchelei, die Wuth des Zorns — ach, wer kann die Schaar der Laster nennen, welche im Gefolge der falschen Ehre und der Begierde nach irdischen Vorzügen einherschreitet!

Und doch — blicken wir um uns her — ist diese Begierde die allgemein herrschende. Legen wir die Hand aufs Herz, sie regt sich auch in unserer eigenen Brust. — Daher so viel Unfrieden, der uns umgibt; so viel Feindseligkeit und Gezänk. Daher durch Widerspruch, den wir von Andern erfahren, so oft der stolze Zorn in uns erwacht, und die leiseste Mißkennung unsers Werthes uns mit Groll erfüllt. Daher der Mangel an gefälliger Nachgiebigkeit, an Schonung, an redlicher Hochachtung fremder Verdienste, an treuer Freundschaft.

Legen wir prüfend die Hand aufs Herz; fragen wir uns nur: sind wir nicht selbst oft aus Eigensinn und Trotz und Unbiegsamkeit die Störer der häuslichen Eintracht, die Bundbrüchigen in der Freundschaft, die Anreizer anderer Leute zur Unzufriedenheit und Feindschaft, weil wir unsere Vorzüge geltend machen wollen, unsere Feinheit gegen Andere ausdehnen möchten, unsere Meinungen für die besten halten? — Und doch können wir es nicht ertragen, wenn Andere sich auf die gleiche Art gegen uns betragen. Was wir selbst thun oder begehren, nennen wir Recht; was Andere machen, fordern, das heißen wir Anmaßung, Herrschsucht, Eigendünkel und Hartnäckigkeit.

Warum wunderst du dich nun, daß dir so wenig Liebe und Verehrung in der Welt gezollt wird, daß dir so wenig Menschen von Herzen zugethan sind? Hast du nicht selbst den Weg zu ihren Herzen verfehlt? Warst du es nicht, der ihnen aus Irrthum Haß abzwang, statt Liebe? — Willst du herrschen, so lerne herrschen! — Mit Gewalt kannst du dir Sklaven machen, die dich verfluchen; mit List kannst du für kurze Zeit Kurzsichtige betrügen, bis sie dich entlarven. Aber Verachtung folgt dem Tiranen, und Ekel dem Ränkesüchtigen.

Willst du über Menschen herrschen, so lasse deine Zunge beschränken schweigen, und deine Thaten reden. Was in der That Ehrfurcht verdient, hat auch der größte Böswicht noch nicht verdammen können, und was wirklich liebenswürdig ist, hat noch Keinem Grausen erregt. — Frage dich nun, berechtigt dich die Art, wie du von Andern behandelt wirst, zu dem Glauben, du habest Ehrfurcht erregende Tugenden, liebenswürdige Eigenschaften? — Wohl Mancher besitzt solche, wohl Jeder deren wenigstens einige; aber daneben so beleidigende Fehler, daß durch sie alle schönen Eigenschaften verdunkelt, alle Tugenden aufgewogen werden. — Bildest du dir ein: du könntest für deine Fehler eben so viel Hochachtung ertrotzen, als für deine Liebenswürdigkeiten? Du betrügst dich. Das Urtheil der Menschen bleibt ewig frei über dich. Zeugen kannst du bestechen, Herzen nicht. Arme und Füße kannst du in Fesseln schlagen; Geister nicht. Was da schlecht ist, wird immerdar schlecht heißen, und was edel und schön ist, wird edel und schön heißen.

Klage daher nicht über die Herzen der Menschen, sondern über deinen Irrthum, durch welchen du den Verdruß derer gegen dich weckst, die mit dir leben, statt ihre Liebe an dich zu ziehen. — Vermeide gegen sie, was du in ihrem Betragen tadelst. Lerne ihre Fehler mit Geduld tragen, und gegen Jeden mit einnehmender Sanftmuth handeln. Dies ist das unfehlbare Mittel, Herzen zu beherrschen. — Siehe auf das Beispiel Jesu Christi, des Göttlichsten, den Menschen sahen, welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litt, sondern es dem heimstellte, der da recht richtet. (1 Petr. 2, 23.)

Vielleicht empört sich bei diesem Rathe dein Stolz, oder, wie du es nennst, dein Selbstgefühl. — Ich kann das nicht, sprichst du, es ist mir nicht gegeben. Wenn ich Recht habe, soll ich schweigen? Wenn ich beleidigt werde, es feigerweise dulden? Wenn ich Unbilligkeit sehe, mich nicht erzürnen?

Freund, so sprichst du, und damit hast du dein Herz verrathen und dessen Armuth an wahren Vorzügen. Ständest du in der That erhabener, als Deinesgleichen: ihre Widersprüche, ihre Verirrungen, ihr Eigensinn würden dich nicht erbittern; ihre Beleidigungen würden dich reizen, aber nur zu einem Lächeln. Der starke Löwe schreitet großmüthig neben dem Hündlein her, welches ihn anbellt. Hast du nie dies schöne Gefühl der Ueberlegenheit empfunden, so verstehst du mich nicht, Beklagenswürdi-

ger. Hast du es schon kennen gelernt: warum trachtest du nicht, es beständig zu haben?

Du sollst nicht schweigen, wenn du recht hast, sondern reden, aber mit Sanftmuth. Du sollst nicht Beifall nicken, wenn du Unbilligkeit siehst; sondern auf das Billigste hinleiten, aber mit Sanftmuth. Du sollst nicht Zufriedenheit lächeln, wenn du beleidigt wirst, sondern dein Recht beschirmen, aber mit Sanftmuth. Hingegen mit aufbrausendem Zorn, mit pochendem Eigenwillen, mit Haberechtigkeit und Widersprechungssucht bewaffnest du fremden Zorn und Widerspruch, und häufest du auf fremdes Unrecht noch das deinige.

Vielleicht denkst du in dir: Sehr gut, wenn man sich aber nur immer mäßigen könnte! Allein nicht Jeder kann Herr seines Wortes bleiben, wenn ihn der Unwille übermannt. — Ich aber entgegne dir: der Mensch kann, sobald er will. Er kann sich mäßigen, wenn es ihm darum zu thun ist. Auch du kannst dich mäßigen, sobald du vor Personen erscheinst, deren Ansehen dir Ehrfurcht gebietet. Siehe, Feiger, du zeigst deinen Muth also nur gegen den Schwachen, oder dem du ohne Gefahr trotzen darfst; vor Höhern und Mächtigern empfindest du, statt des Zorns, nur — Schrecken.

Vertheidige dich also nicht mit Ausreden; dein eigenes Bewußtsein straft dich Lügen. Auch du kannst, was du willst; aber du willst nicht, weil du durch Beweise deines Zorns, durch Drohung und Scharfsinn, Andere gern schrecken, unterwürfig und sklavisch folgsam machen möchtest. Siehe, Herrschlustiger, dies ist dein wahrer Zweck — warum beklagst du dich über die Herzen der Menschen, daß du darin für dich keine treue Ergebenheit, keine volle Liebe, keine wahre Hochachtung findest? Die Schuld lastet nicht auf den Andern, sondern auf dir selbst. Wer will Umarmungen kaufen für solche Dolchstiche? Wer Gefühle der Zuneigung für Schmähreden?

Geduld allein und Sanftmuth bezwingen alle Herzen; sie zähmen den Ergrimmten, entwaffnen den Erzürntesten, und locken Bewunderung und Liebe hervor. Ein Mensch wird gewöhnlich, und ohne seinen besondern Willen, der Widerhall des andern. Dem Liebenden geben wir Liebe; dem Stolz setzen wir Stolz entgegen; dem Zornigen Zorn. — Warum jammerst du über Unfrieden im Leben, über Zwist im Hause? Gib doch zuerst Andern, was du forderst, und du wirst es von ihnen zurückempfangen. Milde wird mit Milde, auffahrendem Wesen mit Widerspruch begegnet.

Geduld und Sanftmuth bezwingen alle Herzen. Die Geduld aber mit den Fehlern Anderer entspringt aus dem Bewußtsein unsers innern Werthes und unserer Erhabenheit über kleinliche Kränkungen. Den Verdienstvollen beleidigt wahrlich der Hochmuth des Verdienstarmen nicht; den edeln Geist wahrlich der Ahnenstolz des Thoren nicht; den Tugendreichen nicht die Schmähung des Pöbelhaften; den starken Mann nicht der Schlag von der Hand des Kindes.

Sanftmuth entspringt aus der Liebe und Achtung, welche wir ohne Ausnahme jedem Menschen, als Menschen, schuldig sind, und die wir für die guten Eigenschaften fordern können, welche wir selbst unser nennen. Sanftmuth ist immer das schöne Kennzeichen des Weisern, des Erhabenern, des Ueberlegenern; sie ist eine der lieblichsten Blüthen der Seelenhoheit und Seelengröße. Je gemeiner, je schlechter der Mensch: je leichter wird er zum Fluchen, Schwören, Schelten und Zürnen geneigt sein, dem Thiere ähnlich.

Gott kann nicht zürnen. — So kann es auch der Weise nicht, der göttlichen Sinnes ist. Er wird, wo es in seiner Pflicht ist, als Vater, Mutter, Vorgesetzter, Irrthümer mißbilligen, aber ohne Wuth berichtigen; er wird, wo es in seinem Berufe liegt, Fehler strafen, aber mit der liebenden Absicht, zu bessern; er wird, wo seine Rechte verletzt werden, sie in Schutz nehmen, aber ohne Wildheit und Grimm; er wird, wo ihm Unrecht geschieht, und er es nicht ändern kann, beweisen, wie wenig er solche Behandlung verdiene, aber nicht Rache üben, nicht Gleiches mit Gleichem vergelten.

Geduld und Sanftmuth bezwingen allein die Herzen der Menschen. — Diese Sanftmuth aber ist fern von stolzem, verächtlichem Herabblicken auf den Gegner. Denn solch ein Stolz ist die Frucht des schweigenden Grimmes, und nicht des Gefühls vom eigenen, wahren Werth, der immer in Bescheidenheit gehüllt ist, wenn er werth sein will. Dieser Stolz ist die stumme, aber schlau berechnete Sprache des Zorns, der sich herber rächen möchte, als durch Schmähungen und Scheltreden. — Hier ist nicht Sanftmuth, sondern klügelnde Grausamkeit; nicht Liebe, sondern bitteres Hassen.

Wahre Sanftmuth ist gelassene Freundlichkeit, milder Ernst, welcher unwillkürlich Jedem eine ähnliche Seelenstimmung gebietet oder einflößt. Nicht aber besteht sie in dem ewigen, zur Gewohnheit werdenden, süßlichen Lächeln, welches, weil es kein Widerschein einer stillen Heiterkeit des Gemüths ist, nur Verzerrung und Maske wird, und nichts mehr bedeutet. Ein Mensch, der zu Allem gern lächelt, zeigt entweder Verarmung des Geistes an Einsicht, oder Verarmung des Herzens an richtigem Gefühle. Er lächelt auch, wenn er Heimtücke nährt. Er lächelt auch, wenn er mit Verachtung bedeckt wird. Er ist, wie ohne Zartsinn für sich, ohne zarten Sinn für Andere.

Hingegen die Sanftmuth des Christen ist auf Empfindsamkeit gegründet. Der Weise ist nicht gleichgültig gegen die Liebe und Achtung Anderer; eben darum behandelt er selbst den Zürnenden mit Schonung, wie Jeden, der im Rausche nicht seines Verstandes mächtig ist. Er zeigt, daß er gegen Verkennung nicht gleichgültig ist; eben darum sucht er den, welcher ihn verkennt, in eine ruhigere Stimmung zu versetzen, wo es leichter wird, ein leidenschaftloses Urtheil zu fällen. Es ist Folge richtigen Gefühls vom eigenen Werth, daß er, wo er gefehlt hat, freiwillig eingesteht, geirrt zu haben. Diese Offenheit entwaffnet den Widersacher und vermindert mit Ruhm die Schuld, welche durch Läugnen nur vergrößert werden kann, oder einen Argwohn auf das Herz dessen erregt, der sie als eine gerechte Handlung sogar in Schutz nehmen möchte.

Sanftmuth gewinnt alle Herzen, wenn sie mit richtigem Gefühl gepaart ist. Da verzeiht sie schonend jede Uebereilung des Nächsten, trägt mit Geduld dessen Eigenheit und Schwächen, ohne ihnen Weihrauch zu streuen. Denn Schmeichelei oder kriechendes Wesen ist so wenig Sanftmuth, als Heuchelei eine Tugend. Der Weise will nur Friede, gegenseitige Achtung und schonendes Betragen befördern, wodurch allein häusliche und bürgerliche Glückseligkeit erwächset; der Schmeichler geht mit List zu Werke, will Leidenschaften zu seinen

Gunsten erwecken und Menschen nach seinen Absichten leiten. Der Weise fühlt eben darin seine Hoheit, sein Glück, daß er immer mit Besonnenheit und in Freiheit von mächtigen Leidenschaften handeln kann. Der Schmeichler will Andern Besonnenheit und Freiheit rauben, indem er sie mit verdientem oder unverdientem Lobe blenden oder einschläfern möchte. Sanftmuth ist in der Denkart des ächten Christen eine herrschende Stimmung des Gemüths; Schmeichelei nur ein für kurze Zeit gewähltes Hilfsmittel, welches aufhört, wie die Umstände ändern.

Der Mann verbinde mit seiner Sanftmuth Würde; das Weib mit der ihrigen freundliche Anmuth. Jener gewinnt, wenn er bei stiller Gleichgültigkeit auf den Verstand derer wirkt, die ihn umgeben; das Weib hingegen, indem es durch Leutseligkeit auf das Herz derer wirkt, die sich ihm nahen.

Der Christ trägt auch sein schwerstes Schicksal mit Würde; er steht auch in den Fesseln des Tirannen, der ihn verfolgt, mit Würde; auch geschmäht, gelästert, verspottet und verhöhnt vom Pöbel, befremdet er diesen durch seine Hoheit. — Sanftmüthig und gelassen trug Jesus die Beschimpfungen, mit denen ihn eine rasende Menge Volks umringte; er schalt nicht wieder, da er gescholten ward, und drohte nicht, da er litt; unter dem Hohnjauchzen des Volks schleppte er sein Kreuz zur Richtstätte auf den Todtenhügel, — aber seine Hoheit verlor er auch in diesem Augenblicke des Schreckens nicht. Mit Würde trug er seine Schmach, und sprach er: Ihr Töchter Jerusalems, weint nicht über mich, sondern über euch und eure Kinder! — Mit Würde litt er den schmerzlichen Tod, daß selbst im Pöbel sich Stimmen erhoben und sprachen: Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen!

Wie die Würde des Mannes, welche sich mit seiner Sanftmuth so schön vereint, nicht leere, angenommene Ziererei ist, sondern aus dem Gefühl seiner Kraft und seines Werthes von selbst hervorgeht: so geht die freundliche Anmuth, mit welcher sich die Sanftmuth der Christin paart, aus dem Wesen des Weibes hervor. Das Wesen und Eigenthümliche des Weibes aber ist nicht Herrschaft durch Kraft und Trotz, sondern durch Milde und Wohlwollen. Zarter gebaut durch die Natur, kann es keine Ansprüche machen, durch Furcht Gehorsam und Ehrerbietung zu erregen, sondern durch liebreiches und gefälliges Betragen. Der Zorn entstellt den Mann; aber das Weib entehrt er, und macht es ekelhaft oder lächerlich. Ein zürnender Mann, wenn er sich für Unschuld, Recht und Wahrheit erhebt gegen die Bosheit, kann noch Ehrfurcht einflößen; ein zürnendes Weib entweiht die heilige Sache, indem es sich selbst schon entweiht hat.

Geduld und Sanftmuth bezwingen alle Herzen. Sanftmuth entwindet dem Wüthenden aus der erhobenen Faust den gezuckten Dolch, und löscht den Fluch aus, ehe er von der Lippe des Ergrimmten flammt. Sanftmuth besänftigt den Groll des Neidischen, und straft den gehässigsten Verleumder mit Schamröthe. Diese Tugend, eine der reizendsten, welche das Christenthum lehrt, ein Kind des Himmels, verbreitet auch um sich her die Stille und den Frieden des Himmels. Es ist ein schöneres Leben in der Nähe des immer heitern, gelassenen Mannes, von welchem wir wissen, daß er, obwohl er unsere Fehler nicht liebt, doch uns auch mit keinem harten Worte wegen Uebereilungen verwundet; der uns gern unser Recht widerfahren läßt, wo wir es haben, und mit schöner Bescheidenheit lieber Unrecht duldet, wo es Niemandem schadet, als ihm, statt durch Rechthaberei und Widerspruch sich selber gegen uns in Vortheil zu setzen und ein anhängliches Herz zu verlieren.

Sanftmuth gewinnt alle Herzen für sich, denn sie veredelt sie auch. Nicht das Laster allein ist verführerisch, die Tugend ist es eben so sehr. Wer kann widerstehen, wo Liebe und Holdseligkeit uns ansprechen, und wer möchte nicht mit Güte erwiedern? Wer kann den Sanftmüthigen beleidigen, ohne sogleich über diese Schlechtigkeit zu erröthen? Wer mag sich zügellosen Leidenschaften überlassen, wo uns das Glück ununterbrochener Gemüthsruhe von heitern Mienen anlächelt?

Vater im Himmel, Du Dir ewig Gleicher, ewig Langmüthiger, Schonender, Liebender! wie oft vergaß ich das sicherste, unschuldigste und ehrenvollste Mittel, Glückseligkeit in allen häuslichen Verhältnissen und in meinen übrigen gesellschaftlichen Verbindungen zu gründen! — Bin ich nicht selbst der erste Schuldige gewesen, wenn Freunde gegen mich erkalteten; wenn Widersacher erbitterter gegen mich wurden; wenn Feinde unversöhnlichern Haß gegen mich einsogen; wenn edlere Menschen ihre Achtung für mich verloren? — Bin ich nicht der erste Schuldige gewesen, wenn durch meine Heftigkeit die Heftigkeit Anderer entflammt, durch meinen Widerspruchsgeist der Widerspruch Anderer gereizt ward? — Habe ich durch meine Härte gegen Bekannte und Unbekannte nicht die harten Urtheile Anderer auf mich gezogen, und konnte ich Schonung verdienen, da ich zuweilen so wenig schonend gegen meine besten Freunde war? Habe ich nicht die Bitterkeit in ihr Herz gegossen, die sie mir nun durch ihr Betragen zu schmecken geben?

Glänzendes Vorbild meines geistigen Lebens, Du sanftmüthiger Menschenfreund, Jesus Christus! göttlicher Dulder! werd' ich auch in dieser Tugend Dir ähnlich werden können? — Ich sollt' es! denn meine ganze Lebensruhe, mein Glück hängt vom Dasein dieser schönen Gesinnung ab, die Du so herrlich in Deinem Wandel darstelltest. Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden die Welt gewinnen. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen! (Matth. 5, 5 — 9.)

187.

Der Spieler.

Mark. 15, 24.

Mich soll nur Fleiß und froher Muth,
Nie Andrer Schaden, nähren;
Des Spielers Geld ist böses Gut,
Benetzt von fremden Zähren.

Dein Segen, o mein Gott, erfreut
Den Fleiß'gen nur und Frommen.
Furwahr, kein unrecht Gut gedeiht;
Es flieht, wie es gekommen!

„Und da sie Jesum gekreuzigt hatten, theilten sie seine Kleider, und warfen das Loos darum, welcher was überkäme. — "

Diese Stelle aus der Leidensgeschichte des göttlichen Erlösers muß jedes zartfühlende Herz empören. Nirgends spricht so laut die Verderbtheit des Menschen, als hier.

Jesus, der Heiligste unter den Sterblichen, schmach-

tete am Kreuz. Der Unschuldige ward ein Opfer des schmachvollsten Todes.

Und während er zwischen Verbrechern dahing, und blutete und seufzte; während sich der Himmel verhüllte, und Engel trauerten; während ein Theil des Volks mit banger Furcht hinaufstarrte zum Leiden des Gerechten, und Maria, seine Mutter, vom unendlichen Schmerz durchbohrt, dastand vor dem sterbenden Sohn, und ihre Schwester Maria, Kleophas Weib, Maria Magdalena und Johannes weinend sie umringten, um ihr den Trost zu reichen, der ihnen selbst fehlte; während Erde und Himmel um den Gottmenschen klagten: saßen gefühllos und kalt zwischen Blut und Thränen rohe Menschen da, nur lüstern nach Gewinn, und spielten um die Gewänder der grausam ermordeten Unschuld. Nicht die Todesangst Jesu, nicht die bleichen Wangen, die rothgeweinten Augen Maria's und ihrer Freunde sahen sie: sie sahen nur das Kleid, den elenden Gewinn, das Loos! Das dumpfe Stöhnen des Sterbenden über ihrem Haupte rührte sie nicht. — Das Wehklagen, der Jammer einer verzagenden Mutter, das Schluchzen der Freunde und Freundinnen Jesu bewegte ihr Herz nicht — sie spielten.

Gefühlvolle Seelen, ihr schaudert! Ihr könnt diese Rohheit, diese Verderbtheit des menschlichen Gemüths nicht begreifen? Wie? ist seit jenem furchtbaren Tage des Todes Jesu nichts Aehnliches mehr gesehen worden? Ist unter seinem Kreuze die Begier nach Gewinn durch Ohngefähr und Loos nun gestorben, und die Leidenschaft der Spielwuth aus der Welt geflohen?

Nein, dieses Laster, welches in der Brust manches hoffnungsvollen Jünglings schon den Keim alles Guten erstickt hat, dies Laster, welches für alles Wahre, Große und Edele den Sinn raubt, — es herrscht noch heute mit ungezähmter Macht. Es umwickelt noch heute mit seinen Reizen manchen Unerfahrenen; es schleppt noch heute seine beklagungswürdigen Opfer in den Abgrund der Verzweiflung, und bringt unzählige Menschen um Gesundheit, Ehre und Vermögen.

Geblendet von der Erwartung eines schnellen und müheloſen reichen Gewinnes, oder von Rachsucht und Aerger geleitet, das Verlorne durch neue Versuchungen des Glücks zu erobern, stirbt der Spieler allmälig seinen reinern Gefühlen, seinen bessern Grundsätzen ab. Sanfte Vergnügungen haben für den wenig Reiz mehr, der nur heftige Bewegungen des Gemüths gewohnt ist, und gewohnt, immerdar zwischen großer Furcht und Hoffnung zu schweben. — Was ehemals erhaben, heilig und schön war, kann seine Seele nicht mehr ausfüllen; nur eine einzige Leidenschaft hat sich ihrer bemächtigt. Er spielt, würde er die wichtigsten Geschäfte versäumen; er spielt — und wenn er die ganze Welt am Sonntage vor Gottes Thron in Anbetung hingesunken sähe, er würde spielen.

Es weint die Armuth um Hilfe jammernd vor seiner Thür: sein Herz ist dem Mitleiden verschlossen; er spielt! Die Geldsummen, welche er wagend dem Ohngefähr eines Augenblicks anvertraut, sie könnten das Glück einer hausarmen Familie machen; könnten eine Wittwe mit ihren nahrungslosen Kindern von der Verzweifelung retten — er spielt. Vielleicht ist schon sein eigenes Vermögen schwer zerrüttet; vielleicht drückt ihn schon die Last der Schulden; vielleicht darben in seiner freudenlosen Wohnung Weib und Kinder — die Gattin ruft vergebens den Gatten, die Kinder schreien vergebens nach dem Anblick des Vaters — — er spielt. Er würde spielen und gespielt haben im Angesicht des sterbenden Jesus am Kreuz, umringt von Blut und Thränen.

Die traurige Erfahrung lehrt uns, daß dieses Laster, welches den Menschen zum Guten entnervt, und welches die Quelle unzähliger anderer Laster ist, unter höhern und niedern Ständen noch heutiges Tages sehr allgemein sei und immer gemeiner werde; die Erfahrung lehrt, daß dadurch noch immer Wohlstand, Zufriedenheit, häusliche Ruhe, Ehre und guter Name zu Grunde gerichtet werden.

Wohl dem, dessen Gemüth noch frei ist von der verderblichen Leidenschaft; wohl dem, welcher sich ihr noch nicht ganz dahin gegeben in die Knechtschaft — ein ernster Blick auf ihre schwarzen Folgen, und manche Seele ist vor ihr immer bewahrt, manche vielleicht wieder aus ihrer Gewalt gerettet.

Es wäre die Aengstlichkeit zu weit getrieben, alle und jede Spiele zu verdammen, besonders diejenigen, welche zur Erheiterung des Geistes, zur fröhlichen Belustigung, vielleicht auch in gleicher Zeit zur Uebung des Scharfsinns, des Witzes, der Erfindungskraft, oder einer körperlichen Geschicklichkeit dienen.

Sie gehören zu erlaubten Freuden, die eben so nützlich als unschuldig sind, weil durch sie kein Mensch gekränkt, kein Glück gestört wird. Selbst das Karten- und Würfelspiel, diese furchtbaren Werkzeuge der rasenden Leidenschaft, sind an sich nicht böse, so lange sie nicht zum Bösen gemißbraucht werden.

Nur dann ist das Spiel verächtlich und gefahrvoll, und hört wenigstens auf unschuldig zu sein, sobald es dabei nicht mehr auf Erheiterung oder angenehme Zerstreuung, sondern auf Geldgewinn ankommt. In eben diesem Augenblicke wird das Spiel, welches es auch sein möchte, der Schlüssel zu einer Hölle, aus deren geöffneten Pforten sich eine Reihe ekelhafter Laster hervordrängen, um das Herz des Menschen in Besitz zu nehmen. In diesem Augenblicke wird der Eigennutz angeregt, und Furcht und Erwartung betrügen das Herz und seine ruhige Stimmung. An den Eigennutz drängt sich beim Gewinn die hohnlächelnde Schadenfreude, welche um so inniger ist, je mehr man sie verbirgt, um den nicht zu beleidigen, der da verliert. In dem Verlierenden sammelt sich Aerger, Erbitterung und Unzufriedenheit mit sich selbst. Was ihm Freude geben sollte, ist zum Gift geworden. Er darf seinen Verdruß nicht offen zeigen, damit er nicht vor Andern zum offenen Spotte werde; darum nimmt er die Heuchelei zu Hilfe, und verstellt sich und lächelt, wo er heimlich mit den Zähnen knirscht, und läßt ein ruhiges Gesicht erblicken, während er im Innern flucht.

Seht, welche Kette lasterhafter Empfindungen sich plötzlich um das unbefangenste Herz schlingt.

Aus eben dieser Ursache sollen christlichgesinnte Aeltern, weise Erzieher niemals der Jugend Karten- und Würfelspiele gestatten, oder andere, worin ein schneller Glückswechsel, rascher Gewinn und Verlust, die Hauptsache ist, was anzieht. Da das Herz junger Leute reizbarer und empfindlicher ist, und noch von keinen festen Grundsätzen beherrscht wird, ist es grau-

same Vermessenheit, strafbarer Leichtsinn, schon solche Leidenschaften in ihrer zarten Brust zu entwickeln. Ehret die fleckenlose Reinheit des Gemüths! Sie ist zerstört, sobald ihr selbst mit thörichter Unvorsichtigkeit den Eigennutz, die Gewinnsucht, die Schadenfreude, die Erbitterung und Heuchelei spielend in ihr Herz ausäet. Entschuldiget euch nicht damit, der Gewinn und Verlust sei gering in den Spielen, welche ihr ihnen gestattet; — nein, Kindern ist auch das Geringe schon wichtig und werth; ihr seid die ersten, welche ihnen Neigung zum Spiele beibringen; ihr seid die ersten, welche ihnen eine vorher unbekannte Leidenschaft theuer machen; ach, es sind wahrlich nicht Kleinigkeiten, mit denen sie tändeln: sie spielen schon um Seelenruhe und Reinheit des Sinnes.

Selten wird der Mensch durch einen einzigen Tag zum leidenschaftlichen Spieler; er wird es allmälig, je mehr er nach und nach Freude und Gelegenheit zu dieser Beschäftigung findet. Aber doch war der erste Tag, da ihn ein Gewinn zur Fortsetzung des sogenannten Zeitvertreibs lockte, der erste seines nachherigen Verderbens. Er suchte ihn nun begieriger; ein abwechselnder Verlust schreckte ihn nun weniger ab. Ihn blendet die Möglichkeit ansehnlichen Gewinnes; ihn fesselt die große Leichtigkeit, ohne große Mühe seinen Beutel mit Gold zu füllen; er wird zum leidenschaftlichen Spieler.

Jede Leidenschaft, das heißt, jeder unmäßig fortdauernde Hang des Gemüths, welcher alle übrigen Vorstellungen, alle bessern Empfindungen verdunkelt, gleichsam die Vernunft verschlingt, und den Menschen endlich wider seinen Willen fortreißt, — ist Sünde. Der Mensch ist dann seiner selbst nicht mehr mächtig; der Mensch verhält sich leidend; nur seine allein herrschende Begierde ist thätig und verzehrt ihn.

Nichts aber wird dem schwachen Menschen leichter zur Leidenschaft, als die Gewinnsucht; und eben dadurch empfängt Spielen seinen höchsten Reiz für ihn. Er verliert alles Zartgefühl der Rechtlichkeit; er bedenkt nicht länger, daß sein Gewinn der Ruin des Andern sein kann; daß seine Freude die Verzweifelung des Andern ist. Er geht darauf aus, seinen Nebenmenschen arm zu machen, um reich zu sein. — Kannst du, o Christenthum, noch mit reiner Heiligkeit im Gemüthe solches Verderbten wohnen? Wo weilt die Liebe, welche Jesus befiehlt?

Wie der Müßiggang junger Leute oft zum Spiel: so verleitet noch öfter die Spielsucht zum Müßiggang und unordentlichen Leben. Nützliche Beschäftigungen werden ihnen abgeschmackt; der Eifer zu den Berufsgeschäften erstirbt; ihr Gedanke ist nur auf die Spielstunde hingerichtet; die Vernachlässigung des rechtlichen Erwerbs muß der unerlaubte Gewinn ersetzen. Das Spiel wird zur Arbeit, und wilde Zerstreuungen in loser Gesellschaft müssen die Stelle der Erholungen einnehmen. Umsonst mahnet ihr die Unglücklichen von ihrem Verderben ab; umsonst rufet ihr sie zur Einförmigkeit des bürgerlichen Lebens zurück; umsonst, ihr Väter, drohet euer Ernst, umsonst ihr Mütter, flehen eure Thränen — — die Verwilderten spotten euer, als langweilige Sittenprediger. Ihre Spielwuth ist ein Rausch; sie schwindeln in Betäubung dem Abgrunde unaufhaltsam zu.

Sieh das Antlitz eines Spielers, und du findest in demselben die Spuren mehr als einer schändlichen Leidenschaft. Wie könnte es anders sein? — Er, der bald Alles, bald Nichts hat, er, der heute schwelgen kann, morgen verzweifeln möchte, ist selbst nur der Spielball immerwährender Sorgen und Unruhen gewesen. Es ist kein Frieden mehr in seiner Seele, er ist stumpf geworden für die edlern Lebensfreuden. In böser Gesellschaft (denn Menschen von Geist und Herz verdammen sich nicht zu dem ehrlosen Gewerbe!) sind seine guten Sitten verdorben. Haß, Zorn und Streit, die häufigen Begleiter des Spiels, sind auch die seinigen.

So viele und heftige Gemüthsbewegungen, denen er sich fast täglich preisgibt, müssen endlich auch die festeste Gesundheit erschüttern. Die halb und ganz durchwachten Nächte, die Schädlichkeit der sitzenden Lebensart, die Unordnung im Genusse der Speisen und Getränke, zerstören die edlern Lebenskräfte. Die geschwächte Gesundheit des Körpers wirkt auf die Seele nachtheilig zurück und schwächt den Geist. Die Spielsucht raubt dem Leben nicht nur den Schmuck der besten Freuden — sie verkürzt auch das Leben.

Der Spieler ist heimlichen Elends voll — aber damit nicht zufrieden, verführt er auch Andere zu der gleichen Leidenschaft, zu den gleichen Lastern, zu dem gleichen Unglück. Nicht zufrieden, seine eigene Seligkeit verwüstet zu haben, bringt er auch andere Leichtsinnige um Vermögen und Gewissensruhe. Er häuft Schuld auf Schuld. Er achtet es nicht, daß ihn edlere Menschen bemitleiden, daß ihn die Unverdorbenen mit Ekel meiden, daß das Zutrauen der Mitbürger gegen ihn abnimmt, indem jeder seinen Untergang voraussieht. — Er hat sein schreckliches Loos gezogen. — Seine Laster hängen sich zentnerschwer an ihn und ziehen ihn bergab. — Er kann nicht mehr zurück. Es muß enden; er endet durch einen allzufrühen Tod, oder schrecklicher noch mit dem Verlust seiner Ehre, seines Vermögens — vielleicht als Betrüger — als Entwender anvertrauter Gelder; — endet vielleicht erdrückt vom Jammer einer guten Familie, vom Gewichte seiner Schande, die unabwälzbar ist; vielleicht gefoltert von einem schrecklichen Gewissen, in Verzweifelung; — endet vielleicht das elende, ruchlose Leben mit blutigen Händen eines Selbstmörders! oder er flieht, als Betrüger, als Veruntreuer fremden Gutes, verfolgt von den Gesetzen seines Vaterlandes, verfolgt von seinem Gewissen, verfolgt von den Klagen seiner tiefgebeugten Familie, in fremde Gegenden, wo ihn Niemand kennt, und seine eigene Schuld ihn zu Grabe begleitet.

Diese letzten, die schrecklichsten Folgen der Spielsucht sind leider nicht die seltensten. Aber wen die Laster einmal umgarnt haben, den schrecken sie nicht. Er sieht sie noch fern von sich. Er spricht hohnlächelnd: so weit wird es doch mit mir nicht kommen!

Wer aber ist dir Bürge dafür? Dein gegenwärtiger Wohlstand? Aber er kann erschüttert werden. Dein eigenes Gefühl des Rechten und Guten? Aber es kann durch Gewohnheit des bösen Beispiels stumpf werden. Andere, welche einst waren, und sich beruhigten, wie du, wurden dennoch der Raub der Verzweiflung, deren sie einst spotten konnten, wie du.

Gehe in dich, prüfe, ob du noch dein besseres Selbst retten könnest. — Erforsche die Macht deiner Leidenschaft, ob du ihr noch Herr bist, oder schon ihr unloskäuflicher Sklave. — Untersuche, ob nicht oft schon dein guter Engel trauerte, und dich warnend zurückrief.

Hat dich die Sucht zum Spiel nicht schon edlern Geschäften entrissen? Hat sie dir nicht schon manche goldene Stunde geraubt, die du nützlichern Arbeiten hättest geben sollen? Hat sie dich nicht schon in Verlegenheiten gestürzt, dir dir peinlich waren? Hast du ihr nicht schon viele unangenehme Augenblicke vorzuwerfen? Hörtest du nicht schon das Bitten deiner Verwandten und ihre warnende Stimme? — Mußtest du nicht schon Thränen in den Augen der lieben Deinigen sehen, welche du ihnen durch deine verworfene Lebensart auspreßtest? — Drang nicht zuweilen bange Ahnung von bösern Folgen in deine Seele?

Unglückseliger, und diese Verlegenheiten, diese Bitten, diese Thränen, diese Ahnungen vermochten schon nichts mehr über dich?

Siehe, vielleicht wirft ein Ohngefähr dies Blatt unter deine Augen — nein, es ist kein Ohngefähr in der Schöpfung Gottes; — es ist die heilige Vorsehung, welche dir den belehrenden Wink gibt. — Ermanne dich, prüfe dich! Die Ruhe deines Lebens, die Freude deiner Familie, die Seligkeit deiner Seele ist wohl einen Augenblick der ernsten Selbstbetrachtung werth.

Ermanne dich, und sei deiner selbst würdig! — Du kennst das Bessere, wähle es. Nimm den männlichen edeln Entschluß, deine Leidenschaft zu verlassen, und zur einfachen Tugend zurückzukehren. — Verschiebe den Zeitpunkt deiner Aenderung nicht, sondern was du heute als schlecht erkennest, das meide schon heute, auch wenn es dir noch so viel Mühe kostet. Es gilt nur die strenge Beharrlichkeit von wenigen Wochen und Monden, und du hast den Sieg über dich selbst errungen.

Fliehe die Gesellschaften, die Oerter, die Gelegenheiten, welche für dich verführerisch waren, und wo du zuletzt deinem Triebe nicht widerstehen würdest, dein Glück abermals durch Wagstücken im Spiele zu versuchen. Sei gewissenhafter, als es fast nöthig wäre. Meide selbst kleine Spiele; sie würden nur deinen verderblichen Hang nähren, und in dir Sehnsucht nach der alten Lust erwecken.

Und wenn die verderbliche Neigung wieder lebhafter in dir aufwacht; wenn sie dich der bessern Vorsätze vergessen machen will; wenn sie jene schmerzlichen Gefühle schon in dir verdunkelt, welche du littest ihrentwillen — dann sei Mann und Christ!

Dann gedenke der öffentlichen Verachtung, welche den Spieler begleitet; gedenke des Mißtrauens, welches du in dem Herzen deiner bessern Mitbürger gegen dich erweckst; gedenke der Mißbilligung und des Kummers der Deinigen, an deren Ruhe du im Begriff stehst, Mörder zu werden.

Wirf deinen Blick auf das entsetzliche Ende manches Andern, der von seiner Leidenschaft verrathen ward. Sieh hin, wie er mit zerstörter Gesundheit, mit Schande beladen, vom unreinen Gewissen gequält, dahinwankt; wie er zuletzt, unwillführlich von Lastern zu Lastern gezogen, keine Ruhe auf Erden, keine Freuden im Tode sieht; wie seine Hand, von Verbrechen befleckt, in einer schwarzen Stunde den Dolch gegen ihn selbst kehrt, während die Seinigen verzweifeln, und ihn in der Bangigkeit des Herzens selbst die Religion ohne Trost läßt!

O Gott, o Gott! Heiliger, Gerechter, furchtbar und doch wohlthätig in Deinen Verhängnissen: ja ich erkenne es, auch schon auf Erden ärntet die Sünde ihren schauerlichen Lohn!

Ja, ich thue Dir in dieser Stunde das feierlichste Gelübde: nie will ich mich dem einreissenden Laster der Spielsucht, dieser Quelle hundert anderer Sünden, hingeben. Ich will keine Vergnügungen, keine Zerstreuungen lieben, als nur solche, die mein Gewissen unbefleckt lassen, und wodurch keinem meiner Nebenmenschen ein trauriger Augenblick wird! — Ich will lieber einen geringen, mühevollen Erwerb durch ehrliche Arbeit, durch Fleiß in meinen Berufsgeschäften, als einen schnellen, leichten Gewinn, der immer zum Schaden Anderer gereicht, und den Deine Hand nicht segnen wird. Der glücklichste Spieler verspielt doch zuletzt die Ruhe seiner Seele! — Sie sei mir heilig, wie dein ewiges Wort! Amen.

188.

Rechtmäßiges und unrechtmäßiges Eigenthum.

Spr. Sal. 16, 8.

Oft prangt der Sünder wie ein Baum
Voll grüner, frischer Blatter,
Beschattet einen weiten Raum,
Und trotzt dem fernen Wetter:
Doch plötzlich braust ein Sturm daher,
Zerbricht den stolzen Baum, und er
Behalt nicht Stamm noch Krone!

Im Frieden scheinet er vielleicht
Und weit geehrt zu sterben;
Weh aber ihm! denn bald erreicht
Ein Sturm des Fluches Erben!
Und ungerechtes Gut verfliegt,
Und auf des Frevlers Namen liegt
Der Abscheu aller Tage.

Von allen Erdengütern, mit denen Gottes Vaterhand uns wohl thut, ist wohl, ausser einer ungeschwächten Gesundheit, nichts, was Jeden so innig erfreuen kann, als der Genuß eines redlich erworbenen Eigenthums, von dem er sagen kann: Dies ist mein! kein Anderer hat Ansprüche darauf; ich darf mich seiner mit gutem Gewissen bedienen!

Denn ich mag nicht auf jene Heuchler oder Schwärmer hören, die beständig über die Eitelkeit der irdischen Güter seufzen, die beständig predigen, man solle nicht sein Herz an diese Welt hängen, und dem Mammon dienen, und dabei wuchernd auf Pfänder leihen, arme Familien drücken, und durch ihre Werke dem widersprechen, was ihr scheinheiliger Mund redet. Nein, Gott stellte seine irdischen Gaben auf Erden aus, daß wir uns derselben zu unserm Glück bedienen sollen, zu unserer eigenen Freude, zur Erquickung und Erheiterung Anderer. Ohne den Besitz eines hinlänglichen Vermögens wären wir nicht fähig, uns zu erhalten; wären wir andern Menschen zur Last, oder ihr Sklave; könnten wir, auch bei allem guten Willen, nicht so viel Tugend üben, als wir sollen.

Was ist denn unser Leib? Er ist ein Eigenthum, das uns Gott für einige Jahre lieh; ein Mittel, ein Werkzeug unserer Seele, wodurch sie sich erst wirksam in der Welt bezeigen kann. So ist denn jedes andere irdische Eigenthum, welches ich erwerbe, gleichsam eine Vergrößerung meines Ichs, eine Erweiterung meiner Mittel und Werkzeuge, eine Ausdehnung des Schauplatzes, in welchem die Kräfte meiner Seele wirksam sein können.

Nur dann erst sind Hab und Gut schädlich, wenn ich sie mißbrauche, wenn ich sie zum Hauptzweck meines ganzen Lebens mache, und mein Geist ihr Sklave wird. Nur dann erst gilt Jesu gerechter Eifer gegen das ängstliche Sorgen und Sammeln irdischer Schätze, über welchem der edlere Schatz meiner höhern Bestimmung vergessen wird!

So will ich also ungestört und freudenvoll die Gaben empfangen, die Gott mir ertheilt; mit Heiterkeit den Segen genieſſen, den er mir zur Verannehmlichung meines Erdenlebens zukommen läßt, und meine Dankbarkeit gegen den liebevollen Geber dadurch ausdrücken, daß ich, was ich habe, mit Mäßigkeit genieſſe, und zur Glückseligkeit Anderer benutze.

Das kann ich aber nur, wenn ich mein Eigenthum auf eine vollkommen rechtmäßige Weise erworben habe; wenn keine Sündenschuld, keine fremde Thräne, kein stiller Fluch an meinem Vermögen haftet. Wie könnte mir wohl sein, so lange ich unter dem, was ich besitze, noch irgend etwas fände, von dem mir mein Gewissen sagt: „Unredlicher! dies gehört dir nicht. Du schwelgst mit fremden Mitteln, die Andere entbehren müssen, weil du sie ihnen hinterlistig, vielleicht ohne ihr Wissen entzogst!“

Wahrlich, mit Recht sagt die heilige Schrift: „Es ist besser, wenig mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht!“ (Spr. Sal. 16, 8.)

Ich soll, ich darf von Allem, was ich habe, nichts mein nennen, von dem nicht Jedermann wissen dürfte, auf welche Weise ich es erworben habe. Nur das gehört mir, was ich entweder als Erbschaft, durch freien Willen der Verstorbenen, oder durch den Spruch bestehender Gesetze, oder was ich als Geschenk und Gabe von Andern, oder was ich durch gerechten Kauf und Tausch, oder als Belohnung und Frucht meiner Mühe, Arbeit und Sparsamkeit besitze. Alles Andere, was ich mir wider Wissen Anderer von ihrem gerechten Eigenthum durch List und Gewalt zugeeignet habe, gehört nicht mir, sondern ihnen. Ich beraube sie täglich, so lange ich ihnen ihr Vermögen, oder auch nur den kleinsten Theil desselben, vorenthalte. Wenn mich auch die ganze Welt äusserlich ehrt, weil sie meine Schändlichkeit nicht vermuthet, nennt mich doch mein Gewissen fortwährend einen strafbaren Dieb, einen schweren Schuldner des Andern, und meine Schuld vor dem Allwissenden, dem Allgerechten, ist gröſser, als der Werth derjenigen Sache, die ich mir auf unrechtmäßige Weise zugeeignet habe.

Es ist besser, wenig, aber mit Gerechtigkeit! — Nur so erst kann ich mich meines Eigenthums mit frohem Gewissen erfreuen. Nur so erst, wenn mein Blick übersieht, was mir durch Gottes Gnade geworden, erquickt es mich innig, zu denken: Dies ist nun dein; dies sind deine rechtmäßigen Hilfsmittel, wodurch du dir das Leben irdisch angenehm machen kannst, wodurch du dich vor der gänzlichen Abhängigkeit von andern, oft harten Menschen beschützen kannst, wenn sie deiner bedürfen; dies ist die erste Grundlage, die ich selbst zur Achtung anderer Menschen für mich gelegt habe. Denn besitze ich auch nicht so viel, als Dieser oder Jener, der reicher ist, als ich bin, so hat doch, was ich habe, einen ganz eigenen, unaussprechlichen Werth dadurch erhalten, daß es auf die ehrlichste Weise erworben ist, daß darüber der schöne Segen der Redlichkeit schwebt. Ich darf jedes Stück meines Hab und Gutes ansehen, ohne vor mir selbst zu erröthen wegen der Art, wie ich es erhielt. Ach, wie Mancher, der wohl begüterter ist, kann dies nicht! Und was hat er denn von seinem Gut, wenn es ihm keine reinen Freuden geben kann? Lieber nichts, aber ein heiteres sich keiner Schuld bewußtes Herz! Besser wenig, aber mit Gerechtigkeit!

Nur was ich auf rechten Wegen gewann, nur das ist wahrer Reichthum, und wäre es auch noch so gering. Denn reich macht mich doch nur das, was mich vergnügt machen kann. Was hat denn der Todte, und schliefe er in goldenem Sarge in Marmorpaläſten? Ihn erfreuen seine Schätze nicht. Was hat denn der Räuber von seinem Raube, und wäre er auch noch so kostbar, wenn er mit Furcht und Zittern über demselben liegt? — Aber ich darf mich meines gerechten Gutes mit vollem Herzen freuen, denn ich erblicke darin nicht nur meine eigene Sicherheit, sondern auch eine gedeihenvolle Vorsorge für meine Nachkommen. Sind nicht Gatten, Kinder, Enkel auch mit meinem Leben aufs innigste verwandt? Ist nicht meine Sorge um ihren Wohlstand eine meiner liebsten Sorgen? Ist nicht die Aussicht, daß sie nicht ganz verlassen sein werden, eine der süßesten Beruhigungen? Und konnte ich diese Beruhigung ganz unbefangen genieſſen, wenn ich befürchten müßte, daß vielleicht nach meinem Tode die Ungerechtigkeit, mit der ich mein Eigenthum vergröſserte, bekannt, und mir und den Meinigen zum Unsegen werden sollte? — Nein, besser wenig, aber mit Gerechtigkeit!

Denn auch das Wenige ist mir dann ja ein Beweis des göttlichen Segens und göttlicher Liebe. Ich erkenne in Allem Geschenke des Himmels, während der Unredliche in seinem mit bösem Gewissen errungenen Gut nur Gaben des Verbrechens, nur Darlehen der Hölle findet. Ich erblicke auch in dem Wenigen, was ich besitze, die freundlichen Zeugen meiner pflichtvollen Mühe, meiner Klugheit, meiner Ordnungsliebe, meiner Sparsamkeit. Jedes Stück erinnert mich an eine frohe That meines Lebens, und auf welche Art, unter welchen Umständen ich's erhielt; und eben diese Art, diese Umstände sind eben so viele lobende Zeugnisse meines redlichen und gerechten Sinnes, meines Fleiſses, meiner Unverdroſſenheit, durch die ich Niemanden kränkte. Ich übersehe, indem ich das Eigenthum betrachte, welches mich umgibt, einen Theil der Geschichte meines Lebens und nützlichen Wirkens; ich finde in jedem einzelnen Theile meines Vermögens ein angenehmes Denkmal meiner Kraft und meines schuldlosen Strebens.

Und wenn es auch wenig wäre, was ich besitze: ist es nicht viel, da es vom Segen Gottes begleitet ist? Mögen doch Andere begütert sein; wenn mir in meinem kleinen Vermögen wohl ist, wenn ich darin genügsam lebe, sind Andere nicht reicher als ich. Der Reichste kann nicht mehr Freuden empfinden, als der Minderbegüterte. Denn eben die Wonne, welche jenem der Anblick der Menge dessen erregt, was er hat, erregt mir der Anblick des mäßigen Gutes, das Gott mir gab. Mir gewähren Kleinigkeiten ein Vergnügen, wobei Jener nichts empfinden würde. Mir ist ein einzelner Baum, der mir Schatten streut und Früchte schenkt, theurer und angenehmer, als dem Großen sein Landgut, welches er vielleicht nur selten erblickt. Ich kann mein kleines Reich übersehen;

jener nur einen geringen Theil des seinigen. Jener lebte in mannigfaltigen verwickelten Verhältnissen und Sorgen; die meinigen sind einfacher und beschränkter. Jenen quält Mißgunst Anderer, oder ihn führt Schmeichelei irre: ich lebe unbemerkter und mehr mir und meinen Angehörigen.

Besser wenig, aber mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht.

Mit Unrecht! — Welche Freuden können aus der Ungerechtigkeit aufblühen? Wie kann denn ein Acker des Fluchs Früchte des Segens bringen? Was hülfe es denn, spricht Jesus, der Heiland, wenn Jemand die ganze Welt gewänne, und litte Schaden an seiner Seele? Kann denn alles Gold der Welt ein frohes, zufriedenes Gemüth erkaufen, wenn es fehlt? Kann aller Reichthum die heimlichen Wunden eines durch eigene Schuld unglücklichen Herzens heilen?

O wie falsche Vorstellungen macht sich der Sterbliche oft vom Werthe des Reichthums! Wie leichtsinnig opfert er für das, was ursprünglich Staub ist und Staub bleibt, die Wollust der Seele auf, welche aus der Tugend quillt! — In welche Verbrechen, in welche Unruhe stürzt sich der Sinnliche nur zu oft aus unmäßiger Begierde nach Reichthum und Besitz!

Was wird es dir helfen, Unglücklicher! wenn du fremdes Gut entwendest; den Staat um das Seinige betrügst; dir Goldsummen machst, indem du deinen Nebenmenschen zu seinem großen Schaden hinterlistig bevortheilst; Gelder, die deiner Ehrlichkeit anvertraut waren, unehrlich zurückhältst und unterschlägst; mit zweideutigen Prozessen oder wohl gar mit falschen Eiden Andern das Ihrige verkürzest, so daß zwar das Gesetz der Menschen für dich redet, Gott und Gewissen aber wider dich zürnen; wenn du Verträge mißbrauchst, das Zutrauen der rechtlichen Menschen verräthst, Freunde hintergehst, und Wehrlose unterdrückst?

Was wird dir deine Unredlichkeit helfen? Bist du nun reicher geworden, weil du mehr besitzest? Nein, dieser errungene Besitz ist noch immer fremdes Gut, das nicht dir, sondern dem Betrogenen gehört. Du hast dir nur durch deine Untreue geheime Gewissensschmerzen erhandelt, und dir eine innere Verachtung gegen dich selbst eingeflößt! — Denn wie könntest du, wenn du deiner Unehrlichkeit gedenkst, dich selbst noch achten?

Freilich, du wirst dich mit mancher künstlichen Entschuldigung zu beruhigen suchen; du wirst dir Scheingründe erfinden, um dich selbst damit zu blenden. Armer Mensch, schon daß du dies zu thun gezwungen bist, verweiset dich auf deine bleibende Schuld; und wenn du glaubst, dich mit allen ersinnlichen Vorwänden bei dir selbst gerechtfertigt zu haben, sagt dir dein Bewußtsein doch plötzlich: „Aber es ist doch Unrecht! Du hättest ehrlicher handeln sollen. Du hast betrogen, Betrüger wirst du dich zeitlebens heißen müssen.“

Du schwelgst in fremdem Vermögen. Wie? wirst du auch dann noch darin Lebensgenuß finden, wenn eine warnende Krankheit dich aufs Schmerzenlager hinstreckt? Wird dir der Anblick deines Raubes noch behaglich sein, wenn der Tod spricht: „Ich scheide dich von ihm, aber nicht von deiner ewigen Schmach!“

Worin besteht nun dein Vermögen, oder der unrecht erworbene Theil desselben? Er ist ja keine Erinnerung an deine Redlichkeit und Treue, sondern nur die traurige Frucht eines in der Stille begangenen Verbrechens; er ist nur ein Straf- und Schreckmittel mehr in der Hand des dich verdammenden Gewissens! — War es das, wonach du so begierig gegeizt hast? War dies der Mühe werth, Verträge, Schwüre und Versicherungen zu brechen!

Unrecht Gut gedeihet nie! — Es ist zwar nur ein gemeines Sprichwort, aber doch kennen es alle Völker. Es muß diesen Völkern durch viele und oft schreckliche Erfahrungen mitgetheilt worden sein. — Glaubst du, der du dich so gern selbst betrügen möchtest, du allein seiest der Glückliche, bei welchem es eine Ausnahme machen werde? — Worauf gründest du deine Zuversicht? Daß vielleicht Niemand von den Lebendigen Zeuge deiner schlechten That gewesen? Oder daß die Todten schweigen? Oder daß der Buchstab bürgerlicher Gesetze dir ein scheinbares Recht gab? Oder daß Handschriften zerrissen oder vernichtet sind? — Elender, begrabe, wenn du kannst, deine unehrlichen Handlungen unter einem Gebirge — siehe, es wird sich spalten; und deine Schande offenbaren; senke deine Schuld auf den Boden des Weltmeers, es wird sich stürmisch bewegen, und deine Schuld ausspeien, wie einen todten Leichnam. Denn Gott der Allwissende lebt! Denn Gott der Vergelter lebt, und seine ewige geistige Weltordnung steht!

Deine Ungerechtigkeit gedeihet nicht. Der Balsam, den du stahlst, wird auf deinen Wunden zum Gift. Der Stein, mit welchem du den Grund zum Gebäude deines Glücks zu legen hoffest, wird dich unter den Trümmern desselben begraben. Ereignisse, an die du nie dachtest, die kein Scharfsinn voraus berechnet, bringen deine begangene Niederträchtigkeit zu den Ohren der Menschen. — Wie? ist das das Glück, welches du durch Verübung geringerer oder größerer Unredlichkeiten zu erwerben glaubtest?

Du fühlst dich vielleicht sicher, weil du schon lange die Frucht deiner Ehrlosigkeit ungestört genossest. Es verflossen doch schon Jahre und Tage, und sie verriethen dich nicht. Stolzer, aber du lebst noch! Es leben ja noch deine Kinder, deine Verwandte, deine Freunde! — Und wenn du einst aufhörst zu leben, bist du dann gerettet?

Nie ohne heimliche Vorwürfe blickst du auf deinen Besitz hin. Jedes Stück unrechtmäßigen Gutes klagt dich an, und scheint nach dem rechtlichen Eigenthümer zu begehren. Veräussere es, vertausche es mit andern: auch das Neue bekleidet sich vor deinen Augen mit der alten Schmach. Du liesest überall Drohungen; du liesest sie im ernsten Blick der Redlichen, die dich ansehen; du liesest sie in den nach deiner Schande, nach deinem Unglück schadenfroh spürenden Augen deiner Feinde. Selbst dies todte Blatt mit diesen Zeilen ist stark genug, dich zu erschüttern. Und wäre deine Verderbtheit stärker, desto beklagenswürdiger stehst du vor Gott!

Was du nicht als Segen deines redlichen Fleißes durch Gott gewannst, wird es zum Segen deiner Nachkommen werden? Der Fluch, welchen du in deiner Seele vernimmst, wird er nach deinem Tode sterben, da du Unsterblichkeit deiner Seele hoffest?

Nein, bekenne es dir selbst, was du auf ungerechte Art erworben, hat dir nie Freuden, nie Segen ins Haus gebracht. Du hast seitdem nicht die stille Ruhe, die himmlische Heiterkeit des ehrlichen Mannes empfun-

den. Du bekennst es, du wirst die Wahrheit der salomonischen Worte bekennen: Besser wenig mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht.

Du sehnst dich vielleicht nach deiner verlornen Selbstachtung, nach deinem vorwurfslosen Frieden zurück; du fragst: „Was soll ich thun, daß ich wieder selig werde? — Die Kirchen besuchen? Zu Gott um Vergebung flehen? Den Armen Gutes thun? Milde Stiftungen unterstützen?“ Umsonst! Dich rettet nichts, als die Vernichtung deines Unrechts. — Umsonst bringst du Gott deine Gaben: sie versöhnen dich mit ihm nicht. Gib deinen Raub zurück; sei arm, aber ehrlich. Wenn du, sprach der Welterlöser, deine Gabe auf dem Altar opferst, und du wirst allda eingedenken, daß dein Bruder etwas wider dich habe: so laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder. — Sei willfährig deinem Widersacher, dieweil du noch bei ihm auf dem Wege bist, auf daß er dich nicht dermaleinst überantworte dem Richter, und werdest in den Kerker geworfen. Ich sage dir, wahrlich, du wirst nicht von dannen herauskommen, bis du den letzten Heller bezahlest. (Matth. 5, 23—26.)

Vielleicht sträubt sich dein Stolz, den schweren Schritt zu thun. Vielleicht ist es dir weniger mühsam, das ungerecht Erworbene zurückzuerstatten, als zugleich auch deine Ehre und das öffentliche Vertrauen dabei einzubüßen. — Wohl, dies Vertrauen und den guten Namen, den du bis jetzt noch unverdient besaßest, sollen dir theuer sein; denn sie sind nicht nur dein, sondern auch deiner Kinder, deiner Verwandten Eigenthum. Erstatte das ungerechte Gut zurück, und rette deinen Namen. Die Klugheit, welche du bisher übtest, dein Vergehen zu verschleiern oder ganz zu verheimlichen, wird dich nicht verlassen, wenn du sie im Dienst der Tugend anwendest. Durchblicke deine Verhältnisse, forsche nach Gelegenheiten — aber zögere nicht, eine heilige Schuld abzutragen, die dich drückt und von Gott trennt. — Zögere nicht; entbehre lieber, aber erstatte zurück, was durch unerlaubte Mittel in deinen Besitz kam. Besser wenig, aber mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht! — Dann erst wirst du den verlornen Frieden des Gemüths wieder fühlen; die Heiterkeit des redlichen, sich keiner Schuld bewußten Mannes schmecken, und mit leichtem Herzen zu Gott schauen und beten.

Vater, Richter, Vergelter! — O vernimm Du mein heiliges Gelübde: nie soll Falschheit und Betrug meine Seele beflecken; nie soll Habsucht und Gelüst nach fremden Gütern mich zu unredlichen Schritten verleiten! Ich will genügsam sein mit dem, was ich durch Fleiß und Sparsamkeit erwerben kann; denn darauf, himmlischer Vater, ruhet Dein Segen, und dieser Segen wird auch auf meine Nachkommen hinab erben!

Wie höchst unsicher ist doch zuletzt aller irdische Besitz; wie bald kann durch unvermuthete Schicksale das verloren gehen, was der stolze Sterbliche als sein festes Eigenthum betrachtet! — Und sollte ich es, wenn Du gebeutst, verlieren — dann bleibt mir doch ein freudiges Bewußtsein vor Dir! — Wer nur die Achtung gegen sich selbst nicht verloren hat, wer nur Deiner Gnade sicher ist, o Lenker aller Schicksale, der hat nichts verloren. Seine edelsten Kleinodien raubt ihm keine Macht auf Erden.

Und wüßte ich, daß ich von allem dem, was ich durch Erbe oder Geschenk von Andern empfangen, irgend etwas als ein ungerechtes Gut ansehen müßte: ich wollte es gern zurückgeben, und damit die Schuld derer einigermaßen gut machen, die sich dasselbe durch tadelhafte Mittel angemaßt hatten. Rein sei meine Hand vom Bösen! — Besser wenig mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht. Amen.

189.

Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum.

2 Mos. 20, 15—17.

Von allen in der Welt im Schwange gehenden Fehlern, Sünden und Verbrechen, von allen Lastern, mit denen sich ein menschliches Herz beflecken kann, ist eins, welches als das niedrigste und ekelhafteste den lautesten Abscheu erregt — dies ist das Laster des Diebstahls. Nur Menschen ohne Ehre, ohne Treu und Glauben, nur Menschen ohne Gefühl für Recht und Pflicht, nur rohe, verworfene Geschöpfe, die in ihrer Schändlichkeit den Raubthieren gleichen, können sich mit diesem Verbrechen besudeln.

Die Achtung, welche man fremdem Eigenthum schuldig ist, wird unter allen Nationen des Erdbodens am häufigsten gefunden. Nur diejenigen wilden Völker, welche noch auf der untersten Stufe der Sittlichkeit leben, wo sie noch gleichsam den vernunftlosen Thieren verwandter sind, als den Menschen, pflegen über fremdes Gut ohne Gewissen zu sein, und Dieberei gilt bei ihnen noch wie ein Erwerb.

Sobald sich aber solche Wilde aus ihrer Erniedrigung erheben, sobald sie in ordentliche Gesellschaften zusammen treten, feste Wohnplätze haben und bürgerliches Gewerb treiben, eben so bald fangen sie an, sich vor ihrem ehemaligen thierischen Betragen zu schämen; sie erröthen vor dem Gedanken, fremdes Gut mit Gewalt oder List an sich zu ziehen.

Darum sind alle weltlichen Ordnungen, alle Staaten, alle Gesetze, alle Verträge entstanden, daß jedem Menschen sein Eigenthum sicher gestellt werde; daß Niemand sich dasjenige zueignen dürfe, was ein Anderer mit Recht als sein Erbtheil oder als die Frucht seines Fleißes besitzt. — Alle bürgerlichen Einrichtungen, alle Obrigkeiten sind vorzüglich nur darum vorhanden, einen Jeden bei seinem Eigenthum, bei seinen Rechten zu schützen.

Derjenige, welcher sich also ein fremdes Gut anmaßt, sei es heimlicher oder hinterlistiger Weise, oder durch schändliche Gewalt, ist ein öffentlicher Feind der Gesetze, ein Zerstörer der bürgerlichen Ordnung, ein Widersacher der Obrigkeit. — Ihn trifft der Abscheu der Mitbürger, der Fluch des Gesetzes, das Schwert der Gerechtigkeit. Er wird als ein Ehrloser aus der Reihe rechtlicher Menschen hinweggestoßen; er darf nicht in der Mitte der Gesellschaft länger leben, die vor seiner Lasterhaftigkeit keine Sicherheit hat. Sie verbannt ihn von sich; sie verschließt ihn in Gefängnisse; sie übergibt ihn zuletzt dem Tode, als einen unerträglichen, besserungslosen Missethäter.

Wer sich einmal mit Schande besudelte, sich an frem-

dem Gute vergriffen zu haben, behält auf immer die schmachvolle Erinnerung daran. Darum geht ein Sprichwort durch die Welt: Wer einmal stiehlt, ist für immer ein Dieb. — Alle Redlichkeit eines nachherigen Lebenswandels kann die Erinnerung nicht auslöschen: Du hast einmal gestohlen, und dir zugeeignet, was dir nicht angehörte!

Wie wichtig für die Unschuld, Freude und den Adel unserer Seele ist es daher, daß wir uns Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum tief einprägen, und uns selbst nie durch eine Niederträchtigkeit entehren, die wir mit Recht aus tiefstem Herzensgrunde an Andern verabscheuen! — Wie wichtig ist es, daß der Mensch, zumal der Christ, vor jedem Eingriff in das Recht und das Eigenthum seines Nächsten sich bewahrt!

Aber ist es möglich? Sollte es auch noch nothwendig sein, daß man ein christlich sein wollendes Gemüth vor dem niedrigsten und gröbsten aller Laster warnen müsse? Weiß nicht in unsern Zeiten fast jedes Kind, was Eigenthum und Recht sind, weiß nicht fast jedes Kind, wie es die Heiligkeit andern Gutes ehren müsse? — O daß es doch also wäre! — Wehe, es leben Erwachsene, die auf Jesu Namen getauft sind; Erwachsene, die sogar glauben, eine gute Erziehung empfangen zu haben; Erwachsene, die sogar Kenntniß, Bildung, angenehme Lebensart haben, und öffentlich mit ihren frommen Gefühlen, mit ihrer Redlichkeit, mit ihrem Biedersinn prangen, und doch zuletzt nur zu der verworfenen Zahl der Diebe und Räuber gehören. Sie hüllen sich nicht in die Lumpen der Armuth; sie stehlen nicht aus verzweifelnder Noth; sie gehen wohlgekleidet umher; sie verheimlichen ihre Unehrlichkeit durch einen gleißnerischen Schein der Rechtlichkeit und Klugheit; sie sind eifrige Kirchengänger, scheinheilige Beter, heuchlerische Vaterlands- und Menschenfreunde, und dienen doch nur in der Stille ihrem Mammon, bereichern sich durch diebische Kunst, durch Betrug des Nächsten, durch unehrliche Handlungen. Dies sind die übertünchten Gräber, von welchen Christus spricht, daß sie auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtenbeine und alles Unflaths. (Matth. 23, 27.)

Denn nicht der allein ist ein Räuber, welcher auf einsamer Landstraße den Vorübergehenden anfällt; nicht der allein ist ein Dieb, welcher im Dunkeln der Nacht zu dir einbricht, und mit verbrecherischer Scheu dein bestes Geräth entwendet. — Es gibt andere Wege, auf welchen Unehrliche einherwandeln, um das geheiligte Eigenthum ihres Nächsten räuberisch anzutasten.

Verletzung fremden Gutes ist es, wenn durch heimtückischen Betrug der Christ den Christen im Handel und Wandel übervortheilt, ihn mit falschem Gewicht betrügt, ihm schlechte Waare für gute verkauft, ihn in Verträgen überlistet, ihm das anvertraute oder erborgte Vermögen verprasset, es auf gefährliche Unternehmungen und Spiele hinwirft, und mit Beschädigung derer, die ihm anvertrauten, durch muthwilligen Bankerot sich neues Eigenthum erlistet, zusammengesetzt aus der Beraubung derer, die er betrog. — Hier ist Diebstahl unter dem Mantel der unglücklichen Redlichkeit; hier ist Räuberei mit lächelndem Angesicht; hier ist diebische Frechheit im edeln Kleide.

Verletzung fremden Eigenthums ist es, wenn der Spieler, dem nach dem Gelde des Andern gelüstet, einem Andern die Leidenschaft der Spielwuth einhaucht, um ihn plündern zu können. Das Spiel ist nicht mehr für ihn eine Tändelei, eine Erholung nach den Geschäften des Ernstes; es ist dem Elenden ein Erwerbmittel. Wohl weiß er sich mit dem Vorwand zu entschuldigen: Auch ich wage ja mein Eigenthum gegen das andere! — Aber er kennt seine Kunst, und seine Ueberlegenheit und Gewandtheit. So darf auch der nächtliche Dieb sprechen: Ich wage mein Eigenthum, ja sogar meine Freiheit, mein Leben gegen fremdes Gut. Aber auch er vertraut auf seine Gewandtheit und Ueberlegenheit in der schändlichen Kunst, fremdes Eigenthum ohne Mühe zu dem seinigen zu machen.

Verletzung fremden Eigenthums ist es, wenn mit heuchlerischer Liebe der Habsüchtige einen dem Tode nahen Bekannten umschleicht, um rechtmäßige Erben zu verdrängen, und sich einst des Vermögens bemeistern zu können, das ihnen mit allem Recht zufallen sollte. Der Erbschleicher hüllt sich verbrecherisch in den Mantel einer der reizendsten Tugenden — der Freundschaft, um Unschuldige ihres Rechtes berauben zu können. Er bestiehlt durch die Hand eines Sterbenden die verstoßenen, rechtlichen Erben. Er verdrängt die Blutsverwandten, und gibt seiner Ehrlosigkeit einen Anstrich der Dienstfertigkeit gegen den, nach dessen Gut ihn gelüstet. Er betrügt mit heimtückischer Schadenfreude den Sterbenden und die Lebenden, — er nennt nur Klugheit, was Diebesthat gewesen, heißt Selbstliebe, was unehrliche Zuneigung durch treulose Mittel war.

Verletzung fremden Eigenthums ist es, wenn neidische Menschen, gallsüchtige Verleumder die Ehre und den guten Ruf ihrer Mitbürger durch boshafte Anmerkungen verdächtig machen, üble Gerüchte eifrig verbreiten helfen, und mit leichtsinnigem Wohlgefallen Alles nachreden, was einen Schatten auf die Denkart und das Gemüth des Nebenmenschen werfen mag. — Wie, ihr Grausamen, sind ehrlicher Name, guter Leumund, unbescholtener Ruf nicht eben so heilig, als anderes Gut und Vermögen? Sind guter Name und Ehre nicht selbst noch höhern Werthes, als Geld, kostbares Geräth und liegende Güter? — Ist jede boshafte Bemerkung, wodurch ihr den Mitbürger herabwürdigt, ist jede nachtheilige, entehrende Vermuthung, die ihr boshaft über ihn und das Seinige äussert, ist jedes Nachplaudern und Verbreitenhelfen eines schändlichen Argwohns, einer ihn befleckenden Sage, nicht Diebstahl am Heiligsten, was der Mensch besitzt? Ist Ehrenraub nicht oft von fürchterlicherer Wirkung, als Güterraub? — Der Dieb schleicht mit falschen Schlüsseln zu den Thüren fremden Eigenthums; der Verleumder tödtet mit falscher Zunge den guten Ruf des Mitbürgers. Der Dieb kann zuletzt noch in seinem Raube schwelgen; aber du, der du so gerne verbreiten hilfst, was man Uebels vom Nachbar zu sagen weiß, woran ergötzest du dich noch, wenn nun das unglückliche Schlachtopfer mit Hilfe deiner giftigen Zunge gefallen ist?

Verletzung fremden Eigenthums ist es, wenn Menschen aus Mißgunst, aus Handwerksneid, den Beifall, welchen sich Jemand erwarb, das Zutrauen, welches er durch Redlichkeit und Güte im Handel und Gewerb verdiente, das Ansehen, welches ihm seine Kenntnisse und Tugenden gewinnen, zu verkleinern oder zu stürzen trachten. Jedes Mißvergnügen über den aufblühenden Wohlstand des Nächsten entspringt aus einem verdorbenen Herzen. Denn der Neider haßt in sei-

ner Ungerechtigkeit nicht nur den Nebenmenschen, sondern auch das Werk der göttlichen Vorsehung, die den Mitbürger gesegnet, die ihn hervorgehoben hat. Der Neider wagt es, über den Werth der Andern besser zu richten, als Gott; oder jenes Mißvergnügen des Neides stammt aus einem schwachen Verstande, welcher gewissen Gütern einen höhern Werth beilegt, als sie verdienen. Immer sind die Bemühungen des Neides verbrecherisch. Ein Räuber ist, wer das öffentliche Zutrauen vernichten will, welches Jemand durch Fleiß, Glück und Klugheit zu erwerben wußte; wer es zerstören will, um sich in die Vorzüge zu setzen, die der Andere genoß. Wodurch ist er vom gemeinen Diebe getrennt? Ehrlos ist Beider Mittel, sich Eigenthum zu gewinnen. Der Räuber stiehlt den Lohn des Fleißes, die Frucht des Erwerbs. Der geschäftige Brodneid stiehlt die Quellen des rechtlichen Erwerbs, Kredit und Zutrauen des Nebenmenschen.

Verletzung fremden Eigenthums ist es, wenn diejenigen, deren Redlichkeit das Gut Anderer vertraut ward, schlechte Verwalter desselben sind; — wenn ungetreue Vormünder das Hab und Gut der Waisen und Wittwen durch schmähliche Mittel an sich ziehen, oder durch Nachlässigkeit verwahrlosen; wenn Vorgesetzte die Güter und das Vermögen milder Stiftungen und menschenfreundlicher Anstalten zu unerlaubten Zwecken benutzen; wenn sie die Einkünfte und Zinsen, so sie zu verwalten beauftragt sind, zum Theil für ihren eigenen Vortheil anzuwenden suchen, oder in schwelgerischen Gastmählern und Festen zum Theil vergeuden.

O ihr ehrwürdigen Stifter frommer Vermächtnisse und gemeinnütziger Anstalten, könntet ihr euch aus euern Gräbern aufrichten, und die Anwendung eurer Gaben sehen: wie oft würde sich euer Blick voll Unwillens von den Schwelgern hinwegwenden, denen das vertraut wurde, was ihr der weinenden, verlassenen Armuth geweiht hattet! — Könntet ihr aus euern Gräbern heraufsteigen, tugendhafte Väter und Mütter, die ihr eure verwaisten Kleinen der Obhut und Liebe redlicher Menschen anzuvertrauen glaubtet: wie oft würde sich jammervoll euer Blick vom Schicksal eurer hinterlassenen Lieblinge hinwegwenden! — Jene Heuchler, sie sprechen von Barmherzigkeit gegen Wittwen und Waisen, in deren Gut sie ihre unreine Hände waschen; sie feiern den Stiftern frommer Anstalten Feste, damit sie die Zinsen von Vermächtnissen zum Theil verschwelgen können, die den Nothleidenden angehören. Ihr seid es, die an der Armuth Raub begehen, und die Todten bestehlen. Ihr seid es, denen Jesus Christus das Wehe zuruft, wie den heuchlerischen Pharisäern, die der Gerechten Gräber schmücken, und inwendig voller Untugend sind. (Matth. 23, 28. 29.)

So sind noch vielerlei Arten, durch welche fremdes Eigenthum verletzt wird. Ach, wer möchte die mannigfaltigen Mißgestalten des Lasters und Verbrechens zählen? Ich will es nicht. Solch ein Anblick empört das tugendhafte Gemüth. Die reine Seele wird sich unter solchen Gräueln fremd auf Erden, und klagt: Wohne ich unter denen, deren Knie sich vor Gott beugt?

Ehrlichkeit ist selbst noch keine Tugend, und doch kann Keiner den Namen des Christen tragen, ohne ein redliches Gemüth zu haben. Ehrlichkeit ist an sich selbst keine Tugend, sondern nur Abwesenheit des Verbrechens. Denn ehrlich ist schon Jedermann, der nicht stehlen, berauben, betrügen will; ehrlich ist, wer Niemanden übervortheilt, Niemanden um Ehre und guten Namen betrügt. Aber der Mensch, bloß ohne Laster, ohne Verbrechen, ist noch kein Christ. Was thut ihr Sonderliches, sagt Jesus, wenn ihr zu euern Brüdern freundlich redet, wenn ihr ihnen nichts Uebels thut? Thun nicht die Heiden auch also? (Matth. 5, 47.)

Aber strenge Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit in Verwaltung fremden Gutes, Achtung gegen Anderer Eigenthum und Recht, ist die erste, unentbehrlichste Grundlage zur Tugend; ohne sie ist keine Liebe, kein Werk der Herzensgüte gegen Mitmenschen möglich.

Darum sei Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum das erste Gesetz aller meiner Handlungen im Umgang mit Menschen. Die Rechte Anderer müssen und sollen für mich jederzeit einem unverletzlichen Heiligthum gleichen. Und wenn ich Noth leide, wenn ich mit den Meinigen in bitterer Verlegenheit traure, wenn mich irgend eine Ungerechtigkeit dann retten, irgend ein Betrug dann bereichern könnte — verflucht sei der Gedanke, welcher zu solcher Schandthat in meine Seele dringen möchte! — — Ich kann leiden, aber durch Habsucht und Betrug will ich keine Leiden mehr in der Welt machen. Ich kann weinen; aber durch Verleumdung, durch Mißgunst will ich keinem andern Auge Thränen erpressen. Ich kann arm sein; aber durch Verrätherei und Hinterlist will ich niemals mir das Geringste von fremdem Vermögen zu eigen machen. Mein Trost sei Gerechtigkeit, mein Reichthum ein reines Herz, meine Hoffnung Gottes Segen!

Christlicher Vater, christliche Mutter, präge deinen Kindern schon früh, schon in der zartesten Jugend, Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum ein! Sie sei ihrem Herzen das heiligste Gebot! — Mit unerbittlicher Strenge strafe jede ihrer Neigungen, sich durch Schlauheit oder Gewalt etwas zuzueignen, woran sie kein Recht haben, oder fremdes Eigenthum boshafter Weise zu verletzen und zu verderben. Auch gegen das kleinste Unrecht, welches sie mit kindischem Muthwillen verüben, sei nicht gleichgültig. — Erinnere dich, erinnere sie an die Geschichte aller Unglücklichen, welche ihr ehrloses geschändetes Leben zuletzt unter dem Schwert des Gerichts, oder in den Fesseln des Kerkers beschlossen. Erinnere dich, erinnere sie, wie jene bejammernswürdigen Verbrecher die ersten Uebungen der Ungerechtigkeit nur im Spiel, nur in Kleinigkeiten versuchten, und mit grobem Betrug, mit treuloser Verwaltung, mit diebischer Antastung fremden Vermögens, mit gewaltthätiger Räuberei endeten. — Erinnere dich, erinnere sie, daß Sparsamkeit, Fleiß und Genügsamkeit das Glück des Lebens, den Wohlstand jedes Hauses gründen; daß Ehrlichkeit des Gemüths am leichtesten und sichersten das Vertrauen der Welt erwirbt; daß redlich gewonnenes Vermögen am längsten dauert und göttlichen Segens gewiß ist. Erinnere dich, erinnere sie, daß auch Noth und Verzweiflung uns zu keiner Ungerechtigkeit Erlaubniß gebe, sondern daß Gottes Vatergüte für uns sorgt, daß ihr Beistand am nächsten ist, wenn unsere Verlegenheit und Angst am größten ist.

Oft, mein Vater und mein Gott, oft und vielfach habe ich das im Laufe meines Lebens erfahren! Wenn alle Hilfe mir fern schien, warst Du mir nahe! Wenn ich nach Trost mich umsah, dann kamst Du selbst, mein

Retter! — Warum soll ich denn meinen Brüdern schmälern, oder rauben, was Du ihnen gabst? Warum sollte ich ihnen mißgönnen, was Du ihnen gestattet hast? Warum sollte ich mich mit ungerechtem Gute bereichern, auf welchem Dein Segen nicht ruhen mag? Was hälfe es mir denn, wenn ich die ganze Welt gewönne, und Schaden litte an meiner Seele? — Warum sollte ich die Ruhe meines Gewissens vertauschen gegen ein unrechtmäßiges, irdisches Gut, das vielleicht noch früher vergeht, als mein Leib im Grabe? — Nichts von Allem rette ich mit hinüber in das künftige Leben, nicht Ansehen, Würde, Ehrenstellen, nicht Gold und Gut und Macht; nur das freudige Gewissen bleibt mir treu in der Todesstunde; nur die Tugendkraft meines unsterblichen Geistes geht mit mir in das Reich der Ewigkeit über.

Nie wehe, wie ein Fluch, der Seufzer einer durch mich bedrängten Wittwe über meine Handlungen! Nie falle, wie ein Schwert, die Thräne einer durch mich betrogenen Waise auf meine Seele! Nie mische sich ein Sündengeld unter mein Vermögen, daß es nicht Unglück erzeuge, statt Segen!

190.

Was der Mensch werth ist.

1 Mos. 39, 6.

Ich will die Welt verachten,
Wenn mich ihr Zauber rührt,
Will nicht nach Gutern schmachten,
Die man so leicht verliert; —
Will jede Leidenschaft
Im ersten Ausbruch dämpfen,
Und sie als Christ bekämpfen
Durch Gottes heil'ge Kraft.

Soll ich nach Schatten laufen,
Zu des Verderbens Rand?
Ich selber mich verkaufen
Um einen flucht'gen Tand?
Nein, was mein Herz verehrt,
Ist göttlich, ist nicht Bürde! —
Ich fühle meine Würde!
Ich fühle meinen Werth!

Nur Du, Gott, hör' mein Flehen,
Laß mich im ernsten Streit
Mich selbst nicht hintergehen,
Gib mir Entschlossenheit!
Mein Glaube lehre mich
Mein eignes Herz bewachen,
Es unbesieghar machen,
Und siegreich sein durch Dich.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung im menschlichen Leben, daß Jeder auf sich selbst den höchsten Werth setzt; Jeder die ganze Welt behandelt, als wäre sie nur allein seines Vortheils willen vorhanden; Jeder sich gleichsam für den Mittelpunkt betrachtet, um den sich alles Andere bewegt: und daß dennoch so Viele bei all diesem Eigendünkel Sklaven eines Andern, oder Leibeigene eines höchst unwichtigen Gegenstandes ihrer Begierden werden können. — Diese Widersprüche in der Brust des Sterblichen, dieser ungemessene Stolz neben aller Gefühllosigkeit des eigenen Werthes, diese nimmersatte Selbstsucht neben einer verächtlichen Geringschätzung, sind so gewöhnlich, daß es nur noch auffällt, warum selbst klügere Personen durch diese Wahrnehmung nicht aufmerksamer auf sich selbst werden! —

Jeder hat einen Preis, um welchen er sich weggibt! sagt das Sprichwort. Und wie wahr, wie tief aus der menschlichen Natur entlehnt ist der Inhalt dieses Wortes! — Wer schlau oder Menschenkenner genug ist, weiß bald an Andern zu beurtheilen, um wie viel er feil ist; darnach behandelt er ihn. Ist der Preis gering, macht er den Thoren zu seinem Diener.

Jeder Mensch hat einen Preis, um welchen er sich weggibt. Es lächelt der Hochmüthige und spricht: Wohl mag es der Schwachen genug geben, welche um ein Spottgeld ihr Leben, ihre Ehre, ihre Rechtschaffenheit weggeben; schändliche Richter, die sich durch Geschenke einnehmen lassen; feile Wollüstlinge, die durch einen neuen Anlaß zu Ausschweifungen verführt werden können, Unschuld, guten Namen, Ehrlichkeit, Alles zu vergessen; aber gebet mir Millionen und alle Freuden der Welt, nie werdet ihr mich dadurch zu einer Niederträchtigkeit erkaufen! So spricht er, und fühlt es, was er spricht. Doch saget ihm Schmeicheleien, und er wird sich gefangen geben; bietet ihm Ehrenbezeugungen, Titulaturen und mächtigeres Ansehen, er wird für den glänzenden Zweck ein ganzes Land ins Unglück stürzen; lasset ihn in verzweiflungsvolle Umstände treten, die, wenn sie bekannt werden, ihn um Hochachtung und alle Würde bringen: er wird, einem Rasenden gleich, gegen Alles wüthen; er wird heimlich zum Betrüger, zum nichtswürdigen Dieb, zum Meuchelmörder, ja, fruchtet Alles nicht, zum Selbstmörder werden können! — O ihr unglückseligen Länder, wie viel tausend glückliche Familien wurden schon mit Jammer erfüllt, um einiger Menschen Ehrgeiz! Wie mancher ließ Vermögen, Freundschaft, Liebe, und selbst das eigene Leben fahren, um nur seinen Namen, die Ehre seines Hauses zu retten! — Er war also um einige Ehrenbezeugungen feil, die er nicht verlieren, nicht überleben wollte.

Er handelte wohl thöricht, ruft ein Anderer, so wie Jeder, welcher sich um den leeren Schaum des Ruhmes Sorgen und Kummer aufbürdet. — Was kann uns auch daran liegen, ob die Leute uns mehr oder weniger äussere Achtung bezeugen? Wer kennt die Welt nicht; wer nicht den Wankelmuth im Urtheil der Sterblichen? Wen sie heute vergöttern, den verspotten sie morgen. Sie beugen sich vor dir mit dem Haupte, aber im Herzen bist du ihre Verachtung. Je mehr Ansehen, um so viel mehr Neid und verdrießliche Nebenbuhlerei. Nein, für solchen Preis opferte ich nicht Glück und Frieden meiner Tage und die Grundsätze meiner Handlungsweise hin, geschweige das Leben selbst. — So spricht er, der sich vielleicht um einen noch weit geringern Preis weggibt. Ladet ihn zu Gaste, er wird euch liebkosen, wenn er auch von eurer Unwürdigkeit die offensten Beweise hätte. Setzet dem Lüsternen seltene Weine vor: er wird sich freudig berauschen, und in der Trunkenheit seine und seiner Freunde Geheimnisse verrathen, die unanständigsten Reden zu führen keine Scham haben, und in alle Schändlichkeiten einwilligen. Lasset ihn verarmen, daß er nicht mehr den bisherigen Aufwand, die bisherige Schwelgerei fortsetzen kann: er wird sich nicht mit geringem Trank, mit schlechter Kost begnügen, er wird den Verlust aller gewohnten Bequemlichkeiten nicht ertragen können, und den Tod lieber, als solch ein trauriges Leben begehren. O wie

mancher reiche Prasser, wenn er nun verarmte, ward sein eigener Henker, weil er glaubte, nicht mehr mit einem geringen Vermögen leben zu können, was doch zur Unterhaltung mehrerer genügsamer Familien hingereicht haben würde. Dieser Elende war also um einige volle Schüsseln, um den Saft seltener Trauben, um eine glänzende Behausung zu jedem Verbrechen feil.

Doch ein solcher gehört auch zum gemeinsten Auswurf der Menschheit! ruft ein Anderer: Nie würde ich mich so ganz zum Thier herabwürdigen, und nur leben für den Kitzel des Gaumens. Was liegt an Schwelgereien und Festen? Es ist genug, daß man sich sättige. Was an Ehrenämtern? Genug, wenn man nicht über Verachtung und Haß zu klagen hat, und ungestört durch fremde Bosheit für sich dahin leben kann. Nein, um solchen Preis Freundschaft, Liebe, Seelenruhe und Leben wegschleudern, heißt auf der niedrigsten Stufe der Verworfenheit stehen. So spricht er. Aber dieser, welcher alle Andern tadelt, daß sie sich so wohlfeilen Preises weggeben, um welchen ist er mit all seinen tugendhaften Grundsätzen selbst feil? — Stellt die Spieltische zurecht, lasset die Karten, die Würfel beim Schimmer der Kerzen glänzen; sammelt Gesellschaft zum raschen Wechsel des Glücks — und hinweg ist jeder edle Stolz! Er drängt sich hinzu, der Unglückselige! Er, der sonst der gefühlvollste Mensch sein mag, wird nun hartherzig gegen Anderer Verlust; er, sonst der redlichste Mann in seinen Geschäften, verzeiht sich nun, eines schändlichen Gewinnes willen, jede Betrügerei, wenn sie nur unentdeckt bleibt; er, sonst der zärtlichste Vater, der treueste Gatte, wird, nun von seiner höllischen Sucht ergriffen, ihrer nicht mehr gedenken. Er spielt und verspielt ihr Hab und Gut. Ihr Jammer rührt ihn nicht; ihre Thränen, ihre Beschwörungen, die Warnungen seiner Freunde und Vorgesetzten, das Achselzucken seiner Untergebenen — Alles ist vergebens. Er spielt, und wendet endlich das Glück das falsche Antlitz von ihm ab, steht er da, ohne Vermögen, ohne Hilfe, verhöhnt von denen, die sich in sein Gut theilen — dann führt ihn Verzweiflung und Reue zu jedem Wagestück des Bösewichts. Er wird, um nur spielen, um sein Verlornes wieder erbeuten zu können, anvertraute Gelder unterschlagen, Obrigkeiten betrügen, Handschriften verfälschen, falsche Eide ablegen können — Alles können, bis die Wellen des Unglücks über ihm zusammenschlagen, und er mit verruchter Hand ein ruchloses Leben endet. O wie mancher, der wegen anderer vortrefflichen Eigenschaften höchst schätzbar gewesen, richtete sich und die Seinigen ohne Rettung durch die Wuth der Spielbegierde zu Grunde! Dieser war also um ein Geist und Gesundheit verderbendes Vergnügen feil, am Tische der Karten und Würfel von Angst und Lust durch den schnellen Umschwung des Glücks ergötzt zu werden.

Jeder Mensch hat seinen Preis, um welchen er sich weggibt. — — Und also auch du! — Um welchen bist du mit deinem Glauben, mit deiner Unschuld, mit deiner Ehrlichkeit feil? — Du stehst betroffen da? Du zweifelst, daß es einen Preis in der Welt gebe, um welchen du dich um die Ruhe dieses und die Seligkeit jenes Lebens hinbörest? — Wie, warst du gegen Versuchungen bis heute so standhaft, daß dich keine, auch die reizendste, nicht bezwungen hätte? Wandrest du dich immer, wenn deine Redlichkeit, deine Keuschheit, deine Zufriedenheit, deine Treue in Gefahr kamen, schaudernd von der lockenden Sünde hinweg, wie Joseph einst in der Versuchung, als er rief: Wie sollt' ich ein so großes Uebel thun, und wider den Herrn meinen Gott sündigen? (1. Mos. 39, 9.)

Es ist möglich, die Spielwuth rührt dich nicht; aber auch nicht die Eitelkeit? Und wenn dich die Eitelkeit zu keinen Fehltritten und Selbstentwürdigungen verleiten könnte, auch nicht der Haß gegen Andere? Und wenn nicht der Haß, auch nicht der Stolz? Und wenn nicht der Stolz, auch nicht der Hang zur Wollust? Und wenn nicht die Wollust, auch nicht die Begierde nach Gewinn und Reichthum? Und wenn nicht der Reichthum, doch die Furcht vor Schande? Und wenn nicht Schande, doch Trotz gegen Andere oder auch Schadenfreude? — Wehe, wollt' ich die Reihe der menschlichen Schwachheiten durchzählen, du gäbest dich vielleicht um mehr als einen Preis weg. Tadle nicht den freiwilligen Krieger, der um geringe Besoldung Blut und Leben wagt. Ihm ist die geringe Besoldung höchste Nothwendigkeit zu seiner Erhaltung; du bist vielleicht verhältnißmäßig um weit geringern Sold dienstbar! — Tadle nicht den Schiffer, welcher auf gebrechlichem Fahrzeuge den ungetreuen Wellen des Meeres und den Tücken der Sturmwinde sich preis gibt, weil er nur Weniges gewinnen kann, wenn gleich mit Lebensgefahr. Es ist ja sein Beruf und Gewerb; aber du, um vielleicht weit flüchtigern und nichtigern Gewinn, wagst Ehre, Wohlstand, Tugend und häusliches Glück auf weit bedenklichere Handlungen hin.

Jeder Mensch hat einen Preis, um welchen er sich weggibt. Welches wäre dein Preis? Hast du deinen eigenen Werth schon jemals erwogen? — Gehe hin in dein Kämmerlein, und prüfe dich selbst in einem ernsten Augenblick des Nachdenkens, um welches Gut du feil sein könntest. — Untersuche deine Handlungen nur seit dem vergangenen Jahre; untersuche deine geheimen Gedanken und verschwiegenen Wünsche nur seit einigen Wochen! — O du wirst sie bald erkennen, deine Schwächen, welche keinen Versucher allzustark berühren dörfte, daß er nicht eben so schnell den Preis gefunden hätte, um welchen deine Tugend, dein Christenthum, dein Himmel auf Erden, deine Ewigkeit feil wären. — Du schauderst? Du magst nicht in dein Innerstes sehen? — O, wenn dir die Fortdauer deiner Tugend, wenn dir dein Christenthum, dein Himmel, deine Ewigkeit werth sind, so meide den Anblick deiner selbst nicht! Daß du dich, deine Todesschwäche und die gräßlichen Klippen erblickst, bei welchen deine Seele jeden Augenblick in Gefahr schwebt, — ach, es ist ein großer, entscheidender Augenblick in deinem Lebenslaufe. Vielleicht von eben diesem Augenblicke, der dich überrascht und zur Selbsterkenntniß bringt; hängt es ab, ob du dich jemals mit Allem, was dir sonst heilig ist, um irgend einen schnöden Lohn, um irgend eine Befriedigung niedriger Gelüste, um irgend einer schwachen Bedenklichkeit willen, weggeben wirst; oder ob du, mit hoher Selbstbeherrschung, dir und deinem Gott immerdar angehören kannst.

Jedermann hat einen Preis, um welchen er sich weggibt! Kennst du den deinigen, kennst du deinen eigenen Werth?

Ach, ich senke beschämt, o Allwissender, die Augen

vor Dir nieder. Ich bin nicht würdig der Treue und Huld, welche Du mir von früher Jugend auf erwiesen! Wie erhaben ist die Würde, welche Du mir verliehen; wie elend der Werth, welchen ich auf mich selbst setzte! — Ich bin Dein Geschöpf, o Gott, Dein Kind, o Vater voller Gnaden, und ich — — ach, ich gebe mich und Deine Gnade um Staub und Tand, um irgend eine rohe Freude weg. — Ich bin Mensch. Hoch stehe ich auf der Stufenleiter der gottgeschaffenen Wesen; hoch über den Miriaden anderer Geschöpfe, welche nicht die Vernunft, nicht die Erkenntniß, nicht die Offenbarung haben, wie ich; und doch ich vergesse und vernichte, mich selbst entehrend, meine angeborne Menschenhoheit um Dinge oft, die selbst das tief unter mir stehende Thier nicht achtet. In meiner Seligkeit, in meinem Hoffen und Lieben, Verabscheuen oder Begehren entarte ich nur zu oft zum Thier! —

Ich bin zur Unsterblichkeit gerufen! Für mich stehen die Pforten einer Ewigkeit offen, deren Wonnen ich hienieden in ihrer beseligenden Kraft kaum ahnen kann. Ach, tausend andere Wesen sterben ringsum jährlich zu meinen Füßen hin. Sie waren und sind nicht mehr. Nur ich, erhabener als sie, von Gott erleuchtet, nur ich bin zur Unsterblichkeit geboren. Und wie, wodurch habe ich dieses hohe Loos vorzugsweise vor Millionen anderer erschaffenen Wesen verdient? Wehe, ich verkaufte schon den Adel meiner Seele um den niedrigsten Preis meiner sinnlichen Gelüste, meiner Einbildungen oder menschlichen Vorurtheile! Ich gab, o wie oft, die Ruhe meines Lebens weg, um irgend einen Groll zu befriedigen, irgend eine Eitelkeit zu stillen, irgend eine Begierde zu sättigen! Ich gab mich weg, und meine Ansprüche auf Vollkommenheit und ewiges Wohl, für eine Hand voll Vergänglichkeit! — — Ich bin erkauft und erlöset vom Tode durch Jesu Blut und Leiden! Er, der Gottmensch, kam, und zeigte mir den Weg zum Vater; durch seine Lehre heiligte er meinen Geist; auf Golgatha besiegelte sein Opferblut das heilige Werk der Erlösung! — Wehe mir, wenn mich Versuchung reizte, wie wenig achtete ich auf Jesu Lehre, durch die er mich von Sünden reinigen wollte; wie wenig übte ich die Werke des Glaubens, während ich die Worte des Glaubens leichtsinnig bekannte! Ich gab mich und Jesu Erlösungswerk hin, um einen verbotenen Wunsch zu befriedigen, der mich nur zu bald wieder gereute. Wie schwach, wie nichtswürdig bin ich oft gewesen, ich Gottgeschaffener, Erhabener, zur Ewigkeit Erkohrner, durch Jesum Erlöseter!

Ein banger Schauer durchdringt mich. Warum bin ich so tief oft gesunken? Fehlte es an Warnung und Lehre? Warnten nicht Jesu Worte, nicht Aeltern, Verwandte, nicht theure Gelübde, nicht ernste Schicksale, die mir die Folgen des Unrechts zürnend vorspiegelten? — Warum hatte ich so selten die meiner hohen Bestimmung würdige Selbstbeherrschung, durch welche allein ich mich über das Thier erhebe, welches nur von seinen Leidenschaften und blinden Trieben geleitet wird? Welchen Lohn hatte ich denn davon, daß ich mich hingab? — Ach, flüchtige Lust, nur allzuoft langes Leiden, großen und bittern Verdruß. Warum sind denn so viele Menschen innerlich unglücklich? Ach, sie haben sich um einen schlechten Preis weggegeben, und büßen nun, wie Sklaven ihre Thorheit von jeher gebüßt haben.

Wohl mir, daß diese Stunde mich so überraschend in mich selbst zurückführt. Sei mir gegrüßt, du Segensvolle, dich hat die Sorge und Langmuth meines Gottes gesandt! Ich kenne den schnöden Preis, um welchen ich mich wegzugeben immer Gefahr laufe — fern sei er von mir. — Und wenn die Reizungen sich zu meiner eigenen Herabwürdigung wieder in mir erneuern, will ich emporblicken zum Himmel, zu meiner ewigen Bestimmung, zu dem, der für mich in Gethsemane blutigen Schweiß vergoß, und sprechen: Wie sollte ich ein so großes Uebel thun und wider den Herrn meinen Gott sündigen?

Staub kann wohl gegen Staub, Waare gegen Waare vertauscht werden: aber nie die Vollkommenheit meines Geistes gegen Stillung roher Neigungen; nie meine innere beständige Zufriedenheit für einen augenblicklichen Rausch der Sinne und des Herzens. Was hätte ich davon, wenn ich die ganze Welt gewänne, und nähme Schaden an meiner Seele?

Jesu Christi Wahrheiten, des Christen Tugend, Gottes Wohlgefallen sind um keinen Preis wegzugeben; oder was hätte im ganzen Weltall noch einen Werth, wenn nicht das Göttliche? Dafür opferte der Gottmensch selbst sein heiliges Leben auf, als ihn die Welt der Sünder verdammte; dafür starben unter schweren Qualen die heiligen Boten Jesu — dafür ertrugen die ersten Christen und Christinnen freudig Armuth, Verfolgung, Schande, Ketten und Foltern, und freudig den Tod. — Darum prangt noch heute herrlich der Name dieser Gerechten im Gedächtnisse der Welt und in den Büchern des Himmels. Ihre Seelengröße, die Kraft ihrer Selbstbeherrschung entzückt uns noch heute. Ja, es gibt noch etwas, das erhabener ist, als die Macht der Welt, als Erdenwürden, Tonnen Goldes, Schmeicheleien der Schönheit und des Ruhmes, und als Alles, was die Sinne bewundern mögen. Es gibt noch Etwas, das nicht feil ist um alle Herrlichkeiten des Lebens, die uns die verbotene Lust anpreisen mag, wie einst der Versucher dem Heiland anbot in der Wüste und auf dem Berggipfel. Es ist die Gottähnlichkeit eines tugendhaften Geistes, dessen Blick über den Staub des Hierseins in das Ewige emporgerichtet ist!

Und diese Gottähnlichkeit — o wie weit bin ich noch von ihr entfernt! Ach, darf ich Schuldbeladener zu Dir, Erbarmer, — darf ich hinausblicken? Darf ich noch zu Dir beten, Vater? Ich schaudere vor meiner eigenen Entwürdigung. — — Gott! Gott! Ich möchte beten! — — — Gott, sei mir armen Sünder gnädig! Amen.

191.

Die Blinden und Taubstummen.

Matth. 9, 27—33.

Wenn wir vor Begierde brennen,
Und den Engeln gleich uns freu'n,
Wo wir Andern helfen können,
Andern unser Leben weih'n;
Wenn wir Taube zwar nicht hören,
Aber Dich, Gott, kennen lehren;
Blinden zwar nicht das Gesicht
Geben können, doch Dein Licht.

Welch ein Heil, Gott, schon auf Erden
Engeln an Vollkommenheit
Immer ähnlicher zu werden,
Aehnlich einst der Seligkeit!
Laßt uns nicht in eiteln Träumen
Dieses große Heil versäumen;
Lehr' uns Deine Wege gehn,
Einst, wie sie, Dich auch zu sehn.

Als Jesus Jairi Tochter aus den Armen des Todes wieder erweckt hatte, und das ganze Land voll des Rufes seiner Wunderkraft ward, folgten ihm auch, wie der Evangelist Matthäus (9, 27 — 33) erzählt, glaubensvoll zwei Blinde nach, die schrien und sprachen: Ach, du Sohn Davids, erbarme dich unser! Und da er heimkam, traten die Blinden zu ihm. Und Jesus sagte zu ihnen: Glaubet ihr, daß ich euch solches thun kann? Da sprachen sie zu ihm: Herr, ja. Da rührte er ihre Augen an, und sprach: Euch geschehe nach euerm Glauben! und ihre Augen wurden geöffnet. Christus befahl ihnen, zu schweigen von dem, was er ihnen gethan. Er forderte keinen Ruhm, kein Lob, keinen Dank. Aber vergebens. Die entzückten sehend gewordenen Blinden verkündeten im ganzen Lande die Wunderthaten des Heilandes, die er durch Gotteskraft an ihnen verrichtet. Da brachte ihm das Volk einen Menschen, der war, wie der Evangelist nach damaligen Begriffen der Leute meldet, stumm und besessen vom Teufel. Denn was in jenen frühern Zeiten, wo noch viel Aberglauben und Unwissenheit herrschte, irgend Böses in der Natur oder irgend unerklärlich Krankhaftes an Menschen gefunden wurde, pflegte man den Einwirkungen des Teufels zuzuschreiben. Auch noch heutiges Tages haben wir viele der Krankheiten, die damals herrschten; aber weil man sie sich gegenwärtig besser erklären kann, hält man sie keineswegs mehr für die Frucht teuflischer Besitzungen. Sogar Nachtwandler und Mondsüchtige, die mit geschlossenen Augen umhergehen, und im Schlaf alle Geschäfte, auch die schwierigsten, oft glücklicher als im Wachen, verrichten, wurden damals für Besessene gehalten, und sie heilen hieß eben so viel, als den Teufel von ihnen austreiben zu können. (Matth. 17, 14 — 21.)

So ward denn auch der Teufel von jenem Stummen ausgetrieben, das heißt, Jesus heilte ihn von seinen Gebrechen, und alles Volk verwunderte sich, und sprach: Solches ist noch nie in Israel gesehen worden.

Waren nun die Blindgebornen, die Tauben und Stummen ein so besonderer Gegenstand des Erbarmens für unsern Herrn: warum sollten sie es weniger für mich sein? Ist er nicht in aller Tugend mein Vorbild? Bin ich nicht in jeder heiligen That zu seinem Nachfolger geweiht?

Wenn ich nur daran denke, wie viel tausend Freuden der Blindgeborne entbehren muß, die mir ungerufen von allen Seiten in die Seele strömen! Ach, für ihn schmückt sich die Natur heute vergebens mit ihrem ganzen Blumenschmuck. Für ihn kleiden sich vergebens Thal und Hügel, Wald und Wiese in ihr leuchtendes Grün, und vergebens strahlen Abends und Morgens die Gewölke vom feurigen Golde. Warum führet ihr ihn hinaus in die reizendsten Gärten, wo eure Blumen in den Beeten mit tausendfach ändernden Farben prangen? Er sieht sie nicht!

Von Kindheit an entbehrt er. Das blinde Kind steht einsam, in ewige Finsterniß verstoßen, und kann sich nicht mit Gespielen freuen, wie die andern. Es hört jauchzen und kann nicht mitjauchzen. Es vernimmt von ihren Spielen, und kann sie nicht mitspielen. Es hat Aeltern, es hat Geschwister, und kennt sie kaum. Stehen sie einen Schritt von ihm entfernt, so hat es sie verloren. Aller Ersatz, welchen ihr dem armen Kinde geben wollet, ist für seinen Verlust zu klein. Selbst was ihr ihm gebet, es nimmt es, und erblickt es nie.

Und je älter es wird, je empfindlicher wird sein Unglück, je größer die Zahl seiner Entbehrungen. Ihr tretet frei und unabhängig ins Leben hinaus: der arme Blinde bleibt immer, wie in den ersten Jugendtagen, der Aufsicht, Leitung und Pflege Anderer bedürftig; immer ist er von Gefahren umringt, vor welchen man ihn beschützen muß. Er möchte arbeiten, nützlich sein, und kann es nicht. Was sollte er erlernen, welche Kunst könnte er treiben, wer will sie ihm lehren? Ihr schließet Freundschaften; ihr sehet das Lächeln eurer Geliebten; ihr leset euer Glück in fremden Augen. Der Blinde ist einsam, wie ein Verstoßener, und in die Freundschaft für ihn mischt sich die Neigung des Mitleids. Er hört von Gott, von den Wundern des Allmächtigen. Ihr redet ihm von der Pracht des hellgestirnten Himmels, von dem Glanze und den unermeßlichen Fernen jener Welten. Umsonst. Ewige Finsterniß bedeckt sein Auge; er hat von der Herrlichkeit seines Gottes nur dunkle Vorstellungen. Aus seiner langen Nacht wird nie eine Sonne hervorgehen.

Und doch ist er noch reich und glücklich zu preisen an der Seite des Taubstummen. Denn obwohl dieser das Tageslicht erblicken kann, ist ihm noch viel Künstlicheres, als Alles, entzogen, die Sprache, diese Mittheilungsgabe der Seelen. Er sieht die Pracht der Natur, aber für ihn ruht sie im ewigen Schweigen des Todes verloren. Der Strom rauscht vergebens, der Donner hallt umsonst am Gebirge; keine Stimme dringt zu ihm. Er sieht die Sterne des Himmels leuchten; aber wer deutet ihm ihre Bestimmungen, und erklärt ihm ihre Fernen? Wer sagt ihm von dem Dasein Gottes, seines Schöpfers, von dessen Macht und Weisheit und Erbarmen? Ach, nur dunkele Ahnungen erheben sich darüber in seinem Gemüthe, und er kann sie nicht aussprechen, und sie Keinem verständigen. Er sucht seinen Gott, den Urheber aller Dinge; ach, und die ganze Welt schweigt gegen ihn. Wo soll er ihn finden und verehren? Auch für ihn starb Jesus den Opfertod am Stamm des Kreuzes; er erfährt es nicht. Die ganze Menschheit ist für ihn nicht älter, als er selbst ist; er weiß von keinen vorhergegangenen Jahrtausenden und den Schicksalen seiner Vorfahren; er weiß nicht, woher Alles kam und geworden ist, wie es nun ist, und begreift nicht, was daraus werden wird. — O der beklagenswürdige Unglückliche! Niemand klärt seine verworrenen Vorstellungen auf, und berichtigt die Urtheile seines Verstandes. Das Weltall, wie sein eigenes Leben, bleiben ihm ein unauflösliches Räthsel. — Selbst das freundliche Wort seines Vaters dringt nicht zu ihm. Umsonst koset ihn die Mutter mit schmeichelnden Namen: er hat nie den rührenden Ruf der betrübten Mutter vernommen. Er, wenn er leidet, muß sich selber trösten; Keiner kann ihm Trost geben, und die Stimmen der Freundschaft gehen an ihm vorüber, als wäre er nicht zur Gegenliebe geboren. Das große All der Welt ist ihm nur ein stilles, glänzendes Grab, das Leben ein stummer, bedeutender Traum; und jeder andere Mensch erscheint ihm wie ein wunderbares Wesen höherer Art.

Wohl will ich mich dieser Blindgebornen und Taubstummen erbarmen, wie sich auch Jesus Christus, der göttliche Menschenfreund, ihrer herzlich erbarmt hat. Ja, wir, denen Gott die Gabe des Gesichts, des Gehörs, der Sprache verlieh, stehen allerdings als beglücktere, höhere Wesen ihnen gegenüber. Und wie noch erhabenere Geschöpfe, Engel, Serafim, auf der unendlichen Stufenleiter der Wesen über uns vorhanden sein mögen, die, mit noch ganz andern Sinnen, als wir, bekleidet, die Herrlichkeit Gottes klarer schauen, und größerer Seligkeiten fähig sind, als wir: so sind auch wir schon auf Erden im Besitz unbeschreiblich hoher Vorzüge und vieler Freuden, welche Blindgeborne entbehren müssen. Darum sollen wir ihnen mit unsern von Gott empfangenen Gaben dienen; wir sollen ihre Schutzengel sein, und uns gleich Engeln freuen, sie zu Gott führen zu können. Eben dies vielleicht ist einer von den Zwecken der himmlischen Vorsehung gewesen, warum sie die herrlichsten Gaben ungleich vertheilte, damit wir uns ihrer Gnade lebhafter erfreuen sollten, mannigfaltigern Anlaß zur Uebung gottgefälliger Thaten empfinden, und Ahnungen fassen sollen von den Vollkommenheiten und Glückseligkeiten eines künftigen Lebens und höherer Wesen, neben denen wir hienieden nur noch Blindgeborne und Taubstumme sind.

Jene unsere von der Natur versäumten Mitbrüder und Mitschwestern sind bald in größerer, bald in geringerer Zahl in allen Gegenden vorhanden. Es kann uns also nie an Vorwand fehlen, ihnen beizustehen. Es ist unsere heiligste Pflicht. Von ihnen besonders gilt, was Jesus Christus sprach: Was ihr dem Geringsten von euern Brüdern thut, das habt ihr mir gethan.

Es ist unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß sie nicht lebenslänglich unmündige Kinder und beständige Hilfe bedürfende Waisen bleiben. Gott hat ihnen Verstand und Willen gegeben, wie uns, obgleich sie an Sinnenwerkzeugen dürftiger bleiben, als wir. Ihr Geist ist unsterblich, wie unser Geist.

Es ist unsere Pflicht, zu sorgen, daß sie einen zweckmäßigen Unterricht empfangen, sowohl um wahrhaft menschlich und für die Schönheit der Tugend empfänglich zu werden, als auch, nach Maßgabe ihrer beschränkten Kräfte, in der menschlichen Gesellschaft nützlich zu sein. Denn das Nützlichsein und Nichtvergebensgelebthaben ist die Grundlage alles Guten. Zwar die Kunst, Blinde anzuweisen, geschickte Handarbeiten zu verrichten, sie lesen, schreiben, rechnen, oder musikalische Werkzeuge spielen, oder andere Sachen zu lehren, für welche sie Fähigkeit zeigen, ist mit mancher Schwierigkeit verknüpft. Doch haben wir aller Orten Beispiele genug, daß die größten Hindernisse auf eine fast unglaubliche einfache Art besiegt werden sind. Hat man doch, Gott sei Dank, Erfahrungen genug, daß Taubgeborne und deswegen der Sprache auf immer Beraubte nicht nur im Schreiben, Rechnen und Lesen, nicht nur in vielerlei Handwerken und nützlichen Künsten, sondern sogar in höhern Wissenschaften die auffallendsten Fortschritte gemacht haben; daß sie von Gott die geläutertsten religiösen Begriffe, von Jesu Verdienst die vollkommenste, reinste und erhabenste Ueberzeugung, und von der Tugend, wie von der Sünde, deutliche Erkenntniß empfingen.

Fast immer haben die, welche des Gesichts oder des Gehörs beraubt sind, eine große Gelehrigkeit. Sie ersetzen den mangelnden Sinn durch Schärfung der übrigen. Der Taubgeborne hört gleichsam mit den Augen; der Blindgeborne sieht gleichsam mit den Fingern und seinem feinen Gehör. Ihr Geist, weniger zerstreut durch die Menge der Gegenstände, welche herbeiströmen durch verschiedene Sinne, heftet seine Aufmerksamkeit auf das, was ihm vorliegt, und hält ihn mit ungeschwächter Kraft fest. Dies Alles erleichtert den Unterricht der Blinden wie der Taubstummen sehr, und soll uns ermuthigen, sie dem bürgerlichen Leben, wie sich selber und den lieben Ihrigen, nützlich zu machen.

Dies nicht allein. Jeder Geist ist unsterblich! Auch der Blinde soll Gott schauen, auch der Taubgeborne den Ruf des ewigen Erbarmers an sein Herz vernehmen. Unsere Pflicht ist es, als der Unglücklichen Engel dazwischen zu treten, und Mittler zu werden. Wir sollen sie zu Jesu und durch Jesum zu Gott führen. Auf uns lastet die Verantwortlichkeit, wenn sie in halbthierischer Verwilderung aus dem Leben scheiden, und in heidnischer Blindheit keinen Erlöser kennen, der auf Golgotha auch für sie blutete.

Es ist vor Allen Pflicht und Verantwortlichkeit der von Gott verordneten Obrigkeiten: Vormünder und Pflegeältern der Blinden und Taubstummen zu sein. Denn wo in ihrem Lande, in ihrer Gemeinde ein Unglück ist, welches nicht von einzelnen Bürgern gehoben werden kann: sollen sie es durch die vereinte Kraft der ganzen Gesellschaft mindern, welcher sie vorzustehen haben. Die gehörige Unterweisung der Blinden und Taubstummen erfordert aber solche Vorbereitungen und solche Kenntnise von Seiten der Lehrer, daß sich dergleichen nicht für jeden Einzelnen im Lande wohnenden Unglücklichen besonders auffinden lassen, noch den Vermögensumständen der Aeltern möglich wäre, für ihre Kinder die Kosten der Vorbereitungen und Lehrer abgesondert zu bestreiten. Daher sind öffentliche Anstalten für blinde Kinder oder für Taubstumme allein zweckmäßig.

In allen Ländern der Welt, bei Christen, Juden, Heiden und Türken, ist es der Obrigkeiten schönster Ruhm, Versorger der Wittwen und Waisen zu sein. Warum erbarmt ihr euch nicht der Taubstummen und Blindgebornen? Und wenn sie schon Aeltern haben, sind sie darum minder verwaiset? Sie sind Waisen der Menschheit, Verlassene der Natur. Der Blinde steht in finsterer Wüste; der Gehörlose hat selbst den Trost des Gebetes, das Aufblicken zum himmlischen Vater, die Hoffnung der Ewigkeit nicht.

In allen Ländern, wohin mit dem Christenthum das Gesetz der Menschlichkeit kam, finde man öffentliche Anstalten zur Verpflegung Hilfsbedürfiger und Nothleidender. Die Kranken und Armen haben ihre Versorger. Aber warum werden die Taubstummen und Blindgebornen vergessen, deren sich doch in jedem Lande oft mehr befinden, als man glaubt? Sind sie nicht weit ärmer, als der ärmste Bettler an der Straße, dem nichts fehlt, als der Bissen Brodes, der ihm so bald gegeben ist? Sind sie nicht hilfsbedürftiger, als der ärmste Kranke, dem doch das Mitleiden Arzneien, und der Gedanke an den Gott und Vater der Unglücklichen Trost geben kann? Aber Almosen geben dem Blinden nicht die Freuden des Auges, und keine Arznei heilt das Gebrechen des Taubstummen. Warum versäumt ihr sie, die ihr getauft seid auf den Namen dessen, der mit besonderer Liebe sich der Stummen und Blinden erbarmte? Warum versäumt ihr

sie, die ihr von Gott Beruf, Weihe und Macht empfinget, die Glückseligkeit eurer Mitbürger zu befördern?

Schon haben sich in einzelnen Ländern menschenfreundliche Stimmen für bessere Pflege unserer unglücklichen Mitgeschöpfe erhoben; schon sind in einzelnen Städten ehrwürdige Männer aufgestanden, und haben sich aus eigenem edelm Triebe dem Unterricht der Taubstummen oder Blinden gewidmet — Gott segne sie! — haben von ihrem eigenen Vermögen zum Besten der Welt hingeopfert — Gott lohne sie! Aber allen Armen jener beklagenswürdigen Menschenklasse beizustehen, das waren sie nicht vermögend; das ist Sache der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, deren Mitglieder diese Unglücklichen sind; das ist Pflicht der Obrigkeiten, die von Gott gesetzt sind, der Schirm der Vergessenen und Versäumten zu werden.

Christliche Obrigkeiten, erbarmt euch eurer lichtberaubten, eurer stummen Mitbrüder! Sie sind Gottes Kinder. Ihr versorgt die Waisen, aber nicht die Allverwaiseten! Ihr kleidet die Nackten, ihr speiset die Hungrigen; aber die am Geiste darben, und selbst oft des Gedankens an Gott und Erlösung entbehren müssen, lasset ihr hilflos. Ihr wachet mit Sorgfalt über die Schulen und Tempel eures Landes; aber für die ist keine Schule, kein Tempel, welche derselben am bedürftigsten sind, da selbst der Anblick der göttlichen Schöpfungen sie nicht rühren, belehren und erheben kann. Erbarmet euch ihrer, daß ihr geschlossenes, finsteres Auge euch nicht anklage, sondern einst belohnend auf euch blicke, und ihr stummer Mund nicht vor dem Thron des ewigen Richters seufze, sondern euch dankbar segne.

Aber auch jedem Einzelnen, er stehe hoch oder niedrig, wenn er sich Nachfolger oder Jünger Jesu nennen will, liegt die Pflicht ob, sich der Taubgebornen oder Blinden anzunehmen, und um so mehr, da sie, vergessen von der Natur, auch von den Menschen am meisten vergessen sind. Frage nicht, edle Seele, die vom stillen Mitleiden bei dem Gedanken an diese Unglücklichen bewegt wird, frage nicht: Was kann ich doch für sie thun? Ich bin nicht reich genug, sie zu unterstützen, oder Anstalten des Unterrichts für sie zu gründen. Was kann ihnen mein ohnmächtiger Wunsch helfen?

Wenn man ernst entschlossen ist, Gutes zu stiften, dann ist man nie arm; Gott hilft; sein Segen macht das Senfkorn zum Baum, und das Scherflein der armen Wittwe zum Schatz. Gehe hin, ehre die Unglückseligen; sei ihr Schutzengel, wo du es je sein kannst. Schuldloses Unglück ist immer ehrwürdig. Dulde nicht, wenn rohe Halbmenschen Spott treiben mit armen Blinden; oder wenn gefühllose Herzen sich Lust machen, die Stummen und Gehörlosen zu necken. Sei ihr Vertheidiger, ihr Fürsprecher; sei ihr Freund, wo du sie findest, daß sie nicht Aergerniß an der Menschheit nehmen, und glauben, größerer Vorzug sei die Ursache größerer Schändlichkeit.

Gehe hin, versuche es, die Zahl der versäumten Blinden, der armen Taubstummen zu erfahren, die in deiner Gegend, in deinem Lande ohne allen zweckmäßigen Unterricht leben. Du wirst deren eine größere Anzahl finden, als du vielleicht vermuthetest. Dies wird dich zu ihrem Besten nur beredter und thätiger machen, und deinen Worten bei Andern größern Nachdruck gewähren.

Erlaubt es dein Vermögen, oder begünstigt dich dein Stand, zur Stiftung einer Unterrichtsanstalt für arme Blinde oder Taubstumme deines Vaterlandes hinzuwirken: versäume es nicht, zumal wo es an weisen und menschenfreundlichen Obrigkeiten fehlt, oder wo du in einem Lande wohnest, da man das Vergnügen mehr, als das Nützliche, das Glänzende mehr, als das Pflichtmäßige schätzt. Verzage gar nicht beim drohenden Mißlingen des ersten Versuchs; zittere vor den Hindernissen nicht: du wirst siegen, denn der Vater der Stummen und Blinden, Gott, ist mit dir! Trage dein Scherflein bei, sprich nicht: wozu dies Wenige? du bist reich; denn Gottes Segen wird dein heiliges Unternehmen weihen; wird das Wenige in Viel verwandeln, und Herzen erwecken. — Gehe hin, hilf mit deinem Scherflein, wo Männer von Kenntniß, Kraft und gutem Willen sich der Unglücklichen annehmen wollen. Unterstütze sie nach deiner Kraft. Dränge dich nicht vor. Verlange kein Lob, keinen Dank; sondern tritt bescheiden in die Verborgenheit zurück, wie Jesus, der göttliche Demuthsvolle, als er die Blinden sehend gemacht hatte, und ihnen zu schweigen befahl.

Und Du, der Blinden und Stummen Erbarmer und Vater, segne jedes Werk, welches zu ihrem Heil auf Erden unternommen wird. Auch ich will, wo ich kann, wo ich weiß, dazu ermuntern, beisteuern, rathen, daß Dein Reich auch zu denen komme, die Deinen heiligen Namen nie hören, nie stammeln werden auf Erden; daß Dein Licht voll Gnade und Seligkeit auch in die ewige Nacht derer leuchte, welche nie die Wunder Deiner Allmacht erblicken! Amen.

192.

Mit Weisheit Almosen geben.

2 Kor. 9, 6—10.

Sei werth, mein Herz, der hohen Freude,
Des ganz Verlass'nen Trost zu sein;
In seinem schwergefüllten Leide,
Das nur Gott kennt, ihn zu erfreu'n.
Ja, du mein Bruder, ich will eilen,
Ganz deine Noth mit dir zu theilen;
Gott, du hörst den Entschluß!

Sei mir gesegnet, niedre Hütte,
Wo unbekanntes Elend wohnt!
Sei ruhig, Armer, deine Bitte
Hört der doch, der im Himmel thront. —
Er kennt die Leiden, die dich quälen;
Du darfst sie alle mir erzählen, —
Mich sandte Gott zu dir!

Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist! ruft Jesus, rufen seine Jünger, ruft unser eigenes Herz. Denn bei der ungleichen Vertheilung der Glücksgüter kann es, besonders in großen Staaten, nicht fehlen, daß, während einige Menschen im Ueberfluß schwimmen, unzählige am Nothwendigsten Mangel leiden. Viele sinken durch unverschuldete Ereignisse in Armuth, viele auch durch eigene Nachlässigkeit und Verschwendung.

Aber von allen Tugenden, welche uns Religion und Vernunft zur Pflicht machen, ist auch keine, welche leichter ausgeübt wird, und daher auch keine, welche allgemeiner beobachtet wird, als die Wohlthätigkeit.

Was ist doch dem Menschen leichter, als einen kleinen Theil seines Ueberflusses in Almosen zu verwandeln und dem Bettler zuzuwerfen, welcher in Lumpen gehüllt

sich mit demüthiger Geberde naht? Diese geringe, dem Elenden freundlich hingeworfene Gabe würde vielleicht auch auf eine andere Art verthan worden sein, ohne daß der Geber seinen Verlust merkbar empfunden hätte; er gibt, was er selbst kaum zu gebrauchen weiß. Aber ist dies nun eine Tugend? Ist dies Verdienst für unser Herz?

Zuweilen gibt man das Almosen mit wahrer Begierde, um nur den ekelhaften Anblick verkrüppelter, ungesunder Menschen von sich zu entfernen. Man gibt es, gleichsam wie ein Lösegeld, mit dem man sich von den Empfindungen des Abscheues und Grausens loskaufen will, welche die Darstellung des höchsten Elends in unserer Brust erregt hat. Wir werfen die Gaben in den Schoos der Unglücklichen, weniger ihretwillen, als unsertwillen. Aber ist dies eine Tugend, die unserm Herzen vor Gott und unserm innern Richter einigen Werth ertheilen kann?

Man spendet milde Gaben, oft weil man sie entbehren kann, und dann damit doch die angenehme Empfindung in sich verknüpfen kann: Wie glücklich bin ich neben diesem Elenden! Das schmeichelhafte Gefühl unsers Wohlseins ist so reizend, daß wir schon einige Münzstücke aufopfern, um es uns zu verschaffen. Es ist uns ziemlich gleichgültig, ob wir die Gabe einem würdigen Armen, oder einem Verschwender unter den Bettlern geben. Aber ist diese Art der Barmherzigkeit eine wahre Christentugend?

Mancher reicht dem Fehlenden gern das Almosen, weil er von Natur ein weiches Herz hat, welches leicht vom wahren oder geheuchelten Elend gerührt wird. Er gibt es, weil er sich dabei selbst überredet, ein gutes Herz zu haben, mag es auch in andern Stücken noch so fehlerhaft sein. Er sucht mit seinem Hang zur Wohlthätigkeit den Hang zur Ungerechtigkeit gegen Andere, oder zur Wollust und Verschwendung zu verdunkeln. Er möchte mit diesem Almosen gleichsam sein eigenes Gewissen bestechen. Ist dies der Geist Jesu, der den Barmherzigen beseelt?

Ein Anderer begnügt sich nicht mit kleinen Gaben, die er vorübergehenden Bettlern reicht; er ist immer bereit, selbst beträchtliche Summen von seinem Ueberflusse zur Unterstützung der Leidenden, für die gesammelt wird, für Kriegsbeschädigte oder in Feuer- und Wassernöthen Verunglückte hinzugeben, wenn nur sein Name dabei genannt wird. Es liegt ihm weniger daran, eine gute That zu thun, als mit dieser zugleich einen Vortheil sich selbst zu erbeuten. Er wünscht als wohlhabend angesehen oder von seinen Mitbürgern als ein besonders mildthätiger Mann geschätzt zu werden, um seinen Einfluß bei Hohen und Niedern zu erweitern, das öffentliche Zutrauen für sich zu vergrößern. Er gibt nur glänzende Almosen als ein kluger Rechner, welcher für ein Geringes, so er hinopfert, desto ansehnlichern Gewinn zu ziehen hofft. Heißt dies aber Barmherzigkeit üben in Jesu Sinn? Nein, Wohlthätige dieser Art gehören zu denen, von welchen Jesus spricht: „Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin!“ (Matth. 6, 2.)

Ueberhaupt kann man heutiges Tages nicht wohl mehr hartherzig gegen Bedürftige sein, ohne sich dem Tadel der Menschen auszusetzen, und ein schädliches Vorurtheil im Volke gegen sich zu erregen. Viele sind wohlthätig, um nur diesem Uebel auszuweichen; sie ertheilen die milden Gaben nicht aus Liebe, sondern aus Furcht; sie geben sie nicht sowohl den Bedürftigen, als der öffentlichen Meinung hin. Das Darreichen eines Zehrpfennings ist so wenig, aber das Verweigern desselben kann so großen Schaden bringen. Darum sind die Menschen zum Almosengeben überall willig. Aber dürfen sie sich des Zeugnisses ächter Menschenliebe und Barmherzigkeit erfreuen?

Läugnen wir es uns nicht: das Darreichen milder Gaben, Beisteuern und Almosen ist bei dem größten Theil derer, die sich Christen nennen, weniger eine Tugend, als eine Anständigkeit: sie bringen ihre Gaben mehr Ehren halber, als aus inniger Begierde, zu helfen und zu retten. Sie steuern bei, um der guten Ordnung willen, nicht weil sie sich vom Geiste wahrer Barmherzigkeit und tiefen Mitleidens getrieben fühlen.

Läugnen wir es uns selber nicht, daß wir im Leben oft besser handeln, als wir sind; daß wir die Thaten der Liebe und Großmuth verrichten, ohne die Empfindung der Liebe und Großmuth zu haben. Darum achtete Christus einst das Scherflein der Wittwe unendlich höher, als die reiche Austheilung und Spende der Pharisäer.

Wohlthätigkeit ist nur dann wahrhafte Tugend, wenn die Bereitwilligkeit zu Geschenken für Dürftige aus innerer Theilnehmung an ihrem Unglück entspringt, und mit Klugheit geübt wird, ein vorhandenes Leiden zu enden, oder wenigstens zu mildern, so viel es in unsern Kräften steht.

Das bloße Hinreichen milder Gaben ist daher an sich so wenig verdienstvoll, als man aus langen und häufigen Gebeten immer auf ein frommes Herz schliessen darf. Nicht die That ziert das Herz, sondern der Wille muß die That ehren.

Auch die That und der Wille zu helfen ist noch nicht genug: wir müssen, um wahrhaft wohlthätig zu werden, keine Mühe scheuen, zu lernen, wie unsere Wohlthaten am zweckmäßigsten angewandt werden können. Wir sollen mit Weisheit Almosen geben.

Jede Tugend, welche ohne Klugheit geübt wird, kann bei dem besten Willen des Thäters die Quelle großen Verderbens werden. Verzeihung und Gnade gegen räuberische Bösewichte würde die grausamste Ungerechtigkeit gegen gute Bürger sein. Nachsicht gegen einen Betrüger würde alle Redlichkeit in Gefahr stürzen. Eine betrübende Wahrheit, unbehutsam gegen einen Kranken ausgesprochen, könnte ein theures Leben verkürzen, welches ausserdem zum Wohle Vieler noch fortgedauert haben würde. Eben so kann Wohlthätigkeit, ohne Vorsicht geübt, die Pflanzschule aller Laster werden.

Mit Weisheit wohlthätig sein, heißt, nicht leichtsinnig jedem scheinbar Elenden Unterstützung zuwerfen, wie er begehrt, sondern prüfen, ob er der Hilfe bedürftig sei, und wie ihm am sichersten geholfen werden könne.

Daher ist das Almosenspenden an gemeine Bettler, welche aus ihrer Armuth ein schändliches Handwerk, aus ihrem Elende einen öffentlichen Beruf machen, eine der gefährlichsten Arten des Wohlthuns. Ach, was wir für Wohlthaten halten, ist nur allzuoft Uebelthat. Wir begünstigen träge Müssiggänger im Laster ihrer Faulheit; wir theilen die Frucht unserer Arbeit, unsers Schweißes mit ihnen, weil sie die Arbeit, welche uns ehrt und nährt, verschmähen. Selbst ohne Tugend, ohne Ehrgefühl, benutzen sie unsere Gutmüthigkeit, um sich bequeme Tage zu machen und nach ihrer Art Wohlleben zu führen. Das Wort der heiligen Schrift: im

Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen! verachten sie, so lange der Leichtsinnigen genug sind, die ihnen auch ohne Verdienst das nöthige Brod zuwerfen, oder Kleider, um ihre Blößen zu decken.

Diese unglückseligen Menschen, ohne Erziehung, ohne Religiosität, ohne Zartgefühl, eine unnütze Last der bürgerlichen Gesellschaft, Verminderer des öffentlichen Wohlstandes und des Landesreichthums, den sie verzehren und nie vermehren helfen, sind noch dazu gewöhnlich, weil sie anständiger Vergnügungen unfähig bleiben, den gröbsten Ausschweifungen in der Stille ergeben. Sie erröthen kaum, lasterhaft zu sein; wälzen sich in thierischen Wollüsten; zeugen Kinder, die sie in den Uebungen ihrer schändlichen Künste bilden, und durch sie die Schaar der Müßiggänger vergrößern und im Lande verewigen. Und wir, durch das unbesonnene Spenden größerer oder geringerer Gaben, unterstützen sie zum Nachtheil guter Bürger, zum Nachtheil des gesammten Vaterlandes. Wir selbst treten ohne es zu denken, mit ihnen in die Verschwörung gegen gute Sitten, Religiosität und öffentliche Sicherheit.

Das Dasein solcher Elenden, welche sich mit der Armuth brüsten, um den Müßiggang des Reichthums zu genießen, und Mitleiden zu erwerben suchen, um in den niedrigsten Wollüsten sich wälzen zu können, gereicht aber noch minder den gutmüthigen, freigebigen Einwohnern des Landes, als den vorhandenen Obrigkeiten, zum gerechten Vorwurf. Denn an diesen ist's, das Laster zu strafen, an diesen, die Pflanzschule grober Verbrecher auszurotten.

Das Land, in welchem müßige, arbeitfähige Bettler ungestraft den Fleiß des redlichen Einwohners brandschatzen dürfen, ist noch fern von jener guten Ordnung, die Gott und Menschen angenehm ist. Die Nachlässigkeit oder Unbehilflichkeit der Obern, die dem Lande vorstehen, verdient den Tadel der Weisen, und erwartet einst der Gottheit ernstes Gericht. Der Mangel weiser Gesetze und Einrichtungen, wodurch öffentliche Armuth und grobe Laster verhütet werden sollen, ist ein Verbrechen der Regenten gegen die bürgerliche Gesellschaft, ein Verbrechen gegen eigene Würde, ein Verbrechen gegen Gottes heiligen Willen.

Mit Weisheit Almosen geben, heißt, auf alle Weise und nach allen Kräften solche Anstalten befördern, durch welche arbeitfähige Müßiggänger gezwungen werden, das Brod rechtlich zu erwerben, welches sie ernährt; oder durch welche Arbeitlosen Verdienst verschafft, oder Unglücklichen, welche zu jeder nützlichen Beschäftigung untüchtig sind, Versorgung zu Theil wird, daß sie nicht hilflos verschmachten, oder durch ihr Beispiel schädlich werden.

Willst du helfen — eile, diese Anstalten zu stiften, oder zu begaben. So wirst du der Wohlthäter, nicht der Armen allein, sondern auch der ganzen Stadt und des ganzen Landes. Dahin trage den Ueberfluß, welchen der göttliche Segen über dein Haus verbreitet hat; dahin, du Reicher, die Geldsummen, welche du bisher an bestimmten Tagen öffentlich den Bettlern und trägem Volk ausspenden ließest; dahin, du Wittwe, das Scherflein, welches du zur Hilfe der Armen von deinem Vermögen ersparest. So wirst du nicht nur der Retter manches Verlassenen, den deine Gabe erquickt, sondern auch der Retter mancher Seele, die ohnedem im Müßiggange und unter schändlichen Beispielen, fern vom Sehen und Hören des Bessern, verwildert und verloren gegangen sein würde! Das heißt Almosen geben mit Weisheit, nach Jesu Willen und zur Beförderung der Gottseligkeit.

Aber glaube nicht, wenn du deine Gaben solchen lobenswürdigen Stiftungen zum Besten der Armen dargebracht hast, du habest nun Alles gethan. Nein, deine Wohlthätigkeit, als Christ, muß keine andern Grenzen kennen, als die Grenzen deiner Kraft. — Diejenige Tugend ist die größte, welche dir die schwerste Ueberwindung kostet. — Was hast du aber Großes gethan, wenn du nur einen Theil deines Ueberflusses an die öffentlichen Armen gibst? Vielleicht empfindest du den Verlust deiner Gabe kaum; vielleicht gibst du manchem Wohlhabenden ein Geschenk, oder machst zu seinem Vergnügen einen Aufwand, der viel beträchtlicher ist, als was du zur Erquickung der Armen ertheilt hast.

Um ein vollkommener Christ zu sein, mußt du das Aeusserste thun, das Höchste opfern lernen. Hast du denn, um Nothleidenden zu helfen, schon deinen eigenen kostbaren Vergnügungen einigen Abbruch gethan? Hast du denn schon, um Unglücklichen mit Nachdruck Beistand zu leisten, je deinen entbehrlichen Aufwand beschränken müssen? Hast du, um die Seligkeit der Tugend ganz zu fühlen, schon Andere durch das seliger gemacht, was du dir selbst entzogst, so lieb es dir auch war?

Guter Meister, sprach einst zu Jesu ein reicher Jüngling, was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben möge haben? — Gehe hin, antwortete der göttliche Lehrer, verkaufe was du hast, gib es den Armen; so komm und folge mir nach! Da der Jüngling das hörte, ging er betrübt von ihm, denn er hatte viel Güter. (Matth. 19.)

Wie Viele gleichen ihm! Sie möchten Siege, doch ohne Kampf; Vollkommenheit, doch ohne Mühe; Seelengröße, doch ohne Selbstverläugnung.

Zahllose Arme hungern nach dem Bissen Brodes, welchen ihr verschwenderisch verderben lasset, zahllose hilflose Kranke schmachten nach dem Tropfen Weins, welcher sie als Arznei stärken würde, und den ihr bei wilden Gelagen verschüttet. Und ihr rühmet euch in euerm Herzen, wohlthätig zu sein? Wann habet ihr jemals euern Aufwand in Schmuck und köstlichen Gewändern einschränken müssen, weil ihr Nackte zu kleiden hattet? Wann bestelltet ihr jemals ein üppiges Gastmahl ab, weil ihr mit den Unkosten desselben irgend eine arme Haushaltung viele Wochen lang ernähren konntet? Welche Selbstverläugnung habet ihr geübt, daß euer Gewissen euch bezeuge: du warst wohlthätig, auch wenn es dir schwer ward?

Nicht daß es die Pflicht des Christen wäre, sich und den Seinigen das Nothdürftige zu rauben, und damit den Armen Ueberfluß und gute Tage zu machen: aber Pflicht ist es dem Christen, so lange überflüssigen Aufwand zu meiden, und mit Sitteneinfalt, obgleich immer seinem Stande gemäß, zu leben, als er weiß, daß es Unglückliche in seiner Nähe gibt, die er glücklich machen könnte durch Ersparniß kostspieliger Freuden.

Umsonst ist die Entschuldigung: ich will mich nicht auszeichnen; ich muß Manches thun, Meinesgleichen willen; man würde mich verspotten, wenn ich plötzlich meine gewohnte Art zu leben unterbräche, um allen Armen beizustehen. Du bist der Nachfolger Jesu nicht; du hast jene Selbstverläugnung nicht, welche zu göttlichem Sinn

erhöht; deine Eitelkeit ist gewaltiger, als deine Tugend. Du wirst sterben; — die, denen zu gefallen du glänztest, werden dann an deinem Grabe die Achseln zucken; keine durch dich beglückten Familien werden dir segnend nachweinen; du trittst vor Gott hin, unreif zu höhern Bestimmungen, weil du auf Erden mehr Thier, als Geist gewesen; mehr im Vergänglichen lebtest, als deiner unsterblichen Seele Kraft ausgebildet hattest.

Umsonst ist die Entschuldigung: Aber wie soll ich wohlthätiger werden, als ich bin? Ich gebe den Armen regelmäßig, die vor meines Hauses Thür erscheinen; keiner verläßt unbegabt meine Schwelle; ich steuere zu den milden Stiftungen bei; ich schliesse mich nicht aus, wo für fremde Verunglückte Almosen eingesammelt werden — darf ich mich nicht des Uebrigen von meinem Ueberflusse erfreuen?

Wohl darfst du es, wenn kein Elender mehr in deiner Nähe seufzet, der durch dich beglückt werden könnte. Aber hast du auch schon die Hütten der Armuth besucht? Hast du dich schon zum Vertrauten der Nothleidenden gemacht, die schamvoll sich verbergen, und ihre Nächte unter bangen Sorgen verträumen?

Kennst du keine brodlose Familie, die jedes rechtliche Mittel versucht, sich das Leben, wenn noch so kläglich, zu fristen? Vielleicht eine Mutter, in deren Armen noch unerzogene Kinder weinen? Vielleicht einen kranken Vater, dem nun zur Arbeit die Kraft gebricht, dem nichts geblieben ist, als sein Gebet zum Allbarmherzigen dort oben? Vielleicht verwaisete Geschwister, die ihre Tage, ihre Nächte kümmerlicher Mühe weihen, um vor der Welt wenigstens anständig zu erscheinen, und das Andenken ihrer erblaßten Aeltern in Ehren zu halten? Vielleicht ein junges Ehepaar, willig zur Arbeit, doch ohne Kundschaft, ohne Vorräthe, ohne Hilfsmittel, ohne Zutrauen, das mit Bangigkeit seinem letzten Elend jede Stunde näher tritt? — Gehe hin, der du es vermagst, werde du der Engel, den ihnen Gott in der trüben Unglücksstunde sendet, um sie von der Verzweiflung zu erlösen. Gehe hin, und breite den Glanz der Freude über bleiche Wangen, welche unter vielen kummervollen Augenblicken längst das Lächeln verlernten; weide dich an den süßen Thränen ihrer Bestürzung, ihres Entzückens; weide dich an ihrer Wehmuth und Lust, in welcher selbst die matte Stimme brechen will, welche dir Dank stammeln möchte.

O, diese Thräne, worin Schmerz und Seligkeit zusammenfliessen, die Thräne, welche dir ein gerührtes, erkenntliches Herz als Opfer zollt — was ist daneben das Juwel, das in den Locken der Fürstinnen strahlt? Was ist die Pracht deiner Gastgebote, von denen die Eingeladenen oft dich selbst verlachend zurückkehren; was der Schimmer der Bälle und Lustfahrten gegen den dankbaren Blick durch dich beglückter Familien, in welchem dir Hoffnung und Liebe entgegenstrahlen? — gegen das schöne Roth der Freude, welches wieder die erblaßten Wangen färbt? — gegen Gebete, welche glühende Andacht für dich zum Throne Gottes sendet?

Kennst du keine verlassene Waise, die kärglich gegen Frost und Hunger geschützt, ohne Mittel zu einer bessern Erziehung, schon in den Kindertagen aus bitterer Armuth den Grund zu einem ganzen Leben voller Dürftigkeit und Elend legt? Werde ihr Vater, ihre Mutter; sei ihr Schutzgeist. — Kennst du keine elende Hütte, in welcher ein Kranker ohne Arzt und Arznei schmachtet, ohne kräftige Nahrung, vielleicht ohne Bett und Erwärmung? Suche ihn auf, rette ein Leben, das dich vor Gott segnen könne! — Hast du nicht von einem Unschuldigen, von einem Unterdrückten gehört, den der Uebermuth, den die Habsucht eines Mächtigern verfolgt und drängt, der aus Mangel an Vermögen sein Recht nicht vor den Gerichten durch einsichtvolle Sachwalter vertheidigen lassen kann? Eile herbei, und werde der Schirm des Bedrängten gegen den Trotz der Ungerechtigkeit; gib die Mittel zur Vertheidigung seines Rechts. Das heißt mit Weisheit Almosen geben.

Sprich nicht: Aber was ist oft die Frucht unserer Aufopferungen? Undank ist gewöhnlich der Welt Lohn. Soll ich mir Sorgen und Verdruß für Fremde aufbürden, die zuletzt schlecht anerkennen, was ich für sie that? — Nein, thue das Gute, aber zähle nicht, wie der Wucherer, auf deinen Zins. Sei nicht tugendhaft, um bezahlt zu werden. Die also thun, sie haben ihren Lohn dahin. Handle göttlich, wie Jesus, erhaben über Dank und Undank; so läßt auch Gott seine Sonne leuchten über Gerechte und Ungerechte.

Sprich nicht: Aber ich bin selbst nicht reich. Ich habe keinen beträchtlichen Ueberfluß; ich muß sorgen, wie ich nur mich und die Meinigen anständig in der Welt erhalte. Gedenke des Scherfleins, welches die arme Wittwe zum Gotteskasten trug! Hilf, wo du einen Bedrängten findest, mit freudigem Rath; sprich einem Weinenden süße Worte des Trostes, verwende dich für die Noth einer verlassenen Familie getrost um Beistand bei Reichen und Wohldenkenden deiner Stadt. Man bittet mit leichterm Herzen, und dringender und besser, für anderes, als für eigenes Anliegen. Werde du der Schutzredner verlassener Waisen; empfiehl du den kranken Fremdling einer menschenfreundlichen Pflege. Siehe, das ist das herrliche Scherflein der Wittwe, welches du darzubringen hast — und hast du es so oft gebracht, als du es wohl konntest? — das heißt mit Weisheit Almosen geben! Nicht die schlechte Scheidemünze, mit der du den andringenden Bettler auf der Straße abweisest, sondern deine Mühe, deine Sorgen, deine Verwendungen für Hilfsbedürftige sind die wahrhaften Almosen, welche der Himmel von dir fordert.

So sei wohlthätig bis zum letzten Athemzuge, und verlaß endlich auch die Erde nicht, ohne, wenn du es vermagst, noch die letzte Stunde mit einer wohlthätigen Handlung zu bezeichnen. Wie schön, wenn dich einst, Engel einer bessern Welt, auch auf dem Erdenstern die Enkel als einen Tugendhaften preisen! — Dich hatte Gott vielleicht mit irdischen Gütern gesegnet. Du mußt sie zurücklassen; nichts nimmst du mit dir, als deinen tugendvollen Geist. Du vertheilest dein Vermögen im letzten Vermächtniß an deine Erben; für dich selbst hast du nichts mehr vonnöthen. — Gedenke der Armen, der öffentlichen Anstalten deines Wohnortes, deines Vaterlandes in deinem letzten Willen! — Mache auch die Unglücklichen zu deinen Erben, die ohne dich kein besseres Erbe zu hoffen hätten; besonders wenn deinen Kindern, deinen Verwandten ohnehin Vermögen genug bleibt, um mit Anstand zu leben. — Du theilest nur von dem Segen, welchen dir Gott gab, auch denen mit, die dir Gott durch Jesu Mund empfahl. Du machst von dem, was du nun entbehren mußt, den würdigsten Gebrauch, und beschliessest deine

Tage in wahrhaftem Christensinn. Wenn deine schwache Zunge in den letzten Augenblicken kein Gebet mehr stammeln kann, dann beten deine guten Thaten für dich zu dem großen Erbarmer, zu dem unendlichen Wohlthäter der Welt!

Daß auch für mich dereinst zu Dir, o Allerbarmer, meine Tugenden beten möchten, wenn ich's nicht mehr kann! — Ich empfinde es, ich bin noch nicht so wohlthätig für meine Mitmenschen gewesen, als ich es hätte sein sollen und auch sein können. Ich sorgte bisher mehr für mich, mehr für meine Ergötzlichkeiten, als für die Verlassenen und in Noth Verschmachtenden. Aber ich will ihr Vater, ihre Mutter, ihr Fürsprecher, ihr Tröster werden. Ich will es nicht mehr bei bloßen Worten, bei schlechten Almosen bewenden lassen, die man ohne Mühe hinwirft; ich will die Kräfte, das Vermögen, welches Du mir, o Gott, gabst, würdiger und weiser zum Heil derer anwenden, die, vom leichtsinnigen Haufen verlassen, keinen Vater haben, als Dich, o mein Gott!

193.

Der Selbstmörder.

Erste Betrachtung.

Matth. 27, 3—5.

Richtet nicht, wenn Sünder sterben,
Rufet nach dem Tode nicht
Ueber sie herab Verderben,
Gottes Donner und Gericht.
Welch ein Jammer, bloß zu wissen,
Wie sie dort erzittern müssen!

Fluchet ihnen nicht! Sie sollten
Kinder Gottes sein, wie wir;
Konnten's werden, wenn sie wollten;
Jeder war ein Mensch, wie ihr.
Daß sie nach dem Tod auch leben —
Wer kann's denken, und nicht beben?

Wer darf richten, wer verdammen?
Wißt, es ist ein Einziger,
Welcher richten und verdammen
Und vergeben kann — der Herr!
Wer da steht — vernehmt es Alle! —
Sehe zu, daß er nicht falle.

Ein mit tiefem Abscheu vermischtes Grauen durchbebt jedes Gemüth beim Anhören von der Botschaft eines Selbstmordes. Es erscheint uns solche That wie ein zerreissender Widerspruch aller unserer menschlichen Gefühle; wie das unnatürlichste aller Verbrechen, indem es die Liebe des Lebens verläugnet, welche jedem Wurme und selbst dem unglücklichsten aller Geschöpfe noch in der Mitte seines Elendes treu zu bleiben pflegt; wie ein Aufruhr gegen die Ordnungen der Schöpfung, indem der Selbstmörder die natürliche Todesfurcht in Todesliebe verkehrt, und eigenmächtig ein Werk des Schöpfers vernichtet, das nur dem Schöpfer zustand, fortzusetzen oder zu enden. Es erscheint solche That als ein Verbrechen, für dessen Größe die menschliche Zunge keinen Namen, und das Gesetzbuch der Völker auf Erden keine Strafe hat.

Wir stehen zweifelhaft da, ob wir in der gewaltsamen Selbstverkürzung des Lebens einen furchtbaren Muth des Thäters anstaunen sollen, der mit empörter Hand die Gesetze der Natur brach, den Tod ohne Schaudern umarmte, und des Urtheils aller Sterblichen spottete; oder ob wir darin die heillosesten Feigheit schmähen sollen, indem der Unglückliche aus Furcht vor Uebeln, die er nicht ertragen konnte, in den Schoos der Verwesung flüchtete.

Verdammung ist unser zweiter Gedanke — Verdammung einer That, die, wir mögen sie auch aus Mitleiden entschuldigen wollen, immer das Gepräge der Abscheulichkeit an der Stirn behält, immer die Brust der Ueberlebenden mit Entsetzen füllt. Ist Mord an Andern ein Verbrechen: wie sollte Mord des eigenen Lebens nicht Verbrechen sein? Er erscheint uns wie ein gräßliches Selbstgericht wegen verübten Unthaten, die vielleicht Niemand kennt, als der allwissende Gott; wie ein vollzogenes Todesurtheil, ausgesprochen von der Verzweiflung des Gewissens. Ein dunkler Schatten fällt durch die ruchlose Hand des Selbstmörders über die Ehre seiner ganzen Familie, die ihn von nun an, mit schmerzlichem Gefühl von Scham, nur ungern als ihr gewesenes Mitglied nennt. Auf seinem Grabe weint die Liebe und Sehnsucht der hinterlassenen Freunde keine Thräne; sie wenden scheu und schüchtern mit unwillkürlichem Grausen den Blick von der traurigen Stätte hinweg, die den zerstörten Leichnam umfaßt, und die Erinnerung der That erschreckt sie nach Jahren noch wie ein Gespenst.

Dies sind die gewöhnlichen Empfindungen und Urtheile beim Tode eines Selbstmörders. Wer könnte sie ganz verwerfen, oder sich ihrer im ersten Augenblick erwehren?

Aber wenn ich, als Christ, über eine solche Begebenheit nachdenke, scheinen doch noch andere Urtheile statt finden zu können, und noch andere Gefühle. Zwar die That bleibt immerdar abscheulich, aber nicht immer der Thäter. Zwar er griff, wie ein Aufrührer, in die Rechte des Schöpfers ein, aber wer hat mir Befugniß gegeben, durch ein voreiliges Verdammungsurtheil in die Rechte des großen, allwissenden Richters der Todten einzugreifen? Warum soll ich den Selbstmörder mit meinem Fluch verfolgen? Hat er mich denn beleidigt? Nein — aber er sündigte gegen die Gottheit. Kann ein Sterblicher jemals der Rächer der Gottheit sein? Hat uns der Ewige seine vergeltende Gewalt gegen die Todten übertragen? Wie, oder weiß ich, daß Gott für sich Rache fordert?

Maße sich kein Sterblicher an, Stellvertreter des höchsten Wesens in seinen Gerichten auf Erden zu sein! Es ist Vermessenheit, die an Verwirrung des Verstandes grenzt. Maße sich kein Sterblicher an, über Werth oder Schuld abgeschiedener Seelen das Urtheil auszufällen — es ist die eitelste und thörichtste aller Verwegenheiten. Denn wer hienieden hat jenen Sonnenblick des Geistes, daß er damit die geheimsten dunkelsten Tiefen des menschlichen Herzens aufhellen und erforschen könnte? Wer hienieden ist fähig, mit Gerechtigkeit über alle Beweggründe des Menschen zu seinen verschiedenen Handlungen zu sprechen? Und ist dies niemals eines Sterblichen Amt, um so viel weniger liegt es in seiner Einsicht und Macht, Urtheil und Gericht über die Todten zu halten.

Jedes Verdammungsurtheil über den Tod des Sünders ist also vorschnell — ist unerlaubter Leichtsinn — ist selbstsüchtiger Unverstand — ist eine Ungerechtigkeit. Nur der, welcher Herz und Nieren prüfet, nur der Allwissende, welcher Zeuge des ganzen Lebens jedes Sterblichen ist; nur Er, dem alle innere Zustände und Veranlassungen zu den Handlungen der Menschen bekannt sind — nur Er weiß, wieviel Schuld oder Unschuld den Gedanken, Ent-

schliessungen und Thaten Jedermanns zugeschrieben werden könne.

Es ist ungerecht, die Todten zu verdammen. Und wenn wir Abscheu vor der That des Setbstmörders fühlen müssen, berechtigt uns nichts, ihn selbst zu verabscheuen. Denn wäre er in der That vorher ein geheimer oder öffentlicher Verbrecher gewesen: gibt nicht — wenigstens in einigen Fällen — ein Selbstmord schon ein Zeugniß, daß er die Größe der Schuld erkannte, ihren Folgen unterlag, und nun in dumpfer Verzweiflung und Reue dahinfuhr? Diese verzweifelnde Reue vernichtete ihm alle andere Vorstellungen, vernichtete seine Besinnung — ließ ihm nur den einzigen Wunsch, daß er sich selbst zerstören und mit eigener Hand aus der Reihe aller Wesen wegtilgen könnte.

So überfielen die Nattern der Reue einst auch das Herz des Verräthers Judas, als er sah, wie Jesus zum Tode verdammt ward. Und er brachte das Blutgeld, den Lohn seiner Verrätherei, den Hohenpriestern und den Aeltesten wieder und rief: „Ich habe übel gethan, daß ich unschuldig Blut vergossen habe!“ — und warf mit Entsetzen die Silberlinge auf den Boden des Tempels, worauf er — was konnte seine Schuld aussöhnen? — in verzweiflungsvoller Betäubung sich selbst erhenkte. (Matth. 27, 5.)

Verrucht war der Hochverrath dieses Jüngers an seinem Wohlthäter und göttlichen Freund; entsetzlich der Selbstmord, mit dem er sich selbst richtete — aber in dieser Verzweiflung wohnte Reue; und Reue ist der erste wieder aufglimmende Funke einer erloschenen Tugend.

Doch, ist denn immer der Selbstmord eine Folge von vorhergegangenen Verbrechen? eine Frucht der geheimen schrecklichen Reue? Wer darf es behaupten? Wer weiß nicht, daß augenblickliche Gemüthsverwirrungen fürchterlicher Art durch Zerrüttung der Gesundheit entstehen? Wem ist unbekannt, daß Schwermuth und Hypochondrie auch den besten Menschen in eine solche Geistesstimmung versetzen können, wo er zuletzt seiner selbst nicht mehr mächtig ist, und Vernunft und Verstand sich in ihm in solchem Grade verdunkeln, daß er, um seine Leiden zu enden, das Leben endet? Dieser beklagenswerthe Gemüthszustand gleicht dem Rausche von betäubenden Getränken, in welchem der Mensch sich nur düster bewußt ist, was er wolle oder thue. Er gleicht einem Wahnsinn, in welchem der Unglückliche von keiner Vergangenheit, keiner Zukunft weiß; Pflichten, Rechte, Rücksichten auf Feinde und Freunde, Gedanken, Ehre, Liebe, Verwandte in Dunkelheit versinken, und ihm nur einzelne Vorstellungen hellbleiben, die ihn zum Handeln bewegen. Er begeht die Handlung, und glaubt bei der Einseitigkeit der ihm übrig gebliebenen Urtheilskraft, ein Recht zu thun. Was er ehemals bei voller Besinnung selbst gräßlich fand, was er sich von sich nie einbilden konnte, ist ihm jetzt ein Leichtes. Er kann die Schreckenthat sogar mit Bewußtsein, mit Ueberlegung, mit scheinbarer Ruhe verüben.

Aber dies Bewußtsein, diese Ueberlegung, diese Ruhe, was sind sie bei dem Geisteskranken, in welchem alle edlere Rücksichten verschwunden sind, alle Freundschaft für die Lebenden ausgestorben, und selbst der in alle Naturen tief eingewurzelte Trieb zum Dasein durchaus erloschen ist? Was ist das Bewußtsein, die Ueberlegung, die Ruhe eines Nachtwandlers, welcher mit einer Sicherheit, die unser Erstaunen erregt, neben den gefährlichsten Abgründen hingeht, ohne von Gefahren zu wissen, oder vor Abgründen zu zittern? Wie der Nachtwandler, wenn er zur vollen Besinnung zurückgekommen ist, selbst mit Entsetzen an die Wagstücke denkt, welche er verschlossenen oder verdunkelten Auges unternahm: so würde auch der Selbstmörder vor seiner That erschrecken, könnte er mit dem Leben auch zugleich einen unzerrütteten Gesundheitszustand des Körpers und einen freien Gebrauch aller seiner Geisteskräfte zurückempfangen.

Wer kann die Todten verdammen? Sie stehen ausser unserer Macht. Das Gericht Gottes geht über sie, der kurzsichtige Mensch schweige. Und doch ist diese Verdammungssucht noch unter den Menschen so gewöhnlich, besonders aber gegen die Selbstmörder üblich. Ach, wer weiß denn, was im Herzen der Unglücklichen, was in ihrem Geiste vorging, ehe die schauerliche Verwandlung in ihnen geschah, daß sich die angeborne Todesfurcht in eine unnatürliche Vernichtungsliebe verkehrte? Oft werden noch ihre Leichname auf eine schimpfliche Weise oder an Orten vergraben, die entehrend sein sollen. — — Mensch, der du der Asche des Entseelten die übliche Ruhestätte versagst, um deinen Verdammungsspruch über ihn geltend zu machen — weißt du um Gottes Gericht? Bist du nicht vielleicht ein strenger, blinder Richter, während der Allbarmherzige schon Gnade gehabt über den, welchem du noch fluchest? Bist du, im vollen Besitz deiner Geisteskräfte, durch dein liebloses Urtheil nicht vielleicht sträflicher, als der beklagenswerthe Unglückliche, welcher sich in einer tödtlichen Betäubung seiner Vorstellungen verging?

Die Strafe aber, welche du, o blinder, kurzsichtiger, unbefugter Richter, über die Asche des Selbstmörders verhängst — kann sie ihn bessern? Eine Strafe aber, die nicht den Zweck hat, den Fehlbaren zu verbessern, ist Unsinn oder unmenschliche Rache. Wer gab dir das Recht zur Rache? Mein ist sie, spricht der Herr: ich will vergelten!

Wie eine jede Empfindung von Rachsucht des Christen unwürdig ist: so ist das Mittel der Rache gegen den Selbstmörder lächerliche Frucht des Unverstandes. Wen wollen die Thoren strafen, an wem Rache üben? Hat der Staub gesündigt, dem sie die übliche Ruhestätte versagen? Nein, der Geist war es, der nun aber, über das Irdische entrückt, in der Gerichtsbarkeit Gottes schwebt. Warum rächet ihr euch an dem Staube, der unschuldig ist, und von euerm Zorn nichts weiß? Straft man auch den Stein, mit welchem man geworfen ward, oder aber denjenigen, dessen Hand ihn warf? Und welche Strafe verhänget ihr? Den Leichnam verscharren lassen an entehrender Ruhestätte? Kann Staub und Asche entehrt werden, oder die Erde den Staub entehren, welchen sie umschließt? Ist nicht die Erde überall des Herrn? Wenn einst, o ihr Thoren, eure Gebeine auf dem Schlachtfelde oder im Grund des Meeres eine Nahrung der Würmer oder Fische werden: glaubet ihr dadurch euer Leben entehrt?

Es ist ein seltsamer Wahn, zu meinen, daß durch solche Rache oder Strafe andere Menschen vom Selbstmorde abgeschreckt werden können. Ihr könnet nicht mehr thun, als die allen lebendigen Geschöpfen eingepflanzte Liebe zum Leben schon thut. Wer aber zu jener entsetzlichen Gemüthsstimmung, zu jener Betäubung des Geistes

kam, daß die Lust des Daseins in ihm erlosch; daß er in der natürlichen Todessucht Gottheit und Menschheit, Rechte und Pflichten vergaß; an die Urtheile, an das Schicksal, an den Jammer seiner hinterlassenen Verwandten gleichgültig dachte — dem ist noch gleichgültiger das Urtheil derer, die ihm schon im Leben gleichgültig waren; den kümmert wenig, welchen Platz ihr dem unbrauchbaren Staub geben möget, den er euch hinterläßt.

Auch beweiset es die Erfahrung aller Orten zur Genüge, daß da, wo man den Leib der unglücklichen Selbstmörder wie andere Leichname vergräbt, die Selbstmorde keineswegs häufiger und beliebter werden; noch, daß Verzweiflung und krankhafte zum Selbstmorde geneigt machende Gemüthszustände sich durch den Gedanken an des hinterlassenen Leichnams Schicksal heilen.

Vielmehr ist die Mißhandlung der Todten, durch welche man sie zu entehren vermeint, schon darum unbillig, weil man dadurch oft das Andenken guter, aber durch augenblickliche Geisteszerrüttung unglücklicher Menschen entweihen kann. Und wahrlich, es ist dem wahren Christen geziemender, lieber das Andenken von zehn Schuldigen nicht zu beschimpfen, als das Gedächtniß eines einzigen Unschuldigen zu entweihen.

Eine Entweihung dieser Art betrübt niemals den Todten; wohl aber die Lebenden, die ihm näher oder entfernter angehören. Es ist grausam, diejenigen, welche durch die Handlung eines Selbstmörders in Jammer und Thränen gestürzt wurden, noch durch öffentliche Schmach zu quälen. Denn nicht die Todten, sondern die überlebenden Freunde und Bekannten trifft der Schimpf. Es ist eine lieblose Härte, die an Unmenschlichkeit grenzt, Personen, welche wegen des großen Unglücks, das sie traf, Mitleiden verdienen, noch durch Entehrung eines ihrer Freunde zu kränken, der elend genug war, durch sich selbst untergehen zu wollen. In wahrhaft christlichen Gemeinden sollte daher, schon aus Menschenfreundlichkeit und Schonung der Ueberlebenden, jener Unfug nicht geduldet werden; man sollte die ohnehin Tiefgebeugten nicht durch fruchtlose Unbarmherzigkeit noch tiefer beugen. Wer dies gut heißt, theilt mit dem Selbstmörder eine seiner größten Verschuldungen.

Doch seitdem ein hellerer, christlicher Geist unter den Völkern sich auszubreiten anfing, hat auch der oft erwähnte Mißbrauch sehr abgenommen; man hat gelernt, unglückliche Selbstmörder zu beklagen und ihren Verwandten mit zarter Schonung zu begegnen.

An manchen Orten ist die Mißhandlung der Todten, ihre Entfernung von den gewöhnlichen Begräbnißstätten, ihr Verscharren an einen entlegenen, selten besuchten Platz, nur eine Wirkung finstern Aberglaubens. Der Unwissende, den die Todesart des Unglücklichen mit Entsetzen füllte, und nach dessen Meinung der Verstorbene von Gott ohne Barmherzigkeit verstoßen wird, bildet sich leicht ein, daß die Seele desselben auf Erden keine Ruhe finden könne. Sie werde also noch auf Erden umherirren, und am liebsten über dem Grabe des Leichnams, von welchem sie sich wider den Willen des Schöpfers eigenmächtig getrennt hat.

Bedarf dieser Aberglaube einer Widerlegung? Wenn die Geister aller Verbrecher zur Strafe ihrer Vergehungen auf die Erde zurückgebannt sein sollten, wie groß wäre die Zahl derselben! Wenn sie dem Auge der Lebenden sichtbar werden könnten, wie allgemein würde ihre Erscheinung sein! Aber wahrlich, es gab der unglücklichen Selbstmörder viele, die ihr Leben tugendhafter durchwandelten, als mancher gekrönte Sünder, als mancher reiche und glückliche Verbrecher, der mit allem Pomp kirchlicher Gebräuche, unter dem Geläute der Trauerglocken, unter dem Geräusche besoldeter Sänger, in feierlicher Begleitung der Menge, den anständigsten Platz unter öffentlichen Begräbnissen empfing. Es starb mancher Selbstmörder, ein Schlachtopfer seiner zerrissenen Gesundheit, der, bis er die unselige That vollbrachte, unschuldiger lebte, wohlthuender handelte, als mancher stattliche Bösewicht, über dessen Asche eherne und marmorne Bildsäulen prangen. Manche verführte Unschuld, die in einer Stunde unbewachter Tugend die Beute eines schmeichelnden, verheißenden Wollüstlings ward, ergriff den allzuraschen Entschluß der Selbstvernichtung, übermannt von Reue, Scham und verzweifelnder Furcht, während der unverrathene, schändliche Verführer ruhig in seinen Lüsten fortschwelgt, und die öffentliche Achtung begehrt und empfängt. Mancher Elende, den das Glück der Mittel beraubte, sich und die Seinigen anständig zu erhalten, oder der durch Leichtsinn oder allzuverwegene Bemühungen, Reichthümer zu sammeln, in Armuth und Schaden stürzte, endet in Verzweiflung, während ein schlauerer Bösewicht mit Reichthum und Ehre prahlt, wiewohl er Erben um ihr rechtmäßiges Gut betrog, Wittwen bestahl, Waisen übervortheilte, arme Familien durch seinen Wucher in den Staub niederdrückte.

Ach, laßt uns nicht verdammen, nur Gott richtet über die Herzen gerecht! Laßt uns nicht verdammen, denn es ist wohl möglich, daß derjenige, über welchen wir mit stolzer Selbstzufriedenheit den Stab brechen, vor Gottes Richterstuhl mehr Barmherzigkeit findet, als wir durch unsere Gesinnungen und Thaten verdienen. Menschen, werdet menschlicher! Christen, werdet christlicher! Und wer Einfluß und Gewalt hat, suche auch da den mildern, weisern Sinn zu verbreiten, wo er leider noch nicht herrscht.

Es dulden, daß mit der Asche unglücklicher Selbstmörder Unfug getrieben, daß sie auf entehrende Weise an beschimpfende Oerter begraben werden, heißt Unmenschlichkeit gegen unschuldige Verwandte begünstigen, heißt die Frechheit menschlicher Verdammungsurtheile über die Todten loben; heißt das Vorurtheil des rohen, bildungslosen Pöbels unterstützen; heißt den finstern Aberglauben einer unwissenden Menge feierlich rechtfertigen, ihm neue Kraft und Bestätigung geben.

194.

Der Selbstmörder.

Zweite Betrachtung.

Röm. 1, 28—32:

Lasset nicht des Grabes Schrecken —
Ach, wie furchtbar sind nicht die! —
Euch zur Heiligung erwecken!
Eilet hin, beschleunigt sie;
Die nur, welche heilig leben,
Werden nicht dem Tod gegeben.

Seht des Heiligen Verklärung,
Seht des Sünders stille Noth!
Denn die Tugend gibt Verehrung,
Doch der Sünder Sold ist Tod.
Höll und Himmel winken — wähle:
Kannst du wanken, meine Seele?

Noch einmal wende ich meinen Blick auf jenen traurigen Gegenstand, der mich so ernst beschäftigte. Dem Menschenfreunde, dem Weisen, dem Christen ist der Tod des Selbstmörders eine der auffallendsten und schrecklichsten Erscheinungen. Denn dieser Tod ist der Gipfel und Schluß eines unaussprechlichen und unerträglichen Elendes, welches das Nichtsein im Schooße der Verwesung reizender macht, als das Leben. Dieser Tod ist immer die Frucht eines schwarzen Augenblicks, in welchem von dem Sterblichen nicht nur alle Freuden gewichen sind, sondern in welchem ihn selbst die Hoffnung verlassen hat, sonst die treueste Gefährtin des menschlichen Geschlechts! Die Hoffnung, die dem Leidenden sonst Balsam auf die brennendsten Wunden gießt; die den Verurtheilten in die Nacht eines lebenslänglichen Kerkers begleitet; die sich freundlich an das zerbrochene Ruder des Steuermanns setzt, wenn die Wellen des stürmischen Ozeans über ihn zusammenschlagen; die am Krankenbette dem Sterbenden in's gebrochene Auge lächelt, bis sein letzter Seufzer verfliegt!

Wem Menschenglück theuer ist, dem wird die Frage wichtig: Wie kann ein Mensch in solchen Abgrund des Elends versinken, daß ihm selbst sein Leben zum Schmerz wird? — Indem ich mir diese Frage beantworte, würde ich vielleicht die wirksamsten Mittel erfahren, Selbstmorde zu verhüten. Denn diejenigen Mittel, welche man bisher in gutmeinendem Eifer anwandte: Beschimpfung der Leichname, ihr ehrloses Begräbniß und dergleichen, fruchteten doch, wie die Erfahrung lehrt, wenig oder nichts. Wie glücklich werde ich mich preisen, wenn nach Erkenntniß besserer Mittel ich dadurch vielleicht in meinem mir von Gott angewiesenen Wirkungskreise in Stand gesetzt würde, den schwarzen Augenblick der Verzweiflung von Manchem zu verbannen, der ihm nahe steht, oder, ohne es selbst zu glauben, ihm im vollen Laufe entgegeneilt.

Alle in Selbstmord endende Verzweiflung ist schon an sich ein unnatürlicher Zustand des Menschen, ist Wirkung entweder eines zerrütteten Körpers oder eines zerrütteten Geistes. Oft wirken beide Fälle furchtbar zerstörend zusammen.

Die Anlagen des Körpers, Schwermuth des Gemüths zu bewirken, sind Krankheiten, welche oft selbst der erfahrenste Arzt nicht durch seine Kunst heben kann, und schon in der fehlerhaften Verfassung des Leibes, seiner innern und edlern Theile, gegründet sein können. In diesem Fall ist der Körper ein mangelhaftes Werkzeug für die Seele, und diese selbst wird durch ihn in ihren Verrichtungen gehemmt. Oft ist ein solcher körperlicher Zustand, der zuweilen, bei aller anscheinenden Gesundheit, zu Geistesverwirrungen und zum Wahnwitz geneigt macht, in Familien sogar erblich, wenn nicht dafür gesorgt ward, daß bei Verheirathung der Erwachsenen die Ehe mit Personen geschlossen wird, die des Krankhaften Familie auf keine Art und Weise, auch im entferntesten Grade nicht, verwandt sind. Denn darum untersagen göttliche und menschliche Ordnungen die eheliche Verbindung unter Personen allzunaher Blutsfreundschaft, damit die Fehler der körperlichen Verfassung nicht fortgepflanzt und durch Fortpflanzung immer größer würden.

Weit öfter aber werden die Anlagen zur Schwermuth erworben als angeboren. Sie werden erworben durch eine naturwidrige Lebensweise, welche die Gesundheit des Leibes zerstört. Dies zu verhüten liegt in des Menschen Macht und im Kreise seiner Pflichten gegen sich selbst. Er soll das Werkzeug als ein Heiligthum ehren, welches der Schöpfer ihm verliehen.

Aber wie soll ich alle jene Ursachen aufzählen, welche die Zerrüttung unserer Gesundheit bewirken! Sie sind zu mannigfaltig und vielfältig. Jede unnatürliche Behandlung des Körpers ist eine Vergiftung desselben. Am meisten wirkt dahin jede Unmäßigkeit, das heißt, jede allzuanhaltende, vorzugsweise Beschäftigung und Reizung eines einzelnen Theils des Körpers zum Nachtheil der übrigen. So ist es Unmäßigkeit im Essen und Trinken, welches die edeln Verdauungswerkzeuge schwächt, daß sie, gelähmt in ihren Verrichtungen, nicht mehr im Stande sind, gesunde Säfte aus den genossenen Speisen auszuscheiden; daß sie das Blut vergiften, oder die allzusehr gereizten Nerven geneigt machen, leicht und auf schreckliche Art verstimmt zu werden. Daher sieht man Prasser und Fresser frühzeitig an allerlei Uebeln kränkeln; daher die Freunde starker, geistiger Getränke, beim übermäßigen Genusse derselben, frühzeitig an Geistesschwächen leiden. So entspringt jede Unordnung im Innern, welche entweder zu frühem Tode, oder zur Gemüthsverwirrung, oder, wenn schwere Schicksale treffen, den in seiner Kraft gelähmten Geist zum Selbstmord des Leibes hinreissen.

So ist es die thierische Wollust, welche das köstliche Werkzeug des Geistes, den Körper, furchtbar zerrüttet, indem sie die Nerven, durch welche der Geist am unmittelbarsten auf den Leib einwirkt, entkräftet und zerstört. In der That findet man den Selbstmord am gemeinsten in größern Städten, wo die Sittenlosigkeit am meisten im Schwunge ist; und unter den Selbstmördern zeigen sich da jene Opfer thierischer Wollust am häufigsten, die, zu schnell erschlafft und abgestumpft, keine Freude mehr empfinden konnten, und, von heimlichen Leiden gedrückt und von einem ewigen Mißbehagen gequält, das Dasein verachten. Denn die Wollust, die den Menschen entmarkt und entnervt, erzeugt mit der Schwächung des Leibes einen Ueberdruß und Ekel an allem Guten und Schönen, eine todte Gleichgültigkeit gegen die reinern Freuden des Daseins und eine desto peinlichere Empfindlichkeit gegen jedes Ungemach, welches, wenn es den Verzärtelten antastet, ihm unerträglich wird. Der geschwächte Wollüstling ist schon in den Jahren, da er in voller Pracht prangen sollte, auf der Stufe, da der hochbetagte Greis steht; er ist lebensatt, wie dieser, und was schlimmer noch ist, voller Verachtung seiner selbst. Jene Lebensattheit, verbunden mit den Unbehaglichkeiten eines zerrütteten Nervengewebes; diese Selbstverachtung, verbunden mit den Foltern eines unreinen Bewußtseins, erzeugen endlich bald die finstere Schwermuth, bald die gefährliche Einseitigkeit von Gedanken, die zum Selbstmorde reizen können.

Sogar — denn jede Unmäßigkeit wird dem Körper Gift — sogar schon eine anhaltend sitzende Lebensart ist hinreichend, die traurigsten Wirkungen hervorzubringen, indem sie die Eingeweide schwächt, Stockungen verursacht, den regelmäßigen Kreislauf der Säfte hindert, wodurch mit krankhaftem Druck und

Spannung der Nerven schwere Beängstigungen die gemeinste Folge zu sein pflegen. Diese Beängstigungen vermehren sich, je länger die Ursachen derselben fortgesetzt, je weniger Abwechselungen in der Lebensart und körperlichen Bewegung versucht werden. Daher wird bei denjenigen Handwerkern, Künstlern und Gelehrten, welche durch eine beständig sitzende Lebensweise ihre Gesundheit zerrütten, ohne dem Körper durch entgegengesetzte Beschäftigungen Erholung zu gewähren, der meiste Hang zur Schwermuth und zur Schwärmerei angetroffen. Er kann, durch andere traurige mitwirkende Anlässe vermehrt, zuletzt in Verstandesverwirrung übergehen und zum Selbstmord verleiten.

Christliche Aeltern, christliche Erzieher, denen die Bildung der zarten Jugend anvertraut ist, vielleicht geschieht es schon durch eure Sorglosigkeit, daß ihr, ohne es zu wollen, ohne es zu vermuthen, Selbstmörder erziehet. Eure Wachsamkeit hätte sie retten können, hätte sie retten sollen in jenen Tagen, da die jungen Menschen noch aller guten Eindrücke fähig waren. Lehret sie das Kleinod der Gesundheit als ein Heiligthum ehren, und daß nur in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohnen könne. Lehret sie früh jede Unmäßigkeit, das heißt, jede allzuanhaltende Reizung oder Beschäftigung eines Theils ihres Körpers meiden, die immer auf Unkosten anderer Theile zu geschehen pflegt. Nur durch harmonische Ausbildung aller Theile entsteht Harmonie und regelmäßige Wechselwirkung aller Theile des Leibes. Lehret sie abwechseln im Genuß der Speisen und Getränke, daß sie keiner Art mit verwöhnter Lüsternheit einen Vorzug geben; lehret sie abwechseln mit der Ruhe und Bewegung, daß weder übertriebene Anstrengungen, noch erschlaffende Trägheit und Einförmigkeit ihre edlern Leibesvermögen lähmen. Lehret sie früh in allen Dingen die goldene Mittelstraße lieben, zwischen dem Zuviel und Zuwenig wandeln; denn eben dies ist's, was dem Ungestüm der Jugend gewöhnlich das Schwerste ist; und eben diese Verschmähung weiser Mittelbahn ist's, was den frühesten Stoff zu Krankheiten oder zu vorherrschenden gefährlichen Neigungen und Leidenschaften erzeugt. Am meisten bewahret sie vor jeglicher Verweichlichung; nur Uebung der Kräfte vermehrt die Kräfte; nur wer gewohnt ist, jeder Witterung, dem Uebel jeder Zeit Trotz zu bieten, dem schaden die Stürme des Lebens nicht, und nicht die Entbehrungen, welche er leiden muß. In Städten und Ländern, wo Verzärtelung und Ueppigkeit daheim sind, begegnet ihr auch den häufigsten Krankheiten. Unter einem abgehärteten Volk, dem Sitteneinfalt heilig ist, wo weder das Beispiel noch der Reiz zur Wollust gemein ist, gehören kränkliche Menschen zu den Seltenheiten; Selbstmörder sind unbekannt. Wie mag ein gesunder Geist in einem kräftigen Körper, der die Unannehmlichkeiten des Tages ruhig besteht, Unlust am Leben fühlen, das der Freuden so viele bietet? Nur der Entnervte, der durch Verzärtelung allzureizbar Gewordene, der mit Wollüsten Uebersättigte und durch Vergeudung seiner Kräfte Abgestumpfte mag zuletzt das Leben eine Bürde heißen.

Also mögen kränkliche Umstände des Lebens oft zu unnatürlichen Geistesstimmungen Anlaß geben; aber auch der Geist hat, unabhängig vom Körper, seine Krankheiten, die ihn, bei schrecklicher Entartung, zum Wahnwitz und Selbstmord, und bei weitem öfter noch als jene durch den Körper entsprungenen Uebel, leiten.

Alle solche von dem Gesundheitszustande des Leibes unabhängigen Geisteskrankheiten bestehen aber in der übermäßigen Werthschätzung gewisser irdischer Annehmlichkeiten. So ist Unmäßigkeit in den Handlungen der Seele folglich nicht minder gefährlich, als Unmäßigkeit in Rücksicht des Körpers ist.

Unter den irdischen Glücksgütern, welche für den Menschen vorzüglichen Reiz haben, stehen Schönheit, Reichthum und Ehre obenan.

Die Schönheit verführt den Menschen zu einer übermäßigen leidenschaftlichen Liebe gewöhnlich in jenem Alter, wo der Geschlechtstrieb am regesten, und die Einbildungskraft am mächtigsten ist. Daher werden durch sie gewöhnlich nur junge Leute das traurige Opfer. Die Werthschätzung einer geliebten Person artet in diesem Alter um so leichter in zerstörenden Wahnsinn und zum Selbstmord aus, je feuriger da noch der Drang des Blutes, je merkbarer da noch das Gefühl wachsender Kräfte, und je geneigter da noch das unerfahrne Gemüth ist, allen Hindernissen die Stirn zu bieten. Die leidenschaftliche Liebe, wie jede Leidenschaft, ist an sich selbst schon eine Art Wahnsinns. Es ist nicht die Schönheit des geliebten Gegenstandes, sondern die eigene träumerische Vorstellung und Erhöhung derselben im Gaukelspiel der Einbildungskraft, was die Leidenschaft nährt und den Wahnsinn hervorbringt, und zuletzt Leben und Tod gleichgültig macht.

Es gibt kein Mittel, das Erwachen einer heftigen Geschlechtsliebe zu hindern — denn die Natur selbst weckt den Trieb, — aber es gibt Mittel, die Entartung solcher Empfindungen zu verhüten, und das wirksamste aller Mittel liegt in einer weisen Erziehung.

Es liegt darin, daß man dem jungen Menschen schon frühzeitig die ehrwürdigsten Angelegenheiten der Menschen am theuersten macht. Ehrfurcht vor der Gottheit, Liebe zur Gottheit, religiöse Ausübung unserer Pflichten und die erhabene Bestimmung des unsterblichen Geistes sei ihm das heiligste. Wurden diese Gedanken, diese Gefühle frühzeitig, schon von den Kindheitstagen an, in ihm vorherrschend gemacht: so werden sie auch in der gefährlichsten Stunde, mitten durch den Sturm empörter Leidenschaften, ihre Stimme hören lassen, und den verirrten Geist zu seinen eigenen Gesetzen zurückrufen. Es wird eine höhere Liebe, als die Geschlechtsliebe, ihre Rechte immer geltend machen; es wird das dankbare Andenken an Aeltern und theure Verwandte die wilden Ausbrüche der Leidenschaft mildern.

Ein anderes Mittel, welches die Erziehung darbietet, liegt in der vorsichtigen ersten Behandlung junger Leute, welche von Natur schon eine lebhafte Einbildungskraft erhalten haben. Alles, was die Einbildungskraft besonders reizt und nährt, zum Nachtheil anderer Seelenvermögen, ist dem phantasiereichen Kinde gefährlich. Beschäftiget vorzugsweise seinen Verstand, seine Urtheilskraft, seinen Scharfsinn, sein Gedächtniß. Die Uebung dieser Gemüthseigenschaften wird das Ueberhandnehmen des Einbildungsvermögens am kräftigsten beschränken, ohne es darum zu tödten. Entfernt euer Kind von allem dem, was die Phantasie auf irgend eine Weise erhitzen kann: Erzählungen aller Art, die allzulebhafte Theil-

nahme erwecken; Bücher, welche nur Werke der Phantasie sind, Schauspiele, Romane, Gedichte, welche statt der wirklichen Welt eine eingebildete geben und die Vorstellung für Gegenstände erhitzen, die nirgends als in Träumen vorhanden sind.

Die meisten Selbstmörder aus Liebe, so wie diejenigen, welche durch solche Leidenschaft den Gebrauch ihres Verstandes gänzlich einbüßten, geriethen in dieses Unglück durch eine übermäßige Ausbildung und Reizung ihrer Einbildungskraft zum Nachtheil anderer Seelenkräfte. Nur harmonische Entfaltung aller Seelenvermögen, so daß die edlern (Urtheilskraft und Scharfsinn) die vorwaltenden, die geringern hingegen (Einbildungskraft, Gedächtniß, Empfindsamkeit) die untergeordneten und gehorchenden sind, nur solche harmonische Entfaltung begründet die Gesundheit der Seele dauerhaft.

Eben so viele Selbstmorde, als die ungeregelte Leidenschaft der Geschlechtsliebe und die dadurch überspannte Einbildungskraft verursachte, hat auch die übermäßige Werthschätzung des Reichthums veranlaßt. Schon Unzählige, die sich dem Laster des Geizes ergaben, legten Hand an ihr Leben, wenn sie durch irgend einen bedeutenden Verlust ihres zusammengescharrten Vermögens um die ganze Mühe ihres Lebens vereitelt sahen, oder in die verzweiflungsvolle Furcht geriethen, ihre Tage im Elend hinschleppen zu müssen. Wer Geld und Gut nicht um des Gebrauchs willen liebt, welchen man davon für sich und Andere machen kann, sondern diese Schätze um ihres Selbsts willen liebt, sie nicht als Mittel, sondern als Zweck hoch ehrt, für den es allein der Mühe werth ist, zu leben, der verdient geizig genannt zu werden. Die übertriebene, an Wahnsinn grenzende Hochachtung des Reichthums ist eine krankhafte, einseitige Richtung des Geistes — eine Abstumpfung der Gefühle für alles Edlere im Leben, und endet daher oft, bei Unglücksfällen, mit Hinwegwerfung des Lebens oder mit Verrücktheit.

Gewöhnlich wird zu dieser einseitigen Geistesrichtung ebenfalls schon in der Jugend der Grund gelegt, indem Aeltern und Erzieher entweder selbst dem Kinde eine zu hohe Vorstellung vom Werth des Reichthums beibringen, ihm denselben als einen Hauptzweck des Lebens darstellen, es nicht lehren, denselben durch weisen Gebrauch nur als ein nützliches Mittel zu betrachten — oder, wenn sie zu wenig auf die Neigung manches Kindes achten, welches am Einsammeln und Aufbewahren glänzender Kleinigkeiten, an fruchtlosem Sparen ein ganz besonderes Wohlgefallen findet, und den meisten Schmerz äussert, wenn es, um Andern Freude zu machen, von seinem kleinen Eigenthum mittheilen soll. Ja, die Thorheit der Erzieher bestärkt wohl noch zuweilen das Kind in diesem engherzigen Sinn, in diesem kleinlichen, eigennützigen Hang der Sparsucht und des Vielhabens, indem man es mit Lobsprüchen beehrt und aufmuntert, und dagegen den Leichtsinn und die verschwenderische Freigebigkeit Anderer als Laster nebenanstellt. O wie viele unvorsichtige Erzieher legten durch ihre Unachtsamkeit schon den Grund zum lebenslänglichen Elend eines künftigen hartherzigen, golddürstigen, für alles Gemeinnützige und Gute, zu dem er beitragen sollte, gefühllosen Geizhalses! Wie viele Aeltern erweckten durch tadelnswürdiges Lob im Kinde jene übermäßige Werthschätzung irdischen Gutes, welche den Mann nachher zur Verzweiflung und zum Selbstmorde riß!

Am allergemeinsten aber ist unter den Ursachen des Selbstmordes der falsche überspannte Ehrgeiz.

Allerdings soll uns die Hochachtung unserer Mitmenschen theuer sein; je mehr Liebe und Achtung uns umringt, je größer ist unser Wirkungskreis, je tiefer treten wir gleichsam ins Leben selbst ein. Allein das Streben nach Ehre hat eine falsche Richtung genommen, sobald uns mehr an dem gelegen ist, was die Leute von uns sagen, als an der Tugend selbst, derentwillen wir Achtung fordern könnten; unser Streben ist falsch, sobald wir die Ehre selbst zum Hauptzweck und nicht zu einem Mittel machen, wodurch wir um so wohlthätiger wirken können, je mehr Menschen Vertrauen in uns setzen; unser Streben ist falsch, wenn wir in Dingen Ehre suchen, die zufällig, aber weder Eigenschaften unsers Geistes noch unsers Herzens sind. In diesem Augenblick beginnt die Verkehrung der Begriffe, die Verwirrung des Verstandes. Nicht das Amt, nicht die hohe Stelle kann einen Mann ehren, sondern der Eigenthümer soll seinen Reichthum durch den weisen Gebrauch ehren, welchen er davon macht. Der Weise und Tugendhafte, wenn er von den bürgerlichen Ehrenstellen verdrängt wird, ist darum nicht minder ehrwürdig, mag ihn auch der Pöbel verkennen; der Böse wicht oder Unwissende im hohen Amt ist nicht minder verächtlich, mag sich auch der Schmeichler kriechend vor ihm beugen. Der edle Mann, wenn er verarmt, ist darum nicht minder edel und geachtet, mag er gleich nicht durch Glanz die Augen den Gaffer auf sich ziehen. Der Niederträchtige oder Thor ist in der Fülle großen Reichthums darum nicht minder verächtlich, mag ihn auch das Heer seiler Schmarotzer umgaukeln.

Nur Herz und Geist adeln, nur Verdienst und Tugenden sind ehrwürdig. Wer sich durch Amt und Würde allein geehrt fühlt, und nicht in das, was er im Herzen und Geiste werth ist, den höchsten Preis des Lebens setzt, sondern in das, was die Leute von ihm halten, was ihm Menschengunst, Glücksspiel und Zufall gaben, der eilt mit verirrten Begriffen falschen Zielen nach, und je leidenschaftlicher, je näher der Untergang.

Raubet einem solchen, dem das Urtheil des blinden Haufens das höchste Gut, die Gottheit seines Lebens ist, einen Theil oder das Ganze seines Vermögens — nehmet ihm seine bürgerliche Würde, sein Ordensband, nehmet ihm die Achtung seines Geburtsortes und Aufenthaltes, weil er sich durch irgend einen Fehltritt schuldig machte, und er wird mit dem Verlust seiner Gottheit das Leben ferner zu besitzen verschmähen; er wird Selbstmörder, weil er wahnsinnig an verkehrten Begriffen hing.

Wie viele Opfer schlachtete sich schon der falsche Begriff von Ehre, die Furcht vor dem ungünstigen Urtheile der Leute! Und wer mag es läugnen, daß auch diese schrecklichen Schauspiele durch unzweckmäßige Erziehung verursacht sind, da man Kindern wichtiger machte, auf das, was die Leute sagen würden, zu achten, als auf das, was Gott und unser Bewußtsein uns von uns selbst sagen!

Jeder falsche Begriff, jeder Irrthum, wenn er lange genährt und wirksam auf unsere übrigen Vorstellungen und Handlungen wird, ist Keim und Anlage zu einer Gemüthskrankheit. Jeder Widerspruch gegen das Wahre,

jede Verletzung der einfachen Naturordnungen bringt Zerstörung und Untergang.

Gott! ewig und ehern und heilig sind deine Ordnungen; schauderhaft die Wirkungen, welche aus einer Empörung wider dieselben entspringen. Laß mich Wahrheit suchen in allen meinen Wegen, und in Eintracht wandeln mit Deinen Gesetzen! Laß mich beständig eingedenk sein, daß dieses Leben nur dann seinen höchsten Glanz vor uns entfaltet, wenn wir den wahren Werth unsers Daseins mit Klarheit einsehen; daß aber die höchsten Güter dieses Daseins nicht das Irdische sind, sondern was ewig und unsterblich in dem unsterblichen Geiste lebt: Weisheit, Tugend, Seelenadel!

Mit Ernst will ich über mich wachen, daß keine andere Lust in mir mächtig werde, als die, nach Deinen Gesetzen zu leben. Nur Du, Allerheiligster, Du bist mein Gott, und ich will keinen andern Gott neben Dir anerkennen; nicht Sinnentand und Sinnenkitzel, nicht Schönheit, nicht Ruhm, nicht Pracht. Nur Du bist mein Gott, nur in Dir ist mein Reichthum, mein Ruhm und das Glück meines Lebens!

195.

Todtenerscheinungen und Ahnungen.

Luk. 24, 39.

Messias kam. — Die falschen Weisen
Verschwanden! Gott, Dich muß man preisen,
Der Du uns Deine Wahrheit gibst!
Doch wem — wem gabst Du Deine Rechte?
Dem wankelmüthigsten Geschlechte.
Das ist es, das so sehr Du liebst?
Kaum aus der Nacht hervorgezogen,
Verachtet Deine Welt ihr Glück,
Und hält gleich einem losen Bogen,
Und fällt in ihre Nacht zurück.

Sie läßt sich Deine Wahrheit rauben:
Jahrhunderte voll Aberglauben!
Voll Gräu'l! für die Vernunft voll Hohn!
Entweiht klagt die Religion.
Der Wahn von Juden und von Heiden
Muß sich in Christi Lehre kleiden,
Und — wehe! — triumphirt noch heut
Mit Jesu Wort und Licht im Streit!

Es gehört zu den Seltsamkeiten unserer Tage, daß nicht nur unwissende Leute, von mangelhafter Erziehung, falsche Vorstellungen von den Eigenthümlichkeiten und Kräften der Natur haben, sondern die in mancherlei Dingen große Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben haben mögen, welche in die thörichtesten Vorurtheile der unwissendsten Zeitalter, in die längst und mit Recht verspotteten Aberglauben aller Art wieder eintreten.

Dies rührt, wie es scheint, wohl vornehmlich daher, daß Manche, welche in ihrem Eifer für Licht Anfangs zu weit gegangen waren, auch hin und wieder eine gesunde Lehre in die Spreu geworfen und Alles und Jedes, was ihr Verstand nicht begriff, was mit ihren Naturkenntnissen nicht ganz übereinstimmte, für Irrthum und Aberglauben erklärt hatten. Dadurch wurde Andern wieder die Arbeit solcher, welche Aufklärung verbreiten wollten, sehr verdächtig. Wo Verdacht einkehrt, wandert das Zutrauen aus. Man hielt das Verworfene nachmals für wichtig genug, neu aufgehoben zu werden. Man prüfte von neuem, und je nachdem einzelne solcher Prüfer eine lebhafte, zu Schwärmereien geneigte Einbildungskraft, einen reizbaren Nervenbau hatten, oder nicht, nahmen sie von ungeistlichen und altvetterischen Fabeln, vor welchen Paulus (1 Tim. 4, 7.) warnt, mehr oder weniger in ihrem Glauben auf.

Eine andere Quelle dieses Uebels scheint auch die zu sein, daß es heutiges Tages leichter ist, als vor Zeiten, seine eigenen Meinungen durch Druckschriften schnell zu verbreiten. Es schreiben nun Viele über Dinge, worin ihnen gründliche Kenntnisse abgehen, Bücher, deren ganzes Verdienst oft nur in der Anmuth der Schreibart und der Wahrscheinlichkeit besteht, mit welcher sie ihre Einbildungen und Muthmaßungen auszuschmücken wissen. Da nun aber der größte Theil von denen, die solche Schriften lesen, weder Scharfsinn genug haben, Trugschlüsse der Schriftsteller zu zerstören, noch Kenntniß und Erfahrung genug besitzen, Träumereien zu widerlegen; da ferner in jedem Menschen die geheime Neigung zu Allem lebt, was den Reiz des Wunderbaren führt: so kann man sich leicht erklären, wie der Glaube an Gespenster, Geistererscheinungen, Hexerei, Kobolde, Ahnungen und dergleichen nicht nur im unwissenden Volkshaufen, sondern selbst unter vielen Personen, die einen bessern Unterricht genossen, mehr oder minder herrschend bleibt.

Es ist bekannt, daß schon die Juden zur Zeit unsers Erlösers Jesu Christi vielen solchen Aberglauben von den Heiden aufgenommen hatten, mit denen sie, als Nachbarn, im täglichen Verkehr standen, oder unter deren Oberherrschaft sie, wie z. B. in Zeiten der babylonischen Gefangenschaft, gestanden waren. Die Juden waren damals selbst den heidnischen Römern als ein äusserst abergläubiges Volk bekannt und verächtlich. Christus fand bei den Juden den Glauben an Erscheinungen und Gespenster, an Umherwandeln von mancherlei Teufeln, denen sie verschiedene Namen gegeben hatten, üblich. Wollte er mit ihnen reden, wollte er sich ihnen verständlich machen, so mußte er nothwendig in der Sprache, in der üblichen Vorstellungsart dieses in Unwissenheit gerathenen Volks reden. — Weil in der heiligen Schrift, selbst in den Reden Jesu, die Vorstellungsart der Juden aufgenommen worden ist, nicht als wahrhaft, sondern als üblich: so hat dies in spätern Zeiten Manchen verleitet, das, was die Juden von den Heiden erlernt hatten und glaubten, oder das, was bei ihnen in ihrer Art zu denken üblich war, auch für wahrhaft zu halten.

Solche Arten des Irrthums auszurotten überließ Jesus, Gottes Sohn, der Kraft seiner hehren Lehre, vor welcher einst solche Traumgestalten schwinden würden, wie die Nachtschatten vor der aufgehenden Sonne. Menschenlehren läutern sich selber. Denn auch bei dergleichen Wahn kann man ein frommer, tugendhafter Mensch sein und in seinen Gesinnungen wohlgefällig vor Gott. Ohnedem hat jedes Zeitalter seine Schwächen und Lieblingsirrthümer, die so lange behauptet werden, bis sie durch bessere Einsichten verschwinden. Jesus führte sein hohes Lehramt nur drei Jahre. In so kurzer Frist hatte er unendlich erhabenere Dinge zu vollbringen. Er unterschied die Irrthümer des Verstandes, die an sich niemals Sünde sind, von den Verirrungen des Herzens. Von diesen letztern wollte der Messias die Menschheit befreien und sie zu Gott zurückleiten. Daher eiferte er mehr gegen die Sünden der Welt, als gegen die mangelhafte Kenntniß

der Natur und ihrer Kräfte. Er liebte daher die Kinder, weil sie noch rein von den Lastern und bösen Gewohnheiten der Erwachsenen sind, ungeachtet der kindliche Verstand, arm an Erfahrung, noch reich an Irrthümern ist.

Heutiges Tages, da wir seit Jesu Tagen schon eine Erfahrung von beinahe zweitausend Jahren mehr haben, ist der Glaube an Gespenster, Kobolde, Hexen, Zaubereien, Teufelsbündnisse, Bannungen böser Geister, ziemlich verschwunden. Er erhält sich nur noch bei den Aermsten und Niedrigsten im Volke, die keine Gelegenheit hatten, in guten Schulen bessere Erkenntniß zu sammeln, und solche Fabeln von ihren unwissenden Verwandten hörten. Denn die ersten Christen waren ja entweder Juden oder Heiden. Als diese die Lehren vom Kreuz annahmen, vergaßen sie darum nicht die Mährchen der Vorwelt. Sie behielten ihren Aberglauben, gegen welchen die Lehrer der Religion weniger, als gegen die herrschenden Sünden oder gegen Abgötterei predigten. So pflanzte sich denn, doch immer abnehmend, der Aberglaube von Kindern zu Kindeskindern bis auf unsere Zeiten fort.

Am häufigsten glaubt man wohl unter uns noch an die sichtbaren oder fühlbaren Wiedererscheinungen verstorbener Personen. Man glaubt daran, ungeachtet von allen jetzt lebenden Menschen keiner ist, der das Glück gehabt hat, einen abgeschiedenen Freund aus dem Reiche der Geister zurückkehren zu sehen. Um sich auch nur die Möglichkeit solcher Wiedererscheinungen darzuthun, erdichtet man neue Mährchen von einem besondern Aufenthaltsort der Seelen nach dem Tode, ehe sie von Gott gerichtet sind. Man läßt sie bald unter der Erde, bald in der Luft wohnen. Aber wer hat diesen Träumern solche Offenbarungen gebracht? Oder wer von ihnen hat das Schicksal des Geistes gesehen, wenn er von seiner irdischen Hülle getrennt ward? — Kein Sterblicher. Dies ist das Geheimniß Gottes, des liebenden Vaters. Aber wahrlich, er weiß seinen Kindern, den Geistern der Verstorbenen, wohl edlere, würdigere Beschäftigungen nach dem Tode ihres Leibes, als sie zwecklos herumfahren zu lassen, die Ruhe und Glückseligkeit einiger Lebenden zu stören. — Und wenn man auch vielerlei Erzählungen von wiedererscheinenden Verstorbenen gesammelt hat: so sind diese Erzählungen in sich selbst schon unwahrscheinlich; meistens von Leuten, welche sich durch eine allzulebhafte Einbildungskraft selbst betrogen, oder in Furcht und Schrecken Dinge sahen, die gar nicht vorhanden waren, oder etwas, das sie wahrnahmen, ganz anders auslegten, als es im natürlichen Zusammenhange der Dinge lag.

Was den Glauben an das Wiedererscheinen verstorbener Personen noch besonders begünstigt, ist die dem Menschen eigene, natürliche Furchtsamkeit, besonders im Dunkeln. Diese Furchtsamkeit äussert sich schon in den ersten Kindestagen, wo man noch keine Vorstellung von Gespenstern hat. Jeder Mensch, und so auch das Kind, hat vor allem Fremdartigen eine wohlthätige Schüchternheit. Im Dunkeln aber wird, wegen des höchstdürftigen Lichts, das auf die umstehenden Gegenstände fällt, Alles undeutlich, verworren, ungewöhnlich. Selbst das Bekannteste gewinnt ein anderes Ansehen. So erschrickt das Gemüth leicht. Man glaubt sich unsicher. Die Einbildungskraft sieht die Gefahr größer, als sie ist. Man hat im Leben so wunderbare Gestalten nie gesehen, als hier sich in der Dämmerung zu bilden scheinen. Man wird geneigt, sie für etwas Ueber- oder Unterirdisches zu halten. Die Erinnerung an die Todten, deren Anblick immerdar für die lebensbegierige Menschennatur etwas Schauderhaftes hat, erwacht; und das Gespenst oder die Erscheinung eines Verstorbenen ist sogleich gemacht.

Es wäre nicht nöthig gewesen, daß noch verschmitzte oder schadenfrohe Leute, welche von der Schreckhaftigkeit Anderer Nutzen ziehen wollten, hinzugekommen wären, um durch kecke Betrügereien und Vermummungen die Furchtsamkeit der Abergläubigen zu vergrößern. Sie ist es schon genug durch sich selbst.

Diese Furchtsamkeit wird leicht auf die Kinder fortgepflanzt, besonders durch künstlich-grausenhafte Erzählungen. Die ersten Eindrücke auf ein jugendliches Gemüth und Gedächtniß sind bekanntlich die tiefsten und bleibendsten. Daher sind gar oft selbst betagte, einsichtvolle Leute, wenn sie auch fern von allen Thorheiten des Aberglaubens sind, nicht immer im Stande, sich des Grauens und einer unwillkürlichen Bangigkeit zu erwehren vor Dingen, an deren Dasein sie nicht glauben können. So tief haftet in ihnen das, womit man in Kinderjahren ihre Einbildungskraft in Schrecken gesetzt hat.

Da nun solche Furchtsamkeit von eingebildeten Uebeln in der That oft Freuden, Frieden, Ruhe und heitern Genuß des Lebens stört, ist es christliche Pflicht, sie auf jede Art zu vermindern. — Auch Jesus Christus, unser Aller Meister, unterließ es nicht. Als er nach seiner Auferstehung zu seinen Jüngern trat, die ihn noch im Grabe glaubten, und sich vor ihm entsetzten, weil sie glaubten, er sei ein Geist, widerlegte er ihnen die Thorheit ihrer abergläubigen Gedanken mit wenigen Worten. „Was seid ihr so erschrocken," sprach er zu ihnen, „und warum kommen solche Gedanken in eure Herzen? Sehet meine Hände und meine Füße. Ich bin es selber. Fühlet mich und sehet! — Denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe." (Luk. 24, 38. 39.)

Man kann nichts durch die Sinne wahrnehmen, als das Sinnliche, Irdische. Der Geist des Menschen aber ist ganz das Entgegengesetzte vom Irdischen und Körperlichen. Wie kann man nun sehen das, was unsichtbar, und fühlen, was unfühlbar ist? Es fehlt nicht an Träumern, welche, im vollen Widerstreit mit Jesu Worten, den Geistern abermals einen Körper erdichten, wie der menschliche gestaltet. Aber wer hat ihnen die Offenbarung gegeben? Noch mehr, sie geben solchen luftigen Körpern sogar, menschlicher Weise, ein Gewand und Kleid, als wenn sich unser Linnen- und Wollenzeug, oder unsere Kleidersitte auch im Reiche der Geister befände. Es ist ein Beweis von der erstaunenswürdigen Schwäche und Leichtgläubigkeit des menschlichen Verstandes, an solchen sinnlosen und sich selbst widerlegenden Fabeln nur einen Augenblick lang Geschmack zu finden.

Aber, Dank sei es den Fortschritten der gesunden Vernunft; Dank sei es den sich immer verbessernden Unterrichtsanstalten für die Jugend; Dank den immer heller werdenden Einsichten in die Natur und derselben Kräfte: jene Trambilder des Aberglaubens werden mit Recht schon von den meisten Christen verlacht und verworfen.

Dahingegen erhält sich der Glaube an Ahnungen von Sterbenden, an Vorherkündungen gewisser Begebenheiten der Zukunft, allgemein.

Allerdings läßt sich nicht läugnen, daß wir in Erforschung der Naturgeheimnisse noch Lehrlinge sind, und daß wir Manches, was uns unbegreiflich scheint, nicht eben deswegen gänzlich hinwegläugnen müssen. Wir wissen jetzt z. B., daß die menschliche Seele, die sich zu ihren Werkzeugen im Irdischen besonders der Nervengeflechte bedient, auch über die Nerven hinaus empfinden kann. Wir wissen, daß in gewissen Zuständen von Nervenkrankheiten der Mensch erhöhtes Vermögen besitzen kann, entfernte Dinge wahrzunehmen, die Meilen weit von ihm getrennt sind. Wir wissen, daß bei einem zerrütteten Nervenzustande manche Personen auch mit festgeschlossenen Augen sehen, bei geschlossenen Gehörwerkzeugen hören können. Wir haben die Beispiele an den sogenannten Nachtwandlern, welche beim festen Schlaf ihres Leibes Dinge verrichten, die sie im wachenden Zustande ihres Leibes nicht auszuführen im Stande wären. Hier zeigt sich also ganz offenbar eine Wirksamkeit der Menschenseele, ganz unabhängig von ihren äussern Sinnen. Aber eigentlich sind es ja auch nicht die Augen, welche sehen, die Ohren, welche hören, sondern die Seele ist's, welche sieht und hört und wahrnimmt durch die Nerven, die sich über die ganze Oberfläche des Leibes ausbreiten und am meisten gegen die Sinnenwerkzeuge des Geruchs, Gefühls, Gehörs, Geschmacks und Gesichts verdoppeln. Man weiß sogar, daß es Nervenkrankheiten gibt, in welchen ein Gesunder dem Kranken gewissermaßen von seiner Lebenskraft mitzutheilen fähig ist, und daß er, je mehr von seiner Lebenskraft in den Kranken übergegangen ist, dadurch eine Art von Macht erhält, bloß durch seinen Willen und Gedanken den Willen und Gedanken des Kranken zu beherrschen.

Die unzweifelhaften Erfahrungen bestätigen also die Möglichkeit einer engen Verbindung, einer Einwirkung der Seelen auf Seelen, ohne Dazwischenkunft körperlicher Hilfsmittel. Und in sofern ist auch das, was wir Ahnungen, Vorherkündungen und dergleichen mehr nennen, wohl etwas Gedenkbares.

Allein alle jene unzweifelhaften Erfahrungen haben uns nichts Anderes bewiesen, als daß die menschliche Seele, in gewissen Krankheiten, ein erhöhtes Wahrnehmungs-Vermögen besitzt, nicht aber, daß sie eine Kraft hätte, auf Körper ausser ihrem Leibe zu wirken. Die Seele ist geistigen Wesens, und auf Körper kann sie nur vermittelst ihres eigenen Körpers wirken. Folglich ist von solchen vermeinten Ahnungen nichts zu halten, und eben so wenig von Vorherbedeutungen gewisser Schicksale, wenn die Zeichen davon uns irdisch oder körperlich erscheinen. Seelen wirken nur sich mittheilend auf Seelen; Körper nur sich mittheilend auf Körper; Geister nur sich mittheilend (durch die Sprache) auf Geister. Ohne Körper aber ist auch keine hörbare Sprache möglich.

Wer sich also rühmt, Ahnungen gehabt zu haben, kann sie nicht ausser sich gehabt und gesehen, sondern im Innern seiner Seele empfunden haben. Und wenn sich dieselben nun auch nicht gänzlich verwerfen lassen, bleibt doch unmöglich, immer genau zu erkennen, welche Empfindung Ahnung gewesen sei und welche nicht. Denn der Wechsel der Gefühle im Menschen ist zu schnell und vorübergehend, als daß er fähig sein könnte, sich darüber deutlich Rechenschaft zu geben. Wir werden uns in dem, was wir für Ahnungen und Vorherkündungen ansehen, tausendmal täuschen, ehe wir einmal richtig sehen. Es geschieht auch gewöhnlich, daß die, welche eine Ahnung gehabt zu haben glauben, es erst hinterher erkennen, wo ihnen die Vorherkündung nicht mehr, weder zum Guten noch Bösen, etwas frommen kann. Denn das ist der Wille des Herrn: der Sterbliche soll nicht das Zukünftige vorhersehen, damit er desto harmloser und freier handle, nicht aus Furcht und Schrecken, sondern aus inniger Liebe zu Gott und Menschen.

Darum ist es Pflicht, weder auf sogenannte Ahnungen und Vorzeichen viel Acht zu haben, noch ihnen einen besondern Werth beizulegen. Denn theils würden wir uns dabei nur allzuoft mit Einbildungen täuschen, theils weniger aus wahrer Gottesfurcht und Nächstenliebe, als aus Eigennutz und Besorgniß handeln. Noch größere Pflicht aber ist es, alle schreckhafte Bilder der Einbildung und die eitle Furcht vor Erscheinungen abgeschiedener Geister von uns zu verbannen. Denn Christus Jesus, der Göttliche, hat uns die Unmöglichkeit solcher Erscheinungen an sich selbst dargethan. Seine Worte zu den erschrockenen Jüngern sagten nichts Anderes, als: Wäre ich ein Geist, so würdet ihr mich wahrlich nicht sehen und nicht fühlen.

Um sich der thörichten Fabeln und der eiteln Furcht vor denselben ganz zu entschlagen, auf daß damit nicht länger die innere Zufriedenheit, die Gesundheit des Körpers, die häusliche Glückseligkeit gestört werde, ist es am zweckmäßigsten, derselben nie zu gedenken; und wenn sich unwillkürlich solche Gedanken aufdrängen, alsbald Zerstreuung zu suchen. Man denkt erst, was man fürchtet; und was man fürchtet, pflegt man dann erst zu sehen. — Die bloße Entwöhnung von einem Gegenstand ist oft hinreichend, uns ihn fremd und unser Urtheil über ihn unbefangener und sicherer zu machen. So lange man durch Furcht bewegt wird, ist jedes Urtheil unzuverlässig.

Nicht minder wichtig ist es, daß wir nicht alsbald jeden Vorfall, den wir auf der Stelle zu erklären unfähig sind, einer übernatürlichen Ursache zuschreiben. Denn wir haben zahlreiche Beispiele, daß Begebenheiten, welche höchst wunderbar schienen, und selbst einsichtvolle Menschen in Erstaunen setzten, zufällig erst lange Jahre nachher auf die natürlichste Weise erklärbar und begreiflich geworden sind. Wer in Allem, was ihn befremdet, sogleich Einmischung oder Spiel höherer Wesen und Wunder sieht, setzt sich der Gefahr aus, mit Recht wegen Unverständigkeit oder Unerfahrenheit getadelt zu werden, und wirkt mit seinem Wahn nachtheilig auf schwache Gemüther und unwissende Personen.

Daher ist jedem Christen wichtig, besonders auf die Behütung der Jugend vor den falschen, abergläubischen Mährchen Acht zu haben. Es ist Pflicht, Kindern früh Muth und Zuversicht einzuflößen; ihnen alles Wunderbarscheinende so natürlich zu erklären, als man dazu fähig ist; von Allem, was sie erschreckt hat, das Schreckbare hinwegzuziehen, daß sie in Zukunft beherzt, getrost und vorurtheilsfrei einherschreiten, des Nachts wie am Tage. Vor allen Dingen vermeide man, ihnen in den ersten Lebensjahren von Hexen, Gespenstern, Todtenerscheinungen und andern Erdichtungen des furchtsamen Aberglaubens hören zu lassen, man verbiete dem Gesinde, ihnen je von solchen Thorheiten zu erzählen; man verbiete ihnen, auch nur im Scherz durch irgend ein Schreckens-

bild Angst und Furcht einzuflößen. Wer solches thut, macht sich schwerer Verantwortlichkeit schuldig, denn er legt den Keim zu vielerlei spätern Uebeln und Selbstpeinigungen in das zarte, jugendliche Gemüth. Und kann es endlich nicht länger vermieden werden; erfährt ein Kind durch unvorsichtiges Geschwätz von den albernen Erfindungen des Aberglaubens: so sollen wir, wie Jesus Christus seinen Jüngern gethan, durch einfache Beweise die Nichtigkeit solcher Einbildungen darthun.

Wie viel Irrthum ist in der Welt noch wider der Menschen Willen! Wer nun wissentlich Irrthum verbreitet, ist er nicht ein Mörder an der Vollkommenheit der Geister auf Erden? — Gott ist der Vater des Lichts und der Wahrheit; lasset uns ihn ehren durch Verbreitung der Wahrheit und des Lichts! Amen.

196.

Guter Name nach dem Tode.

Jes. 26, 19.

Wenn wir unsern Lauf vollenden,
Wenn wir unsre Seele nun
Uebergeben Deinen Händen,
Bald in Deinem Schooße ruh'n:
Ach, dann werde unser Name
Hier noch manches Guten Same,
Werde nicht, gleich unserm Staub,
Früh des Todes euler Raub.

Wenn nicht Haß und Neid mehr kränken,
Mißgunst langst geschwiegen hat,
Werde unser Angedenken
Noch ein Keim zu guter That!
Werd' auf seinen Pilgerwegen
Noch des Enkels schöner Segen,
Und in unserm Siegeskranz
Eine Perle voller Glanz!

Einsame Gräber! ihr stillen, niedrigen Bewahrungsörter zerbrochener Seelenhüllen, ihr geheimnißvollen Hügel, deren Gras die Thränen der Wehmuth so oft benetzten, — wer wendet aus der Ferne den Blick zu euch hinüber, oder wer wandelt neben euch hin, ohne von einer ernsten Empfindung durchschauert zu werden?

Gern betrachte auch ich euch. Nicht aus banger Furcht, daß vielleicht auch einst in den Reihen eurer stummen Bewohner mein Leichnam ruhen werde, — nicht aus Schwermuth und um den Empfindungen geheimer Leiden ungestört nachzuhängen, — nicht aus Lebensmüdigkeit betrachte ich euch gern: sondern weil es der Seele des Christen wohlthut, in euch die untergegangene Wirklichkeit zu sehen, und von eurem Staube empor mit verklärtem Blick in das Ewige zu schauen.

Hier ruhen Alle! Dahin kam zuletzt mit allen seinen Anstrengungen der Habsüchtige, und eine Hand voll Erde genügt ihm, die ihn deckt! — Dahin der weichliche Müßiggänger, dem die zartesten Kissen einst zu hart waren; er liegt wohlgebettet in des Bodens Schoos! — Dahin der Unzufriedene, d. nie mit seinem Schicksale ganz zufrieden sein konnte; nun klagt er nicht mehr, so wenig er auch hat! — Dahin der Ehrbegierige, der nie hoch genug steigen, der nie weit genug herrschen konnte; die weite Welt war ihm sonst zu enge, jetzt ist ihm das enge Grab weit genug!

Wußten sie denn nicht in ihrem Leben, daß hieher zuletzt ihr Gang führen würde? War das also das Ziel ihrer Sorgen, Arbeiten und Lasten, die sie trugen? — Was ist ihnen doch von allen ihren Schätzen, die sie zusammenwucherten, geblieben; von der Schönheit, mit der sie in der Jugend prangten; von der Geschicklichkeit ihrer Kunst und Gelehrsamkeit; von den prächtigen Tüchern, mit denen sie ihren Leib behingen? — Staub und Asche!

Hier ruhen Alle! — Hier seit Jahren, dort seit Jahrhunderten! — Ich gedenke schaudernd der Todten aller Zeiten. Gott, wie viele waren unter denselben, welche sich Deiner Gnade würdig erwiesen, die ihre Bestimmung auf Erden erfüllten, die ganz das waren, was sie hätten sein sollen und sein können? — Und wir leben noch; sehen die Aschenhügel der Todten aller Zeiten; ihr Staub weht um unsern Fußtritt — wir leben noch: aber was sind wir? Vor uns liegt das endliche Ziel alles Irdischen; wir wissen es, aber was sind wir? — Ist es uns ein größerer Ernst mit dem Gedanken an Benutzung unserer edlern Kräfte; streben wir nach Heil und Adel unsers unsterblichen Geistes thätiger, rastloser, als die Todten, welche vor uns entschliefen? Wehe, soll auch von uns zuletzt nicht mehr als von ihnen übrig bleiben — Staub und Asche?

Hier ruhen Alle! — Wer weiß noch von ihnen? wer gedenkt noch derer, die hie vor einem Jahrhundert, oder nur vor fünfzig, auch vor zehn Jahren ins Grab gesenkt wurden? Keiner! Ach, vielleicht weinten damals zärtliche Aeltern in das Grab des ihnen zu früh entschlummerten Lieblings, und ihre Thränen vertrockneten, und sie starben bald selbst und ihr Staub mischte sich zum Staub des Kindes — wer weiß von ihnen? — Hier jammerte damals im Wittwenschleier die trostlose Gattin; hier die in die Welt hinausgestoßene Waise am Sarge des treuen Vaters; hier der Freund um den Freund, die Schwester um die Schwester! — Und Alle, die um die Verschwundenen weinten, sie verschwanden selbst nach kurzer Zeit, und Andere klagten um sie, wie sie um die frühern geklagt hatten. So ging ein Jahrhundert vorüber, wie ein Schattenspiel; eine Gestalt zog der andern nach. Wer kennt sie und weiß noch von ihnen? — Aber Deine Todten werden leben, o Gott, und mit dem Leichnam auferstehen. Wachet auf und rühmet, die ihr lieget unter der Erde: denn Dein Thau ist ein Thau des grünen Feldes, aber das Land der Todten wirst Du stürzen! (Jesaias 26, 19.) Und hat die Welt ihrer vergessen, die vor uns waren, Du, Herr, hast ihrer nicht vergessen. Du hast sie gezählt und geliebt, und Deine ewige Liebe ist das Leben der Todten.

Wie Mancher leidet und trauert noch hienieden, und ist trostlos, als wäre der Schmerz und das Leben endlos! — Ist denn dieser Traum des Glückes, der euch gestört ward, einer Thräne werth? — Was habet ihr des Guten verloren, das euch nicht wieder aufblühen könnte, wenn ihr es mit Weisheit pfleget? Oder was habet ihr unter den Sternen eingebüßt, das euch nicht nach einer flüchtigen Trennung jenseits wieder erscheinen könnte? — Auch die geliebteste Seele, die vor euch hinüberging in die Gefilde der Vollendung, ist nur eine kurze Zeit von euch entfernt, — ihr Entfernen sollte euch aufwecken von

der sinnlichen Betäubung, sollte euch erinnern an eure höhere Bestimmung. Wie lange habet ihr noch zu leben bis zur Wiedervereinigung? — Zehn oder vierzig Jahre? Es sind vierzig Augenblicke. — Ihr sehet wehmüthig den Vorangegangenen nach — aber Deine Todten leben, o Herr!

Wie mancher lebt darauf hin, harmlos um Tod und Ewigkeit! Er sorgt nur für den Augenblick. Er hat keinen Gedanken, als wie er sich kleiden und nähren, wie er Ehre einsammeln, oder sich Vergnügungen schaffen will. — Er hat sein ganzes Dasein auf die kleine Reihe von Stunden zwischen Wiege und Sarg beschränkt, als wohnte in seinem Leibe kein erhabeneres, unvergängliches Etwas, das zu größern Ansprüchen berechtigt wäre.

Fern, wie jene fruchtlose Traurigkeit, sei dem christlichen Gemüth dieser gefährliche Leichtsinn, der den Tod des Leichnams zugleich zum Tod der Seele macht! — Ich will leben, — leben nicht für mich, für die Welt, für das Ewige; ich will mehr: auch leben will ich für die Tage auf Erden, da mein Staub von den Lebenden nicht mehr gesehen wird. Nur das vollste, vielfachste Leben des Geistes in allen Beziehungen ist der höchste Schatz des Geistes, welcher sich nach Jesu Sinn gebildet hat.

Mancher spricht: Wenn ich einst todt bin, was kann mir dann noch das Urtheil der Menschen gelten? Was hilft es mir, daß mein Name noch von den Lebenden gepriesen wird? Oder wie kann es mich da betrüben, wenn sie mich vergessen? Ich weiß von ihnen nicht mehr; nun so ist es gleichviel, ob denn auch noch Einer, oder Niemand sei, der von mir wisse!

Freund, hast du nie an der Brust eines Geliebten geruht? Hast du niemals die Seligkeit empfunden, geliebt zu werden? — Und, wenn du von dem Herzen getrennt wurdest, welches dir theuer war: gab dir nicht der Gedanke an den Abwesenden, und die Gewißheit, er gedenke dein, auch wenn er dich nicht sehe, ein unnennbar angenehmes Gefühl? — War es, und ist es dir gleichgültig, eben so bald, als du von Freunden abwesend bist, von ihnen vergessen zu sein? — So auch nach deinem Tode. Wem es genügt, nur so lange geliebt zu werden, als er gegenwärtig ist, hat nie wahrhaft geliebt. Wem es genügt, einen guten Namen zu haben, so lange er bei Menschen wohnt, hat die Herrlichkeit der Tugend nie erkannt.

Siehe, noch seit Jahrtausenden verehrt das menschliche Geschlecht dankbar das Andenken großer und guter Sterblichen, die durch irgend eine erhabene Handlung die Wohlthäter ihrer Zeiten, oft selbst der Nachwelt geworden sind. Noch nennt man Moses, den Retter Israels, mit Ehrfurcht; noch verherrlicht David den Herrn der Welt mit seinen Psalmen in tausend Tempeln verschiedener Religionen; noch preisen wir der ersten Jünger Jesu Weisheit und Muth; noch rühmen wir die Standhaftigkeit und Macht der Wahrheit in der Leidensgeschichte aller ihrer Märtirer. Längst ist ihr Staub verweht, ihre Grabstätte unkenntlich geworden — aber sie leben noch, diese Todten, unter uns; sie wandeln noch in unserm Andenken; sie preisen Gott und die Wahrheit noch mit unsern Lippen! Sie athmeten vor Jahrtausenden; aber sie sind noch heute nicht ganz gestorben.

Wenn deine Seele erglühte bei den Erzählungen von den Thaten deiner Vorfahren; wenn du vernahmst, wie sie für ihren Glauben muthig Wohlfahrt und Leben verschmähten; oder für Vaterland und Thron freudig in den Sturm der Gefahren hinaustraten; oder für die Freiheit ihrer Mitbürger edelmüthig das Blut ihres Herzens vergossen — wenn dann ein heiliger Schauer durch dein Gebein drang, oder eine Thräne der Rührung unwillkürlich dein Auge verdunkelte: war es dann auch gleichgültig in dir, ob du ihnen gleichest oder nicht? War es dir gleichgültig, ob auch du nach deinem Tode segnend unter den Menschen fortleben und fortwirken würdest, oder nicht?

Nein, das gewährt uns freilich im Grabe keine Wollust mehr, was der Sterbliche über demselben zu unserer Ehre spricht; aber die Hoffnung, unter unsern Lebensgenossen und Enkeln durch das, was wir im Leben gethan, nach dem Tode segnend fortzuwirken, erhebt schon vor der Sterbestunde unser Herz, und läßt uns gewissermaßen unsere Gottverwandtschaft empfinden.

Freilich, irdischer Ruhm ist ein zweideutiges Gut, und nie des Ruhmes willen sollen wir das Gute thun. Aber unter allen Arten wahrer Ehre ist doch diejenige die uneigennützigste, auf welche wir erst nach unserm Tode Anspruch machen, und von der wir im Leben nicht genießen oder belohnt werden wollen. Wer für die Tage lebt und aussäet, da er selbst nicht mehr ärnten kann hienieden, liebt wahrhaft das menschliche Geschlecht, und liebt es mehr als sich selbst. So Jesus Christus. Er ging, so lange er irdische Lüfte athmete, im Stande der Dürftigkeit umher. Er that wohl, ihm selten Jemand. Er säete die segensvollsten Saaten, aber er ärntete nie. Er gab Liebe, und murrte nicht, wenn ihm Haß zurückgegeben ward. Aber er lebte und lehrte nicht bloß für die, welche zugleich mit ihm auf Erden wandelten, sondern für die spätesten Weltalter. So wirkt er nun noch segnend unter uns durch sein himmlisches Wort. So lebt und webt er noch in uns und Jeder von uns in ihm.

Und aus diesem Beispiel des göttlichen Vorbildes erkenne ich, daß es allerdings auch des Christen Pflicht sei, für einen guten und rühmlichen Namen nicht nur für die Zeit des Lebens, sondern auch für die Zeit nach dem Tode zu sorgen.

Wer nur liebt, so lange er geliebt wird; wohlthut, so lange ihm vergolten werden kann; für Andere sorgt, so lange sie für ihn sorgen: der ist ein Selbstsüchtiger, welcher eigentlich nur sich und sonst Niemanden liebt. Seine Tugend ist bezahlt. Er stirbt: seinen Lohn hat er dahin.

Wer nur Ruhm sucht, so lange er davon Nutzen beziehen kann; wer mit schönen Gesinnungen und Handlungen Pracht treibt, als wäre die Tugend ein gemeines Mittel der Eitelkeit und Gefallsucht; wer zuletzt, wenn er nur öffentlich als ein Rechtschaffener verehrt wird, sich seine geheimen Sünden verzeiht, und unbekümmert darum ist, ob seine Schande nach dem Tode bekannt werde oder nicht, genug, wenn sie nur während seiner Lebenstage verdeckt und unverrathen bleibt, — o der ist kein Christ, sondern ein niedriger Heuchler. Ihn richtet freilich nicht die Welt mehr, daß er's vernimmt; er fühlt es freilich nicht mehr, wenn man auch seinen entseelten Leichnam mißhandeln würde: aber er hat sich selbst gerichtet, sich selbst den Stab gebrochen für die Ewigkeit.

Ein guter Name nach dem Tode ist die köstlichste Erbschaft, welche wir unsern Nachkommen, unsern Kin-

dern hinterlassen können. Unglücksfälle jeder Art können ihnen das Vermögen rauben, welches wir für sie ersparten — denn sind wir noch die Wächter desselben, wenn wir nicht mehr sind? Oder haben wir Bürgschaft, daß wir selber nicht schon vor unserm Ende durch mancherlei unerwartete Umstände den größten Theil desjenigen verlieren, was wir von irdischen Glücksgütern mühsam erworben hatten? — Aber Hochachtung, welche wir den Lebenden für uns einflößten, und welche dann erst erhöhter und lauter zu werden pflegt, wenn unser Erdenlauf vollendet, unsere Thatenrechnung abgeschlossen ist; wenn der Haß bei unserm Sarge mitleidig verstummt und der Neid nicht mehr lästert, weil er nichts mehr zu begehren findet — diese Hochachtung wird ein Segen für die Erben unsers Namens. Wer denselben spricht, gedenkt dann unser und sucht in unsern Enkeln uns die Liebe zu erweisen, die er dem Verstorbenen nicht selbst mehr an den Tag legen kann.

Da ist's, wo das Wort der heiligen Schrift in schöne Erfüllung übergeht: Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser. Da ist's, wo das Wort des Herrn sich groß erwahrt, welches einst vom Sinai herab dem auserwählten Volke Jehovens erscholl: Denen, die meine Gebote halten, will ich wohlthun bis ins tausendste Glied.

Wehe, was fruchten den Nachkommen alle Reichthümer, alle Ehren, welche du ihnen hinterlässest, wenn der Name deines Geschlechts nicht segenvoll, sondern fluchwürdig zu ihnen überging! — wenn an deinem hinterlassenen Gute böse Erinnerungen kleben, und die Sündlichkeit und Schande der Aeltern noch den Kindern zum geheimen Flecken wird! — Wie manche weiland berühmte Familie ging durch die Lasterhaftigkeit ihrer Stammglieder unter! Wie oft mußte nicht der Sohn sich verbergen oder in schmachvoller Dunkelheit dahin leben, um der Vergehungen des Vaters willen! Schrecklich rächt sich jedes Verbrechen in den Geschlechtern der Sterblichen bis ins dritte und vierte Glied. (2 Mos. 20, 5.)

Ein guter Name nach dem Tode umgibt uns gleichsam mit einem doppelten Leben. — Denn nicht nur dauert und wirkt unser Geist in höhern und glückseligern Welten fort nach vollbrachtem Erdenlauf, sondern auch auf Erden, wo er verschwand, bleibt er wirksam, von allen bessern Menschen geliebt und unvergessen. Wer kann sich eine himmlischere Wollust denken, als die aus dem Gedanken quillt: Es ist möglich, daß ich dereinst, wenn nun mein Auge bricht, in zwei verschiedenen Welten Liebe und Segen finde! — Liebe und Segen nach langen Zeiten noch auf Erden, von dannen ich gegangen bin; Liebe und Segen in den seligen Gefilden der Ewigkeit, wohin ich komme.

So gleicht der Geist des wahren Christen in der Todesstunde dem Freude und Wohlsein verbreitenden Gestirn des Tages. Der Nachglanz seiner Tugenden entzückt noch, wenn er nicht mehr ist, wie uns die Abendröthe der Sonne noch erfreut, wenn sie schon lange untergegangen ist, um andere Weltgegenden mit ihrem Lichte zu beleben. Was wir Abendröthe nennen, begrüßen entferntere Länder jenseits der Weltmeere als Erstlingsstrahl jener neu aufgehenden Sonne. So leuchten die Tugenden des Gerechten ihm durch die Ewigkeit voran, und Engel jauchzen frohlockend dem Bruder entgegen, inzwischen Sterbliche ihm Zähren der Bewunderung und Wehmuth nachweinen.

Und sollte dieser Gedanke Täuschung sein? Wie? die Ewigkeit hätte kein redendes Gefühl, mit welchem sie den Verklärten empfinge, während doch die irdische Welt noch Thränen hat, mit welchem sie den Scheidenden segnet? — Sollte hienieden die Tugend höher gelten, als droben, wo sie ihren Lohn erwartet? Nein, der Schmerz hienieden um den Leichnam des Gerechten ist mit dem Entzücken der Seligen dort, um seinen Empfang, verknüpft. Im Hause Gottes, meines Vaters, wohnt nur eine Familie, und dort und hier ist das Heilige und Gerechte die Wonne Aller!

Und vielleicht — o wer ahnet, welche Seligkeiten der Allbeseligende uns vorbehalten hat? — vielleicht wird es dort eine unserer Freuden, hinabzublicken auf den ehemals von uns bewohnten Stern der Erde, und in den Verkettungen der menschlichen Schicksale die Wirkungen unserer eigenen Thaten anzustaunen! — — Doch hinweg mit diesen kühnen Vermuthungen von Möglichkeiten! Gott wird geben, Gott wird ordnen! Mein Streben aber hienieden sei, des Höchsten würdig zu sein; mein Sehnen, auch noch nach dem Tode durch das Andenken meiner Tugenden und Verdienste wohlthätig auf Erden zu wirken.

Und du wirst es können, wenn dein Wollen Ernst ist.

Darum meide jeden Tag das Böse, welches dich in der Erinnerung der Menschen verhaßt machen kann, weil du jeden Tag sterben kannst. Eine einzige schwarze That wirft einen langen Schatten über dein Leben hin; aber starbst du unter wohlverdienter Verachtung deiner Mitbürger, so reicht der dunkle Schatten deiner Schande weit über dein Grab hinaus.

Ordne jeden Tag dein Hauswesen also an, daß du es, wenn du plötzlich von der Welt schiedest, ohne Reue und mit Ruhm verlassen könntest. Es ist das irdische Pfund, welches dir Gott verlieh, damit wohlthätig zu wuchern; nicht etwa Schätze auf Schätze zu häufen, sondern sich und Andern damit das möglichste Gute zu stiften. Wer aber sein Hauswesen in Unordnung und Verfall gerathen läßt, beweiset, wie wenig er die Mittel achtete, welche ihm Gott gab, und wie wenig er derselben würdig gewesen sei. — Ordne dein Hauswesen also, daß du jeden Tag, jede Nacht das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschen könntest, ohne durch dein Absterben Andere in Nachtheil, Schaden und Verwirrung zu bringen; ohne daß du sie durch unbezahlte oder nun unzahlbar gewordene Schulden noch in der Todesstunde um ihr gerechtes Eigenthum betrügen müßtest. — Ordne dein Hauswesen; versorge, so weit du kannst, deine Angehörigen, deine Kinder und Freunde mit den nöthigen Mitteln, daß sie, auch ohne Beihülfe, ein anständiges, ehrbares, nützliches Leben führen mögen, wenn du nicht mehr bist. Darum, wenn du vor der Zukunft der Deinigen zitterst, habe den Muth, mit dem Streben eines redlichen Fleißes die Tugend der Sparsamkeit zu verknüpfen: es wird dir gelingen; Gottes Segen wird das Uebrige hinzuthun.

Mehr noch, als um Glücksgüter, sorge um eine vortreffliche Erziehung deiner Kinder und Pfleglinge. Nicht was du an ihren Leib verwendest, sondern was du ihrem Geiste thust, ist die schönste und unzerstörbarste Wohlthat. Die Geschicklichkeiten, die Kenntnisse, welche sie

durch deine Fürsorge erwerben, werden sie mehr als Geldsummen und angesehene Verbindungen schätzen, die du ihnen hinterlässest. Die liebenswürdigen Eigenschaften, die Redlichkeit des Gemüthes, der religiöse heilige Sinn, welche du ihnen durch Lehre und Beispiel einflößest, werden ihnen, auch wenn du nicht mehr bei ihnen sein kannst, mehr Herzen gewinnen, als alles Gold der Welt. Dies hat die Erfahrung so tausendfach bewährt, und dennoch irren der Blinden noch immer unzählige in ihrem Wahn dahin.

Aber nicht deine Blutsverwandte, nicht deine Kinder allein müssen dein Andenken ehren. — O, dies ist zu wenig für sie selbst. — Willst du nach deinem Tode noch einen Schutzgeist für sie gewinnen? Du kannst es! — Gehe und mache deinen Namen durch viele rechtschaffene Thaten allen Menschen, die dich kennen, ehrwürdig. Nicht dadurch erwirbt sich nach dem Tode der segenbringende gute Name, daß man keine Feinde nachläßt, oder daß uns eigentlich keine Vorwürfe wegen grober Vergehungen gemacht werden können; sondern dadurch, daß wir im Leben nach allen Seiten hin so viel Liebes und Gutes thun, als wir vermögen. Wem man zwar nichts Böses ins Grab nachrufen, aber auch nichts Gutes nachloben kann, der stirbt unbemerkt dahin. Er wird nirgends vermißt, überall bald vergessen. Er hinterließ freilich keinen bösen Ruf, aber er hatte für keinen guten Namen gesorgt.

Diesen zu gewinnen, müssen wir durch Güte des Betragens, durch Treue, Ehrlichkeit und musterhaften Wandel die allgemeine Achtung, durch Dienstbeflissenheit und Bescheidenheit die allgemeine Liebe, durch nützliches Wirken für Einzelne, wie für Alle, die allgemeine Dankbarkeit erwecken. — Mache dir dankbare Gemüther in allen Zeiten, an allen Orten, und du wirst, wenn dich ihnen der Tod rauben sollte, der allgemeinste Verlust. Dich werden die Hilflosen rufen, wenn du fehlst; dich wird selbst der Mund der Undankbaren verherrlichen, denen an deinem Grabe die Reue zu spät die Hand reicht! Du hast einzelne Fruchtkörner in dein Leben ausgestreut; deine Kinder, deine Enkel werden davon Garben binden können. Umringt von der öffentlichen Achtung um deiner Verdienste willen, wird ihnen das Gute noch zuströmen, selbst wo ihr eigenes Verdienst mangelt. — Und das bist du, dessen Segen über dein Haus noch waltet, wenn du es nicht mehr bewohnst. Das bist du, den Blutsfreunde und Fremdlinge noch hienieden wie einen verschwundenen Engel rühmen, während in bessern Welten dich ein Seraph als seinen jüngern Bruder umarmt.

Ja, o Gott, Deine Todten werden leben; sie leben hier und droben; sie wirken segenreich in beiden Welten, nach Deinem Ebenbilde. O möchte auch ich es können! Wäre auch ich für die Ewigkeit ein freudig aufgehendes Gestirn, wenn ich ein untergehendes für diese Erde bin!

O beneidenswürdiges Loos des guten Christen, dem hienieden die fromme Dankbarkeit nachweint, droben die treue Liebe der Frühverklärten entgegenjauchzt — sei du mein Loos! Wie ein Schatten verschwindet daneben alles Andere, was Glück genannt wird.

Nach diesem Ziele, Vater im Himmel, laß mich ringen, und durch meine stillen Tugenden das höchste Entzücken, welches eine irdische Brust bewegen kann, mit dem Entzücken der Ewigkeit verknüpfen. — O wie elend, der hier stirbt, ohne daß ihm ein zärtliches, dankbares Herz nachklagt, ohne daß ihm dort ein freudiges Willkommen höherer Wesen entgegentönt!

197.

Von Weissagungen.

Sirach 34, 5 — 7.

Verhüllet ist, was unser harrt,
In finst'rer Nächte Schleier;
Nur in dem Raum der Gegenwart
Blickt unser Auge freier.
Wohl ist in uns auch höh're Kraft,
Die Raum und Zeit nicht binden;
Doch trüglich ihre Wissenschaft,
Das Künft'ge zu ergründen.

Nur Dir, o Gott, ist's offenbar,
Nur Deine Macht erkennet
Was ist, was werden wird, was war,
Was nie ein Auge nennet.
Du siehst, o Urquell alles Lichts,
In allen Finsternissen,
Und Erd' und Himmel haben nichts
Verborg'nes Deinem Wissen.

Daß der Mensch unter den mannigfaltigen frohen und bangen Schicksalen seines Lebens auch wohl gern den Blick in die Zukunft hinauswirft; daß er die ihm verborgenen, so hochwichtigen Räthsel noch unerlebter Tage gern enträthseln möchte — wer wollte ihm dies verargen? Nein, es ist keine Sünde, wenn der Leidende denkt: wie werde ich aus meinem gegenwärtigen Drangsal erlöset werden. und ist es möglich, daß jemals für mich ruhige sorglose Tage erscheinen? — Nein, es ist auch keine Sünde, wenn die Mutter liebend und fürchtend auf ihr Kind sieht, und nun die Fernen der Zukunft erforschen und fragen möchte: Aber wird dieser Liebling, dessen erste Tage mir so viele Sorgen, Thränen und Schmerzen gaben, einst glücklich sein? O welchen Schicksalen geht er denn entgegen? Und wenn ich einst gestorben sein werde, ach, wer wird dann mein Kind so lieben, so wahr, so uneigennützig, so treu lieben, als ich? — Nein, es ist dem sorgenden, thätigen Mann verzeihlich, der zum Besten seiner Familie oder seines Vaterlandes Unternehmungen beginnt, die er selber zu beenden nie hoffen kann, wenn er bang in die dunkle Reihe einstiger Jahre hinsieht, und Fragen an das Verhängniß richten möchte, über endlichen Erfolg seines Werkes, ob es Gedeihen und Segen über die Seinigen bringen werde; oder ob es vielleicht durch Vernachlässigung, Verkünstelung oder Bosheit der Menschen entarten, oder sogar zum Verderben der Nachkommen gereichen dürfte.

Aber wenn dieser Wunsch, das Künftige zu wissen, wirklich zur entschlossenen Begierde wird; wenn die Begierde zur Leidenschaft wird, daß sie sogar den Menschenverstand verdunkelt, und der Wißbegierige sich zu seiner Beruhigung endlich selbst betrügen helfen, aus mancherlei zufälligen Erscheinungen das verborgene Schicksal deuten möchte: dann wird die Wißbegierde zum Aberglauben, zum Wahnsinn, zur wirklichen Sünde. Denn Sünde ist es doch wohl, wenn sich der Sterbliche von einer unsinnigen Begierde, von einer ungeduldigen Hoff-

nung, von einer unmäßigen Furcht in solchem Grade berauschen läßt, daß er seine eigene ihm von Gott verliehene Vernunft beseitigt, und eigenmächtig an die Stelle derselben Spiele von Zufällen und Umständen setzt, die eigentlich mit dem, was er wünscht, oder mit den Ereignissen künftiger Zeiten gar keinen Zusammenhang haben. Er ist ein ähnlicher Unsinn, wie jener, der, weil Gott unsichtbar ist, sich Gottesbilder macht, um sie statt des lebendigen Gottes anzubeten und zu verehren.

Es ist allerdings wahr, daß sich der sündliche Aberglaube die Zukunft durch Traumauslegungen, durch den Flug der Vögel, durch Beobachtung der Sterne, durch Aufschlagen der Bibel, durch Kartenlegen, durch Niederschlag und Satz von Getränken, durch bedeutungsvoll sein sollende Zahlen, durch Ereignisse an gewissen Tagen und andere Spielereien zu errathen, überhaupt sehr vermindert hat; dazu trug sehr viel die Aufklärung des Volks, durch Erweiterung der Wissenschaften, und verbesserter Schulunterricht bei. Aber doch ist auch nicht zu läugnen, daß bei Personen höherer und niederer Stände noch immer ein fast unglaublicher Grad der Unwissenheit und folglich auch des Aberglaubens zurück blieb; daß noch heutiges Tages es weder an listigen Betrügern noch an schwachen Betrogenen fehlt, die an Wahrsagungen Geschmack finden. Ja, es ist nicht zu läugnen, daß selbst viele Personen, welche sorgfältigere Erziehung genossen, und die auf Kenntnisse und Aufklärung nicht ungegründeten Anspruch machen, noch heutiges Tages von jenem Aberglauben, der immer die Zukunft enträthseln will, nicht lassen können.

Viel mögen dazu gewisse Vorstellungen und frühe Eindrücke beitragen, welche man in den ersten Kinderjahren empfing, und die man nicht sogleich wieder los werden kann: die immer wieder kommen, ob man sie gleich selber verspottet und sich ihrer schämt. Dann ist auch in jedem Menschen ein unvertilgbares Wohlgefallen an dem Wunderbaren; ein Ueberneigen zum Glauben an dasselbe. Es hängt diese Neigung gewiß mit unserm religiösen Sinn zusammen, welches, sich selber ein Geheimniß im Weltall, das hohe Unerklärliche wahrnimmt, und fühlt, menschliche Vernunft sei allzubegrenzt, um Alles zu fassen, und, wie man sagt, natürlicherweise zu erklären.

Weit mehr aber noch, als alles dies, machen Armuth, Liebe, bedrängte Verhältnisse und alle Umstände oder Leidenschaften abergläubig, welche mit großen Besorgnissen oder Erwartungen erfüllen. Da wird der Zustand banger Ungewißheit für das Gemüth oft unerträglich. Die Seele möchte Entschlüsse fassen, und kann es nicht, weil der Verstand nicht ausreicht, die möglichen Folgen des allfälligen Entschlusses zu berechnen. So wird der Mensch geneigt, es dem Zufall zu überlassen, das Loos zu befragen, oder andere Dinge, welche ihm der Augenblick in den Weg wirft, als Stimme und Deutungen des Verhängnisses anzusehen.

So unschuldig dies nun auch oft zu sein scheinen mag, ist es doch immer eine Selbstverläugnung der Vernunft; der Geist thut Verzicht auf die ihm von Gott verliehene Kraft, und beschließt, sich von Etwas leiten zu lassen, das mit seinen Wünschen und Entwürfen durchaus ausser Verbindung steht — das heißt, er beschließt, wenigstens für einen Augenblick lang, wahnsinnig zu werden. Und wenn dergleichen kindisches Treiben auch wohl das eine wie das andere Mal sehr unschädlich zu sein scheint, bleibt doch unmerklich davon Manches im Gemüth hangen, und gibt unserer Denkart und Handlungsweise allmälig eine abergläubische Richtung. Es ist aber in der Welt nichts Fehlerhaftes, was nicht auch früh oder spät nachtheilige Wirkungen, das heißt Selbststrafen, herbeiführt.

Am wenigsten geziemt dem Christen, sich freiwillig abergläubischen Enträthselungsversuchen der Zukunft, Wahrsagungen, Traumdeutereien, dem Glauben an geheimnißvolle Bedeutung von Zahlen und dergleichen Thorheiten hinzugeben. Eine solche Verzichtleistung auf gesunden Menschenverstand ist zugleich Abwerfung des kindlichen, festen Vertrauens auf Gottes Liebe, Weisheit und väterliche Führung. Die heilige Schrift eifert ernst dagegen. Eigene Weissagung und Deutung und Träume sind nichts und machen doch einem schwere Gedanken! (spricht das Buch des weisen Sirach 34, 5 — 7.) Und wo es nicht kommt durch Eingebung des Höchsten, so halte nichts davon. Denn Träume betrügen Leute, und fehlt denen, die darauf bauen.

Es ist nicht ferner nöthig, daß ich mir beweise, die Sucht der Wahrsagung sei sündlich, noch weniger, daß sie oft die betrübtesten Folgen für den Sterblichen gehabt hat. Wichtiger wird für mich, darüber nachzudenken, wie ich bei mir selbst, wie in den Meinigen das Aufsteigen solcher abergläubischen Neigungen verhüte. Und kein zweckmäßigeres Mittel kann es dagegen geben, als ruhige Ueberlegung, welchen Werth Weissagungen jeder Art an sich selbst haben mögen.

Denn es kann doch nicht ganz geläugnet werden, daß auch Weissagungen sowohl in alten als in neuen Zeiten in Erfüllung gegangen seien. Wo ist denn nun die Grenzlinie zwischen glaubwürdigen und unglaubwürdigen Vorhersagungen? Wenn ich sie nicht alle verwerfen darf, welchen darf ich trauen?

Die heilige Schrift hat die Grenzlinie scharf mit jenen bedeutungsvollen Worten gezogen, und wo es nicht kommt durch Eingebung des Höchsten, so halte nichts davon. Zwar muß man zugeben, daß zuweilen auch ein Loos gut gerathen ist, das man zog; daß Manches, was vorher geträumt ward, unvermuthet in der Wirklichkeit geschah; daß bei Tagen oder Zahlen von schlimm sein sollender Bedeutung zuweilen auch Schlimmes erfolgte; daß zufällige Tändeleien der Einbildungskraft mit nachmaligen Begebenheiten eine Verbindung gehabt zu haben scheinen. Allein dies beweiset nichts für den Werth solcher Vorhersagungsmittel. Nothwendig muß das, warum man mit einem Ja oder Nein befragt, geschehen oder nicht geschehen. Zufälligkeiten bringen bald das Ja, bald das Nein in Erfüllung, ohne daß deswegen Wunder geschehen. Es ist keineswegs etwas Ausserordentliches, wenn unter mehreren Vorhersagungen eine oder die andere eintrifft; weit ausserordentlicher wäre, wenn alle sogenannte Vorbedeutungen erfüllt würden, oder auch, wenn von Allem, was das über die Zukunft befragte Loos verhieß, beständig das Gegentheil erfolgte.

Daher, wo es nicht kommt durch Eingebung des Höchsten, so halte nichts davon.

Ja, Gott enthüllt auch zuweilen dem Sterblichen dasjenige, was tausend Andern verborgen bleibt, Gott

hat manchem Sterblichen Macht verliehen, das Schicksal späterer Tage zu erkennen.

Dieses Weissagungsvermögen aber ist kein wunderbares, unmittelbares Einwirken Gottes auf die menschliche Seele; es ist keine Erscheinung, die, ganz aus dem Zusammenhange der Natur hervorgerissen, für sich einzig dasteht, oder den ewigen Ordnungen des Weltganzen gleichsam entgegenstände. Nein, es ist jenes merkwürdige Vermögen tief in den Kräften der menschlichen Natur gegründet; und nur durch diese Mittel geschehen Eingebungen des Höchsten. Das eine dieser Mittel ist die Vernunft selbst, durch welche sich uns Gott in seiner Herrlichkeit offenbart. Als vernunftlose Wesen würden wir nichts von Gott wissen, nichts von seinem heiligen Willen. Die Urtheilskraft der Vernunft ist diejenige ihrer Eigenschaften, vermöge welcher sie gewisse Vorstellungen vergleicht und mit unbegreiflicher Schnelligkeit Schlüsse und Folgerungen daraus zieht.

Durch richtige Urtheilskraft wird gewissermaßen jeder von uns im gemeinen Leben ein Vorhersager der Zukunft. Je mannigfaltiger unsere Erfahrungen sind, je sicherer werden unsere Prophezeihungen über den Erfolg dieses oder jenes Unternehmens sein.

So finden wir also bei jedem Menschen eine gewisse Vorhersehungsgabe schon im gemeinen Leben. Die Kräfte sind aber den Menschen verschiedentlich ausgetheilt; und so wie der Eine eine lebendigere Einbildungskraft, der Andere ein stärkeres Gedächtniß, der Dritte einen höhern Scharfsinn hat, wird es uns nicht zweifelhaft sein, daß es manche Menschen gibt und gegeben hat, deren ungemein geschärfte und weit berechnende Urtheilskraft die unserige und vieler Andern weit übertrifft. Wenn nun die Thätigkeit ihres Geistes noch durch besondere äussere Veranlassungen oder große Gemüthsbewegungen gesteigert wird: so können sie wahrhafte Propheten werden, und ihre Vorherverkündigungen müssen wohl das Erstaunen derer erregen, welche weder jenen höhern Grad der Urtheilskraft, noch jene augenblicklich gereizte Gemüthskraft hatten.

Wir wissen schon aus alltäglichen Erfahrungen, wie leicht uns oft das Schwerste gelingt, wenn wir es mit einer dazu besonders günstigen Gemüthsstimmung anheben. Wir wissen, daß wir bei gewissen heftigen Seelenzuständen oft das beinahe Unglaubliche verrichten können, was uns bei kaltem Blute, bei ruhiger Ueberlegung zu thun unmöglich fallen würde. Wenn nun ein Sterblicher von hohen Geistesgaben, von seltener Urtheilskraft, von reichen Erfahrungen durch Umstände, welche die göttliche Vorsehung im erwählten Zeitpunkt herbeiführt, in einen solchen erhöhten Gemüthszustand versetzt wird, da er im Anblick der Gegenwart schnell folgend die Gegenwart vergißt und nur die Zukunft mit ihren Folgen sieht, und ihre Geschichten ausspricht, als lebten sie schon vor seinen Augen: so ist er im Stande der Entzückung, so ist er Seher, so Prophet. Was er aber ist, das ist er in solchem Augenblick durch Gott, und was er weissagt, wird ihm durch Gottes Gabe hell.

Fast alle uns bekannte Völker des Alterthums hatten solche erhabene Männer, welche auf eine gewöhnlichen Menschen unerklärbare Art sowohl die Schicksale ganzer Reiche, als einzelner Menschen vorhersagten. Die Vernichtung Griechenlands, der Untergang Roms ist geweissagt worden, wie die Zerstörung des jüdischen Staates. Noch in unsern Tagen kennen wir die Wahrsagung manches weisen Mannes, die den Schicksalen unsers Vaterlandes lange vorherging und nachher eingetroffen ist. So geschieht nicht minder, daß Aeltern in gewissen feierlichen Augenblicken durch eine Reihe dunkeler Schlußfolgen die Zukunft ihrer Kinder erkennen, und vorausbestimmen, was dieselben für die Welt leisten werden.

Doch die Vernunft und ihre Urtheilskraft sind nicht das einzige Mittel, durch welches Gott dem Menschen zuweilen das Künftige offenbar werden läßt. Es liegt noch in dem Wesen der menschlichen Seele ein anderes Vermögen, für welches bis jetzt noch kein Name erfunden ist, und dessen Umfang wir selbst noch nicht kennen, obgleich dessen Dasein nicht wohl zu bezweifeln ist. Die Seele hat unter gewissen Umständen, die jedoch selten sind und meistens von Kränklichkeit und Auflösung des Körpers begleitet zu sein pflegen, eine größere Freiheit, als gewöhnlich; sie hat ein Vermögen, unmittelbar und ohne Schlüsse, sowohl das dem Raume nach weit von ihr Entlegene wahrzunehmen, als die Dinge der Zukunft bestimmt zu empfinden. Die Beschaffenheit der menschlichen Natur ist uns bei weitem noch nicht bekannt, daß wir deswegen Alles in Rücksicht ihrer verwerfen sollten, was wir aus gewöhnlichen, uns bekannten Ursachen nicht erklären können. Schon das Alterthum kannte das Eigenthümliche der menschlichen Seele so gut, als wir, und fand jene unerklärliche Wahrnehmungs- und Seherkraft besonders bei Nervenschwachen, und noch öfters bei Sterbenden. Zahlreiche Erfahrungen späterer Zeiten, bis zu unsern Tagen, stimmen damit, trotz alles unsers Unglaubens, überein, daß es Verhältnisse gebe, wo die Seele, weniger von ihrem Körper gebunden, über den Wirkungskreis irdischer Sinnlichkeit hinaustritt. Ob nicht ein ähnlicher Zustand auch mit jenen Entzückungen erhabener Geister verknüpft sein könne, da sie sich mit den Schwingen der Urtheilskraft über die Gegenwart erheben in das Leben der Zukunft — wer kann es sagen?

Aber die längst vor ihrer Erfüllung niedergeschriebenen Weissagungen eines Jesaias, der dem Verderben seines Volkes donnerte, eines weinenden Jeremias und jener andern göttlichen Propheten, sind erfüllt! Es trat der Messias ins Leben, den ihre Stimmen verkündeten, den der Unglaube ihrer Zeitgenossen verwarf. Es sank Jerusalem in Schutt und Asche, wie Jesus weissagte, und Brüder zuckten seiner Lehre willen das Schwert wider Brüder, und sein Wort siegte über die Welt, wie er verhieß!

Aber die Gabe der Weissagung kann bestehen, ohne daß Jeder Prophet ist, der es sein will. Dies ergibt sich als natürliche Folge aus allem Vorherigen; und die Aechtheit und Richtigkeit der Weissagungen ist so lange zu bezweifeln, als sie nicht wahr geworden sind.

Wer hätte nicht schon die Erfahrung gemacht, daß die scharfsinnigsten Berechnungen der Urtheilskraft falsch waren? Selbst wenn der Geist großer Männer weder in den Ansichten der Dinge, noch in ihren Schlußfolgen irrte, konnten nachher Umstände eintreten, die, weil sie ganz unerwartet kamen, alle Erwartungen zu Schanden machten. Daher ist es thöricht, auf Vermuthungen von allerhöchster Wahrscheinlichkeit wie auf unumstößliche Gewißheiten zu bauen; oder dasjenige für Ahnung zu halten, was unsere Einbildungskraft bewegt hat, oder unser Fürchten oder Hoffen besonders anspricht. Gott ist all-

wissend, er will nicht, daß es der Mensch sei. Könnte der Sterbliche die Zukunft mit Sicherheit erforschen, so würde er nicht mehr tugendhaft sein, sondern er würde gezwungen durch den Anblick des Künftigen handeln. Frei soll er sein, in der Brust das Gesetz Gottes, mit jedem Augenblicke an einem Scheidewege stehen, wo er zu wählen hat. Nach seinen Wahlen wird er gerichtet.

Sind nun selbst die Berechnungen einer geübten Urtheilskraft von den Dingen der Zukunft betrügerisch, um wie viel mehr müssen es bloße Spiele der Einbildungskraft sein, die wir Träume heißen! Daß nach hundert gehabten Träumen endlich einmal etwas begegnet, was mit einem derselben Aehnlichkeit hat, ist nicht so sehr wunderbar, als wenn dergleichen niemals geschähe. Manche Träume, besonders in Morgenstunden, wenn sie heller in uns werden, machen auf uns großen Eindruck. Wem aber ist nicht schon geschehen, daß er sogar wachend, wenn auch nur bei Nachtzeit im Dunkeln, vor Gespinnsten seiner eigenen Phantasie erschrocken wäre? Der Eindruck schwerer Träume rührt meistens vom jeweiligen Zustand der Gesundheit, oft sogar von der Lage des Körpers her, die er im Schlaf hat.

Noch verächtlicher und alles Glaubens unwürdig müssen endlich solche Mittel zur Erforschung oder Bezeichnung des Künftigen sein, welche gar nicht im leisesten Zusammenhange weder mit der Natur unserer Seele, als Ursache, noch mit einstigen Schicksalen, als Wirkung, sind. Dahin gehört, daß man nach Weise roher Völker gewissen Zahlen, Thieren, Tagen und andern Zufälligkeiten Bedeutsamkeit gibt, oder daß man durch sogenanntes Kartenschlagen, Bleigießen in besondern Stunden des Jahres, durch Halmenknüpfen, Looseziehen, und welches sonst noch die thörichten Erfindungen altvettelischen Aberglaubens sein mögen, das Verborgene ergründen will.

Fern sei diese Abweichung der Vernunft, diese Entweihung des Geistes von mir! Warum sollte ich mich mit fruchtlosem Vorwitz quälen, warum mich mit leeren Hoffnungen täuschen, oder mit ganz vergeblichen Besorgnissen ängstigen! Möge geschehen, was da wolle, es kann doch endlich nichts geschehen ohne Deinen Willen, o mein göttlicher Vater. Und wüßte ich auch das, was kommen sollte, wirklich zuvor, ich könnte ja doch im Gewebe der Schicksale nichts ändern, das Deine Allmacht mit der allerhöchsten Weisheit unwandelbar geordnet hat. Du sparst mir neben den bösen Tagen auch die fröhlichen auf, und gibst mir zu seiner Zeit, was mir jedes im rechten Augenblick am allerersprießlichsten ist.

Darum mit der Zuversicht des Kindes halte ich, o Vater der Seligkeit und des Erbarmens, fest an Dir. Ich, ganz und auf immer hingegeben Deiner weisen Führung, verschmähe die thörichten Hilfsmittel menschlicher Neugier. Zufrieden mit der einzigen Weissagung, die ich durch Jesum Christum habe, daß die, welche Deinen heiligen Willen thun, das ewige Leben haben, ist alles andere Wissen mir entbehrlich.

198.

Pflichten gegen die Todten.

Ev. Joh. 19, 38—42.

Alle, die auf Erden lebten,
Gott, ihr Vater warst auch Du!
Und ihr Staub ging ein zur Ruh;
Aber ihre Seelen schwebten
Himmlischer Verklärung zu.

Hat der Tod uns auch geschieden:
Unsre Liebe schied er nicht;
Ewig lebt des Herzens Frieden,
Theure Todten, ruht in Frieden!
Unsre Liebe stirbt ja nicht!

Es vergingen Jahrtausende. Unsere Vorfahren standen in herrlicher Kraft, handelten, wirkten zum Heil der Nachwelt, legten ihre müden Häupter zur Ruhe und starben. Ihr heiliger Staub weht um unsere Fußtritte. — Und wir leben, wie sie einst lebten, wirken, wie sie einst wirkten; wir aber veralten, wie sie, ermüden, senken uns gebeugt zur Erde hinab, aus der wir erschaffen wurden, sterben und mischen den Staub unsers verwesenden Leibes zum Staube unserer Voräitern. Und die nach uns kommen, werden erblühen wie wir, werden vergehen wie wir.

So ist des Menschen Leben auf Erden ein beständiger Wechsel der Geschlechter, ein unaufhörliches Ankommen und Hinweggehen; und wer dies unaufhörliche Erscheinen und Verschwinden lange sieht, der sieht es siebenzig und achtzig Jahre. Dann sehnt er sich zur Ruhe, zu denen hin, die vor ihm weggingen.

Das menschliche Geschlecht auf Erden ist eine einzige große Familie. Blutsverwandte sind wir uns zuletzt alle, wenn auch in noch so entfernten Graden. Deine Vorfahren sind endlich auch die meinigen; weder die Wiege noch das Grab ändert daran, noch die Hand der Vorsehung will es ändern, welche dir Reichthum zuwarf, und mir nur Dürftigkeit, welche Jenen auf einen Fürstenthron setzen, und Diesen in einer schlechten Hütte beherbergen wollte.

Wir sind Glieder einer einzigen großen Verwandtschaft; wir hatten Alle einerlei Vorwelt, einerlei Uräitern. Wir Alle sind Erben der Vergangenheit, und was die weisesten und edelsten unserer Vorfahren Großes und Gutes stiften, was sie erfanden und entdeckten, das alles ist unsere gemeinsame Erbschaft.

Wir Alle sind Brüder und Schwestern; wir sind es auch von denen, die wir nie sahen, von denen wir nie hörten. Es begegnet der Fremdling in einer Wüste dem Fremdling, und sie nahen einander und fühlen, sie sind Verwandte und Verbundene. Mögen uns Länder und Verfassungen trennen, Religionen und Sprache dem Scheine nach theilen: wir bleiben Brüder; Alle wenden wir die betenden Blicke zu dem gemeinschaftlichen Himmel, und rufen empor von der gemeinschaftlichen Erde: Unser Vater, der Du bist im Himmel!

Sind wir nun Alle Zweige eines Geschlechts, Erben der gleichen Vorwelt, Kinder des gleichen Vaters: so haben wir auch gegen einander die gleichen Verbindlichkeiten, wie Verwandte haben sollen. Der Mensch soll dem Menschen nie fremd auf Erden sein. Wir haben unsere

Bruderpflichten gegen die lebenden Mitbrüder; wir haben die Pflichten der Fürsorge gegen die nachkommenden Geschlechter, die auf unsere Erbschaft, auf unsere Sorgfalt um sie Anspruch zu machen haben. Wir haben auch noch unsere Verbindlichkeit gegen die vor uns Dagewesenen, deren Asche schon längst verwittert ist.

Der Christ auf Erden lebt nicht, wie das Thier, welches vergänglich ist, bloß für das Vergängliche, für den flüchtigen Augenblick der Gegenwart; der Christ, im Bewußtsein seiner Ewigkeit, lebt als Christ für das Ewige. Und je losgebundener der Christ von dem Irdischen sein kann, das heißt, je mehr er Geist ist, je weniger er dem Einflusse seiner irdischen oder thierischen Natur unterworfen ist, um so ähnlicher wird er der Gottheit, bei welcher kein Heut und Gestern, kein Wechsel der Tage, keine Vergangenheit und Zukunft statt findet, sondern die nur im Ewigen, in unbeschränkter Zeit ist. — So ist auch für den Geist des Christen gleichsam kein Unterschied der Zeiten. Die Vergangenheit, wie die Zukunft, sind für ihn weder vergangen noch künftig, sondern machen seine gegenwärtige Zeit aus. Für ihn sind die Todten noch nicht todt, sondern er lebt als Christ unter ihnen, mit ihnen, für sie. Für ihn sind die kommenden Geschlechter, als wären sie schon zugegen. Er denkt an sie, er sorgt für sie, er macht ihnen seinen Lebenswandel zum Beispiel, und vernimmt ihre Klage, ihre Wünsche.

Wahrlich, der Gedanke solcher Ewigkeit, solchen ewigen Einsseins der vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Menschheit, ist ein erhabener, beseligender Gedanke. Es spricht uns etwas Göttliches aus ihm an, erhöht uns über das Irdische zur Gottheit.

Wie wohlthuend wird uns die Vorstellung, daß mit zärtlicher Sorgfalt, mit schweren Aufopferungen die größten und weisesten Menschen der Vorwelt für uns bemüht waren, unsers Glücks und Wohlseins schon eingedenk waren, noch ehe wir geboren wurden! — waren diese Edeln, die für das Heil der Nachwelt litten, kämpften, starben, nicht unsere Väter? — — Wie wohlthuend wird für uns die Vorstellung, daß auch wir, wenn Erde einst unsern Staub bedeckt, von unsern Nachkommen lange nicht vergessen sind; daß wir in ihrem Andenken fortleben; daß Alles, was unsere Hand für sie baute und pflanzte, von ihnen geehrt und geschont wird; daß sie unsere Anordnungen erfüllen, die wir ihnen hinterliessen, und daß unser Wille noch in der Welt fortwirkt, wenn schon unser Geist diese Erdenwelt hinter sich gelassen hat!

Ja, das liebende Herz des Christen, welches der allliebenden Gottheit nachahmt, es kennt keine Todten! Wie Jesus noch zwischen Elias und Moses in hoher Verklärung schwebte, so der Christ, durch seine Religion veredelt und verklärt, unter den Geliebten und Frommen der Vorwelt. Für ihn leben noch die Verstorbenen. Ihm tönen gleichsam ihre Stimmen noch in das geistige Ohr. Er hat und ehrt seine Pflichten gegen die Todten, als wandelten sie noch in irdischer Gesundheit um ihn, oder als schwebten ihre Geister unsichtbar um sein Thun.

Ja, ihr ehrwürdigen Todten, meine Lieblinge der verschwundenen Vorwelt, euch sei diese Stunde der Andacht heilig. Euer will mein Herz gedenken. Ach, ihr Geliebten, deren Gräber nun schon frühes Moos deckt, ihr seid mir nahe! Ich habe doch euch noch nicht vergessen. Vielleicht, o vielleicht gedenket ihr auch meiner. In eurer Seligkeit, in euern himmlischen Verhältnissen bin ich euch noch nicht gleichgültig geworden. Einer ewigen Liebe Band bindet die Herzen der Vorwelt und Nachwelt innig zusammen, und knüpft unauflöslich die Erde an den Himmel, das irdische Dasein an die Geisterwelt.

Ehrwürdige Todten der Vorwelt, ihr, die nie mein Auge sah, ihr, deren Segnungen noch die jetzt lebenden Geschlechter empfinden, ihr seid auch mir, ich bin euch verwandt! — Es ist keiner Vergangenheit Abgrund zwischen mir und euch. Ihr liebtet den noch nicht Gebornen, und handeltet und littet für sein Bestes; ich liebe den vor Jahrtausenden Gewesenen, und feiere sein Andenken, preise seine Tugend, nenne seinen Namen. Die Liebe zieht wieder zusammen, was die Zeit trennte, und vereinigt die vergangenen und künftigen Geister.

Auch den Todten also bin ich, als Christ, den Zoll meiner Pflichten schuldig. Meine Verbindlichkeiten gegen einen Verstorbenen senkt man nicht zugleich mit seiner Asche ins Grab. Ich will mich also dieser Pflichten erinnern; ich will ihr Andenken in meinem Gedächtnisse erneuern, damit ich niemals, auch nicht aus Uebereilung und Leichtsinn, gegen sie sündigen möge.

Gönne dem Todten ein anständiges Begräbniß. Alle Völker, auch die wildesten, haben dieses gethan. Ein anständiges Begräbniß! also ein solches, welches wenigstens den guten Ruf des Verstorbenen unter den Lebenden nicht befleckt. Gegen die Todten soll man keine Feindschaft, keine Verachtung fortpflanzen. Ein anständiges Begräbniß! — Freilich, Staub ist Staub, und dem Staube ist's einerlei, mit welchem Fleck der Erde er sich vermische. Aber in so fern Begräbnißart Einfluß auf den Namen und das Andenken des Verstorbenen hat, soll man wegen derselben nicht gleichgültig sein. — Es wird aber darum nicht gesagt, daß man Abgötterei, Prunk und Gepränge mit der Asche der Todten treiben solle; — dieses ist Thorheit, wodurch der Geist des Lebenden sich entehrt. Staub ist Staub, und er empfindet von deiner Hochachtung nichts. Auch wird damit nicht gesagt, daß man die Leichname in der Nähe solcher Orte begraben solle, welche gleichsam durch die Andacht der Lebenden geheiligter sind, als andere Stellen. Ob der Staub des Todten neben, oder in einer Kirche, oder unter dem Schatten eines Baumes im fernern Begräbnißplatze ruhe, dies ist dem Staube einerlei. Auch Jesu Leichnam ward in keine heilige Erde gesenkt, sondern nur in einen Garten. (Ev. Joh. 19, 41.) Die Erde ist des Herrn, und jeder Leichnam schläft süß dem Tage des Herrn entgegen. Der Richter der Welt unterscheidet nicht den Frommen von den Sündern nach ihren Begräbnißplätzen, und nach der Eitelkeit der Sterblichen, ob diese in Kirchen, ob jene auf Schlachtfeldern begraben wurden. Vielmehr ist es Pflicht gegen die Lebenden, daß man allen Aberglauben von den Begräbnißorten entferne, und die schädlich ausdünstenden Leichname nie in der Nähe solcher Stätten beerdige, wo sich zum Gottesdienst zahlreiche, oft kränkliche Menschen versammeln, denen die durch Ausdünstung der Gräber ungesund gewordene Luft schaden könne.

Ein anständiges Begräbniß gönne man also dem Todten, ein Grab, dessen Platz dem Andenken des Verstorbenen nicht ein böser Ruf werde unter den Lebendigen! — Gönne dies Grab auch dem Fremdling deines Wohnortes, und treibe im ernsten Angesicht des Todes deine kindische Eitelkeit nicht weiter. Der Tod gleicht den Einheimischen mit dem Fremdlinge, den Reichen mit den Armen aus.

Es ist Spottes würdige Thorheit, den Unterschied des Ranges noch in der Gruft der Verwesung und des Moders zu suchen. Nach Jahrtausenden ist dein Staub, o thörichter Hochmuth, durch alle Winde verweht mit dem Staube fremder Nationen. Nach Jahrtausenden ist vielleicht die letzte Spur der blühenden Stadt oder des Dorfes verschwunden, in welchem du heute wohnst, und an der Stätte der Todtenruhe, wo die Leichname deiner Vorältern begraben waren, wo dein und deiner Kinder Leichnam verscharrt wird, geht der Pflug durch die Erdschollen.

Auch dem Genossen einer fremden Religion gönne, wenn er in deiner Nähe stirbt, das anständige Begräbniß. Nicht sein Leichnam war eines andern Glaubens, als du, sondern sein Geist. Warum trennest du seinen Staub vom Staube anderer Todten? Warum schämest du dich, sein Bruder zu sein, und deinen Staub in seiner Nähe schlummern zu lassen? Gott schämte sich nie, sein Vater zu heißen! Gott wird ihn einst wie dich erwecken! — Mensch, warum richtest du über den Glauben der Todten, den Gott nur richten kann? — — Jede Religion, in welcher die Völker sich als Kinder zu dem gemeinsamen Vater im Himmel wenden, ist ehrwürdig. Das anständige Grab, welches du dem Genossen einer fremden Religion verweigerst, zeugt wider die Wahrheit und Güte deiner Religion. Denn deine Religion will dich hartherzig gegen Andere machen, will Tausende von der Gnade und Liebe des alliebenden Vaters ausschliessen — du schämst dich des Bruders, den Gott sich nicht als Kind zu lieben schämte.

Auch — denn o Mensch, nicht du bist, sondern Gott, der Ewige, der Allseher, ist der Todtenrichter! — auch dem unglücklichen Selbstmörder verweigere nicht die anständige Ruhestätte. Verewige nicht das Andenken seines Fehltrittes, seines unglücklichen, übereilten, allzuraschvollzogenen Entschlusses, unter den Lebenden; verewige nicht durch deine thörichte Grausamkeit, die du an dem unempfindlichen Staube üben willst, das Andenken einer That, die nur die Frucht eines verzweiflungsvollen Augenblicks, einer Verwirrung und Verdunkelung des Geistes war, die Wirkung eines kranken Gemüthes oder kranken Körpers. Daß du den Leichnam des Beklagenswürdigen entehren möchtest, entehrt nicht den seelenlosen Staub, sondern dein Herz, welches empfindungsvoll für die übrig gebliebenen Verwandten des Erblaßten schlagen sollte. Nicht den Staub des Unglücklichen überhäufst du mit Schmach, sondern dich, der du lieblos die Wunden vergrößerst, die solch ein Tod den Freunden des Verstorbenen schlug. — Dein Gericht, irdischer Todtenrichter, bessert den Staub nicht, den du beschimpfen möchtest, und schreckt nicht durch Schande die Lebenden vor ähnlichem Tode zurück. Denn wessen Gemüth einmal so verfinstert ist, daß er den Tod nicht flieht, und ihn zu suchen nicht mehr fürchtet, der spottet der Schande, die du ihm über dem Grabe zuzufügen meinst. — Beklage den Unglücklichen, und überlaß Gott das Gericht!

Von den Todten lasset uns nichts Uebels reden. Ehret vielmehr ihr Andenken. Vergesset, was sie fehlten, denn auch ihr seid fehlervoll; aber gedenket ihrer Tugenden. — Schimpflich ists, wenn Lästerzungen die Fehler lebender Menschen ausspüren; schimpflich, wenn Menschen sich vergnügen können, hinter dem Rücken des Lebenden Böses zu reden, ihre Schwächen zu vergrößern, ihr Gutes zu verkleinern — aber unendlich schimpflicher ist es, wenn die Lästersucht erst über den Gräbern erwacht, und diejenigen verfolgt, welche sich nicht mehr vertheidigen können. Da paaren sich Grausamkeit und Feigheit, Hartherzigkeit und Selbstschändung.

Ehret das Andenken der Todten, und vergesset nie, diejenigen zu lieben, welche eurer Seele theuer waren, da sie noch mit euch lebten. Ein liebevolles Andenken geliebter Verstorbenen, ohne alle Empfindelei, ehrt unser eigenes Herz. Es zeuget von unserer Treue, die selbst im Tode nicht bricht. Es zeugt für die Festigkeit unserer Denkart, die durch nichts erschüttert werden mag. Ja, wir wollen sie unserm Herzen theuer erhalten, die wir, so lange sie lebten, geliebt haben. Wir wollen ihr Andenken dadurch ehren, daß wir ihrer würdig leben. Und wenn in einer Stunde der Versuchung unsere Leidenschaften erwachen, wenn wir im Begriff sind, unsere Tugenden zu verlieren und uns selbst zu vergessen — dann erscheine uns das Bildniß der geliebten Verstorbenen, und mahne uns, wie ein warnender Engel, an unsere Pflicht; wir wollen nie das Andenken der theuern Todten durch einen Schandfleck unsers Lebens entweihen. Ach, jede Sünde, welche wir begehen, entfernt uns von den Geliebten, die jetzt in Verklärung wohnen. Könnten Engel weinen, sie würden über unsere Fehltritte weinen.

Ehret das Andenken der Todten, auch derer, die wir nicht selbst kannten; ehret die Wohlthäter der Menschheit, auch wenn sie Jahrtausende vor uns gelebt hätten! Wohlthäter der Menschheit sind auch unsere Wohlthäter gewesen; ihr Name verdient ewig im Munde der Sterblichen zu tönen. So bezeichnet das gefühlvolle Herz die reinste Dankbarkeit; so wird die Welt zur Nachahmung großer, edler, bewundernswürdiger Thaten begeistert; so wird aus dem gesammten Menschengeschlecht nur eine große zusammenhängende Familie. Die Weisen und Vaterlandshelden, die Frommen und Heiligen der Vorwelt — welcher Nation sie auch angehörten — sie sind die Zierde, der Stolz der ganzen Menschheit. Wir sind ihnen Blutsverwandte. Lasset uns sie ehren, indem wir mit gewissenhafter Treue ihren letzten Willen vollziehen, ihre Vermächtnisse erfüllen, und die frommen Stiftungen aufrecht halten zu wohlthätigen Zwecken, denen sie einst von den Verstorbenen geweiht wurden. — Diese Pflicht gegen die Todten ist eine der uns heiligen. Nur mit den Glauben an unsere Treue starben sie: wollen wir dieses Glaubens spotten? Sollten wir mit ruchloser Hand das Werk derer zerstören, die es zum Nutzen und Wohl der Nachkommen mit sterbender Hand bauten? — Ist es erst dahin gediehen, daß wir den letzten Willen der Verstorbenen verachten, dann sind Treue und Glauben für immer aus der Welt gewichen; und Vater und Mutter müssen auf dem Todtenbette mit Unwillen von den Kindern hinwegschauen, die ihnen nach dem letzten Athemzuge den frommen Gehorsam aufkünden. — Nicht ohne gerechten Kummer würden wir auf Pflicht und Treue unserer Nachwelt Verzicht thun müssen. Keine milden Stiftungen würden mehr durch die Hand der Sterblichen begründet oder begabt werden, wenn sie schlechte Anwendung und Vergeudung der zu heiligen Zwecken geweihten Summen voraussähen. Ehret den letzten Willen der Todten, ihr stärket den Glauben der Lebendigen an die Tugend und Treue der Nachwelt!

Wie einst Deine Jünger, o mein Jesus, getreu Deinen letzten Willen vollzogen, und Alles verliessen, Alles

aufopferten, um Dir die süßen Pflichten der Liebe und Ehrfurcht zu erzeigen; wie sie, auf dein letztes Gebot hin, sich selbst vom Vaterlande, von allen ihren Geliebten trennten, um hinzugehen in alle Welt, und den Völkern Deinen Namen zu predigen: so sei auch mir der Wille frommer Sterbender heilig. Und wie sie mit banger Sehnsucht und doch voll himmlischer Geduld durch ihren ganzen gefahrvollen Lebenslauf nur zu Dir emporblickten, nur Dich im Herzen behielten: so will auch ich die Erinnerung an meine Geliebten, die längst in seligere Wohnungen hinübergingen, im reinen frommen Gemüth bewahren. Ich will leben, als wären sie noch neben mir.

Und wenn es euch gestattet ist, verklärte Geister, auf mich, euern ehemaligen Liebling, herabzusehen; wenn es euch gestattet ist, mich noch umschweben zu können, während ich hienieden allein noch walle, o so soll mein Wandel euch nie betrüben. Mein Leben soll euch ehren. Nur auf der Bahn der Tugend finde ich euch wieder; nur sie führt zur Vereinigung mit euch; nur sie zu Gott.

Und die Thränen der Wehmuth und Sehnsucht, welche mein Auge in der Einsamkeit um euch weint, sind ein heißes Gelübde, das Gott nur, der Allgegenwärtige, sieht; ich will euch angehören, so lange ich athme, ich will euch angehören wieder in der Ewigkeit.

199.

Der letzte Wille.

2 Kor. 9, 6. 7.

O wie lohnt's mit Gottesfreuden,
Der Verlaßnen Helfer sein,
Selbst wenn wir vom Leben scheiden,
Noch ihr Leben zu erfreu'n!
Drüben wird's den Geist noch laben,
Brüder hier erquickt zu haben.

Eile, deine Schuld zu zahlen,
Mensch, dein Herz gebeut es laut!
Was hast du von Grabesmalen,
Die die Eitelkeit dir baut?
Schöner sei, als Marmorsteine,
Dank dir, den die Armuth weine!

Die Tage, in welchen wir das Abnehmen unserer Gesundheit, oder schon die wirkliche Krankheit fühlen, welche dem irdischen Dasein vielleicht ein Ende zu machen bestimmt ist; desgleichen die Tage höhern Alters, in denen wir, auch bei allem äusserlichen und scheinbaren Wohlbefinden, auf keine große Reihe von Jahren mehr Rechnung machen dürfen, sind Mahnungen der Vorsehung an unser Gemüth, sich auf Grab und Ewigkeit, auf Verantwortung und Gericht gefaßt zu machen. Kein Sterblicher thut diesen Schritt mit Leichtsinn, so lange er zum Ueberlegen Kraft hat, und nicht von Verzweiflung betäubt oder von körperlichen Leiden zu sehr überwältigt und zerstreut ist.

Dann richtet sich das Auge des Geistes hin auf das, was kommen soll, und eben dieser Blick auf die verhängnißvolle Zukunft nöthigt ihn wieder auf das durchlebte Vergangene zu sehen. Er möchte aus diesem wenigstens errathen, welches Loos seiner Seele dort bevorsteht. Der seiner Scheidestunde nahe Mensch kann sich nicht verhehlen, daß sein Geist, so erhaben oder so niedrig derselbe hier im Leben war, es auch dort sein müsse; daß er hier nothwendig das Loos seiner Ewigkeit schon gezogen habe. Die Religion und ihre Offenbarung sagt es; und wenn er wirklich aus irrigen Vorstellungen oder aus Vornehmthuerei wenig von Religion und Offenbarung wußte oder wissen wollte, so sagte es ihm seine eigene Vernunft. — Ist aber die Ewigkeit nothwendig Richterin und Vergelterin dessen, was wir auf Erden waren und thaten, so wird die Frage bedeutend: Was hat sie zu vergelten an uns? Denn was der Mensch säet, das wird er ärnten, spricht Jesus Christus.

Unser Zweck auf Erden sollte sein eine fortwährende Veredlung und Erhöhung des unsterblichen Geistes, und dieses Gottähnlichwerden sollte sich offenbaren in Beglückung der Menschen. — Wie viel haben wir durch Rath und That, durch eigene Arbeit und eigene Aufopferung, durch Sanftmuth, Versöhnlichkeit, Liebe und gemeinnützigen Sinn beglückt? — Und wenn uns auch auf Erden vieles Gute, das wir stiften wollten, nicht allezeit gelang: haben wir den redlichen, reinen Willen wirklich dazu gehabt? Haben wir alle Schritte dazu gethan, wie wir hätten thun müssen, wenn es uns ganz Ernst gewesen wäre?

Doch Reue ist dann wohl vergebens. Das Vergangene kehrt nicht wieder um. Es bleibt uns für die noch vorhandenen Augenblicke unsers Daseins nichts mehr übrig, als zu überlegen: Was kann noch jetzt von uns Gutes gethan werden? Wie können wir unser Leben wenigstens auf die würdigste Weise beschliessen? — Wie können wir in dem kurzen übrigen Zeitraum noch so handeln, daß zwischen dieser und jener Welt für uns ein vortheilhafter Zusammenhang entstehe?

Zu großen verwickelten Unternehmungen, zur Erfüllung vielleicht manches alten, nützlichen Wunsches, bleiben weder Kräfte noch Zeit genug übrig. Die warnende Stimme ruft: Bestelle dein Haus! Es ist dem Kranken noch vergönnt, ehe es zu spät ist, seinen letzten Willen zu äussern, wodurch er über das verfügt, was er als Eigenthum besaß, und wie es damit nach seinem Absterben gehalten werden solle.

Der letzte Wille! — Schon das bloße Wort erinnert an die Wichtigkeit der Sache. Soll auch das Letzte etwas sein, was an Alltäglichkeit oder wohl gar an Leidenschaftlichkeit dem ähnlich ist, was wir selbst wohl immer thaten? Wollen wir nicht noch unsern letzten Willen zum wohlthätigsten und schönsten Willen machen? — Wir nehmen nichts mit aus der Welt. Nackt, wie wir eintraten, treten wir wieder aus dem Leben. Wir haben über unser Gut zu verfügen; — was wir sonst nicht immer mit Weisheit, Demuth und Menschenliebe gebraucht, sondern mehr für unsere eigene Bequemlichkeit und Eitelkeit angewandt haben: sollten wir in unserm letzten Willen nicht endlich einmal damit edelherzig verfahren?

Wohlthätigkeit muß auch den letzten Willen des Christen bezeichnen. Er gibt ja nur hinweg, was er selbst nicht behalten darf. So streue er den Segen aus über eine Welt, die er verlassen muß; er streue ihn mit Freudigkeit und dem Willen aus, andere Menschen wahrhaft mit dem zu beglücken, was ihm selbst nicht mehr nach dem Tode nützen kann. Wer da kärglich säet, sagt die heilige Schrift, der wird auch kärglich ärnten; und wer da säet im Segen, der wird auch ärnten im Segen. Ein jeglicher nach seiner Willkür; nicht

mit Unwillen oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. (2 Kor. 9, 6. 7.)

Es war eine edle Sitte unserer Vorfahren, daß sie gern in ihren Vermächtnissen für Kirchen, Schulen, Armenanstalten und andere milde Stiftungen, sobald sie es irgend vermochten, beträchtliche Summen aussetzten. Gar viele dieser Stiftungen bestehen noch heutiges Tages segensvoll fort, und sind eine fortdauernde Wohlthat für Unzählige, die nach und nach daran Theil nehmen. Die Edeln der Vorwelt haben noch nicht aufgehört unter uns zu leben; ihre Hand wirkt noch immer gemeinnützig auf unsere Zeiten fort.

Aber wie selten sind heutiges Tages Vermächtnisse und Stiftungen solcher Art! Es fehlt wohl nicht an Geld; denn zum Besuch der Schauspiele, Bälle und anderer Belustigungsörter, zu großen Schmausereien, oder Anschaffung zierlicher Geräthe, Wohnungen, kostbarer Kleider, ist überall Vorrath. Es herrscht heute noch so viel und vielleicht mehr Reichthum, als ehemals. Es fehlt auch wohl nicht an Gelegenheiten zu milden Stiftungen. Denn sind gleich fast überall die Kirchen vom Staate oder durch frühere Vermächtnisse zu ihrem Zwecke hinlänglich versorgt; sind die Armen- und Krankenhäuser gleich meistens reichlich genug ausgestattet: o, wie viel bleibt selbst an solchen Orten zu thun übrig, wo alle solche Anstalten im vortrefflichsten Stande sind! — Nein, es fehlt nicht an Mitteln, nicht an Gelegenheiten zum Guten, sondern am hochherzigen, christlich-schönen Willen dazu.

Allerdings muß unser letzter Wille zuerst auf diejenigen Bedacht nehmen, welche uns durch die Bande des Bluts am nächsten stehen. Es ist Pflicht, unsere Gattin und Kinder, unsere leiblichen Brüder und Schwestern zu versorgen, daß sie nicht Noth leiden. Gott verknüpfte uns unmittelbar mit ihnen. Wir dürfen in Rücksicht ihrer keine leidenschaftlichen Parteilichkeiten ausüben; wir müssen die am liebsten bedenken, welche des Beistandes und der Unterstützung zu ihrem Fortkommen am meisten bedürfen. Es wäre Ungerechtigkeit, ihnen das Nöthigste zu entziehen, um es Fremden hinzugeben. Doch haben wir die Ueberzeugung, daß sie hinlänglich versorgt sind; daß sie wohl, ohne deswegen sehr zu leiden, einen größern oder geringern Theil unserer Hinterlassenschaft entbehren können; daß sie ihn wohl mehr zum eigenen Wohlleben, als zur wohlthuenden Hilfe Anderer anwenden dürften: dann ist es unsere Sache, Besseres zu verfügen, und mit unserm Vermögen diejenigen zu beglücken, welche dessen am meisten bedürftig sein können.

Es kommt, wie bei allen unsern Handlungen, auch hier weniger darauf an, *ob wir zu wohlthätigen Zwecken große oder kleine Summen auszusetzen haben*. Nicht was und wie viel der Mensch gibt, sondern wie und in welcher Absicht er seine Gabe bringt, macht den größern oder geringern Werth derselben aus. Wer reich ist, gebe als Reicher; wessen Kräfte schwächer sind, leiste nach seinen Kräften. Wie theuer und werth wurde im Evangelium nicht das Scherflein der Wittwe geachtet! Wer da säet im Segen, mit der Absicht, noch in seinem letzten Willen einen gottgefälligen Willen zu zeigen, der wird auch ärnten im Segen.

Noch weniger muß uns bei Errichtung eines Vermächtnisses zum Besten hilfsbedürftiger Personen oder gemeinnütziger Anstalten die Bedenklichkeit an Ausübung der gottgefälligen That hindern: ob das, was wir aus unserer Hinterlassenschaft dazu verwenden wollen, auch nach unserm Tode wirklich seinen wahren Zweck erreichen werde; ob es nicht über kurz oder lang anders benutzt wird, als wir es wünschen; ob nicht vielleicht wohl gar ein Mißbrauch getrieben werden könne. — Du, mein Christ, bist Gott keine Rechenschaft über den Erfolg deiner Thaten, sondern über die rechtschaffenen Zwecke und Wünsche schuldig, die du damit verknüpft hast. Denn der Wunsch und die Absicht allein gehört dir; der Erfolg steht in Gottes Willen. Und wenn du dich auch durch dergleichen Bedenklichkeiten an der Ausführung eines guten Werks hindern lassen wolltest: wärst du dann gesicherter, daß die, welchen dein hinterlassenes Vermögen nach Landesrechten zufällt, davon bessern Gebrauch machen, als du im Willen hast? — Werden sie die Hilfsbedürftigen reichlicher bedenken, als du, der nach dem Tode nichts mehr vonnöthen hat, während die Lebenden auch an sich und die Ihrigen sorgsam denken wollen?

Doch ist gewiß, daß auch bei *Verfügungen über unsere Hinterlassenschaft kluge Erwägung der Umstände statt finden müsse*. Geben, und in guter Absicht geben, ist an sich eine leichte Sache, besonders wenn man das weggibt, was wir ohnehin nicht länger behalten können. Aber mit Weisheit geben, ist schwieriger. Darum sollen wir die Verfügung über unser Vermögen zur rechten Zeit treffen, da wir noch bei vollen Kräften des Geistes und bei hinlänglicher Kenntniß dessen sind, was uns zu einer segensvollen Bestimmung von einem Theil unsers Vermögens lenken sollen. Es ist wohlgethan, schon in gesunden Tagen daran zu denken, und die Arbeit gethan zu haben, ehe uns ein plötzlicher Tod oder eine Krankheit mit ihren Beschwerlichkeiten hindert. Die Vorausbeschliessung des letzten Willens beschleunigt keineswegs das Lebensende; warum also sie vermeiden? Was wir auf den Fall unsers Todes anordnen, raubt uns, so lange wir leben, nicht die Fähigkeit, etwas Anderes anzuordnen, wenn wir es uns oder Andern nöthig finden. Warum also eine nützliche Handlung von Tag zu Tag verschieben, da Niemand weiß, wie lange er zu leben hat, und welche uns ganz unschädlich ist, so lange wir noch leben? Mancher Sterbende bereute wohl schon seine Saumseligkeit zu spät, und hätte noch verfügen mögen, da seine Hand zu schwach, seine Zunge zu gelähmt war, den letzten Wunsch auszudrücken!

Es muß bei Entscheidung über Vertheilung unsers Vermögens uns kein abergläubiges Vorurtheil oder ein irriges Frommthun leiten, indem wir zum Beispiel wähnen, was wir einem Kloster, oder einer Kirche, oder einem Armenhause, oder einer andern Gottesanstalt widmen, sei Gott unmittelbar dargereicht. Wir müssen nicht glauben, daß gewisse dafür erkaufte und gleichsam bezahlte Gebete uns einen höhern Grad von Seligkeit in jenem Leben erwerben können. Jesus Christus versicherte dies niemals; er forderte auch niemals dazu auf, wohl aber, daß wir dem helfen sollen, der am meisten der Hilfe von Andern benöthigt ist. Was ihr, sprach er, einem von den geringsten von euern Brüdern thut, das habt ihr mir gethan.

Der Reiche und in einem gewissen Wohlstand Befindliche soll also, wenn er mit seinem Vermögen auch nach dem Tode wohlthätig werden will, zunächst für die Aermern im Volk sorgen, die sich sonst keiner kräftigen Unterstützung erfreuen können. Für Bettler, die meistens

ohne Scham Andern zur Last fallen, ist schon aller Orten gesorgt. Gebt ihnen, so viel ihr wollt, sie werden ihre Armuth als einen Beruf ansehen, und ihre zerrissenen Kleider als ein Werkzeug, womit sie sich Lebensunterhalt verdienen. Aber verhütet, daß Familien rechtschaffener Personen, die in ihren Glücksumständen zurückgekommen sind, nicht wirkliche Bettler werden, und endlich alle Scham verläugnen müssen. Wendet einem braven Hausvater, dem es Mühe kostet, die Seinigen zu ernähren, eine Summe zu, durch die er in Stand gesetzt wird, seine Schulden zu tilgen, oder sein Gewerb zu erweitern. Helfet Andern zu Arbeitsstoff und dem nöthigen Werkgeräth. Bringet verlassenen Söhnen und Töchtern eine Hilfe, daß sie irgend etwas Nützliches erlernen, womit sie ihren Unterhalt verdienen können. O wie viele Gelegenheiten habet ihr, durch einen größern oder geringern Theil eures Vermögens lange nach euerm Tode noch beglückte Menschen zu machen! Vergesset nicht, daß ihr einen ansehnlichen Theil eures Wohlstandes doch auch der ärmern Volksklasse verdanket. Durch sie empfanget ihr die euch nützlichsten Arbeiten aller Art; von ihr bezoget ihr, o ihr Reichen, den Zins euerer Kapitalien; durch ihre Steuern und Abgaben, die sie, oft mit Seufzen, dem Staat entrichten mußten, genosset ihr, o ihr Beamten, zum Theil die Besoldungen, von denen ihr bequem gelebt habet. Euer Vermächtniß an die Armen ist gewissermaßen nur Rückgabe von dem, was aus ihrer Hand an euch gekommen ist.

Inzwischen wird darum nicht gesagt, daß nicht Vermächtnisse zu milden Stiftungen oft noch weit zweckmäßiger sind, als Gaben an einzelne Haushaltungen. Jede gemeinnützige Anstalt ist eine öffentliche Sorgfalt für Hilfsbedürftige, und wir können über die zweckmäßige Anwendung unserer Gaben weit ruhiger sein, da solche die Pflicht der Vorsteher der Anstalten ist, welche von höhern Orten her bewacht werden. Das unvermuthete, reichliche Vermächtniß an eine arme Haushaltung, deren Denkart wir nicht ganz genau kennen, kann zuweilen, wider unsere beste Absicht, mehr Uebels als Gutes stiften, und zu leichtsinnigen, übereilten Dingen verführen. Es fehlt leider daran nicht an Erfahrung. Hingegen ist das, was wir zur Verbesserung einer wohlthätigen Armen- und Kranken-, Erziehungs- oder Lehranstalt aussetzen, oder zur Unterstützung einer Versorgungsanstalt für betagte Personen, die nicht mehr arbeiten können, oder für Taubstumme und Blindgeborne ohne Vermögen, immerdar und auf bleibende Weise gut angelegt. Wir können mit der Ueberzeugung aus der Welt gehen, daß unser Vermächtniß auf jeden Fall den von uns beabsichtigten Zweck nicht gänzlich verfehlen könne, und manchen Leidenden zu statten kommen werde.

Doch denen, welche durch Gott's Gnade eines ansehnlichen Vermögens theilhaftig geworden sind, fehlt es weniger an Gelegenheiten, davon auch nach dem Tode Andere zu beglücken, als an dem erforderlichen tugendhaften Sinn dafür, und an dem lebendigen Gefühl ihrer Christenpflicht. Mit Gebeten, Fürbitten, Seelenmessen, glauben sie es abthun zu können; oder vielleicht, wenn sie etwa hoffen, das Grab begrabe Alles — Alles! — Aberglaube und Unglaube, so weit auch die Geistieskrankheiten in ihren Aeusserungen von einander weichen, führen immer zu einerlei Ziel. Es gibt vielerlei Krankheiten, vielerlei Irrthümer, doch nur eine Gesundheit, nur einerlei Wahrheit.

Wer da säet im Segen, der wird ärnten im Segen! Der Christ kann seine Laufbahn nicht edler schliessen, als daß er seinen letzten Willen durch eine schöne That adelt, die vor Gott gilt. Hast du bisher mehr für deinen Eigennutz und dein Vergnügen gelebt, so fange am Ende deines Lebens auch an, für das Glück Anderer zu athmen. Das Gute geschieht niemals zu spät; das Schlechte aber immer zu früh!

Laß Andere über ihre Gräber Denkmäler von Erz und Marmor mit Goldschrift bauen! Die Thoren; sie leben für den Staub; laß ihnen den traurigen Triumph der Eitelkeit — den Staub! Wer sieht nach wenigen Jahren noch auf das übertünchte Grab, unter welchem Moder und Unflath ruht? Es wird verstäuben. Stifte du lieber ein Denkmal, o Geist des Christen, im Gebiete der Geister, im Gemüth der Dankbarkeit, in dem Beifall deines himmlischen Vaters. Ende auf Erden mit einer That, würdig frommer Geister, und beginne drüben mit dem Glück derselben.

Wohlthätigkeit nach dem Tode ist eine Verklärung unsers Namens bei der spätern Welt; ein Segen für unsere Kinder und Kindeskinder. Was auch diesen noch begegnen mag, wenn wir längst nicht mehr sind, die Erinnerung künftiger Geschlechter an das Gute, welches wir noch mit dem letzten Hauche gestiftet haben, wird ihnen zur Empfehlung, zum Schutz dienen, und ihnen unerwartete Freundschaften unter den Rechtschaffenen erwerben. Wer da säet im Segen, ärntet im Segen.

Allein nicht bloß aus dieser Rücksicht entschliesse dich, etwas zu thun, wodurch du nach deinem Tode wohlthätig fortwirkst. — Zwar ist sie der zärtlichen Liebe für deine Hinterlassenen anständig, und darum, obwohl sie nicht aus reinster Christentugend stammt, verzeihlich; doch lebst und handelst du im höhern Sinn, im Geiste Jesu, wenn du, unbekümmert um alles Irdische, das Göttliche und Gute nur um Gottes und des Guten willen allein thust. Du denkst vielleicht bei dir: das ist doch zu viel von mir begehrt! — O, was du jetzt nicht ganz verstehen willst, deine Todesstunde wird dir es offenbaren. Dann kommt ein Augenblick, wo du mit Gott und Ewigkeit ernster, als mit deinen liebsten Hinterlassenen, beschäftigt sein wirst; dann ein Augenblick, wo du himmlische Beruhigung in dem Gedanken finden wirst: wenn ich nun vor Gott stehe, o die dankbaren Gebete, o die segnenden Freudenthränen durch mich noch nach meinem Tode beglückter Menschen werden mich dort begleiten! Auch darin ist Segen, und überschwenglich viel in dem, daß Viele Gott danken für diesen unsern treuen Dienst. (2 Kor. 9, 12.)

Wer da säet im Segen, der wird ärnten im Segen, hier und dort! Auch dort, in den heiligen Gefilden, dort, für die ich hienieden lebe und sterbe, für die mein Jesus mich im Heiligthum seiner Offenbarung und Lehre vorbereitet hat; denen ich geweiht war von Dir, mein Gott, mein Schöpfer, ehe ich war.

Aber was habe ich hienieden schon ausgesäet, daß ich mich droben in schönern Welten, bei Gott und allen Vollendeten, der Aernte freuen könnte? Wo sind denn die durch mich beglückten Familien? Wo denn die Augen, deren Thränen ich trocknete? Wo die frommen, ohne alle Eitelkeit, ohne allen Eigennutz von Keinem gesehenen Thaten?

Allwissender Gott, ich verhülle mein Antlitz vor Dir! Ich bin nicht Deiner Treue würdig und Deiner Gnade!

Aber diese Stunde der Andacht bleibe mir gesegnet und theuer. Ihr Andenken soll einst meiner Todesstunde begegnen! Ich will im Stillen Himmelssaaten ausstreuen, bis ich nicht mehr kann — Liebe, Versöhnung, Erbarmen, Hilfe! Und einst mein letzter Athemzug, mein letzter Wille wirke noch segensvoll über mein Grab, auf die nach mir Lebenden fort! Amen.

200.

Von den Pflichten gegen die Thiere.

Spr. Sal. 12, 10.

Wenn es höhern Wesen vergönnt ist, sich, unsichtbar für uns, mit den Menschen und ihren Schicksalen zu beschäftigen, so werden sie den Menschen lieben, und seine Freude muß ihre Seligkeit vermehren. Gewiß nehmen sie Theil an unsern Leiden, an unsern Thränen, an unserer Wonne, obwohl wir viel geringer sind, als sie, und auf der himmlischen Schöpfungsleiter viel niedriger stehen, als sie. — Denn sie betrachten das ganze große All der Welt als den unermeßlichen Palast Gottes, des allgemeinen Vaters; und alles, was darin wohnt, das Erhabene und das Tiefe, ist ihnen ein Heiligthum, weil es durch denselben Spruch der Allmacht entstanden ist, durch welchen sie selbst hervorgegangen sind. Alles, Alles ist ihres Gottes Werk; und die ganze weite Schöpfung zuletzt nur eine einzige weitläufige und doch innig verbundene Familie.

Auch wir Menschen sind höhere Wesen im Vergleich mit andern Geschöpfen, die noch auf geringern Stufen der Vollkommenheit stehen. Wir sind höhere Wesen, denn wir sehen unter uns ausgebreitet das Reich von Millionen wunderbarer Pflanzen und die mannigfaltige Welt der Thiere. Aber auch sie sind Gottes Werke; sie sollen uns theuer sein, weil wir und sie den gleichen Schöpfer haben.

Ist uns nicht das Andenken lieb, das uns ein entfernter Freund von sich hinterlassen hat? — Wie sorgfältig bewahrt die zärtliche Freundschaft selbst unbedeutende Kleinigkeiten auf, die dem Geliebten gehörten, von dem wir getrennt sind! — Wie gern erinnern wir uns, beim Anblick derselben, dessen wieder, der unserm Herzen theuer ist! Wir glauben ihm näher zu sein, wenn wir Dinge sehen und berühren, die sein Auge sah, die seine Hand berührte. Unsere Sehnsucht nach ihm wird leichter, unsere Liebe wird inniger.

Wohl denn, unser himmlischer Freund, unser ewiger gütiger Vater, unser Gott, unser Alles, den wir auf Erden nicht würdig sind zu schauen, umringte uns mit der Herrlichkeit seiner Schöpfung. Wir sollen uns beim Anblick derselben seiner erinnern. Er gab uns dies Andenken, daß wir seiner nicht vergessen möchten. Was wir sehen, was unsere Hand berührt, was wir mit allen unsern Sinnen empfinden, hat er gemacht. Wir sollen es lieben und achten, wenn wir ihn lieben. Wir sollen durch den weisen Gebrauch seiner Geschenke ihn ehren. Wir sollen diese wundervolle Welt, diese Schätze der Natur nicht ansehen, ohne von neuer, inniger Sehnsucht nach ihm erfüllt zu werden: Sehnsucht nach ihm, von dem Alles kommt, und zu dem wir wieder hinübereilen.

Vor allem Andern steht dem Menschen die Thierwelt nahe. Sie ist's, die von ihm in der Kette der erschaffenen Dinge den Uebergang zu den Pflanzen und unbelebten Kreaturen macht.

Wenn schon die Thiere Wesen geringerer Art sind, haben sie doch den lebendigen Athem, wie der Mensch; haben Empfindung, Schmerz und Freude, wie er; übertreffen ihn oft in einzelnen körperlichen Eigenschaften, und nähern sich nicht selten mit ihrem Verstande dem seinigen. — Alle erkennen ihn als ihren Oberherrn, als den Gewaltigsten. Selbst die wilden Thiere der Wüste entsetzen sich vor dem Anblick des Menschen, und fliehen vor ihm. Nur in der Verzweiflung der Nothwehr oder des Hungers wagen sie einen Angriff auf ihn, und machen Gebrauch von ihrer überlegenen Stärke. Ohne diese natürliche Ehrfurcht, welche die Hand Gottes in die Brust selbst der wildesten Ungeheuer pflanzte, wäre das schwache, von Natur nackte und wehrlose Menschengeschlecht längst unter der Gewalt und Stärke der großen Raubthiere vernichtet worden.

Doch ist die Zahl solcher Geschöpfe, welche dem Menschen gefährlich werden können, unendlich klein gegen die Anzahl derjenigen Thiere, welche gleichsam nur leben, um ihm Nutzen, Bequemlichkeit und Vergnügen zu verschaffen. Sie sind auf Erden in allen irdischen Bedürfnissen sein Beistand, oft seine einzige Stütze, nicht selten seine treuesten Hausgenossen und Freunde.

Die zahmen Heerden, welche über die Felder hin irren, sie leben für dich; sie geben dir ihre Milch zum heilsamen Getränk, sie werden dir ihre Wolle, ihre Felle zur Bekleidung, ihr Fleisch zur Nahrung dargeben. — Andere helfen deine Lasten tragen, und vermehren durch ihre Kraft und Schnelligkeit deine Bequemlichkeit auf Reisen. — Andere helfen dir deinen Acker bestellen, und den nützlichen Pflug durch den verhärteten Boden ziehen, damit er für den Samen empfänglich werde. — Andere sind deine treuen Begleiter, sie bewachen deine Wohnung, deine Heerde, und sorgen für dein Vergnügen und Leben.

Es ist kein Mensch so arm, so gering, daß nicht Thiere zu seinem Trost, zu seiner Aufmunterung beitrügen. Seht den blinden Bettler, der durch die Straßen großer Städte wandert. Er ist arm, er hat keinen Freund, keinen Theilnehmer in der Noth, keinen Führer in der ewigen Finsterniß, aber sein treuer Hund verläßt ihn nicht. Dieser ist sein Führer, sein Begleiter, sein Wächter, sein Beschirmer. Dieser theilt willig alles Ungemach mit ihm; läßt sich von seinem Herrn durch keine fremden Leckerbissen, durch keine Schmeicheleien, durch keine Gewalt abwendig machen. Er folgt ihm bis zum Krankenbette. Wenn einst kein Auge weint über dem Grabe des unbekannten blinden Mannes: sein treuer Gefährte im Leben, der verlassene Hund, wird über dem Grabhügel des geliebten Herrn winseln.

Düster geht der Reisende durch die Einsamkeit der Wälder, aber fröhliche Vögel umflattern ihn, und ihr Gesang spricht wohlthätig zu seinem Herzen.

Der muntere Hahn weckt krähend den fleißigen Landmann zum frühen Tagwerk, und wie dieser heraustritt in das thauige Feld, singt schon die Lerche ihr Morgenlied durch den Himmel, und mahnt ihn zur Andacht. Und wenn er müde wird von des Tages Last und Hitze,

hört er die Biene summen ohne Unterlaß von Blume zu Blume, um Honig zu sammeln für den Winter, oder das Beispiel der fleißigen Ameisen erinnert ihn, nicht müde zu werden. Ueber ihn schweben die Vögel und bauen singend ihr Nest, oder sammeln Futter, und bringen es voll zärtlicher Liebe den Jungen. Sie wecken seine Gedanken an die Heimath, an die Gattin und Kinder, welche er durch seine Arbeit ernähren und versorgen muß. Sollte er sich von der Tugend der Thiere beschämen lassen, die ihre kleinen Pflichten zu erfüllen nicht die schwerste Mühe scheuen? — Aber endlich, wenn er sein heißes Tagewerk nun im Schweiße des Angesichts vollbracht hat, und er ausruht in der Hütte mit den lieben Seinigen, noch dann ruht nicht die ganze Thierwelt. Gleichsam seinen Fleiß zu belohnen, und ihm ein süßes Schlaflied zu singen, wacht noch im nahen Gebüsch eine Nachtigall und singt ihm ihr Abendlied.

Ja, die göttliche Schöpferhand scheint die Thiere nicht nur zu unserm Schutz, zu unserer Nahrung, Bekleidung, Bequemlichkeit und Freude bestimmt zu haben, sondern auch zu unserer Aufmunterung in unsern Pflichten, zu unsern stummen Lehrern, zu schönen, geheimnißvollen Vorbildern unsers Strebens und Thuns. Alles in der Welt steht da in Beziehung auf die Gottheit; Alles deutet auf sie hin, und wie wir uns veredeln sollen, um ihr näher zu kommen. Es ist nicht Alles todter Staub und ein irdisches niedriges Gefüge; nein, ein hoher heiliger Geist weht durch das wundervolle Weltall und spricht zu den Geistern der Sterblichen.

Wenn ich nun in den Thieren nicht nur meine Ernährer und Freunde, meine Hausgenossen und Wächter, sondern selbst in denen, welche mir keinen unmittelbaren Nutzen zu stiften scheinen, Werkzeuge Gottes erkennen muß, so habe ich sie als solche zu achten und zu ehren. Ich habe als Christ, ich habe als ein vernünftiges, höheres Wesen nicht bloß Rechte über die Thiere, sondern auch Pflichten gegen sie. Ich habe Pflichten zu beobachten gegen Alles, was Gott schuf, gegen die Mitmenschen, gegen mich selbst, aber auch gegen geringere Kreaturen.

Die Zahl dieser meiner Pflichten gegen die Thiere ist nur klein, weil meine Verhältnisse zu denselben sehr einfach sind. Aber um so geringer die Anzahl der Pflichten ist, je leichter sie mir zu erfüllen sind, um so strenger kann auch meine Beobachtung derselben gefordert werden.

Wohl haben wir das Recht, die uns schädlichen Thiere zu tödten. — Wir haben das Recht, diejenigen Thiere zu tödten, deren Theile uns entweder zur Nahrung oder zur Bekleidung oder zu andern Bedürfnissen des irdischen Lebens vonnöthen sind. — Aber wir haben kein Recht, ihren Tod durch grausame Qualen zu verbittern; — wir haben kein Recht, Thiere nur aus Muthwillen ums Leben zu bringen; — wir haben kein Recht, selbst für schädliche Thiere langsame Todesarten zu ersinnen, um uns an ihrer Todespein zu ergötzen: sondern es ist Pflicht und Menschlichkeit, den Tod des Thieres auf die kürzeste Weise zu befördern.

So wenig ein vernunftloses Geschöpf deutliches Bewußtsein vom Leben hat, eben so wenig scheint es eine klare Vorstellung von dem zu haben, was Aufhören von Leben oder Tod heißt. Es flieht nicht den Tod, sondern nur den Schmerz. Gott gab ihm zu seiner Selbsterhaltung natürliche Triebe, die es gebraucht, ohne aus Erfahrung den Nutzen und die Nothwendigkeit derselben zu wissen. Es kennt schon in der Ferne das Raubthier, das seinem Leben Gefahr droht, ohne es jemals gesehen zu haben. Es flieht von Bangigkeit befallen eine Gefahr, die es nicht näher kennt, die es noch nie an andern Seinesgleichen wahrgenommen hat, und vergißt sie, wenn sie vorübergegangen ist.

Das Lamm geht ruhig zur Schlachtbank, auf der es schon andere Lämmer sterben sah. Es fürchtet den Tod nicht, welchen es nicht kennt, sondern nur den Schmerz, welchen es empfindet, oder schon empfunden hat. — Daher ist ein plötzlicher Tod, ein schneller Uebergang vom Sein und Nichtsein für das Thier keine grausame Behandlung, kein Unglück, und der Mensch, welcher sein Dasein durch den Tod jener Kreaturen erhalten muß, begeht durch das Hinschlachten derselben nichts weniger als ein Unrecht.

Aber es verräth eine empörende Härte und Grausamkeit des Gemüths, wenn man am langsamen Morden der Thiere, an der Verlängerung ihrer Qual Vergnügen findet. Es verräth ein gefühlloses Herz, wenn man unschuldige Geschöpfe, deren Leben uns keinen Nachtheil, deren Tod uns keinen Vortheil stiftet, aus blutdürstigem Muthwillen tödtet. Auch das Thier, o Unmensch, hat Gefühl, wie du; hat einen Sinn für Schmerz und Freude, wie du; einen Trieb, das flüchtige Leben zu genieſſen, wie du! Warum vertilgst du aus Muthwillen, was Gott aus Weisheit schuf? Warum vernichtest du ein Leben, das vielleicht andern Geschöpfen nützen soll, wenn es dir auch weder Nutzen noch Schaden verschafft?

Die Pflicht, das Leben unschädlicher Thiere zu schonen, und beim Tödten derselben wenigstens die Todesqual zu verkürzen, ehrt den weisern Menschen, wenn er sie übt, und verkündet uns die Ueberlegenheit seines Geistes, das zarte Gefühl seines Herzens. Früh sollen wir schon dem Gemüthe der Jugend einprägen, daß sie lerne auch den Geringern achten, und des Wehrlosen schonen. Das Kind, welches mit mörderischer Schadenfreude den Schmerz armer Geschöpfe betrachten kann, wird bald eben so geneigt sein, zu den Thränen von Seinesgleichen zu lachen. Die zärtliche Unschuld, welche den Tod eines Vogels, eines Wurmes betrauert, wird auch bei den Leiden guter Menschen nicht ohne Theilnahme vorübergehen.

Von allen Geschöpfen aber stehen dem Menschen die Thiere seines Hauses zunächst. Sie gehören gleichsam zu seiner Familie. Er ist ihr Versorger, ihr Schutzherr. Aber dafür leben sie nur zu seinem Besten. Sie kennen ihn; sie lieben ihren Herrn, sie nähern sich ihm freundlich; sie empfangen denkbar die Gaben, welche er ihnen reicht: die Natur versagte ihnen die Sprache, aber sie geben sich ihm durch Zeichen zu verstehen, und erklären ihm ihr Vertrauen, ihre Dankbarkeit, ihre Liebe.

Pflicht ist es, für diese unmündigen, dem Menschen zum Beistand gegebenen Mitgeschöpfe zu sorgen. Lebten sie noch, wie andere ihrer Art, frei in Wildnissen; so würden sie selbst für ihre Nahrung, für ihr Obdach sorgen können. Der Mensch beraubte sie, seines Besten willen, der Freiheit, und übernahm also die Verbindlichkeit, ihnen nun das zu verschaffen, was sie sich selbst nicht erwerben und aufsuchen können.

Pflicht also ist es besonders, diese Hausthiere mit Schonung und Milde zu behandeln; Pflicht, ihnen die schickliche und nöthige Nahrung zu geben; Pflicht,

gegen die Unfreundlichkeit des Wetters in Schutz zu nehmen; Pflicht, für ihre Reinlichkeit, für ihre Gesundheit zu sorgen; Pflicht, sie nicht mit Arbeiten zu quälen, die das Maß ihrer Kräfte übersteigen.

Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes, aber das Herz der Gottlosen ist unbarmherzig, sagt Salomon in seinen Sprüchen (Kap. 12, 10), und Moses in seinen Gesetzen spricht: Wenn du deß, der dich hasset, Esel siehst unter seiner Last liegen, hüte dich, laß ihn nicht unterliegen, sondern versäume gern das Deine um seinetwillen. (2 Mos. 23, 5.)

Bei allen, selbst bei den rohesten Völkern herrschte eine rührende Theilnahme am Wohlsein ihrer Hausthiere. O wie schmerzlich ist es, wenn wir Christen sehen, die ohne Gefühl die treuen Gehilfen ihrer Arbeit, die Genossen ihres Hauses leiden lassen, und das Leiden des Thiers durch rohe Unmenschlichkeit bewirken! — wenn wir sehen, wie sie in blinder Wuth oft die schuldlosen Geschöpfe auf das härteste mißhandeln, oder die Kräfte derselben ohne Noth, oft nur aus Uebermuth, gewaltsam oder unnatürlich anstrengen!

Sorgsam auch für die armen Thiere verordnet schon das Gesetz, welches Moses vom Sinai herab seinem Volke brachte, das Gesetz, welches er von Gott empfangen hatte, Nachsicht mit ihnen: „Aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes, da sollst du kein Werk thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist.“ (2 Mos. 20, 10.)

So ehrwürdig das menschliche Mitleiden und Schonen der unter unserm Schutze lebenden Thiere ist, soll aber dasselbe nicht in thörichte Vorliebe und in eine Zuneigung ausarten, die keinem geringern Geschöpf gebührt, als wir selbst sind. — Eine allzugroße Empfindsamkeit, eine allzuzärtliche Anhänglichkeit an Lieblingsthiere, ist das Kennzeichen schwacher Gemüther, die der Menschenwürde vergessen, und die Bestimmung des Thiers verkennen.

Eben diese Menschen, welche mit kindischer Tändelei ihre schönsten Liebkosungen an unvernünftige Geschöpfe verschwenden, welche dergleichen weder verlangen noch bedürfen — eben diese Menschen sind oft gegen ihre Mitbrüder und Mitschwestern am meisten ungerecht. Während sie einem unvernünftigen Geschöpfe schmeicheln, können sie mit ihren Zungen gute Menschen verlästern; während sie ihren thierischen Liebling mit Leckerbissen sättigen, können sie gelassen zusehen, wie die weinende Armuth hungernd von ihrer Thüre gewiesen wird. — Mit dem Aufwand, welchen ihr Stolz, ihre Prachtliebe für überflüssige Thiere macht, könnten sie eine unglückliche Familie freudig machen, und Thränen der Dankbarkeit — die einzigen Juwelen, die vor Gottes Richterstuhl glänzen — und den Segen der getrösteten Unschuld erkaufen. Aber die Selbstsüchtigen sehen nur sich. Nur was ihnen zugehört, ist ihnen wichtig. Alles Uebrige gilt gleich, und Menschen und Thiere stehen in gleichem Werthe.

Diese Entartung der menschlichen Natur — ach, warum finden wir sie noch selbst unter den Christen? — Sie ist eine der Folgen, welche aus dem Mangel der Religiosität entspringen. Es ist kein Christ, der seinem Bruder den Bissen entzieht, um ihn dem Thiere zur Wollust vorzuwerfen. Es ist kein Christ, der Jesu Brüder verstößt, der sich der Menschheit schämt, um durch den Glanz und die Lust der Thiere zu prangen.

Nein, immer ist der Mensch mein Ebenbild, nicht das Thier; immer ist der Mensch mein Mitkind in Gott, mein Miterlöseter durch Jesum, mein Miterbe eines unsterblichen Heils, mein Mitwanderer zur Ewigkeit! — Immer hat er die ersten Ansprüche auf meine Achtung, auf meine Hilfe, auf meine Fürsorge, auch wenn er noch so geringer Herkunft, noch so verächtlichen Standes sein sollte. Denn was sind doch Stand, was Herkunft? Menschliche Schöpfungen, die mit diesem Leben verschwinden! Ein königliches Herz schlägt oft hienieden unter dem groben Gewande des Landmanns, und ein geringer Geist, ein niedriges Gemüth verhüllt sich oft mit Purpur und Seide am Throne. — Als Bürger ehre ich und muß ich ehren die bürgerlichen Verhältnisse und Schranken des Unterschiedes; aber als Christ gleicht mir die Religion Jesu alle Ungleichheiten aus, alle Menschen sind meine Brüder, mir alle durch Gott verwandt. Sie sind die, welche Jesus meine Nächsten nennt, und die ich lieben soll, wie mich selbst. Tief steht unter ihnen das vernunftlose Thier.

So will ich sie denn lieben wie mich selbst. Nie will ich durch kindisches, thörichtes, eitles Betragen die Würde der Menschen beflecken, indem ich in meiner Sorgfalt Menschen vernachlässige, um eines Thieres willen; nie will ich meinen unglücklichen Bruder zu der entsetzlichen Empfindung bringen, da er lieber mein Thier, als mein Untergebener, als ein Hilfeflehender bei mir sei.

Aber auch eingedenk will ich sein der Barmherzigkeit und Güte, welche mir das göttliche Wort selbst gegen die Thiere empfiehlt; auch sie, o allmächtiger, allweiser Vater, sind Deine Geschöpfe! — Auch ihr Stöhnen vernimmst Du, auch ihr Leiden siehst Du. Nichts hast Du in Deiner großen Schöpfung hervorgebracht, das Du dann verstoßen und vergessen wolltest. Kein Sperling fällt ohne Deinen Willen zur Erde. Ich werde Rechenschaft geben müssen einst auch von meinem Betragen gegen diese Unmündigen in Deiner Schöpfung.

So belebe denn Deine unaussprechliche Liebe gegen die Welt auch mich mit Hochachtung, mit Liebe, mit Schonung für Deine Geschöpfe, und nie entweihe eine gefühllose, unmenschliche Handlung, nie eine muthwillige Unbarmherzigkeit mein Herz! Amen.

201.

Bedenke das Ende.

Sir. 7, 30.

Gott haßt der Thorheit irre Pfade
Und falscher Herzen Gaukelei'n;
Zwar lange leuchtet seine Gnade,
Für Bös' und Gut' ein Sonnenschein;
Doch wen die Langmuth nicht bekehrt,
Dem flammt zuletzt des Richters Schwert.

Umsonst ist's, daß der Mensch sich blende!
Erinnre dich, wohin du gehst;
Gedenke deiner Thaten Ende;
Du ärntest das nur, was du sä'st.
Wer Samen aus zu Disteln streut,
Hat sich umsonst auf Frucht gefreut.

Gott, der nur Wahrheit ist und Güte,
O laß mich schuldlos, laß mich rein,
Von ganzem Herzen und Gemüthe,
In Deinen heil'gen Wegen sein;
Und, schwindet einst das Schattenspiel
Des Lebens, fröhlich stehn am Ziel.

Man hat wohl hundert verschiedene Redensarten, um zu sagen: ich bin nicht glücklich; es fehlt mir, es ist mir um die Zukunft bange; hätte ich nur Dies oder Jenes erst erreicht; wäre nur dieser oder jener Umstand nicht; es hat Jeder seine Plage! Ich höre dergleichen Redensarten täglich aus dem Munde meiner Freunde und Bekannten. Es macht fast Niemand ein Hehl daraus, daß er noch nicht ganz zufrieden sei, daß ihm noch viele kleine Wünsche unerfüllt geblieben wären. Aber von Tausenden mag nicht ein Einziger die Wahrheit sprechen und sagen: daß ich nicht glücklich bin, ist weder die Schuld Gottes noch der Menschen, sondern meine eigene; durch meine Denkart, durch meinen geheimen Stolz, durch meine verwöhnte Sinnlichkeit bin ich Urheber meiner beständigen Unzufriedenheit.

Zwar sieht man bei dem Allen dem Anschein nach fröhliche Gesichter, zufriedene Mienen genug. Man möchte fast glauben, jene Redensarten wären nur gewohnheitshalber geführt. Einer hält den Andern, durch diesen Anschein verführt, bei weitem für glücklicher, als sich selbst. Man spricht: Worüber sollte er sich beklagen? Er hat ja, was er will; er ist gesund; er hat gut geartete Kinder; er hat sein hinlängliches Auskommen; er genießt viel Achtung. Bei mir hingegen ist's ganz anders. — So sieht Jeder auf die scheinbaren Vortheile und Annehmlichkeiten des Andern, nicht auf dessen verborgenes, verschwiegenes Uebel; und vermehrt seine Unzufriedenheit durch den Anblick des vermeinten Glücks der Nachbarn. So täuscht Einer den Andern, und zuletzt Jeder sich selbst durch die Andern.

Ja, es ist nur zu gewiß, daß von zehn Personen, die mit äusserlicher Heiterkeit uns begegnen, wenigstens immer eine in irgend einer heimlichen Verlegenheit ist, die aber aus Klugheit verhehlt wird. Den Einen drückt die Erinnerung an Geldschulden, die er durch zu leichtsinnige Haushaltung oder Unordnung in seinen Geschäften machte; den Andern der Gedanke an die Folgen irgend eines übereilten Schrittes; Diesen das Bewußtsein einer zerrütteten Gesundheit, wozu er durch irgend eine Unvorsichtigkeit oder Ausschweifung Anlaß war, Jenen quält die Sorge vor der Rache und Bosheit gewisser Menschen, deren Stolz er beleidigt hatte. Die Wenigsten sind so zufrieden und heiter, als sie scheinen. Keiner läßt den Andern die Geheimnisse seines Herzens sehen.

Es ist nur zu gewiß, daß ein Theil der Menschen mit ihren heitern Mienen sich selbst betäubt über das Unangenehme der gegenwärtigen Umstände; ein anderer aus natürlichem Leichtsinn darüber hinwegschlüpft und denkt: Jeder Tag mag für das Seine sorgen. Warum soll ich mir über jede Kleinigkeit graues Haar machen? Ich thue, was ich eben kann, entstehe dann daraus, was da wolle. Andere Zeiten, andere Hilfsmittel. Man muß nicht gleich verzagen, wenn das Glück uns einmal ein unfreundliches Antlitz zeigt. Wie heute, so hatte ich's gestern. Jeder Tag hat seine eigene Last und seine eigene Noth, und jedes Jahr hat seine eigenthümlichen Verdrießlichkeiten. Also mit leichtem Fuß über alle Dornen des Lebens hinwegzuhüpfen, das ist am Ende die ächteste Lebensweisheit.

Ist's wirklich Lebensweisheit, wie du glaubst? Kann Leichtsinn, oder, wie du es gern nennen möchtest, leichter Sinn, dir wirklich ein festes Glück bauen? Ist eine berechnende Klugheit, welche die Frucht der Erfahrung ist, in der That weniger werth, als jene Leichtsinnigkeit, die mit dem hohen Ernst des Lebens ein Spiel treiben möchte? O so wäre ja die Unbesonnenheit und vergeßliche Flüchtigkeit der Kinderjahre die beste Lebensweisheit, und der Mensch würde, je reifer seine Ansichten mit dem fortrückenden Alter werden, statt weiser nur thörichter.

Freilich für den Augenblick, für den Tag kann Scherz, Vergessenheit und Leichtsinn uns die äussere Gestalt der Beglückten geben — aber auch nur für den Augenblick, für den Tag. Diese Lebensweisheit ist derjenigen zu vergleichen, mit welcher ein Anderer sich in berauschenden Getränken betäubt, um seine Umstände nicht deutlich zu erkennen. Aber ungeachtet des Leichtsinnes oder des Rausches bleibt dennoch das Uebel selbst; nur ein Augenblick der Besinnung oder Nüchternheit ist genug, die ganze Selbsttäuschung zu zerreissen und aus dem angeblichen Himmel der Zufriedenheit herauszustürzen.

Nein, ich kann mich nicht überreden, daß diese Art zu sein wahre Klugheit wäre. So müßte ich auch die Klugheit des Kranken rühmen, der einen verborgenen Krebsschaden hinwegscherzen zu können glaubt. Ach, während seiner Scherze frißt das Gift zerstörend um sich, und endet den Leichtsinn mit Schmerz und Jammer eines ganz verheerten Körpers.

Leichter Sinn erträgt, ohne zu unterliegen, das unvermeidliche Uebel, aber er ist eine Frucht weiser Grundsätze; Leichtsinn hingegen ist Folge der Selbstbetäubung oder einer flatterhaften Gemüthsart, und blendet sich mit Betrug über Ursachen, Folgen und wahren Werth des vorhandenen Uebels. Er tröstet sich bald mit dem Schicksal Anderer, bald mit der Hoffnung, die Sache werde so schlimm nicht enden. Er schmeichelt sich, von dem allgemeinen Gesetze, welches die Naturbegebenheiten, wie die Schicksale der Menschen, lenkt, eine Ausnahme zu machen, daß ihm das nicht schaden werde, was tausend Andern zum Verderben entartete. Er verscherzt die Warnung aller Erfahrungen, und sucht einen gemachten Fehlschritt mit zwei andern gut zu machen oder zu verheimlichen, bis er in das Labyrinth der Noth tief genug eingedrungen ist, wo endlich aller Leichtsinn aufhören muß und sich in verzweiflungsvolle Entschlüsse verwandelt.

Erfahrung ist die Lehrerin des Lebens. Darum sind Erwachsene die Rathgeber der unwissenden Jugend. Besonnenheit ist die Leuchte des klugen Mannes; daher werden ihm nicht leicht Ueberlegungen zur Last fallen, die nur dem Kinde eigen sind. Wo Erfahrung und Besonnenheit aber mit Christusgeist verbunden stehen, da ist nicht wohl großes Unglück zu fürchten.

Allerdings muß man erstaunen, daß von der einen Seite so wenige Sterbliche des Lebens recht ungetrübt froh sind, und doch nichts eifriger wünschten, als es zu werden. Man muß erstaunen, daß sie dies vom Morgen bis zum Abend täglich wünschen, und doch nichts dafür thun mögen. Woher rührt dieser Widerspruch? Ist's zu schwer, ihn zu lösen? Nein wahrlich, es gehört nur der ernste Wille dazu und Verachtung jedes Hindernisses,

das sich unserer Gemüthsberuhigung entgegensetzt, und wir können glücklich sein. Oder erfordert es eine mannigfaltige und entwickelte Kenntniß, um zu erfahren, durch welche Mittel wir eine dauerhafte Heiterkeit in unserm Gemüth begründen können? Nein, auch das nicht. Glücklich zu werden, bedarf es keiner Gelehrsamkeit. Die heilige Schrift gibt uns den Kern aller Erfahrungen, die wahre Weisheit des Lebens, in drei Worten: Bedenke das Ende!

Was du thust, so bedenke das Ende: so wirst du nimmermehr Uebels thun. Halte dich vom Unrecht, so trifft dich nicht Unglück. (Sir. 7, 2. 40.) O daß sie weise wären und nähmen solches, daß sie verständen, was ihnen hernach begegnen wird! (5 Mos. 32, 29.) Alles, auch das Geringste in unsern Handlungen, hat seine Folgen — hat Folgen, welche durchaus nicht von uns weder immer wahrgenommen, noch abgeändert werden können; hat Folgen, die, oft ohne unser Vermuthen, wiederum die Ursachen neuer Wirkungen werden. Der heutige Zustand der Welt, der Völker, der einzelnen Familien, der besondern Menschen ist eine Folge vergangener Jahre, und der Zustand vergangener Jahre ist eine Folge von Begebenheiten und Handlungen der vorigen Jahrhunderte. Was heute geschieht, bereitet die Beschaffenheit künftiger Tage vor. Eine Unvorsichtigkeit von heute macht dich vielleicht in wenigen Jahren arm, oder ist der erste Anlaß deines frühen Todes oder einer heftigen Krankheit. Ein edles Wort, heute gesprochen, ein gutes Werk, heute gethan, bereitet dir unverhofft, vielleicht nach Jahren, eine gute Aufnahme, wo du sie nicht suchtest, an die du nicht dachtest; eine Freundschaft im Stillen, die du gar nicht verdient zu haben glaubtest.

Alles, wie in der Schöpfung, so in den Schicksalen der Sterblichen, ist Ursache und Wirkung, eine Kette von Ereignissen, deren eins immer wieder die Quelle von andern wird. Und in diesem Strom von Wirkungen der vergangenen Stunden schwimmt das Menschenleben, und wird selbst wieder Ursache neuer Begebenheiten. So geschieht es, daß aus den geringfügigsten Dingen oft die allerwichtigsten Verhältnisse sich entwickeln, welche den Menschen, seine Familie, seine Mitbürgerschaft, sein Volk, ganze Nationen, endlich ganze Welttheile ergreifen und verwandeln. Und in dieser Hinsicht, und hätte der Mensch das Auge der Allwissenheit, würde man sagen und wahrnehmen können, daß eigentlich keine unserer Handlungen vollkommen gleichgültig wäre, weil jede ihre unvermeidlichen, aber nie ganz erkennbaren Folgen hat.

Nur dies Einzige wissen wir mit Sicherheit vorauszusagen, daß Alles, was in unsern Handlungen den göttlichen Gesetzen, den Ordnungen der Natur, den Wahrheiten unserer Vernunft gemäß geschieht, unfehlbar durch seine Harmonie mit dem unsichtbaren All wohlthätig wirke; und hingegen, was dem widerspricht, nachtheiligen Einfluß auf uns oder Andere, früher oder später, geringer oder stärker, äussern wird und äussern müsse. Die ganze Lebensklugheit besteht also darin, uns vor den bösen Wirkungen fremder Handlungen sicher zu stellen, und uns vor dem Nachtheil eigener Thaten zu hüten. Da wir aber nur die That, nicht aber ihre möglichen Folgen in unserer Gewalt haben, müssen wir jene mit Weisheit und Vorsichtigkeit vollbringen. Denn nur dem Guten folgt das Gute. Dies ist Naturgesetz, dies Gottes Gesetz!

Darum bedenke von Allem, was du thust, das Ende! Nicht bloß von der äussern That, sondern selbst von deinen noch tief im Innern des Gemüths verborgen gehaltenen Wünschen.

Wohl jeder Sterbliche hat seine eigenen stillen Wünsche; wohl mancher fleht um Erhörung derselben zu Gott mit einer Andacht und Zuversicht, als hinge in der That davon sein ganzes Glück ab. Und wenn dann Gott dies heiße Gebet nicht erhört, wenn vielleicht das traurige Gegentheil dessen eintritt, wonach man sich sehnte: wie niedergeschlagen ist dann die Seele; wie verlassen glaubt sie sich; wie geneigt wird sie, an der Güte oder besondern Fürsorge des ewigen Vaters zu zweifeln! Und doch war die Nichterfüllung unserer Begierde ein Beförderungsmittel sowohl unsers als fremden Wohls. Bedenke nur, ehe du Wünsche machst, ehe du deine Wünsche Gott im Gebete vorträgst, die möglichen Folgen derselben, wenn sie dir gewährt würden. Du wünschest vielleicht größern Reichthum, um sorgenloser zu leben; aber du kennst dich zu wenig; du würdest dann minder zum Wohl deiner Nebenmenschen arbeiten, deine Kräfte weniger anstrengen; der Reichthum würde dir neue Begierden erwecken, die du jetzt zu deinem Glück noch gar nicht kennst. Um sorgenlos zu sein, muß man nicht Reichthum, sondern nur Genügsamkeit haben. Vielleicht bist du schon in wenigen Jahren nicht mehr unter den Lebenden. Dein größtes Vermögen würde Erbtheil Anderer, vielleicht deiner Kinder, die eben dadurch verschlimmert würden, denen Gottes weisere Vorsehung nach ihren Anlagen, nach ihrer Denkart ein ganz anderes Loos, und gewiß ein besseres, zugedacht hat, als du ihnen bei deiner beschränkten Klugheit geben könntest.

So unschuldig, so klein auch die Wünsche, ja so gerecht sie dir auch scheinen können: bedenke die möglichen Folgen derselben, wenn sie erfüllt würden. Kein Tag gleicht dem andern. Was dir heute das beste Gut scheint, kannst du morgen aus guten Gründen hassen müssen. Du weißt dies nicht voraus; aber dein Gott, der die Welt regiert, weiß es. Du batest vielleicht mit nassen Augen, mit zitternden Lippen für das Leben deines kranken Kindes, deiner Aeltern, deines Freundes — ach vielleicht in Kurzem bist du selbst nicht mehr auf Erden. Was half die Erfüllung deines Wunsches? Auf dem Sterbebette erfreust du dich mehr derjenigen Geliebten, die du wiederfindest, als derjenigen, die du zurücklassen mußt.

Darum selbst von deinen Wünschen überlege die möglichen Folgen, und dann wirst du mäßiger werden in dem, was du begehren möchtest; wirst zufriedener sein mit dem Loose, was dir dein Vater im Himmel gab, wirst vertrauensvoller auf Gottes Weisheit, mit Erkenntniß deiner Schwäche, hinzusetzen zu Allem, was du bittest: Vater, nicht mein Wille geschehe, sondern der Deinige. Und fürwahr, wer es einmal dahin gebracht hat, mäßig zu sein in den Wünschen, übrigens zuversichtvoll Alles, was ihm gut sein möge, der Alles wohl leitenden Vorsehung heimzustellen, und sich mit frommer, edler Ergebung mit dem zu begnügen, was ihm einmal zu Theil ward — der steht an der Pforte des wahren Glücks; der ist ein Weiser, ein Christ; der lebt in Jesu Geist. Ihm kann es nicht fehlen.

Bedenke das Ende! Dann wirst du nicht leicht

durch eigene Unvorsichtigkeit fallen, sondern manchen deiner Plane abändern, den du jetzt, von nicht ganz edeln Begierden begeistert, für die Zukunft entworfen hast. Nie sollen wir ernsthaftere Rücksicht auf die Folgen unserer Vorsätze nehmen, als wenn wir im Begriff sind, sie auszuführen. Ist die That einmal gethan, das Wort einmal gesprochen, der Gang einmal zurückgelegt, dann hilft die Erinnerung an die möglichen Folgen davon nur unsere Furcht und unsere Sorgen vermehren. Der Leichtsinn verfährt planlos, aber jede Leidenschaft hat ihren Leichtsinn. Die Vorsichtigkeit handelt nie ohne überdachten Entwurf. Der Zweck des Entwurfs ist des Menschen Wunsch; das Mittel, ihn zu erreichen, des Menschen That. Oft ist der Zweck unschuldig und an sich gefahrlos. Selten wählt ein Sterblicher mit Absicht und Ueberlegung schlechte Ziele, an welchen er oder sein Mitgeschöpf verderben könnte. Nur der Bösewicht kann planvoll über schändliche Anschläge brüten, deren Wirkung Thränen und Verdruß sind. Aber auch Christen können in den Mitteln fehlen, welche sie ergreifen, um ihre oft sehr wohlgemeinten Absichten durchzusetzen. Manche, von allzugroßer Begierde gereizt, ihr Ziel schnell und sicher zu gewinnen, trösten sich wohl gar durch die Güte der Absicht über die Unrechtmäßigkeit der dazu eingeschlagenen Wege. Hier wird der Eine, um sich und die Seinigen mit Anstand zu erhalten, Veruntreuer anvertrauten fremden Gutes; dort ein Anderer Uebervortheiler und Betrüger im Handel oder Wandel. Hier wird der Eine, um irgendwo Einfluß zu bekommen, durch welchen er nützlich zu werden wünscht, ein heimlicher Ränkemacher, Schmeichler von der einen, Verleumder von der andern Seite; dort ein Anderer ungerecht gegen den Schuldlosen, Werkzeug der Tirannen und böser Gewalt.

Schon das gemeine Sprichwort lehrt: Auch der beste Zweck heiligt kein schändliches Mittel. Durch deinen bloßen Wunsch stiftest du weder Böses noch Gutes, so lange Wunsch und Zweck in deiner Brust verborgen liegen. Aber dein Mittel ist die That, und die That ist der Quell böser oder guter Schicksale. Ob deine Absichten, auch deine guten, gelingen, ist nicht vorherzusehen. Aber von deinen Mitteln, deinen Thaten sind die Wirkungen unzweifelhaft. Daher, ehe du zur Vollziehung deiner Vorsätze schreitest, bedenke das Ende! Ob deine Absicht erreicht werde, ist nur dem Allwissenden bekannt; aber ob ihr Zweck wahrhaft edel oder auch nur unsträflich sei — das ist dir selbst bekannt. Bedenke das Ende, prüfe die Redlichkeit der Mittel, deren du dich bedienen willst, um zum erwünschten Zweck zu kommen. Vielleicht sind eben diese die größten Hindernisse deiner Absichten; vielleicht sind sie es, die dich am weitesten von deinem Ziele entfernten, zu dem sie dich führen sollten. Mancher ward eben dadurch Bettler, wodurch er reich zu werden hoffte; Mancher eben dadurch bei seinen Mitbürgern in die tiefste Verachtung gestürzt, wodurch er sich zu heben gedachte. Nicht der Zweck, das Mittel machte ihn elend, und Keinen entschuldigt zuletzt der schlechte Vorwand: ich hatte es doch gut gemeint.

Bedenke das Ende! Dein Wort, deine That hat eine Folge. Darum handle nie in der Leidenschaft, und traue den süßesten Einflüsterungen solcher Begierden nicht, deren du dich öffentlich schämen würdest. Auch ihre Wirkungen werden unfehlbar von der Art sein, daß du einst vor ihnen erröthen mußt. Machten dich so manche bittere Früchte deiner ehemaligen Thorheiten noch nicht weiser? Warum verspottest du das Kind, welches schon einmal seine Unvorsichtigkeit am Feuer mit Schmerzen beweinte, wenn es ungewarnt zum andernmal die Hand zu nahe an die Flamme bringt? Bist du nicht selbst dem Kinde ähnlich? Warum sehnst du dich nach innerm Frieden und dauerhaftem, über allen Zufall erhabenem Glück, wenn du nicht glücklich werden willst?

Bedenke das Ende, der du durch Launen, Eigensinn, Widerspruchsgeist den Frieden deines Hauses störst — du endest mit dem Elend deines Lebens, mit der Zerrüttung deiner Gesundheit, mit der Verachtung deiner Angehörigen, mit der übeln Nachrede der Welt. Warum machst du aus Kleinigkeiten erhebliche Dinge, warum forderst du für deinen herrschlustigen Eigensinn eine Nachsicht, welche du den Schwächen Anderer verweigerst? Vielleicht ist deine Absicht nicht unedel, aber deine Mittel sind ungerecht und unklug. Darum gehst du und das Glück deines Hauses mit dir zu Grunde.

Bedenke das Ende, wahnsinniger Spieler, der du an Würfeln, Karten und Lotterien erst ein leichtes Wohlgefallen, dann leidenschaftliche Vorliebe, zuletzt die Möglichkeit fandest, deine Umstände zu verbessern — du wirst das Schicksal der Spieler haben, die mit verzehrten Leibes- und Geisteskräften ihres Vermögens letzten Heller dahinfliegen sahen, und den Bettelstab oder ehrlose Verzweiflung behielten. Die Bessern verachten dich schon heute, die Deinigen beklagen dich schon heute — jene Verachtung, diese Klagen sind Stimmen deines Schutzgeistes. Bedenke das Ende!

Bedenke das Ende, eitler Großthuer, der, um vor seinen Mitbürgern ein wenig zu glänzen, thöricht dahin arbeitet, endlich ein Gegenstand ihres Mitleidens zu werden. Was kann dir es lohnen, daß du dich über die Kräfte deines Vermögens anstrengst, reicher zu scheinen, als du bist? Siehe, vielleicht ist jetzt schon dein Hauswesen an geheimer Unordnung leidend, vielleicht jetzt schon siehst du nicht mehr voraus, wie du deine Schulden wieder abzahlen, und doch noch als ehrlicher Mann leben kannst. Warum setzest du deinen Aufwand fort, wo du dich einschränken solltest? Warum vergrößerst du die Gefahr deines Sturzes mit neuen Geldanleihen, und kaufest dich von einer Verlegenheit los, indem du sie mit zwei neuen bezahlst? Dein Zweck mag zu billigen sein! du möchtest dich vor öffentlicher Schande sichern — aber deine Mittel sind widersinnig, sie bringen dir endlich Armuth und Schmach des Betrügers. Bedenke das Ende!

Bedenke das Ende, ungetreuer Beamter, der du nicht nach Gesetz und Pflicht, sondern nach Gewogenheit und Gunst sprichst; der du dem Recht gibst, der dir vorher gegeben, oder von welchem du Vortheil erwarten kannst; der du nicht den Verdienstvollen vorziehst, sondern den von Menschen Empfohlenen, die dir wieder helfen können; der du mit gewissenlosem Eigennutz öffentliches Gut unterschlägst und beschworne Eide brichst — vielleicht heute schon ist Vielen bekannt, wie oft du zum Verräther an deiner Pflicht geworden; vielleicht heute schon verabreden im Stillen Edelgesinnte deine Entlarvung. Tritt zurück! Dich warnen große Erfahrungen, dich wachen die todten Zeilen dieses Blattes — adle dich wieder mit neuer Gerechtigkeit und Tugend; denn was du bisher gethan, wird dich mit dem Zentnergewicht schwarzer Früchte erdrücken. Bedenke das Ende!

Bedenke das Ende, lüsterner Verführer der Unschuld, der, von seiner Sinnlichkeit gelockt, eine Schandthat zu vollführen brütet. O, die Schandthat ist wohl möglich, aber unvermeidlich ist auch ihre Wirkung. Du bist verloren! — Besinne dich! Ruhe, Ehre, Lebensfrieden stehen im Spiele. Im Hintergrunde wollüstiger Einbildungen wirst du einen Richtplatz sehen, die blutige Thräne der Reue und das trockene wilde Auge der Verzweiflung! Tritt zurück, und bedenke das Ende! Wenn du es wüßtest, spricht unser göttlicher Lehrer, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient! (Luc. 19, 42.) Also sprachst Du, Messias, Erhabener, zum Wahnsinn der Stadt Jerusalem, als Du Dich ihr nahtest und über sie weintest. So sprichst Du auch zu meiner Seele, wie Du auch meiner Sünden willen Thränen und Blut vergossen hast. Jerusalem hörte Dich nicht. Es spottete stolz des heiligen Warners, und ging unter in gräßlichen Zerstörungen. Jeder einzelne Sünder wiederholt das traurige Schauspiel, spottet Dein und geht unter. Wehe mir! Sollte ich die furchtbaren Beispiele an meiner Seele umsonst vorüberziehen lassen? Bedenke das Ende!

Bedenke das Ende! soll mein Wahlspruch werden bei Allem, was ich unternehme und thue, so werde ich nimmermehr Uebels unternehmen. So wird mir die edle Handlung, die ich vollbringe, der Aufruhr einer Leidenschaft, die ich in mir unterdrücke, mein Gemüth mit angenehmen Hoffnungen füllen, weil nichts Gutes geschehen kann, ohne gute Wirkungen für Andere und für mich. So werde ich eines innern Friedens und einer Seelenhoheit fähig werden, nach welcher Andere vergebens schmachten. So werde ich ein Glück mir schaffen, das die Sehnsucht aller Sterblichen ist, und doch nur von wenigen gefunden wird; so werde ich auch in äusserer Dürftigkeit reich werden durch Einschränkung meiner bescheidensten Wünsche: auch im niedrigsten Stande hochachtungswürdig werden durch die Ehrfurcht, welche Rechtlichkeit und Tugend endlich allen Menschen einflößen; so werde ich eine Heiterkeit gewinnen, die nicht der Abglanz befriedigter Begierden ist, und wieder verschwindet, wenn neue Leidenschaften laut werden: sondern eine Heiterkeit, wie Du sie, o Jesus, durch Dein Leben trugst bis zum Kreuze; einen Wiederstrahl des stillen Himmels, welche Tugend und Frömmigkeit in unserm Gemüth hervorrufen.

202.

Am Schlusse des Jahres.

Hiob, 11, 7.

Wie kann ich meines Gottes Wege
Mit meinen Blicken übersehen;
Noch, wenn ich Alles überlege,
Was er beschließt, ihn ganz verstehn.
Er offenbart sich mir als Gott,
Und bleibt ein unerforschter Gott.

Ich kann genug von ihm erkennen,
Ihn zu bewundern und für ihn
In frommer Liebe zu entbrennen,
Ihn jedem Glücke vorzuziehen;
Genug von ihm, mich ihm allein,
Mich seinem Dienste ganz zu weih'n.

Er wählt — was brauch' ich mehr zu wissen? —
Nichts Böses, thut vergebens nichts.
Selbst in des Lebens Finsternissen
Bedarf ich keines bessern Lichts.
Denn was er werden läßt, ist ja
Zum Besten Euch, ihr Frommen, da.

Das Stundenglas läuft ab. Ein Jahr ist an mir vorbeigeflogen, wie ein langer verworrener Traum. Was ist aus mir nun geworden? Wie wird es mir nun werden? — Wie weit bin ich gekommen? Was habe ich gewonnen? Bin ich nun glücklicher, als vor einem Jahr? Wem habe ich es zu danken? meinen bessern und klügern Grundsätzen, oder gewissen angenehmen Umständen, die sich ohne mein Zuthun ergaben? — — Bin ich nicht so glücklich, wie vor einem Jahr? und in welchen Dingen bin ich es nicht? Was ist daran Schuld? ist das ein wirklicher Verlust, was ich nicht habe, und was mich grämt, oder ist es erst dadurch für mich schmerzhaft, daß ich schwach bin, eigensinnig, und die Führungen des Verhängnisses nach meinen Lieblingswünschen, die mir freilich angenehm scheinen, eingerichtet zu sehen wünschte?

Es läßt kein altes Jahr von uns ab, es zieht kein neues gegen uns an, ohne daß man nicht diese und ähnliche Fragen an sich thut, und seine Empfindungen darin ausspricht. Mancher blickt nicht gern auf das Vergangene zurück. Es hatte für ihn Widerwärtigkeiten aller Art — Verdruß von Menschen, Abnahme seines Vermögens, Todesfälle theurer Personen. Er richtet sein Auge lieber auf das, was noch kommen soll. Er begrüßt es mit stillen Hoffnungen; er stammelt leise seine Wünsche. Vor seiner Einbildungskraft blüht jenseits der Schneefluren des Winters wieder ein Frühling, dann ein langer Sommer, ein Herbst — was kann in solcher Zeit nicht Alles geschehen! Wie viel Unerwartetes ist da möglich!

Ein Anderer, der den Wechsel der Schicksale kennt, empfindet ganz anders. Er sieht mit Wohlgefallen und Wehmuth auf das verlebte Jahr rückwärts. Es gab ihm viele Freuden und Genüsse. Er zittert vor den Tücken der Zukunft. Er kann mehr verlieren, als er gewonnen hat. Er kann geliebte Leichen zu Grabe begleiten. Er kann selbst unverhofft das Ende seiner Laufbahn finden; denn einmal endet sie gewiß, und sie ist im nächsten Jahr dazu so fähig, als in einem spätern.

Von diesen Gefühlen ist gewöhnlich die Zeit des neuen Jahrs begrüßt. Die allgemein gebräuchliche Feier desselben macht uns dieselbe schon von Kindheit an bedeutungsvoller; gibt uns mehr Neigung, als sonst, über die Wege der Vorsehung nachzudenken. Auch ich will diese einsame Stunde, die ich meiner Andacht weihe, dazu benutzen. Vielleicht ergreift mich irgend ein wohlthätiger Gedanke. Vielleicht wird dieser Gedanke wirksam auf meine ganze Art, künftig zu handeln; wirksam auf meine Verhältnisse mit andern Menschen, auf meine künftige Gemüthsruhe und Zufriedenheit.

Freilich, keine Empfindung ist bei dem Gedanken an das bevorstehende Jahr in mir lebhafter, als die Neugier, zu wissen, welche Schicksale es mir bringen werde. Aber doch fühle ich, das Vorauswissen könnte mich eher unglücklicher als glücklich machen. Es würde mir alle angenehmen Hoffnungen von dem Zukünftigen vernichten, und nur die Furcht des Unangenehmen in meiner Brust zurücklassen. Und wenn es in meiner Gewalt stände, genau die Begebenheiten meines ganzen Lebenslaufes im folgenden Jahr heute voraus zu erfahren, ich möchte

sie nicht kennen lernen, denn ich würde — schrecklich genug! — auch alle Thorheiten erblicken müssen, die ich noch begehe, und wodurch ich mir selbst den Grund vieler Uebel lege. Nur Einem geziemt es, allwissend zu sein: nur dem Heiligsten, dem Allerweisesten!

Freilich entwerfe ich mir jetzt so manche schöne Plane, nicht eigentlich von dem, was ich selbst thun und sein will, sondern von dem, was mir Liebliches widerfahren könnte, wenn gewisse heimliche Wünsche in Erfüllung gehen würden. Ich baue aus meinen Hoffnungen kleine Paradiese, und es würde mich doch vielleicht schmerzen, wenn auch nicht eine von allen gewährt werden sollte. Darum denke ich vorläufig daran, was ich thun will, um meinerseits die Ausführung dieser Wünsche zu befördern. Es kommt ja nur auf eigenes Glück an!

Auf Glück? Was soll ich mir darunter eigentlich denken? — Günstige Umstände, günstige Zufälle. — Umstände? Zufälle? die von ungefähr kommen? Nein, ich bin vollkommen überzeugt, kein Umstand, kein Zufall kommt mir durch ein blindes Ungefähr. In den Weltschicksalen ist Alles mit einander auf das innigste verknüpft. An dem heutigen Augenblick hängen künftige Jahrhunderte, an der That eines Kindes durch ganz verborgene Wirkungen Schicksale von Nationen. Und die Anordnung geschieht durch Gottes Weisheit.

Sprich denn also lieber: meine Plane werden gelingen, wenn sie Gottes Weisheit für mich und die übrige Welt gut findet. — Wie, du schauderst, und deine kleinen Hoffnungen wollen anfangen zu erblassen? Wäre dir ein blindes Glück lieber, als die Regierung deiner Begebenheiten durch eine höchste Weisheit? Fehlt dir Vertrauen auf dieselbe? Es ist möglich, denn manche deiner schönsten Entwürfe fürs Leben sind gescheitert, daß du fast den Muth verloren hättest, neue zu machen. Aber, wenn sie scheiterten, war es dein Unglück? Kannst du, der du von einer ganzen Ewigkeit des Daseins nur einen unendlich kleinen Punkt lebst, vom uferlosen Weltmeer nur einen Tropfen hast, kannst du mit Sicherheit behaupten, was dir wohl oder übel gethan haben möchte, wenn die Dinge so oder anders gekommen wären? „*Meinest du, daß du so viel wissest, als Gott weiß?*“ sprach *Zophar* von Naema, „*und wolltest Alles so vollkommlich treffen, als der Allmächtige?*“ (Hiob 11, 7.)

Hier stehen wir plötzlich mit unsern Aussichten, Hoffnungen und Wünschen still. *Wir sind in höherer Gewalt!* Dieser Gedanke durchbebt unser Inneres. Es ist umsonst, daß wir weit aussehende Plane schaffen; umsonst, daß wir glänzende Paradiese der Einbildung bauen — wir denken, aber die Vorsehung lenkt! Von Allem, was wir von den Erwartungen des künftigen Jahres träumen, wird vielleicht nicht eine einzige wahr; und Dinge werden sich ereignen, an die wir heute gar nicht denken. Wir sind in der Gewalt eines höhern Wesens, und schwanken, von seiner Hand gehalten, auf unserer Lebensbahn hin, wie das Kindlein am Gängelband der Aeltern. Gott richtet, Gott ordnet, Gott leitet, und *wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, wie unerforschlich sind seine Wege!* (Röm. 11, 33.)

Diese Erinnerung senkt mich in ein tiefes Nachdenken. Ich sehe hinter mich in die verbrachte Zeit, bis hinauf in die Höhen meiner Kindheit, in das verblaßte Morgenroth meiner Tage — und gestehe es schaudernd: die Wege der Vorsehung sind dunkel! Manches geschah; ich ward dadurch nicht glücklich. Ich hätte geglaubt, es würde besser gewesen sein, hätte mich ein anderes Loos getroffen, als das, welches ich nun habe. Ich sehe vor mir in die Nebel der Zukunft, welche sich über meinen mir noch übrigen Lebensweg hinablagern, und gestehe es schaudernd; die Wege der Vorsehung sind dunkel; Alles, was ich wünsche, alle meine Vorbereitungen, mein Thun und Lassen, um ein geliebtes Ziel für mich oder die Meinigen zu erreichen, sind vielleicht vergebens, und aus dem, was ich beginne, werden sich vielleicht ganz andere Folgen begeben, als ich beabsichte.

Was soll ich thun? Mich ganz gleichgültig machen gegen Alles, was geschehen mag? keine Wünsche mehr hegen, keine Entwürfe mehr machen, keine Vorbereitungen mehr treffen? Was kann ich thun, was soll ich thun, um bei dem Anfang eines neuen Jahres ächt weise zu handeln? Ich bin ja keines Erfolges sicher.

Der Mensch soll sich kein Ziel vorsetzen mit Zuversicht, als dasjenige, was er durch eigene Kraft erreichen kann. In allem Andern, was er nicht durch eigene Kraft allein bewirken kann, soll der Sterbliche, ohne zu viel zu hoffen, ohne zu viel zu fürchten, Alles von der Weisheit und Güte eines erhabenen Wesens erwarten, das uns aus Liebe das Dasein gegeben.

Und was können wir durch eigene Kraft, so viel uns Gott derselben verleiht, mit Sicherheit erreichen? Wie heißt dies Ziel? — Es heißt Selbstvervollkommnung unsers Gemüths, Reinigung von anhängenden Fehlern, Edelmuth, Zufriedenheit mit unserm Looſe.

Kein Loos, welches auch den Menschen treffe, ist an sich böse, nur der Mensch ist oft zu böse für sein Loos. Es fehlt ihm oft an Geistesgröße, sowohl ein vermeintes Uebel als etwas sehr Gutes zu benutzen, oder ein vermeintes Glück mit Würde zu tragen. Daher das wahrste Unglück des Lebens — innere *Unzufriedenheit*.

Ja, ich wiederhole es, und der Gedanke ist so groß, als wahrhaft: kein Loos, welches den Sterblichen trifft, ist an sich böse und schlecht; nur der Sterbliche ist oft zu schlecht für sein Loos. Er ist reich; aber nun dürstet er nach Ehrenstellen, statt die ihm von Gott geliehenen Mittel nur zur Veredelung seines Gemüthes, zur Beglückung seiner Mitmenschen anzuwenden. Er ist arm; aber nun dürstet er nach größerm Vermögen, ohne daran zu denken, daß alle irdischen Glücksgüter Staub sind, daß er einen größern Reichthum in sich selbst sammeln könnte. Er wird krank: aber nun wird Gesundheit seine Sehnsucht, aber die Schmerzen des gebrechlichen Körpers mahnen ihn vergebens an die Freiheit und Veredlung einer Seele, die zur Unsterblichkeit geschaffen war. Er ist gesund, aber im Tummel der Lustbarkeiten und Zerstreuungen behält er nicht so viel Besonnenheit, das Kleinod der Gesundheit zu bewahren.

Das Loos, das dir die Hand Gottes auf Erden gegeben hat, ist dir wahrlich nicht gegeben worden für deinen Leib, sondern für deine Seele; nicht für das Erdenleben, sondern für dein ewiges Dasein, dich zu demselben vorzubereiten. Du bist reich, du bist arm, du bist krank, du bist gesund, nicht um dieses Lebens willen, sondern um deiner ewigen Bestimmung willen. Alles ist nur darauf hinzielend, auf nichts Anderes.

Mache also, daß jedes Schicksal, welches dich im künftigen Jahr trifft, es sei nun irdisch angenehm oder irdisch traurig, zur Veredlung deiner Gesinnungen, zu einer höhern Stimmung deines Gemüths beitrage. — Dies ist das Ziel, welches du durch eigene Kraft erreichen kannst — auf kein anderes darfst du mit Gewißheit zählen. Dann erst bist du ächt weise. Dann werden die Wege der Vorsehung aufhören dunkel zu sein; du wirst die Fügungen deines Verhängnisses verstehen! — —

Es ist dieser Gedanke so groß, daß er mir eine fruchtbare Quelle von Betrachtungen werden kann. Daher will ich ihn nicht entschlüpfen lassen, sondern oft in meinem Gedächtnisse erneuern. Denn da ich die volle Ueberzeugung empfangen habe, daß Alles, was mir begegnet, durch Gottes Leitung geschieht, will ich mich selbst und meine gegenwärtige Lage prüfen, ob ich sie zur Erhebung und Verbesserung meiner unsterblichen Seele benutzt habe. Ich will bei jeder Veränderung meines Zustandes die Frage thun: Welcher Einfluß kann und soll diese Begebenheit auf meine Denkart haben? Wie muß ich unter diesen Umständen als Christ, als Gottes Kind, als ein zur unendlichen Dauer berufener Geist handeln? — Und wie sich unter irdischen Schmerzen und Freuden meine Seele läutert und reiner wird, und wie ich, ein ächter Weiser, von jedem Lebensloose den höchsten Gewinn ziehe, und in jeder Lage immer der Würdigste bin, des Bessern werth, werden meine Augen klarer werden, und Licht finden, wo jetzt in vielen meiner Schicksale Finsterniß zu herrschen scheint.

Denn in Gottes Schöpfungen ist Alles Harmonie! Nur was diese großen Ordnungen zu verletzen wagt, verletzt sich selbst. Nur Laster, Leidenschaften, die uns zum Bösen treiben, sind Widersprüche mit dem Weltall. Nur wer bloß für das Geld, für die Ehren, für die sinnlichen Genüsse dieses Erdballs lebt, findet Verworrenheit in seinen Verhängnissen, und Unbegreiflichkeiten in den Zwecken seiner Schicksale. Er wußte seinen Geist noch nicht mit Gott und dem göttlichen All in Einklang zu setzen. Nicht die Hand der weise waltenden Vorsehung verwirrte die Ordnungen des allgemeinen und besondern Wohls, sondern unser Verstand trug diese Verwirrungen hinein, indem wir, was der Ewige für das Ewige schuf, für unsern Sinnenkitzel, für unsere Eitelkeit, für unser bequemes Wohlleben berechnen wollten.

Wird es dir nun zu schwer, dich zu einer solchen Höhe von Kraft und Tugend zu erheben: so hadere nicht mit den Verfügungen des liebenden Vaters im Himmel, sondern mit den kleinlichen, irdischen Begierden, welche sich eigensinnig die Ewigkeit und den weise geregelten Gang der Dinge unterworfen sehen möchten.

Du aber, der du diese Worte vernimmst, und ihren großen, heiligen Sinn erfassest, du wirst, während der Ehrsüchtige, der Gelddurstige, der Eitle, der Schlemmer, der Neidische jammert, in frohe Lobgesänge auf den Wunderbar-Gütigen einstimmen. Du wirst mit Paulus sagen: O welch eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und Erkenntniß Gottes! (Röm. 11, 32.)

In Gottes Schöpfungen ist Alles Harmonie. Sie sind heilig und selig, wie er. Nur ein heiliges, das heißt, fehlerfreies Gemüth ist auch voll innerer Seligkeit, und im Einklang mit Gottes Werken. Der Unreine, Sinnlich-Begehrliche, dem sein Kleid, sein Gaumen, sein Vermögenszustand, seine Lustbarkeiten, sein Ansehen vor den Leuten, seine Wollüste das höchste Gut sind, steht im Widerspruch mit Gott, folglich auch im Widerspruch mit dessen Weltordnungen. Daher kann er in seiner Art höchst unglücklich werden, und eben dies ist sein Glück. Denn das bittere Loos, welches ihn betrifft, macht ihn vielleicht unabhängiger vom Staubgut, und erinnert ihn daran, daß in seinem Körper ein Geist herberge, zu etwas mehr berufen, als für die Freuden der Tafel, der Gesellschaft, der bürgerlichen Ehrenbezeugungen, des Ruhmes und dergleichen.

In Gottes Schöpfung ist Alles Harmonie! Alles darin gut! Nur in wiefern ich selbst gut und vollkommen bin, gehöre ich zum seligen Reich der göttlichen Ordnungen, und finde ich wieder jedes Schicksal gut und wohlthätig. O daß ich doch diese Wahrheit festhalten könnte für das mir noch bevorstehende Lebensjahr! Es liegt in ihr der Kern der höchsten Weisheit und der aus solcher Weisheit quellenden Zufriedenheit! Wie wenig war mir doch dieser einfache Gedanke sonst gegenwärtig! Wie manchen Mißgriff in Beurtheilung meiner Umstände, aber auch wie manchen Schmerz hätte ich mir dadurch ersparen können! Wie manche Thräne hätte ich in frühern Jahren weniger geweint, wie manche Reue in spätern Jahren weniger gehabt!

O Gott! o mein Schöpfer! o du Sender meiner Zukunft! Mit diesem Gedanken will ich meine kommenden Tage empfangen und begrüßen. Welches Loos Du mir nun auch noch bestimmt hast, ich will es mit Vertrauen zu Deiner Vaterhuld, mit Gelassenheit erwarten. Und wenn mich ein Schicksal überwältigt, welches die Menschen Unglück nennen, will ich bei mir denken: nein, es gibt kein Unglück, als welches der, so es empfängt, erst dazu machen will. Aber der, welcher es gibt, ist Gott, ist der Alliebende, der nur Glück geben will. Und wenn mich der Schmerz beugt, wenn meine Thränen fließen, wenn ich glaube, in einer Fülle von Leiden unterzugehen, dann will ich mich selbst erforschen, und fragen: Was leidet in mir so stark? Ist es nicht etwa meine allzugroße Anhänglichkeit an das, was Staub ist? Oder ist es nicht mein verborgener Ehrgeiz? Ist denn dies der Thränen werth? Habe ich denn etwas verloren, so lange ich mich nur nicht selbst verloren habe — nicht Dich, mein Gott? Bin ich denn bloß für diese kurze Dauer hienieden da? Muß ich nicht in einer vielleicht sehr nahen Stunde Alles, selbst meinen Leichnam verlieren und zurücklassen? Dann werde ich mich meiner Thränen schämen, und Stärke gewinnen. Es wird sich meine Seele aufrichten, auf Deine weisen Verfügungen glaubensvoll hinblicken, und fragen: warum leide ich? — Ach, vielleicht ist es nur nothwendige Folge meiner Vergehungen gegen göttliche und menschliche Ordnungen, Folge meiner ungeregelten Leidenschaften. Wohl mir, daß ich leide! Dank Dir, Allgütiger, daß ich leide! Denn aus diesem Schmerz, den ich fühle, erkenne ich erst deutlich, wo ich eine Wunde trage, die geheilt zu sein verlangt. Und jede Schwäche, jede fehlerhafte Neigung, die noch in mir ist, die ist auch eine wahre Wunde meiner Seele. O ich will sie heilen, damit sie keine Todeswunde werde, die mich zu lange vom Reiche deiner Seligkeit ausschließt.

In Deinen Schöpfungen ist Alles Harmonie! So wird auch das kommende Jahr mit allen seinen Begebenheiten in schönem Einklang mit Deinen Werken stehen.

Ich erwarte es nun mit feierlicher Ruhe, voll Zuversicht und grenzenloser Hingebung; denn ich habe es beschlossen: auch ich will gut sein, um immerdar mit meinen bessern Ueberzeugungen und mit Deinen Ordnungen in Uebereinstimmung zu bleiben. So gibt es kein Unglück!

Kein Unglück? — Ach Gott, verzeih mir diese Thräne, welche von meinen Augen fällt. Ich gedachte des Augenblicks, da mir die, welche ich auf Erden am innigsten liebe, durch den Tod entrissen werden könnten! — Wehe mir, Vater, ich leide! ich bin nicht stark genug, den schrecklichen Gedanken zu tragen, daß eine der liebsten Seelen von mir gerissen werde. Mein Vater, o mein Vater! Siehe, meine Hände falten sich schmerzlich flehend zu Dir empor, und meine Blicke voller Thränen beten zu Dir empor! O ich bete für die Lieben, die Du selbst an mein Herz geschlossen hast. Erhalte sie mir! — —

Doch — — nicht, Vater, wie ich will — nein, nein! wie Du willst! — Ich liebe, aber mein allzuheißes Lieben kann auch zur Schwäche und zum Unrecht werden. Ich will mich ermannen. Ich will mich mit dem Gedanken vertraut machen, daß mir auch mein Allertheuerstes genommen werden könnte. O, mein Herz bricht — — o es wird brechen, wenn sein Kleinod von ihm abfällt; aber dann — schon gewöhnt an die Vorstellung, daß einmal Trennung auf Erden sein müsse, damit droben ein Wiederfinden möglich sei, wird es nicht verzweifeln. Es wird Dich preisen, unter allen Schmerzen preisen. Dann hast Du es abgerissen von dem, woran es hienieden noch am festesten hing. Dann wird es nur um so lauter und sehnsuchtvoller nach dem ewigen Sein hin schlagen — dorthin, o dorthin, Vater, wo ich meine Verlornen wieder finde, deren Seele mir hienieden nicht mehr lächelt, und über deren Staub Deine Sturmwinde und Regenwolken hinschweben.

Ich bin ruhig. Jedes Schicksals bin ich gewärtig. In Gottes Reich ist Alles Harmonie, wie kann da der Einklang liebender Seelen je gebrochen werden!

Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist. Vater, in Deine Hände befehle ich alle meine Lieben. Sei unser Gott und Vater, liebreich, gnadenvoll, barmherzig, langmüthig, wie im Vergangenen, auch in der Zukunft. Amen.

203.

Religiosität und Jugend.

Dir weihe ich diese Blätter der Liebe, der Heiligung, der geheimen Andacht, zartes, vielbewegtes jugendliches Herz! — Dir weiht sie dein Schicksal, die liebende Vorsehung, indem sie dieselben in deine Hand legt. — Wirst du sie gleichgültig zurücklegen? Bist du so gleichgültig gegen dich selbst?

Siehe, du hast die Jahre erreicht, da du immer mehr und mehr dir selbst angehören mußt, immer unabhängiger von deinen bisherigen Erziehern dastehst. Deine Aeltern sterben; deine Verwandten sterben; deine ganze Kindheit stirbt zuletzt von dir ab. Bald bist du einzeln im Leben. Bald wirst du fühlen, was es heißt, einzeln im Leben dastehen und Niemanden mehr haben, als sich selbst; — Bisher sorgten von deinem ersten Athemzuge an andere, treue, zärtliche Herzen für dich. Nun, wie die reife Frucht vom Baum, fällst du ab von dem geliebten Stamm, der dich auf seinen Zweigen trug. Für dich selbst mußt du nun sorgen lernen, und dich dadurch vorbereiten, bald für Andere zu sorgen.

Längst befürchteten diejenigen, welche dich am innigsten geliebt haben, diesen entscheidenden Augenblick. Glaube es, das Vaterherz, das Mutterherz schlug oft unruhig und bange bei dem Gedanken an diesen Augenblick. Vielleicht weißt du nicht, warum? Du wirst es einst verstehen! — Du selbst sehntest dich schon lange nach dem Tage, da du, der Aufsicht entlassen, in Unabhängigkeit leben, andern Erwachsenen gleich sein könntest. Deine Kindheit dauerte dir fast zu lange. — Nun freilich bist du aus ihr hervorgetreten. Aber ich sage dir, ein Tag kömmt, da du dich in deine Kinderwelt, wie in ein verlornes Paradies, zurücksehnst. Ich sage dir, du wirst bald aufhören, so froh und harmlos zu sein, wie du bisher gewesen. Vielleicht bist du es jetzt nicht mehr. Lange schirmten dich Andere mit Kraft und Klugheit vor unerwarteten Widerwärtigkeiten. Nun mußt du dich selbst schirmen. Du dich selbst, ach! und du selbst wirst dir die meisten Widerwärtigkeiten ganz gegen deine Absicht zuziehen.

Liebe Seele, die ersten Zeilen dieses Buches bringen dir eine finstere Weissagung: Du wirst noch viel dulden! du wirst noch sehr unglücklich werden. — Lächle nicht ungläubig. Du wirst vielleicht eben diese Worte bald mit thränenvollen Augen lesen müssen.

Aber du sollst dich schirmen, du mit noch ungeübter Kraft! Du sollst dich schirmen, du mit noch allzuwenigen Erfahrungen, mit allzubegrenzter Einsicht und Klugheit! — Du sollst dich schirmen wenn du einsam im Leben stehst, auf Niemanden zählen kannst, vielleicht von denen verlassen und vergessen und verrathen wirst, auf die du am meisten vertraut hast.

Wie kannst du dich schirmen? Wodurch kannst du stark werden in den Lebensstürmen, und weise in verworrenen unbekannten Verhältnissen? — Ich will es dir sagen. Du kannst es. Nicht zwar durch eigene Kraft, sondern durch die Macht eines hohen Wesens, das über dich wacht — durch die Macht deines Gottes. Es sind Stärkere, als du, untergegangen, die auf eigene Kraft sich verliessen, indem sie Gott verliessen. Du auch wirst untergehen ohne ihn.

Du sollst dich schirmen. Du kannst es. Nicht durch eigene Klugheit, sondern durch die Leitung eines Weisern, der für deine Beseligung in den Tod gegangen ist; durch die Weisheit des Göttlichen, welchen die weisesten Männer seit zwei Jahrtausenden ihren Heiland nannten, durch die Weisheit Jesu. Es sind Klügere, als du, untergegangen, die sich auf eigene Schlauheit, Gewandtheit und Kunst verliessen, indem sie Jesum verliessen, weil sie ihn nie kannten. — Wahrlich ich sage dir, auch du wirst untergehen ohne ihn.

Kennst du Jesum Christum? — Du sahst in seinem Geist und Namen von Kindheit auf Tausende und Tausende in den Tempeln Gottes beten; sahst Gelehrte und Unwissende, Obrigkeiten und Unterthanen, Greise und Kinder, Reiche und Bettler beten. Alle nannten in Ehrfurcht den Namen Jesu. Kennst du ihn? verehrst du ihn?

vertraust du ihm? Wie, oder wärest du gleichgültig? Könntest du eine ganze Welt für verirrt halten, und dich allein für den Besserwissenden?

Du bist auf seinen Namen getauft? und dadurch in die große Gemeinschaft zahlloser Millionen aufgenommen worden, welche durch ihn, durch seinen Geist, durch sein noch lebendes Wort erhaben, stark, heilig und glückselig werden wollen. Darum heißest du Christ. Kennst du Christum?

Du gingst zum Abendmahl Jesu. Was empfand dein Herz in der Weihestunde, ehe du zum Altar tratest? Ward es nie von heiligen Gefühlen durchströmt, wenn du öffentlich, wie in deinem Innersten, am Altare Jesum gleichsam ganz mit dir zu einem Geist und Leib machtest? — Kennst du ihn?

Siehe, er ist's, welcher deinen unsterblichen Geist an den lebendigen Gott, an den Vater des unendlichen Weltalls knüpft, der auch dein Vater ist. Siehe, er ist's, der deine Tage, die du auf Erden lebst, mit den Tagen eines andern Lebens, das dein nach der Todesstunde harret, verknüpft. Das ist Jesus, der göttliche Sohn! Und die durch ihn gelehrte Verknüpfung unsers Geistes mit Gott und Ewigkeit — ist die Religion; — und wenn du im heiligen Ernste diese Verknüpfung bewirkst und vollendest, — Religiosität.

In einem frischen, jugendlichen Alter, unter den heitern, bunten Zerstreuungen und Geschäften desselben, scheint es vielleicht zu viel gefordert zu sein, sich dem Ernst der Religion ganz zu weihen. — Wahrlich aber, es scheint auch nur so. Ist es dir zu früh, dauerhafte Gemüthsruhe, dauerhafte Seelenheiterkeit, dauerhafte innere Seligkeit zu haben? Gewiß nicht. So kommt denn wahrlich die Religion deinen Jahren nicht zu früh. Ein frommer Greis kann ehrwürdig, eine betende Mutter ein rührender Anblick sein. Ein religiöser Jüngling aber, eine religiöse Jungfrau sind nicht minder ehrwürdig, und werden eben dadurch in den Augen aller Welt nur liebenswürdiger.

Warum wäre deinen Jahren der Ernst der Religion zu früh? Wahr ist's, der Gedanke an Gott und Ewigkeit ist ernst, weil er der erhabenste von allen ist, welche der Sterbliche aussprechen und denken kann. Aber eben dieser Ernst des Gedankens gibt die lauterste Heiterkeit des Gemüths; bewahrt vor Fehltritten, und gibt daher ein freudiges Gewissen; verleiht Vertrauen auf eine dich liebende Gottheit, und macht dich daher furchtlos gegen Alles, was dir begegnen kann. Der religiöseste Mensch ist der froheste. Der Irreligiöse taumelt und schwankt zwischen Ausgelassenheit der Freude und des Schmerzes; ist sich selten selbst gleich; in Keinem mäßig; mehr unglücklich, auch wenn er lustig zu sein scheint, als glücklich und froh in seinem Innern. Die Religion, weit entfernt, uns finster und traurig zu machen, gibt unserer Lust erst die rechte Würze, und in Stunden des Leidens dem Gemüth jene unerschrockene Größe, deren Gefühl süßer, als jedes andere Vergnügen ist.

Glaube nicht, daß deine Freunde und Freundinnen ohne Religiosität sind, weil sie von religiösen Dingen selten oder nie sprechen. Sie haben ihre einsamen Stunden, in denen sich ihre Hände falten, ihr Herz geheim zittert, ihr Auge gen Himmel blickt, ihr Geist vor Gott redet. Aber die Religion ist jedes Menschen Höchstes, Zartestes, Heiligstes. Darum stellt es Niemand gern ins gemeine Leben zur Schau hinaus. Jeglicher bewahrt das Kleinod im Innersten. Jeglicher weiß, wie er mit seinem Gott stehet. Warum sollte er Andern davon plaudern? Was könnte es ihm und Andern nützen? Er liefe vielleicht nur Gefahr, mißverstanden und verkannt zu werden.

Glaube nicht, daß selbst diejenigen ohne Religion sind, welche aus Leichtsinn oder aus Eitelkeit, und um recht aufgeklärt zu scheinen, oder um geistreich und witzig zu heißen, sich oft so weit vergessen, daß sie über kirchliche Ausdrücke, kirchliche Handlungen, kirchliche Lehren spotten. Man soll dessen nie spotten, was andern Menschen in ihrer Denkart wohlthuend und heilig ist! — Aber auch die Spötter, bei aller ihrer Unbesonnenheit, haben in der Tiefe ihres Gemüths die Religion. Das Unglück des Tages, die Mahnung des Todes, die Drohungen des Schicksals rufen sie zum Gebet. Dieselben, die da oft über den Beter scherzten — sie beten. Die an der Unsterblichkeit des Geistes zweifeln möchten: sie erwarten die Ewigkeit mit Zuversicht, weil der Gedanke und die Ueberzeugung unausrottbar ist. Selbst der Gotteslängner — wenn es je einen gab — glaubt an Gott. Der verworfenste Bösewicht glaubt still an Gott. Auch die Teufel glauben an einen Gott, sagt die heilige Schrift, und zittern.

Die Religion ist ein unabänderliches Bedürfniß der menschlichen Natur. Die Religion ist nichts Erfundenes, nichts von Menschen Gemachtes. Sie ist der Hauch, das Denken und Leben des Geistes selbst. Daher haben nicht nur wir in unsern Zeiten eine Religion, nein, alle Jahrtausende hatten sie von jeher. Nicht nur wir haben sie unter unsern wohlunterrichteten Völkern; nein, auch wilde Indianer jenseits der Weltmeere, ehe sie der übrigen Welt bekannt geworden sind, hatten sie, und haben sie noch. Freilich, ihre religiösen Vorstellungen sind verworren, armselig, mangelhaft, weil ihre Verstandeskräfte irre geleitet oder zu wenig geübt und entwickelt sind. So waren ja auch unsere eigenen religiösen Vorstellungen, die wir in den ersten Kinderjahren hatten, sehr armselig, und nun wir auf höherer Erkenntnißstufe stehen, nun unser Verstand gebildeter ist, scheinen uns dieselben oft sogar lächerlich. Aber wenn auch der rohe Wilde das Geschaffene statt des Schöpfers anbetet; wenn er auch, statt der Gottheit ein heiliges Herz zu bringen, Thiere zum Opferaltar bringt: es ist Religion, es ist Religiosität; es ist Verknüpfung seines Geistes mit dem Unsichtbaren, Ewigen, Unbekannten. — Das eben ist das Verdienst Jesu Christi, daß er in die Welt kam, die Menschheit aus dem Finstern zum Licht, vom Vergänglichen zum Unvergänglichen, vom Irrthum zur Wahrheit zu führen, uns zu erlösen von der Gewalt der Sünden, und uns ins Heiligthum Gottes zu erheben.

Eigentlich ganz ohne Religion sind nur der Wahnsinnige und der Zweifler. Dieser ist ein Gemüthskranker, wie es Jener ist.

Die Sucht und das Elend des Zweifelns hängt sich gern demjenigen Lebensalter an, welches zwischen dem unmündigen und dem reifern Alter mitten inne liegt. Häufig wird gefunden, daß das Kind wahrhaft kindlich glaubt, betet, liebt; dann, beim Eintritt in die Welt als Erwachsener unter Erwachsenen, beim ersten Selbstforschen und Selbstdenken in religiöses Zweifeln verfällt; und als Mann wieder den Glauben, die Ueberzeugung und die verlorne Seelenruhe findet.

Daß die Zweifelsucht in religiösen Dingen eben jenes Lebensalter der ersten erwachenden Geisteskräfte am meisten versinstert, rührt nicht daher, daß der Jüngling, der junge Mann oder die Jungfrau dann den Gipfel ihrer Einsichten erreicht haben. Sie haben erst vor Kurzem die Kinderschuhe abgelegt. Ihre Erfahrungen über Welt, Natur und Schicksale sind noch dürftig, ihre Urtheile daher noch sehr unreif. Der Grund der Zweifelsucht liegt vielmehr im Mangel der Einsicht und in der unrichtigen Anwendung ihrer Seelenvermögen.

In jenem Lebensalter, da der Verstand erst recht zu erstarken anfängt, wird oft statt seiner die Einbildungskraft gebraucht. Manches, was man in der Kindheit gehört und gelernt hat, zeigt sich nun, bei näherer Prüfung, unhaltbar und unglaubwürdig oder dem gesunden Menschenverstande widersprechend. Man verwirft es und erschrickt. Man wird gegen andere Lehren der Kirche argwöhnisch. Man will auch diese der Prüfung unterwerfen, und es entspinnen sich Zweifel. Man lieset Bücher, ohne Kenntniß vom Werth der Verfasser; hält absprechende Urtheile für untrügliche, witzige Einfälle für Beweise, und das Scheinbare für das Unläugbare. So wird die Verwirrung größer; der Hang zum Bezweifeln dessen, was man sonst für wahr hielt, mächtiger; und endet damit, Alles zu verwerfen, Nichts zu glauben. So entsteht wahrhaft innere Irreligiosität, der traurigste, beängstigendste Zustand im ganzen Leben. Und eben darum ist er beängstigend, weil er unnatürlich, das heißt, im vollsten Widerspruch mit dem Wesen und Gefühl des Geistes, ist. Alle Verknüpfung desselben mit einem lebendigen Gott, mit dem ewigen Sein ist abgerissen. Man steht einsam im Weltall. Alle religiösen Menschen erscheinen uns als Betrüger oder arme Betrogene. Die Welt, das ganze Dasein wird zum finstern Räthsel. Man wird endlich an sich selbst irre. Man hat keinen reinen Geschmack der Lebensfreuden mehr, und im Leiden keinen Trost. Man sehnt sich in den blinden Glauben der Kinderwelt zurück, und fühlt die Unmöglichkeit, je wieder dahin zu gelangen. Man schmachtet nach Licht und Ruhe; haßt die Zweifel und hat doch zum stillen Glauben weder Kraft noch Muth.

In diesem unseligen Zustande ringt man immer mit sich selbst, und gelangt zu keinem Siege, weil man sich fort und fort täuscht, oder Unmöglichkeiten will, und mit dem Maßstabe der Gefühle oder der Einbildungskraft ermessen möchte, wozu der Maßstab der reinen Vernunft gehört. Man kann das Ewige nicht mit der Einbildungskraft fassen, darum verwirft man es, und will vom Geistigen, Unsichtbaren auf dieselbe Art versichert werden, wie von sichtbaren körperlichen Dingen. Man geräth nun von einem Widerspruch in den andern; man kann sich von seinem eigenen Geiste keine Vorstellung machen, aber läugnet doch dessen Dasein und wunderbares Walten, weil man sie sich nicht vorstellen kann, wie andere Dinge. Und doch spricht Gott groß und liebend täglich zu uns durch seine Wirkungen in und ausser uns, wie unser Geist sich durch Gedanken und Worte verkündet. Die Natur der Dinge aber ist der Gedanke und das Wort Gottes zum menschlichen Geist.

Der Zweifler fehlt darin unaufhörlich, daß er das Unsichtbare sehen, das Nichtirdische, Nichtmenschliche irdisch und dargethan wissen will. Er will, was er zu wissen begehrt, unwidersprechlich erklärt, dargestellt, bewiesen haben. Läßt sich das Dasein des Geistes in uns beweisen, so ist auch das Dasein der Gottheit zugleich bewiesen. Denn daß ein Gott waltet, ist uns offenbaret, durch ihn selbst, in den Gesetzen unserer Gedanken, die so eingerichtet sind, daß sie uns alle nothwendig und unabänderlich immer auf ihn zurückbringen. Das ist die Selbstoffenbarung der Gottheit in der Menschennatur. Darum glaubten seit Anbeginn alle Völker der Erde, ohne von einander erfahren zu haben, an das Göttliche.

Alle Weltweisen haben über das Walten des lebendigen Gottes kein einfacheres und erhabeneres Wort gesprochen, als das Wort der heiligen Schrift, wie es David vor Jahrtausenden aussprach, einleuchtend dem Gelehrtesten, wie dem Kinde: Der die Menschen lehret, was sie wissen (Ps. 94, 10.), sie wollen zweifeln? Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören? Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen? (Ps. 94, 9.)

Der erste Schritt, um von der Gemüthskrankheit des Zweifelns und von der Irreligiosität zu genesen, muß eine gewaltsame Losreissung von allen Zweifeln, ein Nichtmehrdarandenken sein. Man muß sich ihrer durch absichtliche Zerstreuung gänzlich entschlagen; Monden und Jahre lang das Grübeln über religiöse, überirdische Gegenstände schlechterdings meiden. Dann erst gewinnt das Gemüth die alte Festigkeit und Freiheit, die rechte Unbefangenheit wieder, um für die Wahrheit empfänglich zu werden. Dann oft ungesucht findet der Geist mit Entzücken seinen Gott, den Trost des ewigen Lebens, die seligste Zuversicht, die tiefste Beruhigung wieder. Und man versteht, was vorher Räthsel gewesen; und erstaunt, die einfache Hoheit, Klarheit und Wahrheit in Jesu Lehren je verkannt zu haben. Und das Evangelium wird in unsern Gemüthern erquickende Kraft Gottes. Und wir erkennen, daß nichts sterblich ist, als das, was uns an der Liebe der Unsterblichkeit hindert.

Religiosität ist der Alles verklärende Lichtstrahl durch die Geisterwelt; ohne ihn überall Finsterniß, Verwirrung, Untergang. Wie ein hoher, religiöser Sinn den Greis verjüngt, so macht dieser Sinn die Jugend männlich und stark, und er rüstet sie mit der Weisheit des Alters aus. Der Jüngling, wie die Jungfrau, mit Gott und Ewigkeit in Verknüpfung, werden nur Gottes und der Ewigkeit würdig zu denken, zu reden und zu handeln streben. Sie tragen das Bewußtsein: Gott, dem Richter auch des Verborgenen, gefällig zu sein; und thun gegen die Welt, wie sie es vor dem verantworten können, dem auch der Gewaltigste auf Erden antworten muß.

Je älter wir werden, je mehr läutern sich unsere religiösen Vorstellungen; je besser verstehen wir den Sinn der Worte Jesu; je heller erscheint uns Gott aus den Wundern der Erde und des Himmels, je herrlicher sein Walten in dem Zusammenhang unserer Lebensschicksale.

Darum sollen wir in uns immerdar religiöse Gesinnungen lebhaft erhalten, ohne sie eben überall zur Schau zu tragen. Sie müssen sich in unserer Ehrfurcht für alles Heilige aussprechen; in unserer Schonung gegen die Schwächen Anderer; in wohlwollender Beurtheilung der Nebenmenschen; in dienstfertiger Bereitwilligkeit, Bekannten und Unbekannten nützlich zu werden; in Ehrerbietung gegen Vorgesetzte; in Freundlichkeit gegen Untergebene; in unerbittlichem Ernst, wo es auf Pflichterfüllung ankommt; durch Mäßigkeit im Vergnügen, durch Gelassenheit bei

Widerwärtigkeiten; durch Nachahmung alles Guten, durch Abscheu vor dem Schändlichen und Unerlaubten, auch wenn es im Verborgenen geschehen könnte.

Man ist aber schwach. Edle Gefühle verfliegen, gute Grundsätze werden oft vergessen. Das gemeine Alltagsleben mit seinen Arbeiten, Vergnügen und verdrießlichen Augenblicken übermannt und beherrscht uns, zieht uns in das Gemeine und Schlechte oft allzusehr nieder. Wir müssen uns daraus mit Gewalt erheben. Versäumen wir es, so verthieren wir uns immer mehr und mehr.

Daher, willst du religiösen Sinn in dir ungeschwächt und lebendig erhalten, nähre ihn in einsamen Stunden, die du deiner stillen Andacht weihen kannst. Nähre ihn durch das Lesen religiöser, gut geschriebener Werke; durch das Lesen der heiligen Schriften, besonders des Lebens Jesu, oder der Gesänge Davids und Assaphs; durch den Besuch der öffentlichen Gottesverehrungen.

Auch diese Blätter sind der Belebung deines religiösen Sinnes geheiligt. Erkenne in ihren Worten die Stimme deines Vaters, deiner Mutter, aller guten Menschen, die dich lieben, die dich vollkommener sehen, dich glücklicher wissen möchten. Erkenne in ihnen die Stimme der ganzen Vorwelt aus ihren Gräbern an dein Herz; die Stimme der Seligen aus andern Welten, die dich ruft, daß du einst nicht unter den Seligen fehlen möchtest.

Vor Allem aber — mehr als Lesen, mehr als Hören — wirkt und vermag dein unmittelbares Hintreten zu Gott im Gebet. — Es ist kein Tag, der dir nicht eine Stunde, einen Augenblick gönnen sollte zur Unterhaltung mit deinem himmlischen unsterblichen Freund und Vater. Des Morgens beim Erwachen vom erquickenden Schlafe, des Abends, wenn du deine Augen schliessen willst zu deiner Ruhe — tritt mit deinem Geiste erst zum Urgeist, und bitte, und danke, und gelobe ihm ein besseres Wandeln vor ihm. Bete, wie Jesus betete, liebend, vertrauend, sich ganz hingebend: Vater, nicht mein Wille, sondern der Deinige geschehe! Bete, wie Salomon einst betete, nicht um das Irdische, nicht um Vergängliches, sondern um Weisheit und Kraft zur Ueberwindung deiner Fehler und Leidenschaften; um Stärke und Anlaß, recht viel Gutes zu thun, und immer vollkommener zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist.

Christliche Religiosität ist die höchste Weisheit, welche vor Gott und Menschen liebenswürdig macht. Denn die Weisheit kommt nicht in eine boshafte Seele, und wohnet nicht in einem Leibe, der Sünde unterworfen. Aber der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand; kein Leiden erdrückt sie. Die Gerechtigkeit ist unsterblich. (Weish. Sal. 1, 15.)

Nur durch sie, und daß ich vor Dir, ewiger, heiliger Gott, mein Gott, gerecht erfunden werde, bin ich unsterblich und ewig und selig! Könnte ich es vergessen? Könnte ich Dich vergessen? vergessen die schönen und heiligen Gelübde, welche ich Dir gethan habe? vergessen, was Du mir, was Du meinen Aeltern, was Du all den geliebten Meinigen gethan hast? Wie? Könnte ich Jesum, den göttlichen Freund meiner Seele, vergessen, ihn, der mich erleuchtungsvoll zu Dir führte? Ihn, der erbarmungsvoll für mich starb?

Nimmermehr! Gott verlassen, hieße mich selbst verlassen, und von meinem eigenen Heil abfallen. Nimmermehr! Dein will ich bleiben, mein Gott, mein Vater. Unter allen Zerstreuungen des Lebens will ich doch Dir angehören. Zu Dir empor will ich blicken in den frohen Stunden, wenn Du sie mir sendest; an Dir will ich halten, wenn in schweren Zeiten die letzte Hoffnung von mir weichen will. Denn Du willst mich nie vergessen und versäumen; das weiß ich, durch Jesum Christum weiß ich es, aus meinem Leben weiß ich es. In der Stunde meiner Auflösung, wenn meine sterbende Lippe zum letztenmal Deinen Namen hienieden stammelt, werde ich es fühlen und wissen: Du kannst, Du willst mich nicht vergessen und versäumen!

So ist es denn möglicher, daß meine Seele vom Leibe scheide, als daß ich von Dir scheide, Vater im Himmel. Ich will Dich suchen in den Werken, die Du geschaffen hast, in den Wundern, mit welchen Du das Weltall erfüllst. Ich will zu Dir dringen in der Erkenntniß durch Jesum Christum, meinen Erlöser. Ich will mich Dir nähern in meinen Tugenden, in der Flucht vor Allem, was Sünde ist. Allgegenwärtiger, Allessehender, Unsichtbarer, Der Du mich prüfest, wie ich es meine: prüfe mich! Ach, du kennst meine Schwachheit und meinen Leichtsinn; Du weißt, wie oft ich fehle. O du heilige Kraft, o du ewige Gnade! stärke mich, unterstütze mich, daß ich nicht sinke; daß mich nicht Verführung, nicht Sinnenreiz, nicht Eitelkeit, nicht Ehrsucht, nicht Wollust, nicht Schmeichelei, nicht Haß von Dir entferne.

Gott meiner Kindheit, Du wirst der Gott meines Alters sein. Durch Jesum mit Dir verknüpft, habe ich mehr, als das Irdische bieten kann. Habe ich nur Dich, so habe ich den Frieden in mir; freudige Aussicht durch alle Finsternisse der Zukunft und den Trost eines ewigen, seligkeitvollen Daseins. Amen.

204.

Der Jüngling.

Spr. Sal. 1, 2.

Des Jünglings Herz seh' ernst empor,
O Gott, auf Deine Hand.
Geöffnet sei sein Aug und Ohr,
Und heiter sein Verstand.

Er sei der guten Aeltern Lust,
Im Alter noch ihr Stab;
Und keines Undanks sich bewußt,
Sei heilig ihm ihr Grab.

Er schreite fest durch's Leben hin,
Bis an's erkorne Ziel;
Nie aber sei ein edler Sinn,
Nie Tugend ihm ein Spiel!

Wer, seinen Gott in seiner Brust,
Die Lebensbahn durchfliegt,
Dem tragt sogar der Schmerz noch Lust,
Der hat schon obgesiegt!

Werden die Zeiten besser oder schlimmer werden? Dies ist eine Frage, welche bisweilen aufgeworfen und sehr verschieden beantwortet zu werden pflegt.

An sich sind die Zeiten weder gut noch schlimm. Zu dem, was sie sind, werden sie erst von den Menschen gemacht, die sie gebrauchen. Man sollte also lieber fragen: Werden die Menschen besser oder schlimmer werden?

Was die künftigen Zeiten und Menschen sein werden,

hängt zum Theil schon von den Menschen ab, die heute noch leben. Sie bereiten durch ihre Tugenden und Laster, durch ihre Einsichten und Irrthümer, durch ihre Verweichlichung oder Sittenstrenge das Schicksal ihrer Nachkommen. Ein Zeitalter ist die Quelle des andern. Aeltern, die ihr bekümmert seid um die Zukunft eurer Kinder — ihr seid es, die ihr euch selbst und allein die vollste Beruhigung wegen derselben geben könnet. Fraget euch nur selbst, habt ihr eure Aelternpflichten im ganzen Umfange an diesen Kindern erfüllt? Nicht darauf kommt es an, ob ihr ihnen ein anständiges Einkommen verschaffet, ob ihr ihnen einst ein hinreichendes Vermögen hinterlassen werdet, sondern ob ihr sie so für Gott und Tugend begeistert habt, daß sie nie wieder von diesen Heiligthümern des menschlichen Herzens weichen; ob ihr sie durch Unterricht habt so viel erlernen und ihren Verstand habt ausbilden lassen, daß sie möglichst viel erwerben, und ob ihr sie enthaltsam und hart gewöhnt habt, daß sie ohne alle Mühe möglichst viel entbehren können. Könnet ihr die Frage, die Hand aufs Herz, mit Ja beantworten: dann ist das Glück eurer Kinder gemacht; es ist auf unerschütterlichen Grundlagen gegründet. Nun werfet muthig eure übrigen Sorgen auf den ewigen Vater; er wird mit ihnen Alles wohl machen, wie er auch an euch gethan hat.

Werden die Zeiten besser oder schlimmer? Dies hängt von der Verbesserung oder Verschlimmerung unserer Nachkommenschaft ab. Sehet vor allen Dingen auf die Jugend eurer Gemeinde; aus den Sitten, Neigungen, Bildungen und Beschäftigungen derselben werdet ihr, wie in einem prophetischen Spiegel, das Wohl- oder Uebelsein eurer Stadt, eures Dorfs in künftigen Zeitaltern lesen, von welchen ihr vielleicht nicht mehr Augenzeugen seid.

Beobachtet die Jünglinge, welche vor euch wandeln. Zwar nicht strenge müsset ihr die Thorheiten ihres Alters richten; nicht zu strenge, wenn sich einzelne dem Ungestüm ihrer Gefühle überlassen, und ihrem Muthwillen zuweilen auf eine nicht ganz erlaubte Weise den Zügel schiessen lassen. Wer kennt nicht die Thorheiten, welche dieses Alter zu begleiten pflegen, wo der Mensch noch halb Kind, halb Mann ist und meistens in den Täuschungen einer allzulebhaften Einbildungskraft lebt! Ihr zürnenden Väter, gedenket der Zeiten eurer Jugend. Aber beobachtet diese Jünglinge, ob Sinn und Liebe für Edelmuth und Rechtlichkeit ihr Herz bewegt, oder ob ihnen der Reiz der Tugend und die Hoheit religiöser Ueberzeugungen vollkommen gleichgültig sind. Beobachtet sie, ob der Trieb zu ernsten und nützlichen Kenntnissen und Arbeiten in ihnen herrschend ist, oder ob sie, zur strengen Thätigkeit entnervt, Freunde des Müssiggangs und Wohllebens sind. Beobachtet sie, ob sie mehr Hang zu edeln Vergnügen haben, die mit dem Körper zugleich Herz und Geist stärken, oder ob sie am liebsten und gemeinsten rohen Freuden sich preis geben, die durch den Körper den Geist schwächen und vergiften.

Eine schmerzliche Empfindung durchbohrt das Herz des Vaterlandsfreundes, wenn er die Hoffnungen des Vaterlandes schon in der Blüthe durch den verzehrenden Mehlthau aller Laster zerstört sieht; sieht, wie die Jünglinge der Dörfer in thierischer Rohheit aufwachsen, verwahrloset in schlechten Schulen, nun aus Unwissenheit und Gewohnheit den schönsten Zeitraum ihres Lebens verwahrlosen; wie sie vom Pfluge zum Spiel und Saufgelage strömen, von der Religion nichts kennen, als das Herplappern der Gebete und das Kirchengehen, und die Wildheit ihres Geblüts mit den Lastern der Erwachsenen, die Unbeholfenheit ihres Verstandes mit den verderblichen Vorurtheilen und dem Aberglauben der Alten blindlingspaaren! Es durchbohrt das Herz des Vaterlandsfreundes, wenn er in den Städten die Jugend der niedern Stände nicht edler gebildet sieht, als die Jugend in den Dörfern; sieht, wie sie mit der Rohheit von diesen noch die feinern Ausschweifungen der Städte verbinden, um sich dadurch auszuzeichnen; sieht, wie die Söhne der höhern und reichern Stände den Ernst nützlicher Anstrengungen scheuen, ihre Einbildungskraft mit den wollüstigen Träumen schlechter Bücher befruchten, Lustbarkeiten und Modetand zum Hauptgeschäfte ihres Lebens erheben, und nützliche Arbeit zur Ausfüllung der leeren Stunden mit Ueberdruß treiben; sieht, wie sie, weit entfernt, einen Stolz in Seelengröße, Geisteskraft, Selbstentsagung und Edelmuth zu setzen, sich nur in sittenlosen Unterhaltungen gefallen, sich damit brüsten, in allen Gattungen der Ueppigkeit und Ausschweifungen die Erfahrensten zu sein; es für rühmlich achten, mit gleichem Leichtsinn die edelsten Stunden ihres Lebenslaufes und das Erbe ihrer Väter zu verschwenden, und höchstens noch das Joch der Arbeitsamkeit tragen, um jederzeit wieder Geld vergeuden zu können.

Inzwischen ist im Ganzen die Zahl dieser Hoffnungslosen und Entarteten, die weder die Freuden ihres Geschlechts, noch ihres Vaterlandes sein können, wohl die kleinere. Größer ist die Menge derer, welche, ohne sich weder im Schändlichen furchtbar, noch im Rühmlichen glänzend auszuzeichnen, in der Weise ihrer Väter einhergeht! Viele aber sind auch unter den Jünglingen der Edeln, welche sich durch Gemüthskraft, Ernst in Geschäften, Einfalt in Sitten über den gemeinen Haufen emporschwingen, um Wohlstand über ihr Haus, Ruhm über das Haupt ihrer Aeltern, Segen über ihr Vaterland zu verbreiten.

Jüngling, wer du auch sein magst, dem diese Zeilen in die Hand fallen — glaubst du an die Gewalt einer wunderbar herrschenden Vorsehung über uns? Diese Vorsehung und kein Zufall warf dir dies Blatt in die Hand. Wirf es nicht von dir! Es enthält ein Wort, das über die Glückseligkeit deines Lebens entscheiden kann. Es spricht dies Wort ein Mann zu dir, der einst Jüngling war, und alle Vorzüge, alle Unannehmlichkeiten deines Standes empfand! — Nein, nicht ein Mensch spricht zu dir — denn er ist ein Werkzeug der Gottheit, — die Gottheit redet zu deinem Geiste; die Gottheit, deren Geschöpf du bist, und deren richtender Blick über dir schwebt!

Es ist hier die Sprache von dir, von deiner Zukunft, von deinem unfehlbaren Glücke, von deinem unfehlbaren Verderben, von den wichtigsten Angelegenheiten deines Gemüthes — und dies Alles eingeschlossen in dem einzigen Worte: Religion!

Dies Wort ist dir nicht fremd, nicht der Gedanke an Gott und Ewigkeit, nicht die ernsten Erinnerungen an das Loos deiner Seele, worüber dich oft schon im Stillen unruhige Zweifel beschlichen. Dein Herz schlägt lauter unter diesen Erinnerungen, als dein Mund es gestehen mag.

Fürchte nicht, daß dies Wort, welches ich dir in die

Seele rufe, Einleitung werde zu finstern Ermahnungen, den Freuden eines jugendlichen Alters zu entsagen, deine Natur zu verändern, ängstlich, bedächtlich, kalt zu werden, wie der Greis. Nein, die Religion zürnt deinen Freuden nicht, so lange sie weder dich entehren, noch der Ehre, Ruhe und Zufriedenheit Anderer nachtheilig sind! Aber wenn sie dies wären oder würden: müßtest du dann nicht selbst diesen verbrecherischen Freuden fluchen? Fürchte nicht, es werde dich die Stimme der Religion mit den Bildern des Todes und der Verwesung schrecken; nein, diese Bilder machten oft dein Gemüth beben, eben weil du in solchen Augenblicken von den Ueberzeugungen eines höhern Glaubens nicht erwärmt warst. Wer diesen höhern Glauben in seiner Brust bewahrt, dem wird nicht nur das Leben hell, sondern selbst der Tod freundlich.

Glaube mir, daß jeder Mensch, ohne Ausnahme, religiöse Gefühle kennt und nährt, selbst der rohe Wüstling in den Stunden der Einsamkeit, wenn er gleich öffentlich, um sich den Schein eines Aufgeklärten zu geben, der Religion und religiösen Gebräuche spottet. Um so viel mehr sei du stolz, den höhern Glauben an deine Bestimmung, ein edleres Wesen zu werden, den Glauben an Gott und Ewigkeit unentweiht in deinem Herzen zu tragen.

Es ist möglich, daß dich zuweilen Zweifel beunruhigen. Es ist natürlich, daß dies geschehe, wenn sich dein Geist von den Vorstellungen der Kindheitstage reinigt, um die gründlichen Ueberzeugungen des männlichen Alters zu gewinnen. Aber deine Zweifel sind nur Zweifel, noch nicht Wahrheiten. Du trittst aus der Finsterniß deiner ersten Jugend, worin du dich wohl befandest, weil du wenig nachdachtest, an das Licht des spätern Alters. Es blendet dich; du irrst in Dämmerungen; du kannst nicht die Vorstellungen deiner Kindheit behalten, und doch ist dein Geistesauge noch nicht stark genug, im Lichte zu sehen. Daher die Zweifel halber Aufklärung, daher deine Unruhe. Ganze Aufklärung versöhnt dich mit dir selbst, führt dich wieder der waltenden Gottheit zu, und beseelt dich wieder mit dem himmlischen Geiste, der in Jesu Wandel und Lehre weht, und welcher hinaufdeutet zum ewigen Sein.

Du bist durchdrungen von den Wahrheiten der Religion, wenn dich kein Zweifel quält. Du bist durchdrungen von den Wahrheiten der Religion, wenn dich Zweifel ängstigen; denn diese Zweifel sind nicht Geburten deines Herzens, sondern deines ungewissen Verstandes, der das Unendliche begreifen und das Grenzenlose mit seiner Einbildungskraft umspannen will. Du wirst irre an den höhern Angelegenheiten der Menschheit, irre an der Religion, weil du irre an dir selbst geworden bist und deiner Kraft. Du standest schaudernd an den Grenzen menschlicher Erkenntniß, und ungenügsam mit den Offenbarungen, welche die Natur und die heilige Schrift gaben, ungenügsam mit dem Glauben und der Sehnsucht deines Herzens — beide gab dir und allen Sterblichen der Schöpfer! — wolltest du die Schranken der Endlichkeit überspringen. Um das Geheimniß des Weltalls zu durchdringen, müßtest du Gott selbst sein.

Du hast eine Religion in deiner Brust. Ohne Wahnsinn kannst du deine Seele nicht aus deinem Leibe hinwegläugnen, nicht die Gottheit aus dem Weltall, nicht die Wahrheit aus Jesu erhabenen Lehren. Jüngling, noch ein Schritt! Habe den Muth, dir selbst getreu zu sein. Es ziert dies Gefühl den Mann, es verschönert die Mutter, es macht den Kreis ehrwürdiger. Aber ein religiöser Jüngling ist die Hochachtung Aller, weil es bei ihm eine Kraft des Herzens voraussetzt, welche man kaum von seinen Jahren erwarten kann; einen Muth, der dem Leichtsinn seiner Altersgenossen Trotz bietet; eine Geistesstärke, welche sich nicht verbergen will, sondern aus Wort und Sinn und That hervorstrahlt.

Dringe darum deine Ueberzeugungen nicht Andern auf, sondern bewahre sie, als ein heiliges Kleinod, in deinem Herzen; aber wie du forderst, daß man dir das Kleinod nicht raube, nicht mit Spott entweihe, sondern schweigend ehre: so ehre auch du die religiösen Gesinnungen, selbst die religiösen Gebräuche deiner Nebenmenschen. Diese Gebräuche sind ehrwürdig, weil sie auf sinnliche Wesen, je nach ihrer verschiedenen Stimmung, bald stärker, bald schwächer, jederzeit aber heilsam eingreifen. Darum beobachte in der Ueberzeugung dieser Wohlthätigkeit die Gebräuche deiner Kirche mit. Rechne es dir zur Ehre, öffentlich zu bezeugen, welches Sinnes du bist. Schliesse dich nicht von den feierlichen Versammlungen der Christen aus, und erröthe nicht mit falscher, lächerlicher Scham, die heiligen Stellen, jene Tempel zu besuchen, in welchen dein Vater, oft auch dein Großvater, für dich betend seine Seele zum Ewigen erhob; wo auch für dich mancher Seufzer einer zärtlichen liebenden Mutter zum Himmel emporstieg.

Bekenne Religion in deinen Gesinnungen, und du wirst die letzten Zweifel schwinden sehen, die dich vielleicht folterten; du wirst dein Glück, deine Ruhe im stillen, kindlichen Glauben eines reinen Gemüthes wiederfinden; Ruhe, die du in den Gespinnsten deiner Einbildungskraft, in den Schwärmereien des sich selbst verkennenden Verstandes verloren haben möchtest.

Bekenne Religion in deinen Worten. Meide frechen, läppischen Spott über das Heiligste des menschlichen Gemüthes, und lerne glauben, daß die Demuth, mit welcher sich der Unwissendste vor der Majestät des Allmächtigen beugt, nicht minder achtungswürdig, als das erhabener gedachte Gebet des Weisesten sei; daß das Scherflein der armen Wittwe, das sie zum Gotteskasten trägt, nicht geringeres Verdienst habe, als die Goldsumme, welche der Pharisäer in öffentlichen Almosen prangend vertheilt. Es ist nur ein Gott; zu ihm beten alle Wesen, wenn gleich mit verschiedenen Vorstellungen. Nicht was sie beten, sondern wie sie beten, hört Gott. So begegnet auch ein irdischer Vater mit gleicher Liebe seinen Kindern, sie mögen erwachsen sein, oder noch unmündig ihre kleinen Wünsche stammeln.

Bekenne deinen religiösen Sinn in Thaten! Nicht was du denkst, ist wahre Religiosität, sondern was du thust. An seinen Früchten erkennet man den Baum und seinen Werth! sprach Jesus. Ohne edle Handlungen sind deine edelsten Gedanken werthlos, ohne die besten Werke dein bestes Glauben umsonst.

Schwerer ist es dir, als betagten Männern, immer so zu handeln, daß du mit dir selbst zufrieden sein kannst. Bald begehst du einen Fehlschritt, weil du dich aus Mangel der Erfahrung und nöthiger Umsicht betrogst, bald weil dich die Lebhaftigkeit deiner Gefühle weiter fortriß, als du selbst wolltest. Um so wichtiger ist für dich Ernst in Handlungen, Besonnenheit in deinen Unternehmungen und Worten. Sie ist schwer zu erhalten; aber durch Gewohnheit, durch strenge Selbstbeobachtung machst du sie

zu deinem Eigenthum. Der erste und sicherste Schritt zu dieser Tugend, welche dich über deine Altersgenossen erheben kann, ist: zu schweigen, wenn dich deine Empfindung überwältigen will; nicht zu handeln, wenn du fühlst, daß du deine ruhige Stimmung verloren hast. So in der Freude, so in unangenehmen Ereignissen. Schon haben dich bittere Erfahrungen belehrt, wie manchen Verlegenheiten du entronnen wärest, wenn du Selbstbeherrschung gehabt hättest. Uebe dich nun in dieser, und du hast den Grundstein zu deinem Glücke gelegt. Verzagst du aber an dir selbst, bist du zu bequem, zu eigensinnig, um überall Herr deiner selbst zu werden, — wohlan, gehe hin, werde der Knecht deiner niedrigsten Gefühle, und klage einst nicht die Vorsehung an, wenn du ein Dasein voller Verdruß und Bitterkeit empfängst. Du selbst, Sklave deiner Launen, deiner Empfindungen und Gelüste, du selbst warst der Mörder deines Glücks.

Jüngling, groß ist es, Andern Ehrfurcht einzuflössen. Dein Streben geht nach Auszeichnung und Ehre. Du hast das Mittel in deiner Gewalt: übe dich in der Selbstbeherrschung, daß dich einst nicht Reue strafe! Es kann dir freilich oft an Klugheit fehlen, alle Umstände und Folgen deiner Worte und Thaten zu berechnen; es müssen noch mancherlei Erfahrungen gesammelt werden, um Alles gehörig zu würdigen. Aber kann dir zuweilen die nöthige Lebensklugheit und Kenntniß der Menschen abgehen: siehe, es gibt etwas Höheres, als Lebensklugheit, und doch kannst du dich in den Besitz desselben schwingen; etwas Höheres, das dich niemals in deinen Handlungen irre gehen läßt, während sich oft die Klugheit des feinsten Menschenkenners betrügt; etwas Höheres, das über alle Erfahrungen hinausreicht: dies ist Lebensweisheit, wie sie in den himmlischen Offenbarungen Jesu herrscht. Alles, was du willst, das dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen! (Matth. 7. 12.) Meide jedes Unrecht, welchen Namen es auch habe; sei nachsichtig in deinen Urtheilen über Andere, streng im Gericht über dich selbst! Sei wahr und treu in deinen Worten, die du gibst, vorsichtig in den Worten, die du empfängst. Sei menschenfreundlich in deinen Handlungen gegen Unbekannte; männlich treu gegen Freunde; großmüthig gegen Feinde. Vertheidige ohne Bitterkeit dein Recht, doch nie mit Verletzung gerechter Ansprüche deines Gegners!

Dies, Jüngling, ist Christenthum! und dies Alles umfaßt das Wort: Liebe deine Gottheit über Alles, und deine Mitmenschen wie dich selbst! Diene in ihren verschiedenen Verhältnissen, wie du dir selbst dienen würdest, wenn du an ihrer Stelle ständest.

Es ist leicht, groß und gut zu handeln, wenn man sich von den Beispielen des Großen und Guten umringt sieht: es ist schwer, fast unmöglich, den reinen Adel seines Herzens unbefleckt zu bewahren, wenn man die Beispiele des Schlechten und Gemeinen beständig vor Augen hat. Was dir daran Anfangs Ekel erweckte, wird dir zuletzt durch Gewohnheit gleichgültig. Und wer gegen das Schlechte gleichgültig geworden ist, ist selbst nicht mehr gut.

Darum sei besonnen in der Wahl deines Umgangs. Laß von Gesellschaften los, von denen dir deine eigenen unverdorbenen Gefühle sagen, sie seien anstößig und schlecht. Keinen Freund mußt du haben, oder nur einen solchen, dessen Denkart die deinige bessert, und von dessen Umgang du für Geist und Herz Gewinn hoffen darfst. Ein Freund, der nicht in vielen Dingen besser ist, als du selbst bist, hält dich im Laufe zur Vollkommenheit auf. Ein Freund, der in manchen Dingen fehlerhafter ist, als du selbst bist, führt dich auf deiner Laufbahn rückwärts.

Am vorsichtigsten sei im Umgang mit Personen des andern Geschlechts. Die Edeln unter ihnen werden dich schneller veredeln, als dein tugendhaftester Freund; die Schlechten unter ihnen werden dich schneller verderben, als der Verdorbenste deiner Bekanntschaft. Den Edeln gefällst du nur durch deine Unschuld; nur diese Unschuld des Gemüthes gibt dir die Hoheit und Liebenswürdigkeit, welche du vergebens durch alle Künste einer sogenannten feinen Lebensart und durch die fade Sprache der Höflichkeit und Schmeichelei hervorzubringen dich bemühen würdest.

Ehre dich selber im Umgange der Personen des andern Geschlechts — tändle nicht mit deinen Empfindungen, die die heiligsten sein sollen, weil du sie einst vielleicht einer tugendhaften Gattin weihen sollst; sei Herr deiner selbst, und dulde es nicht an dir, daß eine blinde Leidenschaft dein Inneres überwältige und verzehre: eine Leidenschaft, welche dich zum Spott Anderer, und dir selbst zum Gegenstand gerechter Verachtung herabwürdigt. Verweichliche dich nicht mit unmännlichen Empfindeleien; betrüge dich nicht mit Selbsttäuschungen deiner Eitelkeit; noch weniger werde Verbrecher an der Ruhe eines glücklichen Herzens, indem du Leidenschaften in demselben hervorzurufen suchst, die deine Verhältnisse dir nicht zu befriedigen gestatten.

Jüngling, und empfindest du Liebe, deiner würdig: so ehre die Unschuld, den Namen, die Ruhe, die glückliche Gemüthsstille der Geliebten um so mehr, je mehr du sie liebst. Kann Liebe das Elend des geliebten Gegenstandes begehren? Bekämpfe dich selbst, schweige, meide, und sei Mann. Diese Seelengröße wird dich mit wahrer Hochachtung für dich selbst erfüllen — du wirst des Glücks genießen, bewundert zu sein, liebenswürdig gefunden zu werden, ohne den Frieden eines fremden Herzens, ohne den Frieden deines eigenen durch Einflüsterungen der Eitelkeit zu stören.

Rein, wie dein Herz, halte deinen Leib. Wehe, wenn der Fluch der Wollust in deinem Blute wüthete, und du ein Opfer deiner thierischen Begierden sänkest, dir selbst untreu, untreu dem leisen Wunsche deiner Aeltern, untreu deinem Gott! — Magst du hintreten ohne Erröthen und innern Vorwurf unter die Schuldlosen deines Alters? Magst du einst einem tugendhaften Weibe die Hand zur ewigen Verbindung mit reinem Bewußtsein darbieten? — — Ehre dich selbst, und du wirst geehrt werden. Die himmlische Empfindung der Reinheit des Gemüths gewährt höhere Wonne, als die Ausschweifung der Verworfenen. Das Bewußtsein deiner Unschuld ist die höchste Wollust.

Jüngling, viele dieser Worte haben an das Innerste deines Herzens geschlagen. Und wenn du es fühltest, verewige ihren Eindruck. Werde groß und gut; werde der Ruhm deines Hauses, deiner Verwandten Stolz, deines Vaterlandes Schmuck. Es liegt in deiner Gewalt. Siehe, vor dir breitet sich dein Leben aus — du hoffest noch eine herrliche Zukunft. Zerschlage nicht selbst diese Hoffnun-

gen. Jüngling, es ist ein großes Wort, tief geschöpft aus dem Born der Erfahrung: Du wirst nicht glücklicher werden, als es leider Andere sind, wenn du nicht besser wirst, als sie sind! — Dies Wort verewige in deinem Gedächtnisse, und gedenke seiner, so oft du in Noth und Verlegenheit geräthst durch eigene Schuld und Leidenschaft! Gedenke seiner, wenn dir dein Schmerz durch selbstverschuldete Uebel Thränen auspreßt, oder die Reue dich an die Verzweiflung ausliefert. Gedenke seiner, wenn du statt Selbstbeherrschung die Knechtschaft in den Fesseln deiner Leidenschaften, statt Besonnenheit in Wort und Handlung tadelnswerthen Leichtsinn, statt des Gefühls der Unschuld die Vorwürfe des nagenden Gewissens gewählt hast, das doch glücklich zu sein geschaffen war.

205.

Die Jungfrau.

1 Petr. 3, 3. 4.

Gott, laß mich täglich mein Gewissen
Vor Dir erforschen; laß mich rein,
Vor selbst gesuchten Finsternissen
Gesichert, immer wachsam sein.
Stets aufmerksamer zeig' es mir,
Was recht ist, Gott, und gut vor Dir.

Um mich zu sichern vor Gefahren,
Laß vor der Selbstzerstreuung mich
Mein leicht empfänglich Herz bewahren,
Auf nichts so achten, als auf Dich,
Auf Deine Stimm', auf Dein Gebot,
Auf Dein Gericht, auf meinen Tod!

Auch zu dir, junge Christin, will ich mich wenden, die du heute noch im Schmuck der Jugend einhergehst, vielleicht von Schmeichlern umringt bist — zu dir, Jungfrau, du, heute vielleicht noch die schönste Hoffnung oder die bängste Sorge deiner Aeltern und Verwandten!

Wirf dies Blatt nicht ungelesen von dir — es redet mit dir von deinen künftigen Schicksalen, von deinen Aussichten, vom Glück deiner gegenwärtigen und bevorstehenden Tage. Wirf dies Blatt nicht ungelesen von dir — es ist ein Wink der über Alles waltenden Vorsehung, welche dir dasselbe in die Hand gab. Sein Inhalt rettet dich vielleicht von Gefahren, über welchen du wie über einem verborgenen Abgrund hinwandelst; sein Inhalt gewährt dir vielleicht Trost für einen heimlichen Schmerz, der dein Gemüth quält; sein Inhalt bereitet dich vielleicht vor, gefaßter und stärker jedes künftige Ereigniß zu empfangen, welches dich in der Zukunft erwartet.

Denn ungewisser, als das Schicksal des Jünglings, ist das Schicksal der Jungfrau. Der Mann tritt mit eigener Kraft in die verworrenen Verhältnisse des Lebens ein; wählt seinen Beruf, mit dem er sich ein ehrenvolles Auskommen verschaffen will; wählt mit Freiheit zu allen seinen Zwecken die Mittel, welche ihm tauglich scheinen; wählt einst die Gattin, die Gefährtin seines Lebens, die seinen Neigungen am meisten entspricht. Aber nicht so die Jungfrau.

Selten kann sie sich mit eigener Macht ihr Loos bestimmen: sie muß es schweigend erwarten. Selten kann sie den Mann wählen, mit welchem vereint sie die Leiden und Freuden ihrer Tage am liebsten theilen möchte: sie wird gewählt. Selten hat sie eigene Mittel genug, sich unabhängig zu ernähren und zu beschützen: sie wird ernährt, sie wird beschützt. Als Mitglied eines Geschlechts, welches von Natur zarter, schwächer und unfähiger ist, in den Stürmen des bürgerlichen Lebens zu handeln, ist sie gleichsam in einer fortdauernden Unmündigkeit vor den Gesetzen, und muß ihre Angelegenheiten im öffentlichen Leben Fremden anvertrauen und von ihnen verwalten und vertheidigen lassen.

Wie unsicher ist daher das Loos der Jungfrau, auch dann sogar, wenn sie noch Aeltern hat, die bis jetzt noch Ansehen und Vermögen besitzen! Wie schwankend ist die Grundlage alles ihres künftigen Glücks, da solche vom Zusammentritt so mannigfaltiger böser oder guter Umstände abhängen! Da sie noch heute nicht weiß, wie lange sie den Schutz und die Pflege ihrer Aeltern oder Verwandten genießen kann; nicht weiß, ob sie jemals Gattin eines solchen Mannes werden kann und wird, wie ihr Herz ihn wünscht, und ihre Art zu denken und zu empfinden nöthig macht, um vollkommen glücklich zu sein.

Um so wichtiger ist es, daß sie in einsamen Augenblicken der Selbstbetrachtung einen ernsten Blick auf ihre gegenwärtige Lage und ihre künftigen Verhältnisse werfe; daß sie sich mit fester Entschlossenheit waffne, jedem Verhängnisse unerschrocken, doch weise, entgegen zu treten; daß sie sich vorbereite, des besten Glücks würdig zu sein, auch selbst wenn sie es einst nicht empfangen sollte; daß sie sich vorbereite, auch im schlimmsten Falle, wo alle ihre Wünsche scheitern, oder wohl gar das Gegentheil von denselben eintrifft, nie ganz unglücklich zu sein.

Dazu aber muß schon früh der Anfang gemacht werden; denn das Beste zu erreichen ist nicht das Werk eines Augenblickes. Dazu gehört schon früher Ernst, frühe Besonnenheit. Man erwirbt diese Eigenschaften nicht erst an dem Tage, da man sie gebraucht. Die Jungfrau muß schon in den ersten Jahren ihr wahres Glück von allen äußern Dingen unabhängig machen; sie muß es in ihrem eigenen Herzen gründen, wenn sie es einst behalten will als Weib, als Mutter, als Hausfrau, oder aber im unvermählten Stande.

Schon jetzt, in der Blüthe ihres Alters, wird sie von Gefahren umringt, die an sich oft sehr unscheinbar sind, aber auf die künftigen Jahre einen unaussprechlich großen Einfluß haben. Schon jetzt hat sie die meiste Mühe anzuwenden, gegen mancherlei verführerische Verhältnisse und Beispiele ein unverdorbenes Herz und einen unverdorbenen Verstand zu bewahren, und doch sind es nur diese beiden, ohne welche sie in Zukunft unglücklich werden muß.

Unverdorbenheit des Herzens, jedes Menschen höchstes Gut, ist der Jungfrau schönster Schmuck. Die Häßlichste wird liebenswürdig durch dieselbe, und alle Anmuth des Leibes verliert ihren Zauber, wo die schöne Gestalt ein von Leidenschaften, bösen Launen, unanständigen Empfindungen vergiftetes Herz trägt.

Das Wort, in welchem sich aller Adel, alle Liebenswürdigkeit des Weibes ausdrückt, heißt Unschuld. Sie ist die erhabenste Zierde der Jungfrau, der Grund aller weiblichen Tugenden. Der Wüstling hat Achtung, der Barbar Ehrfurcht vor dem zarten Wesen, welches noch von der Majestät seiner weiblichen Ehre umgeben ist. Das Weib ist nichts mehr — es ist laut und leise verworfen von Allen, wenn es gemißbraucht und entweiht

dastehen muß. Aerntet es nicht Verachtung von allen Seiten, so ärntet es Mitleiden, welches nicht weniger kränkend ist. Der Bessere zuckt bedauernd die Achseln; die Schlechtern geben Spott und Hohngelächter, und wissen es noch nach vielen Jahren am Sarge der Beklagenswürdigen zu erzählen.

Ehre selbst, o Tochter, deine weibliche Würde, und du hast deine Liebenswürdigkeit gerettet, auch wenn mit den Jahren deine jugendliche Anmuth verschwunden ist. Lerne die Gefahren kennen, welche deiner Unschuld drohen, und begegne ihnen mit den Waffen, die in deiner Gewalt stehen, Schamhaftigkeit, Sittsamkeit, Bescheidenheit! — Ehre diese Gefühle, welche die Hand Gottes selbst in deine Brust legte, und hüte dich, sie zu verletzen. Du würdest dir, deinem Geschlecht und selbst verächtlichen Männern verächtlich werden.

Meide die Gesellschaften, in welchen die Gesetze der Anständigkeit vergessen werden; meide Gespräche, selbst mit deinen Gespielinnen und Freundinnen, über welche du mit Recht erröthen müßtest, wenn ein Dritter sie vernehmen sollte; meide Schmeichler, welche sich von deiner Schönheit entzückt stellen, und doch zuletzt keinen andern Grund haben, als allmälig dir eine Zuneigung, eine Leidenschaft einzuflößen, wodurch du, dich selbst vergessend, endlich die Beute ihrer unreinen Begierden werden sollst.

Oft gebietet die Mode, erfunden von der Frechheit großer, sittenverderbender Städte, schamlose Entblößungen, vor denen selbst der unverdorbene Jüngling, der edle Mann mit Erröthen oder Widerwillen die Augen niedersenkt. O Jungfrau, durch Eitelkeit und geschmacklose Modesucht verführt, kann dir eine größere Demüthigung widerfahren, als wenn selbst Männer schamvoller sind, als du, und dich in einer Tugend übertreffen, die dein schönster Schmuck sein sollte? Die Mode wechselt mit jedem Jahre, Sittsamkeit ist seit Jahrtausenden des Weibes erste Zierde geblieben.

Aber sei nicht vor Andern allein schamhaft — sondern vor dir selbst! Empfinde Abscheu vor jeder unanständigen Erinnerung, welche unreine Gedanken in dir erwecken kann; fliehe die zuchtlosen Vorstellungen deiner Einbildungskraft, und zerstreue sie durch nützliche Thätigkeit oder ernstere Gedanken. Wehe dir, wenn du deine Seele mit unzüchtigen Gedanken besudelst, während du öffentlich doch vor denselben erröthen würdest. Du bist schon auf der Straße deines Verderbens; du hast deine wahre Unschuld schon verletzt — — du bist vor dir, du bist vor dem allwissenden Gott nicht mehr rein, und täuschest mit der Zucht deiner äusserlichen Geberden die Menschen, welche dich zu wenig kennen.

Um die Unschuld deines Gemüthes zu bewahren, schütze die Unverdorbenheit deines Verstandes. Suche nicht eine Bildung des Geistes auf Wegen, die oft das Gegentheil befördern; strebe nicht nach Kenntnissen, die dir zur Vermehrung des häuslichen Glückes wenig helfen; strebe nicht nach Geschicklichkeiten und Einsichten, welche von dir Niemand fordert und erwartet. Lese keine Schriften und Bücher, deren Inhalt dir nicht ein rechtschaffener Freund empfohlen hat. Am meisten verwahre dich vor dem Einfluß derjenigen Werke, die nur zur Beschäftigung der Einbildungskraft geschrieben worden sind. Sie belehren dich wenig von der Welt, wie sie ist, sondern von den oft unsittlichen Träumereien eines Müßigen; sie geben dir falsche Vorstellungen vom wirklichen Leben; sie stellen dir Muster dar, die du eher fliehen, als lieben lernen solltest; sie machen unmerklich deine Forderungen an die Welt überspannt; sie verwandeln dein natürliches gutes Gefühl in übertriebene Empfindsamkeit oder Empfindelei; sie füllen deine Einbildungskraft mit unnützen, oft schädlichen Bildern. Du gewöhnst dich durch sie, immer überspannt zu denken, zu wollen, zu empfinden; das wirkliche, alltägliche Leben wird dir dadurch gemein und widerlich. Die Menschen, mit denen du leben mußt, werden dir dadurch ungenießbarer. An Allem findest du zu tadeln, weil es deinen aus gewöhnlichen Romanen geschöpften Begriffen nicht entspricht. Du hast dich, statt dich durch solche unkluge Leserei zu bilden, nur verbildet; du bist nicht nützlicher, sondern unbrauchbarer für die Welt geworden; du bist zuletzt nicht edler, sondern thörichter, schwärmerischer geworden.

Viele Jungfrauen legten dadurch, ohne daß sie es glaubten, den Grund zu ihrem häuslichen Elend. Sie konnten sich nicht mehr so leicht wieder in ihren Stand, in ihre Bestimmung, in ihre alltäglichen Umgebungen finden. Sie blieben, weil sie des rechtschaffenen Mannes Hand verschmähten, wenn er nicht mit ihren träumerischen Vorstellungen von einem künftigen Gatten übereinkam, entweder unvermählt, oder sie mußten sich zuletzt einem Unwürdigern, einem Unvollkommenern hingeben; oder sie wurden nachher selbst in der Ehe fantastisch, unerträglich, schlechte Gattinnen, schlechte Mütter, die lieber glänzen und scheinen, als die Vollkommensten in ihrer Lage sein wollten.

Die beste Bildung, welche sich das weibliche Geschlecht in frühern Jahren zueignen kann und zueignen sollte, ist eine zweckmäßige Vorbereitung zu ihrem künftigen Stande, als kenntnißvolle und geschickte Hausmutter, als weise Erzieherin von Kindern — Vorbereitung, sich durch nützliche Kenntnisse auch in dem Falle unabhängig zu ernähren, wenn nach dem Tode der Aeltern, der Verwandten, oder des Gatten, oder in unverehelichtem Zustande fremder Beistand fehlen sollte. Dies ist das Wichtigste, was man von der Bildung eines gesitteten Frauenzimmers zu erwarten berechtigt ist — das Wichtigste, was jedes zuerst von sich selbst fordern muß. Dann — und immer bleibt wohl noch eine Stunde übrig — soll auch höhere Bildung keineswegs versäumt werden. Sie aber besteht nicht in Kenntniß träumerischer Geschichten und Begebenheiten, denen oft die Wahrscheinlichkeit, oft ein edler und zum Guten belebender Sinn mangelt, sondern in Belehrung des Verstandes, in Erweiterung der Kenntniß der Natur und der göttlichen Größe in derselben, in der richtigen und bescheidenen Beurtheilung der Menschen, in Kenntniß seiner selbst.

Die Geschäfte des Weibes erfordern Nachdenken, Klugheit, Vorsicht, Beharrlichkeit. Das Weib ist es, von dessen weisem Sinn und Handeln meistens alle Ruhe, alle Zufriedenheit, alle Glückseligkeit des häuslichen Lebens abhängt, ohne welche kein wahres Wohlsein gedenkbar ist. Alle Kenntnisse, die dahin führen können, soll die Jungfrau in der Stille, ohne Anmaßung, zu gewinnen trachten. Nie soll sie die Größe und Wichtigkeit der weiblichen Bestimmung aus den Augen verlieren. Dies ist ächte Bildung.

Die Bestimmung des Weibes aber ist, überall in ihrem

Wirkungskreise den Geist der Anmuth, Ordnung und Reinlichkeit, den Geist der Eintracht, des Friedens, des Trostes zu verbreiten. Die Bestimmung des Weibes ist, in der ehelichen Verbindung einst Theilnehmerin am Wohl und Weh eines Mannes zu werden, der ihr zu Theil ward; seine Freuden zu vervielfältigen und zu erhöhen, ihm in seiner Wohnung Ersatz zu geben für die Mühseligkeiten seiner Sorgen und Arbeiten; seinen Ungestüm zu mildern, seinen sinkenden Muth zu erheben. Die Bestimmung des Weibes ist, einst als Mutter das Meiste und Wesentlichste zur Bildung des Verstandes und des Herzens der Kinder beizutragen; als Hausfrau dem Gatten mit Liebe, den Kindern mit Zärtlichkeit und Vorsicht, dem Hausgesinde mit würdevoller Leutseligkeit, und allen Andern, welche mit ihrem Hause in Verbindung stehen, mit einnehmender Güte zu begegnen und sie zu gewinnen.

Wahrlich, dieser Beruf ist einer der ehrwürdigsten und heiligsten in der menschlichen Gesellschaft! Wahrlich, diese Pflichten erfordern eine Klugheit, Kenntniß und Uebung, welche nicht leicht sind! Und dieser Beruf, diese Pflichten sind es, denen die Jungfrau geweiht ist.

Wie mühsam geht der Jüngling für seinen künftigen Beruf durch Schulen und Werkstätten, ehe er vollkommen genug ist! Wie schwere Stunden bringt ihm seine vieljährige Vorbereitung zur Erlernung eines Geschäfts, welches er einst treiben soll! Wie, und die Tochter, bei nicht minder wichtigem Beruf, bei nicht minder großen Pflichten, sollte sich im Hause der Aeltern ungestraft verwahrlosen? — zufrieden sein, die einfachen, häuslichen Arbeiten erlernt zu haben, um die übrigen Stunden dem Müßiggang, oder der Zerstreuung, unnützen Lesereien oder den kleinlichen Bemühungen der Gefallsucht und des Putzes zu verschwenden?

Wenn wir der unglücklichen Ehen so viele sehen, sehen, wie der stille Hausfriede so oft gestört, Kinder so oft verzogen, blühender Wohlstand und Erwerb so oft zerrüttet werden — ist es nicht auch die Schuld des weiblichen Geschlechts, welches ohne Kenntniß seiner Bestimmung, nach einer leichtsinnig vertändelten Kindheit und Jugend, ohne ächte weibliche Bildung, zuweilen sogar schon mit verdorbenem Geiste und verdorbenem Herzen, in das wichtige Verhältniß des ehelichen Lebens hineintritt?

O junge Christin, die du nahe vor den Schwellen deiner Bestimmung dastehst, erinnere dich deines Berufes, und daß du deine künftige Glückseligkeit nicht dem künftigen Gatten, nicht seinem Stande, nicht seinem Vermögen danken kannst, sondern denjenigen Vollkommenheiten und Tugenden, die du dir schon als Jungfrau erworben hast. Erinnere dich, daß diese Tugenden die schönste Morgengabe sind, welche du einst dem Bräutigam zubringst. Erinnere dich, daß du einst alles andere Glück verlieren, aber nie dasjenige einbüßen kannst, welches du in deinem Herzen durch eigene Kraft und Ueberzeugung gegründet hast. Darum, wie der Jüngling in den Schulen und Werkstätten, übe du dich schon jetzt in deinem häuslichen Verhältnisse vor, die Würdigste deines Geschlechts zu werden. Erwirb dir einen Schmuck, der nicht mit den Jahren verfliegt, nicht mit Mode altert, sondern dich noch als betagte Matrone achtungswürdig erhält.

Und dieser Schmuck — so spricht das göttliche Wort bedeutungsvoll in deine Brust — dieser Schmuck soll nicht auswendig sein, mit Haarflechten, Goldumhängen oder Kleideranlegen: sondern der verborgene, innere Mensch des Herzens unverrückt, mit sanftem und stillem Geist, das ist köstlich vor Gott. (1 Petr. 3, 3. 4.)

Seelenschönheit werde dir werther als Leibesschöne; durch sie fesselst du Seelen: Anmuth der Gestalt und Geberden reizt vielleicht nur flüchtig die Begierde oder das Wohlgefallen des Sinnlichen.

Lerne, Jungfrau, schon jetzt die reizendste und wohlthätigste aller Pflichten üben, in dem Verhältnisse, worin du dich befindest, als Tochter, als Schwester, als Verwandtin unter den Deinigen durch bescheidenes, sanftes Eintreten Zwietracht hindern, Freundschaft und Frieden herstellen, Liebe und Sanftmuth unter Allen befördern. — Gib du das Beispiel, fessele du Alle durch deine Liebe und Güte, und es wird Keiner wagen, dir wehe zu thun; du wirst Alle durch dein mildes Wort zum Bessern leiten; du wirst ein Schutzengel der häuslichen Glückseligkeit werden. Erforsche die Quellen des gewöhnlichen Unfriedens in deiner Familie oder unter deinen Freundinnen, und nun ruhe nicht, bis du durch Beharrlichkeit nach und nach, und sollte es Wochen, Monate, Jahre dauern, durch Klugheit und zarte Schonung diese Quellen der Zwietracht vernichtet hast.

Lerne, Jungfrau, ertragen mit Geduld und Sanftmuth, was nicht in deiner Kraft steht zu ändern. Vielleicht duldest du eben von deinen Aeltern und Geschwistern — zeige dich ihnen mit Edelmuth. Du bist unfähig, durch eigene Gewalt sie in ihrer Denkart umzustimmen; deine Drohungen fürchtet ja Keiner; deine Belehrungen verlangt ja Niemand; dein Widerspruch, dein Eigensinn, dein Grollen erbittert ja nur noch mehr. Lerne mit Geduld und Sanftmuth ertragen, was du nicht ändern kannst. Deine Nachgiebigkeit wird endlich den Zorn ermüden; deine Sanftmuth endlich die Hartherzigen rühren und erweichen; deine Liebe, dein Gehorsam, deine zärtliche Anhänglichkeit wird dir endlich die halb verlornen Herzen wieder erwerben.

Habe keine Augen für die Schwächen deiner Aeltern; nur Schonung in der Belehrung deiner fehlenden Geschwister; zeige gegen Niemanden Strenge, als wider dich selbst. Mag deine Eigenliebe dir auch sagen, du verdienst nicht die Vorwürfe, welche dir vielleicht zuweilen gemacht werden: o glaube es, du hast doch durch irgend eine Unrichtigkeit deines Betragens Anlaß dazu gegeben. Aendere diesen Fehler — wer wird die Schuldlose unbarmherzig kränken wollen?

Am meisten hüte dich, deinen Launen Gehör zu geben, sondern zeige einen immer gleichen, heitern, freundlichen Sinn. Verzärtele dein Herz nicht selbst, indem du eigenwillig gerade so handeln und sprechen möchtest, als dir in einem oder dem andern Augenblick zu Muth ist. Nein, suche Gewalt über dich zu gewinnen; werde Meisterin deiner Gefühle und Empfindungen. Niemandem verzeiht man weniger den Ausbruch roher oder unschicklicher Gefühle, Niemandem weniger die Ungleichheit und Veränderlichkeit des Sinnes, oder der Gemüthsstimmung, als einem gesitteten Frauenzimmer. Keins hat weniger Fähigkeit, beglückte und beglückende Gattin zu werden, als welches

eine Magd seiner eigenen Launen ist, und denselben Herrschaft über Alles im Hause geben will.

Lerne arbeiten; dein Fleiß vom Morgen bis zur Nacht wird das schöne Beispiel der Uebrigen. Der Müßiggänger steht nie ohne Beschämung vor dir, und der edle Mann liebt und achtet die Hand höher, welche geschäftig ist, durch Ordnung und Reinlichkeit das Haus zum Tempel stiller Glückseligkeit zu machen, denn eine Hand, die nur die Kunst des Putzes versteht.

Lerne sparsam sein. — auch wo du im Ueberflusse wohnst, sparen! nicht um zu geizen und unnütz Geld zu sammeln, sondern um das Entbehrliche zu erübrigen, nothleidenden Familien damit wohlthun zu können. Durch Arbeit gewinnt der Mann, durch Sparsamkeit sammelt das Weib Schätze. Und eine freundliche Wohlthäterin der Armen ist eine Perle der Bürgerschaft, ein Gegenstand der Verehrung aller Edeldenkenden und Zartfühlenden.

Und endlich, o Jungfrau, o Christin, o Tochter Gottes, lerne mit religiösem Sinne jedes deiner Tagewerke beginnen, üben und enden. Ein Weib ohne Religion ist wohl mit Recht ein Gegenstand des geheimen Widerwillens und Ekels aller Gebildeten. Ein Weib, welches mit seinen geringen Erfahrungen und Kenntnissen, mit seinem armseligen Wissen den Freigeist spielen will, ist selbst ein Widerspruch, und gilt in den Augen der Vernünftigen als eine Thörin, die, ohne innern Werth, Eitelkeit mit anmaßlicher Weisheit treiben will.

Dein Verhältniß, dies zarte, innige, stille Verhältniß zu deinem Gott, wie du es aus den Tagen deiner Kindheit her empfindest, veredle, vollende es. Sei in der Religion, in der treuen, andächtigen Uebung religiöser Pflicht gern das Beispiel deiner Gespielinnen, deiner Freundinnen. Aber sei es, wie in Allem, ohne Anmaßung, ohne Gezwungenheit, ohne damit glänzen zu wollen. Nur das Schöne gefällt, was es nicht sein will, was nicht geschieht, um zu gefallen.

Nicht dein Vater, nicht deine Mutter, selbst dein Bräutigam, dein Gatte einst nicht, ist von den Gefühlen und Bewegungen deines Herzens der Vertrauteste. Nur Gott ist es. Keiner ist dein bleibender Freund — veränderlicher Menschensinn, Schicksale und Tod werden dir manchen rauben. Aber Gott bleibt dir. Er schützt dich. Er hilft dir. Er sorgt für dich.

Kannst du, wie dein Jesus dich lehrte, mit Heiterkeit und kindlichem Vertrauen zu ihm, dem Vater, beten, — o dann verzage nie. Du bist deiner noch würdig, und würdig der Liebe aller guten Menschen.

206.

Selbstkenntniß.

2 Kor. 13, 5.

Wie selig, Herr, ist der Gerechte!
Du bist sein Gott, sein großer Lohn.
O, daß auch ich gerecht sein möchte!
O wär' ich, was ich sein soll, schon!
Ich fühl' es schon, ich bin noch weit
Vom Ziele der Vollkommenheit.

Weg, Leichtsinn, stolzes Selbstvertrauen,
Das alle Mängel mir verhehlt!
Ich will mich selber erst durchschauen
Und prüfen, wo es an mir fehlt.
Was ist dem Menschen wichtiger
Zu kennen, als sich selber, er?

Wer kann, wie oft er fehlet, merken?
Nur Du, Gott, weißt ganz, wie ich bin;
Nur Du kannst mich im Guten stärken;
Drum nimm mein Herz, o Vater, hin.
O mach', ich wünsche rein zu sein,
Mich von verborgnen Fehlern rein.

Unsere Seele gleicht einem Licht, das Alles umher beleuchtet, nur sich selbst nicht. Wenn dieses Licht erwacht, reichen seine Strahlen vom nächsten Gegenstand bis zu den entferntesten Sternen; aber in seinem Innern ist es so trübe, daß es nicht durchschaut werden kann.

Durch das Werkzeug unserer Sinne nimmt unsere Seele die Gestalten und Farben, die Töne und Sprachen und alle Eigenschaften der Welt wahr; allein sich selbst nimmt sie nirgends wahr, als in ihrer innern Thätigkeit und durch ihr Bewußtsein.

Unser Geist löset auf Erden so manches Räthsel, aber das ihm allernächste kann er doch nicht errathen, und dies ist — sein eigenes Selbst.

Diese seltsame Dunkelheit erstreckt sich sogar über die Theile unsers eigenen Körpers. Wir sehen alle andere Dinge weit öfter und bestimmter, als uns selbst. Viele Gegenden unsers Leibes haben wir nie gesehen. Wir können uns ohne Mühe jeden unserer Bekannten vorstellen, auch wenn er abwesend ist, ja sogar den Fremdling, welchen wir nur einmal, nur flüchtig erblickten; aber unsere eigene Person könnten wir uns gar nicht vorstellen, so oft wir sie auch im Spiegel erblicken mögen, oder das Bild, welches wir von uns selbst im Gedächtnisse machen, ist sehr dunkel, unvollkommen und zweifelhaft.

Diese seltsame Eigenheit, sollte sie nicht schon Manchem aufgefallen sein? Warum hat der Schöpfer dies alles so angeordnet? Fühlt nicht Jeder sich schon zu der natürlichen Frage gereizt: ich kenne so viele Dinge, warum aber mich am wenigsten?

Was wir einmal kennen, das beobachten wir nicht länger. Aber weil wir uns selbst in einem immerwährenden Halbdunkel finden, ist unsere Neugier und Aufmerksamkeit beständig gereizt, uns selbst zu erforschen. So fühlt Jeder, daß der würdigste und wichtigste Gegenstand, welchen der Mensch zu seiner Betrachtung wählen kann, kein anderer sei, als der Mensch selbst.

Aber das geistige, denkende, willkürlich handelnde Wesen in uns, die Seele, kann nicht vermittelst der Sinne beobachtet werden. Wir werden von ihrem Dasein nur durch das Bewußtsein überzeugt, welches sie von sich hat; oder durch ihre Handlungen, durch ihre Gedanken, Wünsche, Begierden und Empfindungen. Auch die Seele anderer Menschen erkennen wir auf keine andere Art. Und da alle menschlichen Geister von dem erhabensten aller Geister mit Vernunft ausgerüstet sind; da jede Vernunft die gleichen Gesetze für das, was wahr, was recht und was gut ist, anerkennt: so sind wir nach diesen Gesetzen im Stande, zu urtheilen, ob ein Geist vollkommener, edler sei, als ein anderer, je nachdem er sein Inneres durch bessere

oder schlechtere Gesinnungen, Zwecke, Worte und Thaten offenbart.

Man kann mit Recht sagen, daß der Anfang und die Grundlage aller irdischen Weisheit, und wiederum ihr höchster Zweck, in unserer Selbstkenntniß dasteht. Daher war es bei einem der erleuchtetsten Weisen des heidnischen Alterthums die erste seiner Lehren: Erkenne dich selbst! Daher empfiehlt die heilige Schrift uns das gleiche Mittel zur Erlangung der wahren Weisheit, indem sie sagt: Versuchet euch selbst, ob ihr im Glauben seid. Prüfet euch selbst. (2 Kor. 13, 5.)

Ohne daß ich mich genau selbst kenne, bin ich unfähig, weder zu beurtheilen, worin meine guten Anlagen bestehen, die ich zu höhern Dingen benutzen sollte, noch woher vorzüglich meine allfälligen Mängel rühren, die mich hindern, eine volle Zufriedenheit in und mit mir selbst und mit andern Dingen ausser mir zu haben. Wie soll ich Jemanden seines Irrthums überführen, bevor ich weiß, welche Irrthümer ihm eigen sind? Oder wie soll ich etwas ausbessern, von dem mir die Fehler unbekannt bleiben?

Die wenigsten Menschen sind aber mit sich selbst hinlänglich vertraut. Daher halten sie ihre wirklichen Mängel oft für Schönheiten, und ihre guten Eigenschaften und Anlagen schätzen sie bald zu hoch, bald zu niedrig. Daher sind sie selten immer mit sich einverstanden; ihre Worte widersprechen ihren eigenen Worten, ihre Thaten ihren eigenen Thaten. Sie haben keine Selbstständigkeit, sondern lassen sich vom Strom der Umstände hinreissen; sie beobachten wohl den Hafen, welchem sie entgegensteuern, aber nicht das Schiff, in welchem sie fahren.

Nur derjenige, welcher ein anhaltendes Geschäft daraus macht, sich genau in allen seinen Gemüthsbewegungen zu beobachten, weiß endlich auch, was er in der menschlichen Gesellschaft werth ist. Wie wollte es der wissen können, der von sich nichts weiß, oder der thöricht genug ist, sie nie anders, als nach den Eingebungen seiner Eigenliebe zu beurtheilen? Daher ist es dann kein Wunder, wenn er glaubt, die Welt verkenne ihn, während die Welt ihn vielleicht richtiger beurtheilt, als er sich selbst. Daher auf allen Seiten Anstoß und Mißverständniß; daher beständige Zwietracht und Lieblosigkeit.

Es bildet sich wohl Mancher ein, er sei großmüthig und versöhnlich gegen Feinde, weil er ihnen die Hand zum Frieden bietet; und doch ist er nur furchtsam und feig, weil er mit denen Freundschaft begehrt, die er im Grunde seines Herzens haßt. Es hält sich Mancher für keusch und sittsam, weil er nicht in die Vergehungen und Schwächen Anderer verfallen ist; aber er bedenkt nicht, welche Umstände ihn am Fallen hinderten. Es war vielleicht nicht sowohl der Abscheu vor der Sünde, als der Mangel der Gelegenheit, oder die bloße Furcht vor den Folgen voller Schande, die ihn von den Ausschweifungen zurückhielt. Wohl hält sich Mancher für gutthätig, hilfreich und gemeinnützig, weil er mit großem Vergnügen seine Unterstützung zu Allem darbietet, was zum Besten einzelner Personen, oder der ganzen Stadt oder des ganzen Landes gestiftet werden soll. Aber er bemerkt nicht, daß im Hintergrunde seines Herzens der Ehrgeiz lächelt, der alle seine Handlungen leitet, und daß er schwerlich in seinem Leben eine gute That gethan habe, von der nicht wenigstens auch ein Mensch gewußt haben sollte, daß sie von ihm herrührte. Gern will er Gutes; aber wenn er es thut, möchte er auch Zeugen dazu.

Diese Selbsttäuschung ist nun die Folge der allzugeringen Selbstkenntniß — und wer darf auf den Namen eines Weisen Anspruch machen, der sich auf gröbere oder feinere Art doch immer selber betrügt?

Was bin ich in der menschlichen Gesellschaft werth? Welche Rolle spiele ich in derselben? Diese Frage, welche uns so nahe geht, welche sogar von unserer Eigenliebe begierig aufgefaßt wird, kann ohne eine lange und scharfsinnige Beobachtung alles dessen, was täglich in unserm Gemüth vorzugehen pflegt, nicht beantwortet werden.

Erst dadurch, daß wir durch eigene Beobachtung unsers Herzens mit den geheimsten Falten desselben vertraut geworden sind; daß wir die bessern und schlechtern Beweggründe bemerkt haben, um welcher willen wir bei verschiedenen Anlässen so und nicht anders handelten; erst dadurch, daß wir wiederholt den Wechsel unserer eigenen Empfindung belauschen, die uns zu diesen oder jenen Entschliessungen und Aeusserungen hintreiben — erst dadurch, sage ich, gelangen wir zu einem festen, zuverlässigern Maßstab in der Beurtheilung anderer Menschen.

O, wer sein Inneres, sein Ich nicht bis ins Kleinste durchforscht, der wage es doch nicht, über die Handlungen und Worte anderer Personen zu urtheilen. Er wird sie nur sehr oberflächlich nach dem Schein richten! Ist er noch über sich selbst und über die Quellen eigener Empfindungen nicht im Kleinen, wie will er die geheimen Beweggründe eines fremden Herzens errathen? O, wer sich selbst durchforscht hat, wird, voll wehmüthiger Erinnerungen an eigene Schwächen, die Mängel seiner Nebenmenschen viel glimpflicher tadeln, und oft im Lobe einer glänzenden Handlung, welche vom großen Haufen vergöttert wird, weit behutsamer sein! Er weiß es nur zu gut, wie gering oft unser Verdienst bei Dingen ist, welche von der Welt gepriesen werden, und wie viel Nachsicht und Schonung mancher Unglückliche verdient, den verführerische Umstände, heißes Blut, oder Gewalt der Noth, oder leidenschaftliche Selbstvergessenheit zu einer That hinrissen, deren Andenken die Reue seines ganzen Lebens nicht auslöscht.

Nur Selbstkenntniß führt zur richtigen Menschenkenntniß; die Menschenkenntniß aber gibt uns Gewalt über die Menschen, daß wir sie zu unsern Absichten einstimmig machen können.

Jedem liegt daran, sich auf seine Umgebungen Einfluß zu verschaffen. Es sei derselbe nun größer oder geringer, immer bleibt er für unsere eigene Glückseligkeit unentbehrlich. Denn wie wollten wir ohne diese Beihilfe, ohne das Wohlwollen Anderer bestehen? Wie wollten wir auch in unsern bürgerlichen Verhältnissen nützlich wirken können, ohne mehrere Menschen für unsere Zwecke geneigter zu machen? Menschenkenntniß lehrt uns nun die Mittel, Gemüther zu bewegen und für uns zu gewinnen; lehrt uns die Hindernisse beseitigen, welche sich nur zu oft in den Vorstellungen unserer Mitbürger heimlich unsern besten Absichten in den Weg lagern.

Die Wichtigkeit der Selbstkenntniß hat einen so ausgebreiteten Gewinn für unser ganzes Leben, selbst für die Ewigkeit, daß sie die erste und liebste Beschäftigung jedes Christen sein sollte, dem es darum ernstlich zu thun ist, seiner unsterblichen Seele schon hienieden eine höhere Vollendung zu geben. Wie will er vollenden, ehe er

weiß, wo anfangen; wie will er Vollendung im ewigen Reiche der Geister, wohin ihn seine Todesstunde ruft, wenn er nicht Muth und Willen hatte, hienieden zu werden so gut, so rein, so groß, als er es kann?

Jeder Anfang aber ist schwer; auch die Selbsterforschung. Oft wird uns Ermüdung quälen; oft werden wir sie versäumen, um diese oder jene Wunde unsers Gewissens nicht zu berühren, die noch zu heftig schmerzt. Oft werden wir sie verschieben wollen, weil irgend eine verächtliche Leidenschaft noch in uns Befriedigung begehrt. Immer aber wird unsere sich selbst gefällige, schmeichelnde Eigenliebe die Augen unsers Geistes gegen sich selbst blind machen, gewisse Schwächen zu bemänteln, und tadelnswürdige Blößen zu verschleiern suchen. Zur Selbstkenntniß gehört erst ein Kampf mit unserm schlechten Selbst; wir müssen erst unserm Ehrgeiz und Stolz, unserer Habsucht und Neigung zur Wollust, unserm Haß und Groll Schweigen gebieten, damit die Stimme ruhiger Vernunft allein vernommen werde.

Denke bei jeder bedeutenden Handlung deines Lebens: wie solltest du als Christ und Weiser thun? und wozu wirst du hingegen von deinen sinnlichen Begierden, von den in dir laut gewordenen Empfindungen getrieben? Dann entscheide dich schnell für das Gerechte, dem dein Gewissen Beifall gibt, und opfere deine Selbstsucht auf, so sehr sie auch widerstreben möge.

Denke nach jeder Handlung, mit welcher du einem Menschen wohl und wehe thatest: warum hast du dies gethan? was verleitete dich zu diesem Schritt? Spüre mit festem Blicke den heimlichen Ursachen nach, wenn sie sich auch noch so tief verbergen wollen. Handeltest du vielleicht nicht mit ruhigem Gemüthe, mit kühler Ueberlegung; überraschten dich vielleicht mancherlei Umstände; war die Zeit zum Ueberlegen zu kurz — auch dann laß nicht ab, in dir zu forschen: Woher die Gefühle, die dich bewegten? Hast du wohl daran gethan, sie über dich in dem Augenblick herrschend werden zu lassen? Bist du durch deine Unbesonnenheit nicht vielleicht in den Augen Anderer aus der Achtung herabgesunken, die sie dir sonst weihten, und die sie dir schuldig waren, weil sie dich noch nie so schwach sahen? — Woran liegt es, daß du, wie diesmal, auch zu andern Zeiten mißvergnügt nachher über das bist, was du hier oder da gesprochen? Welches ist auch der wahre, geheime Grund deiner Uebereilungen? Ist es nicht deine verborgene Eitelkeit, die immer, zuweilen wider deinen Willen, hervorbricht und laut wird? Ist es nicht vielleicht dein gekränkter Stolz, den du zwar hinwegläugnen möchtest, aber der dich zu seinem Unterthan macht? Ist es vielleicht nicht eine unruhige, übertriebene Habsucht, die dich in einen Sklaven verwandelt, und deine übrigen guten Eigenschaften verdirbt?

Nie, wenn du mit Ernst dein Inneres prüfen willst, wird dir die wahre Quelle deiner Gesinnungen verborgen bleiben; und hast du sie wirklich entdeckt, findest du sie so unrein, daß du sie jedem Menschen deiner eigenen Ehre willen verschweigen mußt: warum vernichtest du sie dann nicht, es koste dir auch, was es wolle? Was kann dir denn an einer Ehre gelegen sein, bei welcher du selbst gestehen mußt, du habest sie gar nicht verdient, weil man dich nicht genau genug kennt? Warum willst du denn eine eiternde Wunde deines Leibes lieber mit Gold und Purpurlappen vor den Blicken unwissender Sterblichen verdecken, statt sie zu heilen? Bist du darum vollkommener, weil dich Menschen ehren? Nein, du bist es nicht, denn du kannst dich wegen mancher Handlungen und Gesinnungen selbst nicht achten; du bist es nicht, denn der allwissende Gott wird nicht getäuscht, und er sieht deine Gebrechlichkeit, von der du dich nicht befreien magst.

In dem Gewühle des alltäglichen Lebens fehlt freilich oft Zeit und Lust, Betrachtungen über dich selbst zu beginnen. Der Tag ist der Arbeit, dem Gewerb und dem Umgang geweiht. Hier sollen wir die Grundsätze in Ausübung bringen, welche wir in stillern, geschäftlosen Augenblicken fassen.

Aber wenn die Einsamkeit des Abends oder der Nacht uns dem Getümmel der Welt entzogen und uns gleichsam an uns selbst wieder ausgeliefert hat; wenn in finstern Schatten weit um uns her Alles ruht und schweigt, und wir Keinem als uns selbst und Gott gehören — Gott, der über uns in der Finsterniß waltet, in dessen Hand unser Leben, Gesundheit und Dasein der lieben Unserigen liegen! — dann ist's die rechte Zeit zur ernsten Selbstbetrachtung. Die Natur scheint uns in uns selbst zurückzudrängen, und die Ereignisse des verflossenen Tages ziehen freiwillig vor unserer Seele vorüber, um sich mustern zu lassen.

Dann versuche dich selbst, wie Gottes Wort dir befiehlt: ob du im Glauben gewesen, das heißt, ob du immer so anständig, edel, leidenschaftlos, dienstfertig, zuvorkommend gedacht oder gethan hast, wie dein christlicher Glaube, wie dein Erlöser Jesus, wie dein Gott durch ihn geboten hat. Dann wirf dir die Frage vor: welche Handlung hast du heute vollbracht, die eine Zeugin deines guten Willens vor dem Richterstuhl des Allwissenden sein könnte? Welche Fehler waren heute bei dir die, welche vor allen andern herrschten und dich zu unbilligen Thaten oder unedeln Gesinnungen verleiteten? Woher diese Fehler, und was könntest du für Mittel gebrauchen, um sie ganz zu vermeiden und die entgegengesetzte Tugend an dir zur Königin zu machen?

Du warst vielleicht heute heftig und auffahrend; du hast dadurch vielleicht einen oder den andern deiner Hausgenossen oder Bekannten mehr gekränkt, als er es wohl verdiente. Du hast vielleicht damals nicht bedacht, daß man dich nicht aus Bosheit beleidigte, sondern aus Unvorsichtigkeit oder Leichtsinn kränkte. Und wie verzeihlich wäre es dann gewesen? Wenigstens hätte dies nicht dein Aufbrausen, deinen Zorn verdient. Fühlst du also, daß du Unrecht gethan? daß du weit besser dich hättest benehmen sollen?

Es ist wahr, flüstert die gern entschuldigende Eigenliebe; aber auch dir war das Aufwallen deines Unmuthes sehr verzeihlich. Du warst heute und damals bei übler Laune. Und in übler Laune kann man nicht alle Worte auf die Wagschale legen.

Du wußtest doch also, daß dich irgend schon ein Verdruß beherrschte; wenn du dies Gefühl hattest, warum ließest du nun deinem ärgerlichen Sinn den Zügel schießen gegen einen Unschuldigen? Du wußtest, daß du niedergeschlagen oder mißvergnügt warst: warum nahmst du nicht sogleich dabei den lobenswürdigen Vorsatz, in

solcher Verstimmung deines Gemüths Keinem ein übles Wort zu sagen, sondern lieber zu schweigen, selbst wenn du Ursache zum Zürnen fändest? Denn es ist dir ja bekannt, daß der Mensch im Zorn jedesmal, wie der Mensch in der Trunkenheit, die Dinge anders ansieht, als sie sind.

Aber du bist vielleicht nicht nur heute, sondern auch öfters, den Aufwallungen des Zorns ausgesetzt. Die Eigenliebe flüstert: das ist ein Temperamentsfehler, und so etwas läßt sich nicht aus seiner eigenen Natur herausreissen. Aber wer weiß auch, ob es wirklich Naturfehler ist? Und wenn er es wäre, ob er sich nicht durch die Stärke deines Geistes bändigen liesse? Hast du auch schon diesen Versuch gemacht? Warum kannst du denn deinen auffahrenden Ungestüm sehr gut bändigen, wenn du etwa in Gegenwart hoher Personen stehst; oder wenn sich dir Fremde plötzlich nahen, die dich begrüßen wollen; oder wenn du an einem Orte dich befindest, wo du von vielen Personen beobachtet wirst, an deren Hochachtung dir sehr viel gelegen ist? — Nun wohl, siehe, diese Stunden, in welchen du Meister deines Jähzorns werden konntest, sind die Anklägerinnen deiner Falschheit. Was du einmal über dich vermocht hast: warum vermagst du es nicht immer über dich? Wenn eine plötzliche Zerstreuung dich schon einmal von dem Aufbrausen deiner Empfindungen heilte: warum benutztest du die Heilmittel nicht allezeit, wenn dich ein Verdruß übermannen wollte?

So ungefähr ist des Christen stilles Selbstgespräch in den einsamen Augenblicken der eigenen Erforschung und Prüfung.

Aber auch bei unsern festesten Vorsätzen, den Einfluß der Eigenliebe auf das Urtheil über unsern Werth oder Unwerth zu verbannen, und uns in unserer wahren, innern Gestalt zu erkennen, sind wir doch selten im Stande, ganz unparteiisch zu sein. Es hängt in der Beurtheilung unserer selbst immer sehr viel von der augenblicklichen Stimmung unsers Gemüths ab. Was wir bei leichtem Blut oft für geringfügig achten, erscheint uns in einem schwermüthigen Augenblick wieder verdammlicher, als es in der That sein mag.

Daher befördert es unsere Selbstkenntniß nicht wenig, wenn wir auf das Urtheil rechtschaffener Freunde hören, und auf das, was sie an unserer Art zu denken und zu sein auszusetzen haben. Haben sie recht gesprochen — o unser Gewissen wird es uns schnell bemerken, und die Schmeicheleien unserer Eigenliebe werden verstummen. Ja selbst das Urtheil derer, die uns abgeneigt sein mögen, kann uns wichtige Dienste zur genauen Erkenntniß unserer Schwächen und Blößen leisten. Denn wer uns nicht wohl will, ist scharfsichtiger gegen unsere geringsten Mängel, als der beste unserer Vertrauten.

Selbstkenntniß, sei und bleibe du mein Hauptgeschäft, denn du bist der Spiegel, in dem sich meine Seele selbst sieht. Du bist die Leuchte meines Geistes in den Finsternissen des Lebens! Ernst will ich von nun an über mich selbst Gericht halten, damit ich desto sicherer mich der Gnade und des Erbarmens meines höchsten Gebieters erfreuen kann. Ich dürste nach Vollendung. Du, mein Gott, hast mir die Mittel zu meiner Heiligung und Veredelung an den Weg des Lebens hingelegt, den ich zu betreten habe: was kann mich vor Dir rechtfertigen, wenn ich diese Mittel verachte und versäume?

O sei mir nahe mit Deiner Kraft und Stärke, wenn ich nach deinem heiligen Geheiß den Werth meines Herzens prüfe. Der Gedanke an Deinen Willen, an Deine Allwissenheit fordere mich jeden Abend, da meine Gesundheit es gestattet, zur Rechenschaft vor mir und vor Dir auf: zur ernsten Rechenschaft, wie ich sie in der Nähe des Allgegenwärtigen abzulegen habe, vor welchem keine Täuschung gilt!

Wer so gewohnt ist, mit sich selbst zu rechnen, seine Schulden von Tag zu Tag zu vermindern, und seine Tugendsätze von Tag zu Tag zu vermehren: o der darf in der letzten Stunde, wenn einst des ganzen Lebens Rechnung abgethan ist, mit kindlicher Zuversicht Deinem Erbarmen, Vater, entgegenlächeln. Der hat gethan, was er vermochte. Sei ihm gnädig! Amen.

207.

Selbstbeherrschung.

Röm. 6, 12.

Mit Dir soll mir's gelingen, hier
Dir ähnlich, Gott, zu werden;
Zur Heiligkeit erwählt von Dir,
Dein Bild, Dein Ruhm auf Erden.
Herr über jede Leidenschaft,
Zu kämpfen mit den Sünden;
Und, angethan mit Deiner Kraft,
Den Hang zu allen Sünden,
Sich selbst zu überwinden.

Gelingen soll durch Dich es mir
In meiner Wallfahrt Zeiten;
Durch edler Werke Saaten hier,
Doch Aernten zu bereiten.
Ich will, so weit ich kann, erfreu'n,
Was Heil bringt, gern vollbringen;
Ein leuchtend Beispiel Andern sein,
Die Laster zu bezwingen.
Mit Dir soll mir's gelingen.

Selbst die Weisen des heidnischen Alterthums, selbst die Völker einer frühern Vorwelt erstaunten schon über den Widerspruch des Guten und Bösen im Menschen. Sie erstaunten, wie derselbige Sterbliche sich durch die Unmäßigkeit seiner Begierden, gleich einem wahnsinnigen Selbstmörder, zu Grunde richten, und dennoch Andere vor seinen Lastern warnen könne. Um sich diesen Widerspruch zu erklären, daß die Leute, bei aller Einsicht des Rechten, doch dasselbe nicht thun, und, bei allem Abscheu vor dem Unrecht, es dennoch üben, glaubten ehemals Viele, der Mensch habe eine doppelte Seele in seinem Leibe. Andere glaubten, er habe einen guten und einen bösen Engel unsichtbar an seiner Seite, die ihm seine Gedanken einflüsterten. Andere glaubten, es sei der Satan, welcher durch Zulässigkeit Gottes den Menschen zum Bösen verführe. Aber die heilige Schrift vernichtet diesen Irrthum. Nicht Gott ist's, der uns zum Bösen versucht, oder von unreinen Geistern versuchen läßt; sondern der Mensch wird von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt, spricht das göttliche Wort.

Aus unserer sinnlichen Natur quellen alle jene heftigen Wünsche, Begierden und Empfindungen, die endlich zu Leidenschaften entarten, und unserm vernünftigen

Geist den Zepter der Alleinherrschaft entreissen, welchen er führen sollte. Aus unserer sinnlichen Natur quellen jene ungestümen Regungen, jene rohen Triebe, die uns dem Vieh gleichstellen, und die edelsten unserer Vorsätze vernichten.

Aber, wenn uns Gott nicht mit so ungemein lebhaften Gefühlen begabt hätte, so würden wir keine Leidenschaften kennen. Ist nun nicht Gott selbst der Schöpfer dieser Leidenschaften, da er zur Entflammung derselben gleichsam den Zunder in unsere Brust gelegt?

Nein, das Böse kommt vom Menschen; er, der Vollkommene, gab das Gute. Nicht die Gabe, sondern der Mißbrauch der Gabe, ist Sünde. Er, der Heilige, verlieh uns das Gesetz der Vernunft, das Gesetz der Offenbarung; von der andern Seite gab er uns eine Welt voll mannigfaltigen Reizes und Genusses. Zwischen beide stellte er die Kraft unsers Verstandes und Willens, auf daß wir unter allen Umständen immer das Wohlthätigste wählen könnten. Er gab uns den Geist, welcher nach Unsterblichkeit dürstet und nach Vollkommenheit; aber dazu den Leib, der von der Erde genommen, und, wieder zum Staube einst zurückkehrend, keine Sehnsucht hat, als nach dem Irdischen; er gab uns diesen, auf daß jener zur Beherrschung desselben seine Kraft übe, und die Seele ihren Körper zum Werkzeug ihrer erhabenen Absichten mache, so wie das ganze Weltall ein Werkzeug Gottes ist zur Beseligung der Geister.

Ohne die Lebhaftigkeit sinnlicher Gefühle würde der Mensch nie zur Vollkommenheit streben, sondern in träger Ruhe sein Leben unthätig verschlummern. Aber diese Gefühle sind es, welche die Thätigkeit des Geistes erwecken und reizen.

Ohne die Lebhaftigkeit unserer Empfindungen und Wünsche würde des Menschen Geist die Tugend nicht kennen. Gefühllos ist der Stein: aber weil er durch sich selbst nicht sündigen kann, mag er deshalb tugendhaft zu nennen sein? Ohne Gelegenheit zur Sünde ist der Gefangene im Kerker; aber mag er deswegen tugendhaft heißen, weil ihm die Mittel zur Sünde fehlen?

Ohne die Lebhaftigkeit und den Reiz unserer Gefühle, die sich nur zu oft gegen die bessern Ueberzeugungen der Seele empören, hätte unser zur ewigen Dauer berufener Geist kein Mittel, seine Kraft zu vermehren, und jenen Grad innerer Vollkommenheit zu erschwingen, der uns schon in diesem Leben und im Leben jenseits der Todesstunde näher zur Gottheit führt. Denn nicht durch Stillstand, sondern im Kampfe erwächst die Stärke; nur Arbeit vermehrt die Kraft; Ruhe erschlafft sie. Wo kein Ringen, da ist kein Sieg.

Weit entfernt also, daß wir uns über die Heftigkeit unserer Gemüthsbewegungen zu beklagen haben, ist Empfindsamkeit die Erweckerin der Tugenden, die Prüferin unserer Geisteskräfte. Der gefühlvolle, reizbare Mensch ist zu allen großen Unternehmungen am feurigsten, zu allem Guten am leichtesten entschlossen, während der Träge, weder zum Guten noch Bösen aufgelegt, mehr einem Todten gleicht, als einem Lebendigen.

Die vorzüglichsten und liebenswürdigsten der Menschen waren immer diejenigen, welche unaufhörlich von Empfindungen jeder Art belebt wurden, die sie aber zu beherrschen wußten. Die furchtbarsten Bösewichter waren die, welche sich vom Ungestüm einer Hauptempfindung beherrschen liessen. Wer möchte nicht diese Unglücklichen beklagen? Sie hatten wahrlich die glänzendsten Anlagen, Wohlthäter ihrer Mitmenschen zu werden.

In dem unordentlichen Streit der Begierden, Triebe und Gefühle gegen die Vorschriften der Religion, gegen die Grundsätze der Vernunft, soll sich und kann sich allein unser unsterblicher Geist in seiner bewundernswürdigen Größe zeigen. Nirgends sonst. Er soll nicht Sklave seines Leibes und seiner leiblichen Gefühle und Begierden sein, sondern ihr unbeschränkter Herr. Es ist keine Kunst, andere Menschen durch Ueberlegenheit von Gewalt oder Einsicht zu beherrschen. Aber sich selbst beherrschen können, den schmeichelnden oder schmerzlichen Empfindungen seines Körpers nicht unterthänig sein, das ist das schwerste Werk, der höchste Triumph des zur Freiheit und Selbstherrschaft berufenen Geistes.

Es hat Mancher mit Heeresmacht die Welt überwunden, aber seine eigenen Leidenschaften konnte er nicht besiegen. Er blieb ein kleiner Geist, dienstbar seiner niedern Ehrsucht, ein Sklav seines verderblichen Ländergeizes. Es hat Mancher durch den Hauch seines Mundes Millionen beherrscht und geleitet, aber seine eigenen thierischen Triebe konnte der Elende nicht beherrschen; er war der Knecht seiner wollüstigen Gefühle, oder seines Zorns, oder seiner Eitelkeit, und schlaue Bösewichter leiteten ihn nach Willkür am Zaum und an der Fessel dieser Laster.

Selbstbeherrschung ist das hohe Ziel des Weisen, die erhabene Ehrenstufe in der Geisterwelt, wohin empor der Christ strebt.

So lasset nun die Sünde nicht herrschen in eurem sterblichen Leibe, ihr Gehorsam zu leisten in seinen Lüsten! ruft uns die Stimme des göttlichen Wortes zu. (Röm. 6, 12.)

Und wer kennt etwas Erhabeneres auf Erden, als den, der immer sich selbst in der Gewalt hat, und mit reinem Gewissen dem Bettler, wie dem Fürsten, und dem Tode selbst unerschrocken entgegentritt? Er läßt sich nicht durch die entehrenden Bande leiten, welche man wohl dem Schwächling anlegt. Umsonst suchet ihr ihn durch Lockungen der Wollust, durch Titel und Würden, oder durch Drohungen von Ungnade treulos an sich selbst zu machen. Eingedenk seiner eigenen Würde, seiner Sohnschaft zum erhabensten aller Wesen, seiner ewigen Bestimmung, vernichtet er in seiner Brust jede erwachende Leidenschaft, und geht untastbar, unbezwingbar, immer frei und sich selbst gehörend, größer als Fürsten, einem Gott gleich, durchs Leben.

Wer sich selbst zu beherrschen weiß, den kann kein Anderer beherrschen. Sein Gleichmuth bändigt den Zornigen, seine Furchtlosigkeit den Drohenden; seine Bescheidenheit lähmt die Versuche des Ehrgeizes; seine Sittsamkeit entwaffnet die Anschläge der Wollust; sein edler Stolz schreckt den heimtückischen Schmeichler zurück; sein Wahrheitsgefühl stößt die von sich, welche ihn auf ungerade Wege locken wollen. Er beherrscht sich selbst nach den ewigen Gesetzen der Tugend. Wer die gleichen Gesetze ehrt, ist sein Bruder, sein Mitunterthan im Reiche Gottes. Wer sie nicht ehrt, ist ihm ein Fremdling, ein Irrender, mit dem er nicht gleiche Bahn betreten mag und kann.

Wer sich selbst zu beherrschen weiß, der herrscht über Andere. Mit unzerstörbarer Besonnenheit sieht er die Thorheiten und Irrthümer der Sterblichen, welche sie, gleich Berauschten, im Taumel ihrer Begierden begehen

Er sieht mit Klarheit und Ruhe durch das Gewühl des Lebens und der Leidenschaften hin. Daher ist sein Rath immer der beste, weil er ohne Vorurtheil, ohne Haß, ohne Nebenabsichten nur zu dem räth, was gut, gerecht und wahr ist. So entsteht in den Menschen Hochachtung gegen den Edeln, der von keinem Eigennutz geleitet wird, oder von anderer Leidenschaft. Aus dem Gefühle der Hochachtung entwickelt sich Zuversicht auf ihn, und unwillkührlicher Gehorsam. Man empfindet seine Ueberlegenheit, ohne sie hassen zu können, denn diese Ueberlegenheit gründet sich auf schwer zu erwerbende Tugenden; und eine der liebenswürdigsten ist seine Anspruchlosigkeit, sein bescheidener Ernst, welcher überall die Herrschaft des Guten befördern will, ohne eigene Hoheit über Andere zu bezwecken.

Dies ist das treue Bild des wahrhaften Christen. Denn der wirkliche Nachfolger Jesu allein ist der ächte Weise, ist Selbstbeherrscher über seine innere Welt.

Und wer möchte nicht ein so Vollendeter auf Erden werden? Wer empfindet nicht schon heilige Ehrfurcht bei dem bloßen Anblick dieses Gemäldes?

„Ach," seufzt der Schwache muthlos, „es ist unmöglich, zu solcher Höhe von Selbstüberwindung zu gelangen. Man müßte kein Mensch, sondern ein Wesen höherer Art mit ausserordentlichen, überirdischen Kräften sein!"

Nein, dies hat nicht dein freier Geist gesprochen, sondern dein schon in den Ketten sinnlicher Lüste sklavisch liegender Geist. Du zweifelst an einer Möglichkeit, die du nicht kennst, nicht kennen willst, um deine tiefe Versunkenheit, deine Lähmung zu rechtfertigen oder zu entschuldigen. Aber wirst du deine Schuld eben so leicht vor dem Richter der Geister, vor der Strenge des Allwissenden vertheidigen können? Wird auch er einst deine feige Bequemlichkeit entschuldigen, mit welcher du dich scheuest, deinen Leidenschaften den Krieg zu machen? Freilich, nur Mensch bist du; aber du, Unsterblicher, bist auch ein Wesen höherer Art; warum lässest du dich von deinen sinnlichen Eingebungen bewegen, schlechter, nachlässiger zu handeln, als deine Ueberzeugung vom Bessern verlangt? — Du forderst dazu überirdische Kräfte! Aber hast du die Gewalt schon versucht, welche deinem Geiste eigen ist? — Wer da behauptet, es sei unmöglich, daß sich der Mensch zu allen Zeiten beherrschen könne, ist schon thierisch gesinnt. Sein Geist ist schon Knecht des Körpers. Er bekennt seine Versunkenheit. Der Mensch kann, was er will, wenn er nichts will, als was er als ein vernünftiges, von Gott stammendes, höheres Wesen soll!

Der erste Schritt zur Erwerbung der Selbstbeherrschung ist genaue Erforschung der Eigenheiten unsers Temperaments, und der daraus entspringenden unanständigen oder bösen Neigungen. Die körperlichen Anlagen üben einen immerwährenden Einfluß auf die Seele. Allzugroße Reizbarkeit erweckt in uns leicht Gemüthsverstimmung, Jähzorn, Neigung zur Wollust. Eine gewisse natürliche Schlaffheit macht uns träge, furchtsam, arbeitscheu. Das Bewußtsein äusserlicher Anmuth macht uns zur Eitelkeit, das Gefühl körperlicher Schwäche zur Schüchternheit, Hinterlist oder Tücke, das Gefühl der in uns wohnenden Stärke zum Stolz, zum Trotz, zur Härte geneigt. Oft ist das ängstliche, unzufriedene oder mürrische Wesen der Menschen, ihre beständige sich selbst quälende Sorge wegen Gefahr und Noth nur eine Wirkung ihres ihnen selbst noch verborgenen kränklichen Zustandes, so wie der Hang zur Freude, Lustbarkeit und Verschwendung, der Hang zum Leichtsinn und Müßiggang, der Ekel vor angestrengter und nützlicher Beschäftigung eine Wirkung des heitern, leichten Geblüts, der angenehmen Stimmung der Nerven sein kann.

Ohne des Körpers Gesundheit ist die Gesundheit und Freiheit des Gemüthes nicht immer leicht. Willst du deinen Leib und die aus ihm hervorgegangenen Empfindungen beherrschen: so trage für seine Gesundheit Sorge. Ein guter und vollkommener Arbeiter bedarf eines guten und vollkommenen Werkzeuges, um sich als Meister zu beweisen. Der Leib aber und das gesammte Empfindungsvermögen ist ein Werkzeug der Seele.

Viele Gewalt der Begierden entspringt oft nur aus der Gewohnheit, daß sie, so oft sie forderten, befriedigt wurden. Unterbrich Gewohnheiten, sobald sie die Freiheit deines Willens beschränken, und dir ein Hinderniß werden, so gut und groß zu sein, als du ohne sie sein könntest. Der Trunkenbold liebte anfangs den Wein mit Mäßigkeit, um der angenehmen Empfindung willen, in welche der Genuß des edeln Trankes ihn versetzte. Aber durch das beständige Befriedigen seines Triebes nach solchen Empfindungen machte er seinem Körper den Reiz des Weines zum Bedürfnisse. Das Gewöhnliche hörte endlich auf zu reizen; so ward er gezwungen, mit Uebermaß zu geniessen.

Fürchte dich vor jeder Art von Gewohnheit, so unschädlich sie auch scheinen möge. Sie ist schon darum gefährlich, weil sie dich von ihr abhängig macht. Wo aber Abhängigkeit ist, wie kann da Freiheit statt finden? Wo du einem gewohnten Bedürfnisse gehorchen mußt, wie kannst du alle Herrschaft über dich selbst haben? — Nichts werde dir zur Gewohnheit: so wirst du nie große Schmerzen fühlen, wenn du früher oder später entbehren mußt. Nichts, was irdisch ist, betrachte, als wenn du es beständig behalten könntest, sondern als vorübergehend: so wirst du auch nie dem Kummer um seinen Verlust unterliegen; du wirst nie in Versuchung gerathen, ein Unrecht zu thun, um das Gewohnte dir zu erhalten.

Es ist deswegen keineswegs rathsam, noch Pflicht des Christen, allen angenehmen Genüssen mit finsterer Strenge zu entsagen. Gott, der gütige Geber so vielfacher Lebensfreuden, hat kein Wohlgefallen an unserer Trauer; er will, wir sollen geniessen und uns freuen. Auch das Irdisch-Anmuthige dient zur Vermehrung unserer Glückseligkeit. Allein wir sollen überall unsere Wünsche nach demselben beschränken können, sobald irgend eine höhere Pflicht gebeut.

Wir sollen nicht unsere Begierden alle in uns ertödten, sondern wir sollen sie nur mäßigen, daß sie zu keiner Zeit in Leidenschaften ausarten, denen wir nachher nicht mehr widerstehen können, obgleich wir ihre Häßlichkeit, ihre Gefahr einsehen.

Wer zu jeder Stunde seine Begierden zu mäßigen, seine aufwallenden Empfindungen zu meistern weiß, daß sie ihn nämlich nie in dem stören, was nach seinen Einsichten rechtschaffen, edel, anständig und wohlthätig ist, der hat die Krone der Vollendung bald errungen — der beherrscht sich selbst.

Darum — wenn Vollendung, wenn das Gott-

ähnlich werden dein Ziel ist — Sterblicher, mustere die Reihe aller deiner Bedürfnisse, und frage dich bei jedem: Ist es von deinem Willen abhängig, oder bist du es von ihm? Würdest du unglücklich, wenn du es entbehren müßtest? Kannst du dich desselben entschlagen, ohne daß du deine Ruhe und innere Glückseligkeit darüber einbüßen würdest? — Und könntest du das nicht — o Christ, rette deine Ruhe, lerne es freiwillig entbehren; übe dich, es zu vermissen; bereite dich auf jeden Verlust vor, denn nichts behältst du; auch das Theuerste kann dir früher oder später genommen werden, wird dir unfehlbar genommen werden. Der Weise, der Christ, kann jede Freude sein nennen, aber nichts soll ihm doch unentbehrlich sein. Er hat nur ein einziges Bedürfniß, ohne welches er nicht athmen möchte, und dies ist die Tugend, das Bewußtsein, in Jesu Lehren zu leben, die Sehnsucht, Gott ähnlich zu sein.

Wahrlich aber, die Religion wäre ein eitler Tand, die Tugend wäre ein leeres Wort, wenn ich, ohne mißvergnügt zu werden, gleich jeden Wunsch, der in mir laut wird, erfüllen müßte; wenn ich dem Ungestüm jeder in mir erwachenden Neigung unterthänig würde; wenn ich mich der stillen oder wilden Gewalt jeder Leidenschaft preisgäbe.

Und willst du die Macht deiner Gewohnheiten besiegen, so brich ihnen stufenweise von ihrer Nahrung ab. Willst du deine Begierden besiegen, o so befriedige sie niemals in der Hoffnung, sie durch Sättigung zum Stillschweigen zu bringen oder zu schwächen. Du löschest kein Feuer, indem du es nährest; du heilest keinen Trunkenbold, wenn du ihn berauschest; du sättigest den Ehrgeiz nicht, wenn du ihn mit Würden überhäufest; du führst den Zerstreuungssüchtigen nicht zur Liebe nützlicher Thätigkeit zurück, wenn du ihm täglich neue Lustbarkeiten eröffnest. Gewohnheit stärkt die Begierde, und ihre beständige Beschäftigung erweitert ihre Macht.

Ist es dir Ernst, dich selbst beherrschen zu können, das heißt, unabhängig von deinen sinnlichen Trieben zu sein: so beginne damit, Alles von dir zu entfernen, was deine schon zu mächtig gewordene Begierde auf irgend eine Weise reizen kann. Entferne dich von dem, was dein Gelüst weckt, was deinen Zorn anregt, was deiner Eitelkeit schmeichelt. Meide die Versuchung: so rettest du deine Besonnenheit.

Hüte besonders deine Einbildungskraft, daß sie dir nicht Gegenstände vorgaukele, welche in dir unanständige Regungen, thörichte Wünsche, lasterhafte Neigungen aus dem Schlummer rufen. Und will dich diese Einbildung verwirren — verfolge die Vorstellungen keinen Augenblick, die sie dir hinzaubert; zerstreue dich; fliehe den Ort, auf dem du stehst; suche andere Gesellschaft; ergreife eine nützliche ernsthafte Beschäftigung; gedenke Gottes! gedenke der Ewigkeit! deiner Todesstunde! deiner Aeltern, deiner Blutsfreunde! gedenke deiner Lieben, die in andern Welten deiner harren! Vergiß nicht der hohen Würde, Gotterschaffener, zu welcher du berufen worden bist!

Mit schönem Gleichmuth, mit ruhiger Besonnenheit tritt täglich ins Leben hinaus, jeden Abend aus der Welt zurück in die Einsamkeit, wo du mit Gott bist! Nie bemerke ein Mensch an dir die sogenannte schwache Seite, von welcher du leicht zu übermannen wärest — sonst bist du der Schlauen Spiel und Spott! Nie finde dich selbst als Raub deiner Begierden und Empfindungen — du sei der alleinige Herr in dir, und keine Leidenschaft betrete jemals den Thron der Vernunft. Wer sich immerdar und unter allen Umständen selbst angehört, dem gehört die Welt an. Er ist reich, denn Niemand kann ihm etwas rauben, das er nicht entbehren könnte; er ist mächtig, denn er fürchtet keinen Menschen, weil er keine Erinnerung einer bösen That zu fürchten hat; er ist weise, denn er denkt, er spricht, er handelt nie aus Eingebung seiner Leidenschaften; er ist frei, denn seine erhabene Seele ist keiner Gewohnheit, keines Bedürfnisses, keiner Nebenabsichten Sklavin; er ist glücklich, denn er trägt den Himmel in seiner Brust, das heißt, ein frohes Gewissen, eine heitere Hoffnung von der Zukunft, eine entzückende Erinnerung an die Liebe der Gottheit.

Ach, und was that ich bisher? Warum war ich nicht der Mächtige, Vollendete, Glückselige, der ich sein sollte, und bei einiger Kraft gegen meine Gewohnheiten und Begierden sein könnte? Mir mangelte noch Selbstbeherrschung! Ich war noch oft eine Beute meiner ungestümen Leidenschaften. Ich regierte nicht meine Begierden, sondern sie regierten mich, wehe, und wie oft zu meiner Reue!

Allwissender, Dir ist es bekannt, ich war schwach. Ich gab mir nicht die Mühe, vollkommener zu sein. Ich ließ mich durch das Beispiel anderer schwachen Menschen verführen. Ich ließ mich zu oft vom Drange meiner Empfindungen überwältigen. Ich fehlte, ich wußte, daß ich fehlte; und doch, wie in einem Wahnsinn, wie in einem Rausche, fuhr ich fort zu fehlen. Was half nachher mein Zorn, mein Verdruß gegen mich selbst? Was half alle Reue mit ihren Gelübden und Thränen, ohne Besserung?

Beherrschung meiner selbst! — dies werde nun mein Ziel. Ohne diese große Tugend ist keine andere Tugend, ist keine Selbstständigkeit, ist keine Seligkeit möglich. Prüfen will ich meine Neigungen, meine Gewohnheiten, meine Bedürfnisse. Und welche von ihnen mich beherrschen, deren Joch will ich abwerfen. Ich will frei sein durch Jesu Lehre; frei von der Gewalt des Irdischen, weil ich gerufen zur Unsterblichkeit, nicht dem Staube, sondern Gott gehöre.

208.

Nützliche Thätigkeit.

Spr. Sal. 12, 11.

Das nützlich anzuwenden,
Was Du mit Vaterhänden
Mir gütig zugewandt;
Dein treues Kind zu werden:
Das sei mein Fleiß auf Erden,
Dazu gib Klugheit und Verstand.

Wie angenehm ist mir der Anblick der mannigfaltigen Geschäftigkeit in den Wohnungen; und wie heiter, wie feierlich dann die ihr nachfolgende Sonntagsruhe!

Ja, die Uebung der in uns liegenden Kräfte ist schon an sich eins der höchsten Vergnügen. Müßiggang und steres Ruhen ist Pein, ist Strafe; Trägheit ist eine wahre Krankheit des Leibes oder der Seele. Selbst das vernunftlose Thier findet Wohlgefallen am Spiel seiner Kräfte;

und das Kind freut sich, wenn es sich in lebhaften Beschäftigungen umhertreibt.

Man kann das Beispiel des allgemeinen Fleißes nicht mitansehen, ohne eine Neigung zu fühlen, Theil daran zu nehmen. Wo Alles mit Lust arbeitet, seinen Wohlstand zu vermehren, oder Andern zu helfen, ergreift uns unwillkürlich ein geheimes Gefühl von Scham, wenn wir als müßige Zuschauer am Wege dastehen. Jeder der frohen, sorgsamen Arbeiter scheint in seiner Miene einen gewissen Triumph zu haben, daß er sein Leben nützlicher, zweckmäßiger lebe, als wir, die wir im dumpfen Nichtsthun dahin träumen, oder nach Vergnügen schmachten wo er die Tropfen seines Schweißes vergießt im harten Berufsgeschäfte, und dann voller Stärke und Gesundheit jede, auch die kleinste Lebensfreude doppelt inniger schmeckt.

Sehet die Biene, wie schwärmt sie rastlos von Blume zu Blume, ihren balsamischen Honig aufzusuchen. Sehet die Ameise, wie behend und sorglich verfolgt sie ihren Lauf, ihre Stadt zu bauen oder Weihrauch zu sammeln. Sehet die Vögel des Himmels, wie schweben sie in unaufhörlicher freudiger Eile umher, sich oder ihren Jungen wohlschmeckende Nahrung zu finden. Der treue Hund bewacht die Heerden des Feldes; das dienstbare Roß schnaubt dahin vor dem schwer belasteten Wagen. Der Landmann, von der heißen Sonne gebräunt, achtet nicht der drückenden Hitze. Er vollendet sein Tagwerk, und freut sich auf die Erquickungen der Abendstunde. Es tönt sein Hammer, es rauscht sein Weberschiff von der Frühe des Morgens bis zur dämmernden Feierstunde. Der einsame Denker, der Gelehrte, der obrigkeitliche Beamte, der Künstler sind mit den Sorgen ihres Berufes beschäftigt; sie leben den größten Theil ihres Tages nicht für sich, sondern für Wohlfahrt, Sicherheit, Belehrung und Bildung ihrer Mitmenschen. Oft wird ihnen der Tag zu kurz und sie rauben noch einen Theil der Nacht ihrem Schlafe, um ihre Arbeiten zu enden in ungestörter Stille, während andere Menschen ihre ermüdeten Glieder durch Ruhe stärken.

Alles ist Thätigkeit. Wie kann dem Müßiggänger unter fleißigen Menschen wohl zu Muthe sein, die ihn als einen unnützen Bürger mit jedem Blicke zu verachten scheinen? Er klagt über Langeweile, während der Arbeitsame die Flüchtigkeit der Zeit betrauert. Er sucht nur das Vergnügen, ohne es in voller Reinheit zu finden, während es der Arbeitsame findet, ohne es zu suchen. Schon das Bewußtsein seines Fleißes ist ihm eine stille Wonne, und die Erholung von der Mühseligkeit seines Geschäfts eine Wollust, von deren Dasein der Müßiggänger keine Vorstellung hat.

Freilich, auch Fleißige gibt es, welche von der Morgen- bis zur Abendstunde nicht ruhen, und dennoch selten Ursache haben, mit sich ganz zufrieden zu sein. Denn wenn sie ihr Tagwerk überschauen, finden sie, daß sie wenig oder nichts gethan haben. Alle ihre Arbeit war eine Thätigkeit ohne Nutzen; ein geschäftiges Umhertreiben, ohne Gewinn für sich selbst oder für Andere.

Gott gab meinem Geiste nicht umsonst die Kräfte, meinem Körper nicht umsonst die Anlagen zu mannigfaltigen Geschicklichkeiten. Ich soll aber durch sie die Zeit meines irdischen Lebens und Wirkens rühmlich bezeichnen, damit ich dermaleinst am Rande meiner Stunden nicht fragen müsse: Wozu habe ich gelebt? Was habe ich in der Welt genützt? Wo sind die Garben des Wohlthuns, die ich gebunden habe, und auf denen ich nun, wie ein müder Schnitter, entschlummern könne?

Ich empfing jene Kräfte und Anlagen nicht umsonst durch die Gnade des Schöpfers. Sie sind das Pfund, welches er mir anvertraute, und mit welchem ich zur Beförderung allgemeiner Glückseligkeit wuchern sollte. Aber habe ich dieses Darlehn Gottes nicht auf eine unwürdige, höchst tadelhafte Weise gemißbraucht? Werde ich dafür ganz ohne Verantwortung bleiben? Und wenn ich sie nicht zum Schaden Anderer anwandte, geschah es denn auch immer zu ihrem Nutzen und Vergnügen? Ich trieb zwar auch Berufsgeschäfte: aber trieb ich sie mit der gehörigen Aufmerksamkeit und Liebe, oder nur zu oft mit Widerwillen? nur zu oft ohne die erforderliche Ordnung?

Es ist also nicht genug, daß ich arbeitsam sei; meine Thätigkeit soll jederzeit eine mir und Andern nützliche Richtung haben. Auch in meinen Arbeiten, in meinen Berufsgeschäften kann ich, als Christ, sündigen, nicht nur wenn ich meine Verbindlichkeiten treulos zu meinem oder fremdem Nachtheil offenbar verletze, sondern wenn ich sie nicht mit der gehörigen Ordnung und dem zum Guten erforderlichen Eifer vollziehe.

Arbeit und Erholung — dies sind die beiden Hauptabschnitte meines täglichen Lebens. Die Erholung ist mehr mir zum Nutzen, Andern nur mittelbar. Aber die Arbeit darf nicht mit jener Willkür und Gemächlichkeit getrieben werden, die einer Erholung wohl zu gestatten ist. Denn ich arbeite nicht bloß zum Vortheil der Meinigen: sondern was ich thue, soll auch andern Menschen, deren Eigenthum mein Werk früher oder später wird, die Summe ihres Wohlseins vergrößern.

Allerlei Künste und Gewerbe, welche nichts zum Nutzen und zur Bequemlichkeit des menschlichen Lebens, nichts zur Veredelung des Herzens, oder Reinigung der Sitten, oder zur Ausbildung des Verstandes, zur Bereicherung mit heilsamen Kräften beitragen, gehören zu denen, welche zwar in Erholungsstunden ein augenblickliches Wohlgefallen erregen können, aber keineswegs werth sind, den Ernst des ganzen Lebens zu beschäftigen. Aber Fleiß in solchen zwecklosen, unnützen Bemühungen ist zuletzt nur geschäftiger Müßiggang. Oder wer will den angestrengten Fleiß des Glücksspielers voller Hochachtung bewundern, welcher Tage und Nächte um Gewinn und Verlust mit Karten tändelt? Was nützte er mit seinem Nachdenken und Sorgen der menschlichen Gesellschaft? Der geringste Tagelöhner ist im Staate ehrenwerther, als er oder Jeder, der sich ähnlichen unfruchtbaren, oft gefährlichen und halsbrechenden Künsten widmet. Wer seine Aecker bauet, der wird Brodes die Fülle haben, spricht die heilige Schrift; wer aber unnöthigen Dingen nachgeht, der ist ein Narr, welcher seine Gaben mißbraucht. (Spr. Sal. 12, 11.)

Jede Art falscher Geschäftigkeit ist daher des Christen unwürdig — ist Verbrechen gegen seinen Beruf, den ihm der Schöpfer im Leben gab. Unsere Bestimmung hienieden ist Selbstveredlung und Beglückung Anderer durch unsere nützliche, vom Nachdenken wohlgeleitete Thätigkeit. Schon die Ueberzeugung, daß wir unsere Pflicht erfüllen, daß wir unserer von Gott empfangenen Bestimmung ein Genüge leisten, muß uns auch mit Lust und Eifer für unser Geschäft, auch für die geringen Pflichten unsers Berufes, durchdringen.

Wo Lust und Eifer mangeln, da fehlt gewiß auch nützliche Thätigkeit; da leisten wir niemals in vollem Maße dasjenige, was wir leisten könnten und wohl sollten. Aber leider ist es nur zu oft der Fall, daß lebhafte oder ehrgeizige Personen, obwohl sie in einem sehr nützlichen Wirkungskreise stehen, die Geschäfte desselben für sich zu klein und zu gering finden. Sie trachten immer nach höhern Dingen, und wollen in einem fremden Fache glänzen, worüber sie denn das versäumen, was ihres Standes ist. Die Verachtung unsers Berufes, die Geringschätzung unsers Gewerbes ist die Grundlage häuslicher Unzufriedenheit und zahlloser Nachtheile. Wir streben da in Dingen unsere Thätigkeit zu zeigen, wo sie Niemand begehrt, wo sie folglich wenig nützt; und versäumen sie, wo man sie von uns erwartet, und Jeder berechtigt ist, sie von uns zu fordern. Wir sind in beständiger Entzweiung mit uns selbst, und enden jeden Tag mit Ueberdruß und Mißmuth.

Wer nicht mit Freudigkeit alle, auch die kleinsten Pflichten seines Berufes vollstreckt, ist noch weit vom wahren Christenthum entfernt, welches, wenn es sein ganzes Wesen durchdringt, ihn, wo er auch steht, zum nützlichsten Mitgliede in der Schöpfung macht. Er ist kein Weiser, sondern ein Thor, der unnöthigen Dingen nachgeht. Ihn belebt nicht der Sinn Jesu, sondern eine kleinliche Eitelkeit, die nicht sowohl nützen als glänzen möchte.

Als Jesus seine Schüler und Freunde um sich versammelte, aus ihnen die Lehrer der Welt zu bilden, rief er sie nicht ganz von den Pflichten ihres ersten Berufs ab, so gering auch ein solcher in den Augen gewöhnlicher Menschen sein mochte. Wir finden sie wenigstens späterhin wieder mit dem Fischfang beschäftigt (Ev. Joh. 21.), und Paulus trieb das Handwerk eines Zeltmachers neben seinem apostolischen Beruf, um Niemandem beschwerlich zu fallen.

Wie unbedeutend, wie gering scheinen nicht die täglichen Hausgeschäfte einer guten Mutter und Gattin zu sein; aber wie wichtig sind zuletzt für das Glück ihres Hauses alle ihre einzelnen kleinen Sorgen und Mühen! Ihre Arbeiten erregen freilich in der Welt kein Aufsehen; man spricht von ihnen nicht im Volke: aber sie bringen Segen und Wohlsein über eine beglückte Familie. Man ehrt die vollkommene, fleißige Hausfrau in ihrem Berufe. Sie ist wahrhafte Wohlthäterin aller der Ihrigen; sie ist, was Gott will, und ihre Bestimmung so erhaben, als die Bestimmung dessen, der über Millionen herrschen soll. Wie anders, wie im Widerspruch mit sich selbst, steht das Weib da, welches vor unruhiger Geschäftigkeit gern in andern Geschäften glänzen möchte, und sich in Angelegenheiten mischt, oder Geschicklichkeiten sucht, mit denen es niemals, ohne den natürlichen Berufskreis zu verändern, der Welt wohlthätig werden kann! Hier ist falsche Geschäftigkeit, hier unnütze Thätigkeit! Wer in sich einen Reichthum großer Kräfte und Anlagen wahrnimmt, soll denselben allerdings nicht verwahrlosen. Aber es kommt nie so viel darauf an, *wo* man denselben, sondern *wie* man denselben in seinen Verhältnissen auf eine löbliche Weise anzuwenden versteht? Darin bewährt sich die wahre Lebensklugheit, darin die Weisheit eines Christen.

Auch Thätigkeit, ohne Ordnung, wird zur falschen Geschäftigkeit, und beraubt uns des Segens und des freudigen Wohlgefallens an unserm Thun. Es ist keine nützliche Thätigkeit, wo nicht Ernst und Zweckmäßigkeit unsern Eifer leiten, daß Alles zu seiner Zeit geschieht.

Es läßt sich nicht läugnen, viele Menschen sind immerdar regsam, und doch haben weder sie noch Andere von ihrer Mühe so viele Frucht, als man erwarten könnte. Ihr Wohlstand schreitet nicht vorwärts; kaum daß sie mit allem Fleiße es so weit bringen, daß sie dasjenige ungeschmälert bewahren, was sie schon besitzen. Selten erräth man auch die geheimen Ursachen dieses Unsegens, die nur demjenigen klar werden, der Zeit und Anlaß dazu hatte, sie schärfer zu beobachten.

Da ergibt es sich oft, daß nicht wahrer Fleiß, sondern nur Beschäftigungsgeist vorhanden ist. Man will thätig sein, thut aber nicht, was zu jeder Stunde das Nöthigste und Nützlichste ist, sondern was, nach der herrschenden Laune, wohlgefällt. Man will sich mit den Geschäften des Berufes mehr unterhalten und vergnügen, als nützlich werden. So wird denn oft vielerlei begonnen, wenig gehörig vollendet. Man eilt von Einem zum Andern, und ermüdet bald bei Allem. Zuletzt ist ein Tag voller Arbeit hingestrichen, und nichts oder wenig gethan.

Wenn auch Fälle eintreten können, wo es unschädlich oder wohl gar zweckmäßig wäre, die Stimmung des Gemüths vorher zu prüfen, ehe man eine wichtige Arbeit beginnt, bleibt es doch gefährlich, so etwas zum allgemeinen Gesetze für sein ganzes Thun zu machen. Arbeit soll keine Lustbarkeit, keine Tändelei zum Zeitvertreib sein, sondern *Arbeit* im vollen Sinne des Wortes, eine Anstrengung der Kräfte zu nützlichen Werken. Nur aus Anstrengung entspringt Segen und das Bewußtsein, pflichtgemäß gethan zu haben. Alles übrige entartet in einen gefährlichen Müßiggang, in eine gefährliche Selbstverzärtelung, die früher oder später den Grund zu unserm Verderben legt, indem sie uns vom ernsten Gebrauche unserer Kräfte entwöhnt.

Dieser Fehler ist sehr gewöhnlich eine Folge der unrichtigen Erziehung, welche Kinder genieſſen, die man sich scheut, früh zur Anstrengung ihrer Kräfte anzuhalten. Man wünscht ihnen die Arbeit zum Vergnügen zu machen, aber verdirbt es durch falsche Anwendung der Mittel, indem man für sie die Arbeit in die gleichgültige Reihe unterhaltender Spiele hinabwürdigt. Man gefällt sich darin, die Gunst der Kinder zu gewinnen, indem man ihnen alle Mühe erleichtert, ihnen, was sie zu thun und zu lernen haben, tändelnd beibringen will; aber vergißt, daß, wo keine Kräfte angestrengt, auch keine gehörig entwickelt werden; daß auf Verzärtelung nothwendig Erschlaffung erfolgt.

Nützliche Thätigkeit im Menschenleben fordert, wie jede andere Tugend, ihren Ernst, sogar Selbstüberwindung. Wer sie üben will, darf nicht fragen: *wann ist mir das Geschäft am willkommensten?* sondern er muß fragen: *wann bin ich dem Geschäft am willkommensten?* Denn Alles in der Welt hat seine Stunde, wo es am besten und nützlichsten geschieht; in jeder andern kann es auch gethan werden, aber mit ungleich geringerm Segen für uns und Andere.

Wer in jedem Stande, in jeder Lage seines Lebens, an jedem Tage der Woche und in jeglicher Stunde des Tages immer das zu thun weiß, was eben dann das Wohlthuendste und für eigene oder fremde Wohlfahrt das Ersprießlichste ist: nur der mag, in Rücksicht seiner Thätigkeit, den Namen eines Weisen verdienen, welcher mit

der kurzen Frist des ihm von Gott verliehenen Daseins zu wuchern versteht. Er lebt keinen Tag, keine Stunde vergebens.

Diese Ordnung in den Arbeiten gibt ihnen erst den höchsten Segen. Wer das Gute zur unrechten Zeit, das Nützliche am unrechten Ort thut, säet vortreffliche Saat, aber auf unschicklichen Boden, von welchem er sich keine Aernte zu versprechen hat. Immer muß das Wichtigere dem Geringern, das Nothwendigere dem Entbehrlichern vorgezogen werden. Jeder Augenblick macht seine eigene Forderung an uns, der wir entsprechen müssen.

Der Mangel solcher Ordnung, sowohl in Berufsgeschäften als in häuslichen Verrichtungen, verleitet zu vielerlei Irrungen und schmerzlich warnenden Erfahrungen. Wir verschwenden Zeit und Kräfte und Thätigkeit, leisten nicht die Hälfte dessen, was wir bei gleicher Betriebsamkeit hätten vollbringen können, und werden zuletzt nur geschäftige Müßige.

Nur durch nützliche Thätigkeit erhalten wir vor Gott, vor uns selbst, und vor den Menschen einigen Werth in der Kette der Wesen, welcher wir eingereiht sind. Nichtsthun führt zur Selbstverachtung.

Es ist in der Zeit kein Stillstand. Die Augenblicke fliehen in geordneter Eile vor uns vorüber; und welchen wir nicht benutzten, den haben wir nicht gelebt. Auch mit dem Menschen ist kein Stillstand. Er bleibt sich nicht gleich. Wer nicht besser wird, ist schon schlimmer geworden; wer seinen Mitmenschen an einem Tage nichts nützte, hat ihnen schon geschadet, indem er ihnen das Gute entzog, was er hätte durch seine Dienste gewähren können.

Warum klagst du, o Thor, über die Kürze des menschlichen Lebens? Bist du es nicht, der es mit selbstmörderischem Unverstand verkürzt? Was du gethan und empfunden hast, das hast du gelebt; darum ist der Stein todt, weil er gefühllos ruht.

Jüngling, vor wenigen Jahren warst du noch Kind; in wenigen Jahren ergraut dein Haupt schon vor Alter. Ergreife begierig die flüchtigen Stunden: fülle sie mit nützlichen Thaten an, und du kannst in einem Jahre mehr leben, als der verstandlose Müßiggänger in einem halben Jahrhundert. Nur was du gewirkt hast, das hast du gelebt.

Dürste nicht nach großen Thaten, oder nenne nicht groß, was nur geräuschvoll und glänzend ist. Der nützlichste Mann ist der größte; und was du in deinen Verhältnissen Gutes gestiftet, ist deine wahre Größe.

Und du, dem Gott irdischen Wohlstand verlieh, daß du nicht durch die Nothwendigkeit gezwungen bist, für deine Erhaltung zu arbeiten: vergiß nicht, daß ohne nützliche Thätigkeit dein Reichthum für dich die Hälfte seines Werthes verloren hat. Nicht Gold und Gut, sondern der Genuß deiner Kräfte macht dich reich; je mehr der Mittel dir Gottes Gnade verlieh, je mannigfaltiges kannst du deine Kräfte zum Wohlsein der Welt üben. Vergiß nicht, daß nützliche Thätigkeit eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die Menschheit sei, deren Glieder, hohe und niedere, rings um dich her arbeiten, um dein Vermögen, deinen Vortheil, deines Lebens Annehmlichkeiten zu vermehren. Du bist ihm nicht den Zins deines todten Reichthums, nein, auch den Zins deiner lebendigen Kräfte dafür schuldig. Das Gold, mit welchem du Andere bezahlst, ist nur geliehenes Gut; es ist noch vorhanden, auch wenn du nicht mehr unter den Lebendigen bist; denn Andere eignen es sich zu. Aber wenn du von deinen Kräften für Menschenglück gebrauchst, das ist dein Werk, und das verschwindet, wenn du nicht mehr bist.

Gott, o Vater, der Du Leben, Kraft und Regsamkeit durch alle Welten verbreitest; der Du seit Ewigkeiten her zur Beseligung von Myriaden Wesen wirktest und täglich in Deiner göttlichsten Wirksamkeit fortdauerst, o du thätigste und höchste und liebevollste Kraft des unermeßlichen Weltalls! Ich sehe um mich noch heute, wie sich Alles in deinen Ordnungen fröhlich dahin bewegt; wie kein Halm ohne Frucht, kein Wurm ohne Nutzen geschaffen ist; wie Eins durch sein Leben dem Andern dient — — sollte ich allein dastehen ohne Zweck und Bestimmung, ohne That, ohne Nutzen? Sollte ich denn das Pfund, welches Du mir verliehen, um damit für das Wohl meiner Miterschaffenen zu wuchern, in meiner Trägheit vergraben, oder verstandlos in falscher Geschäftigkeit vergeuden? Sollte ich undankbar und gefühllos alle meine Mitmenschen um mich arbeiten sehen, ohne ihnen nach meinen Kräften zu erwiedern?

Nein, so lange ich Kräfte habe und sie in belebender Gesundheit blühen, will ich mich ihrer zum Wohl meiner Angehörigen und meiner selbst bedienen, und zur Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit! Auch ich bin dazu Dein heiliges Werkzeug — sollte ich mich selbst entheiligen und untauglich machen? Der reiche Müßiggänger wie der träge Bettler am Wege sind die entbehrlichsten und verächtlichsten Genossen der menschlichen Gesellschaft; sollte ich ihnen durch Unthätigkeit oder falsche Anwendung meiner Kräfte ähnlich werden?

In Deinem Reiche, o Herr und Gott, ist kein Ohngefähr! Kein Ohngefähr gab mir absichtlos mancherlei brauchbare Anlagen, Fähigkeiten und irdische Mittel, die vielen Andern fehlen: Du gabst sie! Werde ich Dir einst nicht zur Rechenschaft stehen müssen, wie ich sie benutzte?

Lehre mich täglich weiser werden, o Gott, mein Gott, daß ich in der Glückseligkeit Aller, die ich nach Maßgabe meiner Mittel befördern helfe, meine eigene Glückseligkeit gründe. Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Christenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Sechszehnte

vollständige und verbesserte Original-Ausgabe.

Zweite Abtheilung.

Aarau 1833.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

209.

Geheime Sünden.

1 Tim. 5, 24.

Erschaff' in mir, Gott, eine reine Seele,
Ein neues Herz, das Deine Wege wahle,
Und mach' es fest, und stärke mein Bestreben,
Nur Dir, Allheiliger, nur dir zu leben!

Verwirf mich nicht vor Deinem Angesichte:
Gib Deinen Geist, daß er mich unterrichte;
Verweigr' ihn nicht, daß er auf Deine Wege
Mich Wankenden mit Liebe leiten möge!

Etlicher Menschen Sünden sind offenbar, daß man sie vorhin richten kann, sagt die heilige Schrift, etlicher aber werden hernach offenbar. (1 Tim. 5, 24.) Also auch das geheimste Unrecht, die verborgenste Verletzung der Pflichten wird früh oder spät offenbar, und findet ihr Gericht.

Wie Manchen muß diese Stelle des göttlichen Wortes erschüttern, wenn er sie liefet! Wie manche Wange erröthet vor Scham, wie manche erblaßt vor Furcht neben dem ernsten Gedanken! Denn er ist voll fürchterlicher Wahrheit, und die Erfahrung jedes Tages, und die Begebenheit jedes Monats, und die Weltgeschichte aller Jahrhunderte zeugen mit unwidersprechlicher Macht dafür.

Umsonst schlich der Mordbrenner im Mantel der Nacht, wo ihn Niemand sah — die Flamme des Gräuels schlug empor, und loderte wie ein Rachesschwert gen Himmel, und beleuchtete und verrieth den Richtern die geheimen Pfade des flüchtigen Verbrechens. Umsonst schlich der Giftmischer auf Filzsohlen herbei, seinen Mord zu vollbringen: der todte Leichnam ward beredt, und entdeckte die Schuld des Meuchelmörders, und trieb ihn aus entfernten Weltgegenden zurück, vor dem Richter zu bekennen. Umsonst schwur der Meineidige falsch, und dachte: wer kann mich der Falschheit zeihen, da Gott schweigt und die Zunge der Verstorbenen ruht? Die Elemente bekamen Zungen, und das Leblose wurde geschwätzig, und plauderte die Verbrechen aus.

Es liegt nicht im Scharfsinn des Klügsten, es liegt nicht in der Gewalt des Mächtigsten, eine ungerechte That auf ewig vor der Welt zu verbergen. In den Verknüpfungen der menschlichen Schicksale steht der furchtbare Engel der Rache, und das dunkele Schwert der Vergeltung blitzt unter dem Schleier der Zukunft.

Umsonst sprachen die Großen der Erdenwelt: wir haben Macht, zu thun, was uns gefällt; wer darf uns schelten? Umsonst bewaffneten sie sich mit ihren Schrecken, daß Niemand ihre Unthaten Uebel heiße; daß man schweigen sollte von ihren Verbrechen, oder loben sollte ihre Laster. Mit Gefängniß, mit Ketten, mit Folter und Tod konnten sie den Kühnen bändigen, den Vorwitz zurücktreiben. Aber in das Reich der Gedanken und Meinungen reichte ihr gebrechlicher Herrscherstab nicht; da wurden sie verdammt, und leise raunte von Ohr zu Ohr der Fluch des menschlichen Geschlechts über sie hin. Umsonst ließen sie sich von feilen Schmeichlern heilig preisen; in ihrer eigenen Brust sprach eine andere Stimme: Du bist dennoch verworfen! — Umsonst ließen sie sich marmorne Denkmäler aufthürmen bis zu den Wolken; der kunstvolle Steinhaufe ward ihres Daseins Schandsäule. Die Marmorthränen ihrer Steinbilder waren die einzigen, welche man bei ihrem Tode sah. Verzweiflung zerriß ihre Brust, und der Fluch und die Verachtung ihres Namens geht durch die Jahrbücher der Völker zu den letzten Enkeln, um vor ähnlichen Ungeheuern zu warnen.

Nein, nicht Armuth und Niedrigkeit, nicht Gewalt und Majestät, nicht List, nicht Kühnheit schützen vor der endlichen Enthüllung geheimer Ungerechtigkeit. Gottes allmächtiger Arm ist's, der die Umstände ordnet, und von diesen Umständen hängt der Bettler am Wege, der Sieger an der Spitze des Heeres, der Fürst auf seinem Throne ab, der Starke wie der Schwache.

Lächle immerhin, geheimer Bösewicht, und denke in dir: von meiner Schandthat ahnet doch Niemand! Weißt du gewiß, daß du nicht schon in diesem Augenblick verrathen bist, durch einen Anlaß, von dem dein Witz nichts besorgte? Weißt du, ob man nicht schon jetzt das Auge auf dich gerichtet hat, dich beobachtet, belauscht und ertappt?

Lächle immerhin, Leichtsinniger, und zerstreue dich und die ängstlichen Besorgnisse, und sprich in deinem Herzen: Das Unglück wird nicht so leicht über mich kommen. Man muß nur nicht an so etwas denken. Es ist Mährchen, was da gedroht wird, womit man Kinder und leichtgläubige Thoren schrecken kann, aber nicht mich! — Geduld, deine Stunde wird schlagen, und du wirst wie verwandelt dastehen, und eben so feig verzweifeln, als du feigerweise die Tugend verliessest.

Lächle immerhin, Klugling, und tröste dich damit: daß man doch nicht alles im Verborgenen geschehene Unrecht erfahre. Weißt du denn, der du mit dir genug zu schaffen hast, was Andern geschah? Kennst du die Begebenheiten und Leiden jeder Familie? Kennst du sie von vielen Einzelnen, die, mit der Natter in der Brust, noch umhergehen, gezwungen lächeln, noch lieber sich verbergen, und mit verhehltem Schmerz aus der Welt gehen? Urtheile nicht zu früh; du wirst einst diesem Urtheil fluchen.

Etlicher Menschen Sünden sind offenbar, daß man sie vorher richten kann; etlicher aber werden nachher offenbar.

Es ist beinahe zweifelhaft, wer nur unter beiden verächtlicher und verabscheuungswürdiger sei, der öffentliche Sünder, oder der geheime Verbrecher.

Der Mensch, dessen Sünden offenbar sind, trägt seine Schande vor aller Welt zur Schau, und über ihn ergeht das Urtheil der Welt. Als Verbrecher gegen bürgerliche Ordnungen und Gesetze duldet er die daran haftende Strafe; als Verbrecher gegen die guten Sitten leidet er die Entehrung in der öffentlichen Meinung, die er verdient. Er entbehrt Vieles — er entbehrt das Glück des Lebens; er weiß es, die bessern Menschen verachten ihn; er weiß es, man könne ihn nicht hochschätzen; Keiner liebt ihn mit Innigkeit; Keiner wagt es, sich ihm offen zu vertrauen. Viele, in deren Umgang er glücklich gewesen wäre, halten ihn von sich entfernt; sie besorgen, in näherer Verbindung mit ihm seine Schande zu theilen, oder von seinen Gesinnungen befleckt zu werden.

Der Elende, welcher solche Schmach gelassen ertragen mag, gehört schon zu den Verworfensten seiner Gattung. Er ist vielleicht tief genug gesunken, sich mit verzweiflungsvollen Scherzen über seine eigene Schändlichkeit lustig zu machen. Er wird zum Gegenstand des Ekels.

Ist er nicht der Verabscheuungswürdigste, und der geheime Sünder edel neben ihm?

Er trägt keck und schamlos seine Laster zur Schau — er bietet gleichsam dem bessern Theil des menschlichen Geschlechts in seiner Niederträchtigkeit Hohn — er prangt mit seiner Sünde! — — Wie? er mit seiner Sünde? Ach nein, das Laster prangt mit ihm, wie mit einem hingewürgten Schlachtopfer. Nicht er hat die scheußliche Sünde, nein, sie hat ihn in ihrer Gewalt; sie schleppt ihn, gegen seine Wünsche, gegen seine bessern Einsichten, selbst seiner Reue zum Trotz, von einer Stufe des Verderbens hinab zur andern, bis er erschöpft ist und unterliegt. Furchtbarer Zustand! — Siehe den Trunkenbold: er wird aus dem Schlamm öffentlicher Straßen hinweggeschleppt. Siehe den Wollüstling: seine Kräfte vertrocknen, sein Blut ist vergiftet; er geht erkrankend, eine Schmach seiner Verwandten, seines Ortes, in das schmerzenreiche Ende seines Lebenslaufes ein. Siehe den Geizhals! die Welt ist erstorben und kalt gegen ihn, wie sein Gold; er liegt elend, ungesegnet, darbend, verhöhnt neben seinen Schätzen. Siehe den Dieb: er schleppt sich, ein Auswurf des Menschengeschlechts, in Ketten; siehe den Räuber und Mörder: er wankt im Todesschweiße zum Hochgericht. Siehe den Lügner: er möchte sich wichtig machen; aber der Glaube Aller ist von dem Verächtlichen abgefallen. Siehe den Hochmüthigen und Stolzen: er wird mit der Armuth seines Verstandes oder seinem stillen Wahnsinn ein Gegenstand des Mitleidens, oder des Gespöttes, oder der Kränkungen Anderer, je nachdem sich ihre Gemüthsart zu äussern pflegt. Nicht selten endet er im öffentlichen Irrenhause die vermeinte Laufbahn seines Ansehens; denn nichts führt leichter zur Verrücktheit und Schwermuth, als ein ungemessener Hochmuth.

Aber sind alle diese mit ihren unverhüllten Lastern und Thorheiten verabscheuungswürdiger, als der geheime Sünder? — als der, der mit seiner Schande zugleich die Täuschung aller ehrlichen und guten Menschen verknüpft? — der jede seiner Vergehungen dadurch verlängert, daß er sich zu den Rechtschaffenen als ein Besserer gibt, denn er wirklich ist?

Vor dem offenen Verbrecher kann man sich hüten, daß er nicht gefährlich werde. Es gibt Mittel, ihn entfernt zu halten oder zurückzuschrecken. Aber der geheime Sünder nimmt vielleicht noch die Larve jener Tugend vor, die er im Dunkeln verräth. Er bemeistert sich noch des Vertrauens argloser Seelen, und vergiftet sie durch seine Mittheilungen; er nimmt noch von den Betrogenen den Zoll der Verehrung an, während er ihres Fluches würdig wäre.

Sehet, da steht der Verwahrloser öffentlichen Gutes, der Betrüger der Wittwen und Waisen, und nimmt wegen seiner Rechtschaffenheit Huldigungen an, während er mit seinen Handlungen öffentliche Strafe verschuldet hätte. Dort der Wucherer, welcher insgeheim die Armuth drückt, während er sich für einen frommen Mann achten läßt. Dort der Ehebrecher, welcher für Recht und Sittlichkeit gleißnerisch eifert, predigt, und die heilige Ruhe der Familie mit seiner Wollust bricht. Dort der ränkesüchtige Züngler, der hier schmeichelt, dort anschwärzt, um die Absichten seines Hasses, seines Neides, seines elenden Ehrkitzels zu erzielen; der Zwietracht unter Verwandte, Nachbarn und Bürger bringt, und doch wie ein verdienstvoller Mann geehrt sein möchte, welchem Redlichkeit und Aller Wohl am Herzen läge. Dort der Jüngling, den zärtliche Aeltern heute noch liebkosen, während er seine Unschuld schon in geheimen Lastern verloren hat.

Wie, ist der durch Offenkundigkeit seinen Vergehen gebrandmarkte Bösewicht verabscheuungswürdiger, als diese geheimen Sünder es sind? — als sie, vor denen sich Niemand hüten kann, weil sie ihr befleckes Herz mit dem Schein der Ehrliebe und Tugend umgeben, und die Menge der Rechtschaffenen schimpflich täuschen?

Sie haben noch Gewalt über sich, und sind ihrer Leidenschaften und schändlichen Gewohnheiten so weit Meister, daß sie den öffentlichen Ausbruch derselben verhüten können. Sie fehlen, und fehlen mit vollem Bewußtsein ihrer Schändlichkeit; sie treiben ihre Werke der Finsterniß, und treiben sie nach angenommenen Grundsätzen. Wahrlich, sie sind vor den richtenden Blicken der Gerechtigkeit sträflicher noch, als jene Unglücklichen, welche, von der Betäubung ihrer Sinne ergriffen, ihre Verderbtheit nicht mehr verhehlen können.

In diesem Bilde erkenne dich schaudernd, Sünder, dem sein Gewissen sagt: du bists! und welchem noch so viel Rechtgefühl übrig blieb, zu erkennen, was edel oder unedel sei! Erkenne dich, Entweihter fremder Ehre; Verkürzer und Entwender fremden Eigenthums; Verletzer fremder Rechtsame, heimtückischer Selbstsüchtling, der Andern gern Gruben gräbt; und du, giftiger Verleumder, der du mit eben den Lippen dem Verleumdeten lächelst, mit welchen du kurz vorher die Achtung Anderer für ihn schmälertest.

Gefährlicher bist du, als der offene Verbrecher, Andern; aber, so bringt es deines Lasters Art mit sich, gefährlicher auch dir selber. Denn dir kann Niemand rathen, so lange es dir gelingt, die Eiterbeule deines Herzens vor Anderer Blicken zu verbergen; dir kann Niemand helfen, ehe du in deinen eigenen Schändlichkeiten untergehst. Deine Heimlichkeit macht dich in deinen Sünden nur sicherer; deine Beharrlichkeit dich wachsender im Verderben des Gemüths; deine wachsende Verdorbenheit dich nur reifer zum schrecklichen Ende des Spiels, das du mit selbstgefälliger Zufriedenheit treibst. Du wirst um so schrecklicher vergehen.

Du bist schon gestraft — Du fühlst schon eine beginnende Hölle im Busen — ja, du bist nach Verhältniß der Größe deines Vergehens schon unglücklich genug — aber das größere Unglück wird folgen! Du wirst noch öffentlich leiden, auch Andern zur Warnung. Sprichst du bei dir: aber ich empfinde noch das Unglück nicht, und weiß von keiner Hölle im Busen? — Wie? warum verbirgst du deine Sünde? Also fühlst du doch das Schändliche deiner Thaten? Wären deine Handlungen gerecht und rein, o du Lichtscheuer, würdest du sie in Finsterniß verstecken? Und ist die Empfindung eigenen Unwerthes nicht schon Strafe? dem Zartfühlenden, dem nicht ganz Verworfenen nicht schon Hölle im Busen?

Warum verbirgst du deine Sünden und hältst sie mit großer Kunst geheim? — Fürchtest du die Strafe? Verstoßung von deinen Freunden? Verachtung von denen, an deren Wohlwollen dir etwas gelegen ist? — Siehe, da ist schon die Rächerin in deiner Brust, sie heißt Furcht, und Unruhe ihr Schwert. Und du fürchtest mit Recht! Was du säest, nur das kannst du ärnten. Du säest Schande, wie magst du am Ende auf Ehre

hoffen? Du säest Verzweiflung, wie kann dir Freude daraus entspriessen?

Was du an deinen Mitmenschen sündigst, wer sie auch sein mögen, wird schwer vergolten auf dich zurückkommen. Jede verletzte Ehre, jedes beleidigte Recht, jedes unwürdig angenommene Eigenthum wird seine Kläger und Richter finden. Glaube nicht, deine Klugheit werde jedes künftige Gewitter von dir unschädlich ableiten; es wird ein Schlauer dich übermannen, und du wirst unterliegen, weil dich dein Bewußtsein schwach macht. Hoffe nicht, dein Ansehn, dein Einfluß werde dich retten; es kann ein Gewaltigerer über dich kommen, und von Allem am gewaltigsten ist die öffentliche Meinung der Menschen. Sie lähmt Heermächte, sie schleudert Fürsten herab von ihren mit Verbrechen besudelten Stühlen. Was du an deinen Mitmenschen im Verborgenen sündigst, werden sie offen rächen können. Zähle nicht auf ihre Verzeihung: die Entlarvung und Züchtigung des Schändlichen ist die Pflicht der Menschenfreunde. Schmeichle dir nicht, du werdest verborgen bleiben: Beleidigte haben ein langes Gedächtniß, und sie spüren Jahre lang den Urhebern ihres Verdrusses nach.

Was du an dir selbst, an deinem Leibe sündigest, wirst du selbst, wird dein Körper der ganzen Welt verrathen. Dies geheim gehaltene Laster wird aus deinen hohlen Augen predigen, und in deiner zerrütteten Gesundheit sich keuchend verkündigen. Eine kränkelnde, geschlagene früh verwelkende Nachkommenschaft wird dich mit ihrem Anblick peinigen, und Dornen auf das Ende deiner Lebensbahn und um deine Grabstätte pflanzen! — Hoffst du der Einzige unter den Sterblichen zu sein, welcher unantastbar gegen die schlimmen Folgen schlimmer Thaten bleibt? der Einzige, welcher die Ausnahme macht von den ewigen Gesetzen der Natur, das heißt, der göttlichen Welteinrichtung? O verirre dich nicht in einem Wahnsinn, der dich nur früher in einen Abgrund hinabwirft, über welchem er dich verblendet!

Du bebst! — mit Recht. Denn zu dir spricht nicht die Zunge eines Sittenpredigers, sondern es reden dich alle Erfahrungen der Welt an. Die Ueberzeugung reift in dir; das Gewissen offenbart dir: so ist es! Es gibt gewisse schreckliche Wahrheiten, die man nicht im Weinrausche vergiften, nicht in seidenen Kissen verschlafen, nicht mit dem lustigen Scherze hinwegspotten kann. Sie leben immer, kehren immer wieder zurück, und stehen mit Siegerthorheit vor Thronen der Tirannen, wie vor Schlupfwinkeln geächteter Verbrecher.

Und du, der diese Zeilen las — vielleicht einem müssigen Augenblick oder einer Neugier zu Gefallen — du, der diese Zeilen las, mit dem Bewußtsein geheimer Schulden, die dein Herz drücken — rette dich! Vielleicht ist diese Stunde noch die vortheilhafteste in der Verkettung deiner Lebensstunden, das wieder gut zu machen, was du im Verborgenen Uebels gemacht; wieder ein heiteres, vorwurfsfreies Gewissen zu erhalten; wieder ohne Verzagtheit und Scheu den Rechtschaffenen ins Auge blicken zu können.

Laß ab von den Begierden, deren du dich öffentlich schämst: laß ab von den unlautern Absichten, die du mit gerechter Furcht verschweigst; laß ab von deinen Leidenschaften, die dich betäuben, und zum Bösewicht machen. Welches Gut du auch dadurch gewinnen könntest, es ist dem hohen Gute, dem stolzen Gefühle nicht zu vergleichen, ein reines Herz zu haben, Niemanden scheuen zu dürfen. Daß du fehlen, daß du Wochen lang wanken konntest in dem, was recht, billig und pflichtgetreu ist, dessen schäme dich nicht. Du bist Mensch; du wandelst zwischen Staub und Ewigkeit, in dir sprechen Sinnlichkeit und Vernunft. Aber nicht besser zu werden, dich nicht losreissen zu können von falschen Lockungen, dessen schäme dich. Beweise es dir, ob du noch groß und mächtig genug bist, Herr deines Selbstes zu werden.

Hast du heimlich geschadet: eile hin, verbessere es, wie du kannst — es wird deinem Herzen Jahre lang wohlthun. Hast du betrogen: eile hin, hilf die Folgen des Uebels vernichten, ersetze, vergüte. Hast du beleidigt, gekränkt: eile hin, leite Versöhnung ein, nicht mit Worten, sondern mit Thatsachen. Hast du durch Ungerechtigkeit dich fremden Gutes bemeistert: gib es zurück; in deinen Händen wird es nie gedeihen. Laß dich nirgends und nie durch falsches Ehrgefühl verleiten, ein Uebel nur zu bemänteln, statt zu heilen. Heile es! Jede geheime Sünde ist ein Krebsschaden des Gemüthes. Was du befleckt, frißt zerstörend um sich. Laß dich nicht durch falsches Ehrgefühl davon abhalten, auch wenn Andere ein solches äussern und über dich triumphiren würden. Dich wird das Hochgefühl deines wiedereroberten Werthes über ihren Spott erheben, und größer, als sie, wirst du ihnen verzeihen, auch wenn sie dich verkennen.

Heil dem Seligen, dem Schuldlosen, der sich, Gott und Herr, vor Dir geheimer Sünden frei weiß, mit leichtem Herzen zu Dir beten, und ohne Furcht und Scheu vor seine Nebenmenschen hintreten kann! Vor Deinem Blick ist freilich Niemand ganz rein. Wer könnte bestehen, wenn Du mit uns in das ernste Gericht gehen wolltest? — Aber Du erbarmst Dich unser, Allbarmherziger, denn du kennst unsere Schwachheit. Menschen selbst haben weniger Erbarmen mit uns.

Bewahre in mir, Heiligster, ein reines Herz, und gib mir einen frohen, zu allem Guten geneigten Geist! Verleihe mir Kraft im Kampf mit meinen ungerechten Begierden, daß ich obsiege, und sie nach Deinem Willen beherrsche!

210.

Innere Güte, äussere Anmuth.

Gal. 5, 22.

Nicht rauh, nicht hart, nicht menschenfeindlich
Soll unser Tugendeifer, nein,
Holdselig, anmuthsvoll und freundlich
Soll jeder Jesusjunger sein.
Ach, waren wir's! ach glichen wir,
O Vorbild aller Liebe, Dir!

In allen Worten und Geberden,
In That und Wandel laß, o Herr,
Uns aller Menschen Freunde werden,
Dir, Heiland, immer ähnlicher;
So werden, über allen Schein
Erhaben wir, Dein würdig sein.

Wie sich auch immerhin ein im Lebensgang gewandter Mann verstellen könne: er kann sich nicht gegen Alle verstellen, die ihn umgeben. Er kann sich nicht anhal-

tend in seiner geborgten Gestalt zeigen, und es kommen Augenblicke, da er sich unwillkürlich selbst vergißt.

Unser Inneres, sei es gut oder schlecht, wird sich allezeit in unserm Aeussern offenbaren. Nicht nur spricht eine augenblickliche Gemüthsstimmung aus dem Erröthen und Erblassen unserer Wangen; unsere vorübergehende Laune aus dem Spiel der Gesichtszüge; der flüchtige Gedanke sogar aus der eigenthümlichen Art des Blickes unserer Augen: sondern, so sehr wir uns selbst und alle unsere Geberden auch in der Gewalt haben mögen, unsere ganze Gemüthsbeschaffenheit offenbart sich in der Art und Weise unserer Umgebung.

Willst du die Denkart, die Güte und Schlechtigkeit, die Neigungen und Eigenheiten eines Menschen kennen lernen, der dir sehr verschlossen scheint: beobachte nur die Lebensart, welche er führt; die Einrichtung seines Hauswesens; die Behandlung seiner Untergebenen; seinen Ton gegen Höhere; die Wahl seines Hausgeräthes; die Wahl seines vertrauten Umgangs; die Wahl seiner Vergnügungen; die Aeusserungen seiner Wünsche.

Man kann sich wohl zu einer oder der andern Absicht verstellen, aber nicht zu Allem, was man erreichen will. Man kann sich wohl aus einer oder der andern Ursache anders zeigen, als man ist, aber man hat nicht Ursache, Alles zu verhehlen, was man denkt und will. Folglich bleibt immerdar zwischen unserm Innern und Aeussern ein in das Auge fallender Zusammenhang sichtbar. Denn jeder Mensch will die Welt draussen so um sich her bauen und einrichten, wie sie seinem Innern am meisten zusagt.

Sehr merkwürdig ist bei dem Allem, daß gar oftmals der Fall eintritt, wo der Fehlerhafte seine Schlechtigkeit mit aller möglichen äussern Liebenswürdigkeit zu paaren, und dem Laster gleichsam eine gewisse Gefälligkeit für das Auge zu geben sucht; während der rechtliche Mensch mit einem sonderbaren Eigensinn durchaus Alles versäumt, oder gar vermeidet, wodurch er seine Herzensgüte und Gerechtigkeit im Umgang annehmlich machen könnte. Der Falsche versteht sich auf die Kunst, durch seine Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten das Herz derer zu gewinnen, die mit ihm in Berührung kommen; inzwischen mancher Rechtschaffene, der in der That nichts als das Gute will, dabei rauh, polternd, zurückstoßend ist, und mit der Gerechtigkeit seiner Sache trotzt. Es ist deswegen auch nichts Ungewöhnliches, daß man oft sehr verächtliche Leute zu den achtungswürdigsten Verhältnissen und Stellen emporsteigen sieht, dieweil der Verdienstvolle in unbeachteter Dunkelheit hintangesetzt bleibt, — oder daß man sich um einen durch sein Aeusseres liebenswürdigen, obgleich durch zweideutige oder nicht zu billigende Denkart bekannten Menschen drängt, indessen man einer wackern Person, die aber im Aeussern etwas hart, ungefällig und vernachlässigt ist, ausweicht.

Wie, gehört denn das Schöne und Reizende zu den Eigenthümlichkeiten der Sünde, und das Mürrische, Finstere, Zurückstoßende zu den Wirkungen der Tugend? — Unmöglich. So lehrte mich Jesus nicht die Tugenden kennen. Welche Verwirrung der Dinge, wenn sich der Verbrecher mit dem Liebreiz der Seelengüte schmückt, und der Fromme das Gehässige und Unerträgliche verdorbener Gemüthsarten annimmt! — Ich muß fürchten, daß eine zurückstoßende Tugend keine wahre Tugend sei. Denn die heilige Schrift lehrt mich das Erscheinen der ächten Frömmigkeit ganz anders kennen. Das geschmückteste der Laster ist immer nur ein übertünchtes Grab, und der fleischlich gesinnte, thierisch geniessende, thierisch strebende Mensch nur ein Wolf in Schafskleidern. Aber die Frucht des Geistes, sagt Paulus, ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit. (Gal. 5, 22.)

Nein, wahres Christenthum ist nicht rauh, beleidigend, menschenfeindlich, verschlossen. Wie möchte sich dies mit der Liebe paaren lassen, welche die innerste reinste Quelle alles christlichen Sinnes ist? Floh denn Jesus in Einöden? Haßte er den Umgang mit Sündern? Baute er sich Zellen in Wüsteneien, wo ihn selten ein Sterblicher erblicken konnte? Munterte er dazu auf? Lehrte er alle Annehmlichkeiten des Lebens verschmähen? — Nein, er wohnte gern unter den Sterblichen, er trug mit Geduld ihre Schwachheiten, sogar mit Seelengröße alle ihre Verfolgungen und Kränkungen. Er war bei ihren Vergnügen, fehlte in ihren frohen, geselligen Kreisen nicht; genoß die Süßigkeiten der Freundschaft: wie oft lag Johannes an seinem zärtlichen Herzen! Selbst was das Leben sinnlich verannuthigt, verfagte er weder Andern, noch sich. Er schuf den erfreuenden Wein in den leeren Krügen der Hochzeit zu Kana, und wenn ihm, nach morgenländischer Sitte, das Haupthaar mit köstlich duftenden Oelen gesalbet ward, lehnte er es nicht ab.

Nein, wahrer Christussinn und das Bewußtsein gerechter Sache macht unmöglich hart und ungefällig gegen Andere; flößt keinen Zorn, keine Verachtung gegen Andere ein, die nicht so denken, wie ich; gibt mir das Schwert nicht in die Faust, Mitmenschen zu verfolgen, die da Meinungen haben, welche mit den meinigen nicht übereinstimmen. Das ist nicht Christussinn, das ist unduldsamer Stolz, das ist gallsüchtiger, rasender, von Gott sich entfernender Eifer! Das ist eine mörderische Menschenfeindlichkeit, eine die Werke Gottes verheerende Liebe zu Gott. Das ist nicht Hochachtung und Gefühl der gerechten Sache, die man ergriffen hat, sondern unmäßige Hochschätzung und Vergötterung seiner eigenen Absichten. Die Frucht des Geistes ist ja nicht Haß, Verfolgung und Aerger: sondern Liebe, Sanftmuth, Freundlichkeit. Wer die Welt mit Feuer und Schwert bekehren, wer den Irrenden mit Kerker und öffentlicher Schmach eines Bessern belehren, wer die Menschen durch Noth und Jammer beglücken will, ist ein Wahnsinniger, welcher bei den besten Absichten die ruchlosesten Mittel wählt, und seinen Bruder erwürgt, um ihn von einem Fehler zu befreien, der keinem Wurm schadete.

Nein, das ist keine wahre Glückseligkeit, kein reiner Biedersinn, wo das Bewußtsein, recht zu handeln, zugleich Ungefälligkeit und ein kränkendes Wesen gegen Andere einflößt. Du kannst ein redlicher, offener, gerader Mensch sein, aber deine Tugend berechtigt dich keineswegs, Andern mit grober Härte zu begegnen, ihnen Derbheiten zu sagen, wodurch sie gekränkt werden. Du hast vielleicht die gerechte Sache, aber dein Stolz darauf ist das Ungerechte an dir und deiner Sache. Weißt du nicht, daß es oft weit weniger darauf ankommt, was man thut, als wie man es thut, und daß das Tugendliche einer Handlung oft weniger in demjenigen besteht, was sie gewährt, als in der Art und Weise, wie sie es leistet? Deine Hilfe, welche du dem, der in Verlegen-

heit ist, bringst, verliert allen Werth, oft alle Frucht, wenn du sie mit unfreundlichen Worten und Vorwürfen bringst. Ein geringes Almosen freut und tröstet den Leidenden mehr, wenn es ihm auf schonende Weise mit gütigem Wesen zukommt, als eine ansehnliche Geldsumme, die ihm mit beleidigender Trockenheit auf eine für ihn demüthigende Art hingeworfen wird. Du kannst es gut meinen, aber deine innere Rechtlichkeit entschuldigt niemals deine äussere Unzufriedenheit und Härte. Du fehlst im Augenblick, da du dir schmeichelst, löblich zu sein und recht zu thun.

Innere Güte steht keineswegs in Zwietracht mit äusserer Anmuth: sondern die Liebe, Sanftmuth, Freundlichkeit und Geduld sind die Früchte des Geistes. Wenn du deinem Bruder ein liebliches Obst in goldenen Schalen bringen kannst: warum willst du es ihm mit wunderlichem Eigensinn in schmutzigen Gefäßen reichen? Unser innerer Werth gibt uns kein Besugniß, den äussern zu verachten. Deine Einsichten, deine Wissenschaften mögen schätzbar sein, aber dein trotziger Hochmuth ist es nicht, mit dem du den äusserlichen Anstand muthwillig vernachlässigest, und die Menschen zwingen willst, dich zu nehmen, wie es dir eben gefällt zu sein. Vergiß es nicht, daß man mit aller Nutzbarkeit ein sehr unnützer Mensch sein kann, sobald man neben der Einsicht doch nicht Klugheit genug besitzt, dieselbe auf die rechte Weise geltend und anwendbar zu machen. Was taugt vor Gott und Menschen eine Frömmigkeit, die sich menschenscheu in Einsiedeleien verbannt, und nie zur Thätigkeit kommt? Was taugen alle deine vortrefflichen Anlagen und Fähigkeiten, wenn du dich durch ein mürrisches, wunderliches Betragen, durch einen stolzen Eigensinn unfähig machst, deine Talente in Wirksamkeit zu setzen? Warum nimmst du die Widerlichkeit eines fehlerhaften Gemüths in deinem Aeusserlichen an, statt deine Tugend mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit hervortreten zu lassen? Gott sieht freilich dein Inneres, aber nicht der Mensch. So wie du Andere, so beurtheilt der Andere dich nach dem, was du ihm zu sein scheinst. Wirst du nun bei allen deinen innern Vortrefflichkeiten verkannt, so klage nicht darum, denn du hast es ja nicht anders gewollt. Warum überlässest du es dem Zufall, daß man dich von deiner Brauchbarkeit und innern Güte überzeuge? Stellt man auch das Licht unter einen Scheffel? Wer vermuthet die edle Perle jederzeit in der schmutzigen Muschel verschlossen?

Innere Güte und äussere Anmuth sind die himmlischen und irdischen Geschwister, die ungeachtet ihrer verschiedenen Natur, stets an einander hängen, nie getrennt werden sollen. Wenn selbst der heimliche Sünder den äussern Liebreiz der Tugend borgt, wie kommt es, daß der Gerechte ihn vergißt, oder wohl gar den Schein annimmt, schlechter zu sein, als er ist? — Daß dies fehlerhaft, folglich unerlaubt sei, daran zweifelt wohl Niemand. Aber woher mag diese nicht ganz seltene Wunderlichkeit, dies tadelhafte Betragen oft sehr ehrenwerther Menschen kommen?

Zuweilen ist es nur die Wirkung einer frühern übeln Erziehung. Man ward im Nothwendigen und allem Nützlichen des künftigen Lebensberufes unterwiesen, aber nicht in dem, was sich bei solchem Berufe geziemt, gehörig gewöhnt. Man ward zu dem, was fromm, recht und edel ist, angeführt, oder eigener, innerer Trieb lockte dazu; aber man versäumte, zugleich dem, was schicklich in der gesitteten Welt sein mag, die nöthige Aufmerksamkeit zu gönnen. Oft auch, wenn man Menschen mit ödem Kopfe und ödem Herzen sah, wie sie ihre ganze Kunst und Geschicklichkeit in die elende Wichtigkeit der sogenannten feinen Lebensart setzen, Höflichkeiten und Schmeicheleien machen, sich zierlich kleiden, zierlich tändeln, zierlich nichts thun konnten, und so nichts, als von innen dürftige, von aussen gezierte Gestalten waren, mochte dem edlern Gemüth, dem größern Geist ein Ekel anwandeln vor dem, was man äusserliche Wohlanständigkeit nannte. Man ging in seiner Verachtung des Aeussern zu weit, und machte sie zur Gewohnheit, oder zu einem Grundsatz, ohne zu bedenken, daß Vieles schätzbar in der Hand des Weisen werden könne, was in der Hand des Thoren thöricht ist.

Nicht minder mag zuweilen die Härte, Verschlossenheit und das finstere Wesen sehr redlicher und frommer Menschen aus unglücklichen Erfahrungen entstanden sein. Denn nur zu häufig ist der Fall, daß diejenigen, welche den Umgang und die Vertraulichkeit der Menschen fliehen, ehemals ihre innigsten Freunde gewesen sind. Es ist lebhaften und tief empfindenden Personen eigen, daß sie in Allem mit namenloser Hingebung handeln. Es kann kaum Einer das schmerzliche Gefühl der Menschenfeindlichkeit haben, der die Menschen nicht vorher mit herzlicher Inbrunst und Selbstaufopferung geliebt hätte. Aber getäuscht in seinen vielleicht überspannten Vorstellungen von Menschenwerth; verkannt bei allem seinem guten Willen; mit schnödem Undank bezahlt für Alles, was er aus treuer Liebe gethan; zurückgestoßen bei aller seiner Gutherzigkeit — zog er sich zuletzt schüchtern in sich selbst zurück, und an die Stelle der Liebe trat Furcht, Verachtung und Haß der Menschen. Er hört darum nicht auf, fromm, wohlthuend und edelmüthig zu sein, aber er thut das Gute nur aus Pflichtgefühl, und wie gegen Wesen, die von Edelsinn und innerer Güte weder eine Vorstellung haben, noch der schonenden Behandlung würdig sind, welche die Tugend fordert. — Aber ein Unglücklicher dieser Art bedenkt nicht, daß, so wie er vormals in seiner schwärmerischen Liebe die Menschheit verkannt hat, er sie nun nicht weniger in seiner übeln und menschenfeindlichen Stimmung verkennt. Er bedenkt nicht, daß, so wie er vormals durch seine gutmüthige Heftigkeit oft Anlaß gab, von Andern verkannt zu werden, er nun wieder durch sein verschlossenes, mürrisches, wirklich oder scheinbar untheilnehmendes Wesen Ursache ist, daß man ihn abermals verkennt. Die Menschen sind nicht so vortrefflich, als wir sie in jüngern Jahren gewöhnlich zu halten geneigt sind, noch so verdorben, als uns einzelne, traurige Erfahrungen nachher zuweilen geneigt machen, es zu glauben. Aber das ist gewiß, jeder Mensch, auch der scheinbar böseste, hat in der Tiefe seines Herzens einen Hang zum Guten, eine unüberwindliche Liebe der Tugend; und jeder Mensch, auch der weiseste, beurtheilt Andere nur einseitig aus seinem eigenthümlichen Standpunkt in der Welt, und nach seinen einzelnen Erfahrungen. So hat auch der Bösewicht noch seine gute, achtbare Eigenschaft, und der Weise seinen Irrthum.

Die Ungeselligkeit, ja oft Härte und Grausamkeit, in welcher zuweilen der Tugendeifer des Menschen erscheint, ist oftmals die Wirkung verkehrter Begriffe von dem, was gut und recht ist; oft Wirkung einer über-

haupt leidenschaftlichen und mit der Tugend selbst unverträglichen Gemüthsart. Wir erstaunen heute über die gräßlichen Verirrungen der Vorzeit, da man diejenigen, welche andere religiöse Vorstellungen hatten, in die Kerker warf, oder in die Flammen des Scheiterhaufens; da man aus Liebe zu Gott sich gegenseitig mit Feuer und Schwert verfolgte, und, um dem Himmel zu gefallen, die Erde verwüsten zu müssen glaubte. — Aber leben nicht heute noch der barbarischen, geistesbeschränkten, einseitig gebildeten Völker genug, die, obgleich Christen genannt, aller solcher Abscheulichkeiten im Namen Jesu Christi fähig wären? Leben nicht heute noch unter den vermeinten hellsinnigen Nationen genug der Leute, die aus heftigem Eifer für das, was sie für Recht halten, das schreiendste Unrecht begehen können; die aus Eifer für Denkfreiheit die allerunduldsamsten Menschen sind; oder die aus Liebe zum Vaterlande das ganze Vaterland zu Grunde richten könnten, wenn ihre Mitbürger einige andere Ansichten von dem hätten, was dem Vaterlande ersprießlich wäre? — Nein, nimmermehr ist da die wahre Tugend, wo sie mit den Geberden des Zorns und Grimms hervortritt; da ist nicht die Liebe, wo der Haß wüthet. Innere Güte ist jederzeit mit äusserer Anmuth verknüpft, und selbst wo die Tugend heldenmüthig in den Kampf für ihr Recht tritt, ehrt sie das Menschliche, und erscheint sie zwar unerschrocken, alles Irdische aufopfernd, aber edelsinnig, großmüthig, immer zum Frieden einleitend, und Bahn und Weg dazu öffnend.

Weit gewöhnlicher aber ist das rauhe, mürrische, polternde Wesen übrigens redlicher Personen, ihr eigensinniges, wunderliches Wesen, ihre geflissentliche Vernachlässigung äusserlicher Anmuth und Gefälligkeit, aus einer sehr kleinlichen Eitelkeit entsprungen! Stolz auf ihr gerechtes Wesen, verschmähen sie Alles, was sie Schein nennen. Im Gefühl ihres Selbstwerthes glauben sie sich zu erniedrigen und ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn sie die kleinen, im menschlichen Leben gebräuchlichen Mittel anwenden, deren innern Werth Andern erst werthvoll zu machen. Sie thun wohl, aus trotzigem Stolze, das Gegentheil, und es kitzelt ihre Eitelkeit, bei aller Versäumung äusserlichen Anstandes und der mit der Tugend verwandten Liebenswürdigkeit, dennoch unentbehrlich oder geschätzt zu sein. Sie sind wie ein Richter, dem es thörichter Weise wohl gefällt, in Lumpen gekleidet zu gehen, und dennoch von Schmeichlern umkrochen zu werden. Ist der Stolz in Lumpen weniger Stolz, als der in Purpur und Seiden? Wahrlich nicht; aber er ist, wo möglich, noch lächerlicher. — Und so ist auch die auf sich selbst stolze, trotzende Tugend, welche das, wodurch sie sich in Anderer Augen gefällig macht, meidet, ein thörichtes Zwitterkind des guten und verdorbenen Herzens, des Rechtgefühls und der sonderlingshaften Eitelkeit.

Hinweg mit diesen Verzerrungen! Die Tugend erscheine, wie sie ist, als Güte, Liebe und Geduld; und sie wird gefallen. Wer mit Absicht durch sein äusseres Betragen zu verstehen geben will, das Verdienst oder die Rechtlichkeit bedürfe keiner äussern Zierde, verfällt eben aus Eitelkeit erst in wahre, aber widerliche Ziererei. — So war nicht Jesus Christus, das göttliche Urbild! Er war in allem Aeusserlichen für die Welt, was er sie sein sollte, um von ihr begriffen zu werden; ohne künstliche Ziererei, einfach, wahr und klar; sich nicht böser, nicht besser stellend; überall die Güte, die Liebe, und die äussern Verhältnisse bürgerlicher Gewohnheiten, Ordnungen und Sitten ehrend und beachtend.

Darum lasset uns sein, wie er war. So ziehet nun an, als die Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld! (Kol. 3, 12.) Wie unser Inneres ist, so strahle es in unsere Umgebungen aus. Hast du die wahre Liebe und Demuth: so entfalte sie in allen geselligen Verhältnissen. Deine innere Güte offenbare sich auch in äusserer Anmuth. Mag auch ein Ordnung und Reinlichkeit liebendes Gemüth in der Unsauberkeit und Verwirrung des Hauswesens sich gefallen; oder ein wahrhaft tugendvolles, Gott gefälliges Streben Lust finden in Beleidigung und Verachtung dessen, was andere Menschen als Pflichten des Umgangs fordern?

Nein, wo neben Herzensgüte äussere Rohheit, neben Menschenliebe Verhöhnung dessen statt findet, was den Menschen im Umgang mit ihnen lieb ist; wo sich Rechtlichkeit des Sinnes mit leidenschaftlicher Hitze, Zorn und Rechthaberei paart; wo Geradheit in stolze Grobheit entartet; wo die Unbekümmertheit um die äusserliche Anmuth und Würde eine stolze Demuth, eine Sucht nach Auszeichnung ist: da ist nicht wahre Herzensgüte, nicht ächte Menschenliebe, keine reine Rechtlichkeit, nicht unbefangene Geradheit. Da ist ein Herz, in welchem viel Unkraut die aufgekeimte Saat des Guten unwuchert, oft erstickt, und wo in den klaren Strom der Tugend die Leidenschaft ihren trüben Schlamm ergießt.

Herr, mein Richter! Du weißt es, auch mein Herz ist wohl von diesem Unkraut nicht ganz frei; und Trotz oder Eitelkeit, allzugroßer, oft in Ungerechtigkeit sich verirrender Eifer, oder Vergessung dessen, was sich im Umgang mit Nebenmenschen geziemt, verderbten das Gute, das in mir aufstieg.

Mein Gewissen sagt es mir, daß ich eben dann oft fehlte, wenn ich gedachte, recht gut zu handeln. Daher kam es dann, daß ich, bei allem meinem guten Willen, nicht so viel Gutes bewirken konnte, als ich wohl gewünscht hätte. Denn ich achtete manchmal mein Betragen im Aeussern zu wenig; und glaubte zuweilen um so minder auf dasselbe Fleiß verwenden zu müssen, je mehr ich im Uebrigen das Recht auf meiner Seite hatte. Dadurch raubte ich unbesonnen genug meinen sonst vielleicht werthvollen Handlungen den besten Theil ihres Werthes; dadurch stieß ich die Zuneigung und Zuversicht der Menschen von mir, inzwischen ich es doch gewiß mit ihnen gut meinte; dadurch setzte ich mich selbst in die Unmöglichkeit, alles das Gute in meinem Wirkungskreise zu veranlassen, was ausserdem wohl hätte geschehen können.

Das habe ich gethan! Stolz auf mein Herz und meine Gesinnungen, oder mein geringes Verdienst, verlor ich alles Verdienst vor meinen Mitmenschen, wie vor Dir, allgerechter Gott. Ich sündigte in dem Augenblick, da ich etwas Gutes zu thun vor hatte.

Mit Reue erkenne ich meine Thorheiten, meine Fehler; mit Dankbarkeit erkenne ich durch Dein heiliges Wort, welches der wahre Weg der Nachfolge Deines Sohnes Jesu Christi, meines Vorbildes, ist.

Ach, wie lange habe ich zu ringen, ehe ich mich der Vollkommenheit nähere, nach der ich seufze! Wie schwanke ich noch immerdar zwischen Recht und Unrecht,

Wahrheit und Irrthum, Tugend und Sünde! Mein Vater im Himmel, habe Erbarmen mit meiner Schwäche! Mein Wille ist heilig, aber meine That ist falsch. Habe Erbarmen mit Deinem Kinde, welches nach Besserung strebt. Führe Du mich an Deiner Hand zur Gerechtigkeit und Seligkeit empor, nach der meine Seele schmachtet. Mein Gott, mein Vater, stärke mich durch Deine Kraft. Amen.

211.

Die Gefahren gesellschaftlicher Freuden.

Spr. Sal. 4, 23.

Wie ein Engel niedersinket,
Lust aus ird'schen Quellen trinket,
Sich mit Erdenblüthen schmückt:
Mensch, so sei auch Du beglückt!

Sei der Engel du im Staube;
Heilig mache dich dein Glaube,
Froh dich, was dir Gottes Hand
Hier auf Erden zugewandt.

Dich umringet Gottes Güte
Mit der reinsten Freuden Blüthe;
Dein ist's, wenn du selbst dich quälst,
Dornen statt der Blüthen wahlst.

Man sagt gar häufig: „Die lebhafte Jugend jagt den Vergnügungen nach!“ — Es ist wahr. Aber soll dies Lob oder Vorwurf sein? Oder ist es eine der gemeinen Redensarten, welche nichts sagen? Ich glaube beinahe das Letztere. Denn auch das männliche Alter, auch der Greis strebt nach Vergnügungen, freilich aber nicht nach denen der Jugend, weil er diese nicht mehr geniessen kann. Aber wahrlich, die Freuden der Jugend, ihre Spiele, ihre Tänze, ihre Scherze, ihre Muthwilligkeiten, sind oft weit unschuldiger, als die Freuden der ältern Leute beim Kartenspiel um Gewinn, beim Beplaudern, Bespötteln und Belächeln der Nachbarn und Bekannten, oder bei andern sogenannten Arten Zeitvertreibs.

Es gibt Personen, welche Musik, Tanz, Spiel und dergleichen lebhafte Belustigungen zur Sünde machen möchten; — dieselben Belustigungen, denen sie sich selbst in der Jugend hingaben. Nun sie aber alt geworden sind, möchten sie die ganze menschliche Gesellschaft alt sehen. Sie thun Unrecht. Jedes Lebensalter hat, wie jede Jahreszeit, seine eigene Wonne.

Auch als Christ darf ich an allen diesen Vergnügungen Theil nehmen. Warum sollte ich es nicht? Mein Heiland und Lebenslehrer Jesus Christus hat sich während seines Wandels unter den Menschen von ihren geselligen Erheiterungen keineswegs ausgeschlossen. Er schalt wohl die Scheinheiligen, die andächtelnden Vielbeter, welche sich im Geheimen mancherlei Sünden verzeihen; aber er schalt nicht die Fröhlichen in der Fülle ihres Lebensgenusses, er selbst ermunterte zur Heiterkeit, und auch den Aermsten zur Harmlosigkeit durch Vertrauen auf Gott. Er schalt zwar die Prasser, die Trunkenbolde, die üppigen Wüstlinge, die Spieler, aber nicht die heitern Gäste zu Kana, zu welchen er selbst gehörte, und denen er die Krüge mit Wein füllte. Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich, freuet euch! rief auch Paulus den Philippern zu. (4, 4.)

Und doch darf ich es mir nicht verbergen, auch das unschuldigste Vergnügen muß mit besonderer Vorsicht genossen werden. Denn ich habe es leider aus meiner eigenen Erfahrung schon zu oft wahrgenommen, daß manche Lustbarkeit für mich eine Quelle langen und peinlichen Verdrusses geworden ist, der zuweilen größer war, als die kurze Freude, welche ihn veranlaßt. Ich geniesse in der That manche Vergnügung mit einer heitern Schüchternheit und sogar Aengstlichkeit; denn ich habe es auch schon erfahren in meinem Leben, daß, je vergnügter ich einen Tag zugebracht hatte, ein um so schwärzerer Schatten dann diesem Lichte wieder nachzufolgen pflegte.

Ich soll als Christ, und will als Christ über das Vergnügen nachdenken, welches ich mir erlaube. Die Frucht dieses religiösen Nachdenkens ist vielleicht mein größter Vortheil, daß ich nämlich nicht so bald in den Fall komme, ein Vergnügen, oder die Art, wie ich daran Theil nehme, zu bereuen; daß ich lerne der Schlange ausweichen, die zuweilen unter den Rosen der Freude verborgen lauert.

Ich sehe wohl ein, daß überhaupt jedes Vergnügen nachtheilig werden kann, wenn es mit Uebermäßigkeit genossen wird. Ich weiß dies längst; aber weit schwieriger ist es, zu wissen, wo die Grenzlinie des Erlaubten im Vergnügen liegt; oder was ich zu beobachten habe, um nicht in der Freude irgendwo zu weit zu gehen. — Eine solche Verirrung aber ist nirgends leichter, als in gesellschaftlichen Unterhaltungen und Lustbarkeiten. Denn da ermuntert Einer den Andern durch schmeichelndes Zureden oder Beispiel; da werden auf unerwartete Weise verschiedene Leidenschaften in Thätigkeit gesetzt, und vorher schlafende Neigungen geweckt; da zieht bald eigenes Wohlgefallen an dem, was vorgeht, uns über die Grenzen des Gerechten, Schicklichen und Erlaubten hin; bald ein falsches Ehrgefühl, bald ein noch schlechterer Beweggrund. Man hört bald auf, seiner selbst Meister zu sein; oder scheut sich, der Andern wegen, es selbst zu bleiben, auch wenn man es noch sein könnte.

Und eben darin liegt die Gefahr aller gesellschaftlichen Vergnügungen; das Bewußtsein des Bessern wird betäubt; die Freude liegt nicht mehr im Herzen; sondern in der Erfüllung einer heftigen, unser ganzes Gemüth beherrschenden Begierde. Aber aus dem Herzen geht das Leben hervor; die bloße Sättigung einer äussern, leidenschaftlichen Begierde ist immer mehr oder weniger von einer unangenehmen Empfindung im Herzen begleitet, ist der wirkliche Tod der ächten Freude. Daher, wenn man sich, einmal vollkommen befeligt fühlt, pflegt man auch zu sagen: „Ich bin recht innerlich froh; froh im Grunde des Herzens!“ — Die bloße Stillung einer Begierde nach äusserlichen Dingen ist nicht innerliche Freude.

Darum gibt die heilige Schrift uns eine in allen Verhältnissen, zumal im Genusse der Freuden, goldene Lehre: „Behüte dein Herz mit allem Fleiß; denn daraus geht das Leben!“ (Spr. Sal. 4, 23.) Dies schöne Denkwort will ich meinem Gedächtnisse einprägen. Es werden die Stunden gewiß nicht ausbleiben, da ich nöthig habe, mir es wieder zuzurufen; da es mein Bewußtsein der Pflichten stärkt, mich zum Herrn meiner selbst zu machen, und mir Verdruß, Sorge, Kummer, Reue und Thränen ersparen kann.

Behüte dein Herz mit aller Sorgfalt in der Theilnahme an geselligen Freuden. So unschuldig auch die dargebotenen Unterhaltungen zu sein scheinen, oder wirklich sind, muß man ihnen doch mit größerer Vorsicht, als einer wirklich öffenbaren Gefahr, entgegen gehen. Ueber einen offenbaren Anlaß zum Verdrusse oder Unglück täuscht man sich nicht leicht; desto häufiger aber über das, was man als eine Ermunterung zur Freude ansieht. — Behüte dein Herz mit allem Fleiße, denn das Vergnügen an sich kann ganz unschuldig sein, aber durch das Herz wird es schuldig und tadelhaft. Aus dem Herzen erst geht das Leben und der Werth der Anssendinge hervor. Darum sagt die heilige Schrift mit Recht, dem Reinen ist Alles rein.

Offenbarer Anlaß zu einem Mißvergnügen oder Schaden schreckt uns, macht uns vorsichtig; hingegen dem Vergnügen überläßt man sich oft allzuarglos. Daher die größere Gefahr! Man gibt sich nicht Genuß, sondern man übergibt sich demselben. Die Freude an irgend einer Ergötzlichkeit gleicht dem Wohlgefallen an der Lieblichkeit des Weines, der anfangs unsern Gaumen lieblich reizt, dann die Stimmung aller Nerven erhöht, zur Heiterkeit und Vergessung aller Sorgen bringt, bald aber auch zur Vergessung des Anständigen und Schicklichen, zuletzt betäubend zur Vergessenheit der Ehre, der Unschuld und zur viehischen Bewußtlosigkeit, oft zu grausamen Verbrechen führt. — So ist die Freude! Darum bei jeder Theilnahme an gesellschaftlichen Vergnügungen behüte dein Herz mit allem Fleiße: denn aus dem Herzen geht das Leben und der Werth des Lebens und seiner Freuden hervor.

Es ist ein großer Irrthum des Menschen, und ein gefährlicher, wenn er glaubt, der Zweck seines Lebens, aller seiner Sorgen, Arbeiten und Geschäfte, sei, sich einmal einen recht frohen Tag machen zu können; oder, wenn er denjenigen für überglücklich hält, der reich genug ist, sich alle Vergnügungen zu verschaffen, nach welchen das Herz nur gelüsten kann. Diese falsche Vorstellung herrscht nicht nur beim gemeinen Manne häufig — er plagt sich, und schafft die ganze Woche im Schweiß seines Angesichts, um vom erworbenen Gewinn eine Sonntagslust bezahlen zu können —: nein, sie herrscht auch im Zirkel der Reichen und Vornehmen. Sie können nie genug zusammenscharren, quälen es oft den Dürftigern ab, um nur immer in abwechselnden Ergötzungen umherzuschwärmen. Diese sind ihnen der Zweck des Lebens. Sie bilden sich ein, die Thoren, daß, wer viel genossen, auch viel gelebt habe.

Allerdings, Wohlsein ist der irdische Lebenszweck; aber zu beklagen ist jeder Mensch, der kein anderes Wohlsein kennt, als welches durch gesellschaftliche Lustbarkeiten erst ins Herz übertragen wird. Nein, aus dem Herzen hervor muß das wahre Leben und Glück gehen! — Wer nicht in seine Wochengeschäfte, in seine Berufsarbeiten Freude legt; wen das häusliche Leben, wen ein menschenfreundliches Wirken nicht beglückt, der ist bei weitem den größten Theil seines Lebens ein unglückseliger Mensch. Wir sollten nicht arbeiten, um Ergötzungen genieſſen zu können: sondern wir wollen Ergötzungen genieſſen, um uns zum Arbeiten zu stärken. Wer den gesellschaftlichen Freuden einen übermäßigen Werth beilegt, der ist schon von den Gefahren derselben ergriffen, und für den Genuß wahrer Freude und ächten Lebensglückes verloren.

Das Jagen nach äusserlichen Freuden macht arm an innerlichen Freuden. Der vorherrschende Hang nach Zerstreuungen hat zur Folge, daß man das Edlere vergißt; daß man die Berufsarbeiten als eine Last, die pflichtmäßigen Geschäfte als Nebengeschäfte behandelt. Immer richtet sich das Auge des Unglücklichen nach dem Tage der Lust und Betäubung. Aber wie oft geschieht es, daß endlich auch dieser sogar seinen Erwartungen nicht entspricht.

Frage doch Jemand, woher es komme, daß in der Welt so viele Mißvergnügte und Unglückliche sind. Daher kommt es, daß die Wenigsten von den Lebenden die Kunst zu leben verstehen; daß sie die Freude erst ins Herz hineintragen wollen, da doch Leben und Freude aus dem Herzen hervorgehen müssen. Ihre Begierde nach geselligen Vergnügungen ist zur Leidenschaft erwachsen, über deren Befriedigung sie sich selbst und ihre höhern Pflichten vergessen.

Daraus entspringt dann, daß diese Menschen einen übermäßigen Werth auf diejenigen Eigenschaften legen, die in Gesellschaften gefallen, und hingegen die stillen, bescheidenen Tugenden des Herzens, das wahre Verdienst gering schätzen. Sie leben gar nicht ihrer selbst willen, gar nicht in sich, sondern immer auſſer sich und anderer Leute willen. Ein Spaß, ein witziger Einfall ist ihnen mehr werth, als die gründlichste Wahrheit, als die nützlichste Kenntniß. Ein boshafter, feiner Spötter, der zu belustigen weiß, ist ihnen weit achtbarer, als der redlichste Mann, als der wackerste Menschenfreund, der die Kunst zu unterhalten nicht versteht. Ihre gröſtre Aufmerksamkeit ist auf äusserliche Anmuth, auf Zierlichkeit in Kleidern, auf Liebenswürdigkeit in Geberden und Reden gerichtet. Es fällt ihnen kaum ein, daß Edelherzigkeit, oder ein hoher, religiöser Sinn, Verdienst um Mitbürger, Vaterland und Menschheit, rühmlicher sein können, als die Gabe, ein guter Gesellschafter zu sein, zu gefallen und zu scherzen. Menschen dieser Art verlieren zuletzt ganz das höhere Menschliche, werden belustigende Gestalten, Zierpuppen, gehaltlose Wesen, die für sich nichts sind, und erst wie ein musikalisches Werkzeug zur Unterhaltung dienen, wenn man sie gebrauchen will. Sie sind von verständigen Personen mitleidig geduldet, aber eigentlich hochgeachtet nie, als von Leuten ihres Schlages.

Die Sucht, in Gesellschaften zu glänzen, ist nur allzuoft das Verderben guter Menschen geworden, deren Eitelkeit, berauscht von einem vorübergehenden Beifall, alle bessern Empfindungen fortan erstickte. Man hat Hausväter gesehen, welche darüber ihren Beruf verwahrloseten, den sie sonst über Alles ehrten; welche Weib und Kinder vernachlässigten, die ihnen einst theuer wären; die ihre bürgerliche Ehre, ihre Vermögensumstände zerrütteten, nur um eine Hauptperson bei gesellschaftlichen Unterhaltungen und Lustbarkeiten zu spielen. Durch diese Sucht, in Gesellschaften zu gelten, sah man schon vormals achtungswerthe Frauenspersonen manches Unheil über ihr ganzes Haus bringen. Lust und Leben brachten sie wohl in den Kreis der Freunde, aber nicht selten mürrischen Sinn und Unzufriedenheit in ihre Familien. Ueber die Gabe zu unterhalten versäumten sie die Kunst, ihr Hauswesen weise zu

führen; sie opferten dieser unseligen Begierde die Sorgfalt um unerzogene Kinder, die Pflichten häuslicher Sparsamkeit, ja selbst oft die Pflichten ehelicher Treue auf. Dieser unmäßige Hang zu gesellschaftlichen Freuden stürzte wohlerzogene Jünglinge allmälig in den Schlamm der niedrigsten Ausschweifungen hinab, und raubte liebenswürdigen Jungfrauen die Grundsätze der Ehre, Bescheidenheit, Unschuld, und die Möglichkeit, künftig das Glück eines stillen, anspruchlosen häuslichen Lebens fühlen zu können.

Zu den Gefahren des gesellschaftlichen Vergnügens gehört auch, daß man ihm nicht nur leicht einen übertriebenen Werth gibt, worüber das Bessere und Wichtigere in Vergessenheit geräth, sondern auch einen nachtheiligen Reiz bekommt, viele Bekanntschaften zu machen. Es wird bald zum leidenschaftlichen Bedürfnisse, sich immer unter neuen Bekanntschaften umherzutreiben. Der Wechsel an sich vergnügt; auch ist es der Eitelkeit schmeichelhaft, sich stets Andern wichtig zu machen, und wegen dessen, was man schon oft gemacht und gesagt hat, wiederholt bewundert zu werden. Diese unordentliche Begierde nach neuen Bekanntschaften stumpft allen Sinn für den wahren Gewinn ab, den das gesellschaftliche Leben gewähren kann. Der Mensch wird flatterhaft in seinen Verbindungen, und unfähig, dauerhafte Freundschaften zu schliessen. Er ist wie einer, der sich beständig auf Reisen befindet. Viele Bekanntschaften geben endlich ein gewandtes, abgeschliffenes Wesen, aber rauben das Herzliche; sie führen in einen bunten Umgang, aber zu keiner tiefern Kenntniß des Menschen. Sie dienen zur flüchtigen Unterhaltung, aber machen eine schädliche Zersplitterung der Zeit unausweichlich. — Das Leben ist so kurz, daß, soll es uns ganz angehören, man nur Wenigem darin gehorchen muß. Wer Alles kennen will, lernt nichts vollkommen kennen. Nicht der Umgang mit Vielen, sondern der Umgang mit Guten veredelt den Menschen.

Ich weiß, es wird, und oft von wahrhaft frommen Leuten, vielmals gegen die Art und Weise geeifert, wie man sich in Gesellschaften zu unterhalten pflegt; und sie finden die Gefahren des gesellschaftlichen Vergnügens eben in der Auswahl der Vergnügungen. Sie scheuen sich zum Beispiel, ins öffentliche Schauspiel zu gehen, auch wenn selbst lehrreiche Meisterstücke großer Dichter von achtungswerthen Künstlern dargestellt werden. Ihre Scheu rührt meistens von einem Vorurtheil her, welches gegen alle Schauspiele in Zeiten und Orten entstand, da müßiges, zusammengelaufenes Volk von sittenlosem Wandel seine Possenreisserei trieb. Sie scheuen sich, fröhlichen Gastmählern beizuwohnen, wo Wein und Gesang und Scherz die Seele in lebhaftere Stimmungen bringen. Ihre Scheu entspringt meistens aus übertriebener Aengstlichkeit, daß die Lustigkeit die zarte Scheidelinie des Sittlichen überschreiten könne; oder aus unmäßiger Furcht, daß laute Fröhlichkeit für einen wahren Christen ungeziemend sei. Sie scheuen sich, bei den heitern Tänzen der Jugend gegenwärtig zu sein, wo die Kunst mit der Natur, die äussere Anmuth mit der Freude spielend wetteifert. Ihre Scheu entspringt gewöhnlich aus allzustrengen Begriffen von Sittlichkeit, oder ihren gewiß ungerechten und traurigen Vorstellungen von der Verderbtheit der Menschen. — Sie scheuen sich, ihre Hand zum Spiel mit Karten oder andern Dingen, auch um den geringsten Gewinn, zu geben; zum Spiel, wo bald der Wechsel des Glücks, bald ein gelungenes Wagestück, bald Scharfsinn, bald richtige Berechnung des Wahrscheinlichen, den Geist erheitern und zerstreuen nach dem Ernste wichtigerer Dinge. Ihre Scheu geht aus der allzugegründeten Erfahrung hervor, daß das Spiel leicht unedle Leidenschaften erregt, oder wichtigere Dinge vergessen machen kann.

Doch gewiß thue ich Unrecht daran, Mittel der geselligen Unterhaltung zu verdammen, die an sich selbst unschuldig sind, und zur flüchtigen Erholung vieler rechtschaffenen, selbst frommen Menschen gedient haben. Den Wein trinken ist keine Sünde, wohl aber, ein Trunkenbold zu sein; ein gesellschaftliches Spiel zu führen ist keine Sünde, wohl aber ein Spieler zu sein. Der Gebrauch an sich unschuldiger Dinge ist nicht schädlich, wohl aber der Mißbrauch derselben. Der Mißbrauch aber entsteht aus dem Herzen. Darum behüte dein Herz mit allem Fleiße, denn daraus geht das Leben und das Verderben hervor.

Die gesellschaftlichen Freuden haben ihre Gefahren. Sie sind gefährlich, weil das Vergnügen allzuleicht die Wachsamkeit unserer Vernunft einschläfert, uns berauscht und unordentliche Begierden erregt. Sie sind gefährlich, weil ihre Süßigkeit uns gar zu leicht verführt, sie mit Unmäßigkeit zu lieben und zum Hauptzweck unsers Lebens und Strebens zu machen. — Allein sie sind auch nur Demjenigen gefährlich, welcher in ihrem Genusse nicht sein Herz zu hüten weiß. Wer es einmal zu thun vergißt, hat zu späte Reue, oft Schande, oft Zerstörung seiner Gesundheit, oft den Verfall der Vermögensumstände, oft Verzweiflung zur Strafe.

Willst du die gesellschaftlichen Freuden geniessen, ohne je ihre Gefahren zu empfinden? Willst du im grossen Geiste deines Jesu leben, fröhlich sein mit den Fröhlichen, und doch dabei Gott angehören? Willst du auch nur aus bloßer gemeiner Klugheit die Blumen des Lebens brechen, ohne deine Hand an ihren Dornen zu verwunden? — Gehe hin, behüte dein eigenes Herz.

Gesellschaftliche Vergnügungen müssen einem weisen und guten Menschen, der dauerhaft glücklich sein will, nie zur Gewohnheit, nie zum Bedürfniß werden. Er muß ihrer, ohne allen Abbruch seines Wohlseins ganz entbehren können. Sein Haus, seine Familie, seine Berufsarbeit, sein alltägliches Leben muß ihm Freude genug gewähren, ohne daß er fremder Hilfe vonnöthen hätte. Er muß sich selbst sein stilles Dasein zu verschönern wissen. Weiß er es aber nicht, so ist er schon ein wahrhaft Unglücklicher. Ist ihm irgend eine Art gesellschaftlicher Vergnügungen zum unüberwindlichen Bedürfnisse geworden, so ist er allen ihren Gefahren und Nachtheilen schon preisgegeben. Er rette sich, wenn er noch kann. Er bekämpfe seine Leidenschaft, wenn er noch Kraft hat, ehe sie ihn unvermerkt ins Verderben hinunterzieht. Freude soll nur Arznei, nicht Speise sein.

Meide von allen Arten gesellschaftlicher Freuden diejenigen zuerst, die dich am gewaltigsten und innigsten anziehen; diejenigen, von welchen du ahnest, daß sie dir zur Leidenschaft werden können; diejenigen, von welchen du schon die Erfahrung gemacht hast, daß sie dich zu Pflichtvergessenheit haben verleiten können, daß sie unedle oder unanständige Empfindungen in dir erregt haben. Sie sind dir die gefähr-

lichsten. Erhitzte dich das Spiel zum Zorn, oder zur Gewinnsucht, zur Schadenfreude oder zum Neide — verbanne es! Da ist die schwache Seite des Herzens! Sei deiner selbst würdig und immerdar Meister. — Hast du dich beim Trunk, selbst beim mäßigen Genusse des Weines, je einmal vergessen: sei fortan noch mäßiger, und vergib deiner innern Würde, deiner Gesundheit und deiner Lebensruhe nichts für den flüchtigen Kitzel deiner Zunge oder deiner Nerven. — Erweckte der Tanz in dir jemals unziemliche Neigungen, welche du dich schämen würdest vor denen zu bekennen, die deiner ganzen Hochachtung werth sind: meide den Tanz, am meisten das Uebermaß desselben. Behüte dein Herz mit allem Fleiße, denn daraus geht das Leben, wie das Verderben hervor.

Verachte keineswegs die Ergötzungen des geselligen Lebens; aber also mußt du deine häusliche Lebensart einrichten, und sie mit tausend kleinen, einfachen Freuden zu verschönern wissen, daß jede Lustbarkeit ausser dem Hause doch nie vermögend ist, das stille Glück zu übertreffen, das du in deinen Berufsarbeiten, im Umgang mit deinen Freunden, in Erfüllung menschenfreundlicher Pflichten gegen Bekannte und Unbekannte empfindest. Gesellschaftliche Freuden müssen dir nur dienen, den Vorzug deiner eigenen, häuslichen Freuden fühlbarer zu machen. Wer reich genug ist an innerm Glück, der hascht und jagt nicht nach Lustbarkeiten, die bei der leichtesten Unvorsichtigkeit ihre Gefahren mit sich bringen.

O mein gütiger Gott! Du Vater der Seligkeiten! Ich erkenne, daß das meinen Freuden am meisten droht, was mir oft die meisten Freuden zu versprechen scheint. Nicht, daß Du so viel Uebel in die Welt gelegt hättest, daß selbst die Lust verwundend würde: nein, unser Herz selber legt das Uebel erst in die Welt hinein.

Nur mein unsterblicher, reiner Geist ist reiner, unsterblicher Freuden fähig. Nach diesen soll mein höchstes Trachten sein. Ich gewinne sie durch Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Zufriedenheit und Menschenliebe. Aber sinnliche Freuden — verschmähen will ich sie nicht — haben das Vergängliche alles Sinnlichen. Wer Alles genießt, was irdische Lust gewähren kann, bleibt zuletzt noch ungesättigt. Uebermäßiger Lebensgenuß endet immer mit Lebensüberdruß, weil man hintennach findet, daß das Alles nicht der Mühe des Lebens werth gewesen.

Darum, mein gütiger Vater im Himmel, will ich vor Allem nach den reinen und stillen und dauerhaften Freuden streben, die ein tugendhafter Wandel gewähret, der vor Dir gilt; und mit weiser Mäßigung will ich die Freuden im Umgang der Menschen geniessen. Beherrschen sollen sie mein Dir geweihtes nie. Amen.

212.

Weibliche Bildung.

Spr. Sal. 31, 30. 31.

Gott winkte: und das Nichts ward laut;
Und Millionen Formen glühten;
Die Erde ward des Himmels Braut,
Denn ihre tausend Blumen blühten,
Und durch die Schöpfung zog die Schaar,
Lebend'ger Wesen Paar um Paar.

Nur einsam stand der Mann,
Er stand in Kraft, in Muth und Würde,
Doch freudenlos sah er die Wunder an.
Ein Leben ohne Lieb' ist Bürde.

Gott schuf das Weib. Sie stand, in stiller Anmuth Macht.
Dem Mann zum Gegenbilde
Er ist der Tugend Kraft; sie ist der Tugend Milde.
Die Schöpfung war vollbracht.

In keinen Zeiten ist so über Erziehung der Jugend geschrieben, gelehrt worden, als in unsern Zeiten. Ueberall hört man von Entstehung neuer Erziehungsanstalten, von der Verbesserung der Schulen. Dieser löbliche Eifer, welcher wach geworden ist, hat nicht nur die Veredelung der männlichen, sondern auch der weiblichen Jugend zum Zweck.

Durch Vervollkommnerung des Unterrichts und Veredelung der Zucht hofft man ein besseres Geschlecht zu erziehen, als das vergangene war.

Theils so Vieles, was in der bisherigen Unterweisungsart, besonders der Knaben und Jünglinge, mangelte, theils Vieles, was zum entbehrlichen Ueberflusse geschah; theils das Zwecklose oder Zweckwidrige in der Behandlungsweise der Kinder selber, erweckte das Nachdenken menschenfreundlicher und weiser Männer.

Wie immer, ist auch hier geschehen, daß Viele in der Wärme ihrer Begeisterung dem Guten schadeten, indem sie es übertrieben; daß Andere ohne eigene Kraft durch thörichte Nachbeterei Nachtheil brachten; daß Andere, um immer das Neue zum Neuen zu fügen und damit vor der Welt zu glänzen, eine Menge Kleinigkeiten ersannen, oder das Bessere vom Alten verwarfen, weil es nicht neu gedacht war. Doch jedes Unternehmen des Menschen ist im Beginnen unvollkommen; aber dies der Trost: daß das Schlechte endlich durch sich selbst vergehen muß, das Gute aber währet, so lange es gut ist. Das ist das Schlechte, was wider Gang und Gesetz der Natur strebt: das Gute ist das Natürliche.

Die Fortschritte der Völker in Erfahrungen, Erfindungen und mancherlei Kenntnissen machten besonders nothwendig, daß die öffentliche Jugendbildung verbessert wurde, damit zum Auffassen so vieler wissenswürdiger Dinge, so wie zum Gewinn so mancherlei nützlicher und im bürgerlichen Leben nothwendig gewordener Fähigkeiten der Zeitraum der Kindheit nicht zu enge, oder das reizendste und harmloseste Alter des Lebens, ursprünglich der Entfaltung körperlicher Kräfte geweiht, nicht unter Anstrengungen und Mühseligkeiten des Lernens verbittert werde.

Aber die gewandte Kraft, die Mannigfaltigkeit der Fähigkeiten, der Reichthum der verschiedenartigen Kenntnisse, welche dem Mann heutigen Tages in allen Ständen der bürgerlichen Welt nicht fehlen dürfen, sind dem Weibe entbehrlicher. Die Anforderungen, welche an den Mann in unsern Tagen gemacht werden müssen, da das Gebiet aller Künste, Handwerke, Geschäftskreise, Handlungszweige, Wissenschaften und anderer Bedürfnisse erweitert steht, sind größer geworden, als sie ehemals sein konnten. Das Weib hingegen steht noch in den Verhältnissen zur Welt und zum Leben, wie in frühern Zeitaltern. Der Umfang und die Art der weiblichen Wirksamkeit hat sich, fest begrenzt durch ewige Gesetze der Natur, weder ausgedehnt, noch verengert; es wäre denn, das Weib wolle über die Schranken seiner eigenthümlichen

Bestimmung und Würde hinausschweifen in die Bahnen männlicher Thätigkeit.

Demungeachtet hat man geglaubt, auch die weibliche Bildung veredeln und den Unterricht für dieses Geschlecht vervollständigen zu müssen. Auch dieses Streben war löblich, und bleibt es, so lange Bildung und Unterricht sich auf das beschränken, was in der natürlichen Bestimmung des Weibes liegt. Liebende Gattin, erheiternde Lebensgefährtin, sorgsame Hausmutter, erste Pflegerin der Kindheit zu sein — dies ist des Weibes Beruf.

Inzwischen ist auch hier durch wohlwollenden Eifer vielmals zu viel gethan und an die Stelle des Natürlichen die Kunst der Verkünstelung gesetzt worden. Man hat eigene weibliche Erziehungsanstalten errichtet, wohlthätig für Mädchen, die nirgends anders Erziehung finden, sondern ohnedem einer traurigen Verwahrlosung und Verführung preisgegeben sein würden. In sich selbst aber ist schon der Begriff einer öffentlichen Anstalt für weibliche Erziehung im Widerspruch mit der besten weiblichen Erziehung. Des Mannes künftiger Wirkungskreis ist draussen die Welt, im Treiben und Drängen der Menschen und ihre Stände: dort sei seine Schule. Der künftige Schauplatz weiblicher Größe ist das häusliche Familienleben: dies sei des Mädchens Schule! — Das Leben in der Familie ist aber ein ganz anderes, als in den Erziehungsanstalten. Dort besteht die von Gott weise geordnete Verbindung von Aeltern und Jungen, Greisen und Kindern beiderlei Geschlechts; dort ist die Mannigfaltigkeit von Denk- und Gemüthsarten, Pflichten und natürlichen Rechtsamen der verschiedenen Lebensalter zu finden; dort lernt die Tochter Vollkommenheiten und Mängel der Haushaltung, wie des Beisammenlebens; dort lernt sie den Bejahrten gehorchen, die Jüngern leiten, Ihresgleichen Gesellin sein und Untergebenen befehlen. Darum ist das häusliche Leben im Kreise der Geschwister und Aeltern, der Kleinen und Großen die rechte Schule der Töchter.

In öffentlichen Anstalten fehlen Aeltern, denen sich das kindliche Herz vertrauenvoll enthüllt; aber Lehrer und Lehrerinnen stehen da, vor denen, um nicht zu mißfallen, sich das Innerste schüchtern verschließt, während der äussere Anstand wohl bewacht und zuletzt Hauptsache wird. Da fehlen die hundert kleinen lehrreichen Tagesvorfälle des häuslichen Lebens, da die gemüthlichen Einzelnheiten, welche das Tiefste im Herzen anregen; eine kalte Einförmigkeit des Hörens und Thuns ist an dessen Statt, und in den besten Erziehern und Gespielen erblickt das Auge des Zöglings doch nur Freude. Da fehlen die theuern Alten, vor welchen sich unwillkürlich Ehrfurcht regt; da die Kleinen, welche der zarten Nachhilfe bedürfen. Die Tochter findet nur Lehrer und Lehrerinnen, die sie, als Fremde, minder schonend beurtheilen lernt, und viele Altersgenossinnen von verschiedenen Gaben, in deren Gesellschaft sie sich bloß zur leichtfertigen oder behutsamen Gesellschafterin bildet, ohne des häuslichen Lebens Lust und Mühseligkeit anzunehmen.

So, in den entscheidendsten Jahren der werdenden Jungfrau, empfängt sie eine Richtung, welche für das nachfolgende Leben selten nothwendig, oft schädlich ist. Mit halber wissenschaftlicher Belehrung, mit der Gewandtheit, sich vor Andern in ihrem Sinn zu verbergen mit gesteigerter Kunst für das äusserliche Anständige, mit erhöhter Neigung und Gabe, in kleinen Wichtigkeiten der Gesellschaft zu schimmern, tritt sie in das einfache Hausleben zurück. Heil ihr, wenn sie ihr altes Glück, ihre alte Natürlichkeit, ihre alte Unschuldigkeit im alten Leben ihrer Kinderzeit wieder findet; das Haus der Aeltern oder Verwandten muß von Neuem ihre Schule werden. Oft leider ist es zu spät, und sie auf immer für die Mühseligkeiten, Alltäglichkeiten, Freuden und kleinen Genüsse des Hauslebens verloren. Sie wird Gattin, ohne die erheiternde Lebensgefährtin des Mannes werden zu können; sie wird Hausmutter, ohne das Haus mit weiser Sorge in dem Geringsten, wie dem Größten, mit gleichem Ernst verwalten zu mögen; sie wird Mutter von Kindern, ohne die mütterlichen Mühen zu lieben.

Wir haben vielerlei Anweisungen zur Erziehung der Töchter. Frömmigkeit aber erzieht am besten in den natürlichen Umgebungen. Und was heute die Vollkommenheit des Weibes ist, war es schon vor Jahrtausenden. So schildert sie Salomo. Die Würde der Frau (in seinen Sprüchen 31, 11 — 31) nennt er edler, denn die köstlichsten Perlen, auf welche sich des Mannes Herz darf verlassen, und die ihm Liebes thut, ihn für sein Schaffen ausser dem Hause zu erquicken; die mit Weisheit spricht; auf deren Zunge holdselige Lehre ist; deren Schmuck Reinlichkeit ist und Fleiß und heiteres Wesen. „Lieblich und schön sein," ruft endlich des Alterthums weiser König, „ist nichts; aber ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben!" Religiosität also sei aller weiblichen Vollkommenheiten Krone.

Noch heute sind dieses die höchsten Anforderungen, wie an das Weib des Landmannes, so an das Weib des Fürsten; nur daß jedes die leicht erwerblichen Kenntnisse zu seinem Gewerbe und Stande bringe. Leicht erwerblich sind sie, denn auch die Töchter der Großen sah man in Niedrigkeit mit Würde durch ihrer Hände Fleiß leben, und Töchter niedriger Herkunft mit Adel vor königlichen Thronen stehen.

Das Weib ist in seiner Natur und Vollendung das edle Gegenbild des Mannes. Er, geschaffen zum Wirken und Handeln draussen im Weltgewühl; sie, unterm Dach der Heimath die stille Welt des häuslichen Lebens zu bilden. Er, furchtlos, trotzig, in den Gefahren kühn, daß er das Widerspenstige ordne, durch Stärke herrsche; sie herrscht durch Armuth und Milde. Er, Alles durchspähend, ermessend, zu allerlei Gewerb und Verhältniß tüchtig, wird fast ganz zum Geschöpf der Kunst; sie, eine Priesterin der natürlichsten Pflichten und Zwecke, bewahrt mit der Natürlichkeit zugleich in derselben ihren reinsten Werth.

So wie die Aussenwelt der Innenwelt, die Kunst der Natur, die Stärke der Anmuth gegenübersteht: so steht der Mann dem Weibe gegenüber im Irdischen. Im Ueberirdischen aber sind die Bestimmungen beider Geister eins; Religion ist der ewige Lebenskranz beider. Und so erkennen wir mit dem Wesen des weiblichen Berufs den streng bezeichneten Umfang weiblicher Bildung.

Anmuth ist köstlicher denn Schönheit. Die Schönheit irdischer Natur verblüht nach wenigen Jahren; die Anmuth ist der Reiz der Seele, und schmückt noch das Greisenalter. Es gibt wohl blühende Gestalten, regelmäßige Gesichtszüge; aber was den Sinnen gefällt, entzückt nicht immer das Gemüth. Es ist ein gemeiner Fall, daß schönen Weibern jener Zauber der Anmuth fehlt, welcher durch Milde, zartsinnige Achtsamkeit und an-

spruchlose Würde Alle Herzen fesselt. Die Schönheit gewinnt schnelles Gefallen, doch wird es dasselbe nicht festhalten. Die Anmuth macht auch äussere Mängel liebenswürdig, und gründet zwar langsam, doch dauerhafte Herrschaft.

Das Streben, zu gefallen, und durch das Gefällige mächtig zu sein, ist im Wesen des weiblichen Geschlechts. Nur zu gewöhnlich wird aber das Anmuthige schon durch Erziehung verwechselt mit äusserlicher Artigkeit, mit Anständigkeit in Haltung und Bewegung, mit Feinheit der Sitten. Dies jedoch ist nur Schminke auf verblichenen Wangen, Nachkünstelung des Fehlenden. Anmuth ist Natur und Gesundheit selbst, welche Wangen röthet. Wie Schönheit der sinnliche, so ist Anmuth der geistige Liebreiz, welcher die Körperhülle durchstrahlt und sie veredelt.

Die Erfindungen des Geschmacks in Verzierungen und Bekleidungen, die kleinen gefälligen Kunststücke des geselligen Lebens, können erlernt oder nachgeahmt werden. Allein sie haben das gewöhnliche Schicksal der Nachahmungen, daß man sie bald gering schätzt, weil sie mehr oder weniger von der Wahrheit entfernt stehen. So wie sich die Stärke, Geistieskraft und Denkart des Mannes in seinen Gesichtszügen ausspricht, in seinen Worten, im Ton seiner Stimme, in seinem Gang, in seinen Bewegungen, ohne daß er es beachtet, so verkündet sich die Unschuld, Milde und Holdseligkeit des weiblichen Gemüths im Aeussern ohne Kunst und Wollen. Nicht der Geschmack der Mode gibt Anmuth; sondern die Anmuth der Seele, indem sie sich auch im Unbedeutendsten offenbart, gibt das Gesetz des guten Geschmacks. Nicht Allen steht Alles wohl an; einer Jeden nur das, was ihrem innern Sinn am bestimmtesten entspricht. Je edler dies Innere, je edler dies Aeussere. Darum mißfallen jene durch geile Gefallsucht und Mode entblößten, halbnackten Gestalten, denn sie verkünden den Mangel innerer schöner Verschämtheit; darum ist höhere Anmuth in äusserer Reinlichkeit und Einfachheit, als im reichsten Putze, denn jene stellen bildlich die Tugenden des Weibes, diese die Eitelkeit desselben dar.

Es mag als ein Beweis von der Verwahrlosung oder Verkünstelung weiblicher Erziehung gelten, daß weit größere Sorgfalt auf die Kunst, im Aeusserlichen zu gefallen, als auf die Entfaltung innerer Liebenswürdigkeit verwendet wird. Daher sieht man Jungfrauen sich zierlich schmücken, wo sie zu erscheinen Gelegenheit haben; aber die strenge Ordnung und Sauberkeit ihres Putzes ist Künstelei, nicht Hervorgehen vom Wesen des Gemüthes; denn daheim im Hause mangelt oft, neben Ordnung, Genauigkeit und Bestimmtheit, und Sauberkeit mit dem Geschmackvollen. Sie lernen Tanz und Musik, sie lernen fremde Sprachen, Alles, um sich in Gesellschaften dem Auge der Fremden wichtig zu machen, Bewunderung zu erregen: aber im Hause durch Demuth, Leutseligkeit und kindliche Ergebenheit, durch weises Betragen gegen Dienstboten, durch zarte Schonung von Anderer Schwächen, durch gütiges Ermuntern zum Guten, allgemeine Eintracht und Liebe der mit einander verbundenen Lebensgenossen herzustellen oder zu bewahren, ist ihnen eine unbekannte Kunst. Sie lesen Bücher, betrachten Kunstwerke, besuchen Schauspiele, schwatzen von wissenschaftlichen Dingen, verstehen witzig zu sein, stechende Einfälle anzubringen; aber daheim was leidet trösten, was mangelt ersetzen zu können, mit Wenigem genügsam, Nichts für sich, Alles für Andere zu sein, und mit sanft belebendem Geiste ungesucht, ohne Geräusch, die Alltäglichkeiten, das Einförmige des heimathlichen Stillebens mit neuen Reizen zu bekleiden: diese Kunst ist ihnen fremd, und doch ist es nur in dieser, darin sie groß sein sollen. In Gelehrsamkeit, Witz, Kunstsinn, in allem Andern, was des Mannes Geschäft ist, können sie vom Mann übertroffen werden. Je mehr überhaupt das Weib den ihm angewiesenen Kreis der Wirksamkeit vergißt, um auf dem Schauplatze männlicher Thatkraft zu glänzen, je mehr büßt es von seiner natürlichen Anmuth ein und wird geistig häßlich.

Häuslichkeit ist des Weibes wichtigster Gegenstand; da der Kreis ihrer Wirksamkeit, nicht im Geräusche des öffentlichen Lebens, der bürgerlichen Verhältnisse. Dorthin wies es die Natur. Unter allen Himmelsstrichen, in allen Zeitaltern war es immer in den Grenzen der heimathlichen Wohnung, wo der weiblichen Tugend allein der Thron gebaut ist. Nur in Städten, wo man, von der Natur abgewichen, die Ordnung der Dinge verkehrt, den Mann weibisch, die Nacht zum Tage macht, findet man im allgemeinen Sittenverderbnisse auch nicht anstößig, wenn das Weib männisch wird, Gelehrsamkeit treibt, und sich mehr für die Verannehmlichung des gesellschaftlichen, als sich des stillen häuslichen Lebens bestimmt glaubt. Da mag es gepriesen werden, wenn die Jungfrau sich einen Namen macht durch Eroberungen, in Romanen belesen ist und Romane spielt, während sie durch Aufwand den Wohlstand der Aeltern schwächt, und deren blinde Nachsicht durch schamlose Trotzigkeit erwidert; da mag es gepriesen werden, wenn Mütter mehr öffentlichen Vergnügungen, als ihren Kindern, oder wenn Gattinnen mehr fremden Männern, als denen sie Treue schworen, gehören; dort mag auch billig sein, daß Weiber, im höhern Alter für die Thorheiten der Ueppigkeit untauglich, als Betschwestern oder Ränkemacherinnen enden.

Unter dem heimathlichen Obdach, nirgends sonst, ist des Mannes Erquickung. Da findet er, kommt er aus den Zerstreuungen und Kämpfen des Weltlebens zurück, Alles wieder, was ihm theuer ist: Geschwister, Aeltern, Verwandte, Kinder; aller Wohlstand, den er mit Glück oder Fleiß gewinnt, *hier* muß er gewonnen werden; aller Ruhm, der ihm draussen unter den Fremden zu Theil wird, erst hier unter den Seinigen empfindet er dessen ganze Süßigkeit. Zu seinem Neste kehrt der stolze Adler heim, nachdem er die Himmel durchflogen hat.

Für sein Haus, für seine Familie ist der Mann Alles. Aber im Hause, in der Familie ist das Weib Alles; da ist sie das belebende, verschönernde, reglerende Wesen. Er ruhet hier an des Tages Mühen und den Stürmen draussen; *sie* ist aber hier die *Thätigkeit*. Er handelt in der Aussenwelt; für *sie* ist das Schauspiel derselben nur Genuß im Augenblick ihrer Ruhe. Die Heimath ist der Mittelpunkt alles Strebens des Mannes nach den verschiedenen Richtungen, für die Heimath durchreiset, erforschet, bezwingt er die Welt. Das Weib aber verherrlicht durch Anmuth das Heiligthum, für welches der Mann seine Kräfte opfert, sie wird durch Sparsamkeit Bewahrerin der gewonnenen Schätze, und zieht aus denselben den lohnenden Genuß für die Ihrigen. Der Mann, in der Aussenwelt von Betrug und Haß umgeben, von Umständen gezwungen, oft sein Innerstes zu

verhehlen und ein Anderer zu scheinen, als er ist, findet in der Liebe und Natürlichkeit des Weibes sich selbst und seine eigene Nützlichkeit wieder.

Natürlichkeit ist des Weibes schönster Schmuck; darin ruht ihre weise Anmuth, darin ihr zarter Sinn für das Häusliche. Alles Angenommene, Erzwungene, Erkünstelte mißfällt, ist todte Schminke, verräth Ekelhaftigkeit des Dahinterliegenden. Wie das Kind durch Unschuld und Wahrheit, so entzückt die Jungfrau, die Gattin, die Matrone durch einfachen, bescheidenen, liebenden, heitern Kindersinn. Veraltert ihr Aeusseres, ihr Gemüth soll die ewige Jugend behalten. Die Natur lehrte sie lieben, lehrte sie die Pflichten der Gattin, der Mutter. Sie soll eine treue Schülerin der Natur auch in den spätesten Tagen bleiben; was ihrer wahren Bestimmung fremd ist, als unnatürlich oder widernatürlich verbannen. Aber das ist der Grundfehler in der weiblichen Erziehung, daß man die Töchter mehr, selbst mehr als die Söhne, zur Unwahrheit, zum Scheinen und in den Spielen der Verstellung erzieht, die natürliche, anspruchlose Einfalt und Hoheit der Unschuld bei ihnen ausrottet und mit dem Natürlichscheinen ersetzt.

Vater, Mutter, willst du deine geliebte Tochter zur liebenswürdigen erziehen, o vertraue sie nicht der fremden, gemietheten Hand, sondern dem eigenen Herzen! Möge sie etwas weniger wissen und mehr sein. Ihre kindliche Heiterkeit, ihre durch den Anflug keines unreinen Gedanken entweihte Unschuld, ihre Natürlichkeiten in den Empfindungen, ihr durch das Gefallen am Edeln gebildeter Zartsinn, die jungfräuliche Hoheit, die dem Gefühl der Tugend entsteigt — diese bewahre; von diesen wehre den Pesthauch des Sittenverderbnisses und die Lockungen des schnöden Beispiels ab, und du wirst deine Tochter zum Engel erziehen, bestimmt, die Blüthe häuslicher Glückseligkeit mit liebendem Ernst, in frommer Selbstaufopferung, zu pflegen. Alles Andere wird verkünstelte Kunst, die nur am Aeussern streift, nicht in die Tiefen des Gemüths dringt.

Willst du von diesen Gemüthstiefen aus die Erziehung deiner Tochter beginnen, Vater, Mutter — das unfehlbarste, das einzige Mittel liegt in der Religion Jesu Christi! Ohne Religion ist keine Wahrheit, keine Liebe, keine Tugend, nur Verstellung, Flitterglanz und verschleierte Leidenschaft; ohne Religion keine Seelenschönheit, kein häuslicher Friede, kein Trost in Schmerzen, kein Muth in schweren Stunden, sondern nur Ziererei, Rechthaberei, Herrschsucht, Leichtsinn, Gefallsüchtigkeit, Vernünftelei und verzweifelndes Leben.

Ein betender Jüngling, eine betende Jungfrau sind mir rührender und erhabener, als der betende Greis. Denn dort sehe ich die Unschuld reden zum Allerheiligsten.

Lieblich und schön sein, ist nichts, aber ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben?

213.

Edler und unedler Scherz.

Ephes. 5, 4.

Gott, nie will ich in Fröhlichkeit
Mir frevelnd Spott erlauben;
Will nie durch Unbesonnenheit
Mich eignen Werths berauben.
Auch in der Freude, auch im Scherz
Entweiht sich nie das fromme Herz
Mit Bosheit oder Leichtsinn.

Gewiß Viele sind daheim in ihrer Wohnung ganz andere Menschen, als in der Gesellschaft unter fremden Augen. Dort verzeihen sie sich manche Nachlässigkeit, hier wachen sie über sich selbst mit großer Strenge. Dort sind sie finster, mürrisch, zänkisch, eigensinnig; hier hingegen freundlich, gütig, nachgebend, nachsichtig. Dort können sie oft rauh, auffahrend und launisch sein; hier sind sie immerdar lächelnd, gefällig, und widmen selbst der Wahl ihrer Ausdrücke eine größere Sorgfalt. Es gibt Personen, welche, wenn man sie im Innern ihres Hauses und nachher wieder in Gesellschaften erblickt, ganz und gar nicht die gleichen zu sein scheinen. Sie sind hier eben so liebenswürdig, so sanft zuvorkommend, so voller Aufmerksamkeit gegen Andere, als sie sonst bei den Ihrigen daheim gehässig, polternd, herrscherisch und unausstehlich sind.

Leute dieser Art gehören zu den alltäglichen und leider schlechten Erscheinungen im Leben. Sie müssen diese doppelten Gestalten und doppelten Gesichter haben, um in der Welt geduldet werden zu können. Arm an wahrer Tugend und Vollkommenheit, gebrauchen sie die Tugend wie einen Festschmuck und ein sonntägliches Kleid. Sie putzen sich damit, während sie daheim mit Unsauberkeit angethan sind. Sie heucheln aus Eitelkeit und Gefallsucht, was sie in ihrer Wohnung wegen innerer Verderbtheit nicht sein können und nicht sein mögen. Denn wer wird glauben wollen, daß sie sich zu Hause nur verstellen, folglich schlechter stellen, als sie sind; und daß sie dagegen in der Umgebung von fremden Personen ihre natürliche Gemüthsart unverhohlen offenbaren? oder wer wird sich bereden lassen, daß ihre Aufführung im häuslichen Leben nur eine Wirkung kleinerer Schwachheiten, nur Folgen körperlichen Mißbehagens sei, da eben diese Leute Stärke genug haben, so fest sie wollen, ihre Fehler für eine Zeit lang abzulegen, und, sobald sie in andere Gesellschaften eintreten, der besten Gesundheit geniessen?

Inzwischen wird man bei ihnen, auch wenn sie eine noch so große Liebenswürdigkeit in Gesellschaft erkünsteln, dennoch allezeit die Verdorbenheit ihres Gemüthes durchschimmern sehen. Es ist vergebens, daß sich der Engel der Finsterniß in das vortheilhafteste Licht stellt. Seine angenommene Schönheit bleibt ein Kunstwerk, und behält mehr oder weniger unter der rosenfarbenen Schminke die alte, häßliche Grundfarbe bei. Alle diese angenommene Artigkeit und scheinbare Seelengüte ist nicht Wahrheit, sondern bloße Höflichkeit und geziertes Wesen. Dies fühlen dergleichen Doppelmenschen sehr wohl; darum, was sie nicht durch die Vortrefflichkeit ihres Herzens zu gewinnen vermögen, hoffen sie durch Anstrengung ihres Witzes, durch den Glanz belustigender Einfälle, durch Anmuth der Unterhaltungsgabe, durch Freiheit ihrer Anmerkungen zu ersetzen. Und allerdings mag es ihnen leichter sein, vermöge eines lebhaften Verstandes Gefallen zu erregen, als durch Reinheit und Schönheit des Herzens. Denn diese Reinheit muß erworben werden; da hingegen Witz, Einbildungskraft und äussere Gestalt bloße Geschenke der Natur sind.

Auch gefallen solche künstliche Menschen nie auf lange Dauer. Sie können unterhalten und

belustigen, und dennoch wird ihnen keine wahre Achtung und Freundschaft zu Theil. Früher oder später lassen sie wieder ziemlich unvorsichtig die Larve fallen, besonders wenn der Ton der Gesellschaft, in welcher sie sich befinden, nach und nach fröhlicher und ungezwungener wird. Dann sind sie gewöhnlich die Ersten, welche die zarten Grenzlinien des Anständigen überschreiten, und vom Muthwilligen sich in das Ausgelassene verlieren. Dann treten die verborgenen Leidenschaften eine um die andere, anfangs noch schüchtern, bald kecker hervor. Dann spricht neben der begierigen Gefallsucht zugleich Neid, Schadenfreude, Bosheit, Rache, Unehrerbietung vor dem, was heilig sein sollte, aus ihren Einfällen und Scherzen; und ihr eigener Witz dient dazu, die ganze Häßlichkeit ihres innern Zustandes an den Tag zu bringen.

Ein von unreinen Gefühlen und Gesinnungen beherrschter Mensch kann auch im Scherz nur das Unreine wieder geben, und wird auch im Tändeln nur giftige Pfeile auswerfen. Man wird seinen Witz vielleicht belachen, auch wohl bewundern, ihn selbst aber fürchten und heimlich verachten. Ein edler Mensch wird auch im Scherzen edel bleiben; und indem er diejenigen, welche mit ihm sind, zu erheitern strebt, theilt er ihnen nur die Freudigkeit seines Gemüthes mit, ohne sich deswegen seiner Würde zu entäussern. So erscheint der Christ im gesellschaftlichen Umgange, und bewährt auch hier, daß nur die Tugend wahrhaft liebenswürdig machen könne.

Man soll nicht glauben, daß man beim Scherzen in fröhlichen Unterhaltungen nicht die Worte allzugenau wägen müsse. Es gibt durchaus in der Welt kein Verhältniß, durch welches das, was unrecht ist, gerecht werden kann; auch der Scherz macht das Schlechteste nicht gut. Auch da gilt nur: weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über; und die Jünger Jesu hielten ernst bei ihren christlichen Freunden auf Beobachtung des Wohlanständigen und Reinsittlichen im gefälligen Umgang, ohne deswegen ihnen die Theilnahme an fröhlichen Unterhaltungen zu verbieten. So warnte Paulus, der Apostel, die Epheser vor jeder Ausgelassenheit: „Auch lasset," schrieb er ihnen, „nicht von euch gesagt werden schandbare Worte und Narrentheidinge oder Scherze, welche euch nicht ziemen." (Ephes. 5, 4.)

Der Scherz und die Lustigkeit im geselligen Leben sind eben so wenig eine Sünde, als es die Heiterkeit des Gemüthes ist, aus welcher sie entspringen. Ich weiß zwar wohl, daß es strenge und finstere Sittenrichter geben mag, welche auch die kleinsten Neckereien verdammen und den unschuldigen Scherz für sträflich halten wollen; welche verlangen, man solle sein ganzes Leben in ein Dasein voller Anbetung, Reue und Buße verwandeln; ich weiß, daß es Menschen gibt, welche sich einbilden, Gott am gefälligsten zu sein, wenn sie in dumpfen Zellen durch Kasteiungen und Verzichtleistung auf allen frohern Lebensgenuß ihre Tage zu einer Kette von Scherzen machen; allein ich weiß auch, daß dies Alles nur die Frucht eines grausamen Mißverständnisses, einer kranken Einbildungskraft, einer irreleitenden oder irregeleiteten Schwermuth ist. Nicht daß ich diese Unglücklichen tadeln möchte; ihr Wille ist fromm, und darum löblich, ihr Ziel heilig, aber ihr Mittel übel gewählt und verderblich. Aber ich weiß auch, daß Gott sowohl durch den Mund der Natur, als durch sein Wort die Sterblichen ermuntert, mit den Fröhlichen fröhlich zu sein.

Daneben aber ist zugleich nicht zu läugnen, daß der Scherz an sich selbst schon ein zartes, gefährliches Wesen sei, wo man bald, zumal wenn in Fröhlichkeit und guter Laune das Herz reger schlägt, zu weit gehen, und sich in Ausgelassenheit verirren kann.

Der Scherz ist ein Streben, vermittelst belustigender Einfälle Fröhlichkeit und Lächeln zu erregen. Das Belustigende aber, oder was zum Lachen reizt, ist gewöhnlich das sich selbst Widersprechende in den Vorstellungen und Absichten der Menschen mit dem, was sie beginnen; es ist folglich die Wahrnehmung unserseits von einem Mangel richtigen Urtheils bei Andern, oder daß wir dem Andern solchen Mangel des Urtheils, solchen unwissentlichen Selbstbetrug zutrauen. Daher finden viele Menschen Vergnügen daran, Andere zu täuschen, um an ihrem Irrthum und Zwiespalt zwischen Gedanken und That das Lächerliche wahrzunehmen. Darauf haben mehr oder weniger fast alle unschuldige Neckereien, alle zur Belustigung Anderer vorgenommene Verkleidungen, alle Nachahmungen fremder Sonderbarkeiten Bezug. Und daher wird manches, das in der Natur selbst nicht lächerlich ist, weil es Folge von Erziehung, Gewohnheit, körperlichem Zustande und andern Ursachen ist, erst in der Nachahmung Lachen erregend, weil es zu den übrigen Eigenschaften des Nachahmers allzu abstechend und widersprechend dasteht.

So lange der Scherz von solcher Art ist, daß mehr der Fehler, der Irrthum oder das Mißverständniß Lachen erweckt, als die Person selbst; so lange die Person, wenn auch ihr wirklicher oder scheinbarer Irrthum, den sie hat, oder von sich in Andern erweckt, Lachen erzeugt, dabei dennoch von der Achtung nichts einbüßt, welche sie von uns fordert, oder die wir ihr freiwillig zollen: eben so lange darf der Scherz unschuldig genannt werden. So lange der Scherz keinen Verdruß erweckt, oder nicht aus Verdruß über Andere entspringt, eben so lange darf er harmlos genannt werden. So lange der Scherz, weit entfernt, pöbelhaft oder Ekel erregend zu sein, oder das Heilige und Gute zu verkleinern, vielmehr auf Belehrung und zarte Anregung sittlicher Gefühle hinleitet: eben so lange ist er edel zu nennen. Der unschuldige, harmlose und edle Scherz ist auch die feinste Würze geselliger Unterhaltungen, so wie er selbst nur die zarteste Blüthe eines liebenswürdigen Geistes ist. Aus eben dieser Ursache sind anständige und das Lächerliche der menschlichen Fehler hervorhebende Satiren oder Spottschriften sehr belehrend, und wohlthuender zuweilen, als die ernsthaftesten Predigten wider den gleichen Fehler; so wie hingegen Schmähschriften, aus Haß und Rache oder Neid gegen einzelne Personen und Stände verfertigt, jedes rechtschaffene Herz empören. Aus gleichem Grunde ist die Schaubühne als eine Lehrerin guter Sitten ehrwürdig, indem sie das Tadelnswerthe menschlicher Handlungen überhaupt lächerlich macht; hingegen ist sie von keiner guten Obrigkeit zu dulden, wenn sie menschliche Thorheiten tadeln, oder Leidenschaften liebenswürdig darstellen und Verbrechen rechtfertigen will.

Harmlos, unschuldig und edel soll der Christ selbst in seinen Scherzen sein. Er darf sich daher nie vom Uebermaß einer muthwilligen Laune verführen lassen, durch seine Einfälle gegen irgend eine Person die Achtung zu

schmälern, um Andere auf Unkosten derselben zu belustigen. Er darf nie die Person mit dem Fehler zugleich verspotten und sogar sich selber nicht zum Gegenstand des Gelächters durch Possenreisserei machen, weil er damit seine eigene Würde in den Staub tritt. In allen Dingen ist das Anständige und Schickliche zu beobachten. Bilde sich Niemand ein, die Verletzung derselben sei keine Sünde, weil es doch nur Verletzung von bloßen Formen, von angenommenen Aeusserlichkeiten ist, welche bei verschiedenen Völkern verschieden sind, und worüber die heilige Schrift nichts vorgezeichnet hat.

Das Schickliche und Anständige ist eine der Schutzwaffen, welche der Tugend gegen die Welt nöthig sind, um sich zu vertheidigen. Wer einmal das Erröthen vor dem Unanständigen verlernt hat, verliert es auch bald vor dem Ungerechten und vor dem Vergehen. Nur die unwillkürliche Achtung und Schonung des Schicklichen erschwert dem Verführer oft die Versuchung der Unschuld; nur die Ehrfurcht vor dem Anständigen hält pöbelhafte Gemüther in den Schranken der Ehrbarkeit und von Ausschweifungen zurück.

Schmälere daher die Hochachtung der Andern nicht für dich, indem du dich ihnen freiwillig mit Verletzung dessen, was geziemend ist, zum Gelächter und Spott machst. Als was du dich gegeben hast, als das wirst du genommen. Wer Andern um solchen Preis Vergnügen macht, verräth, daß er wirklich ein Thor sei, aber ein ganz anderer, als der er zur Belustigung scheinen wollte. Und wenn gleich nachher auch Alles wieder in das alte Gleis zurückkehrt, und man dir auch wieder die vorigen Höflichkeiten und Ehrerbietungen bezeugt, die du vermöge deines Standes zu fordern berechtigt bist, wird dir doch in den Vorstellungen derer ein beständiger Flecken bleiben, denen du dich einmal absichtlich würdelos und als ein Gegenstand des Spottes preisgegeben. Selbst wenn du durch mannigfaltige Verdienste und rühmliche Eigenschaften in der That ehrenwerth wärest, würdest du doch das Lächerliche, was du von dir in den Vorstellungen Anderer einmal hervorgebracht hast, nicht so leicht wieder vertilgen.

Noch größer wird dein Vergehen, wenn du in deinen Scherzen Andere zum Gegenstand des Gelächters machst, daß sie dadurch in derjenigen Achtung verlieren, welche sie bei ihren Mitbürgern wirklich besitzen. Nichts dient zu deiner Rechtfertigung; dein schadenfroher Witz, der Jemanden dem Spotte preis gibt, bleibt unedel, selbst wenn der Getadelte den Fehler und dein witziger Einfall Wahrheit hätte. Du beleidigest ohne Ursache, und tadelst, ohne bessern zu wollen. Du möchtest deinen Verstand glänzen lassen, und entblößest damit eine verachtungswürdige Seite deines Herzens. Man lacht, aber entdeckt und verachtet im gleichen Augenblick deinen geheimen Stolz, mit welchem du auf Andere niederblicken zu können wähnest; deinen geheimen Neid, der dich vielleicht ehrenrühreriſch und verleumderiſch macht; deine unbesonnene Gefallsucht, welche Bewunderung und Beifall fordert, indem sie nothwendig in den Andern einen stillen Widerwillen erregt. Der Witz ist ein zweischneidiges Messer, mit welchem sich der Eigenthümer weit öfter verwundet, als er damit Andern schadet. Er ist, auf solche Art beim Scherz verschwendet, eine bloße Possenreisserei des Geistes, welche das Verächtliche und Lächerliche mehr in sich selbst trägt, als es Andern deutlich macht.

Es gibt Personen, deren ganze Kunst zu scherzen in der Gabe besteht, Haltung, Geberden und Eigenheiten abwesender Personen durch Uebertreibung lächerlich zu machen. Diese Art des Scherzes verräth allerdings viel Einbildungskraft und Geschicklichkeit, etwas von der belachenswerthen Seite aufzufassen, zugleich aber auch Mangel an wahrem Witz und richtigem Verstand. Es ist eine possenhafte Nachäfferei, welche, selbst ohne andere boshafte Absicht, dennoch für den Abwesenden Beleidigung wird, und daher schwerlich in seiner Gegenwart ohne Besorgniß empfindlicher Vergeltung wiederholt werden dürfte. Schon dieser Umstand bezeichnet den also getriebenen Scherz als einen unanständigen und unedeln, welchen sich kein Zartfühlender erlauben wird.

Noch verächtlicher wird er, wenn er Naturfehler und unverschuldete Gebrechen des Leibes zum Gegenstand des spottenden Gelächters erhebt. Was bei guten Menschen nur Mitleiden erweckt, kann nie Stoff ihres Scherzes sein. Unverstand und Herzlosigkeit zugleich sprechen sich in dergleichen widerlichen Bemühungen aus, Belustigung zu schaffen. Das Unglück ist kein Gegenstand des vergnügenden Scherzes.

Am unerlaubtesten und sträflichsten aber ist jeder Scherz, welcher gewissenlos und leichtsinnig mit ehrwürdigen und heiligen Dingen getrieben wird. Wer dessen spotten kann, was ganzen Völkern, was allen guten Menschen theuer ist, erklärt und beurkundet mit dem verbrecherischen Spaß für eigene Verworfenheit. Und diese Verworfenheit, diese Ruchlosigkeit der Sitte und Denkart ist in unsern Tagen leider so selten nicht. Wir finden sie meistens unter rohen, unwissenden, pöbelhaften Menschen, deren Begriffe und Gefühle für das Heilige zu stumpf sind; oder bei solchen Menschen, deren Verstand, Geschmack und Herz in der sogenannten aufgeklärten feinen Welt durch Verbildung zu Grunde gerichtet worden sind.

Wie sich gewöhnlich in der Natur und im Leben die Aussenenden der Dinge, das Zuviel und das Zuwenig, berühren, so auch hier. Das schamloseste Sittenverderben herrscht nur beim rohesten Pöbel, und bei denen, die in den Künsten der Verfeinerung am weitesten gekommen sein wollen. Beide können mit der Religion ihren Spott treiben, weil Beide darin gleich unwissend sind; beide können über Unschuld, Keuschheit, Schamhaftigkeit, Ehrlichkeit scherzen, an schlüpfrigen Zweideutigkeiten Vergnügen finden, weil beide gleich tief in ihrer Thierheit versunken, und ohne Erhebung des Geistes, nur Knechte ihrer sinnlichen Gelüste sind; beide können das Elend ihrer Mitmenschen zum Stoff ihres grausamen Scherzes wählen, weil sie beide gleich herzlos sind, und in der allerniedrigsten Selbstsucht jedes reinmenschliche Gefühl erstickt haben.

Es fehlt freilich nicht an Thoren, die, ohne noch ganz verdorben zu sein, aus bloßer Eitelkeit den frechen Scherz Anderer nachäffen und ihn mitmachen, um für geistreich, über Vorurtheile erhaben, und Leuten von vermeinter feiner Bildung ähnlich gehalten zu werden. Aber ihre Schuld ist nicht geringer und ihre Verachtungswürdigkeit nicht kleiner. Denn sie sind vollen Ernstes, und gegen ihre bessern Ueberzeugungen, auf dem Wege, so herz- und seelenlos zu werden, als es die schon sind,

denen sie aus Unverstand nachahmen, um auch in der Welt für etwas zu gelten.

Es läßt sich beinahe behaupten, daß man unter gewissen Einschränkungen den Werth und die Gemüthsart eines Menschen, so wie seinen Geschmack und Verstand, mit ziemlicher Sicherheit aus der Art und Weise seines Scherzes entdecken könne. Hier spricht sich der eingebildete Selbstsüchtige, hier der Wollüstling, hier der bittere Gallsüchtige, hier der Schadenfrohe, hier der Glaubenlose, hier der Gecke hier der Mensch ohne Gewissen am unbesonnensten aus. Denn Eitelkeit ist so gut, wie jede andere Leidenschaft, einem Rausche gleich, welcher offenherzig macht. Und zehnmal für einmal wird man wahrnehmen, daß bewunderungsbegierige Eitelkeit eben so oft und weit mehr noch Mutter witziger Einfälle und Scherze ist, als die Begierde, seinen Nächsten ein bloßes Vergnügen zu verursachen. — Wie aber kann aus unlautern Quellen das Reine hervorströmen, und ein edler Scherz aus unedelm Gemüth?

Und kann ich es, allwissender Gott, der du das Verborgenste meiner Gedanken, das Dunkelste meiner Gefühle kennest, kann ich es Dir verhehlen, daß auch meine Scherze nicht immer Ergüsse einer reinen Freude waren, welche nur Freude verbreiten sollten? Kann ich es vor Dir läugnen, daß auch mich zuweilen — ach vielleicht nur allzuoft! — eine schadenfrohe Tücke, eine elende Eitelkeit berauschte, um mir einen unedeln Scherz zu erlauben.

O wie oft habe auch ich wohl gefehlt, und mitten in der Freude mich ihrer unwürdig gemacht! Der Unterschied zwischen dem groben Verleumder und dem scherzenden, boshaften Witzling ist so groß nicht, als er zu sein scheint, oder man ihn gern machen möchte. Jener lästert mit trockenem Ernste, dieser mit lachendem Munde; beide schaden Andern gleich sehr, und am Ende sich selbst das Meiste, indem sie die Zuneigung guter Menschen von sich zurückweisen, und Deinen Beifall, o liebreicher Vater aller Menschen, verlieren.

Laß mich wachsamer werden über mich selbst; nicht bloß über meine Worte und Reden, sondern über diejenigen tadelhaften Neigungen, welche noch in mir aufsteigen, und mich verleiten, auch an unedeln Scherzen Vergnügen zu finden. Ich möchte nicht die Liebe und Zufriedenheit guter Menschen, nicht die Ruhe meines Bewußtseins, nicht Deine Gnade, mein Vater, mein Gott, mein Richter, verscherzen! Erwacht der Neid in mir, oder die Gefallsucht, oder jede andere böse Lust: ich will mich überwinden, will schweigen, will lieber die Gesellschaft fliehen, als sie durch Spötterei über den Nächsten ergötzen. Amen.

214.

Die Weihe jedes Lebensalters.

Pred. Sal. 1, 3. 4.

Welche Klage!
Räthselvoll sind deine Tage?
Sterblicher sind sie es nicht.
Forsche, frage.
Die Natur, sie gibt dir Licht.

Es erwacht das junge Jahr
In der Liebe Brautgesänge:
Segnend in des Sommers Gluthen,
In Gewittern rings die Welt;
Und von seinen Thaten müde

Lacht im Friede
In der Mitte seiner Aernten;
Und in heil'ger Winterstille
Blickt es, sich bereitend,
Einem neuen Lenz entgegen.

Was hat der Mensch von aller seiner Mühe, die er hat unter der Sonne? Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt; die Erde aber bleibt ewiglich. (Pred. Sal. 1, 3. 4.) So klagte Salomo, da er einen Blick auf das Vergängliche aller Dinge des Lebens warf. Ihn aber tröstete die göttliche Weisheit.

Es leben Viele, die da klagen wie er, und ihr Dasein nicht begreifen. Doch die Weisheit tröstet sie nicht, weil sie derselben fremd bleiben. Ich war jung, sprechen sie, und brach im Garten meiner Kindheit mehr Dornen, als Rosen; und da ich älter ward, bin ich die Beute verzehrender Leidenschaften geworden. Mühe und Arbeit erfüllten meine Tage; doch was ich baute, zerschlug das Schicksal; was ich sammelte, war der Raub für Andere. Ich bin alt geworden, nun fliehen meine Kräfte; nun ich genieſſen möchte, fehlt mir die Lust dazu. Das Ende meiner Tage eilt heran, und ich frage mich vergebens; wozu waren sie da?

So klagen die, für welche das Leben niemals eine höhere Bedeutung empfangen hatte; die darin keine Verwandtschaft mit dem, was göttlich und ewig ist, erkannt haben. Darum, weil sie Alles so hinfällig und alle Mühe eitel sahen, wurden sie irre am Leben und an sich selbst; sie hatten Mittel und Werkzeug für den Zweck selbst, und die Laufbahn für das Ziel gehalten. Sie haben den Schlüssel zum Räthsel ihres Daseins auſſer sich, und nicht in sich selbst gesucht, darum konnten sie ihn nicht entdecken. Aber das Dasein, das Leben liegt in uns und nicht auſſer uns: so sollen wir auch den Zweck davon in unserm Innern, nicht im Aeuſſern suchen. Was in der Welt ist, nehmen wir nur wahr, weil wir leben; aber wir leben nicht, weil eine Welt auſſer uns dasteht.

Wer nur ein Kind ist, um sich ernähren zu lassen; Mann wird, um Andere zu ernähren; Greis wird, um von seinen Aernten sich gütlich zu thun; der stellt sich in die Rangordnung der Thiere: er hat keine Ahnungen von dem Höhern und Ewigen in ihm selber; darum sieht er sich in allen Erwartungen schmerzlich getäuscht. Er ruft: es ist Alles eitel! Es verdrießt ihn das Leben. Sein eigener Geist erkennt das Verächtliche des Irdischen — aber warum bleibt er dabei stehen, und erkennt sich nicht selbst?

Jedes Lebensalter hat seine eigenthümliche Bestimmung; nicht zum irdischen bloß, sondern zum Ewigen auch. Diese Bestimmung sollen wir nicht verkennen, wenn uns das Leben deutlich werden soll, so wie die Weisheit dessen, der uns in dasselbe hineinwarf.

Wie elend erscheint uns die Kindheit des Menschen, wenn wir darin nichts erblicken, als eine Reihe von Jahren voller Schwäche, damit wir desto länger von unsern Aeltern besorgt und ernährt werden, und wir desto länger ihr Spiel und ihre Freude sein können! — Wozu dies? Wie soll ich darin die Weisheit des Schöpfers erkennen, die sich nirgends, auch nicht in der Lebensein-

richtung und Erhaltungsart des kleinsten Mooses, verläugnet? Warum bleibt der Mensch in einer so ausserordentlich langen Unbeholfenheit, da alle Thiere viel schneller aus derselben hervorgehen, also darin wesentlichen Vorzug vor den Menschen haben? Wenige Monate nach ihrer Geburt entfernen sich die meisten Thiere von ihrer Mutter, und suchen ihre Nahrung selbst. Die jungen Löwen durchstreichen die Wildniß nach Raub; die kaum dem Nest entschlüpften Vögel erkennen im Walde ihr Futter; die Raupen, wie sie aus ihrem Ei hervorkriechen, welches die längst verwesete Mutter legte, entdecken und verzehren die ihnen gedeihliche Speise. Alle andern Geschöpfe können sogleich ihre schnell entwickelten Kräfte gebrauchen, sich selber Höhlen und Nester bauen, sich selbst beschützen — nur der Mensch nicht.

Arm und nackt, ohne natürliche Waffen, ohne eine ihm von der Natur verliehene Bekleidung, tritt er in die Welt. Es geht ein Jahr vorüber, ehe er nur fähig ist, auf seinen schwachen Füßen, ohne fremden Beistand zu laufen. Es gehen noch einige Jahre dahin, ehe er nur reden lernt, und seine Aeltern und Brüder und Schwestern ganz zu verstehen, oder sich ihnen mitzutheilen. Es verlaufen wieder andere Jahre, ehe er Kräfte genug hat, sich selber die dringendsten seiner Bedürfnisse anzuschaffen. So verstreicht ein Zeitraum von sechszehn, zwanzig und mehrern Jahren, bevor er der Pflege seiner Erzieher und der gänzlichen Unmündigkeit entwachsen ist.

Betrachten wir diese langwierige Unbeholfenheit nur aus dem Gesichtspunkt des bloß sinnlichen Lebens, so muß sie uns sehr zwecklos und traurig erscheinen. Welch eine Zeit geht verloren, ehe wir unser selbst ganz mächtig werden, um das Leben geniessen zu können! Der kleinste Wurm übertrifft uns in dieser Rücksicht.

Aber wir sind keine Thiere. Wären wir nichts als solche, so würden wir keine so ungeheure Verlängerung der Kindheit nöthig haben. Der bloße Naturtrieb würde uns Alles so schnell lehren, wie durch ihn die Thiere unterrichtet werden. Das Wichtigste in uns ist nicht die Pflege des Leibes, sondern Entwickelung der geistigen Kräfte zum höhern Dasein, zum unsterblichen Fortdauern. Und für das Ewige sind zwanzig Jahre der Kindheit wahrlich ein unendlich geringerer Zeitraum, als für ein hundertjähriges Thierleben die kurze Kinderzeit von etlichen Monaten.

Zur Entwickelung der Geisteskräfte ist das Leben der Geister mit Geistern, der Menschen mit Menschen, nothwendig, daß Einer sich durch die Einsichten und Erfahrungen des Andern belehre, erhebe, veredle. In jedem einzelnen Menschen soll gleichsam immer das Licht der ganzen Menschheit leuchten, daß er die heilige Flamme vermehre und Andern mittheile. Um die Menschen zum gesellschaftlichen Beisammensein durch die stärksten Mittel zu nöthigen, machte Gott dem Kinde einen vieljährigen Beistand der Aeltern nothwendig. Roh und thierisch würde der Sterbliche geblieben sein, wenn er sich Seinesgleichen, wie andere Geschöpfe, in der Begattungs- und Berufszeit nur kurze Zeit genähert, und dann wieder ein einsames Leben für sich gesucht hätte; oder wenn er, nach einer nur mondenlangen Kindheit, stark genug gewesen wäre, sich selber zu helfen. Da würde kein Reiz zu gegenseitiger Mittheilung und Belehrung, kein gemeinschaftliches Verschönern des Lebens, keine Vereinigung vieler Kräfte zu einem großen Unternehmen, kein Austausch von vielseitigen Erfahrungen, kein edler Wetteifer um das Vollkommenste statt gefunden haben.

Das Kind und die lange Dauer menschlicher Kindheit ist also die große, für Veredlung des Sterblichen nothwendige Veranlassung zum bleibenden Beisammenleben der Familien und Völker. Nicht das Wohlsein des Leibes, sondern des Geistes, ist von dieser Einrichtung der letzte Zweck.

Aber diese Kinderjahre und deren Unbehülflichkeit mußten auch für das Kind und dessen Geist aus gleicher Ursache von längerer Dauer als beim Thiere sein. Denn das Kind soll die Weisheit und die Tugenden seiner Aeltern, die in der menschlichen Gesellschaft vorhandenen Schätze von Kenntnissen zu seiner eigenen geistigen Vervollkommnung auffammeln. Es soll durch sein körperliches Unvermögen gezwungen werden, bei seinen Aeltern und in der Gesellschaft Seinesgleichen zu verharren. Wäre es nach einer Frist von einigen Monaten fähig, sich aus eigener Kraft alles Nöthige zu verschaffen, so würde es eben so schnell, wie jedes andere Thier, hinauseilen in die Freiheit und Wildheit, und für Speise, Trank und Höhle sorgen sein Leben lang, ohne zur Wahrnehmung der in ihm wohnenden höhern Kraft zu kommen. Nun aber dient die Schwäche seines zarten Körpers, daß sein Geist erstarke. Er hört und lernt, was die vergangenen Menschengeschlechter erfahren haben. Im Geiste des Kindes verjüngt sich gleichsam die ganze Vorwelt wieder, und blüht in neuer Macht. Was vor Jahrtausenden Moses gethan, Christus gelehrt, die Apostel geschrieben, thun, lehren und schreiben sie dem kaum gebornen Kinde. Die ganze Menschheit lebt für dasselbe, und es wird eins mit derselben. Das göttliche Geisterreich ist nur eine einzige große Familie; Weltgegenden und Jahrtausende machen nur in irdischen Dingen Unterschied, aber im Geiste ist Alles ein Einziges, weil Alles ein Ewiges ist.

Dann tritt das allmälig gereifte Kind selbstständig ins Leben als Jüngling, als Jungfrau; mit den großen Erfahrungen der Vergangenheit, um sie auf die Gegenwart anzuwenden, unter dunkeln Ahnungen der Zukunft. Von Neuem erscheint die Gewalt der Natur, um die Bande der menschlichen Gesellschaft fester zu ziehen. Der Jüngling wäre zwar fähig, sich selbst die ersten Lebensbedürfnisse zu verschaffen; seine körperlichen Kräfte sind stark genug: aber er kann dennoch die Gesellschaft nicht verlassen. Die Liebe hält ihn mit unwiderstehlicher Macht zurück.

Auch das Thier wird von diesem Gesetze geleitet; aber es kennt nicht die Liebe. Es wird von Gewohnheiten gefesselt, aber es kennt nicht den Zauber der Freundschaft; es hat ein empfängliches, oft treues Gedächtniß, aber die selbstschaffende Einbildungskraft ist ihm unbewußt.

Die Liebe, das Gefühl der Kraft, die Ahnungen des Lebens, begeistern und erheben das Jünglingsalter. Das Thier begnügt sich mit dem Wohl und Wehe des anwesenden Augenblicks; der jugendliche Mensch aber schwingt sich gegen die Zukunft. Nichts genügt ihm. Er will das Beste, das Höchste. Die Gegenwart beut es nicht: er erwartet es von der Hand der Zeit, die noch nicht ist. Er fängt zum erstenmal an, sich über das Irdische zu erheben aus eigener Kraft. Was ewig ist, danach beginnt sein Sehnen. Sein Geist wird thätig in der Mitte von

Gefühlen. Als Kind hat er wohl gelernt, was wahr, was edel sei und schön; jetzt aber ergreift ihn die Wahrheit, begeistert ihn das Edle, entzückt ihn die Schönheit. Die Empfindung des Schönen, unbekannt dem Thiere, wird eine neue Leiterin seines Geistes — sie leitet ihn zur Tugend, zur Ausdauer, zum göttlichen Sein.

Daß der Jüngling, daß die Jungfrau häusliche Geschicklichkeiten, Künste, Handwerke und andere für das bürgerliche Leben nützliche Verrichtungen erlernen oder sich darin einüben, wäre wohl der schlechteste Zweck dieses Lebensalters. Wozu diese Mühen, die ein früher Tod zwecklos machen kann, oder mancher andere Unfall vereitelt? Nicht das Irdische ist die Hauptsache, sondern der Geist und sein erweitertes Leben. — Die Ehe, die Fortpflanzung des Geschlechts selbst, werden nur neue Reizmittel zur Thätigkeit des höhern Seins in ihm. Er beurtheilt, er prüft, er macht Entwürfe, er versucht. Hohe Ziele schweben ihm vor, die er selten erreicht, und die darum doch nicht vergebens waren. Denn je erhabener seine Sehnsucht, je größer ist die Anstrengung seiner Kräfte nach der lieblichen Ferne. So wollte es die Gottheit. Nicht das Ziel, welches der hochschwärmende Jugendgeist auf Erden erfassen will, sondern die dafür gemachte Geistesentfaltung, ist der wahre Zweck der Natur. So verheißt die Mutter dem fleißigen Kinde ein Spielwerk zur Belohnung Zur Erhaltung des Geschenks, dem Ziele des Lernens, bietet das Kind allen Fleiß des Geistes in sich auf; aber eben dieser Fleiß des Geistes war der Zweck der weisern Mutter.

Die zahllosen Täuschungen der jugendlichen Einbildungskraft und des Gefühls erzwingen endlich Vorsichtigkeit und Besonnenheit. So reift der Verstand. Aus dem Irrthum entwickelt sich die Erkenntniß der Wahrheit; schmerzhafte Erfahrungen führen zur Weisheit. Das Kind *lernte*, was die Vorwelt als das einzige Gute pries; der Jüngling *ehrte* es; der Mann *begreift* es, und verwandelt es in sein Eigenthum. — Im Kinde war das Gedächtniß vorherrschend zum Lernen; im Jünglingsalter die schöpferische Einbildung und die Empfindung; im Manne der Verstand.

Das männliche Alter ist der Zeitraum menschlicher Vollkraft — des Handelns, des Schaffens, des Ausführens früherer Entwürfe. Erhaben über die Schwärmereien der Jugend, würdiget der Mann mit richtigem Blicke die Verhältnisse der Dinge.

Aber das männliche Alter ist nicht das eigentliche Ziel unsers Daseins — denn darum würde unser noch das Greisenalter harren? Der Mann soll wirken, aber nicht nur für die wenigen Jahre, da er sich in der Fülle seiner körperlichen Kraft und des Verstandes reifer fühlt. — Er treibt ein Gewerbe, er bekleidet ein Amt, er strebt nach größerm Vermögen, nach Ansehen unter Seinesgleichen. Das Alles *soll* er. Innere Triebe und äussere Nothwendigkeiten zwingen ihn. Allein er hatte wahrlich nicht darum eine so langwierige Jugend und Lehrzeit leben müssen, um ein Amt zu bekommen, das er vielleicht in wenigen Jahren nicht mehr besitzt; um ein Gewerbe zu treiben, das ihn vielleicht bald brodlos läßt; um Ansehen und Einfluß zu gewinnen, dessen er durch widrige Verhältnisse schnell verlustig gehen kann; um Geld zu sammeln, das er, noch ehe er alt wird, schon fremden Händen vererben muß. Wer dies glaubt, hat die höchste Lehre der Weisheit noch nicht gelernt, so viel er auch gelernt habe: daß der unsterbliche Geist der Zweck vom Leben sei, nicht aber das bunte Spiel des Vergänglichen ausser ihm.

Dem *Handeln* ist das männliche Lebensalter geweiht, dem nützlichen, allseitigen Streben zur Vermehrung des allgemeinen Lebensglückes. Darum trat der Mann als thätiges Mitglied in die bürgerlichen Verhältnisse ein, übt er Gewerbe und Beamtung, wird er Vorsteher und Untergebener, Gatte und Vater. Darum umschlingt ihn nun das Leben mit allen Kräften, daß er seine Kräfte dagegen übe, und sich über das Sinnenleben zum Bessern emporschwinge. Nun soll, was das Kind gelernt, was der Jüngling entworfen, in Uebung und That ausgehen. Ihn soll die Freude erheben, wie der Schmerz. Ehre, Wohlstand und alle äussere Herrlichkeit ist Nebensache; ist nur Hilfsmittel und Werkzeug für den Geist, daß derselbe erscheine in seiner gottähnlichen, weltbeseligenden Stärke, in Gerechtigkeit, Treue, Wahrheit, Liebe, Großmuth und jeder Aufopferung für das Gute.

Auf gleiche Weise die Jungfrau, die Gattin, die Hausmutter, die Pflegerin der Kindheit, die Dienerin. Sie ist nicht mehr sich selbst überlassen; sie gehört der Welt mit einer ganzen Reihe mannigfaltiger Pflichten an. Sie muß nicht mehr für sich, sie muß für Andere sorgen. Es ist die Zeit des Handelns und Wirkens. Was die Hände schaffen, ist eine todte Waare; aber der Geist, wie er in den Werken lebt, das ist das Höchste.

In dem Zeitraum des Wirkens, früher nicht, trat Jesus Christus öffentlich auf. Seine Kindheit und Jugend sind für uns verborgen. Am erhabensten ist der Mensch, wenn er selbstthätig ist. Das Kind, die Jungfrau und der Jüngling sind leidend. Sie greifen weniger ins Leben ein, als vielmehr das Leben auf sie hineinwirkt, und sie leitet. Das männliche Alter ist der erste Versuch des unsterblichen Geistes, seine Schwingen zu regen — gottähnlich die hohen Werke zu thun, welche Gott fordert — Seligkeit und Wohlsein zu verbreiten. Daher dauert auch dieses Alter am längsten. Es erstreckt sich in seiner Kraft von den Zwanzigern den Siebenzigern entgegen. Ein weiter Spielraum. Dann tritt noch für eine kurze Frist das *Greisenalter* ein.

Da nehmen die Kräfte des Körpers ab — die äussern Sinne werden schwächer. Der Mensch ist nicht mehr geeignet, im stürmischen Gewühl des Lebens zu stehen; es winkt ihm die Natur in die *Einsamkeit*. Der Grenzstein der irdischen Laufbahn ist nahe! Ihm wird die Frist des Greisenthums zu stillen, heiligen *Betrachtungen* gegeben. Er soll, aus dem Getümmel des Irdischen zurücktretend, Zeit gewinnen, sich auf das vorzubereiten, was ihm nun aufs Neue bestimmt ist. Daran mahnt ihn Alles; Alles, daß er zu höhern Dingen berufen sei, wo er in herrlichen Verhältnissen den vielgeübten, vielgeprüften Geist zeige. Darum werden seine Augen allgemach dunkler; sein Gehör schwächt sich. Für Andere noch blüht und regt sich das Leben der Erde; er aber erstirbt leise dem Irdischen. Sein Geist zieht sich von den Aussendingen ab, in sich selbst zurück. Sogar das Gedächtniß wird schwächer, damit der Gedanke an die Zukunft und die Hoffnungen des schönern Lebens sein ganzes Wesen mehr beschäftigen. Der Körper wird hinfällig; das Werkzeug des Geistes unbrauchbarer; aber das Unsterbliche regt sich kraftvoll noch in den Trümmern

seiner mürben Hülle. Sie zerfällt. Frei ist der Geist. Ein neues Leben empfängt ihn.

Was das dunkle Ahnen der Kindheit von der Anmuth und den Schicksalen der spätern Jahre, das ist das Ahnen des Greises von dem Jenseits. Das Kind und der Greis verlieren das Gedächtniß für ihren vorherigen Zustand; das Kind und der Greis können für den nachfolgenden Zustand ihre Glieder nicht gebrauchen.

Das einsame, den Betrachtungen geweihte Leben des Alters ist der lieblichste Schluß eines, auf Erden in tugendhafter Jugend, in heiliger Thätigkeit vollbrachten Daseins. Aber auch nur der Weise, der wirkliche Christ kann dieses Genusses fähig sein, er, der ein Bürger des Himmelreichs schon hienieden ist, und die äusserlichen Geschäfte, die Sorgen um Erhaltung oder Bequemlichkeit des Leibes, um Ergötzungen der Sinne tief unter die Sorgen um Unschuld, Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschenbeglückung setzt. — Nur dem zur Thorheit niedergebeugten Sterblichen, dem, was er von dieser Welt an äusserlichen Vortheilen gewinnen kann, das Vortrefflichste zu sein scheint, muß sein Leben endlich zum unauflöslichen Räthsel, er sich selbst zum unerklärlichsten Widerspruch werden. So hat, o du himmlische Weisheit, jedes menschliche Lebensalter durch Dich seine eigenthümliche Bedeutung und Weihe erhalten! In die ganze Natur, in alle Schicksale, o du Fürst des Geisterthums, legtest Du Deinen erschaffenen Geistern Winke zur Erkenntniß ihrer Würde, und daß sie sich nicht blenden, nicht niederdrücken liessen von den Angelegenheiten des irdischen Seins. —

O mein Schöpfer, habe ich Deine Winke immer verstanden? Habe ich die, die ich verstand, befolgt? War die Vollkommenheit und Heiligkeit meines Gemüthes mir allezeit ehrwürdiger und theurer, als Erreichung äusserlicher Zwecke, oft sehr sträflicher Zwecke? War mein Bemühen, Menschen durch meine Tugenden zu beglücken, häufiger, als das Bemühen, mir selbst, auch wohl auf Unkosten Anderer, einen Vortheil zu schaffen? — Ach, ich zittere für die Würde, für die Seligkeit meines Geistes, der allzuoft mit zu nachlässigen Kräften gegen den Widerspruch des Sinnlichen ankämpft. Laß den Ruf der Vorwelt, laß Deinen Ruf durch die Natur, Deinen Ruf durch Jesum Christum, nicht vergebens an meinen Geist ergehen. Amen.

215.

Die Lesesucht.

2 Tim. 3, 16. 17.

Soll dein verderbtes Herz zur Heiligung genesen,
Christ, so versäume nicht, das Wort des Herrn zu lesen;
Bedenke, daß dies Wort: das Heil der ganzen Welt,
Den Rath der Seligkeit, den Geist aus Gott enthalt.

Um deines Herzens Muth, des Geistes Recht zu stärken,
Ersammle Weisheit dir aus weiser Männer Werken;
Die Hinterlassenschaft, der Schatz der Geisterwelt,
Die vor dir lebt', ist da als Erbtheil ausgestellt.

Jedoch mit Vorsicht nimm, und lies und prüf' und wähle,
Daß statt der Wahrheit nicht sich Irrthum zu dir stehle;
Denn auch der Thorheit, auch den Lastern dient die Schrift,
Und beut, statt Honig, dir des Todes süßes Gift.

Auch das Wachsen in Erkenntniß hat seine eigenthümlichen Gefahren, insofern man dasselbe durch Lesung von Büchern verschiedener Art befördern will und muß. In jenen Zeiten, als man noch keine andern Bücher hatte, als solche, welche von einzelnen Händen geschrieben und wieder mühsam abgeschrieben werden mußten, wagten es nur vorzügliche Männer, ihre Gedanken aufzuzeichnen und durch die Schrift auszubreiten. Obgleich es auch schon damals nicht an ähnlichen Arbeiten schlechter, selbst schädlicher Art fehlte — denn was ist Vortreffliches unter dem Monde, was nicht der Mensch durch Mißbrauch verdürbe! — so konnten doch werthlose Arbeiten nicht hoffen, lange in der Nachkommenschaft fortzudauern, weil sie die Mühe nicht belohnten, durch Abschrift vervielfältigt zu werden.

Ein Anderes aber ist es in unsern Tagen, da durch einfache Druckwerkzeuge das schlechteste, wie das beste Werk mit wunderbarer Schnelligkeit vertausendfacht und in die Welt ausgestreut werden kann. *Jetzt erhält und verbreitet sich das Schlechtere länger und mehr als ehemals*, und nimmt an Zahl, an gleicher Menge zu, wie es der mittelmäßigen Köpfe, der Halbgelehrten, der Leute mit unedeln Nebenabsichten überhaupt mehr gibt, als der ausgezeichneten, zum Lehramt wahrhaft geweihten Geister, denen es um nichts als das Gute zu thun ist. Daher rührt die zahllose Fluth schriftstellerischer Werke, welche das Gepräge der Elendigkeit offen tragen, und die Irrthümer und Geistes- und Herzensschwächen ihrer Verfasser Andern mitzutheilen bestimmt sind. Daher erkennt man heutiges Tages so selten in den Büchern das Zeichen von dem, was sie ihres Daseins würdig macht — Kraft, Wahrheit, Geisteshoheit, Fülle und Gründlichkeit der Erkenntniß, lebendiges Abspiegeln der äussern und innern Welt, jenen Strahl der Göttlichkeit, welcher in Lehre oder Dichtung allezeit zu neuer Vollkommenheit die Bahn erhellt oder das Gemüth entzückt. Nur wo dies der Fall ist, da ist das Göttliche der Ursprung des Werkes und wieder dessen Zweck. Und deswegen kann auch noch heute zum Theil gelten, als vortrefflicher Werke Kennzeichen, was Paulus davon seinem Freunde Timotheus schrieb: Alle Schrift von Gott eingegeben ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, damit ein Mensch Gottes dadurch vollkommen werde, zum allem guten Werke geschickt. (3 Timoth. 3, 16. 17.)

Das Uebel zu vergrößern, verstehen Wenige *mit Auswahl, Verstand und Nutzen zu lesen*. Sie ergreifen mit gleichem Sinne das Schlechte wie das Gute; lesen ohne Prüfung und legen das Buch hinweg, ohne zu fragen oder zu wissen, was sie durch die Mühe des Lesens für Geist und Herz gewonnen haben. Aber Tausenden ist das Lesen keine Mühe, sondern ein Spiel, ein Zeitvertreib, eine Schwelgerei, besonders wenn es auf bloßes Beschäftigen und Kitzeln ihrer Einbildungskraft, und auf durchaus nichts Höheres abgesehen ist. Wie Kinder alles Nützliche bei Seite setzen, um wunderbare Mährchen anzuhören, die ihnen durch Erweckung von mancherlei Gefühlen und Selbsttäuschung ergötzlich sind: so wird aus gleichem kindischen Hang bei vielen Erwachsenen das Lesen zur Leidenschaft. Dieser Fehler, noch unbekannt in den Zeiten Jesu und seiner Jünger, ist

heutiges Tages, zumal in größern und kleinern Städten, einer der gewöhnlichsten geworden, und ist die nur allzuselten öffentlich gescholtene Quelle des Sittenverderbens und des Mangels an Kraft und Religiosität.

Die Lesesucht ist eine unmäßige Begierde, seinen eigenen, unthätigen Geist mit den Einbildungen und Vorstellungen Anderer aus deren Schriften vorübergehend zu vergnügen. Man lieset, nicht um sich mit Kenntnissen zu bereichern, sondern um zu lesen; man lieset das Wahre und das Falsche prüfungslos durcheinander, ohne Wißbegier, sondern mit Neugier. Man lieset und vergißt. Man gefällt sich in diesem behaglichen, geschäftigen Geistesmüßiggang, wie in einem träumenden Zustande.

Das bloße Lesen, ohne ernsten Willen, Belehrung oder Besserung zu gewinnen, ist wirklicher Müßiggang des Geistes. Denn der Geist, so lange er nur fremde Vorstellungen an sich vorübergleiten läßt, verhält sich leidend; und wenn er von diesen Vorstellungen keine zurückbehalten kann oder mag, wird ihm das Ganze so wenig werth, als ein Traum. Er hatte eine kostbare Zeit verschwendet. Die Zeitverschwendung aber ist nicht der einzige Schaden, welcher aus der Vielleserei entsteht. Es wird dadurch die geistige Ruhe und Unthätigkeit, die Begierde, Andere für sich denken zu lassen, zum Bedürfniß. Es wird das Müßiggehen zur Gewohnheit, und bewirkt, wie aller Müßiggang, eine Abspannung der eigenen Seelenkräfte.

Doch diese Wirkung äussert sich bei Menschen von verschiedenen Anlagen auf verschiedene Weise. Diejenigen zum Beispiel, welche ein vortreffliches natürliches Gedächtniß besitzen, häufen durch ihre Leserei eine ungeheure Menge nützlicher und unnützer Kenntnisse in ihrem Gedächtnisse auf, aber auf Unkosten ihres eigenen Denkvermögens. Das Gelesene geht nicht in ihr ganzes Wesen über, sondern bleibt roh und todt, wie die Speisen im Magen des Vielfressers, dessen Gesundheit durch das Uebermaß der Nahrung weit mehr geschwächt, als genährt wird. Eine selbstgedachte Wahrheit ist mehr werth, als ein Tausend angehörter Wahrheiten, die segenslos im Gedächtnisse liegen bleiben, so wie ein durch eigenen Fleiß gewonnener und benutzter Pfennig größern Werth hat, als der Goldklumpen in des Geizigen Kasten.

Andere, denen die Natur eine reizbare Einbildungskraft verlieh, und deren ist die große Zahl, bilden dies Seelenvermögen ins Ungeheure und Mißgeburtartige aus. Sie gewöhnen sich, Alles nur auf die Unterhaltung ihrer Phantasie zu leiten. Was damit in keiner Verbindung steht, wird ihnen trocken, widerlich, lästig. Bald müssen ihnen gründliche und nützliche Kenntnisse, bei denen Gedächtniß, Urtheilskraft und Scharfsinn erforderlich sind, zum Ekel werden. Sie wollen nur, was ihre Einbildungskraft kitzelt, und halten dies für das Höchste und Edelste. Sie sammeln aus dem Gebiet menschlicher Erkenntniß nur das, was darauf Bezug hat, was sie nicht ermüdet, was ohne Anstrengung erworben werden kann, und allenfalls noch ihre Neugierde sättigt. Dadurch entspringt die geckenhafte, hohle Vielwisserei, welche eben darum auch nur Halbwisserei ist, und glänzt und schimmert, ohne innern Werth zu haben. Dadurch wird die Neigung zum stolzen, voreiligen Absprechen genährt, welche das unfehlbare Kennzeichen einer blöden Urtheilskraft und sich selbst genügender Unwissenheit bleibt. Dadurch entsteht jene Abneigung gegen nützliche, ernste Arbeiten und Beschäftigungen, zu welchen ein ganz anderer Aufwand von Kräften, als ein spielender Witz, als ein träumendes Dichtungsvermögen, erfordert wird. Aber diese Kräfte mangeln den Unglücklichen; denn im Geistesmüßiggang des Viellesens blieben sie ungeübt und erschlafften. Personen dieser Art beurkunden nur zu bald überall ihre Unbrauchbarkeit zu den Gewerben des Lebens, und jammern, wenn man sie verkennt, während sie eben deswegen nicht das Maß der ihnen wünschenswerthen Achtung empfangen, weil man sie gut kennt.

Wie viele leben, verdorben durch den Fehler der Lesesucht, welche für ihren nachmaligen Stand und Beruf nicht passen; Männer, die, ohne Würdigkeit und Kraft zum Bessern, sich immerdar aus ihrem ihnen zu klein scheinenden Wirkungskreise hinwegsehnen; Weiber, die in den Freuden und Leiden und Sorgen des ehelichen Standes und bürgerlichen häuslichen Alltagslebens keine Genugthuung überspannter Erwartungen, keine Nahrung ihrer Einbildungskraft und Empfindelei finden, und Alles, aber nicht das gelernt haben, was zu richtiger Beurtheilung ihrer Lage, zur wirthschaftlichen Hausfrau, zur treuen Pflege des Gatten, zur weisen Leitung des Gesindes, zur zweckmäßigen Behandlung der Kinder gehört.

Die wenigsten von den Schriftstellern unserer Zeit, welche sich damit abgeben, durch ihre Werke einer wohlgeordneten Einbildungskraft Vergnügen zu bringen, haben hinlängliche Erfahrung, hinlängliche Kenntniß der Lebensverhältnisse und des menschlichen Herzens. Da die meisten derselben sich selbst durch Vielleserei verdorben und nur ihre Phantasie zu Träumereien geübt haben, geben sie der Welt in ihren Büchern nur die traurigen Früchte ihrer erhitzten Einbildungskraft und ihres verwahrloseten Verstandes. Sie stellen nicht dar, was ist und sein soll, denn sie kennen es ja nicht! sondern liefern ein Gespinnst von Träumen, denen Natürlichkeit und ein höherer Zweck fehlen. Sie suchen durch Neuheit ihrer Bilder zu gefallen, und wählen abenteuerliche Engel und Teufel, aber nicht die Macht des menschlichen Gemüthes. Sie geben nur wieder, was sie durch Vielleserei eingesogen haben.

Man nimmt von der Welt, mit der man am häufigsten umgeht, Denkart und Stimmung an. So darf es uns nicht wundern, wenn diejenigen einen Ekel am bürgerlichen Leben und dessen Verhältnissen empfinden, die, mit verwöhnter Einbildungskraft und überreizter Empfindsamkeit, darin weder den Wechsel und die Wunderbarkeit der Zufälle, noch die Gestalten ihrer Träumereien wieder finden; wenn sie sich überall gern selbst zu täuschen suchen, und über Elend jammern, sobald der Ernst der kalten Wirklichkeit ihre Trugbilder zerstört. O wie unendlich viel des häuslichen Unglücks strömt aus diesen Quellen!

Den verderblichsten Einfluß hat die Lesesucht auf die Jugend, theils weil in derselben das unerfahrne Herz am empfänglichsten für Eindrücke jeder Art, theils weil die Einbildungskraft ohnehin das thätigste ihrer Seelenvermögen ist. Wirft dann ein unglücklicher Umstand, Schlechtigkeit der Bücherausleiher oder Verkäufer, Nachlässigkeit der Erzieher, Unachtsamkeit der Aeltern, ein auf Sittenverderbniß berechnetes

Buch, das Machwerk eines geilen Wollüstlings, in ihre Hand; wird ihre Einbildungskraft mit unanständigen Vorstellungen, mit verschönernden Gemälden viehischer Triebe, mit Verzierungen des Verbrechens vertraut gemacht — wer rettet dann das schirmlose Herz vor der vergifteten Phantasie? Seht da die geheimen, nur selten mit verdientem Fluch genannten Ursachen der Altklugheit und frühen Reife der Jugend, ihrer Erfahrenheit in den Lastern der Wollüstlinge, ihrer innersten Ruchlosigkeit bei äusserer scheinbarer Sittigkeit! Sehet da die Ursachen ihres frühern Hinwelkens, ihres geistigen und körperlichen Absterbens unter der Wuth geheimer Sünden! Was der Mutter treue Liebe, was des Vaters fromme Sorge, was des Lehrers warmer Eifer Jahre lang baute, reißt oft der Fluch eines einzigen verbrecherischen Buches in einer Stunde nieder.

Und mag der Jüngling und das Mädchen glücklich genug sein, die Unschuld des Gemüthes zu bewahren in allen Gefahren, welche die Lesesucht herbeiführt: wer mag verhüten, daß die Vielleserei, was sie selbst bei Erwachsenen und Bejahrten leicht verursacht, nicht auch hier bewirkt? — Viel- und Halbwissen, Kenntniß ohne Gründlichkeit, daher dann Mangel der Ueberzeugung, Ergreifen des Scheins für die Wahrheit, Zweifelsucht, Unglauben und inneres, stilles, trostloses Vergehen!

Doch, wie könnte ich die mannigfaltigen Nachtheile, Fehler, Schwächen und Laster alle nennen, welche in der Lesesucht theils ihren Ursprung, theils ihre Hauptnahrung finden! Und wenn auch Tausende durch eintretende Umstände vor dieser Leidenschaft verwahrt, Andere wieder von ihr entwöhnt werden; wenn auch Tausende nicht von den schändlichen Wirkungen derselben leiden: kann man sich es bergen, daß auch Tausende darin ihr lebenslängliches inneres und äusseres Unglück finden?

Wie dem helfen? — Zwar Obrigkeiten vermögen viel, wenn sie mit Ernst der Verbreitung offenbar sittenverderblicher Werke wehren — doch ihrem Scharfblick werden noch zahllose, Geschmack, Geist und Herz verderbende Schriften entschlüpfen. Zwar Aeltern und Erzieher vermögen viel, wenn sie auf die Lesereien der Jugend nicht minder wachsames Auge halten, als auf deren Gespielen. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten; aber die gefährlichste Gesellschaft ist ein Buch, welches den Vorstellungen und der Fassungskraft des Lesers nicht angemessen ist, oder den Irrthum seines Verfassers einschmeichelt, oder die Grundsätze der Rechtlichkeit, Sittsamkeit, Keuschheit und eines religiösen Glaubens untergräbt. Zwar Erzieher und Aeltern vermögen viel, wenn sie Herz und Verstand der Ihrigen zweckmäßig ausbilden, und die Tugend derselben durch Religiosität schirmen, also, daß natürlicher Abscheu gegen alles Unedle und Gemeine entsteht; oder wenn sie ihnen für die Bedürfnisse ihres Alters und ihrer Verhältnisse die vortrefflichsten Schriften zuerst zu lesen geben, damit sie nachher desto lebhaftern Ekel gegen das Schlechtere empfinden, sobald sie es erblicken. Doch dies alles sind schwache Hilfsmittel, wenn nicht in demjenigen, welcher den Gefahren der Lesesucht entzogen werden soll, ein heiliger, fester Wille steht, ihnen wirklich zu entrinnen. Wer ist fähig, den zu hüten, der freiwillig verloren sein will?

Bist du von den Gefahren der Lesesucht, oder wenigstens von ihrem Nachtheil für Geist und Herz überzeugt, so ermanne dich zu dem unverbrüchlichen Entschlusse, dich fortan des Vielleſens zu enthalten. — Darum waren unsere Alten kräftiger; sie lasen weniger, handelten mehr; dachten lieber selbst, als daß sie sich von andern, oft sehr seichten Köpfen vordenken liessen.

Lies nicht viel, aber auch nicht vielerlei durcheinander. Allzugroße Mannigfaltigkeit, statt zu erquicken, verwirrt den Blick des Geistes. Der Eindruck des einen Gegenstandes löscht den Eindruck des vorhergegangenen aus. Wähle dir das, was deinen Verhältnissen am nützlichsten sein kann, oder deiner Bestimmung im bürgerlichen Leben wohlthätig werden kann. Hierauf wende deine ganze Aufmerksamkeit, ohne dich mit andern Lesereien über fremdartige Dinge zu zerstreuen. Suche einen Freund, einen Rathgeber, welcher die hinlängliche Kenntniß besserer Schriften über den erwählten Gegenstand besitzt, und diesen bitte um Leitung.

Lies nicht viel; aber das Wenige mit Ernst, mit Nachdenken und Ueberlegung, bis es dir deutlich, und eben damit in deinem Gedächtnisse bleibender geworden ist. Lege die Schrift oft hin, und erwäge, was sie lehrte. Prüfe ihre Gründe. Ruhe nicht, bis du zu fester Ueberzeugung und Kenntniß gelangt bist von dem, was in dem Gelesenen wahr, nützlich oder schön sei. Davon erforsche die Ursachen in dir selbst.

Lies nicht viel, am seltensten aber zu deinem bloßen Vergnügen. Das reinste Vergnügen empfindet man immer da, wo man sich beim Lesen unterrichteter, gebesserter fühlt, und wo das, was unser Geist aus fremden Quellen schöpfte, wohlthätig in unser Leben übergeht. Darum soll man selbst die Menge der Dichter, die Schöpfungen einer schönen Einbildungskraft, nicht bloß der vorübergehenden Lust willen lesen, welche die Kunst nach Erregnng unsers Gemüths erweckt: sondern um sich durch sie zu veredeln und die Tiefen des menschlichen Herzens, dessen Hoheit, dessen Schwächen kennen zu lernen. — Doch ist es eben bei Werken dieser Art, wo wir die vorzüglichste Sorgfalt anwenden müssen, nicht in das Schlechtere zu verirren, während wir dem Höhern nachstreben wollen. Das Mittelmäßige, wenn du dich dessen gewöhnst, stumpft zuletzt deinen Sinn für das Vortrefflichere ab, verdirbt den Geschmack. Das Geistreichere wendet hingegen seine Zauber auf unwürdige Gegenstände an: macht sich es zur schmählichen Aufgabe, niedrige Leidenschaften zu reizen oder zu adeln, und das Laster zu rechtfertigen, zu entschuldigen oder doch zu schmücken. Nur zu oft lauern unter solchen Rosen, die dich locken, Schlangen. Daher lies lieber keine solche für das Vergnügen der Einbildungskraft berechnete Schriften, es sei denn, daß dir ein treuer, erfahrner, tugendhafter Freund die Lesung derselben empfohlen hat.

Christum und seine Weisheit lieb haben, ist besser denn alles Wissen. Was würde mir alle Bildung meines Geschmacks frommen, wenn darüber die Reinheit meines Herzens verloren ginge; was alle Kenntniß der Welt und ihrer Dinge, wenn sie die Erkenntniß meiner höhern Pflichten und der göttlichsten Dinge verdunkelte? Nur immer dahin soll mich das Lesen heiliger und weltlicher Schriften leiten, daß ich vollkommen werde in meinem zur Ewigkeit auserkohrnen Geiste, und mich Dir, o Geist der Geister, Dir, o Allweiser, nähere! Reinige

Du mein Urtheil und meinen Willen, daß ich die Gefahren vermeide, welche denen oft begegnen, die auf jenem schlüpfrigen Pfade Licht und Vollendung suchen. Amen.

216.

Weibliche Gefallsucht.

1 Tim. 2, 9.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft,
Umsonst treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft.
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt;
Rastlos, durch entleg'ne Sterne,
Jagt er seines Traumes Bild.

Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen dem Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Durch des erhabenen Schöpfers weise Anordnungen ward, wie in den vollkommenen Gattungen lebendiger Wesen auf Erden, auch im menschlichen Geschlecht das Weib dem Manne zugesellt. Das Weib, weder an körperlichen, noch geistigen Eigenschaften geringer als der Mann, ihm in Rücksicht menschlicher Würde und irdischer wie himmlischer Bestimmungen gleich, sollte seine Gehilfin auf Erden sein. Und es ward seine Gehilfin, nicht nur in Absicht auf Erwerbung oder Erhaltung irdischen Guts, oder in Führung des Hauswesens, in mütterlicher Pflege und Erziehung der Kinder, sondern auch in Absicht auf Veredlung des Herzens und Geistes. Immer ist es unter den rohen und barbarischen Nationen das Weib, welches durch die Stimme der Liebe, durch die sanfte Gewalt der Schönheit die rohen Sitten mildert, empfänglich für zarte Empfindungen und edlere Freuden macht. Und diesen göttlichen Beruf, den die Natur tief in des Weibes Wesen legte, behauptet es auch fortdauernd unter denjenigen Völkern, welche schon höhere Stufen der Bildung erstiegen haben.

Der Sinn für das Schöne und das Wohlgefallen an demselben ist immer das erste, was bei wilden Volksstämmen erwacht, sobald sie sich aus ihrer rohesten Thierheit zu erheben anfangen, in der sie auf nichts als Nahrung und Schutz ihres Leibes bedacht sind. Das Gefühl der Schönheit im Irdischen erhebt sie bald auch zur Empfindung und Liebe des Geistigschönen. Bald gewährt ihnen der Anblick des blutigen Schädels von einem Erschlagenen weniger Lust, als die Dankbarkeit dessen, den sie durch Großmuth besiegten; und die kalte Pracht eines Triumphzuges durch verwüstete Gegenden entzückt sie weniger, als der Beifall, welchen das Auge eines geliebten Weibes ihnen zum Lohn menschlichern Verfahrens lächelt.

Stärke und Kühnheit ward dem Mann gegeben; Milde und Schönheit sind die Gewalt des Weibes, mit der es den Trotz des Mannes entwaffnet und das Gleichgewicht unter den Menschen wiederherstellt. Der Mann wünscht Ehrfurcht einzuflößen durch Kraft, das Weib Wohlgefallen und Liebe durch Anmuth. Daher ist der Verschönerungstrieb dem weiblichen Geschlecht bei allen Völkern und unter allen Himmelsstrichen eigenthümlich. Er ist Sache der Natur. Die rohesten Wilden schmücken sich mit Federn, Korallen, Muscheln und Blumen. Sie haben die Kunst von keinen andern Völkern gelernt. Ihre Lehrerin war die Natur, und Gott legte das Gesetz der Schönheit in seine Schöpfungen, und das Gefallen an denselben in aller Sterblichen Herz.

Dies Gefallen, dieser Trieb, das Schöne aufzufinden und um sich her zu verbreiten, ist bei dem weiblichen Geschlechte am lebhaftesten und zartesten. Durch körperliche Reizbarkeit und Schwäche gehindert, an den kühnen und verwegenen Unternehmungen des Mannes Antheil zu nehmen, sieht das Weib seinen Wirkungskreis auf das häusliche Leben, auf die Pflege von Aeltern und Gatten, auf die Erziehung der Jugend beschränkt. Es veredelt hier das Leben, indem es dasselbe verschönert, und vollstreckt, durch Erfüllung des ihm von der Natur angewiesenen Berufes, die ehrwürdigsten seiner Pflichten.

Die Ordnung und Reinlichkeit im Hauswesen, der Putz der Zimmer und Wohnungen, die Zierlichkeit des Geräthes, die Sauberkeit und Anmuth der Speisen, das Anständige und Gefällige im Umgange, wirkt mit unwiderstehlicher, wenn gleich sanfter Macht auf das Gemüth. Wem wäre es unbekannt, wie sehr unsere Stimmung, unsere Denkart oft von den äussern Umgebungen geleitet wird? — Und wenn wir den Einfluß derselben nicht läugnen können, so werden wir auch der zarten, Alles verschönernden Vorsorge derer das Lob nicht versagen, welche sogar in scheinbaren Kleinigkeiten Schöpferinnen oder Vermehrerinnen unsers Wohlseins sind.

Immerdar steht die Religion mit der göttlichen Gesetzgebung in der Natur im vollendeten Einklang. Die Religion verbietet nicht das Gefallen am Schönen, was die Natur allen Sterblichen so innig gebot. Sie untersagt nicht die Freude daran, sondern nur den übermäßigen Werth, welchen die Leidenschaft und ein verirrter Verstand darauf setzt, daß höhere Lebenspflichten darüber versäumt werden. Sie untersagt nicht dem Weibe das natürliche Bestreben zu gefallen durch äussere Anmuth, nicht die Erhöhung derselben durch Zierlichkeit der Gewänder und Lieblichkeit des Schmucks, sondern nur alle Unmäßigkeit und Uebertreibung in diesem an sich unschuldigen Streben, welches aus der natürlichen Neigung für das Schöne entspringt.

Selbst Paulus, der Apostel, welcher unter den ersten Christen so oft und so ernst jene strengen Sitten empfahl, ohne welche keine Hoheit des Gemüthes besteht, eiferte nicht gegen eine mit Sorgfalt und Geschmack gewählte weibliche Kleidung, sondern nur gegen das Zuchtlose in derselben, gegen Verschwendung und Aufwand, durch welchen zahllosen Hilfsbedürftigen ein Theil der ihnen schuldigen Hilfe entzogen und Eitelkeit befördert wird.

So will ich nun, schrieb er, desselbigen gleichen von den Weibern, daß sie im zierlichen Kleide mit Scham und Zucht sich schmücken. Aber, setzte er hinzu, nicht mit Zöpfen oder Gold, oder köstlichem Gewand! (1 Tim. 9, 9.) So warnte dieser Jesusjünger, wie in Allem, auch hier vor verderblicher Uebertreibung und vor dem Unfug eines Aufwandes, der zu einer Zeit, da die meisten Christen in Armuth und Verfolgung schmachteten, um so tadelnswürdiger und anstößiger sein

mußte. Er gebot den Christinnen, sich zwar in zierlichem Kleide, doch mit Scham und Zucht zu schmücken, und nicht in äussere Pracht den höchsten Werth zu setzen.

Und es ist allerdings eine widernatürliche Entartung des Verschönerungstriebes, wenn man, statt die natürliche Anmuth durch Wahl des Schmuckes zu erheben, den Schmuck selbst zur Hauptsache macht. Nicht er ist die wahre Schönheit des Weibes, sondern es ist der aus allen Geberden hervorstrahlende Reiz der Unschuld, Sittsamkeit, Demuth, Zucht und Holdseligkeit. Diesem Reiz, dieser das Aeussere verklärenden Seelenschönheit soll das Gewand und der Schmuck entsprechen. In ihm sollen die stillen weiblichen Tugenden so redend wohnen, wie in der Ordnung, Zierde und Lieblichkeit der Wohnungen. Der kostbare Stoff, das theure Juwel kann Reichthum verkünden, kann den kleinlichen Stolz verrathen, seine Herrlichkeit vor den Leuten zur Schau herumzutragen: aber die Schönheit wird dadurch nicht gehoben, sondern verdunkelt. Wer findet ein prunkendes Weib und dessen Hoffart erträglich, oder die Jungfrau durch Eitelkeit liebenswürdig, die sie nicht verbergen kann?

Wer allen Werth auf sein Aeusserliches setzt, bekennt damit, daß er den höhern innern Werth freiwillig versäumt, oder schon verloren hat. Niemand ehrt und liebt das Weib, weil es Schmuck trägt, sondern der Schmuck gefällt erst, wenn ihn Anmuth und Tugend des Weibes adeln. Die unmäßige Beschäftigung mit Verzierung seines Aeussern, jene Putzsucht, durch welche eine edle Zeit des Lebens verschwendet und die Vollstreckung weit heiligerer Pflichten beschränkt wird, ist bei dem Weibe der Uebergang zu der Unnatürlichkeit. Es ist ihm mehr darum zu thun, sich hervorzuthun und aufzufallen, als zu gefallen. Es fängt an zu vergessen, daß der Mensch eigentlich seinem Kleide, nicht aber daß das Kleid seinem Menschen den Werth in Anderer Augen gibt. Die Putzsucht verwirrt, wie jede andere Leidenschaft, den gesunden Menschenverstand, verkehrt alle Begriffe, sogar die Vorstellungen vom Anmuthigen und Schönen selbst, für welche sich jedoch nie Putzsucht zuerst in das Leben rief.

Aus dieser Unnatürlichkeit und Entartung des Verschönerungstriebes können wir uns die Erscheinungen jener schnell wechselnden, oft geschmacklosen, oft unzüchtigen, oft ekelhaften Kleidertrachten und Verzierungen erklären, die unter dem Namen der Mode bekannt genug sind. Nicht Allen steht Alles wohl an; sondern jede Gestalt, jedes Alter fordert eine eigene Art des Verschönerns, um gefällig dazustehen. Daher läßt sich schon voraus berechnen, daß eine neue Kleidersitte nicht zum Vortheil jeglicher Person sei, und daß diejenigen, welche sie blindlings annehmen, in dieser Geschmacklosigkeit nur ihre schwache Urtheilskraft, in der Begierde darnach ihre putzsüchtige Eitelkeit, und in der oft darin sich äussernden Vergessung des Sittsamen den Mangel an wirklicher Schamhaftigkeit bezeugen, welche des Weibes liebenswürdigste Tugend ist.

Die Kleidertrachten wechseln. Was unter dem Monde ist beständig? Und warum sollte das Allernichtigste die Ausnahme vom allgemeinen Gesetze machen? So verdamme denn Niemand das Spiel und den Wechsel der Mode, aber die Verletzung der Scham, der Zucht und des Geschmacks in derselben. Ein Frauenzimmer von edelm, bescheidenem Sinn, von jener schönen Demuth, die Jesus empfiehlt, wird die herrschend gewordenen Sitten und Trachten allerdings annehmen, aber aus ehrwürdigerm Beweggrunde, als das putzsüchtige Weib. Es nimmt sie an, um sich nicht auszuzeichnen, um nicht aufzufallen. Es ergreift dieselben nicht aus eitler, blinder, alberner Nachäfferei, ohne Prüfung, was seinem Alter oder seiner Gestalt, oder seiner Denkart angemessen sei, sondern es weiß selbst in sie den Adel von Empfindungen und die Würde eines Herzens überzutragen, durch welche es Hochachtung und Liebe der bessern Menschen unwiderstehlich fesselt. Wer mag fordern, daß die sittsame, keusche Jungfrau der buhlerischen Entblößungen eines geilen Weibes bedürfe, um liebenswürdig zu erscheinen, oder die abenteuerlichen Erfindungen einer Thörin verehre, um richtigen Verstand zu zeigen!

Bescheidenheit, Sittigkeit, Schamhaftigkeit, Einfalt, Unschuld, Natur, Wahrheit, Häuslichkeit: dies sind die edelsten Kleinodien des weiblichen Herzens. Ihnen sollen die äussern entsprechen; nur durch sie kann das Weib gefallen. Die, welche nicht erröthet, durch die Art ihrer Bekleidung, durch halbe Entblößungen, leichte Verhüllungen unreine Begierden zu erregen, gesteht ein, daß sie dieselben schon empfunden habe. Der feiner fühlende Mann wird sie im Stillen verachten, der Wüstling sie unter Seinesgleichen zum Gegenstand ehrloser Scherze machen.

Die Putzsucht, diese Entartung des natürlichen Strebens zu gefallen, führt das schlecht verwahrte Herz leicht von der Thorheit zum Verbrechen. Und Verbrechen ist doch wohl die Verschwendung des edelsten unter allen Erdengütern, nämlich unwiederkäuflicher Zeit? Verbrechen ist doch wohl ein den häuslichen Verhältnissen und Vermögensumständen nachtheiliger Aufwand? Verbrechen ist doch wohl die über die Sucht zu gefallen und über die Mützen des Putzes unterlassene oder wenig streng beobachtete Pflicht gegen Aeltern, Gatten, Kinder? Verbrechen ist doch wohl die über den äussern Prunk versäumte innere Unschuld; die Vernachlässigung des Höchsten im Menschen, der Religion; die leichtsinnige Verscherzung der Ewigkeit?

Sollen wir uns über das Unglück so vieler Menschen länger wundern, da sie in der Verworrenheit ihres Verstandes das Geringste zum Erhabensten, das Erhabenste zum Geringsten machen? Wird sich nicht endlich die Natur an ihren Verächtern rächen? Woher der Ruin so manches Wohlstandes, die Zerrüttung so manches Hauswesens, das elende Schicksal so mancher Ehen, die Verwilderung so mancher Kinder?

Der Mann will durch Thaten gefallen, um Ruhm und Ehre zu äruten; das Weib durch Anmuth, um Liebe und Achtung zu gewinnen. Aber wie die unmäßige Ehrbegierde dem Manne, so wird die unmäßige Begierde zu gefallen dem Weibe verderblich. Der eitle Mann ärntet Schande, das gefallsüchtige Frauenzimmer Spott. Denn in jenem ist keine Sehnsucht nach wahrem Ruhm, in diesem kein Streben nach wahrer Achtung und Liebe.

Die Gefallsucht von Vielen des weiblichen Geschlechts ist nur ein lächerlicher Stolz, der sich behagt, nicht zu lieben, aber geliebt und vergöttert zu werden. Weibliche Geschöpfe dieser Art buhlen verführerisch mit Allen, ohne Auswahl; treiben ein unwürdiges Spiel mit den schönsten und edelsten Gefühlen des menschlichen Herzens; locken an, ohne Zweck; kommen entgegen, ohne Nei-

gung; freuen sich, den Frieden eines oft edeln Gemüthes, die Ruhe einer oft glücklichen Ehe zu stören, Alles, um den Triumph ihrer Schönheit feiern zu können. Sie haben kein anderes Gefühl, als Eitelkeit. Dieser opfern sie das Heiligste auf. Aber was diese gefallsüchtigen Wesen, diese Buhlerinnen feinerer Art, irriger Weise für den Triumph ihrer Schönheit zu halten pflegen, ist mehrentheils Frucht ihrer Verführungskunst, in der sie nach Meisterschaft strebten. Sie ärnten früher oder später den traurigen Lohn derselben: Haß oder Hohn. Sie können und wollen die Verblendung nicht lange unterhalten. Desto früher ereilt sie die Strafe der Heuchelei. Mit der Liebe tändelnd, werden sie dem edeln Gefühle fremd, welches alle unverdorbene Gemüther beseligt, nur das ihrige nicht. Man bemerkt auch jederzeit, daß die Gefallsüchtigen, wenn deren flüchtige Blüthenzeit verschwunden ist, unter allen Weibern die unglücklichsten werden. Ihr irrer Verstand entbehrt der bessern Tröstungen für das Verlorne; ihre Künste werden verlacht oder erregen Ekel, und doch wollen sie üben, was ihnen durch Gewohnheit Bedürfniß geworden; ihr leeres Herz wird durch nichts erfüllt, und doch finden sie diese Leere unerträglich. Sie werden verleumderische Klatscherinnen, oder Kupplerinnen, oder Betschwestern, oder ergeben sich der Zeittödtung der Spielsucht, oder streben in männlichen Beschäftigungen zu glänzen, als belesene und halbgelehrte Schwätzerinnen. In Allem sind sie bewandert, nur nicht in ihrem eigenthümlichsten Berufe, den die Natur anwies, der die Würde ihres Geschlechts ist.

Was dem Weibe Hauptsache ist, die Geschäfte der Haushaltung, die Verschönerungen des Lebens in tausend Kleinigkeiten, das soll dem Manne Nebensache sein; was dem Manne Hauptsache ist, Gewerbe, Amt, Gelehrtheit, das soll dem Weibe Nebensache sein. Wie das Weibische dem Manne, so steht das Männische dem Weibe übel an, und die Wahrnehmung desselben erregt Unwillen, weil hier Verletzung der Würde und der Bestimmung der Gesellschaft statt findet, und die Verirrungen der Gefallsucht zum Grunde liegen.

Wenn Frauenzimmer ihren Geist durch Lesung lehrreicher Werke, ihr Herz durch Lesung gemüthsveredelnder Schriften, ihren Geschmack durch Uebung jener schönen und angenehmen Künste läutern und bilden, die manche frohe Stunde in den Kreis des häuslichen Lebens bringen können: wer wird es nicht rühmlich finden? Aber das Löbliche verschwindet, sobald Gefallsucht die Triebfeder dieser äussern Bemühungen wird, und das Weib mit dem glänzen und das in ein Spielwerk seiner Eitelkeit verkehren möchte, was des stärkern Mannes höchsten Ernst erfordert. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß nicht auch das Weib an Geistes- und Gemüthskraft dem Manne gleichkomme; daß es nicht auch in vielen Geschäften wirksam, nützlich und groß sein könne, wie er: allein die Natur, und eben darum überall die bürgerliche Verhältniß, haben der Geistes- und Gemüthskraft des Weibes einen andern Wirkungskreis angewiesen, in welchem es erscheinen soll. Wird nun dieser versäumt, ein anderer erkoren: so erscheint ein Mannweib, ein Zwitterwesen, welches, wie alles Zwitterhafte und Schwankende, mißfällt.

So sehen wir überall, wie der an sich unschuldige und liebenswürdige Trieb zu gefallen, wenn er in Leidenschaftlichkeit entartet, den Menschen auf Irrwegen ganz zum Gegentheil dessen führt, was er zu erreichen wünscht, statt Achtung nur Spott, statt Bewunderung Gelächter, statt Liebe nur Widerwillen und Ekel gibt.

Und wie die Gefallsucht in den Augen des bessern wie des verdorbenen Menschen als Thorheit erscheint, o Gott, du Gerechter, wie richtest Du diese Verirrungen des Herzens und des Verstandes! — Wer kann mit diesem Laster, welches den Sinn für das Gute, Wahre und Schöne tödtet, vor Deinem Blick bestehen und Dir gefallen? O Du, in welchem nichts ist, als Gerechtigkeit und Wahrheit, wer darf muthvoll zu Dir aufblicken, wenn er die von Dir gewährte Frist des Lebens in kleinlichen Spielen der Eitelkeit vertändelt; über den Schein das Wesen vergißt, über den Schmuck des Leichnams, der so bald ein Raub der Verwesung wird, die Zierden des Geistes, jene Tugenden vergißt, die unsterblich sind, wie er! — Nein, Schöpfer, Du schufst uns nicht für Traum und Spiel und Gleißnerei; o laß mich nie den wahren Zweck aus den Augen verlieren, für welchen Du mich aus dem Nichts in das Dasein gerufen hast. Amen.

217.

Männliche Gefallsucht.

Matth. 23, 27.

Stets will ich's, Vater, mir erneuen,
Zu welchem Ziele Du mich rufst:
Daß Du mich nicht für Tändeleien
So herrlich und unsterblich schufst,
Daß für der Eitelkeiten Scherz
Geweiht nicht ward des Menschen Herz.

Ich will mit zärtlichen Gefühlen,
Nicht mit der Herzen reinstem Glück
Aus bloßer Eigenliebe spielen.
Das Leben ist ein Augenblick,
Zu kurz für ein fruchtloses Spiel,
Zu groß, zu fern das wahre Ziel.

Mein Leib trägt nicht die Menschenwürde,
Der Geist nur führet sie allein;
Soll ich mich nur der äussern Zierde,
Nur der entlehnten Flittern freu'n?
Sind sie nicht der Verwesung Raub? —
Nein, Geist ist Geist und Staub ist Staub!

Wenn die Ausartung des natürlichen Verschönerungstriebes beim weiblichen Geschlechte schon tadelnswürdig ist, und statt Wohlgefallen nur Unwillen erweckt, um wie viel mehr muß dies beim männlichen Geschlechte der Fall sein, wo jener Trieb an sich schon schwächer ist, und wo das, was Gefallen erregen soll, mehr auf innere Verdienste, als auf bloße äusserliche Zierlichkeit beruht! — Es ist Verkehrung der Natur, und empört eben so sehr, einen verzärtelten, weibischen, auf Schmuck und Putz denkenden, darein seinen ganzen Werth setzenden, gefallsüchtigen Mann zu sehen, als ein rauhes, gewaltthätiges, männisches Weib zu erblicken.

Bei allen Nationen, in welchen noch Kraft, Ehrgefühl und Ernst der Sitten herrscht, gilt das Wort **Mann als Sinnzeichen der Stärke, der Furchtlosigkeit und edeln Festigkeit.** Er steht da, mit seiner Hände Fleiß, durch seines Geistes Thätigkeit dem Staate nützlich und rühmlich zu sein; zu sorgen für Ernährung und Sicherheit seiner Familie, das Schwert zu führen für seines Vaterlandes Schirm. Durch Fleiß,

durch Kenntniß, durch Einsicht, durch Unerschrockenheit, flößt er dem schwächern Geschlechte Ehrfurcht und Vertrauen ein. Je größer sein Verdienst, je sicherer darf er auf die Hochachtung der Töchter und Frauen hoffen, und auf lohnende Liebe. Das Weib will sich nicht dem Weibe vermählen, sondern dem Manne, der Kraft hat, es zu erhalten und zu beschirmen. Er bedarf keiner andern Künste, um zu gefallen. Weibische Ziererei und Putzsucht, und übermäßige Sorgfalt für das Schöne in Gestalt und Geberde, rauben ihm nur seine Würde, statt sie zu erhöhen.

Nur dann, wenn die Nationen sich ihrem Verfall nähern; wenn das Religiöse erloschen ist, und höchstens noch in einmal eingeführten Gebräuchlichkeiten fortdauert; wenn man für grobe Laster feinere Benennungen erfunden hat; wenn Selbstsucht die Göttin des großen Haufens ist; Redlichkeit mit Verstandesschwäche, Sittsamkeit mit äusserm Wohlanstand verwechselt wird; wenn man kein anderes Heiligthum mehr kennt, als das Geheimniß des Eigennutzes; wenn man für nichts mehr lebt, als für das Geld, für äussern Glanz, für die thierischen Gelüste des Gaumens und der Wollust — dann erblickt man auch zahlreicher die weibischen, zierlichen, unkräftigen Männergestalten, die den Mangel besserer Verdienste durch das Flitterwerk der Gefallsucht ersetzen wollen, und ihren Ruhm in den Kunststücken begründen, die Unschuld zu verführen, und eitle Weiber zu berücken und zu täuschen.

Ihr seht sie in großen und kleinen Städten, und am meisten unter denen, welche durch ihren Stand, durch ihre Glücksumstände höhere Pflichten, als alle andere ihrer Mitbürger haben, um für die Ehre, für das Glück ihres Vaterlandes zu wirken. Aber ein zierliches Kleid, ein gekräuseltes Haar, hat ihnen mehr Wichtigkeit, als das Edelste, was sie für Welt und Nachwelt thun können. Eine neue Mode, die ihrer Gestalt vortheilhaft scheint, beschäftigt sie mehr, als die erhabenste Kenntniß, mit der sie ihren Geist bereichern könnten; der Spiegel ist ihnen lehrreicher, als das große Buch der Natur, oder als die Werke der ersten Weisen. Aeussere Artigkeit, feines Wesen, Höflichkeit gilt ihnen über alle Kunst und Wissenschaft. Sie leben nur, um als Halbweiber den Weibern werth zu sein; der Beifall edler Männer, oder deren Unwille, ist ihnen daneben sehr gleichgültig. Sie sammeln aus Romanen, Schauspielen und faden Gedichten den Schatz ihrer Einsicht, um in Gesellschaften mit geborgtem Witze zu glänzen; sprechen über Alles mit frecher Selbstgefälligkeit ab, und zweifeln keinen Augenblick an ihrer eigenen Vortrefflichkeit, wenn sie die Aufmerksamkeit müßiger, verbildeter oder pflichtvergessener Weiber fesseln können. Wer hat nicht von diesen herz- und geistlosen Männergestalten schon gesehen, die von Salben und wohlriechenden Wassern duften; lieber einen Flecken auf der Seele als auf dem Kleide tragen; den ganzen Aufwand ihrer Kraft für das Oberflächliche verschwenden; überall den Menschen nur nach seinem Aeussern beurtheilen, und von innen ohne allen Werth sind?

Was Jesus, der göttliche Weise, von der Gleißnerei und Gefallsucht der prahlerischen, das Volk blendenden Pharisäer seiner Zeit sagte, das gilt auch von den gefallsüchtigen Halbmännern unserer Tage: Wehe euch, ihr Heuchler, die ihr gleich seid wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtenbeine und allen Unflaths! (Matth. 23, 27.)

Allerdings ist ein anständiges Bemühen des Mannes, Andern zu gefallen, an sich keineswegs tadelhaft, sondern sogar Pflicht; doch nur ein Bemühen, das ihm anständig ist, das heißt, welches seiner eigenthümlichen Bestimmung entspricht. Das Weib soll und kann nur durch Anmuth und Zartheit, der Mann nur durch Würde und Kraft gefallen. Sucht er als Mann mit den Eigenheiten und Künsten des Weibes zu glänzen, so tritt er aus dem ihm von der Natur angewiesenen Kreise, wie das Weib, wenn es durch Würde und männliche Kraft liebenswürdig zu werden hofft.

Allerdings ist es Pflicht des Mannes, auch auf sein Aeusseres gebührende Sorgfalt zu wenden, daß er mit demselben theils nicht zurückschrecke, theils nicht dem großen Haufen, welcher nun einmal gewohnt ist, nach der Aussenseite zu richten, zu schiefen Beurtheilungen Anlaß gebe. Unreinlichkeit, Verwahrlosung des äusserlichen Anstandes, rohes Benehmen, grobe Worte finden auch bei allem übrigen innern Werth des Mannes keine Rechtfertigung; denn sie verrathen einen Mangel an Achtung, welche wir denjenigen schuldig sind, mit denen wir umgehen; sie verrathen eine gewisse Rohheit und Härte des Gemüthes, die sich selten mit jenem Zartgefühl vereinbaren läßt, welches das Christenthum in Ausübung vieler Pflichten fordert. Da es keinem Sterblichen möglich ist, mit dem ersten Blick den innern Werth oder Unwerth seines Nebenmenschen zu durchschauen, nimmt er gern von dem Aeussern den Maßstab für das Innere. Und mancher würdige, verdienstfähige Mann, welcher der Welt oder seinen Mitbürgern großen Nutzen stiften könnte, ist selbst daran Schuld, daß er verkannt und unbrauchbar wird, weil er durch Ungefälligkeit, Rohheit und Nachlässigkeit in Geberden, Worten und Sitten diejenigen zurückstößt, welche ihn am ersten in seinen Wünschen unterstützen könnten. Er nennt zwar im Gefühl seines bessern innern Werthes diese Aussendinge Kleinigkeiten; aber sie hören dadurch auf, Kleinigkeiten zu sein, daß sie verhindern, diesen innern Werth gültig zu machen, und dem Vaterlande nützlich zu werden.

Allerdings ist es eine schöne Eigenschaft des Mannes, in der Gesellschaft durch Munterkeit, Witz und geistvolle Gedanken die frohe Unterhaltung zu beleben. Freude verbreiten ist Pflicht. Das gesellige Leben ist der Tummelplatz der Geister, wo sie in den Spielen ihrer Gedanken und im Austausch ihrer Vorstellungen sich wechselsweise zur edeln Nacheiferung wecken und erheben. Wer möchte die schuldlosen Scherze der Fröhlichkeit aus unserer Mitte verbannen, und den nicht dankbar lieben, der sie uns schafft? — Aber diese Freuden der Gesellschaft sind nicht der große Hauptzweck des Lebens, sondern nur Erquickungen sollen sie für die unter ernstern Anstrengungen ermüdete Kraft sein. Wer aber sie selbst zur wichtigsten Angelegenheit macht, nur arbeitet und sorgt, um sie zu geniessen, oder in ihnen zu glänzen; wem der Ruhm, ein guter Gesellschafter, ein witziger Kopf, ein Possenreisser zu sein, mehr gilt als der Ruhm eines redlichen, thätigen, einsichtvollen Mannes: der ist von der Gefallsucht auf Irrwege geleitet, die am Ende zur allgemeinen Verachtung führen. Wer nur belustigen kann, hat geringen Werth, weil das Jedermann in seiner Art, ohne besondere Mühe, kann. Ein solcher glänzt nur kurze

Zeit; denn seine Einfälle werden sich erschöpfen, seine Launen wechseln; das Einerlei kann ermüden. Und wäre dies Alles nicht, so mag endlich die Unterhaltungsgabe uns flüchtig vergnügen, aber unsere Hochachtung, unsere Ehrfurcht erregt sie nie, und nur diese ist es, welche die Würde des Mannes fordert. Die weibische Gefallsucht ist entweder die Frucht verfehlter Erziehung bei den Knaben, oder eine unglückliche Verirrung des Verstandes und Herzens, veranlaßt durch den erwachten Geschlechtstrieb.

Die häusliche Erziehung der jungen Leute gibt dem Streben derselben in vielen Familien dadurch eine falsche Richtung, daß die Eitelkeit der Aeltern immerdar nach Bewunderung ihrer Söhne geizt. Man will, diese sollen Jedem gefallen, Jeden durch Liebenswürdigkeit bezaubern. Man ist frühzeitig darauf bedacht, sie in die kleinen Künste einzuweihen, durch welche sie sich in Gesellschaften angenehm machen können. Selten erinnert man sie an ihr Gewissen, an Gottes herzerforschenden Blick; desto öfter daran: was werden die Leute sagen? Man übersieht ihnen lieber ein Vergehen, als eine Unhöflichkeit; lieber eine Lüge oder Bosheit, als einen Fehler gegen die Gesetze des äussern Anstandes; man kann sogar den schlechtesten Zug ihres Herzens liebenswürdig finden, wenn damit nur eine Art Witz verbunden ist, den Andere zu belachen würdig finden, und kann die Dürftigkeit ihrer Kenntnisse und Geschicklichkeiten freudig übersehen, wenn sie nur sich einzuschmeicheln und durch äussere Anmuth und Zierlichkeit die Augen auf sich zu ziehen verstehen. — So wird der Jugend früh der Hang zur Eitelkeit eingeimpft, und das Unwichtigere zur Hauptsache, das Glänzen und Scheinen zum Wesentlichen ihres Strebens gemacht. Schwer ist es, in spätern Jahren einen Fehler, selbst wenn man dessen Verderblichkeit erkennt, wieder auszurotten, sobald er einmal seine wuchernden Wurzeln vielarmartig in das zarte Gemüth der Jugend verbreitet hat.

Der Trieb zu gefallen, der sich ohnehin mit dem Erwachen der Geschlechtslust in seiner ganzen Stärke entwickelt, wird durch die falsche Erziehung noch gewisser in verkehrter Richtung gebracht, zu welcher er schon an sich durch Unerfahrenheit des Jünglings geneigt ist. Das Männlich-Edle verschwindet, und der Thor hofft durch die Weichheit, Zartheit, Schwäche und Zierlichkeit, die er am andern Geschlecht reizend findend, wenn er derselben nachahmt, zu gefallen. So entstehen jene Zerrbilder des männlichen Wesens, welche in der Putzsucht, Modeliebhaberei, Begierde in Kleinigkeiten gewandt zu sein, mit den Weibern wetteifern, und sich damit nicht selten dem Spott der Edlern unter diesen preisgeben.

Die Gefallsucht der Männer durch äussere Zierlichkeit mag so lange in der Reihe bloßer Lächerlichkeiten stehen, als sie sich mit der Hoffnung begnügt, durch das Unmännliche Bewunderung und Achtung zu erregen. Sie wird zur widerlichen Thorheit, wenn sie zudringlich wird, und sich schmeichelt, daß jedes weibliche Herz ihr huldigen müsse. Sie wird verbrecherisch, wenn sie ihre Künste aufbietet, wirklich Weiber zu unerlaubten Neigungen zu reizen, wenn sie in süßen Worten Gefühle heuchelt, die ihr fremd sind.

Die ersten Empfindungen der Liebe, welche in der Brust des Jünglings gegen die Jungfrau erwachen, sind selten — wenn diese Brust nicht ein schon früh vergiftetes Herz beherbergt — unrein. Sie mögen unzeitig, unklug, allen bürgerlichen Verhältnissen widersprechend und darum tadelnswerth sein, wenn sie nicht früh unterdrückt werden, sondern in eine alle Vernunft betäubende Leidenschaft entarten; an sich selbst aber bleiben sie edel. Sie sind es, wenn sie den Jüngling vor Ausschweifungen niedriger Art bewahren, und ihn zu Allem begeistern, was gut und groß ist.

Aber nur zu oft verwandelt sich unter dem Leichtsinn des jugendlichen Gemüthes das erste Gefühl der Liebe in ein Bedürfniß der Eitelkeit, sich geliebt zu sehen, ohne wahre Gegenliebe zu empfinden, oder erwiedern zu wollen. Es wird ein beständiges Geizen nach der Gunst des andern Geschlechts. Alle Beredsamkeit einer erheuchelten oder erkünstelten Leidenschaft, alle ihre rührenden Versicherungen, Thränen und Eide werden versucht, die Leichtgläubigkeit eines schwachen Wesens zu überlisten, Hoffnungen zu erwecken, Neigungen einzuflößen, die unerfüllbar oder strafbar sind. Und dies Alles geschieht, um das leere Herz zu beschäftigen, um den elenden Triumph zu haben, Leidenschaften erregen zu können, um seiner Eitelkeit ein Opfer zu bringen. Die verbrecherischen Wirkungen männlicher Gefallsucht, im Widerstreit mit dem wahren Ehrgefühl des Mannes und dem Gebot der Religion, haben schon namenloses Unglück in zahllosen Familien verbreitet. Aber Verbrechen dieser Art, durch welche nur zu oft die Ruhe eines edeln Herzens geraubt, die Glückseligkeit eines ganzen Lebens zerstört wird, gehören zu denen, welche keine weltliche Obrigkeit vor ihren Richterstuhl fordern kann. Eben darum sieht man sie frecher verübt. — Nur Gott richtet sie; aber um so furchtbarer wird er den Mord richten, den der Gefallsüchtige an dem Lebensglück getäuschter Gutmüthigkeit verübte.

Jüngling, Mann, dessen Eitelkeit und Gefallsucht um die Liebe schuldloser, vielleicht schwacher Herzen buhlt, der du Neigungen in die Brust einer Unglücklichen pflanzest, welche du nicht ohne vergrößerte Verbrechen erwiedern darfst: bist du minder strafbar, als der Giftmischer, welcher den Tod im Honig überreicht? — Rechtfertigt es dich, daß deine Liebelei fern von Unkenschheit blieb, und nur eine angenehme Tändelei mit Gefühlen sein sollte?

Du täuschest, Betrüger. Gott richtet. Dein Betrug bricht ein Herz, oder wird es noch brechen, und eine Gesundheit durch heimlichen Schmerz untergraben, oder einem frommen Gemüth den Glauben an die Menschheit entreissen. — Mörder, Gott richtet, vor dem die Thränen nicht ungezählt fliessen, die dein lasterhafter Sinn erpreßte!

Nicht gedenken mag ich der scheußlichen Verirrung der Gefallsucht, wenn sie sich zuletzt noch in ein Mittel verwandelt, viehische Wollüste zu erwecken oder zu stillen. Und gewöhnlich führt sie dahin! — Hütet euch, die ihr mit Seelenliebe pranget, und von der Unschuld und der Reinheit eurer Gefühle überzeugt zu sein glaubet, — ihr stehet auf der ersten Stufe des verworfenen Wüstlings, der von Verbrechen zu Verbrechen den Gipfel seiner Schande ersteigt. Es ist genug, daß eure Empfindungen Kinder der Leidenschaft sind — diese Leidenschaft stürzt früher oder später eure Unschuld, eure gegenseitige Achtung, eure Glückseligkeit ins Grab. Eine Einsamkeit, ein unbewachter Augenblick: und eure Verzweiflung ist bereitet.

Sind die Wirkungen der Gefallsucht in dieser Hinsicht schauderhaft, wie jedes Verbrechen — so sind sie, wenn

sie auch nicht mit Schandthaten begleitet wären, jederzeit widersinnig und entehrend. Sie mögen zum Fluche oder zum Spott der Menschen führen, immer ist es ganz zum Gegentheil dessen, was der hofft und beabsichtigt, welcher von dem Wahnsinn dieser Leidenschaft beherrscht wird. Immer verkündet der Gefallsüchtige einen beschränkten Verstand oder ein zu größern Lastern reifes Herz.

Die Gefallsucht des Mannes von späterm Alter — denn nicht leicht wird die langgewohnte Thorheit vertrieben — ist an sich der Gegenstand des Gelächters, weil sie nicht mehr gefährlich werden kann. Oft verlieren Männer, welche in andern Rücksichten schätzbar sein könnten, alle ihnen gebührende Achtung, weil sie thöricht genug sind, sich ihrer Jahre nicht zu erinnern. Ein junger Geck, wie ein greiser, sind gleich verächtlich; aber der Letzte am bemitleidenswürdigsten, weil keine Hoffnung seiner Genesung mehr bleibt.

Heiliger Gott! wie tief versinkt der Mensch unter seine hohe, angestammte Würde, die Du ihm gabst, wenn er seinen Geist zum Raube seiner thierischen Natur werden läßt; wenn er im wilden Leichtsinn, oder im stolzen Selbstdünkel oder im Wahnsinn empörter Leidenschaften Deiner vergißt, o Schöpfer, o Vater, o Richter der unsterblichen Geister; wenn er die Täuschungen der Sinnlichkeit, das niedrige Thierleben und dessen Lust höher achtet, eifriger sucht, als die Weisheit, welche Jesus dem Geschlecht der Sterblichen brachte, um es zu Dir, zu seiner eigenen Würde, zum höchsten Entzücken zu erheben!

Heiliger Gott! Heilig sind auch die kleinsten Triebe, welche Du als Reizmittel zu unserer Vervollkommnung in unsere irdische Natur legtest. Nur der Mensch entweiht sie in falschen Anordnungen, und trübt die reinen Quellen, aus welchen ihm das süßeste Glück strömen sollte.

O wie viel des menschlichen Elends stammt aus den menschlichen Thorheiten! — Daß ich das immer so lebendig, wie in diesem Augenblick erkennen möchte, damit ich nicht durch Dinge, die oft verzeihlich zu sein scheinen, mir späte Reue mache! — Nein, es ist nicht Alles verzeihlich, was kein irdischer Richter strafen darf und will. Jesus lehrte es, mein Gewissen bezeugt es. Gib mir Besonnenheit, gib mir Kraft, jede Herzensschwäche in mir zu besiegen: so werde ich weniger Sünde zu beweinen haben, und Deiner Gnade froher sein. Amen.

218.

In Erkenntniß wachsen.

Luk. 2, 52

O gib, daß ich es fühle, wie so nahe
Du, Gott, mir seist; und daß ich Licht empfahe,
Und Kenntniß, um in Deinen Wunderwerken
Auf Dich zu merken.

Und was ich lerne, denke oder sehe,
Das leite mich empor zur Gotteshöhe;
Das leite mich, das Gute nur zu wählen,
Und nie zu fehlen.

Es stärke mich der Trost, vor Deinem Throne
Auch zu empfahn die Ueberwinderkrone;
Die Hoffnung, dort, was wir hier dunkel finden,
Hell zu ergründen.

———

Die Jugendgeschichte Jesu Christi ist uns fast ganz unbekannt. Wie lehrreich müßte sie uns sein, wenn sie uns aufbehalten worden wäre! Nur von den drei letzten Jahren des göttlichen Weltlehrers haben wir nähere Nachrichten; freilich, es waren die wichtigsten für die gesammte Menschheit; es waren diejenigen, welche öffentlich unter den Augen alles Volkes verlebt wurden, und von den Augenzeugen selbst beschrieben werden konnten. Aber wie und wo war Jesus in dem langen Zeitraum von beinahe dreißig Jahren vorher? Auch die Spiele dieses Kindes würden mich entzückt haben; auch die Geschäfte des göttlichen Jünglings würden meinem Geist und Herzen Nahrung gegeben haben. Was läßt mich nicht schon der einzige Zug ahnen, welchen der Evangelist Lukas von dem zwölfjährigen Knaben erzählt, da ihn die Aeltern in Jerusalem verloren hatten, und nach langem Suchen im Tempel fanden, wo er mitten unter den Lehrern horchend saß, und mit Wißbegierde fragte, um sich zu belehren und mit Einsichten zu bereichern, und schon durch seine Antworten bewies, daß er im Stillen für sich über die hohen Wahrheiten nachgedacht habe, über welche er sich nun mit ihnen unterhielt! Sie erstaunten über die Verständigkeit des wunderbaren Knaben.

Allein von da an, bis zu seinem Eintritt ins öffentliche Leben, schweigen die Geschichten von ihm. Das Evangelium begnügt sich, diese ganze Reihe von Jahren mit den wenigen, aber nachdrücklichen Worten zu schildern: Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen. (Luk. 2, 52.)

Wenn das Leben Jesu Christi ein Vorbild und Muster des unserigen sein soll: wer wird nicht wünschen, daß von uns und Jedem ein Aehnliches gesagt werden könnte? Das Zunehmen an Weisheit, das heißt, an Erkenntniß des Wahren und Nützlichen, und daraus entspringender größerer Frömmigkeit, — ist Jedermanns erste Lebenspflicht: damit steigt auch zugleich die Gnade, welche wir vor den Augen Gottes und der Menschen genieſſen.

Die Religion Jesu ist zwar selbst keine gelehrte Wissenschaft, sondern eine Kraft Gottes, die Sünder selig zu machen; sie ist zwar nicht bloß für hocherleuchtete Männer und Gelehrte gegeben, sondern einfach und klar, daß sie auch von dem Ununterrichteten, auch von dem Kinde, dessen Verstand einigermaßen reif ist, begriffen werden kann; sie fordert zwar nicht auf, daß wir uns Alle mit Erwerbung von Wissenschaften und gelehrten Dingen beschäftigen sollen, sondern ermahnt vielmehr, daß Jeder seines Standes und Berufes pflegen soll, in welchen er durch die Vorsehung versetzt worden ist: doch macht sie uns das Fortschreiten in Erkenntniß alles Wahren und Nützlichen, die Aufklärung und Befreiung unsers Verstandes von Irrthümern und Vorurtheilen, die Ausbildung und Stärkung unsers unsterblichen Geistes zur Hauptpflicht. Dazu gab uns Gott die verschiedenen Anlagen des Geistes, nämlich Vernunft, Verstand, Einbildungskraft und Gedächtniß, daß wir mit diesem Pfunde wuchern und es nicht vergraben sollen. Niemand zündet ein Licht an, sprach Jesus, und setzt es unter den Scheffel. (Luk. 11, 33.) Darum rief Paulus seinen Freunden zu: Lieben Brüder, was wahr, was ehrbar, was recht, was lieblich ist, was wohl lautet, dem denket nach. (Phil. 4, 8.) Selbst Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man das wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt. (Röm. 1, 20.)

Wir bringen den größten Theil unserer Tage damit

hin, unserm Körper mancherlei Fertigkeiten und Geschicklichkeiten zu verschaffen, Handwerke, Künste und andere Gewerbe zu erlernen, wodurch wir unser Brod verdienen können; wir lassen uns sogar nicht verdriessen, oft mit großer Mühe Dinge zu lernen, welche keineswegs zu unserm Nutzen, sondern bloß zu unserm Vergnügen gehören. — Wenn wir nun so viel Sorge für den sterblichen Leib anwenden: warum wollen wir nicht auch auf die Nahrung unsers Geistes bedacht sein, der sich der Unsterblichkeit erfreuen soll? Ist der Geist nicht edler denn der Leib?

Nein, bei vielen unserer heutigen Menschen ist der Leib edler, denn der Geist. Sie sorgen mit Eifer für die Schönheit ihres Körpers; weihen viele kostbare Stunden dem Schmuck desselben durch zierliche Gewänder; wissen durch Anstand, Anmuth und Höflichkeiten zu gefallen; können durch Gewandtheit und Beweglichkeit der Glieder in Tanzsälen bezaubern; üben sich, überall mehr zu scheinen, als sie sind. Aber der unsterbliche Geist dieser gewandten, geputzten, artigen, beifallsüchtigen Wesen ist arm, leer, verwahrloset.

Nicht der Leib ist es, der uns über die Thiere erhöht — den haben wir mit ihnen gemein — sondern der Geist. Nicht in Rücksicht des Körpers lautet von uns, daß wir von Gott ihm zum Ebenbilde geschaffen worden sind, sondern in Rücksicht des Geistes; denn Gott ist kein irdisches Wesen. So ist es denn des Menschen erste Pflicht, daß er sich durch Ausbildung des Geistes und aller seiner wunderbaren Anlagen, durch Erforschung dessen, was wahr, recht und nützlich ist, über die Thiere erhebe, und seine angestammte höhere Würde behaupte. So ist es Sünde, wenn er durch Unwissenheit verwildert, roh, abergläubig, unverständig wird; wenn er nicht mehr weiß, als wie er seinen Leib behaglich nähren, zierlich kleiden, schicklich behausen könne, aber von dem nichts weiß, was den Menschen zum höhern Wesen macht, und keine Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen besitzt.

Es ist keineswegs nothwendig, daß Einer ein Allwissender sein müsse. Doch welchen Stand und Beruf auch der Mensch in dieser Welt habe, er findet in jeglichem hinlänglichen Anlaß, die Gaben seines Geistes zu vervollkommnen. Alles, was er thut und treibt, fordert ihn von selbst zum Nachdenken auf und zum Weiterforschen. Aber er muß selbst Sorge tragen, daß ihn das Alltägliche und Gewohnte seines Geschäfts nicht stumpf mache. Er kann es verhüten, wenn er bei allem dem, was ihm Unerwartetes und Neues vorkommt, sagt: woher rührt dies? wie wäre der Sache auf den Grund zu kommen? Man muß sich nicht durch die seichte Bemerkung abwendig machen lassen: aber wozu nützt mir es, wenn ich es auch weiß? — Alle Erkenntniß des Wahren ist nützlich, auch wenn man damit nicht seine Geschicklichkeit zum unmittelbaren Broderwerb vermehrt. Wie Vieles hast du als Kind gelernt, von dem du damals nicht einsahest, was es dir helfen könne, und doch kam es dir nachmals hin und wieder unvermuthet zu statten! Wie viel hast du von früher Jugend an durch Fügung der göttlichen Vorsehung bemerken, sehen, hören müssen, was doch Alles für dich nicht vergebens geschah, sondern dich, das heißt, deinen Geist, erst zu dem machte, was er jetzt ist! Und wenn dir das Forschen nach der Wahrheit zuletzt keinen unmittelbaren, äussern Gewinn brächte, selbst wenn dein Nachdenken und Suchen ohne Frucht bliebe: so ist doch schon die bloße Geistesübung für dich der herrlichste Nutzen gewesen. Deine Kraft im Denken und Urtheilen ist gewachsen, denn alle Kraft wird erst durch Uebung gestärkt, so wie sie durch Mangel des Gebrauchs schwächer wird.

Dein Stand und Beruf bietet dir Gelegenheiten genug dar zum Nachdenken und Forschen. Es ist nicht nöthig, daß du Gegenstände aufsuchst, die ganz ausser deinem Geschäftskreise liegen. Ja, es ist vielmehr nachtheilig, seine Berufsarbeiten zu vernachlässigen, und sich fremden Dingen hinzugeben. Vernachlässigung des Berufs ist es aber jedesmal, wenn man nicht alle Vermehrung seiner Kenntnisse auf die Verbesserung der Lage und Stellung anwendet, in welcher man nun einmal sich befindet. Man zersplittert dadurch seine Kräfte, vertheilt seine Aufmerksamkeit. Es ist auch gewöhnlich gar selten die Liebe zur Weisheit, welche den Menschen antreibt, sich mit Sachen und Kenntnissen, die ausser seinem Berufskreise liegen, vorzugsweise zu beschäftigen, als vielmehr Hang zur Großthuerei, oder geheimer Stolz, der nicht mit seinem niedrigen Stande im bürgerlichen Leben zufrieden ist und eine glänzendere Rolle spielen möchte. Wer die Weisheit sucht, um Stoff zur Eitelkeit zu haben, wahrlich der findet sie nicht, denn er ist auf Abwegen; dem lächelt Gottes Gnade nicht; der ärntet unter den verständigen Menschen, statt des erwarteten Beifalls, nur Spott und Verachtung.

Darum begnüge dich mit deinem Beruf, selbst wenn er nicht ganz mit deinen Neigungen übereinstimmt, und du ihn wider deinen Willen hast ergreifen müssen. Aber mache ihn ehrenvoll durch die Art und Weise, wie du ihn treibst, und leiste in demselben das Vollkommenste, was geleistet werden kann. Erweitere dazu deine Kenntnisse, und erweitere mit denselben deinen Erwerb, wenn er dir für deine Bedürfnisse zu beschränkt und zu wenig einträglich ist.

Billig erfährt derjenige von seinen Mitbürgern Verachtung, und er muß sich selbst verachten, der nicht im Stande ist, den Platz auszufüllen, auf den er gestellt ist, er sei nun Handwerker oder Künstler, oder Lehrer, oder Priester, oder obrigkeitlicher Beamter, oder Kriegsmann. Er taugt seiner Familie wenig, wenig dem Vaterlande und der Menschheit. Sein Leben wird dem größern Theil nach unnütz verlebt. Mit Fleiß und Erweiterung der Kenntnisse in seinem Fache wäre er der Welt wohlthätig geworden, er mochte Taglöhner oder Feldherr sein, am Pfluge stehen oder auf dem Richterstuhle sitzen. Durch Unwissenheit und Unfähigkeit wird er vielmehr schädlich für das gemeine Wesen, und sein Thun und Treiben wird Sünde, in so fern er seine Unwissenheit selbst verschuldet hat, oder er sich zu einer Stelle drängte oder erheben ließ, der er nicht mit seinen Einsichten gewachsen war.

Dies ist der gewöhnliche Fehler der Menschen, daß sie in der Wahl ihres Berufes, oder in der Uebernahme von einem Amt, weniger ihre Fähigkeit um Rath fragen, als ihre Habsucht und ihren Ehrgeiz. Sie vergessen dabei die heiligsten Pflichten, welche sie Gott und der Welt schuldig sind; sie werden öffentliche Betrüger an ihren Mitbürgern, indem sie sich für mehr geben, als sie sind, und durch den Antritt ihrer Stelle mehr geloben, als sie bei ihrer Ungeschicklichkeit zu leisten im Stande sind. Durch

ihre Unkunde und Unwissenheit gerathen sie nur zu oft in Gefahr, ohne es zu denken, mancherlei Bösem hilfreiche Hand zu bieten, und mancherlei Gutes zu verhindern, welches bessere Köpfe stiften möchten. Denn leider paart sich zur Geistesbeschränktheit gern ein vornehmthuender Eigendünkel; so wie umgekehrt Bescheidenheit die Frucht wahrer Einsichten ist. Und was darf man von dem des Vortrefflichen viel erwarten, welcher schamlos genug sein kann, eine Stelle zu bekleiden, deren er durch seine Kenntnisse und Fähigkeiten, oder durch seine Denkart nicht würdig ist? Und hätte er gegen Gott, Vaterland, Obrigkeit und Mitbürgerschaft kein anderes Verbrechen begangen, als daß er einen Würdigern verdrängte, oder hinderte, an diesem Platz nützlich zu werden: so ist schon dies Verbrechen genug, von dem er einst Rechenschaft abzulegen hat.

Wenn sich das Wachsen in Erkenntniß und Weisheit immer zunächst auf unsern Beruf beziehen soll, ist damit nicht gesagt, daß die Erweiterung der Einsichten ganz allein darauf abzielen soll, uns reichlichere Einkünfte zu verschaffen. Der Mensch ist nicht geschaffen, um nichts Anderes zu sein, als Taglöhner, Handwerker, Künstler, Gelehrter, Beamter. Er lebt nicht bloß für bürgerliche Verhältnisse. Er ist ein höheres Wesen, welches seinen Beruf auf Erden überlebt. Der Himmel ist ihm so nahe, als die Erde; das Göttliche so unentbehrlich als die Speise. Wir müssen das Göttliche in unser irdischen Beruf hineintragen; um dies aber zu können, sollen wir vor allen Dingen erst in Erkenntniß des Göttlichen wachsen. Den ersten, einfachen Grund dazu legt freilich die Kirche, der Religionsunterricht, welchen wir in der Jugend empfangen und den die Verkünder Jesu in Auslegung des göttlichen Wortes fortsetzen. Doch dies ist nicht genug. In uns selbst muß lebendiges Streben sein, Gott immer näher und näher zu werden, seine Majestät und Herrschaft immer tiefer wahrzunehmen. Ach, wahrlich, kein Buch kann es schildern, keines Menschen Mund kann es aussprechen, wie erhaben, wie machtvoll, wie weise, wie gütig der Schöpfer des Himmels und der Erden ist; — Keiner kann es so deutlich, so würdig, als Gott selbst in seinen Werken.

Eben dies bewährt uns jener Ausspruch der heiligen Schrift: Gottes unsichtbares Wesen, das heißt seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man das wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt. (Röm. 1, 20.) Die Menschen in jenen Zeitaltern, bald nach ihrer Erschaffung, wußten weniger von Kunstwerken, Geräthen, Einrichtungen und Bequemlichkeiten des Lebens, als wir, aber mehr von Gott und den Wundern seiner Macht. Sie waren mit den Kräften der Pflanzen, Steine und Quellen, mit den Eigenschaften der mannigfaltigen Thiere vertraut und noch vertrauter mit dem Bau des Himmels, dem ewigen regelmäßigen Gang der Gestirne und deren Ordnungen. Gott sprach ihnen aus Allem, und sie sprachen in Allem von Gott. — Dies ist nicht unter uns mehr der Fall. Wir sind gesunken. Wir sind in dem, was irdisch ist, klüger geworden, aber unwissender in dem Göttlichen.

So sollen wir uns denn wieder erheben zu unserer alten und ersten Würde, und wachsen in Erkenntniß des Herrlichsten. Noch ist das Buch der Natur vor uns aufgeschlagen; noch stehen die Werke Gottes in uralter Majestät und unveränderlicher Herrlichkeit vor unsern Augen.

Man spricht zwar auch unter uns zuweilen von den Schönheiten der Natur, aber hat dabei nur sehr verwirrte Vorstellungen, und denkt höchstens an den Reiz irgend einer Landschaft. Man spricht von den Freuden der Natur, und dem Glücke im Schooße derselben, aber läßt es etwa bei einem Spaziergang bewenden, staunt mit Vergnügen die Gegenden an, und weiß selten, was man sich weiter dabei denken soll. Diese Armuth der Gedanken ist ein trauriges Zeugniß vom Mangel unserer Erkenntniß.

Es ist nun freilich unmöglich, daß du selbst die Beschaffenheit und wunderbare Ordnung in den Dingen der Natur untersuchen, oder den Wandel und die Verhältnisse der himmlischen Körper beobachten und ausforschen solltest. Dazu würde mehr als eines Menschen Leben nicht hinreichen. Aber was durch die anhaltenden Forschungen der vergangenen Jahrtausende schon erfahren und entdeckt ist, das eigne dir zu durch Unterricht. Dann wirst du die Werke Gottes erst bewundern, dann erst von der Größe des Herrn dir erhabene Vorstellungen machen können, wenn dir Blinden die Schuppen der Unwissenheit von den Augen gefallen sind. Wähle dir einen unterrichteten Freund, und laß dich von ihm belehren; oder wende dich an einen Erfahrnen, der dir ein deinen Vorkenntnissen und deinem Fassungsvermögen angemessenes Buch empfehle, worin du zur richtigen Betrachtung der Natur angeleitet wirst. Eine geschäftlose Stunde findet sich zu allem Guten. Wie viele Augenblicke verschwendest du zum Vergnügen deiner Sinnlichkeit — willst du nicht gern der unendlich süßern Ergötzung deines Geistes einen Theil solcher Augenblicke weihen?

Alle Erkenntniß göttlicher Dinge aber ist eitel, wenn sie uns nicht auch zugleich göttlichen Sinn [illegible]flößt; wenn sie uns nicht für unsere Pflichten gegen Gott und Mitmenschen begeistert. Die Liebe des ewigen Vaters zu seinen Erschaffenen muß aus seinen Werken in unser Herz überströmen. Das ist das rechte Wachsen in der Weisheit, durch die wir Gnade vor Gott und Menschen haben, wenn wir in Erkenntniß des göttlichen Willens immer weiter schreiten. Dazu gebricht es an Gelegenheiten nicht; das Lesen erbaulicher Schriften, die Anhörung des göttlichen Wortes in der Kirche, klärt deinen Verstand über das auf, was du thun sollst, um ein erhabener, deiner selbst würdiger Mensch zu sein. Glaube nicht, du wissest das schon Alles besser, als man dir es sagen könne. Nein, im Gewerbe und Treiben des Alltagslebens, im Gewühl der Menschen und Sorgen verdunkeln sich allmälig vielerlei Vorstellungen, die uns sonst sehr lebhaft und klar waren; vergißt sich Manches, das uns im rechten Augenblick heilsam wäre. Es ist nöthig, daß man das Eingeschlafene wieder erwecke, das in uns Absterbende erfrische. Und wenn wir unser ganzes Leben der Weisheit und Erkenntniß widmen: können wir jemals darin Vollendete sein? — Ach, je tiefer wir in den uferlosen Ozean des göttlichen Alls vordringen, je unendlicher breitet er sich vor uns aus. Zuletzt ist all unser Wissen Stückwerk.

Aber ich bin ja nicht bloß für die kurze Frist unsers Lebens geboren. Ewiger! Du hast mich auch zur Ewigkeit berufen. Was ich hier begonnen, werde ich dort fortsetzen können; dort werde ich Dich in noch hellerm Lichte

schauen; dort die heiligen Räthsel gelöset finden, die ich hier nur mit stummer Verehrung anschauen kann. Ach, wie wird sich dort, wenn Deine Gnade mich eines höhern Standpunktes würdigt, Alles anders gestalten, als ich es hienieden sah oder erwartete! — O mein Schöpfer, mein Vater, vor dem ich in Anbetung und ehrfurchtvolles Schweigen hinsinke, wenn ich Deiner Größe gedenke, wie wird mir dann sein, wenn Deine Hand den Schleier von einer schönern Welt hinwegzieht! Vater im Himmel, gib mir Deine Gnade, daß ich in Weisheit wachse, und mich auf den feierlichen Augenblick vorbereite, der mich dort erwartet. O erhöre mein Flehen, mein Schöpfer, mein Vater! Amen.

219.

Die Gefahren der Wollust.

1 Kor. 6, 18.

Laß Deiner Wahrheit reines Licht,
Du Reiner, nie verkleren,
Uns stets vor Deinem Angesicht
Mit Scham und Unschuld zieren;
Und Schmeichlerstimmen uns entziehn,
Und jeden Reiz zur Sünde fliehn,
Uns durch Gebet bewahren.

Wenn die Sünde muthig von allen Gemüthern zurückgewiesen wird, und sie umsonst eines Herzens sich zu bemächtigen strebt, dann nimmt sie die einschmeichelnde Gestalt der Freundschaft und Liebe an, hüllt sich in das Gewand der Tugend oder der Freude, hängt sich an unsere schönsten Gefühle und vergiftet die Seele durch den Körper.

Und welches Laster ist in unsern Tagen gemeiner, als das Laster schnöder Wollust? — Herrscht es nicht in der niedrigsten Hütte, wie in Palästen? Ist nicht oft der Richter, welcher den Stab über das Leben der Kindsmörderin bricht, strafbarer, als die unglückliche Verführte? Ist der Ehebruch nicht allzuoft die Schmach derer geworden, welche das Volk regieren, und ihm ein Vorbild gesetzmäßigen Wandels sein sollen? Vergiftet der Hauch der Wollust nicht schon den reinen Sinn der Jugend, und tödtet die Blüthen der Unschuld, ehe sie dieselben entfalten konnten?

Wo weilt die Einfalt der Sitten, wenn sie nicht mehr unter dem Strohdache des Landmanns beherbergt wird, und selbst die Armuth nicht ihre Schutzwehr sein kann? Wo soll ich das Glück ehelicher Treue suchen, wenn es selbst aus der ehrwürdigsten Klasse des Volks, aus dem Bürgerstande, verschwinden will? Wo soll ich mit Entzücken noch die harmlose Unschuld bewundern, wenn sie mit dem ersten Erwachen der Jugend entflieht?

Fürsten, Gesetzgeber, Obrigkeiten, Erzieher, Väter, Mütter, wem Menschenwohl, wem Vaterland, wem Freiheit, wem Religion, wem Ewigkeit theure, heilige Namen sind! — auf jenes Laster achtet mit dem höchsten Ernste, das die Kraft des Landes tödtet, die Ehre eures Hauses besudelt, und eure Kinder schon durch fortgepflanztes Gift in den Wiegen ermordet. Es ist das allgemeinste, das weitverbreitetste, und darum das gefährlichste. Es geht mit frecher Stirn über die Straßen; es errichtet sich offene Altäre; ihm verschwendet der Reiche sein Erbtheil von den Vätern; ihm vergeudet der Jüngling seine edelste Kraft; ihm weihen Künstler ihre entehrten Talente, und Kinder weihen Kinder in die Geheimnisse der Schande ein. — Es ist das gefährlichste der Laster, indem es die Zwecke der Schöpfung unmittelbar zerstört, und den ehrwürdigen Naturtrieb der Fortpflanzung des Geschlechts zum Werkzeug seiner Sättigung, zur Fessel seiner Sklaven macht.

Alle Sünden, die der Mensch thut, ruft Paulus, sind ausser seinem Leibe, aber der Wollüstling sündiget an seinem eigenen Leibe! Er entweiht diesen Leib, der ein Tempel des heiligen Geistes sein soll.

Leichtsinn und Irreligiosität wandeln jederzeit vor der Wollust einher und bahnen ihr die Straße. Scherze und thierische Freuden umgaukeln die Sünde, damit ihre scheußliche Gestalt verhüllt werde, die vornen als eine reizende Schönheit, hinten als moderndes Gerippe erscheint. Ihr nach folgt die hohläugige Verzweiflung, die bleiche Reue, die Eifersucht mit dem Dolche im eigenen Herzen, der beflügelte Tod, und das Heer ekelhafter Krankheiten in schauerlichem Gedränge.

Woher denn die Schaar unzähliger, gräßlicher Seuchen und Fieber, die der keuschen Vorwelt fremd waren, und jetzt die Gräber mit tausend allzufrühen Opfern füllen? Die Ueppigkeit sandte sie aus. — Woher das geheime Elend von tausend Familien, deren Ruhe, deren Eintracht, deren Glück keine Tonnen Goldes zurückkaufen können? Leichtsinn, Verführung und Ehebruch brachten es. — Woher denn die Erschlaffung und der Verfall großer Nationen, die einst herrlich blüheten? Leichtsinn und Wollust entnervte viele ihrer Häupter, ihre Diener, ihre Vertheidiger, ihre Lehrer. Von jeher brachten Weichlichkeit und üppiges Leben den Untergang der Staaten herbei. Nicht Sodom und Gomorrha allein fielen durch die Verdorbenheit ihrer Sitten. Umsonst rief die leise, rührende Stimme der Religion an das menschliche Herz, umsonst tönte der eherne Mund der Weltgeschichte warnend an das Ohr der Herrscher und Beherrschten — sie waren verloren, zum Falle reif, und ihr Tag kam.

O Gott, du Alleinheiliger, dessen Gesetze der Weltordnung nicht die Ohnmacht der Sterblichen bricht, laß mich Deinen erhabenen Willen und meine Würde nie vergessen. Heilig sei mir die Stimme Deines Wortes! Heilig mir der Leib, den Du mir geliehen, und welchen ich zurückgeben muß in der Todesstunde! Wie sollte ich ihn verstümmeln, entkräften, verderben, da ich nur durch ihn auf Erden sein, und durch ihn, wie durch ein Werkzeug, mich veredeln kann!

Die ausschweifende Entartung des edelsten Naturtriebes zeigt sich unter so verschiedenen, zerstörenden Gedanken, wirkt so furchtbar, heimlich und öffentlich, auf alle Stände, Geschlechter und Alter der Menschen, daß der Christ sich mit Grausen von der entarteten Welt abwendet, und die wenigen Vorwurfslosen wie Heilige darin zu glänzen scheinen.

Am beweinenswürdigsten ist die Jugend, welche oft schon ihre Unschuld verloren hat, ehe sie zu dem Bewußtsein derselben gelangte. — Wenn Engel, wenn höhere Wesen weinen könnten, ihre Thränen würden um diese Opfer der Sünden am häufigsten fliessen. Wie früh wird da schon die Röthe der Schamhaftigkeit vom Hauche der thierischen

Lust hinweggeblasen! Wie früh schon die Heuchelei in das Herz des sonst harmlosen Kindes gepflanzt, welches die Laster, die es im Geheimen an sich verübt, an sich verbergen möchte! Ach, die betrogenen Aeltern, welche im gutmüthigen Glauben noch eine Unschuld an ihr Herz zu drücken wähnen, umarmten schon einen geheimen Verbrecher; und wie manche Mutter meinte, trostlos über dem Sarge eines reinen Engels zu jammern, während die Kränklichkeit, die bleiche Farbe, die Nervenschwäche, die ausserordentliche Reizbarkeit, der allzafrühe Tod des Kindes, nur die Frucht geheimer Sünde war!

Gewissensbisse und Reue sind im Gefolge jeder verbotenen Handlung, und verboten ist, was man nicht öffentlich einzugestehen wagt. Die Wollust aber, mit welcher sich die Jugend befleckt, wird noch von gräßlichern Uebeln bestraft. Frühe Entkräftung, frühes Verblühen und Abwelken, unvermeidliche Stunden der Schwermuth, die mit dem Hang zum Selbstmord enden, folgen dem jungen Sünder.

Wenn er mit bleichgelben Wangen, mit erloschenem Blick dasteht neben dem blühenden, keuschen Jüngling, neben der sittsamen, schuldlosen Tochter: wie muß ihn dieser Anblick beugen! Das Laster hat sich, ihn verhöhnend, an seine Stirn geschrieben; es verkündet sich aus seiner ganzen Haltung. Er wagt es nicht, dem Tugendhaften frei und heiter in das Auge zu sehen, und fürchtet in Jedem, der ihn betrachtet, einem Entdecker seiner Schande zu begegnen.

Beklagenswürdiger, höre auf, dich zu verstören, höre auf, dem frühen Tode mit verdoppelten Schritten entgegen zu rennen! Werde wieder die Hoffnung deiner selbst und der Deinigen; rette dich vor dir selbst; deine Unschuld ist ewig verloren, aber nicht deine Tugend. Du hast geirrt, sündige nicht länger; fliehe jeden Anlaß zur neuen Verführung; meide jede Einsamkeit, die dir gefährlich wird; fliehe und zerstreue dich, wenn der Augenblick der Verführung gegen dich andringt. Rühmlich, wie die Unschuld, ist der vollkommene und dauerhafte Sieg, wenn du ihn erringst.

Was ist dem Jammer christlicher Aeltern zu vergleichen, wenn eine Tochter die Beute viehischer Wollust, der Raub der Verführung wird? — Sie erliegt unter der Last der öffentlichen Schande und unter dem Spott der Bekannten, unter dem Fluche der Verwandtschaft, unter den Thränen der Mutter. Ihre Freundinnen schämen sich ihrer; der Kranz jungfräulicher Ehre ist von ihrem Haupte gerissen. Welcher redliche Mann möchte der Gefallenen die Hand bieten, und die Geschändete zur Ehre seines Hauses machen?

Unerbittlich ist das Gericht der Welt über die Entehrte, welche den Augenblick geiler Lust mit der Einsamkeit und Freudenarmuth des ganzen Lebens büßt. Und wenn die Welt den Fehltritt vergessen und verziehen hätte: kann ihn die Tiefgesunkene vergessen? Jeder Tag bringt ihr neue Vorwürfe, und die Erinnerung geht in ihre Träume über.

Umsonst sucht manche Unglückliche ihre Schuld mit einem neuen Verbrechen zu verbergen. Die Wahnsinnige, verlassen von allen Hoffnungen und selbst vom Troste der Religion, färbt ihre Hände mit dem Blute des Kindes, das sie gebar. Entsetzlicher Gräuel! Die Elende zerreißt die heiligsten Bande der Natur, und wird die Mörderin ihrer eigenen Frucht. Sie hatte nicht den Muth, Mutterfreuden zu fühlen, wenn gleich von den Thränen der Reue getrübt; aber sie will den Muth haben, Mörderin zu heißen, und des schimpflichsten Todes zu sterben! Vergebens ruft sie den tiefen Strom, vergebens das schwarze Gehölz, vergebens die Finsterniß der Nacht bei ihrem Verbrechen zu Hilfe. Der Strahl des Tages beleuchtet endlich jede Schandthat, und die Hand der göttlichen Vorsehung deckt das Verbrechen auf, unter welchem das Blut der Unschuld zum Himmel schreit.

Soll ich die bangen Qualen schildern, welche im Kerker die einzige Gesellschaft der Sünderin sind? — die jammervollen Nächte, in welchen ihr die trauernden Gestalten ihrer Aeltern, ihrer Geschwister, ihrer ehemaligen Gespielen erscheinen? — die schweren Bekenntnisse der Sünden vor dem ernsten Kreise der Richter, denen sie selbst ihre Schande offenbaren muß? — die düstern Ahnungen der Zukunft, welche den Todesschweiß von ihren blassen Wangen giessen?

O du, der du dich jemals in verruchter Geilheit der keuschen Ehre einer Jungfrau mit verführerischen Worten nahtest; der du jemals durch deine höllische Kunst eine arglose Unschuld um ihre Ehre betrogest; der du jemals den ersten Funken der Wollust in ein sonst reines Herz geworfen hast — Wollüstling, Verführer! dem nichts zu heilig ist, seine thierischen Gelüste zu stillen, könntest du, nur du, der Zeuge von den Leiden der Verführten sein! Vielleicht ist es dir gelungen, daß die gräßlichsten Folgen deines Verbrechens dich nicht unmittelbar trafen. Aber weißt du, ob deine ersten Lockungen zur Sünde nicht der Same dieser Hölle wurden? ob der Funken der Wollust, den du in ein noch unverdorbenes Herz streutest, nicht zuletzt die Flamme wird, welche die Seligkeit und Freude des Mädchens verzehrt?

So erscheine dir dann, Unreiner, die betrogene Unglückliche in der Todesnoth; sie erscheine dir mit ihren zahllosen Thränen, die ihre und deine Unschuld nicht abwaschen können; sie erscheine dir mit ihren abgehärmten Wangen, von welchen du zuerst die heilige Gluth der Scham hinwegzunehmen frech genug warst; mit ihrer Verzweiflung, die dem ersten Lächeln folgt, womit sie dich begrüßte. Sie zeige dir ihre vernichtete Gesundheit, ihre vom Blute der Unschuld gefärbte Mutterhand. Auch du hast an diesem Blute Theil! Du warst der Erste, der die Unglückliche auf die Bahn des Lasters und des Todes schmeichelnd hinführte!

Hinweg, o meine Seele, von diesen grausenvollen Bildern, die in dem Leben der heutigen Welt leider in jedem Tage erneuert werden. Ich will nur das Loos der unmündigen Kleinen beklagen, welche, ausser der Ehe erzeugt, ohne eigene Schuld den Fluch tragen müssen, der ihre Aeltern drückt. Ihre Aeltern? Wer sind sie? Vater und Mutter erröthen vor dem unglücklichen Kinde, dem Zeugen ihrer Schande. Es ist schon Waise, ehe es die Wiege verlassen kann. Es ist schon verstoßen, ehe es sich an die Menschen anschliessen kann. Es lernt vergebens den süßen Vater- und Muttern amen stammeln; Niemand will ihn hören. Es steht mit seinen Thränen allein in der Welt, und kann seinen Schmerz an keinem Vater- und Mutterherzen ausweinen! kann seine kleinen Freuden mit keinem Bruder, keiner Schwester theilen. Es wird von fremden Händen gepflegt; es ist überall Stiefkind.

Ihr Unbarmherzigen, die ihr diese beweinenswürdige

Unschuld verstießet, die ihr die Schande vor dem ewigen gerechten Gott der Schande vor der Welt vorzoget: euch richtet Gott! er richtet euch! — Jenes Kind, es ist euer Blut; ihr wollet es verläugnen, Gott aber, der Allbarmherzige, verläugnet es nicht. Es wird ein Tag des Schreckens euch die Thränen, das Elend und den Fluch des Verläugneten vorrechnen!

Gott straft die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied! Diese furchtbare Drohung sehen wir noch täglich um uns her an denen erfüllt, welche thierischer Wollust fröhnten. Es trägt das neugeborne Kind in der Wiege die Spuren des von den Ausschweifungen der Aeltern vergifteten Geblüts; es ist der Erbe ihrer Entnervung, ihrer Schwäche, ihrer Schwermüthigkeit; es welkt früh zum Grabe hin, und die Reue des verzweifelnden Wollüstlings heult zu spät zwischen den theuern Leichnamen seiner Erzeugten. Er war ja durch seine Ausschweifungen ihr Mörder; seine Unkeuschheit hat den Keim des Todes in ihnen zum Keim des Lebens gesellt. Ganze Geschlechter starben durch die Sünden der Wollust aus.

Wer schaudert nicht vor diesem Bilde, das tausend Erfahrungen noch schrecklicher darstellen, als ich es nur denken will und kann!

Sünder, dessen Blicken diese Zeilen, diese Worte begegnen, dessen schuldbewußtes Herz lauter pocht: ermanne dich, wenn du noch kannst, und rette mit einem verzweifelnden Muthe die Neige deiner Kraft und deines Lebens! Sünden übtest du immer zu früh; Besserung des Herzens kommt nie zu spät.

Ihr aber, Edlere eures Geschlechts, unverdorbene Seelen, rettet euch vor den Versuchungen der Wollust, da es noch Zeit ist: bewaffnet euer Herz schon früh gegen die Gewalt der Verführung und des üppigen Leichtsinns durch hohe, unvertilgbare Schamhaftigkeit. Denn Schamhaftigkeit ist lange, ist selbst dann noch die Beschirmerin der Tugend, der Unschuld, wann diese schon im Sturme schändlicher Leidenschaften anfangen zu wanken. Entfernet von euch alle Bilder der Wollust, alle sittenverderbende Bücher, alle Unanständigkeiten in Worten und Geberden. Ist euch die Keuschheit ein Heiligthum, gebet Allen das Vorbild dieser Tugend.

Fliehe die Einsamkeit, wenn dich die Versuchung zum Schändlichen überrascht! — Suche Zerstreuung; beherrsche dich, wenn du nicht elender werden willst. Gedenke deiner guten Aeltern; gedenke derer, die dir am theuersten auf Erden sind, stelle sie dir als Zeugen deiner Schändlichkeit vor. Erzittere vor der Allgegenwart des heiligen Gottes!

Fliehe die Person, welche deine Begierden zu Versuchungen reizt. Sie ist die Vergifterin deines ganzen Lebensglückes. — Vermeide es, ihr jemals ohne Zeugen zu begegnen. Ist sie unschuldig, desto heiliger sei dir ihre Ruhe. Ist sie schuldig — desto mehr zittere, von ihr in den Abgrund endloser Verlegenheiten, Sorgen und Bereuungen hinabgerissen zu werden!

Im Umgang mit einer Person des andern Geschlechts, an der du Wohlgefallen empfindest, denke und sprich und handle nie anders, als daß du ihr die tiefste Hochachtung für deine Tugend einflößest. Versäumst du dies, folgt dir früher oder später Verachtung und Schimpf.

Selbst im Gespräch mit Vertrauten deines eigenen Geschlechts laß nie ein Wort fallen, von welchem du dich schämen müßtest, wenn es diejenige Person hören würde, die du am meisten liebst.

Gedenke der Vorsehung Gottes, und daß durch ihre Leitung der Umstände endlich auch die geringste Schandthat offenbar werden muß.

Du wirst unschuldig und edel bleiben, so lange du Jesum liebst, und mit Gott einig bist.

Nur dein Glaube, nur Deine heilige Lehre, Jesus Christus, errettet und erlöset uns aus den Fallstricken, welche das Laster verborgen um seine Schritte spinnt. Wehe denen, welche von Dir abfallen, und sich auf die Stärke ihrer Vernunft allein verlassen wollen. Ach, diese Vernunft und ihre Gründe, wie spät werden sie in uns erst zu ihrer ganzen Stärke reif; wie fallen sie oft schon unter dem ersten Angriff einer Leidenschaft, einer aufwallenden Empfindung zusammen!

Erhalte, Gott, in mir ein reines Herz und einen frohen Geist zu Dir. Zahllose Menschen, ganze Familien, ganze Völkerschaften stehen als warnende Beispiele vor den Gefahren der Wollust und des üppigen Lebens vor meinen Augen. Möchte diese Warnung nie von meinem Gedächtnisse entfliehen! Möchte ein unüberwindlicher Ekel vor den niedrigen, viehischen Trieben und Gelüsten die Freudigkeit meines Gemüths schützen!

Nur Keuschheit rettet mit der Gesundheit des Leibes auch die Gesundheit der Seele. Nur Keuschheit kann mich mit dem edeln Stolze reinen Bewußtseins unter die Augen der Sünder treten lassen. Nur Keuschheit gibt mir vor allen Tugendhaften und allen Verworfenen einen Werth, den mir kein Unglück und selbst die tiefste Armuth nicht rauben können, und macht mich muthig, jederzeit vor Deinem Antlitz, o Allgegenwärtiger, zu erscheinen.

Kein unreiner Gedanke besudele meine Seele, und mein Leib sei die Wohnung Deines heiligen Geistes. Ja, Dir will ich ihn heiligen; rein, wie ich ihn durch Dich empfing, will ich ihn einst dem Grabe zurück geben.

Du siehst uns, wenn kein Aug' uns sieht,
Du dringst durch alle Nächte!
Ein Herz, das Deinen Blick nicht flieht,
Das leitet Deine Rechte.
O leit' uns, Herzenslenker! ... Wir
Sind oft so schwach auf Erden hier;
Sei unserm Herzen nahe!

220.

Gottes Führungen.

Psalm 19, 1. 2.

Von meinen ersten Lebensstunden
Hab' ich, mein Gott, Dich treu erfunden;
Was hast Du schon an mir gethan!
Was thust Du, Vater, alle Tage!
Empfind' ich nicht, selbst wenn ich klage,
Daß Niemand Dir gleich lieben kann?

Nie, nie soll mein Vertrauen wanken,
Im tiefsten Elend will ich danken,
Das tiefste Elend kommt von Dir!
Von Herzen kannst Du nicht betrüben;
Du kannst, o Liebe, nichts als lieben,
Du sorgest für uns mehr, als wir.

Warum, o mein Herz, betrübt dich dein Schicksal so oft? Warum siehst du mißvergnügt auf das Glück von tausend Andern, und beklagst dich, daß du nicht im Besitz desselben bist? Warum weinest du über dein Mißgeschick, und befenfzest, daß du gleichsam zum beständigen Kummer in der Welt geboren bist? — Wie? bist du auch wirklich in so hohem Grade beklagenswürdig, als du glaubst? Möchtest du dein Loos mit demjenigen vertauschen, was tausend und tausend Andere empfangen haben?

Du sprichst: Ich bin nicht glücklich, denn fast Alles, was ich unternehme, mißlingt mir; alle meine Sorgen und Arbeiten führen doch zuletzt niemals zu dem erwünschten Ziel. Wie viel Träume habe ich mir schon von meiner Zukunft gemacht; ach, niemals sah ich sie ganz, wie ich erwartete, erfüllt. Ich habe unzählige Entwürfe gemacht, meine Lage oder die Lage der Meinigen zu verbessern, aber vergebens. Es wollte nicht gelingen. Ich klopfte an vielen Thüren an; keine wurde mir aufgethan. Immer betrog ich mich in meinen Aussichten; immer ward ich in meinen sehnlichsten Wünschen und Erwartungen getäuscht.

Wahr ist es, wie du klagst. Aber deine Klage ist die Klage aller Menschen, welche mit Ungestüm etwas verlangen, das ihnen das höchste Gut zu sein scheint. Sie sehen, wollen, hoffen nichts, als was sie sich vorgesetzt haben. Mit Eigensinn hangen sie daran, und vergessen, was sie doch anderes Gutes schon besitzen, das viele ihrer Mitmenschen entbehren müssen. Was sie haben, wird ihnen alltäglich, gleichgültig; was sie verlangen, darin glauben sie die ganze Summe ihres Glückes zu sehen. Daher entspringt so viel heimlicher Unmuth und Gram, so viel Vernachlässigung des vorhandenen Guten, so viel Verlust an Lebens- und Freudengenuß, den man haben könnte.

Wenn nicht alle unsere Entwürfe immer gelingen, beweiset es uns, daß wir einer höhern, Alles leitenden Hand unterworfen sind. Wir würden aufhören, an einen Allmächtigen zu glauben, wenn wir selbst allmächtig wären; wir würden aufhören, zu dem Allerweisesten hinaufzublicken, wenn wir selbst durch unsere Klugheit und Einsicht unser Schicksal am besten zu lenken verständen.

Du strebst nach Vielem, und hast nach Vielem gestrebt; es wollte dir nicht gelingen. Wenn du am Ziele deiner Wünsche zu stehen glaubtest, brachte dich oft eine unberechnete Kleinigkeit weit von demselben zurück. Wenn du dir frohe Tage von dieser oder jener Zeit des Jahres versprachst, überfiel dich oder Einen und den Andern der Deinigen eine schmerzliche Krankheit. Wenn du glaubtest, deine Sache wohl eingerichtet zu haben, hattest du hier oder da einen Fehler begangen, der alle deine Mühen ganz oder zum Theil vereitelte. Nie erreichtest du vollkommen dasjenige, was du erreichen wolltest.

Aber — läugne es auch von der andern Seite nicht — du hast auch an manches Glück in deinem Leben nicht gedacht, und es kam dir ohne dein Zuthun. Du hast oft Böses erwartet, und fürchtetest den Tag, da es kommen würde, und statt des Uebels überraschte dich eine unverhoffte Freude. Du versprachst dir wenig Gutes von dieser oder jener Verbindung, von dieser oder jener Lage, in die du, zum Theil ohne deinen Willen, gerietheſt, und fandest statt dessen zahlreiche Annehmlichkeiten.

Dieses Alles hast du oft in deinem Leben erfahren. Jedes Jahr, ja jede Woche gibt dir das Beispiel davon wie das, was du eigensinnig vom Schicksal forderst, nicht erfüllt wird, und hingegen dir manches Gute zufällt, an das du gar nicht dachtest. Wie kömmt es nun, daß du durch die vielfachen Lehren, welche du empfingest, noch nicht weiser geworden bist? Diese Lehren, in deinem Lebenslaufe, o Sterblicher! sie kommen dir von Gott. Sie kommen von Gott, an den du bei deinen Handlungen und Lebensplanen oft am wenigsten denkst; oder an den du denkst, weil du mit eigensinniger Begierde von ihm nur das erbitten möchtest, was du bei deiner schwachen Einsicht für das Vortrefflichste hältst. Ist Gott dein väterlicher Lehrer: warum willst du nicht anfangen, sein gläubiger, kindlicher Schüler zu werden? Wenn du an jedem Tage merkwürdigen Unterricht empfängst: warum wirst du nicht endlich weiser, und siehst du nicht auf das Höhere, was dich umgibt, und deine Handlungen leitet? Willst du einst aus der großen Schule des Lebens hervortreten, ohne den erhabenen Zweck desselben nur verstanden zu haben?

Was dir auch begegnet, das ist Gottes Werk. Welcher Plan dir auch mißlingt, das ist Gottes That. Welches Glück dir auch unverhofft zufällt, das ist Gottes Gabe. Ringe du mit deinen besten Kräften darnach, was dir wohlthätig zu sein scheint; aber glaube niemals mit fester Zuversicht, es sei dasjenige für dich das Beste, was du für das Beste erklärst, sondern vertraue der höhern Weisheit des väterlichen Weltordners. Wende alle deine Klugheit, deine Sorge, deine Arbeit an, gute Ziele zu erreichen; aber setze nie eigensinnig deine ganze Ruhe, dein ganzes gegenwärtiges Glück auf die Erfüllung deiner Absichten. Denke, daß du nicht allein, daß auch Gott im Weltall wirkt; daß es für dich ein gleich großes Glück sei, deine Wünsche mögen vereitelt oder erfüllt werden.

Fange endlich an, Gottes Führungen zu ehren, und dem zu vertrauen, der dich schon mit zärtlicher Sorgfalt bewachte, als du in frühester Kindheit ihn noch nicht kanntest, ihm noch nicht vertrauen konntest. Beginne nichts, vollende nichts, entwirf für deine Zukunft oder für das Schicksal der Deinigen keine Plane, ohne dir selbst das goldene Wort der heiligen Schrift zuzurufen: Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wird es wohl mit dir machen. Wer nichts durch sich und eigene Kraft, Alles durch Gott erwartet, der wird nie untergehen, der hält sich an der rechten Hand, die zur Seelenruhe, zum unzerstörbaren Glücke leitet.

Ehe noch Jesus Christus mit höhern Offenbarungen in die Welt trat, vertrauten schon die Weisen des Alterthums der höchsten Weisheit des Weltregierers. Sie zählten bei allen ihren Unternehmungen nicht sowohl auf ihre Stärke, auf eigene Klugheit, als auf den Segen dessen, der das Schicksal des Weltalls und des kleinsten Wurmes am Grashalm ordnet. Wie? wir sind Christen, theilhaftig der Offenbarungen Jesu, und gedenken minder an Führungen Gottes, als die Heiden?

Gott führt Alles.

Wer wagt es zu bezweifeln? Und wenn du es nicht

bezweifelst: warum lebst und wirkst du, als hinge Alles von deiner eigenen Macht ab? Und wenn du es nicht bezweifelst: warum verlässest du dich auf deine eigene Kraft, auf deine Weisheit, als wenn du allein wüßtest, was zu deinem Frieden diente? Und wenn du es nicht bezweifelst: warum haderst du mit dem Schicksal, warum murrest du, wenn deine Entwürfe fehlschlagen, und deine Hoffnungen nicht reif werden?

Ja, Gott führt Alles! Streue muthig deine Saat aus, aber von dem dort oben erwarte Gedeihen; erbaue deine Hütte, aber von dem dort oben erwarte Schutz gegen Sturm und Flammen und Wassersnoth; entwirf Plane für deine Zukunft, aber zähle nie fest auf ihr Gelingen, sondern denke dir auch den Fall, daß das volle Gegentheil von deinen Wünschen eintreffen kann, eintreffen muß, weil der, der Alles führt, am besten weiß, was dir, was Andern das Beste ist; und sieh dich darum auf den Fall deines Unglücks, wie du es nennst, vor. Erwirb dir ein größeres zeitliches Vermögen, aber von dem dort oben erwarte, ob es dir heilsam sei; arbeite, sorge, schaffe, aber von dem dort oben erwarte den Segen und die Frucht. Er gibt, was dir wohlthun wird. Denn er führt Alles.

Gott führt Alles! Es ist kein Ungefähr im Weltall, sondern nothwendiger Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen. Es ist kein Ungefähr im Weltall, und keins in dem Schicksal des geringsten Wurms. Von der ewigen, ordnenden Weisheit wird Alles umfaßt und geleitet, was da ist. Rechne daher nicht bei deinen Unternehmungen auf glückliche Zufälle, sondern auf die Einsicht der höchsten Weisheit. Erwarte keine Wirkungen von einem dir günstigen Ungefähr, sondern von der Leitung dessen, was du thatest, in dem ungeheuern Zusammenhange der Begebenheiten. Denke nicht: mir kann Dieses oder Jenes so gut zu Theil werden, wie einem Andern: er hatte nur das Glück! — Nein, er hatte den Willen des Weltregierers für sich.

Gott führt Alles! In der ganzen Schöpfung ist das heilige Gesetz der Nothwendigkeit, und im Reiche der Vernunft sind Ungefähr oder Zufall Worte leeren Unsinns. Kein Ungefähr schrieb den Weltkörpern ihre unendlichen Bahnen vor, welche sie regelmäßig durchlaufen müssen: kein Zufall dreht den Erdball, daß er in bestimmten Zeiträumen Tag und Nacht habe; daß die Frühlingssonne im berechneten Augenblick herankomme; daß Sommer und Herbst unveränderlich mit dem Winter wechseln, und die Geschöpfe der Erde, Thiere und Pflanzen, ihr volles, kräftiges Gedeihen, ihre Thätigkeit und ihre Ruhe empfangen. Es ist kein Ungefähr der innere Bau deines Leibes, daß das Blut durch tausend Adern deinem schlagenden Herzen zuströmt, und wieder zurück gestoßen die alleräusserſten Theile des Körpers durchfliegt; daß wunderbar von den Werkzeugen deiner Sinne zarte Nervenpaare durch das Gewebe deines Innern fortziehen, bis wo sie alle in Eins zusammentreffen, ohne einander hinderlich zu werden, da, wo deine thätige Seele sie alle regiert nach Willkür. Es ist kein Zufall, daß dem Adler der Fittig gegeben ward, um in den Höhen zu schweben, und dem Fische Schwimmblase und Floßen und die schlüpfrige Decke, um auf dem Boden des Meeres oder der Flüsse Nahrung zu suchen und Wohnung. Es ist kein Zufall, daß der Dornstrauch sich mit Stacheln überzieht, daß der Fruchtbaum nur seine und keine andere Frucht erzeugt, und der Rosenbusch keine andere Blumen tragen kann, als Rosen.

Wenn in der todten Welt Alles nach den weisesten Gesetzen geordnet ist: meinst du, das höhere Reich der Geister werde vom Zepter des blinden Zufalls beherrscht und von Gott vergessen, von ihm, der selbst der Erhabenste der Geister ist? So wäre in der todten Schöpfung, in dem, was Staub ist, die Ordnung des Lebens; hingegen aus dem Reiche des Lebendigen, aus dem Gebiete selbstthätiger Seelen die waltende, Alles leitende Hand des Schöpfers gewichen? — O welch ein Wahnsinn, der sich selbst betrügt, und den Staub über den Geist erhebt, und das Vergängliche über das Ewige!

Gott führt Alles! Ja, auch deine Schicksale führt er; nicht du bist der Schöpfer deiner Schicksale, nicht ein Ungefähr ist es, sondern der heilige Gott, welcher dich in die Welt rief, um zu höhern Seligkeiten, zu Vollkommenheiten dich zu erziehen, für welche unter dem Himmel kein Name gefunden wird. Der Mensch und das ganze menschliche Geschlecht wird hier zu einem erhabenern Berufe erzogen. Die Erziehung aber selbst besteht in der eigenen Art von Schicksalen, die Jeder nach seinem besondern Bedürfnisse erfährt. Völker, die in träge Wollust, Ueppigkeit und Verzärtelung versinken, oder deren Bürger in schnöder Selbstsucht wandeln, weckt das Ungewitter eines Krieges zur Kraft und Sitteneinfalt auf, und allgemeines Elend tödtet die Selbstsucht und ruft die Tugend des bürgerlichen Gemeinsinns hervor. Den Stolz der Reichen beugt plötzlich Verarmung, den Stolz der Aeltern beugt das Grab der Kinder; den Demüthigen erhebt die Gunst der Großen, den Muthlosen ein unerwartetes Heil.

Erinnere dich, o Sterblicher, der schönsten deiner Lebenstage, in welchen dein Herz voll freudiger Gefühle hoch schlug, weil du glücklich wurdest ohne dein Zuthun, und erinnere dich an Gottes Finger! Gedenke der Tage, da du mit Entzücken Gottes Segen erblicktest, wie er dich überströmte und beseligte — ach, tausend Andere hatten ja eben so gearbeitet, eben so gesorgt, wie du, und ihnen ward alles das nicht zu Theil, dessen du dich rühmen konntest. Das war Gottes Hand! Gedenke deiner bangen Lebensstunden, wo du muthlos in die Nächte der Zukunft hinausstarrtest, und das Grab dir beinahe wünschenswerth schien — — o sprich, war es ein Ungefähr, das die Verwirrungen auflöſete, in denen du trauertest? Erinnere dich, wie oft dem Anschein nach ganz unbedeutende Dinge, die du kaum achtetest, auf den Gang deines Lebens den mächtigsten Einfluß hatten, und deine Lage wunderbar änderten! Da wirkte Gottes Hand.

Und darfst du, kannst du diese Hand nicht hinwegläugnen: warum lebst und sorgest du, als ständest du allein in der Welt, als sorgte sonst Niemand für dich? — als könnte dir sonst durchaus nichts Anderes gut und nützlich sein, als dasjenige, was du nur dafür hältst? — als wäre alles Andere, was dir widerfährt, schädlich, unglücklich, deinem wahren Heil entgegen?

Lerne doch endlich deinen tausend Erfahrungen die heilige Wahrheit ab: Gott führt Alles auf's weiseste! Oder träumst du, weiser zu sein, als der Allwissende? O blödsinniger Sterblicher, kennst du die dunkele Stelle, von welcher dich der Wink Gottes hervor ins helle Leben gerufen hat? Kennst du das entfernte,

herrliche Ziel schon, zu welchem er dich hinleitet? Wie wagst du es, zu verdammen, was er an deinen Schicksalen hinzuthut oder wegnimmt? Wie wagst du es, unzufrieden gen Himmel zu schauen, wenn er deine Wünsche, auch deine heißesten, unerfüllt zu lassen heilsam fand?

Vor den Augen Gottes liegt die unendliche Vergangenheit aufgeschlagen, wie ein offenes Buch; er weiß die Millionen Quellen von den Ereignissen, die durch die Stunden des heutigen Tages über das Menschengeschlecht hinströmen — er ordnet diesen Strom der Dinge — du erblickst von Allem nicht den tausendsten Theil. Ist es also nicht ein thörichtes Vermessen, wenn du in deinen Begebenheiten, bei deinen verfehlten Wünschen, den Gang des großen Verhängnisses tadelst? Und ist dein Klagen, dein Murren nicht ein Tadel der Allwissenheit?

Vor den Augen Gottes liegt die unendliche Zukunft der Zeiten hell, wie ein klarer Thautropfen, wo du nichts als die Finsterniß einer ungeheuern Nacht wahrnimmst. Die Gedanken, Empfindungen und Thaten des heutigen Tages sind die ersten Quellen von Millionen daraus entspringender Begebenheiten der folgenden Tage, Jahre und Jahrhunderte. Gott sieht sie, du ahnest sie noch nicht. Wie, und du Kurzsichtiger meisterst in deinem Unmuth die Verfügungen des Allvaters, der jeden Einzelnen zum Glück Aller dienen, und alle zum Besten eines Einzigen zusammenwirken läßt? Woher dies Vertrauen auf eigene Kraft, auf eigene Weisheit, der du nicht die Dinge des nächsten Morgens vorauskennst? Und warum so wenig Vertrauen auf die weise Führung dessen, der dein Glück bestimmte, ehe du noch vorhanden warst? Warum bist du, o Blinder, unzufrieden mit den Wegen, die dich die freundliche Hand des Sehenden führt? Warum glaubst du, besser als der Allwissende einzusehen, was dein wahres Glück sein werde?

Nur Gott sieht. Blindlings nach den Eingebungen seiner Triebe begehrt und handelt der Mensch. Der Sterbliche weiß oft, was er thut; nie aber, was er bewirkt. Spielend wirft er den Stein auf die stille Spiegelfläche eines Sees; in weiten Kreisen dehnen sich die Ringe des Wassers von der Erschütterung bis zu den entfernten Ufern, und stürzen dort vielleicht eine kleine Familie in die Wellen, von der er nie wußte.

Da nun der Mensch Nichts, Gott Alles durchschaut und weiß, so ist unser Klügeln über die Führung Gottes, und ob nicht dieses oder jenes besser für uns gewesen sein würde, eine Thorheit; unser unzufriedenes Murren bei mißlungenen Wünschen aber ist sträflich.

Gott führt Alles gerecht!

Erfreue dich, fromme, glaubende Seele, dieser erquickenden Worte: Gott führt Alles gerecht! Und du, o triumphirender Verbrecher, dem seine Schandthaten gelangen, erblasse, denn Gott führt Alles gerecht, weil er der Heiligste ist.

Frommer Dulder, der du unverschuldetes Leiden tragen mußt, nicht vergebens bürdete dein immer liebevoller Vater dir deine Last auf. Er wollte, du solltest sie tragen; er hilft dir sie tragen. Durch Schmerzen sollst du geläutert und veredelt werden. Dein Leiden ist die Wohlthat, wird Andern ersprießlich, ohne daß du es weißt. Vertraue deinem ewigen gerechten Vater, vertraue dem großen Vergelter! Auch deine Stunde der Erlösung, der Freiheit, der Ruhe und Beglückung wird schlagen!

Du, den Neid und Verleumdung verfolgen; du dessen Unschuld unterdrückt weint; du, dessen Verdienst und Tugend verkannt wird — erhebe deinen Muth. Was dir auch widerfahre, es geschieht nichts gegen Gottes Willen. Er führt Alles gerecht! Deine Verleumder werden einst zu Schanden werden; deine Unschuld wird einst gerechtfertigt glänzen; deiner Tugend, deinem Verdienste werden endlich selbst Widersacher den Kranz aufsetzen müssen.

Gott führt Alles gerecht! Erzittere, scheinheiliger Sünder, wenn heute auch die Welt noch deine Bosheit nicht entlarvt, die schwarzen Werke deiner Rache, deines Hasses, deiner Wollust nicht verrathen sieht — der Tag der Entdeckung bleibt nicht aus. Denn also ist in der Weltordnung Alles eingerichtet, daß die Folgen der Begebenheiten endlich jeden Gräuel an das Licht des Tages ziehen, so wie das Meer keinen Leichnam behält, sondern wieder ans Ufer auswirft. Umsonst willst du die Umstände bezwingen, die Ereignisse regieren — Gott ist's, der Allerheiligste, welcher sie mit Allmacht beherrscht, und er führt Alles gerecht! Wenn wir nur aufmerksam auf die Schicksale der Menschen, der Könige und Bettler, wären; wenn wir nur auf den Zusammenhang unserer eigenen Begebenheiten achten wollten: wir würden oft mit tiefem Erstaunen die Weisheit und Gerechtigkeit der göttlichen Führungen wahrnehmen, und anbetend zu dem Unbegreiflichen emporschauen. Aber daß wir immer nur, gleich dem Thiere, nach dem hinblicken, was uns zunächst liegt, daß wir uns von unsern alltäglichen Begierden, von unsern selbst gemachten Entwürfen und kleinen Wünschen gewöhnlich ganz verschlingen lassen, — das ist's, was uns blind gegen die Wunder der göttlichen Weltverwaltung, und ungerecht und thöricht und vertrauenslos macht.

Gott führt Alles auf das gütigste!

Endlich ist noch das Ziel der höchsten Weisheit in der Leitung unserer menschlichen Verhältnisse, selbst der Gerechtigkeit des Vergelters, nichts Anderes, als unser Aller Glück. So sind die Führungen Gottes nur neue Wunderwerke der unergründlichen Liebe des Vaters im Himmel. Denn er will nichts, als die wahre Seligkeit jedes Einzelnen; nur dafür rief er uns ins Leben; nur dafür gab er uns Antheil an Jesu himmlischen Lehren, nur dafür Theil am Blute des Welterlösers; nur dafür leitet er uns durch Kummer und Ungemach.

So führt auch jeder menschliche Vater sein Kind, welches er wie sich selbst liebt. Und das Kind, von dieses Vaters Liebe überzeugt, murrt nicht, tadelt nicht, sondern vertraut der Weisheit und der Güte dessen, der es erzieht. Es empfängt segnend aus der liebevollen Hand die freundlichen Gaben und Geschenke, aber dankbar auch die Strafen seiner kleinen Fehler; es nimmt die Freuden, welche des Vaters Hand ihm auf den Pfad seiner Jugend streut, aber auch die Mühseligkeiten, die schweren Uebungen seiner zarten Kräfte übernimmt es willig, wenn es gleich noch nicht begreifen kann, wozu dies Alles ihm dereinst in männlichen Jahren nützlich sein werde.

Ist nun Gott unser Vater: warum wollen wir nicht bei seinen Führungen thun, gleichsam wie gute Kinder sollen? Wir wissen es, unser ganzer Lebenslauf bezeugt es, unsere Vernunft verbürgt es, das göttliche Wort versichert es: er führt Alles auf das gütigste! Wohl-

an, so wollen wir uns freudig diesen Führungen hingeben; zufrieden mit dem, was wir haben, das Kommende erwarten ohne Scheu; nicht mehr eigensinnig an unsern Lieblingswünschen hangen, sondern voraus überzeugt sein: sie mögen erfüllt oder vernichtet werden, immer ist es Gottes Liebe, Gottes Sorge für unser Bestes, welche jene Wünsche erfüllte oder vernichtete.

Ja, mein großer, mein ewiger, weiser Vater, ja, ich bin ruhig über Alles, was mir begegnen mag, und wozu Du mich und die lieben Meinigen auch noch bestimmt haben mögest. Ich will mich halten an Deiner Hand, Du wirst mich immerdar führen auf dem rechten Weg. Und welche Pfade Du mich auch betreten lässest, alle leiten mich, o höchste Güte, zu meinem Glück. Dies Glück aber ist nicht Reichthum, Würde, Ansehen oder Macht auf Erden — was frommt mir endlich dies Alles, wenn ich vielleicht nach wenigen Jahren oder Monden schon eine Leiche sein sollte? — Nein, das Glück ist höherer, ewiger Art — es ist Geisterglück. Ich keine keinen Namen dafür, es wäre denn der Name: bei Dir zu sein!

Darum schmückst Du, o Allgütiger, diese Welt mit so vielen Reizen, daß wir darin Deine Güte erkennen. Darum muß die Welt für uns oft voller Dornen sein, daß wir uns ihr nicht ganz hingeben, sondern, gleichsam von ihr selbst zurückgestoßen, uns wieder erinnern, daß wir nicht ihr, sondern einem höhern Leben angehören sollen.

Darum, wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet, und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe! Der Herr ist meine Zuversicht, der Höchste ist meine Zuflucht. (Ps. 91, 1. 2. 9.)

221.

Die Macht des Gewissens.

2 Kor. 1, 12.

Heil'ger Gott! nichts freut auf Erden
Ohn' ein heiliges Gemüth;
Gold und Gut muß Asche werden,
Und der Schönheit Pracht verblüht.
Nur ein freudiges Gewissen,
Das vor keiner Schuld erbleicht,
Kann das Leben uns versüßen,
Macht uns selbst das Sterben leicht.

Es tönt in der Brust aller Sterblichen eine fremde, eine heilige Stimme, und Jeder vernimmt sie, von welcher Religion er auch sei; selbst der Heide, dem nie das Licht der Offenbarung ward. Sie tönt; kein Schmeicheln, kein Unwille, kein Vernünfteln bringt sie zum Schweigen: immerdar ruft sie: Mensch, sei gerecht!

Umsonst treibt sich der Religionsspötter in frechem Leichtsinn umher, und hält Alles für Werk des Zufalls, den frommen Glauben für Pöbelwahn, das Christenthum für einen politischen Zaum, das rohe Volk zu bändigen, umsonst will er an keine Tugend glauben, sondern achtet sie für Schwärmerei oder Heuchelei; umsonst will er sich bereden, es sei Alles gut, was Klugheit, List und Eigennutz anrathen; umsonst möchte er einen Gott aus der unermeßlichen Schöpfung, einen vergeltenden Richter über den Sternen hinwegläugnen, — die innere Stimme ruft: Du lügest, Mensch! — Die Erde bebt, und Tempel und Paläste stürzen zusammen; es sinken ihm zur Seite Freunde erblassend in den Sarg, und werden Staub und Erde; im furchtbaren Aufruhr der Elemente rauscht der Donner durch alle Himmel, und die Blitze strahlen nieder und verwandeln sein Haus in Flamme und Asche. Der Spötter spottet nicht mehr. Es ist ein Gott! ruft ihm die innere Stimme zu. Es ist ein Gott! lallt er ihr zitternd nach.

Umsonst verspottet der Bösewicht so lange die heilige Stimme in seiner Brust, und nennt sie eine Folge seiner Erziehung, einen Nachhall alter Kindermährchen. Er will sich über das erheben, was ihm Vorurtheil zu sein scheint, übt im Geheimen seine Sünden, und blickt höhnisch umher und fragt: wo ist der Richter, der mich richtet? Die innere Stimme ruft: Wälze eine Welt über deine Sünden, sie kommen doch früh oder spät an das Sonnenlicht! — Umsonst wirft er sich in die stürmischen Lustbarkeiten der Welt: er trägt überall den Feuerbrand im Herzen mit sich herum, einen Funken der Hölle, der ihn heimlich verzehrt. Umsonst will er sich von der heiligen Weltordnung losreissen, in welcher nur das Gute gedeihen, das Böse nur Verderben zeugen kann: eine unbekannte Macht reißt ihn mit sich fort, und bindet ihn und seine Thaten an diese ewige Weltordnung. Verderben quillt aus seinen geheimsten Sünden. Er kann es nicht wehren. Er ist auf immerwährender Flucht vor sich selbst; die Unruhe vernichtet sein ganzes Wesen, die innere Stimme ruft: Gott ist allgegenwärtig!

Umsonst, verleumderischer Neid, verfolgst du die Wahrheit, und willst dem Verdienst seine wohlerworbene Krone entreissen. Was dein Mund verlästert, das muß wider seinen Willen dein eigenes Herz ehren, und du endest mit der Schande der Welt, die sich über dir häuft.

Umsonst, herzloser Tiraun, verfolgest du die Unschuld, um deine eigenen Verbrechen zu rechtfertigen; umsonst verfolgest du sie mit falschen Zeugen und falschen Eiden, umsonst mit bestochenen Gerichten, mit schimpflichen Kerkern, mit allen Foltern: du beugst sie nicht. Sie lächelt kühn dir in das gleißnerische Angesicht; sie lächelt mitten in den Thränen ihres Schmerzes, während du mitten in deinen Triumphen zusammen schauderst; sie sieht freudig in ihrem Kerker, während du angstvoll an der schwelgerischen Tafel bebst. Schleppe sie auf das Blutgerüst: ihr Tod ist ihr Sieg, und ihr Sieg ist deine Verdammung.

Das ist die Macht des Gewissens, welche, wie ein unsichtbarer Engel, in die Versammlung der Sterblichen tritt, und Wahrheit, Gerechtigkeit und Unschuld empor hält, wären sie auch von aller Welt verlassen; den Verbrecher ergreift, flöhe er auch in die entlegenste dunkelste Höhle; und den Sünder zu Boden wirft, säße er auch auf Thronen, und ständen gewaffnete Heere ohne Zahl zu seinem Schutze um ihn her.

Es ist das göttliche Gesetz dessen, was gut und wahr und gerecht ist, in aller Menschen Gemüth geschrieben. Daher zeugt auch selbst bei den Heiden die Stimme des Gewissens, und

über jedes unserer Werke verklagen oder entschuldigen sich unsere Gedanken unter einander. (Röm. 2, 14. 15.)

Das Gewissen lehrt! Es lehrt auch den Unwissenden, was er thun müsse. Niemand darf sich vor der Welt, noch weniger vor sich selbst, am allerwenigsten vor Gott dem Allwissenden wegen seiner begangenen Fehltritte entschuldigen, daß er nicht gewußt habe, was recht oder unrecht sei.

Das Gewissen lehrt! Es ist unbestechlich, es richtet gerecht. Folgst du diesem heiligen Gefühle des Guten, so wirst du nie absichtlich irren, nie wissentlich Böses thun, und mit dir selbst in stiller Zufriedenheit sein. — Horche auf die Stimme dieses Lehrers, mag auch deine Sinnlichkeit noch so verführerisch dagegen schreien. Horche auf die Stimme, besonders in zweifelhaften Fällen, wo du von ganz entgegengesetzten Neigungen irre werden könntest, wo dein Vortheil vielleicht nicht ohne Ungerechtigkeit gegen Andere bestehen kann; wo du großes Gutes stiften könntest, wenn dein Eigennutz, deine Eigenliebe sich dafür zu irgend einer Aufopferung verstehen wollte. Du sinnest vielleicht auf Rache gegen einen Menschen, dem du nicht wohl willst; dein Gewissen spricht: Sei edler, als er, und beschäme den Elenden mit Großmuth! — Vielleicht verwirren unanständige Begierden deine Sinne; dich lockt die Wollust zu einem Verbrechen, zu einer Ausschweifung; dein Gewissen ruft: Verwegener, willst du das Gift des Lasters in die Brust der Unschuld werfen? Willst du, gleich Satan, ein Paradies zerstören? — Vielleicht gelüstet dich nach fremdem Eigenthum, vielleicht nach ansehnlichem Vortheile, der durch leichten Betrug zu gewinnen wäre; dein Gewissen ruft: halt ein, und laß den Vortheil fahren, der dich vor dir selbst verächtlich machen muß!

Was hättest du, und wenn du die ganze Welt gewännest, und nähmest Schaden an deiner Seele? Vielleicht reizt dich deine Eitelkeit, durch witzige Einfälle dir und Andern ein Fest zu geben, indem du einen Dritten lächerlich machst; dein Gewissen ruft: Freche Lästerzunge, wie schnell würdest du verstummen, stände der Verspottete plötzlich neben dir!

Das Gewissen lehrt! Es lehrt mit Ernst und Gerechtigkeit; du findest auf keinem andern Wege dein Glück, als wenn du seinen Winken nachgehest. Ueberrede dich keines Andern; klügele nicht einen Ausweg aus, wo du unerlaubte Wünsche und Neigungen befriedigen könntest, ohne deinen Gefühlen des Rechten und Anständigen wehe zu thun. Du klügelst falsch. Dich lockt eine Uebelthat, und hinter dem Rücken der Uebelthat lauert schon verborgen die Reue auf dich. Das Gewissen läßt mit sich keinen Vergleich eingehen. Du meinst, mit ihm zu unterhandeln; nein, schwacher Mensch, du irrest dich, du unterhandelst nur mit deiner Schande, der du dich gefangen geben willst.

Das Gewissen lehrt! Es lehrt mit göttlicher Kraft. Es spricht: Thue Dies und meide Jenes, denn es ist recht, und weil es recht ist, sollst du Dieses und Jenes unterlassen, nicht aber darum, weil du Vortheil davon haben oder Schande davon ärnten könntest. Du sollst das Gute und Rechte thun, ohne auf irgend etwas Anderes dabei zu achten. Du sollst es thun, auch wenn es nicht deinen Nutzen befördert. Du sollst es thun, auch wenn es dir Schaden verursachen könnte. So spricht dein Gewissen, so, Mensch, spricht Jesus Christus selbst. Denn wenn du nur das thust, was dir nützet, so hast du deinen Lohn dahin. (Matth. 6, 1. 2.) Du warst nur klug, nicht tugendhaft.

Das Gewissen warnt! Wer Mensch ist, hat gefehlt, und wer da fehlte, der hat die Warnungen seines innern Richters empfunden.

Schon als Kinder bei unsern Spielen oder in unsern kleinen häuslichen Geschäften empfanden wir Bangigkeit, ehe wir, durch Leichtsinn oder verführende Beispiele, oder durch eigene böse Neigung hingerissen, eine ungerechte That verübten.

Dem Diebe, ehe er die Hand zu fremdem Eigenthum ausstreckt; dem Wollüstling, ehe er das Wort der Verführung stammelt; dem Meineidigen, ehe er die verbrecherischen Finger zum falschen Schwur emporstreckt; dem Treulosen, ehe er hingeht, aus Eigennutz oder Rache einen Freund, eine Obrigkeit oder ein Vaterland zu verrathen — wie heftig pocht ihm das Herz! Wie furchtbar ernst mahnt das Gewissen ihn von dem Verbrechen ab, immer ernster, je näher der Sünder seinem Ziele kommt!

Der Kampf des Menschen mit sich selbst, ehe er zu schlechten Thaten den ersten Schritt thut, der Kampf mit seinem warnenden Gewissen, ist gleichsam das Ringen des Menschen mit seinem gutem Engel, der ihn festhalten und nicht fallen lassen will. Ach, vergebens ist der rührende Ernst des Engels! Die Missethat wird vollbracht. Der Engel weicht trauernd zurück und schweigt. Der Sünder taumelt von Schande zu Schande, und immer trauriger, immer leiser tönt die warnende Stimme des göttlichen Boten, der von ihm weicht.

Sehet den noch unverdorbenen Jüngling: er will den ersten Betrug begehen! Er spricht, aber seine Zunge stockt. Er geht, aber seine Schritte sind ungleich und schwankend. Die Verlegenheit ist in allen seinen Bewegungen sichtbar. Er will seine Augen zu euch emporheben, mit welchen er ehemals euch freudig in das Angesicht sehen konnte, aber er kann den Blick des Gerechten nicht ertragen; er fürchtet, ihr werdet die Unruhe seines Gewissens sehen. Hier kündet sich das warnende Gewissen. Noch wankt der einstige Liebling der Guten; erröthend schämt er sich vor seinem unwürdigen Selbst. Er könnte nicht in den Spiegel sehen, ohne es zu verabscheuen. Jüngling, der bisher ein unbeflecktes Herz bewahrte, und stolz und frei mit diesem Herzen durch die Welt ging, daß Männer und Greise in ihrer Verdorbenheit ihn beneiden müssen — und du, zartfühlende Tochter guter Aeltern, o höret auf die warnende Stimme euers guten Engels, daß er nie von euch weiche! Traget die reine Unschuld eurer Kinder unbefleckt durch die Welt und durch deren Laster und verdorbene Sitten. Traget sie unversehrt in frommer Brust noch als Männer oder Hausväter, als Weiber und Hausmütter; o, es ist der Mühe werth, ihr bringet den Himmel eurer Kindheit in die Tage eures hohen Alters hinüber!

Jüngling, siehe den entnervten Wollüstling, der die Fülle seiner Gesundheit vergeudete und dem frühen Grabe entgegen keucht; siehe den Ehrlosen, der bei einem durch Betrug erworbenen Vermögen keine frohen Tage hat, weil an dem ungerechten Gute ein Fluch klebt; siehe den Mörder, der bleichen Angesichts zum Hochgerichte wankt, weil er im Jähzorn den Bruder erschlug.

O Tochter, siehe die entehrte Jungfrau, wie sie, eine Schmach ihrer Verwandten, sich im heimlichen Gram verzehrt, weil sie allzuleichtsinnig dem schmeichelnden Verführer glaubte; siehe jene Mutter, die von ihren eigenen Kindern verachtet wird, weil sie durch Geiz, durch Rohheit, durch häusliche Unordnung ein Ekel der Welt geworden ist — alle diese Unglücklichen fühlten einst die Warnungen des Gewissens, wie ihr sie empfindet, und wagten es, sie zu verachten.

Das Gewissen straft! Der gute Engel ist nach dem Fehltritt entwichen; der böse Engel wacht mit seinen Qualen. Statt der harmlosen Freudigkeit schleicht die Furcht in das Herz. Noch nie ist auf Disteln eine gute Frucht gewachsen; noch nie hat eine üble That gute Folgen nach sich gezogen. Jahre lang kannst du deine schändliche That verbergen, aber ihre Folgen gehen durch die Ewigkeit und werden deine Verräther. Ein Ungefähr, ein Zufall, den du nie befürchtetest, eine Stunde, von der du es am wenigsten vermuthen konntest, bringt deine Schande an das Tageslicht. Du bist nicht mehr sicher. Das schreckliche Sprichwort ist nur zu wahr: Es ist nichts so rein gesponnen, es kommt endlich an die Sonne. Auch an dir wird es sich erwahren.

Könnten wir manchen Menschen in seiner Einsamkeit sehen, wenn er von seinem bösen Gewissen gefoltert dasitzt, wie verlassen von Gott und Menschen, und sich selbst verachten muß; wie er beim Anblick jedes Rechtschaffenen seine Verworfenheit fühlt, wie selbst ein Wort, unschuldig von Andern hingesprochen, ein Dolchstich in seinem Herzen wird; wie jeder Umstand ihn aus seiner erkünstelten Sicherheit aufschreckt! Wahrlich, die Schlangenbisse der Reue schmerzen heftiger, als aller Vortheil, alle Freude uns in der sündigen Stunde wohlthat.

Die Plage des bösen Gewissens mischt sich in alle unsere Vergnügungen. Gelingt es dem Bösewicht, sich selbst in den Zerstreuungen des Tages zu vergessen: das Andenken an sein Unrecht schleicht gespensterhaft in der Nacht an sein Bette. Er sehnt sich nach dem Schlafe, aber die Erinnerung verfolgt ihn in schweren Träumen. Mancherlei und groß können menschliche Leiden sein, aber nur eins ist das schrecklichste von allen — es ist die Gewissensangst. Sie haßt den Sonnenschein, der ein Verbrechen beleuchten könnte, und schaudert vor der Dunkelheit der Nacht, worin Verrätherei zu schleichen pflegt. Sie flieht die Einsamkeit, wo das Gedächtniß der begangenen Schandthat nur lauter wird; und flieht die Gesellschaft, um nicht ihre eigene Verrätherin zu werden.

Unaufhörlich zittert das schuldbewußte Herz vor dem Augenblick, welcher der letzte seines Geheimnisses ist. Aber die Pein der Furcht und der ewigen Vorwürfe steigt endlich so hoch, daß der Sünder, um von der Höllenangst frei zu sein, selbst hineilt, und sein Vergehen bekennt. Wie mancher Mörder hatte keine Ruhe mehr, bis er zum Richter lief, und seine Schuld offenbarte! Wie mancher Betrüger lag auf dem Todtenbette, und konnte nicht sterben, bis er an dem Betrogenen oder dessen Kindern seine Schuld wieder gut gemacht hatte!

Dies ist die furchtbare Macht des Gewissens! Es kann eine Zeit lang übertäubt, nie unterdrückt werden. Es erwacht, und je später, desto entsetzlicher. Der Sünder wird der Raub seiner Reue, er muß die Frucht seiner Schande ärnten, und wäre es erst am Rande des Grabes, wo er trostlos verzweifelt.

Das Gewissen lohnt! So göttlich lohnt es, als es die verschmähte Tugend furchtbar rächt.

Wer ein frohes Bewußtsein hat, sieht in allen Menschen, die ihn begegnen, nur Freunde. Er weicht Niemand aus; er hat Keinen zu scheuen. Er beklagt den Lasterhaften; er liebt den Rechtschaffenen, und steht jedem offen zur Rede. Sein Gemüth lebt in ewiger Heiterkeit. Die Freude, welche ihm die wechselnde Stunde reicht, genießt er mit vollen Zügen, und das Unglück, welches ihn überrascht, trägt er mit männlichem Muthe: ihn stärkt das Gefühl: Du warst eines bessern Schicksals werth, und hast deine Leiden nicht verschuldet. Gott ist mit dir.

Seht die verfolgte Unschuld: mit dem Stolze eines reinen Gewissens verläßt sie den gräuelvollen Pallast, und wählt den Bettelstab; mit göttlicher Ruhe spricht sie zu ihren Verfolgern, wie Jesus einst in Gethsemane: ich bin es, den ihr suchet. Irdische Schmach kann sie nicht entehren, alle Trübsal ihr nicht den himmlischen Frieden entreissen. Der Kerker verwandelt sich vor ihr in Anmuth, und soll sie das Blutgerüst besteigen, da feiert sie ihren höchsten Triumph; es ist eine Verherrlichung ihrer selbst; über ihrem Grabe weint die Nachwelt.

Dem Manne, welcher mit heiterm Bewußtsein handeln kann, vertrauen Hohe und Niedere. Er steht unabhängig; er ist ein Fürst, wenn auch nur im schlichten Gewande. Denn die ihn kennen, müssen ihn ehren; vor Thron und Richterstuhl steht er ohne Furcht, und dem Tode sieht er lächelnd ins Auge.

Ein frohes Gewissen ist ein Himmel im Herzen, gibt Herrschaft über die Bösen, ist ein Schutzgott in der Noth, ist ein Anker im Sturm und das weichste Sterbekissen.

Heiliger, heiliger Gott! Ach, daß dieser unnennbare Friede des reinen Bewußtseins mein Eigenthum sein möchte immerdar! Daß ich nie vor mir, nie vor Dir, nie vor Andern erröthen dürfte wegen meiner Handlungen! Daß ich nie die Schrecken eines bösen Gewissens, nie den Schlangenzahn der Reue in meinem Herzen fühlen dürfte! Daß ich unschuldvoll und rein mit kindlichem Gemüth im Gewühl dieses Lebens bleiben möchte!

Wohl bin ich schwach, und empfinde meine Schwächen. Vielleicht kann ich zu übereilten Schritten durch meinen Leichtsinn gerathen, vielleicht in einer aufwallenden Leidenschaft mich und Deinen heiligen Willen vergessen! Dann, dann, o mein Gewissen, sei du der Wächter meiner Tugend, meiner Unschuld, meiner Ruhe! — Das göttliche Gefühl des Wahren und Edeln soll mich leiten, daß ich nicht meiner selbst unwürdig werde, und nicht von Gott abfalle, nicht von Dir, o mein Jesus, mein himmlischer Lehrer, durch dessen Wort ich mich heiligen will.

Wie kann doch alle Süßigkeit, die eine unerlaubte Handlung, ein verbotener Wunsch gewährt, den Menschen für die Marter einer beständigen Angst, einer unvermeidlichen Selbstverachtung schadlos halten? Wie kann doch eine flüchtige, nur mit bangem Herzen genossene Lust Ersatz sein für hundert Stunden der Reue?

Nein, nein, mein Gott, mein heiliger Vater! nicht vergebens legtest Du den Richter meiner Gedanken, Worte und Werke mir ins Herz. Des Gewissens Stimme ist Deine Stimme: sollte ich sie jemals verschmähen? Nein, und sollte es mir auch noch so bitter angehen, meine frevelhaften Begierden zu überwinden, meine unanständi-

gen Neigungen zu bekämpfen — o Gott, höre das feierliche Gelübde meiner Seele: ich will rein und vorwurffrei bleiben; ich will den Spott der ganzen Welt, ich will Armuth, ich will Hunger und Elend, ich will den Tod lieber tragen, als eine einzige Schuld, die mich vor mir selbst entehrt. Darf ich nur muthiger zu Dir aufschauen: was achte ich dann der Menschen? Bin ich mir nur Deines Beifalls bewußt, so habe ich schon Seligkeit.

Ach, diese Empfindungen, diese Entschlüsse, die mich jetzt schon so froh machen, daß sie doch nie aus meinem Gedächtnisse weichen! Wie froh will ich dann das Glück des Lebens aus Deiner Hand empfangen, wie freudig dann in jedes Verhängniß gehen; wie hoffnungsvoll und selig einst mein Auge im Tode schliessen!

222.

Aeltervverehrung.

Ephes. 6, 1—3.

Von Sina's wettervollem Fels
Erscholl's (wer Ohr hat, höre!)
Bezeugt, ihr Söhne Israels,
Den Aeltern Lieb' und Ehre!
Wer lang und glücklich leben will,
Gehorche froh, gehorche still
Den Aeltern, gleich als Göttern.

O Vater aller Kinder, gib
Den Kinderherzen Liebe!
Zum freudigsten Gehorsam Trieb,
Zu allem Guten Triebe;
Sei Du, den nie ein Auge sah,
In Aeltern sichtbar und uns nah,
O unser ew'ger Vater!

Gibt es auf Erden ein festeres, innigeres Band, als jenes heilige, welches das Herz der Kinder an das Herz derer fesselt, denen sie ihr Dasein auf Erden schuldig sind? Haben wir selbst für den erhabenen Schöpfer des Weltalls einen zärtlichern Namen, als welchen wir von unsern irdischen Aeltern entlehnen? — Vater, so rufen wir zum höchsten Wesen, und wissen keinen süßern Namen, keinen zu erfinden, der unserm Herzen wohlthuender wäre. — Der Vater- und Muttername ist das erste, was wir auf Erden stammeln lernten; das erste, was uns Unmündigen einst Freude und Trost gab. Ach es ist schon genug, das Unglück eines Kindes zu schildern, und selbst schon harte Gemüther zur Wehmuth zu bewegen, wenn wir sagen: es ist eine Waise, von Vater und Mutter verlassen!

Gibt es ein festeres, ein innigeres Band auf Erden, als jenes heilige, durch welches die Hand der Natur, die Hand der Gottheit das Herz des Kindes an das Herz der Aeltern bindet? — Zwar schön sind auch die Verbindungen der Freundschaft und Liebe, welche der Mann mit dem Manne, das Weib mit dem Weibe schließt; süß ist es, seine Freuden mit einem geliebten Gegenstand theilen, seine Klagen einer innig vertrauten Seele eröffnen zu können; aber Jahre, Umstände, Sitten, Ungleichheit der Schicksale und Meinungen haben unterm Monde schon so manchen Freundschaftsbund gebrochen! — Nur die Neigung und Ehrfurcht des Kindes zu den Aeltern läßt sich nicht ganz brechen. Und wenn wir die Gespielen unserer Jugendtage, die Genossen unserer männlichen Leiden, in neuen Zerstreuungen und fremden Verhältnissen vergessen haben: seiner Aeltern kann doch auch das ungerathenste der Kinder nie vergessen, es muß ihrer gedenken, sei es mit zärtlichem Entzücken, mit liebender Wehmuth, oder mit der Bangigkeit eines zitternden Gewissens.

Zwar heilig ist auch das Band der Ehe, welches den Gatten mit der Gattin verbindet. Aber wie oft haben Leidenschaft und Ueberdruß dies Band wieder zerreissen; wie oft haben spätere Zeiten die Flammen der ersten Liebe verlöscht; wie viele Scheidungen folgten den heiligsten Schwüren! — Nur das Herz des Kindes scheidet keine Leidenschaft, kein Ueberdruß, keine spätere Zeit vom Herzen der Aeltern. Auch das ungerathenste der Kinder sieht mit dem Schmerz eines vorwurfsvollen Bewußtseins auf die Tage der Jugend zurück, da es harmlos im Arm des Vaters ruhen und sich der unveränderlichen Muttertreue erfreuen konnte, und erröthet, wenn es sich von denen entfernt und derer sich unwürdig gemacht hat, welchen es sein Dasein, seine Erziehung, die erste Grundlage seines jetzigen Wohlseins schuldig ist.

Manche Tugend ist untergegangen, manche schöne Empfindung starb unter dem Gifthauch der Verführung; aber die Verehrung der Aeltern kann, auch in dem vollendetsten Bösewicht, nicht ganz vertilgt werden. Noch heute, wie in dem grauen Alterthum der Menschheit, spricht jedes menschliche Gefühl: Ein Auge, das den Vater verspottet, und verachtet der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler fressen. (Spr. Sal. 30, 17.) Nein, die Ehrfurcht vor den Aeltern ist unter allen Tugenden des Menschen die erste, welche er empfindet, lernt und übt; sie treibt ihre Wurzeln am frühesten in die Tiefe des kindlichen Gemüths hinab, daher ist sie nie wieder ganz auszurotten. Sie ist der heilige und ewige Funke, der in unserer Brust glimmt, wenn schon andere Gefühle des Wahren, des Edeln und des Rechts in uns ausgestorben sein mögen, und an welchem sich schon oft wieder alle andere Tugenden entzündet haben, wenn sie längst verloschen gewesen sind.

Nicht ganz ausgehen kann die Verehrung der Aeltern? Also doch vermindern? Also kann doch die Flamme zum schwach glimmenden Funken werden? — Wehe dem Menschengeschlechte, in welchem dies möglich ist! Wehe den Ungeheuern, welche die Mutter vergessen, an deren Brust sie Leben sogen; die den Vater verschmähen, der ihnen Nahrung und Freude und Schutz gab, oft mit seines eigenen Lebens Gefahr, oft mit dem Opfer seiner Ruhe und seines eigenen Friedens! Wehe den Ungeheuern, denn für ihre Undankbarkeit hat selbst die menschliche Zunge noch keinen Namen erfunden; ihre Abscheulichkeit spricht nur der Mund der Hölle aus. Es hat Völker des Alterthums gegeben, welche unter allen ihren Gesetzen kein Gesetz für den Vater- und Muttermörder hatten, weil sie das gräßlichste aller Verbrechen entweder nicht für möglich hielten, oder auch nur den Gedanken einer Möglichkeit nicht in die Welt eindringen lassen wollten.

Mit Schaudern sehe ich in unsern Tagen, in unsern Städten, in unsern Dörfern die Möglichkeit! Ich sehe dieses Schreckliche in den Gemeinden der Christen, welches geläugnet wurde in einer heidnischen Vorwelt. Ich sehe Undankbare, welche, durch Glück und Zufall empor-

gehoben, sich ihrer geringen Herkunft schämen, und vor dem Namen ihrer Aeltern erröthen möchten. Ich sehe Undankbare, welche dem betagten Vater, der alten kränklichen Mutter nur mit Unwillen und Härte das letzte Brod reichen, und mit Verlangen auf ihren Tod warten! Ich sehe Gewissenlose, die kein Bedenken tragen, die gutmüthigen, ach, oft zu schwachen Aeltern um das wohlerworbene Ihrige zu betrügen! Ich sehe Unempfindliche, welche gleichgültig sind bei der Mutter Leiden, die doch so manche Schmerzensnacht für sie am Krankenbette gewacht hatte; welche gleichgültig sind bei des Vaters Noth, ach, des Vaters, der ehemals nicht Sorge und Mühe, nicht Frost und Hitze scheute, um ihnen ein ehrenvolles Auskommen zu erwerben! Ich sehe Rasende, welche sich, den Lastern sich ergebend, der Wollust, der Spielsucht, der Verschwendung, der Trägheit fröhnend, in Schimpf und Schande stürzen, uneingedenk der heissen Mutterthränen, gleichgültig gegen des Vaters gerechten Zorn oder seine Seufzer; gleichgültig, wie unter Schmerz und getäuschten Hoffnungen das Haar der Ehrwürdigen ergraut; gleichgültig, wie der Kummer sie ins Grab drückt.

Elende, mit welchem Gefühl betet ihr zum ewigen Vater im Himmel, die ihr des Vaters und der Mutter nicht achtet, welche euch auf Erden der Gottheit Stelle vertraten? Elende, wie möget ihr Jesum Christum lieben und euch des durch ihn erworbenen Heils erfreuen, da ihr nicht diejenigen mit Ehrfurcht und Innigkeit liebet, die zuerst in euer Herz das Gefühl der Religion senkten, und euch mit Liebe umfingen, ehe ihr sie kanntet? Elende, mit welchem Blick schauet ihr empor zum Himmel, auf zur Ewigkeit, wo diejenigen eure ersten Ankläger sein müssen, die eure ersten Fürsprecher sein sollten? wo diejenigen einst stehen, die nicht zum Weltrichter sprechen können: Herr, hier sind sie wieder, die du uns gegeben!

O du, der mit verkehrtem, gefühllosem Herzen die heilige Liebe und Ehrfurcht verläugnet, welche er den Schöpfern seiner Tage, den Erhaltern, den Erziehern seiner Jugend schuldig ist: ich nenne dich Vatermörder, dich Muttermörder; denn deine Hartherzigkeit stößt die mit Undank Belohnten ins Grab. O du, der sich seiner Aeltern schämt; der sich weigert, die Stütze und der Trost ihrer alten Tage zu sein: ich nenne dich Vatermörder, dich Muttermörder; denn deine Unbarmherzigkeit stößt sie ins Grab! Du, der ihres Segens spottet, und, ungehorsam ihren Lehren, dahin eilt, mit Lastern befleckt, dich in Vergehen und Schulden stürzt, mit Schande und Schmach Dornenkronen für das graue Haupt des Vaters und der Mutter flicht: ich nenne dich Vatermörder, dich Muttermörder; denn dein Werk ist es, daß die Urheber deines Lebens mit Leid in die Grube fahren!

Es ist eine Vorsehung, es ist ein Gericht, es herrscht über und unter den Sternen das dunkle Schwert der Vergeltung! Wehe dir, wenn auch deine Nachkommen dich einst verspotten, wehe dir, wenn dich deine Kinder einst verstoßen sollten! Wehe dir, wenn einst deine Arme altersschwach sich nach einer Stütze sehnen, und du sie vergebens in die Einöde der Welt hinausstreckst; wenn einst am Krankenbette keine freundliche Tochter dich pflegt, kein dankbarer Sohn für dich betet! — Du bist nicht würdig des hohen Genusses der Aelternfreude, da du deinen Aeltern diese Freude nicht gewährtest und ihnen nur Jammer geboten hast.

Hinweg, o meine Seele, von diesen schrecklichen Bildern! Wie tief betrüben sie mich! — Es ist schon beruhigend, zu wissen, daß Undankbarkeit der Kinder gegen Aeltern nur eins der seltenern Laster ist, und daß diejenigen, welche sich damit beflecken, schändliche Ausnahmen des menschlichen Geschlechts sind, so viel Empfindsamkeit, Verstand, Tugendsinn und wohl gar Religion sie auch immerhin heucheln mögen.

„Ihr Kinder, seid gehorsam euern Aeltern in dem Herrn, denn das ist billig!“ spricht die heilige Schrift: „Ehre Vater und Mutter; das ist das erste Gesetz, das Verheissung hat, auf daß dir's wohl gehe, und du lange lebest auf Erden!“ (Ephes. 6, 1—3.)

Verehre deine Aeltern, und gehorche ihnen in deiner Jugend, denn sie stehen bei dir an Gottes Statt. Sie gaben dir das Leben; sie gaben dir Nahrung und Freude, da du ihnen noch nichts geben konntest, als Sorge und Angst. Sie wachten für dein zeitliches Wohl, für deine Gesundheit, für deine Ehre. Sie wachten für die Güte deines Herzens, und bildeten schon dich für die Ewigkeit, da du noch kaum das irdische Leben recht kanntest. Gehorche ihnen; ihr Wille sei der deinige. In unserer Liebe zu Vater und Mutter übet und entwickelt sich auch unsere Liebe zu Gott. Die Liebe zu den Aeltern ist die erste Religion des Kindes; aus dieser Liebe quellen, oder mit ihr verbinden sich nachher alle übrigen Tugenden des Menschen. Wer seinen Vater von Herzen ehrt, wer seine Mutter von Herzen liebt, der ist zu allem Guten und Großen fähig; diese Ehrfurcht ist der starke Schutzengel der kindlichen Unschuld, und der eiserne Stab, an welchem sich auch der Gefallene wieder aufrichtet.

Gehorche Vater und Mutter, o mein Kind, aber mit freudiger Seele und ohne Murren; denn was dir zum Besten dient, das wissen sie am besten. Ihre Erfahrung ist dir zur Weisheit. Sie mögen dich küssen oder strafen, immer ist's ihre Liebe, die dich belohnt, ihre Liebe, die dich straft.

Ehre Vater und Mutter, nicht nur durch die Unterwürfigkeit deines Willens, so lange du unmündig und ihrer Fürsorge überlassen bist, sondern auch durch dein äusserliches Betragen, durch liebevolle Ehrerbietung in Worten, Geberden und Handlungen, wenn du nicht mehr unter ihrer unmittelbaren Obhut stehst. — Mangel des Zartgefühls, der Schonung, der Hochachtung und Ehrerbietung im Aeussern verräth ein rohes Gemüth, zu größern Vergehungen fähig. Das Auge und das Wort des Menschen sind die Verkünder seines innern Werthes oder Unwerthes. — Ehre deine Aeltern, denn indem du die mit kindlicher Achtung behandelst, von denen du herstammst, ehrest du dich selber.

Ehre deine Aeltern, auch wenn du nicht mehr ihrer Leitung unterworfen bist, und vergiß nie, was sie dir Gutes gethan haben! Ehre den Vater, der deinetwillen manche sorgenvolle Nacht durchwachte, wenn du kummerlos einschliefst; der für dich betete, wenn du freudig deinen Spielen nachjagtest; der sich manche Freude versagte, um sie dir aufzusparen; der manchen Tropfen Schweißes vergoß, um dir in der Welt ein gemächliches Loos zu verschaffen. Ach, er hat so lange und nur für dich gelebt, o Jüngling, o Tochter: lebe nun dankbar auch für ihn. Ehre die Mutter, welche dich mit Schmerzen gebar, und schon über

deiner Wiege Thränen der Liebe und des Kummers weinte. Womit willst du diese Liebe, diesen Kummer, diese Thränen vergelten, wenn nicht mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit für ihre spätern Tage? Denke, wenn du einen frohen Säugling an seiner Mutter Busen erblickst: so lagst auch du einst hilflos an der Brust der deinigen, und von Niemanden so heiß geliebt, als von ihr. Denke, wenn du eine Mutter voll Entzückens mit ihrem Kinde tändeln, oder sie mit bleich gehärmter Wange am Krankenlager ihres Lieblings siehst: so empfand auch deine Mutter für dich das gleiche Entzücken, den gleichen Schmerz. Ach, wie kannst du aufhören, die zu lieben, die aus Liebe für dich so gern oft in den Tod gegangen wären? Wie kannst du ihr die zärtlichste Ehrerbietung verweigern, welcher unter allen Menschen auf Erden du das Höchste schuldig bist? Wem nicht Vater, nicht Mutter ehrwürdig sind, dem ist unter dem Himmel nichts ehrwürdig und heilig, den fliehet, denn er hat ein Herz zu allen Verbrechen reif.

Ehre Vater und Mutter, und sei im Alter ihre Pflege, ihr Versorger, ihr Freund! ihr Beschützer! Es ist die höchste aller Freuden, welche Gott frommen, tugendhaften, dankbaren Kindern auf Erden gewähren kann, wenn er ihren Aeltern ein hohes Alter gibt. Dann erst, dann ist es ihnen möglich, den Guten das Gute zu vergelten und zu erwidern. Die Schwächen des Alters führen den Menschen wieder in die Hilflosigkeit der Kindertage zurück. Der greise Vater, die betagte Mutter haben zur Arbeit keine Kraft, zur Seibstbeschützung keinen Muth mehr. Nun gib ihnen die frohen Stunden zurück, die sie dir, als Kind, gaben; nun ernähre sie, und verbanne die Sorgen von ihrem Herzen, so wie sie auch deiner ehemals pflegten und schonten; nun opfere dich für sie auf, wie sie einst sich für dich so oft geopfert haben.

Ehre deine Aeltern; mögen sie auch ihre Fehler haben, verdecke sie liebevoll, beurtheile sie schonend. Sie haben ja des Guten so viel für dich gethan, sie haben ihr Alter mit Ehre erreicht: könntest du jetzt ihr strenger Sittenrichter werden? — Und kannst du, darfst du es nicht vermeiden, gebietet es dir deine eigene Hochachtung und Liebe, sie auf dasjenige aufmerksam zu machen, wodurch sie vielleicht in der Achtung bei Andern einbüßen, o so geschehe es immer mit kindlicher Ehrerbietung, mit sorgfältiger Schonung in den Worten; so laß nie deinen Mißmuth, sondern nur die ganze Fülle deiner kindlichen Liebe reden. Und wenn du endlich einsiehst, daß es zu spät sei, diese Fehler, die vielleicht seit langen Jahren tief einwurzelten, von ihnen zu nehmen, so schweige. Schweige und dulde du allein. Schweige und mache diese Fehler für sie und Andere so unschädlich, so wenig auffallend, als möglich. Schweige und verhülle ihre Unvollkommenheiten und Schwächen, denn die Ehre deiner Aeltern ist deine Ehre. Erinnere dich, wie auch sie ehemals so lange Geduld mit deinen Mängeln und Unarten getragen haben, und dich nicht verachteten, sondern mit treuer Zärtlichkeit dir zugethan blieben. Vergilt, denn auch für dich lebt ein Vergelter.

Ehre deine Aeltern, mögen sie gegen dich auch zuweilen hart, sogar vielleicht ungerecht gewesen sein. Du warst nicht geschaffen, der Richter und Strafer derer zu sein, durch die dich Gott ins Dasein rief. Ihr Alter fordert deine Hilfe, ihr graues Haar deine Ehrfurcht, ihre Liebe für dich in jüngern Jahren die schuldige Dankbarkeit deiner spätern Tage. Waren sie hart gegen dich — vielleicht beförderte eben diese Strenge dein Wohl. Vergilt nun mit Milde. Ach, wie süß ist es, seine eigenen Aeltern zu seinen Schuldnern machen zu können! Glücklich ist der Sterbliche, dem dieses Himmelsloos zu Theil wird! Waren sie ungerecht gegen dich; sei du nun der Gerechte gegen sie. Meide es, sie auch nur aus der Ferne daran zu erinnern. Ach, jede dieser Erinnerungen wäre ja ein Dorn in des Vaters, in der Mutter Brust; und wie sollte solche Wunde in ihren letzten Tagen wieder heilen, da die vergangene Zeit unwiderruflich ist, und das Geschehene nicht von ihnen abgeändert werden kann! und wenn sie ungerecht gegen dich waren: weißt du, ob es auch ihre Schuld war? Weißt du, ob sie nicht durch manche Veranlassungen über dich und deine Gesinnungsart getäuscht worden sind? Sie waren ungerecht, und doch vielleicht unschuldig und voller Liebe zu dir. Ein Mutterherz kann doch nie ganz aufhören, zu lieben, ein Vaterherz kann sich doch nie ganz verläugnen.

Ehre deine Aeltern, so lange sie leben auf Erden! Ehre sie auch dann noch, wenn du ihnen nicht mehr in Allem gehorchen kannst. — Der Gehorsam der Kinder gegen die Aeltern ist so lange unbedingt, als Kinder nicht selbst im Stande sind, für sich recht und gut zu handeln, und daher der Leitung und Fürsorge der Aeltern bedürfen. Im reifern Alter, wo Sohn oder Tochter sich selbst gehören, wo sie vielleicht selbst schon für ein eigenes Haus zu sorgen, Gatten- und Aelternpflichten zu erfüllen haben, müssen vernünftige Aeltern Verzicht auf die blinde Unterwürfigkeit des Kindes thun. Sie kennen nicht mehr alle Verhältnisse, alle Bedürfnisse, alle Ziele desselben. Sie mögen in einzelnen Fällen erfahrungsvolle Rathgeber, nie aber Gebieter sein.

Die Mündigkeit der Kinder spricht sie von der vollkommenen Unterwürfigkeit los, aber doch nicht von allem Gehorsam. Wir sollen und müssen, als gute Kinder, auch dann noch mit Ehrerbietung die Wünsche des Vaters und der Mutter erfüllen, wenn sie nicht höhern Pflichten gegen unsern Beruf, gegen unsern Gatten oder gegen unserer eigenen Kinder Wohl widersprechen. Wir sollen und müssen ihnen auch in spätern Jahren, und wenn wir schon selbst Gatte, Vater, Mutter sind, die gleiche gewohnte Ehrerbietung, wie in den Jugendjahren, bezeugen; denn nie haben sie aufgehört, unsere Aeltern zu sein; wenn sie auch aufhörten, unsere Ernährer und Versorger zu sein. Wir sollen und müssen ihnen mit zärtlicher Aufmerksamkeit in allen unschädlichen Wünschen entgegeneilen, und nicht Kindespflicht, nicht Kindesdemuth verläugnen, selbst wenn wir durch die Gunst des Schicksals über sie erhoben worden wären, und in Rang und Würden, Stand und Reichthum weit über ihnen ständen. Denn das Verhältniß des Menschen zum Menschen geht allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens vor. Wir waren Kinder unserer Aeltern, ehe wir Würden und Glücksgüter hatten; wir sind und bleiben Kinder unserer Aeltern, wenn das Verhängniß uns wieder in den Abgrund menschlichen Elends stößt.

Ehre deine Aeltern, ehre sie mit frommem Andenken, auch wenn sie nicht mehr

sind. Ehre sie noch durch ein rühmliches Leben nach ihrem Tode. Ach, du warst vielleicht ihre letzte Sorge, ihr letzter Kummer, ihre letzte Freude, ihr letztes Gebet! So sei ihr Grab dir noch ein Heiligthum! So sei ihr Name und die Erinnerung ihres liebevollen Lebens noch dein Stolz, deine Freude! So sei der Blick auf sie, auf die Ewigkeit, wo tiefer Frieden wohnt, deine Hoffnung.

Vater! Mutter! Verklärte! Ihr nun höhere Wesen. Ach, mein Auge bricht in Thränen; Sehnsucht und Wehmuth beklemmen mein Herz! — Vater! Mutter! Verklärte! Ihr starbet mit der Liebe für mich im Herzen. Ich bin von euch gerissen. Ich weine auf Erden allein! Mutter, o deine Mutterliebe trocknet meine Augen nicht mehr; Vater, deine Vaterliebe erquickt mich nicht mehr! Ach, ich hatte einst auf Erden einen Himmel. Da waret ihr noch. Da wandeltet ihr wie Engel Gottes um mich, und wachtet für mich. O könnte ich wieder in den schönen Morgentraum meines Lebens heimkehren; wie wohl war mir bei euch!

Ja, ich werde heimkehren in meinen neuen Lebensmorgen, wo ihr, Verklärte, mich wieder anlächelt. Meine Sterbestunde wird wieder meine Geburtsstunde. Euer Kind wird wieder vollendet zu euch fliegen, dort — dort, wo Gott, unser aller Vater, und seine Seligkeit wohnt! — dort, dort, wo ihr mein harret, und euere unsterbliche Liebe schöner für mich blüht, als auf Erden. — — O Vater, o Mutter, welche Seligkeit, wieder dein zu sein, ganz und ewig dein zu sein, und ohne Trennung, ohne Thränen dein!

Gott, Gott, gib mir Kraft, daß ich auf Erden würdig wandle, um die Heißgeliebten dort wieder zu finden; daß ich ihr Andenken durch keine schlechte That entweihe; daß ich in der Heiligkeit und Tugend Jesu vollende, worin sie vollendeten!

Und wenn die Sünde sich schmeichelnd meinem Herzen naht, wenn die Verführung ihre Netze wider mich ausspannt, wenn ich schwach werde, und am Rande eines lasterhaften Entschlusses wanke, wenn ich, von wilden Wünschen und Begierden fast übermannt, meiner selbst unwürdig zu werden in Gefahr schwebe — dann, Vatertreue, dann, Mutterliebe, dann Aelternehre, erscheinet dem Wankenden, als Schutzgeister seiner Seele! Wie eure Hand mich einst zum Bund mit Gott geführt, so führe mich die Erinnerung an euch wieder in die Arme der Tugend, der Religion!

Ich will Vater und Mutter ehren, so lange ich lebe auf Erden!

223.

Kindlicher Glaube.

Röm. 10, 10.

Hoch, aus der Erde Nacht empor,
Schwingt sich zu Dir mein Glaube,
Und nur für Dich, Herr, Aug' und Ohr,
Für nichts im Erdenstaube.
Heil dem, der sich auf Dich verläßt,
Mit Einfalt hofft, und sich nur fest
An Deinem Wort mag halten!

O Glaube, Quell des reinsten Lichts,
Quell göttlich-edler Triebe!
Sol durch und durch entsündigt nichts,
Wie Glaub' an Dich, o Liebe!

Was frommen kalte Grübeleien,
Was frommt des Wissens falscher Schein?
Nur wer da glaubt, ist selig.

Immer wird uns von allen Seiten gesagt, die Religion sei doch zuletzt des menschlichen Lebens höchste Angelegenheit. Ich selbst empfinde es, und habe es von jeher empfunden, daß dieses ganze Leben, dieser bunte Wechsel von Licht und Schatten, von Lust und Schmerz, dieser verworrene Traum, nicht werth wäre, gelebt und geträumt zu werden, wenn kein Erwachen vom Traum, kein Lösung der irdischen Räthsel, keine Fortsetzung meines geistigen Daseins, keine Ewigkeit vorhanden wäre. Aber dieses gerechte Erwarten der Ewigkeit, die unser harrt, diese Verbindung unsers Geistes mit dem ersten und heiligsten der Geister, dem Könige des Weltalls, dem Urquell unsers Seins, haben wir. Das ist unsere Religion, unser beseligender Glaube. Und welche von allen Angelegenheiten der Menschheit wäre wichtiger?

Daher ist die Religion auch in Aller Brust. Das Kind streckt deutend die kleine Hand empor zu den Sternen, und spricht: „Und wer wohnet dort?“ Es deutet auf das Grab der Todten, und fragt: „Bleibt er immer in der Gruft?“ — In den Wettern des Schlachtfeldes strahlt dem Krieger der Gedanke seiner Unvergänglichkeit; auf den stürmischen Wogen des Lebens, oft dem Schiffbruch nahe, blickt der sorgende Mann vertrauensreich zum Lenker aller Schicksale empor; und der absterbende Greis lächelt getrost beim Hinschwinden der Lebenskräfte: Ich werde nicht ganz sterben! — Jeder bewahrt in seinem Herzen einen frommen Glauben. Es ist kein menschlicher Geist, es war keiner, es wird keiner sein, der sich nicht deutlicher oder dunkler allem Geistigen verbrüdert fühlt und verwandt mit dem allerhöchsten Wesen. Und jeder wird durch seinen Glauben beglückt.

Wenn ich aber meine Lebenszeit überdenke, zurückschaue in die Reihe meiner Jahre, so weit die Erinnerung reicht, kann ich mir nicht verbergen, daß der religiöse Glaube, welcher mich jetzt beseligt, nicht zu allen Zeiten der nämliche war. Ich muß eingestehen, daß ich meine Vorstellungen von der Gottheit, von meinen Verhältnissen zu Jesu Christo, von der Ewigkeit, von Belohnung und Bestrafung nach dem Tode, sehr oft geändert habe. Ich muß sprechen mit Paulus: Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind. (1 Kor. 13, 11.)

Und wer ist mir ein Bürge, je älter ich werde, je mehr Erfahrung ich zu machen Gelegenheit habe, je mehr sich mein Verstand aufheitert, je mehr Vorurtheile und irrige Meinungen ich fahren lasse, daß ich nicht auch im spätern Alter ganz andere religiöse Ueberzeugungen, einen anders gestalteten Glauben haben werde, als gegenwärtig?

Und was ich bei mir wahrnehme: bin ich nicht berechtigt, zu vermuthen, daß es auch Andern also ergangen sei? Ist es nicht eine nur allzuentschiedene Gewißheit, daß jeder Mensch, nach Maßgabe seiner Verstandeskräfte, seines Temperaments, seiner besondern Schicksale, in religiösen Glaubenssachen oft von Andern abweiche? Zwar mögen sie alle in gewissen Hauptstücken mit einander übereinkommen, aber in tausend Nebenzweigen trennen sie sich. Zwar mögen sie alle Gott glauben und verehren; aber in der Vorstellung von dem Verhältnisse zu ihm, dem Erlöser, trennen sie sich von einander. Zwar mögen sie Alle

an die unsterbliche Fortdauer der Seele glauben, aber über den Zustand derselben nach der Auflösung des Leibes herrschen unzählige Glaubensmeinungen.

Wessen Glaube ist denn nun der beste, der allein wahre? Ihr berufet euch auf die Gründe der menschlichen Vernunft; aber jeder Andere beruft sich zu Gunsten seines Glaubens auch darauf. Ihr berufet euch auf die Offenbarungen, welche in der heiligen Schrift für Christen gesammelt sind; aber alle Parteien, alle die ihren Glauben vertheidigen und beweisen wollen, thun dasselbe, und legen die Stelle der heiligen Schrift anders und zum Vortheil ihrer Ueberzeugung aus.

Wessen Glaube ist denn nun der beste, der allein wahre? Darf ich behaupten, daß nur ich allein in meinem Urtheil untrüglich sei; daß nur ich von allem Irrthum rein sei? Bin ich berechtigt, mich für allein weise zu halten, und Andere als Irrende und Verehrer eines falschen Wahnes zu verdammen?

Wessen Glaube ist denn nun der beste, der allein wahre? Ist es der Glaube des unschuldigen Kindes? oder der Glaube des thätigen, unter mancherlei Prüfungen wandelnden Mannes? oder der Glaube des vielversuchten und lang belehrten Greises? Ist es der Glaube des Rohen und Unwissenden, oder der Glaube des Gelehrten und Kenntnißvollen?

Wenn man so die Verschiedenheit der Menschen in ihren Glaubensangelegenheiten bemerkt; ja, wenn man bei sich selbst die Unbeständigkeit seiner eigenen religiösen Vorstellungen wahrnimmt, wenn dann der Trieb erwacht zum Forschen nach dem Besten und Wahrsten: so ist es allerdings kein Wunder, wenn ihrer Viele sind, welche dadurch einen herrschenden, oft übertriebenen Hang zum Zweifeln und zum Grübeln in Glaubenssachen erhalten.

Noch mehr möchte man beunruhigt werden, wenn man daran denkt, wie ausserordentlich verschieden heutiges Tages die Urtheile der Menschen in Religionsangelegenheiten sind; wie hier in der Kirche ein Religionslehrer mit Heftigkeit für das eifert, was er für wahr hält, und Andere für ewig verdammt hält, welche nicht seines Glaubens sind; wie dort ein Anderer, von der gleichen Kirche und Glaubenspartei, in vielen Stücken oft schnurstracks das Gegentheil behauptet und nicht minder kräftig zu beweisen sucht; wie hier Einer Alles und allein durch seinen Glauben, dort ein Anderer Alles und allein durch seine guten Werke für seine Seligkeit zu thun hofft; wie hier Einer durch gewissenhafte Beobachtung des äusserlichen Gottesdienstes und buchstäbliches Bekennen der Glaubensformeln genug zu thun glaubt, dort aber ein Anderer gegen das Aeussere der Religionen überhaupt gleichgültig ist; wie hier einer Irrthum und Unglaube schilt, was dem Andern heilige Wahrheit und beseligende Ueberzeugung ist, während dieser des Andern Lehre als Wahn und Aberglauben verachtet.

Aber was sage ich, daß die Verschiedenheit in Glaubenssachen heutiges Tages auffallend sei! Sie hat von jeher statt gefunden. In allen Jahrhunderten ward über Glaubensfragen Streit erhoben — Streit, der oft, o des furchterlichen Wahnsinns der Sterblichen! zu blutigen, verheerenden Kriegen entartete. In allen Jahrhunderten waren andere Auslegungen der Schrift, andere Vorstellungen der Offenbarung. Woher sonst die Mannigfaltigkeit der Religion auf Erden? Woher sonst die verschiedenen Kirchenparteien in den Religionsbekenntnissen selbst?

Was soll ich, als Christ, der nach Wahrheit strebt, unter diesen Umständen denken und thun? Soll ich irre werden an aller Religion? Wie könnte ich es, da mein ganzes Wissen ohne Religion ein bedeutungsloses Nichts sein würde? Wie könnte ich es, da die gesammte Menschheit Religion bekennt, ihren Gott und meinen Gott in tausendfach verschiedenen Zungen anruft und mit millionenfachen Seufzern der Ewigkeit entgegenschaut?

Soll ich die Wahrheit meines Glaubens bezweifeln? — dieses Glaubens, der mich so oft seligen Herzens macht? — dieses Glaubens, der mich allein in Unglücksfällen aus der Tiefe jedes Jammers erheben kann? — dieses Glaubens, dessen meine Väter waren, und die darin unter himmlischen Hoffnungen entschlummerten? — Nein, wie soll ich bezweifeln, was für mich Wahrheit, Gewißheit, Leben und Kraft ist?

Soll ich nach neuen Meinungen forschen? Aber, wenn ich das Neue erforscht hätte, wäre ich darum glücklicher, weiser, besser geworden? Hätte ich darum ein höheres Verdienst vor Gott? Wäre ich gewisser, daß ich dann im ausschließlichen Besitz der Wahrheit wäre? Könnte ich dann nicht von neuem zu zweifeln anfangen? Wann würde ich enden? Wohin soll mich das führen? Hilft denn das bloße Wissen zum Seligwerden? Ist denn eine Meinung so oder anders das höchste Verdienst, welches der Mensch sich erwerben kann? — Nein, Gelehrsamkeit ist ja nicht Religion; Vielwissen ist ja nicht Christenthum. Christum lieb haben ist besser, als alles Wissen. Und Christus lieb haben heißt Gott lieben, dessen Willen er uns verkündigte. Gott lieben heißt aber den Willen thun unsers ewigen, weisen Vaters im Himmel.

Zudem, worüber sollte ich forschen? In welchen Zweigen der Religionskenntnisse sind denn die Sterblichen getrennter Meinung? — Nur in denjenigen, die wir, so lange wir auf Erden in Unvollkommenheit wandeln müssen, niemals ergründen können! Oder wer hat Gott gesehen, und weiß zu sagen, wie der Ewige sei! Wer mag das Verhältniß Jesu Christi zu seinem und unserm Vater kennen? Wer durchblickt die Geheimnisse der Gottheit? Wie sollte es der arme Sterbliche können, der nicht einmal das Geheimniß ergründet, wie der Grashalm aus unbekannten, wunderbaren Kräften zusammengebaut ist?

Ach, wir wissen selbst aus der Natur alles Irdischen noch so wenig: wer möchte sich an die Natur des Geistigen und Ueberirdischen wagen? Erfahren wir nicht an den Gelehrtesten und Einsichtvollsten, welche die Natur der Dinge zu erforschen unternahmen, daß sie zuletzt nur so viel gelernt hatten, daß sie weniger wußten, als sie ehemals zu wissen geglaubt hatten? Wohl ist unser Wissen hienieden Stückwerk, und Nichts mehr, als das. Wenn aber einst kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören. (1 Kor. 13, 9. 10.) Dann erst werden wir alle hinankommen zu einerlei Glauben und zur Erkenntniß des Sohnes Gottes. (Ephes. 4, 13.)

Das Göttliche liegt jenseits der Grenzen unserer beschränkten Vernunft: wer hat Flügel, sich über jene Schranken hinwegzuschwingen, welche Gottes Hand selbst errichtet hat? Das Ewige liegt jenseits des engen Raums zeitlicher Stunden: wer

reißt sich selbst heraus, und durchschwebt die Tiefen und Geheimnisse der vom Tode verwahrten Zukunft? Vermuthen, hoffen, meinen, wähnen, ahnen, träumen kann der Sterbliche viel darüber; wissen nichts. Gott, der Allwissende, gab uns nicht das Wissen; so bleibt uns der beruhigende Glaube, welcher sich auf die in der Natur geoffenbarte Größe, Weisheit und Liebe Gottes fest begründet; der beruhigende Glaube, welcher an den schönen Verheissungen festhält mit kindlichem Vertrauen, die Gott, unser Vater, uns gegeben hat.

Und an diesem kindlich-frommen Glauben will ich halten; er ist besser, denn alle irdische Weisheit, reicher an seligmachender Kraft, denn alles vergebliche Klügeln.

Ein guter Vater, eine zärtliche Mutter geben oft ihrem Kinde eben dadurch die stärksten Beweise ihrer Liebe, daß sie ihm nicht Alles sagen, nicht Alles entdecken, was ihm noch bevorsteht. So liebt mich auch Gott, mein himmlischer Vater; so halte ich es auch für einen Beweis seiner Güte, daß er mir und dem ganzen Menschengeschlecht Vieles nicht offenbarte, was uns zu wissen nicht nöthig ist. Oder könnte ich vermessen den Allweisen durch meinen eiteln Witz tadeln? Sollte ich wünschen können, daß die unermeßliche, unbegreifliche Weltordnung abgeändert würde, um eine flüchtige Aufwallung kindischer Neugierde zu befriedigen?

Aeltern, weise durch langjährige Erfahrungen, können ihrem Kinde nicht alles Wissenswürdige erklären, weil dem Kinde noch die Kraft mangelt, Alles zu begreifen und zu verstehen. Es muß sich erst allmälig zu den höhern Kenntnissen vorbereiten; seine Gemüthskräfte müssen erst die gehörige Tiefe empfangen haben. So ist es auch mit uns im Verhältnisse zur Gottheit. Zwischen unserer schwachen Kraft und Gottes Kraft ist noch ein weiterer Zwischenraum, als derjenige, welcher den Verstand eines Säuglings von dem Verstande der weisesten Männer verschieden macht.

Hinweg denn aller Vorwitz, alle thörichte Neugier, alles Deuten und vergebliche Grübeln! Sei du mir willkommen, ruhiger, kindlicher, frommer Glaube, der mir geziemt, als Jesu Schüler, als Gottes Kind! Mit Einfalt und Vertrauen halte ich fest an seinen Verheißungen; mit Einfalt und Vertrauen überlasse ich mich harmlos den Führungen Gottes, und dem, was er über mich und meine Zukunft beschlossen hat; mit Einfalt und Vertrauen blicke ich hinüber zu der unbekannten Welt, die meiner harret, und wo schon so Viele meiner Lieben wohnen!

Genug, ich weiß es, und ein Gefühl von unaussprechlicher Seligkeit erglüht bei dem Gedanken in meinem Innern: Gott ist! und ist mein Gott, mein Schöpfer, mein Vater! — Mein! Ach, wie viele Himmel liegen in diesem Worte: mein! Ich bin nicht arm, ich kann nicht elend sein; denn der Allmächtige, der Allliebende gehört auch mir, wie der Vater seinem Kinde.

Oft bebe ich wohl vor dem Glanze seiner Majestät zurück, wenn ich ihn in den unbeschreiblichen Wundern seiner Natur anstaune. Oft, wenn mein kühner Gedanke das unendliche Weltall durchfleugt, erzittere ich vor der Größe des Allergrößten, und fühle mein Nichts im Weltall, und stammle: Herr, wer bin ich, daß du mein gedenkest? Dann sinke ich verzagt in mich selbst zurück; dann finde ich keinen Namen, um den Unaussprechlichen würdig zu nennen. Ich weine im Stillen über meine Unwürdigkeit, zum Allerheiligsten hinaufzublicken. Ich wage es kaum, zu beten. Denn wie ich auch mit meiner schwachen Lippe stammle, und hätte ich Engelszungen, ich fühle es, ich kann nichts beten, das würdig wäre, von dem ewigen, großen Wesen vernommen zu werden.

Und wenn ich dann tief beklommen aufblicke, als möchte ich Hilfe von der Allmacht erflehen, die Allmacht würdig zu verehren, als suchte ich den würdigsten Namen für den Unnennbaren im Himmel, da ich ihn vergebens im Irdischen suche: dann fließt Jesu, des Erhabenen, Gebet unwillkürlich von meiner Lippe: Unser Vater, der du bist im Himmel! —

Unser Vater, auch mein Vater! — —

Und mein Herz schlägt sanfter; meine Seele hat sich in den verlornen Ruhepunkt zurückgefunden; ich trete zum Allmächtigen in das Verhältniß des Kindes. Er liebt mich wie sein Kind; ich rede zu ihm, wie das unmündige Kind zum theuern Vater. Er verschmäht mich nicht; er verachtet meinen Seufzer nicht. Und obwohl ich unfähig bin, mir zu jeder Zeit und Stunde Gottes Majestät und Größe lebhaft vorzustellen, mir seine hohen Wunderwerke hell zu vergegenwärtigen, kann ich ihn mir doch immer als meinen Vater denken, ihn als Vater lieben!

Dies ist kindlich-frommer Glaube! Er gilt höher, als alle irdische Wissenschaft. Er ist mein Erbtheil von Jesu.

Ich glaube es, ich fühle es, und habe es oft an mir erfahren, daß Jesus Christus mein Erlöser, mein Befreier von Irrthum und Sünde ist. Wäre er nicht erschienen, hätte sein eigenes Wort mich nie erreicht — ach, ich würde noch heute im Finstern irren; ich würde nie durch die Nächte des Zweifels einen Strahl der Offenbarung haben herabglänzen sehen; ich würde noch heute nicht beten können: mein Vater, der du bist im Himmel! — würde mich noch heute nicht der Kindschaft zu Gott freuen können. Dies Heil hat mir der Heiligste erworben, der je über dem Staube der Erde wandelte. Er führte mich aus dem Staube zu Gott, darum ist er mein Heiland und kein Anderer, mein Wegweiser durch des Lebens Labyrinth, mein Mittler, mein Meister und Lehrer.

Ich glaube es, ich fühle es, die Gottheit beseelte mit wunderbarer Macht Jesum Christum, daß er Alles, was Sterblichen groß dünkt, als geringen Tod verschmähen, Alles, was Sterblichen furchtbar ist, jedes Leiden verachten konnte, nur um sein großes Ziel zu erreichen, und die Menschheit mit der Gottheit zu vereinigen. Dieser Gottesdienst, wenn er meine Seele zu erhabenen Entschlüssen muthig macht, läßt auch mich Schmach und Noth, Verfolgung und Tod verachten. Ohne ihn ist auf Erden nichts Großes und Gutes geschehen!

Wie aber, und auf welche Weise Gott durch Jesum wirkte, wie und auf welche Weise Gottes Geist in mir mächtig wird, wie und auf welche Weise er mir Kraft zum Guten verleiht — wer mag dies ergründen? Wer hat Gottes Rath erkannt, wer seine Anordnungen und Welteinrichtungen durchschaut, durch die er Alles bewirkt? Schweigend verehre ich die verschleierten Geheimnisse des göttlichen Wesens. Genug, sie sind! Genug, sie sind vorhanden zur Verherrlichung und Beseligung auch meines Geistes. Dies ist kindlich-frommer Glaube.

Ich glaube es und fühle es, mein Geist ist noch, wenn auch der Engel des Todes die Fackel des Lebens auslöscht. Die Pflanze kann verderben; was von ihr

aus der Erde hervorgegangen, kann wieder hinfallen, modern, Erde werden: aber die in ihr wohnende Kraft, welche den Staub verband, und zur Rose, zur Lilie, zur Distel, zum Fruchtbaum belebte, diese Kraft, dieser Lebenstrieb, dies wunderbare Verborgene ist nicht Staub, nicht Erde. Es wird nicht wieder zur Erde. Es dauert unvergänglich. Selbst der zerfallende Pflanzenstaub verliert sich nicht aus dem unendlichen All der Welt; er dauert fort, nur in andern Verhältnissen und Verbindungen. Und so kann auch mein Geist, dieser Geist, der die Tugend kennt, in dem sich das Weltall abspiegelt, dieser Geist, den Gott kennt, er kann nicht vernichtet werden. Er ist unsterblich! Ich sehe mit Zuversicht eine Ewigkeit des Daseins vor mir. Ich erwarte sie. Hier und dort ist Gottheit! hier und dort Seligkeit.

Und Vergeltung wohnt jenseits der Sterbestunde, Vergeltung des Guten und des Bösen! Die Tugend weint hienieden nicht ungesehen; der Frevler feiert den Triumph seiner Laster nicht vergebens. Es kommt ein Tag, ein Tag großer Verwandlungen, wo der Fürst seinen Purpurrock, der Bettler seine Lumpen verliert; wo Seelen neben Seelen stehen und der Richter spricht. Es kommt der Tag, wo Jeder empfängt, was er durch seine Handlungen gewonnen, und der Gerechte, der Veredelte zu herrlichen Verhältnissen emporsteigt.

Wie aber jene Verhältnisse sein werden, und wie das Loos der Frommen und der Sünder vertheilt wird — — wer darf es erforschen? Wer ist aus dem Reiche des unbekannten Lebens zurückgekommen, und konnte das Unaussprechliche aussprechen, und was Gott verhüllt, verrathen?

Vergeblicher Vorwitz! Er, der Gnadenreiche, der dich in diese Erdenwelt hineinrief, um dich zu beglücken, er ruft dich auch in ein künftiges Leben hinüber. Vertraue ihm! Vertraue dem Vater im Himmel! Er wird es herrlich mit dir machen, wie Alles, was er in seiner prachtvollen Schöpfung gethan. Dies ist kindlich-frommer Glaube!

Und an diesem Glauben, an diesem Vertrauen halte in allen Dingen fest. Dieser Glaube sei deine höchste Weisheit. Ihm entquillt Heiterkeit der Seele, und unter allen Umständen eine sanfte Beruhigung des Gemüthes. Alles übrige Denken und Forschen in den Geheimnissen der Religion endet zuletzt mit den Träumen und schwärmerischen Vorstellungen, womit die entzündete Einbildungskraft uns und Andere täuscht.

Laß dich nicht in diesem kindlichen, vertrauensvollen Glauben, der deinem Herzen wohlthut, der dich zur Gottseligkeit, zur Höhe aller christlichen Tugenden leitet, laß dich in ihm nicht irre machen; nicht durch verführerische Schriften derer, welche das, was Gott verschwieg, auszusprechen wähnen; nicht durch Reden und Eifern Anderer, die mit stolzem Eigendünkel, als hätten sie allein göttliche Offenbarung empfangen, ihre Meinungen, ihre Auslegungen für untrügliche Wahrheit halten, und mit verachtungswürdiger Vermessenheit oder vielmehr mit thörichtem Aberwitz Jeden verdammen, der nicht ihre Vorstellungen hat, noch haben will.

Nur Du, o Jesus, Du nur bist mein Hoherpriester, mein Lehrer. Nur Dein Wort ist mein Leitstern, und die ewige Liebe, die ewige Barmherzigkeit ist mein Glaube, und fruchtbar an edeln Handlungen und Entschliessungen. Denn ohne gute Werke ist aller Glaube todt, und zu nichts. (Jak. 2, 20.)

Wie Du geglaubt hast, göttlicher Lehrer, so will auch ich glauben: ohne Kunst und mühsames Deuten der göttlichen Rathschlüsse; ohne Aengstlichkeit und Mißtrauen in dem, was mir nach dem Willen des himmlischen Vaters bevorsteht. Und sollten mich auch die schwersten aller Verhängnisse treffen, dennoch soll mein Glaube nicht wanken. Und sollte ich untergehen — ich würde meine Hände betend emporhalten, und mit Seelenruhe rufen: Mein Vater, der Du bist im Himmel, Dein Wille geschehe! Amen.

224.

Das gesellige Leben.

1 Petr. 4, 8—10.

Laß uns fröhlich und gesellig,
Immer willig, zu erfreu'n,
Liebenswürdig und gefällig,
Aber nur durch Tugend, fein;
Hold und sonder Schmeichelei,
Stets bescheiden, aber frei,
Und in That und Wort bedächtig,
Immer unser selber mächtig.

Laß die Frechheit roher Sitten
Niemals unser Herz entweih'n;
Thronen laß, Palast und Hütten,
Jeder Tugend Wohnung sein.
Jeder strebe, wer ein Christ,
Wessen Wunsch im Himmel ist,
Daß sein Haus, daß, Gott, die Erde
Deines Himmels Vorhof werde.

Zur Gefelligkeit sind wir erschaffen. Der Trieb, Seinesgleichen aufzusuchen, und mit ihm die Freuden und Leiden des irdischen Daseins zu theilen, ist vom Schöpfer in die Brust jedes lebendigen Wesens gepflanzt. Selbst die Thiere, die Wilden des Waldes und der Wüste, empfinden seine Allgewalt und Süßigkeit. Wer mag ihm widerstehen? Wer möchte in einer Welt wohnen, wo eine ewige Einsamkeit unsere Tage verschlänge? wo wir für kein Mitgeschöpf arbeiten, nicht Freundschaft um Freundschaft eintauschen könnten? wo unsern Geschäften kein Auge Beifall lächelte, nnd unsere Klage keine liebende Seele mit sanftem Mitleiden aufnähme? — Ach, das wäre keine Welt, kein wahres Leben, nein, es wäre ein ungeheures, wüstes Grab, in welchem wir einsam und freudenlos unser Leben hinathmeten. Unglückliche in den Gefängnissen empfinden den Verlust des gesellschaftlichen Umgangs am schmerzhaftesten. Wenn die kalten Gewölbe und Mauern ihre Seufzer nicht verstehen, zähmen sie eine Spinne, und flößen ihr Vertrauen und Freundschaft ein. Sie ist doch ein lebendiges Wesen, das zur dankbaren Gesellschafterin werden kann.

Zur Gesellschaft sind wir erschaffen, zum Umgang mit Menschen. Nur in unserm täglichen Verkehr mit Wesen unserer Art können sich alle unsere Fähigkeiten zur Vollkommenheit, unsere Anlagen zur Tugend entwickeln. Wir sollen die Gesellschaft der Menschen nicht vermeiden, sollen uns nicht in beständige Einsamkeit vergraben. Denn wer nicht sündigen kann, der ist kein Heiliger, sondern wer bei den Reizungen zur Sünde gegen sie unempfindlich

bleibt. Wer sein Pfund vergräbt, ist kein treuer Diener des Herrn, sondern wer damit zum Wohl seiner Brüder und zur Ehre der Gottheit arbeitet. (Luk. 19, 12 — 26.)

Weder unser göttliches Vorbild Jesus Christus, noch seine ersten Schüler, entfernten sich von dem Umgange mit Menschen; sie flohen in keine lebenslängliche Einsamkeit, sondern gingen hinaus in das Gewühl der Welt, um wohl zu thun. Sie mieden nicht freundschaftliche Zusammenkünfte und Gastmähler, schlossen sich nicht von den Freuden und Genüssen des Umgangs aus. Wer da säen will für die Ewigkeit, der muß den Acker suchen für seine Saat; und dieser Acker ist das menschliche Herz.

Am nächsten liegt Jedem von allen Arten des gesellschaftlichen Umgangs derjenige, welchen er im Kreise seiner Familie, seiner vertrauten Freunde, im Innern seines Hauses hat. Und was uns zunächst umgibt, sollte das nicht vorzugsweise unserer besondern Aufmerksamkeit werth sein? Ob unser Leben elend oder heiter, voller Verdruß oder mannigfaltiger und sanfter, aber desto bleibenderer Freuden sei, das hängt von der übeln oder guten Einrichtung unsers häuslichen Lebens ab. Erst müssen wir für dies besorgt sein, und nachher für die Freuden der Gesellschaft, die wir ausser dem Hause geniessen. Beklagenswerth ist Jeder, der unglücklich in seiner eigenen Wohnung ist, und sein Glück erst aus der Hand von Fremden empfangen soll, mit denen er nur einen kleinen Theil des Lebens zu theilen hat.

Aber der Friede und das innere Glück des Hauses, dies höchste Kleinod, diese Grundlage unserer täglichen Zufriedenheit, muß unser eigenes Werk sein. Sind wir in unserer Heimath elend, finden wir im Kreise unserer Angehörigen keine Erholung, keine Erheiterung: so ist es auch unser eigenes Verschulden, Mangel unserer Klugheit, oder Mangel der nöthigen Tugend. Wenn nicht Mangel und Nahrungssorgen drücken (aber auch selbst diese Leiden werden leichter unter freundschaftlichen Umgebungen von den Unserigen): so sind es nur unsere Fehler, unsere schlechten Angewöhnungen, unsere Untugenden, die Fluch und Unruhe in unser Haus bringen. Entweder wollen wir uns selbst nicht dazu verstehen, gewisse anstößige Gewohnheiten abzulegen: und so sind wir es selbst, die wir mit harter Hand strafen; — oder wir haben nicht schonende Milde, nicht freundschaftliche Klugheit genug, Andere, mit denen wir in Verbindung zu leben genöthigt sind, von ihren Fehlern nach und nach abzubringen. Es mangelt in unserm Hause Geist der Liebe, des stillen, gegenseitigen Vertrauens; daher mangelt auch die Seligkeit des Friedens, der Segen häuslicher Tugend. Ihr pflanzet in hartnäckiger Thorheit Dornen, darum wollen euch keine Rosen blühen!

Bekämpfet eure Fehler, die Andern auffallend sind, durch welche ihr ihnen wehe thut, und sie zum Verdruß reizet; seid gegen Jeden, mit welchem ihr beisammen leben müsset, freundlicher, nachsichtvoller, liebreicher, als gegen jeden Andern, dem ihr nur seltener begegnet; entfernet von euch die lästigen Untugenden des Eigensinns, der Rechthaberei, der Herrschsucht, der sogenannten übeln Laune; meidet, was die Rechte, die Ansprüche und die Zufriedenheit eurer Lebensgenossen stören muß — und diese Verwandlung wird euer ganzes Haus verschönern; ein Himmel voll kleiner Freuden wird bei euch einziehen, wo vormals eine Hölle des Zanks und der Uneinigkeit tobte. Seid weise, seid christlich, und ihr werdet glücklich.

Aber auch zufrieden und glücklich im Schooße unserer Familie, sollen wir uns nicht von anderer Gesellschaft ausschliessen. Zwar muß die Anmuth des häuslichen Lebens für uns den Vorzug behalten; allein auch andere Menschen, die nicht zu unserer engen Umgebung gehören, haben Ansprüche auf unsern Umgang. Wer sich nicht Andern mittheilt, versäumt muthwillig die Erweiterung seines Wirkungskreises. Wer seine Tage ausschließlich nur mit wenigen Vertrauten zubringt, der wird einseitig in seinen Urtheilen; lernt die Menschheit nicht in ihren mannigfaltigsten Gestalten kennen; richtet sie daher oft grundfalsch; sieht nicht alle Quellen des Uebels, die er zu meiden lernen soll, und beraubt sich der Gelegenheit, fremde Holdseligkeit und Tugend zu bewundern, die er lieben lernen und durch Nachahmung zu seinem Eigenthum machen soll.

Doch ist es für den Christen allerdings nicht gleichgültig, welche Gesellschaften er zur Vermehrung seiner Lebensfreuden wählen soll. Es ist für sein Herz, es ist für seine Denkart, es ist für den Frieden seines Hauses wichtig, hier mit derjenigen Besonnenheit und Vorsicht zu wählen, die dem Weisen geziemt. *Wir wissen sehr gut aus unsern eigenen Erfahrungen, daß wir unvermerkt gewisse Eigenschaften von denjenigen Personen annehmen, mit denen wir öftern Umgang haben, und die uns gefallen.* Wir bleiben nie ganz wir selbst, sondern wie wir den Athem Anderer in ihrer Nähe einathmen, athmen wir gleichsam auch von ihren Grundsätzen, ihren Eigenschaften ein. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist, wie du denkst, und was du werth bist.

Wähle dir daher keinen Umgang, der verdächtig ist, und der Reinheit deiner Sitten, der Unbescholtenheit deines Herzens gefährlich werden kann! Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten. Traue nicht deiner Kraft und Denkart zu viel: sondern erkenne die Macht des Beispiels und der Gewohnheit an, die nach und nach auch den Festesten erschüttert. *Ehre deinen guten Namen; ehre den Ruf des Hauses.* Handle so, lebe so, verbinde dich mit so anerkannten guten und weisen Menschen, daß auch die bessern Menschen begierig werden, in deine Bekanntschaft, in deinen Umgang zu kommen, und Gefallen an ihm zu finden. Wie Mancher hat durch unvorsichtige Wahl der Gesellschaft schon die Edlern von sich zurückgeschreckt, und damit, ohne sonst auch nur etwas Böses gethan zu haben, den Grund zu einer beständigen Geringschätzung seiner Person gelegt! — Auch Unklugheit ist eine Sünde, wo nicht des Herzens, doch des Verstandes. Und halsstarriges Verbleiben in einer thörichten Handlung, auch bei der Einsicht des Bessern, wird Sünde des Herzens.

Vermeide daher den gesellschaftlichen Umgang, der nicht unvermerkt auch zur Veredlung deines Gemüths beitragen kann; wo nicht gute und liebenswürdige Menschen dich umgeben; wo nur rohe Vergnügungen die vorgezogensten sind. Freilich denkst du, wenn du Gesellschaft ausser deinem Hause suchst, nicht sowohl daran, etwas Neues und Besseres zu lernen; dein Hauptzweck ist vielmehr dabei,

dich zu zerstreuen, dich von der Arbeit zu erholen, dich mit Vergnügen zu erquicken. Aber gestehe es auch: die Erholung ist zu theuer bezahlt, wenn sie deinem edlern Selbst, wenn sie deiner Denkart Gefahr bringt; gestehe es auch: du bist ein roher, zur Unsittlichkeit geneigter Mensch, wenn du an rohen Lustbarkeiten, an unsittlichen Einfällen und Scherzen Geschmack findest; gestehe es auch, daß diejenigen Vergnügungen die köstlichsten sind, welche mit der Erheiterung unseres Gemüths unsere Unschuld bewahren, und bei denen wir durch das Beispiel Anderer edler, gefälliger und liebenswürdiger werden, als wir sonst waren.

Wähle keine Gesellschaften, deren Unterhaltung deinen Geist, statt zu erheben, in den Schlamm alltäglicher Verdorbenheit hinabzieht; wo unreine Zweideutigkeiten, vom wiehernden Gelächter roher Menschen begleitet, für Witz gelten müssen; oder wo die spielende Natterzunge der Verleumdung gegen die Ehre guter Menschen zischelt; wo Geistesarmuth und Schlechtigkeit des Herzens in Klatschereien Vergnügungen findet, und in Zuträgereien dessen, was Bedeutendes oder Unbedeutendes in andern Haushaltungen vorging, um dann darüber sich mit liebloſen Bemerkungen aussprechen zu können. Lasset euch nicht verführen. Böse Geschwätze verderben gute Sitten. (1 Kor. 15, 33.)

Wähle keine Gesellschaft, deren Besuch und Umgang für dich mit einem größern Aufwand verknüpft ist, als dein Vermögen dir zu machen erlaubt. Es ist wohl möglich, daß dir die Unterhaltungen aller andern nicht gefallen; dies berechtigt dich niemals, solche zu suchen, deren Kostspieligkeit dein Hauswesen zu Grunde richten muß. Ein allzutheuer bezahltes Vergnügen hört auf, Vergnügen zu sein, weil es zum Verbrechen gegen die Heiligkeit deines häuslichen Friedens und Wohlseins wird. Selten verleitet uns aber zu solchen mit unverhältnißmäßigem Aufwand verbundenen Vergnügungen der Mangel anderer Gesellschaft, sondern unser Hochmuth, unsere falsche Ehrbegierde, oder irgend eine andere Leidenschaft. Wer aber einer Leidenschaft fröhnt, sei es Glanzsucht, Spielsucht, oder eine andere, gleicht einem Rasenden, der, um sich eine Stunde lang am Feuer wärmen zu können, sein ganzes Haus in Flammen setzt. Und was thut derjenige, welcher für einige fröhliche Stunden seinen häuslichen Wohlstand zu Grunde richtet, daß er nachher Jahre lang darben und kümmern muß?

Leider ist dieser Fehler — nein, dieser freudenmörderische Wahnsinn, heutiges Tages so herrschend. Wie wenige verstehen sich auf den hohen Werth des häuslichen Glücks! Wie leichtsinnig bringen es viele Thoren ihren kostbaren Vergnügungen ausser dem Hause zum Opfer! Und vor fremden Augen zu prunken, darben sie daheim elend mit den Ihrigen. Um in fremden Zirkeln zu glänzen, lassen sie ihre Kinder daheim verwahrlosen. Um sich auswärts zu zerstreuen, stürzen sie sich in Verzweiflung und Sorgen bei den Ihrigen.

Der Hang zur Gesellschaft und zu den Freuden des Umgangs, so löblich er auch sein mag, werde dir nie zur Leidenschaft. Er halte dich nie von heiligen Pflichten ab, unterbreche nie deine ernsten und nöthigern Geschäfte, oder hindere dich, ihnen mit allem Eifer obzuliegen, den sie von dir fordern. Nur wer mit dem frohen Bewußtsein in die Gesellschaft der Freunde geht, sein Tagewerk gethan und eine Freude verdient zu haben, kann das Vergnügen anständiger Erholungen harmlos und mit voller Seele geniessen. Wehe dem, der in Gesellschaften eilt, um den Vorwürfen seines Gewissens, um der Angst seiner gerechten Sorgen, um der Unzufriedenheit mit sich selber zu entrinnen! Er bringt sich seinen Freunden nur halb. Böse Erinnerungen werfen bittere Wermuthstropfen in den Kelch seiner Lust, und sein Lächeln erstarrt unter bösen Ahnungen, die ihn verfolgen, wohin er auch gehe. Er kann sich berauschen, betäuben, aber nicht erheitern und erholen.

Im Umgange sollen wir nur Erholung und Ruhe nach den einförmigen und mühsamen Geschäften unsers Berufs suchen; Erquickung des Geistes, damit er nachher desto geschickter sei zu ernsterer Thätigkeit; angenehme und leichte Belehrung mitten unter den Scherzen fröhlichen Beisammenseins. Zur bloßen Stärkung des Körpers, für bloße sinnliche Nahrung bedürfen wir keiner Gesellschaft, sondern für die Ermunterung des Gemüths. Daher ist es vortheilhaft, wenn wir nicht bloß Personen zu unserm Umgang auslesen, welche mit uns überall von einerlei Denkart und Meinung, oder von gleichem Alter sind. Je mehr Mannigfaltigkeit, je mehr Werth hat das gesellschaftliche Leben. Im bescheidenen und freundlichen Widerspruch entwickeln sich neue Gedanken, neue Kräfte des Geistes. Wir kehren mit doppelter Lust aus einer Gesellschaft zurück, aus welcher wir neue Belehrungen in die Stille unserer Heimath mitbringen. Keine Lebensstunde soll für den Geist ohne Wucher sein; selbst die harmloseste Freude soll ihm seinen Zins tragen. Darum, ihr Genossen eines frohen jugendlichen Alters, weit entfernt, die Unterhaltung der Bejahrten zu meiden, dränget euch zu ihr. Da ist's, wo ihr ohne Beschwerden, ohne Opfer Erfahrungen sammelt, die euch für eure Zukunft wohlthun; da ist's, wo ihr mit der Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit euers Alters die ruhige Würde und Sittsamkeit paaren lernet, wodurch ihr Aller Herzen gewinnet. Und ihr, die ihr euch reiferer Erfahrung und höhern Alters rühmet, vermischet euch mit den Jüngern, deren reges Leben, deren Scherze und Munterkeit euern Ernst mildern, euch duldsamer, schonender in euern Urtheilen über die jetzige Welt machen, und die dem Alter eigene mürrische Verdrossenheit hinweg tändeln, indem sie unsern Geist zu verjüngen scheinen. Als weise Benutzer des flüchtigen Lebens müssen wir niemals in die Gesellschaft der Menschen treten, ohne den doppelten Zweck, Gewinn für Herz und Geist zu haben, oder Andern zu geben.

Darum müssen wir uns hüten, daß wir nicht Fehler in die Gesellschaft mitbringen, durch welche wir sie entweder beleidigen oder entehren. Wir sorgen für unsere eigene Würde, indem wir auf die Würde solcher freundschaftlichen Verbindungen Bedacht nehmen, zu welchen wir gehören. Wir müssen durch unser eigenes Beispiel den Ton angeben, welchen wir wünschen, daß unsere Bekannten und Freunde ihn halten. Wir müssen, wenn der bessere Geist aus dem Kreise unserer Vertrauten entfliehen will, ihn zurück rufen. Nur in der Mitte der Edeln werden wir selbst edel; durch unsere Fehler vernichten wir die

Freuden der Geselligkeit und die Achtung und Gunst, welche liebenswürdige Menschen sonst für uns hegten.

Die erste Bedingung des Angenehmen im geselligen Leben ist diese, daß diejenigen, welche daran Theil nehmen wollen, mit Andern zu leben verstehen. Die Kunst, mit Andern zu leben, besteht aber nicht bloß in erlernten Höflichkeitsformeln, in angenommenen Zeremonien, im Gebrauch einer gewissen äusserlichen Anständigkeit; — wahre Lebensart macht höhere Forderungen. Sie ist eine Entfernung aller anstößigen Sitten und Fehler, welche irgend Jemand verwunden könnten; ein gefälliges, liebevolles Betragen, das Jedem Muth einflößt, sich uns zu nähern, vergnügt mit uns zu sein, so, daß selbst der Fremdeste keine Fesseln des Zwanges in unserer Unterhaltung verspürt. Der Grundton einer guten Lebensart sind Gefälligkeit und Liebe mit äusserer Anmuth verbunden.

Lasset uns nicht glauben, daß diese Dinge zu klein wären, um von dem Christen einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden. Nein, es ist nichts klein und geringschätzig, was zum Glück des Lebens, was zum Wohlsein der Sterblichen beitragen kann. Es ist nichts verächtlich, was uns mächtig macht, das Herz und die Zuneigung unserer Mitmenschen zu gewinnen. Wie Gott seine Kinder liebt, so sollen auch wir unsere Miterschaffenen lieben. Aber wir lieben sie nicht wahrhaftig, wenn wir nicht wünschen, auch von ihnen verehrt zu werden. Weißt du, wer auf Erden der Mächtigste ist, daß er wohlthue und beglücke durch That und Rath, mehr denn ein Anderer? Nicht derjenige, welcher vom Throne herab herrscht, und vor dessen Wink knechtisch Millionen sich beugen; sondern der ist der Gewaltigste, der die meisten Herzen beherrscht durch Vertrauen und Zuversicht und Liebe, die Alle an ihn fesselt.

Verbanne deine Fehler, und lerne die Fehler Anderer nachsichtvoll ertragen; schmücke dich mit jeder Tugend, und verberge sie bescheiden vor Andern, während du an ihnen auch die kleinste Tugend verehrest: dies ist die Kunst, mit Andern zu leben; dies ist der Schlüssel zum Herzen deiner Miterschaffenen; dies ist der menschlich-schöne, der göttlich-wohlthuende Geist des Christusreligion!

Die Stimme der Religion ermuntert dich zum weisen Genusse des geselligen Lebens; so sei im Umgang mit Bekannten und Freunden der Mensch voll Religion! Und wenn dir die Freude den Kelch des Vergnügens reicht: verläugne deine Religion nicht — das heißt, sinke nicht durch irgend eine Unmäßigkeit, durch irgend eine unbedachtsame Uebereilung unter die Würde, die dir, als dem Kinde des Allerhöchsten, dem Bruder Jesu Christi, als dem Kämpfer um eine höhere Seligkeit, als dem Erben eines erhabenern Lebens gehört! — Geniesse froh die Stunden des kurzen Daseins, aber mit der Weisheit des Mannes, der sich nicht auf dem Wege versäumt, um bei einzelnen Blumen lange zu verweilen. Mische dich in die Gesellschaft heiterer, guter Menschen, aber nie ohne den Vorsatz, der Beste und Liebenswürdigste unter ihnen zu werden, und dich gegen alles Unedle mit Haß, gegen alles Löbliche mit Liebe zu begeistern. So wirst du mitten in der Freude Genosse der Ewigkeit, Theilnehmer eines höhern Seins; so feierst du mitten in den Scherzen des geselligen Lebens die Triumphe deiner Religion, und Jesu Geist, wie er tröstend an deine Seele drang, wenn sie unter Schmerzen weinte, schwebt verherrlicht über den Freuden deines Lebens!

Ja, Geist Gottes, heiliger Geist, walte in mir immerdar. Ist nicht die Würde, ein Christ, ein Erbe und Genosse ewiger Vollkommenheit zu sein, die höchste, die dauerhafteste und belohnendste aller menschlichen Würden? Warum sollte ich mich von ihr entkleiden, wenn ich unter Menschen wohne und wandle? Wie Du, Jesus, Menschenfreund, Lehrer der göttlichen Weisheit, Verklärer des irdischen Lebens, wie Du gern Theil nahmst an den Freuden der Geselligkeit, so will auch ich sie nicht fliehen. Aber Deine heiligen Worte und Beispiele werden und sollen mir immer diese Freuden veredeln, meine Unschuld schirmen. Die Thorheiten, die Vorurtheile des gesellschaftlichen Lebens sollen mich nie auf Abwege und Irrwege führen; sollen mir nie den Umgang mit Brüdern zur Schule des Lasters, und das Vergnügen des freundschaftlichen Beisammenseins zu einer Quelle des Elends machen.

So, mein erhabenes Vorbild, göttlicher Menschenbeglücker Jesus Christus, werde ich in Deiner Weisheit weise sein, und mit den Vergnügungen des Daseins die höchste Freude einer reinen Seele, die Freude des Wohlthuns, verbinden. Amen.

225.

Des Lasters Beschönigungen.

Spr. Sal. 24, 24.

Laß, o Du, der Wahrheit Licht!
Mich mir selbst nicht treulos werden:
Scherzen nie mit meiner Pflicht:
Nicht mit Worten und Geberden
Das entschuldigen voll List,
Was an mir verachtlich ist.

Nein, ich will aus Eitelkeit
Nie zur Heuchelei versinken:
Nie der Sünden Haßlichkeit
Mit dem Glanz der Tugend schminken:
Wer der Hölle Weihrauch streut,
Hat sich ihr schon bald geweiht!

Wie steht doch der Mensch mit sich unaufhörlich im lautesten Widerspruch! Wie selten ist er doch mit sich selbst einig! Er hängt seinen Lieblingssünden und übeln Neigungen an, als führte ihre Befriedigung ihn zur höchsten Glückseligkeit, und doch verflucht er sie im gleichen Augenblick, weil sie ihm nur Unzufriedenheit, Sorge und Verdruß aller Art bringen. Er ergibt sich der Wollust mit gleicher Begierde, wie dem Geize, der Ehrsucht mit gleichem Ungestüm, wie der Rachsucht; einer Sünde ergibt er sich um die andere, als wäre jede das Edelste und Schönste auf Erden, und dennoch schämt er sich ihrer, und möchte seine Schändlichkeit gern vor aller Welt Augen, und, wäre es möglich, sie vor seinem eigenen Bewußtsein verbergen.

Warum diese Widersprüche? Warum, Mensch, meidest du nicht das, dessen du dich doch schämen mußt? Oder warum prangest du nicht gern öffentlich mit dem, was du so sehr liebest? — Unzüchtiger, warum schleichst du im Finstern der Nacht umher mit verbrecherischen,

bangen Schritten? Mörder, warum bebst du vor dem Rauschen eines Laubes? Heimlicher Betrüger, warum ist dir jedes Menschen scharfer Blick, der auf dich fällt, verdächtig? Und du, der anvertrautes Gut unterschlägt, warum fühlst du Beängstigungen, so oft dich etwas an deinen Diebstahl mahnt, und warum fürchtest du, roth zu werden, wenn sich Jemand zufällig deinem Verbrechen nahet, das er doch noch nicht kennt?

Warum diese Widersprüche in den Menschen, und selbst in solchen, denen es nicht an Verstand und Einsicht des Bessern fehlt? O, wie erbärmliche, unloskäufliche Sklaven eurer unanständigen, eurer verbrecherischen Gelüste müsset ihr sein, daß ihr um einen elenden Geldgewinnst Jahre lang Angst leiden, um den vergnügenden Rausch weniger Augenblicke ein halbes Leben lang innere, peinliche Vorwürfe tragen könnet!

Wie gern möchtet ihr eure Verdorbenheit vor euch, vor allen Menschen, vor Gott selbst entschuldigen! Nein, dies wäre doch zu wenig. Ihr möchtet lieber eure schwarze Schuld weiß brennen; euern unanständigen Wandel zum Lieblingston, zur herrschenden Sitte machen; eure Laster mit dem Namen irgend einer Tugend schmücken, damit ihr recht ungestört fort sündigen, recht ungestört euern thierischen Gelüsten jedes Opfer darbringen, und eure schändlichen Gewohnheiten nach Wunsch befriedigen könnet. Darum erfindet ihr für das Niederträchtige in eurer Denkart hohe Namen, für das Unehrliche eures Thuns rühmliche Benennungen, für das Abscheuliche eurer Ausschweifungen liebenswürdige Titel.

Aber es ist umsonst! Die Häßlichkeit eures Gemüths will sich nicht verschleiern lassen, und bricht mit Gewalt überall hervor, um sich zu verrathen; mit Tücke lohnt euch euer Verbrechen. Ziere immerhin deine unreinen Triebe, o ekelhafter Wollüstling, mit den reizendsten Bezeichnungen; nenne sie Hang zur Zärtlichkeit, Liebe, artiges Betragen, Welton; — brüste dich immerhin, Verführer, mit deinen Siegen über eine durch dich vernichtete Unschuld — du erliegst unter der Verachtung aller Edeln, und die Unedeln machen sich ein Fest daraus, deine Schändlichkeit anzuklagen. Furcht und Verdruß schleicht dir in deine geheimsten Schlupfwinkel nach, und der gestörte Hausfrieden bereitet dir graues Haar. Wohl bot dir die Sünde Rosen dar, aber als du unbesonnen die Hand darnach streckest, ward sie dir hämisch von giftigen Dornen zerfleischt.

Triumphire immerhin, Trunkenbold, lüsterner Schlemmer, in deiner Unmäßigkeit. Schminke sie mit dem Namen frohen Lebensgenusses oder der Liebe zu geselligen Freuden. Es glaubt dir Niemand. Selbst die, welche deinen Tisch verlassen, sehen dein Ende voraus, und heißen dich unter sich einen Schwelger, einen Säufer. Dein durch Unmäßigkeit verderbtes Blut, deine durch Ueberreiz geschmächten Nerven, dein mit unnatürlicher Farbe entstelltes Antlitz, dein sieches Alter, dein früh zum Sterbebette wankender Schritt werden dich belehren, daß du der Sünde gefröhnt habest, die dich dafür erwürgt.

So täuschen sich die Sünder, indem sie Andere zu betrügen meinen. Sie buhlen um Liebe und Hochachtung, und finden zuletzt Verachtung; sie suchen Wollust, und finden zuletzt Schmerzen, Krankheit und Gram; sie geizen nach Ehre, und ärnten zuletzt Schmach und gerechte Verspottung. — Und was können sie Anderes erwarten? Haben sie nicht Lehre und Warnung in unzähligen Beispielen von Andern erfahren? Glauben sie allein mit ihren Thorheiten und Vergehungen eine Ausnahme in der göttlichen Weltordnung, in der Geschichte des Menschenlebens zu machen? — Wehe ihnen, denn sie gehen die Wege Kains, und fallen in den Irrthum Balaams um Genusses willen, und kommen um in dem Aufruhr Korä! Sie sind Wolken ohne Wasser, vom Winde herumgetrieben; kahle, unfruchtbare Bäume, zweimal gestorben und ausgewurzelt; wilde Wellen des Meeres, die ihre eigene Schande ausschäumen! (Jud. 11, 12. 13.)

Und doch ist es in unsern Tagen eine sehr gemein gewordene Sitte, daß man sich, öfters aus sehr übel angebrachter Höflichkeit, scheut, die Laster und Thorheiten bei ihren wahren Namen zu nennen. Man sucht durch gelinde Ausdrücke die im Schwange gehenden Untugenden milder darzustellen; ja, es wird für etwas gehalten, wenn man zu offenbaren Schlechtigkeiten vornehm lächeln kann; wenn man sich stellt oder unverhohlen zeigt, man sei mit dieser oder jener von unsern Vätern für Sünde gehaltenen Handlung nicht ganz fremd. Ja, man unternimmt es sogar, oft halb im Scherze, oft im vollsten Ernste, entschieden schändliche Dinge mit ehrenvollen Bezeichnungen zu schmücken, und Laster zu Tugenden zu stempeln.

Der feine Betrüger, der Andere um ihr gerechtes Eigenthum bringt, Erben um ihr Erbtheil, Wittwen um ihr Vermögen betrügt, ehrliche Käufer hinterlistig übervortheilt, heißt nur ein kluger Mann, der sich nicht betrügen läßt, ein Mann, der für das Seine sorgt.

Den Ehebrecher, den Wollüstling nennt man nur einen Mann von Lebensart, von gutem Ton. — Der Speichellecker, welcher vor seinen Obern kriecht, ihre Thorheiten preiset, ihre Albernheiten bewundert, nur um sich selbst emporzubringen, nennt man einen Mann, der die Welt kennt, einen Menschen, der zu leben weiß. Den giftigen Lästerer, der die kleine Gabe seines Witzes dazu verwendet, diejenigen zu verspotten und in Gesellschaften lächerlich zu machen, welche ihm mißfallen, nennt man einen muntern Kopf, einen angenehmen Gesellschafter, einen Mann von Geist. — Den Eigensinnigen, der überall widerspricht, überall Nachgiebigkeit fordert, ohne sich selbst in die Menschen, wie sie sind, oder in die Umstände zu schicken, nennt man einen Mann von Charakter, einen festen Mann. — Den Hochmüthigen, der sich nicht mit Personen geringern Herkommens einläßt, überall nur seinen eingebildeten Werth geltend machen will, Andere neben sich verachtet und zurückstößt, nennt man einen Mann von edelm Selbstgefühl, der sich nicht wegwerfen will.

Genug, es ist kein Laster, kein Vergehen, wenn es nur nicht von der Art ist, daß es die bürgerliche Ordnung offenbar zerrüttet und vor den weltlichen Richterstuhl gezogen werden muß, welches nicht bald eine bloße Schwäche, bald eine liebenswürdige Unart, bald eine leichte Verirrung, oder wohl gar eine rühmliche Eigenschaft genannt wäre.

Dies allgemeine Bemühen, die herrschenden Laster zu beschönigen, ist einer der lautredendsten Zeugen von dem Verfall der Sitten und der um sich greifenden Verdorbenheit der Gesinnungen. Denn ungeachtet Jeder wohl weiß, wohin zuletzt die Schändlichkeit des

Handlung führen muß, die er mit schonenden, schmeichelhaften Namen beehrt, schämt er sich dennoch nicht, sie mit heuchlerischer Güte oder Bewunderung in die Reihe ehrwürdiger Tugenden zu stellen.

Wäre es wohl nöthig, mich erst selbst davon zu überzeugen, wie verächtlich und thöricht, wie nachtheilig uns und Andern, wie unchristlich eine Gleißnerei dieser Art sei?

Fühlt nicht Jeder selbst, daß er, indem er Laster und schimpfliche Meinungen zu beschönigen sucht, ein Schmeichler der allerniedrigsten Art wird? Er lobt, was sein Herz verdammt; er lächelt Beifall zu Unthaten, die, wenn sie gegen ihn ausgeübt worden wären, ihn vielleicht zur Verzweiflung gebracht haben würden. Wer ist denn niederträchtiger, der, welcher aus Uebereilung und leidenschaftlichem bösen Hange sündigt, oder der, welcher mit kaltem Blute das Schändliche bewundert und durch milde Namen gefällig darstellt?

Verachtest du in deinem Herzen den schlauen Verräther, den treulosen Freund, den geilen Verführer, den gewissenlosen Richter, den eiteln Verschwender — o so bist du nicht minder dir selbst verächtlich, der du Heuchler genug bist, die ekelhafte Sünde mit dem Schleier des Schönen zu schmücken!

Das Beschönigen des Lasters ist aber mehr, als bloß tadelnswerthe Modethorheit — nein, es ist in sich selbst Sünde, wie jede andere; Verrath an unserm eigenen Herzen; Verführung der noch Unschuldigen! Wer zum Gottlosen spricht, du bist fromm, dem fluchen die Leute, den hasset das Volk. (Spr. Sal. 24, 24.)

Es ist Verrath an unserm eigenen Herzen. Denn wenn wir billigen und beschönigen mit dem Munde, was unser Gewissen verwirft, tadeln wir damit nicht unsere eigene Tugend, die unser Stolz sein sollte? Machen wir uns damit nicht allen edlern Menschen verdächtig, daß wir ebenfalls fähig wären, das Schlechte zu thun, was wir so freundlich in Schutz nehmen? Berauben wir uns nicht selbst der Ehre, indem wir Gesinnungen und Thaten Ehre geben wollen, die keine verdienen? — Es ist Verrath an unserm eigenen Herzen; denn wehe dem, der über verletztes Pflichtgefühl nur lächeln kann, und Laster als leichte Scherze, Störungen der Liebe und Glückseligkeit als anmuthige Schwachheiten ausgibt. Was er anfangs aus schmeichlerischer Gefälligkeit gering schätzte, oder nur für unbedeutend zu halten den Schein annahm, das wird er endlich in der That für sich selbst als eine Kleinigkeit achten. Sittenlosigkeiten, denen er an Andern einen angenehmen Namen gab, wird er sich zuletzt verzeihen, wenn er Neigung für sie empfindet. So wird unvermerkt der feile Heuchler sein eigener Verführer, der Mörder seiner eigenen Tugend.

Er wird es! — Und hätte er noch Festigkeit genug, daß er auch die Reinheit seiner Sitten treu bewahrte, während er mit verachtungswürdiger Schlauheit und Geschmeidigkeit das Unreine in Sinn und Thun Anderer beschönigt: so kann er doch nicht verhüten, durch die Unbesonnenheit seiner Worte fremder Unschuld gefährlich zu werden.

Nur allzumächtig regt sich die sinnliche, thierische Natur des Menschen, und allzustark ist oft die Lockung der Leidenschaft; — bedarf sie noch zum Siege auch unserer Beredsamkeit, unsers Aufmunterns, unserer Schutzwörter? Wer trägt die Schuld, wenn sich der unerfahrene Jüngling seinen wilden Neigungen überläßt? Habt ihr nicht selbst mit euerm Beschönigen des Lasters den Damm durchbrochen, welcher den Strom noch gefesselt hielt? Warum scherztet ihr über verletztes Recht, über vergessene Pflicht? Ihr scherztet damit vielleicht den letzten Rest heiliger Scheu vor dem Verbrechen in einer fremden Brust hinweg! — Euer Einstimmen in den Modeton, welchen Leichtsinnige oder Wollüstlinge angaben, machte euch wider euern Willen zum Theilnehmer mancher ruchlosen That; machte euch, ohne euern Willen, vielleicht zum Urheber manches Familienunglücks, zum Schöpfer mancher Schmerzenszähre! Ihr wolltet das nicht; aber ihr wußtet es, wie gefährlich es sei, mit Tugend und Sünde wie mit gleichbedeutenden Dingen zu tändeln. Ihr streutet den Samen der Hölle aus: wolltet ihr damit Aernten des Himmels gewinnen?

Das Beschönigen des Lasters ist im Widerspruch mit der Heiligkeit der Religion, welche wir bekennen; ist unwürdig dem Herzen und Mund des Christen.

Jesus Messias, unser Vorbild, obwohl gütig auch gegen Sünder, nachsichtig gegen Fehlende, voller Liebe und Erbarmen selbst gegen diejenigen, welche ihn beleidigten und verfolgten, war dennoch nicht schonend gegen Sünden. Er gab bösen Neigungen keinen edlern Namen, als sie verdienten; noch weniger suchte er das als löblich darzustellen, was unrecht war. Er haßte die niedrige Schmeichelei, und tadelte mit furchtbarem Ernst nicht nur diejenigen, welche Lieblingssünden entschuldigen wollten, sondern auch die, welche Tugenden heuchelten, die sie nie besaßen. Wer erinnert sich nicht des festen Muthes, mit welchem er den Schriftgelehrten und Pharisäern begegnete; wer gedenkt hier nicht seiner Worte, mit denen er ihre Scheinheiligkeit niederdonnerte, als er sprach: Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäern, ihr Heuchler, die ihr gleich seid wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtenbeine und alles Unflathes! (Matth. 23, 27.)

Und woher denn entsteht in unsern heutigen Gesellschaften dieser leichtfertige, gefährliche, der Christenwürde schlecht geziemende Ton, mit dem über unsittlichen Lebenswandel Scherz getrieben, oder das Unedle gleich einer lobenswürdigen Sache erwähnt wird?

Meistens ist daran eine übelverstandene Höflichkeit Schuld. Man scheuet sich, das Schändliche mit seinem schändenden Namen zu nennen. Es ist unter gewissen Menschen, die auf Anständigkeit mehr halten, als auf Tugend, viel verzeihlicher, etwas Ungerechtes zu thun, als etwas Unschickliches zu sagen. Ihnen gilt der vorgeschriebene Ton der sogenannten guten Gesellschaft mehr, als das ewige Gesetz in ihrer Brust.

Andere fehlen aus gemeiner Schmeichelei. Sie wollen sich beliebt machen, nirgends anstoßen, und bemänteln daher die schlechtesten Handlungen derer, so gut sie können, bei denen sie sich in Gunst setzen möchten. Sie rechtfertigen dann wohl ihr unwürdiges Betragen sogar mit dem Vorwand christlicher Menschenliebe, sanfter Schonung, welche den Fehler Anderer nicht strenge richten soll. Diese Heuchler — o wie groß ist ihre Zahl! — können sie mit ihren unreinen Absichten auch vor dem allwissenden Richter der Seelen bestehen?

Wieder Andere, und ihre Zahl ist vielleicht die größ-

te, behandeln gern gewisse Lieblingslaster der Menschen mit Leichtigkeit, oder wollen sogar ein Verdienst daraus machen, weil sie selbst von ihnen nicht frei sind. Im Gefühl ihrer eigenen Verworfenheit wollen sie Sündengenossen, Theilnehmer ihrer Denkart erheben, oder entschuldigen, um sich nicht selbst verdammen zu müssen. Sie können es nicht ertragen, daß man das für schlecht halte, dessen sie selbst fähig oder schuldig sind. So halten sie ihrer eigenen Schande Lobreden, suchen mit witzigem Scherze ihre Fehler zu verkleinern, indem sie Andere nicht tadelhaft finden. Ja im Schmerze ihrer Unwürdigkeit, die ihnen das immerdar laute Gewissen vorwirft, machen sie sogar Tugenden lächerlich, die ihnen fehlen, und wollen ihren Verstand bestechen, damit sein Urtheil ihre Handlungen glimpflich richte.

War auch ich immer frei und rein von jenem Vergehen? War auch ich nicht oft schwach genug, in Gesellschaften den herrschenden Ton anzunehmen, mit welchem das Abscheuliche der Sittenlosigkeit verzeihlich, und die redliche Unschuld als ein Gegenstand des Spottes und muthwilligen Scherzes aufgestellt ward?

O, wenn ich mich jemals so weit vergaß — — barmherziger Gott! wenn ich mich aus kleinlichen Rücksichten jemals dahinreißen ließ, eiteln Menschen lieber zu dienen und zu gefallen, als Dir — o Verzeihung und Gnade! Nie, nie soll wieder des Lasters Lob, der Tugend Verspottung meine Lippen entweihen, mein Herz besudeln! Wahrheit in Gedanken und Worten sei mein Schmuck vor dem Allwissenden und vor allen guten Menschen! Ach, ich bin von Vielen verkannt: aber gab ich nicht vielleicht durch meine unbesonnenen und leichtfertigen Reden selbst Anlaß dazu, daß man mich erst im Stillen, und dann lauter, für schlechter hielt, als ich war?

Rede, wie du denkst! gebietet die Tugend. Rede nicht Alles, was du denkst! gebietet die Klugheit. In diesen wenigen Worten liegt ein Schatz erhabener christlicher Lebensweisheit eingeschlossen.

Rede, wie du denkst. Lobe nicht, was dich dein Herz und Geist verachten heißen; finde nicht vor andern Menschen verzeihlich, was du in deinem Gewissen für unverzeihlich und gottlos hältst. Spotte nicht der Tugend, der Unschuld, der Gewissenhaftigkeit, während dein Herz dir Ehrfurcht dafür gebietet.

Rede nicht Alles, was du denkst. — Es ist möglich, daß du oft in Lagen geräthst, wo du unter verdorbenen oder auch nur leichtsinnigen Gesellschaften den Wüstling entschuldigen, oder wohl gar preisen hörst; es ist möglich, daß auf Unkosten des redlichen Mannes Spötter ohne Zartgefühl ihren Witz ausspenden: aber wer zwingt dich da, in die tadelhafte Sprache einzustimmen? Wer nöthigt dich, gegen deine besseren Ueberzeugungen zu reden? — Verbieten dir deine Verhältnisse, dich und deine Empfindungen auszusprechen; findest du den Augenblick unvortheilhaft, mit Ernst einzutreten, und die Worte der Wahrheit feierlich zu bekennen, wo Alles nur für Scherz und Muthwille gestimmt ist — kein Verhältniß kann dir zu schweigen verbieten. Da ist dein Schweigen Rede, da dein Schweigen ein stummer Tadel des Unrechts.

Niemand gebietet dir da, dein Urtheil über fremde Fehler mit Ernst und Strenge auszusprechen, wo du dazu keinen Beruf noch Hoffnung hast, mit deinem Urtheil etwas Gutes zu bewirken. Hier ist dein Schweigen Weisheit: dein Tadel hinter dem Rücken des Fehlbaren wäre vielleicht Unklugheit und Wirkung eitler Tadelsucht. Aber Niemand gebietet dir auch, etwas, was an sich verdammlich ist, lobenswürdig an denen zu finden, deren Gunst dir wichtig sein kann. Stehst du in der Nothwendigkeit, loben zu müssen — wahrlich, kein Mensch ist so ganz schlecht, daß er nicht auch verdienstvolle Eigenschaften besäße; nenne diese, aber schmeichle nicht seinen Fehlern. Er wird dich in jenem Fall ehren, weil du sein Gutes anerkennst; er würde dich in diesem Fall als einen Heuchler oder als einen getäuschten Kurzsichtigen nur verachten.

Und da, wo du darfst — da, wo dein Wort und Urtheil nicht ganz vergebens schallt — nenne das Laster bei seinem Namen mit christlichem Muth, und bezeichne deinen Abscheu ohne Hehl. Wer Christum bekennen will, soll der Hölle keinen Weihrauch streuen. Wer Gott dienen will, soll nicht der Diener fremder Götzen sein.

Nur der Gerechte in Denkart, Urtheil und That ist Gott lieb, den Edeln theuer, und selbst den Verworfensten ehrwürdig.

O Vater der Tugenden, o Gott der Wahrheit! stehe Du mir bei mit Deinem heiligen Geist, daß ich Dir nie treulos werde! Amen.

226.

Erinnerung an die ersten Gelübde.

Offenb. Joh. 2, 4.

Herr, Dir gelobe ich auf's Neue
Mich ganz zu Deinem Eigenthum;
Mein Denken und mein Trachten weihe
Ich Dir, o Gott, zum Heiligthum!
Von Dir, von Deinem Geist allein,
Will ich hinfort geleitet sein.

O Vater, nimm von Deinem Kinde
Das herzliche Versprechen hin:
Versucht sich je an mir die Sünde,
So will ich ihre Netze flieh'n.
Weich, Lust zum Bösen, Sünde, weich,
Gott hört es: ich entsage euch!

Ja, ja, Gott höret mein Versprechen,
Tief blickt er in mein Herz hinein:
Sollt' ich je mein Gelübde brechen,
So würd' er einst mein Richter sein.
Hilf, Gott, daß nie mein Herz vergißt,
Wie strafbar jeder Rückfall ist.

Es wird Keiner sein, der sich nicht selbst gestehen müßte: Es gab eine Zeit, da war ich frömmer als jetzt! Es gab eine Zeit, da war mein Herz unverdorbener und für das Gute weit reizbarer, als jetzt; mein Gebet floß inbrünstiger aus einem tiefbewegten Gemüthe hervor; meine ganze Seele war gleichsam inniger mit Gott verwandt, und selbst das Irdische schien mir heiliger und verklärter durch die Religion zu werden, als es gegenwärtig ist. Ja, auch wenn ich fehlte, war meine Reue lebhafter, mein Schmerz tiefer und aufrichtiger; ich erhob mich schneller nach jedem Fall, und meine Heimkehr zum Vaterherzen Gottes war freudiger, rührender, als heute.

Und warum ist das, was ehemals gewesen, nicht

auch noch heute? Bin ich nicht mehr derselbe Mensch, der ich gestern war? Woher diese Verwandlung?

Kostete mir denn meine frühere Frömmigkeit allzuviel Ueberwindung und Mühe? — Nein, ich war unschuldig, redlich, herzlich, weil ich es sein wollte; und mehr als diesen Willen hatte ich nicht nöthig. Ich liebte die Menschen, weil ich keinen Grund hatte, sie zu hassen. Ich half uneigennützig meinen Brüdern; half selbst mit freudiger Aufopferung ganz unbekannten Personen, und empfand dabei eine wahre Himmelslust. Aus Dienstgefälligkeit schadete ich mir oft selber; aus Großmuth gab ich oft meinen eigenen Feinden den Sieg über mich, und doch empfand ich darüber mehr Vergnügen, als Schmerz. Ich ward oft betrogen von denen, welchen ich allzusehr traute; aber dies machte mich nicht mißtrauisch gegen Andere. Ich blieb der Gleiche. Ich beklagte nur, daß die Tugend so wenig zärtliche Verehrer auf Erden habe; beklagte nur, daß die schönsten und süßesten aller Gefühle, Freundschaft und Liebe, uns oft die herbesten Leiden veranlassen. Aber darum war mir die Tugend nicht minder heilig: darum waren mir Freundschaft und Liebe nicht minder die edelsten Kleinodien des Erdenlebens.

Dem Allwissenden ist es bekannt, wie mein feuriges Verlangen nur Veredlung durch jede Tugend, wie mein höchster Wunsch das Glück der Welt war. Dem Allwissenden ist es bekannt, wie lange ich nach keinem andern Ziele strebte. Er hat die Bemühung meines Herzens zu jeder Besserung gesehen. Er war Zeuge meiner ersten Thaten, die ich, von den Wahrheiten der Religion gerühret, beging, um seiner Huld würdig zu werden. Er war Zeuge meiner feierlichen Gelübde, ach, der oft wiederholten, in welchen ich ihm meine Seele, mein ganzes Leben weihte.

Und nun bin ich nicht mehr der Vorige. Die Welt um mich her scheint verwandelt; scheint nicht mehr so heilig, so schön zu sein, weil ich mich selbst in meinem Innern verändert fühle. Ich habe nicht mehr die alte Heiterkeit, die stille Harmlosigkeit, den Seelenfrieden, der für mich aus dem Vertrauen auf Gottes Vaterweisheit hervorging. Ich bin unter den Menschen nicht mehr wie unter Brüdern, sondern schüchtern und argwöhnisch, wie unter geheimen Widersachern. Ich habe meine Augen mehr auf das Irdische als auf das Göttliche gerichtet, und doch dünkt mich alles Irdische nicht mehr mit jenem wundervollen Reiz umgeben, der mich einst so oft entzückte. Ich habe oft noch den Wunsch, groß und christlich edel zu denken und zu handeln; aber tausend kleine Nebenrücksichten drängen sich dann zwischen meine Seele und den heiligen Wunsch, und ich bleibe kraftlos und gemein. Noch ist oft das Glück der ganzen Welt mein höchstes Verlangen; ich beklage es schmerzlich, wenn ich so viel Elend und Gebrechlichkeit des Lebens, den Jammer von Familien und Völkern sehe, als strafende Folge einer allgemeinen Verderbtheit des Herzens — aber ich habe keinen Muth, das Bessere zu leisten, und kehre immer voller Selbstsucht zu mir zurück, und halte die Klugheit oft mehr werth, als die Größe der Seelen, die nichts scheuet für Gott, Wahrheit und Weltglück.

Meine ersten Gelübde schweben halbvergessen hinter mir in den Schatten der Vergangenheit, wo ich sie einst schwor; und die Thränen, mit welchen ich sie voll inbrünstiger Andacht dem Himmel darbrachte, haben ihre Kraft und Bedeutung verloren.

Wohl fühle ich mich schuldig, und daß es *meinem* Herzen gilt, wenn das göttliche Wort spricht: *Aber ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest.* (Offenb. Joh. 2, 4.) Gott war meine erste Zuversicht und Freude, Jesus meine erste Liebe — seitdem ward es die Leidenschaft des Stolzes, des Wohllebens, der Eitelkeit.

Noch heute gedenke ich nicht ohne Bewegung des Gemüths jener feierlichen Stunden, da ich unter namenlosem Entzücken, von den Wundern göttlicher Güte umringt, oder unter namenlosem Schmerze, am Sterbebette, am Sarge geliebter Personen, meine Seele Gott weihte, indem ich den Tand des gewöhnlichen Lebens verachten lernte.

Noch heute gedenke ich mit aufwallenden Empfindungen jener Tage, da ich den ersten Unterricht und die heilige Weihe zum Christenthum empfing durch Theilnahme am Gedächtnißmahl Jesu, welches die Kirche beging. Noch heute erinnere ich mich — ach! daß ich's thun muß mit Erröthen! — an die Stunden großer Noth, wo ich zu verzweifeln gedachte, und meine Seele, mit namenloser Angst ringend, sich zur Weisheit und Gnade des himmlischen Erbarmers aller Leidenden wandte. O welche herzlich gefühlte Versprechungen leistete ich da Gott, und der Allgegenwärtige vernahm sie! — Wie viele Seufzer stiegen aus dem Innersten meiner Brust mit Gebeten empor, und der Vater der Welt empfing sie! Mit brennenden Thränen versiegelte ich meine Gelübde, und der Allwissende sah sie!

Doch das Alles ist nicht mehr, wie sonst. Ach, wie wandelbar ist der Mensch, wie unzuverlässig sind seine Entschlüsse! — Woher denn diese Verschiedenheit von heute und ehemals? Habe ich auch Etwas, das mich vor mir selbst entschuldigen, oder doch nur die Schuld einigermaßen vermindern kann, die ich mir zum Vorwurf machen muß?

Allerdings, wenn ich meine ehemaligen Seelenzustände erwäge, fehlte ich schon damals, als ich jene feierlichen Gelübde gethan! Nicht darin aber habe ich gefehlt, *daß* ich sie that, sondern *wie* ich sie darbrachte, nämlich im vollen Sturm meiner aufgeregten Empfindungen, ohne daß zugleich mein ruhig überlegender Verstand dabei thätig sein konnte. Nothwendig mußten meine guten Vorsätze wieder schwankend werden, weil sie auf einen so unsichern Grund gebaut waren, als Gefühle sind, die ihrer Natur nach von so kürzerer Dauer sein müssen, je heftiger sie herrschen. Was mein bewegtes Herz in einer schönen Stunde der Begeisterung schwor, oder im Drang unglückseliger Begebenheiten aus der Tiefe der Noth gelobte, hätte ich nachmals nicht bloß in Empfindungen festhalten, sondern zur Angelegenheit ruhiger Ueberlegung und fester Grundsätze machen sollen. Dies versäumte ich, und ich versäumte es besonders oft in einem Lebensalter, wo die Gefühle überhaupt mächtiger als die ruhig betrachtende Vernunft sind. Daher kam es, daß mein Lebenslauf leider ein beständiger Wechsel von guten Vorsätzen und leichtsinnigen Vergessenheiten, von Bereuungen, Kämpfen und neuen Vergehungen ward: so daß ich zuletzt an meiner eigenen Verbesserung verzweifelte, oft meine jugendlich frommen Gesinnungen selbst wie Schwärmereien ohne Werth ansehen wollte, und zuweilen nicht an die Möglichkeit glaubte, daß ein Sterblicher

ungeachtet aller Mühe einen hohen Grad tugendlicher, das heißt christlicher Vollendung erschwingen könne.

Dies ist die Geschichte vieler Menschen, die in ihren jüngern Jahren gewöhnlich edlern Herzens waren, und nach erhabenern Zielen strebten, denn in ihren spätern Tagen; die Geschichte vieler Menschen, welche ihre Herzensverschlimmerung mit allen gedenkbaren Scheingründen bemänteln oder wohl gar rechtfertigen wollten, wozu ihnen die Selbstsucht Vorwände genug darbot.

In der That ist aber auch das jugendliche Alter an sich, wiewohl ohne sein Verdienst, heiliger, unschuldiger, empfänglicher für das Erhabene der Religion, als es die spätern Jahre sind. Der Jüngling und die Jungfrau, kaum den Tagen der Kindheit entgangen, haben von dieser noch immer das schöne Gefühl der Unschuld geerbt. Unbekannt mit den tausend mannigfaltigen Umständen, welche das menschliche Herz erschüttern und ändern können, unerfahren in den Denkarten und verschiedenen, Alles verschlingenden Neigungen der Erwachsenen, halten sie Jeden für so schuldlos und Alles Gute wollend, wie sie sich selbst kennen. Denn jeder Mensch hat, um Anderer Werth zu richten, keinen andern Maßstab, als seinen eigenen Werth.

So athmen sie sehr hochherzig nur für das, was schön und edel ist; sie verabscheuen das grobe Laster; ihr Sinn ist offen für das Göttliche; die Welt schmückt sich ihnen mit Zauberfarben; ihre reizbaren Empfindungen sind in beständiger Regung; ihrer ungezähmten Einbildungskraft schweben nur schmeichelnde Erwartungen vor; sie verschmähen die Erfahrungen gemeiner Wirklichkeit, und trauen sich voller Selbsttäuschung Muth und Kraft genug zu, immerdar nur das Beste zu thun, das Höchste zu wollen, was Religion und Vernunft darstellen. So kommen dann die feierlichen Augenblicke großer Gelübde — aber ach! es kommen auch die Augenblicke des Leichtsinns, des Erliegens unter den Reizen der sinnlichen Begierden!

Die lebhaften Gefühle, noch vor wenigen Jahren im Dienst eines heiligen Glaubens, treten eben so schnell in den Dienst unheiliger Leidenschaften. Das Herz kämpft zwischen Pflichten und Sünden, und lernt in den Verkettungen der Schicksale Vergehungen kennen, von welchen es ehemals keine Ahnung hatte. Das Leben verliert seinen himmlischen Glanz; die Wirklichkeit wird immer verächtlicher, und doch ist der Mensch mit jedem Jahre mehr gezwungen, sich mit ihr zu verbinden. Bald verschlingt sie ihn ganz, wenn er sich selbst überlassen im Getümmel dasteht, kein Vater, keine Mutter mehr um ihn sorgt, und er um seine Nahrung, und sein anständiges Fortkommen in der Welt selbst Sorge tragen muß. Neue Bedürfnisse bedrängen nachher den neuen Hausvater, die junge Hausmutter. Wohl sehnen sie sich noch oft nach dem Himmlischen empor, was sonst in ihrem Gemüth einen unbeschreiblich holden Frieden verbreitete: aber das Irdische umklammert sie immer fester; ihre Verhältnisse mit den Menschen umher werden immer verwickelter, die Sorge um sich und ihre Kinder immer tiefgreifender. — So gleichsam vom Strom des irdischen Lebens und Webens hinweggefluthet, ermannt sich ihr Herz nur in einzelnen Augenblicken wieder zu dem verlassenen Bessern, zu der ersten Liebe ihres Geistes, und mit Schauer und wehmüthiger Rührung gedenken sie der ersten Gelübde.

O gedenke ihrer immmerhin, meine Seele! — Diese Erinnerungen sind die ersten Vorgefühle eines schönern, harmlosern, heiligern Lebens, dessen du theilhaftig werden könntest! Kehre zurück zu der Kindesunschuld, in welcher du sonst dich oft selig gefühlt hast; kehre zurück zu den ersten Gelübden, welche der Ewige noch nicht vergessen hat.

Aber mit der Verjüngung deiner ersten Liebe, deiner frühern Gelübde, hüte dich, den Fehler zu erneuern, durch welchen sie bald nach ihrem Entstehen wieder untergegangen sind. Es sei nicht das rasch auflodernde Feuer der Empfindungen, sondern ein auf Ueberzeugung und Grundsätzen ruhender Entschluß, der dich begeistern und der Leitstern deiner Thaten werden muß.

Erneuere mit Entzücken den schönen Schwur, Gott anzugehören und von nun an göttlich zu handeln; aber überlege deine Umstände, die Beschaffenheit deiner Verhältnisse, die Denkart deiner Bekannten, das Maß deiner Kräfte, das Fehlerhafte deiner Eigenschaften, deiner Neigungen, deiner Wünsche, und frage dich prüfend: Was kannst du in deiner Lage thun, um das musterhafte Leben eines wahren Menschen- und Gottesfreundes, um den erhabenen Wandel eines ächten Christen zu führen?

Darüber sinne erst in der Stille für mich nach, und glaube, es wird der Geist Gottes es nicht an Licht in deinem Gemüthe fehlen lassen, es wird dir dein Gewissen sagen, was du zu thun habest, das Ziel — das höchste und würdigste Ziel alles Menschenlebens — zu erringen.

Erneuere deine erste Liebe, deine frühern Gelübde, und halte dem Ewigen das große Wort, welches ihm in wichtigen Stunden deine Seele gab! Aber zittere nicht schwach vor der Ausführung; halte dich nicht für verdorbener, als du bist, sondern wage den ersten Versuch, und halte deine Leidenschaften, deinen Hang zur Wollust oder Rache, deinen Geiz nach Ehre oder Reichthum, nicht für mächtiger als den Wunsch deines unsterblichen Wesens in dir. — Handle überall nach ruhig erwogenen Grundsätzen dessen, was recht und billig, ehrbar und menschenfreundlich, unparteiisch und nützlich für Jedermann ist. Was du willst, das dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch! Was dich schmerzen würde, wenn Andere es wider dich versuchen würden, das unternimm gegen Niemanden. Uebersieh mit ruhiger Großmuth die Beleidigungen deiner Feinde; zeige von allem Bösen, was man dir nachredet, das Gegentheil; fliehe vorsichtig die Anlässe, bei welchen du aus Erfahrung weißt, daß du schwach werden und unanständig oder gar lasterhaft werden kannst; fliehe solche Anlässe selbst in deinen Gedanken, und zerstreue dich schnell, wenn sie deine Seele zu irgend etwas Ungerechtem locken.

So erneuere deine Gelübde, nicht mit den vorüberrauschenden Gefühlen der frühern Jugend, sondern mit dem heiligen Ernst und der Kraft des reifern Alters. Dann wirst du erlangen, was du einst Gott schworst, deinem Erlöser zusichertest — Kindesunschuld und Kindesglückseligkeit; dann wird die Welt wieder jenen frischen Zauber empfahen für dein Herz, welchen du als verloren betrauertest, weil du das Herz verloren hattest, mit dem du sonst die Welt Gottes begrüßtest.

Kehre zurück zur Kindesunschuld und zu deinen ersten Gelübden. „Gedenke, wovon du gefallen bist, und thue Buße, und thue die ersten Werke: wo aber nicht, spricht der Herr, werde ich dir kommen bald, und deinen

Leuchter wegstoßen von seiner Stätte, wo du nicht Buße thust! (Offenb. 2, 5.)

Je länger der Mensch ansteht, sein besseres Selbst zu retten, je tiefer versinkt er in den Schlamm des irdischen Lebens. Es ist eine elende Selbsttäuschung, zu hoffen, man werde sich unter veränderten Umständen bessern können, nur jetzt noch nicht, wo noch so mancherlei uns zwingt, die alte gewohnte Lebensart und Denkweise fortzusetzen. Nein, dies ist die Sprache deiner Feigheit, deiner Verworfenheit! Nicht die Umstände, in denen du lebst, machen dich schlechter, als du sein solltest; sondern du, durch deine Sinnesart, durch deine Verdorbenheit, machst die Umstände um dich schlechter, als sie sein sollten. Dein kleinlicher Ehrgeiz, dein Horchen auf das Urtheil mancher Leute, deine Furcht vor ihrem Spott hält dich ab, so vollkommen gut zu handeln, als du überzeugt bist, daß du könntest. Siehe da, dein Ehrgeiz, deine Eitelkeit sind die geschwornen und furchtbarsten Feinde deiner Ruhe! Sie sind es, nicht die Umstände, wie du dir selbst einreden möchtest, welche dich an Erfüllung jener heiligen Gelübde verhindern, die Gott nicht vergessen hat.

Thue Buße, das heißt, ändere deine Lebensart, nicht nur deine äusserliche, sondern auch deine innerliche! Du gelobtest Gott, niemals ein Heuchler zu werden, sondern ein wahrhafter Mensch. Du hast dein Gelübde nicht den Menschen gegeben, daß du vor ihnen gut und rein erscheinen wolltest, sondern Gott hast du es gebracht, dem Allwissenden, dessen Blick hell durch alle Finsternisse und Bewegungen deines Gemüthes schaut.

Erfülle dein Gelübde, aber bald — denn Stunden und Jahre verfliegen, wie ein Morgentraum. Was wirst du nach einigen Jahren von dem noch haben, was du gelebt haben wirst? — Aber deine übeln Gewohnheiten, deine bösen Triebe werden Erbübel deiner Jahre werden; einnesten werden deine Leidenschaften und dich früher oder später mit Schmach bedecken. Siehe nicht auf die, welchen jetzt manche Thorheit unschädlich hingeht, oder die ungestraft Böses in die Welt zu bringen scheinen. Ach, du kennst das Innere ihres Herzens nicht; sie können glänzen und doch nicht glücklich sein; sie können sich rühmen, und doch den schmerzlichen Widerspruch ihres Bewußtseins hören: du lügst! — Was haben sie von ihrem falschen, ganz dem Irdischen geweihten Leben? Sorge, Verdruß, Angst, keine Stunde reiner Freude und heitern, ächten Lebensgenusses. Aber die Unglücklichen, was haben sie, wenn nun ihr unruhiges, finsteres Dasein am Ende ist?

Erfülle deine frühern Gelübde; noch ist die Kraft in dir, noch ist die Stunde, welche dir die Rückkehr erlaubt. Noch einige Jahre — noch ein Traum, und das gebrechliche Alter wird dich überraschen und verzehren. Hoffe nicht, spätere Jahre werden dir ein ruhigeres Blut, und damit eine Erleichterung bringen, besser zu werden. Nein, sie bringen uns größere Kraftlosigkeit und Reue. Als Kind, als Jüngling, als Jungfrau weinest du die Thränen der frohen Hoffnung um das, was du werden könntest; als Greis wirst du heimlich die Thränen fruchtlosen und desto tiefern Schmerzes weinen um das, was du nicht geworden bist.

Erfülle deine Gelübde, ehe Krankheiten deine Kraft vernichten, die jetzt noch dir gehört; ehe ein unvermutheter Tod dich aus der Reihe der Lebenden hinwegzieht; ehe das furchtbare Wort des Herrn an dir zur Erfüllung wird: Ich werde dir kommen bald, und deinen Leuchter wegstoßen von seiner Stätte, wo du nicht Buße thust.

Ihr aber, denen die Gottheit Gelegenheit eröffnete, auf die zarten Herzen der Jugend zu wirken, hütet sie, durch eure eigenen Erfahrungen gewarnt, daß nicht, was sie Gott gelobt, bloßes Werk aufgeregter augenblicklicher Gefühle sei, sondern eine Frucht fester Grundsätze von dem, was christlich-edel ist. Nichts ist leichter, als ein zartes Herz durch religiöse Ermahnungen zu rühren; nichts ist leichter, als Thränen hervorzulocken, und kühne, seelenvolle Entschlüsse. Denn Alles macht auf das junge Gemüth stärkere Eindrücke. Aber unterrichtet die Jugend von ihren Pflichten; kläret ihren Verstand auf; machet ihr das Gerechte, das Gute zur Gewohnheit: so bauet ihr die Religion in ihrer Brust gleichsam auf Felsengrund, nicht auf weichen Sand, den der nächste Sturm umwälzt und entführt. Die Empfindungsvollsten werdet ihr oft im spätern Alter als die Tugendlosesten beklagt haben; die in ihren Jugendjahren am schwärmerischsten mit euch beteten, werdet ihr in spätern Jahren oft als Religionsspötter und Zweifler erblicken und bemitleiden. Dies sind die bösen Wirkungen einer unvorsichtigen Belehrung in religiösen Dingen, wo man sich begnügte, Gefühle in Bewegung zu bringen, statt den Willen des Lehrlings an Ueberzeugung und Grundsätze zu binden, um den Verstand zu erleuchten.

Aber auch ich will der ersten Liebe gedenken, und meine Gelübde Dir wieder erneuern, o Gott, mein Schöpfer, o Jesus, mein Erlöser, mein Seligmacher! Und was ich einst, übermannt von heiligen Empfindungen, in großen Augenblicken meines Lebens schwor, das will ich nun mit ernstem Willen und voll erhabener Ueberzeugung vollbringen — denn noch lebe ich in frischer Jugendkraft, noch ist mein Leuchter nicht von seiner Stätte weggestoßen.

Höre mich, Allwissender! höre mich, o du Langmüthiger, Du einst mein Richter! Ich weiß, daß nur ein reines Gemüth ein seliges Gemüth werden und sein kann. Ja, weiß, daß nur Kummer und Unruhe auf Erden sind, weil der Mensch selbst im Wahnsinn jedes Uebel bereitet, wenn er von dem Lebensbeispiel Jesu Christi, von der Tugend abtrünnig wird. So erneuere ich hiermit vor Dir, Allgegenwärtiger, die Gelübde meiner ersten Liebe; ich will zurückkehren zu meiner Unschuld, zu meinem Himmelsfrieden. Ich will die mit mir erwachsenen und stark gewordenen Fehler austilgen, damit ich ganz der Tugend angehören könne; durch die Tugend aber Jesu Christo, dem ich mich im Bunde der Taufe zusagte; Jesu Christo aber, um, Gott, mein Gott, mein Vater und mein Richter, Deiner Gnade, Deiner unendlichen Liebe anzugehören. Amen.

227.

Kleine Ursachen, große Wirkungen.

Matth. 5, 29. 30.

Um auch den kleinsten Sünden
Mit Vorsicht zu entfleh'n,
Laß lebhaft mich empfinden,
Daß sie zu größern zieh'n!

Sich gern mit Launen brüsten,
Sich Schwachen gern verzeih'n,
Heißt sein Verderben rüsten,
Und Lastertaten freu'n.

Mein Herz kann bald verzagen,
Bald wieder trotzig sein,
Hier bald Verbot'nes wagen,
Dort bald das Gute scheu'n:
Kann leicht sich hintergehen,
Will seiner Lüste Spiel,
Durch sich getauscht, nicht sehn,
Und traut sich zuviel.

Lerne dich selbst kennen, deine gewaltigsten Triebe, deine geheimsten Neigungen und die Ursachen alles dessen, was dich leicht froher machen, oder was dich verstimmen kann! Dies ist der Weisheit Anfang. — Aber dieser erste Schritt zur Lebensweisheit ist der schwerste, und vielleicht schon darum, weil die meisten Menschen sich einbilden: es sei nichts leichter als das; Jeder kenne sich selbst besser, denn Andere, und wisse gar gut, warum er so und nicht anders empfindet, begehrt, denkt und handelt.

Oft wirkten die größten Begebenheiten bei weitem nicht so stark auf mich, als sehr geringfügige Zufälle, die ein Anderer kaum achtet. Ich denke heute über eine Angelegenheit ganz verschieden von jemals, ungeachtet die Angelegenheit noch ganz unverändert die gleiche sein kann, mit allen ihren Nebenumständen für mich, wie sie es sonst war. Ich sehe verschiedene Menschen, durch ein dunkles Gefühl hingerissen, sich lieben oder Abneigung bezeugen, ohne daß sie einander dazu Grund und Anlaß gegeben hätten. Ich sehe den Einen das vorziehen, was der Andere häßlich nennt, und höre von Diesem dasjenige preisen, was der Andere ohne Wohlgefallen erblickt. — Es thut oft Mancher Dinge, er weiß selbst nicht warum, und sagt nur: es gefiel mir so; ich fand mich dazu wie mit Gewalt hingetrieben; ich mußte es thun, und konnte nun nicht anders! Es ist nichts Seltenes, daß bisher wackere Leute unter veränderten Umständen oder auch in ihrer bisherigen Lage plötzlich eine schlechtere Denkart annehmen, ohne daß man eine Ursache wahrnimmt, was sie dazu bewegen konnte.

Woher dies? — Alles in der Welt hat seine Ursache. Aus leichtsinnigem Wesen, aus ursachloser Willkür entscheidet sich gewiß Niemand mit großer Entschlossenheit für Dies oder Jenes.

Wenn ich mich in meine verlebten Tage zurückversetze, werde ich oft gewahr, daß ich handelte, lebte, oder vermied, ohne recht zu wissen, warum? Und wenn ich genauer forsche, werde ich gewahr, daß wirklich sehr unbedeutende Kleinigkeiten auf die Stimmung meiner damaligen Laune, auf die Richtung meines damaligen Willens immer, ich möchte sagen, unbezwingbaren Einfluß hatten. Auch in mir ward das Sprichwort wahr: kleine Ursachen haben oft die größten Wirkungen.

Noch einmal frage ich: Woher diese merkwürdige Erscheinung in mir? Denn wer steht dafür, daß nicht auch jetzt noch alle Tage Kleinigkeiten den meisten Einfluß auf die Eigenthümlichkeiten meiner Gesinnung haben?

Der Grund davon liegt wohl schwerlich in den äussern Kleinigkeiten, die auf mich wirken; denn es gibt deren in jedem Tage Millionen, für die ich ganz unempfindlich bleibe. Der Grund muß in der oft ganz besondern, mir selbst noch unbekannten Beschaffenheit meines Gemüthes liegen. Und was ist das Gemüth? Es ist der Berührungs- und Mittelpunkt, worin meine irdische und geistige Natur in ihrer Wirksamkeit zusammentreffen; wo Geist und Seele ihre Kräfte mit den Kräften des pflanzenhaften und thierischen Lebens gleichsam verschmelzen; wo der Mensch eigentlich Mensch ist, während er mit seinem Körperlichen am Staube, mit seinem Geistigen an Gott hängt.

Hier im Gemüth, wo die vereinte Thätigkeit des ganzen menschlichen Wesens wohnt, kann oft eine Reizbarkeit und Empfänglichkeit für gewisse Dinge vorhanden sein, die da für Andere fehlt, also daß die kleinsten äussern Anläße, die wir im flüchtigen Gewühl des Tagewerks kaum recht bemerkt haben, auf unser Innerstes von großer Wirkung werden können. So kann ein Stäubchen, dessen wir nicht achten, und von denen wir zu Tausenden im Luftmeer umschwebt werden, die peinlichsten Schmerzen erzeugen, indem es unser Auge berührt. Hier im Gemüth ist das Gartenbeet, wo alle unsere Tugenden, alle unsere Fehler ihren ersten unbemerkten Samen hinstreuten, und keimten und groß wurden.

Nicht die äussern Kleinigkeiten sind an sich die Urheber unsers Gut- oder Schlechtsein, sondern die verborgenen Eigenthümlichkeiten unsers Gemüths, dunkele Vorstellungen, dunkele Gefühle. Diese entscheiden über das Wohl und Wehe unsers Lebens.

Jesus Christus, der tiefe Menschenkenner, welcher mit göttlich-klarem Blicke die Natur der schwachen Sterblichen durchschaute, kannte diese Quelle unsers Verderbens gar wohl, und den Einfluß der Kleinigkeiten von aussen auf unsere Gesinnungen. In der bildlichen Sprache des Morgenlandes, und um ganz von denen verstanden zu werden, zu welchen er redete, drückte er sich darüber aus. Dahin gehört die merkwürdige Stelle in seiner Bergpredigt: Aergert dich aber dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir. Es ist dir besser, daß eines deiner Glieder verderbe, und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde. Aergert dich deine rechte Hand, so haue sie ab, und wirf sie von dir. Es ist dir besser, daß eines deiner Glieder verderbe, und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde. (Matth. 5, 29. 30.)

Bei diesen Bildern, die Jesus nicht wörtlich genommen wissen wollte, dachte er keineswegs, daß uns das Auge oder die Hand selbst ärgern, das heißt, zur ungerechten Handlung verleiten könne, sondern er deutete damit mehr auf jene kleinen Umstände, welche auf die Gesinnungsart der Menschen wirken. Er forderte keine wirkliche Selbstverstümmelung des menschlichen Körpers, sondern die Aufopferung derjenigen Ursachen, und wenn sie uns auch noch so lieb wären, durch welche wir zum Sündigen gereizt werden.

Es ist also von der größten Wichtigkeit für uns, daß wir in uns selbst auf diejenigen an sich geringfügig scheinenden Gründe unserer Neigungen oder Abneigungen Acht haben. Eben darum sind uns diese Kleinigkeiten gefährlich, weil wir gewohnt sind, sie nur Kleinigkeiten zu nennen, und sie als solche kaum einer Aufmerksamkeit würdigen. — Aber für uns, für unsere Glückseligkeit und Ruhe, sind sie keine Kleinigkeiten, sondern Sachen von der größten Erheblichkeit. Was ist denn klein, was groß? Alles hängt ja nur von Lagen, Umständen und Verhältnissen ab. Der Wassertropfen ist klein, aber groß genug,

einem gefüllten Eimer endlich das Uebermaß zum Ueberlaufen zu geben.

Eben diese von uns übersehenen Kleinigkeiten können das Meiste zu unserer Verschlimmerung beitragen. Schwebt nicht auch der Same des Unkrauts, gleich Sonnenstäubchen, im Hauche der Luft? Und doch erwachsen durch ihn zahlreiche, wuchernde, dem Ackerfelde verderbliche Pflanzen, welche alle andern guten Keime ersticken helfen.

Es ist wichtig, dieser Kleinigkeiten zu achten. Denn sie sind es, welche eben, weil wir uns gegen sie am wenigsten bewahren, unserer Tugend die größten Gefahren bringen können. Mancher hätte sich geweigert, eine schlechte Handlung zu begehen, und wenn man ihn dazu mit Anerbietung einer Tonne Goldes versucht hätte. Derselbe Mensch aber vollbrachte dennoch dieselbe schlechte That, weil er in einer besondern Gemüthsstimmung irgend ein Wort hörte. Und das Wort, welches ihn reizte, überwog die Tonne Goldes. Manche Unschuld, welche allen schändlichen Künsten der Verführung edel widerstanden hatte, ging verloren, da ein Bild, ein zufällig scheinender Einfall in unbewachten Augenblicken tiefen Eindruck machte.

Doch weder die Tonne Goldes, noch das Wort, weder das Bild, noch der zufällige Einfall bewirkten das Unglück, sondern die im Gemüth befindliche, uns selbst oft allzuwenig bekannte Reizbarkeit und Empfänglichkeit für gewisse Dinge. Da erwachten gewisse dunkele Gefühle. Neigungen, von denen wir uns selbst kaum im ersten Augenblick des Entstehens Rechenschaft ablegen konnten, schienen uns viel zu unbedeutend, zu vorübergehend, zu unschuldig, als daß wir ihnen hätten mit aller Macht eines ernsten Willens entgegen arbeiten sollen. Aber da war der Keim unsers Uebels gebildet, der Grund unsers spätern Schicksals gebaut!

Woher entsteht nun die größere oder geringere Empfindlichkeit unsers Gemüths für gewisse Dinge? Sie entsteht theils durch die eigenthümliche Beschaffenheit unserer Natur, durch die in uns wohnenden körperlichen oder geistigen Anlagen, welche bald in Einem, bald in Anderm Uebergewicht äussern, theils durch die ersten lebhaften Eindrücke, die wir selbst zwar längst schon wieder vergessen haben, welche aber dennoch die Wirkung hinterliessen, daß das Gemüth jederzeit empfänglicher für dasjenige blieb, was mit ihnen späterhin irgend eine Aehnlichkeit hatte. So wissen wir aus vielfachen Erfahrungen, daß Gestalt, Ton und Wesen solcher Personen, welche uns in zartester Jugend abwarteten und pflegten, oder schreckten und beleidigten, in nachherigen Jahren durch dunkles Erinnern Zutrauen oder Widerwillen gegen andere Personen einflößten, ohne daß diese dazu anders Anlaß gaben, als daß sie mit jenen eine verborgene Aehnlichkeit hatten, von der wir uns nur kaum noch eine Vorstellung zu machen fähig sind.

Doch das Entstehen solcher besondern, theilweisen Gemüthsreizbarkeit können wir nicht verhindern. Sie ist an sich selbst auch weder gut noch böse, sondern sie wird erst, was wir aus ihr werden lassen wollen.

Wichtiger ist hingegen, daß wir in unserm Innersten erkennen, *worin sie bei uns besteht*, damit wir gegen dieselbe auf unserer Hut sein können. Denn sie entscheidet endlich, ob du einst in glücklicher Zufriedenheit leben, oder durch Verbrechen, die du jetzt noch nicht ohne Schaudern denken kannst, zum größten Elend versinken sollst; ob du durch das Schwert der Gerechtigkeit, oder als Selbstmörder, oder durch Ausschweifungen irgend einer Art, oder als Tugendhafter von den Augen aller guten Menschen beweinet, sterben wirst.

Du erkennst aber die verborgene Empfindlichkeit deines Gemüths, aus welcher sich die dunkeln Vorstellungen, Gefühle und Neigungen entwickeln, die dich zum Thun und Lassen bestimmen, *an solchen äussern Kleinigkeiten, welche dich besonders in Anspruch nehmen*. Dinge, die dich vollkommen gleichgültig lassen, und kaum eine Bewegung in dir hervorbringen, sind deiner Tugend ohne Gefahr. Aber da ist deine wunde Seite, wo dich oft eine wahre Kleinigkeit in eine besondere Stimmung versetzt.

Habe Acht auf dich, wenn du, ohne zu wissen warum, in ganz heiterer Laune bist. Forsche nach: was bewirkte dies Wohlbehagen in dir? Seit welchem Augenblicke entstand es? Was war in dem Augenblicke geschehen oder geredet? Es wird selten fehlen, daß du nicht endlich die verborgenen Ursachen entdecken könntest. Es war ein kleiner, von dir kaum beachteter Umstand, welcher allen Andern vollkommen gleichgültig blieb, der dir das ganze Wunder bewirkte. Und Wunder ist es, weil es deine eigene Bewunderung erregt, wie eine Kleinigkeit so großen Einfluß auf dich haben konnte. Aber habe auf diese Empfindlichkeit deines Gemüthes eine besondere Aufmerksamkeit; denn aus ihr strömt dein inneres Glück und dein inneres Unglück; ja, auch dein Unglück! Denn wo es dir unter gewissen Umständen wohl ist, wird es dir unter andern Verhältnissen auch übel sein.

Habe Acht auf dich, wenn du, ohne zu wissen warum, verstimmt und verdrießlich bist. Denke nach, seit welcher Stunde, seit welchem Augenblick bist du es geworden? Welche Kleinigkeit mag diesen Gemüthszustand bewirkt haben? Immer wirst du einen, wenn auch noch so unbedeutenden Umstand finden, der etwas in deinem Innern verletzte. Da ist deine wunde Seite, welche auch nicht aufs leiseste berührt sein will, ohne Schmerzen zu haben! Siehe, von daher quellen deine meisten Neigungen, Wünsche, Hoffnungen, Besorgnisse und Handlungsarten; hier steht der Feind deiner Ruhe, deiner Glückseligkeit im verborgenen Hinterhalte; dort lerne dich verwahren. Sage nicht zu deinem Selbsttroste: O das sind Kleinigkeiten! Wer möchte sich aus dergleichen ein Gewissen machen? Ich fühle mich keiner schlechten Gesinnung fähig; ich bin mir keiner schlechten That bewußt. — Hüte dich, denn du bist, ohne es zu glauben, zur Gesinnung schon fähig, und dieser wird endlich auch die That folgen. Die dunkele Quelle ist vorhanden; endlich wird der Bach sichtbar, wenn er stärker wird, und nicht mehr zu bändigen, wenn er als Waldstrom dahinbrauset, durch äussere Umstände angeschwellt.

Diese scheinbaren Kleinigkeiten sind so bedeutend, daß wir in der Erziehung der Jugend eben die größte Aufmerksamkeit auf sie richten müssen. Aus ihnen erkennen wir die spätere Denkart und das Schicksal des Kindes. Sie deuten uns an, wo wir dem Uebel entgegenzuarbeiten haben. — Es ist nicht das erstemal, daß der, welcher als Dieb oder gewissenloser Betrüger in die Hände der Obrigkeit fiel, schon als Kind sein bevorstehendes Unglück durch einen Hang zu Näschereien, die man kindisch und

verzeihlich hieß, oder durch kleine, listige Entwendungen unbedeutender Dinge, wo man die List noch belachte, oder durch mancherlei Umgehungen die Wahrheit verrieth. Es ist nicht das erstemal, daß der kaltblütige Mörder seine letzte schauderhafte Handlung schon als Kind voraus anzeigte, da er ein besonderes Wohlgefallen am Quälen unschuldiger Thiere äusserte. — Habet acht auf die Kleinigkeiten, durch welche eure Kinder ganz besonders in Anspruch genommen werden, und ihr werdet einen tiefen Blick in ihr Innerstes und eine Ahnung ihrer ganzen Zukunft haben!

Ein Licht geht in meiner Seele auf. Mein Inneres wird mir bedeutungsreicher. Ich glaubte mich schon sehr genau zu kennen, aber in der That kenne ich mich selbst noch zu wenig. Es gibt gewisse Kleinigkeiten, die es für alle Welt sein können, aber für mich wahrlich das Wichtigste sind. Ihnen will ich fortan emsiger nachspüren; sie führen mich in den finstern Hintergrund meines Gemüthes, von wannen die dunkeln Vorstellungen und Gefühle stammen, die, oft mir selbst unbewußt, meiner Denkart und meinem Willen die nachherige Richtung geben.

Und habe ich den Hintergrund erforscht — — dann zur Heilung der innern Wunden geschritten! Nicht die äussern Kleinigkeiten kann ich von mir abwehren, wohl aber die Empfindlichkeit für sie abstumpfen. Dort ist es, wo der Hang zur Eitelkeit oder zur Habsucht, zum Lieben oder zum Hassen, zur Ueppigkeit oder zur Grausamkeit, im Verborgenen schlummert. Aber es ist nur ein leichter Schlummer, denn eine Kleinigkeit stört ihn! Darum wachet über euch selbst, von dorther kommt die Versuchung zum Bösen. Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Das Gebet selbst ist ein Stärkungsmittel des Geistes. Denn indem wir vor dem allwissenden Gott unser Verborgenes aufschließen, verleiht er uns Muth und Kraft, uns selbst zu überwinden.

Ueberwunden muß sein! Ohne Ueberwindung ist keine Tugend, ohne wahre Tugend keine wahre Glückseligkeit! Und sollte uns der Sieg auch noch so mühsam werden — lieber, wie Jesus spricht, wenn dich dein rechtes Auge oder deine rechte Hand ärgert, trenne dich von ihnen; verliere lieber das Edelste, was dir *gehört*, als daß du aufhören müßtest, das Edelste zu *sein*, was du sein sollst! Thue lieber Verzicht auf die Freuden, welche dir derjenige verborgene Hang gewährt, der auch deine weit größern Unannehmlichkeiten bewirkt, als daß du endlich ganz der Raub von diesen werden mußt.

Daher, o du allwissender Gott, daher also mein meistes Sündigen und meistes inneres Unglück! Was half mir meine Wachsamkeit über mich selbst, wenn ich nur auf meine äussern Handlungen Acht haben wollte? Ich hatte die Quellen derselben nicht geachtet, und arbeitete zu spät und so oft vergeblich gegen die Gewalt des Stromes.

Hilf mir, o Herzenskundiger, hilf mir mit Deiner Gnade, mit dem Lichte Deines Geistes, daß ich mich selbst recht erkenne, und mein ganzes Innerstes rein werde vom Hang zum Bösen, ein Dir allein geweihtes Heiligthum! Amen.

228.

Die Nothlügen.

Luk. 22, 55. 56. 57.

Nur wer reines Herzens ist,
Blickt zum Himmel mit Vertrauen;
Schlauheit kann und Hinterlist
Niemals festes Glück erbauen.
Reden müssen, so wie Thaten,
Unser reines Herz verrathen.

Ränke sind der Weisheit nie,
Launen nie der Tugend eigen;
Aber Vorsicht fordert sie,
Wie im Reden, so im Schweigen,
Gott sollst du in allen Trieben,
Menschen wie dich selber lieben.

Wem im Busen tief und hell
Wahre Gottesliebe lodert,
O der fehlet nicht so schnell.
Was er meidet, was er fordert,
Und sein Reden und sein Schweigen
Wird von Gottes Liebe zeugen.

„Dieser war auch mit ihm!“ rief die Magd, welche den Jünger Jesu im Hause des Hohenpriesters am Feuer sitzen sah, während Christus duldend das Todesurtheil erwarten mußte, und ein gleich trauriges Schicksal alle seine Anhänger bedrohte. „Dieser war auch mit ihm!“ rief die Magd. Petrus aber, voller Furcht und Schrecken, verläugnete ihn und sprach: *Weib, ich kenne ihn nicht!* (Luk. 22, 57.)

That Petrus recht daran, als er in augenscheinlicher Gefahr war, sich von seinem Meister loszusagen und zu sprechen: *Ich kenne ihn nicht?* — Vielleicht wird Jeder, der es lieset oder höret, ausrufen: Das sei ferne! Ich an seiner Stelle würde meinen Heiland nie verläugnet haben! — Aber Viele werden in ihrem Herzen denken: Konnte er denn anders? War er nicht gewiß, daß, wenn er die Wahrheit spräche, er ebenfalls dem grausamsten Schicksale preisgegeben worden wäre? Sah er nicht das Verdammungsurtheil Jesu schon auf aller Zeugen und Richter Lippen, und die Mordlust aus den Augen des jüdischen Volkes funkeln? Konnte er Jesum retten, wenn er, statt ihn zu verläugnen, sich zu ihm bekannt hätte? War es nicht billig, daß er wenigstens noch auf die Rettung seines eigenen Lebens bedacht war? Konnte hier die Nothlüge nicht zu einer heiligen Pflicht werden? Gebot hier nicht die Klugheit, für einen Augenblick von der Wahrheit abzugehen?

So wird Mancher, der sich in die bedenkliche Lage des Jüngers versetzt, heimlich bei sich denken, wenn er gleich es öffentlich zu sagen sich schämt. — Aber Petrus, sobald er vom ersten Schrecken zu sich selber gekommen war, fand, was er gethan, weder gerecht noch klug. Denn er fühlte sein Vergehen mit schmerzlicher Reue: er weinte bitterlich. Er fühlte, daß er seinem Jesu nicht die unendliche Liebe vergolten habe. Wo ist der Vater, der sein Kind liebt, welcher es im Augenblick der Gefahr verläugnen könnte? Wo ist die Mutter, die in ihrer heissen Mutterliebe nicht das Leben um das Leben des Kindes wagen, oder die in der Noth desselben sich von ihm lossagen würde? Wahre Zärtlichkeit denkt nur an den geliebten Gegenstand und vergißt sich selbst. Petrus fühlte, er habe seinen Jesum nicht so geliebt, wie er von

ihm geliebt worden. Darum ging er, und weinte die Thränen bittere Reue. — Er fühlte, daß er nicht nur ohne Liebe, sondern auch ohne Gerechtigkeit gehandelt habe. Denn hier kam es ja nicht darauf an, sich selbst oder Christo das Leben zu retten, sondern der Wahrheit die Ehre zu geben, die Jesus unerschrocken vor dem Zorn der Richter bekannt hatte. Es kam darauf an, daß wider die falschen Zeugen auch wahre Zeugen auftraten und bekannten: Ja, dieser Jesus ist der Messias, ist der Christ, ist der Weltheiland! Es kam darauf an, um allen Gläubigen Muth zu machen, daß öffentlich in Jesu Sinn seine Schüler handelten, und daß sein Evangelium würdig sei, für dasselbe Gut und Blut hinzuopfern. Aber Petrus, wenn auch überzeugt von der Wahrheit der Lehre Jesu und der Kraft derselben, die Sünder selig zu machen, hatte nicht den Muth, der allererste Blutzeuge der Religion zu werden. Er fühlte sein schweres Vergehen, und ging hinaus und weinte bitterlich. Mußte Christus nicht selbst seinen Feinden dadurch geringschätzig werden, daß keiner seiner Schüler Entschlossenheit genug hatte, sich auch in der entscheidenden Stunde zu ihm zu bekennen? Wie sollte der ganz Juda und die gesammte Menschheit mit dem Himmelswort begeistern, welcher nicht einmal seine Busenfreunde, seine Zöglinge für sich begeistern konnte? — Das Alles erwog Petrus nicht in der ersten Bestürzung. Die Thränen der Scham und Reue fielen zu spät.

Aber Petrus verläugnete Jesum in der ersten Bestürzung. Wie viele Jünger und Jüngerinnen des Göttlichen leben heute, welche ihn, mit ähnlicher Selbstsucht zwar, aber mit kaltem Blute, mit Ueberlegung, vor der Welt verläugnen!

Jesus ist nicht mehr persönlich unter uns, aber sein Geist noch in seiner Lehre. Und wer die Tugend verläugnet, das Recht und die Wahrheit, die Jesus predigte, der verläugnet ihn selbst. — Das ist das laue Christenthum, die laue Gottesliebe unserer Tage, daß man mit seinen Grundsätzen nach den Umständen schaltet. Man richtet nicht sein Leben und Thun nach der Religion ein, sondern die Religion nach dem Leben. Man hat keine ewige, feste, Christustugend, sondern eine Tugend, in der man sich es bequem macht. Man hat nicht die göttliche Weisheit, sondern die thierische, selbstsüchtige Schlauheit, die man lieber Klugheit heißt.

Daher stammen die sprichwörtlichen Redensarten, welche die Verschlechterung der christlichen Denkart treffend bezeugen; zum Beispiel: Noth bricht Eisen; oder: Man muß aus der Noth eine Tugend machen. Das heißt, man will unter gewissen Umständen das Verdammungswürdige für lobenswürdig, das Schwarze für schneeweiß halten dürfen. Man nennt den Betrug, die Unwahrheit und Falschheit, welche man rechtfertigen will — *Nothlüge*.

Wenn Jemand, ohne innern Werth seiner selbst, ihn sich durch Prunk und Gepränge in Worten und äussern Handlungen verschaffen, sich ein Ansehen bei den Leuten gewinnen will, das er nicht verdient, so spricht der Prahler: die Klugheit gebietet es mir; bescheidenes Verdienst wird nicht anerkannt; man muß die Welt täuschen, weil sie getäuscht sein will; es ist eine Nothlüge. Sie ist mir nützlich, und darum ist sie gut.

Wenn Jemand, der zwar noch ziemlich unverdorben ist, oder doch für fromme, tugendhafte Grundsätze noch lebhaften Sinn hat, in schlechte Gesellschaften geräth, wenn er da, weil man Ehre und guten Namen bekannter Menschen witzig lästert, oder ihnen, obgleich unerwiesen, auf bloßen Schein hin, die schändlichsten Dinge zuschreibt, oder, weil man dergleichen gehört hat, mit Begierde nacherzählt, — wenn er da aus Höflichkeit in den Ton der geschäftigen Lästerzungen einstimmt, wenn er, wo Zoten und unzüchtige Reden fallen, Zweideutigkeiten belächelt, vor denen die Tugend schamvoll erröthet, wenn er da, wo Wüstlinge sich dem Trunke und Spiele und jeder Ausgelassenheit in schimpflicher Keckheit überlassen, aus falscher Ehrbegierde mitmacht, um nicht als ein Tugendbild von den Uebrigen verspottet und verlacht zu werden, — so spricht der feige Schwächling: Die Klugheit gebietet es; unter den Wölfen muß man mitheulen; ich hasse das Alles, es liegt nicht in meiner Gemüthsart, aber, — es war Nothlüge.

Wenn Jemand, der ein zartes Gewissen hat bei Beobachtung fremder Bosheit, aber sich es gern verzeiht, wenn er im Handel und Wandel seine Mitmenschen betrügt, übervortheilt, schlechte Waare für gute gibt, mit Zinsen drückt, so spricht er: Noth hat kein Gebot. Jeder ist sich selbst der Nächste. Das sind kleine Handelsvortheile, die man erlauben muß.

Wenn Jemand den, den er im Herzen verabscheut, mit verdoppelter Kriecherei behandelt, bis er ihm die Fallstricke gelegt hat, wenn Jemand dem Mächtigen, der sich Schandthaten und Ungerechtigkeiten erlaubt, eben dieser Ungerechtigkeit willen Weihrauch streut, ihn in seiner Schlechtigkeit bestärkt, wenn er aus Menschenfurcht sich scheut, der Wahrheit die Ehre zu geben vor Freund und Feind; so spricht er: die Großen haben lange Arme. Ich habe keinen Beruf, mich aufzuopfern. Ich will mir keine Feinde machen. Man sagt dir in der Noth Manches, woran das Herz nicht denkt!

So entschuldigen die gewöhnlichen Menschen unserer Tage jede ihrer Schändlichkeiten, so verläugnen Christen noch heute Jesum ihren Erlöser, und hoffen doch Erlösung. Dann bestürmen sie mit ihren Besuchen die Kirchen, die Kapellen, die Messen, die Betstunden, und hoffen durch den Verdienst dessen selig zu werden, den sie täglich mit ihren Lüsten und Begierden kreuzigen. Dann betrügen sie sich selbst, so lange sie es können, bald mit den vermeinten Pflichten einer vorgeblichen Weltklugheit; bald mit einer zu ihrer Bequemlichkeit erfundenen Religion ihrer Einbildungskraft, indem sie, wie sie sagen, zu den Wunden Jesu ihre Zuflucht nehmen; oder behaupten, nur durch Jesu Verdienst werde man selig, alle unsere Tugend sei dazu entbehrlich; oder hoffen durch die Fürbitte der Heiligen oder durch den Genuß des heiligen Abendmahls, oder durch stundenlange Gebete, den Himmel zu erwerben. — Nein, nein, ihr Verblendeten, irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Christus selbst widersprach feierlich euern Irrthümern, eurer bequemen Religion, die alles Mögliche *glauben*, aber Nichts *thun* will, was sich nicht mit euerm Eigennutz oder eurer Gewohnheit und Verweichlichung verträgt. Er selbst sprach: Nicht alle, die da zu mir sagen: Herr! Herr, werden in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. An ihren Früchten und Werken soll man sie erkennen.

Es ist ist inzwischen nicht zu läugnen, daß es auch für rechtschaffene Herzen Fälle gibt, wo sie über das, was

gethan werden muß, zweifelhaft sein können. Nicht nur die alltägliche Lebensklugheit verbietet zuweilen, die Vorschrift Jesu mit voller Strenge zu erfüllen, sondern, was weit wichtiger ist, oft kann eine allzugenaue Wahrhaftigkeit in Wort und That mit andern Pflichten höherer Art streiten.

Allerdings gibt es Fälle, wo es eine größere Untugend wäre, die Wahrheit zu sprechen, als sie zu verhehlen. Wer würde nicht, wo ein kranker Familienvater, der die Stütze der Seinigen ist und zwischen Leben und Tod schwebt, gern ihm dies Leben zu erhalten suchen durch freudige, beruhigende Nachrichten, statt ihm die Wahrheit von der Schande eines seiner ungerathenen Kinder zu erzählen, und damit seine Tage jammervoll zu verkürzen? In Allem ist Vorsicht und Maß zu halten. Es gibt höhere Pflichten, welche oft die geringern verdrängen. Es kommt nur darauf an, im gewöhnlichen Leben die höhern Pflichten allezeit zu erkennen, welchen die geringern nachstehen sollen.

Es bedarf dazu keiner großen Weltkenntniß und Lebensklugheit, oder keines außerordentlichen Gedächtnisses, um immer das Verhältniß der größern und kleinern Pflichten gehörig vor Augen zu haben. Nein, das Christenthum ist keine Gelehrsamkeit, die erst mühsam erlernt sein muß. Jesus Christus predigte sein Wort den Einfältigsten im Volk, und ward verstanden. Er wählte keine Gelehrte zu seinen Jüngern, sondern Männer von geringer Herkunft und Erziehung. Und doch wurden sie groß und weise durch sein Wort — durch das Wort, welches wir heute noch haben, um uns dadurch weise und selig zu machen.

Es ist auch, um die höhern von den geringern Pflichten zu unterscheiden, keines langen und scharfsinnigen Nachdenkens vonnöthen, daß man wisse, ob es in gewissen Fällen nützlicher sei, die Wahrheit zu reden oder zu verschweigen. Denn wer hat, wo plötzlich im Leben gehandelt werden soll, immer Zeit zu einem langen Ueberlegen, was das Nützlichste sein werde? Wer kann überhaupt immer von seinen Handlungen wissen, ob ihre Wirkung nützlich oder schädlich ausfällt? Und wer möchte endlich glauben, daß das Nützliche jederzeit der Maßstab der Tugend sein könne? Das Nützliche, wie der Erfolg jeder That, hängt nicht vom Menschen ab. Es gibt Pflichten, die so erhaben sind, daß sie uns in irdischer Rücksicht, statt Vortheile, Verderben bringen. Es gibt Pflichten, welche die Aufopferung unsers Hab und Guts, ja die freudige Hingebung unsers Lebens fordern. Eben dadurch steigt die Tugend in ihrem Werth, daß ihre Ausübung uns Mühe kostet, indem wir dabei unsere Selbstsucht überwinden müssen.

Wie kann ich nun ohne Nachdenken und Scharfsinn, ohne Gelehrsamkeit und Weltkenntniß oder Klugheit, jedesmal die höhern Pflichten von den geringern unterscheiden? Wie kann ich wissen, wo ich Wahrheit reden, wo ich sie verschweigen oder verhüllen soll? Die Frage ist mir sehr wichtig, da wohl zuweilen Fälle eintreten, die mich zweifelhaft machen können.

Jesus Christus, dessen Lehren für den Weisesten, wie für den Unwissendsten gelten, fordert zu ihrer Ausübung keinen Scharfsinn, keine Gelehrsamkeit, keine große Weltkenntniß, sondern nur Eins — und dies Eine ist Liebe. — Liebe Gott über Alles, und deinen Nächsten wie dich selbst; darin liegt die Hauptsumme aller Gebote. Der Liebe ist ja jeder Mensch fähig, auch das Kindlein an der Mutterbrust. Die Liebe ist immerdar der sicherste Leitfaden zu dem, was tugendhaft, gerecht und vor Gott und Menschen wohl gültig ist. Wer aus Liebe handelt, thut dem nicht leicht Unrecht, mit dem er handelt.

Liebe Gott über Alles, und du wirst sogleich die Grenze deiner Pflichten gegen die Menschen erkennen. Wer Gott liebt, wird nicht aus Menschenfurcht das Böse thun, was Menschen von uns begehren. Wer Gott liebt, wird nicht das Verbrechen entschuldigen, nicht dem Laster Weihrauch streuen, nicht die Unschuld verfolgen helfen. Wer Gott liebt, wird, wenn er auch das Böse von Andern nicht verhüten kann, doch niemals aus niedriger Heuchelei oder feiger Höflichkeit Hand und Wort leihen, um zu helfen. Wer Gott liebt, horcht auf die Gottesstimme in seinem Innern. Und diese Gottesstimme ist das Gewissen, welches schnell erkennt, was Unrecht sei. Wer Gott liebt, wird nicht leicht Gefahr laufen, seine Zuflucht zur Lüge nehmen zu müssen. Sein Herz sagt ihm: du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen! — Es sagt ihm: Du sollst den Vater der Wahrheit durch Wahrheit ehren. — Es sagt ihm, wenn der große Augenblick kommt, wo man für das Bekenntniß der Wahrheit alles Gut der Welt, das Leben selbst von sich werfen muß: verläugne nicht Jesus! — Auch Jesus starb für die Wahrheit, welche er den Sterblichen vom Himmel brachte; auch seine Jünger starben für die Wahrheit, und zahllose edle Menschen dachten, handelten, bluteten für die Wahrheit, wie sie.

Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst. Und wer ist dein Nächster? Jeder in jedem Stande, in Bezug auf welchen du etwas redest oder thust. Liebst du deinen Miterschaffenen, wie du sollst, so liebst du nur dich selbst in ihm. Darum, was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch. Kannst du wollen, daß man dich mit Unwahrheiten täusche, auch nur zum Scherz? — Aber auch segnen wirst du den, der, um ein größeres Uebel von dir abzuwehren, aus wahrer Liebe zu dir eine gefährliche Wahrheit verschwieg.

Ja, es gibt Wahrheiten, die, wenn sie zur Unzeit bekannt werden, großes Unheil veranlassen können. Wir müssen aber nie so sehr darauf sehen, ob durch muthvolles Bekenntniß der Wahrheit unserm eigenen Nutzen Eintrag geschieht, als nur darauf, ob damit die Ruhe und Wohlfahrt Anderer gefährdet werden könnte. — Die Liebe wird dich allezeit lehren, wo du reden, wo du schweigen müssest.

Bekenne die Wahrheit, wenn ihr Verhehlen Andern einen größern Nachtheil bringt, als dir Vortheil; bekenne sie, wenn ihr Verhehlen zwar Einigen nützt, aber noch weit Mehrern Gefahr droht. Die Liebe wird dich lehren, was Recht sei; nur sie öffne dir den Mund. Aus Rachsucht Wahrheiten an den Tag bringen, ist ein eben so schimpfliches Vergehen, als sie aus Eigennutz verbergen.

Bekenne die Wahrheit, wenn auch dir das Bekenntniß schädlich würde; aber verbirg sie schonend, wenn sie das Glück guter Menschen stört. Verbirg sie, wenn du, ohne Schaden Anderer, Verschwiegenheit gelobt hast. Verbirg sie, sobald du fühlst, daß das, was du für wahr hältst, noch nicht einmal ganz unzweifelhaft ist, und bei Andern Verdacht und Unruhe erregen müßte, ohne Ueber-

zeugung zu gewähren. Verbirg sie, sobald du fühlst, daß es noch nicht die rechte Stunde sei, wo sie wohlthätig erscheinen kann. Denn Alles hat seine Zeit. — Die Liebe wird dich es lehren, wenn der glückbringende und vortheilhafte Augenblick da sei.

Darum ehre das auch an Andern, was ihnen Wahrheit scheint, wodurch sie redlich und fromm sind, ob dir es gleich Irrthum oder Vorurtheil zu sein dünken mag. Lebst du unter Menschen von anderer Religion, wirf dich nicht unberufen zum Wahrheitsprediger auf; hüte dich, ihren Glauben durch Zweifel zu erschüttern. Jeder Mensch ist nur in seinem Glauben selig; jeder Mensch ist nur seines eigenen Glaubens fähig. Wird sein Geist heller, so wird er allgemach das Vorurtheil von sich abstreifen. Siehe nie darauf so sehr, wie dein Nächster glaubt, sondern wie er handelt. Führt er ein Leben nach Jesu Sinn, o so ist er Jesu Jünger. Gott rechnet uns einst nicht die Irrthümer des Verstandes, sondern nur die Verirrungen des Herzens an. Aber die Liebe wird dich lehren, wie du behutsam und schonend die allfälligen Vorurtheile deines Freundes von ihm lösest.

Nur aus Liebe gabst Du, o ewiger Urquell der Seligkeit, Gott, dem Weltall, mir selbst, das Dasein; Du schufst mich nach Deinem Bilde. Darum ist der wohlwollende, liebende, Seligkeit verbreitende Geist das Göttlichste in mir. Ach, daß dieser Himmelsfunke immer hell und erwärmend in mir bliebe, so würde bald in seiner heiligen Gluth der niedrige, irdische Eigennutz verschwinden, und ich nur in allgemeiner Beseligung meiner Miterschaffenen die eigene Seligkeit finden. Fache Du, o höchste Liebe, den mir verliehenen Funken an, daß er mein ganzes Wesen werde! Denn habe ich Jesu Geist erfaßt: dann erst athme ich, lebe und webe ich in ihm; dann ist sein Wollen mein Wollen; seine Weisheit meine Weisheit; dann erst werde ich Wahrheit in Werk und Wort höher achten, als Erdgewinn und Erdenleben; dann erst ganz verstehen das tiefe, sinnesvolle Wort: Christum Jesum lieb haben, ist besser, denn alles Wissen. Amen.

229.

Das Evangelium eine Kraft Gottes.

Erster Theil.

Röm. 1, 16.

O Blut der Heiligung, vergossen
In Strömen, die vom Kreuze flossen,
Beweise deine Kraft an mir!
O Wort des Sohns, du Quell des Lebens,
Erschalle nicht vom Kreuz vergebens,
Ich will mich heiligen in Dir.
Du Geist der Heiligkeit,
Begeistre mich!
Du Hauch himmlischer Zärtlichkeit,
Durchwehe mich!
Kraft Gottes,
Starke mich!
Daß ich von Sünden frei zu Gott erhoben werde
Von dieser Erde!

Nicht alle, die zur christlichen Kirche gehören, gehören zum christlichen Glauben. — Wem wäre diese Erfahrung unbekannt? Und auch wohl Mancher, welcher diese Zeilen lieset, wird in sich gehen und denken: „Ich gehöre allerdings zur christlichen Kirche, aber wohl ebenfalls nicht zum christlichen Glauben! Ich selbst bin mit mir noch nicht ganz einig, was ich mir unter diesem Glauben denken muß, und wie er auf mein ganzes Wesen zu meiner anhaltenden Beruhigung und Seligkeit wirken könne. Ich schwanke noch immer, und oft wider meinen Willen, in allerlei Zweifeln, die sich mir von selbst aufdringen. Ich sehne mich nach Licht, und bleibe in ewigen Dämmerungen. Ich suche im Stillen nach dem Bessern, und kann es doch nicht ergreifen. Auch mag ich mich Niemand gern in diesen Sachen offenbaren; denn es kann mir Niemand helfen, wenn ich mir nicht durch eigene Kraft des Nachdenkens und Forschens helfen kann. Zudem muß ich wohl noch besorgen, wenn ich einem Andern meinen unangenehmen Gemüthszustand offenbare, daß ich verkannt werde. Ich möchte es meinem besten Freunde nicht sagen, aus Furcht, seine Achtung könnte sich gegen mich verringern. Denn man liebt und traut nur demjenigen vollkommen, von welchem man glaubt, daß er eine gewisse Entschlossenheit und Stärke der Denkart habe, in keinem Dinge wanke, am wenigsten in seinen höchsten Angelegenheiten.“

So denkt Mancher. Und das Evangelium liegt todt vor ihm! und die Freude des Lebens, die wahre, reine Freude am Dasein, weicht aus seiner Brust; und die herrliche Welt, das glänzende All göttlicher Schöpfungswunder, schwebt vor ihm, wie ein finsteres Räthsel.

O mein zagender, unglücklicher Freund, wie betraure ich deine heimliche Krankheit! Denn Krankheit der Seele ist doch dein Gemüthszustand, so wie Widerspruch und unnatürliche Verwirrung der Kräfte und Säfte zur Krankheit des Leibes wird. Wer kann dir helfen, wenn du dir nicht selber helfen kannst?

Aber laß uns versuchen, ob nicht der Ursprung deiner heimlichen Noth zu entdecken ist. Hast du ihn gefunden: so findest du das sicherste Heilmittel dann vermöge deiner Urtheilskraft vielleicht desto schneller.

Vieles, was du als Kind erfuhrst und lerntest, hast du bei reifern Jahren, als mangelhaft, von dir geworfen. Aber es hatte dich ehemals zufrieden gestellt; was du seitdem erfahren und gelernt, will dir nicht genügen. Du möchtest den Kindheitsfrieden wieder heimrufen in deine Brust, und deine seitdem gewachsenen Kenntnisse hindern dich doch daran.

Vieles, was dir die Kirche sagt, scheint dir zwar für das Allgemeine sehr zweckmäßig und wohlthuend; aber es sagt deinem Verstand, deiner Erkenntniß nicht zu. Es streitet mit deinen übrigen Einsichten. Du stehst oft im Tempel Gottes unter den Christen, siehst ihre Sakramente, hörst die Vorträge des heiligen Wortes — es ist auch an dich gerichtet: aber dir ist zu Muthe, als ob du nicht in diesen Tempel gehörtest, sondern zu einer ganz andern Religion.

Wie aber hast du seither nach der seligmachenden Wahrheit gesucht? Vielleicht lag da der Grundfehler deines Uebels, daß du ganz falsche Mittel anwandtest, die Beruhigung zu verschaffen.

Der Mensch ist von Natur ein Ganzes, nichts in sich Getrenntes. Und will der Mensch die Natur begreifen, sich selbst, die Gottheit, sein Dasein, seine Be-

stimmung, sein Leben hier und künftig: so muß er's nicht mit getrenntem Gemüth verrichten.

Vielleicht willst du das, was an sich unendlich ist, bloß mit deinem Verstande messen und erkennen. Darin fehltest du. Bist du nicht zufrieden, daß der, welcher dich schuf, den Begriff der Unendlichkeit in dein Ich legte? Wann wärest du ohne diese höhere Geistesoffenbarung nur zu dem großen Gedanken gekommen? Gott hat sich in dir selbst geoffenbart. Staub, warum, statt diese Offenbarung zu ehren, willst du sie beklügeln und bezweifeln? Und doch sind deine Zweifel umsonst. Die Wahrheit bleibt ewig in dir laut und ruft: so ist's! — obgleich du immerdar einseitig mit dem bloßen Verstande zu grübeln und zu messen fortfährst. — Laß das in dir walten, was der Geist geoffenbaret hat, und versuche nicht das Unmögliche, hasche nicht muthwillig nach Widersprüchen. Mit Eigensinn Zweifel versuchen, macht endlich das Zweifeln zur Gewohnheit, zur Sucht und Leidenschaft. Man kann zuletzt dahin gerathen, daß man die Albernheit seiner Zweifel selbst einsieht, und doch immer wieder unwillkürlich denkt: es könnte aber doch wohl anders sein. Da ist das Zweifeln schon zur Sucht geworden, die sich nicht so leicht ablegen läßt. Was du für Hellsinn, Vorurtheilslosigkeit und Geisteskraft hältst, ist wirkliche Seelenkrankheit.

Um Gott, um dich selbst, um die Verknüpfung deines Hierseins mit einem künftigen Sein zu begreifen, müßtest du selbst Gott sein. Begnüge dich mit den ersten Offenbarungen, welche dir der in den Geist legte, der dich nicht vergebens schuf; glaube und handle froh auf diese hin. Gleiche nicht dem Kinde, welches aus Begierde, den schönen Inhalt von Büchern zu lesen, das langweilige Erlernen der ersten Buchstaben verachtet, und nicht diese wissen will, sondern den ganzen Inhalt des zu lesenden Buchs. — Wir haben aber hienieden den ersten Buchstaben empfangen, der uns zum Lesen des großen, göttlichen Alls vorbereitet. Begreife ihn in kindlichem Glauben. Du bist nicht vergebens geschaffen, und kein Zufall warf den Begriff von Ewigkeit in die Welt. Es kommt der Tag, der dir den zweiten Buchstaben entschleiert. — Handle, glaube muthig darauf hin — er kommt vielleicht dir schon vor deinem Tode.

Das entgegengesetzte Uebel von der Krankheit, mit der Einbildungskraft das Unendliche durchfliegen oder mit dem eingeengten Verstande das Höchste ermessen zu wollen — was endlich nothwendig zur Zweifelsucht entarten muß — ist: wenn der Mensch seine Religion in bloße blinde, schwärmerische Gefühle setzt, und wähnt, vermöge beständigen Betens, beständigen Selbstbeschauens, beständiger Herzenszerknirschung in das Allerheiligste einzudringen. — Er findet sich hier abermals im Widerspruch mit seiner eigenen Natur und der Welt. Er sehnt sich nach Ruhe, nach innerer Seligkeit, nach Vereinigung mit Gott, und findet sie nicht. Denn er bemerkt zu seiner Betrübniß, daß seine Andacht nicht immer die Inbrunst hat, die er ihr wünscht; daß seine Gefühle oft wider seinen Willen erkalten; daß er sich selbst oft keinen einzigen Tag gleich sei. Darüber erschrickt er. Er verliert mehr Ruhe, als er findet. Er fängt an, an seiner eigenen Seligkeit zu zweifeln, und daß er je zur Gnade gelangen könne. Er hält sich für verstoßen von Gott, für allzuirdisch und unwürdig. Seine Reue wird wieder inniger, sein Gebet feuriger, seine Andacht stärker; und dann nach einigen Tagen sinkt er in die nämliche Kälte zurück, und wird muthloser an seinem Heil, als er jemals gewesen. Er ergibt sich bangen Zweifeln an Gottes Huld und Barmherzigkeit.

Der Unglückliche! — er ist es durch sich selbst. Er ist es, daß er die Macht der Religion in bloßen Gefühlen, und mit getrennten Kräften sucht, nicht auch im ruhigen Nachdenken über sich, über seine gebrechliche Natur, über den Gang des Lebens. Dann würde er erkennen, daß man unmöglich zu allen Zeiten gleich gestimmt sein könne, daß der Mensch seine eigenen Empfindungen und deren Lebhaftigkeit nicht immer in seiner Gewalt habe; daß körperliche Umstände den meisten Einfluß auf unsere frohe oder traurige Stimmung, auf unsern Ernst oder unsere Zerstreuung haben; daß Gott selbst dies also in uns mit hoher Weisheit angeordnet hat; daß Jesus Christus selbst nie von seinen Jüngern solch einen Gemüthszustand forderte, sondern laut, feierlich erklärte, nicht lange Gebete, nicht ewiges Seufzen, sei ihm angenehm; nicht die, welche da rufen: Herr! Herr! sondern welche den Willen thun des Vaters im Himmel, die seien Gott lieb: die erkenne er als seine Kinder. Und der Wille des Vaters im Himmel ist: Liebe deinen Nächsten, als dich selbst, vermehre die Glückseligkeit derer, die dich umgeben, durch freundliche Worte und freundliche Thaten; Gott aber liebe über Alles!

Zweifler in jeder Gestalt! dein Zustand ist ein Zustand stiller Pein. Warum entfliehst du ihr nicht? Hüte dich, deinen Zweifeln länger nachzuhängen; denn was dir zur Gewohnheit wird, hält dich nachher nur um so fester. — Zweifler in jeder Gestalt, rette dich, rette deine Seele, dein Lebensglück — ja dein ewiges!

Du fragst: „Aber wie? Denn eben meine Rettung suche ich. Meine innere Ruhe wünsche ich. Wo finde ich sie?"

Ich antworte: In Dir und in der wahren Weisheit.

Du fragst: „Und wie gewinne ich die wahre Weisheit? Denn sie eben ist es, die ich suche und zu der ich nicht gelangen kann."

Ich antworte: Du findest sie, aber nicht auf dem bisherigen Wege. Ein Beweis, daß du irrtest, ist, daß du unglücklicher geworden bist in dir, als du warest, ehe du diesen Weg betratest. Du gerietheſt mit dir selbst, mit deinen eigenen Kräften in Zwiespalt, darum scheinst du in Zwiespalt mit Gott und dem Leben zu sein. Die wahre Religion wird von selbst wieder in dein Herz den Einzug halten, wenn du nicht mehr einseitig nach dem strebst, was dir Noth ist. — Siehe, es ist eine große Wahrheit in den Worten des weisen Apostels Paulus: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht Alle, die daran glauben." (Röm. 1, 16.) — Es liegt darin eine Wahrheit, welche du bisher vielleicht nie in ihrer ganzen Fülle erkanntest.

Aber vor allen Dingen, auf daß das Evangelium von Christo als eine Gotteskraft in dir laut werde und wirke, untersuche: was brachte dich in den gegenwärtigen Zustand von unruhigen Zweifeln? — Diese Ursachen entferne. Gehöre dir erst selber wieder an. Werde gesund. Denn dein Gemüthszustand ist eine Krankheit der Seele, anders nichts.

Oft ist diese Ursache eine Unpäßlichkeit des Körpers, ein Verderbniß der Säfte, eine Erschlaffung unserer innern Theile. Dadurch entsteht anfangs Mißmuth, Unruhe, mürrisches Wesen, ohne daß man oft äussere Veranlassungen dazu hätte. Aber statt den Fehler in sich selbst zu vermuthen, sucht man die Ursachen der eigenen Unbehaglichkeit dann gern in Umständen ausser sich. Wenn in solchem Zustande unglücklicherweise aber der Geist sich zu einer besondern Thätigkeit geneigt fühlt, und sich, sei es aus Bedürfniß der Beruhigung, oder überhaupt nur aus Bedürfniß einer stillen Selbstbeschäftigung, vorzüglich mit Angelegenheiten der Religion einläßt: so trägt der Mensch oft seine Unruhe, seine Unbehaglichkeit auch in diese hinüber. Er neigt sich entweder zur Grübelei oder zur stillen Schwärmerei, und wird durch beides zur Zweifelsucht verführt. Der kränkelnde Körper wirkt allezeit nachtheilig auf den Geist. Auch das Gemüth kränkelt. Während ein Anderer in solcher Lage mit allen Dingen und allen Menschen um sich her unzufrieden wird, trägt derjenige, der sich vorzüglich mit religiösen Sachen beschäftigt, seine Unzufriedenheit in diese hinüber. Nichts ist ihm ganz genügend, dem Einen nicht die Andacht, die Inbrunst, die Zerknirschung des Herzens; dem Andern nicht die Wahrheit, das Licht, die Natur, die Offenbarung. Beide verzweifeln zuletzt aus gleichen Ursachen von ganz verschiedenen Seiten und über ganz verschiedene Gegenstände.

Prüfe, ob du körperlich von Uebeln frei seiest; ob du durchgehends heitern Lebensmuth fühlst, wie ehemals; ob du geneigt bist zu einem stillen, gleichmäßigen Frohsinn. — Fehlt dir dieser: o dann glaube mit Zuversicht: der Grund deiner Verstimmung, deiner Zweifelsucht, deiner Unruhe liegt nicht in dem, was die Religion angeht: sondern in einer körperlichen Unordnung. Durch sie leidet auch deine Seele. Ziehe einen Arzt zu Rath. Meide die Einsamkeit und suche angenehme, zerstreuende Gesellschaft von Freunden und Freundinnen; zwinge dich selbst, so schwer dir es auch im Anfang werden mag, nie an das zu denken, was dich in religiöser Hinsicht zu betrüben scheint. Dein Leib kränkelt, nur darum leidet auch deine Seele mit. Stelle den Umlauf deiner Säfte durch tägliche Bewegung her, denn oft bewirkt eine allzusitzende Lebensart, eine langes Verschlossensein in Zimmern, oder ein Mangel gehöriger Verdauung, eine Unregelmäßigkeit in der Nahrung, das Grundübel, welches, wie ein feines Gift, auch die Seele beschleicht, die Empfindungen trübt, die Ansichten irdischer und göttlicher Dinge verwirrt.

Oder — prüfe, ob dich das Lesen gewisser Schriften in die Qual des Zweifels leitete, oder ob die Urtheile und Vorstellungsarten deiner Bekannten und Freunde nachtheilig auf dich wirken, daß dein Geist, deine eigene Urtheilskraft ganz davon befangen ward. — In diesem Falle stelle erst die ganze Unbefangenheit deines Gemüths wieder her; mache dich von den traurigen Vorstellungen gewaltsam los, die dich unglücklich machen. Denn eben darum, weil sie dir keine Beruhigung gewähren, sind sie nicht von göttlicher Natur, sind sie nicht wahr. Denn die Lehre von Jesu ist eine Kraft Gottes, selig zu machen, nicht aber in stille Verzweiflung zu versetzen. Menschenirrthum allein kann uns Elend geben. Entschlage dich Zweifler, wenn dein Heil dir lieb, deine Seligkeit auf Erden dir theuer ist, entschlage dich plötzlich aller spitzfindigen Fragen und Forschungen. Laß sie einstweilen auf sich beruhen. Meide die Einsamkeit. Zerstreue dich unter nützlichen Arbeiten. Söhne dich mit der Welt, mit der Natur aus, wie sie dir ehemals erschien. Handle edel, menschenfreundlich, mit aller Aufopferung für das, was gut und recht ist — und dann, für das Uebrige, was du nicht weißt, aber doch ahnest, doch wünschest, laß den walten, der dich in dies wunderbare Weltall rief, und der für das Glück auch des kleinsten Wurmes in der Wüste sorgt, und für den ewigen Gang der Gestirne, die sich regen in wunderbarer Ordnung, ohne daß du darum weißt. — Forsche und grüble nicht weiter. Laß, worüber dir Zweifel werden wollen, ruhigen Sinnes dahin gestellt sein. Denke an diese Gegenstände nie ernsthaft. Denn deine Urtheilskraft hat nun einmal schon eine falsche Richtung, dein Gemüth eine nachtheilige, einseitige Stimmung empfangen. Dein Forschen, wie du es jetzt treibst, ist dennoch eitel. Es führt dich dennoch immer zu derselben trostlosen Stelle hin, von der du ausgingst. Laß ein Jahr und mehr an dir vorüber gehen. Wandle nur vor dem allgegenwärtigen Gott, und sei fromm. Dann, — dann wirst du einst unerwartet einen Tag erleben, da deine Seele von ihrer Krankheit genesen, frei, unbefangen, Gott, Ewigkeit und Leben in ganz anderm Licht erblicken wird — einen Tag, da das Evangelium in dir zur tief wirkenden Gottreskraft wird.

Und du, der du in kummervollen Seufzern und Gebeten an deiner eigenen Seligkeit, an aller Theilnahme an der Erlösung, an Gottes Gnade verzweifelst, der du dich selbst unwürdig hältst der Barmherzigkeit des Herrn — prüfe, seit wann dich dieser trostlose Glaube ergriffen hat. Haben dich Bücher, in so frommem Sinn sie auch geschrieben sein mögen, haben dich Predigten, in so guter Absicht sie auch gehalten werden mögen, zu diesem kummervollen Glauben gebracht — o dieser Glaube ist falsch! Denn wäre er wahr, so würde er dich beseligen. Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben, selig hier und dort. Es ist eine Kraft Gottes, uns über die Leiden dieses Lebens zu erhöhen, nicht aber in noch größere Leiden zu stürzen. Meide das Lesen solcher Schriften, die dein Gemüth verfinstern. Sie sind Menschenworte. Glaube nicht dem Menschen, denn er kann irren. Glaube dem allein, durch welchen uns Gott zur Seligkeit berufen hat, Jesu Christo. Er aber spricht: Ich bin das Licht und das Leben; wer an mich glaubt und meine Gebote hält, der wird das Leben haben. Das aber ist der Hauptsatz aller Gebote: Liebe Gott über Alles, deinen Nächsten als dich selbst!

Erheitere dich. Meide den Umgang trübsinniger Sektirer, welche lehren, daß sie näher mit Jesu verwandt seien, als andere Menschen, die nicht zu ihnen gehören. Gehöre wieder dem Leben, dem frohen Muthe an, deinen Freunden, deinen Freundinnen, deinen häuslichen Geschäften. Und wahrlich, der die Blume in der Wüste nicht vergißt, der wird auch dich nicht vergessen, nicht versäumen. Lebe und handle nach Jesu Lehren, wie er sie in der Bergpredigt dem ganzen Volke, in der Einsamkeit seinen Jüngern gab. Nicht nach deinen Seufzern, Gebeten, frommen Empfindungen — nicht an dem „Herr! Herr!“ wird er dich erkennen, sondern an deinen Werken, an deinen Früchten. — Und indem du, harmlos um alles Andere, nur den Willen thust deines Vaters

im Himmel, wird auch dir unerwartet ein schöner Tag anbrechen, da du, wie von einem schönen Traum erwacht, in dir das Evangelium von Christo als eine Kraft Gottes fühlst, dich selig zu machen.

Ja, Welterlöser, Du hast auch mich erlöset! Dein Blut vom Kreuz floß auch für mich, wenn ich die Wahrheit und das rechte Leben ergreifen würde, wie Du in Deinen Lehren dargeboten. Evangelium von Jesu, Himmelsbotschaft, Offenbarung des Allerhöchsten in mir, wirke denn als Gotteskraft durch mein ganzes Wesen, daß es sich läutere von allen Unreinigkeiten und Fehlern; daß ich, frei von Zweifeln und eiteln Grübeleien, göttlich handle und wandle, um selig zu werden. Nur dies Eine ist Noth! Und Christum lieb haben, das heißt, in seinem liebenden himmlischen Sinn lieben und handeln, segnen und beglücken, ist besser denn alles Wissen.

230.

Das Evangelium eine Kraft Gottes.

Zweiter Theil.

1 Kor. 4, 20.

Kraft Gottes, Evangelium!
Du hoher Seelen höchster Ruhm!
Durch Dich gestärkt sieht Jedermann
Den Sturm der Welt mit Ruhe an.

Kraft Gottes, Evangelium!
Du wandelst uns das Leben um,
Verklärest uns den Staub der Zeit
In wunderbarer Göttlichkeit.

Kraft Gottes, Evangelium!
Du führest uns zum Heiligthum,
Wo Gott hoch über Sternen thront,
Wo Seligkeit und Liebe wohnt.

Kraft Gottes, Evangelium!
O werde du mein Eigenthum;
Frei bin ich dann, und gut und rein,
Und würdig, Gottes Kind zu sein.

Warum verzagen so viele gute Menschen an ihrer eigenen Religion, und daß sie ihnen nicht jede Freude gewährt, welche Glücklichere in ihr gefunden haben? Warum treten ihrer so Viele muthlos zurück, ehe sie sich in ihrem Glauben vollenden, und Christen werden ganz in Jesu Christi Geist und Sinn? Warum wenden sich ihrer so Viele von religiösen Gegenständen hinweg, wohin sie doch immerdar von ihrer eigenen innern Sehnsucht gerufen werden, und denken: Jeder Mensch hat seinen eigenen Geist. Was Andern taugt, das taugt mir nicht. Es gibt nichts, was Allen gleich wohlthuend zusagt, was für Alle gleich erhebend und beglückend ist. Ich muß mir meinen Glauben selber bauen.

Wie? kannst du zweifeln, daß es hohe, seligmachende Wahrheiten gebe, welche zu allen Zeiten, in allen Ländern des Erdballs, für die gesammte Menschheit gleich unbestreitbar werthvoll sind? Kannst du zweifeln, wenn dir dein eigenes Bewußtsein, vereint mit der ganzen Weltgeschichte, widerspricht? Wohl mag es vielerlei Völker, vielerlei Sprachen, vielerlei Gesetze und sogar vielerlei Kirchen geben: aber es gibt nur eine alleinseligmachende Religion! — Haben nicht alle Nationen nur einen Gott, den sie im Staube anbeten, so verschieden auch alle ihre Vorstellungen von dem höchsten Wesen sein mögen? — Haben nicht alle eine Sehnsucht, eine Hoffnung zur Ewigkeit und Vergeltung des Guten und Bösen nach dem Tode, so verschieden auch ihre Meinungen von dem Zustande der Seelen jenseits des Grabes sein mögen? — Haben nicht alle ein ewiges und ein gleiches Gesetz in ihrer Brust, das Gesetz der Gerechtigkeit und Liebe, das Gesetz, aus welchem alle Tugend, aller Abscheu vor Verbrechen stammt; das Gesetz, welches Jesus in den Worten aussprach: Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch! — Warum weigerst du dich, mit Petrus zu sprechen: Auch ich erfahre es mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht; sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm! (Apost. Gesch. 10, 34. 35.)

Warum weigerst du dich, andere Christen, weil sie in ihren besondern Vorstellungen von der deinigen abweichen, für nicht so vollkommene und weise Christen zu halten, als du bist? Oder warum dünkst du dich erhabener, als sie, weil sie weniger kenntniß- und einsichtvoll sind, als vielleicht du, und Gott nach ihren eingeschränkten Begriffen in der Einfalt und Demuth ihres Herzens verehren? Nicht das Wissen macht den Christen, sondern die Liebe Jesu Christi, die Liebe, mit der er, der Heilige, die Menschen geliebt hat, mit der auch wir sie lieben sollen, diese macht den Christen. Denn das Reich Gottes bestehet nicht in Worten, sondern in der Kraft. (1 Kor. 4, 20)

Es liegt in diesem Ausspruch der heiligen Schrift ein tiefer Sinn. Es ist dem Christen würdig, ihn ganz zu durchdringen, und hinwieder sich selbst mit ihm zu durchdringen. Das göttliche Wort übt dann erst seine Kraft über des Menschen Geist und ganzes Gemüth, wenn wir es in uns zu einer lebendigen Erkenntniß gebracht haben. Denn dunkele Vorstellungen verschwinden bald wieder ins Dunkle; nur was wohl begriffen und verstanden worden ist, bleibt im Gedächtnisse treu.

Das Reich Gottes steht nicht in Worten, sondern in Kraft. — Was ist das Reich Gottes?

Der beste Erklärer ist derjenige, welcher sich dieser Bezeichnung bedient, nämlich Paulus der Apostel. Das Reich Gottes ist das Evangelium, welches Christus Jesus gebracht hat, um die Sünder selig zu machen. Das Evangelium ist, sagt Paulus, eine Kraft Gottes, die da selig macht Alle, die daran glauben. (Röm. 1, 16.) Das Wort vom Kreuze ist zwar eine Thorheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ist es eine Gotteskraft. (1 Kor. 1, 18.)

Die Verkündigung des Heils also, welches uns der Welterlöser gegeben, und die Lehren, welche er ertheilte, durch deren Befolgung allein wir solchen Heils theilhaftig werden können, mit einem Worte das Evangelium vom göttlichen Sohne — dies ist das Reich Gottes. Denn dieses erhebt die Sterblichen über das Ungemach dieses Lebens, über den Tand und Staub dieser Erde, über die gemeinen thierischen Lüste empor zum Göttlichen. Die Religion Jesu gründet auf dem weiten Erdenrund, in allen Ländern und Reichen, aus allen Völkern ein neues Reich; kein irdisches, sondern ein Reich der Geister, dessen Fürst und Vater der höchste Geist ist. Die Religion Jesu, oder der Glaube an die Vollbringung seines Wortes, stellt die Urverbrüderung aller Menschen wieder her, indem sie das Göttliche, was im Menschen

wohnt, entzündet, alle zur Unsterblichkeit Berufenen in Gemeinschaft mit Gott, dem Vater Aller, setzt.

Das Reich Gottes ist das Reich des ewigen Friedens, der ewigen Liebe, des ewigen Glücks. Es ist unvergänglich, wie seine Bewohner, die zum ewigen Leben erkornen Geister. Es beginnt auf Erden, es dehnt sich über die Gräber der Todten hinweg in das Jenseits künftiger Welten. Die Unvollendeten hier im Staube, wie die vollendeten Gerechten drüben, werden alle von diesem Reich umschlungen und vereint. Alle stehen hier und drüben vor Gott als seine Kinder, und die erhabenen Wesen, Kräfte, Engel sind nur früher verklärte Brüder der Menschen. Darum wird das Evangelium oder das Reich Gottes, in der heiligen Schrift und von Christo selbst, auch vielmal das Himmelreich genannt. Dieser Ausdruck ist noch lebendiger. Er sagt zu gleicher Zeit, es sei ein Reich himmlischer, heiliger Gesinnungen; es sei ein Reich himmlischer, unaussprechlicher Beseligungen; es sei ein Reich, das nicht für das Erdenleben gegründet worden, sondern mit und in dem Himmel dauert, und mit unvergänglicher Herrlichkeit lohnt.

Dies ist das Reich Gottes, welches aber, wie Paulus lehrt, nicht steht in Worten!

Aber was ist bisher Vielen das Evangelium, das Christenthum, die Religion gewesen? — Ihr Gottesreich bestand in Worten. Sie haderten über allerlei Meinungen. Sie suchten in der heiligen Schrift allerlei Auslegungen und Bedeutungen. Sie machten allerlei Glaubensbekenntnisse. Sie stritten um die unergründlichen Geheimnisse der Gottheit und der Geschichte Jesu Christi. Sie sonderten sich von einander ab; trennten sich in Parteien, verdammten sich gegenseitig, verwüsteten das Gottesreich mit Zorn, Haß und Rache, und den entehrendsten Verbrechen und Gräueln. Dahin führt das Wort, wenn ihm der Geist mangelt. Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig.

Es besteht das Reich Gottes nicht in Worten, nicht in Zweifeln und Grübeln und Klügeln über die wichtigen Wahrheiten, oder über das, was nie der beschränkte Menschengeist ergründen kann. Der hat Christum noch nicht begriffen, wer den Vorzug seiner Religion in todten Formeln, in langen und kunstvoll zusammengesetzten Glaubensbekenntnissen, in sinnreichern und gelehrtern Vorstellungen sucht und zu finden vermeint. Mannigfaltig, wie alle von Gott geschaffene Wesen, sind auch die Gemüthskräfte des Menschen. Diese Mannigfaltigkeit ist des ewigen Vaters Gesetz in der Schöpfung. Der Eine hat mehr Scharfsinn, der Andere mehr Einbildungskraft; der Eine mehr Gefühl, der Andere mehr ruhigere Ueberlegung; der Eine mehr Urtheilskraft, der Andere mehr Erfahrung. Indem der Schöpfer nun seine Gaben alle ungleich vertheilte, damit Einer dem Andern diene, durch das, was er empfangen hat: sollen wir uns deswegen rühmen, und den Andern verachten oder gar verfolgen, weil er, vermöge der ihm verliehenen Naturgaben, nicht mit uns in Worten und Vorstellungen übereinkommen kann? — Nimmermehr; das Reich Gottes stehet nicht in Worten. Nur der irrt, welcher von Andern Vorstellungen und Worte vernimmt, die er mit seiner Art, zu sein, nicht in Harmonie bringen kann, also daß er mit sich selber in Zwietracht verfällt.

Das Reich Gottes stehet nicht in Worten; nicht im Wortmachen; nicht im langen und vielen Gebettreiben; nicht im fortwährenden Laufen zur Kirche; nicht im äusserlichen Andachtschein; nicht im Ablesen und Auswendiglernen von frommen Sprüchen, Liedern, Gebetsformeln — das Alles fordert unser Heiland nicht. Aber er kannte der Menschen Verirrlichkeit. Er warnte davor seine Jünger und alles Volk, das an ihn glaubte. Ein Seufzer des bußfertigen Zöllners galt ihm mehr, als die stundenlangen Andachten der gern fromm sein wollenden Pharisäer. Wenn du betest, sprach er, so gehe in dein Kämmerlein, und schliesse die Thür zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen; und dein Vater, der in das Verborgene siehet, wird dir es vergelten öffentlich. Und wenn du betest, sollst du nicht viel plappern, wie die Heiden, denn sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen! (Evang. Matth. 6, 6. 7.)

Also sprach Christus, der göttliche Sohn, der Stifter des göttlichen Reichs. — Wehe, und doch wie vielen, oft nur durch Beispiel oder Gewohnheit Verführten ist ihre Religion nichts, denn eine Wortmacherei; ein beständiges, strenges Beobachten äusserlicher kirchlicher Gebräuche; ein Versäumen höherer Pflichten, um sich nur so oft, als möglich, in den Kirchen zu zeigen; ein fleißiges Besuchen sogenannter Betstunden, um da, oft mit sehr erloschener Andacht, oft mit unreinen Gefühlen des Hasses und Neides, lange Gebete und viele Worte zu machen; ein Rennen zu Messen und Wallfahrten, um da mit vielen Gebeten den Himmel zu verdienen, den sie im bürgerlichen Leben durch Ueppigkeit, Schadenfreude, Unkeuschheit, Eigennutz und mancherlei ungottseligen Wandel von sich entfernen! — Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! — Nicht an ihren Worten, an ihrem andachtvollen Aeussern, nein, an ihren Werken, an den Früchten ihres Glaubens, sollt ihr sie erkennen.

Denn das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in der Kraft. — Wer Ohren hat zu hören, der höre.

Es ist aber keine Kraft, wo nicht dieselbe durch Thaten gezeigt wird. Darum spricht die heilige Schrift: Seid aber Thäter des Worts und nicht Hörer allein, damit ihr euch nicht selbst betrüget. Was hilft es, lieben Brüder, so Jemand sagt, er habe den Glauben und hat doch die Werke nicht? — Kann auch der Glaube allein selig machen? Der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist todt an ihm selber. Du glaubst, daß ein einiger Gott sei. Du thust wohl daran; die Teufel glauben es auch und zittern. Willst du aber wissen, du eitler Mensch, daß der Glaube ohne Werke todt sei! (Jak. 1, 22; 2, 14. 17. 19. 20.)

Lassen wir uns also nicht irre machen durch diejenigen, welche glauben und behaupten, wenn sie viele Worte machen, sie haben den Glauben und das Verdienst Jesu, und verkünden ihren Glauben, — treiben aber in der Stille Wucher und die Werke des Geizes: übervortheilen ihre Nebenmenschen; verdammen sie als Weltkinder; entehren sie mit Verdächtigungen; helfen nur denen, die mit ihnen gemeine Sache treiben; hassen die, welche nicht so denken, wie sie; — o wahrlich, ihrer ist nicht das Himmelreich, denn in ihnen wohnt nicht die Liebe Jesu gegen alle Menschen, nicht der hohe Geist des Allerbarmers, der auch für die Sünder starb.

Lassen wir uns nicht irre machen durch die, welche

selten in den Kirchen, bei den Sakramenten, in den häuslichen Verstunden und frommen Zusammenkünften, bei Wallfahrten und Messen fehlen, — aber in ihrem Herzen Böses treiben; mit ihren Füßen nach Ruhm und Auszeichnung laufen; mit ihren Augen nach verbotenen Früchten gelüsten; mit ihren Lippen spotten, und andere Menschen verkleinern; mit ihren Händen lieber nehmen, als geben — — ihrer ist nicht das Himmelreich! — In ihren schlechten Werken zeigen sie ihren schlechten Glauben. Denn das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in der Kraft!

Lassen wir uns nicht irre machen durch diejenigen, welche mehr von Gott und göttlichen Dingen, mehr von Jesu Christo und seiner Person, mehr vom Zustand und Schicksal der Seelen nach dem Tode, als wir, zu wissen glauben. — Denn das Evangelium ist keine dunkle Wissenschaft, sondern voll göttlicher Wahrheit, einleuchtend jeglichem Verstande, und mit ihren Schätzen selbst nicht dem Kinde verschlossen. Das Evangelium von Christo soll uns nicht gelehrter machen, und reicher an Erfahrung aller Art, die für dieses Leben nützlich ist, gleich andern Wissenschaften, Künsten und Handwerken; das Evangelium stehet nicht in Worten, sondern es ist eine Kraft Gottes, welche selig macht Alle, die daran glauben.

So wie die ächte Jesusreligion von Seiten des Menschen nicht bloß in einem Glaubensbekenntnisse, in Worten, in Zeremonien besteht, sondern in Kraft, das heißt in Werken der Frömmigkeit, in gottgefälligen Thaten: so ist das Evangelium wieder von Seiten Gottes eine himmlische, seelenerhebende Wirkung auf uns, eine Kraft Gottes, die unser ganzes Inneres, unsere Gedanken und Gefühle durchdringt und beseligt.

Wer im Sinne Jesu denkt und handelt, der lebt in Jesu; dem wird sein Evangelium zur wunderbaren Gotteskraft, durch welche er mächtig ist zu allem Guten, Großen und Heiligen; den stärkt die Heiligkeit seines Bewußtseins auf allen Wegen, in allen Unternehmungen; der fürchtet keine Unfälle, denn er ist mit Gott, und wandelt auf Erden schon im Gottesreiche; der fürchtet in dem, was er Gutes leisten will, keine Gefahren, keine Hindernisse: denn Gott ist durch ihn mächtig, und die geringsten Mittel sind groß genug, das Nützlichste und Heilsamste zu vollbringen, so schwer es auch anfangs ausführbar zu sein scheint; der fürchtet keinen Menschen, sondern groß durch ein unentweihtes Gewissen, mit dem er froh dasteht vor dem allgegenwärtigen Gott, tritt er unverzagt Jedem, auch seinem Feinde, auch dem Mächtigsten, unter die Augen; der fürchtet keine Schicksale: denn welche ihn auch, gleich andern Menschen, treffen können, — er empfindet in sich eine Gotteskraft, vor welcher alle Verhängnisse schwach werden. Der Glaube überwindet Alles. Was ihm die Wirklichkeit raubt, gibt ihm die Hoffnung wieder; was ihm das Leben nimmt, beut ihm die Ewigkeit wieder dar.

Und ausgerüstet mit dieser Gotteskraft, welche die Religion dem Menschen verleiht, bestreitet er siegreich die Tücke des wankelmüthigen Glücks. Man entreisse ihm Wohlstand, Bequemlichkeit, Ansehen, Ehrenstellen und was die Erde Angenehmes gewähren kann: er trägt einen ganzen Himmel in seiner Brust, die Zufriedenheit mit dem, was Gott gethan; die Zuversicht auf den Vater; das Bewußtsein eigener Unschuld; das hohe Gefühl innerer Heiligung durch Jesum.

Diese Gotteskraft des Evangeliums richtet ihn in der schweren Leidensstunde auf, während Andere von gleichen Stürmen, die ihn trafen, hoffnungslos niedergeschmettert wurden. Sie zeigt seinem Geiste noch ein Licht durch den umwölkten Himmel, während Andern der letzte tröstende Stern längst verschwunden ist. Sie gestaltet für ihn das ganze Leben, das ganze Weltall neu; sie verklärt ihm selbst das Irdische. Das Alltägliche, was ihn umgibt, wird bedeutungsvoll. Die stumme Natur redet zu seinem Herzen, wie mit Geisterzungen. Der blinde Zufall verwandelt sich in unverkennbare Spur höherer Ordnungen, voll unendlicher Weisheit: der Schmerz in einen Quell innerer Glückseligkeit und größerer Heiligung: die Erde in einen Vorhof zum Heiligthum der Ewigkeit; das Weltall in ein unendliches Vaterhaus, darin viele Wohnungen sind; den Tod in einen Boten des bessern Lebens, in einen Engel der Liebe und Befreiung: das Absterben der Geliebten in eine festere Verknüpfung unserer Seele mit dem Jenseits.

Das ist die Macht des Evangeliums, daß sie einen neuen Himmel und eine neue Erde hervorbringt, und der Mensch durch sie gleichsam wiedergeboren wird. Durch sie wird unser Leben zu einem Leben in dem Herrn, wie unser Sterben zu einem Sterben in dem Herrn.

Wie nun die Religion unser ganzes Leben und Weben, unser Haben und Sein, unsere Vergangenheiten und Hoffnungen vergöttlicht: so muß auch die Religion von uns aus nicht einseitig sich gegen die Welt äussern. Sie muß aus unsern Sinnen und Gefühlen, aus unsern Gedanken und Thaten, aus unsern Erinnerungen und Entwürfen gleich mächtig hervorleuchten. Das Evangelium ist keine todte Vernunftreligion, sondern lebendig im Glauben des Gemüthes, in Empfindung und Frucht der Werke. Es ist keine bloße Gefühlsreligion, voll sinnlicher Anhänglichkeit zu Jesu, voll Inbrunst und Gebet: sondern sie ist heiter, wie das Licht der von Gott gegebenen Vernunft, zu Allem erweckend, was wahr, recht, gut und nützlich, was vor Gott und Menschen angenehm ist. Es ist keine bloße Werkheiligkeit, die sich begnügt, kein Uebels zu thun, überall das Gute zu stiften, und rechtschaffen in allen Thaten und Worten zu sein: sondern ein inniges Glauben des uns geoffenbarten Heiligthums, ein Lieben Gottes und der Menschheit, ein kindliches, zuversichtliches, ruhiges Hoffen der Ewigkeit. Ist nicht unser gesammtes Wesen von den Flammen des Evangeliums erwärmt: so sind wir noch nicht dem Gottesreich ganz angehörig.

O Evangelium Himmelsbotschaft! meines Jesu Gabe! o Kraft Gottes, Macht der Heiligung, durchströme, stärke, erhebe mich! — Und Du, Vater im Himmel, der Du Deinen Sohn sandtest, die sündige Welt zu retten, laß mich die Wirkungen Deines heiligen Geistes gnadenvoll empfinden. Denn Du bist mein Glaube, mein Lieben, mein Hoffen. Heiligung durch das Evangelium ist meine Sehnsucht! Sie sei es ewig!

231.

Die Liebe als Leidenschaft.

Spr. Sal. 4, 23.

Die Schönheit rühret, doch nur die Anmuth fesselt,
Und Unschuld nur behält der Liebe Preis;
Die Unschuld die von keiner Schminke weiß.

Als Edles sich nur zu dem Edeln füget,
Der Tugend nur gefällt und hörnlos sieget,
Vom Rasen wilder Leidenschaft nicht weiß.

Man versichert gewöhnlich, das reizendste, glückseligste Lebensalter sei die Jugend, da man zwischen der Abhängigkeit unmündiger Kindheit und den Sorgen und Arbeiten der reifern Jahre mittten inne stehe, umgeben von Hoffnungen und Ahnungen einer Zukunft, welche nie so schön ist, als man sie erwartet. Allein, eben diese Jugend ist nicht selten das unglückseligste aller Lebensalter, wenn entweder die Unschuld entflohen, oder die heitere, kindliche Gemüthsruhe durch irgend eine Leidenschaft vernichtet worden ist.

In diesem Alter, da alle Gefühle lebhafter und inniger sind; da die Einbildungskraft am mächtigsten herrscht und den ruhigen Verstand täuscht; da mancherlei Begierden und Triebe der Kindheit zu riesenhafter Stärke erwachsen, und Eitelkeit, Gefallsucht, Ehrgeiz ungestümer werden; da mancherlei Begierden und Triebe erwachen, die man als Kind nicht kannte; in diesem Lebensalter tödtet oft eine einzige Unbesonnenheit die Lust des ganzen Lebens, und ein einziger Tag verfinstert mit seinem Unglück die Heiterkeit eines ganzen Jahres. — — Wer weiß es nicht? — Heil dem, der es noch nicht weiß!

Von allen Trieben der Natur, die in diesem Lebensalter laut werden, ist keiner aber für die Ruhe des Gemüths so gefährlich, als der Geschlechtstrieb. Er kündigt sich in einem größern Bemühen für eigene Zierlichkeit und Schönheit an. Man wünscht durch seine Gestalt das Wohlgefallen Jedermanns zu erregen. Man schmeichelt sich zuweilen, die Huld und den Blick Aller zu fesseln; zuweilen verzweifelt man, irgend einer Person gefallen zu können. Man geräth darüber bald in angenehme, bald in unangenehme Unruhe. Man sucht sich gern in Haltung und äusserm Wesen denjenigen Personen ähnlich zu machen, die durch ihr Benehmen, wenn auch nur ein vorübergehendes Gefallen erweckten. Man wird aufmerksamer auf den Beifall oder auf das Mißfallen von Personen des andern Geschlechts. Es ist uns nicht mehr ganz gleichgültig, ob wir denselben liebenswürdig dünken, oder gleichgültig sind. Ein verachtendes Urtheil derselben ist für uns demüthigender, als sonst.

Unter diesen wechselnden Empfindungen erwachen bald andere Wünsche. Man will nicht nur mit Wohlgefallen, man möchte mit Bewunderung gesehen werden. Bald ist uns Beifall und Schmeichelei Aller nicht mehr genugthuend. Es wird in unserer Brust eine Sehnsucht laut, unter Tausenden, die wir kennen, nur einer einzigen Person als das Theuerste zu gelten; — nur einer, die unsern eigenen Blick am meisten auf sich zog, — nur einer, zu der wir uns unwillkührlich hingeneigt fühlten, — nur einer, von der wir ausschließlich und mit Innigkeit geliebt zu sein wünschen, wie wir sie selbst lieben. Hier ist ein Augenblick, der unsern innern Frieden, unser bisheriges Glück, unsere Harmlosigkeit auf lange Zeit zu vergiften droht.

Dies ist die Wirkung des erwachten Geschlechtstriebes. Heil dem, der noch Besonnenheit genug hat, sich im ersten Augenblick der aufwachenden und süßen stürmischen Neigung so weit zu ermannen, daß er beschließt, sich ihr nicht blindlings und verblendet preiszugeben, sondern stets Herr seiner selbst bleiben zu wollen. Wer dies will und es noch kann, ist schon halb gerettet. Wer, sich selbst vergessend, sich dem dunkeln und gefährlichen Hang überläßt, wird mit namenlosen Schmerzen und tausend Thränen büßen.

In einem solchen Augenblick des Lebens hängt unser Glück gar nicht davon ab, wovon wir von unsern Begierden, von unserer schmeichelnden Einbildungskraft überredet werden, daß es abhange: nämlich von der Gegenliebe derjenigen Person, an die sich alle Neigungen unserer Seele wenden; — sondern davon, ob wir uns frei erhalten und Meister unserer selbst bleiben können; — ob wir uns in einen wilden, betäubenden Rausch verlieren, oder über unsere Handlungen, über unser wahres Wohl und Weh auch ferner noch mit edler Nüchternheit richten und entscheiden wollen.

Nein, nicht von der Gegenliebe der von uns geliebten Person hängt unsere Ruhe, unser künftiges Glück ab, obwohl es uns in gewissen Augenblicken so scheinen mag. Denn entweder betrügen wir uns in der Hoffnung: die geliebte Person findet unsere Zuneigung beleidigend oder lächerlich; oder sie hat sich mit ihren Neigungen schon heimlich einem andern Gegenstande zugesagt: dann stehen wir mit unsern durch eigene Thorheit erzeugten Schmerzen einsam; — oder unsere Liebe wird mit Gegenliebe vergolten, und wir haben damit die Aussicht auf noch größere Uebel gewonnen; auf Uebel, die sich in finstern Ahnungen vor uns hinstellen, sobald wir nur uns selbst fragen: Was soll am Ende daraus werden? — Vielleicht ist das, was wir gern für Gegenliebe halten, nur Begierde, zu gefallen, nur geschmeichelte und dankbare Eitelkeit, nur ein Anfall von Eroberungssucht, nur eine vorübergehende Aufwallung der Sinnlichkeit: dann sind wir abermals der schmerzlich betrogene Theil. Oder jene Erwiederung unserer Zuneigung ist aufrichtig: aber wir sehen ihr Ende voraus, weil Alter, Stand, Vermögen und andere bürgerliche Verhältnisse eine lebenslängliche Verbindung mit der geliebten Person so gut als unmöglich machen. Was bleibt uns dann? — Oder die geliebte Person ändert, wie jeder Sterbliche, mit der Zeit und unter wechselnden Verhältnissen ihre Neigung, und findet, trotz ihren Versicherungen ewiger Treue, endlich einen liebenswürdigern Gegenstand, zu dem sie sich unwillkührlich hingezogen fühlt. Was bleibt uns dann? — Oder wir selbst — wer kann das Gegentheil voraus wissen? — haben uns in dem, was wir in uns für wahre Liebe halten, und was nur ein flüchtiges Aufbrausen unserer jugendlichen Gefühle ist, betrogen; genesen früher oder später von der Täuschung; unser Herz schlägt früher oder später für einen ungleich würdigern Gegenstand: was bleibt uns dann, als die ewig kränkende Erinnerung, leichtsinniger Weise und übereilt ein fremdes Herz gebrochen, seinen Frieden zerrissen zu haben?

Nein, wahrlich, von der Gegenliebe einer zärtlich geliebten Person hängt keineswegs unsere Gemüthsruhe, unsere innerste Glückseligkeit ab, sondern davon, daß wir im Sturm aller Gefühle mächtig über uns selbst bleiben, um frei über den Gang unserer Neigungen zu herrschen, und mit ruhiger Vernunft über unsere Handlungen zu richten.

Es ist freilich unmöglich, eine Person, welche uns liebenswürdig zu sein scheint, nicht auch liebenswürdig finden zu wollen. Es ist freilich unmöglich, eine Person, die für uns mit bezaubernder Anmuth begabt und ge-

schmückt ist, gleichgültig anzusehen. Sind uns aber Frieden, Glück und Ehre unsers Lebens theuer, so muß unser Wohlgefallen an Jemandem nie in betäubende Leidenschaft, in einen schwärmerischen Wahnsinn verarten.

Was ist Leidenschaft? — Es ist ein Zustand des Gemüths, da eine einzige Empfindung, eine einzige Begierde, ein einziger Gedanke sich zum Ungeheuern ausgestaltet, daß alle andere Empfindungen, Begierden und Gedanken davon verschlungen und beherrscht werden; daß die Vernunft, statt unsere beständige Gesetzgeberin zu sein, unterdrückt, halb vernichtet wird; daß unser Geist, statt frei und selbstthätig zu sein, sich *leidend* verhält, und zum Knecht des einzigen, unmäßigen Gefühls wird.

Jede Leidenschaft ist ein Zustand der zeitweise eintretenden Vernunftlosigkeit, da man denkt und thut, nicht was man will und soll, sondern was die vorherrschende sinnliche Begierde, was der Ungestüm eines zur Uebermacht gewachsenen Gefühls unwillkührlich zu denken und zu thun zwingt. — Wer aber handelt wohl im Zustand der Vernunftlosigkeit klug, vorsichtig und weislich? Wer sieht im Zustande der Vernunftlosigkeit, was ehrbar, anständig, tugendhaft, christlich, gottwürdig sei? Wem wird man zutrauen, daß er im Rausche fähig sei, sein Glück zu sehen und sein Glück zu bereiten.

Behüte dein Herz mit allem Fleiß; denn daraus gehet das Leben. (Spr. Sal. 4, 23.)

Behüte dein Herz; bewahre unter allen Verhältnissen die Unbefangenheit deines Geistes! Du kannst es, so lange du dich selbst liebst und dich selbst ehrst. Und du sollst es, deiner Aeltern und Verwandten und Freunde willen; du sollst es, deiner künftigen Bestimmung willen; du sollst es, um deines Glückes willen; du sollst es, um deiner Ewigkeit, um deines Gottes willen.

Du kannst es. Denn die leidenschaftliche Liebe ist wahrlich keineswegs Werk und Sache eines einzigen Augenblicks, sondern sie wird absichtlich und mit unbesonnenem Leichtsinn erst nach und nach entwickelt und gepflegt, bis die erste leichte Empfindung des Gefallens an einer Person zu einer Art von Raserei ausartet. Auch der Trunkenbold wird nicht beim ersten Glase geistigen Getränkes, das er in seinem Leben zur Lippe führt, zum Trunkenbold, sondern indem er anhaltend und täglich den Genuß berauschender Mittel in immer steigendem Maße zur Gewohnheit, zum unentbehrlichen Bedürfniß macht, bis er zuletzt eher vom Leben, als von dieser Gewohnheit scheiden kann.

Oft, ja meistens ist der erste Ursprung der leidenschaftlichen Liebe ein bloßes Gefallen an Gestalt und Wesen einer Person, und dann der sich damit nachher verbindende Wunsch, auch der Glaube, ihr nicht gleichgültig zu sein, oder gar von ihr geliebt zu werden. Zu diesem Glauben verleitet oft der zufälligste Wink und Umstand. Nicht selten künstelt man sich sogar, um sein Herz mit angenehmen Gefühlen zu beschäftigen, oder nur um der müßigen Phantasie ein Spiel zu geben, oder nur um seiner Eitelkeit wohlzuthun, aus dem allgemeinen Wohlgefallen in ein Lieben hinein. Nicht selten schmachtet der schon nach Gegenliebe, der selbst von keiner wahren und reinen Zuneigung beseelt ist, sondern anfangs mehr nur heuchelt, als fühlt, oder wohl gar zu fühlen Lust hat. Wehe dem unbewachten Herzen, welches sich so den innern Frieden willig hinwegtändeln läßt, um später einst unter schmerzvoller Reue Spott der Andern zu werden! — Behüte dein Herz mit allem Fleiß; denn daraus gehet das Leben!

Zu den überspannten schwärmerischen Neigungen tragen, beim Erwachen des Geschlechtstriebes, die Reizbarkeit des Gefühls überhaupt, und eine unglückliche, heftige Einbildungskraft viel bei. Je empfindlicher, lebhafter, Alles mit Begeisterung erfassender man sich weiß, je mehr man die Lebendigkeit seiner Phantasie kennt, um so mehr muß man, will man nicht als Thor sein harmloses Lebensglück verscherzen, Alles meiden, was das Wohlgefallen an einer Person zu einer unruhigen, betäubenden Sehnsucht nach ihr verwandeln kann. Mehr, als alle Grundsätze, hilft hier oft leichter Sinn, der sich nicht lange von einem Gegenstand binden, überwältigen und fesseln läßt. Diesen heitern, leichten Sinn bewahre in dir; er rette deine Selbstbeherrschung, deine Selbstständigkeit! Es ist dieser leichte Sinn keineswegs jener verderbliche Leichtsinn, mit dem man sich, blind gegen alle Folgen, allen Neigungen und Gefühlen überläßt, die uns schmeicheln.

Der Umgang mit Personen des andern Geschlechts, ein gegenseitiges Wohlwollen, selbst alles ruhige Anerkennen dessen, was an einer oder der andern liebenswürdig erscheint, ist so lange für unsere Ruhe, Ehre und künftige Freiheit gefahrlos, als nicht eine einzige in uns alle übrigen verdunkelt. Selbst die stille, ehrerbietige und unschuldige Zuneigung für eine liebenswürdige Person des andern Geschlechts, so lange wir dabei nicht unsere Besonnenheit einbüßen, so lange wir, wenn wir von ihr getrennt sind, darum keine Verminderung unsers Seelenfriedens empfinden — eine solche Zuneigung kann selbst viel zu unserer Veredelung und Besserung beitragen. Wen wir hochachten, dessen Hochachtung wird uns theuer sein. Wir werden uns um diese durch Entfaltung jeder Tugend, deren wir fähig sind, bemühen. Wir werden in allen unsern Verhältnissen suchen ehrwürdig dazustehen, als die besten zu gelten. Die Liebe wird uns von geheimen Fehlern, von übeln Gewohnheiten reinigen. Sie wird unser ganzes Wesen läutern und verklären.

Soll dieses aber die Frucht unserer Hochachtung für irgend eine Person des andern Geschlechts sein, so müssen wir auch nur Umgang mit solchen Personen wählen, die uns wahrhafte Hochachtung, nicht bloß gemeine, sinnliche Zuneigung, einflößen können. — Wir müssen uns der geliebten Person, eben darum, weil wir sie hochachten und ihre Achtung verdienen wollen, nicht vertraulicher nähern, als es unsere Verhältnisse, unsere Aussichten in die Zukunft gestatten. Jede nähere und zärtlichere Vertraulichkeit ist verbrecherisch und ehrlos, sobald wir sie wagen oder erlauben, ehe ernsthaft an eine Verbindung zu denken ist; oder wenn Ungleichheit des Alters, oder des Standes, oder der Vermögensumstände den Gedanken an eine Verehelichung zur Thorheit machen, oder seine Erfüllung in eine ferne, unzuverlässige Zukunft hinausrücken.

Der Jüngling, welcher einer Jungfrau, ohne Aussicht und Hoffnung, sie zu ehelichen, Gegenliebe zumuthet, und ihr von seiner Liebe zu reden wagt, ist entweder ein unbesonnener Knabe, des Spottes oder der Verachtung eines tugendhaften Frauenzimmers werth; oder es ist ein Bösewicht, der mit Verführungsanschlägen umgeht, die er mit dem Namen der Freundschaft und Liebe zu beschönigen die freche Schlauheit hat. — Das Mädchen, welches solche Erklärungen irgend eines Mannes ohne Unwillen anzuhören schwach und leichtsinnig genug

ist, oder wohl gar zu denselben durch ihr eigenes Betragen Muth gemacht hat, kann im Gemüth des verständigen Jünglings und des tugendhaften Mannes, wie in der Brust des schon verdorbenen Menschen nur eine heimliche, unwillkührliche Verachtung erzeugen. — Das Geständniß der Liebe, deren Zweck und Heiligung nicht Vermählung beider Personen sein kann, ist der Anfang vom Tode dieser Liebe selbst. Denn im Geständnisse schon stirbt die Hoffnung, ohne welche keine wahre Liebe möglich ist; in der unerlaubten, lichtscheuen Vertraulichkeit verschwindet das Geistige und Schöne der verklärenden Empfindung, und an die Stelle desselben tritt rohes, thierisches Gelüst der Sinne, und endet mit viehischer Stillung desselben, zuletzt mit Ueberdruß und Ekel, oder Verzweiflung, Schmach und Herzeleid. Gott, wie vieler jungen Leute, wie vieler Familien Unglücksgeschichte liegt in diesen wenigen Zeilen beschrieben! — Bewahre dein Herz, dann daraus geht das Leben!

Nicht immer wirst du dich des besondern Wohlgefallens an einer Person andern Geschlechts, oder einer zärtlichern Neigung erwehren können. Zufälligkeiten des Umgangs und der Verhältnisse können dich mit derselben zusammenführen. Aber meide, daß sie dir jemals werther und bedeutsamer werde, als alle andern ihres Geschlechtes dir sind. Erhalte deinen leichten Sinn, die Freiheit deines Herzens, um nicht einer thörichten, lebenzerstörenden Selbstverblendung und Leidenschaft zum Raube zu werden. Du bist in Gefahr, es zu werden, sobald du ausser der Nähe deiner Person nicht mehr, wie sonst, glücklich bist; sobald der Gedanke an sie dich unabläßig verfolgt; sobald unter dieser Neigung alle andern edeln Neigungen in dir schwächer zu werden beginnen. Das ist schon Anfang der Leidenschaft. Bedenke das Ende!

Willst du ihren herzzerreissenden Ausgang nicht erleben: so nähre sie nicht! — Nur durch die Nahrung, welche du der Leidenschaft reichst, wird sie zu deinem Verderben wachsen, und stärker werden, bis du von ihr überwältigt und verzehrt wirst.

Erwäge deine häuslichen Verhältnisse und Verpflichtungen, ob sie dir gestatten, schon an eine Heirath denken zu dürfen. Ist diese nicht jetzt ausführbar, sondern erst in einer ungewissen Zukunft ein bloßes trauriges Vielleicht: so stehe ab. Von der Zukunft ist dir kein Sterblicher Bürge. Kein Sterblicher ist dir Bürge, daß du nach Jahr und Tag diejenige Person noch liebenswürdig finden werdest, die dir heute gefällt; daß sie dir gefallen würde, wenn du ihre Gemüthsart und so manchen Keim des Schlechten darin näher kenntest. Kein Sterblicher ist dir Bürge, welche Veränderungen Zeit und Jahre und andere Bekanntschaften in den Neigungen und Gefühlen des Andern oder in deinen eigenen bewirken. Wahrlich, nichts ist veränderlicher, als das menschliche Gemüth; nichts weniger dauerhaft, als ein jugendliches Gefühl, in dessen erstem Aufbrausen man freilich gern und fest glaubt, es müsse von Ewigkeit sein. — Vergleiche deine Jahre mit den Jahren der Person, an die du dich anschliessen möchtest, und denke, wie schon nach fünf und zehn Jahren ein widerliches Mißverhältniß eures beiderseitigen Alters eintreten könnte. Denn der Mann erblühet erst in derselben Zeit vollkräftig, wo weibliche Schönheit schon im Abwelken ist.

Erwäge die häuslichen Verhältnisse und Verpflichtungen derjenigen Person, deren Anmuth dich vielleicht mehr, als sein darf, rührte. Kennst du diese Verhältnisse nicht: wie willst du so waghalsig die Freiheit und die Heiterkeit deines Lebens auf das Spiel setzen? Vielleicht Alles um nichts! — Bisher sahst du nur die guten und liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten dieser Person. Du bist geneigt, sie für einen Engel, für ein überirdisches heiliges Wesen zu halten. Aber wahrlich, sie ist es nicht. Hat nicht jeder Mensch Schwächen und Fehler? Und welche Fehler hat die Person, der du deine Ruhe opfern willst? Vielleicht hat sie Fehler, die eben dir einst die anstößigsten sein könnten. Noch liegen sie nur in Keimen verborgen, oder du bist noch zu arg geblendet. Erinnere dich an deine Fehler, und daß du sie gern vor denen verbirgst, daß du dich gern vor denen schöner darstellst, denen du zu gefallen trachtest. Zweifelst du, daß die Person, welche dich durch ihre Anmuth bezaubert, nicht Gleiches thue? Darum stehe ab, und ermanne dich zur eigenen Würde. Sei stark, überwinde dich selbst: sei frei! Behüte dein Herz, denn daraus geht das Leben.

Nähre deine Leidenschaft keinen Augenblick. Tändele mit keinen Gefühlen, die bald so gewaltig sein können, daß du und dein Glück und deine Ehre ihr Tand sind! Nimm den ehemaligen leichten Sinn wieder an, in welchem du unabhängig, immer dir selbst, und allen Andern nur mit Ruhe angehörtest. Zerstreue dich. Verlasse die Einsamkeit, in welcher die Gedanken an den Gegenstand, den du vergessen sollst, zu oft wiederkehren; die Einsamkeit, in welcher deine Phantasie sich verderbliche und eitle Spiele macht. Unterhaltung in andern Gesellschaften; Umgang mit Personen, vor denen man sich schämen würde, die Geheimnisse seines Herzens erscheinen zu lassen; Beschäftigung mit einer unsere Neigung befriedigenden und reizenden Arbeit; Gespräche mit Gott im inbrünstigen Gebet, — siehe da die ersten, die leichtesten, die sichersten Mittel, dich selbst zu retten. Meide die Person, welche deiner Ruhe gefährlich werden kann. — Trennung und Zeit heilen, und geben die erste Besonnenheit zurück.

Meide, was deine Einbildungskraft und die Sehnsucht deines Herzens nur noch mehr weckt und reizt, besonders das Lesen solcher Schriften, in welchen die Leidenschaft der Liebe eine süße, den Verstand betäubende Sprache redet. Verbanne solche Früchte müßiger Stunden aus deiner Nähe und aus deinen müßigen Stunden. Wähle lieber ernste Schriften, deren Lesung dein Nachdenken reizt, deinen Scharfsinn weckt, deine Menschenkenntniß erweitert, deine Kunde der Natur und der Gottheit vermehrt, dein Herz veredelt.

Halte, so oft dich immer von neuem der Gedanke an die Person, die dir zu wichtig ward, überrascht, halte den einzigen Spruch fest: Bedenke das Ende! Wohin soll eine solche Neigung führen? — Bedenke, daß das Bekanntwerden deiner Neigung dich lächerlich, bei Andern dich verächtlich machen muß, weil du damit keinen rechtlichen Zweck verbindest und verbinden darfst. Bedenke, daß jede Gegenliebe, wenn du ihrer auch gewiß wärest, dich und die geliebte Person unfehlbar in Verlegenheiten, in Verdruß, in Scham und Unglück stürzen werde. Die Reue wird deiner Freude nur allzufrüh nacheilen.

Kannst du, weil es die Umstände nicht erlauben, die Person und ihren Umgang nicht gänzlich meiden, welche

die Ruhe deines Gemüthes mit Gefahr bedroher, bedrohet, ohne es vielleicht zu wissen und zu wollen: so suche diese Person und ihren Umgang wenigstens nicht geflissentlich. Entferne dich, so viel es Wohlanständigkeit immer gestattet; meide die Unterhaltungen mit derselben, wo nicht Zeugen sind, oder wo du nicht in heiterster Stimmung scherzen könntest; stelle dich gleichgültiger und leichtern Sinnes, als du bist. Diese anfangs in dir erkünstelte Gleichgültigkeit, je anhalte:der du sie festhältst, wird allmälig zur Gewohnheit, zur Wahrheit in dir werden, und du wirst deine Freiheit, deine Ruhe, deine Ehre, deine Pflicht gegen dich, gegen die geliebte Person, gegen deine und ihre Aeltern und Verwandte, gegen Gott gerettet sehen — wirst deiner selbst würdig, Besieger deiner selbst, Herr deiner Leidenschaften, des göttlichen und menschlichen Beifalls würdig sein.

Ja, ich will das Herz behüten, denn aus ihm gehet das Leben. Ja, ich will das Herz behüten, denn aus ihm geht mein Glück oder mein Elend, mein Ruhm oder meine Schmach, meine Freudigkeit zu Gott und zu allem Guten, oder meine Furcht, mein Gram und meine Entschlossenheit zum Verderben hervor.

Und Du, mein unsichtbarer, mein himmlischer, mein mich unendlich liebender Vater, mein Gott! stärke Du mich zu großen und heiligen Vorsätzen und ihrer unabänderlichen Erfüllung mit deiner heiligen Kraft. Ich will lieber unter gehen, und will das Theuerste von allem Irdischen einbüßen, lieber sterben, als Deines Beifalls entbehren, als Uebels thun, und wider Dich, meinen einzigen Gott, sündigen.

Stärke mich mit Deiner heiligen Kraft! Wie sollte ich denn nicht mächtig genug sein, mich selbst zu überwinden, um Deiner Liebe, um Deines Beifalls willen? — Warum sollte ich nicht mächtig genug sein, einen verderblichen Rausch von mir abzuhalten, und eine thörichte Neigung zu besiegen? Nein, wessen ich mich vor Menschen schämen muß, weil mein Gewissen mir sagt, daß es ein Unrecht ist, dessen will ich vor Dir, o du Erhabener und Heiliger! nicht schuldig sein. Hinweg, elende Thierheit in mir! Mein Gott rief mich zur Ewigkeit, zum Sieg über das Sinnliche und Sündliche! Diesen Sieg will ich erringen; ich will — und sollte ich im Kampfe vergehen — ich will!

Und überrascht mich ein Augenblick der Versuchung — Gott, so fliehe ich im Geiste zu Dir, betend mit Inbrunst zu Dir, daß ich mich in Deiner heiligen Nähe zur Heiligkeit und edeln Standhaftigkeit ermuthige. Amen.

232.

Dankbarkeit gegen Lehrer.

1 Thess. 5, 12.

Das Amt der Lehrer, Herr, ist Dein,
Dein soll auch Dank und Ehre sein,
Daß Du den Deinen, die Du liebst,
Noch immer treue Lehrer gibst.

Gesegnet sei des Lehrers Stand!
Er pflanzet, Herr, von Dir gesandt,
Von Zeit auf Zeit Dein heilig Wort,
Und Licht mit ihm und Tugend fort.

Wie freut ein guter Lehrer sich,
Wenn er, erleuchter selbst durch Dich,
Den Jüngern Jesu gleich gesinnt,
Viel Seelen für Dein Reich gewinnt!

Fern sei von uns der Frevel, Gott,
Durch Undank ihn, durch schnöden Spott
Zu kränken, daß er, was er thut,
Mit seufzervollem Herzen thut.

Nein, Gott, wir wollen ihn erfreu'n,
Mit Kindesliebe ihm eigen sein;
Dereinst, o Herr, vor Deinem Thron
Strahlt ihm der Ewigkeiten Lohn.

Für viele Menschen gibt es keine schwerere Tugend, als wenn sie für irgend ein Gutes, das sie aus der Hand des freundlichen Nächsten empfangen haben, erkenntlich sein sollen. Sie mögen zwar Liebesdienste, Unterstützungen, Hilfe, Beistand, freudige Ueberraschung empfangen, aber das Gute mit dem Guten zu vergelten, ist ihnen schwer. Sie mögen sich nie gern daran erinnern oder erinnern lassen.

Bei Vielen ist daran nicht sowohl das Unvermögen und die Armuth Schuld, die sie hindert, ihre Erkenntlichkeit an den Tag zu legen, als vielmehr ihr Stolz, ihre stolze Vorstellung von Unabhängigkeit und Freiheit.

Ja, es sind nicht wenig Personen, welche lieber gar keine Freundschaftsdienste empfangen mögen, um nur in ihrem Leben keinem Menschen verpflichtet zu sein; nicht aus Lieblosigkeit oder Hartherzigkeit, sondern aus übertriebener Sucht nach Unabhängigkeit von Andern. Sie machen sich ein Vergnügen, Andern zu rathen, zu geben, oder auf irgend eine Art nützlich zu werden; Andern Verbindlichkeit zu leisten; Andere durch Wohlthaten von sich abhängig zu machen: nur sie selbst verlangen nichts für sich, lehnen Alles ab: sie möchten die ganze Welt sich zum Schuldner machen, aber keinem auch nur zu einem Blicke der Erkenntlichkeit verbunden sein.

Diese nicht ungewöhnliche Denkart rührt aus einem unmäßigen Hang zur Unabhängigkeit, aus einer falschen und tadelnswürdigen Vorstellung von dem Gemüthe der meisten Sterblichen, oder aus einem heimlichen Stolze her, der hienieden über Alles erhaben sein möchte, wie Gott, welcher nur gibt, nie empfängt. Aber wer ist der Mensch, welcher ohne die Freundschaft der Andern bestehen könnte? Wir sind vorhanden, um uns gegenseitig mit unsern Gaben und Fähigkeiten zu dienen. Auch der Mächtigste bedarf des Schwachen, auch der Reichste des Armen. Wem es eine zu schwere Last ist, erkenntlich zu sein, und doch auch nicht die Schmach des Undanks auf sich kommen lassen will, der fliehe in eine Wüste, wo kein anderer Sterblicher mit ihm athmet.

Wirklich ist die Dankbarkeit eine der schwierigsten Tugenden, und zwar, weil in allen Menschen die Eigenliebe, der Stolz, die Unabhängigkeitssucht, oder auch nur der vergeßliche Leichtsinn mehr oder weniger rege ist; dadurch werden wir verhindert, das Gute, welches wir von einem Andern empfangen, nach seinem wahren Werth zu schätzen. Wir setzen es gern etwas herab, um die Last des Dankes etwas zu erleichtern, und die Schuld schon zu verkleinern, ehe wir noch angefangen haben, sie abzutragen.

Und dennoch müssen wir selbst gestehen — auch unser

Gewissen sagt es uns! — wer nicht die zarten Pflichten der Erkenntlichkeit mit Freuden zu üben weiß, der ist noch fern davon, ein reines, christlich-edles Herz in seiner Brust zu tragen. Noch wohnt in ihm statt der göttlichen, wohlwollenden Liebe eine selbstsüchtige Zurückgezogenheit; statt der Demuth Jesu ein ungemessener, thörichter Stolz; statt der das Leben verschönernden Milde und Güte eine zurückstoßende, unfreundliche Rohheit und Härte.

Wer möchte auch den Menschen mit ganzer Innigkeit lieben, der Niemandem verpflichtet sein, sich Alles nur selbst verdanken will? Ist er dazu geeignet, ein Menschenfreunnd zu sein? Nimmermehr. Er möchte Herr aller Menschen sein, und alle sich durch die Macht des Dankes und der Verpflichtung unterworfen sehen. Wer nicht weiß Wohlthaten auf die rechte Weise zu empfangen, ist auch nicht fähig, auf die rechte Weise Wohlthaten zu ertheilen. Es ist eben so süß, Gutes anzunehmen, als zu leisten; Schuldner zu sein, als Schuldner zu machen.

Noch ungleich verächtlicher aber ist, wer Andern Dank verpflichtet ist, und statt dessen mit Bösem das empfangene Gute vergilt. Wahrlich, Dankbarkeit ist *vielen* Menschen eine der schwersten aller Tugenden; aber Undankbarkeit ist in den Augen aller Menschen das schwärzeste Laster.

Wenn du einen Freund mit Zärtlichkeit geliebt, und er geht von dir, um deines Wohlwollens zu spotten, und bei Andern deine Güte zu verlachen; oder wenn du ein Kind mit namenloser Mühe für Ehre, Tugend und Christenthum erzogen hättest, und es wälzte sich, kaum der Aufsicht entlassen, in allen Lastern, und dir zum Trotz, und dich zu verhöhnen wählte es die schändlichsten Gesellschaften oder deine erbittertsten Feinde zu seinen Freunden; oder wenn du Jemandem, der dir lieb war, mit Aufopferung eines Theils deiner eigenen Ruhe, deines eigenen Vermögens geholfen hast in den Tagen seiner Noth, und er wird dann dein Verräther, oder will dich nicht mehr kennen, wenn ihm das Glück lächelt: wie wirst du von diesem Menschen urtheilen? Wie wird sich dein Herz gegen seine Abscheulichkeit empören!

Nun also beurtheile dich selbst, also empöre sich dein Herz gegen deine eigene Abscheulichkeit, wenn das Gedächtniß dir sagt, welche Verpflichtungen du Freunden und Bekannten oder auch Unbekannten schuldig bist, seit heute, seit gestern, seit Jahr und Tagen, seit deiner Kindheit, ohne daß du je mit Ernst an Vergeltung dachtest, oder auch nur einen Versuch machtest, ihnen deine dankbaren Empfindungen zu bezeugen. Wie du den beurtheilst, der gegen dich undankbar handelte, siehe, so beurtheilt dich das Herz dessen, der dir sonst freundlich half und rieth, und den du nun vergaßest, als hätte er dir nie wohl gethan; vergaßest, als wäre er nie am Leben für dich gewesen.

Gehe hin, und tilge deine Schuld. Verlaß eine Welt nicht — und wer weiß, wie bald dich der Herr ruft? — in welcher du noch Schulden der Dankbarkeit abzutragen hast!

Die Größe unserer Erkenntlichkeit muß immer im Verhältniß zur Größe der empfangenen Wohlthat stehen. Die Größe der Wohlthat aber müssen wir richten theils nach dem Umfang des Guten, das uns durch Rath und That des Wohlthäters eigen wurde; theils nach der größern Mühe, Anstrengung und Aufopferung, welche es ihm machte, uns dienstgefällig zu sein.

Oft ist eine Kleinigkeit zur rechten Zeit unser höchster Trost, unsere Erlösung aus größter Noth. Es sind nicht immer große Summen Geldes, welche uns retten oder beglücken. Zuweilen eine freundliche Fürsprache, ein kluger Rath, eine nützliche, zur rechten Zeit gegebene Nachricht, ein Trost, ein weiser Spruch, der unsere Seele aus der Tiefe der Verzweifelung und Bekümmerniß emporhebt, thun uns mehr Gutes, als kein Haufen Goldes vermöchte. Die uns damit erzeigte Wohlthat besteht aber nicht in der Kleinigkeit, die gegeben ward: sondern in dem hohen Nutzen, welchen sie uns brachte. Was ist auch klein und groß im Leben, wichtig oder unwichtig? Alles wird erst durch die Umstände bedeutend oder gering, und empfängt durch die besondern Verhältnisse seinen Werth. So sind es meistens sehr geringfügig scheinende Sachen, welche auf die Schicksale unsers Lebens am aller entscheidendsten wirken. Je wichtiger deiner äussern Lage oder deiner Seele ein Dienst war, je dringender und lebhafter und thätiger sei denn also, Christ! auch deine Dankbarkeit.

Von der andern Seite ereignet es sich wohl auch oft, daß die eifrigsten Verwendungen und Bemühungen unserer Freunde vergeblich für uns blieben, daß ihre schwersten Aufopferungen keinen Nutzen für uns hatten — wie? sollen wir uns darum für weniger dankverpflichtet halten, weil das, was sie thaten, uns weniger half, als sie wünschten? Ob wir gleich keinen Vortheil von ihren Anstrengungen hatten: haben sie darum diese Anstrengungen nicht für uns gehabt? Waren sie die Herren des Erfolges, oder lag derselbe nicht in der Hand eines Höhern? Müssen wir bei menschlichen Handlungen mehr auf den Erfolg oder auf die Absicht und den guten Willen sehen?

Nein, des Christen Dankbegierde richte sich nicht nach der Summe des Guten, was ihm aus einer hilfreichen That erwachsen ist: sondern auch und vorzüglich nach der Größe der Mühe und Aufopferung, die solche That Andern kostete, selbst wenn sie vergebens geschah, und uns nichts fruchtete; Wer sich für uns bemüht, ohne daß ein guter Erfolg seine Mühe krönt, ist gleich dem, welcher seinem Freunde Hilfe über das Meer sendet, wo sie untergeht. Du hast seine Hilfe nicht empfangen, aber doch seinen Willen. Diesem bist du zum Dank verpflichtet, als hätte er dein Glück vollkommen so befördert, wie es sein Ziel gewesen. *Nicht die Gabe sollst du lieben und segnen, sondern den Geber!*

Man kann leicht den Edelsinn oder die Rohheit der Menschen aus den Gelegenheiten erkennen, bei welchen sich ihre Dankbarkeit vorzüglich äussert. Der gemeine, sinnliche Erdenmensch hat nur Sinn für die Wohlthaten, die seinem Leibe wohlthun. Stille ihm den Hunger, verhülle seine Blößen, er wird dir Dank wissen. Erziehe ihn hingegen zum bessern Menschen, bereichere ihn mit Kenntnissen — er wird kaum wissen, ob er dir dafür auch Erkenntlichkeit schuldig sei; denn er sieht und fühlt und schmeckt nicht, was du ihm gegeben hast oder noch gibst. Er rechnet dir nur Brod und Kleid, nur Obdach und Geld an, was du ihm verliehen: aber dein Rath, deine Lehre, dein Trost, deine Warnung, wiewohl sie

ihm vom größten Nutzen sein konnten und vielleicht waren, sind ihm nur Worte gewesen; die hält er für wohlfeil; er glaubt aller Schuld entledigt zu sein, wenn er dir dafür höfliche Dankversicherungen in Worten zurückgiebt. Sich auf irgend eine andere Art, durch Dienstleistungen, Geschenke und so mehr erkenntlich beweisen, scheint ihm schon zuviel.

Daher ist auch überhaupt die Dankbarkeit der Menschen jedes Alters und Standes besonders gegen ihre Rathgeber und Lehrer am allerseltensten. Denn die Mehrheit der Menschen ist roh, für das Geistige gefühllos, und den höchsten Werth nur in das setzend, was dem Leibe irdisch wohlthut. Nur wer selbst edeln Geistes ist, der ist Geistern dankbar.

Die Barmherzigkeit, welche dem Bettler durch ein hingereichtes Almosen erwiesen wird, stillt seinen Hunger vielleicht einen ganzen Tag. Die Geldunterstützung, welche dir in großer Verlegenheit ein Menschenfreund gewährte, half dir aus vielen Sorgen, und brachte deine Angelegenheiten wieder eine Zeit lang in bessern Gang, bis du mehr Kraft erhieltest, dir selber helfen zu können. Die treue Fürsprache eines Freundes rettete dich vielleicht von Strafe und Schimpf, oder bewirkte, daß du eine ehrenvolle Versorgung empfingest, in der du nach und nach zu immer mehr Wohlstand durch deinen eigenen Fleiß emporsteigen kannst. Allein das Alles sind Wohlthaten, welche sich nur auf den kurzen Zeitraum eines Tages, eines Jahres oder allenfalls deines Lebenslaufes ausbreiten. Du stirbst, und Alles endet.

Nur das Licht, das deinem Geiste gegeben ward von einsichtvollen, treuen Lehrern und Erziehern, leuchtet dir nicht nur durch den ganzen Lebenslauf, sondern selbst in der Dunkelheit jenseits des Grabes vor. Nur die Weisheit, welche du durch empfangene Mittheilungen von Weisen empfingst, macht den Grund zum Glück deines irdischen Lebens und deiner Verherrlichung in bessern Welten. Nur die seelenerhebenden Trostgründe, welche du von ihnen für den Frieden deines Gemüths gewannest, begeistern und erheben dich in den Stunden der Verzweiflung und Gefahr, wenn weder Freundschaft und Gold, weder Fürsprache noch Fürstengunst helfen und trösten können.

Darum macht auch Paulus, der christliche, gotterleuchtete Weise, seine Freunde auf die heilige Pflicht der Erkenntlichkeit gegen Lehrer aufmerksam. Wir bitten euch aber, schrieb er an die Christusverehrer zu Tessalonich, liebe Brüder, daß ihr erkennet, die an euch arbeiten, und euch vorstehen in dem Herrn und euch vermahnen. (1 Thess. 5, 12.)

Die Erzieher und Lehrer, die Verkündiger des göttlichen Wortes, die Weisen in ihren Schriften, welche unser Innerstes veredeln und erheben, sind gleichsam die Aeltern, die Väter unsers Geistes; die Gehilfen Jesu Christi zu unserer Gottähnlichwerdung; die, denen wir das wahre Leben unsers Gemüthes schuldig sind, wie wir den Aeltern Leben und Erhaltung unsers Gemüthes schuldig sind. Darum sind auch tugendhafte Aeltern, welche ihre Kinder in aller nützlichen Erkenntniß und in jeder Christentugend auferziehen, unsere größten Wohlthäter. Zwar auch für unser irdisches Dasein, für die Sorge und Mühseligkeiten, welche sie unsertwillen getragen, sind wir ihnen Dankbarkeit schuldig; aber die größte für das, was sie zur Erleuchtung unsers Verstandes, zur Besserung unserer Gemüths- und Denkart gethan. Denn der unsterbliche Geist ist das Höchste, und alles Irdische nur ein geliehenes hinfälliges Gut.

Glaube nicht, deinen Erziehern, Lehrern könnest du den Dank ersparen, weil sie für ihr Amt besoldet und für ihre Bemühung bezahlt sind. Nein, sie sind nicht für ihre Arbeit bezahlt, sondern sie erhalten nur eine Besoldung — meistens eine sehr sparsame — damit sie im Stande sind, sich ohne anderweitige Zerstreuung ihrem edeln Geschäfte zu widmen. Ohne diese mit Gehalt und Nahrung verbundenen Lehrämter würden sich schwerlich genugsam Menschen finden können, die ihr ganzes Leben diesem mühereichen Berufe zu widmen das Vermögen hätten.

Dem geringsten Handwerker wird seine Arbeit bezahlt. Je nachdem er sie besser liefert oder schlechter, wird sie ihm mehr oder weniger belohnt. Aber dein Lehrer, und wenn er Tag und Nacht darauf sänne, dir der Wohlthätigste zu sein, und wenn er durch Fleiß und Nachdenken die höchste Kunst erwürbe, dir die Perle der Wahrheit in den goldenen Schalen des Worts zu reichen, wird darum nicht höher belohnt. Für seine Mühen, für seine Lehren ist kein Preis gesetzt. Der Staat setzt ihn in den Stand, sich dir weihen zu können, ohne dich von den Verpflichtungen eines erkenntlichen Herzens loszusprechen, wodurch du den von ihm empfangenen Segen vergelten sollst mit Freuden.

Bezahlen läßt sich das irdische Geschenk, und das Verwesliche mit Goldstücken aufwiegen, aber nicht das Geistige. Kannst du die Thränen bezahlen, die der Kummer deiner guten Mutter deinetwillen ihren Augen erpreßte? Kannst du ihre Seufzer bezahlen oder die mit Sorge für dich durchwachten Nächte des Vaters? Eben so wenig magst du die Sorge, das angreifende Nachdenken, die zahllosen Mühen deines Lehrers bezahlen, der für deine Geistesverherrlichung arbeitete.

Und bedenke; wie undankbar an sich selbst ist der größte Theil der Arbeiten eines Lehrers! Jeder Taglöhner weiß am Ende des Geschäfts, was er geleistet hat; aber der Lehrer weiß es nicht; ihm ist es fremd, ob sein Wort nur in das Ohr oder auch in das Herz drang. Der Landmann sieht seine ausgestreute Saat endlich mit grünen Keimen aus dem Schooße der Erde hervordringen, und lohnende Früchte tragen, die seine Tagwerke belohnen. Aber in ein unbekanntes dunkeles Gebiet, in das Gebiet der Geister, streut der fromme Lehrer seine Saat hin, und ob sie auf Felsen oder guten Boden falle, er kann es nicht beurtheilen. Er hat nichts, als sein stilles Vertrauen zu Gott, nichts für sich, als die Güte seines Willens und die Reinheit seiner Absichten. Ach, wie manchen Tag seines Lebens leere und lehrte er vergebens? Wie manche Nacht sorgte er umsonst! Er wird grau unter der Last der Jahre und Arbeiten, ob er auch nur die Hälfte des Guten bewirkt habe, das er gethan haben möchte.

Darum will ich, wie die heilige Schrift gebeut, erkennen, die an mir arbeiten in dem Herrn, und mich vermahnen. Mit den wenigen Edeln auf Erden, denen ihr zur Unsterblichkeit gerufener Geister wichtiger, als jede irdische Nahrungssorge ist, will ich meine christliche Dankbegierde denen bezeugen, die meinem Geiste Wohlthäter, meinem Herzen freundliche Tröster geworden sind.

Wie aber kann ich meine Erkenntlichkeit gegen die Erwecker meines bessern Sinnes, gegen die Gehilfen meines Jesu auf die würdigste Art an den Tag legen?

Beweise ihnen in allen Verhältnissen diejenige innere und äussere Ehrfurcht, welche wir der Weisheit, Tugend und Frömmigkeit schuldig sind. Führen deine Lehrer einen vor der Welt unadeligen Wandel: o so glaube, daß ihr Herz noch besser sein könne, als ihr äusseres Thun verräth. Ahme ihnen nach, lebe tadellos, und wirke des Guten in der Stille noch mehr, als dein äusserliches Betragen vermuthen liesse.

Sei ihr Freund. Stimme nicht in den Scherz der herzlosen Spötter gegen diejenigen, welchen ihr Amt hundert Entbehrungen, vielfache Aufopferungen auferlegt, ohne das Gute, welches sie stiften, hinlänglich vergelten zu können.

Bist du vermögend, dann befördere, so viel du vermagst, ihr irdisches Wohlsein, wie sie das Glück deiner Seele, die Erleuchtung deines Geistes befördert haben. Selten sind sie reich, weil sie den größten Theil ihres Habes und Erbes zu ihrer eigenen Ausbildung und Vorbereitung hingeben mußten. Beschränkt durch die Verhältnisse ihres Standes, sind sie nicht in der Lage, wie der Künstler, der Kaufman, der Handwerker, ihr Eigenthum vergrößern zu können durch besondern Fleiß. All ihr Fleiß kommt nicht ihnen, sondern nur dir zu gut; und je eifriger sie ihren heiligen Pflichten leben, je wohlthätiger werden sie dir und mir und Allen, aber je weniger können sie um sich selbst sorgen. Hat ihr Wort des Trostes schon deine Thränen gestillt, o so kannst du auch ihren verschwiegenen Kummer um häusliche Noth beruhigen. Hat ihr Wort dich oft in Verlegenheiten oder Verzweifelungen des beste Theil erwählen gelehrt, dem du nun den Frieden deiner Tage, die Heiterkeit deines Lebens schuldig bist — vielleicht kannst auch du durch die Gaben, mit welchen dich dein Gott gesegnet hat, ein Engel des Friedens für sie werden.

Aber am schönsten lohnst du deine Lehrer, nicht durch freundliche Geschenke und Erinnerungen, sondern auch durch das Werk der Weisheit, durch die Thaten der Liebe und Frömmigkeit, welche ihrer Lehren ewigbleibende Frucht sind. Gehe hin, thue, was sie im Namen der ewigen Weisheit dich zu thun baten; erfülle, was sie dich lehrten; wandle den heiligen Weg, welchen sie dir zeigten: und ihr Leben war nicht mehr umsonst unter den Sternen; sie haben etwas Vollenderes geleistet. Ach, und erfahren sie es auch vielleicht nie — Gott, der allwissende Gott weiß es. Ihr Auge wendet sich glaubend auf ihn. Es wohnt der liebende Vergelter für sie über den Sternen.

Ja, theure Lehrer, o ihr Wohlthäter meines Gemüthes, ihr Erleuchter meines Verstandes, die ihr meinen Eifer so oft entzündet habt für Alles, was da gut, gerecht, schön und wahr und nützlich ist, gesegnet sei euer Name mir und allen Enkeln des Menschengeschlechts! gesegnet vor Gott dem Allvergelter! Ihr, ehrwürdigen Weisen meines Zeitalters, ihr, Weisen des längst verschwundenen Alterthums, ihr seid meinem Geiste die treuesten und wohlthätigsten aller Freunde. Ich will euer Andenken darin ehren, daß ich mich durch euch veredle, verkläre — nicht in meinem Wissen, in meiner Erkenntniß allein, sondern auch vorzüglich in meinen Thaten.

Und Du, o Höchster unter allen meinen Lehrern, o Du, der sie alle übertrifft in der erhabenen Heiligkeit des Gedankens und in der herzdurchdringenden Macht des Wortes! — O mein Jesus Heiland und Erlöser! Dir vor Allen sei meine tiefste Dankbarkeit geweiht. Nicht bloß eine gebührende Ehrfurcht, Du, in dessen Namen sich beugen sollen auf Erden alle Knie; — nicht bloß ein Opfer von meinem irdischen Vermögen und Ueberfluß, damit ich Dir nur in meinen Brüdern wohlthun und Freude machen kann: sondern mein Leben, von dieser Stunde bis zum spätesten Athemzuge, will ich Dir hingeben. Ich will Dein Wort auffassen in mein Gedächtniß; ich will Deine Lehre verwandeln in die Sprache meines Herzens, und nur in meinen Verhältnissen zu sein und zu leben trachten, wie Du einst warst in den Deinigen auf Erden.

O Licht der Geister! Lehrer der gesammten Menschheit, daß ich doch keiner der unwürdigsten Deiner Jünger sein möchte! Daß doch Dein heiliger Geist mich zu allem Guten erwerben und erheben möchte! Amen.

233.

Werth und Nachtheil äusserlicher Wohlanständigkeit.

Philipp. 2, 3.

Bescheiden, sittsam, ehrerbietig
Beweis't sich jeder wahre Christ;
Nie sklavisch, auch nie übermüthig,
Wenn er vor Andern glücklich ist;
Wenn er, wie sein Erlöser, liebt
Und freudig Menschenliebe übt.

Durch liebliche Gespräch' erheitert
Er auch des Blöden Angesicht;
Und jedes Herz fühlt sich erweitert
Und freudenvoller, wenn er spricht;
Denn was er sagt und was er thut,
Ist anmuthvoll und wahr und gut.

Nicht rauh, noch hart, noch menschenfeindlich,
Nein, eifrig Jeden zu erfreu'n,
Und sanft und liebevoll und freundlich
Soll ein Verehrer Jesu sein:
Ach; waren wir's! ach, glichen wir,
O Vorbild aller Liebe, Dir!

Es fehlt nicht an Christen, welche sich einbilden, die Lehre vom Wohlanständigen und Anmuthvollen im äussern Betragen gehöre nicht zur christlichen Religion, sondern sei als etwas Irdisches zu betrachten, das zwar ganz löblich, aber keineswegs nothwendig zu beobachten sei. Ja, noch Andere gehen so weit, daß sie selbst die christliche Sitten- und Tugendlehre als keinen wesentlichen Theil der Religion Jesu ansehen, sondern sich allein mit dem Glauben begnügen wollen.

Dieser allerdings gefährliche Irrthum rührt theils daher, daß man den Ausdruck „an Jesum glauben" falsch versteht, und sich einbildet, es sei genug gethan, wenn man nur an den Sohn Gottes und sein seligmachendes Wort glaube; — theils daher, daß vielen Menschen das bloße Glauben leichter ist, als das Vollbringen dessen, was Jesus zu thun gelehrt hat.

Allein die heilige Schrift sagt ausdrücklich: Seid Thäter des Worts und nicht Hörer allein; der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist tod an ihm selber. So sehet ihr nun, daß der Mensch durch die Werke gerecht wird, nicht durch den Glauben allein! (Jak. 2, 17. 24.) An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! rief Jesus.

Und welches ist der Hauptinhalt der Bergpredigt, wie aller übrigen Lehrvorträge Jesu auf Erden, gewesen? War es nicht immer die Anweisung, wie sich die Menschen von Sünden befreien und einen heiligen gottgefälligen Wandel führen sollen? War dies nicht immer einer der Hauptgegenstände aller Briefe, welche von den Aposteln an die ersten christlichen Gemeinden geschrieben wurden? — Woher in Christengemeinden unserer Zeit so viel Laster jeder Art? Daher, daß sie von ihren Lehrern zwar allezeit zum Glauben an Jesum, zur Gottesverehrung, zur Liebe des Herrn, zu frommem Wandel ermahnt werden, aber keine deutliche Begriffe von ihren höhern Pflichten, von den mannigfaltigen Hindernissen erhalten, die sich oft der Ausübung tugendhafter Gesinnungen entgegensetzen.

Wohlanständigkeit und Anmuth des äusserlichen Betragens, in so fern wir uns dadurch Achtung, Vertrauen und Freundschaft erwerben können, ist ebenfalls ein Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit des Christen zu beschäftigen würdig ist. Oder was wäre denn auf Erden, was nicht Bezug hätte auf Herz und Glauben? was nicht von der Religion berührt, geadelt, verklärt werden müßte? — Worin äussert sich unser gottgefälliger Sinn, unser lebendiger Glauben anders, als in Werken? Worin offenbaren sich unsere Werke? In unsern Sitten, im täglichen Betragen.

In den Sitten, im Anständigen und Unanständigen, offenbart sich das edle und unedle Gemüth. In der Holdseligkeit und Milde spricht die Liebe; im Erröthen und Verhüten des Unreinen die Schamhaftigkeit; in groben Aeusserungen die Lieblosigkeit und Rohheit; im Trotz der Eigensinn; im Fluchen und Schwören der Zorn; in Zweideutigkeiten die Geilheit; im Hohn der Geberden der Stolz.

Darum ermahnt das Wort Gottes immerdar zu einem gefälligen, brüderlichen Betragen der Christen gegen Christen. Und gibt es in dem, wie wir unsere Handlungen einrichten sollen, auch keine einzelne, ins Kleinliche gehende Anweisungen: so legt es uns doch die allgemeine Vorschrift ans Herz, in Gedanken, Worten und Werken (auch Geberden, auch äusserliches Betragen, ist That und Werk!) voller Liebe und Bescheidenheit zu sein. Liebe und Demuth sind die reinsten Quellen des Wohlanständigen in der menschlichen Gesellschaft. — „Nichts thut durch Zank oder eitle Ehre, sondern durch Demuth achtet euch unter einander, Einer den Andern höher, denn sich selber!“ (Philipp. 2, 3.) Dies ist die Lehre, welche Paulus zur Richtschnur des äusserlichen Betragens für Christen und Christinnen gibt.

Die Beobachtung des Wohlanständigen führt die Menschen, welche sich übrigens ganz fremd sein können, freundlich zusammen; leitet Bekanntschaften und Freundschaften ein, und hält diejenigen, welche sich ohnehin schon gegenseitig hochachten, nur noch fester zusammen.

Wie wichtig ist es also, sein Aeusseres nicht zu vernachlässigen, sondern im Umgang auch überall auf seiner Hut zu sein, daß nichts Anstößiges darin liege, was Andern eine üble Meinung von uns beibringe! Es gibt Personen, die im Grunde ihres Herzens sehr gut sind, aber durch Fehler einer schlechten Erziehung in ihren Reden und Geberden zurückstoßen, oder lächerlich werden. Dies raubt ihnen bei Andern theils das nöthige Vertrauen, theils überhaupt den Einfluß auf die Gesellschaft, wodurch sie mit andern vortrefflichen Gaben erst recht wohlthätig werden könnten. — Die bloße Vernachlässigung geziemender Anständigkeit gegen vertrautere Freunde war nur allzuoft schon Ursache, daß Herzen von einander getrennt wurden, die durch ihre übrigen schönen Eigenschaften wohl einer gegenseitigen Liebe werth gewesen wären. Aber wie mag man demjenigen zutrauen, daß er uns schätze, der in seinen Anstrengungen keine Spur von Achtung beweiset, und alle Aufmerksamkeiten vernachlässigt, welche man auch wohl dem Unbekanntesten zu gewähren pflegt?

Das äusserlich Geziemende im Betragen ist oft da, wo die Tugend selbst fehlt, in der bürgerlichen Gesellschaft gleichsam eine Ergänzung des Fehlenden. Daher ist es nothwendig, daß wir auch von Andern die Beobachtung des Anstandes fordern können. Welche Verwilderung, welches Elend müßte erwachsen, wenn Jeder, der nicht Neigung hätte, uns zu lieben, ohne Scheu seine Verachtung ausdrückte; wenn der Wüstling ohne Scham das Ohr der Unschuld mit unzüchtigen Worten beleidigen dürfte; wenn der Unreine und Pöbelhafte uns ohne Rücksicht mit seinen ekelerregenden Nachlässigkeiten begegnen wollte!

Jedermann fühlt dies. Jedermann fordert von Andern, und mit Recht, die Beobachtung der ihm schuldigen Ehrerbietung. Jedermann weiß, wie leicht man sich die Menschen durch ein gütiges, verbindliches Benehmen geneigt macht. Und in der That, es ist weniger nothwendig, darauf aufmerksamer zu machen, daß man nie das Schickliche und Geziemende versäume, als vielmehr, daß man feinere Lebensart, Höflichkeit und einschmeichelndes Aeussere nicht für die Hauptsache halte, die im Umgang zu beobachten sei.

Wirklich ist es in vielen christlich heißenden Familien ein nur allzugemeiner Fehler, daß sie auf das Wohlanständige einen allzuhohen Werth setzen. Es gibt Tausende von Menschen, denen es erträglicher ist, für lasterhaft gehalten zu werden, als für lächerlich. Sie verzeihen sich weit leichter eine Schandthat, als ein Versehen gegen den sogenannten guten Ton. Es gibt unzählige Aeltern, die vom Morgen zum Abend bemüht sind, ihren Kindern angenehme Stellungen, verbindliche Redensarten, höfliches Betragen, Geschicklichkeiten aller Art beizubringen, während sie ziemlich gleichgültig sind, ob die jungen Herzen Anlage zur Eitelkeit, zum Geiz, zum Jähzorn, zum Neid, zum Hochmuth oder zur Heuchelei und Verstellung haben. Welch ein Menschengeschlecht, welch ein Zeitalter muß daraus hervorgehen, wenn man der Jugend die Religion Jesu als bloße Glaubenssache, die Gottesverehrung als bloße herkömmliche Uebung, die Tugend als eine schöne Eigenschaft oder löbliche Gewohnheit, aber Anstand, feine Lebensart und einschmeichelndes Wesen als Hauptsache schildert, sein Glück auf Erden zu machen! Es entsteht daraus ein Zeitalter, ein Menschengeschlecht, wie das Unsrige, wo Alles auf den Schein, wenig auf die innere Wahrheit berechnet ist; wo man sich jede Ausschweifung verzeiht, wenn sie nur mit Anstand getrieben wird, aber ein Vergehen gegen die Gesetze des Schicklichen lange nachträgt; wo man die Tugend in Romanen und Schauspielen rührend, aber ihre edle Einfalt im gemeinen Leben lächerlich und romanhaft findet; wo man von keinem Menschen so leicht das Gute, als das Böse

vermuthet, und selbst da, wo man keine Ursache findet, eine nützliche und großmüthige Handlung zu bezweifeln, lieber eine eigennützige, selbstsüchtige Schlauheit im Hintergrunde vermuthet.

Daher überall in Ländern, Städten, Dörfern und einzelnen Familien so wenig Uebereinstimmung, redliches Vertrauen und redliches Aneinanderhangen. Daher so viele Verleumdung, Betrug, Engherzigkeit und liebloses Wesen. Denn es ist ja nur Schein überall, und die Wahrhaftigkeit so selten. Man kennt nicht die Tugend, sondern nur ihre Larve, das Wohlanständige.

Daher mag es kommen, daß nach verschiedenen Zeiträumen und Ländern die Begriffe von dem, was gut und recht sei, ändern; daß es eine Tugend gibt, die zu anderer Zeit wieder nicht Tugend ist; daß man heute die keusche Verhüllung, morgen die freche Entblößung, — heute die Rechte der Menschheit, morgen die Wohlthat der Knechtschaft, — heute die Einfalt der Vorwelt, morgen die Ueppigkeit vielen Lebensgenusses, — heute den Segen der Wahrheit, morgen den Vortheil der Schmeichelei, — heute den Nutzen der Friedfertigkeit, morgen den Nutzen des ewigen Streitens rühmt! — Sprache und Begriffe gehen in heillose Verwirrung über; und in der allgemeinen Verkehrtheit derer, die sich gebildet nennen, und in der knechtischen Dumpfheit und Trägheit der unwissenden Menge geht der Sinn für das Ewigheilige, Ewigschöne, Ewigwahre immer tiefer unter!

Nein, es gibt mancherlei Sitten, aber nur einerlei Tugend. Was heute gerecht und gut ist, war es auch vor Jahrtausenden, wird es nach Jahrtausenden noch sein. Ehrlichkeit gilt für Ehrlichkeit unter den gebildetsten Völkern, wie unter Wilden, möget ihr sie auch Beschränktheit des Verstandes nennen, o Sprachverwirrer! Gastfreundschaft gilt als Gastfreundschaft in allen Welttheilen, mag eure Selbstsucht, Kinder des Jahrhunderts, sie auch niemals gewähren wollen.

Was wohlanständig und geziemend ist, ehret der Christ. *Edle Sitten sollen aber*, nach Jesu und seiner Jünger Lehre, *nur die Frucht edler Gesinnungen sein*. Feine Lebensart ohne reine Gemüthsart ist nur todte Hülse, ohne Kern: ist Schminke auf den Wangen eines todten Leichnams. Auch ist, wenn gleich die *Wahrhaftigkeit*, doch noch nicht der *Sinn* für Wahrheit so ganz ausgestorben, daß man nicht schnell genug den höflichen Gleißner vom redlichen Mann unterscheiden, und jenen, der nichts als Artigkeiten ohne andere Verdienste aufzuweisen hat, im Stillen verachten sollte.

Sind edle Sitten die Wirkung eines edeln Gemüths, werden wir sie ehren. Aber nicht immerdar sind sie es; sondern nur erlernte Geberden, erkünstelte Nachäffungen des holden Tugendreizes.

Darum ist es gefährlich, auf das Wohlanständige einen höhern Werth zu setzen, als ihm gebührt. Es verleitet den Schwachen leicht zum Wahn, er habe die Tugend, deren Geberden er nachkünstelt; oder es sei das Schickliche überall vorzuziehen, selbst der Tugend, wenn ihre Erscheinung Pflicht wäre. Und dieser Schwachen, o wie groß ist ihre Zahl an Höfen der Großen, wie in Hütten des gemeinen Volks! Wie oft wird aus Höflichkeit eine Wahrheit verschwiegen und gegen schmeichlerische Lüge vertauscht! — Wie oft aus Liebe zum Schicklichen der Verleumdete nun mit verleumdet, der Verspottete nun mit verspottet, weil man sich nicht zum Schutzredner des Allgemeinverlachten aufzuwerfen wagt! — wie oft aus falscher Ehrerbietung das Laster des Vornehmen beschönigt, und die Verruchtheit des glücklichen Bösewichts verherrlicht! Wie oft wird aus Höflichkeit geschwiegen, wenn die Unschuld verdächtigt oder verdammt wird, wo muthige Rede und Wahrheit besser geziemt haben würde!

Diese schändliche Erschlaffung, diese Eigenthümlichkeit unsers Zeitalters ist eine Wirkung von der Verkehrtheit der Begriffe, da man auf das vermeinte Wohlanständige einen allzuhohen Werth setzt, und sich aus Liebe zur feinen Sitte des edeln Gemüthes selber schämt.

Noch gefährlicher ist die unmäßige Werthschätzung des Geziemenden, wenn man sich berechtigt hält, das Lasterhafte zu thun oder zu verzeihen, sobald es mit einem gewissen Anstand geschieht. — Wie, kann denn die Perle den Koth adeln, den sie bedeckt? Kann die Schminke den faulenden Leichnam beseelen, dessen Antlitz sie röthet? Ist das Laster nicht mehr Laster, wenn es mit Beobachtung äusserer Würde vollbracht wird?

Und doch — blicke ich um mich her — welch eine Welt! Wie viel tausend geheime oder offenkundige Verbrechen werden gethan und geduldet, sobald sie nicht allzu sehr das verletzen, was Anstand geheißen wird! Ich sehe Wittwen und Waisen um ihr Gut betrogen, in ihren Rechten geschmälert — aber es geschieht mit Achtung für das äusserliche. Ich sehe die raubdürstige Hinterlist rechtmäßige Erben um ihr Gut verkürzen — aber es geschieht in schlauen Rechtshändeln mit Beobachtung der Formen. Ich sehe öffentlichen Ehebruch, das Weib sich mit Schanden entehren, den Gatten unter Verworfenen buhlen — aber es geschieht mit Sittlichkeit, ohne allzugroßes Aufsehen zu erregen. — Ich sehe feile Richter, feile Beamten Geschenke nehmen statt der gerechten Gründe — aber es geschieht mit anständigen Namen und Vorwänden. Ich sehe den Verdienstvollen zurückgestoßen, und den Unwürdigen in Aemter und Ehren gerufen — aber es geschieht mit scheinbarer Beobachtung der Gesetze. Feine Schmeichelei ist werther, als edle Wahrheit; anmuthige Liederlichkeit werther, als Unschuld und Zucht; kluge Verrätherkunst werther, als biedersinnige Treue. — Ich zittere; soll die höchste Unsittlichkeit endlich der Gipfel des Sittlichen und Wohlanständigen sein?

Ja, über euch, denen die strenge Christentugend Schwärmerei und Mährchen, denen feine Lebensart, äusserer Weltton die einzige Weisheit sind, über euch geht, wie einst über der Pharisäer Gleißnerei, das zermalmende Wehe Jesu des Göttlichen! — Wehe, die ihr die Becher und Schüsseln auswendig reinlich haltet, inwendig aber ist es voll Raubes und Fraßes! Wehe, die ihr gleich seid, wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtengebeine und alles Unflaths! (Matth. 23, 25. 27.)

Ach, daß dies zermalmende *Wehe* Jesu nicht meine Seele treffen möge; daß sie rein bleibe von dem Verbrechen des Zeitalters, welches zufrieden ist, Eiterbeulen mit Purpurlappen zu bedecken! — Für mich soll nichts wohlanständig sein, als das, was wahre Hochachtung verdient; für mich soll jederzeit die Aeusserung eines edeln Gemüths die edelste Sitte heißen. Aber das Laster will ich nicht schminken, sondern die Sünde bei ihrem Namen nennen, daß meine Nachsicht, meine feige Schonung

nicht den Schwachen noch schwächer, den kühnen Verbrecher nicht noch kühner macht.

Nicht dein zermalmendes Wehe über mich, o Jesus! Du beweisest, daß strenge Uebereinstimmung des Innern mit dem Aeussern allein ist, was der Würde des Gottgeschaffenen geziemt. So soll auch mein Betragen nur eine Abspiegelung meines Innern nach Aussen sein; und Gerechtigkeit, die Jedem zollt, was ihm gebührt, und Menschenfreundlichkeit, die Jedem zu Allem, was gut und erlaubt ist, gefällige Hand bietet, und zuvorkommendes Wesen gegen Bekannte und Unbekannte, wie es aus liebendem Gemüthe stammt, soll Quell und Grund meines Thuns und Lassens in Worten, Bewegungen, Geberden und Thaten sein. Die ächte Tugend, heiliges, ewiges Vorbild, wie Du sie zeigtest, ist ohne Rauheit, ohne mürrische, finstere Aussenseite; sie ist freundlicher, einladender, rührender, als die glatte, künstlich lächelnde, herzlose Miene des Lasters! — Und diese Tugend sei meine Tugend, die äussere Sitte, so lange ich athme, meine Sitte. So werde ich Gottes, so der bessern Menschen Wohlgefallen sicher sein. Amen.

234.

Alles mit Jesu.

Joh. 16, 33.

Nur, Jesus, Deine Weisheit nur
Giht Blinden Kraft, zu sehen;
Sie lehrt das Loblied der Natur,
Der Schöpfung Ruf verstehen;
Durch ihren heil'gen Unterricht
Wird erst des Lebens Dunkel Licht,
Den Schöpfer zu erkennen.

Drum wohne hier, o strahle rein
In dieser heil'ger Stille,
Daß in des Irrthums Nacht Dein Schein
Die Wahrheit uns enthülle!
Aus Deinen Tempeln ström' er aus,
Ström' Heiterkeit in jedes Haus,
In jede niedre Hütte!

„Solches habe ich mit euch geredet," sprach Jesus zu seinen Jüngern, „solches habe ich mit euch geredet, daß ihr in mir Friede habet. In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden!" (Joh. 16, 33.)

Wie soll ich diese merkwürdigen Worte des heiligen Weltverehrers verstehen?

Er spricht, darum habe er geredet und gelehrt, daß wir Frieden in ihm haben. Frieden in ihm, das heißt nicht in seinem Leibe, sondern in seinem Geist, in seiner großen, heiligen Denkart, in seinen Verhältnissen zur Welt und zur Gottheit, die auch unsere Denkart und unsere Verhältnisse werden sollen. — Frieden sollen wir in ihm haben — aber mit wem? Denn wo Frieden eintreten soll, muß eine Entzweiung vorangegangen sein. — Frieden mit Gott, dem Vater, dem Allerheiligsten; Frieden mit unserer ewigen Bestimmung, mit uns selbst. Denn mit sich selbst, mit seiner ewigen Bestimmung, mit Gott lebt der sündige Mensch in Feindschaft. Nur in Jesu findet er Aussöhnung und Frieden.

Frieden in Jesu ist die Selbstverklärung des menschlichen Geistes schon auf Erden, durch die Macht des Glaubens oder der Jesusreligion. Es verklärt sich aber unser Geist, wenn er sich von allem Unreinen läutert, welches aus dem Irdischen gleichsam in ihm aufsteigt, und das Göttliche in ihm — denn er ist geschaffen nach dem Ebenbilde Gottes — trübet und verdunkelt. Diese Läuterung geschieht durch siegendes Hervorgehen des Geistes aus dem Schlamme der Alltagssorgen, der Alltagswünsche, der Alltagsbegierden und aller derjenigen unanständigen Gefühle, welche mit seiner Gotthaftigkeit im Widerspruche stehen. Der Geist aber, eben weil er aus Gott ist, weiß sehr gut, was seine Klarheit verdunkelt und seine Würde zerstört. Und selbst wenn er sich von seinen thierischen Lüsten, von den wollüstigen Reizen seines Leibes, von der Zornmüthigkeit desselben, von der Ehrfurcht oder dem Neide seines Herzens an der Sklavenkette führen läßt, schämt er sich doch dieser Fessel. Er sehnt sich gleichsam nach Reinheit, Freiheit und Gottähnlichkeit selbst im Räuber, Mörder, im verworfensten Verbrecher. Er kann, so tief er auch im Unflath des thierischen Treibens und Lebens versinkt, und so sehr er auch Alles verlernen kann, nie verlernen, wie er ist, wer er sein sollte und sein könnte, und von welcher hohen Abkunft er sei.

Siehe, die dunkle Röthe der Scham, welche die Wange dessen färbt, der sich eines Vergehens bewußt ist, und in demselben erkennt zu werden fürchtet, ist der edle Zorn des Geistes wider seine eigene Unwürdigkeit; jenes Niederschlagen der Augen bei dem Schuldbewußten ist die Selbstverachtung und Selbstanklage des Geistes, der seine Sehnsucht nach Gottähnlichkeit nicht ganz überwinden kann. Jede stille Angst des Ungerechten, jedes Erschrecken des Verbrechers, jedes Streben des Sünders, seine Schande zu verhüllen, ist der stille Zorn des entehrten Geistes, und sein Widerspruch gegen die Sünde, welche ihn verdüstert. Alle Kunst der Thiermenschen ist vergebens, sich ganz zu verthieren und ihrem göttlichen Ursprung zu entsagen. Immerdar redet gewaltig und laut die Stimme eines höhern Wesens in ihnen; — das Gewissen ist die Zunge des Geistes.

Und er hat keinen Frieden, bis er gesiegt hat. Jedes Unterliegen unter der Macht der Sinnlichkeit vermehrt sein Elend. Wer weiß nicht, daß endlich sündhaften Menschen, die nicht Muth genug fühlten, sich zu erheben, der Zustand ihrer Verworfenheit so unerträglich wurde, daß sie lieber nicht mehr leben, als in solcher schmerzlichen Selbstentzweiung fortdauern mochten?

Und es ist kein Frieden, bis wir gesiegt haben über die Heftigkeit aller derjenigen Neigungen und Wünsche, welche unser Unglück machen; aller derjenigen Neigungen und Wünsche, deren Nichterfüllung uns in beständiger Unzufriedenheit erhält, und deren Erfüllung uns endlich keineswegs einen dauerhaften Genuß verspricht, wohl gar die bitterste Reue!

Aber wir können keinen Frieden gewinnen, als in Jesu, in seiner großen göttlichen Denkart. Wir müssen unsern Geist in seiner Klarheit und Unschuld und Verläugnung des Irdischen verklären, wenn wir uns Gott wieder nähern wollen; wenn der ewige Vater des Lichts in unsern Geistern wieder seine Kinder, seine Ebenbilder erkennen soll.

Das ist der Friede in Jesu! und ohne diesen ist in keinem Glück eine Glückseligkeit, in keinem Frieden ein Friede!

In der Welt habt ihr Angst, sprach Jesus; und wer fühlt nicht, daß alle unsere bisherigen Erfahrungen das Wort verbürgen? Es ist hier auf Erden keine Ruhe vorhanden. Alles drängt sich im stürmischen Getümmel um uns her, dem letzten Ruhepunkt, den Schwellen der Ewigkeit entgegen. Alles wechselt; Alles ändert; die Tage fliehen, und das Ende von jedem Dinge nahet.

In der Welt habt ihr Angst. Wer ist denn, welcher sich rühmen könnte, endlich vollkommen glücklich geworden zu sein? Und wenn Einer das höchste Ziel seiner Wünsche wirklich erreicht hat, einen großen Gewinn, ein beträchtliches Vermögen, ein beträchtliches Amt, eine ausgezeichnete Ehre, eine sehnlich erwünschte Verbindung, ein beglücktes Gelingen seiner Unternehmungen, einen Triumph über seine Verfolger, eine Zurückgezogenheit aus den Stürmen der Welt — und wenn er schon im ersten Augenblick voll überschwenglicher Freude ausruft: Nun bin ich ganz glücklich! Nun habe ich keinen Wunsch mehr! — wie lange dauert sein Entzücken? — — Schon nach einigen Stunden beginnt es zu verfliegen; schon nach einigen Tagen tritt Ruhe, schon nach einigen Wochen Kälte ein. Die Gewohnheit macht gleichgültiger. Man findet an den Rosen auch endlich ihre Dornen; an der Lust hängt ein Schmerz, an dem Licht ein Schatten. Man fängt neue Wünsche an, macht sich neue Aussichten, bald auch neue Sorgen. Neues Gut hat neue Furcht und neue Angst gebracht. Es ist hier keine Ruhe vorhanden.

In der Welt habt ihr Angst. Denn die Welt ist das Irdische, mit dem der Geist nichts gemein haben kann. Er ist anderer Natur. Vergebens sucht er in ihr seinen Trost, sein Glück. Er findet es nie. Daher seine Angst. Er sehnt sich nach einem bessern Loos; diese Sehnsucht bleibt ihm, bis er aus der Welt geht. Er kann sie nicht stillen, so lange er nur in die Welt niederblickt, und nicht über sich emporblickt in das Göttliche, wo seine eigentliche Heimath ist. Er kann sie nicht stillen, so lange er sich nicht selbst erkennt, und sich mehr für Thier als Geist hält. Er kann sie nicht stillen, so lange er in dem, was die Welt geben kann, seine höchste Zufriedenheit sucht: denn sie wohnt nicht in derselben. Sie wohnt nicht für den Ehrbegierigen in der größten Ehre; für den Wollüstling nicht im erlangten Ziel seiner unreinen Begierden; für den Schwelger nicht in der Fülle von Pracht und Speisen und Getränken; für den Habsüchtigen nicht im reichsten Geldgewinn. Denn wenn nun Jeder hat, wonach er strebte, wofür er die Ruhe seiner Stunden aufopferte, so findet er — höchstens eine augenblickliche Sättigung seines irdischen, thierischen Gelüstes, aber kein Glück, keinen Stillstand seiner Wünsche. Sondern aus dem, was er gewonnen, entwickelt sich neue Unruhe, neues Begehren, neues Aengstigen. Je weiter er sich in dieser falschen Laufbahn von dem wahren Ziel des Geistes, von Allem, was göttlich ist, entfernt und verliert, das heißt, je mehr er die Stillung seiner Wünsche durch Unrecht befriedigen muß, je größer wird seine Angst. — Frieden findet er nicht.

Darum sagt Jesus, der Kenner des Lebens, der himmlische Ueberbringer des wahren Glückes: In der Welt habt ihr Angst.

Aber, spricht er auch, seid getrost, ich habe die Welt überwunden. Er hat sie überwunden, indem er das Trostlose in allem Irdischen und Sündlichen mit dem Licht der ewigen Wahrheit beleuchtete, und den Sterblichen zeigte, daß darin kein Heil für sie wohne. Er hat die Welt überwunden, nicht für sich selbst, sondern für uns alle, für das ganze Geschlecht den Sünden dahin gegebener Geister. Er hat die Welt überwunden durch Erhebung unsers Geistes über das Spiel und Hinfällige alles irdischen.

Wie in jedem einzelnen Menschen der vernünftige Geist hocherhaben schweben soll über die thierischen Bedürfnisse des Leibes, herrschen soll über die der Vernunft und dem Gewissen widerstehenden Begierden und Leidenschaften: so ist die wahrhafte Stellung des großen Geisterreichs in der Mitte zwischen der irdischen Welt und Gott. Tausend Abstufungen sind in diesem ungeheuern Zwischenraum vom Staube bis zur Gottheit. Auf diesen Abstufungen, höher oder tiefer, befinden sich die Geister. Je sinnlicher, an den Freuden der Welt haftender, um Sünden seine Lust erkaufender der Mensch ist, je tiefer steht er, je entfernter von Gott. Er versinkt in die Thierheit. Je mehr der menschliche Geist seiner selbst mächtig ist; je größer seine Kraft ist, das Verbotene zu meiden, thierische Gelüste, die das Bewußtsein beflecken, zu unterdrücken; je edler er sich selbst Alles zu versagen weiß, um Andere zu beglücken: um so reiner, verklärter ist er; um so in sich beglückter, um so näher ist er in seinem Ursprunge, dem Vater des Lichts, Gott.

Das ist der große Irrweg der Menschen, daß sie sich selbst und die ewige Sehnsucht in ihrer Brust nicht verstehen, und abwärts steigen, statt empor zur Wahrheit, Gerechtigkeit, Heiligkeit. In der Welt habt ihr Angst, nur in Jesu genügsamer, gerechter und heiliger Denkart habt ihr den Frieden. Je weniger ihr von der Welt fordert, je mehr Seligkeiten fliessen euch von oben zu. Je weniger ihr um Bequemlichkeiten des Lebens, um Erreichung von hohen Ehren, um Erwerbung besonderer Glücksumstände, um Genuß irdischer Ergötzlichkeiten bekümmert seid; je mehr ihr trachtet, nur redlich, vorwurfsfrei, unschuldig, genügsam und allen Menschen nützlich zu sein: je mehr bereitet ihr euch eine Glückseligkeit, die von allen Zufällen des Lebens unabhängig ist, einen Frieden, den kein Sturm der Zeiten stört. — Das ist der Frieden in Jesu. Darum hat er uns seine Offenbarungen, seine Lehren gebracht, daß wir Frieden haben sollen in ihm. Er ist das Licht, welches uns leuchten soll; er ist, das heißt, seine heilige Denkart, der Weg der Wahrheit und des Lebens, der uns zu Gott führt. Unsere Fehlerhaftigkeit, unsere Sünden sind unsere Entzweiung mit Gott. Ohne Gott ist kein Frieden, nur durch Jesum finden wir ihn. Darum heißt er der Heiland, der Versöhner, der Seligmacher.

O Fürst der Geister, Sohn Gottes, der Du in das irdische Leben tratest, Deine verlornen Brüder zu suchen, um ihnen den Frieden mit Gott, die Kindheit und Einheit mit dem Vater Aller wieder zu geben, — auch meiner gedachtest Du! Es ist kein Heil für mich, als in Dir; kein Frieden auf Erden und in den Höhen, als in Dir.

Vergeblich suche ich meine irdischen Verhältnisse zu ändern, meine Lage zu bessern, wenn mein ganzes Sein und Leben mehr mit der Welt verflochten ist, als mit Dir. Denn in der Welt und in Allem, was ich mir von ihr wünschen kann, ist nur Angst. Selbst die Freude der Aeltern an ihren Kindern, selbst das Vergnügen der Freundschaft, selbst das stille Entzücken reiner Liebe, gibt

nur Angst. Denn was unterm Monde wandelt, muß vergehen. Auch die treuen Aeltern müssen von ihren Kindern scheiden, auch das zärtliche Herz der Freundschaft und der Liebe bricht im Tode.

Aber Du hast die Welt überwunden — Frieden ist in Dir. So will auch ich die Welt überwinden, dann finde ich Ruhe und Seligkeit in Dir! Und bricht das Herz der Freundschaft und der Liebe: ich weiß, daß die Geister unsterblich fortleben, und mit ihnen lebt die treue Liebe fort. — Nicht was Staub ist, nicht die Körperhülle, ist Alles; nicht den Staub soll der Geist umarmen, sondern den Geist.

O du Licht meines Lebens, so erhelle meinen Pfad zur Gottheit, zum Urquell alles Lichts. Laß mich nie von Dir weichen; nur mit Dir ist Erhöhung zum Frieden. Empfinde ich Unruhe und Angst, Sorge, Reue, Verdruß und peinigende Begierde: so weiß ich, daß ich nicht in Dir, sondern in der Welt bin; daß ich zwieträchtig bin mit mir selber, mit Dir, mit meinem Gott. Ich werde von meinen Irrthümern umkehren zu Deiner Wahrheit. Wer in Deinem Geist denkt und handelt, der ist in Dir, und hat das ewige Leben. O dazu hilf mir! Amen.

235.

Streben nach äusserer Schönheit.

Sir. 41, 22

Gott schmücket seine weite Erde
Mit neuer Schönheit jedes Jahr,
Daß sie der Freude Schauplatz werde
Für seine Menschen immerdar.
Thal, Hain und Flur ruft uns entgegen:
Gott liebt die Menschen, die er schuf;
Genießt, genießt des Vaters Segen,
Dies ist der Sterblichen Beruf!

Folgt diesem Ruf und nehmt die Freude
Mit frohem Sinn, die Gott euch beut;
Freut euch, so oft im Blumenkleide
Sich rings um euch die Flur erneut;
So oft im Sommer reicher Aehren
Goldschimmer euch entgegenblinkt;
So oft im Herbst aus traubenschweren
Weinhügeln Gottes Segen winkt.

Und, Töchter Gottes, Gottes Söhne,
Schönheit ist seines Segens Kleid!
Zum Guten fügt auch ihr das Schöne,
Zum Nützlichen die Lieblichkeit!
Wie Gott sich selbst im Staub verkläret
Durch Wunderreize hoher Pracht,
So werd' auch, wenn's auch flüchtig währet,
Dem Schönen gern ein Wunsch gebracht.

Oft haben christlich-fromme Eiferer, welche in der Verschmähung alles Irdischen zu weit gingen, nicht nur Jeden getadelt, der entweder seinem Körper ein gefälliges Ansehen zu geben bemüht war, oder überhaupt Wohlgefallen an dem äusserte, was reizend für die äussern Sinne erscheint: sondern selbst die Werke solcher Künstler als unanständig, thöricht, zeitverschwendend verachtet, welche durch Verzierung unserer Wohnungen, durch Erfindung neuen Schmucks, oder auf irgend eine andere Weise das Vergnügen der Sterblichen für die kurze Frist ihres Daseins durch Nachahmungen der schönen Natur erhöhten.

Noch jetzt fehlt es nicht an solchen überspannten, wenn gleich wohlmeinenden Eiferern, die jeden äussern Schmuck sogleich als Eitelkeit verdammen, und die Schöpfungen der Malerei, der Bildhauerei, der Dichter, der Tonkünstler, der Schauspielkunst, der Gärtnerei u. s. w. als unnütze, ja wohl gar als schädliche Beschäftigungen für die menschliche Gesellschaft, und besonders für Christen ansehen wollen. Sie erkennen darin sogleich Sittenverderbniß, Ueppigkeit, Wollust, Sinnlichkeit, Weltlust.

Wie? ist das Wohlgefallen am Schönen in der That ein tadelnswürdiger Hang des christlichen Gemüths: warum gab mir Gott diesen Sinn für Schönheit, den ich verdammen soll? — Ist die Darstellung sinnlicher Vollkommenheit etwas Verächtliches: warum schmückte die Hand des allweisen Schöpfers selbst jedes seiner Werke auf die bewunderungswürdigste Weise? — Das Thier hat keine Erkenntniß des Schönen, es möge sich in der menschlichen Kunst oder in der Natur befinden. Nur der Mensch erkennt es, empfindet es, und seine Brust wird, bei Wahrnehmung desselben, mit höherm Vergnügen gefüllt. Ist dies nicht ein Vorzug, welchen die Allmacht und Liebe des ewigen Vaters den Sterblichen gab?

Warum entzückt mich die Pracht des Sommers so tief? Warum begeistern mich jene Morgenröthen über den Hügeln? Warum durchschauert mich eine heilige Wonne, wenn die untergehende Sonne einen glänzenden Purpur durch die Zweige der Wälder regnet? Warum stehe ich mit unaussprechlicher Lust betrachtend vor den Blumenbeeten des Gartens, und ergötze mich an dem zarten Schmelz mannigfaltiger Farben der Blumen? Warum gehe ich sehnsuchtvoll vom bunten Schimmer der Tulipanen zum silbernen Schneeglanz der erhabenen Lilie, oder zum wundersamen Roth der duftigen Rose, verhüllt im grünen Sammet ihrer Zweige?

Nein, nicht vergebens bekleidete die Allmachthand des Schöpfers alle seine Werke mit hoher Schönheit! Nicht vergebens suchte er mein Auge durch die Pracht der auserlesensten Farben zu fesseln, mit denen er das Größte und Kleinste, den blauen Himmelsbogen mit goldenen Sternen, wie den flatternden Schmetterling mit den zierlichen Flügeln, überstreute. Nicht vergebens verbarg er im Kelch der Blüthen die wunderbarsten Wohlgerüche, welche sie im Hauch der Lüfte ergiessen. Nicht vergebens gab er den Vögeln des Waldes die Kehlen voll lieblichen Gesanges, mit welchen sie die Morgen und Nächte begrüßen, und bald Wehmuth, bald Heiterkeit in mein Herz tragen.

Und ist es mir gestattet, das Reizende zu empfinden, welches die Erscheinungen der Natur so anziehend macht: warum soll ich es verachten, wenn es die Geschicklichkeit des Menschen verehrend nachbildet? Da wir im Irdischen doch nie des Irdischen entbehren können: warum soll ich in dasjenige, was meine irdische Hand Irdisches zusammenbaut, nicht auch den Zauber des Schönen hineinbringen, welchen ich, Gott nachahmend, aus seinem eigenen Wirken kennen lernte?

Wie Tugend die Krone des unsterblichen Geistes, so ist Schönheit die Krone des Irdischen. Sie ist's, in welchem sich gleichsam das Irdische verklärt, und in eine geistige Natur übergeht. Ja, sie ist selbst, wenn ich sie näher beobachte, ein Bund von Tugenden, die ich, auch als Christ, zu ehren Pflicht fühle. Denn es gibt keine Schönheit, in der ich nicht Einfalt, Klarheit, Ordnung, Uebereinstimmung aller Theile zum Ganzen, Reinheit,

Natürlichkeit, Adel und Lieblichkeit finde und verehre. Es scheint, daß ich nur darum etwas anmuthig finde, weil es gleichsam sinnlich irgend eine Tugend des Gemüths ausspricht.

Ja, den Sinn für das Schöne gab uns Gott; ohne diesen Sinn hätten wir den Schöpfer in seiner eigenen Schöpfung nicht verstanden; ohne diesen Sinn würden wir, gleich den Thieren des Waldes, noch in Wüsten leben, in Höhlen wohnen, in stinkenden Fellen einherwandeln, und uns nicht zur würdigen Anbetung Gottes erhoben haben.

Bei allen rohen Völkern, wenn sie sich aus ihrem fast thierischen Zustand hervorreissen wollen, erwacht zuerst der Sinn des Schönen. Ihr Gefühl für Reinlichkeit und Ordnung, für das Edle und Erhabene wird deutlicher. Sie geben ihren Geräthschaften angenehme Gestalten, ihren Wohnungen Zierrathen, ihren Kleidern ausgewähltere Farben und Stoffe. Ihr rohes Jauchzen verwandelt sich in Wohllaut des Gesanges, ihr freudiges Hüpfen in ordnungsreichen Tanz, in welchem sie die Empfindung ihrer Seelen malen. Sie bereichern ihre Sprache mit den schönsten Bildern der Natur, und werden Dichter, deren Gesänge von Kindern zu Kindern vererben. Sie singen die edelsten Gefühle des Herzens, die Freuden des Lebens, die Thaten der Vorwelt, und begeistern sich zur Nachahmung der Tugenden großer Sterblichen.

So ward die Schönheit eine Mutter der Sittlichkeit, eine Verherrlicherin der Religion. Sie half dem Menschen erst zur Menschlichkeit empor, indem sie ihn von der untern gefühllosen thierischen Stufe losmachte.

So sei uns denn das Schöne ehrwürdig, wir mögen es in der Pracht der Gotteswerke, oder in der Lieblichkeit menschlicher Kunst entdecken. Wenn das Kind im Ganzen noch mehr thierisch ist in seinen Neigungen und Begierden: so ist es schon erhabener, menschlicher, wenn sich edlere Empfindungen in ihm entwickeln im Alter des Jünglings und der Jungfrau. Da ist's, wo der Sinn des Schönen erwacht, wie der volle Reiz des Jahrs in dessen Frühling. Darum tadeln wir nicht den Jüngling, wenn er die rohen Spiele des Knabenalters meidet, und durch höhern Anstand gefällig zu werden sucht. Daher tadeln wir nicht die aufblühende Jungfrau, wenn sie ihre natürlichen Reize durch sorgsamere Bekleidung und geschmackvoll gewählten Schmuck zu heben bemüht ist. — Darum verachten wir nicht den Künstler, welcher unsere Wohnungen zu verschönern weiß, oder durch den Wohllaut des Gesanges unsere Empfindungen belebt; nicht den Maler, welcher den Farbenglanz der Schöpfung, nicht den Bildhauer, welcher die edeln Formen der Natur nachzaubert; nicht den Dichter, welcher in schönen Bildern der Sprache das Leben des Gemüths darstellt, oder den sinnvollen Schauspieler, der die Leidenschaften, Thorheiten und Größe der Menschheit täuschend vor unser Auge bringt. — Gedenkt die heilige Schrift nicht ruhmvoll Jubals, des Erfinders der Musik; Tubalkains, des Meisters in allerlei Erz- und Eisenwerken; nicht der Tänze Davids; nicht der salomonischen Prachtgebäude? Wird nicht von Lukas, dem Evangelisten, behauptet, er sei ein Maler gewesen? Wirkte Paulus der Apostel nicht Teppiche mit kunstvoller Hand?

So ist denn das Streben nach äusserer Schönheit, und die Uebung derjenigen Künste, welche sie zum Zweck haben, allerdings nichts weniger als verächtlich, oder gar verdammenswürdig, sondern löblich und ehrwürdig. So ist es Ungerechtigkeit, nur diejenigen Handwerke und Gewerke zu preisen, welche etwas unmittelbar Nützliches hervorbringen, die dir Schuhe und Kleider, Waffen und Brod, Obdach und Geräthschaften geben, und alles Andere als unnütze Kunst zu verschmähen, was höchstens nur vorübergehendes Vergnügen zu verschaffen, und bloßes Werkzeug der Ueppigkeit, Frucht des Ueberflusses zu sein scheint.

Durch die Beförderung der edlern Künste wird selbst die Religion und die Andacht der Sterblichen befördert. Haben dich nie Schauer stiller Ehrfurcht durchdrungen, wenn du durch die hohen, dämmernden Hallen eines Tempels wandeltest? Rief es dich nicht zur Verehrung des Allerhöchsten, wenn du den künstlich gezierten Hochaltar sahst oder die Begebenheiten einer heiligen Vorwelt dich aus sinnvollen Gemälden anredeten? Beflügelte sich deine Andacht nicht, wenn die Macht wohllautender Töne dich umrauschte, und der Himmel in ihnen zu dir niederzusteigen schienen? Hat sich beim Klange frommer Gesänge noch nie dein Auge mit Thränen der Rührung erfüllt? Siehe, das war die Gewalt der edlern Künste, welche dein Gemüth ergriff! Sie sind es, die zum Geist und zum Herzen sprechen, während andere Gewerbe nur deine gröbern Leibesbedürfnisse befriedigen; und da der Mensch, so lange er im Staube wallt, immerdar ein mit dem Sinnlichen engverflochtenes Wesen bleibt, ist es göttliche Stiftung, daß selbst der Zauber sinnlicher Schönheit Herz und Geist veredeln muß.

So mag das Streben nach äusserer Schönheit nicht nur dem Jünglinge und der Jungfrau, sondern selbst dem Manne und Greise, statt zum Tadel, zum Ruhm gerechnet werden. So mag dieses Streben ein Verdienst der wirthlichen Hausfrau heißen, welche über Alles, was sie umgibt, Anmuth, Gefälligkeit und Reiz zu verbreiten, und durch Verschönerung selbst den alltäglichsten Dingen neuen Werth zu geben sucht.

Es liegt tief in der menschlichen Natur, daß wir unwillkürlich sind und werden, wie das ist, was wir ausser uns wahrnehmen. In reinlichen, ordnungsvollen Zimmern werden wir zu Allem geneigter sein, was anständig und edel ist; im Staub und Unrath des häuslichen Lebens sinkt auch unser Gemüth gleichsam von seiner Erhabenheit nieder, und verzeiht sich leichter unreine, niedrige Gefühle. Die Schönheit des Weibes flößt selbst Barbaren Ehrfurcht, die Lieblichkeit eines Kindes selbst Fremdlingen Zuneigung ein. Eines Greises ehrwürdige Gestalt, seine eisgrauen dünnen Haarlocken, erfüllen uns unwillkürlich mit stiller Achtung; so wie Unreinlichkeit und Mangel der Ordnung, wo wir sie erblicken, Ekel erregen. Wir malen uns das Verbrechen häßlich, des Lasterhaften Blicke finster, tückisch, die Züge der Verzweifelung verzerrt, das böse Gewissen mit düstern Geberden.

So sehr aber auch das Streben nach äusserer Schönheit allerdings mit Religiosität vereinbar ist, und dem Christen geziemt, kann es doch durch Uebertreibung eben so wohl zum großen Fehler werden, als Vernachlässigung wirklich ist.

Es wird zum Fehler, wenn der innere Werth der Dinge über den äussern Glanz versäumt wird; wenn das Hauswesen zwar mancherlei zeigt, was das Auge des Fremden blendet und Ueberfluß verkündigt, aber daneben oft das Nothwendige mangelt; wenn die Kleider

Reichthum verrathen, aber Armuth sich hinter den Schmuck verbirgt; wenn im schön gezierten Körper ein verdorbenes Herz schlägt, ein roher Geist wohnt. Da sind nur übertünchte Gräber, unter welchen Moder und Verwesung reift. Nein, wie die Blume mit aller Pracht aus der eigenthümlichen Beschaffenheit ihrer Pflanze hervorgeht: so muß die wahre Schönheit des Menschen aus dem Wesen seiner Umgebungen aufblühen.

Das Streben nach äusserer Schönheit wird zum Fehler, sobald es des Menschen Hauptsache und vorherrschende Leidenschaft wird. Hier verkehrt sich das Wohlgefallen am Anmuthigen in prahlende Prachtsucht und Prunk; das natürliche Bemühen des Jünglings, zu gefallen, in geckenhafte Tändelei, in weibische Ziererei, die dem Manne seine eigenthümliche Schönheit, nämlich Würde, raubt; der Sinn der Jungfrau, durch Kunst den Reiz zu erhöhen, mit dem die Natur sie schmückte, in fade Putzsucht und Modesucht, wodurch sie weniger gefallen, als auffallen will.

Wie jede Tugend des Menschen sich in einer eigenthümlichen Art von Schönheit äusserlich entfaltet, so auch sein Laster. Man erkennt die Denkart der Leute an dem, wie sie sich äusserlich darstellen. Der rohe Mensch wird das Grobe, Starkauffallende, Bunte lieben; der Sanfte hingegen mildere Farben, ein bescheidenes Aeusseres, gewählte Einfachheit; die sittsame Jungfrau wird anständige Verhüllung, die schamlosere hingegen ekelhafte Entblößungen vorziehen; die Prachtsucht zeigt sich schimmernd, abstechend vor allen Andern in Geräth und Kleidern; die Bescheidenheit glänzt durch Einfalt, Ordnung und Zweckmäßigkeit; sie blendet nicht das Auge, aber sie gewinnt, je näher man mit ihr vertraut wird. Die Sucht, Geräthe und Bekleidungen immer nach der neuesten Mode zu haben, deutet auf Veränderlichkeit des Gemüths, oder auf heimlichen Hochmuth, oder auf das allerdings beschämende Gefühl, daß unserm Innern der bessere Werth mangelt, wodurch wir Aufmerksamkeit und Wohlgefallen erregen können, daher wir unsere Zuflucht abwechselnd zu jenen äussern Hilfsmitteln nehmen, durch welche wir für einen Augenblick den Gedanken der Gesellschaft zu beschäftigen im Stande sind.

Mit Recht werden diese Entartungen des Schönheitssinnes von Jedem getadelt; sie sind die Aushängeschilder nicht nur eines verdorbenen Geschmacks, sondern auch eines Gemüths, welches seinen wahren Adel eingebüßt hat. — Nur was den Tugenden der Seele am verwandtesten ist, das ist wahrhaft schön.

So wie sich die Gemüthsart der Sterblichen in demjenigen zu offenbaren pflegt, was sie für schön halten: so hat auch in sehr natürlicher Zurückwirkung die äussere Umgebung wichtigen Einfluß auf die Gemüthsart. Es ist daher keineswegs gleichgültig, ob wir schon in der Jugend auf Bildung des guten Geschmacks Rücksicht nehmen oder ihn vernachlässigen.

Der gute Geschmack äussert sich aber im Wohlgefallen an solcher Schönheit, welche entweder sinnlicher Ausdruck der Seelenschönheit ist, oder das Gemüth zur Liebe des Edlern und Vollkommenern stimmt.

Daher ist *Reinlichkeit* das erste Bedürfniß des Anmuthigen; sie mahnt uns unmerklich an Reinheit unserer Empfindungen. Daher ist *Natürlichkeit* die Hauptbedingung des Schönen, weil das Unnatürliche ein Widerspruch mit unsern Gefühlen und Vorstellungen ist, und unsere Verachtung sich an Alles heftet, was unwahr ist. Daher mißfällt uns das Gezierte und Erzwungene in der Benehmungsart gewisser Menschen, welche nicht in ihrer Wahrheit dastehen, sondern irgend eine Liebenswürdigkeit heucheln wollen, die ihnen in der That mangelt. Selten sind sie vermögend, das Wesen dessen, was ihnen fehlt, nachzukünsteln; immer erscheinen sie entweder mit Uebertreibung oder linkischer Unbehilflichkeit.

Ordnung ist die Seele des Schönen; es ist die Uebereinstimmung aller mannigfaltigen Theile zu irgend einem Ganzen; es ist eine gewisse Regelmäßigkeit, die dem Auge gefällt, und dem Verstande entspricht, auch wenn nicht immer ein bestimmter Zweck dabei mit Klarheit erkannt wird. Diese Ordnung und Regelmäßigkeit im Aeussern findet nie so vollkommen statt, wenn sie nicht auch im Gemüthe dessen mächtig herrscht, der sie ausser sich will. Und wieder ihre Wahrnehmung in Geschäften, in Gebäuden, in häuslichen Geräthen, selbst in der Bekleidung, wirkt wohlthätig auf die Denkart desjenigen zurück, der sie mit Vergnügen bei Andern wahrnimmt. Denn der Trieb der Nachahmung ist in der menschlichen Natur so tief eingewurzelt, und die Art und Beschaffenheit äusserer Umgebungen wirkt so lebhaft auf den Beobachtenden ein, daß es oft nichts weiter bedarf, als einen verwilderten, unordentlichen, nachlässigen Menschen in Verhältnisse zu setzen, wo er überall Genauigkeit und Regelmäßigkeit um sich her erblickt, um ihn selbst zum Freunde derselben in seinem Hauswesen zu machen.

Es ist aber keine Ordnung ohne Einfalt. Schönheit selbst ist die höchste Einfalt; das heißt, Verbindung aller Theile zu einem Ganzen auf so innige Weise, daß davon nichts genommen werden kann, ohne das Ganze zu vernichten; Entbehrung und Verbannung alles Ueberflüssigen, das nicht zur Sache gehört; Uebereinstimmung des Ganzen zum Hauptzweck, oder mit der eigenthümlichen Denkart des Menschen. Die höchste Einfalt ist die vollste Wahrheit, die treueste Natur.

Und das Einfache trägt jederzeit das Gepräge des *Edeln*. Darum erscheinen uns die Schöpfungen Gottes so erhaben, weil in ihnen alle Theile im engen Verbande zum großen Ganzen stehen, und nichts darin entbehrt werden kann, ohne die Harmonie des Gesammten zu vernichten. Ueberall herrscht hier, selbst in dem unermeßlichen Reichthum der Dinge, Entfernung alles Ueberflüssigen, das Gesetz strenger Sparsamkeit; die Natur erreicht immer ihre ausserordentlichsten Zwecke durch die geringsten, einfachsten Mittel.

Es gibt keine wahre Schönheit, ohne daß sie das Wesen des Edeln darstellt. Selbst das Anmuthige im Kleinen gefällt durch die Reinheit seiner Formen und Farben und erhält dadurch einen gewissen Adel.

Und was ist das Edle und Erhabene in der Natur, wie in den Werken menschlicher Kunst, als eine sinnliche Abspiegelung des Guten, des Tugendlichen und Begeisternden im Gemüth selbst? — Darum nennen wir die Lehre des Christenthums erhaben, und ihre Aeusserungen schön, weil sie für den Geist das Vollendetste, das Wahrste sind, harmonisch mit allen Ordnungen der Natur, innigst verwandt mit der Glückseligkeit der Sterblichen, im Einklang mit dem Hiersein, wie mit der Ewigkeit.

Gott, Schöpfer des Schönen, Dich selbst verherr-

lichend in namenloser Anmuth und Erhabenheit Deiner Werke! Auch ich, nie gleichgültig gegen die Reize der Natur, will das Schöne lieben, weil es im Irdischen dasjenige ist, was mit den Forderungen meines Geistes am lebhaftesten übereinstimmt. — Ich will es in meinem häuslichen Leben über alle Gegenstände zu verbreiten suchen, nicht nur für das flüchtige Vergnügen des Auges, sondern mich, wie im Sittlichen, auch im Irdischen jederzeit an das Edlere und Würdigere zu gewöhnen. Aber indem ich dem Aeusserlich-Schönen nachstrebe, sei es kein anderes, als Wiederstrahlen höherer Seelenschönheit in den Dingen, die mich umgeben Es leuchte in der Einfalt meiner Sitten die stille Einfalt meines Gemüthes, in der Ordnung meines Hauses und häuslichen Lebens die Ordnungsliebe und richtige Denkart und Klarheit meines Geistes; in dem bescheidenen Schmuck und in der Anmuth meiner Umgebungen die Güte und Gefälligkeit meines Herzens.

Der Lasterhafte ist zugleich ohne Gefühle für das Schöne. Er hat keinen Maßstab, mit welchem er den Werth der Dinge mißt, als seinen Vortheil, seine Selbstsucht. Ohne eigene Erhabenheit der Seele ist er unfähig, Gott, das Erhabene in Deinen Wundern, das Edle in den Werken der Kunst, das Große und Göttliche in menschlichen Thaten zu bewundern. Ehrsucht, Golddurst und Hang zu thierischem Sinnenkitzel stumpfen jedes bessere Gefühl in ihm ab. Er kann noch Pracht lieben, weil er voll thörichten Stolzes ist; üppige Verzierung, weil ihm der Sinn für Einfalt und Wahrheit und Schamhaftigkeit fehlt; er kann das Gezierte und Erzwungene schätzen, weil er in seiner schleierlosen Natürlichkeit Andern und sich selbst ekelhaft sein würde; er kann das Neue und den Wechsel lieben, weil er für die Gesetze des Ewigschönen ohne Gedanken ist.

Gott, Schöpfer, die prachtvolle, erhabene Natur ist der Schleier der Schönheit, welchen Du um Dein heiliges Wesen geworfen hast; so sei auch was mich umgibt der Widerglanz stiller Seelenschönheit. Amen.

236.

Vorsicht in der Wahl der Freunde.

Sir 6, 16.

Der Freund theilt Alles, Lust und Leid,
In inniger Vertraulichkeit;
Und Jedes Zärtlichkeit versüßt
Dem Andern, was ihm schmerzlich ist.

Und schiede Gott auch Freund von Freund,
Die Herzen bleiben doch vereint
Durch treue Liebe, treuen Rath,
Und wo wir können, durch die That.

Vollenden wir den Pilgerlauf,
So nimmt uns dann ein Himmel auf;
Unendlich ist die Seligkeit,
Die treue Seelen dort erfreut.

Unter guten, gefühlvollen Menschen hört man oft die leise Klage über den Mangel an wahrer Freundschaft, und selbst über den Mangel des Sinns für dieselbe. Wie? sind nicht der Beispiele treuer Freundschaft genug zu finden, sowohl im Alterthum, als in neuern Zeiten? Haben nicht alle Menschen mehr oder weniger das Bedürfniß, zu lieben und geliebt zu werden? Ist nicht der Name eines Freundes noch immer ein Ehrenname, mit welchem wir die uns angenehmsten und theuersten Personen belegen?

Ja, noch ist Freundschaft auf Erden, wahre Freundschaft, sowohl unter den Guten und Edeln, als selbst unter den Rohen und Verderbtern im Volke. Man fand die Gesinnungen treuer, gegenseitiger Freundschaft selbst da, wo man so zarte Gefühle kaum erwarten konnte — unter Bösewichtern, welche eine ununterbrochene Anhänglichkeit zu einander bis zur Stunde ihres Todes behielten.

Denn was ist ohne Freundschaft das Leben? — Eine leere Wüste, durch welche der Sterbliche einsam hinwandert, wo ihm nichts gehört, nichts auf seine Lust, auf seinen Schmerz achtet, wo er zwar Menschengestalten erblickt, ihm ähnlich, aber die kalt an ihm vorübergehen, als wären sie Bürger einer andern Welt, die mit ihm nichts gemein haben.

Aber stelle den Menschen, auch den rohesten, in die Einöde: er wird nicht der Verlassene sein wollen; er wird Theilnahme und Liebe begehren und geben; er wird die leblosen Felsen zu seinen Vertrauten machen; er wird sich selbst täuschend den schattigen Baum zum Zeugen seiner Empfindungen machen; er wird wilde Thiere zähmen, um ihre Anhänglichkeit und Treue zu gewinnen. Der Mensch kann und will nicht einsam, kann und will nicht ungeliebt sein. Er will Theilnahme für sich erregen; ohne diese gilt ihm das ganze Leben wenig. Aber, was er ist, ist er weniger für sich, als für Andere. Er dürstet nach ihrem Beifall. Ihnen zu gefallen schmückt er sich. Für ihre Dankbarkeit stürzt er sich kühn in Todesgefahren. Für ihren Beifall opfert er seine Ruhe, seine Freuden auf. Um sie nicht von sich zu scheuchen, verhüllt er die Fehler, die ihn entstellten. Alles, oft nur zu viel, ist er Anderer willen; und wenig, oft nur zu wenig, für sich selbst.

Das Bedürfniß der Freundschaft ist überall vorhanden. Die Natur legte es in unser Gemüth — wem es fehlte, der wäre eine Abweichung von der Menschheit, ein Ungeheuer, ein am Geiste Irrer. Dies Bedürfniß entwickelt seine Kraft schon in den ersten Kindheitsjahren. Da herrscht noch allgemeines Zutrauen zum Menschenherzen und dessen Theilnahme, so wie das kindliche Herz gleich freundlich und theilnehmend für Jeden schlägt. Aber mit der wachsenden Erfahrung steigt die Schüchternheit. Das Gemüth des Kindes fand sich oft getäuscht, oft durch der Menschen rauhe Aussenseite oder durch lieblose Gleichgültigkeit in sich selbst zurückgeschreckt. Der junge Mensch verweigert zwar Niemandem seine Theilnahme, aber er erwartet sie nicht mehr von Jedermann. Und doch verlangt sein Herz darnach. Er sehnt sich, wenigstens eine Seele zu finden, die sich in enger Vertraulichkeit an die seinige schliesse; der er sein Inneres aufthun, seine Wünsche, seine Aussichten, die ihm überströmenden Gefühle mittheilen könne; mit der er Trost um Trost, Freude um Freude austauschen darf; und von welcher er liebend beobachtet, freudiger, fester, sicherer durch's Leben geht.

Wie kommt es nun, daß bei der allgemeinen Sehnsucht jedes Menschen nach einem Freunde, von dem er treu geliebt, und, wenn ihn Alles verkennt, nie verkannt

sein möchte, — wie kommt es, daß die Klage um den Mangel ächter Freundschaft so gewöhnlich ist?

Klagender, prüfe wohl, wen du zu verurtheilen hast, ehe du verurtheilst. Prüfe dich selbst zuerst, ob du überall ein wahrer Freund gewesen bist. Ueberdenke es, was hast du geleistet? Untersuche, ob du nicht mit überspannten, schwärmerischen Forderungen zu dem getreten bist, der dein Freund sein sollte; ob er seiner Natur nach fähig war, deine hohe Vorstellung zu erfüllen; ob du nicht in die Freundschaft mehr dunkele, sinnliche Gefühle, als Klugheit und ruhige, besonnene Ansicht der Dinge brachtest; ob du dich zuletzt nicht weit mehr selber betrogen habest, als daß man dich hat betrügen wollen.

Der Grund früherer oder späterer Trennung von Freundschaften wird gewöhnlich schon in dem wichtigen Augenblicke gelegt, da man den Bund mit einander schließt. Selten bringt man da den prüfenden Blick der Besonnenheit mit, sondern es ist irgend ein Anlaß zur Fröhlichkeit, wo das Herz überwallt, und sich Jedem gern hingibt, ohne Arg; ein Gefallen an der angenehmen Gestalt des Andern, und die daraus entspringende Begierde, von ihm geliebt zu sein: dies Wohlgefallen an der Anmuth der Person, wenn es lebhafter wird, erfüllt uns mit reizenden Selbsttäuschungen, und wir betrügen uns willig, indem wir dem geliebten Gegenstand alle Arten der Seelenvollkommenheiten zuschreiben, durch die er über uns erhaben steht; — oft ist es nur ein schmeichelndes Wachwerden unserer Eitelkeit, was uns die Freundschaft mit Jemand wünschenswerth macht, indem wir ihn geachtet, gelobt, bewundert sehen, und unsern eigenen Werth in den Augen der Leute zu erhöhen glauben, wenn wir uns rühmen können, die Liebe, Hochachtung und Anhänglichkeit solcher Personen gefesselt zu haben.

Allein was ein dunkeles, angenehmes Gefühl uns oft eingehen läßt, billigt nachher nicht immer die reifere Ueberlegung. Wahr ist es, lieben sollst du den Freund mit dem Herzen; aber wählen sollst du ihn mit dem Verstande. Die Empfindung, welche dich bewegt, urtheilt nie, sondern sie begehrt blindlings, gereizt durch äussere Annehmlichkeiten, oder durch Eitelkeit; der Verstand hingegen begehrt nicht, was er nicht genauer kennt, und unter den verschiedenen Verhältnissen geprüft hat. Die bloße Empfindung des Wohlgefallens an einer Person besticht gewöhnlich sehr leicht unsere reizbare Einbildungskraft, und wir trauen dann dem, an welchem unser Wohlgefallen haftet, eine Anzahl herrlicher Eigenschaften zu; nicht weil er durch sie schon liebenswürdig geworden ist, sondern weil wir ihn lieben wollen, und er ohne solche Eigenschaften nicht mehr liebenswürdig wäre.

Dies ist einer der gemeinsten Fehler beim Eintritt in den Bund der Freundschaft überhaupt — am gemeinsten in den Tagen der Jugend, wo ein stürmisches Blut das Herz bewegt, die Gefühle rührt, und wo die Einbildungskraft gern Meisterin über den Ernst des Verstandes wird; — am meisten aber unter jungen Leuten zweierlei Geschlechts, wo die erwachenden Triebe der Natur sich zum allgemeinen Bedürfniß nach Freundschaft, zur Eitelkeit und zur Eigenliebe gesellen, und die ungeregelten Empfindungen zur Macht blinder Leidenschaften erhöhen.

Während unser Verstand sich von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr durch immer neue Erfahrungen stärkt, schwächt sich, und zu unserm Glücke, unmerklich mit den Jahren die Gluth der Empfindungen. Daher ist es begreiflich, daß mit dem Wachsthum des Verstandes und der Abnahme der allzugroßen Lebhaftigkeit der Gefühle so manche allzuraſch geschlossenen Ehen nachher die unglücklichsten werden müssen. Denn das Begehren der Empfindungen wird endlich bald durch Gewohnheit und Alltäglichkeit gesättigt; wehe, wenn dann nichts zurück blieb, das die dauerhaften Forderungen des Verstandes an dem bisher geliebten Gegenstand befriedigen kann! Wehe, wenn dann im alltäglichen Einerlei des Lebens die glänzenden Täuschungen verschwinden, mit denen wir uns sonst entzückten; wenn wir dann einer blinden, urtheillosen Sehnsucht zu gefallen, alles Andere aufgeopfert haben, was bleibendern Werth hat, als äussere Anmuth, an die man sich endlich bis zur Gleichgültigkeit gewöhnt; wenn wir unsere Freiheit, den Beifall edler Freunde, den Segen guter Verwandten, die größern Mittel, nützlicher in der Welt leben zu können, und die Aussichten in eine ruhige Zukunft aufgeopfert haben.

Schliesse den Bund der Freundschaft, doch nicht ohne freie Wahl. Aber deine Wahl ist so lange nicht frei, als das Urtheil deines Verstandes gebunden ist vom Einflusse des sinnlichen Begehrens, der Eitelkeit und Selbstsucht. Was bloß deine Leidenschaft wählt, das geht in kurzer Zeit mit ihr unter. Vertraueſt du deiner eigenen Kraft nicht, so fordere das Urtheil der Unparteiischen ein.

Während das Herz sich nur blindlings nach Gegenfreundschaft sehnt, gebeut uns der Verstand, jede innigere Vertraulichkeit mit einer Person zu meiden, von welcher wir keine Sicherheit haben, daß sie uns auch dann noch Hochachtung einflößen werde, wenn ihr das fehlt, was uns zuerst vorzüglich an sie zog. Denke dir, wo dich die Anmuth im Aeussern entzückte, diese durch Krankheit oder ein Jahrzehend vernichtet; oder frage dich: würdest du die Person, deren Umgang dich wegen ihres Ranges und Standes freut, noch lieben, oder geliebt haben, wenn sie in der bürgerlichen Welt niedriger stände, als du? Oder wenn du dein Herz um des Reichthums willen verschenkst, der den umgibt, welchen du zum Freund machen willst, frage dich: wäre dir dieser so ganz Alles, was er jetzt zu sein scheint, wenn er kein Vermögen besäße?

Zittere vor deiner Zuneigung, zittere vor jeder Vertraulichkeit, wenn dein Gewissen dir ein warnendes Nein zuflüstert; zittere vor den Betrügereien einer schmeichelnden Einbildungskraft, die dir nie die Eigenschaften darstellt, welche der zu liebende Freund oder die Freundin wirklich hat, sondern nur er oder sie haben könnte! Du glühst für ein schönes, selbstgeträumtes Bild, nicht für den wirklichen Menschen, dem du die Göttlichkeiten andichteſt, die er kaum kennt.

Wähle, um in der Freundschaft glücklich zu sein, keine Person des andern Geschlechts zum Vertrauten. Denn eine solche Vertraulichkeit, statt ein reines Glück zu gewähren, bringt leicht zu den schmerzlichsten Verirrungen, und entzündet oft Leidenschaften, von denen wir fern zu sein glaubten. So edel auch der Mann, so tugendhaft auch das Weib sei, im-

mer wird sich, ihnen selbst unbemerkt, der Reiz der Geschlechtslust in die Ergüsse ihrer Freundschaft mischen, und ein Gefühl verunreinigen, das höhern Zwecken heilig ist.

Wärest du vermählt, um so gefährlicher würde eine solche Wahl sein. Du könntest nicht vermeiden, die Ruhe deines Hauses durch Anlaß zur Eifersucht zu stören; du könntest nicht vermeiden, den guten Ruf zu vernichten, dessen du bisher genossest. Die Freundschaft, welche dir Blumen auf den Lebensweg streuen sollte, wirft Dornen darüber.

Wärst du unvermählt, würde die Gefahr durch solche vertrauliche Freundschaft mit einer Person andern Geschlechts nicht geringer sein, besonders wenn du dir selbst nicht verbergen kannst, daß eine eheliche Verbindung so bald weder gedenkbar noch rathsam ist. Welches Glück kannst du dir von einem Umgang verheißen, der dich in die Folgen einer traurigen Leidenschaft zu ziehen droht? Oder wie schrecklich wäre es für dein Herz, wenn es noch rein und edel in dir schlägt, sobald du wahrnähmest, daß dein Umgang Hoffnung zu einer engern Verbindung erregt hätte, welche du weder befriedigen magst, noch kannst, noch darfst! Ist das Freundschaft, wo du zum Mörder der Ruhe und der Glückseligkeit einer Person wirst, die du achtest? Ist das Freundschaft, wo du durch Leichtsinn oder Eitelkeit eine Leidenschaft entflammst in fremder Brust, ohne Mittel, ohne Ernst, sie zu löschen? Weißt du, daß verrathene und betrogene Liebe, hoffnungslose Liebe eine Hölle des Lebens, eine Zerstörung aller Geisteskräfte, eine Vergiftung der blühendsten Gesundheit werden kann?

Für einen dauerhaften Freundschaftsbund ist eine gewisse Gleichheit des Standes wesentlich nöthig. Zwar kann man Personen eines höhern oder tiefern Ranges eben so herzlich hochachten, als Seinesgleichen; man kann von ihnen eben so sehr geschätzt werden, wie sie Ihresgleichen schätzen. Allein doch ist ein wichtiger Unterschied zwischen solcher liebevollen Achtung und jener engern Vertraulichkeit, zu der eine innige Freundschaft anlockt und berechtigt.

Wenn es auch nicht immer der Stolz der Menschen ist, der sich bei glänzendern Glücksumständen weigert, dem geringern Freunde die alten Rechte und Freundschaften zu gestatten, kann das ungleiche Verhältniß auf manche Art den reinen Gefühlen der Liebe und Vertraulichkeit Eintrag thun, und sogar mit ihnen im schädlichen Widerspruche stehen. Es fordert der Freund vom Freunde Gleichheit des Vertrauens. Wie lange kann dasselbe bestehen, wenn Einer des Andern Herr und Gebieter ist? Wie kann selbst zuweilen ohne Gefahr höherer Pflichtverletzung der Vorgesetzte der Busenfreund seines Untergeordneten sein, und ihm seine Angelegenheiten mittheilen? Wie viele Fälle sind nicht gedenkbar, da der Höhere gegen den Untergebenen den strengen Ernst der Gerechtigkeit zu üben hat; und darf freundschaftliches Verhältniß jemals die Ausübung der Gerechtigkeit lähmen? Ist der Vornehme sicher, daß ihm der Geringere ganz ohne heimlichen Eigennutz anhange? Wird der Niedrige es immer ohne Verdruß ertragen, wenn der Höhere ihn, der Umstände willen, mehr als einmal öffentlich, wie jeden andern Fremden, wenigstens zum Schein gleichgültig behandelt? Nicht ohne Grund spricht man daher: Könige können selten wahre Freunde besitzen; denn selten ist der Unterthan weise genug, sich im Umgange mit dem Erhabenen alles Eigennutzes zu entschlagen; selten der Hohe weise oder glücklich genug, von einem wahren Weisen aus seinen Unterthanen geliebt zu werden.

Es ist nur allzugewiß, daß treue, dauerhafte, beglückende Freundschaften leichter unter Menschen von den verschiedensten Eigenschaften und Denkarten geschlossen werden können, als unter Personen von verschiedenem Geschlecht und verschiedenem Rang.

Jederzeit aber ist in der Stiftung vertrauter Freundschaft gefehlt, wenn ihr nicht vor allem Andern eine innige gegenseitige Hochachtung zum Grunde liegt, die der Eine für die Vollkommenheiten des Andern hegt, welche ihm mangeln. Denn nur Vorzüge, welche wir ohne Widerspruch im Andern erkennen, erwerben ihm unsere Aufmerksamkeit, unsere Achtung, unsere feste Zuneigung. Wer schwächer ist, als wir selbst sind, wird früher oder später, wenn der Schimmer verflogen ist, der uns anfangs blendete, verächtlich. Es gibt viele Personen, die weit mehr dazu gemacht sind, sich Freundschaften zu erwerben, als sie lange zu besitzen. Sie gewinnen die Herzen durch die Annehmlichkeiten ihres Aeussern, durch den Glanz ihres Witzes, durch leichte, gesellige Eigenschaften, die ihren Umgang beleben und genußvoll machen; aber gewöhnlich gleicht ihr einnehmendes Betragen nur einem festlichen Kleide, welches sie ablegen, sobald sie die Gesellschaft der Fremden verlassen, und ohne Verletzung des Anstandes ihren Launen, ihren niedrigen Gelüsten, ihren falschen Absichten, ihrem Leichtsinn freies Spiel geben können. Der Unerfahrne wird von ihnen entzückt; wer sie näher und länger beobachtet hat, schämt sich des Entzückens wieder.

Der süße Trieb der Freundschaft, welchen Gott in unsere Brust legte, ist an und für sich nur ein dunkeles Streben unsers Geistes nach Annäherung des Bessern und Vollkommenern. So lange wir durch das göttliche Gefühl erhoben werden, vollkommener zu sein, um die Achtung einer geliebten Person zu gewinnen oder zu vermehren, ist die Freundschaft im segensvollen Blühen. Sie welkt und hört auf in dem Augenblicke, da wir aufhören, Vorzüge in Andern zu entdecken, welche uns Ehrfurcht einflößen.

Daher, um glücklich zu wählen, soll Niemand der Vertraute unsers freundschaftlichen Herzens werden, welchen wir nicht durch längern Umgang schon in mannigfaltigen Lagen des Lebens beobachten konnten. Nicht das Aeussere seiner Gestalt, nicht die Anmuth seines gesellschaftlichen Betragens, nicht sein Reichthum oder Ansehen bei andern Menschen, sind uns sichere Bürgen seiner Treue und Aufrichtigkeit: sondern dies müssen die unzweideutigsten Proben seiner tugendhaften Denkart, der Unerschütterlichkeit seines Karakters, seiner Uneigennützigkeit und Verschwiegenheit sein. Wehe, wenn wir versäumen, auf diese Grundsäulen wahrer Liebe und Freundschaft zu achten; wenn wir, vom Sturm der ersten aufwallenden Empfindungen und Gefühle hingerissen, den Vorspiegelungen nachirren, welche unsere Phantasie an die Aussenseite einer Person knüpft, die wir liebenswürdig nennen, weil wir sie gern liebenswürdig finden wollen! Thränen, Verdruß und Reue folgen der Thorheit rächend auf dem Fuße.

Diese Ansicht ist um so wichtiger, da wir uns nicht

verbergen dürfen, daß jede herzliche, vertrauensvolle Anhänglichkeit bei der leisesten Unterbrechung von den nachtheiligsten Folgen für Lebensglück und häuslichen Frieden werden kann. Wie leicht ist durch eine anscheinende Kälte und Zurückhaltung, oder durch eine unwillkürliche Versäumung, oder durch ein unseliges Mißverständniß, oder durch Zwischenträgereien, die zarte Blüthe der Freundschaft verletzt! Und wenn dein Freund nun nicht mehr dein Freund ist, oder wenn der, dem du dich bisher mit arglöser Gutmüthigkeit in allen deinen Angelegenheiten hingabst, nicht mehr deiner Achtung so würdig wäre, als sonst, was wird dann aus ihm, dem Mitwisser deiner Geheimnisse und deiner verborgenen Fehltritte u. s. w.? Bist du gesichert, daß er nicht schlechtdenkender wird, als er war? Hast du Bürgschaft, daß er dein ihm bewiesenes Zutrauen niemals mißbrauchen werde? Und wenn er, nach aufgehobener Gemeinschaft mit dir, dein Verräther nicht wird: schwebst du demungeachtet nicht in einer beängstigenden Abhängigkeit von ihm?

Darum prüfe wohlbedächtig und vielseitig Jeder, ehe er sich einen Busenfreund wählt, dem er ganz gehört. Denn viel geheimes Unglück in den Familien ist die Wirkung zerrissener, allzuübereilt geschlossener Freundschaften. Nur wo hohe Kraft bei reiner, fester Tugend steht, da ist treue Zärtlichkeit, Freundschaft möglich über die Schwelle des Lebens hinaus.

Wohl dem, der dies edle Glück gefunden: „Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens; und wer Gott fürchtet, der empfängt solchen Freund!“ (Jes. Sir. 6, 16.)

Nur wer Dich, o du Heiligster, mit liebender Ehrfurcht sieht, wer die Pfade der Schande flieht, und Ekel trägt vor dem Laster, nur der ist der höhern Freundschaft fähig, welche ihre Blüthen weit über den Staub des Lebens in die Ewigkeit emporhebt. Denn Irdisches ist eitel, und was aus ihm entspringt, ist hinfällig; so verwehen die Genüsse und Freuden aller sinnlichen Schönheit, alles Eigennutzes, alles Stolzes. Aber unvergänglich ist die Tugend, und unvergänglich, wie sie, ist die ihr entstammte Freundschaft. Böses kann nicht festhalten am Bösen; wie will man es dauerhaft verbinden, da es, sich selbst widersprechend, aufgelöset zerfällt? Aber Tugend hängt mit ewiger Hochachtung an Tugend, und alles Gute ist ewig allem Guten verwandt — es vergeht nicht, denn es ist Dir verwandt, Du selbst die höchste, reinste, Alles verklärende Liebe, Du selbst der heiligste, treueste Freund Deiner Erschaffenen! O so will ich denn Dich mit zärtlicher Ehrfurcht lieben bis zum letzten Hauche meines Lebens — so wird mir das selige Loos edler Freundschaft bleiben!

237.

Eine Sünde ist der andern Mutter.

Spr. Sal. 4, 19.

Der Sünde Gift bleibt ewig Gift,
Und tödtet mich und wen es trifft,
Und krankt auf tausend Weisen
Nur eine That, ein Blick, ein Wort
Wirkt, hindern wir's nicht immerfort,
In immer weitern Kreisen.

Gott, gib mir Weisheit, gib mir Rath,
Wo ich je Böses sprach und that,
Das Unrecht zu verhüten.
Gott, gib mir Ernst, mir Heldenkraft,
Vor jedem Werk der Leidenschaft
Mich aufmerksam zu hüten.

Denn reizend dünkt der Sünde Kuß,
Süß einer Leidenschaft Genuß,
Und was sie uns mag wecken;
Doch wenn sie uns, umsonst gewarnt,
Mit ihren Netzen ganz umgarnt,
Sind ihre Folgen — Schrecken!

Warum denn — denkt Mancher bei sich — warum auch das ewige Besuchen der Kirchen? Weiß ich nicht schon längst, was mir in der Predigt gesagt werden kann? Warum denn soll ich von Zeit zu Zeit erbauliche Schriften zur Belehrung und Verbesserung des Herzens lesen? Ich finde da nichts, was ich nicht schon längst gewußt hätte. Wird uns nicht die christliche Tugendlehre von Jugend auf verkündigt und eingeprägt? Und habe ich es denn so nöthig? — Es mag sein, daß ich nicht ein ganz vollkommenes Wesen bin; aber das werde ich auch schwerlich werden können, und wenn ich auch noch so viele Predigten oder religiöse Bücher lesen würde.

So denkt Mancher bei sich; Andere haben auch wohl den Muth, es zu sagen, weil sie glauben, eine Wahrheit gesagt zu haben.

Es ist allerdings nicht zu bezweifeln, daß die meisten erwachsenen Menschen wohl den ganzen Umfang ihrer Pflichten kennen. Allein ist das, was nun Sache des Gedächtnisses geworden, auch in Sache des ganzen Gemüthes verwandelt? — Sind wir immer darum so, wie wir wohl wissen, daß wir sein sollen?

Nur zu gewöhnlich ist es, daß wir uns desjenigen, was das Weisere ist, gerade dann am wenigsten erinnern, oder nur sehr dunkel, wenn wir Lust und Anlaß haben, das verbotene Gegentheil zu thun. — Darum scheint mir die Anhörung göttlicher Worte im Tempel, oder das Lesen vortrefflicher, herzbessernder Schriften, eine sehr wesentliche Pflicht zu sein, um große Erinnerungen in meinem Gedächtnisse zu erwecken.

Zu Fehltritten gibt uns jede Woche, ich möchte sagen, jeder Tag Anlaß. Der Reiz zur Sünde wohnt immerdar mächtig in uns. Aber ist der Reiz zur edeln Denkart, zur Bekämpfung unserer Unvollkommenheiten allezeit so oft und lebhaft in uns? — Und wenn äusserliche Umstände uns zum Schlechten hinlocken: ist es nicht Pflicht, auch dagegen unsere bessern Gefühle so oft als möglich rege zu machen? — Ach, wie bald erlöschen die Eindrücke in uns, welche die Religion auf uns gemacht hat! — Wie flüchtig ist selbst die heiligste Begeisterung! Darum sollen wir sowohl die Kirche, als die Lesung solcher Schriften, welche das Herz verbessern, als wichtige Mittel betrachten, die unserer Fähigkeit und Neigung zur Tugend Stärke und Uebergewicht gegen die fortdauernden Reizungen der Sinnlichkeit gewähren können.

Das ist eben der Grund der allgemein unter den Menschen herrschenden Gemeinheit und verächtlichen Mittelmäßigkeit, daß sie sich so leicht über ihre Mängel zu trösten wissen; daß sie zufrieden sind, wenn man ihnen nur keine groben, bürgerlichen Verbrechen vorzuwerfen hat, welche den strafenden Ernst weltlicher Gerichte auffordern;

daß sie sich freuen, wenn sie in allem Uebrigen, was ihr Herz berührt, die Leute täuschen können, und für Edlere gehalten werden, als sie in der That sind. So geben sie sich kaum Mühe, die ihnen anklebenden schlimmen Gewohnheiten und Fehler auszutilgen, und sie verstecken ihre niedrige Denkart hinter den beschönigen sollenden Gemeinspruch: Jeder Mensch hat seine Fehler, und so habe ich auch die meinigen.

Doch sie ahnen nicht, daß jede, auch die allerunscheinbarste, fehlerhafte Neigung der Mutterkeim zu künftigen Verbrechen ist. — Sie bedenken nicht, daß der Mörder und Mordbrenner, dessen Haupt unter dem Schwert des irdischen Richters fällt, daß der Giftmischer, daß der verabscheute Ehebrecher, daß der ekelhafte Trunkenbold, daß der verschmachtende Geizhals, der verzweifelnde Selbstmörder, — daß endlich jeder Verbrecher seine fürchterliche Laufbahn, die im Abgrund des Elendes endete, nur mit kleinen, tadelhaften Neigungen in der Jugend anfing.

Freilich Jedermann glaubt und hofft es: so weit wird es mit mir niemals kommen! Aber auch die unglückseligen Missethäter, wenn sie den entsetzlichen Gang zum Blutgerüste gingen, die Verzweifelnden, wenn sie das schauderhafte Werkzeug ergriffen, ihren Stunden hienieden ein Ende zu machen — — auch sie hatten es vor Zeiten nie für gedenkbar gehalten, jemals ihr Leben auf so traurige Weise beschliessen zu müssen. Wie manche Person von nicht geringer Erziehung, um deren Wiege Freudenlieder ertönten, und welcher es Thorheit und Wahnsinn geschienen haben würde, wenn man ihr den schrecklichen Ausgang ihres Lebenslaufes geweissagt haben würde, erkannte endlich, daß der Anfang ihrer spätern Verbrechen ein ganz unbedeutender Fehler gewesen, den man zuweilen in der gemeinen Sprache des sogenannten guten Tons auch wohl gar liebenswürdig genannt hatte!

Darum sagt die heilige Schrift jenes Wort voll hoher Wahrheit: „Der Gottlosen Weg aber ist wie Dunkel; und wissen nicht, wo sie fallen werden!“ — (Spr. Sal. 4, 19.)

Wer nicht Gemüthsstärke genug hat, einen seiner kleinern Fehler zu vertilgen, hat auch nicht Kraft genug, ihn zu vertilgen, wenn er zum herrschenden Laster erwachsen ist. Wer den austretenden Bach nicht eindämmen kann: wie will er den Alles überwältigenden Strom bändigen?

Fehler sind Anlagen zum Bösen, die in Thätigkeit übergehen. Die erste Aeusserung einer schlechten Neigung geschieht nicht selten mit Schüchternheit; noch ist das Gewissen rein, noch das Gefühl dessen unverletzt, was recht und gut ist. Es ist nicht schwer, den ersten schwachen Reiz zu unterdrücken; denn man war ja auch schon des Lebens vorher froh, ehe man ihn empfand. Er kann freilich unserer Sinnlichkeit auf angenehme Weise schmeicheln; aber er verwundet auch noch unsere Seele.

In dem Augenblick aber, da wir einer unsittlichen Gemüthsneigung öfter erlauben, ihr Spiel zu wiederholen und ihr Gelüst zu stillen, wächst ihre Kraft, wie jede Kraft zuzunehmen pflegt, sobald sie öfters geübt wird. Sie behauptet sich dann schon dadurch, daß sie unmerklich in eine Gewohnheitssache übergeht.

Die Gewalt der Gewohnheiten über den Menschen ist kein Geheimniß; sie machen dem Körper endlich zum Bedürfniß, was ihm anfangs vollkommen entbehrlich war, und nöthigen, oft gegen die bessere Ueberzeugung, dies Bedürfniß von Zeit zu Zeit zu befriedigen. Der unmäßige Trinker fand anfangs nur Wohlgefallen an der heitern Stimmung, zu welcher ihn der mäßige Genuß eines geistigen Getränkes emporhob. Seine abgespannten Nerven gewannen, wie durch eine wohlthätige Arznei, neues Leben. — Er suchte sich dies Vergnügen von Zeit zu Zeit zu erneuern, oder er wiederholte es öfters, wenn ihm unangenehme Begebenheiten den frohen Muth raubten. Nie glaubte er, ein Trunkenbold dadurch werden zu können, welcher einst die Verachtung aller bessern Menschen, die Jammerthränen seiner Familie, die Zerrüttung seines Hauswesens auf sich laden, und sogar seinen Tod beschleunigen werde. Denn er fühlte bei sich das Vermögen noch, sich zu jeder Zeit der geistigen Getränke entschlagen zu können, wenn er wollte; und zweifelte nicht daran, es werde dies immer der Fall sein. — Allein es war nicht immer der Fall, und konnte es nicht sein. Denn durch öftere Wiederholung wurden seine Nerven dieses ausserordentliche Reizmittel gewohnt, das heißt, sie verloren ihre Spannung und Thätigkeit, wenn es fehlte. Es erfolgte Muthlosigkeit, Niedergeschlagenheit, Unbehaglichkeit in allen Theilen des Körpers. So ward der Unglückliche körperlich genöthigt, seine Zuflucht zu starken Getränken zu nehmen, um sich nur in einer ganz gewöhnlichen Gemüthsstimmung zu erhalten. Wollte er hingegen diese zur Heiterkeit erheben, mußte er die Menge der Reizmittel verdoppeln. — So ward die erste Unvorsichtigkeit aus einem Fehler zum Laster; die Gewohnheit zur unzähmbaren Leidenschaft. Immer forderten seine verwöhnten und überreizten Nerven ein größeres Maß der Erregung, um nicht zu erschlaffen. Noch erkannte er das Uebel; noch machte er sich Vorwürfe, noch vielleicht Versuche, sich wieder zur Mäßigkeit zurückzuzwingen. Allein vom Geiste aus, und durch die bloße Vorstellung und den bloßen Willen der Tugend konnte der verwöhnte und geschwächte Körper nicht hergestellt werden. Ein plötzliches Abbrechen der gewohnten Genüsse hätte Krankheiten, Verstandesverwirrung zur Folge haben müssen. Nur ein Arzt hätte ihn allmälig retten können, wenn das Uebel nicht allzutief eingewurzelt haben würde. — So ward die Rettung aufgegeben. Der Unglückliche achtet sich nun selbst ohne Hilfe verloren. Er schwindelt mit dumpfer Halbbesinnung in den Abgrund des Elendes hinab, hinab in das vorzeitige Grab.

So sind alle Laster der Menschen mehr oder weniger immer Wirkung und Verwöhnung des Körpers; unmäßige Reizungen der Nerven, als derjenigen edeln Theile, deren sich die Seele als Werkzeuge der Verbindung mit dem Körper bedienen soll; Krankheiten der höhern Sinnlichkeit. Durch den Körper wird endlich der Geist vergiftet, wie durch den unreinen Geist der irdische Leib zerstöret wird. So ist selbst der Wahnsinn des Stolzes, die Sucht des Spielers, die ekelhafte selbstverzehrende Gluth des Unzüchtigen, eine krankhafte Nervenverstimmung durch allzuoft wiederholte Beschäftigung unerlaubter Begierden, die endlich alles Besinnen, allen bessern Willen ertödten. — Darum achte Keiner seinen kleinsten Fehler gering, — auch der kleinste ist jedesmal ein Wegweiser an der Lebensbahn, welcher zum Untergang hindeutet! Darum lächle Keiner und denke: So weit wird es wie mit mir kommen! — Wahrlich oft in unerwartet schreckliche Erfüllung ging das Gotteswort

über: Der Gottlosen Weg aber ist wie Dunkel; und wissen nicht, wo sie fallen werden.

Nicht nur, daß anfänglich wirklich gefahrlos scheinende unanständige Neigungen zuletzt, bei anhaltender Duldung und Befriedigung, in wüthende Laster entarteten; daß die Näschereien des Kindes zu diebischen Versuchen des Knaben, zu verbrecherischen Anschlägen des kühnen Jünglings, endlich zu Straßenräubereien des Mannes wurden — die gemeine Geschichte der meisten mit dem Tode bestraften Räuber und Mörder! — nein, noch eine andere schreckliche Eigenschaft der Sünde ist vorhanden, nämlich daß sie selten allein im Menschen dasteht, sondern gleichzeitig andere Seelenübel um sich her erzeugt, oder zu schändlichen Handlungen zwingt, die der Thäter oft selbst aus Herzensgrund verabscheut.

Eine Sünde ist der andern Mutter, — dies lehren uns zahllose Erfahrungen. Wie ein Gift nicht nur den nächsten Theil des Körpers verletzt, den es berührt, sondern sich zerstörend durch die entferntesten Gegenden des Leibes ausbreitet: so verdirbt eine einzige Untugend, die man in seiner Brust zu hegen nicht unanständig findet, endlich das ganze Gemüth. Es läßt sich das schauderhafte Wunder leicht erklären, wenn man über die Natur des menschlichen Herzens nachdenkt. — Nichts möglicher, als daß derjenige, welcher schon unedel genug ist, sich selbst irgend eine Schwachheit zu verzeihen, auch gleichgültiger gegen das Erscheinen einer zweiten ist, die er vorher nicht kannte und auch nicht liebte. Er ist nicht mehr rein, so entstellt ihn ein zweiter Flecken nun nicht viel mehr als der erste. Er sieht noch die nachtheiligen Folgen der ersten schlechten That nicht, so hofft er auch die Folgen der andern ohne Mühen vermeiden zu können. Es gelingt ihm vielleicht. Sein schändlicher Wandel bleibt den Menschen verborgen. Es beluſtigt ihn wohl gar, die Leute in der Täuschung erhalten zu können; er wagt kühne Schritte. Er geräth in Verlegenheiten; aber durch irgend ein Unrecht weiß er sich vom Verdacht und der Bestrafung des Vorhergegangenen zu befreien. Dies gibt ihm neuen Muth, fortzufahren. Er rechnet fortgesetzt auf seine Klugheit, auf günstige Umstände, und verwirrt sich zuletzt in ein Labyrinth von Vergehungen, die er selbst nicht mehr überschauen kann. Eine Sünde wird der andern Mutter. Zu tief im Strom wird er von demselben mit hinweggewirbelt. Er wird seine Rettungslosigkeit erst mit Grausen inne, wenn er in den Strudeln untersinkt.

So wie schwerlich Jemand tugendhaft sein kann, der nicht aller Tugenden Freund ist: eben so wenig kann ein Sterblicher einer Sünde die Hand bieten, ohne ihr ganzes schwarze Gefolge zu umarmen. Denn wer sich einer lasterhaften Begierde hingibt, wer sich einem sogenannten Temperamentsfehler ohne Widerstand überläßt, der hat schon den reinen Seelenadel verloren; dem ist wahre Religiosität schon lästig; dem ist die Erinnerung an Gott und Ewigkeit eine verdunkelte Vorstellung, dem ist der Gedanke an die höhere Bestimmung des menschlichen Geistes schon ein gleichgültiges Mährchen. Aber was hält ihn, wenn dies Alles fehlt, noch ab, sich allen übrigen Schändlichkeiten preiszugeben, die aus dem herrschend werdenden Hauptfehler hervorquellen? Der stärkste Damm ist nun gebrochen; die Fluthen des Verderbens strömen herüber beim ersten Zusammentreffen unglücklicher Anlässe. Freilich noch wehren die Furcht vor bürgerlicher Schande und öffentlicher Bestrafung, noch wehret die Erinnerung an guten Namen und Ansehen Vieles ab. Aber wie gebrechlich ist der Zaum im Rachen einer unbändigen Leidenschaft! — Zwar ist sie vielleicht noch nicht so unbändig; aber füttere sie, und sie wird erwachsen. Zwar ist die Gefahr noch nicht groß, da du ruhig und bei deinen Fehlern sogar noch von Vielen geachtet dahin lebst: aber kennst du deine Zukunft? kennst du das furchtbare Spiel von allerlei Zufällen, die dich aus deinem Gleichgewicht heben können?

Man sagte schon von manchem ehemals geschätzten Mann: Die Umstände machten ihn zum Verbrecher! Nein, nein, es gibt keine Verhängnisse, die zum Verbrecher machen; menschliche Schwachheit ist es, Mangel an Seelengröße ist es, welcher die Umstände verbrecherisch benutzt. — Denn wenn die eiserne Nothwendigkeit gebieterisch erscheint und zum Handeln treibt — was soll handeln? Der Geist steht kraft- und tugendlos, die Leidenschaften wirken allein. Das Verbrechen wird vollbracht. Darum ist der Gottlosen Weg wie Dunkel; und sie wissen nicht, wo sie fallen!

Oft hört die Jugend: Was werden die Leute von dir sagen? Selten hört sie: Was sagt der allwissende Gott, und was dein Gewissen? Das Kind gewöhnt sich, der Leute willen zu handeln, und hat es den Augen derselben ein Genüge gethan, glaubt es seine höchste Pflicht vollstreckt zu haben. Man lobt es; es freut sich des leicht verdienten Beifalls. Es vergißt, daß es in der Brust ein Gesetz, einen streng richtenden Gott in den Himmeln hat — es lebt für die Achtung der Welt. Zwar man bemerkt seine Eitelkeit; doch erregt die kindische Aeusserung derselben nur Lächeln. Man nennt dies ein schönes, laut gewordenes Ehrgefühl. Die Unvorsichtigen wünschen sich selbst Glück, den edeln Funken entzündet zu haben, und fachen ihn freudig noch mehr an. Wehe, er gedeihet ohne fremde Hilfe!

Das eitle, beifallsüchtige Kind lernt bald heimlich begangenes Unrecht verhehlen, und Aeltern und Erzieher täuschen. Es freut sich, manches Verbotene genascht zu haben, und doch unentdeckt zu bleiben. Es kennt das Böse, aber es verwirft es nicht, sondern verheimlicht es nur, um nicht Verachtung zu ärnten. Es kennt das Gute, aber schätzt es nur, um vor den Leuten desto mehr Ruhm damit zu erwuchern.

Und das eitle Kind wird zum ehrsüchtigen Jüngling. Mächtigere Leidenschaften erwärmen ihn, höhere Ziele erblickt er. Er will gefallen, will glänzen: ein verächtlicher Blick von einem Andern wäre ihm Qual. Den Menschen eine gute Meinung von sich beizubringen, ist sein Bemühen. Er verzeiht sich selbst unedle Handlungen, wenn sie nur nicht bekannt werden. Seine Unerfahrenheit, sein Leichtsinn, seine lebhaften Gefühle reissen ihn zu manchem Fehltritt hin. Er wird Heuchler, und freut sich seiner Lebensklugheit. Er wird Lügner, und freut sich seiner Schlauheit. — Er will an Geschicklichkeit Jeden übertreffen, und wo er es nicht kann, gelingt es ihm doch, den Geschickten durch mancherlei gegründeten oder erdichteten Tadel in der Meinung Anderer herabzusetzen; er wird Verleumder, voller Neid, aber er verzeiht sich die Nothlügen; sie führen ihn ja zum Zweck. — Der Aermere ist wenig geachtet, darum haßt der Ehrbegierige die schuldlose Armuth an sich selbst wie eine Sünde. Er will es Allen gleich thun; er stürzt sich in Ausgaben, die

seine Kräfte übersteigen; er wird Verschwender, um seine Schulden durch glückliche Stunden im Spiel oder durch Betrügereien zu lösen. Sieht er Personen höhern Ranges, er schämt sich seiner Herkunft; er möchte ihnen gleich sein: er kann Vater und Mutter verläugnen, und sich seiner Geschwister schämen.

Lange behauptet er sein künstliches Spiel. Er macht Aufwand; er glänzt; die Welt glaubt ihm; sein Zweck ist erreicht. Aber hochmüthige Unwirthschaftlichkeit zerrüttet sein Vermögen; die Gläubiger mahnen, die Verlegenheit steigt. Er weiß sich mit Gewandtheit für den Augenblick zu retten. Er greift anvertraute Gelder an, eignet sich fremdes Gut zu; hofft unter glücklichern Umständen Alles ersetzen, oder das Verbrechen einem Andern aufbürden zu können. Aber die erwartete Gunst des Glücks will nicht kommen. Es wird finsterer. Oft hat den Lügner das Gedächtniß verlassen, und das Zutrauen der Leute beginnt zu schwinden. Man beobachtet ihn schärfer. Er wird es mit Entsetzen gewahr. Sein Gewissen wird laut. Aber wie ändern, wie bessern? Aller Wille zur Tugend bezahlt nicht das verschleuderte, fremde Gut, alle Reue im Stillen söhnt den Verdacht der Menschen nicht aus. — Es bedarf nur eines unerwarteten Lichtstrahls, und alle seine schwarzen Thaten sind hell vor der Welt. Er wird sorgenvoller; bleich und düster schleicht er umher. Angst vor Schande zermalmt ihn mehr noch, als Reue seiner Schlechtigkeit. Er versucht die letzten, verzweiflungsvollen Mittel, sich zu retten — ein Diebstahl, ein Meuchelmord, ein Betrug, eine gräßliche Falschheit — wenn es nur rettet, er wird es mit Todesangst wählen. — Immer enger, immer tiefer verwickelt er sich in dem Gewebe seiner Verbrechen; immer ferner stehen die Menschen; immer schwärzer und riesenhafter die Gefahren vor ihm; sie verrammeln jede Aussicht in die Zukunft. Noch ein Tag, noch eine Stunde, noch ein Augenblick, und Alles wird offenbar — die Welt ist enttäuscht — die Schmach der Entehrung überfällt ihn! — Was bleibt ihm? — Eines Kerkers dumpfe Nacht — das von tausend Zeugen umgebene, schauerliche Blutgerüst — ein entsetzlicher Entschluß — Vernichtung — Selbstmord! — — Er stürzt! Gott richtet.

Eine Sünde ist der andern Mutter, und der Sünden Sold ist der Tod! — Ernste Stimme der Wahrheit, wie tief erschütterst du das Innerste meines Herzens! Wer kann dich verläugnen, dich hinwegscherzen? O, wie Mancher, der da meinte, er stehe sicher, ist gefallen! Denn der Gottlosen Weg ist wie Dunkel; und sie wissen nicht, wo sie fallen.

Gott, o Richter der Sünden! Du selbst legtest zum Laster das rächende Verderben, daß der Sterbliche davor erzittere, und die verlorne Unschuld seines Gemüthes wieder suche. Und Du enthüllest die Verbrechen, lägen sie auch unter Bergen verschüttet, und in den Gräbern der Todten versenkt — Du enthüllest sie, daß wir in dem Beispiel des Untergegangenen Warnung lernen und Weisheit.

Weisheit, göttliche Weisheit, sei du meine Stärke, mein Stolz, mein höchstes Gut! Nur durch dich bin ich Gott gefällig, dem Menschen dauerhaft theuer und mir selbst achtungswürdig. Nie, das foderst du, nie soll mir auch der kleinste meiner Fehler geringschätzig sein, und selbst Schwachheiten meines Herzens, welche mir von andern Menschen übersehen werden, will ich nicht mit gleichgültigem Blick übersehen. Im ersten Hang zu einer verbotenen That liegt der Keim meines Verderbens und Todes. — Ich will es mir oft wiederholen: Eine Sünde ist der andern Mutter! Amen.

238.

Die Schamhaftigkeit.

Erste Betrachtung.

1 Tim. 2, 9.

Nur in unbefleckten Herzen,
Nur in einer keuschen Brust
Toben nie der Reue Schmerzen,
Wohnen Himmelsruh und Lust.
Unbeherrschte Sinnlichkeit
Tödtet die Zufriedenheit,
Und der Taumel wilder Lüste
Macht das Paradies zur Wüste.

Sittigkeit und Unschuld schmücken
Mehr als Schönheit, mehr als Pracht;
Sie erheben, sie beglücken
Mehr, als alles Goldes Macht.
Reinen Herzen fließt der Quell
Jeder Freude rein und hell;
Denn sie hoffen voll Vertrauen,
Selbst Dein Antlitz, Gott, zu schauen!

Von dir will ich reden, reizendste unter den Tugenden, du Schmuck aller zugleich, du schöne Beschirmerin aller, Schwester der edeln Bescheidenheit, Mutter der holden Demuth — o Schamhaftigkeit!

Das Laster hat mancherlei Schmuck, indem es sich brüstet, Augen fesselt, Sinne lüstern macht. Wer von allen Sterblichen könnte sonst irgend eine der Sünden lieben, irgend ein Verbrechen begehen, wenn er nicht dazu durch mächtige Reizmittel verführt würde, über deren Annehmlichkeit er das Gift vergißt, welches ihm in goldenen Schalen das Laster darreicht? Aber die Tugend hat keinen andern Reiz, durch welchen sie gefallen will, als ihre eigene Schönheit; nicht erst geschaffen, nur erhöht wird diese noch durch den Schleier, welchen zarte Verschämtheit um sie wirft.

Die Natur selbst hat ja jedem Menschen das Gefühl dessen, was wohlanständig ist, in die Brust gepflanzt. Es ist kein bloßes Werk der Erziehung. Auch die wildesten Völkerstämme kennen es. Ja wir scheinen es selbst bei vielen Thieren einheimisch zu finden, die das öffentlich zu thun vermeiden, was ekelhaft sein könnte.

Die Erziehung kann das edle Gefühl des Wohlanständigen nicht erschaffen, sondern ausbilden; ihm im gesellschaftlichen Leben mehr Bestimmtheit geben, und seine Richtung leiten.

Es kostet daher in der That größere Mühe, diesen angebornen zarten Sinn für das Sittliche, Schöne und Gute zu ersticken, zu vernichten, als ihn zu erwecken. Es gehört schon eine gräßliche Uebung dazu, und die abstumpfende Macht einer schändlichen Gewohnheit, um das Erröthen über Unanständigkeit zu verlernen, und mit dem Ekelhaften ohne Scheu umzugehen. Immer wird noch oft und bei jedem Fortschritte diese Feuerröthe auf die Wangen zurückkehren. Denn die Schamhaftigkeit ist eine Tochter unsers innern Richters — des Gewissens.

Das Gewissen erwacht zugleich mit den ersten Begriffen

des Kindes; die Schamhaftigkeit färbt die Wangen der unschuldigen Jugend früher, als die Jugend einen vollendeten Unterricht empfangen kann über das was recht und unrecht ist. Wohl dem, der diese schöne Kindlichkeit des Gemüthes bis in sein spätestes Alter hinübernimmt! Er bleibt immer liebenswürdig. — Der Zauber der Unschuld und der Seelenreinheit gibt nicht nur dem Kinde, der Jungfrau, dem Jüngling jene unwiderstehliche Anmuth, sondern auch dem Manne, dem Greise, der Hausfrau, der betagten Wittwe. Die Schönheit empfängt von diesem Zartgefühl ihren höchsten Reiz; und Mangel der Schönheit macht es vergessen.

Das Gegentheil der Schamhaftigkeit ist Schamlosigkeit und Frechheit; es ist ein Hinwegsetzen über das Urtheil aller Edeln, aller Feingebildeten; es ist ein Verachten des Wohlanständigen, ein Betrüben des innern Richters — ein Selbstmord der Seele.

Die Schamlosigkeit kann nicht statt finden, ohne eine vorhergehende Vernichtung jedes sittlichen Selbstgefühls, ohne Wegtilgung des Tugendsinnes in seinen zartesten Wurzeln. Sie kann nicht statt finden ohne vorhergehende Verwirrung und Umkehrung aller Begriffe von dem, was recht, anmuthig und adelvoll ist. Sie hält das Ekelhafte für reizend, das Unanständige für gefällig, das Widernatürliche für natürlich, die Bescheidenheit für Ziererei, die Verschämtheit für Vorurtheil, das Anstoßende für anziehend. Sie horcht nicht auf das Wort des Bessern, sondern auf das Beifallgelächter der Verderbten; sie horcht nicht auf den mahnenden Ruf eigener Ueberzeugung, sondern hält ihn für die Stimme kindischer Thorheit, die noch aus erster Erziehung anklebt.

Der Leichtsinn ist ihr Vater, die blinde Gefallsucht ihre Mutter. Um zu gefallen, enthüllt sie mit frecher Hand ihre Blößen, und der Leichtsinn hindert, daß sie wahrnehme, wie sie des Zwecks verfehlt. Um geistvoll und über Vorurtheile erhaben zu scheinen, spielt sie mit unanständigen Worten, mit unsittlichen Geberden, ist ohne Abscheu vor ekelhaften Zweideutigkeiten im Gespräch, zufrieden, wenn sie der Verdorbenen wieherndes Gelächter erregt. Sie prahlt mit ihrer Schande, und rühmt sich des Schlechten, wie eines Triumphes. Und doch — so mächtig ist auch in den verderbtesten noch die angeborne Ehrfurcht für die Tugend! — wagt sie nur unter Frechen froh zu sein; aber vor den Augen des Bessern will sie wenigstens noch den Schein bewahren. Sie kann und muß heucheln, um unter den Guten geduldet zu werden. Kann sie dies nicht mehr: so stößt die Gesellschaft sie als einen Abschaum aus.

Wie verächtlich ist der freche Jüngling, dessen Blick, dessen ganzer Zustand verräth, er habe sich schon längst von seiner Unschuld getrennt, und sei der Verdorbenheit Sklav! Wie ekelhaft ist der betagtere Mann, der mit unsittlichen Redensarten die Unschuld erröthen macht, und sich freut, das Zartgefühl Anderer zu verletzen! Wie verächtlich ist besonders das Frauenzimmer, welches sich selbst der höchsten Anmuth seines Geschlechts beraubt, und in seinen Handlungen, Bewegungen, Geberden und Worten der eigentlichen Würde entsagt, um männlicher zu scheinen; welches mehr noch durch äussere Schönheit des Körpers, als durch die Vorzüge des Gemüths gefallen will; mehr noch durch unzüchtige Entblößung gefallen will, wodurch auf die thierische Sinnlichkeit gewirkt werden kann, als durch Schönheit des Körpers, welcher nur der Schleier einer schönen Seele sein sollte!

Und wie ist es möglich, daß jemals ein Sterblicher sich des schönsten Schmuckes, in welcher auch die Armuth reizend prangt, entäussert — der Schamhaftigkeit? Liebt sie nicht selbst der verworfenste Wüstling auch noch an Andern, wenn er sie selbst schon verlor? Entzückt nicht auch noch den Lasterhaften das schöne Roth, mit welchen Unschuld die Wangen überstreut? Erkünstelt und erheuchelt nicht selbst die Tiefgesunkenste ihres Geschlechts jene Tugend, um liebenswürdig zu sein? — Wie ist es möglich, daß der Mensch muthwillig einbüße, was er an Andern bezaubernd findet und beneiden möchte? Wie ist es möglich, daß der Mensch sich selbst mühsam um ein Glück bestehle, welches die heilige Schutzwehr seiner Tugend und seines innern Werthes ist?

Solche Frage, wenn sie Jedem wichtig ist, muß es dem Christen noch weit mehr sein, der kein höheres Gut, kein ewigeres, kein beseligenderes kennt, als seine Seelenreinheit, seinen Seelenadel.

Die mächtigste, die gefährlichste Feindin der Schamhaftigkeit, zumal bei dem weiblichen Geschlecht, ist die unmäßige Gefallsucht, welche mit blinder Begierde Alles ergreift, wodurch sie sich liebenswürdig zu machen hofft. Es ist die Modesucht, welche alle, auch die empörendsten Verirrungen des Geschmacks entschuldigt, und dem sittsamsten Gemüthe die unzüchtigste Bekleidung rechtfertigt.

Das Weib, zarter und reizbarer von den Händen der Natur gebildet, als der Mann, welcher bestimmt ist, schwerer die äussern Stürme des Lebens zu tragen, hat auch ein feineres Gefühl für das Anständige, Sittige, Schöne und Edle, als der Mann. Durch ihre Schöpfung auserkohren, des Mannes rauhen Sinn und Härte mit Sanftmuth zu mildern, ihn durch das Schöne an das Gute zu binden, ist der Gattin und der Jungfrau das Gefühl der Schamhaftigkeit in höherm Grad eigen. Ein Weib, welches diesen zarten Sinn für das Anständige verloren, und nicht mehr vor einer unlautern Handlung, geschweige vor einem unreinen Gedanken, erröthen kann, wird der Gegenstand der Verachtung von seinem eigenen Geschlecht, und des Hohnes der Männer. Es hat seine edelste Bestimmung vernichtet; es kann in seinen Verirrungen noch körperlich schön sein, aber es hat aufgehört, liebenswürdig zu sein. Es kann des Wüstlings rohe Triebe erregen, aber nicht mehr das Herz des edeln und zartfühlenden Mannes rühren. Es hat sich selbst weggeworfen, darum wird es mit Recht von den Bessern verworfen, oder bemitleidet.

Alles, was den Keim der Tugend zerstören kann, Alles, was der Sinnlichkeit und den daraus entquellenden sündlichen Neigungen das Uebergewicht verleihen kann, steht im Widerspruch mit der Religion Jesu. So ist dem edeln Christen, welchem Gott und Ewigkeit noch nicht gleichgültige Namen sind, auch die Vermeidung des geringsten Anlasses zur sittlichen Unordnung Pflicht.

Nicht der äussere Schmuck, nicht Haarflechten, nicht Goldumhängen, oder die Art, wie Kleider angelegt werden, sondern die Unbescholtenheit des Herzens, der sanfte, stille Geist, das ist köstlich vor Gott. (1 Petr. 3, 3. 4.)

Die Religion verbietet uns nicht, auch das Irdische zu schmücken, und sich äusserer Mittel zu bedienen, um der Menschen Wohlwollen zu gewinnen. Durch äussere Schönheit wird der Mensch unvermerkt zum Gefallen an

innerer Schönheit, zur Liebe des Edeln, Gerechten und Sanften in Handlungen übergeleitet. Aber die Religion Jesu untersagt, was durch die Art der Bekleidung und des Schmucks, zu unanständigen Gemüthsbewegungen reizt.

Der herrschende Geschmack in der Bekleidung, oder die Mode, mag immerhin auch zu thörichten Verirrungen leiten, welche die Anmuth der Gestalt mehr entstellen, als erheben. Die Wandelbarkeit dieses Geschmacks macht seine Fehlerhaftigkeit oft unschädlich, und Viele verachten in Kurzem als widersinnig und häßlich, was sie vor wenigen Wochen bewunderten. Es kann sogar Pflicht sein, diesem Geschmack zu fröhnen; es kann sogar Pflicht sein, in der bürgerlichen Gesellschaft sich nicht mit Eigensinn von dem üblichen Gebrauch der Bekleidungsart zu entfernen; es kann die Klugheit gebieten, daß wir uns nicht in unsern Gewändern auffallend von dem Gewohnten auszeichnen; es kann eben so tadelnswürdig sein, sich durch veralteten Geschmack auffallend zu machen, als durch immer neue Veränderungen desselben das erste Aufsehen zu erregen; aber jederzeit soll dieser Geschmack, welcher er auch sei, nicht durch unzüchtige Entblößungen anstößig oder der Gesundheit des Körpers gefährlich werden.

Mag auch die Modesucht endlich das Unanständige billigen; mögen auch die Sittsamsten des weiblichen Geschlechts, ohne selbst Arges zu wollen oder zu denken, ihren vorangehenden Schwestern nachahmen, welche, ohne feinern Sinn, nur üppig durch das Schautragen ihrer körperlichen Reize sinnliches Wohlgefallen zu erregen gedenken: es ist nicht genug, unschuldig zu sein, man soll auch die Unschuld Anderer ehren, und dem Wollüstling keinen Beifall entlocken. *Meidet allen bösen Schein!* ruft das göttliche Wort uns zu. (1 Thess. 5, 22.)

Auch nur die leiseste Verletzung der Schamhaftigkeit ist immerdar — eine Verletzung! Unmerklich zieht der erste Schritt den zweiten herbei. Unmerklich erweckt die wollüstige Entblößung unreine Empfindungen, und führt Augenblicke herbei, welche die Unschuld des Gemüths in Gefahr bringen. Das Weib, welches in unzüchtiger Enthüllung sich den Augen der Männer darstellt, berechtigt diese zu harten Urtheilen, und fordert den Verdorbenen auf, es als eine Verdorbene anzusehen. Es vergiftet durch seine Ueppigkeit des Aeussern den reinen Sinn der Unschuldigen, und zeugt Verderben, an welchem es keinen Theil zu haben wähnt.

Nicht die Modesucht allein ist die Mörderin der Sittsamkeit, dieser schönsten Zierde der Schönheit, sondern oft auch die *Freude, wenn sie in einen zügellosen Taumel entartet.*

Daher sind gute und weise Menschen mit Recht in der Wahl ihrer Vergnügungen behutsam, denn der gute Engel weint oft über uns, wenn unser Herz sich am unbefangensten den Ergötzungen überläßt. Nicht Kummer und Verzweiflung, nicht Elend und Armuth sind der Unschuld so gefahrvoll, als die Freude, wenn sie alle Sinne berauscht und die Besonnenheit erdrückt. Da, wo im fröhlichen Getümmel Schmeichelei unsere Eitelkeit weckt, und der Genuß mannigfaltiger Vergnügungen unsere Empfindungen höher stimmt und reizbarer macht, und der Sinnlichkeit die Obergewalt einräumt, verfliegen oft die heiligsten Vorsätze, die edelsten Gelübde, und man verzeiht sich, was wir zu andern Zeiten an uns und Andern für unanständig gehalten und mit unserer tiefsten Verachtung bezeichnet haben würden. Wie oft schon schlich die Reue mit bittern Thränen und hohlen Wangen dem Rausch der unbändigen Vergnügungen nach! Wie leicht verlor da das Gemüth seine erste Reinheit, und floh die Unschuld vor dem Sturm der aufgeregten Sinnlichkeit!

Nicht das Vergnügen selbst streitet gegen die wahre Religiosität, aber das besinnungslose Hingeben in den Taumel wilder Lustbarkeit. Nicht den Tanz, nicht den Becher Weins, welchen die Hand der Fröhlichkeit darbietet, untersagt uns die Tugend: wohl aber jenen Grad der Freude, in welchem wir, minder besonnen, die Achtung vergessen, welche wir uns selbst schuldig sind, und Pflicht haben, von Andern zu fordern. Ist einmal in solchem Taumel das Gefühl des Anständigen verletzt, die Schamhaftigkeit und Bescheidenheit vernichtet oder beraubt — welche Schutzwehr hat dann noch die Unschuld? welches Recht haben wir dann noch auf die Achtung guter und liebenswürdiger Menschen? Diese bemitleiden uns, und die Schlechten halten uns für Ihresgleichen.

Du bist vielleicht bei solchen Anlässen nicht lasterhaft geworden, aber der Verdruß um deine Unbesonnenheit wird dich noch nach Jahren peinigen. Du vernachlässigtest deine Sittsamkeit, aber dies kostete dich die Hochachtung der Bessern, dies bezahltest du mit der verlornen Achtung für dich selbst.

Darum wache nie aufmerksamer über dich, als wenn die Freude in gesellschaftlichen Vergnügungen Meisterin über dein Bewußtsein zu werden droht. Sei nie strenger gegen dich, als wenn das Zusammenwirken reizender Umstände deine ganze Sinnlichkeit angenehm aufregt, und deine Gefühle in fröhlichen Aufruhr zu bringen droht. Dann bist du am schwächsten, wenn die gaukelnde Lust dich mit Rosenketten fesselt. Wo Sittsamkeit und das Anständige vernichtet sind, da sind auch dem Verbrechen die Schranken geöffnet, und der Sünde die geheimen Wege zum Herzen aufgeschlossen.

Der Umgang mit unsittlichen Menschen ist der Schamhaftigkeit Untergang. Das Beispiel der Frechheit macht endlich gegen manches Unschickliche gleichgültiger, und die Gewohnheit macht das Zartgefühl stumpfer. Selten oder nie wird ein ganz Unverdorbener am Umgang mit Personen Vergnügen finden, welche aller Sittlichkeit spotten und Ehrbarkeit verhöhnen. Und ist er gezwungen, mit ihnen zu leben, wird sich lange sein Gefühl gegen die Schamlosigkeit empören.

Oft aber verleitet ein falscher Stolz auch den Unschuldigen und Edeldenkenden, Theil an unanständigen Scherzen und ekelhaftem Witze zu nehmen. Die Macht dieses Stolzes besiegt seine bessern Empfindungen. Er will sich diesen Verachtungswürdigen gleichstellen, die sich durch die Ausgelassenheit ihres Witzes, durch die Unerschöpflichkeit in Zweideutigkeiten über ihn erheben zu wollen scheinen. Er will seinen Verstand geltend machen auf Kosten seines reinen Herzens. Er will nicht den Spott, auch derer nicht ertragen, die ihm verächtlich sein müssen. Er stellt ihrer Frechheit eine erkünstelte Frechheit zur Seite; er sucht ihre Thorheiten, ihre Ausschweifungen, ihre Unanständigkeiten durch größere zu übertreffen. Und das, was anfangs ihm selbst ekelhaft war, wird zuletzt ihm zur Gewohnheit; was anfangs aus Stolz erkünstelt war, wird zuletzt ihm zur Natur. Aus thörichter Eitelkeit

wollte er unter den Schlechten nicht der Kleinste sein, und ward unter den Guten der Verächtlichste.

Dieser falsche Stolz ist besonders Jünglingen eigen, welche, im Gefühle ihrer Kraft, mit Begierde, sich überall bedeutend zu machen, ohne Festigkeit der Grundsätze in die Welt treten, leichtsinnig in der Wahl ihres Weges. Thörichter Ehrgeiz, welcher zur Frechheit der Sitten, zur Verwilderung des Gemüths, zur Entnervung des Körpers, zur Entweihung eines ehrenvollen Namens, zur Schmach, oft zur verspäteten Reue und Verzweiflung führt!

Wer die Schamhaftigkeit, diesen Zauber der Tugend, verlor, wer rohen Sinn dem sittsamen Wesen vorzieht, ist — mag auch sein Uebriges noch so rechtlich sein — in Stunden der Versuchung jeder Vergehung fähig. Denn die heilige Brustwehr der Unschuld ist gebrochen, und die Seele ist ihrer stärksten Waffe gegen die Lockungen des Verbrechens beraubt.

Schamhaftigkeit ist der uns inwohnende natürliche Widerwille gegen Alles, was im Widerspruch mit der höhern Achtung steht, welche jeder Tugendhafte, jeder wahre Christ für die Reinheit seines Herzens haben soll; Widerwille und Abscheu gegen Alles, was uns Andern verächtlich und ekelhaft machen könnte; Widerwille daher auch gegen Alles, was nicht mit dem übereinstimmt, was in der menschlichen Gesellschaft, was von den achtungswürdigen Gliedern derselben für ehrbar, schicklich und anständig gehalten wird.

Aber auch diese schöne Tugend, so rein und unentweiht wir sie bewahren sollen, hat ihre Grenzen. Es gibt auch eine falsche und ungerechte Schamhaftigkeit. Ich verstehe darunter nicht diejenige, welche nicht aus dem Herzen selbst entspringt, und nur erkünstelte und geheuchelte Ziererei ist, oder sich bei Dingen zeigt, wo kein sittliches Gefühl, keine Ehre, kein Anstand beleidigt wird — sondern diejenige übertriebene Aeusserung der Schamhaftigkeit, welche oft das Wichtigere dem Geringern, die Gesundheit des Leibes dem bloß Wohlanständigen, Wahrheit und Recht der bloßen Höflichkeit, das Nützliche, das Nothwendige der Furcht vor falschen Urtheilen Anderer aufopfert. Dieser Fehler ist minder eine Verirrung des Herzens, als eine Verirrung der Beurtheilungskraft. Es ist ein Augenblick ruhiger Ueberlegung hinreichend, uns von dem Bessern zu überzeugen, und das Wichtige und Wesentliche dem Kleinen und Zufälligen vorzuziehen.

Sei mir ewig heilig, ewig ehrwürdig, o edle Sorgsamkeit um eigene Ehre, schöner Unwille gegen Alles, was die Achtung meiner selbst verletzt, Schamhaftigkeit! Weiche nie aus meinem Herzen; sei bis an mein Grab die Wächterin meiner Seelenreinheit; der Schild meiner Tugend!

Und Du, o heiliger Schöpfer, Vater im Himmel, der Du diese zarte Empfindung in meine Brust senktest — laß sie unaufhörlich in mir wirksam sein. Ich will mir keinen Gedanken, keinen Wunsch, keine Neigung erlauben, welche mich erröthen macht. Denn, wenn auch Menschen nicht wahrnehmen, was im Innern meines Herzens vorgeht — Allwissender, Du, der das Geheimniß meiner Vorstellungen durchschaut, müßte ich nicht vor Dir erröthen, auch wenn mich die finstere Nacht verhüllte? Wohin sollte ich mich verbergen, daß Du mich nicht sähest? Sind nicht auch Gedanken schon Thaten? Besudeln nicht auch schon unreine Begierden das Gemüth? Ist nicht auch schon durch schuldvolle Wünsche, die der Mund nie aussprach, aber der Geist dachte, das Kleinod der Unschuld entweiht?

Heiliger Gott! belebe mich mit Deinem heiligen Geist, daß ich ernst über mich selbst wache, und Dir ewig ein reines Herz zum Opfer bringen könne. Amen.

239.

Die Schamhaftigkeit.

Zweite Betrachtung.

Matth. 5, 28.

Ach, wenn, die unser jetzt sich freu'n,
Mit Thränen auf uns schauten,
Und seufzten: Auch sie waren rein,
Eh' sie dem Laster trauten!
Wie waren sie so gut und froh!
Doch ihrer Unschuld Engel floh,
Des Schämens heil'ge Röthe.

Wie elend wären wir! Befleckt
Das nagende Gewissen;
Des Lebens kurzer Rest bedeckt
Mit Schande! Hingerissen
Von Schuld zu Schuld, uns selbst verhaßt,
Die Erde eine schnöde Last,
Vor Gottes Blick verworfen!

O Gott, Erbarmer, rette Du
Die Unschuld unsrer Herzen;
Laß nie uns unsrer Seelen Ruh,
Nie Sittsamkeit verscherzen!
Wer nie der Wollust Opfer zahlt,
Nur wer in holder Reinheit strahlt,
Nur der darf, Gott, Dich schauen!

Gott hat in unser Herz ein feines Gefühl des Anständigen und Ehrbaren gelegt, welches gleichsam die Schutzwehr unserer Unschuld und Ehre ist gegen die Verführungen sinnlicher Triebe.

Wir sind vieler andern Leidenschaften fähig, und doch gab uns die Hand der Natur gegen keine, als gegen die thierische Wollust, einen so unmittelbaren Beistand. Diese schien also die gefahrvollste und verderblichste für uns zu sein. Und sie ist es! Denn sie zerstört die edelsten Kräfte des Leibes; sie vergiftet unser Blut, unsere Nerven, und schwächt für dieses ganze Leben den Geist, indem sie dessen Werkzeug, den Körper, zerrüttet. Sie setzt uns, indem sie den Geschlechtstrieb verwildert, ganz hinab in den Rang der Thiere, und macht uns zu allem Großen und Edlern ferner unfähig. Der Wollüstling ist das Ekelhafteste der Geschöpfe — er ist Thier. Selbst das, was er noch Gutes an sich hat und thut, wird durch sein viehisches Begehren und Sinnen entstellt. Selbst wenn er noch vortreffliche Anlagen hat, ist es zu beklagen, daß sie nicht in ihrer ganzen Pracht prangen. Denn ohne seine Selbstentnervung würden sie noch schöner und für Mitbürger und Vaterland fruchtbarer geblüht haben.

Schamhaftigkeit ist die heilige Wächterin jeder keuschen Empfindung. Ein rohes Wort, eine unanständige Geberde, eine unsittliche Entblößung, ist genug, sie zu verwunden. Sie beschützt das reine Herz gegen des Lasters erste Anfälle mit oft unbesiegbarer himmlischer Kraft. Der Abscheu, welcher gegen das Unanständige aus den Augen blitzt; der Abscheu, mit dem sie sich zu Boden senken,

um sich nicht durch den Anblick des Unwürdigen zu entweihen; die hohe Röthe, welche von den Wangen wie ein heiliges Feuer strahlt, worin sich gleichsam alles Unheilige verzehren muß: verkündigt das Dasein dieses Schutzengels der Unschuld. Wer ist verworfen genug, ihn nicht zu ehren; unempfindlich genug, ihn nicht zu lieben?

Nur der Mensch kennt dies edle Gefühl, nicht das Thier. Wer jenes Gefühl verloren, ist dem Thiere gleich geworden, und erregt selbst den Ekel seiner frechen Sündengenossen. Das Kind, sobald sich seine Vernunft zu entwickeln anfängt, empfindet dieses natürliche Schämen. Aeltern und Erzieher haben es nicht erst anzuempfehlen, nur zu ehren, nur aufmerksam darauf zu wachen.

Je größer in einem Lande das Sittenverderbniß wird, je näher ein Volk seinem Untergange steht, je herrschender wird das Verbrechen der Unkenschheit, je seltener die liebenswürdige Tugend der Schamhaftigkeit. Da sehet ihr Greise die Unschuld verhöhnen, Vorsteher des Landes das Beispiel der Unzucht geben, Familienglück das Spiel viehischen Leichtsinns werden, die Tugend lächerlich machen, und Kinder früh reif in den Lastern sich wälzen, vor denen ihre edlern Väter einst mit Recht erschracken.

Der Reiz der Schamhaftigkeit, dieser Zauber jugendlicher Schönheit, wodurch sie ehrwürdig wird, dieser edle Schmuck der Betagten, wodurch sie zu erkennen geben, wie sie des Herzens kindliche Einfalt und Unschuld bewahrten, ist selbst den rohen Völkern, denen nie das Wort Jesu erscholl, ein Heiligthum. Was muß es dem weisen Menschen, dem Christen sein! — Lasset es uns gegen die Klügeleien des Lasters, gegen die Frechheit des Zeitalters als ein Kleinod, das Gott gegeben, bewahren; wir werden dadurch Hüter der häuslichen Glückseligkeit, Hüter des öffentlichen Wohlstandes, des Friedens und der Kraft unsers Vaterlandes. Kennt hienieden der Christ als Bürger einen erhabenern Beruf?

Die ersten Pfeile der Zerstörung gegen die Unschuld sind gegen die Wächterin derselben gerichtet. Ist erst die Schamhaftigkeit gewichen, dann hat die Sünde offene Straße zum unvertheidigten Herzen gefunden.

Am häufigsten wird bei dem weiblichen Geschlecht die edelste der Empfindungen durch Eitelkeit und Modesucht, wo nicht unterdrückt, doch geschwächt. Eben das Weib ist es, welches durch das zärtere Gefühl des Anständigen des Mannes rohen Sinn leiten und bilden soll. Das Weib ist es, welches ihm die heilige Scheu vor jeder Frechheit, die Ehrfurcht vor Sittsamkeit und Unschuld, einflößen soll. Wenn aber die Jungfrau selbst dem zarten Sinn fremd geworden, und durch die Sorglosigkeit, ost Schamlosigkeit ihres Aeussern einen Ruhm darin sucht, thierische Begierden zu entzünden; wenn selbst der Mann Ekel fühlt vor der unsittlichen Gestalt, die nur dem verworfenen Wüstling gefallen mag: dann scheint das natürliche Verhältniß in beiden Geschlechtern sich umgekehrt zu haben, und die reizendste der Tugenden, die Mutter aller Anmuth, sucht vergebens ein Obdach bei denen, welche ihre ersten Priesterinnen sein sollten.

Die Religion verwirft nicht den Hang des Menschen zu äusserer Verschönerung, oder die Erhebung der von der Natur verliehenen Reize durch sorgfältigere Bekleidung. Das Streben zu gefallen ist dem Menschen angeboren; dadurch bahnen sich die ersten Verbindungen der Herzen an. Aber nicht alle Mittel sind unschuldig; und es ist nicht gleichgültig, wem man zu gefallen strebt, ob dem fein fühlenden Edeln, oder dem lüsternen Auge des Verdorbenen. Die Mode scheint Manches zu heiligen, sei es auch unzweckmäßig, oder geschmacklos und entstellend; aber nie heiligt sie im Auge des Vernünftigen, des Christen, was ein Mord der Sittsamkeit oder der Gesundheit ist. Und doch verblendet sie nicht selten Frauen und Töchter bis zur Wahl so ungeziemender Trachten, daß solche, wenn sie auch nur ähnlich an Männern gefunden würden, ohne Zweifel den lautesten Unwillen gegen die Schamlosigkeit derselben erregen könnten.

Nicht nur aber der Modeton in den Bekleidungen, sondern auch in Unterhaltungen und Scherzen verletzt nur allzuoft die Gesetze der Sittsamkeit, und macht eine Tugend wankend, die selten oder nie wieder dahin zurückkehrt, von wo sie einmal verdrängt worden ist.

Frage nicht: Welches ist die Grenzlinie zwischen anständigen, zwischen freien und frechen Scherzen? Mehr als das Wort jedes Sittenlehrers sagt es dir dein eigenes Herz; sagt es selbst dem Wüstling sein Gewissen, weil er oft da aus Klugheit die Gebote der Schamhaftigkeit achtet, wo er sie nicht ungestraft verletzen dürfte. Groß ist das Reich der geselligen Freuden, und wer in demselben Erheiterungen sucht, findet sie, ohne gezwungen zu sein, nach *solchen* zu haschen, die reinen Gemüthern ekelhaft sind, weil sie aus dem Schlamm der niedrigsten Sinnlichkeit entspringen.

Schamhaftigkeit ist das erhabene Selbstgefühl menschlicher Würde. Schamhaftigkeit verhüllt Alles, was den Sterblichen zu sehr an seine Gleichheit mit den Thieren erinnert; Schamhaftigkeit zwingt ihn, überall in höherer Gestalt zu erscheinen, und selbst das Irdische und Gemeine durch seinen Geist gleichsam zu vergeistigen, zu veredeln. Wehe aber, wenn der Geist ein Knecht der Thierheit wird, und der Witz ein Werkzeug viehischer Gelüste! Da ist die Würde des Menschen vernichtet, weil die Ordnung der Natur umgekehrt worden. Der Mensch geht unter; seine Bestimmung ist verloren, sein Beruf aufgehoben!

Böse Gesellschaften, sagt die heilige Schrift, verderben gute Sitten. Wie schrecklich für viele fromme Aeltern hat sich dies Wort an der Unschuld und Wohlfahrt ihrer Kinder, an der Glückseligkeit ihres Hauses erfüllt! Es ist verdorbenen Menschen die Hochachtung unerträglich, welche sie vor den Unentweihten haben müssen; denn ein Jeder fühlt, wenn er einen Andern wegen seiner Unschuld ehrt, einen schmerzlichen Vorwurf gegen sich selbst. Er sucht sich daher Alles gleichzustellen, und das Erhabene niederzureissen. Er wird Verführer, ohne andern Zweck, als nur nicht vor seiner eigenen Schlechtigkeit erröthen zu müssen. So erklärt sich die rastlose Geschäftigkeit verdorbener Menschen, ihre lasterhaften Grundsätze weiter auszubreiten, und besonders unschuldige Herzen zu vergiften.

Die bösesten und gefährlichsten aller Gesellschaften sind aber in unsern Tagen sittenverderbliche Bücher und unanständige Bilder. Diese Verführungsmittel waren in den ehemaligen Zeiten seltener, als menschliche Kunst es noch nicht dahin gebracht hatte, das geschriebene Wort in kurzer Zeit zu vertausendfachen. Jetzt sind die schwärmerischen Thorheiten eines einzigen Ungesitteten, die Vorstellungen, womit irgend ein schamloser Lender seine Einbildungskraft kitzelte, plötzlich durch Druck und Zeichnung

das gemeinschaftliche Eigenthum eines Jeden. Der Reiz, den viele Bücher haben, die, ohne andern Werth und Zweck, nur zur Beschäftigung einer müßigen Einbildungskraft von gewissen- und herzlosen Müßiggängern geschaffen wurden, befördert das geist- und herz- und zeittödtende Vielleſen in allen Ständen. Umsonst bewacht manche gute Mutter die Unschuld ihrer Tochter; ach, diese ist schon verloren. Vergiftet ward sie durch einen unbekannten Mörder, durch sein Buch. Umsonst ermahnt der Vater den Sohn zur Heilighaltung eines unbefleckten Herzens; umsonst gibt er ihm das Beispiel holder Schamhaftigkeit; umsonst bewacht er ihn gegen den Einfluß schlechter Gesellschaften — er konnte ihn nicht gegen das betäubende Gift eines einzigen Buches bewahren, welches zur bösen Stunde in die Hand des Unglücklichen gerieth!

Schauderhaft ist der Spruch der Erfahrung über einen großen Theil der Jugend, besonders in Städten, denen Wohlleben und Aufwand nicht fremd sind! Hier sind mehr Herzen verderbt, als man glaubt! Hier wird oft mehr Sittsamkeit geheuchelt, als wirklich vorhanden ist; hier vertritt nur zu oft das schuldbewußte Gewissen die Stelle der Schamhaftigkeit, und das Gemüth der Söhne und Töchter buhlt im Stillen mit Lastern, die sie noch lange nicht Frechheit genug haben, öffentlich zur Schau zu tragen. Das Verbotene kann nur den Reiz für sie erhöhen, das Geheimnißvolle macht ihnen ihr stilles Verbrechen nur theurer. Ein ekelhafter Wurm schwelgt, unsichtbar dem Auge der Aeltern und Erzieher, in der Blüthenknospe des hoffnungsvollsten Kindes, und entblättert eine junge Rose, ehe sie sich aufschloß.

Wahre Schamhaftigkeit — oft hat aber das schuldbefleckte Gewissen mit ihr im Aeusserlichen die gleiche Wirkung! — wahre Schamhaftigkeit wohnt nicht bloß im niedergesenkten Blick des Auges, im Erröthen der Wangen, sondern in den innersten keuschen Empfindungen des Gemüths. Es ist nicht genug, daß du die Unschuld nicht verführst, den Verführer fliehst — dich bannet nur die Furcht vor den bösen Folgen in die Schranken äusserer Ehrbarkeit und Zucht zurück! — tugendhaft warst du nicht. Auch der Gedanke, auch der flüchtige Wunsch nach dem Verbrechen muß schon deine reine Seele empören. Du bist schon deiner reinen Unschuld vor Gott verlustig; du hast das Verbrechen schon vollzogen, wenn es auch nur in deinen unreinen Einbildungen geschah. „Ich aber sage euch, sprach Jesus Christus, wer ein Weib ansiehet, ihr zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.“ (Matth. 5, 28.)

So erklärt uns Jesus die ächte Schamhaftigkeit des Christen; sie gründet sich nicht in der Züchtigkeit des Betragens allein, sondern vor allen Dingen in der Keuschheit der Gesinnungen. Ohne diese rühme sich Keiner, die erste Unschuld unbefleckt in seiner Brust zu tragen. Er zittert nicht mehr vor Gott dem Allwissenden, nur noch vor dem Spruch der Menschen! und darf er, durch Verhältnisse begünstigt, auch vor diesem nicht beben; fordern ihn verruchte Leichtsinnige, denen thierisches Sein höher dünkt, als die Würde des unsterblichen Geistes, zur Vollziehung der Schandthat auf: dann ist der Verbrecher auch zur That reif.

Klage Niemand die Strenge der Lehre Jesu an, welche die Verirrungen der Einbildungskraft als Sünden verdammt, die Gottes Gericht auffordern. Jesus lehrte himmlische Wahrheit; er kannte des Menschen Natur und dessen beständiges Bemühen, sich vor sich selbst gern zu rechtfertigen. Wir nennen in Jesu Worten Strenge, was uns zittern macht, indem wir unsere eigene Sündhaftigkeit darin wie in einem hellen Spiegel erkennen. Ja, auch die wollüstigen Verirrungen der Einbildungskraft sind schon Verletzungen der Schamhaftigkeit, sind Sünden vor Gott. Denn nicht der Leib kann sündigen; er ist ja nur belebter Staub, nur Werkzeug der Seele: sondern der Geist sündigt, weil er allein mit dem freien Willen begabt ist. Er sündige nun in Gedanken oder in äussern Thaten: war beides nicht die Frucht seines Wollens? Er mißbrauche nun seine Einbildungskraft oder seinen Leib: ist beides nicht eine Entwürdigung der Geschenke Gottes zum Bösen?

Nur zu oft hält der Mensch für erlaubt und unschädlich, sich in seinen Vorstellungen jedem Gelüste zu überlassen. Aber wer die Schamhaftigkeit gegen sich selbst verloren, der hat schon keine Scham mehr, sondern nur noch Furcht und zur Gewohnheit gewordene Achtung für äussere Sitte. Die gröbsten Verbrecher beginnen jederzeit zuerst mit dem Sündigen im Herzen. Durch ihre Vorstellungen machen sie sich schon mit Lastern vertraut, ehe sie solche äusserlich vollziehen.

Hüte deine Einbildungskraft, und besudele nicht mit unreinen Vorstellungen die Unschuld deines Gemüthes! Dies ist die Grundlage aller Tugenden; zerstöre sie, und du stehst in einen Engel der Hölle verwandelt da, mögen dich auch die Menschen noch für einen heiligen achten, weil sie nie Böses von dir sahen. Tändele nicht mit unreinen Begierden: du gaukelst an einem Abgrund, in welchen du um so gewisser hinabstürzest, je sicherer du dich vor ihm glaubst. Sei schamhaft, nicht vor der Welt, sondern gegen dich selbst; so und nicht anders rettest du die Heiligkeit deines Innern, die unbescholtene Würde deiner unsterblichen Seele!

Sei schamhaft vor dir selbst: Erlaube dir keinen Gedanken, welchen du nicht vor denjenigen Personen aussprechen dürftest, die dir ehrwürdig sind. Du selbst aber in deiner Reinheit sollst dir jederzeit der ehrwürdigste Gegenstand sein. Wie wagst du es, in deinen Gedanken eine schändliche Begierde auszusprechen, vor welcher dein Gewissen schaudert? Wie wagst du es, in des Allwissenden Nähe zu denken und zu wollen, was du dich vor deinen Aeltern, deinem Gatten, deinen Vorgesetzten zu sagen scheuen würdest? Wer das Böse meidet, aus Furcht vor den Menschen, aber es da zu begehen wagt, wo Gott allein sieht: ist der nicht ein Frevler an der Majestät des Allerhöchsten? Erhebt er nicht das Geschöpf empor über den heiligen Schöpfer?

Sei schamhaft, nicht nur vor Andern, sondern gegen dich selbst — und du wirst die zügellosen Spiele deiner Einbildungskraft beschränken lernen. Und wenn diese Vorstellungen dich in einer Einsamkeit zu übermannen, wenn deine Begierden dich zu besiegen drohen — — fliehe die Einsamkeit, und die Versuchung wird von dir weichen. Eile zu den Menschen, welchen du äusserliche Achtung schuldig bist; eile zu Arbeiten, welche die Gegenwart deines Geistes erfordern; eile zu einer dir heiligen Stelle, wo du dich betend an die Gottheit wenden kannst, und du hast über die Einwirkungen deines Blutes gesiegt; du hast die Reinheit der

Seele gerettet; du feierst einen stillen Triumph über die Sinnlichkeit, welchen kein Sterblicher sieht, den Gott nur bemerkt, den die Freude höherer Wesen verschönert, wenn es ihnen gestattet ist, die Kämpfe und Siege menschlicher Geister in ihrer irdischen Natur zu beobachten.

Sei schamhaft gegen dich selbst, so wirst du es ungeheuchelt vor den Menschen sein, ohne Ziererei, ohne Anmaßung. Dein Blick wird niedrigen Lüstlingen Ehrfurcht einflößen, und der freche Witz roher Spötter wird vor dir verstummen. Du wendest dich von ihnen. Sie werden das Heilige deiner Religion vielleicht Aberglauben schelten, deine Sittsamkeit kindische Thorheit, deine Scheu vor ihrem Wesen eine thörichte Uebertreibung heißen; sie werden dich vielleicht mit Gelächter verfolgen: aber ihr Inneres wird dir eine Hochachtung nicht verweigern, welche ihr Mund vergebens wegzuläugnen sucht. Du wärest der Gegenstand ihrer Verachtung geworden, hättest du ihnen gehört.

Sei schamhaft gegen dich selbst, Kind Gottes, Kind des Allerheiligsten! Und du wirst durch die Hoheit deiner Tugend auch Andere für sie gewinnen. Denn was der Mensch, auch wider seinen Willen, bewundert, das muß er auch wider seinen Willen lieben. — Befördere die Sittsamkeit in deinem häuslichen Kreise. Groß ist zwar die Gewalt lasterhafter Beispiele, aber gewaltiger ist noch das Beispiel wahrer Tugend. Zeige deinen Abscheu vor dem Schändlichen und Zuchtlosen, und Niemand wird vor dir diesen Namen haben wollen. Man wird dich mit Ehrfurcht umringen und dir nachahmen.

Vor Allem präge das Gefühl der Schamhaftigkeit ins zarte Herz ein. Was ist lieblicher, als die holde Bescheidenheit und die zarte Furcht vor jeder Unschicklichkeit! Wie schön ist es, die Unschuld vor sich selbst zittern, vor sich selbst erröthen zu sehen, die sonst vor Niemandem zittert, und arglos Jedem ins offene Auge blickt! — Aber nicht an der äussern Sittsamkeit genüge dir; lerne schamhaft vor dir selbst und vor dem Blicke des Allgegenwärtigen sein! Lerne nicht nur unanständige Vorstellungen meiden; nicht nur den Menschen fliehen, der thierisch sich selbst vergißt; sondern dich selber fliehen, wenn unreine Bilder sich aufdrängen wollen.

Uebe dich selbst, nur das Nützliche zu thun, aber die Weichlichkeit des Müßiggangs, das wilde Geträum der Einbildungen zu fliehen. Härte dich selbst in einem thätigen Leben ab, welches der Wollust Feind ist. Gewöhne dich selbst, nur Geschmack zu gewinnen an den Werken der Weisen, die das Herz bessern, Gesinnungen reinigen, den Verstand aufklären, die Vernunft wirksam machen; hingegen Ekel zu empfinden vor den zwecklosen, oft unschicklichen Dichtungen falsch geleiteter Einbildungskraft. Uebe dich selbst in der Kunst der Selbstbeherrschung, der Selbstverläugnung und des Entbehrens dessen, was die Sinne am meisten reizt und schmeichelt. Mache in dir selbst die Achtung für eigene Seelengröße, für eigene Geisteshoheit mächtiger, als die Achtung für fremde Größe und fremde Hoheit. Ermuntere dich selbst, Alles zu sein, Nichts zu scheinen, und in der Einsamkeit ganz derselbe, wie im öffentlichen Leben, dazustehen! Trenne dich selbst von sittenlosen Menschen, die, abgeschält von tugendhaften Grundsätzen, nichts Gutes kennen, als Sinnenkitzel, nichts Gerechtes, als den eigenen Nutzen, nichts Wahres, als das Spiel der abwechselnden Umstände.

Ich will es! Allgegenwärtiger Gott, Dir sei es gelobt, ich will es! — Ja, unversehrt bewahren will ich das himmlische Gefühl für wahre Ehre und wirkliche Schande, welches Du in meine Brust legtest, und das sich in einer reinen Schamhaftigkeit äussert. Nicht vor fremder Unthat allein will ich erröthen, sondern vor der Unwürdigkeit meiner eigenen Vorstellungen und Begierden.

Wie könnte ich, o du Allerreinster, glauben in Dir zu leben, wenn ich meinen Geist mit den Sünden niedriger Lust und unerlaubter Begierden besudelte? Wie könnte ich aus dem Schlamm thierischer Wollust meinen Blick zu Dir erheben, o du Allerheiligster?

Mag eine verdorbene Welt immerhin der Strenge meiner Sitten spotten, und des Ernstes meiner Grundsätze: es sind die Grundsätze meines Welterlösers Jesu; es sind die Grundsätze, ohne welche Seelenruhe, häusliche Glückseligkeit und Wohlfahrt ganzer Völker verderben; es sind die Grundsätze, welche meinem Geiste die Wege zur ewigen Vollendung öffnen!

Und wenn ich in ihnen erschwache, wenn die Gewalt unedler Leidenschaften mich betäuben will — o Gott, gib mir Kraft, daß ich dann im Sturm der Sinnlichkeit nicht erliege, daß ich meiner würdig bleibe.

Laß Deiner Wahrheit reines Licht
Uns, Reiner, nie verlieren.
Uns stets vor Deinem Angesicht
Mit Scham und Unschuld zieren;
Uns Schmeichlerstimmen schnell entziehn,
Den ersten Reiz der Wollust fliehn,
Und durch Gebet bewahren!

240.

Was heißt Gott und Jesum lieben?

1 Joh. 5, 1—3.

Was willst Du, ew'ge Liebe, was,
Was kannst Du von mir wollen?
Daß wir Dich wieder lieben, daß
Dein Wort wir halten sollen.
Dich lieben, Vater! — lieben die,
Die Du wie Kinder liebst, daß sie
In uns Dich wieder lieben!

Was heißt Gott lieben? Was heißt Jesum lieben? Eine Frage, die dem Scheine nach kaum aufgeworfen zu werden verdient. Denn wo ist ein Sterblicher, welchem die Empfindungen des Wohlwollens, der innigen Zuneigung, der Liebe fremd wären? Wer hat nicht einen Freund? dem er Feeund ist? Wer nicht Aeltern, die er zärtlich ehrte? — Geschwister, an welchen er mit Treue hing?

Und doch muß ich mir jene Frage vorlegen, und sie mir erst recht deutlich machen. Denn in ihrer richtigen Beantwortung liegt ja das ganze Grundwesen meiner Religion. Es ist nichts gleichgültig, was mein Verhältniß zu Gott und Jesu angeht; am wenigsten also auch meine Liebe zu Gott und Jesu. Es gibt Vieles, das an sich selbst so hell und klar zu sein scheint, und welches mir dennoch verworren ist, wenn ich es schärfer betrachte.

Denn ich bemerke es leicht, daß ich das höchste, unsichtbare Wesen nicht mit derjenigen Liebe lieben könne, mit welcher ich an einem Menschen hange. Ist doch selbst der Grad und die Art der Zuneigung verschieden, die ich den verschiedenen Sterblichen weihe. Anders liebt der

Gatte die Gattin, der Vater das Kind, der Bruder die Schwester, das Kind die Aeltern; anders liebt ein Freund seine verschiedenen Bekannten. Keinem gehört er auf die gleiche Weise an. Selbst die beste der Mütter, welche alle ihre Kinder mit der gleichen Innigkeit liebt, ist doch in ihrer Freundschaft für jedes Kind besonders wieder verschieden; ihre Liebe ist nicht bei jedem Kinde gleicher Natur.

Und wie soll nun meine Liebe zu Gott beschaffen sein? Wie meine Liebe zu dem göttlichen Jesus, durch dessen Lehre ich selbst göttlicher werde?

Gott ist ein Geist, und die sich ihm nahen, die ihn beten, sollen ihn anbeten im Geist, und auf die würdigste Weise. Gott ist ein Geist, nichts Menschliches, nichts Irdisches; ich soll mich ihm also nicht bloß mit irdischer, menschlicher Liebe nahen, sondern mit geistiger Liebe, ohne Einmischung des Sinnlichen.

Aber wir können es als Menschen nicht verhindern, daß wir in das, was bloß geistig ist, nicht auch *irdische Gefühle* eintragen sollten. Und darum können wir auch, bei allem unserm Streben, Gott niemals auf die vollkommenste Weise und *auf die würdigste Art lieben*. Wir sind Menschen! Unser Geist freilich handelt; aber auch unser Irdisches, das heißt, auch die Empfindungen unsers Herzens, Freude, Schmerz, Sehnsucht, Entzücken, Furcht und Hoffnung, haben ihren Einfluß. Als reine Geister würden wir davon frei sein; als Menschen können wir uns nicht davon trennen. Aber Gott schuf uns selbst so; er schuf uns unserer Glückseligkeit willen so. Er hat Nachsicht mit den Schwachheiten, mit den Unvollkommenheiten, denn seine Hand war es, die dieselben in unsere Natur legte. Nur daß diese irdischen Schwachheiten nicht die Obergewalt in uns gewinnen, nicht den Geist erdrücken, dafür sollen wir Sorge tragen. Können wir es nicht verhindern, daß sich irdische Empfindungen in unsere Liebe und Achtung Gottes einmischen, so sollen wir doch verhüten, daß diese Liebe, diese Anbetung nicht ganz irdisch werde. Je vollkommener, je edler der Mensch, je reiner ist sein Verhältniß zu Gott. Der höhere Mensch liebt Gott, wie Jesus selbst ihn liebte; der rohere Mensch verehrt ihn bald mit sklavischem Zittern, bald mit schwärmerischer Spielerei, bald mit niedrigem Aberglauben. Der höhere Mensch opfert seine Gefühle und Neigungen Gott auf. Der rohere Mensch kann aus Liebe zur Gottheit Menschen würgen, Familien ins Elend stürzen, Brüder hassen, die Gott nicht nennen, nicht anbeten, in der Art, in dem Tempel, mit den Vorstellungen, wie er.

Die allzustarke Einmischung irdischer Gefühle in das, was Liebe zu Gott sein soll, ist nicht nur eine bloße Unvollkommenheit und ein Mangel der ächten Gottesverehrung, sondern selbst gefährlich für die Grundlage der Religion. Eine Religion, welche sich meistens auf Empfindungen des Gemüthes, und nicht auf fromme Handlungen des Geistes gründet, ist unbeständig, schwankend, verleitet zu thörichten Ausschweifungen, zu verderblichen Schwärmereien, zum Aberglauben, selbst zur Irreligion.

Irdische Gefühle sind *nie anhaltend*, sondern *vorübergehend*. Dies soll aber die Liebe zu Gott und Jesu nicht sein. Je lebhafter unsere Begeisterung in einer schönen Stunde des Lebens ist, je schneller verschwindet sie. Die Seele ist so großer, dauerhafter Anstrengungen nicht fähig. Nach heftigen Gemüthsbewegungen erfolgt nothwendig endlich Ermattung des Gemüths.

Wie Viele hat es nicht gegeben, welche sich selbst schon mit Vorwürfen peinigten, daß sie in ihren Gebeten, in ihren Empfindungen bei dem Gedanken an Gott nicht immer die gleiche Lebhaftigkeit und Wärme hatten! Sie schrieben dies der Kälte und Erstorbenheit ihres Herzens, wohl gar dem Einfluß eines bösen Geistes zu, was zuletzt doch nur die nothwendige Schwäche ihrer menschlichen Natur war. Wie Viele hat es nicht gegeben, welche durch Religionsvorträge in ihrer Jugend zu überspannten schwärmerischen Gefühlen kamen, und sie nachher verloren, weil solche Gefühle ihrer Natur nach nicht anhaltend sein können! Dann quälten sie sich mit Selbstanklage, daß sie nicht mehr so fromm wären, wie ehemals; daß sie Gott und Jesum nicht mehr so innig liebten, wie ehemals. Sie bedachten nicht, daß jene Gefühle, welche damals künstlich, durch rednerische Mittel, durch Bewegung ihrer Einbildungskraft erweckt wurden, an sich selbst keine wahre Frömmigkeit, keine Tugend waren; daß jene Gefühle endlich von ihrer Höhe wieder zurücksinken mußten, wenn die Mittel fehlten, durch welche sie emporgehoben waren.

Auch wir Menschen können uns unter einander lieben, ohne in beständiger leidenschaftlicher Aufwallung zu sein. Die Mutter kann ihr Kind mit Inbrunst lieben, ohne daß sie beständig beim Anblick desselben in Thränen des Entzückens ausbricht. So können wir Gott lieben, so uns mit ehrfurchtvoller Andacht und Sehnsucht ihm im Gebete nahen, selbst wenn jene schwärmerische Stimmung, der Ungestüm der Empfindungen fehlt, die wir in manchen bedeutenden Augenblicken unsers Lebens kennen lernten.

Gefühle sind oft nur Wirkungen unserer körperlichen Reizbarkeit. Aber unsere Religion, das heißt, unsere Gottesliebe, soll dabei weder gewinnen, noch dadurch leiden. Es gibt Zeiten, in welchen wir reizbarer und zu lebhaften Bewegungen des Gemüths geneigter sind, als sonst. Sogar ein mehr oder minder kränklicher Zustand des Körpers trägt dazu oft nicht wenig bei. Wie, wenn sich unsere Gottesliebe, unsere Religion auf solchen abwechselnden Zustand gründete, wie verschiedenartig würde unsere Liebe zur Gottheit selbst werden, sogar wider den Willen unsers Geistes! Das Kind und der Jüngling ist zu schnellern Aufwallungen, zur Begeisterung, zum Entzücken, ungleich geneigter und fähiger, als der Mann und die betagte Frau. Wie, sollten Kinder und jugendliche Personen darum Gott wahrhafter, inniger und würdiger lieben, als der ruhige, tugendhafte Mann, als der edle Christ im Greisenalter? Nein, unsere Religion, unsere Gottesliebe soll so sehr als möglich von irdischen Empfindungen rein, so sehr als möglich von ihnen unabhängig bleiben; sie soll geistiger Natur sein, wie Gott ein Geist ist.

Gefühle, wenn man ihnen zu sehr nachhängt, wenn man ihnen in der Gottesverehrung einen zu großen Werth gibt, bemächtigen sich allzuleicht der Herrschaft über die Vernunft, unterdrücken den freien Geist, und verunstalten das Verhältniß, in welchem er zum höchsten Wesen stehen soll.

Die Quelle der meisten Religionsschwärmereien liegt in der unbesonnenen Macht der Gefühle, welche in religiöse Gesinnungen und Handlungen übertragen worden. Leider ist es vielen Sterblichen angenehmer, mit Empfindungen zu spielen, als mit Selbstaufopferung Gutes zu

thun; es ist ihnen leichter, im Tempel oder in der Einsamkeit Thränen der Andacht zu vergiessen und Thränen der Rührung, als hinzugehen, mit Entbehrung eigener Bequemlichkeiten Thränen des Elends von den Wangen unglücklicher Brüder zu trocknen. Es ist ihnen leichter das Gebet, als die mühsame Arbeit; leichter, Eingebungen einer gereizten Einbildungskraft in schwärmerischen Betrachtungen zu folgen, als ernst und gründlich über ihre Pflichten nachzudenken, die ihnen Jesus vorschrieb.

Daher wird die Religion bei manchen Menschen nur zur tändelnden, das Gemüth auf eine anmuthige Weise beschäftigenden Unterhaltung, nicht zum Kampf wider anklebende Fehler und Leidenschaften. Man gefällt sich, Jesu die schmeichelhaftesten Namen beizulegen, und mit dem erhabensten Wesen kindisch zu spielen, statt zu gehen, wie er, durch Sturm und Todesnacht, und für das Glück des menschlichen Geschlechts wohlthätige Thaten zu verrichten. Man gefällt sich in Träumen, aber weiß sich im Wachen und Handeln nicht zurecht zu finden.

Nichts ist in solchen Gemüthszuständen leichter, als unvermerkt in seltsame Verirrung des Geistes, in verderbliche Schwärmereien zu gerathen, wo man der Hauptsache des Christenthums vergißt und sich in Nebendingen verliert. Nichts ist dann leichter, als daß der Schwärmer voll stolzer Selbstzufriedenheit glaubt, das beste Theil erwählt zu haben, und diejenigen Christen verachtet oder in allem Ernst bemitleidet, welche nicht so empfinden und fühlen und glauben, wie er. Er hält nur zu demjenigen, der mit ihm gleiches Sinnes ist, und macht eine Scheidewand zwischen sich und Andern, die er noch nicht für Bekehrte, Bußfertige und Erweckte ansieht. Er maßt sich an, Herz und Glauben der Sterblichen zu richten, während doch Gott allein nur die Herzen prüfen, die Gewissen richten kann. Die Schwärmerei macht gegen Andersdenkende mehr oder weniger mißtrauisch, herabsehend, ungesellig, oft sogar feindselig.

Das aber ist keine reine Gottesliebe, dies kein wahres Christenthum. Was Jesus während seiner Menschheit auf Erden empfand im Innersten seines Herzens, das bewahrte er darin; öffentlich aber und im Geheimen handelte er nach Gottes Willen. Seine Gottesverehrung, die er uns zum Muster darstellte, war kein stundenlanges Beten, war kein Ausschmücken von Altären, Gräbern, Tempeln, war kein beständiges Weinen, Seufzen und Betrachten: sondern er betete im freien Felde, auf der Reise wie im Tempel; ein Gedanke an den Allmächtigen galt ihm schon dem Gebete gleich; er sann jeden Augenblick nach: was ist jetzt noch, was ich zum Besten meiner Brüder auf Erden thun könnte? und that es.

Was aber die Einmischungen der Gefühle und Empfindungen in die Religion am gefährlichsten macht, ist, daß ihr Uebermaß nicht nur zur unfruchtbaren Schwärmerei, zum thörichten Aberglauben verleitet, sondern sogar — wer sollte es glauben? — zur Irreligion und Verachtung der Religion!

Denn da lebhafte und überspannte Gefühle ihrer eigenen Natur nach nicht von Dauer sein können, geschieht es oft, daß Menschen, die daraus sonst die Hauptsache ihrer Frömmigkeit machten, endlich erkalten und zum ruhigen Nachdenken übergehen. Dann finden sie selbst, daß ihre ehemaligen Empfindungen übertrieben, ihre Vorstellungen ohne Ordnung und Wahrheit gewesen. Sie finden den Zustand, in welchem sie damals waren, den Begriffen einer gesunden Vernunft nicht angemessen, oft sogar lächerlich. Sie schämen sich desselben. Sie fassen Argwohn gegen alles Andere, was in religiöser Hinsicht damit zusammenhing; ihnen wird selbst das verdächtig, was an sich selbst ewig ehrwürdig ist. Sie wollten sich von dem, was sie Vorurtheil und falsches Erziehungswerk nannten, frei machen, und ganz zu ihrer eigenen Kraft zurückkehren, und werfen mit den Fesseln des Irrglaubens, der Schwärmerei und des Aberglaubens auch die Stützen hinweg, welche die Religion Jesu dem menschlichen Geist in seiner Unvollkommenheit gewährt. Sie nehmen sich vor, Alles besser zu prüfen, fangen ihr Werk damit an, Alles zu verwerfen, um dann desto leichter sich der Wahrheit wieder zu bemächtigen. Aber bald gebricht ihnen Zeit, bald Kraft für die nöthigen Untersuchungen, und sie stehen da im Labyrinth voll Zweifel, ohne Religion, und ihr geistiges Elend mit dem falschen Flitterwerk sein sollender Aufklärung verhüllend.

Darum ist es gleich beim ersten Religionsunterricht der Jugend eine der wichtigsten Angelegenheiten des Seelsorgers, daß er, indem er das Herz zum Guten erweckt, vorzüglich auf den Verstand einwirke; daß er sich selbst hüte, nicht die Einbildungskraft der Jugend, die ohnedem bald thätig ist, allzulebhaft zu reizen; daß er sich kein Verdienst daraus mache, durch rührende Reden Gefühle zu erregen und Herzen zu erschüttern, sondern die Anregung frommer und schöner Empfindungen nur zu Nebenmitteln gebrauche, die vom Verstand ergriffene Lehre schöner, liebenswürdiger und dem gesammten menschlichen Wesen verwandter zu machen.

Prediger, Aeltern, Lehrer, Erzieher, die dieses versäumten, und mehr darauf ausgingen, die Jugend zu rühren, als zu belehren, haben leider gegen ihre Absicht oft den fürchterlichsten Schaden gestiftet. Verschwinden die Rührungen und Spiele der Einbildungskraft, dann treten die Zweifel des erwachenden Verstandes ein. Die Erfahrung bezeugt es hundertfältig, daß Irreligiöse, daß selbst sein wollende Gotteslängner (denn wahrhafte Gotteslängner hat es noch nie gegeben) in ihrer Jugend die eifrigsten Schwärmer waren. Die Erfahrung bestätigt es noch überall, daß da, wo der größte Aberglaube wohnt, auch die ärgsten Religionsspötter zu finden sind.

Was heißt nun Gott und Jesum lieben? Diese Frage, welche mir so leicht beantwortlich schien, ist es nun nicht mehr, je länger ich über ihren Sinn nachdenke. Er ist ein Geist! Mißtrauisch gegen die Einmischung und die Gewalt irdischer Empfindungen soll ich ihn, als Geist, geistig lieben.

Und was ist nun die reine Liebe zu Gott? — Das ist die Liebe zu Gott (so spricht Gottes Wort), daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer. (1 Joh. 5, 3.)

Und was ist nun die wahre und reine Liebe zu Jesu? Höret die Worte Jesu selbst! Er spricht: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten; und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen. (Joh. 14, 23.) Und Jesu Wort, die Hauptsumme seiner ganzen Lehre, ist: Du sollst Gott über Alles, deinen Nächsten wie dich selbst lieben. Du sollst vollkommen sein, gleich wie dein Vater im Himmel vollkommen ist! (Matth. 5, 48.)

Nicht also in bloßen Andachtübungen, in frommen Gebeten, in Beobachtung religiöser Gebräuche, in sehn-

suchtvollen Gefühlen, drückt sich die reine Liebe zu Gott und Jesu aus, sondern in Nachahmung Jesu und in Aehnlichwerden der Gottheit.

Es ist eine Unmöglichkeit, daß wir das unsichtbare höchste Wesen mit irdischer Liebe, wie einen Menschen, lieben — und geschieht es, so stehen wir in Gefahr, uns in Empfindeleien, in Träumen der Einbildungskraft zu verlieren. Wir sollen Gott durch das Streben unserer Seele lieben, ihm näher zu kommen, ihm ähnlicher zu sein. Der höchste Grad der Liebe ist die Sehnsucht zur innigsten Verbindung und Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande. So sei denn mein Streben auch nur Verbindung, Vereinigung mit Gott. Vereinigung mit der Gottheit aber ist nichts Anderes, als daß ich mich durch Jesu Wort und Lehre vergöttliche, daß ich in meinem ganzen Wesen vollkommen werde, göttlich-wohlthätig wolle, göttlich-wohlthätig denke, göttlich-wohlthätig handle.

Indem ich ganz im Sinn Gottes lebe und wirke, löset sich mein Geist in der Gottheit auf; ich bin der Gottheit Werkzeug zur Beglückung der Menschen auf Erden; ich bin, ich werde Jesu Bruder, der mich Bruder nannte; ich werde Gottes Kind sein.

Dies ist Liebe zu Gott, wie sie sein soll, wie sie Jesus wollte. Sie ist nicht ein leeres Gefühl, sondern selbstbeseligendes Handeln.

Inzwischen wir sind Menschen — Geist und Körper wirken jederzeit in inniger Verbindung. Wir kennen uns und sollen uns schöner Aufwallungen des Gefühls nicht bei den Erinnerungen an Gott erwehren. Gefühle sind nur schädlich in der Religion, wenn wir aus ihnen die Hauptsache machen, und die Thaten vergessen, welche Gott gebot. Gefühle sind, wenn wir uns ihnen nicht ganz allein hingeben, die wirksamsten Mittel zur Erhebung unsers bessern Selbstes, zur Stärkung unsers Gemüthes im Guten. Der Mensch würde in träger Gleichgültigkeit verderben, und stille stehen auf der Bahn der Vollkommenheit, wenn nicht zuweilen ein Sturm der Empfindung uns mit sich fortrisse.

Achtungswürdig sind jene schönen Aufwallungen des Gemüthes, welche die Betrachtung der Größe Gottes in der Natur oder in den Verhängnissen unsers Lebens hervorruft. Achtungswürdig ist die heilige Begeisterung, welche uns in dem Gedanken an Jesu Vollkommenheit und Offenbarung, an seine Liebe, an seinen Welterlösertod ergreift. Achtungswürdig ist das himmlische Feuer der Andacht, von welchem unsere Seele im stillen Gebet erglüht, wenn sie zum unendlich großen und guten Geber alles Guten hinanschaut.

Wir sind Menschen. Kinder sind wir in der herrlichen Reihe der Geister, deren Edelste Gott unendlich näher stehen, als wir. So wollen wir denn unsern Gott auch mit diesem kindlichen Gemüthe lieben, das er uns ja selbst verlieh. So wollen wir ihn ewig anrufen: Abba, lieber Vater im Himmel! wie Jesus selbst ihn anrufen und lieben lehrte. So wollen wir uns der Thräne nicht schämen, die wir in der Einsamkeit weinen, wenn wir uns vor dem ewigen Vater betend hinwerfen. Auch unsere Thräne ist ein Gebet, auch unser Seufzer ein Wort des Herzens, auch das Feuer der Andacht, welches aus unsern Augen glänzt, von unsern Augen wiederleuchtet, ist eine Verehrung des Allerhöchsten.

Wir sind nur Kinder, Unmündige, Schwache im großen Reiche Gottes. Als Kinder liebst Du, o liebreichster Vater, uns! Wir können nicht mit Engelszungen Dich preisen, aber Du forderst es auch nicht von uns. Du hörst auch unser unmündiges, geringes Lallen gern; nicht was wir thun, nein, was wir Dir sein möchten, das ist Dir wohlgefällig. Nicht daß ich Dir feierliche, irdische Opfer bringe, nicht daß ich Dir zu Ehren festliche Uebungen anstelle, wie man etwa schwachen Menschen zu Ehren anstellt — nein, dies ist es nicht, was Dein Wohlgefallen erwecken, was meine Liebe zu Dir bezeugen kann: sondern daß ich Deinen Willen auf Erden erfülle; daß ich Jesum in meinen Brüdern auf Erden liebe; daß ich rastlos Gutes erdenke, nützlich wirke, Segen, Wohlstand, Frieden und Freude um mich her verbreite, so weit meine Kraft ausreicht.

Mag doch ein Kind zum Preis seiner Aeltern glänzende Feste begehen, es liebt dennoch seine Aeltern nicht, wenn es dem Willen derselben ungehorsam ist, und nicht ihre Gebote thut. Mag doch ein Kind gegen Vater und Mutter mit den besten Gefühlen erscheinen, schmeicheln, seufzen, sich demüthigen, küssen, voller Sehnsucht nach ihnen sein — es liebt dennoch Vater und Mutter nicht in Wahrheit und Aufrichtigkeit, wenn es die Lehren der Mutter zu schwer findet, und die Gebote des Vaters nicht halten will. So, o mein Vater im Himmel, empfinde ich es wohl, daß ich, um Dich wahrhaft zu lieben, und diese Liebe zu bezeugen, Deinen Willen bei allen Anlässen meines täglichen Lebens erfüllen muß.

Und das will ich! O verleihe mir zu der Größe dieses erhabenen Willens auch Größe der Kraft. Ja, auch diese verleihest Du! Nie ist der Mensch zum Gutesthun zu schwach, wenn er es nicht selbst sein will, und das Vermögen nicht mißbraucht, welches Du ihm verliehen. So will ich denn liebevoll handeln, weil ich Dich liebe; so will ich denn edel und nützlich wirken, Frieden und Wohl befördern, wo ich kann, weil das göttlich ist. Und wenn ich an jedem Tage auch nur einem Menschen eine Freude machen kann, so wird mir werden, als hätte ich schon viel gethan. Ach, wie mancher Tag ging hin, an welchem ich statt Freude Betrübniß verursacht! Ach, wie manchen Tag habe ich verloren! Wie oft vergaß ich Gott zu lieben!

241.

Die Wahl der Lebensart und des Berufs.

Mark. 1, 16—18.

Mein Loos in dieser Welt
Sei stets, wie Gott gefallt,
Dich, Vater, laß ich's wahlen!
Dann kann es mir nicht fehlen,
Wenn ich nach Dir nur strebe,
In dem Beruf ich lebe.

Errotten Stand und Macht,
Rang, Ansehn, Gold und Pracht,
Wenn ich nichts Edlers habe,
Vom Schrecken vor dem Grabe?
Und vor Bekummernissen
Das zagende Gewissen?

Wohin, o Gott, Dein Christ
Von Dir berufen ist,
Da kann er deinen Willen
Zu Deinem Ruhm erfüllen;
Auch selbst in seinem Leiden
Durch Deine Kraft mit Freuden.

Es gibt eine Krankheit, an der viele Menschen leiden: sie heißt Unzufriedenheit mit Stand, Lebensart und Beruf. Diese Krankheit ist allgemeiner verbreitet, als man wohl glaubt: sie stiftet mehr Uebels im Stillen, als man glaubt. Während manches Angesicht fröhlich lächelt, frißt ein verheimlichtes Gift am wunden Herzen. Man sagt es nicht gern laut. Man weiß, die Klage sei fruchtlos. Aber dennoch läßt man sie zuweilen etwa unter vertrauten Freunden laut werden; man hört von den Nichtbeglückten zuweilen in einem Seufzer die Worte entschlüpfen: „Hätte ich statt meines jetzigen Berufs einen andern wählen können, ich würde ein ganz anderer Mann sein!“ Oder: „Meine Talente, meine Neigungen passen nun einmal nicht zu den Geschäften, zu welchen ich verdammt bin!“ Oder: „In jedem andern Berufe wäre ich glücklicher gewesen, als in dem, was ich jetzt treiben muß!“ Oder: „Ich ward durch allerlei Umstände zu diesem Stand, zu dieser Ehe genöthigt, davon ich voraus fühlte, ich könne darin nicht ganz glücklich sein. Meine Neigung, mein Herz ward nicht befragt, sonst wäre es anders.“

In der That, nichts ist trauriger, als solcher Zustand; denn der Mensch lebt bei demselben in einem unaufhörlichen Widerspruch mit sich selbst. Seine Sehnsucht schwebt immer über seinen Berufskreis hinweg. Seine geheimen Neigungen stehen beständig im Streit mit den Pflichten, die er üben soll. Es ekeln ihn die gewöhnlichen Geschäfte seines Lebens an, er treibt sie mit lauer Gleichgültigkeit, oder wohl gar mit Widerwillen. Er blickt nie ohne geheimen Schmerz auf das Loos Anderer, die es besser haben, oder zu haben scheinen, als er. Er sieht überall in seinen Verhältnissen nur Dornen, statt der Rosen; er beschäftigt sich mit allen übrigen Dingen voll größern Eifers, als mit denen, die er berufsmäßig zu besorgen hat. Darüber erwächst ihm nun mancherlei Ungemach. Aber selbst die Vorwürfe, die er wegen nachlässiger Behandlung seiner pflichtmäßigen Arbeiten erfährt, kränken ihn nur wenig. Er tröstet sich nur damit, daß es nicht anders sein könne; daß es noch viel sei, wenn es nur so gerathe und gehe, wie es geht und geräth, da er doch Alles ohne Lust und Liebe thue. Wäre er in seiner ihm angemessenen Lage; hätte er den Stand, das Gewerbe, zu welchem ihn seine Neigungen hinziehen: er würde vortrefflicher, eifriger, ruhmwürdiger erscheinen, als Mancher, der jetzt das bessere Loos hat, aber es nicht zu benutzen versteht. Er klagt heimlich seine Aeltern, seine Verwandten, oder das Schicksal überhaupt an, daß er nicht in der Welt auf demjenigen Platze stehe, wohin er eigentlich gehöre.

Aehnlicher Mißbrauch, wie bei den Männern mit dem Beruf, zu welchem sie bestimmt worden sind, quält manches heimlich leidende Weib in Rücksicht der ehelichen Verbindung, zu welcher es genöthigt worden ist. Weibliche Personen haben gewöhnlich eben so wenig ganz freie Wahl in Rücksicht des künftigen Gatten, seiner Eigenschaften und seines bürgerlichen Standes, als Jünglinge haben in Rücksicht des zu ergreifenden Berufes. Daher wird dann die Ehe selten so beglückend für das ganze Leben, als sie es sein könnte, besonders wenn auch noch Kinder fehlen, die das leere, freudenlose Herz der Gattin mit schönen Muttergefühlen erfüllen. Die Einförmigkeit des häuslichen Lebens vermehrt die unangenehmen Empfindungen dessen, was man entbehrt. Die Einbildungskraft beschäftigt sich mit stillen, oft selbst unerlaubten Wünschen. Man betrachtet sich als ein trauriges Opfer des Schicksals, oder sucht Ersatz in häuslichen Zerstreuungen. Das Hauswesen leidet; dem Gatten selbst ist nicht wohl in seiner Wohnung, und er sucht Genuß und Erheiterung an fremden Orten. Das Ehepaar wird nie so herzlich vertraut, als es zu wünschen wäre. Jeder behält noch gewisse Gedanken und Wünsche im Innersten des Gemüthes zurück, die nicht geoffenbart sein wollen. So wird nicht selten der Grund zu einer nachmaligen gegenseitigen Fremdwerdung gelegt, die zu mancherlei Mißverständnissen Anlaß gibt, und oft, wenn noch ein unkluges Benehmen dazu kommt, Ehezwist, Feindseligkeit und ewigen Hader erzeugt, bis das heilige Band gebrochen, oder obrigkeitlich aufgelöset wird.

So ist es nur allzugewiß, daß der Widerspruch des Berufes und Standes mit den Neigungen der Menschen eine der gemeinsten und furchtbarsten Quellen ihres Elendes ist. Woher entsteht aber meistens dies Uebel, welches die häusliche Glückseligkeit in ihren tiefsten Wurzeln vernichtet?

Allerdings legt die Hand des Schicksals selbst oft schon früh den wichtigsten Grund dazu. Nicht der Mensch gibt sich seine Anlagen; sie werden ihm angeboren. Entwickelt müssen sie werden durch Erziehung und Erfahrungen. Eben diese Anlagen sind gewöhnlich auch der Keim einer vorherrschenden Neigung des Menschen zu dieser oder jener, seiner besondern Fähigkeit entsprechenden, Lebensart und Beschäftigung. Wenn nun das gleiche Verhängniß aber, welches ihm für irgend einen Beruf ausgezeichnete Fähigkeiten ab, von der andern Seite es unmöglich macht, einen Stand zu ergreifen, in welchem von solchen Eigenschaften der glänzendste Gebrauch zu machen wäre: so entsteht nothwendig jener innere Zwiespalt, der zur langen Unzufriedenheit Anlaß gibt.

Oft geschieht es, daß sich die Anlagen und Neigungen eines jungen Menschen erst sehr spät auffallend äußern. Und wären gleich Aeltern und Erzieher bereitwillig und vermögend, ihn jeder beliebigen Berufsart zu weihen, können sie doch nicht wahrnehmen, zu welcher er dermaleinst am besten taugen werde. Ja, es ist oft der Fall, daß, wenn dem Jüngling ungehindert die Wahl seines künftigen Berufs überlassen wird, er, sich selber verkennend, denjenigen Stand ergreift, zu welchem er nachher am allerwenigsten taugt, wenn sich seine Kräfte vollkommen entfaltet haben.

Doch im Ganzen sind solche Fälle *nicht allgemein*, sondern nur Ausnahmen vom Laufe der Dinge im gemeinen Leben. Und was hier die Hand der göttlichen Vorsehung anordnete, hat unstreitig seine höhern und guten Zwecke für die Menschheit, wenn der Mensch selbst nur weise genug ist, sie zu erkennen, und kräftig genug, sie zu erreichen.

So ist es geschehen, daß zuweilen mancher vortreffliche, geistreiche Kopf, welcher fähig gewesen sein würde, Länder und Völker weise zu regieren, oder die Wissenschaften auf eine höhere Stufe zu erheben, durch widrige Ereignisse getrieben wurde, sich dem Ackerbau oder einem Handwerk zu widmen. Hatte er ein Recht, die Unbilligkeit seines Schicksals anzuklagen? Oder sollen wir, wenn wir solchen scheinbaren Widerspruch erblicken, die Weis-

heit Gottes in Vertheilung seiner Gaben tadeln? — Mit nichten! Eben dieser geistreiche Landmann verbesserte durch neue Erfindungen den Anbau der Erde; eben dieser talentvolle Handwerker vervollkommnete seine Kunst auf eine bisher unbekannte Weise. Dazu waren ihre vorzüglichen Kräfte bestimmt; sie sollten zur Vermehrung irdischer Glückseligkeit des Menschengeschlechts auf einer Stelle beitragen, wohin seltener ausgezeichnete Geister kommen. In den Schöpfungen Gottes und in der Leitung der Schicksale ist immer ein erhabenerer Plan, als wir erwarten und glauben. Nichts ist Zufall. Auch die kleinste Pflanze hat ihren besondern Standort nicht ohne Absicht empfangen, und ein Stein liegt nicht vergebens im Felde, wo er liegt.

Aber des Menschen Kurzsichtigkeit ergründet die sinnvollen Absichten des Weltregenten nicht immer; und thörichter Eigendünkel, welcher immer eine Frucht der Unwissenheit ist, tadelt mit Vermessenheit, wo Anbetung und schweigende Verehrung das Gemüth füllen sollte.

Wenn endlich die Zwecke nicht erreicht werden, zu welchen die Vorsehung den Menschen hinwinkt: so ist es des Menschen Schuld. Es sind seine Leidenschaften, seine Thorheiten, die ihn den falschen Weg ergreifen lassen, und gegen das wahrhafte Gut blenden. Nicht Gott ist's, der ihn mit sich selbst entzweit. Der Mensch ist's, der sich mit Gottes weisern Entwürfen entzweit.

Schon die Aeltern pflegen oft in der Erziehung der Kinder den ersten Samen der folgenden Unzufriedenheit zu säen; der Ehrgeiz des Vaters, die Eitelkeit der Mutter, welche sich mit Liebe für die Kinder beschönigen, stürzen diese durch unüberlegte Behandlung in ein spätes Verderben. Man gibt den Söhnen eine Erziehung, die durchaus nicht zu dem künftigen Beruf schicklich ist, welchen sie unter ihren Umständen zu ergreifen haben. Man gewöhnt sie früh, als Herren zu leben, da sie in Zukunft Diener zu sein bestimmt sind; man füllt ihren Kopf mit Kenntnissen, die zu ganz andern Geschäften leiten, als zu den Geschicklichkeiten des Handwerksmannes. Kein Wunder, wenn nachher der junge Mensch Abneigung gegen ein Gewerbe beweiset, das er aus Noth übernehmen muß, inzwischen man ihm schon Neigungen für ganz andere Geschäfte einzuflößen angefangen hat.

Der Stolz mancher Aeltern wählt oft noch schlimmere Wege. Schon an der Wiege des Kindes wird über dessen künftigen Beruf entschieden, ehe man noch wissen kann, ob es Anlage zu demselben habe. Man will es zur Verherrlichung der Familie höher steigen lassen, glänzendere Rollen spielen lassen, als die Aeltern und Vorältern hatten. So geht der Sohn des Taglöhners ohne Mittel in die Lehre zum Handwerker oder Künstler; der Sohn des Handwerkers, ohne hinlänglichen Reichthum, in die Geschäfte des Kaufmanns; so der Sohn des Bürgers und Bauers, ohne hervorstechende Talente, auf die höhern Schulen, um in den geistlichen oder gelehrten Stand einzutreten. Viel zu spät erst, wenn schon der beste Theil des Lebens unter langen Vorbereitungen verloren gegangen ist, wird man des Fehlgriffes gewahr, und die Reue schleicht dem unbesonnenen Stolze nach.

Dann erst sieht man den Irrthum ein, wenn der Sohn entweder in dem ihm zugedachten Stande gänzlich mißlingt, oder wenn aus ihm nur ein halber Mensch geworden ist; wenn er klagt: Hätte nicht ein falscher Ehrgeiz meine Aeltern verführt, die zu hoch mit mir hinaus wollten, ich würde glücklicher sein, ich würde mich anständiger und sicherer ernähren können. Jetzt bin ich in einer Lage, wo man mehr von mir fordert, als ich leisten kann. Aus Mangel an hinlänglichen Mitteln sehe ich nicht ein, wo ich mir jemals ein unabhängiges, und in dem mir gegebenen Stande anständiges Leben führen könne. Ich werde lebenslänglich in fremder Dienstbarkeit stehen, oder mich dürftig und spärlich durchquälen müssen.

Die Sucht vieler Aeltern, sich und die Kinder über ihren Stand zu erheben, ist heutiges Tages ein allzugemeines Uebel, als daß man es nicht fast überall erblicken sollte. Man hat verlernt, sein Glück und seinen Ruhm in demjenigen zu suchen, was uns die Vorsehung beschieden, und will mit Eigendünkel die Weisungen der Weltregierung verbessern.

Am gewöhnlichsten findet dieser Fehler in der Behandlung der Töchter statt. Man gibt ihnen eine Erziehung, die meistens über ihren Stand hinausgeht. Weit entfernt, sie zu jener Einfalt und Sparsamkeit und Häuslichkeit zu gewöhnen, welche künftig den redlichen Mann beglücken können, der sie zur Gattin wählen möchte, gewöhnt man sie an mancherlei Bequemlichkeiten, an Lustbarkeiten und Ergötzungen, zu welchen der künftige Ehemann oft weder Neigung noch Vermögen hat. Statt ihnen durch eine reiche Aussteuer die Möglichkeit zu geben, sich und ihrem künftigen Gatten Leben und Betrieb des Gewerbes zu erleichtern, verschwendet man die Ersparnisse an Putz und Pracht, die Tochter vor allen andern glänzen zu lassen, in der Hoffnung, ein reicher Mann werde die Tugenden dieser Feinerzogenen allem Vermögen vorziehen. — Die Folgen davon sind leider offenbar genug. Der redliche Mann, nicht im Stande, den Aufwand und alle die kleinen Bequemlichkeiten und Bedürfnisse zu bestreiten, an welche die feingebildete Tochter gewöhnt ist, thut Verzicht auf ein Ehebündniß mit einer solchen. Er wählt sich lieber eine Seinesgleichen, die ihm statt Flitterputzes so viel Vermögen zubringt, daß ihm die Einrichtung seines Hauswesens erleichtert wird. Die geschmückte Armuth wird vergessen, und die hochfliegenden Pläne des älterlichen Stolzes werden demüthiger, jemehr die Jahre kommen, in welchen der jugendliche Reiz der Tochter verschwindet.

Daher die Menge der Unverehlichten, zumal in größern Städten, wo die thörichte Sucht, sich über seinen Stand zu erheben, und es Vornehmern gleich zu thun, immer mehr überhand nimmt. Daher das traurige Loos solcher Jungfrauen, welche entweder gegen die Bestimmung ihres Geschlechts einsam dahin welken, oder von ihren hohen Ansprüchen ablassen, und, um versorgt zu sein, Männern die Hand bieten müssen, deren Gewerbe, deren Bildung ganz von dem verschieden ist, was sie erwartet haben. Daher dann die Widersprüche der vermeinten höhern Anlagen und edlern Neigungen mit dem wirklichen Berufskreise; daher dann die Unzufriedenheit mit seinem Stande; daher die zerrütteten Wirthschaften, die thränenvollen Ehen!

Auch nicht wenig zur Verderbung des Kopfes und Herzens der Jünglinge nd Töchter für ihren künftigen Beruf und Stand trägt in die größern und kleinern Städten herrschend gewordene Vielleserei bei. Junge Leute glauben sich zu bilden und ihren Geschmack zu veredeln, indem sie ohne Auswahl, ohne Rath eines verständigen Freun-

des, Romane, Mährchen und Schauspiele lesen, statt nützlicher Werke, aus denen sie etwas für ihre künftigen Berufspflichten erlernen könnten. Es kommt ihnen dabei leider nicht so sehr auf die vorgebliche Bildung ihres Geistes an, sondern mehr auf angenehme Schwärmereien für ihre ohnehin reizbare Einbildungskraft. Sie erhöhen dadurch ihre natürlichen Gefühle zu einer lächerlichen oder krankhaften Empfindsamkeit und Empfindelei. Das gemeine Leben wird ihnen fade und widerlich, weil es ganz anders und ernster dasteht, als das fantastische Hirngespinnst ihres Dichters. Sie machen höhere, träumerische Forderungen an der Welt, als diese erfüllen will und kann. Sie klagen das Leben an, wo sie nur ihre eigene Verstandesverworrenheit und Verbildung anzuklagen hätten.

Nicht daß ich hiermit die Werke unserer Dichter tadeln wollte; aber der Mißbrauch derselben durch die unerfahrne Jugend und die Fahrlässigkeit und Gleichgültigkeit der Aeltern und Erzieher ist dabei zu tadeln. Denn was geistvolle Männer zur Erholung des Gemüthes gedacht und geschrieben, soll keine Hauptbeschäftigung der Jugend sein; und der reizende Leckerbissen darf nie die Stelle der stärkenden Nahrung vertreten.

Jüngling, ich spreche von deiner Zukunft, von dem Glück deines ganzen Lebens, von der Wahl deines Standes und Berufes. — Dir mehr, als jedem Andern, ist an deinem eigenen Loose gelegen. Erwäge ernstvoll, in welche bürgerliche Laufbahn du für die ganze Lebenszeit eintreten willst. Zurücktreten ist nicht mehr leicht, oft unmöglich.

Wähle nicht aus Stolz oder Eitelkeit, und mit alberner, leichtfertiger Erwartung der Glücksgunst, dein künftiges Lebensgeschäft: sondern prüfe, wozu du am geschicktesten bist, und worin du einst etwas Ausgezeichnetes leisten könnest. Aber bedenke zugleich, ob du auch die äussern Hilfsmittel hast, die erforderlich sind, um dir in der Laufbahn, die du dir wünschest, fortzuhelfen. — Wähle nie aus Stolz und Eitelkeit, sondern in der Ueberzeugung, daß du da deine Anlagen, die du von Gott empfingst, auf das Nützlichste für Andere anwenden kannst. Siehe nicht allein auf Ehre, auf leichten Erwerb, sondern auf sichern Erwerb, und auf die Gewißheit, daß du deinem Stande Ehre bringen werdest. Wahrlich, jeder Stand ist ehrenvoll, wenn du der Mann bist, durch Kenntniß und Fleiß und Geschicklichkeit die darin liegende Ehre hervorzuheben. Wähle, aber mit Umsicht und mit Rücksicht auf die Menge derjenigen Personen, welche sich der gleichen Berufsart widmen, und mit denen allen du in den Wettkampf treten mußt. Was hast du vor ihnen voraus?

Wähle, aber denke daran, daß ein weiser Mensch in jeder Lage des Lebens, auf jeder Stelle, sie sei hoch oder niedrig, auf seinem rechten Platze steht. Denke, daß es besser sei, der Erste in einem weniger glänzenden Beruf, als der Letzte in einem vornehmern Stande zu sein!

Ist aber deine Berufswahl schon gethan, oder mußt du eine Wahl wider deine Neigung treffen, weil dich unüberwindliche Umstände dazu zwingen: so höre auf, gegen den Stand unzufrieden zu sein, in den du getreten bist. Nun ist dein Gang Gottes Wille! Gehe ihn mit Zuversicht, es ist der Gang zu deinem Glücke. Du siehst es vielleicht nicht ein; du wirst es aber einst erkennen und rühmen. An dir nur liegt es, in diesem Stande der Achtungswürdigste, Nützlichste und Wohlhabendste zu werden. Du wirst es werden, wenn du dreier Lehren stets dabei eingedenk bist: Mit unermüdetem Fleiße der Vollkommenste in deinem Fache zu sein; — durch Dienstgefälligkeit und Herzensgüte dir Jedermann in deinem Beruf zu verpflichten; — und nie dich von Gott und seinem Willen zu trennen, denn von ihm kommt allein Glück und Segen auf deinen Beruf.

Ja, auch in deiner dir unangenehmen, aber unabänderlichen Lage hast du von deinem Verhängnisse die Vollmacht empfangen, glücklich zu sein, wenn du es sein willst; wenn du Kraft und Verständigkeit genug hast, nicht unaufhörlich gegen dasjenige anzustreben, was du doch nicht abändern kannst; wenn du Muth genug hast, deinen Eigensinn zu brechen, und den Winken der Gottheit zu folgen, die dich wahrlich absichtlich in diesen deinen gegenwärtigen Stand einsetzte.

Ehrgeiz und kindischer, gegen das Unmögliche kämpfender Eigensinn ist es, was dich mit deinem Zustand unzufrieden macht. Fürwahr, es ist nicht dein Zustand, dein Beruf, der dich unglücklich macht. Siehe umher, wie viel Tausende leben froh in demselben, und haben doch alle noch nicht die mannigfachen Vortheile, welche dir dabei verliehen sind. Aber dein Eigensinn, dein Mißmuth macht dich nur noch viel unempfindlicher gegen das Gute, was deine jetzigen Verhältnisse geben können; so verlierst du selbst die Freudentage muthwillig, die dich anlächeln würden, wenn du weiser wärest.

Keiner kann in der Welt den Stand, die Rolle haben, welche er will — Gott wählt! Er weiß am besten, was in dem großen Gefüge der Weltordnung für dich und das Ganze das Zweckmäßigste sei. Der Fürst sehnt sich vom Throne herab zur glücklichen Ruhe des Mittelstandes; der Soldat wünscht sich die bequeme Stille und Sicherheit des Landmanns; der Geistliche den Geschäftskreis des thätigen Kaufmanns; der Kaufmann die sichere, wenn gleich mäßigere, Gewerbsart des Handwerkers. Jeder Stand hat seine eigenen Mühen.

Darum erfülle deine Pflicht da, wo du lebst; unterdrücke die Dornen, mache dich ihnen unempfindlicher und dagegen vertrauter mit allen Vortheilen deiner Verhältnisse. Es gibt keinen Stand, welcher es auch sei, in welchem du nicht deine Fähigkeiten zeigen könntest. Du willst Ehre, kein Stand gibt sie dir. Du mußt sie durch besondere Geschicklichkeiten deinem Stande geben.

Erfülle deine Pflicht da, wo du lebst. Warum ringest du doch mit deinen Wünschen immerdar nach etwas Anderm; warum vergissest du über das Bessere, was du begehrst, das Gute, was dir wirklich schon beschieden war? Willst du, gleich einem eigensinnigen Thoren, hungrig von dem mit Speisen wohlbesetzten Tische aufstehen, weil du immer auf die köstlichern Speisen vergebens wartest? Siehe, ein Tag fliegt um den andern vorüber, eine Woche um die andere, und was ungenossen dahineilte, ist dir auf ewig entzogen. Wie lange willst du noch einbüßen? Wer weiß, ob nicht dein Leben früher endet, als du dein Ziel erreichen kannst, nach welchem du dich mit unruhiger Begierde sehnst. Was hättest du dann? was hälfe dir dann deine Unzufriedenheit, dein Trachten nach dem noch Bessern? Dir war von Gottes Güte auch in deiner wirklichen Lage viel Gutes dargeboten, aber, o Unkluger, du verstandest nicht einmal dies mit rechter

Lebensweisheit zu genieſſen. Wie wäreſt du jemals wohl noch eines größern Looſes werth geweſen?

Und du, o Jungfrau! ungewiß iſt für die Zukunft dein Loos; ungewiß, ob dir Jemand die Hand als Gatte bieten wird, und wer es ſei! Aber bereite dich vor, ſo zu werden, daß du künftig mit Keinem vollkommen unglücklich ſein könneſt. Deswegen erwarte wenig vom Schickſal, das Meiſte von dir. Gewöhne dich an keine Bequemlichkeiten, die dir einſt ſchwer ſein würden, entbehren zu müſſen. Dein ſchönſter Schmuck ſei Sittſamkeit, Beſcheidenheit, Häuslichkeit; in den Kleidern Reinlichkeit, Einfalt, ohne Prachtſucht, ohne Mitmachen jeder neueſten Mode. Der vernünftige Mann wählt nie nach dem, was die Jungfrau trägt, ſondern was die Frau bringt. Derjenigen gewährt er aber allezeit und mit Recht den Vorzug, die ſchon durch ihre äuſſere Beſcheidenheit verkündigt, daß ſie wenig bedürfe und fordere, hingegen durch Ordnung, Sparſamkeit und Liebe zum Häuslichen verräth, daß ſie Vieles zu geben fähig ſei.

Mein Vater im Himmel, der Du mir nach Deinen Einſichten einen Stand anweiſeſt, — laß mich ihn mit Würde erfüllen: er iſt der beſte für mich. Du haſt mich berufen. Indem ich durch meinen redlichen Eifer, ohne alle Abſichten des Ehrgeizes und der Habſucht, die Pflichten dieſes Standes in ihrem ganzen Umfang erfülle, erfülle ich nur Deinen heiligen Willen! Amen.

242.

Die Vergegenwärtigung frommer Gefühle und Gedanken.

Pſ. 43, 3. 4.

Laß mich im Heiligthum
Dich, Allgegenwärtiger,
Stets ſuchen und finden! — —
Und iſt er nun entflohn,
Dieſer Gedanke der Ewigkeit,
Laß mich, ihn tief anbetend,
Von den Chören der Seraphim
Dich mit lauten Thränen der Freude
Herunterrufen!
Damit ich Dich zu ſchauen
Mich bereite, mich weihe,
Dich zu ſchauen
In dem Allerheiligſten!

Sehr oft iſt mir begegnet, daß Tage und Wochen kamen, in denen ich mehr zur Frömmigkeit geſtimmt war und zu heiligen Geſinnungen, als in andern Zeiten. Dann kamen wieder Stunden, ja Monate, wo ich weniger an Gott dachte, weniger an göttliche Dinge; weniger betete, noch beten mochte. Ich habe den größten Theil meines Lebens in dieſem ſchwankenden Zuſtande meines Gemüths zugebracht. Ich bin mir in meinen Geſinnungen nie gleich geblieben; mein inneres Leben war beſtändig zwiſchen guten Entſchlüſſen und Schmerzen der Reue getheilt; zwiſchen Andacht und Zerſtreuung; zwiſchen Frömmigkeit und Leichtſinn.

Dies war freilich gegen meine eigenen Wünſche; dennoch konnte ich es nicht ändern. Ich machte mir ſelbſt oft bittere Vorwürfe in den Stunden der einſamen Ueberlegung, und ſchalt meinen Wankelmuth. Bald hielt ich dieſen für eine verzeihliche Schwäche, bald für eine Wirkung des in mir wohnenden natürlichen Verderbens. Es iſt oft geſchehen, wenn ich, nach langer Entfernung von frommen Empfindungen, durch einen äuſſern Umſtand wieder gereizt ward, ernſter an Gott und Ewigkeit zu denken, daß ich, tief beſchämt, kaum im Geiſte zu dem Vater im Himmel aufzublicken wagte, deſſen ich ſo lange vergeſſen hatte.

Oft nahm ich mir vor, dieſen ungewiſſen Zuſtand meiner Frömmigkeit abzuändern, und ihn dadurch feſter zu machen, daß ich fleißiger die Kirche beſuchte und regelmäßig mich an tägliche Gebete zu gewiſſen Stunden gewöhnen wollte. Allein zuletzt war mir, auch wenn ich meinem Vorſatze treu blieb, die Kirche, wie das Gebet, zur kalten Gewohnheit; ich konnte mich der Gleichgültigkeit gegen das Alltäglichgewordene keineswegs erwehren; mein Kirchenbeſuch ward eine unnütze Auſſenſache, ein todter Gebrauch; mein Gebet ward ein bloßes Wörtermachen ohne Begeiſterung, ohne Andacht. Ich fand endlich ſelbſt, dies könne keine wahre Gottesverehrung genannt werden: und es ſei beſſer, dergleichen zu unterlaſſen, als unwürdig in den Tempel des Herrn und zu ſeinem Altar zu treten; beſſer, nicht zu beten, als unwürdig zu beten. Und dies währte, bis ich wieder umkehren und meine Zuflucht zu Gott nehmen konnte mit tiefer Inbrunſt. Dann rief ich mit David: Sende Dein Licht und Deine Wahrheit, daß ſie mich leiten und bringen zu Deinen heiligen Bergen und zu Deiner Wohnung. Daß ich hineingehe zu dem Altar Gottes, zu dem Gott, der meine Freude und Wonne iſt, und Dir, Gott, auf der Harfe danke, mein Gott! (Pſ. 43, 3. 4.)

Ich darf nicht zweifeln, daß es vielen andern Menſchen geht, wie mir; daß ſich Viele über dieſe Unbeſtändigkeit der Geſinnungen betrüben, wie ich mich betrübt habe; daß Viele fürchten, eben dadurch von der Gnade Gottes ausgeſchloſſen zu werden. Andere hingegen werden dies ganz gleichgültig finden, wohl gar lächerlich, daß man ſich deswegen mit Vorwürfen peinige. Ihre Religion gehört zu den oberflächlichen Halbreligionen, in denen ſie ſich es bequem machen, bis ein erſchütternder Schlag des Schickſals, wenn ihr Glück wankt und ſtürzt, wenn Alles ſie verläßt, ihnen den Gedanken: Gott und Ewigkeit, bedeutungsvoller macht.

Was habe ich aber zu thun? Wie kann ich mir meine guten Vorſätze und Entſchlieſſungen, meine frommen Gefühle immer vergegenwärtigen, daß ich nicht lau werde?

Es iſt die richtige Antwort auf dieſe Frage äuſſerſt wichtig für mein äuſſeres Leben in der Welt. Denn was nützt mir meine Frömmigkeit, wenn ſie nicht anhaltend iſt? Was mein Glauben an Gott, wenn ich ihm ſo oft abtrünnig werde? — Sie iſt wichtig für mein inneres Leben. Denn quälend iſt es allerdings, wenn man in ſich einen ewigen Wechſel der Grundſätze gewahr wird, und wie man ſich niemals gleich bleibt; heute voll Inbrunſt gegen Gott, morgen gleichgültig, heute zerknirſchten, morgen gleichgültigen Herzens iſt.

Um aber richtig antworten zu können, muß ich ſchlechterdings zurückſehen auf die wahren Quellen meiner Veränderlichkeit in religiöſen Angelegenheiten. Dieſe Quellen liegen theils in mir, theils in meinen Umgebungen. — Sie liegen in mir, und zwar in der Natur

meiner Gefühle und meiner Gedanken. Es ist selbst zwischen diesen ein großer Unterschied. Alle Gefühle, der Freude und des Schmerzes, der Hoffnung und der Furcht, oder welchen Namen sie haben mögen, sind unbeständig und ihrer Natur nach von keiner anhaltenden Dauer. Muß doch endlich selbst der größte Schmerz um geliebte Verstorbene verschwinden mit der Zeit; warum nicht manches andere, minder heftige Gefühl? Ja, es ist gewiß, daß eine lebhafte Aufwallung der Empfindungen nie lange in gleicher Stärke dauert, und daß der Mensch nicht fähig wäre, sie ununterbrochen zu ertragen.

Gedanken kann sich der Mensch zu jeder Zeit schnell zurückrufen, ohne große Mühe; aber Gefühle kann er nicht plötzlich durch den bloßen Willen in sich erneuern; und wenn er es könnte, würde solche erkünstelte Freude, erkünstelte Liebe, erkünstelte Andacht — keine wahre Freude, Liebe und Andacht sein. Der Gedanke ist mehr eine Handlung des Geistes, der in uns lebt; das Gefühl aber hängt mehr von der jeweiligen Stimmung und Reizbarkeit unserer Nerven, und von äussern oder innern Ereignissen ab, welche ungewöhnlich auf sie wirken. Daher gibt es wohl feste Grundsätze, denn sie beruhen auf Ueberzeugungen des denkenden Geistes; aber keine festen Gefühle, denn sie beruhen auf dem Irdischen in uns, und alles Irdische ist der Wandelbarkeit unterworfen.

Aus diesem ergibt sich nun von selbst, daß meine Religiosität um so wankender und sich ungleicher sei, je mehr sie sich auf bloße Gefühle stützt. Weicht der Boden: wie mag das darauf beruhende Gebäude bestehen? So wenig der Mensch im Stande ist, durch seinen bloßen Willen in immerwährender Freudigkeit, in unveränderlichem Entzücken oder in gleichbleibendem Schmerze zu sein: eben so wenig ist er fähig, sich durch seinen bloßen Willen in die tiefste Rührung, Andacht und Inbrunst zu versetzen, oder immer im Gefühl des Lebens dasjenige mit der gleichen Innigkeit zu empfinden, was er sich in einer begeisterten Stunde des Gebetes so zu empfinden vornahm. Daß man nicht jederzeit den sehr richtigen Unterschied zwischen Gefühlen und Gedanken beobachtete, gab sehr guten Christen oft Anlaß, sich mit Vorwürfen wegen Leichtsinns, Gleichgültigkeit und Lauheit in ihren Gesinnungen gegen Gott zu betrüben. Allein sie wollten, indem sie Gefühle bleibend zu machen suchten, das wahrhaft Unmögliche. Nicht in ihren Gesinnungen, nicht in ihrer Denkart gegen das Himmlische waren sie anders geworden, sondern sie konnten sich nur nicht auf der Höhe ihres Gefühls von Liebe und Andacht erhalten und die ehevorige Gemüthsstimmung erneuern, weil dies nicht von ihnen abhing. Sie hatten Unrecht, dies als eine Wirkung der Erbsünde anzusehen, oder gar als eine Macht des Satans. Es war die nothwendige Folge ihrer Natur, die ihnen Gott verliehen, und welche überall keiner bleibenden Anstrengungen fähig ist, ohne wieder erschlafft zu werden. Der Körper, wenn er durch anhaltendes Wachen erschöpft ist, muß nothwendig in um so tiefern Schlaf versinken.

Aber auch in den Umgebungen des Menschen liegen die Ursachen seiner veränderlichen religiösen Stimmung. Und er ist nicht immer Schöpfer und Herr der Umgebungen, welche auf sein Gemüth einwirken. Es ist schon ein großer Unterschied zwischen unserm Zustand in der Einsamkeit, und in dem geräuschvollen Alltagsleben. Dort können wir uns freilich ohne große Mühe zur stillen Selbstbetrachtung sammeln; hier aber sind wir unaufhörlich durch Geschäfte, Arbeiten, Gespräche, Nachrichten und Sorgen von hunderterlei Art in Anspruch genommen und zerstreut. Wie wäre es möglich, daß wir, die wir so beschränkte Wesen sind, in der Mitte von zusammendrängenden Umständen, welchen wir Aufmerksamkeit widmen müssen, gleiche Inbrunst und Erhebung des Gemüths haben sollten, als wie wenn wir uns in tiefer Einsamkeit selbst überlassen sind? — Alles hat seine Zeit, der Gedanke an Gott, wie der Gedanke an die Geschäfte und Bedürfnisse des irdischen Lebens; das Gebet, wie die Arbeit. Beständig arbeiten, nie Gottes gedenken, heißt zum Thier werden; beständig beten, nie arbeiten, heißt zum unnützen Träumer und lieblosen Müßiggänger werden. Bete und arbeite! befiehlt Gottes Wort. Ein beständiger Beter vernichtet durch sein träges, thatenloses Leben, was er in seinen Gebeten gut machen wollte.

Es ist also nicht als Lauheit und sündliche Wankelmuth gegen Gott anzusehen, wenn wir nicht jeden Augenblick, wo wir es wünschen, im Stande sind, lebhafte Gefühle der Inbrunst und Andacht in uns zu erneuern. Denn die größere oder geringere Stärke gewisser Empfindungen ist mehr abhängig vom Zustande des Körpers, als von unserm geistigen Willen. — Es ist nicht als Lauheit und sündliche Wankelmuth gegen Gott anzusehen, wenn wir uns nicht, sobald wir es wünschen, plötzlich alle erhabenen Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen vergegenwärtigen können, die wir sonst hatten. Denn auch unser Gedächtniß sogar hängt mehr oder weniger von körperlichen Zuständen ab; unter zerstreuenden Verhältnissen des Lebens ist auch der stärkste Geist nicht fähig, sich so vollkommen zu sammeln, als er es in der Einsamkeit oder in andern günstigen Umständen vermag.

Nach allem diesem wird die Beantwortung der Frage schon einfacher: Wie kann ich mir meine guten Vorsätze und Entschliessungen und meine frommen Gefühle vergegenwärtigen, daß ich nicht lau werde? Ich kann es in Rücksicht der Gefühle, wenn ich nicht eine immerdar gleiche Lebhaftigkeit derselben von mir fordere. Gott selbst fordert sie nicht, denn er gab uns die Kraft dazu nicht. Wir können einen Freund, eine Freundin, wir können Aeltern, wie können Kinder mit größerer Zärtlichkeit lieben, ohne beständig in jenem Entzücken zu schwimmen, welches wir nach langer Trennung von ihnen im ersten Augenblicke des Wiedersehens zu fühlen pflegen. — Ich kann es, sowohl in Rücksicht der Gefühle, als der Gedanken, wenn ich die dazu schickliche Zeit erwähle, in der ich mein Gemüth von andern Sorgen zu befreien fähig bin. Der Mensch denkt und handelt in der Zeit. Er ist im gleichen Augenblicke nicht zwei verschiedener Gedanken und zwei verschiedener Gefühle zugleich mächtig. Er muß in jedem Augenblick und auf jeder Stelle immer das ganz sein, was der Augenblick und die Stelle von ihm fordert. Wer zweien Herren dienen will, wird beiden unnütz. Gehöre zur rechten Zeit Gott, zur rechten Zeit dem Glück und dem Wohlergehen deiner Mitmenschen. Wenn die heilige Schrift gebietet: habe Gott beständig vor Augen, so heißt dies nicht, unaufhörlich an Gott denken. Menschen, die dies versuchen, treiben das Unmögliche. Sie werden Träumer oder

Schwärmer, Kopfhänger und endlich frömmelnde Heuchler, die sich selbst täuschen.

Am leichtesten geschieht die Vergegenwärtigung frommer Gesinnungen durch Annahme eines festen Lebensgrundsatzes, dessen Wahrheit und Ersprießlichkeit uns vollkommen einleuchtet. An einen solchen Grundsatz, dem unser Inneres gleichsam Treue geschworen hat, können wir uns selbst im vollkommensten Getümmel des Lebens erinnern. Ein flüchtiger Gedanke daran ist genug, uns die gehörige Richtung und Stärke zu geben, daß wir wohlgefällig vor Gott wandeln, wenn wir gleich nicht beten.

Wähle dir einen solchen Grundsatz nach deinem eigenen Bedürfniß; und die Abschaffung deines größten Fehlers, desjenigen, der dir die meisten Unannehmlichkeiten verursacht, oder der den Andern am kränkendsten ist, das ist dein dringendstes Bedürfniß. Alles wird dich dann im gemeinen Leben an deinen Grundsatz erinnern, und dein Fehler, deine böse Neigung dir am öftersten das vergegenwärtigen, was du in einer heiligen Stunde beschlossen hattest. Das heißt Gott rechtschaffen verehren im Geist und in der Wahrheit. Da wird unser ganzer Lebenslauf zum Gebet, selbst wenn wir keine Hände zum Himmel emporfalten. Da zeugt unser Thun und Lassen, und jeder Kampf und jeder Sieg gegen unsere bösen Neigungen, von der in uns wohnenden Liebe zu Gott, selbst wenn wir im Augenblick des Handelns nicht an Gott denken. So beweiset ein Kind, wenn es auch von den Aeltern abwesend ist, seine zärtliche Verehrung zu denselben am wahrsten und rührendsten, wenn es immerdar nach den Lehren und Grundsätzen thut, die es von den Aeltern empfangen hat, auch wenn es nicht unaufhörlich an diese denkt, oder von ihnen spricht. So beweisen ein Vater, eine Hausmutter die lebendigste Zuneigung zu ihren Kindern, wenn sie schon nicht an dieselben denken, dadurch, daß sie für dieselben im Schweiß ihres Angesichts arbeiten.

Bist du nicht in der Stimmung, dich in anhaltender Andacht mit deinem Gott im Gebet zu beschäftigen, weil du ermüdet oder zerstreut bist: so erkünstele keine Andacht, welche dir mangelt; erkünstele dir keine Inbrunst und Begeisterung, weil dein Bemühen eben so unnütz als vergeblich sein würde. Es ist dann schon genug, daß du deines himmlischen Vaters mit stummer Ehrfurcht gedenkest. Ein flüchtiger Seufzer ist ja oft das herrlichste Gebet. Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr bittet! lehret Jesus, der Heiland. (Matth. 6, 8.)

Aber von der andern Seite sollen wir uns auch nicht ganz einschläfern und in wirkliche Gleichgültigkeit verfallen. Nein, es ist keineswegs gleichgültig, Gottes, unsers Schöpfers, unsers Richters eingedenk zu sein, oder zu vergessen. Der Mensch ist nur durch seine Verbindung mit Gott groß, dauerhaft froh, edel und gegen alle Schicksale stark. Je näher der Mensch im geistigen Verkehr mit Gott steht, je höher steht er. Die Tugend der Sterblichen ist nur dadurch göttlich, daß sie ihr Antlitz zu Gott richtet. Ehrlich, keusch, verständig, mäßig, klug, — o, auch Thiere können es in ihrer Art sein. Aber durch Gemeinschaft mit Gott wird der unsterbliche Menschengeist und seine Handlungsart vergöttlicht. Er thut nicht das Kluge, Nützliche, Gerechte allein: es strebt sein gottbegeistertes Gemüth zur Vollkommenheit und Weltbeseligung.

Weil aber unsere Gefühle oft auf lange Zeit erschwachen können, und die Zerstreuungen des Weltlebens uns oft auf lange Zeit von göttlichen Dingen abziehen können, ist es wohlgethan, äussere Hilfsmittel nicht zu verschmähen, durch welche wir uns fromme Gedanken und Gefühle leichter vergegenwärtigen. Zu solchen Hilfsmitteln gehören heilige Gesänge; — wer kennt nicht die Macht der Töne über das menschliche Herz! — das Lesen erbaulicher Schriften, die uns in gleichem Verhältniß erheben und zu einem göttlichen Sinn erwecken, wie sie uns belehren; der Besuch der Kirche, zumal der Predigt, und Verkündigung des Wortes Gottes, wo auf die Veredelung und Heiligung unsers Gemüthes in lehrreicher Darstellung der Größe Gottes, des Wandels Jesu, der Liebenswürdigkeit der Tugend und der Schändlichkeit des Lasters gearbeitet wird.

Ach mein Vater, mein Gott, um Dich mir zu vergegenwärtigen, könnte es mir denn jemals an Mitteln fehlen? Redet nicht Alles zu meinem Herzen von Dir? Bist du nicht mein Alles? Bin ich nicht Alles nur durch Dich? Und sind gleich zuweilen die Flügel meines Geistes gelähmt durch die angebornen Schwächen meiner irdischen Natur, — kann ich mich, auch mit allem Ernst meines Willens, nicht in solcher Kraft immer zu Dir erheben, als in einzelnen, geweihtern Augenblicken — — o mein Vater, o mein Gott, doch liebt Dich mein Geist, und hängt an Dir mit unsterblicher Ehrfurcht und Liebe. Und schweigt mein Mund, o mein Geist verläugnet Dich ja nie. — — Sende Dein Licht und Deine Wahrheit, laß sie mich leiten! Amen.

243.

Der Geburtstage des Christen.

Ps. 111, 4.

Preis Dir, Vater, für mein Leben!
Laut soll Dich mein Lied erheben,
Ganz sich meine Seele freu'n,
Lobgesang mein Herz nur sein!
Worte zwar sind arm und schwächen
Deiner Liebe Gluth und Licht!
Nein, mit Zungen auszusprechen,
Gott! ist Deine Liebe nicht.

Du hast, ewig mir gewogen,
Mich von Kindheit an erzogen,
Mich ernähret, mich gestärkt,
Jeden Schritt hast Du bemerkt;
Mich geleitet alle Tage,
Gütig, mächtig, wunderbar;
Wogest auf der Weisheit Wage
Freuden mir und Thränen dar.

Bis auf heut', bis diese Stunde
(Preis sei Dir aus meinem Munde,
Dank aus vollem Herzen Dir!)
Warst Du, Gott, mein Gott, mit mir.
O mein Vater voller Liebe,
Der Du mich zum Glück erschufst,
Bleibe mir mit Deiner Liebe,
Bis Du mich zu Dir berufst!

Gewöhnlich werden von denen, welche sich irgend eines Wohlstandes zu erfreuen haben, der Geburtstag, oder

statt dessen, der Namenstag, mit kleinen Geschenken, Angebinden und Lustbarkeiten gefeiert. Diese Sitte ist zu unschuldig, zu angenehm, zu wichtig sogar für das Herz, als daß man sie nicht beibehalten sollte; und immer ist sie der Aufmerksamkeit des Christen werth. An solchen Tagen pflegen uns die Glückswünsche wohlmeinender Freunde zu begegnen. An solchen Tagen suchen dankbare Kinder ihren Aeltern, edle Zöglinge ihrem Lehrherrn, die Gattin dem treuen Gatten, der Gatte dem geliebten Weibe, Vater und Mutter dem Kinde, eine freudige Ueberraschung zu verschaffen. — Und auch derjenige, für welchen der jährlich wiederkehrende Geburtstag kein Familienfest ist, pflegt ihn nicht leicht verübergehen zu lassen, ohne sich seiner, als einer wichtigen neuen Lebensstufe, es sei nun mit angenehmen oder unangenehmen Empfindungen, zu erinnern. Immer geht der Gedanke durch seine Seele: So alt bin ich nun geworden! — Je nachdem der Mensch mehr oder weniger gewohnt ist, über sich und seine Verhältnisse nachzudenken, schlüpft er entweder leichtsinnig darüber hinweg, oder die Betrachtung wird ernsthafter.

Es ist uns erzählt worden, daß es in der Vorzeit Menschen gegeben, welche unter ihren religiösen Hausfesten von der gemeinen Art, den Geburtstag zu begehen, gänzlich abwichen. Sie feierten die Geburt eines Kindes mit Wehklagen und Mitleid. Sie betrauerten schon im Voraus dessen Widerwärtigkeiten, die es noch erfahren würde; die Krankheiten, Schmerzen, Sorgen, Mühseligkeiten, welche es noch zu ertragen habe. Sie sprachen: Wie sollen wir uns freuen über das Erscheinen des Säuglings, der unter Schmerzen geboren ward, und mit Weinen in die Welt tritt, als sähe er schon die Reihe von Uebeln voraus, die ihn erwarten? — Dagegen feierten sie den Todestag ihrer Freunde mit stillem Vergnügen, als den Erlösungstag von allen irdischen Leiden, als das Geburtsfest der Seele zur ewigen Seligkeit. Sie schmückten den Leichnam mit Blumen, und bekränzten ihr eigenes Haupt mit denselben, zum Zeichen der Theilnahme an dem Wiederaufblühen des abgeschiedenen Geistes in schönern Gefilden Gottes.

Diese Sitte widerspricht freilich gewissermaßen der menschlichen Natur, aber doch ist sie nicht ohne einen erhabenen Gedanken, welcher zur Ueberlegung reizt. Es ist etwas Wahres darin, daß wir uns eigentlich nicht immer über die Geburt eines Menschen zu freuen haben, dessen Schicksale uns noch von der wohlthuenden Hand der Zukunft verschleiert sind. Es ist etwas Wahres darin, daß wir den Todestag als ein Erlösungsfest der Seele von ihren irdischen Banden betrachten müssen. Allein nicht das, was dem neugebornen Kinde bevorsteht, haben wir eigentlich zu beklagen — kein anderes Schicksal, als was es sich selbst durch seine künftige Denkart erwirkt, oder was ihm Gottes Vatergüte bereitet hat, erwartet dasselbe — sondern wir haben uns seines Daseins zu erfreuen, weil Gottes Gnade auch diese Seele ins Leben rief, um sie, und vielleicht auch durch sie gute Aeltern, zu beglücken. Eben so wenig können wir eigentlich den Todestag des Menschen immer als den Erlösungstag von irdischen Leiden mit Frohlocken feiern; denn diese Erdenwelt als einen Aufenthalt des Jammers zu denken, ist der Wahrheit widersprechend, der Barmherzigkeit und Liebe des ewigen Vaters zuwidergedacht, und keineswegs mit Jesu Sinn vereinbar. Auch ist nur für gute Christen, für wahrhaft edle Seelen, die Stunde der endlichen Auflösung im Tode eine freudige Wiedergeburt zu einem vollkommneren Leben. Wer möchte sich beim Tode des Sünders freuen, den sein Gericht unfehlbar erwartet!

Immer ist jedoch für den nachdenkenden Christen, dem nichts im Leben ganz gleichgültig ist, der Jahrestag seines Eintritts in diese Welt ein wichtiger Tag, an welchen sich große Erinnerungen knüpfen. Dieser Tag ist eine entscheidende Stufe in seinem Lebenslauf, und solcher Stufen sind wenige. Es gilt hier im Gewöhnlichen das, was im Gebot Moses, des Mannes Gottes, über die Hinfälligkeit unsers irdischen Daseins gesagt wird. Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen; denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon. (Psalm 90, 10.) — Nur wenige Menschen zählen in ihrem Leben so viel Stufen: die meisten erreichen sie nicht, und gehen früher zu Grabe.

Und wie viel Stufen an deiner Lebensleiter hast du schon zurückgelegt? Wie viel bleiben dir aller Wahrscheinlichkeit nach noch zu thun übrig? Und wenn du die letzte betreten hast, auf welche du hoffen kannst; wie alt bist du dann? — wie betagt sind dann deine Freunde, deine Freundinnen, deine Blutsverwandte? — wie wird dann in und ausser dir Alles anders geworden sein? — wie viele von deinen Lieben werden dir dann schon fehlen, die dich heute noch freundlich umgaben? — So denkst du; so denken Andere. Ach, vielleicht bist du es, der ihnen dann fehlt? — Wer weiß es, Jüngling, Mädchen, ob du nicht schon in der Mitte deiner kurzen Laufbahn stehst?

Je älter wir werden, je kürzer dünken uns die Jahre. Wie ein Stein, der vom Berge rollt, seine Geschwindigkeit vermehrt, je tiefer er fällt: eben so das Leben, je weiter es sich von der Kindheit entfernt, und dem Alter und dem Grabe zueilt. Allen verrinnt der Sand im Stundenglase erst zu langsam, dann viel zu schnell. Das Kind strebt begierig nach der Höhe des Lebens, weil es sich nach Freiheit sehnt, und nach dem Genusse der Erwachsenen. Aber nur zu bald wird es über die Flüchtigkeit einer Zeit erschrecken, der man keine neue Flügel schenken sollte, weil die ihrigen schon so gewaltsam und unaufhaltsam forttragen.

Mit Wohlgefallen tritt der Jüngling in das schöne Lebensalter, wo er, der älterlichen Aufsicht entzogen, nun eigener Gebieter seiner Tage und Handlungen wird. Was sonst nur dunkele Hoffnung gewesen, blüht vor ihm in Erfüllungen. Er fühlt seine Kraft, und zweifelt an nichts. Er entwirft seine Plane, er geht muthig an ihre Vollstreckung; seine Einbildungskraft bekleidet Alles mit ungewöhnlichem Zauber. Er berechnet alle Möglichkeiten, um seine besten Wünsche auszuführen: aber nicht die Flüchtigkeit der Jahre, nicht die Hinfälligkeit der Kräfte, nicht Mißgeschick der Zeiten. Er wird Mann, Gatte, Vater. Er lernt in bittern Erfahrungen, daß der Mensch, weit entfernt, Alles thun zu können, was er sich vorgesetzt habe, nur so viel könne, als er wegen der eisernen Gewalt des Verhängnisses dürfe. Wo er Wohlleben erwartete, fand er Sorgen; wo er sein letztes Ziel vermuthete, unerwartete Schwierigkeiten. Unvermerkt ist bei diesem Arbeiten und Ringen nach dem, was er nie erreicht, sein Haar grau geworden. Er erschrickt davor. Er wird ernster, gelassener, stiller. Viele tiefe Wunden hat

er im Kampfe fürs Leben davongetragen; von mancher blutet noch sein Herz; andere sind vernarbt. Er sieht hinter sich. Er entdeckt jetzt erst, wo er oft geirrt hat. Er ist weiser geworden, und bereut Manches, was er gethan, noch Mehreres, was er ehemals unterlassen. Diese Weisheit ist ihm köstlich, aber oft zu theuer erkauft, immer zu spät gekommen.

Mit Wohlgefallen tritt die aufblühende Jungfrau in die Frühlingstage ihrer Schönheit ein. Diese Schönheit findet ihre Bewunderer. Man umringt sie mit kleinen Festen, mit Schmeicheleien. Ihr Herz wird von unbekannten weiblichen Gefühlen bewegt; sie geht von einer Freude zur andern über; sie sieht von ihrer Höhe herab auf die jüngern, sie vergleicht sich nicht ohne geheimen Stolz mit den ältern, schon verblühten Schwestern. Sie kann durch die Blumenfülle ihres Lebensfrühlings noch nicht die Gluth der sommerlichen Sonne empfinden, welche alle Kraft austrocknen wird. Sie ahnet die Freuden ihres künftigen Standes, das Vergnügen der Gattin an eines geliebten Mannes Seite, das Vergnügen der Mutter von scherzenden Kindern umringt. — Aber ein Geburtstag um den andern rückt herbei. Nicht ohne geheimen Schauder zählt sie endlich auch denjenigen unter ihren Tagen, der sie über ihr Blüthenalter hinwegführt. Ihre Schönheit ist halb vergangen; jüngere machen ihr schon den Preis derselben streitig. Bald — es kostet noch die Feier einiger Geburtstage — ist sie von denen verlassen, die sie sonst bewunderten. Die Rosen der Ehe zeigen nur zu oft auch die in der Ferne nicht wahrgenommenen Dornen. Die weinende Mutter muß auch lernen ein geliebtes Kind aus der Wiege nehmen, um es in den Sarg zu legen, und die Freude an andern mit Sorge erkaufen. — Zu schnell floh ihr das Leben, und immer schneller, je näher es den Gebrechlichkeiten des höhern Alters zueilt.

Betrachtungen, wie diese, sind die Betrachtungen des Christen in einer einsamen Stunde des Tages, da er vor mehrern Jahren in die Erdenwelt eintrat. Nicht immer aber sind es seine Betrachtungen; jedoch sollten sie es sein. Die Flügelschnelle der Zeit sollte ihn daran erinnern, früh mit Weisheit zu handeln, um nicht zu spät von einer verderblichen Reue gefoltert zu werden. Wer in der Jugend die Besonnenheit und die Erwägungen des spätern Alters annimmt, darf im Greisenalter sich des Heitersinns und der Selbstzufriedenheit der Jugendtage erfreuen.

Es wäre zu wünschen, daß der Geburtstag nicht bloß ein häusliches Fest glücklicher Familien wäre, sondern auch einer der heiligsten und ernstesten jedes Gemüths. Wir erleben ihn nur selten, und an jedem sind wir anders geworden, und die Umstände rings umher sind auch nicht mehr dieselben. Wie viel liegt noch vor mir, spricht der Jüngling; wie viel liegt schon hinter mir, der bejahrte Mann. Wie Mancher fehlt schon heute im Kreise meiner Freunde, der noch vor wenigen Jahren dazu gehörte, und wie weit bin ich noch vom Ziele meiner letzten Wünsche! spricht Jeder.

Ich aber, wenn ich den Tag begehe, an welchem mich der Schöpfer vor mehrern Jahren in diese Erdenwelt hineinrief, will mich vor Allem zuerst seiner Liebe und Huld erfreuen; will, so weit ich mich zurückerinnern kann, meinen Lebenslauf betrachten, dann das Schicksal meines letzten Jahres, und mit David sprechen: Groß sind die Werke des Herrn an mir; wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran. Was er ordnet, das ist löblich und herrlich, und seine Gerechtigkeit bleibet ewiglich. Er hat (auch) in meinem Lebenslaufe ein Gedächtniß gestiftet seiner Wunder, der gnädige und barmherzige Herr! (Ps. 111, 2—4.)

Er rief mich an das Licht der Welt, da ich nichts von mir wußte, und sprach zu mir: Werde! ehe ich war, um für mich zu sorgen, und mich zu beglücken. Nicht bloß den Leib wollte er beglücken, und mit dem, was die Menschen im gemeinen Leben für vortrefflich halten; denn was das Irdische an mir ist, das ist das Geringste. Sondern mein unsterblicher Geist ist's, der das Edelste ist, und welcher besonders der Vaterhuld des Schöpfers genießen soll.

Wer bin ich? Von wannen komme ich? Was war dieser Geist, ehe ihn Gott mit einer menschlichen Gestalt bekleidete? — Lebte er schon früher und unter Umständen, deren ich mich nicht mehr erinnern kann, weil sie ganz von den menschlichen verschieden sind? Beseelte dieser Geist vielleicht schon früher eine andere Hülle, in welcher er noch unvollkommener war, als gegenwärtig? Ist vielleicht mein gegenwärtiger vollkommener Zustand eine höhere, belehrende Stufe meiner Kraft, die sich dazu in frühern Verhältnissen würdig machte? Wird vielleicht der Zustand meines Geistes nach dem Tode dieses Leibes nicht eben so verschieden sein von meiner Lage, als Mensch, wie mein gegenwärtiger menschlicher Zustand ganz anders und erhabener sein mag, als derjenige gewesen, den ich, mir jetzt unbewußt, in einer Zeit hatte, da ich noch nicht diesen irdischen Leib bewohnte?

Wir können kaum an unsere Geburt denken, ohne nicht unwillkürlich an solche Fragen zu rühren. Aber welche Antwort auch gegeben werden möge: keine befriedigt unsere Neugier. Da stehen die unüberschreitbaren Grenzsteine des menschlichen Wissens. Wir traten — denn Gott winkte — aus einer unbekannten, unerhellbaren Nacht hervor, und gehen einer andern Nacht entgegen, die nur die Gewißheit göttlicher Weisheit und Liebe erleuchtet. — Möge ich schon früher im Weltall vorhanden gewesen sein oder nicht, wahrlich, als vernünftiger Geist habe ich des ewigen Schöpfers Gnade zu preisen, daß sie mich auf solche Stufe der geistigen Vollendung schon erhoben hat. Wie tief stehen unter mir noch andere Wesen; wie tief noch das beseelte Thier; wie tiefer noch die einfachere Pflanze! — Und welches auch in der neuen Geburtsstunde meiner Seele, in der Stunde ihrer Verwandelung, von den Menschen Tod geheißen, ihr Schicksal, ihre treue Verbindung sein mag: Gottes Offenbarungen in der Natur, im Worte Jesu, in den Gesetzen meiner Vernunft verkünden es mir, mein Glaube an die höchste Weisheit und Liebe des Weltenvaters sagt es mir: jenes Schicksal wird unendlich herrlicher, als das menschliche hienieden sein, wenn meine Seele, durch ihre Entwickelung und Stärke gegen alles Irdische, sich eines solchen fähig gemacht haben wird.

Darum soll mein Leben auf der Erde, dies kurze, flüchtige Leben, mit Wucher benutzt werden für die Seele, daß sie dereinst nichts Geringeres zu erwarten habe, als sie schon hienieden hatte. Darum soll mein Leben, das heißt jede That, die ich thue, dankbar meine Empfindung gegen Gottes Gnade verkündigen. Möchte ich nie einen Tag meiner irdischen Geburt mit Thränen der Reue, mit Unwillen über mich und meine Schwachheiten, sondern mit dem Bewußtsein begehen: ich bin in vielen Din-

gen besser geworden, als ich ein Jahr früher war! Ich habe nicht bloß ein thätiges, arbeitsames Leben geführt für mein irdisches Wohlsein, sondern ein wirklich edleres Leben des Geistes, ein Leben in Jesu, ein Leben im göttlichen Willen, reich an Thaten der Güte, des Wohlwollens und der Beförderung allgemeiner Zufriedenheit. — O, wer der Glückliche ist, welcher mit solchem Bewußtsein den Tag seiner Geburt für diese Welt feiern kann: mit welchen Empfindungen wird er den ersten Tag seiner Geburt für ein höheres, seligeres Leben feiern! — Ach, daß auch ich es könnte! Daß auch für mich der Antritt jedes Jahrs aus meinem Lebenslauf nicht bloß eine Stufe in der Zeit, sondern eine merklich höhere Stufe zu meiner Vollkommenheit wäre! Daß ich noch nie darin einen Rückschritt, nie einen Stillstand bemerkte! — Denn, wehe, die Zeit steht nicht still, und verlorne Jahre sind ewige Verluste an meinem Dasein, an meinem Glück!

Hat der Christ in seinem Lebensfeste dankbar den Blick auf den Schöpfer gerichtet: auf wen könnte dann dieser Blick eher fallen, als auf die Aeltern, deren er sich als Mensch zu erfreuen hatte! Gott gab sie ihm. Sie waren es, welche die junge Pflanze zärtlich vor allen Stürmen zu hüten suchten, damit sie zu eigener Kraft gedeihe. Sie waren es, welche für ihn Kummer und Sorge trugen, ehe er selbst von Kummer und Sorge wußte. Sie waren es, welche ihn mit tiefer Innigkeit liebten, ehe er Liebe wiedergeben konnte.

Vater und Mutter, waren sie nicht die Stellvertreter des Himmels für euch? — waren sie nicht die Auserwählten auf Erden, in deren Hände Gottes Hand mein Leben und Wohl, als ein anvertrautes Kleinod, legte? — O Mutter, Mutter! deine Thränen, die du einst über meiner Wiege weintest, wie kann ich sie vergelten, wie die Angst an meinem Krankenlager, wie die schlaflosen Stunden deiner sorgenvollen Nächte um mich? — O Mutterherz, wie dein unaussprechliches Wachen über meine Seele, wie deine Seufzer, deine Bitten zum Himmel für mich? Du hast dich selbst vergessen, weil du nur an mich dachtest; du hast deine Gesundheit gering geachtet, weil dir die meinige theuer war. — Und du, o zärtliches, treues, vielbekümmertes Vaterherz, bin ich weniger dein Schuldner? Vater, das Brod, welches du im Schweiße deines Angesichts erwerben mußtest, hast du es nicht mit mir getheilt? Ist es nicht der Segen deiner Anstrengungen, von dem ich jetzt genieße? Ist es nicht die Frucht deiner Lehre, deines Lebens, daß ich jetzt mich einer bessern Erziehung freue?

Heilig sei mir, o ihr Guten, Ehrwürdigen! euer Andenken an jedem Feste meiner Geburt. Es sei von nun an immer das Fest meiner erneuten Erkenntlichkeit für die Liebe, mit der ihr mich geliebet habet. Ach, das arme Wort der Dankbarkeit ist es nicht allein, was ich euch schuldig bin. Ihr gabet mir mehr als Worte! Darum verkünde mein Sinn, meine That, was ich für euch fühle. Bin ich den Aeltern mein Leben schuldig: so will ich es ihrer Freude wieder hinweihen. Ruht euer Segen auf mir, so will ich mein Leben wieder zum Segen für euch machen. Segen soll es euch sein über euerm Grabe; Segen noch, wenn ihr euch schon höhern Lohnes in bessern Welten erfreuet. Euer Bild soll vor mir schweben, auch wo ich euch nicht mehr finde. Euer Andenken entscheide über meine Entschlüsse, richte über meine Handlungen. Ich will eurer Liebe, eures Segens würdig leben, und ist es euch, verklärt in den Wohnungen der Seligkeit, vergönnt, auf mich hernieder zu blicken: so störe keine unedle That meiner Seele die Reinheit eures himmlischen Friedens.

Mit dem Gedanken an die Wohlthaten der Aeltern schwebt meine ganze Kindheit, die Reihe meiner verflossenen Jahre bis zum jetzigen Augenblick vor mir. — Schon habe ich viel erfahren, und doch immer noch nicht genug, um ganz weise zu sein. Wie als Kind ich sonst aus Unwissenheit fehlte, fehle ich leider jetzt noch aus Leidenschaft. Die Welt und ihr Gutes sind mir nicht mehr neu; aber ich bin noch immer ein Anfänger im Guten. Ich habe schon Manches, das meinem Herzen das Theuerste war, verloren, und doch hängt sich eben dieses Herz noch immer so unbesorgt, so innig an mancherlei Irdisches, als könne es mir nie genommen werden. Weise sein, heißt sich über alle Täuschung erheben. Warum täusche ich mich aber noch so gern selbst, ungeachtet ich aus Erfahrung endlich wohl weiß, wie bitter es ist, sich zuletzt betrogen zu finden in seinen Erwartungen? Freundschaft, Liebe, Glück, Ehre haben mich oft hintergangen; mein Herz blutete. Und doch vertraue ich und baue ich immer noch mehr auf äussere Dinge, als auf meine eigne Kraft. Ich habe es schon vielmals erfahren, daß nicht das, wonach wir ungeduldig streben, unser Glück ist, sondern daß nur Genügsamkeit die Grundlage unserer Seelenruhe, Zufriedenheit mit dem, was wir haben, das Wesen des Glückes sei; und doch vergesse ich noch allzuoft mich selbst, und trachte in äussern Umständen zu finden, was ich nur in meiner Brust suchen soll. — Ich habe schon oft im Laufe meiner Schicksale erfahren, daß kein Ereigniß für mich so unglücklich war, welches nicht seine guten Folgen gehabt, daß kein Verhängniß so finster gewesen, welches nicht unverhofft durch einen plötzlichen oder unmerkbaren Wechsel der Dinge angenehme Heiterkeit empfangen hätte: und dennoch zittere ich noch heute bei jedem Unfall mit kindischer Verzagtheit; doch quäle ich mich noch mit verzweiflungsvollen Sorgen, als wenn es keine Vorsehung gäbe, die über den Lauf meiner Begebenheiten wacht.

Wohl ist es endlich Zeit, daß ich weiser werde, je mehr meine Tage zunehmen! Was hilft es mir, erst dann weise zu sein, wenn ich bald aufhöre zu sein? Warum erschrecke ich an meinem Geburtstage oft, daß ich schon wieder ein Jahr mehr zähle? Nicht das Aelterwerden ist ein Uebel, sondern das Nichtweiserwerden.

Ein neuer Geburtstag ist ein neuer Abschied von einem Traum, eine neue Begrüßung der näher gerückten Ewigkeit! — Deine Tage sind gezählt, und dein längstes Leben ist vorbeigegangen, ehe du es glaubst. Was dachtest du noch vor einem Jahre von dem, was dir bevorstand? Aber was denkst du jetzt von dem Jahre, das du verlebt hast? Waren deine mißvergnügten Tage der Mühe werth, die sie dir machten? Waren deine Hoffnungen nicht vielfache Betrügerinnen, wie es auch deine unzeitigen Besorgnisse gewesen sind? Gott gab dir Vieles: aber du hast noch nicht Alles. Was dir noth thut, dies Eine, dies Höchste, wodurch du alles Uebrige gewinnst, ist der göttliche Frieden, ist die Weisheit Jesu.

Weisheit Jesu! ja, nach dir ist mein Bestreben. Ohne dich ist mein Lebenslauf in sich selbst ohne Einheit, ohne Zusammenhang, und jedes Jahr ein verlornes; jeder

wiederkehrende Geburtstag ein Tag des innern Unwillens und Mißmuths über das Vergangene.

Es ist möglich, daß, wie ich an Jahren zunehme, ich auch an Einsicht, Ehre, Vermögen und Wohlstand gewinne. Aber ohne Weisheit sind die Mittel unbrauchbar; ohne Weisheit halte ich sie für das Glück selbst, das ich doch erst durch sie bewirken kann.

Weisheit Jesu! beselige mich. Meine Stunden verrinnen, meine Jahre entfliehen — ich sehe, wie viele Menschen um mich her im Irrthum wandeln; sehe, wie sie, statt ihre Freude, ihr Leid bauen; sehe, wie sie nur Schatten umarmen, Schatten festhalten wollen, die, wie Alles, so der vergänglichen Zeit unterworfen, vorüberfliehen. Warum sehe ich dies, ohne klüger zu werden? Habe ich nicht selbst oft Schatten umarmt, und mein Elend gebaut?

Weisheit Jesu, beselige mich! denn es ist doch in keinem Andern wahres Heil zu finden; es ist doch kein anderer Weg zur Seelenruhe, zum unerschütterlichen Glück, zum Siegen über des Lebens Ungemach, zum Vereinigen des Hierseins mit dem Dortsein, kein anderer Weg zu Gott. Beselige mich, daß ich mich nicht ferner selbst täusche, daß ich kein Glück mehr suche, als in meiner Tugend, keine Lust, als in der Erfüllung meiner Pflichten, das heißt, des göttlichen Willens.

Ist Gott die erhabenste Weisheit, so ist auch, was er befiehlt, das Weiseste. Und wer den Willen Gottes thut, hat die höchste Weisheit in sein Eigenthum verwandelt. Danach verlange ich. Nur das hilft mir. Nur dazu, mein Vater, mein Gott, verleihe mir gnädig Kraft. O mein Vater, erhöre mich, ich flehe um mein eigenes Heil durch Jesum Christum dich an! Amen.

244.

Dem Reinen ist Alles rein.

Tit. 1, 15.

Unnennbarer Frieden, — Ruhe,
Wie sie keine Zunge preis't,
Ueberströmt mich, wenn ich thue,
Was mein Herz, was Gottes Geist
Laut und leise thun mich heißt.

Ehre, Wollust, Königreiche,
Glück nicht, Schatten seid ihr nur!
Wenn ich es mit dem vergleiche,
Was mein reines Herz erfuhr,
Folgte ich der Tugend Spur.

Trauen, glauben, lieben, dulden,
Helfen Jedem, den Gott schuf;
Gern verzeihn des Bruders Schulden:
Dies ist himmlischer Beruf.

Woher die verschiedenen Urtheile über die Welt und die Menschen? Fast Jeder hat seine eigenen Ansichten; Jeder spricht anders davon. Sehr oft schon setzte mich diese Abweichung der Meinungen in Verwunderung, wenn ich mich in Gesprächen mit meinen Freunden über mir noch unbekannte Personen und Verhältnisse unterrichten, oder mich durch sie belehren wollte, wie ich mich in dieser oder jener Angelegenheit mit Klugheit betragen sollte. Dieser munterte mich auf, sprach mir Muth ein, wo ich Bedenklichkeit äusserte; Jener warnte mich mit voller Aengstlichkeit, empfahl mir Vorsicht, und sprach mit drohender Freundlichkeit: Aber du kennst die Menschen nicht!

Allerdings ist es mir als Christ nicht gleichgültig, in dieser für meine Handlungen höchstwichtigen Angelegenheit heller zu sehen. Sind die Menschen in der That alle so verderbt, als sie von strengen Eiferern geschildert zu werden pflegen? oder sind sie noch im Ganzen so unverdorben, wie sie der gutmüthige, durch vielfache Erfahrungen belehrte Greis und Menschenkenner darstellt?

Je länger ich darüber nachdenke, und je genauer ich mich selbst und meine zu verschiedenen Zeiten über die Welt gefällten Urtheile, oder auch die Urtheile anderer Menschen von verschiedener Gemüthsart prüfe, je offenbarer wird es mir: *Wir schildern die Welt selten, was und wie sie ist, sondern nur, was wir von ihr halten. Und wir halten selten von ihr etwas Anderes, als was wir im Grunde selbst sind.*

Die Welt spiegelt sich also gleichsam ganz anders ab in der Vorstellungsart des Einen und des Andern. Je nachdem wir bessere oder schlimmere Erfahrungen gemacht, je nachdem wir leichtern Sinn oder trübere Laune haben; je nachdem wir gesunder oder kränklicher sein mögen; je nachdem wir mehr oder weniger Jahre zählen — wird auch unsere Vorstellung abweichend.

Lehre mich, wie du von der Welt denkst — gib mir deine Urtheile über Bekannte und Unbekannte — sage mir, wie man im Umgang mit den Leuten auf eine kluge Weise sich zu verhalten hat: und ich will dir wieder sagen, von welcher Art die Erfahrungen gewesen sind, die du in deinem Leben gesammelt; ich will dir das in deiner Gemüthsart Vorstechende nennen.

Wir selbst haben weniger mit der Welt zu thun, als vielmehr mit dem Bilde, welches wir von ihr im Spiegel unsers Gemüths tragen. Ist dieser Spiegel trübe, so ist Alles finster; ist dieser Spiegel befleckt, so finden wir auch diese Flecken in der Welt; ist dieser Spiegel hell, so strahlt auch Alles rosenfarben und glänzend.

Sehet das Kind, in dem noch kein Arg ist! — wie gutmüthig vertraut es doch Jedem. Es weiß von Verstellung nichts. Es offenbart Jedem ohne Argwohn seine Gedanken, und weil es Niemanden betrogen hat, glaubt es nicht betrogen werden zu können. In seiner schönen Unschuld hält es Alles für schuldlos. Wie könnte es auch Böses, das es noch nicht kennt, von der Welt fürchten?

Sehet den Jüngling, anders erscheint ihm die Menschheit. Halb Kind, halb Mann, trägt er noch die ursprüngliche Gutmüthigkeit der Unschuld und schon die Schüchternheit dessen, der da weiß, wie oft man getäuscht werden kann, und daß man nicht zu allen Stunden derselbe sei. Im Hochgefühl seiner Kraft, ungebunden, muthig, hält er Alles für möglich; den Entschlossenen für den Glücklichsten; die Menschen weniger für böse, als feige und schwach; alle voll Sinn für das Große, Schöne, Wahre, Edle; alle voll Streben nach dem Erhabensten, nur zuweilen auf irrenden Abwegen.

Länger, als der Jüngling, bewahrt die sanftere Jungfrau die kindliche Unschuld ihres Gemüths; reizbarer, als er, erschreckt sie vor dem Schein, und versöhnt sich eben so schnell mit dem, was sie vorher gefürchtet. Ihrem eigenen Urtheile nicht immer vertrauend, vertraut sie auch seltener der Meinung Anderer. Alles scheint ihr für den Genuß der Schönheit, Güte und Liebe vorhanden; sie selbst athmet nur für das Gute, Milde, Schöne und Liebenswürdige.

Aber je mehr sich Begierden aller Art entwickeln, je

klarer dem Menschen der Umfang seines eigenen Gemüths wird, je besser glaubt er die Welt kennen zu lernen. Jede neue Entdeckung in seinem Innern ist ihm eine neue Ansicht der Welt; er wird von keiner Leidenschaft, von keinem Laster umfangen, das er nicht eben so bald auch schon in hundert und tausend andern Menschen erkennt oder vermuthet. Der Wollüstling hält die Mehrheit der Menschen für Theilnehmer seiner schändlichen Begierden; der Ehrgeizige erkennt überall Nebenbuhler; der Mißtrauische fürchtet Hinterlist und Argwohn in jeder Brust; der Habsüchtige sieht in allen Handlungen Anderer ein Vorsichgreifen und Uebervortheilen; der Schwermüthige findet Jeden voll verborgener Unzufriedenheit mit dem Schicksal. — So sehen wir die Welt selten, wie sie wirklich ist, sondern nur immer uns selbst in ihr vervielfältigt. Was Jeder ist, das pflegt er auch von Andern zu halten.

Daher ist das Wort der heiligen Schrift ein vielsagendes, vielbelehrendes, aus der menschlichen Natur tiefgeschöpftes Wort: Dem Reinen ist Alles rein. (Tit. 1, 15.) Ihm ist rein und gut, was Gott schuf, — ihm ist rein und gut die Mehrheit der Menschen, selbst bei allen ihren Fehlern, die er mehr für Irrthümer ihres Verstandes, für Schwäche ihrer Gewohnheit, als für Gefallen am Bösen selbst hält.

Und rein soll der Christ sein. — Jesus fordert es. Er selbst ward das Urbild menschlicher Heiligkeit, das heißt, der größten Reinigkeit von allen Fehlern; denn dies ist es, was das göttliche Wort durch heilig bezeichnet. Ein reiner Geist ist ein solcher, der in seinen Handlungen keine Richtschnur hat, als das göttliche Gesetz der Geister, wie es Jesus gegeben und unsere Vernunft hat; der folglich sich in seinem Thun und Lassen keine sinnliche (fleischliche) Begierden und Leidenschaften erwachsen läßt. Ein Geist, ganz rein vom Irdischen, wäre ein vollkommener heiliger Geist. Aber, spricht Jesus, Niemand ist heilig, denn Gott allein.

Und rein ist, was Gott schuf; denn was er gab, ist ein Zeugniß seiner Weisheit und Güte, ist Mittel zu unserer Glückseligkeit. Nur wir sind es, die wir durch unsere Leidenschaften auch das Reinste beflecken, durch den Mißbrauch der Gaben des großen Gebers auch den Balsam in Gift verwandeln, und durch unser Vorurtheil auch das Heilige zum Unheiligen machen.

Nicht der Umgang mit Sündern, nicht die Freundschaft mit fremden Religionsgenossen, nicht der Genuß dieser oder jener Speisen, verunreinigt den Menschen; sondern der böse Zweck, welchen er damit verbindet, der Mißbrauch, welchen er davon für sein Herz macht. Was zum Munde eingehet, lehrte Jesus, verunreinigt den Menschen nicht, sondern was vom Munde ausgehet, das verunreinigt den Menschen. (Matth. 15, 11.) Durch den Mund aber werden offenbar unsere unheiligen Begierden und die Verdorbenheit unsers Herzens. Denn aus dem Herzen kommen arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsche Zeugnisse, Lästerung. Das sind die Stücke, die den Menschen verunreinigen. (Matth. 15, 19.)

Als Christen sollen wir nach jener Heiligkeit des Gemüthes streben, die Jesus selbst zum Muster für uns trug; nach jener Unschuld der Kindheit, ohne welche Niemand in sein Reich treten kann.

Wer dieses Glück errungen, wird mit Entzücken die wunderbare Macht der Tugend erkennen; er wird die Welt verwandelt finden, indem er sich doch nur selbst zu ändern glaubte; er wird Frieden, Rechtschaffenheit, Treue, Ordnung, Liebe finden, wo er sie vormals weder in sich, noch in Anderen erblickte. Was er selbst ist, und was er liebt, wird ihm von allen Seiten entgegenkommen. Er wird jenen liebenswürdigen Zug in seiner Denkart erhalten, welcher unser Herz immer so innig an das unbefangene, arglose, gläubige Herz des Kindes zieht: Gutmüthigkeit und Vertrauen.

Diese Gutmüthigkeit, welche nur das vorzügliche Eigenthum des kindlichen Herzens zu sein pflegt, ist die schönste Eigenschaft eines Erwachsenen, und ein um so kostbareres Kleinod, je schwerer es, nicht etwa im Gewühl der äussern Welt, sondern im Gewühl unserer innern Welt, vor Leidenschaften zu bewahren ist. Die Gutmüthigkeit des Mannes ist eine offene Bürgschaft für die Unverdorbenheit seines Herzens, eine zuverlässige Zeugin seiner Menschenliebe, die auch da noch unerschüttert geblieben ist, wo sie durch die Tücke Anderer oft grausam verrathen ward.

Sie äussert sich in unsern Gesinnungen darin, daß wir Menschen so lange nicht für schlecht und verderbt halten, als wir nicht die sprechendsten, unzweideutigsten Beweise ihrer Schlechtigkeit vor uns liegen sehen, daß wir um einiger Fehler unsers Nächsten willen nicht sogleich seinen ganzen Werth verwerfen; daß wir überhaupt einen Widerwillen dagegen empfinden, im Thun und Lassen unserer Miterschaffenen nur Bosheit und Laster zu vermuthen. Wer die Menschen lieben will, kann es nicht ertragen, sie alle für Scheinheilige oder Bösewichter zu erklären. Er hält sie nicht von jedem Vergehen und Fehltritt frei, aber ist in sich überzeugt, daß der größere Theil ihrer Untugenden eine Folge ihres irrenden Verstandes, oder ein Werk ihrer Erziehung oder allzu verführerischer Umstände war. Er kann selbst den groben Verbrecher nicht hassen, sondern er liebt ihn noch, und seine Liebe äussert sich im Mitleiden und Bedauern. Er kann selbst seine eigenen Gegner und Verfolger, trotz allen von ihnen empfangenen Kränkungen, nicht ganz verdammen, weil er überzeugt ist, seines Feindes Haß stamme nur aus Irrthum, und würde verschwinden, wenn derselbe ihn näher kennen lernen wollte.

So ist dem Reinen Alles rein. Er liebt die Menschheit, er will ihr Glück, um des Guten willen, welches jeder Mensch in seiner Denkart hat. Denn es ist Keiner, der nicht, wäre er auch noch so verdorben, einiges Gute besäße. Kein Mensch ist heilig, aber keiner ist auch durchaus böse. Daher soll uns ein Jeder schätzbar sein, selbst derjenige, welcher gegen uns ungerecht handelte, weil eben dieser gegen Andere vielleicht sehr wohlthätig, in seinem Beruf sehr pünktlich, in seinem Hause ein vortrefflicher Vater, eine zärtliche Mutter, in der Freundschaft sehr treu, in seinen übrigen Verhältnissen rechtschaffen, dienstgefällig, hilfreich sein kann.

Die Gutmüthigkeit, welche aus der Unschuld und Reinheit unsers eigenen Gemüths entspringt, hindert uns darum nicht, im menschlichen Leben vorsichtig zu wandeln, um denjenigen Schaden von uns abzuwenden, welchen die bösen Neigungen Anderer in der Störung unserer Glückseligkeit verursachen könnten. Das Kind, erfahrungslos, vertraut blindlings Jedem, der seiner Unschuld mit freundlicher Miene naht. Der bejahrte Mensch kennt neben den Rosen die Dornen, und die Gefahr, sich einem

Ungeprüften in allen Dingen zu vertrauen. Er kennt aus den Schwachheiten seines eigenen Herzens, aus Thorheiten, die ihn oft selbst übermannten, aus Vorurtheilen, die ihn oft selbst regierten, die Schwachheiten, Vorurtheile und Thorheiten Anderer. Indem er diesen ausweicht, übt er die Klugheit im Leben, welche Jesus seinen eigenen, kindlich unbefangenen Jüngern empfahl, als er sagte: Seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben.

So können sich Gutmüthigkeit und Klugheit in dem gleichen Gemüthe paaren. Jene vermählt uns mit allem Guten des menschlichen Geschlechts, diese bewahrt uns vor den Unarten desselben; jene lehrt uns Jeden lieben und ehren, ohne daß diese uns zu Haß und Verachtung lockt.

Dem Reinen ist Alles rein, dem Unreinen aber und Ungläubigen ist nichts rein, sondern unrein ist beides ihr Sinn und Gewissen. (Tit. 1, 15.) Je mehr der Mensch sich von der Einfalt und Güte des kindlichen Gemüths entfernt, je mehr er von der Selbstständigkeit seines Geistes einbüßt, und den aus seinem Fleisch und Blut entspringenden wilden Begierden unterthan wird, je elender und verlassener steht er selbst in der Welt da. Nicht daß die Welt vor ihm flöhe, nein, er stößt sie von sich zurück und flieht sie, weil er sie verkennt, und für so verderbt hält, als er selbst geworden. Während der Gutmüthige überall Herzlichkeit und Gefälligkeit findet, wie er sie selbst gibt, fährt der Selbstsüchtige schaudernd vor immerwährendem Eigennutz der Menschen zurück. Er sieht keine Freundschaft, sondern Hilfsbedürftigkeit, keine Freigebigkeit, sondern nur kluges Aussäen für reiche Aernten. Er erblickt in Allem dasjenige wieder, dessen er selbst fähig ist, und weil er in seinem Wahne glaubt, Jedermann sei wirklich so, und die Welt sei so trübe und unrein, wie sie ihr Bild in den trüben, unreinen Spiegel seines Gemüths wirft: versteckt und verhärtet er sich selbst in seinen alles Lebensglück störenden Fehlern.

Dem Reinen ist Alles rein. Seine Unschuld, seine Tugend verbreiten über seine Seele eine Heiterkeit, welche, wenn sie auch schon durch widrige Ereignisse auf kurze Zeit getrübt werden mag, gleichwohl unwandelbar in ihm fortdauert, ja oft dann am glänzendsten ist, und ihn am innigsten erquickt, wenn seine Schicksale am dunkelsten über ihn schweben. Dieser Himmel in seiner Brust lagert sich auch verherrlichend über Alles fern und nah um ihn herum. Dies Erdenleben, wenn gleich kein ewiger Frühling, ist auch für ihn keine beständige Winternacht. Er genießt hier einen Vorhimmel, wo die Unreinen schon eine Vorhölle empfinden. Er sucht die guten Menschen auf, und an den schlechtern selbst das Bessere, was sie haben. Er findet die Guten, und an den Schlechtern auch immer noch ihr Besseres. Also umgibt ihn in dieser Welt nur das Heilige, das Edle, das Schöne. Der Anblick desselben erhebt sein Herz mit neuer Gewalt, und veredelt, verschönert und heiligt es noch mehr. Er lebt, ein werdender Engel, unter werdenden Engeln, und findet zuletzt in der Sterbestunde nur den Tausch eines Himmels mit dem andern; den Uebergang von einem durch Gottes Güte im Ganzen sehr freundlichen, seligkeitreichen Zustand zu einem noch seligern.

Wie beneidenswürdig ist das Loos der Reinen, der wahrhaften Nachahmer Jesu, des Heiligsten in menschlicher Gestalt! Woher kommt es, daß nicht Jeder dieses Glückes theilhaftig ist? Warum finden so viele Sterbliche in dieser schönen Welt Gottes noch ein finsteres Jammerthal? Warum quälen sie sich selbst gegenseitig hier, wo Alles doch den Beruf zur Freude hat, nicht zur sinnlichen Freude, sondern zu derjenigen, welche aus dem Bewußtsein eigener Unschuld quillt?

Willst du das höchste Glück empfinden, dessen der Sterbliche hienieden fähig ist; willst du, erhaben über jedes irdische Schicksal, dir selbst in Gott genügend sein, unabhängig von allem Wechsel äusserer Umstände — wohlan, werde, was Christus war, werde was er wollte: sei rein! — Du, der über die Menschheit klagt und ihre Verderbtheit, denke nicht daran, die Welt zu verbessern, sondern werde dein Selbstverbesserer.

Freilich, dies ist nicht leicht. Du hast dich nun einmal daran gewöhnt, so und nicht anders zu sein, wie du bist. Du findest immer, es könne auch noch so lange mit dir bleiben, wie es bisher war, bis du gewahr wirst, daß dir deine übeln Gewohnheiten und Fehler Nachtheil bringen. Wohl, magst du das Bessere an dir nicht schaffen: wer soll es? Magst du dein höheres Glück nicht bauen: wer kann es? — Für eine Summe Geldes opferst du die Bequemlichkeiten und Genüsse manches Tages, den süßen Schlaf mancher Nacht auf. Du hast also doch Gewalt über deine Sinnlichkeit; du kannst also doch, wenn es sein muß, auch deine feurigsten Triebe dämpfen. Warum, was du für einige Stücke Geldes zu thun den Muth hast, machst du es nicht für den stillen Frieden und die immerwährende Heiterkeit deiner Seele? Ist denn das Goldstück, wenn es in deiner Hand liegt, der Schlüssel zum Himmel? Macht es deine Brust unverwundbar gegen die Pfeile des Schicksals? Gründet es in dir ein so erhabenes Glück, daß du selbst dann noch dein seliges Lächeln nicht einbüßen würdest, wenn dir, wie einem Hiob, Alles, was dir vom Irdischen angehört, Vermögen, Ehre, Freunde, Aeltern, Kinder entrissen werden sollten? Wage dann, was du für ein todtes Stück Erz wagen kannst, für das du oft sogar deine Gesundheit, dein Leben in Gefahr zu setzen den Muth hast, für die Reinheit deiner Seele. Mache eben damit den Anfang, sie von dem zu reinigen, was sie am meisten befleckt. Bist du voller Habsucht, entschlage dich dieser Leidenschaft, versuche einmal das Glück der Genügsamkeit; bist du zornmüthig, versuche das Glück edler Selbstbeherrschung; bist du unmäßig, versuche das Glück der Enthaltsamkeit, in welcher die Kraft deiner Seele und die Gesundheit deines Lebens neu aufblühen werden.

Alles, was aus dir selbst wird, das wirst du in andern Menschen wieder finden. Du wirst sie dann mit jener hohen Liebe, die uns Jesus als die Grundlage seines Reiches und seines Glaubens empfiehlt, mit jener Liebe, die du vielleicht nie ganz verstanden hast, lieben lernen, weil du, selbst edler, dich und deine Reinheit hochachten lernst.

Vielleicht wird dir dahin zu gelangen der Kampf oft mühsam sein; aber gedenke deines Glückes, gedenke deines Gottes; gedenke deiner ewigen Bestimmung! Und willst du dir den Kampf erleichtern: siehe hier ein unfehlbares Mittel: Gewöhne dich, in jeder deiner Lagen ihre angenehme und an jedem Menschen deiner Bekanntschaft seine liebenswürdige Seite zu sehen und vor Augen zu haben. Verzeihe deiner Lage, um des vielen Angenehmen

men, was sie doch für dich hat, ihre Ungemächlichkeit, und verzeihe dem Menschen deiner Bekanntschaft seine etwaigen Fehler um des Guten willen, das übrigens in seinem Herzen wohnt. — Dies ist der Weg, auf welchem du dich mit der Welt und mit den Menschen versöhnst. Es war dir ja immer leicht, sogleich Schwächen und Fehler deiner Bekannten auszuspüren: weihe diesen bisher gemißbrauchten Scharfsinn ihren Tugenden, und dem, wodurch sie ihren Vorgesetzten oder Untergebenen, ihren Freunden oder Hausgenossen liebenswürdig erscheinen. Du wirst wahrlich in kurzer Zeit viele deiner Mitbürger und Mitbürgerinnen eben so von Herzen lieb gewinnen, als sie dir bisher gleichgültig, wohl gar verhaßt waren. Und die Hochachtung, welche du ihren rühmlichen Eigenschaften weihst, wird sich in deinen Gedanken, in deinen Reden, in deinen Gesichtszügen kund thun; wird dir plötzlich die Herzen derer gewinnen, welche sich bisher von dir entfernt hielten. Denn wer könnte den hassen, von welchem er sich geschätzt sieht? Du wirst von Freunden umringt sein, wo du vorher einsam standest.

Indem du es zu deiner Lebensvorschrift, und aus dieser endlich zu deiner andern, heiligern Natur machst, dein Auge abzuwenden von den Fehlern des Nächsten, und immer nur hinzulenken auf seine guten Eigenschaften, wird dich die Gewohnheit, immer an Andern das Gute zu sehen, selbst gut machen. Die Tugenden, welche du in ihnen bewunderst, werden dich begeistern, ihrer selbst theilhaftig zu werden. Siehe auf das Reine, und du wirst Abscheu vor dem Unreinen in dir empfinden.

Allerheiligster, o reinster Quell alles Guten, Gott! nur wer reines Herzens ist, der darf mit kindlicher freudiger Zuversicht und Hingebung zu Dir empoerschauen. Ach, noch war ich nicht, der ich sein sollte; noch befleckte viel Tadelnswürdiges meine Denkart; noch hätte ich gern diesen und jenen Flecken meiner Seele Dir, Allwissender, ja mir selbst verbergen mögen, wie ich ihn den Augen anderer Menschen verhüllte. — — Wann, o wann wird die Zeit kommen, da ich, ohne über mich zu erröthen, rein gebadet im Strome der Himmelswahrheiten Jesu von allen Flecken und Sünden, vor Dich mit dem seligkeitvollen Ruhm der Unschuld hintreten kann! — Wehe, sollte sie denn nie kommen? — Du hast mir ja Kraft dazu verliehen, Du hast mir Muth und Mittel dazu gegeben, Du hast mir Jesum Deinen Geliebten gegeben — ach, soll dies Alles vereinigt nicht meine Seelenunschuld wieder bereiten können? — Was mangelt mir noch dazu? Nur der große, heilige Wille. Und dieser Wille, jetzt gebunden durch irdische Rücksichten, durch die Gewohnheit an meinen unvollkommenen Zustand, soll frei werden von den schmachvollen Fesseln. Dein heiliger Geist, o Gott, wie er nur durch Jesu Leben und Wort in die Seele dringt, heilige mich zu Deinem Kinde, zu meiner Seligkeit, zu Deinem Willen. Amen!

245.

Das Grab der Freunde.

Joh. 11, 25.

O, trag nur stillen, festen Muthes
Die auferlegte schwere Last!
Der Allerbeste will nur Gutes!
Denk nie: die Liebe zürnt und haßt.
Gott, der da schuf das Vaterherz,
Er hätte Freud' an Kinderschmerz?

Er nahm, was er dir hat gegeben;
Einst gibt er, was er hier dir nahm.
Nur Vorübung ist dieses Leben,
Und gut ist, was von Gott uns kam.
Das dunkle Räthsel dieser Zeit
Löst herrlich einst die Ewigkeit.

Zu euch — zu euch eilt meine Seele, o ihr Seligentschlafenen, die ihr im weichen Arm des Todes ruhet! — Zu euch eilt meine Seele, o ihr theuern Lieblinge, deren Gebein nun ein leichter Staub deckt, deren unsterblicher Geist nun vor Christo lächelt in einer ewigen schönen Welt! — zu euch, um die ich so gern im Leben war, die ihr mich mit Zärtlichkeit geliebet habet, an denen mein Herz voll Liebe hing — die ihr mir entfloehet, mir voranginget in die geheimnißvolle Herrlichkeit der Zukunft, welche Gott bereitet hat denen, die ihm vertrauen und ihn lieben.

Ich will das Andenken meiner geliebten Todten ehren; darum eilt meine Seele zu ihren Gräbern. Ich will alle meine schönen Erinnerungen beweinen; die Thränen sind ein edler Zoll der Menschheit; das letzte Opfer treuer Zärtlichkeit. — Ach, was ich so heiß geliebt, es schlummert, mein Arm streckt sich vergebens aus; mein leiser Seufzer ruft vergebens den mir so theuern Namen, und meine Thränen fliessen ungesehen!

Heilig sei mir die stille Ruhestätte der Todten; da ruht das Edelste, das Köstlichste des Menschen, das Kleinod seiner Liebe. Wir nennen diese Ruhestätte oft Gottesacker. Wohl ist sie Gottes Acker, wo die herrlichste Saat gesäet ist, dem Tage der Garben entgegen zu reifen.

Tretet herbei, die ihr einen theuern Verlust beweinet, und lasset uns in heiliger Ehrfurcht das Andenken unserer geliebten Todten feiern! Tritt herbei, du einsame Waise, die den frühen, ach, immer allzufrühen Tod eines guten, sorgsamen Vaters, einer liebenden Mutter betrauert. Tritt herbei, gebeugter Gatte, der dem Andenken eines theuern Weibes seine Thränen widmet. Tritt herbei, liebendes Mutterherz, welches um den Tod eines holden Kindes blutet — o ihr Alle, die des Verhängnisses schwere Hand gebeugt, und deren Geliebtes unter der Erde schläft: tretet herbei und folget mir im Geiste zur Ruhestätte unserer unvergeßlichen Lieben!

Ueber den Gräbern ihrer Todten feierten einst die ersten Christen ihrer Andacht schönste Stunden. Lasset uns wie sie dort unsere Andacht begehen! — Auch wir haben verloren. Auch wir sind Christen. Auch wir haben ein Herz, welches Ruhe und Trost bedarf. — Hin, im Geiste zum Grabe unsers Lieblings; wo ist dem Herzen wohler, als in der Nähe dessen, den es liebt?

Auch dort ist Gott! — Ja, über den Gräbern der geliebten Todten schwebt er, der Vater Aller, der Vater der Todten und Lebenden, in seiner Allgegenwärtigkeit. Ueber den Gräbern ist Gott, der Gott des Lebens, in welchem keine Vergänglichkeit ist. Auch von dorther tönt uns Jesu Liebesruf: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!

Ja, erquicke mich, mein Heiland, mit Deinem Troste, denn Menschen können mich nicht trösten. Giesse du den Balsam Deiner Himmelsworte in mein krankes, wundes Herz, denn mich kann kein Arzt heilen. Nur an Dir,

mein Jesu, halte ich fest; Du allein kannst Seelenfrieden geben, wie Du ihn sterbend noch vom Kreuze herab Deiner heiligen Mutter und der Tiefe ihres Schmerzes gabst!

Ich höre Deine Trösterstimme. Du rufst auch mir zu: Siehe, es kommt die Stunde, in welcher Alle, die in den Gräbern sind, werden meine Stimme hören, und werden hervorgehen, die Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens! (Joh. 5, 28. 29.)

Warum weine ich? — Sind dies nicht Jesu Worte? — Warum verblutet sich mein Herz in der unendlichen Trauer? Habe ich den Glauben an das Wort meines göttlichen Erlösers verloren?

Verstumme, mein Schmerz, und höre auf, mich zu foltern, bange Schwermuth, denn Jesu göttliche Stimme dringt zu mir! — Ich bin für die Ewigkeit geboren, und über deren Staub ich traure, sie sind für die Ewigkeit geschaffen, wie ich! — Gottes Gnade und Liebe ist ewig, und in ihr leben, weben und sind wir! Es gibt keinen Tod, es gibt nur eine flüchtige Trennung. Ich wandle in einem großen Traum, in dem mir geliebte Gestalten erscheinen und wieder verschwinden. Aber ich werde einst erwachen, und die Geliebten wieder finden. Die Seligkeiten dieses Traumes sind nur Ahnungen der Seligkeit beim Erwachen; die Entzückungen des irdischen Lebens sind nur Vorgeschmack der Entzückungen unserer ewigen Zukunft, damit unser Herz sich desto inniger nach jenem bessern Leben sehne, und sich vorbereite durch Heiligkeit des Sinnes, seiner würdig zu sein.

Du jammerst und sprichst: „Warum gab mir Gott dies zartfühlende Herz? — Warum gab er mir einst Alles, um mir Alles wieder zu rauben? — Warum mußte ich diesen Liebling meines Herzens kennen lernen, damit ich ihn verliere? Ach, ist dies Vaterliebe Gottes? — Kann es ihn erfreuen, wenn ich in Gram vergehe?“

Nein, unglückliche Seele, die du in deinem Kummer die heiligen Werke der weisen Versehung tadelst, nein, dein Jammer freut den Gott der Liebe nicht. Aber auch deine Schwachheit kann ihn nicht freuen, in der du eigensinnig alles Andere, was er dir Gutes verlieh, verschmähest, weil du Eins verloren, das dir lieb war. Du lebtest nicht für die Ewigkeit, sondern für das Irdische; darum entzog er dir wenige Augenblicke das, woran du mit aller Gewalt deiner Empfindungen hingst, damit du deinen Blick desto vertrauensvoller auf die Welt jenseits des Grabes wenden solltest! — ist Gott darum weniger groß, weil du schwach und kleinmüthig bist? Ist er darum weniger gütig, weil du die Weisheit seiner Rathschlüsse nicht ergründen kannst?

Du hattest auf Gottes Vaterherz und Weisheit nicht das stille, hingebende Vertrauen, was du als Christ haben solltest. Du warst noch lange nicht fähig, mit Jesu zu beten: Vater, doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe! — Du warst noch nicht veredelt und christlich genug, mit Hiob zu rufen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, gebenedeiet sei der Name des Herrn! — Du erfülltest noch nicht Jesu beseligendes Gebot: Du sollst nur Gott lieben über Alles, und deinen Nächsten als dich selbst. Denn du liebtest deinen irdischen Freund höher als Gott, sonst würdest du mit Ehrfurcht geschwiegen, mit Ergebung in seinen Willen alle deine Hoffnungen nur auf ihn gesetzt haben. Du liebtest deine Verstorbenen höher, als deine übrigen Mitmenschen, welche gleichen Anspruch auf deine Liebe machen, denn sonst würdest du deine eigene Gesundheit nicht mit fruchtlosem, mit unchristlichem Grame schwächen. — Siehe, es starb dein Liebling, und dein Christenthum verschwand, wie ein Schatten. Du hattest noch nicht das wahre Theil erwählt, wie Maria. — Dieser Tod sollte die Prüfung deiner Religion, deines Glaubens an Jesum, deines Vertrauens auf die göttliche Vorsehung werden. — Du schwanktest! O halte fest in der bangen Stunde der Verzweiflung an Gott! Sei Christ, gehe mit männlicher Entschlossenheit in dein Verhängniß, und sei gewiß, Gott liebt, wenn er uns das Theuerste nimmt. Er liebt, wenn er uns losreißt von den schönsten Freuden — er reißt uns los von dem Staube, von dem Vergänglichen, an sein ewiges Vaterherz. Du weinest? Wohl, mit deinen Thränen um den irdischen Verlust erkaufst du eine frohe Ewigkeit; dein Schmerz führt dich Gott näher.

Du sprichst verzagend: „Gott ist die höchste Liebe: warum schied er durch die Hand des Todes zwei fest verbundene Herzen? — Wehe mir, so war es vielleicht nur meine Schuld, um deren willen mich Gott strafen wollte? — so war mein eitler Stolz die Ursache, daß er mich beugen wollte? — so war es mein Leichtsinn, und daß ich seiner im Weltgetümmel so oft vergaß, daß er mich schrecklich erwecken, und an seine Gegenwart ermahnen wollte?

So spricht die Verzweifelung, nicht das christliche Vertrauen auf Gottes unerschöpfliche Gnade! — So spricht der Mensch, wenn er von der Größe Gottes und seiner Erhabenheit nur unvollkommene, höchst unwürdige Vorstellungen hat; nicht der Mensch, welcher in Jesu Christi Fußstapfen wandelt, als ein Zögling des gottgesandten Welterlösers.

Gott ist die Liebe! uns weder Zorn noch Furcht ist in der Liebe. — Menschen können hassen mit Unversöhnlichkeit; Gott aber kann nicht hassen, nur lieben kann er! In Gott ist kein Wechsel der Gefühle, er ist unveränderlich; und wie er uns liebte von Anbeginn der Welt, so begleitet seine Liebe uns durch die Ferne der Ewigkeit. (1 Joh. 4, 16. 19.)

Kann denn eine Mutter auf Erden ihr Kind hassen und es auf ewig verstoßen von ihrer Brust, darum, weil es in seinem Leichtsinn einmal gefehlt hat? Ach, und was ist denn ein liebendes Mutterherz gegen die unendlichste, heiligste Liebe des Vaters im Himmel? Wie, wagst du zu glauben, Gott sei minder gut, als du, minder vollkommen, als du? Er, der die zärtlichen Gefühle in deine Brust pflanzte, sollte von geringerer Zärtlichkeit sein? — Er, der dir rief: Verzeihe deinen Brüdern ihre Fehler! er sollte unbarmherzig die deinigen nicht verzeihen? — — Er, der deine Schwachheit kannte, ehe du geboren warst, und dich dennoch liebte mit deinen Fehlern; er, der seinen Sohn in die Welt sandte, um dich durch seine Offenbarungen zu heiligen und sündenloser zu machen, daß du den ewigen Bestimmungen würdig entgegenreifest, — ach, diese unendliche Güte, sie sollte unversöhnlich zürnen? — sie sollte dich hassen? —

sie sollte Freude haben an deinem Jammer, an deinem Gram?

Richte dich empor und verkenne deinen Gott nicht länger, dem du gehörst, der dich noch nie verlassen hat, dem auch der Sünder willkommen ist, der sich zu ihm wendet. — Richte dich empor, und bete mit liebendem Vertrauen: Was Gott thut, das ist wohlgethan! Er ist die grundlose Barmherzigkeit, dessen Gnade kein Aufhören hat. — Was er dir gab, er hat es dir wieder genommen; aber er gab dir auf Erden nichts für immer, als seine Liebe und die Hoffnung der Ewigkeit. Alles Andere schwindet an dir vorüber, wie ein Traum. Es erscheint und schwindet vor dir hinweg zur Ewigkeit. Nicht hier, sondern dort sollen deine Schätze gesammelt sein. Nicht hier, sondern dort sollst du genießen! Hier ist nur deines Daseins Frühling, dort drüben erst dein Aerntefest. Hier streuest du nur die theuern Saaten aus, dort blühen sie dir verklärt entgegen.

Ja, ihr geliebten Todten, ihr theuern Seelen, ihr werdet nicht immerdar von mir geschieden. Die ewige Liebe, welche uns auf diesem Erdenstern zusammenführte, zerreißt den Bund der Herzen nicht auf ewig, den sie selbst geknüpft hat. Die Ewigkeit gleicht einem großen Freudenmahl; uns Alle hat der Vater des Weltalls dazu eingeladen! Er ruft einen meiner Freunde früher dahin, als mich; sollte ich darum weinen? — sollte ich darum untröstlich sein? — sollte ich darum an seiner Liebe verzweifeln, oder glauben, er wolle mich strafen? Nein, auch mich wird er einst hinüberrufen. — Seid denn selig dort, ihr Seligen, durch Gottes Liebe; auch ich werde einst wieder mit euch selig sein in Gott. Ich will euer Andenken ehren, und durch unbegrenztes Vertrauen auf die himmlische Vaterhuld und durch tugendhaften Wandel mich vorbereiten, würdig einst in eurer Mitte zu erscheinen.

Ich will das Andenken meiner geliebten Todten ehren; ich will es ehren durch meine feste Zuversicht auf Jesu Wort und Gottes Huld. Darum will ich nicht mehr verzagten Herzens sein, will nicht mehr durch Schwermuth mich und Andere quälen. Denn ich bin der Liebe des Alliebenden und des Wiedersehens meiner mir Vorangegangenen gewiß. Mit Freudigkeit sieht mein Glaube empor, und unter meinen Thränen lächelt die Hoffnung. Ich will, wie Jesus, menschenfreundlich auf Erden beglücken, so lange ich noch auf Erden wandele, will den Gram überwinden, und nicht aus Zärtlichkeit für die Todten die Pflichten der Zärtlichkeit gegen Lebende vergessen. Ich will sie nicht verschmähen, die göttlichen Gaben, welche mir gewährt sind, um ein frohes Dasein zu haben; denn nur ein unbefangenes, freudiges Gemüth kann seine Pflicht vollkommen üben. Und wessen Brust das Vertrauen Gottes füllt, nur der ist freudig, wenn ihm auch Alles entrissen würde, das ihm theuer wäre.

Was Gott thut, das ist wohlgethan! Warum denn sollte ich verzweifeln? — Warum sollte ich nicht glauben, daß er es wohlmeint, auch wenn er mir das Geliebteste von der Seite nimmt? Ich kann ihn nicht errathen, aber er kennt mein Heil und was zu meiner Seligkeit dient. Seinem Allmachtsgebot ist Alles unterthan, denn was er will, ist jederzeit das Allerbeste; warum soll ich nicht gern mich in seinen heiligen Willen ergeben, wie er es mit mir verfügt? Mein Weinen, mein Gebet, meine Sorgfalt, meine Hilfe, ach, aller Menschen Hilfe ist am Bette des sterbenden Geliebten vergebens, wenn Gott ihn will. Hätte Gott ihn nicht gerufen, wahrlich, er wäre ohne meinen Beistand, ohne alle meine Hilfe wieder genesen, und wandelte noch bei mir. — Gott rief ihn; ach, warum fordere ich dem Himmel einen Verklärten zurück?

Wohlan denn, Vater, himmlischer, beständig wohlthuender Vater! mit kindlicher Ehrfurcht verehre ich Deine Rathschlüsse. Wohl bist Du unerforschlich: aber wie kann der schwache Menschengeist die unendliche Tiefe Deiner Weisheit und Gnade ergründen? Wohl sind die Wunden tief und blutig, welche das weiche Menschenherz in dieser Welt fühlt. Ach, Vater, aber nicht Du bist es, der diese Wunden schlägt, denn Du bist immerdar Gnade, und hast kein Wohlgefallen an Deiner Kinder Schmerz. Sondern — ja, ich will es bekennen! — diese tiefen Wunden schlägt Niemand, als der irrende, unwissende Mensch sich selber. Er schlägt sich diese Wunden, wenn er sich allzuinnig an das hängt, was irdisch und vergänglich ist; er schlägt sie sich, wenn er nur ganz sein Glück auf den Traum des Erdenlebens gründet, und vergißt, daß es ein Traum sei; er schlägt sie sich, wenn er nicht das unbeschränkteste Vertrauen zu Dir empfindet; wenn er Dich nicht mit reiner Liebe liebt, die Alles, auch dan Theuerste, Dir hinzuopfern fähig ist.

Und dann, wenn nun seine Wunden bluten und schmerzen, ach, dann klagt er, statt sich selbst, die Vorsehung an; klagt, statt seiner Thorheit, o Gott, Deine Weisheit an; nimmt das für Deinen Zorn an, was, nach dem Plan Deiner Weltordnung, das höchste Glück für ihn und Andere wird.

Nein, nein, ich war noch nicht ganz, was mein Jesus will, daß ich sein soll; ich habe noch nicht in dem Sinne die Welt verläugnet, wie er will, daß ich sie verläugnen soll; nämlich, daß ich zwar mit frohem Herzen alle Lebensfreuden genieße, die Gott mir täglich gewährt; daß ich mich zwar von Herzen freue mit den Fröhlichen: aber darum doch nicht mein ganzes Herz an diese Freuden hänge, als wären sie unvergänglich; nur für diese Welt lebe, als wäre keine andere Welt für mich vorhanden. Hienieden wechseln Schatten mit dem Licht, Dornen mit Rosen, trübe Tage mit den freundlichen, daß ich eingedenk bleibe der Nichtigkeit des Irdischen, und meine Seele für das Ewige weihe.

Ja, Ewigkeit, dir weihe ich mich, und der Ewigkeit Vorhof und Anfang ist schon dieses vorübergehende Erdenleben. Es geht nichts unter in der Ewigkeit, also geht auch nichts unter von den theuern Seelen, die mir schon in diesem Leben gehörten. Es geht nichts unter in der Ewigkeit, also auch nicht Deine Gnade, Allgnädiger, in dieser Welt und in der künftigen!

Und eben die ewige, unwandelbare, höchste Liebe, die mir einst die Pforten dieses Lebens auf Erden aufschloß, wird mir die Pforten des ewigen Lebens aufthun. Eben die Liebe, welche hienieden mir verwandte, geliebte Seelen, ach, nur für wenige Augenblicke, zuführte, wird mich auch ihnen droben wieder zuführen, in herrlichen, seligen Verhältnissen; wird mir auch diejenigen zuführen, welche ich einst, wenn ich zur Ewigkeit überschwebe, hinter mir zurücklasse.

Schlummert denn sanft, o ihr geliebten Todten! Mein Geist findet über euern Ruhestätten ebenfalls seine

verlorne Ruhe wieder. Ihr ginget früher zu Gott, einst werde ich euch folgen. Ich habe euch nicht verloren; denn was Gott gegeben hat, das hat er uns behalten; was er für einander schuf, das will er nicht auflösen. Uns scheidet nur ein leichter Traum. — Die Schwermuth weicht aus meinem Herzen; denn ich vertraue Gott, ich habe ihm meine Sache anheimgestellt; er wirds wohl machen!

An euern Gräbern erhebe ich mein Gemüth zum Vater der Gnade, der niemals zürnt, der ewig lebt! Ihm weihe ich dieses Gelübde: nie, nie will ich an Deiner Liebe und Gnade verzweifeln, Gott, Barmherziger, Ewigguter! Mit blindem Vertrauen auf deine Führung will ich getrost und freudig den Weg des Lebens gehen. Wie Du die Welt unaufhörlich beglückest, will auch ich in meinem kleinen Kreise Alles froh und glücklich sehen, was ich beglücken kann. Ja, bei dem Andenken meines Geliebtesten unter den Todten, ich will frohen Herzens werden, und dadurch meine Zuversicht auf Gott verkünden. So ehre ich meine Todten würdig; so werde ich selber würdig der Gnade Gottes, die unaufhörlich waltet, und mich mit denen einst vereint, die Gott für mich, wie mich für sie, geschaffen hat!

Lobe den Herrn, meine Seele, und preise seinen heiligen Namen. Erhebe dich in christlicher Größe, mein Geist, und dein Leben werde ein Lobgesang auf den Allgnädigen! Amen.

246.

Der Allbarmherzige.

Ps. 103, 13.

Wenn Traurigkeit dein Herz erfüllet,
Und du vor Angst nicht leben magst;
Wenn Gott sein Angesicht verhüllet,
Dich nicht erhöret, wenn du klagst; —
Wenn für dich jeder Trost des Lebens
In deiner Bangigkeit vergebens,
Und jedes Labsal Wermuth ist:
So darfst du dennoch nicht verzagen!
Dein künftig Schicksal wird dir sagen,
Daß du stets Gottes Liebling bist!

„Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten!“

Wort des Trostes, Wort der Gnade für leidende Seelen, Balsam des Himmels auf die Wunden der Schwermuth! Wo finde ich Ruhe, wo Frieden mit Himmel und Erde, wo Frieden mit mir selber, wenn nicht das heilige, das ewige Wort des Herrn mir Zuversicht verleiht auf Gottes Allbarmherzigkeit? Wie könnte ich, wie dürfte ich Theil nehmen an den Freuden der Erde, wenn ich nicht zu seinem Erbarmen mich flüchten könnte, wie das fehlende Kind zu der Liebe und Erbarmung eines guten Vaters, eines zärtlichen Mutterherzens? — Darf ich in meiner Unwürdigkeit noch länger der Wohlthaten Gottes geniessen? — Darf ich mitten aus meiner Sündigkeit noch hoffnungsvoll hinüberblicken auf die dunkele Pforte der Ewigkeit?

Ja, wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten. — Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennt sie nicht mehr. Die Gnade aber des Herrn währt von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, die ihn fürchten. (Ps. 103, 15, 17.)

Die Stimme der heiligen Schrift töne in mein banges Herz, wenn es verzweifeln will an allen Hoffnungen; diese Gottesstimme belebe meine Seele mit neuer Macht, wenn sie, vom Bewußtsein ihrer Schuld niedergedrückt, sich durch sich selbst nicht mehr erheben kann. — Wie sollte ich froh werden können, ohne diesen Trost! — wie mich beruhigen können über mein Leben, das so voll von Sünde ist!

Ach, nicht einmal, tausendmal vernahm ich Jesu liebevollen Ruf an mein Herz: Werde vollkommen, wie dein Vater im Himmel vollkommen ist; gehe hin, sündige hinfort nicht mehr! — Und ich ging hin, und sündigte abermals. — Nicht einmal, tausendmal erklang mir laut und erklang mir leise aus den Wundern der Schöpfung, und aus den wundervollen Schicksalen meines Lebens, der Gottheit warnender Ruf: Sei getreu bis an dein Ende, und du wirst die Krone des ewigen Lebens erwerben! — Und ich ging hin voll schnöden Leichtsinns, und verscherzte die Krone des ewigen Lebens.

Wie oft, wenn meine Tage sich verdunkelten, wenn Verfolgung und Kummer und geheime Sorgen mich drückten, wenn ich das Theuerste von meinen Schätzen auf Erden verlor, wie oft that ich das feierliche Gelübde dann: Ich will mein Herz bessern, durch gute Thaten auf Erden mir einen Schatz im Himmel sammeln, und nie wieder aus Leichtsinn oder Leidenschaft, sondern immer mit Besonnenheit und mit dem Gedanken an Gott handeln! — Aber kaum heiterten sich meine Tage wieder auf, kaum waren meine Sorgen, meine Leiden vergessen, ach, so war auch, Gott, mein Gelübde vergessen.

Wie oft, wenn ich im Tempel Gottes zur Andacht gestimmt war, wenn ich zur Erkenntniß meiner ewigen Unwürdigkeit kam, wenn ich mir selbst die Reihe meiner Fehler gestand — wie oft nahm ich mir vor, von nun an Alles besser zu machen; von nun an meinen Lastern, meinen Fehlern, meinen unsittlichen Gewohnheiten für immer zu entsagen; von nun an Frieden mit meinen Feinden zu schliessen, und unter allen Menschenkindern Keinen mehr zu haben, dem ich nicht mit sanftem Wohlwollen zugethan wäre — ach, ich verließ den heiligen Tempel, das Wort des Herrn verklang, der Bußgesang verstummte, und meine guten Vorsätze verstummten, wie mich die Lust des alltäglichen Lebens umwehte.

Immer erkannte ich meine Sündhaftigkeit, und doch blieb ich Sünder; immer schwor ich dem Himmel neue Eide der Besserung, und doch brach ich die Eide wieder! — Ist Gott nicht der Allbarmherzigste: was würde aus mir armen Sünder werden? Ginge Gott mit mir in's Gericht nach meinem Verdienste: wie würde ich vor ihm bestehen? Ich habe es nicht verdient, daß er mich zum Leben rief. Ich habe es nicht verdient, daß er mich zu so viel Freuden und zu so herrlichen Hoffnungen erschuf. Ich darf auf seine Liebe, auf seine Gnade, auf seine Langmuth, auf seine Barmherzigkeit keinen Anspruch machen. — Ach, und doch hat er mich in's Leben gerufen; dennoch liebt er mich heute noch. Er wußte voraus, wie oft ich mir selbst und ihm treulos werde, und

dennoch spart er mir mit unendlichem Erbarmen Gnade, Hoffnung und Seligkeit auf.

Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten.

Heilige, ewige, tief beseligende Wahrheit, ich will dich oft, wenn ich an meinem Glück, an meiner Seligkeit verzagen möchte, in meiner Seele erneuern. —

Gott ist der Allerbarmer! — Wo ist ein leidendes, schwermuthvolles Herz, welches erschrocken über den Leichtsinn seines Lebens, gefoltert von unversöhnlichen Vorwürfen, an Gottes Gnade verzweifelt? Ich will ihm zurufen: Gott ist der Allerbarmer! Ermanne dich, gebeugte Seele, schau empor zu dem lieben den Vater. Er sah deine Thräne, wie deine Sünden; er sah deinen Leichtsinn, wie deine Selbstpein. Warum zitterst du vor seiner Liebe? — Warum trauerst du hoffnungslos, und quälest dich mit schmerzlichen Vorwürfen? Gott ist allbarmherzig, wie er ewig ist. Gott sucht dich! — Richte dich empor, dein Vater sucht dich, der sich seines Kindes so gern erbarmt. Strecke deine Arme gen Himmel, versöhne dich mit dir selber, denn Gott ist versöhnt. Er zürnet nie! Er ist die Liebe, die ewige, die unbegreifliche. Und darum sandte er uns seinen göttlichen Sohn in die Welt, daß dieser uns durch sein Wort und sein Blut für die Freuden der Ewigkeit erkaufe. — Verzweifle nicht, gebeugte Seele, dein Gott ist der Allbarmherzige.

Zwar deine Schwermuth ist ehrenvoll. Sie quillt aus dem Bewußtsein deiner Unwürdigkeit. — Deine Schwermuth ist wohlthätig, denn durch sie reifest du zur Anerkennung deiner Sündhaftigkeit und der Gnade Gottes, und wie sehr du derselben bedarfst, und wie du nichts durch deine eigene Kraft, nichts durch dein eigenes Verdienst erwerben kannst, sondern Alles, Alles von der Gnade des Allgütigen erwarten mußt. — Aber, wenn du sprichst und glaubest: Gott ist unser Vater, Gott ist der Allerbarmer — er ist es für die Welt, und ist es auch für dich! — warum beharrst du in deiner Niedergeschlagenheit? — warum in deinem Verzweifeln an seiner Gnade? — Warum gibt dieser trostvolle Gedanke, in welchem ein ganzer Himmel eingeschlossen ist, dir keinen Trost? — Warum bekennt deine Lippe eine Wahrheit, dir dein Herz gleichsam wegläugnet? — Deine Reue, deine Zerknirschung ist schön, aber sie ist es nur, als Vorbote in deiner Buße, das heißt, deiner Sinnesänderung. Hast du deinen Sinn geändert, bist du nun wahrhaft, wo du ehemals untreu, — liebevoll, versöhnlich, hilfreich, wo du ehemals hartherzig, feindselig, gleichgültig gewesen: so vergiß, was Gott dir gnädig verziehen; so sinke im Geiste gläubig und vertrauungsvoll an das Herz des Allerbarmers, und bleibe ihm nun getreu; so zeuge nun die stille Freudigkeit deines Gemüthes dafür, daß deine Zuversicht auf das ewig treue Vaterherz nicht erheuchelt, nicht erkünstelt, sondern wahr und fest sei.

Jene anhaltende Niedergeschagenheit, jene beständige geistige Trostlosigkeit ist nicht nur Gott nicht angenehm — ach! wie könnte doch die höchste Liebe Gefallen finden am sieten Jammer eines Kindes! — sondern sie beweiset, daß in einem Herzen, welches sich der düstern Schwermuth und Verzweiflung überläßt, die Religion Jesu nicht feste Wurzel gefaßt habe. Denn wer den Vater im Himmel kennt, der verzaget nicht, sondern hat Vertrauen zu ihm. Wer den Vater im Himmel kennt, der weiß, daß er gütiger ist, als ein irdischer Vater, als eine irdische Mutter, und, o! wo ist denn ein guter Vater, wo denn eine liebende Mutter auf Erden, die dem Fehltritt eines Kindes ewig zürnen, und die nicht das schwerste Vergehen endlich verzeihen könnten? — Und wir, fehlten wir denn gegen Gott? Wahrlich nicht aus Bosheit! — Gegen Gott aus Bosheit fehlen wollen, wäre Wahnsinn und Raserei. Sondern wir fehlen aus Leichtsinn — wir fehlen beim besten Willen, bei den besten Vorsätzen. Und Gott sollte diesem Leichtsinn unversöhnlich zürnen? — Fern sei von allen christlichen Seelen dieser gräßliche Gedanke: er ist Gotteslästerung.

Dennoch finden wir heutiges Tages hin und wieder geistlichkranke Gemüther, die sich mit der über Alles erhabenen Gnade und Barmherzigkeit Gottes nicht vertraut machen können; die in Gott nicht den Vater, sondern den furchtbaren Richter sehen, nicht den Gott des neuen Bundes, der seinen Sohn in die Welt zu ihrer Beseligung sandte, sondern den Gott des alten Bundes, welcher nur unter Blitz und Donner auf Sinai erschien.

Es gibt Christen, die noch immer des sanften Christus milden Geist und Gottes Größe und Güte verkennen; die noch nicht das reine Christenthum, das heißt, den Geist der Kindschaft und des unbegrenzten Vertrauens, sondern den Geist der Knechtschaft und der Furcht haben, gegen welchen Jesus und seine Apostel so vielmals eiferten.

Diese in manchen Gegenden herrschend werdende Schwermuth und Niedergeschlagenheit des Gemüthes ist vielleicht oft nur die Folge eines ungesunden, heimlich kränkelnden, nervenschwachen Körpers, der sich gleichsam wie Blei mit Zentnerschwere an die Flügel des Geistes hängt, der sich gern zu seinem Gott vertrauensvoll aufschwingen möchte. In solchen Fällen soll der Mensch sich wohl prüfen; er soll seinem eigenen Urtheil selbst nicht trauen; er soll dem Rath rechtschaffener Freunde und eines verständigen Arztes mehr, als seinem aus Kränklichkeit entstandenen Eigensinn, glauben. Er soll sich zerstreuen, gleichsam mit Gewalt nach Erheiterung ringen; soll jeden Anlaß zur Trauer, jede Einsamkeit fliehen. Er wird nur dann erst mit Erquickung zur Gott beten, wenn er mit Freudigkeit die Geschäfte und Pflichten des irdischen Lebens erfüllen und mit Inbrunst zu Gott beten kann. Er wird nur dann erst den Segen der Religion in seinem Gemüthe empfinden, wenn er den knechtischen Sinn von sich entfernt hat; wenn er nicht Gott fürchtet, sondern Gott mit hingebender Zuversicht liebt; denn Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; denn die Furcht hat Pein. — Wer sich aber fürchtet, der ist nicht in der Liebe. (1 Joh. 4, 18.)

Noch öfter aber entsteht jene Niedergeschlagenheit und geistige Schwermuth aus falschen Vorstellungen und Begriffen von Gott. Sie wird durch schwärmerische Lehren solcher Menschen erzeugt, welche die Religion mehr in Empfindeleien des Herzens und Seufzen über die Sünden der Welt, in verkehrte Einbildungen vom Zweck unsers Hierseins, in beständige Ermahnungen zur Reue, zur Buße, zur Zerknirschung des Herzens setzen, statt in thätiges Christenthum, statt in heitern, gottgefälligen

Wandel. Sie wird durch das Lesen solcher Bücher erzeugt, welche von schwermüthigen Personen niedergeschrieben worden sind, die selbst von Gott nur unwürdige Vorstellungen hatten; die sich in dunkeln Gefühlen umhertrieben; die sich die Begriffe von dem, was Reue, was Buße sei, nie recht klar werden liessen; die in Gott nur den strengen, unversöhnbaren Richter unserer Sünden, nicht aber den Vater voll unendlicher Liebe sehen; die mehr auf die Eingebungen ihrer eigenen Schwermuth, ihrer eigenen Einbildungskraft, als auf die lauten, wahrheitvollen und alleinwahren Worte der heiligen Schrift achten.

Gnädig und barmherzig ist der Herr, ruft David (Ps. 145, 8. 9.), geduldig und von großer Güte. Der Herr ist Allen gütig, und erbarmt sich aller seiner Werke!

Wohlan denn, du bekümmertes Herz, so ist er auch gegen dich gütig, so wird er es ewig sein. Auch du bist sein Werk, und er erbarmt sich ja aller seiner Werke. Dein Kummer, dein Verzweifeln an Gottes Gnade, dein Mißtrauen entehren dich; in dir ist nicht Jesu Geist. Deine Schwermuth ist eine neue Sünde, denn sie lähmt dich in der Kraft zu vielem Guten: sie macht dich ungesellig für deine Freunde, und quält ihr Herz. Nur der freudige, auf Gott vertrauende Mensch, welcher mit stiller Besonnenheit durch sein Leben hinwandelt, und sich nie so sehr der ausgelassenen Freude, nie so sehr der entnervenden Traurigkeit überläßt — nur er kann auf Erden das meiste Gute thun. So that Jesus, so seine Jünger.

Gott ist der Allerbarmer! Die heilige Schrift spricht es, und die göttliche Schöpfung predigt es an jedem Tage, in jeder Nacht. Warum denn mangelt es dir, o Christ, an Muth und Zuversicht? Waren deine Sünden groß: o, Gottes Gnadenreichthum ist noch unendlich größer! Denn er kennt, was für ein Gemächt wir sind; er gedenket daran, daß wir Staub sind. (Ps. 103, 14.) Und er, der unsere Schwachheit kennt, er, der unsere Seele mit diesem gebrechlichen Leibe umhüllte — er sollte nicht gnädig verzeihen, wenn wir straucheln? er sollte unbarmherzig uns verstoßen, wenn wir seine Barmherzigkeit und Liebe suchen?

Gott ist der Allerbarmer! — Ja, mit hohem unverlöschlichem Trost erfülle dieses Wort mein Herz: aber es verleite mich nicht zu einer sträflichen Sicherheit; es bestärke mich nicht in meinem Leichtsinn! Sein Erbarmen bewege mich zum Eifer, desselben würdig zu werden. — Würdig? — Ach, wie kann ich seiner unendlichen Vatergüte ganz würdig sein! Immer wird er mir mehr geben, als ich verdient habe. Aber doch mein Streben nach Würdigkeit wird schon in Gottes Auge ein wohlgefälliges Opfer. Schon mein Streben nach Würdigkeit führt mich ihm näher und immer näher, macht mich edler, vollkommener, christlicher. Wehe, verachte nie den Reichthum seiner Güte, Geduld und Langmüthigkeit. Gottes Güte muß dich nicht in deinen Sünden verhärten, sondern sie soll dich zur Buße leiten, das ist, zur Annahme einer bessern, frömmern Gesinnung! (Röm. 2, 4.)

Gott ist der Allerbarmer! Und wie er sich meiner erbarmt, so will ich mich der Meinigen und aller meiner Nächsten erbarmen. — O ihr Bekenner Jesu, Christen! Christinnen! höret unsers Jesu Ruf! Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Darum richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet. Vergebet, so wird euch vergeben. (Luk. 6, 36. 37.)

Ja, Erbarmer der Welt, Vergebung, Vergebung! — — So stammeln Millionen Menschen, die vor Dir im Staube liegen, zitternd vor Deiner Heiligkeit, und im vernichtenden Gefühl ihrer Unheiligkeit. — Vergebung, Vergebung! So erschallt es aus tausend bangen Herzen hervor zu Dir, Erbarmer der Welt; denn unsere Fehler und Missethaten sind groß, aber Deine Güte ist noch größer, als unsere Gebrechlichkeit. — Vergebung, Vergebung! So ertönt es von tausend Dir geweihten Altären, und der Gnade flehende Blick wendet sich zum Bildniß Jesu am Kreuze, der noch im Tode rief: Vater, behalte ihre Sünden nicht, sie wissen nicht, was sie thun! Vergebung! Vergebung! So stöhnt der Seufzer von tausend Sterbebetten, den ein brechendes Herz, eine erstarrende Lippe zum Himmel empor seufzet.

Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldnern!

Ja, Du vergibst, Erbarmer der Welt; Du heilest, die gebrochenen Herzens sind, und verbindest ihre Schmerzen. (Ps. 147, 3.) Auch mir behältst Du meine Sünden nicht, und überschüttest mich alle Tage mit neuer Gnade. Du kennest meine Gebrechen, Du kennest meine Schwachheit, aber Du bist auch Zeuge, wie ernstlich meine Seele ringt, besser und heiliger vor Dir zu erscheinen.

Du bist mein Erbarmer, Vater, auch mein Erbarmer! Nie soll mich Schwermuth wieder zu Boden drücken. Ich habe Zuversicht zu Deinem Worte; ich kann an Menschentreue, an menschliche Gnade den Glauben verlieren, aber an Deine Treue will ich den Glauben nie verlieren, nie an die Ewigkeit Deiner Gnade. Ich will Dein Erbarmen preisen den Betrübten, ich will aufrichten mit Deines göttlichen Wortes Kraft, die eines zerschlagenen und gebeugten Herzens sind.

Jesus, der du für mich starbst; Jesus, der Du für mich lebst, für den sich Gott der Welt erbarmte! Du lehrtest mich sein voll unerschrockener Zuversicht, voll freudigen Vertrauens auf Gott. Du hattest diesen Gottesmuth noch in der Todesstunde, da Dich die Sünden der Welt belasteten. Und dies ist nun die heilige Erbschaft, die wir von Dir empfangen haben.

Und wenn in bangen Stunden meine Kräfte mich verlassen, wenn mein Glaube schwanken will, wenn mein Vertrauen zittert: dann richte Du mich wieder empor durch Deines ewigen Wortes Macht. Und wenn ich einsam weine über der Asche aller meiner Freunde, über dem Grabe meiner Geliebten, über den Trümmern meines Glücks: dann will ich die nassen Augen zum Himmel aufschlagen, dann will ich rufen: Das hat Gott gethan, und was er thut, das ist wohlgethan! Nichts soll meine Zuversicht auf seine Gnade schwächen. — Und wenn die letzte meiner Stunden schlägt, wenn meine Seele nach Befreiung von ihrer irdischen Hülle ringt, wenn meine erstarrten Hände nicht mehr sich zum Gebete falten; wenn vor meinen Augen es dunkel wird, und meine Freunde, meine Verwandten vor ihnen verschwinden; wenn mir nichts mehr bleibt, als der Schritt zwischen dem Leben voller Sünden, voller Uebereilungen, und dem Grabe: auch da noch hebt sich meine Seele voller unzerstörbarer Zuversicht in die Ewigkeit hinaus — sie wird sprechen:

Das Leben des Menschen ist vergänglich, aber Gottes Gnade währet ewiglich; — und Gott ist der Allerbarmer! —

Andachten
bei der
Abendmahlsfeier und andern Festtagen.

247.

Am Tage, da das heilige Abendmahl genossen wird.

Erste Betrachtung.

1. Kor. 6, 17.

Herr, Deines Lebens letzte Nacht,
Die Nacht voll Angst und Schmerzen,
Die Dich dem Tode nah' gebracht,
Sei heilig meinem Herzen;
An Deine Leiden ohne Zahl
Laß mich, wenn Dein Gedächtnißmahl
Ich feire, dankbar denken.

Im Leiden selbst lag Dir das Wohl
Der Deinen noch am Herzen;
Wie sprachst Du ihnen liebevoll
Trost zu bei eigenen Schmerzen!
Der Tod, den Du aus Liebe starbst,
Die Hoffnung, welche Du erwarbst,
Umringten mich mit Segen.

Die christlichen Kirchen feiern die Feste des Welterlösertodes Jesu Christi — das Gedächtniß der Schmerzen, welche er unserer Sünden willen trug; das Gedächtniß seines Sieges über Welt und Grab. Es sind die Feste der triumphirenden Menschheit, — der Herrlichkeit Gottes! Warum soll ich mich ausschliessen von ihrer Feier? Hat die Erde jemals einen Göttlichen leiden gesehen um göttliche Dinge? Hat die Menschheit jemals einen denkwürdigern Sieg des erhabenen Geistes über die Macht der Sinnlichkeit erlebt?

Ich sehe Dich in Deiner stillen Trauer, du Held von Nazareth, unter den bangen Vorgefühlen des nahen Todes! Ich sehe Dich, o du Schuldloser, im Kampfe mit Deinem Schicksale, dem Du nicht weichen willst. Ich sehe Dich, wie Du Blicke voll Mitleidens auf Deine Mutter, auf Deine Freunde und Freundinnen senkest, die nicht ahnen, welche grauenvolle Zukunft Deiner harrt. Ich sehe Dich im Kreise Deiner frommen Lieben, unerschüttert im großen Entschlusse, für die Sache aller Jahrtausende, für das ewige Heil der Menschheit in den Tod zu gehen.

Schreckenvoll waren die Stunden in Gethsemane, aber rührend jene heiligen Augenblicke, da der Messias zum letztenmale alle seine Jünger um sich versammelt hatte, und mit ihnen nach gewohnter Weise zu Tische saß. Dies letzte Abendmahl ward das feierlichste ihres ganzen Lebens! Er, unter den Vorempfindungen seines bevorstehenden Todes, machte es ihnen zum bleibenden Gedächtnißmahl dieser Liebe, seiner Aufopferung für die sündige Welt.

Darum, in derselben Nacht, da er verrathen ward, nahm er das Brod, dankete und brach es, und gab es seinen Jüngern und sprach: Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird. Solches thut zu meinem Gedächtniß. — So nahm er auch nach dem Abendmahl den Kelch, und dankete, gab ihnen denselben und sprach: Trinket alle daraus. Dieser Kelch ist das Neue Testament in meinem Blute, das vergossen wird für Viele. Solches thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß!

Diese feierliche Handlung ward von den Jüngern zwar nicht ohne Andacht und Liebe begangen; aber ihren tiefen Sinn begriffen sie erst ganz, als Jesus den hohen Opfertod am Kreuze gestorben war für die Sünden der Welt. Nun erst verstanden sie, daß er seinen Tod mit jenem Opfer verglichen hatte, durch welches der zwischen Gott und dem Volke geschlossene Bund geweihet worden war. Nun erst ward ihnen deutlich, wie jener alte Bund (Testament) durch einen neuern Bund (neues Testament), durch einen heiligern ersetzt worden sei. Der Messias selbst war an die Stelle des Opfers getreten — nun ward das Opfer des jüdischen Gottesdienstes überflüssig; in seinem Blute war das neue Testament, der neue erhabene Bund der Menschheit mit der Gottheit, begründet.

Diese Vorstellungsweise war ganz dem jüdischen Begriffe eines Bundes angemessen; jeder Bund wurde durch ein Opfer geheiligt; und durch Jesu Tod wurde ja in der That ein neuer Bund zwischen Gott und Menschen gestiftet. Nur indem er so nach jüdischer Art redete, begriffen ihn seine Jünger, die sämmtlich vom jüdischen Glauben waren.

Doch erst als er auf Golgatha's Höhen am Kreuze sein heiliges Leben zum Opfer dargebracht hatte; erst als die erschrockenen Jünger Zeugen gewesen, wie dort sein Leib gebrochen, wie dort aus Todeswunden sein Blut geflossen war: erst da ward ihnen der Sinn seiner Worte lichthell, die er beim letzten Nachtmahle zu ihnen gesprochen hatte; erst da ihnen seine Bitte heilig: Solches thut, so oft ihr's thut, zu meinem Gedächtniß.

Und sie thaten es zu seinem Gedächtniß. Die Abendmahlsfeier trat nun an die Stelle der jüdischen und heidnischen Gebräuche und bildete den heiligen Mittelpunkt der christlichen Verbrüderung. Sie ward von den ersten Christen mit Ehrfurcht und Andacht begangen; und der letzte Christ, welcher einst auf Erden wandelt, wird sie mit gleich frommer Rührung begehen.

Es sind freilich in unsern Tagen Viele, welche über die Wichtigkeit dieser alterthümlichen, heiligen Handlung sehr abweichend, oft sehr gleichgültig, noch öfter sogar herabwürdigend denken. In ihrer vermeinten Aufklärung ist darin nichts, als ein veralteter Brauch zu sehen, den man noch gewohnheitshalber beibehält. Sie finden darin höchstens nur eine sinnbildliche Handlung, deren Sinn aber zum Theil nicht einmal recht verstanden werde von denen, welche sie begehen; oder allenfalls ein feierliches Andenken an den Stifter des christlichen Glaubens, das man etwa beibehalten müsse, um das Volk durch irgend etwas Aeusserliches an die Religion zu fesseln.

O ihr Eingebildeten, voll gefühlloser Weisheit, voll kalter, unbeseligender Aufklärung! und wenn denn nun das von der Christengemeinde gefeierte Abendmahl auch sogar nichts wäre, als das Gedächtnißfest der Leiden und des Welterlösertodes Jesu: warum entzieht ihr euch mit gemeiner Vornehmthuerei diesem Feste? — Warum verschmähet ihr die Theilnahme an dem feierlichen Mahle, zu welchem glaubensvoll eure

Väter traten, und wo sie Seligkeit und Frieden fanden für ihre Seele? Warum wollet ihr in euern Häusern die Gedächtnißtage eurer Geliebten oder Wohlthäter begehen, aber nicht das Andenken des Göttlichen ehren, der die Fesseln des Irrthums sprengte, in welchen die Welt schmachtete, und der eben dadurch an euerm Geiste der erhabenste Wohlthäter geworden? Warum stiftet ihr den großen Männern der Vorwelt, berühmten Weisen oder blutigen Siegern, Denkmale und Feste? Jesus, der Weltlehrer, der Heiliger eures Gemüths, der euch der Tugend und durch sie dem höchsten Wesen näher führte, ist er nicht größer, als alle eure Helden?

Und wenn das von der Christengemeinde gefeierte Abendmahl, wie ihr saget, auch nur eine bloße sinnbildliche Handlung der Kirche wäre: warum nehmet ihr Anstand, derselben mit Andacht beizuwohnen? warum tretet ihr mit erkünstelten Vorurtheilen vor den Tisch des Herrn? Wisset ihr nicht, daß sinnbildliche Handlungen auf das Volk und dessen Vorstellungsweise mächtiger wirken, als kalte, trockene Vernunftschlüsse? Wisset ihr nicht, daß sie selbst für den weisesten und einsichtvollsten Menschen eben so werthvoll sein können, und nothwendig sind, als für den Schwächsten der Christen? Denn nicht aus reiner Vernunft, sondern auch aus Gefühl besteht des Menschen Gemüth. Der beste der Sterblichen, mit aller Einsicht des Guten und Nützlichen, wird endlich matt für die Tugend, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein feierlicher Umstand seine Gefühle erweckt und seine Kraft erhebt. Der beste der Sterblichen ist nicht zu allen Stunden gleich aufgelegt, die Hoheit seiner Seele in herrlichen Handlungen zu äussern; er bedarf eines großen Reizmittels für den abgespannten Geist, und dies ist, mehr als alles Andere, eine sinnbildliche Feierlichkeit, zumal eine heilige Feierlichkeit, wie die des Nachtmahls der Christen. — Hier wird der Triumph aller Tugenden begangen, deren die menschliche Natur je fähig war und sein wird; hier der Siegertod eines Welterlösers gefeiert, der sein Blut für uns vergoß; hier seine Stiftung gehalten, welche das erste ursprüngliche Verhältniß der Sterblichen unter sich und Gott wieder herstellt. Denn siehe, wie einst vor des Weltrichters Throne, fallen hier die Schranken irdischen Unterschieds aus einander; hier ist nicht vornehm, nicht reich; hier scheidet nicht edles und unedles Geblüt; hier naht sich der gebeugte Greis und der hochaufstrebende Jüngling mit gleichem Schritte dem Liebesmahle — sie sind Brüder durch Jesum! Hier naht der Fürst und der Bettler, der Gerechte und der reuige Sünder dem Tisch des Herrn mit einerlei erhabenen Hoffnungen und einerlei Troste: — sie sind hier als Kinder eines und desselben Gottes, den sie Vater nennen dürfen, weil Jesus es uns gelehrt hat.

Aber wohl mehr als eine bloße Gedächtnißfeier des Todes Jesu, wohl mehr als eine kalte, sinnbildliche Handlung, ist das Abendmahl des Christen. Und es soll mehr sein, dem Geiste gemäß, in welchem es der Weiseste dieses Lebens anordnete, der Gottmensch, Jesus der Christ!

Es ist das heilige Abendmahl die Vermählung der Geister in der Gemeinschaft mit Jesu — es ist das Einswerden mit ihm, dem Allerheiligsten.

Es ist das heilige Abendmahl eine Gemeinschaft mit Jesu; eine geheimnißvolle Verwandlung und Auflösung unsers unsterblichen Geistes in ihm; also daß wir in ihm leben, er in uns lebt, daß unser irdischer Leib sich dadurch zu einem Tempel des Heiligsten verklärt, und Gottes wird (1 Kor. 6, 19); daß unser Geist und Jesu Geist ein einziger Geist werden, frei von Sünden.

O du, der im Nachtmahle Jesu nur eine todte sinnbildliche Handlung erkannte: warum ahntest du den göttlichen Sinn darin nie? warum hauchtest du nicht Leben und Wärme in diesen Leichnam?

Du sprichst: Wie mag die Theilnahme am Abendmahle so große Wunder wirken? Nie habe ich von denselben in mir empfunden, noch seine Wirkungen gesehen!

Es ist möglich, daß für dich die heilige Handlung fruchtlos geschah; aber es war durch deine eigene Schuld. Du gingst zum Altar und nahmst Theil; aber nahmst du auch Theil am Leibe und Blute Jesu? — Wie könntest du aber Theil nehmen am Leibe und Blute Jesu, ohne ihm mit allen deinen Gesinnungen anzuhangen? Wer dem Herrn anhanget, der ist ein Geist mit ihm! (1 Kor. 6, 17.)

Du gingst zum Tisch des Herrn, aber ohne Glauben. Dein Leichnam kam; aber deine Seele war fern in weltlichen Dingen. Du kamst, und hattest Glauben an Jesum, aber nicht an seine Lehre des Heils. Du hattest Glauben an seine Lehren der höchsten Tugendpflichten, aber dieser Glaube war in dir ohne Wirksamkeit; du liessest ihn in dir nicht ins Leben übergehen. Daran erkennen wir, daß wir Jesu angehören, daß wir seine Gebote halten in Allem gegen uns, gegen unsern Nächsten, und gegen Gott. Wärest du mit diesem lebendigen, sich in deinen Gesinnungen, Worten und Werken regenden Glauben jemals zum Abendmahl des Herrn getreten: wahrlich dein Gemüth würde voll hoher Rührungen, voll des entzückenden Gefühls gewesen sein: mir sind meine Sünden vergeben; ich bin Gottes Kind! Du würdest dich mächtig empfunden haben, zu sterben für deine Pflichten, wie Jesus Christus für das Heil der Welt gestorben ist; du würdest Verzeihung gegeben haben allen deinen Beleidigern, die dich jemals betrübt hatten, oder dich noch in Zukunft betrüben konnten. Du würdest in allen Sterblichen nah und fern nur deine verschiedenartigen Brüder, in Gott nur deinen Alles liebenden Vater, im Weltall nur dein Vaterhaus erkannt haben. Dann wärest Du Ein Geist mit Jesu gewesen!

Und dann hätte die feierliche Handlung im Abendmahle einen höhern Sinn für dich gewonnen. Sie wäre nicht mehr ein bloßes Gedächtnißfest vom Tode des Messias gewesen, wie man solche Feste auch wohl sonst verdienstvollen Sterblichen zu weihen pflegt: sondern du hättest dadurch ein Vermählungsfest aller edlern, höhern Naturen, das Vereinigungsfest deines Geistes mit allen bessern Geistern des gegenwärtigen und untergegangenen und zukünftigen Menschengeschlechts, deine Weihe zum neuen Bunde mit Gott, deines Geistes Auflösung mit Jesu Geiste gefeiert.

Das alles ging für dich verloren. Denn wer nicht Jesu Tugenden hat, nicht die Heiligkeit seines Lebens in That und Wort annimmt: wie kann der ihm anhangen? Und wer ihm nicht anhanget: wie kann der Ein Geist mit ihm sein? Und wer nicht ein Geist mit ihm ist: wie kann der am Tode, am Blute und Leibe Jesu Theil haben? Und für wen Jesus vergebens auf Golgatha blutete: wie mag der das Wort des hohen Sinnes begrei-

fen, welches die heilige Schrift redet: Das Brod, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi? Der gesegnete Kelch, welchen wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? (1 Kor. 10, 16.)

Und wer dem Tisch des Herrn naht, ohne jenen höhern Sinn; wem das Abendmahl nicht die Erneuerung des ewigen Bundes mit der Gottheit, nicht Vermählungsfest des Heiligen in ihm mit allen Heiligen der Welt ist; wer als leichtsinniger Gewohnheitsmensch, als eingeroseter Verbrecher dem Altar naht, um Theil zu nehmen am Mahle Jesu — dem ist dies hohe Mahl kein Heiligungsfest der Seele; er kommt und hat es nicht genossen; er hat es genossen, aber das Heiligthum entweiht durch seine innere Unwürdigkeit.

Wer aber unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht, daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn (das Höhere, Heilige, vom Irdischen). (1 Kor. 11, 29.). So sprach Paulus, der Apostel, voll schweren Ernstes. Denn schon zu seiner Zeit traten viele Neubekehrte zur Feier des Abendmahls, ohne dessen tiefen Sinn zu kennen. Sie kamen. Noch ward das Abendmahl unter ihnen begangen, wie Jesus es mit seinen Jüngern selbst beging. Man setzte sich zu Tische, um Speise und Trank zu sich zu nehmen. Darum ermahnte Paulus die korinthischen Christen: Hungert Jemanden, der esse daheim, auf daß ihr nicht zum Gericht (d. i. auf daß ihr nicht zur Entheiligung des Heiligen, und daher zu eigener Strafwürdigkeit) zusammenkommet!

Sie traten voll Mißbrauchs des Ehrwürdigsten zusammen, sich satt zu essen. Das sollte nicht sein. — Heutiges Tages treten tausend und tausend Christen zusammen, mit kalten, rohen Herzen, ohne Sinn für die hochheilige Handlung, welche sie begehen; sie treten zusammen, um eine gewohnte kirchliche Feierlichkeit mitzumachen, oder in der Hoffnung, der bloße Genuß des Abendmahls könne hinreichend sein, sie von allen Sünden zu reinigen. Das soll nicht sein! — Sie sind es, von denen die heilige Schrift sagt: Sie essen, sie trinken sich selber das Gericht, darum, daß sie nicht unterscheiden den Leib des Herrn! — Ja, sie sind schuldig dadurch am Leib und Blute Jesu. Sie besudeln mit unreinem Geiste das Heiligste; sie verkehren, was göttlich ist, in irdische Thorheit, und machen, was gestiftet ward zur Vergebung der Sünden, zum Deckmantel einer ruchlosen Denkart.

Wie sie hintreten unwürdig zum Altar, ihre Gedanken auf Pracht und Hoffart gerichtet, ihre Brust voller Neid und Rache gegen Brüder: traten nicht so einst mit würdelosem Gemüth auch Deine Verfolger und Mörder zu Dir ans Kreuz, o Jesu? Wie sie Dein spotteten mit heuchlerischer Ehrfurcht, o König der Geisterwelt, spotten nicht heute noch die Gleißner Deiner, die sich Deinem Tische nahen?

Nur wer Dir, mein Jesus, mein Seligmacher, anhängt, der ist Ein Geist mit Dir; der findet in dem von Dir eingesetzten Abendmahl die Vermählung aller zur unvergänglichen Seligkeit berufenen Naturen, in der Gemeinschaft mit Dir! — Auch ich will sie finden! auch ich sehne mich nach Auflösung in Dir, um Ein Geist zu werden mit Dir, o du Heiligster.

O Du, Gerechter, der sich hinopferte für die Sünden der Welt, Dein Leib sei denn auch hier für mich gebrochen, Dein Blut auch für mich vergossen, daß ich, rein gewaschen von Sünden, in strengem Leben nach Deiner Lehre, zu ewiger Gemeinschaft gelange mit Dir, und durch Dich zur Gemeinschaft mit dem Vater. Nie will ich ungeprüft und ernstlos zum Gedächtnißmahle Deines Todes gehen, daß die Feier Deiner Schmerzen mir zur Seligkeit gereiche. Ja,

Mir soll die Feier Deiner Leiden,
O großer Dulder, heilig sein,
Um jede Sünde ganz zu meiden,
Und Dir mein Leben ganz zu weih'n:
Dir, der so ruhig, so entschlossen
Die Strafe fremder Sünden trug,
Und dessen Herz so unverdrossen
Für mich auch noch im Tode schlug.
Auch in der stillsten meiner Stunden
Will ich nach Deinem Kreuze seh'n,
Und Dich, o Herr, für Deine Wunden
Mit ehrfurchtvollem Dank erhöh'n;
Will tief gerührt die Huld ermessen,
Womit Dein Herz die Welt umfaßt;
Und nie undankbar es vergessen,
Was Du für mich erduldet hast.

248.

Am Tage, da das heilige Abendmahl genossen wird.

Zweite Betrachtung.

Evang. Joh. 18 und 19.

Du, der nur Fried' und Leben gibt,
Du, der uns unaussprechlich liebt;
O Du, der für mich litt und starb,
Mir Leben durch den Tod erwarb!

O Deine Liebe, Jesus Christ,
Wenn Alles mir verschwunden ist,
Erfreue meinen bangen Geist,
Wenn er der Hölle sich entreißt!

O Du, Du Naher, Naher Du!
Des Schwachen Kraft, des Müden Ruh,
Des Todten Leben, Du allein
Sollst ewiglich mein Vorbild sein.

Göttlicher Heiland der Welt, der Du für meine Sünden in den Tod gegangen bist, sei du heute der Gegenstand meiner heiligen Betrachtungen! Unschuldiges Lamm Gottes, das für mich blutete, auf Dich will ich hinschauen! — Was kann mich in den Tagen, da ich das stille Gedächtniß Deines Leidens und Sterbens feiere, anders rühren, und meine Seele lebhafter beschäftigen, als das Bild von den Schmerzen, welche Du meinetwillen getragen hast? — Jesus Christus, du Allerheiligster unter den Menschen, an dem kein Fehl gefunden ward, du liebevoller Retter meiner Seele, dem sie den süßen Trost der Religion, die schönsten Hoffnungen, die wohlthätigsten Ueberzeugungen schuldig ist — o mein Erlöser, ohne dessen Offenbarungen ich keine Seligkeit genießen würde; durch dessen Liebe ich mich Gott nähern darf, als meinem Vater, — Seligmacher, ohne dessen Erleuchtungen ich in ewiger Finsterniß geblieben sein würde: sei Du heute der Gegenstand meiner Andacht, meines Dankes!

Engel jauchzten bei Deiner Geburt: Ehre sei Gott in der Höhe, und Frieden auf Erden! — Den Himmlischen war die Zukunft der Welt aufgethan; sie freuten sich über das Glück der Erdbewohner unter allen

Himmelsstrichen, in alle nachfolgenden Jahrtausende. Sie erkannten, was dem blöden Auge der Sterblichen verborgen war, daß Du sie durch Dein heiliges und beseligendes Wort zum himmlischen Vater zurückführen würdest; sie sahen die ungeheuern Verwandlungen voraus, welche der Glaube an Dich unter allen Völkern der Welt hervorbringen würde; sie sahen die Millionen seliger Herzen, welche, durch Dich über alle Leiden des Lebens erhaben, dem Himmel entgegenschlagen sollten; sie zählten die Millionen Deiner Jünger und Nachfolger, deren Todesstunde durch Deinen Tod leichter werden sollte.

So sprach es der Mund der Weissagung, da Zacharias Dich rief, ehe Du das Licht der Welt, als Mensch, erblickt hattest. Du bist und warst der Ausgang aus der Höhe, das göttliche Licht, welches erscheinen sollte denen, die da sitzen in Finsterniß des Geistes und im Schatten des Todes; der da richten sollte durch die bessern Anweisungen und Lehren unsere Füße auf den Weg des Friedens. (Ev. Luk. 1, 79.)

Geboren im Schooße der Armuth, o Du, vor dem die Könige der Erde anbetend ihr Angesicht in den Staub niederbeugen, zeigte Dein erstes Erscheinen schon der Welt, daß vor Gott im Himmel kein Ansehen der Person gilt, daß der Höchste und Niederste auf Erden Gott gleich lieb sei; daß keine Wiege den Menschen edler oder besser mache, und ihm Vorzüge gebe vor andern Menschen. Die dürftige Krippe eines Stalls, o Anbetungswürdiger, war Dein erstes Bett, von welchem du die entzückte Mutter anlächeltest. Wie sehr muß ich bei dieser Erinnerung über meine eigene Eitelkeit erröthen! Wie oft habe ich den Armen in meiner Thorheit gering geschätzt, weil er nicht so wohl bekleidet war, als ich, und sich keiner so guten Wohnung rühmen konnte, wie ich. Aeussere Pracht ist doch zuletzt nur Staub, der dahinfällt. Die Menschen sind alle Brüder vor Gott; und der Demüthigste, der Leutseligste, der Gemeinnützigste unter ihnen, der über fremdes Wohl und Wehe gern sein eigenes vergißt, der ist der Höchste unter ihnen.

Ja, Du, o Jesus, du schönes und ewiges Urbild menschlicher Heiligkeit, Du warst der Höchste unter Allen, die jemals auf Erden wandelten. Du Herrlicher, dem ein bethörtes Volk den Thron Davids anbot, Du nahmst Knechtsgestalt an, und warst der Demüthigste unter Allen. Du kamst in die Welt, nicht Dich mit dem Irdischen zu schmücken, sondern mit dem Göttlichen.

Du hattest unsere Schwachheiten, unsere Empfindungen, unsere Bedürfnisse angenommen, Du hattest unsere Thränen, unsere Triebe; Du wurdest Mensch, wie jeder vom Weibe Geborne. Aber dein Leben sollte uns das Zeugniß geben, ein Zeugniß für die Ewigkeit, daß es nur auf den Menschen selbst ankomme, wenn er schon auf Erden ein höheres Wesen sein wolle; Du wolltest dem zweifelnden Geschlecht der Sterblichen darthun, daß man, auch als Mensch schon, durch starken Willen, durch festes Ausharren in frommen Entschlüssen, durch muthige Uebung im Guten, die höchsten Tugenden besitzen, und das sein könne, was man als Mensch sein soll.

Ach, vergebens ist also meine Entschuldigung, daß ich ein schwacher Mensch sei, und nicht vollkommener und gerechter werden könne. Auch Du warst Mensch geworden, mit Irdischem angethan, und dennoch vollkommen. O Jesus, mein erhabenes Vorbild, weiche nie von meinen Blicken! Laß mich auf Dich schauen, und meine Kraft im Guten unaufhörlich üben! Und wird es mir schwer, so erscheine Du mir in Deiner irdischen Vollkommenheit, und ich werde mich wieder ermannen.

Wenn ich daran denke, wie Du jeden Tag Deines Lebens anwandtest, Deinen Mitbrüdern auf Erden wohlthätig zu sein; wie Du mehr für ihren Nutzen, für ihre Freude sorgtest, als für die Deinige; wie Du, ohne müde zu werden, jede Beschwerde ertrugst, um Andern zu helfen; wie Du bald den Armen tröstetest, bald den Unwissenden belehrtest, bald den Kranken heiltest; wie Du für Dich keinen Ruhm begehrtest, sondern immer auf Deinen Vater im Himmel deutetest, von dem alle gute Gaben herabkommen; wie Du dem Volke auswichest, wenn es Dich zu seinem Anführer und König ausrufen wollte: — ach, was ist dagegen mein Leben? Wie arm ist es an gottseligen Gesinnungen und Thaten! wie lieblos beurtheile und behandle ich oft meine Nebenmenschen! wie eigennützig und auf Lob bin ich erpicht, wenn ich einmal eine gemeinnützige Handlung begehe! wie wenig denke ich daran, Jesus, ganz in Dir, in Deiner göttlichen Lehre zu leben!

Ja, diese Lehre, welche Du uns vom Himmel brachtest, um uns zum Himmel zu leiten; dieser Glaube, der uns über alles Irdische zum ewigen Vater emporhebt; diese Offenbarungen, welche das Geheimniß unserer Zukunft entsiegelten, sind unsere einzige Seligkeit, geben uns die verlorne Menschenwürde wieder, sind unser letzter Trost im Leiden und im Tode.

Viele weise, viele gottbegeisterte Männer hatten schon vor Dir den Menschen den Weg des Heils gepredigt — aber wie unvollkommen, mangelhaft und zweifelhaft war ihre Lehre! Du erschienest, und Dein Wort ist das vollendetste, was je geredet ward. Unter allen Sterblichen vor Deiner Geburt hatte keiner die himmlischen Wahrheiten geahnet, ihre Größe, die Du, Göttlicher, den Kindern des Staubes in Klarheit und wunderbarer Einfalt gabest, daß sie auch selbst vom Geist der Unmündigen begriffen wurden. Und die Erfahrensten, die Gelehrtesten, die Weisesten aller Nationen, welche nach Dir kamen, waren unfähig, etwas Größeres, etwas Vollendeteres zu lehren. Alle Geister, auch die Erleuchtetsten unter den Menschen, kehrten immer wieder zu Dir zurück, und zu Deinem Wort. Und wenn auf Erden keine Wunder mehr geschehen, um die Göttlichkeit Deines Wortes, o Jesus Christus, zu verbürgen, so dauert das unwidersprechliche Wunder unter uns fort bis zum letzten der Tage, daß die höchste Weisheit aller Menschen vor und nach Dir keine vollkommnere Lehre erfinden konnte; daß Dein Mund der einzige war, der sie in die Welt brachte, und die Weisheit aller Sterblichen vor Dir verstummt.

Durch dieses Dein Wort, durch diesen Deinen heiligen Glauben, dessen ewige Wahrheit Du mit Deinem theuern Blute besiegelt hast, bist Du, o Jesus, mein Heiland, mein Seligmacher geworden; hast Du mich von der Finsterniß des Irrthums, von der Gewalt der Sünde, von dem Schatten und der Furcht des Todes erlöset.

Eine durch Dich verklärte Geisterwelt betete vor dem Throne des himmlischen Vaters, und stammelte ihm, dem Anbetung und Preis gebührt von Ewigkeit zu Ewigkeit, ihren Dank für Deine Sendung; eine durch Dich beseligte Welt lag zu deinen Füßen; ein durch Dich veredeltes und besser gewordenes Menschengeschlecht lag schon

in einer Reihe von Jahrhunderten vor Dir — und was that die Welt für Dich, o mein Erlöser, der Du so viel für sie gethan?

Schmach und Hohn, Verfolgung und Spott, Armuth und Elend — der Tod am Kreuze war Dein Lohn! Mit Blindheit geschlagen, mußte sie Dich verkennen. Sie erwartete von Dir eine hohe, irdische Macht, und Du bereitetest ihr ein himmlisches Reich. Sie wollte Dich in Palästen und auf Thronen sehen; Du zeigtest, der göttlich denkende Mensch bedürfe auch in der Niedrigkeit des Staubes keines andern Glanzes, um erhaben zu sein.

Da verließ Dich des Volkes blinder, wankelmüthiger Haufe, und in seiner irdischen, eiteln Erwartung getäuscht, machte er seine eigene Schuld zu Deinem Verbrechen.

Da verließ Dich Deiner eigenen Jünger einer. Judas, den Du aufgenommen hattest unter die Freunde deines Herzens, Judas, dessen Wohlthäter, dessen Bruder, dessen Vater, dessen Lehrer Du gewesen warst — er verließ Dich, er gieng von Deinem Tisch, vom Mahle Deiner Liebe hinweg, um Dich für ein schnödes, verruchtes Geld zu verrathen. Schon suchten Dich Deine Feinde, schon war die furchtbare Verschwörung gegen Dein heiliges Leben gemacht. Es fehlte nur noch ein Verräther, der Dich in ihre Hände ausliefern könnte — und er war gefunden mitten unter den Deinigen.

Er war gefunden! Dein Freund, Dein Schüler mußte Dich zur Schlachtbank führen. Ach, die Welt wußte es wohl, daß keine Wunde tiefer schmerzt, als die wir von einer geliebten Hand empfangen; sie wußte es, daß der Undank immer seinen Wohlthätern den bittersten Kelch reicht. Darum, leidender Jesus, mußtest Du ihn von der Hand Deines eigenen Jüngers empfangen. Mit den Lippen, die Dir oft ewige Treue schwuren, mit den Lippen, die Dich oft voll Ehrfurcht küßten, gab der Treulose Dir den falschen Kuß des Verrathes.

Mein Freund, warum bist du gekommen? — Mehr sprachst Du nicht zu ihm. Ach, der Elende fühlte das Entsetzliche seines Verbrechens und Deine Unschuld, Deine Hoheit. Er floh — er sah Dein Angesicht nicht wieder. Erschrocken und schüchtern flohen Deine Jünger alle, da sie Dich von der bewaffneten Mörderschaar hinweggeschleppt sahen. Deine Freunde standen trauernd in der Ferne. Ihre Macht war zu schwach, Dich zu retten.

Einsam gingst Du unter den Todfeinden zum Gericht; einsam, wie du in Gethsemane gewesen warst, als Dich die erste Angst des herannahenden Todes ergriffen hatte, da du riefest voll unaussprechlicher Wehmuth: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod!

O, diese Nacht voll banger Qualen, Du hast sie, Jesus, auch meinetwillen erlebt; auch ich habe Theil an dem Schweiße, mit welchem die Angst Deine herrliche Stirn benetzte. Und während Du littest, während Deine Jünger ruhig schliefen, schlief auch ich noch im dunkeln Schooße der Zukunft. — Namenlose Liebe, ewig werde ich dein gedenken! Ihr Schreckensstunden von Gethsemane, ihr habt meine Ruhe, meine Seligkeit erkauft. Nur Jesu Muth hielt allein die himmlische Wahrheit seiner Lehre empor, daß sie nicht untergienge. Hätte Jesus wanken können, seine Kirche wäre gesunken, seine Lehre unzulänglich für die Welt gefunden worden. Er hatte den Muth, für das göttliche Wort in den Tod zu gehen, darum ward das Kreuz, an dem er sterben sollte, das Sinnzeichen seiner Offenbarungen und der Schmuck seiner triumphirenden Religion.

Gebunden und gemißhandelt, verspottet und mit Fäusten geschlagen, ward Jesus von seinen Feinden von Richterstuhl zu Richterstuhl geschleppt. — Umsonst kehrte der Verräther Judas zurück, und rief: Ich habe übel gethan, ich habe unschuldig Blut verrathen! Umsonst warf er den hohen Priestern das Sündengeld im Tempel vor die Füße; umsonst wusch Pilatus die Hände vor dem Volk, und rief: Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten!

Der Wahnsinn des empörten, wilden Volkes forderte das Leben des heiligsten Menschen: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!

Leidender Erlöser, die Stunde Deiner tiefsten Erniedrigung und Noth war nun gekommen! Sie war die Stunde Deiner Vergöttlichung!

Sie flochten eine Dornenkrone, und setzten sie auf sein blutiges, zerschlagenes Haupt — sie drückten fluchend in die Hand, in die Hand, welche sie gesegnet hatte, ein Rohr, und nannten es spottend seinen Zepter; sie warfen ihm einen Purpurmantel um die entblößten wunden Schultern, und sprachen: Gegrüßet seiest Du, König der Juden! — Und als er unter der Gewalt so vieler Leiden, nach Golgatha hinausgeführt, entkräftet hinsank; als er, welcher der Welt den Frieden des Himmels, der Seelen höchstes Glück gegeben, schmachtend um einen Trunk frischen Wassers flehte, versagten sie ihm mit höllischer Unbarmherzigkeit die letzte Bitte — sie gaben ihm Essig zu trinken mit Wasser vermischt.

Auch da noch, als der göttliche Dulder am Kreuze blutete, verfolgte ihn durch die Schrecken des Todes der Hohn des Pöbels. — Verlassen von der Welt, die er beseliget hatte, schmachtete er zwischen Leben und Sterben hin, und hörte den Triumph der wüthenden Menge. Er zürnte nicht. Erbetete für sie. Sein brechendes Auge wandte sich flehend für sie gen Himmel; seine erblaßte Lippe rief: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

O meine Seele, sinke weinend vor dem Kreuze des Gottmenschen nieder, und verehre sein Leiden; er trug es auch für dich. Er mußte den bittern Kelch des Trübsals bis zum letzten Tropfen leeren; und wie namenlos war sein Schmerz, da er rief: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! Er duldete die Todesnoth für dich.

Gehe hin, und mische dich unter die kleine Schaar seiner weinenden Freunde und Freundinnen, die nun verwaiset in der Welt dastehen, und jammernd zum Kreuze hinblicken, an welchem der Heiligste stirbt. Ach, der Niemanden betrübt hatte, warum mußte er Fluch Aller werden? — Er, der mit unaussprechlicher Liebe die ganze Welt umfaßte, und die kommenden Jahrhunderte beglückte: warum mußte er so grenzenlos Haß tragen? — Auch für dich, meine Seele, ward er der Fluch Aller und trug er den grenzenlosen Haß. Er sollte das letzte Opfer des alten Bundes werden, welches geschlachtet ward zur Versöhnung der Welt mit Gott. Auch für deine Missethat ward er geopfert — sein Blut floß vom Kreuze auch für deine Sünden! Ohne seinen Erlösertod hättest du die Worte Jesu nie ererbt, durch welche allein du deine Seele heiliger und vollkommener machen kannst! Ohne seinen Erlösertod könntest du nicht mit Freudigkeit in dei-

nem Tode die Worte rufen, die er am Kreuze sprach, als sich sein sterbendes Auge verdunkelte: Vater, ich befehle meinen Geist in Deine Hände!

Christus stirbt. — Es ist vollbracht!

Der Himmel verfinsterte sich trauernd — die Erde erbebte — die Gräber thaten sich auf — viele der entschlafenen Heiligen kamen in die heilige Stadt und erschienen Vielen — und die Wachen am Kreuze riefen schaudernd: Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn! —

Es kam die große Ueberzeugung zu spät. — Da die Menschen ihr Herz gegen die leidende Unschuld verschlossen hatten, schien sich die todte Natur empfindungsvoll zu beseelen, und mit den Wenigen zu trauern, die dem vollendeten Gerechten treu geblieben waren.

Auch ich, Jesus, mein Erbarmer, der Du in dem blutigen Opfertode am Kreuze mein Heil, meine Seligkeit gegründet hast, auch ich will zu Deinen Getreuen gezählt werden. Ja, auch ich will in der Feier Deiner Todesstunden, in der Feier und im frommen Genusse des heiligen Abendmahls, gleich Deinen nun verklärten Jüngern, mein Herz Dir weihen. Ich will auch mein Kreuz, mein Leiden, jedes Schicksal muthvoll auf mich nehmen und Dir nachfolgen. Ich will, um Theil an Deinem Blut zu haben, und an dem Segen, den Du damit der sündigen Welt erworben hast, Deine Lehre befolgen, die Du uns vom Himmel gebracht. Dies ist das göttliche Erbtheil, das Du uns, sterbender Heiland, hinterlassen hast.

O Dank Dir, ewiger Dank, Messias Jesus, Gottessohn, für Deine Liebe, die kein Engel faßt, für Deinen Tod, der mir eine schöne Unsterblichkeit zusichert.

Wenn mich auch die Last des Erdenleidens niederdrückt, will ich emporschauen zu Dir, und Deinen göttlichen Heldensinn bewundern. — Wenn auch mich eine undankbare Hand mißhandelt, ein Freund mich verräth, will ich voll Sanftmuth, wie Du, den Haß und die Schmach nicht mit Gegenhaß vergelten. — Wenn die ganze Welt mich verkennt, und ihr tödtendes Gericht über mich hält; wenn meine Lieben mich verlassen, und meine besten Hoffnungen aussterben: dann, Jesus Christus, sei Du mein Trost! — dann sei Dein Beispiel meine Leuchte in der Dunkelheit. Dann erhebe mich über alle Schmerzen die Erinnerung: o meine Seele, die du nicht so rein, wie Jesus war, blicke auf den Stifter deines Glaubens, er war unschuldig, und litt doch mehr als du.

Und einst, wenn ich sterbend meine Augen schliesse, wenn ich meine müde Seele in Gottes treue Vaterhand empfehle; wenn um mein Todtenbett geliebte Augen weinen; wenn ich mit schwacher Hand die Meinigen zum letztenmale segne; wenn mich des Todes Grauen erschüttern sollte — — dann, mein Erlöser, Gottessohn, der Du Dich zu meinen Brüdern zähltest, durch dessen Wort, zu dessen Glauben sich meine Seele in den Freuden des ewigen Lebens vorbereitete, dann erscheine Du mir zum Trost, dann laß mich von Dir es lernen, wie ich, für meine Freunde betend, betend für meine Feinde, freudig sterben könne.

249.

Die Feier des Todestages Jesu.

1 Tim. 1, 15.

O Welterlöser, Gottessohn,
Erbarmer ohne Gleichen,
Freiwillig trugst Du Schmach und Hohn,
Uns Sündern Trost zu reichen.
Du hast uns aus der Todesnacht
Den Tag der Seligkeit gebracht,
Du hast uns Dir erworben.

Ich bin nun Dein: o gib mir Kraft,
Nur Dir allein zu leben;
Und laß mich stets gewissenhaft,
Wie Du zu sein, bestreben;
Dir leben, der Du mir erwarbst
Ein ewig Leben; der Du starbst,
Damit ich Gottes würde.

Dir, mein Versöhner, Jesu, Dir,
Sei ewig Dank und Ehre!
Gib, daß ich ewig Dir dafür
Als Opfer angehöre.
Bin ich durch Deinen Tod nun Dein:
Getrost kann ich im Tode sein,
Getrost einst im Gerichte.

Nun mein Erbarmer, das will ich
Von Deiner Gnade hoffen.
Von Dir erlöst, seh' ich für mich
Des Himmels Pforten offen.
Am Ende meiner Pilgrimschaft
Weiht mich Dein Tod mit neuer Kraft
Zur Freude schön'rer Welten!

Tag der Wehmuth — Tag der Wonne! Feiertag des Todes meines Jesu! du nahest heran, und meine Seele bereitet sich, dich würdig zu begehen. Denn unter allen wichtigen Tagen des Jahres bist du einer der heiligsten. An dir feiere ich das Fest meiner Erlösung und der namenlosen Liebe Jesu, die auch für mich freudig in den Tod ging.

Es ist mir, als rüstete sich die ganze Natur, dies Fest zu verherrlichen. Sie schmückt die Thäler mit dem ersten Grün, die Hügel mit den ersten Blumen; die Lüfte ertönen von den ersten Gesängen der Vögel. Ein neues Leben weht warm und lieblich durch die lang erstorbene Schöpfung, und die Herrlichkeit Gottes strahlt glänzender mir aus seinen Werken entgegen.

So lag, ehe Jesus erschien, ehe Jesus sich opferte, die Geisterwelt gleichsam erstarrt in todter Winternacht. Die Menschheit wankte unter Finsternissen und Irrthümern dahin. Kein Strahl der Offenbarung leuchtete herüber zu uns aus dem geheimnißvollen Dunkel der Ewigkeiten. Die Weisheit der Weisesten war nur verworrenes Traumwerk; ihr höchstes Licht nur eine furchtsame Ahnung.

Da erschien Jesus! und eine Frühlingssonne leuchtete in die Dämmerungen der Geisterwelt. Da starb Jesus! und sein Tod schloß die Pforten des ewigen Lebens und der himmlischen Vollendung auf. Es war keine Nacht mehr; es war kein Tod mehr. Der Staub ward nicht mehr vergöttert; er stürzte von den Altären, er stürzte von den Thronen. Das Ewige triumphirte. Die gesammte Menschheit konnte nun gen Himmel rufen: Vater! — konnte in die Fernen der Ewigkeit mit freudigem Angesicht schauen und rufen: unser! — — Das Grab Jesu ward die Wiege unserer Seligkeit!

Weit, als die Sterne sich schwingen,
Fliegt der Schöpfungen Jubelgesang;
Heil dem Sieger und Ehre zu bringen,
Jedes dem Sohne, dem Ewigen Dank!
Wie liegt er, der Thron der Hölle zertrümmert!
Des Himmels Schwester, wie schimmert,
Wie wird die Erde so schön!
Du neues Eden des Gottes der Götter,
Frohlocke, Schwester, denn wir sehn
Vollenden sein Werk den Menschenretter!

Die menschliche Dankbarkeit errichtete von jeher und unter allen Völkern ihren Wohlthätern, Lehrern, Helden und Weisen Altäre, und ihrem Andenken kostbare Bildsäulen. Ihr sehet noch, in welche Länder euer Fuß tritt, die großen Namen der Vorwelt gefeiert, und die Ehrenmale verdienstvoller Männer glänzen. Jedes Volk rühmt sich der seinigen.

Es ist billig, daß sich die dankvolle Gesinnung der Enkel also gegen ihre herrlichen Väter äusserte; es ist schön, daß sich der Muth der Kinder zur großen Tugend ihrer Vorfahren auf diese Weise erhebe und begeistere. Aber welches Wohlthäters Tag verdient mehr von allen Sterblichen gefeiert zu werden, als der Vollendungstag des erhabenen Erbarmers einer ganzen Welt? Welches Denkmal ruft größere Erinnerungen in unsere Seele, als das aufgepflanzte Kreuz, das stille Sinnzeichen eines Welterlösertodes?

Ihr gefühlvollen Seelen, die ihr bei den Thaten aller Edeln der Vorwelt von edler Begeisterung glühet, vereiniget euch mit mir, dem Größesten, dem Göttlichen die Opfer der Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe darzubringen! Denn Keiner hat ihm geglichen; Keiner wird ihm jemals gleichen unter allen Millionen der Erschaffenen, die auf Erden lebten oder leben werden, bis sie wieder untergeht.

Wer sind die großen Männer, deren Andenken, o Sterbliche, euch so werth geblieben ist? Was haben sie Erhabenes geleistet, daß ihr so ehrfurchtvoll ihren Namen rühmet, während ihr oft gleichgültiger, oder wohl gar schüchterner, den Namen Jesu, des Welterbarmers aussprechet? Warum begehet ihr die Gedächtnißtage ihrer Thaten mit größerm Pomp und feierlicherm Gemüth, als den Gedächtnißtag des Opfertodes Jesu, dessen Herz liebend für euch brach?

Ihr bewundert den Weisen des Alterthums, aus dessen Schule die größen Feldherren, Staatsmänner und die einsichtsvollsten Lehrer der Völker hervorgingen; der der Abgötterei seiner Zeit den Krieg ankündigte; der die durch falsche Träumereien und Spitzfindigkeiten verwirrte Vernunft wieder in ihre Rechte einsetzte; dessen goldene Sprüche die Lebensregeln aller Edeln wurden; der muthig den Giftbecher austrank, mit welchem ihn seine blinden Zeitgenossen zu strafen gedachten, weil er ihre Götzen verachtete, und den allein wahren, unsichtbaren Gott ehrte, den er in seiner Brust ahnete, und für welchen er ein frommes Leben lebte. Er starb, aber er starb für sich und seine Grundsätze; er lebte, aber er war menschlicher Gebrechen nie ganz frei; er lehrte groß, aber auch Andere haben mit seinem Geiste und oft noch erhabener gedacht.

Ihr bewundert den Helden, welcher die Freuden des Lebens verschmähte, um seinem Vaterlande Ruhm zu erwerben; der in die finstern Gewitter des Schlachtfeldes muthig hinausging, um seinen Mitbürgern Sicherheit, seinem Vaterlande Freiheit zu erkämpfen; der sich in die offenen Arme des Todes stürzte, um Eigenthum, Leben und Unabhängigkeit der Seinigen zu retten. Er verdient allerdings den Ruhm der Nachwelt. Aber Andere bei andern Völkern haben eben so heldenmüthig gethan, wie er, und nicht selten noch größer gehandelt. Er that, was er groß vollbrachte, nicht für euch — sondern nur für seine Zeitgenossen; nicht für die Zeitgenossen alle, sondern nur für die wenigen, welche einerlei Vaterland mit ihm hatten.

Ihr bewundert den kühnen Geist des großen Mannes, der es wagte, auf dem ungestümen Weltmeere hinauszuschiffen, um neue Welttheile zu entdecken und unsere Kenntniß von den Werken des Schöpfers zu erweitern; der Hunger, Sonnengluth und Frost nicht scheute, nicht den Zorn wilder Menschen und Thiere in nie gesehenen Gegenden, um uns die edeln Früchte entfernter Himmelsstriche zu erobern, und unser irdisches Dasein mit neuen Bequemlichkeiten zu verannehmlichen. Aber nach ihm beschifften auch Andere, und oft mit größerm Glück und Muth, die von ihm erforschte Bahn. Sein Ruhm und Preis schwebte ihm mitten in den Gefahren vor Augen, nicht die Liebe und das Heil Anderer. Nur für seinen Fürsten, nur für sein Volk wagte er sich in die Tod drohenden Stürme hinaus, nicht für die Genossen anderer Völker und anderer Zeiten.

Nur Einer war auf Erden — der brachte alles Glück seiner Tage, die Ruhe seiner Stunden, sein Blut endlich selbst, freiwillig mit himmlischer Seelengröße zum Opfer dar — nicht zum Besten eines Fürsten, nein, auch zum Wohl des Geringsten unter den Sterblichen! Nicht zum Heil seines eigenen Vaterlandes, sondern zum Wohl aller Völker unter der Sonne! Nicht zum Vortheil derer, die zu seiner Zeit lebten, sondern zum Segen der spätesten Zeitalter! Nicht für seinen eigenen Ruhm, sondern für die Verherrlichung der Gottheit und für die Seligkeit des Menschengeschlechts! — — Und dieser Einzige ist Jesus Christus! —

Auch Christus starb, und den schmachvollsten aller Tode, wie den glänzendsten: er starb am Kreuze für unsere Sünden! Ja, es ist je gewißlich wahr, und ein theures, werthes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen! (1 Tim. 1, 15.)

Er starb für unsere Sünden! — nicht weil er durch seine Sünden den Tod verdient hatte. Denn wer lebte einfacher, demuthvoller, unschuldiger, als er? — Er starb nicht für sich und seine Ehre. Wie oft entzog er sich den irdischen Ehrenbezeugungen, die man ihm dankbar darbringen wollte! Wie oft erklärte er laut und klar seinen Zeitgenossen, seinen Jüngern, die ihn als einen gewöhnlichen, jedoch vorzüglichen Menschen betrachteten, und ihn noch immer nicht verstehen wollten, nicht fassen konnten: Nein, mein Reich ist nicht von dieser Welt! Wie oft sagte er ihnen, daß der Weg, welcher er dem Menschengeschlechte zeigte, ein ganz vom Irdischen verschiedener sei! „Ihr wisset," sagte er zu seinen vertrauten Schülern, „die weltlichen Könige herrschen, und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren; ihr aber nicht also: sondern der Größeste unter euch soll sein wie der Jüngste, und der Vornehmste wie ein Diener." (Luk. 22, 25. 26.)

So starb dieser Heiligste, und starb nicht für sich.

Er lebte, aber sein ganzes Leben vollbrachte er nicht für sich. Er vergaß sich selbst. Er hörte ganz auf, sich anzugehören, er gehörte nur uns an. Es war nicht unser irdisches Glück, mit dem er sich beschäftigte, nicht die Unabhängigkeit eines Volkes, nicht Erweiterung von Kenntnissen, nicht Vermehrung von anmuthigen Lebensgenüssen und Bequemlichkeiten — nein, dies alles war ihm zu gering — sein Auge blickte auf Gott, sein Herz schlug für das Ewige, sein Geist sah hienieden nur das Geistige: er wollte der Erlöser unserer Seelen werden von allen Fesseln des Irdischen, von den Banden sinnlicher Leidenschaften. Er wollte nicht unsere Vaterlande auf Erden — nein, unsere Geister wollte er frei machen, um sie vollendeter zu ihrem himmlischen Ursprung zurück zu führen.

Daher vergaß er alle Anmuth eigener Lebensstunden; dafür ließ er sich die bängsten Stunden wohlgefallen; dafür war es ihm gleichgültig, Knechtsgestalt anzunehmen; dafür sah man den blutigen Angstschweiß von seinen Schläfen träufeln; dafür ging er mit dem Muthe eines Ueberirdischen den schweren Todesgang nach Golgatha; dafür betete er noch mit erblassenden Lippen zum Vater des Weltalls vom Kreuze.

Er starb um unserer Sünden willen! Denn noch lag die Menschheit im Schatten des Todes; noch knieten anbetend die meisten Nationen vor hölzernen oder steinernen Bildern ihrer Gottheiten; noch kannten die erleuchtetsten Völker die Gottheit nicht in ihrer unaussprechlichen Größe und Vaterhuld; noch war selbst bei den Weisesten das erhabenste Ziel unsers Hierseins nur eine verfeinerte Sinnlichkeit, nur Tugend um des Ruhmes willen, den sie bringt; noch war die Ahnung einer unsterblichen Fortdauer der Seele nur bei Wenigen eine schwache, schüchterne, geheimnißvoll verhüllte Vermuthung; noch war das Leben des frömmsten Sterblichen nur eine Reihe nützlicher Handlungen.

Aber Jesus erbarmte sich der sündigen Welt, die vor ihm in tiefer Verworfenheit dalag, und erhob sie zum Lichte. Er sprach die Wahrheiten des Himmels aus, und ein ganz neues Leben durchdrang alle Geister, und die Sünde fiel, das Irdische sank plötzlich zu seinem Unwerth zurück, weil Vollendung des Geistes, die Gottähnlichwerdung, das höchste Ziel hienieden ward.

Ja, sprach Jesus voll majestätischer Hoheit, als er vor dem Palaste des irdischen Richters, vor Roms Landpfleger und den Hohenpriestern und dem versammelten Volk stand: Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeigen solle. Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme! (Joh. 18, 37.) So verkündigte er noch in den letzten bangen Lebensstunden, mit dem letzten seiner Athemzüge, den Zweck seiner Sendung.

Wer unter allen Sterblichen, deren Andenken wir verehren, war wie er? Wer von ihnen lebte so uneigennützig, sich selbst aufopfernd, als er? Wer umfaßte mit solcher Liebe das Menschengeschlecht aller Zeiten? Wer hat ihm so große, so bleibende, so segenvolle Wohlthaten gebracht, als er?

O Jesus! Jesus! Du Urbild reiner, himmlischer Liebe, wie sie niemals eines andern Menschen Brust erwärmte; Jesus, du Erbarmungsvoller, der nie sich selbst bedachte, sondern nur das geistige Elend der Sterblichen und die Noth ihrer Seelen sah, und vom Mitleid aufgelöset sich ihrer Rettung hingab; Jesus, dem alles Irdische verächtlich und gering war, als trüge er keine menschliche Hülle; der irdischer Ehre spottete, und alles Glanzes vom Staube geschaffen, weil er nur ein Geist in der Welt der Geister für die hohe Bestimmung derselben athmete; Jesus, der Du Nichts für Dich, Alles für uns warst, und durch Dein fleckenloses Leben bis zum letzten Todesschmerze bewiesest, daß auch der Sterbliche schon auf Erden die höchste geistige Vollkommenheit annehmen könne — — o Jesus, mein Erbarmer, mein Mittler, der Du auch für mich bluetest, der Du auch für mich littest und betetest: wer bin ich, du Heiliger, daß ich Deiner Liebe würdig sein könnte? Wer bin ich neben Dir, ach du Göttlicher, daß Du mich Bruder nennest, und mich zu Deinem Vater im Himmel hinleitest, der auch mein Vater ist und sein will?

Wenn ich die Tiefe Deines Erbarmens erwäge; wenn ich an den Glanz Deiner Wahrheiten denke, die Du der Welt brachtest, um die Ruhe und Seligkeit der Seelen zu schaffen; wenn ich mich Deines heiligen Seins erinnere, wie Du, fast nicht irdisch, sondern ganz geistig, ganz göttlich, mit dem, was der Erde gehörte, was den Menschen theuer war, nichts gemein haben wolltest, sondern Dein selbst nie gedenkend nur unser gedachtest! — o reiner Geist! o ewiger Sohn! o göttlicher Abglanz des Vaters! wie kann ich anders, als daß ich anbetend niedersinke vor Dir, die bebenden Hände emporstrecke zu Dir, o Weltversöhner, und meine Thränen mit dem Staub der Erde vermische, und seufze: Solches Erbarmens war ich nicht würdig, solcher Liebe war ich nicht werth, als bis meine Seele der Deinigen gleicht in Gerechtigkeit, Wahrheit, Menschen- und Gottesliebe, Uneigennützigkeit, Sanftmuth und wohlthätiger Huld.

— — Doch welch Entsetzen dringt durch meine Seele! In welcher Welt lebe ich? Welche Menschen wandeln um mich her? Wie? es kann noch heute Verächter Jesu des Göttlichen geben?

Verächter des Allerheiligsten? Wie, sie athmen die Lüfte, die er geathmet; sie wandeln auf der Erde, die sein Fuß geheiligt hat? — Verächter Jesu, ihres gekreuzigten Lehrers und Freundes, in dessen Namen sie getauft wurden, in dessen Namen und durch dessen heiliges Wort ihnen Vergebung der Sünde, Gnade vor dem Richter wird?

Warum Verachtung? War er unheilig, wie sie? War er unerleuchtet, wie sie? War er eigennützig, wie sie? Ist er nicht auch für sie in den Welterlösertod zum Kreuze gegangen? Sind alle Stimmen der Geschichte Lüge geworden? Sind alle Stimmen der Natur in ihren gefühllosen Herzen ohne Macht? Ist der Schrei ihres Gewissens, ist der Ruf ihrer Vernunft auf immer verstummt?

Spötter unsers heiligen Glaubens, Verächter des weltheiligenden Jesus! feiert mit mir den Todestag des Erhabensten, den der Erdball trug. Folgt mir im Geiste auf Golgatha nach, und blicket auf zu ihm am Kreuze, wo er in der Verklärung zahlloser Tugenden schwebt: wer ist's, wer kann diesen Gerechten einer Sünde zeihen? wer hat von Allen, die im Staube geboren wurden, so heilig gewandelt? wer ist so heilig gestorben?

Ihr vergöttert eure Todten; warum schweigt ihr vom Ruhm dessen, der euch den Tod überwinden lehrte? Ihr preiset eure Helden und Eroberer; warum bleibt ihr ge-

lassen beim Namen dessen, der in der Welt erschien, um uns ein verlornes Paradies wieder zu erringen, und dieses große Reich der Geister frei machte und dem Göttlichen und Ewigen weihte? Ihr erhebet mit Lobgesängen die Tapfern, welche für den Stolz irdischer Fürsten oder für die Freiheit euers engen Vaterlandes Wunden tragen: blicket empor zum Kreuze des Weltheilandes, er blutete nicht für Ruhm und Vergänglichkeit, er starb für eure Seelen!

Spötter meines heiligen Glaubens, Verächter Jesu, welchen Ruhm suchst du durch deinen Spott, welche Ehre durch deine Gleichgültigkeit gegen ihn? Und wäre Christus ein Mensch gewesen, sündig und fehlervoll wie du, aber er hätte sich für das Heil der Menschen aufgeopfert: würde er nicht deiner tiefsten Ehrfurcht würdig gewesen sein? Aber ach, er war mehr als das, und du gehst von Blindheit umfangen vorüber, und dein steinernes Herz fühlt nicht die süßen Regungen der Bewunderung, der Dankbarkeit und des Strebens, ihm ähnlich zu werden, und sein Verdienst sich dir zuzueignen?

Siehe, Millionen Menschen lebten für ihn! Menschen, edler als du, weiser als du, kenntnißreicher als du, erhabener als du. Und wer bist du, der sich im trüben Eigendünkel über den Spruch tausendjähriger Erfahrungen und über die Ueberzeugungen von Millionen erheben will, — und Jesum verschmäht?

Siehe, Millionen Seelen — sie stehen vor Gott! — beseligten sich hienieden durch den Glauben an ihn, fanden Erquickung und Trost in seinem Wort, Frieden und Freude in seinen Offenbarungen, Vollkommenheit und Verklärung durch seine Wegweisung! — Verächter Jesu, und du allein entziehst ihm deine Hochachtung, und dünkst dich stärker in deiner eigenen Stärke? Jesu Lehre machte die Menschen menschlicher, die rohesten Völker sanfter, die wildesten Sitten edler, die Geister der Edeln göttlicher! — Verächter Jesu, und was hat deine Weisheit, deine Klugheit dem Geschlechte der Sterblichen Großes geleistet? Zeige deine Thaten, Mensch, und vergleiche sie mit den Gottesthaten des Messias!

Siehe, Millionen durch ihn Beglückter starben freudig und getröstet auf seinen Namen: Könige und Landleute, Fürstinnen und Bettlerinnen. Sein Wort war ihre Zuversicht, sein Tod ihr Leben. Da liegen sie, erstarrt und verwehender Staub; aber sie entschliefen unter heiligen Hoffnungen, die ihre eigene Vernunft wiederholte, und denen ihr Herz entzückt zujauchzte. Verächter Jesu, du wandelst zwischen den Leichnamen der Seligen — — wirst du einst mit solcher Seligkeit zu ihnen niedersinken?

Und deine Brüder und Schwestern, deine Mutter, dein Vater, deine Freunde und Freundinnen sind gestorben oder werden sterben auf Jesu Namen, im süßen Vertrauen des Heils, welches er erworben, im Glauben an die Wahrheiten, die sein Blut am Kreuze versiegelte — — Verächter des Welterlösers! willst du dich von ihnen abwenden, die du liebtest, deiner schwankenden Träume willen? Willst du brechen mit den geliebten Todten die heilige Gemeinschaft vor Gott?

Nein, Jesus, mein Erbarmer, Du bleibst meine Zuversicht im Leben und im Sterben! Dein Tod ist mein Leben, Deine Lehre meine Seligkeit, Dein Wandel meine Leuchte, Deine Hoffnung mein Entzücken! Für mich ist nun in keinem Andern Heil, für mich in keinem andern Namen Erhebung und Trost. Göttlicher, vor dem die Sünder zweifelnd staunen, weil Du ihnen unbegreiflich in göttlicher Hoheit vorschwebst, mir bist Du ein vertrauter Freund. Ich erkenne in Dir den vollendetsten, den heiligsten der Geister, das glanzvolle Urbild der Seelengröße, welches erschien, um dem Menschengeschlechte zu zeigen, was es und wie es sein solle!

Das Fest Deiner Erniedrigung ist das Fest meiner sittlichen Erhebung, die Feier Deines Todestages die Feier meiner ewigen Lebenshoffnung! Darum will ich mich bereiten, das Andenken Deiner Schmerzen, Deiner Sterbestunde würdig zu begehen, nicht mit leeren Uebungen und äusserlichen Feierlichkeiten, sondern mit einem dankerfüllten Herzen in der Stille.

Aber würdiger kann ich die Feier Deines Todestages nicht begehen, als wenn ich an und mit mir selbst den Zweck Deiner Selbstaufopferung erfülle; wenn ich mich reinige von allen Sünden durch Dich; wenn ich voller Seelengröße auf Erden wandle, unschuldig, liebevoll, gütig, allgemein wohlthuend, wie Du; wenn ich werde, wie Du, und in Deinen Fußstapfen gehe, schon hienieden ein durch Dich verklärter Geist, ein Kind des himmlischen Vaters!

Herr, hilf; Herr, laß wohl gelingen! Meine Seele weiht sich Dir allein, hoffet auf Dich! Amen.

250.

Des Göttlichen Triumph.

Am Ostertage.

Matth. 28, 1—15.

Tief im Abgrund erklang
Des Himmels froher Siegesgesang,
Der Jubel aller Söhne Gottes;
Wo sind die falschen Götter nun?
Des Todes Schrecken? Sie alle ruh'n!
Es ruht das Jauchzen ihres Spottes.
So schwiegen, so verzagten nie
Der Hölle Fürsten, die Empörer!
Das Göttliche erliegt nie,
Es siegt über die Zerstörer.

Flamme höher empor,
Anbetung! Er, er geht hervor
Aus seines Grabes Finsternissen.
Er stieg zum Staub hinab,
Zu heiligen seiner Erretteten Grab.
Nun hat er die Fesseln des Todes zerrissen!
Verberget immerhin der Auferstehung Saat,
Ihr Gräber, wo die Engel schweben.
Was göttlich ist, was Gott geweihet hat,
Geht siegreich überall ins Leben!

Zuweilen, wenn ich das schöne Leben Jesu bei mir im Stillen übersinne, frage ich mich selbst: Aber war es möglich, daß nicht alle Welt diesen Himmlischen liebte, dessen Herz nur der zärtlichsten Liebe voll war? Warum verfolgten ihn denn seine Zeitgenossen, da selbst Richter bebten, ihn zu verdammen, den Unschuldigen? Was that er denn Böses? Er lehrte Eintracht, Freundschaft und Selbstaufopferung für den göttlichen Willen, das heißt, für die Tugend; er lebte in unaussprechlicher Demuth, und beneidete keinen Großen, brach keinem bürgerlichen Gesetze den Gehorsam; er ging fast freudenlos durch eine Welt, die ihn bis zum letzten Augenblick verkannte, und theilte Freuden aus, heilte Kranke, tröstete die Lei-

denden aller Art, und stellte das verlorne Glück mancher Familie wieder her.

Wie war es auch möglich, daß man ihn, der so einfach und wahrhaft gewesen, verkennen mochte? Was hatte er eigentlich verbrochen, daß ihn seine Mitbürger — jedoch nicht alle! — so heftig verfolgten bis zum Tode?

Wäre Jesus, der Messias, in unsern heutigen Tagen erschienen, hätte er in unserer Mitte gelebt und gelehrt: würde wohl Verachtung, Hohn und Zertretung sein Loos geworden sein, wie in den damaligen Zeiten?

Gern möchte ich dann „Nein!" sagen. Nein, so unmenschlich, so roh, so gefühllos ist das heutige Geschlecht nicht; — nein, solche Ungerechtigkeiten würden unsere Richter, unsere Fürsten nicht geschehen lassen, noch weniger selbst begehen.

So möchte ich sprechen. Aber wenn ich dann bei mir gedenke, wie der Mensch zu allen Zeiten und in allen Völkern immer derselbe geblieben ist mit seinen heftigen, selbstsüchtigen Leidenschaften; wenn ich mich des Mordes und der Gräuel erinnere, deren erschrockene Zeugen wir in unsern Tagen waren; mich erinnere, wie tausend Unschuldige einer bloßen Meinung, eines leeren Verdachtes willen hingeschleppt worden sind zum Blutgerüste, Unschuldige ohne Ansehen des höchsten Ranges oder der niedrigsten Dürftigkeit — dann schaudere ich furchtsam zusammen, und spreche in meinem Herzen: Nein, auch heute, o du Unschuld Jesu, auch unter uns wärst Du nicht sicher gewesen! — Auch unter uns hättest Du Deine blutdürstigen Verfolger, Deinen Verräther, Deinen unbarmherzigen Ankläger, Deine weltschänderischen Richter gefunden, denen an einem Menschenleben wenig gelegen ist, wenn sie nur ihren Vortheil wissen. Auch unter uns wärest Du nicht sicher gewesen; ja, eben diejenigen, welche heute eifrig vor Dir in den Tempeln knien und beten, weil sie in Dir den Weltrichter fürchten, würden Dich als einen Schwärmer oder Aufrührer, als einen Gotteslästerer und Ketzer, oder als einen Feind der bestehenden Ordnung, als einen furchtbaren Neuerer anfallen, wenn Du ihnen in Deiner anspruchlosen Einfalt, zwar voll göttlichen Geistes in Wort und Werk, aber im geringen Gewand einer des Niedrigsten im Volk, erschienen wärest. Denn wie einst, richtet auch heute noch der Sterbliche nach dem Schein! Und wie einst, wüthet auch heute noch der unbändige Stolz und die Alles verachtende Selbstsucht gegen das, was ihren Vortheilen im Wege zu stehen scheint.

Ich will jene Tage, da der Messias auf Erden lebte, nicht verdammen, um die heutigen erheben zu können.

Ich gedenke mit schüchternem Herzen, daß am Weltgerichtsmorgen auch an uns die Stimme ergehen könnte: ich bin unter euch gewesen, und ihr habt mich nicht erkennen wollen; ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich nicht beherbergt; ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich nicht gekleidet; ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt mich nicht besucht! — Auch dann werden Viele der Unserigen rufen, wie dort im Evangelium: Herr, wann haben wir dich gesehen? Und er wird ihnen antworten und sagen: Wahrlich, ich sage euch, was ihr nicht gethan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht gethan! (Matth. 25, 33 — 45.)

Ja, Christus ist auch heute noch unter uns, und wir wollen ihn nicht erkennen. Von seinem menschenfreundlichen Geiste belebt, versucht noch heutiges Tages mancher Edle das Gute, und wird mit dem Guten, was er thut, unterdrückt, weil er gegen den irdischen Nutzen mancher Mächtigen anstößt. Von Jesu Geist belebt, sucht noch heutiges Tages mancher Weise Licht und Recht herrschend zu machen auf Erden, aber er wird als ein unbefugter Aufklärer und Neuerer beschimpft, weil durch sein Bemühen mancher Ehrgeizige vom alten Ansehen zu verlieren fürchtet. Von Jesu Geist belebt, möchte sich heute mancher Tugendhafte für das gemeine Beste aufopfern, aber die selbstsüchtige Welt nennt seine edle Uneigennützigkeit ein thörichtes Wesen, oder eine versteckte Schlauheit, und begreift nicht, wie der Mann von geringer Herkunft, von geringem Vermögen, im schlichten Gewand etwas Erhabeneres thun könne, als sie selbst.

So wurden ja von jeher die meisten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts während ihres Lebens verachtet und verstoßen; sie waren der Spott und Abscheu der Großen, der Schriftgelehrten voll pharisäischen Eigendünkels, oder des blinden Pöbels; man sah sie in Kerkern und Ketten; man sah sie zur Dunkelheit, oder zum Giftbecher, oder zum Scheiterhaufen verdammt.

Denn diejenigen, welche mit Ernst und Weisheit und göttlichem Eifer den Verbrechen des gemeinen Lebens den Krieg ankündigen, haben die verbrecherische Welt zur unversöhnlichen Feindin. Die, welche durch Geisteskraft und Einsicht hoch über ihr Zeitalter erhaben stehen, und die versunkene Menschheit zu sich emporheben wollen, werden von dieser nicht begriffen, sondern verkannt und verlästert. Die, welche das Schändliche und Ruchlose einreissen wollen, müssen die Rache derer fürchten, welche von der Beute der Ruchlosigkeit satt wurden. Die fleißige Hand, welche den Garten des Herrn vom Unkraut säubern will, darf nichts Anderes erwarten, als Schmerz und Wunden von den Nesseln und Dornen, die sie auszujäten hat.

So niederschlagend diese Betrachtungen für ein frommes Gemüth sind, welches an allem Vortrefflichen Freude hat, es geschehe, von wem es wolle: so erquickend und seelenerhebend ist dagegen der Trost, welchen die große Begebenheit gewährt, deren Andenken wir am heiligen Tage der Ostern feiern.

Jesus Messias war nicht mehr! Einzeln und verborgen flossen aus den Augen seiner Freunde und Freundinnen dem Erblaßten die Thränen unauslöschlicher Wehmuth nach. Aber schadenfroh jauchzte auch die Hölle, denn Jesus Messias war nicht mehr. Triumphirend sahen Schriftgelehrte und Pharisäer von der Höhe ihres Stolzes herab, denn der große Gefürchtete hatte sein Leben ausgeblutet am Stamm des Kreuzes: sein heiliges Herz ward gebrochen. Er lag in der Felsengruft begraben, ein Raub der Verwesung. Auch seine Asche gönnten sie nicht mehr den verlassenen Geliebten. Ein Felsstein verrammelte das Grabgewölbe, und der Eingang ward mit Siegeln verwahrt.

Doch welch Erstaunen, welch Entsetzen! Ein Erdbeben machte Jerusalems stolze Paläste zittern und sprengte die Gräber. Jesus Messias lag nicht mehr in der Gruft der Todten; er wandelte öffentlich durch das Land, und erschien den Geliebten seines Herzens. Bebend stürzten die Krieger, welche Leichnam, Grab, Fels und Siegel zu bewahren hatten, in die heilige Stadt. Priester und Hohepriester vernahmen das Wunderbare. Ihr er-

schütterter Stolz sträubte sich, demselben Glauben beizumessen. Sie läugneten.

Allein umsonst längneten sie. Sie traten mit den Aeltesten der Stadt Jerusalem zusammen, und hielten Rath. Umsonst; welcher Rath vermag etwas gegen die Rathschlüsse Gottes? — Sie gaben den Kriegsknechten Geld genug, daß sie sprechen sollten: Seine Jünger kamen des Nachts und stahlen ihn, da wir schliefen. Umsonst; denn die stummen Felsen redeten. Es redeten die Zeugen, welchen der Auferstandene begegnete. Es redeten die Wunder der Erde; es redeten die Wirkungen des Himmels durch die ganze Weltgeschichte. Christus war erstanden. Die Jünger sahen ihn, faßten neuen Muth und glaubten. Sie gingen voll hohen, freudigen Sinnes durch alle Welttheile, und predigten die Lehre des Auferstandenen. Das Sinnzeichen der Todesschmach auf Golgatha ward das Siegeszeichen der allgemeinen Kirche. Völker und Könige sanken anbetend vor dem Hocherhabenen nieder, und sein Name ward ihr höchster Ruhm, und das Erlösungswort Jesu scholl durch die Paläste der Weltbeherrscher, und durch die brennenden Wüsten des Mittags, und zu den Eisfeldern von Mitternacht, und über die Weltmeere zu unbekannten Inseln und Reichen.

Vergebens kämpft menschliche Macht gegen das an, was von Gott stammt. Was göttlich ist, kann nie untergehen. Und würde es auch eine Zeit lang unterdrückt — getrost! es wird siegen. Das Grab selbst wird zum Siegesdenkmal, und die Folter zum Triumphschmuck.

Darum Muth gefaßt, Kleingläubiger, der du mit tugendhaften Entschlüssen dich in das Gewühl der Menschen hinauswagst, bald aber vor dem Sturm des Neides, bald vor dem Hohngelächter der Sünder, vor dem Zorn der gekränkten Selbstsucht zurückbebst, und zwar edel sein, aber doch auch den Menschen nicht mißfallen möchtest. Niemand kann zweien Herren dienen! Gehört deine Angelegenheit dem Himmel, was hast du von der Welt zu fordern? Willst du der Sache Gottes dienen, wie kümmert dich der Haß der Tugendfeinde?

Nur Muth gefaßt, schüchterner Edler, der, von seinen heiligen Ueberzeugungen geleitet, das Gute thun und befördern will zum Glück der Menschheit. Vollende dein Werk; erwarte es, daß dir nur wenige Edle segnend die Hand drücken werden, inzwischen der große Haufe dich in seiner Unwissenheit verhöhnt oder der Eigennutz dich anfeindet. Und würdest du fallen, würdest du das Schlachtopfer giftvoller Widersacher — was wäre denn verloren? Dein Erdenglück kann untergehen, aber nicht der große Gedanke, für welchen du Trost und Freuden des Lebens hingabst. Dein Blut kann fliessen unter den Händen der Mörder; aber dein Geist schwingt sich siegend über die Welt hin. Kämpfer der Tugend, laß dich selbst fahren, aber nicht deine heilige Sache der Menschheit, nicht das Göttliche deiner Ueberzeugungen. Diese — sie ist nicht deine, sie ist Gottes Sache — wird nicht untergehen!

Was göttlich ist, kann nicht verderben! Es streitet gegen die feindseligen Verhältnisse der Welt, aber es sieget endlich gewiß.

Dies lehrt uns die wunderbare Begebenheit, deren sich der Christ am Ostertage freut; dies lehren uns zahllose, oft nicht minder wunderbare Begebenheiten in dem Buch der Weltgeschichte. Diese ist die erhabenste und zweifellosefte Verkündigerin einer göttlichen Vorsehung, die über uns waltet.

Göttlich ist die Wahrheit. Denn Gott selbst ist der Geist der Wahrheit. Auch ist noch keine Wahrheit, so sehr und lange sie immerhin den Völkern oder ihren Gewaltigen verhaßt sein mochte, untergegangen. Immer rang sie sich gegen die Macht der Hindernisse empor, und feierte in spätern Zeitaltern ihren desto glänzendern Triumph.

Jede neue Wahrheit widerspricht mehr oder weniger den Absichten und Vorurtheilen einer gewissen Klasse von Menschen, oder auch nur ihren angenommenen Gewohnheiten und Meinungen. Eine jede hat also nothwendig einen schweren Kampf gegen die bisher bestandenen Verhältnisse zu kämpfen. Sie ist ein Sauerteig, welcher das Ganze in eine geheime Gährung setzt. Doch schon diese Gährung ist ein Vorbote des unausbleiblichen Sieges; sie ist die Auflösung und das Zerfallen des Alten, was untauglich geworden ist, und dem Neuern und Bessern Platz machen soll. Die Wahrheit siegt, wenn auch erst über den Gräbern ihrer ersten Bekenner.

Daher zittere nicht vor der Macht zeitlicher Tirannen, welche lichtscheu in alter Finsterniß herrschen wollen, und den Zeugen der Wahrheit Verbannung, Kerker und Blutgerüst bereiten. Ihr Trotz ist vergeblich. Mit irdischen Waffen tödtet man das Geistige nicht. Durch Schrecken können sie wohl eine Zeit lang die Zunge lähmen, nie aber die stille, selbstthätige Regsamkeit der Geister. Ueber die Geisterwelt gebietet kein Sterblicher, und trüge er die Kronen von allen Welttheilen; dort herrscht nur der Zepter Gottes! Herodes befahl einst im grausamen Wahnsinne den Mord der Kinder zu Bethlehem, und heute, nach zweitausend Jahren, feiert eine erlöfete Welt den Sieg der Wahrheiten, welche das Kind von Bethlehem sprach. Hohepriester und Schriftgelehrte vertheidigten mit Wuth die Dauer des mosaischen Gesetzes und die hergebrachte Ehrfurcht der Völker vor Jerusalems Heiligthümern gegen den Verkündiger des Evangeliums; aber Jerusalem und der Tempel zerfielen in Staub, und die Verehrer Mosis wurden über den weiten Erdball zerstreut und flüchtig, und das Evangelium Jesu ist der Stolz des bessern Theils der Menschheit geworden.

Zürnend gegen die ewige Wahrheit fochten die Priester der heidnischen Götter gegen die ersten Bekenner Jesu. Roms Beherrscher wütheten in vielfachen Verfolgungen gegen die Verächter der alten Landesreligion und der falschen Altäre. Umsonst! Diese Altäre wurden zertrümmert; Roms Macht, vor der sonst die Welt zitterte, ward Staub, und über den Gräbern der ermordeten Jünger Jesu erhoben sich die Tempel des einigen Gottes.

Was göttlich ist, kann nicht verderben! Und göttlich ist die Unschuld und Gerechtigkeit jedes Tugendhaften. Denn Gott selbst ist ein Vater der Gerechtigkeit, er ist das heiligste der Wesen.

Es ist bei der Kurzsichtigkeit der Menschen und bei ihren leidenschaftlichen Neigungen unmöglich, daß sie alle immer sogleich das, was gut und recht ist, in seinem vollen Werthe anerkennen. Weil jeder seine von andern verschiedenen Erfahrungen und Ansichten hat, und weil er nur nach diesen dasjenige beurtheilt, was er sieht, geschieht es gewöhnlich, daß er Alles für falsch, irrig und schlecht hält, was mit seinen bisherigen Vorstellungen nicht übereinstimmt. Wenn dann dazu noch der traurige

Hang der Menschen kommt, lieber von Andern das Schlechte zu glauben, als das Gute: so erklärt man sich es leicht, wie auch viele Rechtschaffene in ihrem besten Willen verkannt, und viele Unschuldige ein Gegenstand der Verleumdung und des unverdientesten Hasses werden können.

Leider ist selten die Tugend gewöhnlicher Menschen stark genug, sich nicht unter unerwarteten Stürmen zu beugen. Sie können es nicht ertragen, sich einer gerechten Sache willen verfolgt zu sehen. Ihr Herz wird entweder von Feigheit erfüllt, und sie lassen ihre gute Sache fahren, um nur die Gunst ohnmächtiger Menschen nicht zu verlieren; verläugnen die Tugend, weil sie ihre Bequemlichkeit nicht verläugnen mögen; oder sie gerathen in einen entgegengesetzten Fehler, in den des Menschenhasses, der tiefen Erbitterung und Verachtung ihrer Zeitgenossen. So verderbte schon Mancher durch unzeitige Heftigkeit und leidenschaftlichen Sinn das Gute selbst, was Andere aus Beschränktheit der Einsicht verhindern wollten, zu thun. So ward mancher Gute, der sich freiwillig für die Tugend hingeopfert haben würde, wenn man nur seine redlichen Absichten anerkannt hätte, aus Mißmuth fahrlässig, oder weil er engherzige Selbstsüchtlinge nicht von der Güte seiner Zwecke überzeugen zu können meinte, ganz das, was die waren, welche er doch vorher mit Recht verachtete.

Dies aber ist nicht die Handlungsweise des ächten Christen, der im Geiste seines großen Lehrers wandelt, dessen Vorbild ihm immerdar vorschwebt. Er vergißt nicht dessen, was Jesus der Gerechte erduldete, um seiner Gerechtigkeit willen. Er vergißt nicht, daß dieser selbst den Weg zum Tode ging für das Glück der Welt — muthvoll mit Jesu Geist betraten auch andere erhabene Menschen, ihm folgend, die gleiche Bahn! Er vergißt nicht, daß nur Beharrlichkeit den Sieg erringt, und daß, was gerecht und gut und göttlich ist, nie untergehen könne. Er vergißt nicht der großen Erinnerung, die der Heldenmuth Jesu seinen Nachfolgern auf der dornenvollen Bahn für Menschenglück gab: Fürchtet euch nicht vor denen, welche den Leib tödten! Und was liegt zuletzt am Leben, wenn es den Triumph der Tugend gilt! Ein Tod fürs Glück der Menschheit ist etwas Herrlicheres, als der Gewinn, noch einige Stunden länger im Bewußtsein der Feigheit und Schande Athem schöpfen zu können.

Was göttlich ist, kann nicht verderben! Biete allen Drohungen, allen Foltern Trotz, o du Gerechter, den die Welt verdammt, und freue dich deines erhabenen Berufs, für die Tugend leiden zu können. Du wandelst auf Jesu glanzvoller Dornenbahn! Nicht Jedem ward durch das Zusammentreffen der Verhältnisse und Schicksale dieses Glück beschieden. Möge dich immerhin die Rotte der Bösen lästern: deine Unschuld ist ein Himmelsschild gegen jeden auf dein Herz gerichteten Pfeil. Gehüllt in diese Unschuld, und mit dem Blick auf Gott im Himmel, vollende deinen Kampf, und du wirst die Krone des ewigen Lebens, der Vollendung gewinnen!

So, Jesus, Auferstandener, will ich Dein treuer Jünger sein. Dein Leben ist mein Spiegel, Dein Tod mein Heil, Dein Auferstehen das Sinnzeichen der Unvergänglichkeit alles dessen, was von Gott stammt. Sollte ich, um Armuth oder Spott und Haß der Bösen zu meiden, lieber von der Tugend lassen? Nein, Armuth und Verachtung sind ja noch nicht so bitter, als der Tod. — Wie? sollte ich, um dem Tode zu entrinnen, von meiner Tugend lassen? — Nein, ewig ist ja das Göttliche, die Tugend, und ewig ist mein Geist. Auch er ist von Gott entsprungen, göttlicher Natur, und kann nicht sterben!

Ja, Auferstandener, auch ich werde auferstehen! Mein Geist, fällt einst von ihm der Staub zurück, in welchen ihn die Hand Gottes gekleidet hatte, wird hervorgehen zu neuer Herrlichkeit, und Gottes Hand wird ihn mit einer verklärten Hülle umgeben, wenn er seines hohen Ursprungs würdig blieb.

Siegend schwangst Du Dich, Sohn des Ewigen, über Grab und Erdentod empor. Siegend werde auch ich — auch ich ein Kind des ewigen Vaters! — mich über meinen zerfallenden Leichnam einst erheben. Und wenn die Thränen irdischer Verwandten auf meine abgeworfene Hülle niederfallen, fliege ich mit seligem Entzücken Himmelsverwandten entgegen, den Triumph des Göttlichen im Weltall vollkommener zu feiern.

Vater, Mutter, warum steht ihr so blaß und jammernd neben der Bahre des geliebten Kindes? — Ist Jesus nicht auferstanden? Kann das Göttliche untergehen, das einst diesen Staub so schön beseelte, über welchem ihr schmerzvoll gebeugt trauert? — Fromme Tochter, edler Sohn, warum kann deine Wehmuth nicht enden um den von dir geschiedenen Vater, um die erblaßte zärtliche Mutter? Warum seufzest du über den triumphirenden Hingang des Göttlichen zur Gottheit? So kehrte auch Jesus nach seiner Vollendung zu den himmlischen Wohnungen zurück. So kehrt auch das in dir wohnende Göttliche vielleicht früher, als du selbst erwartest, zum Urquell aller Seligkeit zurück.

Alles Streben hienieden ist Sieg des Himmlischen über Irdisches; ist Verwechselung der Sklavenfessel mit der ewigen Freiheit, ist Triumph des Lebens über das Todte.

Weinten die Geliebten Jesu länger, als sie sein Felsengrab zersprengt, und ihn selbst in wunderbaren Erscheinungen wiedersahen? — wiedersahen, nur wie im Traum, in flüchtigen Augenblicken, weil er dann auf immer von ihnen schied, als sein Wort erfüllt war? — Trostlose Aeltern, trostlose Waisen, trostlose Gatten, trostlose Freunde — auch die ihr beweint, sie schlafen nicht mehr in den Gräbern. Der Gott des Lebens hat sie mit sich vereinigt, um euer Entzücken einst in der Todesstunde, nach einem tugendvoll beendeten Lebenslauf, zu verdoppeln. Würdet ihr nicht schmerzlicher beim letzten Abschied leiden, wenn ihr die Heißgeliebten, die euch vorangingen, zurücklassen müßtet?

Jesus, Auferstandener, Du bist mein Trost, mein Licht. Dein Sieg ist mein Sieg; Dein Tod meine Unsterblichkeit; Dein Auferstehen mein Triumph.

Mit Dir, du Ueberwinder, will ich streiten,
Verleihe nach dem Kampfe mir die Krone,
Mir, Deinem Streiter, Deine Seligkeiten,
Mir die Unsterblichkeit zum Lohne,
Herr, mein Vergelter!

251.

Die Jünger Jesu ohne Jesum.

Am Pfingsttage.

Kolosser 2, 9.

Nach Dir verlangt, o Jesu, meine Seele,
Mein Gott, den ich zum Heile mir erwahle;
Mir, zur Verklärung kamst Du, Herr, vom Bösen
Mich zu erlösen.

Du heißest: „Gott mit uns!“ und nicht vergebens.
Komm, führe mich, mein Heil, den Weg des Lebens!
Den Weg zum Vater; leite Du, ich flehe,
Mich zu der Höhe!

Wen hat noch sein Vertrau'n zu Dir gereuet?
Wen, der Dich liebte, hast Du nicht erfreuet?
Standhaft will ich, bis Geist und Leib sich trennen,
Nur Dich bekennen.

So lange Jesus unter seinen Geliebten auf Erden wandelte, so lange sie alle Zeugen seiner unendlichen, innigen Liebe, seiner hohen Tugenden waren, die jedes edle Herz an ihn mit Bewunderung und zärtlicher Zuneigung fesselten; so lange sie sich unmittelbar durch seinen Trost beruhigt, durch seine göttliche Weisheit erhoben fühlten — wer konnte da denken, daß sie von ihm lassen würden?

Als aber die Schreckensnacht erschienen war, da Verrätherei und Haß über ihn siegten; als sein Todestag erschienen war, und er, von der Welt verkannt, gleich einem Missethäter zwischen Missethätern am Kreuze seinen Geist aufgab; als es einem Verbrechen gleich galt, sein Bekannter, sein Anhänger, sein Freund zu heißen — da hätte die felsenfeste Treue der Seinigen erschüttert werden können. Ist es denn nicht das alltägliche Loos der Unglücklichen, daß sie Keiner kennen will, und daß sie von denen am ersten gemieden werden, die vormals in glücklichern Zeiten ihre größten Bewunderer, ihre Verehrer, ihre Schmeichler waren?

Allein die Jünger Jesu blieben ihrer Liebe und Verehrung auch unter dem schrecklichsten Schicksale treu, welches ihrem Lehrer, ihrem Freunde widerfuhr, und Petrus, der einen Augenblick nur aus Menschenfurcht wanken konnte, wusch mit den bittersten Thränen der Reue die Schmach seiner Seele ab. Alle blieben vereint. — Siegreich erschien er ihnen noch einigemal wieder, nachdem er die Banden des Todes gesprengt hatte.

Mit heiliger Ehrfurcht, mit frommem Entzücken empfingen sie ihn; nicht mehr mit jener ruhigen Zutraulichkeit, wie der Mensch den Menschen, sondern wie eine verklärte Erscheinung besserer Welten; — mit heiliger Ehrfurcht, mit frommem Entzücken sahen sie ihn zurückschweben. — Die Jünger Jesu waren einsam. Sie waren ohne Jesum. Sie waren ohne Trost.

Aber himmlische Tröstung kam über sie am feierlichen Tage der Pfingsten. Ihre Gemüther alle entbrannten vom heiligen Geiste. Sie erhoben sich Alle. Sie predigten Jesum und sein Himmelreich laut. Sie zitterten nicht mehr vor der Wuth des Pöbels, vor dem Haß der Priester, vor dem Richterstuhl der Großen, vor dem Thron der Herrscher, ihn, und immer ihn, und nur ihn zu bekennen.

Der Zustand, die Gesinnungsart und das Betragen der Jünger Jesu, als sie ohne Jesum waren, ist für mich sehr wichtig und herzerhebend. Es liegt darin selbst für meine Gesinnungsart über Jesum viel Belehrendes, und verdient wohl der Gegenstand frommer Betrachtungen zu sein an diesem Tage. Versetze ich mich im Geist in die Lage der Jünger, die nun für ihre ganze Lebenszeit von ihrem Wohlthäter, Lehrer und einzigen Freund getrennt waren: so fühle ich die Tiefe ihres Schmerzens und die Wehmuth verlassener Liebe. Wer hätte diesen Schmerz noch nicht empfunden! — Ich darf nur zurückdenken an das theure Gut meines Herzens, das auch ich durch die Hand des Todes verlor. Gott sah meinen sprachlosen Jammer, sah die heissen Thränen, die vergebens die geliebte Seele vom Himmel zurückflehten. Auch ich war einsam! O meine Wunden bluten noch heute. So trauerten die Geliebten Jesu um ihren göttlichen Freund. Sie ermannten sich nur im Troste seiner Lehre, in der Hoffnung seiner Verheißungen: Ueber ein Kleines, und wir werden uns wiedersehen!

Nun hatte die Verfolgung, nun alles Uebel des Erdenlebens, nun selbst der Tod nichts Erschreckliches mehr für sie. Es war ihnen nun süß, für ihn und seinen Namen zu leiden; süß, für ihn zu sterben. Diese heilige und zärtliche Begeisterung der Freunde Jesu hatte jedoch, selbst nach dem gewöhnlichen Gange der menschlichen Denkart und Empfindungen beurtheilt, nichts Ausserordentliches. Wer weiß es denn nicht, daß wir das nur noch herzlicher zu lieben pflegen, was uns auf immer entrissen worden ist? Wer weiß es denn nicht, daß sich um das Bild eines entschlafenen Geliebten immer die schönsten Erinnerungen unsers Lebens versammeln; daß durch sein Andenken gleichsam Alles geheiligt wird, was er berührte; daß jedes Wort, welches aus seinem Munde gesprochen, nun für unser Herz viel höhere Bedeutung gewinnt; daß sich unser eigenes Gemüth, im Emporblicken zu dem Verklärten, erhabener fühlt und veredelter?

Doch die Zeit, deren weiche Hand endlich Alles heilt, lindert auch den tiefsten Schmerz der Seele. Es weicht die schwermüthige Schwärmerei wieder vor den nahen, lebendigen Gestalten der Wirklichkeiten, und Vieles, was im ersten Aufwallen der Gefühle beschlossen worden, wird als unausführbar zurückgestellt, oder nach kälterer Ueberlegung geändert.

Auch die Freunde und Freundinnen Jesu wurden beruhigter im Laufe der Stunden — ihre Thränen mußten versiegen. Aber mit ihren Thränen und Schmerzen hörten nicht ihre großen Entschlüsse auf. Ihre Gesinnungen gegen Jesum blieben sich gleich. Keine Zeiten verminderten jene erste, liebevolle Begeisterung. Mit jenem heiligen Feuer, mit jener Unerschrockenheit, mit jener Sehnsucht, ihm gleich zu werden, wie sie am Tage der Pfingsten vor dem erstaunten Volke Jerusalems geredet hatten, gingen sie hinaus in alle Welt, und predigten die Himmelsbotschaft des Erlösers der Welt. Petrus, Johannes, Jakobus — alle die hohen Gefährten Jesu wurden durch ihr Schicksal von einander gerissen, in entfernte Gegenden und Welttheile gestreut. Sie, die vorher nur in dem engen Umfang ihres jüdischen Vaterlandes gelebt hatten, wenig oder nichts von den Sitten, Gesetzen, Religionen und Sprachen anderer Völker gewußt hatten, zogen hinweg in die Fremde, den Willen und Befehl ihres Meisters zu vollziehen. Sie hatten in der jüdischen Heimath nur dürftig von der Arbeit ihrer Hände, oder durch Un-

terstützung begüterter Freunde, den Unterhalt ihres Lebens gewonnen. Womit sollten sie sich in unbekannten Ländern Nahrung und Bekleidung verschaffen? — Diese Sorge bekümmerte sie nicht, schreckte sie von dem großen Unternehmen nicht zurück, zu welchem sie Jesus berufen hatte. Mit Muth und Glauben traten sie auf unter den verschiedensten Völkern — nur wenige von ihnen sahen sich in diesem Leben wieder. Freunde, Brüder, Aeltern, Schwestern, Vaterland, Vermögen, Alles opferten sie auf, ihren heiligen Zweck zu erfüllen. Nun sahen sie sich von nie gesehenen Gegenständen umringt; sie sammelten im Fortgang der Jahre unter allerlei Nationen die merkwürdigsten Erfahrungen. Sie lernten die Weisheit des gepriesenen Indiens, die sinnreichen Werke des griechischen Geistes, die hohe Bildungsstufe des weltbeherrschenden Roms kennen. Sie hatten Gelegenheit, dieses alles zu prüfen und mit dem zu vergleichen, was Jesus sie, als das Höchste, gelehrt hatte. Sie mußten Widersprechung ihrer Vorträge und manchen Zweifel gegen das hören, was sie als das Wahre und Einzige verkündeten. Es fehlte ihnen weder an Urtheilskraft noch an Scharfsinn. Dennoch, Alles was sie sahen und hörten und erfuhren, weit entfernt, ihre Gesinnung gegen Jesum zu ändern; die Schätze der Weisheit und Einsicht anderer Völker, weit entfernt, ihnen Bedenklichkeit gegen den Werth dessen zu erwecken, was sie von Jesu vernommen, — bestätigte sie nur Alles in ihren tiefen Ueberzeugungen von der Wahrheit seiner Lehre, von der Göttlichkeit seiner Sendung. „In ihm wohnet die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig!“ (Kol. 2, 9.) riefen sie auch da noch.

Aber die spätern Tage kamen, die Tage des reifen männlichen Alters, wo die schöne jugendliche Begeisterung zu verschwinden pflegt, und Ernst und Nachdenken die Stelle derselben einnimmt. Das Gewühl der Städte, die Stille der Einsamkeit, die Gefahren, denen sie entgegen gingen, Alles reizte sie zur Ueberlegung. „Wofür, konnte Mancher von ihnen bei sich denken, wofür opfere ich die Ruhe meines ganzen Lebens hin? Wofür habe ich denn Vaterland, Freunde und die Hoffnung eines sorgenlosen Greisenalters verloren? Wer weiß, ob nicht schon die meisten übrigen Mitjünger sich zurückgezogen haben, ob ich nicht vielleicht noch der Einzige bin, der hier für den Glauben an Christum lebt und leidet.“ So konnte Mancher denken. Doch Keinen machte auch im spätern Alter irgend eine Rücksicht von seiner Treue an Jesum abwendig. Jeden bestärkte nur die Ueberlegung dessen, was der Welterlöser war, wie er lebte und lehrte, in seiner Bewunderung und Treue; Keiner glaubte schon genug gethan zu haben; Keiner fand in den Lehrsätzen anderer Schulen und Religionen das Wahre, das Vergöttlichende, wie in dem durch Jesum der Welt geoffenbarten Geheimnisse Gottes, in welchem, wie sich Paulus der Apostel ausdrückte, verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß. (Kol. 2, 3.) Alle blieben gleichen Sinnes gegen den längst verschwundenen Freund, und überzeugten sich durch ihr Nachdenken immer mehr, daß in ihm wohne die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig.

Schmach und Verkennung war der Lohn ihrer Mühen. Sie stritten mit Mangel und Blößen. Man verspottete sie bald als thörichte Schwärmer, verfolgte sie bald als Aufrührer. Sie lagen in Ketten und Banden. Das Gefängniß war oft ihr Ruheort. Nicht die Zartheit ihrer Gefühle, nicht die Erhabenheit ihrer Tugenden, nicht das übernatürliche Licht, nicht die majestätische Gewalt ihrer Beredsamkeit, rettete sie vom Untergang, den ihnen die verblendete Welt schwor. Doch mit himmlischer Ruhe sah man sie in den Stürmen des Lebens stehen. Ihr Blick hing nicht an dem Vergänglichen dieser Minuten, sondern an dem, was ewig ist.

Sollten sie vor denen beben, die nur den Leib tödten können? Gelassen empfingen sie Folter und Tod. Jesu Wort war ihr Trost, Gott und Ewigkeit ihre Hoffnung. Ihre erste Liebe, ihre alte Treue änderte nicht mit dem letzten Athemzuge. — Es ist die Sage aufbehalten, wie Johannes ein hohes Alter von hundert Jahren erreicht hat, daß Viele glaubten, er werde nicht sterben. Alle übrigen seiner Mitjünger waren schon im Grabe. Aber noch in der absterbenden Hülle des Greises lebte die zärtliche Liebe für seinen göttlichen Freund und die rührende Erinnerung von dessen Huld fort, wie einst in den schönen Tagen der Jugend. Da man ihn zu Ephesus hinaustrug auf den Armen, daß er dem Volke predigte, welches den heiligen Greis zu sehen begierig war, breitete er segnend seine Hände über die bewegte Versammlung, und sprach nur: Kindlein, liebet euch unter einander, wie Christus Jesus uns geliebt hat. — Mit diesen Empfindungen, treu bis in den Tod, starb der letzte von den Schülern unsers Herrn. Wann hat auf Erden jemals ein Sterblicher gelebt, der unter seinen Freunden eine so dauerhafte, Noth und Tod besiegende, sich immer gleiche, und noch in den allerspätesten Alterstagen unerloschene, lebendige Liebe empfangen hätte? Wunderbar, wie Jesus erschien im Wandel und Thun, war die Treue derer, die er zu seinen Gefährten gewählt hatte. Das Ueberirdische, welches ihn erfüllte, schien von ihm in ihre Brust übergegangen zu sein. Wo ist, wo war je ein Glaubenslehrer, dessen Schüler mit dieser Zärtlichkeit, mit dieser gänzlichen Selbstverläugnung an ihm hingen? Wo darf ein Fürst, dessen Zepter noch heute über Millionen gebietet, die mit schmeichelnden Schwüren seinen Thron umringen, und geloben, für ihn zu sterben — wo darf er hoffen, nach seinem Tode so lange, so innig geliebt zu sein? Er stirbt, — die Schmeichler wenden sich bald von seinem Leichnam weg, das neu aufgehende Gestirn zu begrüßen. — Die unvertilgbare Festigkeit in der Denkart der Apostel über Jesum, eine Denkart, welche weder alle spätern Erfahrungen und Ueberlegungen, noch Elend, Tod und hohes Alter schwächen konnten, wird mir ein neuer Beweis des Göttlichen, das aus seinem ganzen Dasein sprach.

Es gibt diese Denkart auch der meinigen neue Stärke, eine bestimmtere Richtung. Auch ich bin ja auf seinen Namen getauft worden; auch ich bin ja sein Schüler und Nachfolger; auch ich habe ja von dem göttlichen Licht seiner Offenbarungen empfangen, welches er über die Finsterniß der Geisterwelt verbreitete; auch ich bin ja Einer von denen, die er aus der Gewalt des Todes zu befreien, sein Blut am Stamm des Kreuzes vergoß.

Ich will ihn wieder lieben mit der überirdischen, unendlichen Liebe, wie er mich geliebt hat. Denn alle Erfahrungen meines Lebens haben auch mich, wie einst die Apostel, überführt, daß in keinem Andern Heil sei, als nur allein in ihm; kein Glück der Seelen, keine innere Zufriedenheit, als in ihm und durch ihn.

Wohl vertraute ich oft meiner Klugheit, daß sie mir ein angenehmeres Loos verschaffen könne. Aber meine best berechneten Entwürfe scheiterten an unerwarteten Zufällen. Nur wenn ich in der Einfalt Jesu blieb; ihm treu nach seinen Vorschriften handelte; mit frommer Ergebung in die Führungen der Vorsehung, Nichts von der Welt, Nichts durch Menschengunst, Alles von Gottes Segen erwartete: nur dann geschah oft, was ich nicht vorhersah; innerer Frieden erfüllte mich, und die größten Gefahren zogen wie erblassende Schattenbilder an mir vorüber. — Wohl hing ich oft mit liebendem Gemüthe an Freunden, und baute eine Welt auf ihre Treue; Freundschaft, glaubte ich, sei des Lebens dauerhaftestes und reinstes Glück. Ach, traurige Erfahrungen lehrten mich ein Anderes. Nichts Wandelbareres als Menschensinn, nichts Trüglicheres als ein Menschenherz. Ich ward vergessen. Ich liebte umsonst. Aber die Liebe Jesu zur Menschheit war auch Liebe zu mir. Er führte meinen Geist zu dem, der der Menschen einiger Freund war, zu meinem Gott. Hier ward ich glücklich, hier nie verloren; und jeder neue Tag des Lebens bestätigte mir meines himmlischen Vaters Gnade. An jedem Morgen ist seine Liebe neu. — Darum will ich an Jesum halten. Auch ich erkenne: in ihm wohnte die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig. Ich will Jesum wieder lieben mit der überirdischen treuen Liebe, wie er mich geliebt hat. Denn auch ich habe, wie einst die Apstel, mit allem Nachdenken und Forschen, noch nichts Vollendereres, Genugthuenderes und Göttlicheres gefunden, als die ewigen Wahrheiten, die er uns verkündet hat. — Wohl habe ich nach den Schulen der Weisen gefragt, von deren Erkenntniß großes Geräusch erhoben ward, und gesucht, ob sie mir vom Höchsten aller Wesen Erhabeneres und Würdigeres sagen könnten, als Jesus ausgesprochen hat: sie unterhielten mich mit dunkeln Spitzfindigkeiten. Ich suchte, ob sie mir vom Weltall, dem Vaterhause aller Gotterschaffenen, und von dem Geheimnisse der vergeltenden Ewigkeit Anderes offenbaren könnten, als Christus in göttlicher Kraft geoffenbaret hat: und ihr Größtes war, nur zu bestätigen, was er verkündet hatte. Ich suchte, ob sie mir auf einfachere und wahrhaftere Weise den Weg zur Glückseligkeit zu zeigen vermöchten, als Jesus in der Verkündung des Gotteswillens, der Weltordnung, der ewigen Gesetze in mir: sie konnten es nicht. Ich suchte, ob sie mir einen süßern Trost im Leben und im Sterben zu schaffen vermöchten, als er: ich fand ihn nicht bei ihnen. Und so wuchsen in mir lebendiger die Ueberzeugungen von seiner Göttlichkeit, und mein Glauben und mein Lieben ward inniger zu dem, in welchem verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß. Alle Wissenschaft thut kein Genüge. Ich rufe: Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen!

Ja, lieben will ich ihn mit der überirdischen, unendlichen Liebe, wie er mich geliebt hat. Denn auch ich habe es erlebt und empfunden, wie einst die Apostel, daß wir in allen Verhängnissen und Leiden keinen bessern Trost, keine erhebendere Hoffnung, keinen felsenfestern Muth empfangen können, als durch ihn, von welchem seine Jünger lernten, daß alle Leiden dieser Zeit nicht werth sind der Herrlichkeit, die auf uns wartet. Was konnte mich in leidensvollen Stunden beruhigen? War es Glauben an Menschengunst und Menschenmacht? War es die schönste der irdischen Hoffnungen? War es die tröstende Beredsamkeit meiner Freunde? — Ach, das Alles nicht!

Es war ein frommes, stilles Glauben, Lieben, Hoffen; es war Deine Religion, o Jesus-Christus, durch welche Du mein Tröster wurdest, wenn die Verzweiflung nahen wollte. Durch Vertrauen auf Gott, den Gebieter unserer Schicksale, lehrtest Du mich Muth fassen; durch ein reines Gewissen lehrtest Du mich jedes Ungemach mit Gelassenheit ertragen und Hoheit zeigen, wenn mich die schwärzesten Verhängnisse umringten. Durch Deinen Geist erleuchtet, erkannte ich den nichtigen Werth des Erdenlebens und aller seiner Güte, die Unzuverlässigkeit des Reichthums, die Hinfälligkeit des Schönen, das Wandelbare der menschlichen Ehre, die Schwäche der festesten Gesundheit, die Unsicherheit des Glückes und der äussern Ruhe, die Veränderlichkeit des Glücks und der Menschengunst. Du hieltest meiner Seele das Einzige dar, was bleibend ist; und durch den Hinblick auf den Vater, den Heiligen, den ewig Gütigen im Himmel, durch den Hinblick auf das Leben in schönern Welten, wo das Wiederfinden der Unsterblichen ist, verwandelst Du meine Trauer, meine Schwermuth um hinübergegangene Geliebten, in eine erhabene Heiterkeit.

Selig, selig sind, die in Dir, mein Jesus, mein Hort, leben! selig, selig sind, die in Dir entschlafen! Auch ich, auch ich will getreu sein bis in den Tod; auch mir wird die Krone des bessern Lebens werden! Amen.

252.

Religion und Kirche.

Erste Pfingst-Betrachtung.

Joh. 1, 17.

Reiche dieser Welt verschwanden,
Kronen sanken in den Staub;
Aber seit Dein Reich entstanden,
War es nie der Zeiten Raub;
Jetzt noch blickt Dein Unterthan,
Gott, entzückt zu Dir hinan.

Unter fernen Himmelsstrichen,
Herr, strahlt Deines Glaubens Licht;
Thoren nur, die Dir entwichen,
Sehen seine Strahlen nicht.
Doch der Weise bleibt Dir treu,
Dein Geist macht ihn los und frei.

Mehre, Geist, die Zahl der Weisen,
Heil'ger Geist, Du Dein Gebiet,
Und laß einst auch den Dich preisen,
Der noch blind vor Götzen kniet.
Zeig' uns Allen nach der Zeit
Deines Reiches Herrlichkeit

Der Messias hatte auf Erden vollendet. Gewaltig durch die Kraft des heiligen Geistes, der die Jünger am Tage der Pfingsten beseelte, gingen sie hinaus in alle Welt und verkündigten den Völkern den Gekreuzigten und das Evangelium, oder die frohe Botschaft vom Reiche Gottes auf Erden. Da wandten sich gläubig und selbst unter schweren Verfolgungen Juden und Heiden zum Bekenntnisse des Herrn und seiner Lehre. Es entstanden in Städten und Dörfern kleine christliche Gemeinden, die ihre

Gottesverehrungen einrichteten, und dabei die Sitten und Gebräuche der allerersten Freunde und Bekenner des Heilandes befolgten. So entstand jene heilige Gemeinschaft der Gläubigen und Frommen, welche sich nachher immerhin ausbreitete; ihre gottesdienstlichen Einrichtungen mehrte; sich mit Andern, die davon noch abwichen, einverstand; jene Gemeinschaft, die darauf in der Welt unter dem Namen der christlichen Kirche bekannt ward.

Die Lehren, welche Jesus selbst gegeben, waren sehr einfach gewesen. Sie konnten auch vom Ungelehrten, auch vom Kinde in ihrer seligmachenden Wahrheit begriffen werden. Daher verbreiteten sie sich schnell durch die Welt, und waren kein Gegenstand gelehrter und spitzfindiger Untersuchungen. Jesus zeigte den Sterblichen den einigen lebendigen Gott, den Herrn des Weltalls, als ihren Vater; er zeigte ihnen die Ewigkeit als ihr Ziel; ihre Heiligung, die Bekämpfung ihrer Sünden und Leidenschaften, das Vollkommenwerden durch menschenfreundliche Thaten und Gesinnungen, als ihre Bestimmung. Sein Leben sollte ihres Lebens Vorbild, und Vereinigung mit Gott ihr höchstes Gut werden. Hingegen erklärte er, daß eine schwärmerische Werkheiligkeit, die bloße Beobachtung äusserlicher Gebräuche und kirchlicher Zeremonien, nicht zur Glückseligkeit führen könne. Daher sprach auch Johannes, sein Jünger: das Gesetz ist durch Mosen gegeben, die Gnade und Wahrheit aber ist durch Jesum Christum geworden, und von seiner Güte haben wir genommen Gnade um Gnade. (Joh. 1, 16. 17.)

Nicht also das Aeusserliche der Gebräuche war die neue Religion, welche der Messias dem menschlichen Geschlechte brachte und empfahl; sondern die innerliche, gottgefällige Verbesserung des Gemüths. Jenes, wie das Gesetz Mosis, ist Menschenwerk; aber die Gnade und die Wahrheit, das Heilige und Vollkommene, welches im menschlichen Herzen wohnen muß, ist das Göttliche.

Daher hatten die ersten christlichen Gemeinden auch nur wenige kirchliche Gebräuche, und selbst diese wenigen waren sehr einfach. Anfangs wurden noch einige aus der jüdischen Kirche beibehalten, und die Apostel selbst hatten nichts dagegen, wenn zum Beispiel manche gläubig gewordenen Juden die sonst von ihnen beobachteten Fasten beibehielten, oder verschiedene Speisen für verunreinigend ansahen. Denn dies alles war ihnen Nebensache; aber Besserung des Gemüths, der Glaube und das Vertrauen auf den Messias, war ihnen das Wichtigste. Die einzigen von Christo selbst eingesetzten feierlichen Handlungen waren die Taufe der Erwachsenen, welche sich zur Lehre Jesu bekannten, und das Abendmahl. Bald fügte man auch die Liebesmahle hinzu, bei welchen Reiche und Arme in brüderlicher Gemeinschaft mit einander, was sie hatten, theilten.

Die ersten Lehrer der christlichen Kirche waren noch nicht so von einander geschieden, wie jetzt, sowohl in ihren Verrichtungen, als in ihren Namen. Sie hießen in den Gemeinden die Aeltesten, weil sie es waren, oder die Bischöfe, welches so viel heißt, als Aufseher. Sie hatten nicht solche Gewalt, nicht so reiche Einkünfte, wie später. Sie waren das Beispiel frommer Demuth, und ahmten darin den Aposteln nach, welche keiner einzelnen Gemeinde vorstanden, sondern von Ort zu Ort reiseten, von ihrer Hände Arbeit lebten, und dabei freundliche Unterstützung von den reichern Christen empfingen.

Wie sich aber allgemach die Zahl der Gläubigen in einer Gemeinde, und die Zahl der christlichen Gemeinden in den Ländern vergrößerte, wurden auch die Lehrer und Aufseher vermehrt; über mehrere Gemeinden wurden obere Aufseher gesetzt, um die Geschäfte leichter zu behandeln, die Menge derselben zu vertheilen und im Ganzen bessere Ordnung beizubehalten. Man fing an, die Lehrer und Priester nach jüdischer Sitte für einen von weltlichen Ständen abgesonderten Stand zu halten; sie mit Zeremonien zu weihen, wie bei den Juden und Heiden gebräuchlich war; gab ihnen besondere Rechte, Fehlbare aus der Gemeinde auszuschliessen und ihnen Bußen aufzulegen. Man führte die Salbung der Kranken und Sterbenden ein; das geweihte Oel; die Firmelung und Anderes dieser Art. Die Zahl der Zeremonien, wie der Pracht bei denselben und die Gewalt der Priester in der christlichen Kirche, wuchs besonders, als die Religion Jesu aufhörte verfolgt zu werden, und selbst Kaiser und Könige anfingen, sich zu ihr zu bekennen. Da vermehrten sich auch die Festtage, während anfangs der Sonntag nur besonders zum Gottesdienst bestimmt gewesen. Die Ostern und Pfingsten scheinen die ersten Feste der christlichen Kirche gewesen zu sein; bald wurden auch die Weihnachten, als das Geburtsfest Jesu Christi, gefeiert, und damit der Anfang des Jahres.

So war Jesus der Stifter unsers Glaubens, aber nicht aller erst spät entstandenen kirchlichen Einrichtungen, Gesetze, Vorschriften und Lehren. Diese letztern entstanden, wie sie jedesmal nach den Umständen nöthig, oder von den Umständen begünstigt waren. Göttlichen Ursprungs ist der Glaube; menschlichen Ursprungs die Ordnung der verschiedenen Kirchen. Unverändert ist die Lehre Jesu geblieben; sie ist uns von den Aposteln schriftlich überliefert, und die Worte des Heilandes sind uns von den Evangelisten oder Lebensbeschreibern des Heilandes aufgezeichnet worden. Aber die Kirche hat im Lauf der Jahrhunderte oft ihre Gestalt, ihre Ordnungen und Lehrsätze geändert. Christen sind wir Alle, die wir an Jesum glauben, auf seinen Namen getauft sind, und zu Gott zu kommen hoffen, indem wir nach seiner Lehre leben, und den Willen unsers Vaters im Himmel thun, den er uns offenbarte. Aber nicht alle Christen gehören zu der gleichen Kirche; denn in ihr sind Parteien und Sekten entstanden, die von einander in der Art des Gottesdienstes, der Gebräuche und in verschiedenen andern Meinungen abweichen. Solche Abweichungen zeigten sich leider schon in den Tagen der Apostel, wo man bald Paulisch, bald Apollisch, bald Kephisch sein wollte. Ernst eiferte der Apostel Paulus dagegen: Wer ist nun Paulus? Wer ist Apollos? Diener sind sie, durch welche ihr seid gläubig geworden! sprach Paulus. Ich habe gepflanzet, Apollos hat begossen; aber Gott hat das Gedeihen gegeben. Einen andern Grund kann Niemand auslegen, ausser dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christ. (1 Kor. 3. 5. 11.) — Aber die Menschen bleiben Menschen; über das Zufällige ward oft das Wesentliche, über das Gewand oft der Körper, über die Kirche der heilige Glaube und des Glaubens heilige Frucht, die Liebe, vergessen. Noch jetzt ist nur eine christliche Religion, aber es sind mehrere christliche Kirchen. Doch alle, in welcher Kirche sie auch beten mögen, wenn sie Jesum nicht bloß mit den Lippen, sondern auch mit dem Herzen bekennen, das heißt, wenn sie in seinem Geiste wandeln und thun, sind Christen. Und der Apostel Petrus

sagte schon von den Juden sowohl als von den Heiden: Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansiehet, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. (Apostelgesch. 10, 34. 35.) So dürfen wir auch glauben, daß Gott nicht ansiehet die Person unter denen, die auf Christum alle getauft sind, sondern in jeglicher Kirche, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm.

Es ist demnach ein wesentlicher Unterschied zwischen der Religion oder der Christuslehre und dem Christusglauben einerseits, und der Kirche anderseits. Die Religion ist das Innere, das Verhältniß unsers Gemüths zu Gott; die Kirche ist das Aeussere, das Einverständniß, die Gemeinschaft der gleichgesinnten Christen zur Empfangung und Uebung des Glaubens, und zur Verehrung der Gottheit in allen ihren Verhältnissen zum menschlichen Geschlecht auf Erden. Die Religion ist das Unsichtbare, die Kirche das Sichtbare. Die Religion ist die Seele, die Kirche ist die irdische Hülle derselben.

Aber wenn gleich die Religion Jesu wichtiger ist für Welt und Ewigkeit, als die Kirche mit ihren Satzungen und Gebräuchen der Lehrmeinungen: ist darum die Kirche selbst für den Christen eine ehrwürdige Stiftung, eine Nothwendigkeit. Wie der Mensch aus Geist und Leib besteht, und er des Sinnlichen, als Werkzeug und Stütze des Geistes, keineswegs entbehren kann: so ist auch die Religion und Kirche ein Ganzes, ein Engverbundenes, welches ohne Gefahr nicht wieder getrennt werden kann. Spricht die Religion meinen Geist an, wie sich derselbe gegen die sinnliche Welt äussern und in ihr Gutes wirken soll: so spricht die Kirche mein Irdisches an, wie es sich zum Ewigen und Göttlichen erheben und das Geistige in mir unterstützen soll.

Es ist ein Irrthum, wenn Christen, zu welcher Glaubenspartei sie auch gehören mögen, sprechen wollen: Ich bedarf der Kirche nicht; bedarf nicht ihrer Einrichtungen, Vorschriften und Uebungen. Ich kann ohne das Alles ein guter Christ sein und selig werden.

Freund, möchte ich zu ihm sagen, bist du unter den Millionen Menschen, die auf Erden leben, und die seit Jahrtausenden gelebt haben, der einzige Sterbliche, welchem zur Erhebung seines Gemüthes keine sinnliche Einwirkung und Hilfe vonnöthen war? Bist du der Einzige, dessen Gedächtniß jede neue Mahnung und Erweckung entbehren kann? Bist du der Einzige, welcher zu allen Tagen und Stunden gleich aufgelegt ist zu frommen Entschlüssen, zur Selbstbekämpfung, wenn Leidenschaften rege werden, zur Vervollkommnung in allem Guten, wenn tausend kleine Versuchungen zum Bösen dich umringen und reizen? — O nicht doch! Dieser dein Stolz, diese deine Sicherheit, beweisen schon, du bist weder der Gute, der Starke, welcher du zu sein dir einbildest, noch fähig, ohne äusserliche Einwirkungen dein Gemüth in jener Höhe zu erhalten, die du selbst von dir forderst. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Religion und Kirche stehen vereinigt zur Veredelung des innern Menschen. Nicht die Kirche macht selig, sondern der heilige fruchtbringende Glaube; aber die Kirche ist des Glaubens Stab und Stütze in dieser irdischen Welt.

Auch Jesus, als er der Welt diesen heiligen Glauben gab, wußte dies sehr wohl. Er kannte die Schwächen des menschlichen Geschlechtes, und wie nothwendig auch dem Weisesten im Volk gewisse sichtbare Sinnbilder des Unsichtbaren, gewisse Erinnerungszeichen und Erweckungsmittel seien. Hatte er nicht selbst deswegen die Taufe eingeführt, diese äussere sinnbildliche Handlung, für diejenigen, welche sich zur Bekennung seiner Lehre, zur Nachahmung seines tugendhaften, menschenbeglückenden Wandels einweihen lassen wollten? Sie sollten, gleichwie das Wasser uns von aussen reinigt in der Taufe, bezeugen, daß sie durch sein Wort ihr Gemüth von allem Unflath sündlicher Begierden säubern wollten. Diese innere Heiligung war das Wesentliche, die äussere Waschung war sinnbildliche Erklärung, war äussere Weihe in die Gemeinschaft der Bekenner, keineswegs die Huldigung und Erleuchtung der Seele selbst schon.

Wie zärtlich hat Jesus seine Jünger geliebt, wie zärtlich ward er von ihnen allen wieder geliebt! Er kannte ja ihre Herzen, die er selbst gebildet hatte; kannte ja die Kraft ihres Geistes. Dennoch hielt er es keineswegs für überflüssig, ihnen auch noch sinnliche Hilfsmittel zu geben, damit sie auch, wenn er nicht mehr bei ihnen sein würde, seiner oft gedächten, seiner Lehren sich oft erinnerten, und sich unter einander selbst, so wie alle Andere, brüderlich als seine treuen Freunde und Mitgenossen des göttlichen Reichs erkennen möchten. Darum setzte er das heilige Abendmahl ein, und befahl ihnen, dasselbe zu halten. Das Brod ist mein Leib, der Wein ist mein Blut, sprach er. Ihr, indem ihr es geniesset, bekennet damit, daß ihr ganz eins mit mir seid, daß ich in euch bin; daß ihr mit mir in engster Gemeinschaft zu Gott unserm Vater stehet.

Mit Taufe und Abendmahl war zugleich die sichtbare Kirche gestiftet, eine Abspiegelung des Heiligsten im Irdischen.

Wenn nachher auch noch andere Gebräuche, Vorschriften und Uebungen hinzukamen, je nachdem die Beschaffenheit der Menschen und der Umstände sie erforderlich machten: alle hatten sie doch keinen andern Zweck, als die Heiligung des Gemüths in Jesu zu befördern; alle sind durch ihr hohes Alterthum ehrwürdig geworden. Wenn auch nachher die Anzahl der Lehrer, ihre Namen, ihre Aemter, ihre Gewalt, selbst ihr Rang des Einen über den Andern vermehrt wurden: es mußte doch geschehen, sobald sich die Anzahl der christlichen Gemeinden vergrößerte, um Aufwand, Ordnung und Vollkommenheit jedes Einzelnen in seinem Fach zu befördern. So lange eine Familie von wenigen Personen beisammen lebt, ist kein König derselben nöthig; der Hausvater allein mag wohl Alles leiten, was zu äusserlicher Zucht und Ordnung gehört. Aber wenn mehrere Familien, wenn ganze Völkerschaften in enge Verbindung treten, dann müssen sich mit den Geschäften die Vorsteher vermehren, und den einzelnen Obern müssen, damit sie alle gleichartig handeln und ihren Pflichten genug thun, noch Höhere vorgesetzt werden. Daß man Vorgesetzten, als Vollstreckern des bestehenden Gesetzes, als Aussprechern des allgemeinen Willens, Ehrerbietung beweise, liegt in der natürlichen Ordnung der Dinge; daß endlich eine Rangordnung in der Kirche unter deren verschiedenen Beamten eingeführt worden ist, wie im weltlichen Leben der Völker zu sein pflegt, war unausbleiblich. Es mag dies irdisch heißen; aber die Kirche selbst ist das Irdische zur Religion, und für das Irdische der menschlichen Natur zu-

nächst, und dadurch erst für den unsterblichen Geist vorhanden.

Wenn auch in spätern Tagen der christlichen Kirche sehr von der Einfalt der ersten Zeiten abgewichen worden ist: haben die Menschen nicht überhaupt selbst von ihrer ersten Einfalt verloren? Haben sich nicht alle Bedürfnisse vermehrt, alle Künste, Erfindungen und bürgerliche Verhältnisse vervollkommnet oder neue Richtungen genommen? Mußte die Kirche, die für den Menschen ist, nicht mehr oder weniger die Farbe des Zeitalters empfangen, um auf den Menschen einzuwirken und ihm und gleichsam unter allen Umständen verwandter zu bleiben? Es mag wahr sein, daß die Diener des Altars oft in verwilderungsvollen Zeiten ihrer eigenthümlichen Bestimmung und Würde vergaßen; daß sie ihren Leidenschaften fröhnten, ihrer unmäßigen Prachtliebe, ihrem Ehrgeiz, ihrer Herrschsucht Genüge thun wollten, und selbst dazu die Kirche, so wie die Ehrfurcht des Volks mißbrauchten; aber das, was in sich selbst schlecht und verwerflich ist, konnte nicht bestehen; es ging ganz oder zum Theil wieder unter. Alles Unwürdige wird auch ferner nicht bestehen; es wird ferner untergehen, je nachdem die Mehrheit der Menschen reif wird, es einzusehen, um es verachten zu können. Aber was sündige Menschen sündigten, darf der Kirche nicht angerechnet werden. Ihr Zweck bleibt heilig; ihr Mittel schuldlos. War nicht auch die jüdische Kirche von ihrer ursprünglichen Einfalt gewichen, und der Tempel Jerusalems vielfach durch dessen Diener entweiht? Dennoch besuchte Jesus mit seinen Jüngern diesen Tempel; er betete darin; er lehrte darin; er feierte die Festtage mit, wie sie das Gesetz Mosis vorgeschrieben; er wollte einmal die eingeführten kirchlichen Ordnungen nicht gestört sehen, noch minder selber stören. Er kannte die große Mehrzahl der Menschen, wie sie nur vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen, von äusserer Zucht zu innerer Ordnung, und an der Hand der Kirche zum Religiösen geleitet werden können.

Wenn man auch wohl Christo angehören kann, ohne irgend einer öffentlichen Kirche anzugehören: immer wird Jeder sich dennoch gleichsam eine eigene Kirche bauen, und eben damit die Nothwendigkeit des Kirchlichen bezeugen. Auf diese Art sind in der Christenheit die vielen traurigen Kirchenspaltungen, die Glaubensparteien, die Sekten, ihre gegenseitigen Verfolgungen entstanden, und alle die grausamen Uebel, durch welche ganze Länder und Völker Jahre und Jahrhunderte elend wurden.

Jedem wahren Christen muß daher an Stetigkeit und Achtung seiner Kirche gelegen sein; er muß aus Furcht vor dem Verderben, welches von Glaubenstrennungen und Kirchenparteien unausbleiblich herrührt, jede Sektirerei meiden. Er ist dies dem Staat schuldig; er ist es Gott schuldig, welcher Eintracht und Liebe will. Er muß es nicht sein, welcher des öffentlichen Gottesdienstes spottet — das Tausenden ehrwürdig heißt, darf kein Gegenstand frecher Witzelei werden. Er muß es nicht sein, welcher Priester und Lehrer lächerlich macht, vielleicht um seine vermeinte Aufklärung damit zu beurkunden. Wer irgend einen Menschen verhöhnt, beurkundet ein verderbtes Herz; wer irgend einen Stand im Staat verhöhnt, beurkundet seine Unwissenheit in den Einrichtungen des bürgerlichen Lebens und seine Hinwegsetzung über öffentliche Ordnung und Gesetze. Mag auch Denkart und Wandel manches Geistlichen keineswegs mit seinen eigenen Lehren übereinstimmen und der Mensch an sich verachtungswürdig sein: aber der Beruf bleibt ehrwürdig, und die Fehler seines Herzens sind nicht Verbrechen seines Standes. Der Christ muß es nicht sein, welcher sich seinem gemeinschaftlichen Gottesdienst entzieht, weil er auch durch sein Beispiel verantwortlich ist, und böses Beispiel noch verderblicher ist, als das böse Wort. Aber böse ist das Beispiel für Alle, welche ohne innere Kraft sind, und der äussern Stützen bedürfen, wenn sie dadurch ermuntert werden, den festen Stab von sich zu werfen, an welchem sie aufrecht und löblich durch das Leben gingen.

Doch sollen wir von der andern Seite auch nie den wichtigen Unterschied zwischen Religion und Kirche ausser Acht lassen; wir sollen nicht vergessen, daß die Religion Jesu unsere Hauptsache sei. Das Gesetz ist durch Mosen gegeben, die Gnade und Wahrheit aber ist durch Jesum Christum geworden. (Joh. 1, 17.) Was zur Zeit des Messias und seiner Jünger noch für viele Bekenner des Herrn das Gesetz Mosis war: das ist in mancher Rücksicht für uns die Kirche geworden. Auch sie verordnete Festtage, Opfer, Feierlichkeiten, heilige Handlungen und gottesdienstliche Zeremonien. Aber nicht in diesen besteht die Religion selbst. Es bezeichnen sich auch Mörder mit dem Kreuz; es gehen auch Ehebrecher zum Abendmahl. Es legen auch Diebe ihr Opfer auf den Altar; es werfen auch betrügerische Wucherer ihr Scherflein in den Gotteskasten. Es gehen auch Heuchler zur Predigt und Messe, es beugen auch Ehrgeizige, Habsüchtige und Zänker ihre Knie betend im Tempel. Sind sie, weil sie mit Sorgfalt alle kirchlichen Vorschriften erfüllen, weil sie Gebete auswendig wissen, weil sie auf das Verdienst Jesu oder auf die Fürbitten der Heiligen hoffen, weil sie an Fegfeuer oder Gnadenwahl glauben, weil sie Wallfahrten thun, oder auf Kanzeln für sich beten lassen — sind sie darum bei allen ihren Lastern Nachfolger Jesu? Theilnehmer am Reiche Gottes? — Wer möchte die entsetzliche Behauptung wagen?

Alles Beobachten kirchlicher Uebungen und heiliger Gebräuche, diese Werkheiligkeit, welche es mit Gebeten, Fasten, Genuß der Sakramente und dergleichen abthun zu können glaubt, ist eitel und fruchtlos zur Seligkeit, wenn es nicht einen göttlichen, menschenfreundlichen, zu allem Guten und Beglückenden hinstrebenden Sinn in uns erweckt. Denn die Liebe Gottes und des Menschen ist die Frucht des Glaubens. Darin wird Jedermann erkennen, sprach Jesus selbst, daß ihr meine Schüler seid, so ihr Liebe unter einander habet. (Joh. 13, 35.) Ihr sollet aber euern Nächsten lieben, wie euch selbst. (Matth. 22, 39.) Nicht die Herr, Herr! zu mir sagen, werden in mein Reich eingehen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. An ihren Früchten soll man sie erkennen. Der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist todt. Was hilft es, lieben Brüder, wenn Jemand spricht, er habe den Glauben, und hat doch nicht die Werke? Kann auch der Glaube allein ihn selig machen? (Jak. 2, 14 — 17.)

Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht: so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte, und wüßte alle Geheimnisse, und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht: so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und liesse meinen Leib schmachten,

und hätte der Liebe nicht: so wäre es mir nicht nütze. (1 Kor. 13, 1 — 3.) Dahin sei unser Trachten! Amen.

253.

Die Geburt Jesu.

Eine Weihnachts-Betrachtung.

Luk. 2, 1 — 14.

Gott hat's erfüllt! Gott hat's erfüllt!
Der Sehn, sein Glanz und Ebenbild,
Der Menschen hochgelobter Freund,
Sein eingeborner Sohn erscheint!
Lobsinget Gott!

Sein hoher Rathschluß ist vollbracht!
Wie groß ist seiner Gnade Macht,
Die unser Jubel preisen soll!
Wie hoch ist sie, wie wundervoll!
Lobsinget Gott!

In heiterer Stille will ich das Fest der Geburt Jesu, meines göttlichen Lehrers, meines Seligmachers, feiern, wie die Dankbarkeit den Festtag ihres Wohlthäters, wie das Kind den Geburtstag eines theuern Vaters begeht.

Denn dem Christen ist der Name dessen heilig, auf welchen er getauft worden; die Geburtsstunde Jesu war die Geburtsstunde unsers bessern Daseins, sie war die Freudenstunde der ganzen Geisterwelt; sie ist es noch. Ja, auch heute noch dürfen edle Seelen, mit himmlischen Heerschaaren verbunden, in das große Halleluja einstimmen, und singen: Ehre sei Gott in der Höhe, und Frieden auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!

Wer das Geburtsfest Jesu frohen Herzens feiert, der feiert sein eigenes Glück. Er weiß es: von jenem Tage an, da Christus auf Erden unter den Sterblichen erschien, zählt die Menschheit die Tage ihres Heils, ihrer sittlichen Veredelung, ihrer Annäherung zu Gott. Ohne diesen Tag würden wir noch in den finstern Träumen des Heidenthums umherirren, vielleicht vor den Gestirnen des Himmels knien, und das Geschöpf anbeten, statt des ewigen Schöpfers.

Dieser Tag ist das Fest der Dankbarkeit für die größte aller göttlichen Wohlthaten. Gott hatte die Welt mit allem irdischen Segen beglückt; nun war sie reif, auch himmlischer Gaben theilhaftig zu werden. Gott, welcher seine Majestät in Millionen Wundern der Natur kund gethan, wollte sich den Geistern heller offenbaren. Darum ward Christus geboren, und eine neue geistige Schöpfung begann mit ihm. Er kam als der Gesandte Gottes zum Menschengeschlecht, und brachte das ewige Licht in die irdische Dunkelheit. Er kam als Lehrer, einzig, untrüglich. Durch ihn und aus ihm sprach Gott zu den Sterblichen. (Hebr. 1, 1. 2.) Ich habe nie von mir selber geredet, sprach er, sondern der Vater, der mich gesandt hat, der hat mir ein Gebot gegeben, was ich thun und reden soll. (Evang. Joh. 12, 49.) — Er kam als der König der Geisterwelt, zur Ausrottung der Sünde, des Aberglaubens und des Irrthums, welche bisher geherrscht hatten. — Er kam als Hoherpriester einer neuen, einer ewigen Kirche, der sich selbst zum großen Opfer für unser Heil darbrachte, zum Lösegeld für Viele.

Das Geburtsfest Jesu ist das Fest, an welchem der Christ die wundervollen Anordnungen der göttlichen Vorsehung am lebhaftesten erkennen und bewundern muß. Denn unter allen Zeiten der Weltgeschichte war keine so gelegen zur Ausführung des großen Zweckes Jesu für die Menschheit, als die Zeit, in welcher Jesus geboren ward.

Damals lebte das jüdische Volk unter dem Drucke fremder Völker. Es sehnte sich nach Rettung und Befreiung. Allgemeiner und sehnsuchtvoller, als jemals, erwarteten die Nachkommen Israels die Erscheinung eines Messias, welchen längst die Propheten des alten Bundes geweissaget hatten. Ihre Gemüther waren vorbereitet, etwas Ausserordentliches zu empfangen. Freilich war in ihren Hoffnungen der Messias nur ein Befreier, ein Erlöser von fremder Herrschaft; sie erwarteten nur den Stifter eines neuen weltlichen Judenstaates, der fortdauernden Wohlstand und Ruhm über ihre Nation verbreiten sollte. Sie ahneten nicht, daß der ihnen verheißene Gottessohn einst sprechen würde: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! — Aber wurden sie gleich in ihren irdischen Erwartungen getäuscht, stiftete gleich Jesus, statt eines nichtigen Erdenreichs, ein ewiges Gottesreich: der Gewinn der Welt war nur um so unendlicher.

Denn auch die jüdische Religion war nicht mehr in ihrer ursprünglichen Reinheit vorhanden. Die frömmern, die edlern Menschen unter ihnen selbst sehnten sich nach einem neuen Licht, wie der gottesfürchtige Greis Simeon zu Jerusalem, der mit Entzücken rief, als das Jesuskind in den Tempel gebracht ward: Herr, nun läßest Du Deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen, welchen Du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Heiden! (Luk. 2, 29 — 32.)

In der jüdischen Religion herrschte mannigfaltige Zwietracht, das Unwesen feindseliger Sekten und Parteien, so daß das Volk darüber irre werden mußte, was es glauben sollte.

Da waren unter ihnen Essäer, welche sich einbildeten, um Gott recht angenehm zu sein, müsse man allen Freuden der Welt entsagen, ein enthaltsames, strenges, trauriges Leben führen, nur beten, nur singen, sich kasteien, und abgesondert von den übrigen Menschen in einsamen Zellen und Wildnissen wohnen. Da waren Sadduzäer, welche gegen die Schwärmerei und Frömmelei der Essäer eiferten, und die Religion mit spitzfindigen Grübeleien verwechselten, die Unsterblichkeit der Seele nach dem Tode und die Vergeltung des Bösen und Guten in jenem Leben hinwegläugneten. Da waren Pharisäer, heuchlerische Beobachter der strengsten äusserlichen Vorschriften und Zeremonien des mosaischen Gesetzes; Menschen, welche sich allen Wollüsten ergeben, Laster und Sünden üben konnten, sich wenig um einen tugendhaften Wandel, um ein edles Herz bekümmerten, aber nichts versäumten, was die Kirche von ihnen äusserlich forderte. Mit dem Herplappern langer, auswendig gelernter Gebete, mit dem fleißigen Besuchen des Gottesdienstes, mit Almosengeben an die Armen, glaubten sie schon genug gethan zu haben, um Gottes Wohlgefallen zu verdienen.

So waren noch andere Glaubensparteien unter den Juden, welche sich gegenseitig verfolgten und tadelten.

Darum sehnten sich die Bessern nach göttlicher Aufklärung; — — und in diesem Zeitpunkt ward Jesus Christus, das Licht der Welt, geboren.

Aber auch die heidnischen Religionen waren um diese Zeit im tiefsten Verfall. Große, edle, tugendhafte und weise Männer waren schon unter ihnen durch Gottes Veranstaltung aufgestanden, welche mit ihren Lehren den Götzendienst zerstörten. Auch sie lehrten schon, daß nur ein einziger, höchster, unsichtbarer Gott sei. Auch sie lehrten, daß man diesem Gott nicht mit Opfern und Gaben angenehm sein könne, sondern nur mit einem reinen Herzen, mit einem menschenfreundlichen Gemüth, mit einem Wandel ohne Tadel. Wie unter den Juden die Propheten, so hatten unter den Heiden diese edeln Weisen angefangen, die Gemüther ihrer Religionsgenossen auf die Erscheinung einer Lehre Jesu vorzubereiten, auf die Erscheinung einer Lehre, welche sie vormals nur dunkel ahneten, aber in so göttlicher Klarheit, in so gewaltiger Macht nicht erwartet hatten. Wie unter den Juden, waren auch unter den Heiden zahlreiche, unter sich ganz verschiedene Sekten und Religionsmeinungen. Die Einen hingen schwärmerischen Betrachtungen an, die Andern predigten den Genuß aller Wollüste. Hier opferten die Einen vor den steinernen Bildsäulen ihrer selbstgemachten Abgötter; dort verlachten Andere allen Gottesdienst, glaubten, die Welt sei ohne Schöpfer, ein Werk des blinden Zufalls, und das Leben der Seele mit dem Leben des Leibes geendet.

So war auch in den heidnischen Religionen die höchste Zwietracht und Ungewißheit. Man verspottete die selbstgeschaffenen Gottheiten, irrte aber in bangen Zweifeln, sehnte sich nach Licht, baute Altäre selbst dem unbekannten Gott, fragte begierig nach jeder neuen Lehre (Ap. Gesch. 17, 20.), und wünschte Beruhigung, — — und siehe, in diesem Zeitpunkt erschien Jesus Christus, der Heiden Heiland, der Welt Beruhiger, und offenbarte den unbekannten Gott! —

Was endlich den Zweck der Ankunft Christi in der Welt noch mehr begünstigen mußte, war, daß damals alle bekannten Völker des Erdbodens nicht getrennt unter verschiedenen Herren und Gesetzen lebten, sondern sämmtlich zu Unterthanen eines einzigen Reichs verbunden waren. Alle bekannten Völker, so auch die Juden, gehorchten dem römischen Kaiser, der seine Gebote ausschrieb nach allen Weltgegenden. (Luk. 2, 1.) So mußten alle Nationen des Erdballs zu dieser Zeit vereinigt sein; sie mußten gemeinschaftlichen Verkehr haben; es mußte die Mittheilung von einem Ende der Welt zum andern leichter werden; es war der irdischen Welt nur ein Hirt gegeben, damit aus den verschiedensten Völkern um so leichter eine einzige Heerde Jesu werden könne.

Dies waren die Veranstaltungen der Vorsehung, die großen Vorbereitungen zu der Erscheinung Jesu — und in diesem Zeitpunkt, dem merkwürdigsten in der ganzen Geschichte des Erdbodens, erschien Jesus Christus, Messias, Heiland der Völker. — Er ward geboren. Engel sangen um seine Hütte; Könige knieten vor seiner Wiege. Der Morgen eines bessern Tages graute; der Frühling der geistigen Welt begann und die Erlösung von den Banden der Nacht!

Wie ausserordentliche Umstände und Ereignisse mußten sich also auf dem ganzen Erdball, unter allen Nationen, unter allen Religionen, um die Geburtsstunde Jesu vereinigen! — Gottes Finger herrschte!

Voll banger Unruhe und Sehnsucht war die ganze Welt; getrennte Völker waren eins worden, die ältesten Religionen in sich zerrissen; der Mund der Weissagung hatte die Erscheinung des Göttlichen verkündet; die große Zeit der Erfüllung war nun vorhanden — und Jesus ward geboren.

Er ward geboren in einer elenden Hütte! eine armselige Krippe ward sein erstes Bett! — Er ward geboren; der größte Theil der Welt wußte nichts von dem, was geschehen war. — Sie harrten noch Alle, Gott hatte es schon gethan! — Sie schlummerten in der heiligen Nacht, unkundig des größten aller Weltereignisse — aber Gottes Vaterliebe wachte! — Er ward geboren, der König des Gottesreichs, den jetzt nach Jahrtausenden alle gebildeten Nationen des Erdballs in Demuth verehren, vor dem die Fürsten der Welttheile anbetend im Staube liegen, dessen heiliger Name durch alle Länder, über alle Meere ertönt, und eine Krippe war sein erstes Bett! — So wollte Gott seine Größe offenbaren, daß er aus dem, was dem Sterblichen das Niedrigste zu sein scheint, das Allerhöchste hervorrufen kann. So schuf der Schöpfer einst aus dem Nichts seine grenzenlose, herrliche Welt. So kündete Gott schon in Jesu Geburtsstunde an, daß Jesu Reich, erhabener als alles Irdische, ein geistiges Reich sein solle, unabhängig vom Tand der Erde.

Darum soll mir das Geburtsfest meines Seligmachers immerdar einer der heiligsten Tage meines Lebens sein, an welchem ich die Vorsehung Gottes bewundern und seine unendliche Wohlthat mit freudiger Dankbarkeit verehren will.

Nicht ohne Bedeutung ist selbst der Tag für mich, an welchem die Christenheit dieses große Fest begeht — er fällt in das Ende eines verflossenen Jahres! — der fröhlichste der Christenfesttage am Ende eines Jahres! So wird auch am Ende meines Lebens erst das schönste meiner Feste erscheinen, meine Geburt für ein besseres Leben!

Die Feier der Geburt Jesu am Ende eines Jahres, das nun mit allen meinen Thaten, meinen Freuden, meinen Thränen ins Meer der Ewigkeit untergesunken ist, mahnt mich mit stillem Ernst daran, ob ich denn auch Ursache habe, mich der Geburt Jesu zu freuen. War denn der Weltbeglücker auch für mich geboren, oder lebte ich bisher, als wäre er nie geboren? Habe ich den Zweck erfüllt, deswegen er in die Welt kam, daß ich zur Wiederkehr seines Geburtsfestes jauchzen kann?

Ich will an diesem Tage die Menschwerdung Jesu mit der Betrachtung meines Lebenswandels im verflossenen Jahre feierlicher machen. Vielleicht ist es das letztemal, daß ich auf Erden diesen heiligen Tag sehe. Vielleicht wehen schon Winterstürme im künftigen Jahre am Weihnachtsfeste um meinen Grabhügel. Denn ach, wie mancher meiner Bekannten und Freunde sank, ehe er den Schluß dieses Jahres sah, in die kalten Todesarme! Ich lebe noch! ich darf noch das Wonnefest der Christen auf Erden feiern.

Und wie ist es mit mir im Laufe des nun zur Neige gehenden Jahres geworden? Bin ich ein würdiger Schüler meines Herrn, bin ich ein edlerer, vollendeterer Mensch geworden, als ich vorher war? —

Du bist es, wenn du heute endlich sagen kannst: Ich kenne Niemanden in der Welt, den ich hasse; ich lebe in Frieden und Freundschaft mit Jedermann; ich habe mich auch mit dem letzten meiner Widersacher versöhnt — Ich habe mir Mühe gegeben, die mir aus frühern Jahren anklebenden Fehler und lasterhaften Neigungen abzulegen, und es ist mir gelungen, mich zu bessern. — Ich fühle die Ruhe eines guten Gewissens, und habe nun endlich das Bewußtsein, meine Tage in wohlthätigem Streben zum Besten der Meinigen und meiner Bekannten hinzubringen. — Ich habe im vergangenen Jahre Acht gehabt auf meine Worte und meine Thaten; ich habe mich der Unglücklichen erbarmt, und manches Leiden vermindert, manche Thräne getrocknet. Ich habe sorgfältig Gelegenheit aufgesucht, wo ich Bekannten und Unbekannten, Freunden und Feinden Gutes thun konnte öffentlich und im Geheimen. Ich war meinen Vorgesetzten in allen Stücken gehorsam; ich fühle es, ich habe viel dazu beigetragen, das häusliche Glück unter den Meinigen zu vermehren; ich habe niemals gegen Andere, nicht einmal gegen Untergebene, Stolz und Hochmuth geäussert; ich habe niemals in diesem Jahre Verleumdern geholfen, Sagen und Gerüchte zu verbreiten, die meinem Nächsten nachtheilig werden konnten. Ich war arbeitsam, thätig, dienstfertig, zufrieden mit meiner Lage und mit Gottes Gaben. Kein Neid hat mich über das Glück oder über den Wohlstand und das Ansehen Anderer gequält. Fromm öffentlich und fromm im Stillen, war ich das Beispiel jeder Pflicht.

Kannst du dies von dir sagen? — —

Nein, Vater, sie sind nicht zu zählen,
Die Sünden dieses Jahres, nein!
Wie kann ich's Dir und mir verhehlen?
Ich bin nicht werth, mehr hier zu sein!
Zu oft ließ ich mein Herz erkalten,
Zu oft verletzt' ich meine Pflicht.
Ich darf vor Dir nicht Rechnung halten:
Ich zitt're! — Geh nicht ins Gericht!

Nein, Vater, sie sind nicht zu zählen,
Die Gnaden dieses Jahres, nein!
Wie kann ich's Dir und mir verhehlen?
Ich bin nicht werth, mehr hier zu sein!
Wo fang' ich an? Gott, welche Menge,
Vom ersten bis zum letzten Tag!
Ich weiß, daß, wenn ich Jahre sänge,
Ich Dir zu danken nicht vermag.

Verzeih dem Undank, schenk' Erbarmen!
Gedenke meiner Sünden nicht!
Entzieh', o Vater, nicht mir Armen,
Der Gnade sucht, Dein Angesicht.
Wie freudig will ich dann mein Leben
Von nun an Deinem Dienste weih'n;
Wie eifrig will ich mich bestreben,
Durch Deinen Geist ein Christ zu sein!

Ja, es sei vor Dir, Vater, beschlossen und gelobet: das Fest der Geburt meines Jesu werde das Fest meiner eigenen Wiedergeburt! Ein verlornes Jahr liegt hinter mir, aber das kommende Jahr soll Zeuge sein von der Aenderung meines Herzens, von der Besserung meines Sinnes. Und dieser Zeuge wird nicht verloren gehen!

Doppelt freudig sei mir die künftige Geburtsfeier Christi; mit dem Tage seiner Menschwerdung fing auch ich an, ein Mensch zu werden, wie er nach Gottes Willen und Jesu Lehre sein soll: in Leiden muthig und vertrauensvoll; in frohen Stunden besonnen und ohne Uebermuth; in Pflichten und Berufsgeschäften eifrig, thätig, treu; in der Freundschaft standhaft, verschwiegen; im Handel und Wandel ehrlich, ohne Trug; im Versprechen, wie im Eide, unabänderlich; gegen Feinde ruhig, versöhnlich, vorsichtig, ohne Falsch; für das gemeine Beste gern den eigenen Vortheil aufopfernd; gegen Fehlerhafte schonend, nachsichtig; gegen eigene Fehler unerbittlich und streng; bei fremdem Glück und Gut ohne Neid, ohne Haß, ohne Begierde; gegen Unschuldige gerecht; im Urtheil über Andere behutsam, schonend, liebreich; im Urtheil über mich nie durch Eigenliebe bestochen, ohne Eitelkeit; für Wollust und Verführung unantastbar, ohne Wanken; für alles Gute und Wahre empfänglich — überall, wie Jesus, ein vollendeter Menschenfreund, und so weit ich wirken kann, nur Liebe, nur Freuden, nur Eintracht verbreitend, wie Jesus!

Scheidendes Jahr! o so klage meine Seele nicht an vor dem Richter der Welt; und du, welches kommt, ich beginne dich mit neuem Sinn, wie ein neues Leben, damit du nicht zeugest wider mich! — Die Feier der Geburtsstunde Jesu werde die Geburtsstunde meines Heils; ich will nun werden, wie er war, unschuldvoll, demüthig und voll reiner Güte.

Jesus, auch für mich wurdest Du geboren!

Sollte ich allein nicht einstimmen dürfen in das Halleluja der Engel, in das Jauchzen der ganzen Christenheit? Ja, auch für mich wurdest Du geboren, und ich, o Göttlicher, ich ward für Dich geboren; für Dich mein Athem, für Dich mein Leben, für Dich mein Denken und mein Thun!

Du bist für mich geboren; auch zur Erlösung, zur Heiligung, zur Verklärung meiner Seele! Längst verschwandest Du wieder, Vollendeter, von diesem Erdball; aber Du wandeltest, Du lebtest, Du duldetest hienieden auch für mich! — Dein Wort durchdringt noch immer den Zeitraum von Jahrtausenden und spricht zu mir! Deine Lehren erleuchten noch immer meine Seele! Dein Geist zieht mich empor zu Dir, zu Gott!

Ach, warum verschlang irdisches Kinderspiel mein bisheriges Leben so ganz! Warum haschte ich nur nach Gold, nach Ruhm, nach Ansehen, nach Allem, wonach Jesus nie verlangte? Warum lebte ich bloß für die Mittel, und vergaß darüber das Ziel? Warum schwelgte ich in dem Traum einer Minute, und vergaß der Ewigkeit?

Sinke unter, o scheidendes Jahr, und sinket unter mit ihm, meine Fehler, meine Sünden, meine thörichten Neigungen und Wünsche! Sinket unter, ihr Thränen selbstverschuldeter Leiden, ihr Seufzer der Unzufriedenheit! Jesus ist auch mir geboren, ich will in ihm ein neuer Mensch werden. Ich will keinen Schmuck, als seine stillen Tugenden; ich will keine höhere Weisheit, als seine Lehren; ich will keinen Trost, als meinen Glauben an ihn; ich will keinen Lohn, als die Palmen des ewigen Lebens, die er mir verheißen.

Herr, höre mich! Herr, stärke mich durch Deinen Geist! Herr, vollende in mir! Amen.

254.

Die Pflichten älterer Geschwister gegen jüngere.

Eine Weihnachts-Betrachtung.

Matth. 2, 11.

Wie liebst, o Sohn der Liebe, Du,
Mein Jesus, Wort der Gnade!
Du eiltest den Verlornen zu,
Und gingest Menschenpfade.
Ja, Du — durch den die Himmel sind,
Du, Hocherhab'ner, wardst ein Kind,
Wardst der Verlornen Bruder!

Zur Kindschaft Gottes uns zu weihn,
Erschienest du auf Erden;
Wir sollen wie die Kinder sein,
Um Deiner werth zu werden.
So sei der Kinder Unschuld hier
Und ihre Freude heilig mir,
Das Beispiel meinem Herzen!

Es naht sich ein heiliger Tag! der Tag der Geburtsfeier des Menschenerlösers, des Welterleuchters, das Fest der Erscheinung Jesu Christi unter den Sterblichen.

Ich weiß es wohl, Vielen ist dieser Tag sehr gleichgültig; sie wissen nicht, warum er ihrem Herzen werther sein soll, als jeder andere. Sie finden darin höchstens eine kalte, christliche Kirchenzeremonie.

Dem Irdischen ist Alles irdisch, dem Geistigen Alles geistig. Warum sollte ich mein Urtheil nach dem Urtheil derer richten, die hienieden nur für hienieden leben; die weder Herz noch Sinn genug haben, für alles wahrhafte Große zu fühlen und zu denken; denen der Gewinn einiger Goldstücke, der Genuß an einer schwelgerischen Tafel überaus wichtiger ist, als Alles, was in der erhabenen Vorwelt Erhabenes für die menschliche Glückseligkeit geschah; oder die in der Erscheinung und Geburt Jesu Christi nichts als das Gewöhnliche sehen, nicht aber den Sonnenaufgang in der finstern Geisterwelt; nicht den Anfang der großen, allgemeinen Weihe zur Vollendung und Ewigkeit; nicht der Gottheit großes Werk zur Umwandlung der Menschheit.

Feiert immer die Geburtsfeste eurer Fürsten und Könige mit irdischer Pracht und Herrlichkeit; laßt den Donner des Geschützes durch die Lüfte hallen; verschwendet reiche Summen bei üppigen Gastmählern — das Irdische mag irdisch gefeiert werden! Ich tadle diese Feierlichkeiten nicht, besonders wenn sie von der Aufrichtigkeit des Herzens begangen werden; wenn sie der Ausdruck der Liebe für das Heil eines guten Fürsten sind. Es ehre öffentlich und unaufgefordert der treue Unterthan seinen König, seinen Fürsten, als Vater, als den Beschützer des Volks.

Ein Festtag sei uns die Geburtsfeier unserer Aeltern, unserer Brüder und Schwestern, unserer Kinder, unserer theuersten Freunde und Freundinnen! Wir legen durch die Freude, die wir bezeugen, unsere Liebe für sie an den Tag, und erwecken durch die ungeheuchelten Empfindungen unserer Dankbarkeit eine verstärktere Gegenliebe für uns. Wir ziehen die heiligen Bande der Freundschaft bei solchen Gelegenheiten enger um Herz und Herz, und bringen oft manche jener schönen, unvergeßlichen Augenblicke dadurch in unser Leben hinein, deren Schimmer eine reizende Verklärung über das Ganze verbreitet.

Aber die Feier der Geburt Jesu ist ein Fest der Geisterwelt — das Freudenfest der durch göttliche Offenbarung beglückten Seelen; ein Fest der Erde und des Himmels. Es ist der Tag, an welchem frohlockend die bessere Menschheit jauchzt: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! (Luk. 2, 14.)

Von diesem Tage an stammt die große Umwälzung aller Völker auf Erden, die allgemeine Verwandelung der Gemüther, der Sturz des weltbeherrschenden Roms, die Aufklärung unsers Welttheils, der menschlichere Sinn der Nationen, die Vernichtung der Abgötterei, das Gebet aller erleuchteten Sterblichen zu einem Gott, zu einem Vater, zu dem allerhöchsten Wesen im unendlichen Weltall.

Wo ist ein Tag in der ganzen Geschichte des Erdkreises merkwürdiger und wichtiger als dieser? Wo ein Tag in der ganzen Reihe von sechszig Jahrhunderten, seit welchen sich und seine Schicksale das Menschengeschlecht kennt, der auf Wohl und Seligkeit so vieler Nationen, so zahlloser Millionen Sterblichen, gleich großen, oder auch nur entfernt ähnlichen Einfluß gehabt hätte?

Und ich — ich, der ich das Heil, welches mir durch diesen Tag geworden, so lebhaft fühle, ich sollte ihn nicht mit hoher Freudigkeit des Herzens, mit inniger Dankbarkeit gegen den erhabenen Schöpfer meiner Tage begehen? Ich sollte die Geburtsfeste anderer, wenig bekannter Sterblichen feiern, und dessen vergessen, der mein treuester Freund, mein größter Erleuchter, mein wahrer Seligmacher ward? — Wie? ich, der ich oft mit Rührung die Namen und Thaten großer Helden und Weisen des Alterthums vernehme, ich sollte den über alle Helden und Weisen Erhabenen vergessen, oder seiner ohne Bewegung des Gemüths an dem Tage gedenken, da die ganze dankbare Christenheit das Erinnerungsfest seiner Geburt begeht? Nein, heiliger Tag, sei mir willkommen! Sei mir jederzeit einer der feierlichsten und schönsten meines Lebens. Du bist ja auch das Geburtsfest meiner eigenen künftigen Vollendung! Mit zart empfundener Dankbarkeit will ich dich begehen; denn als Jesus Christus geboren ward, war auch ich schon in den großen göttlichen Plan der Erlösung und Beseligung durch Christum einbegriffen.

Und wie die ewige Gottheit durch diesen Tag einst die Welt beglückte, so will auch ich sein Fest damit feiern, daß ich an ihm so viele frohe Menschen mache, als ich kann. Weiß ich, wo eine arme Familie schmachtet und leidet, ich will denken: an diesem Tage, vor mehr denn achtzehnhundert Jahren, ward Jesus geboren — an diesem Tage soll auch nach Jahrtausenden kein Unglücklicher weinen. Ich werde hineilen in die Hütte der Armuth, in die Kammer der Noth, oder will hinsenden von meinem Ueberfluß, und die Sorgen der Leidenden stillen, Thränen trocknen. Denn heute ward uns der Weltheiland geboren. Habe ich einen Feind, zürnte ich auf ihn, vielleicht mit Recht — von diesem Tage an will ich frei vom Haß werden; ich will verzeihen. Und fürchtet sich mein Feind noch vor mir: an diesem Tage soll er von mir hören, daß er sich nicht mehr vor mir zu fürchten habe; daß ich ihm verzeihe; daß ich, wenn gleich mit Achtung für meine eigenen Rechte, von nun an die Welt lieben will, wie Jesus sie geliebt hat. Wie Jesus an diesem Tage geboren ward, will auch ich gleichsam in ihm, das

heißt, in seinem weltliebenden Geiste, neu geboren werden. Wie er an diesem Tage das Irdische und Menschliche annahm, will ich im Gegentheil das Himmlische, das Göttliche annehmen. Denn er trat unter die Menschen, damit ich zur Gottheit trete.

Als die Weisen des Morgenlandes die Geburt des längst Verheißenen vernahmen, folgten sie dem glänzenden Gestirn, das ihnen den Weg zur bethlehemitischen Hütte zeigte; beugten ihre Knie vor dem Könige der Geisterwelt; beteten ihn an; thaten dann ihre Schätze auf und beschenkten das Kind mit Gold, Weihrauch und Myrrhen.

Es ist der Christenwelt eine schöne Uebung geblieben, daß theils der Tag des Geburtsfestes Jesu, theils das darauf folgende Fest des neuen Jahres, ein allgemeines Freudenfest der Kindheit geworden. Aeltern, Verwandte und Freunde beschenken um diese Zeit die liebenswürdigen Unmündigen mit mancherlei kleinen Gaben, die der genügsamen Unschuld hohe Freude gewähren.

So wird selbst der zarten Jugend schon eine Zeit feierlich, reizend und beseligend, ehe sie den Sinn der Feste in ihrem ganzen Umfange begreifen kann. Die frohen Erinnerungen aus diesen Tagen leuchten erquickend nachmals über ihren ganzen Lebenslauf hin. Der Greis gedenkt seiner kindlichen Weihnachts- und Neujahrsfreuden noch mit regem Entzücken; es erlebt die Jungfrau, die Gattin, der Mann, keinen Geburtstag Christi, kein Neujahr, ohne unwillkürlich eine gewisse angenehme Zuneigung für diese merkwürdige Zeit, oder eine stille Freude in sich zu verspüren, die aus nichts als Erinnerungen der Anmuth früherer Zeiten stammt.

Darum erscheint mir diese Uebung eine der ehrwürdigsten und schönsten. Wir stimmen das Herz der Jugend für die ganze Lebenszeit auf diese Tage zur Empfänglichkeit für Freude. Mit den nachmaligen Erinnerungen an die Kindheit des Erlösers vermischen sich die Erinnerungen an unsere eigene Kindheit und an die Wonne, die sie uns oft gab. In dem Morgentraum unsers Erdenlebens empfing schon die sogenannte heilige Christzeit die Weihe zu einem der vorzüglichsten Freudentage im Leben.

Mit Lust verweile ich bei dem Gedanken an diesen uralten und liebenswürdigen Gebrauch. Er mahnt an die Geschenke, welche ehrfurchtvoll dem Kinde Jesus die morgenländischen Weisen zu Füßen legten. Ach, die Freude der unschuldigen Kleinen, wenn sie beschenkt werden, ist selbst nicht so groß, als die Freude derjenigen, welche ihnen die Gaben zubereiten, und sie damit überraschen. Da fühlt es jedes noch unverdorbene Herz rein und hell: daß doch das Geben seliger sei, als das Nehmen! Da offenbart sich die tiefe Vaterzärtlichkeit, da die unbeschreibliche Mutterliebe am rührendsten.

Ja, lasset uns der Christen uralter Sitte treu bleiben, und das Fest des Herrn zum ersten Freudentage der frommen Unschuld machen, zum Fest der Kinderliebe, zum Fest der Vater- und Mutterzärtlichkeit!

Verschönert mit harmlosen Freuden die Tage der Kindheit! Ach, diese Tage, wie schnell sind sie doch verflogen; wie dunkel bleibt ihr Schatten hinter uns liegen, wenn ihn nicht einzelne Freudenlichter hin und wieder erhellen!

Kinder und Greise verdienen vor allen Andern die zärtliche Sorgfalt und Schonung derer, die noch in der vollen Kraft ihres Alters sind. Denn hilflos, wie der Greis, ist auch das Kind; beide sind abhängig von Andern, schwächer und hinfälliger.

Verschönert mit harmlosen Freuden die Tage des Kindes, wie man sie euch verschönert hat. Wer weiß, wie lange ihr ihm Freuden geben könnet? Vielleicht ist dies das letztemal, da ihr es vermöget.

Verschönert die Tage des Kindes mit harmlosen Freuden — wer weiß es denn, ob dieses Kind, welches heute noch in blühender Gesundheit zu euch emporlächelt, noch lange blühen wird? Ein kalter Hauch, ein leiser Unfall, eine unscheinbare Krankheit vernichtet die zarte Blüthe, und sie welkt darin. Morgen sehet ihr sie im Sarge. Würdet ihr es nicht bejammern, die kurzen Tage des früh entschwundenen Engels nicht so anmuthvoll gemacht zu haben, als ihr doch gekonnt hättet?

Muß denn ein gefühlvolles menschliches Wesen zur Liebe unschuldiger Kinder ermuntert werden? Wie überflüssig scheint dies jeder edeln Seele zu sein! Wehe, daß die Erfahrung in so vielen Häusern widerspricht, wo ein Stiefkind gemißhandelt wird, weil es so unglücklich war, seinen Vater oder seine Mutter früh verloren zu haben; oder wo irgend ein Schoos- oder Lieblingskind den übrigen Geschwistern auf eine schneidende Art vorgezogen wird.

Ein verwahrlosetes, ein zurückgesetztes Kind ist in der Welt ein halbverstoßenes, und eines der beklagenswürdigsten Wesen, weil es eins der hilflosesten ist. Eure Härte und Strenge gegen dieses ist so grausam, so sündlich, als eure Vorliebe für den erwählten Liebling. Ihr vernichtet den Keim der Tugend im Herzen vielleicht beider, und für beide seid ihr dem richtenden Gott Rechenschaft schuldig, der sie euch anvertraute.

Der lauteste Beweis von Verstandesschwäche und Herzensverderbtheit ist es bei Erwachsenen, wenn sie einem jüngern Bruder, einer jüngern Schwester den Vorzug vor andern geben, oder es doch spüren lassen, daß sie parteiisch empfinden. O vergesset nicht, daß Kinder einen scharfen Blick haben, und leicht erkennen, was in euch vorgeht. Denn ihr Blick ist noch durch keine andere Geschäfte und Sorgen zerstreut. Wehe, und wenn ein Kind gewahr wird, daß ihr es weniger liebet, als andere, weniger, ohne ihm bekannte Ursache und Schuld — dann habt ihr es elend gemacht für seine Jugendzeit. Denn wen soll es denn haben, wenn es seine Aeltern schon verloren, und euch ältere Geschwister nicht noch hätte? An wen soll es sich denn mit ganzer Innigkeit festschliessen, wenn euer Herz es zurückdrängt? Es hat vielleicht Niemanden unterm Himmel, als euch, und ihr wollet nicht ganz ihm gehören! — Eure Unklugheit ist, die in ein noch unverdorbenes Herz den giftigen Samen mannigfaltigen Verderbens, den Samen des Argwohns, des Neides, der Lüge, des Betrugs ausäet. Und dieser Same wird reifen, aber wehe, einst vielleicht euerm grauen Haare zum Fluch, oder den Tagen eines hilflosen Alters zur Beschämung!

Verschönert mit harmlosen Freuden die Tage der Kindheit! — Machet, wenn ihr keine Welt beglücken könnet, wenigstens die ganze Seligkeit eines Kindes, daß es noch mit dankbarer Rührung euern Namen nenne, wenn ihr längst von allen andern Menschen vergessen seid. Wer weiß, welche Leiden und Mühseligkeiten auf dieses junge Geschöpf in den Stunden der dunkeln Zukunft warten? Vielleicht steht ihm eine lange Reihe von Uebeln aller Art bevor. O, so machet ihm wenigstens seine Kinderwelt

hell und heiter, daß es nicht ganz elend sei, und noch in den künftigen trübesten Augenblicken Freuden ziehe aus dem verlornen Paradiese seiner Jugend. — Wurdet ihr vielleicht selbst in eurer Kindheit mit unmenschlicher Härte und Ungefälligkeit von den Eurigen behandelt: o so ahmet dem Beispiel derer nicht nach, die für euch immerdar ein verhaßtes Andenken sind; so erinnert euch der bittern Thränen und des Schmerzes, der damals in eurer Seele brannte, als man euch mißhandelte, als man euch vernachlässigte und zurücksetzte. Wollet ihr, könnet ihr nun an Unschuldigen die Grausamkeit üben, die ihr sonst an euern Erziehern tadeltet?

Verschönert die Tage der Kindheit mit harmlosen Freuden! Aber mit harmlosen Freuden! das heißt, mit solchen, die für Herz und Leben keine schädlichen Folgen bringen, die keine Reue erzeugen, keine Wunden nachlassen.

Die Verzärtelung der Kinder mit ewigen Liebkosungen, ungemessene Nachsicht mit allen ihren Fehlern, Selbstverblendung über ihre Untugenden, ist eben so große Grausamkeit gegen sie, als wenn man sie verwahrlosen und immerdar mißhandeln würde. Früh lerne das Kind seine Pflichten kennen und üben! Nur ein frommes unschuldvolles Kind kann liebenswürdig sein; nur Unschuld kann alle Freuden der Unschuld empfinden; nur mit Vollziehung der Pflichten, die wir uns und Andern schuldig sind, paart sich der reinste Genuß von Freuden. Wer irgend eine böse Neigung im Herzen des Kindes nachsichtvoll begünstigt, blaset einen höllischen Funken zur verzehrenden Flamme auf.

Lächle nicht zu den Lügen eines Kindes; und bewundere seinen erfinderischen Geist — du bildest einen herzlosen Betrüger, der dich einst um die Ruhe deines Gemüths betrügt. — Finde es nicht liebenswürdig, wenn es mit Uebermuth die Ehrfurcht verläugnet, die es Erwachsenen schuldig ist, oder wenn es über das Hausgesinde einen gebieterischen Ton annimmt, oder sich mit der Angst gequälter Thiere erfreut — es wird auch dir einst Ehrfurcht versagen, von dir Gehorsam fordern und deiner Angst und Pein mit unempfindlichem Herzen spotten.

Wir können tausend Blumen auf den Weg der Kindheit streuen, ohne nöthig zu haben, zu unerlaubten und gefährlichen Mitteln zu flüchten. Wie leicht ist ein Kind vergnügt mit Wenigem! Aber das Ungemach des Lebens soll und muß es darum nicht vermeiden. Es soll und muß früh die Bitterkeit jeder Untugend schmecken, die es lieben zu wollen versucht wird. Es soll und muß die scharfen Dornen fühlen, die unter verbotenen Rosen lauern. Dieser Schmerz, der bald geheilt ist, gibt die Freuden der Lebensweisheit für künftige Zeiten.

Verschönert die Tage der Kindheit mit harmlosen Freuden, und lehret den geliebten Zögling früh auch nur solche Freuden lieben, die niemals Harm bringen. Darum ist es erwachsener Geschwister Pflicht, besonders wenn sie schon Aeltern-Stelle bei den jüngern zu vertreten haben, diese früh unabhängig von gemeinen Lebensbequemlichkeiten zu machen; unabhängig vom Kitzel des Gaumens durch Leckerbissen; unabhängig von weiblichen Geräthen, von der Kostbarkeit des äussern Schmucks, von der Prachtliebe; unabhängig vom Urtheil der Leute, wenn das Bewußtsein des Rechts und der Pflicht redet. — Alle diese Freuden, diese gefährlichen Freuden, sind die wahren Quellen des menschlichen Elendes und der Irreligiosität. — Erheitert das Leben der Kinder mit harmlosen Freuden, aber belohnet sie nie mit denselben, wenn sie euern Beifall durch eine gute That gewannen. Gebet ihnen Freuden, aber zittert, ihre kleinen Tugenden, die sie üben, mit etwas Anderm, als eurer Zufriedenheit zu belohnen. Gebet Freuden, wie sie Gott gibt, ohne Rücksicht auf das Gute und Böse, ohne Rücksicht auf den Gerechten und Ungerechten. Strafet die Untugend, aber belohnet keine gute That mit irdischen Geschenken und Vergnügungen. Ein Kind, dem der Beifall und die Zufriedenheit der Aeltern nicht mehr der schönste Lohn ist, das ist entweder schon weit verdorben, oder hat unwürdige Erzieher gehabt. Das abscheulichste der Laster, die Selbstsucht, hat sich schon in seinem Herzen eingenistet. Es lernt schon seine Tugend verkaufen. Es ist nicht mehr gut, sondern nur schlau und klug. Es berechnet nicht mehr seine Pflichten, sondern seinen Nutzen!

Aber wenn ihr als Erzieher eurer unmündigen Geschwister strafet, lehret, warnet, wenn ihr bei ihnen gewissermaßen an der Stelle der Aeltern stehen müsset: vergesset dann keinen Augenblick, daß ihr nicht Vorgesetzte der Kleinen, nicht Vater und Mutter seid, sondern nur Bruder und Schwester. Ihr seid durch Gott und Natur nur Ihresgleichen! Ihr könnet von ihnen keine Ehrfurcht fordern, sondern nur Liebe. Sie werden euch auch nie eigentliche Ehrfurcht weihen können, wohl aber die zärtlichste, dankbarste Liebe und Anhänglichkeit. — Ein Kind vergißt es gern, wenn es von seinen Aeltern je ein kleines Unrecht litt; aber schwer vergißt es das kleinste Unrecht, so es von Seinesgleichen, von ältern Geschwistern, leidet. Wir haben unzählige Beispiele, daß durch unvorsichtiges, herrisches und rauhes Wesen erwachsener Geschwister sich im Herzen der jüngern eine unvertilgbare Bitterkeit ansetzte, welche im spätern Alter Kälte, Unverträglichkeit und Widerwillen gegen jene zur Folge behielt. Daher ist so viel Familienzwist, daher so viel Bruder- und Schwesterfeindschaft entstanden! Daher geschieht es nicht selten, daß die nächsten Blutsverwandten oft brüderlicher mit Fremden, als unter sich leben! — Das ist die Folge des liebelosen, unklugen Betragens der Erwachsenen gegen jüngere Geschwister.

Erheitert das Leben des Kindes mit schuldlosen Freuden, und ziehet es liebend zur Liebe für euch auf. Liebe ist des Kindes erste Religion. Es schreitet von der Liebe für euch zur Liebe der Gottheit über, und hat damit den Pfad der Selbstvollendung gefunden und ergriffen.

Liebe der unschuldigen Kinderwelt sei meinem Herzen immerdar theuer! Auch ich will, wo ich kann, harmlose Freuden in die frohen Tage der Jugend ausstreuen. War nicht auch Jesus der liebevollste Kinderfreund? Rief er nicht, als die Jünger, voll allzuhoher Ehrfurcht vor dem göttlichen Meister, es wehren wollten: Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich!

O ihr schönen Tage meiner Kindheit, mit welchem Entzücken gedenkt noch jetzt euer mein Geist! Wie segnet mein Herz noch jetzt die Edeln und Freundlichen alle, die mir damals eine Lust gegeben! Wie wenig sind selbst noch die theuern Unbekannten vergessen, die mir in jenen Zeiten erschienen, und mich mit irgend einer Kleinigkeit erfreuten!

Auch ich will, wie sie, den unschuldigen Kleinen

wohlthun, und ihren Lebensfrühling verschönern helfen. Denn was ich ihnen thue, ach, den Geringsten unter ihnen, das, mein Heiland, Du sprachst es selbst, das habe ich Dir gethan!

235.

Andacht am Schlusse eines Jahres.

Luk. 2, 1—11.

Preis Dir, Vater, für mein Leben!
Laut soll Dich mein Lied erheben,
Ganz sich meine Seele freu'n,
Lobgesang mein Herz nur sein.
Worte zwar und Lieder schwachen
Deiner Liebe Strahlenlicht —
Ach, mit Zungen auszusprechen,
Gott, ist Deine Liebe nicht.

Du, Gott, wolltest, daß ich werde,
Bildetest mich aus der Erde;
Du, der Alles leben heißt,
Hauchtest in mich Deinen Geist.
Denken kann ich, kann empfinden,
Wünschen, wählen, lieben, scheu'n;
Gott, Dich suchen, Gott, Dich finden,
Meiner mich und Deiner freu'n.

An des Welterlösers Krippe
Preis' ich, Gott, mein hohes Glück,
Nehme ich mit frommer Lippe
Meines Werdens Augenblick.
Lebt' ich doch von früher Jugend,
Wie mein Heiland mir gebot!
Ging' ich seinen Weg der Tugend,
Stürb' ich seinen Heldentod!

Die christliche Kirche feiert die Geburt des Erlösers am Schlusse eines Jahres — den Eintritt Jesu in sein folgenreiches Leben beim Austritt aus einem beträchtlichen Zeitabschnitt unsers eigenen Lebenslaufes! Von jeher war mir dieser Festtag, obgleich von hoher Feierlichkeit, doch auffallend durch die Wahl der Zeitfrist, da er begangen werden muß.

Und so gedachte ich unwillkührlich, wie auch dieser Tag mir sinnbildlich deute von Jesu, was von ihm gesagt wird in der Offenbarung Joh. 22, 13: Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte; — wie er es sein soll für jeden Christen, welchem sein eigenes Leben von hoher Bedeutung ist.

Die Geburtsstunde des Messias feiern wir in der Sterbestunde eines verlebten Jahres! So schlossen die Tage des alten Bundes, als Christus in die Welt trat, und die Zeiten des neuen Bundes der Menschheit wurden vorbereitet. In der Völkergeschichte des Erdballs machte jener merkwürdige Zeitpunkt eine große Scheidewand zwischen den alten und neuen Jahrhunderten. Es ist ein anderes Leben, ein anderer Geist, ich möchte sagen, eine andere Menschheit vor dem Dasein Jesu, und eine andere nach demselben. Der Grund zu allen Verwandelungen der Nationen, Verwandelungen, welche bis auf den heutigen Tag fortdauern, ward um die gleiche Zeit gelegt. Jesu Geburt fiel in die Stunden des Vorabends von der Auflösung und Zerstreuung des jüdischen Volkes. Nun war Jerusalems Untergang nahe; der alte Tempel wankte, der seit Jahrtausenden den mosaischen Opferdienst für Jehova gesehen hatte. Ueber ein Kleines, und er war nicht mehr, und konnte nicht wieder aus seinen Ruinen erhoben werden. Jesu Geburtsstunde fiel in die Stunden des Vorabends von der Zerrüttung und furchtbaren Auflösung des gewaltigen Römerreichs, welches seit fünf Jahrhunderten durch Tugend und Wissenschaft seiner Bürger geblüht, und seine Herrschaft über alle damals bekannten Länder der Erde verbreitet hatte. Nun aber wurden die alten Ordnungen eingerissen, unter welchen Rom in drei Welttheilen mächtig geworden war; denn die alten Tugenden dieses Heldenvolks waren verschwunden. Die Freiheit ging unter. Kaiser herrschten meistens grausam und wollüstig. Fremde Völker regten sich, die Ketten der Welt zu brechen. Jesu Geburtsstunde fiel in die Sterbestunden des weit verbreiteten heidnischen Götterdienstes! Eine andere, höhere Religion war nothwendiges Bedürfniß geworden. Die Götter Griechenlands und Roms genügten kaum noch dem unwissenden Pöbel. Die große Zahl der Einsichtsvollern verspottete selbst schon laut die Anbetung selbstgeschaffener Gottheiten, und ehrte in Reden und Schriften ein höchstes, unsichtbares Wesen, dem man mit Tugenden des Gemüthes dienen, und statt der Opferthiere auf Altären Leidenschaften aufopfern müsse.

In einen solchen, für das gesammte Menschengeschlecht wichtigen Zeitpunkt fiel des Welterlösers Geburt. Das Alte sollte neu werden, und ward neu. So hatte es das göttliche Verhängniß angeordnet, und wem nicht Leben und Wunder des Messias, nicht seine Lehre, nicht die Weissagungen des Alterthums von der Göttlichkeit seiner Sendung Ueberzeugung gewähren können, den überzeugt die Weltgeschichte. Anbetend stimmt der Christ in den Feiergesang: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und dem Menschen ein Wohlgefallen!

Wir feiern die Geburtsstunde des Heilandes in den Sterbestunden des alten Jahres. Es liegt für mich darin etwas Ausserordentliches, von großen Bedeutungen, das mein Gemüth bewegt. Geburt und Sterben, die Erinnerung an Beides, liegt hier zusammengepaart — die Wiege steht neben dem Sarge, der Greis neben dem Säugling! Könnte ich der Flüchtigkeit unsers Lebens uneingedenk bleiben? Die längste Dauer des Menschenlebens ist zuletzt ein Nichts, wenn es vorüber ist, wie es ein Nichts war, ehe es genossen wurde. Der lebensmüde Greis an der Wiege des Säuglings, der zum erstenmal gegen das Sonnenlicht lächelt, spricht: Säugling, was hast du? und was habe ich gehabt? Hienieden ist ein beständiges Kommen und Weggehen, aber nirgends ein Bleiben. Du lächelst deinen Schicksalen entgegen, die dich prüfend erwarten; ich sehe düster auf die vergangenen zurück. Die Vorderseite des Lebens ist Licht; die Kehrseite, aus der Grabesgegend gesehen, ist Dunkelheit. Du siehst nur die Hoffnungen, ich nur die Täuschungen. Von Allem ist endlich nichts Bleibendes und Schönes, das wir aus dem Sturm unserer Schicksale retten, als ein Gemüth voll Tugend und Weisheit. Geburt und Tod! Es sind die Hauptaugenblicke des Lebens; aber die Hand Gottes verhüllt uns in beiden die Augen, daß wir sie nicht erkennen. Unser Dasein ist nur ein kleiner Punkt von der Weltzeit; es schwimmt gleich einer hellbeleuchteten Insel im Ozean der Ewigkeit, oder strahlt, rings um-

dunkelt, wie ein Stern im unendlichen Himmel. Wenn wir uns des Daseins in aller Fülle bewußt sind, wissen wir nicht, wann und wie es begonnen hat, noch wann und wie es schließt. Eigentlich ist kein Schluß oder Tod, sondern nur eine Abtheilung im Leben, wie denn jede Nacht und jeder Schlummer und jedes Jahr eine Unterabtheilung vorstellt. Unsere sämmtlichen Tage liegen zwischen zweien Geburtsstunden eingeschlossen; die erste gibt uns an die Erde, die zweite an den Himmel ab. In beiden sind wir ohne Willen. Eine höhere Gewalt behandelt und leitet uns. Aber wenn wir die Tugend ausnehmen, die wir vermöge unserer Selbstständigkeit und Freiheit ausüben oder unterlassen können: was haben wir, wovon wir sagen können, es sei ganz allein durch unsern Willen geschehen? Ist's nicht überall Gott und wieder Gott, der mich führt?

Schon Mancher hat sich und Andere befragt, wenn er an seine zweite Geburtsstunde, an die zum bessern Leben, dachte: Wie soll das sein? Welche Reise muß mein Geist antreten zu andern Welten? Wie ist das möglich, da er den Weg durch die unbekannten Gegenden der Ewigkeit nicht kennt? Müßte Gott nicht ein Wunder thun, und mich mit ganz eigenen neuen Kräften im Augenblick der Auflösung meines Lebens begaben, damit ich mich durch die nie gesehenen Regionen meiner Bestimmung finde?

O du seltsamer Zweifler, meinst du damit wirklich einen großen Zweifel auszusprechen? Als die dir innwohnende Kraft, Geist genannt, durch die erste Geburtsstunde in dies irdische Leben trat, geschah es denn durch ein geringeres Wunder? Wie fandest du denn aus der Unendlichkeit des Weltalls den Weg zu diesem Erdenstern? Es geschah dir unbewußt durch ein Vermögen, welches du noch heut nicht kennst; so wie ein Säugling ebenfalls wieder durch einen Trieb, dessen er sich selbst unbewußt ist, mit seinen Lippen bald nach dem Eintritt ins Leben die Mutterbrust findet, aus welcher ihm Nahrung quillt. Erkläre mir, Zweifler, doch diese Wunder, dann will ich dir die künftigen erklären! Wie wir durch die Allmacht zu diesem Leben, zu diesen Verhältnissen, zu diesen Freuden gebracht wurden, ohne unser Zuthun, ohne unser Wissen, nach eigenen verborgenen wunderbaren Gesetzen der Geisternatur: so wird uns dieselbe Allmacht, dieselbe Hand zu einer andern Welt, zu andern Verhältnissen, zu andern Freuden hinüberführen.

Du sprichst: Aber vermuthlich ward in der ersten Geburtsstunde auch mein Geist erst von Gott erschaffen. Wohlan, ist Schöpfung eines neuen Wesens, das vorher nicht war, nicht ein größeres Wunder, als Versetzung des schon vorhandenen Wesens nur in eine andere Welt des unermeßlichen Alls? Das Zweite kann meine Einbildungskraft sogar fassen, und mein Verstand kann es verstehen. Aber das Wunder, wie aus dem, was nicht ist, etwas werde, das da ist, bleibt der menschlichen Vernunft durchaus unbegreiflich.

Ein eben so unergründliches Geheimniß, wie die Ewigkeit, ist auch unsere Erschaffung. Woher der Stoff zu unserm Leib genommen ist, das wissen wir. Er kam von der Erde und den Nahrungen, die sie liefert; und wird wieder in Erde zerfallen, sobald ihn sein Geist verläßt. Aber woher ist der Stoff zu diesem Geist genommen? Meinst du, er sei erst die Frucht von dem Spiel der Nerven und des Blutes und der ganzen innern Einrichtung des Körpers? Elende Ausrede! Du erklärst ein Wunder mit Behauptung eines noch größern. Wie kann die todte Kraft die lebendige erzeugen? das Unedlere das Edlere schaffen? das Bewußtlose ein sich Bewußtes, Selbstständiges hervorbringen, welches seine Verschiedenheit vom Fleisch und Blut in allen Theilen der doppelten Naturen, der doppelten Gesetzgebung fühlt, die im Menschen herrschen?

Beobachte doch den Säugling! Wahrlich, sein zarter Leib bildet nicht erst den Geist nach und nach aus, sondern der Geist bildet und wirkt im Körper, leitet das Auge desselben zum Licht, den Mund zu willkührlichen Bewegungen. Nicht je mehr der Leib des Geistes mächtig wird, sondern je mehr der Geist mächtig wird seines Körpers, seines Werkzeuges, durch fortgesetzte Uebung im Gebrauch desselben, je mehr wird der Geist des Kindes sich seiner selbst bewußt. Die geistige Kraft wächst in sich selbst durch Uebung; der Körper vergrößert sich nur durch irdische Nahrung. Die aus Fleisch und Blut hervorgehenden wilden Reize, Lüste und Begierden wirken eben so sehr auf Minderung der Geisteskraft, als auf Selbstzerstörung des Leibes; hingegen des Geistes Besonnenheit und Herrschaft bändigt den Ungestüm verderblicher Leidenschaften, und rettet selbst des Leibes Dauer. Das Geheimniß vom Ursprung unsers Geistes ist das Geheimniß Gottes. Wir wissen nur, er sei eine wunderbare Kraft, eine edlere, als alle andere aus tiefer Verborgenheit hervor wirkende bewußtlose Kräfte der Natur. Bei dieser ist Nothwendigkeit das Gesetz ihres Strebens; im Menschengeist aber Bewußtsein eigenen Willens, wodurch er fähig wird, das Gute wie das Böse zu thun. Ob er in der Geburtsstunde des Leibes sein Dasein empfing — ob er vielleicht schon früher lebte, als in diesem Leibe — Niemand ergründet es.

Zwar mag die Frage, ob wir schon einmal gelebt haben, viel Reiz für die Neugier der Sterblichen haben, wie jedes Geheimniß; aber wie sie auch beantwortet werde, immer bleibt sie doch für unser gegenwärtiges, für unser künftiges Dasein sehr unfruchtbar. Denn wenn es auch wahrscheinlich wäre, daß wir schon einmal, ehe wir als Menschen geboren wurden, lebten: was haben wir davon, da wir uns des vorigen Zustandes nicht mehr zu erinnern vermögen? Ein Beweis, daß, wenn wir früher gelebt haben, es in einem viel unvollkommenern Zustande gewesen sein müsse. Und in der That kann uns dann sehr gleichgültig sein, was, wie und wo wir waren. Es ist ohne Folgen für die Gegenwart. Die Erinnerung daran dürfte vielleicht niederschlagender sein, als erhebend.

Lehrreicher ist es uns, auf die beiden wichtigen Geburtsstunden hinzublicken, mit denen der Eintritt in dieses und jenes Leben verknüpft ist.

Welcher Jubel der Aeltern und Verwandten bei der Erscheinung des neugebornen Kindes! Aber am Ende der Laufbahn, welcher Schmerz der Hinterlassenen! Und warum bei der Wiege so viel Freude, beim Sarge so viel Schmerz? Ach, es ist nicht die Liebe der Menschen eigentlich zu den Gebornen oder Verstorbenen, sondern die Liebe zu sich selbst, und die Freude über das, was sie empfangen, der Schmerz über das, was sie verloren haben, was ihnen Lust und Thränen macht. Wären wir der allerinnigsten Liebe zu einem Andern fähig, wir würden vielleicht neben seiner Wiege klagen und neben seinem Sarge ihn glücklich preisen.

Denn nur derjenige verdient glücklich gepriesen zu werden, der seine Laufbahn glücklich vollendet hat. Vergöttert doch keinen Sterblichen, ehe seine letzte Stunde schlug. Den heute das Glück über alle Seinesgleichen emporhebt, stürzt es morgen in den Abgrund dss Elends. Wer heute alle seine Wünsche erfüllt sieht und fragt: wer mag es mir gleich thun? ist morgen vielleicht ein Gegenstand des Erbarmens, oder der Verachtung. Welche Lieder voll Schmeichelei und Weissagungen wurden bei mancher Wiege gesungen, und wie ganz andere um das Grab des gleichen Menschen! Niemand darf vor seinem Tode glücklich gepriesen werden!

Ist es etwas Seltenes, daß die Mutter, welche bei der Geburt ihres Kindes Thränen des Entzückens vergoß, nachher beim Anblick des ungerathenen Sohnes, oder der verführten, ehrlosen Tochter, jene Stunde des Entzückens verfluchte, und wünschte, sie nie gelebt zu haben? Ist es etwas Ungewöhnliches, daß der Vater, welcher Gott feurig Dank stammelte, als ihm der Neugeborne zum erstenmale entgegengetragen ward — der Vater, dessen Haar unter Arbeit und Sorgen für das Wohl seines Kindes grau ward, in spätern Tagen von eben diesem Kinde mit empörendem Undank verstoßen ward! — — O wohl dem Menschen, daß er seine Zukunft nicht kennt! Würden wir aus den Gesichtszügen des Säuglings seine nachfolgenden Schicksale lesen können, das der beglückten Aeltern wäre oft, statt von dem Jubel der Freude, mit den Tönen des Entsetzens und der Verzweiflung angefüllt. Aber weise hat es der Allweise geordnet, daß dem Sterblichen der Inhalt selbst seiner nächsten Stunde fremd bleibe. So war der Mensch fähig, unbestochen von Furcht oder froher Zuversicht, selbstständig zu handeln: sich selbst zu gehören, um sein selbst willen gut zu sein, nicht wegen zu erwartender Glücksgüter oder Unglücksfälle.

Wahrlich, nur der gottgefällige Sinn, welcher den Menschen von der Wiege bis zum Sarge belebt, ist der Menschen Glück und Größe, nicht der Glanz des Reichthums, welcher ihm zu Theil wird, oder schon seine Geburt umstrahlt. Vor dem neugebornen Jesus knieten ehrfurchtsvoll die Weisen des Morgenlandes, und thaten ihre Schätze auf, und brachten Gold, Weihrauch und Myrrhen. Aber eben dies göttliche von ihnen verehrte Kind starb den schmachvollen Tod eines Verbrechers am Kreuze zwischen Verbrechern. Ach, Maria, Hochgebenedeite, als du die süße Thräne der Mutterfreude über den Säugling niederweintest, konntest du glauben, einst auf Golgatha die blutige Jammerthräne im Anblick deines sterbenden Sohnes vergiessen zu müssen? — Und doch war, so verschieden die Umstände bei der Krippe des kaum gebornen, und bei dem Kreuze des sterbenden Welterlösers sein mochten, das Leben desselben das heilvollste, seligste, beglückteste. Er hatte einen göttlichen Wandel auf Erden gethan. Armselig war sein Eintritt ins Leben; in Verklärung stieg er zum Himmel.

Es erwecken mich Betrachtungen, wie diese, zu einem großen Nachdenken. O mein Vater, o meine Mutter, mit welchen Empfindungen möget ihr mich ehemals bei meinem Eintritt in das Leben begrüßt haben! Welche Hoffnungen umschwebten euch damals, als ihr mich segnend und liebend auf eure Arme nahmt! Habe ich eure Erwartungen erfüllt? Bin ich eure Freude gewesen? Wollet ihr mich noch heute mit der Inbrunst segnen, wie damals? O daß der Ausgang von meinen Tagen gleich sei den sanften Empfindungen, die mich jetzt rühren, da ich euer gedenke, meine Aeltern! Edle Entschlüsse zu einem rechtschaffenen Wandel, zu einem heiligen Wandel, wie ihn Jesus gethan, habe ich genommen.

Wehe, wenn diese Vorsätze verloren wären, ehe ich noch das Ziel meiner Tage erreicht hätte! Ich stehe heute an der Neige eines durchlebten Jahres: wie verschieden ist dieser Augenblick von dem Eintritt in dasselbe! Was ist aus meinen frühern Entschlüssen geworden? Wie sind meine alten Gelübde gehalten worden, die ich in Stille und Gebet einst dem Himmel darbrachte? Ich möchte schamhaft mein Antlitz vor dem Allgegenwärtigen verhüllen. Ich fühle es, daß ich noch nicht geworden bin, was ich sein soll. Noch sind alte Fehler in mir mächtig; noch reissen mich traurige Leidenschaften zu verderblichen Uebereilungen hin; noch fehlt mir jene ruhige Besonnenheit im Denken, Reden und Thun, ohne welche kein Entschluß fest steht; noch bin ich nicht der vielthätige, überall gern helfende und rathende Menschenfreund, der durch Liebe, Versöhnlichkeit, unaufgeforderten Beistand Glück, Frieden, Eintracht und Wohlfahrt des Nächsten befördert. Zwar manches Gute ist mir gelungen — aber wie wenig Anstrengung hat mir dies gekostet! Wie viele Anlässe hatte ich nicht, die unbenutzt blieben!

Der Eintritt und Austritt des Jahrs mahnt mich nur zu lebhaft an Ein- und Ausgang des Lebens. Als ich vor zwölf Monaten eben dieses Jahr, welches nun fast geendet ist, mit hundert geheimen Hoffnungen und Wünschen begrüßte, wie anders war da noch Vieles! Jetzt schlummert die Asche von Tausenden unter der Erde, die damals noch froh waren, wie ich. Vielleicht bin ich einer von den Tausenden, von welchen man nach zwölf Monaten wieder sagen wird: sie sind gewesen! Und mancher meiner edeln Freunde, manche meiner Theuern sind nicht mehr! Frieden über euern Staub, o ihr Geliebten, und Seligkeit euern Geistern in jener bessern Heimath!

Vieles ist anders geworden! Nur Du, mein ewiger Vater, nur Du, unveränderlicher Gott, bist mit Deiner treuen Liebe und Gnade derselbe geblieben, der Du bei meinem Eintritt in dieses durchlebte Jahr, wie bei meinem Eintritt ins Leben gewesen bist. Deine Güte, Deine Nachsicht und Langmuth verwandelt sich nicht. Dies ist meine einzige Beruhigung, meine einzige Freude, die ich bleibend empfinde, sowohl in der Unstätigkeit meiner Gesinnungen, als im Wechsel meiner Schicksale. O welch ein Elend, wenn Du, Herr, ändern könntest, wie der Mensch ändert! Aber unser Loos ist Schwachheit, und Du leöst im Lichte aller Vollkommenheit, und erbarmst Dich Deiner Geschöpfe, die glaubensvoll auf Dich emporblicken und rufen: Abba, lieber Vater!

Mit dem Gefühle der Unwürdigkeit Deiner Wohlthaten, großer Gott, stammle ich Dir dennoch heissen Dank für das Gute, was Du mir auch in dem verflossenen Jahre gegeben. Und Alles, was Du gabst, war gut. Dank Dir für so manche stille Freude, die ich durch Deine Huld genoß, Dank Dir für so manchen Segen meiner Arbeit, Dank Dir für das Glück der Meinigen, die sich noch mit mir des Erdenlebens und Deiner Vatergüte freuen können. Aber Dank Dir auch für die Thränenstunden, für die Widerwärtigkeiten, für die ernst warnenden Schicksale, welche an mir vorüberzogen, und mich

lehrten, wer ich sein müsse, um Dir zu gehören, und einer dauerhaften Zufriedenheit theilhaftig zu sein. Dank Dir für die Leiden, die mich schon frühe beugten! So bitter auch der Kelch sein mochte, welchen mir der Leidensengel reichte — ich nahm ihn, Vater, und nahm ihn mit der kindlichen Ueberzeugung, er sei eine Arznei für meine Seele, die zu erkranken drohte.

Vater, nur Dank bringe ich Dir dar, keine Bitte! Ach, ehe wir das, was uns nützt, einsehen können, hast Du es uns schon gegeben. Darum gehe ich ohne Furcht in die Zukunft hinein. Du bist, Du bleibst unwandelbar mein Gott und der Meinigen Vater. Dein Wille geschehe!

Bleib bei uns mit Deiner Gnade, auch wenn es Abend wird in unserm Lebenslauf! Verleihe uns Kraft, nur Dich immer besser zu erkennen; dann werden wir, gestärkt durch das Wort Deines ewigen Sohnes, das ewige Ziel nicht verfehlen, das Du uns gesteckt hast.

Ehre und Lob und Anbetung Dir, o Gott, in den Höhen, Friede auf Erden, und dem Menschen ein Wohlgefallen! Amen.

236.

Die Stufenleiter in der Schöpfung.

Psalm 104, 1—35.

Empor, mein Geist, zu Höherem erkoren,
Als fur den Staub!
Du warst, wirst sein, bist nie verloren,
Nie Todesraub!

Empor, durchfleug mit Morgenrothes Schwingen
Die Ewigkeit;
Hier, wo der Wurm, dort, wo die Himmel singen,
Strahlt Göttlichkeit!

Durchschwebe kühn der Wesen große Leiter, —
Aus dunkler Nacht
Steigt sie in allen Sphären auf und weiter,
In Gottes Pracht.

Sie schimmert aus dem Weltbau dir entgegen,
Der Halm der Flur,
Und dort wo sich die Sternenheere regen,
Sind Stufen nur.

Auch du stehst auf der Leiter aller Wesen
In Hoheit schon,
Und steigst, zu schönern Zielen auserlesen,
Zu Gottes Thron!

Die göttliche Haushaltung in der Natur hat meine Seele schon oft mit unbeschreiblichem Erstaunen und Entzücken erfüllt, und noch oft werde ich zur Betrachtung derselben zurückkehren.

Denn wenn ich das ganze unermeßliche Weltgebäude als das Haus Gottes, meines himmlischen Vaters, ansehe; wenn ich, der ich nicht fähig bin, das Unendliche mit meinem Geist zu ermessen, nur einen geringen Theil von der wundervollen Schöpfung zum Gegenstand meiner Aufmerksamkeit mache — wenn ich dann auch in diesem kleinsten Theile der von Gott geschaffenen Dinge wiederum dieselbe Vollkommenheit und Unermeßlichkeit entdecke, die im ungeheuern Raume des ganzen Weltalls prangen: so zittert meine Seele in einer stillen Wonne, die keine Sprache nennt; so fühle ich mich selbst wie aufgelöset in meinem Gott; ich bin von himmlischen Offenbarungen umgeben; eine Thräne des Entzückens füllt meine Augen; ich möchte beten, und bin allzubewegt und kann es nicht, und meine Thräne wird Psalm auf Gott.

Wohl sehnt sich mancher schwache Sterbliche nach ausserordentlichen Dingen, und erwartet Zeichen vom Himmel. Kurzsichtiger, was deine Hand berührt, ist wunderbar, du kennst es nicht; dein Fuß wandert durch den Staub, aber er schwebt über Welten, die du nicht ahnest; du siehst die erstaunlichen Erscheinungen mit deinen Augen, und sie bleiben dir dunkel.

Hast du eine würdige Vorstellung von der Allmacht, von der Weisheit und Größe deines Schöpfers? — Nun wohl, so würdest du wissen, daß in diesem Hause der Gottheit, in dem unendlichen Palast des Weltalls, nichts zu klein, nichts zu gering ist. Was sind doch die Reichthümer und Herrlichkeiten eines Königs, dessen Wohngebäude du mit Verwunderung anstaunst, dessen Marmorsäle, dessen Goldschmuck in den Zimmern, dessen Teppiche und Gemälde dich entzücken! Es ist nur Staub, aus todtem Staube gesammelt, von kunstreichen Händen an einander geordnet. Unendlich größer, als ein sterblicher König, ist der Herr aller Welten, und unendlich prachtreicher ist das Weltgebäude, von dem dich die allgegenwärtige Majestät Gottes anstrahlt.

Nichts ist in diesem unermeßlichen Palast zu klein, zu gering; Alles hat seine hohe Bedeutung, Alles steht darin mit einander in ewiger Verknüpfung. Die Welt hängt sowohl an dem Faden einer Spinne, als an der Kraft, welche die Sonnen, die kreisenden Sterne und die Kometen in ihren Bahnen festhält.

Du trittst einen gering scheinenden Kiesel mit Füßen, der am Ufer des vorbeifliessenden Wassers liegt. Einst war er der Theil eines Felsens am Gebirge. Ströme spielten ihn bis hieher. Er verwittert an der Luft und wird Erde. Eine aufwachsende Pflanze zieht Theile von ihm an, und Thiere nähren sich von dieser Pflanze. Jener Stein lag also dort nicht vergebens; er hatte seine Bestimmung.

Es fand ein Fischer am Ufer des Weltmeers den goldgelben Bernstein; die Eitelkeit machte ihn zum Schmuck; der Weise entdeckte in ihm eine verborgene Kraft, und durch eine Reihe weiterer Entdeckungen ergab es sich, daß die Kraft dieses Steines derjenigen verwandt ist, welche den Blitz und den rollenden Donner erzeugt.

Vom umwölkten winterlichen Himmel sinken Tausende von Schneeflocken. Unter dem vergrößernden Glase erscheint jede dieser Schneeflocken wie ein Stern, regelmäßig, mit hundert kleinen glänzenden Fasern, und mit solcher Zartheit und Schönheit geordnet, daß keine sterbliche Hand den vom Himmel gefallenen silbernen Stern nachbilden könnte. Er fällt auf deine Hand; es zerschmelzen von ihrer Wärme die wunderbaren Krystalle des Eises. Statt des Sternes hast du einen leichten Thautropfen, dessen Wasser verdünstet; das in Dunst verwandelte Wasser steigt aufwärts und der gefallene Silberstern des Schnees kehrt in luftiger Gestalt zu seinen himmlischen Quellen zurück. Er hat seine Bestimmung nun erfüllt; er hat dich zur Aufmerksamkeit an die göttliche Wunderwelt gezogen, inzwischen Millionen anderer Flocken den Erdboden erwärmend umhüllen, um die Saaten des Landmanns und die Pflanzen deines Gartens gegen den Frost zu beschirmen.

Als Gott einst das hohe Allmachtswort sprach; das

Weltall werde! und sein Welttall ward, und sich glänzend und herrlich in unvergänglicher Pracht bewegte, da war nichts von dem, was geworden war, vergebens da; auch der Wurm im Grase hatte seine Bestimmung für das Ganze, und das Samenstäubchen hatte einen göttlichen Beruf erhalten. Alles ist in dieser unendlichen Schöpfung für ein einzelnes Wesen da, und das Einzelne muß da sein für das unermeßliche All. Durch die ganze Einigkeit der Dinge herrscht allgemeine, innige Verwandtschaft, und in der allgemeinen Harmonie steht das Höchste mit dem Tiefsten, das Entfernteste mit dem Nächsten. Auch du, o mein Geist, bist ein Theil dieses glanzvollen, in unendlicher Weisheit gegründeten Reiches; — Alles ist für dich, und auch du bist für das All! —

Ich sehe in der langen unermeßlichen Kette der geschaffenen Dinge eine bezaubernde Mannigfaltigkeit und ein allmäliges Fortschreiten vom Unvollkommenen zum Bessern, vom Bessern zum Vollkommnern, vom Vollkommnern zum Vollkommensten. Diese Kette umschlingt alle Wesen, und die entferntesten Wesen hängen als Glieder an ihr. Sie ruht auf der bunten Oberfläche des Erdballs, geht durch die Tiefen des Meeres, sinkt bis in die Eingeweide unsers Weltkörpers; sie steigt hinauf durch die Lüfte und Wolken, dringt in die endlosen himmlischen Räume, und verschwindet unserm Blick in den ungesehenern Fernen, wovon nur noch einzelne Glieder als matt schimmernde Gestirne herniederfunkeln.

Dies ist die wahre Himmelsleiter der Schöpfung, wo sich von Stufe zu Stufe die Vollkommenheiten vermehren, vom Staube, der unsern Fuß umspielt, bis zum Seraph, der durch die verklärtere Ewigkeit wandelt.

Und diese Stufen — so niedrig und arm ist der Mensch, daß seine Sprache ihre Zahl nicht ausdrücken kann! — Noch kennen wir nicht alle Arten von Pflanzen, die auf Erden wachsen, und doch kennen wir schon mehr denn zwanzigtausend Arten, also zwanzigtausend Sprossen in der irdischen Schöpfungsleiter. Und unter diesen Pflanzen ist vielleicht keine, die nicht eine oder mehrere Arten von Thieren ernährt. Die Thiere, oft bis zur Unsichtbarkeit klein, wohnen auf oder in ihnen, und dienen andern wieder zur Nahrung. Es sind eben so viel kleine Welten, die wieder andere kleine Welten in sich schliessen.

Ein Reich dunkeler Kräfte, deren Wirkungen wir mit Erstaunen wahrnehmen, verbindet die Urstoffe alles Irdischen. So entstehen Wesen und Wesen. Sie verwittern, sie verwelken, sie sterben, verschwinden, und ihre Theile gehen als Urstoffe in neue Verbindungen, in neue Gestalten über. Könnte unser Auge erleuchtet das dunkele Gebiet jener nach ewigen Gesetzen wirkenden Kräfte anschauen: es würde der Schleier von einer ganz neuen Welt aufgezogen werden; die ganze Natur, dann gleichsam durchsichtig geworden, würde uns keins ihrer Geheimnisse mehr verbergen. Hier würden wir sehen, wie in den finstern Klüften des Erdballs sich die Metalle erzeugen, dort, durch welchen Zauber die Rose sich mit der lieblichsten Röthe schminkt.

Himmlische Geister, Wesen höherer Art, erhaben über uns, wie wir erhaben stehen über dem Wurm, der am Morgen geboren wird, und Abends vor Alter stirbt, — himmlische Geister! vielleicht sehet ihr mit hellem Blick das Unergründliche, das für uns noch im Schatten liegt. O ihr Seligen, ihr seid der Schöpfung Zeugen, und Lichtstrahlen umschweben euch, wo wir unter finstern Räthseln irren, die der Verstand keines Sterblichen lösen kann; Ihr nun sehet Gott, den ewigen Vater, heller, als wir! ihr wohnet in der Klarheit seiner Wunder.

Felsensteine, Erden, die mannigfaltigen Metalle und Salze sind unsern Augen nur rohe Stoffe, ohne Leben, ohne besondere Werkzeuge zu eigener Vermehrung und Vervollkommnung. Sind sie aber die untersten Glieder an der unendlichen Kette alles Erschaffenen? Und doch, welche Pracht schon in ihnen! Bezwingt nicht des Goldes und Silbers Gewalt selbst die Herzen der Menschen? Wie strahlt der feste Diamant, und wie lieblich leuchtet der Rubinen röthliches Licht!

Schon kennen wir viele Tausende von Steinarten, und noch kennen wir sie nicht alle. Sie erscheinen in allen Gestalten, und spiegeln mit allen Farben Die regelmäßigen Bildungen der Kristalle entzücken das Auge; kein irdischer Künstler kann so genau und zierlich schneiden, als die Natur diese Steine formte.

Manche Steine sind wie Kräuter aus zart zusammengelegten Blättern gebildet; der Asbest ist aus langen feinen Faden zusammengeballt, die man von einander lösen und zu Gewändern verspinnen und weben kann; andere Steine wachsen als feines glänzendes Haar, und manche edle Metalle treiben zwischen Felsenrissen gleich Bäumen mit Aesten und Laubwerk; andere erscheinen wie niedrige Moose und Steinflechten.

Hier bildet das Steinreich den allmäligen Uebergang der Pflanzenwelt, welche von einer endlosen Zahl der Gräser und Halmen, der Kräuter, Stauden, Gesträuche und Bäume bevölkert ist. Welche unübersehbare Stufenfolge immer größerer Vollendung steht zwischen der Trüffel, welche wie ein Erdklumpen, ohne Wurzel, ohne Zweig unter dem Boden anschwillt, und der Rose, welche eine Königin der Garten heißt! — oder zwischen dem Schwamm und Pilz, der in einer Nacht aufschießt, und der erhabenen Eiche, die Jahrhunderte wächst; oder dem Kateloschenbaum Afrika's, der Jahrtausende wächst, und in dessen Schatten sich ein ganzes Thal verbirgt!

Die Pflanzen edlerer Art nähern sich schon in ihren Verrichtungen den Thieren. Geboren aus dem milchreichen Samen, wie das Thier aus dem Ei, saugen sie aus der Erde ihre Nahrung, und die Wurzel ist ihr Mund. Wie das Blut in den Thieren, steigen in ihnen Säfte verschiedener Art auf und ab. Es herrscht unter ihnen männliche und weibliche Geschlechtsordnung. Sie begatten sich, indem der umhergehende Blumenstaub die weiblichen Blüthen befruchtet. Sie dünsten aus, wie die Thiere, und sterben ohne Nahrung oder im Uebermaße der Hitze oder der Kälte, wie die Thiere.

So sind die Pflanzen gleichsam an die Stelle des Erdbodens festgewurzelte Thiere; so sind die Thiere willkührlich umherwandelnde Pflanzen. Viele Pflanzen haben einen Schlaf, den sie Abends mit Sonnenuntergang durch das Zusammenlegen ihrer zarten Blätter verkünden; andere erwachen und entfalten sich erst des Nachts. Das schüchterne Fühlkraut verräth sogar thierische Empfindungen: es legt, wird es verwundet, seine Blätter zusammen, und zieht seine Zweige ein.

Hier ist die verschwimmende Grenze, wo Pflanzen- und Thierreich an einander hängen. Die edle Blutkoralle wächst baumförmig im Grunde des Meeres, aber sie enthält einen nackten Wurm, der dies steinigte, harte Ge-

webe aufführt und lebt und sich ernährt. Ganze große Inseln des Meeres sind aus Korallen, aus diesen Gebäuden schwacher Würmer, hervorgegangen, und tragen jetzt Wälder und Dörfer.

Der Polip im Wasser gleicht einer fadenförmigen, schleimigen Pflanze; er hat Aeste und Zweige. Zerschneide ich ihn, wachsen neue Zweige und Aeste hervor. Aber ein Würmchen schwimmt durchs Wasser: sogleich schlingen sich alle Aeste und Zweige jener Pflanze um das kleine Geschöpf, führen es zum obern Theil des Stengels, wo sich eine Oeffnung erweitert, um den Wurm zu verschlingen und Nahrung davon zu ziehen.

Unmerklich, wie der Uebergang von der vollkommensten Pflanze zum unvollkommensten Thiere, welches schon Empfindung und willkührliche Bewegung hat, schreitet die steigende Vollendung durch die ganze Kette der Thierwelt, von den einfallen Korallen zu den Muschelthieren, von den Muscheln und Insekten und kriechenden Thieren, von dem Geschlecht der Schlangen zu dem Aal des Wassers und zu den Wundern der Meere, durch die Legionen der Fische bis zum Seelöwen und dem geflügelten Fisch, der sich in die Luft erhebt. Der Vogel, den statt der Schuppen Federn, statt der Flossen Flügel zieren, durchschwebt die Regionen der Wolken. Aber unter diesen gefiederten Thieren nähert sich den vierfüßigen Geschöpfen die Fledermans, oder der erhabene Strauß in den Wüsten, der mehr läuft als fliegt, und dessen Flügel nur den Dienst der Füße erleichtern.

Die vierfüßigen Thiere kommen in tausend mannigfaltigen Abstufungen allmälig der menschlichen Gestalt näher, und der Affe zeigt schon hohe Aehnlichkeit mit dem Menschen.

Der Mensch aber selbst, das erhabenste Glied der irdischen Wesenkette, geht mit aufgerichtetem Antlitz durch die Welt; sein Auge sieht zum Himmel; er beherrscht die Reiche der Steine, Pflanzen und Thiere. Er stürzt den Adler aus der Luft, er zieht den Fisch aus dem tiefsten Meeresgrund. Ihn leitet nicht mehr der blinde, dunkle Instinkt oder Naturtrieb, sondern eine Alles beleuchtende Vernunft ist sein Eigenthum. Er hat den freien Gedanken und die Gabe der Sprache. Mit seinem Geiste erhebt er sich weit über sein eigenes Selbst; ihm strahlen die ersten Funken göttlicher Offenbarung in die Seele — der Mensch allein weiß hienieden von einem Gott. Er erhebt sich bis zu ihm, und sinkt vor seinem Throne nieder, und betet ihn im Staube der Erdenwelt an.

Vom himmlischen Licht erleuchtet, eilt er den Weg zur Ewigkeit, und streckt mit zitternder Freude die Hand nach der Krone der Unvergänglichkeit aus, und schmückt damit sein unsterbliches Haupt. Welch ein ungeheurer Zwischenraum dehnt sich nicht zwischen dem todt fliegenden Samenstaub und der erhabenen Menschenseele aus, die Gott denkt! Welche Millionen Stufen und Stufen in unabsehbaren Reihen vom niedrigsten Geschöpf, das wir kennen, bis zu der Höhe, wo der Mensch steht!

Aber wie? ist hier schon die letzte Höhe? Endet nun schon die Himmelsleiter der Schöpfung? Ragt der gebrechliche Mensch schon unmittelbar an die Majestät Gottes? Verlaß, o meine Seele, mit deinem Blick die Erde, und sieh empor in jene Regionen, wo unzählbare Welten in unnennbaren Fernen schweben, und die wir wegen ihrer ungeheuern Weite nur noch als glimmende Funken erkennen. — Wie wird dir bei diesem Anblick? Du siehest und ahnest neue Stufen, neue Wesen, neue Kräfte droben! Aber ein undurchdringlicher Schleier verhüllt uns dies prachtvolle Schauspiel. Durch die Kunst der Fernröhren haben wir nun erfahren, daß jene kleinen Sterne Weltkörper sind, so groß und öfters noch viel tausendmal größer, als der Erdball, auf dem wir wohnen.

Und wenn ich denn aus dem schliessen darf, was ich hienieden sehe, auf das, was mir dort dunkel ist; wenn die Stufenleiter zur göttlichen Vollkommenheit ins Unendliche fortgeht: so sind dort vielleicht Welten, ähnlich verwandt unserer Erde, wie die Pflanze dem Thiere, wie das Thier dem Menschen; so stehen dort Weltkörper, neben deren Größe und Pracht unser Erdball nur ein flüchtiger Sonnenstaub ist; so stehen dort Welten von höhern Wesen bewohnt, die stufenweise emporgehen über uns, wie wir über Pflanzen und Thiere!

Und die schimmernde Kette der Schöpfung steigt mit denselben höher, immer höher durch das Reich aller Möglichkeit, aller Vollendungen. Darf ich glauben, daß ich das vollkommenste Wesen der Allmacht sei? Ich bin es hienieden, aber bin ich es in andern Regionen? Wie lange ist noch die Reihe besserer vollkommener Geister über mir!

Himmlische Wesen, heilige Engel, Erzengel, oder mit welchem Namen die dürftige Menschenzunge euch schmückte, ihr erhebet euch durch das Ewige zum Urquell des Lichts und des Heiligsten! Ach, werde ich einst zu euern erhabenen Stufen gelangen? Werde ich, entbunden von dieser Erde, emporgehen zu der untersten eurer Reihen? — höher dringen und höher zu euerm und meinem Schöpfer?

Und ihr, himmlische Wesen, ihr, die ihr auf der letzten Sprosse der Vollendung in namenloser Seligkeit schwebet, der Gottheit nahe, in ihrer Herrlichkeit wohnend, auch ihr verschwindet endlich wie ein Nichts vor der Majestät des Allerhöchsten selbst! — Euer Dasein stammt nur von ihm, aber er selbst ist durch sich selbst. Er ist, der er war, und sein wird; ihr seid nur Schatten. Eure höchste Vollendung und Seligkeit sind nur matte Strahlen des Glanzes; Gott aber ist der Unendlich-Vollkommene, ein Ozean des Lichts, in welchen kein Cherub zu schauen wagt. (1 Tim. 6, 16.)

Herr! Herr! o mein Gott, o du Namenloser und Unerforschlicher! ich sinke vernichtet in den Staub zurück, wenn der Gedanke an Deine Majestät mit Schauer und Entzücken durch meine Seelee dringt. O mein Gott, o du Allmachtvoller! wenn mein Geist in den Wundern Deiner Schöpfung mit seligen Empfindungen untergeht, wenn er auf den Flügeln seiner Einbildungskraft durch die uferlose Ewigkeit hinschwebt, wenn er von Stern zu Stern, von Welt zu Welt immer heller die Verherrlichung Deiner Größe sieht — da fühle ich mein Nichts. Ich bin ein unbedeutender Punkt unter den Millionen und Millionen Wesen, die Dein grenzenloses Weltgebäude bewohnen. Ach, meine ganze Stärke ist vonnöthen, um mich zu überzeugen, daß auch Du in meiner Niedrigkeit auf mich herabblickst! Da geht mir einst das Licht heller auf über die Unermeßlichkeit Deiner Gnade, daß Du auch meiner gedenkest!

Womit denn, o mein Herr und mein Gott, womit denn habe ich es verdient, daß Du mir auf der Stufenleiter Deiner Schöpfung schon eine so hohe Stelle anwiesest? Ich konnte ein Staubkorn, eine Pflanze, ein Wurm sein,

Du aber riefest meine Seele aus dem Nichts hervor. Deine Offenbarungen strahlten in ihrem Innern wieder; ich darf Dich denken und eine Unvergänglichkeit hoffen, wie Deine Liebe unvergänglich ist und unerschöpflich!

Ringen will ich, ohne Ermüdung ringen, höher zu klimmen an der göttlichen Schöpfungsleiter. Ringen will ich und nie müde werden, durch heiligern Wandel und durch Ausbildung und Entwickelung meines Geistes den erhabenern Wesen näher zu kommen, die über mir stehen. O Allmächtiger, gib mir Stärke! Ich bin nichts, ich habe nichts! Durch Deine Gnade allein bin ich, was ich bin, und habe ich, was ich habe. Ohne eigenes Verdienst muß ich nur Deine ewige Barmherzigkeit anrufen und Deine ewige Liebe!

257.

Der gestirnte Himmel.

Psalm 8, 4. 5.

Um Erden wandeln Monde,
Erden und Sonnen,
Aller Sonnen Heere
Um eine große Sonne,
Vater unser! der Du bist in den Himmeln!
Auf allen diesen Welten, leuchtenden
Und erleuchteten,
Wohnen Geister an Kräften ungleich
Und an Leibern.
Aber alle danken Gott, und freuen sich Dein:
Geheiligt werde Dein Name!

Wenn am Abend das schöne Licht des Tages verschwindet, wenn finstere Schatten Stadt und Dorf, Felder und Gebirge umziehen; wenn das laute Geräusch des Lebens verstummt, und alle müden Sterblichen, und alle lebendigen Geschöpfe zum Schlaf niedersinken; wenn gleichsam ausgestorben der weite Erdball wie ein Todter im dunkeln Grabe versunken ruht: dann erhebt sich mit begeisternder Feierlichkeit die Nacht; und vom Himmel herab strahlen die ewigen Gestirne in unsere Finsterniß hernieder; wir sehen keinen Erdball mehr mit seinen Schönheiten und Wildnissen — wir sehen nur fremde Welten, die aus der Unendlichkeit des Weltalls freundlich herablächeln.

Jede Nacht erneuert mir das Vorbild von meinem Tode. Der Schlaf, des Todes Bruder, will mir die Augen schliessen; meine Gebeine sehnen sich zur Ruhestätte; die Welt hat keine Reize mehr; die verfinsterte Erde hat ihr Licht und ihren Schmuck verloren; nur noch der Himmel strahlt. Schließt dereinst der Tod mein brechendes Auge, und versinkt dies Leben in Nacht auf ewig — habe ich Alles verloren — dann glänzt noch der Himmel, dann erst schließt sich die Ewigkeit strahlend vor mir auf.

Die Weisheit des Schöpfers hat dies Alles nicht vergebens also geordnet. Nicht vergebens mahnt er mich durch die Nächte, welche den Erdball verdunkeln, an die Zeit, da er auf immer unter mir verschwinden wird. Nicht vergebens läßt Gott die strahlenden Welten des Himmels aus unermeßlichen Fernen allmälig auf mich niederleuchten. Sie ermahnen mich an die Erscheinung der Ewigkeit, an mein Fortdauern jenseits des Todes. Jene entfernten Sterne sind Weltkörper, alle unendlich größer, als der Erdball, welchen ich jetzt noch bewohne. Sie schimmern mit ewigem Licht aus der Unendlichkeit nieder. Sie verkünden die Größe des Schöpfers, die Gnade des ewigen Vaters, sie sind die Wohnungen im göttlichen Weltall.

Die Hälfte meines Lebens ist Tag; die Hälfte meines Lebens kann ich mich irdischen Geschäften weihen und dieser Welt gehören. — Aber auch die Hälfte meines Lebens ist Nacht, und fremde Welten flammen im unendlichen Firmament über mir, die mir zu sagen scheinen: „Betrachte uns! Du gehörst nicht der Erde allein an; du gehörst auch dem Himmel an. Du bist aus Leib und Geist zusammengesetzt; deine Zeit besteht aus Tag und Nacht; du gehörst zur Hälfte dieser Welt, aber auch zur Hälfte der Ewigkeit an. Vergiß über der Erde nicht des Himmels!“

Wie gleichgültig aber geht der Sterbliche unter der Pracht des gestirnten Himmels hin; wie selten erhebt sich beim Anblick desselben sein Gemüth zu der Majestät des Schöpfers! Er ahnet nicht die Größe der Allmacht; er versteht die Zeugen der Ewigkeit nicht, die zu ihm sprechen. Höchstens bewundert er mit kindlichem Wohlgefallen die glänzenden Punkte am Firmament, und freut sich der tausend ewigen Feuer über seinem Haupte, ohne weiter zu gehen in seinen Betrachtungen, gleich dem Thiere, welches unbekümmert und gedankenlos durch die Wunder der Schöpfung hingeht.

Aber nicht also du, o wahrhafter Jünger Jesu, o Christ! — Nie erscheine dir die Pracht und Herrlichkeit des Sternenhimmels, ohne den Gedanken der Ewigkeit zu fassen. — Nie erhebe dein Auge zu den flammenden Sonnen und Erden des grenzenlosen Weltalls über dir, ohne der Majestät Gottes und seiner Allmacht zu gedenken, die zu fassen kein menschlicher Verstand vermag.

Denke dir, indem du hinaufschauest, jener Sterne unendliche Mannigfaltigkeit und Anzahl. Mit bloßen Augen kann man beim reinsten Himmel des Nachts beinahe eilfhundert Sterne, das heißt eilfhundert Weltkörper zählen, die größer als unser Erdball sind. Wird aber der schwache Blick des Auges durch die Kunst der Fernröhre bewaffnet und schärfer: so erkennt man in dem ungeheuern Raum des Himmels, welchen wir übersehen, achtzigtausend Sterne, von denen einer immer tiefer hinaus im ewigen Raum des Weltalls steht, als der andere. Durch die besten Fernröhre aber entdeckt man eine noch bei weitem größere Summe von Gestirnen. Sternkundige haben vermittelst ihrer weitsehenden Fernröhren nur an einem kleinen Fleck des Himmels so viel Sterne gezählt, daß, wenn alle Theile des Firmaments mit eben so viel Gestirnen bevölkert sind, der ganze Himmel über fünfundsiebenzig Millionen Sterne trägt. Könnte menschliche Kunst das Auge noch mehr schärfen, daß es in noch fernere Gegenden des unendlichen Weltalls dringen würde — die Zahl der Himmelskörper wäre nicht mehr durch menschliche Worte auszudrücken.

Aber die Entfernung der Gestirne von unserm Erdball ist nicht weniger ausserordentlich groß, als deren Menge. Die meisten dieser Sterne schweben in so ungeheurer Weite von uns, daß sie auch durch die allerkostbarsten Fernröhren nicht größer erscheinen, als wir sie mit bloßen Augen sehen. Es gibt keine Zahl, ihre Entfernung von uns auszudrücken. — Einer der allernächsten Sterne für uns, und zwar derjenigen Sterne, die mit eigenem

Lichte glänzen, ist das prachtvolle Tagesgestirn, die Sonne. Sie vergrößert sich noch, durch das Fernrohr betrachtet, und doch beträgt ihre Entfernung von uns einundzwanzig Millionen Meilen! Welche mächtige Ferne!

Wie klein erscheint in dieser Ferne der prachtvoll strahlende Weltkörper, den wir Sonne nennen, er, der doch eine Million vierhundert und achtundvierzigtausend Mal größer ist, als unser Erdball! — Das Licht der Sonne, welches kaum mehr als acht Minuten Zeit braucht, um den unermeßlichen Raum von sich bis zur Erleuchtung des Erdballs zu durchfliegen, würde eben so viele Jahre nöthig haben, um den noch unermeßlichern Raum von sich bis zu dem nächsten der mit eigenem Lichte strahlenden Sterne zu durchfliegen.

Welche Größe des Weltalls! welche Unendlichkeit! Und doch sehen wir gewiß nur den geringsten Theil dieser im grenzenlosen Himmelsraum wandelnden Sonnen und Erden. Noch strahlen und wandeln Millionen und Millionen derselben in weit entlegneren Gegenden. Denn von Jahrhunderten zu Jahrhunderten haben die Sternkundigen hin und wieder einen neuen, fremden Stern erblickt, der viele Jahre lang neben andern Gestirnen leuchtete, dann wieder schwächer glänzte, und, sich in die Ewigkeit des Weltalls verlierend, verschwand. Wohin ging er? Wem leuchtet er jetzt? — Eben so erscheinen von Zeit zu Zeit jene unter dem Namen der Kometen bekannte Gestirne. Sie treten aus unbekannten Fernen allmälig immer heller hervor, strahlen mit sonderbarem Glanz, wenden sich wieder von uns ab, werden, je weiter sie in den grenzenlosen, weiten Weltraum zurückkehren, kleiner, leuchten immer blässer, bis sie dem Auge ganz entfliehen. Wer sagt uns, wo im uferlosen Weltall ihre Heimath sei?

Jene Tausende von Sternen, welche wir am unbewölkten Nachthimmel mit bloßen Augen erkennen mögen, gleichen darin unserer Sonne, daß sie, wie diese, mit eigenthümlichem Lichte strahlen. Es sind also wahrhafte, aber unbeschreiblich weit von uns prangende Sonnen, geschaffen, um andere, dunkele Weltkörper oder Sterne zu erleuchten, die kein eigenes Licht haben, wie unsere Erde, oder wie der Mond, oder wie andere Sterne, die wir unter dem Namen Planeten kennen.

Zehn solcher Hauptplaneten, welche Licht von unserer Sonne erborgen (ohne Sonne versänken sie und wir in ewige Nacht und Erstarrung), schweben um die Sonne. Sie alle sind Erden, wie unser Erdball; ihrer viele sind kleiner, andere größer, als der Stern ist, welchen wir noch heute bewohnen. Und die allernächste von diesen Erden ist doch noch acht Millionen weit von der Sonne entfernt; aber derjenige Erdball, der am allerentferntesten von der Sonne schwebt, ist beinahe vierhundert Millionen weit von ihr. Die Einbildungskraft schaudert, wenn sie an diese unermeßlichen Räume gedenkt, in denen so viele große Welten sich frei schwebend um die Sonne, wie um ihren erwärmenden und beleuchtenden Mittelpunkt, schwingen. Die Seele verliert sich in dem Unermeßlichen, und zittert vor der unbegreiflich hohen Majestät des Schöpfers.

Und wie unsere Sonne, um welche unser Erdball schwebt, zehn andern größern Weltkörpern nebst andern Monden Licht und Tag gibt: sollten jene tausend Millionen Sonnen, welche uns nur als kleine Sterne erscheinen, ihr Licht vergebens ausgiessen? Sollten sie nicht auch jede ihre dunkeln Weltkörper um sich her zu beleuchten haben? — Wie unendlich weit also muß eine Sonne, ein Stern mit seinen Nebenweltkörpern vom andern Stern entfernt sein, wo wir sie am Himmel alle gedrängt beisammen zu sehen wähnen! Also scheinen oft in einem Walde die fern von einander stehenden Bäume, aus gewisser Ferne betrachtet, doch beisammen befindlich zu sein.

O Gott, o majestätischer, durch unendliche Schöpfung verherrlichter Gott, welch eine Pracht, welch ein Ozean des Lichts und des Lebens, welche Unermeßlichkeit, welche Ewigkeit! — Wenn ich den Himmel ansehe, Deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die Du bereitet hast: o, was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest? und des Menschen Kind, daß Du Dich seiner annimmst? (Ps. 8, 4. 5.)

Aber mein Erstaunen über die Größe des endlosen Raums, welchen ich Sternenhimmel nenne, steigt mit jeder neuen Betrachtung. Ich sehe einen hellen, weißglänzenden Streifen, wie eine entfernte hellglänzende Wolke, mitten durch den heitern Nachthimmel gezogen. Dieser weiße, ewig blendende Schimmer wird von uns die Milchstraße genannt. Umsonst will das Auge, mit den köstlichsten Fernröhren bewaffnet, diese erhellte Himmelsgegend durchforschen. Es findet nichts als ein ungeheures Meer unveränderlichen Glanzes. Es sind die verworrenen Strahlen von Millionen und abermal Millionen entfernten Sonnen, es ist das Licht von so weit im unermeßlichen Abgrund der Himmel befindlichen Gestirnen, daß wir diese selbst nicht mehr sehen können. Nur der letzte matte Schimmer ihrer Strahlen rührt noch schwach unsern Blick. Wohnten wir auf einem andern, jener Milchstraße näher schwebenden Weltkörper, dann würden wir, statt des weißglänzenden breiten Streifens am Himmel, einen Ozean von Glanz und Licht aus Milliarden Sonnen, Stern so dicht an Stern gedrängt sehen, daß Alles nur ein einziges Feuer zu sein schiene.

Die verwegenste Einbildungskraft schaudert in dieser Grenzenlosigkeit der Schöpfungen furchtsam zurück. Und könntest du mit Flügeln, schneller als der Blitz, schneller als das Licht, schneller als der Gedanke, von Stern zu Stern dich schwingen; hättest du die Erde und ihre Sonne weit hinter dir zurückgelassen — und flögest du von einem Jahrtausend durch das andere Jahrtausend — du suchtest vergebens das Aufhören des Weltalls. Immer neue Gestirne, neue Schöpfungen würden dir aus endlosen Entfernungen entgegenstrahlen. Und hättest du sie erreicht, so würden sich wieder neue glanzvolle Welten aus neuen Fernen dir offenbaren. Du siehest kein Ende, kein Ufer. Du verlierst dich schwindelnd in der Ewigkeit des Seins. Du erreichst nicht den Saum der Allmacht und ihrer Wirkungen.

So viel es menschliche Erfindung und Kunst bisher vermochte, ist die Natur und Gestalt und äussere Oberfläche der uns am nächsten stehenden Weltkörper untersucht. Der Mond steht uns so nahe, daß die Sternseher durch Hilfe ihrer Werkzeuge schon einen Punkt daran erkennen, was auf Erden eine der größten Städte sein würde. Man hat in ihm zahlreiche Gebirge, zahlreiche Thäler entdeckt. Aber jene Gebirge des Mondes scheinen ganz anderer Art, wie die Berge auf Erden zu sein. Viele durchziehen in langen Ketten den ganzen Weltkörper; andere gleichen einem Ringe, dessen Inneres dunkel ist. — Eben so wunderbar ist die Sonne. Bei genauen Beobachtungen ist es wahrscheinlich geworden, daß auch

die Sonne, gleich unserer Erde, ein dunkeler, bewohnbarer Weltkörper sei, aber umgeben von einem blendenden, strahlenden Licht, welches über und um den Sonnenkörper wallt, wie die dunkeln Wolken um den Erdball. Jene Licht- und Glanzfülle der Sonne wallet oft näher zusammen; oft scheinen sich die hellstrahlenden Gewölke zu trennen, und man sieht durch sie, wie durch einen zerrissenen Strahlenschleier, auf die dunkle Oberfläche des Sonnenkörpers hinab. — Wenn jener prachtvolle Weltball der Sonne von vernünftigen Wesen bewohnt ist: so wandeln sie im ewigen Licht. Ein Ozean von Glanz erfüllt ihren Himmel, statt daß wir auf Erden über unserm Haupte die schwebenden Wolken erblicken.

Und wie, sollten jene Erden, jene Millionen Welten, todt und unbevölkert geblieben sein? — Die Allmacht Gottes hätte sie in das Dasein gerufen ohne Absicht und Zweck? — Nur unser Erdball, einer der kleinsten aller Weltkörper, ein bloßes Staubkorn im unendlichen Weltgebäude, genösse allein den Vorzug, von vernünftigen Wesen bewohnt zu sein, die Gott verehren und seine Herrlichkeit anbeten können? — Wer möchte dies glauben? — Wer kann es glauben, daß des Schöpfers unerschöpfliche Macht und Güte, die auf unserer Erde auch den kleinsten Grashalm mit Gewürmen und Thieren aller Art bevölkerte, die größten Welten todt und öde ließ? — — Nein, nein, das Weltgebäude ist nicht ausgestorben! Geister, die Gott verehren können, bewohnen auch die übrigen Welten und Reiche, und verherrlichen seinen Namen. Der Erdball, auf welchem wir leben, und dessen Dasein gar nicht einmal vermißt werden würde unter so vielen Millionen Welten, wenn er in Nichts verschwände, dieser Erdball, sage ich, der gleichsam nur ein Sonnenstäubchen im unermeßlichen All des göttlichen Reiches ist, dieser Erdball ist *nicht allein* ein Wohnplatz vernunftbegabter Geschöpfe! — Andere Wesen, wohl vollkommener und edler noch, als wir, leben in andern Welten. Auch sie gehören zu der Familie des himmlischen Vaters; auch sie sind Bürger des Reichs Gottes, und vollziehen vielleicht seinen heiligen Willen vollkommener als wir. O, welche erhebende Aussicht in das Reich der Unendlichkeit! Welche endlose Stufenreihe geistiger Vollkommenheit! Wie dehnt sich die Laufbahn vor meinen Blicken! Wie unendlich hoch über mir steht das Ziel des Strebens! Werdet vollkommen, ruft uns das Weltall zu, werdet vollkommen, wie Gott vollkommen ist.

Anbetend sinke ich, ewiges, höchstes Wesen, ich armer Staub, vor Dir im Staube hin! Du, dessen Namen, dessen Größe Millionen Wesen, auf Millionen Welten, mit Andacht feiern; Du, der allbeseligend im unendlichen Ganzen wohnt, und Freude und Entzücken über alle Sterne hinstreut; Du, in dessen Lichte unermeßliche Welten, wie geringe Sonnenstäubchen, spielen, und dessen Schöpfungen keine Schranken kennen; Herr, Herr, vor dessen Majestät alle Geister ehrfurchtvoll beben, und der Seraph schaudernd das Antlitz verhüllt — du Höchstes, du ewiges, du Alles! Du bist mein Vater! —

Ach, laß mich Dich *Vater* nennen! In dem Worte liegt mir nun ein nie empfundener Himmel, eine Seligkeit, eine Beruhigung, werth, von Engeln genossen zu sein. — Vater, Vater, der Du bist in den Himmeln, Dein Name wird in tausend und tausend Welten geheiligt, Dein Reich ist auch zu unserm Erdstern gekommen, und umfaßt beglückend die weite Ewigkeit.

Ja, wenn die Nacht mit begeisternder Herrlichkeit emporsteigt, und sie den Schleier von Sonnenstrahlen hinwegzieht am Firmament; wenn wunderbar aus ewigen Fernen, aus den Tiefen des Weltalls, tausend neue Sonnen, neue Erden schimmern: dann hebe sich mein entzückter Blick nie wieder zur stillen Pracht der Gestirne, ohne *Deiner Hoheit*, Größe und Macht zu gedenken.

Jene Gestirne predigen Deine Majestät herrlicher, als es der Geist eines Sterblichen vermag. Jene Gestirne, die aus dem ewigen All mich anstrahlen, sind heilige Offenbarungen von oben her, sind Propheten der Ewigkeit, die mich anrufen. Sie sind Weissagungen von dem unbekannten Jenseits, welches mich erwartet. — O mein Gott, mein Gott, vielleicht habe ich nun schon, mir unbewußt, den Blick in das Geheimniß der Ewigkeit geworfen. — Vielleicht sah ich schon Strahlen einer Welt, die einst meine Welt, in der verklärt und veredelt die Geister meiner Geliebten mit überirdischem Entzücken wallen; — ach, sie sehnen sich nicht mehr zu dieser Erde zurück! Vielleicht erkennen sie dieselbe kaum noch als einen kleinen Punkt unter den Sternen, wissen nicht, daß dieser Punkt einen kurzen Traum lang ihr Wohnort gewesen — wissen nicht, daß noch auf diesem Punkt ein liebendes Herz wohnt, welches sie vergebens ruft. —

O zurück, mein Geist, von diesen kühnen Vermuthungen! — Dein Blick schwang sich von Stern zu Stern in das Unendliche; dich umschauerten süße Ahnungen der Ewigkeit — gehe, verbirg dich in die Einsamkeit, sinke kniend vor dem Thron der Gottheit hin und bete an!

258.

Der Morgen.

Hiob 37, 4—7.

Daß sie ihm danken müsse,
Verhüllt Gott seine Welt
In güt'ge Finsternisse,
Wie in ein sichres Zelt.

Zu neuer Kraft genesen
Drängt dann, im frohen Chor,
Verjüngt sich jedes Wesen
Ans Morgenlicht hervor.

Wie herrlich ist die Erde:
An jedem Morgen spricht
Der Herr ein neues „Werde!"
Und es wird wieder Licht.

Wie den verschiedenen Zeiten des Jahres, hat der Schöpfer auch selbst jeder besondern *Tageszeit* eigene Reize und Schönheiten gegeben. Ich bemerke dies täglich, sogar mitten unter meinen Beschäftigungen, im Getümmel meiner Arbeiten.

Wie ganz andere Empfindungen durchströmen mich am *Morgen*, wenn ich vom wohlthätigen Schlummer erquickt hervortrete, die Meinigen wieder begrüße, und das rege Leben wahrnehme, mit dem Alles seine Tagesgeschäfte beginnt; — wie verschieden von jenen heitern Gefühlen sind diejenigen, welche mich des *Abends* durchdringen, wenn sich Alles nach Stille und Ruhe zu-

rücksehnt, wenn meine Glieder ermattet sind, und Himmel und Erde in Dämmerung und Finsterniß zurücksinken! Oder wie anders erscheint mir die Welt, wenn sie im hellen Glanz des Mittags schimmert, und alles Leben gleichsam die höchste Stufe der Thätigkeit erreicht hat; wie ganz anders, wenn ich in der dunkeln Mitternachtsstunde wach bin, und das Schweigen des Todes und die Finsterniß des Grabes mich zu umringen scheint.

Ja, die Verschiedenheit der Tageszeiten wirkt so mächtig auf jeden Sterblichen, daß er ein ganz anderer Mensch am Morgen, ein ganz anderer am Abend zu sein scheint. Am Morgen, voller Kraft, sieht er Alles heiterer und heller, beurtheilt Alles billiger, ist freundlicher, hoffnungsvoller; am Abend ist er unwillkürlich ernsthafter, schüchterner; er urtheilt strenger, ist leichter gereizt und empfindlich, sei es für Freude oder Kummer; sieht Vieles bänger und zaghafter und unter ungünstigerm Lichte an. Am Abend verwundert er sich oft über die Kühnheit seiner am Morgen gemachten Entwürfe; und am Morgen verspottet er selbst seine Muthlosigkeit, die er des Abends empfand.

So hat der Schöpfer in Alles, selbst in das Gewöhnlichste unsers Lebens, eine wunderbare Mannigfaltigkeit gelegt, die uns nie ermüden läßt. Ein fortdauernder Wechsel der Gegenstände und Gefühle reizt uns zu anhaltender Thätigkeit, weil ohne Thätigkeit keine Verbesserung unsers Zustandes möglich ist.

Und sollte ich gegen diese Veranstaltungen meines Gottes gleichgültig sein? gegen Veranstaltungen, die er zu meiner Glückseligkeit auf Erden, zu meiner allmäligen Veredelung getroffen hat?

Nein, ich bin ein Christ! Nichts ist mir gleichgültig, worin sich mir Gottes Weisheit und Güte offenbart. Ich bin ein Kind Gottes, des Allmächtigen: wie sollte ich ohne das tiefste Vergnügen die Werke meines ewigen Vaters erblicken?

Umgebet mich, o ihr Erinnerungen aller glücklichen Morgen, die ich auf Erden lebte! Erwachet wieder in mir, ihr heiligen Empfindungen, die ihr mich beseligt habt, wenn ich über die blühende Natur eine strahlende Sonne durch die Wolken des Morgenrothes aufsteigen sah, und durch die ganze Schöpfung der Lobgesang auf die ewige Güte ertönte! Werdet wieder rege, o ihr süßen Thränen meines Entzückens, welche mein Auge zuweilen umdunkelten, wenn mich Gottes Majestät und Herrlichkeit aus seinen wundervollen Werken in einer goldenen Frühstunde umschwebten! Den will ich preisen, ihn bewundern, der des Weltalls Schöpfer und auch mein Schöpfer, der des Weltalls Vater und auch mein Vater ist.

Fürsten der Erde, verschwendet eure Schätze, um euch in prachtvollen Festlichkeiten ergötzen zu können, die ihr selbst erfunden habt: wie nackt und armselig erscheint eure Pracht neben dem Glanze eines Sonnenaufgangs über die erwachende Welt, neben dem Strahl der Morgenröthe, welcher den ewigen Himmel durchdringt!

Die Natur feiert an jedem Sommermorgen ein Fest ihrer eigenen Schönheit, und selbst den rohen Wilden erschüttert die Gewalt dieser göttlichen Erscheinungen. Welche Gefühle nun müssen des erleuchteten Christen Herz da bewegen!

Die Nacht hat ihr erquickendes Werk vollbracht: sie hat dem Müden neue Kraft, sie hat dem Kranken balsamischen Schlummer, dem Unglücklichen Träume des Trostes gegeben. Nahe ist die Stunde des Erwachens Aller. Schon umschwimmt eine blasse Dämmerung die Hügel und Wälder; Hütten und Gebüsche treten schon verworren und klarer aus den geheimen Finsternissen, und silberweiße Nebel lagern auf den Wiesen und über den Flüssen enger zusammengedrängt. Zu den Wolken des Himmels steigt singend die Lerche, um den werdenden Tag zu begrüßen; aus der Ferne herüber tönt des Hahnes Krähen, und verkündet den anbrechenden Morgen. Kalt und düster schweben, wie riesenhafte Schatten, am Rande des Gesichtskreises die hohen Gebirge.

Immer heller glänzen die Farben der nahen Gegenstände. Der Morgenstern funkelt blaß über Gewölke nieder, deren Saum sich in der Tiefe entzündet und mit dunkeler Gluth über die Fluren leuchtet. Ein goldenes Feuer strömt durch den ganzen Himmel herauf; es wird gewaltiger von Augenblick zu Augenblick. Die Gipfel der Berge lodern wie Flammen auf Opferaltären, Verklärung umfließt die Haine und Höhen, und selbst die Wolken des Abends leuchten herrlich zurück. Die Vögel in den Gebüschen erwachen und entflattern ihren Nestern; die Heerden werden rege; der thätige Landmann tritt vor die Hütte in die Wohlgerüche der blumenreichen Flur hinaus. Aber tiefe Stille waltet noch immer in der Welt, und wie in großer Erwartung liegt Alles lauschend da.

Und ein kühler Hauch von Morgen her durchschauert alle Wesen, durchbebt die blühenden Zweige des Baums, und die Blumen des Feldes zittern darin. Die Gebirge erglänzen. Wie schimmernde Rauchsäulen wälzen sich plötzlich die Nebel von Wiesen und Strömen gen Himmel empor. Es rauscht freudiger die Welle des Baches; die Lüfte ertönen vom Gesange mannigfaltiger Vögel; frohes Leben rauscht in Dörfern und Städten — die ganze Erde jauchzt, der ganze Himmel flammt — — die Sonne ist aufgegangen.

O welch ein Gewühl von reizenden Farben und Tönen! Welch ein begeisterndes Schauspiel, diese Weltschöpfung aus dem Leeren und Wüsten der Nacht! — Gottes Tempel ist aufgeschlossen. Die Sonne hat den heiligen Vorhang hinweggezogen von der Herrlichkeit der Schöpfung. Der Erdball ist ein einziger Altar. Alles, was Odem hat, preiset durch freudiges Gefühl den verborgenen Vater, den so viel Glanz umhüllt. Der Morgenstern verschwindet, um andern Welten die Macht des Schöpfers zu preisen.

Fürsten der Erde, verschwendet eure Schätze, um euch in Festlichkeiten zu ergötzen, welche ihr selbst erfunden habet. Aber was ist der Glanz eures Goldes neben dem Licht eines flammenden Himmels; was die Pracht eurer Edelsteine neben den Millionen Thautropfen, die auf den Halmen der Wiesen schimmern; was euer Purpur und Seide, in welche der gebrechliche Leichnam gewickelt wird, neben dem Farbenzauber der Blumen, die zu unsern Füßen zittern und aus ihren zarten Kelchen Wohlgerüche opfernd in die Lüfte streuen? Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eins. (Matth. 6, 29.)

Dem Christen, dem Freunde Gottes, ist jeder neue Morgen ein neues, stilles Fest im Innern seines Gemüthes. Und streut die Morgenstunde des Winters statt der Blüthen auch nur spielende Flocken Schnees um die Fenster eurer Hütten — hier ist nicht minder Pracht,

nicht minder Schöpfersgüte! Auch im Winter durchdringt uns die gleiche Erquickung, die gleiche freudige Stimmung. Während der Sommermorgen unsere ganze Seele in der unendlichen Anmuth der Natur gleichsam auflöset, führt der Wintermorgen uns tiefer in unser Selbst zurück, macht uns mehr zu unserm Eigenthum, und zum Eigenthum unserer Lieben.

Ja, Allmachtvoller, Gütevoller! in allen Jahreszeiten bist Du, Gott, unser Gott, unerschöpflich an neuen Gaben Deiner Huld und Macht! Du liessest es niemals, Du lässest es in keiner Stunde an Beweisen Deiner Gegenwart und Größe fehlen. Daß wir Dich, Gott, unsern Gott, überall und in Allem erblicken, dazu muß uns Dein Geist selbst durchdringen, dazu muß uns Religion die Augen der Seele öffnen. Das Thier sieht nur das Thierische, Grobe, Sinnliche; der Geist aber ahnet nur das Geistige, das Ueberirdische, das Göttliche in den Erscheinungen des Irdischen.

Verschieden ist daher, wie die Religiosität der Menschen, auch ihre Empfindung, ihr Genuß des Morgens. Der sinnliche nur um irdische Bequemlichkeit; um sein bürgerliches Dasein bekümmerte Mensch entschlief am Abend unter wollüstigen Träumen, unter sorgenvollen Entwürfen, unter Leidenschaften, und erwacht mit ihnen. Er endete am Abend eine Plage seiner selbst, um sie am Morgen zu erneuern. Da ist kein Vertrauen, kein stiller Hinblick auf den Weltregierer, und auch keine harmlose Freudigkeit. Er denkt beim Erwachen: Womit will ich mich nähren? wom't mir Freude machen? womit mich rächen am Feinde? womit meinen Widersacher demüthigen? Er ist Thier, und thierisch ist sein Begehren, sein Hoffen, sein Bemühen. Und ist der Tag verflossen im Wechsel von Lust und Leid, von Lustbarkeiten und verdrießlichen Zufällen, so steht er arm da am Abend, wie er am Morgen war, ohne bleibende Aernte, ohne Beruhigung seines Gemüths. Er hat eine fröhliche Stunde genossen, die nicht mehr vorhanden ist; und hat einen Schmerz, eine Reue, eine Sorge gewonnen, die mit ihm zum nächtlichen Lager schleicht. Er hat im Schweiße seines Angesichts gearbeitet, sein alltägliches Werk beendet, sein Eigenthum um ein Geringes vermehrt, aber nicht seine innere Zufriedenheit erhöht. Er legt sich halb ruhig ins Lager, und hat einen Tag für die Freude und Veredelung seiner Seele verloren. So wiederholen sich die Geschichten der Tage, der Wochen, der Jahre. Der Mensch wird Greis, der Greis eine Leiche. Das Leben war ihm zwecklos. Was er erworben, bleibt dahinten; was er genossen, ist verschwunden.

Wie anders erscheint dem geistigen Menschen, dem Schüler Jesu, jeder Morgen des Lebens! Wie ganz andere Empfindungen beleben sein gestärktes Gemüth, wenn er erwacht vom Schlummer! Er sieht dankend zu Gott empor — denn nur diesem lebt er, nur diesem erwacht er. Gottes Macht war es ja, die ihn beschirmte vor mancherlei Unfällen, während Alles im tiefen Schlafe gefesselt da lag, und kein Anderer für uns wachte. Er sorgte für uns, inzwischen wir von uns selbst nichts wußten; so wie er schon unser gedacht hat, ehe wir da waren. Es scheint jeden Morgen die Stimme Gottes an ihn zu ergehen, wie sie einst an Hiob erging: Wo warest du, da ich die Erde gründete? Sage mir's, bist du so klug. Weissest du, wer ihr das Maß gesetzt hat? Oder wer hat ihr einen Eckstein gelegt? Da mich die Morgensterne mit einander lobeten und jauchzeten alle Kinder Gottes? (Hiob 38, 4 — 7.)

Betend weiht er sich dem Allbarmherzigen, dem Allerheiligsten. Dankend sinkt er im Geiste vor der ewigen Liebe nieder.

Ohne Namen, ohne Schranken,
Gott, ist Deine Güte! Danken
Soll die ganze Seele Dir;
Vater, wie viel thust Du mir!
Niemals, niemals wirst Du müde,
Vater, ach, mit welchem Liede,
Welchem Herzen preis' ich Dich?
Ach, ich stammle: Staub bin ich!

Und doch darf ich vor Dich treten,
Kindlich, Vater, zu Dir beten,
Ich, der ich auch diesen Tag
Nichts, nichts ohne Dich vermag.
Gerne hörest Du mein Flehen,
Gerne willst Du bei mir stehen,
Mir, so viel mein Herz umfaßt,
Thun, was Du verheißen hast.

Der Christ, wenn solche Morgenempfindungen sein Gemüth heiligen, hat damit sein ganzes Tagewerk geheiligt. Er geht, ein besserer Mensch, in das Gewühl des alltäglichen Lebens hinaus, ohne sich darin zu verlieren. Der Vater begrüßt freundlicher die erwachenden Kinder; sie sind ihm jeden Morgen neue Geschöpfe aus Gottes Hand; die Gattin schließt zärtlicher den frommen Gatten an ihr Herz; Gott hat ihn ihr erhalten. Die Religion verbreitet ihren sanften Glanz über alle Gegenstände, auch über das Geringste, indem sie das Herz zu mildern Empfindungen, zur Sanftmuth, zur Duldsamkeit, zur Liebe stimmt.

Einem Morgen, welchen uns die Religion verschönerte, kann kein trüber Tag folgen. Denn was wir thun, es ist mit Gott und in Gott gethan. Was wir erleben, es ist die Leitung der ewigen Vorsehung, deren Weisheit höher, als aller Menschen Vernunft, deren Güte unbegreiflich ist, wie unser ganzes Dasein. Wir zittern vor keiner Gefahr, die uns bevorsteht, denn der sie uns sendet, ist unser Vater im Himmel. Wie er in der stillen Nacht für uns, für unsere Lieben wachte: so sind wir immerdar, auch während des Tageslaufes, der Gegenstand seiner Liebe.

Selbst der Leidende, den eine Krankheit auf sein Schmerzenslager gefesselt hat, oder welchen die Last der Armuth beugt, oder welchem Unglück in der Familie das Herz mit Kummer füllt, oder welcher schmerzlich einen begangenen Fehler zu büßen hat — selbst er hat die Hälfte seines Leidens schon überwunden, wenn er sich in der Morgenstunde über das Irdische erheben, seine Seele gleichsam dem Himmlischen vermählen kann. Die Frucht der Morgenandacht, wo sich die Seele muthiger und freier ihrem Schöpfer entgegenschwingt, ist jenes stille, unüberwindliche Vertrauen zum Urheber unserer Schicksale, ist jene fromme, feste Hingebung in seinen Willen, die kein Ungemach stören mag. Die erste unserer Frühempfindungen tönt gleichsam durch alles andere Geräusch des Tages in unserer Seele fort, wie oft ein Morgentraum unser Gemüth in einer besondern Stimmung bis zum Abend hin erhalten kann. In der Andacht der gottgeweihten Morgenstunde erhebt der Geist sich leichter zu jener Höhe, wo man das Irdische erst nach seiner wahren

Richtigkeit schätzen lernt, und ihm nicht größern Werth beimißt, als es verdient.

So schön, so wohlthätig aber für den Christen auch die Erhebung des Gemüths, zu seinem Schöpfer und Vater in der Frühstunde des Tages ist, so unfruchtbar würde sie sein, wenn man darunter ein bloßes Gewohnheitswerk, ein Herlesen oder Hersagen gewöhnlicher, auswendig gelernter Gebetsformeln verstände, bei denen man so wenig denkt und fühlt. Der wahre Christ betet nur selten, nur bei den lebhaftesten Bewegungen der Seele, mit dem Munde; immer aber betet sein Herz. Er redet in seinen Gedanken zu Gott. Und dieser fromme, innige Gedanke, dieser stille Seufzer zum Führer unsers Lebens wiegt stundenlange Gebete auf, bei denen wir nichts empfinden.

Das andachtvolle Lesen schöner Morgengebete hat freilich ebenfalls seinen großen Nutzen für das Gemüth. Nicht aber darin, daß wir einem Andern die Gebete nachstammeln, sondern darin, daß sich unsere Andacht an der Andacht des Andern erwärmt; daß sich unsere Empfindungen an den Empfindungen des Andern entzünden; daß fremde Gedanken erst die Selbstthätigkeit unsers eigenen Gemüthes erwecken. Denn was wir empfinden, was wir bedürfen, was wir hoffen, wünschen, leiden, das weiß kein Fremder, welcher Gebete zur Erbauung schrieb. Unsere Freude, unsere Noth, unsere Sehnsucht, unser Zweck ist ja ausser uns Niemandem bekannt, als dem Allwissenden allein.

Gewöhnlich sind daher die fleißigen Alltagsbeter, nachdem sie ihren Morgenspruch hergestammelt haben, so leichtsinnig, wie zuvor. Sie glauben in ihrem Wahn, Gott das gebührende Opfer gebracht zu haben, und wollen nun auch wieder ihren Alltagsneigungen das Opfer bringen. Sie legen das Morgengebet bei Seite, verlieren den Gedanken an Gott, und gehen, ihren Bruder zu übervortheilen, ihre Mitschwester zu verleumden, ihre Eitelkeit zu kitzeln, ihre Unschuld zu beflecken. — Ach, sie sind nicht Jesu Jünger! Die Weihe ihres Morgens war keine Weihe, die segensvoll den ganzen Tag lieblicher machen konnte. Sie sinken wieder in den Schlamm ihrer Sünden, ihrer unreinen Begierden unter — kein Morgen- und kein Abendgebet reinigt sie davon.

Wahre Frühandacht, in Jesu Sinn begangen, wie er uns selbst beten lehrte (Matth. 6, 6. 7.), kann nicht möglich sein, ohne daß wir, indem wir uns im Geiste dem Allerheiligsten der Wesen nahen, unsere Unwürdigkeiten, unsere Schwächen, unsere Fehler wahrnehmen. Sie kann nicht möglich sein, ohne daß wir uns vor dem Blick des Allerreinsten, des Allwissenden unserer Flecken schämen. Und diese Scham und Scheu vor uns selbst, dies innere Erröthen vor unserer geheimen Schande, vor unsern eingewurzelten Gewohnheits- oder Naturfehlern, ist zugleich die Mutter unserer bessern Vorsätze, wird das feierliche Gelübde, es diesen Tag kräftig zu versuchen, ein von Fehlern unentweihtes Leben zu führen, edler, gemeinnütziger, liebevoller, versöhnlicher, menschenfreundlicher zu sein, als jemals.

Nur solche Morgenandacht ist wahre, christliche Einweihung des Tages; nur solches Opfer, welches wir der Gottheit darbringen, ist das köstlichste, was wir zu bringen vermögen; nur solcher Morgenstunde folgt Seelenfreudigkeit des Tages.

Darum ist dem Christen sein erstes Erwachen vom Schlummer ein feierlicher Augenblick, der über den Werth des ganzen Tages entscheiden kann. Dies Erwachen in der Morgenfrühe aus einer vielstündigen Art von Bewußtlosigkeit ist ihm eine Mahnung, eine Vorbedeutung von dem Erwachen aus dem Schlafe des Todes. — Du lebst! dies ist dein erstes Gefühl. Du bist erwacht! und wäre in diesem Schlafe deine Seele vom Leibe gewichen, weinten jetzt Freunde und Freundinnen am Todtenlager über deinem Leichnam: du wärest doch erwacht; nicht hier, wohl anderswo! Du bist erwacht; so wirst du immerdar aus der Finsterniß kurzer Bewußtlosigkeit, Schlaf oder Tod geheißen, hervorgehen. Den Wechsel dieses Schlummers und Erwachens ordnete des Schöpfers Weisheit nicht vergebens an. Alles hienieden ist ein Vorbild des Lebens und der Ewigkeit.

Ich werde, ja, ich werde einst erwachen vom letzten Schlummer, o Gott, o Ewiger! Wie wird mir sein, wenn dann nicht mehr das Licht der Erdenwelt in meine Augen fällt, sondern das Morgenroth der Ewigkeit mich umstrahlt! Ich werde erwachen, und wie ich hier nach jedem Schlummer meine Freunde wiederfinde, so auch einst! Ich werde mich wieder unter meinen Geliebten sehen, auch dort; werde auch wieder begrüßen, die vor mir starben, die früher als ich vom Traum des Erdenlebens erwacht sind. — O welch ein Morgen, dieser Morgen der bessern Welt! Welch ein Erwachen, dies Erwachen zur Ewigkeit! Von unbeschreiblicher Wonne zittert meine Seele.

Daß ich auch dann noch vor Wonne zittern möchte, nicht vor Furcht! Daß ich auch dann noch, o mein Gott, mit dieser Heiterkeit, mit diesem Vertrauen auf Deine unendliche Liebe hinblicken könnte, wie jetzt, wenn ich hienieden, von den Fesseln des Schlafes befreit, zu Dir hinaufsehe! Vater, o mein Vater, verlaß mich auch dann nicht. O das Schlafengehen ist süß, wenn man einem fröhlichen Morgen entgegen hoffen darf; und der Tod nicht bitter, wenn man kein schreckliches Erwachen zu fürchten hat. Vater, o mein Vater, verlaß mich nicht!

Die Erstlinge meiner Gedanken, die Erstlinge meiner Gefühle will ich, so lange ich auf Erden wohne, jeden Morgen Dir weihen. Durch sie will ich mein Tagewerk heiligen, Dir heiligen! Durch sie will ich mich läutern, reinigen, bessern, daß ich keinen Abend ermüdet zur Ruhe sinken könne, ohne das Bewußtsein: ich habe diesen Tag nicht vergebens gelebt; ich habe doch wenigstens eine gute That versucht!

Und wie hier, o Gott, mein Gott, sei Du mein erster Gedanke wieder, wenn ich zum Morgen des ewigen Seins aufwache!

259.

Der Mittag.

Spr. Sal. 10, 4. 5.

Fallet nieder, fallet nieder,
Betet Gottes Wunder an!
Unzählbare hat, ihr Brüder,
Unser Gott für uns gethan.

Seht, wir schöpfen, was wir haben,
Aus dem Strome seiner Gaben,
Jede Lust, die uns entzückt,
Jeden Vorzug, der uns schmückt.

Ruft uns die stille Morgenstunde zu heiligen Vorsätzen, die Ruhe des Abends zur ernstern Ueberlegung: so sind es die Mittagsstunden vorzüglich, welche unsere Thätigkeit auffordern. Da ist es, wo wir gleichsam im Getümmel der Tagesgeschäfte stehen; wo wir unsers Tugendsinns am meisten vonnöthen haben. Im Geräusche des Tages, wo allerlei Verhältnisse unsere Aufmerksamkeit ergreifen, wo hundert Anlässe unsern Zorn, unsere Rachsucht, unsern Neid, unsere Schadenfreude, unsere Begierde nach fremdem Gut, und unzählige andere Leidenschaften erwecken: da ist es, wo unsere Vorsätze auf der Probe stehen, wo unsere Tugend gegen anstürmende Versuchungen im vollen Kampfe begriffen ist. Leicht mag es sein, schöne Entschlüsse zu fassen; aber schwer ist es, sie im Gedränge des bürgerlichen Lebens allezeit mit christlicher Besonnenheit und Klugheit auszuführen.

Daher ist die Mitte des Tages einer der wichtigsten Augenblicke für den Christen. Er steht nun auf der halbvollendeten Bahn eines der kurzen Abschnitte, aus denen sein Leben zusammengesetzt ist. Die edelsten Morgenentwürfe, die schönsten Abendbetrachtungen sind verloren, wenn ihnen nicht die Werke des Tages entsprechen. Diese sind von unserm Leben der allerwichtigste Theil; alles Andere ist nur Vorbereitung oder Nachklang.

Wie der Mensch in der Mittagsstunde, ist gewissermaßen die ganze Natur mit ihm auf dem höchsten Gipfel ihrer Thätigkeit. Die Sonne strahlt von der Mitte des Firmaments nieder. Alles, was Leben hat, was auf Erden kriecht, in den Lüften fliegt, in der Tiefe von Flüssen, Seen und Meeren sich regt, ist wachsam, und mit seinen Zwecken beschäftigt. Alles ist Leben und Glanz. Erschöpft von der Arbeit sucht der Ermüdete Erquickung. Freundliche Hände bereiten den Hungrigen ein Labsal, ihnen neue Kräfte zur Vollendung des Tagewerks zu geben. Und der Segen des Herrn erquickt Millionen und Millionen seiner Erschaffenen mit Speise und Trank! Sein Reichthum wird nie erschöpft. Allen ist Nahrung bereitet, und der Ueberfluß endet nimmer. Der Begüterte schwelgt an köstlich besetzter Tafel; der Arme findet sein Brod. Der Adler in der Luft, der Wurm im Staube, der Löwe in der Wüste — alle finden ihr Futter. Für Alle sorgt der große Erhalter der Natur — Keins ist von ihm vergessen.

Wenn dein Geist auf das ungeheure Gastmahl blickt, welches von der Güte des Schöpfers alle Tage seinen Erschaffenen eröffnet wird, den Tausenden, deren Zahl wir nicht auszusprechen vermögen: warum kümmerst du dich so ängstlich, Kleingläubiger, um dein tägliches Brod? Warum sorgest du so bange, und sprichst: was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? — Warum wirfst du so ängstliche Blicke in die Zukunft, und sprichst: Werde ich auch immer genug zu leben finden? Werde ich auch genug haben, um nicht im hohen Alter verschmachten zu müssen? Werde ich auch genug haben, um meine Kinder zu nähren und zu kleiden? Wie wird es den Meinigen ergehen, wenn ich ihnen nicht mehr helfen kann? Was für ein Schicksal werden sie haben, wenn ich plötzlich durch die Hand des Todes von ihnen weggerissen würde? Wer möchte sich ihrer annehmen, wenn ich sie nun mit allzuwenigem Vermögen zurückliesse?

Kleingläubiger, siehe auf das unendliche Gastmahl, welches dein väterlicher Gott dir, den Deinigen und allen Lebendigen von Tag zu Tag bereitet. Speiset er nicht noch täglich mit wenigen Broden Tausende in der Wüste? Wer sorgte bisher für dich, für deine Angehörigen? Wer sorgte für deine Vorfahren? Glaubst du, sein Reichthum könne erschöpft werden? seine Güte und Liebe habe ein Ziel?

Denke, wenn du dich des Mittags zu deinem Tische setzest, und fröhlich die Gaben geniesset: in diesem Augenblicke nährt der Herr Millionen Völker des Erdbodens, wie dich, und der Thiere unzählbare Heere. Er sättigt den Reichsten und Aermsten, und läßt Keinen umkommen. Welch einen überschwenglichen Reichthum von Segen hat er über die ganze Welt verbreitet, daß Jeder für sich genug findet, und doch noch davon übrig bleibt!

Darum sorget nicht für den andern Morgen mit übertriebener Furcht, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe. (Matth. 6, 34.)

Jeder Mittag erinnert uns an die treue Vaterliebe Gottes gegen uns und die Unsrigen. Es ist sein Segen, der uns nährt und tränkt. Und wie wir seine Gaben geniessen, sind dieselben eine Erinnerung für uns, daß wir ihm vertrauen sollen; Erinnerung, daß wir uns derselben nicht unwürdig machen sollen. Wie er für uns gesorgt hat, wie er uns mit seinem Ueberflusse beschenkt, sollen wir auch derer eingedenk sein, die durch mancherlei, vielleicht selbst verschuldete, Umstände nicht so froh zum Tische gehen können, als wir! Wir sollen bei unserm Ueberflusse derer gedenken, die da Noth leiden, und kaum haben, was wir von unserm Tische den Thieren zuwerfen, oder verderben lassen.

Gedenket der Armen, ihr Begüterten, wenn ihr euch in den Freuden des Gastmahls wohlthut. Ach, was euch ein einziger Mittag kostet, wo ihr mit verschwenderischer Hand Gold ausstreuet für köstliche Getränke und seltene Leckerbissen, euern Gaumen für wenige Augenblicke zu kitzeln, das wäre ja hinreichend, eine dürftige, brodlose, rechtschaffene Familie mehrere Wochen lang zu erhalten. Werdet Götter in euerm Wirkungskreise, werdet die Engel der Hilflosen, und erbarmet euch ihrer, wie Gott sich eurer annahm. Dieser Reichthum, in dessen Genuß ihr wohllebet, er ist nicht euer Eigenthum, sondern nur Darlehn, von dem ihr eine Zeit lang Nutznieser seid. Er ist das euch vom Himmel anvertraute Pfund, mit welchem ihr wuchern, mit welchem ihr euch Freunde auf Erden, Schätze im Himmel gewinnen sollet. Er ist nicht euer Eigenthum, sondern Gottes Eigenthum, der ihn euch verliehen, daß ihr die würdigen Vertheiler und Anwender desselben sein sollet. So wendet ihn göttlich an. So speiset den Hungrigen, tränket den Durstigen, kleidet den Nackten, sorget für den Kranken. Was ihr einem der Geringsten eurer Mitmenschen thut, das habt ihr Jesu gethan, das habt ihr Gott gethan! (Matth. 25, 45.)

Mahnt uns der Mittag mit lauter Stimme an die Wohlthaten Gottes, so mahnt er uns auch eben so leicht an unsere Dankbarkeit für dieselben. Dankbarkeit aber äussert sich nicht bloß in leeren Worten, sondern in Thaten. Es ist nicht genug an einem Dankgebet bei Tische, sondern unser Thun und Lassen während des ganzen Ta-

ges soll die Empfindungen unserer Erkenntlichkeit gegen den Geber so vieler guten Gaben aussprechen.

In vielen christlichen Haushaltungen ist es noch eine wohlhergebrachte, ehrwürdige Sitte, daß man sich nie zum Genusse der Gottesgabe niedersetzt, ohne ein Dankgebet gesprochen zu haben, sei es leise im Herzen, oder laut, indem Einer für Alle betet. Diese Sitte ist in manchen andern Haushaltungen, wo man von falscher Scham geblendet ist, und erröthet, Gottes Wohlthat öffentlich anzuerkennen, gänzlich unterlassen. Man setzt sich zum Tische, ohne des Allsegnenden zu gedenken, wie das vernunftlose Thier, welches im Walde seine Nahrung findet, und die hingestreuten Samenkörner verzehrt, ohne auch nur zu den Zweigen des Baumes hinaufzublicken, der sie niederstreute.

Es ist wahr, daß bei einer täglich und zu derselben Stunde hergesprochenen Gebetsformel, die sich dem Gedächtniß einverleibt, bis man sie hersagt, ohne weiter beim Schall dieser Worte etwas zu denken — es ist wahr, sage ich, daß bei solchen gewöhnlichen Tischgebeten oft wenig Andacht statt finden mag. Und eben dieses kann bei vielen guten Christen Anlaß geworden sein, sie ganz abzuschaffen. Allein damit ist auch zugleich das wenige Gute vernichtet, was noch hin und wieder dadurch in einzelnen Herzen erreicht werden konnte. Der Leichtsinn und die Vergessenheit des göttlichen Gebers ist damit befördert, und der Mensch, welcher die ganze Woche nie durch das Beispiel anderer Menschen an Gott erinnert wird, gewöhnt sich leicht, seiner nie zu gedenken.

Die alten Aegypter pflegten bei ihren fröhlichsten Gastmählern die einbalsamirten Leichname der Vorfahren an den Gästen vorüberzutragen, um sie an Mäßigkeit im Genusse der Freude, um sie an ihre eigene Sterblichkeit, an den Wechsel aller Dinge zu erinnern. Warum sollten Christen nicht bei ihren Gastmählern, und so oft sie sich mit den Ihrigen versammeln, den Segen Gottes zu geniessen, an die Pflichten der Dankbarkeit gegen den großen Allversorger gemahnt werden?

Ehe Jesus Christus, wenn er mit seinen Jüngern zu Tische saß, das Brod nahm und für sie brach, dankte er Gott. Warum sollten die, welche Christi Namen führen, und seine Nachfolger heißen, Jesu ehrwürdige Uebung tadelhaft finden und verwerfen wollen? Sind wir besser und edler, als der Edelste unter den Sterblichen, oder weiser, als der Weiseste derer, die jemals im Staub der Erde wandelten?

Auch nur das leise Gebet vor dem Genusse der Speisen, auch nur die betende, ehrerbietige Stellung der Hausgenossen, die feierliche Stille, welche für einige Augenblicke eintritt, veranlaßt manchen Einzelnen, seine Gedanken voller Erkenntlichkeit auf den Schöpfer alles Lebensgenusses hinzuwerfen; dieses Ehrerbietung einflößende Aeussere, diese Stille, diese kurze Feierlichkeit wirkt mehr oder weniger denn doch bald auf dieses, bald auf jenes Gemüth, und führt es heute oder morgen mit der Erinnerung an den göttlichen Wohlthäter zusammen. — Warum verwerfet ihr das leichte und schöne Mittel zur Beförderung und Bewahrung religiösen Sinnes? Ist es euch unnütz, wisset ihr denn, was Andere dabei empfinden können? Seid ihr nicht auch Andern eure Aufmerksamkeit, eure Achtung schuldig?

Laut hergesprochene, lange Gebetsformeln nach dem Essen, die alle Tage die gewöhnlichen sind, ermüden freilich, gewähren zuletzt wenig Erbauung, wecken keine Andacht. Und wenn diese Gebetsformeln wirklich Anreden an die Gottheit selbst sind, Empfindungen des Dankes gegen den Allgütigen aussprechen sollen, und doch ohne Andacht, ohne Geistesgegenwart von den Lippen hergeplappert werden; sind sie wirklicher Mißbrauch des Gebets, Entehrung des Ehrwürdigen, Entweihung göttlicher Dinge, leichtsinnige Verspottung des Allerhöchsten, dem man mit leerem Lippenschall danken will, wo er Herzen fordert.

Aber warum verwerfet ihr selbst, ihr Verständigen unter den Christen, auch den einfachen, kurzen, gedankenreichen Denkspruch, welcher diejenigen an Gott mahnt, welche von seinen Wohlthaten geniessen, seines Segens froh sein wollen? Solch ein frommer Denkspruch ist, ohne ein wirkliches Gebet zu sein, doch feierliche Aufforderung, sich der unerschöpflichen Gnade des Allgebers zu erinnern, und wird oft wohlthätig an das Herz derer schlagen, die ihn vernehmen.

Am rührendsten ist diese Feierlichkeit und auf alle Tischgenossen am wirksamsten, wenn man nicht, wie es leider oft Sitte ist, das Gebet oder den heiligen Denkspruch von einigen oder mehrern Kindern herplaudern läßt, welche weder eigene Andachtsgefühle erregen, noch leicht erwecken; sondern wenn der Hausvater oder die fromme Hausmutter im Kreise der Ihrigen durch einen auserwählten, leicht verständlichen Spruch an die Güte des liebevollsten Vaters im Himmel erinnert. Noch wirksamer und besser, wenn, statt eines gewöhnlichen Spruches, ein frommer Gedanke ausgesprochen werden kann, wie ihn das Herz eben eingibt. Doch mit dieser bloßen Erinnerung an Dankbarkeit gegen göttliche Gnadenbezeugungen ist es dem wirklichen Christen, dem ächten Weisen nicht genug gethan. Sein ganzes Tagewerk muß die Empfindungen verkündigen, welche sein Herz beleben.

Nicht, daß er nun Gottes Namen andächtlerisch bei allen seinen Geschäften im Munde führe; nicht, daß er jeder seiner Reden beifüge: wenn's Gott gefällt! oder: mit Gottes Hilfe! oder: wenn es des Herrn Wille ist! — nein, auch dergleichen Redensarten verwandeln sich zuletzt in nichtssagende Gewohnheiten, und geben dem, der sie angenommen, mehr den heuchlerischen Schein, als das Wesen wahrer Frömmigkeit — sondern er strebt durch seinen Fleiß in der Arbeit, durch seine Wohlthätigkeit im Betragen gegen Andere, durch alle Tugenden der Liebe und Menschenfreundlichkeit, zu beweisen, wie sehr es ihm Ernst ist, Gott ein erkenntliches Herz zu weihen.

Es ist bei der Beschränktheit unsers Geistes, der zu einerlei Zeit nur Eins im Auge haben kann, unmöglich, fortdauernd und bei allen Geschäften nur an Gott zu denken. Wir sollen es auch nicht, wir sollen beten und arbeiten. Aber wohl können wir Grundsätze und Handlungsweisen uns zu eigen machen, die uns bei Allem, was wir thun, vor dem Gemüthe stehen. So können wir es dahin bringen, daß wir am Mittage, wo wir in der Mitte unserer ganzen Wirksamkeit, in der Mitte unserer Geschäfte stehen, auf die Arbeiten und Begebenheiten des vergangenen Morgens einen, wenn auch nur flüchtigen, Blick senden; daß wir uns befragen: „Habe ich alle meine Pflichten gewissenhaft vollstreckt? Habe ich mich von keiner unreinen Begierde zu unerlaubten Handlungen und Gesinnungen verführen lassen, die ich zu be-

reuen Ursache hätte? Habe ich heute schon irgend einem Menschen eine Freude gemacht, für die er mich segnen könnte? Wohl denn, was ich in der ersten Hälfte des Tages nicht gethan oder zu thun Gelegenheit fand, das will ich in der zweiten Hälfte vollbringen. Dieser Tag soll in meinem Lebenslauf keiner der schlechtesten sein, noch weniger ein Tag, der einst gegen mich zeugen könnte!"

Allerdings sind wir fähig, jeden Mittag eine solche augenblickliche Ueberlegung anzustellen. Selbst bei unsern Geschäften noch finden wir Zeit dazu. Und eben darum ist sie wahrhaft Pflicht für uns. Denn wenn wir uns zu solcher Denk- und Handlungsweise mitten im Drange unserer Tagesgeschäfte gewöhnen, erwerben wir dadurch ein köstliches Gut, welches nicht mit Gold aufzuwiegen ist; ein Gut, welches uns vor manchem unvorhergesehenen Uebel bewahren kann; ein Gut, welches die beste und sicherste Schutzwehr unsers innern Friedens und Glückes wird — und dies Gut ist Besonnenheit in Worten und Werken.

Nicht in der harmlosen Ruhe des Morgens, nicht in der Einsamkeit des Abends, sondern im vollen Getümmel der Tagesmühen, im Gewühl der Geschäfte, im Umgang und Zusammentreffen mit freundlichen und feindseligen, mit guten und schlechten Menschen, ist uns Besonnenheit vonnöthen, daß wir nichts sagen, nichts beginnen, ohne dabei zu denken: Ist das recht? ist das vorsichtig? ist das menschenfreundlich?

Und nun mit diesem Sinn tritt wieder in den Kreis deiner Berufsgeschäfte. Sei du nun der Erste, welcher durch Fleiß und Arbeitsamkeit den Seinigen das Beispiel gibt, wie man Gott auf eine würdige Art für die von ihm empfangenen Geistes- und Leibeskräfte danken müsse. Gehe hin, und beweise in deinem Berufe, daß, indem du die Pflichten desselben erfüllest, indem du deine Anlagen, deine Eigenschaften, deine Kenntnisse und Fertigkeiten auf nützliche Beschäftigungen verwendest, du Gottes Zwecke befördern willst. Und was ist der Zweck der Gottheit? Glückseligkeit der Menschen, Zufriedenheit seiner Kinder, und Wohlsein! Alles Nützliche aber, was du vollbringst, ist zur allgemeinen Glückseligkeit ein Beitrag, wenn er auch noch so gering wäre.

Gehe hin, auf den Wegen deines Berufs, und erfülle deine Pflichten mit Heiterkeit und Freude; der Frohsinn, welcher auf deinem Angesichte glänzt, ist ein Zeuge deiner innern Selbstzufriedenheit, belebt den Muth derer, die ermüden wollen, und theilt sich allen Deinigen mit. Was mit Freuden gethan wird, das wird leichter vollbracht und besser geleistet.

Erfülle deinen Beruf so, daß er dich ehrt. Er ehret dich aber, wenn du in Allem mit strenger Gewissenhaftigkeit handelst, mit unbestechlicher Ehrlichkeit wandelst, und Jedem gibst, was ihm gebührt. Das dadurch erworbene Vertrauen der Mitbürger ruft den Segen Gottes auf dein Haus und streut zahllose kleine Freuden auf deine Lebensbahn, wie Reichthum sie dir kaum gewähren kann.

Erfülle deinen Beruf, deine Tagesgeschäfte mit jener Ordnung und Pünktlichkeit, welche die Hälfte aller Arbeit sind. Handle gütig gegen diejenigen, welche dir dein Brod verdienen helfen, oder welche in deinem Berufe von dir abhängig, oder sonst dir untergeben sind. Sei ihnen Vater, Mutter, Freund, Lehrer, Rathgeber. Nirgends kann sich deine Menschenfreundlichkeit leichter offenbaren, als hier; nirgends bist du fähiger, so schnell Freude und Wohlsein, und mit so geringer Mühe, zu verbreiten, als hier. Nirgends wird dir die Güte deines Herzens schneller vergolten, als hier, wo ein väterlicher Zuspruch, ein freundlich lohnender Blick dir jede Zuneigung erwirbt, während ein zänkischer Ton, ein mürrisches Wesen, ein immerwährendes Unzufriedensein auch die Bessern von dir zurückstößt, und ihnen ihre Lage bitter macht. Hier säe Freuden, und du wirst sie ärnten im Lauf des Tages.

So zeigst du, mehr als durch Worte, dem himmlischen Wohlthäter deinen erkenntlichen Sinn; so wird jedes deiner Tagewerke eine Verherrlichung deines herrlichen Glaubens. So wird die Mittagsstunde für dich der Ruhepunkt in der Mitte eines Festes, wo du die Freuden und das Gute und Nützliche überblickst, was du schon gethan hast, oder noch vollbringen wirst.

Vater, o mein Vater im Himmel, der Du uns gibst unser tägliches Brod: wie unwürdig habe ich es oft aus Deiner Hand empfangen! Wie selten dachte ich daran, daß ohne Deine Gnade ich der Elendeste der Sterblichen wäre; daß ohne Deinen Segen mir aller Ueberfluß nicht gedeihen würde! Daß ich athme, daß ich lebe, daß ich Kräfte habe, nützlich zu werden, und mir und den Meinigen, die Du mir gabst, Wohlsein zu bereiten, danke ich nur Dir. Und doch, wie oft vergaß ich Deine Wohlthätigkeit; wie oft schrieb ich Alles, was ich bin und habe, nur meiner eigenen Klugheit und Vorsicht, meinem Fleiße, meiner Geschicklichkeit zu! — Aber Du ermüdest nicht in Deiner Gnade, und Deine Barmherzigkeit leuchtete freundlich über mich Unwürdigen, wie über den Würdigen!

Nein, nicht länger will ich der Undankbare sein. Jede Mittagsstunde soll mich an Deine unerreichbare Güte erinnern, und an meine Pflicht, Dir durch nützliche Anwendung der von Dir verliehenen Gaben und Kräfte dankbar zu werden.

Dankbar? O was hätte ich, womit ich Dir vergelten könnte? Was könnte ich geben, das ich nicht von Dir empfangen hätte? — Ach, meine ganze Dankbarkeit soll ja nur mein eigenes Glück sein! Nichts willst Du, nichts forderst Du, als daß ich glückselig sei. — Dir Dank bringen heißt also mein eigenes Glück und Wohl befördern. O gnadenreicher Gott, wie erhaben bist Du, wie unwürdig bin ich Deiner unendlichen Huld!

Dich, mein Vater, will ich loben
Demuthvoll bis in den Tod!
Ewig sei von mir erhoben
Ueber Alles, o mein Gott!
Angebetet sollst Du werden,
Weil im Himmel und auf Erden
Niemand Dir, Erhabner, gleicht,
Niemand Deine Größ' erreicht.

260.

Der Abend.

Ev. Luk. 24, 29.

Halte dich nicht länger, fliesse,
Stille Zähre meines Danks.
Meine volle Seel' ergiesse
Sich in Strömen des Gesangs.

Gott, wie viele frohe Tage
Flossen, weil mir nichts gebrach,
Ohne Unruh, ohne Klage,
Wie ein sanfter, stiller Bach!

Hatt' auch einer Müh' und Sorgen,
Sie entfloh'n: die Sonne sah
Wiederum am andern Morgen
Mir ganz neue Freuden nah.

Hab' ich nicht aus Deiner Fülle,
Was mein Herz nur wünschen mag,
Speis' und Trank und Dach und Hülle,
Schutz und Hilfe jeden Tag?

Immer kam und kommt Dein Segen
Unerwartet mir entgegen.
Und wo mir ein Uebel droht,
Rettung oder Trost in Noth.

Holdeste unter den Tageszeiten, stiller Abend, Stunde der Erholung, da der Mensch am Tagesziele steht — auch du bist der Betrachtung des Christen würdig! Wie viel Freuden hast du mir nicht schon gegeben, und mit wie viel schönen Empfindungen mein Herz erfüllt! — Wenn ich am Morgen unruhig den Blick auf das Tagewerk hinwarf, das vor mir zu thun lag; oder ich manchen Augenblick zu fürchten hatte, der mir nun entscheidend erscheinen sollte; oder ich mich auf einen angenehmen Genuß des Tages freute — am Abend war das Alles vorüber, wenn ich dem stillen Lager der Nacht zueilte. Und Manches, das ich gefürchtet hatte, es war dann am Abend ganz anders, als ich es vorher erwartet hatte. Nur Erinnerungen und Bilder des Vergangenen umschwebten mich noch, die endlich in den Träumen des Schlafes sich verloren.

Wie lieblich tönt dem Müden die stille Feierabendstunde! Wie süß ist, nach nützlicher Arbeit, die Ruhe! Und mit welchen ganz eigenthümlichen Reizen hat die Hand des Schöpfers den Abend geschmückt, der uns mit Erquickung belohnen soll!

Gehört nicht ein schöner Sommerabend zu den prachtvollsten Erscheinungen der Natur? Wer sah nicht schon mit Entzücken das majestätische Schauspiel eines Sonnenuntergangs, wenn das große Tagsgestirn hinter fernen Gebirgen niedersank, um andern Welttheilen zu erscheinen, und Leben und Freude zu bringen? Noch glühen vom scheidenden Sonnenstrahl geröthet die Höhen und die Wipfel der Wälder, wie Flammen auf dem Dankaltar der Erde, zum Himmel empor. Der Landmann kehrt heim vom Felde, seines vollbrachten Tagewerkes froh; die Heerden verlassen ihre Wiesen, und eilen den Ställen entgegen. Das Getümmel der Thäler und Dörfer wird leiser, und wie die Schatten dämmernd Städte und Haine und Hütten und Paläste verschleiern, verstummt der Gesang der Vögel. Alles tritt in tiefere Stille zurück, Alles sinkt in die Arme der ersehnten Ruhe.

Selbst der Winterabend, mag auch die Natur von aller sommerlichen Pracht entkleidet sein, gewährt uns seine besondern Genüsse. Er führt die Freunde enger zusammen am gesellschaftlichen Herd; er vereint die frohen Familien früher in den warmen, erleuchteten Zimmern zu traulichen Gesprächen, leichten Beschäftigungen oder erheiternden Spielen, während der Sturm draussen Regen und Schnee an den sichern Wohnungen in der Finsterniß vorüberführt, um das Erdreich zu größerer Fruchtbarkeit in den milden Jahreszeiten vorzubereiten.

Der größte Theil der Menschen, seit der Morgenstunde von Arbeiten und Mühseligkeiten des Tages bedrängt, hat seine frohesten Augenblicke dem Abend zu danken. Der Abend ist das Fest der Müden; er ist aber auch das Fest der Guten.

Die Dunkelheit trennt uns gleichsam von der ganzen Welt ab, und beschränkt uns bloß auf den Umgang mit einigen vertrauten Wesen — zuletzt nur auf uns selbst. Finsterniß verhüllt unsere Werkstätten, unsere Lustplätze, die Wohnungen unserer Feinde und Freunde. Die Welt stirbt uns gleichsam mit jedem Sonnenuntergang ab, bis wir allein übrig bleiben mit unsern Empfindungen und Erinnerungen der Vergangenheit.

Diese Einrichtung der Natur ist wahrlich nicht bloß vorhanden, um in der uns gebotenen Ruhe Erholung des ermüdeten Körpers zu finden; sondern auch, um den durch die Gegenstände und Begebenheiten des Tages zerstreuten Geist wieder zu sammeln, daß er seiner mächtig werde. Das Ohr vernimmt nichts mehr; aber das ist der Augenblick, den uns die göttliche Weltordnung verleiht, unser Inneres desto ungestörter zu behorchen. Rings um uns her ist Alles still, aber desto lauter sind in uns noch mancherlei Gefühle und Wünsche, die eine Wirkung der Tagesvorfälle waren. Unser Auge sieht nichts mehr; die Farben und der Glanz des Tages können unsern Blick nicht mehr fesseln und zerstreuen — aber nun ist es Zeit, mit den Augen des Geistes zu sehen, und unser Selbst zu beachten. Wir sind nicht mehr dieselben Personen, die wir noch am Morgen waren; jeder Tag wirkt auf unser Gemüth, und bringt darin größere oder geringere Veränderungen hervor. Warum beobachtest du so gern die Verwandlungen draussen und den Wechsel der Menschen und Dinge, die dich umgeben? Bist du dir nicht selbst der Nächste? Verdienst du nicht, daß du dir selbst einen aufmerksamen, forschenden Blick gönnst?

Du erlebst keinen Abend, ohne nicht eine Menge wichtiger oder geringerer Erfahrungen gesammelt zu haben während des verflossenen Tages. Was macht uns denn weise und verständig, als die Erfahrung? Die Stille und Dunkelheit der Abendstunde ladet dich ein, über diese Erfahrungen nachzudenken, mit welchen dich der letzte Tag bereichert hat. Du verschmähst es, vielleicht aus Bequemlichkeit, aus Gewohnheit, aus Leichtsinn. Aber wie beklagenswürdig bist du, daß du den schönsten Theil, die wahre Frucht deines Lebens verächtlich oder gleichgültig von dir wirfst! Vieles von dem, was du heute gelebt hast, wirst du umsonst gelebt haben, wirst du vergessen, wenn du es nicht der Mühe werth hältst, in einem ruhigen Augenblicke des Abends dich noch einmal daran erinnern zu lassen, um Nutzen daraus zu ziehen. Was ist dir denn an den ersten Jahren deiner Kindheit gelegen, von denen du dich an nichts mehr erinnern kannst? Sind sie für dich nicht eben so, als wären sie nie gewesen? Und so wird der größere Theil deines Lebens für dich sein, als hättest du ihn nie gelebt, wenn du die Geschichte jedes deiner einzelnen Tage keiner Aufmerksamkeit würdigest. Du hast geärntet, aber deine Aernten nicht aufzubewahren verstanden. Du lebtest nur für den gegenwärtigen Augenblick, wie das Thier, welches kein Gedächtniß von Allem behält, als höchstens von dem, was den stärksten Eindruck machte.

Sprich nicht: Aber was ich täglich erlebe, ist zu einförmig, zu gering. Nein, was dir begegnet, ist dir

Alles wichtig, und wird wichtiger werden, wenn du es dazu zu machen verstehst.

Warum lebst du? Wonach ringst du? Wofür sorgst du, und mühest dich ab? — Um glücklicher zu werden. — Wie aber willst du ein größeres Glück ohne Ueberlegung, ohne Weisheit erwerben können? Und wenn dir ohne deine Würdigkeit Ehrenstellen, Reichthümer, Freundschaften würden, müßtest du sie nicht aus Mangel an Würdigkeit bald wieder verlieren, wie es vielen Andern vor dir geschah? Könntest du ohne richtige Selbstkenntniß, ohne starke Selbstbeherrschung, ohne feste Religiosität wahren Genuß in den Gütern dieses Lebens finden?

Werde weiser, und du wirst des höchsten Glückes würdig sein. Aber der Weisheit Anfang ist Selbstkenntniß. Selbstkenntniß aber gewinnen wir nur, wenn wir unsere täglichen Schicksale und die Art beobachten, wie wir uns in denselben betrugen.

Ueberdenke — und jede Abendstunde giebt dazu endlich einen freien Augenblick — überdenke, was dir diesen Tag, den du zurücklegtest, begegnet ist; was den Deinigen, was deinen Freunden und Bekannten. Es ist vielleicht in Allem nichts besonders Auffallendes, was deine Neugierde beschäftigen, deine Verwunderung rege machen könnte; aber doch immer so viel, daß du darin die auch im Geringsten, wie im Größten waltende Vorsehung Gottes erkennen magst. Du hattest diesen Tag manchen kleinen Entwurf gemacht; es gelang dir nicht Alles nach deinem Wunsche — an wem lag die Schuld? Vielleicht nicht ganz an dir, sondern auch wohl an mancherlei Umständen. Aber wessen Hand ist es, die diese Umstände also geordnet hat? Ist es nicht die Hand der höchsten Weisheit gewesen?

Du hast noch jetzt in deinem Herzen manchen verborgenen, manchen laut geäusserten Wunsch. Du hast die Plane dazu entworfen. Du denkst daran, schon vielleicht morgen Hand an die Ausführung zu legen. Wie? gaben dir deine bisherigen Erfahrungen alle noch nicht Weisheit genug, zu denken, daß das Gelingen oder Mißlingen dieser neuen Entwürfe wieder von dem abhängt, der das Schicksal des Weltganzen anordnet? daß du durch eigene Kraft Nichts allein vermagst? Wie kommt es nun, daß du dich mit dem erhabenen Urheber der Verhängnisse nicht näher vereinst? daß du dich nicht vertrauensvoll ihm im Gebete weihst? Dieses Vereinen der Seele mit ihrem Gott erfüllt sie jedesmal mit höherm Muthe, und veredelt selbst unsere Entwürfe und Wünsche. Denn wir können uns dem Allerheiligsten nicht ganz und voll kindlicher Zuversicht nahen, können ihm nicht unsere Wünsche vorlegen, ohne alles Unheilige, Ungerechte, Unnütze, wie Eitelkeit, Hochmuth, Habsucht, Neid, schwindelnde Dinge, daraus zu entfernen. Indem wir nun vor Gottes Augen das Verächtliche in diesen Entwürfen selbst verachten lernen, werden wir nichts als das Gute darin beibehalten, und mit desto größerer Freudigkeit an ihre Vollziehung gehen. Es wird das Vertrauen auf Gott uns innigst durchdringen, und unsere ganze Zufriedenheit wird nicht bei jeder neuen Unternehmung aufs Spiel gesetzt werden, weil wir wissen, daß das unser Wohl ist, was Gott beschlossen hat.

Gewöhnlich macht uns die Abendstunde furchtsamer, schüchterner in allen Handlungen und Gedanken; wir sind banger und verzagter beim Anblick unserer Unternehmungen. Wir sehen mehr Unannehmlichkeit und Gefahr voraus, als am Tage selbst. Dies rührt meistens und fast überall theils aus der natürlichen Behutsamkeit her, mit welcher wir in der nächtlichen Zeit Alles zu behandeln pflegen, wo wir uns auf unsere Sinne nicht ganz verlassen können, theils aus der Erschlaffung und Entkräftung unsers Leibes, und der allgemeinen Abspannung, in welcher wir uns nach den Anstrengungen des Tages befinden.

Nie hingegen sollte der Mensch wirklich vertrauensvoller auf die gütigen Führungen Gottes sein, als am Abend; denn die Erinnerung an alle Tagesbegebenheiten predigt uns diese Zuversicht, und jede Stunde, die wir durchlebt hatten, ist ein Zeugniß seiner liebevollen Fürsorge geworden. Wie vielerlei Gefahren zogen nicht den vergangenen Tag über unser Haupt und über Gesundheit und Leben der Unserigen hinweg, ohne daß sie uns berührten, ohne daß wir sie nur erkannten! Gottes Liebe beschirmte uns; Gottes Liebe gab uns in jeder Tageszeit irgend einen frohen Augenblick, der unser Gemüth erheiterte. Selbst in der Mitte ihres Kummers hatte die Seele schmerzlose Augenblicke, die an Vergnügungen grenzten.

Darum, und wärest du auch nicht glücklich, und gingest du auch mit Bangigkeit und Furcht vor dem, was dir in künftigen Tagen noch bevorsteht, in dein Bette — erhebe deinen Geist zu dem allgewaltigen, erbarmensreichen Vater im Himmel. Er kennt deine Sorge, deine Last! Verzweifle nicht, Gott ist noch Gott, und will dich nicht verlassen, noch versäumen. Er war Gott, dein Gott, als du in glücklichern Zeiten nicht an die Möglichkeit deiner jetzigen Trübsale glauben wolltest; er gedachte deiner, da du selten oder nie seiner gedachtest. Er ist noch Gott, dein Gott, nun du betrübt zu ihm klagest, und er wird dir frohe Tage öffnen, an welche dein banges, kleinmüthiges Herz jetzt vielleicht kaum glauben will. Gottes Gewalt ist ewig mächtiger, als Menschenmacht — warum verzagst du? Rette nur die Unbescholtenheit und Reinheit deines Herzens, und du hast dein Glück aus dem Untergang gerettet.

Oft ist es für uns noch lehrreicher, wenn wir uns in einer Abendstunde selbst überlassen sind, zu betrachten, nicht sowohl was wir den Tag über erfuhren, als vielmehr, wie wir uns selbst bei mancherlei wichtigern und merkwürdigern Vorfällen betrugen.

Du findest ein großes Vergnügen daran, andere Menschen zu beurtheilen: warum erlernst du nicht die nützliche Kunst, dich selbst wie einen Fremdling anzuschauen, und deine Denkart, deine Handlungsweise, deinen Wandel zu beurtheilen? Durchmustere deinen Tageslauf, und erwäge jetzt, hast du wohl auch überall und gegen Jeden mit der nöthigen Besonnenheit und Klugheit gesprochen und gethan? Und warum geschah es nicht? Verführte dich ein bloßer Leichtsinn oder irgend eine auffallende Leidenschaft des Gemüths zu unüberlegten Schritten und Reden, womit du andern wehe thatest, dir aber gewiß zuletzt am meisten geschadet hast? Hast du durch dein Betragen Andern eine vortheilhafte Meinung für dich eingeflößt, oder haben sie dich für schadenfroh, geschwätzig, eitel, stolz, ehrgeizig oder wollüstig halten müssen? Hast du nicht öfters vorgezogen, dich Andern furchtbar zu machen, statt verehrungs- und liebenswürdig? Werden die, gegen welche du hart, auffahrend, ungefällig warst, hinter deinem Rücken dich rühmen oder verspotten? Werden die, gegen welche du dich lieblos bewiesen hast, dir bei

vorfallenden Gelegenheiten als Freunde beistehen, für dich reden, für dich handeln, oder dich mit Lachen verderben lassen? Werden die, gegen welche du, was besser verschwiegen geblieben wäre, ausplauderst, künftig Vertrauen zu dir haben, oder Andern Vertrauen auf deine Verschwiegenheit und Redlichkeit einflößen? Werden die, welche du mit Unwahrheiten hintergingst, oder die du im Handel und Wandel und in Verträgen überlistet hast, oder denen du Versprechungen gabst, welche du nicht halten magst, oder denen du Schadenfreude über Anderer Fehler und Unglück zeigtest, sich mit Zuversicht an dein redliches Herz schliessen wollen? Werden sie nach deiner Freundschaft begierig sein können? Werden sie deiner gegen ihre Bekannten ehrenvoll, oder mit Tadel und gerechtem Vorwurf erwähnen?

Wie ist es nun gekommen, daß du, der immer über die Lieblosigkeit der Menschen klagt, den ersten Anlaß gegeben, daß dich mancher noch nach langer Zeit, statt zu lieben, verachten muß? Wie ist es gekommen, daß du, der so gern allgemeines Zutrauen, allgemeine Achtung von Bekannten und Unbekannten geniessen möchte, diese Achtung, dieses dir entgegenkommende Vertrauen heute und gestern und so manchen Tag schon auf die unüberlegteste Weise zurückgestoßen hast? Warum kehrst du deinem eigenen Ziel, nach dem du eilen willst, den Rücken? Warum thust du von Allem, was du möchtest, das Gegentheil, als wärest du von deinen besten Wünschen der ärgste Feind?

Solche Ueberlegungen in der einsamen Abendstunde sind es, die uns in das Geheimniß unsers Herzens den Blick öffnen. Solche Ueberlegungen sind es, die uns das ganze schwarze Gewühl unserer Fehler sehen lassen, gegen die wir aus Leichtsinn oder Eigenliebe sonst gern blind zu bleiben pflegen. Solche Ueberlegungen sind es, die uns gewahr werden lassen, warum oft unsere Entwürfe scheitern müssen; warum uns manche Personen öffentlich und im Geheimen entgegenarbeiten, die wir doch nie beleidigt zu haben glaubten, oder die uns höchstens nur aus den Berichten Anderer kennen; warum wir in unsern Angelegenheiten nicht vorwärts schreiten, sondern einen Verdruß nach dem andern erfahren. Wir lernen auf solche Art allein, und auf keine andere Weise, begreifen: daß wir überall mit zu großer Unklugheit handelten, weil wir nicht tugendhaft und edel genug handeln wollten; daß Weisheit und Tugend die höchste Stufe der wahren Lebensweisheit sind; daß wir erst glücklicher in der Welt werden, wenn wir besonnener und tugendhafter in ihr handeln.

So schmerzlich dergleichen Entdeckungen Manchem sein mögen, so angenehm sind dem Christen, dem Weisen dieselben. Er ertappt gleichsam seine Fehler auf der That; er findet sie während der prüfenden Selbstbeschauung, da sie im gewühlvollen Leben des Tages, und in den Zerstreuungen, die ihn umringten, seinem Blicke immer zu entrinnen wußten. Er wird ihrer Meister, weil er es unwürdig hält, sich von Schwachheiten beherrschen zu lassen, die er an Andern so gut wie an sich verachtet. Er faßt den großen Entschluß, zur Demüthigung dieser Fehler, am folgenden Tage, wo der Anlaß erscheint, das Gegentheil von dem zu thun, was seinen unreinen Neigungen bisher ihn zu thun verführt hatten. Er erkennt den Feind und seine Macht, und er schwört es in Gottes Angesicht, daß er ihn überwinden wolle. Den höchsten Reiz aber empfängt die Beschauung unsers Lebens und der Blick auf den vergangenen Tag, wenn das Gemüth durch das lohnende Bewußtsein verklärt wird: ich habe diesen Tag nicht unnütz für die Welt verlebt, nicht ohne neue Veredlung meiner selbst. Ich habe hin und wieder gegen meine unanständigen Gewohnheiten, gegen meine Naturfehler, gegen meinen Hang zum Zorn, zum Haß, zur Unzufriedenheit, einen guten Kampf gekämpft. Ich habe auch heut, so weit ich es nach meinen geringen Kräften konnte, einige Freuden Andern auf ihre Lebensbahn hingestreut; ich habe wenigstens einen Menschen froh und glücklich gemacht. Ich darf diesen Tag ruhig zu den übrigen niederlegen, die ich schon verlebt habe. Gott verzeihe mir die noch begangenen Fehltritte; aber an Willen und Muth hat es nicht gemangelt, besser zu sein. Dieser Tag, er wird mich vor dem richtenden Gott nicht so schwer verklagen; er wird mir auch ein frohes Zeugniß geben, und vielleicht mir in meiner letzten Stunde noch freundlich in der Erinnerung glänzen.

O wie süß ist es, unter solchen Empfindungen zu entschlummern; wie groß die Seelenseligkeit, mit solchem Jesussinn erwachen und entschlafen zu können! Kein Abend verfliesse mir ferner, an welchem ich nicht einen Blick auf den verlebten Tag werfe, und den Maßstab anlege, ob ich zu höherer Gemüthskraft und Vollkommenheit gestiegen, ob ich dem Vorbilde Jesu ähnlicher geworden bin. Kein Abend verfliesse, daß ich nicht, wie einst die Jünger, zu Jesu rufe: Bleibe bei mir, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt! (Luk. 24, 29.) Bleibe bei mir und in meinem Herzen, daß ich mich durch Dich beseele mit neuer Kraft zum künftigen Tagewerk! Bleibe bei mir, verschwinde nie vor meinen Blicken, damit ich Dir immer nachstreben könne, indem ich Deine Erhabenheit in Gott ganz zu meinen Eigenschaften mache. Bleibe bei mir, denn es will Abend werden. Oft vergaß ich Deiner im Geräusche der Welt, am mühevollen geschäftreichen Tage; aber am Abend gehöre ich mir selbst und meinem Jesu. Bleibe bei mir mit Deiner begeisternden Kraft, mit Deiner Gnade bis an den Abend meines Lebens, bis der Tod an die Stelle des Schlafs zu meinem Bette tritt. Bleibe bei mir, wenn ich in den letzten meiner Stunden den entscheidenden Blick auf mein gesammtes Leben hinabsenke, wie auf ein großes, vollbrachtes Tagewerk, von dem ich ausruhen soll. Laß mich dann auf Dich und Dein Verdienst sehen, um mich selbst zu trösten! Laß meinem müden Geist dann die Worte noch ertönen; Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Bleibe bei mir, o mein Jesus, wenn die Welt vor meinem brechenden Auge in ewige Nacht versinken will, und laß mir die Hoffnungen und die beseligenden Worte werden: Gehe ein zu deines Herrn Freuden!

261.

Die Nacht.

Psalm 139, 12.

Vater, Dich, den Gütevollen,
Preis't auch in der Nacht mein Geist;
Vater, der die Sonnen rollen
Und den Mond uns leuchten heißt;
Vater, dem von tausend Zungen
Tag und Nacht wird Lob gesungen;
Vater, der bei Tag beglückt,
Leidende des Nachts erquickt!

Vater, Dich umfass' ich wieder,
Küsse kindlich Deine Hand;
Milde blickst Du auf mich nieder,
Du, den, wer Dich suchte, fand.
O, in stiller Nächte Stunden
Hat Dich manches Herz gefunden,
Das, im Tagegewühl ein Thor,
Vater, sich von Dir verlor.

Auch du, o stille, feierliche Nacht, sei meinen Empfindungen heilig! Wohlthäterin der Leidenden, denen du die Thränen trocknest; Freundin der Unglücklichen, deren Sehnen du stillest in süßen Träumen; Mutter der Müden, die du in deinen Armen zur Ruhe wiegest, und mit junger Kraft stärkest, auch du bist meinem Geiste eine Offenbarerin der Majestät und Macht, der unergründlichen Weisheit und namenlosen Barmherzigkeit Gottes!

Auch du bist meiner Betrachtungen, meiner Bemerkungen würdig, wenn dein ernster Zauber das ganze Weltall, so weit es mein Auge kennt, verwandelt, wenn du mit dichtern Schatten zugleich den Schlummer auf die Augen der Lebenden senkst, und, wenn eine Sonne vom Himmel verschwindet, den Vorhang leise vom Firmament hinwegziehst, um uns tausend andere Sonnen in unendlichen Fernen zu zeigen, und mit den Strahlen der Sterne Ahnungen der Ewigkeit zu geben.

Wo ist der Mensch, der ganz gelassen bleibt und unbewegt, wenn er einsam in die Stille der Mitternacht hinaustritt, und vor ihm sich eine ganz andere Erde, ein ganz anderer Himmel auszubreiten scheint? — wenn das Schweigen des Grabes auf den Straßen und Plätzen ruht, wo noch vor wenigen Stunden das fröhliche Getümmel geschäftiger Menschen rauschte; wenn die Gärten, die Wälder, die Wohnungen der Sterblichen, alle Pracht der Natur, alle Werke der Kunst, in Finsterniß verschwunden sind, oder im blassen, zweifelhaften Dämmerlicht des Sternenscheins und des Mondes schimmern? Ein unwillkürlicher Schauer durchdringt die Seele. Der stille Ernst der nächtlichen Welt beherrscht unwiderstehlich zuletzt das Gemüth auch des Fröhlichen. Was ist alle Herrlichkeit der Erde, wenn ihr der Zauber des himmlischen Lichtes entzogen ist? Was ist alle Macht des furchtbarsten Sterblichen, wenn der Schlaf ihn in seinen Fesseln bewußtlos dahingestreckt hält? Was ist aller Reichthum des Reichen, wenn er gleich einem Todten neben seinen leblosen Kostbarkeiten ruht?

So stimmt uns die Nacht zu ernsten Empfindungen. Sie sammelt den zerstreuten Geist, und zwingt ihn mit unüberwindlicher Stärke, an sich und seine Bestimmung und den Werth der Dinge zu denken. Schon manchen Leichtsinnigen führte die Feierlichkeit einer Mitternacht zur stillen Ueberlegung zurück, schon manchen Zweifler zum Glauben an Gott, schon manchen spöttelnden Sünder zur Tugend.

Wie in jeder Jahreszeit, so in jeder Tageszeit, offenbart sich uns die Gottheit auf eine andere Weise; anders in den Schönheiten eines lieblichen Morgens, anders in den Wohlthaten des Mittags, anders in der milden Stille eines Abends, anders in dem Schweigen und majestätischen Ernst der Nacht. Aber immer und aus allen wechselnden Erscheinungen scheint uns Gottes Stimme zuzurufen: Ich bin, gedenke meiner! O Sterblicher, hebe deinen Blick von allem Irdischen zuweilen empor zu dem, was erhabener ist! Vergiß nicht über das Gewand, welches du bewunderst, die Seele! Erinnere dich in der Schöpfung des Schöpfers, und in dem Staube, der seinen Werth und seine Gestalten ändert, des Bleibenden, des Ewigen! Ueberall und zu allen Stunden lehre uns, wie die heilige Schrift, so die heilige Natur: Du bist bestimmt, mehr als Thier zu sein; du sollst nicht bloß mit dem Leib und für den Leib leben, sondern auch vorzüglich mit dem Geist und für den Geist!

So wie in jeder andern Tageszeit, verkündet sich die ewige Liebe der Gottheit auch in der Nacht durch besondere Arten der Wohlthätigkeit. Während die Sonne unsern Gesichtskreis verläßt, und den Tag über die andere Hälfte des Erdballs glänzen läßt, versinkt bei uns Alles in Einsamkeit und Schweigen, daß nichts unsere Ruhe störe. Dem Schlummer ist die Dunkelheit und die allgemeine Stille günstig. Nichts zerstreut unsern Geist oder fesselt unsere Aufmerksamkeit. Wie wir von der Wiege des Säuglings, vom Bette des Kranken jedes zu starke Licht oder Geräusch entfernen: so nimmt Gottes ewige wache Vatersorge durch die weisesten Einrichtungen der Natur den Schlummer und die Ruhe eines halben Weltalls in freundlichen Schutz. Ein sanfter Schlaf stellt die verlornen Kräfte wieder her, und mit dem erquickten Körper empfängt der Geist wieder ein Werkzeug, zu allen guten Unternehmungen und Geschäften fähig.

Wenn die Natur uns zur Ruhe einladet, sollen wir ihren Winken folgen. Ungestraft verachtet kein Mensch die Gesetze der göttlichen Welteinrichtung. Nichts zerstört leichter die Gesundheit, als die muthwillige Verwandelung der Nacht in Tag und die Beraubung des Schlafes in der Zeit, die ihm von der Natur geweiht ist. Mit dem Verschwinden der Sonne verwandelt sich selbst der Zustand der Luft, die wir athmen, und alle lebende Geschöpfe empfinden in sich die vorgegangene Veränderung, und an vielen Pflanzen sehen wir, wie sie beim Eintritt der Nacht ihre Blätter zusammenfalten, ihre Blumenkelche verschliessen; die Zweige der Bäume und Gesträuche, welche bei Tage gesunde Düfte ausgiessen und die Luft von schädlichen Dünsten säubern, hauchen jetzt, von der Sonne verlassen, unreine Luft aus. Die Thiere verlieren ihre Munterkeit, und verbergen sich in ihre Höhlen, Nester und Lagerstätten. Das Blut der gesündesten Menschen wird wallender; ihre Nerven werden reizbarer, wie zum Fieber. Der Zustand der Kranken wird schlimmer und unruhiger, Mattigkeit und Gefühllosigkeit nehmen überhand.

Die Nachtwachen, oft wiederholt, sei es aus übermäßigem Triebe zur Arbeit, sei es aus unordentlicher Begierde zu Lustbarkeiten, sind wahrhafte Lebensverkürzungen. Der Geist des Menschen wird stumpfer, indem sein Werkzeug, der Leib, untauglich gemacht und in seinen natürlichen Verrichtungen gehindert wird. Die frische Farbe der Gesundheit entflieht von den Wangen, und die Blässe des Gesichts, der trübe Blick des Auges verkünden deutlich genug, wer wider die Ordnungen Gottes in der Natur sündigte. Sündigte! Ja, die Zerstörung unsers Leibes, den Gott uns zu edelm Gebrauche verlieh, die Verkürzung unsers Lebens durch Ertödtung des Schlafs in den zur Erholung unserer Kräfte geweihten Ruhestunden, ist Sünde gegen Gottes Gaben, Sünde gegen Gottes Anordnungen. Aber so thöricht ist der Mensch, daß er für eine Handvoll Stunden, in nächtlichen Schwär-

mereien und Lustbarkeiten verschwelgt, mehrere Jahre zu wenig leben, und um des Vergnügens willen, viele Nächte in Tag verkehrt zu haben, früher oder später einen siechen Leib durch die Welt schleppen mag.

Der Christ ehrt die Wohlthaten Gottes, und Wohlthat ist uns jede Anordnung in der Natur. Willkommen ist ihm nach vollbrachtem nützlichem Tagewerk ruhende Erquickung im Schlummer der Nacht. Er ist schonend in seinem Urtheil gegen die Verirrungen der Menschen, welche ohne Noth, aus Eitelkeit oder Sonderbarkeit, ihren rauschenden Vergnügungen ganze Nächte aufopfern. Aber höhere Achtung hat er noch für die Gesundheit, für das Kleinod des Lebens, ohne welches er zu allem Guten und Nützlichen unfähig wird. Sind wir dem Schöpfer Rechenschaft schuldig über die Verwaltung und Anwendung der Güter, die er uns auf Erden verlieh; so ist die schwerste Verantwortlichkeit die, welche wir für das höchste der irdischen Glücksgüter, für Gesundheit und Leben, zu tragen haben.

Wie die Nacht uns selbst schon Alles entzieht, was unsere Ruhe hindern könnte; wie sie über Alles einen verhüllenden Schleier wirft, und Alles verstummen macht, daß nichts uns störe: so sollen auch wir von unserm Geiste Alles verbannen, was unsere Ruhe, unsern Schlummer beeinträchtigen könnte. Mit dem Kleide, welches wir von uns legen, sollen wir den drückenden Tagesverhältnissen, den quälenden Sorgen entsagen, ihnen gleichsam absterbend nur ganz uns und Gott gehören. Ein frohes Gewissen bettet uns sanft, und der Gedanke: Gott wacht! bewahrt uns vor jeder unnöthigen Angst über das, was in der Nacht uns oder den Unserigen begegnen könnte, während wir ohne Bewußtsein da liegen. Wir sind nun wieder in den Zustand der Schwachheit und Hilflosigkeit zurückgekehrt, worin wir uns in unserer frühesten Kindheit als Unmündige befanden. Wir sinken wieder in die Bewußtlosigkeit zurück, in der wir schliefen, ehe Gottes Hand uns zum Leben weckte. Auch damals, ehe unser Mund seinen Namen lallte, war er unser Gott, gedachte er unser, bereitete er uns Glück und Lebensfreuden vor. So ist er auch in unserer kurzen, todtenähnlichen Ruhe noch jetzt unser Gott; so gedenkt er auch jetzt noch unser, und bereitet uns neue Lebensfreude, die wir nicht ahnen. Ja, bei Dir, o Gott, ist kein Wechsel des Lichts und der Finsterniß; bei Dir leuchtet die Nacht wie der Tag; Deine Augen sahen mich, als ich noch unbereitet war, und waren alle Tage in dein Buch geschrieben, die noch werden sollten, und derselben keiner war. (Psalm 139, 12. 16.)

Darum ist die Furcht und Angst der Menschen unchristlich, mit welcher sie sich in Zeiten der Nacht oft selbst durch schreckende Einbildungen quälen. Wie? ist Gott weniger unser Gott, wenn die Welt in seinem Schatten ruht, als am Tage? Warum zittern vor den Wirkungen einer Hölle und des Teufels, die uns im Laufe des Tages nicht erschrecken? Warum beben vor Erscheinungen von Gespenstern und Geistern, die eine Erfindung furchtsamer, unwissender Menschen und unserer eigenen Einbildungskraft sind? Warum verzagen vor der Wiederkehr der Verstorbenen, deren Leichnam sich jetzt schon in Erde verwandelt hat, deren Geist sich in andern Verbindungen und Verhältnissen befindet, wo ihr Beruf, den ihnen Gott gegeben, edler und größer ist, als furchtsame Sterbliche ohne Nutzen zu erschrecken?

Die thörichte Furcht vor Gespenstern und Todtenerscheinungen und andern Ungeheuern, die in Gottes Schöpfung nie vorhanden gewesen sind, ist eine Mißgeburt der jedem Menschen natürlichen, und eben deswegen nützlichen Schüchternheit, welche die Nacht einflößt. Der hilflose Zustand, in welchem wir uns nach dem Sonnenuntergang befinden, wo wegen der allgemeinen Dunkelheit unser Auge nicht mehr die gewohnten Dienste verrichten kann; wo wir bei ungewöhnlichem Geräusch nur die Ursachen desselben errathen können; wo unsere Einbildungskraft folglich immer thätiger und angestrengter wird; wo unsere Nerven ohnehin reizbarer werden, und die Ermattung des Leibes zu einer größern oder schwächern Muthlosigkeit führt — eben dieser Zustand macht uns leicht geneigt, auch da eine Gefahr zu fürchten, wo keine ist. Die Furcht selbst aber ist die Gebärerin aller Unholden.

Es fehlt nicht an Menschen, welche, ungeachtet ihres hellen Verstandes, ungeachtet ihrer Ueberzeugung von der Nichtigkeit der sogenannten nächtlichen Erscheinungen, ungeachtet ihrer würdigen Vorstellungen von Gott, ungeachtet ihrer Religiosität, dennoch von abergläubigem Schrecken ergriffen werden, sobald die Nacht eintritt. Dies sind die Wirkungen einer mangelhaften Erziehung und früher verderblicher Eindrücke, welche unvorsichtige Leute auf das zarte Gemüth der ersten Kindheit veranlassen. Nur durch anhaltendes, wiederholtes Kämpfen der Vernunft- und Religionsgründe gegen diese eingeprägte nächtliche Furcht, nur durch Zerstreuung der Einbildungskraft, sobald sie ihre fast zur Gewohnheit gewordene Richtung auf Schreckbilder nehmen will, kann dies Uebel vermindert und ganz vernichtet werden. Nur Sehende haben Gespensterfurcht; Blindgeborne kannten sie nicht.

Daher begreifen wir die heilige Pflicht sorgsamer, ächt christlicher Aeltern, daß sie von ihren Kindern auf alle Weise die thörichten Vorstellungen von Erscheinungen nächtlicher Unholde entfernen; weder selbst durch schreckende Erzählungen die natürliche Schüchternheit der Jugend mit abergläubiger Angst vermehren, noch durch unwissende oder muthwillige Dienstboten und Hausgenossen vermehren lassen; dieser Aberglaube, welcher die Quelle mancher bittern Lebensstunde ist, hat schon oft auf die Gesundheit der Menschen den zerstörendsten Einfluß gehabt, und immer ungerechte, niedrige Vorstellungen von der Größe, Würde und Weisheit Gottes erzeugt.

In der That, seit Aeltern darauf dachten, ihren Kindern eine bessere Erziehung zu geben, seit die Erwachsenen durch einen würdigern Religionsunterricht, durch eigenes Nachdenken sich über manche Vorurtheile und abergläubige Vorstellungen erhoben haben, ist die Gespensterfurcht schon sehr vermindert worden, und mit dem Verschwinden der thörichten Furcht haben die Erscheinungen der nächtlichen Schreckbilder von selbst aufgehört. Nur noch beim gemeinen Volk, dessen Erziehung und Belehrung am meisten verwahrloset, am schwersten zu bewirken ist, haben sich die irreligiösen Hirngespinnste einer unwissenden Vorwelt am längsten erhalten.

Aber auch in den sogenannten gebildeten Ständen ist noch ein anderer Aberglaube fortdauernd geblieben, welcher der Religion und Vernunft eben so sehr widerspricht, als die Furcht vor eingebildeten Todtenerscheinungen und

Nachtgespenstern. Dieser an vielen Orten, in vielen Familien noch herrschende Aberglaube ist die unverdient hohe Meinung vom Werthe der nächtlichen Träume und ihrer Deutung.

Kein Weiser, oder endlich Jesus nicht, hat den Träumen, oder auch nur einigen von ihnen, eine weissagende Kraft zugeschrieben. Woher kam nun dieser Glaube zu den Christen? Er kam aus dem Heidenthum; er kam von den Völkern, welche gleichsam noch in ihrer ersten rohen, unbehilflichen Kindheit des Verstandes lebten.

Kinder, welche den Traum noch nicht vom Wachen genau unterscheiden können, glauben in der Verwirrung ihrer Begriffe oft wirklich an Orten gewesen zu sein, oder das gesehen zu haben, was ihnen ihre Einbildungskraft während des Schlummers vorgaukelt.

Es gibt jetzt noch unter den wilden Völkern solche, die da glauben, ihre Seele wandere während des Schlummers ihres Leibes aus, und lebe an andern Orten. Sie haben nicht Verstandeskraft genug, sich zu erklären, wie man sich im Schlafe so lebendige Vorstellungen machen könne.

Andere, die schon in der Ausbildung ihres Verstandes größere Fortschritte gemacht haben, glauben zwar nicht an das Auswandern der Seele, aber sie glauben, die Träume kommen von den Göttern und seien vorherbedeutende Offenbarungen der Götter. Diese Vorstellung findet man fast bei allen unwissenden Völkern des Alterthums, bei Juden und Heiden gemein.

So kam der lächerliche Glaube an die weissagende Kraft, an die Göttlichkeit der Hirngespinnste, welche wir Träume nennen, unter die Christen, und erbte bei den Unwissenden bis auf unsere Tage fort. Abergläubige Männer, welche sich das Ansehen von Weisheit und Gelehrsamkeit gaben, und doch nicht, gleich den Heiden, ihre Träume von Gott herleiten wollten, meinten ihre Thorheit zu veredeln, wenn sie lehrten, unsere Seele habe im Schlafe eine vorherrschende, die Begebenheiten der Zukunft ahnende Kraft.

Aber die Vernunft und die göttliche Offenbarung empören sich gegen solchen Irrthum, den der schwache Mensch so gern festhält, weil er sich mit nichts lieber, als mit dem Errathen seiner Zukunft beschäftigt.

Dem festen Schlafe des gesunden Menschen fehlt jeder Traum; erst nachdem der Körper seine Kräfte durch den Schlummer ersetzt hat, und wieder ein taugliches Werkzeug der Seele geworden, gebraucht diese wieder ihre Gewalt. Erst wird das Gedächtniß und die Einbildungskraft laut. Jetzt entwickeln sich verworrene Erinnerungen unter allerlei Gestalten; Dinge, welche auf unser Gemüth irgend einmal einen tiefen Eindruck gemacht haben, erscheinen am leichtesten. Daher beschäftigen sich die Träume bejahrter Personen oft mehr mit Gegenden und Personen ihrer frühern Jahre, als mit solchen, die sie im spätern Alter kennen lernten, weil die Eindrücke am tiefsten zu sein pflegen, die wir in zarter Jugend empfangen haben. Aber der Verstand und die Kraft zu urtheilen ist im Anfang des Träumens noch schwach. Ein Bild der Phantasie erinnert an das andere. So gehen wir mit Fremden und Bekannten im Traume um, und mit Todten, als wären sie noch am Leben. Je leiser der Schlaf wird, desto mächtiger wird die urtheilende Kraft der Seele. Zuletzt erstaunen wir im Traume selbst über dessen Widersprüche; erstaunen, daß wir Gestorbene wieder leben sehen. Endlich entdecken wir sogar im Traum, daß wir nur träumen.

Dies ist der Ursprung, dies ist die Geschichte des Traums. Wie kann es einem vernünftigen, das heißt, vorurtheilfreien Menschen einfallen, daß die Seele durch bloße Gaukeleien ihrer rege werdenden Einbildungskraft heller sehe, als wenn sie in ihrer vollen Thätigkeit mit allen ihren vereinten Kräften wirken kann?

Hätte sie aber ein Vermögen, die künftigen Dinge im Traum vorherzusehen, so würde Gott, der uns die Zukunft mit weiser Hand verhüllt, mit sich selbst im Widerspruch stehen.

Hätte sie dies Ahnungsvermögen: so würde es Gott nicht vorzugsweise einzelnen Menschen, sondern allen verliehen haben, so wie er allen die gleichen Kräfte, wenn gleich in verschiedenem Maße, ertheilt hat. Aber unter Tausenden ist kaum Einer, der dies Ahnungsvermögen zu besitzen sich rühmt.

Hätte der Schöpfer uns mit der Kraft ausgerüstet, die vorliegende Zukunft im Traume zu entdecken: so würde diese Kraft, der göttlichen Weisheit und Zweckmäßigkeit zufolge, die wir sonst in allen Werken Gottes bewundern, sich nicht nur bei unbedeutenden Dingen äussern, die uns weder viel nützen, noch schaden; sondern auch bei wichtigen Angelegenheiten, wo sie uns hingegen verläßt. Gott würde uns durch solche Kraft in den Stand gesetzt haben, wegen der bevorstehenden Dinge die nöthigen Maßregeln zu ergreifen. Aber wer hat jemals um eines Traumes willen Maßregeln ergriffen, ohne nachher zu finden, wie er sich getäuscht hatte? Wie hätte Gott, dessen Schöpfungen von der höchsten Weisheit im Kleinsten wie im Größten zeigen, einzelnen Menschen ein Vermögen der Vorhersehung gegeben, das ihnen durchaus unnütz ist?

Es ist allerdings möglich, daß unter den tausend mannigfaltigen Traumbildern manche vorkommen, welche mit den Begebenheiten der Tage nachher irgend eine zufällige Verwandtschaft und Aehnlichkeit haben. Auch mag dieses in manchem zum Aberglauben geneigten Menschen die übertriebene Meinung vom wahren Werth eines Traumes genährt haben. Allein es wäre ungleich auffallender, wenn unter den zahllosen Vorstellungen im Traum nie eine mit nachherigen Zufällen eine Art von Aehnlichkeit besäße, als wenn sie solche zuweilen wirklich hat. Indem man aber das seltene und zufällige sogenannte Eintreffen des Traumes als Wirklichkeit bemerkt, dagegen hundert andere Träume, nach denen sich doch nichts Aehnliches zugetragen, oder was damit in Verbindung gebracht werden könnte, vergißt, wird des Menschen eigene Thorheit und Selbsttäuschung Ursache, daß er sich höhere Kraft in Träumereien zuschreibt, als er bei gesundem, wachendem Verstande hat.

Allerdings erzählt die heilige Schrift von wunderbaren Träumen, durch welche Gott Offenbarungen gab, und von solchen, welche ausgelegt und erfüllt wurden. Aber das göttliche Gesetz selbst verbietet, auf Träumer zu achten (5 Mos. 13, 1. ff.); überhaupt verwirft es das unruhige, vorwitzige Blicken in die Zukunft, und verpönt das Geschäft der Wahrsager und Zeichendeuter und deren Beobachtung als götzendienerisches Unwesen. Was nun schon Moses, der sonst seinem rohen Volke Manches nachsah, verworfen, was die Vernunft mißbilligen muß: sollte ich, als Jesu Schüler, an den Irr-

thümern hangen? Sollte ich aus Neugierde, um die von Gott verhüllte Zukunft zu errathen, meinen eigenen Verstand verläugnen, meine eigene schwache Einbildungskraft und ihr Geträume mißbrauchen? Sollte ich, um ein zufälliges Zusammentreffen meiner Einbildung im Traume mit nachmaligen Begebenheiten zu erklären, statt des natürlichen Grundes einen unnatürlichen suchen, der Gott mit seinen eigenen Worten und Absichten in Widerspruch und Kampf darstellt?

Fern sei von mir diese Entehrung der Allerweisesten, diese Entehrung meines eigenen Verstandes! Fern sei von mir jede abergläubige Meinung, jede abergläubige Furcht der Nacht! Gott wohnt im ewigen Lichte: vor ihm ist keine Finsterniß; seine Liebe und Sorge für mich ist an keine irdische Stunde gebunden. Es sei Tag oder Nacht, er bewacht mein Dasein, mein Wohl mit gleicher Liebe. Nur feste kindliche Zuversicht auf ihn, nur ein reines Gewissen, und auch für uns wird es in der Nacht Licht sein.

262.

Der Anblick des Mondes.

Psalm 136, 9.

Gott, grenzenlos,
Undenkbar groß,
Der Urquell aller Macht ist Deine Stärke!
Schon seh'n wir hier
So viel von ihr;
Doch seh'n wir kaum den Anfang Deiner Werke.

Durchflög' ich gleich
Ihr weites Reich,
Und sähe Deine letzte Sonne glänzen:
Ich sähe dort
Doch nicht den Ort,
Wo Du nicht wärst — nicht Deiner Allmacht Grenzen.

Was Du erschufst,
Was Du jetzt rufst,
Und rufen wirst: wer kann das Alles zählen,
Und wolltest Du
Noch mehr dazu
Erschaffen, würd' es Dir an Kraft nicht fehlen.

O wie Vieles ist zu bewundern, was Gott erschaffen hat! Nur dem Sterblichen fehlt oft das Augenlicht, um es zu sehen; die rechte Erkenntniß, um es zu verstehen; die innige Begierde, es zu durchdringen und zu erforschen.

Es ist gewiß, daß unsere kleinen irdischen Sorgen und häuslichen Angelegenheiten uns zuviel erdwärts ziehen. Die Menschen in dem ersten Zeitalter der Welt hatten noch nicht die mannigfaltigen Bequemlichkeiten des Lebens erfunden, die uns ergötzen; aber darum vielleicht waren sie erhabener, als wir leider sind. Wir haben tausend künstliche Bedürfnisse, die von Menschenhänden gemacht werden müssen, die uns wenig Zeit zur Ruhe und Betrachtung des Göttlichen übrig lassen; aber diejenigen, welche in den frühern Weltaltern lebten, begnügten sich mit dem, was ihnen die Natur gab, waren mit Wenigem zufrieden, und wandten ihr Auge zur Beschauung des Göttlichen. Wir hängen mehr an der Erde; sie hingen mehr an dem Himmlischen. Wir zittern, das Leben mit seinen Bequemlichkeiten einzubüßen; sie waren gleichgültig gegen den Tod, gegen den Wechsel des Daseins. Wir machen aus der Kenntniß der Schöpfung und ihrer Wunder eine schwere Wissenschaft, die nur Wenige Gelegenheit und Zeit haben, zu erlernen; sie hingegen waren gleichsam mit der ganzen Natur eins und dasselbe, und die Natur sprach durch sie. Wir kennen kaum den Stand und die Namen der vornehmsten Gestirne des Himmels; sie aber waren mit dem Wandel und der großen Bewegung derselben durch das Weltall vertraut, und unsere größten Himmelskundigen erstaunen heutiges Tages, wenn sie wahrnehmen, daß Dinge ehemals allgemein bekannt waren, die man jetzt nur erst durch Hilfe der größten und mühevollsten Berechnungen erfährt.

Ja, es ist gewiß, daß, so wie jene bei der Geringfügigkeit und Einfalt ihrer irdischen Nothwendigkeiten mehr dem ganzen All der göttlichen Schöpfung angehörten, und Gott selbst mehr in und ausser sich fühlten — wir umgekehrt mehr den Annehmlichkeiten unsers Leibes gehören, mehr mit dem Kitzel der Sinne vereinigt sind, und weniger die Gottheit als uns selbst in allen Dingen in und ausser uns fühlen. Sie waren Menschen, ähnlicher dem Urbilde, wie es aus den Händen des Schöpfers stieg. Wir sind Menschen, die, nur für das Haus, den Tisch, für das häusliche und bürgerliche Leben besorgt, in den Schlamm des Irdischen, in den todten Staub niedergezogen wurden, dem wir eigentlich fremd sein sollten!

Daher ist unter allen spätern Völkern der Glaube entstanden, daß ihre ersten Vorfahren unmittelbaren Umgang mit der Gottheit gehabt; daß sie Offenbarungen des Himmels empfangen haben, die uns jetzt verschlossen sind! Sind wir nicht auch Geschöpfe und Kinder Gottes? Währet seine Güte nicht ewiglich?

Sie sind uns verschlossen, weil wir uns ihnen verschliessen. Wir sehen nicht, weil wir unsere Augen zudecken. Wir entrinnen dem vertrauten Umgang mit Gott, weil wir es für wichtiger halten, auf eine geschickte Weise mit Menschen umzugehen, um kleine vorübergehende, elende Vortheile von ihnen zu ziehen. Wir sind der Göttlichkeit der Natur fremd geworden, weil wir nur in unserm häuslichen Berufsgeschäfte, in unsern Leidenschaften, in unserm Hassen, Lieben, in unsern Begierden nach Vermögen, Rang, Ansehen, Ruhm einheimisch sind.

Thörichte Weisheit, die uns zuletzt keinen andern Gewinn gibt, als wie wir unsern Hunger oder Durst auf eine den Gaumen kitzelnde Art stillen, oder unsern Leichnam mit feinen Tüchern umhängen, oder uns zwischen schönern Wänden gegen die Rauheit der Witterung schützen! — Thörichtes Streben, das uns zuletzt nichts erwirbt, als was für den flüchtigen Augenblick des Lebens gehört, und nichts erobert, als was wir, weil es doch Staub und Traum ist, in wenigen Jahren mit brechenden Augen verschwinden sehen sollen!

Und wenn die Sehnsucht zum Umgang mit dem Göttlichen in uns ist: warum thun wir derselben kein Genüge? Warum wollen wir nicht wieder werden nach dem Ebenbilde des Höchsten, würdig unsers Ursprungs, würdig der ewigen Bestimmungen, die uns erwarten? Liegt nicht die Schuld an uns selbst? — Offenbart sich der Allmächtiggroße nicht täglich in allem Wechsel der Stunden und Jahreszeiten, der irdischen und himmlischen Ereigniße? — Rollt nicht jegliche Nacht der Vorhang vom

Allerheiligsten des Firmaments hinweg, wo dann im flammenden Gold zahlloser Gestirne der Name des Höchsten, und der Preis seiner Herrlichkeit, und alle Hoffnungen des Ewigen geschrieben stehen?

Gern will ich mich mit den erhabenen Werken meines himmlischen Vaters beschäftigen — und wo erscheint er mir erhabener, als in den wunderbaren Zügen der himmlischen Weltkörper durch das uferlose All? Aber wie oft sah ich gedanken- und gefühllos zu ihnen empor! Ach, es geschah, weil ich mir nicht sogleich alles das Wichtige von denselben in meinem Geiste vergegenwärtigen konnte, was wir davon wissen. Wie oft ergötzte mich der Sterne Funkeln und majestätisches Prangen, ohne daß der Gedanke in mir lebendig ward, daß dies Alles — daß die Millionen Gestirne Millionen Welten sind, von fühlenden, denkenden Wesen bewohnt, wie diese Erde; Welten, größer und nicht minder voller Wunder, als diese Erde, auf der ich wie eine geringe Milbe herumkriechе!

Nur der Mond, dieser einsame Gefährte unserer irdischen Nächte, nur er ist der kleinste von allen Welten, welche wir mit bloßen Augen auffallend bemerken. Er scheint uns größer als die übrigen zu sein, weil er dem Weltball, welchen uns Gott zur Wohnung angewiesen, viel näher schwebt, als die andern. Seine Oberfläche ist vierzehnmal kleiner, als die Oberfläche des Erdballs. Aber wie entfernt bleibt er dennoch von uns in seiner Bahn, in der er die Erde umkreiset, daß er nicht größer scheint!

Schon mit bloßen Augen erkennen wir an diesem uns benachbarten Weltkörper hellere und dunklere Stellen. Warum wird des Menschen Neugier nicht rege, zu erforschen, woher diese glänzendern und dunklern Gegenden entstehen mögen? Warum ist denn unsere Neugier in vielen geringern Sachen thätiger, als in solchen, wodurch wir die Majestät des Schöpfers lichtvoll erkennen würden?

Inzwischen haben die Sternkundigen durch kunstvoll gearbeitete Fernröhren jene Welt näher betrachtet. Sie haben dort in den Streifen, Flecken und Schatten mit Erstaunen Berge, Thäler, große Vertiefungen entdeckt — eine Welt entdeckt, die zwar in vielen Dingen demjenigen sehr ähnlich ist, was wir hier auf Erden haben; was aber auch in Vielem ganz anders ist, als es bei uns ist.

Die großen dunkeln Flecken des Mondes scheinen wohl nur weitläufige Ebenen zu sein, welche das Licht der Sonne nicht so hell zurückwerfen, als die hellern Theile. Denn nur durch die Sonne empfängt der Mond seinen wiederscheinenden Glanz, gleich der Erde; und unsere Erde, wenn sie am Tage von der Sonne beleuchtet wird, muß den dort lebenden Wesen ebenfalls in Nächten am Himmel gleich einem großen, prachtvollen Monde erscheinen. So sorgt die ordnende Weisheit des Allgütigen von Welt zu Welt. So dient im Unendlichen seiner Schöpfung Eins dem Andern zum Nutzen und zur Schönheit. So wird eins seiner Werke dem andern zum Wunder, und offenbart er seine Größe in Allem.

Ehemals hat man jene dunkeln Stellen für Meere gehalten, und sie auch also genannt. Allein nach sorgfältigern Beobachtungen hat sich ergeben, daß man in den Vertiefungen jenes Weltkörpers keine Flüssigkeit entdecken konnte, welche sie ausfüllt. Sondern je nach dem verschiedenen Stande der Sonne sah man die Schatten in denselben bis auf den innersten Grund fallen oder ganz verschwinden.

Man muß demnach glauben, daß im Monde nicht das Element des Wassers in großen Meeren oder Flüssen rauscht, wie bei uns; daß die göttliche Hand dort ganz andere Ordnungen und Einrichtungen getroffen hat für die Wesen, welche da leben, als bei uns. Wer kennt das Maß der Allmacht? Wer kennt die Grenzen seiner unendlichen Weisheit?

Eben so deutlich erblickt man schon durch gemeine Fernröhren die Gebirge, als hell erleuchtete Erhabenheit; sieht, wie sie am Rande der Mondscheibe hervorragen, wie sie im Innern ihre Schatten weit über die Ebene hinsenken. Oft umringen die Gebirge, wie ein Kranz, viele Meilen große Thäler, die so tief hinabgehen, daß unsere größten Erdgebirge, hineingesenkt, sie kaum ausfüllen würden; Thäler, welche eine Tiefe von zehn- und mehr tausend Fuß haben! — Zu welchem Zwecke diese von hohen Bergen ringförmig umschlossenen Vertiefungen? Welche Absichten für Wohlsein und Seligkeit dortiger Geschöpfe verknüpfte damit das gütigste aller Wesen, der Vater aller Welten? Wer ergründet den Unergründlichen?

Nicht genug, daß jene ausserordentlichen Tiefen mit großen Bergen umzäunt sind, erhöhte die Macht des erhabenen Weltschöpfers die Berge oft noch mit so hohen Bergspitzen, daß kaum auf Erden höhere in allen Welttheilen gefunden werden. Und in diesen mit so furchtbaren Wällen umringten weitläufigen Thälern des Mondes, worin, um menschlicher Weise zu reden, ganze Völkerschaften mit ihren Städten und Dörfern beisammen wohnen könnten, stehen wieder kleinere Gebirge, deren Gipfel aus der Tiefe seltsam hervorragen.

Die Höhen der Berge im Monde sind genau nach ihren Schatten und Entfernungen gemessen und berechnet worden. Verschiedene derselben setzten durch ihre Erhabenheit ist das tiefste Staunen. Das allerhöchste Gebirg auf Erden ist gegen zwanzigtausend Schuh hoch, senkrecht von der Spitze bis zur Fläche des Meeres gerechnet. Aber über der Mondfläche ragen Gebirge hervor, die auch gegen fünfundzwanzigtausend Schuh hoch sind. Auf Erden ist nur ein einziger Berg von der oben erwähnten Höhe zu finden; aber auf dem Monde hat man schon zwölf solcher Gebirge gezählt!

Wie wunderbar anders ist drüben die göttliche Haushaltung, als bei uns! Wie fremd Alles, was wir von jenen Weltkörpern vernehmen, besonders für diejenigen, welche bisher nur kaum an die Möglichkeit dachten, daß irgendwo andere Gestalten und Ordnungen sein könnten, als bei uns hienieden! Wie immer unbegreiflicher muß uns die unerschöpfliche Macht des Ewigen werden, je länger wir sie betrachten! Ach, wie wenig wissen wir von Gott, und wie gering ist selbst die Vorstellung dessen von dem Allerhöchsten, der ihn am besten, oder doch besser als tausend Andere, zu kennen glaubt!

Noch größer aber muß unsere ehrfurchtvolle Verwunderung werden, wenn wir erfahren, daß durch unermüdete Himmelsforscher erkannt worden, der Mond sei nicht von einem solchen Dunstkreise umgeben, wie unser Erdball; von keinem Dunstkreise, in welchem sich Wolken erzeugen können, oder Regen, Hagel und Schnee. Sondern die Luft daselbst ist ungleich dünner und feiner, als

diejenige, welche wir einathmen. Wenn wir auf die höchsten Berge der Erde stiegen, würde die Luft schon so dünn werden, daß wir ohne große Beschwerlichkeit nicht lange darin athmen könnten. Nun aber würde es einem Menschen unmöglich sein, drei und vier Meilen hoch über der Erde, wenn er sich auch dahin erheben könnte, zu leben. Im Monde aber ist die gewöhnliche Luft so rein, wie sie zehn Meilen über unserm Haupte sein mag. Dies hat man theils aus der Beschaffenheit der Morgen- und Abenddämmerungen im Monde, theils aus der Art, wie sich die Strahlen des Sonnenlichts in jener Luft brechen, deutlich erkannt.

Niemals, so viele Jahre auch die Mondenwelt von den Himmelsbeobachtern aufmerksam und anhaltend betrachtet worden ist, hat man dort Verdickungen des Luftkreises, oder Wolken erblicken können, welche doch ganze Gegenden zuweilen verhüllen müßten, wenn sie da statt fänden, wie bei uns. Der Luftkreis jenes Weltkörpers ist also nicht allein unendlich dünner und feiner, sondern auch von weit trockenerer Natur, als der Luftkreis, welcher den Erdboden umgibt. Zu allen Zeiten findet man den Mond heiter und rein von wolkenähnlichen Verhüllungen.

Nur zuweilen hat man in einigen jener großen, von Bergen umschlossenen Thäler gesehen, daß graue Flecken, wie Nebel oder Rauch, erschienen, und kleine Gegenstände verdeckten, oder im veränderlichen Lichte zeigten. Da diese kleinern Gegenstände gar gering und nicht viel größer, als unsere Wohnungen sind; da jene nebelartigen Verfinsterungen sich nur von Zeit zu Zeit und nicht immer auf den gleichen Orten darstellten: so ist es allerdings sehr wahrscheinlich, daß diese Erscheinungen von irgend einem Gewerbe oder einer Beschäftigung derjenigen Wesen herrühren, welche Einwohner der Gegend sind. Denn auch viele andere merkwürdige Wahrnehmungen hat man mit Hilfe der vorzüglichsten Fernröhren gemacht, welche theils auf Sammelplätze, theils auf Arbeiten und Geschäfte vernünftiger Wesen schliessen lassen, die auf dem Monde wohnen, leben und sich der Größe und Gnade Gottes freuen, wie wir auf Erden.

Ein anderes Räthsel bietet sich in den Erscheinungen auf der Oberfläche jenes Weltkörpers unserer Bewunderung dar. Es zeigen sich nämlich daselbst, nach verschiedenen Richtungen gehend, Einschnittslinien, die oft eine Viertel- bis drei Viertelmeilen breit sind, und gewöhnlich in sehr gerader Bahn dreißig, wohl selbst siebenzig Meilen weit gehen. Sie gleichen künstlich gebildeten Kanälen, denn sie sind tiefer als die Ebene, in der sie sich befinden. Einer dieser Kanäle geht quer durch das Gebirg, als wenn es zersprengt worden wäre, und durch das vom Gebirg eingeschlossene Thal zur andern Seite hervor. Oft scheint ein solcher Kanal unter einer großen Decke an den Stollen der Berge fortzuziehen.

Die schmalen, langen Eintiefungen haben viele Aehnlichkeit mit unsern Flüssen auf Erden. Wie unsere Ströme aus den Gebirgen entspringen, so hängen auch jene mit den Gebirgen zusammen, und laufen in gerader Richtung zu den oben gedachten Tiefen, und gehen sogar durch dieselben hindurch. Nur sind sie nicht, wie unsere Flüsse, mit Wasser oder einer andern demselben an Dichtigkeit gleichen Materie angefüllt. Denn wäre dies der Fall, so würde man nicht bis auf ihren Grund hinab, und sogar die Unebenheiten ihres Bodens sehen können. Was darin fließt, füllt auch nicht die Tiefen der Thäler aus, wie dies der Fall bei dem Wasser sein würde, wie wir es auf Erden haben. Sondern die in jenen Kanälen befindliche Flüssigkeit mag Aehnlichkeit haben mit derjenigen dichten Luftart, die wir in unserm Dunstkreise noch zum Athemholen gebrauchen.

Ist doch auch auf unserer Erde das Wasser nichts anderes, als eine dickere Luft; ist doch auch unsere Luft, die wir athmen, nichts als ein feineres Wasser. Wir trinken das Element, in welchem der Fisch athmet, der ausser demselben stirbt. So kann eine Luft, wie die, in welcher wir unsern Athem schöpfen, für Wesen anderer Art sein, was uns das dichtere, flüssigere Element, in welchem der Fisch lebt.

Doch hinweg mit diesen Vermuthungen! Nie werde ich die weisen Zwecke der Gottheit in entfernten Weltkörpern errathen; nie, wie er die Wesen gebildet hat, oder beschäftigt, nährt und leitet, mit welchen er die großen Welten über mir bevölkerte, die in nächtlicher Stille ihre Lichtstrahlen zu meinem Auge senden.

Aber doch sind mir die Erfahrungen und Entdeckungen lehrreich, welche der menschliche Fleiß auf der Oberfläche von dem entfernten Weltkörper des Mondes gemacht hat. Ich werfe damit einen Blick in das wunderbare Gebäude des großen Alls, in dem nur Er, der Unbegreifliche, der Unerforschliche, ein Gebieter, König und Vater ist. Ich staune seine Allmacht auch da an, wo sie in den weiten Fernen von hunderttausend Meilen wirksam handelt, und die Macht keines Sterblichen hinreicht. Ich erfahre, daß es bewohnbare Welten gibt, von welchen schon die uns allernächste, der Mond, eine von dem Erdball ganz abweichende Einrichtung und Haushaltung hat; daß die dort lebenden vernünftigen Wesen aus einem andern, leichtern Stoff gebildet sein müssen, als wir es sind; daß auch dort für die nützliche Thätigkeit, für Anmuth und Schönheit gesorgt ward, und auf eine Weise, welche alle unsere Begriffe übersteigt; daß auch dort die Gottheit in ihrem Leben und Wirken mit Entzücken geahnet, gefühlt, gepriesen werden mag.

O Jesus, o mein Offenbarer, mein göttlicher Lehrer, Du sprachst es: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. (Joh. 4, 2.) Du deutetest auf das große Weltall des himmlischen Vaters, und die Gestirne der Nacht stehen und glänzen noch heut über mir, als die ewigen Zeugen deines Wortes. Darum spreche ich mit Paulus: wir wissen aber, so unser irdisches Haus, diese Hütte, zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben, von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel! Und über demselbigen sehnen wir uns auch nach unserer Behausung, die vom Himmel ist. (2 Kor. 5, 1. 2.)

Herr, mein Gott, Geist des unendlichen Weltalls, Seele alles Lebens, König aller Himmel, wie unermeßlich ist Dein Reich! Wie wenig erkenne ich von allen Deinen Schöpfungswerken! Wie gering ist der Theil, welchen mein Auge von Deinen ewigen Thaten sieht! Und was ich davon sehe, was ich davon vernehme, wie erfüllt es mein ganzes Gemüth mit Schaudern und Entzücken, mit Hoffnung, mit stiller Sehnsucht, mit grenzenlosem Vertrauen auf Dich, der Mond und Sterne gemacht hat, der Nacht vorzustehen; dessen Güte währet ewiglich! (Ps. 136, 9.)

Vater der unendlichen Welt, Vater des Seraphs,

der Dich in herrlichen Welten vollkommener und würdiger ehrt — Vater des Wurms im Staube, den Deine Hand geschaffen, dem Du wunderbare Eigenschaften und Triebe verliehen hast — o Du, auch mein Vater! — sei erbarmungsvoll auch mir! Auch ich bin dein Geschöpf; auch ich preise Dich, so schwach ich bin; auch ich liebe Dich, und hänge an Dir nur, an Deinem Willen, an Deinem dieser Erdenwelt geoffenbarten Wort! Möchte ich durch mein Thun und Leben nicht des erhabenen Berufes unwürdig werden, zu dem Du mich aus dem Nichts hervorgerufen und erkoren hast! Möchte ich, o du unendlich erhabener Fürst der Geister, auch in meinem Dichten und Trachten mehr Geist, als irdisches Wesen sein und haben, daß ich nicht, gleich der Pflanze, elend und ohne Spur meines Daseins hinwelke; nicht, gleich dem Thier, fruchtlos für mich und die Welt vergehe und sterbe.

Indem ich Deine Majestät, Beherrscher der Unendlichkeit, durch stille Betrachtung Deiner Werke näher kennen lerne, erhebt sich in Anbetung mein Gemüth zu Dir; erhebt sich mein Wille kräftig zur Tugend; erhebt sich meine Kraft mächtiger, alles Vollkommene zu erringen, was mir noch gebricht. So will ich denn begieriger nachforschen, die Wunder Deiner Allmacht zu sehen, und Dich in ihnen; so will ich denn mir Mühe geben, meinen unsterblichen Geist durch mannigfaltige Erkenntnisse zu bereichern. Denn je weiser ich werde, je tugendhafter bin ich, je würdiger bin ich, in Deiner herrlichen Schöpfung zu wandeln. Amen.

263.

Der Komet.

Psalm 8, 4. 5.

Was der Allschöpfer schaffen wollte,
Was in dem Weltall werden sollte,
Sah er in seiner Möglichkeit.
Er sah's, als ob's erschaffen wäre;
Sah jede Welt, sah ihre Heere,
Und jeden Geist, den er erfreut,
Allwissend war der Herr!
Allmächtig war der Herr!
Gut und heilig!
Auch ohne euch,
Bedurft' er euch,
Ihr Welten, nicht zur Seligkeit.

Und Gott erschuf, uns zu beglücken,
Euch, Erd' und Himmel; euch zu schmücken
Floß über euch sein Licht herab!
Ihnen sich zu offenbaren
Erschuf er Geister. Zahllos waren
Die, denen er die Welten gab.
Nun hat der Herr ein Reich,
Noch immer selbst sich gleich,
Unaussprechlich!
Und die Natur
Verkündet nur,
Was er vor allen Welten war.

So Manche von uns waren Zeugen eines der prachtvollsten Schauspiele am gestirnten Himmel. Ein fremder Stern glänzte mit wunderbarer Herrlichkeit über die Welt hin, und mit Erstaunen, Entzücken und Grauen sahen die Bewohner des Erdballs hinauf zu dem strahlenden, nie gesehenen Lichte, welches aus unbekannten Fernen des endlosen Weltalls daherflog, und wieder dahin verschwand.

In stillen Abendstunden, wenn die wohlthätige Nacht Alles verschleierte, und über uns die Herrlichkeit des ewigen Sternenreichs schimmerte, erhob sich dann das Auge des Weisen mit Bewunderung und Ehrfurcht zum Anblick des fremden Gestirns, und er fragte leise: Aus welcher Gegend der unendlichen Schöpfung, o Komet, schwammst du durch alle Himmel nieder zu uns? O wie erhabenere Geister, als uns, mag auf Weltkörpern, die wir nie, auch nicht einmal als matte Sterne kennen, dein Licht begrüßt haben! Wohin eilst du nun wieder, großes, das unermeßliche Weltall durchschiffendes Gestirn? Wenn dich denkende Wesen bewohnen, mit welchem Entzücken mögen sie die Offenbarungen Gottes auf der wunderbaren Reise durch die mit Sternen und Flammen besäeten Himmelsfluren anstaunen! O wie unendlich größer erscheint und verkündet sich auf ihnen die Allmacht des Schöpfers!

So dachte der Weise, und seine Seele sank voller Andacht und Demuth nieder in den Staub, und betete die Majestät des Unendlichen, des Unbegreiflichen an: Wenn ich den Himmel ansehe, Deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die Du, o mein Gott, bereitet hast: was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest, und das Menschenkind, daß Du Dich seiner annimmst?

Aber mit Trauern hörte man schon blödsinnige Urtheile und Besorgnisse wegen Erscheinung eines Kometen. Viele blickten hinauf, ohne mehr dabei zu empfinden, als ein dumpfes, gedankenloses Staunen, wie sie bei jeder ungewohnten Erscheinung zu empfinden pflegen. Kaum mochte ihre träge Neugier erweckt werden, über die Natur und Einrichtung der himmlischen Ordnungen weiter nachzuforschen. Mit Leichtsinn oder stumpfer Gleichgültigkeit gingen sie vorüber, wie das Thier vor der prachtvollsten Blüthe des Feldes. Das ganze flammende Weltgestirn dort oben war nicht fähig, einen erhabenen Gedanken in ihrem Geiste zu entzünden, oder ihre Seele näher zur Betrachtung und Verehrung Gottes zu ziehen. Umsonst entfaltete ihnen der Schöpfer eins der neuen Wunder seiner Schöpfung: sie gingen dahin; ihr Blick haftete lieber am Staub der Erde, an Kleinigkeiten ihrer Ergötzungen. Sie waren es, von denen die heilige Schrift sagt: „Sie haben Augen und sehen nicht; sie haben Ohren und hören nicht.“

Dies ist der betrübende Beweis, wie wenig noch viele Menschen gewohnt sind, bei dem, was sie wahrnehmen, zu denken; wie gering ihnen auch das Wichtigste ist, wenn es nicht zur Pflege ihres Leibes, zum Kitzel ihres Gaumens, zur Unterhaltung ihrer leidenschaftlichen Spielereien gehört. Was wollen sie von der Gottheit, da sie nicht darauf achten wollen, wenn sie zu ihnen spricht? Welche Offenbarungen fordern sie, wenn sie unbekümmert an den herrlichsten vorübergehen, und das Weltall, und die Unendlichkeit, und die Allmacht ihnen zur Nebensache wird bei ihrem Broderwerb für den Augenblick, bei ihren Spieltischen und Trinkgelagen, bei ihren Lustbarkeiten und Gastmählern? — Wohl eilen sie hinein in die engen, dumpfen Mauern ihrer von Menschenhänden gebauten Kirchen, und glauben da mit Gebeten ihrem Gott ein Genüge zu thun — aber in der großen Kirche der Schöpfung, deren Teppich der weite, blühende Erdball, deren Altäre die Gebirge, deren Höhen das Firmament voll flammender Welten sind, erhebt nichts ihr Gemüth. Dies ist die Folge der mangelhaften Erziehung des Geistes in unsern Kindern. Diese Beklagenswürdigen werden mit

vieler Kunst zu sinnreichen Thieren gebildet, welche sich mit der Zeit durch allerlei erlernte Uebungen ihre Nahrung verschaffen können; sie werden zu friedfertigen Einwohnern eines engen, kleinen Schutthügels, Stadt oder Dorf geheißen, erzogen, aber nicht als Geister zu Genossen des großen Reichs der Geister, dem sie ursprünglich angehören; nicht als Bürger und Einsaßen des Weltalls, in welchem sie Glieder sind, nicht als Söhne und Töchter des Ewigen, der in seiner Majestät sie umschwebt, und der der Vater unser Aller ist. Daher der trübe Quell so vieler Gemeinheit, Schlechtigkeit und Selbstsucht der Gemüther! Daher die Quelle so vielen Uebels im menschlichen Leben, worüber man sich beklagt, oft frech genug die göttliche Welteinrichtung selbst anklagt, inzwischen Niemand als der zum Schlamm und Staub des kurzen Erdenlebens niedergedrückte Mensch selbst daran schuldig ist. Daher das Unvermögen des früh verdorbenen, verwahrloseten Geistes so vieler Tausende, sich über sich selbst und das Irdische zu erheben, und in den ewigen Gütern, in Tugend, Wahrheit, Gerechtigkeit und Selbstbildung das höchste Gut zu suchen.

Nicht minder Zeuge von der Verwahrlosung und Unwissenheit der Menschen, selbst in Ländern, welche sich weiser Anstalten und Regenten rühmen wollen, ist die noch immer bei den Kometenerscheinungen herrschende Furcht und Besorgniß. Zwar ist dieses Vorurtheil nicht mehr in solchem Maße herrschend unter den Völkern, wie vor hundert und mehr Jahren, aber dennoch, besonders unter den Landleuten, immer noch ausgebreitet genug. Der Aberglaube dieser Unwissenden ängstigt sich mit eben so schrecklichen als thörichten Weissagungen. Er sieht in dem glanzreichen Gestirn, welches zur Verherrlichung des Schöpfers durch unsern Gesichtskreis schwebt, nicht die Güte und Größe des Allliebenden, des Allweisen, zu dem uns Jesus wie zu einem Vater beten lehrte, sondern eine Zornruthe der Unbarmherzigkeit, eine Drohung des Furchtbaren, eine Ankündigung entsetzlicher Strafgerichte über Schuldige und Unschuldige.

Ich möchte die Furcht dieser Unwissenden nicht verspotten — nur beklagen. Sie kennen ihren Gott, ihren Vater nicht! Ach, sie kennen den nicht, der sich auch ihnen als den Liebevollen offenbart, und deuten das auf kindisch böse Art, was er als Regent des Weltalls zum Heil desselben thut. Aber diese Tausende sind unschuldig an ihrem unheiligen, der Lehre Jesu widerstrebenden Irrthum. Ihre eigenen Lehrer, ihre Seelsorger und Schriftgelehrten sind schuldig, welche sie, aus übel verstandenem Eifer, wohl gar in der Unwahrheit und Furcht bestärken, oder mit frevelhaftem Leichtsinn sie keines Bessern belehren, ihnen keine würdigere Vorstellung von Gott geben wollen. Ihre Obrigkeiten sind schuldig, welche wohl gar die Abergläubigen und Unwissenden zu Gegenständen ihres Witzes machen, sich über deren unnütze Angst belustigen, aber keineswegs ihrer Pflicht eingedenk sind, durch bessere Einrichtung des öffentlichen Unterrichts und der Schulen die Wahrheit zu befördern und das Reich derselben, das das Reich Gottes ist, zu verbreiten. Sie sind schuldig, und vor dem Richter aller Thaten verantwortlich, welche aus schnödem Eigennutz, aus Dünkel und Stolz, besser geboren zu sein, die Mitmenschen von sogenannter geringer Herkunft gern und geflissentlich im angestammten Irrthum und im Finstern verbleiben lassen wollen. Welche Herkunft ist denn vor Gott edler und unedler? Stammen nicht alle unsere Geister von dem heiligen Urgeist? Welches Recht haben wir, den Beruf, welchen Gott allen Geistern gab, ändern und bessern zu wollen? Welches Recht, die wir uns Christen nennen, das Werk und den Zweck Jesu Christi, des Weltheilandes, in unsern Brüdern zu zerstören, der da in die Welt kam, die Herrschaft der Finsterniß zu enden, und durch das Licht seines Wortes, durch würdigere Darstellung und Erkenntniß des Allerhöchsten, unser Aller Verstand zu erleuchten, unser Aller Gemüth zu veredeln, uns Alle zu Gott, seinem Vater, zu führen?

Schauderhaft mögen die Verbrechen sein, die von Frevlern am Eigenthum, an der Gesundheit der Menschen ausgeübt werden; — am schauderhaftesten aber sind die Verbrechen, welche ungestraft an dem Adel und Leben des menschlichen Geistes begangen werden. Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten!

Doch hinweg den Blick von diesem Gewühl niedriger Absichten, Leidenschaften und trauriger Irrthümer. Auch jenen Verwahrloseten wird Hilfe werden, und denen, die im Finstern wandeln, wird ein Tag besserer Erleuchtung anbrechen. Sehen wir nicht, wie durch Gottes Fügung täglich weise, verdienstvolle Männer aufstehen, welche sich jener Verlassenen freudig annehmen? wie Gott das Herz edler Fürsten und Obrigkeiten lenkt, daß sie schönere Anstalten gründen, um die versäumten Geisteskräfte ihres Volks auszubilden, die Macht des Aberglaubens zu brechen und die seelentödtenden Vorurtheile auszurotten?

Erhebe du dich aber, o mein Geist, auf den Flügeln stiller Andacht zur Bewunderung und Anbetung deines Gottes, dessen Macht und Liebe auch der flammende Irrstern predigt, der aus unendlichen Fernen kam und in unendliche Fernen zurückeilte!

Alle Sonnen des Himmels haben ihre feste, von Ewigkeit her durch den Wink der Allmacht wohlgeordnete Bahn. Um jeden der festen Sterne oder Sonnen am Firmament bewegen sich, wie der Mond um die Erde, andere ungeheure Welten, Planeten geheißen, die von ihren Sonnen Licht und Wärme empfangen. Ein solcher Wandelstern ist auch die Erdenwelt, auf der ich jetzt für den kurzen Zeitraum einiger Jahre oder Jahrzehende wohnen muß. Mein Geist ward mit der Asche dieses Wandelsterns bekleidet; aber einst fällt die Asche aufgelöset zu ihrem Ursprung zurück; der göttliche Funke, Seele, schwingt sich neuen Verbindungen, neuen Welten entgegen! Und um die Erde wälzet sich, von der Sonne angeleuchtet, ihre treue Gefährtin, die Mondenwelt; andere Monden rollen, unsern bloßen Augen unsichtbar, doch durch Fernröhren kenntlich, um andere Sterne, die da Erden sind, wie der Weltball, auf dem wir athmen.

Welche Unendlichkeit von Macht und Herrlichkeit, welch eine Tiefe des Reichthums! Wie klein wird in solchem Unermeßlichen das Staubkorn, welches ich bewohne! Wie nichtig klein das Wenige, welches ich hienieden meinen Reichthum, meine Habe nenne!

Und wie alle Sonnen, Erden und Monde des göttlichen Weltalls, haben auch die Kometen ihre von Ewigkeit her angeordnete Bahnen. Aber ihr Lauf scheint sich durch fast endlose Räume und um mehrere Sonnen zu schwingen. Wohl reichte das menschliche Leben endlich hin, die Umlaufszeiten der Erden und Monden zu berechnen, welche ihre Beleuchtung von unserer Sonne genießen; allein die Umlaufszeiten der Kometen weiß noch Nie-

mand mit Gewißheit, denn dazu sind tausendjährige Beobachtungen vonnöthen; auch ist ihre Zahl sehr groß, und man hat ihrer schon gegen hundert bemerkt und aufgezeichnet, die sich unserer Erde nähern. Zuweilen prangten ihrer zwei zu gleicher Zeit am Firmament; zuweilen verfloß ein halbes Jahrhundert, da kaum einer gesehen wurde; zuweilen glänzten sie nur wenige Tage, zuweilen durch die Hälfte eines Jahres. Nur erst einen einzigen Kometen haben die Sternkundigen so anhaltend beobachtet, daß sie mit ziemlicher Gewißheit seine Wiederkunft anzeigen können. Er scheint seinen Umlauf durch die Himmel in einem Zeitraum von ungefähr sechsundsiebenzig Jahren zu machen.

Diese Irrsterne sind uns ihrer Natur nach sehr unbekannt; doch scheinen sie auch ihr Licht von andern Sonnen zu erborgen. Man sah im Jahr 1774 einen Kometen, der nur zur Hälfte erleuchtet ward, wie der Mond in seinen Vierteln; andere, die viel hellglänzender wurden, wenn sie aus der Nähe der Sonne zurückkamen, und sich wieder von ihr entfernten.

Auch in Rücksicht ihrer Größe findet unter diesen Gestirnen eine eben so große Mannigfaltigkeit statt, wie in allen Werken des Schöpfers. Einige sind so klein, daß sie, obwohl sie unserer Erde ziemlich nahe stehen, dennoch mit bloßen Augen kaum, oft gar nicht gesehen werden können. Andere hingegen schimmern in der Pracht eines Mondes. Einige sind von einem glänzenden Dunst kreisförmig, wie von einem Wäldchen, umschwebt; andere strecken einen flammenden Schweif über die Hälfte des ganzen Himmelsgewölbes aus.

Woraus der wunderbare Lichtschweif des Kometen bestehen möge, ist uns unerforschlich. Aber dünner ist er, als die dünnste Erdenluft; denn er bleibt ungeachtet seiner ausserordentlichen Größe durchsichtig und klar, daß man entfernte Sterne darin hervorschimmern sah. Vielleicht ist er aus einem Theil jenes wunderbaren, im ganzen Weltall verbreiteten Lichtstoffes gebildet, der die Sonne wie ein glänzendes Gewölk umschwimmt, oder über den nie besuchten Aussenenden des Erdballs, Pole geheißen, zuweilen unter dem Namen Nordlicht funkelt.

Er ist aber nie eine Zornruthe Gottes — der Allliebende zürnet seinen Welten nicht, die er aus dem Nichts hervorrief zur Beseligung. Er zürnet seinen Welten nicht denn im Allerheiligsten findet die Leidenschaft unedler menschlicher Herzen nicht statt; und selbst wo die heilige Schrift eines göttlichen Zornes gedenket, gebraucht sie dies Bild nur für Völker, die noch in unwissender Kindlichkeit lebten, und sich das erhabenste Wesen noch unter einem menschlichen Bilde vorzustellen gewohnt waren. Die höchste Liebe zürnt nicht — der Mensch ist's, der sich selber zürnt. Die allerhöchste Liebe rächet nicht: des Menschen Sünde ists, die sich an ihm selbst rächet, damit er sie verachten und dem Vollkommenen nachstreben lerne. Die Leiden, welche wir uns durch Vergehungen und Thorheiten zuziehen, sind das Feuer, welches verwundet, aber auch von allem Unedeln läutert und reinigt.

Vielleicht ist es die Bestimmung jener weitreisenden Irrsterne, den Alles belebenden Lichtstoff und manche andere unbekannte, wohlthätige Kräfte im Weltgebäude zu vertheilen oder zu erwecken, weit von der Sonne entfernten Erden neue Lichtmacht zuzuführen. Vielleicht war selbst die Furchtbarkeit, die anhaltende Wärme, der beständig heitere Himmel verflossener Sommer eine Wirkung jener entfernten Sterne, ein Tropfen ihrer Kraft, der zu unserer Erde niedersank.

Aber wie könnte ich die Geheimnisse Deiner Allmacht, die Wunder Deiner Weisheit enträthseln, o du Allmächtiger, o du Allweiser! — Nur schweigend und ehrfurchtvoll kann ich vom Staub empor zu Dir beten und Deine Herrlichkeit und Größe preisen. Nur fühlen kann ich die Seligkeit, die einzige, welche ich auf Erden schon habe, daß ich Dich, den zahllose Welten in den unendlichen Höhen, in den unerforschlichen Tiefen des Alls schaudernd ehren, — daß ich Dich, den die Seraphim schweigend umringen, Vater, meinen Vater nennen darf. — O Allererhabenster, du Schöpfer auch des Niedrigsten, Du bist auch mein Schöpfer, mein Gott, mein Vater! — O Du, dessen Größe und Wesen mein Verstand nicht fassen, nicht ahnen kann, dessen Wink Millionen Welten ihre unabänderlichen, streng geordneten Bahnen gab, dessen Allmachthand die ganze Unendlichkeit der Dinge trägt — Du hast auch für mich Liebe; denn auch ich bin in Deinem Reiche da; und ich bin, weil Du mich wolltest. Ich kann ja nicht verloren gehen, ich kann ja nicht unglücklich werden: denn Du bist, Herr, mein Gott, mein Schöpfer, mein Vater!

264.

Die Naturen im Menschen.

Erste Betrachtung.

Röm. 7, 15.

Der Hang zum Bösen wohnt in mir;
Auch wenn ich schon, mein Gott, vor Dir
Geheiligt bin, versucht er mich
Zu Sünden doch; und stärket sich
Durch Leidenschaft und Sinnlichkeit,
Zu thun, was dein Gesetz verbeut.

Wie nah' ist Jeder seinem Fall,
Wenn er, versuchet überall,
Von ihnen durch sein eignes Herz,
Durch Lust, Gewinn und Furcht und Schmerz,
Nun kämpfen soll! wie leicht, wie leicht
Verliert er alle Kraft, und weicht!

Ich fühle meine Schwäch', o Gott!
Mich schrecken leicht Gefahr und Spott;
Zerstreuung und Vermessenheit,
Des Beispiels Reiz, die Weichlichkeit,
Empfanglichkeit für Lust und Schmerz:
Wie leicht verderben die das Herz!

Schon oft hatte ich mir fest vorgenommen, nie wieder in meinen alten Fehler zu verfallen. Ich ließ es nicht an Aufmerksamkeit auf mich selbst, nicht an Eifer fehlen. Allein nach und nach erschlaffte dieser, verlor sich jene. Ich glaubte schon Sieger zu sein, und stark genug, jeder Anfechtung zu widerstehen. Darum ward ich sorgloser. Siehe, und die Sünde bezwang mich von neuem. — Ja, es ist geschehen, daß ich von meinem Fehler überwältigt ward, wenn ich am allerentschlossensten war, ihn in mir gänzlich zu vertilgen.

Wie schwach ist doch der Mensch! Wie geht es zu, daß ich zuweilen, als wäre ich berauscht, als wüßte ich nicht, was ich thäte, gegen meine vollkommensten Ueberzeugungen handle? Wie kommt es, daß in mir zu gleicher Zeit der edelste Wille und die schlechtesten Handlungen sein können? O wie wahr, wie tief hat Paulus,

der fromme Weise, aus meinem Herzen gesprochen, als er zu den Römern sagte: „Ich weiß nicht, was ich thue, denn ich thue nicht, das ich will, sondern was ich hasse, das thue ich.“ (Röm. 7, 15.)

Woher dieser Widerspruch? Wohnen denn zwei Seelen in mir? Oder begeistern und beherrschen mich abwechselnd bald ein guter, bald ein böser Engel? Oder bin ich nur ein willenloses Werkzeug, das aus sich selbst gar nichts kann, sondern von andern äussern Umständen hin und her getrieben wird, wie ein Schiff ohne Ruder und Steuer von der Gewalt der Winde? — Wie? wäre ich zuletzt ein Wesen ohne allen freien Willen?

Ohne freien Willen? — Aber wie könnte der Mensch auch nur zur Vorstellung von einem freien Willen kommen, wenn er nie einen solchen gehabt hätte? Oder wozu nützte ihm das bestimmte Bewußtsein von seiner Willkür, wenn er keine Willkür hätte? Ich weiß aber, daß es in tausend Dingen allein von mir abhängt, was ich wählen will. Ich begehre, ich verabscheue; ich ziehe vor, ich setze zurück; ich prüfe, ich entschliesse mich — ich fühle die Freiheit meines Willens. Denn ich kann, aus Ueberzeugung vom Nützlichen, oft selbst das wählen, was mir an sich selbst sehr unangenehm ist.

Dieser Gegenstand hat schon seit uralten Zeiten die Aufmerksamkeit der weisesten Männer erregt. Er ist wohl auch meiner würdig. Solche Betrachtung kann für mich ungemein lehrreich werden, und für meine ganze innere Glückseligkeit und Ruhe wichtig sein. Denn ich bemerke fast täglich, welchen großen Einfluß der Zustand meines Körpers auf den Zustand meines Geistes hat, wie abhängig meine Seele vom Leibe ist. Wie weit geht denn diese Abhängigkeit? Soll und muß das so sein? Warum muß es sein?

Alle diese Fragen, welche ich mir aufwerfe, machen mich nach einer befriedigenden Antwort begierig. Die Auflösung dieser Räthsel wäre ein wichtiger Beitrag zu meiner Selbstkenntniß. Aber wie gelange ich zu einem Licht, welches die finstern Geheimnisse meiner eigenen Natur aufklärt?

Meiner Natur? Muß ich nicht glauben, der Mensch bestehe aus mehr denn einer Natur? Er ist offenbar aus einem geistigen und einem irdischen Wesen zusammengesetzt; es ist etwas Verwesliches und etwas Unverwesliches in ihm.

Der menschliche Leib besteht zu allererst aus vollkommen irdischen, groben Stoffen. Diese Stoffe wachsen ihm zu, theils aus der Nahrung, welche er genießt, theils aus der Luft, welche er mit der Lunge einathmet, oder durch die Oberfläche seiner Haut entzieht. Die Luft ist der große, unerschöpfliche Behälter von allen denjenigen feinen Stoffen, aus welchen Steine, Pflanzen und Thiere entstehen. Wir wissen, daß sich in feurigen Lufterscheinungen nicht selten Steine bilden, die vom Himmel herabfallen. Eben so wissen wir, daß verschiedene Zwiebelgewächse frei in der Luft hängen können, und, vermöge der Nahrung, welche sie einsaugen, dennoch grünen und wachsen. Das Wasser selbst, die Hauptnahrung der meisten Kräuter und Gewächse, ist nur eine sehr verdickte Luft. Durch Wärme verdünstet, wird es wieder zu Luft. Als Regen, Thau und feuchter Nebel sinkt es wieder vom Himmel zur Erde nieder.

Wie der Körper der Pflanzen und Thiere, wird auch der menschliche Leib wieder Erde. Darum wird er mit Recht irdisch geheißen, und Alles, was an ihm irdisch ist, das steht unter den Gesetzen des Irdischen. Er ist schwer, er ist durchdringlich, er ist zerstörbar, wie jeder andere Körper. Gegen diese Gesetze, welchen die Theile des menschlichen Körpers so gut unterworfen sind, als der allerschlechteste Stein, vermag der menschliche Geist durchaus nichts. Er muß sie ehren, und der Gewalt derselben kann er seinen Körper nicht entziehen. Die Gesetze der Natur sind Gottes Anordnungen in der Weltschöpfung, wodurch Alles in Regsamkeit, Leben und Gleichgewicht erhalten wird. Ein Körper durchdringt den Andern, vermischt sich mit ihm und bildet etwas Neues. Daher die Mannigfaltigkeit in dem todten Reiche der Natur.

Aber durch dies todte Reich hat der allmächtige Herr des Lebens das Leben verbreitet, eine wunderbare Kraft. Diese dringt in den Staub; verbindet von irdischen Stoffen das mit sich, was ihr entspricht, und bildet daraus neue Gestalten, die vorher nicht waren. So entstehen die Gestalten der Pflanzen und Thiere. So lange ihnen das Leben beiwohnt, wachsen sie, vermehren sie sich, pflanzen sie sich fort. Aber jedes in seiner Art, und nach ganz besondern Gesetzen, welche der Schöpfer gab. Weicht das Leben von der Pflanze und dem Thiere: so werden Pflanze und Thiere wieder, was sie vorher gewesen sind, ehe sich das Leben mit ihnen verband — ein Haufen Erde und Staub, der da verwittert, zerfällt und verschwindet.

Der irdische Mensch ist anfangs nichts als ein Pünktchen Staub mit einem Lebensfunken vereint. So lange aber das Stäubchen diesen Funken umgibt, wächst es zu. Das Lebendige darin zieht immer mehr Nahrungsstoffe von aussen an sich, und bildet dieselben nach den Gesetzen des Schöpfers.

So verwandeln sich die Stoffe der Luft, des Wassers und der Erde in scheinbare neue Stoffe. So wachsen auf dem gleichen Erdreich beisammen die Eiche, die Tanne, der Weinstock, das Gras und die Giftstaude. Alle diese, vermöge des Lebendigen in ihnen, und vermöge der göttlichen Anordnungen, verwandeln aber die gleiche Luft, die gleiche Erde, das gleiche Wasser, die ihnen gemeinsam zur Nahrung dienen, in die allerverschiedensten Dinge; in Holz und Harz der Tanne, in die bittere, gerbende Rinde der Eiche, in den süßen Saft der Weintraube, in die heilsamen Kräuter des Grases, welchen das Thier nachgeht, in die tödtliche Beere des Giftstrauches. — Und dies Alles — sobald das Lebendige aus Eiche, Tanne, Weinstock, Gras und Giftstaude weicht — sinkt zusammen, fault und wird wieder Erde.

Wer sollte glauben, daß der Saft des Giftkrautes und des wohlschmeckenden, gesunden Obstes aus gleichen Stoffen bereitet worden wäre? Wer sollte glauben, daß das Fleisch der Thiere und das Kraut des Feldes einerlei Bestandtheile hätten? — Und doch belehrt uns sowohl ihr Entstehen, als ihre Verwesung davon. Wer darf an dem unbegreiflichen Wunderwerk Gottes zweifeln, da wir täglich Augenzeuge desselben sind?

Auch der Mensch ist anfangs nur wie eine Pflanze zu betrachten. Er hat, ehe er das Licht der Welt sieht, schlechterdings kein anderes Leben, insofern es wahrnehmbar ist, als das einförmige Pflanzenleben, welches nach den göttlichen Gesetzen Nahrungsstoffe an sich zieht, und

verarbeitet und verwandelt. — Selbst, möchte man sagen, die ersten Tage, Wochen und Monde des Kindes sind nur ein pflanzenartiges Dasein. Es athmet, zieht Nahrung an sich, wächst und nimmt zu. Schon hat sich im Verborgenen sein Leib mit allen Gliedmaßen gebildet. Die gröbern, festern Theile des Leibes, welche fast ganz aus Kalk bestehen, sind die Knochen. Diese sind gleichsam die Träger und Halter einer feinern Masse, die aus Fasern, Geweben, Schläuchen, Gefäßen und flüchtigen Theilen, Saft und Blut zusammengesetzt ist, und Fleisch genannt wird. Das Fleisch ist abermals Halter und Träger noch feinerer Theilchen, die von den festen Knochen durch das Fleisch hinweg nach allen Richtungen gegen die Aussenseite zu schweben, und Nerven heißen. Diese Nerven sind wahrscheinlich wieder Halter und Träger eines noch feinern, den Sinnen unsichtbaren Wesens, nämlich der Seele. Denn durch die Nerven nehmen wir Alles, was ausser uns befindlich ist, wahr, und empfangen alle schmerzlichen und angenehmen Eindrücke. Also schwebt immerdar das Feinere und Edlere über dem Gröbern; so die Seele über dem Staub, mit dem sie doch auf diese Weise wundervoll verknüpft ist.

Die göttlichen Ordnungen im Pflanzenleben sind unantastbar. Sie bleiben dieselben. Der menschliche Geist ist gezwungen, sie zu ehren. Die geringste Aenderung daran, der geringste Streit wider sie, verursacht Krankheit und Zerstörung des ganzen Körpers. Verstümmele eine Pflanze, so wird sie krüppelhaft; entziehe ihr die Gelegenheit, Nahrungsstoffe an sich zu ziehen, sie wird bleichen, welken, sterben. Eben so verhält es sich mit dem Körper der Thiere, mit dem Leibe des Menschen, welcher eigentlich nichts anderes, als das Werkzeug des unsterblichen Geistes ist, vermöge dessen er sich der Welt mittheilt, und wieder die Welt mit seinem Ich verbinden kann. Eine Störung in den Gesetzen des pflanzenhaften Lebens wird hier zur Krankheit, zum Verderben des Ganzen. Zerstörest du aber das Werkzeug, das Mittel, wodurch der Geist sich die Aussendinge zueignet, die Brücke gleichsam, auf welcher er aus dem Geisterfelde in die irdische Natur, und durch diese wieder in Verbindung mit andern Geistern geht: so ist der Geist für diese Erdenwelt verloren; so kann sich Niemand mehr ihm mittheilen, und er sich nicht ändern.

Darum ist Gesundheit des Lebens, das heißt, Vollkommenheit des Werkzeuges, zu erhalten, eine der ersten Pflichten des Menschen gegen sich selbst. Die in ihm wohnenden Ordnungen des Pflanzenlebens sind so fest, so stark, so ehrwürdig, daß der Geist sie keineswegs aufheben darf, ob er ihnen gleich nicht unterworfen ist. Der Leib fordert zu seiner Erhaltung Speise und Trank, gesunde Luft zum Athmen, Reinlichkeit der äussern Theile oder Haut, damit diese zum Einfangen der feinen Stoffe aus der Luft und zum Absondern der unnützen, überflüssigen Bestandtheile tüchtig bleibt; fordert Schutz gegen äussere Verletzungen durch schickliche Kleidung und Behausung; fordert zur Bereitung gesunder Säfte und zur Entwickelung der Kräfte Bewegung, Thätigkeit, und dann wieder Schlaf und Ruhe, um das Verlorne wieder zu ersetzen. — Alles sind göttliche Anordnungen in der menschlichen Pflanzennatur. Diese Anordnungen oder Gesetze finden wir auch bei den übrigen Pflanzen wieder, wenn wir sie recht genau beobachten. Auch Kräuter und Bäume haben ihren Schlaf, was man bei vielen am nächtlichen Zusammenlegen ihrer Blätter, oder am Einziehen und Verschliessen ihrer Blumenkronen wahrnimmt. Auch Pflanzen athmen aus und ein; der Duft der Rose ist gleichsam ihr süßer Athem, den sie verbreitet, und hohe Bäume pflegen oft ungesunde Luft zu verbessern, indem sie die schädlichen Bestandtheile derselben einathmen oder zum Leben tauglichere Luft ausathmen.

Gleichwie ein guter Künstler, und wäre er noch so sinnreich und geschickt, von seinen Werkzeugen abhängig ist; und so wie die Feinheit und Güte von diesen einen großen Einfluß auf die Feinheit und Güte seiner Arbeiten hat, die er mit ihnen verfertigt: so ist auch der menschliche Geist von seinem Leibe abhängig. So hat auch ein gesunder oder kranker Leib nothwendig einen großen Einfluß auf die freie Thätigkeit oder Beschränktheit des Geistes.

So finde ich nun schon durch die pflanzenhafte Natur meines Körpers ein Gesetz in mir selbst, das mit dem Gesetz des unsterblichen Geistes gar nichts gemein hat. Die Triebe des Körpers bezwecken nur seine Erhaltung und Fortpflanzung; die Triebe des Geistes wollen Vervollkommnung, Verherrlichung, Heilung.

Aber die Triebe zur Erhaltung meines Leibes sind an sich selbst sehr unschuldig. Welches Verbrechen kann einer Pflanze aus ihrer Neigung gemacht werden, zu wachsen, sich zu vermehren und Nahrung an sich zu ziehen? — Ich bemerke vielmehr, daß die Neigung des Geistes nach Vollkommenheit durchaus mit den Gesetzen meiner pflanzenhaften Natur in schöner Uebereinstimmung lebt. Was mein Körper zu seiner Erhaltung und Tauglichkeit nothwendig begehrt, achtet der Geist für Pflicht, ihm zu schaffen. Die heilige Schrift selbst ermahnte, für die Gesundheit des Leibes zu sorgen, und Alles zu vermeiden, was derselben schädlich werden könnte. Was vermag der Künstler ohne ein kräftiges Werkzeug, und was der Geist ohne einen tüchtigen Leib?

Der allweise Schöpfer sicherte aus dieser Ursache den Körper auf mancherlei Weise gegen Selbstverstümmelung und Vernichtung. Schon der Beistand des Geistes ward sein vornehmster Hüter und Beschützer. Der Trieb des Lebens dringt gewaltig auf Befriedigung aller Bedürfnisse, welche der Leib zu seiner Aufrechthaltung vonnöthen hat.

So ist der Geist nur natürlicher Beschirmer seines wunderbar eingerichteten Werkzeuges, ohne demselben unterthan zu sein. Die Naturgesetze des Pflanzenlebens sind so heilige Anordnungen des Schöpfers, als die Gesetze des Geistes. Auch ist zwischen dem, daß ich Pflanze bin, und dem, daß ich Geist bin, eigentlich kein zur Sünde entartender Widerspruch. Denn fordert der Leib Nahrung: wie darf ich sie ihm weigern? und ist er nach langem Wachen des Schlafs bedürftig: wie könnte mein Geist ihn desselben berauben, auch wenn er wollte? Man pflegt daher auch im gemeinen Leben sehr richtig zu sagen: wenn die Natur ihre Rechte fordert, kann alle menschliche Kraft nicht dagegen.

Ueberhaupt gehen im Menschen die Geschäfte des bloßen Pflanzenlebens meistens vor sich, ohne daß der Geist nur darauf achtet und davon weiß. So die Ausdünstung; die Verdauung; die Verwandelung der Speisen und Getränke in Schweiß, Schleim, Blut, Knochen, Fleisch und dergleichen; das Ein- und Ausathmen; die Zersetzung der eingesogenen Luft in der Lunge; das Aus-

stoßen der ungesunden, zur Lebensunterhaltung untüchtigen Luft- und Nahrungstheile; das stille Fortwachsen und Ausbilden der Gestalt, der Haare, der Nägel; das allmälige Uebergehen und Verwandeln des Knorpels in Knochen; das Steiferwerden der Muskeln im Alter; das Sprödewerden und Verhärten der feinern Gefäße; damit endlich auch die allmälig zunehmende Unfähigkeit der Körpers, die Nahrungsstoffe einzunehmen und gehörig zu verarbeiten, wodurch zuletzt eine Schwächung und Hinfälligkeit des ganzen Werkzeuges, ein vollkommenes Untauglichwerden für den Geist, — der Tod, erfolgt.

Es haben zahllose Menschen gelebt und leben noch, die beinahe von allen diesen mannigfaltigen Gefühlen und Wirkungen der ihnen eigenthümlichen Pflanzennatur gar keine Kenntniß hatten. Die Gesetze des Schöpfers wirken im Stillen fort. Nichts ändert sich. Mit sich selbst stehen sie nie im Widerspruch.

So erkenne ich denn nun, daß das in mir wohnende Böse, die Neigung zur Sünde, das den Gesetzen meines Geistes widersprechende Gesetz, nicht in meiner irdischen Natur gegründet sei, insofern der Leib eine Pflanze ist. Woher aber entspringt dieses Uebel?

Sprach nicht der weise Paulus (Röm. 7, 22): „Ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen; ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe, und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern.“ — Wo ist dieses Gesetz? Wie und wodurch entsteht es? Liegt es in meiner irdischen Pflanzennatur, oder in meiner geistigen Natur?

Ernst will ich mich in einer andern Stunde des Nachdenkens diesem Gegenstand weihen, indem ich mich und meine Naturen näher prüfe. Wie lehrreich sind mir solche Betrachtungen! Wie tiefer wird meine Einsicht in den unendlichen Haushalt Gottes! Welch ein Wunder bin ich mir selbst! — Ja, ich will nicht ermüden, bis ich die wahren, verborgenen Quellen alles Uebels im Innern meiner Brust entdeckt habe; die ersten, dunkeln Reizungen zur Sünde, welche mich so oft unglücklich machen und meinen Geist vom Angesicht Gottes entfernten. Vielleicht wird dann bei hellerer Erkenntniß mein Entschluß fester, mein Wille stärker, meine Kraft mächtiger, die Sünde in mir zu ertödten und den Geist von allen Unlauterkeiten zu reinigen, die ihn beflecken.

Wehe, wenn ich dann nur nicht mit Entsetzen gewahr werden muß, daß ich vielleicht schon zu tief gesunken bin, um mich wieder ganz zu erheben, ein Ebenbild Gottes! Wenn ich dann nur nicht gewahr werden muß, daß die Quellen des Bösen in mir durch Verwahrlosung zu mächtig strömen, als daß ich sie gänzlich eindämmen oder austilgen könnte!

Mein Gott, mein Vater, mein Erbarmer, wie oft bin ich sündigend von Dir abgefallen; wie oft beschwor ich, mich in Jesu Sinn zu heiligen — wie heiße, feierliche Gelübde der Besserung legte ich ab — wie weinten meine Aeltern, meine Verwandten so manche Thräne über meine Zukunft, da ich noch Kind war! Ach, die Guten! sie haben wohl nicht ganz vergebens wegen meiner Verführbarkeit gezittert. — — Und noch heute ringe ich nach meiner Besserung. Werde ich endlich überwinden?

Wer kann mir beisteh'n? Du allein
Sollst meine Hilf' und Stärke sein.
Laß meine Schwachheit immer mir
Vor Augen steh'n, daß ich von Dir
Nie weiche: daß ich standhaft sei,
Dir bis zum Tode, Gott, getreu.

Dann kommt die Zeit, wo, Herr, von Dir
Der Hang zum Bösen ganz in mir
Vertilgt und ausgerottet wird,
Wo nie Verstand und Herz mehr irrt.
Wie heilig werd' ich dann, wie rein,
Wie herrlich, Gott, wie selig sein!

265.

Die Naturen im Menschen.

Zweite Betrachtung.

Gal. 5, 17.

Im Bösen schnell erfindsam, irrt
Mein Herz von Sund' zu Sünden,
Und hofft, wenn's auch betrogen wird,
Darin sein Glück zu finden.
Mein Ohr verschleußt sich, Gott, vor Dir,
Denn, ach, zu reizend klingt oft mir
Die Stimme der Verführung.

Wie oft, mein Gott, belehrst Du mich
In meinen Finsternissen:
Doch ich beraub' oft freventlich
Gefühl, Vernunft, Gewissen;
Von meiner thierischen Natur
Dahingerissen, fordr' ich nur,
Was Dein Gesetz verbietet.

Noch immer schweb' ich in Gefahr,
Noch immer schwach und trage;
Erhalte Du mich immerdar
Auf Deinem heil'gen Wege.
Ermuntre mich zur Wachsamkeit,
Gib Vorsicht, gib Bescheidenheit,
Gib Kraft, mich zu besiegen.

Mein, der Säugling, wenn er das Licht der Welt erblickt, ist schon im ersten Augenblicke mehr als Pflanze. Er fühlt schon Schmerz und Freude; man hört sein Weinen; bald wird die Mutter durch den Anblick seines ersten Lächelns entzückt. Er schaut umher. Sein Auge geht am liebsten dem Lichte nach. Er lernt nach und nach seine Mutter kennen; er beweiset, daß er ein Gedächtniß hat. Er scheut das ihm Unangenehme. Er sehnt sich ins Freie. Er lernt aus gewissen Umständen, wann der Augenblick kommt, da er hinausgetragen wird aus dem engen Zimmer in die heitere Luft. Seine Freude darüber beweiset, daß es ihm nicht an Urtheil fehle. Genug, der Säugling hat, was der Pflanze zu mangeln scheint, was ihr auch entbehrlich ist: Seele.

Der Geist des Menschen ist in seinem Wesen vom Irdischen so ganz verschieden, daß er mit den gröbern Theilen des Körpers gar keine Verbindung eingehen könnte, ohne einen Mittler zwischen sich und dem Leibe. Dieses Mittelwesen ist die Seele.

Auch das vernunftlose Thier hat Seele. Und so weit sich das Thier vom Menschen unterscheidet, so weit unterscheidet sich die Seele vom Geiste.

Frage ich mich aber: was ist das, was man Seele

nennt? so fühle ich die Beschränktheit meiner Einsichten. Doch nicht alle Erfahrungen fehlen, um mir über das Wesen der Seele Aufschluß zu geben.

Der Leib ist mit der Seele auf das unmittelbarste verknüpft; der Leib ist das Kleid der Seele, in welchem sie sich bewegt. Der Leib ist irdisch und wird wieder Erde. Die Seele ist nichts Irdisches: denn wer kann sie sinnlich wahrnehmen? Die Seele ist aber eine dem Irdischen nächst verwandte höhere Kraft. Denn sie verbindet sich mit dem Leibe, und zwar vermittelst der allerfeinsten Theile des menschlichen und thierischen Körpers, aber doch auch noch irdisch. Inzwischen sind sie fein genug, um die Träger und ersten Werkzeuge der Seele zu sein. Es ist aus vielfachen Erfahrungen gelehrter Aerzte bekannt, daß ein gewisser geistiger, unsichtbarer Duft die Nerven umschwebt, der über die Nerven und oft über den Körper hinaus reicht.

So weit die Nerven gehen, so weit ist Gefühl, so weit reicht die Seele. Zwar Nägel und Haare wachsen; sie haben das Leben, wie es in Pflanzen ist; allein sie sind ohne Nerven, und darum empfindet es die Seele nicht, wenn schon Theile davon verletzt oder abgeschnitten werden.

Empfindung des Angenehmen und Unangenehmen, des Schmerzes und der Lust, ist also das sicherste Kennzeichen von der Anwesenheit der Seele im Menschen, wie im Thier. Auch äussert die Seele zuallererst ihre Zufriedenheit oder Unzufriedenheit, ihr Vergnügen oder ihr Mißvergnügen. — Aus diesen Empfindungen scheinen sich die übrigen Eigenschaften der Seele zu entwickeln. Denn sie vermeidet das Schmerzhafte, sie sehnt sich nach dem Anmuthigen, und zeugt Begierden. Dadurch wird die Seele zur wirklichen Wächterin über die Erhaltung ihres Werkzeuges, des Körpers. Denn indem die göttliche Weisheit unsers Schöpfers es also eingerichtet hat, daß die Seele sich vermittelst der Nervenwege durch alle Theile des Leibes verbreitet, und zwar weit mehr nach den äussern Theilen (weil von aussen her die meisten Verletzungen drohen), als nach den innern, ist der allerleiseste Anstoß von Aussen hinreichend, die Aufmerksamkeit der Seele dahin zu leiten.

Aus dem oft wiederholten angenehmen oder schmerzhaften Eindrucke von Aussen gewinnt die Seele Erfahrung; und indem sie die Erfahrungen mit einander vergleicht und ihre Begierden darnach ordnet, ein Urtheil. Richtige Beurtheilung oder Erfahrungen, die man macht, und zweckmäßige Anwendung derselben auf sein Verhalten unter den jedesmaligen Umständen, ist Klugheit.

Folglich sind nicht bloß Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen, sondern auch Gedächtniß, Einbildungskraft, Verstand und Begierde in dem Wesen der Seele gegründet. Aber alles dies finden wir auch bei den vernunftlosen Thieren.

Das Thier thut seinen Schmerz und seine Freude kund — es fühlt. Das Thier erinnert sich der Oerter, wo es gewesen, der Wohlthaten, die es empfangen, so wie der Mißhandlungen, die es erduldet hat; es kennt seinen Herrn — es hat Gedächtniß. Das Thier erinnert sich nicht bloß eines frohern Eindrucks wieder, wenn es einen ähnlichen empfindet, sondern es erinnert sich des Vergangenen, auch ohne äussere Veranlassung. Der treue Hund z. B. erinnert sich nicht bloß seines Herrn, wenn dieser gegenwärtig ist: sondern er sucht denselben, wenn er ihm fehlt. Er stellt sich folglich seine Gestalt vor, und wie sie sich von andern Gestalten unterscheidet — das Thier hat Einbildungskraft, ohne welche kein Gedächtniß möglich wäre. Auch bemerkt man an verschiedenen Thieren, daß sie fähig sind, zu träumen im Schlafe; ein Beweis für ihr Einbildungsvermögen. Auch den Verstand und das Beurtheilungsvermögen können wir den Thieren gar nicht absprechen. Wie viel auffallende Aeusserungen gesunden Urtheils kennt man nicht im Hunde, am Elephanten, am Löwen, am schlauen Fuchs und andern Thieren!

Diese Seelengaben sind aber bei den unvernünftigen Thieren nicht alle in gleicher Stärke vorhanden, so wenig, als bei den Menschen. Sind die Seelen nun unter sich selbst in ihrer Vollkommenheit verschieden? oder müssen wir glauben, daß eine Seele ihr ganzes Wesen nicht in aller Kraft äussern könne, wenn ihr Werkzeug, durch welches sie wirksam ist, mangelhaft, überhaupt oder theilweise gebrechlich, oder, wie bei den verschiedenen Thiergattungen, von einander abweichend eingerichtet ist? Fast sollte man geneigt werden, das Letztere zu glauben. Eine Seelenkraft in der Schlange wird sich anders im Vogel, anders im menschenähnlichen Affen äussern müssen. Man findet ja auch, daß Menschen, welche sich durch einen Fall oder Stoß edlere Theile ihres Leibes, besonders des Hauptes, verletzen (wo der stärkste Zusammenfluß der Nerven ist), oft große Veränderungen plötzlich in ihren Fähigkeiten erlitten. Man hat Beispiele, daß Einige jählings das Gedächtniß überhaupt oder nur für einige Gegenstände verloren, wie dies auch im hohen Alter, beim allmäligen Verderbniß des irdischen Werkzeuges, manchmal der Fall ist. Andere hingegen wurden durch einen scheinbaren Unfall plötzlich verständiger, sinnreicher. Man weiß, wie geistige Getränke vorzüglich schnell durch das in ihnen enthaltene flüchtige Wesen die Nerven reizen, und damit die Thätigkeit der Seele vermehren; in dem Einen das Gedächtniß, im Andern die Einbildungskraft erhöhen. — Beweiset uns dies nicht, daß die Seelen alle gleiche Anlagen haben mögen, aber daß sie nur durch theilweise Fehler des Körperbaues und Nervengeflechtes, oder durch verschiedene innere Gestaltungen des Körpers verhindert werden, ihre Anlagen insgesammt auf gleiche kräftige Weise zu äussern?

Sei dem wie ihm wolle, Gottes weise Schöpferhand hat diese Ungleichheit und Mannigfaltigkeit selbst in der Natur festgestellt. Sie dient zur Beförderung der Thätigkeit und Beseligung des Weltganzen.

Immer aber ist es Schmerz oder Lust, was die Seele zum Handeln reizt; die erste Triebfeder aller Begierden, Hunger, Wollust, Behaglichkeit, Pein, Angst, Schrekken u. s. w. regieren das Thier. Es kennt keinen höhern Beweggrund zum Handeln. Es erwacht, um Nahrung zu suchen; es flieht, was ihm Schmerzen macht; es treibt sich umher, dem Vergnügen nach; es thut Alles für sich und seinetwillen. Die Empfindung ist der Treiber des Thiers; es kennt keinen andern Zweck, als sich selbst. In der Selbstsucht beruhet Alles, was das Thier begehrt oder verabscheut, sogar die scheinbare Mutterliebe gegen die Jungen; denn diese Liebe ist nur Naturtrieb, wie der Hunger, und geht vorüber, wenn der Zweck erreicht ist, welchen die Natur dabei hatte. Auch die rührende Treue mancher Thiere gegen einander selbst oder gegen ihre Herren ist nur Wirkung jener Selbstsucht,

denn diese Treue ist keine Frucht vernünftiger Hochachtung oder des Pflichtgefühls, sondern wiederholter sinnlicher Eindrücke.

Auch die menschliche Seele ist an den sinnlichen Trieb gebunden, und kein Mensch kann sich ganz von der Herrschaft der Sinnlichkeit befreien. Sie verführt uns oft wider unsern bessern Willen, der Lust zu dienen, und verunreinigt selbst unsere bessern Triebe, unsern Eifer für das Gute mit dem Gift der Selbstsucht. Und das ist die erste und Hauptquelle alles menschlichen Verderbens.

Aus wiederholten sinnlichen Eindrücken bildet sich die Gewohnheit. Gewohnheit, sagt man, ist oder wird für Thiere und Menschen eine andere Natur. Sie ist von ausserordentlicher Macht und übt den unüberwindlichsten Einfluß auf die Seele. Es läßt sich dies aus dem Wesen der Seele leicht erklären. Sie handelt bloß nach Gefühlen, oder um Unangenehmes zu entfernen oder Angenehmes herbeizuschaffen. Ein Zustand, der ihr behaglich ist, gilt ihr mehr, als ein unbekannter Zustand, welcher vielleicht mit Schmerzen verbunden ist. Daher geht sie (bei Menschen wie bei Thieren) gegen alles Fremde mit Besorgniß und mit Scheu, bis sie es kennen gelernt hat. Sie zieht daher den gewohnten Zustand, den gewohnten Reiz, jedem andern vor. Die Gewohnheit ist das Element, in welchem sie lebt, wie der Fisch im Wasser, wie der Vogel in der Luft. Sie bewegt sich gleichsam nur nach den Schranken und Gesetzen der ihr bekannten und gewohnten Umstände. Sie verbindet sich mit denselben, gleichsam wie mit nothwendigen Theilen und Eigenheiten ihres Körpers; sie wird gewissermaßen verstümmelt, beschädiget, indem man ihr die zum Bedürfniß gewordenen Dinge entzieht.

Wie mächtig die Gewohnheit über die Seelen der Thiere ist, bedarf wohl kaum eines Beweises oder Beispiels. Eben so mächtig ist sie über die menschlichen Seelen. Hier ist die zweite Quelle des menschlichen Verderbens. Nur indem wir der Seele vergängliche Dinge zum Bedürfniß durch Gewohnheit machen, stürzen wir sie in das tiefste Leiden, wenn nun das Vergängliche einmal wegfällt. Wie viel Menschen sind nicht im Schmerze Selbstmörder geworden, weil ihnen ihr Zustand unerträglich war, nachdem sie das verloren sahen, woran bisher ihre ganze Seele gehangen! Was sind denn alle Leidenschaften anders, als gewisse Begierden, an deren Befriedigung die Seele gewöhnt war! Soll nun das Befriedigungsmittel hinweggenommen werden: so wird dieser Zustand unerträglich. Oft opfert der leidenschaftliche Mensch das Leben, ja selbst die Tugend auf, wenn er die Begierde nicht mehr stillen kann.

Dies also ist das Wesen der Seele. Sie ist eine hohe wunderbare Kraft. Sie verbindet sich mit dem thierischen Leben. Sie bewacht die Erhaltung der thierischen Körper und deren Ordnungen. Sie leitet die vernunftlosen Geschöpfe, veranlaßt deren Handlungen und entzieht sie dem Untergange im Gedränge und Kampf mit andern Erscheinungen der belebten und unbelebten Natur. — Aber sie ist keiner hellen, deutlichen Vorstellung fähig; sondern nur der Bilder, Empfindungen und Begierden. Sie ist unfähig, entfernte Zwecke zu erkennen; sie wird nur durch Schmerz und Lust bewegt, und statt höhere Zwecke hat sie dunkele Triebe.

Daß die Thiere keine hellen, deutlichen Vorstellungen haben, ist kaum zu bezweifeln. Wir finden diese oft kaum bei Kindern, und sie fehlen diesen wohl noch ganz, so lange die Sprache fehlt, womit zur größern Deutlichkeit Gegenstände bezeichnet werden können. Auch das Kind hat nur Bilder, Empfindungen, Begierden, in denen es lebt, bis sich seine höhern Vermögen entwickeln.

Im Kinde, im werdenden Menschen, bildet sich demnach zuerst die irdische Natur, das Pflanzenhafte, aus. Ist dieses gethan, steigt in demselben die Thätigkeit der Seele hervor, oder die thierische Natur. Dann, als Höchstes von Allem, dem Alles dient, der Geist, das in uns lebende, sich selbst bewußte Ich, welches mit wunderbarem göttlichem Licht durch alle Vermögen der Seele durchleuchtet, Alles bestimmter erkennt, das Weltall durchblickt und von seiner Abstammung aus Gott weiß.

So wie der Leib der Träger und das gröbere Werkzeug unserer Seele ist, so ist die Seele wohl ein Träger, ein feineres Werkzeug, eine unmittelbare Hülle des Geistes. Wie die menschliche Seele den ganzen Leib, geleitet von den Nerven, durchdringt: so durchdringt das heilige Himmelslicht, der Geist, das Wesen der Seele und derselben Fähigkeiten. Wer könnte einen heiligen und weisen Mann, oder auch nur ein Kind von wenigen Jahren, in Rücksichten der hohen Geisteseigenschaften, mit einem Thiere in Vergleich stellen, wäre dies auch noch so alt, so klug, so gelehrig! Das Thier aber, weil es nur Seele hat, und nur von Gewohnheiten und Begierden gelenkt wird, ist der menschlichen Sprache nie fähig. Es kann Worte lernen, das heißt, gewöhnt werden, gewisse wortähnliche Töne hören zu lassen, ohne sie aber jemals zu verstehen. Der Hund scheint oft die Worte seines Gebieters zu verstehen, indem er demselben gehorcht, aber er erkennt nur dessen Willen an gewissen Klängen der Stimme, die, verbunden mit gewissen Strafen, Belohnungen und Verrichtungen, ihm ehemals letztere zur Gewohnheit machten. Die Sprache des Menschen ist nur des Menschen Gut, ist nur des Geistes Erfindung und Frucht.

Der Leib hat auf die Seele einen immerwährenden großen Einfluß, je nachdem er ein vollkommenes oder unvollkommenes Werkzeug ist. Wird dieses schadhaft, das heißt, erkrankt der Leib: so leidet und erkrankt auch die Seele. Denn da sie des Leibes Hüterin ist, vermöge ihrer Gefühle, durch welche sie jede äussere oder innere Verletzung wahrnimmt: so kann die schmerzhafte Empfindung, wenn solche anhaltend oder groß ist, das Wesen der ganzen Seele trüben.

Aus der pflanzenhaften Natur des Körpers entspringen die sogenannten Temperamente. Eine große oder geringere Schwäche und Reizbarkeit der Nerven, eine größere oder geringere Erregbarkeit der Galle, eine größere oder geringere Schwachheit der Eingeweide, ein dickeres oder leichteres Geblüt in den Adern und dergleichen mehr, hat auf das Wohlsein der Seele nothwendig den entscheidendsten Einfluß. Je mehr die Fehlerhaftigkeit des Leibes die Seele zu schmerzlichen Gefühlen bringt, oder ein gesunder Körper ihr Behaglichkeit und Heiterkeit gewährt, je mehr ist sie zum Guten oder Bösen geneigter. Derselbe Mensch, welcher in gesunden Tagen übermüthig, heftig, wollüstig war, kann in kränklichem Zustand liebreich, sanftmüthig, bescheiden, ehrbar sein. Und umgekehrt erfahren wir oft, daß eine Person, die in gesunden

Tagen mildthätig, wohlwollend, zutraulich war, in krankhaften Umständen sehr mürrisch, zänkisch, argwöhnisch wird. Die meisten sogenannten guten oder übeln Launen sind Folgen ihrer körperlichen Gesundheitsverhältnisse. Oft ist der Seelenarzt unnütz, weil der Leibesarzt allein helfen kann, indem er das Werkzeug der Seele, die pflanzenhafte Natur, wo sie gestört ward, in ihren Ordnungen wieder herstellt. So fruchten alle religiösen Vorstellungen, alle wehmüthigen Ermahnungen bei einem Trunkenbolde oder viehischen Wollüstling nichts; denn seine Seele ist krank geworden durch den Körper, dessen Nervenbau gelähmt war in seinen Verrichtungen. Der Körper muß erst gerettet werden, dann gesundet die leidende Seele von selbst.

Wie wichtig ist demnach die Pflicht, über des Körpers Gesundheit zu wachen, da von seinem richtigen oder unrichtigen Zustand unsere höhere Vollkommenheit, das Wohlsein der Seele, die Herrlichkeit und Tugend des Geistes, abhängen kann! Die Pflicht wird um so bedeutender, da sich gewisse Krankheiten und Mängel des Leibes auch auf die Nachkommen vererben, womit denselben zugleich auch die größern oder geringern Anlagen der Aeltern, deren Neigungen und Gemüthsarten, mitvererbt werden können.

Noch wichtiger aber, als des Leibes Gesundheit, muß die der Seele sein. Denn die Seele ist des Geistes Werkzeug und Leib. Ihre Krankheit zieht den Geist aus der Höhe nieder, zu welcher er sich bestimmt fühlt. Wie soll er sich aufschwingen zum Göttlichen und Heiligen, wenn seine Flügel gelähmt sind? Aber Krankheit der Seele ist jeder sinnliche Hang, jede gewohnheitsmäßige oder herrschende Vorliebe zum Vergänglichen. Wenn die Seele das flüchtige Vergnügen entbehren soll, entweder weil es seiner Natur nach verschwunden ist, oder weil es der Geist zu geniessen untersagt: dann entsteht das innere Leiden des Menschen, dann der innere Kampf zwischen dem Gesetz des Fleisches und des Geistes.

Und hier erblicke ich schaudernd die Quellen der Sünde, wenn das Göttliche dem Staube gehorchen muß, — wenn der Geist wahrhaft in sich selbst vernichtet wird. Nun wird mir hell das Wort der heiligen Schrift: „Das Fleisch gelüstet wider den Geist, und der Geist wider das Fleisch. Dieselbigen sind wider einander, daß ihr nicht thut, was ihr wollt!“ (Gal. 5, 17.)

Gott, mein Gott, erleuchte Du mich, daß ich mich selber immer besser erkennen und die verborgenen Ursachen meines Verderbens immer deutlicher unterscheiden lerne. Wie erscheint mir mein Inneres jetzt ganz anders, nun ich den Grund und Boden erblicke, in welche die Sünde ihre Wurzeln tief hineinsenkt. Sie senkt sich tief hinein durch die Gefühle und Begierden der Seele in den irdischen Staub meines Leichnams, und ihre giftige Blume umschattet betäubend den Geist. — Herr, errette mich vor mir selbst! Und Du, o Jesu, mein Erlöser, verkläre meinen Geist durch Dein Himmelswort, daß er Macht gewinne zum Sieg und zur Herrschaft über die Lüste des Fleisches. Amen.

266.

Die Naturen im Menschen.

Dritte Betrachtung.

March. 26, 41.

Wie wichtig ist's, ein Mensch zu sein!
Ich bin es, Herr, durch Dich allein,
Du gabst mir hohe Kräfte.
Du bist's auch, der Gelegenheit,
Sie fortzubilden, mir verleiht,
Und Segen zum Geschäfte.

Wenn schnell mein Geist und ohne Müh'
Die Wahrheit faßt, o dann will nie
Ich Glücklicher vergessen:
Du schufst den Geist, Du stärkst die Kraft,
Und wirst am Tag der Rechenschaft
Nach meiner Kraft mich messen.

Wer viel empfing, soll edle Saat,
So viel er kann, auf seinen Pfad
Weit um sich her ausstreuen.
Wer sicher schlummert, karglich sä't,
Der wird, erwacht er einst zu spät,
Sich keiner Aernte freuen.

Viel oder wenig sei mein Theil,
Ich will durch Trägheit nie mein Heil,
Mein Ewiges, verscherzen.
Wer treu benutzt, was Du ihm gibst,
Der ist es, Vater, den Du liebst,
Der trägt Dich, Gott, im Herzen.

Auch das klügste aller Thiere geht im dumpfen Hinsinnen dahin, geleitet von dunkeln Trieben, beherrscht von Begierden nach Lust, und Abscheu vor Schmerz, umringt von verworrenen Bildern der Erfahrung. Seine ersten Verdienste sind — stumme, nützliche Gewohnheiten. Seine Treue und Liebe verdient eigentlich nicht diese erhabenen Benennungen von Tugenden, die ihm fremd sind. Es ist nur Instinkt und Gewalt der Gewohnheit, was ihm den reizenden Schein der Tugendhaftigkeit verleiht; nicht Ueberzeugung von Pflicht und Recht, nicht Hochachtung für das Gute und Edle an sich selbst. Alle Verständlichkeit, alle List, alle Kunst, welche wir oft an Thieren bewundern, sei es in der Art, wie sie ihre Nahrung suchen, oder wie sie ihre Nester und Höhlen bauen, oder wie sie sich vor den Nachstellungen ihrer Feinde sichern, oder wie sie allerlei Dinge erlernen, die dem Menschen zum Vergnügen und Nutzen gereichen; nur dunkeler, ihnen vom Schöpfer verliehener Trieb ist Alles, oder eine Erinnerung von verworrenen Erfahrungen über das, was ihnen unter gewissen Umständen Lust oder Schmerz erweckte. Die größte Geschicklichkeit des Vogels, mit welcher er umherschwebt, sein Futter zu finden, oder in fremde Weltgegenden zu ziehen im Herbst, oder im Wiederfinden seiner Heimath, wenn er im Frühling aus weit entlegenen Landen zu uns zurückkehrt, ist nicht bewundernswürdiger, als wenn der kaum geborne menschliche Säugling die Mutterbrust sucht, und die Milch zur Erhaltung seines zarten Lebens eintrinkt. Und so sinnreich auch der Bau und die Arbeit der Bienen in ihren Zellen von Wachs, oder das mühsame, geschäftige Einsammeln der Ameisen für den Winter sein mag: ihre Kunst ist kein Werk ihres eigenen

Nachdenkens, sondern des dunkeln Triebes. Sie schreiten nie weiter, als dieser sie führt. Sie können ihre Arbeit nie vollkommener schaffen, ihre Geschäftigkeit nie durch neue Kenntnisse vermehren. Wie Ameisen und Bienen seit Anfang der Welt vor Jahrtausenden bauten und sammelten: also bauen und sammeln sie fort noch bis zum heutigen Tage.

Ganz anders ist es mit der Thätigkeit des Menschen und seiner Kunst. Das menschliche Geschlecht schreitet seit Jahrtausenden unaufhörlich in Vervollkommnung seines Zustandes, seiner häuslichen und gesellschaftlichen Einrichtungen fort. Die einst in Wäldern und Höhlen, nachher in gebrechlichen Hütten lebten, erbauten zuletzt glanzvolle Paläste, angefüllt mit allen Annehmlichkeiten des Lebens. Die einst nackt und halbbedeckt umherwandelten, in Furcht und Schrecken vor wilden Thieren, gehen jetzt wohlgeschützt durch ihr Gewand gegen die Rauhigkeit der Witterung, geschirmt durch ihre künstlichen Waffen, und sind das Schrecken der wilden Thiere, die Herren der Erde. Ihnen ist keine Weltgegend zu fern, kein Gebirg zu hoch; sie schweben, ohne die Natur des Fisches zu haben, über Weltmeere, Seen und Flüsse dahin; sie erheben sich, ohne mit Flügeln ausgerüstet zu sein, in die höchsten Lüfte des Himmels, wohin kaum der Adler dringt; wühlen tief hinab in die dunkeln Eingeweide des Erdbodens, wohin sich kein Wurm verliert, und suchen dort die Schätze der Natur hervor, um ihre mannigfaltigen Bedürfnisse zu stillen, und die Herrlichkeit der Schöpfung genau erkennen zu lernen.

Alles dies ist die Frucht des Geistes, dieses Funkens aus dem göttlichen Urquell des Lichts. Der Geist ist es, welcher dem Menschen seine ganze Erhabenheit gibt über Alles, was im Reiche der Natur lebt. Der Geist ist es, welcher ihn nicht nur fähig macht, gleich dem Thiere, einzelne Erfahrungen des Lebens zu sammeln, an einander zu reihen und zu vergleichen, sondern die gesammten Erfahrungen einer vieltausendjährigen Vorwelt zu bewahren und in Anwendung zu bringen. Der Geist ist es, welcher, vermöge seiner wahrhaft göttlichen Kraft, tausend verschiedene Vorstellungen in einen einzigen, alle umfangenden Begriff auflöset; aus dem Gewühl zahlloser Gedanken sich gleichsam eine neue innere Welt voller Einheit, Ordnung und Klarheit baut; und sogar mehr weiß und kennt, als ihm die ganze sichtbare Welt und die Erfahrung von mehrern tausend Jahren sagen kann. Denn er, wie einst der Geist Gottes über den Wassern der Schöpfung, schwebt über allem Irdischen und Sinnlichen; er gehört einer höhern Welt an, aus welcher er auf das niederblickt, was dem Staube angehört; er ist dem Allerherrlichsten näher verwandt; geschaffen nach dem Ebenbilde Gottes — noch trägt er das Zeichen seines göttlichen Ursprungs an sich — er denkt Gott — er richtet seinen Blick zu dem Unendlichen empor — er redet, er betet zum Schöpfer des Himmels und der Erden. Von allem diesem Hohen und Uebersinnlichen haben die vernunftlosen Thiere keine Ahnung; keine vom Zweck ihres Daseins, von Erreichung einer größern Vollkommenheit und Glückseligkeit, als welche aus Befriedigung bloß sinnlicher Begierden entsteht; keine Ahnung von einer Vorwelt, noch weniger von einer Ewigkeit und einem unendlichen Dasein.

Die Pflanze, gefühllos, hängt festgeschlossen mit ihren Wurzeln am Staube, aus dem sie vermöge ihrer Lebenskraft auf kurze Zeit hervorblühte; das Thier, von dunkeln Trieben, Gefühlen und Gewohnheiten bewegt, kriecht, schwebt und fliegt im Staube, welchem es die ganze Summe seines Wohlseins dankt. Es genießt die Nahrung und schaut nicht empor zum Baume und Halm, der ihm seine Frucht herabstreut. — Des Menschen Geist aber sieht hell über alle Verknüpfungen des Lebens hin; forscht nach Ursachen und Wirkungen; bekämpft die Gewalt der Elemente, und bezwingt sie oft; widersteht dem Sturme; dämmt die Fluthen der Meere ein; bindet die Flamme des Blitzes, der aus den Wolken fährt. Das Thier geht stumm, und für alles Andere gleichgültig, der Befriedigung seiner Bedürfnisse nach; sein Auge ist blind für die Schönheiten und wundervollen Einrichtungen der Natur. Der Geist des Menschen aber, entzückt durch die Pracht des Schöpfers in seinen Werken, erforscht die heilsamen Kräfte der Erden, Steine und Pflanzen; untersucht die Lebensarten und Eigenschaften der Thiere; dringt durch die endlosen Räume des Weltgebäudes; zählt und berechnet die Ordnungen der Welten, welche als Sterne über seinem Haupte strahlen, und bezeichnet ihre ungeheuern Laufbahnen.

Es kann das Thier seinen Schmerz wie sein Vergnügen durch Bewegungen und einzelne Töne zu erkennen geben; es kann das Thier Seinesgleichen anlocken, rufen, warnen, drohen durch einen einfachen Laut, welchen der dunkle Trieb lehrt und einflößt. Auch der Mensch hat, insofern er thierischer, sinnlicher Natur ist, die Gabe, seine Empfindungen durch bloße Töne, durch einen Schrei, einen Seufzer, durch Winseln oder Lachen, durch das drohende Donnern seiner Stimme auszudrücken — aber er ist Geist, er vermag noch mehr: er hat die wunderbare Macht der Sprache, durch welche er seine innere und die ganze unsichtbare Welt in Tönen darstellt; durch welche er sein innerstes Sein und Leben in das innerste Leben eines gleichgeschaffenen Wesens überpflanzt.

Doch alle diese Vorzüge des Geistes sind noch nicht die höchsten. Das Göttlichste im menschlichen Geist ist seine Sehnsucht nach dem Göttlichen, nach der Vereinigung mit dem Allerheiligsten, das Streben nach einer Vollkommenheit und Vollendung, die ganz unabhängig von allem Irdischen ist. Er findet keine Beruhigung, als allein in dem, was wahr ist; keinen Genuß, als in dem, was gerecht ist. Er ist von unaussprechlicher Ehrfurcht für das Schöne, Edle und Tugendhafte durchdrungen, und voll natürlichen Widerwillens gegen die Unwahrheit, gegen die Lasterhaftigkeit, gegen die Unvollkommenheit jeder Art. Das Thier kann wohl Verstand haben; aber nur der Mensch hat eine höhere Vernunft, welche die Gesetzgeberin heiliger und gerechter Handlungen ist. Das Thier kann Klugheit besitzen, aber ist keiner Weisheit fähig, die nur des menschlichen Geistes Eigenthum ist.

Dies also sind die irdischen Naturen der Menschen, vermöge welcher er da steht in der Mitte zwischen dem Staube und dem Ueberirdischen, zwischen dem Endlichen und Unendlichen, zwischen der todten Körperwelt und der lebendigen, Alles beseligenden Gottheit. Sein Fuß hängt am Erdboden, sein Haupt aber trägt er zum Himmel aufgerichtet. Er ist Pflanze, er ist Thier, aber er ist noch etwas Göttlicheres. Der Leib ist nur das Werkzeug seines Geistes. Der Geist allein soll herrschen über diese Werkzeuge, und mit ihnen seine Vollkommenheit schaffen. Eine andere Gesetzgebung hat zu ihrer Selbsterhaltung die

Natur seines Körpers; eine andere Gesetzgebung die Seele in ihren Gefühlen und übrigen Eigenschaften; eine höhere aber der Geist, welcher, als der höchsten, alle andern untergeordnet sein müssen, wie die Diener ihrem Herrn untergeordnet sind.

Die Klarheit des Lichts, und ich möchte sagen, die göttliche Kraft im Geiste, durchdringt und verklärt und erhöht selbst alle Eigenschaften des Körpers und der Seele. Daher geschieht, daß der menschliche Körper endlich an Fertigkeiten und Geschicklichkeiten die Körper anderer Thiere übertrifft; daß er der äussere Spiegel seiner innersten Gefühle und Vorstellungen werden kann. Daher geschieht ferner, daß die menschliche Seele in ihren Gefühlen und Fähigkeiten so veredelt wird, wie die Gefühle und Fähigkeiten eines Thieres es nie werden können. Das Thier kann Trieb zur Reinlichkeit, zur Ordnung haben; aber nur die Seele des Menschen hat Sinn für äussere Schönheit; lebt mit Entzücken im Anschauen reizender Gestalten oder in den zauberischen Klängen der Musik, aus welchen sie die Sprache ihrer tiefsten und zartesten Gefühle geschaffen hat. — Das Thier kann den Trieb haben, sich andern furchtbar zu machen durch überlegene Macht und Stärke; aber der menschliche Geist veredelt diesen Trieb zum Streben nach Ehre und Ruhm aus vielseitigem Wirken und Herrschen. Das Thier kann geizig und gierig seinen Raub bewachen, den es erworben hat; aber der menschliche Geist veredelt diese rohe Freude am Besitz in ein Trachten nach Vermehrung des Eigenthums, weil durch diese Vervielfältigung seiner Hilfsmittel und Erweiterung seines Wirkungskreises auch die Möglichkeit vergrößert wird, noch erhabenere Pflichten zum Glück der Mitmenschen zu erfüllen.

So ist der Mensch durch die Kraft und Hoheit seines Geistes selbst als Pflanze und Thier weit vortrefflicher und vollkommener, als andere Pflanzen und Thiere. Daher übertrifft die List des Menschen und seine Klugheit alle List und Klugheit der übrigen Thiere, und vermöge seines ausgedehntern Gedächtnisses, folglich auch seiner reichern Erfahrungen und eines geschärftern Verstandes, macht er die Schnelligkeit, die Stärke, die schärfern Sinnenwerkzeuge, die furchtbaren, natürlichen Waffen mancher Thiere, die ihn in einzelnen Gaben oft weit übertreffen, unnütz.

Aber wie verachtungswürdig würde der erhabene, Gott entstammte, zur Ewigkeit und Vollendung auserkorne Mensch sein, wenn er in der Welt auch nichts mehr, als bloß ein veredeltes Thier wäre! — wenn er, um das listigste, gewaltigste, mächtigste, erfahrenste, schwelgerischste Thier zu sein, den höhern Beruf in sich vergäße; versäumte, ein vom Irdischen und dem Wohl und Weh seiner Gefühle unabhängiges Wesen zu sein, dem Pflicht und Recht über Hab und Gut, dem Heiligkeit der Gesinnungen über äussere Schönheit, dem Wahrheit und Gottähnlichkeit über allen menschlichen Ruhm und Beifall gehen sollen. Wie unnatürlich und widerlich würde uns der majestätische Löwe erscheinen, welchen wir den König unter den Thieren zu nennen pflegen, wenn er nichts als eine veredelte Pflanze, als ein geringer Wurm sein möchte, den nur die willkürliche Bewegung von einem gemeinen Kraut unterscheidet! — wenn er seiner Riesenkraft vergäße, die in ihm wohnt; des Donners seiner Kehle, mit welcher er die Wälder erschreckt und die Wüste durchherrscht; der Behendigkeit seines Laufes, mit welcher er seine entrinnende Beute zurückholt! — wenn er sich mit dem begnügte, was ihm der Zufall zuspielt, und sich von den elendesten Kreaturen zertreten liesse, die ein bloßes Schütteln seiner Mähnen mit Entsetzen füllen würde! — Eben so unnatürlich und widerlich wäre der Mensch, der nach Gottes Bilde Geschaffene, der zu einem göttlichen Dasein und Wirken wundervoll Ausgerüstete, wenn er sich begnügte, mit allen seinen hohen Anlagen bloß ein veredeltes Thier zu sein.

Wehe, und was ist oft der Sterbliche anderes? — — Ich schaudere. Ich erkenne in Wahrheit, wie er oft tief unter seiner Würde niedergesunken daliegt, und seines göttlichen Ursprungs und seiner hohen Bestimmungen gänzlich uneingedenk ist; wie er bloß für den Kitzel seiner Sinne lebt; wie er nur auf Erden arbeitet und sorgt, sich Nahrung und Vermögen zu sammeln, um damit zu glänzen und sich gütlich zu thun; wie er geizig sein Geld hütet und wuchert, um Metalle zu sammeln, daß man von ihm sage, er sei reich; wie er keine größere Glückseligkeit kennt, als niedrige Wollüste, Abwechselungen der Ueppigkeit, Uebergänge von einer Lustbarkeit in die andere; Pracht in Kleidern und Geräthen, Leckereien des Tisches; oder wie er die Ruhe seiner Tage, das Glück seiner Mitbürger für einen flüchtigen Ruhm aufopfert; oder wie ihn ein beständiger Neid gegen die Bessern, und ein thierischer Haß gegen die erfüllt, die seine vermeinten Vorzüge nicht anerkennen.

Was ist der Schönste unter den Schönen, der Mächtigste unter den Herrschern, der Klügste unter den Klugen mehr, als ein veredeltes Thier, wenn er, für alles Höhere, Religiöse, Göttliche ohne Sinn, nur für das lebt, wofür auch die Thiere leben, für die Befriedigung von Begierden, Neigungen und Wünschen, die nicht über den heutigen Tag, über das künftige Jahr, wie über die endliche und unfehlbare Todesstunde hinweg reichen? Was ist der Mensch mehr, als ein veredeltes Thier, wenn er zwar einsieht, er solle Jesu Christi, des Göttlichen, Wort erfüllen: Sei vollkommen, wie dein Vater im Himmel vollkommen ist; wenn er zwar zu den Tempeln eilt, um die höhere Wahrheit zu vernehmen, aber sie nicht erfüllt; wenn er zwar zum Schöpfer seines Lebens betet, aber dessen Willen nicht vollzieht, wie ihn der Gottessohn uns offenbaret hat; wenn er zwar die äusserlichen Gebräuche der christlichen Kirche gewohntermaßen beobachtet, aber nicht in Christi Sinn lebt, nicht segnet, die ihm fluchen, nicht wohlthut denen, die ihn beleidigen, nicht Gott über Alles und jeden seiner Miterschaffenen wie sich selber liebt? — wenn er zwar für Augenblicke sich ermannt und das Gesetz des Geistes ehrt, aber bald wieder, und von der elendesten Gewohnheit, von der unreinsten Neigung beherrscht, dem Gesetz des Fleisches unterthan wird? — Darum mahnte der Erlöser so erst, so rührend auf Gethsemane seine Jünger und das ganze Menschengeschlecht durch sie: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. (Matth. 26, 41.)

Auch ich — — auch ich fühle meine Schuld, meine Versunkenheit, meine Unwürdigkeit vor Dir, o du Allerheiligster, o Schöpfer meines unsterblichen Geistes, auch ich, indem ich auf mein vergangenes Leben und Treiben, Suchen und Arbeiten, Lieben und Hassen zurückschaue,

erkenne mit Beschämung und Betrübniß, daß ich mehr im Fleische, als im Geiste lebte, und ein Sklav niedriger, sinnlicher Begierden war, denen ich oft — ach, nur allzuoft meine höchste Angelegenheit, meine heiligsten Pflichten und die ernstesten Anregungen meines Gewissens aufopferte. Ich verwechselte nur allzuoft das Geringste mit dem Wichtigsten, das Vorübergehende mit dem, was ewigen Werth behält.

Ich weiß, o mein Schöpfer, daß ich die Pflicht habe, für die Erhaltung und Gesundheit meines Leibes zu sorgen; daß ohne die Vollkommenheit des Werkzeuges meine Seele zu Vielem untüchtig wird. Aber wie leicht vergaß ich, daß auch selbst der Leib nur Nebensache ist, wenn höhere Pflichten gebieten; daß ich weder Glanz noch Schönheit achten soll, wenn es darauf ankommt, der Unschuld und Tugend den Vorzug zu geben; daß ich für das Unglück meiner Mitmenschen in entscheidenden Augenblicken weder Unbequemlichkeiten noch Gefahren, selbst den Tod für meine Brüder, nicht scheuen soll!

Ich weiß, o mein Schöpfer, daß ich die Freuden des Lebens genieſſen darf, so lange sie nicht im Widerspruch mit der Tugend stehen, die mir mein Jesus geboten; ich weiß, daß ich verpflichtet bin, darauf zu denken, diejenigen Mittel zu vermehren, durch welche ich der Welt immer nützlicher werden kann, mir Geschicklichkeiten, Kenntnisse, Vermögen, Ansehen zu erwerben. Allein wie oft vergaß ich unbesonnen, über das Bestreben nach den Mitteln, das Streben nach dem höhern und heiligen Zweck derselben, und verſplitterte in unnützen Sorgen, in fruchtlosen Anstrengungen meine Kräfte, um immer zu haben, ohne recht würdig zu gebrauchen, was mir schon durch Deinen Segen verliehen war!

Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Darum will ich fortan wachen, beten und arbeiten, daß ich nicht in Anfechtung falle, sondern daß mein Geist überwinde und nach Deinem heiligen Willen handle. Amen.

267.

Die Naturen im Menschen.

Vierte Betrachtung.

Gal. 5, 1. 16. 17.

Schlagt in Fesseln meine Glieder!
Aber frei bleibt doch mein Geist;
Prüft ihn, Thoren, er zerreißt
Mächtig alle Banden nieder:
Ihm wird aller Zwang zum Spott.
Meine Freiheit ist von Gott.

O, wie fühl' ich mich erhaben,
Herr, wie hast Du mich geehrt!
Meines Geistes hoher Werth
Ist die schönste Deiner Gaben;
Frei ringsum in der Natur
Ist der Geist des Menschen nur.

Menschenwürde, Menschenwürde!
Ja, du sollst mir heilig sein.
Leichter wird, gedenk' ich dein,
Mir des Erdenlebens Bürde.
Unter Druck, Verfolgung, Schmerz
Seh' ich freudig himmelwärts.

Stärke, Gott, mich in dem Streben,
Meines Geistes freie Kraft
Ueber wilde Leidenschaft
Immer göttlich zu erheben.
Dadurch wird mein Heil besteh'n,
Mag die Welt auch untergeh'n.

Alles, was die weise Allmacht des Schöpfers ins Dasein gerufen hat, bewegt sich darin nach ewigen Gesetzen; und nichts kann die Gesetze brechen, denn sie stammen von der Allmacht. Nach diesen ewigen Ordnungen wandeln die Gestirne, verwittert der Stein, erzeugt sich das Weltall; wächst, blüht und welkt die Pflanze; steigt der Vogel in die Lüfte; kriecht der Wurm am Boden; spielt der Fisch in den Gewässern.

Auch im Menschen und in seinen verschiedenen Naturen herrschen diese Ordnungen. Nach unwandelbaren Einrichtungen entsteht, ernährt sich und vergeht der Körper. Nach unwandelbaren Einrichtungen empfindet, begehrt und handelt, im Thier, wie im Menschen, die Seele. Diese Einrichtungen sind so wunderbar zusammenstimmend, daß sie einander nie widerstreiten, sondern gegenseitig zur Aufrechthaltung und Fortdauer des Ganzen wirken. Sie sind an sich nie sündlich und unrein; denn wie könnte etwas aus der Schöpferhand des Allerheiligsten hervorgehen, das nicht heilig und rein wäre? Auch wird Niemand sagen, ein Thier sündige mit seinen Trieben und Handlungen. Und wäre der Mensch nichts anderes, als ein Thier: so könnte er nicht sündigen.

Aber der Mensch ist ein Geist. Auch als Geist hat er seine Gesetze empfangen. Dieses Gesetz des Geistes ist höherer Art; es stammt von Gott; und auch Gott ist ein Geist. —

Der menschliche Geist an sich, wie Gott der Herr ihn ins Leben rief, ist rein und ohne Sünde. Er kann, wäre er vom Körper frei, keinen andern Willen haben, als einen reinen, heiligen Willen. Nur erst durch die Wirkungen sinnlicher Begierden, die gegen ihn streiten, denen er unterliegt, wird seine natürliche Unschuld befleckt.

Der Wille des Geistes ist das, was Gott will. Und den Willen Gottes hat uns unser Erlöser von der Sünde, Jesus Christus, geoffenbart. Darum sprach derselbe: Wer in mir ist, der bleibt in Gott. Wer von Gott ist, der hört Gottes Wort.

Wenn aber alle Einrichtungen Gottes in der Natur so wunderbar übereinstimmend sind, daß sie einander nie widerstreiten; wenn sie niemals sündlich, sondern an sich selber immerdar gut und heilig sind: woher ist denn die Sünde in die Welt gekommen? woher der verderbliche Kampf zwischen dem Gesetz des Fleisches und des Geistes?

Ursprünglich hat einst ein Menschengeschlecht in Anbeginn der Tage gelebt — nicht nur die heilige Schrift redet uns davon, sondern auch die ältesten Sagen der ältesten Völker, die nichts von Moses Büchern wußten, deuten auf eine solche Zeit zurück, — da war der Mensch in reinster Unschuld; da waren seine sinnlichen Triebe, die Empfindungen seiner Seele in keinem Widerspruch mit dem heiligen Willen seines Geistes. Der Mensch war noch einiger mit Gott und der Natur. Dann erfolgte der traurige Abfall.

Willst du dir seinen Abfall, dieses Entstehen der innerlichen Zwietracht des Menschen mit sich selbst, erklären: so blicke auf die Geschichte jedes einzelnen Sterblichen von seiner Geburt an; blicke auf die Geschichte deines eigenen Lebens zurück.

Der Säugling ist unschuldig, das Kind ohne Sünde.

Noch stehen seine innern Triebe und Gesetze in keinem Widerspruch. Zwar vermöge seiner irdischen Natur begeht es Irdisches, oft mit Heftigkeit; aber noch ist der Geist nicht in ihm erwacht, und es schläft noch der innere Zwiespalt. Auch hat der sinnliche Hang noch nicht durch Gewohnheit das verderbliche Uebergewicht über den Willen erlangt, und noch sind die bessern Neigungen nicht durch die bösen unterdrückt: das Kind ist vermöge seiner Natur wahrhaft, ohne Falsch, liebend und gutmüthig. Darum wies Jesus seine Jünger selbst auf die unschuldigen Kleinen, und sprach: so ihr nicht werdet, wie diese Kindlein, könnet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. — Aber das Kind wächst und wird älter. Reizungen aller Art wirken auf seine Sinne. Falsche Beispiele leiten es irre. Es nimmt Gewohnheiten an, die seinen Gefühlen wohlthun. Diese Gewohnheiten scheinen anfangs sehr unschuldig zu sein; die, denen die Erziehung des Kindes obliegt, sehen darüber hin. Aber die Gewohnheiten werden älter und stärker mit den Jahren; sie werden gleichsam zur andern Natur der Seele. Die Seele, wie der Körper, empfangen dadurch eine falsche Richtung, weil die Befriedigung der Gewohnheit zur ersten aller Neigungen wird. Damit ist der Keim einer Ungesundheit der Seele entsprungen. Das Werkzeug des Geistes ist mangelhafter geworden: der Geist ist in seiner Thätigkeit gelähmt. Der Schmerz, welcher aus Nichtbefriedigung der gewohnten Begierden entsteht, wird zu heftig, als daß man ihn lange ertrüge; der Geist geräth in Kampf gegen die übermächtige Begierde, gegen die Krankheit des Leibes oder der Seele. Er muß unterliegen. Die Sinnlichkeit triumphirt. Des Geistes heiliger Wille ist vernichtet. Das ist die Sünde!

Wir wissen aber, daß die Gewohnheit, wie in der Seele, auch im Körper selbst, große Veränderungen hervorbringen kann, die bleibend sind. Kräfte, die man im Guten oder Bösen oft übt, werden durch die Uebung stärker, als diejenigen, welche man weniger anstrengt. Darum ist bei Menschen z. B., welche die rechte Hand häufiger anwenden, als die linke, jene zuweilen größer, aber immer stärker und kräftiger, als diese. So ist es bei allen innern Theilen des menschlichen Körpers, die öfter als andere geübt werden. So ist es bei allen Neigungen und Kräften der Seele, die öfter als andere gereizt und angewandt werden.

Solche Eigenheiten des innern Körpers pflegen sich von Aeltern auf Kinder zu vererben, gleichwie sich gewisse Eigenheiten der Pflanze auf alle diejenigen Pflanzen fortsetzen, die von ihr abstammen. Schwächliche Aeltern haben selten starke Kinder. Menschen, die ihre beste Lebenskraft in Wollüsten verschwelgt, oder damit ihr Geblüt vergiftet haben, pflanzen ihre Gebrechlichkeit auf die beklagenswerthe Nachkommenschaft fort, und hinterlassen den Geistern ihrer Kinder unvollkommene Werkzeuge. Daher sieht man in vielen Familien gewisse Krankheiten, Schwächen, Neigungen und verderbliche Anlagen erblich werden. So wird die Neigung zu gewissen Fehlern fortgepflanzt von Geschlecht zu Geschlecht. — Diese durch die Fortpflanzung begründete und verstärkte Herrschaft der Sinnlichkeit ist die Erbsünde.

Als die Ersten des Menschengeschlechts einmal, durch den Sinnenreiz verführt, das Göttliche in ihnen vergessen hatten, sanken sie in immer größern Widerspruch mit sich selbst. Das Beispiel ihrer Schwächen wirkte auf die Nachkommenden. Die Neigung zur Sünde, fehlerhafte Anlagen, das Vorherrschen einzelner thierischer Triebe ward erblich. Durch Adams Fall kam die Sünde in die Welt, wie noch heute durch lasterhafte Aeltern Neigung zu gewissen Lastern weit vererbt werden kann.

Wie wichtig ist es also vor allen Dingen jedem Vater, jeder Mutter, auf sich selbst zu achten, daß sie nicht durch sündhafte Gewohnheiten und Neigungen ihren eigenen Körper, ihre eigene Seele zerrütten und krankhaft machen, damit sie diesen krankhaften innern Zustand, diese Neigung zur Wollust, zum Jähzorn, zur Schlemmerei und zu andern Uebeln nicht zur unglücklichen Erbschaft ihrer Kinder machen! Wie wichtig ist es, daß sie vor allen andern Dingen für die körperliche Gesundheit ihrer Erzeugten sorgen, weil der Geist derselben ohne ein gesundes, vollkommenes Werkzeug elend werden muß! — Wie wichtig wird dadurch die Pflicht, auf die erste Erziehung der Jugend den meisten Fleiß zu wenden, und mit Liebe und Ernst darüber zu wachen, daß nichts bei ihnen, als Gehorsam, Liebe und Wahrheit, zur Gewohnheit werde! Denn auch die anfangs unschuldige sinnliche Neigung eines Kindes, wenn dieselbe sich zu oft äussert, zu oft Befriedigung verlangt, wächst eben durch solche Befriedigung zum Uebermaß, wird Gewohnheit, andere Natur, Seelen- oder Leibeskrankheit, und damit zur Sünde, sobald sie mächtig genug ist, den bessern Willen des Geistes zu unterdrücken und in Fesseln zu schlagen. — Der menschliche Geist, so lange er frei ist, so lange ihn nicht die Macht der Gewohnheit und übermäßiger Neigungen erdrückt, ist gut, ist rein, kann nichts Böses wollen. Denn wie könnte auch ein vernünftiges Wesen das Unvernünftige wollen? wie könnte man ohne Unvernunft jemals behaupten, das Ungerechte sei gerecht, das Abscheuliche liebenswürdig? — Der Geist des Menschen ist herrlich, gut, rein; er kann das Böse nicht wollen, so lange er frei ist.

Wer ist frei? — Derjenige, welcher nach seinem Gefallen thun kann, was er will. Da nun aber einem vernünftigen Wesen nichts, als das, was vernünftig ist, gefallen kann, so wird es, so lange es frei aus sich selbst handelt, auch nur das wollen, was vernünftig und gut ist.

Wer ist frei? — Derjenige ist es, welcher keinen fremden Gesetzen gehorcht, sondern nur seinen eigenen, die er sich selbst macht. Da nun aber die Gesetze des Geistes nur Heiligkeit, Gerechtigkeit und Vernunftmäßigkeit sind, und er alles Unheilige, Ungerechte, Vernunftlose verachtet und haßt: so ist der tugendhafte Geist der freieste. So ist in dem sündlichen Menschen keine Freiheit, sondern Sklaverei; er gehorcht nicht seinen eigenen, innern Gesetzen, sondern den Gelüsten seiner sinnlichen Neigungen. — Nicht der Geist will das Böse, sondern die thierische, selbstsüchtige Natur des Leibes. Läßt sich der Geist von dieser überwältigen: so sündigt er.

Daher kommt, daß wir auch mitten im Rausche der bösen Leidenschaften noch denken und wissen: was ich thue, ist unrecht. Denn der Geist in uns kann seine reine Natur, sein Gesetz nicht verläugnen. Wir nennen diese Empfindung das Gewissen. Und das Gewissen ist nichts anderes, als die klagende Stimme des Geistes! Unterdrücke, betäube diese Stimme nicht, Unglücklicher! Es ist das Unsterbliche, was in dir redet. Willst du das Unsterbliche in dir tödten? Willst du ein Selbstmörder für

die Ewigkeit werden? Willst du aufhören in der Reihe zur Seligkeit und Vollkommenheit berufener Wesen zu stehen, und zum Thier werden?

Das ist nun das doppelte Gesetz in uns, von welchem Paulus redet: Ich weiß nicht, was ich thue; denn ich thue nicht, das ich will; sondern was ich hasse, das thue ich. (Röm. 7, 15.) Das Fleisch gelüstet wider den Geist und der Geist wider das Fleisch. (Gal. 5, 15.) Das ist der Ursprung der Sünde, daß unser Geist das Glück Aller will; die sinnliche Natur aber nur allein für sich sorgt, wie jedes vernunftlose Thier. — Selbstsucht ist der Karakter der Thierheit, allgemeine Glückseligkeit ist das Streben des Geistes. Wenn nun daraus Widerspruch erfolgt, und der Geist den selbstsüchtigen Trieben unterliegt, statt sie, als alleiniger König in seinem Gebiet, zu beherrschen: so ist die Sünde vollbracht. — Darum sprach Jesus im Evangelium zu den Juden: „Ihr sollt frei sein. Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht.“ (Joh. 8, 33. 34.)

Der menschliche Geist entstammt dem göttlichen Geiste; er ist ein Kind Gottes; er ist geschaffen nach Gottes Ebenbilde. Darum ist das innere Gesetz unsers Geistes das ihm vom Vater im Himmel gegebene Gesetz. Darum kann der menschliche Geist keinen andern Willen haben, als den Willen Gottes. Und weil das Geschlecht der Sterblichen seinen himmlischen Ursprung vergessen hatte; abgefallen war vom göttlichen Vater; versunken lag im Irrthum, und verwildert in den Umtrieben thierischer Selbstsucht: trat Jesus Christus in das Leben, uns Licht zu geben in der Finsterniß, Erlösung zu bringen durch das Wort der Wahrheit, uns frei zu machen durch Offenbarung des göttlichen Willens. So ihr bleiben werdet an meiner Rede, rief der Erlöser, so seid ihr meine rechten Jünger, und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. (Joh. 8, 31. 32.)

Zu dieser Freiheit des Geistes zeigte der Heiland uns den verlornen Weg: er kam, uns von dem Gesetze und Triebe der irdischen Natur, nämlich von der thierischen Selbstsucht, zu befreien, und uns zu dem Gesetze des Geistes zurückzuführen, welches allgemeine Glückseligkeit des Weltganzen will. Alle Gesetze aber, spricht die heilige Schrift, werden in einem Wort erfüllt: Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst. (Gal. 5, 14.)

So bestehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat, und lasset euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen! (Gal. 5, 1.)

Man glaube doch nicht, als sei der menschliche Geist an sich selbst viel zu schwach, den gewaltigen Gewohnheiten und Trieben der irdischen Natur des Menschen zu widerstehen. — Wäre dem also: wie würde Gott, wie würde Jesus Christus solches von uns begehrt haben? wie würde unser eigenes Bewußtsein uns dazu auffordern können?

Es hat der menschliche Geist eine unglaubliche Macht über sein Werkzeug, über die Neigungen und Triebe der Seele und des Körpers, wenn er nur feste Entschlossenheit genug hat, seinen Willen geltend zu machen. Haben wir nicht Beispiele des Heldenmuthes genug, mit welchem starke Geister alle Schmerzen der Krankheit überstanden haben, und unter den größten Qualen heiter und getrost blieben? Wenn ein Glied des menschlichen Leibes vom innern Brandschaden ergriffen ist, daß dadurch das ganze Leben bedroht wird; wenn die Trennung des Gliedes vom Leibe nothwendig wird: so schaudert die selbstsüchtige, thierische Natur davor; aber der vernünftige Geist spricht: der Theil muß zum Besten des Ganzen aufgeopfert werden. Und aller schmerzlichen Sinne ungeachtet wird, weil der Geist will, die Trennung des schädlichen Gliedes vollstreckt. Der Geist überwindet die Schmerzen des Körpers.

Andere edle Menschen, die des Reichthums und Wohllebens gewöhnt waren, und plötzlich in die bitterste Armuth versanken, gaben nicht geringere Beweise ihrer Geistesstärke durch die heiterste Gelassenheit im Unglück, das sie unschuldig erdulden mußten. Denn nur wohlverdiente Noth ist das Niederschlagendste. Die Noth zwar liesse sich ertragen, aber nicht das Bewußtsein, sie verschuldet zu haben.

Ja, kennen wir nicht zahlreiche Beispiele, wie der Geist des Menschen um eine theure, heilige Sache selbst den Tod des Leibes nicht scheute? Mochte doch die selbstsüchtige, sinnliche Natur vor dem Sterben zurückschaudern — der Geist sprach: hier ist das Sterben für die gute und große Sache Pflicht, und das Leben ward freudig dahin geopfert.

So unverkennbar groß ist die Gewalt unsers festentschlossenen Geistes über die Seele und den Körper. Warum sollten wir, bei ernstem Willen, verzweifeln, daß wir unsere Unabhängigkeit und Freiheit gegen den Einfluß des Körpers und der herrschenden, irdischen Begierden behaupten könnten?

Dies geschieht aber nicht dadurch, daß wir fasten, und kasteien; allen irdischen Freuden abschwören; jedes Vergnügen für Sünde halten; in Einöden flüchten; unserm Leib die dringendsten Bedürfnisse oder auch nur alle Annehmlichkeiten versagen. Nein, auch in einem zermarterten, abgequälten Leibe kann ein knechtischer Geist wohnen. — Wir wissen ja, daß Gott dies Leben nicht umsonst mit Anmuth schmückte; sondern der Schöpfer wollte auch von dieser Seite unsere Glückseligkeit vermehren. Wir wissen ja, daß die Triebe des Körpers, die Gefühle und Neigungen unserer Seele an sich selber ganz unschuldig sind, so lange sie nicht in Widerspruch stehen mit unsern höhern Gesetzen der Vernunft, mit dem Willen Gottes. — Wir wissen ja, daß die Selbstsucht der thierischen Natur ein vom Schöpfer gegebener Trieb ist, zur Beschirmung, Erhaltung und Vervollkommnung der Werkzeuge unsers Geistes.

Allein die Forderungen dieser Selbstliebe sollen nicht weiter schreiten, als ihr erster Zweck, nämlich Gesunderhaltung des Körpers und der Seele, nöthig macht; sie sollen dem Gesetze des Geistes nicht widerstreiten, welches Beförderung allgemeinster Glückseligkeit verlangt. — So wir Nahrung und Kleider haben, sprach Jesus, so lasset uns genügen; in allem Uebrigen liebet Gott über Alles, und den Mitmenschen wie euch selbst. Der Geist muß frei sein; muß allein herrschen über die Triebe des Körpers, über die Macht der Neigungen und Gefühle der Seele; er muß die Triebe der Selbstsucht in ihre natürlichen Schranken zurückweisen, wie schmerzlich es auch unserer thierischen, selbstsüchtigen Natur fallen möge. Das heißt in der Sprache der heiligen Schrift: sein Fleisch kreuzigen, sammt den Lüsten und Begierden.

Und wenn ich nun einen Blick tief in mein Inneres werfe, und mich erforsche, ob ich frei bin — was spricht mein Geist?

Schamvoll und betend blicke ich auf zu Dir, o Gott, Allheil'ger! Ich bin nicht, wie ich sein soll. Vater, ich bin von Dir abgefallen; — ich Unglückseliger, nach Deinem Ebenbilde erschaffen, gleiche Dir nicht mehr. Umsonst kam Jesus, mich zu befreien von den Banden der Sünde: ich blieb ihr Knecht. Umsonst offenbarte er mir Deinen heiligen Willen; ach, unter schmachvollen Gewohnheiten versunken, von Neigungen, die ich allzumächtig werden ließ, überwältigt, verdunkelte sich meine Vernunft, und vergaß ich im Rausche niedriger Gefühle — o wie oft! — Deinen heiligen Willen. — Auch ich — wehe, daß ich es mir gestehen muß! — war nur zu oft mehr Thier, als Geist, und meine Handlungen gingen mehr aus Selbstsucht hervor, denn aus der Geistessehnsucht nach Beförderung allgemeiner Glückseligkeit. Wo ich nur Fehler hassen sollte, haßte ich oft die Menschen; aus Begierde zur Ehre, zum Ansehen, zum Wohlleben versäumte ich die erhabenen Pflichten; Klugheit galt mir oft mehr als Weisheit.

Oft habe ich zwar mein Unrecht empfunden, und mit mir selbst gekämpft — warum mußte ich in mehr als einem Kampfe mit mir unterliegen? Der Geist war willig, das Fleisch schwach. O Vater, Liebevoller, Langmüthiger, stärke meine Kraft; gib mir ein mächtigeres Vertrauen auf mich selbst, daß ich entschlossener werde, und durch Entschlossenheit obsiege. Amen.

268.

Die Sprache der Menschen.

1 Mos. 11, 6—8.

Du verliehst die Kraft, zu sprechen,
Wünsche, Sorgen und Gebrechen,
Meinen Brüdern zu gesteh'n,
Und mit leuchtenden Gedanken
Aus des innern Lebens Schranken
In das All hervorzugeh'n.

Was ich fühle, weiß und wähle,
Allen Reichthum meiner Seele,
Kann ich um mich her verstreu'n;
Ich kann warnen, kann belehren,
Kann des Lebens Glück vermehren,
Kann durch Rath und Trost erfreu'n.

Wohl mir, Du hast nicht nur Leben,
Auch die Sprache mir gegeben,
Und in ihr verehr' ich Dich!
Ist's auch nur ein schwaches Lallen,
Hörst Du doch mit Wohlgefallen
Deiner Kinder Fleh'n — auch mich!

Zwar allen Sterblichen ist das wunderbare Vermögen durch des Schöpfers Weisheit und Huld geworden, das Geistige zu verkörpern, den Gedanken gleichsam in einen tönenden Hauch zu kleiden, um ihn andern verwandten Wesen mitzutheilen: allein unter den vielen Millionen, welche sich dieses Geschenkes der Gottheit freuen, sind wohl nur Wenige, die über das Ausserordentliche desselben und seinen Werth jemals nachgedacht haben. Die Sprache, dieses ausschließliche Eigenthum vernünftiger Wesen, — diese Erstlingskunst des Unsterblichen, Uebersinnlichen, Höchsten in uns, wodurch er das Irdische zum Mittel seiner Absichten macht, — dieser Gruß der Geister an Geister, in welchem sie die Gleichheit ihrer Naturen und Besinnung gegenseitig einander beurkunden, ist wohl der Betrachtung und Bewunderung der Weisen würdig, wie Alles, was von Gottes Huld zeuget.

In jenen Tagen der ersten Menschheit, unweit den Zeiten ihrer Erschaffung, da man noch weniger an Erfindung oder Stillung neuer, künstlicher Lebensbedürfnisse, mehr an das dachte, was dem Göttlichen verwandt war, sannen sie auch über den Ursprung der ausserordentlichen Verschiedenheit in den Sprachen der Völker.

Und es bewährte sich eine uralte, ehrwürdige Sage, die Moses in dem ersten seiner Bücher für die nachkommenden Geschlechter aufbehielt.

Nach den Tagen der Sündfluth nämlich hatte noch alle Welt einerlei Zunge und Sprache. Es zogen die Nachkömmlinge Noahs in die Ebenen von Sinear. Da sie sich sehr vermehrten, da sie meistens von Viehzucht lebten, und zur Erhaltung ihrer Heerden vielen Raum gebrauchten, mußten oft ganze Familien mit denselben in die Ferne ziehen, um Weide genug zu finden. Dann verloren sie sich oft auf immer von den Ihrigen, und fanden die Heimath ihrer Väter nicht wieder. Darum beschloß man, einen hohen Thurm zu bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, damit man ein Zeichen habe, woran man aus entlegener Gegend die Heimath erkenne. — Dies aber war wider die Absicht Gottes, welcher alle Länder der Erde mit Menschen bevölkert haben wollte. Darum, heißt es, verwirrte er ihre Sprache, daß Keiner des Andern Sprache vernehme. Also zerstreute sie der Herr von dannen in alle Länder. (1 Mos. 11, 1 — 9.)

Es ist eine sehr eitle Mühe, zu erforschen, welches wohl die allererste Sprache der Menschen gewesen sein möge. Was uns die Schrift lehrt, daß im Anfange alle Welt einerlei Zunge und Sprache gehabt habe, bestätigt auch sowohl das eigene Nachdenken, als die Natur und eigenthümliche Verwandtschaft aller Sprachen unter einander. Diese Verwandtschaft ist noch weit bestimmter und bleibender in gewissen Lauten, womit Sachen bezeichnet werden, als in den Worten selbst. Denn anfänglich ward ohne Zweifel, wenn man einen Gegenstand beschreiben wollte, derselbe durch Töne gemalt und geberdet, die entweder dessen eigenthümlichen Ton nachahmten, oder seine äussere Form oder Wirkung darstellen sollten. Daher sind alle Sprachen der ältesten Völker bildnerisch und malend, je wortärmer sie sind. So bezeichnet bei den Hebräern alles Große, Hohe, Wunderbare und Erhabene der Name Gottes, denn Gott ist das Geheimnißvollste, das Unendlichste, das Gewaltigste, das Höchste im Weltall. Darum hießen sie eine große Zeder, einen hohen Berg, oder die furchtbare Wirkung einer ihnen unbekannten Ursache, die Zeder, den Berg, die Macht Gottes. Den Bilderreichthum der Sprachen bei den ältesten Völkern vermehrte aber auch die Lebendigkeit ihrer Einbildungskraft. Denn so wie dieses schöne Vermögen des menschlichen Gemüthes nächst dem Gedächtniß immer das erste zu sein pflegt, was sich in seiner großen Kraft bei Kindern entwickelt, so ist es auch bei jugendlichen Völkern. Der Verstand reift erst nach Beobachtung vielfacher Erfahrungen; mit dem Wachsthum der Erkenntnisse verlieren sich alsdann die Täuschungen.

Der menschliche Geist, immerdar thätig, wartet aber

das langsame Einsammeln der theilweisen Erfahrungen nicht ab. Er denkt über Alles und dessen Ursachen nach. Was ihm Unkunde der Sachen verschweigt, ergänzt er durch die Einbildungskraft. Daher kommt es, daß sich Kinder, denen man noch nie von aberglaubischen Schreckbildern erzählte, wenn sie im Dunkeln Furcht empfinden, zu dem, was sie schreckt, eine grausenhafte Ursache erfinden; daß sie mit leblosen Dingen Gespräche führen, und sie lieben oder ihnen zürnen, als wenn dieselben Verstand und Gefühle besäßen. Sie beseelen in ihrer Einbildungskraft Alles, was sie umgibt.

Eben so geschah von jenen Völkern der Vorwelt in den Zeiten ihrer Jugendlichkeit. Sie bezeichneten Alles bildlich, und entliehen vom Irdischen den Namen für das Unsichtbare. Die Allwissenheit des höchsten Wesens nannten sie das Auge, seine Allmacht den Arm Gottes. Ja, indem sie sich das allervollkommenste der Wesen immer unter dem Bilde einer menschlichen Gestalt vorstellten, legten sie ihm sogar diejenigen Unvollkommenheiten bei, die sie an sich selbst nicht immer loben konnten: Zorn, Rache, Eifersucht, Haß, Unbarmherzigkeit. Sie belebten und beseelten in ihrer Einbildungskraft auch das Leblose. In ihren Erzählungen wird daher Alles Handlung und Gespräch. Wollen sie das Mißfallen Gottes an dem Ungehorsam der Menschen darstellen: so hören sie Gott selbst reden. Zu allen Erscheinungen, mit deren Ursachen sie noch nicht durch Erfahrungen bekannt geworden waren, erfanden sie selbst eine. So ward, nach ihrer Einbildungskraft, auch das Todte beseelt; je er Quelle ward ein Geist, jedem Baum eine Seele gegeben. Aus diesem entsprang endlich Abgötterei und Heidenthum, und mit der Religion zugleich die Dichtung. Nationen, welche durch das Aufbewahren viertausendjähriger Erfahrungen von den Täuschungen der Einbildungskraft zurückgekommen sind, deren Verstand folglich in jedem ihrer einzelnen Mitbürger viel schneller reift, verlieren mit den Bildern der Einbildungskraft zugleich die Bildlichkeit der Ausdrücke. Ihre Sprache wird wortreicher, und das Wort weniger eine nachmalende, als eine willkürlich angenommene Bezeichnung des Gegenstandes. Daher kann bei ihnen die Dichtung nur noch als Kunst getrieben werden, weil sie nicht mehr Wirkung der Natur und Sprache, wie bei Völkern im Alter erfahrungsloser Jugendlichkeit ist. Die Verwirrung oder Verschiedenheit der menschlichen Sprache mußte nothwendig eben so bald ihren Anfang nehmen, als sich die ersten Geschlechter von einander auf Erden trennten, weil sie im engen Beisammenwohnen nicht Nahrung für sich und ihre Heerden fanden.

Dazu trug vor allen Dingen schon die Verschiedenheit der Himmelsstriche bei, unter welchen sie nachher lebten. Der Einfluß warmer oder heisser, gemäßigter oder kalter, feuchter oder trockener, hoch oder tief gelegener Weltgegenden auf den menschlichen Leib ist bekannt. Die Bewohner rauher, kalter Länder sind stark und abgehärtet in ihren Gliedmaßen; die Sehnen, Muskeln und innern Theile ihres Körpers sind fester, spröder. Daher wird mit der Härte ihrer Sprachwerkzeuge auch ihre Rede rauher und fester. Die Einwohner warmer und heisser Länder sind empfindlicher, schlaffer, weichlicher. So wird auch ihre Sprache weicher. Da nun fast alle Buchstaben nur aus wenigen Stammbuchstaben entstehen, die, je nachdem sie härter oder weicher, mehr mit der Zunge oder mit der Kehle, oder den Zähnen und Lippen ausgesprochen werden, mannigfaltige Abwechselung erleiden; da folglich der Klang eines Buchstabens ganz unmerklich in den eines andern übergeht (wie z. B. der Buchstabe b in w, v, f, pf, p): so wird uns begreiflich, wie das gleiche Wort, wenn es von verschiedenen Nationen, die unter verschiedenen Himmelsstrichen wohnen, ausgesprochen wird, zuletzt sich selber ganz unähnlich klingt. So sind unter Völkern, welche noch heutiges Tages einerlei Sprache reden, die von einander abweichenden Mundarten, so sind aus den Mundarten der sich trennenden Urvölker endlich abweichende und neue Sprachen entstanden.

Die Verschiedenheit in den Sprachen mußte nothwendig auch durch die Verschiedenheit der Gemüthsart der Völker befördert werden. Die Bewohner kalter Länder sind arbeitsamer, weil ihr Boden größern Fleiß des Anbaues fordert; sind unerschrockener, weil die Natur sie härter und unempfindlicher macht; ernster, bedächtiger. Die Einwohner wärmerer Gegenden sind sinnlicher, leichtsinniger, heftiger, reizbarer, wankelmüthiger, den Werken der Einbildungskraft geneigter, als den Anstrengungen des tiefen Nachdenkens. In heissen Himmelsstrichen ist der Mensch schlaffer, träger, unthätiger mit Körper und Geist. Alles dies wirkt auf die Sprache, auf den Gesang, auf die Betonung der Worte, auf den größern oder geringern Wechsel der Stimme im Reden. Nicht minder wirkt es auf die Verschiedenheit der Beschäftigungen und Gewerbe, auf das Ersinnen der Hilfsmittel, sich das Leben zu verschönern; daher auch auf größere oder geringere Bereicherungen der Sprache, mit neuen Ausdrücken und Bezeichnungen der jedem Volke eigenen Bedürfnisse.

Endlich mußte schon die Zerstreuung der Menschen in verschiedene Weltgegenden, wo sie überall ganz andere Erscheinungen der Natur, andere Pflanzen, andere Thiere, andere Gefahren, andere Bedürfnisse fanden, große Veränderungen in ihren Sprachen hervorbringen. So wichen die Zungen immer mehr von einander ab. Die ewigen Kriege, die ungeheuern Auswanderungen großer Nationen aus ihren Wohnsitzen, um sich nach Unterjochung anderer Völker deren fruchtbare Gegenden zuzueignen, verursachten eine Mischung der verschiedensten Völkerstämme und Sprachen. Es verschwanden alte Nationen und alte Sprachen, die seit tausend Jahren geblüht hatten, und neue Sprachen bildeten sich aus der Mengung von den Trümmern der alten. Als nachher die Völkerschaften in ihren Wohnsitzen fester wurden, und nicht mehr einander verdrängten, ward darum ihre Sprache nicht fester, denn nun nahm ein Volk die Erfindungen des andern an, tauschte in wechselseitigem Verkehr und Wandel Vorstellungen, Einrichtungen und Erzeugnisse des Bodens gegen andere aus, und mit allen diesen auch die Bezeichnung der fremden Dinge, oder die Wörter. Es blieb also keine Sprache lange Zeit dieselbe. Und so verschieden die Sprache unserer Tage in dem gleichen Volke von derjenigen ist, die vor tausend Jahren geredet wurde, so sehr wird sie auch von derjenigen abweichen, die man nach tausend Jahren reden wird.

So wie man aus der Rauhheit oder Weichheit der Sprache den Einfluß des Himmelsstriches, oder aus dem Gesang und der Betonung der Rede die Gemüthsart des Volkes erkennt: so offenbart sich in dem eigenthümlichen Wortreichthum der Sprache die geistige Thätigkeit der

Nation. Denn je lebendiger, schaffender und heller der Geist, je eifriger ist er bemüht, Alles, was er erkennt und denkt, mit besondern Namen zu bezeichnen, auf daß er seine Vorstellungen davon Andern mittheilen könne. Man begeht jedoch einen großen Irrthum, wenn man glaubt, daß der Mensch ohne Sprache unfähig des Gedankens wäre. Der Gedanke ist nicht erst eine Frucht des Wortes, sondern das Wort ist die Frucht des Gedankens. Wie wollen wir den Gedanken mit einem Tone bezeichnen, ehe er vorhanden wäre?

Der menschliche Geist denkt eben sowohl ohne alle Sprache, als die menschliche Seele, ohne ein äusserliches Zeichen der Lust und Traurigkeit zu geben, dennoch einen angenehmen oder unangenehmen Zustand empfinden kann. Taubstumme, welche sonst keine inneren Gebrechen haben, wodurch die Thätigkeit ihres Geistes gehemmt wird, Taubstumme, die nie einen Klang vernommen haben, denken nicht minder, als die, welche in der Gewalt der Rede und des Gehörs sind. Ein Beweis ist, daß sie sich zur Mittheilung ihrer Gedanken leicht eine Reihebezeichnung vermittelst der Geberden erfinden.

Zwar, weil wir der Sprache und der beständigen Mittheilung unserer Vorstellungen gewohnt sind, scheint es uns selbst, als wenn wir nicht anders, als in bestimmten Wörtern denken könnten, und als wenn wir, ohne uns unsere Gedanken in Wörtern abzubilden, gar nicht fähig zu denken wären. Doch schon der Anblick jedes unmündigen Kindes, welches noch gar nicht reden kann, belehrt uns aus seinen Handlungen, daß es Vorstellungen und Urtheile mache. Ein Kind, welches erst reden lernt, beweiset in seinem Stammeln und mühsamen Aufsuchen der Töne und Laute für das, was es sagen möchte, daß es mehr Gedanken als Worte für dieselben habe. Und wem, wenn er auf sich selbst einigermaßen Acht hatte, wäre es entgangen, daß er die schönsten und tiefsten seiner Vorbegriffe gar nicht auszudrücken vermochte, weil er entweder nicht Uebung genug im Darstellen durch die Rede besaß, oder die Sprache überhaupt zu arm an Worten für die Bezeichnung seiner Gedanken war?

Das Denken des Geistes ist ein wunderbar schnelles Wirken, dem an Geschwindigkeit nichts Irdisches zu vergleichen ist. Wir bezeichnen mit den Worten der Rede nicht den tausendsten Theil dessen, was wir wirklich in uns sinnen, sondern nur einzelne Punkte des rasch hinfliegenden Gedankenstromes, wo er gleichsam höhere Wellen wirft. Oft bezeichnen wir dergleichen, und verstehen uns in unserm Innern gar wohl; wir finden vollen Zusammenhang zwischen dem, was wir sagten, mit dem, was wir dachten; aber es ist dem dunkel und unzusammenhängend, der es hört, weil er die flüchtige Reihe anderer Vorstellungen nicht kennt, die wir nicht mit Worten insgesammt bezeichnen könnten, weil die Zunge unendlich langsam neben dem schnellen Fortlauf der Gedanken ist.

Wenn daher im Tode Seele und Geist von ihrem Körper scheiden, hört das Denken deswegen nicht auf, weil die Sprachwerkzeuge im Grabe Staub und Asche werden. Es fehlt dem Geiste nur das Mittel, seine Gedanken irdischen Naturen mitzutheilen. Aber daß Geister nicht auch auf andere Geister noch ferner wirken und sich ihnen auch ohne Vermittelung des irdischen Wunders mittheilen könnten: wer möchte dies bezweifeln?

Wer hat die unendliche Schöpfungskraft des allmächtigen Gottes ermessen? So wie der irdische Leib in vielen Dingen den Geist lähmt und seine Fessel wird, so ist auch die Sprache für diesen nur ein mühsames, schwerfälliges, unvollkommenes Mittel gewesen, seine innern schnellen Bewegungen darzustellen. Das Bessere und Vollkommenere bleibt ihm in der Freiheit und Verklärung vorbehalten.

Die Sprache ist aber zugleich durch die natürliche Schwerfälligkeit ein herrliches Gegengewicht für die flüchtige Thätigkeit des Geistes; dieser fühlt sich gezwungen, fester und länger vor einzelnen Gegenständen zu weilen. Er wird eben dadurch in tiefer Erkenntniß derselben und sich selbst in seiner Wirklichkeit deutlicher.

So entsteht die Pflicht des Sterblichen, höhern Fleiß auf die Vervollkommnung seiner Sprache selbst zu wenden, theils um fähiger zu werden, sich andern Geistern mitzutheilen in allen Einsichten, theils um sich selbst klarer zu werden. Wer deutlich denken kann, wird sich deutlich auszusprechen wissen; und umgekehrt, wer sich Andern verständlich machen kann, beweiset, er habe sich selbst verstanden und denke in Klarheit. Wie das Wort als ein Kleid des Gedankens angesehen werden mag, so ist die Sprache im Ganzen das Abbild des Geistes in seinem Innern. Aus der Sprache einer Nation erkennen wir alle Züge und Eigenheiten ihrer Denk- und Gemüthsart.

Wer daher mit Liebe zum Vaterlande die Tugenden und Eigenthümlichkeiten seines Volkes beschirmen will, der beschirme die Sprache desselben gegen Fremdartigkeiten und gegen die Vermischung mit den Sprachen anderer Völker. Denn Jedem ist nur das gerecht, angemessen und wohlthuend, was er durch sich selbst und seine eigene Natur ist; alles Fremde und Nachgeahmte ist ein Entlehntes, welches unserm Wesen nicht frommt, uns entstellt und verzerrt.

Du findest Gefallen am Schmuck deines Körpers durch köstliche oder doch anständige Gewänder. Durch sie bezeichnest du oft dein Verhältniß im bürgerlichen Leben, deinen Vermögenszustand, deinen Rang. Ist nun der Geist mehr denn der Leib, und die Sprache gleichsam das Gewand des Geistes: so wende nicht minder Sorgfalt auf diese. Auch durch sie bezeichnest du den Reichthum oder die Armuth und den Rang deines Geistes, so wie den deines Volkes gegen andere Völker in geistiger Hinsicht.

Alles, o mein Schöpfer, was Du uns zur Vermehrung unserer Vollkommenheiten gegeben, ist unserer dankbaren Aufmerksamkeit würdig, und macht uns die Pflicht heilig, es mit Weisheit zu benutzen.

Die Sprache aber ist eins Deiner göttlichsten Geschenke an das menschliche Geschlecht; in ihr offenbaren sich auf Erden die Geister einander; in ihr verehren wir Dich, beten wir Dich an, Allgütiger! Wer dieses edle Gut verwahrloset, verstümmelt der nicht sich selbst, und macht sich unfähiger sowohl zum Lehren als zum Lernen dessen, was heilsam ist? — Ist dies nicht Vernachlässigung eines der Pfunde, die Du uns anvertraut hast, von deren Anwendung wir Rechenschaft geben sollen?

Gelobt sei Dein heiliger Name und Deine ewige Gnade von den Zungen aller Erschaffenen, bis wir Dich einst würdiger mit Engelszungen preisen dürfen. Amen.

269.

Die Erdbewohner und ihre Religionen.

Erster Theil.

Weish. Sal. 15, 3.

Vater Aller! alle Erdenkreise,
Alle Zeiten ehren Dein Gebot,
Horden Wilde, Heilige und Weise
Nennen Zeus, Jehova Dich, und Gott.

Großer Urquell, den ich nie ergründe,
Dahin nur beschränkst Du meinen Sinn,
Daß ich immer Deine Güte finde,
Und nur seh', daß ich ein Blinder bin.

Jedem gabst Du in dem finstern Stande
Das Gefühl, was gut und böse sei;
Legtest die Natur in ihre Bande,
Aber liessest unsern Willen frei.

Gott, Dein Tempel ist der Himmel Sphäre,
Erde, Meer und Luft Dein Opferhain;
Jauchzet, Völker, jauchzt zu seiner Ehre,
Und das Weltall müsse Weihrauch streu'n!

Ich sehe das Geschlecht der Sterblichen, in welchen Weltgegenden, Ländern, Städten, Dörfern es wohne, von der Frühe des Morgens bis zur Nacht bemüht, sich zu speisen, zu tränken, zu kleiden, Nahrung und Obdach zu suchen, wie andere Thiere. Es vermehrt sich, es stirbt ab. Man säet, man pflüget, man schmücket, man bauet, man forscht, man reiset, man schwimmt über Meere, man arbeitet unter der Erde, man lernt, man lehrt, man regiert, man überfällt sich, mordet, liebt, vereinigt, trennt sich. Ich finde dies Alles oder Aehnliches im Reiche der Thiere unter verschiedenen Gestalten wieder. Es geschieht, wie bei den Thieren, Alles um des Leibes und der Noth, um des Lebens und der Lust willen. Todesfurcht und Wohlbehagen, Hunger und Geschlechtstrieb erzeugen Arbeitsamkeit und Ruhe, Haß und Liebe, Entzweiung und Eintracht auf mannigfaltige Art unter den Thieren und auf mannigfaltige Art unter den Menschen.

Wäre es dem Bewohner eines andern Sternes vergönnt, auf den Erdball niederzusteigen, um das Gemüth und Wesen und die abwechselnden Lebensweisen, Naturtriebe und Stimmen der Geschöpfe zu beobachten, er würde den Menschen kaum für ein wunderbareres Geschöpf als alle übrigen halten, noch ihm größere Vollkommenheit zutrauen. Denn seine schönsten Paläste sind noch nicht so kunstvoll und schön, als das Blumengehäuse eines Wurms; sein Gewebe nicht so sinnreich und zartgesponnen, wie die Gewebe der Spinne; das Insekt kleidet sich unbegreiflicher ein, als er; die Nachtigall singt süßer; die Zugvögel reisen mit größerer Schnelligkeit, Sicherheit und Bestimmtheit von Welttheilen zu Welttheilen; die Arbeiten der Biene für ihren Lebensunterhalt, ihr Schweben von Blume zu Blume, ihre Entfernung ohne Verirrung, ihr Wahrnehmen der Witterungswechsel ist ausserordentlicher; der Löwe ist stärker; der Adler schwingt sich höher. Ueberall wird der Mensch an irdischen Vollkommenheiten von einzelnen Thiergattungen übertroffen; überall ist er unbeholfener und ärmer, sein Leben zu fristen, sein Bedürfniß zu stillen. Nur dadurch möchte er in seiner Eigenthümlichkeit wunderbar neben den andern scheinen, daß er von allen andern Geschöpfen erst lernen muß, wie er es zu machen hat; vom Baum selbst, wie er pflanzen, von der Aehre erst, wie er säen müsse. Er ist gleichsam bestimmt, der Nachäffer der ganzen Natur zu sein. — So möchte er vielleicht den Blicken des Bewohners aus einem andern Weltkörper erscheinen.

Und gewiß ist der Mensch, wie er in seinen Alltagsgeschäften erscheint, auch nur meistens Thier, und mehr nicht, so groß er sich auch dünke.

So irdisch sein gemeines Leben ist oder scheint, spricht doch wieder aus demselben etwas Anderes hervor, das nicht irdisch ist, und nicht für diese Welt gehört. Es hilft ihm dasselbe nicht zur Fortpflanzung seiner Art, nicht zur Nahrung, zur Kleidung, zum Obdach oder Wohlleben. Er strebt wo anders hin, und über sein Leibliches hinweg, vom Staub empor zum Himmel. Er geht von den Mühen des Tages in die Einsamkeit und betet. Durch das Geräusch des Alltagslebens, seiner Heere und Flotten, seiner Gewerbe und Jahrmärkte, erklingen feierlich, wie aus den Wolken nieder, die Stimmen der Glocken. Sie mahnen an das Höhere, Geistige; zur Verehrung des höchsten Wesens in den Tempeln. Wie in der abendländischen Christenheit die Luft vom Glockenruf zahlloser Kirchen erschallt, so ruft im Morgenlande von den Thürmen herab der Tempeldiener die Gläubigen zur Andacht, und Tausende wenden sich betend gegen Aufgang der Sonne, und beugen ihre Stirn in den Staub vor dem, vor welchem Alles Staub ist. Die Schulen der Juden erklingen vom Preise Jehova's. Durch Arabiens Wüsten ziehen einsame Schaaren der Wallfahrer zum Grabe ihres Propheten. Der Indier kniet an seinem heiligen Strome Ganges. Der Perser geht auf des Hügels Höhen, fern vom Getöse des Lebens zum Ursprung des Lebens zu beten, und seine Arme zur Sonne, als dem Sinnbilde des unsichtbaren Gottes, zu erheben. In den weiten Räumen wandernder Hirtenvölker steigen Rauchsäulen der Opfernden auf von einfachen Altären. Der Wilde liegt seufzend vor einem Bilde, und fleht zum großen Geist.

Das ist das Erhabenere des Menschengeschlechts! Aller Orten geht das Geistige über das Irdische auf, und über den dumpfen thierischen Naturtrieb die heilige Sehnsucht der Seelen zum Unsichtbaren, der das Vergängliche an das Ewige knüpft. Alles hat sein Gebet, Alles seine Religion; nur das vernunftlose Thier nicht, und unter den Menschen der nicht, welcher aus wahnsinnigem Vernunftstolz dem Thier wieder gleich wird, und Gott und Ewigkeit bezweifeln oder läugnen will. Aber die Zahl dieser Irrenden ist klein und ein Nichts gegen die Allheit des Menschengeschlechts. Ihre vermeinte Weisheit ist eine widerspruchvolle Verzerrung ihres Gemüths, in welcher sie sich Götter dünken im Weltall. Aber in allen Erdstrichen, in allen Zeitaltern betet die Menschheit, und hat gebetet in Salomons Geist: Dich, Gott, kennen, ist eine vollkommene Gerechtigkeit; und Deine Macht wissen, ist eine Wurzel des ewigen Lebens. (Weish. Sal. 15, 3.) Denn nur erst alsdann ist der Mensch wahrlich Mensch, und als das Vollkommenere gerecht, was er sein soll, nämlich über die Thierheit emporragend, wenn er Gott kennt; und je mehr er die Macht und Größe Gottes erkennt, je heiliger wird das Gemüth; je tiefer wurzelt es in das, was nicht Staubessache, sondern Ewiges ist.

Während aber in allen vernünftigen Wesen Bewußtsein, Glaube und Ahnung des lebendigen Gottes ist, erregt die unübersehbare Mannigfaltigkeit der Vorstellungen

von Gott, die große Verschiedenheit der Religionen auf dem weiten Erdboden, mein Erstaunen. Wenige Völker haben eine und dieselbe. Von etwa tausend Millionen Menschen, die auf unserm Weltall wohnen, gehören kaum zweihundert Millionen zum Bekenntniß des christlichen Glaubens. Inzwischen ist das Christenthum jetzt schon in allen fünf Theilen der bewohnten Erde ausgebreitet; aber auch Juden sind es, diese treuen Verehrer der Gesetze Mosis. Die Lehren Mahomeds von Gott und der Ewigkeit und den Pflichten der Sterblichen gegen das höchste Wesen gelten nicht nur in einem Theile Europa's, sondern weit mächtiger noch in Asiens ungeheuern Reichen und Inseln, wie in Afrika und dessen wenig bekanntem Innern.

Viele Völker des Morgenlandes nennen wir Heiden; aber sie haben vom Herrn sehr geläuterte Begriffe; in ihrer Tugendlehre die edelsten Gesetze; in ihrer Gottesverehrung Einfalt, Würde und Andacht. Bei weitem die meisten Religionsarten verschiedener Nationen sind uns noch unbekannt, entweder weil nur selten genau beobachtende Reisende zu ihnen kamen, oder ihre Sprachen uns noch allzudunkel und fremd sind. Von vielen wissen wir, sie beten zu den Sternen; von andern, sie verehren große Menschen der Vorwelt, oder die Kraft des Feuers, oder das Wohlthätige wunderbarer Thiere und Pflanzen, oder selbstverfertigte Götzenbilder. Aber ob sie den Stern und die Pflanze, den Helden der Vorwelt, oder das Thier, oder das Bild für den lebendigen Gott selbst halten; ob sie ihn nur unter einem Sinnzeichen seiner Macht und andern Eigenschaften verehren, dies ist schwer zu erfahren. Ohne Zweifel gibt es, wie bei uns, auch bei allen andern Völkern des Erdbodens verschiedene höhere und niedere Stufen der geistigen Fähigkeiten und Ansichten. Und wie in vielen christlichen Kirchen der unwissende Haufe vor den todten Bildnissen heiliger Sterblichen kniet, und von den Bildnissen selbst wunderbare Wirkungen erwartet, während doch dieselben für den Bessernunterrichteten nur als Erinnerungsmittel dastehen, vor ihnen das unvergängliche Heilige zu verehren, nicht in ihnen deren Kraft anzubeten: so wird auch bei denen, welche Heiden heißen, großer Unterschied der Vorstellungen bei derselben Sache sein, die äusserlich von Allen auf einerlei Art verrichtet wird.

Und warum diese große Abweichung menschlicher Vorstellungen unter einander vom höchsten Wesen, welches doch Alle suchen und Alle verehren, wenn auch auf verschiedene Art? — Warum diese Vielförmigkeit der Religionen?

Geschöpf! welche Rechenschaft forderst du vom Schöpfer? Diese Mannigfaltigkeit war sein heiliger Wille. Oder zweifelst du, daß auch etwas ohne seinen Willen sein könne? Hat er es gewollt, so lagen erhabene Zwecke in seiner Absicht, die wohlthätig sind, obgleich dein begrenzter Verstand sie nicht ergründet. Ueberall in seinen Schöpfungen ist die unendliche Mannigfaltigkeit von Erscheinungen sein Gebot. Welche Buntheit der Farben, Gestalten und Eigenheiten der zahllosen großen Weltkörper des Himmels, der Steine, der Gewächse, der Thiere, der Menschen auf Erden! welche Abweichungen eines Menschen vom andern, und des einzelnen Menschen von sich selbst, in seinem verschiedenen Alter von der Kindheit bis zur Greisenschaft! Wer kann denn nun sagen, welche Bildung und Art zu sein eigentlich von allen die vollkommenste sei? Ist nicht jedes in seiner Gattung und Weise vortrefflich und nothwendig? Nur das große Ganze mag vollkommen heißen, das Einzelne davon ist bloß zweckmäßig.

Wenn ich bedenke, daß jeder einzelne Mensch in seinen religiösen Vorstellungen und Gesinnungen nie sich gleich bleibt und es sogar nicht bleiben kann; wenn ich bedenke, daß ich als Kind in der mir beigebrachten Glaubensweise ganz anders dachte und empfand, als später, da ich Jüngling wurde; daß ich durch viele Erfahrungen im männlichen Alter meine jugendlichen Religionsbegriffe sehr verändere; daß ich im hohen Greisenalter, mit vielem Andern, auch meine Ansicht von göttlichen Dingen umschaffe: so muß ich allerdings meine erste Verwunderung über die Vielgestaltigkeit der Religionen bei den Bewohnern des Erdballs mildern.

Ja, wenn ich dazu noch erwäge, welchen Einfluß die Verschiedenheit der Himmelsstriche, oder der warmen und kalten Klimate auf die Naturen der Länder und ihrer Pflanzen, Thiere und Menschen hat; erwäge, wie ernst und rauh der Sterbliche in den Gegenden ist, die nahe an den Gebieten des ewigen Schnees liegen; wie weichlich, schlaff und träge der Einwohner brennend heißer Landstriche ist; wie da die Temperamente, die Neigungen, die Leidenschaften nothwendig gleichsam andere Töne annehmen: so wird mir hell und klar, daß die Religionsarten ewig auf Erden verschieden bleiben werden, obwohl die Menschheit überall einerlei Geistesrichtung zu Gott, Ewigkeit und Tugend behält.

In den kalten Nordländern, wo der Mensch mit größerer Anstrengung dem viele Monate lang vom Eis erstarrten Boden die Früchte der Nahrung abzwingen, wo er sein Vieh sorgfältig in warme Ställe einschliessen muß, damit es nicht im Frost des Winters verderbe, ist er selbst rauher, ernster. Sein Blut ist gleichsam kälter. Kraft ist sein Stolz. Der Verstand ist in ihm vorherrschend, seine Einbildungskraft minder lebendig, oder düster, wie sein wolkenreicher Himmel. Und ernst ist auch seine Religion. Ihn erquickt darin mehr der Gedanke, als das Bild. Seine Kirchen sind einfach und ohne großes Prachtwesen, wie seine Landschaft im größten Theile des Jahres. Er liebt Freiheit des Muthes, wie des Urtheils. Darum sind selbst seine Könige durch Gesetze und Stände beschränkt. Auch in der Kirche will er keinen höchsten Priester und bindende Macht eines Spruches anerkennen. Wer ändert ihn?

In den warmen Ländern ist feuriges Blut, lebendigere Einbildungskraft. Der wolkenlose freundliche Himmel, die bunte Pracht der Erde, die brennenden Farben der Blumen und Vögel, Alles in der Natur wirkt mächtiger auf die äussern Sinne. Das kühle Urtheil des Nordländers, dessen schmuckloser Gottesdienst, sind dem Bewohner der mittäglichen Himmelsstriche ungenügend. Dieser schmückt seinen Glauben mit den Gebilden der Einbildungskraft, wie seine Kirche mit allem Pomp des Aeusserlichen und dem Glanz aller Farben. Sinnlicher, weichlicher, üppiger, bereitet seine Kirche ihm Feste und Feste; heftiger in seinen Gefühlen, wird er geneigter zur Flucht in Einöden, zur Ertödtung des Fleisches, zur gottgeweihten Selbstmarter. Im Wechsel seiner Empfindungen und Gelüste sich nie gleich, ungestüm einmal, und einmal feig, sieht er in seinen Königen willkürliche Gebieter, und in den Oberhäuptern der Kirche auserkorne, ge-

weihte, untrügliche Dolmetscher des Himmlischen. Wer schafft seine Natur um?

Sogar in den gemäßigten Strichen der Erde findet man solche entgegengesetzte Eigenthümlichkeiten, je nachdem die Länder der kältesten oder heissesten Weltgegend näher liegen. Daher mußte selbst in der christlichen Religion und Gottesverehrungsart große Abweichung entspringen. In den nördlichen Reichen unsers Welttheils sind die einfachen, mehr den Verstand ansprechenden, schmucklosen Gottesverehrungen der Lutherischen und Reformirten herrschend; in den Ländern gegen Mittag waltet mit Majestät und alle Gefühle beseligend die katholische Kirche. Hier ist Einheit und Alleinherrschaft des Glaubens; dort die Frucht geistiger Freiheit, Trennung in viele einzelne, kleine Glaubensparteien, die Keinen über sich erkennen mögen, als ihre Vernunft und ihren Gott.

Warum verspottet der Norden thörichter Weise den Süden? Warum tadelt er den Glauben und die Kirche, in welcher Millionen Glückseligkeit und Seelenruhe finden? Sende deinen dunkel bewölkten Himmel, deine halbjährigen Winter, deine Tannenwälder über die blühenden warmen Mittagsgefilde: dann erst können die Bewohner derselben sich in deine wärmenden Pelze hüllen und den Werth deiner einfachen Gottesverehrung erkennen. Warum verdammt mit frevelndem blinden Eigendünkel der Mensch im Süden den geistigen, vom Bilderprunk entkleideten Glauben des Nordländers? Warum verurtheilt er sie, die Jesum verehren, und die, wie er, auf Thätigkeit und Kraft der Tugend dringen, als Verlorne und von Gottes Liebe Verstoßene? — Reize mit dem Saft deiner Pflanzen ihre Nerven, erwärme mit der Sonne deines Himmels ihren Boden, und treibe ihren Monate lange Schnee auf ewig von ihren Fluren, dann werden sie zu dem Altar zurückkehren, an welchem du betest.

Es ist ein trauriger Beweis von der Unwissenheit und Rohheit der Menschen, daß sie sich tadeln und hassen, weil sie einander nicht gleich stehen. So wenig auf Erden jemals einerlei Sprache, einerlei Kleidung, einerlei Lebensart möglich ist, so wenig wird jemals auf Erden einerlei Kirchenpartei statt finden, auch wenn sich einst alle Knie im Namen Jesu Christi beugen, und Jesu Lehre endlich alle Sterblichen beseligt. Darum sei fern von mir, daß ich verachte oder schelte, die nicht mein Glaubensbekenntniß aussprechen! Fern sei von mir, daß ich die Christen in den verschiedenen Kirchen verdamme, die nicht eins sind mit der Kirche, welche für mein Gemüth die allein seligmachende ist! — Alle, Alle, sind deine Erlöseten, Alle, die Dich fürchten und Deine Gebote halten, Vater im Himmel. Nicht ihr äusserlicher Gebrauch, nicht ihr Meinen, sondern, wie Jesus spricht: das ist das ewige Leben, daß sie Dich, der Du allein wahrer Gott bist, und den Du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen. (Joh. 17, 3.)

O Du, Unbegreiflicher, Segnender, Allesumfangender, Allesdurchdringender, Allesliebender! Du, den das Geschlecht der Sterblichen seit Jahrtausenden in tausend Sprachen, in tausend verschiedenen Vorstellungen, Tempeln, Moscheen, Kirchen, Schulen, Hainen und Berghöhen anbetet! Einziger! Lebendiger! mein Gott! höre im Lobgesang Deiner Kreaturen, höre im hohen Lied der Miriaden Sonnen, welche durch Deine Himmel fliegen, auch meines Mundes frommes Stammeln! Denn auch ich, Du, dem Alle gehören, der Allen gehört, auch ich bin dein Kind.

Ich kann Dich anbeten, darum darf ich, darum soll ich beten zu Dir, ohne welchen meine Seele nichts, mein Leichnam ein umherwehender Staub wäre. Ich kann beten, darum steigt mein Geist mit schaurigem Entzücken in den Gedanken Deiner Herrlichkeit zu Dir empor und erschwingt der menschlichen Geister allerhöchste Höhe — die Erkenntniß Deiner Majestät.

Anbetung, Preis und Dank Dir, daß Du, Barmherziger, Dich mein erbarmtest, ehe ich war, und mich aus dem Schooße des Nichts mit Deiner Allmacht hervorriefst; daß Du meine Augen öffnetest, Dich zu finden! — Anbetung Dir und Preis und Dank, daß Du Deinen Sohn, meinen Erleuchter, Jesum Christum, in die Welt sandtest, auch zu meines Geistes Erleuchtung und Erlösung von thierischer Finsterniß und den Taumeln der Sünde! Durch seine Liebe ward mir vollkommene Gerechtigkeit, und meinem ganzen Dasein die Wurzel des ewigen Lebens. Denn Dich kennen, ist eine vollkommene Gerechtigkeit, und Deine Macht wissen, ist eine Wurzel des ewigen Lebens.

Aber auch sie sind Deine Kinder, in deren Nächten noch keine Sonne der Wahrheit aufstieg; denn Alle schufst Du, Alle rufst Du, Alle suchen Dich, Alle beten zu Dir! Und ob sie beten im Walde oder auf den Hügeln der Berge, oder in hochgebauten Tempeln von Stein und Erde, oder im Schatten des alten Baumes; ob sie Dir Weihrauch anzünden, oder Brandopfer auf Altären, oder fromme Gelübde darbringen im Herzen; ob sie Dich finden im unendlichen All, oder im glänzenden Tagesgestirn, in der Kraft des vernunftlosen Thieres oder in der Heiligkeit des von Dir gemachten Bildes — sie sind Deine Kinder, ihre Sehnsucht sucht Dich und ruft Dich, wie Dich meine Sehnsucht sucht und ruft.

O du unendliche Vollkommenheit, was sind wir Staubesgeschöpfe vor Dir! Wer darf vor Dir sich der Weisheit und Wahrheit und vollkommenen Erkenntniß rühmen? Die Weisheit der einsichtvollsten Sterblichen und die Dürftigkeit der Erkenntniß des Wilden auf den Inseln des Meeres, sind vor Dir kaum eines Haares Breite von einander getrennt. Du bist hoch über Alle; Alle segnend, Alle liebend! Du ordnest die Welt, und hast diese Kreise der Erde gezogen und sie mit Deinen Menschen bevölkert. Du hast es angeordnet, daß nicht alle auf gleiche Weise Dich anschauen und verehren. Warum sollte ich die hassen, welche nicht glauben und nicht sehen, wie ich? Warum die verdammen, und des ewigen Elends werth halten, die Du lieb hast, wie mich, und anders denken, empfinden, beten, als ich, weil sie nicht anders können nach Deinem Willen? Wer recht thut und Dich fürchtet, der ist Dir angenehm in allerlei Volk; nicht die Person, nicht die Meinung, nicht die Vorstellungsart siehest Du an.

O du Alles mit gleicher Liebe Umfangender, ja, ich will lieben, wie Du, und in stummer Demuth Deinen Willen verehren. Amen.

270.

Die Erdbewohner und ihre Religionen.

Zweiter Theil.

Matth. 7, 16—20.

Hilf, daß auf der ganzen Erde
Deines Willens Heiligkeit,
Großer Gott, empfunden werde!
Alle Völker, weit und breit,
Alle Werke Deiner Hände,
Müssen Dir gehorsam sein;
Alle Deiner Huld sich freu'n,
Bis an Deiner Schöpfung Ende.
Nur wer Deinen Willen thut,
Dessen Glaub' ist wahr und gut.

Allerdings kann die Mannigfaltigkeit der Religionen, die man bei verschiedenen Völkern des Erdbodens findet, Erstaunen erregen. Wenn man aber die Ursachen dieser Vielgestaltigkeit beobachtet, erscheint uns dieselbe weniger wunderbar. Wir begreifen es, daß die Verschiedenheit des Einflusses des Himmelsstriches, der Umgebungen, der Nahrung, auf das Gemüth der Menschen ungemein groß sein, und, wie in ihrem Temperament, auch in ihrer Denkart Verschiedenheit hervorbringen müsse.

Inzwischen bemerke ich in aller dieser Mannigfaltigkeit der Glaubensmeinungen eine gewisse Uebereinstimmung in den wesentlichen Dingen, ohne welche die Religion nicht mehr Religion sein könnte. Dies Wesentliche aller Religionen ist immer: Glaube an Gottheit, Verhältniß des Menschen zum Göttlichen, und Wirkung solches Verhältnisses auf ein Leben nach dem Tode. Wie in der christlichen Religion, so finden wir diese Hauptsätze selbst bei den wildesten Völkerstämmen.

So lange der Verstand der Völker noch unerleuchtet ist, werden auch diese drei Dinge von ihnen äusserst unvollkommen gedacht werden. Auch bei den Heiden ist Glaube an Gottheit, aber sie bevölkern Erde und Himmel mit vielen Göttern. Auch sie fühlen ein unvermeidliches Verhältniß zwischen sich und den Göttern, von denen sie alles Böse fürchten, alles Gute hoffen. Darum erkennen sie gewisse Pflichten an, welche der Mensch gegen die Götter habe. So sind die Opfer entstanden. Auch ist in ihnen heller oder dunkler die Vorstellung von einem Leben nach dem Tode, auf welches ihre Götter großen Einfluß haben.

Je ungebildeter ein Volk ist, je verworrener ist dessen Religionsbegriff. Aber auch diese kindischen Vorstellungen der Menschen von göttlichen Dingen beurkunden die Erhabenheit der Menschen über das Thier, und daß sich die Gottheit in ihm geoffenbaret habe. Denn woher sonst der Gedanke an Gott, Ewigkeit und Menschenpflichten? Daß man weiß, daß Gott sei, sagt Paulus, ist den Heiden offenbar, denn Gott hat es ihnen offenbaret, damit daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen; so man das wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt: also, daß sie keine Entschuldigung haben. (Röm. 1, 19. 20.)

Je mehr sich die Völker ausbildeten und reif wurden, je mehr machten sie Zusätze zu den uranfänglichen Religionsbegriffen. Es mag Völker gegeben haben und noch geben, in denen bloß erst der Gottesglaube lag, und bei denen sonst weder Opfer für die höhern Wesen, noch Spuren von Erwartung einer Fortdauer nach dem Tode gefunden werden. Aber aus dem Gottesglauben ging, wie aus einem Keim, bald die Furcht und Hoffnung, das Gebet und der Opferdienst, also der Anfang zur Religiosität, hervor; endlich auch der Gedanke an die Unsterblichkeit, Lohn und Strafe jenseits des Grabes. Nun gestaltete sich diese Urreligion nach Maßgabe der Erfahrung und Gemüthsarten der Nationen weiter aus, und es entstanden die Abweichungen.

Die Menschen, als sinnliche Wesen, suchten sich von jeher, wie noch heute, das, was eigentlich nichts als Gedanke war, zu versinnlichen, um es deutlicher zu denken. So machten sie sich von ihren Gottheiten erst sichtbare Ebenbilder: bald war der Stier, als Sinnbild der Stärke durch die Kraft seiner Hörner, bald die Schlange, als Sinnbild der Klugheit und Fruchtbarkeit, zugleich das Sinnbild der unsichtbaren Gottheit. Es entstand durch Verwechselung des bloßen Zeichens mit dem, was es bezeichnen sollte, der Götzendienst, die Bilderanbetung. Es wurden bleibende Altäre, bleibende Wohnungen der Gottheiten, oder Götzentempel erfunden, bleibende Diener der Götzen, oder Priester angestellt, und Alles, was im Innern des Gemüthes als Gedanke und Gefühl gewesen, trat in das sinnliche Leben verkörpert über. Wir finden daher bei allen Völkern, neben ihrer Religion, gleichsam die sinnliche Hülle derselben, die Kirche; oder neben der innern Gottesfurcht den äussern Gottesdienst.

Von Zeit zu Zeit standen nun Männer von höhern Einsichten, oder Männer auf, die Gott selbst weihete, Licht in der Geisterwelt zu verbreiten und seine würdigere Erkenntniß zu offenbaren. Ein solcher Gottgesandter war Moses. Aber auch Perser, Juden, Chinesen und fast alle alten Völker rühmen sich, wo nicht göttlicher Offenbarungen, doch sehr erleuchteter Weisen, welche ihren Vätern eine bessere Erkenntniß Gottes und der menschlichen Pflichten gegeben haben. Manche Völker hielten diese Weisen des hohen Alterthums für etwas Göttliches, und erwiesen ihnen auch göttliche Verehrung.

Dies alles mußte nothwendig zur noch größern Vermannigfaltigung der Religionen auf Erden beitragen, so wie der Gottesverehrungsarten. Ungeachtet der Urkeim der Religion überall derselbe gewesen war, hatte er sich, je nachdem er in verschiedenem Boden aufkeimte, in unendlicher Verschiedenheit entfaltet. So bringt der gleiche Same zwar die gleiche Pflanzengattung überall hervor, aber unter tausend Pflanzen derselben Art ist keine in allen Theilen ganz wie die andere beschaffen.

Ein jedes Volk, von Kindheit auf in die Religion seiner Väter eingeweiht, hielt die seinige immer noch für die beste und wahrste. Gewohnheiten und früh eingesogene, nachher schwer zu entwurzelnde Vorstellungen, wirkten auf die Denkart des einzelnen Menschen, wie des ganzen Volks. Und so haben die Religionen gewiß nicht minder auf Sitten, Gebräuche, Gesetze und Staatsverfassungen zurückgewirkt, als die Beschaffenheit des Himmelsstriches, unter welchem die Völker wohnten, auf die Gestaltung ihrer religiösen Vorstellungen und kirchlichen Meinungen gewirkt hatte. Und dies sowohl, als daß Jedem seine Religion das Höchste und Heiligste ist, welches er sich nicht antasten und entweihen lassen kann, ohne sein ganzes Verhältniß zu allem Wahren und Guten und Großen zerstören zu lassen, macht die Völker in Reli-

gionsangelegenheiten unduldsam gegen einander. Diese Unduldsamkeit ward eine neue und mächtige Befestigung jeder Religion, daß sie sich nicht leicht mit einer andern vermischen, oder ganz ausrotten ließ. So war auch von dieser Seite die Vereinbarung aller Religionen in eine einzige erschwert oder unmöglich gemacht.

Sehr natürlich mußte aus der Ueberzeugung jedes Einzelnen vom heiligen Werth und der Wahrheit seines Glaubens, und aus der liebevollen und dankbaren Verehrung seines Glaubensstifters folgen, daß man Andere, die anders glaubten, entweder für Verwirrte und Unwissende, oder für Boshafte und Gottlose hielt. So entwickelte sich mit dem Religionshaß die Wuth der Religionskriege, welche in der Geschichte des menschlichen Geschlechts blutige Flecken hinterlassen haben, und durch die Natur der Dinge selbst unvermeidlich und nothwendig werden. Nur wer, gleich einem unmündigen Kinde, so ungebildeten Geistes ist, daß er noch keine feste Meinung, keine Wahrheit, kein Heiliges hat, kann gleichgültig gegen das bleiben, was ein Anderer für wahr und heilig hält. Es gehört schon eine hohe Geistesentwickelung dazu, um das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Nothwendige vom Hinzugekommenen zu unterscheiden, und einzusehen, daß Meinung, Gefühl, Ueberzeugung und Heiligthum des Einen nicht Sache Aller sein könne, und man daher nachsichtvoll und duldend sein müsse.

Gegen Unwissende und Verirrte sind wir weit schonender, als gegen solche Menschen, die recht absichtlich boshaft sind. Gegen jene empfinden wir oft Mitleiden, während uns die Abscheulichkeit von diesen empört. Leute, deren Religionsmeinungen durchaus von denjenigen verschieden sind, in welchen wir erzogen wurden, pflegen uns nur als Unwissende und weit von der Wahrheit Verlorne zu erscheinen. Wir bedauern sie. Wenn hingegen Personen mit uns in den Hauptgrundsätzen übereinstimmen, aber in Nebendingen, oder in Folgerungen einer anerkannten Wahrheit von uns abgehen: so wird uns die Ursache ihrer Abweichung fast unbegreiflich. Wir werden geneigt, zu glauben, daß sie vorsätzlich und zum Trotz, oder aus eigennützigen Beweggründen, nicht denken und sehen wollen, wie wir, ungeachtet sie doch der Wahrheit ganz nahe stehen. Daher entspringt Haß; daher, daß diejenigen Glaubenssekten und Kirchenparteien einander immer am allergrimmigsten verfolgt haben, welche einander am nächsten waren. Nie haben die Christen wohl so großen Zorn gegen Heiden empfunden, als in den Zeiten der großen Kirchenspaltungen Katholiken und Protestanten, die beide Jesum Christum als ihren göttlichen Lehrer und Seligmacher verehren, wider einander hegten.

Es ist in der That nur eine einzige Religion unter den Völkern, aber es gibt viele Religionsarten. Es kann nur eine Religion geben, weil nur ein Gott ist, dem Alle zugehören, nach welchem sich alle Herzen hinwenden. Und in so fern haben alle Menschen nur einen Glauben, nämlich der Gottheit; nur eine Pflicht, die aus dem Verhältniß des Menschen zu Gott entspringt, nämlich die Liebe; nur eine Hoffnung, nämlich die des vergeltenden Lebens nach dem Tode. — Aber es gibt viele Religionsarten, oder mannigfaltige Gestalten des Glaubens in den Vorstellungen; der Liebe in den Handlungen gegen Mitmenschen; der Hoffnung in den Vermuthungen über die Beschaffenheit des zukünftigen Daseins. Die Verschiedenheit der Religionsarten ist unabänderlich, wie die Verschiedenheit der menschlichen Naturen.

Welche aber ist nun von allen Arten der auf Erden vorhandenen Religionen die beste?

Diese Frage ist schon oft aufgeworfen worden zwischen den Glaubensparteien, und gab zu vielem Streit Anlaß. Denn weil jede Partei bewies, daß ihre Ueberzeugung die wahrste und beseligendste sei, und daß sie in der Meinung der Gegenpartei Irrthum und nirgends Gemüthsberuhigung fände, so war nie an Vereinbarung der Gesinnungen zu denken. Doch ward mit solchem Streit zugleich eben so oft bewiesen, daß nicht jede Glaubensart für jeden Menschen gleich einleuchtend, gleich wohlthuend und passend sei; daß mithin für verschiedene Völker verschiedene Glaubensarten sein müssen, und daß diejenige Religion für Jeden die beste sei, die seinem Wahrheitssinn am meisten entspricht, und ihn im Gemüth am meisten beseligt. Darum kann die Glaubensart und Vorstellungsweise des Kindes nicht die eines Mannes, und die Glaubensweise eines rohen, gedankenarmen Wilden, nicht diejenige eines helldenkenden, erfahrungsreichen Menschen sein.

Weil aber die Vorstellungen und Einsichten des Mannes und des Weisen offenbar edler sind und wahrer, als diejenigen eines unmündigen Kindes, oder eines rohen Wilden, so folgt, daß auch die Religion desjenigen edler und wahrer sein müsse, welcher weiser ist, als alle übrigen Menschen sind.

Wer nun endlich aber ist der weiseste von allen Sterblichen je gewesen? Woran soll ich seine höhere Weisheit erkennen, oder woher wissen, daß seine Lehre die edelste von allen sei? Ohne Zweifel muß sich dies aus den Wirkungen der Lehre ergeben. Viele sind gekommen und haben Religionen gestiftet oder abgeändert. Jesus Christus wies das Menschengeschlecht an, wie es dieselben würdigen müsse, und gab den unfehlbaren Maßstab. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! sprach er. Kann man auch Trauben lesen von Dornen, oder Feigen von Disteln? Also ein jeglicher guter Baum bringt gute Früchte, aber ein fauler Baum bringt arge Früchte. Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. Darum an ihren Früchten sollet ihr sie erkennen. (Matth. 7, 16 — 20.)

Der gute oder nachtheilige Einfluß der Religion auf die Sittlichkeit und Glückseligkeit einzelner Menschen und Nationen ist unverkennbar. Schon aus der Veredelung der Völker läßt sich auf die Vortrefflichkeit ihres Glaubens schliessen. Die Religion Moses, mit vielerlei Opfern, Zeremonien, Waschungen und Beschneidung, war nur für warme morgenländische Gegenden, nur für ein aus der Sklaverei in Freiheit geführtes Volk passend. Sie war nur eine besondere Nationalreligion, und Jehova darin ein wahrer Nationalgott. Darum hieß das Volk der Juden das einzige auserwählte Volk Gottes; darum jedes andere Volk weniger der göttlichen Liebe theuer; darum ward das jüdische Volk in sich selbst ein abgeschlossenes Ganzes, alle andern Nationen als geringer von sich ausschliessend, ihnen wie allem Fremdartigen feindselig. Daher blieben die Juden in den Fortschritten des menschlichen Geistes hinter andern Nationen zurück; sie wurden als ein abergläubiges, selbstsüchtiges und eigensinniges Volk verachtet. Und wahrlich, eine Religion, welche solche Wirkungen hervorbringt, sollte sie unter allen die beste sein?

Die von Mahomed in Arabiens Wüsten gestiftete Religion, zu welcher sich in unserm Welttheil auch die Türken bekennen, trägt alle Kennzeichen, daß sie zunächst für ein Volk bestimmt ist, welches kriegerisch und erobernd werden soll. Um Anhänger zu gewinnen, verband darin der Stifter derselben vielerlei aus dem Heidenthum, Judenthum und Christenthum. Selbst die Offenbarungen, welche er vom Zustand des Lebens nach dem Tode gab, waren nur zur Ermunterung für Krieger, und die Belohnungen jenseits des Grabes nur als eine grobe Sinnenwollust gedacht. Daher wurden die Bekenner des mahomedanischen Glaubens kriegerisch, muthvoll, fremde Nationen hassend, eroberungsdürstig; daher breiteten sie sich mit Waffen aus; daher konnten sie sich nie über ihre angestammte Barbarei zu einer gewissen Höhe der Veredelung erheben. Könnte solch eine Religion die Religion des Weisen sein? — Darum warnte Christus die Welt vor Religions- und Sektenstiftern, die, um sich Anhang zu werben, den rohen thierischen Gelüsten und Leidenschaften des großen Haufens schmeicheln würden. Sehet euch vor, sprach er: Sehet euch vor, vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen; inwendig aber sind sie reissende Wölfe. An ihren Früchten sollet ihr sie erkennen.

Ist dieses nun das sicherste Erkennungszeichen von der Mangelhaftigkeit oder Vortrefflichkeit einer Religion: so müssen auch Heiden, Juden und Türken eingestehen, daß die Religion Jesu Christi die vortrefflichste von allen sei. Denn unter allen Völkern des Erdbodens seit Jahrtausenden war kein einziges, welches so allgemein in Sittlichkeit, Menschlichkeit und Geistesveredelung vorgeschritten gewesen wäre, als es diejenigen Nationen sind, welche sich zum Glauben an Jesum Christum bekennen. Andere Religionsarten sind mehr oder weniger für irdische, vergängliche Zwecke. Man findet kaum, daß Moses großes Gewicht auf Hoffnungen der Ewigkeit gelegt habe; und Mahomed dachte sich jenseits der Todesstunde nur wieder gemeinsinnliche Genüsse der Gläubigen. Ist nun aber unwidersprechlich gewiß, daß der Geist edler ist, als der Leib: so ist es eben so unwidersprechlich, daß die Religion Jesu Christi erhabener und weiser ist, als alle Religionen des Menschengeschlechts waren und sind. Denn sein Wort ist nur ein Wort für den Geist, und nicht für die Sinnlichkeit; seine Gottesverehrung nur eine Anbetung des Herrn der Geister im Geist und in der Wahrheit. Andere Religionsarten sind zerstörend und kindselig gegen Fremde; sie ernähren mit der Sinnlichkeit auch viele aus derselben quellende Leidenschaften. Sie sehen im Andersglaubenden den Feind; sie sind nur für ihr eigenes Volk und für gewisse Himmelsstriche berechnet. Die Religion Jesu Christi aber verwandelt die Menschen aller Länder und Religionsarten in Brüder; Jeder ist der Nächste des Christen; die Religion Jesu Christi ist nur Feindin der Leidenschaften; sie ist nicht für einzelne Völker und Weltgegenden berechnet, sondern sie kann die Religion aller Welttheile und aller vernünftigen Wesen sein. Sie beseligt durch das Gebot der Liebe, und befördert daher die allgemeinste Freundschaft und Glückseligkeit; ja, durch Erhebung des Geistes über das Vergängliche gibt sie selbst Trost im Unglück, und Erhabenheit über alle Schicksale. Sie verbindet den Geist nicht nur fester mit Gott, sondern macht ihn selbst noch göttlicher.

An ihren beseligenden Früchten erkenne ich also, daß die Religion Jesu die beste sei, und daher für die gesammte Menschheit geeignet. Sie kann die Religion der Weisesten und Gelehrtesten, wie die des Kindes sein, und ist es wirklich. Sie kann die Religionen der kältesten Erdgegenden, wie der heissesten Länder sein, und ist es wirklich. Jesus Christus entwickelte den heiligen Urkeim aller Religionen in der herrlichsten Vollendung und Uebereinstimmung mit dem Weltganzen. Er offenbarte die Gottheit in ihrer unendlichen Majestät, als den Vater der Menschen; den Menschen daher ihre Pflichten als Kinder zu Gott, als Brüder zu sich selber; die Ewigkeit als Vergelterin des Guten und Bösen; sich selber aber als Bruder der Menschen, als Sohn Gottes, von Gott gesandt, die in Irrthum, Sünde und Elendigkeit versunkene Menschheit zu ihrer Würde wieder emporzurichten und zu Gott zurückzuführen. Dies war der Glaube, die Liebe, die Hoffnung, welche er dem Geschlecht der Sterblichen gab; dies ist das Einzige, Unveränderliche, Ewige und Wahre, was allen, auch den gemißstaltetsten Religionsarten immer tief zum Grunde liegt, und ohne welches sie eigentlich keine Religionen wären. Daher ist auch der vom Weltheiland geoffenbarte Glaube keine Religionsart, sondern die Religion in ihrem Urwesen selber — das von Gott in den Geist der Menschheit Gelegte! Daher kann auch nur der Religion Jesu Göttlichkeit und wahrhaft göttlicher Ursprung zugeschrieben werden, aber keiner andern Religionsart.

Alles Uebrige, was nicht Jesus unmittelbar in den von ihm geoffenbarten Glauben, in die von ihm mitgetheilte Hoffnung gegeben, ist Zusatz späterer Lehrer und Völker. Das Urlicht, welches er in reinster Klarheit wieder entzündet hatte, ward hin und wieder von Unwissenheit und sinnlichen Dingen verdunkelt. Daher entstanden die christlichen Religionsarten, die christlichen Glaubensparteien, Kirchen und Sekten. Eben weil in denselben Vieles vom Irdischen geschöpft ist, sind sie nicht für jede Weltgegend, nicht für jedes Gemüth gleich passend. So gibt es nur eine einzige christliche Religion, aber vielerlei Kirchenparteien und Glaubensarten.

Aber nur zu dem Urlicht, zu Dir, Jesus Messias, Gottgesandter, Sohn Gottes, der Du mich erst zur Erkenntniß meiner eigenen Würde und Bestimmung gebracht hast, zu Dir sehne ich mich zurück. Dein Jünger will ich sein; keines Irdischen Jünger! Dir will ich von Herzen gehören, ohne deswegen denen entgegen zu sein, die von verschiedenen Kirchen sind, welche sich um Dein geoffenbartes Wort zusammenschlossen. Alle sind ja meine Brüder und Schwestern; Alle Kinder des gleichen Vaters im Himmel; Alle vereinigen sich mit mir in Gott, durch Dich, mein Erlöser! Amen.

271.

Des Winters Abschied.

Psalm 103, v. 2.

Wo wandeln Welten, wo ergießt
Der Lichtstrom Deiner Sonnen sich,
Wo Du, mein Gott, nicht Vater bist?
Wo, was nur fühlen kann, durch Dich
Nicht Freude hat?

Und Freude bis zum Ueberfluß
Aus tausend Quellen! O wie voll
Für einer jeden Kraft Genuß
Quillt jede, die so lange quoll
Und ewig quillt!

Durchfliegt wie Adler allen Raum
Von allen Himmeln: ihr erblickt
Des Weltalls erste Grenzen kaum,
Des weiten Reichs, das er beglückt,
Der Gütige!

Wer zählt die Heer' um seinen Thron,
Die froh ihm Preis und Jubel weih'n?
Auf diesem Staubkein Erde schon,
Wie Viele sind da, die sich freu'n,
Daß Er sie schuf!

Die Natur erwacht! — schon fangen Winter und Sommer an um die Herrschaft zu ringen. Das Eis weicht von den Bächen, die Wiesen beginnen zu ergrünen; weiß und roth prangen schon einige Blumen; viele derselben, vom Allmachtshauch des Schöpfers angeweht, durchbrachen mit ihren zarten Blättern sogar die Hülle des Schnees, um zur bestimmten Zeit zu erscheinen; die Gesträuche treiben ihr hellgrünes Laub hier und da an Mauern und Hägen hervor, die schöne Zeit anzukündigen, und in den Lüften jubelt schon das Lied der Frühlerche über den Wolken, während der fröhliche Schlag der Finken sich von Baum zu Baum wiederholt.

Jeder schönere Tag lockt uns schon ins Freie. Mit sehnsuchtsvoller Ungeduld mögen wir kaum erwarten, daß Alles in seinem höchsten Glanze prangt; daß die Erde ihren fruchtbaren Schoos öffnet; daß die schwellenden Blüthenknospen sich an allen Zweigen entfalten, und in Garten und Feld die Landschaft weit umher im warmen Frühlingsboden wie ein einziger duftender, vielfarbiger Blumenstraus prangt.

Wie viel tausend anmuthige Hoffnungen umgaukeln uns schon von den Freuden des bevorstehenden Sommers! Wir sehen schon die vielen lieblichen Tage voraus, welche wir einsam in schöner Gegend, oder in Gesellschaft geliebter Freunde unter dem heitern Himmel verleben werden. O welche prachtvolle Morgenstunden erwarten uns! welche genußreiche Abendstunden, wenn die glühende Sonne niedersinkt, und die Welt, in reizenden Duft gehüllt, einschläft, während aus fernen Gebüschen Nachtigallen singen, und des Mondes Silber zauberhafte Verklärung über Flur und Wald und Gewässer und über die stillen Wohnungen der Sterblichen gießt! Ich gedenke der vergangenen Wonnen; ich gedenke derer, die mich noch erwarten. Ich jauchze mit dir, o David: Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! (Ps. 103, 1. 2.)

Ich werde nie ermüden, die Pracht Gottes zu sehen; nie, seine mannigfaltigen Wunder mit entzücktem Geiste zu preisen. Ich sah den Wechsel der Jahreszeiten von Kindheit an über mich hingehen; es war immer der gleiche und doch nicht immer das Gleiche. Nein, je älter ich ward, je schneller schien sich mir jede Jahreszeit zu entfernen; je lachender wurden mir die Frühlinge und Sommer, je genußvoller die Herbste und Winter. Wer ist, wie der Herr, unser Gott?

Es ist in der Schöpfung Gottes Alles Leben, Alles Bewegung, Alles Veränderung. Nichts bleibt dasselbe. Sterne, Sonnen, Monden gehen auf, gehen unter; Eis- und Schneewüsten verwandeln sich in Fluren voller Lieblichkeit; Pflanzen welken, Pflanzen blühen; Thiere sterben, und werden geboren; Alles verschwindet, Alles kehrt wieder. Und dies ist die Geschichte der Natur von Jahrtausenden zu Jahrtausenden.

Aber in diesen Reichen ewiger Abwechselungen und Mannigfaltigkeiten herrscht ein einziger, wunderbarer Geist und Sinn, und eine geheimnißvolle Einheit. Das Meiste, was du Veränderung im Weltganzen nennst, ist nur Schein. Denn jene Sonnen und Sterne stehen still, die über dir auf- und niedergehen; wenigstens ist dein Auge nicht fähig, ihren Lauf zu bemerken. Die Tage und Nächte, die Morgen und Abende, ja selbst alle Jahreszeiten sind immer zu gleicher Zeit auf Erden vorhanden, während dich ihr Wechsel erfreut. Die Zeit ist immer dieselbe. Die Geschichte eines Jahrs mit seinen mehrern Hundert Tagen und Nächten, Morgen- und Abendröthen, mit seinen Blüthen, Früchten und Schneeflocken, ist im Grunde die Geschichte eines einzigen Augenblicks.

Denn könntest du dich mit dem Fittig eines Engels über die Erde erheben in die ungemessenen Fernen des Himmels: so würden Sonnen und Sterne stille stehen über deinem Haupte; nur die Erdenwelt würde unter dir, wie eine ungeheure Kugel federleicht um sich selbst rollend, durch das endlose Nichts schweben, und einen weiten länglichten Kreis um die Sonne beschreiben, der im Jahre vollbracht wird. Und wie die Sonnenstrahlen abwechselnd die Hälfte der in ihnen spielenden Weltkugel vergolden, sähest du die Tageszeiten im gleichen Augenblick erscheinen; und wie ein Theil der Erde diese Strahlen senkrechter oder schiefer empfängt, sähest du im gleichen Augenblicke alle Jahreszeiten. — Ein solcher Augenblick wäre die Geschichte einer Ewigkeit. Die gleiche Sonne, die auf einem Strich des Erdbodens die untergehende heißt, ist für weiter entfernte Völker in gleicher Minute die aufgehende. Die Abendröthe vieler Länder ist zugleich die Morgenröthe für viele andere. Du sähest hier vom Schlaf erquickte Menschengeschlechter in demselben Augenblick erwachen, da sich andere, ermüdet von des Tages Last, zum stillen nächtlichen Lager begeben; wo der Sonnenstrahl hinfällt, Leben und Bewegung, und wo sich die rollende Erdkugel ihm auf einer Seite entzieht, todte Ruhe und Stille. Heiterkeit in freudiger Mittagsfülle diesseits, düstere Mitternacht jenseits des Erdballs! — Und, wie dies, auch im gleichen Augenblick, je nach dem Stand der Erde zur Sonne, würdest du auf einem Theil der dahinschwebenden Weltkugel Alles weit von winterlichem Eis und Schnee versilbert, die Bewohner vom Froste halb erstarrt sehen; während auf einem andern Theile die heisse Sommergluth brennt, die Berge rauchen, Pflanzen und Thiere vor Hitze verschmachten. Du würdest hier die silbernen Frühlingsblüthen einen ganzen Welttheil bekränzen sehen, während in der entgegengesetzten Erdgegend die Frühlingssonne Herbstsonne heißt, und statt der Blüthen schon reife Früchte an den Aesten der Gesträuche und Bäume niederhangen.

Welch ein Zauber! Wie viel Täuschung, wie viel Wahrheit! Die Sonne geht den ganzen Tag hindurch in jedem Augenblick auf, in jedem Augenblick unter. In der Mitternacht ist Mittag. Was für mich der ankommende Frühling, ist für Andere der ankommende Herbst! Die Oberfläche der Erdkugel wechselt ihre Farben, je nachdem sie ihre Seiten der Sonne zuwendet; sie grünt

und erbleicht, blüht und friert — das Alles in einem und demselben Moment. Und das nennt der Mensch, der auf einem kleinen Punkt der Erdkugel verbleibt, den Wechsel seiner Jahreszeiten. Und dies ganze Wunder voll unbeschreiblich mannigfaltiger Wirkungen ist durch nichts als durch das einfache Rollen der Erde um die Sonne hervorgebracht. Wer ist wie der Herr unser Gott?

Gleich unserer Weltkugel, die wir bewohnen, schwingen sich noch andere Erden in ungeheuern Entfernungen um die Sonne. Auch die Wesen, welche auf ihnen wohnen, haben wie wir ihre Tages- und Jahreszeiten. Und diese Welten alle, wie klein sind sie neben der Sonne, von der sie Wärme, Licht und Lebensreiz empfangen! Wie klein sind sie im unermeßlichen All, wo Milliarden Sonnen brennen, größer als die, der wir am nächsten sind! — Ach, unsere Welt ist gar ein geringes Stäubchen in der uferlosen Schöpfung des Allerheiligsten — und wir Bewohner dieses unmerklichen Sonnenstäubchens, was sind denn wir? — Was ist unser eingebildeter Reichthum und Glanz? Was sind auf diesem von uns bewohnten Stäubchen alle Thronen, Reiche und Heeresmächte, vor denen wir zittern? — zittern! während wir nicht zittern vor dem Allerhöchsten in der uferlosen Schöpfung, vor ihm, den wir unsern Vater nennen dürfen! Wie klein und erhaben ist doch der Mensch im gleichen Augenblicke! Wie mächtig und wie schwach ist er zugleich!

Indem ich mich der wiederkommenden Sommerzeit freue, erfreue ich mich der schönsten Ordnungen des Schöpfers. Ich kenne aus mehrjährigen, selbstgemachten Erfahrungen derer, die schon vor mir diese Erde bewohnt haben, einen, wenn gleich geringen, Theil der Gesetze, in welchen sich Alles bewegt. Es mag Vieles veränderlich sein, aber die göttliche Gesetzgebung in der Natur ist doch unwandelbar. Ich weiß, mag auch noch so mancher rauher Wintersturm über unsere Felder fliegen, endlich werden die Fluren blühen. Ich weiß, die Zeiten der Rosen sind nahe. Auf nichts kann ich mit größerer Gewißheit zählen. Menschliche Befehle ändern oft; selbst der Wille des weisesten Herrschers kann in Widersprüche verfallen. Aber ewig einerlei ist Gott und sein Wille, unwandelbar sein Rathschluß, unzerbrechlich seine Ordnung! — Warum baue ich denn so viel auf Menschenwort und nicht lieber auf Gottes Rath? Warum folge ich so oft den Winken und Lehren kurzsichtiger Sterblichen, und nicht lieber den mir durch Jesum geoffenbarten Winken des ewigen Vaters, die immerdar dieselben bleiben, zur Beseligung der Seelen in allen Weltgegenden und Weltaltern? Gottes Wort bleibt ewiglich! — Darum sollst du Gott mehr gehorchen, als den Menschen!

Inzwischen drängt sich mir bei Betrachtung der in ewiger Gleichförmigkeit wiederkommenden Jahreszeiten eine Bemerkung auf, die mein ganzes Inneres bewegt, und für mich von hoher Wichtigkeit wird.

Unvergänglich sind die Ordnungen des Schöpfers im unendlichen Reiche seiner Schöpfungen; darum wird in Ewigkeit Alles so bleiben, wie es seit Ewigkeit war. Das Weltganze steht. Es verschwinden wohl einzelne Theile; sie welken, sterben, zertrümmern, faulen, verwittern, lösen sich auf, aber werden dadurch wieder Ursache neuen Lebens, neuer Gestalten. Nichts stirbt ganz aus; es erzeugt sich immerdar wieder. Wie die Abendsonne des einen Volks im gleichen Augenblick die Morgensonne des andern ist: so ist der Tod oder Untergang von zahllosen Geschöpfen im gleichen Augenblick die Geburt und Keimung zahlloser anderer. Tod und Geburt, Verwesen und Keimen sind also das Gleiche. Es dreht und schließt sich Alles in einem unendlichen Ringe zusammen. Wer da sagt, es stirbt, sagt, es wird geboren. Die Schöpfung, uralt, ist jeden Tag in sich selbst verjüngt, neu; jeden Augenblick in sich selbst vor Alter vergehend und jugendlich aufblühend. — Wie wunderbar, wie unbegreiflich!

Und doch noch nicht das Wunderbarste! — Gott hat eine Fülle lebendiger Kräfte durch das ewige Weltenreich ausgegossen. Die Kräfte paaren und trennen sich, bekleiden sich zur Sichtbarwerdung, und werfen das Kleid wieder ab, um in neue Verbindungen zu treten. Da ist unauflösliches Regen und Bewegen. Wie Athem und Blut in Menschen und Thieren, so der Saft in Eichen, Palmen und niedrigen Moosen; so das Strömen der Quellen und Bäche von den Berggipfeln zu Flüssen und Meeren; so von Meeren und Seen durch unterirdische Gänge wieder hinaufgedrückt zu den Gipfeln der Berge; so verdampfende Weltmeere, die sich in Wolken des Himmels verwandeln, von wo sie tröpfelnd als Regen zu den Ländern der Menschen fruchtbar zurückkehren — Alles der ewige Kreislauf! Und wie auf Erden, so der Wille und das Gesetz des höchsten Wesens in den Himmeln.

Im weiten Ringe fliegt der Mond um unsern Erdball, unsere Nächte zu beleuchten, und für seine Nächte Licht zu empfangen von dem Erdball. Die Erde fliegt, gleich mehrern andern Weltkörpern, um die Sonne. Auch die Sonne steht nicht still; sie fliegt, vielleicht mit andern Sonnen, die wieder andere Erden zu begleiten haben, um eine größere Sonne, die wir vielleicht unter den Tausenden von Sternen zwar sehen, welche allmälig über uns aus unaussprechbaren Fernen leuchten, aber doch nicht mit Sicherheit dafür erkennen mögen. Und diese Mittelsonne aller sich um sie bewegenden Sonnen fliegt wieder in unendlich größerm Ringe, mit ihrem ganzen strahlenden Weltenheer, um noch ein entlegeneres Urlicht, von dem unser aufs Schärfste bewaffnetes Auge nur keine Spur entdecken mag — Alles weiter und weiter im ewigen Kreislaufe.

Ich schwindle, — ich schaudere! — Es ist Entzücken, es ist Entsetzen, das mich überwältigt unter diesen hohen Betrachtungen. Was ist es, das ich bewohne unter dem nie endenden All der Schöpfungsgröße? Was bin ich, neben dem die ganze Herrlichkeit des Alls nur elender Staub, nur Schatten ist? Wer ist wie der Herr, unser Gott? O welcher schrankenloser Reichthum von Wundern will sich vor den Augen meines in Anbetung vergehenden Geistes entfalten!

Und doch noch nicht das Wunderbarste! Seit Jahrtausenden und Jahrtausenden währt der Kreislauf des strömenden Lebens — aber ewig einerlei, wie des Schöpfers unzerstörbares Gesetz, bleibt das Erschaffene mitten im scheinbaren Wechsel der Dinge. Seht die Pflanzen, sie waren nicht vollkommener, nicht unvollkommener in den Tagen der ersten Sterblichen, wie heute. Der Apfel röthete sich im Paradiese; der Mandelzweig blühte in Aarons Tagen; die Rose und Lilie schmückten Salomons Gärten. — Jahrtausende verflossen, sie blieben die gleichen; sie werden nach Jahrtausenden noch die gleichen sein. Eben so nach so vielen Weltaltern sind weder die Vögel der Luft, noch die Fische des Wassers, noch die Landthiere und Gewürme des Staubes anders oder vollkommener geworden,

als die ersten waren, welche der Schöpfer ins Dasein rief. Selbst des Menschen Leib und seine irdischen Eigenschaften sind nicht vollkommener geworden, sondern dieselben geblieben.

Doch in diesem ewigen, uralten Einerlei ragt nur Eins empor, das sich langsam veredelt hat, und an Erkenntniß wächst, und nicht das Gleiche bleibt — es ist der menschliche Geist! Für ihn sind die Weltalter der Vergangenheit unverloren; er bewahrt sie in seinem Gedächtnisse, und saugt, wie die Biene aus Blumen, seine Nahrung aus den Geschichten und Gedanken aller Jahrhunderte. — Zwar sind große und weise Völker der Vorzeit untergegangen, und der Halbwilde wandelt heute über deren Grabmälern; aber von den Schätzen, welche sie hinterliessen, ging nichts verloren. Die Menschheit war deren Erbin, nicht der rohe Eroberer des Bodens. Ein Jahrtausend erbte die Erfahrung und Kenntniß des verflossenen, und in ihnen veredelte und erhob sich der menschliche Geist. Menschen starben, aber ihr besserer Gedanke ging lebendig zu den Enkeln. Völker verschwanden, aber die Menschheit blieb, und glänzte bereichert durch das, was die Verschwundenen gedacht hatten. Es ward eine fortschreitende größere Ausbildung seiner Kräfte wahrnehmbar. — Alles blieb auf seinen ersten Stufen — nicht aber der Geist der Menschheit.

Zwar nicht das gesammte Menschengeschlecht genießt dieser Veredelung und ihrer Frucht; aber doch ein großer Theil. Wie überall in der Natur, sehe ich auch in der Menschheit eine millionenfältige Abstufung der innern Entwickelungen, der Kräfte und Erkenntnisse.

Welch ein Trost, welch ein Stolz! — — Ich Dein Kind, o Gott, Dein Auserwählter unter den unzählbaren Wesen, die aus Deiner schöpferischen Macht hervorgingen! Mein Geist eine Blume, die sich erst in Ewigkeiten zur Vollendung entfalten kann! — Nur ihn machst Du zur Ausnahme in dem unübersehbaren Gebiet der erschaffenen Dinge. Er soll heilig sein, von allen Unvollkommenheiten frei, — denn Du, Herr und Vater der Unendlichkeit, bist heilig!

Daß ich nicht schon weiter fortgeschritten bin auf den Bahnen meiner Vollendung — ist es nicht meine eigene Schuld? Warum war ich träge und gleichgültig? Warum lebte ich nur für das Irdische, welches doch nicht bleibt, und sich nicht veredelt, sondern mit dem Du meine höchste Kraft, den Geist, auf kurze Zeit vermählt hast, daß er es zum Werkzeuge seiner Veredelung mache?

O du heiligster Geist, der das unendliche All bewegt; du Leben alles Lebens, Licht alles Lichts, belebend und leuchtend sei auch mir! Ich will oft Deine wundervollen Schöpfungen betrachten, daß ich mich lebhafter Deines Willens, Deiner Erhabenheit und meiner über die Schicksale alles Irdischen hinweggehenden Bestimmungen erinnere. Ich ahne Dich, ich erblicke Dich, o du Unerforschlicher, durch die von Dir geschaffene Pracht der Natur, wie durch einen dunkeln Schleier! Und mein Herz wird voller Anbetung! Und ich erkenne, Vater, Vater! Dein sei alles Reich, alle Kraft, alle Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

272.

Das Reich der Pflanzen.

Erste Betrachtung.

Matth. 6, 28. 9.

Groß, majestätisch sind des Höchsten Werke,
Werth alle, daß man sie erforsch' und merke;
Aus ihnen strömen heilige Vergnügen,
Die nie versiegen.

Was er uns ordnet, ist voll Schmuck und Ehre,
Daß es, wie groß er sei, die Menschen lehre!
Es lehrt das kleinste Blümchen in den Auen
Die Allmacht schauen.

Er baut den Wundern, die sein Arm verrichtet;
Ein Denkmal, welches keine Zeit vernichtet;
Laßt uns, vereint mit allen frommen Seelen,
Sein Lob erzählen.

„Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen! — Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eine.“ — So sprach der Erlöser lehrend zu seinen Jüngern, und machte sie auf die wundervolle Pracht der blühenden Natur aufmerksam; denn sie, besser als der beredteste Prediger, verkündigt die göttliche Weisheit, Güte und Größe. Auch der Gefühlloseste wird bei ihrem Anblick gerührt, und wird in der Wahrnehmung ihrer Reize voll Entzückens.

Und so will auch ich oft im vollen Maße die Herrlichkeit der wiedererwachenden Natur geniessen, und die Majestät des allgegenwärtig wirkenden Schöpfers in ihr bewundern. Wie belehrend ist die Beobachtung des kleinsten Gegenstandes in der Schöpfung; wie unschuldig und rein ist das Vergnügen, welches ich in Betrachtung der Naturschönheiten empfinde! wie heiligend ist für meine Seele der Umgang mit den Werken meines Gottes!

Es ist eine neue Kraft, welche mit dem beginnenden Frühling durch Erde und Himmel zu strömen scheint. — Ein frisches Leben regt sich durch die weite Schöpfung, die Fluren strahlen von einem das Auge erfreuenden Grün, und tausend vielfarbige Blumen fangen an, ihren Schmuck zu entfalten, während die Bäume ihre Knospen schwellen lassen, oder schon mit Blüthenkränzen prangen.

Wer möchte da gleichgültig bleiben! Wie begierig und froh eilt Alles an heitern Tagen hinaus in Feld und Garten, die wiedererscheinende Schönheit der Welt zu sehen! Aber wo soll ich meine Betrachtungen der göttlichen Macht anfangen, wo enden? Ich verliere mich in einem unendlichen Labyrinth von Wundern; der schlechteste Grashalm, die kleinste Feldblume, welche mein Fuß niedertritt, ist ein Zeuge der allerhöchsten Weisheit, der allerhöchsten Macht.

Mondenlang unter Eis und Schnee schlief das erste Samenkorn. Aber Gott hat ihm eine natürliche Wärme gegeben, daß es auch durch den stärksten Frost nicht das in ihm wohnende Leben verlieren konnte. Kein Mensch wußte vom Dasein dieses Samenkörnleins, Niemand verpflegte es. — Aber Gott, der es geschaffen, sorgte auch für die Erhaltung desselben. Er wußte die Stelle, wo es am nützlichsten keimen, am besten Nahrung empfangen würde. Sturmwinde flogen darüber hin, sie entwurzelten feste Eichen und versenkten die Schiffe des Meeres in den Abgrund. Aber das unbemerkte Samenkorn liessen

sie ruhig an seiner Stelle schlafen, oder trugen es auf einen Platz, wo es noch daran fehlte und wo es besser gedeihen konnte.

Sorgt die Vorsehung so für das Samenkorn der geringsten Pflanze — könnte sie denn jemals meiner und der Meinigen vergessen? Warum quäle ich mich doch zuweilen mit heimlichen Sorgen um die Zukunft? Warum wird doch meine Zuversicht auf die Alles ernährende Vaterhuld Gottes wankend? Ist meine Seele weniger der Obsorge ihres Schöpfers würdig, als das kleine Samenkorn der Feldblume? Wird er jemals meiner vergessen, da er auch des Geringsten nicht vergißt, was er einmal erschaffen hat?

Jedes Samenkorn, sei es auch noch so klein, ist merkwürdig durch seine Beschaffenheit. Es besteht aus einem weißen, mehlartigen Kern, und aus einer Schale, die den Kern überzieht, um ihn zu schützen. Ausser der groben, äussern, härtern Schale, die den zarten Kern vor allen Verletzungen behüten muß, liegt zwischen ihr und dem Kern noch eine feine, dünne Haut, damit selbst die feste Schale den Kern nicht drücken möge. So hüllt eine liebende Mutter ihr zartes Kind in mehrere Tücher ein, um es zu schonen; und legt die feinsten Tücher gern zunächst um des Kindes Glieder. Welche Fürsorge des Schöpfers für das Allerkleinste in seiner Natur! Welch ein Aufwand der nöthigen Erhaltungsmittel für den Keim einer Mandel, einer Nuß, oder eines Grases! — Wie manche Aeltern haben für ihre eigenen Kinder und deren Gesundheit nicht so viel Sorgfalt, als die Natur für das Leben des kleinsten, oft kaum dem Auge sichtbaren Samenkorns der gemeinsten Pflanze!

Aber auch den Kern des Samenkörnleins will ich näher betrachten. Ich entdecke darin zwischen den Kernstücken einen kleinen Punkt, der erhaben ist. Man nennt ihn das Herzchen. Aber es ist der wirkliche Keim der künftigen Pflanze; der erste Anfang zum Kornhalm, oder zum Eichbaum u. s. w. Selbst also auch die flüssigen Kernstücke sind nur eine neue Hülle; sie dienen dem jungen Keim als erste Nahrung, so lange er nicht hervorgetrieben, noch keine Wurzeln und Blätter gebildet hat, um Nahrung aus Luft und Erde einzusaugen. Sie sind dem jungen Pflanzenkinde gleichsam die erste Muttermilch, durch welche es erhalten wird, bis es fähig ist, stärkere Kost zu geniessen. — Wie mannigfach wunderbar und weise ist solch ein Samenkorn eingerichtet! Wie groß ist die Sorgfalt des Herrn aller Welten, des Majestätischen, vor dem die Sterne beben, um Erhaltung und Pflege des kleinsten Keimes!

Wenn nun im Frühjahr die Strahlen der Sonne den aufgethauten Erdboden durchwärmen, regt sich der wohlverwahrte Keim, und schwillt von der Nahrung, daß die ihn umgebende Schale zerplatzt und er hervordringen kann. Die Kraft, welche dieser schwache Keim hat, indem er den Kern aufschwellt, ist erstaunenswürdig. Wenn man auch ein Gewicht von hundert und fünfzig Pfund auf Erbsen legt, die man durch Ansendhtung zum Keimen lockt, so wird das Gewicht durch das Schwellen der Erbsen bewegt, und der Keim dringt hervor.

Woher diese ausserordentliche Stärke? Wie kann solche Macht in einem so zarten Keime wohnen, den der Finger eines Kindes tändelnd zerstört? Warum erwacht die Kraft nicht früher, bis der volle Frühling das Gedeihen sichert? — Wahrlich, hier ist das Walten Gottes! — Der scharfsinnigste Künstler auf Erden und der gewaltigste der Fürsten, dessen Winken Millionen Menschen gehorchen: könnten sie ein einziges Samenkorn erbauen? Wie groß ist Gottes Allmacht selbst im Kleinsten! Nur die Reiche aller seiner Wunder mit flüchtigen Augen in der weiten Schöpfung auf Erden zu erkennen, wäre ein einziges Lebensalter des Menschen nicht hinlänglich. — Und wie dies einzelne Samenkorn, so sind Millionen neben Millionen auf der weiten Oberfläche des Erdballs ausgestreut, daß sie nicht zu zählen wären. Keins gleicht dem Andern; alle sind von einander unterschieden an Größe, Schwere, Gestalt, Farbe. Einige haben Flügel, wie die Samen der Tannenbäume, damit der Wind sie auf entlegene, kahle Oerter führen könne, wo noch des Lebens zu wenig blüht. Andere fallen täglich vom Baum unter dessen Aesten nieder, weil sie eine warme Winterdecke von dessen im Herbst abwelkendem Laube empfangen möchten, um nicht zu erfrieren. Jede einzelne Pflanze bringt wieder des Samens jährlich in ungeheurer Menge; ein einziger Eichbaum oft so viel, daß daraus ein weitläufiger Wald erwachsen könnte, wenn jede Eichel gedeihe. Aber der Schöpfer ist voll Güte, mit diesem Uebermaß von Früchten, Menschen und Thiere zu ernähren; er streut damit den Vögeln und Würmern ihr reichliches Futter hin. Er versorgt sie Alle, seine Erschaffenen, Keins darf leer ausgehen. Nur der allergeringste Theil des jährlich reifenden Samens ist genug, den ganzen Erdkörper mit Pflanzen zu übergrünen. Herr! wie sind Deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güte! (Ps. 104, 24.)

Ist der Bau eines geringscheinenden Samenkörnleins schon hinreichend, unsere Verwunderung zu erregen: so ist es noch mehr das Leben des Keimes. — Was ist dies Leben? Es ist etwas Seelenartiges in dem kleinen Keime; denn er dringt, wie gerufen, und zur rechten Stunde, aus der Milch des Kernes hervor, und senkt seine Spitze in den Erdboden, um Nahrung zu finden. Er treibt aus dieser Spitze kleine Fasern hervor, die zu Wurzeln werden. Woher weiß der Keim, daß er Nahrung im Boden findet? Woher weiß er, wo der Erdboden sei, den er doch nicht sieht? Und doch, wenn die Spitze des Keims, die zur Wurzel bestimmt ist, aufwärts über der Erde sieht, krümmt sie sich so lange abwärts, bis sie Erde gefunden, während die andere Keimspitze, die zu Stengel und Blätter werden soll, sich jedesmal von der Erde wegwendet und himmelwärts steigt, um Luft und Licht zu suchen. — Ist hier nicht Seele? Ist hier nicht eine verborgene wunderbare Kraft, die eben so unerklärlich ist, als diejenige, welche die Sternenwelten schwebend durch luftleere Räume in ewig gleichen Bahnen führt? Aendert immerhin die Lage des keimenden Samens, so oft ihr wollet, daß die Spitze, welche die Erde sucht, Luft, oder die, welche Luft sucht, Erde finde: er wird sich nicht täuschen lassen; er wird nicht müde werden, eben so oft seine Keimspitzen in ihrer Wendung zu ändern.

So führt mich schon der Keim des unbedeutendsten Krautes und Grases an die Grenzen meiner Erkenntniß. Es ist für den einsichtvollsten Sterblichen ein unauflösliches Räthsel, was das ist, das in diesem Keim denselben lenkt. Es läßt sich das unbekannte Etwas nicht begreifen, welches die wunderbare Eigenschaft hat, unter der

Erde seine Arme auszustrecken, als Wurzeln, um Nahrung zu suchen. Und selbst diese Wurzeln, wie unendlich anders sind sie bei allen verschiedenen Pflanzen gebaut! Hier sind neue Räthsel zu lösen! Einige bohren mit festem Pfahl in gerader Richtung abwärts, um dem künftigen hohen und buschreichen Stamm des Baumes eine sichere Haltung gegen die Gewalt der Stürme zu verschaffen. Andere breiten sich nur in vielen Verästungen unter der Oberfläche des Bodens aus, so daß sie auch auf nicht gar tiefem Grund stehen können. Einige sind hohl, röhrenartig; andere schuppig, haarig; einige sind holzig, andere fleischig, um Menschen und Thieren zur Nahrung zu dienen, als Rüben, oder Zwiebeln, als Kartoffeln u. s. w. Wer aber könnte die Mannigfaltigkeiten alle zählen, die in der unterirdischen Haushaltung der Wurzeln statt finden? Und wie wenige Menschen denken nur daran, daß eine solche vorhanden ist; daß Gott unter der Erde die erstaunungswürdigsten Wunder vollendet, die kein Sterblicher beobachtet, um neue Wunder über der Erde erscheinen zu lassen?

So wie jedes Thier, seiner Nahrung nach, seine besondere Art Futter verlangt und aufsucht: so sucht auch jede eigene Pflanzenart diejenige Nahrung im Boden auf, welche ihr am angemessensten ist. Denn es liegt im Schooße der Muttererde mancherlei Kraft und Nahrung verborgen. Der weiseste Mensch kann sie nicht von einander unterscheiden; aber die blinde Pflanze fühlt und entdeckt sie mit ihren saugenden Wurzelspitzen, und verspottet die Einsicht der Sterblichen. Daher, verschieden wie das Erdreich, versammeln sich auf demselben die Gewächse. Andere Pflanzen blühen und grünen längs den Ufern der Bäche; andere auf den dürren Felsen. Die Brunnkresse liebt das reine kalte Wasser der Quelle; im Schlamme würde sie sterben. Aber das Steinbrechkraut nimmt mit wenig Erde in der Felsenwand vorlieb.

Daher ist in allen Welttheilen, unter allen Himmelsstrichen das Reich der Pflanzen verschieden; jedes Land hat diejenigen Gewächse, welche seiner Natur am nützlichsten sind. In den Sandwüsten der heissen Weltgegenden grünt die Palme mit ihrer erquickenden Frucht; in den kalten Ländern breiten sich die Tannen in unermeßlichen Wäldern aus, um den Menschen Holz zur Erwärmung zu liefern. Aber diejenigen Gras- und Getreidearten, welche gerade den Menschen am nöthigsten sind, gewöhnen sich auch am leichtesten an jeden Himmelsstrich und jeden Boden. Daher finden wir sie in allen Welttheilen wieder. Also ordnete die Weisheit Gottes den großen Haushalt der Natur, daß an keinem Orte das für jede Gegend Nöthige mangele. Sie gab zwar verschiedenen Ländern ihre verschiedenen und eigenthümlichen Schätze, auf daß die Besitzer derselben sie unter einander austauschen, und dadurch näher mit einander verbunden werden möchten; aber was allen unentbehrlich war, das theilte sie liebreich allen mit.

Je tiefere Blicke ich in die Ordnungen der Schöpfung werfe, je anbetungswürdiger erscheint mir des Schöpfers erhabene Sorgfalt. Wie unzählige Vorbereitungen sind nöthig zum Keimen eines schwachen Samenkorns, wie vielerlei Mittel zu seiner Erhaltung und Nahrung; und doch fügt sich Alles so einfach, so leicht zusammen, daß der Sterbliche es kaum bemerkt und achtet! Wie viel gehört dazu, daß Mensch und Thier in einer Gegend leben können — und doch ein wunderbarer Ueberfluß für Alle! und für Jeden wieder nach seiner besondern Natur, nach seinen eigenen Bedürfnissen! Wie der Mensch die gesunde und ungesunde Nahrung unterscheidet, so weiß auch das Thier die schädlichen von den bessern Kräutern abzusondern; so weiß auch die Pflanze mit ihren Wurzeln unterirdisch umherzuschleichen, bis sie diejenige Nahrung findet, die ihrem Gedeihen am besten entspricht.

Und wie die Wurzeln erstarken, so wächset die zarte Pflanze mächtiger empor, und wird nun, was ihre vom Schöpfer verordnete Bestimmung ist. Sie wird zum Schwamm, der über Nacht im Schatten der Bäume aufschießt; zum Moose an Fels und Stein; zur Flechte, welche alternde Stämme umspinnet, oder haarig von deren Zweigen niederweht; zum Kraut und Grase, welches die Thäler und Hügel und Ebenen schmückt; hier immergrüne Palme, welche ihre kostbare Frucht im Gipfel trägt, und mit einem einzigen ihrer Blätter das Dach einer Hütte des wilden Indianers deckt; zur Staude, deren Wurzeln viele Jahre leben, und jährlich frisches Kraut hervortreiben; zum niedern Strauch, dessen holzige, zahlreiche Stengel aus gemeinsamem Wurzelstock treiben, zwar nie die Höhe eines Baumes, aber doch oft dessen Lebensalter erreichen; zum hochstämmigen Baume endlich, der zwar nur einen einzelnen Stamm aus seiner Wurzel emporsteigen läßt, aber dann oft mit seinem Schatten ganze Thäler füllt, und mit seinem Alter durch viele Jahrhunderte geht. So dauert die Eiche über ein halbes Jahrtausend; im Schatten ihrer Zweige erfreuen sich mehr denn zwölf aufeinander folgende Menschengeschlechter. Doch wie hinfällig und flüchtig ist ihre Lebensdauer gegen die afrikanische Adansonie! Dieser Baum, in den warmen, feuchtsandigen Uferlandschaften des Senegals wachsend, hat oft einen Umfang von achtzig bis hundert Fuß, und breitet fünfzig Fuß lange Zweige über die Thäler! Noch blühen dort Bäume, die schon blüheten, ehe Christus geboren ward. Ja man hat ihrer gefunden, die ein unverkennbares Alter von drei- bis viertausend Jahren hatten und noch kräftig grünten.

Was ist daneben des Menschen flüchtiges Leben? Wir staunen den Greis an, welcher über sein erstes Jahrhundert hinwegdauert. — Aber Eiche und Adansonie sinken nach Jahrhunderten und Jahrtausenden in den Staub, und nach Jahrhunderten und Jahrtausenden sind sie nicht vollkommener, als sie in ihren ersten Jahrzehnden gewesen waren. Der Mensch hingegen entwickelt seine wunderbaren, hohen Gemüthskräfte mit Schnelligkeit, wie er die Brust der Mutter verläßt. Er empfängt das Vermögen der Sprache, und nimmt durch seine äussern Sinne die Vorstellung von der ganzen äussern, ihn umgebenden Welt auf. Er ist mehr als stumme, gedankenlose Pflanze. Ein Tag seines Daseins wiegt das Jahrtausend vom Leben einer Pflanze auf. Er ist Geist. Er denkt Gott. Er kennt die Ewigkeit seiner Bestimmung. Er unterscheidet sich von dem Leichnam, der ihn umhüllt, und welcher, gleich der Pflanze, eine kurze Zeit blühet, dahinwelkt und stirbt. Was ist das Leben der mehrtausendjährigen Adansonie gegen die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes? Weniger, als ein Augenblick! Es ist daneben nichts mehr, als die Dauer der Schimmelschwämme, die gleich nach ihrem Entstehen wieder in Fäulniß fallen und vergehen.

Namenlos und verschieden, wie in Rücksicht des Alters, welches sie erreichen, sind die Pflanzen in Betracht

ihrer Gestalt. Wer wäre vermögend, nur die mannigfaltig abwechselnden Formen ihrer Blätter, oder die anmuthigen, sinnreichen Bildungen ihrer Blumen zu zählen? Welcher Künstler verstände die Farbenmischung trefflich genug, daß er die reizenden, einfachen Abstufungen des Grüns nachzubilden im Stande wäre, mit welchem die ganze Pflanzenwelt gekleidet ist? Wer bildet aus Seiden und Edelsteinen den Glanz, die Zartheit und Frische jener bezaubernden Farben und Verschillerungen derselben nach, die unser Auge im bunten Kreise der Blumen entzücken? Ach, und wie viel Tausend dieser Blumen blühen mit unaussprechlicher Schönheit, die unser Auge nur deswegen nicht achtet, weil sie ihm beinahe zu klein sind! Aber auch die kleinste Blume des Feldes, welche wir gleichsam nur von ungefähr entdecken und aufheben, ist kein geringeres Wunder, als die lieblichsten der halbentfalteten Rosen. Prachtvoll und majestätisch ist die Gottheit im Verborgenen ihrer Schöpfungen, wie in ihren offen und laut sich verkündenden Werken. — Für wen blüht die Blume der Einöde? Für wen prangt sie in hoher Regelmäßigkeit ihrer Theile, in der zarten Annehmlichkeit ihrer Gestaltung, in der Klarheit und Feinheit ihres Farbenschmelzes? Kein Auge sieht sie, kein Wanderer pflückt sie. Aber sie blüht und prangt, des Schöpfers Majestät auch in der stummen Einöde zu verherrlichen. Aber sie blüht und prangt, weil auch sie ihren Zweck im großen unendlichen Gebiet der Schöpfung hat. Nicht Alles ist auf Erden für den Sterblichen vorhanden. Jedes ist auch um sein selbst willen, und jedes wieder zur Erhaltung des Ganzen da, und das endlose Ganze hängt wieder genau mit dem Einzelnen und Kleinsten zusammen.

Und soll ich vom Athem der Blumen schweigen, welcher die Lüfte des Frühlings und Sommers mit balsamischen Gerüchen füllt? Diese merkwürdigen Ausathmungen der Pflanzen gehören nicht weniger zu den Wundern Gottes, die zu unserer Seele reden. Denn was ist das, was unsere Nerven auf eine so wollüstige Weise reizt? — Woher haben die Blüthen diesen Duft empfangen, den keine menschliche Zunge bezeichnen kann? woher ihn die blendende Rose, das heimliche Veilchen, die edle Nelke? Zerstört sie nur, und ihr findet nichts als Fasern, Wasser, und wenige ölige Theile. Was war ihre Nahrung, aus der sie die balsamischen Gerüche bereitet, die ihnen der sinnvollste Scheidekünstler nicht nachbildet? — Wasser- und Lufttheilchen. Doch wie die Biene aus dem Staube der Blüthen zähes Wachs und die Süßigkeit des Honigs zu verfertigen weiß, so die Blumen aus Wasser- und Lufttheilen den Duft, welcher uns berauscht, und den wir vergebens mit aller Kunst im Wasser und in der Luft suchen.

O Schöpfer, allmächtiger, wunderbarer Schöpfer, wie groß, wie unbegreiflich wirst Du mir selbst in dem kleinsten Deiner Werke! — Ich mag umherschauen, wohin ich will, überall predigt mir Alles Deine Majestät, Deine unerschöpfliche Weisheit, Deine unergründliche Huld. — Wie mag der Mensch Dein je vergessen, Deiner vergessen, der Du seiner nie vergissest? Wie mag der Mensch Dich vermissen, Dich suchen, o du Allgegenwärtiger, dessen Wesen und Hoheit uns aus dem Kleinsten und Größten anspricht, was uns umgibt?

Der Mensch — ist es möglich? — er Dich vergessen, er undankbar sein, er selbst doch die schönste Blume in der gesammten Schöpfung, die er kennt! — Er Dich verläugnen, der Du Dich in ihm am herrlichsten offenbart hast! Er, geschaffen Dir ähnlich! Geist gleich Dir, o Gott der Geister, heiligster der Geister! Er vergißt der erhabenen Abkunft; vergißt seiner erhabenen Bestimmung? klebt sinnlich-thierisch nur am Irdischen? sieht nur Staub, lebt nur für denselben; sorgt nur für seine Nahrung, für das Gedeihen seines Leibes, gleich einer Pflanze, und welkt dann, wie sie, wieder zum Staube nieder?

Nein, nein — herrlicher ist der Beruf meines Geistes, als zum schwelgenden, ärmlichen Pflanzenleben! — Nein, o mein Gott, mein Schöpfer, den ich Vater nennen darf, nein, ich verläugne Dich nicht!

Ich begegne Dir mit ehrfurchtvollen Schauern in der grünen Nacht der Wälder, deren Wipfel feierlich über mir ertönen, wie Gesang. Ich begegne Dir unter den wankenden, bunten Blumenheeren des Feldes, deren süßer Duft zum Himmel emporwallt, wie Opferduft! — Ueberall bist Du, und überall Gott, mein Gott! — Die Kornähre, der Grashalm, das niedere Moos sprechen: wir kommen von Gott! Die ganze Natur ist ein Tempel, in welchem ich Dich anbeten soll — und jeder Theil, auch der geringste, an diesem Heiligthum, predigt Dich!

Vater, Aller Vater, der Du bist wunderbar und mächtig auf Erden, wie in den Himmeln, heilig sei mir Dein Name! Amen.

273.

Das Reich der Pflanzen.

Zweite Betrachtung.

Psalm 145, 1—9.

Wo tönt der Psalm, der Dich erreicht,
Dich, Herr, und Deine Stärke?
Die Macht, der ausser Dir nichts gleicht,
Die Größe Deiner Werke?
Wo tönt der himmlische Gesang?
Laß mich den Jubel hören!
Laß meines Herzens Liebes-Dank,
Mit ihm vereint, Dich ehren.

Unübersehbar, grenzenlos,
Ist Deiner Wunder Menge:
Ein hoher Inhalt, allzugroß
Für irrdische Gesänge.
Wo kann ich hinschau'n, wo sich mir
Nicht Unermeßlichkeiten
Entschleiern, wo nicht, Gott, von Dir
Ertönen alle Zeiten!

Ich kann, mein Gott, wie groß Du bist,
Errathen mehr, als wissen;
Der Glanz, in den ich schaue, ist
Für mich gleich Finsternissen.
Ich ohne, Herr, nur Deine Macht
Im Stern, wie in der Blume;
Doch trennt mich des Verstandes Nacht
Von Deinem Heiligthume.

Ich will reden von Deiner herrlichen, schönen Pracht und von Deinen Wundern! So sang David, der königliche Sänger Gottes. Und wo ist der Christ, welcher nicht gern und freundlich beim Anschauen der täglich schöner aufblühenden Natur von

dergleichen Empfindungen belebt würde? Wo ist ein Tempel des Höchsten, der festlicher geschmückt wäre zu seiner Verehrung, als der Tempel der Natur, dessen Gewölbe der strahlende Himmel, dessen Teppich die weite, grünende, mit Blüthen überstreute Landschaft ist.

Nur hier empfange ich eine erhabenere Vorstellung von der Größe des Ewigen, die mir so der beredteste Mund eines Sterblichen nicht innerhalb der todten Mauern der Schulen und Kirchen geben kann. Nur hier erweitert sich meine Brust zum Entzücken; mein Gemüth sehnt sich nach Anbetung; nur hier fühle ich lebhaft, wie arm meine Sprache ist, um die Gedanken, die Gefühle auszudrücken, welche mich überwältigen.

Wahrlich, es ist nicht gleichgültig, an welchem Ort man sich befindet, wenn man mit edler Bewegung des Gemüths an Gott denken will. Alles, was uns umgibt, spiegelt sich in unserer Seele ab, und hat einen Einfluß auf unsere Vorstellungsart. Willst du dir nur von der Macht und Größe eines Königs einen lebhaften Begriff machen: sie werden dir ganz anders erscheinen, wenn du derselben in einer elenden Hütte gedenkst; und anders, wenn du Augenzeuge vom Reichthum seiner Paläste und der gebietenden Gewalt seiner Worte bist. So stellst du dir auch die Majestät Gottes anders vor in der Nacht, anders am hellen Tage, anders in einer engen Kammer, anders im freien Felde unter offenem Himmel. Aber standest du jemals einsam auf der Spitze eines Berges, von wo herab du die unten liegende Landschaft wie ein stilles Bild ausgebreitet erblicktest; wo dir die Menschen, gleich Würmern, klein und unbedeutend vorkamen; wo ihre Wohnungen Maulwurfshügeln glichen; wo weite Stille um dich her wohnte, und du allein standest mit der feierlichen Natur und mit dem Gedanken an Gott, und dein Geist, rein von Leidenschaften und Kümmernissen des alltäglichen Lebens, sich selbst gehörte? — Wie ganz anders hast du damals deines Schöpfers gedacht; wie mit ganz anderer Ehrfurcht hast du da zu ihm gebetet, als sonst zwischen den engen Wänden deiner Wohnung, wo dich so vielerlei kleinliche Dinge an irdische Bedürfnisse, Wünsche und Hoffnungen mahnten?

Daher sehne ich mich gern zur Einsamkeit im Schooße der Natur; da empfinde ich ruhiger; da urtheile ich milder über die Menschen und ihre Angelegenheiten; da bete ich mit einer feierlichen Andacht zum Schöpfer. In meiner Hütte, im Gewühle des gemeinen Lebens, zwischen den Wohnungen der Sterblichen, sehe ich nur Menschenwerk; aber draussen erblicke ich, umrauscht und umduftet von der Pflanzenwelt, Gotteswerke. Je länger ich sie im Ganzen oder einzeln betrachte, je ausserordentlichere Dinge nehme ich wahr, je höher steigt meine Ehrfurcht.

Wenn ich eine Pflanze zergliedere, oder vermittelst eines Vergrößerungsglases ihre innern Theile näher betrachte: welche Kunst, welche Zweckmäßigkeit, welche Ordnung bietet sich da meinen Augen dar! Ich erblicke, wie Fasern sinnvoll und regelmäßig durch Fasern geschlungen und verwebt sind, um dem Ganzen eine zusammenhaltende Festigkeit zu geben; zwischen den Fasern allerlei kleine Gefäße und Röhren, die theils Saft enthalten, welcher in ihnen aufgestiegen ist, theils Luft, die ohne Zweifel ebenfalls zur Nahrung dient. Einige dieser Röhren sind schraubenförmig gewundene, silberfarbene Bänder, die sich aus einander ziehen lassen, und wenn man sie losläßt, wieder röhrenartig zusammengehen. Doch wer ergründet, wozu diese Gefäße alle so äußerst kunstvoll gebaut sind, wie keines Menschen Hand sie nachbilden könnte? Wer ergründet, wie nun in diesen Gefäßen Luft- und Wassertheile aufsteigen und sich so vollkommen verwandeln können, daß auf dem gleichen Fleck Erdbodens der Rosenstock den süßen Duft, die Wermuthstaude ihre Bitterkeit, der Weinstock sein köstliches Getränk, und der Stechapfel sein Gift bereiten könne? Alle umgibt doch die gleiche Luft, und ihre Wurzeln verschlingen sich in der gleichen Erdscholle.

Ich kann zwar im Innern eines Stammes die Markröhre sehen; ich muß zwar glauben, das Mark müsse einer der wichtigsten Bestandtheile sein; ich sehe, wie sich das Mark in seinen Fasern durch den dicksten Baum bis zur Rinde drängt; wie alle Aeste des Baumes entweder unmittelbar aus dem innern Mark entspringen, oder erst von einem durch die Rinde hervorgebrochenen kleinen Markknoten ihren Anfang nehmen — aber wie wenig weiß ich darum noch über den wahren Zweck dieses weißen, wellenförmig zusammengefügten Wesens! — Ich weiß zwar, daß in jedem Baume sich zwischen dem Baste und dem alten Holz eine neue Holzlage bildet, die das Mark ringförmig umgibt; aber woraus sie entsteht, bleibt mir unbegreiflich. Ich weiß zwar, daß die Blätter als eine zarte Fortsetzung der Rinde anzusehen sind; aber wodurch empfangen sie an jeder Pflanze ihre regelmäßig vorgezeichnete Form, die sie nie ändern, und die sie schon haben, während sie noch in den Knospen klein zusammengefaltet liegen?

Man sagt, die Gottheit thue in unsern Tagen keine Wunder mehr — Zweifler, bist du hinausgegangen in die Werkstätte des Schöpfers, und konntest du dir die Ereignisse erklären, welche da dein erstauntes Auge sah? Ist es dort nicht seine Hand, die täglich neu schafft? Wessen Hand ist es, die das Unbegreifliche bildet?

Die Pflanzen gleichen in vielen Dingen den Thieren. Jene Saftschläuche, Gefäße, Fasern, Schraubengänge und Luftröhren sind wie ihre Eingeweide zu betrachten. Aber die Aehnlichkeit vermehrt sich, indem ich bemerke, daß die Pflanzen auch aus- und einathmen. Dies geschieht vermittelst der Blätter, auf deren Ober- und Unterflächen viele kleine Oeffnungen sind, durch welche theils Ausdünstungen fortgehen, theils Luft eingesogen wird. Die Haare, womit die Blätter sehr fein bedeckt sind, halten, wie der Wald den Nebel, auch den dünnsten Thau und Regen auf, und sind vermuthlich, wie die menschlichen Haare, sehr zarte Röhren, welche die nöthigen Nahrungsstoffe aus der Luft einsaugen, und dann durch die Blätter dem Stamm mittheilen.

Wie bei den Thieren, findet bei den Pflanzen auch Begattung statt, ohne welche keine natürliche Selbstvermehrung geschieht. Wir erblicken im Innern der Blumen bald Fäden, die aufrecht stehen, und an ihren Spitzen gelbliche oder röthliche Staubbeutel tragen; bald andere Fäden, die keinen Staub geben, sondern an ihrer Spitze eine klebrige Feuchtigkeit haben; bald beiderlei in gleicher Blume beisammen. Jene werden mit Recht männliche, diese weibliche Blüthen genannt, oder wo sich beide in gleicher Blume befinden, vermischte. Zur Zeit der vollsten Blüthe geht die Befruchtung dadurch vor sich, daß die Staubkapseln der männlichen Blüthen ihren zarten Staub durch die Luft fliegen lassen; er bleibt an den klebrigen Fäden hängen, und befruchtet die Blume. Dann fallen

die männlichen Blüthen ab, die man gewöhnlich taube Blüthen nennt, weil sie selbst keine Frucht haben. Aber würde man sie alle, wie die Kätzchen an den Nußbäumen, oder die Blumen an den Gurken, vor ihrem Aufblühen abschneiden: so würden die Fruchtblüthen nichts tragen können.

Die Frucht, welche eigentlich den Samen jeder Pflanze zur Fortsetzung ihrer Art enthält, ist der edelste Theil derselben. Zu ihr tragen alle Theile vom Innern der Pflanze bei, sie zu vollenden. Die Rinde des Stammes liefert die äussere umgebende Hülle; das unter der Stammrinde befindliche grünliche oder gelbliche Zellgewebe erweitert sich durch zuströmende, eigenthümliche Säfte und wird zum fleischigen Theil der Frucht; das Mark des Stammes gibt vermuthlich den ersten Grundstoff zu dem im Mittelpunkte liegenden Samenkorn.

Bei manchen Blumen erkennt man in der Befruchtungszeit die Begattung sehr deutlich. Die kleinen Staubfäden legen sich gleichzeitig an den klebrigen, aus der künftigen Frucht aufsteigenden Faden; oder sie krümmen sich einer nach dem andern zu demselben nieder, und richten sich so wieder auf; oder sie bewegen sich links und rechts, den Staub abzuschütteln.

Viele in der Tiefe des Wassers wachsende Pflanzen stellen ihre Blüthen, während der Befruchtungszeit, über den Wasserspiegel, und ziehn sich nach vollbrachtem Geschäft wieder zurück. Von jener Seepflanze, Vallisneria genannt, die im tiefen Grunde des Weltmeers wächst, ist bekannt, daß sich ihre männliche Blüthe vor dem vollen Aufblühen vom Stamme losreißt und auf der Oberfläche der Wellen herumschwimmt, wo sie sich erst ganz entfaltet. Dann steigt die weibliche an einem schraubenartig gewundenen Faden hängend gleichfalls empor, und sinkt nach geschehener Befruchtung wieder auf den Boden des Meeres zurück.

Doch bei weitem nur von dem allergeringsten Theile der Land- und Wassergewächse kennen wir ihre geheime Haushaltung. Wie wenig achtet der Sterbliche insgemein auf die Werke seines Schöpfers; wie wichtiger dünken ihn oft die mangelhaften Nachbildungen und künstlerischen Spielereien von Seinesgleichen! Würden wir einen hellen Blick in die Natur des großen Pflanzenreichs und in das verborgene, wunderbare Leben desselben werfen können — o eine fremde, unbekannte Welt würde uns umschlingen, wir würden in jeder Pflanze einen Geist zu erblicken glauben, welcher deren äussere Gestalt wie eine schöne Hülle um sich geworfen hätte, und ihr Empfindung und besonnenes Streben mittheilte.

Nehmen wir nicht auch schon bei geringer Aufmerksamkeit wahr, wie viele Gewächse, gleich den Thieren, bei anbrechender Nacht zu schlafen scheinen? Sie verschliessen ihre Blumenkelche; sie legen ihre Blätter zusammen: sie erwachen nicht, bis die Sonne wieder hervorsteigt. Aber wie unter den Thieren viele des Tages ruhen, und erst in der Nacht herumschwärmen, so sind auch andere Pflanzen am Tage unthätig; sie wachen erst mit den Sternen auf, und streuen ihre Wohlgerüche in der stillen Dämmerung aus.

Manchen läßt sich eine sehr zarte, fast thierische Empfindung nicht abläugnen. Die schamhafte Mimose zieht schüchtern ihre Blätter zusammen, wenn man sie antastet; sie läßt ihre Blätter traurig niederhängen, wenn man sie schlägt oder stark erschüttert. An den meisten Gewächsen aber bemerkt man besonders ihre Liebe zum Lichte. Welch ein wetteiferndes Gedränge der Bäume eines Waldes, Theil zu haben am Sonnenlicht! Wie traurig und kränkelnd stehen die Unterdrückten da, während freudig die über ihnen rauschen, deren Wipfel vom Glanz des Himmelsgestirns trinken! Wir breiten die in Zimmern und Gewächshäusern gehaltenen Pflanzen ihre Zweige, ihre Blätter nach den Fenstern hin! Es ist mehrmals bemerkt worden, wie die zur Winterzeit in Kellern aufbewahrten Wurzelgewächse im Frühling weite Ausläufer treiben, um Licht zu finden. So trieb eine Kartoffel, die im Winkel liegen geblieben war, ihren Ausläufer erst zwanzig Schuh weit auf dem Boden hin gegen die Thür, dann rankte sie an der Wand in die Höhe, und in gerader Richtung zum Lichtloch des Gewölbes.

Wer kann bei solchen seltsamen Aeusserungen des Pflanzensinnes gleichgültiger Zuschauer bleiben?

Wer wird nicht von Rührung und Erstaunen ergriffen, wenn er gewahr wird, daß in der stillen Welt dieser Geschöpfe mehr Leben, Absicht und gleichsam willkürliche Thätigkeit ist, als man vermuthete? Warum gehen wir, gleich Blinden, unbekümmert durch die Menge dieser herrlichen Wesen dahin, ohne der allmächtigen, liebevollen Meisterhand des Schöpfers eingedenk zu sein, der sie beseelte; der ihnen eine gewisse Empfindung, man möchte sagen, gegenseitige Liebe gab?

Denn wie unter den meisten Thieren herrscht sichtbar auch unter den Pflanzen eine Art Geselligkeit. Sie wohnen, wo sie frei für sich leben, ganz familienweise beisammen. Da scheinen sie dann kräftiger zu gedeihen, als wenn man sie vereinzelt; ihr Wuchs ist, besonders an Bäumen, schlanker, ihre Oberfläche glänzender. Hingegen einzeln und frei stehende Pflanzen sind zusammengedrängter, struppichter, rauher, auf Berghöhen behaarter. So wird auch der Mensch durch Geselligkeit heiterer, in seinem Aeussern gefälliger, während Einsamkeit ihn in sich gekehrter, rauher und wilder macht.

Wie es unter den Thieren solche gibt, die sich nur vom Untergang und Blut der andern ernähren, finden wir auch unter den Gewächsen mancherlei Raubpflanzen, die im Nahrungssaft und Blut der übrigen schwelgen. Sie hängen sich ihnen an und sind überall mit Saugröhren bewaffnet; diese dringen mit solchen in sie ein und zehren ihre Kraft aus.

So wie in den Einöden des Welttheils Amerika die schrecklichsten Raubthiere einherwandeln, wuchern in dessen Wäldern auch die gewaltigsten Schmarotzerpflanzen. Die Lianen, mit Arm- und Schenkeldicke, umspinnen die Bäume saugend in allen Richtungen; ja von Baum zu Baum in einer Länge von mehrmals hundert Schuh fortschleichend schnüren sie wie starke Seile ganze Waldungen zusammen und machen sie so undurchdringlich, daß mit der Axt oft bei hundert Bäume von ihren Wurzeln getrennt werden und dennoch in einem Verbande mit den andern stehen bleiben. In unsern Gärten hängt die Mistel ihre aussaugenden Wurzeln zwischen die Rinde der Obstbäume und entkräftet sie; eben so der Frauenflachs die kleinern Pflanzen, welcher wie ein starker Bindfaden alle umwickelt. Er wächst zwar auch aus dem Samen der Erde auf; sobald er aber eine Pflanze erreicht hat, zieht er seine Wurzel aus dem Boden, und wenn er eine Pflanze getödtet hat, geht er mit seinen Spitzen zur andern über und saugt sie aus.

Doch bei allen diesen merkwürdigen Eigenheiten der Pflanzennaturen ist ihr ganzes Wesen nur ein schwaches Schattenspiel der thierischen Welt. Sie sind ohne Bewußtsein, wenn gleich nicht ohne Empfindung; sie sind ohne Willen, wenn gleich nicht ohne Triebe, die einem Wollen ähnlich zu sein scheinen. Unerklärlich wunderbar ist der Bau ihres Innern, unerklärlich wunderbar ihr Wachsthum und ihr Vermehren, ihr Verarbeiten der Säfte und ihr regelmäßiges Streben. Allein alles dies, und bei weitem mehr, entdecken wir auch in den thierischen Körpern, welche viel mannigfaltiger zusammengesetzt, viel sinnvoller eingerichtet sind.

Die Seele oder Lebenskraft der Pflanzen finden wir auch vollkommen in den Thieren und Menschen wieder. Die Körper derselben nähren sich, wachsen und pflanzen sich fort, ohne eigenen Willen. Der Säugling wie der weiseste Mann wissen nicht um das Geheimniß, wie die genossene Nahrung sich in Nerven, Blut, Knochen, Sehnen, Haare u. s. w. verwandeln könne. Sie nehmen an Größe und Kraft zu, ohne daß ihr Wille etwas dabei vermag. Die äussern und innern Theile des Leibes verrichten ihre Geschäfte fort, der Mensch wache oder schlafe; sein Herz treibt das Blut mit ausserordentlicher Macht durch die Adern, seine Lunge den Athem, ohne daß er daran denkt. Ja, selbst wenn der Geist schon im Tode vom Körper geschieden ist, dauert demungeachtet oft noch ein Theil des Pflanzenlebens in diesem fort. Man hat mehrere Leichname gesehen, denen nach voller Verwesung der edlern Theile noch Nägel und Haare gewachsen waren bis zu unförmlicher Verlängerung.

Also hat auch das Thier diejenige Seele oder wunderbare Lebenskraft, welche in den Pflanzen unser Erstaunen erregt. Sie besteht im Thiere wie im Menschen unabhängig für sich. Aber ein höheres, unendlich wundervolles Vermögen wohnt im Thiere, davon keine Pflanze hat. Das Thier hat Empfindungen der Lust oder Unlust, und ist sich derselben bewußt. Es hat jene Pflanzentriebe nach Wachsthum und nach Vermehrung seiner Art, aber verknüpft damit seinen eigenen Willen. Es hat die Kraft, sich selbst zu bewegen von einer Stelle zur andern, und zwar nach Lust und Willkür. Es kann Fertigkeiten erlernen, Gewohnheiten annehmen, die nicht in der Natur einer Pflanze liegen. Es kann Stolz, es kann Liebe, es kann Rachsucht, es kann Zorn, es kann Furcht, Demuth und Gehorsam äussern; es erinnert sich des Vergangenen, es kann sich auf eine bevorstehende Annehmlichkeit freuen.

Die Seele des Thiers ist also weit erhabener, als die mit ihr im gleichen Körper vergesellschaftete Pflanzenseele. Keine Blume kennt die Willkür, kennt Liebe und Haß, kennt die Macht der Selbstbewegung.

Der Mensch, auf höherer Stufe, als alle andern sichtbaren Wesen, verbindet in sich die Pflanzen- und Lebenskraft mit der Thierseele — aber noch eine dritte Kraft schwebt in diesem Allem unabhängig und über Alles — es ist der denkende Geist, welcher das Gute und Böse unterscheidet, sich nach eigenen, selbsterkannten Gesetzen richten, die Erscheinungen der Schöpfung durchdringen und Gott, den höchsten Geist, denken kann. Hier ist der Gipfel des Menschenthums! Hier rühret der Sterbliche an erhabenere Wesen, die ohne Zweifel so weit über ihm stehen, wie der Mensch über dem Thier, wie das Thier über der Pflanze, wie die Pflanze über dem todten Stein.

Ein ehrfurchtvoller Schauder durchdringt mich beim Anblick dieser Mannigfaltigkeiten und Stufen in der Schöpfung Gottes! Ich wage es kaum, weiter einzuschreiten in das große, geheimnißreiche Heiligthum der herrlichen Allmacht. Und mein Verstummen wird Bewunderung Deiner Majestät, o Herr des unendlichen Weltalls, und diese Bewunderung ist tiefe Anbetung.

Geist der Unendlichkeit! Allbelebender des Alls! Alles in sich Vollendender! Du, den mein Geist nur mit einem schwachen Laut bezeichnet, aber nicht ausspricht — Gott! o Gott! wie bist Du groß, und größer, als mein Geist es ahnet! Je weiter ich in Erkenntniß Deiner Werke vordringe, je unübersehbarer wird die Menge derjenigen, die mir noch zu erkennen übrig bleiben. Ich fasse einen Wassertropfen, und wähne Deine Größe zu begreifen; aber um mich her schlägt ein Weltmeer zusammen, in dem ich untergehe. Meiner Kraft gebricht die Macht, meinem Leben die Zeit, Dich zu ergründen. Ich glaube Dich zu erblicken in enthüllten Räthseln des Weltganzen, aber Du verschwindest hinter unendlichen, neuen Geheimnissen, deren Schleier mein Arm nicht heben kann. Ich verliere mich in der Fülle Deiner Wunder; ich fühle meine Kleinheit; es wird Nacht um mich, wo ich Licht sah; ich verschwinde mir selbst — ich behalte keinen Trost im Gefühl meiner Nichtigkeit, als den Gedanken, welchen Jesus mit göttlicher Weisheit in mein Inneres legte: den himmlischen Gedanken: auch ich bin Deiner unendlichen Werke eins! Auch ich bin Dein Kind! Auch ich darf Dich Vater nennen! Auch auf mich blickst Du gnadenvoll und barmherzig, wie auf jedes Deiner wunderbar erschaffenen Wesen! Auch mich wirst Du nicht versinken lassen, und mich nicht vergessen, o Vater unser Aller, der Du bist in den Himmeln!

274.

Der Frühling.

Psalm 104.

Empor, empor! mein Herz,
Im Frühlingssonnenstrahl.
Empor, empor! Gott ist mein Lied!
Ihn singen Berg und Thal.

Von allen Kreaturen schwingt
Sich Gottes Lob empor.
Ihn singt der Wurm, der Seraph singt,
Ihn aller Welten Chor!

Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen; denn wer ist mächtiger, als er, der die ewigen Vesten der Erde und des Himmels gegründet, und ungeheure Welten, wie schwebenden Sonnenstaub, hält? Wer ist unergründlicher an Güte und Barmherzigkeit, als er, der die Seligkeit des kleinsten Wurms und der Halleluja bringenden Geister des Himmels bereitet?

Lobe den Herrn, meine Seele! Die Zeiten verwandeln sich, und die Völker und Reiche; es ändert die Erde ihre Bahn und Gestalt, und die unzähligen Gestirne entstehen und schwinden. Nur er ist ewig, und

immerdar, und ist ewig groß und immerdar, und seine Barmherzigkeit kennt keinen Wechsel, seine Liebe keinen Wandel.

Lobe den Herrn, meine Seele! denn er ist dein Gott, der durch den Reichthum des Weltalls die Wonne des Himmels gießt, der dem Grashalm den labenden Thau und dem Auge des Menschen die Thränen der Freude gibt: er ist Dein Gott, und Dein Vater.

Lobe den Herrn, meine Seele! Der die Blüthen des Frühlings auf dich streute, da du voll kindlicher Unschuld im Arm deiner Mutter lächeltest, umringt dich heute mit seinen Wundern, daß du in Entzücken ihn anbetest.

Ihr Quellen, von blühenden Gesträuchen umschattet; ihr Wasserbäche unter den hangenden Weiden, die ihr über den Felsen hinabrauschet; ihr Ströme, deren mächtige Wellen Schiffe mit goldenem Reichthum des Landes tragen: rauschet lauter, es ist dem Schöpfer, daß ihr rauschet!

Rauschet lauter, ihr Wälder an den ergrünenden Hügeln und Bergen, rauschet lauter mit den jungbelaubten Zweigen; und ihr Gesträuche, schwer belastet vom Blumensilber des Frühlings, ertönet vom Gesange der Vögel.

Fröhlich hallt das Thal wieder von den Stimmen der Heerden, die in den blühenden Triften, wie in allen Farben des Regenbogens, weiden; in der Wüste brüllt freudig der Löwe.

Alle Kreaturen erheben die Stimmen ihres Vergnügens, den Schöpfer zu preisen im Schooße der verjüngten Natur. Selbst der kalte Felsen, neu mit Kränzen von rankenden Zweigen geschmückt, wird beredt, und sein Wiederhall verdoppelt den Psalm der Lebendigen.

Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was Odem hat, preise seinen herrlichen Namen! — Fallet anbetend auf eure Knie, Nationen des Erdkreises, und preiset eures Schöpfers unerschöpfliche Huld. Das Todte und das Lebende, das Thier und der Mensch und die Geister schönerer Welten — die ganze Unermeßlichkeit des Vorhandenen, alle Sterne, alle Sonnen rufen: Heilig, heilig ist Gott, unser Gott, dessen Liebe ohne Ende ist!

Denn wer mag die Werke Gottes sehen ohne Rührung, wer die Herrlichkeit der Schöpfung ohne Entzücken! — Die Welt im Frühling ist wie ein Vorhimmel, ein Strahl auf Erden, eine Ahnung des künftigen Bessern, die gleich einem flüchtigen Traum durch unsere Seele dringt.

Wo ist der bange Zweifler, der mit seiner Vernunft hadert, und im Streit mit widerspenstigen Gefühlen Gott verläugnen möchte? — Er trete hinaus in die feierliche geschmückte Natur, die, wie eine ewige Braut, von ihrer Schönheit verklärt, ihm Gott zeigt. Er trete hinaus, und ein lebendiger, balsamischer Athem von Millionen Blumen weht ihm entgegen, und spricht: Hier ist nichts Todtes, Alles ist Leben, und das Leben ist Gott!

Tritt hinaus, Unglücklicher, und frage die Welt voll blühender Pflanzen, die in wunderbar mannigfaltiger Pracht deinen Schritt umringen: wo ist Gott? Stumm erheben sie ihre glänzenden Blumenkelche zum Himmel, und ein lieblicher Duft steigt aus ihnen, wie von Altären, empor zu den Sternen: dort ist Gott! Und die Sterne funkeln herrlicher am Himmel, ihre Strahlen deuten zur Erde nieder, und verkünden: auch dort ist Gott! — Ueberall ist er, denn Alles lebet und webet ihm, dem Allgegenwärtigen.

Zweifler! und wenn nun die Seligkeit und Schönheit der Schöpfung dein Herz erschüttert; wenn vor der Allmacht der Wirklichkeit deine künstlichen Träume verfliegen; wenn deine Vernunft sich mit sich selbst versöhnen, nicht mehr bezweifeln will, was ihrer ohnmächtigen Kraft zu schwer zu ergründen; wenn deine Seele sich aufzulösen wähnt im Wesen der Welt, und wieder Eins mit ihr werden, und mit kindlichem Glauben an Gott hangen will: dann sinke nieder, und verbirg dein glühendes Gesicht und deine Thränen in den Blumen der Wiese, und dein Seufzer — ach dein erster wieder zur Gottheit — wird kein Mißklang im Gesang der Natur sein!

Warum weinest du, verwaisete Seele, über dem Grabe des geliebten Todten? — Du bist einsam, und im engen Sarge tragen sie dein Kleinod, die Freude deines Herzens, zur Gruft! — Beweinest du das Erblassen eines ehrwürdigen Vaters, einer guten, zärtlichkeitvollen Mutter? oder einen Sohn, eine Tochter, die deines Lebens Hoffnung waren? oder einen Gatten, eine Gattin, einen theuern Freund, eine geliebte Freundin, die an dir mit herzlicher Innigkeit hingen? — Warum weinest du über dem Grabe der Todten?

Siehe, der Frühling streut auch über die Gräber seinen Blumenschmuck, und ziert das Ruhebett deines Verstorbenen aus. Und der Herbst bringt mit dem welkenden Grase das niedere, immergrüne Moos auf den theuern Aschenhügel. Wie die Natur den Hügel des theuern Grabes verschönt, so laß auch in deinem Gemüthe nun neue Hoffnungen erblühen. Alles ändert und wechselt, nur die göttliche Güte nicht!

Warum weinest du über den Todten? — Tritt hinaus in die lächelnde Schöpfung der Frühlingswelt — sie predigt dir einen Trost ins wunde Herz, den du nirgends findest, als bei ihr. Sie spricht: Ich bleibe nicht ewig todt; als mich das Leichentuch des Winters deckte, da schlummerte ich nur. Gott ist das ewige Leben, und was in ihm ist, bleibt ewiglich. — Warum weinest du über die Todten? Alles in der Natur ist Leben, und kein Tod ist in ihr. Wohl wechselt darin Alles die Hüllen und das Kleid, aber Nichts vergeht. Wohl warf das Gesträuch einst Blumen und Laub ab, aber die geheime Kraft des Lebens blieb, und schmückt sich wieder mit leuchtendem Grün und weitduftenden Rosen. Verbrenne den Strauch — du hast nur die Hülle verbrannt, die Lebenskraft ist unzerstört, und verjüngt sich an einem andern Ort in jüngern Keimen. — Der Liebling, um welchen du trauerst, warf nur die Hülle ab, wechselte nur das Kleid. Du wirst thun, wie er, und ihm schön verwandelt wieder begegnen. — In Gott ist Alles Eins, Alles nur Leben, Alles unverlierbar.

Wer spricht voll dumpfen Mißmuths: die Welt sei ein Jammerthal, ein Leidensort, ein Haus der Thränen? Tritt hinaus in das freudige Reich des Frühlings, wo dir Gottes Liebe, Gottes Güte, Gottes Ruf zur Freude von allen Hügeln und Thälern, von allen Fluren, allen Hainen entgegendringt. Und während Millionen beglückter Geschöpfe in zahllosen Sprachen und Tönen jauchzen: O wie schön ist Gottes Welt! magst

du da länger trauern, und Gottes Weisheit verkennen und verachten? Ist dein Uebel, unter welchem du leidest, nicht vielleicht am Ende die Frucht eigener Thorheiten und Unvorsichtigkeiten? Warum verurtheilst du die göttliche Schöpfung? — Ist dein Leiden vielleicht die Wirkung einer Krankheit, die unverschuldet ward, oder eines Uebels, welches du nicht abwehren konntest: fasse Muth, auch dieser Schmerz ist zu der großen Summe göttlicher Wohlthaten gerechnet, und ist Arznei für dein Gemüth. Nur durch ungeduldigen Trübsinn vermehrst du deine Noth, und legst zu dem ersten einfachen Uebel ein zweites hinzu durch eigene Schuld.

Die Empfindungen des Christen im Frühling beim Anblick der wiedererwachenden Natur können nur Entzücken und Bewunderung der göttlichen Größe, Güte, Weisheit und Macht sein. Gedanken und Gefühle werden zum Lobgesang auf die Unerschöpflichkeit der himmlischen Liebe. Und die Sehnsucht der Seele zu Gott, die Sehnsucht, in ihm aufgelöset, ihm ganz eigen zu sein, wird reger und heftiger.

Und mit dem Aufleben der Welt soll auch unser Gemüth zu neuer, heiliger Kraft aufleben; die neuen Wohlthaten, mit denen uns der ewige Vater überschüttet, sollen uns auch entflammen zu neuer Thätigkeit in Werken der Liebe, der Sanftmuth und Wohlthätigkeit gegen unsern Mitmenschen.

Die fleißige Biene sumset um den Kelch der frischen Blüthen, Honig einzusammeln für die Tage des Winters. Der Fruchtbaum bildet zwischen den Blumen seine Früchte, um Menschen und Thiere einst zu laben im Herbst: der Vogel bauet sein Nest, und suchet den Jungen ihr Futter. Alles im weiten Umfang der erwachten Natur ist das Bild der Geschäftigkeit, des Fleißes, des Sammelns, des Säens. So sollen auch wir zur Arbeit, zur nützlichen Thätigkeit mit neuem Muthe gehen. So sollen auch wir uns mit neuen Tugenden schmücken. So sollen auch wir zu allem Guten und Nützlichen, was sich darbietet, die Hand reichen, und indem wir das Gute aussäen, auf unsern Herbst des Lebens, auf unsere Aernte im bessern Leben hinüberblicken.

Mit neuer Liebe will ich die Menschen umfassen, wie Gott mit neuer Liebe sie alle umarmt und beglückt. Wo es eine Thräne zu trocknen gibt, und ich das Vermögen habe, sie abzutrocknen, da soll sie nicht mehr fliessen. Wo ich irgend einem meiner Freunde, meiner Bekannten, meiner Hausgenossen eine Freude gewähren kann: da will ich sie ihm schaffen, wie Gott uns täglich neue Freude gewährt. Wo ich irgend einen Feind habe, der mich meidet und flieht, der mir Uebels nachredet oder thut, der Alles, was ich thue, bös ausdeutet, und selbst, was ich Gutes habe, verkleinert, da will ich ihm seinen Haß verzeihen; ich will jede Gelegenheit gern benützen, ihm Liebes zu erweisen, auch wenn er es nie erfährt, daß es von mir gekommen. Denn auch Gottes Liebe macht keinen Unterschied zwischen den Menschen; er läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, und Regen und Thau des Himmels sinken befruchtend nieder auf den Acker des Gerechten und Ungerechten.

Mit neuem Glauben will ich an Gottes endloser Liebe und an seiner Vorsehung hangen, die sich mir mit jedem Frühling gleichsam verklärter und herrlicher, denn jemals, offenbaren. Er ist der Ewigtreue, der Ewiggütige; nach seinen Gesetzen bewegt sich Alles, und die Schicksale der Menschen sind von ihm geordnet. Mit neuem Glauben will ich seinen weisen Führungen folgen; denn er, der Alles so wunderherrlich und zweckvoll schuf und einrichtete, er wird es auch mit mir wohl machen.

Warum soll ich mich mit bangen Sorgen der Nahrung quälen? — Wie einfach leben die Geschöpfe meistens, die er schuf! Und doch sind sie glücklich. So will ich mich denn auch einschränken, einfach leben, und Gott wird meine Arbeiten segnen; wie kann es dann mir oder den Meinigen fehlen? — Die Vögel unter dem Himmel, sie säen nicht, sie ärnten nicht, und der himmlische Vater nährt sie doch! Er, der die Lilien auf dem Felde herrlicher kleidet, als Salomo war in seiner Pracht, er wird auch mich, er wird auch die Meinigen nicht vergessen, noch verlassen.

Und wenn dann auch Augenblicke des Kummers eintreten, wenn ich dann auch wohl in bange Verlegenheiten komme: wie wunderbar fügte es sich oft, daß ich wieder durch seinen Beistand, durch seine Leitung meines Schicksals beruhigt und erfreut werden mußte! — Wie oft habe ich nicht schon die Wahrheit des Sprüchleins an mir selbst erfahren: Ist die Noth am größten, dann ist Gott am nächsten!

Mit neuer Hoffnung soll mich der Reiz der schönen Frühlingswelt beseelen. Wer Gott nur nicht verlor, der hat noch nichts verloren. Ja, mein Herz hoffet auf ihn, den Ewig-Allmächtigen, den Ewig-Liebenden, der auch jetzt wieder die erstorbene Natur in wundervolles Leben zurückgerufen hat.

Der Frühling ist für den fleißigen Landmann die Zeit neuer Hoffnungen, und gewiß auch für das christliche Gemüth. An den Wundern des Schöpfers richtet sich unser gesunkener Muth wieder empor, und sieht heiter durchs Leben in die Ewigkeit. Er, der diese Welt schon mit so überirdischen, unbegreiflichen Reizen schmückte, welche Welt wird er uns einst öffnen jenseits unserer Todesstunde! Darf ich zweifeln, daß sie nicht minder schön sein werde? Ach, wie klein, wie gering ist doch der Theil des unendlichen Weltganzen, den ich kenne! Und hat Jesus, mein göttlicher Heiland und Lehrer, hat Jesus nicht selbst mich auf ein schöneres Leben, auf eine noch wundervollere, herrlichere Welt hingewiesen, auf eine Welt, neben deren Pracht die schönsten Erdenfrühlinge verschwinden?

Siehe, da blühen über den Gräbern junge Rosen auf, und um das dunkele Kreuz windet sich der grünende Epheu mit Lebensfülle. — Holdes Sinnbild unvergänglichen Seins und ewiger Wiederverjüngung in der Natur!

Schlummert sanft, ihr frommen Todten! Theile eures Staubes vermählt die sparsame und immer schaffende, immer wieder belebende Kraft der Natur mit den Blumen, die euern Hügel beschatten. Eine schönere Blume blühet nun euer unsterblicher Geist, mit den edelsten Kräften ausgestattet, doch erhaben über den Stern der Erde. — Kraft ist kein Staub: aber sie bewegt den Staub, und verbindet ihn zu neuen Gestalten und Zwecken. — Eure Seelenkraft ist, vom Staube entbunden, schon zu höhern Zielen hingeeilt. Euch lächelt dort ein schönerer Frühling, als dieser irdische ist, in dem ich mich so glücklich preise.

Auch ich — auch ich werde ihn sehen, euern himmlischen Frühling! Auch ich werde meinen Gott in noch wundervollern Verhältnissen anbeten! Auch ich, ihr Geliebten, um die mein Auge hier weint, werde dort euch wieder begrüßen dürfen; — wieder begrüßen euch Alle, ihr Theuern, mir so früh Entrissenen! ihr Geliebten, für welche ich heisse Liebe im Herzen bis zu meinem Grabe mitnehme! — O Gott der ewigen Liebe, du Schöpfer meiner zärtlichen Gefühle, du Lenker meines Schicksals, der mich mit jenen theuern Seelen auf Erden zusammenführte, Du selbst, der die Bande der Freundschaft um unsere Herzen legte — Du hast mir sie nicht auf ewig entrissen. Ich finde mein Verlorenes wieder! — Kein irdischer Frühling gleicht der Wonne solches Wiederfindens.

O theure Seelen, theure Namen, die ich nicht nennen kann, ohne daß Thränen der wehmüthigen Sehnsucht meine Augen netzen, o mir zu früh Entrissene! es kommt nach dem irdischen Lenze der himmlische, welcher mein Verlangen stillt.

Gott, mein Gott! welchen Seligkeiten hast Du mich noch aufbewahrt! — Gott, mein Gott, welche Freude weißt Du mir nicht schon in dieser Welt zu geben! Ach, nie fühlte ich es so tief und innig, als jetzt im Glanze des Frühlings, wie unwerth ich Deiner Liebe und Barmherzigkeit bin.

Ja, mit dem neuen aufblühenden Leben Deiner Schöpfung blüht neue Liebe, neuer Glaube, neue Hoffnung in meinem Herzen auf!

Wohl habe ich oft gefehlt, wohl habe ich Deiner im Getümmel der Welt, der Zerstreuungen, der Arbeiten oft vergessen; wohl habe ich oft der Lehren meines Jesu nicht geachtet; wohl habe ich oft, von meinen Leidenschaften, von meinen Gewohnheitsfehlern hingerissen, den Menschen, die Du doch liebst, weh gethan; wohl habe ich manches Gute unterlassen, das ich hätte stiften können; — aber mit neuer Liebe zu Dir will ich meinen Lebenswandel beginnen, weil sich mein Glaube immer herrlicher zu Dir erneut. Ich will der bessere, der edlere Mensch, der wahre Nachfolger des göttlichen Jesus werden, um der Hoffnungen willen, die Du mir bereitet hast.

Denn wie darf ich jene Hoffnungen und Verheißungen ergreifen, wie können sie mein Glück in Deiner schönen Welt erhöhen, oder wie können sie mich in Augenblicken des Kummers trösten, wenn ich mich ihrer durch meinen Lebenswandel nicht würdig mache? — Laß mich voll heiligen Geistes werden in allen meinen Gedanken und allen meinen Handlungen. — Ich muß schon hier streben nach Heiligkeit und Unschuld, um Genosse höherer Seligkeiten werden zu können, um euch, ihr theuern vor mir Hinübergegangenen, wieder zu haben, um mit euch Theilnehmer der ewigen Herrlichkeit zu sein.

Ja, noch einmal gelobe ich es Dir, mein Gott, mein Vater, ich will besser, frömmer, menschenfreundlicher und wohlthätiger werden; ich gelobe es bei euern Gräbern, ihr Geliebten, um deren Verlust ich traure, und nach denen mein Auge die Thränen der Sehnsucht weint, — ich will durch Edelmuth mich eures Looses, eures Wiederfindens würdiger machen. Amen!

Ja, Du mächtiger Erneuer
Dessen, was gestorben ist,
Aller Liebenden Erfreuer:
Wer beschreibt's, wie gut Du bist?
Wer entrichtet seine Schuld
Würdig Deiner Vaterhuld?

Wer auf Deiner schönen Erde
Sich voll Dankbarkeit bemüht,
Daß sein Geist auch schöner werde;
Wer für Dich voll Liebe glüht:
Der entrichtet Deiner Huld,
Freilich nie ganz, seine Schuld.

275.

Frühlings-Andacht.

Psalm 148, 1—6.

Herrlich leuchtet Deine Güte,
Deine Macht und Weisheit, Gott!
Jedem fühlenden Gemüthe
Ruft der Frühling: Gott ist Gott!
Ist ein Quell, dem Freud' entquillt,
Der mit Leben Alles füllt.

Millionen Blumen duften,
Alle Felder strahlen grün,
Wie wenn tausend Stimmen riefen,
Hör' ich: Fühlt und preiset ihn!
Ihn, der Erd' und Himmel trägt,
All' ihr Heer trägt und bewegt!

Wärmere Lüfte umwehen mich, und tragen mir balsamische Gerüche von tausend und tausend aufgeschlossenen Blumen zu. Mit hellem Grün leuchten Wälder und Hügel auf mich her; und ein silberner Regen von Blüthen trauft von den Bäumen, unter jedem Schauer des Windes, auf mich hernieder. Der Bach, welcher noch vor wenigen Wochen von hartem Eise starrte, fließt im grünen Schatten hangender Gesträuche fröhlich dahin, und Blumen bekränzen sein Ufer. Gleich lebenden Blüthen gaukeln Schmetterlinge durch die Luft; Käfer summen im warmen Sonnenstrahl, und Lerchen singen über Kornfeldern, indem sie dem glänzenden Tagesgestirn entgegenschweben.

Welch eine Pracht rings umher! Mit wie wunderbaren Farben prangen die Blumen des Gartens! Sie enthüllten sich eine um die andere in ihren schönen, mannigfaltigen Gestalten, öffnen ihre geheimen Kelche, und giessen süßen Duft, wie aus Opferschalen, über die Erde hin.

Wo bin ich? Ist dies noch die Welt, welche vor wenigen Monaten vor meinen Augen so ausgestorben dalag? Ist es noch dieselbe Welt, wo vor Kurzem Alles in Schnee und Frost erstarrt, wie in einem einzigen weiten Grabe beisammen lag? Da schwieg der Schöpfung Lobgesang, wenn nicht vielleicht noch dort und hier aus einsamen Hütten ein Seufzer des Dankes zu Gott aufstieg. Wie schaudernd war die Stille, nun aber wacht der laute Jubel auf, und begrüßt den kommenden Lenz.

Und jeder Sänger in der Luft entflencht dem Wintergrabe, und Flur und Hain ertönen von frohen Liedern. Quell und Bach und Strom und Meer frohlocken. Anbetung des Ewig-Gütigen und Lob des Herrn ist die ganze Natur in der Flur ihrer wundervollen Auferstehung.

Und wie alle Kreaturen, durchweht auch mich ein

neues, himmlisches Gefühl. Ich athme tiefer, freier im hellen Sonnenglanz, in der heitern, von Wohlgerüchen durchströmten Frühlingsluft. Der Thau des Morgens fällt über die Blumen nieder, und in den kaum entfalteten Busen der Rosen, wie Thränen des Entzückens, aus den Augen der Natur. So sinkt auch meine Freudenthräne über die Wange nieder, und mein Seufzer, dem tiefbewegten Herzen entstiegen, mischt sich in das große Halleluja der Erschaffenen.

Fröhlicher jauchzen die unschuldigen Kinder, die spielend in den Blumen der Gärten und Wiesen tändeln. Verklärt durch ein schöneres Gefühl tritt die blühende Jungfrau, der unternehmende Jüngling in die lächelnde Schöpfung hinaus. Gatte und Gattin vergessen des dunkeln Winters und der häuslichen Sorgen; der Anblick der prachtvollen Schöpfung läutert ihr Herz und füllt es mit Ruhe und reiner Wollust. Der Greis selbst will sich verjüngen, tritt hinaus zum Sonnenstrahl und läßt sich von der erquickenden Wärme überströmen. Der Reiche vergißt seine Marmorsäle: die Hand des Allmächtigen schmückt schöner, als der kühnste Witz des Sterblichen, die Welt. Der Bedürftige verläßt die armselige Hütte: Gott baute ihm einen Pallast, welchen Kaiser und Könige nicht herrlicher haben.

O Gott, o Schöpfer! wie unaussprechlich herrlich, wie unaussprechlich gütevoll bist Du! Wenn ich Deine Wunderwerke und ihren göttlichen Zauber empfinde, mich der Glanz der weiten Natur anleuchtet, der Athem des Frühlings mich durchdringt, der Jubel der hochbeseligten Schöpfung mich umrauscht, und ich die Freude der Menschen und des kleinsten Wurms wahrnehme — dann wird mir, als möchte ich aufgelöset werden in dies schöne, unermeßliche All, um ganz in Dir zu sein.

Wo kann ich Deine Majestät lebhafter anschauen, als im Buche der Natur? Wo kann ich Deine Weisheit, Deine Allmacht deutlicher erblicken, als in dem Buche der Natur, das Du vor mir ausbreitest? Wann ist eine Zeit des Jahres einladender, dieses Buch zu lesen, als die Zeit des allgemeinen Wiedererwachens der Dinge im Frühling? — Ist der Frühling nicht ein Auferstehungsfest der Erde? Ist er nicht das hohe Gedächtnißfest, welches die Natur den ersten Schöpfungstagen feiert, da sie, mit Millionen Wundern prangend, zum erstenmale aus Deinen allmächtigen Händen hervorging?

Könnte ich mich auf den Fittigen des Adlers hoch in die Lüfte schwingen; höher noch auf den Flügeln der Morgenröthe durch alle Himmel! Könnte ich tief unter mir den Erdball sehen und seine Reiche, wie sie sich abwechselnd unter dem festgeordneten Gang der Jahreszeiten verwandeln!

Durch die unendlichen Räume des Weltalls schwebt, wie eine Feder, leicht und sicher der Erdball um die ferne, strahlende Sonne, die einen Ozean von Licht und Wärme durch die ganze Unermeßlichkeit ausgießt. Dieser Erdball, die Wohnung von Millionen und Millionen beglückter oder zum Glück erschaffener Wesen, schwebt in des Himmels leeren Räumen, durch unsichtbare Gewalt geführt und in unabänderlichen Bahnen. So hast Du es, höchste Allmacht, geordnet. Wir staunen das unbegreifliche Wunder an. Wir suchen mit unserm schwachen Verstande zu dem ungeheuern Räthsel die Auflösung, und erklären ein Wunder durch neue Wunder, welche wir im Verborgenen ahnen.

Und wie diejenige Hälfte der Erde, welche wir bewohnen, also gegen die Sonne eine Richtung nimmt, daß die Strahlen derselben nur schief über die Oberfläche hinweggleiten, erstirbt und erkaltet Alles darauf. Der Thau wird Reif; die Wolken lassen Schnee fallen, statt befruchtenden Regens; die Ströme werden Eis; die Pflanzen welken; Menschen und Thiere verbergen sich. Bald ist die eine Hälfte der Erdkugel eine unübersehbare Einöde, eine leblose Wüste, als hätte der Schöpfer ihrer vergessen, während die Landschaften der andern Erdhälfte im grünen Schmuck des Sommers prangen, wo die Strahlen der Sonne senkrecht niederströmen und erwärmen.

Doch unaufhaltsam rollt der Erdball weiter in seiner Kreisbahn um die flammende Sonne. Bald wendet er seine winterliche Seite wieder dem großen Quell der Wärme und des Lichtes zu. Allmälig fallen schon die Sonnenstrahlen weniger schief auf diese erstarrte Seite, und die Wärme dringt ein. Die Schneefelder verschwinden; die vom Eispanzer befreiten Ströme brausen in ihren Ufern fort; ein mattes Grün umschimmert Hügel und Thäler. Der Frühling beginnt für uns, während die Fluren der andern Erdhälfte nun herbstlich erbleichen — er ist für uns da in aller seiner Herrlichkeit, während Schneegestöber die andere Erdhälfte veröden; die unserige glänzt in der Fülle des Sommers, unter den beinahe senkrechten Strahlen der Sonne, während die andere von Schnee und Eis eine leblose Wüste geworden.

So wirkt die ewige Himmelsordnung auf den Erdball im Großen. So führt der Lauf unsers Weltkörpers um die Sonne den Wechsel der Jahreszeiten herbei. Geschlechter blühen auf und verwelken; aber die Ordnung des Himmels dauert fort; immer verjüngt sich die Erde, immer erstirbt sie zum neuen Aufleben. Ach, Tausende gehen über diese wunderbare Erde hin, und achten nicht auf die erhabenen Schöpfungsgesetze, nicht auf des Schöpfers unveränderliche Huld, der zu ihrer Seligkeit in unberechenbaren Fernen unermeßlichen Weltkörpern Lauf und Thätigkeit vorschrieb.

Wie in den grenzenlosen Räumen des Himmels, wirkt die wunderbare Hand Gottes auch in der Nähe unsers Erdballs. Jene Wolken, die noch vor wenigen Monaten Schnee über die Fluren ausstreuten, senden jetzt warme Regenschauer nieder zur Erquickung der Pflanzen und Thiere. Wer ergründet der Welten seltsames, geheimes Spiel? — Nebel schweben über die Wiesen und längs den Hügeln in sichtbarer Gestalt; unsichtbare Dünste und Dämpfe, von der Wärme der Erde und ihrer Millionen Geschöpfe entwickelt, steigen leicht in die Lüfte empor. Und ist die Luft mit diesen Dünsten gesättigt, und sie erkaltet, so entstehen die Wolken. Wolken wie Nebel entstehen aus kleinen Dunstkugeln. Aber wie entstehen diese? Wie können diese Wolken, diese ungeheuern Wassermassen, welche, wenn sie in Tropfen zusammenrinnen, als Regen niederfallen und weite Länder überschwemmen, Bäche zu Strömen, Ströme zu Flüssen anschwellen — wie können sie so leicht und beweglich über unsern Häuptern schweben, sie, die, in Tropfen verwandelt, zweitausendmal schwerer sind, als die Luft, auf der sie schwimmen?

Es gibt der winterliche Himmel der Erde seinen Schnee, um die zahllosen Gewächse gegen des Frostes tödtende Macht zu beschirmen und zu erwärmen. Es gibt der Frühlingshimmel der Erde seinen warmen Regen, um den Millionen erwachender Keime Nahrung zuzuführen.

— Wunder drängen sich in jeder Stunde an Wunder, und eine Güte des Schöpfers folgt der andern. Und ich, der Zeuge dieser Wunder, dieser Güte, könnte gleichgültiger Zuschauer sein?

Wenn die Allmacht Gottes durch einen Wink den Erdball in seinem Laufe fesseln würde — es wäre genug, die ganze lebende Welt zu vernichten. Der ewige Winter würde sich mit seinen Schrecken über die Welt auslagern. Kein Frühling brächte wieder Blumen, kein Sommer goldene Saaten, kein Herbst die reichen Aernten. Die schlafenden Gewürme und Thiere schliefen ihren Todesschlaf; die Völker würden verderben, nach andern Weltgegenden flüchten, umkommen. Der Erdball wäre ein unermeßliches Grab seiner Bewohner, und der letzte Mensch, welcher einsam zwischen den Leichen über die Erde ginge, sähe das große Weltgericht in seiner ganzen Furchtbarkeit.

Aber Gott lebt, er will Leben wecken, und Leben und Seligkeit sehen durch das ganze Weltall. Unveränderlich geht das große Uhrwerk der Natur fort, wie Gottes Weisheit es vom Anbeginn geordnet. Eine Reihe dunkeler Kräfte sind das geheime Triebwerk, welches Alles in der fortdauernden Regsamkeit erhält. Warum will ich die Himmel durchdringen und in dem Kreistanz entfernter Welten die Wunderhand des erhabenen Schöpfers suchen? Sie ist mir überall nahe, und die Geschichte eines kleinen Pflanzenkeims offenbart mir die Weisheit, Ordnung und Wohlthätigkeit der Schöpfung eben so glänzend, als die Laufbahn der Erde, der Sonne und der Sterne, aus welcher der Wechsel der Jahreszeiten entspringt.

Die Anmuth eines heitern Frühlingstages lockt dich hinaus in die freie Flur. Dein Fußtritt geht über ein ganzes Reich mannigfaltiger, dir unbekannter Pflanzen hin, und zerteilt zarte Keime, die emporsprossen wollen. Ach, du weißt nicht, welche zarte Sorgfalt die Natur für sie bis dahin getragen.

Im Herbste ließ der alte Eichstamm des Waldes seinen Samen zur Erde fallen. Er diente größtentheils unzähligen Thieren zur Nahrung. Aber doch einige dieser herben Früchte blieben ungenossen am Boden liegen zwischen dem welkenden Grase. Nun streute der mütterliche Baum sein dürres Laub vor Anbruch des Winters darüber, und deckte die vergessene Eichel schonend zu gegen die rauhe Jahreszeit. Und über die Laubdecke breitet sich der beschirmende Schnee. So schlief der zärtliche Keim der Eichel im langen Winter wohlverwahrt. Du sorgtest nicht für sie. Leblose Wesen nehmen sich ihrer an, nach des Schöpfers wohlthätiger Anordnung. — Der Frühling beginnt. Auch die vergessene Eichel fühlt in ihrem Innern die Alles belebende Wärme. Ihr Keim sprengt den Kern. Er senkt eine feine Wurzel in den vom Schnee und Regen erweichten Boden, befruchtet und nahrhaft durch des Mutterstammes versaultes Laub. Die Wurzel saugt die erste Nahrung aus den Brüsten der allgemeinen Mutter alles Irdischen, der Erde. Dadurch gewinnt der Keim neue Stärkung; er hebt einen schwachen, krautartigen Stengel empor, und faltet die weichen Blätter am Sonnenlicht aus. Auch durch die Blätter saugt dies junge Pflänzchen neue Nahrung aus der Luft. Es erstarkt unter Regen, Wind und Sonnenwärme. Du schreitest vorüber, und achtest dieses geringen Krautes nicht. Aber die gütige Natur sorget mit immer reger Mutterliebe für dasselbe, so wie sie für dich sorgt. Siehe, dies Kraut wird Baum; wird einst des Waldes Schmuck, des Menschen Reichthum, wenn du schon Staub geworden. Es prangt dereinst in hundertjähriger Schönheit, und deine Urenkel lagern sich vielleicht einst im Schatten dieser ehrwürdigen Eiche, über deren Wipfel diesen Frühling noch deine Fußsohle verächtlich hingleitet.

So ist Alles mit Liebe und Vorsorge von der göttlichen Schöpferhand geordnet. So steht Alles in genauer Verbindung. Nichts ist umsonst. Eines dienet unterstützend in der Schöpfung dem Andern. Der Frühlingstag, welcher dich heute anlächelt, sorget schon für die nachfolgenden Jahrhunderte, sorget schon für das Wohlsein deiner Kinder, deiner Enkel und Urenkel.

So hat dem aufmerksamen Beobachter der Natur Alles Wichtigkeit, Alles Bedeutung, wenn er in die wiedererwachende Schöpfung hinaustritt. Der Christ sieht in jeder Blume die Ewigkeit der unergründlich weisen Weltordnung; ihm deutet jeder Halm hinauf zum Schöpfer; ihm predigt jedes Blatt die Liebe und Herrlichkeit seines Gottes.

Und wie viele Millionen lebender Wesen treten mit diesem Frühling in das Dasein! Wer zählt das Heer der Gewürme, welches über die Erde kriecht? — wer die Schaaren der Vögel, welche in den Lüften schwimmen, und die Wälder mit Gesang erfüllen? — Wer die Heere der Fische, welche im Bach und Meere spielen? — wer die Arten aller Thiere, welche, dem Menschen freundlich oder feindlich, auf den Wiesen und in den Wäldern, auf den Bergen und in den Thälern umherirren? Für Alle sorgte Gottes Liebe und Weisheit. Die Geschichte jedes dieser Geschöpfe, die Geschichte des kleinsten Wurms, von seinem Entstehen bis zu seiner Auflösung in Erde, ist eine Geschichte der wunderbaren Allmacht und Allweisheit Gottes.

Ach, es ist unmöglich, Alles und Alles, was Gott um mich her erschuf, zu beobachten, zu durchforschen; mein Leben ist zu kurz, Alles von seinen Werken zu erkennen, ob es gleich vor meinen Augen liegt. Unendlich und grenzenlos und unbegreiflich, wie das höchste Wesen in sich selbst, ist es auch in seinen Werken.

Und wie Mancher geht durch dieses reizende Getümmel von Wunderwerken hin, ohne auch nur von ihrem Anblick erschüttert zu werden! — Der Mensch, der Schöpfungstage letztes und edelstes Werk; der Mensch, der allein unter allen Geschöpfen aufrecht, mit zum Himmel gewandtem Angesicht, einherschreitet, zur Herrschaft geboren; der Mensch, allein begabt mit höherer Einsicht, als alle andere ihm bekannte Geschöpfe, ausgestattet mit dem Lichte der Vernunft, mit dem Kleinode der Sprache, in welches er den erhabenen Begriff der Gottheit hüllen kann — der Mensch kann in der Frühlingswonne gefühllos bleiben? — in der ganzen Pracht und Anmuth der Natur nichts, gleich jedem Thier, als eine Erquickung seines Leibes finden? — nur eine abgewechselte Art von flüchtigen Lustbarkeiten?

Nein, ich bin ein Christ! Ich sehe mit Christo in der Schöpfung nicht das Irdische, sondern die göttliche, wirkende Macht meines himmlischen Vaters; nicht das Vergängliche, sondern das Bleibende, Ewige, immer unter neuen Gestalten Wiederkehrende. Für mich ist das Erwachen der Natur im Frühlinge das jährliche Gedächtnißfest der göttlichen Weltschöpfung. Dieselbe Macht, welche vor vielen Jahrtausenden aus den Wüsten und Leeren das Licht und die Sterne, Meere, Erden, Pflanzen

und Gewürme und Thiere rief, die Tage schuf, die Zeiten des Jahres ordnete; dieselbe Hand, welche aus dem weiten Nichts die wunderreiche Schöpfung hervorwinkte, hat auch aus dem erstarrenden Winterschoose dieses neue Aufblühen, diesen Glanz, diese Weltpracht hervorgerufen. Jeder Frühling ist eine erneuerte Schöpfung, und macht sich selbst zum Zeugen von den Tagewerken der himmlischen Allmacht und Gnade.

Und auch ich bin unter den zahllosen Wundern der göttlichen Macht selbst ein Wunder, welches sich nicht begreifen kann, und keins der geringsten. Der menschliche Geist schwebt höher als alles Irdische; er umfaßt das Mannigfaltige, und trägt in sich das Bild der Welt und der Gottheit. Er ist die Krone, die letzte und lieblichste Blume der Schöpfungswerke, zwar fest mit den Wurzeln am Erdball haftend, aber das Haupt durch den Himmel hebend zur Gottheit.

Darum mische sich meine Freude, mein Gebet in den Jubel Deiner Schöpfungen. Auch meine Seele ist Dein Werk, Weltenvater, Namenloser! Auch ich bin Dein Kind, das Du aus dem Nichts zur Seligkeit riefest. Ja, auch ich darf in dem prachtvollen Heiligthum Deines Weltgebäudes mich Deiner Größe freuen; darf vor Dein Antlitz treten, und Anbetung bringen.

Wer bin ich? Erde aus Erde! Und doch würdigst Du mich, Erbarmer, Liebevoller, Deine Pracht anzuschauen und Dich zu verherrlichen. Dennoch umströmst Du mich mit Seligkeit, und lässest mich aus den Entzückungen, die mich beim Anblick Deiner Werke durchdringen, die höhern Bestimmungen meines künftigen Daseins ahnen.

Frohlockend jauchz' ich, rühm' und singe:
Bis über alle Himmel dringe
Zu Gott mein Lallen, mein Gesang.
Erhab'ner, als der Sterne Höhen,
Noch höher, als die Himmel gehen,
Geht seine Gnade, geht mein Dank!
Barmherzig schauet er
Auf alle Wesen her,
Die ihn ehren.
Er sorgt für sie,
Und laßt sie nie
Zu ihm umsonst nach Hilfe flehen!
Und hab' ichs nicht von ihm vernommen?
Ist nicht ein Wort zu mir gekommen,
Das selbst sein Mund geredet hat:
Wenn man die Himmel kann ermessen,
So kann ich euer auch vergessen,
So mangelts mir an Macht und Rath! —
So sprach er. — Denkt, wer ist,
Der seinen Himmel mißt?
Gottes Gnade —
Betet an!
O betet an! —
Ist höher, als die Himmel sind.
Euch schuf er, um uns zu beglücken,
Euch, Erd' und Himmel! Euch zu schmücken,
Floß über euch sein Licht herab.
Und Geistern sich zu offenbaren
Erschuf er Geister. Zahllos waren
Die Welten, die er ihnen gab.
Jehova, nur Dir selber gleich;
Wie groß, wie herrlich ist Dein Reich,
Und unaussprechlich!
Die Natur
Verkundigt nur,
Was Du schon warst, eh' Alles war.
Die Fruhlingswelt,
Die Geisterschaar
Singt wonneschauernd auf zu Dir;
Geheiligt sei Dein Name!

276.

Die Luft.

Ps. 104, 1—4.

Gelobt sei Gott! — Ihm will ich fröhlich singen,
Ihm Dank und Ruhm mit seinen Kindern bringen;
Ich will, vereint mit allen frommen Seelen,
Sein Lob erzählen.

Groß, majestätisch sind des Höchsten Werke,
Sie künden seine Weisheit, seine Stärke;
Aus ihnen strömen heilige Vergnügen,
Die nie versiegen.

Er baut den Wundern, die sein Arm verrichtet,
Ein Denkmal, welches keine Zeit vernichtet;
Die weite Luft erzahlt von seiner Güte,
Der Baum mit Blüthe.

Ihn zu erforschen, und ihn zu erheben,
Ist wahre Weisheit, führet uns zu Leben;
Erleuchtet uns, damit des Menschen Seele,
Was gut ist, wahle!

Wie lieblich prangt die verjüngte Welt im Strahlenschmuck des Frühlings! Wie versilbern sich mit zarten Blüthen Bäume und Gebüsche des Thales, während die Wälder längs den Hügeln vom hellen Grün leuchten, und die Quellen zwischen neu umblümten Felsen anmuthig daherrauschen, oder der breite Strom majestätisch im spielenden Sonnenglanz dahin zieht!

Ist dies die öde Landschaft, die noch vor einigen Wochen erstorben dalag, verhüllt im Schnee oder grauen Nebel? wo die Thiere in ihren Höhlen, die Menschen in ihren Wohnungen verborgen lagen, und nur der Rabe unter dem trüben Himmel über die kahlen Felder hinschwebte, oder der Sperling schüchtern sich den Wohngebäuden nahete, und zwitschernd um einige Körnchen Nahrung zu flehen schien?

Wie wunderbar, wie unbegreiflich ist Alles umgestaltet! Gott winkte; die Stürme schwiegen; die Schneegestöber flohen; der Erdball wandte sich dem Sonnenlicht entgegen; die Quellen und Flüsse stießen ihr Eis ab; Millionen schlafender Keime drangen aus dem Schoose der Erde hervor, und entfalteten ihre Blätter und Halme und Blumen, und gossen balsamischen Hauch durch die lauen Lüfte aus.

Dies ist Gottes Finger! Er, der Ewig-Allmächtige, der Ewig-Holde, hats gethan. Jeder neue Frühling, den ich hienieden erlebe, scheint mir noch prachtreicher als jeder vergangene zu sein. In jedem neuen Frühling spiegeln sich die ehemaligen Frühlinge meines Lebens wieder in schönen Erinnerungen ab. Mein Dasein scheint sich zu vervielfältigen, je länger ich Jehova's Schöpfungen sehen darf.

Wie glücklich bin ich durch meines Gottes Güte, daß ich noch athme, und mich meines Daseins erfreuen mag! Ach, mancher Edle entschlief indessen, und sah das Erwachen der Natur nicht wieder. Meine Geliebten, o ihr Theuern, deren Asche nun das Grab umfängt, ihr freuet euch nicht mehr mit mir der wiederauflebenden Schöpfung. Der frohe Gesang der Vögel tönt nicht hinab in eure stille Gruft, und die Blumen, welche der Lenz mit vollen Händen streut, fallen nur auf die Hügel eurer Gräber!

Doch dieser irdische Frühling, der für euch sich nicht mehr schmückt; diese Morgen- und Abendröthen, die für

euch nicht mehr glühen; diese Lieder und Töne der Freude, welche nicht mehr für euch durch die Lüfte klingen; dieser Blumenglanz, der Wiesen und Wälder und Gärten nicht mehr für euch ziert — sind sie für euch ein so großer Verlust? — — Nein, euch blühet ein anderer Lenz, euch strahlen schönere Morgenröthen eines bessern Lebens; euch tönen andere Gesänge entgegen! Auch ihr dort, wie ich hier im Erdenstaube, bewundert die Größe und Macht Gottes, aber verklärter, weiser, vollkommener, denn ich! Hier ist nur die schöne Vorhalle der Ewigkeit; im Tempel selbst wandelt ihr schon.

O ihr Glückseligen, ihr zu Gott früher als ich Berufenen! Leicht möget ihr unter seligern Gestirnen vergessen, was ihr hienieden verlassen habt. Doch während euch meine Liebe, meine Wehmuth mit Treue durch die Ewigkeit nachfolgt, will ich mich hienieden noch der kurzen Augenblicke meines Daseins erfreuen. Vielleicht ist auch dies einer meiner letzten Frühlinge, die ich sehe.

Ja, ich will, o wundervoller Schöpfer, o Vater, der Du über Alles herrlich und erhaben bist, ich will Deine Werke hienieden mit Ehrfurcht betrachten, mit Entzücken preisen. Vorbereiten will ich mich, dort — wohin Du auch mir einst winkst — Dich noch tiefer verehren und bewundern zu können. Göttlich schön sei die Welt, welche mich nach meiner Auflösung erwartet — aber göttlich schön ist auch die Welt, die mir mein himmlischer Vater jetzt schon zum weisen Genuß eröffnet hat.

Und fast zu keiner Zeit ist der Mensch aufgelegter, Gottes Herrlichkeit auf der Erde zu bewundern, als wenn diese in ihrem Frühlingsschmuck wie eine junge Braut dem Himmel entgegenlächelt.

Aber wo soll ich beginnen, wo enden? Wohin ich blicke, ist Weisheit und Macht vermählt, im Kleinsten wie im Größten! Alle Elemente singen den Ruhm Gottes. Soll ich von der Erde reden, deren zahllose Bewohner den Ewigen preisen? — oder von den Fluthen des Wassers, welche den ganzen Erdball umrauschen, und deren Schoos geheimnißvoll eine ganze, noch unerforschte Welt von lebenden Wesen verbirgt? — oder von der Pracht und Gewalt des Feuers, wie es in winterlichen Nordlichtern lodert, in den Strahlen der Sommersonne die Erde aufschließt, daß sie die unermeßliche Fülle der Pflanzen trage, und unterirdisch in Klüften und Schlüchten flammt und Länder erschüttert, und aus den Gipfeln der Berge Gluthströme stürzt? — oder von der Luft, welche durchsichtig, klar und leicht mit jedem Athemzuge in uns einströmt, wie eine überirdische Nahrung unserer Lebensflamme, den ungeheuern in ihr schwimmenden Weltball der Erde dahinträgt, wie eine zarte Feder, und in der Kette der sichtbaren Weltordnung das Glied ist, welches Sterne mit Sternen, Erden mit Erden, Sonnen mit Sonnen verknüpft?

Was ist weiter verbreitet durch das Weltall, als die Luft, und welches Element ist geheimnißvoller und reicher an göttlichen Wundern? — Du blickst empor zu den Sternen. Wie klar, wie hell, wie durchsichtig ist diese feine Flüssigkeit, die dein Auge umgibt, und durch die dein Blick in einer kaum nennbaren kurzen Zeit zu den allerentferntesten Gestirnen dringt, wohin, und flögest du auch nur zum nächsten Sterne — und flögest du mit der Geschwindigkeit einer ehernen Kugel, die dem donnernden Geschütz entsteigt — du kaum in zwanzig und dreißig Jahren gelangen könntest! Und in diesem leichten, flüchtigen Elemente schweben große Weltkörper, schweben Erden und Sonnen, die viel tausendmal größern Umfang haben, als die irdische Welt, die wir bewohnen! Hier ist Gottes Allmacht! Täglich zeugt von ihr jeder Athemzug, den du aus dem unermeßlichen Elemente schöpfest, o Sterblicher: und dennoch bliebst du so oft gleichgültig und fragtest: wo ist Gott? — — Hier ist Gottes Allmacht, und der weiseste Mensch auf Erden ergründet sie nicht. Und wenn er alles errathen, Alles erahnet hat, so bleibt er zuletzt staunend an den Grenzen seiner Erfahrungen stehen, und ruft bebend: Noch wissen wir nichts! Unsere Erkenntniß ist ein gebrechliches Stückwerk! Dort, wo das große Geheimniß des Ganzen ruht, dort waltet Gott!

Und dieser klare, feine, blauschwimmende Luft-Ozean, dessen ätherische Wellen an keine Ufer schlagen, als an die Weltkörper, welche gleich schwimmenden Inseln sich in ihm nach den Gesetzen göttlicher Allmacht bewegen, ist gleichsam die Mutter, die Gebärerin alles Irdischen, die unerschöpfliche Vorrathskammer, aus welcher die Natur sogar ihre festen Körper hervorzieht.

Was wäre der Sterbliche, könnte er von diesem Ozean nicht mit seinem Athem Leben trinken? Was wären alle Thiere? Wir ziehen selbst Nahrung aus der Luft, indem wir sie einziehen. Wir behalten ihre gesunden Theile in uns, und hauchen wieder die untauglichen zurück. Eingesperrt in einem engen Raum von Luft, würden die Menschen zuletzt sich mit ihrem Athem selbst vergiften und ersticken, weil die Luft nicht mehr genießbar und nährend für sie ist. So die Thiere. So selbst die Pflanzen, welche ebenfalls durch die Oberfläche ihrer Blätter Luft einschlucken und ausstoßen. Ohne Hinzulassung frischer Luft werden die kräftigsten Gewächse bleichen und welken; in gesunder, reiner Luft gedeiht Alles mächtiger.

Was wir Luft heißen, oder der Dunstkreis, der unsere Erde nach allen Seiten umschließt, ist aber bei weitem nicht so klein und einfach, als wir glauben, wenn wir seine Klarheit und Leichtigkeit bemerken. Er ist angefüllt mit den verschiedensten Urstoffen aller Dinge; in ihm sind gleichsam alle andern Elemente, Feuer und Wasser, Erden und Metalle, aufgelöset vorhanden. Man kann dies schon daraus schliessen, daß Alles, was die Flamme auf Erden zu verzehren scheint, Steine, Holz und thierische Theile, verwandelt in Dunstgestalt emporsteigt und sich mit der übrigen Luft vermischt; daß die Körper, welche verwesen und verwittern, nur einen geringen Theil ihres Bestandes als Staub zurücklassen, während ihr größerer verdünster sich in der Luft verbreitet hat. Selbst der Mensch würde, wenn er nicht täglich hinlängliche Nahrung als Ersatz empfinge, immer mehr von seinen Bestandtheilen verlieren, weil er unaufhörlich ausdünstet, und einen Theil seines Leibes an die Luft abgibt, welche ihm dafür Stärkungen anderer Art und Zuwachs gewährt.

Den überzeugendsten Beweis aber von der Zusammensetzung der Luft aus den allermannigfaltigsten Stoffen geben uns die merkwürdigen und wohlthätigen Erscheinungen, welche wir zwischen Erde und Himmel gewahr werden. Der heiterste Himmel kann sich in wenigen Augenblicken mit schwarzen Gewölken trüben, die in der Luft entstehen, und oft Regenfluthen niederschlagen, welche Länderüberschwemmungen bewirken. Wer winkt den Wolken, daß sie sich sammeln zur rechten Zeit, und hält schwe-

bend in den Lüften die Wellen des Wassers, daß sie nicht zu früh niederrauschen in einzelnen Tropfen? — Lobe den Herrn, meine Seele! Herr, mein Gott, Du bist sehr herrlich; Du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist Dein Kleid, das Du anhast; Du breitest aus den Himmel, wie einen Teppich; Du wölbest es eben mit Wasser! (Ps. 104, 1—3.)

Was im Sommer als wohlthätiger Regen auf die schmachtenden Fluren niederträufelt, oder in einer drohenden Hagelwolke dahinfährt, sinkt aus den freien Lüften im Winter als Schnee nieder, um die vom Frost erstarrte Erde zu decken und zu erwärmen. So sind Thau und Reif ähnliche Niederschläge aus der Luft. Sollte man nicht glauben, der ganze Luftball sei ein Meer feinen Wassers?

Doch wie erstaunenswürdig! Im Schoose dieser über uns schwebenden Wasser schlummern zugleich die verheerendsten Feuerflammen. Wer band so die feindseligsten Elemente zusammen, daß sie einig und innig am Himmel beisammen wohnen, die auf Erden sich unaufhörlich bekämpfen? Oder was käme den Flammen verzehrender Blitze an Gewalt und Schrecklichkeit gleich? — O Gott, alltäglich sehe ich Deiner Allmacht Glanz, und die Räthsel der Natur deuten auf Deine unendliche Weisheit empor, und wie kalt, wie gefühllos gehe ich darunter hin, als hätte ich Alles begriffen, als erschiene nichts Ausserordentliches für mich!

Ja, nicht nur flüssige Stoffe, wie Feuer oder Wasser, entwickeln sich aus den Lüften, sondern selbst Erden und Steine erzeugen sich in jenen heitern, durchsichtigen Regionen. So gewiß man Steine und Metalle durch Verbrennung in Rauch und Luft verwandeln kann, so gewiß können sich auch wieder Luftarten durch eigene Mischungen in feste Körper zusammenziehen, und als Steine und Metalle vom Himmel herabfallen.

In ältern wie neuern Zeiten und in den verschiedensten Ländern hat man zahlreiche Erfahrungen von solchen aus hohen Lüften niederfallenden Steinmassen. Noch immer vernehmen wir fast jährlich davon. Gewöhnlich erblickt man während ihrer Bildung in der Luft eine feurige Kugel, die im hohen Bogen dahin fährt, dann mit donnerähnlichem Krachen zerspringt und erlöscht. Heisse, glühende Steine fallen einzeln weit zerstreut nieder. Gewöhnlich sind sie von grauer Farbe und schwer; von innen enthalten sie die glänzenden Körner reinen gediegenen Eisens.

Je näher der Oberfläche des Erdballs, je dicker und unreiner, oft auch desto ungesunder ist die Luft; je höher und entfernter, desto reiner und dünner. Auf den Gipfeln der höchsten Berge wird sie so fein, daß man sie kaum noch athmen kann, und nur zwei Meilen in gerader Linie aufwärts über unsern Häuptern ist sie zu dünn, als daß ein Lebenswesen darin noch bestehen und fortdauern könnte. Bis dahin erhebt sich kein Vogel; selbst der kühne Adler hat noch nicht die Oberfläche des großen Luft-Ozeans gesehen, auf dessen Boden unten wir umherwandeln.

In dieser Tiefe aber, wo wir die Luft geniessen, ist sie auch am heilsamsten. Hier, weil sie nicht allzufein ist, kann sie die Wärme der Sonnenstrahlen verstärken, indem sie jeden Strahl gleichsam in Millionen Brennspiegeln bricht. So gedeihen Menschen, Thiere und Pflanzen darin, die in allzudünner Luft von Kälte erstarren würden. Auf den Gipfeln hoher Gebirge mögen nur wenige Thierchen leben; selbst die Pflanzen ersterben, und die erhabenen Tannen können dort kaum die Höhe eines mäßigen Gesträuchs erreichen. Ja der Schnee, welcher auf den Rücken der höchsten Berge fällt, ungeachtet er der Sonne viele Tausend Schuh näher liegt, schmilzt nie ganz hinweg, sondern lagert sich auf Jahrtausende dahin, und würde auf den Erdgebirgen noch höhere Eis- und Schneegebirge ansetzen, wenn die natürliche Erdwärme nicht die untern Schneelagen allmälig aufthaute und in Quellen und Wasserbäche auflöfete, aus denen unsere Flüsse und Ströme werden.

Wie die Wärme, so verstärkt die tiefere Luft auch das Licht, und erfüllt Alles wunderbar mit Glanz. Wer mag es ertragen, am Sommertage in den blendenden Himmelsraum lange hinaufzuschauen? — Aber von den Gipfeln der höchsten Berge gesehen, erscheint der Himmel weniger glänzend, von tieferm, fast schwärzlichem Blau; die Sonne ist weniger strahlend, und die Sterne funkeln nicht so lebhaft. Wäre es möglich, sich noch in höhere Reviere zu erheben: man würde die Sonne, gleich einem glänzenden Vollmond, strahlenlos am schwarzen Firmament erblicken. Selbst der Schall, so stark er auch unterhalb der tiefern Luftschicht tönt, wird auf hohen Bergen schwächer, und im luftleeren Raum ist gar kein Schall.

Dieses ätherische Meer, dieser luftige Ozean, welchen Gottes Weisheit so wunderbar für uns baute und ordnete, ist in einer beständigen Bewegung und Gährung. Denn bald erschüttern ihn unmerklich die vom Erdball aufsteigenden Dünste, bald die hereinfallenden Sonnenstrahlen, die ihn mit ihrer Wärme ausdehnen; bald die anziehenden Kräfte entfernter Himmelskörper. Hebt nicht der Mond in seinem Laufe die Meere empor, über welche er hinzieht, also, daß daraus regelmäßig Ebbe und Fluth entstehen müssen?

Diese Bewegungen des Dunstkreises nennen wir Winde und Stürme. Sie sind gleichsam Ströme, die ihre besondere Richtung nehmen. Sie machen es fühlbar, daß die Luft allerdings etwas Körperliches ist, wiewohl wir sie kaum sehen. Denn wenn gewaltige Sturmwinde daherbrausen, Mauern niederstürzen und Eichen entwurzeln, ist dies weniger der großen Geschwindigkeit des Windes, als der ungeheuern Luftmasse zuzuschreiben, welche sich plötzlich darüber wälzt. Stürme, welche ganze Wälder umreissen, durchlaufen nach genau angestellten Beobachtungen doch nur in einer Sekunde kaum vierzig Fuß Raumes. Und solche Stürme gehören zu den geschwindesten, stärksten und furchtbarsten. Aber mit gleicher Geschwindigkeit legen manche Vögel in gleicher Zeit den Weg zurück.

Jede heftige Erschütterung des Dunstkreises oder der uns umgebenden Luft ist eine Empörung und Umwälzung des himmlischen Ozeans, in dem wir athmen, und eins der grausenvollsten Schauspiele der Natur. Schrecklich ist der Sturm, wenn er über die Länder der Erde heulend hinrauscht; wenn er Bäume mit der Wurzel aus dem festen Boden reißt und umherschleudert, wie Spreu; ganze Wälder krachend niederstreckt; die Dächer menschlicher Wohnungen hoch in die Luft führt; die festesten Gebäude erschüttert, ja zusammenstürzt; Ströme in ihrem Lauf hemmt und aufschwellt, als wollte er sie zu ihren Quellen zurücktreiben; Berge abträgt und Felsen zerreißt. Das donnernde Getöse weit umher in der Höhe und Tiefe vermehrt die Furchtbarkeit dieser Erscheinung; die Wolken des Himmels eilen geflügelt über uns hin; die Vögel

flüchten erschrocken ihren erschütterten Nestern zu, und das Wild des Waldes rettet sich heulend zu seinen Höhlen.

Doch entsetzlicher ist der Anblick der tief erschütterten Luft auf dem Meere. Masten zerbrechen, Schiffe zerscheitern. Mit dem Sausen des Ozeans mischt sich das Erbrausen der geschlagenen Wellen, die in schauerlicher Beweglichkeit bald das Innere des Erdballs zu entblößen, bald sich gegen die Wolken des Himmels hinaufzuschleudern scheinen.

In diesem Grimm der weit empörten Natur lernt auch der Zweifler glauben und der Bösewicht beten. Da ists, wo die Macht der gefürchteten Erdengötter, der hochgefeierten Könige und Fürsten, geringer als elender Tand und Staub erscheint. Da ists, wo Du, Gott, o Allmächtiger, in Deiner Majestät offenbart stehest, vor der Alles erzittert und auch das Erhabenste als ein Nichts verschwindet. Da ists, wo die Welt erbebt, der Stärkste erblaßt, der Leichtsinnigste verzweifelt, und nur noch, mitten im verheerenden Sturm, ruhig die stille Tugend lächelnd zu Dir emporblickt, und mit dem frommen Sänger der Psalmen spricht: Du föhrest auf den Wolken, wie auf einem Wagen, und gehest auf den Fittigen des Windes. (Psalm 104, 3.)

Schaudervoller als jeder Sturm, der in den milden Himmelsstrichen weht, die wir bewohnen, ist mancher andere in entlegenen, heissen Weltgegenden. So zittert der Aegypter noch heutiges Tages, wenn der tödtliche Giftwind aus den Wüsten hervorbricht. Dann wird der sonst immer heitere Himmel trübe; die Sonne gleicht einer rothbräunlichen Scheibe; die Luft ist grau, wie von einem staubigen Dunst gefüllt, und wird immer glühender. Schnell welken die Pflanzen ab; die Blätter fallen verdorrt von den Aesten der Bäume; das Kälteste wird heiß, selbst Marmor und Eisen und Wasser erwarmen. Thiere und Menschen flüchten in Schatten, Höhlen und Gruben, um den brennenden Windstößen zu entrinnen und nicht von ihnen unmittelbar getroffen werden. Wehe, wenn sie ihn treffen: er stürzt erstickt zu Boden; ein augenblicklicher Tod ist sein Loos.

Aehnlich diesem ist in Arabiens Wüsten der giftige Samiel. Wenn er sich erhebt und weht, scheint der ganze Luftkreis feurig und roth. Mit Zischen und Knistern fährt der Wind daher und mit erstickendem Schwefelgeruch. Er tödtet mit der Geschwindigkeit des Blitzes Thiere und Menschen, welche sich nicht schnell vor seiner Berührung retten.

Doch wer könnte die mannigfaltigen Erscheinungen der Luft und der Winde hernennen? Ihre Zahl ist zu groß, ihre Wirkungen sind zu ausserordentlich, ihre Ursachen unerforschlich. Wo Gott herrscht, waltet heiliges Geheimniß. Aber in den Erscheinungen seiner Stärke erkennen wir den Allerhöchsten, den Weltregierer, und mit ehrfurchtvollem Staunen beten wir ihn an, und überall und immer seine Weisheit, seine Güte. Denn auch da, wo seine Macht am furchtbarsten erscheint, ist er Wohlthäter; und wo wir seine tief verborgenen Zwecke nicht erkennen, ahnet sie das gläubige Gemüth. Du, Herr, Du machest Deine Engel zu Winden, und Deine Diener zu Feuerflammen. (Ps. 104, 4.) Durch Deine Stürme reinigst Du die Lüfte, daß sie mit Gesundheit alle Deine Geschöpfe erquicken, und an der Hand der Winde führst Du die Schiffe über das Meer von Welttheil zu Welttheil, daß sich die Menschen überall als Brüder begrüßen und finden, und mit gegenseitiger Liebe hilfreich unterstützen.

O Vater, mein Gott, mein Schöpfer, mein Erhalter! Wie konnte ich oft bei Deinen Wohlthaten so ungerührt dastehen, die ich mit jedem Zuge meines Athems genoß! O Unerforschlicher, dessen Tiefe der Einsicht und Weisheit kein Sterblicher, kein Engel ergründet, wie konnte ich oft so kalt durch die Herrlichkeit Deiner Schöpfung dahin wandeln, als wäre Alles nur ein Spiel des todten, bewußtlosen Ungefähres!

Nein, nein, nicht länger soll es also mit mir sein. Nicht vergebens blühte Dein Erdenfrühling wieder um mich auf! Er ist der Verkünder Deiner Größe, der Prediger Deiner Liebe. Er redet nicht vergebens an mein Herz. Ich will Deine Werke betrachten; ich will Dich suchen in Deinen Thaten. Und wer Dich mit aufrichtigem Herzen, mit Inbrunst sucht, Vater, der findet, der erkennt Dich überall. Denn überall lebst Du und Alles preiset Deinen ewigen, herrlichen Namen. Ihn nennt das Brausen des Sturms; ihn der Gesang der Haine; ihn der Donner des Himmels und das Säuseln des niederfallenden Regens, welcher die Flur erfrischt.

Sollte ich allein stumm sein in dem großen Tempel der Natur, den Deine Hand erbaute, wo Dich Alles erhebt und verherrlicht? Sollte ich allein undankbar durch das Reich Deiner Wohlthätigkeit und Gnade hingehen, wo selbst die Wonne des kleinsten Wurmes Dir für Deine Schöpferhand dankt? O ich wäre nicht werth aller Liebe und Treue, die Du mir erwiesen!

Und wenn ich Dich mit Engelzungen priese, und jeden Augenblick meines Lebens des Guten eingedenk wäre, welches Du, o Herr, an mir gethan: wäre ich darum Deiner Gnade würdiger? — Nein, ich würde es auch dann nicht sein! Denn was könnte ich Dir geben, das ich nicht von Dir empfangen hätte; und wie gering bin ich, daß Du, Gnadenvoller, meiner immerdar gedenkest! — Nichts habe ich, nichts bin ich, als durch Dich; nichts sind alle erschaffenen Wesen, als durch Dich. Aber wie der Wurm im Staube, aber wie der Seraph vor Deinem Throne will auch ich Dich verkünden und preisen, und die Stimme meines höchsten Entzückens sei Gebet!

277.

Die Erde.

Ps. 104, 13—18.

Ich fühl's in jeder Wonne
Der jauchzenden Natur;
Im Glanze Deiner Sonne,
Im Hain und auf der Flur;
In Deiner Berge Pracht,
Im blumenreichen Thale,
Im kühlsten Morgenstrahle:
Gott, Deine Güte hat's gemacht.

Es spricht die ganze Erde,
Und jeder Rose Duft,
Das Brüllen jeder Heerde,
Das Sauseln jeder Luft.
Wie groß ist Deine Güte!
Sagt lispelnd mir der Bach;
Wie groß ist Deine Güte!
Hallt mir Dein Donner nach.

Zum Lobe Deiner Werke
Gib Feuer meinem Geist,
Begeisterung und Stärke
Dem Danke, der Dich preist;
Bis er vor Dir, gewöhnt
Zu Deiner Werke Ruhme,
In Deinem Heiligthume
In höhern Liedern tönt.

Die schönste aller Jahreszeiten ladet uns jeden Tag zum Genusse der freundlichen Natur ein. Wer verläßt nicht gern das dumpfe Zimmer, um unter den Blüthen grünender Zweige zu lustwandeln? Wer erquickt sich nicht gern in den Strahlen der Frühlingssonne, wenn sie durch das spielende Laub der Bäume fallen; oder wer wandelt nicht wie ein Seliger im Schimmer der Abendröthe, wenn Hügel, Wälder, Himmel und Thal im milden Duft um uns her schweben, wie das Gebilde eines anmuthigen Traumes? Was ist zuletzt neben dieser seelenerhebenden Pracht der Gottesschöpfung alle Pracht der Fürstenwohnungen? Wie gern verläßt auch der Mächtigste seinen Thron, der Reichste seine Schätze, um mit dem Aermsten im Lande den Genuß dessen zu theilen, was die Gottheit Allen gab!

Der glückliche Landmann besucht seine Felder und Wiesen, die, vom Vater alles Segens gesegnet, freiwillig ihren Reichthum hervortreiben. Und wer auch nur einen kleinen Garten besitzt, nennt ihn seinen Lieblingsort, weil sich für ihn derselbe mit Blumen von mannigfaltiger Farbenpracht schmückt. Ja, wer endlich keine Erdscholle sein nennt, ist glücklich, wenn er in einem Scherben, aus einer Hand voll Erde, die selbstgepflanzten Blumen aufsteigen und ihm entgegenprangen sieht.

Es ist das Vergnügen, welches man empfindet, indem man sich ländlichen Beschäftigungen überläßt, und die Ordnungen der Natur zu seinem eigenen Vortheil anwendet, von so ganz eigenthümlicher Art, daß es kaum mit irgend einem andern verglichen werden kann. Daher war der Anbau der Erde seit den ältesten Zeiten nicht nur aus Nothdurft, sondern auch aus Vergnügen, eine von denjenigen Arbeiten, welcher sich die Menschen mit dem lebhaftesten Eifer hingaben.

So ist es gekommen, daß gegenwärtig der größte Theil der uns bekannten Oberfläche der Erde, einige von Natur öde Stellen oder Wüsten ausgenommen, überall angebaut und benutzt ist, und daß also die Länder der Welt heutiges Tages einem einzigen unermeßlichen Garten gleichen, wo menschlicher Fleiß gleich sehr für Anmuth und Gewinn sorgte.

Wie ganz verschieden ist daher durch die Kunst und Arbeitsamkeit der Sterblichen der Erdball von jenem ersten Zustande geworden, wie er war, als er aus des Schöpfers Händen hervorging. Gott gab dem Menschen alle Kräfte, alle Mittel, alle Stoffe zu seinem bequemen Dasein; aber er mußte und sollte jene benutzen, um sich dieses zu verschaffen. Noth und Lust sollten den Menschen zur Anstrengung seines Verstandes, zur Entwickelung seiner Geistesanlagen zwingen. Dies lag in dem großen Entwurf der Vorsehung; denn nicht bloß die Ernährung und Bekleidung des Körpers, sondern die Stärkung und das Wachsthum des unsterblichen Geistes, sollte die Hauptsache sein.

Anfangs, ehe sich das menschliche Geschlecht, aus dem verlornen Paradiese hervorgetreten, über die Erde ausgebreitet hatte, war diese eine ungeheure Wildniß ohne Ende. Undurchdringliche Wälder, weit ausgebreitete Sümpfe, von ungesunden Nebeln überschattet, öde Wüsteneien, verheerende Ströme mit ungewissen Ufern, wechselten ab. Wilde Thiere hauseten Jahrhunderte lang in der großen Einsamkeit allein, ehe in derselben hier und dort der schüchterne Fußtritt eines Menschen erscholl. Aber wie der Mensch immer weiter seine Wohnungen, seine Herrschaft ausdehnte, entwichen erschrocken die wilden Thiere der Einöden; die Wälder fielen unter dem Schlage der Axt, und verwandelten sich in Wohnungen, Brücken und Schiffe. Die Sümpfe wurden ausgetrocknet; die giftigen Nebel verschwanden, und die Sonne senkte wärmere Strahlen auf die Kornfelder und Wiesen zahmer Heerden nieder.

Aber die Verwandlung der Erdoberfläche veränderte nothwendig auch den Zustand der Witterungsbeschaffenheit. Das Verschwinden der endlosen Wälder und Sümpfe machte die Gegenden wärmer und trockener, und Kräuter und Bäume fremder Welttheile konnten nun auch zum Genusse des Menschen in Landschaften reifen, wo der Anbau sonst ungedenkbar gewesen. So tauschten nun die Völker des Erdbodens unter einander ihre Gewächse. Und der größte Theil der Blumen, die uns aus unsern Gärten anduften; die Obstbäume, die ihre blühenden Zweige prangend durch die Luft schwingen; die goldenen Saaten der Aecker, die dort grünen; die Kräuter, Gemüse und Erdfrüchte, die für unsere Küche erzogen werden; der edle Weinstock, dessen Trauben mit ihrem Safte das Herz des Menschen erfreuen — alle diese Pflanzen haben ein anderes Vaterland zum Ursprung, und sind Geschenke der entlegensten Weltgegenden.

Eben so sind die meisten unserer zahmen Hausthiere, das edle und nützliche Roß; der Hund, des Menschen treuer Wächter und Gefährte; die Heerden auf unsern Fluren; das zahme Geflügel unserer Höfe — alle sind Nachkömmlinge von solchen, die aus tausend Meilen weiter Ferne vor längerer oder kürzerer Zeit zu uns herüber kamen.

Aber nur der geringste Theil der Pflanzen und Thiere ist aus einem Lande ins andere versetzt worden. Die Anzahl derselben ist so groß, daß kein menschliches Gedächtniß hinreicht, nur ihre verschiedenen Gestalten und Namen zu behalten. Ueber hunderttausend Arten von Bäumen, Gesträuchen, Stauden, Kräutern, Schwämmen, Flechten, Moosen, Farnkräutern, Gräsern und Palmen begrünen die Rinde des Erdballs. Noch unendlich mannigfaltiger und zahlreicher sind die Arten der Thiere, welche in der großen Pflanzenwelt Leben und Nahrung finden. Unter dreihundert Gattungen Vögel sind nur erst zwanzig Gattungen zu wirklichen zahmen Hausthieren gemacht! Aber noch ist die große Zahl der Säugethiere, der Vögel, der zweilebigen Geschöpfe, die im Wasser, wie auf dem Lande wohnen, der Fische, der Insekten und Würmer weder überzählt noch bekannt. Wer möchte es? Zahllose Arten wohnen noch in Weltgegenden, die kein menschliches Auge sah; zahllose sind noch so klein, daß ein einziges Blatt ihnen eine Stadt, ein einziger Wassertropfen ihnen ein Weltmeer ist, und der schärfste Blick des Menschen sie kaum als Stäubchen bemerkt, die sich willkürlich bewegen. Nur Gott kennt sie; er, der sie ins Leben rief, und ihnen Allen Nahrung und Freude gab, jedem nach seiner Weise.

Auch ist auf Erden jeder Pflanze und jedem Thiere sein bleibender Aufenthalt angewiesen, über dessen Grenze hinweg sich nichts entfernen kann, ohne zu verderben. So hat jede Weltgegend ihre eigenthümlichen Bewohner, ihre eigenthümlichen Reichthümer durch die Weisheit des Schöpfers erhalten. Nicht ein einziges Land hat alle Schätze der Welt zugleich, während ein anderes schmachtet. Die Traube des Weinstocks gehört andern Gegenden, andern wieder die edle Tanne. So wird ein Volk des andern immer bedürftig bleiben; so sind alle Völker der Erde durch ihre Bedürfnisse immerdar unter einander verknüpft, daß sie Glieder einer gemeinschaftlichen Kette, Zweige einer einzigen großen Familie bleiben, deren Vater Gott ist.

Nur der Mensch hat vor allen Geschöpfen hienieden das Vermögen erhalten, leben, wohnen und sich vermehren zu können, in welchem Theil der Erde es ihm gefällt. Er wandelt aus den heissesten Landstrichen, wo die Sonnengluth jede Pflanze versengt, zu den kalten Gegenden des ewigen Eises, wo er die Sonne nur selten erblickt, und wenige Thiere ausdauern. Ueberall ist er Herr: es zittert vor ihm der Tiger in den glühenden Sandwüsten und der Bär auf den rauhen Schneefeldern. Der Mensch ward die Krone der göttlichen Schöpfung, nicht dem Leibe, sondern dem Geiste nach. Er sollte den ganzen Erdball und die auf demselben wunderbar verstreuten Werke Gottes kennen lernen, um durch diese Einsichten zu Gott geleitet und göttlicher zu werden.

Auch ist der Erdball, diese ungeheure, von zahllosen Millionen Wesen bewohnte und im Himmelsraum frei dahinschwebende Kugel, schon mehrmals von Menschen ganz umreiset worden. Im Zeitraum eines Jahres kann diese Reise vollbracht werden, die in geradester Linie einen Weg von fünf- bis sechstausend Meilen betragen würde. Aber Meere, die den größten Theil der Erdfläche bedecken, und Gebirgsketten, deren stets beschneite Gipfel sich in den Wolken verlieren, zwingen den kühnen Reisenden zu vielfältigen Umwegen. Eine Weltkugel, welche in so kurzer Zeit umreiset werden kann, scheint nicht sehr groß zu sein. In der That ist sie es auch nicht, und der Stern, welchen wir im Weltall bewohnen, ist einer der kleinsten unter allen Himmelskörpern, die wir vom nächtlichen Himmel als ferne Gestirne auf uns niederschimmern sehen.

Nur unsere Kleinheit, die der Maßstab von Allem wird, was wir berühren, macht uns Alles groß und unermeßlich, während es im Vergleich mit dem grenzenlosen Weltall als ein geringes Sonnenstäubchen verschwindet. Nur durch unsere eigene Kleinheit erscheinen uns die Gebirge ungeheuer, welche von der Oberfläche der Erde in die Gewölke des Himmels hinanragen; und doch ist weder ihre Höhe, noch die größte Tiefe des Weltmeers im Verhältniß des großen Erdballs wichtiger, als die Unebenheit, welche ein Sandkörnchen machen würde, das an einem glatten Apfel hangen blieb. Zwar hat man an vielen Orten die Tiefe des Weltmeers noch nicht mit fünfzehnhundert Fuß ersenken können; aber hätte es auch einen Abgrund, welcher der Tiefe der höchsten Gebirge gleich käme; so würde es auch in seinen tiefsten Räumen nur die Tiefe von einer deutschen Meile und darüber haben, weil auch die erhabensten Bergspitzen nicht viel höher, als, in senkrechter Richtung, eine Meile sind.

Dünken uns nun jene Felsengebirge schon so hoch, die im Vergleich zum Erdball nicht bedeutender als ein Sandkorn am Apfel sind; dünkt uns nun schon der Erdball so groß, den man doch in zwölf Monden umschiffen kann, und der einer der kleinsten unter allen Sternen des Weltalls ist — o wie gering, wie klein müssen wir selbst sein! Wie Milben kriechen auf einem Blatte, so wir über die begrünte Erdrinde!

Und wie groß, o Du, den wir schwache Menschen Vater nennen dürfen, wie erhaben bist du, o Schöpfer und Regent des Weltalls, allseligster Geist! Gott! vor dem dieser Erdball nur ein Stäubchen und die für uns unzählbare Reihe glänzender Welten, Sonnen und Erden im Himmelsraum nur der kleinste Theil Deines unendlichen Schöpfungsgefildes ist! — Ach, ich versinke schaudernd in das Nichts zurück, aus dem Du mich, Allgnädiger, hervorgerufen hast — mein Stolz verschwindet im Gefühle der Ohnmacht, wenn ich Dein gedenke.

Schwach, gebrechlich und weniger als ein unsichtbares Sonnenstäubchen ist mein Leib im Verhältniß zur Größe Deiner Welt — aber, o sei gepriesen, Du Höchster, erhabener als die todte, gefühllose Welt ist mein Geist. Denn dieser Geist kann Dich, Du Unendlicher, denken. Dieser Geist begegnet Deiner Herrlichkeit in den Zaubern des Frühlings; er bewundert Dich im Schmuck der Lilie, die Du kleidest, und im Glanze des hellgestirnten Himmels. Dieser Geist durchspäht forschend Dein Weltgebäude, und berechnet den Lauf der Sonnen und Erden im Himmelsraum. Dieser Geist kennt seine Weihe zur Unvergänglichkeit. Du gabst ihm die Macht des Gedankens und das Wunder der Sprache, in die er seine Gedanken hüllt, und das Vermögen, zu Dir zu beten! Darum sollen wir unsere Kleinheit und Geringfügigkeit in der Körperwelt lebhaft erkennen, daß wir fühlen und uns überzeugen, nicht unser Leib und was ihn angeht, nicht das Irdische sei unsere Hauptbestimmung und unser wahres Wesen: sondern der Geist, welcher sich weit über die Erde erhebt, die übrigen Geschöpfe beherrscht, und unter dem heiligen prachtvollen Schleier der Natur die verborgen wirkende Gottheit sucht.

Nicht der Erde gehören wir, sondern der Gottheit. Hienieden ist ausser unserm Geiste nichts Selbstdenkendes, sondern Alles irdisch und zur Erde und ihren Stoffen zurückkehrend, von wannen es kam. Die Erde ist die allgemeine Mutter alles dessen, was sie trägt; und Alles nimmt sie wieder auf, was sie geboren hat. Thiere und menschliche Gestalten erheben sich von ihr wie die Pflanzen, werden von ihr genährt, und sinken wieder verwesend nieder, und ihr verwehender Staub wird Nahrung und Hülle anderer Pflanzen und lebendiger Geschöpfe. Nur das Denkende, das Geistige gebiert die Erde nicht; nur unsere eigenmächtig und mannigfaltig wirkende Seele ist kein Kind der Erde, sondern eine unsichtbare, gewaltige Kraft, in deren Vorstellungen sich das große Weltall abspiegelt. Sie kann daher nicht zur Erde zurückkehren, sondern nur zurückgehen zum Urquell des Geisterthums, zum Vater der Vollkommenheit, zum Ewigen!

Fremd sind uns hier noch die Beschaffenheiten anderer Welten; aber schon die Erde, dies Staubkorn im Weltgebäude, ist so reich an göttlichen Wundern, daß das längste Lebensalter eines Menschen nicht zureicht, sie alle zu erforschen, oder nur anzustaunen.

Nicht einmal alle Länder des Erdballs sind bisher in ihrem Innern hinlänglich bekannt. Selbst jener Welttheil, den schon Moses bewohnte, wo schon Kunst und

Wissenschaft, Könige, Hofhaltungen, bürgerliche Gesetze waren, als Abraham noch mit seinen Heerden, ein Hirt, von Land zu Land umherschwärmte, (selbst Afrika) ist in seinem Innern noch völlig unbekannt. Welche Naturwunder, welche unbekannten Thiere und Pflanzen mögen dort in nie gesehenen Weltgegenden leben, die vielleicht erst nach Jahrhunderten zur allgemeinen Kenntniß und Benutzung des Menschen kommen! Welche Schätze göttlicher Weisheit und Macht schlummern dort noch in unberührter Verborgenheit, die erst das Erstaunen einer spätern Nachwelt sein werden! Fast noch unbekannter sind das Innere und der Umfang jener Welttheile, die erst vor kurzen Zeiträumen entdeckt worden sind; manche Länder, welche von frühern Reisenden gesehen waren, sind seitdem wieder verloren gegangen.

Noch ist also das menschliche Geschlecht in der großen ersten Arbeit begriffen, deren ich eben gedachte, nämlich sich auszubreiten und die ganze Oberfläche des Erdballs zu bevölkern und anzubauen; noch ist nicht die Hälfte alles festen Landes bewohnt und urbar, sondern Einöde, Wald und Sumpf, wo nie ein menschlicher Athem wehte, und nur wilde Thiere seit Jahrtausenden nisten; noch ist die Erde erst sechs Jahrtausende von ihrem Ursprung entfernt, neu und gleichsam im Werden dessen begriffen, was sie werden kann, und wahrscheinlich nach den Beschlüssen der Vorsehung werden soll. Denn wer wird sich einbilden, der die Größe der Erde kennt, daß sie in Rücksicht ihrer Bewohnbarkeit und Bevölkerung schon gegenwärtig die letzte Vollkommenheit erreicht habe, wo das menschliche Geschlecht kaum die Hälfte des Landes kennt und eingenommen hat?

Weit entfernt, daß die Erde schon beginne zu veralten, bemerken wir auf derselben noch immer werdende neue Schöpfungen, oder kaum gewordene. So scheinen selbst die ganz neu entdeckten Welttheile viel jüngern Ursprungs aus dem Meere zu sein, als derjenige ist, welchen wir bewohnen. Dafür zeugen dem aufmerksamen Beobachter hundert Spuren. Ja, auch gegenwärtig dauert noch immer das göttliche Schöpfungswerk fort. Es werden neue Länder; es gehen neue Inseln aus dem Schooße des Meeres hervor, von denen unsere Vorfahren nie wußten.

Nicht, daß solche Länder sich mitten in den uferlosen Ozeanen plötzlich bilden, und mit Pflanzen, Bäumen und Thieren, wie durch einen Wink des Allmächtigen, im Augenblicke vollendet dastehen: sondern sie haben zu ihrem Ursprung ganz natürliche Ursachen, wie denn sich Alles allmälig aus den von Gott hingestellten Stoffen, und nach den ewigen Gesetzen entwickelt und bildet, die er der Körperwelt gegeben hat.

So steigen z. B. aus dem Abgrunde des Meeres neue Länder hervor, emporgehoben durch Ausbrüche unterirdischen Feuers und Erdbeben. Auch lassen uns ältere Länder und Inseln aus ihrer Zusammensetzung von höhlichten Felsen, Schlacken, brennbaren Stoffen, feuerspeienden Bergen und warmen, siedenden Quellen vermuthen, daß sie ähnlichen Ursprungs waren.

Wieder andere Länder bilden sich oder sind erbaut worden durch das ewige Bewegen und durch die Strömungen des Meeres. Das Wasser schwemmte Sandhügel auf Sandhügel zusammen, mit Schlamm, Meergras und Austerschalen durchmengt, bis die Hügel über dem Spiegel der Seefläche emportraten, an der Luft erhärteten, verwitterten, Pflanzen hervortrieben von aller Art, und für Menschen und Thiere bewohnbar wurden.

Noch wunderbarer aber ist der Ursprung solcher Inseln, die von kleinen Meergeschöpfen mit ausserordentlicher Kunst und in ungemein großer Ausdehnung vom tiefen Grunde des Meeres auf emporgebaut werden, wie eine ungeheure, über die Wasserfläche hervorragende Säule, auf deren obersten Theilen sich Pflanzen und Thiere ansetzen, und Menschen ihre Wohnungen, Dörfer und Flecken gründen.

Es wohnen nämlich auf dem Boden des Meeres zahllose Gewürme, die sich mit einem kalkartigen Gehäuse umgeben, welche wir unter dem Namen der Korallen kennen. Wie die Zweige oder Wurzeln eines Baumes, setzen sich hier die Aeste der Korallen an einander, und verwickeln sich, und nehmen nach vielerlei Richtungen ihre Ausdehnung. Oft erstrecken sich solche Korallenriffe hart unter der Oberfläche des Meeres durch viele Meilen weite Gegenden, und verursachen den Untergang von Schiffen, welche deren Dasein nicht mit Vorsicht bemerken. Immer neu geborne Korallenthiere setzen ihre neuen steinernen und harten Gehäuse auf die Wohnungen und Gräber ihrer Vorältern, die vor mehr als einem Jahrtausend den ersten Grund dazu in den Tiefen des Meeres machten. Endlich steigt der große Korallenfels über das Wasser hinaus bei der Fortsetzung des Baues, und bildet weitläufige Inseln, deren Klippen der Sturm mit Staub anfüllt, und die Zeit mit verwitterten Theilen ebnet. Orkane oder Vögel schleppen aus entfernten Gegenden den leichten Samen der Pflanzen herbei, der nun gedeiht, und Kräuter hervorbringt, welche sich in dem geringen Erdreich und aus den Bestandtheilen der Luft nähren. Jahrhunderte vergehen, Pflanzen steigen aus dem Staube der Pflanzen auf, und vermehren die fruchtbare Erde des Korallenfelsens, die nun bald Vögeln und hierher gewehten Würmern, bald von benachbarten Küsten hierher verschlagenen Thieren und Menschen zum Aufenthalt dient.

Solcher von kleinen Würmern aufgebauten Inseln findet man im Meere viele, die jetzt bewohnt sind, und ganzen Völkerschaften zum Vaterlande dienen. So dauern die Schöpfungen der von Gott beherrschten Natur noch immer fort, und der Mensch genießt derselben — ach, oft in seiner Roheit kaum ahnend, welche Wunder er mit Füßen betritt.

Aber warum gedenke ich der Wunder weit entfernter Weltgegenden? Bist Du, Unendlich-Herrlicher, minder groß in den Schöpfungen, die mich umgeben? Habe ich Deine weisen Zwecke schon in allen denjenigen Gegenständen erforscht, die unmittelbar vor meinen Augen daliegen? Kann ich es begreifen, wie die einfachste Blume sich aus ihrer Knospe entfaltet und mit Farben reift, welche die Kunst keines Sterblichen nachzubilden vermag. Kann ich es begreifen, wie, obschon unbelehrt, doch jedes Thier, auch das kleinste Gewürm, immerdar an den schicklichsten Stellen seine Höhle, sein Nest anlegt, seiner Jungen pflegt, und unter Millionen Pflanzen diejenigen auswählt, welche seiner Bestimmung und Nahrung am gemäßesten sind?

Ach, die Geschichte des allerkleinsten Wurmes ist dem Weisen, dem Christen, dem Verehrer Gottes, ein wundervoller Spiegel göttlicher Macht und Liebe und unbegreiflicher Weisheit.

So weit nur Deine Sonnen glänzen,
Reicht Deine Huld, die uns erhalt;
Reicht über unsers Himmels Grenzen,
O Vater, bis zur fernsten Welt.
Und Deine Gnad' und auch ihr Reich
Steht ewigen Gebirgen gleich.

Dir, Gott, ist kein Geschöpf verborgen,
Nicht eins, vom Menschen bis zum Thier.
Du würdigst alle Deiner Sorgen;
Sie danken Lust und Leben Dir.
Es mag gering und niedrig sein:
Dir, Gott, ist nichts zu groß und klein!

278.

Das Wasser.

Ap. Gesch. 14, 17.

Betet an, laßt uns lobsingen,
Opfer unserm Schöpfer bringen,
Der da thront in Glanz und Macht!
Er gebot allmächtig: Werde!
Himmel standen nun und Erde,
Seine Güte preisend, da.
Der Allmacht erster Sehn,
Der Engel jauchzte schon
Preis dem Schöpfer!

Oben wölbt er seinen Himmel,
Wundervoll schwebt unter'm Himmel
Jede Welt', ein hängend Meer.
Und auf sein allmächtig Weben
Deckt das Wasser alle Höhen;
Und er winkt —
Die Fluth versinkt;
Ein siebenfarb'ger Himmelsbogen,
Als Siegeszeichen, prangt daher,
Gebannt in Ufern steht das Meer,
Und droht umsonst mit seinen Wogen.

Unvergänglichkeit heißt der Stempel, welchen der Schöpfer Allem aufdrückte, was er geschaffen hat. Selbst das Irdische dauert unvergänglich fort. Es mag hundertmal seine Formen abändern: der erste Stoff bleibt immerdar, er erscheine uns nun in Luft aufgelöset; oder als Stein, der zur Erde verwittert; oder als Erde, die in Pflanzen übergeht; oder als Pflanze, welche die Nahrung lebendiger Geschöpfe wird; oder als lebendiges Geschöpf, welches stündlich durch Ausdünstung einen Theil seines Körpers wieder an die Luft zurückgibt, oder im Tode durch seinen Staub die fruchtbare Erde vermehrt.

Nichts Erschaffenes kann ganz vergehen. Nichts kann sich ganz aus dem unendlichen Weltreich Gottes verlieren. Vergehen und Sterben heißt nur Gestalten und äussere Verbindungen abändern und mit andern wechseln. Willst du diesen Tausch der Formen nicht Tod heißen: so ist im Weltall kein Tod!

Dies lehrt mich die Betrachtung der Natur an jedem Tage. Ich sehe in ihr nur einen beständigen Umtausch der Gestalten, eine beständige Auflösung und Verjüngung. Im Herbste sanken tausend und tausend Wesen in den Staub; der Frühling ist begonnen, und tausendmal tausend neue Wesen steigen blühend wieder ins Leben auf. Die junge Pflanze, welche aus dem kleinen Samenkorn hervorkeimt und grünt und blüht, hat ihren Schmuck, ihre Hülle nur von dem Staub ihrer verwesten Mutter geborgt. Und ist es ein anderes mit dem Leichnam der Menschen?

Die Natur ist unaufhörlich in gährender Thätigkeit. Ohne Ruhe bewegt sich Alles nach Gottes ewigen Gesetzen. Wir schlafen, aber die Kräfte der Schöpfung kennen keine Rast. Wir schlafen, aber während unsers Schlummers ziehen die Gestirne über uns hin, wandelt die Jahrszeit, arbeiten die Pflanzen, rauschen die Quellen, ziehen die Wolken, sinkt der Thau, strömen die Winde. Wir schlafen, aber ohne Bewußtsein bleibt unser Athem thätig, rollt das Blut in den Adern fort, und jede Fiber, jede Muskel in uns ist voll handelnden Lebens. Wir schlafen, aber Gott wacht, und die Ordnung der Dinge geht ihren Gang. Ein augenblickliches Stocken der Millionen Getriebe und des unsichtbaren Räderwerks in der Weltenuhr wäre Weltzerstörung.

Nie bin ich geneigter, die Größe und Macht der göttlichen Weltregierung zu beobachten und zu bewundern, als wenn ich mir selbst überlassen auf einsamen Lustgängen wandle, und hier das rastlose Blühen, Leben und Streben von lebendigen Geschöpfen und Pflanzen um mich her wahrnehme, auf die kein Sterblicher schaut, und die Gott erhält. Nie wird mir das Bild der stillen Unvergänglichkeit heller, als wenn ich am Ufer eines Baches durch die schöne, blumengeschmückte Einöde hinwandle, und unaufhörlich Welle an Welle an meinem Fuß vorüberrauscht. Die Wellen rinnen dahin; sie flossen seit Jahrtausenden; sie werden Jahrtausende fliessen, und nie enden. Sie eilen zum Weltmeer, aber das Weltmeer erzeugt und nährt auch die Quellen der Bäche wieder.

So halten die Gewässer des Erdballs ihren ewigen, nie unterbrochenen Kreislauf. Sie sind in dem Weltkörper gleichsam das Blut desselben, welches durch verborgene und wunderbar verschlungene Adern seinen Lauf hält, die Gipfel der höchsten Berge mit Quellen versieht und den Himmel mit Wolken bedeckt.

Es steigt ringsum von der Oberfläche der Erde in Dampfgestalt verwandeltes Wasser alltäglich und allnächtlich zum Himmel. Nebel nennen wir die sichtbaren Ausdünstungen, wenn sie uns nahe, Wolken, wenn sie hoch über unsern Häuptern schweben. Sie bilden den wohlthätigen Regen, welcher den lechzenden Erdboden erfrischt, und die Pflanzen erquickt, wenn sie in des Sommers Hitze zu verschmachten drohen. Oft ist unser Himmel heiter und die Erde ausgetrocknet; die Blumen welken; Gras und Kräuter hängen schlaff nieder und drohen zu verdorren; selbst die Thiere des Feldes schmachten vor Durst. Woher ein Regen, der Alles überströme, da der Himmel wolkenlos, der entkräftete Erdboden fast ohne Ausdünstung und die Luft glühend ist?

Sturmwinde, die Diener Gottes, führen aus tausend Meilen weiten Fernen plötzlich Gewölke herbei. Nebel, die in den entlegensten Welttheilen aufstiegen, beschatten nun als Wolken unsere heimathliche Flur, und Dünste, die in unbekannten Wildnissen sich bilden mußten, fallen jetzt in fruchtbaren, erquickenden Tropfen auf unser vaterländisches Feld. Wie muthig erheben die getränkten Kräuter und Blumen nach dem warmen Regenschauer ihre Gestalt; wie grün strahlen die Wiesen, wie frisch die benetzten Wälder; wie balsamische Wohlgerüche durchfliessen die abgekühlte Luft!

Den reichsten Wasserschatz auf dem festen Lande sammeln aber durch Gottes weise Veranstaltung die Gipfe

der Hochgebirge. Sie sind gleichsam die Vorrathskammern von diesem Theil des Schöpfersegens, der von da uns jederzeit, doch sparsam und zur Nothdurft, zufließt. Denn ausser jenen tiefen Quellen, welche Absonderungen des Meeres sind, die sich in verborgenen unterirdischen Klüften verloren, und durch ihren eigenen Druck zwischen den Spalten der Felsen bis zur Spitze der Berge emporgetrieben wurden; ausser den nie ganz schmelzenden ungeheuern Schnee- und Eislasten, die der Rücken der Berge trägt, und von woher beständig Wasser abfließt, ziehen auch die Wälder der hohen Berge gern die Nebel an, welche sich dort in Tropfen niederschlagen und so durch ihre Feuchtigkeit die Quellen mit Wasser vermehren.

Daher sind die meisten und höchsten Gebiege der Welt allezeit quellenreich. Kleine Bächlein tröpfeln unaufhörlich vom Nebel und Schnee an den Felsen nieder, und werden zum geringen Bach, den, wie er abwärts fließt, links und rechts neue Quellen mit ihren Beiträgen vergrößern. So kommt er als Waldstrom aus dem Hochgebirg, und sammelt andere ihm zueilende Bäche, und breitet sich aus, und wird zum majestätischen, dahinrauschenden Fluß. Er scheidet Länder von Ländern, Völker von Völkern, nimmt alle ihre Bäche und Flüsse auf, und stürzt seinen Wasserreichthum, nach vollbrachtem Lauf, ins Meer.

Das Meer bedeckt die niedrigsten Gegenden des Erdbodens. Daher senken sich alle Flüsse, Ströme und Bäche dahin, und wo unterwegs eine größere Tiefe ihren Lauf hemmt, bildet sich ein weiter See.

So wird das Meer, diese Mutter aller Gewässer, wieder dankbar von ihren Kindern ernährt. Wahrscheinlich ist unser ganzer Weltkörper anfänglich, und Jahrtausende lang, überall vom Meer bedeckt gewesen. Dies war der große Augenblick, von dem die heilige Schrift sagt: Und die Erde war wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. (1 Buch Mos. 1, 2.)

Noch bezeugen uns dies die Ueberreste des Weltmeers auf den Gipfeln der höchsten Gebirge. Nur erst langsam stiegen diese aus den Wellen hervor, je nachdem die Gewässer sich im Innern des großen Erdballs versenkten, oder durch unterirdische Feuer der Rücken großer Länder über die Oberfläche des Wassers hervorgedrängt wurde. Das war, wo Gott sprach: Es werde eine Veste zwischen den Wassern. (1 Buch Mos. 1, 6.)

Aber auch bis auf den heutigen Tag bedeckt immer noch das Meer den größten Theil des Erdballs, also, daß die bewohnten Welttheile nur als größere oder kleinere Stücke abgetrockneten Landes, als einzelne Inseln, daraus hervorragen, und der Erdball noch immer gleichsam ein ungeheurer Wasserball zu sein scheint. Denn das gesammte trockene Land beträgt gegenwärtig noch kaum einen Flächenraum von dritthalb Millionen Meilen ins Gevierte, während ringsumher der Ozean beinahe sieben Millionen einnimmt!

Allein diese ausserordentlich große Wassermasse scheint nothwendig, theils um die Quellen der festen Länder und deren Flüsse reichlich zu nähren, theils um die Luft zu verbessern für Gesundheit und Gedeihen aller lebenden Geschöpfe. Denn unaufhörlich steigen Millionen feiner Wassertheile als Dünste in die Höhe — gleichsam ein Regen des Weltmeers gegen den Himmel, der ihn als Landregen wieder auf unsere Felder niedergießt; unaufhörlich verschlingt das Wasser die in der Luft befindlichen giftigen Dämpfe, welche Menschen, Thieren und Pflanzen verderblich sein würden.

O erstaunenswürdige Regsamkeit in der Natur, o unergründliche Weisheit der Schöpfung! Wie achtungslos wandle ich oft unter allen Wundern des allmächtigen Gottes dahin! Der Tropfen, welcher vom Himmel herabfällt, die Blumen zu laben, oder das unbemerkte Moos am Felsstein zu erfrischen, ist ein Theil des Weltmeers, herbeigeführt auf des Sturmes Fittig, und verwandelt durch geheime Kräfte in den Höhen des Himmels, wohin die Macht keines Sterblichen reicht. Erde und Himmel sind in ewiger Wechselwirkung mit einander; — hier ist keine todte Natur! Auch der Erdball, den ich jetzt bewohne, hat sein besonderes Leben, sein Aus- und Einathmen — Alles ist Leben in Gott!

Ob das Weltmeer noch immer abnehme und das Land sich erweitere, ist seit Jahrtausenden noch nicht mit Sicherheit bemerkt worden. In der Tiefe desselben ruht noch eine für uns größtentheils unbekannte Welt; denn nur an wenigen Stellen ist der Boden des Ozeans untersucht worden. Dort im Abgrunde, wie auf der Oberfläche des Landes, findet man Unebenheiten, Hügel, Thäler, Höhlen und Klüfte, Quellen, Ströme, Felsen, Pflanzen und ganze Wälder von Korallen. Was wir festes Land, was wir Inseln nennen, sind nur hohe Gebirge, die vom Boden des Meeres hervorgehen, und deren über die Wellen erhabene Spitzen und Rücken wir bewohnen und mit unsern Städten und Dörfern überbauen.

Auch die Abgründe sind bewohnt. Noch kennen wir bei weitem nicht den größten Theil aller Geschöpfe, welche in Flüssen, Seen und besonders im Alles umfassenden Weltmeere leben. Ihre Geschlechter und Arten sind nicht zu zählen; ihre Vermehrung übersteigt allen Glauben. Die Fische vermehren sich schon, ehe sie nur den vierten, ja oft ehe sie kaum den achten Theil ihrer Größe erlangt haben. Manche tragen und legen zugleich über neun Millionen ihrer Eier; und viele, so weit man bisher Erfahrungen anstellen konnte, leben oft anderthalbhundert Jahre lang.

Vieles berichtet der Mund der Reisenden von den Wundern des Meeres — aber es gehört ein Menschenalter dazu, sie alle aufzuzählen, so viel wir von ihnen wissen; von den mannigfaltigen Gestalten der Wassergeschöpfe aller Gattung, ihrer Lebensart, ihren Eigenschaften, ihren geheimen schaarenweisen Wanderzügen, ihrem Nutzen und der Art, wie man sich ihrer bemächtigt.

Wie die Flüsse des Landes, sind auch die Wellen des Meeres immer in Bewegung. Ein langer Stillstand würde die Luft mit ungesunden Dünsten füllen, und alles Leben auf dem Erdball verpesten. Aber das Wasser der See widersteht schon durch seine eigene Natur jeder Fäulniß; denn es ist so sehr gesalzen, daß es in heissen Ländern sein Salz an den Ufern abwirft, wo es von der Sonne gebleicht und getrocknet wird, den Menschen zur Nahrung. — Woher diese Salzung des ganzen unermeßlichen Ozeans? Auch hier ist ein Geheimniß der Natur, ein Wunderwerk des Schöpfers! Und auffallender spricht uns die Weisheit desselben an, wenn wir vernehmen, daß nur da die Fluthen am salzreichsten sind, wo sie unter heißen Himmelsstrichen zur Fäulniß am leichtesten geneigt werden könnten. In kalten Weltgegenden, in der Nähe

des großen noch nie durchbrochenen Eismeeres, ist das Meerwasser noch fast süß.

Aber zur beständigen Erschütterung und Aufwühlung der großen Wassermasse, die den Erdball umgibt, wirkt noch ein anderer und mächtiger Umstand. Dies ist der Mond. Dieser Himmelskörper ward nicht nur vom Schöpfer hingeordnet, durch das Zurückwerfen der von ihm aufgefangenen Sonnenstrahlen unsere Nächte zu erleuchten, sondern er ward auch durch die höchste Weisheit zur Bewegung der Meere bestimmt. Wie der Mond im regelmäßigen Lauf unsere Erde zwölfmal im Jahre umschwebt, äussert er seine anziehende Kraft gegen dieselbe. Er zieht die Wassermasse des Meeres empor, über welcher er steht; indem sich ein breiter Wasserberg erhebt, stürzen ihm die Wellen aus entferntern Gegenden nach. Dort, wo das Abnehmen der Gewässer bemerkt wird, heißt es Ebbe; hier, wo das Anschwellen des Meeres statt findet, heißt es Fluth. Aber der Mond rückt fort, und die Fluth des Meeres wandelt mit ihm. Die dadurch hervorgebrachte Bewegung reicht bis auf den tiefsten Abgrund des Ozeans; das Oberste wird durch solche Erschütterungen mit dem Untersten vermischt; die Wärme der höhern Wellen mit der Kälte der tiefsten gemäßigt; das Verderbniß des Wassers verhindert; Gesundheit und Lebenskräfte der Bewohner der gesalzenen Fluthen bewahrt, und der Schiffer, welcher fernen Ländern die Geschenke seines Vaterlandes bringt, über Sandbänke und Untiefen glücklich hinweggetragen.

So greift in der Ordnung des großen Weltgebäudes Alles wundervoll nach den weisesten Zwecken in einander. Nichts ist da vergebens. Das Niedrigste dient dem Höchsten, das Größte dem Kleinsten. O, wer auch nur einen flüchtigen Blick in den prachtvollen Tempel des Schöpfers, in das erhabene Ganze der Natur warf, wer kann da bei solchem Reichthum zusammengeordneter Wesen, bei solcher ewig thätigen Wechselwirkung aller erschaffenen Dinge, bei so hoher Zweckmäßigkeit des Einzelnen und der Gesammtheit, sprechen: Sehet da ein Werk des blinden Zufalls! Es ist kein Gott! —

Und von Allem kennen wir nur noch das Wenigste. Noch sind Millionen Dinge unsern Erfahrungen fremd geblieben, und von Millionen Dingen, die wir kennen, sind uns noch ihre Bewegungen und Zwecke fremd. Sie alle zu durchschauen, dazu bedarf es mehr als menschlicher Weisheit — man muß ein Gott sein.

Oft sieht man das Meer sich mit dem Himmel seltsam vermählen, ohne daß man begreift, durch welche Kraft oder zu welchen Zwecken. Die Wolken neigen sich vom Himmel nieder, und das Wasser steigt gleich krystallenen Säulen wirbelnd von der Meeresfläche in die Wolken auf. Solche furchtbar-schöne Erscheinungen begegnen nicht selten den Seefahrern in den heissen Weltgegenden.

Eine schwarze, zuweilen wetterleuchtende Wolke neigt sich bei windstillem Wetter vom Himmel herab gegen das Meer. Eine Stelle des Meeres unter der Wolke erbrauset, sprudelt und erhebt sich kochend anderthalb Schuh über den Wasserspiegel. Die milchweiße Farbe unterscheidet die Stelle weit umher vom andern Wasser; noch mehr ein dicker darüber schwebender grauer Rauch. Plötzlich erhebt sich dieser in Gestalt einer durchsichtigen, gläsernen Säule himmelwärts. Eine ähnliche Säule sinkt aus der Wolke und schmilzt mit ihr in Eins zusammen. Schnell sich nun selbst drehend, wandelt die Wassersäule über das Meer hin, dem Zuge der Wolke nach, zuweilen von Blitzefunken umleuchtet, und von seltsamem Getöse begleitet. Wehe dem Schiff, welches sie in ihrem Lauf berührt — es wird zerschmettert. Unschädlich löset sie sich nach kurzer Dauer auf.

Diese und ähnliche Erscheinungen setzen das Gemüth des Sterblichen in ein gerechtes Staunen. Unfähig, ihren Ursprung zu erforschen, oder ihren Zweck zu erblicken, fühlt er, daß Gottes Hand noch in den Schoos der Natur viele Geheimnisse niedergelegt habe, die uns fortwährend an das Stückwerk unsers geringen Wissens mahnen müssen. Umsonst ist der Stolz derer, die sich mit ihrem Wissen brüsten — auf jedem Schritt, welchen sie in das Allerheiligste der Schöpfung wagen, begegnen sie neuen und unerklärlichen Räthseln.

O Gott, o Licht des Weltalls, ewige Weisheit, was ist vor Dir alle Weisheit der Menschen? Wer darf sich rühmen, Deine Absichten zu kennen, Deine Entwürfe auch nur zu ahnen? Du stehst in Deinen Glanz verhüllt vor den Augen unsers Geistes, die immer dunkler sehen, je länger sie in das Lichtmeer Deiner Weisheit blicken. Wie verächtlich klein, wie unwerth steht der Frevler da, welcher in seinem verwegenen Dünkel Dich zu tadeln, oder wohl gar hinwegzuläugnen wagt! — Hinwegzuläugnen! O Wahnsinn, den nur die Furcht vor Deiner Größe und Majestät, nur die Verzweiflung und die Begier, sich angstlos in Lastern wälzen zu können, erzeugen mag.

Hinweg den Blick von diesen Ungeheuern, die Gottes vergessen möchten, um nicht die heilige Verpflichtung zu fühlen, einem liebenden Schöpfer dankbar für die zahllosen Wohlthaten und Wunder zu sein, mit denen er umringt ist! Hinweg den Blick von diesen Entarteten, welche darum sich scheuen, in das Gebiet des Göttlichen, in die geistige Welt und zu ihrer erhabenen Bestimmung hinaufzuschauen, weil sie ungestört nur Thiere sein, nur ihren gemeinen Wollüsten fröhnen, nur ihrem Leibe gütlich thun möchten!

Aber ach, bin ich, der voll lebhaften Unwillens den Undankbaren verabscheut, bin ich oft nicht selbst so undankbar, wie er? Wie oft empfinde ich die Huld des Allgütigen, ohne mein Gemüth dadurch bewegen zu lassen! Wie oft empfange ich aus seiner Vaterhand das Almosen, welches mich beglückt, und sündige durch Mißbrauch desselben gegen ihn im gleichen Augenblick!

Alle Elemente rufen mir den Namen Gottes zu; alle Elemente vereinigen sich zu meinem Wohlsein, zu meinem Gedeihen — wie selten erkenne ichs! — Warum nenne ich die Wunder der Meere, die den Bewohnern ferner Weltgegenden glänzen? Sollte ich nicht dankbar diejenigen zuerst preisen, die mich umschweben? Ist nicht die kleine Quelle, welche zwischen ihren Blumenufern daherfließt, die Wurzeln von Millionen Pflanzen tränkt, die Heerden mit ihrem wohlthätigen Naß erquickt, als Heilbad der Glieder den Menschen stärkt, so reich an Wundern, als das Meer, das den Erdball umarmt?

Siehe, diese Quellen, die du gering zu achten scheinest, entstammen dem Ozean ebenfalls, welchen du bewunderst. Aber sie haben ihre Wellen geläutert. Sie zogen durch das nie erforschbare Eingeweide der Erdkugel. Sie steigen hervor und verkünden dir Gottes Schöpfungen im Innern des Erdballs, dessen Oberfläche du berührst.

Jene heisse Quelle lehrt dich, daß sie ihre Fluthen durch verborgene unterirdische Feuer erhitzen ließ. Noch

bringt sie Theile dieses Feuers an das Tageslicht. Vielleicht ist unter deinen Füßen ein ungeheurer Brand im Innern der Erde verborgen, von dem der Boden benachbarter Länder erbebt. Du schwebst über glühenden Abgründen, ohne es zu wissen. Ganze Länder und Völker schweben über diesen brennenden Höhlen der Tiefe. Aber Gott hat die Felsen fest über sie hingewölbt, und schützt uns mit liebender, allmächtiger Hand.

Und jene gesalzenen Quellen, die dir zu deinen Speisen eins der edelsten und unentbehrlichsten Gewürze aus dem Schooße des Erdballs hervorführen: verkünden sie dir nicht die unermeßlichen Vorräthe, welche der ewige Vater in jenen unerreichbaren Tiefen zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts anlegte? Nicht Feuerflammen, nicht Sturmwinde, auch geringe Quellen sind die Diener seiner Macht und Weisheit. Sie führen alljährlich von den wohlverwahrten Schätzen der Unterwelt so viel empor, als zur Lebensnothdurft und Nahrung erforderlich ist.

Wunderbare, weise Haushaltung Gottes! himmlische Fürsorge! Wie könnte ich alle Deine herrlichen Einrichtungen zur irdischen Wohlfahrt des Menschen nennen! Ich Kurzsichtiger, wie könnte ich sie alle erkennen! — Die Welt ist zu groß, zu reich an Kleinodien der göttlichen Macht und Güte, und das Leben des Menschen ist so kurz! Nicht zu kurz, um sich in das Göttliche einzuweihen; nicht zu kurz, um unsern höhern Beruf, einzusehen, aber nicht lang genug, auch nur den tausendsten Theil des Reichthums zu überschauen, welchen der erhabene Schöpfer vor uns ausgebreitet hat.

Dies Alles gibt mir Ahnung und Hoffnung auf einen künftigen bleibendern, vollenderern Zustand. Hier, o Jehova, Allerhöchster, soll ich nur den ersten Gedanken an Dich denken; hier nur erst zum Anblick Deiner namenlosen Größe vorbereitet werden — dort werde ich erst zur Vollkommenheit reifen, zum Erkennen, zum Anschauen Deiner Majestät gelangen.

Gott des Lebens, Gott der Allseligkeit, wer im Augenblick jener irdischen Auflösung, jener höhern geistigen Verwandlung, die wir Tod heißen, Dich ganz in der Größe Deiner Macht, Deiner weisheitvollen Güte denkt — dem wird der wichtige Augenblick ein Augenblick des höchsten Entzückens!

279.

Das Feuer.

Psalm 97, 1—6.

Wo tönt der Psalm, der Dich erreicht,
Dich, Herr, und Deine Stärke;
Die Macht, der ausser Dir nichts gleicht,
Die Größe Deiner Werke?
Wo tönt der festliche Gesang?
Laß mich den Jubel hören!
Laß meines schwachen Liedes Dank
Mit ihm vereint Dich ehren;
Dein Lob hier wiederhallen!

Ich kann, mein Gott, wie groß Du bist,
Errathen mehr als wissen.
Was ist der Erde Kreis? — Er ist
Ein Schemel Deinen Füßen.
Was ist der Sonnen ew'ger Glanz,
Der unsre Welt erquickt? —
Was ist des Blitzes Feuerkranz,
Der durch die Himmel zuckt?
Nur Schatten Deines Lichtes.

Und wenn ich alle Tage von der Frühe des Morgens bis zur feierlichen Stunde der Mitternacht, Gott, wunderbarer Schöpfer, Deine zahllosen Werke betrachten könnte: nie würde ich damit meine Wißbegierde ganz stillen; nie würde ich in der Unendlichkeit Deiner Schöpfungen enden, nie die erhabene Mannigfaltigkeit und Pracht derselben weder genug beschreiben oder bewundern können.

Wenn der Blindgeborne in lebenslänglicher Finsterniß dahin tappte, und das Entzücken der Sehenden nie verstand; wenn er, der nie das Lächeln der Zärtlichkeit in den sanften Zügen seiner Mutter, nie den mitleidigen Schmerz des guten Vaters sah, von allen seinen Geliebten nur ganz dunkele Bilder in der Seele trug; wenn er von der gesammten Pracht und Zierde des blumenreichen Frühlings und Sommers nichts empfand, als nur eine wohlthätigere Wärme, und den süßen Duft der für ihn in ewiger Nacht verborgenen Blüthen — wie beklagenswürdig war er! Für ihn war die Hälfte der Welt verloren. Für ihn sind alle sehenden Menschen höhere, von Gott beglücktere Wesen!

Aber wenn ihm plötzlich an einem der schönen Frühlingstage die Bande der Finsterniß von den Augen fielen, und mit dem erneuten Lichte seinen Augen gleichsam eine neue Pforte des göttlichen Weltalls aufgeschlossen würde — welch ein freudiges Entsetzen müßte ihn durchschaudern! Sein erster Blick in die mit allem Zauber des Schönen ausgestattete Natur wäre gleich dem ersten Erwachen Adams im Paradiese. Er würde beben, taumeln, den Himmel und die Erde fassen, das All umarmen wollen — er würde wähnen, in einem Meere von fremden Erscheinungen zu schwimmen, und von der Herrlichkeit des Allerhöchsten vernichtet werden zu müssen. — Die goldenen Strahlen der Sonne fliessen über die schwarzen Streifen der Wälder und über das erquickende Grün der Auen hinab; die fernen Berge scheinen sanfte Wolken, die Gewölke schwebendes Gebirge zu sein; der Regenbogen in blendenden Farbenreihen wölbt sich vom blauen Himmel zur bunten Erde nieder, wie die ungeheure Pforte zu einer zweiten Welt; Millionen Blumen prangen wehend um seine Füße; Schmetterlinge umgaukeln ihn, wie vielfarbige Blumen, und in den Lüften tönen Melodien von sanft dahin schwebenden Punkten, — es sind Lerchen; und höher schweben die einsamen Adler.

Welche Gefühle müssen den Blindgebornen durchbeben, dem plötzlich das Licht verliehen wird! Und wir — o wir Sehendgebornen, warum gehen wir kalt und gefühllos an der Herrlichkeit Gottes vorüber, wie Blinde!

Wir sagen: Aber dies ist eine Wirkung der Gewohnheit. Allerdings kann die Gewohnheit Vieles dazu beitragen, daß wir gegen die uns umringende Schönheit der Natur gelassener werden. Ein anhaltendes Entzücken ist ungedenkbar, und wer es bei jeder Gelegenheit äussern wollte, würde zuletzt in heuchelnde Empfindelei verirren. Allein ein Anderes, als diese natürliche Gemüthsruhe, mit welcher sich sehr wohl Empfänglichkeit für die Güte Gottes in jedem Augenblick unsers Lebens verträgt, ist völlige Abgestumpftheit und rohe Unempfindlichkeit; ist jene Gleichgültigkeit gegen die Wunder Gottes, welche sich in jedem Lichtstrahl der Sonne erneuern; jene Unempfindlichkeit, welche nirgends mehr Wunder sieht, und doch immer nach Wundern von Gott verlangt. Diese ist nicht eine Folge der Gewohnheiten, sondern eines ungeüb-

ten Verstandes, der noch nie über das nachgedacht hat, was ihn zunächst umgibt; oder eines durch Leichtsinn und Fehler anderer Art verbildeten Herzens; das für die Erhabenheit, Ruhe und Schönheit der großen, geheimnißreichen Natur keinen Sinn hat, weil es nur für Schwelgereien menschlicher Kunst, für selbsterdachten Sinnenkitzel, für ehrgeiziges Streben, oder für die Lust, Vermögen und Geldreichthum zu vermehren, allein brennt.

Denke dich, wenn du einsam durch die blühenden Fluren wandelst, um dich nach den Geschäften des Tages zu erholen, denke dich eine Zeit lang in die Lage eines Blindgebornen; nimm eine Zeit lang eine schwarze Nacht in deine Augen, und bilde dir ein, du habest Gottes Welt noch nie gesehen. Dann öffne deine Blicke plötzlich, und empfinde bei dem Glanze von Millionen Gegenständen, der in deine Seele dringt, das Glück, das dir Gottes Güte gewährte. Das bunte Reich der Farben, welches vom blauen Himmel bis zur grünen Wiese vor dir schwebt, wird dich vielleicht zum erstenmal überraschen und rühren.

Was sind diese Farben, welche dein Auge erfreuen, und die du Keinem beschreiben kannst, der sie nie selbst gesehen? Du fragst vergebens. Der Weiseste der Sterblichen, der tiefste Forscher der Natur, kann dir dies Geheimniß Gottes nicht enträthseln. Was sind diese Farben? Mehr wissen wir nicht von ihnen, als daß sie Wirkungen des Lichts sind. Denn ohne Licht ist Alles dunkel. Wie kann aber das Licht solche Wunder thun, bald indem es auf die Gegenstände unsers Zimmers, bald auf die Fluren, Hügel, Bäume und Gewässer der Landschaft, bald auf die Luft fällt, wo es im Regenwind den glänzenden Himmelsbogen malt? Siehe, so unwissend ist der Mensch, daß er selbst die Wunder nicht begreift, die ihm so nahe und alltäglich vorliegen! So beschränkt ist der Geist der Sterblichen, daß er selbst das nicht erklären kann, was er jeden Augenblick sieht.

Das Licht, welches die Farben erzeugt, ist ein neues Räthsel. Wir ergründen es nicht, wodurch es entsteht, und wie es wirkt. Aber wir wissen, daß es eine der edelsten Gaben Gottes, des großen, des von den Menschen so oft verkannten Gebers alles Guten und Vollkommenen sei. Ohne Licht wäre die Welt ein unendliches Grab; nichts würde in ihr leben können. Ohne Licht würde keine Pflanze keimen, wachsen und gedeihen. Senket das Samenkorn in den Erdboden, an dem Orte, wohin nie ein Strahl des Tages dringen mag: und wenn ihr es durch Wärme zum Keimen bewegt: es wird verwelken, wie es aus dem Boden hervorgeht. Betrachtet die Blumen und Pflanzen, mit welchen ihr eure winterlichen Zimmer schmücket: sie werden sich hinwegwenden von der Wärme, und den kalten Fenstern zu, um mit ihren Blättern das Licht des Tages einzusaugen. Durchwandelt den stillen Wald, und ihr werdet mit Erstaunen sehen, wie alle Gesträuche und Bäume eins ums andere die Wipfel dem Tageslicht sehnsuchtvoll entgegenstrecken, und wie der Strauch und Baum trauernd verdorrt, welcher, von andern überschattet, des freien, vollen Lichtes sich nicht erfreuen kann. — Selbst thierischen und menschlichen Körpern ist das Sonnenlicht ein wohlthätiger Reiz auf alle Nerven. Wer immerdar im Schatten eines Zimmers eingekerkert wohnt, bleicht hin, wie eine welkende Pflanze.

So wandeln wir also beständig in der Fülle göttlicher Wohlthaten einher, und wissen es kaum. So macht uns jeder Sonnenstrahl zum Schuldner des höchsten Wesens und wir denken nicht an das, was wir empfingen. So fragen wir oft bei uns selbst: Gott offenbarte sich ehemals den Menschen durch Zeichen und Wunder, warum aber jetzt nicht mehr? Ach, und er offenbart sich täglich durch Zeichen und Wunder; Blindgeborne am Geiste, ihr ahnet das Dasein derselben nicht!

Was ist denn der Strahl des Lichts, das auf die belebte und unbelebte Welt so wunderbar wirkt? — Der größte Reichthum des Lichts wird uns durch die Sonne. Der Flug des Sonnenstrahls durch das uferlose Weltall ist von so unbegreiflicher Geschwindigkeit, daß die kühnste Einbildungskraft davor bebt. So schnell du deine Augen schliessen und wieder öffnen kannst, eben so schnell durchschwebt der Lichtstrahl der Sonne einen Luftraum von mehr denn fünfzigtausend Meilen Weges!

Woher diese Menge nie geringer werdenden Lichts? Man sagt: vom Feuer! — Und was ist das Feuer? An sich selbst wieder eine wunderbare Wirkung verborgener Kräfte. So quillt also ein Wunder aus dem andern, ein Segen aus dem andern.

Das Feuer ist einer der allgemeinsten und wichtigsten Bestandtheile des ganzen Weltalls. Es ist in allen Körpern enthalten, wenn gleich nicht sichtbar, sondern gebunden. Erst wenn die Kraft des in Körpern enthaltenen Feuers durch Zutritt andern Reizes entbunden wird, zeigt es seine glänzenden Flammen. Es ist durch das ganze Weltall verbreitet, und wie in der Sonne, so im menschlichen Leibe; wie in den allerhöchsten Räumen des Luftkreises, so im tiefsten Schooße der Erde. Durch einfache Mittel weiß es der Mensch überall zu seinem Nutzen zu erwecken. Er schlägt die schlafenden Funken aus dem härtesten Stein, aus dem kältesten Stahl.

Nicht bloß Licht ist die schöne Gabe des Feuers, sondern auch eine wohlthätige, Alles durchdringende Wärme. Diese Wärme ist es, durch deren wundersame Wirkungen zahllose Samenkörner des Erdbodens erwachen, und ihre Keime dem Sonnenlicht entgegenstrecken; welche Menschen und Thiere belebt, daß ihr Blut freudig durch alle Adern ströme.

Das Weltall ist Leben überall, und gleichsam ein unendliches Feuermeer, in dem wir fröhlich uns bewegen. Die dunkelrothen Nordlichter, welche in mitternächtlichen Ländern hoch über dem Himmel in spielenden Feuerstreifen hinlodern, sind von derselben Natur, wie der Funke, welchen wir dem Stahl entreissen. Der goldene Strahl der Sonne, welcher den Thautropfen im halb aufgeschlossenen Busen der jungen Rose trinkt, ist von derselben Natur, wie die donnernde Feuermasse, welche aus den Eingeweiden des Erdballs hervorbricht, aus den Gipfeln feuerspeiender Berge rauscht, oder ganze Länder mit unterirdischen Erschütterungen bewegt, daß Paläste zusammenstürzen, Städte untersinken und Gebirge hoch in den Wolken des Himmels ihre Felsengipfel niederfallen lassen. Nur nicht überall und immer ist die in allen Dingen schlummernde Kraft des Feuers erweckt und zur Thätigkeit entbunden.

Wenn ich das große Weltgebäude von dieser Seite betrachte, wie erstaunenswürdig erscheint es mir da! wie neu, wie räthselhaft! und wie groß und erhaben der Allweise in seiner unbegrenzten Haushaltung! wie anbetungswürdig der Allmächtige, welcher die verschiedensten Elemente verbindet, um Wohlthat, Segen, Entzücken der von ihm erschaffenen Wesen zu werden.

Wenn ich, o Allerhöchster, auch nur Deine Wohlthätigkeit schildern wollte, wie sie sich in einer einzigen Deiner Gaben, nur in der nützlichen Wirksamkeit der Licht- und Wärmestrahlen kund thut: mein Leben würde nicht zureichen, den einzigen Gegenstand zu erschöpfen, und den ganzen Umfang Deiner Milde darzustellen. Und doch würde ich nur den kleinsten Theil des Werthes Deiner Gaben preisen können, denn der größere Theil desselben ist für meinen schwachen, eingeschränkten Geist hienieden noch unerforschlich.

Ich erhelle meine Nächte durch den Schimmer des künstlich erweckten Lichts; verbanne des Winters erstarrende Kälte von meinen Gliedern durch die Wärme selbstbereiteter Gluth; ich sehe am Sonnenstrahl die Früchte des Feldes, der Bäume köstliches Obst, die Traube am Weinstock gähren und reifen, und bereite an der wohlthätigen Flamme des Herdes meinem Körper gesunde Nahrung und Speise. Metalle zerfliessen in der Hitze des Feuers, und nehmen Gestalten an, wie sie zu meinen Bedürfnissen taugen. Der Säugling strebt dem Lichtstrahl entgegen, der Greis nach erquickender Wärme.

Was Gott schuf, ist Segen. Nur des Menschen Sünde, seine Unwissenheit oder seine Bosheit, verwandelt auch den Segen in Fluch. Darum, so nützlich und lieblich, eben so schrecklich ist auch die mißbrauchte Macht des Feuers.

Am furchtbarsten erscheint die Gewalt desselben in der Natur, wenn sich finstere Wetterwolken zusammenziehen, und die Strahlen des Blitzes über die stumme, schüchterne Welt hinbrennen. Furchtbar, aber dennoch schön! Furchtbar, aber dennoch segensvoll! Denn was von Gott kommt, ist Segen und gut; wie das Wasser, so die Flamme! Nur des Menschen Unvorsichtigkeit und Thorheit macht sich oft das zum Verderben, was zu seinem Wohl gedeihen könnte; so das Wasser des Flusses, der Seen und Meere, so den Strahl des weitleuchtenden, ferntreffenden Blitzes.

So prachtvoll das Schauspiel eines Gewitters ist, welches an Sommertagen oder Nächten den Dunstkreis der Erde erschüttert und von ungesunden Stoffen befreit: so übertrieben und abergläubig ist doch leider noch die Furcht vieler Menschen beim Anblick dieses Naturereignisses. Die Furcht ist aber um so thörichter, da man doch aus langen Erfahrungen und seit Jahrhunderten weiß, daß unter hundert Gewittern kaum eins einschlägt, und unter tausend Schlägen dann selten ein einziger ein Thier, oder einen Menschen, oder dessen Wohnung trifft.

Freilich rührt die Angst in manchen Personen bei Gewittern oft von körperlicher Schwäche her; der Zustand der gewitterhaften Luft wirkt dermaßen auf unsere Nerven, daß sie schon eine Vorempfindung des erfolgenden Wetters haben, ehe noch dasselbe erschienen ist. Sie fühlen ungewohnte Mattigkeit, Erschlaffung, Beklemmung, schwieriges Athemholen. Aber der starke Geist des Christen weiß auch durch Ueberzeugung von der Güte Gottes das Leiden seines Körpers zu überwinden, und mitten in dem wohlthätigen Sturm der Elemente, wenn Wasser- und Feuerfluthen vom Himmel rauschen, fröhlich seinen Vater, den Ewigen, zu rühmen!

Doch bei weit Mehrern ist die Angst während eines Gewitters nur die Folge einer schlechten Erziehung, eines falschen Unterrichts über die Ursachen und heilsamen Zwecke Gottes in dieser Naturerscheinung. Bei vielen Andern ist die Bangigkeit wieder eine Wirkung höchst unwürdiger Vorstellungen von der Gottheit, und eine Schuld unbesonnener oder unwissender Irrlehrer, welche das allervollkommenste, heiligste Wesen so zornmüthig, so rachsüchtig, so unbarmherzig, so unversöhnlich darstellen, als kaum ein sündlicher Mensch sein kann. Daher das abergläubige Schrecken vieler Menschen, die, wenn Gott sich in seiner Größe, Macht und Liebe am sichtbarsten in der Natur verherrlichen will, voll kindischer Verzagtheit die Flucht ergreifen, oder singen und beten, um den Zorn Gottes von ihrer eigenen Person abzuwenden, oder mit noch größerm Vertrauen auf das Glockengeläute der Kirche hören, als auf die Stimme der Natur, die selbst durch den Laut des Donners spricht: Fürchte dich nicht! Gott ist die Liebe!

Wehe dem Christen, welchem die Andacht erst dann heilig ist, wenn er selbstsüchtig für seine Wohnung, für seine Kornfelder, oder für sein Leben zittert; der erst dann inbrünstig Gebete zum Himmel emporsendet, wenn er seinen letzten Augenblicken nahe zu sein glaubt; der erst dann Gott fromme Gelübde stammelt, wenn er glaubt, sie vielleicht nicht mehr durch ein tugendhaftes Leben erfüllen zu können! Seine Andacht, seine Gebete, seine Gelübde, einem unreinen Herzen entquollen, sind dem Herrn ein Gräuel! Gott der Allliebende fordert ja nur Liebe und Vertrauen; aber wer unter Todesschrecken zu Gott ruft, betet nur darum, weil er kein Vertrauen hat, sondern Argwohn, keine Liebe, sondern Furcht.

Nicht minder sträubt es sich gegen die Würdigkeit, welche wir in unsern Vorstellungen von Gott haben sollen, wenn man sich einbildet voller Aberglaubens, ein Stücklein tönenden Erzes, das Läuten einer Glocke werde die Elemente beschwören, und den Schaden des Gewitters von unsern Häusern und Fluren verbannen. Hat nicht eine vielfache Erfahrung bewiesen, daß dies Glockengeläute fruchtlos blieb; ja daß die Stelle, welche derjenige, der die Glocke zieht, während des Gewitters einnimmt, eine der gefährlichsten für das Leben der Menschen ist?

Denn so wie das Wasser seiner Natur nach gern abwärts fließt, und am liebsten zu hohlen Kanälen zusammenströmt: so pflegt sich auch der feurige Stoff des Blitzes gern abwärts zu senken, und am liebsten wählt er, um in die Erde geleitet zu werden, hervorragende Spitzen, Ecken, Zweige, und noch lieber sucht er ein hoch in der Luft befindliches Metall auf, von wo er weiter herabspringt.

Und wie der Mensch, durch seine Erfahrungen belehrt, endlich den Bächen und Flüssen ein tieferes Bett gegraben und festere Ufer gebaut hat, damit sie schneller ablaufen, und beim Anschwellen nicht überströmen und Wiesen, Felder, Wohnungen und Ställe mit der Gewalt der Wellen hinwegschwemmen: so hat er — denn dazu verlieh ihm Gott die Vernunft — zu seiner Erhaltung auch Mittel gefunden, die über seinem Haupte schwebenden Blitze auf unschädlichen und gefahrlosen Wegen in die Erde zu führen. Er befestigte an seines Hauses Gipfel die eherne Spitze, welche den Blitz einfangt, und an zusammenhängenden Gliedern einer metallenen Kette oder eines Drathes in den Erdboden führt. Dies ist allerdings ein der Vernunft des Menschen ehrenvolles, ein der Gottheit wohlgefälliges Mittel, unser Eigenthum in den Stürmen der Natur und gegen die Kraft des vom Himmel fallenden Feuers zu bewahren.

Umsonst sucht das abergläubische Vorurtheil der unwissenden Menschen gegen die nützliche Anwendung der uns von Gott zu unserm Schutze dargebotenen Hilfsmittel zu eifern; umsonst wendet sie ein: Gottes Macht ist größer denn menschliche, und sie kann dich unter hundert von dir aufgepflanzten Schutzmitteln treffen. — Dennoch retteten diese Schutzmittel schon unzählige Male. Sie sind uns durch Gottes Hand gegeben, darum ist es Pflicht, sie anzuwenden. So gab auch er uns Pflanzen, deren Säfte für uns ein Gegengift werden wider das in den Lüften verbreitete Gift von Krankheiten; so gab er uns Mittel, uns gegen die tödtlichen Wirkungen des Frostes oder der Sonnengluth zu bewahren.

Lasset uns Gottes Weisheit in den Werken seiner Schöpfungen täglich genauer erforschen, so werden wir selbst weiser und dadurch auch glückseliger werden. Verbannet durch grenzenloses Vertrauen auf die Liebe des himmlischen Vaters alle abergläubige Furcht — Gott ist nur Liebe, nie Haß; gibt nur Liebe, nie Zorn; will nur Liebe, nie Furcht.

Und so erzieht uns belehrt, fern von abergläubigen Vorurtheilen, eure Kinder in der Liebe zu Gott. Gewöhnet sie von früher Jugend auf, auch in den furchtbarsten Erscheinungen der Natur die Gnade des Allbarmherzigen, des Allen Helfenden zu sehen. Vermeidet, ihnen ihre natürliche, kindliche Furchtsamkeit durch die Aeusserungen eurer unchristlichen Aengstlichkeit zu vermehren. Denn solche Eindrücke, welche ihr dem zarten Gemüth der Jugend machet, sind im spätern Alter, oft auch bei den vernünftigsten Ueberzeugungen, bei den besten Vorsätzen nicht wieder auszutilgen, und bleiben Urheber mancher bangen Lebensstunden, die besser zur Verherrlichung und Anbetung des Erhabenen voller Majestät und Huld benutzt worden wären.

Ja, mit David, wie er sang, will auch ich beim Bewundern der Schöpfungspracht rufen: Der Herr ist König, des freue sich das Erdreich, und seien fröhlich die Inseln, so viel ihrer sind! — Wolken und Dunkel ist um ihn her. Gerechtigkeit und Gericht ist seines Stuhles Festung. Feuer geht vor ihm her und zündet an umher seine Feinde. Seine Blitze leuchten auf den Erdboden; das Erdreich siehet und erschrickt. Berge zerschmelzen, wie Wachs, vor dem Herrn, vor dem Herrscher des ganzen Erdbodens! — (Ps. 97, 1—5.)

So weit nur Deine Sonnen glänzen,
Reicht Deine Huld, die uns erhalt,
Reicht über uns es Himmels Grenzen,
O Vater, bis zur fernsten Welt.
O Deine Gnad' und auch ihr Reich
Steht ewigen Gebirgen gleich.

Dir, Gott, ist kein Geschöpf verborgen,
Nicht eins vom Menschen bis zum Thier;
Du wurdigst alle Deiner Sorgen,
Sie danken Lust und Leben Dir.
Es mag gering und niedrig sein;
Dir, Gott, ist nichts zu groß und klein.

Mit frommem, freudigem Gemüthe
Erheb' ich, Gott voll Gnade, Dich!
Wie herrlich ist doch Deine Güte,
Wie liebst Du uns so vaterlich!
Uns, die wir ohne Furcht und Grau'n
Dem Schatten Deiner Flügel trau'n.

Mit Deinem reichsten Ueberflusse
Erfüllst Du diese Welt, Dein Haus.
Du theilst ihn, Allen zum Genusse,
So vaterlich, so reichlich aus!
Und jedes Lebens Quelle fließt
Aus Dir, der Du das Leben bist.

280.

Gottes Größe im Kleinen.

Ps. 139, 14

Ihr Thäler und ihr Höhen,
Euch, die der Schöpfer schmückt,
In stiller Ruh zu sehen,
Ist, was mein Herz entzückt.

Schön seid ihr, Wald und Weiden,
Und du, bethaute Flur!
Wie rein sind deine Freuden,
O reizende Natur!

Es webet, wallt und spielet
Das Laub um jeden Strauch;
Und jedes Würmchen fühlet
Der Schöpfung Lebenshauch.

Und in der Näh' und Ferne
Ist Gottes Allmacht groß;
Wie in dem Reich der Sterne,
So in dem kleinsten Moos.

Ihr Thäler und ihr Höhen,
Ihr, die der Schöpfer schmückt,
O lehrt mich Gott erhöhen,
Der mich durch euch entzückt!

Immer kehre ich aus dem erdrückenden Gewühl des Lebens zu Dir zurück, o mein Schöpfer, und zu der Betrachtung der Wunderwerke, mit denen Du mich umringst. Hier finde ich immer wieder meine süßeste Erholung und die lebendigste Erneuerung meiner Kräfte. Hier sehe ich glänzender die Majestät Deiner Allmacht und Weisheit; hier rührender die Beweise Deiner Alles durchdringenden, Alles beseligenden Güte; hier anbetungswürdiger die Wirkungen Deiner Vorsehung.

Und wer könnte denn stumm bleiben, während der feierliche Lobgesang der ganzen Natur zum Himmel emporsteigt? Wer gefühllos bleiben in der Pracht der weiten Schöpfung, die uns in unendlicher Mannigfaltigkeit umschwebt?

Wohin soll ich mein Auge wenden, um die Macht und Herrlichkeit des Schöpfers am erschütterndsten wahrzunehmen? Soll ich die Welten zählen, welche als zahllose Sonnen aus unendlichen Fernen vom nächtlichen Himmel strahlen? — oder die geheimnißvolle Haushaltung der Wolken bewundern, in deren Schooße Sturmwinde und Feuerströme neben ungeheuern Wasserfluthen wohnen? Soll ich die Gewalt der Elemente untersuchen, jener wunderbaren Urstoffe, aus denen Alles erbaut ist, und deren Eintracht oder Kriegen Welttheile blühend macht oder zerstört?

Groß ist Gott in allen seinen Werken! Warum in den Wundern entfernter Gebiete des Weltalls ihn suchen? Seine Macht und Weisheit ist in den Bahnen des Himmels, wo Erden, Sonnen und Monde in unveränderlichen Kreisen und Ordnungen schweben, nicht erhabener, nicht unbegreiflicher, als in den Gefäßen, Adern und

Fasern des kleinsten Blättchens einer sich am Sonnenstrahl entfaltenden Blume. — Der Herr ist überall groß, und sich überall gleich, im weiten Weltgebäude, wie im kleinsten Grashalm.

Die Lebensgeschichte einer einzigen Pflanze wäre hinreichend, den hartnäckigsten Zweifler vom Dasein einer höchsten Weisheit und Vorsehung zu überzeugen. Aber wer kann eine solche Geschichte würdig und allumfassend genug beschreiben, wie sich aus dem geringen Samenkorn ein Keim entwickelt, der nach Jahren zum weitschattenden Baum wird, welcher vielen hundert, ja tausend lebendigen Geschöpfen auf und unter ihm Kühlung, Schutz, Aufenthalt oder Nahrung gibt? Jeder Baum ist eine kleine Welt von Thieren aller Art; ja jedes Blatt ist eine Stadt von einer Menge mit bloßen Augen kaum erkennbarer Kreaturen. Für alle sorgte Gott. Für sie ist keine andere Welt, als dieser Baum, an dem sie wohnen; er steht seit Jahrhunderten, und tausend Geschlechter sind auf ihm geboren und vergangen. So erreichen unsere Eichen oft das Alter von einem halben Jahrtausend, und auf dem Libanon sollen noch Zedern grünen, die Salomons Tage sahen.

Jede Gegend des Erdballs ist durch die Hand des Schöpfers mit den ihr eigenthümlichen Pflanzen geschmückt. Aber solche, welche für den Menschen eine gesunde Nahrung bieten, sind einer solchen Natur, daß sie sich fast überall hin, wo Sterbliche wohnen, verpflanzen lassen.

Vor Zeiten waren die Länder unserer Gegend unermeßliche Wüsteneien, Herbergen wilder Thiere; meistens von unfruchtbaren Bäumen und ungenießbaren Kräutern bedeckt. — Jetzt gleicht unser Vaterland einem großen Garten, versehen mit den nützlichsten und schönsten Gewächsen aller Welttheile. — Fast alle unsere Obstbäume, die nun bei uns längst einheimisch sind, wurden hieher aus warmen Morgenländern verpflanzt; eben so die lieblichsten unserer Blumen- und Küchengewächse. Pfirsich und Rose aus Persien und Syrien; das Getreide aus dem hohen Asien; die nahrhafte Kartoffel aus Amerika, desgleichen der Mais oder türkische Weizen, welcher in seinen körnerreichen Kolben drei- und sechshundertfältige Frucht bringt.

Jede dieser unzählbaren Pflanzenarten ist verschieden von der andern gebaut; keine der andern ähnlich, jede zu ihrem Zweck auf das vortheilhafteste. Sehet auf das Korn, welches auf den Feldern prangt: jeder Halm predigt die liebende Weisheit des Herrn. Dieser Halm steigt schlank und hoch über die Erde auf, damit die Körner nicht durch die Feuchtigkeit des ausdünstenden Bodens verderbt und zur Fäulniß gebracht werden. Die Länge des Halms begünstigt die bessere Reinigung des darin von den Wurzeln aufsteigenden Nahrungssaftes, daß die mehlige Frucht wohl gedeihe. Der lange Weg, welchen jener Saft aus dem Erdboden hinauf zu machen hat, erlaubt auch der Sonne, ihn anhaltender auszukochen. Zwar schwankend und dünn ist das Rohr, an dessen Spitze sich die Aehre wiegt; doch wehren das Zerknicken derselben im Winde starke Knoten, deren feine Durchlöcherungen von innen dem emporsteigenden Saft und der Sonnenwärme genugsamen Durchgang gestatten. Neben dem Halme treiben wehende Blätter, um Regen und Thau des Himmels zu sammeln, die wachsende Pflanze zu tränken. Ist sie aber ihrer Reife nahe, dann welken selbst die Blätter, damit alle Nahrung ungetheilt der Aehre zugehe, deren Körner mit langen rauhen Stacheln eine Schutzwehr gegen die Vögel haben. — Nichts ist ohne wohlthätige Absichten. Und sie fehlen auch dann nicht, wenn unsere Kurzsichtigkeit nicht fähig wäre, sie zu erkennen. Selbst die sogenannten Unkräuter sind wohlthätige Gewächse, wenn auch nicht immer für den Landmann, doch für Arzneien, Salben und den Gebrauch in mancherlei Gewerb und Kunst. Selbst das sogenannte Ungeziefer, welches unter und über dem Boden lebt, hat im Haushalt der Natur seine wichtige Bestimmung, und trägt zum allgemeinen Segen bei, wenn gleich dessen Anhäufung auf einzelnen Stellen zuweilen schädlich für die Zwecke der Menschen sein mag.

Vielleicht wären jene Erdlager der Felder und Wiesen, die nie ein Pflug aufbricht, schon längst steinartig verhärtet und unfruchtbarer, wenn sie nicht alljährlich durch Millionen und Millionen Gewürme, Käfer, Schnecken und andere Thiere durchwühlt und aufgelockert würden. Die unterirdischen, vielfach gewundenen Gänge, Zellen und Behausungen dieser kleinen Geschöpfe sind eben so viel künstlich gebaute Kanäle, durch welche der Regen befruchtend in den tiefen Grund dringt, und die Luft den Wurzeln neue Nahrungsstoffe bringen kann. Gott hat Alles weiser geordnet, als der Sterbliche kennt und begreift. Wo der Mensch Störungen seiner eigenen Absichten oder Fehler in der Naturordnung mit kindischer Vermessenheit beklagt, ist ihm, ohne sein Wissen, eine Wohlthat geschehen, deren Folgen sich auf viele Jahre verbreiten, um den Schaden des Augenblicks hundertfach zu ersetzen.

Doch, um wieder den Haushalt, das Leben und den Bau jedes einzelnen Würmchens zu erkennen, würde ein Zeitraum von tausend Jahren viel zu kurz sein. Wie reich sind Erde und Wasser bevölkert! Wer weiß nur die Namen aller dieser Zahllosen? Je schwächer sie scheinen, und je leichter ihre Vernichtung möglich wäre, je zäher ist ihre Lebenskraft; so z. B. die Schnecken, deren ganzer Bestandtheil fast nur ein zerfliessender Schleim zu sein scheint. Aber nicht nur die abgeschnittenen Theile ersetzen sich bei vielen von selbst wieder; sondern oft entsteht aus den losgerissenen Stücken wieder ein eigenes sinnreich gebautes Thier, wie das der Fall bei derjenigen Gattung ist, welche man Seesterne nennt, und an denen man über achtzigtausend Gelenke oder Strahlen gezählt hat, mit welchen sie sich zehn Schuh weit umher ausbreiten. Selbst die Lebensart dieser wenig beachteten Thiere, die wir täglich vor Augen haben, ist wunderbar. Aber wer kennt sie? Wenn die gemeinen Garten- und Waldschnecken sich ihre gegenseitige Zuneigung bezeigen wollen, schleudert eine der andern einen kleinen, vierschneidigen Pfeil entgegen, oder drückt ihn der andern in die Brust. Dieser Pfeil ist von kalkartigem Stoffe, und steckt sehr lose in einer Oeffnung des Halses. Ist dies gethan, erst dann nähern sie sich einander zur Begattung.

Nur von wenigen Würmern und Insekten sind uns ihre Gestalten und Beschäftigungsarten bekannt: wie sollten wir von allen ihre Bedeutung in der göttlichen Schöpfung wissen? Es gibt deren Millionen, welche nur erst durch die stärksten Vergrößerungsgläser bemerkbar sind. Es ist bewiesen, daß in einem einzigen Tropfen Wassers, dem Sonnenstrahl ausgesetzt, mehrere tausend Insekten, wie in einem Weltmeer, geräumig herumschwimmen. Es

ist bewiesen, daß der Mensch nicht nur in seinen Eingeweiden und in seiner Haut, sondern selbst im Schleim, der an seinen Zähnen haftet, in dem Blut, das durch seine Adern rollt, unzählbare lebendige Wesen beherbergt und nährt. So ist der menschliche Leib wieder für Millionen verschiedener kleiner, unentdeckbarer Geschöpfe eine große wandelnde Welt, wie es der ganze Erdball für die Völker des menschlichen Geschlechts ist.

Zwar das Leben dieser Kreaturen ist nur sehr flüchtig: aber darum ihre Vermehrung desto erstaunlicher, also daß ihre Arten nie verschwinden. Das längste Alter mancher Insekten hat oft kaum die Dauer vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne, aber sie zeugen in dieser Zeit Millionen Nachkommen. Der Seidenwurm legt jährlich bei fünfhundert Eier, die Bienenkönigin bei vierzigtausend. Man kennt in Afrika eine Ameisenart, Termiten genannt, die so ansehnliche Gebäude aufführen, daß man ihre Wohnungen in der Ferne für Dörfer hält. Die befruchtete Königin derselben wird zweitausendmal größer im Umfang, als sie gewöhnlich ist, und legt dann binnen vierundzwanzig Stunden auf achtzigtausend Eier.

Wohl oft hat die fleißige Ameise, die nützliche und sinnreiche Biene die Bewunderung beobachtender Zuschauer erregt — auch die mit acht Augen und acht Füßen ausgestattete Spinne mit ihrem kunstvollen Gewebe. Aber wessen Blick dringt in das rechte Geheimniß ihrer Einrichtungen und Künste? Es herrscht hier eine Ordnung und Zweckmäßigkeit, die ans Unerklärliche grenzt. Wer lehrt die junge Spinne ihr zartes Werk schaffen, von der vierhundert Faden erst so dick sind, als drei einzelne Faden einer ausgewachsenen Spinne? Vier Millionen Faden junger Spinnen haben nicht die Dicke eines einzigen Menschenhaars!

Nur die Bewohner des Wassers, die vielverschiedenen Fische, sind in Rücksicht ungeheurer Vermehrung den Insekten ähnlich. Und doch leben alle Fische längere Zeit, als die meisten Insekten. Man hat einen Hecht, mit kupfernem Ringe um dem Kopf bezeichnet, in einem Teiche bewahrt, der über drittehalbhundert Jahre alt wurde. Aber der Vermehrung der Fische stehen ganz andere Hindernisse entgegen. Sie selbst verzehren unter einander sich oder ihre gelegten Eier. Dann eilen Menschen, vierfüßige Thiere und Vögel herbei, aus den belebten Wasserbehältern ihre Nahrung zu suchen. Mag gleich jeder Häring über zwanzig-, ein Karpfen über dreimalhunderttausend Eier tragen und legen: nie wird die Zahl der Fische übermäßig.

Besonders im Meere sind zahlreiche Ungeheuer bereit, die Mengen derselben zu mindern, wie der siebenzig bis hundert Fuß lange, oft gegen sechszig bis siebenzig Zentner wiegende Wallfisch, der sich von der Masse kleiner Fische nährt, um mit seinem Thran und Fischbein eines der nutzreichsten Thiere für die Bedürfnisse des Menschen werden zu können; oder der gefräßige Haifisch, dessen Rachen, ausgestattet mit einer sechsfachen Reihe beweglicher Zähne, ganze Menschen und Pferde verschlingt, ohne sie nur zu kauen.

Je furchtbarer und schädlicher die Thierarten sind, je sparsamer ist ihre Vermehrung, oder je schwieriger wird sie. So sorgt die göttliche Vorsehung, um Alles im ewigen Gleichgewicht zu bewahren. Obgleich das mächtige Krokodill jährlich bei hundert Eier in den Sand der heißen Weltgegenden legt, lebt es doch nicht in großer Menge; Löwen und Tiger irren einsam in ihren Wüsten; Geier und Adler schweben einzeln in hohen Lüften.

Die nützlichsten der vierfüßigen Thiere, wie der Vögel, sind am meisten für ihre hinreichende Fortpflanzung gesichert, und gedeihen fast überall, wohin der Mensch seine Wohnung in heißen, kalten, oder gemäßigten Himmelsstrichen aufbaut. Verderbliche Kreaturen hingegen sind an ihre Geburtsörter gebannt. Das Pferd, der Hund, das Schaf, der Stier und das zahme Federvieh wohnen hier und jenseits aller Meere, den Menschen diensam; aber der Bär hauset nur in seinen stillen Felsenwinkeln und Eisfeldern, die reissende Hiäne in der menschenlosen Einöde.

Und jede der millionenfach verschiedenen Arten der Geschöpfe, ungeachtet sie allesammt bei uns durch einander wohnen, bildet für sich gleichsam nur ein eigenes Reich. Keins versteht des andern Sprachen, Sitten und Zeichen. Die Ameise versteht nur die anordnenden Winke von Ihresgleichen; die Biene nur die Bienen; der Rabe nur, wohin ihn der Rabe ruft; die Schwalbe nur Ihresgleichen, wenn Nester gebaut, oder die Versammlungen im Herbste zum allgemeinen Abreisen gehalten werden sollen; der Storch nur den Storch auf dem jährlichen Zuge durch die höchsten Lüfte über die Welttheile und Meere.

Gott trennte durch unzerstörbare Schranken. Wie der Mensch nur Menschen versteht, und alle Völker des Erdballs ein einziges zusammenhängendes Ganze ausmachen, ist jede Gattung von Thieren eine für sich bestehende Welt. Was darin vorgeht, nach welchen Gesetzen sie handelt, wie sie denkt, wie sie fühlt, wie sie das ansieht, was ausser ihr ist, weiß kein anderes Wesen, das nicht in ihrem Kreise steht. Alles ist in sich abgeschlossen, ausser Gemeinschaft mit andern; nur der Gottheit ist das Verborgenste jeder Kreaturenfamilie bekannt. Wäre der Mensch in die Wesenheit, in die Triebe, Instinkte, Mittheilungszeichen nur einer einzigen Thierart ausser ihm eingeweiht, welch ein unermeßlicher Schatz von neuen Kenntnissen und Ansichten würde da wieder vor ihm aufgethan sein! — Das ganze All der Dinge würde ihm neu erscheinen.

Doch wozu dies? Er hat ja noch lange nicht das Alles erforscht, was ihm in seinem eigenen Geschlecht wissenswürdig sein sollte. Mit Leichtsinn oder Gleichgültigkeit geht er, gleich dem Thiere, über Alles hin, was nicht seine Nahrung, sein Trank, sein Kleid, sein Haus, oder sonst ein Mittel des Sinnenkitzels ist. Nicht seine Seele nur, selbst sein sichtbarer Körper ist ihm oft noch ein unbetrachtetes Geheimniß. Und doch wie wunderbar ist auch dieser gebaut, und wie erhaben vor allen andern Thiergestalten! Jeder Athemzug der Lunge ist die Fortsetzung eines ausserordentlichen Wunders; und jeder Schlag des Herzens, der das menschliche Geblüt binnen fünf oder sechs Minuten durch alle vielverschlungenen Adern und zarten Gefäße des ganzen Körpers treibt, ist Wunder.

Wann würde ich aufhören können zu erzählen, wenn ich den künstlichen Bau, die Einrichtung aller Theile des menschlichen Leichnams beschreiben, oder ihre zweckmäßige Ordnung andeuten wollte; wie ein Gerippe von mehr denn drittehalbhundert Knochen, durch zähe Bänder zusammengehalten, von Adern, Gefäßen, Säften mancherlei Art und Häuten umkleidet, die edle Gestalt der

Sterblichen bildet, oder wie das Fleisch, aus einem halben tausend Muskeln gebildet, und von geistigen Nervenhaaren nach allen Seiten hin durchströmt, der Behälter der Sinne wird, durch welche das ganze unermeßliche Weltall zur Seele dringt!

O mein Schöpfer, mit David bete ich: Dank Dir darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin. Wunderbarlich sind Deine Werke, und das erkennt meine Seele wohl. Wie köstlich sind vor mir, Gott, Deine Gedanken? wie ist ihrer eine so große Summe? Sollte ich sie zählen, so würden ihrer mehr sein denn des Sandes. (Ps. 139, 14. 17. 18.) Herr, allmächtig, weise und gnädig, je tiefer mein Geist sich in die Wunderfülle Deiner Werke hinabsenkt, je unergründlicher wird mir Dein Reichthum, je unbegreiflicher Deine Hoheit. Ich verliere mich schaudernd in der Unermeßlichkeit Deiner Macht, doch kenne ich von derselben nur den kleinsten Punkt. Ich lebe auf einem Stäubchen, umgeben von einem Lufttropfen, und dies ist die Welt, deren Grenzenlosigkeit mich erschreckt. O Gott, wer bin ich denn, daß Du mein gedenkest? Aber mein Geist schwebt über dem Stäubchen, über dem Lufttropfen hoch empor, dringt von Welten zu Welten zu Dir, Angebeteter! Er ist dein Athem! ihm gehört Deine Liebe, Deine Ewigkeit! Dich zu erkennen, soll immerdar seine süßeste Lust sein. Wie herrlich stehst Du da, Ewiger, im Heiligthume Deiner Werke! Amen!

281.

Die Stimmen der Thiere.

Ps. 148, 7—13.

Wem blüht das Thal? Für wen erhebt
Sich das Gebirg? Wem tönt und schwebt
Der Sänger in den Lüften?
Für wen bevölkert sich das Meer?
Wem jauchzt der Thiere zahllos Heer
Auf jährlich grünen Triften?
Quellen rieseln,
Winde wehen,
Thal und Höhen
Ueberrascht ein Silberregen,
Ihm zu Ehre, mir zum Segen.

Wie sie so herrlich sind, so schön,
Einträchtig alle Gott erhöhn,
Und seine Güte preisen!
Wie Alles Jubel ist und Dank,
Und jeder Ton ein Lobgesang
Des Gütigen und Weisen!
Ach, wie könnt' ich
Jubllos schweigen!
Solcher Zeugen
Hochgesang des Höchsten hören,
Schweigen in der Schöpfung Chören!

Wie prachtvoll schwebt sie vor meinen Blicken, die ewig jugendliche Schöpfung Gottes; welch ein Glanz des Himmels und der Erde, welche Farbenstrahlen, die in allen Höhen und Tiefen mein Auge entzücken! Ist dies nicht Abglanz und Wiederschein der Gottheit durch den sie vor sterblichen Blicken verhüllenden Schleier? Laue Lüfte bewegen sich um mich, und Millionen blühende Zweige und Blumen überströmen mich mit einem Regen balsamischer Düfte. — Und dies Alles wird erst durch das größe Getön des Lebens, welches um mich herrauscht, feierlicher, anziehender, bedeutsamer.

Wenn ich durch die reizendsten Felder und Wiesen irre, die von den Händen des Frühlings und Sommers mit ihrem ganzen Blumenschmuck überschüttet sind, und es rührt mein Ohr kein Rauschen des Gebüsches, kein fröhliches Blöcken der Heerden, kein Zwitschern, kein Gesang eines Vogels — wenn Alles schweigt: so macht die ganze Pracht der Erde nur einen traurigen Eindruck auf mich. Die Natur scheint, so sehr sie auch in lachenden Farben prange, ausgestorben. Es spricht mich nichts an. Ich stehe in einer glänzenden Einöde, werde traurig und sehne mich nach dem Laut der Lebendigen.

Das Auge gibt dem menschlichen Gemüth weniger Nahrung, als das Gehör; erst durch dieses werden wir mitfühlende Wesen aller mit Empfindung begabten Geschöpfe. Erst das Erbrausen des hohen Waldes im Luftstrom, das freundliche Murmeln der Quellen und Wasserbäche, das Getöse des Flusses an seinen Ufern, das Sumsen der Bienen und Käfer, die mannigfaltigen Töne vierfüßiger Thiere, das Gezirpe der Vögel beseelt die angenehmste Landschaft. Wie uns das Schweigen des Todes schaudern macht, so erfreut hingegen die Stimme der Natur das menschliche Herz. Sie erweckt uns zu großen Gedanken und Gefühlen, und beschäftigt uns mit der Vorstellung von der allgemeinen Verbindung der erschaffenen Wesen. Alles wird zum Psalm der Welt auf Gott.

Wer hat diesen Psalm von tausend und tausend abwechselnden Tönen, wiederhallt vom Wiederhall der Wälder und Felsen, nicht schon gehört? Wen ließ er ungerührt, der irgend für zartere Empfindungen noch ein empfängliches Herz in der Brust trug? Wer hätte nicht oft selig in das große Freudengetümmel der Schöpfung hineinjauchzen mögen und rufen mit dem königlichen Dichter: Lobet den Herrn auf Erden, ihr Wallfische in allen Tiefen! Feuer, Hagel, Schnee und Dampf und Sturmwinde, die sein Wort ausrichten, Berge und alle Hügel, fruchtbare Bäume und Zedern; Thiere und alles Vieh, Gewürm und Vögel; ihre Könige auf Erden und alle Leute, Fürsten und alle Richter auf Erden; Jünglinge und Jungfrauen, Alte mit den Jungen, sollen loben den Namen des Herrn; denn sein Name allein ist hoch, sein Lob geht so weit Himmel und Erde ist! (Ps. 148, 7 — 13.)

Nicht alle Thiere haben Stimmen, weil nicht alle mit einer Lunge versehen sind; dennoch wissen sie nach ihrer Art Töne hervorzubringen, um das weite Geräusch des Lebens zu vermehren. Sie wollen nicht in dem Hochgesang der Erde schweigen, wenn er zum Himmel emporsteigt. Einige derselben geben einen Ton von sich durch das bloße Aneinanderreiben ihrer Gliedmaßen, wie die Feldgrillen des Sommers, oder die Heimchen, die ihr weit tönendes Gezirpe dadurch verursachen, daß sie die trockenen, häutigen Flügeldecken ein wenig erheben, und übereinander hin- und herschieben, wenn sie sich hören lassen wollen. Andere lassen ein wunderbares Getöse laut werden, indem sie mit gewaltiger Kraft Flüssigkeiten aus Höhlungen ihres Körpers hervorschnellen, wie der Wallfisch, welcher Wasserströme hervorsprudelt gleich hohen Quellen. Andere sumsen mit ihren Flügeln durch die Lüfte, wie die Käfer und Mücken, Bremsen und Bienen.

Die eigentliche Stimme, vermittelst der Lunge, ist nur vollkommenen Thieren verliehen, welche am fähigsten sind, davon Gebrauch zu machen, um sich einander ihre Zuneigung und Wünsche mitzutheilen, oder ihren Zorn zu verkünden. Unvollkommenere Geschöpfe, so wie viele Arten der Thierpflanzen und Gewürme, welche sich unter einander nicht begatten, sondern wo jedes, ohne Zuthun des andern, sein Geschlecht durch sich selbst vermehrt, geben gar kein Geräusch, keinen Ton. Sie haben nicht nöthig, einander zu suchen, oder ihre Triebe zu erkennen zu geben. Mit ihren Begierden in sich selbst verschlossen, leben sie einsam.

Thiere ohne Lungen können nur ein Getön oder Geräusch mit andern Werkzeugen machen; Stimmen haben allein die, welche mit Lungen begabt sind, wie der Mensch, wie die Säugethiere, die Vögel und kriechenden Thiere. Es läßt sich vermuthen, daß auch alle diese, selbst die, welche einen Ton ohne Lunge haben, Gehör besitzen, obwohl man bisher die Werkzeuge dazu an den Insekten vergebens zu suchen sich bemüht hat. Horcht nicht der flüchtige Bienenschwarm auf den Klang des geschlagenen Kessels?

Die Einrichtungen, welche der Schöpfer zur Hervorbringung der eigentlichen Stimme getroffen hat, sind ungemein wunderbar. Die Lunge, durch den Athem mit Luft gefüllt, treibt dieselbe kräftig durch die Luftröhre empor zur Kehle. Je größer die Lungen, oder in je weitern Spielräumen sie sind, je stärker erklingt die Stimme. Auch der Bau der Luftröhre trägt nicht wenig zur Kraft der Stimme bei. Wo diese Röhre ganz aus knorplichen, knöchernen Ringen zusammengesetzt ist, wird der durch sie hervordringende Ton weit mächtiger und schneidender sein, wie beim Menschen, beim Löwen, beim Pfau und andern Thieren. Wo sie hingegen weich und beinahe nur häutig ist, wie bei den Schlangen, bleibt der Ton matt, heiser und dumpf.

Und wie die Gottheit in alle ihre Werke die unendlichste Mannigfaltigkeit gelegt hat, so zeigte sie dieselbe auch in den Stimmen der Thiere. Jede Thierart hat ihre eigenthümliche; wir erkennen sie daran, so wie sie sich selbst unter einander schon aus der Ferne. Löwen, Tieger, Panthierthiere erfüllen die einsamen Wüsten mit ihrem furchtbaren Gebrüll; das Brummen des Bärs durchschauert die Wildniß; die Hunde und Wölfe bellen; die Schafe blöken; die Rosse wiehern: keins ist die Stimme des andern. Doch die vollendetsten und verschiedensten Stimmenwerkzeuge findet man in der schönen und zahlreichen Ordnung der Vögel, deren anmuthiger Gesang in Lüften, Wäldern und Feldern uns oft entzückt. Die Raubvögel stoßen nur einen wilden, durchdringenden Schrei aus; an den Wasservögeln bemerkt man mehr ein Schnattern und Klappern; an denen, die von Fliegen, Mücken, Würmern und andern Insekten leben, einen süßen, silberhellen, angenehmen Ton; so wie die, welche von Beeren und wilden Früchten leben, häufiger trillern, und die Körnerfressenden weit vollklingender und stoßender in ihren Gesängen sind. Wer aber könnte die wunderschönen Melodien beschreiben, in welchen sie ihre Empfindungen ausdrücken? Die süßklagenden, zärtlichen Laute der Nachtigall; den freundlichen Schlag der Wachteln; das Jubiliren der Lerche, wenn sie sich in die glänzende Himmelsbläue steigend verliert; der Buchfinken fröhliches Ausrufen; der Amseln kunstvolles Lied im Gebüsch; der Tauben sanftes Girren; des Kanarienvogels süßschmetternde, wechselvolle Triller? Einige Vögel haben selbst das Vermögen, nicht nur Gesänge, die sie von andern hören, nachzuahmen, sondern auch Töne hervorzubringen, welche der menschlichen Stimme und Sprache nahe kommen. Die dicke runde Zunge des Papagai's, sein halbgewölbter kurzer Schnabel, seine Gelehrigkeit und zutrauliche Weise, machen ihn besonders fähig, einzelne ihm vorgesprochene Worte nachzubilden. Doch ist dieses scheinbare Reden nur ein bloßes Nachmachen von Klängen, deren Bedeutung das vernunftlose Thier nicht kennt; so wie überhaupt auch die klügsten unter den Thieren nicht den Gedanken unserer Worte begreifen.

Der Unterschied zwischen dem Thier und Menschen ist wichtig. Das Thier hat nur Seele, der Mensch aber auch einen Geist. Das Thier hat nur Gefühle und Triebe, der Mensch aber auch Vernunft. Das Thier hat nur Stimme zur Bezeichnung seiner Empfindungen; der Mensch aber auch Sprache zur Mittheilung seiner Vorstellungen und Begriffe aller Art. Nie gelangt ein Thier zur wirklichen Sprache; es kann höchstens beim Hören gewisser Klänge, die wir bei gewissen Forderungen äussern, dahin kommen, unsere Absicht zu verstehen, unsere Wünsche und Gemüthsbewegungen zu errathen. Es achtet dabei nicht auf den Sinn, sondern nur auf den Klang des Wortes und unserer damit verbundenen Geberden. Es beobachtet den Ausdruck unserer Empfindungen; denn auch das Thier hat Empfindungen und nähert sich durch dieselben uns an. Es kennt sie, wie an Menschen, so an Seinesgleichen. Insofern man den Ausdruck der thierischen Triebe und den Ausdruck der Gefühle des Schmerzes oder der Lust, vermittelst Tönen, eine Sprache nennen darf, haben freilich auch die Thiere eine Sprache. Auch stumme Menschen besitzen diese Sprache, indem sie sich durch äusserliche Zeichen, oder durch das Ausstoßen einzelner Klänge verständlich machen. Ausgesetzte und verlassene Kinder, die in Einsamkeiten, fern von Menschen, aufwuchsen, hatten keine menschliche Sprache, sondern sie ahmten mit ihrer Stimme nur die Stimme der Thiere nach, denen sie nahe gewesen waren. So weiß man von einem ehemals in Deutschland gefundenen wilden Kinde, daß es gleich den Schafen blökte; und von einem in den Wäldern Polens unter den Bären gefundenen, daß es gleich diesen brummte. Man hätte vor Zeiten viel über eine vermeinte Sprache der Thiere gestritten, indem man sich einbildete, daß sich dieselben mit ihren verschiedenen Stimmenbewegungen oder Gesängen eben so über allerlei Gegenstände unterhalten könnten, wie Menschen. Allein man vergaß, daß das Thier ohne vernünftigen Geist auch keine Fähigkeiten zur Wörterbildung hat; daß es zwar Gefühle der Freude und Traurigkeit, der Furcht und Hoffnung, des Schreckens und der Ruhe, der Liebe und des Zorns, oder daß es die Triebe des Hungers und Durstes, des Abscheus und der Begattung ausdrücken könne, aber keine dem Geist entstammenden Gedanken. Triebe, zu deren Stillung mehrere Thiere gleicher Gattung nöthig sind, entwickeln auch die Stimme und deren Mannigfaltigkeit am vorzüglichsten. Dies ist nothwendig, damit sie sich in den weiten Räumen, wo sie einzeln und zerstreut herumschwärmen, zusammenfinden können. Also ordnete es die Weisheit des Schöpfers zur Erhaltung der verschiedenen Thierarten an. Daher beginnt vorzüglich der Gesang der Vögel zur Brutzeit im Frühling, wenn die

Baumknospen ihre Blätter entfalten, und alle Keime des Lebens sich gegen das Licht hervordrängen. Das Gleiche wird bei den vierfüßigen Thieren bemerkt. Sind diese Tage aber vorüber, so verschwindet allmälig die Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit der Töne. Viele verstummen fast ganz, und selbst die Nachtigall vergißt ihren bezaubernden Gesang und läßt nur von Zeit zu Zeit einen häßlichen Laut hören, der mit dem dumpfen Gekrächze einer Kröte Aehnlichkeit hat.

Der Mensch, welcher, insofern er Thier ist, ebenfalls die Leidenschaften der Liebe, des Zorns, der Sehnsucht, der Rache, der Furcht hat, drückt diese ihn beherrschenden Gefühle, gleich dem Thiere, noch mehr durch den Klang und die Abwechselung der Stimme, als durch das Wort aus. Je gefühlvoller ein Mensch ist, je abwechselnder wird die Stimme seiner Rede sein, so wieder, welcher von keinen starken Gemüthsbewegungen ergriffen ist, seine Worte eintöniger und ruhiger dahinfliessen läßt. Nicht die Gedanken, sondern die Gefühle sind es, welche das Steigen und Fallen des Tones und den Gesang in unsere Sprache bringen.

Der Geist, dieses Erhabenste und Göttlichste im Menschen, dies „Er-Selbst", welcher alles Andere in ihm beherrscht und zu vergöttlichen weiß, hat auch den Ausdruck, oder gleichsam die Rede der Gefühle, zu einer wunderbaren Höhe veredelt, deren kein Thier und der gesangreichste Vogel nicht fähig ist. Er brachte Kunst und Zusammenhang in die Sprache des Gefühls, und so entstand die Musik. Was dem Geiste das belehrende und überzeugende Wort ist, worin sich der erleuchtende Funke des Gedankens hüllt, um in andere Geister überzugehen, das ist für die Seelen das melodische und harmonische Hinströmen von Klängen, in welchen sich die Empfindungen des Gemüthes aussprechen.

Daher finden wir die ersten Anfänge und das Gefallen der Tonkunst bei den wildesten Völkern. Je mehr sich ihr Geist und durch ihn die Seele, dies Vermögen der Triebe und Gefühle, vervollkommnet und bereichert, je anmuthvoller und kräftiger wird bei ihnen die Musik. Alles, was uns gewaltig und tief bewegt, oder was der Macht des denkenden und forschenden Geistes zu erhaben ist, wirkt auf das Gefühl zurück, erregt ein Aufwallen der Leidenschaften, oder Erstaunen, Ehrfurcht, Bewunderung. Ist es ein Wunder, wenn wir die Tonkunst fast überall als eine Dienerin der Religion in der feierlichen Gottesverehrung der Völker erblicken? Wessen Geist kann die Erhabenheit des höchsten Wesens denken, ohne zu erbeben und ohnmächtig in sein Nichts zurückzusinken? Nur Anbetung und Ehrfurcht reden dann noch in uns. Wer kann mit seinem Verstande die Güte des himmlischen Vaters, seine zärtliche Sorgfalt für zahllose Miriaden erschaffener Wesen ermessen? Der verstummende Geist spricht sie nicht in Worten aus, und versinkt in einen Strom von Gefühlen der Dankbarkeit und Liebe. Und wenn sein Blick die Natur erschüttert, daß Wasserfluthen und Flammengüsse aus den Donnerwolken hervorbrechen, die Grundfesten der Erde wanken, Berge einstürzen und Stürme die Wälder zerschmettern; oder wenn seine Hand finstere Verhängnisse über das verzagende Menschengeschlecht herbeiführt: wer nennt das Wort, welches die Allgewalt des Allmächtigen erschöpfend lehrt? Der bange Geist erzittert, und geht in den Empfindungen stillen Grauens unter.

Die Hoheit des Unendlichen, welche die Vernunft nicht fassen und begreifen kann, stürzt den Geist in Schweigen, und läßt ihn nur noch in Gefühlen beten. Darum ist die Musik, diese Sprache der Gefühle, mit Recht dem Gottesdienst geweiht, und eine heilige Zunge der Andacht geworden.

Darum ist es nicht gleichgültig, ob unsere Gesänge bei öffentlichen Gottesverehrungen, ob die Töne, welche unsere frommen Empfindungen erwecken, leiten, erheben, verschönern sollen, besser oder schlechter gebildet und zusammengeordnet sind. Der hohen Glocken Klänge und Orgeltöne Majestät erfüllt auch die Brust des rohen Menschen mit wunderbarer Ehrfurcht, und versetzt den Leichtsinnigsten in eine feierliche Stimmung. Was die Beredsamkeit des weisesten Kanzelredners nicht vermag, bewirkt oft ein heiliges Lied durch die Zaubergewalt der Töne. Es bricht das harte Herz; es erglüht das alte Gemüth; es erwacht und steigt der tiefgesunkene Geist auf den Fittigen neubelebter Gefühle zum Throne des Ewigen; der vormals freche Blick verdunkelt sich in Thränen der Rührung, und der Seufzer zittert aus der beengten Brust als Gebet zum Himmel empor. Was zur Verschönerung der Gottestempel, was zur Feierlichmachung der Verehrung der höchsten Wesens, was zur Aufregung frommer Empfindungen und erhabener Gesinnungen beitragen kann, ist Pflicht, zu befördern. Denn alles Aeussere wirkt auf das menschliche Gemüth mit unwiderstehlicher Macht. — Es ist eine allerdings tadelnswürdige Vernachlässigung des Volks, und ein Abbruch, welcher der Religiosität geschieht, größer als man glaubt, wenn man Kirchen armselig, baufällig, unreinlich läßt, die zu feierlicher Versammlung christlicher Gemeinden bestimmt sind; wenn man, weit entfernt an Veredelung des kirchlichen Gesanges zu denken, denselben verwahrloset, daß er in ein unharmonisches, Ohr zerreissendes Geschrei entartet, welches, statt das Gemüth zu erhöhen, nur Empfindungen des Widerwillens oder Reiz zum Gespött und Lächeln erregt. Der erste große Eindruck ist verloren: die Andacht ist verscheucht; umsonst wird nachher die Beredsamkeit und der Eifer der Seelsorger und Prediger sein, das Vertilgte wieder hervorzubringen.

Mit wie heiliger Begeisterung beteten Moses, Assaph, David! Aber ihr Gebet war Gesang, Erguß der schönsten Empfindungen in rührenden Tönen. Die Harfenklänge Davids wurden seinem Geiste unsichtbare Himmelsleitern. Seine Gefühle hauchte er beseelend in die ganze Natur, so wie die Natur wieder in ihren Stimmen allgewaltig zu seinem bewegten Herzen sprach. O Gott! Deine Herrlichkeit in Worten auszusprechen, und mit Gedanken zu umfassen, wie vermag dies mein schwacher Geist! Darum gabst Du ihm die Sprache des Gefühls, die wahre Begeisterung der ehrfurchtvollen Anbetung, den tiefen Schrei der Natur, welcher zu Dir emporsteigt. In diesem Schrei des Frohlockens und des Schmerzes vereinigen sich die Stimmen aller Deiner Geschöpfe. Sie jauchzen ihr Entzücken, ihre Wonne Dir zu; sie stöhnen ihre Klage Dir zu. Denn Du nur gibst die Freude, Du nur kannst vom Schmerz befreien. Darum klingt die ganze Schöpfung in Deiner Verherrlichung zusammen.

O lobet den Herrn auf Erden, ihr Wallfische und alle Tiefen, Feuer, Hagel, Schnee, Dampf und Sturmwinde, die sein Wort ausrichten; Berge und alle Hügel,

fruchtbare Bäume und alle Zedern; Thiere und alles Vieh, Gewürm und Vögel; ihr Könige auf Erden und alle Leute, Fürsten und alle Richter auf Erden; Jünglinge und Jungfrauen, Alte mit den Jungen sollen loben den Namen des Herrn; denn sein Name allein ist hoch. Sein Lob gehet so weit Himmel und Erde ist!

282.

Erinnerungen an die Allmacht Gottes.

Erste Betrachtung.

Jesaias 6, 3.

Bis zu des Erdballs Achsen freu'n
Sich Wesen aller Art in Dir;
In heissen, sand'gen Wüsteneien;
In unsern blüh'nden Fluren hier;
Im Eis des Nordens!

Viel Stufen wandeln sie zum Ziel
Nach größerer Verherrlichung:
Du wirkst, durch Schmerz und Freudenspiel,
Die höhere Entwickelung
Der Kräfte Aller!

Wer tritt wohl hinaus in den hohen, prachtvollen Tempel der Natur, wo die Erde, umstrahlt von Morgen- und Abendröthen, zum Altar wird, von welchem Opferdüfte gen Himmel wallen — wer tritt wohl hinaus, ohne nicht gern den Staub der Sorgen abzuschütteln, sich im Anblick der allgemeinen Herrlichkeit zu erquicken und Sehnsucht zu empfinden nach Anbetung? — Die wehenden Halme des Grases, die goldenen Saaten, die schwellenden Früchte, die früh und spät predigen: Gott ist die Liebe! — der stille Wechsel der Tage und Nächte, der Sonne und des Mondes; der Wandel der Jahreszeiten; das ewig gleiche Weltgesetz in der mannigfaltigen Unendlichkeit, verkünden die Tiefe des Reichthums, beide der Weisheit und Erkenntniß Gottes. — Der Duft, welcher dem Opferkelch der Blumen entsteigt; das erfrischende Wehen der Lüfte, wie der zermalmende Sturm; das Summen der fleißigen Biene vor unserm Ohr, wie der Donner, der die Gebirge zittern macht; der Farbenschmuck des flatternden Schmetterlings, wie das Strahlenthor des Regenbogens, — Alles spricht: Wir zeugen von dem allmächtigen Gott. Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth; alle Lande sind seiner Ehre voll! (Jes. 6, 3.)

Alle Lande! — Nicht unsere Gegenden allein sind die beglückten. Größere Fülle des Reichthums, wunderbarere Fruchtbarkeit der Erde, mannigfaltigere Gestalten der Thiere und Pflanzen werden noch in andern Landschaften des Erdbodens erblickt. Sie alle prangen mit eigenthümlichen Seltenheiten und merkwürdigen Dingen, die den übrigen fehlen. Jede von ihnen hat ihre eigenen Reize und Vortheile — allen war der Schöpfer hold. Schon kennen wir zwar im Allgemeinen den größten Theil der Länder des Erdbodens; vielmals schon ward der Erdball von kühnen Seefahrern umschifft; denn er ist rings mit Meer umgeben, worin sich die Welttheile, oder das sogenannte feste Land, wie große Inseln erheben: dennoch ist bis auf den heutigen Tag das Innere weitläufiger Landstriche und ganzer Welttheile noch unbesucht und unbekannt geblieben. Welche wunderbaren Pflanzen und Thiere mögen dort noch leben, von deren Gestalten, Beschaffenheiten und Kräften wir keine Vorstellung haben; welche Völker mit ihren Städten, Dörfern, Sitten und Gebräuchen, die uns ganz fremd sind und erst von unsern Enkeln erblickt werden mögen! Und wissen wir auch nichts von ihnen, doch sind sie Kinder Gottes; der ewige Vater weiß von ihnen, liebt sie, sorgt für sie!

Wäre es einem Sterblichen vergönnt, von himmlischen Höhen herab mit einem einzigen Blick die gesammte Erdkugel in ihrem ungeheuern Umfang von fünf- bis sechstausend Meilen zu überschauen; zu sehen, wie sie sich in ewig gleichen Entfernungen von der Sonne, neunzehn bis zwanzig Millionen Meilen weit von ihr, durch die unendliche Leere des Himmels dahinwälzt, leichter als eine Feder, die in den Lüften schwimmt, rollend, fliegend mit furchtbarer Geschwindigkeit, in jeder Minute zweihundert und vierzig Meilen forteilend, und so Jahr um Jahr ihre uralte, stille Bahn um die flammende Sonne vollendet; könnte er überschauen mit einem einzigen Blick die Formen der himmelhohen Gebirge, die brausenden, spielenden Meere, die grünenden Länder der Menschen, deren Haushalten und Leben, — — ach, würde unser Herz die gewaltigen Gefühle ertragen können, welche dieser erschütternde Anblick hervorrufen müßte — dies Schauspiel, vor welchem selbst Engel in Entzücken und Erstaunen untergehen müssen! — — Nur der schwache Gedanke daran macht unsere Einbildungskraft beben, und unsere Seele stimmt ehrfurchtvoll ein in das „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth. Alle Lande sind seiner Ehre voll!“

Wie ein weiches, grünes Kleid, hin und wieder von den goldenen Flecken heisser Sandwüsten gebrochen, umhüllen den Erdball die unzählbaren Pflanzen. Nur an seinen Aussenenden, welche gleichsam die Achsen sind, um die er sich dreht, glänzt das Silber ewigen Schnees und Eises. Hier starren Meer und Land vom unaufhörlichen Winter. Zu diesen Enden der Welt gelangte noch der Fuß keines Sterblichen, verirrte sich noch der Flug keines Vogels. Hier ist kein Leben, kein Laut. Nur einstürzende Eisberge unterbrechen zuweilen das weite Schweigen des Todes, welches hier immerdar herrscht. Von hier aus geht nichts hinüber zu der bewohnten Welt, als von Zeit zu Zeit eine todte, funkelnde Eisinsel, die aus den Trümmern der gefrornen Decke entstand, welche hier das Weltmeer schließt.

Wo die ewige Schneewüste endet, welche die Achse des Erdballs verbirgt, beginnt, gegen die bewohnte Welt zu, das erste schwache Leben. Moose und Flechten kleben am nackten Felsen, um wenigen Gewürmen kärgliche Nahrung zu geben. Die noch oft gefrornen Wellen des Meeres sind süß und beherbergen kaum einzelne Fische. Der Mensch hat noch keinen Raum zur Wohnung; selbst das wilde Thier flieht die nahrungslose Einöde.

Erst da, wo die Sonnenstrahlen fähig werden, den Erdboden, wenn auch nur auf einige Wochen im Jahr, aufzuthauen, regt sich der Athem der halberstarrten Natur. Kleines Weidengesträuch, das am Boden kriecht, zwerghaftes Birkengesträuch, grünt her und hin, wenn die Sonne den alten Schnee abschmilzt von den kalten Küsten. Der Mensch haust erst, wo er einige höhere Gesträuche oder Bäume findet, oder wo das Meer zuweilen

einiges Holz aus den entferntern Inseln und Ländern mit seinen Wellen an diese einsamen Ufer wirft. Da baut er seine Wohnung dürftig in die Erde hinein, um unter dem Schnee ihre natürliche Wärme zu geniessen. Das Land hat für ihn keinen Garten, kein Ackerfeld; es ist nur kurze Zeit vom Frost entbunden. Bären, deren Fell weiß ist, wie der Schnee, den sie Nahrung suchend durchirren; Marder, Zobel und anderes Wild geben ihm kümmerliche Speise durch ihr Fleisch und Bekleidung mit ihren erwärmenden Fellen. Reichlicher nährt ihn das Meer. Er durchrudert es verwegen mit leichten Schiffen, die er aus Mangel an Holz von den Häuten großer Fische zusammennähet, und mit den Gräten derselben ausspannt. In diesen kalten, selten besuchten Gewässern des Ozeans ist die Heimath des Wallfisches, der ungeheuern Schaaren der Heringe und anderer Meerbewohner, die nur selten in wärmere Gegenden hinstreifen. Ihr Fleisch ist des Menschen köstlichste Nahrung, die er getrocknet für den zehn Monate langen Winter und für die große Nacht aufbewahrt. Denn in diesen traurigen Gebieten, unfern den Achsen des Erdballs, ist fast eine Hälfte des Jahres in ununterbrochener Nacht. Doch wird sie wunderbar durch den Glanz des Mondes oder der Gestirne und des blendenden Schnees erhellt, oder auch von Zeit zu Zeit durch den rothen Schimmer der Nordlichter, die von den Gegenden der Erdachse her wie brennende veränderliche Wolken über den ganzen Himmel ausströmen. Niemand kennt den Ursprung dieser Lichtfluthen. Aber gütig sorgte der Allmächtige durch sie für die Erleuchtung halbjähriger Dunkelheit, welcher endlich ein halbjähriger Tag folgt. Wenn dieser anbricht, o mit welchem Entzücken begrüßt der frohe Bewohner der Eiswüsten die Sonne! Aber sie steigt nicht empor, wie bei uns, um in baldigem Wechsel Morgen, Mittag und Abend zu verleihen, sondern streift viele Tage, nur zum Theil sichtbar, rings umher am äussersten Saum der Erde, hebt sich dann in schraubenförmiger Bahn zum Himmel, und hat sie ihre Höhe erreicht, sinkt sie in gleichen Windungen langsam wieder unter. Aber ihre Kraft ist schwach, weil ihre Strahlen fast immer nur flach über die Erde hinstreifen, wie bei uns in der Frühe des Morgens in den kürzesten Wintertagen..

Da, wo endlich schon Tage und Nächte in kürzern Zeiträumen zu wechseln anfangen, und das wohlthätige Tagesgestirn erwärmender im Zeitraum von vier bis fünf Monaten Frühling, Sommer und Herbst zusammendrängt, arbeitet das Leben der Natur schon mit größerer Macht. Es erheben sich hohe, finstere Wälder von Tannen, angefüllt mit wilden Thieren, deren Pelze gierig der Mensch sucht, um durch Tausch für dieselben allerlei Erzeugnisse milderer Weltgegenden einzuhandeln. Dennoch ist sein Winter zu lang, sein Sommer zu flüchtig, als daß ihm Obstbäume in den rauhen Lüften blühen sollten und goldene Saaten. Die Kargheit der Natur macht die Völker hart, wild und kriegerisch. Sie streifen zu Roß umher durch die weiten, öden Steppen und Grasfelder, Raub zu suchen und Jagd. Erst wo die Natur wilder wird; wo sie an Thieren und Pflanzen mannigfaltigere Art erzeugt; wo neben den schwarzen Tannen endlich auch das helle Laub der Buchen und der majestätischen Eichen leuchtet; wo nicht nur der traurige Eisvogel krächzt, sondern auch Singvögel aller Gattung, buntgefiedert, die Gebüsche mit ihren Melodien füllen; wo der Frühling sich mit Millionen Blumen kränzt, der Sommer die Saaten vergoldet, der Herbst den Apfel röthet und die Traube reift — erst da wird der Mensch milder.

Unter diesem gemäßigten Himmelsstrich ist gleichsam eine neue Welt. Die Allmacht Gottes enthüllt sich in mannigfaltigen Liebeswerken. Was die kältern und wärmern Weltgegenden hervorbringen, wird hier, wenn nicht immer durch die Natur, doch durch der Menschen Fleiß und Kunst, vereinigt. Hier bringt jede Spanne Bodens ihrem Bewohner wohlthätigen Zins. Hier weiden zahme Heerden sicher auf den Fluren der Dörfer, und die Städte ertönen vom Geräusche der Werkstätten. Auf den Strömen ziehen schwerbefrachtete Schiffe hin. Der Handel verknüpft die Nationen zu einer allgemeinen Familie, und gegenseitiges Bedürfniß söhnt endlich auch den Feindseligsten aus. Hier ist es, wo, von der Natur begünstigt, der menschliche Geist seine wunderbare Kraft am stärksten entwickelt; wo er, in Kunst und Wissenschaft erfinderisch, jenen Nationen Licht und Nutzen bringt, die in entgegengesetzten Weltgegenden entweder von übermäßiger Kälte erstarrt und träge, oder von übermäßiger Sonnenhitze erschlafft und minder aufgelegt zur thätigen Lebensart sind.

Je weiter hin nach jenen heissen Himmelsstrichen, je reizbarer wird die ganze Natur und der Mensch. In Ueberfluß bringt diesem der kaum bearbeitete Erdboden seine Nahrung; die köstlichsten Früchte reifen an den Bäumen, die finstern Tannenwälder verschwinden ganz, und werden vom freundlichen Grün des mannigfaltigsten Laubes verdrängt. Es scheint hier ein ewiger Frühling zu blühen; statt des Schnees fallen nur Regenschauer. Neue Pflanzen, neue Thiere in Wäldern und Feldern, in Lüften und Wellen, beleben das All. Die wärmere Sonne theilt allen Wesen ihre höhere Gluth mit. Feuriger ist der Wein, kräftiger der Saft des Obstes. Der Mensch, im sinnlichen Wohlleben, scheint nur zum Vergnügen geboren. Seine Einbildungskraft ist brennender. Er liebt mehr das Schöne als das Nützliche; die Ruhe mehr als die Anstrengungen des Fleißes. Umgeben von einem selten bewölkten Himmel, von einer üppigen Pflanzenwelt, die in den lebhaftesten Farben strahlt, wird selbst seine Religion heller, freundlicher, zu Freudenfesten einladend, wie im Gegentheil der Glaube des Bewohners unfruchtbarer, kalter Erdstriche trüb und ernst, wie sein Wolkenhimmel, freudenlos, wie sein Schneegefilde, kriegerisch, wie seine Lebensart ist.

So bildet sich allgemach von den Traubenhügeln und Kornfeldern der gemäßigten Erdgegend, durch die Palmen- und Zitronenwälder, der Uebergang zu dem heissen Erdgürtel, wo die Strahlen der Sonne senkrecht und glühend zur Erde niederfahren, und abermals der ganzen Natur eine andere Gestalt geben. Hier wohnen die Pflanzen und Thiere, welche nur gewohnt sind, sich gleichsam in Feuerluft zu baden, und immerdar Fremdlinge für die kältern Himmelsstriche bleiben. Menschen und Thiere werden nackter, gefärbter. Die Einwohner der Länder, braun, kupferfarben, dunkelschwarz, scheinen gewissermaßen anderer Natur, als wir, und eines andern Stammes. Die Gluth ihrer Leidenschaft, ihre fast unzähmbare Wildheit oder Grausamkeit, mahnt an das Entsetzliche der Thiere, mit welchen sie zu kämpfen haben, an jene Löwen, Tiger, Elephanten und Schlangen, welche

die Einöden durchstreichen. Die Gewächse werden seltener auf dem ausgebrannten Erdgrund; viele ihrer Früchte haben das Feuer des Landes, von dorther stammen die brennenden Gewürze. Die Flammen der Sonne veröden viele Landstriche, und bringen dieselben Wirkungen hier ebenfalls zum Vorschein, welche man in den Ländern erblickt, die vom ewigen Frost erstarren. — Es dehnen sich unübersehbare, undurchdringliche Sandwüsten aus, wo alles Leben ausstirbt, wo kein Halm grünen, kein Wurm kriechen mag. — Hier waltet das Schweigen des Todes, wie in den Eisfeldern nahe an der Erdachse. — Und wie in den kalten Regionen nur meistens unfruchtbare, immer grünende Tannen dem Froste trotzen: so hier immer grüne, stachliche, gummireiche Gesträuche und Bäume, fähig, in der Alles versengenden Sonnengluth auszudauern. Wie dort, hört hier die Mannigfaltigkeit der Thiere auf. Wie dort im erstarrenden Frost, wird hier durch ermattende Hitze der Mensch an Geist und Körper unthätiger, schwächer. — Wie dort in den Eismeeren sich hin und wieder eine wenig bewohnbare Insel erhebt, so erblickt man auch in diesen heissen, endlosen Wüsteneien von Zeit zu Zeit um einen seltenen Wasserquell grünende Rasen mit Gesträuchen, wie ein kleines Eiland aus den unermeßlichen Sandflächen hervorleuchtend, als Landungsplatz für die Kauffahrer, welche mit ihren duldsamen Kameelen und ihren Waaren daselbst auszuruhen sich freuen.

Und wunderbar, wie in der Einöde des ewigen Schnees, unter flammenden Nordlichtern, ist Gottes Allmacht in den brennenden Sandwüsten, wo der Wind aus dem beweglichen Staube Berge zusammenführt, und in einer Nacht meilenweit verpflanzt; wo der Elephant sein Elfenbein ausstreut; der Riese unter den Vögeln, der Strauß, die Luft durchschneidet; das ungeheure Flußpferd nistet, die Riesenschlange lauert, und der tausendjährige Baum Baobab mit seinen ungeheuern Zweigen und heilsamen Blättern ein volkreiches Dorf beschattet, während das Innere seines Stammes selbst ein geräumiger Tempel der Andächtigen ist.

Herr, Herr, allmächtiger Gott des Himmels und der Erde! wie in den Gefilden meines irdischen Wohnplatzes, so bist Du in den stummen Wüsten des ewigen Winters, so in der glühenden Einöde ein Vater voller Milde und Erbarmen gegen alle Deine Geschöpfe, die Du in das Leben gerufen hast. Welch eine Unendlichkeit und Mannigfaltigkeit der Schöpfungen auf diesem Erdball, und welche Weisheit und Fürsorge in Allem! Wie ist alles Land für die Kreatur so weislich eingerichtet, welche dasselbe bewohnt; wie jede Kreatur so prachtvoll gebaut und gestaltet für das Land, so Du ihr angewiesen! Könnte ich in die Abgründe des Weltmeers niedersteigen, oder in die tiefsten Klüfte der Erde, wo Deine unsichtbare Hand die Quellen der Gebirge, die Adern der Metalle, die Fruchtbarkeit der Felder, und die Entsetzen des Erdbebens bereitet; oder könnte ich mich hinaufschwingen zu den höchsten Lüften, wo sich die Blitze des Himmels, die fallenden Sterne, die Platzregen, Schneeflocken und Hagelschauer bilden — überall, Allmächtiger, würde ich Dich erblicken, unbegreiflich groß und unerforschlich wunderbar!

O wie wird mir, namenloser Unendlicher, Du, den unzählbare Welten anbeten! wie wird mir, wenn ich bedenke, daß ich durch Jesum Christum Dich meinen Vater nennen darf! Wie kann ich mein Glück, wie Deine Liebe und Hoheit aussprechen! Heilig bist Du, groß, gnädig und barmherzig! Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth; alle Lande sind seiner Ehre voll! — —

283.

Erinnerungen an die Allmacht Gottes.

Zweite Betrachtung.

Luk. 1, 37.

Was wir verstehn, entdecken wir
In Schimmern von Empfindung;
Dir aber, Herr, war's sonnenhell
Schon vor der Welten Gründung.
Wir sammeln viel durch Unterricht,
Durch Ahnung viel zusammen:
Doch das für uns verborgne Licht
Strahlt, wie ein Meer voll Flammen,
Vor Deinem Angesicht.

Dich, den ich nie erforschen kann,
Nie schauen ohne Hülle,
Allmächtiger, Dich bet' ich an
In schauerlicher Stille,
O laß Du, den das Weltall preist,
Aus Deines Lichtes Meeren
Nur einen Tropfen meinem Geist,
Dich würdig zu verehren,
Dich, den das Weltall preist!

Oft und am liebsten suchte Jesus, so lange er unter den Kindern des Staubes wandelte, den Schauplatz der freien Natur. Da überließ er sich seinen Betrachtungen; da lehrte er, und wies hin auf die väterliche Fürsorge des Schöpfers, und entlehnte von den Umgebungen die sinnreichsten und erwecklichsten Bilder. Denn die Schöpfungen der Allmacht, alle diese Wunder der Erde und des Himmels, sind der schöne, geheimnißvolle Schleier, in welchen sich die Gottheit verhüllt vor den Augen der Sterblichen. Aber sie verhüllt sich vor den Blicken der Sterblichen, nicht um ihnen verborgen zu bleiben, sondern sich ihnen nach Maßgabe ihrer Kraft und Schwäche zu offenbaren. Welcher Mensch könnte den unmittelbaren Anblick der Majestät Gottes ertragen? Das Auge, welches den unverhüllten Glanz der Sonne schauen will, erblindet im Uebermaße des gewaltigen Lichts.

Darum führte Jesus Messias seine Jünger oftmals hinaus in das Heiligthum der Natur, und zeigte in die Unermeßlichkeit des Weltalls hinauf; auf die glänzenden Wohnungen im Hause seines und unsers Vaters; und wieder hinab auf die Lilien des Feldes, die da wachsen und nicht arbeiten, nicht spinnen, und doch mit einer Herrlichkeit bekleidet sind, daß auch Salomo nicht prangte wie eine derselben; und wieder auf die Vögel unter dem Himmel, die nicht säen, die nicht ärnten, und dennoch von ihrem Schöpfer ernährt werden, der für Alle sorgt, also, daß kein Sperling vom Dache fällt, ohne seinen Willen.

So will auch ich denn oft hinauseilen aus den engen Zimmern in die freie Natur, wo sich mein gebundener Geist wieder freier fühlt im göttlichen All; will mich da wieder erquicken nach des Lebens mannigfachen Mühen, mich zerstreuen von den quälenden, verfolgenden, eiteln Sorgen, und mich erheben und aufrichten von den erdrückenden Alltagsplagen der Welt. Ich folge den Fußstapfen meines göttlichen Meisters. Wo wäre denn ein Sterblicher, und könnte er reden mit Engelszungen, der

von der Allmacht der Liebe so ergreifend reden könnte, als die Werke der Gottheit selber sprechen? und was ist alle Weisheit der Schulen gegen eine einzige Ahnung, die mir aus der Fülle der Schöpfungen, diesem Abglanz göttlicher Herkunft, erleuchtend in die Seele dringt!

Ich fühle es so oft, mich ruft die Natur an ihre Brust. Ich bin ein anderer Mensch in den geschlossenen Zimmern, wo mich so viele kleinliche Umstände widerwärtig mahnen und mein Gemüth bedrängen und es von allem Großen abziehen. Ich bin ein anderer Mensch, wenn mich, umstrahlt vom himmlischen Morgenroth, das reine Entzücken der erwachenden Natur durchströmt; oder wenn ich im gesunden Schatten wehender Gebüsche, einsam oder an der Seite eines Freundes, in heitern Gesprächen mich erfreue; oder wenn liebliche Abendstille ihren Frieden in mein Gemüth legt; oder wenn die heilige Pracht einer gestirnten Nacht mich umschauert, und die Strahlen entfernter Welten auf mich herniederglänzen, wie Lichtblicke durch den Vorhang, der die Ewigkeit mit ihren Geheimnissen deckt.

Und immerdar und überall, es brause der Strom, es säusele das Laub, es schalle der Donner gebrochen in hundert Widerhallen, es singe der Vogel aus den Zweigen ein fröhliches Lied, — immerdar und überall ist es die Allmacht der höchsten Liebe, die mir der Mund der Natur verkündet. Wie dies Wunderbare alles ward, so weise, so genau berechnet in der Bildung des zartesten Mooses, wie in der Unermeßlichkeit des Ganzen; und wie sich dies Alles so und nicht anders fügte, so und nicht anders kommen darf — ach! wie gern möchte ich es ergründen! Aber wer mag es erforschen? — Ich verstumme. Ich bete an. Es bleibt meinem Geiste nur der eine Gedanke: bei Gott ist kein Ding unmöglich! (Luk. 1, 37.)

Vorzüglich erstaunenswürdig scheint mir oft der wunderbare Zusammenhang alles Erschaffenen. Nichts kann dastehen, nichts vorhanden sein, ohne Einwirkung der gesammten Schöpfung im Großen. Selbst die Blume, welche du an deinen Busen steckst, würde nicht in deinem engen Gartenbeete, nicht zwischen dem Grase des Feldes geblüht haben, ohne den Einklang der entferntesten Welten. — Wie wenige Menschen ahnen dies! In ihrer Vorstellung ist der Kreis aller Kräfte auf einen geringen Umfang beschränkt. Was auf Erden geschieht, glauben sie, sei auf Erden bewirkt. Jene zahllosen Weltkörper, sämmtlich weit größer als unser Erdball, die aber aus den Tiefen des Himmels nur als Gestirne schimmern, scheinen ihnen höchstens nur zu einer Verschönerung der Nacht da zu sein.

Nein, sie haben ihre Bestimmungen. Unsere Erde ist kein selbstständiger, besonderer Theil des Weltalls, sondern innig verknüpft mit dem Ganzen, und das Ganze mit uns. Das All der Gottesschöpfungen ist nur ein ungeheures Eines, und in und mit und auf und durch einander wirkend. Im ganzen Weltgebäude ist nichts Getrenntes; Alles ist ein und dasselbe Leben, Alles ein und dasselbe Wesen. Ja, Sterblicher, erinnere dich oft daran, das Kleinste wie das Größte, was du auf Erden findest, ist mit den entferntesten Weltkörpern verbunden und eins. Das Brod, welches du speisest, das Wasser, welches deinen Durst löscht, die Art deiner Bekleidung, deines Volkes Gebräuche und Beschäftigungen, deines Landes Sprache, das kleinste Haar deines Hauptes, wie es erwachset und ergrauet — Alles ist, wie es ist, durch die Wechselwirkungen der Welten in den ungeheuersten Fernen nothwendig geworden. Siehest du den Stein am Ufer des Meeres liegen? Wie kam er auf seinen Platz? Die Welle spülte ihn dahin. Wie stieg aber die Welle so hoch und mit solcher Kraft? Sie ward durch die eingetretene Fluth getrieben. Was bewirkt aber die Fluth des Meeres? Die anziehende Kraft des Mondes, der bei fünfzigtausend Meilen weit von uns entfernt schwebt. Wie er um die Erde wandelt und sie anzieht, hebt er das Wasser des unter ihm gelegenen Meeres, also, daß es von den entlegenen Ufern zurücktritt, und daselbst sogenannte Ebbe oder Trockene wird. Wandelt er weiter, so kehren die entfesselten, gehobenen Wogen in ihre vorige Lage heim; sie steigen wieder am Gestade aufwärts. Dies ist die sogenannte Fluth, welche binnen vierundzwanzig Stunden regelmäßig zweimal kommt und zweimal zurückweicht.

Die gesammte Verschiedenheit der Himmelsstriche, die daraus entspringende Mannigfaltigkeit der Gegenden, ihrer Bewohner und Erzeugnisse, daß das ewige Eis die Erdachse einpanzert, daß der Mensch in der Nähe derselben unter Schneedächern wohnt, in Thierfellen einherwandelt; die mildere Witterung unsers Vaterlandes, daß wir hier bald unter Blüthen und Früchten, bald in winterlichen Stürmen wandeln; die Sandwüsten der heissen Weltgegenden, daß dort nur die Palme gedeiht und das Gewürz reift, daß der Mensch daselbst in Gestalt und Farbe, Kleidung und Lebensart, religiöser Vorstellung, und in Denkarten und Neigungen von uns so verschieden sein muß, wie seine Pflanzen, seine Thierarten verschieden sind von den unsrigen, oder wie wir nothwendig in Allem, so wie unsere Gewächse, unsere einheimischen Thierarten, verschieden sein müssen von denen, welche in den Eisländern leben — dies Alles ist nur die Wirkung von der schiefen Stellung des Erdballs, in welcher derselbe sich, gleich andern Planeten um die Sonne wälzt.

Die Sonne läßt ihre Strahlen nur auf diejenigen Länder senkrecht niederfallen und brennt da am heftigsten, wo dieselben ihr in gerader Richtung gegenüber stehen. Ueber andere Gegenden der Erde, nach beiden Aussenenden hin, um welche sich der Erdball dreht, fallen die Strahlen schräger und flächer; daher sind sie milder. Weil aber, vermöge ihrer schiefen Richtung zur Sonne, die Erde so um dieselbe auf- und absteigend rollt, daß die Strahlen des Tagesgestirnes nicht beständig den gleichen schmalen Streif um die Erde senkrecht berühren, sondern daß die Sonne gleichsam auf einem Erdstrich von ungefähr siebenhundert Meilen Breite her- und hinwandelt, so entstehen daraus die Jahreszeiten. Nähert sich die Sonne mit ihrer senkrechten Strahlenrichtung dem uns näher liegenden Saum des heissen Erdgürtels: so empfangen wir mehr Wärme; Frühling und Sommer kommen. Wendet sie sich wieder ab zum entgegengesetzten Sonn, so verschwindet die Wärme allmälig. Es kommt der Herbst; es gefrieren die Wasser; es wird Winter. Ohne diese Stellung des Erdballs in seinem regelmäßigen Umherschweben würde ein Theil der Erde, rings um dieselbe, wo die Sonnenstrahlen also unaufhörlich senkrecht niederfielen, ganz versengen, verhärten, verglasen, vollkommen unbewohnbar bleiben müssen. Die Bewohner der angrenzenden Gegenden würden einen ewigen Frühling oder Herbst geniessen. Allein der bei weitem größte Theil der Erdenwelt, wohin sich die Sonnenstrahlen niemals näherten, würde tief un-

ter ungeheuern Schnee- und Eislagern ewig vergraben werden, wo jetzt die reizendsten Fluren grünen, die volkreichsten Dörfer, die prachtvollsten Städte und Tempel der Menschen glänzen.

Also aus der Stellung und wechselseitigen Einwirkung der Weltkörper im großen, göttlichen All entspringen die verschiedenen Naturen der Landschaften auf Erden; aber aus der Verschiedenheit der Himmelsstriche, Witterungen, Thiere und Pflanzen der Weltgegenden entsteht auch eine unter einander verschiedene Ernährungsart und Beschäftigungsweise ihrer Bewohner. Der Mensch in den heissen Ländern hat zu seiner Erhaltung ganz andere Speisen nöthig, als der in den Eisgefilden; ganz andere Kleider, Wohnungen und Vorsichtsmittel gegen die Gefahren der Umstände. Daraus entwickeln sich ganz andere Arten des Berufs, ganz andere Gebräuche, Sitten und bürgerliche Verhältnisse; aus diesen wieder ganz andere Gesetze und Verfassungen, denn diese sind immer nothwendige Folgen von jenen.

Der Einfluß der äussern Umgebungen, der herrschenden Wärme und Kälte, der Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft, der Fruchtbarkeit und Wildheit des Bodens, der Nahrungsmittel und Getränke, ist für die Beschaffenheit des menschlichen Körpers von großer Bedeutung. Schon die Leibesfarbe der Menschen von den Eisländern bis zu den heissen Gegenden deutet darauf hin. Was den Regionen des ewigen Schnees näher wohnt, ist weiß; so die Haut der Menschen; so das Fell der meisten wilden Thiere daselbst. Das gelbe Haupthaar der Menschen wird nur in kältern Erdstrichen häufiger gefunden. In den wärmern ist es schwarz; die Haut der Menschen brauner und immer dunkler, bis zur tiefsten Schwärze. Der Bewohner der Eisfelder, welcher vom Fleische und Thrane der Fische lebt, ist stumpf, träge, zu wenig großen Dingen aufgelegt. Der Mensch in rauhen Landschaften, welcher sich von Milch und Fleisch der vierfüßigen Thiere ernährt, ist thätig, unerschrocken, kriegerisch, freiheitliebend; das Volk in Weinländern allezeit reizbarer, fröhlicher, beweglicher; das in heissen Gegenden weichlich und heftig, grausam und schlaff, wollüstig und sklavisch.

Nothwendig nehmen die religiösen Vorstellungen der Nationen mehr oder weniger den Ton der herrschenden Denkarten und Neigungen an. So ist der Glaube der Menschen in kältern Weltgegenden ernster, kriegerischer, mehr Sache des Verstandes als der Empfindung; in den wärmern mehr Sache einer feurigen Einbildungskraft, üppiger, sinnlicher, fröhlicher. Die Religion des Menschen ist gewöhnlich, wie er selbst ist.

Aber die Mannigfaltigkeiten der natürlichen Eigenschaften von den Ländern sollten nach Gottes weisen Absichten eine engere Verbindung unter den Menschen bewirken, und daß Einer dem Andern diene mit seiner Gabe, die er empfangen hat. Wie sich ein einzelner Sterblicher nicht selber genug sein kann, sondern der Beihilfe Anderer zu seinem Wohlsein bedarf: also hat auch ein Volk des Andern nöthig, wenn es einen gewissen Grad der Vollkommenheit erreichen will. Gott liebt alle seine Erschaffenen als Vater; darum wollte er, daß wir uns gegenseitig um unsers eigenen Vortheils willen verbrüdern sollten. Darum verlieh er dem Einen, was dem Andern mangelt. — Die Menschen können nur durch gegenseitigen Beistand, durch wechselsweise Belehrung, ihre Verstandeskräfte ausbilden, ihre Kenntnisse bereichern, ihr Gemüth veredeln. So mußten sie sich erst in den allergeringsten Dingen einander vorher unentbehrlich werden. Die Thiere leben ausser der Begattungszeit von einander unabhängig. Die Aeltern vergessen selbst ihre Jungen. Jedes kann sich seine Nahrung leicht auffinden und seine geringen Bedürfnisse befriedigen. Aber das Thier ist auch ohne einen Geist, der höherer Vollkommenheit fähig und geweiht ist. Könnten die Menschen unbekümmert um einander auf Erden wandeln, wie die Thiere, so blieben sie Thiere. Es wäre kein Druck vorhanden, der sie zur Entwickelung ihrer erhabensten Kräfte nöthigte. So zweckt also auch hier das Gesetz der ewigen Weltordnung alles Irdische auf ein geistiges Ziel hin, auf das Göttliche in uns.

Mit Erstaunen werfe ich den Blick hier durch die endlosen Verkettungen, durch die unabsehbaren Reihen der Ursachen und Wirkungen hin! O, allmächtiger Gott, wie wunderbar rührt das Irdische an das Geistige; wie hast Du Alles in dem Gewebe des großen Naturganzen so weise verflochten! Erde und Himmel vermischen sich zu Deinem Willen, o Du, vor dem kein Ding unmöglich ist! — Welch ein mannigfaltiges ungeheures Getriebe, welch ein unendliches Wechseln hienieden — und das Alles nur hervorgerufen durch die Richtung der Erdbahn um die Sonne! — Jener leuchtende Weltkörper also aus seinen himmlischen Fernen wirkt so gewaltig auf die Natur, auf die Eigenschaften, auf das eigenthümliche Leben und Weben der Völker des Erdbodens! In den Strahlen des Lichts und der Wärme also, die aus jenem entfernten Stern auf uns fallen, liegt die erste Ursache der ausserordentlichsten und gewöhnlichsten Erscheinungen hienieden! Und woher nimmt die Sonne ihre nie verarmende Lichthülle? — Wie sich unsere Erde, dürstend nach ihren Strahlen, jährlich um sie bewegt: so bewegt sich auch die Sonne wieder mit allen andern sie begleitenden Welten. Sie bewegt sich um einen andern Mittelpunkt, vielleicht um eine noch größere Sonne, die in unermeßlicher Ferne des ewigen Alls vor unsern Augen verborgen glänzt. Und diese — welches ist ihr Wandel und Wesen? — — Die Flügel meiner vermessenen Einbildungskraft sinken — ich verstumme in Gedanken Deiner Allmacht, o allmächtigen Gott! Du leitest die Sonnen und Monde und Sterne in der uferlosen Ewigkeit Deines Schöpfungsalls mit einer Kraft und Weisheit, die kein Seraph ausspricht, daß sie alle unter einander sich wechselhaft Licht und Leben zusenden, und daß selbst der Grashalm, welcher auf Erden blüht, in Berührung und Verbindung mit den entferntesten Welten lebt! Wer mag Deine Hoheit und Macht ergründen? Ich höre Deine Stimme aus dem Munde der Natur, wie sie sprach zu Hiob: Wo wareſt du, da ich die Erde gründete? Weißt du, Sterblicher, wer ihr das Maß gesetzet hat oder wer über sie eine Richtschnur gezogen hat? Oder worauf stehen ihre Füße versenket, oder wer hat ihr einen Eckstein gelegt, da mich die Morgensterne mit einander lobeten, und jauchzten alle Kinder Gottes? Bist du in den Grund des Meeres gekommen und hast in den Fußstapfen der Tiefe gewandelt? Haben sich dir des Todes Thore je aufgethan, oder hast du gesehen die Thore der Finsterniß? Kannst du die Bande der sieben Sterne binden, oder das Band des Orion auflösen? Kannst du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit, oder den Wagen am Himmel über seine Kinde

führen? Weißt du, wie der Himmel zu regieren ist? oder kannst du ihn meistern auf Erden? Kannst du die Blitze auslassen, daß sie hinfahren und sprechen: Hier sind wir! Wer gibt die Weisheit in das Verborgene, wer gibt die Gedanken des Verstandes? (Hiob 38.)

Fallet nieder, o ihr Erschaffenen Gottes, vor dem Herrn der Heerschaaren, der Seraphim und Erzengel und Engel, und all ihr unsterblichen Geister, betet an. Der Herr ist Gott — er allein Gott! Der Allmächtige, Er!

284.

Das Gewitter.

Psalm 29.

Gottes Nähe, Gottes Nähe!
Quell der stillsten Wonne mir,
Wie wenn Dich mein Auge sähe,
Eilt die Seele hin zu Dir.
Dir, der Tag und Nächte sendet,
Freuden ausströmt, Unglück wendet,
Vater, der bei Tag und Nacht
Ueber Wurm und Engel wacht.

Dir, der in des Donners Stimmen,
In der Blitze Pracht erscheint,
Und erscheint, wo Sterne schwimmen,
Und wo Staub mit Staub sich eint;
Dessen Nah' ich im Gewühle
Meines Schicksals immer fühle:
Dir, mein Gott, will ich mich nah'n,
Ueberall Dich, Herr, umfahn!

In doppelter Natur wandelt der Mensch auf Erden; — in irdischer, sinnlicher, fleischlicher Natur, und in himmlischer oder geistiger.

Das Fleischliche neigt sich herab zur Erde, von der es gekommen; das Geistige sehnt sich zum Himmel empor, von dem es stammet.

In der Todesstunde kehrt das Irdische von uns zum Staube, der Geist zum Ewigen zurück.

Der fleischliche, das heißt, der sinnlich gesinnte Mensch lebt nur im Sinnlichen, nur für das Irdische; er lebt nur für das, was der Vergänglichkeit und dem Tode gehört. Der geistige Mensch aber lebt im Geist, das heißt, er handelt göttlich, oder nach Gottes Willen; er lebt für das wahre Leben und den Frieden. (Röm. 8, 6.)

Im Fleische leben heißt, nur überall das Irdische sehen; nur der Sinnlichkeit fröhnen; in andern Menschen nur auf ihren irdischen Werth achten, nur ihren Reichthum, ihren Stand, die Häßlichkeit oder Schönheit ihrer Gestalt, ihre Geschicklichkeit ins Auge fassen. Der fleischlich gesinnte Mensch sieht in der göttlichen Schöpfung nur das Irdische, die todte Natur, das Vergängliche, was seine Augen, Ohren und übrigen Sinne erfreut.

Im Geiste leben heißt, überall nur das Göttliche wahrnehmen; nur mit dem Göttlichen umgehen; nur die Seelengröße und Seelenschönheit der Mitmenschen aufsuches und lieben; mit ihnen sich nur als mit sittlichen Wesen einlassen, und in ihnen die höhere Natur achten. Der geistige Mensch sieht in der göttlichen Schöpfung nicht bloß das Angenehme, Nützliche, das Große und das Schöne! — nein, er findet in dem ewigen, wundervollen Spiel der Natur eine Selbstoffenbarung Gottes für den menschlichen Geist. Er empfindet überall die Gegenwart des Unendlichen, die Nähe Gottes. Er ist Geist, und steht nur vorzüglich mit dem Geistigen der Welt im Bund und Verkehr.

Ach, warum ist meine Sprache zu arm, meine Zunge zu schwach, die Erhabenheit und den Werth des geistigen Lebens zu schildern, welches, wie Jesus Christus, sein Nachfolger, der wahre Christ, führt! — Nur wer vom Geiste ist, versteht meine Worte. Der Irdische, dem nie andere Wollust lächelte, als Sinnenkitzel, der nie andere Schmerzen fühlt, als irdische, versteht mich nicht, und spottet meiner. Für ihn ist nur ein buntes Reich der Körper, keine geistige Welt; für ihn ist nur zwischen Wiege und Sarg ein Traum, kein ewiges, zusammenhängendes Sein. Er empfindet, gleich dem Thiere, nur die Lust und den Schmerz, und nichts weiter; — er empfindet nicht überall und immer Gottes Nähe, und daß wir in dem Heiligen, Ewigen, Unsichtbaren leben, weben und sind.

Wenn aber ein mächtiges, fremdes Verhängniß über ihn ergeht, oder eine große Erscheinung aus der Schöpfung sein irres Gemüth ergreift, und er schaudernd vor der Erhabenheit solcher Ereignisse zusammensinkt, fühlt er nur die Lust oder den Schmerz derselben, nur höchstens ein flüchtiges, frohes Aufwallen seiner Empfindungen, oder ein knechtisches Zittern vor der Hand des Allmächtigen.

Du hast sie empfunden, die göttliche Nähe, oft und mannigfaltig empfunden — warum erlosch dein besseres Gefühl so bald wieder im Schlamme der Sinnlichkeit? — warum hieltest du den bessern Menschen, das geistige Leben in dir, nicht fest?

Wurdest du noch nie durch eine ausserordentliche Begebenheit überrascht, die dich mit Entzücken erfüllte, und die stumme Thräne der Freude in dein Auge rief? — Gedenkest du noch der feierlichen Stimmung deines Gemüthes in jenen seltenen Lebensstunden, und wie du selbst ein höherer, verklärterer Mensch zu sein schienst? — Erinnerst du dich noch, wie damals die Welt mit ihrer irdischen Herrlichkeit in deinen Entzückungen unterging, und deine Seele von den Ahnungen der Ewigkeit und der göttlichen Macht selig zitterte? — Dies war einer der heiligern Augenblicke deines Lebens, — dies war ein Sonnenblick in deinem geistigen Leben — da empfandest du die göttliche Nähe.

Hat dich, o Sterblicher, noch nie des Todes schwarzer Flügel stärker umrauscht? — Schwanktest du noch niemals in Todesgefahren an den Schwellen der Ewigkeit hoffnungslos? Wenn dann auf dem peinlichen Krankenlager, oder auf dem Schlachtfelde, oder in feindlicher Plünderung, oder von mörderischen Kugeln und Schwertern bedroht, du aufhörtest dir selbst zu sein, und du dich nur in der Hand der Allmacht fühltest — wenn du zwischen Sein und Nichtsein in dumpfer Betäubung hingst, und die Welt, mit Allem, was sie hat, nichts ward, dein Blick aber auf das Jenseits sah — — wenn dann dich eine fremde Gewalt, eine höhere Macht plötzlich rettete, dich deinen Geliebten auf Erden noch einmal zurückgab, und du tiefern, frohern Athem nach der Gefahr einsogst — wie war dir? Mit welchen großen Empfindungen war deine Brust bewegt? Wie ganz anders erschien dir nun die Welt um dich her? — Da hast du den erhabenen Lenker deiner Schicksale geahnet; da hast du

eine göttliche Nähe gefühlt. Wie, und warum sankst du in dein niedriges, bloß irdisches Treiben wieder zurück? Warum erneutest du die Seligkeit des geistigen Lebens nicht öfter in dir?

Wenn im wunderbaren Glanze eines Frühlingsmorgens die weite Landschaft mit ihren strahlenden Blüthen, mit ihren Gebirgen und Wäldern um uns her schwimmt, wie ein himmlisches Traumbild; wenn in den goldenen Furchen des Stromes und in den Thautropfen der Halme der gebrochene Sonnenstrahl flammt, Nebelsäulen aus dem Thale wie Dankopfer vom Altar der Erde zum Himmel steigen, und der Wurm im duftenden Grase zirpt, und die Lerche hoch zu den Wolken ihr Jubellied trägt — ergriff dich da nicht ein fremdes Gefühl, eine heilige Wollust, wie du nie in den Lustbarkeiten der Menschen, nie im Kreise ihrer Kunstwerke empfunden? — Dies war ein Strahl des geistigen Lebens in dein vom Irdischen befangenes Gemüth! — Du empfandest für einen Augenblick heller die göttliche Nähe.

Oder wenn Du einsam in wolkenloser Winternacht den Blick neugierig über die schlafende Welt hinauswarfst, und sahest die athemlose Natur unter dem Leichentuch von Schnee, und Städte und Dörfer wie ausgestorben, — und der Menschen gedachtest, wie sie still schlummerten unweit der Gräber der früher Entschlafenen; — wenn dein Blick sich schaudernd von dem Bilde solcher entseelten Welt wegwendete zum Himmel, und du droben in den flammenden Kränzen und Reihen der Gestirne ein neues, stilles, wunderbar heiliges Leben erblicktest; wenn dir aus unermeßbaren Fernen des Weltalls die Myriaden Sonnen, jetzt nur zitternden Funken gleich, ihr freundliches Licht entgegengossen; wenn dich das Gefühl deiner Nichtigkeit und der Größe und Herrlichkeit des Weltgebäudes gewaltig erschütterte, und du unter diesen majestätischen Umgebungen versinkend nach dem Einzigen griffst, der da ist der Ewige und Unveränderlich-Große: — damals, o Sterblicher, durchdrang dich göttliche Nähe und lebtest du einen Augenblick geistigen Lebens.

Von allen Einrichtungen der göttlichen Schöpfung aber ruft keine so oft und so machtvoll die Erinnerungen an den Allgewaltigen in das menschliche Gemüth, als das Ungewitter. Aber wie verschieden wird diese große wohlthätige Erscheinung von den Menschen aufgenommen, empfunden und beurtheilt! Wie ganz verschiedene Wirkungen bringt sie in den Herzen hervor! — Der geistige Mensch sieht Gott, der sinnliche Mensch nur sich und seine kleine Habe in dem prachtvollen, scheinbaren Aufruhr der Natur. Der geistige Mensch fühlt sich froher in dem sichern Arm seines ewigen Vaters; der sinnliche Mensch zittert nur für seinen Leib, für sein Haus, für sein Vermögen, welches ein Hagel zu zerschmettern droht. Der geistige Mensch erkennt im Sturm des Gewitters, wie im Hauch einer Abendluft, welche um Blumen spielt, Gottes Nähe, Gottes Liebe; der fleischlich gesinnte Mensch erschrickt und bebt knechtisch vor des Allmächtigen Donner. Der geistige Mensch fühlt nach dem Gewitter den Gottes-Frieden, und seine Seele preiset die unendliche Güte; der sinnliche Mensch erneuert sein altes Leben, fährt in seinem sündlichen Thun fort, und vergißt Gottes durch Jesum geoffenbarten Willen eben so bald, als er meint, daß die Gefahr vorübergegangen sei.

Ich will bei deiner Betrachtung verweilen, majestätisches Schauspiel in der Schöpfung, furchtbar prächtiges Gewitter, welches wie ein Zeuge Gottes über den verstummenden Erdball wandert, und ihn erquickt, und Menschen und Thiere mit gesündern Lüften nährt.

Siehe, die Pflanzen haben schmachtend ihr welkes Haupt gesenkt; die Thiere lechzen im heissen Sonnenstrahl; die Erde spaltet sich und dürstet nach Regen, um die Wurzeln der Kräuter und Blumen und Bäume zu tränken. Die Thiere schleichen ermattet, und der Mensch geht erschlafft umher durch die glühende Luft.

Gott winkt, einzelne Wolken sammeln sich am Himmel. Sie wachsen und schwellen; Niemand sieht, woher sie ihre Größe nehmen. Gleich schwimmenden Gebirgen lagern sie sich am Himmel hin, und in ihrem Schooße bereitet eine unsichtbare Gewalt den Segen des Erdballs. Jene ungeheuern Lasten und Ströme befeuchtenden Regens, fähig Ströme emporzuschwellen, die festesten Dämme zu sprengen und ganze Thäler zu überschwemmen, schweben leicht und festgebannt in den Gewölken des Himmels, wie eine Feder auf der Luft schwimmt. Unerforschliches Wunder Gottes! Ein Ozean schwebt über meinem Haupt ohne alle Schwere, und die Luft, welche sonst keinen Tropfen Wassers aufhalten kann, trägt ein ganzes Meer!

Immer finsterer wird der Himmel. In feierlicher Ruhe wartet der Erdball. Die Thiere des Waldes verbergen sich schüchtern in ihren Höhlen. Einzelne Vögel schwärmen weißglänzend unter den dunkeln Gewölken; sie sehnen sich der allgemeinen nahen Erquickung entgegen, die Gott sendet.

Ein leichter Wirbelwind zieht über die Straßen und Hütten der Menschen hinweg, und führt Säulen aufsteigenden Staubes vorüber. Er ist der Bote des kommenden Gewitters. Schon rauscht das Laub der Bäume von einzeln fallenden Tropfen des Regens; schon rauscht ein dumpfer Wiederhall des fernen Donners um unser Ohr. Ein Sturmwind erschüttert den Wald; ein dunkler Regen strömt über die Landschaft; ein Feuerstrom zerreißt die Wolken, und der Donner bezeugt Gottes Herrlichkeit und ewige Macht. — Dem Christen pocht das freudige Herz, und seine Zunge stammelt in dem furchtbar-schönen Naturgesang des Donners und der Stürme: „O wie groß, wie groß ist Gott!“ — Der bleiche Sünder bebt und fragt: „Ist die Stunde meines Gerichts vorhanden?“ — Der Gotteslängner sieht unter sich die zitternde Erde, über sich die Wolken, die wunderbar in ihrem Schooße Feuerflammen und Wasserströme nähren können, und spricht zwischen den fallenden Blitzen: „Ja, es ist ein Gott!“

Der wahre Christ ist im Gewitter und während des Kampfes aller Elemente in seiner Gemüthsruhe unverändert. Er lebt in Gottesverehrung. Er kennt die Güte und Weisheit seines himmlischen Vaters; er preiset sie nur lauter. Er ist voll innigen Vertrauens auf die himmlische, Alles leitende Vorsehung. Er zittert nicht für sein Leben; dies und alles Andere ist ja in Gottes Hand. Um uns zu tödten, bedarf es wahrlich nicht eines Aufruhrs der ganzen Natur. Ein Tropfen Bluts, der in unsern Adern stockt, eine kleine zarte Fiber, die in unserm Körperbau zerreißt, ist hinlänglich, uns zu den Todten zu führen.

Die Furcht des Menschen bei Gewittern ist mehr oder weniger eine Folge seiner Kleinmüthigkeit, seines schwachen Glaubens an die göttliche Vorsehung, seiner unchrist-

lichen Vorstellungen, die er sich von Gott selbst und den göttlichen Absichten in der Schöpfung macht.

Zwar kann auf die empfindsamen Nerven mancher Menschen die Gewitterluft solchen Einfluß haben, daß daraus eine unwillkürliche Bangigkeit in ihnen entsteht. Allein dies unangenehme körperliche Gefühl kann durch festen Willen, durch deutliche Vorstellungen von der Gefahrlosigkeit der Gewitter, überwunden werden; durch die Ueberzeugung und Erfahrung, daß von vielen tausend fallenden Blitzen kaum einer zum Nachtheil des Menschen niederfährt; daß die Gefahr des Blitzes eben so gut durch Sicherheitsmaßregeln verhütet wird, als man sich vor Feuers- und Wassersnoth oder andern Gefahren durch Klugheit und Gebrauch des dazu von Gott gegebenen Verstandes verwahren kann; daß ein Metallstab, der vom Gipfel unserer Wohnung bis zur Erde niedergeht, den stärksten Blitz gleichsam eintrinkt und unschädlich für das Haus macht, welches uns beherbergt. Zur Selbstberuhigung solcher Menschen beim herrlichen Schauspiel des Gewitters ist allerdings Pflicht, daß sie jene Sicherheitsmaßregeln anwenden, und Gebrauch von der Kraft machen, die Gott dem Metall ertheilte, uns vor der zerstörenden Gewalt des Blitzes zu bewahren. Machen wir nicht Gebrauch von der Kraft des Wassers, um die Flammen zu löschen, daß sie nicht unser Haus verzehren? Machen wir nicht Gebrauch von der Kunst des Schwimmens, um unser Leben zu retten, wenn wir in die Wellen eines Flusses stürzten? Machen wir nicht Gebrauch von der Kraft wohlthätiger Kräuter gegen Krankheiten, die uns zu tödten drohen? — Gott, Du gabst mir Einsicht und Verstand, daß ich zu meiner Erhaltung Deine Geschenke gebrauchen sollte; frevelvolle Thorheit ist es, Deine Gaben, Deine Geschenke zu verschmähen, keinen Gebrauch von meinem Verstande zu machen, sondern Dich gleichsam zu versuchen, indem ich für meine Erhaltung beständige Wunderthaten von Dir fordern und erwarten sollte!

Ueberhaupt ist niemals leider unchristlicher Aberglauben lebhafter als bei Gewittern; niemals zeigen die Sterblichen unwürdigere Vorstellungen von Gott, als wenn er sich am erhabensten, am wohlthätigsten durch die Erscheinungen in seiner Schöpfung beweiset. — O wie tief liegt noch ein großer Theil des menschlichen Geschlechts unter seiner eigenen Würde!

Da gehen sie hin, die Beklagenswürdigen, prangen mit dem Christennamen, den sie alltäglich mit Sünden weihen. Sie leben, als wäre kein Gott, gleich Thieren in dumpfer Vernunftlosigkeit. Sie prahlen mit Religion, mit Jesu Erlösertod: aber in ihnen ist keine Religion, kein Nachfolgen Jesu. Ihre Tage sind mit Haß, Betrug, Wollust, Ehrgeiz, Ehebruch, Verleumdung und andern schändlichen Neigungen befleckt. Aber in der Gewitterstunde eilen sie zu ängstlichem Beten und Singen; in der Gewitterstunde thun sie Buße und Gelübde, um nach ihrer beschränkten Vorstellung Gottes Zorn von sich abzuwenden. — Da tönt von den Thürmen das Zeichen mit den Glocken, um Gott im Gebet anzurufen, den Sturm zu beschwören, daß er die Hagelwolke von den Feldern entferne.

Gott, der Allerheiligste, wird von keinen menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften entehrt; Zorn aber ist Schwachheit, ist Sünde. Gott, der die ewige Liebe ist, zürnt nicht; er sündigt nicht. Selbst die heilige Schrift bedient sich dieses Ausdrucks nur selten, und nur um menschlicher Weise zu reden zu Menschen, der Schwachheit ihres Fleisches willen. (Röm. 6, 19.)

Euer Gebet bei unheiligem Lebenswandel, eure Buße bei schlechten Thaten, eure Religion bei Nichtbefolgung der Lehren Jesu, sind vor Gott nicht angenehm. Euer von Furcht erpreßtes Gebet und Singen versöhnt euch nicht mit dem Himmel. Ihr seid, von denen die Schrift sagt: ein tönend Erz, eine klingende Schelle. Nicht das leere Getöse eurer Glocken und eurer Zungen, sondern euer Herz fordert Gott; und ihr gebt ihm euer Herz nur durch Werke der Liebe, der Güte und Eintracht, durch edle, rechtschaffene Thaten gegen die Mitmenschen.

Und wenn ihr Gott liebet, so wird keine Furcht, sondern heiliges Vertrauen in euch wohnen. Wenn ihr Theil habet an Jesu: so habt ihr nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch fürchten müßtet, sondern ihr habet einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater! (Röm. 8, 15.)

Gott zürnet nicht; aber ihr selbst seid euer Zorn; ihr selbst seid euer Verdammer durch Unheiligkeit im Lebenswandel. Ihr fliehet ihn durch euer sündenvolles Thun, durch eure bösen Begierden. Die Liebe ist nicht in euch; darum seid ihr nicht in Gott.

Dies ist der Unterschied zwischen dem geistigen und dem fleischlich gesinnten Menschen. — Das Gewitter zieht vorüber; der irdisch gesinnte, irreligiöse Mensch vergißt der ausgestandenen Angst, vergißt seiner Gebete, seiner Gelübde, geht hin, und kann wieder hassen, verfolgen, verleumden, betrügen, verführen, sich dem Trunk ergeben und dem Spiel und jeder lasterhaften Begierde. — Der geistige Mensch, der ächte Christ bleibt liebend Gott getreu. Er sah in den Stürmen des Gewitters Gottes Majestät, wie er sie in dem wundervollen Bau jeder Blume erkennt, welche die Erde trägt. Wer in Gott lebt und handelt, bewahrt ein freudiges Gemüth, und würde die Welt vergehen, oder ein Erdbeben ihn und Tausende begraben.

Abba! lieber Vater! mit kindlich liebendem Geist blicke ich empor zu Dir. Ich will Dich nicht verlassen; Du verlässest mich nicht! — Der Donner rollt, seine Stimme verkündet Deine Herrlichkeit, und in den Strahlen des Blitzes leuchtet Deine Pracht. Dich preisen die Sturmwinde, Dich preiset der erquickende Regenstrom, der von den Höhen des Himmels rauscht. Offenbart in meinem Gemüth durch Jesum, sehe ich Dich in den Wundern der Schöpfung in neuer Offenbarung wieder. Ueberall finde ich Dich. In Allem will ich Dich lieben. Denn Alles, was geschieht, ist zu meinem Wohlergehen. Alles predigt mir Deine unendliche Liebe — ach, so predige auch mein Thun und Lassen, mein Empfinden und Denken Dich, nur Dich, und meine Liebe zu Dir. Amen.

285.

Der Wurm und die Allmacht.

1 Joh. 3, 1.

O Du, vor dessen Angesicht
Zehntausend Sonnen brennen,
Und Würmchen froh — man zählt sie nicht! —

Im Wassertropfen hangen:
Herr, Herr, im All der Welten groß,
Und groß im allerkleinsten Moos —
Anbetung Dir und Ehre!

Du starke Hand, die Alles hält,
Die Erd' und ihre Meere,
Den Ufersand, den Niemand zählt,
Und alle Sternenheere;
O Quell des Lebens, Quell des Lichts,
Du bist! und ohne Dich ist nichts!
Gepriesen sei Dein Name!

O Allmacht — ausser mir zu sehn,
Und in mir zu empfinden,
In allen Tiefen, allen Höh'n
Zu suchen, leicht zu finden;
O Allmacht, die mich schuf und trägt,
Die mich belebt, die mich bewegt:
Du bist die ew'ge Liebe!

So oft ich, von vielerlei Sorgen beengt und bedrängt, hinaustrete, einsam, in die stillen freundlichen Blumenfelder des Sommers, durch den Segen der Aecker und Wiesen, in den erfrischenden Schatten des Waldes — und die Stimmen der Natur zu meiner Seele sprechen — wird es Alles anders in mir! Ich gedenke Gottes, ich sehe die Zeichen seiner Größe und Gnade, und wie Moses, da er vor seinem Tode die Kinder Israels segnete, möchte ich der ganzen Welt sagen: Der Herr, wie hat er die Menschen so lieb! Alle seine Heiligen sind in seiner Hand! (5 Mos. 33, 3.) Und im Licht der freundlichen Sonne, wie es die ganze Landschaft überströmt, vergeht wie ein Nebel mein Kummer oder Verdruß; die Ruhe der großen Natur durchdringt mich und wird zur Ruhe meines Herzens. In der feierlichen Heiterkeit meines Gemüthes finde ich nur noch einen einzigen kleinen Unwillen, den Unwillen über mich selbst, daß ich mir so wenig gleich bleibe, daß ich mich von Unerheblichkeiten des häuslichen Lebens um den innern Frieden bringen lasse; daß ich mich vor Dingen fürchte, die doch nicht da sind, während doch der Herr da ist, und mir beständig nahe ist, der auch das Geringste von seinen Geschöpfen mit Liebe pflegt und bewacht.

Keines Menschen Wort ist mir so belehrend als das Wort der göttlichen Schöpfungen an mein Gemüth; keines Menschen Trost ist mir so beruhigend, als der Trost, welchen die Natur in meine Seele gießt. Wenn ich hinaufblicke in die unendlichen Räume des Himmels über mir, und hinab in das unendliche Leben zahlloser Geschöpfe um mich her, wo Käfer, Mücken und Vögel durch die Lüfte schwirren, kleine Fische in den Wellen der Bäche spielen, und bald auf jedem Grashalm sich ein sichtbares Geschöpf regt, und ich dann bei mir denke: Der Herr dieses Lebens ist dein Vater! — o dann empfinde ich ganz die Süßigkeit dessen, was Johannes einst sprach: Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir Gottes Kinder sollen heißen! (Joh. 3, 1.)

Wir haben von der Größe und Menge des durch Gott im Weltall verbreiteten Lebens gar keine Vorstellung. Was wir davon wahrnehmen können, ist nur der allergeringste Theil. Sprechen wir von der Unendlichkeit seiner schöpferischen Herrlichkeit, so sind wir gewohnt an die zahllosen Welten des Himmels zu denken, oder an die vielen Wesen, welche auf Erden leben, die wir täglich um uns her sehen. Aber das, was wir täglich erblicken und woran wir täglich gewöhnt sind, erregt unsere Aufmerksamkeit weit weniger, als wenn wir von dem Unbekannten lesen und hören. Darum haben die Nachrichten von der erstaunenswürdigen Anzahl, Ordnung und Verschiedenheit der Weltkörper, die wir Sterne nennen, so viel Anziehendes für uns. Wir verlieren uns gleichsam in dem Unermeßlichen, wenn wir an ihre unaussprechlichen Entfernungen von einander und an ihre ungeheuern Größen denken.

Allein es ist mehr, als eine bloße Redensart, wenn man sagt, Gottes Allmacht und Größe ist im allerkleinsten Wurm der Erde eben so unendlich, als in den weiten Räumen der Himmel. Es leben um uns her Schöpfungen in der Nähe, deren Dasein und Mannigfaltigkeit wir kaum vermuthen. Wir kennen bisher von der unübersehbaren Kette der Wesen nur wenige Glieder, und bemerken nur höchst mangelhaft, wie die Glieder dieser Kette, welche durch das ganze Weltall hinzieht, zusammenhängen. Wir kennen von den wunderbaren Eigenschaften selbst der in die Augen fallenden Schöpfungen nur die wenigsten. Es gibt Pflanzen, die ein Wachen und Schlafen zu haben scheinen, wie Thiere; ja sogar Empfindung zu haben scheinen, wie Thiere. Es gibt Thiere, die da wachsen und sich vervielfältigen, wie die Pflanzen; Thiere, die man lange nur für Pflanzen gehalten hat, und doch in der That es nicht sind.

Dergleichen sind die sogenannten Polipen, Würmchen, Geschöpfe von der einfachsten Art, und von den allerverschiedensten Gestalten und Gattungen. Sie leben in den Wassern der Meere, der Flüsse, Seen, Teiche und in den Körpern größerer Thiere. Sie haben kein Gehirn, keinen Athem, und leben doch, bewegen sich nach Willkür, und haben einen Mund, durch welchen sie Nahrung einschlucken, und das Unverdauliche wieder ausspeien. Sie haben keinen Magen, kein Eingeweide, ihr ganzer innerer Leib ist nur wie eine feine Röhre, und doch genießen und verdauen sie. Sie haben Empfindung für Lust und Schmerz, wie jedes andere Thier, und wissen mit ihren langfaserigen Armen ihren Raub zu fangen und festzuhalten, ob man gleich nicht begreift, wie sie ihn bemerken können, da an ihnen auch nicht die mindeste Spur des Sehens wahrgenommen wird.

Sie vermehren sich auf eine ausserordentlich schnelle Weise, und besitzen dabei eine beinahe unzerstörbare Lebenskraft. Wie Pflanzen, treiben sie Knospen aus ihrem Leibe, die sich verlängern. Ist der junge Polip, der mit der Mutter einerlei Leben hat, erwachsen genug, reißt er sich von ihrem Leibe los, sucht sich seine Nahrung und treibt wieder neue Knospen oder junge Polipen hervor. Diese Vermehrung ist so schnell, daß im Zeitraum eines einzigen Tages mehrere Geschlechter ihr Leben empfangen, und so ausgebreitet, daß jeder Polipenleib mit vielen Knospen besetzt ist, die seine Junge werden. Manche scheinen nur von einem feinen Häutchen umgeben zu sein, andere umgeben sich, wie die bekannten Korallen, mit einem kalkigen Gehäuse, worin sie wohnen. Als ein Beispiel von ihrer schnellen und ungeheuern Vermehrung könnte dienen, daß die größern sogenannten Korallenstämme im Meere anderthalb Fuß hoch werden, und dennoch nicht nur ganze Berge davon erwachsen, sondern große, meilenweite Inseln aus der Tiefe des Weltmeeres daraus geworden sind. Ja man muß fast glauben, daß diese Geschöpfe, welche sich ihr kalkiges Wohnhaus bauen und erweitern, wie auch

die Schnecken und Muscheln thun, die allerältesten und zahlreichsten lebendigen Wesen auf Erden sind, oder waren. Denn es ist ausser Zweifel, daß ein großer Theil der jetzigen Erdrinde, oder der Oberfläche unsers Weltkörpers, nur aus den Ueberbleibseln dieser und anderer Geschöpfe besteht; daß ganze Gebirge von ihrem Kalk gebaut sind. So schnell sich nun die Familien dieser Thierarten vermehren mögen, wird doch zu solcher Menge ein ungeheurer Zeitraum von Weltaltern erfordert.

Von der in ihnen wohnenden ausserordentlichen Lebenskraft zeugt auch, daß kein Unglück, keine Zerstörung sie ganz vernichtet. Eine Art von diesen Gewürmern, Hydern genannt, die sich gewöhnlich mit ihrem durchsichtigen gallertartigen Leibe an kleine Wasserpflanzen hängen, und vielgestaltig mit ihren Fasern oder Armen umhergreifen, Nahrung zu fangen und ihrem Schlunde zuzuführen, ist so lebensreich, daß man sie ganz zerstückeln kann, ohne sie zu tödten. Man hat sie in drei, vier Theile zerschnitten. Binnen vierundzwanzig Stunden lebte jeder Theil für sich selber, war ein eigenes Thier, und ging seiner Nahrung nach. Man hat ihr Inneres zum Aeussern gemacht, wie man einen Handschuh umwenden kann, und nach Verfluß eines Tages fuhr das Thierchen fort, auch auf diese Weise zu leben und sich zu ernähren. Man hat andere Arten der Länge nach zerschnitten, binnen zehn Tagen gebaren sie wieder Junge, und ihr Mund hatte sich wieder gebildet, Nahrung einzuschlucken.

In unsern Teichen, Seen, Pfützen, wie in allen stehenden Wassern, leben Millionen dieser Thiere, wo sie sich gern an den grünen Schleim, an die Wasserlinsen hängen, womit im Sommer das stille Wasser sich zu bedecken pflegt. Da sind sie dem bloßen Auge kaum sichtbar. Nur mit Vergrößerungsgläsern entdeckt man sie. Da gleichen sie bald einem Körbchen, wenn sie sich zusammengezogen haben, bald, wenn sie ihre Arme ausbreiten, einem Stern, einer Blume, einem Haarbüschel. Viele verwandeln sich in einer Minute auf unbegreifliche Weise in die mannigfaltigsten Gestalten.

Die Wärme des Sommers belebt sie am meisten. Wenn man sie in einem Glase Wasser schöpft, bemerkt man auch, wie sie sich am liebsten nach der von der Sonne beschienenen Seite hinziehen. Sie fahren bei einem starken Ton wie erschrocken zusammen. Manche sind auch groß genug, daß man sie wohl mit bloßen Augen bemerken kann. So hat eine Art, die man das Kugelthierchen nennt, die Größe einer sehr kleinen Linse, ist aber so zart und weich, wie ein Gallert, daß es, unbehutsam mit der Hand aufgefaßt, zerfließt. Unter dem Vergrößerungsglase hingegen sieht man, daß dies Thierchen von schöner meergrüner Farbe ist und nach allen Richtungen hinschwimmt, indem es wie eine Kugel sich rollend fortwälzt. Weil der Leib durchsichtig ist, sieht man darin auch die ungebornen Jungen, ebenfalls als kleine Kugeln, zwanzig, dreißig an der Zahl beisammen; in den Jungen schon wieder ihre künftigen Geburten, in diesen schon wieder die dereinstigen Jungen, und so fort, bis die besten Vergrößerungsgläser zu schwach werden für die Sichtbarmachung so unendlich kleiner Wesen. Sind die Jungen reif, in der Welt zu erscheinen, so zerspaltet die ältere Kugel und die kleinen rollen heraus, in einer Stunde fünf bis zehn, die das Leben der Alten führen, welche dann verschrumpft und stirbt.

Eben so zart und gallertartig sind die Thiere, welche in dem Gehäuse der Korallen wohnen, und dieselben bilden, indem sie gleichsam einen kalkartigen Schleim auszuschwitzen scheinen, der dann verhärtet und zum Stein wird. Das Thierchen legt Eier, wie feine Milchtröpfchen, an einen Stein oder Felsen; daraus erhebt sich das Junge. Ein und derselbe Korallenzweig ist wohl oft das Wohnhaus von Tausenden solcher Wesen gewesen. Jedes derselben, weiß von Farbe, hat acht Arme; im Mittelpunkt jedes Arms einen Schlund zum Fressen; nur einen gar kleinen Leib, der nur durch ein äusserst schwaches Band an die kleine Höhle der Korallen befestigt hängt.

Diese und alle Geschöpfe gleicher Art leben und erscheinen nur in der Wärme des Sommers; im Winter verschwinden sie. In heissen Ländern, zumal dort in den Meeren, leben unzählige Arten. Die größern ernähren sich von Würmern noch kleinerer Art; ja man hat im Leibe mancher Gattung schon kleine Fische gefunden. — Und wovon ernähren sich denn diejenigen Geschöpfe, welche unsern bloßen Augen durchaus nicht mehr sichtbar sind? O sie finden noch viel kleinere Geschöpfe, als sie selbst sind, die ihnen zur Speise dienen. Denn wer weiß nicht, daß Alles in der Natur von Lebenskraft durchströmt ist? — daß, wie der Erdball, auch wieder das kleinste Moos am Felsen von Thieren bewohnt ist? — daß, wie das Weltmeer von Fischen wimmelt, auch in einem Wassertropfen zahllose Thierchen schwimmen, die sich darin freudig wie in einem großen See regen und bewegen? Mit jedem Glase Wassers, welches der Mensch trinkt, seinen Durst zu löschen, verschlingt er, ihm unbewußt, einen Ozean, wo Tausende von lebendigen Geschöpfen wohnen und sich fortpflanzen, und die man nur erst mit starken Vergrößerungsgläsern deutlich in ihrer geheimnißvollen Haushaltung erblickt. Sie befinden sich in allen Flüssigkeiten, im Blut und Eingeweide der Menschen und Thiere, zu Tausenden im Schleim der Zähne, im reinsten Wasser, noch häufiger im Wasser, das einige Zeit an der Sonnenwärme gestanden ist; im Sauerteige; im Kleister von aufgelöfetem Mehl u. s. w. Alles ist voller Leben. Der menschliche Leib ist gewissermaßen ein ungeheures Weltgebäude für den Aufenthalt von Millionen unbekannter Thierchen. Sein Sterben und das Verwesen seines Leichnams ist nur der Augenblick, wo sich sein Fleisch und Blut wieder in neue Thierarten verwandelt, und selbst in größere, sichtbare Würmer, deren erste Stoffe, Keime und Eier er in sich getragen hat, ohne es zu ahnen.

Wenn man nur einen Tropfen verdorbenen Essigs an die Nadelspitze hängt und vor das Vergrößerungsglas bringt, wird man mit Erstaunen in diesem vergrößerten Tropfen zahllose kleine Schlangen und Aale, wie feine Faden, vornen und hinten zugespitzt, erkennen, die sich mit Geschwindigkeit hin und her bewegen, indem sie sich kraftvoll durch das Wasser hinschlängeln, bald langsam, bald schnell, wie ihnen gefällt. Wer wird dies unerwartete Schauspiel ohne Bewunderung beobachten können!

Man hat schon von den im Kleister lebenden Aalen durchschnitten und mit Erstaunen bemerkt, wie aus ihrem Leibe dann bei hundert Junge hervorflossen, die wie kleine häutige Eier waren. Aber sie gingen schnell aus diesen Eiern hervor und schwammen, wachsend an Umfang, wie die Alten herum. — Manche legen Eier, manche gebären lebendige Junge. Alle wissen sich auf die ihnen beste Weise zu nähren.

Wovon aber leben diese Thiere in einem Wassertro-

pfen, der ihnen wie ein Meer ist? — Diese Thiere, welche zuweilen millionenmal kleiner sind, als ein Sandkorn? Unser Auge reicht in das Unendliche dieser neuen Welt nicht hinaus. Aber es mögen dennoch viel kleinere Wesen leben, die ihnen zur Speise dienen. Wesen, zu deren Entdeckung das Gesicht des Sterblichen vielleicht nie gelangen wird.

Sie sind überall vorhanden, und in ihren Gestalten, noch mehr aber in ihrer Art sich zu bewegen, sehr verschieden. Jede Art von ihnen hat einen eigenen Gang, oder vielmehr ein eigenes Schwimmen. Einige haben einen dichten Leib, andere nur einen häutigen; einige scheinen sich jeden Augenblick zu verwandeln.

Um gleichsam eine ganze Welt von lebendigen Wesen ins Dasein zu erwecken, darf man nur auf Blätter, Gras, Blumen, oder thierische Theile etwas Wasser giessen, und es der Sonne aussiellen, oder sonst in laue Wärme setzen. Bald wird eine Zersetzung im Wasser vor sich gehen, eine Gährung oder Fäulniß; und das, was wir Fäulniß nennen, ist nur der Hervortritt neuen Lebens. Millionen Geschöpfe sind entstanden. Woher sie kommen, wohin sie verschwinden, wozu sie dienen, — wer dringt in das göttliche Geheimniß der unsichtbaren Naturreiche? Aber auch das Kleinste ist dem Weltall so unentbehrlich, als das Größte; und die Sonne, welche tausendmal größer ist als die Erde, ist dem Allvater des Lebens kein wichtigerer Gegenstand, als das kleinste von den Thierchen, deren Tausende beisammen in einem Wassertropfen ihre Herberge finden.

Durch das Kochen des Wassers, worin sie leben, werden sie, wie es scheint, getödtet. Man erblickt sie darin nicht mehr. Aber wenn ihr feuchtes Grab nur wenige Tage der Luft und Sonnenwärme ausgesetzt ist, erscheinen wieder neue Thierchen; sei es, daß die Todten sich wieder beleben, oder ihre Eierchen durch nichts so leicht zerstört werden können. Denn man hat entdeckt, daß sie sich nach Jahre langem Tode wieder belebten. Wenn man das Wasser, worin sie in Menge erschienen sind, eintrocknen läßt, so verdorren die Thierchen, verlieren alle Lebensthätigkeit und werden ganz unkenntlich. Man sieht ihre vertrockneten Häute daliegen, wie glänzenden Staub, ohne Regung. Aber man gebe ihnen nach langer Zeit neues Wasser, und in einigen Minuten leben sie und schwimmen wieder behend davon.

Wo sollen wir die Grenzen des Lebens suchen? Muß ich nicht mit Ehrfurcht und Bewunderung gestehen, Gott sei so unendlich im Kleinen fortwirkend, wie er unendlich ist im Großen? Er hört nicht auf; und je weiter meinem Auge erlaubt wird, vorzudringen, je mehr Schöpfung werde ich in der Verborgenheit gewahr. Es hat kein Ende. Was ist groß? was ist klein? Vor ihm ist nichts groß, der der Ewige, der Unendliche ist. Vor seiner Erhabenheit schwindet Alles ins Kleine zusammen.

Aus dem Lebendigen quillt das Lebendige; und ein Leben ist das Leben des andern. Es verändert seine Formen, bekleidet sich mit Stoffen, und wirft sie wieder, wie ein unbrauchbar gewordenes Kleid, von sich. Das nennt man den Tod. Aber Tod ist nirgends; die Kraft nimmt nur ein neues Kleid an und wandelt weiter. Wo hat sie begonnen, wo will sie enden? Sie erfüllt Alles. So ist überall das Licht vorhanden, wenn es auch nicht gesehen wird. Ein Funke weckt den andern. An einem Lichte mögen Millionen angezündet werden, ohne daß davon das erste geschwächt wird. Im Tannzapfen liegen die schlafenden Keime von einem ganzen Tannenwald eingewickelt; die schlummernde Lebenskraft in denselben erwartet nur die günstige Verkettung der Umstände, um die Samen in ein hochprangendes Gehölz umzuschaffen, an dessen Stämmen, unter dessen Zweigen wieder Millionen Geschöpfe Schatten, Obdach, Nahrung geniessen werden. Aus dem Lebendigen steigt vervielfältigt neues Leben, aus diesem wieder ein neues, aus diesem abermals ein neues in zahlloser Vermehrung, wie wir im Leibe des Kugelthierchens seine Jungen, in dem der Jungen wieder die künftigen, in diesen wieder die dereinstigen zahlreich beisammen sehen. Ein Leben umfaßt und verschlingt das andere, wie in einem weiten, bewegten Meere eine Welle die andere schafft, und wieder in andere Wellen zerfließt, um wieder neu zu werden, ohne daß man die Grenzen des Werdens und Aufhörens unterscheiden mag.

Und dennoch ist die das Weltall durchdringende Macht des Lebens nicht die gleiche Macht überall, sondern durch ewige Gesetze verbunden und getrennt und verschieden. Die Kraft, welche den Elephanten bewegt, ist eine andere, als die der Milbe; das niedrige Moos bringt keine Zeder hervor; von der Eintagsfliege stammt kein Adler ab. Alles bleibt sich im Kreise unsichtbarer Schranken gleich; Alles vervielfältigt sich in seiner eigenthümlichen Art; Eins liegt im Andern schon für Ewigkeiten da, und geht aus einander, wie Strahlen aus dem Lichte gehen. Wohin führen die ausgegangenen Strahlen? Wohin verlor sich das ausgegangene Leben?

Wie viele Fragen! welche Ahnungen! welche Räthsel! Und ich stehe in der Unendlichkeit der lebendigen Wesen da, mir selber unbegreiflich, schaudernd, und sehe über den Ozean der Dinge hinaus und nirgends ein Ufer, und denke der Allmacht dessen, der dies Alles aus dem Nichts hervorrief. — O Gott, was bin ich vor Dir!

Warum soll ich in die endlosen Höhen der Himmel hinausstarren, und die entfernten Weltkörper in ihren ewigen Bahnen und ihre Gestalten, Beleuchtungen, Gebirge und Abwechselungen suchen und beobachten, um Deine Weisheit, Deine Liebe, Deine Allmacht, o Du, für dessen Majestät ich keinen Ausdruck finde, zu erkennen? Ich erkenne sie am Wurm, den ich erst mit bewaffneten Augen mir in den kleinsten Räumen sichtbar mache, worin er mit seinen Familien wohnt und des Daseins froh ist. Ich finde kein Ende in den wunderbaren Höhen der Himmel, ich finde kein Ende in den Tiefen des Abgrundes, der allerkleinsten Geschöpfe. Aber Dich, o Allmacht, o Weisheit, o Liebe, Dich finde ich überall.

Mit hoher Zweckmäßigkeit hast Du die Gliedmaßen des geringsten Gewürmes gebildet, das unsern menschlichen Blicken wie ein Staubkörnchen erscheint, und seine Muskeln mit unbegreiflicher Stärke und Beweglichkeit ausgerüstet, daß es mit Blitzesschnelle dahinfährt. Du hast jedes einzelne dieser Gewürme mit Schönheit der Farben und Formen geziert, die der Sterbliche nie oder selten wahrnimmt. O, wie viele Millionen von Menschen haben vor mir gelebt, wie viele Millionen leben heute noch, die nie den Blick auf diesen Abgrund Deines Reichthums warfen, und denen nie ein Gedanke von dem Dasein einer den bloßen Augen unbemerkbaren Thierwelt in die Seele kam! Und doch ist darin die Zahl der Geschöpfe viel größer, als die Zahl derer, die man sehen kann;

und doch ist die Lebensart, Wohnung und Fortpflanzung jener nicht minder wunderhaft, als bei diesen.

Sehet, welche Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir sollen Gottes Kinder heißen! Ja, wir sind Deine Kinder! Schöpfer des Wurms, Gott des Seraphs, auch ich bin Dein Kind. Du hast meinen unsterblichen Geist herrlicher gesegnet, als Miriaden anderer Wesen, die ich in den grundlosen Tiefen Deiner Schöpfung ersehe. Denn ich darf Dich Vater heißen, und in meinem Innern spiegelt sich ein dunkles Bild Deiner Vollkommenheit und Majestät.

Wo soll ich anfangen, wo soll ich enden, wenn ich, Vater, mein Vater, von Deiner Herrlichkeit und Deiner Liebe, von Deiner Barmherzigkeit und meiner Unwürdigkeit rede? Wie ist es möglich, daß ich jemals kleinmüthig werde, und wieder froh zu werden verzweifele? Wie ist es möglich, daß ich, Dein Kind, ich Geist, für wenige Zeit in Staub gehüllt, Deiner vergessen kann, und alle meine Freuden in diesem Staube suche? — Nein, nein, je länger ich Deine Werke betrachte, in denen Du Dich offenbarest, je erhabener fühle ich mich, je zuversichtlicher hänge ich an Dir, der Du auch den Wurm im Wassertropfen kennest und nährest und leitest. Und wer von meinen Brüdern je verzagt, ich will ihm zurufen das süße, heilige Wort: Sehet, welche Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir sollen Gottes Kinder heißen!

286.

Betrachtung der Sinne.

Das Gefühl.

Hiob 10, 11, 22.

O Christen, betet an und bringet
Der Lobgesänge mehr, und singet
Gewaltigen, erhab'nen Dank!
Laßt uns, sprach Gott einst, Menschen schaffen,
Ein Bild von uns, nach uns geschaffen;
Und Adam ward, er staunt' und sang:
Es ist mein Schöpfer, Gott,
Jehova, Zebaoth!
Es ist kein andrer Herr, als Gott!

Wir, dieser Gotteswelt Genossen!
Wie wunderbar sind wir entsprossen!
Was ist's, das in uns lebt und fühlt?
Und was, das tief zum Innern führet,
Was mich von aussen leise rühret,
Und in der Nerven Faden spielt?
Du bist mein Schöpfer, Gott,
Jehova, Zebaoth!
Der grenzenlose, weise Gott.

Es kann dich der geheimnißvolle Bau einer glänzenden Blume entzücken; der Himmel mit seinen Millionen strahlenden Weltkörpern kann dich zur Andacht begeistern; das Anschauen der ewigen und mannigfaltigen Ordnungen der Schöpfung ruft dich zur Anbetung des Schöpfers. — — Wie? warum vergissest du, was dir am nächsten liegt? Ist nicht dein eigener Leib, dieser Schleier deines unsterblichen Wesens, ein eben so betrachtungswürdiges Wunder göttlicher Weisheit und Macht? Kann das Weltgebäude unbegreiflicher und zweckmäßiger geschaffen sein, als dein Leib?

Es leben Tausende, denen ihr Körper und seine Bedürfnisse wichtiger sind, als Alles, was das Weltall hat — aber wie wenige von diesen Tausenden kennen nur kaum oberflächlich die merkwürdigen Einrichtungen desselben! — Sie prüfen mit großer Beredsamkeit die Zusammensetzungen und Stoffe ihrer Kleider, ihres Schmuckes; aber die Beschaffenheit des irdischen Gewandes der Seele reizt ihre Aufmerksamkeit nicht; — das Kunstwerk von Menschenhänden ist ihnen bedeutender, als das Kunstwerk des Schöpfers, der den menschlichen Leib aus der Erde bildete, und diese erhabene, von ihm beseelte Gestalt zur schönsten unter den Bewohnern des Erdballs machte.

Nichts sei dem Christen fremd, was ihm von seinem Vater im Himmel kam; und den Leib, welchen seine Seele für einige Jahre bewohnt, soll er als das köstlichste Geschenk des himmlischen Gebers schätzen. Er muß mit Hiob rufen: Du, Vater, Du hast mir Haut und Fleisch angezogen; mit Beinen und Adern hast Du mich zusammengefügt; Leben und Wohlthaten hast Du an mir gethan, und Dein Aufsehen bewahret meinen Athem. (Hiob 10, 11. 12.)

Das ganze Gebäude des menschlichen Leibes ist durch eine höchst weise und wunderbare Zusammenfügung der Gebeine emporgehalten. Es sind zweihundert und neunundfünfzig von einander verschiedene Knochen, aus denen das Gerippe des menschlichen Körpers erbaut ist. Merkwürdig ist dabei, daß die meisten dieser Knochen doppelt vorhanden sind; nur diejenigen, welche in der Mitte des Gerippes liegen, sind einfach. So ist es auch mit allen zu diesen Knochen verbundenen andern Theilen, so, daß, wenn man das Gerippe vom Scheitel bis zur Ferse theilte, es in zwei vollkommen ähnliche Hälften zerfallen würde, zwei Füße, zwei Hände, zwei Ohren, zwei Augen u. s. w. So ist der menschliche Leib gleichsam ein zusammengefügtes Doppelbild. Der Verlust eines seiner Theile ist einigermaßen durch die Anwesenheit eines Andern entschädigt. Und ungeachtet dieser fast durchgängigen Doppelheit empfindet der Mensch doch Alles nur einfach. Er sieht, er hört, er fühlt nicht zweifach.

Dicht um die Knochen schmiegt sich die Beinhaut, ein zartes Gewebe der feinsten Blut- und Wassergefäße, um das Wachsthum der Knochen zu erhalten, die ursprünglich nur knorpelartig sind. Im zwanzigsten Lebensjahre erst sind sie in ihrer Vollkommenheit; doch schon mit dem fünfzigsten fangen sie wieder an leichter und brüchiger zu werden.

Eigene, biegsame, faserige Bänder, die man Sehnen nennt, durchschlingen und umfassen die weichern Körpertheile, und halten sie mit den Knochen verbunden; mehrere solcher Sehnen in Eins und in gewisser Gestalt vereint, heißen Muskeln, die sehr reizbar sind, und dazu dienen, Bewegungen im Körper zu veranlassen. Alles, was wir Fleisch nennen, ist ein Geflecht von Sehnen, Muskeln, Häuten und Adern. Durch die Adern strömt unaufhörlich das Blut vom Herzen hinweg, durch den ganzen Körper, und zum Herzen zurück.

Jeder, auch der kleinste Theil ist an seiner angemessenen Stelle, hat seine eigenen Verrichtungen, und ist mit dem Ganzen gar innig verknüpft. Viele dienen, der künstlich gebauten Maschine Nahrung zuzuführen, andere die Nahrung zu verwandeln in Blut, Haut, Sehnen, Muskeln, Knochen u. s. w.; wieder andere, das Untaugliche und Ueberflüssige vom Körper abzusondern. Alle diese Geschäfte des Körpers gehen ununterbrochen fort, ohne

daß es der Mensch selbst weiß und will. Ja, er bemüht sich vergebens, zu erforschen, wie die Verwandlungen in ihm entstehen können.

Wir wissen zwar, daß die zermalmten Speisen zum Magen gelangen, dort durch einen scharfen Saft aufgelöset, durch die Galle geschieden werden in taugliche und untaugliche, in den Därmen durch weite Umwege verdaut, und aller ihrer edlern, zur Lebenserhaltung dienlichen Stoffe beraubt werden; wir wissen, daß die flüssigern Theile durch die unendlich feinern Gefäße der Nieren durchgeseigert werden, um noch alle zur Ernährung tauglichen Stoffe abzusetzen; aber immer wissen wir von dieser höchst weisen Einrichtung nur das Aeussere, und begreifen nicht die Möglichkeit ihrer Wirkungen, während uns ihr Dasein in Erstaunen setzt.

Nicht die Speisen allein, welche wir nehmen, sondern auch die Luft selbst dient zu unserer Nahrung. Wir athmen sie ein, und erfüllen damit die Lunge, welche sie wieder zurückstößt, weil sie ihr beschwerlich wird. Dennoch dauert in der Lunge der Reiz fort, sie fordert neue Luft, und so dauert das Ein- und Ausathmen durchs ganze Leben fort. Während die Luft in der Lunge ist, saugt diese die edlern Stoffe derselben in sich, und stößt die zum Leben unnütze wieder aus. Daher, wenn Menschen beständig in Zimmern eingesperrt leben, wo kein Zukommen frischer Luft statt findet, sie erkranken müssen. Denn die einmal geathmete Luft hat für sie keine Nahrung mehr. Selbst die feinen Oeffnungen an der Haut des menschlichen Körpers, für bloße Augen unsichtbar, schlukken Luft ein und Theile des Wassers, in denen man sie badet; aber was und wie die Luft Nahrungstheile gibt, das bleibt dem Sterblichen verborgen.

Eben so merkwürdig und geheimnißvoll die Verrichtungen der mannigfaltigen äussern und innern Glieder und Abtheilungen des Körpers sind, so wichtig und geheimnißvoll ist auch das Geschäft der Nerven, die den ganzen Leib durchschweben, und ohne Zweifel die ersten Hilfsmittel der Seele sind, deren sie sich zur Lenkung und Beherrschung des Körpers bedient. Durch sie ist die Seele gleichsam in ihrer irdischen Wohnung allgegenwärtig. Durch sie empfindet sie erst, was ausser ihr vorgeht.

Diese Nerven sind weiche, äusserst zarte, zuweilen kaum sichtbare Faden; jede einzelne Nerve besteht aber aus zwei zusammenliegenden Faden. Sie breiten sich durch den ganzen Körper aus; von der äussersten Oberfläche desselben dringen sie bis in das Gehirn. So hat man dreißig Paar Rückgrathnerven und zwölf Paar Hirnnerven gezählt.

Wie die Seele durch diese Nerven ihren Willen im ganzen Körper verbreitet und empfindet: so wirkt auch der Körper und Alles, was denselben nahe und fern umgibt, durch sie auf die Seele. Durch sie pflanzt sich der äussere Schmerz bis zum Geiste fort, und wird zur Vorstellung in ihm. Doch vergebens forschest du: wie kann das Irdische hier in das Geistige verschmelzen, oder wie kann das Reingeistige auf das Irdische wirken? — Dein ganzer Körper besteht aus geistigen Theilen, die du nur deswegen Körper nennst, weil sie sich, als verborgene Kräfte, durch Erscheinungen äussern, welche von den Sinnen wahrgenommen werden. Gedanken und deren Ausdruck durch Wort sind Erscheinungen deiner Seele; aber darum ist die Seele nichts Körperliches, weil sie auf deine Sinne und auf das Gehör und Gefühl Anderer wirken kann. Auch sind Gedanken und Worte keine Theile der Seele, die von ihr abgehen, wenn sie solche äussert; eben so wenig sind Farbe, Gestalt, Weichheit, Härte der sogenannten körperlichen Dinge Theile der verborgenen Kräfte, welche solche Anstrengungen erregen, sondern nur Wirkungen derselben.

Das ganze Weltall Gottes ist an sich selbst, wie er selbst, nur Kraft, nur Geist. Und was wir irdisch oder körperlich heißen, ist nur eine Wirkung der höhern und niedern Kräfte auf unsere Seele, vermittelst der Berührung unserer Nerven.

Gleichwie nun die Nerven vorhanden sind als die ersten und unmittelbarsten und edelsten Werkzeuge der Seele, so ist der ganze menschliche Körper mit allen seinen Saft- und Blutgefäßen, Sehnen, Muskeln und kunstvollen Einrichtungen nur vorhanden zur Ernährung, Unterhaltung und Beschützung der Nerven. Hinwieder sind Pflanzen, Thiere, Wasser, Luft u. s. w. nur vorhanden zur Ernährung und Erhaltung des Körpers. Und so steht die Seele mit dem ganzen Weltall in einem sonderbaren, geheimen Verbande. So ist ihre Wirksamkeit durch die Wirksamkeit des Weltalls möglich; und so muß sie wieder auf die Erhaltung des großen Ganzen thätig sein.

O Gott, wie erstaunenswürdig ist Dein Werk! Wie unendlich mannigfaltig erscheinen mir Deine Schöpfungen, und doch sind sie alle eins, nur ein endloses, ungetrenntes Einziges! Nichts darin ist zu viel, nichts zu wenig. Das Sonnenstäubchen, welches unbemerkt durch die Luft schwebt, ist so nothwendig im All, als die Sonne selbst; der in der Wüste grünende, nie erblickte Grashalm ist so unentbehrlich zum Dasein des Ganzen, als die Eiche des Thals, als die Fichte des Gebirges. Die Milbe und das Gewürm, welches sich im kleinsten Thautropfen für einen Augenblick erzeugt, und mit dem Thautropfen verschwindet, ist so wichtig für das endlose Ganze, als Elephant und Wallfisch. Wie könnte, wer Dich und Deine Schöpfung kannte, jemals an der ewigen Fortdauer seines denkenden Geistes zweifeln? Was hieße das, ein Nichts werden? Die Wirkungen der Kräfte oder Geister können sich ändern — dann sagen wir, der Berg stürzt ein, das Gehölz verbrennt, die Pflanze welkt, das Thier stirbt; — allein die Kräfte oder Geister ändern sich darum nicht. Aus ihnen besteht das ganze Weltall; nichts als ihren Wirkungen, die mannigfaltig abwechseln. Diese Wirkungen heißen wir Körper; ihre Gesammtheit nennen wir Welt.

Wir erkennen also nicht die Dinge selbst, das heißt die verborgenen Kräfte, so wenig als unser Geist sich selbst kennt, und was er eigentlich sei; sondern wir kennen nur die Wirkungen der Kräfte auf unsere Hauptkraft, die Seele, und zwar vermittelst anderer dazwischen liegender Kräfte, welche gleichsam das Leben und die Thätigkeit von einer zur andern fortpflanzen.

Insofern mögen wir jene niedern, untergeordneten Mittelkräfte Werkzeuge der Seele heißen. Und die sogenannten äussern Sinne sind unter denselben die wichtigsten.

Ob wir nun gleich uns durch unsere Empfindungen in der That die Dinge anders vorstellen, als sie an sich sind, und wir die Wirkungen derselben auf unsere Nerven für die äussern Dinge oder Kräfte selbst halten: so ist doch diese Täuschung nicht schädlich. Wir brauchen zum Zwecke unsers Daseins nicht die Dinge, um die Kräfte der Na-

tur selbst zu erkennen, sondern nur die Verhältnisse, in denen wir mit ihr stehen. So ist die Absicht des göttlichen Schöpfers erreicht.

Von allen unsern äussern Sinnen ist keiner im ganzen Körper verbreiteter, als der Sinn des Gefühls. Die Werkzeuge desselben sind die überall unter unserer Haut verbreiteten Nervenenden. Die leiseste Berührung derselben erregt einen Reiz, und im gleichen Augenblicke eine Vorstellung in dem Gemüth. Obgleich die ganze Oberfläche des Leibes also eingerichtet ist, daß wir den Eindruck von Aussendingen wahrnehmen, ist doch das zarteste Gefühl in den Fingerspitzen. Sie sind gleichsam bei uns das, was bei andern Thieren die empfindlichsten Fühlhörner. In ihnen breiten sich die Nervenspitzen in kleinen Körnern oder Wärzchen aus, so daß jeder äussere Eindruck auf sie viel lebhafter und deutlicher wirkt. Die Zartheit des Gefühls kann so weit vervollkommnet werden durch Uebung, daß, wie man von Blindgebornen weiß, sie durch Betastung selbst die Verschiedenartigkeit der Farben erkannten, von denen sie doch durchaus ohne Vorstellungen sind.

Auch ist der Gefühlssinn am meisten über alle Wesen ausgebreitet, die Leben haben. Vielen mangelt Gesicht, Gehör, Geruch; aber nur Wenigen das Gefühl. Was gefühllos ist, hat weniger Leben und willkürliche Bewegung. Die Auster, welche nur kaum empfindet, bewegt sich fast gar nicht. Der Vogel, dessen Empfindsamkeit ungemein lebhaft ist, lebt fast in beständiger Bewegung. Selbst einige Pflanzen verrathen etwas vom Vermögen des Gefühls; daher sie sich bei Verletzungen zusammenziehen, am Tage öffnen, oder ihr Laub dem Lichte zuwenden.

Das Gefühl ist der Verkündiger des Lebens, und selbst im Innern des Körpers überall verbreitet, so weit die Nerven sich zerstreuen. Hunger und Durst sind Wirkungen dieses Sinnes in unserm Eingeweide.

Alle übrigen Sinne haben zugleich auch diesen Sinn. Auch mit dem Auge, Ohr, mit der Zunge und den Geruchswerkzeugen fühlen wir. Aber überall ist die Empfindung dabei anders. So zart auch Zunge und Lippe sein mögen, gewinnen doch wir durch sie, wenn wir geschlossenen Auges damit Gegenstände betasten, keine so bestimmte Vorstellung, als durch die Fingerspitzen.

Gott scheint den menschlichen Leib aber darum so reich mit Gefühlsnerven umsponnen zu haben, damit wir von allen Seiten mit seiner Welt in beständiger Berührung stehen, in beständiger Lebensthätigkeit bleiben, und sogleich wahrnehmen, wo der Seelenhülle Gefahr droht. Denn mit jedem Reize auf die Gefühlsnerven ist zugleich in unserm Gemüth eine Vorstellung des Angenehmen und Unangenehmen verbunden. Die Empfindung von Lust und Unlust liegt nicht unmittelbar in den Sinnenwerkzeugen selbst, sondern in der Seele. Es steht in ihrer Gewalt, die Empfindlichkeit der Nerven zu vermehren oder zu vermindern, je nachdem sie dahin ihre größere Aufmerksamkeit lenkt oder davon wegzieht. So kann der Mensch seine Schmerzen verringern, indem er seine Gedanken lebhaft mit einem andern Gegenstande beschäftigt.

Erst durch diesen Sinn erhalten wir von einer körperlichen Gestalt wahre Begriffe; wir empfinden die Härte, Weichheit, Glätte, Unebenheit, Nässe, Trockenheit, Wärme, Kälte, Beweglichkeit u. s. w., von dem Allem wir auf keine andere Weise Vorstellungen haben würden. Könnten wir nur sehen, nie betasten, — das ganze Weltall würde um uns her schweben, wie ein Gewirre glänzender Traumbilder, in welcher wir selbst ohne Gefühl umherschwebten.

Ob wir nun gleich durch das Gefühl die Dinge ausser uns gleichsam selbst fassen, ergreifen, und unmittelbar wahrzunehmen scheinen: erkennen wir sie darum doch nicht genauer und unmittelbarer, als durch jeden andern Sinn. Denn auch die Zunge betastet mit den Geschmacksnerven; auch die Geruchsnerven werden unmittelbar von in der Luft zerstreuten Körpertheilen gereizt; auch die Gehörnerven, wie die Nerven des Gesichts, werden unmittelbar von den Kräften ausser uns angerührt, welche Reizungen denn von uns ihre Erscheinung genannt werden.

Ohne Gefühl hätte ich kein Leben des Körpers, keinen Wächter seiner Erhaltung, daß er nicht durch zerstörende Eindrücke verletzt werde. Ich ehre in der sorgfältigen und reichen Vertheilung der Gefühlsnerven über die Oberfläche meines Körpers die göttliche Vorsehung, und erkenne, wie wichtig sie für meine Seele die Erhaltung des Leichnams gemacht hat. Der geringste Schmerz warnt mich, lenkt meine Aufmerksamkeit nach der verwundeten Gegend hin, und gebietet mir, Sorge zu tragen; so wie im Gegentheil eine Wohlempfindung mich belehrt, daß das wunderbare Seelenwerkzeug gegen Unfall sicher sei.

Allein wie thöricht würde es sein, wenn mein Geist nur glaubte, dieser Gefühlsnerven wegen vorhanden zu sein, und daß seine höchste Bestimmung sei, dieselben auf alle Weise zu hegen und zu pflegen! — wie thöricht, sich einzubilden, der Künstler und Handwerker habe das Leben empfangen, um der Sklave seiner Werkzeuge zu werden, und ihnen zu dienen! — Es wäre eine Umkehrung aller Begriffe, eine Verwechselung des Zweckes und des Mittels; wir würden es Verrücktheit des Verstandes heißen.

Was thut aber der verzärtelte Weichling, welcher jede unangenehme Empfindung scheut? Was thut der üppige Wollüstling, der kein höheres Gut als diesen Kitzel der Gefühlswerkzeuge kennt? Ist er nicht ein Sklav einiger seiner Nerven? Athmet er nicht einzig für sie? Arbeitet und sorgt er nicht bloß für sie? Setzt er nicht seine ganze Welt in Bewegung für sie? Lebt seine ganze Seele nicht bloß in ihnen?

Ohne Schätzung des Werkzeuges, welches uns die göttliche Huld verlieh, werden wir unbrauchbar für die Welt. Aber nicht mißbrauchen sollen wir das Werkzeug, sonst wird es untauglich zum Behuf des Geistes. Der ganze Leib ist, geschweige einige Nervenarten desselben, unendlich geringer, als die Seele. Für die Sache des Geistes muß endlich selbst das Werkzeug aufgeopfert werden. Die Sache des Geistes aber ist seine Freiheit, seine Tugend.

Wer sich selbst verzärtelt, setzt seinen Körper größern Gefahren aus, als der sich gegen unangenehme Gefühle abhärtet. Wer seine Nerven gegen jede allzustarke Reizung hütet, setzt sie in Gefahr gänzlicher Zerrüttung durch Zufälle, welche er mit aller Vorsicht nicht abzuwenden im Stande ist.

Der Mensch ist geschaffen, unaufhörlich mit der ihn umgebenden Natur in Berührung zu stehen. Selbst der mannigfaltige Einfluß der Witterung und Beschwerlichkeiten aller Art erheben seine Kraft. Vermeidung derselben ist Selbstschwächung, Vernichtung der Gesundheit

und Zwang der Seele, daß sie die Dienerinnen ihres untauglichen Werkzeuges werden.

Wie verächtlich muß mir der Weichling erscheinen, der die Hoheit seines Geistes für das Gefühl der Lust einiger seiner Nerven hingibt! Er ist weniger als das freie Thier. Er verkehrt die Ordnungen der Natur; aber er thut es nicht ungestraft. Erschlaffung und allzugroße Reizbarkeit zerstören ihn; ein rauhes Lüftchen verwüstet seine Gesundheit; eine Mühseligkeit wirft ihn zu Boden. Wer, erhabener als sein Werkzeug, dieses nach den Grundsätzen der Weisheit regiert, bewahrt es. Der Wollüstling welkt früher dahin; der üppige Weichling genießt keine lange Lebensdauer. Er wird durch Unklugheit sein eigener Zerstörer und Mörder.

Vater, Schöpfer meines Lebens, der Du mich auf so wunderbare, mir selbst ganz unerforschliche Weise gebaut hast, je mehr ich Deine Allmachtswerke betrachte, je deutlicher erkenne ich Deinen Willen und meine Pflicht. Ich erkenne in Deinen Schöpfungen höhere und niedrigere Kräfte; Du hast mich, ausgerüstet mit Bewußtsein und Freiheit, zwischen beide gestellt, daß ich wählen solle, zu welchen ich gehören möge, ob zu den sinnlichen, dunkeln, bewußtlosen, oder zu den geistigen, mit Willkür und Erkenntniß begabten.

Kann mir denn die große, vielleicht auf Ewigkeiten entscheidende Wahl schwer werden? Legtest Du nicht nur in die Nerven meines Leibes, auch in das Innerste meines Geistes, ein Gefühl eigenen Werthes? Bin ich nicht Geist, o Gott, ich Dein Athem, bin ich nicht göttlicher Natur? — Warum soll ich das Unsterbliche in mir ganz vermischen und vermählen mit den niedern Naturkräften, die Du zum Dienste meines Geistes verordnetest? Nein, mein Gott, nicht das, was die Sinnennerven anzieht, nicht deren angenehmes Spiel — nein, Du bist meine Sehnsucht. Jene Vollendung ist mein Ziel, in der Du wohnst, und zu welcher mich Jesus Christus ruft.

Hinweg von mir darum alles üppige Wesen, jede Verweichlichung, jeder Mißbrauch meines Körpers! Denn dies Wohnhaus meines unsterblichen Geistes, ist es nicht Dein Heiligthum? Wirst Du nicht einst Rechenschaft fordern, wie ich das anvertraute Werkzeug gebraucht habe?

287.

Betrachtung der Sinne.

Der Geschmack.

Psalm 104, 15.

Wie hold und gütig ist doch Gott!
Lobsingt, lobsingt dem Herrn!
Er gibt uns unser täglich Brod,
Und mehr noch und so gern!

Von süßen Früchten voll und schwer
Wird schon Gesträuch und Baum;
Es lächelt von den Feldern her
Der Saaten goldner Raum.

Am Hügel reift die Traube schon,
Die unser Herz erquickt,
Und überall des Fleißes Lohn,
Wohin das Auge blickt.

Genießt mit froher Dankbarkeit
Den Segen eures Herrn,
Und wenn ihr seiner Huld euch freut,
So gebt, wie er, auch gern.

Welch einen mannigfaltigen Reichthum von Genüssen jeder Art hat uns die Güte unsers Gottes in der Natur gewährt! Schon bemerken wir in unsern Feldern und Gärten die süßen Vorboten des Herbstsegens, alle Früchte reifen immer mehr unter Gewitterregen und am warmen Sonnenstrahl. Gott sorgt auch dieses Jahr väterlich für seine Kinder. Er verleiht das tägliche Brod, um welches wir ihn demuthvoll anflehen.

Bei den Thieren ist das Aufsuchen der Nahrung, deren sie bedürfen, ohne andern Zweck, als ihr Leben zu erhalten. Anders ist es bei den Menschen. Ihr Trieb, sich zu ernähren, ist zugleich eins der wichtigsten Mittel in der Hand Gottes, daß die Sterblichen sich enger mit einander zu einem gesellschaftlichen Leben verbinden; daß sie zu den Begriffen von gegenseitigen Rechten und Pflichten gelangen; daß sie die Tugenden der Wohlthätigkeit, des Erbarmens, der Freundschaft, der Redlichkeit, der Ehrfurcht vor fremden Rechten üben können; daß sie sich um Eigenthum bekümmern; daß sie länger ihre Kinder erziehen müssen, die nicht sogleich, wie die Thiere des Feldes, Nahrung suchen können; daß sie in Staaten und unter Gesetz zusammentreten; erfinderisch in Künsten und Wissenschaften werden.

Von allem Diesem weiß das Thier nichts. Es streicht einsam seiner Nahrung nach. Es vergißt seine Jungen, sobald sie stark genug sind, ihr Futter zu suchen. Es kennt kein Eigenthum, keine Rechte, keine Pflichten.

Nicht genug, daß der Trieb nach Nahrung einzelne Menschen enger verbindet: er ist auch eine der ersten Ursachen, daß sich die über dem ganzen Erdboden zerstreut wohnenden Völker einander annähern, und gleichsam eine einzige große Familie bilden. Denn den verschiedenen Ländern, in welchen sie leben, hat der Schöpfer verschiedene Vorzüge ertheilt. Um derselben überall theilhaftig zu werden, ward der Handel und Umtausch erfunden, und Bündnisse zwischen Nationen gestiftet, welche sonst immerdar durch Weltmeere von einander getrennt geblieben sein würden.

Ja, derselbe Trieb ist zugleich Anlaß zur Verwandlung eines bedeutenden Theils von der Oberfläche des gesammten Erdbodens geworden. Wo uranfänglich endlose Wüsten und Wildnisse waren, veränderte der Fleiß des Menschen Alles in einen anmuthigen großen Garten; ungesunde Moräste und Sümpfe wurden ausgetrocknet, wilde Ströme eingedämmt, nackte Felsen bekleidet, und durch Ausrottung ungeheurer Wälder selbst die Witterung der Länder vortheilhaft verwandelt. Unser eigenes Vaterland, welches noch vor zweitausend Jahren so kalt und rauh war, daß in den finstern Wäldern Thiere herbergten, welche heutiges Tages nur noch in den kältesten Weltgegenden angetroffen werden, ist jetzt mit den Rosen des warmen Persiens geschmückt. Ja, fast alle oder doch die meisten der lieblichen Obstarten, mit denen uns der Sommer und Herbst erfreuen, unsere Getreidearten, mit denen die fruchtbaren Aecker prangen, unsere Erd- und Gartenfrüchte, Wurzeln und Heilkräuter, sind eigentlich Kinder weit entfernter Länder, die zu uns verpflanzt worden sind. So erblicken wir, oft ohne es zu wissen, jetzt in unsern Feldern und Gartenbeeten Pflanzen eine Spanne weit von einander blühen und reifen, deren Heimath in ganz verschiedenen Welttheilen ist.

Wie geringer und einfacher Mittel bedient sich die

Weisheit Gottes in der Erziehung des menschlichen Geschlechts! Welche unglaubliche Wirkungen brachte sie in demselben bloß dadurch hervor, daß sie uns den Sinn des Geschmacks auf die Zunge legte! — Was bei andern Thieren höchstens nur auf Erhaltung ihres Leibes hinzweckte, mußte bei dem Menschen vom größten Einfluß auf die Vervollkommnung seines Geistes werden, seine höhern Erkenntnisse vermehren, seine gesellschaftlichen, brüderlichen Verhältnisse enger flechten, seine Tugenden erwecken!

Und dies Alles ist die Wirkung von zwei Nervenpaaren, welche sich über die Zunge und den Gaumen mit ihren feinen Verzweigungen ausbreiten, die an der Oberfläche der Haut Nervenwärzchen bilden, welche noch größer und weicher sind, als die Fühlkörner der Fingerspitzen. Sie heben sich, sobald sie von einem fremden Körper berührt werden, von selbst in die Höhe, ohne daß die Seele dazu einen besondern Willen äussert, obgleich nicht zu zweifeln ist, daß sie auch der Gewalt derselben untergeordnet sind, und ihre Reizbarkeit erhöhet wird, sobald die Seele ihre volle Aufmerksamkeit auf den Geschmack der Dinge leitet.

Der Sinn des Schmeckens ist vom Schöpfer allen Thieren gegeben worden; er muß allen dazu dienen, sie in der Auswahl derjenigen Nahrung zu leiten, welche ihrer Erhaltung die angemessenste ist. Und es ist allerdings ein Zeuge von der weisen und bewunderungswürdigen Vorsorge Gottes, daß unmittelbar vor dem Schlunde, durch welchen die Speisen und Getränke zur Unterhaltung des Lebens eingehen müssen, der Geschmackssinn wie ein prüfender Richter gestellt ist, welcher vorher das Gute vom Schlechten unterscheidet. So kennt selbst das vernunftlose Thier, ohne zu wissen warum, die gesunden von den schädlichen Kräutern. So hat das neugeborne Kind, wie das Thier, durch den Geschmack einen eben so sichern Beschützer, als der Erwachsene, ohne sich Rechenschaft davon geben zu können, oder den Werth der Speisen vorher gekannt zu haben. Alles, was der Gesundheit des Leibes nachtheilig ist, verräth sich der Zunge durch seinen zusammenziehenden, Ekel erregenden Geschmack. — Warum haben die Giftpflanzen meistens einen widerlichen Saft? Warum haben ihn die meisten guten Nahrungsstoffe süß, lieblich? Warum haben die Steine und Erdarten oder Metalle, die durchaus nichts zur Ernährung des Leibes beitragen können, gar keinen Geschmack? Wahrlich, überall nehme ich Gottes weise Obsorge wahr, deren Zweck ist, die erschaffenen Wesen freudig und gesund zu erhalten.

Die Zunge ist zwar das vornehmste Werkzeug des Geschmackssinnes; doch auch andere Theile des Mundes sind von diesem zur Erhaltung des Lebens nöthigen Vermögen nicht ausgeschlossen. Auch mit dem Gaumen und dem Schlunde selbst schmecken wir, und oft manche Speisen sogar schärfer, als mit der Zunge. Weichheit und beständige Feuchtigkeit dieser Werkzeuge machen sie besonders zu solchem Geschäfte fähig, und selbst die seifenartige Beschaffenheit des Speichels muß dazu dienen, sowohl wässerige als ölige und fette Theile aufzulösen, und den Geschmacksnerven näher zu bringen.

Es ist dieser merkwürdige und wohlthätige Sinn also ein Eigenthum aller Thiere. Ja man möchte ihn selbst den Wurzeln und Blättern der Pflanzen einigermaßen zuschreiben. Denn es ist bekannt, daß auch sie alle in Erde und Luft vorhandenen Stoffe zurückstoßen und unberührt lassen, die nicht zu ihrer Nahrung taugen, und hingegen diejenigen einsaugen, die nach den Anordnungen des Schöpfers ihrem Gedeihen heilsam sind.

Es scheint inzwischen, als wenn die Vollkommenheit oder Zartheit des Geschmacks mehr oder weniger mit der Feinheit des Gefühlssinnes in Verbindung stände. Bei den Fischen, Vögeln und kräuterfressenden Thieren ist der letztere weniger empfindlich, auch haben sie keinen so auswählenden Geschmack, als andere, besonders fleischfressende Thiere, welche schon an der gleichen Speise die leckerhaftesten Bissen zu unterscheiden wissen.

Bei wilden Völkern findet man den Geschmackssinn eben so wenig ausgebildet, als ihre Gefühlswerkzeuge unempfindlicher sind. Hingegen hat man auch Gelegenheit, oft die Erfahrung zu machen, daß Menschen, die ihren Geschmackssinn durch Leckerhaftigkeit ganz besonders verfeinert haben, und dadurch gleichsam thierischer werden, um so geringer an Geisteskräften zu sein pflegen.

So wie dieser Sinn für uns ein Wächter der Gesundheit ist, wird er auch der erste Bote innerlicher Krankheiten. Nicht nur werden kranken Menschen viele Speisen ekelhaft, die in gesunden Tagen sie erfreuten, sondern der Geschmack kann sich so verwandeln, daß ihn Manches angenehm reizt, was er sonst zurückstieß.

Auch hier hat die Gewohnheit ihr gewaltiges Recht. Der Mensch hat das Vermögen, durch fortgesetzte Uebung dasjenige sich erträglich, sogar im Geschmack angenehm zu machen, was ihm vormals Ekel verursachte, und der dadurch entspringende Genuß sehr mannigfaltiger Nahrungsmittel hat keinen geringen Einfluß auf seine Gesundheit, Lebensdauer, und sogar auf seine Gemüthsart. So ist es durch Erfahrung befestigt, daß fleischfressende Thiere wilder und unbändiger sind, als solche, die von Kräutern leben. So bemerkt man, daß weinbauende Nationen heiterer und lebhafter sind, als diejenigen, welche sich anderer Getränke bedienen; daß Völker, die größtentheils vom Fleisch der Thiere leben, kriegerischer und feuriger sind; hingegen andere, die statt dessen von Mehlspeisen, Früchten und Gemüsen ihre Hauptnahrung machen, sich durch Sanftheit und menschlichern Sinn auszeichnen; daß Menschen, welche aus Leckerhaftigkeit die verschiedensten Nahrungsmittel wählen, wenn sie nur ihrem Gaumen schmeicheln, und die mehr des Geschmacks, als des Bedürfnisses wegen essen, nicht so lange leben und mehrern Krankheiten unterworfen sind, als Personen, die an einfache Speisen und Getränke gewöhnt sind, und daher Mäßigkeit lieben.

Gott begabte den Menschen mit dem Geschmackssinn, um ihn in den Stand zu setzen, dasjenige auszuwählen, was zur Erhaltung seiner Gesundheit und seines Lebens am tauglichsten ist. Einzig und täglich für diese Nahrung zu sorgen, ist das Geschäft des vernunftlosen Thieres. Der für die Ewigkeit berufene Geist des Menschen kennt noch erhabenere Sorgen. Aber wenn er zur Hauptangelegenheit seines Lebens den Kitzel seines Gaumens macht; keine größere Freude kennt, als die Reizungen dieses thierischen Sinnes — dann sinkt er selbst zum Thier hinab, und wird durch Unmäßigkeit und Schwelgerei noch niedriger und verächtlicher, als das vernunftlose Wesen. — Er zerstört die heiligsten Ordnungen der Natur; er zerstört an sich selbst die Zwecke seines gütigen Schöpfers, der ihm einen Leib gab zum Behuf des Geistes, nicht aber

den Geist zum Behuf des Leibes. — Aber auch keine Sünde rächt unmittelbar und schrecklicher die verstoßene Tugend, als Schwelgerei und Unmäßigkeit. Sie unterdrücken die Fähigkeiten des Geistes, vermindern das Vermögen des Urtheilens, des Scharfsinnes, des Gedächtnisses und anderer edeln Vermögen des Gemüthes in solchem Grade, daß der Nachtheil oft auf die Nachkommenschaft erben kann. Natürlich muß dies die Folge sein, wenn ein einzelner Sinn, oder ein einzelner Theil des Körpers auf Unkosten der übrigen vorzugsweise gereizt, gestärkt und gepflegt wird. — Nur in der harmonischen Ausbildung und Erhaltung aller unserer Kräfte liegt Gesundheit und Vollendung; jede Abweichung davon ist Auswuchs und Krankheit. — So lange die Verdauungswerkzeuge vorzüglich beschäftigt sind, ist der Geist nicht zur vollen Thätigkeit gestimmt, und jede Uebertreibung einer körperlichen Beschäftigung zieht Erschlaffung nach sich.

Daher sieht man überall im gemeinen Leben, daß ausgezeichnete Prasser und Schwelger oder Trunkenbolde selten besondere Geisteskräfte besitzen, und daß ihnen ein anhaltendes gründliches Nachdenken mühsam oder ganz unmöglich wird. Sie sind für große Gedanken und große Tugenden gleich stumpf. Für sie haben nur die Freuden des Tisches einen Werth in der Welt. — Im Gegentheil waren die erhabensten und weisesten und vielfältigsten Menschen jederzeit von bewundernswürdiger Enthaltsamkeit. Sie genossen nur so viel, als zur Aufrechthaltung ihrer Gesundheit vonnöthen war; sie verachteten die thierischen Freuden an Leckerbissen, und zogen die einfache Kost darum vor, weil sie die dem menschlichen Körper ersprießlichste ist.

Schwelgerei und Gaumenkitzel vernichtet, als ein sträflicher Mißbrauch göttlicher Gaben, die Gesundheit und verkürzt das Leben. Durch fortgesetzte Lüsternheit und Uebung stumpft der Prasser seinen Geschmackssinn also ab, daß derselbe zu seinen natürlichen Bestimmungen unfähig werden muß. Dinge, vor welchen den unverwöhnten Menschen Ekel befällt, reizen seine Begierden, und er vereinigt sie mit den Stoffen seines Körpers, unwissend, welche Folgen daraus entstehen mögen, denn er hat den Wächter seiner Gesundheit betäubt. Ihm wird das Gemeine fade; er gelüstet nur nach dem Ungewöhnlichen und Allem, was seine Nerven stärker reizt oder auf neue Art. Er sinnt auf neue Mischungen der Speisen, erhitzt mit feurigen Gewürzen sein Geblüt, und nicht das Leben, sondern ein flüchtiges Schmeicheln seiner Geschmacksnerven ist der Zweck seines Essens und Trinkens. — Aber beobachtet den Unglücklichen nach wenigen Jahren; wie steht er entstellt und verwandelt da! — Ein Heer unbekannter Fieber schleicht um seinen Tisch her. Die Säfte seines Lebens sind vergiftet, seine Nerven sind zerrüttet. Bleich und schwammig, zu jeder höhern Gemüthserhebung unfähig, wird er die Beute seines viehischen Lasters, und der Raub eines vorschnellen Todes.

Aber Frohmuth und Gesundheit, die von Wangen und Augen lächeln, sind die Blüthe, und langes Leben die Frucht der Mäßigkeit. Der Enthaltsame, immerdar zu allem Guten aufgelegt, weil sein Geist frei ist, findet die Welt schöner, weil er sie auf mannigfaltigere Weise genießt. Der Hunger ist es, welcher seine einfache Kost süßer würzt, als dem lüsternen Prasser seine mit allen Hilfsmitteln einer vergifteten Kunst zubereiteten Gerichte.

Sobald diese künstliche Reizung der Eßlust und der Kitzel des Gaumes zur Leidenschaft erwächst, hat der, welcher sich ihr ergibt, keine Bürgschaft mehr, weder für Gesundheit und Lebensverlängerung, noch für die zweckmäßigste Verwaltung und Erhaltung seines irdischen Vermögens, das ihm Gott gewährte. Wie oft sind wir Zeugen vom Verfall des Wohlstandes ehemals sehr begüterter Familien, ohne daß uns von ihnen ein besonderer äusserlicher Prachtaufwand, oder irgend ein zerstörender Unglücksfall bekannt wurde! — Genäschige Eßlust und Schlemmerei waren die Urheber ihres Untergangs. Das Kind des weiland reichen Prassers lebt heut in dunkeler, dienstbarer Abhängigkeit, und nagt am elenden Almosen, weil die gewissenlosen Aeltern ihr Gut, das sie den Nachkommen überantworten sollten, in feine Speisen und Getränke verwandelten. Inzwischen der Enthaltsame jederzeit zu seiner Lebensnothdurft wenig gebraucht, und daher beim Mangel des Verdienstes, bei Stockung seines Gewerbes, oder bei andern nachtheiligen Ereignissen, sich ohne Mühe einzuschränken weiß, wird der Schwelger von seiner Leidenschaft zur Fortsetzung eines gleichen Aufwandes gezwungen. Die einmal an den beständigen Reiz verwöhnten Nerven heischen Befriedigung, und er macht, was ihm übrig bleibt, zum Opfer seines gefräßigen Gelüstes. — Oft sollte man zweifeln, daß der Mensch zu einer solchen ganz thierischen Versunkenheit fähig wäre, durch welche die Würde unsers Geschlechts geschändet wird, wenn man nicht der traurigen und ekelhaften Beispiele so oft und viel sähe.

Eben diese Leidenschaft, welche Körper und Geist zugleich schwächt, wird gemeiniglich die Quelle anderer Sünden. Sie erstickt die zärtlichen Gefühle der Aeltern zu den Kindern, und hemmt die vollkommene Ausübung der Pflicht, für dieselben gehörige Sorge zu tragen. Sie reizt zur Hartherzigkeit gegen Arme, zu Betrug und Ungerechtigkeit, wenn der Ueberfluß zu schwinden anfängt, aus welchem man bisher zu schwelgen im Stande war. Sie verleitet zu einem niederträchtigen Geiz, damit man auf der andern Seite für die Lust des Gaumens desto reichlicher verschwenden könne. Doch wer möchte die Kette der Sünden und Verbrechen zählen, welche das erste Laster nachschleppt!

Am gefährlichsten und schädlichsten wirkt dasselbe aber durch Beispiel und Verwöhnung auf die Jugend. Es ist genug, Kindern den Hang zur Genäschigkeit und Liebe an Näschereien und Gaumenlust eingeflößt zu haben, um ihnen denselben zu ihrem Nachtheil für die ganze Folge des Lebens zu geben. Und wenn sie einst auch durch den Wechsel der Schicksale, oder durch Verarmung, das Gelüst zu stillen ausser Stand gesetzt werden, bleibt darum nicht minder der einmal erweckte Reiz, und macht sie nur um so unglücklicher; bleibt ihnen darum nicht minder das durch künstliche Speisen und Gewürze vergiftete Blut, und jeder Nachtheil allzufrüh gereizter Nerven. Hang zum Wohlleben, zur Ueppigkeit, eine oft unüberwindliche stille Begierde, die Wollust zu sättigen, ist das Erbtheil solcher Elenden. — Mustert die Jugend, den Lebenswandel, die Tugenden, die Laster, die Geistesfähigkeiten derselben in großen Städten, oder in solchen, wo Wohlleben und Gaumenlust herrschend sind! — Vergleichet sie mit der Jugend derjenigen Gegenden, in welchen Enthaltsamkeit noch edle Sitte ist! — Ihr werdet manchmal erschrecken vor den Wirkungen des Lasters. Ihr werdet Kinder finden, die schon die Leidenschaft des Jüng-

lings und der Jungfrau spüren; Jünglinge und Jungfrauen, welche schon die Ungemächlichkeiten des höhern Alters empfinden. Ueberall vorschnelle Entwickelung, schwächliche Treibhauspflanzen, frühkluge Kinder, stumpfe Männer ohne Geisteskraft, und nicht selten mit Lebensüberdruß.

Möchte ich doch nie meiner höhern Würde vergessen und nie zu dem herabsinken, was mich mit dem Thiere gemein macht und ihm gleich stellt! Zwar will ich nicht die Freude verschmähen, welche mir Gottes Güte durch den Sinn des Geschmacks gewährt — aber eingedenk werde ich bleiben, daß dieses nur eine der niedrigsten Freuden ist, die ich auch mit den niedrigsten Geschöpfen theile; eingedenk, daß mein allzugroßes Wohlgefallen daran leicht zur Leidenschaft entarten, und mich für höhere Freuden unempfänglich machen kann.

Mein Geist ist das Hocherhabene, dem Alles Andere untergeordnet ist. Ich habe genug gethan, wenn ich nur auf das Bedacht genommen habe, was zur Erhaltung körperlichen Wohlbefindens hinreicht. Jedes Zuviel ist ein Raub an dem, was ich meiner unsterblichen Seele zu leisten verpflichtet bin; ist eine Kette, die mich an das Niedrige, Vergängliche des Staubes fesselt, und durch ihre Schwere den freien Aufschwung des Geistes zum Himmlischen lähmt.

Edle Enthaltsamkeit, sei du in allen meinen Genüssen meine Begleiterin; holde Tugend, werde der Schutzengel meines Geistes und seiner irdischen Hülle! So werde ich den edelsten Verblichenen ähnlich, deren Andenken noch heute die Welt segnet; so werde ich dem göttlichen Urheber meines höhern Lebens ähnlich, Dir, o Christus Jesus, der die Ueppigkeit der Welt verachtete, um die Seligkeit und Größe des Geistes rein zu empfinden! — Wie einfach war dein Leben; wie mäßig Deine Nahrung! Wie reich warst Du in Deiner Armuth, da Du, mit Wenigem begnügt, noch immerdar übrig hattest, auch Deinen leidenden, nothdürftigen Brüdern wohlzuthun! — Welche Unglücksfälle hätten Dich erschrecken können, da das Sinnliche nicht Dein Leben und Dein Alles war; da irdisches Unglück uns doch nichts Anderes rauben kann, als das Sinnliche, hingegen die Geistesfreuden wohl unangetastet lassen muß!

Enthaltsamkeit und mäßige Befriedigung des Triebes, der auf Erhaltung meines Leibes abzweckt, macht mich von Menschen und Schicksalen unabhängig; gibt mir Zufriedenheit auch im Schooße der Armuth. Der nähert sich der Gottheit, welcher also bestehen kann, daß viele Menschen seiner Hilfe bedürfen, er selbst hingegen zu seinem Glücke nur der Gunst sehr weniger Menschen bedarf. Der Prasser ist nicht nur ein Sklav seines eigenen Gaumens, sondern auch in starker Abhängigkeit mit seinem Glücke vom Wohlwollen der Guten und Schlechten; ein Knecht fremder Launen, selbst der Witterungen, die über ihn hingehen.

Himmlischer Vater, ich flehe nicht um Reichthum und Macht — ich habe solcher zum freudigen Genusse dieses Lebens nicht vonnöthen — nur um mein tägliches Brod bitte ich mit Deinen andern Geschöpfen, und um Weisheit, dies mit Mäßigkeit und dankbar auf Dich gerichteten Empfindungen zu genießen. — O, noch habe ich wohl mancherlei Ueberfluß, dessen ich entbehren könnte: warum verwahrloste ich ihn? Warum wende ich mehr an mich, als mein Bedürfniß fordert? Warum mache ich mich durch solche Verwöhnung von sehr zufälligen Dingen abhängig? — Es leben noch von meinen Mitbrüdern — sie haben, durch eigene oder fremde Schuld, nicht so viel gesunde Nahrung, daß sie sich und ihre schmachtenden Kinder damit sättigen könnten. Warum vergesse ich sie? — Ach, es seufzen, in ihre Lumpen gehüllt, wohl noch Kranke und Schwache auf ihren Schmerzenbetten — der Wein, welchen ich ohne Durst, nur zum Vergnügen einschlürfe, wäre ihnen vielleicht eine stärkende, rettende Arznei. Wie? soll ich dies Gelüst stillen, während ich eine höhere Seligkeit mit wenigen Tropfen Weins erkaufen, vielleicht einer verlassenen Familie einen Vater, unerzogenen Kindern noch eine treue Mutter retten könnte? — — Was habe ich gethan? Wie wenig, Gott, o gnadenreicher Gott, war ich Deiner Gaben werth! — Ach, läge ich an der Stelle jener Elenden, hätten sie meinen jetzigen Wohlstand — sie würden vielleicht edlere Menschen und barmherziger gegen mich sein!

Ich will eilen! — Ich will Gutes thun! — Ich will von meinem Ueberflusse mittheilen! — Ich kann noch Glückliche machen, und der dies kann, ist reich! Und wer dies sein will, muß selbst nur wenig für sich bedürfen wollen. — Gib uns, Vater im Himmel, nur unser tägliches Brod! Amen.

288.

Betrachtung der Sinne.

Der Geruch.

2 Mos. 29, 18.

Anbetend steh' in Gottes Heiligthume,
Im Tempel der Natur, o Christ,
Wo ihrem Schöpfer auch die kleinste Blume
Den süßen Opferduft vergießt!

Und wenn der Opferduft von jeder Blüthe
Mit Wohlgerüchen dich umwallt:
Bist du allein für deines Schöpfers Güte
Empfindungslos, o Mensch, und kalt?

Mein, opfernd, Vater, bring' ich in der Stille
Mein Leben Dir zum Heiligthume, Dir;
Geopfert werde, Vater, Dir mein Wille,
Und jedes edlere Gefühl in mir!

Die ersten Menschen, unbekannt mit den Verknüpfungen und Wirkungen in der Natur, und begierig, den segnenden Gottheiten des Lebens die Empfindungen der Liebe und Dankbarkeit zu bezeugen, sahen von Bergen und Thälern die Nebel emporsteigen zu den Wolken. Sie sahen den Rauch in langen Säulen sich zu jenen Höhen hinaufwälzen, von wo ihnen Sonnenschein und Regen, Wärme, Licht und Gedeihen kam, oder der Blitz durch donnernde Gewölke leuchtete, oder der Regenbogen wie ein wunderbares Farbenthor flammte. Dort, über den Wolken und Sternen, vermutheten sie den Aufenthalt der Götter; und sie dachten sich die Götter als menschenähnliche Wesen, doch mächtiger als alle Sterbliche, und von unsterblicher geistiger Natur.

Da sprachen die ersten Menschen unter einander: Es nähren sich die Götter nicht mit den Speisen der Menschen; nur die feinsten Düfte steigen zu ihren Sitzen empor. Wie mögen wir uns ihr Wohlgefallen gewinnen, oder ihnen ein erkenntliches Gemüth offenbaren? Wie können wir uns ihnen mit Geschenken nahen?

Da ward das Opfer erfunden. Es war der erste Gottesdienst. Auf geheiligten Altären brachte der Sterbliche mit Andacht die Erstlinge seiner Heerden und Früchte, und aufgelöset in den Flammen sah er den Opferduft freudig zu den Himmeln aufsteigen. Er brachte Weihrauch, Myrrhen, und Alles, was Wohlgerüche verbreitete, um es auf den Altären anzuzünden.

Auch Moses behielt aus der Religion des Alterthums den Opferdienst bei, und richtete ihn zur Ehre Jehova's ein; denn es ist dem Herrn ein Brandopfer ein süßer Geruch; ein Feuer des Herrn. (2 Mos. 29, 18.)

Als aber Jesus Christus in die Welt trat, und seine höhern Offenbarungen gab; als er lehrte, Gott sei ein Geist, anzubeten im Geist und in der Wahrheit; als er lehrte, daß ein reines Herz Gott wohlgefälliger sei, denn Brand- und Sühnopfer: da hörte der sinnliche Gottesdienst des Alterthums auf. Er selbst hatte ein Opfer für die Sünde geopfert, das ewiglich gilt! (Ebr. 10, 12.)

Noch heutiges Tages ist bei vielen heidnischen Völkern das Anzünden der Opfer gewöhnlich. Ihnen scheint der feinste Duft der Speisen eine den Göttern würdige Nahrung zu sein. Dieser Irrthum ist ungebildeten Menschen um so verzeihlicher, da die Empfindungen des Geruchsinnes viel Aehnlichkeit mit denen des Geschmacks der Zunge haben. Wir aber, als Christen, haben ganz andere Gründe, die Macht und Weisheit des liebenden Schöpfers in diesen Empfindungen zu bewundern. Wir erkennen darin eine neue Vorsorge des Vaters für unsere Erhaltung wie für unser Vergnügen. Und je aufmerksamer wir auch diesen Sinn unsers Lebens betrachten, je mehr sich vor uns neue Wunder in den göttlichen Einrichtungen der Natur offenbaren.

Der Duft der Speisen selbst, insofern er bloß durch den Geruch wahrgenommen wird, ist keine Nahrung. Er ist bloß ein Verkündiger dessen, was der Geschmack zu erwarten hat. Darum vermählte die göttliche Vatersorge diesen Sinn so genau mit dem Sinne des Geschmacks. Darum ward jener so nachbarlich zu diesem gesetzt, daß keine Speise in den Mund gebracht werden solle, die nicht schon durch ihre Ausdünstung verrathe, ob sie genießbar und wohlthätig sein könne. Der Geruch ist gleichsam das vorausprüfende Auge des Geschmacks. Was dem Gefühl der Nase Ekel erregt, verabscheut der Gaumen.

Alle Körper aber dünsten aus und werden dadurch dem Geruche empfindlich; das heißt, alle Körper verflüchtigen sich in unendlich kleinen Theilen, die weder dem äussern Gefühle, noch dem Geschmack erkennbar sind, und zu deren Wahrnehmung eine viel reizbarere Zartheit der Nerven erforderlich ist.

Hätten wir ein so scharfes — ich möchte sagen, geistiges — Auge, um auch das Feinste zu erkennen, was uns in der Luft umschwebt, wir würden eine neue Welt sehen; wir würden um jeden Körper einen eigenen, größern oder kleinern Dunstkreis erblicken, welcher die Dunstkreise von Millionen anderer kleiner Körper durchschneidet. Wir würden jeden einzelnen Menschen, jedes Thier, jede Pflanze, ja jeden Stein, jedes Metall, in ein solches Gewand von feinen Dünsten eingekleidet erblicken, ähnlich dem Monde, wenn er in trüber Luft einen Hof um sich zeigt. Unser Auge erkennt von diesem Allem nichts. Es glaubt klar durch die reinste Luft, wie durch ein Nichts, zu sehen, und hält sie für den leersten Raum, während vielleicht millionenfach verschiedene Körper in ihr umherschwimmen, von welchen wir, ohne es zu ahnen, mit jedem Athemzuge einen ganzen Strom verschlingen und wieder ausprudeln, wie der Wallfisch des Meeres Wasserströme durch seine Nase hervorspringen macht. Schon wenn einzelne Sonnenstrahlen streifenweise durch die Fenster in unsere Wohnzimmer dringen, erstaunen wir bei dieser hellern Beleuchtung der Luft über die Wogen der schwebenden Staubwirbel, Federchen und unbekannten, sich glänzend herumwälzenden Punkte, in deren Mitte wir leben und athmen, und von deren Dasein wir in der weniger erhellten Luft nicht das Geringste empfinden. Oder wir sehen mit Verwunderung bei einiger Kälte der Luft den menschlichen Athem wie perlfarbene Wolken hervorströmen, der sonst dem Auge beständig unsichtbar zu sein pflegt.

Diese Ausdünstungen, welche unaufhörlich fortdauern, sind so unendlich feine, sich von den Körpern absondernde Theile, daß sie weder der Größe und Gestalt, noch dem Gewichte der Körper etwas zu nehmen scheinen. Und doch nehmen nothwendig die Körper dabei ab, weil sie Theile verlieren. Die Ausdünstungen verschiedener Metalle, wie des Kupfers, Messings u. s. w., sind selbst dem Geruche empfindlich. Dennoch kann ein solches Metall viele Jahre lang seine Verflüchtigung fortsetzen, ohne für unser Auge und Maßstab an Größe, noch für unsere feinsten Wagschalen, die noch immer zu unbehilflich dafür sind, einen millionsten Theil der Schwere einzubüßen. Von der Auflösbarkeit der Körper in unnennbar kleine Theile kann man sich durch die einfachsten Versuche überzeugen. Ein wenig Schwefel, welches kaum den Raum einer kleinen Erbse einnimmt, verbreitet sich durch das Verbrennen weit umher durch die Luft, daß seine Theile ein ganzes Haus erfüllen, und durch den Geruch entdeckt werden, wo sie für das Auge nicht mehr vorhanden sind.

Die Blumen, deren gewürziger Duft die Lüfte balsamisch durchfließt, sind in einem oft ungeheuern Dunstkreis eingewickelt. So wie der Geruch uns ihre Nähe verkündet, sind wir schon in einen dichten, wiewohl unsichtbaren Nebel eingetreten, den sie wunderbar verborgen ausdampfen. — Ach, wir glauben, mit unserer Kunst und Erkenntniß so weit zu reichen, wir glauben mit unsern Augen oft schon das Innerste der Natur zu erspähen, und doch streifen wir damit nur auf ihrer äussersten, groben Hülle hin. Gott läßt uns noch mehr ahnen von dem, was sei, als erkennen; weil schon das, was uns von seinem Reichthum erkennbar ist, mehr ist, als wir auch bei allem Fleiße, und bei der größten Länge unsers Lebens übersehen und ergründen können. Er läßt uns nur ahnen, was er uns noch unendlich Vieles vorbehalten hat, was wir einst unter andern Verhältnissen, mit andern feinen Sinnen ausgestattet, als Beweise seiner Majestät und Größe bewundern werden.

Wenn wir bedenken, wie also die ganze weite Luft, welche uns umgibt, gleichsam ein Meer von allerlei Stoffen ist; ein Meer, worin zahllose Körper aufgelöset schwimmen; aufgelöste Thiere, Pflanzen, Metalle und Erden — darf es uns noch unbegreiflich sein, wenn durch andere unbekannte Naturkräfte alle diese Stoffe wieder wohlthätig auf lebende und todte Wesen zurückwirken? — wenn die Luft für Menschen und Thiere und Pflanzen ein wirkliches Nahrungsmittel wird? — wenn gewisse Pflanzen, wie manche Zwiebelgewächse, bloß aufgehangen in der Luft, wachsen und grünen? — wenn plötzlich

am reinen Himmel dichte Gewölke sich zusammenziehen, die man nicht entstehen, sondern sich nur vergrößern sieht, man weiß nicht, woher? — wenn Feuerflammen durch die Wolken brennen, oder Regenströme über Welttheile niederstürzen, und weite Landschaften überschwemmen, als wären Meere übergetreten.

O Gott, wunderbarer Schöpfer, je aufmerksamer sich mein forschender Blick auf Dich richtet, je lebhafter fühlt mein schwacher Geist seine Unmündigkeit, seine niedrige Stufe auf der Leiter der von Dir erschaffenen Wesen. Ich kann nicht von Deinen Werken reden, welche ich durch die wenigen Sinne erkenne, die Du mir für dieses Erdenleben verliehen, ohne in ehrfurchtvolles Erstaunen und in Anbetung zu versinken. Herr, was bin ich, daß Du noch meiner gedenkest! Welch ein geringes Nichts in Deinem All der Schöpfung! — Aber Du hast mich durch Jesum aus meiner Tiefe erhoben. Er lehrte mich Dich als Vater ehren und lieben. Vater der Unermeßlichkeit, auch mein Vater bist Du! Mich vergissest Du nicht, der Du selbst dem unsichtbaren Stäubchen seinen Beruf und Zweck gegeben. Mich wirst Du nicht vergessen, noch versäumen, der Du, wenn mein Körper längst verweset, aufgelöset und verstäubt ist, noch dessen durch alle Lüfte schwimmenden Urtheil bewahrest und zu neuen Bildungen verwendest. Ja, Vater, es ist ein großes, es ist ein des Christen würdiges Geschäft, Dich in Deinen Wundern aufzusuchen, und durch Betrachtung der irdischen Sinne uns Deine erhabenen Absichten zu erklären. Ohne jenen Sinn des Geruchs wäre uns die unsichtbare Körperwelt verschlossen, und die merkwürdigsten Erscheinungen Deiner Schöpfung zwischen Erde und Himmel blieben eine finstere Unbegreiflichkeit.

Eine schwammichte, zarte, löcherige Haut überkleidet das Innere der Nasenhöhle. In dieser Haut verbreitet sich das feinste Gewebe eines Nervenpaars, nebst Zweigen eines andern, vom ersten verschiedenen, Nervenpaars, die alle zum Gehirn gehen. Die Enden der Nerven sind mit einem klebrigen Schleim bedeckt, und gegen Verletzungen geschützt. Sie sind es, welche, sobald sie von den aufgelöseten und verflüchtigten Theilen der Körper berührt werden, jene Empfindung hervorbringen, welche wir Gerüche nennen. Je mehr Ausdehnung und Fläche in den an die Stirn grenzenden Nasenhöhlen jene nervenreiche, empfindliche Haut besitzt, je stärker ist das Geruchsvermögen. Bei den meisten fleischfressenden Thieren ist es sehr entwickelt, wie z. B. beim Hunde, beim Wolf, beim Fuchs u. a. m. — Zwar haben diejenigen Thiere, welche ohne Knochen sind, keine sichtbaren Nasen, aber demungeachtet das Vermögen des Geruchs. Bei Insekten, Würmern, Muscheln ist es für uns unergründlich, mit welchem Theile ihres Körpers ihr Geruchssinn verbunden sei. Dennoch aber dürfen wir keineswegs daran zweifeln, daß sie ihn in einem hohen Grade besitzen, daß er bei ihnen die Stelle der Augen vertritt, daß er ihnen schon in weiter Ferne die Gegend andeutet, wo sie Nahrung für sich finden werden. Wer weiß nicht, daß die Ausdünstungen des Honigs und Zuckers, die wir, wenige Schritte nur entfernt, gar nicht mehr verspüren, Fliegen, Bienen, Wespen und Ameisen weither herbeilocken? Wo verborgen ein thierischer Körper verweset, sammeln sich schnell entfernte Aasfliegen, um ihre Eier hineinzulegen, damit das zarte, auskriechende Gewürm sogleich sein Futter finde. Der Wasserpolyp hat keine Augen; er gleicht in seiner faserigen Gestalt im süßen Wasser mehr einer Pflanze, als einem Thiere; dennoch weiß er es, sobald ein Würmchen, ein Insekt sich nähert; er weiß den Ort, wo es sich befindet, streckt seine Arme oder schwebenden lebendigen Zweige dahin aus, ergreift, umwickelt und verzehrt es.

So ist, wie der Geschmackssinn, auch das Vermögen des Geruchs unter allen Thieren mehr oder weniger verbreitet. Er leitet sie zu ihren Wohnungen, zu ihren Speisen. Er ist eins der wichtigsten Mittel des Schöpfers zur Erhaltung seiner lebendigen Welt. Der Hund, dieser treue Begleiter und Freund des Menschen, erkennt und unterscheidet die Menschen; vermittelst seiner Witterung verfolgt derselbe noch die Thiere, findet sich durch sie auf den entferntesten Reisen in den unbekanntesten Gegenden, auch nach Tagen, Wochen und Monaten, zurück, während er nichts Anderes um sich her bemerkt, mit seinen Augen zum Erdboden niedersieht, oder in dunkeler Nacht wandelt. Der Geruchssinn unstreitig ist es, welcher die Schaaren der Zugvögel durch die höchsten Lüfte, über ganze Welttheile, über weite Meere hinwegleitet, daß sie nicht nur ihre Länder wiederfinden, in denen sie geboren wurden, sondern selbst ihre Städte, ihre Dörfer, ihre eigenthümlichen Nester.

Die Fische, obgleich in der Tiefe beweglicher, rauschender Wellen, selbst im trüben, schlammigen Wasser, welches nicht so weit zu sehen gestattet, haben einen so feinen Geruchssinn, daß sie in der Ferne den kleinsten Punkt entdecken, wo für sie eine angenehme Nahrung liegt, und derselben mit Begierde zueilen. Die Lockspeise an der Angel wird von ihnen im Strom bemerkt, ehe sie dieselbe sehen; der Geruch des Hanfes betäubt sie.

Der Einfluß der Ausdünstungen auf die Geruchsnerven des Menschen ist von ausserordentlicher Verschiedenheit. Diese Nerven sind aber oft durch Uebermaß der Reizungen eben so abgestumpft und verwöhnt, als der Geschmackssinn. In Städten, wo die Einwohner mit ihren Werkstätten enger beisammen sind, ist der Geruch selten so fein und ausgebildet, als bei Bewohnern einsamer Gegenden. Seeleute empfinden auf dem Meere die Nachbarschaft von Inseln, welche reich an aromatischen Gewächsen sind, zuweilen schon in einer Entfernung von dreißig bis vierzig Meilen; und man erzählt von wilden Naturmenschen, deren Geruchswerkzeuge so empfindlich sind, daß sie darin mit der wunderbaren Vollkommenheit des Hundes wetteifern.

Nicht jeder Reiz der Geruchsnerven ist allen Menschen gleich angenehm; was die einen erquickt und schmeichelt, ist den andern betäubend. Man weiß von einem sogenannten natürlichen Widerwillen gewisser Personen gegen gewisse Dinge, die einem andern ganz gleichgültig sein können; man weiß, daß sich diese seltsame Antipathie sogar zuweilen äussert, wenn Niemand von der Nähe des verhaßten Gegenstandes etwas spürt, während einen Einzigen in der Gesellschaft Bangigkeit oder Grausen und Ekel überfällt, bis der verborgene Gegenstand des Widerwillen ausgekundschaftet und entfernt wird. Diese Antipathie und ihr unendlich verfeinertes Wahrnehmen ist nur durch den Geruchssinn zu erklären, so wie es sich denken läßt, daß eben dadurch oft die sympathetischen Gefühle, die plötzliche Zuneigung der Menschen zu einander oder zu leblosen Dingen, entstehen könne.

Ueberhaupt aber ist dieser merkwürdige Sinn, der von der einen Seite dem Geschmack in Rücksicht der Empfin-

dung sehr verwandt ist, von der andern Seite enger, als wir glauben, mit dem Gedächtniß verknüpft. Dafür zeugt schon die Fähigkeit des Hundes, welcher auch nach vielen Jahren der Trennung seinen verlornen Herrn wieder erkennt, sobald er, vermittelst der Geruchswerkzeuge, dessen Spur wieder gefunden. Dafür zeugt die fast räthselhafte Kenntniß, welche die weit um den Erdball streifenden Zugvögel von der Gegend ihrer heimathlichen Länder, und von dem kleinen verlornen Punkt auf der unermeßlichen Oberfläche dieses Weltkörpers haben, der ihr beständiges Nest ist. Selbst die Tauben, welche man viele Meilen weit von ihren Nestern entführt, regen kaum ihre Schwingen wieder frei in den Lüften, als sie in geradester Richtung dem Lande und Orte wieder zueilen, wo ihr Schlag ist. Erstaunenswürdig ist dieser Sinn bei den Vögeln. Ohne ihn würden sie, die durch Wälder und Felder am Tage umherflattern, ihr eigenes Nest unter tausend andern nicht wieder am Abend finden, wo das Nachtlager ihrer harrt, das sie selbst kunstvoll gebaut haben. — Umsonst verschüttet ihr dem abwesenden Thiere des Waldes und Feldes seine in die Erde eingegrabene Höhle, und machet deren Zugang unkenntlich: es wird sich neue Bahnen zu derselben öffnen. Die kleine Biene, welche geschäftig umher von Blume zu Blume summt, ihren Honig zu sammeln, kehrt zu ihrem eigenthümlichen Stock zurück, wenn Regenschauer drohen, oder die Sonne sinkt. Kein anderer Bienenkorb lockt sie unterwegs an, als derjenige, in welchem ihre eigene Familie wohnt und arbeitet.

So sind durch Gottes weise Einrichtungen die unsichtbaren Ströme von Düften die Straßen und Wegweiser von zahllosen seiner Geschöpfe, die ohne diese verderben würden. So ist für die Thiere der verfeinerte Geruchssinn, den der vollkommnere Mensch nur als eins seiner niedrigen Seelenwerkzeuge kennt, ein Stellvertreter vielfacher Kenntnisse und künstlicher Mittel, die der Mensch, welcher sich der Herr der Schöpfung nennt, nur mühsam und langsam erfindet. — Wie wunderbar ist die Haushaltung der Natur, auch selbst da, wo wir sie nicht sehen? — Wer in dieselbe nur mit den vollkommnern Sinnenwerkzeugen des Wurms eindringen könnte: welche ausserordentliche Offenbarungen würde er zu machen haben! — Auch wir Menschen machen, wenn wir sonst nur aufmerksam genug auf das sind, was in uns vorgeht — auch wir machen nicht selten Erfahrungen davon, wie genau der Geruchssinn mit dem Erinnerungsvermögen zusammenhängt. Ein Duft, der uns entgegensteigt, eine Art des Geruchs, der uns nicht gewöhnlich vorkommt, weckt oft plötzlich Erinnerungen von Vorfällen, Bilder von Gegenden und Menschen, an die wir ausserdem vielleicht nie wieder gedacht haben würden. Mit dieser Reizung der Geruchsnerven erwacht wieder das Andenken von Ereignissen der frühsten Kinderjahre, und das ganz Vergessene steigt wie aus einem Grabe, lebendig hervor.

Wahrscheinlich ist es nicht bloß die wollüstige, anmuthige Empfindung, welche uns mit stillem Entzücken füllt, wenn wir die süßen Düfte der Rose oder des Veilchens, der Lilie und Nelke, oder anderer aromatisch hauchender Gewächse einathmen. Es ist etwas Anderes und Höheres, das uns zu einem stillen, unaussprechlichen Wohlgefallen stimmt. Es ist die sanfte Anregung verworrener Erinnerungen, die wir uns dabei nicht klar machen können. Es ist das Zurückleben in einer Vergangenheit, die uns beseligt, die aber von der Macht der Gegenwart zu sehr verschattet ist, daß wir sie hell genug erkennen sollten. Daher hat der Rausch, welchen der Duft wohlriechender Blumen, Kräuter, Oele und Gewürze in uns weckt, etwas Geistiges. Wir wähnen uns veredelter, körperloser, über Zeit und Vergangenheit dahinschwebend; wir sind geneigter zu stillen Betrachtungen, Träumen und Rückerinnerungen, als bei jedem andern Rausche, welcher die Frucht von genossenen Speisen und Getränken sein kann, und wo der Mensch gemeiniglich thätiger, auf die Gegenwart wirksamer, oder in die Zukunft hoffnungsvoller hinausblickend wird.

Diese Wirkung des Geruchssinns scheint bei den vernunftlosen Thieren weniger statt zu finden. Für sie gibt es keine Vergangenheit, keine Zukunft; und selbst das Gedächtniß, welches sie haben, und das wohl in manchen Stücken das menschliche übertreffen mag, dient ihnen doch nur zum Genusse des vorhandenen Augenblicks und der Umstände.

So erinnert auch dieser einfache Sinn, von welchem wir im Leben am wenigsten Gebrauch zu machen glauben, uns an unsere Erhabenheit über die thierische Welt, an das Geistige in uns, welches nicht blind für Geschehenes und Kommendes nur Raub der anwesenden Minute sein soll, sondern mit dem Ewigen verwandt ist; — so leitet er das Thier auf unsichtbaren Straßen zu seinem Futter und Nachtlager, den Menschen aber zu Erinnerungen und höhern Ahnungen, die ihm als Geist geziemen.

Denn mehr Geist als Thier soll der Sterbliche sein. — Dahin deuten alle Einrichtungen des Schöpfers. Darum empfing der Mensch weniger vollendete und scharfe Sinne, als das Thier, damit er gezwungen sei, durch Entfaltung seiner höhern Kräfte das zu ersetzen, was ihm irdisch mangelt. Darum erschien er nackt und ohne angeborne Waffen, wie der unbehilfliche Wurm; darum wird sein Geschmackssinn nicht vorzüglicher, als des gemeinsten Thieres; darum wird er im Geruchssinn von vielen übertroffen, und der Scharfblick des Adlers ist heller, als das Auge des Menschen.

Mein Gott, mein Schöpfer, ich verstehe Dich in Deinen weisheitsvollen Anordnungen — mein Glück, die Erhebung des Unsterblichen in mir über das Sterbliche, ist in Allem Dein Zweck. Dahin rüft mich jeden Morgen Deine neue Liebe; dahin wirken die Offenbarungen Deines Sohnes Jesu Christi; dahin leiten alle Fügungen der Natur, wie heilige Straßen, welche sich in einem Punkte vereinigen, so weit sie auch auseinander zu liegen scheinen.

Und doch, wie oft verliert der Sterbliche sündigend den heiligen Weg, das göttliche Ziel, und wird ein elendes Wesen, das sich selbst verdammt, fern von seinem höhern Ziele zu bleiben und am Staub zu kleben. O Gott, wie verächtlich wird ein solcher Abtrünniger von Dir und den Gesetzen der Natur! Ohne Gefühl für seinen höhern Beruf, als unsterblicher Geist, lebt er für sinnliche Ergötzungen, und wird Thier, ohne die Vollkommenheiten der Sinne zu haben, mit denen Du vorzugsweise die vernunftlosen Wesen ausgestattet hast.

Herr, ich will mich heiligen und erheben in Deiner Wahrheit; und die Betrachtung Deiner Werke leitet zur Wahrheit. Du selbst bist die höchste, die beseligendste. Ich will nicht müde werden, diese zu erforschen und zu erkennen. So werde ich mir selbst deutlicher werden, und

den Weg meines ewigen Heils nicht verfehlen. O gib mir, Vater, gib mir Kraft dazu durch Deine Gnade! Amen.

289.

Betrachtung der Sinne.

Das Sehen.

Psalm 119, 18.

Ich lobe Dich und preise
Dich, o mein Gott; allein
Wer ist, wie Du, so weise?
Verstand und Rath ist Dein.
Ach, möchte, Herr, mein Geist
In allen Deinen Werken
Auf Deine Weisheit merken,
Die, wer Dich kennet, preis't!

Was, Gott, mein Aug' entzücket,
Ruhmt Alles Deine Macht,
Ist herrlich, ist geschmücket,
Ist Ordnung, Kunst und Pracht!
Sie schaffet, sie erhalt,
Zu segnen, zu ergötzen,
Nach weisesten Gesetzen,
Den schönen Bau der Welt.

Zwar hat schon der Sinn des Gefühls, des Geschmacks, des Geruchs großen Einfluß auf die Vervollkommnung des menschlichen Geistes; aber keiner einen so wichtigen, als der Sinn des Auges. Durch ihn werden wir erst mit der Welt vertraut, die wir bewohnen, und mit allen Wesen, die mit uns an Gottes Güte Theil nehmen. Durch ihn erst wird unser Gedächtniß reich, unsere Einbildungskraft lebendiger; wir empfangen von ihm erst den Begriff des Schönen und Erhabenen, deren Eindrücke uns begeistern; wir erblicken die Gottheit in ihrer namenlosen Schöpfungspracht, und das regsame Spiel tausendfacher Ursachen und Wirkungen im All der Natur und der Schicksale.

Um den Werth des Auges zu fühlen, dürfen wir uns nur an die Stelle des Blindgebornen versetzen; so wie wir gewöhnlich die Gesundheit für nichts achten, wenn sie unser ist, und sie über Alles preisen, wenn sie mangelt. —

Eine einzige Finsterniß verhüllt dem Blindgebornen die Welt. — Finsterniß? Ach nein, auch nicht einmal von dieser Seite hat er eine Vorstellung; mit der Finsterniß wäre wenigstens doch schon der Begriff einer dunkeln Farbe verbunden. Für ihn gibt es nicht einmal Finsterniß, so wenig als es eine solche für das Gefühl der Hand gibt. Hätten wir statt des Auges nur Wange: so würde eben so wenig Dunkelheit als Licht empfindbar sein. Für ihn ist nichts, als was er hören, betasten, schmecken, riechen kann.

Umsonst lächelt ihn die trauernde Mutter an, und beugt sich still weinend über ihn. Er weiß nichts von der Schönheit des menschlichen Angesichts, nichts davon, wie sich die Seele in allen Mienen abspiegelt. Er versteht nicht die Hälfte von der Sprache, die er lernt und hört, so wenig wir die Sprache höherer Wesen begreifen würden, wenn sie, mit erhabenern Sinnen ausgerüstet, von ihren Wahrnehmungen zu uns reden könnten; für ihn gibt's keine deutlichen Vorstellungen von Farben und Gestalten, von Fernen und Nähen. Er kennt nur das Einzelne, was sein Finger betastet. Ihm unterscheiden sich die Zeiten des Jahres nur nach Wärme und Kälte; Tag und Nacht nur nach dem Schlafen und Wachen der Menschen. Er strengt vergebens seine übrigen Sinne an, den fehlenden Blick zu ersetzen. Sein feineres Ohr unterscheidet nähere und fernere Töne, ohne die Ursachen zu erkennen; sein Gefühl die Farben, aber ihren Glanz ahnet er nicht, sondern er bemerkt nur das Trocknere und Feuchtere, das Rauhere und Glättere. Was ist es denn, fragt er bei sich, was meine Brüder sehen können? Sie müssen höhere Naturen sein, als ich. Für sie ist die Welt unendlich größer. Sie haben ein Vermögen, Dinge der Zukunft zu wissen, welche ich noch nicht höre.

Und welch ein entzückenvolles Schrecken durchbebt den Blindgebornen, wenn ihm das Auge geöffnet wird! — Man hat ihm eine unbekannte Welt, ein anderes Leben gegeben. Er ist von Neuem ein Fremdling unter dem Himmel. Er findet sich in seinen gewohntesten täglichen Dingen nicht mehr zurecht, und muß die Augen schliessen, um sich selbst und das wieder zu erkennen, was ihn umringt. Er schwebt in Lüften. Er unterscheidet nicht das Entfernte vom Benachbarten. Die Gestalten der Menschen, der Bäume, des Himmels, der Gebirge lagern sich gegen ihn, wie ein ungeheures Bild. Er streckt die Hand, und will die Sonne betasten, und die Gipfel entlegener Berge umspannen. Er hört Stimmen und Töne, aber Alles scheint ihm Sprache zu haben; die im Winde wankenden Zweige der Bäume, die dahin rauschenden Wellen des Stroms, die Thier- und Menschengestalten, Alles hat ein wunderbares Leben; er weiß nicht, wem die Gabe der Sprache zukommt. Vater und Mutter, Bruder und Schwester, sind ihm Fremdlinge; er muß die Augen verschliessen, um sich von ihrem Dasein zu überzeugen. Der Glanz des Tages verschwindet mit dem welterleuchtenden Gestirn — Hügel, Thäler, Gärten, Wohnungen, Menschen verschwinden — er begreift die neuen Verwandlungen nicht, und fragt, wohin sie alle geflohen? Er sieht die Wunder der Finsterniß, das Himmelsgewölbe mit den goldenen Sternen, den zauberhaften Schimmer des Mondes. Es ist abermals eine andere Welt, die um ihn her schwimmt. Aber die matt strahlende Fackel des Lämpchens ist ihm so ausserordentlich, als das ganze Firmament mit den zahllosen Lichtquellen. — Er sieht, aber begreift das Wunder nicht; er sieht, aber versteht das Geschehene nicht.

So wird uns einst vielleicht sein, wenn die Hand des Todes unsere irdischen Sonnen auslöscht, und die allmächtige Güte uns mit neuen Werkzeugen höherer Wahrnehmungen ausstattet. Auch wir werden in einem neuen Leben gleich Blindgebornen sein, welche zum erstenmale mit der Empfindung des Lichts beseligt werden. Wir werden uns selbst und das göttliche Weltall nicht mehr erkennen. Entzücken wird die neugebornen Geister durchzittern, wenn sie dann empfinden, wie dürftig ihre ersten Sinnen auf Erden waren, mit denen sie das All der göttlichen Schöpfungen schon durchforschen zu können glaubten. Wie der Sehendgewordene erst nach Empfangung des Augenlichts seine vorige Armuth kennt, in der er sich schon so reich dünkte, werden auch wir, als Verklärte, erst den tiefen Stand und die Armuth der menschlichen Natur einsehen, in der wir jetzt schon uns so hoch erhaben wähnen.

Das Auge, durch welches wir die Empfindung des Sehens haben, ist von einer ausserordentlich kunstvollen Einrichtung. Eine nur am Vordertheile des Auges durch-

sichtige Hornhaut umfängt schützend das ganze, zarte Gebäude des Augapfels, der nach Willkür der Seele vermittelst daran befestigter Muskelbänder bewegt und gedreht werden kann; mehrere feine Häutchen, die theils zusammenhängend, theils mit klarem Naß ausgefüllt sind, ruhen unter jener Hornhaut. Die innerste Bekleidung aber ist die Netzhaut des Auges, die von ungemeiner Reizbarkeit ist, weil in ihr sich der aus dem Gehirn hervortretende Sehnerve in unendlich kleinen Verzweigungen ausbreitet. Durch ihn allein gelangen wir zur Empfindung des Sehens, wenn das Licht durch die verschiedenen Häute und kristallenen Feuchtigkeiten des Sterns im Auge bis zum Hintergrund gelangt, wo sich die Bilder verkehrt auf der Netzhaut abspiegeln.

Zwar ist es der menschlichen Kunst gelungen, den sinnvollen Bau des Auges in seine kleinsten Theile zu zerlegen, und erstaunenswürdig wird die Weisheit Gottes, welche sich hier in den Einrichtungen des köstlichen Werkzeuges offenbart; durch jene Kunst ist es auch gelungen, Blinden durch Hinwegnehmung einer Alles verfinsternden Haut das Sehen wieder zu geben: — aber wie durch den Reiz des Lichts auf die Sehnerven alle jene Empfindungen von Farben, Gestalten, Nähen und Fernen in die Seele gelangen, bleibt darum nicht minder eins der zahllosen göttlichen Geheimnisse. Die unbeträchtlichste Verschiedenheit im Abstand der Augenhäute von einander bewirkt eine Veränderung in den Wahrnehmungen der Welt ausser uns; macht kurzsichtig und verdunkelt das Entfernte, oder verwirrt trübe die Gestalt naher Gegenstände und macht nur entlegenere deutlich. Der geringste Fehler in den zarten Nervenverzweigungen oder innern Feuchtigkeiten ändert den Eindruck, welchen die Farben verursachen, oder bewirkt, daß man zwar bestimmt sehen, aber nie die Farben gehörig von einander unterscheiden lernt.

Was ist doch neben dieser Gotteskraft und Weisheit der Witz aller Sterblichen! — Millionen Sterbliche werden geboren und gehen aus der Welt, und sie wissen nicht, wie wundervoll Gott sie baute; kümmern sich auch wenig darum. Gleich den Thieren des Feldes sehen sie, ohne einmal nur dankbar den Blick emporzuheben zu dem Geber der köstlichsten Gaben.

Wie die Kräfte der Natur unmittelbar auf die Nerven des Gefühls-, Geschmacks- und Geruchs-Sinnes wirken, so verursachen sie auf die Sehnerven eine eigene Reizung, welche wir Licht nennen. Denn alle Körper sind entweder beleuchtet, oder selbstleuchtend; und nur das gegen unser Auge dringende Licht macht sie wahrnehmbar. Wo es fehlt, herrscht Schatten und Finsterniß.

Die Strahlen des Lichts sind von unbeschreiblicher Feinheit, und dringen mit unglaublicher Schnelligkeit in schnurgeraden Richtungen vor. Es durchfliegt binnen einer Sekunde einen Raum von mehr als vierundvierzigtausend Meilen, ist folglich mehr als neunmalhundert und fünfundsiebenzigtausendmal geschwinder als der Schall, der in einer Sekunde nur etwas mehr als tausend Schuh durchläuft. Die Strahlen der Sonne gebrauchen nur ungefähr acht Minuten, um aus der ungeheuern Ferne bis zu unserm Auge zu gelangen. Daher glauben wir beim Untergang dieses großen Gestirns es wirklich noch zu sehen, wenn es selbst schon unter der Erde ist, während das Strahlenbild durch den unermeßlichen Aether noch eine Zeitlang fortglänzt. Daher können am Himmel entfernte Gestirne schweben, die wir nicht sehen, weil ihr Licht aus den unendlichen Fernen noch nicht bis zu uns gedrungen; andere können seit Jahrhunderten vernichtet oder in weitere unsichtbare Fernen gerückt sein, die wir noch immer sehen, weil ihr Strahlenglanz noch unterwegs ist.

Eine neue Macht Gottes, die im Weltall schwebt und wirkt! Erstaune ich schon über die Mannigfaltigkeit der Dünste und Stoffe, die im Luftkreise der Erde schweben, und den Bewohnern derselben zur Leitung vermittelst des Geruchsinnes dienen: was soll ich sagen von der Gewalt und unermeßlichen Schnelligkeit des Lichts, welches das ganze Weltgebäude verherrlichend durchströmt, und das Unendliche des Raumes erhellt, und die Straßen und Sonnen im uferlosen All zeigt, und Welten in Verbindung mit Welten setzt! — So ist nichts leer in der unermeßlichen Schöpfung; Alles, das Entfernteste wie das Nächste, mit verborgenen Kräften und Wundern angefüllt. — O mein Schöpfer, ich selbst ein Wunder Deiner Allmacht, wie soll ich auch nur den geringsten Theil der Größe erkennen, in der Du mir schon hienieden erkennbar wärest! — Und füllte mein Leben die Dauer von Jahrtausenden aus, und wäre mein ganzes Dasein unter dem Himmel nur eine einzige, ununterbrochene Betrachtung Deiner Werke, ich würde in all meiner Weisheit und Erkenntniß nur einen geringen Tropfen des Weltmeers haben. Ach, und wie kurz ist nun mein Hiersein; wie oft wird meine Betrachtung Deiner Majestät unterbrochen; wie oft entfernt mich Leichtsinn und Gleichgültigkeit von den heiligsten und beseligendsten aller Vergnügungen hinweg!

Vermählt mit der Empfindung des Lichts ist die Empfindung der Farben. Die Forscher der Natur haben sich seit Jahrhunderten bemüht, dies Wunder, welches uns oft entzückt, zu enträthseln. Da wir in dem einzelnen Sonnenstrahl, wenn er unter gewissen Umständen von durchsichtigen Körpern gebrochen wird, alle Grundfarben wahrnehmen, wovon der prachtvolle Halbkreis des Regenbogens zeugt: so ist es nicht unwahrscheinlich, daß alle Farben, die wir an den Körpern zu sehen glauben, nur Wirkungen der Lichtstrahlen sind. Je nachdem sie durch ihre eigenthümliche Natur empfänglich für einen oder den andern Farbenstrahl sind, zeigen sie sich unserm Blick in der eigenen Farbe. Daher röthet das rothfarbige Licht der Kohlen die Gestalten der Umstehenden, und die Flammen der Kerzen und Lampen, worin mehr gelbliche Strahlen sind, färben das Blaue grün, das Rothe bleich, daß Weiße gelblich.

Und auch hier, wie weise und wohlthätig vertheilte die Hand des Schöpfers das Reich der Farben in der Natur! Welches Spiel der Lichter, welche Abstufungen und Zusammenordnungen der Farben, damit sie eben so sehr das Gemüth mit Lust erfüllen, als dem Auge wohlthun! Keine Farbe ist aber für die Sehnerven erquickender und stärkender, als das Grün. Und mit tausendfachem wechselndem Grün kleidete der himmlische Vater die ganze Pflanzenwelt, welche wie ein Kleid die Oberfläche des Erdballs umhüllt. Nie empfindet das Auge die Wollust an dieser Farbe lebhafter, als im erwachenden Lenz, wenn es den Anblick derselben lange entbehren mußte. Aber in den trüben Tagen des Winters sendet er den weitleuchtenden Schnee, und dieser muß die langen Nächte jener entfernten Länder erhellen, denen die Sonne oft für ein halbes Jahr untergegangen bleibt.

Die meisten Thiere haben, so wie wir, auch den Sinn des Sehens. Von manchen Gewürmen, an denen kein eigentlicher Kopf wahrzunehmen ist, läßt sich auch nicht behaupten, ob sie die Empfindung des Lichts geniessen. Die kleinsten Milben, deren Welt ein Blatt, Thierchen, deren Meer ein Thautropfen ist, und deren Dasein nur mit Hilfe der stärksten Vergrößerungsgläser erfahren wird, scheinen doch Augen zu haben; denn bei ihren äusserst geschwinden Bewegungen weichen sie einander aus, als wenn sie sehen könnten. Wie unendlich klein, zart und wunderbar muß das Gebäude ihrer Augen und Nerven sein! — Man bemerkt, daß die kleinen Geschöpfe im Verhältniß zu ihrer Gestalt größere Augen haben, als die großen. Während an der Fliege das Auge wohl den zwanzigsten Theil des ganzen Körpers ausmacht, betragen die Augen des ungeheuern Wallfisches kaum den millionsten Theil seines Umfanges. Viele Insekten haben vier, acht und mehr Augen; einige besitzen deren mehrere hundert. Sie sind ihnen nothwendig, da sie nicht dieselben nach allen Seiten werfen können, wie wir, sondern sie unbeweglich haben. Darum erblicken sie aber die Dinge um sich her eben so wenig hundertfach, wie wir mit verdoppelten Augen sie zweifach sehen.

Auch nach Verschiedenheit des Aufenthalts und Lebens ist das Auge der Geschöpfe anders gebaut. Das der Landthiere ist erhaben; bei Insekten weit vorragend, um auch hinter sich zu blicken; bei den Fischen ist es flach. — Bei einigen ist der Stern und das Lichtloch des Auges beständig gleich; bei andern, wie auch bei den Menschen, erweitert es sich unwillkürlich im Dunkeln, um mehr Lichtstrahlen einzulassen, so wie es sich im Hellen zusammenzieht, um das Uebermaß des Lichtes abzuwehren. Daher sind viele Thiere mit weitem Stern im Auge, der sich nicht verengern läßt, durch das allzublendende Tageslicht genöthigt, nur in der Nacht ihr Geschäft zu treiben. Sie beleben die Finsterniß — denn immer soll überall Leben sein. So ist der Wille der Gottheit. Sie gab Jedem nach seinem Bedürfniß, nach seiner Bestimmung, und versah selbst Thiere mit ungleich stärkerm Blick, als den Menschen, da bei jenen der Sinn zu ersetzen hat, was dieser durch seine erhabenere Seele zu bewirken weiß. Der Wurm, in der Tiefe des Erdbodens wühlend, erkennt sich dort; und der Vogel, hoch in den blauen Lüften schwebend, erblickt die Nahrung klar, welche tief unter ihm auf der Erde liegt. Der Raubvogel, welcher dem menschlichen Auge kaum als ein kleiner Punkt am Himmel bemerkbar schwebt, erkennt mit Helligkeit die kleine graue Lerche, wie sie zwischen den grauen Erdschollen des Ackers sich bewegt, und mit Wetterschnelle stürzt er auf die ersehene Beute nieder.

Doch den Thieren ist dieser köstliche Sinn nur Werkzeug der Lebenserhaltung, und nicht mehr. Der Mensch erweitert durch ihn das Gebiet seiner Erkenntnisse und Empfindungen. Das Thier blickt mit gesenktem Antlitz nur zur Erde, aus der es entsprungen ist; aber aufrecht ist die Gestalt des Menschen. Er wirft den Blick zum Himmel in das Endlose des göttlichen Alls hinein. Von der Gottheit stammt sein erhabener Geist, zu der er einst heimkehrt, inzwischen seine Staubhülle zur Erde fällt, an der sie haftet. — Er bereichert durch den Sinn des Gesichts den Schatz seiner Erfahrungen; er schärft durch ihn seine Urtheile; er bevölkert seine Einbildungskraft mit neuen Wesen.

Todt ist der Blick des Thiers für das Schöne der Natur und Kunst. Der Mensch, obgleich nicht mit derjenigen Vollkommenheit des Auges, wie sie von manchen Thieren besessen wird, sieht mehr, als jedes Thier. Er sieht in der Mannigfaltigkeit eine wunderbare Ordnung; er sieht in den Schöpfungen das Schöne. Gefühle, dem Thiere fremd, entzücken ihn beim Anblick hoher Gebirge, die über des Himmels Wolken hinwegragen, oder der finstern Abgründe, die sich unter seinen Füßen aufspalten; beim Anblick weiter Landschaften voller Anmuth, oder einzelner Blumen voll unnennbarer Pracht. Darum ist er Mensch! Er soll das Schöne und Erhabene erkennen und empfinden, was dem vernunftlosen Geschöpf verborgen bleibt, — und mehr als dies, er soll den Schöpfer ahnen in Allem, was er erblickt.

Beklagenswürdig sind die Unglücklichen, welche nur Augen zu haben scheinen, den Thieren gleich, um ihre Nahrung zu suchen und niedrigen, sinnlichen Gelüsten nachzueilen! — Sie sind es, von denen Jesus sagt: Sie haben Augen, und sehen nicht! Für sie hat nur das einen Werth, was ihrem Körper wohlthut, was ihren irdischen Wohlstand mehrt. Sie sind zu sehr Thiere, um sich auf den Fittigen des andachtvollen Blickes gen Himmel zu schwingen! — Und doch empfinden sie das Schöne, aber sie lieben es nur, weil es ihren Nerven schmeichelt. Und doch ist ihnen das menschliche Angesicht das schönste, in welchem sich die reinsten Tugenden des Gemüths ausdrücken.

Man sagt, das Auge sei ein Spiegel der Seele, ein Verräther des Gedankens. In der That ist kein einziger unserer Sinne, auf welchen die Seele geschäftigern Einfluß zu üben gewohnt ist, als das Auge. Daher bezeichnen sich alle Gefühle und Leidenschaften so schnell und unwillkürlich durch dasselbe. Auch der feinste Heuchler findet in einem wenig beachteten Blick seinen Verräther. Betrachtet den Zornigen — er strahlt gleichsam verzehrendes Feuer aus; — den Schuldbewußten, er kann den Blick nicht fest zu euch erheben; — den Tückischen, er möchte sich vor euch verbergen; — den Redlichen, der nichts zu scheuen, und keine Schuld zu verheimlichen hat, er zeigt euch den offenen, hellen, freundlichen Blick der Unschuld, durch welchen ihr in die Tiefen seiner Denkart niedersehet.

Auch in dieser merkwürdigen Einrichtung der Natur liegt ein höherer Zweck Gottes. Daß die Gemüthsart des Sterblichen sich so schnell in seinen Blicken spiegelt, scheint nicht bloß zur Absicht zu haben, daß wir uns vor Unsersgleichen hüten können, wenn er gefährlich ist, oder uns an ihn anschliessen, wenn er gutartig scheint: nein, die Tugend liebenswürdig, das Laster ekelhaft zu machen, schon durch den bloßen Sinn des Gesichts, ist eins der zahllosen Erziehungsmittel des Menschengeschlechtes in der Hand Gottes. Seelenvollkommenheit ist immer das letzte und höchste Ziel. So innig kann kein Blindgeborner die Tugend lieben, das Laster verabscheuen, als derjenige, welcher jene in ihrer Unbefangenheit und schönen Erhabenheit, oder die Sünde in den verzerrten Geberden auf jedem Menschenantlitz lebhaft sinnlich dargestellt erblickt. Es begegnet kein Sterblicher einem andern, ohne sogleich aus seinem Gesichte zu lesen: Was ist dieser in seinem Innern werth? Hat er Edelmuth oder Heimtücke? Ist er redlich oder falsch? freundlich oder abschreckend? Und wie uns Gott auf diese Weise täglich mit

sichtbaren Bildern edler und unedler Seelen umringt, legt er den Reiz in uns, selbst edler und besser zu sein, um Gott und Menschen angenehmer zu erscheinen. — Auch der Verdorbenste versucht es; so groß ist die Gewalt des Sittlich-Schönen auf des Menschen Gemüth. Aber der Bösewicht, der Thierisch-Gesinnte, das Herz mit der Miene verwechselnd, übt nicht jenes, sondern nur diese, und bringt es höchstens bis zum Kunststück der Heuchelei. Das Thierische schimmert ihm überall durch die Larve der Tugend hervor, und sein Antlitz wird eine widrige Verzerrung.

O wie viel hast Du gethan, heilige Allmacht, um mich auf dem Pfade jedes meiner Sinne an das Einzige zu erinnern, was mir Noth ist — an Seelenerhebung, an Geistesvollkommenheit! Wie viel tausend Wegweiser zum höchsten Glück, die zu Dir hinaufdeuten, hast Du nahe und fern um mich hergestellt, daß, wenn ich des einen nicht achte, der Anblick der andern mich zurecht leite! — Wie schwer ist es, Dir abtrünnig zu werden, und das Göttliche zu vergessen, das mein Ziel ist! — — Und doch ist der Mensch Dir abtrünnig, und verkehrt seine Natur und vergeht unter falschem Bemühen. Sie haben Augen, und sehen nicht; sie haben Ohren, und hören nicht! klagte Jesus. — Nein, mich soll diese große Anklage nicht treffen. Ich würde ja Alles, ich würde den ganzen Zweck meines Daseins einbüßen; ich wäre unwürdig, von Dir, Vater der Liebe, erschaffen worden zu sein.

Oeffne die Augen meines Geistes, daß ich Dich und mein ewiges Ziel beständig erblicke; Dich im Thautropfen und in den Welten des Himmels; Dich im Glanz der Blume und im verheerenden Sturm; Dich im Kreise der Jahreszeiten und wechselnden Tage, und im Aufblühen und Welken der Staaten und Menschen. — Deine Weisheit, Deine Barmherzigkeit, Deine Macht strömt, sich mir offenbarend, meiner Seele durch alle Sinne zu. Könnte ich Dein vergessen, wozu Du mich berufen und erwählt hast?

Mögen diese Sinne einst ersterben: mein Geist wird Dich finden; mein gebrochenes Auge möge die Welt verlieren: Dich wird es ewig schauen. Amen.

290.

Betrachtung der Sinne.

Das Gehör.

1 Sam. 16, 23.

Hätt' ich den Reichthum jedes Landes,
Was half' er? Keiner Schätze Werth
Ersetzt den Mangel des Verstandes,
Den wahrer Weisheit Glanz verklärt;
Dich zu erkennen, groß und hehr
Gabst Du mir Sprache und Gehör!

Dich, Gott des Guten und des Schönen,
Preis't aller Welten frohes Chor;
So steig' in andachtvollen Tönen
Auch Dir mein Lobgesang empor!
Wer könnte fühllos schweigen, wer?
Du gabst ja Sprache und Gehör!

„Wenn nun der Geist Gottes über Saul kam, so nahm David die Harfe, und spielte mit seiner Hand: so erquickte sich Saul, und ward besser mit ihm, und der böse Geist wich von ihm.“

So schildert die heilige Schrift die Gewalt der Tonkunst. Wer hat sie nicht empfunden? Wen hat sie nicht schon mitten in dumpfer Gleichgültigkeit neu erhoben und begeistert, oder aus dem Arm der Freude zu den Thränen stiller Wehmuth gerufen; oder aus der Sorgennacht zu einer heitern Ansicht des Lebens? — Aber durch welchen Zauber mögen Töne über das Gemüth eine solche Herrschaft üben?

Der Saitenklang von Davids Harfe zerstreute Sauls Schwermuth. Das Geräusch kriegerischer Musik erweckt den Muth zum Kampf. Die majestätischen Stimmen der Orgel erheben das Gemüth zu höherer Andacht. Schon sind Kranke genesen durch die stärkende Macht des Gesangs, und Wahnsinnigen kehrte auf dem weichen Strom der Töne die verlorene Besinnung wieder zurück. — Bei vielen der gesittetsten Völker des Alterthums gehörte die Anwendung der Musik zu den öffentlichen Anordnungen, die Sitten edler, den Geist erhabener, den Sinn der entzweiten Menge einiger zu machen. Damals war die Tonkunst noch einfacher, der Gesang naturgemäßer. — Beides mangelt unsern Tagen fast ganz, da man den Zweck der Kunst über Künsteleien aus den Augen verlor, und die Bewunderung einer mühsamen Gelehrtheit Vielen köstlicher dünkte, als die Urbestimmung der Töne, welche ihnen der Schöpfer anwies, das schlummernde Gefühl zu wecken, und die Seele gleichsam zum Aufschwung in höhere Regionen zu beflügeln.

Alle Völker, sobald sie sich nur aus dem tiefsten Staube der Thierheit zum Menschlichen erhoben, kannten die unterirdische Macht sinnvoll geordneter Töne. Der Wilde in Wüsten und Wäldern, kaum fähig, die ersten Bedürfnisse des Lebens dem Erdboden abzugewinnen, fühlt schon die Wollust des Gesanges, und er erfindet früher das Werkzeug zur Hervorbringung ohr- und herzerauschender Wohlklänge, als den Pflug für den Aecker. Bei allen Völkern, welche Religionen sie auch haben mögen, ist die Tonkunst eine Begleiterin des Gottesdienstes, und es ist die Strenge derer tadelnswürdig, welche die Verehrung des höchsten Wesens von allem Sinnlichen entkleiden wollen.

Der Sterbliche, der zugleich im Staube und im Himmel, im Endlichen und Unendlichen athmet, hat den Geist, um das Irdische zu beherrschen, und hat das Irdische, um den Geist zu vervollkommnen. Beide regen sich in lebendiger Wechselwirkung. Wenn sich das Laster mit allem Schmuck der Sinnlichkeit ziert, um Herzen zu vergiften: warum wollet ihr der Tugend alle Waffen rauben, mit denen sie das Sinnliche bekämpfen kann? — warum die Pracht der Tempel verachten und den Zauber der Tonkunst verwahrlosen bei der Gottesverehrung, weil Gott ein Geist sei, den man nur im Geiste und in der Wahrheit anbeten solle? Gott ist ein Geist, aber der Mensch ist es nicht ganz. — Wohl gehst du in die Einsamkeit, und betest da oft mit glühender Andacht — aber was ist es, das in der Einsamkeit, oder im Schooße der Natur, dieser Andacht oft die stärksten Schwingen lieh? — Was war es, wenn du da standest, und die Pracht eines Sonnenaufganges bewundertest, was dich zur Ehr-

furcht und Anbetung des Höchsten hinriß? — Wenn unter dir die Ströme rauschten, Nebelsäulen emporstiegen aus den Thälern wie von Opferaltären; die Lerchen über dir im rothstrahlenden Goldgewölk sangen, und die Wälder erbrausten: war es nicht die Gewalt der Farben, der Zauber der Töne, der deine Sinne berauschte, dein Blut schneller bewegte, Thränen in dein Auge, Gebete auf deine zitternden Lippen legte? — Du fahest, du hörtest Gott in den Wundern seiner Huld, und deine Sinne verkündigten dir die Stärke des Allerhöchsten.

Wenn denn der Einfluß edler Umgebungen auf Sinne und Gemüth unzweifelhaft ist: so wird eine zweckmäßige Verschönerung der Gott und unserer Andacht geweihten Tempel, feierliche Ordnungsfolge der gottesdienstlichen Handlungen und Veredlung des kirchlichen Gesangs eine Pflicht weiser Obrigkeiten, denen eines Volkes Adel und Frömmigkeit werth ist.

Von allen Tönen, die uns durch ihren Wohllaut entzücken, sind menschliche Stimmen die vollkommensten. Durch die Stimme verkündet sich der innere Zustand des Gemüthes, oft die volle Denkart des Menschen. Anders tönt der Zorn, anders die Liebe, anders die Wehmuth, anders die Freude. Ohne die Sprache des Fremdlings zu verstehen, ohne ihn mit unsern Augen zu erblicken, erkennen wir seine Bewegungen aus dem Klang, aus der Langsamkeit oder Eile seiner Stimme. Wie beim Menschen, so beim Thier. Der Vogel singt seine Seligkeit, der Hund gibt durch seine verschiedenen Töne die mancherlei Zustände der Empfindungen zu erkennen. Des Löwen erschreckliches Gebrüll macht die trotzigsten Thiere der Wildniß beben, und entspannt ihren Muth.

Was dem Auge die Farben, das sind dem Ohr die Töne; was jenem die Gestalten, sind diesem die Worte der Sprache. Aber wie der Sinn des Auges edler ist, als der Geruchssinn, weil er der Seele einen größern Reichthum von Vorstellungen zuführt: so ist der Sinn des Gehörs edler, als der des Sehens. Ohne Gehör wäre keine Sprache; ohne Sprache keine Deutlichkeit der Vorstellungen, keine Mittheilung der Gefühle und Gedanken. Der Taubstumme ist jedesmal eins der unbeglücktesten Wesen; für ihn fehlt die schönste Seite der Schöpfung. Kein fremdes Herz kann sich in das Seinige ergiessen; keine Vorwelt hat für ihn gelebt: ihre Erfahrungen sind für ihn verloren, ihre Tugenden dauern ohne seine Bewunderung; er lernt die Gebräuche des Lebens, aber nicht die daran geknüpften höhern Begriffe; seine Einsichten sind verworren, denn nur was wir in Worten denken, wird bestimmt und klar gedacht — alles Andere ist ein undeutliches Hinbrüten. Für ihn bleibt die Gottheit dichter verschleiert; er ahnet sie aber in dunkeler Ferne. Sein Leben ist ein Gewohntsein; die Natur und Menschheit für ihn ein räthselvolles Schauspiel, das an seinen Augen vorüberzieht, ohne Plan und Zweck.

Heil den Menschenfreunden, den Edeln, welche die göttliche Kunst erfanden und übten, erbarmensvoll den Taubstummen aus seiner Verstoßung aufzurichten, und ihm durch den Sinn des Auges die Vorstellungen von dem Unsichtbaren zu geben, welche wir nur durch das wunderbare Mittel der Sprache empfangen! Sie sind Seelenretter, denen der schönste Ehrenkranz der bessern Menschheit gebührt; sie sind Vormünder der Allverwaiseten, welche sie zur Gottheit und Ewigkeit mit sich leiten.

O Vater im Himmel, auch sie sind ja Deine Kinder — und auch diese Unbeglückten rufst Du zur Seligkeit. Dunkel ist Dein Rathschluß, daß Du ihrer unsterblichen Seele hienieden ein unvollkommneres Werkzeug verliehen. Ach, Du zeigtest uns an ihnen, wie viel Du uns gabst, da Du die Stimmen der Natur bis in das Innerste unsers Gemüthes dringen liessest, damit sie Dich offenbaren könnten.

Unbegreiflich, wie das Mächtigste und Geringste in Deinen Werken, o Gott, ist auch dieser edelste unserer Sinne, ohne welchen Geister sich Geistern auf Erden nicht mittheilen könnten, und Jesus Christus die Worte göttlicher Weisheit dem Geschlechte der Sterblichen nicht gebracht haben würde.

Umsonst erforschen wir den Bau des kunstvollen Werkzeuges, durch welches wir Töne vernehmen, die unsere Seele rühren, belehren, erheben. Eine durch die Luft fortgesetzte Bewegung der Körper dringt zu unserm Ohr, eingerichtet durch seine äussere Gestalt, Klänge aufzufangen, und ungeschwächt durch einen Irrgang zusammenhängender Höhlen zu dem darin ausgebreiteten Nervenmark zu führen. Die hier mitgetheilte Erschütterung pflanzt sich zu unserm Vorstellungsvermögen fort — wir nennen es H ö r e n.

Die Luft, in welcher sich die Töne verbreiten, gleicht einem immer bewegten, unsichtbaren Meere, in welchem wir leben. Wie der ins Wasser geworfene Stein die stille Oberfläche desselben bewegt, auf derselben kleine Wellenringe bildet, die ihre Erschütterung nach der Ferne ausdehnen, immer weiter, immer größer, immer schwächer werden: so der in die Luft hinausgeworfene Klang. Hätten wir ein so verfeinertes Auge, daß wir, wie die Bewegungen des Wassers, auch die durch Töne entstandenen Lufterschütterungen und Luftwellen sehen möchten: wir würden neue Wunder erblicken, von welchen wir jetzt kaum eine Ahnung haben. Ohne Zweifel bilden alle Töne gewisse regelmäßige Gestalten in dem uns umschwimmenden Elemente. Wir wissen dies aus denjenigen bewundernswürdigen Gestalten, welche der auf einer vom Geigenbogen gestrichenen Glasscheibe ausgestreute feine Sand im Augenblicke bildet, da der Klang das Glas erschüttert. Der gleiche Ton malt hier dem Auge auch immer die gleichen Linien, Punkte und Sterne von Staub. Was die Glasscheibe durch ihre Schwingungen hervorbringt in Flächenbildern, das erzeugen auch gewiß die Schwingungen der Luft mit gleicher Ordnung, aber in gewaltigern Ausdehnungen in Höhe, Tiefe und Weite.

Wie wir mit zwei Augen doch jeden Gegenstand nur einfach sehen, so hören wir auch, ungeachtet des doppelten Gehörwerkzeuges, jeden Ton nur einfach. Welche unermeßliche Uebereinstimmung und Genauigkeit muß also in der Bildung der Gehörgänge und Nerven statt finden! Der zarteste, von keinem menschlichen Auge erkennbare Unterschied würde Verwirrung erzeugen müssen. So finden wir in der That bisweilen, daß Personen, welche sehr bestimmt und leise hören, das Nahe wie das Ferne, doch die Klänge nie in ihrer ganzen Reinheit vernehmen. Dies erhellet besonders, wenn sie sich versetzen, solche im Gesange nachzuahmen. Das falsche Gehör scheint aus einer geringen Abweichung in den innern Bildungen beider Gehörwerkzeuge zu entstehen, und es würde verschwinden, wenn sie den Ton nur mit einem einzigen Ohre hören möchten.

Geruch, Gesicht und Gehör werden mit Recht die edlern unserer Sinne geheißen, denn sie sind es, welche unsern Geist am meisten mit Erfahrungen aller Art bereichern. Wie der Geruch am meisten mit dem Erinnerungsvermögen zusammenhängt, das Sehen hingegen dem Gedächtniß wie der Einbildungskraft den meisten Stoff von der Aussenwelt zuleitet: so ist es der Gehörsinn, welcher am unmittelbarsten nicht nur auf Gedächtniß und Einbildungskraft, sondern auch auf die Empfindungen und deren Belebung wirkt.

Wer aber wagt es, die geheimnißvolle Verwandtschaft äusserer Klänge und innerer Gefühle zu erklären? Wir vermögen es nicht, so lange uns die in der Natur wohnenden Kräfte in ihrer Verbindung dunkel sind. Der einzelne Schrei des Thieres wird von Thieren der gleichen Gattung verstanden, und der ängstliche Ton der Henne bei Wahrnehmung des in den Lüften drohenden Raubvogels, wird von den Küchlein verstanden, die kaum das Licht gesehen, und sich unter die Flügel der rufenden Mutter verbergen. Jeder Ton, den das Thier ausstößt, ist Stimme der Natur und keine Sprache. Denn Sprache ist aus willkürlichen Tönen zusammengesetzt, die erst durch Aufnahme ins Gedächtniß langsam erlernt werden müssen. Aber es ist Verwandtschaft zwischen den Stimmen der Thiere und ihren Gefühlen. Die jüngsten verstehen die ältesten. Ein Ton ist genug, um die mit demselben verwandte Empfindung sympathetisch in einem andern Thiere gleicher Gattung lebendig zu machen.

Dasselbe findet unter den Menschen statt; doch nicht in solcher Vollkommenheit. Aber auch der Säugling erwiedert schon das Lächeln der Mutter und ihren schmeichelnden Ton mit süßem Lächeln, so wie das Weinen Mitleid und Wehmuth erregt. Allein was bei den Thieren Naturklang und *Einheit mit der Natur* ist, das ist bei den Menschen schon Sache der Seelenkräfte, des Gedächtnisses, des Urtheils, des Einbildungsvermögens — es ist erlernte Sache. Nur weil wir selbst schon geweint haben, verstehen wir das Aechzen der Trauernden; weil wir selbst gelacht haben, verstehen wir vom Fremdling den Ton des Gelächters; weil wir die Folgen drohender Stimmen kennen lernten, erschrecken wir vor dem donnernden Rufe des Zorns.

Am reinsten erblickt der Mensch die Naturverwandtschaft seiner Gefühle mit äussern Tönen noch in der Musik wieder. Und eben dadurch wirkt dieselbe mit so unwiderstehlicher Macht auf die Gemüther der unwissenden Wilden, die noch kaum eine Sprache erfanden, wie auf das Herz des gebildetsten Menschen. Wen sie ungerührt läßt, dem mangelt etwas in der Ordnung seiner Nerven. Es ist Unvollkommenheit seiner feinern innern Einrichtung; es ist eine geistige Taubheit, die weder durch Erziehung noch durch einen Fehler des Herzens und der Denkart verursacht wird.

Wenn gleich andere Geschöpfe den Menschen in demjenigen übertreffen, was man Verständniß der Naturstimmen heißen könnte, ist dies doch so wenig sein Nachtheil, als daß er in Rücksicht der Vollkommenheit anderer Sinne oft den Thieren nachstehen muß. Sondern wir erkennen darin die Weisheit des göttlichen Schöpfers, die den Sterblichen zwang, seine Zuflucht zur Entwickelung des ihm verliehenen unsterblichen Geistes zu nehmen. Das Thier ist mit der Natur alles Irdischen eins; der Mensch ist mit der Natur des Irdischen durch seinen Geist entzweit. Er selbst ist eine höhere Kraft, eine selbstständige, willkürliche, über geringere Kräfte herrschende. Wo aber Herrschaft ist, da endet die Gleichheit und vollkommene Einheit. Darum ist das Thier eins mit der Natur, weil es, aus geringern Kräften geformt, sich nicht zur Herrschaft erheben kann; des Menschen Geist hingegen strebt gewaltiger empor, er erkennt sich selbst als edler, und unterwirft sich nur den ewigen Ordnungen des Naturganges, weil auch sein Werkzeug, der Leib, die Frucht niederer Kräfte ist, die in das allgemeine Reich der Sinnenwelt gehören. Der Geist sucht sich eine andere Welt. Er denkt Gott, Ewigkeit, Freiheit. Dahin schwingt sich die Seele keines Thieres.

Darum ist die *Sprache* der Vorzug des Menschen; er theilt mit keinem andern ihm bekannten Geschöpfe das Vermögen, sich durch willkürlich geschaffene Klänge die feinsten seiner Empfindungen, die erhabensten seiner Vorstellungen mitzutheilen. Er verrichtet Wunder, die er selbst nicht in ihrer Möglichkeit vollkommen begreifen kann. So wie Gott auf wunderbare Weise den menschlichen Geist in den Staub des Erdensterns einkleidete, so hüllt der Mensch den Gedanken, diese geistige Frucht des in ihm vorhandenen Göttlichen, in irdische Luft, und sendet ihn in dieser Hülle, *Wort* genannt, dem horchenden Sinne des Mitbruders zu. Die Luft verrinnt am Ohr desselben, der Leichnam des Gedankens stirbt, aber das Geistige dringt über in den Geist des Mitbruders, und vermählt sich demselben. Dies heißt Sprache.

Wer erstaunt nicht über die Mittel, durch welche Geister im Irdischen einander sich selbst offenbaren! Sollen wir zweifeln, daß Gott höhern Wesen, als uns, noch andere Mittel gegeben, sich einander zu offenbaren? Wie unendlich mannigfaltig sind die Schöpfungen und Mittel seiner irdischen Welt — soll größere Armuth in der Geisterwelt herrschen, deren König und Vollendetstes die Gottheit selber ist? Wie das Thier tief unter uns steht in Rücksicht der Mittel, so stehen wir tief unter den Reihen höherer Naturen. Wie wir uns durch die wunderbare Einrichtung der Sprache über den Schrei des Thieres erheben, so stehen durch vorzüglichere Mittheilungsarten vollkommnere Geister über uns.

Die Sprache entwickelt sich unter den Völkern der Erde mit ihrer Vernunft. Der roheste Wilde bezeichnet die nothwendigsten seiner Bedürfnisse und die alltäglichsten Dinge des Lebens um sich her mit einfachen Lauten, in denen er theils den Ton der Dinge selbst, theils denjenigen nachahmt, welchen er, von ihnen angenehm oder unangenehm berührt, selbst auszustoßen pflegt. So entstand die Sprache. So finden wir sie zum Theil noch jetzt in ihrer ursprünglichen Dürftigkeit unter wilden, nackten Bewohnern entfernter Himmelsstriche. Mit der Erweiterung der Erfahrungen, Kenntnisse, Bedürfnisse und Verhältnisse wächst der Reichthum der Worte und Benennungen an. Eine Nation erbt und lernt von der andern; ein Zeitalter vom andern.

Daher finden wir auch in den Sprachen der heutigen Völker noch viele gleichlautende Bezeichnungen gleicher Gegenstände, die im frühesten Alterthum dieselben waren, und wir erkennen in der Sprache unsers Vaterlandes unsere Abstammung von uralten Völkern des Morgenlandes, deren Nachkommen daselbst mit uns in vielen Dingen einerlei Worte gebrauchen. Es ist genug, daß eine Na-

tion entweder abgesondert von andern leben, oder in genauen Verbindungen mit andern, oder daß sie ihren ursprünglichen Wohnsitz ändern muß; mit dem Laufe der Jahrhunderte verwandelt sich die Sprache. Andere Bildung des Volks zeugt andere Worte; ein anderer Himmelsstrich, der auf die Sprachwerkzeuge einwirkt, zeugt andere Tonbildungen. Es war der Wille der Gottheit, daß auch in den Mittheilungsarten der menschlichen Geister durch Sprache die größte Mannigfaltigkeit herrsche, wie überall und in allen Dingen der Schöpfung.

Die heilige Schrift erzählt uns den Ursprung von der Verwirrung und Verschiedenheit der Sprachen. Anfänglich hatte alle Welt einerlei Zunge ud Sprache. (1. Mos. 11, 1.) Bei der Lebensart der Menschen, die nur Viehzucht und Jagd kannten, zerstreuten sie sich leicht, und verloren sich von einander. Sie wollten einen Thurm bauen bis in die Wolken des Himmels, daß sie sich beständig zu ihrer Heimath zurückfänden, oder sie nach langer Trennung doch wieder erkennen möchten. Aber Gott wollte, der ganze Erdball solle durch sie bevölkert und bewohnt weden. Das enge Beisammenleben der Erschaffenen mußte sie von den Zwecken der Schöpfung entfernen. Darum verwirrte der Herr ihre Sprache. Die nach langen Zeiten zur Heimath zurückkamen, verstanden das Wort ihrer Brüder nicht mehr. So wurden sie getrennt, und also zerstreute sie der Herr von dannen in alle Länder.

Die Verschiedenheit der Sprachen ist eine weise Anordnung der göttlichen Vorsehung. So bequem es auch scheinen möchte, wenn alle Bewohner des Erdkreises durch einerlei Zunge sich sogleich gegenseitig verständigen könnten: mit so vielen Nachtheilen würde es für die Freiheit der Völker und ihrer Geistesthätigkeit verbunden sein. — Eigene Sprache gibt eigene Denkart dem Volke; Verschiedenheit der Sprachen begründet die Verschiedenheit der Nationen. Wo aber diese ist, da findet edler Wetteifer statt. Das Beispiel der Einsicht, Aufklärung und des Wohlstandes der Einen reizt die Andern zur Nachahmung. — Die Verschiedenheit der Sprachen begründet die Verschiedenheit der Ansichten und Kenntnisse. Wie die Mannigfaltigkeit derselben unter einzelnen Menschen zum Widerspruch, der Widerspruch zur Kraftentwickelung, die Entwickelung der uns inwohnenden Kraft zu dem führt, was gut und wahr und recht ist: so geschieht es auch von Nationen zu Nationen. Darum soll im Weltall kein todtes Einerlei, sondern ein immerwährendes Ringen von Kraft gegen Kraft sein, daß aus der Gährung des Ganzen ein immer Vollendeteres hervorgehe.

Ueberall in der Körper- wie in der Geisterwelt das gleiche, große, Alles leitende Gesetz! — Ueberall, o Ewiger, Allweiser, Dein erhabener Wink, daß Alles, was da ist, nur zur Veredelung unserer unsterblichen Seele wirke. Diese ist es, zu deren Erzieherin Du alle Naturkräfte, alle Schicksale erschufst. Damit sie sich entfalten möge zu ihrer Herrlichkeit, gabst Du uns die Wundermacht der Sinne, den Reiz der Gefühle, die Zartheit des Geschmacks, füllteſt Du die Luft mit Düften, enthülltest Du der Wesen Formen und Farben, bewegtest Du uns durch Töne und Sprache — und darum sandtest Du dem Menschengeschlechte, dem sinnlichen, sündigen nachdem die Zeit erfüllt war, Deinen ewigen Sohn, unsern Befreier, Erlöser, daß er noch das Göttlichere kund thue!

Anbetungswürdiger! Angebeteter! Ich schaudere froh in der Mitte der Wunder, die mich umschweben, in der Mitte der Wunder, in welche Du mich, wie in ein Kleid, gehüllt hast. Dies Kleid wird einst abfallen; Deine Allmacht wird mir ein herrlicheres reichen. Die Welt, wie ich sie durch meine Sinne bisher erkannte, wird vor meinem brennenden Auge verschwinden, aber eine andere, wunderbarere, schönere wird sich vor mir aufschliessen. — O! Vater, Vater, ich bin nicht würdig der Gnade und Liebe, welche Du mir erzeigt hast. Ach, könnte ich hienieden mich so vollenden, daß ich Deiner Huld würdiger wäre! Aber in Betrachtung Deiner will ich mich heiligen. Bleibe mir mit Deiner Gnade! Amen.

291.

Freigebigkeit der Natur.

Erste Herbstbetrachtung.

1. Mos. 32, 10.

Allschaffender, wer ist Dir gleich,
Alliebender Erhörer!
Wie bist Du so unendlich reich,
Mein Vater, mein Ernährer!
Mit Tausenden empfangen wir
Alltäglich, bester Gott, von Dir
Licht, Leben, Brod und Kleidung.
Was unser Leib bedarf, Du gibst
Es, Vater, uns mit Freuden;
Keins Deiner Kinder, die Du liebst,
Darf Noth und Mangel leiden.
Du beutst ja jeglichem sein Brod:
Der Mensch nur selber schafft sich Noth
Und bauet sich sein Elend.

Während Gott die Menschen und die Welt beglückt, wie unaussprechlich elend macht der Mensch sich selbst und die ganze Welt durch den Wahnsinn seiner Leidenschaften! Wie demüthigend ist diese Erinnerung! Wer möchte da nicht mit dem Erzvater Jakob ausrufen: Wir sind zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an uns gethan hast. (1 Mos. 32, 10.)

Viel tausend Landleute zitterten im Laufe des Jahres vor dem nachtheiligen Einflusse der Witterung. — Aber wie vergeblich war ihre Angst! War nicht eben dieses Jahr eins der fruchtbarsten? — Wie leicht verliert doch der arme Sterbliche Glauben und Muth! Wie maßt er sich doch bei aller Beschränktheit seines Verstandes so gern an, mit seinen dem Lauf der Dinge ganz entgegengesetzten Wünschen die Maßnahmen des ewigen und allein weisen Weltbeherrschers zu tadeln! Wie bildet er sich in seiner Schwachsinnigkeit so gern ein, es besser zu wissen, als der Vater und Herr der Welten, von dem alle guten Gaben kommen! — Wahrlich, wir sind zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an uns gethan hast.

Und indem ich nun den Reichthum und Segen Gottes in diesem Jahr erblicke; höre, wie man rings umher mit den Aernten zufrieden ist; wie man keine Hungersnoth, keine Theurung zu befürchten hat; kann ich mich in meiner der Andacht geweihten Einsamkeit würdiger beschäftigen, als damit, daß ich den Blick zu dem Geber dieses Segens emporrichte und auf die geheimnißvolle Haushaltung der Natur bewundernd hinschaue?

Er gibt uns Speise und Trank, und nähret Alles, was da lebet auf Erden! — Ach, und wie viel lebet auf

Erden! — Das Wort Alles ist so leicht dahin gesprochen, aber unsere Einbildungskraft bebt zurück, wenn sie sich dies Alles vorstellen soll. — Wenn man nur von einem Berge herab eine volkreiche Landschaft mit ihren vielen Dörfern und Wohnungen übersieht, und ungefähr weiß, wie viel tausend Menschen aller Stände und Alter auf dem Flecken Landes wohnen, welchen das Auge übersieht, und weiß, wie viel Lebensmittel jeder Art dazu gehören, das ganze Jahr hindurch nur einen Menschen zu ernähren: wie muß man erstaunen, daß jedes Fleckchen Land so viel Menschen ernähren kann! Woher ein zureichender Vorrath von Lebensmitteln für Alle?

Und wie ausserordentlich groß ist die Zahl der Sterblichen, welche auf der ganzen Erde zerstreut wohnen! In Europa allein, wo auch wir wohnen, leben derselben an hundert und achtzig Millionen. In Asien, dem eigentlichen Stammlande des menschlichen Geschlechts, mögen wohl fünfhundert Millionen Menschen sein. In Afrika schätzt man die Zahl der Einwohner freilich nur auf hundert und zwanzig Millionen, weil daselbst ungeheure Sandwüsten ganz ohne Leben sich in unabsehbaren Fernen verbreiten. Allein zum Theil eben diese Wüsten, zum Theil die Wildheit der Menschen, welche längs den sandigen Einöden wohnen, haben verhindert, in das Innere dieses großen Welttheils einzudringen. Man weiß heutiges Tages mit ziemlicher Gewißheit, daß dort große und volkreiche, fruchtbare Länder liegen; daß dort handels- und gewerbreiche Städte sind, welche an Größe und Bevölkerung den größten Städten in Europa gleichkommen. — Die Anzahl der Menschen, welche den amerikanischen Boden bewohnen, ist verhältnißmäßig zu den weitläufigen Landstrichen gering und beträgt noch nicht hundert Millionen; so wie auch der fünfte, erst vor wenigen Jahrzehnden genauer entdeckte Welttheil der Südländer nur einige Millionen Einwohner haben mag; so daß man die Menge Menschen, die jetzt auf Erden leben, über neunhundert Millionen stark schätzt.

Neunhundert Millionen Menschen erwarten täglich auf Erden, durch Gottes, ihres Schöpfers und Vaters Gnade, Speise, Nahrung und Nothdurft des Lebens. Und der Vater dieser Millionen, der Allbarmherzige, sorget für sie Alle; kennt die Bedürfnisse jedes Einzelnen, des sterbenden Greises und des kaum zur Welt gebornen Säuglings, des Schiffers auf dem Meere, der in demselben Augenblick mit Sturm und Wellen kämpft, als der Wanderer in kalten Weltgegenden Wurzeln unter dem Schnee aus der kalten Erde hervorsucht, oder ein Anderer in den brennenden Sandwüsten nach einem Tropfen Wasser schmachtet, und plötzlich eine stille Quelle rinnen sieht. Für Alle sorgt der Herr; und jedes Jahr und jeder Tag sieht seine Güte neu werden. Sein Reichthum ist unerschöpflich.

Kleinmüthiger, warum bekümmerst du dich alle Tage so ängstlich: was werden wir essen, was werden wir trinken? — Mütter, Väter, warum jammert ihr so vertrauenslos um das Schicksal eurer Kinder, wenn ihr ihnen früh absterben und kein Vermögen hinterlassen solltet? — War es denn eure Kraft, oder war es nicht vielmehr Gottes Huld und Kraft, die euch bisher nährte und kleidete? — Gehet hin, betet und arbeitet; für das Uebrige laßt den Vater sorgen, dem wir Alle angehören. Werfet eure Sorgen auf den Herrn, er wirds wohl machen. Der, welcher täglich über neunhundert Millionen Menschen erhält und nährt, wird von seinem reichlichen Gastmahl wohl auch noch Brosamen genug übrig haben, Dich und die Deinigen genugsam zu sättigen. Denn siehe, so viel ihrer sind, sie werden Alle satt, und es bleiben noch Nahrungsvorräthe genug von einem Jahr zum andern übrig. Und würden der Menschen auf Erden noch mehr, als schon sind, sie würden alle ihr Lager, ihr Kleid, ihr Obdach, ihre Speise, ihren Trank finden.

In der That sind bis zum heutigen Tage noch lange nicht alle Gegenden der bewohnbaren Oberfläche des Erdballs bevölkert, so fruchtbar und ergiebig auch der Boden sein mag. Da verderben die schönsten wildwachsenden Früchte; Keiner genießt sie. Da keimen und vermodern ungeheure Waldungen, durch deren Finsternisse vielleicht noch kein Mensch zu dringen wagte. Wilde, reissende Thiere und Gewürme nisten dort ungestört, bis sich das Geschlecht der Menschen ausbreitet. Es könnten der Sterblichen noch um die Hälfte mehr leben, als heute vorhanden sind, und alle würden zu ihrem Unterhalt hinreichend finden.

So groß ist Gott; so unerschöpflich sein Segen.

Es ist auch gar nicht unwahrscheinlich, daß die Anzahl der Menschen auf Erden noch täglich anschwelle, und sich in bisher noch niemals bewohnte Gegenden ausbreite, so gewiß es von der andern Seite ist, daß auch das bewohnbare Land, seit Schöpfung der Welt, von Jahrtausend zu Jahrtausend zugenommen hat.

Ein einziges Menschenpaar bewohnte ursprünglich das glückliche Eden. Es war dies Menschenpaar genug, daß der Erdball bevölkert wurde, und heute noch über neunhundert Millionen von dessen Nachkommen leben.

Es ist wohl nicht weit von der Wahrheit, wenn man behauptet, daß Anfangs, gleichsam in der Kindheit des Erdballs, derselbe größtentheils von Wasser bedeckt war, und nur einzelne Inseln, jetzt Gipfel und Rücken hoher Länder, aus dem unermeßlichen Wasserspiegel hervorragten. Das Meer, welches den Erdkörper umfing, nahm immer mehr ab; die Inseln wurden größer, das feste trockene Land erweiterte sich. Viele Inseln stießen endlich mit ihrem Boden zusammen, wurden zu Welttheilen. So finden Reisende die zuverlässigsten Spuren, daß der Welttheil Amerika und derjenige der Südländer am spätesten aus dem großen Weltozean hervorgestiegen seien. Noch jetzt haben sich dort die Wasser nicht alle verlaufen; noch jetzt ist dort der größte Theil des Bodens feucht und morastig, mit Seen und Sümpfen ohne Zahl durchzogen; die Ströme sind so breit, so tief, wie keiner der gewaltigsten in andern Weltgegenden; die Luft ist noch in vielen Gegenden dort so ungesund, daß nur wenige Thierarten in derselben leben mögen, und keine Thierarten sind daselbst häufiger, als Gewürme, Insekten und anderes Geziefer, welches zugleich im Wasser und auf dem Lande fortdauern kann.

Noch jetzt ist der größte Theil des Bodens mit Wasser bedeckt, das heißt, nur etwa der vierte Theil ist Land, Alles Andere nur Meer. Man hat berechnet, daß von neun Millionen und einigen hunderttausend Meilen der ganzen Erdoberfläche nicht mehr als zwei Millionen und viermalhunderttausend Meilen ins Gevierte Land sein mögen. Noch jetzt bemerkt man an vielen Meeresufern, wie das Gewässer langsam zurücktritt; wie Städte, Dörfer, welche damals an dem Gestade lagen, jetzt fern von dem-

selben am Lande liegen; wie Seehafen, worin vor Zeiten die größten Schiffe Raum und Wasser fanden, heutiges Tages ganz oder zum Theil trocken oder nur mit Schlamm angefüllt sind, der nach Jahrhunderten zum festen Lande wird, je weiter das Meer zurücktritt.

So leidet demnach die Oberfläche des von uns bewohnten Weltkörpers fortwährende Veränderungen. Wie ganz anders war sie noch vor fünftausend Jahren! Die Länder, welche wir heute bewohnen, unser schönes Vaterland, war damals nur noch eine ungeheure endlose Wildniß, unbewohnt, rauh, kalt, voller Moräste, Sümpfe, Waldströme, ein ungesunder Aufenthalt. — Aber in Asien glänzten prachtvolle Städte voller Ueberfluß: Babylon, Tyrus, Sidon, Ninive, Jerusalem. — Jetzt blüht hingegen unser Vaterland; hier drängen sich Dörfer an Dörfer; hier schimmert der Wohlstand zahlloser Städte; hier, auf dem Grunde der ehemaligen Einöden und Wildnisse, duften einheimisch die Blumen entfernter Länder, gedeihen die Weintrauben und Früchte des warmen Morgenlandes; hier ruht der Segen Gottes auf unübersehbaren Fruchtgefilden, die das ganze Land zu einem einzigen großen Garten machen.

Und wo ist das stolze Babylon, wo ist das reiche Sidon und Tyrus, wo Ninive, wo das weiland hochgepriesene Jerusalem geblieben? Ihre Pracht ist dahin. Von den meisten dieser großen Hauptstädte der Welt ist kaum noch eine Spur zu erkennen. Ihre wenigen Trümmer liegen verloren in menschenleeren Wüsten. — Selbst der Boden ist vertrocknet, es fehlt an Quellen, an Bäumen. Salpeter und Schwefel, und brennbare Stoffe anderer Art erfüllen den Grund, erschüttern die Erde. Selbst Jerusalem, die heilige, edle Stadt, ist jetzt voller Armuth und Trümmer, kaum noch von zwanzigtausend Seelen bewohnt.

Was wird nach vier- bis fünftausend Jahren die Erdoberfläche sein? Wo wird man die stolzen Hauptstädte unsers Welttheils suchen, die heute noch für eine Ewigkeit gebaut zu sein scheinen? In den Wäldern der sogenannten neuen Welt, in jenen amerikanischen Wildnissen, wo heute noch mit häßlichem Gewürm und Schlangen der nackte Wilde kämpft, wird dann vielleicht der Hauptsitz der Pracht und Macht, der Wissenschaften und Künste zwischen bewanderungswürdigen Tempeln und Palästen sein; und von unsern heutigen Städten und Ländern wird man vielleicht dann dort reden, wie wir jetzt von dem untergegangenen Ninive, Tyrus und Sidon.

Was aber auch Jahrtausende nach uns auf Erden verwandelt sein möge — Gottes Barmherzigkeit gegen das menschliche Geschlecht bleibt unverwandelt; seine Gnade auch nach Jahrtausenden neu; sein Reichthum und Segen auch nach Jahrtausenden unerschöpft, und wenn die Menge der Sterblichen längst weit über tausend Millionen hinweggewachsen wäre.

Wenn ich die Milde des allmächtigen Vaters, die Freigebigkeit der Natur, aus diesem hohen Gesichtspunkte betrachte, wie verliert sich mein Blick schaudernd in das Unermeßliche der Räume und Zeiten! Wie groß ist Gott! Wie klein ist der Mensch! wie thöricht mein allzuängstliches Zittern um das tägliche Brod! — Ach, er, der an das Wohlsein, an die Seligkeit von tausend Millionen mir gleicher Wesen denkt, wird er meiner vergessen können? Er, der, wenn längst mein Gebein im Grabe modert, noch für tausend Millionen Rath und Hilfe hat, sollte er allein für meine Geliebten, die mich einst überleben, an Rath und Hilfe arm werden?

Und ist es denn nur dies Menschengeschlecht allein, für welches Gottes Güte Nahrung schuf, und jährlich schafft? Wie klein ist die Anzahl der Menschen im Vergleich mit andern lebendigen Geschöpfen, welche ebenfalls von der Natur ihre Nahrung fordern! Wer könnte die Menge derselben zählen, oder auch nur ungefähr berechnen? — Und siehe den Vogel in der Luft, den spielenden Fisch im Bach, den Käfer am schwankenden Grashalm — jedem ist sein Mahl bereit, keiner geht leer aus. — Und sind es die Bewohner dieses Erdensterns, die Menschen aller Weltgegenden, die zahllosen Thiere aller Gattung allein, welche die Huld ihres Schöpfers ansprechen? Ach, was wir unübersehbar, zahllos, unermeßlich auf Erden finden, ist doch nur ein kleiner Wassertropfen aus dem Ozean des göttlichen Weltalls, worin die Sonnen schimmern wie Funken, und die Erden wie Staubkörner. Es endet der Reichthum Gottes nicht mit den Grenzen unserer Länder und Meere. Die Natur, deren Freigebigkeit dich in tiefes Erstaunen setzt, ist in andern Welten nicht minder thätig und nicht minder verschwenderisch. Oder könntest du glauben, daß jene Millionen großer Weltkörper, die im ewigen Himmel nach ewigen Gesetzen sich dahin bewegen, Monde um Erden, Erden um Sonnen, Sonnen um Weltsterne, — könntest du glauben, daß jene Millionen Welten, von denen die Erde, auf welcher wir wohnen, eine der kleinsten ist, alle versäumt und vergessen wären, um unsertwillen? — Wer darf das auch zu träumen wagen?

Du bewunderst in den Aernten deines Dorfes, deiner Stadt, deines Vaterlandes, die Freigebigkeit der Natur, den Segen des himmlischen Vaters. Dein Herz ist mit Dank erfüllt. Du erhebst die Stimme, ihn zu preisen, den Grundgütigen. Aber schwinge dich zu der Höhe empor, in welcher uns Jesus Christus den Vater des Weltalls zeigte; laß deinen Blick über die Aernten aller Völker und Länder des Erdrundes hinfliegen; dann durch die Unendlichkeit der Sterne bis zum letzten, welchen dein Auge noch als Lichtnebel erkennen mag — gedenke aller Wesen dort, die auf seine Güte und Barmherzigkeit hoffen, die er alle, Alle froh und selig macht: dann gedenkest du Gottes würdiger, und im Erstaunen und Entzücken verstummst du anbetend. Auch dein Verstummen ist Gebet!

Dann wirf den Blick wieder auf dich selbst zurück — wie du Einzelner von deinem Vater im Himmel seit der ersten Kindheit so wunderbar, so gütig gepflegt wurdest; wie du noch immerdar Speise und Trank fandest, und nie vergessen warst; wie sich Alles um dich her so vortheilhaft und wohlthätig fügte, als wäre das ganze menschliche Geschlecht, als wären Erde und Himmel, als wären alle Schicksale sonst für Keinen, nur einzig für dich allein da und für dich allein so geordnet! — Was empfindest du dann? —

O Vater, du unendlich huldvoller, unendlich reicher, unendlich barmherziger Vater aller Wesen — mit schauerndem Entzücken blicke ich empor zu Dir und stammle: Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die Du an mir gethan hast. Was bin ich, daß Du meiner so gnädig gedenkest? — Jede Jahreszeit ist eine Verkünderin Deiner Weisheit, Deiner Allmacht, Deiner Liebe;

aber die Jahreszeit der Aernte redet von Deiner überströmenden Gnade und Segensfülle am lautesten.

Die Felder sind bald leer. Der Winter will sich bald verkünden. Schon geht die Natur gleichsam zu ihrer langen Ruhe ein, worin sie, wie in wohlthätigem Schlummer, ihre Kräfte verjüngt. Aber der Mensch ist geborgen und versorgt. Seine Vorrathskammern sind gefüllt, es wird Keiner verderben.

So hast Du es angeordnet, Vater meines Lebens. Auch ich war in den Plan Deiner Liebe eingeschlossen; auch ich bin nicht von Dir vergessen. O hinweg, meine Kleinmüthigkeit! Warum zittere ich sorgenvoll vor künftigen Tagen? Warum bin ich traurig, wenn ich wahrnehme, wie Krieg und Verheerung meinen Wohlstand vermindern? — Der das Glück aller seiner Erschaffenen so sorgsam bereitet: er wird mein nicht vergessen, mich nicht sinken lassen! — Dem Menschen fehlet niemals Gottes Gnade, wohl aber Vertrauen zu seiner Weisheit und Liebe; es fehlet ihm niemals das Nöthige, wohl aber Genügsamkeit mit dem Nöthigen!

292.

Freigebigkeit der Natur.

Zweite Herbstbetrachtung.

Psalm 34, 9.

Wie schön, wie wundersam erhält,
Gott, Deine Macht die ganze Welt!
Wie krönst Du jede Jahreszeit
Mit ihrer eignen Herrlichkeit!

Wie reizend war des Frühlings Pracht,
Begeisternd schön die Sommernacht! —
Nun lehrt der Herbst uns mit Vertrau'n
Auf Dich empor, Allsegner, schau'n.

Des Ueberflusses Füllhorn gießt
Er über uns; Dein Segen fließt;
Wir sind versorgt, wir sind bedacht,
Denn Deine Liebe hat gemacht.

Warum denn, meine Seele, magst
Du zweifeln? Sprich, warum verzagst
Du noch so oft im Lebenssturm?
Sorgt nicht der Herr auch um den Wurm,

Und sorget Gott auch um den Wurm?
Denkt er auch dein im Lebenssturm.
Drum blick' empor, drum werde Licht!
Gott liebt dich noch, verzage nicht.

„Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist!" ruft uns der heilige Psalm in die Seele. Wohl jeder Tag im Jahre gibt uns Anlaß, die Güte und Freundlichkeit unsers Gottes zu bewundern; doch am meisten immer die Jahreszeit des Herbstes. Da ist es, wo der Schöpfer allen seinen Erschaffenen auf Erden gleichsam das tägliche Brod austheilt, und ihre Vorrathskammern für viele Monate anfüllt, damit Keins verderbe. Es ist keine Wiese, kein Wald, es ist kein Garten, kein Acker, der nicht ein Schauplatz des himmlischen Segens gewesen wäre, oder noch jetzt ist; wo nicht die Schätze der Erde ausgebreitet lagen, oder noch liegen, allen Kreaturen ein Trost. Und wenn schon hin und wieder eine Hagelwolke, ein allzulanger Regen, eine allzugroße Dürre, ein früher Frost einigen Schaden stifteten: die verdoppelte Fruchtbarkeit anderer Erdstriche gibt doppelten Ersatz. Es soll Keins verderben. Länder, welche durch Unfruchtbarkeit des Jahres litten, empfangen Hilfe von andern Gegenden. Es entsteht zwischen den Völkern ein wohlthätiger Umtausch und Handel. Es gibt jedes seinen Ueberfluß dem andern, um dafür zu empfangen, was ihm selber mangelt.

Allerdings wird auf diese Art ein theilweises Fehlschlagen der Aernte, eine theilweise Unfruchtbarkeit des Bodens zum wahren und großen Segen des menschlichen Geschlechts, wenn gleich einige Personen darunter leiden mögen. Gott will nämlich, daß unter uns Einer des Andern Diener sei, daß Einer dem Andern nütze mit seinen Vorzügen und Gaben. Eine solche durch Mangel und Ueberfluß erzeugte Verbrüderung der einzelnen Sterblichen, und ganzer Völker und ganzer Welttheile, ist wahrlich mehr werth, als wenn wir alle im Ueberflusse schwämmen und Keiner des Andern bedürfte. Denn wir sollen doch nie vergessen, daß wir nicht auf Erden sind für Speise und Trank und Sinnenlust, Bequemlichkeit und Schlaf und Wachen, gleich den Thieren; sondern für etwas Höheres, nämlich für die Erhebung, Läuterung und Vergöttlichung unsers unsterblichen Geistes. — Wir sollen doch nie vergessen, daß wir nicht den Geist empfangen haben, als ein Werkzeug des Körpers, und daß er dem Leibe und dessen Bedürfnissen und Gelüsten diene; sondern daß der Leib nur ein Werkzeug und Diener des Geistes sein solle, damit derselbe sich jede Vollkommenheit leichter zueigne. Darum ist engere Verbindung der Menschen mit Menschen, der Nationen mit Nationen nothwendig, daß Einer dem Andern Hand biete; daß Einer den Andern zum Wetteifer im Guten reize; daß Einer den Andern belehre. — Und zu solcher gegenseitigen Verbindung und Hilfe ist kein gewaltigerer Reiz, als theilweiser Ueberfluß und Mangel.

Es ist gut, daß wir, im Herbst besonders, die ungleiche Vertheilung der irdischen Güter und des Aerntesegens aus diesem erhabenen Gesichtspunkte betrachten, um richtiger zu urtheilen; um, wenn wir schlechtere Aernten hielten, als unser Nachbar, uns darüber mit Würde und Wahrheit zu beruhigen; oder, wenn uns Gottes Segen ganz ausgezeichnet beglückte, desto klarer unsere Pflichten zu erkennen, die wir damit gegen andere Menschen empfingen.

Es ist ja im ganzen Weltall nicht von Ungefähr, sondern Alles hat seinen guten Zweck, und Alles muß sein, wie es ist und kommt, damit das große Ganze wohl bestehe. So sind die theilweisen Störungen in der allgemeinen Fruchtbarkeit des Erdbodens, so ist der Segen, der dich, der Mangel, der den Nachbar trifft, kein bloßer Zufall. — Was ist denn Zufall und Ungefähr? Wäre es etwa ein Geschick, das wider den Willen des Allmächtigen, wider das Vorherwissen des Allweisesten geschähe? Welch ein Unsinn! So wäre neben Gott ein Anderer im Weltgebäude, der mächtiger als die Allmacht sein müßte!

Es ist kein Zufall im Gelingen und Mißlingen der Aernten. Darum, Christ, welches Loos dich auch getroffen, nimm du nicht selbst dies Loos im verkehrten Sinn, sondern wisse, was dir geschah, war berechnet. — Es war berechnet, sowohl für das Heil des Ganzen, als für dein eigenes. Die höchste Weisheit gab es dir; die reinste Vaterliebe gab es dir; darum empfange es mit kindlich dankbarer Liebe. Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist; wohl dem, der auf ihn trauet.

So veränderlich auch in Rücksicht der Fruchtbarkeit des Bodens die Jahrgänge sein mögen, so ist doch so viel gewiß, daß im Ganzen die Fruchtbarkeit der Erde zur Erhaltung ihrer Bewohner eben so wenig abnimmt, als die Vaterliebe des höchsten Wesens gegen seine Geschöpfe. Es kann sein, daß durch Krieg oder Ueberschwemmungen, durch Pestseuchen, welche weite Landstriche menschenleer machen, oder durch Erdbeben und Verschütterungen ehemals blühend gewesene Gegenden Wildniß und Wüste werden. Aber dagegen wird die Schöpfungskraft der Natur unter andern Himmelsstrichen nur thätiger. Und ob auch ein Jahr oder ein Jahrzehnd vollkommen unfruchtbar ausfiele, kann ein einziger gesegneter Herbst Alles wieder ausgleichen.

Die Freigebigkeit und Kraft der Natur ist unbeschreiblich, jeden Schaden, wäre er auch noch so groß, schnell wieder zu ersetzen. Das feste Land hätte nicht Raum genug, alle Weltmeere, alle Ströme, alle Bäche des Erdbodens wären zu eng, der athembare Luftraum über unsern Häuptern viel zu niedrig und beschränkt, wenn aller Samen, den die Natur jeden Herbst mit verschwenderischer Hand ausstreut, gedeihen könnte und müßte.

So wie ein einziges Menschenpaar hinreichend war, die ganze Welt mit Bewohnern anzufüllen: so ist eine einzige Pflanze genug, oder ein einziges Thierpaar, binnen wenigen Jahren ganze Welttheile mit ihren Gattungen zu bedecken. Brächte irgend eine Pflanze nur eine einzige Frucht zur Reife mit zwei Samenkörnlein, so würde das folgende Jahr schon zwei dergleichen, das zweite Jahr vier, das dritte Jahr acht dergleichen Pflanzen setzen; nach zwanzig Jahren wären von derselben schon eine Millien einundneunzigtausend zweihundert sechsundneunzig Stück vorhanden. Nun aber, wie eine unbeschreibliche Menge von Samen trägt nicht jede Pflanze, vom kleinsten Grashalm bis zur höchsten Tanne! — In einer einzigen Sonnenblume hat man schon bei viertausend Samen gezählt; in einer Mohnpflanze mit vier Mohnköpfen hat man in jedem Kopf zehn Abtheilungen, und in jeder Abtheilung achtzig Samen gefunden: folglich hat ein einziges ausgesäetes, und zur Frucht gekommenes Körnlein Mohnsamens zu dreitausend zweihundert andern Mohnpflanzen den Samen hervorgebracht. — Welch ein unermeßlicher Reichthum der Natur! Und doch ist dies nur ein Werk eines einzigen Jahres bei einer solchen Pflanze; aber viele Gewächse leben auch mehrere Jahre mit gleicher Fruchtbarkeit; manche, gleich der Eiche, zwei und drei Jahrhunderte. Was eine einzige Tanne im Zeitraum von hundert Jahren ihres Lebens an Samen hervorbringt, kann nicht gezählt, und könnte es gezählt werden, kaum mit Zahlen bezeichnet werden, zumal wenn man annehmen wollte, daß jedes Sämlein wieder einen samentragenden Baum hervorbrächte.

So groß die Menge der Geschöpfe auf Erden ist, welche Nahrung fordert: immer ist sie doch klein zu der schwelgerischen Fülle, mit welcher die Natur sie alljährlich zu bewirthen trachtet. Es wird beiweitem nicht Alles in einem Jahre verzehrt, was nur das Pflanzenreich Genießbares hervorbringt. Ein großer Theil des Gastmahls wird gleichsam wieder abgetragen vom großen Gottestische, und verdirbt, nein, sondern düngt und befruchtet, die Erde.

Eine gleiche Freigebigkeit beobachtet die Natur auch mit den Gaben des Thierreichs. So viele Thiere alljährlich dahinsterben, theils weil ihre Lebenszeit vollbracht ist, theils weil sie andern zur Nahrung dienen müssen: wird dennoch immer daran ein hinreichender Vorrath vorhanden sein. Dabei herrscht, wie in der Pflanzenwelt, das wohlthätige Gesetz: wie nothwendiger und nützlicher Pflanzen oder Thiere sind, je leichter geschieht jederzeit ihre Vermehrung. Eben so ist die Fruchtbarkeit der Thiere im abgemessenen Verhältniß zu ihrer Lebensdauer. Geschöpfe, die nur ein kurzes Dasein haben, vermehren sich schneller, als die, welche mehrere Jahre oder Jahrzehnde leben können. Raubthiere sind minder fruchtbar, und ihre Jungen finden mehr Hindernisse, aufzukommen, als andere Thiere, welche zur Nahrung und Bekleidung dienen. Alles steht und bleibt im immerwährenden Gleichgewichte. Es darf kein Zuviel, kein Zuwenig im Weltall sein. Während Löwen, Tiger, Hiänen und Krokodille sich nur schwach vermehren, vertausendfachen sich die Fische im Wasser, die Vögel, Insekten und Gewürme heilsamer Art.

So ist die Freigebigkeit der Natur nur durch die Weisheit und Güte des Schöpfers begrenzt, daß eben in Allem genug sei, damit Alles bestehe. Darum ward auch jeder Weltgegend immer dasjenige vorzugsweise als Eigenthum gegeben, was für sie das Nützlichste ist, an Pflanzen, Thieren und andern natürlichen Schätzen. Den kalten Himmelsstrichen wurden hohe, weit verbreitete Waldungen zu Theil, den heissen Ländern kühlende Früchte und kräftige Gewürze, die von der allzugroßen Wärme erschlafften Gefäße des menschlichen Leibes zu stärken. Was allen Gegenden heilsam ist, ward allen in der Aernte gegeben. Perlen findest du in wenigen Meeren und Flüssen, Gold in wenigen Bergen; aber Salz bricht in Felslagern, sprudelt aus Quellen, legt sich an Meeresklippen überall an; und das höchst nutzbare Eisen wird in den meisten Ländern gewonnen. Der Löwe und Tiger liebt die Wüsten heisser Länder; der Wolf und Bär die Einöden des Waldes und Gebirges. Vergebens würde man sich Mühe geben, ihre Vermehrung in Gegenden zu versuchen, die ausser dem engen Bezirk liegen, welchen ihnen die Natur anwies. Aber das edle Roß, das nützliche Schaf, das Schwein, die Ziege, werden leicht in kalten wie in heissen Gegenden so einheimisch, als sie in unsern gemäßigten Landesstrichen sind.

Doch was wage ich den Haushalt Gottes in seiner wunderbaren Anordnung der Erde und ihrer Bewohner, der Jahreszeiten und ihrer Wirkungen zu beschreiben! Indem ich nur den flüchtigen Blick darauf hinlenke, verliere ich mich in das unendlich Mannigfaltige von Schöpfungen und Verhältnissen; und ich sehe tausend Dinge, deren Zweckmäßigkeit in Allem und für Alles mich in Erstaunen setzt; und sehe Millionen Dinge, von denen ich in meiner Unwissenheit nicht sagen kann, warum sie sind. — Allein mein Glaube hält an Gott. Ich habe genug gelernt, um zu begreifen, daß Alles nothwendig sei, was der Herr schuf; und daß Alles nothwendig sei, weiß ich, weil ich seine überschwengliche Liebe kenne.

Ich schmecke und sehe in dem Segen jedes Herbsttages, wie freundlich der Herr ist. Wohl dem, der auf ihn trauet!

Was sollte dem Menschen auch wohl ein festeres, innigeres Vertrauen auf die freundliche, natürliche Fürsorge Gottes einflößen, als solch ein stiller Blick auf die Wunder der Herbstzeit! Da am sichtbarsten enthüllt sich bei

einer Mannigfaltigkeit von Schätzen, welche die Natur uns zum Genusse darbietet, der Wille des Höchsten, Alles aufrecht zu halten und Jedem das Seine zu geben, so lange das Dasein auf Erden währt. — Wozu nun der Kummer um die künftigen Tage?

Es spricht der Herbst: Gott lebt, Gott gibt! — Und der Mensch hört es und sieht es, und schmeckt es, wie freundlich der Herr ist — dennoch mangelt das rechte christliche Vertrauen im Herzen so manches Christen. — Es spricht der Herbst: Was der Vater verheißen, das weiß er dem Kinde auch wohl zu erfüllen. Siehe, was dich im Frühling als Blume anlächelte vom Baume herab, das duftet dich jetzt als süße, nahrhafte Frucht an. Dennoch geht der bange, schüchterne Mensch in selbstgeschaffener Noth umher, so tief gebeugt, als hätte er keinen Vater im Himmel. — Ach, ohne ihn wäre wohl das ganze Leben werthlos.

Du sagst zwar: ich habe Zuversicht auf Gott. Aber warum wird dein Auge finster, wenn du an den Verfall deines Wohlstandes, an das Stocken deines Handels und Gewerbes, an die Verdienstlosigkeit dieser Tage denkst? — Du mußt entbehren, Tausende müssen es wie du. Aber was dir eine schlechte Zeit ist, das ist tausend Andern in andern Gewerben, Künsten und Beschäftigungen eine wohlthuende, bereichernde Zeit. Und dieser Umschwung der Glücksgüter ist in dem Plane der Weltregierung so gut eingerichtet, als der Sturm, welcher Mauern einreißt, Saaten und Wälder niederschlägt, Schiffe versenkt, und dagegen aus den gereinigten Lüften Gesundheit über große Landstriche gießt. Es wechseln Vermögen und Gut unter den menschlichen Familien, auf daß Keiner glaube, er allein sei der auserwählte Günstling des Himmels; oder daß Keiner glaube, diese Güter seien das Bleibende und Aechte auf Erden. Einer soll mit seinen Gaben dem Andern helfen; durch Befehl und Gehorsam abwechselnd sich Eins mit dem Andern verknüpfen. Irdische Bedürfnisse sind wünschenswerth; irdisches Gut ist behaglich. Aber Freiheit und Losgebundenheit des Geistes von aller Herrlichkeit, welche die Erde gibt, ist noch unendlich preiswürdiger; denn solche Freiheit ist der Zweck unsers Lebens. Begreifst du den Sinn dieser Worte nicht, so wirst du ihn erst in der Schule der Noth verstehen lernen. Je mehr dich die Erschütterung deiner häuslichen Umstände, der Verlust dieses oder jenes Genusses schmerzt, desto nothwendiger war dir jene Erschütterung, dieser Verlust. Ohne sie hättest du gemeint, das Leibliche, Sinnliche, sei Alles; du wärest im Irdischen untergegangen; du hättest den Geist im Staube ersticken lassen.

Blicke auf Gott, und sei genügsam mit demjenigen Maß seines Segens, welches er deinen Arbeiten bestimmt. Lerne Alles, reich sein und arm sein; wohlleben und darben; je nachdem die Zeiten und Umstände wechseln. Was liegt daran? Wenige Jahre, und du wandelst nicht mehr auf Erden. Aber das verlerne nicht: im Wechsel der Zeiten und Umstände immer derselbe zu bleiben, wahrhaft, unschuldig, menschenfreundlich. Daran liegt viel. Wenige Jahre, und du wandelst nicht mehr auf Erden; aber was du gewesen bist, das wirst du im Ewigen sein. Die irdischen Aernten sind für das Jahr; es gibt aber eine geistige, heiligere Aernte, ohne welche das ganze Dasein werthlos wäre.

Wohl dem, der auf Gott trauet! denn ein solcher bemächtigt sich einer Aernte, die keine Witterung, keine Menschenlaunen zu fürchten hat. Und sammelt er nicht äussere Schätze, er gewinnt doch, was allen Reichthum übertrifft, und durch alles Gut der Welt nicht gekauft wird, inneres Glück. — Mögen dann die Stürme des Krieges alle Aernten deines lebenslangen Fleißes vernichten — das stille Glück eines mit Gott innig vereinten Gemüthes können sie dir nicht zerstören. — Vertraue Gott, fürchte nichts. Gehe muthig in deinen Berufswegen hin: du bist in deiner festesten Burg, wo du am meisten göttlich thust. Was noch Uebels geschehen könnte, erwäge nicht, ohne immer dabei zu denken, was Gutes auch damit begegnen werde. Zwar du siehst nicht viel Gutes vor; aber weißt du denn auch gewiß, wie viel Böses kommt? — Aengstige dich nie um das, was werden wird; das Unglück, selbst das größte, ist nur ein augenblicklicher Streich, und dann vorüber. Aber die in das Künftige hinauswitternde Angst des Menschen ist die muthwillige Lebensvergiftung und eine willkürliche Schöpfung von zehntausendfachem Unglück.

Schmecket, und sehet, wie freundlich der Herr ist. Wohl dem, der auf ihn trauet! — Und ich will es, mein Herr, mein Gott, mein Schöpfer, der über die Seligkeit einer ganzen Welt, und über die Glückseligkeit des Wurms mit gleicher Liebe waltet — ich will auf Dich trauen. Ich will all mein Anliegen, meine Angst, meine Sorge auf Dich werfen; Du wirst mich, und die, so Du mir gegeben, wohl versorgen. Ich fürchte kein Unglück mehr, denn Du bist bei mir. Und bist Du mit mir, wer kann wider mich sein?

O wie Unrecht thue ich, daß ich bei jedem Sturm, der in der Nähe tobt, oder aus der Ferne droht, so schnell verzage! Hast Du mir nicht schon in meinem Lebenslaufe genug bewiesen, wie Du dann am wunderbarsten mir nahe warst, wenn ich glaubte ganz einsam zu stehen, und die Beute des Elendes werden zu müssen? Ist Deine Güte nicht jeden Morgen neu? Ist der Segen dieser Herbsttage nicht ein neues Unterpfand Deiner nie ermüdenden Huld und treuen Fürsorge?

Du hast mir mein Heil versprochen. Soll ich, umringt von der Menge Deines Segens, an Deinem Wort und Deiner Hilfe zweifeln?

Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns je hat betroffen.

293.

Empfindungen des Christen an einem Herbsttage.

Ps. 65, 10—14.

Dankt dem segnenden Gebieter
Der Natur, und singt ihm zu!
Großer Urquell aller Güter,
Wer ist mächtig, gut, wie Du?

Freude quillt aus Deinen Höhen,
Segen in die Tief' herab.
Sehn wir nicht, wohin wir gehen,
Einen Gott der gibt und gab?

Ja, von Dir quillt alles Leben:
Du hast jeder Kreatur
Ihren Freudenherbst gegeben
In der herrlichen Natur!

Manche Menschen, die da glauben, sie sollen ihren Sinn nur immer gen Himmel richten, und alles Irdische verachten, nennen aus übertriebener, falsch verstandener Frömmigkeit diese Welt ein Jammerthal, ein Land der Thränen und des Trübsals.

Aber ihre Frömmigkeit ist nur erkünstelt, denn sie lieben diese Welt und ihre Reize auch wider ihren Willen. Sie wollen den Aufenthalt hienieden zu einer Wohnung des Kummers und der Noth herabwürdigen, aber jeder frohe Tag straft sie Lügen. — Die Wahrheit ihres eigenen Gefühls, die Stimme der Natur, ist mächtiger, als ihre aus falschen Religionsbegriffen, aus verworrenen Einbildungen entstandene Meinung.

Zwar ermahnt die heilige Schrift selbst an verschiedenen Orten, die Welt und deren Eitelkeit zu verachten; darunter wird jedoch nicht die göttliche Schöpfung, sondern das sündliche, leidenschaftvolle Thun und Lassen verdorbener Menschen verstanden. Zwar verbietet die heilige Schrift, man solle sein Herz nicht am Irdischen hangen lassen, sondern dem Unvergänglichen und Himmlischen nacheilen; allein darunter ist nicht verstanden, man solle alle Lebensfreuden verachten und ihnen ganz entsagen: sondern man solle nur nicht aus dem Leben und Weben in dieser Welt, aus seinen bürgerlichen Geschäften, aus seinem Arbeiten nach Reichthum oder Ehre oder Hoheit die Hauptsache machen; man solle nur sein Herz nicht an Sachen oder Personen, welche man liebt, mit solcher Innigkeit knüpfen, als könne man sie nie verlieren, als wäre dies Alles für uns ewig vorhanden.

Jesus selbst ermahnt zum frohen Genuß des Lebens: Sorget nicht für den andern Tag mit übertriebener Furcht; jeder Tag hat seine eigene Plage! — Die Apostel ermahnten ihre Gemeinden: Seid allezeit fröhlich! Freuet euch in dem Herrn allewege. — Schon David ermunterte durch seinen Zuruf: Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist! zum unschuldigen Genuß irdischer Lebenswonne.

Nichts aber macht einen allgemeinern und schönern Eindruck auf die Menschheit, als der immerdar mit eigenthümlichen Reizen verbundene Wechsel der Jahreszeiten. Dieser Wechsel, indem er uns zwar an die Unbeständigkeit der Dinge auf Erden überhaupt erinnert, hat doch für den Sterblichen seine besondere Süßigkeit. Der Mensch, selbst von irdischer Natur, liebt, wie alles Irdische, das Veränderliche und die Verwandlungen. Er gefällt sich wohl darin. Und in allen Verwandlungen der Natur, und in dem Wiedererscheinen der gewesenen Auftritte der Schöpfung liegt für ihn die Ahnung, die Hoffnung seiner eigenen Bestimmung verborgen, seiner künftigen Verwandlung, und seiner Wiedererscheinung im Ewigen unter ganz andern Umständen und Verhältnissen. Er sieht in den ewigen, unausweichlichen, ehernen Gesetzen Gottes, in denen sich alle Erscheinungen der Schöpfung bewegen, verschwinden und wiederkehren, eine Bürgschaft, eine ewige, himmlische Zusage seiner eigenen Fortdauer und Verherrlichung; denn auch er ist ein Theil der Schöpfung, und ein um so edlerer Theil der Schöpfung, da er mehr, als Pflanze, Stein und Thier, den Gang der Schöpfung selbst und den Gang des Schöpfers erkennt.

Der abwechselnde, immer wiederkehrende Tanz der Jahreszeiten um das Leben der Sterblichen gehört zu den reichsten Quellen der Freuden. Diese Freuden sind freilich nicht rauschend, sondern still, aber sie durchdringen die Seele tief bis in ihr Innerstes. Sie bestehen nicht bloß aus dem Angenehmen, was der Reiz der Neuheit und Mannigfaltigkeit gewährt; nicht bloß aus dem Gefühl einer anmuthigen Gegenwart, das die Jahreszeit hervorbringt: sondern aus mancherlei schönen Erinnerungen, die aus dem Hintergrunde der Vergangenheit hervorblühen, und aus mancherlei Erwartungen, die uns lächelnd aus dem dunkeln Schoos der Zukunft zuwinken.

Ueberhaupt leitet nichts so sicher zum Genuß entzückender Empfindungen, zu einer stillen Wollust der Seele, als die Natur, als die sich ewig gleich und schön bleibende göttliche Schöpfung. Das Leben im Gewühl der Menschen hat zwar auch seine heitern Augenblicke, aber es ist stürmischer, schnellwechselnder, unzuverlässiger. In der Natur lebet und webet Alles nach ewigen Gesetzen, die immer weise, immer wohlthätig sind. In der ganzen Menschenwelt ändern nicht nur die Menschen ihre Gesinnungen, sondern sogar ihre Gesetze und Ordnungen werden allzuhäufig umgestürzt.. — In der Natur ist ewige Wahrheit, Sicherheit, Treue, Einfalt. In der Menschenwelt begegnen wir nur zu oft der Untreue, der Täuschung, der Unbeständigkeit und Bosheit. — In der Natur, im Schoose derselben, empfinden wir Ruhe des Gemüths, die nicht durch Habsucht und Ehrgeiz, nicht durch Launen und Antrieb gestört wird. Wir nehmen im Genuß der Natur die Einfalt und Erhabenheit derselben an; unser Herz fühlt sich reiner und kindlicher; wir stehen gleichsam näher zu Gott, und ein mildes Wohlwollen gegen die Menschheit durchdringt unsere Seelen. — In der Menschenwelt aber drücken Sorgen uns nieder, quält uns die Schlange der Verleumdung; werden wir bald vom Durst nach größerer Ehre, bald vom Begehren größern Vermögens beunruhigt; kommen wir selten recht zu eigener ruhiger Besonnenheit, zum stillen Bewußtsein unsers bessern Selbstes.

Der Weise, das heißt, der Christ, entwindet sich daher gern und oft dem drückenden Gewühl der Menschenwelt; er flüchtet sich, wie Jesus oft that, gern zu ruhigen Betrachtungen in die Einsamkeit der Natur, und badet gleichsam seine Seele im Strom der Schöpfungswunder von allem Schlamm niedriger Leidenschaften rein; hält sein von bösen Menschen, von Unglücksfällen aller Art, von eigenen wilden Begierden wundgewordenes Herz in der ewigen Ruhe und Harmonie der Weltordnung, der Natur.

Darum will auch ich mich wieder laben an den Herrlichkeiten Gottes in der herbstlichen Natur. Denn wie jede der Jahreszeiten ihren ganz besondern Zauber besitzt, so hat ihn die Herbstzeit auch in vollem Maße. Sie ist die Zeit der Erfüllung, wie einst der Lenz eine Zeit der Verheißung gewesen; sie führt den Tag der Belohnung auf den Tag der Mühe und Sorge herbei.

Einst schwelgte meine Seele mit Trunkenheit nach den langen stillen Wintermonden in der Pracht der wiederaufblühenden Schöpfung des Herrn. Ich sah die Hügel und Wälder mit jungem Grün in den Morgen- und Abendröthen des Frühlings glänzen. Ich sah aus dem Schoose des winterlichen Todes den Keim eines neuen Lebens entstehen. Ich hörte im Rauschen blühender Zweige, im Gesange der Vögel, den Ruf Gottes zur Auferstehung

des Gewesenen. Ich weinte meine stumme Freudenthräne in das frohe Jauchzen von Millionen gottbeglückter Kreaturen. — Aber der Herbst ist vorhanden — die Blumen welken — tausend Geschöpfe rüsten sich zum langen Winterschlaf — Millionen und aber Millionen wunderbarer Pflanzen verlieren ihre Kräfte und verbleichen. Der Herbst ist vorhanden; ist er für die Betrachtung und Freude des Christen, des Weisen weniger ergiebig, als der blumenvolle Lenz und Sommer?

Nein, mein Gott, du an Liebeswundern Unerschöpflicher, nein, jeder Tag, jede Jahreszeit entfaltet eine neue Herrlichkeit und verkündigt Deine Barmherzigkeit und Güte mit tausend neuen Stimmen.

Mit mannigfaltigen Farben prangen nun die Wälder an den Hügeln, und verschönern den Erdball mit vorher unbekannter Pracht. Das welkende Laub sinkt golden und purpurn beim Rauschen des Windes herab, und bedeckt die zahllosen Samen der Pflanzen mit sanfter Hülle gegen des künftigen Winters Frost, und gibt durch seine Verwesung dem Erdboden neue Kraft, diesen Samen im Frühling zu ernähren. Nichts, o Allmächtiger, ist in Deiner Schöpfung zu klein und zu gering. Alles versorgest, Alles erhältst Du mit Alles umfassender Vatergunst. Selbst das kleinste Samenkorn, welches der Mensch kaum bemerkt, über welches er gleichgültig hinschreitet, bedeckst Du erwärmend, und Du bereitest ihm Nahrung.

Der Herbst zeigt mir in den zahllosen Früchten und Samen der Bäume, Gesträuche, Stauden und Pflanzen, die von der Hand des Sturms über die Welt ausgesäet werden, lebhaft die ewige Ordnung der Schöpfung. Hier ist Erhaltung des Ganzen, wie des Einzelnen. Hier ist kein auffallendes Glied in der Kette der Natur.

Noch vor wenigen Wochen prangten die Felder mit der goldenen Frucht der Aehre — sie sind öde und füllen die Scheunen. Eine unendliche Menge sterblicher Familien ist durch den Segen Gottes reich geworden, und erfreut sich der Fülle. Die Fruchtbäume senken ihre mit reifem Obst belasteten Zweige unsern Händen entgegen. Zum erfreuenden Labetrunk gährt im warmen Sonnenstrahl noch die Traube in den Weinbergen. Der Monarch und der Bettler, Alle sollen sich dieser Fülle erfreuen. Und auch für den kleinsten Wurm im Staube ist gesorgt, daß er nicht vergehe, sondern Nahrung finde in dem allgemein verbreiteten Reichthum.

Du warst es, Vater, der unsere Gebete erhörte, der unsern Fleiß segnete. Darum singe ich mit David: Du suchest das Land heim und wässerst es, und machest es sehr reich. Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle. Du lässest ihr Getreide wohlgerathen, denn also bauest Du das Land. Du tränkest seine Furchen und feuchtest sein Gepflügtes; mit Regen machest Du es weich, und segnest seine Gewächse. Du krönest das Jahr mit Deinem Gut, und Deine Fußstapfen triefen von Fett! (Ps. 65, 10 — 12.)

Doch nicht die Erntefreuden allein sind es, welche den Herbst verschönern. Er erfüllt uns noch mit ganz andern, fast unaussprechlichen Empfindungen. Des Sommers drückende Schwüle ist verüber. Kühler weht die Luft, und uns durchströmt bei dem allmäligen, schönen Absterben der Natur eine sonderbare Heiterkeit, ein gewisses erhabenes, unerklärliches Gefühl. Indem wir die Pracht der Erde verschwinden sehen; und wie die ganze Schöpfung in den winterlichen Tod sich niederzusenken scheint, ist es, als wenn unser Geist seine Erhabenheit über das Irdische ganz vorzüglich empfände. Es ist ihm, als sprächen die verbleichenden Fluren, die sich entlaubenden Wälder, die verwelkenden Pflanzen, die fliehenden Vögel des Himmels: „O Mensch, wir vergehen und fliehen, und welken und werden Staub, aber Du vergehst nicht! Du stehst noch immer da, und siehest unsern Tod, aber Du dauerst unvergänglich fort. Du gehörst nicht in unser veränderliches Reich, du bist in unserm Kreise eine fremde Gestalt, denn wir vergehen und du stehst noch immer da. Wenn aus den Samenkörnern einst unsere Kinder an der Frühlingssonne hervorgehen, sind wir nicht mehr, aber du siehest unsere Kinder, und du bist noch nicht vergangen. O Mensch, doch auch du hast Staub von uns an dir. Auch für deinen Leib wird ein Herbst kommen, und ein Winter wird dein Haupthaar silbern machen, wie Schnee, und deine Blüthe wird verschwinden. Dein Leib wird welken; deine Kräfte werden entfliehen. Aber wenn dann der Staub an dir stirbt und abfällt, wirst du, Unvergänglicher, ihn fallen sehen, und dennoch bleiben; du bist nicht Staub, du bist Geist. Darum bist du unter uns hienieden eine fremde Gestalt. Du gehörst nicht zu uns, sondern in eine andere Welt; du trittst im Tode aus dem Staube rein und klar in dein Element zurück, in das Lichtreich der Geister, aus dem du stammst.“

Mit solchen Empfindungen, die der Herbst dem zartfühlenden Gemüthe einflößt, verbindet sich nun auch das Andenken an die kommenden Tage des Winters, an die stillen Freuden des häuslichen Lebens, an den Genuß im vertrauten Kreise der Freunde, der unser wartet. Denn der Winter, während er uns die Lieblichkeit der äussern Welt entzieht, drängt die Menschen enger zusammen, macht sie gesellschaftlicher und ihnen die Freuden der Heimath lieber.

Jedem Lande, jedem Menschenalter, jeder Jahreszeit hat die gütige Hand Gottes einen eigenthümlichen Schmuck, ganz eigenthümliche Anmuth gegeben. Der fruchtbare Herbst, welcher uns reichlicher als jede andere Jahreszeit den Segen Gottes spendet, erweckt daher in dem Herzen des Christen fromme Gesinnungen der Dankbarkeit lebhafter, denn jeder vergangene Mond.

Dank gegen Gottes unaufhörliche Güte wird von allen Empfindungen, die im Herbst mein Herz bewegen, die herrschendste. Gott erscheint als der Allernährer, als Vater seiner Welt, umringt von der Fülle seines Segens, mit dem er uns überstreut. Der Herbst führt uns den Anblick der göttlichen Wohlthätigkeit näher vor das Auge. Der Jubelgesang des Schnitters und des Winzers, die Freude des Landmanns ist auch die Freude des Bürgers. Für die Früchte der Erde tauscht nun der Handwerker, der Künstler, der Geschäftsmann die Frucht seines Fleißes aus. Einer bedarf des Andern. Gottes Segen glänzt für Alle. Alle erheben dankbar ihren Blick zum Geber aller guten und vollkommenen Gaben. — Auch der Dürftige, der nicht säete und nicht örnten konnte, ist von Gott bedacht. Er wird nicht umkommen. Sein Ueberfluß reicht für Alle hin, selbst noch für die Thiere und Gewürme, deren sogar der Sterbliche nie gedenkt. — Sehet die Vögel unter dem Himmel, ruft Jesus Christus: sie säen nicht, sie ärnten nicht, sie sam-

meln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater ernährt sie doch.

Daher erfüllet jeder Herbst des Christen Gemüth mit neuem Vertrauen auf Gottes Fürsorge. Die gnadenreiche Hand, die auch diesen Herbst so viel tausend Wohlthaten auf die Welt herabstreut, — es ist dieselbe, welche dir immer geholfen hat; und sie hilft dir auch in jeder Zukunft. Seit Jahrtausenden war die Erde fruchtbar genug für das Menschengeschlecht — sie wird noch Jahrtausende lang fruchtbar bleiben, und unsern spätesten Nachkommen Freuden und Ueberfluß gewähren, wie uns. Du Kleinmüthiger, der du dich um das Schicksal deiner Kinder, um ihre Versorgung vielleicht nach deinem Tod, oder um dein eigenes Fortkommen so ängstlich, so unmäßig bekümmerst: erhebt dieser große Gedanke deine Seele nicht? richtet er deinen Muth nicht wieder auf? — Zittre nicht länger! — Arbeite redlich, erfülle deine Pflichten, und für das Andere überlaß die Sorge dem, der Alles am besten besorgt. Er verläßt seiner Geschöpfe keins, auch das kleinste nicht. — So säet der Säemann im Frühling und Herbst sein Korn; er legt es vertrauensvoll in den Schoos der Erde, und wartet ruhig die Zeiten und ihren Lauf ab. Er kann nicht mehr thun; von Gott hängt der Segen seiner Mühe ab. Dann erscheint der Herbst, und erfüllt die Hoffnungen, und belohnt das Vertrauen!

Der Herbst erfüllet das Menschengeschlecht mit Freude und Zufriedenheit. Die unsichtbare Vaterhand überschüttet uns mit unermeßlichen Geschenken. Ach, diese Freude, diese Zufriedenheit, welche Gott verbreitet, ist der reinste Lobgesang auf seine Gnade ohne Ende.

Der Christ, weil er selbst der Freude und Zufriedenheit voll ist, soll in Nachahmung Gottes ebenfalls solche Empfindungen in Andern verbreiten. Freude und Zufriedenheit den Bekümmerten geben, dies allein ist göttliche Wonne. Der Herbst fordert uns zu dieser reizenden Tugend auf. Wir sollen nicht selbstsüchtig nur an uns denken. Freigebig im Kleinen, wie der himmlische Vater im Unendlichen, freigebig gegen Bedürftige, gegen Verlassene, gegen einzelne Leidende, die wir kennen, wie Gott freigebig spendet allen Völkern, dem Gerechten wie dem Ungerechten, sollen wir durch Werke der Wohlthätigkeit den Herbst feiern. Dies ist wahre Christenfeier einer Jahreszeit, die uns selbst mit Wohlthaten überhäuft und zum Wohlthun so sehr ermuntert!

Der Herbst ist der Beschluß der schönen Jahreszeiten. Jeder fühlt es. Jeder genieſſet nun den einzelnen heitern Tag, den einzelnen Sonnenblick um so inniger. Eine Reihe angenehmer Sommertage flog vorbei, und ward nicht so mit Begierde genommen und genossen, wie jetzt der einzelne schöne Augenblick; man sah noch eine lange Folge lieblicher Tage vor sich, und verpraßte gleichsam die vorhandenen mit gleichgültiger Verschwendung. Nun aber sind die reizenden Stunden des Sommers zur Neige; nun wuchern wir mit einzelnen lieblichen Minuten.

So ist der Mensch! Der größte Ueberfluß kann ihn kaum so sehr beglücken, als in der That der goldene Mittelstand, oder selbst die Armuth. Alles Gute, in geringem Maße gewährt, dünkt uns köstlicher, als wenn wir in der Fülle schwelgen.

So ists mit dem Leben! — Wie leichtsinnig wird der Frühling unserer Tage, die Vorbereitungszeit auf das ernstere Leben, die Jugend, oft vertändelt und verschwendet! Wie gleichgültig sind der Jüngling, dann der Mann, der junge Hausvater, die Mutter und Gattin, oft gegen das Glück ihrer Lage, gegen die Anmuth ihrer Verhältnisse! Wie wenig wissen sie die Schönheit und den Werth ihrer Stunden zu schätzen!

Dann kommt der Herbst des Lebens. Die Stunden gehen zur Neige. Jetzt, je älter der Mensch wird, je theurer wird ihm das Leben. Bald muß er auch auf das geringere Glück Verzicht thun. Schon winkt der Tod — sein Winter.

Vater, Vater, Geber alles Guten, unerschöpflich in Reichthum, Macht und Güte! ach, laß mich meiner Lebensstunden Werth bedenken; laß mich wuchern mit jeder Minute meines Hierseins, daß ich keine ganz ungenossen verscherze, daß mich keine einzige gelebt zu haben gereue.

Jede Freude, welche Du mir gewährst, will ich mit herzlicher Dankbarkeit empfangen, keine mir durch eigene Schwachheit, Laune oder Leidenschaft selbst verbittern. Und die schönste, die göttlichste aller Freuden, o mein Gott, Dir ähnlich handeln, Dir nachahmen in Wohlthätigkeit und Milde, ach, diese göttlichste der Freuden, laß sie mich oft empfinden. Dann werde ich in Betrachtung dieser Deiner Welt oft mit Entzücken rufen: Wie herrlich schön ist sie, mein Gott! — Und jene, deren Seligkeit Du mir bereitet hast von Anbeginn, die mich jetzt schon erfreut aus Jesu Verheißungen: wie herrlich wird sie, wie schön sie sein!

294.

Des Menschen Erhabenheit.

1 Moses 1, 27.

Der Güte Quell versieget nie,
Und fleußt von Jahr zu Jahr;
Sie bleibt so groß und reich, wie sie
Seit ihrer Schöpfung war.

Genießt mit froher Dankbarkeit
Den Segen eures Herrn,
Und wenn ihr seiner Huld euch freut,
So gebt, wie er, auch gern.

Hoch über andre Kreatur
Seid ihr vom Herrn erhöht.
Es zeuget laut euch die Natur
Von seiner Majestät.

Die ihr nach Gottes Ebenbild
Von Gott geschaffen seid,
Seid nun, wie er, barmherzig, mild,
Und voll Gerechtigkeit.

Die Natur, welche so lange um uns her blühte, fängt an sich zu verwandeln. Die Sonne entfernt sich allgemach von ihrer Höhe. Was Blüthe gewesen, ist Frucht geworden. Es rüsten sich die Thiergattungen zur Abreise in wärmere Weltgegenden, oder zum langen Winterschlaf in ihren Höhlen. Andere, die den bevorstehenden Winter treu bei uns verweilen, sammeln noch Vorräthe für die Tage des Mangels ein. Auch der Mensch ist beschäftigt, sich für die Monate zu versorgen, da sein Erdboden unfruchtbringender, sein Himmel trüber und rauher wird. Und Gott, der Alles ernährende Weltvater, hat seinen Segen weit umher verbreitet, daß Jeder nach seinem

Bedürfnisse genug finde, und daß noch davon übrig bleibt.

Das Thier ist nur auf seine eigene Erhaltung bedacht. Es kennt keine edlere Anwendung des Ueberflusses vom göttlichen Segen. Zwar sorgten die Alten auch Anfangs für ihre Jungen, und brachten ihnen Futter, so lange es dieselben nicht selbst suchen konnten. Aber kaum waren die jüngern Thiere dazu fähig, wurden sie von den Aeltern verstoßen und vergessen. Sie bekümmern sich nicht mehr um einander.

Nicht so ist es bei den Menschen. Nicht also soll es sein. Hier halten die Aeltern ihre Kinder in langer Pflege. Sie arbeiten nicht nur zu derem Besten viele Jahre lang, sondern vergessen ihrer auch im spätesten Alter nicht. Ja, sie sorgen selbst für diejenigen, welche ihnen nicht blutsverwandt sind. Es sorgt der Hohe für den Niedrigen, die Herrschaft für den Diener, der Reichere für den Aermern. Wie Gott über den unendlichen Kreis seiner Werke und Geschöpfe mit Vaterliebe waltet: so soll der Mensch über das Glück aller derer wachen, die in seinem Wirkungskreise leben. Der Reichere, welcher sich jährlich beträchtlicher Einnahmen und Aernten erfreut, kann von diesem Allem nicht mehr verzehren, als der Arme. Daher bleibt ihm ein großer Ueberfluß. Dieser Ueberfluß ist ihm gegeben, ihn weise zu verwalten, und zum Besten seiner Nebenmenschen anzuwenden. Zwar auf Erden ist er von der Anwendung seines Eigenthums, sobald sie nicht zum Schaden Anderer geschieht, Keinem Rechenschaft schuldig; denn Niemand vertraute ihm dasselbe zu solchem Zwecke als ein bloßes Darlehen an. Darum nennt er, was er besitzt, und was kein Anderer mit Recht ansprechen kann, sein vollkommenes Eigenthum. Aber mit Hinblick auf Gott haben wir gar kein Eigenthum. Alles ist Gottes. Alles ist nur ein anvertrautes Darlehen aus der Vaterhand des Allmächtigen, zu weiser Benutzung für uns und Andere. Ihm sind wir verantwortlich. Wie er aus der Fülle seines Reichthums Allem gibt, was lebt, so sollen wir, als Verwalter eines größern oder geringern Theils dieser göttlichen Gabe, davon denen auf zweckmäßige Weise mittheilen, die weniger empfingen. Wir sollen ihm auch darin ähnlich werden; wir sollen trachten, gleich wie er, vollkommener zu sein, nach Maßgabe unserer Lage, unserer Kräfte. Denn Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn. (1 Mos. 1, 17.)

Diese Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott und unserer Erhabenheit über die ganze thierische Schöpfung muß für uns einer der stärksten Beweggründe sein, mit dem, was Gottes Segen verleiht, göttlich groß zu handeln; ihn nicht bloß eigennützig oder geizend, gleich den vernunftlosen Thieren ausschließlich für unser Wohlsein, anzuwenden.

Zwar diese Weisheit, dies Pflichtgebot, ist schon unzählige Male ausgesprochen — aber wie Viele sind, welche sich davon erwärmt fühlen? Sie läugnen zwar diese Wahrheit nicht, aber demungeachtet bleiben sie den nur für sich besorgten Thieren gleich, und verschwenden in hundert erkünstelten Bedürfnissen einen großen Theil dessen, was ihnen ihr Gott lieh. Ja es fehlt nicht an solchen, welche nicht nur in ihrer Selbstsucht thierisch sind, sondern sogar ein Vergnügen daran finden, ihre höhere Würde absichtlich zu verläugnen; den Menschen für eine edlere Thierart anzusehen, die ohne Aehnlichkeit mit Gott ist, und im Tode ebenfalls vernichtet bleibt. Es fehlt nicht an solchen, welche allen Witz aufbieten, die Majestät des Menschen zu verspotten, und darzuthun, daß vom Weisesten der Sterblichen bis zum Affen, vom Affen bis zum Wurm, vom Wurm bis zur Thierpflanze, von der Pflanze bis zum Kristall und Stein, Alles eine Reihe unmerklicher Abstufungen von Geschöpfen sei. Sie wollen die unermeßliche Kluft nicht sehen, welche zwischen dem rohesten, unwissendsten Wilden und dem klügsten aller Thiere liegt, damit sie der Rohheit ihrer thierischen Gelüste desto frecher und lauter das Wort reden können.

Doch ist es kein vergebliches Wort, welches die heilige Schrift spricht: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde. Laut bezeuget dasselbe die Natur in der Fülle des Herbstes. Es ist gut, daß der Mensch sich von seiner eigenen Majestät, von seiner ungeheuern Verschiedenheit von den Thieren, lebhaft überzeuge, damit er desto geneigter werde, ähnlich der weltbeglückenden Gottheit zu wirken, der zum Ebenbilde er geschaffen worden.

Kein Thier sorgt und sammelt aus eigenem Triebe für die Menschen Nahrung ein, in der Absicht, dieselben damit zu erhalten. Aber der Mensch sammelt auch für das Thier, dem er die Freiheit raubte, um es zu seinem Nutzen zu gebrauchen. Kein Thier übt Herrschaft über das menschliche Geschlecht; wohl aber dieses über das gesammte Thierreich. Man kann es nicht läugnen, daß auch der einfachste Mensch im Stande ist, das klügste der Thiere zu meistern und zu leiten; er macht es sich dienstbar zu mancherlei Zwecken, und das zwar weniger durch überlegene Stärke und Geschicklichkeit, als durch die Gewalt seines Geistes, indem er beobachtet, überlegt, und Zwecke hat, für welche er Mittel erfindet. Wir finden niemals unter den Thieren, daß sie, so stark oder klug sie auch sein mögen, andere im eigentlichen Sinne beherrschen, und zu ihrem Gebrauch dienstbar machen, sich von ihnen Nahrung suchen, Wohnungen bauen, Wunden heilen, oder sich bewachen lassen. Zwar das stärkste frißt das schwächere; aber unter ihnen ist keine Rangordnung. Alle sind von gleicher Natur, von gleichen Bedürfnissen; jedes ist und bleibt, was es seiner Natur nach war.

Der Mensch theilt sich Wünsche, Absichten, Vorstellungen und Gedanken, von denen gar kein Gegenstand in der irdischen Natur vorhanden ist, vermöge der Sprache mit. Aber das Thier hat nur eine Stimme, um seine angenehmen oder schmerzlichen Empfindungen auszudrücken. Der Mensch besitzt Vernunft: dadurch ist er des Wunders der Sprache mächtig. Er kommt nicht darum zur Vernunft, weil er sprechen kann, sondern durch die Vernunft gelangt er zur Sprache. Wir wissen, daß die Zungen vieler Thiere sehr geschickt zum Sprechen eingerichtet sind; sie lallen nach, was wir sie lehren, aber sie verstehen nicht, was sie reden. Es fehlt ihnen also nicht das Vermögen zu sprechen, sondern der Gedanke zum Sprechen. Sie haben keine Denkkraft, fähig, ausserssinnliche Vorstellungen hervorzubringen.

Es läßt sich nicht läugnen, der menschliche Körper besteht, wie der thierische, aus irdischen Stoffen. Er empfindet daher wie das Thier; er begehrt wie das Thier. Aber das Thier kann sich nicht rühmen, den Gott ähnlichen, zum Ergründen, Forschen, Erfinden und Herrschen geeigneten Geist zu besitzen. Es ist nichts Aehnliches darin beim Thiere mit dem Menschen. Hier ist auch

keine allmälige Emporstufung der Thierheit zur Menschheit, keine Abstufung unter den Menschen bis zum Thiere. Der Armseligste unter den Wilden, der Dümmste unter den Menschen, hat noch Begriffe, Vorstellungen, Gedanken, welche auch die klügsten aller Thiere nicht hervorbringen können. Die menschliche Dummheit, welche an das Thierische zu grenzen scheint, ist nichts als eine Wirkung der mangelhaften Beschaffenheit seiner innerlichen Seelenwerkzeuge, seines Knochen- und Nervenbaues. Diese fehlerhafte Beschaffenheit ist aber etwas Zufälliges. Geistarme Menschen sind keine besondere Menschenart, sondern nur in ihrem innern Bau beschädigte Personen. Sie können oft Aeltern sehr klug: und geistreicher Kinder sein. Folglich ist und bleibt zwischen dem geistarmen Sterblichen und dem klügsten Thiere eine unendliche, leere Kluft, die durch nichts, durch keine Zwischengattung von Geschöpfen, ausgefüllt ist. Auch sind Personen, die wir am Geiste arm nennen, nicht am Geiste, sondern nur an denjenigen innern Mitteln und Werkzeugen arm und mangelhaft, durch welche sie ihren Geist wirksam erscheinen lassen können: so wie ein kluges verständiges Thier, dem wir einen gewissen Grad Vernunft beilegen, wirklich keine Vernunft, sondern nur einen wunderbaren, bloß auf seine Erhaltung abzweckenden, dunkeln Trieb besitzt, den man Instinkt zu nennen pflegt. — Auch der Mensch, insofern er einen Leib hat, ist mit solchen Instinkten begabt. Wer lehrt zum Beispiel den Magen die wunderbare Arbeit des Verdauens? Wer lehrt das kaum geborne Kind die Mutterbrust suchen? Wird man deswegen sagen, der Säugling habe schon Ueberlegung und reife Beurtheilungskraft? Warum schließt das Kind, dem noch Niemand in das Auge gestoßen, schnell die Augen, wenn man plötzlich dahin mit der Hand zu fahren scheint? Ist dies schon Klugheit, schon wirkliche Aeßerungen des Verstandes? — Nein, es ist ein dunkeler, unwillkürlicher Naturtrieb — Instinkt.

Und also ist es auch mit dem beschaffen, was wir bei Thieren für Verstand und Klugheit zu halten, oder, doch immer mit Unrecht, sehr uneigentlich also zu benennen pflegen, weil die Aeußerungen dieser Naturtriebe oft so wunderbar, und, wenn sie mit starkem Gedächtnisse verknüpft sind, so täuschend erscheinen, daß wir sie für Wirkungen eines Verstandes und einer Vernunft zu halten geneigt werden. Ein Thier kann gelehrig sein, vermöge seines Gedächtnisses. Aber es kann Seinesgleichen nicht wieder in dem, was es lernte, unterrichten. Dazu mangeln Verstand und Vernunft auch dem scheinbar verständigen Thier.

Kein Thier lernt vom andern. Es thut, was es thut, durch Anspornung seiner Natur. Man entdeckt darin oft so ausserordentliche Weisheit und Vorsicht und Sorgfalt, daß der einsichtvollste Mensch es unbegreiflich findet, wenn er nicht annehmen soll, das Thier habe auch Ueberlegung und Vernunft. Und doch ist das Thier ohne den Gedanken. Aber was wir betroffen anstarren, ist der Gedanke des allweisen Schöpfers. Eine junge Spinne, wenn sie, sobald sie dem Ei entschlüpft, fern von allen andern Spinnen ist, folglich von ihren Aeltern nicht unterwiesen werden kann, was sie nun zur Erhaltung ihres Lebens thun müsse, versteht es sogleich eben so gut, als ihre Mutter, die Faden zu weben, mit erstaunlicher Regelmäßigkeit dieselben zu orden, und die Fliege darin zu fangen. Jede weiß das zarte Netz auf die für sie vortheilhafteste Art zu bilden; die eine senkrecht zwischen Zweigen, wo die Hauptfaden wie Strahlen vom Mittelpunkt unter gleichen Winkeln ausgehen, und die Querfaden in genau berechneten Verhältnissen zu einander herumlaufen; die andern beutelförmig in den Ecken der Fenster und Mauern, wo sie wissen, daß Beute für sie kommen müsse; die dritte hängt ihr trichterförmiges Gewebe an Pflanzen beim Wasser. Jede trifft die zweckmäßigsten Anstalten, ohne sie vorher gekannt oder gelernt zu haben.

Unter allen Insekten ist keins so reich an wunderbaren Eigenschaften, als die Biene. Sie ist eins von den Meisterwerken des allmächtigen Gottes in ihrer Art. Was ist das kunstvolle, mühsam gebaute Vogelnest gegen die große Stadt von weislich geordneten Zellen, worin die Bienen wohnen? Da leben sie in der selbstgebauten Stadt: alle nach gleichen und unveränderlichen Gesetzen; alle für einander schaffend; alle unter einem Haupt, nämlich einer Königin, der Mutter aller. Da schwärmen sie aus, suchen die Blumen, bedecken mit deren feinem Staub ihren kleinen haarigen Leib, fliegen zurück, und bringen damit den Stoff zu Wachs und Honig ein, den sie dann kunstvoll bereiten. Eine Arbeitsbiene liefert der andern das Benöthigte zu. So wohnen sie in Eintracht beisammen, oft von zweihundert bis fünfzehntausend in einem Stock, ohne daß die ungeheuere Menge im Geringsten ein Hinderniß der Ordnung würde. Die Regelmäßigkeit in der Einrichtung ihrer Wohnungen ist für den größten Künstler unter den Menschen ein Gegenstand des Erstaunens.

Mit gleicher Gewandheit bauen die Wespen ihr Nest, bald, indem sie es sicher vor Sturm und Regen an verfaultem Holz oder in Mauerlöchern befestigen; oder, wie aus zartem, grauen Papier blätterig gebildet, einen halben Fuß tief in der Erde errichten, mit vielen tausend kleinen Zellen versehen. Mit welchem Fleiße und wie sinnreich arbeiten die thätigen Ameisen, deren Staat, aus vielen tausend Mitgliedern bestehend, ein wohlgeordnetes Ganzes ist! Jedes einzelne Thierchen hat darin seine Bestimmungen und Geschäfte; jedes kennt seine Verrichtungen, seine Straßen, und was fehlt.

Die Haushaltung und Lebensart und die Fähigkeiten vieler vierfüßigen Thiere aber sind dem Menschen viel bekannter. Wer hat nicht von der scheinbaren Verständigkeit des Elephanten gehört, oder von der List des Fuchses, mit welcher er seinem Raube auflauert, oder seinen Feinden zu entrinnen sucht? Schlau und vorsichtig, nichts übereilend, richtet er sich allezeit nach den Umständen. Er legt seine Höhle am Rande der Wälder oder in der Nähe der Dörfer an, wo für ihn Beute ist, und verbirgt den Eingang seines Aufenthalts klüglich. Unermüdlich lauernd erhascht er seinen Raub, bedeckt ihn mit Moos, versteckt ihn sorgfältig, daß ihn Keiner finde, und geht nach neuem aus. Kein Vogelnest ist vor ihm ganz gesichert; selbst den Wespen und Bienen macht er den Krieg, um ihren Honig zu erobern. Und doch ist alle seine List kaum vorzüglicher, als die der Katze, mit welcher sie den Mäusen auflauert, oder der Spinne, die im Verborgenen das Glück ihrer zarten Netze versucht; seine Kunst kaum bedeutender, als die der Biene, die ohne langes Ueberlegen die schwere Aufgabe löset, in der kürzesten Zeit das zweckmäßigste Gebäude für sich im möglichst kleinsten Raum und mit der größten Ersparniß herzustellen.

Von allen uns bekannten Thieren ist vielleicht der Hund durch seine höhern Fähigkeiten am merkwürdigsten.

Mehr als jedes andere hält er sich zum Menschen, überläßt sich dessen Herrschaft, scheint ihn zu verstehen, und Vergnügen darin zu finden, ihm zu dienen. Gelehriger als alle andern Thiere, thut er, was ihm befohlen wird: jagt das Wild, bewacht Haus und Hof, vertheidigt seinen Herrn, und beobachtet dessen Mienen, dessen Stimme, um seinen Willen zu errathen. Seine Treue und Anhänglichkeit ist rührend. Der Hund ist das einzige Thier, welches in seiner Zuneigung zum Menschen lieber das Leben, als die Treue, aufopfert; seinen Herrn und dessen Freunde immerdar kennt; der es hört und darauf achtet, wenn man ihm beim Namen ruft. — Dennoch ist Alles, was wir an ihm Verstand und Gedanken nennen, nur eine Selbsttäuschung von unserer Seite. Der Hund, mit dem reizbarsten Empfindungsvermögen der thierischen Seele begabt, zeigt nur, wie viel diese auch ohne Geist zu leisten fähig ist. Daß er sich zähmen und zum Diener der Menschen verwandeln läßt, ist die Wirkung der gleichen Ursache, welche den Adler bewegt, sein Nest an den Gipfeln der höchsten Felsen zu bauen, von wo er in weiten Fernen umher seine Nahrung ausspähen kann. Seine Treue ist die bindende Macht der Gewohnheit; seine Gelehrigkeit ist Frucht des Gedächtnisses, oder der Erinnerung angenehmer und unangenehmer Eindrücke bei gewissen Handlungen.

Doch ihm, wie allen Thieren fehlt der Gedanke. Er kann lernen, aber seine Jungen nicht das Erlernte wieder lehren. Empfindung und Gedächtniß, verbunden mit der Macht des Instinkts, ist der Inbegriff aller thierischen Fähigkeiten. Kein Thier hat eine Vorstellung von dem, was wahr und gerecht ist; kein Thier eine Vorstellung von der Verknüpfung der Ursachen und Wirkungen; nur was es immer gewohnt ist beisammen oder nach einander folgend zu sehen, das glaubt es immerdar verbunden. Darum zittert der Hund vor der donnernden Stimme seines Gebieters, der oft schmerzliche Mißhandlungen folgten; aber eben deswegen rächt er sich auch oft mit den Zähnen an dem nach ihm geworfenen Stein, statt an demjenigen, der ihn schleuderte. Kein Thier hat Sinn für das Erhabene und Schöne. Ihm sind der Palast, der prachtvollste Tempel und der elendeste Stall, ihm die Musik und das Gekreische gleichgültig. So hat weder die Biene, noch die Spinne einen Sinn, die Vortrefflichkeit und hohe Zweckmäßigkeit ihrer Arbeit einzusehen, so wenig, als der menschliche Säugling die weise Einrichtung erkennt, mit der sein Inneres thätig ist, die eingesogenen Nahrungsbestandtheile seines Körpers umzuschaffen, oder vermittelst welcher Einrichtung er fähig ist, die empfangene Milch zu verschlucken. Und doch thut er es, und weiß, daß er es thut, ohne zu wissen warum.

Hätten die Thiere auch nur den geringsten Theil jenes Lichtfadens, der die innere Welt des Menschen erleuchtet: sie würden nicht immer in ihren Arbeiten und Lebensarten die gleichen bleiben. Aber ein Thier treibt sein ihm von der Natur gegebenes Geschäft nicht besser und nicht schlechter, als das andere; da ist keine Abwechselung, keine Vervollkommnung ihrer Einrichtungen. Wie seit den Schöpfungstagen der Sperling und Falke ihre Nester flochten, der Biber seine kunstvolle Höhle am Wasser baute, so geschieht es noch heute seit Jahrtausenden, so noch in folgenden Jahrtausenden. Jede Thiergattung, jede Pflanzengattung sind die gleichen geblieben.

Aber der Mensch nicht also. Nur sein Leib, insofern derselbe thierischer Natur ist, hat keine Vervollkommnung erfahren; er besteht und handelt in den alten Naturtrieben. Hingegen der Geist, dieser Strahl aus Gott, ist immer der gleiche. Er, im ewigen Kampfe mit der ihn verdunkelnden Thierheit, erhebt sich in Majestät über das Ganze der Natur, und erkennt sich, die Welt, die Herrlichkeit Gottes. Ein von den Naturtrieben unabhängiger Wille herrscht selbst über diese. Dadurch wird er zum Ebenbild seines Schöpfers. Je höher der Geist über dem Einflusse der Sinnlichkeit steht; je mehr er das Nützliche dem Eiteln, das Gerechte dem bloß Nützlichen, das Gütige dem bloß Gerechten vorzieht; je mehr er eigenes irdisches Wohl über das Glück seiner Freunde und Feinde vergessen kann: um so ähnlicher wird der Geist des Menschen Gott, der weltbeseligend seine Sonne aufgehen läßt über Sünder und Fromme.

Nach Deinem Ebenbilde, o du Erhabenster, hast Du mich geschaffen. Eine unendliche Kluft ist zwischen mir und dem Wesen der Thiere. Sollte ich selbst jemals meiner Würde vergessen können, und nicht mehr sein wollen, als das vernunftlose Thier, das nur um seine Selbsterhaltung und Fortpflanzung bekümmert ist? Nein, nein, meine Sehnsucht richtet sich zu Dir hinauf! Wie Du unaufhörlich mildreich, und auch in diesen fruchtbringenden Herbstzeiten mit unüberschwenglicher Güte für alle sorgst, will auch ich thun, und nicht bloß für mich sammeln. Wo sind Leidende zu trösten? ich will ihnen eine frohe Stunde bereiten helfen. Wo sind Arme? ich will sie erquicken helfen. Wo sind Verlassene? ich will ihr Freund und Rathgeber werden. Wo sind Unglückliche, welche den bevorstehenden Winter und seine Strenge fürchten? ich will, was meine Kräfte vermögen, ihren Besorgnissen abhelfen. Nur das Thier ist um sich selbst bekümmert; nur Gott gehört dem großen Weltall an. So soll der Mensch ein Gott in seinem kleinen Wirkungskreise sein. Daß ich es werde, Vater im Himmel, verleihe mir den Beistand Deiner Gnade. Amen.

295.

Blicke zum Sternenhimmel.

Erster Theil.

Psalm 104, 24.

Der Sonne goldne Miriaden,
In ihren unerforschten Pfaden,
Sind Staub vor Dir, Dein Werk, und Dein!
Auch die fern von des Auges Grenzen
Unsichtbar uns im Ew'gen glanzen,
Und jede Welt um sie, ist Dein!
Du bist der unumschränkte Meister
Der Welt, die durch Dich worden ist;
Allmächtig, gütig, Herr der Geister,
Und ewig bleibst Du, der Du bist!

Das Reich des Alls lenkt Deine Rechte;
Die Seraphim sind Deine Knechte;
Die Thronen sind Dir unterthan.
In allem Sein und allem Weben,
Gott! Schöpfer! Vater! webt Dein Leben,
Und Alles flehet Dich kindlich an.
Der Himmel Himmel singt Dir Lieder,
Viel tausend Himmel zu erfreu'n.
Sie hören's, fühlen, fallen nieder,
Und senken sich in Dich hinein.

Wenn ich von den Leidenschaften, Umtrieben, Entzweiungen, wichtigen Planen und dem ewigen Einerlei des gemeinen Lebens ermüdet bin; oder wenn ich meine häuslichen Sorgen, meine Leiden, Hoffnungen, meine eigenen Entwürfe allzusehr verschlinge, so daß ich nichts Anderes, als nur dieses Irdische denken kann und mag, und doch mich wieder vom Staube zum Göttlichen zu erheben, und in mir selbst ein edleres Leben zu leben wünschte: dann werfe ich meinen Blick zum gestirnten Himmel und betrachte das ewige, stille Leuchten und Wandeln seiner Welten. — Wenn ich in frohen Gesellschaften und selbst des Vergnügens voll bin; wenn ich mich vor meiner eigenen Freude fürchte, daß ich mich leicht in ihr vergessen könnte, und wenn ich auch dann mich Gott nähern und durch ihn meine Fröhlichkeit heiligen, meine Besonnenheit zurückrufen möchte, — dann trete ich hinaus und erhebe mein Auge zu den Wundern des Himmels, und ahne meine Schicksale und Bestimmungen. — Wenn mich ein Schmerz des Lebens allzutief ergreift, wenn mich die Angst zu Boden drückt, und ich beten möchte, und mich nicht zur Andacht sammeln und beten kann: dann sehe ich hinaus in die Unermeßlichkeit des Himmels über mir.

Und je länger ich mich beim Anschauen und Betrachten des Ewigen und Grenzenlosen, welches über mir schwebt, verweile, je ruhiger wird es in mir. Vor der Unendlichkeit des Weltalls wird auch das Größte, was auf Erden ist, klein; und nur mein Geist fühlt noch eine Erhabenheit, weil er sich über den Staub der Erde in die Unendlichkeit hinaufschwingen kann. Der Sturm der wilden Freude legt sich in meiner Brust, und ich fühle ein Streben, meiner selbst würdiger zu bleiben. Der Menschen Thun und Lassen scheint mir so nichtig, so verächtlich; sie gleichen geschäftigen kleinen Würmern, die von der Erde leben, um ihre Erhaltung Alles thun, und nicht ahnen, wo sie sind und wer über ihnen wacht. — Jeder Kummer, jede schwere Lebenssorge, die mich beugen will, wird leicht und unbedeutend; denn die Allmacht Gottes und die Weisheit und Gnade des Weltregierers stellt sich mir lebhafter dar, und ich denke: Was härmst du dich doch so vergeblich? Kurz ist das Leben, ewig der Geist. Warum willst du in deinen Besorgnissen verzagen? Bist du denn allein? Ist nicht Gott im Weltall; kann ein Stern ohne seinen Willen aus den angewiesenen Bahnen weichen, in denen er sich mit Tausenden und Tausenden von Jahren fortbewegen muß; kann ein Sperling ohne seinen Willen vom Dache fallen, und sind nicht alle Haare auf deinem Haupte gezählet?

Wahrlich, es ist zu begreifen, daß der Mensch endlich ganz irdisch gesinnt wird, wenn er seinen Blick immerdar zur Erde kehrt, wie alle andern Thiere, und vergißt, daß er gebaut ist, um aufrecht zu gehen und das Angesicht zum Himmel zu wenden; der Sterbliche ist nicht bloß da für die Erde: warum beschäftigt er sich denn fast nur allein mit der Kenntniß dessen, was die Erde gibt? Er ist ein Bürger des Weltalls, ein Antheilhaber der Ewigkeit, ein Bruder der Geister, ein Kind der Gottheit!

In den Urzeiten, da die Völker der Erde noch ihrem Ursprunge nahe waren, klebten sie noch nicht so sehr an der geringen Erdscholle, auf der sie wandelten, wie heutiges Tages. Sie wußten mehr von göttlichen Dingen, als von irdischen Vortheilen. Sie waren der ganzen Natur inniger verwandt, und mit den Wundern des Himmels vertraut, wie mit den Wundern des Erdballs. Sie kannten noch keine Seidenzeuge weben, keine Paläste bauen, keine zierlichen Geräthschaften erfinden, und den Hunger mit mannigfaltiger Nahrung zu stillen, war noch keine eigene Kunst: aber sie wußten von Gottes Allmacht mehr, als wir, zu sagen, und verloren sich mit Entzücken in Betrachtungen seiner Weisheit und Gnade. Sie hatten schon den Lauf des Mondes um die Erde berechnet, und die Stellungen der Sonne in den Sternbildern des himmlischen Thierkreises, ehe sie nur den geringsten Theil aller Bequemlichkeiten kannten, mit welchen die Sterblichen in spätern Jahrhunderten ihren Leib verweichlichten, und den größten Zeitraum ihrer Tage vertändelten. — Leben wir denn nur für unsern Gaumen, für unsere Kleider, für unsere Spiele, für unser Geld, oder für das Ewige? Leben wir denn nur für unsere Bedeutung in Gesellschaften, für unser Ansehen, für unsern Rang unter den Menschen hier, oder für unsern Rang unter den zum unendlichen Sein erwählten Geistern? Wie wenige Christen sind, welche der Gottheit wirklich näher verwandt wären, als ihren thierischen Bedürfnissen! Wie wenige sind, die in ganzer Fülle erkenntnißvollen Entzückens das Wort des Psalms sprechen können: Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll Deiner Güte! (Psalm 104, 24.)

Es wäre zu wünschen, daß noch heutiges Tages — wie in den Zeiten des Alterthums Propheten, Patriarchen und Lehrer, oder wie Jesus Christus, wenn er unter seinen Schülern stand — die öffentlichen Volkslehrer, die Gottesgelehrten und Prediger ihre Zuhörer oft auf die Herrlichkeit des Schöpfers durch Schilderungen der Natur hindeuteten! Die Schrift ist von Gott eingegeben: aber ist die Natur nicht auch das Buch Gottes, in welchem wir lesen sollen? Was hilft es, zu sagen von den Eigenschaften Gottes, wenn wir durch bessere Kenntniß seiner Werke keine lebhftere und anschaulichere Vorstellung von seiner Majestät gewinnen? Wenn der Sterbliche unter dem Sternenhimmel hinirrt, was weiß er sich mehr dabei zu denken, als daß diese zahllosen Lichter da oben seinem Auge gefallen? Ja, wie wenig stellt er sich bei Wahrnehmung jenes großen Tagesgestirnes vor, welches durch den Einfluß Alles mit Licht und Wärme durchdringender Strahlen zum Leben weckt? Höchstens gefällt ihm die angenehme Empfindung der Wärme; oder er berechnet, ob es einen schönen oder trüben Tag geben könne; oder ob seine Aernten in den Feldern wohlgerathen werden. Ihm ist die Sonne nur ein Beistand zur Gewinnung kleiner Vortheile, eine Tagesleuchte, und mehr nicht; etwas Gemüthserhebendes findet er nicht darin, denn er kennt sie nicht näher.

Wenn wir ihm aber sagen, jene glänzende Scheibe, in die du nicht mit Gefahrlosigkeit deiner Augen sehen kannst, ist in ihrem Durchschnitt über hundertmal größer, als der Erdball, den du bewohnst, und den du oft die ganze Welt nennst; wenn wir ihm sagen, dieser hundertmal größere Weltkörper, welcher dir so klein erscheint, und doch so nahe leuchtet und erwärmt, ist bei zwanzig Millionen Meilen weit von dir entfernt; wenn wir ihm sagen, diese große und ferne Welt, welche dir alle Morgen aufgeht, um den Tag zu bringen, und des Abends

untergeht, bewegt sich keineswegs, wie dir es scheint, am Himmelsgewölbe um die viel kleinere Welt, auf der du wandelst, sondern die Erde schwingt sich, in der ungeheuern Leere eines unendlichen Himmels leichter als eine Feder schwebend, von Gottes Allmacht gehalten, um die Sonne herum, so wie sich der Mond um die Erde bewegt, und folglich auch mit ihr zugleich um das große Sonnengestirn; wenn wir ihm sagen, die Erde, während sie sich in einer länglich runden Bahn um die Sonne schwingt, fliegt in jeder Minute mit Allem, was sie trägt, und unablösbar an sich festhält, zweihundert und vierzig Meilen weit fort durch den Himmelsraum; wenn wir ihm sagen, jene Sonne, die dir eine ewig brennende Feuerkugel zu sein scheint, und deren Strahlen dir wegen ihrer Hitze oft beinahe unerträglich fallen, hat nur nahe an der Erde eine so große Wärme, aber je höher man sich in die Luft erhebt, je weiter hinauf man auf Berge steigt, je kühler wird die Luft, je mehr nimmt die Sonnenhitze ab, also daß die Gipfel der höchsten Berge zuletzt mit Schnee und Eis seit Jahrtausenden bedeckt sind: — wird er dann nicht in Erstaunen versinken und erschrecken vor der nie geahneten Wunderbarkeit der Welt, ihrer Größe und der Majestät des Schöpfers, zu dem er oft betete, ohne ihn so erkannt zu haben? Wird er dann nicht mit ganz anderm Sinn als ehemals beten: Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel; Du hast sie alle weislich geordnet!

Nun erst wird die Aufmerksamkeit in ihm erwachen; nun erst die Wißbegier nach den göttlichen Dingen rege werden, und hundert Fragen werden geschehen: Wie ist es möglich, daß die Erde dahinschwebe im leeren Weltraum? — oder daß wir nichts von der ungeheuern Schnelligkeit im Fortfluge verspüren? — oder daß die Sonne, je näher wir ihr kommen, statt mehr zu brennen und zu wärmen, kälter wird, und nicht wie anderes Feuer thut?

Allein hier bleibt in den meisten Dingen unsere Wißbegier unbefriedigt. Wir nehmen viele Wunder Gottes wahr, aber die Erklärung davon ist uns unmöglich; Alles, was wir darüber sagen würden, wäre bloße Vermuthung. Wer könnte in die Geheimnisse des Schöpfers dringen?

Sehr wahrscheinlich also ist die Sonne kein irdisches Feuer, wie wir es haben; denn das Feuer verzehrt, was es ergreift. Und wäre die Sonne eine brennende Welt: würde man nicht vermuthen müssen, daß sie sich endlich selbst verzehren müsse? Was ist sie also und wie ist sie beschaffen?

Es ist der menschlichen Kunst gelungen, solche Fernrohre zu erfinden, vermittelst welcher wir weit entfernte Gegenstände tausendmal größer und deutlicher erblicken, als mit bloßen Augen. So können wir das weit von uns Entlegene gleichsam näher an unser Auge heranziehen, und wie groß muß unser Erstaunen werden, wenn auf diese Weise unser Blick auf fremden Welten umherwandelt, da er bisher nur gewohnt war, die Landschaften und Gewässer auf Erden zu sehen! — wenn er dort eine ganz andere Ordnung und Haushaltung wahrnimmt, wie hier auf Erden!

Schon längst bemerkte man durch jene Hilfsmittel, daß die Sonne keineswegs, wie sie den bloßen Augen vorkommt, ein einziges Flammenmeer sei, sondern es zeigten sich dunkle Stellen darin, wie Inseln in einem Ozean von Licht. Manche derselben bewegten sich, immer in gleich weitem Abstande von einander, von einer Seite der Scheibe zur andern, und kamen wieder regelmäßig, nach immer gleicher Zeit, auf der ersten Seite wiederum genau den gleichen Gang zu nehmen. Erst daraus erkannte man nun offenbar, daß auch die Sonne nicht stille stehe, sondern daß sie sich um sich selbst herumdrehe, so wie sich auch die Erde nicht nur um die Sonne in Jahresfrist, sondern auch um sich selbst binnen vierundzwanzig Stunden herumdreht. Aber was bei unserer kleinen Welt, auf der wir eine kurze Zeit leben, in zweimal zwölf Stunden vollbracht ist, dauert bei der großen Sonnenkugel fünfhundert und zweiundfünfzig Stunden; oder was bei uns einen Tag und eine Nacht ausmacht, währt dort über siebenundzwanzig unserer Tage.

Die dunkeln Stellen in der Sonne, welche man aber auch zu ungleichen Zeiten oft unter dem allgemeinen Glanz wieder verschwinden sieht, zeigen, je länger sie beobachtet werden, mancherlei Verschiedenheiten. Es gibt deren, die ganz schwarz und von blassem Rand umgeben sind; andere, die keine finstere Mitte haben, sondern überall gleich grau sind. Eben so zeigen sich wieder in dem weiten Lichtmeer einzelne Punkte, die weit heller strahlen, als alles Uebrige. Das Lichtmeer trennt sich zuweilen; an andern Orten wallt es wieder zusammen. Wo es auseinander geht, sehen wir die finstern Stellen des Sternkörpers, und bemerken, daß er nicht brennend ist, sondern für sich selbst dunkel und so strahlenlos wie unser Erdball.

Bei noch sorgfältigerm Untersuchen nimmt man deutlich wahr, daß, wenn die finstern Sonnenstrahlen sich beim Umdrehen dieses Weltkörpers dem Rande der Scheibe nähern, noch ehe sie den äussersten Saum erreichen, schon verschwinden unter der seitwärts stehenden Lichtmenge. Folglich steht die Lichthelle wohl weit höher, als der dunkele Boden der Sonne. Ja, was noch merkwürdiger ist, zwischen dem Lichtmeer, welches die Sonne umstrahlt, und zwischen dem strahlenlosen Grund derselben, und selbst noch über diesem weit erhaben, zeigt sich ein anderes, von beiden verschiedenes Wesen, gleichsam ein zweites der Sonne, beweglich, abwechselnd, ungleich, von grauer Farbe. Wenn wir auf einem andern Sterne wohnten, und von dem aus unsere Erde betrachten könnten, würden die Wolken, welche den Erdball umziehen, ebenfalls einen ähnlichen grauen Schleier um ihn her bilden, der dann und wann zerrisse, und zu andern Zeiten wieder zusammenflösse.

So wäre die Sonnenwelt, mit unserer Erdenwelt verglichen, als ein strahlenloser Weltball, wie unsere Erde ist, und ebenfalls wie diese mit einem Wolkenhimmel umzogen; aber weit über demselben wölbten sich ringsum Lichtwolken. Man hat den Abstand des Sonnengrundes von den dunkeln Wolkenschichten, und den Abstand dieser von dem höhern Lichtmeer mit vieler Bestimmtheit wahrgenommen. Aus mancherlei Beobachtungen und Berechnungen hat sich ergeben, daß die Lichtwolken vier- bis sechshundert Meilen weit von dem darunter liegenden Sonnenboden entfernt sind, folglich vier- bis sechshundertmal höher über der Sonne, als die Gipfel der allerhöchsten Berge über dem Erdboden stehen.

Risse in den Strahlenwolken, wenn man das herrliche Lichtmeer so nennen darf, welches jenen Weltkörper umschwebt, entlößen uns fast immer den darunter schwebenden grauen Wolkenhimmel, und dieser ist, wie es scheint, so allgemein und ausgedehnt, daß die Lichthülle selten oder

nie unmittelbar über dem Sonnenboden steht. Denn so groß auch die Oeffnung der Glanzmenge wird, bemerkt man dennoch weit unter derselben vorgehend die grauen Wolken, und erst wenn sich diese in ihrer Mitte öffnen, erblickt man den Sonnenboden selbst als einen schwarzen Fleck, der wie mit einem mattleuchtenden, grauen Rand umgeben ist.

Die schwarzen Stellen des Sonnengrundes sind oft von beträchtlicher Größe. Man sieht sie zuweilen in einer Ausdehnung von zehn- und zwanzigtausend Meilen Weite; ja man sah sie schon so groß, daß sie einen Raum von zweihundert Millionen Meilen ins Gevierte einnahmen, das heißt, mehr denn zwanzigmal größer waren, als die ganze Oberfläche des von uns bewohnten Erdbodens. Man sah die Lichtschale deutlich wie ein glänzendes Gewölbe über einer finstern Tiefe hängen, noch tiefer, als die graue Wolkendecke steht, vereinzelte Gewölke zwischen dieser und dem festen Boden der Sonne schwimmen.

Von so ungeheurem Umfang aber auch die von ihren Gewändern zuweilen entblößten Stellen der Sonne sind, ist es bis dahin noch nicht möglich gewesen, etwas Näheres zu erkennen von dem, was sich auf der festen Oberfläche des Körpers selber befinden mag. Es würde Täuschung sein, da von Gestalt der Landschaften, von Thälern und Gebirgen reden zu wollen. Jener wunderbare, von unserm Erdball ganz verschieden geformte Ball ist viel zu weit von uns entfernt, oder vielmehr auch unsere vollkommensten Sehrohre sind bis jetzt noch viel zu unvollkommen, um auf dem von seinem grauen Wolkenschleier beschatteten Sonnenrunde Einzelnheiten wahrzunehmen. Alles, was darüber gesagt wird, ist sicherheitlose Muthmaßung; so wie, wenn man aus öfters an gewissen Gegenden immer wieder erscheinenden finstern Stellen schließt, daß daselbst hohe Berge sind, welche über die grauen Wolkenmeere öfter, als das tiefer liegende Land, hervorragen und sichtbar werden können.

Bis jetzt müssen wir uns lediglich mit dem begnügen, was wir an der zweifachen Sonnenumgebung bemerkt haben, und selbst dieses ist noch Weniges und Unbestimmtes. Ja, wir sind noch nicht einmal im Stand, alle daran wahrgenommenen Erscheinungen zu umfassen, oder gar zu erklären. Wir wissen sogar nicht einmal uns Rechenschaft zu geben, warum in manchen Jahren die Sonne beträchtlich größer und ein andersmal kleiner erscheint. Nach Versicherung der Sternseher hat sie, oder vielmehr die Lichthülle ihrer Scheibengröße, um drei- bis sechshundert Meilen abgenommen. Wäre dies der Fall, möchte man fast für wahrscheinlich halten, daß die strahlende Glanzhülle zu gewissen Zeiten sich vom Sonnenkörper entfernte und ausdehnte, und zu andern Zeiten wieder gegen ihn einsänke und zusammenzöge. Doch scheint dieses Größer- oder Kleinerwerden des Umfangs, welches im Verhältniß zur ausserordentlichen Größe der Sonne gering ist, keinen bedeutenden Einfluß auf Licht und Wärme hier auf Erden zu haben; eben so wenig, wenn in der Sonne viele oder große dunkele Stellen sichtbar werden.

Wir wissen noch so wenig vom Weltenbau Gottes, und doch schon so Vieles, das unser ganzes Erstaunen rege machen muß! Wenn wir dazu noch denken, daß, mit Ausnahme einzelner Sterne, alle übrigen Gestirne, welche wir Nachts am Himmel erblicken, eben so gut selbstleuchtend sind, wie die Sonne, und wahrscheinlich von Licht umflossene Sonnen sind, wie die unsrige; wenn wir dazu denken, daß unsere schärfsten Sehrohre zu schwach sind, diese Sterne auch nur um das Allergeringste zu vergrößern, weil sie in allzuunermeßlichen Entfernungen von uns schweben; wenn wir denken, daß, so wie unsere Sonne der Mittelpunkt ist, um welchen sich neunundzwanzig kleinere Welten, wie unsere Erde oder der Mond ist, bewegen, um von allen Seiten Beleuchtung zu empfangen, und daß um jene weit entfernten übrigen Sonnen sich wahrscheinlich eben solche, für sich selbst dunkele, Weltkörper in ewig gleichen abgemessenen Kreisen bewegen; wenn wir bedenken, daß der Erdball, auf dem wir leben, nur einer der kleinsten Weltkörper von allen denen ist, die wir mit bloßen Augen in jeder heitern Nacht sehen, und daß doch die Oberfläche dieses verhältnißmäßigen kleinen Erdballs über neun Millionen Meilen ins Gevierte hat; wenn wir erwägen, daß auf diesem Erdenrund Alles bevölkert ist mit lebendigen Wesen, deren Arten und Gattungen wir noch nicht einmal alle kennen; wenn wir wissen, daß hier jeder Wassertropfen, jeder Grashalm gleichsam eine eigene kleine Welt ausmacht, worin zahllose nur unter dem stärksten Vergrößerungsglase erst sichtbar werdende Thierchen leben und weben; wenn wir uns erinnern, daß die Anzahl der Menschen allein, die auf der Oberfläche des Erdbodens zerstreut wohnen, über achthundert Millionen beträgt: wie könnten wir bei solchem Schwindel erregenden Blick vom Größten bis zum Kleinsten, vom Einzelnen zu der unendlichsten Menge, gefühllos bleiben, und ohne von einem heiligen Schauer durchdrungen zu werden! Wie sollten wir, die wir vom grenzenlosen Hause Gottes, dem Weltall, nur einen der unbedeutendsten Punkte, und selbst diesen bei weitem noch nicht ganz kennen, nicht von Ahnungen ergriffen werden, daß jene größern Welten vom Gott und Vater des Lebens wohl auch mit lebendigen Wesen bevölkert sein mögen, die seine Majestät anbeten! Und wenn von jenen Tausenden von Sternen über uns jemals ein einziger auf immer verschwände: wer auf Erden würde das Dasein desselben vermissen! Wenn unser ganzer Erdball, mit Allem, was ihn bewohnt, plötzlich in Nichts verginge: was verlöre das reiche All der Welt an diesem Staubkorn, welches wir Lebenden noch unsere ganze Welt nennen!

Dennoch ist der Vater dieses überschwenglichen Reichthums mein Vater, und der Gott aller jener Welten mein Gott! Dennoch willst Du, ewige Allmacht, ewige Barmherzigkeit, mich nicht verloren gehen lassen, und nicht versäumen; sondern wunderbar einzig, wie Du für jede besondere Welt und für jeden besondern Wurm im Staube bist, als wäre jene Welt, dieser Wurm allein Deiner Liebe und Sorge Gegenstand; so bist Du wunderbar einzig für mich, als wäre ich Dein einzig erschaffenes Wesen, und Alles meinetwillen eingerichtet! Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel; Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güte!

Ich fühle mich in diesem Ozean des Lebens so klein, so nichtig, wenn ich mich in dem Gedanken der Unendlichkeit oder in dem Abgrund Deiner Schöpfung verliere, und fühle mich wieder so groß, daß ich, ein ewiger Geist, Gott, Dich denken, Dich anbeten kann! Ich fühle mich so arm und verächtlich, wenn ich mein geringes Wissen, mein weniges Haben hier im Staub wahrnehme, und fühle mich wieder so reich, wenn ich mich erinnere dessen, dem Jesus mich zuführte.

Wie ist es auch möglich, daß ein Sterblicher unter

den kleinlichen Bekümmernissen dieses kleinen Erdenlebens verzage, wenn er Dich kennt, auf den er vertrauen kann? Wie ist es möglich, daß er auf sein irdisches Besitzthum einen so großen Werth lege, wenn er das Göttliche einmal wahrgenommen hat? Wie ist es möglich, daß der für das Ewige und Göttliche Geborne nicht seinen Fehlern und Leidenschaften absagen kann, und Dir ganz anzugehören? O, Dein Wille geschehe auf Erden auch von mir, wie in allen Himmeln! Amen.

296.

Blicke zum Sternenhimmel.

Zweiter Theil.

Psalm 19, 2—4.

Die Himmel ruhen, jeder ehret
Die Größe Gottes, seine Pracht!
Die ausgespannte Feste lehret
Die Werke, die sein Arm gemacht.
Und aller Welten Harmonie
Verkündet und besinget sie.

Es strömt von einem Tag zum andern,
Gleich Bächen, ihre Rede fort;
Und eine Nacht erzählt der andern
Leicht ihr gedankenvolles Wort
Es sind nicht Sprachen, die sie spricht:
Doch wer weiß ihre Worte nicht?

Die Ordnung funkenerfüllter Kreise
Verherrlicht Gottes Wunderhand,
Und macht, wie hold er ist und weise,
Der allerfernsten Welt bekannt.
Der Sterne hoher, ew'ger Gang
Ist seiner Allmacht Hochgesang.

Mit Recht kann gesagt werden: es ist darum so wenig tiefe Gottesliebe und wahre Gottesverehrung in der Welt, weil die meisten Menschen Gott nur so weit erkennen, als sie dazu fähig sind. Denn wer auch nur eine schwache, doch immer würdige, Vorstellung von der Allmacht, Weisheit und Güte des höchsten Wesens hat, kann nicht anders, als von einer Ehrfurcht und einer Andacht erfüllt werden, die Alles übertrifft, was wir je Aehnliches gegen Menschen empfunden haben. Solche Ehrfurcht und Andacht ist die heilige Weihe zur Frömmigkeit, die Jesus von seinen Jüngern und Jüngerinnen gefordert hat.

Kann auch ein Kind seine Aeltern wirklich lieben und verehren, wenn es dieselben nicht einmal kennt? Wie sollen wir den Ewigen und Unsichtbaren lieben, und aus Liebe zu ihm ein heiliges Leben führen, wenn wir weniger von ihm wissen, als von unsern irdischen Aeltern? Viele Christen sind bekannter mit den Handlungen oder Schicksalen frommer Leute, oder der Heiligen ihrer Kirche, als mit den Wundern und Thaten Gottes. Und doch deutete Christus nicht auf Menschen hin, sondern immer auf Gott, und sprach: Nur er ist heilig! — Vergebens predigt ihr Glauben, Buße, Besserung und Gottesfurcht: nicht bloße Ermahnungen machen den Menschen weiser und besser, sondern die Erkenntniß des Heiligsten und Höchsten. Die Gottesliebe, die Tugend kann in kein Gemüth hineingelegt werden: sie muß von selbst dem Gemüthe erblühen.

Das ist das große Uebel in vielen Ländern, daß diejenigen, welche sich berufen fühlen, Gott zu verkündigen, ihn selber oft zu selten in seiner Majestät erkannt haben, und in ihren Vorstellungen von ihm zu dürftig sind; daß sie, statt ihn in seinen Werken zu schauen, sich ein dunkeles Bild von ihm und seinen Vollkommenheiten, und eine Liebe zu ihm erkünstelt haben, welche sie dann Andern einzuflößen suchen. Aber ihre Art der Liebe kann nicht das Gefühl eines Jeden sein, und ihr Bild von Gott ist oft zu schwach und klein, um andere Gemüther zu erheben.

Nicht der Mensch, Gott selbst verkündet sich den Sterblichen am herrlichsten, und lehret, wer er sei! Fragst du: Wo soll ich es hören und erfahren? Schon das Alterthum antwortet dir: Rede mit der Erde, sie wird es dich lehren, und die Fische im Wasser werden es dir erzählen. Wer weiß nicht, daß solches Alles des Herrn Hand gemacht hat? (Hiob 12, 8. 9.) Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und das Firmament verkündigt seiner Hände Werk. Ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht thut es der andern kund. Es ist keine Sprache und Rede, da man nicht ihre Stimme höre. (Psalm 19, 2 — 4.)

Lange glaubten die Bewohner der Erde, daß sie recht den Mittelpunkt des großen Weltalls bewohnten; und nun erst, aus vielen Beobachtungen des Weltgebäudes, nehmen wir wahr, daß wir unendlich weit davon entfernt sein mögen; daß, gleich wie der Mond als ein Trabant um die Erde fliegt, und der Erdball wieder als ein Trabant um die Sonne, auch die Sonne nur als ein geringerer Trabant um eine uns unbekannte, sehr entfernte Sonne, in ewiger Kreisbahn mit allen sie begleitenden Gestirnen hinschwebt. Lange glaubten die Menschen, daß über unserm Wolkenhimmel der blaue Sternenhimmel, wie ein festes Zelt, über den Erdball ausgespannt und der Aufenthalt seliger Geister sei. Nun aber wissen wir, daß jener Sternenhimmel nichts Festes sei, sondern ein unendlicher Raum, welchen nichts durchströmt, als das Licht von Millionen Sonnen, deren Entfernungen von uns auszumitteln kein Werkzeug erfunden und kein Maß erdacht werden kann.

Wir dürfen kaum zweifeln, daß sich jene Sonnenwelten, die uns nur als kleine Sterne erkennbar sind, nicht ebenfalls bewegen; aber wir sind von ihnen allzuweit entfernt, um es beobachten zu können. So glauben wir auch von einem Menschen, der auf einer Landstraße weit von uns erblickt wird, er stehe stille, ob er gleich wandelt; und die Menschen, ob sie gleich den Himmel seit Jahrtausenden betrachtet haben, beobachten ihn noch zu kurze Zeit (denn was sind doch sechstausend Jahre gegen die Unendlichkeit der weiten himmlischen Räume!), als daß sie in den Stellungen der entfernten Sterne zu einander eine wirkliche Veränderung hätten wahrnehmen können. Eben so sehr ist wahrscheinlich, daß, wie unsere Sonne neunundzwanzig verschiedene Erdbälle um sich hat, die sie beleuchtet, auch jede der entfernten Sonnen von ähnlichen Weltkörpern begleitet sei. Aber diese können wir nicht mehr erblicken, theils weil sie kleiner als ihre Sonnen, theils nicht selbstleuchtend sind, theils diesen ihren Sonnen zu nahe und folglich von den Strahlen derselben für uns gleichsam verhüllt stehen. Denn wenn wir auf demjenigen zu unserer Sonne gehörenden dunkeln Weltkörper wohnten, der von ihr am allerfernsten schwebt, so würden wir von da aus unsern Erdball auch nur als einen ganz kleinen Stern erkennen, der aber so nahe um die Sonne herumzulaufen schiene, daß wir ihn kaum vor dem Glanz ihrer Strahlen deutlich erblicken könnten.

So scheinen alle Sterne am Himmel festzustehen; nur an zwanzig und einigen bemerken wir, daß sie sich in ihrer Stellung gegen andere verändern, folglich bewegen. Aber eben diese sind es, welche noch zu unserer Sonne gehören, gleichsam Geschwister des Erdballs sind, und sich, wie er, um die gemeinschaftliche Sonne drehen. Darum heißen sie Wandelsterne oder Planeten. Die einen stehen der Sonne näher und vollenden ihren Kreislauf um sie schneller, als andere entferntere. Unser Erdball vollbringt seinen Lauf in einem Jahre; derjenige Erdball, welcher der Sonne am nächsten schwebt, vollbringt ihn aber schon in achtundvierzig Tagen; hingegen der, welcher am weitesten ist, und mithin die größte Bahn zu machen hat, vollbringt den Lauf erst in dreiundachtzig von unsern Jahren.

Diese sämmtlichen Wandelsterne und Brüder unserer Erdenwelt schwingen sich, eben so wie diese, um sich selbst rollend herum; alle, gleich wie der Erdball, beschreiben in ihrem Lauf um die Sonne einen länglich runden Kreis; alle sind in gewissem Verhältnisse von einander abstehend; so daß, je weiter einer um den andern von der Sonne entfernt ist, er auch entfernter von den ihm benachbartesten Wandelsternen schwebt; die der Sonne nächsten sind sich unter einander näher; die der Sonne entlegensten unter sich selbst entlegener; alle ihre Bahnen um die Sonne liegen mehr oder weniger in der gleichen Fläche, und eben so die Bahnen der Monde, die wieder um die Hauptwandelsterne oder Planeten kreisen; alle sind dunkele, nicht selbst leuchtende Welten, so wie unsere Erdenwelt, und empfangen ihr Licht allein von der Sonne, wie wir. Einige sind kleiner, andere aber wieder weit größer als der Stern, auf welchem wir Sterbliche wohnen, und in allen, wenn man sie mit Hilfe der besten Fernrohre beobachtet, findet sich die mannigfaltige Verschiedenheit ihrer Einrichtung und Gestalt. Wir sind über zwanzig Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt; der uns bekannte entfernteste Wandelstern aber bei vierhundert Millionen. Und noch wissen wir nicht, ob nicht jenseits des letzten, den wir kennen, noch andere ähnliche Erden schweben, die wegen ihres schwachen Lichtes und ihrer Entfernung durch die besten Fernrohre nicht gesehen werden können.

Still, ewig in ungestörten Ordnungen, in festbestimmten Zeiten, umschweben alle diese Welten ihre gemeinschaftliche Sonne. So wie vor Jahrtausenden, noch ehe ein Wesen wußte, ob auch ich einst sein würde, so wird es nach Jahrtausenden sein, wenn ich auf Erden längst vergessen bin. Ein jegliches Haus wird von Jemand bereitet; der aber Alles bereitet, der ist Gott! (Hebr. 3, 4.)

Mit ernstem Schweigen und Erstaunen betrachte ich die Wunder der unermeßlichen Räume — und was mein Geist unermeßlich nennt, ist nur der kleinste Punkt des Alls, das Er mit einer mir unbegreiflichen Weisheit geordnet hat; und überall ist Er Gott und Herrscher allein. Der Blick meines Geistes verfinstert sich, indem ich zu ihm emporsehe; die Flügel meiner Einbildungskraft erlahmen, indem ich dies Unendliche mit den Gedanken durchschweben will. Gott, dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen, Unsichtbaren und Alleinweisen, sei Ehre und Preis von Ewigkeit! (1 Tim. 1, 17.)

Derjenige, welcher von allen um die Sonne schwebenden Sternen ihr am nächsten ist, wird von den Himmelsbeobachtern Merkur geheißen. So nahe ist er dem blendenden Strahlengewande der Sonne, daß er des Nachts nie, sondern nur neben der Sonne am Tage gesehen, und auch da nicht recht erkannt werden mag, weil er fast immer von ihrem Glanze verdeckt wird. Demungeachtet ist er noch mehr als acht Millionen Meilen von ihr entfernt, das heißt, hundert- und sechszigmal weiter, als der Mond von uns. Ob nicht noch andere Welten zwischen ihm und der Sonne schweben, wissen wir nicht; Raum genug zu ihren Bahnen wäre vorhanden; aber schwer, sie aus dem Strahlenmeer herauszufinden. Man hat wohl dunkele, runde Körper schon von der Sonne, ihr sehr nahe, vorbeiwandeln sehen, ohne angeben zu können, welch ein Bewandtniß sie mit derselben haben. Selbst ihre Kleinheit verhinderte, sie deutlicher zu erblicken. Auch der Weltkörper Merkur ist einer der kleinern; sein Durchmesser beträgt etwa nur zwei Fünftheile von dem Erddurchmesser; demungeachtet übertrifft er dennoch weit die Größe unsers Mondes.

Dies Alles verursacht, daß man von seiner Beschaffenheit wenig hat entdecken können, obgleich man wohl bemerkte, daß er ein ähnlich dunkeler, gerundeter Körper wie die Erde sei, und, nach seinen verschiedenen Stellungen zur Sonne, eben so ungleich mit zu- und abnehmendem Lichte erscheine, wie unser Mond in den verschiedenen sogenannten Vierteln. Auch ist aus verschiedenen Umständen mehr als wahrscheinlich, daß wir mehr seine ihn umgebende, von der Sonne bestrahlte Wolkenumhüllung, als seinen festen Körper selbst, erblicken, und jene Hülle wohl sehr dicht sein möge. Wenigstens lassen sich oft dunkele Wolken wahrnehmen, die nicht bei gleichem Orte bleiben, nach verschiedenen Richtungen ziehen, und sich bald auflösen, bald neu bilden.

Ist dieser Weltkörper von Wesen bewohnt, die mehr oder weniger mit uns Sterblichen Aehnlichkeit haben, welche ganz andere Naturordnung würden sie dort sehen, als wir! An ihrem Himmel würde unser Mond kaum bemerkbar, unsere Erde aber als ein schöner, glänzender Stern erster Größe glänzen, und die Sonne dreimal größer sein, als an unserm Himmel. Da ihr Jahr nur achtundachtzig Tage lang ist: wie schnell fliegen dessen Winter, Frühlinge, Sommer, Herbste vorüber! Aber wer kann auch nur dunkel ahnen, ob dort die Geschöpfe Gottes im mindesten denen auf unserm Erdball gleichen; ob dort Pflanzen, Meer- und Luftbewohner sind? Welche unendlich mannigfaltige Reihe von Wesen erkennen wir nicht schon auf Erden, die einander alle ungleich sind; und selbst unter Gestalten gleicher Art, wie große Abweichungen! Von den vielen Millionen Menschen hienieden, wo würden ihrer zwei gesehen, die einander vollkommen gleich wären? Und so läßt sich wohl glauben, daß dieselbe Verschiedenheit göttlicher Geschöpfe statt finde von einem Weltkörper zum andern, so wie diese selbst einander durchaus nicht gleichen. Wie große Abwechselungen der Dinge müssen nicht allein schon durch eine größere oder entferntere Nachbarschaft von der Sonne bewirkt werden; wiewohl man keineswegs glauben darf, daß in so großer Sonnennähe Alles verbrennen muß. Denn wir wissen, daß die Sonnenhitze sogar bei uns auf Erden abnimmt, je weiter wir an sehr hohen Bergen aufwärts steigen, und folglich der Sonne um so viel näher kommen. Zudem scheint jener Stern Merkur nicht ver-

geblich aus der Fürsorge des Weltbaumeisters jene dichte Wolkenhülle empfangen zu haben, die ihn wie ein Gewand umgibt.

Ein ähnliches Kleid trägt auch jener glänzende Weltkörper, welcher (nach dem Merkur) der Sonne am nächsten steht; daher er auch von uns nur bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, nie aber des Nachts, erblickt werden kann, und aus dieser Ursache gewöhnlich der Morgen- oder Abendstern genannt wird. Der Morgen- und der Abendstern sind ein und derselbe Stern; die Beobachter des Himmels nennen ihn die Venus. Wer kennt ihn nicht, wenn er, der erste der Sterne, des Abends den Reigen der Gestirne anführt, funkelnder als alle, oder der letzte am Morgen unter dem Glanz der aufgehenden Sonne verschwindet! Schon das hohe Alterthum pries ihn in Gesängen, und die heilige Schrift gedenkt dieses herrlichen Weltkörpers. Er ist nicht viel kleiner, als unsere Erde, wandelt in seiner Bahn zwischen uns und dem Merkur, in beinahe zweihundert vierundzwanzig Tagen um die Sonne herum, und ist von derselben ungefähr fünfzehn Millionen, von uns nur fünf Millionen Meilen weit abstehend.

Den vorzüglichen Glanz, welchen er hat, scheint er dem Zurückprallen der Sonnenstrahlen von seiner Wolkenumgebung zu danken zu haben. Diese aber ist es, welche uns auch vorzüglich hindert, die auf ihm befindlichen größern Gegenstände mit einiger Klarheit wahrzunehmen. Inzwischen läßt sich aus allen angestellten Beobachtungen die Wahrscheinlichkeit folgern, daß dort viel Aehnliches mit unserm Erdball sei; dort sind Morgen- und Abenddämmerungen, wie bei uns; dort ist wechselnder Tag und Nacht, wie bei uns. Wir erblicken ihn vermittelst der Fernrohre, gleich einer Mondscheibe, zuweilen halb verdunkelt, sichelförmig, mit wachsenden Hörnern, gleich wie unsern Mond. Aber wir erkennen noch mehr. Dieser Weltkörper hat hohe Gebirge. Denn man bemerkt nicht nur von Zeit zu Zeit glänzende kleine Hervorragungen von der Lichtseite in die Nachtseite der Venus; also Erhebungen, an denen die Sonne strahlt, während das Uebrige noch im Finstern ruht; sondern, obgleich selten, sogar eine schimmernde Gegend am Aussenende eines Horns, die durch dunkleres Schwarz von dem übrigen erhellten Theil ganz getrennt, folglich eine große Ungleichheit, eine Erhöhung ist, die früher erleuchtet wird, als die Tiefe. Noch viele andere Gründe bewähren, daß auf jenem Weltkörper große Gebirgsketten sind; und Berge, drei-, vier-, ja fünfmal höher, als die allerhöchsten auf unserm Erdenstern.

Wenn wir von Reisenden die Beschreibungen lesen oder anhören, welche sie von der majestätischen Gestalt der Hochgebirge geben, die weit über den Ländern der Menschen ihr Haupt in den Wolken des Himmels tragen, mit Schnee und Eis auf ihren Gipfeln seit der Schöpfung bedeckt liegen, und Thiere, Gewürme, Pflanzen in ihren Höhen nähren, von denen nur wenige unten an ihrem Fuße, in den von Menschen bewohnten Landschaften, gedeihen: welch ein Schauspiel muß der Anblick oder die Ersteigung jener Gebirge gewähren, die sich auf dem Abendsterne erheben! Welch eine neue andere Welt dort, als die unserige! Und doch ist dieses nur die geringere Verschiedenheit der Venus von unserm Erdball. Gott hat dort noch anders gewaltet.

Ueber dem Dunstkreis oder Wolkenhimmel jener Welt, der sich allenfalls zehn Meilen weit ausdehnen mag, schwebt noch etwas Anderes, uns ganz Unerklärbares. Es ist wie ein Ring, der dünn und schmal den dunkeln Körper sammt dessen Wolkenhimmel umfängt. Er gleicht einem bleichen Nebelstrich, doch ist er so zart, daß schwerlich ergründet wird, weder was er sei, noch zu welchen Zwecken er da sei. Einen ähnlichen Ring hat man um den Merkur erblickt. Darin sind sich diese zwei Welten einander ähnlich. — Nicht minder wunderbar ist eine andere Erscheinung, daß nämlich die nicht von der Sonne erhellte Seite der Venus manchmal nur grau dämmernd, manchmal aber ganz röthlich-leuchtend gesehen wird, ungeachtet man bisher keinen Mond bei der Venus entdeckt hat, der ihre in Nacht verhüllten Länder erhellt. Wer aber kennt die Mittel des Schöpfers, wer die Tiefe seines Reichthums? Ist es nicht auch seine Hand, welche in den kalten Gegenden unserer Erde, wo monatlange Nächte herrschen, die hoch über unserm Wolkenhimmel flammenden Nord- und Südlichter anzündet? Wo hat seine Kraft ein Ende, wo seine Weisheit Schranken? Ueberall ist er Gott und Vater seiner Geschöpfe, dort wie hier.

Ist dort edlern Wesen vergönnt, unsern Erdenstern zu betrachten, wie wir den ihrigen: wahrlich nicht minder unbegreiflich muß ihnen derselbe in Allem, von dort aus gesehen, erscheinen; sie mögen auf den gleichförmigen Schwung des Mondes um uns, oder durch den Schleier unserer Wolken auf unsere Länder, Meere und Hochgebirge blicken, die sie kaum unterscheiden. Glänzende Punkte in grauen Dämmerungen würden ihnen unsere großen Inseln im weiten Ozean, strahlender noch vom Wiederschein die weiten Sandwüsten um die Mitte der Erde, oder die unermeßlichen, ewigen Schnee- und Eisflächen an den beiden entgegengesetzten Enden des Erdballs sein, um die er sich durch die Himmel rollend, wie das Rad um die Achse, wendet. Unsere Dörfer, die Paläste der Fürsten, die größten Städte des Erdenrundes, die weitläufigsten Waldungen, Alles ist im einförmigen Grau verschwunden, und ihr Dasein wird nicht geahnet, noch weniger ihre Gestaltung, obgleich die Erde den Bewohnern der Venus weit näher steht, als ihnen die Weltkugel des Merkurs ist.

Der Stern, welchen wir Sterbliche eine Zeitlang unsern Wohnplatz nennen, der zwanzig Millionen Meilen weit von der Sonne schwebt, ungeachtet er ihr, nach Merkur und Venus, der nächste von allen ist; der zu seinem Kreislauf um sie mehr als dreihundert fünfundsechzig Tage gebraucht; der einen Umfang von fünftausend vierhundert Meilen hat — wie klein, wie unbedeutend erscheint er in solchen Fernen, unter tausend andern, oft tausendmal größern Welten, den etwaigen Wesen auf andern Gestirnen! Und doch wie groß, wie wichtig erscheint sich der Sterbliche auf diesem Staubpunkt! Wie riesenhaft kommen ihm seine Arbeiten, seine Sorgen, seine Entwürfe vor! Wie wird er von seinen gemeinen, dem Staube entstiegenen Begierden gefesselt, daß er nur seine ganze Aufmerksamkeit auf das Nichtige hinlenkt, das unter ihm liegt, und darüber das ganze Weltgebäude und den Gott des Weltalls und das Ewigsein im Weltall vergißt!

Was ist im Verhältniß zur unendlichen Herrlichkeit, welche von der Sonne bis zur letzten der zu ihr geordneten Welten ausgebreitet ist, der allermächtigste Monarch

auf dem kleinen Erdball? — Weniger, als eine kaum sichtbare Milbe, am Laube einer tausendjährigen Eiche klebend. Dennoch, wie demüthigen sich tausend und tausend andere Sterbliche vor dem Nichts; wie beben sie vor dem Zorn dessen, der Staub ist, wie sie; wie bewundern sie seinen Reichthum; wie preisen sie seine Macht; wie eifrig fliegen sie, seine Wünsche zu erfüllen und sich ihm wohlgefällig zu machen! — — Aber der Einzige, Hohe, Unvergängliche — Gott, vor welchem aller Glanz des Weltgebäudes matt ist; vor dem die ungeheuern Sonnen und alle um sie fliegenden Welten nur Staub sind — der große Unsichtbare, Alleinheilige, er ist von den Sterblichen vergessen, während sie sich vor der Milbe beugen; seine Weisheit und Macht ist von ihnen kaum gekannt, während sie vor kleinlichen Spielen Ihresgleichen erstaunen und es Kunst heißen; ihn zu verehren, anzubeten in seiner Herrlichkeit, ist ihnen nur Nebensache, oft lästiges Herkommen, dessen sie gern los sein möchten, während sie vor denen in tiefer Ehrfurcht sich beugen, die nicht wissen, ob sie morgen noch athmen. Wer ihnen ein wenig Vergängliches hinbietet, Staub und Asche, was sie Reichthum nennen, oder ein Traumwesen, das sie Ehre und Rang heißen, dem stammen sie in hoher Rührung Dankbarkeit; aber gleichgültig blicken sie auf den Herrn des Weltalls, der ihrem Geiste Ewigkeit, zur Heimath das Weltgebäude, und zum letzten Ziele namenlose Seligkeit gab. Ach, sie bezweifeln zuweilen wohl gar sein Dasein, während er Miriaden Welten durch das Endlose des Universums sendet, ihn zu verkünden.

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündigt seiner Allmacht Werk. Ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht thut es kund der andern. Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre! Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth! Alle Welten sind seiner Ehre voll! Amen.

297.

Blicke zum Sternenhimmel.

Dritter Theil.

Jesaias 40, 26.

Um seinen Thron her strömt ein Licht,
Das ihn vor uns verhüllet.
Ihn fesseln alle Himmel nicht,
Die seine Größe füllet.
Er bleibet ewig, der er war,
Verborgen er, und offenbar
In seiner Liebe Wundern.

Was schirmt den Weltbau ohne Dich,
O Gott, vor seinem Falle?
Allgegenwärtig breitet sich
Dein Flügel über Alle.
Du bist die Freundlichkeit, die Huld,
Die Gnade bist Du, die Geduld,
Der Vater, der Erbarmer!

Dir nur gebühren Preis und Dank,
Dir nur ist Macht und Ehre!
Ihr Welten werdet zum Gesang,
Singt ihm, ihr Sonnenheere!
Der Herr ist Gott! und Keiner mehr!
Was gleicht ihm, Keiner ist wie er,
Der Unsichtbare, Ew'ge!

Ein Blick in die Tiefe des Weltgebäudes und auf jene glänzenden Ordnungen ist genug, um dem Weisen die Majestät Gottes so lebendig zu vergegenwärtigen, daß ihm Alles, was im Irdischen groß heißt, verächtlich wird, und sein eigener Geist sich, vor der Nähe des Herrn, wie vernichtet fühlt. — Das ist ein anderer Gott, welchen mir die Unendlichkeit der Himmel verkündet, als der, welchen mir die Schulweisen, beschränkt von kleinlichen Begriffen und vorgefaßten Schulmeinungen, nennen; oder als der, welchen ich in den dürftigen Bildern des Katechismus und seiner Erklärer fand, die wohl oft Schriftgelehrte, selten aber Gottesgelehrte sind.

Hebet eure Augen in die Höhe und sehet! Wer hat solche Dinge geschaffen und führet ihr Heer bei der Zahl heraus? Der sie alle mit Namen rufet? (Jes. 40, 26.) So mahnet der ehrwürdige Prophet des Alterthums das gottesvergessene Menschengeschlecht seiner Tage; so mahnet uns seine Stimme heute noch. Hebet eure Augen in die Höhe und sehet!

Noch sind die Werkzeuge, welche der Mensch zur Schärfung seiner Blicke erfand, allzuunvollkommen, um die entfernten Welten und ihre natürliche Einrichtung deutlicher zu erkennen. Selbst der Mond, wiewohl unter allen Sternen uns der nächste, da er nur ungefähr einundfünfzigtausend Meilen weit von uns schwebt, bleibt uns in seiner Bildung räthselhaft. Und doch ist man schon im Stande, Gegenstände daselbst ziemlich zu unterscheiden, wenn sie einen Durchmesser von vier- bis fünftausend Fuß haben.

Nicht unsere Erde allein, sondern auch andere ähnliche, von der Sonne weit entfernte Wandelsterne, haben zur Beleuchtung ihrer Nächte einen Mond, ja meistens mehrere Monde. Alle diese Monde sind darin dem unserigen ähnlich, daß sie sich, wie der Mond um unsere Erde, beständig um ihre Erde drehen; daß sie ihrer Erde immer die gleiche Fläche zuwenden, so daß ihre andere Seite nie von den Erdbewohnern erblickt wird, und daß sie kleiner sind, als der Planet, um welchen sie schweben. Während unser Erdkörper einen Durchmesser von siebenzehn hundert und zwanzig Meilen hat, ist der des Mondes nur von vierhundert achtundsechszig Meilen.

Der Mond, mit bewaffneten Augen betrachtet, stellt eine große, helle, von der Sonne beleuchtete Scheibe dar, die einer geschmolzenen und wieder hart gewordenen Schlacke mit vielen kleinen Löchern und Anhöhen und ungleich hellern Stellen nicht unähnlich sieht. Große zusammenhängende, dunkele Gegenden, die ohne Zweifel tiefer liegen, oder von einer Art sind, daß sie nicht viel Licht zurückwerfen können, bedecken wohl den dritten Theil des Mondes. Aus diesen dunkelern Ebenen erheben sich Bergspitzen einzeln am Sonnenglanz, oder es ziehen in meistens geraden Linien, nach mannigfaltigen Richtungen, einzelne Hügel und Gebirgsreihen, wie lichte Streifen; oder beträchtliche Landflächen steigen aus den grauen Verschattungen, in zweifelhaftem Licht, wie überschwemmte Inseln, hervor. Bei weitem aber der größere Theil der Mondhälfte ist erhabener, heller, voll rundlicher Löcher, aus deren Finsterniß gewöhnlich, wie ein heller Punkt in der Mitte einer schwarzen Scheibe, eine Bergspitze glänzend hervorragt. Fast alle jene Löcher haben einen erhabenen hellschimmernden Rand

oder Kreis um sich. So erscheint beim ersten Anblick der Mond.

Aber diese stark beleuchteten Kreise oder Einfassungen der kleinen Löcher werfen, je nachdem die Sonne steht, Seitenschatten, aus denen ihre Höhe ermessen werden kann. Es sind hohe Gebirge, welche im Ring eine ungeheure Vertiefung umkränzen. Jene kleinen Löcher werden, je nachdem die Sonne steigt, bis in ihre untersten Tiefe erhellt; es sind ungeheure Abgründe, viele Meilen weite Thäler. Sie senken sich zehn und mehrere tausend Fuß tief; sind von sehr steilen Wänden des Ringgebirges umschlossen, die sich erst unterhalb gegen den Thalkessel allmälig verebnen, aus welchem dann wieder ein mehrere tausend Fuß hoher einzelner Berg hervorragt. Solch ein Berg aus dem weiten Abgrund ist selten so schroff, als die das Thal umgebende Bergwand, und auch selten oder nie so hoch, als die Gipfel des Ringgebirges um ihn her sind. Auf den Ringgebirgen, die an der äussersten Seite nicht so steil niedergehen, wie an den innern des Abgrundes, sondern oft sehr flach ablaufen, erblickt man ungleiche Klüfte und Gipfel. Manche dieser Felszacken, die dort plötzlich aus der Ebene der Berghöhen wieder aufsteigen, sind mit nichts Aehnlichem auf unserer Erde zu vergleichen. Sie müssen, nach unserer Vorstellungsart zu reden, aus den härtesten Massen geschaffen sein. Man denke sich einen Felsen, der einzeln dasteht, dessen Fuß noch keine Meile im Durchmesser hat, und der sich steil wie eine Mauer bei neuntausend Fuß hoch kegelförmig emporspitzt.

Alles, Alles ist in jener Mondenwelt anders als auf der unserigen. Wo erblicken wir auf Erden Abgründe, so weit, so tief, wie dort? Unsere Meere, unsere Seen würden ihnen ähnlich sein, wenn sie wasserleer daständen, und die gegenwärtigen Inseln bis auf den Fuß entblößt, gleich steilen ungeheuern Felsen, aus ihnen heranfragten. Wo finden wir auf Erden Gebirge von so ausserordentlicher Höhe, wie dort? Der Gipfel des höchsten Gebirges auf Erden steht neunzehntausend sechshundert Fuß über der Meeresebene; im Monde haben mehrere eine Höhe von mehr denn vierundzwanzigtausend Fuß über der Ebene. Und so, wie die langen Bergstreifen im Monde, ziehen auch ähnliche, lange Thalstreifen, wie wasserlose Flußbetten, oder leere Kanäle, dreißig, fünfzig, siebenzig Meilen weit durch die Ebenen von einem Gebirge zum andern; ja, wie es scheint, ununterbrochen zuweilen durch den ungeheuern Abgrund hinweg und wieder in die Ebene hinaus.

Das Schauspiel dieser göttlichen Einrichtung auf der Oberfläche des Mondes läßt sich nicht erklären. Wir sehen bei uns nichts Aehnliches. Schon daß der Mondball nicht so, wie unser Erdball, mit einem dichten Dunstkreis oder einem Wolkenhimmel umgeben ist, bedeutet uns, daß wir dort eine ganz andere Natur vermuthen müssen, als wir in den Sommern und Wintern der Erde bewundern. Ohne diesen Wolkenhimmel wäre kein Regen, kein Schnee, kein Gewitter, kein Hagel. Sollten jene Abgründe mit ihren erhöhten Rändern vielleicht ausgebrannte feuerspeiende Berge gewesen sein? Sie gleichen denen auf unserer Erde einigermaßen; aber die größten Oeffnungen der unserigen sind nur wenige tausend Fuß weit, dort sind es Thäler, in denen unsere Fürstenthümer mit Städten und Dörfern Raum fänden.

Doch scheint, wenn auch vielleicht nicht das Element unsers Wassers, das Element des Feuers daselbst zu wirken. Denn man hat nicht nur in den von der Erde verschatteten Gegenden des Mondes einmal einen röthlichen Lichtflecken erblickt, der lange auf derselben Stätte sichtbar blieb, sondern nachher auch, als die gleiche Gegend von der Sonne beleuchtet ward, zeigte sich statt des Lichtflecks ein anderthalb Meilen weiter Abgrund von Ringbergen umschlossen, welcher zuvor nie gesehen ward. Eben so hat man noch andere neu gewordene Abgründe gesehen, die von Jahr zu Jahr an Umfang zugenommen haben, und beweisen, daß dort noch immer die Hand des Allmächtigen wunderbar zur Gestaltung der Mondesfläche wirkt.

Von der andern Seite sollte man beinahe vermuthen, nicht selten auch Spuren von der Thätigkeit solcher Wesen zu erblicken, die jenen Weltkörper bewohnen, und anbauen, gleich wie wir den unserigen; man bemerkt deutlich auf den Flächen mancher Ebenen und minder hohen Gebirge Veränderungen in der Farbe, oder im Umriß derselben, kleine Stellen, Erscheinungen und Gestalten, die, nach ihren Schatten berechnet, kaum hundert Fuß hoch sind, deren Entstehen sich wohl dem Bemühen von Geschöpfen zuschreiben ließe, die dort leben; denn vom Monde aus nach unserer Erde gesehen, würden Landschaften, die von ihren weiten Wäldern befreit und angebaut werden, ähnliche Verwandlungen ihrer bisherigen Farben zeigen; oder unsere Städte, unsere Dörfer mit ihren hundert und mehrere hundert Schuh hohen Thürmen als ähnliche, merklärliche Pünktchen erscheinen. Freilich von dort aus sehend würde uns Vieles am Erdball, der uns als ein Mond von viermal größerm Durchmesser erschiene, ein ewiges Räthsel sein müssen. Wir würden nicht die über ihn hinschwimmenden Nebelflecken erklären können, von denen wir wissen, daß es Wolken sind, die oft sich in hundert Meilen weiter Ausdehnung hinwälzen. Wir würden nie erklären können, warum in einer Hälfte des Jahrs ein großer Theil der einen Seite des Erdballs blendend hell und weiß erscheint; dann von seinem Glanze abnimmt, während der entgegengesetzte Theil des Erdenrundes an Weiße und Helligkeit in der andern Jahreshälfte zunimmt. Wir aber kennen den Glanz des Eises und des Schnees, der abwechselnd bald die nördlichen, bald die südlichen Gegenden der Erdkugel in dem alle Jahre wiederkehrenden Winter bedeckt, je nachdem die Erde ihre Stellungen gegen die Sonne ändert.

Dergleichen wird nicht am Monde gesehen; dergleichen ist auch nicht an den Weltkörpern des Merkur und der Venus erkannt worden. Wohl aber finden wir diese uns auf Erden nicht unbekannte Erscheinung auffallend wieder an demjenigen Wandelstern, der uns zunächst, doch zwölf Millionen Meilen weiter als der Erdball von der Sonne, schwebt. Er wird von den Menschen Mars geheißen. Sein Jahr dauert über sechshundert und siebenundachtzig unserer Tage, während ein Tag und eine Nacht bei ihm nicht viel länger ist, als bei uns.

Keiner von allen Weltkörpern, die sich, wie der von uns bewohnte, um unsere Sonne schwingen, hat so viel Verwandtschaft mit dem Erdball, als der Mars. Er ist demselben an Größe zwar nachstehend, obgleich nicht gar viel kleiner, aber er ist von einem Dunstkreis und einem Wolkenhimmel umgeben, der sich, wie bei uns, bald dichter zusammenzieht, bald aufklärt, bald verschwindet. Diese Gewölke, welche die Scheibe wie blasse Wolken umschweben, haben keineswegs einen beständig glei-

chen Zug. Wie bei uns Strömungen der Luft und Sturmwinde die Gewölke bald nach dieser, bald nach einer andern Weltgegend fortreissen: so finden wir dasselbe bei den Wolken der Marswelt. Herrschen dort auch, wie auf unserer Erde, saufte Lüfte und Orkane? Verkünden dort auch, wie hienieden, Flammen aus dem Schooße regenschwerer Gewölke und des hallenden Donners Stimme den zitternden Kreaturen die Majestät des Allgegenwärtigen, der überall mit gleicher Gnade waltet?

Wie im Winter bei uns die gegen Norden liegenden Länder mit einer weißblendenden Schneedecke verhüllt sind, die, je höher die Frühlingssonne steigt, wieder abschmilzt, während die von der Sonne verlassenen Südgegenden des Erdbodens ihren Winter haben: so erblickt man ganz das Gleiche an jener uns benachbarten Weltkugel. Vom reinsten Wiederglanze strahlen die Nordgegenden derselben zu ihrer Winterzeit weiß wie Schnee. Je höher aber die wiederkehrende Sonne rückt, je senkrechter ihre Strahlen darauf niederfallen, je mehr verkleinert sich die schimmernde Bedeckung, und es bleibt davon nur noch ein mäßiger Punkt an der äussersten Nordseite übrig, so wie auch bei uns am Nordpol das ganze Jahr hindurch ewiges Eis und unzerschmelzlicher Schnee bleibt. Unterdessen ist die Südseite (eben so wie bei uns) winterlich weißglänzend geworden, bis in der folgenden Jahreshälfte die Sonne kräftiger auf sie scheint.

Also sind auch in jener Welt, die unsern bloßen Augen als ein röthlich glänzender Stern aus einer zwölf Millionen Meilen weiten Ferne freundlich herschimmert, auch dort also Frühlinge, Sommer, Herbste und Winter, Morgen- und Abendröthen, Regenschauer und Schneegestöber, heitere und trübe Tage. Und wenn dort kein Wasser wie das unserige, kein Schnee wie der unserige wäre: so sind doch ihre Erscheinungen und ihr regelmäßiger Wechsel wunderbar dem ähnlich, was wir auf Erden haben. Und für wen diese Frühlinge, diese Herbste dort? — welche Ahnungen erwachen in mir bei diesem Gedanken? O Gott, o Gott des Lebens, wie groß bist Du, wie unergründlich ist Deine Güte und Deine Macht! Mit frommen Schauern hebe ich meine Augen in die Höhe und stammle mit den Propheten: Wer hat solche Dinge geschaffen? Er, der sie alle mit Namen ruft.

Aber jene blühende Welt ist nicht die letzte. Hinter derselben, in noch größern Fernen, schweben noch andere. Doch scheint plötzlich die wunderbare Ordnung in den Abständen von einem Planeten zum andern unterbrochen. Es entsteht eine weite Leere. Lange wurde in derselben ein den übrigen ähnlicher Wandelstern gesucht. Mit bloßen Augen ließ sich nichts wahrnehmen, bis — erst in unsern Zeiten ist es geschehen — glimmende Sternpünktchen da den schärfsten Sehrohren bemerkbar wurden, wo man seit Alters einen großen Weltkörper in der Art des unserigen vermuthete. Diese Sternpünktchen sind so klein, daß sich an ihnen wenig, als ihre unbedeutende Größe erkennen läßt. Zwei dergleichen schwebten dort in gleichen Abständen von der Sonne, aber weit von einander getrennt um dieselbe. Es scheinen nicht mehr Sterne, sondern nur Trümmer eines Sterns zu sein! Man hoffte derselben noch mehrere zu finden; verfolgte die Nachforschungen in den unermeßlichen Weiten, und entdeckte in der That noch ein drittes und viertes Stück. Ceres ward das erste, Vesta das zweite, Juno das dritte, Pallas das vierte genannt. Noch werden die Forschungen fortgesetzt, in der Hoffnung, mehrere dieser Sternentrümmer zu erblicken. Keiner derselben, welche bis heute wahrgenommen worden sind, hat über achtzig Meilen im Durchmesser oder Dicke. Sie stellen sich dem Sehrohr dar, nicht wie kleine runde Mondscheiben, gleich den andern Planeten, sondern unförmlich, mit sehr abwechselndem Licht. Das erste und zuletzt genannte dieser Trümmerstücke ist fortdauernd mit einem weiten, durch die Sonne erhellten Dunst umflort, durch welchen man, gleichwie bei Kometen, nur mühsam den festen Kern unterscheidet. Alle sind ungefähr achtundfünfzig Millionen Meilen von der Sonne entfernt, alle vollenden ihre Bahn um dieselbe in vier Jahren und hundert sechsunddreißig bis zweihundert zweiundzwanzig Tagen; nur die Vesta allein ist ungefähr zehn Millionen Meilen der Sonne näher, als die andern Trümmer, und bringt auch ihren Lauf um diese schon in drei Jahren und zweihundert achtundachtzig Tagen zu Ende.

Nicht ohne Entsetzen kann ich den Gedanken fassen: Trümmer einer todten Welt, durch des Schöpfers Wink zermalmt, fliegen dort seit Jahrhunderten immer noch, mehr oder weniger ihrer alten Bahn treu, durch die Räume des Himmels, und geben den erstaunten Beobachtern in der Ferne das Schauspiel eines Weltuntergangs. Da fliegen sie, wie in Staub aufgelöset, durch die Unermeßlichkeit als ein erschütterndes Denkmal der Allgewalt dessen, der aus dem Nichts Welten wie Blumen aufblühen und zu ihrer Zeit welken läßt. Dieser Erdball mit seinen Gebirgen, Ebenen und Meeren, auf welchem wir heute noch lächelnd und weinend einherwandeln, er mit seinen Fürstenthümern und Königreichen, ist er nicht ebenfalls in der Gewalt dessen, der Sonnen und Monde wie Seifenblasen auslöscht, die lange in bunter Pracht schimmern mochten?

Und wenn der Allmächtige winkt über das Schicksal unsers Sterns; wenn die Abgründe verfallen und spalten, und die höchsten Gebirge mit ihren beschneiten Felsgipfeln wie Sandhügel zusammenrollen; wenn die Weltmeere ausstäuben wie Dunst, und das Innerste der Erde zwischen tief gebrochenen Felsen seine niegesehenen Eingeweide dem Sonnenlicht entblößt; wenn die entzügelte Macht der Elemente wieder den schreckenvollen Kampf beginnt, der da war, ehe die Allmacht winkte: es werde Licht! — wenn die unterirdischen Flammen um die Häupter der Berge spielen, die heute über des Himmels Wolken ragen, und die Weltmeere und die zerspaltenen Tiefen des Weltballs rauschen, der sich theilt und in das Unendliche hinaus zersplittert zu einzelnen, formlosen, grausenhaften Stücken; letzter Tag dieser Erdenwelt, du, den das Alterthum prophetisch nannte, wenn du in deiner entsetzlichen Majestät erscheintst: wie wird denen sein, die dich erblicken! Eine Welt voll Sünder wird dich erblicken, und verzweifeln. Ihre Träume von unvergänglichem Nachruhm sind verflogen; ihre Künste der Wollust vernichtet; ihre Paläste, ihre Hütten fliegende Asche; ihre Thronen ein Nichts. — Was bleibet? Alles ist verloren; das Irdische todt, zerbrochen und gestaltlos. Doch vernichtet ist auch, was einmal des Irdischen vorhanden war, nicht. Es rollen die öden Trümmer des Erdballs, treu den ewigen Gesetzen des Herrn, die alte Erdbahn um die Sonne hin, und vielleicht in andern Sternen suchen mit Erstaunen bessere Wesen die Bruchstücke des Erdensterns, der ihnen vormals als ein Ganzes freundlich

aus der Ferne an ihrem Himmel strahlte. Und unvernichtet, wie auch das zerstörte Irdische im Raume des endlosen Weltgebäudes fortdauert, dauern die Geister fort, die einst den zermalmten Stern ihren Aufenthalt nannten! Ewig ist Gott, der Herr; Ewigkeit gehört den Urstoffen des Irdischen, Ewigkeit den Geistern an, die er zum Sein berufen hat; wehe, wenn sie es zum sündigen Sein erniedrigten, mehr dem Staube, als dem Göttlichen, hingaben!

Aber meine Seele schaudert vor den Bildern der ungeheuern Zerstörung, die ich selbst im Gebäude des Alls erblicke. Ob Gottes Wink jemals unsern Erdball im Lauf der Jahrtausende verstieben wird, es ist in seiner Gewalt, in seinem Rath. Warum jener große Weltkörper zerschlagen ward, durch welche Kraft er sich in Trümmer auflöste, die von uns achtunddreißig Millionen Meilen weit schweben — wer kann es enträthseln, wer den Sinn des Allerhöchsten erforschen? — Ich aber hebe meine Augen in die Höhe und sehe. Und der solche Dinge geschaffen hat, und ihre Heere herausführt bei der Zahl; er, der sie alle mit Namen ruft — mein Gott, mein Herr, mein Erbarmer ist er; er nimmt sich auch meiner Seele an!

Herr, Gott und Erbarmer! So nennen Dich in allen Himmeln die Welten, und Deine Gnade, Deine Huld preisen, wie Deine Weisheit, alle Sterne. Wie die Erden schweben um ihre Sonnen, angezogen von ihnen, und wie die Sonnen schweben in unerforschten Aetherbahnen um andere unerforschte Sonnen: so umgeben Dich selig, stumm anbetend, die Miriaden von Geistern; o Du ihr Schöpfer, Vater, allbeseligender Urgeist! Je näher Dir, je höher über das Irdische, je seligkeitvoller jauchzen sie Dir. — Ach, auch ich jauchze, auch ich! aber mit Thränen jauchze ich; denn tief, wie meine Liebe, ist das Gefühl meines Unwerths. Darf ich Dein Kind heißen, der ich Deinen Willen auf diesem Erdensterne so oft vergessen, und oft mehr für den Staub, als für Dich lebte? — O Erbarmer! blicke gnadenvoll auf mich herab. Endlich wird es durch Deine heiligende Macht mir gelingen, mich vom Irrthum, Sünde und Finsterniß hinaufzubringen zur Weisheit, Tugend und zum Licht! zu Dir, mein Erbarmer, mein Gott, zu Dir, Amen!

298.

Blicke zum Sternenhimmel.

Vierter Theil.

Psalm 8, 4. 5.

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Die Sterne singen seinen Ruhm;
Ihn preis't der Erdball, ihm rauschen die Meere;
Das Weltall ist sein Heiligthum.

Auf, jauchz', o Mensch, in den heiligen Chören,
Du Geist vom Geist, du Licht vom Licht!
Dich hob er über die Sterne der Sphären,
Du bist es, du, zu dem er spricht:

Mein ist die Kraft, mein Himmel und Erde;
An meinen Werken kennst Du mich;
Ich bin's und werde sein, der ich sein werde!
Dein Gott, dein Vater ewiglich.

Ich bin die Allmacht, die Weisheit und Güte.
Auch dich erkor ich ew'gem Heil!
Dem reinen Sinn, dem heil'gen Gemüthe
Wird Geisterseligkeit zu Theil.

Jenseits jener Welttrümmer, welche um die Sonne in fast gleichen Entfernungen von derselben ihren Lauf haben, schwebt noch ein anderer Wandelstern, größer als alle, die zwischen ihm und unserm glänzenden Tagesgestirn hinrollen. Es ist eine Welt von ganz neuen Eigenthümlichkeiten, und nur darin unserm Erdball ähnlich, daß, wie bei uns, auch dort Mondenlicht, die Nächte erheitert. Wir nennen auf Erden jenen Stern, der auch noch unsern bloßen Augen sichtbar ist, den Jupiter.

Er ist der größte aller uns bekannten Weltkörper, die, gleich unserer Erde, zur großen Sternenfamilie der Sonne gehören: sein Durchmesser ist mehr als eilfmal größer, denn der Durchmesser unsers Erdballs. Dennoch funkelt er, obgleich hellen Lichtes, nur als mäßiger Stern am Nachthimmel. Denn er schwebt über achtundachtzig Millionen Meilen weit von uns, über hundert und acht Millionen Meilen weit von der Sonne! Welche ungeheuern Fernen! Sie können nur noch in Zahlen gedacht werden, aber die Einbildungskraft verliert jeden Maßstab dafür. Denn wie nichts dagegen verschwindet der Umfang unsers Erdballs, der uns so groß erscheint, und doch kaum sechstausend Meilen beträgt. Aber für die göttliche Allmacht gibt es keine Entfernungen; allgegenwärtig wirkt sie, wie bei uns, auf jener weit entlegenen Welt.

Obgleich dieselbe so groß ist, daß aus ihr mehrere Erdbälle, wie der unserige, geformt werden könnten, wird es uns doch, wegen jener ausserordentlichen Ferne, sehr schwer, von ihrer Beschaffenheit einige bestimmte Kenntnisse zu erhalten. Wie ganz anders muß es dort sein, wo, was bei uns den Zeitraum eines Jahrs einnimmt, beinahe zwölf Jahre dauert, wo die Sonne viel kleiner am Himmel steht, als bei uns, und unsere Erde nur als einer von den Sternen geringer Größe unter den tausend übrigen leuchtenden Welten erkannt werden mag!

Doch nimmt man deutlich mit bewaffneten Augen am Jupiter wahr, daß seine Scheibe von sechs, acht und mehrern schmälern oder breitern, dunkelern oder hellern Banden, wie von Gürteln umwunden ist, die alle neben einander liegen. Aber wer kann diese Erscheinung deuten, die an keinem andern Wandelstern oder Planeten gesehen wird, und nichts Aehnliches auf unserer Erde zeigt? Sind es theilweise stärkere oder schwächere Verdichtungen des Dunstkreises, in welchem der Schöpfer jenen Weltkörper eingehüllt hat? Ist es der ungleiche Wiederschein der Sonne an der Aussenseite der Wolken? Allerdings sollte man es fast glauben, da sich diese Streifen in ihrer Breite nicht gleich bleiben, bald fünfhundert, bald tausend, bald mehr Meilen breit sind, bald wieder abnehmen. Auch hat man schon klar gesehen, wie eine der dunkeln Banden anfangs aus einem geringen Fleck entsprang, der sich allmälig immer weiter dehnte, gleichwie bei uns aus einem Wölkchen plötzlich ein ganz bedeckter Himmel werden kann.

Allein jene grau und weiß glänzenden Banden verändern sich in ihrem Umfang nicht so schnell, wie bei uns, etwa in wenigen Tagen oder Wochen, sondern sie bleiben oft Jahre lang dieselben. Was erzeugt sie, daß sie so lange und beharrlich fortwähren können? Und sind es die hellen oder die dunkeln Streifen des Dunstkreises, durch welche wir den Körper der Jupiterwelt vielleicht selbst erblicken? — Was ist es, das dort vorgeht? Sind das Alles wirklich nur mannigfaltige Wolkenreihen, oder ist der Jupiter noch eine unvollendete Welt, wo die Elemente

vermischt durcheinander kämpfen, wie damals, als auf Erden das Feste und Flüssige geschieden ward, und der Geist Gottes über den Gewässern schwebte? Zuweilen werden dort einzelne dunkele Flecken erblickt, welche sich nach verschiedener Richtung bewegen, aber mit großer Schnelligkeit, wie keine Wolke bei uns im allerwildesten Sturm. Hundertmal geschwinder, als der reissendste Orkan auf Erden, fliegen jene finstern Massen, oft von tausend und mehr Meilen Umfanges. Wer will hier Erklärer der göttlichen Werke sein?

Ueberhaupt werden wir ohne Zweifel uns eben so oft betrügen, als wir es wagen, das, was wir in entlegenen Welten erblicken, mit Dingen zu vergleichen, die wir auf Erden vielleicht ihnen ähnlich zu finden glauben; noch mehr, wenn wir, was dort vorgeht, aus Gesetzen unserer irdischen Natur zu erklären wagen. Gott ist Gott überall, seine schöpferische Weisheit und Güte sich überall gleich; aber überall verherrlicht sie sich in neuen Verhältnissen, Gesetzen und Gestalten, von welchen uns keine Vermuthung möglich ist.

Doch, was er auch geschaffen habe, er ist der Gott der Gnade und des Lebens. Auch dort bereitet er Glückseligkeit. Nicht vergebens giesst er in die Nächte jener fernen und großen Welt, wie bei uns, Mondenlicht. Aber, ein neues Wunder! nicht ein Mond, sondern vier Monde schweben um dieselbe, welche alle, gleich unserm Monde, ihr immer die gleiche Seite zukehren. Vier Monde am Himmel strahlend, doch alle von ungleicher Größe! Nur derjenige, welcher jenem majestätischen Weltall am nächsten steht, mag den Bewohnern desselben so groß erscheinen, wie der unserige unsern Augen; um die Hälfte kleiner sind ihnen die Scheiben des zweiten und dritten ihrer Monde, und den vierten sehen sie nur etwa den vierten Theil so groß, als den ersten. Dies läßt sich theils durch die verschiedene Größe, theils auch durch die verschiedenen Abstände der Monde unter sich selbst und vom Jupiter, sehr gut abnehmen.

Wie er in seiner ungeheuern Bahn um die Sonne von vier Monden umtanzt wird, so gibt es noch einen andern, noch weit hinter ihm durch die Räume des Weltgebäudes fliegenden Wandelstern, der von sieben Monden begleitet wird. Man nennt ihn den Saturn. Er ist im Durchmesser wohl zehnmal größer als unsere Erdenwelt, über hundert und neunundsiebenzig Millionen Meilen weit von der Sonne, um die er seinen Lauf, den unsere Erde in einem Jahre vollbringt, erst in neunundzwanzig Jahren und hundert siebenundsechzig Tagen vollendet. Ein einziges Saturn-Jahr füllt beinahe die ganze Lebenszeit eines auf Erden wohnenden Menschen aus.

Dieser Weltkörper gleicht darin dem ihm benachbarten des Jupiters, daß auch er von grauen oder hellweißen Banden umzingelt ist, die in ihrer Breite, wie in ihrer Farbe, sich zwar immer, doch sehr langsam ändern. Ob sie nun Wirkungen der verschiedenen Dichtigkeit oder Stoffe eines Dunstkreises, oder der eigenthümlichen Natur seines Bodens sind, wird nie leicht von einem Sterblichen ausgemittelt werden. Es ist auch gesehen worden, daß jene Gegenden auf dem Saturn, in welchen vermittelst ihrer Stellung die Jahreszeit herrschen sollte, die bei uns der Winter ist, weißlicher geworden sind, während sie nach ihres Frühlings Erscheinen wieder dunkeler und grauer wurden, wie wenn der Schnee sich zurückzöge. Doch auch hieraus Schlüsse zu folgern, wäre voreilig. Denn wo ist der Mensch, welcher den Saturn schon während mehrerer seiner Jahre beobachtet hätte, oder beobachten könnte? Erst aus den gesammelten Erfahrungen mehrerer Menschenalter werden dereinst unsere Enkel darüber einige Kenntniß empfangen können.

Eben so wenig ist von den sieben Monden dieser fernen Welt zu sagen. Unter den stärksten Vergrößerungen bis jetzt erfundener Sehrohre erscheinen sie nur äusserst klein, und der dem Weltkörper am nächsten steht, ist nur als ein feiner Punkt erkennbar; daher kann von ihrer Größe nichts genau bestimmt werden; doch ist es wahrscheinlich, daß die meisten kaum so groß sein mögen, als unser Mond, mit Ausnahme des sechsten Mondes, vom Saturn weg gegen uns gezählt, der wohl zweimal größer als der unserige sein kann.

Welch ein prachtvolles Schauspiel, der Anblick von sieben schimmernden Monden am gestirnten Himmelsgewölbe! Und doch ist dies noch nicht Alles, womit der Reichthum der Allmacht jene große Welt ausgestattet hat. Rings um die Mitte derselben, mäßig weit vom Grunde und Boden derselben entfernt, breitet sich wie ein ungeheurer Ring etwas Schwebendes aus, das sehr dünn und fein, doch beträchtlich breit ist, und von der Sonne erleuchtet wird. Dieser vom Weltkörper abgesonderte, flache, dünne Ring, der seinen schmalen, innern Rand dem Saturn, den äussern den Monden desselben zuwendet, ist vielleicht nicht ein einziger, sondern aus mehrern in einander liegenden bestehend, welches sich aus einem schwachen ringsum gehenden Streif in ihm erkennen läßt, der ihn für unser Auge in zwei Ringe trennt. Er ist nicht ein selbstleuchtendes Wesen, sondern er kann verschattet und verdunkelt werden. Er ist ein fester Körper, denn er wirft, je nachdem er gegen die Sonne steht, einen Schatten auf den Weltball, welchen er (wahrscheinlich sich mit ihm drehend) umschwebt. Er hat hin und wieder auf der Oberfläche seiner Breite einzelne, besonders stark am Sonnenlicht glänzende Punkte.

Was sollen wir von der Natur dieser Erscheinung sagen, oder von den geheimnißvollen Absichten des Schöpfers muthmaßen? Dreimal höher, als unser Erdball dick ist, schwebt dieses Wesen, fünftausend siebenhundert und zwanzig Meilen weit von der Oberfläche der Saturnwelt entfernt, sie rings umgebend; sie hat eine Dicke von ungefähr nur hundert Meilen, dagegen eine Flächenbreite von beinahe sechstausend Meilen, wenn man den in ihr rings umhergehenden schwarzen Strich dazu rechnet, welcher sechshundert Meilen Breite hat.

Wir haben keine Vorstellung weder von der Beschaffenheit, noch von dem Anblicke dieses über dem Weltkörper und Mondenlicht glänzenden, ganze Sternbilder vom Aufgang zum Niedergang bedeckenden Kreises. Unser Witz erstirbt, unsere Einbildungskraft fühlt ihre Ohnmacht. Wir kennen Gottes Thaten, und nichts bleibt uns, als Erstaunen und Anbetung. Dieser Kreis und die Weltkugel selbst, und alle ihre sieben leuchtenden Monde, empfangen ein helles Licht von der Sonne, und doch ist diese Sonne in so ungeheurer Ferne, daß sie, mit menschlichen Augen von dort aus gesehen, nur etwa den zehnten Theil so groß erscheinen würde, als bei uns. So wie wir auf Erden denjenigen der Planeten kaum erkennen, welcher der Sonne am nächsten steht, so wird von menschlichen Augen, vom Saturn aus die Erde betrachtet, diese fast

gar nicht mehr unter den Sternen deutlich erkannt und der Sonne allzunahe gefunden werden.

Und dennoch steht jener wundervolle Weltball noch lange nicht am äussern Saum des zu unserer Sonne gehörenden Theils vom unendlichen Raum der Dinge. Noch jenseits desselben fliegt eine andere Welt, mit andern Monden und andern Naturen, um die Sonne in einer wohl siebenzigmal ausgedehntern Bahn, als die Erde. Beinahe vierhundert Millionen Meilen weit von der Sonne, dreihundert sechsundsiebenzig Millionen Meilen weit von uns, vielmal größer als der Erdkreis, schwingt sich jene Welt erst ein einzigesmal um die Sonne herum, während die Erde ihren Lauf dreiundachtzigmal macht. Das längste Menschenalter wäre dort erst ein einziges Jahr, und hätten höhere vernünftigere Wesen dort eine Lebenslänge von so viel ihrer Jahre, wie der Mensch hienieden nach der Anzahl irdischer Jahre: wie müßten sie mitleidig auf die Kürze unsers Daseins blicken! Dies gleicht beinahe dem flüchtigen Leben einer Eintagsfliege, die am ersten Strahl der Morgenröthe lebendig wird, Abends schon ihr höchstes Greisenalter erreicht hat, und schon gestorben ist, ehe der letzte Sonnenstrahl erblaßt. Dort sind andere Jahreszeiten, als die unsrigen, denn anders ist die Stellung jenes Weltkörpers zur Sonne, als die Stellung aller übrigen Planeten. Dort herrscht auf der einen Hälfte ein beinahe vierzigjähriger Winter und beinahe vierzigjährige Nacht, während auf der andern Hälfte ein eben so langer Sommertag blüht. Wir nennen jene Welt den Uranus; sie ist so fern, daß wir sie unter den Gestirnen des Himmels nicht mehr mit bloßen Augen, sondern nur vermöge der stärksten Fernrohre erblicken.

Daher wird es begreiflich, daß wir von der Beschaffenheit ihrer Oberfläche gar nichts erforschen können. Von dort aus betrachtet, würde sogar die Sonne nur als der größte unter den funkelnden Sternen erscheinen. Und doch, so gewaltig und wunderbar ist die Gewalt des Schöpfers, strahlt der Glanz der Sonne dort so hell, daß wir nicht nur den Uranus selbst zurückglänzen sehen, sondern selbst seine ihn umschwebenden Monde. Bis jetzt hat man von diesen an der Zahl sechs entdeckt. Allein sie erscheinen uns nur als kleine Punkte, und selbst die zwei größten sind so matt an Licht, daß sie sich verdunkeln, wenn sie in ihrer Bahn dem Glanze des Planeten zu nahe kommen, den sie umschweben. Nur so viel wissen wir ungefähr von ihnen, daß der nächste am Uranus denselben alle sechs Tag einmal umkreiset, und der entfernteste dazu über eins unserer Vierteljahre gebraucht. Der nächste ist beinahe von ihm so weit, als unser Mond von uns; der entfernteste ist sechszigmal weiter.

Ob nicht noch mehrere Monde den Uranus durch seine ungeheure Bahn hin begleiten? Ob ihn nicht Ringe umschweben von jener wundersamen Gestaltung, wie es die in der ihm benachbarten Welt sind? — Wer kann es ergründen? —

Ja, wer weiß es denn, ob er der allerletzte der zur Sonne gehörigen Weltkörper sei, oder ob nicht noch in unermeßlichen Tiefen des Himmelsraumes weit jenseits seiner Bahnen ein anderer schwebt, welchem mehrere unserer irdischen Jahrhunderte erst für ein Jahr gelten? — Frage nicht: woher will er Licht und Wärme nehmen? Kannst du den Abgrund göttlichen Reichthums durchschauen? Oder glaube nicht etwa, daß auf dem Uranus die übrigen uns sichtbaren Sterne des Himmels, die unendlich fernen Sonnen, vielleicht schon mit menschlichen Augen gesehen, etwas größer erscheinen könnten. Stünden wir auch auf dem Uranus, wir würden den Sternen um nichts näher gekommen sein. Die drei- bis vierhundert Millionen Meilen, die wir ihnen näher ständen, sind im Verhältniß zum nächsten Stern, das heißt, zur nächsten wie die unserige selbstleuchtende Sonne, wie drei bis vier Schritte, die wir auf Erden thun, um einen Gegenstand zu erreichen, der tausend Meilen von unserm Wohnhause ist.

So ungeheuern Raum die Sonne mit allen sie umschwimmenden Welten einnimmt, es ist ein geringer Punkt im Weltgebäude. Denn sind alle die zahllosen Sterne des Himmels Sonnen, wie die unserige: wer kann unwahrscheinlich finden, daß nicht alle auch unsern Augen aber ewig verborgen bleibende Erden haben, welchen sie Licht und Lebensreiz geben? — Gesetzt, daß der größte jener selbstleuchtenden Sterne des Himmels, welchen wir den Sirius oder Hundstern zu nennen pflegen, so groß wäre als nur unsere Sonne, so würde er bei fünfhunderttausend Millionen Meilen noch vom Uranus entfernt sein, das heißt, zweitausendmal weiter von ihm als von der Sonne.

Herr! Gott! Schöpfer! und diese Himmel sind Deiner Finger Werk, der Mond und die Sterne, die Du bereitest! Was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest, und des Menschen Kind, daß Du Dich seiner annimmst? (Ps. 8, 4. 5.)

Schnell ist der Lauf des Lichtes. Es durchfliegt in einer Sekunde weit über vierundzwanzigtausend Meilen; und doch kann manche der entfernten Sonnen dastehen, und noch nicht ihr Licht bis zu uns herabkommen lassen. Wir erblicken am heitern Nachthimmel immerdar helle Flecken, in immerdar gleicher Entfernung von gleichen Sternen. Diese sind Schimmer und Abglanz von so entlegenen Sonnen, daß wir sie selbst mit bloßen Augen noch nicht sehen. Nur bei einigen hat man durch gute Ferngläser erkannt, daß sie aus vielen kleinen Sternen bestehen. So scheint auch der helle, weiße Streifen, welcher bei heitern Nächten um den ganzen Himmel zu gehen scheint, nichts als der Glanz endlos entfernter und zahlloser Sonnen zu sein, welche uns zwar schon ihre besten Strahlen zusenden, selber aber noch nicht sichtbar geworden sind, auch durch die besten Sehrohre der Himmelsbeobachter nicht. Es gibt Sterne, welche vor Jahrhunderten gesehen worden, und jetzt für uns verschwunden sind. Noch heute können wir wohl von andern ihr Licht und ihr Strahlenbild sehen, das noch immer durch die unaussprechlichen Fernen und noch lange auf uns fällt, ehe es endet, inzwischen die Urheber dieses Lichts sich längst schon tiefer von uns hinweg in die Ewigkeiten verloren haben.

Daß die Millionen und Milliarden aller jenen fernen Sonnen ihre eigene Bewegung haben; viele derselben vielleicht wieder mit allen von ihnen beleuchteten Welten um eine Hauptsonne, die Hauptsonnen wieder um Ursonnen kreisen, allesammt in ewig gleichen Bahnen, Verhältnissen und Gesetzen, — ist kaum zu bezweifeln. Doch kein Sterblicher erspäht diese. Ist uns doch selbst der Lauf und das Gesetz noch fremd, nach welchem sich gewisse andere Weltkörper bewegen, welche der Erde oft sehr nahe kommen, und von uns Schweifsterne oder Kometen geheißen werden. Vielleicht schwingen sie sich unabhängig von einer Sonne in unermeßlichen Kreisen um andere;

durchfliegen mehrere Weltfamilien und kehren erst nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden in die alten Gegenden zurück. Denn fest geordnet ist vom Schöpfer auch ihre Bahn, und ohne Gefahr noch Störung der andern. Verschiedene Bahnen der Kometen, bei hundert derselben kennt man, und beobachtet; aus dem kleinen Bruchstücke derselben, welches den menschlichen Augen erscheint, ist der ganze Lauf berechnet worden, und wirklich war eine dieser Berechnungen schon so genau, daß die Voraussagung der Wiederkunft des gleichen Schweifsternes auf das Jahr und auf den Tag eintraf. Auch sie sind dichte, von einem ungeheuern schimmernden Dunstkreise umhüllte Weltkörper. Sie ziehen diesen Dunstkreis, der uns bald als Schweif, bald als Bart, bald als Ruthe erscheint, viele Millionen Meilen weit durch die Himmelsräume nach sich.

Mit immer wachsendem Erstaunen sehe ich in die Tiefen der göttlichen Haushaltung hinein. Ich verliere mich in ihnen. Wunder drängen sich an Wunder. Ich begreife auch das allerkleinste und das allernächste derselben nicht, und selbst die verwegensten meiner Muthmaßungen verstummen. O Gott, Unsichtbarer, Du, bei dem allein Macht, Größe, Weisheit und Heiligkeit ist: was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest? und des Menschen Kind, daß Du Dich seiner annimmst? — O, wie schattenhaft, wie ganz nichts erscheinen mir alle Güter dieser Erde; wie unbedeutend ist der Mensch selbst in diesem Abgrund der Unendlichkeiten! Eine schauervolle Bangigkeit, ein verzweifelnder Kleinmuth will mich ergreifen, wenn ich meine Nichtigkeit in dem Unermeßlichen Deines Weltalls erwäge. Es ist mir, als wäre ich Deiner Sorge nicht werth. — Und doch, Vater der Ewigkeiten, läßt mich Deine Gnade nicht sinken, und das Licht Jesu erleuchtet meine Finsternisse. Bin ich denn Staub, wie jene zahllosen Welten? und ist die Größe der Geister nicht eine andere, als die Größe der Körper? So ungeheuer jene Sonnen, jene Erden, ihre Wirkungen, ihre Bahnen sind: der nach Deinem Bilde geschaffene Geist überschaut sie, berechnet sie, und erkennt dich in ihnen. Du, erhabener und herrlicher als Alles, was Du aus dem Nichts hervorgerufen, gestaltet, geregelt hast, Du wirst von menschlichen Geistern erkannt, gedacht, angebetet. Ich bin erhabener als die Schöpfung, welche mich umstrahlt, denn ich durchforsche sie mit einer Göttlichkeit von Kraft, wie Du, Herr der Welten; Du aber das All des uferlosen Raumes, in dem Sonnen und Erden sich regen, ich vom unendlichen Ozean nur einen Tropfen! Und doch spiegelt auch dieser Tropfen mir die Hoheit und Gottähnlichkeit meines unvergänglichen Geistes!

Wie erhebend, wie tröstend wird mir dieser Blick auf meine Stellung im Weltall, und — Gott aller Erden und Sonnen! — mein Verhältniß zu Dir. Ich bin Dein Kind. Du hast mich geliebt und hervorgezogen. Miriaden Deiner erschaffenen Wesen ahnen, kennen Dich nicht; Miriaden wissen ihr eigenes Dasein nicht. Aber ich, im Hochgefühl meines Seins, ich habe Dich in anbetenden Gedanken, Dich in meiner Erkenntniß und Liebe. Sollte ich wohl jemals verzagen, wenn es mir an kleinlichen Bedürfnissen auf Erden fehlt? Sollte ich nun jemals verzweifeln, wenn sich meine Schicksale verfinstern? — wenn irdisches Elend, wenn Schmach und Tod dräun? Was ist auch Elend, was Tod? — Ich hebe meine Augen in die Höhe; Du sprichst: Ich bin der Herr, Dein Gott! Wandle vor mir und sei fromm!

Wer rein, sein Irdisches überwindend, im heiligen Geiste vor Dir wandelt, wie Jesus, der kann auch zu einem Weltuntergang lächeln. Er lebt, und ginge auch der Erdball in Trümmer, derselbe ist nur ein Staubpunkt. Er lebt und weiß: in Deinem unendlichen Hause, o Vater, sind viele Wohnungen! — Ach, Du hast die meinige schon ersehen. Schweigend, mit frommem Entzücken folge ich Deinem heiligen Willen. Amen.

299.

Gott im Sturm.

Tobias 3, 22. 23.

Wer kann Dich denn verstehen
In Deinem Schicksalsplan?
Wer Deine Ziele sehen,
Und was Du halt'st, umfah'n?
Du lösest, was wir binden,
Du stürzest, was wir bau'n;
Wir können's nicht ergründen,
Wir können nur vertrau'n.

Du liebst mich ja nicht minder,
Als den geringsten Wurm.
Du hütetest Deine Kinder,
Du segnest sie im Sturm;
Läss't sie ihr Bestes finden
Oft unter Noth und Grau'n;
Wir können's nicht ergründen,
Wir können nur vertrau'n.

Zu den majestätischen Schauspielen, welche die Natur in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit zuweilen darbietet, gehört die Gewaltigkeit der Sturmwinde. Wenn diese sich in ihrer Kraft erheben, daß die Wälder erbrausen, die Thürme zu wanken, die Berge zu erschüttern scheinen, bebt noch ängstlicher oft das leicht verzagte Menschenherz; besonders wenn mit dem Schrecken des Sturmes sich die Finsterniß der Nacht verbindet. Der Aberglaube heidnischer Völker wähnt, daß es die Luftgeister sind, welche im Kampf wider einander rasen. Doch auch unter den Christen fehlt es nicht an Abergläubigen, welche den Sturmwind für den geheimnißvollen Verkünder irgend einer bevorstehenden unglücklichen Begebenheit des Landes, für die Anzeige vom nahen Tode einer hohen Person, oder dem Ausbruch eines Kriegs oder einer andern Landesplage ansehen. Wie beinahe allezeit, ist auch hier die abergläubige Meinung daher entstanden, daß ungebildete Leute in ihrer Unwissenheit dasjenige mißverstanden haben, was vernünftige Leute als sehr natürliche Wirkungen gedeutet hatten. Wohl melden Orkane oder heftige Stürme allerlei Unglücksfälle an, nicht die erst geschehen sollen und mit ihnen ausser Verbindung sind, sondern solche, die sie selbst verursachen, und die wir erst später erfahren: Schiffbrüche auf dem Meere, Feuersbrünste, Zusammensturz einzelner Gebäude und andere Ereignisse.

Wegen solcher Unglücksbegebenheiten, und weil sie uns oder unsere Freunde und Bekannte treffen können, sind daher wohl auch Personen, welche nichts weniger als abergläubig sind, während der tobenden Winde in sorgenvoller Unruhe, und sehnen sich nach dem Augenblick zurückkehrender Luftstille. Die Besorgniß wird durch das Schauerliche der großen Naturerscheinung erhöht. Denn es scheint unter der Macht heftiger Orkane das ganze Weltall um uns her in Aufruhr. Die Wolken des Him-

mels fliegen schnell und finster dahin, von der Geißel des Windes verfolgt; finstere Staubwolken steigen kreisend empor vom Boden und wandeln über die Ebenen wie ungeheure Rauchsäulen. Die Bäume, groß und klein, verworren, umhergerissen, beugen sich seufzend; ihr Laub fliegt; man hört das Krachen ihrer gebrochenen Aeste. Die hohen Wälder heulen geschlagen. Es fallen die mächtigsten Tannen des Forstes wie Halme gebrochen; ihr Sturz ist zerschmetternd über andere. Der Boden regt sich über den zuckenden Wurzeln der vielhundertjährigen Eichen. Die Thiere flüchten zitternd in ihre Höhlen. Die Vögel verbergen sich angstvoll. Die Menschen verstehen gegenseitig ihren Ruf nicht mehr; denn die ganze Natur ist Stimme geworden. Jeder Strauch, jeder Stein, jedes Gebäu gibt Töne und Geschrei. Die Ziegel prasseln von den Dächern und Wohnungen. Man fürchtet den Sturz der erhabenen Thürme. Die Gebäude werden erschüttert. — Aber der Geist des Christen bleibt unerschüttert. Er sieht in der Furchtbarkeit des Sturmes, in der Entsetzlichkeit des empörten Elementes, die segnende Hand seines Gottes.

Denn wie grauenvoll auch der Anblick des Sturmwindes und wie gefährlich seine Herrschaft ist, besonders einsamen Schiffen auf den Meeren, die oft von ihm in die Tiefen der Wogen niedergerissen oder an Klippen zerschmettert werden, ist das Alles doch im Ganzen nicht verheerender und verderbenvoller, als jede andere große Naturerscheinung; vielmehr eben so wohlthätig für das Ganze, dem nur ein kleiner Theil geopfert wird.

Dies wird uns um so deutlicher, wenn wir uns erinnern, daß die Luft, in der wir herumwandeln, die wir athmen, die sogar mit ihren feinern Stoffen unsere Gesundheit nährt, gleichsam ein weites, den ganzen Erdball umgebendes und hoch über ihn hinausgehendes Meer ist, in welchem wir leben und uns bewegen, wie der Fisch sich in einer dichtern Flüssigkeit, nämlich im Wasser, bewegt. Der Fisch, aus dem Wasser gehoben in die feinere Flüssigkeit der Luft, stirbt. Der Mensch, wenn er sich über den Luftkreis, der sein eigenthümliches Element ist, hinausbegibt, wenn er entweder in den Luftschiffen über die Wolken des Himmels emporzusteigen wagt, oder die Gipfel der höchsten Gebirge erklettert, wo keine Pflanze, auch kein Moos, keine Flechte, mehr gedeihen mag, verliert das Vermögen zu athmen; seine Kräfte schwinden, das Blut dringt ihm aus Lippen und Augen hervor.

Auch andere Aehnlichkeit hat, rücksichtlich auf das Lebensvermögen, das Element des Wassers mit dem Meere der Lüfte. Stillstehende Wasser werden zu faulen Sümpfen; werden den Fischen, die in der beweglichen und immer erneuten Fluth fröhlich baden, giftig und tödtlich. So würde das Luftmeer, in welchem wir wandeln, uns giftig und tödtlich werden, ein faulender Sumpf pestilenzialischer Dünste, eine ungeheure Quelle des allgemeinen Todes für Alles, was auf Erden wohnt, nicht nur für Menschen, nein, auch für Thiere und Pflanzen, wenn die beweglichen Luftwellen nicht in beständiger und zuweilen in starker Regung wären.

Und dafür sorgte der, dessen Liebe das Weltall gebaut hat. Seiner Allmacht waren unzählbare Mittel zu Gebot, das Luftmeer in beständiger Erschütterung zu erhalten. Er legte diese Mittel, die Keime der Sturmwunde, in die Natur dieses Elementes selbst. Noch kennt sie der Mensch nicht alle, doch schon viele. Er gebot der Sonne und dem Monde, diese Keime abwechselnd zu wecken oder zu unterdrücken; und so mußten aus den weiten Fernen des Himmels entlegene Weltkörper die Diener unserer Gesundheit, die Pflege unsers Wohlseins werden.

Wenn im Wasser ein volles Gleichgewicht ist, so steht es stille; so wird es mit der Zeit faulend. Sobald das Gleichgewicht aufgehoben, auf einer Seite das Wasser erhöht wird, fließt es nach der niedrigen Stelle hin und reiniget sich durch die Bewegung. Eben so ist es mit der Luft. Ihre innern Bewegungen, nämlich die Winde, sind nur Störungen vom Gleichgewicht ihrer innern Theile. Dieses Gleichgewicht der Luft, und daß sie nicht überall gleich schwer sei, wird am meisten gehindert durch Wärme und Kälte, oder durch abwechselnde Verdünnerung und Verdichtung der Luft. Jedermann weiß, daß man die Luft durch Wärme verdünnen und leichter machen kann. Darum steigt der Rauch gen Himmel, weil er warm und folglich leichter ist, als die übrige Luft um ihn her. Er, weil er warm ist, dehnt die mit ihm verbundene Luft aus, und drängt wegen seiner Ausdehnung die übrige von seinem Platze. So entsteht eine Lufterschütterung. So steigt im Wasser vom Boden des Gefäßes eine Luftblase aufwärts, weil sie leichter als das Wasser ist. Je größern Raum ein Rauch oder Feuer einnimmt, je größer ist natürlich auch die dadurch erregte Luftbewegung. Daher wird man gewöhnlich bei großen Feuersbrünsten Wind in ihrer Nachbarschaft verursacht sehen.

So wie einerseits die durch Wärme verdünnte und ausgedehnte Luft die kältere von ihrer Stelle zurückdrängt, strebt anderseits die kältere oder dichtere Luft, in diejenigen Räume hinzufliessen, wo durch die Verdünnung der Luft gleichsam weniger Luft vorhanden ist. So entsteht ein unsichtbares Durcheinanderströmen. Wir bemerken dies schon in erwärmten Zimmern; wenn eine Thür gegen die kalte Luft geöffnet wird, im Kleinen. Es fährt oberhalb der Thür ein warmer Luftzug aus dem Zimmer, unterhalb stürzt die kältere Luft zum Zimmer herein. Die bewegliche leichte Flamme einer Kerze weht im obern Luftzug zum Zimmer hinaus, unterhalb aber in demselben Augenblick zum Zimmer hinein.

So ist hier im Kleinen das Räthsel vom Ursprung der Winde und Stürme im Großen erklärt. Daher fühlen die Inseln und Küstenländer, deren Boden von der Sonnenhitze mehr erwärmt wird, als der Spiegel des Wassers, sich am Tage meistens von Seewinden gekühlt, die nach den verdünnten Lufträumen strömen. Daher, wenn die Sonne die Luft der südlichen Erdhälfte stärker erwärmt, und bei uns Winter ist, strömen die Winde häufiger von Norden und Osten nach jener Gegend hin. Daher weht gewöhnlich Nachts von den Inseln und Länderküsten ein sogenannter Landwind gegen das Meer, weil sich das Meer schneller erkältet, als der Erdboden, und weil die von demselben erwärmte Luft sich nun stärker gegen die über den Gewässern erkaltende Luft ausdehnt, welche weniger Widerstand leistet, je weniger sie selbst durch Wärme ausgedehnt ist.

So entstehen jene großen Störungen im Luftmeer, die oft uns erquicken, oft uns erschrecken; jene Luftströme, die uns bald als laue Westwinde schmeicheln, bald als Orkane beschädigen. Sie kommen, wir wissen nicht von wannen, sie ziehen, wir wissen nicht wohin sie fahren. Ihre Richtung ist so mannigfaltig, wie ihre Eigenschaften sind. Bestimmt fahren viele aus unbekannten Höhen

gegen die Erde nieder; andere von der Oberfläche des Erdbodens aufwärts gegen die Wolken; andere gleiten, wie ein Wasser, über die Länder hin. Oft strömen zwei entgegengesetzte Winde über einander hin; der eine in der Tiefe, der andere in der Höhe. Zuweilen stürzen sie gegen einander, und verursachen bei ihrem Zusammenprallen furchtbare örtliche Stürme, die, Alles zerschmetternd, wie zwei gegen einander fahrende Meereswogen sich aufwärts drängen, Wirbel schlagen, Bäume entwurzeln und wegschleudern, oder große Lasten emporheben, und Dächer entführen. — Der ganze Dunstkreis wird von ihnen bewegt und aufgerührt. Stoß auf Stoß folgen die Winde, mit abwechselnder Stärke, wie die Ringe auf der Oberfläche des Wassers, wenn dessen Ruhe eine hinabgestürzte Last stört.

Die Stürme sind aber weit häufiger und stärker in den höhern Regionen des den Erdball umgebenden Luftmeers, als in der Tiefe. Auf den Höhen der Gebirge rasen oft Orkane, während die bewohnten Thäler darunter in tiefer Stille ruhen. Das mag jene Naturkraft bewirken, welche, droben in größerer Menge gesammelt, auch die Erscheinung der Gewitter und Blitze, der Nordlichter, und andere große Schauspiele erzeugt. — In tiefern Gegenden aber vermehren sich Stärke, Wuth und Verwirrung der Winde, wenn ihr Strom zwischen Bergen eingeklemmt, oder von Bergen zurückgeworfen wird.

Inzwischen ist die Geschwindigkeit des Windes nicht so groß, als man gewöhnlich glaubt. Man hat darüber mancherlei Messungen angestellt, theils durch leichte, fliegende Körper, oder Bewegungen eines Rades, oder durch Messung des Ganges der Wolken oder ihres Schattens. Gewöhnliche Winde durchlaufen im sechszigsten Theil einer Minute, das heißt, binnen einer Sekunde, kaum sechs bis zehn Fuß; starke Winde, gegen die ein Fußgänger nur mühsam angeht, zwanzig bis vierundzwanzig Fuß. Sehr schnelle Rosse können aber in einer Sekunde wohl fünfzig Fuß und darüber zurücklegen. Ein Sturmwind von solcher Schnelligkeit reißt schon Mauern nieder, und entwurzelt die stärksten Bäume. Die allerheftigsten und schnellsten Stürme, die ganze Wälder niederstürzen, durchfahren aber auch hundert und mehr Fuß in einer Sekunde. Doch sie sind selten Je schneller der Zug des Windes, je größer ist seine Macht. Kann doch schon ein Luftstrom, der nicht schneller läuft als ein Mensch, Mühlen treiben. Was vermag der schnellste? Unter entsetzlichem Geheul erschüttert er die stärksten Wohnungen, bricht er Wälder wie dürres Schilfrohr, stürzt er Felsen von den Berggipfeln, treibt er Flüsse in ihrem Laufe emporschwellend zurück, und hebt er schwere Lastwagen auf.

Bewundernswürdig, wie die Gewalt der Winde, ist ihre verschiedene Eigenschaft, die sie oft nur von den Gegenden annehmen, aus welchen sie zu uns kommen. Die über das Weltmeer ziehen, bringen Feuchtigkeit und Regengüsse; die, welche weite Landstrecken durchstreifen, bringen Trockenheit. Einige erscheinen abwechselnd; andere regelmäßig zu gewissen Tages- und Jahreszeiten; andere in manchen Weltgegenden sind fast immer von einerlei Weltgegend kommend. Die einen tragen auf ihren Flügeln Wetterwolken, die andern Thau und Fruchtbarkeit; manche führen Verderben und selbst den Tod mit sich.

Wenn, von den glühenden Sandwüsten Afrika's her, der heisse Wind nach Europa zieht, den sie Sirocco nennen, wird die ganze Luft, die er durchfährt, schwer und heiß und erstickend. Die Thiere retten sich in ihre Höhlen; die Menschen schliessen sich in ihre Wohnungen ein. Wer hinaustritt, dem schlägt eine Hitze entgegen, wie aus der Gluth eines Ofens. Die Menschen hören auf zu arbeiten. Sie sind matt und erschlafft. Die Freude ist von ihnen gewichen. Das Laub der Bäume, das Gras des Feldes welkt hingesenkt. Die ganze Natur will verschmachten.

Aber die göttliche Weisheit hat es geordnet, daß weder dieser Wind, noch jeder ihm ähnliche, von langer Dauer ist. Z. B. der schreckliche Chamsin, der in Aegypten nach der Nachtgleiche im Frühling folgt, und aus dem Innersten Afrika's brennend hervorströmt, währt nur zwei bis drei Tage. Aber dann ist ganz Aegyptenland in Gluth versunken. Die Luft ist finster grau, wie voller Staub. Die Sonne scheint trübe hindurch, wie ein bläulich-roth glühende Kugel. Die Hitze wird allen lebendigen Wesen unerträglich. Gras und Pflanzen verdorren in wenigen Stunden. Den Bäumen entfällt schnell das Laub. Die Steine und Mauern, das Eisen und Wasser werden heiß. Der Umlauf des Blutes in den Adern stockt; man kann nicht mehr athmen. Das Innere des Mundes und Halses wird trocken. Alles scheint in dieser allgemeinen Gluth verderben zu müssen. Dann entfliehen die Thiere in Felsenspalten, Höhlen und Klüfte, oder bohren ihre Köpfe in die Erde. Die Menschen verschliessen sich in ihre Wohnungen, in Keller und Gruben. Ganz Aegypten scheint ausgestorben, so lange der Chamsin geht.

Nicht minder furchtbar erscheint in Arabien und an den Küsten Persiens der Giftwind Samum. Schon in der Ferne kündet er sein Kommen durch eine glühende Röthe in der Luft an. Die Welt scheint in Flammen zu stehen. Was er im Fortzuge Lebendiges berührt, ist plötzlich des Todes. Menschen und Thiere entgehen ihm nur, indem sie sich schnell auf den Boden werfen, und Mund und Nase in die Erde oder in den Sand verbergen. Der Samum geht über sie hin. Ein erstickender Schwefelgeruch durchdringt Alles. Man hört ein dumpfes Zischen und ein Knistern, wie vom Feuer. Doch binnen einer Viertelstunde ist das schauerliche Wesen vorüber, und die Luft wieder rein und heiter.

Ganz anders äussern sich an den Ufern des Senegalstromes in Afrika die Tornado-Stürme. Eine drückende Schwüle der Luft geht ihnen voran. Düstere Wolken erheben sich zwischen Osten und Mittag, und färben dort den Himmel schwarz, von einzelnen Blitzen durchzuckt. Man verspürt auch nicht das Wehen eines Lüftchens. Alles ist in Todesstille. Menschen und Thiere verkriechen sich. Immer finsterer wird die Luft. Nichts regt sich weit umher. Plötzlich stürzt ein Alles verheerender Sturm eiskalt und mit Brausen und Heulen durch die Landschaft. Palmen brechen. Hütten zertrümmern. Schiffe stürzen um. Donner, Blitz und Regengüsse bilden das Gefolge des vorübergegangenen Sturmes.

Wie groß, wie wunderbar erscheint Gott in allen seinen Schöpfungswerken! — Schrecklich sind zwar die Wirkungen jener Stürme, dieser Boten seines Willens; aber gewiß sind sie auch wohlthätig, und zum großen schönen Zweck des Ganzen unentbehrlich. Auch wenn wir diesen Zweck nicht erkennen, dürfen wir es nicht bezweifeln, da wir die Güte und Barmherzigkeit des Schöpfers überall und selbst da oft wahrnehmen, wo nur Zerstörung herrschen zu sollen scheint.

So ist jener scharf austrocknende Wind, welcher unter dem Namen des Harmattan bekannt ist, die größte Wohlthat für die Gegenden Afrika's, welche, statt des Winters, eine lange und anhaltende Regenzeit haben. Denn die überhandnehmende Feuchtigkeit bedroht das ganze Land mit Versumpfung; alle Niederungen sind überschwemmt; die Menschen erkranken an bösartigen Fiebern und Ruhren. Plötzlich tritt der Harmattan von Norden her ein. Der Himmel ist wie vom Nebel bedeckt und trübe und ohne Gewölk. Der Wind bläßt heiß und trocken. Niemand kann sich ihm ohne Lebensgefahr aussetzen. Es ist so trocken, daß ihm preisgegebene Thiere nach wenig Stunden umkommen; daß den Menschen die Lippen aufspringen, und die Augen sich entzünden; daß die Landseen und Pfützen schnell versiegen; daß alles Holzwerk zusammenschwindet und reißt. Aber die allgemeine Nässe ist dann verschwunden nach wenigen Tagen, und alle Krankheiten, welche Folgen der nassen Jahreszeit waren, sind durch den Harmattan eben so plötzlich geheilt.

Also werden die Windstürme, wie grausenhaft auch zuweilen ihre Gestalt sein mag, nur Diener der göttlichen Gnade gegen das menschliche Geschlecht. Wie sie in den heissen Himmelsstrichen die Erde nach der langen Regenzeit austrocknen und fruchtbar machen; wie sie dort Fäulniß verhüten, und Krankheit heilen: so müssen sie in den kalten Gegenden des Erdkreises das Eis von den Ufern der Länder und Inseln wegbrechen, damit die Meere schiffbar werden; müssen sie jenen winterlichen Fluren, wo die Erde nicht mehr Kraft hat, Bäume hervorzubringen, aus gemäßigten Ländern Treibholz mit den Wellen herbeiführen, daß die einsamen Bewohner der Schneefelder sich Hütten bauen und erwärmen können.

Wahrlich, bei diesem Anblick der weisen Fürsorge des Weltenkönigs für sein unermeßliches Reich, bei diesem Anblicke seiner Wundermacht, in welcher er den Lauf und Einfluß entfernter Welten des Himmels mit dem Wohlsein von einzelnen Bewohnern unsers Erdballs verknüpft; bei dem Anblicke der unbändigen Sturmwinde, die selbst in ihrem schauerlichsten Walten nur Diener seiner ewigen Huld für das menschliche Geschlecht sein müssen — wer könnte da ohne Erstaunen, ohne Rührung, ohne Trieb zur dankbaren Anbetung des allein Anbetungswürdigen bleiben? Wer sollte da länger zweifeln, daß auch das scheinbare Naturübel zuletzt nur eine der fruchtbringendsten Segnungen sei? Wer könnte länger zweifeln, daß denen, die Gott gehören, nicht endlich alle Dinge zum Besten gereichen müssen?

Ja, ich spreche mit dem betagten Tobias, und aus der Fülle seiner Erfahrungen, und aus der Tiefe seines frommen Herzens: „Ich weiß es fürwahr, wer Gott dienet, der wird nach der Anfechtung getröstet, und aus der Trübsal erlöset, und nach der Züchtigung findet er Gnade. Denn Du hast nicht Lust an unserm Verderben. Denn nach dem Ungewitter lässest Du die Sonne wieder scheinen, und nach dem Heulen und Weinen überschüttest Du uns mit Freuden. Deinem Namen sei ewiglich Ehre und Lob, du Gott Israels!“ (Tob. 3, 22. 23.)

Wie kann ich doch zuweilen so kleinmüthig sein, da ich sehe, wie gnädig und mild er überall sein Regiment führt in der belebten und unbelebten Natur! Wie kann ich doch auch verzagen, wenn es mir nicht immer so geht, wie ich es in meiner Einfalt, und wahrlich in meiner Kurzsichtigkeit oft, ohne daß ich es glaube, zu meinem eigenen Schaden wünsche! Er, der alle unsichtbaren Faden des Schicksals in seiner Hand zusammenhält; er, der allein weiß, wohin er mich durch die Finsternisse meines Daseins führen will; er, der mich wahrlich nicht vergebens hineingerufen hat in das Weltall, und zum Genossen des Lebens, und zur Erkenntniß seiner Macht und Herrlichkeit — er läßt mich nicht verderben. Und wenn es mir auch böse geht, und ich Trübsal leide — kann ich sagen, daß es wirklich böse sei? Erwarte doch ruhig und vertrauensreich den Ausgang, dann wirst du erfahren, wie er es mit dir wohlgemeint hat, selbst dann, wenn du glaubtest, er habe dich verlassen und versäumt.

Geben wir doch unsern thörichten Vorwitz und den vermessenen Stolz auf, klüger zu sein als der, welcher die Verhängnisse regierte, ehe wir auf Erden waren, und sie weislich leiten wird, wenn wir nicht mehr hier sind! Wie können wir die Fügungen dessen beurtheilen, wie können wir die Zwecke dessen begreifen, der aus den Stürmen segnet, und aus den Gewittern Ueberfluß und Fruchtbarkeit sendet? Was wissen wir von seinen Rathschlüssen, wir, die wir nicht einmal einsehen und begreifen, wie er den Grashalm gebaut und die Mücke belebt hat, die ihr kurzes Dasein freudig im Sonnenstrahl vertanzt?

Und wie sehr wir uns auch kümmern, wie bitter wir auch über unser Loos murren: Gott, der Allgütige, der Alleinweise, hat es beschlossen; und Himmel und Erde wirken zusammen, den heiligen Beschluß des Allmächtigen zu vollstrecken. Wozu dein Kummer, wozu dein Murren, als dir selbst und vielleicht auch Andern Beweise deiner Thorheit zu geben, wie das unmündige, unverständige Kind, welches den liebevollen und erfahrnen Aeltern wider seinen Willen und doch zu seinem wahren Glück gehorchen muß!

Ja, je näher ich Dich, mein Gott, mein Vater, in Deinen Werken erkenne, aus denen Du zu mir und zu allen Deinen Erschaffenen täglich redest, je lebendiger überzeugt mich Alles, daß das wohlgethan ist, was Du thust. Freilich finde ich wohl noch viel Böses in der Welt, aber das Böse ist nicht Dein Werk, sondern es ist die Frucht des Widerspruchs vom menschlichen Herzen gegen Deine weisen und unveränderlichen Weltgesetze; es ist der Schmerz, den wir uns durch diesen Widerspruch selbst verursachen; ein Schmerz, der uns hinwieder belehrend und heilsam ist.

Nun, so will ich schweigen, und mit Ergebung in Deine Führungen gehen. Ich will mein eigenes Herz bessern, will meinen Stolz, meine Habsucht, meine Neigung zum sinnlichen Wohlleben, meine Gehässigkeit gegen andere Menschen unterdrücken; will in der Weisheit, Demuth und Nächstenliebe Jesu vor Dir wandeln: dann wird sich mit dem Bösen in meinem Gemüth zugleich das Böse vermindern, was ich auffer mir in der Welt so häufig zu finden glaubte.

Walte Du, mein Vater! ich kann nicht über mein Schicksal walten. Walte Du, denn ich würde oft mein Glück verstoßen, weil ich es verkenne, und oft mein Unglück verlangen, weil mich ein Schein betrügt. Walte Du! Und wenn es auch trübe wird um mich her, ist es hell in mir durch liebendes Vertrauen auf Dich! Und wenn ich auch Deine Führungen und Deine Werke nicht begreife, und mein schwacher Geist Deine Zwecke nicht

erkennt — aber ich kenne Dich. Vater, Vater, ich kenne Dich. Und wenn mir Vieles, was mir wohl theuer ist, verloren geht — aber Dich verliere ich nicht. Und wenn der Sturm des Lebens mich zu vernichten droht — ich weiß es ja, Du segnest auch im Sturm.

Wer darf denn mit Dir rechten?
Wer kennt sein bestes Loos?
Licht rufst Du aus den Nächten,
Glück aus des Unglücks Schoos.
Wenn Hoffnungssterne schwinden,
Laß'st Du uns Sonne schau'n;
Wir können's nicht ergründen,
Wir können nur vertrau'n!

300.

Betrachtung der Witterungswechsel.

Erster Theil.

Psalm 111, 2.

Dein ist der Tag, Dein ist die Nacht,
Dein sind des Jahres Zeiten;
Du rufst der Völker gold'ner Pracht
Und den Unfruchtbarkeiten.

Du sendest aus des Himmels Höh'
Uns Sonnenschein und Regen;
Und Thau und Nebel, Reif und Schnee
Wird uns durch Dich zum Segen.

Du wandelst groß und unsichtbar,
In Nähen und in Fernen;
Und wirkest still und wunderbar,
Mit Staubchen, wie mit Sternen.

Dir, dessen weise Vaterhand
Des Wetters Wandel führet,
Dir bringe jedes Volk und Land
Den Preis, der Dir gebühret.

Groß sind die Werke des Herrn! Wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran. So sang vor Jahrtausenden der fromme Dichter, begeistert von der Majestät seines Gottes, die sich in den Schöpfungen offenbart.

Auch ich werde nicht satt, die Herrlichkeit des Allerhöchsten in seinem Wunderreiche zu betrachten. Ach, warum geht doch der größte Haufe der Menschen so kalt und unempfindlich durch dies ewige Reich der Wunder umher, und bleibt lieber mit Entzücken vor dem elenden Machwerk menschlicher Hand stehen? Warum ermahnen die Lehrer des Volks, die Priester des Herrn, zur Anbetung des Allmächtigen, ohne nur einmal den Blick auf die erstaunlichen Thaten Gottes zu richten?

Sie sehen umher und suchen die Thaten Gottes, und finden sie nicht. Gewohnheit blendet sie. Augen haben sie, und sehen nicht mehr; sie haben Ohren und hören nicht.

Das Alltäglichste ist das Wunderbarste, und was jede Stunde bringt, ist das Unbegreiflichste.

Ihr tretet hinaus und betrachtet den Himmel, den Zug der Wolken, und forschet, ob das Wetter schön oder schlimm werde. Noch einen Schritt weiter, und der Zauber der göttlichen Macht würde euch mit Schaudern der Ehrfurcht erfüllen.

Unsere Wälder und Felder wollen öde werden. Die Lüfte werden rauher. Der Thau des Morgens hört auf, und bald will sich an Halmen und Zweigen statt seiner der Silbereif hängen; bald der Schnee die erstorbenen Fluren und die Straßen der Städte bedecken. Schon jetzt ist in Ländern, die weiter gegen Mitternacht liegen, furchtbare Winterkälte. Die Gewässer sind dort schon fester geworden, brausende Wasserfälle sind in ihrem Sturz erstarrt; Eisbrücken gehen über die Ströme; tiefer Schnee bedeckt Berge und Thäler, und der Speichel, welchen der Mensch aus dem Munde wirft, gefriert und fällt wie ein Hagelstück auf den Erdboden. So im Norden. Aber in den Ländern, welche auf der andern Seite des Erdballs liegen, unter unsern Fersen, blüht der Frühling in Millionen Blumen und glüht der Sommer mit verzehrender Hitze.

Wir wissen, dies ist die Wirkung des Jahreszeit, oder der Stellung und Richtung des von uns bewohnten Weltkörpers gegen die Sonne, in seinem Lauf um dieselbe. Aber wissen wir auch, warum eine ganze Reihe von Jahren feucht und regnerisch bei uns wird, oder auch trocken? Wissen wir auch, warum die Kälte des Winters früher eintritt oder später? Wissen wir auch, woher es kam, daß gestern ein lieblicher Tag über uns leuchtete, und heute schon wieder Sturmwinde frostig und regenschwer daherbrausen? Oder warum noch vor wenigen Stunden die Luft rauh ging, und nun plötzlich lau geworden ist?

Nur diese Fragen zu beantworten, müssen wir in das ganze Labyrinth der Schöpfung eindringen. Denn Alles hängt in ihr innig mit dem Andern zusammen. Das Höchste wirkt auf das Niedrigste herunter, und das Kleinste bestimmt den Gang des Größten. Daß wir heute Regen, morgen Sonnenschein, heute milde Witterung, morgen durchdringenden Frost erfahren, kann die Wirkung von Ereignissen sein, die in Weltkörpern vorgegangen sind, welche viele Millionen Meilen weit von uns entfernt in den himmlischen Räumen schweben.

Daß z. B. der Mond, aus seiner fünfzigtausend Meilen weiten Entfernung von uns, großen Einfluß auf die Witterungsveränderungen habe: wer könnte wohl daran zweifeln? Obgleich am körperlichen Inhalt wohl fünfzigmal kleiner, als unsere Erde, zieht er doch, wo er senkrecht über den Weltmeeren steht, dieselben empor, ungeachtet ihrer Schwere; also daß sie, regelmäßig wie er wandelt, zur Fluth anschwellen, und hingegen nothwendig andere Orte abnehmen an Wassermenge. Kann nun der Mond, vermöge seiner anziehenden Kraft, die ungeheuern Lasten des Weltmeeres heben, daß sie wie angeschwollene Wasserberge werden, die mit ihm fortwandeln: um wie viel mehr muß er den leichten Dunstkreis bewegen, der die Erde umhüllt.

Wer zweifelt, daß die Sonne, welche beinahe anderthalb Millionen Mal größer ist, als die Erde, auf der wir leben, durch Wärme und Licht den wichtigsten Einfluß auf Luftveränderungen habe? Aber wer ergründet die Ursachen ihres mannigfaltigen Wechsels in Kraft? Die Sonne ist ein dunkeler Weltkörper, wie unsere Erde, aber von einer hoch über ihr schwebenden blendenden Lichthülle umgeben. Dem Einflusse dieser Lichthülle und ihrer Strahlen danken wir unsere Tage, die Beleuchtungen des Mondes, und die Fruchtentwickelung des Erdbodens. Oft aber zerreissen die Glanzwolken der Sonne, und ihr dunkeler Körper wird dazwischen sichtbar. Man nennt solche dunkele Stellen in der Lichthülle gewöhnlich schwarze

Sonnenflecken. So unbedeutend dieselben unsern Augen oft zu sein scheinen, sind sie doch zuweilen größer, als die gesammte Oberfläche des von uns bewohnten Erdballs. Solche lichtarme Stellen — sie nehmen manchmal wohl den dritten Theil der Sonne ein — bleiben gewiß nicht ohne Wirkung auf uns und die Veränderungen in der Luft. Sie dauern zwar nie lange, selten über einige Monate, aber mehr oder weniger Licht wirkt allemal mehr oder weniger herab. Woher nun jene veränderlichen Zustände der Lichtwolken der Sonne? Sind auch sie nicht vielleicht wieder Einwirkungen noch entfernterer Sonnen im Weltgebäude? Einwirkungen von Sonnen, die in den endlosen Räumen des Himmels unserm Auge gar nicht mehr erkennbar sind wegen ihres allzuentlegenen Standes? — Daß also, o Landmann, deine Felder und Aecker im Sommer oder Frühling zu wenigen Regen oder zu viel haben sollen; daß deine Weinberge Ueberfluß oder Mangel an Wärme erhalten, wird in den Entfernungen des Weltgebäudes bereitet, deren Größe auszusprechen der Mensch keine Zahlen mehr hat. So waltet der allmächtige Gott in den Himmeln, und in den Halmen der Flur einer ländlichen Familie.

So gewiß das Licht den größten Einfluß auf den die Erde umhüllenden Luftkreis, und auf das Leben und Gedeihen von Pflanzen und Thieren hat; so gewiß ein Stern dem andern Licht zusendet, und schon dadurch mit ihm in Verbindung tritt; so gewiß nicht nur auf Erden, sondern hoch über derselben, so weit hinauf keine Wolke mehr steigt, jenes wunderbare Feuer waltet, das bald sichtbar, bald unsichtbar wirkt, im Blitz und Nordlicht, wie im Funken des mit Stahl geschlagenen Steins und im Leuchten geriebener Thierfelle, und im erschütternden Schlage mancher Fische erscheint; so gewiß diese wunderbare Naturkraft durch die Einwirkungen der Sonnen gemehrt und geschwächt wird: eben so gewiß stehen alle Sternenwelten durch diese geheimnißvolle Kraft, welche sie gegenseitig in sich erregen oder mindern, in wunderbarer Verknüpfung. Und es ist nicht ganz zu verwerfen, daß die sich täglich ändernde Stellung und Verhältniß unsers Erdkörpers zu der Sonne, dem Monde und den übrigen Wandelsternen oder Planeten eine der Hauptursachen von den Luftveränderungen bei uns, von der Wärme und Kälte des Tages, von der abwechselnden Feuchtigkeit und Trockene der Luft und dem Unbestand der Witterung ist. Das Weltall ist eine grenzenlose Wunderuhr, worin ein millionenfältiges Räderwerk spielt, Alles vom Größten zum Geringsten ineinandergreift, und dennoch Alles zu seiner Zeit und Stunde seinen vorher bestimmten Ort einnehmen muß.

So wie Gott weit entfernte Sonnen und Monde nimmt, um Wohlstand oder Verarmung, Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit in einzelnen Familien der Sterblichen, in einzelnen Dorfschaften, Städten, Ländern zu bestimmen: wirkt auf sein Geheiß wieder die verborgene Kraft des Erdballs aus seinem Innersten hervor gegen andere Welten, und folglich auch auf den nahe liegenden Dunstkreis ganz unmittelbar. So wie die Luft, mit allen ihren Bestandtheilen, in das Wasser und tief in die Erde eindringt: so dringt wieder das Wasser in die uns umgebende Luft, und schwebt verdünstend in dem Nebel um uns her, in den Wolken hoch über unsern Scheiteln. Die Elemente haben ihren ewigen Verkehr. Man kann sich leicht eine Vorstellung vom Einflusse des auf Erden vorhandenen und verdünstenden Wassers auf die Luft machen, sobald man an die Menge desselben denkt. Ungerechnet die zahllosen Bäche, Flüsse, Ströme, Seen nehmen die Meere den größten Theil von der ganzen Oberfläche unserer Weltkugel ein; sie betragen mehr als zwei Drittel von derselben; das feste Land nimmt kaum ein Drittel des ganzen Raumes ein. So erscheint die Welt, die wir jetzt bewohnen, von aussen mehr wie ein Wasserball, als wie ein Erdball.

Wenn nun die weiten Wasserflächen verdünsten und die Wassertheilchen in die Luft aufsteigen, wird durch ihr Emporsteigen anders aus der Stelle verdrängt, und die zarte, bewegliche Luft dadurch erschüttert. Diese Erschütterung heißt Wind. Schnelle und starke Verdünstungen erregen Sturm. Der Sonnenstrahl, welcher dich vor deiner Hütte erquickt, verdünnt mit erregter Wärme die Luft, anderswo beschleunigt er die Verdünstung des Wassers; bewirkt hier ein kühlendes Lüftchen, anderswo erregt er einen Sturm, der Schiffe zerschmettert und die Tannen des Waldes entwurzelt. Das ist, o Sterblicher, die Macht des Allmächtigen in seinem Sonnenstrahl. Du wärmest dich an demselben gedankenlos, oder sinnest, wie das Thier, auf deine Nahrung und Wollust, während groß und feierlich dieser Strahl die Majestät des Ewigen verherrlicht.

Gleich wie der menschliche Körper aus festen und flüssigen Theilen besteht, und das Blut wundersam durch verborgene Höhlen und Adern strömt und die Wassertheile durch die Haut ausdünstet, in seinem Innern aber von einer eigenthümlichen Wärme erfüllt ist, welche er keinen äussern Umständen dankt: so ist auch das Innere der Erde. Da liegen tief und starr die Felsen und Metalle, als feste Theile, wie des ungeheuern Körpers Knochenwerk und Gerippe; darum legen sich Luft- und Erdtheile an, wie sein Fleisch; und Ströme, kalte und heisse, rauschen zwischen Klüften und Spalten unaufhörlich, wie das Blut in den Adern. Dabei hat der große Körper seine eigene natürliche Wärme, welche unter den Eis- und Schneehüllen fortdauert, dieselben unterhalb abschmilzt, und oft die erschrecklichsten Feuerfluthen erzeugt, die zuweilen bei Erdbeben aus dem Boden hervorfahren, oder aus den feuerspeienden Bergen strahlen. So möchte man fast sagen, der Erdball sei ein lebendiges Wesen, welches sich im Himmelsraum bewegt.

Diese natürliche Wärme, diese Bewegungen in den Eingeweiden der Erde, diese Ausdünstungen des Weltkörpers und wieder sein Verschlucken der äussern Luft und des Wassers, haben auf die Verwandlungen des Dunstkreises, folglich auf die Witterungen, einen unvermeidlich großen Einfluß. Man weiß, daß zur Zeit großer Erdbeben oder starker Auswürfe von feuerspeienden Bergen ein mondenlang dauernder, trockener Dunst, Höhenrauch geheißen, zuweilen einen ganzen Welttheil bedeckt hat; daß davon die Gesundheit von Menschen und Thieren und die Fruchtbarkeit des Erdbodens Veränderungen erlitten. So arbeitet alles in den Himmeln, wie in den tiefsten Tiefen der Erde ununterbrochen, ewig in einander zusammen. Der Mensch weiß es nicht, ahnet es kaum, und es ist sein Schicksal, sein Gedeihen, sein Lebensfaden, was dort in den Abgründen der Erde und des Himmels gearbeitet und gesponnen wird. O allmächtiger Gott, ich bebe, wenn ich an Dein allmächtiges Herrschen in Höhen und Tiefen gedenke. Der Gedanke

an Deine grenzenlose Majestät, in der ich mich als ein unbedeutendes Nichts verliere, erhebt und vernichtet mich.

Von der Beschaffenheit der Luft, von den Zuständen der Witterung hängt mein Wohlbefinden, meine ganze körperliche, daher oft auch meine gemüthliche Stimmung ab, ja meine Lebensdauer. Welche ungeheuren, weit verbreiteten Kräfte wirken deswegen unaufhörlich in Eins zusammen! — Und zu ihnen mischt sich nun noch die örtliche Beschaffenheit der Gegenden, die man bewohnt. Daher die Witterung nicht aller Orten auf Erden dieselbe ist, ja oft in einerlei Zeit und einerlei Lande verschieden wird.

Denn die Pflanzen dünsten besondere Art Luft aus und saugen andere zu ihrer Nahrung ein, und bewirken schon damit sehr verschiedene Zustände der Luft. Große Wälder begünstigen die Bildung von Nebeln und Wolken; stehende Wasser und Moräste erzeugen ungesunde Dünste; Bergketten ändern die Richtung der Luftströme oder Winde, und scheiden sogar oft das Wetter in solchem Maße, daß es verschieden wird an ihren entgegengesetzten Seiten. Bewohnte und angebaute Länder, die Verdünstung der Thiere, der Dampf und Rauch von Städten, Dörfern und zahlreichen Werkstätten, Alles hat seinen besondern Einfluß.

Die Regeln der Wetterbeobachter können daher, auch wenn sie nicht ganz ohne Grund sind, von keiner bedeutenden Allgemeingültigkeit sein. Ihr Werth beschränkt sich auf die Gegend, auf die Berghöhe, auf das Thal, auf die Ebene, wo sie entstehen. Und wenn auch in einer und derselben Stunde über dem ganzen Welttheil die Spannkraft, Dichtheit oder Dünnheit vollkommen einerlei wäre: würde es darum nicht minder in derselben Zeit in einer Gegend warm, in der andern kühl; in der einen trocken, in der andern feucht; in der einen windstill, in der andern stürmisch sein. Es wird bei uns schneien, wenn es anderer Orten regnet, anderer Orten liebliches Wetter und Sonnenschein, und wieder anderswo Gewitter ist.

So ist auch der Gang der Witterung mit den verschiedenen Landstrichen, mit den Jahreszeiten, ja selbst mit den wechselnden Jahrhunderten, im engsten Verband. Inseln und Länder an großen Meeren haben immer einen gemäßigtern Zustand von Wärme oder Kälte, als Gegenden, die vom Meere weit entfernt sind. Denn die großen Wasserflächen des Meeres werden im Sommer weder so erhitzt, noch im Winter so durchkältet, als der Erdboden. Daher mäßigen sie auch die Wärme oder Kälte der ihnen benachbarten Luftstriche. Beinahe ähnliche Wirkung, wie die Meeresflächen, bringen waldreiche Gegenden hervor. Diese machen die Sommer kühler, die Winter milder. In Ländern, welche ihre meisten Gehölze, von denen sie einst bedeckt waren, verloren haben, wird die Sommerhitze, wie der Winterfrost, empfindlicher. Als unser deutsches Vaterland beinahe noch ein einziger, ungeheurer Wald war, voller Moräste, war es ein kaltes, unwirthbares Land, der Sommer winterlich, aber der Winter doch sanft. Da wohnten hier noch Auerochsen, Rennthiere und Elennthiere, die man jetzt nicht mehr bei uns sieht, sondern welche sich in die kältern Mitternachtsländer zurückgezogen haben. So hat die Hand des Menschen den ganzen Himmelsstrich und die Witterung des Landes verwandelt, indem die Wälder ausgerottet, die Sümpfe ausgetrocknet, und die Felder angebaut wurden. Wie anmuthig ist jetzt bei uns der Wechsel der Jahreszeiten; selbst viele Pflanzen der wärmern Weltgegenden gedeihen bei uns.

In den gemäßigten Himmelsstrichen, unter welchen wir zu wohnen das Glück haben, ist jedoch die Witterung ausserordentlich veränderlich. Die gemäßigten Länderstriche auf beiden Hälften des Erdballs breiten sich nämlich zwischen dem heissen und dem kalten Himmelsstrich aus; die Luft wird daher abwechselnd beständig durch die Ausflüsse davon erschüttert.

In den kalten Nordlanden ist die Witterung weit dauerhafter und gleichförmiger. Eben so in den heissen Ländern zwischen den Wendekreisen der Sonne, wo die Strahlen derselben fast senkrecht zur Erde niedergehen. Hier sind sich die Jahre so gleich, daß in jedem die Winde, die Gewitter, die Regen und die heitern Tage immer in derselben schon bekannten und gewohnten Ordnung folgen. So kann man, ohne große Witterungsbeobachtungen anzustellen, das Wetter beinahe auf die Stunde voraussagen, wenn man es nur vom vergangenen Jahre im Gedächtniß behalten hat. Es gehört zu den Seltenheiten, wenn ein gewöhnlicher Regen ausbleibt, oder ein unerwarteter Sturmwind eintritt. Wir haben in unserer Weltgegend von solchem bestimmten Gang der Witterung kaum eine Vorstellung.

Dieser stets gleiche Lauf derselben bleibt aber nicht immerdar jenen Himmelsstrichen eigen. Er gehörte ihnen wohl nicht von jeher. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß es eine Zeit gab, wo er in unserer Weltgegend statt fand. Hier, wo jetzt der Winter die Ströme in Eis verwandelt und die Regenschauer in Silberflocken, wandelten vor Jahrtausenden einmal die Thiere, welche nur in den heissesten Ländern auszudauern im Stande sind. Ueber unsern Boden schritten einst die Heerden der Elephanten, die Nashorne und andere Ungeheuer, die jetzt nur noch in den glühenden Wüsten Afrika's und andern warmen Gegenden erblickt werden. Noch findet man das Elfenbein, noch die großen Gerippe und Gebeine jener Geschöpfe zahlreich in unserm Vaterlande, ja im kältesten Norden Amerika's und Asiens.

Die Geschichte des menschlichen Geschlechts kennt die Zeiten nicht, da dieser Zustand der Erde war. Er kann wiederkommen. Aber Jahrtausende und Jahrtausende müssen verfliessen, ehe die Erde bei ihren Umkreisungen der Sonne allmälig ihre eigene Richtung gegen dieselbe so weit ändert, daß die Strahlen des großen Tagesgestirns senkrecht auf die Meere und Länder brennend niederfahren, welche jetzt unter beständigem Schnee und tiefem Eis verschüttet sind. Und doch wird sich aus der Ewigkeit auch dieser Tag wieder nähern.

Und ich, was bin ich in diesen Zeiten, in diesen großen Wechseln und Umgestaltungen! Wo bleibe ich? Wo bleibt mein Staub? Die Geschlechter der Menschen vergehen, und die Jahrtausende und Jahrtausende schreiten über die Asche der Völker hin, deren Thaten und Namen verloren sind. Es kommen andere Zeiten, es kommen andere Wesen. Niemand gedenkt einst meiner; und ob ich war, weiß dann Niemand zu sagen. Die Natur geht ihren stillen, zermalmenden und befruchtenden Wundergang fort; es werden die hohen Berge in allmäliger Verwitterung ebenes Land, und die weittönenden Meere verstummen und trocknen aus; und Anderes stellt sich dar, wo

es Niemand erwartete. Und über den weiten Verwandlungen ziehen schweigend die Wolken, darüber loder:: mit unvergänglichem Lichte die Gestirne, die Erden, die Monde, die Sonnen in nie beuertem Weltraum. Und in Allem Einer waltend, und Alles dem ewigen, ehernen Gesetze des Einzigen gehorsam, der da waltet. Das ist Gott der Herr, allein, einzig, machtvoll, allenthalben!

Ich schaudere, verstumme. Meine Gedanken enden. Ich habe nichts, als das Gefühl meiner Ohnmacht. O Gott, Herr, allein, einzig, machtvoll, allenthalben! Darf ich von den Ahnungen Deiner Herrlichkeit durchschauert noch aufblicken? Darf ich Kind des Staubes zu dem Alleingroßen noch beten?

Nein, ich bin kein Kind des Staubes, ich bin das Kind des Allbarmherzigen, des Alliebenden, des Urgütigen, des Höchsten und Ewigen. Drückt mich der Gedanke an die Allmacht meines Gottes nieder, wie in die Abgründe der Vernichtung, zieht mich der Gedanke an die Gnade des lebendigen Gottes empor in den höchsten der Himmel. Und ich kann beten, darf zu ihm beten, wie das Kind zum Vater betet. Der Anblick seiner Schöpfungen ist der Blick auf eine Bürgschaft für sein Erbarmen, für seine ewige und unermeßliche Huld gegen mich. Darum jauchze auch ich: Groß sind die Werke des Herrn! Wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran.

301.

Betrachtung der Witterungswechsel.

Zweiter Theil.

Psalm 148, 6.

Gott winkt. Und eine Wolke speit
Ein Meer von Flammen nieder.
Gott winkt. Und voller Freundlichkeit
Lacht dir die Sonne wieder.
Er ist der Herr. Wie er gebeut,
Gehorcht das All der Ewigkeit;
Der Wurm im Staub, und Cherubinen,
Sie müssen seiner Gnade dienen
Ein Hauch der Luft, ein Körnchen Sand,
Sind Wunder-Werkzeug seiner Hand.

So zittre nicht mehr, du Gerechter!
Gott ist dir nah; er ist dein Schild.
Und triumphire nicht, du Gott-Verächter,
Er ist dir nah! Mit seinen Schrecken füllt
Er jene Finsterniß, die dein Vergehn verhüllt!
Er ist mir nahe. Mir zur Rechten,
Zur Linken hier ist Gott!
In meinen Tagen, meinen Nachten
Umfangt mich Gott;
Im Winterstnrm, im Fruhlingeregen,
In Allem waltet Gott;
Und Alles, Alles wird sein Segen,
Denn überall ist Gott!

Er hält die Himmel immer und ewiglich; er ordnet sie, daß sie nicht anders gehen müssen! — Dieser Gedanke Davids, so wahr, so erhaben, ergreift mich jedesmal, so oft ich die Wunder der Allmacht beobachte, oder auch nur dem täglichen Gang der wechselnden Witterungen mit Aufmerksamkeit folge.

Bewunderungswürdig mag die endlose Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zwischen Himmel und Erde sein. Wo wäre der Sterbliche, der nur schon den kleinsten Theil von dem Labyrinth der irdischen Schöpfungen durchwandert hätte? Wo wäre der Sterbliche, der auch nur alle Arten Pflanzen, alle Arten der Fische, oder Steine, oder Insekten, oder vierfüßigen Thiere, mit ihren verschiedenen Beschaffenheiten, Einrichtungen und Kräften, gekannt, oder auch nur schon alle gesehen hätte? Diesen Reichthum des Wissenswürdigsten erschöpft der größte Geist auf Erden in keinem hundertjährigen Lebenslauf. Bewundernswürdig mag die Mannigfaltigkeit von Seltenheiten sein, die sich alltäglich im Luftkreise erzeugen. Aber noch bewunderungswürdiger scheint mir die Einfachheit der Mittel und Ursachen, aus denen das Mannigfaltige hervorgeht, und die Einfalt der Naturgesetze, in denen sich Alles bewegt. Nichts von Allem, was vorhanden ist, kann die seit Ewigkeit vorgezeichnete Bahn verlassen. Alles folgt aus einander und auf einander, nach strenger Nothwendigkeit, und kann es nicht ändern. Er hält die Himmel immer und ewiglich. Er ordnet sie, daß sie nicht anders gehen müssen. (Ps. 148, 6.)

Freilich, die Ordnungen der Natur überall zu ergründen, ist nicht immer möglich. Soll ich deswegen mich berechtigt glauben, überhaupt das Dasein einer solchen Ordnung zu bezweifeln? Es ist wahr, von vielen Dingen in der Welt weiß ich nicht, warum und wozu sie vorhanden sein mögen. Soll ich deswegen überhaupt die Zweckmäßigkeit aus der Natur und ihren Wirkungen hinwegläugnen? Wahrlich, ein Läugner und Zweifler solcher Art ist wohl ein vorwitziges Kind, welches darum, weil es die Gründe und Absichten bei den Handlungen seines Vaters nicht zu erkennen oder zu beurtheilen im Stande ist, sich einbildet, sein Vater lebe und thue ohne allen Verstand, mit gedankenlosem Leichtsinn. Was ist aber die Einsicht des klügsten Sterblichen gegen die unermeßliche Weisheit, welche das Weltall hervorbrachte und den Hauch des Lebens hineinblies?

Es mag auch wohl nicht selten der Fall eintreten, daß der Mensch den Dingen in der Natur Zwecke zuschreibt, die sie gar nicht haben. Vielleicht thun wir sogar Unrecht, überall Zwecke zu erfinden und sie der Natur anzudichten. Denn wer ist denn so gewaltigen Blicks, daß er das ungeheure Räderwerk der Weltenuhr durchspähen, und den Zusammenhang und das Füreinandersein und Ineinandergreifen aller Theile sich deutlich vorstellen könnte? Wahrhaftig, es ist Vermessenheit, wenn ein Mensch sich aufwirft, die Absichten Gottes zu errathen und zu offenbaren in allen seinen Werken.

Hingegen ist es auch entschiedener Wahnsinn, wenn man durchaus auf das Erkennen der Ursachen und Wirkungen ganz Verzicht thun, und selbst da gegen das Zweckmäßige in den Einrichtungen Gottes blind sein will, wo es hell am Tage liegt. Das würde heißen, das große, unermeßliche, überall belebte Ganze für ein Zusammenspielen todter, sich ihrer selbst unbewußter Kräfte halten. Dann würde die bildende Macht der Natur der Gott sein, der, ohne davon zu wissen, ohne allen Willen, ohne allen Zweck Wunder an Wunder mit unbegreiflicher Weisheit ins Dasein riefe. Dann wäre der Mensch ein ganz anderes Wesen, als die Natur, oder der Gott; denn er ist sich doch seiner selbst bewußt. Ja er wäre weit erhabener, denn er ist doch vermögend, die Reihen der Dinge, die Arbeiten der Natur zu übersehen, von denen sie selber nichts wußte, und von denen kein Gott, kein Schöpfer wußte.

So eingeschränkt der menschliche Verstand ist, um

die Absichten des Allerhöchsten zu ergründen, kann er doch nichts anders, als gern nach solchen Absichten fragen. Ueberall Zweckmäßigkeit hinzudenken, ist selbst ein Naturgesetz des Geistes, ist Eigenheit des menschlichen Denkvermögens. Und die Erfahrung zeigt jedem gesunden Blick nicht nur die bewundernswürdigste Anordnung im Bau jedes einzelnen Körpers, wo die kleinsten Mängel das Verderben des Ganzen nach sich ziehen würden, sondern lehrt auch, daß überhaupt im Naturreiche Tausende von Dingen zusammenwirken müssen, um das Dasein eines Einzigen zu erhalten. Eins fehle im Zusammenhang, und es muß eine Weltveränderung folgen.

Besonders auffallend ist mir immer die Wechselwirkung zwischen der Natur und dem menschlichen Geschlecht gewesen. Der größte Theil unserer Schicksale ist mit dem großen Gange des Naturganzen aufs engste verflochten, und zwar durch die Witterung und deren Veränderlichkeit. Diese bestimmt beinahe den ganzen Lauf und die Richtung unsers Lebens. Sie ist in der Hand Gottes gleichsam das sichtbare Leitband zur Regierung unserer Schicksale. Die Beschaffenheit und Art der Witterungen auf der Oberfläche bewegt, ändert, treibt das Menschengeschlecht, wohin es soll; gibt die Verschiedenheit der Beschäftigungen, Gewerbe, Sitten, Bedürfnisse, Lebensarten, Sprachen und Denkarten an, und greift vernichtend oder begünstigend in die Plane der Begebenheiten einzelner Personen, einzelner Familien, wie in das Geschick ganzer Nationen ein.

Schon im Allgemeinen betrachtet, welchen entscheidenden, Alles bezwingenden Einfluß haben die rauhen Lüfte in den Nordländern auf deren Bewohner, auf die Art ihrer Bekleidung, Wohnung, Nahrung, Beschäftigung, Lebensordnung und Vergnügen! — auf Bau und Stärke ihres Körpers, auf deren Neigungen, auf ihre Geistesthätigkeit! — Eben so denke man nur an die Wirkung der heissen Tage, der erschlaffenden Winde, der langen Regenzeiten in den warmen Ländern. Wie träge und weichlich wird da der Körper, wie lebendig die Einbildungskraft, wie reizbar und unbändig die Begierde; und wie mächtig bestimmt dies die Eigenthümlichkeit dort wohnender Nationen in Einrichtung ihrer Wohnplätze, ihres Unterhalts, ihrer Landesverfassungen, ihrer Verhältnisse zu andern Völkern!

Die verschiedene Art der Witterung in den Ländern eines und desselben Welttheils ist der wesentliche Grund von der Verschiedenheit des Karakters der Nationen. Die Wärme Spaniens und Italiens muß ein anderes Volk erzeugen, als die rauhe Luft Norwegens und Rußlands, als die feuchte Witterung Englands, als die von vielen Dünsten geschwängerte Luft Hollands. Die davon herrührenden Gemüthseigenthümlichkeiten der Nationen wirken wieder kräftig auf ihr gegenseitiges Betragen, auf ihre Kriege und Frieden ein.

Will ich auf diese allgemeinen Einflüsse der Witterung unter verschiedenen Himmelsstrichen nicht achten, so ist für mich Bemerkenswerthes genug im Einfluß der Witterung auf Leben, Wohlstand und Schicksal der Familien und Gemeinden, zu denen ich selbst gehöre. Ich muß mir oft sagen: hier ist Gottes Finger! Und wenn ich auch nicht immer die göttlichen Absichten im tiefwirkenden Wechsel der Witterungen einsehe, kann ich mir doch nicht verhehlen, daß eben die Hand der Allmacht am meisten, ich möchte sagen, am unmittelbarsten, einwirkt.

Wenn die steigende Wärme der Frühlingssonne den Frost bricht, und den Luftkreis mit den ungesunden Ausdünstungen des Erdbodens füllt, und alle Säfte, wie in Pflanzen, so in thierischen und menschlichen Körpern, in neue Gährung bringt, — welche Veränderungen, Freuden oder Unruhen werden damit in tausend und tausend Familien hervorgerufen! Hier erliegen Schwächlinge dem gewaltsamen Eindruck der verwandelnden Witterung; Gesundscheinende erkranken, Kränkliche sterben; dort jubeln Andere freudig unter jungen Blumen. Das Alles ist die Frucht einer und derselben Naturerscheinung. Der Tod eines Hausvaters verändert das Schicksal einer ganzen Familie. Die Krankheit einer Hausmutter gibt dem Gange der Wirthschaft eine andere Richtung. Weder die Krankheit noch der Tod waren Menschen-Schuld, sondern Einwirkungen der Jahreszeit auf den menschlichen Körper. Meinst du, sie und ihre Folgen wären dem Allwissenden unbekannt geblieben? Meinst du, der Schöpfer des Gewürms habe des Menschen vergessen? Ihm dienen die Lüfte des Frühlings, wie die naßkalten Stürme des Herbstes, oder das schneidende Wehen des Wintertages, zur Vollführung seiner weisen und immer grundgütigen Absichten. Sie aber zu erforschen, wage ich nicht; doch habe ich oft erst spät hintennach eingesehen, warum gut war, daß geschah, was geschehen war. Und die Witterung der Jahreszeit ist sein Werkzeug zu meinem dauerhaften Glück, vielleicht zu der Wendung gewesen, die von da an alle meine Begebenheiten genommen haben.

So sorgfältig wir uns auch gegen den nachtheiligen Einfluß der Witterung verwahren mögen: es ist unmöglich, ihm ganz auszuweichen, weil wir ihn nicht immer kennen, oder voraussehen. Was braucht es denn mehr, um die Flamme eines Menschen auszublasen, als den Hauch einer kalten Luft gegen die erhitzte Oberfläche von einem Theil unsers Leibes! Oft ist der Dunstkreis mit giftigen Stoffen unsichtbar gemischt, die wir einathmen, ohne es früher gewahr zu werden, als die Krankheiten davon allgemein hervortreten. Nun hören wir von Klagen und Jammern in den Häusern, von Todten, die zu den Gräbern getragen werden. Ein Sturm tritt ein, ein Gewitter erschreckt die Welt — die Lüfte sind gereinigt; die Erkrankten genesen; die Thränen verwandeln sich in Freude. Gott hat seine Absichten erreicht. Ich aber empfinde, daß ich, bei aller meiner Vorsichtigkeit und Klugheit, und bei Ausübung aller Pflichten, die ich meiner Gesundheit schuldig bin, doch immer in der Gewalt des Herrn bleibe, und mich ihr so wenig entziehen kann, als der Luft, in der ich athme. Wie kommt es doch, daß der Mensch die Nähe Gottes so selten bedenkt, da er sie doch in allen Abänderungen des Wetters fühlen muß? Welche Wetter eintreten sollen und müssen, sind die Verfügungen des Allmächtigen; dazu müssen aus den namenlosesten Fernen des Himmels uns unbekannte Weltkörper mitarbeiten. Und er, der die Himmel immer und ewiglich hält, und sie ordnet, daß sie nicht anders gehen müssen, sollte er das Geringere nicht thun, und das Schicksal und Leben eines Menschen ordnen? Bei ihm ist Alles Zusammenhang, nichts ein Bruchstück. Auch ich gehöre zum Ganzen. Auch mich hat er gezählt. Wahrlich, es gehört zu den Beweisen von ungeheuerm Leichtsinn der Menschen, wenn sie, die vom leisesten Hauch der Luft abhängig sind, ihre Tage und Wochen oft ohne einen Gott verleben! Der Nebel, der dich umschwebt,

der Thau, den die Nacht ausgießt, der Reif, der die Gesträuche umflimmert, die Wolke, welche den Himmel verdüstert, der Schnee, welcher heute, der Regen, welcher morgen aus den Höhen fällt, Alles ist Werkzeug Gottes, auf deine und der Deinigen Gesundheit hingerichtet. Du bist immerdar in Berührung mit Gott, ihm stets nahe. Aber wo ist deine Verehrung seiner? Wie ist dein Wandel vor ihm?

Das haben wir längst schon als Kinder in den Schulen gelernt, daß die Vorsehung unsere Schritte regiert. Daran haben wir weit weniger gedacht, welcher Mittel sich die Vorsehung bediene. Vielleicht am allerwenigsten fiel uns bei, daß der Wechsel der Witterung, dieses so unbedeutend scheinende, weil wir es beständig sehen, eins der gewöhnlichsten und größten Mittel Gottes sei! — Du hast einen Spaziergang, einen Besuch, eine Reise vor. Ein wildes Regenwetter schreckt dich ab. Kannst du berechnen, was nun die Folgen deines für jenen Augenblick unterlassenen Besuchs oder aufgehobenen Reiseplans sein müssen? In der Stimmung, wie du heute gegangen wärest, wirst du morgen nicht gehen. Was man dir heute gesagt hätte, wirst du morgen nicht hören. Denen du heute begegnet sein würdest, die können dir morgen nicht begegnen. Daher sind in dir ganz andere Gedanken, Neigungen und Entschlüsse rege geworden, als wenn dich der Regen nicht im ersten Vorsatz gestört hätte. Die ganze Reihe deiner Vorstellungen ist damit eine andere geworden, folglich auch zugleich eine unübersehbare Reihe von Handlungen, die sie bei dir veranlaßt haben, oder die du nun bei Andern veranlaßt hast.

Glaube nicht, das wäre einerlei gewesen, und sehr gleichgültig. Es gibt im Lauf der Ereignisse nichts Geringes; wenigstens sind wir kurzsichtige Sterbliche es nicht, welche es unterscheiden können vom Wichtigern. Das Merkwürdigste, was in der Welt geschieht, hat immer eine unbemerkte Kleinigkeit zur ersten Ursache.

Nichts so lebhaft, als der Gang der Witterung, erinnert uns an unsere Abhängigkeit von der Gnade Gottes. Mehr oder minder ist unser irdischer Wohlstand eine Folge davon. Der Lauf des Wetters ist gleichsam die sichtbare Hand Gottes, welche uns Segen spendet. Die Gewölke, wie sie am Himmel her- und hinziehen, weben unser Schicksal; die Lüfte, ob sie etwas wärmer oder kälter wehen, stoßen gütig oder rauh an unser Glücksgebäude. Wie viel ist an einem Jahre gelegen! Welche Veränderungen bringt eine ganze Reihe fruchtbarer Jahre im Wohlsein eines Volkes hervor; und wie unbedeutend darf die Witterung nur von der Art abweichen, in der sie wohlthätig wäre, um mit unfruchtbaren Zeiten uns zu schlagen! Ein lange verschleierter Himmel, ein Spätfrost, eine Hagel gebärende Luftschicht über unsern Häuptern, eine Nacht, eine Stunde kann uns in unserm Wohlstand zurückbringen. Wer leitet die Wolke, wer kältet die Luft aus, wer ruft die Kraft zusammen, welche nirgends anders, als eben über unsern Häuptern, den Hagel bilden muß? — Fühle dich, Mensch, in Gottes Hand; du empfindest sie, wie du hinausblickst, und Sonnenschein und Regen oder Schnee und Frost dir begegnen. Du stehst unter den Gesetzen der Natur, und durch die Natur ist's, daß die Vorsehung dein Schicksal leitet.

Wir ringen und kämpfen, wir sorgen und arbeiten — und doch vermögen wir nichts. Gott hat Alles in seiner Macht. Die Natur predigt es dir an jedem wiederkehrenden Morgen, o Mensch voll Leichtsinns: Was du empfängst, ist Gottes Gabe, nicht die Frucht deiner Mühe, Kunst und Klugheit! Und wie der Himmel hell und trüb in das Fenster deiner Hütte hineinscheint, sagt er dir: An Gottes Segen ist Alles gelegen! — Sei nicht so stolz auf deinen Wohlstand. Es fällt nur eine Funke aus einer Wetterwolke: dein Haupt ist Asche. Ein warmer Wind streicht nur über die hundert Meilen entfernten, von dir nie gesehenen Gebirge: da löset sich ihre Schneelast zu schnell; es rauscht eine Wasserfluth aus hundert Thälern; die Ströme schwellen an. Feste Brücken und gewaltige Dämme werden wie Halme zerbrochen; weite Ebenen verwandeln sich in Seen. Es fallen feste Mauern. Es schwimmen ertrinkende Heerden dahin. Dörfer zertrümmern, und ungesunder Dunst des Schlammes säet Krankheiten in die Städte. Das ist das Werk einer höhern Macht! — Immer mahnt sie unsern Stolz oder Leichtsinn, an sie zu denken, an sie zu glauben.

Wirklich lehrt uns die Erfahrung, daß die mit der Witterung verbundenen Erscheinungen bei unwissenden Nationen immer zuerst Lehrerinnen vom Dasein eines höhern Wesens gewesen sind. Diese erfanden eben so vielerlei Gottheiten, als sie wohlthätige oder schreckliche Naturereignisse wahrnahmen. Sie erfanden Götter dem Regen wie dem Blitz, der belebenden Sonnenwärme, dem Regenbogen, dem Sturm und dem Lüftchen. Und, wer weiß es nicht aus eigenen Begebenheiten oder den Schicksalen Anderer, daß ähnliche Umstände auf unsere sittliche und religiöse Denkart oft die entscheidendste Wirkung gehabt haben? daß sie uns erst mit erschütternder Macht an die Größe und Gegenwart Gottes mahnten und einen bleibenden Eindruck hinterließen? — Der Sturmwind, welcher dem Frevler Schiffbruch droht, und ihn beten lehrt; der Blitzstrahl, welcher blendend und zerschmetternd in die Nähe des Gotteslängners fällt; das Erdbeben, welches Ebenen und Berge bewegte — — sie erscheinen nicht vergebens. Sie waren die Boten Gottes, die Priester der Allmacht und Barmherzigkeit.

Könige und Völker, so furchtbar ihre Stärke sein mag, sie sind nicht die Gebieter des Verhängnisses, sondern von jeher und bis auf den heutigen Tag empfanden sie, daß sie sich beugen müssen mit ihrem Uebermuth unter der Hand eines Gewaltigern. Ein Umschwung der Witterung entschied den Ausgang der größten Unternehmungen und den Erfolg der verzweiflungsvollsten Anstrengungen. — Unüberwindliche Flotten segelten zum Verderben vieler tausend glücklicher Familien über die Meere dahin. Wer konnte ihnen widerstehen? Aber Gott waltete. Es änderte sich die Luft, der Himmel ward trüber, und zermalmende Windstöße fuhren über die erkorne Bahn der Schiffsflotte. Sie ward zerstreut, wie Spreu; der Abgrund der Wellen nahm sie auf.

Ist es unerhört, daß alle menschliche Kunst eitel ward, ein Land gegen den Anfall seiner Feinde zu schirmen? Da standen Festungen, da breiteten sich unschiffbare Seen aus, da rauschten brückenlose Ströme. Wer mochte diese Hindernisse besiegen? Es kam der Frost einiger Nächte; die Ströme erstarrten; die Seen wurden fester Boden, und das Feindesheer mit Roß und Mann zog hinüber zum Siege. So wollte es Gott, der das Schicksal der Nationen in seiner Hand hält.

Wo blieb die Macht der Könige, wenn sie an der Spitze ungeheurer Heeresscharen das Verhängniß ande-

rer Völker stolz vorherverkündigten, und eine naßkalte Witterung Ruhr und Seuchen plötzlich in ihren Kriegslagern verbreitete? Menschengewalt war zu schwach wider sie. Aber sie demüthigte eine feuchte Herbstluft.

Sprich, Zweifler, es war Zufall. Aber der Zufall traf in der zur großen Wirkung am besten berechneten Zeit ein, und in der dazu ganz allein geeigneten Gegend. Zweifler, dein Zufall ist weiser, als deine Weisheit. Erkenne Gott! Zweifler, dieser allen menschlichen Scharfsinn vereitelnde Zufall beglückte Millionen und Millionen, gab Unterdrückten Freiheit, gab Muthlosen Kraft, gab einem großen und edeln Theil der Menschheit den Glauben an sich selbst wieder — dieser Zufall war voll Weisheit und Erbarmens, wie in keines Menschen Brust wohnt!

Ich erkenne Dich, Gott! Gott, Vater des Menschengeschlechts! Du bist es, der in den Himmeln waltet, wie auf Erden. Dein Name sei geheiligt. Dein Wille geschehe! Du umfängst mich, Du trägst mich mit väterlicher Fürsorge. Du bist der mir allezeit Nahe! Du rauschest um mich in den Regenwolken; Du wirfst mein Loos aus den Nebeln; Du wandelst um mich im Sturm und berührest mich im leisen Lüftchen, das meine Wangen im Sommer kühlt. Du sprichst aus den schlagenden Donnern, und begrüßest freundlich mein Herz in den goldenen Strahlen des Tages, und rührst es in den Schauern der sternenreichen Nacht. Gelobet sei Deine Güte und Barmherzigkeit von meiner Seele, gelobet und gepriesen in allen Ewigkeiten. Amen.

302.

Der Schnee.

Ps. 147, 5. 16. 17.

Hier sieht, Beherrscher der Natur,
Im Schatten Deiner Werke,
Mein Auge wie im Spiegel nur
Die Größe Deiner Werke.
Wie schön ist, was mein Auge sieht!
Doch, ach! o Gott, wie viel entflieht
Nicht meinem blöden Blicke!

Groß bist Du, wie auf Sina's Höh'n,
Der in den Himmel strebet,
Auch in dem Staub, der, kaum gesehn,
Im Sonnenstrahle schwebet.
Groß bist Du in des Sommers Pracht,
Und wundervoll strahlt Deine Macht
Uns aus des Winters Eisflur.

Wenn Strom und See gepanzert stehn,
Vom Reif die Zweige flimmern,
Wenn Silberflocken uns umwehn,
Nordlichter gaukelnd schimmern,
Eisblumen an den Fenstern blühn,
Vom Sturm die Wolken röthlich glühn:
Das Alles ist Dein Segen.

O Vater, deß mein Herz sich freut,
Du schufst mich nicht vergebens.
Wie viel gabst Du der Seligkeit
Mir schon im Traum des Lebens!
Wie wenig ist's, was ich hier seh',
Hier, o mein Gott, von Dir versteh';
Doch macht schon das mich selig.

Wenn an einem lieblichen Frühlings- oder Sommermorgen die abwechselnde Herrlichkeit unzähliger Blumen und Blüthen unser Auge entzückt, ein unsichtbares Meer von Balsamdüften uns umschwimmt, eine milde Wärme uns anweht, und das Schwirren des Käfers, das Summen der Biene, der Gesang der Vögel um uns ertönt, oder wenn der reiche Herbst die hohen Saaten vergoldet, mit Beeren und Früchten aller Gestalt die Zweige der Bäume und Gesträuche niederbeugt, und statt des Grüns endlich dem Laube der Wälder einen vielfarbigen Schmuck gibt, — dann empfinden wir dieses reine, stille Entzücken, welches nur die Anmuth der Natur gewähren kann, und die Seele des gefühlvollen Christen zur Anbetung des gründgütigen Schöpfers stimmt.

Doch wahrlich ist die feierliche Pracht eines schönen Wintertages nicht geringer, wenn Alles vom Froste starrt, die ersten Sonnenstrahlen im hellen Reif sich spiegeln, dessen Kristalle, wie blitzende Diamanten, wunderbar von den Händen der Natur um alle Zweige gehängt sind; wenn Höhen, Thäler und Ebenen vom reinsten weißen Schnee überlagert schimmern, in dessen zarten Eisspitzen die Sonne alle Farben spiegeln läßt; wenn dieser helle Silberteppich, der die Wohnungen der Menschen, wie ihre Felder, deckt, die weite Landschaft zu einer unabsehbaren, schönen Einsamkeit verwandelt hat, in welcher wir uns kaum wieder erkennen; und wo wir uns, wie durch einen Zauber, in ganz fremde Gegenden versetzt wähnen. Die Winterlandschaft, das Einfache und doch Blendende ihrer weißen Hülle, das große, ewige Schweigen nah und fern, erregt in uns unwillkürlich die Empfindung des Erhabenen, wie der Sommer das Gefühl des Anmuthigen aufweckt. Wer, wenn er nicht mit thierischer, dumpfer Gleichgültigkeit durch seine Tage hingeht, sollte noch nie von jenen Empfindungen im Winter gerührt worden sein.

Doch der gewöhnliche Mensch, wenn ihn schon das Schauspiel der winterlichen Welt vergnügt, nimmt es auch nur wie ein Schauspiel. Er theilt beim Anblick desselben seine Freude in Worten der Bewunderung mit, ohne einer geistigen Erhebung fähig zu sein. Anders der Christ. Er sieht in der Natur immer zugleich die Majestät des Urhebers. Immer ist er in Gedanken dem allgegenwärtigen Gott nahe. Seine Freude, seine Bewunderung, sein stummes Entzücken wird zum Gebet und Psalm.

So sah von jeher jeder höhere Sterbliche die Verwandlungen der Natur. Nicht dies allgemeine Schweigen in den beschneiten Fluren, nicht dieser Farbenglanz, nicht die Spiegelflächen des Eises auf Strömen und Seen, sind das Bewundernswürdige, sondern die geheime, unendliche, zweckvolle Schöpfungsmacht des gütigen Weltenvaters. So betrachtete David, der große königliche Beter, die Natur. Immer schwang sich vom Anblicke der Schöpfungen sein andächtiger Geist zum Schöpfer hinauf. „Unser Herr ist groß," sang er: „unser Herr ist groß und von großer Kraft; und er ist unbegreiflich, wie er regiert. Er gibt Schnee, wie Wolle; er streuet Reif, wie Asche. Er wirft seine Schlossen, wie Bissen; wer kann bleiben vor seinem Frost?" (Ps. 147, 5. 16. 17.)

Ja, groß ist er, und unbegreiflich, wie er regieret! — Aber wie wenige Menschen sind es, welche in den merkwürdigen Erscheinungen des Winters etwas Großes und Unbegreifliches wahrnehmen! Sie sehen die gewaltigen Veränderungen jedes Tages, und erblicken darin nichts, als etwas Gewöhnliches. Wie der Rabe über die Schneefelder hinfliegt, seine Nahrung zu suchen, ohne eines andern Gedankens fähig zu sein: so die Menge der Menschen, welche, gleichgültig um das, was sie umgibt, nur Gedanken für Erwerb, Nahrung oder Vergnügen hat.

Ihr ist Eis Eis, Reif Reif, Schnee Schnee, und mehr als dies weiß sie nicht zu denken, bemüht sich auch nicht, weiter zu forschen.

Und doch ist schon jede einzelne Schneeflocke, wie sie von ihrer Wolke niederschwebt, ein Wunderbild, und verkündet: Er ist unbegreiflich, wie er regieret! — Wie entspringen diese ungeheuern Massen zartgefrornen Wassers in den unendlichen Räumen des Himmels? Wer hält diese Lasten, unter welchen die Zweige der Bäume einbrechen; Lasten, die manche Hütte zusammendrücken, und die doch in vielen tausend und tausend Zentnern federleicht und lange unsichtbar im Firmament schweben, daß sie nicht niederfallen, bis es Zeit ist, und sanft zur Erde in unendlich kleinen Theilen niedersinken, damit auch der zarteste Halm nicht von ihrem Falle verletzt werde?

Wir können zwar sagen, Dünste ziehen sich über uns in Wolken zusammen und gefrieren, wie sie sich verdichten, und gewinnen größere Schwere, wie sie sich verdichten, also daß sie nothwendig durch die Luft herabfallen müssen! — allein welche Kraft ist es, die unbegreiflich schnell am reinsten Himmel plötzlich Dünste in Wolken zusammenzieht? Wie entsteht das Gefrieren? Was ist die Kälte? Warum erscheint die Kälte im strengsten Winter bald wirksam in den höchsten Höhen, bald unwirksam? — Ach, noch ist dies unbegreiflich; noch drang das Auge keines Sterblichen in die geheime Werkstatt des immer schaffenden Gottes.

Betrachten wir den fallenden Schnee aufmerksamer, so bemerken wir, daß jede Flocke desselben, besonders wenn sie bei stiller Luft herunterschwebt, aus einer Menge kleiner, ungemein zarter Eisspitzen besteht, welche zuweilen zwar etwas verworren durcheinander liegen, meistens aber in einer wunderbaren Regelmäßigkeit zusammenhängen. So bilden sie gewöhnlich kleine, sechseckige, fein durchbrochene Sterne, deren halbdurchsichtige Kristalle auf das zarteste zugespitzt sind. Bald gleichen sie soferigen Blumen wie aus Moos geflochten, bald Federn, bald den Gestalten der Tannen mit ihren regelmäßig auseinander strebenden Aesten. So überaus zart sind diese himmlischen Gebilde, daß der leichteste Wind sie im Fallen wieder zerstäubt.

Welchen Scharfsinn man auch anwende, das Entstehen dieser Milliarden wunderschön und mannigfaltig geformter Kristallensterne in den Höhen der reinsten Luft zu erklären: immerdar wird dem Forscher ein unerklärtes Warum zurückbleiben. Ja, es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß die in den Wolken entsprungenen Schneeflocken sich im Herabfallen noch vermehren können, auch wenn sie durch eine dem Anblicke nach ganz dunstlose Luft fallen. So bemerkt man zum Beispiel, daß, wenn der Blitzstrahl in ein Wohngebäude fällt, die himmlischen Feuerfunken auch da zünden, brennen, zersplittern, wohin der Strahl selbst gar nicht gefallen ist. Der vom Himmel fahrende Blitz entwickelt um sich her beim Fall aus der Luft andere ihm ähnliche kleinere Funken. So bemerkt man, wenn man in Wasser, worin eine beträchtliche Menge Salz aufgelöset ist, nur einen kleinen Kristall desselben Salzes fallen läßt, daß dieser sogleich im Fallen die umliegenden Salztheilchen zum Niederschlag und zum Kristallisiren bewegt, so daß sie sich regelmäßig um ihn anlegen, und in regelmäßiger Gestalt vergrößern. Ja, jeder spitzige Körper bewirkt fast das Gleiche; man befördert zum Beispiel in Werken, wo das Salz gesotten wird, das Anschiessen desselben durch Anlegung von Dornen in das Salzwasser, wo sich dann die ersten Kristalle gern an die äussersten Spitzen der Stacheln anzusetzen pflegen. So ist es gar wohl möglich, daß die zarten Eisnadeln des Schnees, wie sie durch Luftschichten fallen, in welchen aufgelöstes Wasser enthalten ist, einen Niederschlag der wässerigen Theile bewirken, die Entstehung neuer Eisnadeln befördern, und sich durch diese vergrößern. Der Schnee ist dabei weit leichter, als das gewöhnliche Eis, so wie dies leichter als Wasser ist. Das Eis ist im ganzen Umfang ungefähr immer ein Neuntel größer, als das Wasser, aus dem es zusammengefroren ist; während frischgefallener Schnee zehn- bis zwölfmal größern Raum einnimmt, als das Wasser, das die gleiche Menge Schnees gibt, wenn sie geschmolzen ist. So hat der weise Schöpfer im Schnee die Härte des Eises mit der Weichheit des Wassers, mit der Leichtigkeit des Dunstes verbunden, daß diese in unzählbarer Menge fallenden Eistheile den Gewächsen und Bewohnern der Erde keinen Schaden zufügen können. Jede der feinen Schneenadeln ist halb durchsichtig, wie anderes Eis. Wird der Schnee fest zusammengedrückt, so verliert er seine Weiße, und wird auch durchscheinender, was er nicht sein kann, so lange er locker auf einander liegt, wo denn eine Nadel von der andern durch Lufträume getrennt ist, und an den vielen Oberflächen das Licht zu häufig gebrochen wird. Es hat der Schnee überhaupt die Eigenschaft, das Licht stark zurückzuwerfen, und es gleichsam damit zu vermehren. Ein langes Wandern in Schneegefilden, von der Sonne beglänzt, überzeugt uns davon. Das Licht ist so blendend und angreifend, daß es nicht nur leicht Entzündung der Augen, sondern selbst Blindheit verursachen kann. Eben diese Eigenschaft aber ist eine der preiswürdigsten Wohlthaten des Schöpfers, besonders in jenen fast immer kalten Ländern, wo ein neun Monden langer Winter fast eine beständige Nacht ist, und die Sonne nur wenige Stunden leuchtet, oft Wochen und Monden lang nicht aufgeht. Dort ist es die Klarheit des Schnees, welche die anhaltenden Nächte und sonnenlosen Tage erhellt, auch dann noch, wenn weder der Mond sein Licht gibt, noch die Nordlichter ihren dunkelrothen, wundersamen Schimmer verbreiten.

Unser Herr ist groß und von großer Kraft, und er ist unbegreiflich, wie er regiert. Nicht das Licht, welches der Schnee in den Finsternissen verbreitet, ist seine einzige Wohlthätigkeit: auch seine Wärme verdient Achtung. Nicht daß er an sich selbst warm wäre, aber doch erwärmt er, obschon aus lauter Eisspitzen bestehend, Alles, was er bedeckt. Er wehret von der Erde und den darin dem Frühlinge entgegenschlummernden Samenkörnern, Thierkeimen und Gewürmen den Frost ab. Ein Winter mit erstarrender Kälte, aber ohne Schnee, würde für die Welt von weit traurigern Folgen sein, als ein warmer Sommer ohne allen Regen. Die Hitze würde nicht so viel versengen, als der Frost in den letzten Keimen und Wurzeln tödten könnte. Mitleidig bedeckt der Himmel die Thäler und Wiesen hochliegender Gegenden und die fruchtbaren Triften der Gebirge immer zuerst mit der erwärmenden Schneehülle, und nimmt sie von da zuletzt hinweg, weil auf den Bergen und Hochländern die reinste und kälteste Luft am strengsten und anhaltendsten zu herrschen pflegt. Erfrorne Menschen und Thiere, so wie einzelne

erfrorne Gliedmassen, erhalten ihre natürliche Wärme und Leben am leichtesten wieder, wenn sie ganz in Schnee verhüllt oder mit Schnee gerieben werden. — Wie kann ihm so große Macht beiwohnen? Ist er nicht selbst ein Kind des erstarrenden Frostes? Wie kann, was in sich nur Kälte trägt, die belebende, milde Wärme herbeiziehen und fesseln? — Mensch, du fragst nach Wundern, und täglich umringen sie dich; dein Fuß wandelt über zarten Gebilden auf Erden, die sich in den Wolken des Himmels erzeugt hatten; kein Künstler mit allem Witz könnte Aehnliches hervorbringen durch seine Geschicklichkeit, oder könnte die erwärmende Kraft in den Schoos des Frostes, das Leben in den Schoos des Todten legen.

Ausser der milden Erwärmung, welche der Schnee dem Erdboden erhält, führt er auch den Pflanzen selbst eine reine und kräftige Nahrung zu, indem er abschmilzt, und, in den feinsten Thau verwandelt, an den Wurzeln der Kräuter, Stauden, Gesträuche und Bäume hinabschleicht. Sei es, daß er selbst schon gedeihliche Luftarten mit sich verbunden hat, oder wohlthätige Kräfte aus der Luft an sich zieht: er ist der Pflanzenwelt so fruchtbar, als ein Gewitterregen sein kann. Er durchdringt und löset die festern Erdtheilchen gewaltsamer und fressender, als das gemeine Wasser der Flüsse und Brunnen, und selbst des Regens. So düngt er die Felder und Wiesen des Landmanns, während er die Spuren reissender und wilder Thiere verrätherisch offenbart, wenn diese, aus ihren unbekannten Höhlen und Schlupfwinkeln durch den Hunger hervorgetrieben, sich blutdürstig den Heerden oder den Wohnungen der Menschen nähern.

Durch seine Schönheit entzückt er, durch sein Licht erleuchtet er, durch seine Hülle wärmt er, durch seine Kraft befruchtet er. Wer kennt aber allen Segen, welchen die Weisheit des gütigen Schöpfers in diesen einzigen kleinen Theil seiner unermeßlichen Schöpfung gelegt hat? Der Wanderer wie der Landmann, der Wurm wie die Pflanze, der Naturforscher wie das unwissende Kind, erfreuen sich dieser Erscheinung. Kaum fröhlicher mag die Jugend den ersten Blumen des Frühlings, den ersten Früchten des Herbstes begegnen, als sie die ersten fallenden Silberflocken begrüßt, deren jede nun vom Himmel zu kommen scheint, um Zahl und Wechsel ihres Vergnügens zu mehren. Nicht allein der Jugend, auch den Erwachsenen, auch den Greisen, gewährt dieser Anblick Lust. An Alles, was Gott gibt, knüpft Gott eine Freude für seine geliebten Erschaffenen — er will uns froh und glücklich sehen.

Das Wiederverschwinden des Schnees verkündet uns den Anzug des Frühlings. Zuerst befreien sich die tieferliegenden Ebenen und Thäler von der winterlichen Hülle, deren Wohlthat sich im Aufsprießen zahlloser Blumen offenbart. Der weiße Schleier zerreißt, und wird immer weiter zurückgedrängt nach den höhern Gegenden; endlich stufenweise an den Bergen hinauf bis zu ihren Gipfeln; da vergeht er am spätesten. Denn hier ist es auch, wo der Frost am längsten verzögert und Pflanzen und Thieren die erwärmende Bedeckung erst später entbehrlich wird. Aber auf den Höhen der höchsten Berge, wo auch kaum noch Kräuter gedeihen können, bleibt er beständig während der heissesten Sommertage liegen. Nur wenige Monden, oft nur wenige Wochen, fehlt er gänzlich auf den höchsten Bergfluren, wo noch nahrhafte Pflanzen für die Viehheerden wachsen mögen; aber gewiß trägt auch die Kraft des Schneewassers nicht wenig dazu bei, daß dort die Pflanzen ihr Aufkeimen, Blühen und Reifwerden in so ausserordentlicher Schnelligkeit bewerkstelligen, wie man davon in ebenen, tiefen Ländern keine Vorstellung hat.

Die erhabenen Reviere der Berge, wo der Schnee nie, auch in dem wärmsten Sommer nicht, verschwindet, sind auf den Alpen sieben- bis achttausend Fuß über der Oberfläche des Meeres, als der niedrigsten Fläche des Erdballs, erhöht. In heissern Erdstrichen aber fängt der ewige Schnee erst in einer Höhe von vierzehn- bis fünfzehntausend Fuß über die Meeresfläche an.

Auf jenen, von wenigen Sterblichen besuchten, Höhen ruhen die ungeheuern, unzerstörbaren Schneelagen, durch ihren eigenen Druck in ein halbdurchsichtiges, blaugraues Eis verwandelt, oft hundert und mehr Klaftern dick über den Felsplatten und in den Klüften und Abgründen. Was an diesen Eispanzern unterhalb die natürliche Wärme der Erde, die auch in den Gebirgsgipfeln nicht ganz abstirbt, unaufhörlich abschmilzt, oder der Sonnenstrahl von der glänzenden Oberfläche wegnimmt, ersetzt von Zeit zu Zeit immer wieder der frisch hinzufallende Schnee mitten im Sommer, während es in den untern, von Menschen bewohnten Ländern nur regnet. So sinken die weitläufigen Eislager wie ausgefressene Gewölbe, oben immer neu belastet, nach, und erfüllen die große Einsamkeit durch ihr Brechen und Bersten mit furchtbaren Donnern. Wie in den milden Ebenen und Thälern, arbeitet die Natur unabläßig auch auf jenen nie besuchten Höhen des Erdbodens. Gott waltet droben in der Einöde, wohin sich selbst der Adler nur selten verliert, wie er überall waltet in Flur und Hütte.

Unser Herr ist groß, dort wie hier, und von großer Kraft, und er ist unbegreiflich, wie er regieret. Denn jene ewig beschneiten Berggipfel sind die Behälter unaufhörlich rinnender Wasserquellen. Daß die reichsten und meisten Quellen den erhabensten Spitzen der Gebirge am nächsten liegen, ist eine der weisesten Welteinrichtungen. Denn nur dadurch ist es möglich, daß sie, ehe sie die Tiefe des Meeres erreichen, den weitesten Weg durch die bewohnten Länder fliessen, und Alles befruchten, erquicken und nähren. Der Schnee aber ist es, welcher allein das dauerhafte Rinnen der Quellen unterhalten kann. Denn Regen würde zu schnell herabfliessen, und das Höhere bald trocken liegen lassen. Fest ruht der Schnee, von den ungeheuern Felszacken hoch über den Ländern der Menschen aufgefangen und gehalten. Schnell verdünstet der Regen; nur spärlich dünstet der Schnee aus, und wird daher weniger leicht verzehrt. In trockenen, heissen, regenarmen Sommern müßten die meisten Quellen aus Mangel an Nahrung nothwendig abstehen, die meisten Bäche versiegen, die meisten Flüsse und Ströme wasserleer und unschiffbar werden. Doch die gewaltigen, Meilen und Tagereise weiten Eis- und Schneelasten der Hochgebirge halten dem Ueberfluß und Mangel des Wassers ein wohlthätiges Gleichgewicht. Indem sie Nachts und Tags, Winters und Sommers, fort und fort durch die Erdwärme allmälig und gleichförmig auf ihrer Unterfläche abschmelzen, wie sie oberhalb durch neue Ueberschläge aus den Wolken auch während des Sommers beständigen Zuwachs empfangen, nähren sie unaufhörlich die Quellen auch in den verschiedensten Jahreszeiten.

Und so wie sie Ländern, Menschen und Thieren die

nie versiegenden Wasserströme senden, sind sie es auch, welche nicht geringen Antheil am Entstehen der Winde, oder an deren Kühlung im Sommer haben. Immer sind Winde, welche über hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge ziehen, kälter, frischer und erquickender. Die Verdünstungen der den Wolken nahe liegenden Eismeere und Schneewüsten erzeugen eben so starke Bewegungen in der Luft, als die Erkältungen in der Luft, wodurch wärmere Luftströme nachgezogen werden. Und blicke ich hinweg von diesen überschneiten Gipfeln der Hochgebirge, dieser Vorrathskammer der edelsten Wasserquellen, und schaue in jene entfernten rauhen Gegenden, wo der Schnee nur kurze Zeit die Fluren der Völker verläßt: wie viele Wunder und wie vielen Segen würde ich noch dort wahrnehmen! Wohin sich auch die Aufmerksamkeit meines Gemüthes wenden mag, Gott, mein Gott, auch im Kleinsten unendlich groß! überall und jederzeit bist Du herrlich, weise und segensreich.

Lob Dir; und Preis Dir und Dank, Herr unser Gott, unser Vater; der Du unser gedenkest zu allen Stunden des Jahres, in allen Höhen und Tiefen; der Du zählest die Sterne, und sie alle nennest mit Namen.

Du, Herr, bist groß und von großer Kraft, und bist unbegreiflich, wie Du regierest. Du verdeckst den Himmel mit Wolken, erfüllst sie mit Feuerflammen und Wasserfluthen, daß sie segnend werden zu ihrer Zeit Allem, was da lebet auf Erden. Du gibst Schnee wie Wolle, Du streuest Reif wie Asche. Du wirfst Deine Schlossen wie Bissen; wer kann bleiben vor Deinem Frost? Du sprichst, so zerschmilzt es; Du lässest Deine Winde wehen, so thauet es auf.

Herr, unser Gott, allmächtig, allweise und voller Gnade, die kein Ende nimmt, ich will Dich aufsuchen und erblicken in den Herrlichkeiten Deiner Werke; denn was ist seliger, als Dich schauen! Ich will Deine Gnade preisen und Deine Barmherzigkeit rühmen, die meiner gedachte, ehe ich war, und mich schirmte, ehe ich die Gefahr kannte. Herr, mein Wandel sei vor Dir Preis, Dank, Anbetung in Christo Jesu. Amen.

303.

Der Untergang der Welt.

Matth. 24, 36.

Auch jene Sonnen, die dort schimmern,
Sie alle werden einst vergeh'n;
Auch dieser Erdball wird zertrümmern,
Und wie ein todter Staub verweh'n! —
Gott! Gott! wenn Alles stirbt und bricht,
Vergeht doch Deine Liebe nicht.

Hier, eh' Du kommst mich zu entkleiden,
Ist all mein Wissen nur ein Traum;
Von hunderttausend Deiner Freuden
Vermuth' ich traumend eine kaum.
Doch hoff' ich die mit Zuversicht,
Die Deine Treue mir verspricht.

Oft stehe ich sinnend still, und betrachte mit Vergnügen die ausserordentliche Mannigfaltigkeit der göttlichen Schöpfungen selbst da, wo ich sie am wenigsten vermuthete. Welch eine abwechselnde Verschiedenheit der Erdarten, die der Pflug des Landmanns umwühlt! Hier leichter Sand, dort fester Leimgrund, und dort wieder schwarzes, fruchtbares Erdreich, aus dem Moder verweseter Pflanzen und Thiertheile entstanden! — In einer Gegend unermeßliche, harte Felsen des fast unvergänglichen Granits, in andern Gegenden ungeheure Berge von Thonschiefer; in andern wieder ausgebreitete Lager von Sandstein oder Kalk! — — Warum sollte ich gleichgültig an diesen Erscheinungen in der Natur vorüberziehen? Von Allem, was der Schöpfer schuf, und wäre es noch so klein, noch so einfach, ist nichts gleichgültig und gering. Dem Auge des Weisen offenbart sich die Allmacht und Größe des höchsten Wesens auch in dem Niedrigsten. Er erkennt in jenen verschiedenen Felsen-, Stein- und Erdlagern, aus welchen der Erdball zusammengesetzt ist, einen Theil von der ältesten Geschichte des Weltkörpers, den er für wenige Jahre zu bewohnen hat.

Denn es ist gewiß, daß eben dieser Weltkörper nicht zufällig aus einerlei Massen zusammengesetzt worden sei; — auch kein Grashalm, auch kein Staubkorn ist von der Hand des blinden Ungefährs gebaut! Eben so ist es offenbar, daß der Erdball in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht plötzlich und mit einemmale entstanden sei; denn wir finden in allen Welttheilen die offenbaren und untrüglichen Spuren einer stufenweisen, langsamen Ausbildung und Veränderung, bis er geworden ist, wie er jetzt ist. Zwar mag das menschliche Geschlecht ihn wohl noch viel länger, als seit sechstausend Jahren, bewohnt haben. Aber wie viel tausend Jahre gingen vorher, ehe Gott den Menschen schuf, wo die Erde schon in unförmlicher, wüster, unbewohnbarer Gestalt vorhanden gewesen sein mag! — Zwar spricht Moses: Im Anfang der Dinge schuf Gott der Herr Himmel und Erde — aber wann war dieser Anfang? Wer blickt in die Ewigkeit der Vergangenheiten zurück? — Was sind Millionen von Jahrtausenden vor dem Ewigen? — Ach, kaum ein flüchtiger Augenblick!

Und die Erde war wüste und leer, spricht Moses in seiner Beschreibung der Schöpfung. Aber wie lange war sie es? Viele Jahrtausende mochten verfliessen, ehe sich die gährenden Elemente schieden; ehe sich das Licht trennte von der Finsterniß, das Wasser vom Trockenen; ehe Pflanzen aus dem befruchteten Erdboden hervorstiegen; ehe Gewürm und Vögel und Thiere aller Art Leben und Obdach und Nahrung finden konnten.

Was war dieser Erdball, ehe ihn durch Gottes Willen die ersten Menschen bewohnten? Wie lange stand er schon, ehe ein Sterblicher die Wunder desselben anstaunen und seine Knie beugen konnte in den Staub desselben, um den Schöpfer so vieler Herrlichkeiten anzubeten? —

Wenn wir den Erdball der heutigen Tage betrachten, wenn wir erfahren, wie tief man mit ungeheuerm Fleiß durch die Oberfläche desselben hinabgedrungen ist: so entdecken wir, daß die ungeheure Erdkugel, deren innerer Kern uns ewig verborgen bleibt, gleichsam in mehrere Schalen von verschiedenen, erst nach und nach entstandenen Erd- oder Felslagen eingewickelt ist. Ehe eins solcher Lager verhärtete, und ehe sich ein zweites und ein drittes darüber anlegte, vergingen vielleicht viele Jahrhunderte und Jahrtausende.

Mit Verwunderung findet der Reisende auf den allerhöchsten Gebirgen der Erde, verschlossen in den härtesten Felsen, Muscheln und Ueberreste von Seethieren, welche in unsern Zeiten entweder in Meeren wohnen, die auf einer ganz entfernten und entgegengesetzten Seite des Erd-

balls sind, oder welche überhaupt nirgends mehr lebendig gefunden werden. — Die gleichen Entdeckungen macht man im Schooße der Erde, wo in Kalksteinlagern, viele hundert Klaftern tief unter der Oberfläche, ganz zu Stein geworden, die Ueberbleibsel fremder Thierarten eines ehemaligen, längst verschwundenen Weltalters ruhen, und wieder von unermeßlich dicken und weiten Steinlagern vergraben worden sind, zu deren Bildung mehr als ein Jahrhundert oder Jahrtausend gehörte.

Also war dieser Erdball doch schon einmal von lebendigen Wesen bewohnt, und zu einer Zeit, von der wir nichts wissen.

Und das Alles ward wieder von einer unbekannten Gewalt verschüttet und vernichtet, ehe denn ein Mensch war. Denn unter allen zu Stein gewordenen Muscheln und Knochen der Vorwelt, die im Innern der Felsen gefunden werden, ist noch niemals die entfernteste Spur eines menschlichen Gebeins gesehen worden.

Solche Verwandlungen des Erdballs müssen schon mehrmals statt gehabt haben. Denn meistens erblickt man in den tiefsten und ältesten Stein- und Felsenmassen ganz andere Thierspuren, als in den darüber liegenden, folglich jüngern. Also ward eine schon zum andern- und drittenmal belebte und aufgeblühte Welt zum andern- und drittenmal vernichtet, und gleichsam durch einen unermeßlichen Ueberguß von Kalk und Thon vergraben. In denjenigen Steinschichten oder Felslagern, welche der Oberfläche der Erde am nächsten sind, die sich folglich erst am spätesten geformt zu haben scheinen, wird man einen neuen Schöpfungsmorgen gewahr. Man erblickt darin, ausser den Ueberbleibseln von Thieren, auch die zu Stein gewordenen Holzarten und Pflanzen, von denen wir noch viele erkennen, daß sie auch heutiges Tages vorhanden sind. Aber Wunder und Räthsel anderer Art steigen uns aus diesen Grüften entgegen. Wir sehen in ihnen die Gräber von Thieren und Pflanzen, die heutiges Tages nur in ganz andern Welttheilen daheim sind. Thiere, die unter den heissesten Himmelsstrichen zu leben gewöhnt sind, liegen da verscharrt im tiefen Grund der Erde, wo heutiges Tages das Eis beständig dauert, und der Schnee kaum hinwegschmelzt; Niederlagen von Palmenwäldern, wo man sie heutiges Tages nur aus Beschreibung und Gemälden kennt. — Welche Kraft hat den Erdball so verrückt, daß er seine alte Stellung gegen die Sonne verändern mußte? — daß einst da vielleicht heisse Wüsten waren, wo jetzt Alles vom ewigen Frost erstaret? — Und in welchen Zeiten geschah dies Alles? Keine Geschichte meldet davon. Kein Mensch lebte damals, oder hinterließ Denkmäler!

Von der jüngsten Zerstörung der Erdoberfläche meldet Moses, melden uns die ältesten Sagen der ältesten Völker. Es war die Vernichtung des größten Theils vom menschlichen Geschlecht durch die Sündfluth. Aber die Dauer dieser erstaunlichen Ueberschwemmung war nur von kurzer Zeit; nicht Alles ward vernichtet, und die Erdoberfläche erholte sich bald, und ward wieder belebt und bevölkert. Diese ausserordentliche Begebenheit geschah erst vor fünftausend und einigen hundert Jahren. Vielleicht gingen damals oder durch andere theilweise Ueberschwemmungen jene riesenhaften Thierarten unter, deren mächtige Gebeine von Menschen unserer Zeit mit Entsetzen, noch nicht gar tief in der Erde liegend, erblickt worden sind.

Wie dem Allem aber auch sei — ein heiliger Schauer ergreift mich. Ich denke an die entfernte Vorwelt und an die Schicksale dieses Erdballs, ehe ihn ein Menschengeschlecht bewohnte, und bebe. O Gott, Wunderbarer, Gewaltiger, wie unergründlich ist Dein Thun! Was war, ehe ich? Ach, was wird geschehen, wenn ich nicht mehr bin? Alles verwandelt sich, Alles löset sich auf in den Fluthen der Zeit; o Gott, Gott, nur Du bleibst ewig, der Du ewig warst, und in Dir ist kein Wandel!

Ist diese Erdenwelt in unbekannten Jahrtausenden schon mehrmals mit ihren, mir unbekannten, Bewohnern untergangen: so erkenne ich darin nur mit Grausen die Möglichkeit, daß sie früher oder später wieder untergehen könne. Ja, diese Möglichkeit wird mir zur Wahrscheinlichkeit, zur Gewißheit, weil ich weiß, daß alles Erschaffene vergänglich ist, und nichts beständig bleibt, was es ist. Diesen Untergang der Erdenwelt weissagte Jesus Christus — — fast alle Völker glaubten einen Weltuntergang.

Also auch dieser Erdball, den ich bewohne, ist nicht von Dauer. Er wird einst vergehen, zertrümmern, vielleicht ganz verschwinden. Und wenn er unter den zahllosen Miriaden von Welten des unendlichen Himmelsraumes verschwände, wer wird ihn vermissen? Er ist ja nur einer der kleinsten Weltkörper; er ist nichts, als ein Stäubchen in dem unermeßlichen All der Schöpfung! Die Bewohner anderer Welten würden, wenn diese Erde vernichtet wäre, nur einen Stern weniger sehen! — Welch ein erschütternder Gedanke!

Ja, erkenne es mit Schaudern und Ehrfurcht vor der Majestät des Allmächtigen, o meine zitternde Seele: diese Erdenwelt war nicht von Ewigkeit her, und wird nicht ewig sein! Es wird ein Tag kommen, welcher der letzte des ganzen Weltkörpers ist — dieser Tag naht in dem Vorbeifluge jeder Minute. Gott kennt diesen Alles auflösenden Tag, und hat ihm in der Reihe der Zeiten seine Stelle angewiesen, als er das grenzenlose All der Schöpfung ordnete. Da erkannte er, wann der Lauf der Gestirne sich verwickeln, und diese Erde vielleicht durch das Aufsteigen einer fremden Welt zerschmettern würde. — Sind nicht vielleicht jene geringern Weltkörperchen, welche erst vor wenigen Jahren von unsern Sternkundigen entdeckt wurden, und die nachbarlich beisammen, gleich unserer Erde, sich um die Sonne bewegen, — sind auch sie vielleicht nicht schon Bruchstücke einer zermalmten Welt? Lehren sie uns nicht das Schicksal derjenigen, die wir heute bewohnen?

Diese Meere und Seen und Ströme werden einst also zerreissen und verdampfen? diese himmelhohen Gebirge in ihren Grundfesten wanken und zusammenstürzen? Diese Thäler, diese Hügel, für die noch jetzt der Frühling seine prachtvollen Blüthenkränze bereitet, werden verstäuben? Diese zahllosen lachenden Dörfer mit allen ihren glücklichen Bewohnern, diese Städte mit ihren hohen Palästen und den stolzen Werken der Kunst, werden einst verfliegen und verschwinden, als wäre nichts von ihnen da gewesen? — Tag des namenlosen Entsetzens, welcher das Ende aller Dinge herbeiführt, du bist von Gott gerufen, und deine Zeit ist schon gewählt!

Schon vor Jahrtausenden hielten Viele diesen Tag des allgemeinen Untergangs für sehr nahe. Er ist noch nicht erschienen. Auch gegenwärtig gibt es noch Menschen, welche glauben, er sei nahe vor der Thür. Sie

werden sich ebenfalls täuschen. Sie wollen die Auflösung der Welt errathen, bald aus den dunkeln Schilderungen der Propheten des alten Testaments, bald aus den Bildern der noch unenträthselten Worte der Offenbarung Johannis. — — Was thun diese Leute? Sie treiben aus vorwitziger Neugier ein unnützes und doch freches Spiel. Sie erhitzen ihre Einbildungskraft mit schauerlichen Träumereien, und finden ihre Eitelkeit geschmeichelt, wenn andere ihre thörichten Vermuthungen glauben wollen. Sie haben keine unmittelbaren Offenbarungen von Gott, und wollen doch Verräther der himmlischen Rathschlüsse sein. Sie haben keinen höhern Verstand als andere Sterbliche, und wollen doch ergründen, was ein Geheimniß des Allwissenden ist. Sie brüten über leere Hirngespinnste, und geben sie bald als Wahrscheinlichkeiten, bald als Wahrheiten aus, um sich Anhänger und Ansehen zu verschaffen. Sie nehmen den Ton christlicher Demuth und Bescheidenheit an, und reden, wie der Stolz auch der Einsichtvollsten nicht geredet haben würde. Hütet euch vor diesen falschen Propheten, vor diesen Schwärmern, welche in der Welt zu allen Zeiten waren, und nie Gutes mit ihren schwärmerischen Einbildungen stifteten! Nicht an ihnen haltet euch, sondern an unserm göttlichen Lehrer, an dem ewig wahren Wort des ewigen Sohnes! — Denn während sie die Zeit des jüngsten Tages, des tausendjährigen Reichs oder des Weltuntergangs mit stolzer Frechheit ankündigen, muthmaßen oder berechnen, gestand doch Jesus, unser Aller Meister: niemand kenne Zeit und Stunde. Von dem Tage aber und von der Stunde weiß Niemand, sagte er zu seinen Jüngern: auch die Engel nicht im Himmel wissen es, sondern allein mein Vater! (Matth. 24, 36.)

Die Furcht mancher Menschen, aufgeschreckt durch die Vermuthungen träumerischer Schwärmer, die Furcht vor der Nähe des jüngsten Tages, ist daher nicht nur sehr vergeblich, sondern auch sündlich. Sie glauben dem anmaßlichen Eigendünkel eines armen Sterblichen mehr, als der Versicherung des großen Welterlösers.

Und warum denn diese thörichte Angst vor dem Untergang der Welt? Was ist denn Weltauflösung mehr, denn Tod? Was ist denn Tod mehr, als eine Verwandlung, die ich dennoch erfahren muß und erfahren werde, die übrige Welt vergehe, oder bleibe? Was liegt meinem erstarrendem Herzen, was meinem Staube daran, ob über ihn noch eine Frühlingssonne scheine, oder nicht? Es versinke der todte Erdball, mein Geist aber lebt unsterblich fort.

Gewöhnlich benutzen ehrgeizige oder auch gutmüthige Schwärmer die Erscheinung irgend eines Kometen am Himmel zur Bekräftigung oder Wahrscheinlichermachung ihrer Prophezeiung. So lange die Menschen noch nicht wußten, welch ein Bewandtniß es mit den Kometen habe, hielten sie das Erscheinen eines solchen ungewöhnlichen Sterns für das Zeichen des göttlichen Drohens. Sie wähnten am Himmel eine feurige Zuchtruthe zu erblicken, und zweifelten nicht, daß Krieg, Hungersnoth und Pestilenz darauf erfolgen würden, unerachtet dergleichen Uebel stark fanden, ohne daß die Kometen vorausgingen.

Seit aber nach mehrhundertjährigen Beobachtungen des gestirnten Himmels wir nun wissen, daß die Kometen ebenfalls himmlische Weltkörper sind, gleich andern Sternen; seit wir wissen, daß ihnen Gottes Allmacht ebenfalls bestimmte Laufbahnen und ihre Sonnen angewiesen hat, gleich andern Sternen; seitdem unsere Sternkundigen, unterstützt von vielen Erfahrungen, den Umlauf des Mondes und der übrigen Sterne, seitdem man daher die Wiederkehr schon längst erschienener Kometen mit ziemlicher Zuverlässigkeit voraussagen konnte, verschwand eine ungegründete Furcht vor ihnen, als Vorboten von Krieg und Pestilenz, — hingegen nahmen nun die feinwollenden Propheten eines tausendjährigen Reichs oder des jüngsten Tages davon Anlaß, mit den Erscheinungen der Kometen den Untergang der Dinge zu verkünden.

Allein auch diese abergläubige und grundlose Angst verschwindet immer mehr, und jene unberufenen Enthüller der göttlichen Rathschlüsse finden mit Recht immer weniger Glauben im Volke, je mehr und mehr die Bahn jener Kometen durch vielfache Beobachtung bekannt geworden ist.

Zwar mögen es, so viel man hat bisher beobachten können, mehrere Hundert verschiedener Kometen sein, die sich auf ihren Bahnen mehr oder weniger dem Wirkungskreise unserer Sonne oder dem Umlaufskreise unsers Erdballs nahen; denn viele Kometen erscheinen in so ungeheuern Fernen an unserm Himmel, daß man sie mit bloßen Augen nicht erblickt. Aber wenn man erwägt, wie weise berechnet die gegenseitigen Bewegungen aller Himmelskörper sind, und mit welcher festen Ordnung die Gestirne durcheinander fortschreiten, so daß sie sich nie berühren, nie verirren können; — wenn man weiß, welche unendliche, durch keine menschliche Zahl auszudrückende Räume und Entfernungen für die Bahnen der fernen und nahen Weltkörper vorhanden sind: so ist es die höchste Unwahrscheinlichkeit, daß ein Komet sich in mehrern Jahrtausenden der Erde so weit nähern werde, daß er sie zerstören könne. Denke ich mir einige kleine Sonnenstäubchen in einem leeren Raum von tausend Meilen schwebend, Sonnenstäubchen, die sich in festen und bestimmten Reihen und Kreisen bewegen: so habe ich ein Bild von der Größe der Weltkörper im Verhältniß zum großen Himmelsraum, in welchem sie, durch den Willen des Allmächtigen, dahinschweben; so habe ich ein Bild, welches mir die Unwahrscheinlichkeit deutlich macht, daß ein Komet, auch in einer Reihe von Jahrtausenden, dem Erdball zerstörend begegnen werde. — So eitel aber auch alle Furcht vor dem baldigen Untergang der Erdenwelt ist: zu so erhabenen Gedanken leitet dennoch die Erinnerung an die einst gewiß erfolgende Vernichtung dieser irdischen Schöpfung. Bürgen dieser künftigen Vernichtung sind uns das göttliche Wort selbst, und die Spuren von jenen schrecklichen, schon vor Jahrtausenden einmal statt gehabten Verwandelungen unsers Weltalls.

Und wenn auch erst nach Jahrtausenden oder nach einer Million von Jahren die Welt zertrümmert oder unter ungeheuern Fluthen begraben wird, wie es schon geschehen: immer bleibt diese Vorstellung erschütternd für den menschlichen Geist! Nach hundert Jahren ist nichts mehr von mir und meinen meisten Zeitgenossen übrig, und nach einem Traum von vielleicht hunderttausend Jahren ist selbst von dieser Erde nichts mehr übrig. Verschwunden sind dann diese Länder, diese Völker, diese Städte, diese Werke menschlichen Fleißes und menschlicher Kunst! Alles liegt, als wäre es nie erschaffen gewesen, in dem ungeheuern Grabe verloren! Wozu dann, ihr Herrscher dieser Welt, eure Begierde, unermeßliche Weltreiche zu grün-

den? — Ach, eure Werke sind nicht mehr da, und neue Gebirge liegen über euern verschütteten Reichen. Wozu, ihr Ehrgeizigen, dann euer unmäßiges Streben um langen Nachruhm bei den Völkern? Ach, diese Völker sind nicht mehr, und von euern Thaten ist das Gedächtniß geflohen. Ihr waret, als wäret ihr niemals gewesen. Vielleicht neue Menschengeschlechter wandeln nach Millionen Jahren über diesen Erdball in einer neuen Schöpfung, und ahnen nicht, daß vor ihnen schon Andere gelebt und gehandelt haben; finden keine Spur ihrer Vorwelt, die auf ewig ausgelöscht worden; höchstens erstaunen sie in der Tiefe der Felsen, bei einzelnen versteinerten Gebeinen.

Alles, Alles, was irdisch heißt, wird vergehen, nur Du, Ewiger, der Du von Deinem Thron das Spiel der großen Verwandlungen siehest und ordnest, Du nur bist der Ewige und Unveränderliche immerdar! — Alles wird vergehen, Alles verwandelt, was vom Staube erzeugt ist: nur die Kräfte dauern fort, welche den Staub in allerlei Formen beseelen. — Mein Leib wird verschwinden, aber die erhabene Kraft in ihm lebt fort, der ihn belebende Geist.

Wie? ist nicht jeder Tag ein Weltuntergang? Sehe ich nicht alle Tage, wie sich das, was ist, verwandelt; wie das Alte einstürzt, das Verblühte hinmodert? Und immer neues Leben nimmt neue Gestalten, und über dem Schutt erheben sich neue Wohnungen, über dem Moder gewelkter Pflanzen steigen mit der wiederkehrenden Sonne neue Blumen empor!

Hinweg, o eitler Stolz auf den vergänglichen Ruhm irdischer Herrlichkeit! Wer weiß von mir noch nach Jahrtausenden, ob ich war, und was ich gethan? — Meine Seele soll nicht am Irdischen hangen, sondern an dem, was ewig bleibt!

An Dir, an Dir, Weltvater, Urgeist der Dinge, Licht des Lichts, Allmächtiger, alliebender Herrscher der geistigen Welt, Vater, mein Vater! — Ich will vergessen des irdischen Ruhms, wenn ich nur vor Dir, dem Ewigbleibenden, gelte. Ich will vergessen, ob mich Reichthum umringt — was habe ich von diesem Staube? Nur wie mein Geist sich veredelt durch Deine Lehren, o mein himmlischer Lehrer, Jesus, so bleibe ich; nur dies ist mein ewiger Reichthum.

Alles vergeht, o meine Seele, vergiß es nie, Alles! doch Gott, der Alliebende, nicht! — Alles, Alles, doch der durch Tugenden vollkommenere Geist nicht!

304.

Die Heimathliebe der Völker.

Psalm 66, 5.

Aus heisser Wüste Palmen
Wölbst Du ein Schattenzelt:
Dem Wurm baust Du, in Halmen,
Voll Reichthums eine Welt.

Der Adler schwebt in Lüften,
Auf Fittigen des Sturms:
Es freut sich in den Klüften
Das Wild des stillen Schirms.

Mit wundervollem Bande
Knüpfst Du den Menschen fest
An seiner Heimath Lande,
Daß er sie nie verläßt.

Es mag kein Pünktchen geben
Im Weltall weit und breit,
Wo nicht ein frohes Leben
Sich Deiner Güte freut.

Oftmals, wenn mich ein Unfall betrifft, wenn mich eine süße, falsche Hoffnung betrügt, wenn mich eine Unvorsichtigkeit in Verlegenheit stürzt, oder wenn mich eine innige Schwermuth in den Erinnerungen um verlornes Geliebtes durchzittert, oder wenn mich Furcht und Verzagen wegen der Zukunft überfällt, dann denke ich: warum kann ich doch nicht froh sein? wie sind doch Andere weit glücklicher, als ich!

Und es kommen auch wieder Stunden, in welchen ich die ganze Annehmlichkeit meiner Lage lebhafter als sonst empfinde; Stunden, in denen ich mich meiner Freunde und Geliebten, meines Standes, meiner Stellung im Leben freue; Stunden, in welchen ich mir den ganzen Umfang dessen, was mich zufrieden machen kann, klarer vorstelle und vergegegenwärtige; Stunden, in denen ich mit dem Gepriesensten der Menschenkinder nicht tauschen möchte. Dann denke ich: Wer ist im Grunde glücklicher als ich? Selbst kleine Unannehmlichkeiten verschönern nur das Bild meines Lebens; sie sind nur die das Licht erhebenden Schatten des Gemäldes.

Wann habe ich denn Recht? — Vielleicht jedesmal? — oder vielleicht nie? — Woher weiß ich denn, ob Andere weit glücklicher sind, als ich war? — woher, daß im Grunde Keiner glücklicher ist, als ich?

Dann versetzte ich mich in die Lage Anderer. Und je tiefer ich in den Zustand Anderer mit meinen Beobachtungen eindringe, je heller überzeuge ich mich, daß dasselbe Auge, welches lacht, auch Thränen hat; daß dasselbe Herz eben so froh klopft im Vollgenuß seiner Seligkeit, als es bange und ängstlich schlägt, oder gar unter seinem Schmerz brechen will.

Der Tag des Greises vergeht, wie der Tag des Kindes. Nur äussern sich die Empfindungen des Mannes ruhiger, milder, als die der Jugend. Denn jener lebt mehr mit seinen Gedanken und Sorgen für die Welt, das Kind mit seinen Gefühlen mehr aus der Welt, und aus dem, was die Welt ihm beut. Jener runzelt in derselben Stunde düster die Stirne, in der er wieder zufrieden lächelt. Das Kind weint in derselben Stunde überlaut, in der es fröhlich hüpft und jauchzt. — Reizbare Personen empfinden jedes Ungemach lebhafter; sind sie darum unglücklicher? Nein, ihres Gemüthes zarte Saiten ertönen auch leicht von jedem leisen Anhauche der Freude und des Glückes. — Kalte, phlegmatische Personen werden nicht so leicht von jeder kleinen Widerwärtigkeit verwundet, ja sie bleiben selbst unter größern Unfällen ruhiger, und verachten das Uebermaß fruchtloser Betrübniß. Sind sie darum glücklicher? Nein, sie bleiben auch bei tausend Gelegenheiten freudenärmer, und kennen und schmecken unzählige zarte Vergnügen nicht, von denen der Empfindsamere bewegt und beseligt wird. Sie gleichen denen, die, blöden Gesichts, nicht so viel Widerliches, aber auch nicht so viel Anmuthiges um sich her erblikken, als hellere und schärfere Augen.

So hat die Weisheit Gottes in der Natur jedes empfindenden Wesens ein Gleichgewicht in der Lust und Unlust gelegt. Zwischen beiden schwankt das Geschöpf: das vernunftlose Thier, unter der Führung und Gewalt dun-

keler Naturtriebe; der Mensch aber wählend nach Eingebung seiner Erfahrung, seiner Vernunft und seines Gewissens. Wahrlich, Gott hat Alles wohl gemacht. Er schuf nichts, um es elend zu machen.

Alles ist in Allem gerecht für sich selbst geschaffen. Das ganze Weltall Gottes ist gleichsam ein unermeßlicher Freudenborn, zu welchem Miriaden höherer und niederer Wesen kommen, um Vergnügen zu trinken. Und jedes naht hinzu, trinkt und genießt; jedes auf seine Weise, je nachdem es verschiedene Werkzeuge des Genusses empfangen hat. Man kann nicht sagen, dieses oder jenes Werkzeug sei vortrefflicher; jedes ist für sich selbst vortrefflich, und für das Geschöpf und für das, was es ist und sein soll, allein zweckmäßig. Man kann nicht sagen, dieses oder jenes Thier sei vollkommener oder unvollkommener. Jedes ist in seiner Gattung ganz vollkommen, und kann nicht anders sein zu seinem Glück und zum Wohl der großen Gesammtheit. So wenig ein Löwe, ein Hund, ein Adler oder eine Schlange, wenn sie menschenähnlich Ueberlegungen anstellen könnten, begreifen würden, worin denn der nackte, unbeschirmte, zarte Mensch Vorzüge vor ihnen habe, eben so wenig würden sie wünschen, eine andere Thierart zu sein. Der Löwe in der Wüste würde in seinem Machtgefühl nur den Vogel in der Luft verachten, und die leichte, zart und wunderbar gebaute Fliege den Fisch in der Welle bemitleiden. So wenig der Mensch seinen von der Natur empfangenen Zustand für den eines andern Geschöpfes hingeben möchte, würde jedes andere das Glück des Menschen beneidenswürdig finden. Denn jedes kennt nur sich selbst, und was vermittelst seiner empfangenen Sinne und Triebe die Welt für ihn ist; kennt aber nicht den Andern, und was die Welt den Sinnen und Trieben des Andern zeigt und darbeut.

Durch diese weise Weltordnung, die der Allmachtvolle und Alliebende wollte und ewig hält, hat Alles ein zugemessenes Maß der Lust, und ist Alles da, wo es hingestellt ist, und sonst nirgends, an seinem rechten Platze. Eben dadurch ist Alles, was wir sehen und nicht sehen, mit lebendigen Wesen bevölkert, selbst das, was wir für unbewohnbar halten. Durch seine verschiedenen Naturen ist das Lebendige an einen gewissen Wohnort geknüpft, und kann und will ihn nicht verlassen und verwechseln mit andern. Der Vogel bleibt ewig seinem Luftrevier, der Fisch seinen Gewässern, der Tiger seinen Wüsten, der Steinbock und die Gemse den höchsten Gebirgsgipfeln, der Regenwurm und Maulwurf den unterirdischen Gängen, die Muschel den Klippen und Tiefen der Meere und Flüsse, das Rennthier den Schneefeldern des Nordens, der Affe den Wäldern heisser Himmelsstriche getreu. Eben dadurch ist bei der unzähligen Menge der lebendigen Wesen in der Welt doch Alles von einander wohl getrennt und abgesondert: und obwohl tausenderlei verschiedene Wesen auf einem kleinen Raume bei uns durch und über und unter und in einander wohnen, entsteht keine Verwirrung, und ist keins dem andern im Wege. Keins verlangt des andern Wohnung, keins des andern Speise, keins des andern Vergnügen. Jede Gattung der Geschöpfe, unbekümmert um die übrigen, findet der Fülle genug für sich. Jede möchte glauben, das Weltall mit seinen Genüssen sei nur für sie vorhanden, nur für sie berechnet, und alles Uebrige, was lebt, Nebensache, von dem man nicht einsieht, warum es ist. — So hat Alles seine eigenthümliche Welt; so ist, ich will nicht sagen, das große All der Dinge, sondern nur der kleine Stern der Erde, den wir bewohnen, eine Menge eben so vieler unsichtbarer Welten, die sich einander durchkreuzen und durchdringen, als es unzählbare Gattungen lebendiger Wesen gibt.

Diese ungeheure und doch so richtige Vorstellung durchschauert mich; und der Gedanke, wie natürlich, wie einfach er auch ist, erfüllt mich mit Furcht und freudiger Verwunderung. Ich verliere mich in den Miriaden der Familien von Gottes Geschöpfen. Ich erkenne die Größe des Allerhöchsten von einer neuen Seite, die Größe dessen, der sich durch Christum Jesum mir als mein Vater offenbarte. O, meine Mitgeschaffenen, kommet her, und sehet an die Werke Gottes, der so wunderbar ist mit seinem Thun unter den Menschenkindern! (Ps. 66, 5.)

Zwar auch dem Menschen ist seine Schranke gesetzt, und das Element ihm angewiesen, in welchem er leben soll, daß er dem Leben und Glück anderer Wesen nicht lästig falle oder demselben ganz zerstörend werden könne. Allein reicher an Gottesgaben, wie zur Herrschaft und Erkenntniß der Dinge erkoren, ist er in keiner Region ganz fremd. Er dringt in den Abgrund der Meereswogen und sammelt Perlen von dem verborgenen Fuße der tiefsten Klippen des Ozeans. Er schwingt sich ohne Flügel zum Adler über die Wolken des Himmels. Es gebricht seinem Willen nur an Mitteln, nicht an Kühnheit, den Erdball unter seinen Fersen zu verlieren, und der Welt des Mondes zuzufliegen, ihre Beschaffenheit zu erforschen. Er treibt seine Schachten bohrend in die Eingeweide des Erdballs, wohin kein anderes bekanntes, lebendes Wesen geht, und schlägt Metalle aus unterirdischen Tiefen, die nie das Tageslicht bestrahlt hat. Er klettert auf die Spitzen ewig beschneiter Hochgebirge, wohin selbst die Gemsen zu klimmen scheuen. Der Mensch will überall zu Hause sein. Er ist nirgends Fremdling. Er bringt sich Genüsse herbei, die kein anderes Thier ahnet; schafft Getränke, welche die Natur nicht ursprünglich selbst bereitet; nichts ist ihm ungenießbar, was andern Geschöpfen zur Speise dienen könnte: er selbst ist das größte Raubthier, der den Vogel in der Luft verfolgt, den Wallfisch in den Eismeeren sticht, und mit Kugeln oder Pfeilen das schnelle Wild der Einöden ereilt.

So wie es für die Belebung des ganzen Erdballs eine weise Anordnung Gottes ist, daß jede Thierart, vermöge ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit, nur eine bestimmte Gegend bewohnen kann, daß sie alle weit auseinander vertheilt bleiben, und sich nicht zu ihrem eigenen Verderben in eine Gegend vereinend zusammendrängen mögen: so ist es für die höhere Bestimmung des Menschen nicht minder weise Anordnung, daß er so eingerichtet ist, allenthalben auf Erden seinen Aufenthalt nehmen zu können. Andern Thierarten ist nur ein gewisser Himmelsstrich zuträglich, ist die ihnen angemessene Speise nur in bestimmten Weltgegenden vorräthig. Der Mensch findet seine Speise, seine Behaglichkeit unter allen Zonen. Löwen, Panther, Tiger, Affen, Elephanten u. s. w. würden in den nordischen Eis- und Schneefeldern gänzlich untergehen. Ihnen ist die glühende Sonne über dem Haupte Bedürfniß. Der Eisbär, das Rennthier hingegen können nicht in warmen Landen bestehen; sie würden in den fruchtbarsten Gefilden Hungers sterben, weil ihre Speise, ihr Moos, ihre Flechte nur an den magern,

vielbeschneiten Felsen kalter Mitternachtländer wachsen. Der Mensch hingegen baut sich leichte Hütten von Baumzweigen in den glühenden Sandwüsten und pflückt die Kokosnuß vom Gipfel des Palmbaums; er streut und ärntet vervielfältigt die Saaten seines Brodes in dem Boden gemäßigter Erdgegenden; er wohnt an den Felsen des Eismeers, gräbt sich in den Boden unter dem Schnee sein Haus, und trägt Vorräthe von Fischen hinein.

Man möchte fast besorgen, daß eben diejenige Eigenschaft des Menschen, die dazu dienen soll, durch ihn alle Weltgegenden zu bevölkern, das Gegentheil bewirken und verursachen könnte, daß sich einmal alle Menschen auf einen Fleck der Erde zusammendrängen. Denn weil sie ihrer Natur nach fähig sind, überall wohnen zu können: warum sollten sie nicht einmal auf den Wunsch kommen, die rauhen und wilden Weltgegenden, oder die brennenden Wüsten der heissen Zone, gegen schönere und mildere Himmelsstriche zu vertauschen? — oder unfruchtbare Einöden, in denen sie herumstreifen, gegen fruchtbare Landschaften, die Alles, was das Leben reizend und bequem macht, in Ueberfluß erzeugen? Wenn dies je geschehen sollte, welche ungeheure Völkerwanderung! Welch ein entsetzliches Kriegen und Morden zwischen denen, die da kommen, und denen, die verdrängt werden sollen!

Und doch lehrt eine vieltausendjährige Erfahrung, daß ein solches Besorgniß ganz ohne Grund sei. Nicht deswegen, weil die Völker, welche in angenehmen Landen wohnen, stärker und tapferer sind, als alle übrigen, und ihnen Furcht einflößen. Nein, sie können es nicht immer, und die Menge der Uebrigen würde endlich auch die Tapfersten erdrücken. Nicht deswegen, weil die Bewohner unfruchtbarer Länder die lieblichern Weltgegenden nicht kennen. Nein, denn sie sind ihnen durch ihre Reisenden gar wohl bekannt. Und es sind in andern Welttheilen noch unermeßliche Landstriche vorhanden, welche unbewohnt sind und von denen wir wissen, daß sie schöner, milder, üppiger sind, als unsere Vaterlande. Auch nicht deswegen, weil in allen Menschen ein gewisses Rechtlichkeitsgefühl so mächtig herrscht, daß Keiner den Andern aus seinem Wohnsitze und Eigenthum vertreiben möchte. Nein, denn größer, als das Rechtlichkeitsgefühl, ist meistens die Habgier und unbarmherzige Selbstsucht der Menschen. — Und doch verlassen die Nationen ihre Sitze nicht, sondern bleiben auf den Stätten, die ihnen Gott angewiesen hat. Ja, sie sehnen sich nicht einmal in die schönern Gegenden; denn jede Völkerschaft findet, daß eben diese Heimath, auch bei manchen Mängeln derselben, die vorzüglichere sei.

Durch keinen rohen, bloß thierischen Naturtrieb also sind die Völker an die Weltgegenden gebunden, die sie einnehmen; durch keine Furcht, durch kein Gewissen, sondern durch den Zauber der Heimathliebe. Dies unsichtbare Band ist so mächtig, daß es gegen die Vorzüge fremder Länder gleichgültiger, aber gegen deren Nachtheile empfindlicher macht, wie es umgekehrt mit allen inländischen Mängeln aussöhnt, und alle Vortheile des vaterländischen Himmels reizender darstellt.

Wahrlich, die Macht der Heimathliebe ist nicht minder wunderbar, und ihre Wirkung zum Besten des menschlichen Geschlechts nicht minder ausserordentlich, als ihr göttlicher Ursprung. Man erkennt den Finger Gottes auch hier, daß Millionen mit Begeisterung eben den Erdstrich lieben, den bewohnen zu müssen Millionen ihr größtes Elend heißen würden. So ist Gott überall Gott; nur er wirkt überall weislich, gnadenvoll, unbegreiflich. Kommet, und sehet an die Werke Gottes, der so wunderbar ist mit seinem Thun unter den Menschenkindern!

Jene Heimathliebe, die allen Völkern natürlich ist, kann man durchaus nicht für eine Frucht der Gewohnheit halten. Sie ist etwas anderes, und mehr, als bloße Gewohnheit! Das bezeugen tausend und tausend immer sich wiederholende Erfahrungen. Unzählige verlassen, ihr Brod, ihren Erwerb in fremden Landen zu suchen, die Heimath; ziehen hinaus in die reizendsten Gegenden der Erde, verleben da bei weitem den größten Theil ihres Lebens, und kehren doch am Ende immer wieder zur Heimath zurück, der sie lange entwöhnt worden sind. Der Alpenbewohner, im rauhen, einsamen Felsenthale erzogen, wird in den üppigsten Fluren, in den freundlichsten Städten, in den schönsten Palästen, mitten im Schooße des Ueberflusses vom Heimweh überfallen. Er kann die Fremde nicht lieben; sie bleibt seinem ganzen Gemüthe fremd. Sein dürftiges Felsenthal ist zu arm, es kann ihn nicht ernähren; er muß es verlassen, um sein Brod in entfernten Gegenden zu suchen. Er sucht und findet es, arbeitet, sammelt, und hat er genug gesammelt, kehrt er in sein dürftiges Felsenthal zurück. — Der gewerbsame Stadtbewohner verläßt aus Liebe zu größerm Reichthum die Heimath, überschifft Meere, siedelt sich in paradiesischen Landschaften an, treibt daselbst den größten Theil seiner Tage unter Geschäften des Handels hin, und endlich kehrt er, reicher an Geld, nicht an Freuden, in das Städtchen seiner Heimath zurück, wo seinem Herzen allein die Freude recht erquickend ist. Es sind aus den wüsten, unwirthlichen Schneefeldern des entlegensten Nordens junge Leute in die angenehmsten Gegenden und Städte unsers milden Himmelstrichs geführt worden, um sie zu bilden, zu unterrichten. Es sind Reisende aus den heissen Ländern zu uns gekommen, wo sie statt der Sandwüste blühende, grüne Auen, statt der reissenden Thiere, statt der entsetzlichen Schlangen zahme, freundliche Heerden fanden, statt der Armuth vielfältigen Genuß, den Natur und Kunst gewähren. Aber nach mehrjährigem Wohnen unter uns kehrte der Nordländer recht freudig und sehnsuchtvoll zu seinem Eislande zurück, wo kaum noch ein Baum grünen mag unter dem ewigen Froste, und der Südländer suchte wieder die von der Sonnengluth versengte Heimath auf.

Oder wer von uns möchte seine Weltgegend auf immer gegen die Einsamkeiten der kalten Polarländer vertauschen, wo über schwarze Felder der ewige Winter sein Leichentuch ausbreitet; wo eine halbjährige Nacht mit einem eben so langen Tage wechselt; wo, in die Felle erschlagener Bären gewickelt, der Mensch mit Lebensgefahr unter den wüthendsten Stürmen zwischen den Eisschollen des Meeres hinschiffen muß, Fische zu seiner Nahrung zu fangen? Und doch wohnen viele glückliche Menschen daselbst, die uns nicht um das beneiden möchten, was wir als Vorzüge preisen. Wer von uns würde unsere freundlichen Landschaften mit dem brennenden Himmelsstriche vertauschen wollen, wo die senkrechten Strahlen der Sonne das Erdenrund durchglühen; wo kühlende Quellen zu den Seltenheiten gehören; bald die ganze Natur in der

ewigen Hitze zu verschmachten droht, bald Alles in den langen vielmonatlichen Regenzeiten in Fäulniß verderben will; wo Wärme und Feuchte ein Heer quälenden Ungeziefers zeugt, und der Mensch mit allerlei Ungeheuern der Wüste zu kämpfen hat? Und doch wohnen dort glückliche Menschen, die eben so wenig nach unserm von uns gepriesenen Lande verlangen, als wir nach dem ihrigen.

Diese wunderbare Heimathliebe hat viel Aehnlichkeit mit der Liebe des Säuglings zur Mutter, mit der Liebe der Mutter zu ihrem Säugling. Und böretst du der Mutter für ihr eigenes Kind auch ein weit schöneres, weit geistvolleres: sie würde es verschmähen, und nur das ihrige lieben können.

Wie soll ich mir ihren Ursprung erklären, da sie kein eigentlicher Naturtrieb, auch keine bloße Frucht der Gewohnheit, noch weniger eine Folge von Ueberlegung ist?

Die Heimathliebe hat ihre ersten Keime in den ersten Empfindungen und Vorstellungen des jugendlichen Alters. So wie da auf das zarte Gemüth, auf das reizbare Gefühl, auf die lebhaftere Einbildungskraft alle Umgebungen einen tiefern Eindruck, einen unerlöschlichern, machen, als in spätern Jahren: so hinwieder lebt der junge Mensch sich gleichsam tiefer und inniger in alle seine Umgebungen hinein; er belebt Alles, auch das Leblose, mit seinen Vorstellungen; er macht spielende Freundschaften, wie mit Kinderpuppen, so mit Gesträuchen, Wohnungen, Bergen, Winkeln. Jeder Tageszeit, jeder Jahreszeit, jeder häuslichen und ausserhäuslichen Beschäftigung lauscht er, möchte ich sagen, ihre innerste Natur, ihren feinsten Reiz ab, der erwachsenen Personen kaum empfindbar ist. Gleichsam wie eine geistige Pflanze, schlägt er mit seinem Gemüthe Wurzeln und Ranken in und um alle Dinge seiner Jugendwelt. Er wächset gewissermaßen mit dem, was ihn umgibt, zusammen, und wird Eins mit demselben. Weil sich sein ganzes Wesen Allem auf das zarteste anschmiegt, wird hier auch Alles seinem Wesen vollkommen zusagend.

Je älter aber der Mensch wird, je mehr wird er auf sich selbst zurückgedrängt. Er hat andere Bekanntschaften und Freundschaften, als die mit todten, unbelebten Wesen, Zeiten und Umständen; er kann sich nicht mehr spielenden Träumen hingeben, er gehört den Sorgen, die ihn gegen Aussendinge gleichgültiger machen. Er beachtet diese oft kaum. Ein ganzer Bildersaal macht dem Manne oft kaum das Vergnügen, als einst dem Knaben der Anblick eines kleinen bunten Bildes von rohen Farben und Umrissen. Ein ganzer Brautschmuck, ein Ueberfluß kostbaren Hausgeräthes entzückt die Jungfrau und das Weib nicht mehr so sehr, als ein buntes mit Flittern durchwirktes Band einst das kleine Mädchen. — So wird der Erwachsene, in Geschäften und Zerstreuungen aller Art verloren, gewissermaßen blinder gegen die Aussenwelt; er übersieht Vieles, was das Kind einzeln durchdringt und beobachtet. Was ihn umfängt, macht weniger tiefen Eindruck — aber die ersten Eindrücke aus der frühern Zeit sind noch unerloschen, und verlöschen nicht, wenn sie sich auch verdunkeln. Sie können nicht ganz verschwinden, denn sie hatten auf die bleibende Gemüthsstimmung und die nachherige Geistesrichtung den folgenreichsten Einfluß; und der erwachsene Mensch ist nur zu dem ausgewachsen, wozu er im zarten Beginn des Lebens und der ersten Selbstthätigkeit wird. Daher bleibt ihm auch in spätern Jahren, oft ohne es zu wissen, Vorliebe zu dem, was ihm am frühesten tief zugesagt hatte. Daher kann er in spätern Jahren in der Fremde reizendere, schönere Naturen finden; aber sie ergreifen ihn weniger, als die Natur der Heimath, mit welcher sein ganzes Wesen einig ist.

So erklären wir uns, warum noch Greise eine heftige Sehnsucht nach den Plätzen ihrer Kinderspiele, und Männer beim Anblick der Gegend, wo sie ihre Jugend verlebten, und wovon sie lange getrennt waren, ein Gefühl haben, welches sich nicht beschreiben läßt, und mit keinem andern Gefühle verglichen werden kann. So erklären wir uns, wie der, welcher in der Fremde allen Reichthum, alle Ehren ärntet, immer auf die Heimath zurücksieht, immer sich im Geiste dort am liebsten befindet und das Damals mit dem Jetzt vergleicht; wie ihm der Ruhm der ganzen Welt beinahe nur wichtig wird, weil er denkt, daß seine ersten Mitbürger, seine Jugendgenossen davon erfahren. So erklären wir uns, wie ganze Völker mit unauflöslichen Gemüthsbanden an ihre Heimath gefesselt sind, daß sie neben derselben auch von der Natur beglücktere Gegenden verschmähen können.

Das ist Gottes Werk, das ist Gottes Weisheit, zur Erhaltung der Ordnung im menschlichen Geschlecht, und daß alle Theile des Erdbodens von demselben gekannt, erforscht, bewohnt und angebaut würden; nicht des Erdbodens willen, sondern des menschlichen Geistes willen, daß er in Erkenntniß des Heiligthums und der Majestät des Schöpfers wachse und vollkommener werde, das heißt, seiner Bestimmung immer mehr entgegenreife.

Das ist Gottes Werk, das ist Gottes Weisheit. O kommet her und sehet an die Werke Gottes, der so wunderbar ist mit seinem Thun unter den Menschenkindern! — Wunderbar! Wann werde ich enden mit der Wahrnehmung Deiner Herrlichkeit, o du an Wunderthaten Unerschöpflicher? Wohin ich mich wende, begegnen mir die glänzenden Spuren Deiner Güte und Weisheit. Und was beim ersten darauf gerichteten Blick mir unerheblich und klein schien, wird, näher betrachtet, zum Gegenstand des Erstaunens und der Anbetung.

Ja, Wunderbarer, o du Vater Aller in den verschiedensten Heimathen, ich falte in Verehrung und Demuth und heiligem Entzücken meine Hände, und bete zu Dir empor! Vater, der Du Freude gibst auch den stillen Einöden und Seligkeit den Wüsteneien für das Menschenherz: könnte ich doch Deines Erbarmens, Deiner Liebe würdig werden, wie Du der unendlichen Verehrung und Anbetung aller Wesen, im Größten wie im Kleinsten, würdig bleibst! — Wie tief durchdrungen bin ich von Dir und Deiner Macht und Huld und Weisheit! Ich sehne mich zu sterben, um ganz aufgelöset zu sein in Dir. Ich sehne mich, alle Welten um mich versammelt zu sehen, um ihnen zurufen zu können: Kommet und sehet, o sehet an die Werke Gottes, der so wunderbar ist mit seinem Thun im Himmel und auf Erden, seit Ewigkeiten und in alle Ewigkeiten. Amen.

305.

Das Erscheinen Christi im Leben.

1. Joh. 4, 9.

Er kam, der Gottmensch kam!
Und von der Menschheit nahm
Er alles Irrthums Binde,
Er allen Fluch der Sünde.
Was mocht' uns alles Wissen frommen,
War' Jesus nicht gekommen?

Sonst sah der Mensch in's Grab
Nur hoffnungsvoll hinab;
Nur Ahnung war vom bessern Leben!
Er hat Gewißheit uns gegeben.
Was mocht' uns alles Ahnen frommen,
War' Jesus nicht gekommen?

Der Mensch, des Zufalls Spiel,
War ohne höh'res Ziel,
Das Leben eine traur'ge Bürde:
Er kam und gab uns unsre Würde.
Was mocht' uns unser Dasein frommen,
War' Jesus nicht gekommen?

Hinweg nun alles irdische Kümmern, alle irdischen Sorgen! Ich flüchten mich aus dem Getümmel der unruhigen Welt in den Frieden der Religion. Da finde ich in heiligen Betrachtungen endlich immer die im alltäglichen Lebensgewühl verlorne Heiterkeit wieder. Und diese Heiterkeit erhebt mich noch lange nachher über das Ungemach des Irdischen, und stärkt mich, daß ich Widerwärtigkeiten mit weisem Muthe bekämpfe, oder, was nicht zu ändern ist, mit weiser Gelassenheit ertrage.

Ich habe ja genug gethan für meine häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse. Auch der Geist fordert nun seinen Feiertag! Und es ist sein Feiertag, wenn er sich über das Drückende der irdischen Umstände emporhebt, und mit Andacht den höchsten Heiligthümern der Welt naht.

Hinweg Angst und Furcht um die Zukunft, Schmerz um die Vergangenheit, kleinliches Sinnen und Sorgen um äussern Wohlstand! Wer sich solchen irdischen Bedürfnissen ausschließlich hingibt, nur dahin seine ganze Aufmerksamkeit wendet, sinkt in den Kreis der Thierwelt nieder. Denn auch das Thier weiß ja nichts Köstlicheres, als sich vor äusserm Ungemach zu schützen, und seines Leichnams zu pflegen.

Aber ich bin Mensch, und in ihren Tempeln begeht zu dieser Zeit die gesammte Christenheit das Fest der Geburt Jesu — das Fest, welches mich an meine erhabene Menschenwürde lebhafter erinnert, als jedes andere Fest. — Ich bin Mensch! auch Christus, der Weltbeseliger, der Gottessohn, ward Mensch. — Daß er es ward, ist mir der herrlichste Beweis von der Würde des Menschenthums selber, und von meinem eigenen Werth, den ich in Gottes Augen habe, mag ich auf Erden groß oder gering, reich oder arm sein.

Es gab vor der Erscheinung Christi im Leben wohl auch hocherleuchtete Weise. Aber welche derselben hatten von ihrer Menschenwürde ein so reines und lebendiges Gefühl, als dasjenige ist, welches uns der Göttliche verlieh? Sie erkannten wohl durch das Entzücken, welches die Tugend ihren Verehrern gewährt, ihre Erhabenheit über andere thierische Geschlechter, und den Werth ihres Geistes, durch dessen große Eigenschaften, durch dessen Sehnsucht nach der Wahrheit und Vereinigung mit Gott. Dennoch schwankten auch die Weisesten ungewiß und schüchtern zwischen Zweifeln, und ihre Lehre war von Erfindungen ihrer Einbildungskraft und sinnreichen Gebilden, ohne Wahrheit, durchflochten.

Viele, weniger erleuchtet als sie, hielten den Menschen nur für ein Thier höherer Gattung, schöner gestalter, geschickter, kunstvoller, gedankenreicher als den Affen und Elephanten. Sie sahen nur auf seine leiblichen Umstände und die gemeinsten Lebensbedürfnisse. Sie meinten, der Mensch habe erst von den Thieren erlernt, was ihm nützlich sei, und wo diese seine Lehrer stehen blieben, habe der klügere Schüler seine Sache nur vervollkommnet. Sie dachten kaum an den wesentlichern Unterschied ihres Geistes vom Leibe, und wenn sie die Pflanzen des Feldes verdorren, Menschen- wie Thierleiber nach dem Tode vermodern sahen, glaubten sie, mit ihrem letzten Athemzuge werde Alles geendet sein. — Und wenn gleich eine innere Stimme in ihnen laut rief: du bist unsterblich! so verstanden sie dieselbe kaum. Viele erfanden sich seltsame und thörichte Fabeln von dem Zustande der Geister nach dem irdischen Tode, von Belohnung und Bestrafung der Thaten jenseits des Grabes. Aber die Einsichtvollern im Volk verlachten selbst diese Fabeln, und indem sie solche verwarfen, liessen sie zugleich die Sicherheit ihrer Unsterblichkeit fahren, und legten mit dem Irrthum auch die hohe, in demselben verborgene Wahrheit ab. Dennoch blieb die innere Stimme in ihnen laut und die Sehnsucht nach unvergänglichem Leben. In diesem Widerspruch, welchen sie nicht zu lösen verstanden, erwuchs ihre Begierde nach Unsterblichkeit ihres Namens unter den Menschenkindern. Es schien ihnen gleichsam eine Verlängerung des Lebens zu sein, wenn sie glauben konnten, nach dem Tode noch lange im Angedenken der Nachkommen fortzudauern. Und diese Sehnsucht, diese Begierde eines unvergänglichen Nachruhms war die Mutter eben so vieler großer Thaten als verderblicher Unternehmungen.

Andere begriffen weder sich noch die Welt. Es blieb ihnen das große All ein dunkles Räthsel; sie hielten Alles für eine Entwickelung todter Kräfte, und alles Leben und Sein für ein bloßes Spiel des Zufalls. Wohl staunten sie oft betroffen das weise Geordnete im Weltall, wie im einzelnen Schicksal der Sterblichen an. Allein sie erklärten sich dies durch eine über alles erhabene Nothwendigkeit, welche das All beherrsche, ohne sich seiner selbst bewußt zu seln. Was sie Nothwendigkeit hießen, schien Andern bloße Wirkung des blinden Ohngefährs, welches den Sandhaufen am Meer zusammenwehe, und den Lauf der Gestirne ordne, daß in den unendlichen Räumen dort oben nicht Weltkörper gegen Weltkörper stürzen.

Dies war die Weisheit des Alterthums. Selbst unter den Juden glaubten die Pharisäer an eine Auferstehung des Fleisches, ohne Veredelung der Geister zu beabsichtigen; und die Saduzäer läugneten mit der Wiedervereinigung der irdischen Leiber die Unsterblichkeit der Geister.

Da ward Christus geboren. Sein Erscheinen auf Erden selbst ward für die gesammte Menschheit der herrlichste, untrüglichste Beweis ihres Werthes und ihrer Würde. Er gab der Menschheit durch seine himmlische Offenbarung von dieser Würde ein lebendiges Gefühl, eine feste Ueberzeugung — Ueberzeugung, nicht nur, daß Gott die Menschen erschaffen habe und ihre Schicksale

leite, sondern daß er sie auch liebe, wie ein Vater seine Kinder liebt. Und diese Liebe der Gottheit zu seinen erschaffenen Geistern begründet die wahre Würde, den hohen Rang derselben in der Reihe alles erschaffenen Dinge.

Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen. (1 Joh. 4, 9.)

Wie oft habe ich diese merkwürdige Stelle der heiligen Schrift gelesen oder gehört, ohne mir ihren tiefen Sinn in dieser Beziehung deutlich zu machen! Sie redet von meinem hohen Werth, den ich schon dadurch habe, daß der ewige Schöpfer mich in die Reihe seiner Wesen zum Menschen schuf. Diesen Werth empfange ich aber erst durch die besondere Liebe des höchsten Wesens zu uns, seinen erschaffenen Geistern; und diese Liebe offenbarte er zu uns am herrlichsten dadurch, daß er uns seinen eingebornen Sohn gesandt hat.

Was der Schöpfer aus dem Nichts ins Dasein rief, liebt er wohl Alles. Denn für Alles sorgt er seit der Schöpfung mit unendlicher, väterlicher Huld. Er bereitete Nahrung überall, für den Löwen in der Wüste, für den Adler in höhern Lüften, wie für den kleinsten Wurm, der im Sonnenstrahl tanzt oder dem Auge kaum sichtbar im Staube irrt. Für Alle erfand er eigene Genüsse, eigene Freuden. — Auch der Mensch ward von seiner Huld nicht vergessen. Es machte Gott demselben die Thier- und Pflanzenwelt unterthan. — Allein der Mensch war mehr als Thier und Pflanze. Es sollte nicht bloß für seine leiblichen Bedürfnisse gesorgt werden — auch für das Höhere, Ewige in ihm, für den Geist.

Einst, da das Geschlecht der Sterblichen aus des Schöpfers Hand hervorgegangen, war schon dafür gesorgt. Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß nicht die ersten der Erschaffenen mit der Gottheit in wunderbar nahen Verhältnissen gestanden haben sollten. Denn noch jetzt finden wir in jenen heiligen Büchern und Ueberlieferungen Mosis, die er vor vier Jahrtausenden aus einer mehrtausendjährigen Vorwelt nahm und sammelte, daß jene ersten Menschenfamilien in ihrem einfachen Hirtenleben mehr von Gott und göttlichen Dingen wußten, als die spätern Zeitalter; daß sie über die wunderbare Bildung der Erde und des Himmels und die Gesetze, in welchen sich das unermeßliche All regt, mehr Kenntnisse besaßen, als über die Art und Weise, wie sie sich eine feste und bequeme Wohnstätte bauen, gewöhnliche Kleider, schmackhaftere Leibesnahrung und andere Vortheile oder Annehmlichkeiten für des Lebens Nothdurft bereiten könnten. Noch jetzt haben Nationen, die in jenen Gegenden des Morgenlandes wohnen, aus alten Sagen und Ueberlieferungen der vergangenen Jahrtausende eine Fertigkeit behalten, den Gang der himmlischen Gestirne zu berechnen, ohne daß sie den wahren Grund der Richtigkeit ihrer Berechnungen kennen. Es ist bei ihnen bloße erlernte, todte Gedächtnißsache und Nachmachen geworden.

Je weiter der Mensch sich von seinem Ursprung im Lauf der Zeiten entfernte, je öfter unterließ er das Aufwärtsblicken zu seinem Urheber und in das göttliche All seiner wahren Heimath. Er blickte zu viel hinab auf den Staub, auf das Thier und das Thierische an ihm selbst. Er wühlte sich in die Erde ein, und verlernte den Himmel. Er erfand sich Bequemlichkeiten, Hausgeräthe, neue Kunstwerke, neue Waffen, neue Spiele, aber vergaß die göttliche Weisheit der hohen Alten, die von dem Allem nichts, desto mehr von ihrer Verbindung mit Gott wußten. So sanken die Menschengeschlechter von Zeitalter zu Zeitalter tiefer und immer tiefer. Sie fingen an zu verlernen, nicht nur daß ein lebendiger Gott herrsche — aus Stein, Holz und Erz machten sie sich die Götzen — sondern selbst zu vergessen, daß sie Gott verwandte, unsterbliche Geister wären. Sie sanken immer mehr in den Kreis der Thierheit nieder.

Da erbarmte sich Gott des armen Menschengeschlechtes; es war die Zeit, dasselbe zur Erkenntniß vom ersten Ursprung und den hohen Bestimmungen nach diesem Leben zurückzuführen. Also offenbarte sich die Liebe des Schöpfers zu unsern Geistern; sie gab uns das verlorne Gefühl unsers bessern Werthes wieder. Und Gott sandte seinen eingebornen Sohn in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.

Alle Menschen sind Söhne und Töchter Gottes, Kinder eines gemeinsamen ewigen Vaters. Darum nennt Christus auch uns seine Brüder, seine Schwestern. Aber wo ist der Sterbliche, seit Sterbliche unter dem Monde wandeln, welcher diesem Wunderbaren, Göttlichen jemals gleich gekommen wäre? Wo ist der Weiseste unter den Kindern des Staubes, der die Tugend so rein, uneigennützig, lichtvoll und in so hohen Beziehungen auf Gott und Ewigkeit dargestellt hätte, als Christus? Wo ist der Scharfsinnigste unter den Gelehrten des Alterthums und der neuesten Tage, welcher das Verhältniß des Menschen zur Gottheit in so ursprünglicher Einfalt und Klarheit zu offenbaren Macht gehabt hätte, als Christus? Wo ist der größte König des Erdballs, der unbezwingbarste Welteroberer aller schon gewesenen Jahrtausende, der durch die Waffen seiner Millionen Streiter, oder durch die in seiner Hand versammelten Schätze aller Länder, oder durch die Kühnheit seines Verstandes und Willens so unaufhörlich fortdauernde, so unvergänglich wohlthätige, ungeheure Wirkungen auf das menschliche Geschlecht gehabt hätte, als Christus, vermöge seines ruhigen Wortes? Wo ist der Edelste unter allen Edeln der Vorwelt und des heutigen Tages, der ein so heiliges, reines Leben geführt hätte, ein Leben, nur ganz überirdischer Liebe zur Menschheit voll, ein Leben, das sich für das Glück der Menschheit freudig selbst zum Opfer darbrachte, als Christus? — Er war ein Mensch; aber es war ein Höheres mit und in ihm, das mit und in keinem andern Sterblichen je gewesen ist. Gott wirkte wunderbar durch ihn. Darum wird er mit Recht von irdischen Zungen der eingeborne Gottessohn genannt, der Auserwählte des Herrn, der Christus!

Das ist das unverwerfbare Unterpfand der Liebe Gottes zu unsern unsterblichen Geistern, daß Gott uns seinen eingebornen Sohn gesandt hat: auf daß wir durch ihn leben sollen.

Ja, Christus brachte durch sein Erscheinen auf Erden ein neues Leben in die Menschheit: das höhere Geisterleben zu Gott. Er brachte uns die Offenbarung wieder von unserer überirdischen Abstammung, von der Würde unserer entweihten menschlichen Natur. Er erhob uns wieder über den Zauberkreis des niedrigen, sinnlichen Genusses und der Thierheit, zum Göttlichen und Ueberirdischen, dem wir entstammen, dem wir angehören, dem wir auch nachher noch verbleiben, wenn die Asche des

Sterns, auf dem wir heute wandeln, und welchen wir Erde nennen, von unserm Geist wieder abgefallen ist.

Schon sind beinahe zwei Jahrtausende verflossen seit dem großen, ewig denkwürdigen Tage, da, wie die heilige Schrift sich ausdrückt, Gott geoffenbart ward im Fleisch — Gott durch seinen Auserwählten zur Geisterwelt auf Erden redete. Noch jetzt feiern wir den Tag der Geburt Jesu Christi, als den denkwürdigsten und wichtigsten in der gesammten Weltgeschichte. Kann ich anders, denn ihn als einen Festtag betrachten, an welchem ich meine eigene Würde in der Reihe der erschaffenen Wesen ehre? — Ward Christus Mensch, welch einen Vorzug gewährte der Schöpfer mir, daß auch ich ein Glied der Menschheit, ein Kind und Liebling in der Geisterfamilie Gottes wurde!

Aber ach! neben diesem erhebenden Gedanken drängt sich schnell ein anderer empor, welcher mich und den gerechten Stolz, welchen ich als Mensch hegen könnte, tief niederbeugt. Gott zeigte mir durch seinen eingebornen Sohn seine unendliche Liebe; aber erwiederte ich sie mit unendlicher Liebe? Christus offenbarte mir den Vater; offenbarte ich mich dem Vater durch mein Gemüth als sein Kind? Der Schöpfer erhob mich über Millionen niedrigerer Wesen empor — ward ich, blieb ich meiner Menschenwürde treu, oder sank ich oft durch eigene Schuld unter dieselbe in das Thierische und Schlechtere hinab?

Wahrlich, das Fest der Menschheitwürde fällt nicht ganz vergebens an den Schluß eines großen Zeitabschnittes, eines Erdenjahrs! — Gern pflegt man am Ende eines Jahrs auf dessen mannigfaltige Begebenheiten zurückzublicken; zu prüfen, ob man in seiner Haushaltung, in seiner Denkart vorwärts oder rückwärts geschritten sei. — Behauptete ich im Laufe des vergangenen Jahres meinen innern Werth, meine vollkommene Würde als Mensch? — Darf ich mich der gegenwärtigen Festzeit und der Geburtsfeier Christi mit Recht freuen?

Ich verstumme. Ich sehe in die Vergangenheit zurück. Ich fühle mich von mancherlei Erinnerungen gerührt. Doch mein Gedächtniß wird irre. Nur einzelne auffallende Ereignisse, nur einzelne lebhafte Empfindungen werden mir deutlich, die ich dabei hatte. Ich kann mich nicht jedes Tages, jeder Stunde mehr genau erinnern, wenn nicht ein ganz besonderer Anlaß das Andenken daran weckt.

Aber ich will — denn wichtig ist mir zu wissen, was ich als Mensch werth bin und wie ich vor Gott stehe! — ich will eine ruhige Stunde, eine Einsamkeit zum Nachdenken über mich selbst suchen. Da will ich prüfen und mir klarer machen, wie ich jetzt bin; wie ich zu wünschen, zu denken und zu handeln pflege. Denn was und wie ich jetzt bin, das bin ich durch meine Art zu sein im vergangenen Jahre geworden. Das ist der einfachste und zuverlässigste Weg zur Erkenntniß meines Werthes und meines gegenwärtigen Verhältnisses zu Gott und Ewigkeit. Da werde ich dann bald erblicken, ob Jesus, der Gottoffenbarer, für mich vergebens in die Welt getreten ist, ob ich meine angestammte Menschenwürde unter allen Lebensumständen behauptete, oder sie vergaß und verwahrloste; ob ich durch Haß und Zorn, oder durch Wollust, oder durch Neid, oder durch Habgier, oder durch beständiges Sorgen für meine leiblichen Bedürfnisse, oder durch Wohlgefallen an Schwelgerei, dem Thiere gleich wurde. Ich werde wahrnehmen, ob ich sogar nicht vielleicht noch unter den sittlichen Werth des Viehes sank durch das Laster der Trunkenheit, durch unnatürliche Ausschweifungen anderer Art, durch Verleumdungssucht, Schadenfreude, Lüge und Betrügerei gegen den Nächsten.

Das unfehlbarste Kennzeichen meiner Ebenbildlichkeit mit Gott, meiner rein erhaltenen, innern Würde: ist: meines Geistes Freiheit! — Habe ich meine Freiheit immer gegen die Gewalt der Leidenschaften entschlossen behauptet? That ich immer, wie ich einsah, daß es recht sei; wie Vernunft und Gewissen es billigten; wie ich nach Jesu mir geoffenbartem Gotteswillen soll? Oder ward mein Wille nicht durch meine eigene Ueberzeugung, sondern durch unedle Begierden, durch Selbstsucht und Eigennutz, durch Launen, Stolz, Empfindlichkeit beherrscht? Habe ich noch Fehler an mir, die meines Leibes und Geistes Gesundheit und Freude schwächen? Fehler, die den Adel meiner Würde, den Adel eines Gotteskindes beflecken?

Eine Einsamkeit zum ruhigen Nachdenken in stiller Stunde will ich suchen — da, in Prüfungen meiner selbst, da, im Rechenschaftablegen vor mir und dem allwissenden Gott über meine jetzige Denkweise, will ich als ein Weiser dies Jahr beenden, wenn ich es auch vielleicht oft gleich einem Thoren durchlebte; da will ich Dir, o mein Vater im Himmel, Gelübde ablegen, daß ich mit dem neuen Jahr einen Wandel beginne in strenger Aufmerksamkeit auf meine Würde, die Du mir, Unendlich-Liebevoller, verliehen hast! O gib Kraft durch Jesum, Deinen eingebornen Sohn! O hilf, laß wohlgelingen! Amen.

306.

Das Reich Gottes.

Lukas 17, 20. 21.

Du, aller Welten König, Dir
Gebührt Anbetung Aller:
Vor Deinen Thron hin sinken wir
Im Staub hin, Vater Aller!
O Gott, Du, dessen Allmachthand
Den Himmel und die Erd' umspannt,
Gepries'ner aller Geister!

Du Einziger! — In Jesu Christ
Ist Deine Macht erschienen!
Wir glauben, daß er König ist.
Ihm dienen, heißt Dir dienen!
Du bist in ihm: Dein Reich ist sein.
O daß er aller Welt erschein'
Als Stifter Deines Reiches!

Erbarmen ist, was er gebeut,
O daß ihn Alles ehrte;
Daß Weisheit, Kraft und Herrlichkeit
Durch ihn sich täglich mehrte!
Nur der gehört zu jenem Reich,
Der, ihm an stiller Tugend gleich,
Das Glück der Welt erweitert.

Versammelt waren eines Tages die an Jesum Glaubenden. Da wurden sie des heiligen Geistes voll, mit feuriger Beredsamkeit öffentlich den Auferstandenen zu bekennen; ihn öffentlich allem in Jerusalem zu dieser Zeit aus den verschiedensten Landschaften zusammengekommenen Volke zu predigen. Die heiligste Begeisterung theilte sich

Allen mit. Ein verklärendes Himmelslicht schien das Antlitz der Neugeschaffenen zu bestrahlen. Gesänge und Freudenthränen entströmten den Entzückten. Die Kraft dessen, der den Tod und das Grab besiegt hatte, lebte in ihnen. Mehrere Tausend Seelen weihten sich dem Glauben an Jesum, und wurden getauft in seinem Namen.

So erfüllten die Jünger des Messias von diesem Tage an den Befehl des göttlichen Freundes: Gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker! So wurden sie von diesem Tage an seine Gesandten zur Erweiterung des Reichs Gottes auf Erden.

Ganz ein anderes Reich des Herrn auf Erden hatten die Schüler des Messias erwartet. Erst jetzt, da sie von einem reinen Geiste beseelt worden waren, verstanden sie die Worte des erhabenen Meisters ganz. Ihr Irrthum war verschwunden, der sie ehemals die Erscheinung des Messias zur Gründung eines großen, weltlichen Reichs erwarten ließ!

Dieser Irrthum war aber in jenen Zeiten unter den Juden, welche sich noch immer voll Stolzes für das auserwählte Lieblingsvolk Gottes hielten, sehr gemein. Sie waren damals kein selbstständiges Volk mehr, sondern überwunden und Unterthanen des römischen Kaisers, der sie durch Landpfleger regierte. Die Abhängigkeit von einem entfernt wohnenden heidnischen Fürsten haßten sie. Mit Begierde lasen sie die Weissagungen der Propheten, welche ihnen einen Retter und Erlöser, einen eigenen König unter dem Namen Messias oder Christus, das heißt, des Gesalbten, verheißen hatten. Frei zu werden von der Herrschaft der römischen Kaisers, und ein mächtiges, weitherrschendes Volk zu werden, wie in den Tagen ihres Ruhms zu Davids Zeiten — dies war der höchste Wunsch der Juden.

Als daher Jesus auftrat, und sprach: ich bin der von den Propheten verheißene Gottessohn, ich bin der Christus, der Gesalbte des Herrn, der da gekommen, die Welt zu erlösen, und das Reich Gottes auf Erden zu stiften! — da glaubte die große Menge, er werde Judäa gegen Rom bewaffnen, zu seiner Hilfe himmlische Heerschaaren empfangen, Roms weltbeherrschende Macht zertrümmern, und der jüdischen Krone den alten Glanz wiedergeben.

Daher wollte ihn oft die versammelte Menge zum König und Anführer ausrufen; daher mußte er sich, weil man seine Worte immer falsch deutete, so oft den Zudringlichkeiten und Anmaßungen eines empörungsbegierigen Haufens entziehen. (Joh. 6, 15.) Daher, weil die Pharisäer ihn gern als einen Aufruhrstifter bei der Obrigkeit angeklagt hätten, fragten sie ihn so verrätherisch forschend aus: ob es auch recht sei, daß man dem römischen Kaiser Zins und Abgaben zahle. Daher tönte ihm, als er nach Jerusalem kam, der Jubel und das Hosianna dem Sohn Davids entgegen; daher, weil man ihn als Unruhestifter verdammen wollte, schlug man die Worte: Jesus von Nazareth, der Juden König, an das Kreuz, an dem er starb.

Selbst seine vertrauten Freunde und Schüler konnten sich nie ganz von dem Gedanken frei machen, Jesus werde früher oder später in seiner Herrlichkeit auftreten, und mit königlicher Gewalt die irdische Welt beherrschen. Denn war er es nicht, auf den sich offenbar die Weissagungen der Propheten bezogen? War er nicht ein Nachkomme Davids?

Darum warfen sich ihm einst seine Jünger Jakobus und Johannes zu Füßen, und baten ihn um die Gnade, daß er ihnen gewähre, bei seiner Herrlichkeit und Macht dereinst an seiner Seite sitzen zu dürfen, das heißt, die Nächsten am königlichen Thron zu sein, oder, was bei den morgenländischen Fürsten und ihren Gebräuchen gleichviel galt, die höchsten Ehrenstellen in seinem Staate zu bekleiden. (Mark. 10, 35 — 37.) Daß aber diese beiden nach den vornehmsten Würden und Aemtern streben wollten, erbitterte sehr die andern Jünger, welche eben so viele Ansprüche als sie auf jene hohen Stufen zu haben glaubten. (Luk. 22, 24). Es entstand ein Zank unter ihnen, wem von Allen die höchste Stelle gebühre. Aber Jesus belehrte sie auch diesmal mit Nachdruck, daß er kein weltliches Reich zu stiften Willens sei, sondern ein geistiges, ein himmlisches Reich, worin nichts als die Tugend allein glänze, und der Allerdemüthigste und Dienstfertigste auch der Vorzüglichste und Liebenswürdigste sei.

Zuletzt sahen zwar die Jünger und andere unmittelbare Zuhörer Jesu ein, daß er nicht gekommen sei, einen neuen jüdischen Staat zu stiften, und die übrigen Nationen der Erde mit einem irdischen Zepter zu beherrschen. Aber doch hatte er von seiner Zukunft gesprochen, und daß sie ihn wiedersehen würden in seiner Herrlichkeit. Sie gedachten nicht des ewigen Vereins jenseits der Gräber, sondern nur Allzuviele glaubten: Christus werde die Herrlichkeit aller Himmel auf eine wunderbare Weise auf die Erde niederführen, und dann hier, von allen Engeln umgeben, als sichtbarer Gott die Völker beherrschen. Auch die Juden waren von dieser Träumerei voll, indem sie sich unter ihrem Messias, den sie erwarteten, etwas mehr als einen Menschen, ein göttliches Wesen, dachten.

Diese Hirngespinnste gingen auch zu den Christen über, welche auf die nahe Ankunft des Herrn und auf ihren Triumph hofften, und daß sie in einem tausend Jahre langen, immerwährenden Entzücken leben würden. Ja, viele der ersten Christen behaupteten sogar, Jesus habe dies seinem Jünger Johannes bestimmt zugesagt, und Johannes werde gar nicht sterben, sondern bis zum Anfang des tausendjährigen Reiches leben. Aber dieser Apostel widerlegte selbst und auf die klarste Weise die falsche Einbildung der Jünger am Schlusse des von ihm geschriebenen Evangelium. (Joh. 21, 21 — 23.)

Unterdessen dauerte die einmal allgemein gewordene irrige Vorstellung von seiner Wiederkunft auf Erden und seiner Stiftung eines wunderbaren, himmlisch-irdischen Reiches fort. Je mehr Unglück und Verfolgung die ersten Christen erduldeten, je tröstlicher war ihnen die Hoffnung eines baldigen, höchst glänzenden Triumphes, wo sie dann Ersatz aller Leiden erwarteten. Ja, und als nun Jahrhundert um Jahrhundert verging über jene falsche Hoffnung, glaubten sie, es sei darum für die Gerechten nichts verloren, sondern Gottes Allmacht werde dieselben wieder von den Todten erwecken, um an der Herrlichkeit des fabelhaften tausendjährigen Reiches Theil zu nehmen, das Jesus selbst noch niemals verheißen hatte, nie verheißen wollte.

Doch nicht alle unter den Christen glaubten an die aus dem Judenthume entsprungene Sage von dem neuen mosaischen Reich: sondern nur einzelne sinnlich-fromme Schwärmer, die sich dabei erleuchteter dünkten, als Andere. Ja, diese Träumerei hat noch hin und wieder bis zu unsern Tagen ihre Anhänger gefunden, also, daß sie

Jesu Lehre vom Reich Gottes immer nach ihrem sinnlichen Wohlgefallen auslegten, und die bildlichen Redensarten, welche im Morgenlande üblich waren, und noch sind, und deren sich Jesus bediente, weil er im Morgenlande lehrte, buchstäblich verstanden, wie z. B. das Erscheinen mit Blitz und Donner, das Sitzen zur Rechten und Linken, und andere Ausdrücke, die der Einbildungskraft wohlthun.

Was soll ich aber, als wahrhafter Christ, von dem Himmelreich, dessen Jesus oft erwähnt, von dem Reich Gottes, welches er gestiftet, halten?

Nichts Anderes, als was Jesus selbst davon hält. Erkläre es dir nicht auf menschliche und irdische Weise, gleich den einbildungsreichen Träumern, sondern auf diejenige Art, wie es Jesus selbst einfach und sonnenhell erklärt, und woraus man seine Gleichnisse und übrigen bildlichen Redensarten begreift.

Aber wie erklärte Jesus sein Reich, dessen Stifter er geworden war?

In der feierlichen Stunde, da er vor dem Richterstuhl weltlicher Obrigkeit dastand, und aufgefordert ward, die Wahrheit zu bekennen gegen die Ankläger, sprach er zum römischen Landpfleger und zu den versammelten Richtern: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. (Joh. 18, 36.) Und als ihn Pilatus noch genauer fragte: Bist du ein König? antwortete Jesus: Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme. (Joh. 18, 37.)

Das Reich Gottes ist also kein irdisches. Christus ist nicht gekommen, etwas Vergängliches zu bauen, und seinen Anhängern Ehre, Würden, äusserliches Wohlleben zu erschaffen. Er wird auch nicht in die Welt kommen, um ein Reich solcher Art zu stiften, das er selbst so laut, so oft verachtete. Nein, der ewige Sohn wollte nur das Ewige, das Göttliche; das Himmelreich war nur im Gebiet der Geister zu gründen, nicht im Gebiet des wandelbaren Staubes.

So sprach er selbst zu seinen Jüngern: Das Reich Gottes kommt nicht mit äusserlichen Geberden. Man wird euch nicht sagen: Siehe, hier ist es, oder da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch. (Luk. 17, 21.)

Also haben wir nicht und niemals das uns verheißene Reich Gottes ausser uns zu erwarten, wie die Träumer und Irrlehrer und Schwärmer thun, sondern es ist in unserm Gemüthe zu suchen, in unserm Geiste zu errichten. Da ist die heilige Stätte, wo Jesus wohnen, wo Gott herrschen will.

Das Gottesreich, dessen Bürger alle Gerechte sind und werden sollen, besteht also in der Tugend, das heißt, in der Ausübung der Jesuslehren, in der Erfüllung unserer Pflichten gegen Gott, gegen Menschen, gegen uns selbst. Es besteht nicht in frommen Fabeln, in übertriebenen Worten, sondern in der Kraft, das heißt, in thätigem Bestreben zur Gottähnlichkeit. (1 Kor. 4, 20.) Es besteht nicht in äusserlichen Herrlichkeiten, wie wir an Königen und Fürsten dieser Welt sehen — ach, auch sie sind ja nur Staub vor dem Allerhöchsten! — sondern in Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem heiligen Geist. (Röm. 14, 17.)

Oft nennt unser göttlicher Lehrer das Reich Gottes ein Himmelreich. Beides ist ihm gleichbedeutend; durch beides bezeichnet er seine erhabene Lehre und Offenbarung, die er den Menschen gebracht hat, und jenen seligen Zustand des Geistes, der eine Folge von dessen Selbstvervollkommnung und Sündenlosigkeit ist. Er bezeichnet durch Himmelreich sein Evangelium, das heißt, die Religion, welche er den menschlichen Seelen brachte, um sich durch diese zu veredeln und heiligen. So verglich er seine Lehre bald mit den Bemühungen eines Hausvaters in einem Weinberge; bald sprach er: ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen, das heißt, alles Irdische und Aeusserliche vergessen können, um meine Lehren der Demuth und Menschenliebe in ihrem großen Umfang auszuüben; bald verwies er auf die Unschuld der Kinder, und sagte: Wahrlich, es sei denn, daß ihr euch umkehret, und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen, das heißt, ganz und wahrhaft meine Bekenner und die Genossen einer höhern Vollendung und ewigen Geistesseligkeit werden. Denn die Reinheit eines kindlichen Gemüthes ist die Grundlage zu allen Tugenden, welche uns Gott ähnlich machen können.

Jesus, der König und Fürst der Geister, ihr Licht, ihr Führer, ihr Heiliger, wollte Alles auf geistige Art begriffen haben; nicht in langen Gebeten und mit äusserlichem Gepränge, sondern im Geiste und in der Wahrheit wollte er die Verehrung Gottes haben; nicht ein irdisches Reich, sondern eine geistige Herrschaft wollte er gründen. Aber die Menschen, an das Aeusserliche gewöhnt, von dem er Bilder und Gleichnisse entlehnte, um sich ihnen verständlich zu machen, deuteten Alles auf das Irdische hinaus, bis die Erfahrung sie endlich von ihrem Irrthum belehrte.

So verstanden sie das, was er von seiner Lehre großem Siege und von dem Glanze seines Namens unter den künftigen Geschlechtern auf prophetische Weise sprach, als eine körperliche Wiedererscheinung Christi.

Sehr lehrreich ist in dieser Absicht seine Vorhersagung vom Untergang Jerusalems, von der endlichen Zerstörung und Auflösung des jüdischen Staates und dem darauf folgenden siegreichen Erscheinen seiner Lehre in allen Gegenden der Welt. (Matth. 24.)

Er sagte den Fall Jerusalems voraus. Und dieser erfolgte so schrecklich, wie er ihn geschildet hatte, kaum einige dreißig Jahre später, als er auf dem Oelberge dem herrlichen Tempel gegenüber gesessen war, und dessen Zertrümmerung verkündet hatte. Er sagte voraus, daß Viele kommen würden, die sich für den Messias, das heißt, für den Befreier des jüdischen Staates, ausgeben würden, und warnte, ihnen zu folgen. Und in der That standen mehrere Empörer auf; jeder nannte sich Christus oder Messias; jeder versprach die Herstellung des jüdischen Reichs; jedem folgten Tausende der betrogenen Juden freudig mit den Waffen in der Hand, um die römische Welt zu zertrümmern. Aber alle gingen in ihrem blutigen Unternehmen zu Grunde, und mit ihnen der letzte Schatten des jüdischen Staates, in welchem der erste und unversöhnlichste Feind der christlichen Kirche vertilgt war, und welchen Jesus, im Sprachgebrauch der damaligen Juden, oft das Weltliche oder die Welt zu nennen pflegte.

Daß er unter dem Ende der Welt aber in der That nichts Anderes, als das Ende der jüdischen Welt oder

des von ihnen bewohnten Staates verbunden hat, und nicht die Auflösung und Vernichtung des Weltballs, erhellet deutlich aus seinen Worten, wo er dessen Untergang mit Zuversicht weissagte, da er sagte: Wahrlich, ich sage euch, dies Geschlecht wird nicht eher vergehen, bis daß dies Alles geschehe. (Matth. 24, 34.) Und wirklich hat auch das zu Jesu Zeiten aufblühende Geschlecht noch den schrecklichen Untergang der jüdischen Welt erlebt. Aber dieser Untergang Israels war zugleich der Aufgang des Evangeliums Jesu zu ausserordentlicher Größe und Macht auf Erden. Von der Zeit an verbreiteten sich die aus den Gegenden des gelobten Landes vertriebenen Christen, denn auch sie hielt man lange Zeit für Juden unter allen Völkern. Von nun an zeigte sich erst die Herrlichkeit Jesu im hohen Glanze, als Kaiser und Könige, anbetend im Staube, durch seine Lehre Gnade vor Gott suchten, und ganze Nationen das Kreuz, als der Erlösung Sinnbild, mit inbrünstiger Andacht umfaßten; als alle gesittete Völker des Erdbodens durch Jesum sich Gott näherten, und des Evangeliums Kraft selbst die Rohheit der wildesten Stämme in den unbekanntesten Weltgegenden zähmte.

Dies war das Erscheinen Jesu in seiner himmlischen Herrlichkeit, von welcher er sprach. Darum rief er, als er nun das Ende der jüdischen Welt verkündet hatte, seinen bebenden Jüngern zu: Himmel und Erde (Tempel und Staat) werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen. (Matth. 24, 34.) Dann zeigte er in der bildlichen Sprache der alten Propheten, doch furchtbar-majestätischer als sie, die Seligkeit derer, welche seiner Lehre folgen würden. Bei dem großen, allgemeinen Untergang verkündete er Himmelsfrieden und Seligkeit, wie sie die Tugend gibt, denen, welche seine Lehre ausgeübt haben würden; Jammer denen, welche sein Wort verachtet, ihren Fehlern Treue gehalten hätten. Von dieser herrlichen Umwandlung der Dinge, von diesem Siege des Gottesreiches, welches von da an fort und fort geht, und in den fernsten Zeiten erst ganz entschieden werden wird, weissagte Jesus in geheimnißvollen Bildern, mit welchen er seine Zukunft schilderte. Er sprach von einem großen Gericht, welches er in göttlicher Herrlichkeit über die Erde halten werde, von den Schrecken der Ungläubigen, von der Seligkeit derer, welche seiner Lehre folgen würden. Bei der großen allgemeinen Umwandlung würden sich die Massen der Verächter der Wahrheit und der frommen Bekenner derselben, wie Finsterniß und Licht, scheiden, und er, der Gottessohn, würde ihnen, als Weltrichter, ihr Urtheil ankündigen, und den Einen die Verdammniß des Unglaubens und Lasters und den Andern die Seligkeit und den Frieden des seligmachenden Glaubens anweisen. In einem lebhaft anschaulichen Bilde stellt er die Gerichtshandlung förmlich vor, wie er den Einen ihr Vergehen vorhält, und das Gute, das die Andern gethan, rühmend anerkennt. Er stellte dies seinen Jüngern vor unter dem Bilde des göttlichen Sohnes, der die Welt zu richten erscheint, und nun zu den versammelten Völkern spricht: Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeiset; ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich nicht getränket. Er schilderte in diesem prophetischen Bilde die Entschuldigungen der Sünder, die Bescheidenheit der Gerechten, indem er sie redend einführt, und endet mit der großen Lehre für die Sterblichen: Wahrlich, ich sage euch, was ihr nicht gethan habet einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht gethan! (Matth. 25, 45.)

Was Christus zur lebhaften Darstellung in schönen Gleichnissen und erhabenen Bildern gelehrt, ward von den Menschen oft allzubuchstäblich genommen, statt daß sie hätten, wie es Jesus verlangte, auf den Geist seiner Gleichnisse und Bilder sehen sollen. So hatte er ja auch seinen eigenen Leib bildlich einen Tempel Gottes geheißen, und weil er gesagt hatte: brechet diesen Tempel, und am dritten Tage will ich ihn wieder aufrichten! als womit er seine Auferstehung bezeichnen wollte (Joh. 2, 19—22), verstanden ihn die Juden nicht, und machten daraus gegen ihn eine Anklage; verstanden ihn selbst seine Jünger nicht eher vollkommen, bis nach seiner Auferstehung, wie denn dies Johannes selber bekannt hat. (Joh. 2, 22.)

Indem die Menschen also Jesu sinnbildliche Redensarten nicht dem Geiste nach, sondern bloß nach dem Buchstaben verstanden, brachten sie in die Religion vielerlei Meinungen, welche irrig sein mußten; — und so ward selbst von dem Reiche Gottes, welches Jesus zu stiften gekommen war, also von dem wichtigsten Zweck seiner Menschwerdung, oft statt der einfachsten Wahrheit das verworrenste Geträume geglaubt. Wie und wann jene prophetische Vorhersagung vom Siege des Reiches Gottes und der Zukunft Christi ganz und entscheidend erfüllt werden wird, wissen wir nicht, aber das wissen wir, daß wir davon keine sinnlichen, weltlichen Erwartungen hegen sollen; denn das Reich Gottes kommt nicht in äusserlichen Gebehrden.

Darum ist es für mich an dem Tage der Pfingsten, an dem heiligen Feste der ersten Ausbreitung des Reiches Gottes durch die Apostel Jesu, eine wichtigere Betrachtung geworden, was ich unter dem Reiche Gottes zu verstehen habe, welches mir mein Heiland aufgeschlossen hat! — Nein, es ist, wie Jesus selbst sagt, nicht etwas Irdisches ausser mir, sondern inwendig in mir, in meinem Gemüthe. In meinem Herzen soll Gott herrschen; in meinem Herzen soll der Himmel schon auf Erden sein, jene Seligkeit, welche aus dem Bewußtsein der Tugend und des göttlichen Beifalls quillt; jene Seligkeit, die durch meine höhere Vollendung entsteht, und inwendig ist, wie der unsterbliche Geist selbst.

Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiligt werde Dein Name! Ja, es komme auch zu mir die Lehre Jesu, meines Erlösers, von der Sünde und ihren Folgen, bereite mein Herz, daß es empfänglich werde schon hienieden für die Seligkeit, die Du den Gerechten gewährst. Heiliger Geist Gottes, des Weltenvaters, heiliger Geist Jesu, des Menschenbeseligers, durchdringe mein Gemüth, daß es sich ganz in Göttlichkeit auflöse; daß jede unreine Begierde davor zurückbebe, jede aufwallende Leidenschaft davor fliehe; daß es nichts empfinde, denke, wolle, als was eines unsterblichen Wesens würdige Sache ist; daß es, wie einst auf Erden das Gemüth Jesu, nur erfüllt sei von Demuth, Unschuld, Wahrheit und Gerechtigkeit, von Haß gegen eigene Unvollkommenheiten und Mängel, von Liebe gegen das Gute, was ich an Andern erblicke.

Vater, wie unendlich, wie seligkeitvoll ist Dein Reich! Ach, laß auch mich dazu beitragen, nicht nur, daß es in mir kräftiger, sondern auch durch mein Beispiel, durch meine Worte und Lehren auch auf meine Freunde und Bekannten ausgebreitet werde. Wo ist denn Ruhe und Frei-

heit, wo ist Sicherheit und wahres Leben, wo einige Heiligkeit des Geistes, als in Deinem Reich?

Mit Inbrunst flehe ich zu Dir durch Jesum Christum: Zu uns komme Dein Reich! Amen.

307.

Des göttlichen Wortes Macht.

Psalm 19, 8—13.

O unschätzbarer Schatz, Dein Wort,
Voll Licht und Geist und Gnade!
Wie mächtig hilft's dem Schwachen fort
Durch Nacht und Dornenpfade!
Wie macht es hell die Finsterniß,
Wie macht's den Zweifelnden gewiß,
Und froh den müden Dulder!

Anbetung Dir für dieses Licht,
Dem alle Schatten weichen!
Nein, was nur Menschenzunge spricht,
Kann Deinem Wort nicht gleichen.
Anbetung Dir! durch Dich verklärt,
Erkenn' ich meines Daseins Werth,
Ist überall mein Himmel.

Warum soll ich zur Kirche gehen? Ich höre da nichts, was ich nicht schon wüßte. Ich lerne oft mehr in einem guten Schauspiel, oder werde darin besser erbaut, als in einer schlechten Predigt. Warum soll ich die Bibel lesen? Warum andere Schriften frommen Inhaltes? — Weiß ich denn nicht sehr gut, was ich glauben und hoffen soll? Kenne ich nicht sehr gut den Umfang meiner Pflichten? Und am Ende, sind nicht alle Erbauungsschriften immer voll des ewigen Einerlei's? Wozu also das ganze Jahr hindurch Beschäftigung mit einer und derselben Sache? Auch die schwerste Wissenschaft wird nach Jahr und Tag erlernt, und wenn man sie weiß, ist es nicht thöricht, wenn man sie immer wieder von Neuem zu lernen anfängt? Oder bin ich zeitlebens ein Kind, dem man täglich mit den alten Ermahnungen kommen muß? Warum, frage ich, warum also soll ich die sogenannten Erbauungsschriften, oder die Bibel lesen, da ich ihren Inhalt kenne, oder allwöchentlich zur Kirche laufen, um die Predigt von Gottes Wort zu hören?

Dergleichen Urtheile und Fragen höre ich wohl auch zuweilen in Gesellschaften, besonders in Gesellschaften aus den vornehmen Ständen, oder von Leuten, die viel Bildung haben. In der That, es ist viel Wahres darin. Ich weiß darauf nicht immer zu antworten, und fühle doch, daß in den Fragen selbst schon ein Vorurtheil, und in den Urtheilen irgend etwas Einseitiges und Schiefes liegt. Darum glaube ich meine eigenen Urtheile berichtigen zu sollen durch Nachdenken über den wahren Werth und die Macht des göttlichen Wortes. Es muß darin etwas Vorzügliches vorhanden sein, was nicht im gemeinen menschlichen Worte liegt. Wie konnten sich sonst die gelehrtesten Männer des Alterthums, wie können sich sonst noch heutiges Tages Viele mit den Betrachtungen göttlicher Dinge so anhaltend und gern beschäftigen, ohne daß sie doch eigentlich Gottesgelehrte waren, und durch ihren Beruf dazu aufgefordert wurden?

Der königliche Dichter des jüdischen Volks, David, weihte einen großen Theil seiner Tage und Stunden heiligen Betrachtungen, denen heute so viele Personen von geringerer Herkunft und minder wichtigen oder zahlreichen Geschäften kaum gern einen Augenblick im Jahre widmen wollen. Und er war von dem hohen Vortheile dieser Betrachtungen, welche Gottes Wort in ihm veranlaßten, auf das Innigste überzeugt. „Das Gesetz des Herrn ist unwandelbar und erquickt die Seele!" so sang er seine Harfentöne: „Das Zeugniß des Herrn ist gewiß und macht die Albernen weise. Die Befehle des Herrn sind richtig und erfreuen das Herz. Die Gebote des Herrn sind lauter und erleuchten die Augen. Die Furcht des Herrn ist rein und bleibet ewiglich. Die Rechte des Herrn sind wahrhaftig, allesammt gerecht. Sie sind köstlicher denn Gold und viel feines Gold: sie sind süßer denn Honig und Honigseim. Auch wird Dein Knecht durch sie erinnert, und wer sie hält, der hat großen Lohn. Wer kann merken, wie oft er fehlet?" (Ps. 19, 8 — 13.)

Als einst ein Weiser des Alterthums gefragt ward: Warum lieseſt du beständig die Bücher von göttlichen Dingen und menschlichen Pflichten, da du sie doch schon oft gelesen? antwortete er: Freund, warum nimmst du schon heute wieder Nahrung zu dir, da du doch erst gestern gegessen hast? — Ich thue es, um zu leben! erwiderte dieser. Und ich lese, um ebenfalls zu leben! versetzte der Weise.

In dieser Antwort liegt ein schöner und wahrer Sinn. Wie wir täglich zum Leben des Leibes der leiblichen Speise bedürfen, so bedürfen wir zur Aufrechthaltung und Veredlung des Geistes täglich geistiger Nahrung. Ohne dieselbe würde unser wahres inneres Sein schwächer werden und endlich ganz verderben. Um so viel werther mein unsterblicher Geist als der Körper ist, um so viel größere Pflege soll ich seiner Erhaltung und seinem Wachsthum widmen. Denn der Geist bin ich ja selber; der Körper, der mich umkleidet, bin ich nicht. Nichts bleibt auf Erden, was und wie es ist. Die Zustände meines Körpers verändern sich beständig; auch die Zustände meines Geistes. Er steht nie still, sondern er schreitet entweder vorwärts oder rückwärts; er wird entweder stärker oder schwächer, besser oder schlimmer. In einem unaufhörlichen Kampfe mit den äussern Umständen und Schicksalen, oder mit den thierischen Einflüssen seines Fleisches und Blutes, ist der Geist entweder Sieger oder Besiegter. Aber Ruhe ist selten für ihn.

So soll ich also den Geist eben so fortdauernd nähren und stärken. Das göttliche Wort aber ist die eigentliche Nahrung des Geistes; keineswegs ist solches die gewöhnliche Lebensklugheit, weltliche Weisheit oder Gelehrsamkeit. Denn unser Geist ist in uns etwas Göttliches, aus Gott entsprungen, zu Gott zurückkehrend. Daher muß er seine Kraft und sein Wachsthum aus dem, was göttlich ist, nehmen, wie der Leib sie aus dem Irdischen und Staube nimmt, von dem er kam, und zu dem er zurückkehrt.

Das Göttliche aber, was des Geistes Nahrung sein soll, kann nichts anderes, als das Wort Gottes sein, oder das uns von Gott Geoffenbarte. Die Offenbarung aber ist eine Erleuchtung unsers Innern über uns selbst, über unser Wesen, unser Abstammen, unser Fortdauern, unser Gottähnlichwerden.

Daß unser Geist göttlicher Natur sei, offenbart sich in unserer Sehnsucht und Liebe zum Ueberirdischen. Der einsame Wilde, welcher noch nie von Jemand Anderm über das Dasein eines Gottes etwas vernommen hätte,

würde ohne fremde Beihilfe den Gedanken an das Dasein des großen Geistes fassen. Die ältesten Völker beschäftigten sich mit den unsichtbaren Dingen, welche bloß in ihren Gedanken sein konnten, am liebsten. Die wildesten und rohesten Nationen haben das Religiöse als ihr höchstes Heiligthum. Selbst der mannigfaltige Aberglaube der gemeinen Leute, ihr Glauben an Geistererscheinungen, Gespenster, Kobolde, Sympathien und andere übersinnliche Dinge, ihr Hang zum Unbegreiflichen und Wunderbaren, ist eine Beurkundung der ewigen Geistessehnsucht nach dem Nichtirdischen, Höhern und Göttlichen. Durch die Offenbarung empfängt der Geist des Menschen aber nichts Neues, sondern was in ihm ist, wird dadurch nur aufgeschlossen, entfaltet und heiter. Die Offenbarung ist das Aufblühen des Geistes in seiner Vollendung zu dem, was er zwischen Gott und Staub sein könne und sein müsse. Das Glauben eines allerhöchsten Wesens, einer unendlichen Fortdauer und dessen, was göttlich und recht ist, liegt im Geist. Es ist kein bloßes Muthmaßen oder Fürwahrhalten, wie wir irdische Gegenstände wissen, muthmaßen, oder für wahr halten: sondern dieser Glaube ist die Natur des Geistes selber, oder deren einfache Aeusserung. Daher kommt es, daß alle Menschen Religion haben, sie mögen auch noch so tief in Rohheit versunken sein.

Aber in eigener Kraft konnte sich der Geist nur schwach und dürftig entfalten. Daher kamen die ungeheuern Verirrungen der Völker zu den Träumereien des Heidenthums und zur religiösen Entartung; daher endlich die Entartungen der patriarchalischen und mosaischen Religion. Jesus Christus erschien. Er war gleichsam die Stimme des Schöpfers zu den Geistern, darum hieß er das Wort. Er brachte in die Dunkelheit des menschlichen Geistes und desselben Verhältnisses zum Schöpfer, von dem er stammt, zur Ewigkeit, der er angehört, Klarheit. Darum hieß er das Licht der Welt. Er gab dem Geiste sein natürliches, ursprüngliches Verhältniß zu Gott und Ewigkeit wieder, und Gewißheit über das, was er bisher schwankend ahnete, nämlich über seine Bestimmung und Würde, sich selbst über alles Irdische zum Göttlichen zu erheben, vollkommen zu werden, wie der vollkommen ist, dem der Geist entstammt.

Das ist der Unterschied des göttlichen vom menschlichen Wort, daß jenes das Leben des Geistes mit sich selbst und mit Gott und dem ewigen Weltganzen in Uebereinstimmung bringt: während dieses nur, was im engen Kreise des Irdischen werth und nützlich ist, lehret.

Folglich mag wohl wahr sein, daß irdische Kenntniß, Gelehrsamkeit, Wissenschaft und Klugheit sehr vortheilhaft sind; daß wir sie erwerben, erweitern, anwenden sollen, als Mittel der Wirksamkeit für den Geist. Aber sie erhalten und mehren das Leben des Geistes selbst nicht, weil er göttlicher Abkunft ist, und nur im Göttlichen und vom Göttlichen allein lebt. Das Wort Gottes, das durch Jesum Geoffenbarte, ist seine Nahrung, und es kann es nicht anders sein.

Ich möchte daher keineswegs diejenigen tadeln, welche nützliche Bücher lesen, um ihr Gedächtniß mit wissenswürdigen Dingen zu bereichern, ihre Einbildungskraft zu veredeln, ihren Scharfsinn zu üben, und ihre Welt- und Menschenkenntniß zu vermehren. Aber alles dies ist nur Mittel, Werkzeug und Stoff für den Geist, es ist nicht sein Leben selbst. Auch das Denken ist nicht das Leben des Geistes selbst, sondern nur die Aeusserung, die Thätigkeit desselben. Das Leben des Geistes ist das Sein im Ewigen, das Streben zu Gott, das gottähnliche Wirken. Die Nahrung solches Lebens ist daher nur das Wort Gottes, nicht das menschliche Wort; denn was göttlicher Natur ist, kann nur vom Göttlichen leben.

Es ist möglich, daß dich ein gutes Schauspiel mehr erbaut, wie eine Predigt: aber was dich zuweilen, und gewiß doch nicht immer, oder wohl äusserst selten, im Schauspiel bewegt, erbaut und begeistert, ist das Heilige darin, was das Göttliche in dir anregt. Nun aber auch in der schlechten Predigt ist das, was von Gott kommt und zu Gott führt, allezeit die Hauptsache; und ein einziger Gedanke kann oft hinreichend sein, dein dunkeles inneres Leben von Neuem zu erhellen. So wie der Leib immerfort neuer Nahrung vonnöthen hat zu seinem Gedeihen und Fortdauern, also auch der Geist. Das Lesen oder Hören heiliger Betrachtungen verdient daher beständig fortgesetzt zu werden. Wie viel haben wir nicht schon gehört, wie viel nicht schon gelesen! Aber die Wirkungen davon verschwanden gemach. Wer könnte sich noch jeder Predigt, oder jeder Auslegung der heiligen Schrift erinnern, die ihn einmal besonders gerührt hat? Darum ist gut, daß wir fortgesetzt die Eindrücke zu erneuern suchen. Wohl Mancher hat sich auch schon Vorwürfe gemacht, daß er so Vieles gehört und gelesen hat, ohne dadurch auffallend vollkommener geworden zu sein. Aber das liegt in unserer Stellung zu den irdischen Dingen, die uns immer überwältigen und zerstreuen. Darum sollen wir nie aufhören, das innere Leben des Geistes wie eine Flamme mit Oel zu nähren. Jede einzelne heilige Betrachtung des göttlichen Wortes thut wenig; aber nach vielen bleibt doch Etwas zurück. Die irdischen Erscheinungen dringen unabläßig durch unsere Sinne auf uns ein; darum ist es nothwendig, daß der unsterbliche Geist unabläßig vom göttlichen Wort gestärkt werde, damit er gegen das Irdische andringen könne und von demselben nicht übermächtigt werde.

Eine Wissenschaft, eine Kunst, ein Gewerbe läßt sich wohl in einigen Jahren lernen, und man braucht nicht wieder in gewissen Zeiten von neuem mit dem Lernen anzufangen. Aber das Sein im Göttlichen ist keine Wissenschaft, kein Gewerbe für dieses Leben, sondern das Leben selbst. Das Leben kann nicht gelernt, sondern nur ernährt werden. Darum sollst du das Wort Gottes nicht als eine Wissenschaft, sondern als eine Nahrung ansehen. Ich glaube es dir gerne, daß du schon Alles weißt, was dir über deine Pflichten gesagt werden kann, oder was in der heiligen Schrift steht; aber das Wissen ist das Wenigste, es ist bloßes Mittel. Ich frage dich aber: lebst du im Göttlichen in immerwährender Berührung mit dem Ueberirdischen? Die Betrachtungen religiöser Gegenstände besonders für eine Amts- und Geschäftssache der Geistlichen und Gottesgelehrten zu halten, ist wohl einer der thörichtsten Einfälle. Das Sein im Göttlichen ist kein Amt; es ist die Sache jedes unsterblichen Wesens; so wie Nahrung für den Leib zu nehmen kein Beruf, sondern Sache jedes Sterblichen ist. Der das göttliche Wort lehrt, bereitet dem Geist die Nahrung, oder reicht sie ihm. Es sind auch Viele, die sie bereiten, ohne sie selber zu geniessen.

Ich glaube dir es, du kennst den ganzen Umfang deiner Pflichten gegen Gott und Welt. Aber das Wis-

sen der Pflichten ist nicht das Leben in den Pflichten. Du kennst, was du zu thun hast; thust du es immer? Und warum nicht? Manches, was du zu gewissen Zeiten hättest thun müssen, war dir im Augenblick des Handelns dunkel. Warum also verschmähest du, durch fortgesetzte fromme Betrachtungen das in dir Halbvergessene wieder aufzufrischen? — Oft ist die Sinnlichkeit mit ihren Reizen viel stärker gewesen, als das bloße Bewußtsein deiner Pflicht, und daher ward diese verletzt. Warum denn, wenn die Sinnlichkeit dich mit immer neuen Waffen angreift, nimmst du nicht auch die Waffen des Geistes gegen sie? Du gestehst also ein, daß das bloße Bewußtsein deiner Pflichten, das bloße Gedächtnißwesen, nicht hinreicht, fehlerhafte Gewohnheiten oder stürmische Neigungen zum Unrecht zu besiegen. Warum versäumest du, durch oft wiederholte Selbstbetrachtungen, gleichsam durch Selbstverjüngung deiner Tugend im göttlichen Wort, gewaltiger zu werden? Man kennt auch nach Jahren wohl seinen abwesenden Freund noch und erinnert sich seiner Gestalt, seiner Gesichtszüge, seiner Stimme; demungeachtet aber lebt man mit dem Abwesenden und für ihn weniger, als mit dem und für den, der beständig um uns ist. So ist täglicher Umgang und Nähe dessen, den man liebt, die Nahrung der Freundschaft; so der öftere Umgang mit Gott, die Betrachtung seines Wortes, die Erwärmung des Gemüths zur Erfüllung seiner Gebote die Nahrung der Tugendhaftigkeit.

Ich will dir zugeben, jene Predigten, jene Erbauungsschriften und religiöse Betrachtungen sind am Ende das ewige Einerlei. Allerdings, dies Einerlei ist das göttliche Wort. Das Gesetz des Herrn ist, wie David sagt, ohne Wandel, aber doch erquickt es die Seele. Auch dein geliebtester Freund ist immer von einem Tage zum andern derselbe, und seine Gestalt verändert sich nicht. Dennoch ist er dir immer wichtig, immer theuer, immer neu. Auch das Brod und das Fleisch, welches du täglich zu deiner Nahrung geniessest, ist das alte Einerlei, und doch wirst du derselben nie satt. So sind nun auch die Offenbarungen Jesu, das Wort des Lebens, ein sogenanntes Einerlei, nämlich für das Gedächtniß, aber nicht für den Geist. Es spricht uns das Göttliche immerdar auf eine neue Weise an; und das Alte will nie veralten. Es stärkt unser Gemüth zur Vollkommenheit, aber dies Vollkommenwerden ist ein Fortschreiten des Geistes ins Unendliche.

Vielmals geschieht, daß der Mensch unter gewissen Umständen verlegen werden kann, und bei äusserst wichtigen Vorfällen nicht weiß, wozu er sich entschliessen müsse. Er schwankt in seinen Ueberlegungen nach verschiedenen Seiten; die gewöhnliche Klugheit will nicht ausreichen. Da wird der Mensch, indem ihm irgend ein Umstand eine biblische Stelle, den Vers eines heiligen Dichters, die Erinnerung aus einem erbaulichen Buche ins Gedächtniß führt, oder indem ihn das Gebet erwärmte, plötzlich zum hellern Insichselbstleben gebracht; er durchschaut die Umstände, die Zukunft lichtvoll und ist zur That entschlossen. Was ihm alle irdische Klugheit nicht rathen konnte, erkennt er, indem er seine Stellung zu Gott und Ewigkeit heller wahrnimmt, und wie von einem Schlaf erwacht. *Das ist die Frucht und die Macht des Wortes Gottes, welches das Leben des Unsterblichen in uns nährt, und dessen überirdische Kraft erhöht.*

Ich glaube es dir, du bist für deine bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse ein kluger, geschickter, vortrefflicher Mensch; man schätzt dich, man liebt dich. Bist du aber, was du für das Irdische bist, *auch für das Ewige*? Die Ewigkeit sollte dir aber doch allerdings wenigstens eben so viel gelten, als das Weltleben, und die Gottheit allerwenigstens eben so viel, als die Verbindung mit Menschen; und dein Geist allerwenigstens so viel, als dein sinnlicher Wohlstand. Und wenn du heute dich vom irdischen Dasein trennen müßtest, sage mir: was könnte dir dein äussere Liebenswürdigkeit, deine Kenntniß, deine Lebensklugheit, deine Geschicklichkeit im reinen Geistesleben helfen? Was wärest du dann? Auf Erden bist du an Allem reich, wodurch du gefällig und nützlich bist; aber wie steht es um das in dir, was göttlicher Art sein soll? Es ist versäumt, und unkräftig, ungenährt geblieben. Durch das *menschliche Wort* bist du für die irdischen Verbindungen ungemein tauglich geworden; aber das *göttliche Wort* hätte dich für deine höhern Verhältnisse tauglicher machen müssen, und es geschah nicht. Du fragest: was muß ich dazu noch mehr wissen und thun? Ich antworte dir: es ist nicht ein Wissen und Thun, sondern ein *Sein und Leben*, was die Frucht und Kraft des Wortes Gottes ist. Kannst du mir die Natur des Lebens und Seins mit Worten aussprechen? Das Leben wird gelebt, nicht gelernt, nicht gewußt. Nicht das *Wissen von Jesu*, sondern das *Leben in Jesu* ist das Christenthum; darum ist Christum lieb haben besser, denn alles Wissen.

Aber das durch Gottes Wort genährte Geistesleben ist ein anderes, ein höheres, als das gemeine Leben im Irdischen; ja, es ist oft dessen Widerspruch und ein beständiger Triumph für dasselbe; es ist ein stetes Ringen gegen das Anstreben der Sinnlichkeit wider das, was gut, recht und wahr ist; es ist ein Ueberwinden des Schicksals. Von ihm aus angesehen, ist Glück und Unglück hienieden bloßes Vorurtheil; denn Alles ist aus der weisen Güte Gottes entsprungen, und es gibt kein anderes Unglück, als das, was der gemeinsinnliche Mensch eben nicht dafür hält, nämlich die Sünde, die Uebermacht thierischer Einflüsse über den Geist. Von ihm aus angesehen, ist der Werth, den man in ein bequemes Leben setzt, oder in Schönheit, oder in Ruhm, ja der Verlust alles dessen, der Verlust aller unserer Freunde, der Tod selbst, von weniger Bedeutung. Wer Gott hat, der hat Alles; wer mit ihm ist, der fürchtet nichts; wer in Jesu lebt, für den gibt es kein Sterben. Er erzeigt dem Leibe seine Ehre, aber nicht mehr, als demselben, wie einem Werkzeuge, zusteht.

Dies erhabenere Sein, mitten im Irdischen schon, ist die Frucht und Macht des Wortes Gottes. Du fragst: wie mag ein solches Leben wohl beschaffen sein und im Aeussern erscheinen? Betrachte den Lebenslauf Jesu Christi. Je länger und aufmerksamer du ihn erforschest, je göttlicher erscheint er dir. Er verachtet das Irdische nicht, aber er hängt auch nicht daran; er genießt es, und beherrscht es. Sein Wandel ist im Himmlischen. Er ist immer Gott und der Ewigkeit nahe. Er bedarf für sich nur wenig; er ist Alles für Anderer Heil. Für ihn gibt es kein Unglück, keinen Schmerz, keinen Feind, den er haßt, selbst keinen Tod. Er geht in den Tod für das Glück der Welt, ohne ihn zu suchen, ohne ihn zu meiden. So war Christus. Er war das rechte Leben, das Wort und die Wahrheit.

Heilige mich, Gott, mein Gott, in dieser Deiner Wahrheit; Dein Wort ist die Wahrheit. Himmel und Erde vergehn; Dein Wort bleibt ewiglich. Amen.

308.

Buße und Gnade.

Ps. 103, 13—18.

An Deiner Gnade, Gott, verzagen,
Heißt laugnen Deiner Sonne Licht;
Heißt, wie die Thoren, frevelnd sagen:
Kein Gott ist! Vater ist er nicht!

Und Vater bist du! Tausend Herzen
Empfinden's in den bangsten Schmerzen,
Und jauchzen voller Seligkeit:
Gott, Gott ist die Barmherzigkeit!

Es schlägt endlich für jeden Menschen eine ernste Stunde des Erwachens, des stillen Nachdenkens über sich und Gott, der Erinnerung an die unausweichbaren Schicksale der Seele jenseits des Grabes. — Früh oder spät: aber jedem Menschen schlägt diese Stunde endlich, die sein Innerstes tief erschüttert, und seinen Geist unwillkürlich bis an die Schwelle des Todes an das geheimnißvolle Thor der Ewigkeit rückt. Dann sieht er betroffen und finster, und starrt in die ungewisse Ferne hinaus, und betrachtet sich und den Wechsel der ihn umgebenden Dinge mit andern Augen, als sonst. Dann drängt sich seiner Betrachtung die große Frage entgegen: Wer bin ich denn? Warum auf Erden? Was wird aus mir werden nach dem Tode? Wo stehe ich? Wem gehöre ich an? — Es muß noch etwas Anderes sein, wozu ich eigentlich berufen bin. — Bloß für diesen kurzen, bitter-süßen Lebenstraum bin ich nicht geboren, und nicht bloß da zum Essen und zum Trinken, Schlafen und Arbeiten, gleich andern Thieren; ich fühle, daß ich ein höherer Geist bin, der mit der Thierschaft auf Erden nichts gemein hat.

Wenn diese Stunde schlägt, wenn diese Sprache endlich geführt wird, geht bei den meisten Menschen unmerklich eine große Verwandlung ihres Innern vor. Viele kommen gleichsam zu dieser Genesung, zur Empfindung ihres bessern Selbstes, wenn sie alt und für den Genuß der gewöhnlichen Freuden stumpf geworden sind. Dann werden sie aus betagten, kraftlosen Sündern eifrige Beter, Kirchengänger, Andächtler und oft Schwärmer. Da ihnen die Welt keinen Genuß mehr bieten kann, wollen sie mit dem Himmel einig werden. Sie glauben in ihrer Sache nicht genug thun zu können. Sie geben fleißig Almosen, machen milde Stiftungen, beten und lassen für sich beten, thun Gelübde, eifern gegen die Lüste der Welt, und wollen mit dem Allem gewissermaßen die Freuden der Seligkeit erkaufen und erstürmen. — O der Unwissenden! sie irren sich, und können bei ihrer Selbsttäuschung nicht ruhig werden. — Nicht jene Gebete, Almosen und Stiftungen, nicht alle diese äussern Zeichen der Frömmigkeit verlangt der Allerheiligste zu ihrer Beseligung, sondern eine innere Verwandlung, Heiligkeit des Herzens, Veredelung des Gemüthes.

Andere, in welchen das bessere Bewußtsein wach geworden ist, und Gottes unendliche Größe und Gerechtigkeit und ihre eigene Verworfenheit und sündenbefleckte Seele daneben wahrnehmen, sinken muthlos zusammen, und verzweifeln an ihrem ewigen Heil. Mit zerknirschtem Herzen betrachten sie die Schändlichkeit ihres zurückgelegten Lebens, die Kette ihrer ungerechten Handlungen, die Nächte voller Sünden, die Tage voller Leichtsinns. Sie fühlen ihre Unwürdigkeit, in Gottes heiliger Schöpfung dazustehen, ihre Unwürdigkeit, zum Vater der Seligen und Gerechten emporzublicken. Sie sehen sich hoffnungslos verloren, und können nicht mehr auf Begnadigung vor dem Weltrichter hoffen. Ihre Einbildungskraft steht empört wider sie auf und malt ihnen eine grauenvolle Zukunft, wo sie nur Elend und wohlverdiente Strafe erblicken. Ohne wahres Vertrauen auf Gottes Gnade, rufen sie das Verdienst Jesu Christi an, und mit bangem Zweifeln und Verzagen wollen sie Verzeihung ihrer Sünden im Blute des Weltheilandes suchen. — — Sie sind zu beklagen, diese an ihrer Seele leidenden, welche ohne christliche Fassung, ohne richtige und würdige Vorstellung von Gott und seinem Willen, statt des ruhigen Selbstdenkens, sich dem ungestümen Lauf ihrer Einbildungen überlassen. Freilich, ihr Schwerbekümmerten, euer vergangenes, in Sünden verschwendetes Leben ist verschwendet und verloren auf ewig, und das Geschehene wird selbst nicht durch die Allmacht Gottes ungeschehen gemacht; aber der Rest des Lebens, welcher noch vor euch liegt, es sei viel oder wenig, ist bis jetzt für euch unverloren. Beginnet einen heiligen Wandel und veredelt euern Sinn, und die Gnade ist auch für euch ewig.

Bei weitem aber die meisten Christen lassen sich ihre eigene Verworfenheit nicht so recht anfechten, sondern leben, ohne Nachdenken, ohne Selbstprüfung, nur ein elendes Gewohnheitsleben. Sie besuchen regelmäßig den Gottesdienst, und üben fleißig die Gebräuche ihrer Kirche, thun nicht viel Böses, hüten sich wenigstens, gegen die bestehenden Gesetze und Ordnungen zu fehlen, sind aber darum nichts weniger, als geneigt, in der Nachahmung Jesu Christi liebreich, sanftmüthig, bescheiden, hilfreich und menschenfreundlich zu werden, gleichwie ihr göttlicher Lehrer war. Sie glauben damit, daß sie thun, was menschliche Obrigkeit und Wohlanständigkeit gebieten, dabei die gewöhnlichen gottesdienstlichen Verrichtungen üben, Gott gegeben zu haben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist.

Noch Andere treiben mit ihrer Religiosität noch sträflicheres Wesen. Wenn jene oft aus Mangel besserer Erkenntniß fehlen, so fehlen diese mit Wissen und Willen. Sie leben fröhlich in ihren Ausschweifungen, in Werken des Betrugs, der Bosheit, der niedrigen Wollust dahin, — sie wissen, wie schlecht sie sind, — fühlen es, wie sie anders sein sollten, — beobachten nebenbei die christlichen Religionsgebräuche, wie sie kluger Weise thun zu müssen glauben, des großen Haufens wegen, — — aber mit ihrer Seelenbesserung, mit ihrer Selbstvorbereitung und Selbsteinweihung in das Heiligthum des künftigen Lebens ist es ihnen nie Ernst. — Ich habe jetzt, denkt Mancher von diesen Verwilderten, dazu weder Lust noch Zeit. Es gibt schon einmal ruhigere Stunden, da will ich an Gott und mein künftiges Loos recht ernsthaft denken, und mein Verhältniß zu demselben festsetzen. Ich lebe noch lange genug. Zudem ist Gott gnädig, er wird mir meine Schwachheiten verzeihen, denn ich bin bis jetzt noch kein grober Verbrecher gewesen.

Wie verschieden von einander urtheilen und handeln

alle diese Menschen! Wie viele sind ihrer, die noch anders, aber nicht besser, als sie urtheilen und thun! Hätten diese, die sich alle für Christen, alle für vernünftige Wesen halten, recht über dasjenige nachgedacht, was eigentlich Gottes Gnade sei, und worin sie nur allein bestehen könne, was Buße sei, und worin sie eigentlich bestehen solle: sie würden wahrscheinlich weder in ihrem selbstmörderischen Leichtsinn länger verbleiben wollen, noch sich fruchtlos mit schwermüthigen Zweifeln an Gottes Barmherzigkeit quälen, und in Bußübungen ihr Heil setzen, die dem erhabensten Wesen nicht gefallen können.

Erhebe du dich aber, o meine Seele, zur Betrachtung der göttlichen Gnade! Wie kann dir wohler sein, als bei ihrem Anblick! Sie gewährt dir im Weltall jede Freude, und ist die alleinige Bürgschaft für eine frohere Ewigkeit. Ohne sie ist hier und dort kein Leben, hier und dort kein Heil; ohne sie wäre dir besser gewesen, du hättest nie das Licht der Welt erblickt, sondern du wärest ewig im dunkeln Nichts geblieben, aus welchem dich die Hand der Allmacht hervorzog.

Ja, Gott ist gnädig — und ewig gnädig! Darum winkte er, und das prachtvolle Weltall stieg glänzend in das Dasein hervor, und Alles, was darin athmet und lebt, athmet und lebt in Gott und seiner Liebe.

Gott ist gnädig; auch ich war sein Gedanke, auch ich sein Wille, sonst wäre ich nicht. Auch ich war der Gegenstand seiner allwaltenden Fürsorge, und als er alle Welten ordnete, und den Beruf und das Glück des kleinsten Wurms bestimmte, da ordnete er auch mein Heil an. Ach, was war ich denn, daß er auch meiner gedachte? — was hatte ich ihm denn zuvor gegeben, das er mir wieder gab? — Nichts bin ich gewesen; nichts habe ich zuvor geleistet; nichts habe ich, als seine unendliche Gnade.

Und durch sein wundervolles Weltall herrscht und waltet ein großes, ein ewiges, ein beseligendes Gesetz, und dies ist das Gesetz der Gnade! Ich erkenne dies Gesetz, wie sich nach demselben Alles richten, Alles lenken muß, das Belebte und Unbelebte. Es regiert den Lauf der himmlischen Gestirne und den Lebenssaft in den Adern der kleinsten Blume. Es wirkt ewig und groß durch das Reich entfernter Sonnen, und im finstern Schooße der Erde, wo die gährenden Elemente Metalle zeugen. — Diesem allmächtigen Gesetze ist Alles untergeben, nichts kann ihm widerstreben, nichts entrinnen. Dies göttliche Gesetz der Gnade heißt: Kein Tod, sondern Leben. Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen (Matth. 22, 32). Seine Schöpfung leidet keinen Tod, keine Krankheit, weder in der Körperwelt, noch im Reiche der Geister. Er heilet alle Gebrechen. (Psalm 103, 3.) Was du auch siehst und gesehen hast und sehen wirst in der Natur: es lebt, ist in steter Bewegung und Fortschreitung, und sucht dem Tode, der trägen Ruhe, dem Verderben, der Fäulniß zu entrinnen. Jeder Keim, der sich dem verwesenden Samenkorn entwickelt, jede Blüthe, die aus der sie umfangenden Knospe hervorbricht, schwebt als ein Sinnbild dieses Gesetzes vor unsern Augen, und der Sohn Gottes, in welchem das Leben und Licht ist, ruft uns zu: Ich lebe und ihr sollt auch leben. (Joh. 14, 19.)

Die Sünde ist der geistliche Tod; durch sie reißt sich der Mensch vom Gesetz des ewigen Lebens los, und stürzt sich in die finstere Nacht des ewigen Verderbens. Gott hat nicht Gefallen am Tode des Sünders, und will, daß er lebe. Darum sandte er seinen Sohn in die Welt, um zu retten, was verloren war. Aber sein erstes Wort war: Thut Buße, bessert euch! Den reumüthigen Sündern verkündigte er Gnade; die nach Gerechtigkeit dürsteten, pries er selig. Streben, Ringen, Handeln ist die erste Bedingung des Reiches Gottes; vollkommen sollen wir werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist. Nur wer Christi Lebenskraft in sich aufnimmt, wird das ewige Leben haben; aber an einem solchen hat der Tod die Macht verloren, er besiegt die Sünde und deren Schrecken; er ist zu einer Herrlichkeit berufen, die kein Auge gesehen, und die in keines Menschen Sinn gekommen ist. O unendliche Gnade! wie viel schon that sie für mich, wie viel wird sie für mich noch thun! Was bin ich, daß der Herr sich meiner so erbarmet?

Ewig, wie seine Welt, ewig wie der allgütige Schöpfer, ist seine Gnade. Er ist die Vollendung selbst, und also keine Wandelbarkeit des Sinnes in ihm. Was Er that, das ist auf ewig wohlgethan! — So hat auch seine Gnade kein Abnehmen, kein Ziel. Sie begleitet mich durch Licht und Finsterniß meines Lebenslaufes; sie begleitet mich durch die Stunde des Todes und der Auflösung; sie begleitet mich durch alle Fernen der Ewigkeit. Diese ewige Gnade uns zu offenbaren, sandte er Jesum Christum in die Welt, und die Offenbarung erfüllt jede reine Seele, die sich über den Staub erhebt, mit heiligem Entzücken.

Gott ist gnädig! — Er ist es nicht nur dem Frommen, dem Gerechten; gnädig ist er auch dem Sünder! Der Sünder ist nur ein Verirrter; er soll nicht ganz verloren sein, er wird es nicht sein. Allen, Allen, auch den Verworfensten, steht die Theilnahme an der unaussprechlichen, endlosen Liebe des Vaters offen; Allen fließt Wohlthat aus jenem Gesetze der Gnade, wenn der Mensch nur selbst die Wohlthat begehrt.

Gott ist gnädig! — Er zürnet nie, er straft nie, weil er die höchste Liebe ist. Nicht er, sondern der Mensch straft sich durch seine Thorheiten, Fehler und Laster selbst. Nicht Gott entzieht uns höhere Vollkommenheit und Seligkeit, sondern der Mensch entzieht sich ihr selbst, indem er versäumt, vollkommen zu werden, wie Jesus gebeut, wie die Vernunft ermahnt, wie das ganze Weltall uns zuruft.

Wer sich selbst versäumt, der hat sich selbst gestraft. Wer muthwillig oder träge auf der großen Bahn der Vollendung zurückbleibt, der hat sich selbst anzuklagen, inzwischen Andere freudig voraneilen. Wer nur mit seinem Leib lebt, und nicht die Veredelung seiner Seele zur Hauptsache macht, der hat als Thier gelebt, seine Seele aber ist roh und an ihrer Kraft unentwickelt geblieben. Er stirbt, das Thierische fällt ab, und der vollkommene Geist bleibt. So ist der Mensch sein eigener, fürchterlicher Richter, und unwandelbar ist das Gesetz der Welt! Wer nicht nach Seelengröße rang, sondern in kleinlichen Eitelkeiten, im Schlamme lasterhafter Begierden, den Thieren gleich, zornig oder wollüstig, raschsüchtig oder raublustig, freßbegierig oder heimtückisch lebte und leben wollte: wie kann ein solcher Seelengröße, Seelenstärke gewinnen? Was will er von der Gnade Gottes, daß sie

ihm, wenn er sein verschwendetes, sündenvolles Leben bereut, plötzlich durch ein Wunder höherer Vollkommenheit mittheile, den Gesetzen der göttlichen Weltordnung entgegen, wo sich Alles langsam und stufenweise entwickelt? Was hilft da das bloße Beten zuletzt, und die Uebung gottesdienstlicher Gebräuche? Was frommen Gelübde und fromme Stiftungen? Was nützen Klagen der Verzweiflung? Was bessert muthles Verzagen? — Mensch, du hast dich selbst gestraft, nicht Gott strafte dich! Verloren ist für dich auf Erden immer die verlorne Lebenszeit, aber nicht die noch übrige, nicht die ewige Gnade Gottes. Gehe hin, thue Buße und bekehre dich.

Buße ist nicht eine körperliche Selbstbestrafung für begangene Sünden. Buße ist keine Züchtigung des Leibes. Denn obgleich du mit dem Leibe, als dem Werkzeuge deiner Seele, sündigest, so war es doch nicht der Leib, welcher gesündigt hat, sondern die Seele in ihm. Nicht der Dolch des Mörders ist sträflich, sondern der Mörder. Nicht dein Leib soll also büßen, sondern deine sündige Seele.

Die wahre Buße besteht nicht im bloßen Seufzen und Klagen über begangene Thorheiten — denn Reue ist im Gefolge alles Bösen, und bloße Reue ist noch keine Buße. Wahre Buße besteht nicht bloß im eifrigen Betreiben gottesdienstlicher Handlungen, in Gelübden, in Almosen, im Hersagen langer Gebete. Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten. (Ev. Joh. 4, 24.) Wahre Buße besteht nicht in schmerzlichen Entbehrungen, in Wallfahrten, im Fasten und Reinigen. Denn die leibliche Uebung, spricht der Apostel Paulus, ist wenig nütze; aber die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze. Nur Gottseligkeit hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens! (1 Tim. 4, 8.)

Wahre Buße ist also nicht Aenderung äusserlichen Thuns, nicht Aenderung leiblicher Geschäfte, sondern Aenderung der Seele. Buße ist Sinnesänderung, Verbesserung des Herzens, Anstreben und Ringen nach größerer Vollkommenheit des Gemüths, das heißt, nach der Gnade Gottes. — Und wer diese sucht, der wird sie finden.

Thut Buße und bekehret euch, oder, welches eben dies sagen will, empfindet Reue und vervollkommnet euch. Werdet endlich, was ihr sein sollet. Machet den Adel eurer Seele zur Hauptsache im Leben, und nicht den Leib. Entfernet eure Fehler, und übet euch in den ihnen entgegenstehenden Tugenden. Lebet und handelt gegen eure Mitmenschen, gegen eure Freunde, gegen eure Bekannte, gegen Unbekannte, gegen Feinde mit göttlichem Sinn, und die Buße ist vollbracht, und die ewige Gnade umfängt euch. — Nicht aus knechtischer Furcht, sondern aus Ueberzeugung von euerm Verhältnisse zum künftigen Leben und zu Gott dem Allheiligen, sollt ihr einen göttlichen Wandel führen; nicht aus knechtischer Furcht sollt ihr suchen vollkommener und Gott ähnlicher zu werden, sondern aus begeisternder Sehnsucht nach Vollkommenheit und der Gnade Gottes. — Können dem sterbenden Bösewicht die Thränen der Reue, die er mit brechenden Augen weint, die Seufzer und Gebete, welche seiner röchelnden Brust entsteigen, plötzlich höhere Vollkommenheiten erwerben, die er durch sein Leben verschmähte und nicht erwarb? — Er stirbt, doch seine Seele bleibt, — aber auch Gottes Gnade bleibt ewig! Der Sünder hatte sich selbst gerichtet, und Gottes Gnade verläßt ihn nicht.

Heilig, gütig, gerecht, o Gott! ist das ewige Gesetz Deiner Gnade, in welcher sich Deine ganze Schöpfung bewegt. Ach, daß ich Unwürdiger solcher namenlosen Huld und Barmherzigkeit nur würdig werden könnte! Nein, ich werde es nie können, denn was ich auch thue, was ich auch werde, Alles, Alles kommt mir ja doch, hier und dort, nur durch Deine Gnade zu, nichts durch mein eigenes Verdienst. Und was ich auch des Guten thue, und wenn ich Alles hinopferte für die Tugend, ich thäte es, ich opferte es nur mir. Es wäre nie Verdienst um Dich, es wäre nur Verdienst um mich selbst.

Wer sich von der Wahrheit, von der Tugend entfernt, der hat sich von Dir entfernt. Wehe, wie furchtbar straft sich der Lasterhafte! — Dir fern sein, dies ist der schrecklichste Fluch über die Seele; — Dir fern sein, dies ist Hölle!

Sündig und unvollkommen, wie ich bin, sinke ich, du Allerheiligster, betend vor Dir im Staube nieder. Meine Seele lallt Dir nur leisen Dank für Deine Gnade, mehr kann sie nicht. Du Ewigbarmherziger siehest meine Unvollkommenheit und Schwäche, und verstößest mich nicht. Und aus Jesu Munde tönen mir die heiligen Worte Deiner Liebe: Kommet her, ihr Mühseligen und Beladenen, ich will euch erquicken! — Ja, ich komme zu Dir, Vater, meiner Sünden mir bewußt, und flehe zu Deiner Gnade! Ich komme zu Dir mit dem anhaltenden Sinn, von Tag zu Tag weiser, duldsamer, friedfertiger, versöhnlicher, dankbarer, menschenfreundlicher und gemeinnütziger zu werden.

Ich komme zu Dir! so werde ich einst mit erblassenden Lippen stammeln im letzten Augenblick meines Erdenlebens. Ich komme zu Dir! werde ich rufen, wenn meine Augen sich verdunkeln, wenn meine weinenden Freunde vor ihnen verschwinden, und nichts mehr vor mir steht, als die Ewigkeit, wenn ich nichts mehr habe, als Dich. — Dann komme ich zu Dir, mühselig und beladen, o mein Gott, mein Schöpfer, mein Alles, verlaß Dein Geschöpf nicht mit Deiner Gnade! Amen.

309.

Werth schwerer Schicksale.

Röm. 5, 3.

Hier in diesen Wüstereien
Sind wir ewig nicht gebannt;
Keine Zahre mag uns reuen,
Denn sie fiel in Gottes Hand.
Was auf diese dürren Auen
Von der Unschuld Thränen fällt,
Wird gesammelt, zu bethauen
Die Gefilde jener Welt.

„Widerwärtigkeiten bengen meine Seele nieder, wie der Sturmwind das einsam stehende Rohr. Es richtet sich nie wieder auf.

„Ich habe den Glauben an das Glück des Lebens verloren, und daß jemals nach dieser Nacht wieder eine heitere Sonne scheine, und mich erquicken werde.

„Schwer getroffen von der Hand des Schicksals, sehe ich noch trübern Zeiten entgegen. Ich habe viel Schreck-

liches erfahren; ich fürchte, noch schwerere Leiden erwarten mich!“

O du, der so für sich klagt und zagt, in der That bist du beklagenswürdig; nicht deswegen, weil dich großes Unglück betroffen, sondern weil du größeres fürchtest. Denn Furcht vor den Uebeln ist das größte aller Uebel, die dem Menschen begegnen können.

Du sprichst, es gebe für dich keinen Trost. — Hat ihn auch deine Religion nicht? O deine Religion muß eine arme, elende Religion sein, wenn sie nicht einmal fähig ist, dir in der Tiefe des Jammers die vollste Beruhigung zu bringen. Nein, den Christusglauben hast du nicht. Nein, die Liebe Gottes ist nicht ausgegossen in deinem Herzen durch den heiligen Geist, welcher uns gegeben ist. Ich rede eine Sprache, die dir fremd ist. Wir, die wir Christum haben, wir haben einen Trost, den uns die Macht aller Verhängnisse nicht entreissen kann. Wir haben eine Zuflucht, wohin uns die Pfeile des Schicksals nicht nachdringen können. Nicht allein aber das, sondern gleich wie Paulus sagen wir mit heiliger Freudigkeit: Wir rühmen uns auch der Trübsale! (Röm. 5, 3.) Unglücklicher, verstehst du die Rede?

Wie die Nacht mit dem Tage, der Schatten mit dem Lichte, wechseln im Lebenslauf die bösen mit den guten Stunden, die Freudengesänge mit den Thränen der Schmerzen. Weißt du aber, was dem Menschen das Gefährlichste sei, und was er am schwersten ertragen kann? O wahrlich, es ist nicht das Unglück, sondern das Glück!

Unter tausend Sterblichen ist oft kaum Einer, der vermögend wäre, in guten und glücklichen Zeiten aufrecht und seiner würdig zu bleiben. Aber wenn das Schicksal gegen sie wüthet, ermannt sich ihr Trotz und Alle stehen muthig, groß und zuweilen wahrhaft bewundernswürdig da. Daher heißt es auch, die Noth ist immer die Mutter der Helden, die Erzieherin der Weisen. — Lehre mich hingegen den Helden kennen, der aus Wohlwollen und Herrlichkeit hervorging; oder die Weisen, welche in den Armen schwelgerischen Glücks der Bewunderung aller Welt würdig blieben. — Wahrlich, ich habe Viele gesehen, die erst im Leiden groß und achtbar dastanden, und mit Riesenmuth den härtesten Kampf bestanden; aber weit Mehrere, denen es zu schwer, oft unmöglich war, ihr Glück zu ertragen.

Es ist gar nichts Seltenes, arme und tugendhafte Familien zu sehen, welche kaum von einem Tage zum andern sich zu erhalten wissen. Mit frommer Ergebung in Gottes Willen tragen sie ihr trauriges Loos. Und gebricht es oft an der nöthigen Bequemlichkeit, oft an Kleidern und Nahrung: sie bleiben standhaft und muthig. Ihre gegenseitige Liebe tröstet sie über die Verachtung, welcher sie preisgegeben sind; Arbeit und Hunger würzet ihre dürftige und wohlfeile Mahlzeit; Kleinigkeiten können ihnen die größte Freude verschaffen. Zärtliches Mitleid gegen andere Leidende erfüllt ihre Brust. Sie sind in der größten Noth durch Tugend und Liebe glückliche Menschen. — Doch plötzlich verändert sich das widrige Geschick einer solchen Familie. Ein großer, unerwarteter Reichthum, vielleicht durch entfernte Erbschaft, fällt ihr zu. Die elende Hütte wird mit dem schönen, gemächlichen Hause, die zerrissene, abgetragene Kleidung mit besserm Gewand vertauscht. Nun drängen sich Freunde von allen Seiten herbei mit Glückwünschen und Schmeicheleien. Die Familie, vormals mit dem Wenigsten vergnügt, macht jetzt größere Ansprüche. Man spricht von standesmäßigen Verbindungen. Man spricht mit Verachtung von denen, deren Verachtung man sonst empfand. Man glaubt nicht wohl schicklich die alte Vertraulichkeit mit den ehemaligen Freunden aus den Tagen der Dürftigkeit fortsetzen zu können. Der Stolz wird allmälig Herr; mit dem Stolz der Eigensinn, die Laune, die Undankbarkeit. Die Familie, sonst durch Eintracht glücklich, scheidet sich entzweit; Einer ist mit dem Andern unzufrieden; Jeder geht seinen eigenen Weg. Ueppigkeit zerstört die Gesundheit, welche sonst bei strenger Arbeit und Mäßigkeit blühend war. Vormals unbekannte Sorgen verbittern den Genuß des Wohlstandes. Jeder fühlt es tief: ich war einst froher, da ich weit weniger hatte; das Glück war unser Unglück! — Die Bedauernswürdigen, sie haben Recht. Sie konnten das Unglück leichter als das Glück ertragen.

Es schluchzet eine verwaisete Tochter am Sarge der Mutter. Auf ihre Knie hingesunken, schwört sie dem verklärten Geiste der Verstorbenen die Gelübde der Tugend: treu zu bleiben den heiligen Lehren, welche sie einst von jenen erblaßten Lippen vernahm. Und sie hält die Gelübde. Verwaist und hilflos tritt die Unglückliche in den Dienst fremder Leute, und lernt mit rührender Sanftmuth die Härte und Launen ihrer Herrschaft tragen. Mit Thränen verdient sie ihr Brod. Aber Gewohnheit macht ihr Loos erträglicher. Ihre Bescheidenheit rührt, ihre Redlichkeit gefällt und erwirbt Vertrauen. Ihre Sittsamkeit erregt der Wüstlinge Ehrfurcht. Sie ist arm, aber tugendhaft, und diese Tugend streut manche Freudenblume auf ihren einsamen und oft rauhen Weg. Sie ist glücklich auch in der Verlassenheit. Sie ist nicht verlassen, denn sie hat Gott im Herzen, und der Geist der Mutter scheint sie segnend zu umschweben. — Plötzlich verwandelt sich ihr widriges Geschick. Die Unschuld und Schönheit der Jungfrau gewinnen ihr das Herz eines Reichbegüterten. Als seine Gemahlin wird sie nun, die ehemalige Dienerin fremder Leute, Gebieterin über Andere. Schmuck und Glanz regen ihre Eitelkeit auf. Im Strom glänzender Zerstreuungen verschwindet die ehemalige Einfalt und Demuth. Angebetet, vergöttert von Lüstlingen, findet sie die nüchternen Liebkosungen ihres Gemahls keineswegs der Fülle ihrer Schönheit angemessen. Sie findet die verdorbenen Sitten der großen Welt bald minder anstößig, bald natürlich. Die Schamhaftigkeit erstirbt unter verführerischen Beispielen. Ihre Tugend entflieht. Zwietracht, Eifersucht und Zank begleiten die gebrochene Ehe. Das Haus der Freude wird zur Hölle. Verschwendung bringt Sorge; Unwahrheit bringt Verlegenheit; Betrug bringt Reue. Der Geist der Mutter lächelt nicht mehr segnend, er ist ein schreckhaftes Gespenst. — Die Beklagenswürdige, sie wußte ihr Unglück zu ertragen, aber nicht ihr Glück!

Ein rechtschaffener Mann hatte Begier nach Ruhm und Ehre. Sie zu erlangen, strengte er alle Kräfte an, die Hindernisse zu bekämpfen. Durch diese Kraft, durch seine Redlichkeit war er der besten Ehren werth, doch wurden sie ihm nicht zu Theil. Das Unglück verfolgte ihn. Seine Vermögensumstände wurden wankend. Mehr noch, es starb ihm seine heißgeliebte Gattin, oder ein

theures Kind; mit der geliebten Leiche wurden alle seine Ansprüche auf Lebensfreuden begraben. Der Gedanke des Todes, der schreckende Anblick von der Nichtigkeit alles Irdischen brachte ihn von allen ehrsüchtigen Wünschen zurück. Er wollte nur gut sein, nicht groß und angesehen. Kalt gegen das, was ihn sonst entzückte, suchte er keinen äussern Werth, nur innern. Eben dieser, und die damit verknüpfte Bescheidenheit, Güte und Dienstfertigkeit machten ihn zur Liebe Aller. Darum sprachen alle Stimmen laut für ihn. Er wird aus der Dunkelheit emporgehoben, von Ehre zu Ehre geführt. Er sieht plötzlich alle seine Verhältnisse glänzend verwandelt. Er steht unter den Großen selbst ein Großer seines Landes. Ihm schmeichelt sein Glück. Der ehemalige Hang zur Ehrbegier findet sich übermäßig genährt. Mit Stolz blickt er auf die Tiefe nieder, aus der er emporstieg. Man schmeichelt seinen Verdiensten; er findet in den Stimmen der Schmeichler nur Wahrheit, und wer nicht zu ihnen gehören will, erscheint ihm als Neider und Gegner, der seinem Werth keine Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er wird herrischer, gebieterischer, übermüthiger, gewaltthätiger. Es drückt ihn, Seinesgleichen haben zu müssen. Sein Hochmuth stößt zurück; seine Aufgeblasenheit macht ihn zum Gegenstande heimlichen Spottes und Gelächters. Seine Freunde erkalten. Er wird von verstellten Feinden umringt. Unruhe ist sein Loos. Seine Fehltritte werden gezählt. Leidenschaftlichkeit, die ihn quält, mehrt die Zahl derselben. Das Maß wird voll. Verachtet und gehaßt stürzt er von der Höhe in wohlverdiente Schmach. Er war nicht mehr stark genug, sein Glück zu tragen. Im Unglück hatte er sein rechtes Glück gefunden.

Wie viel Helden, wie viel Könige waren preiswürdig, so lange sie im Kampf mit dem widrigen Geschick standen! Wie war ihre Seelengröße, ihre Todesverachtung rührend in der Gefahr, ihre Freudigkeit bewundernswürdig im Augenblick größter Noth, die das Schicksal selbst zu besiegen und das Glück zu zwingen schien, ihnen zu gehorchen. Ihre Großmuth gegen den Feind, ihre Menschlichkeit gegen den Ueberwundenen gewann ihnen das Herz ganzer Nationen. Und das Glück krönte ihre Anstrengungen, und führte sie von Sieg zu Sieg, von Triumph zu Triumph. Da verschwand die alte Mäßigung. Das gewaltige Schwert ward ihr eiserner Zepter, die bescheidene Selbstvertheidigung ward Eroberungssucht, die Standhaftigkeit gegen Feinde ward Rache. Sie, die so Vieles bezwungen, glaubten sich unüberwindlich, die Welt preisgegeben. Sie wurden Weltverheerer, und wollten Göttern gleich stehen, da sie, spielend mit Glück und Leben von Millionen Menschen, sich schämten, Menschen zu sein. Aber der Fluch der Welt stieg zürnend gegen sie auf, und vernichtete sie. Der ewige Ruhm, nach dem sie geizten, verkehrte sich in ihre ewige Schmach. Im Unglück waren sie groß gewesen, Helden und Weise; das Unglück war ihr Glück. Aber ihrem Unglück waren diese Elenden und Schwächlinge nicht gewachsen; da wurden sie zu Verbrechern und Thoren, da Unglückliche!

Mit Unrecht wird gesagt, daß Leiden und Widerwärtigkeiten den Werth des Menschen am besten bewähren. Nein, das Glück ist der ächte Prüfstein des Werthes oder Unwerthes der Menschen. Darum sollen wir die Tage der Noth und Trauer als wahrhafte Wohlthaten aus Gottes Hand empfangen. Wer in ihnen verzweifelt, ist wahrlich besserer Zeiten nicht würdig. Wer nicht stark genug ist, ein großes Uebel zu tragen, wie will er stark genug sein zu großem Glück? —

So wollen wir in unsern Widerwärtigkeiten und bei den schmerzlichen Verlusten dankbar die Liebe Gottes ehren, und mit Paulus sagen: Wir rühmen uns auch der Trübsale!

Schwere Schicksale, die uns betreffen, setzen uns eigentlich erst in das wahre Verhältniß, welches wir zu dieser Welt haben sollen; lehren uns eigentlich erst die Dinge richtig schätzen, an denen wir das innigste Wohlgefallen haben. — So lange wir in ungestörter Ruhe harmlos dahin lebten, war unsere Vorstellung von dem Leben ein sinnlich angenehmer, aber falscher, betrügerischer Traum. Dieser Traum mußte uns entrissen werden. Denn wir sind nicht bloß sinnliche thierische Geschöpfe; wir haben eine höhere Bestimmung. Das Thier weiß nichts vom Tode, aber wir sehen den unserigen voraus, und wissen, daß wir für das Ewige erkoren sind. Wir sind nicht Leiber, sondern haben Leiber. Wir sollen daher, als Geister, uns selber leben, und nicht dem sinnlichen Leibe, nicht dem Irdischen allein, das ihm wohlthut.

Das herbe Schicksal gab unserm Geiste große Lehren. Wehe uns, wenn wir sie vergessen könnten! Wir bereiten uns in diesem Leichtsinn noch herbere Schicksale vor. Wir sollen endlich einmal vom tiefem Irrthum genesen, von jener Seelenkrankheit, in welcher wir den bloßen Schein für das Wesentliche, das Vergängliche für das Bleibende, ein bloßes Mittel für den Zweck, und behagliches irdisches Sein für die letzte Bestimmung halten, derentwillen wir erschaffen worden sind.

Der du mit weinenden Augen sprichst: „Ach, wäre mir jener Traum geblieben, ich war ja selig in ihm! Hätte ich den schönen Irrthum immerdar behalten, er war mein Himmel, und mir erquickender, als der schreckliche Anblick der Wahrheit!“ — der du so sprichst, du warst unter deiner Würde im Schlamme der Thierheit versunken. Du kanntest dich selber nicht mehr. Gott liebte dich. Es gibt weit höhere Genüsse, als die du kanntest; aber du bist ohne Gefühl und Sinn für sie geworden. Gott ruft dich zu bessern Seligkeiten, du zur Unsterblichkeit auserwählter Geist! Aber deine Sinnlichkeit blutet. Möge sie bluten und verbluten. Du wirst einst diesen Schmerz belächeln, wie der reifere Jüngling und Mann die ehemaligen Ursachen seiner kindischen Thränen belächelt. Du wirst einst, durchdrungen von der Gewalt der Wahrheit, mit Paulus aussprechen: Wir rühmen uns auch der Trübsale!

Das Unglück erst stellt uns gegen die Welt in das rechte Verhältniß und lehrt uns, was sie werth ist. Erst wer den größten Theil seines Vermögens durch Feuersbrunst, Wassersnoth oder Kriegsgefahr verlor, oder durch Fahrlässigkeit und Betrug um das Seinige kam, weiß es, wie wenig auf Reichthum und Wohlstand zu bauen ist; weiß es, wie unrecht man thut, sein Herz an den Besitz irdischer Güter zu hängen, und von ihnen sein ganzes Glück zu erwarten. Der Menschengeist ist Geist, er soll unabhängig sein vom Irdischen, und sein Glück unabhängig von Allem machen, was so hinfällig und veränderlich ist. Wer nicht, auch wenn ihm Alles geraubt wird, was er mühsam und rechtschaffen erworben, bei

diesen Verlusten frohen Muthes sein kann; wer nicht, nachdem er Seidengewänder getragen, auch den groben Linnenkittel lächelnd anziehen kann; wer nicht mit Demuth in hohen Würden, mit edelm Stolz in der tiefsten Niedrigkeit leben kann; wer nicht mit Gelassenheit den Bettelstab ergreifen, die höhnenden Urtheile des großen Haufens gleichgültig über sich hingehen lassen kann: in dessen Herzen ist nicht Alles gut und rein. Er hat die Größe des wahren Christen nicht. Großes Unglück muß ihn läutern und groß machen. Er gehört noch zu den Versunkenen. Christ möchte er wohl sein, aber dabei in schlaffer Trägheit und Weichlichkeit hinleben. Ein Geist, der Ewigkeit gewidmet, möchte er wohl sein, aber dabei auch Thier mit aller irdischen Behaglichkeit. Darum reißt ihn die eiserne Hand des Schicksals vom Vergänglichen ab, hindeutend auf das Unvergängliche. Mag die Sinnlichkeit bluten; sie muß verbluten, wenn der Geist triumphiren soll.

Erst wer von Menschen betrogen, von Verwandten verstoßen, von Freunden hintergangen ward; erst der, dem Eide und Schwüre gebrochen, Versprechungen geläugnet wurden, weiß es, was auf Menschenwort zu bauen ist, und wie man sich auf Freundschaften verlassen kann. Sein Schicksal warnte ihn. Selbst Liebe und Freundschaft beglücken auf Erden nicht dauerhaft. Ein tugendvolles, göttlich gesinntes Gemüth allein gewährt, unabhängig von äussern Umständen, dauerhafte Ruhe und Seligkeit. Man soll nicht tugendhaft sein, um Menschengunst zu gewinnen; man soll redlich, großmüthig, uneigennützig, wahrhaft, treu, dienstfertig und gemeinnützig sein, weil man reiner Geist sein soll, würdig seines Dasein und der göttlichen Liebe.

Wenn du dich für deinen Fürsten, für dein Volk, für deine Gemeinde, für deine Familie, für deinen Freund aufgeopfert hast, und sie deine Verdienste vergessen, und sie dir mit schändlichem Undank vergelten: warum kränkt es dich und raubt es dir die Ruhe und allen Glauben an Tugend? — Freund, du selbst warst nicht tugendhaft, deine Aufopferung war nicht edelmüthig. Du hofftest auf Dank dafür, und daß man dir mehr leisten könnte, als du vielleicht selbst geleistet hast. Du handeltest aus Ehrgeiz. Du hattest den Gott nicht in deiner Brust; er lag für dich in eiteln Dingen. Das Schicksal lehrte dich weiser sein, und das Gute thun, ohne Rücksicht auf menschliche Anerkennung desselben. Dein Selbstbewußtsein und die Liebe deines Vaters im Himmel müssen dir genügen; — nicht Anderes kann es. Wehe dir, wenn dein Leichtsinn die Warnung vergißt: du wirst noch schwerer geprüft werden!

Erst wer über dem Leichnam eines geliebten Vaters, einer zärtlichen Mutter geweint hat; erst wer jammernd über dem Sarge eines Gatten, einer Gattin, eines treuen Freundes, einer treuen Freundin lag; erst wer am Sterbebette eines Bruders, einer Schwester jammerte; erst wer ein heißgeliebtes Kind zu Grabe tragen sah, — der weiß es, und mit blutendem Herzen hat er gelernt: auch die heiligsten der Freuden gehen unter. Hänge dein Herz an nichts zu fest, was unterm Monde lebt! Es bleibt dir nicht. Diese Wange, die jetzt noch blüht, dies Auge, das dir noch lächelt, sind erkoren, Staub zu sein. Die theuern Lippen, die du heute noch küssen darfst, werden einst erblassen und verstummen. Aber dahinter das Geistige ist dein, ist dir ewiglich vermählt und verwandt. Von ihm wirst du nicht getrennt, auch in der Todesstunde nicht.

Warum weinest du über den Hügeln der Todten? Hast du den Staub geliebt, den sie mit Erde bedeckten? Schmerzlich weckte dich das Schicksal von dem Traume auf, der dich nur allzusüß getäuscht hat. Blicke empor in die Himmel, dein Geliebtes lebt noch, liebt dich noch, kann nicht sterben, kann nicht aufhören, die erste seiner Tugenden, die Liebe, zu verlieren. Göttlichen Ursprungs kehrte es zurück zu Gott, und lebt und liebt unveränderlich, wie Gott.

O beruhigender, seelentröstlicher Gedanke! in ihm verklärt sich das ganze Weltall! Schmerzlich mag die Lehre des Schicksals sein, an nichts in dieser Welt sein ganzes Herz zu hängen — immer Gott, Ewigkeit und Tugend vor Augen zu haben. Aber doch erhebt diese Lehre den Geist. Wir stehen in ihr gleichsam der Gottheit näher. Auch wenn wir in der Fülle des Schmerzes Blut weinen möchten, empfinden wir Gottes Liebe zu uns, wie er uns Irdischversunkene an sich emporzieht, und — *wir rühmen uns auch der Trübsale!*

Denn die schweren Schicksale, welche uns betreffen, geben uns erst die rechte Spannkraft und Stärke, und das Gefühl unserer ursprünglichen Hoheit. Im weichen Arm der Sinnlichkeit verliert sich das. Wir kennen die Tugend wohl, aber sind zu bequem, sie zu üben. Was wir thun, geschieht mehr oder minder mit kleinlichen Nebenabsichten auf allerlei Vortheil. Aber das Schicksal kommt dann, und bricht die Sklavenkette, mit der wir an das Irdische gefesselt sind, daß wir nur demselben allein anhingen und dienten. Das Schicksal macht uns frei, und führt uns in den rechten großen Gottesdienst zurück. Wohl büßt der Leib ein, aber der Geist in uns wird trotzig und gewaltig gegen den Sturm des Lebens, und stolz gegen die schnöden, trüglichen Anmuthigkeiten der Welt und ihres Spieles. Er sucht seinen Himmel nicht mehr im Staube, sondern über den Sternen; und findet seinen Werth nicht mehr in der Menge des Vergänglichen, das er *hat*, sondern in dem Kräftigen, Unabhängigen, Gottähnlichen, was er ist.

Das aber will Gott, auf daß wir, geschreckt durch die Unzuverlässigkeit dessen, was wir auf Erden Glück und Lust nennen, uns stolz davon hinwegwenden, uns zu *ihm* Zuflucht nehmen. Darum hat auch jeder Mensch ohne Ausnahme seine Leiden; und er *muß* solche haben, weil ihn sein Gott lieb hat. Es kann nicht anders sein. Darum weinen die Königinnen Thränen, wie die Bettlerinnen, und oft mehr als diese; und die Könige ersenfzen unter Widerwärtigkeiten und Aengsten oft mehr, denn ihre geringsten Knechte. Denn Fürst sein, und Befehlshaber sein, reich sein, berühmt sein, Schönheit oder Freunde haben — das Alles ist wenig. Es ist ein Traum, ein Augenblick, ein Nichts. Aber sich selber haben, und Frieden in Gott, das ist Alles; das ist Geisteserwachen, das ist Ewigkeit.

Wer trauert? wer zagt? wessen Herz ist um Trost noch bange?

Nein, auch ich rühme mich meiner Trübsale! — Sie sind die heiligen, warnenden Engel, die Du, mein Gott, aussendest, die Irrenden und Verlornen zu Dir zurückzurufen. Sie kommen, mich vom Irdischen zu entstricken, worin mein Geist verwickelt und gefangen liegt.

— Und ich will das Wort dieser Deiner Boten, die Du mir sendest, verstehen lernen. An der Größe meiner Schmerzen über irdischen Verlust werde ich erkennen, wie tief ich in Sinnlichkeit hinabgesunken, von meiner ursprünglichen Hoheit abgewichen, von Dir, mein Gott, entfernt bin. Und mögen doch meine Wunden brennen und bluten, und meine Augen in Thränen zerfließen: dennoch, dennoch, Herr, mein Gott, Erbarmer, ewiger Freund meiner Seele, dennoch will ich Dich und Deine Liebe preisen und mich auch der Trübsale rühmen. Amen.

310.

Beruhigung in schweren Stunden.

Jesaias 38, 17.

Wer gibt gebeugten, bangen Sündern
Vertrauen und Hoffnung? Wer beglückt,
Wer macht sie zu Gottes Kindern,
Der, wie ein Vater, sie erquickt?
Wer saget ihnen Frieden zu?
O Geist des Herren, das bist Du!

Wenn sie, beschwert von ihren Sünden,
Fast sinken; Ruh' und Hoffnung nicht
In sich und ihren Werken finden,
Vor Furcht vor Zukunft und Gericht:
Dann eilst Du her, Du nimmst Dich denn
Des reuevollen Büßers an.

Dein Wort erschallet: ihr sollt leben!
Gerecht und gnädig ist zugleich
Der Richter, Gott! Er will vergeben,
Denn Jesus Christus starb für euch.
Glaubt fest an ihn und habet Muth,
Ihr seid gereinigt durch sein Blut!

„Wenn meine Hoffnungen alle dahin sterben und meine Freuden ausgehen; wenn ich nicht Ruhe mehr in mir selbst finde und das Leiden überhand nimmt — soll ich verzweifeln, o du Gott meines Lebens? — Wer soll mir dann helfen, wenn Du nicht hilfst? — Bin ich nicht auch Dein Geschöpf, das Du zur Seligkeit schufst? Hast Du nicht meine Tage gezählt, ehe ich war, und das Maß meiner Kräfte schon berechnet, ehe Du es mir anvertraut hast? — Warum, o du Erbarmer aller Kreaturen, warum soll ich unterliegen in meiner Noth und Angst? O, mein Gott, mein Gott, warum willst Du mich verlassen?“

So rief ich oft in meiner Trübsal zu Dir, Vater aller Lebendigen, denn Du hattest auch mir gesprochen das erquickende Wort: Rufe mich an in der Noth. So flehe ich auch heute zu Dir: Sei Du mein Retter, mein Beschirmer, mein Gott! Es kann kein Anderer mir helfen, als Du allein, allmächtiger Gebieter der Schicksale. Sei mein und der Meinigen Hort und Heil. Laß meine Seele nicht in Jammer und Furcht verschmachten. Du kannst mir beistehen. O wie oft schon warst Du in den traurigsten Zeiten mein Beistand, mein Erretter!

Siehe, um Trost war mir sehr bange. O wie oft! Ich schmecke die Bitterkeiten des Lebens schon in vollem Maße. Es gab mehr als einen Tag, da ich um meine Erhaltung bekümmert war. Sorgen um meine geringen Glücksumstände drückten mich zu Boden. Aus einer Verlegenheit ging ich in eine andere und größere über. Ich sah nicht mehr ein, wie mir Rath schaffen. Ich durfte meine Lage Keinem offenbaren, ach, um nicht die Achtung und das Zutrauen der Menschen zu verlieren. Ich mußte oft, während mein Herz in Bangigkeit verging, mich heiterer stellen, um meinen Schmerz Andern zu verbergen, und denen nicht den Muth zu rauben, die um mich waren. O, wie bittere Augenblicke meines Lebens waren es, wenn Schmach und Schande mich zu bedecken drohten; wenn ich das Hohnlächeln und den Triumph meiner Feinde voraussah; wenn sich alle entschuldigten, die ich zitternd um Beistand ansprach; die mich bedauerten, wenn ich ihnen meine Noth entdeckte, aber die Achsel zuckten, weil sie mir nicht helfen mochten. Ich glaubte des Lebens niemals wieder froh werden zu können. Ich sah kein Heil, als im Grabe. — Und doch war ich nicht ganz verlassen, denn Du, mein Gott, hattest mich nicht verlassen. Du lenktest die Umstände wieder zu meinem Vortheil, und durch sie die Herzen der Menschen. Ich war gerettet, ehe ich es glaubte, und die Freude lachte mich an, als ich ihr auf immer das Lebewohl gesagt hatte. Wer sich auf Dich verläßt, ist nie verlassen.

Siehe, um Trost war mir so bange! — Als ich, was ich auf Erden so herzlich liebte, hoffnungslos die Beute des Todes werden sah — wie war um Trost mir so bange! Ich stand einsam. Mit der heißgeliebten Seele, die für mich aus dieser Erdenwelt verschwand, verschwand mir auch der schönste Theil meines Glücks. Was mir blieb, war viel; aber doch alle Glückseligkeit meines Gemüthes hatte ein Ende. Es war nicht mehr das vorige, das schöne Ganze. Die Natur hatte für mich ihren Glanz verloren, und alle Lust des Lebens stand in trüber Ferne. Wie heftig, innig flehte unter Seufzern und Thränen mein liebendes, blutendes Herz zu Dir! — Ach, nicht mein Wille geschah, sondern, allgewaltiger Gott, der Deinige. Und als nun die schwarze Botschaft des Todes mich traf, und ich nun meines Daseins Zusammenhang und schönste Hoffnung zerrissen sah — sah den geliebten Leichnam erblaßt und kalt unter meinen Thränen; die theuern Augen, welche mich sonst so gern und zärtlich anlächelten, auf ewig geschlossen; die Lippen, die mich einst so liebevoll nannten, auf ewig verstummt — — o, mein Gott, vergib, wenn ich einen Augenblick murrte, wenn ich einen Augenblick lang an Deiner Liebe, an Deiner um das Kleinste besorgte Vorsehung zweifelte! Kaum konnte ich anders in der Fülle meines Schmerzes. Ich war ja von Erde und Himmel verlassen; meine inbrünstigen Gebete stiegen ja unerhört zu Deinem Thron empor; ich sah ja nicht in die Zukunft, und war nicht fähig zu erkennen, wie der allzufrühe Tod meines Lieblings eben so sehr sein Glück sei, als meinem eigenen Glücke vielleicht zuträglich. — Ich mußte meinen Jammer ausweinen; nur das blieb mir, da ich nicht gegen die Gewalt meiner Verhängnisse mein Bestes retten konnte! — Vater, auch noch gegenwärtig erneuert sich mein Schmerz um das Verlorne. Könnte ich es denn je vergessen? Könnte denn meine Liebe jemals verlöschen, und meine Sehnsucht nach dem Wiederfinden der ewig geliebten, verklärten Seele, die Du von mir nahmst? Nein, aber doch bete ich verehrend Deine Weisheit an. Ich murre nicht. Ich fühle es, Du hast mir selbst durch diesen Verlust wohlgethan. Du lehrtest mich das Vergängliche alles Erdenglücks furchtbar lebhaft erkennen. Du mahntest mich durch Entreissung

des geliebten, treuen Herzens an das, was dort oben ist, an die Geheimnisse, an die Verheißungen der Ewigkeit; an die Pflichten, die sie von meinem unsterblichen Geiste fordert, wenn er ihrer würdig sein will; an die Hoffnungen, welche sie ihm gibt, wenn er ihrer werth ist. O, Vater, und auch der Jammer meines Gemüthes ward endlich ruhiger; meine Klagen tönten leiser; die Welt hienieden ward mir immer freundlicher; aber meine Sehnsucht und Liebe sterben nicht.

Siehe, um Trost war mir sehr bange! — Ach am bängsten in jenen Tagen meines Lebens, wenn ich, vom Gefühl meiner Verderbtheit ergriffen, Gott, du Gerechter, du Richter der Gewissen, an Deiner Gnade verzweifelte! Am bängsten in jenen Tagen, da die Schuld meiner Thaten mich niederdrückte mit Zentnerschwere; da ich die strafenden Folgen meiner Vergehungen tragen mußte, und ich wider mich selbst wüthete. Wie konnte ich, o Weltrichter, hoffen, daß Du mir meine zahllosen Sünden vergeben werdest, da ich selbst sie mir nicht verzeihen möchte? Wie konnte ich hoffen, daß mein Gebet von Dir gehört würde, da ich, o du Langmüthiger, Deiner Langmuth so schändlich durch Beharrlichkeit in meinen schlechten Neigungen gespottet hatte? — Ich lag in tiefer Schwermuth. Meine Tage waren ohne Heiterkeit, meine Nächte ohne Ruhe. Ich sah mich von meinen Lastern umstrickt, ob ich sie gleich verfluchte, und eilte durch immer neue Versündigungen dem ewigen Verderben zu, ob ich gleich nach Vergebung seufzte. Vor mir standen die Todespforten offen — ich sah die Schrecken des Gerichts — und doch ward ich nicht besser. Ich war nicht würdig aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an mir erwiesen. Und doch ermüdete Deine Langmuth nicht. Du gabst mir neue Frist zur Besserung. Ich hörte sie wieder, die Stimme meines Jesus, meines Hirten. Mit der Erkenntniß meiner Fehler erschien die bittere, aufrichtige Reue; mit der Reue der Sinnesveränderung. Ich kämpfte muthiger gegen meine lasterhaften Verhältnisse, gegen meine innere und äussere Ungerechtigkeit; ich betete inbrünstiger zu Dir. Um Trost war mir sehr bange.

Du aber hast Dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe! — Ja, freundlicher, ewig liebender Vater, Du allein auch nur konntest es. Denn Dein ist die Macht über die Welt des Staubes und der Geister. Was vermochte des Arztes Hilfe und die Kraft seiner Arzneien, wenn ich da lag auf dem Schmerzenlager, und meine Gebeine waren wie zermalmt, und meine Besinnung erlosch? Nur Dein Wille belebte meine aussterbenden Kräfte wieder; hatte ich genug gelitten, dann erschien Dein Trost. — Du nur konntest Dich meiner annehmen, denn welcher Sterbliche war Gebieter der Umstände, daß sie sich zu meinem Troste zusammenpaaren mußten, und gebieten der finstern Zukunft, daß sie nur helle Tage senden müßte? — Du nur wolltest Dich meiner erbarmen, denn die Menschen traten, als ich in Nöthen war, so oft selbstsüchtig zurück, und dachten nur an ihr eigenes Wohlsein! Ein Geringes, mit dem sie mir hätten helfen können, weigerten sie mir, um es zehnfach in ihren Lustbarkeiten zu verschwenden. Sie wandten sich lieber zu den Fröhlichen, und mochten meine Thränen nicht sehen. Sie wollten lieber dem Freude bringen, der sie erwiedern könnte; aber des Hilflosen vergassen sie. Du nur wußtest mich am besten aus dem Elend zu ziehen; Du kanntest die rechte Zeit und Stunde, Du das wirksamste Mittel zu meiner Erlösung vom Uebel. Wie Unrecht hatte ich, da ich verzweifelte, als mancher gute Rath, den treue Freunde gaben, eitel war; als manche Hilfe, die mir gebracht ward, mein Leiden nicht enden konnte. Nun hielt ich mich für verloren: doch Deiner Vaterliebe war ich noch immer unverloren. Was menschlicher Witz nicht erfinden konnte, das gewährtest Du im zweckmäßigen Augenblicke reichlich, und ich war gerettet.

Du hast Dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe! — Ja, herzlich, nicht nur oberflächlich, sondern von Grund aus helfend, hast Du Dich, o wie manchmal, an mir bewiesen. Wenn ich es selbst zuweilen nicht für möglich hielt, daß ich jemals wieder ganz ungetrübte Tage erleben könne — so machtest Du es doch, o erbarmensreicher, wunderbarer Helfer aus allen Nöthen, möglich. Auch der letzte Schatten des Uebels, das mich ängstigte, mußte zuletzt verschwinden. Denn Du hattest Dich meiner Seele herzlich angenommen. So hilft ein guter Vater seinen Kindern. Er läßt es nicht bei einem bloßen Theil der Hilfe, bei einer angenblicklichen Beruhigung bewenden. Er will dem Uebel auf immer wehren. Darum greift er tief ein, und sucht des Schmerzes erste Ursache auf; er achtet auch nicht darauf, ob das Kind für einige Augenblicke dadurch noch mehr leide, daß er die Wurzeln des Unheils selbst ergreift. Er hilft vom Grunde aus, weil er sich des Kindes, nicht als ein Fremder, sondern als ein Vater annimmt treu und herzlich. So hast Du an mir gethan, mein himmlischer Vater.

Du hast Dich meiner Seele herzlich angenommen. Du sorgtest um mein Heil und Glück nicht blos im Allgemeinen, wie etwa auf Erden ein Fürst für das Wohlergehen seines Volkes, wo Tausende verschmachten mögen, weil er sie und ihre besondern Umstände nicht genau genug kennt, und er zufrieden ist, und Andere seine Weisheit rühmen, wenn nur die große Mehrheit des Volkes geborgen ist. Nein, Vater im Himmel, Beherrscher von Miriaden Welten, Schöpfer und Versorger von Wesen, deren Zahl und Art kein Sterblicher nur ahnen kann, Du nahmst Dich meiner an, als wäre ich nur allein der auserwählte Gegenstand Deiner Liebe und Fürsorge; als könnte kein Anderer größere Ansprüche auf Deine Huld und Pflege machen; als hättest Du den großen Gang der Schicksale, den ewigen Wechsel der Dinge, die Bewegungen der menschlichen Gemüther eingerichtet und geleitet, um nur mir zu helfen, um nur mir zu dienen.

Ich ward zwar, wenn mich die Furcht übermannen, der Kummer tödten wollte, zuweilen kleinmüthig, und sprach: Wie sollte Gott meiner gedenken, der ich seiner so selten gedacht habe? Wie sollte er mich noch lieben, den ich durch die Menge meiner Sünden von mir entfernte? — Oder ich ließ mich durch Zweifelsucht verblenden und dachte: Die göttliche Vorsehung wacht wohl über das Weltganze; aber das Einzelne gehe auf oder unter, wie mag sie das bekümmern! Sie streuet zwar Leiden und Freuden aus, aber wen diese treffen, ist nicht ihre Sorge. Der Blitz schlägt in den Palast, wie in die Hütte; der Tod überfällt heute den Reichen, morgen den Armen; hier raubt er der Welt denjenigen, um dessen Leben die edelsten Herzen vergebens flehen, dort schont er die Tage des Bösewichts, der Allen entbehrlich wäre. Gott hat zwar die allgemeinen Verhältnisse angeordnet,

wie sie nach ewigen unabänderlichen Gesetzen eintreten müssen, aber den Menschen ist es überlassen, sich darein zu fügen, wie sie mögen und können. Der Wurm wird vom Fuße des Menschen, der Mensch von der gefühllosen Ferse des Schicksals zertreten. — So dachte ich oft in verzweiflungsvoller Kleinmüthigkeit. Aber, o Du, der so herzlich für mich sorgte, wie anders erkannte ich Dich in Deiner liebevollen Hilfe! Da erfuhr ich, daß denen, die Du liebest, alle Dinge, auch die bittersten Unfälle, zum Besten dienen müssen; daß Du, Herr, an uns denkst, wenn wir uns aller Fürsorge beraubt glauben; daß Du der Ewige, Allwaltende bist, der da spricht: Ich bin der Herr dein Gott, der dich lehret, was nützlich ist, und dich leitet auf dem Wege, den du gehst! (Jes. 48, 17); daß Du getreu bist, und uns nicht lässest über Vermögen versuchen, sondern machest, daß die Versuchung solch ein Ende gewinne, daß wir es können ertragen. Ja, ich habe es in Wahrheit erfahren, daß alle Haare unsers Hauptes gezählt sind, daß kein Sperling ohne Deinen Willen vom Dache fallen kann.

Herzlich hast Du Dich meiner angenommen. In Allem, was mir begegnete, erkannte ich Dich! In Allem fand ich die Züge Deiner Liebe sichtbar. Es war nie eine kalte Hilfe, sondern ich empfand gleichsam Deine warme Vaterhand, mit welcher Du mich aus meinem Verderben zu Dir emporheben wolltest an Dein Vaterherz. Und ob ich gleich in meine Sündlichkeit zurücksank, immer nahmst Du Dich meiner Seele wieder herzlich an.

Du wirfst alle meine Sünde hinter Dich zurück. — O Erbarmer, meine Vergehungen haben Dich noch nicht ermüdet; meine Treulosigkeit hat noch nicht Deine Treue zu mir geschwächt. O, wer bin ich denn, daß Du meiner noch gedenkest? Wie vielmal brachte ich Gelübde meiner Besserung und erfüllte sie nicht! Wie vielmal ward ich nach Stunden meiner tiefsten Reue böser, als ich vorher gewesen! Und doch hoffest Du noch meine Rückkehr zu Dir, und liebst mich noch heute. Ich verdiene nicht Dein Kind zu heißen; ich verdiene nicht vor Dir zu leben. Meine Schuld war längst so groß, daß ich Deiner Gnade unwürdig war, und unwürdig meiner Erschaffung aus dem Nichts! — Und doch liebst Du mich noch.

Du gabst Deinen heiligen Sohn Jesum Christum in dieses Leben hin, daß er mich durch sein Wort zu Dir leite, mich Verlornen dem Himmel wiederbringe. Unserer Sünden willen ward er das Opfer am Kreuze, auf daß wir durch den Glauben an ihn zu Dir gelangen möchten. Es galt auch mir, da er in Deinem Namen rief: Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken; denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht. Durch seinen Namen sind mir meine Missethaten vergeben. Diesen Namen trage ich; dieses Namens soll ich streben werth zu sein, um Theil zu haben an seinem Reiche und an der Vergebung meiner Sünden. O welche Seligkeit liegt für mich in den Worten: Das ist ja gewißlich wahr, und ein theures, werthes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.

Vater, alle meine Sünden wirfst Du hinter Dich zurück! — Wohl dem, dem die Uebertretungen vergeben sind, dem die Sünde bedecket ist. Wohl dem Menschen, dem der Herr die Missethat nicht zurechnet, in dessen Geist kein Falsch ist. Darum bekenne ich Dir meine Sünde, und verhehle Dir meine Missethat nicht. Ich sprach: ich will dem Herrn meine Uebertretungen bekennen. Da vergabst Du mir die Missethat meiner Sünde. (Ps. 32, 1 — 5.)

Nein, es darf nun Keiner mehr verzweifeln an der Vergebung seiner Sünde, der Jesu Christi Lehre und Glauben fest ergriffen hat und redlich darnach thut. Für den floß des Erlösers Blut.

O, so sei es denn auch für mich geflossen! Reuig, bußfertig und mit dem schmerzlichen Gefühl meines Unwerths, nahe ich mich im Geiste Deinem Thron, und flehe zu Dir empor: Vater, verzeihe mir meine Schuld, und behalte mir nicht meine Missethat! — O Gott, gnädig und barmherzig gegen alle Deine Kreaturen, sei es auch noch heute für mich. Ich will hinfort vor Deinen Augen wandeln, demuthvoll, wohlthätig, versöhnlich, allen meinen Feinden verzeihen, hilfreich, keusch, zu allem Guten schnell, im Geiste Jesu meines Erlösers. — Habe ich nur den Trost, daß Du vergessen kannst, was ich gesündigt habe, o so ergreife ich mit neuem Muth den Pilgerstab auf Erden, und kein Leiden soll mich schrecken, denn Du, mein Gott, bist mit mir; wer darf wider mich sein? Wer Dich hat, Gott des unendlichen Weltalls, hat der nicht Alles? Alles, auch wenn sein irdisches Habe und Gut zu Staub würde, wenn die Gewalt seiner Feinde ihn in das Elend stürzte, wenn Krankheiten seine Kräfte verzehrten, wenn der Tod von ihm das Geliebteste hinwegeisse. Er verliert ja nur, was ihm nie gehört hat. Aber dem Geiste bleibt das Geistige, das Beste, wenn Du, mein Gott, ihm vergebend und hold bleibest. In Dir findet er das Köstlichste endlich vollkommener wieder, als er es hienieden genossen.

Mir sind meine Sünden vergeben. Ein entzückendes Gefühl durchdringt mein Herz: denn es ist Dein Wort, welches sagt: Wer seine Sünden erkennt und lässet, der soll Barmherzigkeit erlangen. — So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. So wir aber unsere Sünden bekennen, so bist Du Allerbarmer, treu und gerecht, daß Du uns die Sünde vergibst, und reinigst uns von aller Untugend. (1. Joh. 1, 8. 9.)

Gehe hin, und sündige hinfort nicht mehr, sprach mein Heiland. Ich will es. Ach Vater, wenn Leichtsinn, Gewohnheit und Leidenschaft mich überraschen — gib mir Kraft und Beistand Deines heiligen Geistes!

Gott ist mir gnädig! — Er will verzeihen. Er hat mir verziehen. Mit freiem Muthe trete ich in das Leben; mit größerer Stärke nehme ich die Leidenbürde auf mich, die er mir zu tragen gegeben hat. Er ist mit mir! ich werde siegen; durch Gerechtigkeit und Heiligkeit meines Wandels vor ihm seiner Gnade sicher, werde ich siegen von nun an.

Siehe, um Trost war mir sehr bange. Du aber hast Dich meiner Seele herrlich angenommen, daß sie nicht verdürbe; denn Du wirfst alle meine Sünden hinter Dich zurück. Amen.

311.

Das höchste Gelübde — Weltentsagung.

Gal. 5, 24.

Wie erfreu' ich mich in stillen Stunden!
Ich habe Ruh' in Dir, o Gott, gefunden,
Die himmlisch entzückt.

O Lust, zu Dir sich zu erheben,
Mit jedem Athem und Bestreben
Dich zu empfinden, Dir zu leben,
Der göttlich erquickt.

So sei denn hoch von mir gepriesen,
Mein Gott, mein Heil, daß Du mich unterwiesen,
Stets selig zu sein.
Dir will ich mich nur einverleiben,
Mich Dir zum Eigenthum verschreiben,
Und ewig treu an Dir verbleiben,
Stets Deiner mich freuen.

Laß nur nicht zu, daß ich zur Erde
Von Dir hinweg gelocket werde,
Mein Herr und mein Gott!
Hilf stets mir den Betrug der Sünden
Durch den Gedanken überwinden:
Nichts bleibet im Tod.

Ja, es gibt ein Gelübde, ein hohes, ein heiliges, welches die Ehrfurcht aller Edeln verdient, und das nie zu den verwerflichen Gaben gehörte, die man dem Herrn zu bringen wagte. Dieses Gelübde ward in den ersten Tagen des Christenthums von den heldenmüthigsten Bekennern desselben abgelegt. Dieses Gelübde zu thun ist nicht eine thörichte Versuchung Gottes, oder eine Bestechung seines Willens, sondern die höchste Frucht christlicher Weisheit, in welcher der Sterbliche sich selbst verklärt. In diesem Gelübde liegt, neben dem edelsten Kampf, welchen der Mensch bestehen mag, die gewisseste Seligkeit, als Siegerlohn. — Es ist das Gelübde der Weltentsagung!

Schon oft ist dieses genannt, schon vielfach mißverstanden worden. Christus Jesus forderte diejenigen dazu auf, welche sich zu ihm bekennen und Bürger des Himmelreichs werden wollten; er forderte dazu die Boten Jesu auf, als sie ausgingen, den Völkern das Evangelium zu verkünden. Aber nur Wenige gehorchten der Einladung; Viele, die ihr zu folgen meinten, verloren sich auf Abwegen.

Statt der Welt zu entsagen im Geiste, entsagten sie derselben nur mit dem Leibe. Sie flohen in menschenlose Wüsten; trennten sich vom Umgange mit ihren Brüdern, versäumten die heiligsten von Gott gebotenen Pflichten gegen ihren Nächsten; vergaßen über das Beten die nützliche Arbeit zur Vermehrung allgemeiner Glückseligkeit; und marterten durch Fasten, Geißelungen und Entbehrungen aller Art ihren Leib, statt ihre Lüste und Begierden, ihre Leidenschaften zu tödten.

Oder sie stifteten abgesonderte Gesellschaften, die zwar mit der bürgerlichen Welt in Berührung blieben, aber alle andere Christen nicht für so fromme, ächte Christen als sich hielten; Weltmenschen und Weltkinder alle diejenigen nannten, die nicht mit ihnen beteten, seufzten, und fromme Gebräuche, Ausdrücke und Gebetsformeln gemein hatten.

Zwar auch unter allen diesen waren der Edeln und Guten viel, die mit lebendigem Glauben handelten, und ihr Glaube machte ihre Thaten gerecht. Doch solche Weltentsagung forderte Jesus nicht, als er rief: Wer mein Jünger sein will, der verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach! Denn der Erlöser gab das Beispiel der Weltentsagung, während er mitten unter den Menschen wohnte, und an ihren Freuden und Leiden Theil nahm. Solche Weltentsagung forderte Paulus, der Apostel, nicht, als er rief: Welche aber Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden. (Gal. 5, 24.) Denn Paulus floh in keine Einöde, marterte seinen Leib nicht, entkräftete ihn nicht durch Fasten und Entbehrungen der nothwendigsten Bedürfnisse, sondern er verschaffte sich diese durch seiner Hände Arbeit.

Von Gott empfingen wir den Leib, als ein tüchtiges Werkzeug des unsterblichen Geistes, durch welches er zur Ausübung himmlischer Gebote fähig wird. Es ist uns zur Pflicht gemacht worden, für seine Gesundheit Sorge zu tragen, daß er sei unbefleckt, unzerstört, eine Wohnung des heiligen Geistes.

Von Gott wurden wir in die Welt gesandt, und die Freuden des Lebens gab er zu unserer Erquickung. Nicht diese verunreinigen uns, sondern durch die Verdorbenheit unsers Gemüths verunreinigen wir sie. Die Erde ist des Herrn und Alles, was darinnen ist. (1 Kor. 10, 26.) Aber was aus dem Herzen kommt, verunreinigt den Menschen, nicht aber was zum Munde eingeht. (Matth. 15, 11.)

Und was heißt Weltentsagung in Jesu Sinne? — Und wenn wir nicht den Freuden des Erdenlebens abschwören sollen; wenn wir zwar mit den Weinenden weinen, aber auch mit den Fröhlichen froh sein können, ohne uns der Sünde zu fürchten: wie kann denn der Kampf noch schwer und der Siegerlohn so groß sein?

Gern will ich mich der Betrachtung dieses wichtigen Gegenstandes hingeben, da in ihm der höchste Triumph der Weisheit bestehen soll. Was ist nun die Welt, der ich entsagen muß? und wie soll ich ihr entsagen?

Die Welt ist alles Irdische, was ich hienieden vermittelst meinen Sinnen erkenne und empfinde, Alles, was mir durch die Werkzeuge des Leibes Lust und Schmerz in die Seele bringt.

Dem Weltlichen steht entgegen das Geistliche, oder Alles das, was dem Geist allein gehört, als da sind Erkenntniß, Tugend, Unsterblichkeit, Verwandtschaft mit dem Geiste aller Geister. — Das Weltliche ist vergänglich, abwechselnd; das Geistliche ewig, bleibend. Zum Weltlichen gehört der Leib mit allen seinen Reizungen; der Geist gehört einer höhern Welt an, keiner irdischen; er ist Gottes.

Ich bin ein Geist, und als solcher ein Kind Gottes, des Geistervaters. Ich bin ein Geist, und als solcher soll ich mich höher achten, als alles Irdische der Welt. Ich bin ein Geist, darum soll ich bei allen meinen Wünschen und Handlungen weniger den irdischen Vortheil, als den geistigen vor Augen haben; mein Glück nicht in denjenigen Dingen begründen, die zum Staube der Welt gehören, sondern in denjenigen, die göttlich sind und ewig wie die Gottheit, unvergänglich wie der Geist.

Um also zu begreifen, wie ich als ein höheres, im Ewigen wohnendes Wesen der Welt entsagen könne, muß ich mir den Unterschied zwischen Welt und Geist sehr lebhaft machen, und keinen Augenblick vergessen, daß ich Geist nicht zur irdischen Welt gehöre. Diese ist mir, mit Allem, was sie Freudiges und Schmerzliches hat, nur für kurze Zeit vom Schöpfer geliehen worden. Ihre wandelbare Herrlichkeit verschwebt. Und wenn sie von mir abfällt, bleibt der Geist noch, und nur der Geist.

Wenn nun in mir der Unterschied zwischen Welt und

Ewigkeit, zwischen Staub und Geist zur vollen Lebendigkeit erwacht ist: dann erst kann ich nach Weltentsagung ringen, ohne in Irrthum der Schwärmerei zu verfallen.

Die erste Stufe christlicher Weltentsagung ist: Achte alles Geistige, die Tugend, die Weisheit, das Ewige höher, denn jedes Gut, jede Lust, zu deren Genuß du erst vermittelst deiner Sinne gelangst. Achte dich selbst höher, als die Welt! — Gib jedesmal deinen Pflichten den Vorrang vor allen andern Vortheilen; den Spruch deines Gewissens in dem, was sein soll und recht ist, stelle höher, als jedes andere aus der Sinnlichkeit erwachsende Vergnügen; gehorche Gott mehr als den Menschen.

Diese Hochachtung der Seele für ihre eigene Würde, für ihre göttliche Abstammung — denn sie ist ein lebendiger Athem Gottes! — für ihre hohe Bestimmung, ist die erste Bedingung, ohne welche keine Weltentsagung in Jesu Sinn möglich ist. Denn ein Geist, welcher sich selbst und seinen Beruf im Weltall noch so wenig erkannt hat, daß er sein veränderliches Kleid, den Leib, höher schätzt, wie mag der der Welt entsagen?

Er weiß von seinem eigenen Dasein nichts, sondern er weiß nur, wie das Thier, vom Dasein und Bedürfniß seiner Sinne. Der Kitzel seiner Nerven, die Stillung seines Hungers und Durstes, die Pflege seiner Bequemlichkeiten, die Vermehrung seiner Macht über Menschen und Gut — dies sind die Hauptzwecke seines Lebens. Es sind die Zwecke jedes Thieres. Nehmet den Thieren diesen Zweck: so müssen sie aufhören zu leben, denn sie haben keinen Geist und kein geistiges Ziel. Und soll der Mensch, der ebenfalls nur für Sinnengenuß lebt, ihm entsagen, so würde er seinem Leben selbst entsagen müssen. Denn er kennt kein höheres, geistiges Dasein. Er ist nur ein klügeres, schlaueres, mit seltenen Eigenschaften ausgestattetes Thier.

Darum ist nicht Jedermann der Weltentsagung fähig. Nur der Christ, oder, was dasselbe ist, ein Weiser, kann sich zu ihr erheben. Der Thiermensch, oder, wie ihn die heilige Schrift nennt, der Fleischlich-Gesinnte, stirbt mit seinem Leibe dahin. Das Ziel seines Lebens ist das Grab. (Röm. 8, 6.)

Menschengeist, so lerne dein eigenes Dasein und deinen eigenen Werth kennen, der höher ist, als jede Wollust des Ehrgeizes, des Gaumens, der Habsucht und Ueppigkeit. Du hast deinen Werth aber noch nicht erkannt, so lange du nur Thier bist; so lange dir Bewunderung, Ruhm auf Erden, Schmeicheleien und Ansehen mehr gelten, als das Zeugniß eines frohen Gewissens; so lange du deinen Gewinn an Geld und Gut und Aemtern höher stellst, als den Gewinn neuer Tugendvollkommenheit; so lange du deine Pflicht gegen Gott und Menschen über irdischen Vortheilen vergessen kannst.

Die zweite Stufe der Weltentsagung ist Verachtung alles Irdischen, wo es dem Ueberirdischen, das heißt, dem Göttlichen in uns, den Vorrang nehmen will. Häufig ist im Leben der Streit der niedrigen Begierden gegen die Pflichten, oder Gottes Gebote in uns. Da ist Empörung der Welt gegen den Geist. Lebensgenuß ist angenehm, aber Gerechtigkeit ist mehr werth. Ehre steht hoch, aber Tugend soll höher stehen. — Versage dir die Freuden der Welt nicht; auch für dich schuf sie Gott; aber verstoße sie von dir, sobald du sie nur auf Unkosten deiner Seele genießen kannst. Freuden an sich sind unschuldig, aber die Art, wie du sie nimmst, macht sie schuldig.

Die Erde ist des Herrn und was in ihr ist! — So spricht die heilige Schrift, so die Vernunft. Erst der Mensch entheiligt die Erde durch seine verderblichen Begierden. Die Begierden aber wohnen in ihm, in seiner thierischen Natur.

Verachte deine irdischen Begierden, deinen Zorn und deine Wollust, deinen Ehrdurst und deine Habsucht, deine Schadenfreude und deine neidischen Aufwallungen, sobald sie dein Pflichtgefühl trüben wollen. Du, o Geist, o Gottesathem, sollst über sie, nicht sie sollen über dich herrschen! Denn wo ihr nach dem Fleische lebet, so werdet ihr sterben müssen; wo ihr aber durch den Geist des Fleisches Geschäfte tödtet, so werdet ihr leben. (Röm. 8, 13.) Dies ist Weltentsagung.

Die dritte Stufe zur Weltentsagung, die vollendende, endlich ist: Mache dich unabhängig von Allem, was die Vergänglichkeit Schmeichelhaftes und Fesselndes hat. Binde dich los von Allem, was dich irdisch fest umschlungen hält, so daß du jeden Augenblick Alles, was dir das Liebste und Theuerste zu sein scheint, entbehren kannst, ohne darüber deine innere Zufriedenheit, dein stilles Glück einzubüßen. Dies ist die wahrhafte, vollendete Weltentsagung; dies ist das wahre Leben und Ruhen in Gott. Der ist Gottes, der wohnt auf Erden schon im Ewigen, welcher auf Erden Alles mit Gelassenheit verlieren kann, nur nicht seine Tugend.

Die Weltentsagung fordert von dir nicht, daß du dich aller zeitlichen Sorgen entschlagest; daß du dich weder um deine eigene, noch um die Erhaltung deiner Kinder bekümmerst. Es wird nicht gefordert, daß du deine Güter weggebest, und dich freiwilliger Armuth weihest; daß dir die Gesundheit, die Ernährung, der gute Name der Deinigen gleichgültig sei. — Nimmermehr! Dies wäre nicht Lossagung von der Welt, sondern Lossagung von deinen heiligsten Pflichten, die Gottes durch Jesum geoffenbarter Wille dir gebot.

Aber die Sorge für das Zeitliche wachse nie über deine höhern Pflichten hinaus; reize dich nie zu einer auch noch so geringen Ungerechtigkeit. Das Wohlgefallen an Ehre und Gut werde in dir nie lebhafter, als das Wohlgefallen an denjenigen Tugenden, durch welche du deine Verwandten, deine Mitbürger beglücken kannst. Vielmehr gewöhne dich und die Deinigen, in der einfachsten Lebensart mit dem Allerwenigsten zufrieden zu sein, um desto mehr Mittel für Anderer Wohl zu haben. Setze keinen andern Werth auf Ehre und Gut. Laß dich durch diese nicht fesseln. Denke dich oft und täglich in die Lage hinein, daß du verloren hättest, was du besitzest. Wie würde dir dann zu Muthe sein? Wäre dann dein Lebensglück vernichtet? — Durch diese Vorstellung prüfe dein Inneres, und du wirst fühlen, ob die Welt noch zu starke Fesseln für dich hat. Und hat sie: lerne den niedrigen Werth der vergänglichen Dinge erkennen. Gewöhne dich an den Gedanken, Alles verlieren, Bettler und ehrlos werden zu können, und doch noch Achtung für dich selbst, und dadurch ein unzerstörbares Gut in deiner Brust zu fühlen. Ist dies: so gehörst du Gott, der Ewigkeit, dir; nicht der Welt! Und wer nicht der Welt gehört, der hat ihr entsagt.

Weltentsagung fordert nicht, daß du dich in die Einsamkeit, fern von den Menschen, zurückziehest. Nimmermehr! Du sollst vielmehr wie Jesus unter Deinen Miterschaffenen leben, wirken, nützen. Sei hilfreich, wahrhaft, großmüthig, gern verzeihend, wohlthuend unter ihnen — aber laß dich nicht durch die Vorurtheile oder Annehmlichkeiten des geselligen Lebens fesseln. Liebe alle Menschen, diene allen; aber höher als Alles achte deine eigene Unabhängigkeit. Kein Sterblicher habe jemals so viel Einfluß auf dich, daß er dich zu einer Ungerechtigkeit verführe, zu einem Zorn reize, zu einer unerlaubten Lust locke. Du, Unsterblicher, sollst erhaben durch den Haufen der Irdisch-Gesinnten hingehen, wie Jesus. Ihre Leidenschaften sollen dich nicht anfechten; ihre Laster und Schwachheiten nur dein Mitleiden erregen; ihre Thorheit nie deine Nachahmung aufwecken. Und wenn irgend eine deiner Begierden zu laut wird, denke dann: wenn ich sterbe, und auf diese Minute zurücksehe, werde ich nicht verächtlich mich selber bemitleiden müssen? Warum so viel Gram und Sorge um das Vergängliche? Ist es der Mühe werth? Was habe ich zuletzt davon? Wer Alles, auch äussere Ehrenbezeugungen der Menschen, nur nicht sein Gottesgefühl der Tugend, entbehren kann, der steht erhaben über die Welt. Er gehört ihr nicht. Er kann ihr geben; sie kann ihm aber nichts geben, das er nicht gleichgültig zurückweisen könnte.

Weltentsagung fordert von dir nicht Gefühllosigkeit gegen Freunde, gegen Aeltern, Gatten, Kinder. — Du sollst sie lieben. Liebe ist die süßeste der Erdenfreuden. Aber hänge nicht zu sehr, zu innig an ihnen. Immer behaupte selbst auch gegen sie die Unabhängigkeit und Ruhe der Seele. Und nicht ihre Körper, ihre Geister müssen dir theuer sein; diese bleiben dir, jener ist nach wenigen Jahren unfehlbar Staub und Asche. Gewöhne dich, an ihren Verlust zu denken, — denn früh oder spät erfolgt er gewiß! Versetze dich oft im Geist in die Lage, der Tod habe dir deine Lieblinge einen um den andern geraubt. Und wenn du nun da einsam ständest in der Welt, verwittwet und verwaiset — wohl, dein Herz möchte bluten! — Aber wärest du dann unglücklich? Erhöbe dich dann der Gedanke nicht über den schwersten Schmerz, der Gedanke: wir sind nicht getrennt! Groß ist Gott, groß seine Liebe, groß sein Vaterhaus, in welchem wir beisammen wohnen! Wer seine Geliebten schon hier mit der Aussicht auf die Ewigkeit liebt, daß wir dort eigentlich auf immer beisammen wohnen, nicht hier, wo nur die erste Vereinigung gegründet ward; wer nur für die Ewigkeit liebt, und daher mit edler Gelassenheit seines eigenen oder des Todes seiner Geliebten denken kann: über den hat nur das Ewige, Wahrhafte und Göttliche, nicht das verschwindende Irdische, Macht; der hat der Welt entsagt.

Gott, diese Weltentsagung, dies höchste Gelübde, bin ich stark und weise genug, es zu halten, und Dir geloben zu können? O wie glücklich, könnte ich dies! Dann hätte ja die ganze Welt keine Gewalt an mir; dann stände ich frei und unerschrocken gegen alle Uebel des Lebens ein; nein, dann läge für mich im Schooße der Zukunft kein Unglück mehr. Ich würde von Tage zu Tage sündenloser, ruhiger, beseligter! Ich wandelte dann durch die Welt, wie Einer, den Du, o Gott, gesandt hast, Wohlsein und Glück hienieden zu verbreiten, eine kurze Zeit lang, um nachher wieder noch verklärter zu noch größern und ewigen Wonnen hinberufen zu werden. — Erst dann, Vater im Himmel, wäre ich Dein wahres Kind; erst dann, o Jesus, Messias, ich Dein Jünger! — — O Jesus, hilf, meine Sehnsucht ruft, mein Geist strebt zu Dir empor! Stärke mich durch Deines Geistes Macht! Herr, laß wohlgelingen! Amen.

312.

Weltverbrüderung.

Epbes. 3, 17. 18.

Heilig, heilig ist das Band,
Das die Menschen bindet,
Und geknupft von dessen Hand,
Der die Welt gegründet.
Warum denn noch Trennung hier,
Wie's dem Wahn gefalle:
Einen Schöpfer haben wir,
Einen Vater Alle.

Einen Vater, unsern Gott,
Der uns Alle liebet;
Der uns täglich Trank und Brod,
Kraft und Freude gibet;
Dessen stete Gutigkeit
Fürsten auf den Thronen,
Und auch Arme gern erfreut,
Die in Hütten wohnen.

Menschen, wie und wo sie sind,
Alle seid ihr Bruder,
Und Gott sieht, wie auf sein Kind,
Auch auf Jeden nieder.
O, wie könnt' ich ihn mit Lust
Meinen Vater nennen,
Fühlt' ich nicht ich nicht in meiner Brust
Brudersinn entbrennen!

Es ergoß sich einst die Macht Gottes über die kleine Schaar der Verehrer Jesu. — Vom heiligen Geiste beseelt, predigten sie dem erstaunten Jerusalem That und Lehre des Gekreuzigten. Sie sprachen mit siegender Beredsamkeit wundervoll zu allerlei Volk. Sie sprachen zu allen jüdischen Glaubensparteien und wurden gehört, und Tausende der Besserbelehrten bekannten sich zu dem Glauben an den Gottmenschen. Sie sprachen endlich zu den Heiden, und wurden gehört, und Tausende derselben lernten in Jesu Geist zu Gott beten.

Der Grund zur großen Weltverbrüderung ward gelegt, welche der Messias beabsichtigt hatte, seit er gelehrt, wie nur ein einziger Gott sei, zu welchem alle Sterbliche Abba, Vater im Himmel! rufen dürfen; — seit er gelehrt, daß alle Sterbliche, als Kinder eines ewigen und höchsten Vaters, unter einander verbrüdert seien.

Es ist ein göttlich großer Gedanke, das gesammte Menschengeschlecht, so sehr es auch durch Länder, Meere und Gebirge, oder durch Sprachen und Sitten, oder durch Farbe und Bau ihrer Körper, oder durch Reichthum, Stand und Kenntnisse getrennt sein mag, in einer Liebe und in einem Glauben zu vereinigen. Und dieser erhabene Gedanke war der Gedanke Jesu Christi! Er wiederholte ihn seinen Jüngern oft; und oft erscholl er wieder von den Lippen der Apostel.

In der That ist auch die Religion Jesu, oder das ächte Christenthum, das fähigste und einzige Mittel zur Vereinigung des ganzen menschlichen Geschlechts. Keine andere Religion blüht gleichsam so freiwillig aus dem ganzen Wesen des menschlichen Gemüths hervor, wie diese. Keine andere entspricht so dem Bedürfnisse des Weisesten, wie des unmündigen Kindes. Keine andere ist so unabhängig von den irdischen Verhältnissen aller Länder, Himmelsstriche und bürgerlichen Einrichtungen. Sie ist den Menschen der heissesten Weltgegenden so angemessen, wie denen, die da wohnen, wo der ewige Winter glänzt. Sie ist den Fähigkeiten der allerrohesten Völker so entsprechend, wie den einsichtvollsten Nationen. Sie wirkt auf alle gleich wohlthätig, veredelt alle, verklärt alle. Entsprungen aus dem heiligsten, reinsten Geiste, ist sie nur die Gesetzgebung des gesammten Geisterreichs.

Jesus Christus, als Gesetzgeber der Geisterwelt, hatte nur diese und ihre Erlösung von den Banden des Irrthums und der Sünde vor Augen, nie die irdische Welt und ihre Verhältnisse. Gebet doch dem Kaiser, was des Kaisers ist; aber — gebet auch Gott, was Gottes ist. Er wollte keine Vereinigung der Völker unter einerlei irdischem Zepter — sein Reich war und ist nicht von dieser Welt! — Er wollte selbst nicht sogleich eine Vereinigung aller Kirchen und Glaubensparteien zu einer einzigen Kirche. Denn er selbst blieb dem mosaischen Gesetz getreu. Ihr sollt nicht wähnen, sprach er, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen. (Matth. 5, 17.) Er entfernte sich daher nicht von den äusserlichen Religionsgebräuchen der Juden. Er besuchte fortdauernd ihre Tempel und Synagogen. Seine Religion war und ist keine äusserliche, sondern eine innerliche. Er wollte nur, daß wir Gott, den höchsten Geist, verehren sollten im Geiste und in der Wahrheit; daß Liebe und Gerechtigkeit das Grundgesetz unsers Lebenswandels sei. Dies war der Glaube, dies das Himmelreich, welches zu stiften er in die Welt gekommen war. Und, sprach er, ist nun eure Gerechtigkeit nicht besser, denn der Schriftgelehrten und Pharisäer (welche mehr auf strenge Beobachtung äusserer, kirchlicher Gebräuche, als auf Entsündigung und Heiligkeit des Gemüthes hielten), so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. (Matth. 5, 20.)

Auch die Apostel Jesu waren sämmtlich Juden, und blieben lange den kirchlichen Gebräuchen der Israeliten treu, wiewohl sie schon auch den Heiden das Evangelium und die Einweihung durch die Taufe gebracht hatten. Sie hatten selbst gegen die äusserlichen Religionsgebräuche der Heiden nichts; sie gestatteten sogar den Bekennern Jesu, noch von Götzenopfern zu essen; denn, sagten sie, wir wissen nun von der Speise des Götzenopfers, daß ein Götze nichts in der Welt sei, und daß kein anderer Gott sei, ohne der Ewige! Nur dann hielten sie die Theilnahme der Christen am heidnischen Götzendienste für Sünde, wenn dadurch irgend ein Schwacher irre geführt würde, daß er ins Heidenthum zurückfiele. Die Speise fordert uns nicht vor Gott, sagt der heilige Apostel Paulus; essen wir, so werden wir darum nicht besser sein; essen wir nicht, so werden wir darum nichts weniger sein. Sehet aber zu, daß diese eure Freiheit nicht gerathe zu einem Anstoße der Schwachen. (1 Kor. 8, 8. 9.)

Lange hatten daher die ersten Bekenner Jesu keine eigene Benennung. Unter den Juden galten sie als frömmere Juden; unter den Heiden als Heiden. Erst im Jahre einundvierzig nach Christi Geburt sind sie in der syrischen Stadt Antiochia Christen genannt worden. Von da an blieb ihnen der Name. Von da an empfing der innere Glaube ein äusserliches kirchliches Gewand, und man vereinigte sich zu einer vom Judenthum und Heidenthum abweichenden Art der Gottesverehrung.

So schön und für die Heiligkeit der Sache nothwendig auch dieses ward, entstand doch nachmals, und nur zu bald, mancherlei Spaltung. In den Hauptwahrheiten der Lehre Jesu Christi blieben die Christen zwar einig: aber nicht in ihren besondern Vorstellungsarten von der Person Christi und den kirchlichen Gebräuchen. Bald sah man im Morgenlande allerlei Sekten und Parteien; bald Trennung der römischen Kirche im Abendlande von der griechischen im Morgenlande. Doch Christen blieben sie alle, so verschieden auch ihre kirchlichen Meinungen und Gebräuche sein mochten.

Und so ist es bis zu unsern heutigen Tagen geblieben. Die christliche Religion hat Einheit; die christlichen Kirchen aber haben Verschiedenheit. Denn die Religion ist eine himmliche Gesetzgebung der Geisterwelt, und in der Geisterwelt ist nur eine Wahrheit gültig und möglich. Aber die Kirche ist ein äusseres Bekenntniß und eine äusserliche Einrichtung der Gottesverehrung; und dies kann verschiedenartig werden, je nachdem die Einsichten oder Gemüthsstimmungen der Menschen von einander abweichen. In wärmern Gegenden, wo lebhaftere Einbildungskraft und regeres Blut herrscht, hält der Mensch mehr auf Glanz und Pracht; in kältern Weltgegenden, wo der Verstand mehr Gewalt übt, fordert er größere Einfalt. — Die Religion ist die Seele, und überall eins; die Kirche ist der Leib und das Gewand, welches jene umschließt; er hat oft Gestalt und Farbe verändert.

Daher ist durch die ganze Welt endlich wohl eine einzige Religion möglich, aber nicht leicht eine einzige Kirche. Und es ist wohl ein schöner, doch vergeblicher Wunsch und Traum mancher Christen in unsern Tagen, wenn sie eine allgemeine Kirchenvereinigung zu befördern suchen. Und wäre ihnen heute der Wunsch ausführbar gewesen, würde er schon morgen wieder zerstört sein. So ist es in der menschlichen Natur gegründet. Darum ist zu allen Zeiten nur eine christliche Religion, aber zugleich eine Mannigfaltigkeit der Glaubensparteien gewesen, gegen welche schon der Apostel Paulus vergebens eiferte unter den ersten Christen. — Christen seid ihr, sprach er. So aber Einer sagt: ich bin Paulisch, der Andere aber, ich bin Apollisch — ist es irdisch und fleischlich gedacht. Darum rühme sich Niemand eines Menschen. Es ist ja Alles euer. Es sei Paulus oder Apollos, es sei Kephas oder die Welt, es sei das Leben oder der Tod, es sei das Gegenwärtige oder das Zukünftige: Alles ist euer. Ihr aber seid Christi; und Christus aber ist Gottes. (1 Kor. 3, 4. 21 — 23.)

So sprach, erfüllt vom Geiste Jesu, der erhabene Apostel. Er wollte, wie Jesus, eine allgemeine Verbrüderung der Welt durch Christum. Er wollte nicht, daß unter Christen Trennung sei, oder Unterschied, sie mochten angehören, welcher Nation es wäre, den Juden oder Heiden. Allgemeine Vereinigung, allgemeinen Frieden! war sein Ruf. Denn, sprach er, Christus ist gekommen,

hat verkündigt im Evangelio den Frieden, euch Heiden, die ihr ferne waret (von der Erkenntniß des ewigen Gottes), und denen, die nahe waren, nämlich die Juden. Denn durch ihn haben wir den Zugang alle beide in einem Geiste zum Vater. (Ephes. 2, 17. 18.)

Dies ist der Geist und Sinn des göttlichen Welterleuchters! In diesem Geiste und Sinne des Herrn will auch ich, als sein Bekenner, auf Erden wandeln; und wie er am Tage der Pfingsten zuerst das Gemüth der frühesten Verehrer Jesu belebte, so belebe und stärke er auch mich heute, daß ich während meines ganzen Laufes auf Erden in ihm empfinde, denke, wolle, handle.

Mag auch der mir von Gott beschiedene Wirkungskreis nur sehr klein sein, so will ich doch auch in demselben meinen Theil zur allgemeinen Weltverbrüderung beitragen. Je enger der Kreis meiner Wirksamkeit, je leichter und vollkommener soll ich ihn mit Ausübung meiner Pflichten erfüllen können.

Und so will ich denn jeglichen meiner Nebenmenschen, nah: oder fern, als meinen Bruder achten und lieben; denn jeglicher ist ein Kind Gottes, des allgemeinen Vaters; und ich habe keinen Vorzug vor irgend einem. Ich will zur Vereinigung der großen Geisterfamilie beitragen, indem ich mich selbst zuerst Allen verbrüdere; nicht in Wort, sondern in Kraft und That.

Darum soll fortan auch der Unterschied kirchlicher Gebräuche und Meinungen keinen Unterschied zwischen mir und Andern machen. Christus hat ja mich und den Andern, Beide, versöhnt mit Gott in einem Leibe durch das Kreuz, und hat die Feindschaft getödtet durch sich selbst. (Ephes. 2, 16.) — Wer sich Gott, dem Einzigen, dem Vater aller Wesen, nähert durch den Glauben an Jesum, das heißt, wer sich der Heiligkeit und Vollkommenheit des Allerhöchsten nähert auf dem Wege, den uns Jesus gezeigt hat, und auf welchem wir allein zur Gottähnlichkeit gelangen durch Trennung von allen Sünden; wer in Jesu seinen Heiland und Bruder, wer im Weltall des Schöpfers das Vaterhaus, im ewigen Sein die Bestimmung unserer Seelen erkennt, der ist ein Christ! — Und wenn er auch in manchen Vorstellungen von den meinigen abwiche; und wenn seine Art der Gottesverehrung nicht die meinige wäre; wenn er auch in andern Kirchen betete — er ist dennoch ein Christ! denn er hat mit mir einen Glauben durch Jesum, eine Liebe zu den Menschen, seinen Brüdern, eine Hoffnung im Tode zur Seligkeit, die uns Christus erworben hat.

Doch warum soll ich und will ich in meiner Bruderliebe Keinem den Vorzug geben, weil er den Namen des Christen trägt? Auch der Jude, auch der in der Blindheit irrende Heide, auch der unwissende Anbeter der Gestirne und Götzen, auch der Verehrer eines falschen Propheten ist mein Bruder. Denn welche Weltverbrüderung wäre es, wenn ich erst nach dem Glauben der Menschen fragen wollte, ehe ich ihnen Theil an meinem Herzen gönnen wollte? Jesus will, ich soll dem Gott ähnlich werden, der seine Sonne gnädig aufgehen läßt über den Gerechten, wie über den Sünder. Jeglicher, der mir nahe kommt, daß ich ihm nützlich sein kann, dem soll ich helfen, der ist mein Nächster! So half der barmherzige Samariter, wie Jesus das erhabene Beispiel aufstellte, ohne Ansehen der Religion dem Unglücklichen. So soll auch ich. Hinweg mit dem mörderischen Vorurtheile, welches einst so viel Elend über das Leben der Menschen gebracht hat! Es gibt mancherlei Alter unter den Kinder einer Familie; es gibt Säuglinge und Erwachsene, in Unwissenheit Spielende und Verständige, aber doch sind sie allesammt Brüder. So gibt es mancherlei Anbetungen, aber doch nur einen Vater im Himmel, und wir Alle sind die Seinigen.

Nicht bloß der Religionshaß soll fern von mir sein, sondern auch der Nationalhaß, mit welchem Völker gegen Völker, aus eifersüchtigem Stolze oder aus Rachsucht wegen früherer Beleidigungen, gegen einander oft erbittert sind. So lange man, aus selbstsüchtigen, leidenschaftlichen Gründen, die Flamme dieses Hasses zu erhalten, und hundertjährige Vorurtheile gegen einander zu nähren sucht: so lange wird Weltverbrüderung unmöglich bleiben, wie Jesus will. Jener verderbliche Groll und jene verruchten Mittel, ihn zu nähren, sind fern vom Geiste der wahren, seligmachenden Religion.

Ewig verbannt von mir sei die Abscheulichkeit des Nationalhasses. Sie schändet eben so sehr mein Herz, als meinen Verstand. Denn welches Recht habe ich, ein Volk von mehrern Tausenden, von mehrern Millionen Menschen, ohne Schonung, ohne Ausnahme, im Allgemeinen zu verdammen, zu hassen, und dessen Unglück zu wünschen oder zu betreiben? Sind die Millionen, welche heute leben, Schuld, daß ihre Vorfahren vielleicht einst meinem Vaterlande Schmach und Uebel zufügten? Wer will die Kinder zur Rechenschaft ziehen wegen des strafbaren Thuns ihrer Väter? — Sind die Millionen Männer, Greise, Weiber und Kinder alle insgesammt hassenswürdig, weil ihre Fürsten oder auch nur deren Rathgeber zu feindseligen Handlungen gegen unser Vaterland stimmten? — Was kann ein Volk dafür, wenn Einzelne desselben Unrecht thun? Oder wer wird dieses Volk darum verdammen, wenn es, zum Nachtheil unsers Vaterlandes, seinem Könige und seinem Gesetz treu gehorchte? Thun wir nicht desgleichen? — und ist solcher Gehorsam nicht rühmlich, weil ohne ihn Verwirrung und namenloses Elend allgemein sein müßte?

Wir haben längst mit der Wahrheit erfahren, daß Gott die Person nicht ansieht; sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. (Ap. Gesch. 10, 34. 35.) Ich will mich hüten, in die falschen Urtheile, in die gehässigen Wünsche, in die Ungerechtigkeiten einzustimmen, welche die Leidenschaft eines Hasses einflüstert, der von allen Arten des Hasses zugleich der entehrendste und unverständigste ist. Ich will vielmehr ihn, wo ich ihn bei Andern bemerke, zu unterdrücken suchen. So lebe ich wahrhaft in Jesu hohem Geiste, so befördere ich das Ziel der weisen und guten Weltverbrüderung.

Ach, wann wird dies Ziel errungen sein? Wann wird die gesammte Menschheit eine Heerde, und Christus ihr einziger Hirt sein? Wann wird Friede die entzweiten Völker versöhnen, und in aller Herzen eine Liebe wallen? — Wann sinkt das blutige Schwert; und wann wird Habsucht, Raubgier und Mordlust kein Opfer mehr finden?

Und möge die Zeit auch noch so weit entfernt sein, — ihre Ferne kann mich nicht hindern, daß ich mich ihr nähere. Aber mein Herz schließt den Frieden mit Allen, und nennt Deine Kinder, o himmlischer Vater, Brüder und Gottesverwandte. Aber mein Herz schließt den ewigen Bund der Liebe mit Allen, welches Volkes und Landes,

welcher Glaubenspartei und Kirche sie auch zugethan sein mögen.

Diese heiligen Gesinnungen und Entschlüsse sollen mich immer begleiten. Dazu verleihe mir, o Vater, die Kraft Deines heiligen Geistes. Amen.

313.

Ist ein langsames oder plötzliches Hinsterben wünschenswürdiger?

Erster Theil.

Matth. 7, 20. 21.

Stärke mich durch Deine Todeswunden,
Gottmensch, wenn die seligste der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat,
Meinem Sterbebette naht.

Dann beschatte mich, o Ruh, mit linden,
Stillen Flügeln. Geister meiner Sünden,
Nahet euch dem Sterbebette nicht,
Wo mein schimmernd Auge bricht.

Du, mein Engel, komm von Gottes Throne,
Bringe mir die helle Siegeskrone,
Wehe Himmelsluft und Engelsruh
Wie mit Deiner Palme zu.

Wie erschütternd ist für jeden von uns die Nachricht vom schnellen Tode eines Freundes, einer Freundin; die Botschaft vom Tode auch nur eines Bekannten, den wir noch vor wenigen Stunden, vor wenigen Tagen sahen, sprachen, gesund wußten! Wir erschrecken tief. Es kostet uns Mühe, daran zu glauben, als wenn das unbegreiflich, unmöglich wäre, was im Leben so häufig begegnet; als wenn Gott, der Herr des Lebens und des Todes, für uns, mit uns, mit Allem, was uns in dieser Welt berührt, eine schonende Ausnahme vom gewöhnlichen Lauf der Dinge machen müßte!

Was erschreckt uns denn? — Es dünkt uns schauderhaft, daß der Mensch, wider sein Erwarten, ohne alle Vorbereitung, aus der Mitte seiner Entwürfe und Plane plötzlich weggerissen, in einer andern Welt dasteht. Wir denken uns gleich in das Ich der verstorbenen Person hinein, und empfinden ihr stummes Entsetzen nach der gewaltigen Verwandlung, wenn sie im Zeitraum weniger Sekunden, ohne es zu ahnen, von ihren alltäglichen Werken hinweg im unbekannten Jenseits schwebt. Es ist uns schauderhaft die Trennung ohne Abschied, ohne letzten Händedruck der Liebe.

Anders sind die Empfindungen beim Anblick dessen, der langsam dahinstirbt, und dessen Krankheit sich nur mit dem gewissen Tode enden kann. Wahr ist's, wir sind auf den Verlust, den wir leiden sollen, mehr vorbereitet; aber doch, auch nur beim leisesten Schein des Besserwerdens, wacht und lebt die Hoffnung wieder in uns auf, die Krankheit werde nicht tödtlich sein. Wir hoffen um so leichter, um so inniger, je theurer uns die Person ist, die von uns zu scheiden drohte. Ihr Tod stürzt uns nicht minder in tiefe Betrübniß, ungeachtet wir auf Alles hätten gefaßt sein können. — Wahr ist's, der Kranke leidet selten so schwer, als wir es uns in erhitzter, sich selbst peinigender Einbildungskraft vormalen; allein wer kann die ehemals blühende, nun eingefallene Gestalt, die bleichen Wangen, die matten eingesunkenen Augen sehen, ohne vom heftigsten Mitleid bewegt zu werden; wer kann das Stöhnen, das Seufzen, des Athems schnellen, markten, schweren Zug hören, ohne zu wünschen: möchte der barmherzige Gott doch bald diesen Zustand enden, und dem Leidenden Ruhe geben im Todesschlaf, da dieser nun doch unvermeidlich wird!

So erschreckt uns ein jäher Todesfall; so peinigt uns der Anblick des Allmäligsterbenden.

Welches ist denn nun wünschenswürdiger, wenn Wünsche da etwas vermöchten, wo das Ende aller Hoffnungen und Wünsche eintritt? Ist ein plötzliches oder langsames Sterben vorzuziehen?

Zwar die Frage scheint beim ersten Anblick fruchtlos, da unsere Meinungen über das, was geschehen soll und wird, nichts entscheiden können. Aber demungeachtet ist die Beschäftigung mit diesem Gegenstande sehr anziehend für jegliches Gemüth; und die Betrachtung wird lehrreich und wohlthätig, sobald sie mancherlei Vorurtheile zerstört, welche bei uns darüber eingetreten sind.

Denn, zum Beispiel, gibt es nicht der Sterblichen sehr Viele, welche einen plötzlichen Tod für das größte aller Uebel halten, weil sie glauben, daß wer ihn leide, mitten in seinen Sünden, die er nicht Zeit zu bereuen hatte, dahinfahre zur Verdammniß? — Sind ihrer nicht Viele, die Gott eben deswegen mit Gebet anrufen, daß er sie vor einem schnellen Tod bewahre?

Aber eine solche Meinung ist wohl kaum mehr, als die Frucht des Aberglaubens und einer unwürdigen Vorstellung von der Größe und Gerechtigkeit Gottes. Denn wenn in der That ein schneller Tod das schrecklichste aller Uebel wäre: wie könnte Gott, dessen Kinder wir doch Alle sind, auf dessen Gnade und Erbarmen wir Alle Anspruch machen, einige Menschen in dieser wichtigen Angelegenheit (wenn sie es wäre) begünstigen, andere nicht? — Wenn ein Erdbeben, eine Wasserfluth plötzlich hundert und tausend Menschen aus dem Leben rafft; sind unter denselben nicht eben so viele grobe Sünder, als tugendhafte Gerechte gewesen? Wenn ein schneller Tod das böseste Schicksal wäre, würde der Allbarmherzige nicht in Ertheilung desselben einen Unterschied walten lassen? Was hätten denn Millionen voraus, die langsam auf dem Krankenbette ihr Leben ausathmen?

Man sagt sich wohl: aber der Sünder hat doch noch auf dem Sterbelager Frist, seine vielen Vergehungen zu bereuen und sich wieder zu seinem Gott zu wenden. Sind wir denn nicht allzumal Sünder? Und wenn eine Reue in der Todesangst Alles wieder gut machen könnte: würde es nicht der göttlichen, Alles mit gleicher Huld umfassenden Vaterliebe widersprechen, wenn er vielen Tausenden das Glück versagte, während er es Andern gewährt? Würden auch nur ein irdischer Vater, eine menschliche Mutter solche Ungerechtigkeit an ihren Kindern verüben wollen? — Nein, eure Vorstellung von dem erhabensten aller Wesen ist mangelhaft, weil ihr von dem Werth der Reue auf dem Sterbebette einen irrigen Begriff habet. Wenn ein Verbrecher im Kerker seine Vergehungen voller Angst vor der Strafe bereut: würdet ihr ihn nun in gleichen Werth und Rang mit dem frömmsten, tugendhaftesten Menschen stellen? Würdet ihr ein Kind, welches euch durch Ungehorsam und Bosheit aller Art lange genug betrübte, wenn ihr nun dem Unwesen ein Ende machen wollet, wenn ihr nun mit der längst gedrohten Strafe erscheinet, wenn es nun aus Furcht vor der Strafe weint

und bereut, würdet ihr es eben so belohnen, erfreuen, als das folgsame, fleißige Kind, welches beständig mit der zärtlichsten Liebe zu euch euern Willen vollbrachte? — Euer Gerechtigkeitsgefühl würde sich dagegen sträuben. Wie könnet ihr den Allgerechten für ungerechter halten, als ihr selber sein möchtet? Wie wird eine von der Angst erpreßte Reue des Augenblicks gleichen Werth haben können mit einem ganzen tugendhaften Leben? Christus selbst hat uns vor diesem Irrthum mit hohem Ernst gewarnt. Nicht Thränen, nicht Worte, nicht Gebete machen es aus, sondern Thaten, sondern Werke der Besserung! Darum, an ihren Früchten will ich sie erkennen! spricht der Herr: Nicht Alle, die zu mir sagen: Herr! Herr! werden in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel! (Matth. 7, 20. 21.)

Es ist daher ein schneller Tod keineswegs als eins der schrecklichsten Uebel zu fürchten, weil er uns die Gelegenheit und Zeit raubt, noch unsere Reue zu bezeugen und einige Gebete zu sprechen. Der göttliche Sohn lehrte nicht: Thut Buße in den letzten Augenblicken eures Lebens; sondern er sprach: Wer mein Kreuz während seines Lebens auf sich nimmt und mir nachfolgt, der ist mein Jünger! Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Aber diese Vollkommenheit erwirbt man nicht, wenn uns die Krankheit entkräftet, sondern durch ein anhaltendes Bekämpfen unserer sinnlichen Neigungen, durch Selbstheiligung in Jesu Wort und Geist.

Ist es nun tadelnswerth, aus jenen Ursachen einen schnellen Tod zu fürchten: so ist es wohl nicht minder tadelnswerth, einen schnellen Tod aus bloßer Feigheit zu wünschen. Denn in der That, was kann es anders sein, als Feigheit und Furcht vor dem Schmerz einer Todeskrankheit, vor dem Anblick des Todes selbst, daß Viele wünschen, dereinst so schnell wie möglich weggeschafft zu werden! — Es gehört ein größerer Muth dazu, in Widerwärtigkeiten zu leben, als jählings hinzusterben. Unter Allem, was einen Selbstmörder entehrt, ist seine Furcht vor dem Leben das, was das Schandenvolle seiner That vergrößert. Darum legte die göttliche Weisheit die Lebensliebe, die Todesscheue so tief in die Menschenbrust, damit das feige, schwache Geschlecht nicht zu schnell, von irdischen Unannehmlichkeiten übermannt, im Grabe Ruhe suchen möchte. Denn jene Unannehmlichkeiten und Leiden waren nothwendig, den Geist abzulenken vom Sinnlichen und zu erheben zur Ergreifung des Höhern — aber der Trieb zum Leben wurde nicht minder nothwendig. Ohne diese Fessel würden oft große Länder Einöden geworden, und die Zwecke der Gottheit und die Bestimmungen der Menschen unerfüllt geblieben sein.

Der Weise hat eben so viel Gründe, den langsamen, als den schnellen Tod wünschenswürdig zu finden; nie aber Ursache, weder den einen noch den andern zu fürchten. Denn er kennt den Herrn, der ihn geschaffen hat, er kennt die Stimme des Herrn, die uns in der Todesstunde noch zuruft und spricht: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein. (Jes. 43, 1.)

Fürchte dich nicht vor deiner Auflösung, sie komme früh oder spät; langsam in den Erschöpfungen einer Krankheit, oder langsam in den Entkräftungen des Alters; oder schnell mitten in der Kraft und Lust des Lebens, oder schnell auf dem Schlachtfelde, oder schnell durch irgend ein unvermuthetes, ausserordentliches Unglück. Denn deinen Tod wirst du zwar voraussehen können, wie man am Abend seinen Schlaf voraussieht; aber du wirst ihn nicht erkennen, wenn er da ist, so wenig du den Augenblick erkennst, da du in den Schlummer versinkst. Die dich sterben sehen, wissen davon und schaudern. Sie schaudern, weil die Lebensliebe, welche Gott allen Geschöpfen einflößte, Abscheu hat vor dem, was vom Leben scheidet. Aber du selbst siehst dich nicht sterben, so wenig du dich jemals einschlafen sahst. Du siehst nicht dein gebrochenes Auge; du erschrickst nicht vor der blassen Farbe deines Antlitzes, nicht vor der Kälte deiner Glieder, was denen, die deinen Tod sehen, die Einbildungskraft mit schwarzen Bildern erfüllt.

Fürchte dich nicht vor deiner Auflösung, denn du weißt, wer dich erlöset hat; es ist Christus Jesus, der dir den Weg zum Himmel wies, und dir den Willen des Vaters offenbart hat, durch welchen du, wenn du ihn treu erfüllst, deinen Geist veredelst und würdig machst, in ein herrliches Reich einzugehen. Du weißt, wenn dein Stündlein vorhanden ist, wer dich gerufen hat bei deinem Namen und spricht: „Du bist mein!“ — Es ist der Allmächtige, der Alliebende, der dich erschaffen hat; der dich erkoren hat, nicht zu einem endlosen Verderben und Elend, sondern zur Seligkeit.

Darum fürchte dich nicht, selbst wenn du dereinst auch eines schnellen Todes sterben solltest. Jede übermäßige oder beständige Todesfurcht ist an sich schon nicht nur des Christen, sondern sogar des Heiden unwürdig. Denn diese unnütze Selbstqual wird an sich schmerzlicher, als jemals der Tod selbst sein kann. Sie ermüdet den Geist; raubt uns alle Fähigkeit zur Freude, welche doch die rechte Nährerin der Gesundheit und des Lebens ist, schwächt den Körper und befördert den Tod, welchem man doch zu entfliehen sucht. Es ist bekannt, daß kein gefährlicheres Gift für das Leben erfunden werden kann, als der Schrecken oder die Furcht. Die Furcht ist an sich tödtend, lebenverzehrend. Wer unaufhörlich den Tod befürchtet, stirbt unaufhörlich, und leidet alle Tage, während er ihn in der Sterbestunde nicht einmal empfinden wird.

Darum erheitere, zerstreue dich, beschäftige deine Einbildungskraft mit ganz andern Vorstellungen. Denn nur deine Einbildungskraft ist erkrankt und spiegelt dir bange Dinge vor, nicht deine vernünftige Ueberzeugung. Zerstreue deine Gedanken, die sich immer wieder auf den unangenehmen Gegenstand heften wollen, zu dem hin du sie zu viel geleitet hast. Jede frohe Stunde, welche du gewinnst, ist eine Arznei, eine arme Lebensverlängerung.

Fürchte den Tod nicht, selbst wenn dein Loos einst ein plötzliches Wegsterben sein sollte. Wer kann wissen, was ihm für ein Ende bevorsteht? Wer ahnet, ob ihn eine Feuersbrunst, der Stein von einem Dache, eine Kugel, ein Schlagfluß, oder welcher Zufall hinwegrafft? — Darum bereite dein Haus! Halte Ordnung in deinem Hauswesen, in deinen Berufsgeschäften, daß, wenn du auch noch so jählings aus dem Kreise deiner Freunde scheidest, man nach deinem Absterben Alles in bewundernswürdiger Einrichtung finde, ohne Lücken, ohne Verwirrung. Das Lob der Lebenden folgt dir. Der Segen der Deinigen ruft dir

in die Ewigkeit. Du hast eine der heiligsten Pflichten gegen diejenigen erfüllt, denen du durch die Bande des Blutes gehöreſt. Man darf jederzeit voraussetzen, daß der, welcher in seinen häuslichen Angelegenheiten Ordnung hielt, auch in seinen übrigen, wichtigern Verhältnissen, in den Verhältnissen zu Gott, nicht unvorbereitet vom Tode überrascht wurde. — Lebe und handle jeden Tag so, daß nach deinem Tode, und wenn er in der nächsten Stunde erfolgen würde, deine Familie ohne Kummer, dein Name ohne Schande sei. Denn der Name eines Verstorbenen muß allezeit der segenvollste Nachlaß für die Ueberlebenden sein. Richte deine Sachen nur allezeit so ein, daß sie zu jeder Stunde fremden Augen offenbar werden können, wie es doch immer mehr oder minder nach unserm Absterben der Fall zu sein pflegt.

Bereite dein Haus! — Lebst du allezeit fromm, schuldlos, menschenfreundlich, wohlthuend, ohne Hader und Groll, ganz wie dein Heiland, dein Jesus, dich zu leben lehrte: so ist der plötzlichste Tod für dich nur die plötzlichste Wohlthat. Wie solltest du dich scheuen, vor Gott zu treten? Stehest du nicht beständig vor ihm? Bist du nicht von deiner Geburt an eins seiner Kinder, das er mit Liebe in seinen Armen hält, bewacht und schirmt? — Freilich, du zitterst vor seinem Richterblicke. Er kennt deine Fehler. Aber er kennt ja auch dein ernstliches Bemühen, sie abzulegen. Er kennt ja auch deine redlichen Anstrengungen, wie du, um seiner würdig zu sein, die Versuchungen zur Sünde überwunden; wie oft du deinen Zorn, deine Neigung zum Geiz und zur Wollust besiegt und unterdrückt hast; wie du jeden Fehltritt wieder durch bessere Handlungen gut zu machen bemüht warst. Soll sich denn nun ein Kind fürchten, auch wenn es noch nicht alle Fehler abgelegt hat, vor seinen liebevollen Vater hinzutreten? Hat uns Jesus nicht die unendliche Barmherzigkeit dieses Vaters so schön offenbart? Hat er uns nicht dessen Gnade und Vergebung zugesichert?

Wer immer vor dem Allgegenwärtigen mit liebendem Jesussinn wandelt, der darf vor dem Allgegenwärtigen nicht zittern; — und der plötzlichste Tod wird ihm zur plötzlichsten Wohlthat. Ein schnelles Hinscheiden nimmt dem Tode sein Bitterstes. Der Anblick weinender Geliebten und Freunde, der Gedanke an die Trauer derer, die entfernt sind, erschwert uns nicht den unvermeidlichen Abschied von der Welt. Und doch ist eben dies für ein zärtliches Herz das Traurigste von Allem, was der Tod bringen kann. Wer mag ohne tiefe Schmerzen den Gram der Seinigen sehen, so gut sie ihn auch zu verheimlichen suchen? — wer gelassen sein, wenn sie sich uns nahen, zum letztenmal die Hand der treuen Liebe darzureichen? — wer gelassen sein, wenn sie betend mit tiefem Jammer unser Sterbelager umringen?

Selbst die mancherlei feierlichen Vorrichtungen auf den Fall unsers Absterbens; das bange Lauschen und Achthaben unserer Lieben auf jede unserer Bewegungen; alle die Umstände, welche gewöhnlich einen Sterbenden zu umringen pflegen, erschweren diesen letzten Augenblick des Lebens. Darum sendet Gott oft seinen Lieblingen einen schleunigen Tod. Er entzieht sie der traurigen Nothwendigkeit, Zeugen zu sein von dem fruchtlosen, oft unmäßigen Schmerz der Zurückbleibenden.

Der Tod, das Entschlummern selbst, ist nicht bitter. Er ist ja kein Leiden und kann es nicht sein, weil er das Ende alles Leidens ist, wo das Leiden schon aufhört. Nur die Krankheit ist das Bittere; aber die Krankheit ist nicht Tod, sie führt denselben erst langsam herbei. Wen Gott plötzlich aus der Welt ruft, der ist selbst den Unannehmlichkeiten des Krankenlagers entzogen. Er stirbt, ohne den Tod geschmeckt zu haben. Zwischen seinem Erden- und Himmelsleben liegt kaum ein Augenblick. Ohne Sorgen, ohne Furcht, ohne Schmerz, geht er aus dem Hiersein in einen bessern, edlern Zustand hinüber, wie ein Träumender in das helle Erwachen übergeht. Er weiß nichts von dem Kampf des Triebes zum Leben mit dem Tode; in ihm ist keine Sehnsucht, hier länger bei den Seinigen zu bleiben, noch Reue um das, was er verläßt, noch furchtsames Erwachen dessen, was kommen wird.

Ja, ich betrachte den schnellen Tod nicht als eine Strafe Gottes, sondern als eine seiner schönsten Wohlthaten. So rief er einen Elias, einen Enoch zu sich.

Wie könnte auch jemals das ein Uebel sein, o du namenlose Güte! was von deiner Hand kommt? — Herr des Seraphs und des Wurms, Herr des Lebens und des Todes, ich bin in Deiner Hand; thue mir, wie Du willst, denn was Du thust, ist wohlgethan. Als Du mich aus dem Nichts in dies Leben hineinriefst, war mein Glück Dein Wille; wenn Du mich abrufst vom Leben, sollte da mein Glück weniger Dein Wille sein? Nein, nein, Du bist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Dir, o Gott, und Du in ihm. Du, Herr, bist mein Licht und mein Heil; warum sollte ich mich fürchten? Du bist der Herr meines Lebens, wofür sollte mir grauen?

314.

Ist ein langsames oder plötzliches Hinsterben wünschenswürdiger?

Zweiter Theil.

Jerem. 31, 25.

Es ist noch eine Ruh vorhanden;
Auf, müder Geist, und werde Licht!
Du seufzest hier in Deinen Banden,
Und deine Sonne scheinet nicht.
Sieh auf zu Gott, der dich mit Freuden
Vor seinem Thron wird schöner kleiden;
Und dir, den er unendlich liebt,
Verklärung, statt des Staubes, gibt.

Es ist noch eine Ruh vorhanden;
Auf, müder Geist, ermanne dich.
Gott selber löset deine Banden,
Und führt zum Heiligthume dich.
Bald ist dein schwerer Kampf vollendet,
Bald, bald der saure Lauf geendet,
Bald winkt der Siegeskranz dir zu:
Geh' ein, geh' ein zu deiner Ruh.

Wenn auch Viele sein mögen, welche, stünde ihnen die Wahl frei, einst schnell, ohne die Bitterkeit des Todes zu sehen, dahinsterben möchten: sind doch gewiß noch viel mehr, deren Wunsch ist, sich, wenn auch schon auf einem langen und schmerzlichen Krankenlager, zum Empfang ihrer letzten Stunde vorbereiten zu können. Auch sterben wohl die meisten Menschen auf diese Weise; nur wenige plötzlich dahin, von einem unerwarteten Schicksal getroffen.

Der süßeste von allen Toden ist unstreitig der eines hohen, frommen, ehrenvollen Alters, wo mit allmälig verschwundenen Kräften die Lebensliebe erloschen ist, und der Geist sich zu einem bessern Sein hinübersehnt. Da ist das Leben ein nach und nach verglimmendes Licht, welches so lange, wenn gleich dunkel, brennt, bis der letzte Tropfen Oel in der Lampe verzehrt worden.

Den süßen Tod des ruhigen Alters zu sterben, unter frommen Kindern und Enkeln an Entkräftung einzuschlummern, ist wohl Jedermanns heimlicher oder offener Wunsch. Er wird selten erfüllt. Selten, weil wenige Menschen verstehen, sich ein gesundes und glückliches Alter mit ihren frühern Tagen vorzubereiten. Die meisten halten mit der ihnen von Gott verliehenen Lebenskraft in den jugendlichen und reifern Jahren übel Haus. Sie verschwenden zuviel davon, bald durch übermäßige Arbeit, bald im Schooße der Wollust, bald durch Unvorsichtigkeit in Bewahrung ihrer Gesundheit, bald durch die Gewalt der Leidenschaften, welchen sie sich überlassen. Nichts reibt die menschliche Kraft schneller auf, als Leidenschaft; die unglückselige Neigung zum Zorn, zum Haß, zum Neid, zur thierischen Wollust. Nichts befördert sicherer zum Alter, als heitere Gleichmüthigkeit im Glück und Unglück, wenn man nie im Uebermaß Furcht oder Freude empfindet. — Theils diese Verschwendung unserer Lebenskraft, theils angeerbte innere Neigungen zu einer oder der andern Krankheit, theils Ursachen zu Todeskrankheiten, die wir ohne eigenes Verschulden, durch Ansteckung, Witterung und andere Umstände, empfangen, bringen uns meistens früher, als wir hoffen und wünschen, auf das Sterbebett.

Es geschieht gewiß sehr mit Unrecht, wenn man sich davor fürchtet, während einer Krankheit seine endliche Auflösung mit Gewißheit vorauszusehen. Zwar die Krankheit selbst hat vielleicht zuweilen schmerzhafte Augenblicke. Aber doch wissen wir, daß körperliche Schmerzen aller Art ihrer gewisses Maß haben, welches sie nie überschreiten mögen. Sie können anhaltend, aber dann nie von unmäßiger Größe sein. Erreichen sie den höchsten Grad, so verlieren sie sich in Betäubung, wo man nichts empfindet. Es gehört nicht immer Todeskrankheit dazu, um große Schmerzen zu erzeugen. Wie viel Menschen litten durch Zerschmetterung und Verstümmelung ihrer Gliedmaßen bei aller übrigen Fülle der Gesundheit mehr, als tödtliche Krankheiten Leiden verursachen können! Demungeachtet wurden solche Unglücksfälle, und oft mit bewundernswürdigem Heldenmuthe überstanden. Ja, die meisten Krankheiten, welche für die Zuschauer am schauderhaftesten zu sein pflegen durch die dabei erscheinenden Verzuckungen, sind für den Kranken selbst gewöhnlich von geringer Schmerzhaftigkeit. Auch würden viele erkrankte Personen gewiß muthig die schwersten Krankheiten erdulden, wenn sie mit Sicherheit auf ihre Genesung hoffen könnten. Ein Beweis, daß ihr ungesunder, oft tödtlicher Zustand ihnen nicht allzupeinlich ist. Ein solcher Zustand wird aber weniger durch sich selbst, als durch die Gemüthsart der leidenden Personen erst lästig und unerträglich. Gott legt Niemandem mehr auf, als er zu tragen vermag, aber der Mensch vermehrt seine Bürde oft selbst nur zu sehr durch Ungeduld, Mißmuth, Furchtsamkeit und Verzärtelung. Nicht das körperliche Uebel, sondern das Seelenübel ist immer am schwersten.

Der Mensch mit dem Heldenmuth christlicher Weisheit duldet auch die Krankheit gelassen. Er findet sie leicht. Er weiß, was der Herr verheißt: Ich will die müden Seelen erquicken. (Jeremias 31, 25.)

Der Tod, welchen man auf dem Sterbebette voraussieht, hat vor einem plötzlichen Hinsterben wichtige Vorzüge. Ist dieses oft eine Wohlthat unsers Gottes — und der Vater im Himmel weiß ja immer am besten, was Jedem das Beste ist — so ist jene Art des langsamen Hinsterbens vielleicht wieder eine noch größere Gnade.

Denn so sorgfältig und Ordnung liebend einer auch immerhin in seinen Lebensgeschäften sei, wird er doch, ehe er sich auf immer von den Seinigen trennt, noch vielerlei zu berichtigen haben, um nicht Verwirrung, Mißverständniß und Unannehmlichkeiten zu hinterlassen, wodurch theils das rechtliche Eigenthum, theils der gute Name gefährdet werden kann. Wer ist in seinem Hauswesen alle Tage so geordnet, daß er zu jeder Stunde ohne großen Nachtheil der Seinigen eine lange Reise antreten könnte? Eine Krankheit, welche uns, vielleicht ohne Hoffnung der Genesung, niederstreckt, mahnt uns, vor allen Dingen unsere häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu setzen. Dazu wollte uns Gott zum Besten der Unserigen Frist verleihen. Wer kann mit Ruhe in den Tod gehen, wenn er nicht vorher für seine Angehörigen gesorgt, Jedem mit Gewissenhaftigkeit das Seinige gegeben, und darauf Bedacht genommen hat, daß nach seinem Tode Niemand in Verlegenheit oder Streit gerathe? Es ist wenig daran gelegen, ob wir den Unserigen ein großes Vermögen hinterlassen — denn nicht Jeder hat zu dessen Erwerb Gelegenheit gehabt —, aber Alles ist daran gelegen, daß Ehrlichkeit noch den Namen des Verstorbenen ziere. Wir müssen thun, so viel wir vermögen; — Gott sorgt nach dem Tode für das Andere, das wir nicht vermocht haben. Er ist der Vater der Unserigen. Schon dies ist ein Beweis, daß er es sein will, weil er uns bis zum Tode eine Zeit vergönnt hat, fremdes Gut zurückzugeben; über das, was uns gehört, ein Vermächtniß anzuordnen, worin wir, wenn wir es vermögen, nicht nur unsere nächsten Verwandten, sondern auch unser Hausgesinde bedenken sollen, welches uns mit Treue und Redlichkeit gedient hat; nicht nur unser Hausgesinde, sondern auch öffentliche Anstalten, die zum gemeinen Nutzen dienen. Noch auf dem Sterbebette soll unsere Vaterlandsliebe ein schönes Zeugniß von sich dem Vaterlande geben.

Auch darum ist ein nicht allzuplötzlicher Tod als eine der schönsten Wohlthaten Gottes zu betrachten, weil wir damit Zeit gewinnen, unsere Freunde vorzubereiten auf unser Abscheiden. Sie werden weniger erschüttert, weniger zermalmt sein, als wenn wir plötzlich von ihnen weggerissen würden. Ihr Schmerz mag noch immer groß sein; aber man trägt das Vorausgesehene stärker, die Stimme des Trostes findet leichter Gehör. — Wie schön bereitete Jesus seine Geliebten vor, als er dem Tode, dem unausweichlichen, entgegen ging! Welch ein herzerhebendes Beispiel hat er hinterlassen!

Zudem hat jeder Mensch in seinem Leben noch mancherlei kleine Entwürfe zu irgend etwas Gutem, das er nur wegen anderer Umstände verschob. Gott verhütet, daß ihn ein jäher Tod zu schnell davon hinweg raffe. Er empfängt Frist, noch mancherlei Gutes zu bewerkstelligen, und das Ende seines irdischen Daseins mit einigen schönen Handlungen zu krönen. Wie kann man seine Seele

freudiger ausathmen, als mit dem Bewußtsein, noch in den letzten Augenblicken göttlich gethan zu haben!

Und wären wir auch nicht reich genug, um auf dem Krankenlager mit sterbender Hand freigebig zu sein, und Gutes zu unterstützen — muß man denn immer reich sein, um Gutes zu thun? — Ist nicht oft ein einziges weises Wort tröstlicher, fruchtbarer, heilbringender, als eine Tonne Goldes? zumal ein Wort, gesprochen auf dem Sterbebette von erblassenden Lippen! Ja, das Sterbebett ist eine Rednerbühne, von welcher herab kein Seufzer, kein Wink vergebens gethan wird. Und der, welcher von da spricht, wird mit Ehrfurcht, Glauben und Liebe angehört. Er scheint an den Schwellen des Lebens, vor der offenen Pforte der Ewigkeit, ein anderer Mensch geworden zu sein. Wahrheit liegt in des Sterbenden Mund.

Ein plötzlicher Tod raubt uns alle diese Vortheile. Und Vortheil darf es doch heißen, wenn wir noch vor dem Uebergang in ein anderes Leben Segen über unsere letzten Stunden verbreiten können. So strahlt auch die untergehende Sonne, ehe sie scheidet, noch einmal herrlich über alle Fluren hin, welche sie während ihres Tageslaufes erquickte mit Licht und Wärme. Dann können wir uns heiter abwenden von der Erde nach dem schönen Jenseits; dann nach dem vollbrachten Tagewerk der Verheißung des Herrn gewärtig sein: Ich will die müden Seelen erquicken.

Für den gläubigen Christen, den guten, Gott ergebenen Menschen, den wahren Weisen, hat das Sterben selbst durchaus nichts Schreckhaftes; am allerwenigsten aber in dem Augenblick, da sich der Geist von seiner irdischen Hülle trennen will. Es ist für viele Sterbende ein wahrhafter Genuß gewesen, in der Stille die Entbindung ihres Geistes vom Staube zu beobachten. Sie haben dies deutlich geäussert, zumal wenn sie an Krankheiten erlagen, welche ihnen eine ungestörte Selbstbetrachtung gestatteten. Nichts weniger, als daß ihnen dieser Zustand ein Grausen erregte, wie sie vielleicht in ihren gesunden Tagen selbst gefürchtet haben mochten: nein, sie waren heiterer, feierlicher; Welt und Leben schienen ihnen werthloser gegen den höhern Zustand, in welchen sie sich wunderbar versetzt fühlten.

Das Anfangen des Sterbens ist beim Menschen das wirkliche Anfangen eines höhern Geisteszustandes; und der Geist steht in solchen Augenblicken darum höher, weil die ihn lähmende Schwere des irdischen Leibes nach und nach von ihm läßt. Er wird frei; er erscheint sich selbst in einer ihm vorher unbekannten Stärke und Größe. Dies hat man schon an vielen Sterbenden bemerkt. Sie haben zuweilen vor ihrer gänzlichen Auflösung einige helle Augenblicke, wenigstens solche, in denen sie sich heiterer den Umstehenden mittheilen können und mögen. Gewöhlich wissen sie dann nicht nur die Stunde, nein, beinahe den Augenblick ihres Todes genau voraus. Sie treffen auf dieses hin ganz unbefangen ihre Verfügungen. Sie selbst können aber nicht erklären, wie sie zu dieser Einsicht gelangt sind. Ihre Kräfte haben angefangen, sich auf wunderbare Art zu veredeln. Sie sehen das längstvergangene wieder hell vor sich, das sie in gesunden Tagen vergessen zu haben schienen, oder dessen sie sich nur dunkel erinnerten. Andere sprechen von künftigen Dingen, und diese gehen in Erfüllung. Man hat den Zustand der Sterbenden daher oft mit einer Entzückung verglichen, oder mit einem Licht, das vor seinem Erlöschen noch einmal, und heller als jemals, auflodert. Folglich ist schon im Sterben die Erhöhung des Geistes. Es streift die schweren Bande des Körpers ab; er wird engelhaft. Er geht nichts weniger als in Bewußtlosigkeit und Schlaf, sondern offenbar in das hellste, unbegreiflichste Selbstbewußtsein über.

Man hat den gewöhnlichen Schlaf oft den Bruder des Todes genannt, aber damit eine ganz irrige Vorstellung mit ins Leben gebracht. Man denkt sich den Schlaf als eine Bewußtlosigkeit, weil man sich beim Erwachen nicht dessen erinnert, was der Geist während des Leibesschlummers dachte. — Aber der Geist hat beständiges Bewußtsein; er lebt nur ein doppelartiges Leben. Das eine mit dem Leibe, das andere lebt er unabhängig vom Leibe. Was er mit dem Leibe, das ist mit offenen Sinnen, lebt, dessen erinnert er sich allemal bei offenen Sinnen oder wachend wieder. Hingegen was er bei geschlossenen Sinnen, oder schlafend, lebt, unabhängig vom Körper, dessen erinnert er sich wachend nicht, oder allenfalls nur dunkel aus Träumen, in die er übertritt, wenn er seine Verbindung und Thätigkeit mit den Werkzeugen des Körpers wieder anknüpft.

Allein in dem Zustand, da er gleichsam unabhängig vom Körper, bei geschlossenen Sinnen, für sich selbst lebt, erinnert er sich sowohl alles dessen, was er wachend gethan hat, als auch dessen, was er in seinem unabhängigen Zustande lebte. Hier genießt er also gleichsam die Frucht von seinem doppelten Dasein. An uns selbst können wir dies nicht leicht wahrnehmen, weil wir wachend nur das einfache Sinnen- und Leibesleben führen, wo wir uns von dem Fürsichsein des Geistes keine Vorstellungen machen. Aber doch, auf der Grenzscheide beider Zustände, wo das Sinnenleben und Fürsichsein des Geistes zusammenschmilzt, im Traum, entdecken wir die Spuren. So erinnern wir uns zuweilen erst im Traum eines früher gehabten Traumes, dessen Bild wir wachend nicht fähig waren, herzustellen. Ein Beweis von der Thätigkeit des Geistes in Augenblicken, die wir wachend nicht mehr kannten. So begegnet vielen Menschen, daß sie bei manchen Anlässen zu sich selbst sprechen möchten: „Wie ist mir, ist das, was jetzt geschieht, nicht schon einmal da gewesen? Habe ich das nicht schon erlebt?“ Sie sind dessen so sicher, daß sie oft in dem Augenblicke wissen, wer nun reden, was man nun reden und thun werde, weil es schon einmal so geschehen ist. Und in der That, was sie dachten, wird geredet, wird gethan. Und doch ist dies keine Wiederholung einer wirklich wachend-erlebten Begebenheit: sondern offenbar eine aufgeregte Erinnerung an die Beschäftigung des Geistes während seines Fürsichseins. Er trat damals in die Zukunft gleichsam spielend hinaus. Für ihn, unabhängig von den Sinnen des Leibes, ist keine Trennung vom Künftigen gewesen. Wachend haben wir nur seltene schwache Abspiegelungen vom Thun des Geistes in seinem Fürsichsein.

Auffallender, als an sich selbst, erkennt man die ans Wunderhafte grenzende Hoheit des Geistes, und seines Selbstbewußtseins, an solchen Kranken, die nervenschwach sind, oder im Zustand der Schlafwandler und Schlafredner. Sie erinnern sich in solchen Zuständen alles ähnlichen Vorangegangenen, und zugleich dessen, was sie wachend thaten. So bald ihr Geist aber wieder in engere Verbindungen mit den offenen Sinnen tritt, erinnern sie sich durchaus nicht dessen, was sie im Schlafe waren und thaten. Sie würden, nun sie wachend sind,

glauben, im Schlafe bewußtlos gewesen zu sein, wenn man sie nicht vom Gegentheil belehrte. Der Geist ist also niemals bewußtlos, der Leib schlafe oder wache. Vielmehr wissen wir aus einfachen Erfahrungen an eben geschilderten krankhaften Personen, daß der Geist, während seines Fürsichseins, eine unglaubliche Gewalt hat. Er bedarf der äussern Sinne nicht, um wahrzunehmen, was da ist und geschieht. Er erkennt auf eine für uns unerklärliche Art Menschen und Thiere, selbst das Innere der Personen, selbst das Thun und Treiben entfernter Personen, die er im wachenden Zustand nie gesehen und gekannt hat.

In diese Losgebundenheit vom schweren Sinnenleben tritt der unsterbliche Geist beim völligen Absterben des Körpers wieder ein. Daher ist der Anfang des Absterbens eine Erhöhung seines Zustandes, ein herrliches Freiwerden. Daher die Ruhe der Sterbenden, wenn endlich der wundervolle schöne Augenblick eintritt. Es muß ein unaussprechlich süßer Augenblick sein. Man scheint oft in den Zügen der Verstorbenen, einige Stunden nach ihrem Tode, noch ein zufriedenes, unaussprechlich heiteres Lächeln, als den schwachen, letzten Ausdruck ihres Wohlbefindens, zu sehen. Man glaubt in ihren Mienen zu lesen, wie an ihnen das Wort des Herrn erfüllet ward: Ich will die müden Seelen erquicken.

So ist der Tod also, zumal dem Gerechten, nichts weniger als furchtbar. Es ist ein himmelvoller Augenblick, da der Geist in seine eigenthümliche Freiheit und Würde zurückkehrt. Hat er schon früher gelebt, als auf Erden: so wird er sich da erst dessen wieder erinnern, während ihm dieses so lange unmöglich war, als ihn die dunkele Bürde der irdischen Sinne umfaßte, die er tragen mußte, weil er ein Mensch sein wollte.

Und so wird mir Jesu bedeutungsreiches Wort hell: „Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die Du mir gegeben hast.“ (Joh. 17, 24.) Ja, es ist ein Wiederfinden der Geliebten, ein Wiedererkennen nach der Trennung! — Gibt es schon auf Erden Zustände, wo der Geist des Menschen, zum Theil entbunden vom Leibe, von den ihn blendenden Sinnen, durch seinen bloßen Willen mächtig ist, entfernte, ihm fremde Personen in ihm fremden Gegenden wahrzunehmen: warum nicht mehr noch dann, wenn jede Fessel gebrochen ist?

O Gott, o Gott! auch meine müde Seele wirst Du erquicken. — Nein, ich will nicht mehr zittern vor der Auflösungsstunde. Ich will sie mit jener Heiterkeit, mit jener seligen Zuversicht erwarten, die mir Jesus gab, der Ueberwinder der Todesschrecken; mit jener Heiterkeit, zu welcher Deine unendliche Güte und Liebe mich berechtigt. — O des Entzückens, wenn mir all mein Verlornes nun in dem heiligen, herrlichen Leben wieder wird, dem Du mich geweihet hast! Wenn ich, was meiner Seele theuer war, nach der kurzen Trennung wiederfinde!

Halleluja! Hallelnja! Gelobet sei Gott, der namenlos Herrliche, der namenlos Barmherzige! Halleluja, dem alliebenden Vater der Seelen, die er erquickt und verklärt in den Stunden des Todes. Gepriesen sei der Unendliche, der Vater des Lichts und der Seligkeit, von Welten zu Welten durch die Ewigkeit hinab. Amen.

315.

Die Furcht vor dem Tode.

Erster Theil.

2 Kor. 5, 1—6.

Vollbracht! rief einst nach heissen Stunden
Am Kreuze Jesus Christus laut;
Umkrönt mit Dornen, voll von Wunden,
Rief er zu dem, dem er vertraut.
Und nicht umsonst — die Stunde kam,
Die alle Schmerzen von ihm nahm.

Vollbracht, wie lang' es auch noch währe,
Rief' einst auch ich, und bald, und dann
Bin ich entstorben jeder Zähre,
Bin dort, wo nichts mehr kränken kann.
Ein Herz, von Lieb' und Glauben voll,
Weiß, was es hoffen darf und soll.

Wenn die Sterblichen schon in der Wiege ihre Schicksale und Leiden voraussehen könnten, viele würden noch mehr vor dem Leben zittern, als vor dem Ende desselben, welches wir Tod nennen.

Man hat oft das Leben unter dem Bilde einer Reise vorgestellt. So ist es. Es ist eine Reise, ohne unsern Willen begonnen, ohne unsern Willen vollendet. Mit gewaltiger Eil, unaufhaltsam setzen wir sie fort; wir fangen sie in einer dunkeln Morgendämmerung an, treten aus einer unbekannten Nacht hervor, und eilen einer andern Nacht entgegen. Alles ist Gottes Werk.

Die Augenblicke flüchten, die Stunden rennen an uns vorüber. Gern möchten wir unter den ersten Blumen verweilen, die uns im Morgenroth der Jugend anlächeln. Umsonst! Eine verborgene Macht reißt uns davon, die Blumen fallen welkend aus unserer Hand, die heisse Mittagssonne des Lebens brennt schon über unserm Haupte. Wir sehen freundliche Schatten, wo Erquickung zur Ruhe einladet. Gern möchten wir ruhen. Es ist unmöglich; wir müssen davon, wir halten umsonst die Freude fest, die wir am Wege finden. Sie verschwindet. — Schon röthet sich vor uns der Abend, und hinter dem Abendroth schleicht die Nacht heran. Gern möchten wir stille halten, und der Kühle des lieblichen Abends noch lange geniessen. Weiter! weiter! ruft eine unbekannte Stimme. Wir umklammern vergebens, was wir finden, um den Flug unserer Reise zu verspäten. Allein nichts hilft uns; Alles flieht mit uns den schnellen Strom hinab. Die Röthe des Abends verliert sich. Dunkelheit umhüllt die Gegenstände; alles Licht verlöscht; Alles ist verschwunden; unsere Sinne ruhen, die Reise ist gethan. Wir stehen in der Nacht, die Menschen haben uns vergessen.

Dies ist unser Loos; wir kennen es Alle. Du bebst nicht mehr vor der Nacht, aus welcher du in dies Leben hinübergegangen bist — warum schauderst du vor der Nacht, in die du übergehen sollst? Ist denn dies wunderbare Spiel deines Daseins dein eigenes Werk? Nein, es ist die unabänderliche Folge weiser Anordnungen einer höhern Gewalt.

Was heißt Sterben? — Auslöschen und in süßer Betäubung sein eigenes Selbst und alle Erscheinungen des Tages vergessen, wie einen dämmernden Traum; überschweben in neue Verbindungen der göttlichen Welt, wie in einen Traum; eingehen in erhabenere Verhältnisse, und leises Fortschreiten auf der menschlichen Stufenleiter der Schöpfung.

Wir kennen das Jenseits nicht; aber es kann auch keinem Sterblichen offenbart und ausgesprochen werden, weil es nothwendig alle seine bisherigen Erfahrungen übersteigt, und alle Sinne ihm dafür mangeln. Wie würdet ihr auch nur einem Blindgebornen das Entzücken mittheilen, welches eine schöne Gestalt oder der Zauber einer Frühlingsgegend unter Blumen und Morgenröthen in euch regt? Wenn die Seele eines Thieres jemals eine menschliche Gestalt, und damit das Licht der Vernunft empfinge: würde der neue Mensch sich sehnen, in das vorige Loos des Thieres zurückzukehren, wo es dumpf nur über den gegenwärtigen Augenblick hinbrütete, und nichts wußte, als was jedesmal vor ihm schwebte?

Warum fürchten wir also den Tod, den gewissen Uebergang zum Bessern? Warum scheint uns neben demselben das Dasein, wie wir es haben, schöner, ungeachtet doch nur wenige Menschen fein würden, welche ihr Leben, mit allen seinen Jammerstunden, Thorheiten und Selbstpeinigungen, ganz wie es war, noch einmal leben möchten, wenn sie darin nichts abändern dürften?

Vorzüglich sind zwei Hauptquellen der Todesfurcht, welche unsere Aufmerksamkeit verdienen.

1. *Die Gottheit selbst hat tief mit unserm ganzen Wesen den Trieb zum Leben verflochten.* Daher entspringt die allgemeine Empörung unserer Natur gegen Alles, was Tod heißt.

Ohne diese heftige und fast unüberwindliche Lebenssucht, ohne diesen natürlichen Abscheu vor dem Tode, würde die Erde schon jetzt eine menschenleere Einöde sein. Mit zahllosen Gefahren hat der Mensch hienieden zu ringen; er wäre tausendmal von ihnen verschlungen; aber der Trieb zum Leben gab ihm Muth, und der Muth ihm den Sieg. Manchen hätte die Qual selbstverschuldeter Leiden, oder auch nur die voreilige Furcht, längst des Lebens satt gemacht, und er wäre vor der Zeit seiner Reise dahingesunken; aber die Finsterniß des Grabes schreckte ihn auf, und sehnte ihn mit den Mühseligkeiten des Tages aus. Schon hatte die Verzweiflung sich in ihrem düstern Wahnsinn dem Abgrund genaht, und die freiwillige Flucht in das stille Land der Todten beschlossen; aber da lächelte sie das freundliche Leben an mit neuen Reizen, und die Hoffnungen, welche es beständig begleiten, winden der Verzweiflung den Dolch aus der erhobenen Hand. Es ist *göttliche Bestimmung*, wir sollen leben, um für höhere Bestimmung reif zu werden; darum wurden wir durch die sanftesten und unzerreißbarsten Bande an das Leben geschlossen.

Ohne diese heftige Begierde zum Sein und Leben würde die Fortdauer nach dem Tode uns ein gleichgültiges Gut sein, und mit unserer Vorbereitung zur höhern Vollkommenheit wäre es nie Ernst. Aber die Lebensbegierde ist da, und mit ihr der Wunsch, auch nach den Verwandlungen im Tode fortzuleben. Und mit der Hoffnung auf die Ewigkeit verbindet sich nun das Gefühl der Nothwendigkeit, eines Lebens nach dem Tode, eines schönern, würdig zu werden.

So wird aus der uns angebornen Sehnsucht zum Dasein eine göttliche Offenbarung von unserer Fortdauer nach dem Tode. Und nicht nur den Christen ist durch Jesum Christum, nein, auch allen andern Völkern ist diese beseligende Offenbarung zu Theil geworden. Der Weiseste unter den Weisen des hohen Alterthums und der wildeste Indianer in den Wäldern seiner noch unentdeckten Heimath sehen mit frohem Glauben auf eine Ewigkeit.

Aber darin fehlt der Mensch, daß er den Trieb zum Leben auf eine widernatürliche Weise in eine quälende Leidenschaft verwandelt; daß er sich vor dem Tode mit vergeblichen Einbildungen ängstigt, oder dem jetzigen Leben einen so unermeßlichen Werth beilegt, den es wirklich nie hat.

Oft ist es nur *kränkliche Reizbarkeit*, was den Tod, in der Einbildung, mit gespensterhaften Schrekken umgibt; es ist ein Hang zur Schwermuth, welcher wenn er überhand nimmt, uns unaufhörlich mit der leeren Furcht vor dem Sterben peinigt. Nicht die Verwandlungen des Todes, sondern die Zerrbilder davon sind Furcht erregend, welche sich der Mensch zu seiner eigenen Folter schafft.

Dieser unangenehme Zustand des Gemüthes ist oft nur eine Folge allzuruhiger, sitzender Lebensart und daraus entstehender Verdickung der Säfte im menschlichen Körper und peinlichen Druckes derselben auf das zarte Spiel der Nerven in uns. Er kann zuweilen leichter und schneller durch Bewegungen, körperliche Arbeiten, große Zerstreuungen, als durch die besten Trostgründe, verändert werden. Die Lage eines Menschen, der sich beständig mit Vorstellungen des Erkrankens martert, und in fortdauernder Todesangst lebt, ist schrecklich. Er gehört den Mitteln eines weisen Arztes an.

Nie sollte man sich selbst, nie Andern den Tod und das Grab mit fürchterlichen Farben vormalen, die an sich weder dem Tode noch dem Grabe gehören. Finstere Vorstellungen dieser Art zerrütten nur die Einbildungskraft, und machen höchst verderblichen Eindruck auf schwache Gemüther.

Der Sterbende empfindet den Tod so wenig, als der Müde das Einschlafen. Wir haben viele Menschen gesehen, welche mit vollem Bewußtsein auf dem Sterbebette den Augenblick der Auflösung erwarteten, und selbst verkündeten. Man hatte vorher ihre Einbildungskraft nicht erhitzt, sie entschliefen lächelnd, ohne Angst, wie jeder Christ entschlafen soll, der an Gott glaubt und Vertrauen zu dem Ewiggütigen in frommer Brust nährt. Was die Umstehenden am Sterbebette in den Mienen des Entschlafenen sehen, weiß, der da einschlummert, nicht. Eine Krankheit kann schmerzvoll sein, ihr Aufhören nicht.

Wenn wir den Anblick des entseelten Leichnams schauderhaft finden, wie er da liegt, klar und starr, bleich und ohne Athem, ohne Theilnahme an unsern Empfindungen, ohne Mitleid mit unsern Thränen, als hätte er nie zu uns gehört, nie uns gekannt: so beruht dies Schauderhafte nur in einer Täuschung unser selbst. Prüfen wir uns genau, und es wird uns nicht entgehn, daß wir den Todten beklagen um das, was er nun alles verloren hat. Aber er weiß nicht darum. Wir bilden uns ein, wie zärtlich er uns liebte, wie gern er noch bei uns geblieben sein würde, wie eine unbekannte Hand ihn von uns trennte, und wir vergebens ihn halten wollten. Aber der Todte weiß nicht darum, und selbst diese wehmüthigen Gefühle waren in seinen letzten Tagen und Stunden nie so laut, als sie bei uns Gesunden zu sein pflegten. Er verschwand aus dem Reiche dieses Lebens, und ließ uns seine Asche und Hülle, eine kalte Bildsäule, zurück, die wir einst liebten, da sie beseelt war, die ihm aber nie gehörte, sondern den Elementen wieder zufällt, aus welchen sie nach und nach gebildet ward.

Nicht der Tod, sondern unsere Einbildungen von ihm sind das Furchtbare. Führe deine Vorstellung vom Sterben auf diese einfache Wahrheit zurück, und der Tod wird meistens seine Schrecken verlieren.

Eine andere widernatürliche Entartung des uns von Gott verliehenen Triebes zum Leben ist die allzugroße Anhänglichkeit an das Leben und der allzuhohe Werth, den wir ihm beilegen. Das Leben hat nur einen Werth, insofern wir es zur Vervollkommnung unserer Seele, zur Ausrüstung unsers Geistes mit größern Eigenschaften und zur Beglückung anderer Menschen benutzen können. Können wir dies nicht mehr, verschwindet selbst, wie im hohen Alter, die Hoffnung dazu, so büßt das Leben seinen höchsten Werth ein, und ein neues wird wünschenswürdiger.

Edle Seelen, ihr kennet noch edlere Güter, als das Leben! Ihr, die ihr in den Heldentod gegangen seid für die Freiheit und das Glück eures Vaterlandes und eurer tausend bedrängten Mitbürger; ihr, die ihr für die Wahrheit der Religion Jesu Christi muthvoll den Gang zum Grabe eiltet; ihr, die ihr den Tod vorzoget einem Leben ohne Würde, ohne Tugend — ihr wußtet des Daseins Werth. Ihr starbet muthvoll im Arm der reinsten Tugend, in der Uebung einer himmlischen That. Euer Tod war beneidenswürdiger, als das Leben von tausend Andern! Vollendete, ihr lehret die Hinterlassenen, wie sie handeln sollten! (Matth. 16, 25.)

Das Leben hat nur einen Werth durch unsere Tugenden, durch das Glück, welches wir Andern gewähren können. Wer also, gleich dem Thiere, nur für seinen Hunger und Durst durch die Welt kriecht, ohne sein Gemüth für sein künftiges edleres Dasein vorzubereiten; wer nur lebt, um seinen Gaumen mit Speisen und Getränken, besser als ein Anderer, zu kitzeln — lebt, um seinen Leichnam mit feinern Tüchern zu behängen, als ein Anderer; lebt, um seine Eitelkeit, seinen kleinlichen Stolz prangen zu lassen — flüchtige Dinge, die am Grabe verschwinden müssen, — dessen Dasein ist ohne Werth, und der Verlust desselben verdient keine Thräne.

Oft ist die allzugroße Anhänglichkeit an das Leben nur eine allzugroße Liebe und Sorge für diejenigen, welche wir hinterlassen sollen. Wir schaudern vor dem Tode, weil er uns aus den Armen unserer Gattin, unsers Gatten reißt. Wir beben vor dem Grabe, weil, wenn wir hineinsteigen, noch geliebte Kinder dastehen, unerzogen und verwaiset, ohne Beistand, ohne Schutz von uns.

Daher sieht man, daß junge Leute, oder solche, welche für keine schuldlosen Lieblinge zu sorgen haben, harmloser sterben, als Aeltern, deren Blick mit Zärtlichkeit an ihren Kindern hängt. Aber auch darum soll keine Todesfurcht das Gemüth des Christen überwältigen. Nicht du, o Vater, nicht du, o Mutter, hast bisher dein Kind beschirmt: Gott war es! Gott ist der Vater der Waisen, er, der auch über Glück und Leben des kleinsten Wurmes wacht. Will er ihr Wohlergehen, wahrlich, keines Menschen Macht wird sie verderben. Seine Vorsehung, nicht Menschenwillkür, leitet sie. Ruft dich Gott einst von ihnen ab — eile freudig zu dem himmlischen Vater; es kommt eine Zeit, da ruft er auch deine Kinder zu dir!

2. Die zweite Hauptquelle der Todesfurcht bei den Menschen ist die Entfremdung ihres Gemüths von den ewigen Wahrheiten der Religion.

Wohl bist du auf Christum getauft; wohl bekennst du dich zu ihm im heiligen Nachtmahl; wohl begehest du die üblichen gottesdienstlichen Gebräuche: aber wandelst du auch in Christo und seinen Geboten? Bist du auch mit deinem Gott durch ein andachtsvolles Herz innig vertraut und vereinigt? Gehst du überall die Wege des Herrn? Uebst du überall Gerechtigkeit? Thust du auch des Guten so viel als du vermagst? Hast du deine Feinde versöhnt? Wird dein Bewußtsein nicht von der Erinnerung heimlicher Sünden gequält?

Der religiöse Mensch ist der höhere Mensch auf Erden. Seinen Blick in die Ewigkeit gerichtet, seine Hand zum Wohlthun ausgestreckt, wandelt er in und mit Gott, ruhig in Gewittern und Stürmen; selig in den Freuden, die Gott verleiht. Aber nie erscheint die Würde der Religion in wohlthätigerm Glanze, als in der Stunde des Todes, und selbst schon neben dem bloßen Gedanken an das Grab. Hier offenbart sich ihre göttliche Abstammung, ihre wunderbare Hoheit, ihre tiefbeseligende Macht.

Der rohe, sinnliche Mensch, wenn er den Gedanken des Todes denkt, fühlt die fürchterliche Einsamkeit seines Geistes und die Vernichtung alles seines Habens. Was ist dieser Geist, wenn er entbehren soll, was ihn bisher allein entzückte? Er sann nie auf eine höhere Bestimmung; was wird aus ihm, da er nun die einzige irdische verliert, die er allein kannte und schätzte? Er geht ins Grab, und dahinten bleiben die fröhlichen Gastmähler, die glänzenden Ehrenstellen, die kostbaren Gewänder, die Schmeicheleien der Anhänger, die Verbeugungen der Untergebenen, die gehäuften Schätze mit ihren Zinsen, welche nun lüsternen Erben zueilen. Aermer als der Bettler sonst vor seiner Thür, steht er vor den Thoren der Ewigkeit — er hat seine Habe verloren: er hatte nur eine Welt, die irdische nur. Was wird aus ihm?

O Religion, o süße Ruhe des Gewissens, und du, innige Gemeinschaft der Seele mit dem Allerhöchsten, verlasset mich nie! — Wehe, wer erst dann seinen Arm nach euch ausbreitet, wenn alles Andere zerstäubt und Nichts wird. Wehe, wer erst dann seinen Blick auf die bessere Welt hinlenkt, wenn die Erdenwelt unter seinen Füßen verschwindet.

O mein Jesus, in Deinen heiligen Offenbarungen will ich leben, in Deinen heiligen Offenbarungen sterben. Seligmachend ist die Kraft Deines Wortes, und die Macht des Todes verschwindet vor derselben. Ich lebe ja Dir, und werde nicht sterben. Es ist kein Tod, es ist kein Grab! es ist nur Verwandlung und Verklärung. Gott ist kein Gott des Todes; er ist das Leben, er schuf das Leben, und mein Geist ist sein Werk. Mein Geist ist Leben, der den Staub beseelte, und ist Leben, wenn die Asche wieder verfliegt, die ihn auf Erden als ein Gewand und Werkzeug umgab.

Du, mein himmlischer und mein ewiger Vater, du Ursprung aller Dinge, von dem ich abstamme, zu dem ich zurückkehre — Dir will ich ewig angehören! Süß ist zwar das Leben, aber schreckenlos ist auch der Tod. Mich soll keine Furcht vor ihm überwältigen, keine Furcht vor ihm soll mich von Dir und der Tugend abwendig machen. Ich verschmähe die Tage, welche ich nicht mit guten Thaten schmücken, ich verschmähe ein Leben, das ich nicht mit Tugenden verherrlichen kann.

Auch mich, o Gott, auch mich wirst Du einst zu Dir rufen, wenn meine Stunde vorhanden, mein Ziel erreicht ist. Wohl mir, wenn ich dann denken kann: Ich habe einen guten Kampf gekämpft; ich habe, so weit meine Kräfte reichten, einen wohlthätigen Lauf vollendet; mein harret auch die Krone des ewigen Lebens.

Und wenn die letzte Stunde mir endlich alle Bitterkeiten des Todes, den letzten Kelch der Prüfung, darreicht; wenn meine erstarrende Hand nun nicht mehr die geliebten Seelen segnen kann, die trauernd die Thräne des Abschieds auf mein Sterbekissen weinen; wenn mein Mund, verschlossen, ihnen nicht mehr das letzte zärtliche Wort einer bis im Tode treuen Liebe zustammeln kann; wenn das Geräusch der Welt und ihre freundlichen Töne nun vor meinen Augen verstummen: dann — dann, Herr! befehle ich meinen Geist in Deine Hände! Freudig wende ich mein brechendes Auge ab von denen, die meinem Herzen theuer sind; sie sind in Deinem Schutze. Du bleibest ihnen, wie du auch mir bleibest in den Gefilden des ewigen Lebens.

Nein, ich fürchte den Tod nicht, o Vater des Lebens; denn der Tod ist kein ewiger Schlaf: er ist der Uebergang zu einem neuen Leben, ein Augenblick großer und herrlicher Verwandlung, ein Aufsteigen zu Dir.

Wohl ist die Thräne verzeihlich, welche wir über dem Sarge eines Lieblings vergiessen. Ach, du Quell aller Liebe, Du durchblickst unser Herz. Du siehst das weiche Herz der Mutter, wenn es blutet an der Bahre eines Kindes, das im Sterben die schönsten Hoffnungen mit von hinnen nahm! Du kennst das brechende Vaterherz, wenn der Tod eines theuern Sohnes, einer geliebten Tochter die Glückseligkeit des Lebens vernichtet; aber Dein Geist, der heilige Tröster, durchdringe uns, und lege Kraft in das schwache menschliche Herz! Auch wir sind nur Menschen! Die Gewalt des Augenblicks kann uns beugen, wenn Engel Dich unter ähnlichen Schmerzen preisen würden.

Der Tod unserer Geliebten macht uns endlich unsern eigenen Tod süß; er führt uns der ewigen Vereinigung zu. Jesu Liebesworte verbürgen uns die freudenvollere Zukunft. Auch wir werden mit unsern Geliebten im Paradiese sein! Amen! o Gott, o Vater, es werde wahr! Amen.

316.

Die Furcht vor dem Tode.

Zweiter Theil.

2 Kor. 5, 1.

Weiche, Todesschrecken weiche,
Freu' des Todes dich, mein Herz;
Liegt sie da, die kalte Leiche,
Weggeweint ist jeder Schmerz;
Und der Thränen Quell versiegt,
Wenn mein Staub im Staube liegt.

Tod, du heilest jede Wunde,
Jeder Wunde Narbe du!
Fliegt der Athem mir vom Munde,
Flieg' ich Engelsarmen zu.
Deckt die Nacht mein Staubgebein:
Licht und Freiheit werd' ich sein.

Nimm für alle Erdenfreuden,
Vater, Herzensdank von mir;
Dank für alle meine Leiden,
Vater, sagt die Seele Dir.
Doch entführst Du beiden mich,
Herzlicher noch preis' ich Dich.

Ein kalter Schauder überfließt mich bei den Gedanken meines Todes, und jede Fiber in mir sträubt sich gegen das Gefühl der Auflösung und Trennung. Und doch, wie sich auch Alles in mir dagegen empören mag, doch muß auch ich sterben. Sie tragen den Leichnam des früh verblühten Kindes neben der Leiche des seiner Tage müden Greises an mir vorüber, die Asche der hingewelkten Jungfrau zur Asche des starken Mannes, den eine Krankheit oder ein unglückvolles Ereigniß plötzlich aus den Bahnen seiner Thätigkeit hinwegriß. Auch meinen Leichnam werden sie hinzulegen. Warum lebe ich? Warum soll mir das Sterben nicht so vertraut sein, als das Leben, da beides mir ohne mein Zuthun wird?

Schmerzlich schluchzt der treue Gatte über dem Sarge seiner Geliebten, die er sein anderes Ich, die bessere Hälfte seines Herzens nannte; schmerzlich das fromme Kind im Angedenken des guten, herzlichen Vaters oder der sanft liebenden Mutter, welche ihm, ach immer allzufrüh, genommen wurden; schmerzlich die verzweifelnde Braut über der erstarrten Hülle des Lieblings, dessen Tod für sie der Tod aller heitern Zukunft war; schmerzlich der Vater oder die Mutter, wenn sie in der Ferne den kleinen Hügel erblicken, der die Ueberreste eines theuern Kindes bedeckt, das so oft durch seine Unschuld und Anmuth Entzücken in ihre Seele goß, und ihre Aussichten in die Zukunft mit seelenerhebenden Bildern füllte.

Warum weine ich? Und ihr, die ihr verloret, warum weinet ihr? — Um die Todten, und daß sie scheiden mußten von Allem, was ihnen lieb war? — scheiden von einer Welt, die ihnen so manche Lust gegeben, und noch so manche versprach? Wie vergeblich ist doch euer Mitleiden mit ihnen! Warum beklagen wir denn nicht jeden Abend unsere Geliebten und uns selbst vor Schlafengehen? Ist denn Schlafengehen und Sterben etwas Verschiedenes? Freilich, der Entschlummernde hat die zuversichtliche Hoffnung, mit der aufgehenden Sonne wieder erquickter in das Leben hervorzutreten, wo der Sterbende hingegen diese nahe Hoffnung nicht hat. Er findet die längst verlornen Geliebten wieder, statt euer; er findet seinen Gott, der ihm mehr wird, als ihr arme Waisen ihm waret und geben konntet; er findet ein seliges Dasein ohne Ende; ja, er findet euch selbst eben so bald wieder. Denn was ist zuletzt die längste Dauer eures Erdenlebens? Fraget den siebenzigjährigen Greis, er wird euch antworten: Ich habe von meinem Leben so viel behalten, als wäre es ein Sommernachtstraum von siebenzig Minuten. Nun, und warum weinen wir? Trennt uns nicht auch der Schlaf? Und trennt uns der Tod um viel länger?

Nein, wir sollten unsern sterbenden Freunden beim Scheiden im Tode mit eben der Ruhe die gute Nacht sagen, wie beim Schlafengehen am Abend, wo wir schon über die Nacht hinwegblicken, und uns des bevorstehenden Morgens voraus freuen; oder wir sollten ihnen das freundliche Lebewohl zuflüstern, wie wenn sie die sichere Reise in ein angenehmes Land, in das Haus unsers Vaters, in die Heimath unserer Geliebten antreten, wohin

auch wir eingeladen sind zu kommen, und wohin wir ihnen nach weniger Zeit folgen.

Der Tod ist, wenn ich hinwegthue alle schauerlichen Nebenumstände, mit welchen ihn meine Phantasie begleitet, so furchtbar nicht. Niemand würde den Tod furchtbar finden, wenn er noch keinen entseelten Leichnam gesehen hätte, dessen Blässe, Kälte und gleichsam steinerne Empfindungslosigkeit uns Grausen erregt; wenn er vom Sterben nichts wüßte, als es sei eine Verwandelung unserer Seele, ein Hinüberschweben in das Glücklichere und Seligere.

In der That ist es die finstere Einbildungskraft, welche uns hier am meisten beunruhigt. Sie versetzt uns mit voller Lebenskraft und Lebenssehnsucht in die Lage des Sterbenden, und läßt uns Kummer fühlen, den er nicht kennt, und Schmerzen leiden, von denen er nichts leidet. Sie versetzt uns in das Grab, und sieht die Gliedmaßen unsers Leibes Staub werden, mit denen wir jetzt noch prangen, und denkt sich das Grab als das Ende des gesammten Lebens.

Aber hinweg mit diesen selbstgeschaffenen Schreckbildern der Phantasie, die keine Wirklichkeit haben, und wir werden zwischen Sterben und Entschlummern nur noch geringen Unterschied finden. Unzählige, die sich während ihres Laufes auf die unbilligste Art vor dem Tode fürchteten, sind mit einer Heiterkeit und frohen Gelassenheit nachher entschlafen, wie sie es selbst nie erwartet hatten.

Noch thörichter ist es, den Augenblick der Trennung der Seele vom Leibe für ungemein schmerzhaft zu halten. Ob dies Trennen einen Schmerz im Körper verursachte, hat noch Niemand sagen können. Das krampfhafte Zucken der Muskeln ist meistens wohl schauerlich im Anblick, aber schmerzlos im Gefühle. Ausser dem Entschlafen ist das Hinsinken des Menschen in eine Ohnmacht dem Augenblick des Sterbens am ähnlichsten. Aber der Ohnmächtige, indem seine Kräfte von ihm weichen, empfindet fast keinen Schmerz von Bedeutung. Hätte vielleicht nicht durch künstliche Reizmittel sein Nervengewebe wieder Fähigkeit erhalten, der Seele zu dienen, würde er aus der Ohnmacht in den Tod übergeglitten sein, ohne andere Empfindungen. In dem gleichen Zustande befanden sich alle diejenigen, welche bei strenger Winterkälte erfroren, und dennoch wieder in das Leben zurückgerufen wurden. Ihre Glieder erstarben, während ihr Blut immer langsamer floß, und endlich durch den Frost erstarrte Sie empfanden nichts, als eine unüberwindliche Schläfrigkeit und Neigung, sich niederzulegen, um auszuruhen. Und hatten sie gleich die deutliche Vorstellung, daß solcher Schlaf sich in Tod verwandeln könne, zogen sie doch lieber das Sterben vor, um der Süßigkeit des Schlummers zu geniessen.

Gewiß also ist nicht der Augenblick der Auflösung schrecklich, die wenigsten Menschen werden ihn mit Klarheit gewahr: sondern nur die Einbildungen der Nichtsterbenden sind ihnen selbst das Furchtbarste. Gewiß nicht das Sterben selbst ist ihnen aber so furchtbar, als der Gedanke: Wenn ich nun kein Mensch mehr bin, sondern die Menschengestalt von mir abgelegt habe, was werde ich dann sein? Diese Ungewißheit über das Wichtigste, was uns bevorsteht, erfüllt uns mit Grauen. Erst durch diese Dunkelheit wird uns das klare Tageslicht lieb, von welchem wir umströmt werden; wir gewinnen das lieb, was wir haben, und zittern, das Gewohnte zu vertauschen gegen einen Zustand, von dem wir fast keine Vorstellung haben können.

Hätte die Weisheit des Weltschöpfers aber uns schon im Leben eine Ansicht dessen gewährt, was uns erwartet: wahrlich, das Grab wäre keine Schranke mehr, und Wenige könnten mit Ruhe die natürliche Stunde ihres Todes erwarten! — — Aber eben diese Ungewißheiten sind für den ungeduldigen, leichtsinnigen und oft um Kleinigkeiten verzweifelnden Sterblichen die stärksten Fesseln, welche ihn an das irdische Leben festbinden, daß er es, als Vorbereitungsfrist, vollende; diese Ungewißheiten sind die Schauer, welche den Tod umringen, daß ihn jeder meidet, dem Wahnsinn nicht die Sinne zerrüttet.

Aber auch diese Ungewißheiten sind nur furchtbar, so lange sie noch fern von uns zu stehen scheinen: in der Todesstunde ändert sich ihre Gestalt. Da wird, was hinter uns im verflossenen Leben liegt, schwankend und dunkel, aber die Zukunft und ein neues Dasein wird vom Glanze der Gewißheit umstrahlt. Der Sterbende schließt seine Rechnung mit der Welt ab, segnet noch einmal seine Lieben, und wendet sich von dem Liebsten hinweg, um sich nun ganz selbst zu gehören und in das bessere Sein überzugehen. Das Vergangene hat keinen Reiz mehr für ihn; nur die neue Welt, an deren Schwellen er schon dasteht.

Doch nicht für Jeden läßt der Tod seine Schrecken fallen. Mit Recht zittert der Sünder, wenn er ihn in der Ferne, und mit noch größerm Recht, wenn er ihn unausweichlich in der Nähe erblickt.

Und wer ist Sünder? — Jeder, dem das Irdische im Leben Alles, und das Göttliche in demselben Nichts ist; Jeder, der für diese Welt hier so ganz lebt, als könne es nie enden; Jeder, der mehr an den Kitzel seiner Sinne, als an die Veredelung seines unsterblichen Geistes denkt; Jeder, der für Vermehrung seines irdischen Vermögens, für Erweiterung seines Ansehens, für Lustbarkeiten und Vergnügungen, für den Schmuck seines Leichnams, für Unterdrückung seiner Gegner und Nebenbuhler, und überhaupt für das, was ihm von Erdengütern wichtig ist, Jahre um Jahre verschwendet, inzwischen er für die Vervollkommnerung seiner ewigdauernden Seele kaum Augenblicke anwenden mag.

Dieser stirbt, und seine Seele ist im Tode noch ärmer, als sie einst in der Stunde seiner Geburt gewesen, da sie wenigstens noch das Kleinod der Unschuld trug. Er stirbt, aber sein Geist ist nun ein Nichts; denn das Irdische war ihm ja Alles gewesen, und er nur ein Werkzeug roher Leidenschaften. Was wird aus der Seele, dieser Sklavin des Leibes, wenn ihr Leib, ihr Heer und Abgott, nun Staub geworden? Wo bleiben im Tode die Geschicklichkeiten des Körpers, die kunstvolle Sprache der Geberden, der gaukelnde Witz der Einfälle, die Fähigkeiten, Andere zu überlisten und zu verführen, die Mittel, sich einzuschmeicheln, die tausend kleinen Kunststücke der Eitelkeit und Gefallsucht? — — Sie vergehen mit dem Staube. Aber der arme, verwahrloste Geist und die vergessene Ewigkeit — sie bleiben! Schrecklich genug, sie bleiben! — und die Wirkung der Sünden, und die Rechenschaft und das Gericht und die Gerechten Gottes bleiben!

Verlorner! meine Seele jammert über dein Loos — Engel mögen weinen — aber die ward es gesagt — Gott, Natur, Vernunft, Weltschicksale, Freuden, Unglücks-

tage, Menschen, Bücher — Alles predigte dir, Alles rief dir deine höhere Bestimmung zu; mahnte dich laut, bald leise, drohend, bald flehend, an das Eine zu denken, was noth thut. — — Verlorner, du lächelteſt ſtolz, und dein Stolz war dein Gott; du ſchämteſt dich, der Gute zu ſein — nannteſt es ſchwermüthige Träumerei, Ueberſpannung, Thorheit: reinmenſchlich, wahrhaft edel, ſelbſt mit Vernichtung deiner liebſten Leidenſchaften edel zu ſein! — Verlorner, du haſt dir dein Loos bereitet — und kein Engel ändert die ewigen Geſetze der Natur, oder die Geſetze der Geiſterwelt. Gott iſt gerecht, dich retten keine Gebete, kein Angſtſchweiß auf der erkaltenden Stirn — dein Leben liegt verſchwendet hinter dir, dein Geiſt geht ohne Hoffnung des beſſern Looſes in das neue Daſein hinüber. Du haſt dein Gutes genoſſen, und deinen Lohn dahin!

Ja, Gewißheit, eine grauſenvolle, hat der Sterbliche, der hienieden für das Hienieden lebte, als gäbe es kein Dereinſt! — — Aber Gewißheit hat auch der Gerechte, der mit ſtiller Tugend ſeine Pflichten vollzog, und lieber Wohlſein, Frieden und Glück unter allen ſeinen Miterſchaffenen verbreiten wollte, ſo weit er reichen konnte — als nur ſich allein einen guten Tag leben.

Er hat Gewißheit. Sein Herz ſagt es ihm: Du wirſt nicht ganz ſterben; die ewige Liebe wacht über dich. Die Natur ſagt es ihm, indem er durch ihre Wunder, wie durch einen Schleier, Gott ſchaut und ſeine Majeſtät, Ewigkeit und Gnade. Seine Religion ſagt es ihm, wie Jeſus ſie offenbarte. Er weiß, daß unſer irdiſches Haus, dieſe Hülle, zerbrochen wird; daß wir aber einen Bau haben, von Gott erbaut, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig iſt im Himmel. (2. Kor. 5, 1.)

Was ſind für ein edles Gemüth die Schrecken des Todes? Gaukelſpiele der Einbildungskraft, vor welchen nicht die Seele, ſondern das Irdiſche an und in uns zittert. Hat Jeſus Chriſtus nicht die Schrecken des Todes für uns überwunden? Hat er nicht den freudigen Zugang zum Vater eröffnet, indem er uns lehrte vollkommen werden, wie unſer Vater im Himmel vollkommen iſt?

Möge der Leib ſchaudern, Aſche zu werden, wenn er aufhört, ein Werkzeug ſeiner Seele zu ſein — aber ein heiliges Entzücken erfüllt zugleich die Seele des Gerechten. Denn für ſie iſt im großen Weltall nur ein Leben, und nirgends Tod; für ſie iſt Alles ein großer Zuſammenhang, nirgends eine Zerreiſſung der ewigen Kette von Weſen, die Gottes Allmachthand zuſammenknüpfte.

Millionen überwanden vor mir. Millionen werden überwinden nach mir. Sollte ich allein da ſtehen, und feig und doch vergebens vor einem Tode zittern, der kein Tod iſt? Nicht doch, muthig und mit Frohſinn laſſet uns hinwandeln im Glauben, wenn auch nicht im Schauen. (2. Kor. 5, 7.) Dieſe Freunde, dieſe Kinder, dieſe Geliebten, an denen mein Herz ſo innig hängt, und wenn ich ſie verlaſſe, werde ich ſie dann auf ewig verlaſſen? Es iſt ja nur Trennung von der flüchtigen Dauer einer Sommernacht. Ihre mir verwandten Seelen bleiben mir ja doch treu. Die wunderbar gütige Hand der Vorſehung, welche uns im Dunkel dieſes Lebens zuſammenführte, wird uns auch im Licht des ewigen Seins wieder vereinen. Gott, den der ewige Sohn, den Jeſus die Liebe, die höchſte, reinſte Liebe nennt, wird die Liebe nicht tödten und trennen, die er ſelbſt ſchuf. Nein, der Allerheiligſte, dem wir durch Liebe und Tugend ähnlich werden können, wird die Tugend und Liebe nicht gleich dem Staube verblühen laſſen, von dem ſie nicht herſtammt.

Iſt es denn meines Vaters Wille, ſoll ich früher von hinnen ſcheiden, als ihr, o ihr meines Vaters Vertraute, ihr Geliebten, die Gott mir gab, die Tage meines Lebens zu verſchönern — zärtlich ſeid noch von meinem ſterbenden Blicke geſegnet, wenn mir der Ewige winkt. Eure Thränen der Wehmuth an meinem Sterbelager ſind mir die letzte Bürgſchaft der treuen Liebe, die mich ſo oft beglückte, und dieſe Liebe ſtirbt nicht! Ihr werdet aufhören, um mich zu weinen, aber nicht, mich zu lieben. Und meine Seele, auch in jenen Höhen, auch in der Fülle reiner Seligkeit, wird euch lieben — dies Gefühl, das Gott meiner Seele gab, bringe ich wieder vor Gottes Thron. Weinet nicht, werde ich in der letzten Stunde noch zu euch ſtammeln, es iſt kein Tod, wo Unſchuld, Tugend und Heiligkeit leben. Nur die Sünde iſt Seelentod. Fliehet die Sünde, haltet an Gott, handelt göttlich, ſo viel an euch iſt, und wir gehören uns an und bleiben vereint dort, wie hier.

Ja, mein Leben ſei von nun an, mehr denn jemals, das Leben eines Gerechten, und die Schrecken des Todes werden verſchwinden vor dem Gefühl meiner zunehmenden Tugend und Vollkommenheit, wie die Nebel vor den wachſenden Strahlen einer aufgehenden Sonne. Wie heiter gingen vor mir unzählige edle Menſchen freiwillig für Wahrheit und Recht, für Vaterland und Menſchenglück in den gewiſſen Tod! Sie ſtarben als Märtirer ihrer Seelengröße für die gute Sache. Ihre erhabenen Seelen achteten das Heilige höher, als ein Leben ohne Verdienſt; die Pflicht des Geiſtes höher, als die ſinnliche Freude, noch ein paar Stunden oder Jahre länger Erdenluft zu athmen. Was war ihnen für Gottes Sache das Sterben? Ein Gewinn; der Tod ſchien ihnen nur das Umwechſeln eines Gewandes, und es war nicht mehr. Sie warfen das Verwesliche ab, um anzuziehen das Unverwesliche.

Beneidenswürdiges Schickſal, in ſeinen Pflichten und für ſeine Pflichten das nichtige, leere Leben auszuathmen in Gottes Armen! O Jeſus Chriſtus, dies war Dein Tod, Welterlöſertod! Ach, könnte er der Tod aller Deiner Nachfolger ſein, der meinige, daß ich mitten im Wohlthun und Segnen einer durch mich beglückten Welt den Geiſt aufgeben würde!

Was hätte endlich auch dieſe Erde für Vorzüge, daß ſie das Scheiden ſo ſehr erſchweren könnte? — Der Gerechte ſehnt ſich nach immer höherer Vollendung ſeiner Seele: kann ſie ihm ſchon hienieden gewährt ſein? Ach, dieſen heiligen Durſt ſtillt erſt das Erwachen im beſſern Sein.

Und die Freuden dieſes Lebens — weit entfernt, daß ich ſie verſchmähen wollte, denn ſie ſind Geſchenke aus Gottes Hand! Wie flüchtig ſind ſie doch! Das längſte irdiſche Vergnügen, wie bald ermüdet es uns! — Was haben wir, wenn wir Alles haben, wonach uns gelüſtet? Ein beſtändiges Einerlei; immer ein Honigtropfen mit einem Tropfen Wermuth vermiſcht. Keine Luſt iſt hier ganz rein.

Du fürchteſt, o ſchwacher Sterblicher, den Tod? Aber was hätteſt du vom längſten Leben? Du würdeſt die Freunde deiner Jugend, deine Geliebten, deine Kinder, vor dir hinwegſterben ſehen; du ſtändeſt zuletzt verwaiſet in der Welt, wie ein Fremdling, der nicht mehr zu ihr gehört. Du würdeſt dich mit wehmüthigem Ver-

langen nach denen sehnen, die schon da drüben sind, und Ueberdruß von den leeren Stunden deines irdischen Daseins empfinden; das längste Leben wäre dir eine schmerzliche Last, die du endlich gern in den Arm des Todes abwerfen möchtest, um befreit und froh den theuern Seelen zuzueilen, die dort deiner harren, wo man keine Klage, keine Trennung, keine Thräne kennt!

Ja, mein Jesus, ich will werden, wie Du forderst, ein wahres Kind Gottes, nützlich, liebevoll, wohlthätig, ohne Haß, Eitelkeit und Habgier, rein, wie Du warst, göttlicher Menschenfreund, — dann werde auch ich die Schrecken des Grabes nicht kennen, werde den Tod nicht sehen, sondern nur den leichten Wechsel eines Traumes mit dem Erwachen.

Und wenn ich einst erwache zum ewigen, seligern Sein: o Jesus! du Offenbarer der Ewigkeit! o Gott, du herrlicher Geber der endlosen Seligkeit der Geister! welche heilige Wollust erfüllt mein ganzes Inneres nur schon unter den Ahnungen von dort! Das Grab meine Wiege, das Sterben mein Erwachen, das Verdunkeln der Erdenwelt mein Sonnenaufgang in schönern Gefilden!

Ach, ihr Theuern, ihr vor mir Hingegangenen! ihr Heißgeliebten, deren heiliges Andenken noch immer die Thräne meiner Wehmuth ehret hier im Staube: wie trage ich so sehr Verlangen nach euch! — ich soll euch wieder haben. Ihr, vollkommener als ich, ihr liebet mich noch, wie ich euch liebe in irdischer Unvollkommenheit. O, diese Liebe bindet ja die Geister entfernter Welten, den Himmel mit der Erde zusammen: wie sollte sie nicht unauslöschlich in mir lodern! — Diese Liebe soll mich heiligen, diese Hoffnung des Wiederfindens mich retten vor den Anlockungen der Sünde jeder Art. Ich will empor zu euch — wieder mein ganzes Ich in das eurige auflösen. Darum will ich meine Seele Gott und der Tugend heiligen; nur durch Gott werde ich euer! Ich fürchte den Tod nicht mehr; er ist der Gesandte Gottes, mich zu befreien, mich zu euch hinüberzuführen, ihr Seligen!

Bald, o bald ist's überstanden!
Ruhig harr' ich, Herr, auf Dich;
Viele Tausend überwanden;
Ueberwinden werd' auch ich!
Lauter noch, als die Natur,
Ruft mein Herz mir: glaube nur!

317.

Ueber das Erscheinen der Verstorbenen.

Ev. Luk. 24, 36—39.

Was Du, mein Gott, verhüllt,
Das will ich nicht enthüllen;
Genug, daß mir aus Deinem Willen
Nur Wohlthat quillt!

Es wird die Ewigkeit
Mir viele Räthsel lösen;
Nicht hier, dort seh' ich höh're Wesen
In Herrlichkeit.

Ob die Seelen verstorbener Menschen noch ihren Freunden oder Feinden Zeichen des Daseins geben können; ob sie uns durch den Sinn des Auges, oder Ohres, oder Gefühles wiedererscheinen können, oder nicht — — dies ist kein Grundsatz der christlichen Glaubenslehre, folglich in Absicht auf die Religion selbst etwas ganz Gleichgültiges. Daher folgt hier Jedermann, ohne deshalb sträflich zu sein, eigenen Meinungen; Manche glauben ihre Gründe zu haben, Gespenster, Geistererscheinungen, Ahnungen Abwesender oder Verstorbener anzunehmen; Manche verwerfen dergleichen als grundlose Einbildungen.

Da nun die Religion Jesu Christi, da die Worte und Lehren Jesu selbst, die er während seines Erdenlebens sprach, uns über die eigentliche Beschaffenheit des Geisterreichs keine Aufklärung gaben, und nichts Bestimmtes über den Zustand und das Wesen der Seele nach dem Tode des Leibes mittheilten, sondern höchstens nur andeuteten, was unsere Seelen jenseits des Grabes nicht sein, und was sie nicht thun werden, so bleibt alles Bemühen eitel, den Schleier von der geheimnißvollen Zukunft hinwegzuziehen. Wir verlieren uns bei solchen Untersuchungen in dunkele Träumereien, ohne Haltbarkeit und Gewißheit, und unser Nachdenken ist zuletzt nichts, als das vergebliche Spiel einer unnützen Neugier.

Hätte die Weisheit Gottes es der menschlichen Wohlfahrt und Ruhe für nützlich erachtet, die lebende Welt von den wirklichen Umständen und Verhältnissen des Geisterreichs zu belehren: o so zweifelt doch nicht, es würde auf die sonnenhellste, widerspruchloseste Weise geschehen sein. Wir würden göttliche Offenbarungen empfangen haben; wir würden Offenbarungen kennen, die kein Lebender zu bestreiten fähig wäre. Denn ohne besondere Offenbarung ist keine Kenntniß vom Zustand der abgeschiedenen Seelen möglich. Die bloße menschliche Vernunft ist ein zu matt glimmendes Licht, um jene Finsternisse jenseits der Todesstunde zu erleuchten.

Wenn uns Menschen also, arme, kurzsichtige Sterbliche, von ihrer stolzen Einbildung bethört, Nachrichten über das Geisterreich, Auskunft von der Beschaffenheit der Seele nach dem Tode geben wollen, — wenn kurzsichtige Sterbliche es über sich nehmen, von demjenigen, davon Jesus Christus selbst nicht ohne Absicht schwieg, und wovon keine göttliche Offenbarung jemals kund gethan hat, den Menschenkindern Licht und Offenbarung zu geben: o so zweifelt doch nicht, daß diese Menschen, welche sich vermessen, mehr zu thun, als Jesus unser Heiland that, uns nur statt der heiligen Wahrheit nichtige Schwärmerei, statt der Offenbarung nur ihre Träume mittheilen. — Die heilige Schrift selbst warnt sie vor ihrer Thorheit, vor ihren Einbildungen, vor jenen Muthmaßungen und hohlen Fabeln vom Zustande der Seele nach dem Tode, von Gespenstererscheinungen, Enträthselungen der Dinge jenseits des Grabes, Erforschungen der Zukunft und dergleichen. (1 Tim. 4, 7.)

So gleichgültig freilich immerhin das Glauben oder Nichtglauben der Todtenerscheinung in Rücksicht der Religion selbst sein mag, die darüber nicht ausdrücklich verordnet hat, ist es doch nicht ganz gleichgültig, in so fern dieses Glauben- oder Läugnen der Geistererscheinungen großen Einfluß auf die Gesundheit unsers Leibes und unserer Seele haben kann.

Merkwürdig bleibt es immer, daß zwar die Erscheinung abgeschiedener Seelen schon in den allerältesten Zeiten geglaubt worden ist, aber auch immer nur bei Völkern, die durch ihren Aberglauben oder ihre Unwissenheit bekannt waren. Eben so ist es merkwürdig, daß auch zwar heutiges Tages noch viele Menschen an das Erschei-

nen der Gespenster glauben, aber immer nur wenig unterrichtete, abergläubige, oder nervenschwache und kränkliche, oder solche Personen, welche eine zu allerlei sonderbaren Einbildungen sehr geneigte, lebhafte, schwärmerische Phantasie besitzen. Hingegen wußten davon niemals die weisesten, unterrichtetsten, gesunden und unerschrockenen Personen.

Es bedarf nur eines geringen Nachdenkens, um bald überzeugt zu sein, daß man an Todtenerscheinungen glauben lernen, daß man auf diesen Glauben verfallen konnte, ohne jemals einen abgeschiedenen Geist wirklich in der Natur gesehen zu haben. Denn wie mußte den Sterblichen, welche noch kein höheres Licht von oben empfangen hatten, wie mußte ihnen zu Muthe sein, wenn sie den Leichnam eines bekannten Freundes sahen? Sie konnten sich, auch wenn er schon im Grabe lag, nicht gleich daran gewöhnen, ihn verloren zu haben. Sie meinten, er müßte noch mit ihnen sein; ihre erhitzte Einbildungskraft spiegelte ihnen seine Gestalt oft sehr lebendig vor. Sie überredeten sich im Schrecken, ihn gesehen zu haben, und da sie seinen Leichnam im Grabe wußten, so mußten sie denken, sein Geist könne sich wohl zeigen. — Am Tage ist Jedermann beherzt und fürchtet sich nicht; aber am Abend oder des Nachts, wenn unser Körper ohnehin erschlafft, die Seele ermüdet, die Einbildungskraft und jede Nerve empfindlicher und reizbarer ist, wenn die Finsterniß das Spiel der Einbildungen mehr begünstigt, dann fürchtet der schwache Sterbliche Dinge, die er am Tag selbst verlacht. Daraus läßt sich auch sehr leicht erklären, warum, was man von den grausenhaften Erscheinungen erzählt, meistens nur im Dunkeln, nur in der Nacht gesehen worden sein soll. Daher entsetzten sich selbst Kinder, die niemals von Gespenstern hörten, vor sehr gewöhnlichen Dingen, die in der Dunkelheit der Nacht eine abenteuerliche Gestalt gewinnen, und beim Lichte alte, bekannte Dinge sind.

So entsteht aller Irrthum in der Welt; denn der Irrthum glaubt in allen Stücken an Dinge, die gar nicht sind.

Es mögen nun Erscheinungen abgeschiedener Seelen wirklich statt finden oder nicht — wenigstens wären sie für viele Sterbliche wünschenswerth. Wenn der weinenden Mutter noch das hochselige Kind lächelnd erschiene, das sie durch den Tod verlor; wenn dem liebenden Gatten der Geist seiner verklärten Gattin Trost aus schönen Gefilden in das wunde Herz brächte; ach! wenn eine Verbindung, ein Umgang mit den entschwundenen Lieblingen möglich wäre; wenn das irdische Leben sich so noch an die jetzt verschleierte Ewigkeit drängen, und der Staub den Geist berühren könnte: welch ein erhabenes Loos der Menschheit wäre dies! — — Ach, wir müssen es entbehren. Wir sind desselben noch nicht würdig. Staub ist Staub, und das Geistige wohnt in herrlichern Verhältnissen.

Ich will nicht fragen, ob die Erscheinung abgeschiedener Seelen möglich sei. Es ist ja Vieles möglich, was darum auf Erden noch nicht erfüllt ist. Ich würde mich, wie tausend Andere, in unfruchtbare Muthmaßungen verirren, und aus dem Labyrinth meiner Gedanken noch unzufriedener heraustreten, als ich hineintrat.

Aber fragen will ich: Sind Erscheinungen der Todten wirklich vorhanden? — Wer kann hier antworten? Wer will mich mit Zuverlässigkeit darüber unterrichten? — Nur drei Lehrer gibt es, die mir Auskunft ertheilen können: Jesus Christus, die Erfahrung und die Vernunft, durch welche Gott seinen Willen auch den Heiden offenbaret.

Ich finde aber in der Lebensgeschichte des göttlichen Heilandes mancherlei wunderbare Erscheinungen, welche unerklärlich sind. Ich sehe ihn mit Engeln im Umgang. Ich sehe ihn, als seine Jünger Jakobus, Petrus und Johannes ihn auf das Gebirge begleiten, dort im Glanze der Verklärung, und zwei ehrwürdige Männer der Vorwelt, Männer, die kein irdisches Auge sterben sah, Moses und Elias, an seiner Seite, in Unterhaltung mit ihm. Ich höre eine Stimme aus den Wolken fallen über ihn, die da ruft: Das ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören! (Mark. 9, 2 — 9.) — Ich sehe Himmelserscheinungen an seinem Grabe wachen. Ich sehe den am Kreuze Gestorbenen und Begrabenen wieder lebendig unter den Seinigen, als siegreich Auferstandenen wieder umherwandeln.

Was sollen mir diese wunderbaren Ereignisse aus dem Leben Jesu beweisen? — Nichts anderes, als daß Jesus der Gottmensch sei, der, vermöge seiner höhern Natur, in höhern Verhältnissen wandelte, zu welchen kein schwacher Sterblicher weder vor noch nach ihm gelangt. Er, der dem wüthenden Sturm des Meeres Schweigen gebot, und dem der Ozean gehorchte; er, der Tausende in der Wüste speisete, und dem Blindgebornen durch einen Wink das hellblickende Auge gab — er war ein Anderer, ein Höherer, ein Göttlicherer, als ich und jeder Sterbliche.

Darf ich mich vermessen, mich an die Seite des Gottmenschen zu stellen? Darf ich wähnen, Himmel und Erde werden sich auf meinen Wink, wie auf den seinigen, wunderbar regen? Darf ich glauben, ich stehe mit Gott und Ewigkeit, mit den Lebenden und Seelen der Verstorbenen in so wunderbarer, naher, geheimnißvoller Berührung, wie der Gottessohn?

Nein, jene Erscheinungen, welche ich in der Lebensgeschichte Jesu anstaune, gehören nur dem Gottmenschen; sie beweisen mir nicht, daß jeder Sterbliche ähnliche Erscheinungen haben könne. — Ach, wie tief stehen wir unter dem Herrlichen! — Wie eitel, wie stolz ist der Wahn, daß ich, wie er, mit der Welt der Geister in Verknüpfung sei; daß das, was mir seinen Lebensgenuß verherrlichen sollte, ein alltägliches Ereigniß sei, das Jedem, auch dem Unwürdigsten, widerfahre!

Jesus selbst warnte seine Jünger vor der falschen Einbildung, als könnten Menschen mit Geistern in nähere Berührung kommen. Als er einst über die Wellen des Meeres zu ihnen ging, schrien sie vor Furcht: Es ist ein Gespenst! — Er tadelte ihre ungegründete Furchtsamkeit; sie waren noch nicht verständiger geworden durch das eben so große Wunderwerk mit den Broden; ihr von jüdischem Aberglauben befangenes Herz war noch verstarret. (Mark. 6, 52.)

Jesus tadelte seine Jünger, als er ihnen nach seiner Auferstehung erschien, und sie sich vor seiner Erscheinung nach der Kreuzigung und dem Tode fürchteten, und meinten, sie sähen einen Geist. „Fühlet mich doch, und sehet," rief er, „denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe." (Luk. 24, 39.) Ein Geist oder eine Seele eines Verstorbenen hat also

nichts Irdisches an sich, sagt hier Jesus ausdrücklich, darum kann man sie nicht sehen und nicht fühlen. Was unserm Auge, unserm Ohr, unserm Gefühle erscheint, ist immer etwas Irdisches, nichts Geistiges. Die Seele aber wirft nach dem Tode des Leibes alles Irdische ab, welches im Grabe verweset. Darum ist sie unserm Auge unsichtbar, unserm Gefühle unempfindbar, unserm Ohre unhörbar.

So will ich Sterblicher mich denn nicht weiser dünken, als Jesus, mein göttlicher Lehrer, war; so will ich glauben, wie er seine eigenen Jünger belehrt hat. So bin ich überzeugt, daß kein Mensch etwas Geistiges sehen oder fühlen kann, sondern was er sieht und fühlt, ist immer etwas Irdisches, Leibliches. Folglich kann mir und Niemandem die Seele eines Abgeschiedenen in diesem Leben erscheinen, weil ich die Seele, als solche, weder sehen, noch hören, noch fühlen kann.

Wollte uns aber ein abgeschiedener Geist erscheinen, so müßte er einen neuen Leib anziehen. Dieser neue Leib wäre dann ein ganz anderer, als der im Grabe verwesend liegt; folglich würde ich die Erscheinung, als eine fremde Gestalt, auch nicht kennen, und ihr Erscheinen wäre für mich ganz vergebens. Oder wo steht es in der heiligen Schrift, daß Gott den Seelen nach dem Tode sogleich wieder einen neuen Leib anziehe, der dem vorigen an Gestalt und Gesichtszügen ähnlich wäre? Nirgends sagt dies die heilige Schrift. Wenn also Menschen es dennoch behaupten und lehren, so ist ihre Lehre ein Hirngespinnst, und sie stellen sich mit ihren angeblichen Offenbarungen, von denen Gottes Wort nichts weiß, in die verachtungswerthe Zahl falscher Lehrer und bedauernswerther Schwärmer.

Aber zweitens auch die Vernunft stimmt schon harmonisch mit Jesu überzeugenden Worten zusammen. Sobald die Vernunft aller Völker einmal erwachte, das heißt, sobald die Menschen einmal ruhig und unbefangen nachzudenken anfingen, verwarfen sie die leeren Einbildungen von Gespenstern und Geistern, als altwetterische Fabeln, vor welchen Paulus seinen Schüler Timotheus warnt. So sahen sie das Sinnlose und Thörichte dieser Einbildungen ein, und nannten es mit Recht einen Aberglauben, der die Würde des allerhöchsten Wesens im Menschen entweiht. —

Denn welchen Begriff sollte ich mir von der unendlichen Weisheit Gottes machen, wenn ich glauben wollte, er habe den Seelen nach dem Tode keine höhere Bestimmung gegeben, als zuweilen in der Nacht irgend eine alte, furchtsame Person, oder irgend einen armen, unwissenden Menschen zu erschrecken? — — Wie, hat die unsterbliche Seele jenseits des Grabes kein wichtigeres Geschäft, als ein Popanz und Schreckbild einfältiger Sterblicher zu sein? — Nein, solche Vorstellungen, so ungereimt sie sind, eben so unwürdig sind sie in Rücksicht der Gottheit, der Alles liebenden, der Alles weise ordnenden Gottheit. Nein, der Vater im Himmel theilt unsere Thorheiten nicht mit uns. Er will, daß wir ihn in seiner höchsten Weisheit anerkennen. Wahrlich, er weiset den Geistern der Verstorbenen einen ernstlichern Wirkungskreis an, als nächtlichen Unfug und Gespensterei zu treiben, wie der unwissende mit seinen eigenen Einbildungen sich quälende Mensch wähnt.

Auch sind alle für wahrhaft ausgegebenen Erzählungen von Geistererscheinungen in sich selbst voller Thorheit. Die Erfinder dieser Mährchen sahen nach ihrer Einbildung nicht nur die abgeschiedene Seele in einem neuen Leibe, sondern sogar in neuer Kleidung nach Landessitte, wie sie der Handwerker bereitet. — Niemand will noch einen nackten Geist erblickt haben. Wenn nun auch die Seelen der Menschen erscheinen können: haben denn irdische Kleider auch Seelen, daß sie miterscheinen? Oder wer arbeitet für Geister nach dem Tode Kleidungsstücke, nach Schnitt und Farbe, wie sie ein Verstorbener zu tragen pflegte?

Doch genug des thörichten Unsinns. Ich mag in der Betrachtung desselben nicht lange verweilen. Es stört die Würde, die Heiligkeit meiner Andacht, die ich nur den ernsten, den erhabensten Gegenständen weihe.

Ich sollte drittens auch die Erfahrung befragen, ob sie von Erscheinungen der Seele nach dem Tode wisse. Aber könnte die Erfahrung jemals anders sprechen, als Jesus selber sprach, und als die Vernunft redet? Nur unwissende, rohe Völker, nur nervenkranke oder furchtsame Personen, nur Leute mit sehr lebhafter Einbildungskraft trieben sich von jeher mit Fabeln und Mährchen von Gespenstern und Geistern umher; niemals aber weise, erleuchtete Völker; niemals einsichtsvolle, erfahrne, muthige Männer.

Fern sei also von mir der unchristliche, den Ansprüchen meines Jesu widerstreitende Glaube an Erscheinungen der Todten, an Gespenster, an Kobolde, an Irrgeister, an Höllengeister, und was für Namen man diesen Empfindungen und Hirngespinnsten erhitzter Phantasien gab. Fern von mir sei dieser unchristliche Glaube, der als Aberglaube von dem gemeinen Volke der Juden und Heiden nach ihrer Bekehrung zum Christenthume mit in das Christenthum überging.

Es ist nicht genug, daß wir uns selbst frei machen von diesen falschen, der Würde Gottes zu nahe tretenden Einbildungen; wir müssen vor allen Dingen uns bemühen, auch die zarten Kinder vor solchen zu bewahren, weil Kinder bei der Schwäche ihres Verstandes und bei der Lebhaftigkeit ihrer Einbildung ohnehin großes Gefallen an solchen Mährchen haben. Wir sollen darüber wachen, daß sie nicht vom unwissenden, oft sehr abergläubigen Hausgesinde vor Erscheinungen furchtsam gemacht werden, die sie doch nie erblicken können und werden. Diese Schreckhaftigkeit, welche auf ihre zarten Nerven übel einwirkt, ist sonst unfehlbar für sie die Quelle vieler bitterer Stunden.

Deine Lehre will ich retten, o du göttlichster Lehrer, Jesus, und den Glauben an Dein Wort. So wie Du einst gegen die abergläubige Furcht Deiner Jünger eiferest, so ist es jedes wahren Christen Pflicht, den Aberglauben zu zerstören, wo er ihn findet, damit Jeglicher weiser, freier, furchtloser, wahrheitvoller und reiner werde, und sich, von den Schlacken des Irrthums losgebunden, im Geiste zu Dir erheben könne, ewiger Geist der Wahrheit, des Lichts und Lebens!

Du willst nur Liebe von uns, o Gott der Liebe, und keine knechtische Furcht. Du willst uns nicht mit den Seelen derer schrecken, die Du uns in diesem Leben zu lieben geboten. — Du hast, o Ewiger, von Ewigkeit her unser Loos geordnet, und unser Weg ist bestimmt und bereitet, wenn wir im Tode von unserer irdischen Hülle uns trennen. Wohin Du winkst, dahin werden unsere

Seelen eilen, ach, Barmherziger, und Du winkst sie nicht zum Verderben!

Du selbst verhüllest das Angesicht der Ewigkeit mit undurchdringlichem Schleier für uns. — Ich will nicht mit verwegenem und fruchtlosem Vorwitz diesen Schleier zu heben suchen. — Es ist mir Wohlthat, daß ich nicht weiß, was ich nicht wissen soll. — — Der Tod wird lächelnd einst den Vorhang mir heben — ich werde die Wunder der Ewigkeit sehn, werde Allem, was mir hienieden lieb und heilig gewesen, auch dort gehören — ich werde Dich schauen, Gott schauen.

318.

Gott ist die Liebe.

1 Joh. 4, 3.

Würden alle Zungen schweigen,
Liebe — wärst du doch zu sehn.
Sonne, Mond und Sterne zeugen:
Gott ist Liebe! — Tiefen, Höh'n!
Würden Erd' und Himmel schweigen,
Meine Seele würd' es zeugen.

Trieb zur Ruh' und zum Geschäfte,
Freud' am Dasein kommt von Dir!
Ich, wer bin ich? welche Kräfte?
Gab ein Feind die Kräfte mir?
Ist Gefühl, Gebär und Sprache
Werk der Liebe oder Rache?

O ich fühle Dich und falle,
Vater! Liebe! vor Dich hin.
Freut des Seins euch, Wesen alle;
Ich bin Freude, daß ich bin.
Liebe schuf mich, Liebe giebet
Gutes mir, weil sie nur liebet.

„Die Liebe ist Gott!" Wie oft wird von allen Kanzeln, bei allem Unterricht, in allen Gedanken und Gebeten der Christen dieser große, dieser allein das bange Menschenherz beruhigende Gedanke wiederholt, und doch wie Wenige verstehen ihn ganz! Und, was noch betrübter ist: wie Wenige haben Ueberzeugung und Glauben an das beseligende Wort!

Die Natur spricht es im Himmel und auf Erden aus; alle ihre Gesetze zeugen dafür — unsere Vernunft gebeut den heiligen Glauben — die Offenbarungen Jesu Christi predigen ihn — — aber wie dunkel und zweifelhaft ist dieser Glaube in den meisten Menschengemüthern!

Das gesammte Alterthum der Welt hat gesprochen, Gott sei die weiseste und reinste Liebe — die weisesten und rohesten Völker der Erde sprechen es noch heute. Allein mit ihrem Glauben scheinen viele schreckliche Begebenheiten der Welt im Widerspruch zu stehen. Sie sahen die furchtbar verheerenden Kriege, welche alle Freuden der Nationen vernichteten; Kriege, welche durch Gottes Zulassung geschahen: und nun erschracken sie vor dem Gedanken, daß diese Uebel von dem alliebenden Gott stammen sollten. Sie sahen Wasserfluthen und übertretende Meere ganze Länder verschlingen; sahen die Grundfesten der Erde durch Erdbeben erschüttert, und Städte und Dörfer in die unterirdischen Feuer stürzen, und das Leben von Millionen in einem Augenblick verschwinden; sie sahen Berge zertrümmern, und volkreiche Gegenden unter dem Schutte auf ewig begraben; sie sahen durch einen einzigen unglücklichen Sturm die Schiffe des Meeres in den Abgrund sinken; sahen an Seuchen und Pestilenz oder Hungersnoth ganze Reiche zu Einöden werden, und zweifelnd fragten sie: kann dies Entsetzliche alles ein Werk der liebevollen Gottheit sein?

Nein! rief es in ihrer Brust. Aber doch lagen die schrecklichen Begebenheiten vor ihrem Gedächtnisse. Da suchten sie mit ihrem unmündigen Verstande den scheinbaren Widerspruch in der Weltregierung zu lösen, und sie glaubten nicht nur an den liebenden Allvater, sondern auch an ein böses Wesen neben ihm, welches beständig im Kampf gegen dessen Güte sei. So schuf ihre kindliche Einbildungskraft zwei Gottheiten fast von gleicher Stärke, und setzte beide, als sich bekriegend, auf den Thron des Weltalls. Man liebte die gute Gottheit, und brachte ihr Opfer der Dankbarkeit; und fürchtete eine böse Gottheit oder einen Teufel, und suchte den Zorn derselben durch Gebete zu mildern.

Also erklärten auch die unwissenden Heiden den Ursprung des in der Welt vorhandenen Uebels, welches ihr schwacher Verstand, ihre armselige Vorstellung von der Größe Gottes nicht mit dessen Liebe vereinbaren konnten. So kam die Vorstellung von einem ausser Gott vorhandenen mächtigen bösen Wesen durch die Heiden auch unter die Juden, als diese während der babylonischen Gefangenschaft unter den Heiden leben mußten; und so die Vorstellung von einem Teufel, als Urheber alles Bösen in der Welt, durch die Juden auch unter die Christen, weil Jesus und seine Apostel, wenn sie zu den Juden redeten, nach jüdischer Denkart reden mußten, um vom Volke verstanden zu sein.

Es ist wohl diese unedle und mit der Allmacht und Allweisheit Gottes unvereinbare Vorstellung keiner Widerlegung würdig. Es ist kein Gott ausser Gott! Nur er allein, und kein anderes Wesen, hat Recht, über das Lebendige und Todte; nur er allein ordnet die Schicksale der Welten und des geringsten Wurmes im Staube.

So denkt der Christ. Aber leider ist die Vorstellung vieler Christen von der alliebenden Gottheit darum nicht edler, oft sogar — wer sollte es glauben? — noch viel unreiner, als der Gedanke des Heidenthums. Wenn sich der Heide die Uebel des Lebens nicht unter der Liebe Gottes zusammendenken konnte, erfand er sich zur Erklärung des Widerspruchs eine zweite Gottheit, ein böses Wesen, aber beschuldigte nicht den Gott der Güte des Bösen, und maß ihm keine unwürdige menschliche, oder vielmehr thierische Leidenschaft bei. Hingegen viele Christen, weil sie doch nur an das Dasein eines einzigen Gottes glauben, und weil sie doch die mancherlei Plagen der Menschheit erblicken, erklären sich dieselben damit, daß sie diesen Gott den zornigen, eifrigen, rachsüchtigen, unerbittlichen Gott nennen, der die Fehler eines Augenblicks (denn was ist das Leben eines Menschen, als ein Augenblick?) mit den Qualen einer Ewigkeit straft, und die Sünden der Väter selbst an der ganz unschuldigen Nachkommenschaft rächt, welches, wenn es ein Mensch thun würde, ihm mit Recht zum verabscheuungswürdigsten Verbrechen angerechnet würde.

Diese Vorstellung vom Allerhöchsten stammt noch aus dem Kindheitsalter der Welt, da die Menschen sich Gott noch nicht viel besser als einen allmächtigen Menschen vorstellten, und ihn sogar in Menschengestalt abbildeten. Diese unwürdige Vorstellung stammt noch aus jenen Zeiten her, da Moses zu den Israeliten redete, wie er zu

ihnen reden mußte, um auf ihr rohes Herz Eindruck zu machen. Denn was waren die Kinder Israels, als sie aus Aegypten geführt wurden? Waren sie nicht unwissende, rohe Sklaven, ohne Belehrung, ohne Erziehung, nur der Dienstbarkeit unter ihren ägyptischen Herren gewohnt, nur gehorchend, wenn man ihnen mit der Geissel ihrer Gebieter drohte? Machten sie sich nicht noch Abgötter aus Gold und Stein, um sie anzubeten, gleichwie sie bei den Aegyptern verehrt sahen? Machten sie sich nicht noch dergleichen, obwohl ihnen Moses schon gepredigt hatte, es sei nur ein einziger, allmächtiger Gott, und keine Götter neben ihm?

Daher, um dies Volk zu lenken und zum strengen Gehorsam gegen die himmlischen Vorschriften zu bringen, mußte er in der Denkweise desselben reden. Mit Kindern muß anders als mit Erwachsenen gesprochen werden; mit rohen, unwissenden Menschen anders, als mit einsichtvollen.

Als aber die Juden endlich das Gesetz Mosis beibehielten, und mit Treue beobachteten, blieb auch jene Vorstellung von Gott unter ihnen, wiewohl solche nur für ihre aus der ägyptischen Dienstbarkeit vor tausend und mehr Jahren gehenden Väter gegeben war. Und da die ersten Christen meistentheils Juden gewesen waren, konnte es nicht fehlen, daß sie ihre Denkart von Gott in ihr Christenthum herüber brachten. Und so erbte dieselbe bis auf unsere Zeiten von Geschlecht zu Geschlecht fort, und ward theils durch besondere Zeit- und Menschenverhältnisse, theils durch die beschränkten Kenntnisse mancher Lehrer, theils durch die ungeschickte Auslegung und Anwendung von Stellen der heiligen Schrift unterstützt.

Wir aber halten nur an dem, was Jesus Christus lehrte und offenbarte; und er, der ewige Sohn, schildert uns den Vater als die reinste Liebe, in dem kein Böses gedenkbar sei; als das vollkommenste Wesen, in welchem folglich keine menschliche Schwachheit, kein Zorn, keine Rache, kein Haß, keine Reue möglich ist. Er tadelt die Ausbrüche solcher Leidenschaften selbst an den Menschen — wie könnte er sie an dem höchsten Wesen, an dem, der nur Liebe und Güte, und nichts als Liebe ist, lobenswürdig finden?

Wie aber wenn Gott nur lieben, nie zürnen, nie rächen will, wie ist denn das Uebel in die Welt gekommen? Wer ist denn der Urheber so manches Elendes und Leidens hienieden? So fragt der zweifelnde Christ, so der leidende Mensch, welcher sich das Unglück aller Art, so er sieht, nicht anders zu erklären weiß. Wenn denn Gott Alles schuf, hat er nicht auch das Böse erschaffen? Und wie soll ich dies mit seiner Weisheit und Güte, ja nur mit seiner Gerechtigkeit vereinbaren?

Was kann ich dir antworten, Zweifler, als das Einzige: im ganzen Weltall ist nichts Böses vorhanden, als die Sünde! Und die Sünde ist ein Werk des Menschen, vermöge seiner ihm von Gott gegebenen Freiheit, das Rechte oder Unrechte wollen zu können.

Da nun aber in den göttlichen Schöpfungen Alles gerecht und gut ist, so scheidet sich alles Ungerechte von selbst aus, und wenn ein Mensch das Ueble will, so empfindet er dessen Schmerz; — der Schmerz aber diene zu seiner Besserung und Belehrung, daß er nicht ferner gegen die Ordnungen Gottes im Weltall handle: zu den Ordnungen Gottes aber gehören nicht bloß die Gesetze der todten Natur, sondern auch der lebendigen in uns.

Wir selbst also sind die Urheber unserer meisten Leiden, indem wir in der Leidenschaft, gleich Blinden, gegen die ehernen, ewigen Verfassungen der Schöpfung anrennen. So ist das Kind Urheber seines eigenen Schmerzes, wenn es sich aus Unwissenheit mit gefährlichen Werkzeugen verletzt; dieser Schmerz aber ist der wohlthätige Lehrer der Vorsicht. So ist das Kind Urheber seiner eigenen Noth, wenn es aus Muthwillen, Ungehorsam, Eigensinn oder Leichtsinn das seiner Gesundheit Nachtheilige genießt; aber diese Noth wird ihm die wohlthätige Lehrerin der Klugheit und Tugend.

Das sind die Ordnungen des Himmels auf Erden, daß wir weiser, daß wir täglich einsichtvoller, daß wir tugendhafter und gottergebener werden sollen. Noth und Schmerz sind die Lehrer und Wegweiser der Menschheit zum Vollkommenen. Und wäre niemals dem Menschen Weisheit und Tugend gepredigt worden, die stumme Natur, diese Verkündigerin Gottes, hätte sie gelehrt.

Es ist wahr, auch noch manches andere Ungemach des Lebens ist vorhanden, welches keineswegs als eine Folge unserer Thaten angesehen werden kann. Wenn Hagel die Saaten niederschlagen, Kriege unsere Wohnungen veröden, Pestilenz die Länder verwüstet, Wasserfluthen oder Erdbeben blühende Städte und ihre Bewohner verschlingen — was kann der schwache Sterbliche gegen die Gewalt der Natur, gegen die Macht des Allmächtigen? Und doch sind dies Uebel schrecklicher Art — und doch ist Gott die reinste Liebe.

Ja er ist es! Auch in den zerstörendsten, furchtbarsten Erscheinungen der Natur ist Gott die reinste Liebe.

Denn was wird am Ende durch alle jene Umwälzungen zerstört? Der Staub — der Leichnam des Menschen; nicht er selbst, nicht der ewige Geist. Wer will das Ende alles irdischen Uebels aber ein Uebel nennen? Und ist der Tod nicht der Schluß des Irdischen, die Eröffnung des erhabenern Daseins? Wenn nun Tausende und Tausende, Väter mit ihren Kindern, Gattinnen mit ihren Gatten, im gleichen Augenblicke durch eine gewaltsame Naturbegebenheit nach den Entwürfen der Vorsehung sterben: ist in der Sache selbst eine große Verschiedenheit von einer Todesart durch Krankheit und dergleichen? Würden alle diese Untergegangenen nicht nach wenigen Jahren ebenfalls zum ewigen Vater hinübergegangen sein? Ist der Tod kein Uebel, so ist auch das verschlingende Erdbeben, die allverheerende Wasserfluth, die Pestilenz und jede andere das Menschenleben vernichtende Naturbegebenheit kein Uebel für diejenigen, welche dadurch dem Irdischen entrückt wurden. Nur für die Hinterbliebenen ist der große Anblick der Zerstörung grauenvoll. Und warum? Sie empfinden darin die Kleinheit der Sterblichen, und zittern vor der Macht des Allerhöchsten. Berechtigte uns dies, an der Liebe Gottes zu verzweifeln: o so wäre jeder einzelne Todesfall ein Rechtsgrund dazu. Wer aber möchte thöricht genug sein, die göttliche Liebe zu verkennen, weil Menschen sich dem Ziel ihrer Bestimmung nahen?

Der unverschuldete Schmerz der Leidenden ist oft peinlicher als das Ende ihrer Qual, der Tod. Doch dieser körperliche Schmerz, welcher in den Ordnungen der Natur gegründet ist, kann

kein Anlaß sein, der Gottheit eine Lust zur Rache oder Grausamkeit anzudichten. Diese Art von Leiden ist immer nur von flüchtiger Dauer; ja, wenn der Schmerz des Leibes den höchsten Grad erreicht, geht er in Betäubung und Ohnmacht über, also, daß der Mensch ihn nicht mehr empfindet. So hat es Gottes wohlthätige Hand eingerichtet; ja sie that noch mehr, es ist kein Mensch, in welchen Verhältnissen er auch leidend sei, so unglücklich, daß er nicht neben den Leiden, die er trägt, auch irgend eine Freude findet, die ihn gleichsam entschädigt. Alles ist hienieden eine bunte Reihe von Abwechselungen.

Aber auch diese Art Leiden, welche wir in unsern irdischen Verhältnissen erfahren, sind, wie alle übrige, wohlthätige Lehrerinnen der Weisheit. Sie mahnen uns, eingedenk zu sein, wie veränderlich, wie unzuverlässig, wie nichtig Alles sei, was zum Staube gehört und vom Staube herstammt. Sie mahnen uns, denselben nie einen allzugroßen Werth beizulegen, und lieber den Geist in dem Unveränderlichen, Ewigen und Göttlichen zu beschäftigen. Wer dies kann, den mögen Armuth, Krankheit, Verstoßung, Tod der Geliebten und andere Unglücksfälle nie ganz beugen. Er steht erhaben über dem Spiel des zeitlichen Glücks, und wendet sich zum Ewigen hinauf.

Noch Andere unter den Christen sind vorhanden, welche, um sich Gott als das allervollkommenste der Wesen zu denken, glauben, wir dürfen ihm keine einzige der menschlichen Eigenschaften zuschreiben, auch nicht die höchsten und schönsten der Tugenden, welche den Sterblichen schmücken. Denn, glauben sie, was am schwachen Menschen und in seinem Geiste das Erhabenste sei, könnte in der Gottheit vielleicht nur Unvollkommenheit heißen. So sprechen diese: Es mag das, was wir Liebe nennen, eine Zierde, ein Himmel des Menschen sein; allein wie können wir Gott die Liebe, die *uns* bewegt, als eine *seiner* Eigenschaften zuschreiben, da wir auf einer viel zu niedrigen Stufe der Wesen stehen, um die Art der Vollkommenheiten Gottes zu erkennen?

Es mag Manchem diese Vorstellungsart viel Wahrscheinliches haben; aber ich frage ihn, ob er sich dabei glücklich und ruhig fühle. Er wird mit Nein antworten, denn wenn er aus Gott die Liebe hinwegzweifelt, steht er verlassen in der Welt da und trostlos, und Alles ist ihm ein finsteres Räthsel. Er läugnet Gott nicht, aber die Möglichkeit, sich von demselben einen würdigen und der Wahrheit angemessenen Begriff zu bilden.

Unglücklicher, du bekennst, bei deiner Vorstellungsart dich selbst nicht wohl zu fühlen; woher kommt dies? Weil du mit dir selbst, oder deine Vernunft in sich im Widerstreit lebt. Bringe diese Vernunft mit dir selbst und dem Weltganzen wieder in Harmonie, und deine Ruhe ist hergestellt.

Wahr ist es, ich kann Gottes Wesen nicht im kleinsten Umfang erkennen — aber wahr ist es, *Gott ist*, so gewiß, als du selbst bist. Und ist er, so wird deine Vernunft hinzusetzen: es ist das vollkommenste aller vollkommenen Wesen. Denn das Unvollkommene ist etwas Ungöttliches.

Nun ist es sicher, daß die Vernunft, um sich eine Vorstellung vom höchsten Wesen zu machen, demselben keine aus dem Irdischen entspringende Gefühle und Leidenschaften beilegen darf — keinen Zorn, Haß und Groll, keine Grausamkeit oder Rache. Warum nennt sie ihn denn das *vollkommenste aller Wesen*, wenn sie ihm nicht die höchste Vollkommenheit zueignet, die sie kennt? Warum zerfällt sie in sich im quälenden Widerspruch? Warum zittert sie, dem höchsten Geiste die höchsten Vollkommenheiten zuzuschreiben? Wie will sie Gott anders kennen lernen, als aus seinem großen Wirken in der Schöpfung und als aus der Natur der Geister? Gab Gott uns nicht die Vernunft? War er es nicht, der sich allen Zeiten und Völkern durch sie offenbarte? Sehen wir nicht seine Werke vor uns, in denen er uns einen, wenn auch noch so geringen, Maßstab gegeben hat?

Willst du ihn dir nicht in den Vollkommenheiten eines Geistes denken: so denkst du ihn dir gar nicht; so machte Gott deine Vernunft zur Lüge, und umringte dich mit zwecklosen Gaukeleien; — so denkst du dir ihn als ein todtes und doch das ganze Weltall wunderbar bewegendes Wesen, als ein sich selbst unbewußtes Machtding, welches die Welten in ungeheuern Räumen und den Saft in den Adern des kleinsten Mooses nach ewigen Gesetzen rollt; so ist der sich seiner selbst bewußte Mensch göttlicher und vorzüglicher als Gott — so ist die Vernunft, Wahrheit, Offenbarung ein Wahnsinn.

Denkst du dir Gott, *deinen* Gott, den Gott des *Weltalls*, als kein todtes Wesen, das nur bewußtlos Wunder wirkt (ein Wahnsinn ist, es zu sagen!): o so ehre ihn in den erhabensten Vorstellungen, welche er dir selbst von sich gewährt. Du fürchtest, sie seien noch immer seiner Majestät unwürdig? Nein, das ist Gottes nicht unwürdig, was er uns selbst von ihm zu denken verlieh. Siehe, der hohe, tausendfach mit entfernten Welten gestirnte Himmel wirft ein Abbild von sich in den Spiegel deines Auges: und wie klein ist doch dein Auge, und wie unermeßlich sind doch jene Entfernungen und Räume, die zu berechnen und zu umfassen selbst dein geübtester Verstand nicht zureicht! Und dennoch malt sich dieses Unermeßliche im Kleinen auf der glänzenden Oberfläche deines Auges, und daher geschieht es allein, daß du es sehen und bewundern kannst. So die unendliche Gottheit! Auch sie spiegelt ihre Vollkommenheit und Größe, die kein Geist ergründet, im Blick des Geistes ab!

Und Liebe für das Schöne, Wahre, Gute, Heilige, Vollkommene lebt im ganzen Geisterreiche — eine liebende Weisheit verkündet sich in allen Wundern der Erde und des Himmels — — was Gott durch seine Macht zu dir spricht, willst du es bezweifeln? Du wagst es, den Menschen erhaben zu finden durch seine heilige Liebe, und dennoch stehst du an, Gott die reinste Liebe zu nennen? Wenn der Mensch aus Liebe zur Gottheit, aus Liebe zur Tugend alle Freuden des Lebens willig opfert — wie groß steht er da! — Und Gott soll nicht die reinste Liebe sein? Der Mensch soll etwas noch Göttlicheres in sich tragen, als Gott selbst?

Hinweg mit den Verirrungen des menschlichen Wahnwitzes und einseitiger Erkenntniß. Du bist, o Gott, die höchste Liebe! Du gabst uns dieses heilige, durch Einfluß der Sinnlichkeit nur lebhafter erhöhte Gefühl nicht vergebens. Auch dies Gefühl, welches Seelen innig an Seelen kettet, und Lebende an Verklärte schließt, auch dies ist einer von den Strahlen Deiner unbegrenzten Vollkommenheit, der sich treu im Innern des menschlichen Geistes abspiegelt. Du bist die reinste Liebe, nichts als Liebe! Sagt es nicht Deine ganze Schöpfung, sagt es

nicht mein ganzer Lebenslauf, sagt es nicht Jesus Christus, der göttliche Erleuchter der Menschheit?

Du bist die ewige Liebe! Du trennest nie, was Du unter Geistern verbandest; Du trennest, Vater, uns, Deine Kinder, nicht wieder von Dir — Du sandtest Jesum nicht vergebens, daß er uns zu Dir führe. Du trennest, Vater, nicht wieder die liebenden Geister, welche Du auf Erden zusammenführtest. Sie bleiben sich einander, wie im Staube, über dem Staube. Sie finden sich einander wieder in Dir, Du Mitte aller Seligkeiten und alles Geistigen!

O entzückender Gedanke, begeisternde Aussicht! Gott ist die Liebe, und was in der Liebe wohnt, kann nicht elend sein, kann nicht vergehen!

319.

Der Trost des Dulders.

2 Tim. 4, 7. 8.

Sei stark, mein Geist, wenn alle Freuden
Des Lebens fern von Dir entflieh'n;
Sei muthig, wenn auch schwere Leiden
Bisweilen allen Trost entzieh'n.
Erhebe Dich vom Staub der Erde!
Umfasse Gott im Geiste, werde
Werth jener ew'gen Herrlichkeit,
Die der, der auch für dich gestorben,
Bei seinem Vater dir erworben;
Ein Traum doch nur ist diese Zeit!

Bemühst du dich, der Deinen Segen,
Des Vaterlandes Glück zu sein:
Steht dir die ganze Welt entgegen,
Laß dein Bemüh'n dich nicht gereu'n,
Laß weder List noch Spott von Sündern
Dich je am weisen Wohlthun hindern,
Dein Himmel, Seele, ist ja dort!
Dort wird die Treu, geübt auf Erden,
Zehntausendfach vergolten werden;
Drum fasse Muth und fahre fort.

Zwar sollte der tugendhafteste der Christen auch immer schon hienieden der glücklichste sein — doch ist er es nicht jederzeit. Zwar senkt Religion den stillen Himmelsfrieden in die Brust ihrer Verehrer, daß sie, in der Fülle des Leidens, doch nie ganz elend werden können, immer noch im Sturm einen Anker, in der Nacht des Jammers einen freundlich leitenden Stern haben. Aber es gibt Stunden, es gibt Tage, wo selbst dieser Anker im tiefen Grunde wankt, wo selbst das Licht dieses Sterns trüber wird. Es gibt Tage, es gibt Stunden, wo selbst das Bewußtsein unserer Rechtschaffenheit, das Gefühl unsers Werthes, die Erinnerung unserer Tugenden, weit entfernt, den Schmerz zu mildern, welchen wir leiden, ihn nur vergrößern kann. Und diese Stunden, diese Tage sind es, welche uns ein Uebermaß der Trübsal reichen. Eine solche Stunde war es, da Jesus blutigen Angstschweiß vergoß, und aus dem Staube emporrief: Ach, ist es möglich, Vater, so gehe dieser bittere Kelch vorüber! — Eine solche Stunde war es, wo er mit sterbender Zunge am Kreuze seufzte: Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!

Leiden ungewöhnlicher Art können allerdings zuweilen selbst unsern Glauben erschüttern. Wenn wir mit der vollsten Hingebung in Gottes Fügungen, mit der festesten Zuversicht auf die ewige Liebe seines Vaterherzens, mit der liebevollsten Theilnahme am Wohl und Weh unserer Brüder, mit dem größten Fleiß in unsern Berufspflichten, dennoch elend werden, während Bösewichter im Arm des Glückes lächeln, im glänzenden Wohlsein schwelgen, über unserm Nacken ohne Verdienst emporsteigen, von keinem Leiden, keinen Sorgen wissen — ach, wie verzeihlich wird da die schmerzhafte Frage des gebeugten Christen: Aber wozu hilft meine Tugend? was fruchtet mein Gebet voll heisser Andacht? was mein Bemühen um Anderer Wohl? was meine Opfer, die ich der Tugend so manchmal darbrachte? Siehe, das Laster siegt, die Tugend wird verspottet. Der Gotteslängner triumphirt; verhöhnt wird die Gottesfurcht und Unschuld des Gemüths, als eine Thorheit, und der Gottanbeter wimmert einsam im Staube. Niemand schließt sich liebend an den Verlassenen, Gott selbst scheint erbarmungslos seiner zu vergessen. Wie? ist Gottes Weltordnung selbst im Kampfe gegen Alles, was Religion und Frömmigkeit heißt? Sind edle Herzen zum Unglück verdammt? Krönt der Weltregierer selbst nur die Gewissenlosigkeit, das kühne Verbrechen, die schlaue Schamlosigkeit? — Wo bin ich? Warum lehrt Jesus ein reines Herz über Alles achten, wenn dies Herz den mannigfaltigsten Leiden am meisten preisgegeben sein soll?

Was hat der fromme Christ verbrochen, daß die Gewitterwolke des Krieges verderbend über seine Hütte zog? Vielleicht wurden seine Söhne erschlagen, die Hoffnungen seines Lebens; seine Töchter entehrt; seine Güter vernichtet; sein Broderwerb verhindert. Ein hilfloser Bettler, muß er sein Leben lang nun mit Dürftigkeit ringen, ohne Freund und Trost zum Grabe hinschleichen, inzwischen schlechtere Menschen sich mit Raub bereicherten, und geehrt, geliebt, geschmeichelt durchs Leben gehen. Was hat das Kind verbrochen, welches, ohne seine Schuld mit schmerzhafter Krankheit geplagt, einen ungesunden Leib durch das ganze traurige Leben führt? Es wird Jüngling, es wird Mann — was hilft ihm die glühende Inbrunst des Gebetes zum Allhörer? Er erhört es nicht. Was hilft ihm sein frommer Sinn, seine Begierde, nützlich zu sein? Es lebt und stirbt im Elend, inzwischen Andere in blühender Gesundheit die Fülle der Kraft vom Himmel nur darum empfangen zu haben scheinen, recht viel Uebels über die Erde bringen zu können.

Ja, wer darf es läugnen, es gibt Leiden, bei deren Anblick man an der Gerechtigkeit einer über uns waltenden Vorsehung verzweifeln möchte. Es gibt Stunden, in welchen man über den Werth frommer Gesinnungen irre werden könnte; wo unser Vertrauen wankt, und unüberwindliche Schwermuth unser Gemüth verfinstert.

Aber auch in solchen Augenblicken des Verzweifelns tönt eine freundliche Himmelsstimme, Jesu Wort, an unser Herz: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Denn endlich ist doch nirgend mehr Trost, selbst wenn unsere Vernunft keinen Rath mehr weiß, als im Arm des Jesusreligion. Wohin denn anders endlich, wenn uns die Welt verstößt, als doch zu Gott, in dessen Gewalt wir liegen?

Und mag der Sturm des Lebens noch so furchtbar wider uns schlagen; mögen wir auch keinen Ausweg, kein Licht mehr auf unserer Laufbahn erblicken; mag auch der letzte unserer Freunde von uns scheiden; mag unser Gram, unsere Sorge auch den höchsten Grad ersteigen; mögen

auch Tod und Leben in uns ringen: Gott ist doch unser Gott! und was geschehen wird, ist doch sein Werk, und das Werk der höchsten Liebe! Was er unserm Leibe entzieht, wird zur Kraft unserer unsterblichen Seele; was wir verloren haben und noch verlieren werden, ist doch nur Vergängliches gewesen, dessen Verlust wir erwarten konnten; aber unser Geist hat dadurch neuen Reichthum gesammelt, ist näher zu Gott hingedrängt.

Nur Muth, nur Treue, nur Glauben auch in den bittersten Jammerstunden! Er wird dich nicht verlassen, noch von dir weichen, wenn du ihn nicht um eines irdischen Verlustes willen verlassen kannst! Wer hat dir je in dem, was dieser Erde Eigenthum ist, etwas Bleibendes verheißen? Wer hat dir je von deinen schönen Träumen Ewigkeit versprochen? Und hättest du, gleich einem Hiob, endlich dein Alles, dein Bestes eingebüßt: was hast du dann verloren? — Staub! Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen!

Nur Muth, nur Glauben, und du hast nichts verloren; denn Gott ist Alles, alles Andere nichts. Und Gott bleibt dir, denn auch du bist sein Geschöpf, auch du bist seine Sorge, auch du bist seine Liebe! Gott bleibt dir, auch wenn die Welt vor deinen brechenden Augen hinsinkt in Nacht, und der Flügel des Todes dich umweht — die Bestimmung deines Geistes ist die Ewigkeit. Wohl dir, wenn du am Ziele deiner Laufbahn mit erhabenem Bewußtsein dessen, was du auch unter allem Ungemach bliebest, sprechen kannst: Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten!

Es ist eine falsche Vorstellung, zu glauben, die Tugend könne mit sinnlichen Gütern, mit Reichthum, Ehre, Gesundheit und allerlei Lebensgenüssen belohnt werden. Nein, den Geist lohnt nicht das Irdische, ihn lohnt nur das Geistige; er, unsterblicher Natur, kann nur durch Unsterbliches erfreut werden. Nur in so fern wir Menschen, das heißt, sinnliche Wesen, sind, streben wir auch nach sinnlichen Freuden. Diese aber fallen uns zu, oder wieder von uns ab, ohne Zusammenhang mit unserer Tugend und Frömmigkeit. Sie sind Folgen theils von unserer Klugheit, theils von unserm redlichen Fleiß, theils von dem Vertrauen, welches wir in andern Menschen für uns zu erregen wissen, theils oder vielmehr ganz Folgen von den Anordnungen des weisen Weltregierers, je nachdem er dieses oder jenes als Hilfsmittel der besondern Beschaffenheit unserer Seele am angemessensten findet.

Daher ist es ein irriger Schluß, wenn wir aus körperlichen Entbehrungen, aus Leiden um irdischer Verluste willen, die ein Mensch empfindet, folgern, es sei eine Strafe Gottes. Eben so ist es unrecht, wenn wir Wohlstand, Ruhm, Glücksgüter aller Art für belohnende Geschenke der Gottheit halten. Der edelste, treueste Christ entbehrt oft das Meiste; der kühnste Bösewicht, der aller Religion spottet, sammelt oft die meisten Glücksgüter. Ein herrlicherer Lohn harret des Gerechten; eine furchtbarere Strafe, als bloß körperliches Entbehren, erwartet den Sünder.

Wohl muntern Aeltern ihre Kinder durch irdische Belohnungen zum Gehorsam auf; wohl ehren Fürsten das Verdienst ihrer Unterthanen mit Reichthum und Ehre; aber nicht, daß sie die Tugend mit ihrem Gelde bezahlen können, sondern weil sie keine Gottheiten sind, und nicht anders zu belohnen, nicht anders ihre Hochachtung zu bezeugen wissen, als durch irdische Zeichen.

Die Leiden, welche wir aber als Menschen erdulden, sind entweder selbst verschuldet; dann sind es die schmerzhaften Folgen des Mißbrauchs, welchen wir mit unsern uns von Gott verliehenen Gaben und Eigenschaften gegen seine Ordnungen machten; so straft sich jede Sünde selbst: oder wir haben diese Leiden ohne unser Verschulden empfangen; dann sollen sie nach Gottes Willen für unsere Seelen eben das werden, was Glücksgüter für andere sind — Mittel zur Veredelung und Vollendung unserer Seelen! Und so werden endlich alle Leiden zuletzt zum Triumph des siegenden Geistes; so eröffnen sie ihm eine herrlichere Laufbahn in der Ewigkeit. Gott ist gerecht! In seiner ganzen Schöpfung ist nichts Ungerechtes zu finden. Alles führt zu glänzenden Zielen hinan. Der Vergelter lebt! Und was sind endlich die Leiden dieser Zeit gegen die Herrlichkeit, zu welcher sie uns einweihen, indem sie unsere Seele mit höherer Kraft, Macht und Würde bekleiden?

Auch hat es die Wahrheit des Höchsten also gestiftet, daß kein Schmerz um das Irdische von ewiger Dauer sei. Nur wer an seiner Seele Schaden nimmt, wer ihre Vollendung versäumt, hat ewig verloren; denn er vernachlässigte das, was unsterblich ist. Gewohnheit raubt endlich dem Schrecklichsten die Furchtbarkeit, und macht selbst das Schwerste wieder erträglich. Nichts dauert zuletzt lange. Für jede Wunde, bäte sie auch noch so sehr, bringt endlich die Zeit ihren heilenden Balsam herbei. Jeder Nacht folgt ein Morgen, jedem Sturm eine Ruhe. Wir leben im Vergänglichen, und wie keine Freude von immerwährender Dauer ist, so ist auch Unglück, Noth und Angst nur eine vorüberziehende Wolke an unserm Himmel.

Nur Muth, nur Standhaftigkeit im Guten, nur Glauben gehalten und Treue zu Gott: so wirst du deinen Lauf als Sieger vollenden, den die Krone hoher Vollendung schmücken wird, welche Gott, der Vergelter, dir darreicht!

Du trauerst in hilfloser Dürftigkeit, und siehest deiner Sorgen kein Ziel. Du hast gearbeitet mit Redlichkeit und Fleiß, und doch nichts erworben, und mußt mit jedem neuen Tage vor der Zukunft zittern. Treu in den Pflichten deines Berufs, vertrauensvoll in deinen Gebeten zum Geber aller guten Gaben, sinkst du dennoch immer tiefer in Elend und Armuth. Deine Verlegenheiten, statt sich zu mindern, wachsen mit fürchterlicher Stärke an: du weißt dich nicht mehr zu retten. Die Deinen sehen einem kummervollen Leben entgegen; du selbst nur Tagen ohne Ehre, ohne Freuden — ermanne dich, Unglücklicher, und wenn dich Alles verlassen will, verlaß die Tugend nicht. Wenn jede Hoffnung treulos vor dir scheidet, scheide nicht von Gott! Rette die Unschuld deines Gemüthes, und du hast Alles gerettet. Schon mancher war in schrecklichern Verhältnissen, als du, und ward durch die Vorsehung wunderbar gerettet. Kämpfe einen guten Kampf, und halte Glauben. Wenn dich auch Alles verlassen hat, und noch verläßt: Gott ist doch dein Gott!

Und du, der Fleiß und Mühe nie sparte, dem Vaterlande, den Mitbürgern wohlthätig zu sein; der seines Lebens schönste Kraft, Vermögen, Zeit und Ruhe aufopferte für anderer Menschen Wohl — warum härmst du dich um der Menschen gefühllosen Undank? Man vergilt

dir Liebe mit schändlicher Verleumdung, deinen Edelsinn mit Niederträchtigkeit, deine Aufopferungen mit Spott, deine Treue mit Verachtung und Verstoßung; die Bosheit siegt, das Vorurtheil triumphirt dennoch; du unterliegst. O fasse Muth, o kämpfe glaubensvoll deinen guten Kampf zu Ende. Es ist doch Einer, der dich nicht verkennt, und Einer, der dir Gerechtigkeit gewährt! Der Allwissende, der Vergelter ist es! That Jesus minder, als du? Hat er herrlichern Lohn von der Welt davon getragen? Und zertritt der höhnende Stolz dich auch im Staube, und hat auch unter allen Sterblichen keiner mehr ein Gedächtniß für deinen Werth — Gott ist doch dein Gott!

Du, welchen mitten in der Kraft seiner Jahre eine martervolle Krankheit niederwirft, und um alle Lebensfreuden, alle Hoffnungen bringt — verzage nicht! Deinem irdischen Wohl gehen freilich die Stunden verloren, welche du auf dem Schmerzenlager verseufzest, aber nicht deiner Seele gehen sie verloren. In diesen bittern Leidensstunden liegt dir hoher Gewinn. Du, einst stolz in deiner Gesundheit Fülle und Kraft, reich an großen Entwürfen für die Zukunft, du erkennst jetzt schaudernd die Hand eines Gewaltigen über dir, von dem das Schicksal des geringsten Wesens und des Weltalls abhängt. Sein Wille war es, dein Loos vorher bestimmt. Zwar dein Wohlstand wird erschüttert, nun dein Arm fehlt, der ihn aufrecht hielt; zwar deine Kinder wandeln halb verlassen, wie Waisen, um dein Bett, und blicken mit Wehmuth zu dir hinüber; zwar deine Gattin verbirgt dir die Thränen ihres Kummers, den du aus allen Zügen ihres Antlitzes erkennst. Doch Muth gefaßt, dich hält noch ein starker Arm empor, der Arm der göttlichen Vorsicht. Und sollte deine Krankheit auch noch schmerzlicher werden, dein Hauswesen noch zerrütteter, deine Aussicht noch trostloser, Gott ist doch dein Gott! — Kämpfe in deinen Leidensstunden den guten Kampf und halte Glauben. Nicht wie du es ansiehst, sondern wie Gott es lenkt, ist es der Deinigen Wohl. Und solltest du von den Deinigen scheiden müssen, wären diese Thränen in den Augen liebender Verwandten schon die ersten Thränen des letzten Lebewohls — Heil dir! dich ruft der Vater Aller nur um eine Stunde früher in die bessere Welt. Wir folgen dir um eine Stunde, um einen kurzen Traum später. Warum sorgest du verzagt um die, welche für wenige Tage noch auf Erden zurückbleiben? Wer sorgte denn für dich, als sonst kein Sterblicher über dich wachen konnte? Ist denn dein Gott nicht auch der Gott der Deinigen?

Auch du, der mit zärtlichem Herzen sich an ein freundschaftvolles Herz schloß, sein ganzes Glück des Lebens nur in diesem suchte — warum so schwermuthvoll? Daß dich dies Herz betrog? Daß jene Lippen dir nur die Liebe heuchelten, welche du mit treuer Seele gabst? Daß jene Augen dich voll Falschheit anlächelten? Daß deine Treue mit verruchtem Meineid, daß deine Zärtlichkeit mit schändlichem Verrath vergolten ward? — Unglücklicher, du hast viel verloren; diese Erfahrung kältete dein warmes Herz vielleicht auf immer, und raubte dir den Glauben an die Menschheit. Diese Treulosigkeit erfüllte dich vielleicht auf immer mit Argwohn gegen der Menschen Tugend. Du hast keinen Freund mehr, dem du dich hingeben, dich ganz vertrauen kannst. Du bist einsam in der Welt geworden, und nur durch Freundschaft hat das Leben Reiz für deine weichgeschaffene Seele. — Aber richte deinen Muth empor. Auch du, auch du kämpfe, als Christ, den guten Kampf, vollende mit Edelmuth den Lauf! Nichts bleibt dir hienieden treu, als dein Gott! Wenn dich die ganze Welt täuscht, nur Einer täuscht dich nicht; er ist dein Gott, der Wahrhaftige, der Liebevollste, der selbst die zarten Empfindungen in deine Seele goß! — Und gehst du ohne Freund durchs Leben, doch Einer bleibt dir Freund: es ist der Ewige, dein Vater, dein Schöpfer! Und wenn das Theuerste, das Liebste von dir allfällt: dies Schattenspiel, das Wechseln im Veränderlichen, erhebt die Kraft deines Geistes zur Selbstständigkeit, drängt dich hin zum Bleibenden, zum Wahren, zur Gottheit.

Warum weinest du, schwermüthige Wittwe, am Sarge deines Gatten? Warum du, treues Kind, am Grabe deines Vaters, deines Freundes? Warum du, trostlose Mutter, über der Bahre deines Kindes? — — Wen haben sie begraben? War es nicht Staub? Wie, oder können Geister sterben und im Grabe modern? — Warum senkst du deine wundgeweinten Augen zur Erde nieder? Ach, was dir entfloh, was deine Blicke suchen, es ist nicht da unten. Schlage deine Augen gen Himmel auf, wirf einen Blick durchs unermeßliche Weltall! dort ist dein Freund. Die geheimnißvolle Kraft, welche den Staub belebte, und Seele genannt ist, sie, die dich so oft aus den liebevollen Augen zärtlich anlächelte, von freundlichen Lippen, bald stillen Ernstes voll, bald scherzend zu dir sprach — sie ist in Gott, mit Gott, in herrlicherer Verbindung, in schönern Wirkungskreisen, erhaben, freier, verklärter, vollkommener, als du! — Warum wendest du deinen Blick zum Grabe? Der Staub, dort verscharrt, eine erborgte Hülle, gehörte dem unsterblichen Wesen nicht — es war ein kurzes Darlehn von einem nun überflüssigen Werkzeuge in dieser Welt. Seinen Lauf hat er hienieden vollendet, seinen Kampf gekämpfet und hat Glauben gehalten. Hinfort ist ihm beigelegt die Krone der Unsterblichkeit! — Ermanne dich, leidendes Gemüth, auch du kämpfe nun den guten Kampf! Der Liebling, welchen du verlorst, er eilt dir selber einst an den Thoren der Ewigkeit entgegen, und begrüßt dich als einen verklärten Genossen, und ruft: Gott ist auch hier dein Gott!

O Gott, o Vater, Du bist auch mein Gott, mein Vater: warum sollte ich in meinen Schmerzen untergehen? warum muthlos hinsinken, ehe ich meinen Lauf vollendet, meinen guten Kampf zum Ziele gekämpft habe? — O gib Kraft, gib Stärke! Welches Leiden Du mir auflegst, ich will es tragen, dies Leiden führt zu Dir empor.

Nimm für alle Erdenfreuden,
Vater, Herzensdank von mir.
Dank für alle meine Leiden,
Vater, Ew'ger, ruf' ich Dir.
Doch entführst Du beiden mich:
Herzlicher noch preis' ich Dich.

In den schönsten Frühlingsstunden,
An des treuen Freundes Hand,
Wenn ich Freude nur empfunden,
Jeder Wunsch gleich vor mir stand,
Fühlt' ich doch mit stillem Leid
Jeder Freude Nichtigkeit.

Welche Freude soll mich heften,
An die Erde, an die Zeit?
Nein, mit meiner Seelen Kräften
Streb' ich zur Unsterblichkeit.

Eine Freude ist nur rein:
Heilig und in Gott zu sein.

Bald, o bald ist's überstanden;
Ruhig harr' ich, Herr, auf Dich!
Viele Tausend überwanden,
Ueberwinden werd' auch ich.
Lauter noch, als die Natur,
Ruft mein Herz mir: Glaube nur!

Und ich glaub', ich will vertrauen,
Denn mein Gott verläßt mich nicht;
Will voll Hoffnung auf ihn schauen,
Wenn die letzte Stütze bricht.
Kann ich ihm nur nahe sein,
O so sieh' ich nicht allein!

Sieh, Vergelter, meine Thränen,
Meine Sorgen, meinen Harm!
Sieh, Erbarmer, auf mein Sehnen,
O, ich bin so freudenarm!
Lindre, Helfer, meinen Schmerz,
Sende Freuden in mein Herz!

Doch, o Vater, nicht mein Wille,
Nur der Deinige geschehʼ!
Wie der Dulder Jesus, stille,
Wandl' ich durch Gethsemane.
Endlich hab' auch ich vollbracht!
Heil mir, und Vergeltung lacht!

320.

Der Kranke.

Matth. 25, 36.

Stille will ich Alles tragen,
Was mir Gott zu tragen gibt;
Niemals murren, niemals klagen;
Leidend auch bin ich geliebt.
Krank auch bin ich doch nicht minder
Eins der lieben Gotteskinder —
Gott ist stets sich selber gleich,
Weise, machtvoll, gnadenreich.

Unter des Lebens mannigfaltigen Mißgeschicken ist eins der härtesten die Zerstörung der Gesundheit. Alles irdische Glück ist nicht zu vergleichen mit dem Leiden des Kranken. Gib ihm Alles, und nimm ihm nicht sein Leiden: er wird die halbe Welt verloren haben. Lagere ihn auf weichen Seidenbetten: er wird unter Schmerzen seufzen, während der ärmste Bettler im Segen der Gesundheit auf harter Erde schlummert. Fülle seinen Tisch mit den köstlichsten Speisen und Getränken: er wird sie zurückstoßen, und den Dürftigen beneiden, welcher das schwarze Brod mit Wollust genießt. Umringe ihn mit der Pracht der Könige; sein Stuhl sei sein Thron, seine Krücke ein weitherrschender Zepter: er wird mit gleichgültigen Augen verächtlich über Marmor, Gold und Purpur wegschauen, und sich glücklich träumen, könnte er unter des Landmanns Strohdach der Gesundheit des geringsten seiner Diener geniessen.

Daher ist für Jeden der Anblick des Kranken ein Anblick des Schmerzes. Niemand sieht ohne Mitleiden, ohne Rührung die bleiche Wange, den trüben Blick, die zusammengesunkene Gestalt des Leidenden. Selbst der wilde Krieger verliert vor ihm den Rausch seiner Wuth, und verschont des Unglücklichen.

Der Kranke ist dem Christen ein ehrwürdiger Gegenstand. Er soll es sein. Auch der Leichtsinn wird am Siechbette ernst.

Vielleicht warst du selbst ehemals jener Mitleidenswürdigen einer: so gedenke dieser Tage deiner Pein. Du sammelst große, schwere Erfahrungen: tritt mit mir im Geist an das Schmerzenlager des schmachtenden Mitbruders, und erneuere deine damaligen Gedanken und Entschlüsse.

Und hättest du deine Gesundheit noch nie verloren; es kann der Tag kommen, da du sie unverhofft einbüßest. Bereite dich als ein Weiser auch auf diese Prüfungszeit. Lerne den Kranken lieben und mit wohlthätiger Liebe sein pflegen, damit auch du einst, wie er, geehrt und gepflegt werden mögest.

Krankheiten sind mit dem Leben nicht nothwendig verbunden. Ursprünglich ist der Mensch vollkommen erschaffen an allen seinen Theilen. Tausende leben ihre Tage zu Ende, ohne eine Zerrüttung der körperlichen Ordnung empfunden zu haben. Es gibt für sie selbst keine Krankheit, von der sie getödtet werden. Sie sterben, weil der letzte Tropfen Lebensöl von ihrer Lampe ausgebrannt ist; sie schlummern in sanfter Müdigkeit ein, wie der Schnitter im Herbst nach seinem Tagewerk.

Haben wir den Keim einer Krankheit nicht schon von unsern Aeltern ererbt: so ist es gewöhnlich nur unsere eigene Unvorsichtigkeit, unser Leichtsinn, welche des Himmels schönste Gabe, die Gesundheit unsers Leibes, zerstören, und das Werkzeug der Seele verderben, wodurch sie nützlich wirken sollte.

In jedem Fall beobachte die Natur deines Körpers, und richte dem gemäß dein Leben ein. Ordne ihr entsprechend deine Nahrung, deine Getränke, deine Vergnügungen, und die Art, wie du deine Berufsgeschäfte treibst. — Vergiß nie, daß eine einzige Stunde der Unmäßigkeit die Mutter schmerzenreicher Jahre wird; vergiß nie, daß ein Augenblick des verderblichen Leichtsinns mitten in der Freude dir Gift in den Becher der Wonne schüttet.

Der Leib ist nicht des Menschen Eigenthum, er ist nur ein Darlehn aus der Hand Gottes, welches wir wieder zurückgeben sollen; ein Werkzeug des Geistes, ohne welches der Geist nicht die ihm gebotene Pflicht auf Erden vollstrecken kann. Ist der Mensch strafwürdig um einer Sünde willen, so ist er am strafwürdigsten, wenn er an seinem eigenen Leibe sündigt; denn er raubt sich selbst das Glück des Lebens und das Vermögen, so viel Gutes zu thun, als er thun könnte, für lange Zeit, vielleicht für immer.

Nicht genug, daß wir durch leichtsinnige Verwahrlosung unserer Gesundheit uns kraftlos, zu Erfüllung unserer Pflichten gegen Gott, Vaterland, Mitbürger, Fremdlinge und Freunde machen, können wir, sogar wenn wir auch dem Scheine nach vollkommen geheiligt sind, damit die Ankunft unserer Todesstunde beschleunigen. Der Unmäßige, sowohl der sich durch leichtsinnigen Stolz unnütz in die Gefahren begibt, als auch der, welcher sich eben so unmäßig verzärtelt, ist wider seinen Willen und Vorsatz — ein Selbstmörder.

Noch mehr: der Keim der Kränklichkeit erbt vielmals von den Aeltern zu den Kindern über: ihre Schwächen werden wieder die Schwächen und Leiden der nachkommenden Geschlechter. — Daher bewahret mit Ernst die Gesundheit eures Leibes, daß eure seufzenden Kinder euch einst nicht mit ihren siechen Körpern anklagen mögen; daß die Thorheit einer eurer Lebensminuten nicht der Jammer eurer Enkel werde! — Das ist es, was die Schrift

sagt: Die Sünden der Aeltern werden gestraft bis ins dritte und vierte Glied.

Tritt im Geiste oft an das Lager des Kranken. Es ist für dich eine Schule der Weisheit. Wenn dich des Ungesunden hohles Auge und Todtenblässe zittern macht, wird der Vorsatz fester in dir stehen, Alles zu vermeiden, was deine eigene Gesundheit zerstören kann.

Doch sorge nicht bloß für dich: sorge auch für die Gesundheit deiner Freunde. Verführe auch keinen Andern zu übermäßigen Vergnügungen, zu Ausschweifungen, wodurch Krankheiten entstehen. Welch ein Triumph ist es zuletzt für dich, wenn du ihm die schöne Blüthe der Gesundheit raubst? wenn du der Mörder seines Lebens wirst?

Ach, und doch wird hierin selbst von guten Menschen, ohne Arg, ohne Vorwitz, eben im Taumel des Vergnügens am häufigsten gefehlt! Ihr Beispiel, ihre Ermunterung reißt den Schwächern zur unmäßigen Anstrengung hin. Sie wollen oft dem Freunde gerade darin die höchsten Beweise ihrer Liebe geben, worin sie seine Vergifter, seine Zerstörer sind. Es ist nicht der Menschen Bosheit und Grausamkeit so gefährlich, als der Menschen thörichter Leichtsinn.

Ehre, o Christ, in dir, wie in Andern, das Heiligthum der Gesundheit! — Gegen den Kranken übe die schönen Pflichten der Menschlichkeit!

Sei der Kranken Freund, wie Jesus war, er, der unsers Thuns und Lassens herrlichstes Vorbild ist. Ging er nicht mit wohlthuender Hand zum Bette der Sterbenden? War er es nicht, der sich der Lahmen und Blinden, der Aussätzigen und Gichtbrüchigen liebevoll annahm? War er nicht die Zuflucht aller Unglücklichen? Liessen sie sich nicht zu ihm hintragen, wenn sie vernahmen, daß der göttliche Freund der leidenden Menschheit ihnen nahe sei? — Mein Christ, sei Christ, Schüler Jesu, sei wie dein Jesus!

Freilich, deine Hand thut nicht Wunder, aber doch kann sie noch wohlthun! Dein Arm hebt nicht den Hingesunkenen in das blühende Reich der Gesunden empor, und wehret nicht den Tod ab: aber dein Arm kann doch den Schwachen liebreich unterstützen. Auf dein Wort entfliehen freilich nicht von ihm alle Schmerzen: aber dein Wort kann doch Trost geben und Rath und Freudigkeit einem Elenden, dem Alles fehlt, weil ihm Gesundheit fehlt.

Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich nicht besuchet! wird Jesus einst denen sagen, die lieblos den Kranken ohne zärtliche Pflege liessen.

Unterstütze besonders arme und fremde Kranke! Der Einheimische hat noch Hilfe von den bekümmerten Seinigen. Der Reiche hat noch Beistand, weil ihm Jedermann gern dient, und er sich alles Benöthigte, oder was seine Beschwerden erleichtert, verschaffen kann. — Allein wer versorgt den Armen? — Vielleicht kaum ein gefühlloser Miethling. — Wer verpflegt den verschmachtenden Fremdling? Ach, vielleicht Niemand, während seine entfernten Brüder und Schwestern um ihn Leid tragen.

Du sehnst dich oft, Gutes zu thun. Du meinst vielleicht schon genug gethan zu haben, wenn du einem Bettler auf der Straße mildthätig das Almosen zuwirfst. Ach, wie wenig ist das alles! — Gott hat dir mehr zugeworfen, als dies schöne Almosen, und doch wie gebrechlich und arm tratst du in die Welt ein! Geh, und gib mehr, als dies Almosen. Erinnere dich, was dein Jesus dir ins Gemüth zuruft: Was du einem der Geringsten gethan hast, das hast du mir gethan. (Matth. 25, 45.)

Gehe und besuche die Hütten der Armuth und des Elendes, und siehe da den brodlosen Vater oder die verschmachtende Mutter auf hartem Krankenlager, ohne Pflege, ohne Rath, ohne Arzt und Arznei, von verzweifelnden Kindern umweint: da ist deine Ehrenstelle; da ist dein Feld, wo du für die Ewigkeit herrliche Saaten aussäen sollst; da ist deine Laufbahn zur Herrlichkeit. — Bist du von Gott reichlich oder zur Nothdurft mit irdischen Glücksgütern gesegnet: erforsche die Namen der armen Familien in deiner Nähe; erfahre, wie sie leben; erkundige dich, wenn einer in ihrer Mitte erkrankt — dann sei du ihr Engel!

Oft ist das Almosen, welches du dem geübten Straßenbettler hinschleuderst, nur eine Unterstützung seiner Trägheit, ein Beistand zu seiner Nachlässigkeit, ein Beitrag zu seiner Unordnung. Aber könntest du das Innere mancher armen Haushaltung sehen mit deinen Augen, diese Augen würden mit Blut weinen wollen. Erschrecken würdest du, wie neben der Pracht und dem Aufwand des Palastes in der Nähe so viel namenloses Elend eine dürftige Hütte beherbergt. Schaudern würdest du, daß in einer Stadt, von Christen bewohnt, so viel Noth ohne Hilfe bleiben könne — ja daß so viel Jammer oft unbekannt bleiben könne mitten unter tausend Glücklichen. Liegt nicht immer heut zu Tage der kranke Lazarus voller Schwären vor dem Hause des Reichen, um sich mit den Brosamen zu sättigen, die von dessen Tische fallen: er liegt in einer benachbarten Wohnung, und Niemand hört sein Aechzen, als der allgegenwärtige Gott.

Gedenke der armen und fremden Kranken durch milde Stiftungen, wenn du es vermagst. — Es war eine der löblichsten Sitten unserer Vorfahren, daß sie, von Gott mit Wohlstand gesegnet, zu frommen, wohlthätigen Stiftungen einen Theil ihres Reichthums verwenderen. Gott gab ihnen den edeln Ueberfluß; sie geben ihn dankbar in Testamenten Gott zurück. Ihr frommes Herz, welches Gott den Vater Aller hieß, war auch der Liebe gegen ärmere Mitbrüder aufgeschlossen, und die Nothleidenden standen in der Zeit mit in der Zahl ihrer Erben.

In vielen Gegenden ist diese ruhmvolle, ächtchristliche Sitte selten, in vielen schon ganz unbekannt geworden. Unsere Väter starben: tausend Kranke, die durch ihre Wohlthat noch immer in öffentlichen, frommen Anstalten verpflegt werden, beten noch jetzt dankbar für die unbekannten, längst entschlummerten Wohlthäter — werden einst Andere auch für uns beten? Auf die marmornen Denkmäler, ihr Reichen, welche ihr auf eure Gräber bauen lasset, sieht gleichgültig der Enkel. Er verspottet nur eure fruchtlose Eitelkeit, mit der ihr noch Prunk treibet im Tode. Eine einzige warme Dank- und Freudenthräne des Kranken, der nach eurem Tode noch durch eure Stiftungen lindernde Heilmittel empfangen hätte, würde köstlicher gewesen sein, als die kalte Thräne, die der Meissel des Künstlers auf dem Marmorbilde eures Grabes anbringt. Jene Thräne zählt Gott, diese Thräne ist Staub und wird Raub der Zeit.

Lasset uns zur guten Sitte unserer ehrwürdigen Väter zurückkehren, lasset uns auf unserm Krankenlager jener Hilflosen gedenken, welche keine Verpflegung haben können, wie wir, und ihre Schmerzen noch stillen helfen,

wenn Gottes Hand unsere eigenen Schmerzen schon gestillt hat.

Ehre überall die Leiden deines kranken Mitbruders. Warst du nie sein Freund, werde es jetzt. Warst du einst sein Feind, gehe hin, versöhne dich mit ihm. Hat er dich beleidigt, gehe hin, vergib ihm seine Schuld, daß er mit heiterer Seele von dir und dem Leben scheiden könne; zürnet er vielleicht mit Recht auf dich, gehe hin und bitte ihn um Verzeihung. — Laß Niemanden zürnend von dir scheiden. In der Ewigkeit soll kein Wesen sein, welches gegen dich klagen möchte.

Früher oder später sinkst du wohl selbst entkräftet auf dein Krankenlager nieder. Kein Balsam, keine Arznei wird dich dann so erquicken, als der seligmachende Gedanke: Es zürnt dir Niemand; es sendet dir wohl manches gute Herz einen wehmüthigen Seufzer in die Ewigkeit nach, keins aber einen Fluch!

Dann verherrliche in der Schmerzensstunde dein Christenthum durch Geduld, durch fromme Ergebung in den Willen deines Schöpfers, der dich von jeher führte, und der dich ferner führt, dort wie hier. Dann verherrliche deinen Glauben an Gottes Vorsehung durch stilles Vertrauen und ruhiges Erwarten und freudigen Muth. — Wünsche dir den Tod nicht, aber fürchte auch das sanfte Entschlummern nicht. Millionen sind vor dir gestorben, Millionen werden nach dir sterben — dies ist das göttliche Gesetz der Weltordnung; es ist zum Heil der Welt. Du bist schon oft gestorben. So vielmal du eingeschlafen bist im Leben, so oft hast du den Tod empfunden. Was ist's denn mehr, wenn du zum letztenmale einschlummerst? — Du entschlummerst nicht, nein, nur dein Leib; deine Seele entschläft nicht, sie wacht in Gott; sie lebt in Gott; sie schwebt schönern Verhältnissen zu, und lächelt ihrer ehemaligen Besorgnisse.

Und gesetzt, deine Krankheit wäre nicht Todeskrankheit, du solltest wieder genesen — ist es denn ein so großes Glück? Du bist vom offenen Grabe zurückgetreten, um nach wenigen Jahren wieder zur gleichen Stätte hinzukommen. Dein Erdentraum ist um einige Augenblicke verlängert — und die Herrlichkeit der bessern Welt, die dir bereitet ist, nach Jesu Verheißung, ist dir um wenige Tage verzögert.

Auch auf dem Krankenbette höre nicht auf, wohlthätig für deine Mitbrüder zu wirken. Auch auf dem Krankenbette thue Gutes, ohne Aufhören. Hast du des Guten irgend etwas in gesunden Tagen zu üben vergessen: verrichte es jetzt noch wie du kannst. Keiner deiner Lebenstage verfliesse ohne eine Christenthat. Die Erinnerung deiner Tugend wird dich im Tode verklären.

Doch krank oder gesund — jederzeit ist der Christ bereit, das Irdische mit dem Ewigen zu vertauschen. Nicht daß du unaufhörlich deine Seele mit Todesgedanken beschäftigen solltest, nein, es wäre thöricht, das Schöne, welches wir hienieden aus Gottes Gnadenhand empfangen, durch traurige Gedanken zu zerstören. Aber lebe, als würdest du einst unverhofft und schnell aus diesem Leben gehen; bestelle dein Herz, daß es zu jeder Stunde freudig breche. Bestelle dein Haus, daß, wenn Krankheit oder Tod dich überraschen, du gegen deine Hinterlassenen alle Pflichten erfüllt hast, die du ihnen schuldig bist.

Bestelle dein Haus. Ordne jederzeit deine Geschäfte mit solcher Vorsicht und Treue, daß deine Verwandten, wenn sie dich verloren haben, nicht doppelten Verlust und doppelten Schmerz empfinden. Du sorgst als Gesunder für die Deinigen mit zärtlicher Zuneigung. Denke, wie wären sie versorgt, wenn heute ein trauriger Zufall dich plötzlich von ihnen risse, und sie morgen allein da ständen mit verweinten Augen, ohne dich? Hoffe nicht, du werdest vielleicht in einer langen Krankheit noch Zeit genug finden, dein Hauswesen anzuordnen. Siehst du nicht alle Wochen Menschen in ihrer vollen Kraft verschwinden? Siehst du nicht Andere, welchen eine peinliche Krankheit Lust und Kraft zu allen ernsten Geschäften nimmt?

Darin aber bewährt der wahre Christ sein Christenthum, daß er in allen seinen Verhältnissen, als Bürger der Erde und der Ewigkeit, gleich gut geordnet und bereitet ist. Er geht freudig und gefaßt durchs Leben, seine Rechnung für die Welt und Ewigkeit ist jede Stunde zum Abschlusse fertig.

So, o so laß mich sein, so laß mich werden, mein Gott, mein Vater! Der beste Christ allein ist der Größeste auf Erden. Er steht mit der Vergangenheit und Zukunft in ruhigem Verhältnisse, in angenehmer Berührung. Er ist ein wahrer Held; denn während er die Freuden des Lebens dankbar genießt, die Du ihm blühen lässest, herrscht und wohnt sein Geist schon voraus in den Gefilden der Ewigkeit. Er ist mächtiger, denn jeder Zufall; denn keiner überrascht ihn; er ist größer, als jedes Schicksal, denn mit seiner Zuversicht auf Dich, o mein Gott, schwebt sein Gemüth über jedes Verhängniß.

So laß mich sein, so laß mich werden! — Aus meinem Sterben soll man leben lernen; von meinem Leben soll man freudig sterben lernen. So lebte, so starb mein Heiland, mein Beseliger, mein göttlicher Lehrer, Jesus. — Er war der Kranken treuester Freund, ihr Rath, ihr Trost. Auch ich will es sein und werden, so weit meine schwachen Kräfte reichen.

Ja, Vater, sei Du meine Freude.
Du mein Erbarmer wenn ich leide,
Mach Krankheit selbst mir zum Gewinn!
Zieh mein Herz, aller Kranken Herzen,
Durch jede Noth, durch alle Schmerzen,
Zu Deiner Liebe, zu Dir hin.

Dir, Krankenhelfer, Jesus, eilet
Mein Herz zu. Du bist's, der uns heilet,
Der Krankheit uns zum Segen macht.
Das Schwerste kannst Du möglich machen,
Du bist die Zuflucht aller Schwachen,
Du gibst auf alle Thranen Acht.

An Dir soll sich mein Glaube halten,
Laß meine Liebe nie erkalten!
Ich sei gesund dann oder krank,
So kann kein Schmerz den Geist ermüden,
So bin ich immerdar zufrieden,
So ist mein Herz stets voll von Dank.

321.

Das höchste Gut.

1. Joh. 2, 17.

Geist, das ist mein hoher Name,
Dieser Leib ist Hülle nur;
Fromme Thaten sind der Same
Für die Ewigkeiten nur.
Alles Andere verweht,
Was auf Erden blüht und steht:
Unser Leben sei dem Himmel,
Nicht dem irdischen Getümmel.

Ewig, ewig werd' ich leben; —
Sicher der Unsterblichkeit,
Streb' ich, mich emporzuheben
Ueber jeden Traum der Zeit.
Wandeln will ich fest und still
Jeden Pfad des Rechts, und will,
Was davon mich locket, hassen,
Will das Ew'ge nur umfassen.

O Welt, wie hinfällig ist Alles, was du beherbergest? Das Felsengebirg, welches in die Wolken des Himmels ragt, verwittert und zertrümmert allmälig, und vergeht, wie die zarte Blume, welche jetzt noch auf ihm blüht und in wenigen Tagen verwelkt ist. Die Schätze des Reichthums, welche das Glück und der rastlose Fleiß auf einander häuften, wie lange dauern sie? Die List des Betrügers, die Faust des Räubers, eine Wasserfluth, eine Flamme, ein Krieg, ein verschwenderischer Erbe kommen und vernichten die todte Herrlichkeit. Die Schönheit der Jungfrau, die Anmuth des Jünglings entzücken dich. Aber nach wenigen Jahren suchst du sie vergebens wieder; Andere blühen über ihnen hin. Die Könige bauen Paläste, Tempel, Säulen und Denkmäler für die Ewigkeit. Für die Ewigkeit? Ringsum drohen zerfallene Gemäuer den Einsturz, und von den Trümmern uralter Denkmäler nickt das Haupt der unfruchtbaren Distel, der Gesellin der Einöde und des Schuttes. Auf den Stellen weiland großer Städte und Fürstenthümer der Vorwelt wachsen heute wilde, hundertjährige Wälder. Auch jene waren, so träumte menschliche Eitelkeit, für die Ewigkeit gebaut! Eines Fürsten Macht erschüttert alle Reiche des Welttheils, zertrümmert Kronen, zerreißt Völker; sein Wille bringt neue Schöpfungen hervor, und was er wünscht, steht da. Wie groß, wie beneidenswürdig, wie unerschütterlich erscheint uns nicht der gewaltige Halbgott? — Unerschütterlich? Siehe, eine geringe Faser seines Körpers erschlafft, ein kleines Blutgefäß seines Leibes hört auf, ihm nützlich zu sein — der Unerschütterliche erblaßt und sinkt in den Sarg; der beneidenswürdige Halbgott liegt ekelhaft modernd da. Lachende Erben lassen den Bildhauer Thränen an Marmorbildern meisseln; der Tadel, oft der Fluch der Völker rauscht über das Grab des sonst Vergötterten ihm in die Ewigkeit nach.

So ist denn nichts unterm Monde von Dauer, Alles, Alles ein Spiel der Umstände, ein Raub der Zeiten? Das Gelächter froher Menschen verhallt, und die heisse Thräne des einsamen Grams trocknet aus. Den Grashalm des Feldes und den stärksten der Menschen erreicht endlich der Tag, wo beide hinwelken und erbleichen; der Tag, dem Niemand entrinnt; der Tag, der dem Bettler die Krücke aus der Hand, dem Könige die strahlende Krone vom Scheitel zieht.

„Und wenn Alles verloren geht und verweht: ehern ist doch das Blatt der Geschichte; wessen Großthat sie aufzeichnet, dessen Name dauert unsterblich im Andenken der Nachwelt. Begeisternd ist auch dem Lebenden die Stimme des Nachruhms.“ Ach, auch diese Stimme des Nachruhms ist nur Täuschung, eitle Täuschung, mit welcher sich der Ehrgeiz schmeichelt! Der lebt nicht mehr, der den Nachruhm gewonnen, und wer da lebt, weiß nicht, ob er ihn erhalten, noch weniger, von welcher Art er ihn empfangen würde. Wie die Menschen selten das Gedächtniß froher Augenblicke so lange, als die Erinnerung der bösen, bewahren, pflegt auch die Geschichte am meisten nur diejenigen zu nennen, welche als Urheber großen Unglücks sich einen unglücklich-großen Namen machten. Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, denen der Segen der Nachwelt folgt, sind nur eine kleine Zahl bekannt geblieben; aber von ehrgeizigen Bösewichtern wissen wir Hunderte. Und auch sie werden vergessen über die Verbrechen der spätern. Wer ist begierig, die Schaar der Elenden zu kennen, welche ihrer Zeitgenossen Verderben waren? Oder wo ist der wahrhaft Edle, welcher zu ihnen gesellt sein möchte? Die Thaten vieler merkwürdiger Männer sind vergessen, ihre Namen verloren; und die berühmtesten Menschen unserer Tage sind nach Jahrtausenden mit ihren Völkern verschwunden.

So sind die höchsten Güter des Lebens, nach welchen der Sterbliche unersättlich strebt, ein flüchtiges Schattenwerk. Schönheit, Reichthum, Würde, Ruhm, Gelehrsamkeit, Macht und Hoheit — Alles ist ein vorübergehender, gaukelnder Traum, wie das Leben zuletzt selbst.

Und wenn dieser Reichthum nun Staub, diese Macht nun ein Nichts, diese Schönheit welk, dieser Ruhm verschollen, diese Hoheit ein Leichnam ist — wenn nun die Reiche, die jetzt blühen, vernichtet, diese Völker, welche jetzt leben, vom Erdball verschwunden sind — was *bleibt* dann, wo nichts bleibt? Was steht noch, wo Alles sinkt? —

Wie lange fliegt noch dieser Stern, den ich für Augenblicke bewohne, und Erdball nenne, wie lange fliegt er noch in seiner Bahn um die Sonne, ehe seine Rinde austrocknet, seine Oberfläche verkalkt und unbewohnbar für lebende Wesen wird? Werden nicht endlich auch jene Sonnen und Gestirne über mir dem Wechsel unterworfen sein? Dieser Erdball, den ich betrete, jene Himmelslichter, die über mir leuchten, sie stammen nicht aus der Ewigkeit, und haben keine Ewigkeit.

Und wenn dieser Erdball einst veralten und vergehen wird, wenn jene Sterne, jene ferne Sonnen ausgebrannt und verloschen sein werden: was wird dann sein? — — Mit Graufen starre ich in das unendliche Leere und Todte hinaus, worin keine Bewegung, kein Ton, kein Athem geht. Es ist ein erstarrter Leichnam einer vormals blühenden Welt, ein grenzenloses finsteres Nichts, wie es war, ehe der Schöpfer es anlächelte und Paradiese daraus hervorrief. Die Vernichtung allein wohnt in dem unendlichen All, das ich jetzt noch in Glanz und Farben um mich her schweben sehe. Wo sind eure Marmorpaläste, eure Denkmäler geblieben, ihr Großen der Erde? — wo eure Trophäen, ihr Sieger? Wer nennt noch eure Namen, ihr Berühmtgewesenen? und wo sind die Werke geblieben, welche eurer Thaten Gedächtniß auf eine Nachwelt bringen sollten, die nicht mehr vorhanden ist?

Was sich aus dem Staube entbunden hatte, wird Staub. Das Vergängliche muß vergehen! Nur die *Gottheit* bleibt ewig in den Verwandlungen aller Dinge; nur das *Göttliche* in der Natur besteht, wo alles Andere in sich zerfällt und verweset.

Das Göttliche aber ist die verborgene Lebenskraft der Dinge, *Seele*, *Geist* geheißen; und göttlich ist die *Tugend*, in der sich die Seele veredelt. Tugend und Ewigkeit sind Eins, wie Staub und Vergänglichkeit Eins sind.

Ach, das haben seit Jahrtausenden die Sterblichen wohl erkannt; seit Jahrtausenden sprachen sie die große Wahrheit aus: Das Göttliche allein bleibt ewig! Aber

sie blieben nicht Alle im Göttlichen. — Jesus erschien, er lehrte die Bewohner der Erdenwelt, daß, wer in Gott wohne, in dem wohne auch der ewige Gott. Und Millionen beteten ihn an, und schmückten sich mit seinem heiligen Namen; aber ihr Gebet ward Lippenwerk, ihr Name bedeutungslos, ihr Gottesdienst ein äusserliches Tagewerk. Sie bekannten sich zu Jesus, aber sie erkannten ihn nicht; sie flehten um das Glück der Ewigkeit, aber opferten demselben nichts von ihren thierischen Neigungen. Reichthum, Würde, Einsicht, Macht, Ruhm und Schönheit waren die vergänglichen Götter, vor denen sie knieten. Des Ewigen aber, des Göttlichen, der Tugend gedachten sie oft erst unterm Schauer der Todesstunde, wenn das höchste Gut, dem sie hienieden von der Wiege bis zum Sarge nachgeeilt waren, wie alles Irdische verschwand. Thränen, Reue, Entschliessungen im Augenblicke des Scheidens ersetzen nicht, was verloren gegangen. Denn Thränen sind nur Thränen, aber keine Tugend; und der letzte Augenblick voll frommer Entschlüsse ist eine Frucht der schrecklichen Enttäuschung, aber ist noch kein Leben voll göttlicher Handlungen!

Alles vergeht und verweht! Nichts bleibt der unsterblichen Seele, als das Göttliche in ihr, die Vollkommenheit, welche sie sich aneignete. Und das Vollkommene, das Göttliche ist die Tugend! — Ja, die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit! (1. Joh. 2, 17.)

Trost erhabener Offenbarung! Offenbarung Gottes durch die Stimmen der Natur und Vernunft, durch die Stimmen des Weltheilandes und seiner auserwählten Jünger, durchdringe mit deiner wundervollen Kraft das Innere meines Wesens!

Auch die dauerhaftesten Denkmäler, auch die größten Werke der Menschen vergehen — aber ich bleibe! Auch der Erdball wird einst veralten, und ohne Bewohner zerfallen, auch die flammenden Himmelskörper können erlöschen, aber ich bleibe! Alles soll ich verlieren, Alles muß ich einbüßen — nur Eins kann ich behalten, Eins wird mich erhalten, die Tugend, daß ich den Willen der Gottheit vollbringe.

Wie irrte ich auch so lange im Finstern? Wie konnte ich mich auch so lange mit Täuschungen ergötzen? Warum suchte ich auch mein Lebensglück, mein höchstes Gut in allem Andern, nur nicht da, wo es vorhanden war? Warum dürstete ich manchmal so unersättlich nach großem Vermögen und Glücksgütern? Ich wußte es ja, daß Reichthum kein Glück macht, weil der goldreichste und mächtigste Mensch der unzufriedenste, elendeste Sterbliche sein kann. Ich wußte es ja, daß ich nackt in die Welt kam, daß ich nichts mit mir hinausnehmen werde, als die Vollkommenheiten, mit denen sich meine Seele veredelte. Ich wußte es ja, daß dies die Schätze sind, die ich im Himmel sammeln könnte!

Warum begehrte meine Eitelkeit oft mit so kindischem Verlangen nach äusserer Schönheit und gefallender Pracht, als wäre sie des Menschen höchstes Gut? Ich wußte es ja, die Schönheit erstirbt nach wenigen Jahren, und wehe dem, der sich keinen bleibenden Werth zu erwerben wußte! Nur Seelenschönheit glänzt durch die Ewigkeit; nur sie dauert in ewiger Jugend fort; an ihr mangeln die Jahre nicht, denn das Ewige ist erhaben über die Zeit, wie Gott.

Warum rang ich oft so ungestüm nach Macht, Ansehen und Ruhm? Wie konnte ich das Lob der Menschen für das höchste Ziel meiner Wünsche halten? O Wahnsinn des Ehrgeizes! mit welchen träumerischen Vorspiegelungen umgaukelst du mich oft; und wie oft machtest du mich meines höhern, meines bessern Selbstes, meiner innern Zufriedenheit, vergessen! War mir doch nicht unbekannt, daß nach der Sterbestunde mein Ohr nichts mehr von den Schmeicheleien der Menschen vernimmt; daß mein gebrochenes Auge nicht die Denkmäler kennt, die sie auf meinem Grabhügel erhöhen. Warum arbeitete ich für Ruhm unter den Sterblichen, die nach mir vergehen werden, wie ich verging? Ich kannte ihn ja, den wankelmüthigen Sinn der Leute, den Neid der Menge, die beständig verschiedene Meinung derer, die unsern Werth beurtheilen! Wie konnte ich diesem Traumbilde Alles aufopfern wollen? — Nur da ist wahrhaft ewiger Ruhm möglich, wo derjenige selbst ewig ist, der ihn aufbewahrt. Nur in dem unsterblichen Gott ist unsterblicher Ruhm! — Ach, trachtete ich schon nach diesem mit eben jener Begeisterung, wie nach der Herrlichkeit meines Namens unter den Sterblichen? Nur des allwissenden Gottes Urtheile über unsern Werth sind unwandelbar dieselben. Habe ich jemals um seinen Beifall mit so vieler Anstrengung aller Kräfte gestrebt, wie um den Beifall veränderlicher, täuschbarer, von ihren besondern Leidenschaften geleiteter Menschen?

Warum dachte ich mir oft den Umgang mit Freunden, den mannigfaltigen Genuß ungestörter Freuden mit frohen Menschen, als das höchste Gut der Seelen? Und doch war ich vielmals schon von denen getäuscht und vergessen, die sich meine Freunde, meine Freundinnen nannten. Wo sind ihre Versprechungen, ihre zärtlichen Zusicherungen, ihre Schwüre geblieben? Die dich einst in ihren Armen hielten, jetzt gedenken sie deiner kaum noch; und manche Derer, die dich noch heute mit ernster Liebe lieben würden, sind in bessere Welten übergegangen.

Und alle Vergnügungen des geselligen Lebens, alle Feste, alle Gastmähler, die dir frohe Stunden gaben, sind sie eines dauerhaften Werthes? Die Lieder der Freude verhallen endlich — der Seufzer des Verdrusses folgt ihnen nach. Das fröhliche Lärmen der Gäste verstummt; Todesstille folgt ihnen in den leeren Sälen; der Genuß des Gaumens, kaum beendet, ist vergessen. Der mit Blumen bekränzten jugendlichen Tänzerin windet man eine Todtenkrone, und der feurige Jüngling geht nach Jahren vor Alter zitternd am Stabe einher. Alle Lust der Erde vergeht; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit.

Nicht daß wir sie verschmähen sollten, des Lebens verschiedene Freuden — nein, auch sie sind uns von Gott gegeben! Aber wir sollen als Weise, als Christen ihnen keinen höhern Werth beilegen, als sie haben. Sie sind flüchtig, vergänglich, gemacht, den Augenblick zu versüßen; aber sie sind nicht das letzte, schönste Ziel, dem wir nachtrachten müssen. Sie sind vorübergehende Erquickungen, Reizmittel unserer Thätigkeit, aber nicht das höchste Gut. Dies ist nur das Göttliche, es ist die Tugend.

Gott ähnlich werden in Heiligkeit; vollkommen werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist; die Menschen lieben und beglücken, wie er sie aus Liebe beglückt; Zufriedenheit, Freude und Segen um uns verbrei-

ten, wie er, der seine Sonne scheinen läßt über den Gerechten und den Sünder — — das heißt den Willen Gottes thun. So hat ihn uns Jesus geoffenbaret.

Nur Tugend ist von allen Gütern das höchste Gut. Zu diesem hat der Schöpfer allen seinen Kindern die Laufbahn geöffnet; hier hat der Fürst keinen Vorzug vor dem Bewohner der ärmsten Hütte, der Reiche nicht mehr Gewalt, als der Dürftige; Alle haben, um die Palme des Sieges zu gewinnen, die gleichen Mittel, die gleichen Kräfte.

Gelehrsamkeit mag für den Talentvollen, der Thron für den Fürstensohn, Ruhm für den Geschickten, Ansehen für den Begüterten, Reichthum für den Einzelnen sein, den Umstände begünstigen — Mannigfaltigkeit der Zustände soll im Leben sein; verschieden sollen die Gaben vertheilt fallen, daß Einer dem Andern diene — aber das Göttliche, das höchste Gut, ist allgemein, wie Gott allgemeiner Vater ist, wie wir alle seine Kinder sind. Jedem ist es erreichbar, und darum ist es Jedem das Höchste und Theuerste.

Auch dem Fürsten bleiben, umgeben von aller Macht, noch tausend Wünsche übrig; und hättest du Schätze auf Schätze gehäuft, du würdest noch immer nach andern Dingen geizen; und hättest du Kenntnisse gesammelt, wie Keiner, deine Wißbegierde würde noch weiter streben. Nie ist der menschliche Wille gesättigt; nie hat er dessen genug, worauf seine Leidenschaft gerichtet ist. Dies aber beweiset nur, daß das, was er hat, noch nicht das höchste und letzte und wahre Gut sei.

Kennst du den Frieden der Seele? Jene Ruhe des Gemüths, wo du, versöhnt mit dem Himmel und der Erde, dich über alle Gefahr erhaben fühltest, und keine Wünsche mehr hattest? Kennst du jene selige Stille des Herzens, wo du ohne Vorwurf gegen dich selbst, nur das Bewußtsein schon erfüllter Pflichten und das Bewußtsein der göttlichen Huld empfandest — wo Hochachtung deiner selbst dich adelte, von Menschenfurcht befreit; wo selbst der Tod, wäre er erschienen, dir deine Zufriedenheit nicht gestört haben würde? Dies war die Wirkung deiner Tugenden, dies der Lohn deines reinen Gewissens — dies war Genuß des höchsten Gutes.

Ein Glück, das aber, vom Sturm des Schicksals, von einem Hauch der Umstände hinweggeblasen werden kann, wie eine Seifenblase — nein, dies kann das Letzte und Höchste nicht sein. Alle Zeiten sahen von jeher vertriebene Fürsten; Reiche, die den Bettelstab erwählen mußten; berühmte Männer, die zur Verachtung niedersanken. Kann das unser höchstes Ziel sein, was durch unbedeutende Ereignisse verwischt werden kann? Unmöglich! Das ist noch nicht das Letzte, was noch den Wunsch fester Beständigkeit und Unzerstörbarkeit übrig läßt.

Die Tugend aber macht unter allen Lebensverhältnissen den Menschen glückselig, und hört nie auf, ihn mit ihren stillen Freuden zu krönen. Sie gewährt in allen Lagen Zufriedenheit mit uns! Sie lächelt unter den Thränen des Schmerzes; sie füllt die Brust des Armen mit Entzücken, dem ein Bissen Brodes das einzige Gastmahl ist, und ein Trunk Wassers köstlicher dünkt, als der Becher Weins, den der Reiche unter bangen Sorgen einschlürft. Sie läßt uns den Werth der Dinge im wahren Lichte sehen, lehrt den Aussenschein trennen vom Wesen der Sache, so daß wir auf jeden Verlust, auch dessen, was uns das Theuerste ist, vorbereitet sind. Eine Feuerflamme kann unsere Habe einäschern; eine Lästerzunge des Bösewichts unsern Namen schänden; Ungerechtigkeit kann uns verstoßen; eine Krankheit uns lähmen; das Grab kann uns unsere Lieben nehmen — aber nichts kann den Gott aus unserer Brust rauben, nichts das Bewußtsein unserer Unschuld tödten, nichts die hohe Freudigkeit zerstören, in der wir, auch beim bittersten Verluste, den Blick zum Himmel heben und sprechen: der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, gepriesen sei sein Name!

Alle Lust der Welt vergeht, aber wer den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit! — Ja, ewig, wie der ewige Gott, bleibet die Tugend! Die durch sie veredelte Seele schwingt sich einst über den Staub, über das Gewühl und die bunten Täuschungen des Lebens empor — nichts rettet sie aus dem Schiffbruch, wenn ihre irdische Hülle zertrümmert, nichts nimmt sie mit sich, als was sie selbst geworden ist — Güter der Erde waren nicht ihr, sondern dem Leibe erworben, der sich damit schmückte; aber geistige Vollkommenheiten, Tugendkräfte waren dem Geiste erworben, der, verklärt durch sie, in das Ewige eingeht. Darum sind sie das höchste Gut, weil sie in zwei Welten gehören und Seligkeit bringen. Alle andere Lust der Welt vergeht!

O Gott, Allerheiligster, heller kenne ich nun das Ziel, welches mir entgegenstrahlt aus Deinem Heiligthum! Das Ziel, welches Du mir gesetzt hast! In Dir, in Dir ist mein höchstes Gut, denn in Dir ist Heiligkeit und Vollendung.

Wie ein Verblendeter ging ich auf Erden umher — ich suchte das Höchste im Staube, das Ewiggute im Vergänglichen. Mich täuschten Liebe und Freundschaft, Glück und Ehre, und doch trachtete ich dem Schattenwerk mit immer neuer Sehnsucht nach, und rang und arbeitete, und erreichte es nie; und wenn ichs erreicht hatte, war ich darum nicht zufriedener, nicht ruhiger, nicht beglückter. Ich erkenne mein Ziel, mein höchstes Gut. Soll ich länger meine Seele ausschliessend dem Vergänglichen aufopfern? Nein, nein, ich will eilen, das Bessere zu erreichen, das Du mir zeigst, das Jesus mir geoffenbart. Nicht das Reich dieses irdischen Lebens umgrenzt meine Laufbahn, sondern das Reich des Göttlichen. Darum will ich am ersten trachten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit.

Muthig will ich mir nun die bessere Bahn eröffnen, und durch gerechten, heiligen Wandel mein besseres Ziel ereilen. Und wenn meine Kräfte wanken wollen; wenn irdische Reize mich meines höhern Zieles vergessen machen; wenn ich von meinen sinnlichen Begierden, von meinen tadelhaften Neigungen zu unheiligen Gesinnungen, zu unerlaubten Entschlüssen fortgerissen werden sollte — o mein Jesus, dann laß mich auf mein heiliges Leben blicken, daß ich mich selbst ermanne, und gegen den Strom ankämpfe, der mich von meinem Ziele zurückweiset! Dann, mein Jesus, erschalle tief ins Innere meiner Seele Dein Ruf: Wer bis ans Ende beharret, der wird selig! (Matth. 10, 22.)

322.

Der Vorschmack des Himmels.

Erster Theil.

Matth. 5, 8.

Alles, was Odem hat, lobe den Herrn:
Andacht und heilige Wonne durchdringe
Unser Aller Seelen ganz.

Schmecket und sehet, wie freundlich er ist!
Lieb' und Erbarmung, und Wahrheit und Gnade
Walter ewig über uns.

Alles, was lieben kann, liebe den Herrn;
Seraphim, Cherubim, Engel und Geister,
Lieb' ist eure Seligkeit.

Dürsten doch unsere Seelen, wie ihr,
Selig und heilig und ewig zu lieben,
Den, der uns Alle erschuf.

Heil uns, wir lieben ihn ewig!
Liebt den Erbarmer mit Thränen der Sehnsucht,
Die er selbst einst trocknen wird.

Ich will mich vom Staube erheben, und aus den Gewittern dieses Lebens zu dem, was dauernde Seelenruhe, unzerstörbares Glück gewährt. Was habe ich von diesem Getümmel der Welt, wo mir doch nie ganz wohl wird; wo an jedem Lichte ein Schatten, an jeder Lust ein verhältnißmäßiger Verlust und Schmerz hängt? Kann ich mir da wohl selbst leben, mir ganz selbst angehören? Nein, da bin ich ein Raub der Drangsale aller Art, der Mühen, der Sorgen, der vergeblichen Wünsche, der vereitelten Hoffnungen, der trostlosen Begebenheiten, der oft sehr langweiligen Zerstreuungen. Ich bin nie mehr in Gesellschaft, als wenn ich in betrachtungsvoller Stille mit mir allein bin, und meinen Geist zu dem Urheber aller Schicksale erhebe. Ich bedaure den, welcher noch niemals einen solchen Genuß gehabt hat. Und doch werden ihrer Wenige sein, die ihn nicht kennen. Denn auch der zerstreuteste Weltling erlebt endlich — und gewiß er am öftersten! — den Augenblick, da ihm seine Vergnügungen sehr fade vorkommen; da er seinen Umgang mit Andern sehr peinlich, wenigstens schlecht ergötzend findet; da er sich nach dem Bessern sehnt; da er, in Betrachtung über sich selbst und den Werth seines bedeutungslosen Daseins vertieft, etwas Besseres ahnet und mit Sehnsucht begehrt.

Und — doch ergreift er es nicht. Denn oft scheint es ihm unglaublich, daß er es im Schooße der höchsten Weisheit, im Heiligthum der Religion suchen solle. Er hat vor seiner eigenen Religion selbst zu wenig Achtung. Sie ist ein verworrenes Gewebe von dunkeln, unzusammenhängenden Vorstellungen, die er aus den Kinderzeiten etwa noch im Gedächtnisse bewahrt, aber nie weiter durchdacht und geordnet hat. Er wundert sich wohl über die Leute, die darin so ausserordentliche Dinge zu finden behaupten, lächelt vielleicht recht mitleidig dazu, und — kehrt mißvergnügt zu seiner bisherigen Lebensart, zu den gewohnten Unterhaltungen zurück, und wird doch des Lebens darin nie froh, und derselben nur gar zu bald satt.

Freilich, darin hat er Recht: das zusammenhanglose Ueberbleibsel von erlernten Sprüchen und Sätzen aus den Kindertagen, was er seine Religion nennt, und was er eben so schnell beseitigt, als er einmal die alten Kirchengebräuche, bloß weil es noch die Uebung mit sich bringt, mitgemacht hatte — das ist eine armselige Religion. Es ist aber auch dies nichts weniger, als die Religion, welche Jesus Messias uns geoffenbaret hat; denn diese ist kein Gedächtniß-, kein Gewohnheitsgeschäft: nein, eine lebendige Kraft des Göttlichen im Gemüth des Menschen.

Und so gehen Tausende dahin, und treiben sich elend herum im Leben mit ihrem Handwerk, ihrer Kunst, ihrer Gelehrsamkeit, ihrer Handlung, und lassen sich in Kriegs- und Friedensereignissen von allerlei unbeständigen Lustbarkeiten und lange schmerzenden Unfällen verzehren. Sie überlassen ihr Glück, ihre Zufriedenheit dem Zufall, wie er es bringt und nimmt; glauben, sie können es nun doch nicht ändern; vermuthen gar nicht, daß dauerhaft glücklich zu werden, schon auf Erden den Vorschmack des Himmels zu empfinden, in eines Menschen Gewalt liegen könne. Sie verachten zuletzt heimlich jede Freude, und werden zuweilen mürrische, mißvergnügte Leute, denen nichts recht geschieht, werden Menschenfeinde und Lebensfeinde, weil sie die Freude noch nie recht gekannt haben.

Wohl gibt es viele Andere, schon weiser als Jene, welche, gestärkt durch Religion, oder gehoben durch edlere Gefühle, dem irdischen Leben seinen Werth nicht absäugnen. Allein sie beklagen die Flüchtigkeit des Genusses. Auch ich war einst innig selig, spricht Mancher; da empfand ich den Vorschmack des Himmels. Ich war im Vergnügen aufgelöset. Aber — wie schnell verflog mein Traum! Ja, ein Traum war Alles. Denn nun liegt es weit hinter mir im Reich der Vergangenheit, wie ein verblassender Schatten. Kaum werde ich davon nur noch die Erinnerung haben. Dann wandere ich durch das Einerlei des Alltagslebens hin, wie durch eine Wüste.

Jeder denke nur einmal in seine vormaligen Tage zurück und überlege und frage: Welches war wohl die schönste Zeit meines ganzen Lebens? Welches war wohl der süßeste von allen Augenblicken, den ich genossen?

Hier denkt mancher an die harmlosen Stunden und Spiele der Kindheit; da war uns gleichsam Alles in ein schönes Morgenroth gehüllt; da war eine große Kleinigkeit unser bester Schatz, eine Blume unser Kleinod, ein Spaziergang unser Himmel. Alles hatte damals für uns eine höhere Bedeutung; unsere eigene frohe Seele belebt selbst das Leblose, und hielt Gespräche und Freundschaft mit dem, was unsere Liebkosungen nicht erwiederte. Mit glücklichem Leichtsinn hüpften wir über die Dornen des Weges hinweg, den wir wandelten, und was uns verwundete, war eben so bald wieder vergessen, als die darüber geweinte Thräne. O welche glänzende Aussichten gaukelten da vor uns in die Zukunft! Was erwarteten Andere von uns, was erwarteten wir von uns selbst, wenn wir erwachsen sein würden! Ja, es war die glücklichste Zeit meines Lebens! ruft Mancher.

Ich glaube es dir. Doch, ernsthaft betrachtet, finde ich, daß jedes Lebensalter seine eigenen Freuden habe, die Gott zum Genusse hineinlegte. Wir können doch unmöglich die Bestimmung haben, beständig Kinder zu sein. Wer möchte dies auch wollen?. Wer möchte wieder in jenen Traum zurückkehren, aus welchem wir jedes Kind sich begierig hinwegsehnen sehen, um die Freuden der Erwachsenen theilen zu können? Es wäre traurig, wenn es kein höheres Lebensglück gäbe. Denn dies können

wir nicht wieder zurückzaubern. Das würde ich das Höchste nennen, was der Mensch von entschlossenem Willen sich zu jeder Stunde erneuern könnte.

Und endlich prüfen wir doch recht genau, was uns als Kind beseligt hat. War es das Aeussere, was uns umgab? war es Gold, Pracht und Ehre? — Ach nein! Auf einem Sandhaufen dünkten wir uns reicher, als ein König; mit wenigen Bretchen bauten wir uns Paläste; ein Bildchen erfüllte uns mit Entzücken. Wie kam das? Gewiß lag der Quell der Freude nicht draussen, sondern offenbar in unserm Innern. Wir waren zufrieden mit dem, was wir hatten, und sogen, gleichsam wie die Biene, auch aus der kleinsten Blume einen Honig. Wir waren harmlos um den kommenden Morgen; denn wir dachten, jeder Tag werde schon das Seinige bringen, und sorgten nur um den heutigen Tag. Wenn wir Nahrung und Kleider hatten, so liessen wir uns genügen. Wir waren leichten Sinnes; und ob wir gleich damals in unsern kleinen Verhältnissen so gut wußten, wie jetzt in unsern größern, daß viel Unangenehmes durch das Leben laufe, manche Thräne geweint, manche Angst erfahren werden müsse, klebten wir doch mit unsern Gedanken nie lange an dem, was uns Unlust erweckt hatte; hingegen nach einer überstandenen Furcht nur desto inniger an der Erlösung von derselben; freuten uns nach dem erlittenen Schmerz desto herzlicher über das Bessere, was demselben folgte. Darum waren wir fast immer froh. Wir waren froh, weil wir nichts fürchteten; und wir fürchteten uns nicht, weil wir ein reines Herz, ein freies Gewissen hatten. Denke doch jeder zurück an die bittersten Augenblicke seiner Kinderjahre! Gewiß sind es doch nur die gewesen, da wir zum erstenmal etwas Unrechtes begangen hatten, und nun die Offenbarung desselben besorgten, und Angst vor der Strafe fühlten. Aber diese Angst machte uns klüger. Wir hüteten uns vor der Sünde, wenn sie wieder lockte. War die Strafe erlitten, die Schuld abgebüßt, dann hüpften wir von neuem heiter durch die Welt.

Ach, warum haben wir die hohe Weisheit unserer Jugend vergessen? Warum sind wir im Alter viel thörichter geworden, als wir gewesen, da wir Kinder waren? Warum suchen wir denn mit unverzeihlicher Selbsttäuschung unser Glück und Heil nicht in uns, sondern erwarten es von Sachen, die ausser uns liegen? — die doch nur erst das für uns werden, was wir aus ihnen machen wollen? Warum klebt unsere Seele jetzt mit thörichtem Eigensinn lieber an Allem, was unangenehm ist, als an das zu denken, was unschuldig ergötzt? Warum ist das Herz nicht mehr so genügsam, wie damals, wo es sich noch aus Wenigem Vieles zu machen verstand? Warum sind unser Stand, unsere Einkünfte, unsere Kleider, unser Hausgeräthe nicht köstlich, nicht vortrefflich genug, da wir doch Vieles besser haben, als da uns die schlechteste Hütte noch wohlgefiel? Warum quält uns immer eine anhaltende, heimliche Unruhe, irgend ein Bewußtsein von eigener Schuld? Warum geniessen wir keine Lust ganz rein und ohne ein bitteres Nebengefühl?

Alles, weil wir die Weisheit des kindlichen Alters verlernt haben! Nicht die Welt, nicht die Menschen um uns her haben sich seitdem verändert, sondern wir uns selbst. Wir sind von uns selbst abgefallen, und haben uns fremden Dingen angehängt, als könnten wir von ihnen nur die verlorne Glückseligkeit wieder empfangen; und wir jagen ihnen mit blindem Eifer nach, und werden nicht wieder so selig, wie ehemals. Kein Cherub hat uns aus dem Paradiese der Jugend vertrieben, aber unsere Eitelkeit, Ehrbegier, Habsucht, Ueppigkeit, unser Stolz, unsere Ränkesucht, unser Neid und Hassen. — Und wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, sprach Jesus Christus, der Weiseste von den Weisen, so könnet ihr nicht in das Himmelreich eingehen!

Hieltest du also deine Jugendstunden für die schönste Zeit deines Lebens, so vergiß nicht, aus welchen Ursachen sie dir die schönsten waren. An dir selbst liegt es noch, den Himmel der Kindheit auch auf deine spätern Tage herüberzuziehen. Werde in deinem Innern wie damals: einfach, fromm, genügsam, versöhnlich, liebend, und der einmal empfundene Vorgeschmack des Himmels beseligt dich wieder. Du hast Jesum verstanden, den Weisesten unter den Weisen, dessen Worte du vielleicht schon vielmals gelesen, aber nie ganz in ihrer hohen Weisheit begriffen hattest.

Es sind aber ihrer Viele, welchen das Glück einer freudigen Jugendzeit, durch Krankheit, Grausamkeit von Stiefältern oder andere Unfälle oft vermindert worden ist, also, daß sie jene Jahre kaum zu den schönern ihres Daseins zählen mögen. Und welches war denn nun wohl der schönste Punkt in deinem übrigen Lebenslauf? Vielleicht derjenige, welchen dir die Liebe verklärte, als die höhern Tage gekommen waren, da du als Jüngling, als Jungfrau, die ersten freien Schritte in die Welt hinaus thatest? Du gedenkest noch der Stunden deiner stillen Träumereien, deiner Hoffnungen, deiner Sehnsucht. Erde und Himmel verschönerten sich in den unaussprechlichen Gefühlen, die damals dein Herz bewegten. Dein Gedanke war, was du liebtest. Alles, was mit diesem verbunden war, hatte für dich höhern Werth. Ein Blick konnte dich beseligen; das einfachste Geschenk war dir unschätzbarer, als ein Thron, die erste Blume aus der geliebten Hand hättest du um keine Juwelen vertauscht. Du tratest zum andernmal in den Himmel deiner Kindheit zurück, aber mit neuem Sinn und Geiste. Wie fandest du alles göttlicher als sonst, und an dem, was du liebtest, so hohe Tugenden! Wie schienst du dir selbst voller Demuth oft der Gegenliebe ganz unwürdig, wie strebtest du dich zu vervollkommnen, und durch würdigere Eigenschaften zu gefallen! Wie viel Wonne lag oft noch selbst in deinem Kummer, wie viel Trost in deinem eigenen Schmerz! Welche edle Entschliessungen gingen damals in deiner Seele auf — wie schämtest du dich jedes Unanständigkeit, jedes Lasters!

Auch ich war einst selig! ruft Mancher, in welchem die Erinnerung an jene verschwundenen Augenblicke wieder aufblüht! ich war selig! aber es war ja doch nur ein Rausch meiner Einbildung, ein thörichter Selbstbetrug. Nur zu bald erwachte ich aus meinem Traum, und sah bei kälterm Blute ein, daß alle die hohen Vorzüge, welche ich an dem, was ich liebte, erblickte, nie oder nur sehr mangelhaft vorhanden gewesen waren.

Das sahest du ein, aber doch gehörten jene Stunden der ersten Täuschung zu den beglücktesten deines irdischen Daseins. Woher entsprang denn damals die Seligkeit deines Gemüths? Doch nicht, weil du alles Himmlische ausser dir fandest — denn du selber gestehest dir, daß du dich getäuscht hattest — nein, das Himmlische war

in dir, das du liebtest, und das Bild desselben trugst du auf Auffendinge über. Du liebtest das Vollkommene, die hohe Tugend, die Anmuth der Güte, die Erhabenheit der Treue — nicht die Falschheit, nicht die Hoffart, nicht den Reichthum, nicht die Familie. Du liebtest und verschöntest selbst die Mängel der Geliebten.

Siehe, das Erwachen der ersten Liebe ist ein neues Aufflammen der jugendlichen Unschuld und der Ehrfurcht und Hochachtung vor dem, was göttlich ist in der menschlichen Natur! Und das Himmlische, was du verehrtest, war in dir selbst, und darum nennst du es Täuschung, weil du den Begriff aller Vollkommenheiten nicht ausser dir gefunden hast, wie du es gefunden zu haben wähntest.

Warum bist du seitdem so glücklich nie wieder geworden? Warum hast du mit der Täuschung auch die beseligende Liebe des Göttlichen und Vollkommenen von dir geworfen? Warum suchst du das Heilige nicht in dir auf, da du es draussen umsonst erwartest? Warum ringst du nicht mit Kraft darnach, die seltene Vollkommenheit, die Anmuth der Güte, die Erhabenheit der Treue dir selbst anzueignen, deren Vorstellung dich einst so entzückte? Warum hörst du auf, dich wie ehemals, dem Gegenstande deiner Liebe zu gefallen, mit neuen Vorzügen zu schmücken? Warum verbannst du nicht, wie damals, mit Abscheu jede Unanständigkeit, jede widrige Leidenschaft, jedes Laster von Dir? — Du wärest noch heute selig; denn die Welt würde dich verehren, Gottes Beifall würde dich über Alles, was im Irdischen quält, erheben. O du gesunkener Mensch, wärest du dem Jugendbilde der höchsten Vollendung treu geblieben, du würdest auch heute noch den Vorschmack des Himmels empfinden.

Aber du bist von dir selbst abgefallen, und dem Bessern in dir treulos geworden. Du fandest nicht bei andern Menschen die Vortrefflichkeiten alle, welche du anbetetest; darum vergaßest du dich, wurdest gemein und schlecht, wie Andere, und oft wohl noch schlechter als sie. Darum wich dein Himmel von dir.

O Gott, mein Gott, du Schöpfer der Himmelswonnen im Erdenstaube! Auch ich war einst selig. Und ich kostete den Vorschmack höherer Seligkeiten. Ach, wie einst dem ersten Menschen, nach Deinem Ebenbilde geschaffen, gibst Du mit unerschöpflicher Huld jedem Menschen noch heute sein Paradies. Wie lange er es bewahren will, steht bei ihm. Er hat es, so lange er tugendhaft ist, Deinen Willen erfüllt, reines Herzens ist, und das Göttliche in sich nicht entweiht. Aber die finstern, unreinen Begierden nach äusserm Glück vertrieben ihn aus dem Eden — und er kann dich nicht mehr schauen. Sein Blick hängt gierig am Staub der Erdenwelt, gleich dem Blick des vernunftlosen Thieres, und richtet sich nicht zum Himmlischen empor, wie der soll, welcher geschaffen war nach Deinem Ebenbilde.

Zum andernmal war uns der Weg zum verlornen Paradiese wieder aufgethan, Welterbarmer, Heiland, Göttlicher, durch Dich und Dein Wort! Warum verschliessen wir vor Deiner Stimme unser Ohr? Es ist ja aller Menschen einziges Streben, vollkommen glücklich zu sein; schon in Kinder-, schon in Jünglingstagen gewährt uns der Zauber der Tugend den Vorschmack der höchsten Seligkeit — warum verstehen wir nicht, o Jesus, Deine Weisheit in dem Worte: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!

323.

Der Vorschmack des Himmels.

Zweiter Theil.

Röm. 5, 5.

Wenn ich Ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts vom Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb und Freude.

Wenn ich Ihn nur habe,
Laß ich Alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treu gesinnt nur meinem Herrn.
Hingesenkt im Schauen,
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich Ihn nur habe,
Ist mein Vaterland,
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand.
Längst vermißte Brüder
Find' ich da in seinen Jüngern wieder.

Ja, ich weiß, ich glaube und fühle es — fühle es in allen Begebenheiten meiner Tage, in allen Schicksalen meiner Mitgeschaffenen, in allen Werken der prachtvollen Natur, diesem hohen, ewigen Gottestempel: daß der Allliebende uns Kinder des Staubes zur Seligkeit gerufen hat; daß wir hienieden schon Vorgefühl himmlischer Wonnen haben können; daß aber der Quell der Lust wie der Quell unserer Schmerzen nirgends als in unserer eigenen Brust, in unserer Vollkommenheit oder in unsern Fehlern wohnt.

Wie selig muß der Mann sein, welcher in allen seinen Verhältnissen ein vorwurfsfreies Herz hat; welcher sich durch keinerlei Sorge allzusehr das Gemüth betrüben läßt; welcher durch keinen aufwallenden Zorn, durch keine ungestüme Liebe sich hinreissen läßt, mehr zu thun, als sein sollte! — In seiner Seele lebt eine hohe Ruhe, von welcher gewöhnliche Menschen kaum eine dunkele Vorstellung haben, jene Ruhe, welche der wahre Friede Gottes ist.

Hast du jemals schon einen schönen Frühlingsmorgen einsam unter den Reizen der aufblühenden Natur verlebt? Wenn du dich da im Schatten stiller Gebüsche ergingst, durch deren grüne Zweige der Glanz der Sonne mit Purpurwellen brach; wenn über die grünen Auen ein sanfter Hauch des Morgenlüftchens floß, und die zahllose Fülle der Blumen schauerte, und der Thau am Halm erglänzte, wie Freudenthränen, welche der Himmel geweint über die Heiligkeit und Güte des Schöpfers, und der Bach vom Felsen, und der Strom in den Ufern, und der Wald am Hügel feierlich erbrauste, und während hoch und tief die Lüfte erklangen vom wunderbaren Liede der Vögel — o, wie war dir? Drang nie ein Strahl unaussprechlichen Entzückens durch deine Brust? Du athmetest tief auf; du schienest leichter zu sein, als wärest du verklärt; du hättest deinen Gesang zu den Gesängen der Lüfte, deine Freudenthränen zu den Thränen des Himmels mischen, dir die Fittige der Morgenröthe wünschen mögen, um hoch

im unendlichen Blau über dir schweben, oder in die grüne Nacht der Wälder sinken, oder dich im Duft unbekannter Fernen verlieren zu können; du hättest die ganze Welt mit deiner Liebe durchdringen mögen.

Lagst du je auf der Höhe eines Berges, da die weite Landschaft mit ihren Fluren und Hütten schweigend unter deinen Blicken ruhte? Wie schwieg auch alles in deiner Brust! Du vergaßest deine übrigen häuslichen Umstände; keine Sorge beklemmte dich mehr; keine widrige Erinnerung störte dich in der wohlthätigen Ruhe, keine Leidenschaft wagte, mit gewohnten Stürmen den Frieden deiner Seele zu unterbrechen. Ja, dir sprach eine leise Stimme: Mir wäre wohl, könnte ich ewig so sein!

Siehe, das war ein flüchtiger Vorschmack des Himmels, welcher zuweilen selbst leidenschaftlichen, unruhigen Gemüthern vergönnt ist, damit sie in sich gehen zur ernsten Selbstbeschauung und zum Nachsinnen über das Mittel, wie sie solch einen stillen, seligen Zustand in sich verewigen können. Siehe, das ist der Friede Gottes, welcher den tugendhaften Weisen, den wahren Jünger, die ächte Jüngerin Jesu immerdar erfüllt und über des Lebens Mühseligkeiten erhebt. Du warst glücklich, weil du dich in jenen Augenblicken selbst vergessen lerntest, frei warst von irdischen Begierden, die eben so schnell dir die heilige Ruhe entrissen, als du wieder in deine Hütte tratest.

Wehe dem armen Menschen, der, um des Lebens einmal recht froh zu werden, sich selbst vergessen muß! Es ist dies ein Beweis, daß er entweder mancherlei Sorgen auf seinem Herzen hat, mancherlei Sorgen und Noth, die er sich aus Eitelkeit, Leichtsinn, Geldbegier und andern unreinen Neigungen zugezogen hat, oder daß er, was er thut und besitzt, nicht mit Weisheit thut und besitzt, sondern sich von hundert kleinen Sorgen verzehren läßt, die doch nicht helfen, und sich Kummer macht, den er am Ende selbst überflüssig findet.

Der würdige, innige Jünger Jesu hat wohl nie Ursache, sich selbst vergessen zu müssen, um heiter zu sein von Grund der Seele. Vielmehr, das erst macht ihn selig, wenn er seinen innern Zustand übersieht, und sein Verhältniß zum Vater des Lebens. Der Tag kann Gewitterstürm bringen, aber seine Zukunft lächelt ihm desto fröhlicher. Er ist mit Gott, Gott ist mit ihm. Vornehm oder gering, reich oder arm, gepriesen oder verlästert, hoch oder niedrig, es kann ihm gleich gelten. Denn der Quell seiner Glückseligkeit liegt nicht draussen, sondern ist in seinem Gemüth. Und er ist mit Gott, und Gott mit ihm. Und selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen, schon hier im Vorgefühl höherer Seligkeiten.

Fast jedes menschliche Lebensalter hat seine Himmelsstunden, in denen der Sterbliche sich unwillkürlich über sich selbst hinweggerückt sieht und fühlt; nicht was wir haben und erwerben, nicht was wir essen und trinken, nicht wie unsere Kleider sind, nicht was die Menschen von uns denken, macht vollkommen glücklich, sondern ein reines Herz.

Warst du Augenzeuge, oder hast du gelesen oder gehört, wie eine verfolgte Unschuld einmal errettet worden sei? wie irgend ein verdienstvoller, wohlthätiger Mann lange verkannt und mit aller Schmach von seinen Feinden belegt wurde, bis endlich Jedermann das Unrecht einsah, was ihm geschehen, und Jeder nun seine Leiden bedauerte und zu vergelten suchte? Erinnerst du dich, wie der Triumph der lange unterdrückten Unschuld dein eigenes Gemüth erhob; wie dich eine stille Lust ergriff, als wärest du selbst gerechtfertigt worden; wie dir das Glück der endlich belohnten Tugend Thränen stummer Freude in die Augen lockte? — Siehe, du theiltest in Gedanken den Vorschmack des Himmels mit dem Gerechtfertigten. Es war dein eigener Tugendsinn, der dich begeisterte. Es regten sich in dir laut deine Anlagen zur wahren Glückseligkeit; die Quellen deines Heils begannen zu sprudeln — o warum warfest du diese Quellen wieder mit dem Schutte schlechterer Begierden und Sorgen zu, daß sie versiegen mußten? Warum erhobst du dich nicht gewaltsam über alle künftigen niedrigen Gesinnungen hinweg, und beschlossest nicht, der hohe heilige Mensch zu bleiben, der du für einen Augenblick in jenen Rührungen gewesen warst?

Die Kindheit hat ihr Eden. Die Tage der spätern Jugend haben ihre Paradiesesstunden. Aber auch im bestandenen Alter blitzt den Sterblichen oft durch den Staub des Alltagslebens ein Strahl an, wie aus bessern Welten. Die Vorsehung läßt ihn von Zeit zu Zeit den Vorschmack des Himmels geniessen, um ihn zu reizen, dem allein nachzueilen, was solchen verewigen kann.

Weißt du, was die Freude einer Mutter ist, wenn ihr Kind in schöner Holdseligkeit aufblühend, vor ihr steht und lächelt, und mit diesem Lächeln alle Gefühle ihres Busens entzündet? wenn sie sich stumm und voll heiliger Liebe zitternd niederbeugt zu dem Engel ihres Lebens, und mit ihrem Kusse die reine Seele des Engels in sich hinüberziehen möchte? — — Weißt du, was das Entzücken eines Vaters ist, wenn er zum erstenmal den Neugebornen erblickt, der ihm das Leben dankt; wenn ihm zum erstenmal der Säugling lächeln will; wenn das freudige Kind die ersten Worte stammelt; wenn er es in Gesundheit, Fleiß und Tugend erblühen sieht? — — O, diese Wonne bezahlst du ihm in dem himmelvollen Augenblicke mit allen Reichthümern der Erde nicht; und die Mutter empfindet es tief und spricht: Nehmet mir Alles, ich bin dennoch selig! Königinnen können elend sein, und Bettlerinnen doch selig!

Siehe, das ist ein Anklang der reinen Saite des Herzens — ach, warum lassen wir diese Saite so oft wieder verstimmen? Was zieht uns denn Alle mit so unwiderstehlicher Gewalt zu der schönen Kinderwelt hin? Was ist denn für eine unsichtbare Macht, die beim Anblick eines Kindes selbst den Barbaren rührt, und das Herz des Fremdlings fesseln kann? Es ist die arglose Sicherheit, die heitere Unschuld, die freundliche Anmuth in dem kindlichen Wesen, was uns entzückt. Es ist das unbefleckte, reine Gemüth dieser Engelsnatur; es sind die dunkeln Hoffnungen von einer herrlichen Zukunft des Kindes, und wie es — wenn es im spätern Alter ohne Sünden in diesen Tugenden da stände — die Liebe der Welt werden würde. Wir verehren in ihm die unentweihte Heiligkeit des Herzens, welches noch keine Ahnung vom Bösen hat. Es ist nicht das Aeussere, nicht Fleisch und Blut, was unser hohes Wohlgefallen erregt, sondern das Reine, Himmlische, was uns aus dem unbefangenen Blick, aus den hellen Mienen des Kindes anstrahlt. Es ist unser eigenes, angebornes Tugendgefühl, was uns begeistert, ohne daß wir es ahnen. Wir werden im Umgang mit den frommen Kleinen

frömmer, edler, weiser; wir scheuen uns, mit unsern Fehlern vor ihnen zu stehen, und wer diese nicht auszurilgen Muth hat, verbirgt sie wenigstens vor ihnen. Wahrlich, wir können im Umgang mit Kindern mehr lernen, besser und weiser werden, als oft mit den weisesten Leuten unserer Bekanntschaft. Lasset die Kindlein zu mir kommen, sprach Jesus, denn ihrer ist das Himmelreich.

So ist es denn aus allen Erfahrungen aller Lebensalter erwiesen und offenbar, daß die allergrößte Glückseligkeit, deren der Mensch fähig ist, nicht daher stammt, daß er viel habe oder sei, sondern daß er ein reines Herz trage. In den Augenblicken des unnennbarsten Entzückens ist auch immer sein ganzes Tugendgefühl am stärksten erregt. Da ist er gut; da ist er frei von Eigennutz, Bosheit, falschem Wesen und unreinen Begierden. Da theilt er gern mit; da möchte er die ganze Welt beglücken; da verzeiht er seinen Todfeinden, und umfaßt mit Liebe die ganze Welt.

Das ist die Macht der Tugend; das ist das Zeugniß von der Wahrheit der Verheißungen Jesu: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!

Sei reines Herzens, und du hast alle Quellen der Seligkeit in dir aufgeschlossen, und wirst den Vorschmack des Himmels empfinden, der dir nur dann und wann in den bessern Stunden des Daseins zu Theil geworden ist. Es waren aber nur darum deine bessern Stunden, weil du in ihnen der bessere Mensch geworden bist. Warum bliebst du nicht immer, wie du damals warst? Warum fielst du von dir selber ab?

Du fielst ab von dir, weil du wieder den äussern Dingen zufielst, von denen du Freuden erwartetest, die sie niemals gewähren können. Du wurdest dir selber treulos, weil du nicht dir, sondern andern Dingen angehören wolltest, welche schlechterdings zu deiner Gemüthsruhe nichts beitragen können. Du ergabst dich unmäßigen Sorgen für äusserliche Umstände, ohne dich zu erinnern, daß dein innerlicher Zustand die Hauptsache des Lebens sei, und daß, wenn dieser Umstand übel steht, alle Ehre von aussen, alles Geld, alle Bequemlichkeit, alle Leckerbissen, alle Herrlichkeit für dich freuden- und hilflos seien. Du opfertest, einem Wahnsinnigen gleich, das Leben hin für den Tod, den Frieden der Seele für die Unruhe, die Heiterkeit für den Verlust, das Bewußtsein der Unschuld für Gewissensvorwürfe, den Stolz der Freiheit für die Schmach der Abhängigkeit, die Furchtlosigkeit für Angst und Besorgnisse. Du betetest vielleicht oft: Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz, und gib mir Deinen guten heiligen Geist! Aber bald nach dem Gebet zürntest du wieder dem Bruder, betrogst du heuchlerisch einen Arglosen, liessest du wieder einen Leidenden ungetröstet von dir gehen, suchtest du wieder Geld mit Recht und Unrecht zusammen zu scharren, erfüllte der Neid dich mit Haß und Galle.

Und was hast du endlich mit deinen bisherigen Unruhen erworben? — Vielleicht einen siechen Leib, der dir wenig Lust an dem Uebrigen läßt, was du hast; vielleicht etwas mehr Vermögen und Gut, als sonst, und doch vielleicht weniger Freude, denn ehemals, da du weniger besaßest; vielleicht eine Ehrenstelle, die dich der Bosheit gehässiger Neider und vielen Verantwortlichkeiten und Sorgen ausliefert. Ist dies Vorschmack des Himmels? Ist es mit den Seligkeiten zu vergleichen, die du in gewissen bessern Stunden fühltest, da du das Alles nicht, aber ein reines Herz, ein freies, furchtloses Gemüth hattest?

Wer in sich selbst recht glücklich ist, dem gelüstet nach nichts Anderm mehr, als daß es immerdar bleiben könne, wie es jetzt sei. Machen äussere Umstände den Menschen glücklich: warum fordert er, wenn er am vermeinten Ziele steht, etwas Anderes, etwas Besseres? Warum läuft er immerdar einem Glücke nach, wie das Kind den glänzenden Farben des Regenbogens, und ereilt es doch nie?

Stehe still, Wanderer! Gedenke deiner Paradiesesstunden im Leben, und wodurch du sie empfingst. Nicht dein Kleid, dein Rang, deine Speise, dein Trank gaben dir den Himmel, sondern dein reines Herz. Du warst der bessere Mensch in jenen Stunden, darum war Alles um dich her besser. Laß ab von den falschen Mitteln, und wähle das einzige wieder, was dich in deinen Himmel zurückführt.

Lebe in Gott mit kindlichem Gemüth. Laß dich niemals von den Sorgen um äussere Verhältnisse zu sehr einnehmen. Thue deine Pflicht, bewahre ein vorwurfloses Gewissen; in allem Uebrigen vertraue Dem, der für uns Alle am besten sorgt. — Rotte deine fehlerhaften Neigungen, deine unreinen Triebe aus; du hast sie nicht als Kind gehabt, darum warst du damals glücklicher, als du heute bist. Verwirf von dir zu allererst die Wünsche, welche dir am meisten Unruhe machen; reisse dich durch anhaltende Uebung zuerst von denjenigen Fehlern deiner Gemüths- und Handlungsart los, die dir den meisten Verdruß stiften. Der Mensch vermag viel, unglaublich viel über sich, wenn er ernst will. Thue dir selbst wenig zu gut; aber jeden Tag denke, wie du einem Andern Gutes thun willst. Fordere, was dir recht ist, aber auch im Kleinsten thue keinem Andern ein Unrecht. Und daß du immer besser werdest, lerne Jesu Sinn und Willen verstehen. Das ist die höchste Weisheit, das der Heimweg in dein verlornes Paradies. Dort findest du deinen Gott wieder, und in den schrecklichsten Lagen des Lebens eine Heiterkeit und Ruhe, eine innere Seligkeit, die dir kein Sterblicher entreissen kann. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Ja, du ewiges Erbarmen, du Liebe ohne Aufhören, Weltenvater, mein Vater! wenn ich Dich nur habe, ist alles Andere, was das Leben bringt, nur schattenhaftes Gaukelspiel. Wenn ich Dich nur habe, gehe ich mit Zuversicht durch helle und dunkele Stunden, und finde meinen Weg, und zage nicht, ob Noth oder Tod mir drohen. Wenn ich Dich nur habe, bin ich reich genug, mag mir auch immerhin, was Andere köstlich nennen, fehlen; stehe ich hoch genug, mag mich die Welt auch noch so sehr verschmähen; fühle ich mich stark genug, und mögen Tausende sich zu meinem Untergang verschwören; bin ich geborgen, mag ich auch Schiffbruch leiden und all mein Hab und Gut verlieren. Wenn ich Dich nur habe, entreißt mir selbst der Tod nicht meine Freuden; und nimmt er von meinem blutenden Herzen alle die theuern Seelen, die ich liebe — er, ach er ist Dein Engel, er bringt sie nur zu Dir, daß ich sie wiederfinde in Deinem Liebesarm. Wenn ich Dich nur habe, ist Alles mein! Amen.

324.

Die Welt ein Spiegel der Ewigkeit.

1 Kor. 13, 12. 13.

Der Herr ist Gott! von Ewigkeiten
Der Herr! der Herr auch unserer Zeiten!
Er war, er lebet, er wird sein!
Was er beschließt, wer will es wenden?
Der Weltbau ruht in seinen Händen;
Trägt er ihn nicht, gleich stürzt er ein.
Noch aber wandelt seine Bahnen
Der Weltball, den sein Finger hält;
In seiner Allmacht Ozeanen
Schwimmt dieser Staub noch, unsre Welt.

Wie lange noch von seinem Schonen
Geduldet, o ihr Nationen,
Die ihr auf diesem Staube spielt?
Wie lange noch, eh' er entbrennet,
Allgegenwärtig und verkennet,
In keinen Wundern euch gefühlt?
Wie lang' ein Vater und ein Rächer,
Entheiligt und voll Langmuth doch?
Er hing die Erd' an Nichts: Verbrecher!
An Nichts auch euch! Wie lange noch?

Wie herrlich harmonirt der Gott, welcher mir aus Jesu Himmelsoffenbarungen entgegenstrahlt, mit dem wunderreichen Gott, der majestätisch sich mir und allen Völkern, allen Zeitaltern in der wechselnden Pracht der Natur verkündet! — Geheimnißvoll und groß waltet er im Reich der geistigen Wesen; geheimnißvoll und groß in der Ordnung von Millionen flammenden Welten, die in ewig geregelten Bahnen durch einander wandeln, ohne sich zu verirren oder zu zerstreuen. Gnadenvoll waltet er in dem Reiche unsterblicher Seelen, wo sein Ruf zur Seligkeit alle Wesen durchdringt und seine Gerechtigkeit herrscht; gnadenvoll in dem Reiche des Staubes, wo auch der letzte Wurm sich seiner Barmherzigkeit freut.

Je länger ich die Offenbarungen des ewigen Sohnes betrachte und erwäge, je länger ich mich versenke in die Anschauungen der unendlichen Schöpfungen, je näher fühle ich Gott — je lebendiger empfinde ichs: hier ist kein todtes Wirken, sondern durch alle Formen des Staubes, durch alles Spiel verborgener geistiger Kräfte geht ein Wille voller Allmacht, eine Allmacht voller Weisheit, eine Weisheit voller Heiligkeit, eine Heiligkeit voller Liebe. Und dies ist Gott! — Die Natur Gottes ergründe ich aber nimmer. Der Gott, den ich begreifen könnte, wäre kein Gott, denn es ist mir ja selbst die Natur meiner Seele ein dunkeles Räthsel. Forsche nicht, worin das Wesen des Allerhöchsten bestehe; denn das Wesen des Allerkleinsten, was er gemacht hat, ist dir unerforschbar. Verwegener, je länger du in den Glanz der Sonne hineinstarrst, sie zu betrachten, je dunkeler wird sie dir!

Unser Wissen hienieden ist ein Stückwerk! sagt Paulus, der weise Jünger Christi: Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, einst aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise; dann aber werde ich es erkennen, gleichwie ich erkannt bin. Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen. (1 Kor. 13, 12. 13.)

Ja, diese Welt, welche mir nur auf eine kurze Zeit zum Bewohnen gegeben ward, ist mir ein dunkeler Spiegel der Ewigkeit. Stückweise schaue ich hier, was ich einst in Vollkommenheit, in wundervollem Zusammenhange mit Entzücken sehen werde. Was ich hier hoffe, wird dort Erfüllung sein, was mich hier als dunkele Ahnung umweht, wird mich dort als Wirklichkeit umglänzen. Und der Gott des Lebens, den ich hier nur im Wiederschein seiner Herrlichkeit wahrnehme, wird einst mir in aller Klarheit offenbart sein, wenn mein unsterblicher Geist in ihm und seiner Seligkeit sich auflöset.

Diese Welt ist mir ein dunkeler Spiegel der Ewigkeit. Was ich schon in diesem Leben einzeln erfahre, verräth mir, was ich einst in höherer Vollendung erfahren werde. Denn in der göttlichen Schöpfung ist Alles ein Einiges und Ganzes! da ist nichts ohne Zusammenhang, nichts ohne Fortsetzung; in der Kette des unendlichen Weltalls und der Wesen ist kein Glied zerrissen.

Hiersein und Dortsein, Leben und Ewigkeit, Alles ist Eins, Alles ein Ganzes, ohne Unterbrechung. Wäre der Blick meines Auges scharf genug, ich würde in dem kleinen Samenkorn, welches ein schwacher Grashalm verdeckt, schon die Riesentanne erblicken, welche nach hundert Jahren ein ganzes Thal überschattet. Alles ist Fortschreiten, Alles ist Entwickelung.

Einen Trieb des Lebens, eine geheime Kraft der Beseelung hat Gott durch das weite Weltall ausgegossen. Und wir nehmen diese Kraft, dies Allbeseelende, unaufhörlich wahr; aber wie selten achten wir ihrer! Diese Kraft, die in Allem wohnt, erneuert unaufhörlich die Gestalten der Dinge, die da zerfielen. Sie wirkt mit ausserordentlicher Gewalt aus jedes Samenkorns innerm Keim, zieht Nahrung aus allen Elementen, schließt längst verwitterten Staub an sich, breitet ihr Leben in ihm aus, und stellt eine neue Pflanze dar, deren Schönheit unser Auge in den Tagen des Frühlings entzückt, deren Farbenglanz uns blendet, deren Wohlgeruch uns erquickt, oder deren Früchte uns nähren mit Wohlgefallen.

Dieser Lebenstrieb wohnt in allen Theilen thierischer Wesen, so, daß der Theil kaum getrennt ist vom Ganzen, als er auch, mitten in der Verwesung, schon wieder ein neues entwickelt. Er ist es, der im modernden Staube sich regt, und diesen in zahllose kleine Würmer verwandelt, die sich endlich wieder auflösen, um aus ihrer Fäulniß der ewig schaffenden, rastlosen Lebenskraft neuen Stoff zu neuen Geburten zu geben. So geht es in's Unendliche fort. Die Formen zerfallen, vermindern sich; aber das Leben dauert fort, und beseelt den verwehenden Staub von Neuem. So ist unser irdischer Leib von diesem Lebenstriebe durchdrungen. Auch in dem geringsten seiner Theile ist die durch's Weltall ausgegossene wunderbare Kraft vorhanden Sie steht in Dienstbarkeit unsers Geistes, so lange derselbe den Leib bewohnt. Für ihn beseelt sie die zartfühlenden Nerven; für ihn rollt sie das Blut durch die labyrinthischen Gänge der Adern; für ihn saugt sie Nahrung aus den Elementen, glänzt sie im Auge, athmet sie den Duft der Blüthen, und führt sie die Töne der Aussenwelt bis in das Innerste des Gemüths.

Wenn aber das Unsterbliche die irdische Hülle übertrifft; wenn dies denkende, freiwollende, selbstthätig und nach eigenen Gesetzen wirkende Wesen, welches wir unsern Geist, unser Ich nennen, vom Leibe scheidet: dann hört die Dienstbarkeit der Lebenskräfte auf, der Leichnam zerfällt. Die belebenden Grundkräfte zertheilen zerstreute herrenlose Diener, die Niemandem zu gehorchen wissen. Sie wirken im Moder unsers Körpers, alle für

sich; und unsere zerfallende Asche verwandelt sich durch sie in zahllose Würmer, die, was von uns im Grabe übrig war, zerstören, bis auch sie vergehen, und unser vielfach verwandelter Staub in neue Wesen übergeht.

Aber wie diese Kräfte und Lebenstriebe immer neue Stoffe finden, diese zu neuen Gestalten ausbilden, so wird auch die edelste aller Kräfte, der unsterbliche, zur Freiheit, zur Wonne, zur Ewigkeit berufene Geist, mit einer neuen Hülle umgeben werden. Er schläft nicht, er stirbt nicht, wenn sein erster Leib zerfällt. Auch wird er seinen neuen Schleier finden, in welchen er sich hüllt, um, ach! vielleicht vollendeter und herrlicher zu wirken im ewigen Sein. Er wird es! — Denn nichts stirbt. Was heißt sterben? — Sich verwandeln. So verwandelt sich die abgestorbene Blume in einen Staub, der neuer Blumen Theil wird. So verwandelt sich der Leib der Menschen und Thiere nach dem Tode in neue Gestalten. Und wie der blinde nach Gottes Gesetzen wirkende Lebenstrieb, so wirkt auch der vom Irdischen entbundene freie Menschengeist unaufhörlich weiter. So ist uns schon diese Welt ein dunkeler Spiegel der Ewigkeit.

Wer mißt mit seinen Blicken das uferlose Weltall Gottes? Auch das am schärfsten bewaffnete Auge des Himmelskundigen entdeckt dessen Grenze nie. Und doch weit hinter allen sichtbaren Sternen oder Welten, die wir durch Fernröhre entdecken können, schimmert uns aus noch entferntern unbekannten Himmeln ein bleiches Licht entgegen, welches der Abglanz noch viel entlegenerer Gestirne sein mag, die in Gegenden wohnen, welche dem Sterblichen immerdar verborgen bleiben werden.

Man hat die ungeheure Schnelligkeit berechnet, mit welcher der Lichtstrahl sich verbreitet; man hat die Entfernungen berechnet, in welchen die Sonne und ihre Wandelsterne oder Planeten um sie her schweben, Sterne, die von ihr das Licht borgen, wie wir. Aber für die Entfernungen der meisten Sternenwelten fehlen uns Sprachen und Zahlen. Es können Sterne schon vor einem Jahrhundert ausgelöschen sein, die wir doch immer noch sehen, weil ihr Licht durch den unermeßlichen Himmelsraum noch immer bis zu uns unterwegs ist. Es können neue Sonnen in unaussprechbarer Weite von uns erschienen sein, die wir doch nicht sehen, weil ihr Licht durch die ausserordentliche Ferne noch nicht bis zu unserm Auge vorgedrungen ist. So groß ist das Weltall! — Nicht das Weltall, ach nur ein kleiner Theil desselben, den wir von unserer Erde aus beschauen können; und dieser kleine Theil, wie es scheint, und wie es die gelehrtesten Himmelskundiger ahnen, ist weit von dem rechten herrlichen Mittelpunkt des großen Weltgebäudes entfernt, um welches sich Alles bewegt. Die Erde, die Sonne, Alles schwimmt täglich im großen Himmelsmeere fort, und dreht sich um irgend eine größere Sonne, die aber unsern schwachen Blicken durchaus verborgen ist. Stündlich rückt der Erdball, ohne daß wir es empfinden, bei fünfzehntausend Meilen, täglich dreihundert- und fünfundfünfzigtausend Meilen, im Himmelsraume fort. Stündlich und täglich rückt so die Sonne mit den zu ihrem Wirkungskreise gehörenden eilf Planeten (Erden wie die unserige) und deren achtzehn Monden (die wir mit bloßen Augen nicht alle sehen können) in unbeschreiblicher Eile fort, ohne daß wir es spüren. So grenzenlos sind die Entfernungen aller dieser zu einander gehörenden Welten unter sich, daß wir kaum nach hundertjährigen Beobachtungen ihre Bewegung um eine andere uns unbekannte Sonne wahrzunehmen im Stande sind.

Und diese zahllosen Weltkörper, fast alle unendlich größer als der kleine Weltball, den wir bewohnen, stehen dennoch unter einander in wunderbar enger Verbindung, so weit sie auch von einander entfernt sind. In ihren Gestalten einander verwandt, senden sie sich wechselseitig Licht zu, und füllen den Raum zwischen sich mit einem feinen Stoff aus, der von ihnen ausgeht, und vielleicht derselbe ist, welcher in der Wetterwolke leuchtet, im flammenden Nordlicht strahlt.

Ach, was ist des gepriesensten Erdenkünstlers Meisterwerk neben dem großen, wunderbaren, endlosen Weltallsgebäude, wo Gott thronet! — Und dies Alles ist nur Eins; ist ein zusammenhängendes, in einander geflochtenes, einander verwandtes Ganze! — Eins wirkt aus namenlosen Fernen auf das Andere. Der Mond bewegt unsere Meere mit Ebbe und Fluth, und wirkt auf die Witterung des Erdballs; eben so die noch weiter entfernte Sonne, welche alle bis auf viele hundert Millionen Meilen fern von ihr durch den Himmelsraum schwimmende Himmelskugeln in Abhängigkeit erhält. Vermöge des noch unerforschten und wahrscheinlich für uns nie ganz erforschbaren Verbindungsstoffes zwischen den Welten äussern sie sich unaufhörlich gegen einander. So ist Alles Eins! Alles verbunden durch die Allmachthand göttlicher Majestät! So ist mir schon jetzt die Welt, so wenig ich auch von ihr kenne, ein dunkeler Spiegel der Ewigkeit! — In diesem uferlosen All, worin nichts vernichtet werden kann, lebe auch ich. Auch ich kann mich nie daraus verlieren! Auch ich bin ein Bewohner des göttlichen Gebäudes, und darf den Allerheiligsten, in dessen Hauch die Miriaden Sonnen schweben, Vater, meinen Vater nennen! Dort ist die Ewigkeit! Es ist kein Unterschied, denn Alles ist ein Einiges, ein Ganzes! Die Stunden und Jahre des Erdballs, welche ich lebe, sind Theile der Ewigkeit, Tropfen im Ozean, ungetrennt von ihm!

Wenn ich aus den vieljährigen Beobachtungen himmelskundiger Sternseher und Naturforscher vernehme, wie die Größe der Sonne die Größe unsers Erdballs um mehr als anderthalb Millionen Mal übertrifft; wenn ich vernehme, daß sie aus Erd- und Steinarten bestehen könne, wie unser Erdball; vernehme, daß sie auf ihrer Oberfläche wirklich Berge und Thäler zeigt, daß sie nichts weniger als eine glühende Feuerkugel, sondern von einem unbeschreiblichen Lichtglanz umflossen sei, wie unsere Erde von Wolken und Dünsten umflossen wird; — oder wenn ich erfahre, wie man auch schon mit mäßig guten Fernröhren auf der Oberfläche des Mondes ganze Reihen seltsam geformter Gebirge und Thäler erkennt, dazwischen dunkele Flecken, wie Meere und Ebenen; — oder höre, wie auf dem Weltkörper, welchen wir unsern Morgen- und Abendstern nennen, Berghöhen erkannt werden, welche die höchsten Gebirge unserer Erde weit übertreffen: so durchdringt mich ein heiliger Schauer, und mein Geist schwindelt vor der Größe und Wunderbarkeit des Weltgebäudes, in welchem ich so viele unserer Erde verwandte Erden erblicke, wahrscheinlich — nein, gewiß von lebendigen Wesen bewohnt, wie unsere Erde; von Wesen, deren die edelsten Gott erkennen und preisen, wie ich, ach! und vielleicht würdiger und vollkommener, als ich!

Dann sehe ich die Welt wie in einem dunkeln Spie-

gel; dann erheben sich in mir neue, vorher nie gekannte Empfindungen. Dann fühle ich es, daß ich nicht allein dieser Erde, diesem flüchtigen, nichtigen Leben angehöre, sondern auch andern mit uns verwandten Welten; daß ich noch Brüder habe, vollkommnere, verklärtere in unendlich entfernten Regionen des großen Alls. Ich verstumme. Meine Sprache stockt. Meine Gedanken versiegen. Ich ahne das Unendliche. Ich stehe in der Ewigkeit selbst. Ich sinke in ihren Schauern unter. — —

Welche Mannigfaltigkeit des Lebens und Seins mag in jenen dahinschwebenden großen Welten des Himmels herrschen! Welche Stufenreihe von immer größern Vollkommenheiten und Seligkeiten, davon ich Irdischer keine, auch nicht die entfernteste Vorstellung haben kann! Schon hier auf Erden sehe ich die Mannigfaltigkeit im Großen und Kleinen, und bewundere sie. Schon hier sehe ich Alles in merkwürdiger Ungleichheit. Welch eine Verschiedenheit der Geisteskräfte und Genüsse nur unter den Thieren! Wie armselig ist die Muschel, welche am Felsen des Ufers klebt, neben dem Käfer, der mit goldenen Schwingen sich durch die Frühlingslüfte trägt! Wie erhaben geht der kluge Elephant, das verständige Roß, der dem Menschen getreue Hund, neben andern Geschöpfen aus dem Thierreich! Und was ist der Instinkt oder Naturtrieb aller Thiere neben der Vernunft des Menschen! — Wie, endet mit dem Menschen die Schöpferkraft des Weltenschöpfers? Sollte er das Vollendetste des ganzen Weltalls sein, weil er das herrlichste der Geschöpfe auf diesem Erdball ist? — Was ist denn unser Erdball? Ach, einer der allerkleinsten Sterne ist er am Himmelsraum; und selbst unsere Sonne, obgleich anderthalb Millionen Mal größer als die Erdkugel, ist nur eine der kleinsten Sonnen, gegen andere gehalten, welche in Fernen, die kein Sterblicher mehr berechnen kann, noch als Gestirne erster Größe leuchten. Wenn ich nach diesen Verhältnissen, nach diesen Größen der Himmelskörper, schliessen darf: ach, so ist der Mensch unter den göttlichen Kreaturen noch eine der allerniedrigsten und geringsten; so wohnen in der Unendlichkeit des Alls im Ewigen noch Wesen höherer Art, als wir, vor denen wir wie Staub verschwinden würden, wenn wir neben ihnen ständen; und deren Weisheit, deren Heiligkeit, deren Vollkommenheit und Wonne erhaben über die unserige ist, wie die unserige über Weisheit und Vollkommenheit und Wonne des geringsten Wurms erhaben ist, den wir unwissend mit Füßen treten.

Ja, es beten Wesen höherer Art zum höchsten aller Wesen empor, und heiliger und vollendeter als ich. Die Offenbarung ruft mir den Namen der Engel, der erhabenen Geister des Himmels, der Seraphim und Cherubim, zu. Es ist eine Welt über mir, es sind noch Bewohner des ewigen Alls, vor denen ich ein Nichts bin. Und hätte keine Offenbarung mir gesprochen: ich würde es aus dem erkannt haben, was ich schon auf Erden unter mir wahrnehme. Ja, die Welt wird mir wahrlich ein Spiegel der Ewigkeit, wenn gleich nur ein dunkeler Spiegel, dennoch mächtig genug, mich mit seinen Bildern tief in das Innerste zu erschüttern.

Nur ein dunkeler Spiegel; aber wie viel erkenne ich schon in ihm! Mein Wissen ist hienieden nur ein Stückwerk, aber wie erhebend ist schon das geringe Wissen! Ich empfinde, wenn sich mein Geist in der Größe und Unendlichkeit der himmlischen Schöpfungen verliert, meine Kleinheit, mein Nichts, und dennoch wieder einen süßen Stolz und Trost, daß ich, auch ich, Gottes, des Weltenurhebers, werth bin; daß etwas Göttliches in mir lebt und denkt!

Wehe mir, und wenn ich von dieser Höhe, in welcher ich Gott ahne, herabblicke auf mein vergangenes Leben — wehe mir, was war ich? was habe ich gethan? Habe ich mehr die Sorge des Engels, oder die Sorge des Thieres gekannt? Habe ich mehr nach der erhabenen Wollust des Seraphs gestrebt, die er im Gefühl seiner Vollkommenheit und Heiligkeit genoß, oder nach der Wollust des Irdischen und Thierischen, die ich, vermöge meines Leibes, mit allen geringern Kreaturen gemein haben kann?

Erröthend schlage ich vor dem unbestechlichen Richter in mir, erröthend vor der Allwissenheit des Heiligsten, die Augen nieder. Ich möchte mich, ich möchte meinen ganzen Lebenslauf verbergen, daß er nie gesehen würde! Ich sah wohl in den dunkeln Spiegel der Ewigkeit, aber er rührte mich nicht. Ich ahnete wohl, daß mir etwas Höheres bevorstehe, und daß ich mich dazu in diesem Erdenleben weihen müsse, aber — — ich erhob mich nicht zum Reiche der Engel, sondern sank in das Reich des thierischen Lebens elend unter. Ich arbeitete nur für meinen Leib; sorgte nur für meine Speise, meinen Trank; haschte kindisch nach sogenanntem Ruhm und nach Pracht, aus Staub gemacht! Ich versäumte mich, lebte nicht für mich, sondern für den vergänglichen Leichnam, mit dem ich nur kurze Zeit verbunden bin. Ich sah in den dunkeln Spiegel der Ewigkeit; aber, gleich dem Thiere, das nur mit gebeugtem Haupte zur Erde sieht, richtete ich nicht mein Antlitz zum Himmel empor. Den armseligen Beifall der Menschen, die elend und hinfällig sind, wie ich, achtete ich höher, als mich meines Gottes, meines Berufs zur Ewigkeit würdig zu machen. O wie namenlos thöricht war ich auf Erden, wie verächtlich werde ich mir selbst! — Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist! riefst Du mir zu, mein heiliger, göttlicher Lehrer, Du, Jesus Christus, der die Geisterwelt mit einem Licht erleuchtete, welches nicht von dieser Welt war — wehe mir, ich hörte Deine Stimme, treuer Hirt der Seelen, aber folgte ihr nicht!

Ach, wie mein Wissen, war auch mein Wollen bisher nur Stückwerk und unvollkommen. Wie, und soll es immer so bleiben? Soll ich noch unvollkommener werden, als ich bin? Soll ich von der Stufe zurückstürzen, auf der ich bis jetzt unter den gotterschaffenen Wesen stand? — Ewigkeit! Ewigkeit! in dir wohnt die ewige Liebe; wehe mir Sündigen, aber in Dir auch des Vergelters Gerechtigkeit!

Tröstet mich, ihr freundlichen Himmelstöchter, Glaube, Hoffnung, Liebe! Begleitet mich auf der fernern Bahn, die ich noch zu durchwallen habe. Stärke du mich, Gottesglaube, und erhebe mein Gemüth über die Gewalt irdischer Sorgen, irdischer Wünsche zu meiner wahren Bestimmung empor. Rette mich, wenn meine Seele zwischen Zeit und Ewigkeit wanken, wenn sie das Thierische dem Göttlichen vorziehen will. Rette mich, wenn die Leidenschaft mich übermannen, und meine Sinnlichkeit Meisterin werden will über meine Grundsätze und Pflichten. Und du, o Hoffnung, Hoffnung, mir von Gott selbst gegeben, Hoffnung, mir durch Jesu Mund gebracht, verlaß mich nicht in den bangsten

meiner Lebensstunden. Und wenn ich für meiner Seelen Gerechtigkeit Alles zum Opfer darbringe, wenn ich meiner Tugend willen elend und verlassen würde, wenn ich der Spott roher Menschen würde, — o Hoffnung der Ewigkeit und Gnade, verlaß mich nicht!

Du aber, lieblichste von allen Tugenden, Mutter aller Tugenden, Quell der Seelenvollkommenheit, Liebe, Gottesliebe, Menschenliebe, durchglühe mich, daß ich ganz in dir lebe und webe. Nur wer in der Liebe wandelt, der wandelt in Gott. Nur wer in der Liebe wohnt, ganz Liebe ist, dem ist die Ewigkeit schon hier aufgethan, und der fühlt schon hier den Vorgenuß ihrer Wonne. Denn was dort wohnt und waltet, ist die allbeseligende Liebe, und diese ist Gott!

325.

Der Engel Dasein.

Matth. 18, 10.

Was wir verstehn, entdecken wir
In Schimmern von Empfindung;
Gott! aber Dir war's sonnenhell
Schon vor der Welten Gründung.
Wir sammeln viel durch Unterricht,
Durch Schluß an Schluß zusammen;
Wie mühsam! — Dies zerstreute Licht
Strahlt, wie ein Meer von Flammen,
Vor Deinem Angesichte.

Der Wesen nie gezählte Zahl,
Die je zum Dasein kamen,
Durchschau'st Du all' und auf einmal,
Und nennest sie bei Namen,
Dringst bis auf ihren Keim in sie;
Der Täuschungen Gefahren
Entziehen Deinen Augen nie
Das, was sie sind und waren,
Nie, was sie werden sollen.

Solch ein Erkenntniß ist bei Dir;
Mir schaudert vor der Höhe,
Und vor der Tiefe schaudert mir,
An der ich betend stehe.
Ich weich', ich zittere, Gott, zurück —
Ich kann ihr Maß nicht finden,
Selbst nicht des ersten Engels Blick
Kann diese Tief' ergründen,
Kann diese Höh' ermessen!

Das menschliche Geschlecht war seit den frühesten Zeiten des Alterthums geneigt, an das Dasein gewisser höherer Wesen zu glauben, die, obgleich Geschöpfe Gottes, doch den Menschen an Vollkommenheiten unendlich überlegen wären. Dieser Glaube war sehr natürlich. Denn je mehr man die verschiedenen Theile der Schöpfung kennen lernte, je mehr ward man überzeugt, daß in der Natur keine Lücke sei; daß Alles darin, wie eine unendliche Kette, zusammenhänge; daß das unvollkommenste Wesen, das tiefste Glied dieser Kette, nur durch millionenfach verschiedene Abstufungen und Uebergänge anderer, höherer Glieder mit den Vollkommenern zusammenhänge; daß zwischen dem Bruchstück des todten Felsen und dem Menschen die lange Reihe der Pflanzen liege, und die noch längere Reihe der Thiere; daß der todte Stein sich erst in Krystallen an die schlechteste Pflanzengattung anschliesse; daß gewisse Pflanzen wieder ein beinahe thierisches Leben haben, wie die Wasserpolypen oder die Korallen; daß durch eine zahllose Reihe lebendiger Geschöpfe das vollkommenere immer auf das vollkommene folgt, bis das vollkommenste der Thiere endlich an den unvollkommensten, thierartigen Menschen rührt, der sich nur dadurch über die Klugheit des Hundes, Affen oder Elephanten erhebt, daß in ihm ein Funke der Vernunft glimmt.

Bei Wahrnehmung einer solchen merkwürdigen und genauen Stufenfolge der Wesen konnte im Menschen die Frage nicht unterdrückt werden: Ob ich wohl Alles sehe, was tiefer steht, kann ich darum wissen, was über mir steht? Das klügste der Thiere wird meiner zwar gewahr; aber ahnet es wohl im entferntesten Sinn, was ich Mensch bin, und was ich durch mein Geistesvermögen ausrichte und erkenne? Darf ich mir wohl einbilden, daß der vollkommenste Mensch unmittelbar und zunächst an die Gottheit selbst rühre, die das Weltall beherrscht?

Unmöglich! Und je tiefere Blicke ich in die Schöpfung Gottes werfe, je mehr mich seine Herrlichkeit und grenzenlose Macht anleuchtet, um so lebhafter empfinde ich, wie unendlich tief ich unter dem Allerhöchsten stehe, wie entfernt ich von ihm bin. Und wie, in den ungeheuern Zwischenräumen, welche den Menschen von der weltregierenden Macht scheiden, sollte der überall herrschende Zusammenhang in der Natur plötzlich unterbrochen sein? Hier wäre zwischen Gott und mir eine unendliche Einöde? — Es ist ungedenkbar.

So wie sich im Weltgebäude kleinere Monde um die Erden drehen; wie sich unser Erdstern und andere Erden um die Sonne schwingen mit ihren Monden; wie sich die Sonne, begleitet von allen ihren Erden und Monden, fortbewegt, wahrscheinlich nebst vielen andern Sonnen, die wir Fixsterne heißen, um eine unermeßlich größere Sonne, die unser Auge nie sah; wie auch diese wieder mit allen ihren sie umschwebenden Sonnen, Erden und Monden um einen noch herrlichern Mittelpunkt in Zeitaltern fliegt, die zu nennen die Menschensprache keine Zahl hat: so stehen zwischen den menschlichen Naturen und der Gottheit noch zahllose höhere Wesen, überirdische Naturen, welche Gott ähnlicher sind, als der nichtige Mensch! Wir nennen diese Wesen in der Sprache des gemeinen Lebens Engel, ohne darum ihre erhabenere Beschaffenheit oder die Zahl der Abstufungen zu kennen, die zwischen dem unvollkommensten der Engel, welcher dem vollkommensten der Menschen am verwandtesten ist, und zwischen dem herrlichsten der erschaffenen Wesen stehen, welches in unaussprechlicher Seligkeit die Nähe Gottes empfindet.

Auch die heilige Schrift redet vom Dasein dieser schönen Naturen, ohne uns von dem, was sie sind, und worin ihre Vorzüge bestehen, Begriffe mitzutheilen. Sie gedenkt nur ihrer größern Seligkeit; sie sagt von ihnen nur, daß sie die Diener des Höchsten, und Vollstrecker seines Willens sind. Auch Jesus Christus, der den Vorhang vom Heiligthum der überirdischen Welt zog, in so weit der Blick des Sterblichen fähig war, dahinüber zu dringen, auch Jesus spricht von den höhern Geistern, die zwischen uns und dem höchsten Wesen leben; aber er gedenkt ihrer nur als Wesen, die dem Throne des Ewigen näher stehen, denn wir, und liebenden Antheil an dem Wohl der menschlichen Geister nehmen, so wie der gefühlvolle Sterbliche oft Freund und Beschützer

anderer Wesen ist, die geringer sind, als er. (Matth. 18, 10.)

Ob wir nun gleich von der Natur oder Seligkeit höherer Geister vergebens trachten würden, Vorstellungen zu erhalten, ist es doch eine angenehme Beschäftigung des Nachdenkens, das, was wir in der irdischen Natur schon Geistiges kennen, zu betrachten, und daraus Schlüsse zu folgern auf das, was über uns ist.

Denn wir finden in der Welt, die wir jetzt erkennen, eine eben so große Mannigfaltigkeit der geistigen Wesen oder unsichtbaren Kräfte, als der körperlichen Dinge. Allerdings müssen wir zu solchen geistigen Wesen, deren Dasein wir aus ihren Wirkungen empfinden, nicht nur menschliche Geister oder thierische Seelen zählen, sondern auch jene Kräfte, die wir blinde Naturkräfte zu nennen pflegen, und überall wohnen, nicht nur im Thier und in der Pflanze, sondern selbst im Stein, im Wasser, im Feuer und in allen Urstoffen.

Ist nicht die Wärme eine besondere Kraft, die Alles, was sie ergreift, ausdehnt und ändert? Ist nicht das Licht eine besondere Kraft, das, indem es unsere Augen reizt, überall in geradester Linie mit unbeschreiblicher Schnelle fortläuft? — Wer hat nicht schon die geheime Kraft des Magnetsteins bewundert, die sich auch dem Eisen mittheilt? Sie wirkt nach ihren eigenen, ewigen Gesetzen. Der Magnet zieht leichtere Eisentheile aus einer gewissen Ferne an sich, und die von ihm bestrichene Eisennadel kehrt die eine ihrer Spitzen, und nur immer dieselbe, nach der Mitternachtsgegend der Welt. Daher wird sie die sichere Führerin des Schiffers auf dem Meere, mitten in Stürmen, die ihn von seiner Bahn verschlagen, und die Wegweiserin des Bergmanns, der im tiefen Schoose der Erde wühlt, ohne den Tag zu sehen.

Ist nicht jenes wunderbare Etwas, welches in den Wolken des Himmels Blitz wird, aus dem bestrichenen Felle mancher Thiere als Funke hervorspringt, aus verschiedenen Fischen des Meeres sein Dasein durch einen heftigen Schlag verräth, und von den Naturforschern aus allerlei Körpern durch starke Reibung als Blitzfunke oder erschütternder Schlag hervorgelockt werden kann, eine besondere Kraft?

Alle diese und viele andere Naturkräfte sind, wenn ich so sagen darf, geistiger Art, das heißt, sie liegen in den Körpern vorhanden, ohne daß wir sie mit den Sinnen wahrnehmen, bis sie durch besondere Umstände erweckt werden. Dann äussern sie sich durch eine Veränderung der Körper, und wir bemerken ihre Anwesenheit vermittelst unserer Sinne. Auf die gleiche Weise ist auch in einem Menschen die Geisteskraft verborgen, bis sie sich durch Bewegung des Leibes und durch Wort kund thut.

Jene blinden Naturkräfte sind durch Alles, was irdisch ist, verbreitet. Sie wirken neben, für und wieder einander. Sie erfüllen die Luft, alle Räume des Himmels. Durch sie empfinden wir erst das Dasein der Gestirne. Sie sind also durch das ganze uferlose All der Welt ausgegossen; für sich selbst todt, das heißt, unerkennbar, und nur erst in Verbindung, die sie mit Körpern eingehen, wirksam und lebendig, so wie der Geist des Menschen uns sein Dasein nur verkünden mag, sobald er mit einem Leibe verbunden ist.

Wir nennen die Wirkungen dieser verborgenen Kräfte Naturerscheinungen. Wir, wie jedes Thier, jede Pflanze, jeder Stein, sind von diesem geistigen Etwas durchdrungen, ohne zu wissen, was es an sich sei, und wie es so wirken könne. Es bleibt ewig geheim hinter dem Spiel seiner Erscheinungen, wie der Geist des Menschen sich auch selbst nicht kennt, sondern aus seinen Wirkungen auf den Körper erst wahrnimmt, daß er da ist.

Wir wissen von diesen blinden Naturkräften endlich nur so viel, daß ihr Einfluß viel zur Lebenserhaltung der Pflanzen und des thierischen und menschlichen Pflanzenlebens beiträgt. Sie sind es, die unser Blut erwärmen und röthen, den Schmelz der Farben über die Blumen giessen; in den Klüften unterirdischer Felsen Metalle und Erde zeugen, oder Steinarten in regelmäßige Krystallen-Gestalten verwandeln.

Aber die Verbindung aller dieser Kräfte zusammengenommen ist doch nicht vermögend, einen Grashalm zusammenzusetzen mit seinen Fasern, Saftgefäßen, Schraubengängen und Luftröhren. Der Grashalm entsteht nur durch ein vorhandenes Samenkorn seiner Art. Nur in diesen Samenkorn liegt die Möglichkeit des künftigen Gewächses mit seinen Formen, so wie in der Eichel die ganze Majestät des künftigen Baums im Keim.

Was ist nun das, was sich in und mit diesem Keim so seltsam und herrlich zu entfalten weiß? — was aus leichten Stoffen, die es aus Erde, Wasser und Luft entlehnt, wundersame, regelmäßige Röhren, Luftgänge, Adern, Früchte, Haare, Blätter, Wurzeln baut, Alles mit der größten Weisheit geordnet; was in Menschen- und Thierkörpern Knochen, Blut und Sehnen und Nerven schafft, der Eingeweide Ordnung, des Blutes gesetzmäßigen Umlauf, aller Theile Ebenmaß und richtiges Verhältniß zu einander besorgt? Der menschliche Geist wohnt in seinem Körper, ohne daß er weiß, was in diesem vorgeht, und wie sich darin Alles nach den sinnvollsten Gesetzen bewegt.

Hier ist offenbar mehr, als eine jener blinden Naturkräfte, als Magnet, oder Licht, oder Wärme und dergleichen. Hier ist eine höhere Kraft, die, sich ihrer unbewußt, sich zwar eben so gut in den Gesetzen des Schöpfers bewegt, als jene andern, aber schon Werkzeuge baut zu gewissen Absichten. — Ich nenne dieses erhabenere, mächtige Etwas — Lebenskraft.

Diese Lebenskraft, welche den Körper der Pflanzen, Thiere und Menschen entwickelt, baut und erhält, nach den ewigen Gesetzen des Schöpfers, ist durchaus von den einfachen, blinden Naturkräften verschieden. Nie wird aus einem Kieselstein ein Rosenstock werden können; nie wird der Saatkeim eines Fruchtbaums zu Gold werden. Jedes bleibt in seiner Art, was es ist, und die Lebenskraft entfaltet sich nach den Gesetzen der Schöpfung. So wie sie zum Bau der Pflanzen-, Thier- und Menschenkörper irdische Stoffe an sich zieht und verändert: so bedient sie sich auch zur Vollendung ihres Geschäftes, gleichsam als geistiger Stoffe, der obengedachten einfachen Naturkräfte. Sie gebraucht dieselben nur als Mittel, und verkündet damit, daß sie höherer Art sei, als jene.

Die Verbindung des Lebenstriebes ist jedoch mit jenen Naturkräften so innig, daß er ohne Beistand derselben durchaus unwirksam bleiben müßte. Ohne Zutritt der Wärme und des Lichts bleibt die Lebenskraft in den Pflanzenkeimen unthätig; sie kann nicht schaffen, die

Werkzeuge nicht ausbreiten über und unter der Erde, um andere Stoffe aufzunehmen.

So erkennen wir im Reiche der uns bekannten Schöpfung schon zweierlei Arten geistiger Wesen: die blinden Naturkräfte, und die wahren Lebenskräfte der Pflanzen- und Thierkörper. Aber die Kraft, welche das Leben hervorbringt, oder vielmehr es selbst ist, was wir in Pflanzen und Thieren Leben heißen, ist sich ihrer selbst so wenig bewußt, als die Kraft des Feuers. Was weiß das wachsende Haar unsers Hauptes, was unser ganzer Leib von sich, ohne die Thätigkeit der darin wohnenden Seele?

Die Pflanze hat Leben; auch das Thier; aber das Thier hat Seele, das heißt, die eigene hohe Kraft, sich etwas vorzustellen, Dinge mehr oder weniger zu beurtheilen, Mancherlei zu empfinden, Haß und Freundschaft, Zorn und Freude, Begierde und Abscheu. Das Thier hat das Vermögen, etwas zu wollen, aber die Pflanze, die zuweilen zwar einen Schimmer von Empfindung zeigt, äussert keine Spur eines Willens.

Darum steht das Thier erhaben über die Pflanzenwelt, wie die selbstthätige Seele über die mechanische Lebenskraft, oder wie das Leben über die blinden Naturkräfte.

Doch ist die thierische Seele mit dem Pflanzenleben noch auf das Innigste verwandt, und die Wirkungen von beiden zeigen sich oft auf die gleiche Art. Wie die Pflanze nach sich selbst unbewußten Gesetzen aus Erde, Luft und Wasser die ihr angemessene Nahrung einsaugt, so handelt die thierische Seele nach dunkeln Trieben, denen sie nicht widerstreben kann. Diese Triebe aber entspringen aus der eigenthümlichen Beschaffenheit des thierischen Körpers. So läßt das Heerdenvieh diejenigen Kräuter stehen, welche der Natur des Körpers widerstreben, und sucht die gesunden zu seiner Nahrung auf. So wird durch den Hunger der Wolf wüthend, und durch den Begattungstrieb, wenn er nach den Gesetzen der Natur im Körper laut wird, das einsame Raubthier gesellig. Alle Empfindungen, alle Begierden des Thieres entspringen aus seiner körperlichen Beschaffenheit; es handelt nur allein nach den Einflüssen derselben; was seinem Leibe angenehm oder schmerzhaft ist, das liebt es, das haßt es.

Wie ganz verschieden von der Thierseele steht der erhabene Menschengeist da! — Er ist seines Daseins nicht nur bewußt, sondern er ist es mit voller Klarheit. Er nimmt nicht nur die Dinge um sich her wahr; auch die Thierseele kann es: sondern er erkennt die Dinge in ihrer höhern Verknüpfung, mit ihren Ursachen und Folgen. Er durchspähet die Wunder der unter ihm liegenden Schöpfung; er beherrscht mit erfinderischem Geiste die Elemente und nützt sie nach Gefallen; versetzt die Pflanze in fremden Boden; überwältigt die Macht der stärksten Thiere; berechnet den Lauf der Weltkörper durch die Himmelsräume und trägt in sich die Offenbarungen der Gottheit und ihres Daseins.

Von dem Allen weiß das Thier nichts. Die klügste Thierseele ist unfähig, Ahnung von der Höhe zu haben, auf welche sich der Gedanke eines unmündigen Kindes schwingt. Die Thierseele hat zwar Willen; allein sie will nur, was ihr Leib begehrt, und handelt nach den Trieben desselben. Der Menschengeist aber, wenn er in angebornem Adel dasteht, kennt ein höheres Gesetz, als das Gesetz irdischer Triebe; er gehorcht nicht dem Fleische, in welchem er herbergt, sondern allein sich selbst; das heißt, den Gesetzen seiner Vernunft, die das Gute und Böse, Gerechtigkeit und Schuld unterscheidet. Wer Niemandem gehorcht, als seinen eigenen Gesetzen, ist frei. So ist der menschliche Geist der Freiheit fähig. Die Thierseele, diese Sklavin der sinnlichen Triebe, ist durchaus von jenem verschieden. Der Geist gehört dem Göttlichen, die Thierseele dem Fleischlichen.

Aber der menschliche Geist ist mit jener Thierseele durch die Banden des Staubes noch innig verknüpft. Oft ist der Geist kaum seines Daseins mächtig; die Thierseele, aus seinem Leibe hervorgehend, überwältigt die erhabenere Kraft in ihm. Also entsteht ein doppeltes Gesetz in des Menschen Brust. Er thut nicht immer das, was der Geist will; sondern das, was er hasset, das thut er. Darum sagt Paulus, der Hocherleuchtete: „Ich sehe aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetze in meinem Gemüthe, und nimmt mich gefangen in der Sünden Gesetz, welches ist in meinen Gliedern.“ (Röm. 7, 23.)

Auch darin ist noch der Geist, ungeachtet des Bewußtseins der unsterblichen Dauer, der Thierseele ähnlich, daß er Alles um sich her erkennet, aber von der Beschaffenheit seiner eigenen Natur nichts weiß. Er ist mit Allem vertraut, nur sich selbst ist er ein Fremdling, und kann nicht sagen, was oder wie er sei. Das Irdische überschaut er mit ordnender Klarheit, allein das Geistige ist ihm unergründlich, wiewohl er selbst Geist ist.

Hat mit dem Menschengeiste die Kette der höhern Wesen und Kräfte ihr Erde? O, wie kurz wäre sie! Wer kann glauben, wo Alles im Weltgebäude den Stempel der Unendlichkeit trägt, daß mit blinden Naturkräften, Lebenskräften, Thierseelen und Menschengeistern der Kreis der edlern Naturen geschlossen sei?

Nein, gern glaube ich in dem ungeheuern, mit keinem Gedanken zu ermessenden Abstand zwischen meinem Geiste und der Gottheit noch die Anwesenheit von Kräften und Herrschaften höherer Art! Engel nennt sie unsere Sprache, bessere, gewaltigere, erkenntnißreichere Geister!

Die Reihe jener erhabenern Wesen ist vielleicht, ja wahrscheinlich, dem menschlichen Geiste noch so verwandt, als dieser es der Thierseele, oder die Thierseele es der irdischen Lebenskraft, oder diese es den blinden Naturkräften sein mag; gewiß aber ragen die unserm Geiste nächstverwandten Wesen im Weltall so weit über unsere Kraft hinaus, als der Mensch über das Thier, als das Thier über die Pflanze, als die Pflanze über den Stein.

Ich glaube fast ahnen zu dürfen den hellern Blick jener dem Menschengeiste zunächststehenden Geisterordnung. Sie schaut mit größerer Kraft in die Geheimnisse Gottes, als ich. So wie wir Sterbliche zwar das Irdische darstellen und durchschauen können, aber nichts wissen von der Natur des Geistigen und der Kräfte im unendlichen All: so sind sie vielleicht mit dem Geistigen vertraut und vermählt. Ihnen steht das Geheimniß der Urstoffe aufgeschlossen, wie uns der Kelch einer Blume, mit ihren Kronenblättern und Staubfäden. Wir sehen nur die Umrisse, Formen und Verhältnisse der Dinge nach ihrem Aeussern; sie aber durchblicken nach höherm Vermögen, wovon wir keine Vorstellung fassen können, das Innere der Dinge.

Doch ich schweige! — Wohin verliert sich der kühne Flug meiner Gedanken? Er durchbricht mit seinen Ahnungen die Grenzen seines Wirkungskreises, und strebt in das nie entweihte Heiligthum höherer Mächte und Geister einzudringen. — Zurück! Erwarte die Stunde, da dein Schöpfer gebietet, da der allbeseligende Geist, der Vater des Weltalls, dir winkt, und auch dich vielleicht in eine glänzendere Ordnung der Naturen einreihet. —

O Gott! — mich! Bin ichs würdig? Hat meine Geisteskraft sich schon genug vollendet? — Gehorcht sie schon nicht mehr den Begierden des Irdischen, nicht den meinem Leibe eigenen thierischen Trieben von Wollust, Habsucht, Zorn, Rache, Haß und Bosheit? — Ist mein Geist frei, nach eigenen Gesetzen handelnd, das heißt, nach göttlichen? — Lebt er mehr für seine Pflicht, als für irdischen Nutzen; mehr für Liebe, als für Feindschaft?

O mein Vater, mein Gott, wie sehne ich mich zu Dir empor, aus dem Unvollkommenen in das Vollkommene. Möchte ich obsiegen, wie freudig würde ich einst sterben!

Sterben? Was ist Sterben für den Geist? Er entflieht seiner thierischen Hülle, dem Leibe; er scheidet von seiner irdischen Schwester, der Seelenkraft. Auch diese weicht aus ihrem zerrütteten Werkzeuge, dem Körper, und zieht selbst das Pflanzenleben desselben hinweg. Der Leichnam, unbrauchbar, zerfällt in Staub. Allein die Lebenskraft gesellt sich noch gern wieder zu ihm, und hüllt sich in die zerbrochenen Ueberreste. So entwickelt sich die Lebenskraft im thierischen Moder zu neuen, lebendigen Gestalten; es gehen Gewürme einfach, fast pflanzenartig, aus denselben hervor. Sie vergehen. Aber die Lebenskraft vergeht nicht; sie vermählt sich andere Keime, etwas Neues hervorzubringen.

Der Tod wird niemals vom Geiste aus in den Körper eingehaucht, denn der Geist ist Leben. Es entsteht das Sterben durch gewaltsame Vernichtung des Werkzeuges, nämlich des Leibes; oder es entsteht, wenn die blinden Naturkräfte ihren immerwährenden Kreislauf vollendet haben, nach den göttlichen Ordnungen. Dann weichen sie vom Körper. Er verliert Licht und Wärme, Beweglichkeit und Reiz. Die Naturkräfte aber sind des Lebens Oel und Nahrung; das Leben erlöscht — der Menschengeist ist entbunden — ist reif!

O Gott! daß ich in jener heiligen Stunde meiner Auflösung jauchzen dürfte: ich bin eine zum Bessern reif gewordene Kraft! — Empfanget mich, höhere Wesen, meine Brüder auf erhabenern Schöpfungsstufen! Auch ich bin euer Bruder, ich bin unsterblich!

326.

Die Werke der Vorwelt.

1 Petri 1, 24. 25.

Herrlich ausgebreitet steh'n
Deine Himmel, doch vergeh'n
Deine Himmel, und die Welt
Sinkt, wenn sie Dein Arm nicht hält.

Was der Mensch vom Staube schuf,
Er verflog vor Deinem Ruf,
Und des Alterthumes Pracht
Deckt schon allgemeine Nacht.

Du nur bleibest, wie Du bist,
Und was Du verordnet, ist
Jetzt, wie über tausend Jahr,
Heilig und unwandelbar.

Sollt' ich mehr auf Menschen schau'n,
Als auf Dich, mein Gott, vertrau'n,
Dessen Weisheit und Verstand
Immer für mich Rettung fand?

Was liegt in den Planen der Menschen? Wohin geht ihr Trachten? Was ist das Schicksal unserer Städte, Dörfer, Uebungen und alten Gesetze? Welches Verhängniß droht unsern Thronen, unsern geliebten Landesvätern? Ist dem Sterblichen Alles erlaubt mit seiner Macht?

Warum zitterst du, o meine Seele, vor dem Sturm der Zeiten und vor den Planen der Menschen und vor den Thaten ihrer entzügelten Leidenschaft? — Lebt nicht der Eine noch, dem Alles gehört, der Alles vorher sah, der Alles geordnet hat in seinem Rath, der auch dem Mächtigsten seine Schranken baut? — Hat er, der Eine, der Alleinherrschende, vor dem die Seraphim verstummen und die Welten erbeben — hat er sich dir in seiner Alleinmacht und Güte noch nicht genugsam offenbart? Weiß er nicht am besten, wie weit der Sturm brausen, und wo er schweigen soll? Die Menschen können rathen; Gott aber lenkt den Zug der Begebenheiten groß und klein.

Zittere nicht vor den Raserein der Welt, vor den drohenden Entwürfen und Thaten derer, welche die Macht zu haben scheinen. Siehe, was sie heute thun, ist morgen nicht mehr vorhanden! Aus dem Uebelsten, was sie ersonnen, muß das Gute hervorsteigen, das sie nicht wollen. Quillt nicht aus dem Schooße der Nacht endlich das Tageslicht? — Was sie heute thun, ist morgen nicht mehr vorhanden; nur das Gute bleibt, was sie selbst nicht verlangten, nicht bemerkten, nicht beschützten. Aber das Gute will Gott, darum geht es überall endlich siegend aus den Trümmern des Untergegangenen herauf. Der Tempel allgemeiner Glückseligkeit, das Gottesreich, muß auf Erden wachsen. Es erweitert sich der große Bau von einem Tage zum andern. Die Thorheit wie die Weisheit der Sterblichen bringt dazu ihren Beitrag. Fürchte nicht, der Tempel werde zusammenstürzen, wenn das Rüstwerk der Bauleute bricht, weil es nach und nach immer mehr entbehrlich wird, wie der Gottesbau vorrückt.

Warum zitterst du vor den feindseligen Träumen, Entwürfen und Gewaltthaten der Menschen? Siehe, was sie heute thun, ist morgen nicht mehr vorhanden. Was gestern geschah, ist heute schon durch neue Begebenheiten weggedrängt.

Es soll Alles vergehen, es soll immer das Neue kommen und wieder veralten, damit du im Zuge der vorüberwandelnden Dinge erkennen mögest, was das Unbeständige sei, und was das Beständige. Wer im Wechsel der Begebenheiten das bleibende einzig Wahre, — wer im Wechsel der Freuden und Schmerzen die bleibende einzige Lust erkannt hat, der steht auf dem Wege, ein Weiser zu werden. Und er ist ein Weiser geworden, sobald nur die bleibende Wahrheit sein einziges Gut und die bleibende Lust seine einzige Sehnsucht ist.

Wie verschwinden doch so bald alle Drohungen der

Gewaltigen, wie eitel ist ihr Streben und Wirken! Die Majestät der Mächtigsten wird endlich zum Nichts, welches der Bettler mit in die Erde nimmt. Denn es sagt die heilige Schrift: „Alles Fleisch ist wie Gras; und alle Herrlichkeit der Menschen, wie des Grases Blumen. Das Gras ist verdorret, und die Blume abgefallen. Aber des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit.“ (1 Petri 1, 24. 25.)

Die Reichen bauen Paläste auf Jahrhunderte, die Könige gründen Thronen auf Jahrtausende. Wo sind nun die Paläste des Stolzes, die noch vor wenigen Menschenaltern glänzten? Wo sind die ungeheuern Reiche und Ordnungen, welche der Hochmuth der Eroberer oder die Klugheit der Gesetzgeber schuf? — Siehe, es ist Alles anders geworden. Und was sie heute thun, ist morgen nicht mehr vorhanden.

Blicke ich auf die herrlichen Werke der Vorzeit: wie war damals doch die Welt davon des Ruhmes so voll! Was ist aus ihnen geworden? Was fruchteten die Heldenthaten der Weltüberwinder? Sie zerstörten den Frieden der Zeitgenossen, und erbten die Verachtung der Nachkommen. Was frommten die Denkmale der Eitelkeit, welche sich die Macht der Sterblichen baute? Sie liegen verwittert, im Staub begraben, von Disteln umwuchert; Keines weiß, wer sie erhöhte, oder wessen Namen sie verewigen sollen.

Wo ist das übermüthige Babylon? Es herrschte lange durch das weite Morgenland, und schreckte die Thronen und Völker. — Wanderer sehen heute noch in einer todten Sandwüste einige nackte Schutthaufen, und daran klebt der Name der uralt-mächtigen Stadt. — Wo liegen Tyrus und Sidon, in deren Vorrathshäusern einst aller Reichthum entfernter Weltgegenden versammelt gefunden ward? Wo glänzt noch das prangende Ninive, welches einst die große Stadt Gottes hieß, drei Tagreisen groß? (Jonas 3, 3.) Der Herr schonte ihrer, als sie nach des Propheten Predigt Buße that, und der König von seinem Throne stieg, den Purpur ablegte, und einen Sack um sich hüllte. Aber ewig sollte Ninive's Pracht nicht währen. Kaum erblickt man noch Trümmer am Strom des Tigris in der Einöde neben ärmlichen Fischerhütten. — Jerusalem liegt verwandelt. Niemand erkennt in dem Orte noch die Stadt Davids und die Größe Salomons, zu dessen Füßen Arabien seine Schätze ausschüttete. Die Weisheit der Aegypter ist verloren; die Gewalt der Pharaonen vergessen. Das Land ist mit Bruchstücken verschwundener Tempel und Grabmäler bedeckt, deren Inschriften Niemand mehr zu deuten weiß. Völker fremder Weltgegenden zogen darüber hinweg, wie eine zerstörende Fluth. — Wer weiß noch von Persiens Macht, welche einst das halbe Asien unterjochte? Weder die Tapferkeit noch Staatsklugheit des Cyrus konnte seinem Werke Dauer geben; heute ist das Land zerstückelt, nach brudermörderischen Kriegen halb öde, die Beute mehrerer Stämme und Herrscher. — Zwar heute noch wird Griechenlands Weisheit und Kunst gepriesen; aber sie lebt nur noch dunkel in der Menschen Gedächtniß. Das ehemals blühende Land ist ein Raub gefühlloser Barbaren geworden. Wo Paulus einst auf den Straßen Athens den unbekannten Gott predigte, welchem man einen Altar gebaut hatte; wo sonst der Wohnsitz der Kunst und Wissenschaft sich zwischen zahllosen Palästen und Tempeln erhob; wohin sonst aus den entlegensten Landen Wißbegierige wallfahrteten, um ihre Kenntniß zu mehren, ihre Sitten zu verfeinern, erblickt der Reisende heute nur armselige Hütten eines Dörfleins zwischen den letzten Trümmern der Vorzeit. — Korinth, die reiche Stadt, worin sich schon früh um Paulus, mitten unter der Ueppigkeit und dem Wohlleben der schwelgenden Bürger, eine Gemeinde gläubiger Christen sammelte, ward ein Raub der Flammen. Nur dürftig behauptete sich ein späteres Städtchen auf der Brandstätte vernichteter Schätze. — Wie mächtig war Rom, die Weltbeherrscherin, zu den Tagen der Geburt unsers Erlösers! Die bekannten Länder der Erde in jenen Tagen zollten dem Kaiser Zins; Jerusalem selbst und ein großer Theil des gesammten Morgenlandes, die fruchtbaren Küsten Asiens, und der Welttheil, welchen wir bewohnen, lagen seinem furchtbaren Zepter unterthan. Wo ist die Allgewalt des Römerreichs? Schon seit anderthalbtausend Jahren nicht mehr vorhanden. Wie viel Eroberer kamen nach diesem, und vergingen mit ihren Thaten! wie viel Reiche wurden nach diesem gestiftet und wieder vernichtet! Denn alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume; das Gras ist verdorret, und die Blume abgefallen!

Alles Irdische ist nichtig; warum zitterst du noch, o meine Seele, vor dem, was heute geschieht? Morgen ist es nicht mehr vorhanden, wie es heute war. Das Neue veraltet. Nur mein unsterblicher Geist und Gottes Huld veraltet nicht. Ich werde leben, wenn die Reiche der Welt längst untergegangen sind. Warum zittert das Unsterbliche vor dem Sterblichen, welches seiner Natur nach Ohnmacht ist?

Alles Irdische ist nur Stoff zum Gewande der Seele und des Geistes. Das Gewand vermodert. Der Geist bleibt. Tausend Geschlechter haben vor dir auf der Stelle gewohnt, welche jetzt du und deine Lebensgenossen bewohnen; tausend Geschlechter, mit dunkeln oder glänzenden Namen, zogen vor dir über den Landstrich hin, den du heute dein Vaterland nennst. Was ist aus denen geworden, die hier lange vor dir umherwandelten? Was ist aus allen ihren Werken geworden, die sie mit so viel Sorge, Muth und Kummer schufen? War es der unmäßigen Freude werth, die sie beim Gelingen ihrer Plane äusserten? Wo sind ihre Plane? War es der zahllosen Thränen werth, die sie über ihre vermeinten Unglücksfälle vergossen? Wo ist denn nun Alles, was ihnen Lust und Trauer machte? — Siehe, wohin du trittst, und der Staub sich zu deinen Füßen erhebt, steigt Staub empor, der einst zum Leib und Eigenthum deiner Vorfahren gehörte. Denn selbst, wie ihr Fleisch, ist ihr festes Gebein mürbe und morsch in Erde zerfallen, in andere Körper übergegangen, und ihr fremdes Leben verwachsen mit dem Safte späterer Pflanzen, mit dem Fleische der Thiere, die sich von den Gewächsen des Staubes nährten.

Dieser Blick auf die Vorwelt und ihre Werke, und wie sie mit ihren Werken, gleich einem Traumbilde, verschwunden ist, dessen man nur noch flüchtig gedenkt — dieser Blick auf das Vergängliche in Allem, was vom Staube kam, lehre dich das Einzigwahre und Bleibende finden. Denn auch du, mit deinem Schmerze und deiner Lust, wirst vergehen. Es wird ein Tag kommen, da man auch nicht mehr das kleinste deiner Gebeine finden wird: da der Leib, welchen du heute noch zärtlich pflegest, in

Sonnenstäubchen, im Saft des Grases, im Blut späterer Geschöpfe schwimmt. Es wird ein Tag kommen, da Niemand mehr unter dem Monde wandelt, der dich gekannt, oder der auch nur von dir gehört hat; da dich Niemand mehr nennt, und keiner weiß, ob du jemals ein Lebendiger gewesen bist.

Zittere nicht, Unsterblicher, vor diesem Gedanken; denn du lebst, und wirst leben, während deines Leibes Staub wunderbar verschwunden ist, um andern Geistern zu dienen in andern Verbindungen und Ordnungen. Zittere nicht; Jesus sagt es: Fürchte dich nicht vor dem, was den Leib tödtet; wohl aber fürchte, was die Seele tödtet! Denn alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorret, und die Blume abgefallen.

Der Blick auf deine Vorwelt und ihre Werke, auf die allgemeine Vergänglichkeit des Irdischen, weit entfernt, dich zu erschrecken, dich muthlos zu machen und zu beugen, soll dich erquicken und heben. Blicke auf die Werke der Vorwelt, und du wirst nicht mehr so sehr vor den Ereignissen des heutigen Tages beben. Die Menschen, auch die Mächtigsten derselben, erreichen nicht, was sie wollen. Das Böse, was sie zu stiften gedenken, verwandelt sich unter ihrer Hand zum Nützlichen. Was du für verderblich hältst, ist vielleicht die erste Quelle des Segens; was dir Gift schien, war vielleicht Arznei. Man schlug schon Völker in Ketten, um sie zur Freiheit reif zu machen; verfolgte die Weisen, um ihre Lehre desto verbreiteter zu machen; tödtete die Tugendhaften, um Andere durch ihr Beispiel zu begeistern. — Denn siehe, das ist die göttliche Ordnung in den Schicksalen der Menschheit, daß die Sterblichen zwar aus Irrthum oder Bosheit ein dauerndes Uebel stiften wollen, aber es nie vollbringen können. Gott wehret!

Du sprichst: das Böse in den Werken der Vorwelt ging unter, aber wie viel auch des Herrlichen und Guten! Und wie viel Herrliches und Gutes wird auch durch den Sturm unserer Zeiten vertilgt! — Zittere nicht, Unsterblicher, Niemand vertilgt das Unsterbliche! — Kunstwerke, Stiftungen, Wohlstand, vortreffliche Verfassungen, Handel, Gewerbe können vernichtet werden; aber sind sie der Zweck vom Leben der Geister auf Erden? Und man zerstört doch zuletzt nur die sinnlichen Wirkungen der Kunst, des Fleißes, der Tugend, der Weisheit: wer aber ist auf Erden mächtig genug, den Gedanken der Kunst, des schöpferischen Fleißes und der Tugend zu vernichten? Das Geistige bleibt das Erbe der Menschheit von Jahrhundert zu Jahrhundert; die Form des Geistigen, die irdischen Darstellungen des Gedankens mögen brechen durch das Schwert des Krieges oder durch die Gewalt der Alles verwitternden Zeit.

Der Blick auf deine Vorwelt und ihre Werke, wie sie alle verstäubten, soll dich nicht niederschlagen und beugen, sondern erquicken und heben. Denn, Unsterblicher, nur der Sterbliche ist gestorben und untergegangen! Darum höre auf, stolz zu sein auf das Irdische, und suche deinen Ruhm in dem, was unsterblich ist. — Zittere nicht, blühende Jungfrau, für das Hinwelken deiner Schönheit, denn sie soll und wird welken. Erhebe dich nicht deiner Kraft, Jüngling; deine müden Arme werden sich nach wenigen Jahren suchen an einem Kinde zu stützen. Freue dich nicht übermüthig deines Reichthums, Begüterter; er ist nach wenigen Jahren gewiß in der Hand eines Andern. Weine und sorge nicht trostlos, o du Verunglückter, um deinen zerrütteten Wohlstand; es war dir das höchste Heil, ihn einzubüßen, weil er dich mit seinen Fesseln schwer zum Sinnlichen und Thierischen niederzog; du aber solltest, o unsterblicher Geist, nicht um das Sterbliche, sondern um das Ewige in dir bemüht sein. Zittere nicht vor möglichen Lebensgefahren in den Zeitstürmen; du kannst, wenn das Schlimmste geschieht, doch nur sterben. Und dies wirst du müssen, auch ohne den Zeitsturm. — Zittere nicht vor dem Hohngelächter deiner siegenden Feinde; — wem sein Gewissen ein frohes Zeugniß gibt, der fürchtet Menschenspott am wenigsten.

Alle, die in den Tagen der Noth um ihr irdisches Wohlsein verzagen, beweisen durch solche Muthlosigkeit, daß sie an dem Zufälligen mehr hangen, und mit dem Sinnlichen enger verwandt sind, als sie es sein sollten; daß ihnen solche Zeiten nothwendig sind, um sie von ihrer Weichlichkeit zu erheben. Und erreicht das Unglück der Tage diesen Zweck in ihnen nicht, so werden noch schwerere Zeiten sie lehren müssen, was noth ist dem Unsterblichen und ihnen. Es soll, es muß endlich dahin kommen, daß wir unabhängig werden von den Reizen eines weichen, selbstsüchtigen Lebens, und stark werden durch jene hohe Selbstverläugnung, in der Jesus selbst unser Vorbild war. Nur der ist Christ, welcher die irdischen Güter mehr für Andere hat, als für sich selbst; welcher sie gebraucht, sich aber nicht von ihnen gebrauchen und beherrschen läßt. Was kann der fürchten, welcher in unverschuldeter Schmach keine Schande, in unverdienter Verarmung kein Elend, im Tode kein Unglück, sondern nur das Ende aller irdischen Trübsal findet!

Ja, der Anblick der großen, allgemeinen Vergänglichkeit der Dinge soll mich keineswegs niederdrücken, sondern meinen Geist zu seiner wahren Selbstständigkeit und angebornen Würde erhöhen. Ich will in den Gewittern des Lebens meine Stärke zeigen, durch welche ich mächtig bin über alle Unfälle. Meine Stärke aber ist das Bewußtsein meiner eigenen Unvergänglichkeit, und daß ich noch sein werde, wenn alle Thronen und Reiche dieser Zeit nicht mehr sind. Meine Stärke ist das Bewußtsein eines reinen, tugendhaften, wohlwollenden Gemüthes, welches, fern von Selbstsucht, Alles zum Besten Anderer hat und benutzt. Denn die Unschuld ist ein eherner Schild gegen Widerwärtigkeiten und die Wegweiserin zu Triumphen. Meine Stärke ist das Bewußtsein, daß Du, allmächtiger Urheber meiner Tage, Ordner meiner Schicksale, daß Du die ewige Liebe und mein Vater bist! — Und bist Du, mein Gott, für mich, wer will mir schaden; wer will wider mich sein?

Diese Stärke habe ich durch Jesum empfangen, der mich durch sein Wort erleuchtet und beseligt hat; der mir meinen Gott offenbart hat in seiner unvergänglichen Liebe; der mich durch die Finsternisse des Lebens den Blick in das Allerheiligste der Ewigkeit thun ließ; der mich durch seine Lehre von den Sünden erlösend, zur wahren Freiheit und Unabhängigkeit, das heißt, zum wahren Leben des Geistes, erhob. Durch Jesum Christum bin ich zu Allem mächtig. Denn des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit! Amen.

327.

Des Höchsten Allgegenwart.

Psalm 139, 7—12.

Der Herr ist in den Höhen,
Auch in den Tiefen ist der Herr;
Wo Menschen vor ihm zitternd stehen,
Wo ihn der Seraph preis't, ist Er!
Ist, wo ich in Gedanken
Hinfliegen mag, mir nah,
Und frei, von endlichen Schranken,
In allen Raumen da;
Umfaßt mit seinen Handen
Die Welten, und umspannt
An allen ihren Enden,
Was durch sein Wort entstand.

Er zündet jede Sonne,
Flammt jedes Sternes Fackel an,
Durchströmt mit sel'ger Wonne,
Was ihn nur ahnen kann.
Des Erdgewürms Gewimmel
Und was im Meere lebt,
Wer unter seinem Himmel
Und wer im Himmel lebt,
Ihr, alle seine Werke,
Empfindet Tag und Nacht
Die Nähe seiner Starke,
Den Segen seiner Macht.

Empor zu Gott, empor aus dem Drange und Staube der irdischen Geschäfte, schwinge dich, o mein unsterblicher Geist, auf den Flügeln frommer Andacht!

Ich will meiner Seele ein großes Fest feiern! ich will sie mit dem Herrlichsten umgeben, was Erde und Himmel haben; in einem Ozean von Entzücken soll sie untergehen — sie soll Gott denken. — Beten soll sie zu dem unendlichen, erhabenen Urheber ihres Daseins, reden zu dem heiligen Geist des Weltalls! —

Heiliger, verborgener Geist des Weltalls! Gott, du in Millionen Wundern majestätisch Geoffenbarter! — Geoffenbarter durch das Wort des ewigen Sohnes! — Du von allen Schöpfungen Verherrlichter, von allen Geistern Gepriesener! — Ach, wie soll Dich meine Zunge nennen, wie sollen meine Gefühle Worte finden, Deiner würdig?

Denn wenn ich Dich denken will, in Deiner geheimnißvollen, unendlichen Macht und Größe, o so sinke ich wie vernichtet ein. Auch dieser Erdball mit aller seiner Herrlichkeit, mit seinen zahllosen Bewohnern, mit seinen Ozeanen und Thronen: was ist er, Herr, in Deinen weiten Schöpfungen? — Ein geringes Staubkorn, das in Deinen Himmeln nicht vermißt werden würde, wenn es verschwände. O droben, wo in ungeheuern Entfernungen Millionen Weltkörper schweben, Welten, größer als der Stern, den Du uns zur Bewohnung angewiesen, droben kann seit Jahren oder Jahrtausenden durch Deinen Wink manche Welt verschwunden sein — wer hätte es hienieden empfunden und bemerkt? — Und was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest? Ach, was bin ich unter den Unzähligen allen, daß Du Dich meiner erbarmest?

Aber Du gedenkest des Menschen, und erbarmest Dich sein, denn Deiner Allmacht ist nur Deine Liebe gleich! Du bist der Gott des verlassensten Sterblichen, wie der Gott der entferntesten Himmel. Du bist dem Wurme, dessen Leben nur einen Tag dauert, so nahe wie der letzten Sonne, die sich, fern und ungekannt von uns, schon eine Ewigkeit lang mit unerlöschlichem Glanze durch Dein Weltall schwingt!

Allgegenwart Gottes! — Gedanke voller Geheimniß und Majestät, mit nie empfundenen Schauern durchdringst Du meine Seele! — Das Höchste des Weltalls, die Gottheit selbst, ist mir nahe, umgibt mich, belebt mich, erhält mich, wie sie nahe und gegenwärtig ist den Bewohnern von Welten, deren Dasein kein Sterblicher ahnet.

Ohne einen belebenden Gott, in dessen Gesetzen sich alle Sonnen, alle Welten wie der Tropfen des Regens und die schwebende Silberflocke des Schnees bewegen: was wäre das All der Schöpfung? — Ein erstarrter Leichnam, eine unendliche Wüste, eine Nacht ohne Grenzen, ein dunkles Nichts! — Gott ist die Seele seiner Schöpfungen, in die er sich gleichsam wie in ein herrliches Gewand hüllte. Du sprichst von den Wundern der Natur: das ist Gott! — Du sprichst von den ewigen Gesetzen der Natur, und wie Alles von ihnen regiert wird: das ist Gott! — Du sprichst von den Ereignissen des Zufalls: das ist Gott! — Du bewunderst den Glanz und die Farben der im Frühling wiederkehrenden Blumen: das ist Gottes Erscheinung! — Dich schreckt der wilde Sturm des Herbstes, wenn er über die öden Felder hinbrauset: er ist Gottes Athem! — Dich erquickt im Lenz das heitere Grün der Fluren: das ist Gottes Hand, die den todten Erdboden neu beseelt! — Ueberall ist Gott! Gott in Allem! In ihm leben, weben und sind wir! —

Und dies erhabene, wunderreiche, unerforschbare Wesen, diese Seele der Schöpfungen, ist kein todtes, bewußtlos wirkendes Etwas. Ach, wer könnte, ohne Wahnsinn, diesen Gedanken denken? wer den Bau der Welten oder des kleinsten Grashalms anstaunen, und das Alles für ein Werk dunkeler, blinder, bewußtloser Kräfte halten? Wer könnte je glauben, daß der menschliche Geist, der dies Alles, und von Allem doch nur den unendlichsten Theil wahrnimmt — wer könnte glauben, daß die Weisheit, Kraft und Hoheit des menschlichen Geistes, seine Freiheit, sein Streben, ein Spiel dunkeler, bewußtloser Kräfte sei? Wer könnte jemals glauben, der menschliche Geist sei erhabener und weiser, als das, was ihn geschaffen? „Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören? Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen? — der die Menschen lehret, was sie wissen!“ (Ps. 94, 9. 10.)

Nein, es gab noch nie einen wirklichen Läugner Gottes! Und wer Gott erkannte, der erkannte nothwendig auch seine Gegenwart in Allem an, was er schuf; der nannte ihn auch das allervollkommenste, freieste, selbstthätigste Wesen, und — was das Vollkommenste ist, das ist auch das Allerheiligste. Und wo ein allerheiligster Wille ist, da ist auch ein Wille voll der namenlosesten Liebe und Güte.

Gott ist allgegenwärtig in Allem, und darum auch Alles mit unbegreiflicher Weisheit regierend, und Alles mit Liebe und Güte beseligend. Nicht der Seraph, nicht der uns unbekannte Bewohner der glückseligsten aller Welten allein ist glücklich: auch der Mensch auf Erden ist's, oder soll es doch sein, und kann es sein, wenn er nicht selbst durch Unvollkommenheit, das ist, durch Sünde und Vergessenheit Gottes, sich elend macht. Nicht der Mensch allein auf Erden ist berufen, beglückt zu sein:

auch jedem Thiere, auch dem kleinsten Wurm, den das menschliche Auge kaum bemerkt, sind Freuden bereitet. Denn Gott ist in sich selbst die allerhöchste Güte.

Allgegenwärtig ist Gott, und überall der Ursprung des Lebens, der Seligkeit und Wonne. Die Erde ist voll der Güte des Herrn! (Ps. 33, 5.)

Wo soll ich hingehen vor Deinem Geiste? und wo soll ich hinfliehen vor Deinem Angesicht? Nähme ich Flügel der Morgenröthe, und bliebe am äussersten Meer: so würde mich doch Deine Hand daselbst führen, und Deine Rechte mich leiten. Spräche ich, Finsterniß möge mich decken: so muß die Nacht auch Licht um mich sein; denn auch Finsterniß ist nicht finster bei Dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag; Finsterniß ist wie das Licht! (Ps. 139, 7.) Ich sehe Dich, wenn tausend Gestirne des Himmels ihr Licht über die schlafende Welt niedergiessen, und vernehme Deine Gegenwart im Brausen der Sturmwinde, im Donner des Wasserfalls, im Rauschen der Regenströme. Sänke ich hinab in die untersten Tiefen der Erde, ich würde Deiner Weisheit begegnen, wo sie in unbekannten Werkstätten die Quellen der höchsten Berge bereitet, und die Klüfte der todten Felsen mit köstlichen Metallen füllt. Wohin mein Fuß tritt, da hast Du gewaltet, und wohin kein Sterblicher kam, da wohnt Deine Macht.

Ich sehe Dich in den Stürmen des Winters; Deine allmächtige Hand bewegt den geheimnißvollen Zug der Wolken, und deckt das Land und seine Saaten und Keime mit dem silbernen Teppich des Schnees. Ich sehe Dich in der Pracht des lachenden Frühlings, in den Gluthen des Sommers, in dem Segen des fruchtbringenden Herbstes. Ich höre Dich im Wiederhall der Donner, wenn Deine Blitzstrahlen durch die bebenden Gewölke des Himmels umherflammen; ich höre Dich, wenn der süße Gesang der Vögel durch die horchenden Haine tönt, und Entzücken in mein Herz giesst. Im milden Duft der Blumen und Kräuter begegnest Du mir, und wenn die Morgen- und Abendröthe das Gebirge vergolden, strahlst Du mir entgegen! — Dich finde ich in den Augenblicken meiner Wonne, Dich in den Stunden meiner Thränen. Wo mich ein Zufall erschütterte, warst Du, wo ich am guten Ausgang verzweifelte, half Deine Güte. Meinem ersten Lächeln warst Du gegenwärtig, meinen letzten Seufzer wirst Du empfangen!

Allgegenwärtig ist Gott! Die ganze Natur fühlt's, alle Himmel und alle Zeiten und Schicksale bekennen es: Gott ist allgegenwärtig! — Wehe, und die Menschen gehen kalt durchs Leben dahin, treiben sich mit ihren niedrigen Lüsten und Geschäften umher, als wäre kein Gott im Weltall!

Gott ist! — — Sünder, und Gott ist auch dir gegenwärtig! — Sünder, alle Nächte verhüllen ihm deine verbrecherischen Wünsche nicht. Er sieht deine Gedanken, wie sie entstehen und kommen; er sieht das Gähren und Aufsteigen deiner unreinen Begierden, und durchblickt deine verborgensten Entwürfe. Und wäre der Mund verschwiegener als das Grab, und könntest du Berge wälzen über die Schandthat — Gott kennt sie; er ist dir nahe, wie er bei denen ist, die dein Haß verfolgt!

Mörder, erblasse — der Allgegenwärtige war Zeuge, als du den Gedanken des Brudermordes in deiner Seele wälztest. Dich verhüllte keine Nacht, als du mit dem schwarzen Entschlusse dahin gingst. Der ewige, furchtbare Richter stand unsichtbar an deiner Seite, als du die Hand erhobst, einem Unglückseligen den Tod zu geben. — Läugne diesen Gott aus dem Weltall hinweg; läuge ihn aus deinem schreienden Gewissen hinweg — dein Tag kommt, dein Verbrechen tritt ans Sonnenlicht, und du wirst gerichtet, blutiger als du Andere gerichtet.

Und du, den die wüthende Begier nach Geld und Gut, oder ein Ehrgeiz, der neben sich Alles verachtet, zum ungerechten Zeugniß, zum falschen Eide vor den Richter schleppt — Sklave deines Stolzes, Sklave deiner Bereicherungssucht: schwöre nicht bei dem Throne des Allerhöchsten! — Der Thron, den du nicht siehst, umfaßt dich; der ganze Erdball ist nur eine Stufe desselben. Und der Allerhöchste vernimmt dich: wähne nicht, er sei zu erhaben oder zu fern, um sich um Wort und Schicksal eines einzelnen Sterblichen zu bekümmen — der Athem des Allgegenwärtigen umweht dich! Die Sonnen verlöschen, und der Grashalm welkt, wenn er ihrer nicht mehr gedenkt. Aber er gedenkt dein; dies sagt dir noch dein Athemzug, in dem du lebst. Er gedenkt dein; dies tönt dir noch aus deiner eigenen Stimme zu, mit der du den Allerheiligsten zum falschen Zeugniß rufst, und sein ewiges, furchtbares Gericht wider deine unheilige Seele herabforderst!

Wenn der Dieb mit verbrecherischen Anschlägen durch die Dunkelheit der Nacht zum Raube schleicht — warum zittert seine Hand, warum wankt ungewiß sein Fuß, warum pocht sein erschrockenes Herz beim Rauschen eines Blattes? — Wenn der betrügerische Heuchler, lüstern nach fremdem Eigenthum, sich des ihm anvertrauten Gutes bemächtigt; einer Wittwe oder Waise Habe verkürzt; des Fürsten oder des Vaterlandes Vermögen unterschlägt; die Zuversicht eines Freundes betrügt, oder das Gut frommer Stiftungen verwahrloset, welches er verwalten soll — — warum ist die Hand wie gelähmt, wenn sie Worte verfälschen und gerechte Zahlen ändern soll? — Da geht eine leise Stimme aus dem Innersten seines Gemüthes hervor, die da flüstert: „Einsamer, du bist nicht mehr allein! Allgegenwärtig ist dein Richter. Die That ist verrathen, denn der Allwissende wird Zeuge davon. Er steht bei dir, und wacht über den, welchem du das Seinige raubst. Zittere, deine Schandthat bleibt ewig, wie der Ewige; dein Geheimniß legt sich nicht mit dir ins Grab. Erinnere dich, wie durch wunderbare Verkettung der Umstände, oder durch scheinbare Zufälle, die kein Scharfsinn berechnete, so viele Vergehen an das Licht der Sonne kommen mußten!“

Allgegenwärtig ist Gott. Die Schicksale der Menschen und Völker bezeugen es. Kein Frevel wird begangen, die weise ordnende Hand des Weltregierers veranstaltet dessen Offenbarung. Die Wände horchen, die Lüfte plaudern, die Todten verrathen, was im Finstern geschah. Wie die Wellen der Flüsse und Meere einen Leichnam von sich ausstoßen an die Ufer: so wirft das Meer der Vergangenheit jede Schandthat wieder an das Tageslicht, die man längst in ihr versunken meinte. — Denn allgegenwärtig ist Gott. Der Sünder vernimmt es, und erbebt in seinem Innern.

Aber wenn ich, was meine Pflicht gebeut, freudig vollstrecke, und die Erinnerung keiner Schuld mein Herz drückt — wie wohl thut mir der Gedanke: Gott ist mit mir! Er, mein Vater, mein Freund, mein Schöpfer, schwebt unsichtbar, wo ich bin. Ich schlafe oder wache,

es ist in seiner Nähe, in seinem Schutze. Wenn ich in meinem Berufe einen schweren Gang zu thun habe, und mich meine Kräfte fast verlassen wollen: dann erhebt mich das Bewußtsein, daß ich nicht allein gehe, der Vater ist mit mir. — Und bin ich getrennt von meinen Geliebten: gedenke ich ihrer traurig in der Ferne; wollen sich Furcht und Bangigkeit für sie meines Herzens bemächtigen: so strömt die Erinnerung an Gottes Allgegenwart eine himmlische Ruhe in mein Herz. Warum betrübst du dich über die Entfernten? Der Vater ist bei ihnen. Er wacht freundlich über sie. Wird der Allmächtige sie nicht besser schützen vor jedem Unfall, als du es konntest? Sind sie ihm nicht so lieb und theuer, als dir? Warum trauerst du über ihre Entfernung von dir? Deine Gedanken sind bei ihnen; ihr Geist ist jetzt vielleicht bei dir; aber zwischen ihnen und dir steht, nicht trennend, sondern vereinend, der allgegenwärtige Vater.

Und wer in Noth ist um seines Lebens Unterhalt, wen die Sorge der Armuth drückt, ach, der vergesse nicht, daß der ihm nahe ist, der Millionen zu ernähren weiß, daß der seine Seufzer vernimmt, der das Geschrei der Raben hört, und auch dem geringsten Wurm die Nahrung reicht.

Wenn dich deine Brüder verlassen, und Menschen sich deiner nicht annehmen mögen; wenn der Neid der Bösen dich verwundet, und Lästerzungen einen flüchtigen Sieg über deine Ehre davon tragen — warum lächelst du nicht, statt mißvergnügt zu grollen? — Der Allgegenwärtige ist deiner Unschuld Zeuge, er, der große Sachverwalter deiner Rechtschaffenheit, welche verkannt wird. Der Allweise kennt und ruft die Stunde, da du herrlich und gerechtfertigt hervortreten wirst.

Menschen sehen nur deine Thaten, und beurtheilen nur den Schein derselben; er aber sieht deinen guten, ernsten Willen, und weiß, wie weit deine Kräfte reichen. — Die Liebe, die du an deinem Vaterlande, deinen Freunden und Feinden im Verborgenen übst; das Gute, was du, unbemerkt von aller Menschen Augen, im Stillen begehst: es geschieht in der Gegenwart des höchsten Gottes, des Seelenrichters, des Vergelters der Tugend.

Treuer Hausvater, er kennt die Kümmernisse, die dir den Schlummer in der Nacht vom Auge stehlen; warum vertraust du nicht dem, der dir allein helfen kann, der dir stets nahe ist, in dessen Armen du ruhst? — Zärtliche Mutter, er sieht deinen Schmerz um das kranke, leidende Kind, und den noch größern um das ungerathene. — Und du, Verzagter, der mit ängstlichen Blicken in die düstere Zukunft hinausstarrt, und bei sich spricht: wie wird es mit mir noch werden? oder wie kann es den Meinigen ergehen? — hast du des Allgegenwärtigen vergessen, der in der Zukunft wie in der Vergangenheit wohnt; der dein gedachte, als du sein nicht gedachtest? — Betender, du streckst die Hände gen Himmel empor, dein Mund stammelt leise Wünsche zum Geber alles Guten; aber deine Seele denkt: wird er sie vernehmen? hört er meine Seufzer? Er hört diesen Seufzer, er sieht diesen Gedanken deiner Seele; denn er, zu dem du gen Himmel rufst, er ist dir nahe in deinem Zimmer, in deiner einsamen Kammer; er berührt, er umfängt dich!

Die Allgegenwart Gottes heiligt die ganze Erde, macht jede Stelle derselben zu seinem Altar, und Alles zu seinem Tempel. Durch die Allgegenwart Gottes ist schon hienieden ein Himmel, in welchem auch der Unglückliche sich froh erheben, der Zweifelnde heiteres Vertrauen, der Verzagte Muth und Trost fassen kann; im welchem nur der Sünder zittert, und zittern muß, weil er in diesem Tempel und Heiligthum ein Fremdling, ein Geächteter ist.

Ach, mein Gott, daß ich nie Fremdling sei in Deinem großen Hause! — Mein Gott und mein Vater, daß ich ewig Dein Kind, Du ewig mein Vater sein möchtest! — Ist meine Kindschaft zu Dir nicht zerrissen, bin ich nicht aus Deiner Gnade verloren, was habe ich dann zu befürchten? Und was ist's, was mich von Dir, du Allgegenwärtiger, scheiden könnte? — Nichts, als die Sünde? denn nur das Unheilige besteht nicht vor Dir, und in Dir, o du Allerheiligster.

Ja, Du bist Gott! Bist mir Gott und nahe im Sturme, im Tode, im Grabe, in der Ewigkeit! Durch Dich ist aller Raum verbunden, und sind Jahrhunderte nur Augenblicke. Mein irdischer Lebenstraum und mein ewiges Dasein dort ist ein Einiges, nichts Getrenntes, ist ein Leben. Das Wegsterben meines Leibes ist nur Annäherung im Zeitraum der Verklärung, mein Tod nur eine Befreiung des unsterblichen Geistes vom Staub der Erde.

O mein Vater, wie viel Seligkeit fließt aus dem Gedanken an Deine Allgegenwart! Ihrer immer eingedenk, laß mich vor Deinen Augen in Unschuld und Gerechtigkeit wandeln, denken, beten! Amen.

328.

Des Christen freudiges Aufschauen zum Herrn.

Joh. 14, 19.

Ja, Jesus lebt. Viel tausend Herzen
Empfanden in den bangsten Schmerzen
Den hohen Trost, daß Jesus lebt!
Drum will ich mit Vertrauen
Empor zu Gott, dem Ew'gen, schauen,
Wo Jesus, mein Erlöser, lebt.

Und nichts soll mein Vertrauen schwächen,
Nichts, nichts soll meinen Glauben brechen,
Denn Jesus lebt, mit ihm auch ich!
Mein Heiland, ja, in jenen Höhen
Wird Dich entzückt mein Auge sehen — —
Mit Seligkeit belohnst Du mich.

Wohin seid ihr, schöne Blüthentage meiner Kindheit? wohin, ihr angenehmen Träume meiner Jugend? wohin, ihr meine ersten Gespielen, mit denen ich fröhlich und erwartungsvoll in das junge Leben hineinhüpfte? — Ach, ich war damals so glücklich, so harmlos: warum konnte ichs denn nicht immer bleiben! Selbst meine kleinen Sorgen, Leiden und Schweigen waren so flüchtig damals, so bald vergessen. Ich tändelte in den Träumen meines Lebensmorgens, wie in einem Himmel. Ich war so reich, denn ich kannte keine Bedürfnisse, und eine weite, glänzende Zukunft lag noch vor mir ausgebreitet, die ich mit den Bildern meiner Einbildungskraft ausschmückte.

Und was mir als Kind einst Zukunft hieß, das heißt mir jetzt schon Vergangenheit. Ich stehe da, schon weit vorgerückt in meiner Lebensbahn. Ach, vielleicht — wer kann es wissen? — ist davon mehr als die Hälfte zurückgelegt. Und was habe ich denn nun während meines gan-

zen Lebens errungen? Wie weit habe ichs denn endlich gebracht? Wie gering ist zuletzt das, was ich erhielt, gegen das, was ich erwartete? Warum konnte es nicht immer so bleiben, wie es einst mit mir war?

Wohin sind meine Gespielen, mit denen ich des Lebens erste Freude getheilt habe? Sie sind erwachsen, und anders geworden, als ich dachte. Viele sind fern von mir, und gedenken meiner nicht mehr; viele schlafen seit Jahren und Tagen schon im Arm des Todes und der Verwesung, wo auch ich einst schlafen gehen soll. Andere leben wohl noch in meiner Nähe; aber ihr Geschmack, ihre Denkart, ihr Stand, ihre Umstände, ihre Beschäftigungen sind so verschieden von den meinigen, daß wir gegen einander jetzt wie Fremdlinge stehen. Nein, es sind nicht mehr dieselben, mit denen ich einst so heiter beisammen lebte; es ist nicht mehr die Welt, die ich sonst genoß, mit vollem, entzücktem Herzen. Sie glänzt meinem Auge nicht mehr in jenen frischen Farben entgegen, wie sonst, und alle Herrlichkeit, alle Pracht, alle Feste können mein Herz nicht so innig erfreuen und beleben, wie ehemals, wo Kleinigkeiten, werthlose Geschenke, unbedeutende Ueberraschungen mich auf den Gipfel des Vergnügens erhöhten.

Ich hatte auch Freunde und Freundinnen. Ich stand nicht ganz einsam. Ich ward geliebt; zärtlich, ohne Eigennutz, ohne Nebenabsicht geliebt, von Herz zu Herz. Seligkeitvolle Tage, Augenblicke der Liebe, die den Werth mancher einförmigen Jahre aufwogen, ihr seid nicht mehr! Nur im bleichen Schatten der Erinnerung wanket ihr meiner trauernden Seele nach. O Freunde meiner frühern Zeit, wohin seid ihr verschwunden? Wo erreicht euch die Stimme meiner treuen Sehnsucht? Wo sucht euch mein thränenvoller Blick? Ich rufe vergebens eure mir ewig theuern Namen; ich erneuere vergebens meinem Herzen euer Bildniß, eure Verheißungen, eure liebkosenden Worte, eure Schwüre. Wir sind geschieden! — Was nicht Jahre, was nicht Verhältnisse, was nicht veränderliche Gesinnungen, was nicht Zufälle von mir rissen, ach, das trennte das Grab von mir! — Ihr seid dahin; ich muß ohne euch mein Leben vollenden. War es auch der Mühe werth, daß wir uns für den Augenblick fanden? Wie schnell welkten die Rosen ab, und nur die Dornen blieben zurück!

Gern gedenke ich euer, o ihr geliebten Todten! Engel einer bessern Welt, die mir im Leben nur für eine kurze Zeit erschienen, um es verschönern zu helfen! Eure Freundschaft zu mir ging mit euch ins Grab, und meine Wehmuth folgte euch nicht hinab. Sie bleibt mir, bis ich im Schooße der Erde neben euch schlummere.

Und alle meine Erwartungen, meine Hoffnungen von dem Leben — was ist aus ihnen geworden? Mit großen Anstrengungen habe ich gearbeitet, und mit manchen schweren Aufopferungen habe ich gesucht emporzusteigen. Ich lag oft in der Mitte von Gefahren, aber die Hoffnung des Bessern richtete mich auf; ich verging oft in Sorge und Angst, aber ich dachte, eine bessere Zeit werde kommen. Ich hatte mein Ziel erkoren; dafür ward mir keine Arbeit zu mühsam, keine Last zu beschwerlich, keine Noth zu bitter. Und jetzt? Ich stehe an meinem Ziele; aber es ist nicht das, wohin ich strebe. Stürme verschlugen mich aus der ersten, erwählten Bahn. Ich mußte ergreifen, nicht was ich **wollte**, sondern was ich **mußte**. Ich ward nie Herr meines Schicksals, sondern das Schicksal warf mir mein Loos zu; Ich sehe mich am Ende von manchen Täuschungen oft seliger, als nachher in der kalten, unfreundlichen Wirklichkeit.

So muß ich denn von den schönsten Träumen meiner Jugend Abschied nehmen; so muß ich denn meine frühern Erwartungen alle fahren lassen. Ich habe mein Loos auf Erden empfangen. Ich muß es behalten, und darf und kann nicht dagegen streiten. Ich sehe ungefähr voraus, wie durch einen Schleier, wie es mit mir bis an mein Lebensende gehen werde. Es wird, wenn nicht schreckliche Stürme mich und meine Verhältnisse zerstören, in diesem stillen Einerlei verbleiben. Ich gehe vom Schmerz zur Lust, von der Lust zum Schmerz, bis beides endet, und dann bin auch ich vergangen! Ich bin gewesen. Die letzte Schaufel Erde auf meinem Grabhügel bedeckt mich für die Welt auf ewig. Vielleicht weint mir ein treues Herz mit Zärtlichkeit nach. O, so habe auch ich oft geweint! Vielleicht nennt ein guter Mensch noch meinen Namen unter Freunden manches Jahr nach meinem Tode. Aber er stirbt. Dann bin ich vergessen. Niemand in Zukunft weiß mehr, daß auch ich einst da war, daß auch ich unter den Lebenden wandelte. Mein Staub verweht. Der Erdball mit aller seiner Pracht ist eine vieltausendjährige Ruine, vom Staube vieler Millionen Wesen bedeckt; und was da lebt, ergötzt sich noch an dem Grün, welches über dem ungeheuern Denkmal allgemeiner Vergänglichkeit hervorsproßt.

Und wenn ich einst vollendet habe — nicht mehr bin: war es der Mühe werth, daß ich auf Erden lebte? Was half mein Dasein? Wozu die Sorgen, die Plagen, die Täuschungen alle, und die fruchtlosen Arbeiten, Thränen und Wünsche? Sie sind so gut wie nie geschehen.

Gedanke der allgemeinen Vergänglichkeit, Gedanke meines eigenen Vergehens und Verschwindens, wie entsetzlich ergreifst du meine Seele! — Sie sieht in diesem Lebenslauf ein zweckloses Athmen, ein zweckloses Dichten und Trachten; ein Bruchstück, ohne Anfang, ohne Ende; einen quälenden, sinnlichen Traum; eine Schöpfung ohne Absicht; ein Beginnen und Streben mit unerfüllten Wünschen; ein Schauspiel ohne Plan, ohne Hoheit, ohne Wohlthat.

Ja, das Leben ist ein zielloses Streben, ein eitler Taumel zwischen Schmerz und Freude, eine Gaukelei von nichtigen Wünschen — es ist ein Nichts — nicht werth, gelebt zu sein, wenn es sich nicht an die Ewigkeit anschlösse, wenn die Erde sich nicht über uns mit dem Himmel verbände, wenn nicht Jesus, mein Erlöser, lebte, wenn Gott mir nicht durch den ewigen Sohn geworden wäre.

Aber die Ewigkeit der Seele ist; und nur den Leichnam und was ihn rührt, verschlingt die Vergänglichkeit! Aber die Erde ist über uns mit dem unendlichen Himmel zusammengeknüpft, daß sie nicht geschieden werden mag von ihm. Aber Jesus, mein Erlöser, lebt, und der Gott des uferlosen Weltalls ist mein Gott, mein Erbarmer, mein Vater!

Ja, ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und es kommt die Stunde, daß die Todten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören; und die sie hören werden, die werden leben. (Joh. 5, 25.)

So traurig, zwecklos und eitel mir meine Tage erscheinen, wenn ich mich mir selbst überlassen fühle, und ohne die Hand der Religion wandle: so lichtvoll, plan-

mäßig, hell geordnet erscheint mir das Leben unter den Strahlen der Religion, die darauf fallen. Da wird Finsterniß heiter; die Räthsel lösen sich; die Vergänglichkeit verschwindet; ich sehe mich ewig in dem Ewigen, und nichts mehr, als das Werk des Ohngefährs, sondern Alles als das Werk des großen Weltordners, des Unbegreiflichen, des Allgütigen!

Eine Welt ohne Religion, ohne Jesus, ohne Gott, ist Hölle, ist entsetzliche Verwirrung und Wehehaus der Verzweifelung. Die Welt, bestrahlt vom Licht des Glaubens, beseligt durch Jesu Wort, erwärmt, belebt durch der Gottheit Athem und unaussprechliche Liebe, ist im Himmel, ist eine einzige große Harmonie, worin nichts vergebens lebt, nichts vergebens geschah.

Siehe auf zum Herrn, zum Schöpfer des Weltalls, zum Gebieter der Unendlichkeit — und dein Leben, o meine Seele, ist kein Räthsel mehr, und ist nicht ohne erhabenen Zweck! Auch der Säugling, welcher bald nach der Geburt wieder unter den Thränen der Mutter an ihrem Busen stirbt, hat nun nicht vergebens geathmet und gelebt. Alles ist durch die Hand des Allerweisesten mit Allem aufs Innerste verbunden. In seinem grenzenlosen Reiche ist Alles mit Allem verbrüdert; und die Erdenwelt, als Stern unter den übrigen Sternenwelten, gehört mit allen Gestirnen und Sonnen, die sie sieht, auch den im unendlichen, fernen Raum wohnenden Weltkörpern an, die nie ein sterbliches Auge sah, und sehen wird, und die sich dort um unbekannte Sonnen schwingen.

Siehe auf zum Herrn, o meine Seele! Warum bist du betrübt über das, was du verloren? Warum beweinest du die verschwundenen Freuden des kindlichen Alters? Ach, bist du nicht ein Kind, indem du sie beweinst? — Wie sehntest du dich doch umsonst nach den Annehmlichkeiten des spätern, reifern Alters! Wie ungeduldig erwartetest du die Tage, in welchen du der Zuchtruthe entwachsen sein, und mit eigener Hand dein Wohl und Weh bauen würdest! Du hast es, und jetzt verlangst du nach den Unvollkommenheiten deiner Kinderwelt zurück! — Was folgt daraus? In dir war, da du noch durch deine Jugendstunden hüpftest, schon Sehnsucht nach einem unbekannten Etwas, und du empfandest wohl, daß es dir nicht im unreifen Stande der Kindheit werden könne. Darum erwartetest du mit Begierde den Tag der Reife. Du nahmst an Jahren zu, aber dein Durst nach dem unbekannten Etwas ward nicht gelöscht. Du bist jetzt in dem Lebensalter, wo du, was du nicht zu nennen wußtest, zu finden hofftest, und hast es noch nicht gefunden. Du suchst eine Harmlosigkeit, ein Glück voll ewiger Dauer. Du suchst das Unbekannte, und kannst es nicht nennen; du suchst es in der Freundschaft, im Wohlstand, im Ansehen, im genußvollen Leben, und Alles ist eitel. Du findest es dort nicht. Mißvergnügt wünschest du dich in den freundlichen Morgen deines Lebens zurück; und würde dein Wunsch dir gewährt, würdest du wieder Kind: o du würdest wieder voll gleicher Begierde, bald die reifern Jahre zu erleben.

Und wohin deuten diese Widersprüche? — Ach, sie deuten auf deine Thorheit, daß du das unbekannte Heil hartnäckig in Dingen suchest, die an sich selbst keine Dauer haben. Sie weisen dich auf andere Bahnen hin! Sie sagen dir: Sterblicher, du sehnst dich nach ungetrübter Seligkeit für deine Seele, aber du suchst sie in Dingen, die höchstens nur deinem Irdischen, deinem Körper, deinem sinnlichen Herzen wohlthun. Du schmachtest nach etwas Vergänglichen, und umarmst nur das Vergängliche!

Siehe auf zum Herrn, dort bei ihm ist Unvergänglichkeit! Nicht hier, in diesem Traum von einigen Jahren, nein, in der Ewigkeit ist dein Lebenslauf! Nicht im flüchtigen Reichthum, nicht im zärtlichen Umgang mit Sterblichen, nicht im vorübergehenden Glanz weltlichen Ruhms, irdischen Ansehens suche eine Wollust ohne Wechsel, sondern in der Heiligkeit deines Sinnes, in der Vollendung deiner Seele durch Tugenden. Hast du diese höhere Bahn schon jemals betreten? Hast du auf diesem Pfade schon jemals das Unbekannte gesucht, nach welchem du schmachtest? Nicht die Welt gewährt es dir, sondern die Religion.

Siehe auf zum Herrn! — Warum weinst du über das Verlorne, und strebst nicht nach dem, was nie verloren werden kann? Warum trauerst du am Grabe deiner Lieben, und gedenkst nicht dessen, bei dem sie leben, ewig leben werden? Deine Seufzer erwecken ihren Staub nicht wieder, aber ihre Seelen lächeln deiner Unwissenheit und deiner eiteln Thränen, und harren deiner Ankunft im Reiche der Vollendung! Weine nicht über den Staub, der dir entrissen ward: er war nur geliehenes Gut. Dir gehört auf Erden nichts, als du dir selbst, als Gott und die Ewigkeit. Ich lebe, und ihr sollt auch leben, sprach der Erlöser. (Joh. 14, 19.) Die weinende Martha tröstete er mit den Worten: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, wenn er stürbe. (Joh. 11, 25.) Diese Worte sollen auch deine Thränen trocknen; und sie werden es, wenn du nur Glauben hast.

Siehe auf zum Herrn, Lebensmüder, Tiefgebeugter! Dort ist Trost, wenn ihn die ganze Welt dir entzieht. Diese Unglücksfälle, die dich niederschlagen, — diese Ereignisse, in denen alle deine Hoffnungen verderben, — diese Schmerzen, die dich lähmen — sie sind nur himmlische Mahnungen an dein verwöhntes Herz, nicht dem Irdischen, nicht dem Unbeständigen zu trauen, sondern dein ganzes Gemüth auf das Wahre, das Ewige, das Göttliche hinzuwenden. Siehe mit Vertrauen auf zum Vater; er ist's, dessen Hand dir diese Trübsale sendet, daß du weiser werdest; daß du den Werth dieser Welt und ihrer wankelhaften Güter besser kennen lernest; daß du in ihnen nicht deine vornehmsten Hoffnungen gründest, sondern sie nur als Mittel zu nützlichen Dingen, als Werkzeuge deiner Tugend, als Erhebung und Ermunterung auf deiner Laufbahn zur Ewigkeit benutzest. Hinweg die Sorge, hinweg die Angst, hinweg die Thräne, wenn noch Religion eine Wirkung über dein Herz vermag, und blicke empor zum allwissenden Vater, der deine Leiden, deine verborgensten Schmerzen kennt. Er weiß besser als du, was zur Veredelung deines Geistes heilsam ist; er kennt auch die Stunde, die dich wieder beseligen soll.

Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! sprach auch Hiob, der Dulder, in der Fülle seines Kummers. — Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! so soll auch der Christ mit Freudigkeit sprechen; denn Jesus ist's, der ihm den höchsten Trost gewährt; Jesus ist's, der ihn mit Gott verband; Jesus ist's, der ihn durch Leben und Ewigkeit zum Heil führt.

Siehe auf zum Herrn, Ungenügsamer, dem alles das mannigfaltige Gute noch nicht genug ist, das ihm durch

Gottes Vorsehung und Segen zu Theil ward. Der Gedanke an Gottes Weisheit, an seine über Alles waltende Güte, wird dich mehr mit dir selbst und mit dem zufrieden stellen, was du hast, als jeder andere Beruhigungsgrund. Mit dem Blick des Glaubens zum Himmel verliert sich die bange Sorge um das Irdische, und Beschämung der Seele tritt an die Stelle der Unzufriedenheit. Du hast nicht Alles erlangt, was du begehrtest, aber unendlich mehr, als du verdientest. Denn was hattest du ihm zuvor gegeben, daß er dir wieder geben sollte? Oder wodurch hättest du, Eitler, vor vielen deiner Mitmenschen Vorzüge, daß er dich höher begünstige, als sie?

Oder stammt die Unzufriedenheit mit deinem Leben, mit deinem Stande, mit deinem Vermögen, mit der Zahl deiner Freunde nur aus kleinlichem Stolz und Ehrgeiz her? Möchtest du nur, Andern zum Trotz oder Verdruß, in Ansehen, Macht und Reichthum wachsen? Oder bist du mißvergnügt, weil du dich von Andern übertroffen siehst, denen du gern gleichstehen möchtest? — O Elender, Schwacher, so bist du würdig, noch tiefer zu sinken, um des Frevels willen, den du an Gottes Gerechtigkeit und Heiligkeit zu üben wagst, so bist du nicht würdig des Guten, das seine Liebe dir gewährte, da du, Blödsinniger, die Allmacht selbst zur Dienerin deiner hochmüthigen Entwürfe und Wünsche verwandeln möchtest. Dir gebührt kein wahres Glück, weil du es noch nicht zu genieſſen verstehst, und dasjenige, was dir durch Gottes Segen ward, mit Füßen trittst, um desjenigen willen, was seine Allweisheit dir verweigert. Lästere nicht dies Leben, es sei ein elendes, alltägliches Dasein, nicht werth, gelebt zu sein; sondern schilt deine Thorheit, deinen Wahnsinn, die deine Stunden verbittern, deine Freuden verscheuchen. Bekämpfe nicht eingebildete Hindernisse deines vermeintlichen Glücks — nein, dich selbst und deine Leidenschaft bekämpfe.

Blicke auf zum Herrn und zum Himmel, wo der Alliebende, der Allvergelter wohnt. Von daher strömt jener stille Frieden, jene göttliche, unveränderliche Heiterkeit in das unruhige Herz, nach der es sich sehnt. Wer nicht auch unter dem größten Wechsel seiner Schicksale glücklich sein kann, wer nicht durch Licht und Finsterniß mit gleichem frohen Muthe wallen kann: o der ist noch ohne Glauben, ohne Vertrauen zu Gott und seiner heiligen Vorsehung; o, in dem ist noch Jesu heiliger Geist nicht mächtig geworden; der kennt noch seine eigene, hohe Bestimmung nicht, und ist ein irdisches Wesen, nur in irdischen Dingen versunken. Er muß die schmerzenvollen Dornen des Lebens fühlen, daß er von der Unzulänglichkeit dessen überzeugt werde, was hienieden ist; daß er aufschauen lerne zum Herrn, von dem allein alles Gute kommt; daß er in Jesu seinen Freund, seinen Beseliger, seinen Erlöser, und in der Ewigkeit seine Heimath erkenne.

Jesus, mein Erlöser, lebt! Mit ihm auch ich! Mit ihm leben auch Alle, die Gott mir gab; mit ihm auch Alle, die Gott mir nahm! — Er lebt, lebt ewig, und mit ihm werde auch ich ewig leben! Auch ich spreche, wie er auf Erden sprach: Unser Schatz ist im Himmel, und sein Reich ist nicht von dieser vergänglichen Welt!

Ja, ich will emporschauen, Vater im Himmel, zu Dir, wenn mich hienieden Schmerzen bedecken. Empor will ich zu Dir schauen aus der Nacht meiner Sorgen, aus den Labyrinthen meiner Erdenbahn, und ich werde wieder Frieden finden. Meine Seele wird sich in dem Gedanken an Dich läutern und heiligen. Sie wird von Dir nicht wieder zurückblicken auf die Welt und dies Leben, ohne darin Ordnung, Plan und Harmonie zu bewundern. Sie wird sich mit sich selbst und ihrem Dasein versöhnen, indem sie erkennt, daß doch Alles unterm Himmel nur Weg, nur Mittel zum Ewigen ist; daß Alles, Reichthum und Macht, Kenntniß und Würden, und was der Mensch schön und vortrefflich nennt, nur Werkzeug der Tugend sein soll; daß aber Armuth und Niedrigkeit, Verachtung und Schmerzen eben so gute Werkzeuge zur Verherrlichung unserer Seele sind.

Und wenn mich das Leiden übermannen, die Sorge erdrücken will — dann, Vater, dann will ich glaubensvoll zu Dir aufschauen, und ich werde Trost finden! Und ich will Deines Sohnes, meines Erlösers, gedenken, wie er vom Kreuze zu Dir emporblickte und Trost fand. Er lebt, auch ich werde leben! Auch ich werde überwinden, wie er Welt und Tod überwand. Ach, alles Leiden, alles Ungemach dieser Zeit ist nicht werth der Herrlichkeit, die Du uns bereitest, zu der Du uns erwählt hast.

Auch verachtet, auch geschmäht von Andern, auch in der Dürftigkeit, auch in der Krankheit Schmerzensstunden, will ich freudig zu Dir aufsehen, Vater, mein Vater! Und wie der ewige Sohn, gebe ich einst auch meinen Geist in Deine Hände. Amen.

329.

Christus ist mein Leben.

Gal. 2, 20.

Mein Jesus sprach: Sie sollen leben!
Ich will, daß, wo ich bin, die sei'n,
Die, Vater, mir von Dir gegeben,
Sich meiner hier im Glauben freu'n,
Einst dort, wie schon im Glauben hier,
Auch in der Herrlichkeit mit mir!

Was acht' ich, Thoren, eures Spottes,
Wenn ich, durch Eines Geist und Sinn
Vereinigt mit den Kindern Gottes,
Der Erde höh'rer Wonne bin!
In Jesu lebend bin ich reich,
Werd' ich dem Vater droben gleich.

Was wollen diese Worte sagen: Christus ist mein Leben? Der Schwärmer überläßt sich bei denselben einem Strom dunkeler Empfindungen; und der, welcher sich mit einer gewissen Aufklärung brüsten zu können glaubt, lächelt mitleidig oder verächtlich des schönen Gedankens, und ahnet eben so wenig, als der Schwärmer, den tiefen beseligenden Sinn derselben, durch welchen wir erst auf Erden dasjenige sind und werden können, was wir sein sollen; sein sollen in unsern Beziehungen zu dem Allerhöchsten, Unbegreiflichen, der uns zum Dasein rief; sein sollen in unsern Beziehungen auf das heilige Weltall Gottes, das heißt, auf die Ewigkeit: denn diese Beiden sind Eins.

Christus ist mein Leben! Dieser Ausdruck fordert uns zu keiner sinnlichen Liebe gegen Jesum auf, daß wir ihm mit jener gemüthlichen Zuneigung ergeben sein sollen, wie man etwa irdischen Freunden anhängt; wie die Braut

den Bräutigam, wie das Kind den Vater, wie der Bruder den Bruder liebt. In Jesu leben kann und soll nichts Sinnliches sein. Denn wir haben Jesum nicht mehr irdisch vorhanden. Auch ist es nicht sein irdisches Wesen, was an ihm das Allerheiligste und Göttlichste für uns war; sondern sein Geist war es allein! der Geist Gottes in ihm, welcher sich durch ihn der Menschheit aller Weltalter offenbart hat.

In Jesu leben heißt also: in seinem Geiste leben. Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein! sagt die heilige Schrift. (Röm. 8, 2.)

In Jesu leben heißt, in seinem Geiste leben; heißt, so innig mit seiner erhabenen, einzig wahren Denkart vermählt sein, daß seine Ansichten der Welt, seine Ansichten von der menschlichen Bestimmung diesseits und jenseits der Todesstunde auch vollkommen die unserigen geworden sind, also, daß Christus gleichsam in uns lebt, daß Christi Geist gleichsam der unserige geworden.

Wie Wenige verstehen den großen Sinn, welchen diese Worte umhüllen! Wie Wenige können es mit Paulus aussprechen: Ich lebe, aber doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir! Denn was ich jetzt lebe im Fleische, das lebe ich in dem Glauben (das heißt in der Denkart, in der Lehre, im heiligen Sinn) des Sohnes Gottes, der mich geliebt hat, und sich selbst für mich dargegeben. (Gal. 2, 20.)

Christus ist mein Leben! Ich athme gleichsam in seinem Wesen; ich verschmähe die gewöhnlichen Vorstellungen von der Welt, und habe seine Vorstellungen; ich erhebe mich mit meiner Seele zu der gleichen Höhe der Ansichten, auf welcher er sich befand, und zu welcher er uns emporzog durch sein wahrhaft himmlisches Wort.

Wer aber Christi Geist hat, in dem lebt Christus, in dem wohnt das Göttliche; vor dessen Blicken zerfliessen die Nebelgestalten irdischer Täuschungen; der unterscheidet das Alleinwesentliche vom sinnlichen Schein; der findet keine Widersprüche mehr in den Schicksalen seines Lebens, sondern alle Finsternisse darin klären sich ihm wunderbar auf; der sieht im Grabe keinen Tod; der sieht im Dasein hier und dort nur ein einziges Sein; der kann nicht unglücklich werden, und der Schmerz, welcher ihn oft als Mensch überwältigen mag, läßt seinen Geist unangetastet; der kann mit der freudigen Tugend wandeln, wie Christus; der kann mit der göttlichen Heiterkeit sterben, wie Christus.

Wie aber ist dies möglich? Vermag dies ein Sterblicher? — Wohl vermag er es; denn besser, als du, wußte der göttliche Weise, was ein erhabener Mensch vermag. Er vermag es, wenn ein großer Wille ihn belebt, und er nicht so ganz tief im Schlamme seiner noch thierischen, sinnlichen Natur untergegangen ist, daß der Gedanke an das Höhere ihm so unnatürlich geworden ist, wie jedem andern Thier. Er vermag es, und wenn nicht früher, doch gewiß dann, wenn irgend ein schweres Schicksal über ihn ergangen ist, und ihm mit schrecklichernster Stimme gepredigt hat die Nichtigkeit der Erdenfreuden und alle jene Wahrheiten, die ihm längst eingeleuchtet haben würden, hätte er in Jesu Geist zu denken und zu leben verstanden.

Jesus sah in Gott nicht einen Gott des jüdischen Volkes, sondern den Gott der Unendlichkeit, und den Vater, welcher mit unendlicher Liebe alle seine Schöpfungen umfängt.

Hast du auch die deinen Gott immerdar in dieser Größe und Hoheit gedacht? — Freilich betetest auch du oft zu ihm als zu deinem Vater: aber du hingest an ihm, als wäre er nur dein Vater, nur der Beschützer deiner Familie, deines Wohnortes. Daß er auch der Vater aller andern Geschöpfe sei, daran dachtest du nur dunkel. Wie hättest du sonst oft Dinge von ihm bitten können, welche dir zwar zum irdischen Gewinn, Andern aber zum großen Schaden gereichen konnten? Wie hättest du zu ihm beten, und doch von deinem Gebete das Wohlsein aller übrigen Wesen ausschliessen können? Wie hättest du zu dem heiligsten, liebevollsten Geiste beten, und andere Menschen oft um Kleinigkeiten, oft nur aus Habsucht, Neid oder Hochmuth, hassen können in derselben Zeit?

So betet Christus nicht. Er sprach: Unser Vater! Er verehrte ihn als den Gott aller Erschaffenen ohne Ausnahme, der eben so sehr Vater des geringsten, als des vorzüglichsten Menschen ist; der sowohl für das Wohl der Einzelnen sorgt (alle Haare auf eurem Haupte sind gezählet!), als für das Wohl des ganzen Weltalls. Der Du bist in den Himmeln, das heißt, in der Unendlichkeit dessen, was ist. Welche Schicksale mir demnach auch widerfahren mögen: sie sind mir widerfahren mit Wissen und Leitung des Allliebenden; sie sind in genauer Verbindung mit der Ordnung und Seligkeit des großen Ganzen, welches ich nicht unterscheiden kann. Mein körperliches Leiden, meine irdischen Unglücksfälle sind nur Mittel zu höhern Zwecken in der Verkettung der göttlichen Schöpfungen.

Hast du nun wirklich in Jesu Sinn und Denkart Gott geliebt, verehrt und erkannt, so frage dich nur selbst: Warum hassest du in deinem Herzen diejenigen, welche eines andern Glaubens und einer andern Kirche sind, als du bist? — Gott aber ist nicht nur dein Gott, sondern eben so sehr ist er auch der Gott der Juden, Heiden und aller Religionsparteien. Willst du mehr thun, als er? — weiser und heiliger sein, als er? Oder warum hassest du einen deiner miterschaffenen Menschen, weil dir seine Denkart mißfällt? — Gott haßt Niemanden, sondern er hat Erbarmen für Alle, und sucht sie zur Besserung zu leiten.

Jesus sah die Ewigkeit als seine und unsere Heimath an, als das große Vaterhaus, welches viele Wohnungen hat. (Joh. 14, 2.) Dahin kehrte er zurück; da, wo er sein würde, wollte er, daß auch die wären, die ihm Gott gegeben, damit sie alle mit ihm und Gott vereinigt wären. (Joh. 17, 24.)

Willst du nun in Jesu Geist leben: so nimm diese allein wahre, erhabene Vorstellung von deiner und unser Aller Bestimmung in dir auf. Bilde dir nicht ein, diese Erde, welche du bewohnst, und die nur der vergängliche Schauplatz deines vergänglichen Erdenlebens ist, sei dein Vaterland: erkenne, daß du hier ein Fremdling und Pilger bist. Bilde dir nicht ein, daß diese Erde und dies Leben die Hauptsache für deinen Geist sei — nein, so weit dein Auge durch die Millionen Sterne dringt, so weit aus unaussprechlichen Fernen der Glanz von fremden Welten strahlt — und endlich weiter noch, denn wir sehen hienieden nur den kleinsten Theil des Weltalls — überall ist Gottes, unsers Vaters, Haus.

Hast du aber Jesu Denkart: warum hängst du mit solcher Innigkeit an diesem Staube der Erde, als wenn sonst nirgend Gottes Haus wäre? Warum bebst du vor dem Tode, als wenn die Entfesselung deines Geistes aus den Banden deines Leibes ein Weggehen und Verschwinden desselben aus dem großen Hause des Vaters wäre? Warum jammerst du untröstlich über dem Leichnam deiner Geliebten, als wenn sie nun mit den geringen Freuden des Hierseins Alles verloren hätten? Sind sie denn nicht immer noch in dem Hause deines Vaters, auch wenn sie nicht mehr bei dir sind? Kennst du die Wonnen, welche er ihnen in andern Wohnungen bereitet hat? Oder hältst du dich für zärtlichliebender und erbarmenvoller, als der Allerbarmer, der Allliebende ist, der sie und dich schon liebend bedachte, ehe ihr waret?

Und wenn dies Weltall das Haus Gottes, unsers Vaters, ist: warum klagst du über die Schmerzen der Trennung, welche der Tod verursacht? Ist es denn Trennung, wenn wir im väterlichen Hause beisammen bleiben? Ist denn dieses Voreinanderlassen im Tode mehr, als wenn dein Geliebter eine Reise zu andern Geliebten gethan hätte? Gehört er dir nicht noch immer im Hause des Vaters? Bist du nicht noch immer der Seine?

Jesus sah in allen erschaffenen Geistern seine Brüder, im ganzen menschlichen Geschlechte seine Verwandtschaft. Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derjenige ist mein Bruder, Schwester und Mutter. (Matth. 12, 50.) Er betrachtete also nicht die flüchtige, kurzdauernde Blutsverwandschaft auf Erden als die wahre Verwandtschaft; sondern die Aehnlichkeit und Verbindung aller Geister unter einander zu Gott. Er kam daher auch nicht, um uns als irdische Wesen zu beglücken, sondern als Geister. Durch seine Lehre wollte er uns keinen häuslichen Wohlstand, keine Bequemlichkeiten, keinen Ruhm unter dem Volke geben — er dachte nicht an unsere Leiber, sondern an das Alleinwesentliche in uns, an das Unsterbliche, was den Leib für einige Zeit beseelt. Er arbeitete nicht für ein Erdenreich, sondern für ein Himmelreich, das heißt, für die Beseligung derjenigen Geister im Weltall, welche nach dem Willen des ewigen Schöpfers auf Erden, von Menschengestalt umfangen, wandeln würden. Was nicht Geist war, achtete er geringer. Er verschmähte es nicht, aber legte ihm keinen Werth bei, der zu hoch gewesen wäre. Er trauerte, wenn er sah, wie die Menschen Alles für ihre Leiber, für ihre Bequemlichkeiten thaten, und fast nichts für das Unsterbliche, sich selbst bewußte Etwas in ihnen. Unzähligemal und auf mancherlei Weise rief er ihnen zu: Ihr seid nicht geschaffen für Wohlleben und Tand, sondern für euch selbst, das heißt, für die Verherrlichung eures Geistes! Ihr seid nicht geschaffen, um das Vergängliche in euch aufzuopfern für das Vergängliche ausser euch! Ihr seid nicht geschaffen für Pracht und Schmuck, für Ehrenstellen, für Geld und Gut, für Ansehen und Macht: sondern diese Mittel sind für euch geschaffen, auf daß ihr euch derselben zu den Absichten Gottes, zur Veredelung eures Gemüthes, zur Beglückung Aller, die euch umgeben, bedienen sollet. Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, und Schaden nähme an seiner Seele? Darum lebet nicht für die Mittel, sondern die Mittel sollen leben für euch. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon. (Matth. 6, 24.) Ihr könnet nicht thierisch denken und empfinden, nur für die vorübergehenden Genüsse dieses Lebens vorhanden sein, und doch daneben euern Geist veredeln.

So betrachtete Christus das Leben. So betrachteten es auch die von ihm in sein Gottesreich geweihten Jünger. Darum sagte Paulus: die aber fleischlich sind (das heißt, die bloß für Erfüllung sinnlicher Begierden athmen), mögen Gott nicht gefallen. Ihr aber seid nicht fleischlich, sondern geistig, so anders Gottes Geist in euch wohnet. Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein. (Röm. 8, 9.)

War es denn also nur die Würde und Seligkeit unsers zur Ewigkeit berufenen Geistes, für welche Jesus ins Leben trat und litt und starb — ist es denn nur die Würde unsers Geistes, was im Leben das Wichtigste ist, für welches ein Himmelreich, eine Ewigkeit ist: so ist alles Andere nur für unwesentlich und zufällig zu achten; so werden wir fühlen, daß jeder Verlust am Ende unbedeutend ist, nur nicht der Verlust unserer Seelenvollkommenheit.

In diesem Sinne lebte Jesus und dachte er. Ob reich oder arm sein, beides war ihm gleichgültig. Sein Geist war es, der Seligkeit hatte. Er hatte oft nicht, wohin er sein Haupt legte; dies betrübte ihn wenig. Das Volk wollte ihn mehrmals auf den Thron Davids erheben und mit königlichen Würden bekleiden: er verachtete die Sinnlichen, die nur für den Glanz des Augenblickes empfänglich waren, und entfloh ihren Aufforderungen. Nur Gott und die Ewigkeit im Auge, hing er sich an nichts Irdisches mit übermäßiger Liebe. Selbst seine Blutsverwandten, selbst seine irdische Mutter, so theuer sie ihm auch war, so zärtlich er auch für sie sorgte, galten ihm nicht über Alles. Er liebte ihre Geister — nicht den Staub, der sie umgab. Selbst sein Leben galt ihm nicht über Alles, denn er hatte es kaum einige dreißig Jahre genossen; er opferte es für erhabenere Absichten willig hin, da Mörder wohl den Leib, aber nicht den Geist tödten können.

Was du hast, o mein Christ, verschwindet; aber was du geistig bist, das bleibst du. Dies ist die Vorstellungsart Jesu von der Welt und den Menschen. Nun prüfe dich: warst du in Christo? war er in dir? So lange dein Geist in menschlicher Natur da ist, wirst du freilich auch die Pflichten der Sinnlichkeit, die Pflichten für deine Gesundheit, für deine und der Deinigen Nahrung, Bekleidung und Ruhe beobachten müssen. Auch Jesus that es. Du wirst freilich an manchen süßen Gewohnheiten des Lebens hängen, aber nicht aus ihnen den Beruf deines Lebens selbst machen. Sobald du bei Entbehrung einer Freude, beim Verluste eines irdischen Vortheils, beim Verluste eines Geliebten im Tode, zu heftige Schmerzen fühlst, ist dies ein Beweis, du hattest dich zu sehr an den Schein, an das Unwesentliche, gekettet; du hattest deinen Geist nicht zur wahren Freiheit erhoben, sondern ihn von Gewohnheiten und sinnlichen Reizen allzusehr binden lassen. Christus war noch nicht dein Leben, das heißt, du warst noch fern von der göttlichen Denkart, die dir allein geziemt.

Du seufzest leise und sprichst: Ach, es ist so schwer! Aber dieser Seufzer beweiset, du bist noch nicht, der du sein sollst. Es ist umsonst — du mußt es werden, auch wenn sich deine irdische Natur noch so gewaltsam dagegen empört. Du mußt es werden, denn dein Schicksal wird

endlich eine Freude deines Lebens nach der andern von dir reissen, um dich empfinden zu lassen, daß nichts dir gehört und bleibt, als du dir selbst.

Siehe an dein Haus, deinen Wohlstand; vielleicht sind schon nach wenigen Jahren die Flamme, der Krieg und anderes Uebel darüber gegangen. Siehe an deinen Leib: vielleicht liegt er nach wenigen Monaten krank und zerschmettert und entstellt auf dem Siechbette. Siehe an deinen Vater, deine Mutter, deinen Gatten, dein Kind, deinen Enkel, und wen deine Seele heiß liebt: vielleicht im Laufe dieses Jahres hängst du schluchzend über ihrem Sarge. Zwar ihre liebende Seele bleibt dir; aber ihr menschlicher Leib fällt der Erde zu, aus deren Erzeugnissen er bestand.

Und wenn du dir nun Gott als den alliebenden Vater aller Wesen denkst — und das ganze Weltall als deines Vaters Haus — und den Himmel als deine wahre Heimath — und alle Geister als deine Brüder, als die Familie Gottes, von welcher kein Glied verloren gehen kann — dann hast du die Denkart Jesu. Und wenn diese Vorstellung in dir Herrschaft übt: wie kannst du bei so göttlichen Gedanken ungöttlich thun? — wie Menschen hassen, deren Vater du um seinen Segen anrufst? — wie trostlos die Todten beweinen, oder vor dem Tode zittern, da doch nur Irdisches vergeht, aber die Geister im Hause ihres Vaters bleiben? — wie allen Werth auf häuslichen Wohlstand, auf bürgerliche Annehmlichkeiten, auf den Besitz von Schönheit, Freundschaft und andere irdische Vorzüge setzen, da Alles, was vom Körper herstammt, veraltet und vergeht, wie ein Kleid, in welches du dich hüllst? Wie kannst du bei so göttlichen Gedanken anders handeln, als göttlich, voll Liebe, Wohlwollen, Nachsicht, Erbarmen und Ruhe? Wie kann dich ein sogenanntes Unglück betrüben, da es doch nur ein einziges wahres Unglück gibt: nämlich Unvollkommenheit deines Geistes — Sünde? Wie kannst du in deinem Lebenslauf die Wege der Vorsehung dunkel finden, da du weißt, daß Alles denen zum Besten dient, die Gott lieben? — da du weißt, daß, was Staub ist, Staub wird, und nur der Geist im Hause Gottes bleibt? — da du weißt, daß Alles, was sich ereignet, ein neuer Himmelswink für deine Seele ist?

Christus ist mein Leben! O wie groß und heiligend ist dieser Gedanke schon, wie wenig habe ich sonst begriffen die tiefste Fülle seines göttlichen Sinns! Ja, sei denn Du mein Leben, o Jesus, Heiland, Seligmacher, Offenbarer der Gottheit, Wegweiser irrender Seelen, Licht der Geisterwelt! Sei Du in mir! Dein Gedanke sei hinfort auch mein Gedanke; Deine Ansicht der Welt und des Lebens sei auch fortan die meinige; dann wird auch mein Leben sein, wie das Deinige, mein Gebet wie das Deinige. Dann werde ich mich um nichts mehr kränken — eine stille Seligkeit wird mich schon hier erquicken. Und wenn mein irdisches Leiden groß wird, und wenn ich, übermannt von Schmerzen, auch mit menschlicher Schwachheit rufe: O Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber! werde ich doch mit Dir hinzufügen: Doch nicht mein Wille, sondern der Deinige geschehe! So werde ich mit tiefer Ueberzeugung an Gott und seinem Willen hangen, ihn mit kindlicher Hingebung anbeten, und mich freuen unter allen Verhältnissen, daß ich der Seinige bin und bleibe. So werde ich mit dem erwärmenden Gefühl der Wahrheit rufen: Unser Keiner lebt ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.

330.

Sterben ist mein Gewinn.

1 Kor. 15, 31.

Fels Gottes, den mein Arm umschlinget,
Unsterblichkeit! Unsterblichkeit!
Wenn Macht und Trubsal mich umringet,
Mich Alles drängt, mir Alles dräut —
Soll ich dann still stehn, und ermatten?
Nein, Sehnsucht nach den kühlen Schatten,
Nach Gottes Ruh, erfüllet mich.

Wie auf des stillen Berges Höhen,
Wo Alles uns so tief entzückt,
Wenn kühle Luft' uns sanft umwehen,
Wenn uns ein frischer Quell erquickt — —
Zu schwaches Bild von jenen Freuden
Nach still zurückgeweinten Leiden —
Wie bald — bald ist mein Ziel erreicht!

Und dann, und dann, wer kann sie denken,
Die Wonne, die mein Herz erfüllt?
Wenn keine Schmerzen mehr mich kranken,
Mich Gottes Heiligthum umhüllt — —
O dann, dann ist mein Geist genesen,
Und Freiheit, Freiheit all mein Wesen,
Und meine Seele — Seligkeit!

Der menschliche Leib, welchen wir tragen auf Erden, ist nur ein durchsichtiger Schleier unserer Seele. Anders sollten wir uns unsern Körper im Verhältniß zur Seele nie vorstellen; denn diese Vorstellungsart ist eben so wahr an sich, als reich an wichtigen Folgerungen fürs Leben.

Die Gottheit wollte, daß sich unser Geist auch mit dem Nichtgeistigen in Verbindung setzen könne; darum hüllte sie ihn in einen feinen irdischen Stoff, der durch ihn in allen seinen Theilen belebbar ist. Vermittelst des zartesten, dem bloßen Auge fast unerkennbaren Nervengespinnstes, welches den ganzen Leichnam durchdringt und umgibt, wird die Seele dieses Leichnams mächtig. Sie genießt dadurch Eindrücke von aussen zu ihrer Belehrung, und lernt sich seiner wie ein Werkzeug bedienen gegen die äussere Welt. Ist dieser Schleier zerrissen, dieses Werkzeug gebrochen: so hört der Geist auf; damit mächtig zu sein. Der zerstörte Leib wird ihm dadurch so fremd, wie alles übrige Irdische. Dieses Fremdwerden heißt sterben.

Der Leib ist ein durchsichtiger Schleier der Seele. In allen Bewegungen, Veränderungen, im Ruhen und im Handeln, erkennen wir die Seele hinter den Erscheinungen des Körpers. Es ist nicht der Leib, welcher zürnt oder liebt, sondern die Seele ist es, welche durch die Werkzeuge der Stimme donnert, holdselig lächelt durch den Blick des Auges, ihre Scham im Erröthen der Wange verkündet, ihren Muth oder ihre Furcht, ihre Sehnsucht oder ihren Schmerz in den Bewegungen dieses Schleiers äussert. Denn ist von der zarten, beweglichen Hülle, welche wir Körper nennen, die Seele getrennt: was bleibt übrig? Er liegt zusammengesunken da, wie ein weggeworfenes Kleid. Er gleicht einem kalten Marmorbilde, und es wird uns fast unwahrscheinlich,

daß diese todte Asche jemals von einem höhern Wesen belebt worden sei.

Auch lieben und hassen wir in Andern niemals eigentlich den Körper, sondern die Seele, welche sich hinter diesem Schleier zeigt. Es ist ihre Anmuth, die uns entzückt; ihre Weisheit, ihre Tugend, die uns Achtung einflößt; ihre Verderbtheit, die uns Unwillen erregt. Neben dem entseelten Leichnam aber hört alle Liebe, aller Haß auf, denn unser Freund oder Feind ist verschwunden; sein weggeworfener Schleier reizt uns so wenig, als aller andere Staub.

So wie es sehr natürlich ist, daß Niemand eigentlich unsern Körper liebt, sondern die Seele, welche aus ihm hervorstrahlt: eben so natürlich ist es, daß jeder Mensch, wiewohl er in Andern nur die Seele liebt, an sich selbst den Körper liebt, welchen er trägt. Er sucht ihn zu erhalten, zu vervollkommnen, denn die Seele begehrt ein edles, fähiges Werkzeug; er sucht ihn zu verschönern, zu schmücken, denn das innere, bleibende Verlangen der Seele nach Vollkommenheit und Vorzüglichkeit trägt sie unwillkürlich auch gern auf das über, was ihr zunächst angehört. Sie bemüht sich sogar, im Gefühl eigener Unwürdigkeit, das, was ihr an innerm Werth abgeht, durch Schönheit des Schleiers zu bedecken; sie sucht die Falten desselben dichter zusammenzuziehen, damit man sie hinter demselben nicht in ihrer Wahrheit erblicke — und man sagt von solchem Menschen, er verstelle sich.

Das Bedürfniß der Seele, mit diesem Schleier angethan zu sein, gab die Gottheit einem jeden Geiste. Daher die tiefe, innige Liebe der Seele zu ihrem Körper; daher der beinahe unüberwindliche Hang zu dem, was wir Leben nennen.

Was heißt aber sterben? — Nichts anders als die Trennung der Seele von ihrem irdischen Schleier. Was wird aus dem weggeworfnen Schleier? Verschwindet er aus Gottes Schöpfungen? Nein, er wird Staub und Asche; mischt sich mit der übrigen Erde, aus welcher er einst durch Genuß der Nahrungen entstand. Er bleibt in der Schöpfung unverlorn, und dient zu andern Bestimmungen. Was wird aus der schleierlosen Seele? Verschwindet sie aus den Schöpfungen Gottes? — Nimmermehr! Wie möchte das Edelste verschwinden, da das Unedlere nicht vergehen kann? Sollen wir darum glauben, sie sei aus der Unendlichkeit der geschaffenen Wesen hinweggegangen, weil sie den Schleier weggeworfen hat, durch welchen wir allein ihre Anwesenheit sinnlich wahrnehmen konnten? Sie lebt! Denn selbst der Staub lebt noch, und ist da, der sie einst umhüllte. Sie lebt, denn Gott ist nur Schöpfer, nicht Vernichter! Sie lebt, denn im weisesten Schöpfer findet keine Bereuung dessen statt, was er nach erhabenen Absichten zum Dasein rief.

Und ist denn das Wegwerfen des vergänglichen Schleiers so schmerzlich? — Wohl mag der natürliche Trieb zum Leben, den uns der Schöpfer gab, Abscheu erwecken gegen das Scheiden von der Körperhülle; aber die Kraft des menschlichen Geistes kann selbst über die Schrekken der Natur siegen. Wie viel edle Männer gingen nicht freudig in den Tod für Gott, Vaterland, Glauben und Freunde! Sie empfanden die Schauder des Todes nicht. Wie viel schwache, verderbte, durch Verzweiflung geängstete Menschen endeten nicht freiwillig ihr Leben, das ihnen zur Last ward!

Sterbende heucheln nicht mehr; und in den Gesichtszügen erkennt man die Empfindungen des Gemüths. Fast sollte man glauben, daß der letzte Augenblick, in welchem der Geist sich von seiner Hülle scheidet, noch mit einer Empfindung des Angenehmen verbunden sei. Denn bemerkenswerth ist allerdings, daß gewöhnlich diejenigen, welche an einer schmerzlichen Krankheit starben, im letzten Augenblick eine heitere Ruhe in den Gesichtszügen zeigten, und noch als Leichnam gewissermaßen ein sanftes Lächeln hinterliessen, mit welchem die Seele beim Scheiden zu sagen schien: O wie wohl ist mir nun!

Ebenso ist es nur die Einbildungskraft derer, welche ihren Körper zu sehr lieben, und vor dem Gedanken erzittern, daß der Leib unter der Erde modern müsse, was oft den Tod grausenhafter macht, als er in der Natur ist. Sie bilden sich voller Selbsttäuschung in manchen Augenblicken ein, als könne der todte Staub noch seine Lage unter der Erde empfinden, da doch das, was empfindet, schon schönern Bestimmungen zugeeilt ist, und der Leichnam, dieser weggeworfene Schleier, für sich allein nichts ist, als gefühlloser Staub.

Auch das Scheiden von den gewohnten angenehmen Verhältnissen des Lebens, der Verlust der bisherigen Freuden, das Verlassen geliebter Freunde hienieden, kann allerdings schmerzhaft sein. Dann ist es aber nicht der Tod an sich selbst, sondern was man hinterlassen muß, was Schmerz erregt. Dann ist es eine allzugroße Anhänglichkeit an das Irdische, was uns doch nur geliehen, nicht als bleibendes Eigenthum gegeben ist, was uns betrübt. Dann ist eine Unvollkommenheit, ein Mangel der Weisheit der Seele, was sie, wie jeder Fehler, betrübt. Ja, auch allzugroße Liebe unserer Freunde kann fehlerhaft sein. Soll die Gottheit auf unsern Eigensinn Rücksicht nehmen, und ihre höhern Entwürfe zu unserm eigenen Wohl abändern? Ist das Scheiden von Geliebten in der Sterbestunde etwas Anderes, als jeder Scheidegruß und das Anwünschen einer guten Nacht vor dem Schlafengehen?

Am furchtbarsten ist freilich der Tod denen, welche hienieden ihre unsterbliche Seele ganz oder sehr vernachlässigten, und — den Thieren gleich, unbekümmert um ein künftiges Jenseits — nur für die Pflege, nur für die Wollust ihres Leibes vorhanden waren; die ihren Nebenmenschen drückten, verleumdeten, betrogen, nur um sich desto mehr Ansehen auf Erden, mehr Geld und Gewinn, mehr Wohlleben zu verschaffen; denen es lächerlich vorkam, ihren sinnlichen Begierden, ihren thierartigen Trieben Gewalt anzuthun, um die Kraft ihres Geistes zu erhöhen; die es thöricht nannten, auf Unkosten irdischer Vergnügungen tugendhaft zu sein; die es Albernheit oder Schwärmerei hießen, das Gute für andere Menschen zu thun, wenn es uns auch keinen Dank einbrächte, oder wohl gar Verfolgungen und große Aufopferungen zuzöge.

Wenn diese nun die Hülle, den geliebten Leichnam, abwerfen sollen, für den sie glaubten, einzig von Gott erschaffen zu sein; wenn sie scheiden sollen von dem Staube, für welchen sie allein lebten, für den sie Alles thaten, — so viel Unrechts thaten: — wohl mag ihnen der Tod entsetzlich sein. Denn arm, unwürdig, elend, unvollendet steht ihre verwahrloseте Seele da; nicht mehr mit der schönen Unschuld, deren sich noch ihre Kindheit einst zu rühmen hatte, sondern mit Schuld jeder Art bedeckt. Und

was sie säeten, das haben sie im Leben geärntet. Für die Ewigkeit ihres Geistes hatten sie nicht gesäet.

Schon im Zustand seiner vollen Gesundheit überrascht den ungerechten Menschen oft ein Erröthen über seine Verworfenheit. Mitten in seinem Thun schilt er sich selbst: du handelst, wie du es weder vor Gott noch Menschen verantworten kannst. Allein die Seele, im Gefühl dessen, was recht ist, wird durch die Sinnlichkeit übertäubt, der sie alle Gewalt läßt. Wenn nun diese Sinnlichkeit mit dem Körper hinwegfällt; wenn nun ein solches Selbstbetäuben nicht mehr möglich ist, und der Geist nichts als seine Verworfenheit behält und erkennt: welch ein Zustand ist das? Welche Aussichten in die Zukunft, wenn man mit der Erde Alles verloren, und von der Ewigkeit nichts zu hoffen hat?

Nicht also der edlere, weisere Geist, der seine Pflichten kennt und ehrt, und die hohen Bestimmungen achtet, zu welchen ihn die Allmacht Gottes ins große Weltall rief. Nicht so der Christ, der die Macht angenommen hat, die Angelegenheiten der Seele über alle Angelegenheiten des Irdischen zu setzen; der da versteht, was das sinnvolle Wort sagt: in Jesu leben.

Ihm ist Sterben Gewinn. Wie sollte es ihm denn Verlust sein? Ihm, in Christi göttlich großer Denkart, ist ja der Erdball, oder sein Haus, sein Dorf, seine Stadt, nicht die wahre Heimath. Er ist sich immer bewußt, daß er geboren ward, nicht für die Erdscholle, auf welcher er sich zur Erhaltung seiner irdischen Nothwendigkeit anbauen mußte, sondern für das ewige, unendliche Reich Gottes. Für ihn ist dieses kurze Leben nicht die Hauptsache, sondern das Leben in der ganzen göttlichen Schöpfung. Das ganze Weltall ist sein Vaterhaus, und Gott darin ist sein Vater, und jede Seele darin ihm ewig verbrüdert.

Ihm ist Sterben Gewinn! Denn welcher Verlust ist im Tode für die Seele? Sie wirft nur den schweren, irdischen Schleier ab; sie wechselt nur ein Kleid; sie empfängt vom Vater der Liebe ein edleres Gewand statt des zerrissenen und durch mancherlei Verhältnisse unbrauchbar gewordenen. Sie bleibt sich selbst, Gott bleibt ihr, das göttliche Weltall mit allen Wundern der Schöpfung bleibt ihr. Was verliert sie? Ihre Freunde und Geliebten auf Erden? O nein, sie sind ja noch vorhanden im Vaterhause, sie ist ja noch mit allen verbrüdert, wie vorher, nur theilt sie sich ihnen nicht mehr, wie sonst, durch irdische Mittel kund. Sie hat keinen ihrer Lieben verloren. Man verliert nicht, was in Gottes Händen ist.

Dem, der in Jesu zu leben weiß, ist Sterben nur Gewinn. Oder hat denn dies Erdenleben nur lauter Blumen und keine Dornen? Wahr ist es, ich büße mit dem Tausche manche Freuden ein, aber ich bin auch manchem Schrecken, manchem Jammer nun entrückt. Nun werden keine Thränen mehr geweint; süß ist das Loos befreiter Seelen! Ist auch dies Erdenleben so vollkommen selig, daß man es ewig zu leben wünschen möchte! Warum sehnen sich denn hochbetagte Leute willig nach Ruhe, nach Auflösung, nach Befreiung und Uebergang in das bessere Sein? Oder warum ist denn unter tausend und abermal tausend Menschen nicht ein einziger vorhanden, der, wenn man ihm die Wahl vorlegen würde, dennoch das Leben nicht wieder leben und von vorne wieder anfangen möchte, ganz wie er es schon gelebt hat? — Nun denn, welcher Verlust kann es in der That sein, wenn zuletzt dasjenige endet, was uns im Ganzen nicht so beglückt, daß wir es immer und ewig so und nicht anders haben möchten? Ein anderes, ein neues Dasein, ein besseres Dasein für Seelen, die sich desselben mit Zuversicht erfreuen können: ist es nicht Gewinn? Was sind denn die Schrecken des Todes? Nur Schrecken einer kindisch-furchtsamen Einbildungskraft. Der Gott, der dich, o Seele, entkleidet, der wird dich wieder bekleiden.

Wer in Christo zu leben weiß, der weiß auch freudig mit ihm zu sterben. Und der Gerechte stirbt täglich. (1 Kor. 15, 31.) Er stirbt, so oft er sich in seinen Gedanken zu Gott erhebt, und das Irdische vergißt. Er stirbt, so oft er im Geiste sich mit den Geistern seiner verstorbenen Lieben unterhält, und bei ihnen ist. Denn dann ist ihm für den heiligen Augenblick diese Welt nichts mehr. Er ist bei Gott, er ist bei seinen Geliebten. Er ist, was er sein wird, wenn die Seele aus ihrem irdischen Schleier entwickelt worden; nur noch nicht in jener Vollkommenheit, wie dann, wenn sie sich Gott und den Geliebten in neuem Gewande und durch verklärtere Werkzeuge gleichsam mittheilen kann.

Sterben ist mein Gewinn! Denn wofür lebe ich hier auf Erden? Das Loos aller Menschen und die ganze Natur lehrt es mich, für die Ewigkeit. Also ein noch besseres, vollendeteres Dasein ist meine Sehnsucht. Dafür arbeite ich an meiner Selbstveredelung; darum suche ich meinem Geiste die Vollkommenheit jeder Tugend zu erwerben; was ich durch Christum werde, das heißt, was ich durch die Nachfolge in seiner göttlichen Weisheit werde, das bin ich dort. So ist es also der Tod, der mich zum erwünschten Ziele führt. Ich erreiche durch ihn, wonach ich immer gestrebt habe: ich werde endlich das, warum ich da bin.

Sterben ist mein Gewinn. Ich vertausche ein unvollkommenes Gewand mit dem edlern; ich verwechsele im Vaterhause des göttlichen Alls eine niedere Stelle mit einer höhern, geringere Seligkeiten mit erhabenern, von deren Größe ich in meiner irdischen Beschränktheit keine Vorstellung haben kann, so wenig, als der Wurm des Staubes die Seligkeit ahnen kann, welche die Brust des vernünftigen Menschen bewegen mag. Ich komme aus der Dürftigkeit zur Fülle Gottes, wo der Tropfen zum Meere wird, das Sonnenstäubchen zur Sonne.

Sterben ist mein Gewinn. Warum sollte meine Seele beben vor der unbekannten Straße, die sie wandeln soll? Ist denn hienieden der Weg bekannter, den sie gehen muß? Ich nicht jede nächste Stunde, die ich zu leben habe und leben werde, mit undurchdringlicher Dunkelheit umhüllt? Weiß ich, was ihr begegnen wird? wohin ich komme? Und doch durchlebe ich auch diese Stunde, doch wird es auch da hell, sobald ich darin bin.

Und so wird es hell sein in der Stunde, welche nach der Todesstunde die nächste ist. Die unbekannte Straße wird mir zur bekannten werden, sobald ich sie berühre. Wie könnte ich vor ihr zittern? Es ist ja derselbe Weg, den diejenigen meiner Geliebten wandelten, die vor mir starben. Warum sollte ich diesen mir ewig theuern Seelen nicht mit Entzücken folgen? Ach vielleicht schon in dem schönen Augenblicke, da der irdische Schleier von meiner Seele fällt, erkenne ich diese Geliebten wieder, die ich

von mir so fern glaubte; erfahre ich, daß sie mir immerdar näher waren, als ich in meiner irdischen Beschränktheit wähnte!

O, wohl ist Sterben mein Gewinn! Es ist nähere Vereinigung mit dem Vater der Geister; es ist Vereinigung mit den geliebten Vollendeten, nach denen sich mein Geist mit ewig regem Verlangen sehnt; Vereinigung mit ihnen, nach denen noch heute mein wundes Herz blutet, mein Auge weint. Wiederfinden, Wiederhaben, Wiederleben! o ihr, die Gottes Hand mit mir in seiner Schöpfung zusammenführte, zusammenband! Wiederfinden, Wiederlieben, Ewigeinssein mit euch, geliebte, theure, verklärte Seelen! Welche Wollust wohnt in dieser Erinnerung! Gott gab euch mir; Gott, die höchste Liebe, gab uns diese Liebe, die kein Tod bricht, und wie ein unsichtbares Band den Sterblichen mit den Bewohnern besserer Welten zusammenknüpft! Gott vernichtet nicht das Heilige, nicht das Gute — es ist ja sein Werk! und die Liebe ist das höchste Gut, was Seelen gegenseitig beseligen kann. Denn darum beseligt Gott das Weltall, weil er selbst die unendliche Liebe ist.

Sterben ist mein Gewinn! Ja, dies sei mein letzter Seufzer auf dem Todtenbette, und der Gedanke an die Liebe meines Schöpfers, und der Gedanke an meine Geliebten drüben, der letzte Gedanke meiner Seelen, ehe der Schleier von ihr abfällt. Und ist er gefallen, dann schwebt sie schon in Vollendung, wie die heiligen Geliebten, deren Auge früher brach, als das meinige.

Und darum, o Christus, o Göttlicher, o Offenbarer des Vaters, sei Du mein Leben, denn ohne Dich wäre Sterben ein Untergang meines Geistes! Ich, o du Höchsterleuchteter, will in Deinem Sinne denken, in Deinen Gotteslehren wandeln, mit Deiner Hoheit das Irdische betrachten, mit Deiner Liebe die Menschheit lieben, mit Deinem Eifer Freude und Glückseligkeit um mich her verbreiten, mit Deinem Muthe jedes Hinderniß meiner Tugend und mich selbst überwinden, um gerecht und groß und göttlich zu handeln, mit Deiner Geduld des Lebens Noth tragen, mit Deiner Weisheit und Mäßigung des Lebens Freuden genießen, mit Deinem Glauben gelassen und vertrauensvoll in die Wege der Vorsehung eingehen, und mit Deinem Auge die Ewigkeit als mein Vaterhaus, und zu Gott als meinem Vater sehen.

Denn Christus ist mein Leben, Sterben mein Gewinn!

331.

Gott mein Trost immerdar.

Jes. 54, 7. 8.

Du, Herr, kannst Alles enden,
Was mich jetzt drückt und plagt,
Kannst mir noch Rettung senden,
Wenn Alles um mich zagt.

Dein Wille nur geschehe
In aller meiner Noth;
In Freuden, wie im Wehe,
Im Leben, wie im Tod.

Ein jeder neue Morgen
Sei Zeuge, daß ich, frei
Von allzuschweren Sorgen,
Nur Dir vertrauend sei.

Das Leben hat vielerlei Plage, vielerlei Schmerz. Wo ist auch nur ein einziger von allen Sterblichen, der von sich sagen könnte: aber ich bin von allen Leiden und Thränen ausgenommen! Und wenn man schon zuweilen Personen sieht, die im Ueberflusse schwimmen, in voller Gesundheit blühen; denen Alles nach Wunsch zu gehen scheint, wenn sie etwas unternehmen; die beständig das Vergnügen im Auge glänzend, den Scherz auf den Lippen haben: wer weiß denn, wie es in ihrem Gemüthe bestellt ist? Ihre äusserliche Heiterkeit ist oft nur ein Schleier über verborgene Wunden. Wer hat den Wurm gesehen, der im Geheimen an ihrem Herzen nagt?

Viele Familien gibt es ja, von denen man bei dem ersten Anschein behaupten möchte, daß ihnen gar nichts zu wünschen übrig bliebe. Sie haben, was sie wollen, und sind an Allem reich, was tausend Andern fehlt. Allein die Erfahrung hat bewiesen, wenn man mit ihnen bekannter wird, und einen tiefen Blick in ihre geheimen Umstände thun kann, die sie nicht leicht offenbaren, so findet sich Alles anders. Sie sind oft weit unglücklicher, als ihre Nachbarn, von denen sie beneidet werden. Ja, es ist gar nicht unerhört, daß eben das scheinbare Glück, in welchem sie zu leben scheinen, die rechte Quelle ihres Uebels ist, unter dem sie im Stillen leiden.

Das mag der Grund gewesen sein, welcher viele Menschen verleitet hat, sich vorzustellen, dieses Leben auf Erden sei von Gott selbst dazu bestimmt, für uns ein Leben voller Trübsale zu sein. Sie nannten den Aufenthalt zwischen Wiege und Sarg eine schwere Prüfungszeit im Jammerthale. — Aber daran thaten sie wohl Unrecht. Wie konnten sie von dem Gott der Barmherzigkeit und ewigen Liebe glauben, daß er in seiner Welt Jammerthäler geschaffen habe? daß er Geschöpfe ins Leben und Bewußtsein gerufen habe, um sie quälen zu können? Das würde auch der hartherzigste Mensch nicht gekonnt haben: und man wagt, solche Grausamkeit vom heiligsten und gerechtesten aller Wesen zu vermuthen?

In diesem Gefühle ist es vielleicht geschehen, daß sich Andere aufgemacht haben, Vertheidigungen und Rechtfertigungen Gottes zu schreiben, wegen des in der Welt vorhandenen Uebels. Sogar große christliche Gelehrte beschäftigen sich vollen Ernstes damit. Ach! das Geschöpf will den Schöpfer rechtfertigen!

Es sind auch alle Trostgründe für die Vernunft vergebens, um uns in leidenvollen Tagen zu beruhigen, wenn man nicht das reinste, herzlichste Vertrauen zu Gott hat, wie das unmündige Kind zum weisern Vater. Denn was man auch lehre und predige, das Unglück bleibt ja doch Unglück, und der Kummer bleibt doch Kummer, und die Schmerzen lassen sich von der Ueberzeugung des Verstandes nicht bezwingen. Aber das weiß ich: Vertrauen auf den Vater da oben macht jeden Druck des Lebens weit leichter, macht das Gemüth stärker und nimmt ihm alle Furcht, und entwaffnet das, was noch kommen mag, von allen Schrecken. Das rechte Vertrauen zu Gott betet nicht: Vater, erhöre meine Wünsche! rette, was ich jetzt in Gefahr bin zu verlieren; oder: stelle wieder her, was ich schon verloren habe! — sondern es betet, wie Christus in der allerbängsten seiner Stunden gebetet hat: „Vater, willst Du, so nimm diesen Kelch von mir, doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe! — (Lu. 22, 42.)

Wenn ich an die unendliche Majestät des Herrn denke

der zahllose Welten erschaffen, mit tausend und tausend andern Wesen belebt hat, und seit Ewigkeiten erhält, daß keine Sonne, keine Erde wanken und weichen kann aus ihren Bahnen; wenn ich denke, wie unergründlich die Weisheit ist, welche mit gleicher Zweckmäßigkeit den Grashalm gestaltet und mit seinen äussern und innern Theilen geordnet hat, wie das Heer der tausend und tausend Gestirne in den Räumen des Weltgebäudes; wenn ich an die unendliche Güte denke, die er in allen Theilen der Erde, des Meers und der Himmel allen seinen Geschöpfen ohne Ausnahme zu Theil werden läßt, — allen — warum sollte ich denn das einzige sein, das er versäumt? Wie kann ich glauben, daß der Allversorger nur für mich nicht sorgt? Würde ich denn wohl noch athmen können, noch in der Welt sein, wenn er mich einen Augenblick lang vergessen hätte? Nein, auch in meinen bangen Stunden hat er mich nicht verlassen, sondern ist bei mir der Unsichtbare, der Allwaltende, der Allen Gnädige. Er liebt mich!

Diese Ueberzeugung, diesen unermeßlichen Trost habe ich, wenn ich an ihn denke. Dagegen verstummen auch die frechsten Zweifel, welche Einbildungskraft, Unmuth und Ungeduld des Sterblichen ersinnen wollen. Er liebt mich! dies weiß ich. Er liebt mich, wie er seine ganze Welt liebt. Ich weiß es, und würde es wissen, wenn auch weder Aeltern noch Lehrer es gesagt hätten; wenn auch das ganze Weltall um mich her verstummen könnte. Und wer sagt es mir? Mein eigenes ganzes Leben sagt es, und würde mir es sagen, wenn auch alle andern Zeugen schwiegen. Darum getrost, meine Seele!

Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen; aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln. Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns ein wenig vor dir verborgen; aber mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen, spricht der Herr Erlöser. (Jes. 54, 7. 8.)

Ja, Gott ist mein Trost immerdar, und sollte es mir in dieser Welt auch noch so übel ergehen. Was könnte mir begegnen, ohne den Willen des Allmächtigen, der Alles erfüllt? Und was mir auch widerfahre: alle Haare meines Hauptes sind gezählt worden, wie mein Jesus sprach! Es ist der Wille der höchsten Liebe. Was mir auch widerfahre: es soll, es wird Alles zu meinem Besten dienen, wenn ich ihm nur vertraue.

O trostreiches Wort: Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen; aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln.

Wohl muß es dem Dulder hart sein, wenn ihn Gott gleichsam einen kleinen Augenblick lang verlassen zu haben scheint, besonders wenn man ohne alle bekannte Schuld das Opfer des Grames wird; oder wenn man sich vielleicht das empfindlichste Uebel unwissender Weise zuzog, weil der Mensch nicht Alles kennt und voraussieht. Doch warum soll man sich deswegen Vorwürfe machen? Warum sein Unglück durch solche unverdiente Selbstanklage vergrößern? Niemand weiß die Wirkungen voraus von dem, was er thut oder unterläßt. Das, was ganz gefahrlos zu sein scheint, kann gar oft die größten Nachtheile bringen; und das, wovon wir die bösesten Folgen fürchten, löset sich am Ende oft ganz unschädlich auf. Niemand als der Allwissende ist allwissend. Kurzsichtig bleibt auch der weiseste und erfahrenste Mensch. Die Folgen unsers Lassens und Thuns gibt Gott, der die Umstände nach seltener Weisheit leitet. Es wäre wohl ein kindischer Trotz, von dem, der das Weltganze regiert, zu fordern, er solle Alles nach unsern Einsichten und Wünschen und zu unserm Vergnügen leiten. Ist es nicht immer, wie er es einrichtet, zu unserm augenblicklichen Vergnügen; o, zu unserm wahren Besten ist es doch zuletzt gewiß. Darum gräme sich doch Niemand um das, was er sich unverschuldet und aus Unwissenheit zuzog. Sollte es sein: so wollte es Gott! — Alle Vorwürfe, mit denen wir uns gegen uns selbst bestürmen und anklagen, sind neue Aeusserungen unserer Unwissenheit. Denn so wenig wir wußten, wie schlimm das enden würde, was wir ohne bösen Willen, vielleicht in bester Absicht, thaten: eben so wenig wissen wir voraus, wie wohlthätig und ersprießlich für uns, und ohne daß wir es vermuthen auch für Andere, das zuletzt wird, worüber wir jetzt als ein Unglück klagen.

So wie ich, ohne meinen Willen, bloß aus Unwissenheit, mir und vielleicht Andern ein Unglück verursachen kann, ist es möglich, daß ich durch Unwissenheit und Uebereilung anderer Menschen an den bösen Erfolgen ihres Thuns und Lassens Theil nehmen muß. Ein kleiner Funken, der, vom Licht unbemerkt abgeflogen, im Hause eines Nachbars zündet, setzt sein ganzes Haus in Flammen, und der Wind oder die Nähe der Gluth bringt das verzehrende Feuer auch in meine Wohnung. Ich kann die Hälfte meines Vermögens, Alles kann ich verlieren — aber wen sollte ich deswegen anklagen? Wer regiert die Winde, die Flammen, die Stunden? Es kann geschehen, daß die Noth der Völker, das gespannte Verhältniß entgegenstehender Länder, einen Krieg unausweichlich gemacht hat. Wer leitet die Schicksale desselben? Wer lenkt den Ausgang der Schlachten? An welchen kaum bemerkten Geringfügigkeiten hängt da gewöhnlich das Größte! Möglich ist es, daß der Krieg mir und den Meinigen ganz unerwartete Vortheile bringt, eben so gut aber möglich, daß er mir mein Vermögen raubt, mich den Mißhandlungen roher Krieger preis gibt, mich um Gewerbe, Amt und Brod bringt, mir vielleicht eine tödtliche Krankheit hinterläßt. Wen soll ich anklagen? Habe ich ein Recht zu verzweifeln? Was mir auch begegnet ist und begegnen mag, es ist in den Planen der ewigen Vorsehung berechnet gewesen; und es ist die Vorsehung der Liebe, die für mich rechnete! Mein Gram um das Eingebüßte wäre doch nur eine Anklage, welche das Kind gegen den Vater erhebt, der besser weiß, als ich, was meiner Seele wohlthätig ist, meiner Seele, der im unendlichen Hause Gottes ein unendliches Dasein vorbehalten ist. Für dies Unendliche mag wohl mancherlei Art der Vorbereitung nothwendig sein, deren Werth und Zweck ich nicht begreife, weil ich selbst das Ziel noch nicht kenne, zu welchem es führen soll. Aber, das weiß ich, zum Ziele führt es, denn Gott lebt! Gott sorgt! der Vater will es.

Wenn das Leben mit diesem Leben schon aus wäre, ja, dann würde mir Alles unbegreiflich, dann würde meine unverschuldete Noth die höchste Ungerechtigkeit Gottes sein. Aber wer könnte diesen wahnsinnigen Gedanken fassen? wer jenes glauben? Deswegen soll und darf mir auch das Allerschmerzlichste auf Erden nicht allzuschmerzlich fallen. Wer nur auf den Augenblick sieht, ist verloren; wer noch von einer Zukunft weiß, dem bleibt noch eine Frage, noch eine Hoffnung offen. Der Wundarzt

schneidet mit seinem scharfen Messer auch wohl ins gesunde Fleisch, um einen um sich fressenden Schaden mit der Wurzel wegzunehmen, und die völlige Gesundheit zurückzuführen. Wer will denn wegen des augenblicklichen Schmerzes verzweifeln? Alles geschieht ja der langen Zukunft willen. Wenn meine Geliebtesten dahin welken und erkranken und den Geist aufgeben, — ach, wohl ist es bitter! — Aber sie lebten doch nicht für dieses Leben allein. Es war nicht bitter für sie; und wären sie auch gern noch länger bei mir geblieben: o sie wußten nicht, was ihnen gut war. Jetzt triumphiren sie über ihren eigenen Irrthum, die Verklärten. Es war bitter für mich; mein Herz hing gar zu innig an ihnen. Aber ist denn dies Herz von ihnen getrennt? Leben sie denn nicht mit mir noch im gleichen Hause meines Vaters? — Ewigsein ist unser Loos; wie kann mich denn der Augenblick beugen? Freilich könnte ich glauben: ihre Lebenslänge hienieden hätte wohl noch eine Zulage von mehrern Tagen gestattet. Aber, du kurzsichtiges Wesen, wenn du fähig wärest, die Verkettung der Schicksale zu durchblicken: weißt du, ob du ihnen selbst eine solche Zulage gewünscht haben würdest? — Was Gott thut, das ist wohlgethan. Nicht mein Wille geschehe, sondern der Deinige.

Selbst Krankheit, selbst Tod können nicht für ein zärtliches Gemüth so herbe sein, als der Schmerz, welchen uns treulose Freunde verursachen, die uns verriethen, indem wir sie liebten, die uns täuschten, indem wir an sie glaubten. Welch ein tiefer Kummer für gute Aeltern, wenn sie das Schicksal haben, Aeltern ungerathener, schlechter Kinder zu sein! — wenn nun alle ihre Nachtwachen, ihre Thränen, ihre Lehren verloren sind, die sie dem ungerathenen Kinde von seiner frühesten Jugend her weihten; wenn alle Hoffnungen verloren sind, die sie sich in glücklichen Stunden von demselben machten; alle fröhlichen Aussichten in die Tage ihres Alters verloren sind! Wahrlich, der Tod eines herzlich geliebten Kindes kann so weh nicht thun, als der Anblick eines in Lastern entarteten. Tausendmal lieber eine schöne Leiche, als ein ruchloses, vor Gott und Menschen verworfenes Leben!

Solch ein Loos ist wohl oft ein Loos der frommsten und wohlwollendsten Väter und Mütter gewesen. Sie hatten nach ihren Kräften es weder an Aufsicht noch Unterricht fehlen lassen; nicht an Strafen, nicht an Bitten, nicht an Warnungen, nicht an Belehrungen. Dennoch mußten sie Zeugen vom Mißlingen aller ihrer redlichen Arbeiten sein. Es gibt wenige Familien, wo nicht ein oder das andere Mitglied aus der Art geschlagen ist, sei es mehr oder weniger; und wo man nicht sagen kann, dies sei der Aeltern Schuld. So hart dies Schicksal zu tragen ist, wird es doch durch den beruhigenden Gedanken gemildert: man trage es ohne eigenes Verschulden. Frei ist des Menschen Wille, er lenke sich zum Bösen oder Guten. So sind Aeltern nicht vermögend, den Willen und die Neigungen eines Kindes zu beherrschen, die Gott selbst freigelassen hat. Aber das ist gewiß, auch das, was wir schon verloren schätzen, ist noch nicht verloren. Gott wird es retten. Er läßt keine Seele ganz verloren gehen. Er sendet seine Verhängnisse und die Zuchtschule beginnt. Die Erkenntniß wird kommen, die Reue wird nicht ausbleiben, die Besserung wird folgen, und wäre es auch noch so spät. Verirren kann sich der Mensch vom rechten Wege; er verirrt sich aber nur in Dornen und Disteln. Verlieren kann er den Weg nie; die Schmerzen der Verirrungen treiben ihn früh oder spät wieder zu der guten Straße zurück. Der Verirrte kehrt gewiß wieder um, wenn auch oft blutend und elend, aber er kehrt wieder um. Gott hat kein Gefallen am Tode des Sünders, sondern er will, daß er lebe. Und wenn wir es auch hienieden nicht erleben — ist es noch eine Zukunft. Was wir jetzt als verloren beklagen, umarmen wir mit doppelter Wonne einst als wiedergefunden.

So ist Gott mein Trost immerdar. Ich will, ich kann nicht verzagen, so groß auch das Unglück sei, das mich betrifft. Der Herr wendet endlich Alles nur zum Besten. „Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen, aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln. Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns ein wenig vor dir verborgen; aber mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen, spricht der Herr, dein Erlöser!“

Also auch dann darf ich auf die ewige Gnade des Allerbarmers hoffen, selbst wenn er meiner Sünde willen sein Angesicht, gleichsam im Augenblick des Zornes, von mir abgewendet zu haben scheint. Wie elend wäre auch der schwache Sterbliche, wenn er einen unversöhnlichen Gott hätte! Wie leicht ist der Fehltritt gethan, und wie schrecklich, wenn das Vergehen des Augenblicks mit den Strafen der Unendlichkeit abgebüßt werden müßte! Wer kann von dem vollkommensten aller Wesen eine Unvollkommenheit glauben, die wir an Menschen selbst verabscheuungswerth finden würden? Das sei fern von mir!

Ich kann unglücklich werden durch meine eigene Schuld. Selbst aber das mir daraus erwachsene Leiden ist der redende Beweis von Gottes Liebe. Er hat es selbst mit der Sünde verbunden, damit ich sie fliehen lerne und in der Tugend ihn wieder suche, den ich im Leichtsinn vergessen konnte.

Nimm an, Gott hätt' es uns vergönnt,
Nach unsers Fleisches Willen,
Wenn Wollust, Neid und Zorn entbrennt,
Die Lüste frei zu stillen;
Nimm an, Gott liesse Undank zu,
Und Lust an Trug und Ranken
Ganz ungestraft — was würdest du
Von diesem Gotte denken?

Kein Unglück ist größer, als immer dasjenige, was wir durch eigene Schuld über uns hergerufen haben. Was man nach seinem Gefühl unverdienter Weise dulden muß, ist nicht nur erträglich, sondern das Bewußtsein unserer Unschuld macht uns den Schmerz oft süß, und erhebt den Geist über ein Geschick, welches ihn zu beugen bestimmt scheint.

Allein das Uebel hat dann erst seine volle Größe, wenn wir in den Blicken Anderer, statt Mitleiden und Bedauern, Vorwürfe und Verachtung finden; wenn man uns, statt Bedauern und Tröstung, eine Zufriedenheit zeigt, daß wir den Lohn unserer Fehler endlich einärnten. Auch diese Kränkungen sind noch nicht so empfindlich, — denn sie können nur von hartherzigen Menschen kommen — aber die Vorwürfe unsers eigenen Gewissens! Wehe dem Menschen, dem sein Herz keinen Trost geben mag! — Und dann neben dem peinlichen Bewußtsein: „daran bist du selbst schuldig; du hättest das Unglück vermeiden können!“ noch der Gedanke an die Heiligkeit Gottes, des Richters, des Gerechten.

Beiweitem aber werden die Menschen mehr durch ihr eigenes Verschulden in Noth gestürzt, als durch ausserordentliche Verhältnisse, denen sie nicht entgehen konnten.

Uebereilungen, Unvorsichtigkeiten stürzen bald Diesen, bald Jenen in Verlegenheiten, denen er mit einiger Besonnenheit wohl hätte ausweichen mögen. Doch was auf Rechnung des beschränkten menschlichen Verstandes zu setzen ist, quält noch nicht so sehr, als was auf Rechnung des Herzens gebracht werden muß. Wer mit boshaftem Willen einem Andern zu schaden trachtete, und sich selber damit den empfindlichsten Schaden brachte; wer Andern eine Grube gräbt und selber hineinfällt: wer tröstet den? Ihn treffen die göttlichen Strafgerichte, und das Gewissen spricht: du hättest noch mehr verdient.

Es schleppen ihrer Viele einen siechen Leib durch ihr ganzes Leben; sie schmachten an Krankheiten hin, die, wie es sich kaum bezweifeln läßt, nur den Tod zum Ende haben. Einst waren sie heiter, voll blühender Gesundheit, wie Andere. Aber sie haben die Kraft ihres Lebens in Wollüsten verschwelgt; sie haben ihre Gesundheit durch Unmäßigkeit und Uebertreibung von Arbeiten oder Vergnügungen zerrüttet — Beides war Ausschweifung; sie haben ihren Körper verweichlicht, statt ihn gegen alle Witterungen und Ereignisse gehörig abzuhärten — sie wurden gewarnt — sie verloren, was sie zu wenig achteten, das edle Kleinod der Gesundheit. — Auch andere Menschen leiden wohl an Gebrechlichkeiten des Körpers, doch ohne eigene Schuld. Wie unbedeutend ist wohl jede Kränklichkeit neben den folternden Vorwürfen des Bewußtseins eigener Verursachung des Elends!

Armuth für Schmach zu halten, ist thöricht. Tausende sind arm und können dabei sehr achtbar sein. Mancher hülfsbedürftige Edle ist nur um so ehrwürdiger durch seine Noth. Aber wenn der Mensch seine Vermögensumstände mit leichtsinnigen Unternehmungen zu Grunde richtete; wenn er durch Verschwendung, stolzen Aufwand, durch Trägheit oder lüderliche Lebensweise verarmte: dann ist Armuth eine Schmach! — eine gerechte Schmach! spricht der verächtliche Blick der Menschen. Eine gerechte Strafe! spricht das Gewissen.

Jede Schuld ärntet ihren Lohn. Welchen Fehler sich auch der Mensch verzeihen wolle, Gott verzeiht ihn nicht, dem Fehler folgt unabläßig die Bestrafung. Welcher Leidenschaft wir uns auch ohne Gefahr überlassen zu können glauben: die Gefahr bleibt nicht aus, sie ergreift und verschlingt uns früh oder spät. So geheim wir auch unsere Sünde zu halten wissen: es schlägt die Stunde, da unsere Klugheit vergeblich wird, und unsere Schlechtigkeit am Licht des Tages offenbar wird.

Ach, diese selbst verschuldeten Leiden, sie sind das Schwerste des Lebens; darunter erliegt manches Herz, und Mancher sinkt als ein Opfer dieses Leidens in die Gruft, und oft kennt Niemand seine Noth, als der Allwissende.

Aber so groß die Qual meines Herzens sein möge um das, was ich leider verschuldet habe: sollte ich ganz trostlos bleiben? Ist denn der Aäerbarmer nicht auch mein Erbarmer? Ist er für alle seine Erschaffenen ein gnädiger Vater, und für mich nicht?

Nein, Nein! Du bist auch mein Erbarmer und Erlöser, und willst mich nicht ganz verstoßen. Groß ist die Zahl meiner Sünden, aber Deine Barmherzigkeit ist größer als meine Schuld. Ich bin nicht werth, daß du mir dies Leben gabst, welches ich mit Sünden befleckte; Deine Welt mich erblicken liessest, die ich mit meinen Vergehungen entweihte. Ich bin nicht werth aller Deiner Barmherzigkeit und Treue — und dennoch hoffe ich, o mein Erbarmer, mein Erlöser, auf Deine Gnade, und du lässest mich nicht zu Schanden werden.

Sprichst Du es nicht selbst, o grundgütiger Schöpfer meiner Seele: Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen; aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln. Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns ein wenig vor dir verborgen; aber mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen! — Du hast mich noch geliebt, selbst da ich gegen Dich so schwer gesündigt: liebst Du Dein schwaches Kind weniger, nun ich Deine Strafe leide? — Wenn mich Niemand mehr trösten will, Niemand mich trösten kann: Du bleibst mein Trost immerdar!

Ach, der am Kreuze blutete, auch für meine Seligkeit hat er geblutet! Und er war es, der mich in meinen Aengsten zu Dir empor wies, und den heiligen Bund stiftete, welchen ich brach. „Doch es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen," sprichst Du, mein Herr, mein Erlöser, „aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen!" (Jes. 54, 10.) So bist du mein Helfer im Leiden, mein Gott und mein Trost immerdar.

So erbarme Dich denn meiner mit Deiner ewigen Gnade, so sammle mich denn wieder zu Dir und behalte mir nicht meine Schuld. Ich büße dafür in der Reue und Angst meines Gewissens; und nicht mit leeren Thränen, nein, mit heiligen menschenfreundlichen Werken und Gesinnungen, will ich meine verlorne Ruhe wieder suchen. Meine Ruhe ist aber nirgends zu finden, als in Deiner Gnade, in Deinem Wohlgefallen. Ueberzeugt von der Vergebung meiner Sünden durch Deine ewige Liebe, die Du durch Jesum mir offenbartest; überzeugt von Deinem Wohlgefallen, will ich gern die Strafen meiner Schuld tragen, und fürchte nichts mehr, was mir auch noch drohe. Du leitest Alles zum Besten denen, die Dir vertrauen und in der Gerechtigkeit vor Dir wandeln. Amen.

332.

Das ewige Verhängniß.

Erste Betrachtung.

Röm. 11, 33. 34.

Tagessonne,
Zwar du lächelst
Gütig auf des Menschen Wohnung —
Nachtgestirne
In dem tiefen
Dunkeln Blau des Himmels,
Zwar ihr strahlet
Mit dem Blicke
Hoher Ruhe
Prächtig über Land und Meer,
Aber denk' ich
An des Menschen
Enges Leben voller Dunkel:
So verschwind' ich
Vor der Größe eures Anblicks!
Und erhebe
Vor dem ewig hohen Antlitz,
Das auf Wiegen, wie auf Särgen,
Auf des Friedensthales Palmen,
Auf des Schlachtgefildes Blutstrom,
Auf des Menschen Lust und Thränen
Unverändert niederschaut!

Ruhig wandeln über unsere Schmerzen und Hoffnungen die Monden hin. Es wechseln in der ununterbrochenen Ordnung die Jahreszeiten. Das Alte wird wieder neu, das Neue alt. Die Werke der Vorzeit vergehen, wie die Menschengeschlechter, welche sie gestiftet hatten. Neue kommen, um wieder zu vergehen und vergessen zu werden. Es ist ewiglich das Alte. Alles hat seine unabänderliche Bahn, sein unabänderliches Ziel; Alles ist einem großen, eisernen Gesetz unterthan, der Stern des Himmels, wie die Blume des Feldes; der Felsen, wie der Wurm, welcher an ihm kriecht: die ganze Nation, wie der Mensch, welcher darin geboren ward. Nichts kann anders sein, als es ist; nichts wird anders sein, als es werden soll. Das ist das Verhängniß, das ewige!

Was ist das Verhängniß? — Wie? Alles vorher bestimmt von Ewigkeit? Es welkt keine Blume, es weint kein Säugling, es stürzt kein Felsgebirge, es geht kein Volk unter, ohne daß es nicht vor unnennbaren Zeiten also bestimmt gewesen wäre? Und was ist denn meine Tugend und meine Vergehung; was ist denn das Verbrechen, was der Richter? Ist mein Wille auch vom Schicksal geboten? Bin ich endlich im großen Weltganzen nicht mehr und nicht weniger als das Sonnenstäubchen, welches sich in den Lüften schwimmend bewegt, nicht wie es will, sondern wie es muß? Ist Alles, was geschieht, nun seit Ewigkeiten verhängt: was hilft mein Seufzen, mein Wünschen, mein Streben nach Besserm? was fruchtet mein Gebet? War nicht auch dies Gebet in dem Verhängnisse des Rathschlusses schon vorher bestimmt? Also bin ich nur eine Maschine, die zum Spiel des großen Ganzen gehört; und mein vermeinter freier Wille ist nur eine Selbsttäuschung?

Was ist das ewige Verhängniß? — Es ist die feste, ungeheure, endlose Weltordnung, in welcher Alles nothwendig als Ursache und Wirkung auf einander folgt. Jede Wirkung wird wieder Ursache neuer Wirkungen. Der Baum bringt Samen, der Samen wieder Bäume hervor. Weil meine Jugend so war, wie sie war, mußte ich werden, wie es jetzt mit mir ist. Die Schicksale des vergangenen Jahres haben die gegenwärtigen geboren; ohne die Vorfälle der längst vergessenen Jahrhunderte hätten wir die Begebenheiten unserer Zeit nicht erblickt. So ist Alles von Anbeginn in einander verkettet, und diese Verkettung dehnt sich durch die unendliche Zukunft aus. Da greift ein Rad des unermeßlichen Weltwerks in das andere; ein Glied hängt im andern. Das ist das Verhängniß, und darum ist Alles unabänderlich. So wie der, welcher einen Stein in den Wasserspiegel eines stillen Sees schleudert, dessen Getöse im Niedersturz, dann die von ihm weg sich rasch bewegenden Wellenringe voraussieht, ehe sie sind; und wie sie sich immer in größern Kreisen verbreiten und sich noch zu den entfernten Ufern fortpflanzen, während es schon im Mittelpunkt still ist, von wo die erste Bewegung ausging: eben so könnte der, welchem die Beschaffenheit aller Wesen in der Welt bekannt wäre, die Begebenheiten der Welt nach Jahrtausenden aus der ersten Bewegung voraus erkennen, welche die Dinge der Welt vor Jahrtausenden zuerst empfingen. Das wäre Allwissenheit. Aber keinem Sterblichen ist diese Allwissenheit geworden. Daher geht er ungewiß und wankend durch das große Gewühl des Weltlebens, und weiß nicht was voranging, was nachfolgt; nennt, was ihm begegnet, bald Glück, bald Zufall, bald unvermeidliche Nothwendigkeit. Aber er nennt nur Zufall und Ungefähr, von dem er die unmittelbaren Ursachen nicht wahrnimmt. Es ist nichts von Ungefähr, weil Alles seine Ursachen hat. Alles ist nothwendig; Alles im Rathschlusse des ewigen Verhängnisses einbegriffen.

Alles? Wie, so wäre die unendliche Welt und Alles, was sich darin regt und bewegt, eine unendliche Maschine? ein wohleingerichtetes. wunderbares Uhrwerk, in welchem nichts Anderes geschehen kann, als was der Wille des Meisters vorhergesehen und bestimmt hat? Ich selbst wäre nichts als ein höchst geringfügiger Theil in diesem Weltenbau? Ich erschrecke. Was bin ich? Wo bin ich? Wie einsam stehe ich mit meiner Lust, mit meinem Schmerz in dieser kalten, eisernen Ordnung der Dinge und unter diesen todten, willenlosen Gestalten! Warum soll ich hier gefühlvoll und liebend dastehen, da nichts meine Liebe verdient? warum hassen, da auch das Böseste, auch das Laster nothwendig wäre? Wie verlassen bin ich plötzlich von meinen schönsten Wünschen, von meinen erquickendsten Hoffnungen! Wozu dies Spiel mit mir? Wozu meine Reue wegen Fehlern, die ich vorher bestimmt war zu begehen? Wozu mein Haß gegen die Sünde, wenn das ewige Verhängniß mich derselben einmal geweiht hat? — —

Nein, nein! ich bin auf Irrwegen. Alles in mir widerspricht diesen Vorstellungen von der Welt. Meine Gefühle empören sich dagegen mit stürmischer Gewalt. Ich empfinde deutlich die Freiheit meines Willens; und ist gleich mein Körper einem todten Werkzeuge gleich, ist doch mein Geist nicht Maschine; er ist das Regierende, Belebende, das, was sich nach eigenen Ueberlegungen entschließt. Nein, die Welt ist keine todte, kalte Masse, in der sich Alles, sich selbst unbewußt, nachewigen Vorherbestimmungen bewegt, sondern ein liebender Gott waltet lebendig mit seiner Macht und Güte durch Alles, beseelt Alles und beseligt Alles. O, was wäre die Welt ohne Liebe, ohne Gottheit, ohne Recht, ohne Freiheit, ohne Vergeltung! Ein ungeheurer Leichnam, von dem die Seele gewichen; ein bewußtloses Spiel der Dinge, worin für das Höchste und Herrlichste, für Tugend, Liebe und Vollkommenheit, nur Namen vorhanden wären, ohne daß die Gegenstände selbst da wären! Ein elendes, zweckloses, unauflösliches, nie endendes Räthsel; und das allerbeklagenswürdigste der Wesen darin wäre der Mensch mit den Ansprüchen seiner Vernunft, mit den Gefühlen seines Herzens!

Nein, jene Vorstellungen von einem Verhängnisse sind Irrthümer des Verstandes, entsprungen aus allzueinseitiger Betrachtung der Dinge. Darum führen sie zuletzt auf Widersprüche mit sich selbst; auf Widersprüche mit Allem, was wir ausser uns wahrnehmen; auf Widersprüche mit unserm eigenen Bewußtsein.

Was ist das ewige Verhängniß? — Es ist die feste, ungeheure, endlose Weltordnung, in welcher Alles nothwendig als Ursache und Wirkung auf einander folgt. Jede Wirkung darin wird wieder eine neue Quelle von neuen Wirkungen. Folglich ist das, was heute geschieht, nothwendige Folge des Vergangenen, und das, was ich heute bin, die nothwendige Frucht der verflossenen Tage. — Wie? Läugnen läßt sich dies

nicht; wie vermeide ich nun die Irrwege des Verstandes, zu welchen ich abermals zu gerathen in Gefahr bin?

Ich will das Weltganze in seiner ganzen Vielseitigkeit überschauen. Da erblicke ich dann vom todten Stein bis zum höchsten aller erschaffenen Wesen eine unendliche Menge von Kräften. Alles, was da ist, das ist an sich auch eine Kraft; das heißt: es wirkt auf seine Umgebungen. Auch der todte Staub ist eine Kraft, sonst könnte er nicht auf die Dinge um sich her wirken durch seine Schwere, durch seine Anhänglichkeit; sonst würde er nicht auf unsere Sinne wirken durch seine Farbe, durch seine Gestalt, durch seinen Geruch. Was nicht auf mich wirkt, ist nicht für mich vorhanden, was aber wirkt, das ist eine Kraft.

Die Menge der im göttlichen Weltall vorhandenen Kräfte ist so zahllos als mannigfaltig. Sie bilden eine ungeheure Stufenfolge vom Geringsten zum Höchsten. Sie verbinden sich mit andern Kräften, und bringen durch solche Vereinigung ganz neue Erscheinungen hervor. Welche Mannigfaltigkeit von Kräften wohnt nicht in dem Körper, welchen wir Stein nennen! Wie größer noch ist diese Mannigfaltigkeit in den Pflanzen; wie noch größer in den Thieren! Aber nicht bloße Mannigfaltigkeit herrscht unter ihnen, sondern auch eine höhere oder niedere Stufe. Die Lebenskraft der Pflanze ist doch höher als die Kraft, welche der Stein hat; jene vermehrt sich durch sich selbst, hat ihre Jugend, ihr Alter, ihre Fortpflanzung. Höher noch steht die Kraft, welche wir Thierseele nennen; denn sie fühlt, sie wählt, sie urtheilt. Noch höher steht die Kraft des menschlichen Geistes, in der herrlichen Klarheit ihres Selbstbewußtseins. Noch höhere Kräfte stehen über uns, welche die heilige Schrift Engel und Erzengel nennt.

Aber alle diese Familien und Reiche von Kräften in der Schöpfung Gottes sind, was sie sind, durch Gottes Willen; alle haben ihre besondern Wirkungskreise, ihre besondern Bestimmungen, ihre eigenthümlichen Gesetze, nach denen sie handeln und wirken müssen. Darum ist und bleibt der Stein nur Stein, und behält seine Eigenschaften; darum suchen die Wurzeln des Weinstocks und der Distel nur die ihnen entsprechenden Nahrungsstoffe; darum leben und bewegen sich anders der Vogel in der Luft und der Fisch im Wasser. Jede Kraft in der Natur hat von Gott ihr eigenes Gesetz empfangen, und also auch der menschliche Geist ein eigenes, welches weder das Gesetz des Thieres, noch der Pflanze, noch des Steines ist.

In Gemäßheit dieser eigenthümlichen Gesetze wirken nun alle erschaffenen Wesen auf einander. Sie verbinden und trennen sich, suchen und fliehen sich, ziehen sich an und verdrängen sich. So entsteht das unendliche Leben und Regen im Weltall. Das Streiten der Kräfte unter einander ist das Leben des Weltalls.

Weil alle die Kräfte, aus denen das Weltall zusammengesetzt ist, nicht anders wirken können, als es die ihnen von Gott gegebenen Wirkungskreise und Gesetze gestatten, so sind alle ihre Handlungen nur nothwendige Folgen solcher Gesetze. Und wie die Kräfte durch Gottes Willen entsprangen, so der ewige, hohe Baumeister der Welten auch alle ihre Wirkungen voraus. Das war die ewige Vorherbestimmung dessen, was geschehen sollte.

Doch Gott, indem er von Anbeginn das Dasein der Welt beschloß, beschloß dasselbe in seiner unendlichen Weisheit. Darum wirkte das Streiten der Kräfte keine Verwirrung des Ganzen, sondern ein Befördern Aller; keine Sichselbstzerstörung, sondern ein hohes, wundervolles Leben des Ganzen, wo Eins dem Andern dienen, und was da dient, unter andern Verhältnissen zugleich das Andere beherrschen muß. Das war, das ist, das wird sein die ewige Weltordnung, in welcher sich die Sterne und Sonnenstäubchen bewegen, die Gräser und Moose, wie ganze Nationen aufblühen und untergehen.

Doch Gott, als er in seiner unendlichen Vollkommenheit die Weltordnung schuf, schuf sie zu unendlich erhabenen Zwecken; er schuf sie in der Fülle seiner Liebe. Er, die höchste Güte, wollte die Beseligung des Ganzen, das Glück derjenigen Kräfte, welche eines Gefühls vom Glück fähig gemacht waren. Darum ist im Weltgange durch die göttliche Vatermilde selbst für die Freude des kleinsten Wurms gesorgt, und dem menschlichen Geist verlieh er noch höhere Seligkeit. Allein der Wurm verliert die Freude und empfindet Schmerz, sobald er die Gesetze seiner Natur verletzt. Eben so auch der menschliche Geist die Seligkeiten, die ihm bestimmt sind, wenn er seine Gesetze unerfüllt läßt. Sein Gesetz aber ist, vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist; folglich seine erhabenere Stellung zu behaupten, die ihm angewiesen ward, und über die untern Kräfte zu herrschen, nicht aber sich von ihnen beherrschen zu lassen. Es soll der Geist die thierischen Kräfte, welche in seinem Körper wohnen, beherrschen; unreine Begierden unterdrücken; nur auf Gott emporblicken, und die Geisterwelt, dessen Genosse er ist. Sein Gesetz ist das Gewissen, ist die Sehnsucht nach Vollkommenheit, ist der Abscheu gegen das Böse, ist der unzerstörbare Trieb zur Freiheit. Läßt er sich im Streit mit seiner thierischen und pflanzenhaften Natur von dieser unterjochen: so wird er sich selbst verächtlich und elend. Denn Alles ist in der Weltordnung eine Verkettung nothwendiger Folgen. Die Sünde und das Unvollkommene gebiert den Schmerz.

Der Mensch ist also nicht zur Sünde, nicht zum Verderben vorherbestimmt, sondern zur Seligkeit und Vollendung. Durch Festigkeit seines Willens kann er diese Selbstvollendung in allen Verhältnissen seines Lebens erreichen. Er kann voraus wissen, daß, wo er Traurigkeit und Schmerzen fühlt, irgend etwas an ihm sei, das noch nicht ist, was und wie es sein soll. Der Schmerz und das Uebel selbst wird sein Wegweiser zur Seligkeit. Das ist sein Verhängniß! —

Welche Schicksale uns also treffen mögen — wir sind von ihnen unabhängig, insofern wir uns selbst sind, was wir sein sollen. Unsere Geliebten können dahinsterben, aber wir sind nur dann erst durch solchen Verlust unglücklich, wenn wir vergessen, daß wir und sie Mitglieder des Geisterreichs sind; daß wir sie als Geister nicht verlieren können; daß wir uns durch nichts Vergängliches in dem Grabe fesseln lassen sollen, als wäre es unvergänglich. — Der Tod ihres Leibes war eine nothwendige Folge des Irdischen; unser Schmerz ist nothwendige Folge zu großer Anhänglichkeit am Irdischen. Das ist Verhängniß! Aber alle Verhängnisse Gottes sind wohlthätig; sie stärken unsere Kraft; sie locken durch Milde, oder treiben durch furchtbaren Ernst den Geist empor vom Hinfälligen und Irdischen

zur Erkenntniß und Liebe des Unvergänglichen, vom Thierischen empor zu dem, was unsere eigentliche Würde ist, zum Geistigen. Kriege und Schlachten, Hunger und Elend, Krankheiten, Raub und Brand, sind Verhängnisse. Was besagen sie? Nichts, als Untergang des Vergänglichen. Sie weisen uns auf das Bleibende, Ewige hin, auf das Glück, welches nur in unserm Innern gedeiht. Dein Jammer über die Unfälle, lag er im Rathschlusse des Verhängnisses? Ja, weil er eine nothwendige Folge deiner eigenen Unvollkommenheit war. Die Seelenruhe des Weisen in allem Unglück — sie ist die eben so nothwendige Wirkung seiner Geistesgröße und siegenden Kraft.

Je tugendhafter und sich selbst gehörender der menschliche Geist ist, je unantastbarer ist er für alle Schicksale, je unabhängiger ist er von allen Verhängnissen. Gott steht erhaben über jedes Verhängniß, weil er der Allerheiligste ist. Je heiliger unser Inneres, je näher stehen wir Gott, je näher Gott, je entrückter sind wir der Gewalt der Verhängnisse.

So lösen sich die Widersprüche in herrlichen Einklang auf; aus dem Dunkel wird Licht. Alles muß zu unserm Besten dienen, Alles für uns sein, weil Gott für uns ist. Die Verhängnisse des Herrn sind weise, sind gerecht, sind gütig. Sie erscheinen nicht, um uns zu willenlosen Sklaven zu machen, sondern unserm Geist die Freiheit zu geben; sie erscheinen und ergreifen ihn, um ihn über alle Verhängnisse zu erheben. O, welch eine Tiefe das Reichthums, beides der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!

333.

Das ewige Verhängniß.

Zweite Betrachtung.

Jesaias 55, 8. 9.

Es wirft das Schicksal still und groß
Aus ew'gem Dunkel unser Loos:
All' Irdisches umspannt sein Netz;
Das Schicksal ist der Welt Gesetz.

Doch Einer lebt, der höher thront,
Zu dessen Fuß das Schicksal wohnt;
Der Staub und Geist zusammenhält,
Er gab auch das Gesetz der Welt.

Das Schicksal ist nur Gottes Knecht;
Gott herrscht allein mit Huld und Recht.
Und sein Verhängniß ist das Spiel
Des Irdischen ums große Ziel.

Und Jesus führt den Geisterchor
Vom Staub hinauf zu Gott empor;
Wer sich in Gott erheben kann,
Dem wird das Schicksal unterthan.

Im hohen Alterthum bemerkten die einzelnen Weisen, welche damals lebten und lehrten, so wie ganze Völker, im Lauf der Dinge die Gewalt der Verhängnisse. Vor dieser Gewalt erzitterten alle Herzen. Die Weltweisheit der Heiden suchte sich das furchtbare Räthsel zu lösen. Man nannte diese ewige, unerbittliche Gewalt, der Alles unterworfen sei, der nichts widerstreben könne, das blinde Schicksal. Von ihm empfing der Wurm, wie der erhabenste Mensch und die Nation, ihr Loos. Ja, selbst alle Gottheiten, mit welchen die Einbildungskraft der Sterblichen Erde und Himmel bevölkert hatte, waren, so glaubte man, diesem ewigen Weltgesetz unterworfen. Auch der Mächtigste der Götter konnte sich nicht darüber emporschwingen.

Dieser Glaube an das weltgebietende Schicksal mußte unter denjenigen Menschen nothwendig sein, welche noch keinen strengen Unterschied zwischen Geister- und Körperwelt machten, sondern in ihrem Sinn so eng und einig mit dem Irdischen waren, daß Alles, was ihren Leib betraf, auch zugleich Loos ihres Geistes wurde. Ihre höchsten Güter wohnten im Irdischen, Schönheit, Macht, Reichthum, Ehre. Da sie also nur für diese Dinge lebten, und keine höhere Bedeutung des Lebens kannten, stieg und sank der ganze Werth ihres Daseins in gleichem Verhältnisse, wie sie von jenen Gütern mehr oder weniger erreichten. Das Schicksal, welches ihnen jenes raubte, konnte ihnen also Alles entreissen. Wenige hatten die Ahnung, daß es noch ein höheres Gut gebe, welches selbst das gewaltigste Schicksal dem Sterblichen nicht wider seinen Willen nehmen könne. Noch wenigere hatten den Muth, sich über jedes Schicksal in eigener Seelengröße zu erheben. Die es aber thaten, erregten schon damals durch den Heldensinn ihrer Tugend das Erstaunen und die Ehrfurcht der Welt; ja, man war geneigt, sie selbst unter die Götter zu versetzen.

Ein Anderes ist im Christenthum, als im Heidenthum. Jesus führte das menschliche Geschlecht von den Irrthümern der Einbildungskraft und des Verstandes auf die Straße der ewigen Wahrheit zurück. Er offenbarte uns den einzigen Gott als das vollkommenste aller Wesen, und als den Vater der Geister, welchen wir nicht mit Opfern und irdischen Dingen, sondern im Geiste verehren sollen. Er offenbarte uns, daß die Bestimmungen der Menschheit nicht zwischen Wiege und Grab eingebannt lägen, sondern ließ den Blick in das Geheimniß der Ewigkeit dringen. Er lehrte das Leben auf Erden gering achten; nicht hier sei der Schauplatz unser Glücks; sondern im Hause meines Vaters, sprach er, sind noch viele Wohnungen! Er lehrte die Grenzlinie zwischen dem Werth des Irdischen und des Himmlischen oder Geistigen. So ihr Nahrung und Kleider habt, sprach er, so lasset euch genügen. Ihr sollet nicht Schätze sammeln auf Erden, sondern Schätze im Himmel. Trachtet am meisten nach dem Reiche Gottes. Ihr sollet vollkommen werden, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Denn was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, und Schaden litte an seiner Seele? Er lehrte die Oberherrschaft des Geistes über den Leib, den unendlichen Vorzug und die Majestät des Geistes über alles Erdengut kennen. Er selbst bewies in seinem Leben, wie der Mensch höher als jedes Schicksal stehen könne, und unantastbar von demselben. Er bewies, daß die Verhängnisse zwar unsere irdischen Verhältnisse angreifen können, aber daß sie nicht vermögend sind, unsere innere Ruhe, die Seligkeit unsers Geistes, zu zerstören.

Das Verhängniß oder Schicksal ist also bloß das göttliche Gesetz, dem die Körperwelt unterworfen ist. Gesundheit oder Krankheit des Leibes, Leben oder Tod desselben, Verbesserung oder Verschlechterung unserer Glücksumstände, Zunahme oder

Abnahme unsers Ansehens, unsers Einflusses, unserer Gewaltmittel, Aufblühen oder Untergang der Nationen, Sieg oder Verlust auf Schlachtfeldern — alles dies, und alles, was irdisch ist, unterliegt dem Gesetze des Irdischen, dem Verhängnisse.

Geister aber sind einem ganz andern Gesetz unterworfen. Sie theilen die Schicksale des Irdischen nicht. Ihr Wesen ist Freiheit, ihr Gesetz die Tugend, ihr Ziel die Verähnlichkeit. Das Schicksal des Irdischen berührt sie nur, insofern sie mit dem Irdischen verknüpft sind. Je weniger sie sich selbst gehören, je mehr sie sich erdwärts neigen, sich mit dem Irdischen vermischen, das Irdische lieben, je mehr sind sie auch dem Verhängnisse unterthan. Wer sich unter fremde Herrschaft begibt, muß deren Gesetz dulden. Wer auf eigene Hoheit und Freiheit Verzicht leistet, muß die Behandlung des Knechtes annehmen. Darum ist nur der, welcher sein Heil von Aussendingen erwartet, unglücklich, darum ist nur der Nachfolger Jesu, der wahrhafte Weise, glücklich. Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge, selbst die scheinbar schrecklichsten Schicksale, zum Besten dienen. (Röm. 8, 28.)

Geister sind einem ganz andern Gesetze unterworfen, als das Irdische; darum wird ihnen weh, wenn sie sich unter fremde Herrschaft begeben. Sie sind abgefallen von ihrer Würde, von ihrem Beruf; sie möchten nicht erhabene Geister, sondern erhabene Thiere sein. Aber Gott liebt sie noch. Das Schicksal wird ihre Zuchtruthe und treibt sie zurück zur Selbsterkenntniß, zur Ergreifung des Bessern. Und durch den Mund furchtbarer Verhängnisse spricht Gottes Stimme zu ihnen: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege. Sondern so viel der Himmel höher ist denn die Erde, so sind auch meine Wege höher denn eure Wege, und meine Gedanken denn eure Gedanken. (Jes. 55, 8. 9.)

Zwar können wir den Verband mit dem Irdischen nicht ganz aufheben. Wir stehen als Geister noch auf einer so niedrigen Stufe, daß wir mit den geringern Wesen des Weltalls in unmittelbarer, enger Berührung leben müssen. Aber es liegt an uns, höhere Wesen zu sein oder zu werden. Darum erschien Jesus Messias. Er kam, uns zu erlösen von den Banden der Finsterniß und der Macht des Todes, die im Irdischen wohnt. Er kam, uns unsere verlorne Freiheit wieder zu erobern. Aber sein Erlöserleben war für denjenigen umsonst, der sich nicht selbst verläugnen, nicht der Welt entsagen, und leben kann gerecht, unschuldig, ohne Selbstsucht, wie er. Sein Erlösertod war für denjenigen umsonst, der nicht Geistesmuth und Erhabenheit genug hat, Gott mehr als Menschen zu gefallen, und sterben zu können, wie er.

Wir können uns nicht vom Irdischen ganz ablösen; aber wir sollen uns nicht von der Liebe des Irdischen unterjochen lassen, sondern neben demselben in aller Freiheit bestehen. Wir sollen und müssen Nahrung für unsern Leib suchen, aber durchaus keinen köstlichen Werth auf das Kitzeln unsers Gaumens legen. Wir sollen uns anständig kleiden, aber uns von keinem Wohlgefallen an äusserlicher Pracht überwinden lassen, so daß wir minder glücklich wären, wenn wir nicht zierlich gekleidet einhergehen. Purpur, Sammet und Seide sind zuletzt von gleichem Stoff, wie der geringste, mit dem man die Blöße seines Leichnams deckt. Wir sollen arbeiten, unsere Vermögensumstände zu verbessern suchen, damit wir desto mehr Mittel für uns und die Unserigen erhalten, unabhängig von den Launen anderer Menschen zu sein, und nützliche Dinge zur Beförderung öffentlicher Glückseligkeit zu bewirken; aber in das Mehrhaben sollen wir nicht unsern Stolz, unsere ganze Lust setzen, dann wird das Minderhaben auch nie unsere Schande und unser größtes Leid sein. Wir sollen Achtung und Einfluß nicht verschmähen; aber keine Achtung, keinen Einfluß suchen, als durch unser Verdienst und unsere Tugend. Denn nur insofern das öffentliche Ansehen des Menschen zugleich vom öffentlichen Zutrauen begleitet und aus ihm entsprungen ist, kann es ein Mittel werden, unzähliges Gute zu stiften. Aber nach Ansehen dürsten, um Ansehen zu haben; herrschen wollen, um der Herrscher zu sein, heißt die Laufbahn schon für das Ziel halten, das Mittel zum Zweck, das Werkzeug zum Werk selbst machen. In den Verhältnissen des gemeinen Lebens hoch oder niedrig stehen, Rang und Titel haben, oder keinen, das ist dem unsterblichen Geiste gleich, der da weiß, wie die wahre Würde nicht ausser ihm, sondern in ihm wohnt; wie nicht das, was Menschenhände geben, sondern der Werth, welchen der Geist sich selbst gibt, unvertilgbar ist. — Wir können, wir sollen die Annehmlichkeiten und Freuden des Lebens nicht fliehen. Sie sind eine Erquickung unsers ganzen Wesens. Aber wir sollen uns nicht mit solcher Begierde an sie hängen, daß, wenn sie untergehen, wir mit ihnen untergehen müssen. Wir sollen unsere Geliebten, unsere Freunde und Freundinnen, unsere Aeltern, unsere Kinder mit jener Zärtlichkeit lieben, die das Bedürfniß zarter Seelen ist. Allein wir sollen auch nie vergessen, daß es nicht ihr Leib ist, den wir lieben — er wird veralten, absterben — sondern ihr Geist. Wir sollen uns stets vergegenwärtigen, daß eine Stunde schlagen wird und schlagen muß, da das über Alles gebietende Schicksal uns von Niemandem scheidet, nicht den Geist vom Geiste, sondern nur den Leib vom Leibe. Wer sein höchstes Glück in dem Athemzug eines Sterblichen gründet, hat es wohl am gefährlichsten gegründet. Wer nicht das Weltall als sein göttliches Vaterhaus, den Geist nicht als den Gegenstand seiner Liebe, Unsterblichkeit nicht als die Bürgschaft seines Glücks ansehen kann, der soll nicht mit Zärtlichkeit lieben, wenn er nicht sein Elend liebt, und der Raub schwerer Verhängnisse werden will. Denn was er liebt, muß Staub und Asche werden.

Empor über Staub und Asche, ihr Erwählten Gottes, ihr Nachfolger Christi! Genieſſet die Gaben der Welt als ein süßes, flüchtiges, verübergehendes Geschenk, aber euer Schatz sei im Himmel! Nehmt die blühende Rose, aber vergesset nicht, daß sie über Tag und Nacht entblättert sein wird. Lebet mit dem Irdischen, aber nicht im Irdischen, sondern in euch selbst. Empfanget jede Freude, und überlasset euch ihr nicht. Verachtet nicht Ehre, nicht Ansehen, nicht Glücksgüter, aber opfert für sie nicht die allerkleinste eurer höhern Pflichten auf; sie müssen euch Fremdlinge bleiben. Denn diese irdischen Vortheile können euch nicht dauerhaft angehören: so gehört ihr ihnen denn noch weniger an. Wer sich allein selber und seiner Tugend und seinem Gott angehört, dem gehört Alles; der ist den Schmerzen des Erdenlebens mehr denn jeder Andere entfernt; den beherrscht kein Verhängniß. Er kann arm sein, verachtet, verfolgt; er kann Ansehen, Glücksgüter, Bequemlichkeiten, Freunde,

Vaterland verlieren: aber seine innere Zufriedenheit, den heiligen Stolz seiner Tugend verliert er nicht. Er ist über die Verhängnisse erhaben. Seinen Trost, sein inneres Glück gab ihm die Welt nicht. Die Welt kann es ihm also auch nicht rauben.

Doch, wem rufe ich es zu? — Wer erkennet die ewige Wahrheit Jesu: Trachtet am meisten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Andere alles zufallen? (Matth. 6, 33.) O, sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht! Der größere Theil der Menschheit ist in seinen sinnlichen Bedürfnissen versunken, und hat kaum Ahnung höherer Bedürfnisse. Er glaubt an Gott, und liebt das Göttliche nicht; er betet zu Gott, und dient seinen Leidenschaften. Er ehrt die Tugend und übt das Unerlaubte. Er hofft die Unsterblichkeit, und gibt sich dem Vergänglichen mit seinem ganzen Wesen hin. Er begeht das Glück, und flieht vor demselben. Er kann der Wahrheit nicht widersprechen, und umarmt lieber die Täuschungen der Sinne. Er will ein Mensch, ein höheres Wesen sein, und gefällt sich, Thier zu bleiben. Er klagt über die Härte der Schicksale, und will sich nicht über die Macht derselben zur Geisteshoheit erheben. Er bleibt elend, unglücklich, zwieträchtig mit Allem, was um ihn ist, und mit sich selbst. Er sucht Rettung, und findet sie nicht. Der Wille Gottes ist in ihm laut worden, und er folget ihm nicht mehr. Er verdient seine Noth, denn er will sie. Darum spricht der Herr: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege. Sondern so viel der Himmel und alles Geistige höher ist, denn die Erde, und alles Irdische: so sind auch meine Wege höher denn eure Wege, und meine Gedanken denn eure Gedanken.

Wem rufe ich es zu? — Den Völkern? O, blicket doch auf ihr Elend. Dies Elend ist das Zeugniß ihrer Irrthümer. Wie kleinlich ist das Streben aller Einzelnen in ihnen, oder doch der Meisten — welche Früchte können solchen Saaten folgen? Wo ist die Eintracht, wenn die Gefahr vorübergegangen? Wo ist die Freundschaft, wenn der Eigennutz des Andern gekränkt wird? Wo ist die Vaterlandsliebe, wenn der eigene Vortheil leidet? Wo ist die Mäßigung im Glück? Warum entsagen sie nicht dem Uebermuth, welchen sie in Andern hassen? Warum werfen sie den Andern Stolz vor, den sie selbst nicht meiden? Warum rühmen sie heilige Ehrfurcht vor Völkerschaften, und verletzen dieselbe, sobald sie keine Gefahr davon vor sich sehen? Warum preisen sie Redlichkeit, und freuen sich, den Andern zu überlisten? — Ach, sie sahen vor ihren Augen die Wirkungen der Zwietracht, des Uebermuths, der Ungerechtigkeit; sie vernahmen die Warnungen der ganzen Weltgeschichte — aber ihre Herzen sind verstockt. Sie hatten Moses und die Propheten, aber sie glaubten lieber ihrer falschen Thorheit. Sie ergriffen in Tagen der Noth das Panier der Tugend, um sich durch dasselbe von größerm Untergang zu retten; aber die Noth verschwand, und sie fielen ab vom heiligen Rettungspanier, um neuen Jammer sich zu bereiten. — Es sei denn. Euer Schicksal ist geordnet; euerm Verhängnisse entrinnt ihr nicht, denn ihr selber habt es gerufen. — Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr; sondern so viel der Himmel höher ist denn die Erde, so sind auch meine Wege höher denn eure Wege, und meine Gedanken denn eure Gedanken.

Unter den Tausenden ist aber vielleicht Einer, der Gottes Gedanken und Wege aus den Stimmen der Schicksale erkennt; Einer, dem sein Inneres, das Bewußtsein der Unschuld, der Frieden Gottes, höher gilt, als alles äussere Gut; Einer, der Christo ganz gehört, nicht in kirchlichen Zeremonien, sondern mit dem Sinn und Geist, in Wollen und Handeln, in Selbstverläugnung und Selbstbeherrschung — — ach, du Einer unter den Tausenden, du bist der Glückseligste, den kein Sturm des Verhängnisses erschüttern kann. Du bist höher, denn jedes irdische Schicksal.

O auch ich — auch ich will zu diesem Frieden, zu dieser Höhe! Ich will dein Bruder sein. Jesus Messias, Du warst der Gottselige mitten unter dem Spott der Welt. Deine Verfolger saßen auf Thronen, und waren doch Knechte ihrer Thierheit; Du aber warst ein Fürst des Lebens, ein Ueberwinder des Todes, und die Gewalt der Verhängnisse konnte Dich nicht schrecken. Das Kreuz auf Golgotha ward dein Siegeszeichen; die Dornenkrone ward Deine Triumphkrone.

Ich will hinaufstreben in mir zu Deiner Höhe, und Gottes Macht wird in mir Schwachen mächtig werden. Er wird — es soll gelingen, daß ich Alleinherrscher in mir selbst, Herr meiner Gefühle und Neigungen werde; daß ich mir nichts erlaube, als was recht, wahr und nützlich ist; daß ich, was die Welt mir Schönes zeige und biete, annehme, ohne dafür mich selbst und meine Ruhe zu verkaufen; daß ich frei sei in mir von allen äussern Fesseln; reich auch in äusserer Armuth, hoch auch in äusserer Niedrigkeit; daß ich nur mir und Dir, o Jesu, und allen edeln, reinen Geistern gehöre! — Es soll, es wird gelingen! O stärke, Geist Gottes, meinen entschlossenen Geist! Amen. Es wird gelingen. Amen.

334.

Die Hoheit des wahren Christen in der Welt.

Philipp 4, 13.

Wer sich an Deiner Wahrheit hält,
In Deinen Sinn eindringet,
Zu Dir sich über Zeit und Welt,
Gott aller Welten, schwinget,
Mit dem bist Du! Wer ist so kühn,
Der sich verschwöre wider ihn?
Was kann die Welt ihm drauen?

Ihn schreckt nicht Krankheit, nicht das Grab,
Gericht nicht und Verwesung.
Er, der sich hin zum Tode gab,
Ist Trost ihm, Kraft, Erlösung;
An den geschlossen, Eins mit dem,
Weiß er: ich bin Gott angenehm,
Ihm lieb, wie Jesus Christus.

Wo sind Sidon und Tyrus, die glanzvollen Städte des Alterthums, deren Märkte einst die Sammelplätze des Welthandels waren, von deren Reichthümern alle Nationen mit Bewunderung redeten? Niemand spricht mehr von ihren aufgethürmten Schätzen, Niemand mehr

von ihren Palästen, Burgen und Flotten. Reisende sahen nur noch in den syrischen Einöden einen Schutthaufen trauern. — Wo prangt Babylon, die alte, furchtbare Stadt? Warum zittert vor ihrer Gewalt und Herrlichkeit nicht mehr das ganze Morgenland? Wo sind ihre Kerker, in welchen einst Judäa schmachtete? Wo ihre Lustgärten, die das Wunder der Welt genannt wurden? Verkünden nichts mehr ihre Stätte, von ungeheuern Ringmauern umfangen, an denen, wie die Fluth des Meeres an Felsen, ohnmächtig der Zorn ergrimmter Nationen brach? — Siehe, in Chaldäa's Ebenen steigen noch umbüschte Erdhügel auf mit Ueberbleibseln zerfallener Gemäuer aus Backsteinen. Schlangen nisten im magern Gestrippe und Raubthiere schleichen im Schatten der Trümmer. Das ist die Hoheit Babylons heute, des alten, mächtigen, furchtbaren!

Und wie tief bist du, o Jerusalem, gesunken, Haupt des heiligen Landes, wo in Sion Davids Harfen Jehova's Ehre priesen, wo um Salomons Thron alle Kostbarkeiten des Orients strahlten. Dein Tempel ist gebrochen, zu welchem weiland betende Völker wallfahrteten: dein Volk ist zerstreut in alle Theile der Welt, wie die Spreu vom Winde. Nur fromme Erinnerungen, wie Christus Jesus in seiner Menschheit dort gewandelt ist, wie er dort auf Golgotha blutete, retteten die zerstörte Stadt Davids von gänzlicher Verödung, also, daß sie noch in einem kümmerlichen Dasein hinschmachtet.

Alle jene Denkmäler irdischer Majestät der Vorwelt, jene Ehrensäulen der Mächtigen, jene Triumphpforten, durch welche ruhmtrunken der bewunderte Sieger zog, — sie sind Schutt und Staub. Dornen und Disteln wuchern um ihre Trümmer. Andere Städte haben sich erhoben zu neuem Glanz, um nach Jahrtausenden verschwunden zu sein, wie jene.

Wo sind die furchtbaren Beherrscher der Erde, die mit eisernem Zepter der Welt geboten und sich Götter nannten? — wo die Eroberer mit ihren Schaaren, vor denen bald Asien, bald Europa in knechtischer Furcht erzitterten? Wo sind ihre Reiche, die sie stifteten vom Sonnenaufgang bis Sonnenniedergang? — Bebt denn Niemand vor dem Donner ihrer Stimmen? Ist der Wink ihrer Augen kein Gesetz mehr für die erschrokkenen Völker und Könige? Hat ihre Macht sich nicht vererbt auf mächtige Erben? Wo sind die Früchte ihrer Großthaten, welche der furchtsame Hause der Schmeichler in den Himmel erhob? — Sie sind dahin. Sie sind verloren. Das Jauchzen, welches die Tirannen vergötterte, verhallte als ein ungeheurer Fluch über ihren Gräbern.

Und ihr, die ihr einst das Leben zu einem großen, schwelgerischen Rausche verkehrtet, in der Fülle unermeßlicher Reichthümer; die ihr an einem Tagesfeste Tonnen Goldes verpraßtet, und euern Leichnam üppig in die Stoffe hülltet, welche entfernte Welttheile am köstlichsten erzeugten — gelang euch der Entwurf zum seligsten Leben auf Erden? Uebersiel euch nie der Ekel an euern goldenen Tischen? — nie die Langeweile in euern lebenvollen Palästen? Ergriff euch nie die Angst des Gewissens, die Furcht des Todes im Arm eurer Buhlerinnen, oder auf der Lagerstätte, von welcher der Schlaf floh? Warum beneidet ihr die Gesundheit des Armen, die stille Heiterkeit des Frommen, die Ruhe des Weisen? — Erst der Tod, da er euch hinwegforderte aus dem traurigen Taumel, lehrte euch, daß man auch um Tonnen Goldes keine wahre, feste Glückseligkeit auf Erden kaufen könne.

Wo sind sie Alle, die Gott höhnten, die Tugend verlachten, den Glauben an das Heilige hinwegkitzelten, und die Hoffnung der Unsterblichkeit den Trost der Thronen nannten? In ihrem Wahnsinn vergingen die Elenden, als geistige Selbstmörder. Sie sind gerichtet durch sich selbst.

Das ist die Eitelkeit des Irdischen! — Staub und Asche sind die Ueberbleibsel aller Herrlichkeit und Majestät auf Erden.

Aber Jesus lebt, und ich in ihm. Er lebt und wird leben bis an das Ende der Tage, und ich durch ihn in Ewigkeit. Thronen zertrümmern, Städte verwittern, Reiche zerfallen, Welten vergehen: aber seine Wahrheit bleibt ewiglich. Er hat ein Reich gegründet, nicht vom Staube im Staube, sondern ein himmlisches, wo die Geister wohnen, die er um den Thron des Vaters versammelt, — auch ich bin ein Bürger seines ewigen Reiches, und selbst ewig wie dieses. Er hat mir ein Glück in meine Brust gegeben, das kein Weltbesieger sich mit Waffen erobern, kein Gewaltiger erkaufen kann mit Millionen; er hat mir eine Seligkeit bereitet, neben welcher der Sinnenrausch eines ganzen Lebens nur ein Gifttropfen neben dem lebenreichen Ozean ist. Ich kann niedrig und kann hoch sein. Ich kann den Tirannen der Erde ins zürnende Antlitz lächeln. Ich kann in den Gewittern des Lebens frohlocken. Ich kann die Waffen des Schicksals stumpfen. Ich kann tausend Toden muthig entgegenwandeln. Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christum. (Philipper 4, 13.)

Ich bin mächtig durch ihn! nicht dem Leibe nach, sondern dem Geiste nach. Und ist der Geist nicht das Allmächtige im Himmel und auf Erden? Ist es der Geist nicht, welcher erst den Staub belebt und die todte Schwere bewegt? Auch die Macht Jesu über die Welt war die Macht des Geistes über das Irdische. Dem Leibe nach wandelte er in Knechtsgestalt, aber nun beten alle Himmelsstriche, alle Jahrtausende in seinem Namen, und die Könige der Welt liegen vor ihm im Staube. In Knechtsgestalt wandelte der Göttliche. Judäa bot ihm umsonst eine königliche Krone dar, jauchzte umsonst dem Sohne Davids das feierliche Hosianna entgegen. Ihm war der Erde Flitterglanz und Flittermacht zu gering. Was ist euer Staub neben der Fülle der Gottheit? — Sein Zepter sollte über ein überirdisches Reich gebieten, das unvergänglich ist. Auch in mir wohnt das Ueberirdische, das Göttliche. Jesus lehrte mich zur Erkenntniß meiner eigenen Hoheit kommen. Diese Hoheit ist mehr, als die Erde Großes und Hohes bieten kann. Nicht um eure Orden und Sterne, nicht um eure Würden und Gaben, nicht um eure Thronen und Wollüste vertauschte ich diese Hoheit des Geistes, ihr Weltgebieter: mit allen euern Sinnentäuschungen erkauft ihr meine Ruhe, meine Furchtlosigkeit, meine Freudigkeit nicht. Ich bin ein Geist; ich lebe schon auf Erden in einer erhabenern Welt. Dem Leibe nach wandle ich in euerm Staube, trete ich in die engen Verhältnisse und Schranken eines bürgerlichen Lebens, treibe ich Gewerbe und Beruf, nenne ich einzelne Sterbliche Blutsverwandte; — aber dem Geiste nach gehöre ich nicht euern kleinen Länderzungen an, sondern das Weltall ist mein Vaterland, der Gott der Un-

endlichkeit ist mein König, Gebieter und Vater; alle erschaffenen Geister sind meine Brüder, der Geist des Erdenfürsten, wie des Bettlers; der Geist Abrahams und Moses, wie der Edeln, die Jahrtausende nach mir in Asche dieses Sterns gekleidet, als Menschen hienieden wandeln werden. Jesus Christus selbst ist mein Bruder. Dafür hat er mich anerkannt, als er mich zur Kindschaft mit Gott geführt. Dadurch bin ich mächtig, als Geist, als Genosse des ewigen Seins, als Gottes Kind.

Ich bin mächtig zu Allem durch Christum, denn er hat mir das Ohr inniß meiner angestammten Würde, das Wunder meiner hohen Bestimmungen offenbart. Er hat mich gelehrt, den Geist der Geister anbeten, mich ihm nähern im Geiste und in der Wahrheit. Durch ihn habe ich die heilige Zuversicht, daß Gott mit mir ist, weil ich in ihm bin. Ist er aber mit mir, vor dessen Wink die Welten zittern: wer mag wider mich sein? — Ihr, die ihr auf eigene Kraft das Gebäude eures Stolzes gegründet: ein Athemzug in eurer Brust zu wenig, eine Muskel, die den Dienst versagt, und ihr seid Staub. Ihr, die ihr mit herrischem, thierartigem Eigenwillen euch selbst Götter zu sein dünkt, von Gott abfallend sein Gesetz verachtet und eure Lebenslüste zu Gesetzen macht, das Recht mit Füßen tretet aus Hochmuth, die Unschuld verderbet aus Uebermuth — Gott ist mit mir, was vermöget ihr wider mich? Den Leib könnet ihr mir tödten, das fürchte ich nicht; aber mein Ich könnet ihr nicht, nicht die unsterbliche Seele tödten. Das Geisterreich ist das Reich des Lebens, da ist kein Tod! Darum zittere ich nicht vor irdischer Gewalt. Das vermag ich durch den, der mich mächtig macht, Christum!

Ich bin mächtig durch ihn — dem Geist nach — also durch das, was ich geistig von ihm empfangen habe, die Tugend. Diese ist der Weg, auf welchem ich zu Gott gelange; diese das Band, welches mich mit Gott verknüpfet. Ich bin mächtig durch Christum, denn er lebet in mir, nicht dem Leibe nach, sondern geistig; durch sein Wort, durch seine Lehre, durch sein Vorbild in aller Gerechtigkeit. Er ist uns gemacht von Gott zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligkeit und zur Erlösung. (1 Kor. 1, 30.)

Auch er war Mensch, wie ich, auf daß ich und Jeder erkennen solle, es sei ein heiliges Leben im irdischen Leibe möglich, und die Tugend, das Gottähnlichwerden, kein nichtiger Traum, keine überspannte Erwartung der Schwärmerei. Jesus ward von menschlichen Trieben gereizt, von mancherlei Gefühlen bewegt, wie ich. Er ist versucht worden allenthalben, gleich wie wir, doch ohne Sünde geblieben. (Hebr. 4, 15.)

Er hat mich erlöset von der Gewalt der Sünde durch sein heiliges Wort, welches mich über mich selbst und meinen elenden Zustand aufklärte. Denn ich wandelte im finstern Thale des Todes, so lange ich nur von thierischen Neigungen die Richtung empfing; so lange ich Klugheit und schlaues Benutzen der Umstände für die höchste Weisheit hielt; so lange ich glaubte, daß menschliche Ehrenbezeugungen die erhabensten wären; so lange ich in Gold und Wohlstand die Schlüssel zum Palaste aller Glückseligkeit suchte; so lange ich Alles für Recht hielt, was kein bürgerliches Gesetz verbieten und keine menschliche Obrigkeit bestrafen konnte; so lange ich nur Werke der Wohlthätigkeit, der Menschenfreundlichkeit, der Großmuth, der Treue, der Wahrheit übte, als sie mir selber einen Nutzen verschaffen konnten; so lange ich weder Gott noch Menschen so sehr als eigentlich mich selbst liebte. Durch Jesum bin ich zur Klarheit höherer Ansichten gelangt. Wer nach bürgerlichen Gesetzen lebt, kann ein nützlicher Mensch sein, aber ein Gottmensch ist er nicht, und nicht der Besitzer unzerstörbaren, innern Glücks. Auch durch Moses ward ein Gesetz gegeben für sein Volk; die Gnade und Wahrheit aber ist durch Jesum geworden, und von seiner Fülle haben wir Alle genommen Gnade um Gnade. (Joh. 1, 17.)

Durch sein Blut hat er mich gereinigt von Sünden — nicht dem Leibe nach, sondern geistig. Irdisches Blut kann nichts Geistiges abwaschen. Aber wie Jesu Blut Eins war mit seinem Leben, so war Jesu Leben Eins mit seinem gottoffenbarenden, welterleuchtenden Geiste; so war sein Blut durch sein Leben, sein Leben durch seinen Geist eingeweiht. So darf auch ich sagen: das Blut Jesu Christi macht mich rein von allen Sünden. Aber wie sich in seinem Blute sein Geist mir weihte, so soll sich auch ihm mein Geist weihen. Er und ich müssen Eins sein in Gedanken, Gesinnungen, Gefühlen und Thaten. Nur so lebt er in mir, nur so lebe ich in ihm. Wer ihn flieht, wie kann der in ihm lieben? Wer dem Fleische, dem Sinnlichen verbleibt, wie kann der des heiligen Geistes sein? Wer fern von Jesu Sinn und Heiligkeit steht, der steht auch fern von Jesu Kreuz und Blut. Denn Niemand, so sprach er selber, kann zweien Herren dienen, nicht der Welt zugleich und Gott. Ist Jesu Tugend nicht unsere Tugend, so ist Jesu Verdienst auch nicht unser Verdienst. — Nur wer in ihm ist, der hat das ewige Leben.

Ich bin mächtig durch ihn, — nicht dem Leibe nach, sondern im Geiste; nicht, daß ich durch das von ihm verliehene Himmelslicht mir größere Macht auf Erden, mehr Vermögen, mehr Ansehen, mehr Hoheit und Würden erwerben könnte, sondern daß ich durch ihn fähig geworden bin, sie zu entbehren für mein Glück, und sie gering zu achten. Das ist es, was den Christen so gewaltig macht, so furchtlos, so reich an Glück, so erhaben in allen Umständen, daß er die Welt und ihre Herrlichkeit nicht etwa leichter als Andere gewinnen, sondern leichter als Andere verläugnen kann. Diese Weltverläugnung war in Jesu. Durch sie ward er göttlich groß. Er verschmähte keineswegs die Lebensfreuden, wie sie sich auf seiner Laufbahn als Erquickung darboten; aber auch für die größte von ihnen gab er nicht die kleinste seiner Pflichten. — O ihr Sterblichen, bauet ihr für Gott die marmornen und goldenen Altäre? — Glaubet ihr den Herrn des Weltalls durch eure majestätischen Tempel zu erfreuen? Wähnet ihr ihn zu beglücken durch eure Demuth vor ihm, und durch die hohen, herrlichen Namen, welche ihr ihm gebet? Nein, diese prächtigen Altäre und Tempel, erbauet zur Erhebung eurer Andacht, entzücken nicht den unendlichen Geist, der im Bau des kleinsten Mooses alle Kunst der irdischen Meister und Weisen übertraf. Nichts Irdisches, so schön, so vollkommen es sein möge, kann dem Geiste genug thun. Es ist doch Staub, und liegt tief unter ihm. Darum verachtete Christus Jesus die Ehre der Welt, die Pracht Salomonis, die Gewalt derer, die über Länder herrschen. Er ging gleichgültig neben dem Tand des Lebens hin in Knechtsgestalt, einfach gekleidet, ohne Geräusch; hatte oft nichts, wohin er sein Haupt legte. Und eben da-

durch ward sein Geist groß über Alles; ähnlich Gott; der Glanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens. (Hebr. 1, 3.) So hat er uns ein Vorbild gelassen, daß wir nachfolgen sollen seinen Fußpfaden. (1 Petr. 2, 21.) Wer die Welt verläugnen kann, der hat sie überwunden. Wen ihre Reize nicht von Geistespflichten ablocken, ihre Gefahren nicht schrecken können, der steht in himmlischer Freiheit da, mächtig in Jesu, ein Ebenbild der Göttlichkeit.

Ich bin mächtig durch ihn — denn er offenbarte mir den weisesten Gebrauch der Lebensgüter und der Gaben, welche ich hienieden durch die Gnade meines Schöpfers empfangen habe. Wie Christus Jesus mächtig war an Thaten und Worten vor Gott und allem Volke (Luk. 24, 19), also ist es, der ihm nachfolget. Es bedarf keine zahllosen Heerscharen, um große Dinge zu wirken. Gott ist gewaltig durch seine Geliebten. Hat nicht ein einziges Wort der Wahrheit aus dem Munde des Weisen, obschon er in verborgener Dunkelheit lebte, Völkern und Schicksalen andere Richtung gegeben? Hat nicht ein Seufzer der Unschuld schon oft das ganze Truggewebe bewunderter Beredsamkeit zerrissen? Hat nicht ein Blick des Gerechten oft den Tirannen zwischen seinen Leibwachten erzittern gemacht? — Ihr, die ihr in goldenen Sälen wohnet, über Flotten gebietet, oder weite Gefilde euer Eigenthum nennet; die ihr in Purpur und Seiden wandelt, und Zinsen auf Zinsen häufet; ihr besitzet mehr, als ich; aber ich bin reicher, als ihr. Eure Schlösser, eure Flotten, eure Landgüter, eure Juwelen, eure Zinsen beseligen das Herz nicht; ihr hänget Wünsche an Wünsche, und werdet nicht zufrieden. Weil euch Alles zu wenig ist, seid ihr arm. Ich bin reich, weil ich genügsam bin. Ich bedarf selbst des Wenigen, was ich habe, nicht alles zu meiner Nothdurft. Ich besitze also einen Ueberfluß, der euch fehlt. Ich kann noch Andern mittheilen, noch Andern helfen mit dem, was ich entbehren kann. Ihr verschenket Geldsummen an Kirchen und Klöster; an Kranken- und Armenhäuser; ihr vertheilet glänzende Geschenke. Aber ich gebe mehr, als ihr, denn ich verschenke einen wichtigen Theil meiner geringen Einkünfte; ich gebe mehr, als ihr, denn ich gebe segenvoller, weil ich selbst die aufsuche, welche meines Beistandes bedürfen, ihre Noth prüfe und die Mittel, welche ihrem Wohlsein am ersprießlichsten sind. So gab Jesus; darum war er in seiner Dürftigkeit reich und ein Helfer aller Leidenden.

Ich bin mächtig durch ihn — denn durch ihn habe ich selbst die Schrecken des Grabes überwunden. Wer ist denn gewaltig, als der, dem nichts furchtbar ist? Und warum sollte ich mich denn fürchten, da ich mich Gottes freue, und kein Ende meiner innern Ruhe und Seligkeit sehe? Alle Schicksale und Stürme des Lebens, sie können verderben, was von der Erde ist, aber siegend schwebt der Geist über das Irdische. Je finsterer die Nacht, je heller leuchtet das kleinste Licht. Alles Unglück ist nur die Siegesbahn der Tugend; der Scheiterhaufen wird zu ihrem Throne, das Grab ihre Triumphstätte. Leiden können den Leib beugen, aber den frommen Geist verklären sie nur noch mehr. Der Himmel schwebt über der Erde, die Ewigkeit über dem Vergänglichen, der Geist im Ewigen über allen Aufruhr des Irdischen. Als Jesus am Kreuze hing, und die Erde erzitterte und die Sonne sich verhüllte; als er blutend da hing über der Welt, die er entsündigte, die Dornen- und Märtirerkrone auf dem heiligen Haupte, und er, vom Hohn und Fluch der rasenden Menge angefochten, zu Gott sprach: Vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun! — da war er am göttlichsten, da auf dem Gipfel der überirdischen Hoheit.

Ich vermag Alles durch den ich mächtig bin, Christum! Fallet hin, meine irdischen Besitzungen, ihr Annehmlichkeiten des Lebens, ihr Verschönerungen meiner Stunden, ihr süßen Gewohnheiten — mag mein Leib euch entbehren mit Schmerzen — frei und mächtig ist der Geist! — Fallet hin, meine Freuden, die mir hienieden blühten; werdet zu Thränen, ihr meine Gesänge der Kunst — dem ewigen Geiste bleibt im Kummer und unter Thränen noch ein höheres Entzücken, welches ihm kein Wechsel der Dinge entreißt! — Fallet hin, o ihr meine Geliebten, holde Gespielen meiner Jugend, treue Gefährten meiner Tage, — es blute immerhin mein Herz, wenn der Todesengel mich von ihnen reißt, ach, über euern erblaßten, theuern Leichnamen wird mein Glaube nur stärker, aussichtiger in das Ewige, und freudiger sich meine Hoffnung an Gott schmiegen. Es ist ja kein Tod der Geister! Jesus lebt, in ihm auch ich! Es ist kein Gott des Todes im Weltall, nur ein Gott des Lebens! Wir werden uns wiedersehen!

Ja, Alles, Alles vermag ich durch Dich, an den ich glaube, o mein Erlöser, mein Heiland, mein besseres Leben! Du hast das Göttliche in mir entzündet, daß es nicht erlösche; Du bist mein Licht, das mich durch die Finsterniß aller Verhängnisse zum Vater im Himmel leitet. Ich vermag Alles durch Dich, o mein Jesus, denn Du hast mich erhoben über mich selbst in die Arme Gottes. — Darum sei gebenedeiet, o du Heiliger, durch den ich geheiligt worden bin, daß ich mich des Erbarmens und der Liebe meines Vaters freuen darf. — Was könnte mir meine Hoheit rauben, wenn ich ihr nicht selbst entsage? Wer will mich denn scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit oder Schwert? Wir überwinden in dem Allen, um dessen willen, der uns geliebt hat. Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges, noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch irgend eine andere Kreatur, uns scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn. (Röm. 8, 35 — 39.) Amen.

335.

Die Bestimmung des Menschen.

2 Kor. 4, 17. 18.

Laßt das Siegeslied erschallen!
Uns hat er den Sieg gebracht,
Uns, die noch auf Gräbern wallen,
Aufgehellt die Todesnacht.
Herrlich ist sein Werk gelungen,
Uns hat er den Sieg errungen.

Gott, in welcher Sonnenklarheit
Strahlt, was uns dein Sohn verheißt,
Strahlt die große Himmelswahrheit:
„Ewig ist des Menschen Geist,
Tugend reicht an Gottes Throne
Der Vollendung Siegeskrone!“

Stimmet keine Trauerlieder
Bei der Frommen Gräber an;
Ins Unendliche, o Brüder,
Wandeln Geister ihre Bahn:
Christus hat den Sieg errungen,
Und des Todes Macht bezwungen!

Es hat uns Christus, der Herr, im Spiegel seines Erdenlebens geoffenbaret, was wir sind, was wir sein sollen. Ich erkenne in ihm meine eigenen Bestimmungen. Von seiner Geburtsstunde an, in dürftiger Krippe, bis zu seiner Verherrlichung über den Gräbern, ist er die heilige Andeutung dessen, was die Gottheit will, daß der Sterbliche sei. In niedriger Dunkelheit ward er geboren, daß wir bedenken, nicht Herkunft und Rang, nicht Reichthum, noch Pracht geben dem Menschen einen Adel, der vor Gott gilt. Arm starb er; ein Fremdling mußte ihm die Begräbnißstätte leihen, daß wir bedenken, unsere Bestimmung auf Erden sei nicht, Schätze des Staubes zu sammeln und am Sichtbaren zu halten, sondern nach dem Unsichtbaren zu streben. Nirgends sagt die heilige Schrift, daß Jesus zugenommen habe an Gütern und irdischen Würden, wohl aber mit den Jahren an Weisheit und Erkenntniß des Göttlichen. Sein Leben war ein wohlthätiges, großes Tagewerk, die Menschen zu beglücken; er brachte den Sterblichen Erlösung von Irrthum und Sünde, und sein Geist gedachte nicht bloß der Zeitgenossen, sondern auch mit Erbarmen und Liebe derjenigen, welche noch nach Jahrtausenden geboren werden würden. Und dieweil er das Höchste umfaßte, vergaß er auch das Kleinste nicht, um wohlzuthun. Er heilte die Lahmen und Blinden, und half den Bedürftigen mit dem, was er hatte. Das alles geschah, damit wir bedenken, daß auch unser wahres Tagewerk auf Erden nicht bloß das bürgerliche Berufsgeschäft, die Sorge für Wohlstand und Ansehen des Hauses, sondern Selbstvollendung in jeder Tugend und Zunahme an Weisheit und Erkenntniß Gottes sein sollte. Und für das Heil der Menschen ging er in den Tod, Gott ergeben und entschlossen; er verachtete die bitterste Schmach; die herbesten Seelenleiden, welche Undank und Freundesverrath verursachen können; die grausamsten körperlichen Schmerzen, da er, von Hunger, Durst und Mißhandlungen erschöpft, blutend auf dem Wege nach Golgotha niedersank, oder an das Kreuz geschlagen, von der Welt verhöhnt, mit dem Tode rang; herrlich war zuletzt über den Gräbern sein Triumph; Alles, daß wir bedenken sollen, nicht irdisches Wohlsein, nicht Lust dieses Lebens sei unsere Bestimmung; nicht Schmerz und Noth des Leibes dürfe uns von der Liebe zum Göttlichen scheiden, sondern unser Geisterblick solle dem Ewigen zugewandt bleiben in allen Schicksalen; unser harren die Palmen des Sieges und der Vollendung jenseits des Todeskampfes. „Denn, so spricht das göttliche Wort, unser Trübsal, das zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit; uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.“ (2 Kor. 4, 17. 18.)

Der Siegestag des Auferstandenen erinnert auch mich an meinen einstigen Siegestag, an meine höhere Bestimmung.

Was aber ist die Bestimmung des Menschen? Noch habe ich mir selbst diesen Gedanken nicht ganz klar gemacht. Vielen, ich weiß es, ist er ein Räthsel, vor Allen aber denen, welche ihr Auge mehr auf das Sichtbare, als auf das Unsichtbare gerichtet haben. Ist meine Bestimmung Glückseligkeit und Wohlsein, verbunden mit den Gefühlen der Tugend? fragen Viele. Aber wie wenige Menschen genieſſen Glückseligkeit, da jede Stunde des Lebens abwechselnd Freude und Leid bringt; da wir bald bei den Schmerzen Anderer trauern, bald unter Krankheiten seufzen, bald unsere theuersten Wünsche verfehlt sehen? Oder wie kann Tugend und ihr belohntes Gefühl unsere Bestimmung sein, da wir jeden Tag, wie Petrus, mit den edelsten Vorsätzen uns erheben und zuletzt nur mit Klage über unsere Schwäche enden?

Was ist die Bestimmung, derentwillen mich die Gottheit aus dem Nichts hervorgerufen hat? Bin ich nur für ein augenblickliches Spiel, für ein flüchtiges Dasein zwischen Wiege und Sarg zu unbekannten Zwecken, oder zum Besten anderer mir unbekannter Wesen geboren, daß sie sich an meinem Lächeln und an meinen Thränen ergötzen? Soll ich hinsinken und vergehen im Alter auf immer, wie die Blume des Gartens, wie die Eiche des Waldes, wie die Eintagsfliege, wie der Löwe in den Wüsten? Aber wie könnte ich diese Vorstellung paaren mit der Vorstellung von den unendlichen Vollkommenheiten Gottes? Warum trug ich in mir das lebendige Gefühl, daß ich ein eigener Zweck sei, wodurch ich immerdar gleichsam ein eigener für mich selbst bestehender Mittelpunkt des Weltganzen werde, das ich um mich her sehe? Warum erkenne ich vor mir hohe Ziele, die ich in einem so kurzen Dasein unmöglich erreichen kann, während andere Geschöpfe nicht mehr Eigenschaften haben, als ihnen zur Fristung ihres irdischen Daseins, zur Herbeischaffung ihrer Nahrung, zur Entfernung der Schmerzen und Lebensgefahren vonnöthen sind?

So zeigt uns schon die bloße Vernunft auf Widersprüche hin, welche nothwendig entstehen, wenn wir unsere Bestimmung nur im engbegrenzten Spielraum dieses Lebens ausfindig machen möchten.

Aber wir wissen, der Mensch ist Geist, der Leib ist Staub, und nur Kleid und Hilfsmittel des Geistes im Irdischen zum Genuß des Irdischen. Der Leib, oder das Thierische, mit dem wir umhüllt sind, verwandelt sich mit den Jahren; der Geist wird reicher an Erkenntniß und fühlt, er bleibe derselbe und sei noch derselbe, der er beim ersten Anfang seines Bewußtseins gewesen. Der Leib hängt schwerfällig zur Erde, von der er stammt; der Geist findet nie Ruhe im Irdischen, und begnügt sich nie mit dem Ziel, was er hatte, sondern strebt von einem erfüllten Wunsch im Leben unersättlicher nach Erfüllung eines zweiten, eines dritten, und so hinaus in die Unendlichkeit.

Der Geist also ist der wesentliche bleibende Theil des Menschen, nicht der Leib; das Unsichtbare, Ewige ist sein Leben, nicht das Sichtbare, Vergängliche; vom Göttlichen ist sein Herstammen, nicht vom Irdischen. Zum Göttlichen geht einst das Geistiggöttliche im Menschen, zum Grabe in der Erde das Irdische vom Menschen zurück.

Ist nun mein Geist das Hauptwesen, so ist, wenn ich von der Bestimmung des Menschen rede, auch nur von dem Zweck die Rede, für welchen er erschaffen ist; vom Leibe kann nicht Rede sein. Er ist nur eine untergeordnete Kraft zum Behuf des Geistigen. Ist aber Frage

nach der Bestimmung des Geistes, so ist die Frage nach seinem Berufe in einer unaufhörlichen Fortdauer.

Wie mag ich aber wissen, zu welchem Ziel ihn die Gottheit jenseits irdischer Todesstunden ruft? — Dahin reicht mein Blick nicht. Und doch klingen in mir wundersam einträchtig die Stimmen der Natur, der Vernunft und Offenbarung zusammen über das, was ich werden, was ich hoffen soll.

Was soll das Moos am Felsen, was die Eiche am Gebirge, was der Adler in der Luft sein und werden? — Nichts Anderes, als was sie nach den ihnen vom Schöpfer ertheilten eigenthümlichen Kräften sein und werden können: Moos, Eiche, Adler! So soll der Geist, der Gott denkt, werden, was er in den unendlichen Zeiträumen seiner Fortdauer nach seinen ihm verliehenen Kräften werden kann, ein Wesen, das in unendlicher Selbstvervollkommnung sich der Gottheit naht; eine Kraft, die höher, als tausend unter ihr schwebende, lebende und wirkende Kräfte, von ihnen unabhängig lebet und wirket, und sie durchschaut und beherrscht; eine Erkenntniß, in welcher sich die Hoheit Gottes und die Herrlichkeit des Alls immer beseligender und grenzenloser offenbart. Und das ist die ewige, die über alle Maßen wichtige Herrlichkeit, die unser harret, unser, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Das ist der geheime Andrang in uns selbst; das Gebot des verherrlichten Auferstandenen, worin er uns die wahre Bestimmung des Menschen enthüllt: Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. (Matth. 5, 48.)

Ein Gottähnlichwerden, eine Vergöttlichung des Geistes im unendlichen Fortschreiten ist meine Bestimmung. Die Wahrheit derselben, mir durch Jesum entschleiert, mir durch meine Vernunft schon bestätigt, wird durch mein Erdenleben selbst klar. Denn zu dieser Vergöttlichung treibt mich selbst im Irdischen Alles hin. Alles treibet den Geist zur Erweiterung seiner Herrschaft über das Sinnliche, und zur Verachtung desselben; zur Erhebung des Geistes selbst über alle Spiele der Umstände und Schicksale. Das ist Vergöttlichung. Denn Gott ist in Erkenntniß und Weisheit, wie im allmächtigen beseligenden Wirken auf das Weltganze, wie in Erhabenheit über jedes Schicksal, einzig, unendlich groß. — Dies Erdenleben ist für den Geist nur eine Erziehung zur großen Bestimmung; die Erziehung wird hienieden nicht vollendet; in fernern Lebensräumen dauert sie beständig fort unter wachsenden Seligkeiten.

Alles treibet den Geist zur Erweiterung seiner Erkenntniß und Weisheit. Darum schon ward der Mensch nackt und schirmlos geboren, damit er die Kräfte seines Geistes in Anstrengungen zu seiner Erhaltung entwickele. Das Thier tritt mit natürlichen Waffen, mit angeborner Bekleidung ins Leben, und findet Gras und Laub, Früchte, Aas und was es zur Nahrung bedarf: und mit dunkeln Naturtrieben zum Aufsuchen derselben begabt, sucht es und findet. Viele Jahrtausende sind seit Erschaffung und Bevölkerung des Erdballs verstrichen. Die Thiere sind in Erkenntniß und Weisheit nicht fortgeschritten; Kohl aber, immerdar getrieben von des Lebens Noth oder Last, der Mensch. Anfangs wohnte er in Höhlen, bald in Laubhütten, dann in bequemen, sichern, selbst erfundenen Wohnungen. Anfangs waren seine Hände und Nägel, bald auch hölzerne und steinerne Hilfsmittel, seine gebrechlichen Werkzeuge; dann stieg er in die Tiefen der Erde, holte aus den Eingeweiden derselben die mannigfaltigen Metalle, verdoppelte seine Kraft zur Beherrschung aller Thiere; der Tieger war ihm nicht zu gewaltig, der Fuchs nicht mehr zu schlau, der Adler nicht mehr zu hoch in den Lüften. Anfangs war er schüchtern auf seinen engen Wohnplatz beschränkt; bald wanderte er zu andern Gegenden, lernte fremde Sprachen und theilte sich und seine Gedanken durch künstliche Töne mit; dann schwebte er kühn über ungeheure Meerestiefen, von einem Welttheil zum andern, und durch bloße Schriftzeichen redete er mit Freunden in unermeßlichen Fernen, wohin er selbst nie kam. Anfangs zitterte er vor dem Donner, bewunderte die himmlischen Gestirne; dann ging der Gedanke an eine Gottheit in ihm auf, er suchte sie; er betete den Donner, das Feuer, die glänzenden Sterne an; endlich erkannte er, daß auch diese nicht Gott, sondern nur Geschöpfe wären; er betete zum Unsichtbaren — dann ward ihm das Licht Jesu, als die Menschheit zu demselben fähig geworden.

Und also schreitet der menschliche Geist, immerdar von der Nothwendigkeit des Lebens getrieben, unaufhaltsam fort von Erfindung zu Erfindung, von Erkenntniß zu Erkenntniß. Was heute ein spielender Knabe weiß, wäre vor Jahrtausenden dem einsichtvollsten Greise ein Gegenstand der Bewunderung gewesen. Was wird die Menschheit, fortschreitend in Erkenntniß göttlicher Schöpfungen, nach sechstausend Jahren sein? Schon heute kennen wir die Unermeßlichkeit des Weltalls, Umfang und Bahnen der uns nächsten himmlischen Weltkörper, die Fluren und Gebirge und Lichtkleider der Monden, der Sonne und entfernten Erden; wunderbaren Kräfte der Luft, des Lichts und zahllose Werke der Natur. — Gott aber, die höchste Weisheit, erkennt Alles; der Weiseste der Sterblichen nur kaum vom Weltozean einen Tropfen. Vergöttlichung ist das Ziel des Geistes.

Dahin treibt uns die ganze Welteinrichtung; Alles treibt uns zur Erweiterung unserer Herrschaft über das Sinnliche und zur Geringschätzung desselben; Alles uns zum Gefühl unserer höhern Würde, als Geister, als schwache Ebenbilder Gottes. Der Wille des Geistes, und die Begierden und Triebe des Fleisches, das ist, unserer sinnlichen Natur, sind im steten Widerstreit. Das ist das doppelte Gesetz in uns, von welchem Paulus redet, der Apostel. Aus dem Fleische kommen alle Neigungen zur Sünde, zum Stolze, zum Neide, zur Rache, zum Wohlleben; aus dem Geiste stammt die Sehnsucht nach dem Heiligen, Göttlichen, Bleibenden. Vergebens sucht der schwache Geist Ruhe und Zufriedenheit im Irdischen; immer wird er durch dasselbe wieder zurückgestoßen und auf sich selbst gewiesen. Vergebens vergißt der Geist seine Würde und Bestimmung, und fordert sein Glück von den Geschenken des Erdenlebens. Schönheit und Stärke vergehen; der Ruhm wird verdunkelt, den Ueppigkeiten folgen Krankheiten; Geld und Gut wechseln in mancherlei Händen und bleiben diesseits des Grabes; Aeltern, Freunde, Freundinnen, Gatten, Kinder sterben, nichts bleibt, nichts sichert ein festes Glück zu. Alles treibt uns, hinwegzuschauen vom Sichtbaren auf das Unsichtbare!

Sünde ist Geistesknechtschaft, Tugend ist Geistesfreiheit. Sünde ist Fleischesherrschaft, Tugend ist Geistesherrschaft. Vergebens vergißt der Geist, daß er frei

sein und herrschen soll über die aus seiner irdischen Natur hervorsteigenden Begierden; vergebens will er schwach sein und Anstrengung und Kampf meiden, sich im sinnlichen Wohlleben gütlich thun, und seine ganze Weisheit in Vermeidung des Unangenehmen und im Genuß dessen begründen, was im gemeinen bürgerlichen Leben reizt, gefällt, ehrend und vergnüglich ist; vergebens widerspricht er selbst den Warnungen seines Gewissens: — — die ewige Welteinrichtung, diese große Geisterschule — und nichts anders ist sie — treibt uns selbst an, die Herrschaft über sinnliche Einflüsse wieder zu ergreifen und das Irdische geringzuschätzen. Denn jede Sünde wird von ihrer Selbststrafe verfolgt: dem Betrug folgt die Angst, der Wollust das schmerzliche Erkranken, der Unmäßigkeit die Erschlaffung. Es ist für den Geist keine Ruhe, keine Zufriedenheit, bis er Meister wird der Leidenschaften, die ihm allein Qual bringen, bis er gerecht, wahr, von schnöden Vorurtheilen und Sinnengelüsten unabhängig wird, und im Gefühle der Tugenden die höchste Seligkeit findet. Das ist Vergöttlichung.

Dahin treibt Alles den Geist, bis er die Dinge der Welt und ihren Werth aus dem richtigen Gesichtspunkt ansehen, beurtheilen und anwenden lernt; jeder Irrthum bringt Schmerzen. Dahin Alles, bis er, wie über den Zauber des Irdischen, *selbst über die Macht der Schicksale erhaben steht*. Die Schicksale sind nur Sendungen Gottes zur Belehrung und Vervollkommnung der Geister; sie treffen nur irdische Verhältnisse. Wenn Berge stürzen, Völker unterjocht oder frei werden, wenn Flammen Haus und Gut, Kriege allen Wohlstand verzehren, wenn Krankheiten uns unverschuldet überfallen, wenn Freunde an unserer Brust sterben — Alles geht das irdische Verhältniß an. Je unabhängiger der Geist des Christen über den Einfluß des Irdischen ist, um so unabhängiger ist er von Erdenverhältnissen und ihren Schicksalen. Er kann beides, arm oder reich sein, Ueberfluß oder Noth haben, Freundschaft oder Verfolgung sehen: nichts scheidet ihn von dieser Liebe zu Jesu, zur Tugend, zur Gottheit. Ihm kann die Welt nichts geben, was er nicht auch mit Gelassenheit verlieren kann. Selbst das Leben gilt ihm nicht mehr als die Pflicht. Er fürchtet auch den Tod nicht. — Und wer nicht vor dem Tod, nicht vor Armuth, nicht vor menschlichen Urtheilen zittert: was mag dem das Schicksal anhaben? — Er ist ein Geist, gleich Gott; er trägt seine Seligkeit, sein höchstes Gut in sich, kein Schicksal kann es vernichten. Er steht, wie ein Gott, ohne Furcht über allen Lebensgewittern, im Bewußtsein der Unschuld und Gerechtigkeit. *Das ist Vergöttlichung; das ist Bestimmung des Menschen!*

Und dieser Bestimmung, der ich in endloser Fortdauer entgegeneile, soll ich, kann ich, will ich auf Erden schon zum Theil fähig sein. Jesus wandelte in menschlicher Gestalt, mit menschlichen Eigenschaften angethan, auf Erden; und doch erweiterte er seine Erkenntniß göttlicher Dinge, ward er gewaltig über seine irdischen Neigungen und erhaben über jedes Schicksal. Er hatte Freunde, gern sah er den zärtlichen Johannes an seiner Brust; dennoch hing sein Gemüth nicht ganz und leidenschaftlich an Einzelnen. Die gesammte Menschheit, sprach er, sind meine Brüder, meine Schwestern. — Er hatte gern den Genuß irdischen Wohlseins, erschien beim Freudenmahl an der Hochzeit zu Kana und verschmähte die köstlichen Gaben nicht, mit welcher fromme Ehrfurcht und Dankbarkeit ihn beschenkten; demungeachtet opferte er dem Verlust sinnlicher Annehmlichkeiten keinen Seufzer; er hatte oft nicht, wohin er sein Haupt legte, und wich dem Tode nicht aus, da Pflicht ihm gebot, das Leben gering zu achten für das Heil der Sünder. — Aber allen Göttlichen wartet ein Siegestag. Der Auferstandene fand ihn über den Gräbern des Todes.

Ist dies nun die Bestimmung des Menschen — wehe mir, wie oft vergaß ich ihrer! Wehe der Welt, in welchen verworrenen Vorstellungen lebt sie! Wie? haben Natur und Vernunft und Offenbarung keine Bestimmung mehr, und ist kein Jesus Messias auferstanden? Denn ich erblicke die Menschen geschäftig für alles Andere, nur nicht für das Unsichtbare; sie ringen mit Aufopferung von Freude, Gesundheit und Leben nach allem Andern, nur nicht nach Vervollkommnung des Geistes und Aehnlichwerdung mit Gott. Sie brüsten sich, klug zu sein; Einer will es mehr sein als der Andere; Jeder will Zeit und Umstände am schlauesten zu seinen Absichten benutzen — aber wo sind die, welche sich zu der Geisteskraft aufschwingen, vermittelst deren sie über das Schicksal, über Zeit und Umstände, über Hoffnungen und Furcht erhöht stehen?

Ach, und sehe ich auf die Haufen des Volks um mich her — welche geistige Finsterniß! — Sehnsucht, tiefe, endlose Sehnsucht ist in Allen nach göttlichen Dingen; Allen ist Religion ein Heiligthum, Alle blicken zum Himmel, Alle in die dunkeln Fernen der Ewigkeit: aber welche traurige Begriffe haben sie über ihre Bestimmung, welche unwürdige Vorstellungen von der Majestät Gottes! Sie meinen ihre Vergöttlichung mit sinnlosen Gebeten und kirchlichen Zeremonien zu erkaufen, und daneben in der Welt Thiere und Sklaven ihrer Thierheit sein zu dürfen! Sie wollen hier auf Erden behaglich wohlleben, verlassen sich hintennach auf die Fürbitten der Heiligen, oder auf das Verdienst Jesu Christi, und bilden sich ein, damit ihre Selbstvollendung zu gewinnen. Sie wollen ihren Himmel hier auf Erden haben, und wähnen, ihre Gebete, ihre guten Handlungen seien eines göttlichen Lohnes werth. Nur aus Hoffnung der Belohnung sind sie gut, nur aus Furcht wegen Strafe meiden sie Böses. Von der Ewigkeit machen sie sich eine Vorstellung, als wäre da unaufhörliches sinnlich-angenehmes Leben! — Und alle diese Irrthümer helfen schamlos Menschen befördern, welche sich Priester des höchsten Gottes, Lehrer der Weisheit Jesu nennen lassen! Und Obrigkeiten sehen die beklagenswürdige Verwilderung des Volks, sehen selbst den rohen Volksglauben, und versäumen gleichgültig ihre Pflicht, durch bessere Bildungsanstalten die Erkenntniß göttlicher Dinge zu erweitern auch bei den Niedrigsten im Volke! Wie? hat denn die Menschheit ihre erhabene Bestimmung vergessen, daß davon keine traumähnliche Erinnerung geblieben? Ist kein Christus auferstanden, der da predigte: Vollkommen werden sollet ihr, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist! Und wenn wir an unsern Bestimmungen nicht verzweifeln, an der Wahrheit des Göttlichen nicht irren können: warum wird das Wort Jesu dem Einen ein Spott, dem Andern ein todtes Werk? Warum wird das Leben genommen, als wäre keine Ewigkeit? Und das höchste Wesen unedler und schwächer genommen, als das Bild, welches wir uns

sonst von einem Menschen machen, den wir gerecht, unbestechlich und weise nennen?

Auferstandener, sie verehren Dich mit ihren Lippen, aber ihre Herzen sind entfernt von Dir. Sie werden Verkünder Deines himmlischen Wortes, nicht weil sie Dir nachfolgen, sondern ein bequemes Leben führen wollen! Sie hängen vom Spiel der Umstände und kleinlicher Vortheile, und von kleinlichen Begierden ab, sie, die als ewige Geister erhaben, wie Du einst, über die Schicksale sein sollten, die im Irdischen walten. — Doch nicht alle! — Aber die Zahl Deiner wahren Bekenner und Nachfolger ist leider so klein!

Jesus, mein göttliches Vorbild im Leben, Leiden und im Tode, ich feiere in meinem Gemüthe heute das Siegesfest Deiner Vollendung — es werde nun auch das Siegesfest meines Geistes über die Gewalt sinnlicher Einflüsse. Ich erkenne meine Bestimmungen; ihr Gedanke erfüllt mich mit heiligem Entzücken. Wie Du aus Deinem Grabe, will ich aus dem Grabe meiner Irrthümer hervorgehen ins reinere Geistesleben, aus der Sklaverei der Leidenschaften in die Freiheit und Selbstbeherrschung. — Und nicht damit zufrieden, will ich auch andere erwecken, neben mir, daß sie ihrer höhern Bestimmung wieder inne werden; ich will meinen Mitbrüdern ihren ewigen Beruf fühlbar machen; ich will in meinem Wohnort, im Kreise derer, mit denen Du mich, Vater im Himmel, auf Erden verbunden hast, Deine Hoheit preisen, und durch Gesinnungen, Wort und That Allen erklären und theuer machen, daß nichts hienieden für uns, Alles im Unsichtbaren und Ewigen daheim ist; daß nicht Geld, noch Ruhm und Würde und was im flüchtigen Leben gefallen kann, sondern Vergöttlichung der Natur das große Geisterziel ist; daß wir vollkommen werden sollen, gleich wie Du, unser Vater im Himmel, vollkommen bist. Amen.

336.

Unsterblichkeit.

Mark. 16, 1—14.

Werd' ich vor Freude mich noch kennen,
Wenn Gott zur bessern Welt mich nimmt?
Wie werd' ich Alles anders nennen,
Wenn Gottes Macht mich dort umschwimmt!
Wie eine einz'ge Gottheit nur,
So ist auch nur ein einz'ges Leben,
Und eine einz'ge Schöpfung nur.
Vernichtet ist des Todes Spur;
Nichts als Verwandlung kann es geben.
Ich weiß, daß meine Seel' einst wohnt,
Wo Christus, mein Erlöser, thront.

Die Feier der Wiedererscheinung Jesu, des Gekreuzigten, des Gestorbenen, ist gewissermaßen der Festtag, mit welchem wir auf Erden die freudige Erinnerung an unsere eigene Unsterblichkeit begehen. Seine Auferstehung vom Grab mahnet uns an jene großen Verwandlungen, welche auch unserer Seele bevorstehen. Sie ist nicht Staub, wie unser Leib; sie kann nicht Staub werden. Ewig wirksam, wie alle vom allmächtigen Schöpfer erschaffenen Kräfte im Weltall, wird auch unser Geist ewig wirksam bleiben. Jesus, unser Vorbild im Leben, unser Vorbild im Tode, ist auch das Vorbild dessen, was wir nach dem Tode zu erwarten haben.

Es sind drei große Gegenstände, die heiligsten Angelegenheiten der Menschheit, neben welchen alles Andere gering zu achten ist, — drei Gegenstände, zu welchen sich schon der menschliche Geist erheben kann, kein anderes, uns bekanntes Geschöpf Gottes; — drei Gegenstände, die das Heiligthum aller Seelen sind, und ohne deren Besitz der Mensch aufhören würde, Mensch zu sein. Diese sind: der Gedanke an eine in Allem waltende Gottheit; — das Streben, sich Gott zu nähern durch Vollkommenheit; — die Hoffnung der Ewigkeit.

Und wer diese drei Heiligthümer in seinem Herzen bewahrt, der folgt den Fußstapfen Jesu; der ist auf dem Wege des Heils; aus dessen Brust wird nie jener Gottesfrieden weichen, welcher ein Vorschmack der höhern Seligkeit ist, die uns erwartet.

Wenn der Gedanke an die Unvergänglichkeit unserer Seele und an die unendliche Güte Gottes zu allen Zeiten in den Menschen lebendig genug wäre, würden wir weniger Werke des Leichtsinns, der Eitelkeit, der Lieblosigkeit sehen; würden wir weniger Furcht und Grausen vor dem Tode empfinden.

Darum will ich mich heute in die Herrlichkeit des Gedankens: Es ist ein Gott, und ich bin sein Werk und ewig unvernichtbar! — ganz versenken. Ich will an meine bessern Bestimmungen, an mein höheres Dasein denken, und mich durch die Hoffnung erquicken, die Jesus mir selbst verliehen, und die Gott selbst nicht bloß im Herzen der Christen, sondern im Gemüth aller Menschen offenbart hat, die auf Erden wohnen.

Ich bin zur Unvergänglichkeit geboren. Christus hat es uns verheißen. Es wird ein Tag kommen, da ich nicht mehr dieser Welt gehöre, sondern einer andern, wo ich eine höhere oder geringere Stufe der Seligkeit betreten werde, je nachdem sich mein Geist schon in diesem irdischen Leben für das künftige vorbereitet. (Ev. Joh. 5, 28. 2 Kor. 5, 10.)

Ich bin zur Unvergänglichkeit berufen. Dieser Leib, in welchem ich jetzt wandle, ist von der Erde genommen; er wird wieder zu Staub und Asche werden. Aber das Unverwesliche verwesetet nicht! ruft mir die heilige Schrift zu. Mein Geist wird in neue Verhältnisse eingehen, und gleichsam mit einem edlern Gewand umgeben, edlern Genusses theilhaftig werden. — Es ist vergeblich unser Forschen und Grübeln, wie jene wunderbaren Verwandlungen beschaffen sein können. Es ist thöricht, über den Zustand der Seele nach dem Tode Aufschlüsse zu wünschen. Das hieße mit menschlicher Ohnmacht in die Geheimnisse der unendlichen Allmacht, mit menschlicher Blindheit in die namenlose Tiefe der göttlichen Weisheit eindringen wollen. Wie soll uns deutlich gemacht werden, wozu uns auf Erden alle Aehnlichkeit einer Vergleichung, und jeder Sprache die Möglichkeit der Worte fehlt? Selbst der Apostel Paulus verwirft das fruchtlose Bemühen neugieriger Grübler, und für das, was mit uns nach dem Tode vorgeht, hat er nur dunkele Bilder. (1 Kor. 15, 35 — 44.)

Genug, daß dem Christen die beruhigende Ueberzeugung geworden ist, es wartet unser ein eigenes Leben, das uns bestimmt war vom Anbeginn der Dinge. Da

wird Gott abwaschen alle Thränen von unsern Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid und Geschrei, noch Schmerzen werden mehr sein; denn das Erste ist vergangen! (Offenb. Joh. 21, 4.)

Noch wenige Augenblicke vor seinem Tode gab Jesus, der Welterlöser, einem der mit ihm gekreuzigten Missethäter den süßen Trost der Unsterblichkeit. Er sprach zu ihm mit sterbender Stimme: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.

Aber Gott gab die Offenbarung von der ewigen und unvergänglichen Natur des menschlichen Geistes allen Sterblichen. Alle Völker des Erdbodens glauben an die Fortdauer ihrer Seelen, ohne daß ein Volk diese beseligende Lehre von dem andern empfangen hätte. Denn die Gottheit hat die menschliche Vernunft und deren Gesetze also geordnet, daß sie, sobald sie zu einiger Kraft gestiegen ist, von selbst genöthigt ist, eingedenk zu sein ihrer unendlichen Zukunft, die sie erwartet.

Alle Religionen verheißen daher diesen Trost, und selbst die Heiden weinten nicht über den geliebten Leichnam ihrer Todten, ohne den nassen Blick hinüber zu wenden nach dem Jenseits des Grabes. — Diese allgemeine Uebereinstimmung, dieser allgemeine Glaube ist Gottes Stimme!

Wie sollten wir auch auf den entsetzlichen Gedanken ewiger Vernichtung gerathen können, da uns die lebende und todte Natur, die weite Gottesschöpfung, das Gegentheil zeigt! Was einmal in dem Weltall vorhanden ist, das kann nicht wieder daraus verloren gehen. Das Staubkorn, welches du mit Füßen trittst, war einst der Theil eines Felsens. Der Felsen ist nicht mehr, aber seine Theile sind noch überall vorhanden. — Wie? und wenn das Allergeringste eine beständige Dauer hat, wiewohl es im Laufe der Zeiten tausendmal seine Verbindungen und Verhältnisse ändert: soll das Edelste und Erhabenste, das wir in diesem erschaffenen Weltall kennen, soll der menschliche Geist allein eine Ausnahme machen? — Während das Staubkorn so lange im Weltall bleiben wird, als ein Weltall ist, soll der Geist des Menschen, der allein Gott und Unsterblichkeit denken kann, für einen bloßen Augenblick vorhanden sein?

Zwei Dinge erkennen wir in dem Gebiet der Schöpfung, und sie unterscheiden sich überall der — todte unbelebte Stoff, und dann wieder gewisse verborgene Kräfte, welche diese rohen Stoffe zusammenfügen und beleben. Diese Blumen, welche kein Garten hervorbringt, entspringen aus der Erde. Wasser, Erde, Luft und Licht ernähren freilich die Pflanze; aber nicht aus jedem Sandkorn oder Lichtstrahl wird eine Pflanze. Es ist eine geheime Kraft vorhanden, durch welche der Grashalm und die Eiche eben ein Grashalm oder eine Eiche, und nichts Anderes, werden kann. Diese verborgene Kraft, gleichsam als die Seele der Pflanzen anzusehen, weiß ihr die geschicktesten Nahrungstheile herbeizuziehen. Durch diese unsichtbare, unerklärliche Kraft ist die Blume zur Blume geworden.

Wie meinst du nun: ist es der todte Stoff, welcher durch sein Zusammenkommen eine besondere geheimnißvolle Kraft erzeugt? oder ist es das verborgene Reich der Kräfte, welches mit dem todten Stoffe spielt, und ihm mannigfaltige Gestalten, Leben, Bewegung und Genuß mittheilt? — Wenn der todte Stoff nicht aus dem Weltall verschwinden kann: meinst du, die Kräfte, das Edlere und Bessere werde verschwinden? — Wenn die Pflanze von ihren Kräften verlassen wird, wenn sie hinwelkt und wieder Staub wird: ist darum die ehemals in ihr vorhanden gewesene Kraft verschwunden? Du bemerkst sie nicht; sie wirkt in andern Verhältnissen fort.

So ist auch der menschliche Geist eine höhere, eine unendlich wunderbare Kraft, mit der keine andere von allen, die wir kennen, verglichen werden kann. Wahrlich, wer wird thöricht genug sein, zu glauben, dieser unser Leib, aus Staub zusammengebildet, habe den Geist erst hervorgebracht; wenn dieser Leichnam einst wieder in Asche zurücksinkt, müsse der Geist auch vergehen? Ist es nicht der Geist, welcher ihn pflegt, ihn nährt, ihn vor Unglück behütet, ihn bewegt, ihn nach Willkühr als sein Werk gebraucht?

Wahrlich nur derjenige kann in diesen Wahnsinn versinken und die Unsterblichkeit bezweifeln, der durch sein Leben sie nicht verdient, oder Ursache hat, sie zu fürchten. — — Umsonst wollen sie sich selbst betrügen, umsonst Mörder ihrer eigenen Vernunft werden! Laut ruft es in ihnen: deine Seele kann nicht vergehen! sie wird fortdauern und ihr Gericht empfangen! — Sünder, Sünder, es ist ein Gott, und so wahr ein Gott ist, so wahr bist du unsterblich, und deine Thaten folgen dir in die Ewigkeit nach.

Die menschliche Seele, dieser Funken aus dem unendlichen Ozean göttlichen Lichts, die erhabene Kraft, welche über Pflanzen, Stein, und Thiere herrscht, sich zum Himmel erhebt, den Lauf der Welten berechnet, und durch eine innere Offenbarung ihres göttlichen Ursprungs sich bewußt ist; dieser Geist, dessen Gedanken über Gebirge und Meer fliegen, und zum Thron der Allmacht dringen, ist überall etwas für sich selbst Bestehendes. Er ist nun für sich da; nicht für etwas anderes, und als Theil desselben. Er macht für sich selbst gleichsam eine kleine Welt aus. Er hängt mit der übrigen Schöpfung nur vermittelst seiner Sinne zusammen. Rings um ihn her verändert sich Vieles; nur er bleibt und beobachtet es, und entwickelt darin eine Kraft. Wäre der menschliche Geist nicht für sich selbst geschaffen; wäre er nur zum Behuf anderer Dinge vorhanden: so würde er seinen Werth, sein Dasein verlieren, sobald die andern Dinge verschwanden, deren Theil er wäre. Der Geist ist nicht für den Körper, für diesen durch ihn belebten Staub, für dies Werkzeug, geschaffen, sondern der Leichnam ist für ihn da. Er muß ihn beleben und leiten.

Und dies merkwürdige Gefühl der Selbstständigkeit des Geistes, diese feste Ueberzeugung, er sei für sich selbst da und nicht ein Theil anderer Dinge, ist die innere, göttliche Bürgschaft seiner Unvergänglichkeit. So ist auch der erhabenste Geist, die Gottheit, welche uns schuf, kein Theil des Ganzen, kein Theil von etwas Anderm; sie ist für sich selbst — sie ist ewig.

Wer an der Unsterblichkeit seiner Seele zweifeln könnte, der zweifelte in einem Augenblick finsterer Selbstverwirrung, in einem Anfalle des Wahnsinns, an Deinem Dasein, o Gott!

Denn wenn wir die unvernünftigen Thiere betrachten, mit ihren blinden Naturtrieben, mit ihren vielfachen Geschicklichkeiten: so werden wir gewahr, daß Alles, was ihnen der weise Schöpfer wunderbar genug verliehen hat,

nothwendig und nützlich zur Erhaltung ihres Lebens und für ihren Zweck ist.

Wäre der menschliche Geist nur für diesen flüchtigen Augenblick des Erdenlebens geboren: so hätte er aller jener ausserordentlichen Vorzüge nicht vonnöthen gehabt, mit welchen er von Gottes Hand ausgestattet ist. Hätte er, gleich andern Thieren, nur die blinden Naturtriebe derselben bekommen, so würde er sich ebenfalls nähren und erhalten können.

Aber wozu nützen uns die herrlichen Anlagen unsers Geistes? Warum sind wir durch eine wunderbare Verkettung von Umständen gezwungen, diese Anlagen zu vervollkommnen? Warum müssen wir eine Erkenntniß Gottes haben, wenn dieser Gott, vor dessen Thron unser Geist anbetet, nicht unser ewiger Vater sein wollte? Warum legte die Hand Gottes die unvergängliche Sehnsucht nach Leben und Fortdauer tief in unsere Brust, wenn der Allbarmherzige sie nicht stillen wollte? — Wie, wären wir nicht unglückseliger, als das geringste Thier, mit unsern höhern Kenntnissen und Eigenschaften, wenn die Unsterblichkeit der Seele nur eine Täuschung wäre? Das Thier kennt den Tod nicht; es lebt unbekümmert um die folgende Stunde. Warum gab uns Gott, der Allweiseste, einen Blick in die Zukunft? — Zweifler, könntest du Gott lästern und sprechen: damit wir desto unglücklicher wären! — Gott hätte also seine Weisheit herrlich an Steinen, Thieren und Pflanzen offenbart, und beim Menschen sei sie zwecklos verloren? Die Thiere gelangen durch ihre niedrigen Kräfte zu so großer Zufriedenheit und Vollkommenheit, als es ihrer Natur nach möglich ist; aber der Mensch erreicht mit viel höherm Vermögen nicht den tausendsten Theil der Vollendung, zu welcher wir fähig sind. — Mit diesem Leben also ist unsere Bestimmung noch nicht erreicht und erfüllt. Wir tragen in uns den Keim zu einer Vollkommenheit ins Unendliche; so ist denn Unendlichkeit zugleich die Zugabe zu unserer Erschaffung, oder die Welt ist ein Chaos, die höchste Weisheit mit sich selbst im Widerspruch — ein Gedanke, der Wahnsinn wäre.

Du glaubst einen Gott. Und wolltest du, verwegener Thor, ihn in deiner Raserei aus dem wunderbar geordneten Weltall hinwegläugnen: jeder Stern, jeder Grashalm, dein innerer Richter, alle deine Schicksale, die Nationen des weiten Erdkreises in tausend Sprachen würden es dir zurufen: er ist! er ist!

Und ist ein Gott, ist er das vollkommenste, das heiligste Wesen — wie darfst du an seiner Gerechtigkeit zweifeln? — Wer aber an keine Fortdauer der Seele, an keine Vergeltung glaubt, die über den Sternen wohnt: der glaubt einen unvollkommenen Gott; glaubt, daß in der gefühlvollen Menschenbrust höhere Gerechtigkeit wohne, als bei dem Allerheiligsten.

Denn wie wollte es mit der göttlichen Gerechtigkeit bestehen, daß tugendhafte Menschen, fromme Christen, welche um der Tugend willen und ohne ihr Verschulden die schwersten Widerwärtigkeiten erdulden auf Erden, sie erlitten haben sollten, ohne eine Ausgleichung ihres Elendes mit höhern Seligkeiten? — daß Bösewichte, daß Tirannen der Menschheit in Herrlichkeit und Freude ihre Tage zubringen, und ungestraft ihre Nebenmenschen, ungestraft die Unschuld, ungestraft ganze Familien, ganze Völker mit Herzeleid und Drangsal verfolgen dürfen? — Wie, wenn für diese kein Richter, für jene kein Belohner in dem Weltall vorhanden ist: wer möchte es auf Erden wagen, tugendhaft zu sein?

Wohl sagt man, die Tugend belohne sich selbst — ach, aber nicht immer. Wie mancher opferte der Tugend alle Freuden des Lebens hin, und starb unter Schmerzen und Thränen, den göttlichen Gesetzen treu! Nein, die Tugend belohnt sich eben so wenig auf Erden schon immer selbst, als sich jedes Laster auf Erden immer selbst bestraft. — Aber duldende Christen, wie den frechen Sünder, wehen Ahnungen aus andern Welten an, und beide empfinden es: über den Sternen wohnt der ewige Vergelter!

Ja, über den Sternen wohnt der ewige Vergelter! Weine nicht länger, unglücklicher Freund der Tugend; verzage nicht, verlassene und verfolgte Unschuld! dein Tag des Triumphs wird kommen. Trage muthig dein Kreuz, wie Jesus, zum Grabe! — Auch du wirst ewig leben, wie er.

Wir sind unsterblich! Nicht ewig sind wir des Todes Raub. O ihr verwaiseten Kinder, warum klaget ihr trostlos über dem Grabe eures Vaters, eurer Mutter? — O Vater, o Mutter, warum härmest du dich über den Verlust deines gestorbenen Kindes? Es ist vorangegangen in bessere Welten. Du bist unsterblich; du wirst es wiederfinden. — Gott wollte es so. Dies Schicksal war ewige Vorherbestimmung im Weltplan. Gott wird auch dich rufen. Du wirst einst selig sein, während andere dir noch lange auf Erden nachweinen.

Wir sind unsterblich! Sünder, warum erblassest du? Unsterblich ist auch die Seele des Unglücklichen, den du mit deinem Haß, mit deiner Lästerzunge verfolgtest; unsterblich ist auch der Arme, dem du hartherzig die Hilfe versagtest, damit du in Wollust leben könntest; unsterblich ist auch die durch dich verführte und um ihre Lebensfreuden betrogene Unschuld; unsterblich ist, du Stolzer, dein Nebenmensch, welchen du, wie einen Wurm im Staube, zertratst.

Wir sind unsterblich! — O Christ, o stiller Nachfolger Jesu, auch die sind unsterblichen Geistes, denen du wohlgethan hast. Sie werden von dir zeugen vor Gott. Die Thränen, welche du vom Auge des Leidenden trocknetest, sie werden sich in deine Seligkeit verwandeln. Die Kinder, welche du mit frommem Sinn für die Ewigkeit erziehst, sie werden dir nie entrissen. Sie sind dir die verwandtesten Seelen hier und dort.

Wir sind unsterblich! Gott, mein Gott! namenlos barmherziger, weiser, gerechter Gott! — in dieser Hoffnung liegt meine ganze Erdenlust. In Deiner Welt ist kein Tod, sondern nur Leben! und was wir Tod nennen, ist nur Verwandlung. Dein ganzes Weltall ist Leben, Du selbst bist Leben, wie sollte ich in Dir sein und aufhören können? Du hast mich nicht für diesen Traum auf Erden ins Dasein gerufen — Du wähltest mir die Ewigkeit. Jesus, der Auferstandene, zeigt mir durch seine heilige Lehre dahin den Weg.

Er zeigt ihn mir durch die Unsterblichkeit hin zu Dir — zu Dir! — zu höhern Vollkommenheiten, denen Du mich bestimmt hast, zu denen ich mich in der Prüfungsschule des irdischen Lebens vorbereiten soll. (Kol. 3, 2.)

O, welche unbeschreibliche Heiterkeit bemächtigt sich meiner Seele! welches Entzücken gießt der Gedanke an ewiges Sein in mein Herz! Ihr Leiden des Lebens, ihr Stunden des Schmerzes, was seid ihr? — Vorüberflie-

gende Schatten, die keine Spur in mir hinterlassen; Mahnungen Gottes, festzuhalten an Jesu heiligen Weisungen; Mahnungen meines himmlischen Vaters, eingedenk zu sein meines Berufs zur Ewigkeit.

O mein Gott! fest will ich an Dir hangen. Ich bin durch Deinen Willen unsterblich; ich will, von Deinem heiligen Geist durchdrungen, der Unsterblichkeit würdig handeln. Ich will meine Fehler abschütteln, wie einen befleckenden Staub; ich will Gottes sein; weil ich unsterblich bin. Sehnsuchtsvoll strebe ich zu Dir empor, ewiger Vater! — nimm mich und die Meinigen in Deine Herrlichkeit auf! Amen.

337.

Warum muß uns das künftige Leben ein Geheimniß sein?

2 Kor. 5, 7.

Ich glaube, — doch, ach! hier im Staube,
Wie schwach ist auch der stärkste Glaube!
Wie schwankend oft noch mein Vertrau'n!
Zu früh will jetzt der Glaube schau'n.

Laß, o Du, meines Lebens Leben,
Laß Deinen Geist mir Zeugniß geben:
Tod ist nicht Tod für mich, ist nur
Veredlung sterblicher Natur.

Einst, ist's vollbracht das Erdenleben,
Wirst Du den Schleier mir erheben,
Den Schleier aller Dunkelheit,
Vom Angesicht der Ewigkeit.

„Wenn man," so spricht der Sterbliche oft, indem er sich an die künftigen Schicksale seiner Seele erinnert, „wenn man auch nur wüßte, wie es mit uns in jenem Leben werden würde! Wenn man auch nur einige Spuren hätte von dem Zustande des Geistes nach dem Tode des Leibes! nur einige Kenntnisse von seiner dortigen Bestimmung, nur einige Ahnung von der Beschaffenheit seines Aufenthalts, nur einige Vorboten von seinen Freuden oder Leiden in der Ewigkeit!"

Solche Fragen, solche Wünsche sind freilich sehr verzeihlich. Sie verrathen jedoch nicht sowohl eine edle Wißbegier der Seele, als vielmehr Vorwitz und Neugier. Denn die Wißbegier beruhigt sich leicht mit der Ueberzeugung: es kommt unfehlbar der Tag, an welchem du alles dies selbst erfahren und wissen wirst; und dann wirst du es erfahren, und wann es dir zuträglich ist. Aber die Neugier will sich deß nicht genügen lassen; sie will wissen, nur um ihr Gelüst zu stillen; sie gleicht dem vorwitzigen Kinde, welches zwar überzeugt ist, es werde zur bestimmten Zeit von seinen zärtlichen Aeltern beschenkt werden, aber doch unnützerweise früher, als die erwählte Zeit vorhanden ist, das Geschenk selbst errathen möchte.

Daher hat die Thorheit der Sterblichen zu keiner Zeit geruht, die Geheimnisse der Ewigkeit zu erklügeln. Daher sind über die Beschaffenheit des künftigen Lebens so vielerlei Vorstellungen und Träumereien entstanden, als Menschen waren, die sich unterfingen, darüber ihren Einbildungen freies Spiel zu lassen. Unter den Juden, wie unter den Türken, unter den Heiden, wie unter den Christen, herrschen die verschiedensten Vorstellungen vom Zustande unsers unsterblichen Geistes nach diesem Leben, Vorstellungen, welche oft die unwürdigsten für Gottes Größe und Majestät sind.

Einige meinen, die Seelen werden dort in einer beständigen sinnlichen Wollust leben, umringt von prachtvollen Gärten und Lusthainen, an reich besetzten Tafeln, wo sie nach Belieben schwelgen können. Andere glauben, die Seelen schlafen so lange im Grabe, bis das große Weltgericht beginnt und die Verstorbenen weckt, wo sie dann ihren Lohn empfangen. Andere bilden sich ein, daß die Seelen bis zum jüngsten Tage der Welt theils unter der Erde, theils in den Vorhöfen der Hölle, theils in der Luft, theils in der Nähe des Himmels umherirren, und die Macht haben, sich den lebenden Menschen zu gewissen Zeiten, besonders des Nachts, sichtbar zu machen, und sie als Gespenster ohne Grund und Ursache zu erschrecken. Wieder Andere träumen, die Geister der Vollendeten müssen in einem Paradiese umherwandeln, und finden das größte Vergnügen in der Erinnerung und Erzählung der Thaten ihres vergangenen Daseins. Noch Andere glauben, daß die Seelen, noch ehe sie in den Ort ewiger Freuden zugelassen werden, sich vorher noch von allen ihnen anklebenden irdischen Neigungen, Sorgen und Sünden müssen läutern lassen, damit sie ganz rein zur unendlichen Seligkeit eingehen.

Umsonst aber haben der Vorwitz und die Neugier der Sterblichen die Pforten der Ewigkeit bestürmen wollen, um das Verborgene zu entdecken. Es gelang ihnen nie. Undurchdringlich blieb die Finsterniß, mit welcher Gott das unbekannte Land der Zukunft verhüllte; und von den Todten kam noch keiner zurück, um der lüsternen Neugier des Menschen das heilige Geheimniß der Geisterwelt zu verrathen.

Inzwischen führten dergleichen thörichte Grübeleien niemals zu wohlthätigen und nützlichen Zwecken. Die Menschen quälten sich mit ihren eigenen Träumen. Sie schufen sich Schreckbilder mancherlei Art, die nirgends vorhanden waren, als in ihrer erhitzten Einbildungskraft. Sie bevölkerten ihre Phantasie mit Gespenstern und sichtbar sein sollenden Geistern, die sie in ihrer Furchtsamkeit überall zu sehen und zu hören meinten. Sie verbreiteten nicht das Reich der Weisheit, sondern das Reich des Aberglaubens; nicht das Reich Gottes, sondern das Reich des Irrthums und der heidnischen Fabelwelt. Sie dachten nicht so sehr darauf, Jesu in Gesinnungen und Handlungen ähnlich zu werden, als vielmehr sich über ihre Einbildungen und Meinungen unter einander zu streiten. Sie hofften zuletzt von langen und künstlichen Gebetsformeln, von Opfern und äusserlicher Zucht, von Fasten und Reinigungen mehr Heil, als von der Nachahmung Jesu, von tugendhaften Gesinnungen und Handlungen der Liebe. Sie setzten endlich den Werth und das Wesen des ganzen Christenthums mehr in Lehrbegriffe und in den Glauben, als in gottgefällige Werke, wie sie Jesus Christus in allen seinen Predigten, wie die Apostel Jesu sie in allen ihren Reden und Briefen forderten. Umsonst rief ihnen der heilige Apostel Jakobus zu: Was hilft es, lieben Brüder, so jemand sagt, er habe den Glauben, und hat doch die Werke nicht? Kann auch der Glaube allein selig machen? (Jak. 2, 14.) Umsonst rufst Du ihnen, o Jesus Christus, zu: Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen; sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. (Matth. 7, 21.) Sie beharrten in ihrer traurigen Weis-

heit; Aberglauben, abergläubige Gebräuche, Gebetsformeln, gottesdienstliche äussere Verrichtungen galten ihnen mehr, als Jesu Ruf, als Jesu warnende Liebe.

So sei denn fern von mir Alles, was nur Sache des Vorwitzes ist; fern von mir jede Vorstellung und Muthmaßung über den Zustand abgeschiedener Seelen, die mich zu abergläubigen, furchtsamen Empfindungen und Gebräuchen verleiten könnte. Ich habe auf Erden nur einen großen Offenbarer alles Göttlichen und Himmlischen; dieser ist Gottes Sohn, Jesus Christus, der Weltheiland. Er ist allein mein Licht, mein Leitstern in der Finsterniß, und alles Andere, was mir Menschen, so weise, so heilig sie auch sein mochten, von den Gegenständen des ewigen Lebens offenbaren wollten, war nur irdische Vorstellung, war nur ihre besondere Meinung.

Jesus aber, der ewige Genosse der Ewigkeit, der da ist der Anfang und das Ende, Jesus verhieß uns die Unsterblichkeit der Seele, ohne über den Zustand in jenem Leben etwas zu verkünden. Er lehrte nur, daß der Geist des Menschen nach seiner Befreiung vom Körper höhern und schönern Verhältnissen entgegeneilt, die ihm Gott bereitet hat von Anbeginn; darum sagte er zu dem Todesgenossen am Kreuze: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein! (Luk. 23, 43.) Er lehrte, daß die Geister sich hier auf Erden vorbereiten müssen zur Ewigkeit, daß sie schon hier dem großen Reiche Gottes angehören; daß das Reich Gottes nicht in äussern Zeichen bestehe, sondern in uns sei in tugendhaftem, vollkommenem Gemüth. Das Reich Gottes, sprach er, ist inwendig in euch. (Luk. 17, 21.) Er lehrte, daß, wie hienieden jeder Sterbliche sich einer höhern Vollkommenheit, eines schönern Verhältnisses würdig gemacht habe, er es in der Ewigkeit auch empfangen werde. Da wird Jeder gerichtet nach seinen Worten, Gedanken und Werken, und den Lohn empfangen, wie er ihn verdient. (Matth. 25, 34 — 46.)

Mit diesen Belehrungen über die Erwartungen, welche wir von der Ewigkeit haben sollen, soll und darf der Jünger Jesu sich genügen lassen. Er kennt den Werth des ewigen Lebens; ihn erfreuen die Verheißungen desselben. Wir wandeln hienieden noch nicht im Schauen, sondern im Glauben. (2. Kor. 5, 7.)

Und warum sollte ich nicht mit jenen Offenbarungen zufrieden sein? Warum sollte ich mich nicht gern mit dem beruhigen, was Jesus mir verhieß? Was sollte ich meiner unruhigen Neugierde mehr Gehör geben, als der Weisheit meines göttlichen Erlösers und Beseligers?

Hätte die Gottheit es heilsam erachtet für das menschliche Geschlecht, daß es Blicke hinüberwerfen und die Geheimnisse der Ewigkeit durchdringen könnte: so würden wir dieses Glück fürder genossen haben. Aber der Allerweiseste wollte es nicht; dies Vermögen, den Wandel der Geister bis in die Ewigkeit zu verfolgen, war folglich nicht unser Glück. Wir werden desselben beraubt, bis zu der großen Stunde, da wir selbst Genossen der Ewigkeit werden.

Dein Vorwitz also, das dunkele Räthsel von der künftigen Welt zu lösen, ist sträflich; ist deines Christenthums unwürdig; ist Mangel des Vertrauens zu Gottes hoher Weisheit und väterlicher Liebe. — Sei überzeugt, daß die Kenntniß dessen, was der Herr dir noch verhehlen will, dich unglücklich machen würde. So gibt es ja auch manches Geheimniß, welches Aeltern ihren eigenen Kindern hienieden verbergen, so lange dieselben noch im Stande der Unmündigkeit leben; sie sparen ihnen die Entdeckung davon für reifere Jahre auf. Eine allzufrühe Enthüllung des Geheimnisses könnte vielleicht für die Wohlfahrt ihres Hauses, für die Wohlfahrt ihres Kindes gefährlich werden. Wer möchte die Klugheit und Vorsicht dieser besorgten Aeltern tadeln, welche eben darin einen unzweifelhaften Beweis der Liebe ihres Kindes geben? Wird nicht einst in spätern Jahren das Kind selbst dafür den Aeltern danken müssen?

Und so ist es auch mit dem Menschen gegen Gott! Auch wir werden einst, wenn der Tod das dunkele Siegel des Geheimnisses bricht, der Weisheit des allliebenden Vaters unsern Dank stammeln. Auch wir werden die Eitelkeit unserer Bemühungen, die kindischen Einbildungen belächeln, welche wir uns wegen der ewigen Zukunft machten. Auch wir werden den Mangel des Vertrauens zur Gnade und Weisheit dann mit Recht bereuen.

So wenig wir auch noch hienieden im Stand sind, bei unsern beschränkten Einsichten die Rathschlüsse des Allerhöchsten und deren höchste Zwecke zu erkennen, ist es uns doch schon jetzt viel leichter, diese Zwecke zu ahnen, warum Gottes Hand vor unsern Augen dies Angesicht der Ewigkeit verschleierte, als es uns leicht wäre, diesen Schleier nur um ein Geringes zu lüpfen.

Je weniger wir dasjenige bestimmt kennen, was uns nach diesem Leben erwartet, je reiner, je uneigennütziger kann auf Erden unsere Tugend sein.

Was ist denn christliche Tugend? Was ist denn die Heiligkeit, welche Jesus von uns fordert? — Sie ist ihm nichts Anderes, als Selbstbeseligung, Selbstveredelung. Sie soll keinen andern Zweck haben, als sich selbst; sie soll kein Mittel werden, diesen oder jenen Vortheil zu erbeuten; sie soll nicht eine bloße Klugheitsmaßregel sein.

Was ist aber die Tugend, mit welcher ich Almosen an Arme austheile, um dafür Ehre bei den Leuten einzuärnten? — Feindschaften vermeide, um ruhig leben zu können? — Beistand leiste, damit man mir wieder beistehe? — gemeinnützige Handlungen verrichte, um zu Ansehen zu gelangen? — ehrlich handle, um Zutrauen zu gewinnen? — leutselig bin, um gelobt zu werden? — demüthig bin, um gepriesen zu sein? — Freundschaft denen beweise, die mir wieder Freundschaft beweisen können? — Ist dies Tugend im Sinne Jesu? — Nein, es ist nur Klugheit! Es ist nur Berechnung, wie man durch kleine Opfer einen größern Vortheil erobert. Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Und so ihr nur zu euern Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches? fragt Christus. (Matth. 5, 46. 47. — Nein, vollkommen sollt ihr sein, gleichwie euer Vater im Himmel ist; das heißt, ohne Eigennutz, ohne eure Tugend zu einem bloßen Klugheitsmittel zu erniedrigen; ohne einen höhern Lohn für eure Vollkommenheit zu erwarten, als der in dieser Vollkommenheit selbst schon liegt.

Wer die Tugend nicht um ihrer selbst willen lieben kann, o der hat die Tugend noch nie gekannt! Ein Kind, welches nur darum, nur dann gehorsam ist, wenn man ihm dafür etwas Gutes verspricht, ist kein weises, kein frommes, wohl aber ein kluges, ein eigennütziges Kind.

Gott ist vollkommen, weil er Gott ist, und die Voll-

kommenheit in sich selbst die höchste Seligkeit findet. Gott ist vollkommen, nicht um andere, äussere Vortheile zu gewinnen, und ist barmherzig, gnädig und gütig, nicht damit der Wurm des Staubes, der schwache Mensch, ihm dafür Verehrung leiste. So, in diesem Geiste nun, will Jesus, sollen auch wir vollkommen sein, wie es der Vater im Himmel ist.

Wir sollen uns durch alle Tugenden veredeln und heiligen, nicht um dafür durch etwas Anderes belohnt zu werden, sondern weil schon in dieser Veredelung und Heiligwerdung die Seligkeit des Geistes eingeschlossen liegt. Der Tugendhafteste, der Weiseste ist schon eben dadurch der Glücklichste, weil er der Edelste ist. Was er hienieden war, das ist, das bleibt sein Geist auch in der Ewigkeit. Das ist sein Lohn droben, daß er sich immer mehr der göttlichen Vollkommenheit nähern darf, daß er Gott ähnlicher geworden, und immer ähnlicher wird.

Wenn Jemand nichts Böses thut, aus Furcht vor Strafen: so ist er klug, aber nicht tugendhaft zu heißen. Wenn Jemand nicht stiehlt, aus Furcht vor den Fesseln des Gefängnisses, wer wird ihn fromm nennen? Wer wäre Bürge, daß er nicht stehlen würde, wenn keine Fesseln, kein Gefängniß vorhanden wären? — Wenn Jemand nicht sündigt, aus Furcht vor der Hölle, ist: er darum ein Gerechter? Oder wenn Jemand hienieden Gutes thut, in der Hoffnung, dafür in jenem Leben ausserordentlich belohnt zu werden: ist er darum ein Heiliger im Sinne Jesu? Wie, wenn er keine, oder nur schwankende Hoffnungen hätte, würde er dann noch so gut handeln? Ist seine eigennützige Tugend also viel anderes, als eine kluge Maßregel, wie er um einen geringen Preis ein großes Gut erkaufen, durch ein geringes Opfer von wenigen Minuten eine Ewigkeit voller Lust erwerben könne?

Nein, es ist Wohlthat, daß wir nicht die Ewigkeit schon mit irdischen Blicken durchschauen. Unsere Tugend kann dadurch um so heiliger und uneigennütziger auf Erden sein, weil wir, unbekannt mit dem, was kommt, ganz auf uns selbst beschränkt sein müssen.

Und zudem, wenn uns auch eine Offenbarung der künftigen Welt gestattet werden sollte, was möchten wir davon begreifen? — Wie wäre denn bei unserer jetzigen Lage, bei unsern an die Erde gefesselten Kräften die Erkenntniß des Ueberirdischen möglich? Wie kann der Sinnliche das Geistige umfassen? Alle Beschreibungen würden uns dennoch dunkel bleiben, weil uns alle Mittel der Vergleichung fehlen.

Wenn ein Reisender unsers Welttheils zu den rohen Wilden ferner Inseln des Weltmeers gelangt: wie will er denselben die Bequemlichkeiten, die geistigen Vorzüge des Menschen aus unsern Gegenden beschreiben, da davon kein Begriff in die Seele des Wilden je gelangt ist? — Wenn ein Sehender dem Blinden die Reize einer Landschaft, die prachtvollen Gestalten hoher Gebirge schildern will, an deren Fuße große Ströme Wassers glänzen, um deren Haupt die Wolken des Himmels im Strahl der goldenen Abendsonne schimmern — mit welchen Worten könnte er dem Blinden, der nie das Licht gekannt, den wunderreichen Zauber dieser Schöpfungen vorstellen? Der Blinde wird traurig in seiner Finsterniß verharren, und von Allem nichts begreifen. Nur größere Wehmuth wird seine Seele erfüllen, daß er des Glücks nicht theilhaftig worden ist, wie viele andere Wesen.

Wohlan denn, wir Sterblichen alle, sind wir denn mehr, als Blindgeborne für die auf uns harrende Herrlichkeit des künftigen Daseins? Dort sehen nur die Verklärten! Und wenn jener Vollendeten einer erschiene, wenn er uns die Größe, die Güte, die Majestät des Schöpfers in jenen seligen Welten schildern, wenn er uns den Zustand der vom Irdischen befreiten Geister vorstellen wollte — ach, würden wir ihn begreifen und verstehen können? Würden wir nicht in Wehmuth versinken, in Gedanken, daß andere Geschöpfe Gottes unendlich vollkommener und seliger wären, als wir? Würden wir nicht die Freuden, welche Gott uns schon hienieden gewährt, gering finden gegen diejenigen, welche er uns noch vorbehalten hat? O gewiß, mit weiser Hand verhüllte der Ewige den Glanz der Ewigkeit, welcher uns auf Erden noch nicht beseligen darf — denn wir würden minder glücklich sein, als wir sind, da unsere Wonnen, die wir empfinden, auch die größten sind, welche wir kennen.

Wäre uns ein Blick in die Seligkeit künftiger Welten gestattet, die Ungeduld, sie zu erreichen, würde uns das Hiersein verbittern. Wie leicht, wie bald wäre die Grenze des Lebens übersprungen! Wie viele Tausend Leidende würden in Augenblicken des Unmuths, uneingedenk ihrer Pflichten, diese Welt verlassen wollen!

Aber Gott wollte, daß wir auf Erden unsere Bestimmung erfüllen, so weit sie hienieden zu erfüllen ist, daß wir unsere irdische Laufbahn nicht freiwillig, nicht muthwillig verlassen, sondern sie bis an ihr äusserstes Ziel beenden. Daher stellte er als Wächter vor die verschlossenen Thore der Ewigkeit das Schrecken und den bangen Zweifel, und die furchtbare Stille des Todes, und die unaufhörliche Finsterniß!

Und diese Wächter treiben das Menschengeschlecht in seine Bahn zurück, daß es seinen Lauf vollende.

Umsonst quält uns jetzt das Ungemach des Lebens, umsonst die Sehnsucht und Ungeduld zur Wiedervereinigung mit unsern Freunden, die in das ewige Vaterland vorangingen: das Grausen, welches die Pforten der Ewigkeit umringt, wirft uns wieder zurück, und wir setzen die Erdenreise ruhiger fort.

Wäre jene Finsterniß nicht, wir würden den müden Seefahrern gleichen, welche auf dem stürmischen Meere nach einer langen Reise die Ufer der Heimath vor sich erblicken. Sie sehen die ruhigen festen Gestade, wo keine Stürme mehr den Untergang drohen. Schon sehen sie die blühenden Bäume und die friedlichen Hütten. Alle Sehnsucht, alles Heimweh erwacht. Ihre Augen schwimmen in Thränen wehmüthiger Wonne bei dem lange entbehrten Anblick. Sie zittern. Jeder Augenblick wird ihnen zum Jahr, ehe sie das Ufer erreichen. Ach, schon erkennen sie die Gattinnen, die Brüder, die Aeltern, die Kinder, die Geliebten, welche ihrer dort warten. Sie sehen die Arme derselben ihnen zum Empfang entgegenbreiten. Sie vernehmen aus der Ferne den Ruf der Liebe und Sehnsucht. Was hält sie noch, in diese Arme zu fliegen? sich satt zu weinen mit Freuden nach der langen Trennung an jener Brust, die zärtlich für sie schlägt? — O Heimath der Ruhe, o Freude, die wir so lange vermißten! so rufen Alle. Sie vergessen das Ruder des Schiffes, vergessen die Wellen des Meeres, die Klippen, die Brandungen rings umher, sie vergessen die Schätze,

welche sie auf der langen, mühsamen Reise einsammelten — sie stürzen sich voller Sehnsucht ins Meer, um desto schneller die Ufer der Heimath zu erreichen.

Das wäre das Loos der Sterblichen, wenn nicht der dunkele Abgrund sie von dem himmlischen Vaterlande zu ihrem eigenen Heil trennte.

Aber, o mein Gott! nicht immer trennt er mich von den theuern, heißgeliebten Seelen, die dort meiner warten! — Ich werde sie endlich erblicken, diese Ufer meines bessern Vaterlandes; ich werde sie endlich wiedersehen, die Theuern, an denen mein Herz hängt; dann werde ich ausruhen von den Gefahren und Mühseligkeiten, die ich auf dem stürmischen Meere des Lebens ertrug.

Ja, getrost, o mein Geist, Gott hat dir deine Ruhe bereitet! Gott hat dir deine Heimath bewahret! Du wirst mit Entzücken wiederfinden, was du hier verloren hattest. Du bist nicht einsam; ach, deiner harren schon die Geliebten. Sie winken dir mit den Palmen des Sieges, die du hier erkämpfen sollst. — Auf denn, mein Geist, vollende diesen Kampf! Erhebe dich durch Jesu heiliges Wort, mit Jesu heiligem Sinn zu jener Vollendung, durch welche du allein ein Bürger des schönern Lebens, der Genosse einer seligern Zukunft sein kannst! Er ist's ja, der dir ruft: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!

338.

Eine Freude in der Todesstunde.

Offenb. Joh. 14, 13.

Ich weiß, ich weiß, an wen ich glaube,
Und nahe mich gebeugt im Staube
Zu Dir, mein Herr, mein Gott, mein Heil!
Bin ich der Sünden all' entladen,
Wird mir die Hoffnung Deiner Gnaden,
So ist der Himmel ja mein Theil.

Und nah't sich dann mein letzter Schlummer,
Wohl mir, dann darf ich ohne Kummer
Hinab auf die Geliebten seh'n;
Und Keiner, der mich sah und nannte,
Wird es bereu'n, daß er mich kannte,
Und kalt an meinem Grabe steh'n.

Eins welket um das Andere hin: die Pflanze des Feldes, das Thier, der Mensch. Man kommt, man sieht sich um, man scheidet wieder von hinnen. Ob in der Blüthe und Fülle des Lebens, ob erst im spätern Alter von hinnen gehen — wer weiß es? Und zuletzt ist es einerlei. — Welchen Unterschied haben denn ein paar Minuten, ein paar Tage, ein paar Jahre mehr oder weniger? Was vorüberging, ist, als wäre es nie vorhanden gewesen. Der Staub des Kindes, der Staub des Greises liegen neben einander im Grabe — beide sind jetzt dasselbe. Ein anderes Menschengeschlecht wandelt jetzt über sie hin; weiß nichts von ihnen, redet nicht von ihnen, lebt, um bald auch neben ihnen zu liegen.

Das wissen wir Alle. Wir fürchten jenen Augenblick. Doch sträuben wir uns vergebens. Ob auf dem Schlachtfelde, ob auf dem Krankenbette, ob in der Mitte unserer Verwandten, ob im Kerker, — gleich viel, er erscheint gewiß.

Sich darüber täuschen — und nie auf den Augenblick hinsehen, ist eben so thöricht, als sich mit Sterbensgedanken quälen, und damit die besten Lebensgenüsse verbittern. — Aber das ist weise, wenn man sich für jenen bittern und gefürchteten Augenblick noch eine große Freude aufspart, in der endlich alles Bittere süß werden muß.

Daran denken freilich wohl auch viele Menschen: doch nicht immer wählen sie das Rechte. Oft sind sie in der Wahl dessen, was ihnen in der Scheidestunde wohl thun sollte, sehr einseitig.

Es gibt Viele, die ihr ganzes Leben hindurch sorgen und arbeiten, um Geld zu gewinnen, damit sie ihren Kindern ein ansehnliches oder doch nothdürftiges Vermögen hinterlassen können. — Das ist nun freilich sehr löblich. Es muß in der letzten Stunde und beim Abschiede von den lieben Seinigen allerdings eine große Beruhigung sein, wenn man weiß, es sei doch nun für sie gesorgt, wenn wir ihnen auch fehlen. Sie sind nicht ganz verlassen, nicht ohne alle Mittel; werden nicht als Bettler, als überlästige Geschöpfe in der Welt umhergestoßen; sind in den Stand gesetzt, ein ehrenhaftes, unabhängiges Leben zu führen. — Allerdings, dies ist große Beruhigung. Aber doch ist es nur eine geringe Freude. Denn das gute und böse Schicksal unserer Lieben hängt ja nach unserm Tode nicht vom Gelde allein ab, was wir ihnen hinterlassen. Es hängt noch weit mehr von ihren Geschicklichkeiten, von ihren Kenntnissen, von ihren Tugenden, von der Freundschaft der Menschen, vom Segen Gottes ab. Alle Geldsummen machen nicht glücklich, wenn wir nicht durch unsere Gemüthseigenschaften fähig sind, wahrhaft glücklich zu sein. Wohl sichert ein anständiges Vermögen unsere Kinder vor allzugroßer Abhängigkeit von Menschengunst und Menschenlaunen. Allein wer seine Kinder so erzogen hat, daß sie selbst unabhängig vom Gelde glücklich und zufrieden sein können, erst der hat ihnen einen wahren Reichthum hinterlassen, den nicht Diebe stehlen, nicht Zeitumstände vermindern, nicht Motten fressen können. Und endlich, wenn wir keine andere Beruhigung beim Abschiede von den Unserigen haben, als daß wir ihnen einiges Vermögen hinterlassen, mit dem sie sich weiter helfen können: wie wenig haben wir gethan! Das thun ja auch die Heiden. Wir leisteten nur unserer dringendsten Pflicht, unserm Ehrgeize Genüge.

Noch Andere pflegen sich für die Todesstunde eine Freude aufzusparen, deren sie sich für das ganze Leben sonst zu berauben hartherzig genug gewesen sind. Man hört gewöhnlich, daß Sterbende allen ihren Widersachern verziehen und sich mit ihnen aufrichtig ausgesöhnt haben.

Wohl ist Versöhnung mit Feinden eine hohe Seelenfreude. Es ist das Zeichen eines vortrefflichen Gemüths, wenn wir aus Stolz, oder Habsucht, oder in aufwallendem Zorn gekränkt haben. — Doch recht betrachtet, was ist eine Versöhnung mit unsern Feinden auf dem Sterbebette? — In der That, nichts ist sie, als eine Erklärung, mit ihnen Frieden zu machen, weil wir ihnen nun doch nicht mehr schaden können. Was wirst du von der Versöhnungslust eines Menschen halten, der dir, wenn er im Kerker sitzt, Freundschaft und Frieden gelobt, und wegen des Vergangenen deine Verzeihung wünscht? Was ist Versöhnung mit unsern Feinden, wenn wir auf dem Sterbebette liegen? Sind denn Alle die zugegen, welche wir während des Lebens bald durch Worte, bald durch Werke beleidigt haben? Gibt

ihnen denn unser Wille Genugthuung für die verdrußvollen Stunden und Tage, welche wir ihnen durch unser zänkisches und liebloses Wesen gemacht haben? Sind wir denn auch sicher, daß sie uns unsere Ungerechtigkeiten alle vergeben haben? Warum sparst du auf, was du an jedem Tage deines Lebens zu thun verpflichtet warst, und machest erst Freundschaft, wenn deine Feindschaft Keinem mehr gefährlich sein kann? Meinst du, dein bloßer, in der Angst des Herzens dir abgenöthigter Wunsch sei hinlänglich, die Seufzer der Beleidigten zurückzuhalten, daß sie nicht zum Himmel steigen zum Vergelter, deine Ankläger zu werden.

Wir hören von Andern, daß sie vor ihrem Sterben, wenn sie mit dem letzten Willen über die Vertheilung ihres Vermögens Anordnungen treffen, die Armen bedachten; milde Stiftungen oder andere öffentliche gemeinnützige Anstalten wohlthätig begabten; zuweilen eigene Verfügungen trafen, um das, was sie auf ungerechte Weise besaßen, an den wahren Eigenthümer zurückzubringen. — Es ist billig! — Man soll nicht mit dem Bewußtsein eines Verbrechens aus der Welt scheiden, das man noch auf einige Weise verbessern kann. Es ist löblich! Man soll mit dem, was hinterlassen wird, auch die Vermehrung des allgemeinen Wohls bedenken. Nicht unsere Blutsverwandten, nicht unsere Kinder allein sind unsere Verwandten und Kinder — alle Kinder Gottes, alle Erlösete Jesu sind es. — Inzwischen mag doch wohl die Freude traurig sein, wenn wir endlich das weggeben, was uns ohnehin der Tod verbietet länger zu haben. Warum, du Karger, Geizigsparender, gibst du nicht auch, da du lebest, und beförderst Glück und Freude? Da würde es dir ein Verdienst sein, was es in der letzten deiner Stunden nicht mehr ist. Die arme Wittwe im Evangelium, so wenig sie auch Vermögen hatte, brachte doch ihr Scherflein zum Gotteskasten. Du aber sparetest, um dein Gut zu vergrößern, und wurdest erst freigebig, als der Augenblick kam, da dir dein Erworbenes ohnehin nicht länger angehören sollte. Du, der sein Vermögen zu glänzenden Lustbarkeiten, zu Pracht und Wohlleben, zum Kitzel des Gaumens bei leckern Gastereien anwendete, und erst wenn Krankheit und Todesnähe dir die Kraft zur Ueppigkeit und Schwelgerei rauben, daran denkt, Nackte zu kleiden, Hungrige zu speisen: was hast du großes gethan? Du hörst auf zu schwelgen, weil du nicht mehr kannst, und gibst, was dir nichts mehr nützt. Deine Tugend ist wahrlich klein; wie hoffst du von ihr Versüßung der Todesbitterkeit?

Es ist ein Trost in der Sterbestunde, sich von seinen Geliebten und Freunden umringt zu sehen, und in den Thränen ihres Schmerzes das angenehme Geständniß ihrer Zuneigung und zärtlichen Anhänglichkeit zu lesen. — Doch kann uns dies wohl alles Herbe des letzten Augenblicks versüßen? Wer wird nicht traurig, wenn er einen Sterbenden erblickt? Man sieht ja auch selbst einen ganz fremden Menschen nicht ohne Rührung und Theilnahme in seinen letzten Athemzügen. — Und ist es denn ein Verdienst, ist es ein Zeugniß von unserm innern Werth, wenn Personen um uns weinen, die gewohnt waren, mit uns zu leben; mit denen wir immer in traulichen Verhältnissen standen? — Wäre nicht das eine größere Beruhigung, wenn wir im letzten Augenblicke wüßten: auch diejenigen werden trauern, wenn sie unsern Tod vernehmen, die niemals eigentlich Umgang mit uns hatten? — wenn die ganze Gemeine klagt: wir verloren einen redlichen Mitbürger, einen Beistand der Armen und Verlassenen, einen thätigen Beförderer alles Guten, einen angenehmen Gesellschafter, einen Menschenfreund im vollsten Sinne des Wortes.

Wahrlich, dies Bewußtsein ist in der Todesstunde eine der größten Freuden: daß wir nicht aus der Welt gehen, ohne von Jedem, der uns kannte, geachtet zu sein. — Es muß das Schmerzhafteste auf dem Sterbebette der Gedanke sein: Wohl mancher lebt, der da wünscht, er hätte dich nicht gekannt, er wäre nie in Verhältnissen mit dir gestanden.

Mit jenem unendlich süßen Troste, daß Keiner von denen, die wir hinterlassen, bereut, uns gekannt zu haben, starb einst Jesus Christus. Er starb den Tod der hohen Selbstaufopferung für das Glück aller Seelen; er starb den Tod unnennbarer Liebe selbst für die Undankbaren, die ihn noch verkannten. Er starb, aber selbst seine Verfolger bewunderten ihn; selbst seine Richter sprachen: Wir finden keine Schuld an ihm. Ein verwildertes Volk, im Sturme roher Leidenschaften, schleppte ihn zum Tode — aber Jerusalem weinte. Nach einigen Tagen ergriff strafendes Schrecken seine Feinde — und Tausende, die sich einst von ihm gewandt hatten, nahmen wieder ihre Zuflucht zu ihm. — Noch heute trauert, nach fast noch zwei Jahrtausenden, das durch ihn erlösete Geschlecht, wenn es das Andenken seines Leidens und Sterbens erneuert. Wahrlich das heißt in Gott sterben! das heißt noch lange im Tode sich vom Segen seiner Thaten begleitet sehen.

Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja der Geist spricht: daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach. (Offenb. Joh. 14, 13.)

Und dies — ja dies soll die letzte irdische Freude sein, welche sich jeder Weise, jeder wahrhafte Christ, für die Todesstunde aufsparen muß. Mit einem solchen Bewußtsein schläft es sich sanft ein.

Was heißt denn: in dem Herrn sterben? Es heißt, in Jesu Christi Sinn und Heiligthum sterben. — Was heißt in Jesu sterben? Es heißt nicht im Glauben an Gott und Jesum sterben — o die Teufel glauben auch und zittern! — sondern es heißt, ungetrennt von Jesu, ganz Eins mit ihm, und also auch in ihm sterben. Und wer kann in Jesu sterben, wer nicht in Jesu gelebt hat? Was heißt, in Jesu leben? Es heißt, in seinem Glauben, in seinem Geist und Sinn leben, so leben und handeln, wie er in unsern Verhältnissen selber gelebt, gedacht, gehandelt haben würde.

Nur wer im Herrn gelebt hat, kann einst im Herrn sterben. Nur wer im Herrn stirbt, ist selig zu preisen; der ruhet von seiner Arbeit aus, — er ruhet aus, nicht von Vergnügungen, vom Streben nach Geld, nach Ehre, nach Bewunderung, nach Pracht und Glanz, sondern von der Arbeit für anderer Menschen Wohl und Freude. Und er ist selig zu preisen: denn seine Werke folgen ihm nach.

Sie folgen ihm nach zur Todesstunde. Da ist ihre Erinnerung sein letzter Trost. Da gibt ihm der Gedanke an ein frohes Scheiden die Beruhigung: Ich hinterlasse von Allen, die mich überleben, Keinen, der es bereuet, mich gekannt, mit mir in naher oder entfernter

Berührung gestanden zu haben. Ich hinterlasse Keinen, der froh ist, daß ich aus der Reihe der Lebendigen wegging, weil ihm mein Dasein drückend und verhaßt war. Nein, ich trete aus einem Kreise werther Menschen, denen allen ich, wo nicht immer Gutes, doch wissentlich kein Böses zugefügt habe. Ich that im Leben, was ich konnte. Ich dachte oft bei meinen Handlungen: Würde Jesus so gehandelt, so gedacht, so gesprochen haben an meiner Stätte? Ich lebte im Herrn, darum sterbe ich im Herrn. Mein Jesus lebt, ich werde auch leben. Selig ist, wer so stirbt, denn seine Werke folgen ihm nach.

Sie folgen ihm nach zum Grabe. — O, wo gibt es in der Welt ein schöneres Leichengefolge, als das Gedächtniß unserer Tugenden bei denen, die noch nach uns sind; wenn unsere Freunde mit weinenden Augen noch lange rühmen, wie gut wir waren; wenn noch lange unsere Mitbürger und Mitbürgerinnen unser ehrenvoll gedenken; wenn selbst Fremdlinge, indem sie von uns hören, bewegt werden und sprechen: Wahrlich, selig ist dieser Todte zu preisen, denn herrlich folgen ihm seine Werke nach! — Ja, sie folgen ihm nach; sie verwandeln sich in Segen über seine nachgelassenen Kinder und Kindeskinder. Sein Name, der im Andenken der Mitbürger hochgeachtet lebt, ist die beste Empfehlung für seine hinterlassenen Verwandten. Man vergilt noch gern dem verstorbenen Vater, der verstorbenen Mutter in ihren Kindern. Man ehrt die Aeltern noch in diesen. Wehe dem, der den Seinigen, die er liebt, nichts als Geld und Gut hinterlassen kann! Geld und Gut verfliegen. Aber ein durch große Tugenden ehrwürdig gewordener Name ist ein Heiligthum, das weder die Flamme des Krieges, noch die List des Betrügers, noch die Ungerechtigkeiten der Großen, noch die Gewalt der Bösewichte zerstört. An dies der Gedanke des Sterbenden, und im Tod schmeckt er die lauterste Seligkeit; er fühlt es, seine Werke folgen ihm nach.

Sie folgen ihm nach in das bessere Leben, jenseits der Todesstunde. Denn — es zittere der Sünder, und Entzücken durchglühe den Gerechten! — es wohnet über den Sternen ein ewiger Vergelter. Er lebt, auch ich werde bei ihm leben. Was ich den geringsten von meinen und Jesu Brüdern gethan, das habe ich ihm gethan. Gott vergilt! — Der stille Dank durch mich geretteter Unglücklichen, durch mich getrösteter Leidenden schallt hinüber in den Himmel; die Thräne der Rührung oder Freude, welche ein gefühlvoller Mensch über das gute Werk weint, das ich ohne Ruhmsucht stiftete, glänzt dort; das tief empfundene, leise Lob, welches Lebensgenossen, ohne daß ich darnach strebe, ohne daß ich es hier nur vernehme, über meine nützlichen, menschenfreundlichen Werke aussprechen, tönt mir dort entgegen. — Ach, welche Seligkeit muß das Herz des Sterbenden erfüllen, wenn er denkt: Weit entfernt, daß unter denen, die mich überleben, ein Einziger mein Andenken verwünscht, darf ich vielmehr glauben, es wird Mancher mit Liebe von mir reden!

Sterben werde ich! — es ist gewiß! Aber werde ich in der Abschiedsstunde diese hohe Freude genießen, welche dem Edeln die Bitterkeit des Abschieds versüßt? — Sollte ich es nicht wünschen? — Was fürchte ich mehr als jenen letzten Augenblick? Warum sollte ich nicht alles Angenehme in denselben hineintragen, wenn es in meiner Gewalt steht? O selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben!

Und wie, wenn nun in der künftigen Nacht mein letzter Schlaf wäre? wenn in einem Monat? — wer weiß denn die Stunde, da ihn Gott von der Arbeit abruft! — hätte ich dann die eine, die süßeste und letzte aller irdischen Freuden?

Wenn ich jetzt stürbe, könnte ich mit dem Bewußtsein mein Haupt niederlegen auf das Sterbekissen: ich hinterlasse Niemanden in der Welt, den es gereut, mit mir in irgend einer Verbindung gewesen zu sein? — Ist Niemand da, den ich durch Worte, Beispiele und Handlung zu einer Sünde verleitet habe? — der sich meiner nicht erinnern kann, ohne im Stillen roth zu werden vor Scham? Ist Niemand da, dem ich durch schadenfrohes Geschwätz, durch leichtsinnige Urtheile, durch unüberlegten Spott in der Hochachtung bei seinen Mitbürgern schadete? Ist niemand da, der sich ärgert, wenn er meinen Namen hört, weil ich wohl boshaft seinen guten Namen verleumdete aus Verkleinerungssucht? Ist niemand da, von welchem ich vielleicht nicht jetzt noch ein auf ungerechte Weise mir zugeeignetes Gut besitze? Vielleicht fordert er es mir nicht ab: vielleicht habe ich es so hinterlistig empfangen und behalten, daß er selbst nicht davon weiß: soll ich einen so ungerechten Besitz, auf dem kein Segen ruht, meinen Erben hinterlassen? Ist Niemand da, dem ich durch meine Launen, durch mein unzufriedenes, zänkisches, herrschsüchtiges Wesen das Leben oft schwer und freudenlos machte? Ist niemand da, der sich einst beklagen wird, daß ich seine Erziehung so übel besorgte? Ist niemand da, den ich beleidigte, und habe ich mir seine Verzeihung zugesichert? Ist niemand da, der mich beleidiget hat, und hasse ich ihn noch, lebe ich noch in Unzufriedenheit mit ihm? —

Sterben werde ich — das ist gewiß. Aber werde ich im Herrn sterben? Habe ich im Herrn gelebt? O, ich muß mein Angesicht vor Dir schamvoll verhüllen, Herzenskundiger, Alleserforscher, allheiliger Vergelter! denn ich fühle, indem ich mich selbst prüfe, daß ich nicht ganz vorwurfsfrei bin. Ich habe noch Vieles gut zu machen, das ich böse gethan. Ich habe noch Vieles gut zu machen, das nicht vergessen sein darf. Ich habe nicht immer in Dir, mein Jesus, gelebt, — wie könnte ich nun freudig in Dir sterben? Es war mir leicht, jedem meiner Bekannten durch irgend eine gute Eigenschaft gefällig, in irgend einer vortheilhaften Stunde nützlich zu sein — und doch geschah es nur selten. Oft geschah wohl leider das Gegentheil! Ach, ich wage kaum daran zu denken.

Aber, vernimm es, allgegenwärtiger Gott, ich will daran denken; ich will verbessern, ersetzen und das Versäumte nachholen. Ich will in meinem Jesu leben, um einst, schon selig in der Todesstunde, im Herrn entschlafen zu können, mit dem Bewußtsein: es bleibt Niemand übrig, den es gereut, mich gekannt zu haben. Darum gilt auch mir das Wort vom Himmel: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja, der Geist spricht: daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach!

339.

Betrachtung bei den Gräbern der Geliebten.

Lukas 23, 46.

Lebensfunke, der Gottheit entglüht,
Der vom Staube zu trennen sich müht,
Zitternd kühn, von Sehnsucht leidend,
Gern und doch mit Schmerzen scheidend,
Suchest du die Himmelsspur.
Ende, Vater, den Kampf der Natur.
Laß mich sanft ins wahre Leben,
In die Heimath überschweben.

Horch, mir lispeln Geister zu:
Schwesterseele, komm zur Ruh!
O, was weht mich sanft von hinnen,
Daß die Sinne mir zerrinnen?
Seele, sprich, ist das der Tod?
Mich umzittert Morgenroth,
Mich umsäuseln fremde Klänge,
Sind es himmlische Gesänge?

O daß ich schreib' hinauf, hinab,
Ueberall ist Licht und Gott;
Ha, wo ist dein Sieg, o Grab?
Was vermag dein Pfeil, o Tod?

Gern weihe ich euch, o ihr früher Hinübergegangenen, ihr meine geliebten Verklärten, ihr Unvergeßlichen meines Herzens! — gern weihe ich euch meine Gedanken. Denn meine Sehnsucht zu euch lebt, bis ich selbst nicht mehr hier im Staube lebe. Ihr seid es, die ihr, wie mit Engelshänden, das Jenseits an das Diesseits des Grabes für mich fester zusammenknüpfet, mir Rosen auf mein einstiges Sterbelager streuet und das Bild des Todes von seinen Schauern entwaffnet. An euch denken, auf euch hoffen, ist eine Vermehrung meiner Glückseligkeit hienieden, ist einer der köstlichsten Theile meiner innern Religion.

Ich weiß es wohl, schon in frühern Zeiten, wenn die Heiden sahen, wie die ersten Christen über den Gräbern ihrer verstorbenen Geliebten beteten; auch wohl in unsern Tagen, wenn das Christenthum an Gott und Ewigkeit mahnt, nannte man die Religion Jesu eine ernste, schwermüthige Religion, nicht dazu geeignet, Frohsinn, Lebensgenuß und Zufriedenheit mit dem Augenblick zu gewähren. Darum wandten sich Viele von ihr ab. — Allein ihre Verächter kannten sie nicht, oder beurtheilten sie nach der traurigen Ansicht und weinerlichen Stimmung einzelner Priester, welche sich darin gefielen, mit den Schrekken des Gerichts, mit dem Elend der Verdammten zu drohen, und mit der Erinnerung an die Ewigkeit Entsetzen in die Seele zu gießen. Sie predigten eine Gottheit, die so zornmüthig, unerbittlich und rachsüchtig sein sollte, als sie selbst waren.

Doch der Gott des Christenthums ist der Gott der Liebe und Freude, denn er ist der Vater seiner Erschaffenen. Die Religion Jesu ist die Religion der Liebe und Freude, denn sie muntert zur harmlosen Fröhlichkeit, zum Genusse der göttlichen Vatergeschenke, zur Zufriedenheit auf; ihr Zweck ist Vollendung der Seligkeit, und selbst was alle Kreaturen am meisten zu scheuen pflegen, den Tod, entkleidet sie von aller seiner Furchtbarkeit, und läßt ihn uns nur als einen Engel der Liebe und Freude erscheinen, der keineswegs unser Dasein enden, sondern erhöhen will. — Es möge der Heide, der Verspotter des Christenthums vor dem Tode zittern: dem getrösteten Weisen kommt er als ein freundlicher Gottesbote. Und darum beschäftigen sich die Christen gern zuweilen mit dem Hinblick auf ihn, nicht weil der Gedanke ihnen Schwermuth gibt, sondern ein Vergnügen höherer Art, welches durch Erwartungen einer noch schönern Zukunft den Genuß der Gegenwart reizender macht. Dann ist ja die Freude immer am reinsten und lebendigsten, nicht wenn wir an ihr ein grausenhaftes Ende, sondern ihre unwandelbare Fortsetzung voraussehen. Und dies ist der Christen Glück.

Mag uns auch bei den Gräbern unserer verstorbenen Geliebten, und wenn wir uns im Geiste zu ihnen hin versetzen, eine stille Wehmuth beschleichen. Diese Wehmuth ist kein Leiden der Seele, sondern eine liebliche Erhebung des Gemüths durch Sehnsucht und Entzücken. Wisset ihr nicht, daß auch die Wonne wehmüthig sein, und die stumme Freude ihre Thränen haben kann? Wollet ihr diese Empfindungen einen Schmerz heißen, o so ist es ein süßer Schmerz, der mehr Genuß bringt, als manche rauschende Lustbarkeit, und den nur derjenige nicht zu würdigen versteht, der noch niemals ihn empfand. Wisset ihr nicht, daß, wenn ein zartes Gemüth am tiefsten von einer Freude durchdrungen wird, es zur Wehmuth am gestimmtesten ist, und daß die Empfindungen der Wehmuth das Herz immer am liebsten für eine heitere Ruhe und stille Seligkeit aufschliessen?

Wenn der Vater, wenn die Mutter neben dem Grabe ihres verstorbenen Lieblings hinsinken, oder wenn ihnen der Anblick mancher Kleinigkeit, die der geliebte Todte im Leben gern hatte, sein Andenken lebhafter hervorruft; wenn ein frommes, gefühlvolles Kind nach dem Heimgang des Vaters oder der Mutter irgend etwas von den Theuern aufbewahrt, wie ein Heiligthum zur Erinnerung; wenn sich zärtliche Gatten nach der Trennung am Grenzstein des Lebens und der beglückten Ehe nicht vergessen können, nicht wollen, und der Ueberlebende noch einen Ring, noch einen Namenszug aufbehält von der theuern, ihm entrissenen Hand, wie ein Sinnbild der treuen Zärtlichkeit, wie ein Zeichen der ewigen Unzertrennbarkeit ihrer Seelen; wenn früh geschiedene Liebende, wenn Freunde, Brüder, Schwestern ihre Verklärten noch in stiller Einsamkeit verehren; wenn da ihre Seufzer noch den treuen Schatten nennen; wenn da ihre Thräne, wie sie den Augen heiß entquillt, noch treue Liebe über dem Grabe schwört: ist da Schmerz und Elend oder ein ernstes himmlisches Vergnügen? Warum, wenn nicht eine heilige Wonne in diesen Seufzern und Thränen läge, würde der Mensch, welcher so scheu vor jedem Unangenehmen ist, sie so gern suchen?

Nein, nein, es ist kein Schmerz in dem Gedanken an euch, o ihr meine Entschlafenen; wo treue Liebe ist, da ist auch treue Seligkeit. Ich Unvollendeter hange noch mit Inbrunst an euch; ich gedenke euer noch hier im Staube mit der alten Liebe. Ach, ihr, in euern herrlichen Verhältnissen droben, ihr, vollkommener jetzt, als ich bin, solltet ihr nicht auch meines treuen, liebenden Herzens gedenken? wäre es denn eine Vergrößerung eurer Seligkeit, wenn ihr nicht mehr lieben dürftet, die euch lieben? Würde er, der Allliebende, welcher gefühllose Sterne und Welten magnetisch zusammenbindet, und allen lebendigen Wesen unter der Sonne das Gefühl der Freundschaft zum schönsten Gute macht, die Herrlichkeit besserer Welten mit Vernichtung treuer Liebe beginnen, die das

Gesetz seiner ganzen Schöpfung ist? — Nein, nein, aus der Zeit und Ewigkeit begegnen sich treue Seelen liebend, und bieten einander die Hand über den Gräbern. Ich habe euer nicht vergessen; und ihr wisset um meine Liebe, um meine Thränen, um meine Seufzer, in denen euch die Sehnsucht ruft. Ihr wisset um meine unsterbliche Zärtlichkeit; ihr erwiedert sie in der Erhabenheit euers bessern Seins.

Fliesset immerhin, ihr Zähren der Wehmuth; blutet immerhin von neuem, ihr alten, tiefen Wunden meines treuen Herzens! Ach, die von mir schieden, sie waren euer wohl würdig. Ihr seid gleichsam das heilige Opfer, und das Einzige, was ich ihnen noch darbringen kann. Es ist mir süß, zu glauben, daß sie, denen es gilt, es kennen und lieben. Rinnet, o Thränen, brechet wieder auf, ihr blutenden Herzwunden! In euch verblutet sich noch die Sinnlichkeit und meine Anhänglichkeit an den Nichtigkeiten des Erdenlebens; in euch verbluten sich auch der unedeln Leidenschaften viele, welche den Freuden und Leiden dieser Zeit einen höhern Preis geben möchten, als sie verdienen. Ich werde in Gedanken an die Verklärten selbst verklärter, und eine feierliche Zufriedenheit wird herrschender in meinem Gemüth. — Nur da wird diese Zufriedenheit nie einkehren, nur da wird der Schmerz um die Verstorbenen zur dumpfen Verzweiflung, wo der Glaube an Gott und Ewigkeit fehlt, und der Mensch, von seinem Wahnsinn geblendet, die Möglichkeit träumt, den Todten sei Alles todt und Alles genommen. Da ist die Thräne hoffnungsloser Traurigkeit eine feierliche Anklage der Grausamkeit des höchsten Wesens, und zugleich eine Erklärung, daß der Mensch liebevoller und edler sei, als die Gottheit selber, die, Alles belebend und vereinend, über den Sternen thront.

Es ist wohl thöricht, wenn der Trauernde; indem er an die ihm entrissenen Geliebten denkt, sich nur ihre Gestalt vorstellt, wie sie im Leben und Umgang so holdselig war, und nun kalt, fühllos, mit Erde belastet, im Grabe liegt; wenn er eingedenk ist ihrer herzlichen, ehemaligen Zuneigung, die nun schweigen muß, ihrer ehemaligen Fröhlichkeit, ihres Wohlgefallens an diesem und jenem, was ihnen das Erdenleben darbot, und was sie nun verloren haben und nie wieder empfinden sollen. Als wenn es der Leib wäre, der geliebt, als wenn er der Staub wäre, der sich gefreut hätte! — Selbst im Thiere ist es ja nicht das von der Erde Gewonnene, es ist nicht Fleisch und Blut, was die Freude empfindet, sondern etwas Höheres, was darin wohnt.

Wer den Verstorbenen darum beweint, daß er nicht mehr, nicht länger die ihm ehemals lieb gewesenen Annehmlichkeiten des Hierseins genießt, gleicht in der That einem Kinde, welches einen erwachsenen Freund betrauert, der von ihm reisete, um in die Arme seiner Aeltern, seiner Braut, oder zum Antritte einer höhern Ehrenstelle zu eilen; ihn betrauert, daß er nun nicht mehr an den bisherigen kindlichen Spielen mit ihm Theil nehmen kann, oder wohl gar, statt des abgereiseten Freundes, das nun verwaiset und unbrauchbar da liegende Spielzeug beklagt und beweint. — Wer will Mitleiden haben mit dem, was schon an sich todt, und gar nicht zu leiden fähig ist? — Und dies ist der Leib, die Hülle der Seele, das Kleid des von uns abgereiseten Freundes.

Mag es aber nicht wohl zuweilen der Fall sein, daß wir in unserer Trauer, voll seltsamer Selbsttäuschung und in ganz verkehrtem Mitleiden, die äussere Gestalt, den Leib, beweinen, aber den ihn ehemals beseelenden Geist hingegen vergessen? Denn gedächten wir des Geistes, wie könnten wir ihn als todt beklagen, da er lebt?

Oft rinnen wohl auch unsere Thränen aus Mitleiden über den Schmerz, welchen unser Geliebter in der letzten Krankheit, oder noch in der Todesstunde dulden mußte. Hier scheint unsere Empfindung gerechter zu sein. —

Ich glaube aber, auch hier herrsche viel Selbstbetrug der Sinne und der Einbildungskraft. Ich kann nicht glauben, daß der Tod, das eigentliche Scheiden des Geistes vom Leichnam schmerzhaft an sich selber sei. Er ist es gewiß nicht mehr, als die Krankheit, an der man stirbt; und doch sind die gefährlichsten Krankheiten immer die am wenigsten schmerzvollsten, so schauderhaft ihr Anblick auch zuweilen für alle Umstehenden ist. Denn wir erfahren ja immer von denen, welche wieder genesen, daß sie in denjenigen Augenblicken, wo sie dem Tode am nächsten zu sein schienen, am allerwenigsten empfunden oder gewußt haben, was mit ihnen vorging. Wir wissen, daß Personen, wenn sich in schmerzlichen Krankheiten die Zeit ihrer Auflösung näherte, allmälig ruhiger wurden. — Wir wissen, daß Viele, die an schleichenden Krankheiten, oder vor Altersschwäche unmerklich absterben, so sanft hinscheiden, daß ihre Auflösung ein wahres Einschlummern zu sein scheint. — Folglich kann das Sterben für sich selbst kein Schmerz sein — sonst wäre es wohl immer ein solcher; auch nicht schmerzhafter als die Krankheit, an der der Sterbende litt, sonst würde nicht mit der Todesnähe jene Ruhe, jene milde Betäubung, die dem Schlummer ähnlich ist, eintreten. Wenn wir nun denjenigen, der von einer Krankheit wieder genesen ist, nicht nachher noch mit Jammer und Thränen wegen der Leiden seiner Krankheit untröstlich beklagen: warum wollen wir es bei dem thun, der durch die weiche Hand des Todes vom Schmerze befreit worden ist? War denn die Krankheit und ihre Pein nicht immer dieselbe, es sei nun der Leidende von ihr genesen oder gestorben? Freilich denkt man: aber der Gesundgewordene findet nun in neuen Lebensfreuden wieder Ersatz für sein überstandenes Leiden! — Wie? glaubst du, der verklärte Geist des Verstorbenen finde nicht in seinen höhern Verhältnissen weit größern Ersatz? Glaubst du, Gott sei nur gerecht gegen die, welche auf Erden leben, und ungerecht gegen die übrigen Wesen seines Weltalls: ungerecht gegen die, welche er mit Vaterliebe zu sich rief, da ihre Zeit auf Erden vollbracht war? — Wie Christus sterbend am Kreuze zu Gott rief: Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist! (Luk. 23, 46.) so rufe auch ich am Sterbebette oder bei der Todesnachricht von Freunden und Geliebten: Vater, in Deine Hände befehle ich ihren Geist! Du bist ihr Gott, wie hier, auch dort; Du warst ihr Gott, ehe sie Dich kannten; liebtest sie, ehe sie Dich liebten.

Wer den Tod nicht fürchtet, empfindet den Tod nicht, und nicht jene Angst, welche den Lebenden anwandelt, wenn er den Sterbenden sieht. Kinder, welche vom Tode nichts wissen, sterben still hin, ohne den Tod zu sehen. Sie finden in ihm nur das Ende ihres kranken Zustandes. Sie können vielleicht unter Krämpfen und Verzuckungen hinscheiden; aber diese sind nichts als ein für die Umstehenden schauderhaftes Spiel der Muskeln, von dem die Kranken selbst gar nichts wissen. Was

kann zum Beispiel empörender für das Gefühl der Zuschauer sein, als die Krämpfe und Zuckungen in der fallenden Sucht? Allein es ist bekannt, daß diejenigen, welche damit behaftet sind, so ängstlich sie auch bei dem Anfall stöhnen und die Augen verkehren, dennoch von dem Allen keinen Schmerz haben, ja sich des Zufalls kaum recht bewußt sind.

Nur wer den Tod fürchtet, der empfindet ihn, oder vielmehr sein Herannahen. Das bange Gewissen zittert vor dem Augenblick des Gerichts. Es steigt mit dem Eintritte des Todes zugleich die Verzweifelung des Gemüths aus dem Schmerze allzuspäter Reue empor. Es liegt etwas unnennbar Schreckliches in dem Gedanken, dann, wenn die ganze Welt mit ihren Freuden von uns abfällt, nicht beten zu können: Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!

Doch thut man Unrecht, wenn man immer die scheinbare Bangigkeit des Sterbenden oder ihr ruhiges Entschlafen für eine Folge des Wandels hält, den sie in dieser Welt geführt haben. Es lehrt uns ja die Erfahrung, daß die liebenswürdigsten, unschuldigsten Kinder oft mit anscheinender Schmerzlichkeit verscheiden, und daß umgekehrt die entschiedensten Böswichte mit anscheinbar äusserlicher Ruhe ihren letzten Athemzug aushauchen. Was wir als Augenzeugen am Sterbelager erblicken, ist meistens die Wirkung von dem Verhältnisse der Krankheit zum Körper und dessen Lebenskräften. Was im Geiste des Verscheidenden vorgeht, während von aussen Betäubung herrscht, wer mag es ergründen? Wer schon ruchlose Verbrecher zum Tode führen sah, die in der Fülle ihrer Kraft das Leben schliessen sollten, sah sie ernst, schweigend, in scheinbarer Ruhe den letzten Gang thun. Wer aber möchte glauben, daß ihr Inneres das Glück der Ruhe empfunden hätte?

Die Vorstellungen selbst frommer Menschen von ihrer künftigen Auflösung sind gemeiniglich nur dadurch ängstlich, daß sie ihrer Einbildungskraft zu viel einräumen, und von ihr lernen wollen, wie ihnen dann zu Muthe sein werde. Es ist ihnen darin etwas Schauderhaftes, daß sie nun alles Liebe und Gewohnte und Wohlbekannte auf Erden verlassen, und gegen das Fremde, Unbekannte vertauschen sollen. Allein diese Aengstlichkeit würde verschwinden, wenn sie mit der Weisheit Gottes, die aus allen Einrichtungen der Natur hervorleuchtet, vertraut wären. Sie würden in dem, was sie für unbekannt halten, etwas sehr Bekanntes, etwas Erfreuliches finden. Sie würden wissen, es sei das neue Leben abermals ein Geschenk vom Vater im Himmel, und ein noch reizenderes, als er es uns mit dem irdischen Dasein machte. Bist du nicht vom Vaterherzen deines Alles liebenden, Alles wohl besorgenden Vaters überzeugt? Warum zitterst du denn? — Zittert denn das Kind vor der Weihnachtsgabe, die es von seinen Aeltern empfangen soll, wiewohl ihm das, was es erhalten wird, noch ganz unbekannt und neu ist? So ist auch das bessere Loos, das uns Gott bestimmt, eine väterliche, freundliche Gabe, die wir mit Vergnügen und fröhlicher Zuversicht erwarten sollen. Wenn der Mensch als Säugling eintritt in das gegenwärtige Leben, das er doch noch nie gesehen und empfunden; wenn ihn da die liebende Mutter zum erstenmal bewillkommend an ihre Brust drückt; wenn sich der Vater mit Zärtlichkeit und Lust über den Ankömmling hinbeugt, und ihn segnet, erschrickt er da vor dem Fremden und Unbekannten? Wie gütig, wie geliebkoset wird er doch von Allen begrüßt! Wie unmerklich wird er nach und nach mit allen den neuen Dingen vertraut, die ihn umringen! Denke dir nun, der Mensch habe schon einmal in irgend einer Welt, und vielleicht in weit vollkommenern Verhältnissen, gelebt, ehe er hier auf Erden erschien: wo hat die Erde so viel Befremdendes für ihn? — Ach, in dem Leben jenseits der Todesstunde wird unser Empfang an Güte und Freundlichkeit demjenigen gleichen, welchen wir hienieden hatten; ihn vielleicht an Anmuth übertreffen. Dort ist schon unser Glück bereitet, dort schon für unsere Lust gesorgt. Haben wir dort nicht schon die Lieben, welche uns erwarten?

Warum soll ich daran zweifeln, — zweifeln, weil ich es nicht kenne? — Hat Gott nicht schon für mich und meinen Empfang und für mein Loos auf Erden gesorgt, ehe ich geboren ward? Wer dachte denn an mich, ehe ich da war? Wer maß mir meine Freuden zu, ehe ich noch das Herz dazu trug? Wer maß mir meine Leiden zu, ehe ich noch Thränen kannte? War es nicht der Ewige, der Alliebende, mein Vater? Wie nun? und er, der meiner gedachte, ehe ich war, ehe ich ihn kannte — er sollte mein vergessen, nun ich bin? mich verlassen, nun ich ihn wieder liebe, und seinen Vaternamen stammele? Er sollte mich versäumen, nun ich ihn im Tempel seiner Schöpfung bewundere und anbete?

O nein, Vater im Himmel, das kannst Du nicht, das willst Du nicht! Du kannst, Du willst nicht die Geister, welche Du erschufst, verstoßen, wenn sie kaum zur Erkenntniß ihres und Deines Daseins gekommen sind! Du warst ihr Gott, ehe sie waren; Du bist ihr Gott, so lange sie hienieden sind; Du wirst ihr Gott sein, wenn sie in ihre erhabenern Bestimmungen eintreten, die Du ihnen bereitet hast von Anbeginn der Welt! — Mit Entzücken, mit Vorgefühl unnennbarer Freuden gedenke ich dort hinüber, wo auch Du bist, mein Gott! wo auch sie sind, die Theuern alle, die Du meinem Herzen hienieden gegeben hattest! — O welch ein Augenblick, der Augenblick meiner Verklärung! Welch eine Seligkeit im Wiederfinden aller meiner Lieben, welche Du, Vater, mir verbunden! — Ich werde es einst mit dem Zittern der Freude stammeln: Vater, Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist! Amen.

340.

Der Gedanke an die Ewigkeit.

1 Tim. 6, 12.

Erinn'rung der Unsterblichkeit,
Umschwebe meine Seele,
Begeistre mich zur Heiligkeit,
Erscheine, wenn ich fehle!
O Gottes göttlichstes Geschenk,
Dein bin ich immer eingedenk,
Warum sollt' ich verzagen?

O, wenn du einst vollendet bist,
Dann wirst du's ganz verstehen,
O Seele, wie Gott gnädig ist;
Frohlockend wirst du's sehen.
Dann ist, was dich hier zittern macht,
Enthüllt von jedes Schattens Nacht,
Ganz Herrlichkeit und Wonne!

Vielleicht von Allem, was die Religion Jesu Christi von heiligen Gegenständen unserm Geiste zur Betrachtung darbietet, fesselt nichts so sehr die Aufmerksamkeit, als die Lehre und Hoffnung der Unsterblichkeit der Seele. — Denn die Sehnsucht und Liebe des Lebens ist tief in jedes menschliche Herz gesenkt. Mag dies Erdenleben auch noch so reich an Mühseligkeiten sein: der Sterbliche will es nicht fallen lassen. Mag der frömmelnde Heuchler die schöne Gotteswelt immerhin ein Land des Jammers, ein Thal der Thränen nennen: er verweilt noch gern in diesem Thränenthal, welches er zu verachten scheint, und schaudert vor dem Tod, welchen er oft rühmt, weil er ihn von den Leiden dieser Welt befreie. Die Hoffnung des Lebens lächelt den Sterbenden noch bis zum letzten Athemzuge an; begleitet noch dem Missethäter oft zum Richtplatze, und versüßt dem Verbrecher die Bitterkeit des Kerkerlebens.

Eben diese Sehnsucht zum Leben, welche allen Sterblichen ein geheimes Grausen vor ihrer Todesstunde einflößt, erfüllt sie auch mit dem Glauben an die Fortdauer ihres Geistes nach der Vernichtung des Leibes. In eben dieser Sehnsucht, womit die Weisheit des Schöpfers uns, mit fast unzerreißbaren Banden, an dies Dasein auf Erden festhält, offenbarte sie zugleich allen Gemüthern ihre erhabene Bestimmung. Alle Völker, wenn sie einmal gleichsam aus dem dumpfen Saylummer thierischer Rohheit erwacht sind, umfassen mit Inbrunst die Vorstellung eines Lebens jenseits des Grabes. Alle Religionen, selbst die Religionen wilder Völkerstämme, predigen einen Zustand der Seligkeit oder des Urtheils in einem künftigen Leben. Gewisser, überzeugter aber ist der Christ. Er hat dafür, neben den Offenbarungen Gottes durch die Vernunft, auch die Offenbarungen Gottes durch seinen Sohn Jesum Christum. Wie Jesus den Tod überwand, so werden auch wir den Tod überwinden, und das Verwesliche vertauschen mit dem Unverweslichen.

Auch der Leichtsinn kann den Gedanken an die Ewigkeit nicht hinwegscherzen. Auch der lauesie Christ, welcher in dieser Welt lebt, als würde er ewig auf Erden wohnen, wird von der Erinnerung an sein Grab überrascht. Auch der Bösewicht, welcher, versunken in seinen Leidenschaften, Thorheiten und Lastern, allen Witz aufbietet, alle Scheingründe ergrübelt, um den vergeltenden Gott aus dem Weltall hinwegzuläugnen, und das Fortdauern des Wesens, das in seinem Körper denkt und will und wunderbar wirkt, wie eine Fabel zu verspotten, — auch er wird, wider seinen Willen, mitten in Zerstreuungen, von dem Gedanken an Gott und Ewigkeit überrascht. Es überwältigt ihn dieser Gedanke als eine unzerstörbare, ewig dauernde Wahrheit. Er denkt ihn und schaudert. — Die Teufel glauben es auch und zittern! sagt der Apostel Jakobus. (Jak. 2, 19.)

Daß der Sterbliche nicht allein für dieses kurze Leben vorhanden sei; daß er nicht bloß dem Irdischen, sondern auch einer höhern Weltordnung, einer geistigen Welt angehöre, dafür bürgen ihm drei Zeugen, die er mit allem seinem Leichtsinn, mit allem seinem Witz, mit aller seiner Macht nicht aus dem menschlichen Geschlechte verbannen kann; und diese drei Zeugen unter allen Völkern des Erdbodens sind: die Allgemeinheit des Glaubens an einen Gott, die Allgemeinheit des Gewissens oder des innern Richters unserer Handlungen, und die Allgemeinheit des Glaubens an die Ewigkeit. — Diese sind es auch, welche wir als Erzieherinnen des menschlichen Geschlechtes betrachten müssen, und als ihre Erhalterinnen.

Denn wahrlich, was würde diese Welt sein ohne jene drei großen Gedanken? Was würde den Menschen, dieses in seiner Wuth umzähmbare, Alles verheerende Thier, bändigen und zähmen können, wenn diese drei großen Gedanken aus der Welt verschwunden wären? Denket euch die Sterblichen mit ihren wilden, Alles zerreissenden Begierden sich selbst überlassen, ohne Glauben an Gott, ohne Empfindung des Rechts und Unrechts, ohne Vorstellung einer Fortdauer nach dem Tode — welches Leben, welches Eigenthum wäre dann noch sicher? — welcher Eidschwur wäre verbindlich? welches Gesetz mächtig? welche Heeresmacht furchtbar? welche Unschuld heilig? welche Thräne rührend? Unterm Himmel würde eine Hölle ihre Schrecken entfalten. Gewalt, Hinterlist und Tirannei würden die Alleinherrschaft üben. Der Meuchelmord würde den Herrscher und Beherrschten ins Grab stoßen. Der Erdball würde bald öde und entvölkert da stehen, wie er war, ehe der Fuß eines Sterblichen ihn betreten hatte.

Wenn nun der Gedanke an die Ewigkeit schon so mächtig und zaubervoll auf die wildesten der Menschen wirkt — was muß er für den Christen sein, der, eingeweiht in Jesu Offenbarung, in Jesu Reich, auf Erden wenig, dort Alles zu erwarten hat? Was muß er für den Christen sein, der mit Christo sprechen darf: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, meine Heimath ist nicht diese Erde, sondern das ewige Wohnhaus Gottes, der hohe Himmel, ist mein Vaterhaus!

Und doch — wer wird es läugnen? — erregt die Erinnerung an den Tod und an den Zustand der Seele im künftigen Leben auch bei frommen Christen nicht allezeit diejenigen Empfindungen, welche sie ihrer Natur nach erregen sollte. Oft beugt er das Gemüth zu tief; oft erregt er allzugroße Verachtung des Erdenlebens; oft entartet er in ein fruchtloses Forschen und Nachdenken über den Zustand der Seele nach dem Tode, und verleitet zu allerlei trüglichen Einbildungen; oft verbittert er uns den Genuß unserer besten Freuden hienieden.

Das Alles soll der Gedanke an die Ewigkeit nicht. Aber wie soll ich ihn denken? — wie soll er auf mich wirken? — was muß er für mich sein?

Der Gedanke an die Ewigkeit muß für jeden Christen gleichsam wie ein vertrauter Freund sein, daß er weder lästig fällt, wenn er kommt und oft nahet, noch daß er erschreckt, wenn wir ihn lange nicht hatten, und er unverhofft bei uns eintritt.

Soll er dies für uns sein, so müssen wir uns auch schon ganz vertraut mit ihm gemacht haben. Wir müssen ihn genau kennen. Wir müssen wissen, was wir von ihm zu hoffen oder zu fürchten haben? Nur der vertraute Freund allein wird von uns jederzeit, so oft oder so selten er auch erscheine, mit freundlichem Lächeln, das ihm Willkommen sagt, empfangen.

Der Christ soll also den Gedanken an das künftige Leben zu seinem Vertrauten machen. Er muß ihn daher nie von sich entfernen, wenn er erscheint. Er findet ja in ihm nichts, als einen Erinnerer an die ewige, unabänderliche Bestimmung, der wir mit jeder Stunde,

mit jedem Schritt um eine Stunde, um einen Schritt näher treten.

Zudem ist es durchaus unausweichlich, wir begegnen diesem Gedanken fast täglich. Das frische Grab des Kirchhofs und die welke Blume; die Nachricht von den Todten einer Schlacht oder von der Krankheit eines Bekannten; unser Gang zur Erfrischung erschlaffter Kräfte, oder unser Abendgang zum Schlafe; das Haus, in welchem wir wohnen, und worin schon Mancher vor uns starb, und die Erinnerung an Aeltern, Gatten, Kinder, Geschwister, Freunde, die vor uns hinübergingen — Alles, Alles führt uns zu dem Gedanken an das dunkele Jenseits.

Kann er nun für uns kein Fremdling sein, wohlan, so werde er unser Vertrauter. Wir müssen unsere Vorstellungen über die Ewigkeit in uns selbst berichtigen; wir müssen uns klar denken, was dieselbe für uns sein wird, und was wir für sie sind.

Nicht, daß wir über die Beschaffenheit des künftigen Lebens, über die Art, wie und wo unsere Seele dann sein werde, in fruchtlose Grübeleien eintreten. Dies ist nicht nothwendig, um mit dem Gedanken an die Ewigkeit vertraut zu werden. Dergleichen Untersuchungen führen zuletzt doch immer nur den Weisen zum Gefühl seiner menschlichen Beschränktheit, zur Wahrnehmung von den Schranken seines Verstandes; — und den Thoren zu bunten, verworrenen Spielen seiner Einbildungskraft; zu Vermuthungen ohne sichern Grund; zu Träumereien, die sogar für schwache Gemüther der Seelenruhe gefährlich werden können; zu Schwärmereien, die schädlichen Einfluß auf unsere Denk- und Handlungsart haben können, oder der Gesundheit des Leibes Nachtheil bringen.

Millionen Menschen dachten, o Sterblicher, vor dir an die Geheimnisse des künftigen Daseins, und erforschten sie niemals. Denn der Schleier, welchen die Hand Gottes davorzog, ist undurchsichtbar. Auch du mit deinem Nachdenken wirst das dunkele Jenseits nicht durchdringen, nicht eher, bis Gott dich ruft. — Verwirf also die thörichten Versuche, über die Natur deiner Seele in der Ewigkeit, über ihren Aufenthaltsort nach der Sterbestunde, über ihre Beschäftigungen nach dem Tode Licht und Aufklärung zu erhalten. Achte weder der Reden, noch der Schriften solcher, die sich über dergleichen dem menschlichen Auge verborgene Dinge ein Gespinnst von Träumereien erfanden, oder wohl gar glaubten, was sie mit thörichter Vermessenheit schwärmten, in Stellen der heiligen Schrift bewiesen zu sehen. — Ach, wie wollen sie die Geheimnisse des ewigen Lebens ergründen, sie, deren blöde Geistesaugen noch nicht einmal die wunderbaren Dinge dieser Welt, die geheimnißvollen Einrichtungen der Schöpfung enträthseln können, die sie hienieden alle Tage erblicken? Wie dürfen sie sich weiser dünken, als die höchste Weisheit, welche unsere Zukunft nicht ohne Ursache in wohlthätige Dämmerungen verhüllte? — oder mächtiger zu sein, als die Hand des Herrn, welche den Vorhang vor den Wundern der Ewigkeit hält?

Sich vertraut machen mit dem Gedanken an die Ewigkeit, heißt: so oft ein Anlaß erscheint, sich daran erinnern, daß wir geboren sind für die Unendlichkeit des Lebens; daß Gottes unerschöpfliche Vaterliebe unendlich ist, wie das Dasein unserer Seele; daß die Hand, welche uns schon hier auf Erden so mancherlei Freuden und Entzückungen verlieh, auch dann nicht ärmer an Schätzen sein werde, wenn wir uns zum Genusse höherer Vollkommenheiten würdig und empfänglich gemacht haben; daß die Gnade des allmächtigen, alliebenden Schöpfers, die seit Ewigkeit über das unermeßliche Weltall waltete, und auch unsern Geist aus dem Nichts hervorrief, durch Ewigkeiten fortwalten wird; daß mit diesem unerschütterlichen Vertrauen auf ihn jede Verwandlung unsers Schicksals, also auch die Verwandlung, welche im Tode mit uns vorgeht, für uns Wohlthat sein müsse; daß wir nur dann eines schönern Looses jenseits der Sterbestunde gewärtig sein können, wenn wir uns desselben würdig gemacht haben; daß wir dort edler stehen werden, wenn wir hienieden nach der Anweisung des göttlichen Jesus edler, vollkommener geworden sind; daß, weil wir hienieden, je mehr wir an Weisheit und Tugend wachsen, größere Seligkeit empfinden, auch dort namenlose Seligkeit unser Lohn sein werde; daß, wenn wir die Seele hienieden vernachlässigen, und nur diejenigen Triebe, Wünsche und Begierden erfüllen, welche unser Leib uns einflößt, wir uns selbst zur Unvollkommenheit, zu einem traurigern, schrecklichern Schicksale nach dem Tode verdammen; daß, wer hienieden seine Seele vernachlässigt, dort, und hätte er auch hienieden die ganze Welt gewonnen, der Aermste sein müsse, weil im Geisterreiche nur Geistesschätze, nicht irdische Herrlichkeiten, gelten.

Dies ist es, was die heilige Schrift lehrt. Dies ist es, was Jesus, der Weltheiland, der Weltenrichter lehrt, wenn er sagt: Und es werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens; die aber Uebels gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts. (Joh. 5, 29.) — Darum, meine lieben Brüder, seid fester, unbeweglich, und nehmen immer mehr zu in dem Werke des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergebens ist dem Herrn. (1 Kor. 15, 58.)

So der Gedanke an die Ewigkeit gedacht, wird er jedesmal unzertrennlich in uns mit dem Gedanken an die Verbesserung unseres Gemüthes verknüpft sein. Wir werden niemals an das heilige Jenseits uns erinnern, ohne zugleich an die Frage: Aber ich, werde ich dort ein herrlicheres Dasein verdient haben? Hat sich meine Seele in Jesu geheiligt, daß sie dort mit Freudigkeit jedes Loos erwarten darf?

Denn an die Zukunft des ewigen Lebens denken, ohne an unsere Würdigung zu derselben, wäre eine Selbsttäuschung, wäre ein todter Glaube. Aber der Gedanke an die Ewigkeit, wenn er uns reizt zu allem Edeln und Guten, ist schon hier ein Engel, der uns auf Jesu Bahn führt, auf Gottes Wegen. Dann wird er, je weiter wir in unserer Vollkommenheit und Besserung vorschreiten, für uns ein Gedanke stillen Vergnügens, ein Gedanke voll himmlischer Beruhigung.

Er wird dann nie in uns erwachen, ohne von dem Gedanken an das Wiederfinden jener geliebten Seelen begleitet zu sein, die wir hienieden kannten. Wir werden nicht an die Ewigkeit denken, ohne daß uns die Erinnerung an einen früh hinübergeeilten Freund, an unsere theuern Aeltern, an unsere Kinder, an unsern Gatten, unsere Geschwister, mit Entzücken durchschauert. Ach, die höchste, unendliche Liebe, Gott, der die Liebe selbst

ist, Gott, der auf Erden unsere Seelen sich finden ließ und so innig verband — wird er uns droben trennen? Wird er Seelen trennen, die er für einander geschaffen hatte, dort, wo Gott abwischen will alle Thränen von ihren Augen, und der Tod nicht mehr sein wird, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen mehr sein werden? (Offenb. Joh. 21, 4.)

Der Gedanke an die Ewigkeit wird nie in uns erwachen, ohne verbunden zu sein mit der Erinnerung an unsere höhere Bestimmung. Wir werden nicht an die Zukunft denken können, ohne an die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit des Allen, mit dem wir hienieden zu thun haben. Wir werden in ruhigere Stimmung über das gerathen, was uns gegenwärtig betrübt. Wir werden lebhafter als sonst fühlen, daß es thöricht sei, sich ungemessenem Schmerze über Dinge preiszugeben, die uns niemals gegeben, sondern nur geliehen wurden. Denn Alles, was wir auf Erden haben, erwerben, genieſſen, gehört nicht uns, sondern der Erde. Wir sind nur für kurze Zeit Nutznieſſer davon. Nur die erhöhte Vollkommenheit unsers Geistes, wozu Alles, was uns auf Erden verliehen wird, nur Hilfsmittel ist, nur diese Vollkommenheit, diesen Selbstadel des Geistes rettet der Geist, weil er von ihm unzertrennlich, weil er das selbst ist, weil er der Ewigkeit und nicht dem kleinen Punkte dieser Zeit und des Sternes angehört, den wir Erdball nennen.

Wenn aber der Gedanke an die Ewigkeit den Gedanken an die Nichtigkeit des Lebens erweckt: so soll er uns darum nicht gleichgültig gegen die Reize und Schönheiten des gegenwärtigen Daseins machen. Er muß uns nicht mit Schwermuth und Trübsinn, nicht mit Verachtung dieser Welt erfüllen, sondern vielmehr zum weisen und frohen Genuß alles dessen ermuntern, was Gottes Gnade uns Gutes schenkt. Warum sollten wir auch ein Leben verachten, welches doch ein Geschenk aus der Hand des uns zärtlich liebenden Schöpfers ist? Warum sollten wir eine Welt verachten, die Gott schuf, und mit unzähligen Wundern schmückte? Wäre es nicht tadelhaft, wenn das wißbegierige Kind die Schule verschmähen würde, aus Begierde, bald weise und einsichtvoll zu sein? Welch ein Widerspruch! Nun denn, eben so groß ist der Widerspruch, in welchen wir verfallen, wenn wir uns die Freuden zu genieſſen scheuen, oder sie verachten, in Erwartung der bessern, die Gott uns einst gewähren will. — O Mensch, du kleine, niedrige Pflanze, keime, grüne, entfalte deine Blätter und Zweige erst, ehe du in höchster Vollkommenheit prangen willst.

Statt uns vom heitern Genusse dieses Lebens und seiner Schicksale zu entfernen, soll der Gedanke der Ewigkeit uns vielmehr dazu ermuntern. Statt uns von diesem Leben zurückzustoßen, soll er uns daran fesseln. Denn hier ist unsere Vorbereitung für die Zukunft, hienieden zwischen Glück und Unglück, zwischen Blumen und Dornen unsere Bildungsschule für die Ewigkeit. Wie beklagenswürdig ist die Feigheit oder der Wahnsinn des Selbstmörders, welcher, vom irdischen Ungemach gequält, die Bande mit frecher Hand zerreißt, die ihn an dies Leben binden, weil er der Hoffnung ist, dort werde er ein besseres Schicksal finden! Wer gab ihm denn hienieden das Schicksal? Gab er es sich selbst durch eigene Vergehungen: wie darf er erwarten, dort ein höheres, besseres, vollkommeneres Wesen zu sein, als er hienieden war? Oder gab Gott ihm prüfend das Schicksal: warum wollte er sich den Leitungen seines weisen Schöpfers und Vaters entziehen? Wähnt er, der Allweiseste werde nun dieses Eigensinns, dieser feigen Weichlichkeit willen seine Rathschlüsse ändern? Glaubt er, Gott und den göttlichen Leitungen zu entrinnen?

Der Christ, im Vertrauen auf die Vaterhand, welche ihn leitet, im Glauben an die Unsterblichkeit seines Geistes, eine Unsterblichkeit, welche allen Menschen geoffenbaret ist, wird, was ihm hienieden des Guten und Bösen geschieht, was er hienieden erwirbt, Freunde, Güter, Würden, Feinde, Armuth, Schmach, Alles nur als Mittel zur Erhebung, zu Reinigung seines Gemüths gebrauchen. Er wird diese Erde, die Schule lieben, worin er sich zu einem höhern Stande vorbereiten soll. Er wird einst ohne Furcht und Schrecken das Ende seiner Wanderung herbeinahen sehen.

Wenn aber dies Verwesliche wird anziehen das Unverwesliche, und dies Sterbliche wird anziehen das Unsterbliche, dann wird erfüllet werden das Wort, das geschrieben steht: Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? — Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christum. (1 Kor. 15, 54. 55. 57.)

Einst schwingt mein Geist sich auf vom Staube
Zu meinem Heile, das ich glaube,
Zu Dir, o mein Messias, los!
Einst nimmst du meinen Leib, o Erde,
Damit ich ganz unsterblich werde,
In deinen mütterlichen Schoos.

Wie wird mir dann? — — Welch süßes Leben!
Von welcher Welt bin ich umgeben?
Was werd' ich? — o, was soll ich sein?
Entzücken strömet durch mich nieder:
Das bin ich? — · das sind meine Glieder?
Der Glanz der Göttlichkeit ist mein?
Ich bin verklärt — erlöst vom Staube!
Weß Thron ist dort? — Wer ruft mir zu?
Ach, das ist Gott, an den ich glaube,
O, mein Messias, das bist Du!

Herr, ewig währet Deine Treue!
Dir dank' ich, daß ich mich erneue,
Ich komme nicht in Dein Gericht.
Heil mir, mein Feind ist nun bezwungen,
Der Tod ist in den Sieg verschlungen:
Auch ich, ich bleib' im Staube nicht!
Heil mir, Herr, Dein ist Macht und Ehre:
Dein ist's, Messias, daß ich bin! — —
Ich menge mich in Deine Chöre,
Und eil' ins Halleluja hin.

341.

Deutungen aus der Ewigkeit.

Erste Betrachtung: Der Hingang zum Vater.

Joh. 14, 28.

Du bautest eine Hütte mir,
Gedanken da zu sammeln,
Und da zuerst, mein Gott, von Dir
Und Deiner Huld zu stammeln;
Und, immer mehr veredelt, mich
In Deinem Lob zu üben,
Und getrieben
Von Deinem Geiste, Dich
Stets inniger zu lieben.

Nicht sterben! Ja, nicht sterben, Gott!
Des bessern Lebens Glauben
Soll keines bangen Zweiflers Spott
Von meinem Herzen rauben.
Ich werde sterben, aber dann
Wirst Du zu Dir mich führen;
Triumphiren
Wird meine Seel', und kann
Im Tode nicht verlieren.

Nur sehr ungern mag der gewöhnliche Mensch an Tod und Grab denken, und doch erinnert ihn so viel daran! Man spreche von Verstorbenen; oder begegne einem Trauerzuge, welcher dem Sarge zur Beerdigung folgt; oder höre von Bekannten, welche die Welt verliessen; oder denke seiner eigenen Geliebten, deren Asche nun ruht im Schoos der Erde — immer werden wir dann erinnert, daß auch wir schlechterdings von der allgemeinen Einrichtung der Natur keine Ausnahme machen können. Wer nie ohne Schauder an seine Sterbestunde gedacht hat, ist so gut, so sanft entschlafen im Arm der Auflösung, als der sich nach ihr sehnte. Und doch erinnert sich der gewöhnliche Mensch nur ungern an Tod und Grab. Es ist so natürlich. Wäre auch die angeborne natürliche Lebensliebe nicht so heftig und innig in jedem Sterblichen, als sie wirklich ist: wie sollte nicht Abneigung gegen Todesgedanken entstehen, da sie von Allem das Gegentheil sind, was uns in dieser Welt Freude macht? Der Tod endet unsere Hoffnungen, vernichtet unsere schönsten Entwürfe, trennt uns von unsern süßesten Gewohnheiten, nimmt uns von unsern Aeltern und Kindern, Brüdern, Freunden und Freundinnen mit unbarmherziger Gewalt hinweg. Ach, er hat uns schon manche unserer theuersten Kleinode des Lebens entrissen.

Und wenn dem nun also ist: warum wollen wir uns durch die öftere Erinnerung an Grab und Tod denn noch die wenige Lust verderben, die wir im Leben haben? Geniessen wir doch die Freude noch diesen Augenblick, da sie uns blüht, ohne sie uns selber muthwillig zu verderben! — Dies ist die Sprache Vieler. Ja, ihrer Viele sind, welche eben daraus der christlichen Religion einen Vorwurf machen wollen, daß sie trauriger Art sei, und immerwährend an die Hinfälligkeit des Lebens, an Tod und Gericht mahne.

Aber fürwahr, wer nicht heiter über den Tod denken kann, der hat auch noch nicht heiter und deutlich über das Leben gedacht. Wem der Tod ein dunkeles und eben deswegen widriges Bild ist, dem ist auch das Leben selbst ein verworrenes Räthsel; der ist mit sich selber noch nicht einig, warum er da sei, und was das Leben für ihn bedeute. Es kommt nicht darauf an, was wir, um als vernünftige Wesen zu gelten, gern denken, sondern was wir denken müssen. Aber die Religion ist's, welche uns das Räthsel des Lebens auflöset, und eben dadurch zum Räthsel des Todes den Schlüssel gibt. Weit entfernt, daß das wahre Christenthum den Menschen niedergeschlagen und trübsinnig mache: durch Todesbetrachtung erhebt es seine weisen Bekenner über jeden Schmerz, über jede Furcht, und macht uns fähig, ohne Rücksicht auf die nahe oder entfernte letzte Stunde des Lebens, die mannigfaltigen Freuden desselben mit dauerhafter Ruhe zu geniessen. Wenn dies die Religion Jesu in der That vermag: warum sollen wir sie tadeln? Warum wollen wir Gedanken meiden, welche sich doch unwillkürlich aufdrängen? Es hat Jeder schon verloren in seinem Lebenslauf: wie will er es verhüten, sich daran zu erinnern? Es ist das Leben selbst, es ist unser Herz, welches uns an die schmerzlichen Verluste mahnt; aber die Religion ist's, welche uns durch ihre erhabenen Ansichten des göttlichen Alls und des göttlichen Wirkens tröstet, und mit unserm Verluste versöhnt.

Wen zählst du von den theuern Deinigen schon unter den Vollendeten? Vielleicht einen Vater, der dein irdischer Schutzengel gewesen? eine Mutter, die dich über Alles hochgeliebt hat? Vielleicht einen Bruder, der noch unter tausend grünen Hoffnungen an deiner Seite wandelte? Vielleicht eine Schwester, die deine andere Seele war? Vater, Mutter, ihr Betrübten, vielleicht ein Kind, die süßeste Blüthe und Erwartung eures Lebens? Oder einen edeln Gatten, eine treue, fromme, liebende Gattin? — Wen zählst du von den theuern Deinigen schon unter den Vollendeten? Wie? ist dir das Andenken des Geliebten nicht mehr theuer, daß dich der Gedanke des Todes schreckt, wenn er dich in einsamen Stunden beschleicht? Dein Herz hat bei dem schweren Verluste geblutet, die Wunde ist noch nicht geheilt. Ach, es gibt Wunden, die nie im Leben wieder vernarben. Es ist ein irriger Gedanke, daß die Zeit endlich jede heile. Aber was sie nicht heilen kann, dessen Schmerz weiß doch die Religion Jesu durch den heilenden Balsam zu mildern, welchen sie darauf träufelt.

Es ist möglich, daß dich in einem stillen, gemüthlichen Augenblick der Gedanke an deine eigene Auflösung und Verwesung mit einem unwillkürlichen und unüberwindlichen Schauer überströmt; daß sich jede Faser sträubt in dir gegen die angedrohte Vernichtung. Ja, es kann dir, übermannt vom Grausen, selbst für den Augenblick wünschenswerth scheinen, lieber kein Dasein empfangen zu haben, als es verlieren zu müssen. Doch diese unangenehmen Empfindungen sind nicht Wirkungen der traurigen Ansicht, welche die Religion gibt, sondern deine eigene natürliche Neigung zum Leben. Aber eben das Christenthum hebt alle Schrecken des Todes auf, indem es uns einen Blick in eine Zukunft werfen läßt, wo Leben, Wirksamkeit und Freude athmen, wie heute und hier. Erschien der welterleuchtende Heiland vergebens, um uns über unsere Unsterblichkeit und Bestimmung zu beruhigen?

Und wie schilderte er den Tod, dessen Schrecken er so furchtbar als irgend ein Sterblicher empfunden, den er sterben mußte in voller Blüthe seiner Kräfte, in der Entwickelung seiner Jahre, im ganzen Reiz einer ungeschwächten Gesundheit, im Gefühl der unbefleckten Unschuld, und doch als Verbrecher? Er nannte ihn seinen Hingang zum Vater!

Wie er, spricht jeder Christ mit Recht: Sterben heißt ein Wiederhingehen zum Vater; denn Jesu Vater ist auch der unserige; der Schöpfer aller Seraphim wie des kleinsten Pflanzenthiers ist auch der unserige! Welch eine heitere, freundliche Vorstellung, sich unter dem Tode nur einen Hingang zum Vater zu denken! So sollten wir unser und unserer Freunde Sterben beständig nennen; dann gliche der Tod, den uns die erschrockene Einbildungskraft kleinmüthiger Menschen als ein ekelhaftes Gerippe darzustellen pflegt, einem holdseligen Geiste, der uns schüchtern über die Grenze des Lebens hinweghebt, um uns zum Vater zu bringen. In der That rühren viele

falsche Vorstellungen und Schrecken des Todes von den unrichtigen und grausenhaften Benennungen her, die wir dafür angenommen haben. Bald bezeichnet man ihn mit Verwesung und Moder, aber wir verwesen und vermodern nicht; mit Verlassung der Welt, aber wir verlassen die Welt niemals, weil es an sich unmöglich ist; bald mit Vernichtung, aber wir können nicht vernichtet werden. Nein, Sterben ist ein Hingang zum Vater; unsere Seele legt nur das unschickliche Kleid ab, um ein würdigeres anzuthun.

Die bildlichen Ausdrücke, welche man vom Tode gebraucht, sind jedesmal unrichtig, und daher durch ihren Widerspruch mit unserm Innern schaudererregend, wenn sie vom Zustande des seelenlosen Leibes hergenommen sind. So hat jede andere falsche Vorstellung ebenfalls etwas Widriges, weil sie mit den Gesetzen unserer Denkart im Widerspruch steht, und die Phantasie sich vergebens bemüht, den Unsinn gedenkbar zu machen.

Der Zustand des Leichnams im Grabe ist durchaus nicht unser Zustand, sondern nur derjenige einer abgelegten Hülle. Wenn wir unser Haar mit der Scheere verkürzen, sind dann wir das abgeschnittene Haar, welches weggeworfen wird? Wie wenig bekümmern wir uns um diese Trennung! Wenn dem Krieger in der Schlacht seine Gebeine verstümmelt werden, und er sie verscharren sieht in die Erde: ist ihr Zustand dann der seinige? Sie modern. Er fühlt von ihnen nichts. Er ist noch, und fühlt sich als etwas ganz Anderes, denn dasjenige ist, was des Verwesens fähig ist.

Was liegt uns endlich an der Hülle? Sie ist ein veraltetes oder schadhaft gewordenes Kleid des ewigen Geistes. Warum schaudern wir nicht täglich über das Verwesen unsers Körpers, da er in der That täglich verweset? Denn nach Beobachtungen großer Naturforscher und Aerzte verändert der Mensch seinen Leib bei einer mäßigen Lebenslänge mehrmals in der Frist verschiedener Jahre, also daß wir nicht mehr als Jünglinge, als Jungfrauen den gleichen Leib, das gleiche Fleisch und Blut tragen, wie als Kinder, und im Greisenalter größtentheils ein anderes haben, denn im männlichen. Doch wir empfinden diese Verwandelungen nicht, weil sie durch unmerkliche Absetzungen, Ausdünstungen und Verluste vor sich gehen. Wird endlich die letzte der Verwandlungen, da wir ganz von der groben Hülle getrennt werden, für uns merklich sein? Wer hat denn schon das leise Ineinanderverschwimmen des Wachens und Schlafens beim Entschlummern selbst beobachten können? Wie viele Menschen starben mit dem hellsten Bewußtsein ihres Sterbens! Sie belauschten sich gleichsam während der merkwürdigen Veränderungen selbst. Sie konnten sogar allen Gesunden, unbegreiflich durch welches Gefühl und auf welche Weise, den Augenblick ziemlich genau von ihrer Auflösung voraus angeben, der dann auch eintraf. Aber sahen wir bei solchen ruhig Verscheidenden eine Spur von Widerwillen und Schmerz bei der Entschwindung der Seele aus dem Körper? Und selbst wer unter Schmerzen eines in seinen innern Einrichtungen zerstörten Körpers starb, empfand die Schmerzen nicht mehr, wenn der süße Augenblick des Trennens selbst herannahte.

Hinweg also alle unangenehmen Todesbilder, welche wir von dem leeren, in Asche zerfallenden, weggeworfenen Kleide der Seele entlehnen. Dies Kleid sind wir nicht selbst. Wir sind unsterblich. Die ganze Natur und die Offenbarungen, welche wir empfangen haben durch Jesum, den der Vater sandte, durch Jesum, der wieder zum Vater ging, predigt uns dies. Ohne diesen Glauben, der mehr als Glaube ist, der ein innerstes schönstes Gefühl des Gemüths, ein Gesetz unsers Geistes ist, wäre die Gottheit keine Gottheit, die Welt keine Welt, die Vernunft keine Vernunft, all unser Denken und unser Sinn selbst ein planloser Wahnsinn.

Ehe die Menschen der Urwelt, noch ganz nahe den Tagen ihrer Schöpfung, verstanden, Städte zu bauen, Waffen zu schmieden oder Tücher zu weben, waren sie schon mit dem Dasein eines allmächtigen, höchsten und gütigen Wesens vertraut, und vertraut mit dem Bewußtsein ihres unsterblichen Lebens. Und noch Jahrtausende an Jahrtausenden werden über unsern Erdball hinwegziehen; es werden sich alle Oberflächen desselben verwandeln; wo jetzt Wüsten sind, können einst weitherrschende Städte glänzen; wo jetzt die Thronen der Kaiser und Könige strahlen, können einst Einöden stehen, wo kaum noch Trümmer verrathen, was gewesen ist — — aber das Bewußtsein der ewigen Fortdauer und das Bewußtsein von Gottes Sein verwandelt sich in den Menschengeschlechtern so wenig, als irgend eins der Naturgesetze vernichtet wird, durch welche das Weltall besteht. Und hat es jemals Sterbliche gegeben, oder gibt es deren noch, welche die Unsterblichkeit ihrer Seele bezweifelten, oder wohl gar läugneten, so hat man solche von jeher als Gemüthskranke angesehen, die, von den Kräften ihres Vorstellungsvermögens falsche Anwendung machend, sich in wahnsinnähnliche Träume verloren.

Das unauslöschliche Bewußtsein unserer beständigen Fortdauer haben einige Schulweise versucht, mit Gedanken und Worten zu beweisen, wie man die Richtigkeit von selbstgeschaffenen Begriffen und Rechnungen beweisen kann. Aber die Unsterblichkeit ist kein selbstgemachter erst ersonnener Begriff, sondern ein bloßes Aufblühen und Entfalten unsers denkenden Wesens, und wir können es so wenig mit Worten beweisen, als daß wir unser schon auf Erden bewußt sind. Es ist genug, daß wir sind; dessen sind wir uns bewußt; erst aus diesem Bewußtsein und durch dasselbe sind alle anderen Begriffe möglich.

Aber es ist im Grunde auch den Menschen weit weniger um sogenannte Beweisgründe ihrer ewigen Fortdauer zu thun, welche ohnehin schon durch eine innere Nothwendigkeit des Glaubens überflüssig sind, als vielmehr darum, daß sie gern voraussehen möchten, wie diese Fortdauer des Geistes beschaffen sein werde; welches das Schicksal und die Empfindung des Geistes nach der Trennung vom Körper sein möge; welch eine Beschaffenheit es mit dem habe, was wir die Ewigkeit heißen.

Gern gaukelt der Vorwitz des Sterblichen um die Geheimnisse des zukünftigen Seelenzustandes, und vielerlei ist von Vielen über das dereinstige Leben geträumt worden. Verzeihlich ist die Nachfrage. Sie quillt aus der Liebe zum Leben und aus dem in uns erblühenden Bewußtsein der Unsterblichkeit. Doch müssen wir nie vergessen, daß wir als Menschen, welche das Weltall nur vermittelst fünf sehr beschränkter Sinne erkennen, noch auf einer niedrigen Stufe der unendlichen Wesenleiter stehen, also daß wir von dem, was unser Geist in ganz neuen Verbindungen sein und wahrnehmen wird, so unmöglich eine Vorstellung fassen können, als nur schon auf Erden ein Blindgeborner ahnen kann, was er dann sein und

wahrnehmen werde, wenn ihm ein neuer Sinn, nämlich das Sehen, aufgeschlossen würde, und das Weltall ihm gleichsam durch ein vorher unbekanntes Thor ins Gemüth einströmt. Wir müssen nie vergessen, daß, eben so unmöglich, als der menschliche Geist schon jetzt sich selbst und sein Wesen kennt, er zu erfahren im Stande ist, was er seinem Wesen nach dann sein werde, wenn der finstere Schleier von ihm aufgehoben ist, welcher ihn hienieden als Körper bedeckt.

Offenbarungen haben wir durch Jesum empfangen, den Gott ins Menschengeschlecht sandte. Allein diese Offenbarungen sind ausgesprochen, wie sie für Menschen faßlich sind. Ohne ein entkörperter Geist zu sein und im Ewigen selbst zu schweben, ist's unmöglich, treue Vorstellungen von dem Jenseits der Verwandlungsstunde zu haben. Jesus aber nannte den Tod nur einen Hingang zum Vater, eine Vereinigung mit der Gottheit. Er versicherte uns das Wiederfinden in der Ewigkeit. Er verhieß vollendetern Geistern unaussprechliche Seligkeiten, Sündern ein ernstes, unbestechliches Gericht ihrer Thaten.

Ach, dies dürfte uns wohl genügen. Es ist schon genug, Gottes Allmacht und allmächtige Liebe auf Erden zu kennen, um volle Beruhigung über unsern künftigen Zustand, ja in dem Gedanken daran tiefes Entzücken zu fühlen. Denn diese schon heute, schon auf Erden so allmächtige Liebe, wie sie sich uns durch Jesum, wie durch die Natur, offenbart: wird sie aufhören, wenn unser Leib aufhört, Athem und Blut zu bewegen? Wäre dies eine allmächtige Liebe des Urwesens, des Allvaters, die gegen ihr Geschöpf schon nach wenigen Minuten endete? Nein, Gott, den ich mir als die unbegrenzte Vollkommenheit zu denken gezwungen bin, den ich als solchen in seinen Schöpfungen, im Größten wie im Geringsten, mit Erstaunen bewundere, Gott ist so gewiß mein ewiger, liebender, sorgender, beseligender Vater, als er selbst ewig ist und ich eine Schöpfung seiner Liebe bin. Und in unsers Vaters Hause sind viele Wohnungen!

Doch wozu er mich berufen hat, wohin er mich einst berufen wird, wie mir dann sein werde, — das ergründe ich nicht. Aber wie ich die Majestät des liebenden Allgewaltigen schon auf Erden aus seinen wunderbaren Werken, ich will nicht sagen erkenne, sondern nur heller wahrnehme: eben so ahnen wir zum Theil das Künftige schon aus dem Gegenwärtigen. In dem Weltall, wie wir es hier erblicken, spiegelt sich die Pracht dessen ab, was wir künftig empfangen werden. In der Zeit liegen schon Winke des Ewigen. Je mehr wir die Schöpfungen des Weltenvaters erforschen, wie sie uns vor dem Tode erscheinen, je mehr Deutungen von der Ewigkeit begegnen wir, und von dem, was die Schöpfungen des Herrn nach dem Tode sein mögen.

Wer Gott kennt, der erschrickt vor keiner Scheidestunde vom Irdischen. Und je besser wir uns durch Erforschung seiner Werke von der Weisheit, Macht und Huld des Vaters, von dem Unvergänglichen, Zweckmäßigen und Wohlgeordneten seiner Schöpfungen überzeugen, je mehr werden wir innere Sicherheit empfinden, daß eben diese unwandelbare, durchs unermeßliche All verbreitete Weisheit, Macht und Huld auch immerdar, und wo es sei, unsern Geist festhalten werde in seinem beseligenden, wohlgeordneten, zweckmäßigen und unvergleichlichen Reiche.

Wer die Welt kennt, die uferlose ewige Welt, der erschrickt nicht vor der Scheidestunde von dieser Erde, diesem sich im unendlichen All verlierenden Sonnenstäubchen. Der hat von Gottes Größe aber noch einen sehr schwachen Begriff, wer die Erde, die wir bewandeln, für den Mittelpunkt aller Herrlichkeit hält, um welche sich andere Erden und Sonnen des Weltalls bewegen. Ach, es ist durch die Forschungen der Himmelbeobachter mehr als hohe Wahrscheinlichkeit, daß wir mit unserer Erde weit vom Mittelpunkte des Universums, an dem Aussenende unzähliger Weltenordnungen schweben; daher es kommen mag, daß der gestirnte Himmel, während wir in allen andern Schöpfungen die erhabenste Regelmäßigkeit und Ordnung anstaunen, uns die unzähligen als Sterne entfernt strahlenden Welten in seltsamer Verwirrung durcheinander darstellt, bald an einem Orte dichter zusammengehäuft, bald an andern Orten sparsamer gesäet. Stände der Stern, welchen wir Menschen hier bewohnen, höher und tiefer im Chor der herrlichen Welten, vielleicht würden wir im sogenannten Sternenhimmel die Reihen und Ordnungen des Weltgebäudes in wunderbarer Einheit erblicken. So scheint demjenigen, der am Aussenende eines regelmäßig gepflanzten Waldes in unvortheilhafter Stellung die Pflanzungen betrachtet, unauflösliche Verwirrung darin, Zufall und Willkür im Stande der Bäume, während er vom Mittelpunkt aus oder aus einem günstigern Beobachtungsorte erst die schöne Regelmäßigkeit der Pflanzungen beurtheilen könnte.

Wer die Welt kennt, weiß, daß in dem großen All der Dinge Alles von ewiger Dauer, alles nur ein weitverbreitetes Reich von mannigfaltigen Kräften ist. Diese Kräfte bleiben, nur ihre Erscheinungen ändern ab. So ist auch der menschliche Geist eine Kraft. Seine Wirkungen, das heißt, seine Gedanken, seine Wünsche, seine Aeusserungen, ändern sich und sind vergänglich; er selbst aber vergeht nicht mit den Worten, die er ausspricht. Das Licht wird nicht schwächer durch die Strahlen, die von ihm ausfliessen. Man sagt, die Blume sei vergänglich. So ist's, denn sie ist nur die Wirkung ewig vorhandener Urkräfte. Aber zerfällt gleich die Blume, bleiben doch die Kräfte im Weltall, welche die Grundsätze der Blume darstellen.

Und ich erkenne ein großes Gesetz im weiten Gebiete des göttlichen Weltalls. Es löset sich Alles wieder in Seinesgleichen auf. Das Wasser sendet Nebel und Wolken zum Himmel; aber im Thau und Regen sinken Nebel und Wolken wieder nieder, und lösen sich zu Wasser auf. Die Blume, das Thier, der menschliche Leib, aus Erde entsprungen, mit irdischen Stoffen genährt, sinkt wieder in seiner Zeit zu Boden und löset sich in Erde auf.

Wie nun die bewußtlosen Kräfte oder Stoffe nach mannigfaltigen Verbindungen wieder in ihre ursprünglichen Familien zurückkehren, werden die sich bewußten Kräfte, die vernünftigen Wesen, die Gott denkenden Geister, wieder zu ihrer ursprünglichen Geisterfamilie heimkehren. Nach dem gleichen allgemein herrschenden Gottesgesetz in der Natur wird im Tode mein Körper Staub, aber mein Geist schwingt sich in die ihm eigenthümliche Heimath auf. Ist jenes allgemein in der Natur verbreitete Gesetz nicht eine Deutung von der Ewigkeit? Habe ich es recht verstanden?

Habe ich Dich verstanden, o Jesu, mein göttlicher

Erleuchter, als Du zu Deinen Geliebten auf Erden von Deinem bevorstehenden Tode sprachst, um sie auf die schwere Trennung vorzubereiten? — als Du zu ihnen sprachst: Hättet ihr mich lieb, so würdet ihr euch freuen, daß ich gesagt habe ich gehe zum Vater; denn der Vater ist größer, denn ich!

O wenn auch mich einst der Friedensengel der bessern Welt küßt und dem Staube entführt, er, den die Menschen Tod nennen: weinet dann nicht, ihr meine Geliebten, denn auch ich gehe heim zu meinem Vater! Weinet nicht um meine niedergesunkene Hülle, denn auch ich bin dann in meine eigenthümliche Heimath, in meine ursprüngliche Familie, in die schöne Welt seliger, gefühlvoller Geister zurückgekehrt. Ich bin heimgegangen, wo die Geliebten, ach! die Heiß- und Ewiggeliebten, sind, die ich hienieden verloren hatte, und denen ich so oft nachtrauerte. Weinet nicht, denn ihr weinet mit Unrecht, wie auch ich oft mit ungerechtem Schmerze weinte um die Frühervollendeten. Dort ist ja, woran mein Herz hing, dort ist jedes Kleinod meines Lebens; dort, an die mich der Vater mit unauflöslicher Liebe gebunden hatte; dort auch mein Jesus, dort mein Alles, mein Gott, zu dem ich durch Jesum komme! Weinet nicht, auch ihr erlebet endlich den süßen Augenblick des Hingangs zum Vater! Auch über eures Leichnams Mienen werden eure Hinterlassenen noch das Lächeln des Entzückens und der Zuversicht schweben sehen, womit ihr hinüber eilet! Nicht hier, dort ist unser Vaterland, dort unser wahres Leben! Heil mir und dir, es ist kein Tod, nur Hingehen zum Vater!

342.

Deutungen aus der Ewigkeit.

Zweite Betrachtung: Das künftige Leben.

Matth. 22, 29. 30.

Nein, Vater, daß mein Herz sich freut,
Du schufst mich nicht vergebens:
Was schmacht' ich nicht für Seligkeit
Schon in dem Traum des Lebens!
Wie wenig ist's, was ich hier seh',
Hier, o mein Gott, von Dir versteh'!
Doch macht schon das mich selig.

Es fliehe denn mein Leben hin,
Schnell wie ein Traum und schneller;
Ich weiß, daß ich unsterblich bin!
Dort wird dies Auge heller!
Dich seh' ich dort einst, wie Du bist,
Und meine Freude, Vater, ist
Dann ewig und vollkommen.

Uralt, wie das Menschengeschlecht, ist das Bewußtsein einer unvergänglichen Seelenfortdauer. Daher begegnete man dieser Ueberzeugung selbst unter den wildesten Nationen der entferntesten Länder, wohin nie ein Strahl geoffenbarter Religion, nie die Lehre morgen- und abendländischer Weisheit gedrungen war. So hat von jeher auf der ganzen Erde nur eine Stimme geherrscht, nur eine Hoffnung, nur eine Sehnsucht nach dem Ewigen. Und die Gottheit war es, welche den Geistern, diesen sich selbst bewußten Kräften, die Offenbarung gab, als sie dieselben schuf. Aber die hohe Vollkommenheit Gottes gibt nicht Täuschungen. Und warum Täuschungen geben, da sie den unendlichsten Reichthum der Wirklichkeiten umfängt?

So übereinstimmend inzwischen das gesammte Menschengeschlecht in der Ueberzeugung ist und war, daß mit dem thierischen und körperlichen Leben das Leben der höhern sich in diesem Körper bewußten Kraft nicht schließt: eben so mannigfaltig sind hingegen und waren die Vorstellungen der Völker von der Beschaffenheit eines künftigen Dasein. Denn diese Vorstellungen richten sich sehr natürlich nur nach dem Grade der Geistesausbildung, nach dem Maße der Erfahrungen und Erkenntnisse von Gottes Werken, so die Menschen in verschiedenen Zeitaltern hatten. So zum Beispiel, als man in frühesten Zeiten noch nicht um die ganze Erde Reisen gethan und erfahren hatte, daß sie eine im Himmel schwebende und sich täglich um sich selbst und jährlich um die Sonne herumwälzende Kugel sei, glaubte man, unter der Erde sei der Aufenthalt der Verdammten, und ihre Qual sei das Feuer, dessen Flammen aus den bekannten feuerspeienden Bergen lodern. Jetzt wissen unsere Kinder in den Schulen schon, daß rings um den Erdball der Himmel, und die Erde nur einer von den kleinern Weltkörpern ist, die das ewige All in regelmäßigen Bahnen durchschweben. Eh man wußte mit Hilfe der Fernrohre die Größen, Entfernungen und Bahnen der nächsten Sterne zu bestimmen, hielt man diese für gleich weit von uns entfernte Himmelslichter, und dachte sich den Aufenthalt der Frommen jenseits derselben, und ihre Freuden und Beschäftigungen eben so sinnlich wie hienieden. Jetzt wissen auch unsere Kinder in den Schulen, daß jeder Stern eine Welt, und das Weltgebäude eine Unendlichkeit von Welten sei. — So hatte jedes Volk, jede Religionspartei ihre eigenen Einbildungen von dem Orte der Seligen und Unseligen, wie denn noch heutiges Tages die Vorstellungen des Kindes und der Weisen über den gleichen Gegenstand sehr verschieden sein müssen.

Als Jesus Christus unter dem jüdischen Volk auftrat und lehrte, fand er unter den Bekennern der mosaischen Religion verschiedene Sekten. Dergleichen waren z. B. die Essäer, welche eine sehr strenge, eingezogene Lebensart führten, und nur auf frommen Wandel und Entsagung sinnlicher Lüste Werth setzten; die Pharisäer, welche dagegen viel auf äusserlichen Gottesdienst und genaue Befolgungen der von Moses verordneten, oder durch mündliche Ueberlieferung vom Alterthum empfangenen Lehren und Zeremonien hielten, auch beim Volke die beliebtesten waren; endlich die Sadducäer, welche alle mündliche Ueberlieferung verwarfen, und nebst manchem Andern, was die Pharisäer lehrten, auch die Auferstehung der Todten läugneten. In einer Unterredung mit Jesu suchten sie ihm ihre Zweifel auseinander zu setzen oder zu erregen, indem sie irdische, bürgerliche oder verwandtschaftliche Verhältnisse in das künftige Leben übersetzten, und daraus Bedenklichkeiten folgerten. Weß kann, sagten sie, das Weib dort sein, welches nach und nach die Ehefrau von sieben Brüdern gewesen? Jesus antwortete: Ihr irret, und wisset die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes! In der Auferstehung werden sie weder freien, noch sich freien lassen, sondern sie sind gleich, wie die Engel Gottes im Himmel! (Matth. 22, 29. 30.)

Aehnlich diesen Zweifeln der Sadducäer sind die oft sehr seltsamen Gründe, welche man aus dem gewöhnlichen Leben hernimmt, um sich über den Zustand der Seele nach

dem Tode zu beunruhigen. Die Hand, welche nur betasten, aber nichts hören kann, möchte das Rollen des Donners bezweifeln, weil sie ihn nicht zu begreifen vermag. Sie läugnet ihn, während ihn das Ohr vernimmt.

So fragt Mancher: Werden wir auch Bewußtsein und Erinnerung behalten, wenn wir den Leib ändern? Denn obwohl unser Geist fortdauert, würde doch ohne Bewußtsein und Erinnerung diese Dauer für ihn ein so neues Leben sein, als wäre er erst in die Welt getreten und vorher nie gewesen. Und fände durch Bewußtsein und Erinnernug keine Verknüpfung zwischen dem künftigen und diesem Leben statt: so würde der Tod wie eine Art Vernichtung anzusehen sein.

Auch bei diesen Zweifeln sind, wie bei jenen der Sadducäer, die Ursachen aus Ereignissen des irdischen Lebens entlehnt. Man vergleicht den Zustand der Seele nach dem Tode mit dem Zustande der Seele während des Schlafes oder der Ohnmacht im Leben, da sie von dem, was mit ihrem Leibe geschieht, auch nichts weiß und sich nichts erinnert. Und daraus erweckt man sich nur Bekümmernisse! O ihr Kleingläubigen und Aengstlichen, ich rufe auch euch die Worte Jesu zu: Ihr irret, ihr wisset die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes!

Dürfen wir denn vernünftiger Weise eine Vergleichung machen zwischen den unähnlichsten Dingen, die einander ganz entgegengesetzt sind? — oder zwischen Dingen, von denen wir das eine nur zum Theil, das andere gar nicht kennen? — zwischen dem Geist, noch eingeschnürt in die Banden irdischer Werkzeuge, und dem selbstständigen, von ihnen befreiten Geist? Wie der Geist auf den Körper wirkt, das wissen wir nur zum Theil; wie er sich aber in voller Freiheit, ungelähmt von dem ihm anhangenden Staube, erscheinen mag, das wissen wir gar nicht.

Schlaf und Ohnmacht sind daher schlechte Vergleichungen mit dem Zustande des Geistes nach der Trennung vom Körper. Es ist wahr, wir wissen nichts von dem, was uns im Schlaf oder in der Ohnmacht geschieht, wir erinnern uns da von allem Begegneten nichts. Dies aber entsteht nicht daher, daß nun der Geist aufgehört hätte zu sein: sondern daß die Sinne unfähig geworden sind, äussere Eindrücke zu empfangen, und damit die denkende Kraft zu beschäftigen. Wer die Augen verschließt, sieht nichts, aber der Geist lebt und wirkt in sich fort. Wenn Schlaf und Ohnmacht alle Sinne verschliessen, daß durch diese nichts mehr zur Vorstellung gelangt: so lebt und wirkt der Geist darum nicht minder thätig fort, ob er gleich nichts von dem weiß, was ausser ihm in der Sinnenwelt vorgeht. Wie auffallende und tiefes Staunen erregende Beispiele geben uns davon die sogenannten Nachtwandler! Oder wem ist es nicht begegnet, wenn er vom tiefen Schlaf erwachte, daß er sich der gehabten Träume lange nicht erinnerte, während seine Seele doch beständig beschäftigt gewesen; bis sie ihm, weil die Erinnerung davon durch lebhaftere Eindrücke von aussen beim Erwachen verdunkelt war, unvermuthet beifielen und ihn überzeugten, er habe auch während des Schlafes Vorstellungen gehabt?

So lebt und wirkt auch die Seele des Sterbenden fort; aber wie sich seine Sinne verschliessen, weiß er auch von der Aussenwelt nichts. Der Sterbende sieht den Tod nicht; nur der Lebende bemerkt die Veränderung am Leichnam. Der Geist des Sterbenden sieht den Tod nicht, denn er lebt in sich fort, wie vorher. Er weiß von keinem Sterbebette, von keinen ihn umjammernden Verwandten, denn die Eindrücke von aussen kommen nicht mehr durch die erloschenen Sinne zu ihm. Wenn aber der Zustand beginnt, da er frei vom Staube, geschieden von Fleisch, Blut und Nerven, in seiner selbstständigen Reinheit lebt — da fehlen uns alle Vergleichungspunkte. Die Kraft wirkt fort im Selbstgefühl ihres Seins. Gott weiset dem Geiste seine neue Laufbahn an. Vergangenheit und Gegenwart ist der Seele in ihrer Vollendung eins — sie sah ja den Tod nicht, sie blieb die sich selbst bewußte Kraft. Sie vermählt sich neuen Verbindungen. Sie geht zum Vater. Ihr Loos ist, wie das geoffenbarte Wort spricht: Verklärung.

Ihr wisset nicht die Kraft Gottes! sprach Jesus zu den zweifelnden Sadducäern. Welcher Sterbliche weiß die Majestät, die Allgewalt dieser Kraft Gottes, im unendlichen All überall gegenwärtig? Aber das wissen wir: was Gott in seinem Reiche geordnet hat, ist Alles erhaben, prachtvoll, wunderbar, beseligend und weise — nichts Kleines, nichts Mangelhaftes, oder Entbehrliches, oder Unedles! Wahrlich, und der Eintritt der Seele in ihre ursprüngliche Reinheit und Entfesselung vom Irdischen wird nicht minder feierlich sein, wie jede Empfindung von der Herrlichkeit des Weltenvaters schon auf Erden ist.

Die Befreiung der Seele von ihrer gebrechlichen Erdenhülle ist der Triumph des Geistigen über die todten Kräfte der Natur. Hier hilft uns kein Klügeln und Deuteln; vor dem was Gottes Kraft thut, verstummt unsere kühnste Einbildung, und die größte Erkenntniß sucht umsonst die Grenzen der unendlichen Macht. Alles, was wir uns über den Zustand der verklärten, befreiten Seele vorstellen, ist kleinlich, thöricht, niedrig; ist von Dingen hergenommen, die mit dem Allerherrlichsten so wenig zu vergleichen sind, wie ein Thautropfen mit den Wundern des Ozeans.

Ihr wisset nicht die Kraft Gottes; ihr wisset nicht, welche Laufbahn er der entfesselten Seele gibt; nicht, mit welchem neuen Schleier er sie vielleicht umhüllt, da sie zu ihm, dem Vater, eilt; nicht, welche neue Ansichten der Welt sich vor ihr aufthun in dem Augenblick, da sich ihre Verhältnisse verwandeln! Wie eine Welt voll Blindgeborner keine Sprache hat für die Pracht der Farben und Gestalten, für den Glanz des Himmels und die Fernen der Erde: so fehlen uns Begriffe und Worte für die Erscheinungen des neuen Lebens. Vielmehr unsere Worte und bildlichen Redensarten verdunkeln selbst dasjenige, was uns schon hienieden klar sein könnte, und geben uns von dem, was sehr einfach ist, ganz verworrene Vorstellungen. So sind die Ausdrücke „Ewigkeit" und „Jenseits des Grabes" von Vielen ganz mißverstanden. Man denkt sich oft darunter etwas von uns und unserer Zeit ganz Getrenntes, besonders Bestehendes, etwas, das gleichsam immer zukünftig ist. Aber die Ewigkeit ist nicht zukünftig, sondern sie ist schon da. Wir Alle leben schon in der Ewigkeit, denn wir leben in Gott, und Gott ist ewig. Nur den Traum unsers Lebenslaufes nennen wir, als einen kleinen Abschnitt aus dem ewigen Dasein, Zeit. Aber auch diese Zeit ist in der Ewigkeit, so wie unser Erdball im unendlichen Himmel ist. Erde und Himmel, Zeit und Ewigkeit sind Eins. Wir sind schon in unsers Vaters Hause hier auf Erden; doch

sind wir nicht auf der Vollendung höchsten Stufen, und noch nicht, wo wir die Herrlichkeit Gottes in aller Vollkommenheit wahrnehmen. Dahin führt uns der Engel des Bessern, welchen wir Tod heissen.

Wir leben — aber auch unsere verstorbenen Geliebten leben noch; wir stehen weinend auf dieser im Unendlichen schwebenden Erdkugel — aber auch unsere Vollendeten sind mit uns in Gottes Welt; wir hier, sie in andern, vielleicht unnennbar schönern Welten; wir durch unsern Körper gebunden, beschränkt — sie wahrscheinlich in höherer Freiheit und Seligkeit. Was heißt nun Sterben? Man nennt es gewöhnlich einen Uebergang in die Ewigkeit: aber auch hier schon stehen wir in der Ewigkeit. Es ist der Uebergang aus den irdischen endlichen Verhältnissen in höhere, selige, uns unbegreifliche; es ist eine Veränderung im Wohnhause unsers allgemeinen Vaters; es ist eine Vertauschung einer Kinderwiege mit dem Leben am Vaterherzen. Wie anders erscheint uns nun der Tod! Es ist keine Vernichtung, sondern Vollendung; kein Aufhören, sondern Verbleiben. Die Geliebten, um deren Verlust ich klage, sie sind noch; sie leben noch heute mit mir; sie sind noch mit mir im großen Vaterhause Gottes; sie gehören mir noch wie ich ihnen an. Wir sind nicht getrennt. Zwischen uns liegt keine Zeit; denn auch ich bin in der Ewigkeit im Arm Gottes, wie sie. Wie sie mein Gedanke sind, so bin ich vielleicht der ihrige. Wie ich ihren Verlust betrauere, so freuen sie sich meines Wiederfindens. Was mir dunkel ist, sehen sie in Klarheit. Warum bin ich traurig, daß ich ihres Umgangs nicht mehr genieße? Wenn ich sie während ihres Lebens auf Erden nicht um mich hatte, konnte ich doch zufrieden sein. Wenn eine Reise sie von mir trennte, war ich darum nicht unglücklich. Was ist es denn jetzt mehr? Sie haben eine Reise angetreten. Ob sie nun auf Erden in einer entfernten Stadt, oder im unendlichen All Gottes in einer höhern Welt wohnen, ist dies nicht das Gleiche? Sind wir nicht noch immer im gleichen Hause des Vaters, wie liebende Brüder, die in verschiedenen Zimmern wohnen? Haben wir darum aufgehört Brüder zu sein?

Ach, wir sollten nicht um die Todten weinen! Jene Seligen können keinen Schmerz empfinden. Sie, erhabener, vollendeter, als wir, und in hellerer Erkenntniß der ewigen Vaterliebe Gottes, haben vielleicht nur ein zärtliches Mitleiden mit unserer Unwissenheit. Vielleicht starben sie ungern; sie gingen aus unserm Arm, ohne es zu wollen. Aber Gottes Macht wollte, sie litten die Verwandlung. Nun in Verklärung segnen sie selber die Vaterhand, die sie zum Bessern emporführte; segnen sie die ewig beglückende Liebe, welche besser wußte als sie, was ihr und unser Glück sei. Ihr Vergangenes erscheint ihnen vielleicht wie ein Traum, der kaum der Mühe werth ist, behalten zu werden. Das sich im menschlichen Körper Bewußte, die Seele, wenn es von dem sich seiner nicht Bewußten, dem Staube, scheidet, mag allerdings Erinnerungen des Vergangenen bewahren. Wir kennen die Natur des Geistes zu wenig, um dies zu läugnen. Aber vielleicht sind die Erinnerungen an dies Erdenleben der unbedeutendste Gewinn von demselben. Schon hienieden ist das Leben im Gegenwärtigen für uns mehr als das Gedächtniß der Vergangenheit werth. Vieles von dem, was wir erlebt haben, scheint uns kaum einer Stelle im Gedächtniß würdig, und wir vergessen es. Vieles Andere wünschten wir selbst aus dem Gedächtnisse wegwischen zu können. Immer ist der Augenblick, in welchem wir athmen, der hellste Genuß, und die Zukunft unser Streben. Dürfen wir ein Anderes von den Vollendeten glauben? Vielleicht würde die Erinnerung an ihren ehemaligen unvollkommenen Zustand nun im Glanze ihrer Vollkommenheit demüthigend und betrübend sein. Wenn wir, die wir heute leben, wirklich schon einmal gelebt hätten im ewigen All, wenn wir aber früher nur in einem sehr unvollkommenen Zustande da gewesen wären, z. B. als Thier: würde uns jetzt, als Menschen, die Erinnerung daran, wie wir ein Thier gewesen, nicht demüthigend und widerlich sein? Würden wir es bereuen, von jenem elenden niedrigen Zustand nichts mehr zu wissen? Wie nun, wenn sich der Zustand der höhern Wesen zum Menschen verhielte, wie der Stand des Menschen zum rohen Thiere? Doch eine Erinnerung gibt es, welche uns Sterblichen immerdar, auch bis ins späteste Lebensalter, theuer bleibt — es ist die Erinnerung an Freunde und Geliebte, die wir hatten. Der betagte Greis gedenkt noch mit Innigkeit irgend eines theuern Jugendgespielen, eines Freundes, mit dem er selige Stunden verlebte. Er kann Alles vergessen, aber diesen vergißt er nicht.

Die Liebe ist einer der Vorzüge des Sterblichen, durch welchen er den vollkommensten Wesen ähnlicher wird. Dies Vollkommene kann nicht untergehen; es gehört der Natur seines Wesens an. Auch Gott liebt, aber unendlicher als wir. Dafür zeugen die Schöpfungen Gottes. Wohl auch im Thier scheinen Geschlechtstrieb und Gewohnheit etwas Aehnliches hervorzubringen, das diesem Gefühle zu vergleichen wäre. Aber es geht vorüber im Thiere. Es ist nicht Seelenliebe, wie beim Menschen sie ist. Es ist nur Schatten, der uns täuscht. Und Gott, der unendlich tiefer und reiner liebt, als der Mensch, der das Gefühl der Liebe von der höchsten Vollkommenheit bis zur unmerklichsten Abstufung in den Pflanzen und deren gegenseitiger Zuneigung ausgegossen hat — Gott, der seine erschaffenen Geister durch Liebe unter sich und zu sich selbst verband, sollte er, indem er die Seele verklärt zu höherer Vollendung emporführt, diese Liebe, diese Gotteskraft, in ihr vernichten? Nein, das Göttliche ist ewig! Der unvollkommene Mensch ist nicht vollkommener, als höhere Geister sind, die dem Vater näher stehen, denn wir. Mögen tausend Erinnerungen im Menschen vergehen, aber seine Liebe zu den Geliebten begleitet ihn ja bis zum Grabe. Mögen einst mit der zerfallenden Asche des Leichnams tausend Erinnerungen verwehen, aber die Erinnerungen an Gott, Erinnerungen an die Geliebten in Gottes Schöpfung, gehen mit der vollendeten Seele ins bessere Dasein hinüber. Gott erschuf keine Geister, um sich von ihnen einst vergessen zu lassen; er vereinte keine Geister durch die geistigen Banden der Liebe, um sie dann auf ewig zu trennen. Was der grausamste Mensch nicht wollen könnte, würde Gott nicht wollen, der den Stempel seiner Liebe allen Wundern der Schöpfung aufdrückte. Und so ist das Band nicht durch den Tod des Leibes zerrissen, o ihr geliebten Seligen, das uns ewig zusammenschloß. Ich gehöre euch noch an, ihr Vollendeten, die ihr in andern Wohnungen des allgemeinen göttlichen Vaterhauses lebet; ich liebe euch, bis auch mein Herz erstarrt und nicht mehr schlägt. Ihr, — nein, ihr könnet mein nicht vergessen haben, denn Gott ist ja der Gott

der Liebe, noch bin auch ich eure Erinnerung, eure heilige Sehnsucht! Ihr, die ihr in bessern Welten nun Gottes Größe empfindet, ihr empfindet auch zu mir eine erhabenere Liebe, als ich zu euch tragen kann. Ach, die meinige ist noch vermischt mit Thränen, die eurige nur Entzücken. Ich blicke mit Wehmuth hinauf zu den Sternen, und suche eure Heimath, in der auch für mich ein liebendes Wesen wohnt: ihr lächelt selig herab auf den Erdenstern, wo ich im Staube einsam und heimlich unter Seufzern euch nenne!

Die Liebe der Seelen ist ewig, wie die Seelen selbst sind, und wie Gott ewig ist, die reinste Liebe! Freilich alle andern irdischen Verhältnisse sind gebrochen zwischen Lebenden und Verklärten — aber Brüder, Geister sind wir Lebenden und ihr Vollendeten in Gott, und Gott ist Vater unser Aller. Wir sind dort gleich, wie die Engel, die höhern Wesen und Kräfte der Schöpfung, einander gleich sind.

Was den Leib angeht, zerfällt im Tode mit dem Leibe. Nur was Geist ist, dauert fort. Nur die Kraft, das Vermögen zum Vollkommnern dauert fort. Folglich können wir gewiß sein, uns sehr zu täuschen, wenn wir, wie die Sadducäer unsere irdischen Verhältnisse dort wieder erneuert zu sehen hoffen. Christus widersprach diesem Wahne laut. In der Auferstehung werden sie weder freien, noch sich freien lassen. (Matth. 22, 30.) Eben so wenig sind wir fähig, eine Vorstellung von den Beschäftigungen höherer Wesen in andern Welten zu haben. Gewiß sind es weder irdische, noch ähnliche mit irdischen; und Alles, was auch je darüber von klügelnden Menschen gesprochen worden, bleibt eine unfruchtbare Träumerei. Wir kennen weder den Geist, wie er wirkt in seiner Entkörperung, oder wie er, wenn ihn Gottes Allmacht in einen schönern Schleier hüllt, durch denselben handeln werde. Denn wer weiß Gottes Kraft? Aber das wissen wir, und es durchschauere mit Wonne unsere hoffende Seele: was uns hienieden Liebes starb, lebt noch heute und in erhabenern Verbindungen! Was jemals vorhanden gewesen, ist noch im Weltall vorhanden, und was gelebt hat, das lebt noch gleichzeitig mit mir! Denn Gott ist kein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. (Matth. 22, 32.)

Wie wird mir bei diesem Gedanken, dessen Wahrheit so hell, so einfach ist, und der mir erst jetzt lebendiger einleuchtet? Wo bin ich? Zwar auf dem Erdenstern, aber mit ihm schwebe ich in der Unendlichkeit des Weltraums und der Weltzeiten! Wo bin ich? O bei Dir, Vater, Gott! auch schon auf Erden bei Dir, der Du hienieden mir noch erscheinst, verhüllt in den wunderbaren Schleiern Deiner Schöpfung, wie meine Seele sich selbst erscheint nur durch einen Erdenschleier, ihren Körper. Welch eine Verklärung ergießt sich über alle irdischen Verhältnisse, die Du mir gegeben hast! Heiliger wird mir der Himmel mit seinen Gestirnen — ich ahne dort oben die Wohnungen meiner geliebten Vollendeten im Hause des Vaters. Heiliger wird mir das Plätzchen, was ich auf dem Erdenstern bewohne — es ist ein Vorhof des künftigen Daseins! Heiliger wird meine Arbeit, mein Bauen und Schaffen, mein Sorgen und Streben — es ist alles Uebung und Vorbereitung der mir inwohnenden unsterblichen Kraft. Nur eins ist unheilig, nämlich die Sünde, die Abtrünnigkeit des Geistes von seinem eigenen Gesetz, von Deinem Willen, Alleinheiliger!

Hinweg von mir das Unreine niederer Leidenschaft, die mich besudeln will im Heiligthume meines Vaters! Ich will emporschauen mit freudigem Blicke, und Dir gehören, o Schöpfer voller Liebe! Dir gehören, o wundervolle Ewigkeit, die mir mein Jesus eröffnete; euch gehören, o ewiggeliebte Vollendete, die ihr mir winket, euch nachzukommen in das Allerheiligste!

343.

Deutungen aus der Ewigkeit.

Dritte Betrachtung: Vergeltung.

Matth. 25, 31—46.

Laßt ab vom Frevel, ihr Verbrecher!
Vergeltung harrt, es harrt ein Rächer,
Er fuhrt Gericht, er hat die Macht!
Eilt, eure Bosheit zu beweinen,
Der Rache Tag kann bald erscheinen,
Schnell wie ein Räuber in der Nacht.
Schon hör' ich die Posaunen hallen,
Und Sterne seh' ich schon vergehn;
Sie schallt, sie schallt: und ruft schon Allen,
Aus ihren Grabern aufzustehn.

Dann, dann sind seine Weg' in Wettern;
Dann ruft ihr Berge zu Errettern;
Bedeckt uns! werdet ihr dann schrei'n.
Gott kommt, Gott kommt dann, daß er richte;
Die Himmel werden dann zunichte,
Der Erdkreis schmilzt und stürzet ein!
Doch von den Trümmern der Zerstörung
Schwingt sich der Geist der Frommen auf;
Umstrahlt von himmlischer Verklärung
Vollendet er den Siegeslauf.

Man hört an Religion oder Christenthum selten Jemanden öfter erinnert werden, als wenn er durch den Tod einer theuern Person fast untröstlich geworden. Dann muthet man auch demjenigen inneres Christenthum zu, der es sonst nie wörtlich kund gethan, ob ihm daran gelegen sei. Und selten widersteht ein Leidender diesem Gedanken. Eben durch die Aufbietung seiner eigenen Religion mit ihren Trostgründen wird er religiös. Es ist ihm erquickend, einen Glauben zu haben oder zu bekennen. Heimlich denken alle Menschen gern an Unsterblichkeit und an das Schicksal ihres Geistes nach dem Tode; aber äusserst selten reden sie davon. Wenn sie aber das Gespräch darüber führen, geschieht es nicht ohne Wärme und innige Theilnahme; doch weniger mit dem Tone der Ueberzeugung, als mit der fragenden Stimme der Neugier. Auch spottet man über den Gegenstand mit sonderbarer Behutsamkeit, und wie über eine Sache, die nicht ganz klar sei.

Mancher, ob er gleich das unauslöschliche Bewußtsein der Unsterblichkeit so gut wie Jeder in seiner Brust trägt, spielt dennoch gern den Zweifler im Gespräch. Er spielt aber den Zweifler nicht deswegen, weil es ihm Ernst mit dem Zweifel ist, sondern weil er durch allerlei Einwendungen gern noch mehr Gründe für seine eigene Ueberzeugung herbeilocken möchte.

Die dem Zweifel ähnliche Unruhe bei dem Gedanken an Unsterblichkeit und Geistesschicksal nach dem Tode entspringt für die meisten Menschen daraus, daß sie für das, was sie glauben, Beweisgründe fordern, wo sie eben so unmöglich als unnütz sind. Sie sind unmöglich, weil die meisten

Menschen unter solchen Beweisen eine Art sinnlicher Anschauung und Erfahrung von der Zukunft verstehen, die nie gegeben werden kann. Selbst nach dem Tode hat und kann der denkende Geist keinen andern Gedanken haben, als: ich bin jetzt und werde sein! Den gleichen Gedanken fühlt er schon vor dem Tode heute. Aber heute und dereinst quillt das Gefühl aus dem wirklich vorhandenen Augenblick; die Ueberzeugung kommt nicht aus der Zukunft selbst, weil diese noch nicht ist, und nie ist, als in der Vorstellung. Wenn sie aber wirklich ist, dann ist sie nicht mehr Zukunft, sondern wieder Gegenwart.

Jeder Beweis für das, was in unserm Selbstbewußtsein dasteht, ist unnütz. Ich bin! wozu ein Beweis dafür? Das bin ich mir ohnehin bewußt, und eben darum kann es nicht bewiesen werden. Denn erst dadurch, daß ich bin, ist es möglich, daß Beweise für mich überhaupt in der Welt sein können. Gott ist! wozu Beweise dafür? Mein Bewußtsein spricht es, und Millionen Gegengründe und Zweifel rotten dies Bewußtsein so wenig aus, als sie die Natur meines Geistes oder das Dasein der Welt ausrotten können. Unsterblichkeit des Geistes ist: wozu Beweise dafür? Dies ist ja kein Gedanke, den man lernt; es ist keine Meinung, wo die Wahrheit einer Gegenmeinung ebenfalls beweisbar wäre; es ist kein Glaube, wo es auf bloßen guten Willen ankäme, ihn zu haben oder zu ändern — nein, es ist ein Ausspruch des Innern unserer geistigen Natur, es ist nothwendige Sache des Bewußtseins. Es mag allerdings sein, daß bei vielen Menschen das Bewußtsein nie klar geworden. Es mag sein, daß Menschen gelebt haben, die weder wußten, daß Gott sei, noch daß sie unsterblich wären, ungeachtet es in ihrem Bewußtsein lag. Aber es gibt auch Millionen Menschen, die nicht wissen, daß sie gesund sind, und doch tragen sie das Gefühl der Gesundheit in sich und in allen Gliedern. Man ist darum nicht krank, daß man in gesunden Tagen am wenigsten an Gesundheit denkt. Gott und Unsterblichkeit fehlen darum nicht, weil manche Menschen sich ihr Selbstbewußtsein noch nicht zur Sprache gebracht haben. Erst wer krank am Leibe ist, fühlt den Werth der Gesundheit, und Seelenkranke grübeln am meisten über die Möglichkeit und Beschaffenheit eines künftigen Zustandes. Statt aber mit dem einfachen und unzerstörbaren Bewußtsein zufrieden zu sein, dieser wahrhaften und unmittelbaren Gottesoffenbarung im Menschengeiste, suchen sie zur Beurtheilung dessen, was nur der Geist über alles Sinnliche erhaben sein möge, den Maßstab in sinnlichen Dingen. Da wollen sie das Sinnliche umklaftern mit den kurzen Armen ihrer Einbildung, und die Natur der Grundkräfte im Weltall messen nach den irdischen, wechselnden Erscheinungen oder Wirkungen derselben.

Daher kommt es dann, daß sie Zweifel fassen gegen das, was sie auf dem falschen Wege aus dem Auge verlieren. Weil sie das Weltmeer nicht mit einer hohlen Hand ausschöpfen und messen können, wird ihnen das Weltmeer zum Räthsel. Daher kommt es, daß Viele aus ihrem Gott eine Art künstlichen Zusammenwirkens todter Kräfte machen, ohne Bewußtsein, ohne Weisheit, Willen und Liebe, und mithin in die Annahme der mißgestalteten Nothwendigkeit verfallen, daß der Menschengeist edler als Gott selbst sei, da doch der Menschengeist im Besitze von Bewußtsein, Erkenntniß, Willen und Liebe ist. Daher kommt es, daß Viele aus ihrer Geistesfortdauer eine Art von Vernichtung machen, indem sie zwar das Ewigsein ihrer denkenden Kraft nicht läugnen, aber entweder ohne Persönlichkeit, oder ohne Verknüpfung des Gegenwärtigen mit dem Künftigen. So gestatten und finden diese Irrweisen zwar in allen Kleinigkeiten des Weltalls die bewundernswürdigste Zweckmäßigkeit und Ordnung; aber in den höchsten und heiligsten Dingen finden sie Unordnung und Zwecklosigkeit am rechten Platze.

Diese Denkart scheint ihnen recht bequem; denn weil nach diesem Wahne das jetzige Leben mit einem künftigen ohne Verknüpfung ist durch die Folgen, leben sie, wie das ihnen behaglich ist. Ursache und Folgen finden sie überall in der Einrichtung des Universums; daß aber das jetzige edle oder unedle Leben des Geistes für die Zukunft nach dem Tode Folgen haben könnte, mögen sie nicht denken.

Allein diese bequeme Denkart wird ihnen in gewissen Augenblicken sehr unbequem, da das Bewußtsein mit natürlicher Macht lauter spricht, als der Witz ihrer künstlichen Einbildung. Sie wird ihnen noch unbequemer, wenn durch göttliche Verhängnisse ihre Lieblinge von ihnen genommen werden, und sie dann düster in die ewige Zukunft hinausstarren und verzweiflungsvoll rufen: Wie, hat der Urheber der Welt darum das Gefühl der Freundschaft erschaffen in menschlicher Brust, um aus der Tugend eine Hölle zu machen? Verband er darum liebende Seelen, die zusammen gehörten, daß er mit dem Tode alle Faden zerreisse? Es ist unmöglich! Dauert nicht alles Gute ewig in der sichtbaren Natur fort: warum soll es sterben und enden in der Geisternatur?

Gott und Unsterblichkeit sind! Der Gedanke an Vergeltung ist eine nothwendige Frucht jener Ueberzeugungen. Er ist einer der ältesten im Menschengeschlecht. Selbst die heidnischen Religionen des Alterthums hatten ihn; selbst die heidnischen Religionen unsers Zeitalters haben ihn. Jede derselben schuf sich nach wesentlichen Begriffen einen Himmel, eine Hölle, einen Ort der Seligen, einen Ort der Strafen. Ohne Vergeltung verliert die Unsterblichkeit des Geistes alle Bedeutung, allen Werth; ohne Unsterblichkeit verlöre das Dasein der Gottheit für uns alle Wichtigkeit. Eine Ueberzeugung ist in der andern gegründet: keine mag ohne die andere bestehen, alle sind Eins uno Dasselbe.

Auf Vergeltung, welche durch die Gerechtigkeit Gottes entsteht, deutete Jesus Christus immerdar. Er wies hinweg aus diesem Leben auf die künftige Fortsetzung desselben nach dem Tod des Leibes, um alle Räthsel und scheinbaren Widersprüche unsers Hierseins zu lösen. Wer kennt nicht das herrliche, einleuchtende Bild, welches er in der Erzählung vom reichen Manne und vom armen Lazarus gab, um seinen Jüngern die Ausgleichung des Guten und Bösen dieses Erdenlebens in einer künftigen Welt anschaulich zu machen! (Luk. 16, 19 — 31.) Oder wem ist das majestätische, schauervolle Gemälde unbekannt, in welchem er auf menschliche Weise das Gericht der Seelen schildert — den ernsten Todtenrichter auf dem Stuhle seiner Herrlichkeit — vor ihm die versammelten Völker, wie vor einem irdischen Richterstuhle — Anklage und Verantwortung — endlicher Richterspruch! (Matth. 25, 31 — 46.)

Mit allen diesen Bildern und Gleichnissen offenbarte

der Göttliche das künftige Loos der Geister, die unvermeidlichen Folgen ihrer Handlungen, ihrer Gesinnungsart, ihres Tugendadels, wie ihrer sündigen Verworfenheit. In allen sprach er die ewige Wahrheit aus: Es ist Vergeltung.

Die uns schon hier umschwebende Welt ist reich an Deutungen aus dem Ewigen. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, einst aber von Angesicht zu Angesicht. (2 Kor. 13, 12.) Und wie ich im dunkeln Spiegel der Natur die Majestät Gottes wahrnehme; aus den Schöpfungen, die den Erdboden umringen, die Ordnungen der Unendlichkeit ahne; in dem unvergänglichen Bleiben und Wirken bewußtloser Naturkräfte die Unvernichtbarkeit und das ewige Sein erhabener Naturen schaue; in dem irdischen Lebensaugenblicke nur einen Punkt der Ewigkeit, und mich und alle früher Verstorbenen zugleich lebend in dieser Ewigkeit: so erblicke ich auch hienieden schon Deutungen von Vergeltung, welche, wie auf Erden, durch die Ewigkeit herrscht. So gewiß die ganze Schöpfung und unser ganzes Leben schon im Ewigen des Alls inbegriffen ist, und so gewiß auch dann noch, wenn ich nicht mehr auf Erden bin, das Gesetz der Vergeltung ferner noch herrschen wird: so gewiß herrscht sie schon jetzt über die Geister, welche nicht auf Erden wohnen; so gewiß wird sie für die Seelen derer erscheinen, die später sterben.

In der Natur hat jedes Ungesetzmäßige seine übeln, alles Naturgemäße seine erfreulichen Wirkungen. Was auch geschehe, es hat seine sich unter mancherlei Gestalten fortpflanzenden Wirkungen, die sich ins Unendliche verlieren. Wir können die Folgen einer Sache aber nicht immer mit Sicherheit von den Folgen der andern unterscheiden, weil sie sich durch einander vermengen. Doch Alles, was sich heute zuträgt, ist die Wirkung von gestern, wie das Gestrige eine Erzeugung vorhergehender Tage gewesen ist. Es kann sich morgen nichts begeben, wozu nicht heut der Grund gelegt worden ist, oder sonst schon vorhanden wäre. Und was wir Zufall nennen, ist nur Wirkung der um so tiefer im Gewühl der Ereignisse liegenden Ursachen; Wirkung eines Umstandes, den wir nicht beachtet hatten, dem aber der Herr des Weltalls dennoch seine Bestimmungen gegeben. In diesem Strome der Ursachen und Wirkungen waltet das Zepter des großen Vergelters.

Betrachten wir die geringsten Handlungen der Menschen: sie haben ihre Folgen, wie die Handlungen der Natur. Es ist kein Unterschied. Unklugheit schadet, Klugheit hilft, Leichtsinn spielt gedankenlos auf Gerathewohl, wo bald Gelingen, bald Mißlingen ist. Wie, sollen denn einfache Naturbegebenheiten, sollen die Begehungen der Klugheit und Unklugheit vom Thiere wie vom Menschen ihre unabänderlichen Folgen haben, und soll nur allein das eine Ausnahme von dem allgemeinen Gottesgesetze machen, was eben das erhabenste ist, wozu der Menschengeist Fähigkeit hat? Bleibt nur die Tugend, die vollendete Größe der unsterblichen Seele, ohne Wirkung für sie selbst? Ist es gleichgültig, ob der mit freiem Willen göttlich ausgestattete Mensch gottähnlicher oder thierähnlicher wird? Wer kann dies glauben, der die ernst lehrende Welt kennt? Wer mag dies glauben, der seiner Vernunft noch mächtig ist? Wer wird dies glauben, der in Jesu die höchste Wahrheit sucht, und im allervollkommensten Wesen, in Gott, nicht die höchste Gerechtigkeit vermissen kann?

Es ist Vergeltung! Sie herrscht über das Todte, warum nicht über das Lebendige? In diesem Menschenkörper aber lebt eine erhabene Kraft, Geist genannt, mit Bewußtsein, Erkenntniß und Willen. Diese Kraft trägt in sich das Streben zu einer Entwickelung ihrer selbst, das heißt, zu einer Vollkommenheit, die unendlich ist, wie alles Geistige unendlich ist. Sie trägt in sich das ewige Gesetz, geschrieben von Gottes Hand, und vom verdunkelnden Staub der Sinnlichkeit gereinigt durch Jesum Christum, den Erlöser von Sünden. Und nach diesem Gesetze soll jenes Streben wohlgeordnet werden.

Wie, gab der Schöpfer uns den gewaltigen Grundtrieb nach Vollendung unser selbst vergebens? War das Gesetz, welches er diesem Streben gab, zwecklos mitgetheilt? Ist es eine gleichgültige Sache, ob ihm folgen oder von ihm abweichen, thierischer oder göttlicher werden?

Und wenn es, o Mensch! wenn es nicht gleichgültig wäre, wenn auch hier das Schöpfungsgesetz der Ursache und der endlosen Wirkungen waltet: kannst du glauben, die Vollendung des Geistes mache sich schon auf Erden und nur zum Behuf dieses Lebens auf diesem Sterne? Wo wäre denn Geistesvollendung auf Erden möglich? Siehe, Zahllose starben aus unbekannten Ursachen früh hin; Andere, wenn sie betagt sind, verlieren den Gebrauch ihrer veralteten Sinne, und können ihr Seelenwerkzeug, den Leichnam, kaum noch zu dem Nöthigsten regieren. Dieser Mangel an Vollendung, zu der uns doch unser ganzes Innere und die ganze Gesetzgebung der Natur antreibt, deutet er nicht auf Fortsetzung des Tagewerks in einem künftigen Dasein?

Ja, und wenn das Ziel der Vollkommenheit auch wirklich auf Erden schon erreichbar wäre: kann sie zum Behufe dieses irdischen Lebens helfen? Nein, es gibt ja der Menschen, die, ohne alle Tugend, mit bloßer List und Klugheit fertig werden. Sehet doch die Thiere des Feldes, sie wissen nichts von höhern Zielen der Geister, und leben doch nach ihrer Art ganz wohl. Ach, es ist ganz gewiß, das irdische Leben kann ohne Tugendkraft bestehen, aber das wahre Sein des Geistes nicht. Folglich zum Behufe dieser Welt ist die Tugend nicht. Sie winkt immer hinüber nach der Ewigkeit.

Auch ereignet es sich sogar nicht selten, daß Tugend und thierische Glückseligkeit mit einander im vollsten Widerspruche stehen können; daß Tugend, wie sie den Geist entzücken mag, den Leib beunglückt. Meinest du, der edlere Geist werde keine Vergeltung in seinem ewigen Sein erblicken? Es geschieht, und es ist geschehen, daß der Mensch sich durch Verbrechen, vor denen er selbst erröthete, die er ewig in seinem Innern verabscheute, die glänzendsten irdischen Vortheile für Ehre, Reichthum, Hoheit und Macht verschaffte. Warum erröthete er denn, und warum verabscheute er im Stillen seine Unwürdigkeit? — — Es geschieht und ist geschehen, daß der erhabene Mensch Pflicht fühlte, für die Wahrheit Blut und Gut freudig hinzuopfern, oder für das Heil seiner Lieben, für Gemeinde und Vaterland muthig selbst das Leben wegzuwerfen! Warum opferte er denn sein Alles auf? Warum mochte er denn nicht seiner selbst unwürdig leben? Warum gibt es denn noch etwas Köstlicheres, als auf Erden ath-

men? Meinst du, dieser Erhabene sei umsonst untergegangen mit seiner Tugend im Herzen? O, wenn du recht wähntest, wahrlich, so wäre das selbstsüchtige Verbrechen eine Tugend, der Wahnsinn eine Vernunft, die höchste Wahrheit ein lügnerischer Widerspruch in sich selbst!

Nein, es ist ein Gott! Und die Natur und die Ewigkeit, in denen wir athmen, ist das Reich Gottes! Und im Reich der Allgerechtigkeit herrscht Vergeltung. Der Menschengeist, der sich durch seinen Willen, durch seine Erhebung über die thierische Natur, durch Erhebung über Ehrgeiz, Wollust, Neid, Schwelgerei, Rachlust und dergleichen Leidenschaften zu eigener, geistiger Selbstständigkeit, Freiheit und Größe emporschwang, ist auch nach dem Tode eine vollendetere, reifere Kraft, ein göttlicheres Wesen; ist fortgeschritten zum höchsten Ziel, welches der Urgeist aufpflanzte in den unendlichen Fernen des Seins. Siehe, er steht in sich vollendeter als Millionen andere Wesen da! Siehe, da ist sein Himmel!

Und wieder der Menschengeist, ausgerüstet mit Willen, Erkenntnissen und Gesetzen, der dennoch sich zum Sklaven der Sinnlichkeit macht, klug, listig, zornig, ehrdurstig, schwelgerisch, habsüchtig, wollüstig, nur ein Thier ist, eine Anlage zum Menschen, — dieser, der ohne Widerstand sein sich selbst bewußtes Etwas zum Raube der niedrigern, sich unbewußten Naturkräfte machte: er ist auch nach dem Tod des Leibes eine unreife, unvollendete, halbtodte Kraft. Sie hat sich selbst ihre tiefe Stufe auf der Leiter der Wesen zugesprochen, und in die Reihe sich kaum bewußter Thierseelen eingereiht. Siehe, Millionen Vollendeter schweben in göttlicher Seligkeit über ihr! Siehe, da ist Vernichtungsähnlichkeit, da ist Hölle.

Prange nicht mit deinen Siegen über die Unschuld, gewissenloser Verführer — Wollust hat auch das Vieh! Prange nicht mit deinen zusammengescharrten, fruchtlosen Schätzen, Habsüchtiger, dem die Thräne und das Bedürfniß von tausend Leidenden keine Aufopferung ablocken — auch der Hund verwahrt gierig die eingemelten Knochen! Prange nicht mit deiner Klugheit und List, selbsüchtiger Bösewicht, und wie du deine tückischen Streiche verheimlichen, andere Menschen verdrängen und stürzen, und den Gewinn deiner Betrügereien in Frieden und Ehren verzehren kannst — auch der räuberische Fuchs hat Schlauheit! Ihr Unglücklichen, eure Ebenbilder wandeln in der Thierheit, ihr erblicket sie nicht unter den Vollendeten! Für euch gibt es keine Seelenhoheit: soll es für euch einen Himmel höherer Vollkommenheit geben? Ihr begehrtet keine Tugend: wollet ihr Lohn begehren? Für euch ist kein Jesus gestorben: wollet ihr an seiner Erlösung Theil haben? Ihr habet den Heiligsten nicht erkannt, auch er wird euch nicht erkennen. Wahrlich, ich sage euch, spricht er, was ihr nicht gethan habet Einem unter diesen Geringsten, das habet ihr mir auch nicht gethan! (Matth. 25, 45.)

Wie der heutige Tag die Geschichte des morgenden Tages, so bereitet das Leben der Geister auf Erden die Geschichte der Ewigkeit vor. Vollendung und Seligkeit ist das Ziel der bessern Seelen hienieden, dort ihr Loos. Es ist vergebliche Träumerei und Neugier, zu erfahren, wo und wie dein Loos sein werde. Der sinnliche Mensch hat nur Sinne für das, was auf dem Erdstern ist, nicht für das, was in andern Verhältnissen statt finden kann. Oder wer hätte die Tiefen des göttlichen Reichthums ergründet? Eben so leere Vermuthung ist es, über den Ort und die Art der Strafen derer zu urtheilen, welche sich eines erhabenern Looses und besserer Welten unwürdig machten. Jesus selbst spricht davon nur auf menschliche Weise in Bildern. Und wenn er den Zustand der beklagenswürdigen Sünderseele mit der Pein vergleicht, welche das Feuer, dies verzehrende Element, dem menschlichen Körper verursacht, so gebrauchte er damit auf furchtbar zweckmäßige Weise eine damals unter den Juden übliche Vorstellungsart. Natur, Vernunft und Offenbarung stimmen überein, daß der Tod des Leibes im Leben des Geistes keinen Unterschied macht; daß zwischen dem Augenblick, da wir auf dem Sterbebett oder Schlachtfeld noch zum letztenmal athmen, und jenem Augenblick, da wir als entbundene, freie, selbstständige Geister, nach den Anordnungen des Schöpfers, in eine neue Welt eingetreten sind, nothwendig eine sittliche Verknüpfung, wie zwischen Ursache und Wirkung, statt finde.

So ist es also die Tugendkraft des Geistes, die uns schönern Bestimmungen entgegenführt; so ist es also nicht die liebende Gottheit, sondern unsere eigene Unvollkommenheit und Sünde, die uns verdammt. So vereinigt sich mit der Gerechtigkeit auch Liebe und Barmherzigkeit in Gott, indem die durch sich selbst Gestraften, vielleicht unter neuen und herben Prüfungen, sind endlich dem allerhöchsten Gute wieder nähern. Aber ewig eilt ihnen das Vollendetere voran; ewig ist die Folge der Selbstverwahrlosung der Seele auf Erden.

Es herrscht Vergeltung in Deinem Reiche, Herr der Welten, Vater der Geister, Richter der Geister! Auch ich werde meinen Lohn, meine Strafen empfangen; zu meiner Aernte der Ewigkeit säe ich in die Erdscholle dieses Lebens aus. Ich werde sterben — aber nicht aufhören. Warum erblasse ich denn vor dem Gedanken? Ich werde sterben — nach einigen Jahren spricht man schon von mir, ich sei gestorben. Und noch einige Jahre, dann hat man mich auf Erden vergessen, wie Millionen vergessen worden sind, die vor mir da waren. Aber Du, Vater der Geister, hast diese Millionen nicht vergessen! Sie gehören noch zu Deiner Schöpfung; sie alle leben noch heute; sie sind Deine Kinder; Du leitest sie durch uns verborgene Wege zur Vollendung, wie Du ihnen schon auf Erden Schmerz und Freude zu Wegweisern machtest.

Auch ich bin, und werde sein, wenn Andere über meiner Asche hinweggehen. Aber Du wirst mein nicht vergessen. Ich bin Dein Kind, auch wenn ich von der Erdenhülle befreit bin, die mich jetzt noch umschließt — Dein Kind! Und welches! Ein unglückliches, durch eigene Schuld verlorenes! Verkauft um irdische Lust an die Rache der Sünden! Durch Vernachlässigung meiner Seele fern von Dir, fern von der Seligkeit höherer Wesen! Wehe, sollte ich meinen Tod einst nicht nennen dürfen: einen Hingang zu Dir, Vater? Sollte meine Unvollkommenheit eine ewige Kluft werden zwischen meinen vollendeten Geliebten dort und mir?

Ich zittere; wenn meine irdischen Freuden einst in der Sterbestunde verdorren, soll mir dann keine Hoffnung aus den Paradiesen besserer Welten entgegengrünen? O Vater, himmlischer Vater, auch ich bin Dein Kind! Verstoße mich nicht von Deinem Angesichte! Rette mich

für meine Seligkeit! Aber Du willst meine Seligkeit, darum sandtest Du ja so viel Warnungsstunden in mein Leben; darum sandtest Du ja Deinen ewigen Sohn, daß ich das Heil ergreife, welches er mir darbot. Warum versäumte ich es so lange? War es nicht meine Schuld? War ich nicht, ach nur zu oft, der folgsame Sklave, das Werkzeug meiner irdischen Gelüste, meiner Leidenschaften, die ich mit den Thieren gemein habe? O wie wenig hatte ich noch mit Jesu gemein! Auf welche Gemeinschaft darf ich, nach einem verlorenen Leben, dort mit ihm hoffen?

O Vater, mein Vater, Erbarmen! Ach, Erbarmen gibst Du ja immer: aber gebe ich ein würdiges Herz dazu? Wie viel Stunden währt mein irdischer Lebenslauf noch? Ich will sie in Jesu Dir weihen, indem ich von nun an die Reinheit und Vollkommenheit meines Gemüthes schaffe. Amen.

314.

Deutungen aus der Ewigkeit.

Vierte Betrachtung: Wiederfinden.

Luk. 23, 43.

Gegeben Er! — Er hat's genommen!
Er, der mit Lust nie quälen kann.
Der Bösen Dulder! Er, der Frommen
Beseliger — — ich bete an.
Ist sein nicht Alles, was ich habe?
Wer hat auf Alles Recht, wie Er?
Wer sagt: verschling'! dem offnen Grabe;
Gebier! der bangen Mutter — wer?
Die Ehrfurcht schweigt, die Liebe glaubt —
Gott liebt, wenn er das Beste raubt.

Wie kann er rauben? — Wiedernehmen,
Was sein ist, kann er. Ist dies Raub?
Den Lauf der Thranen will ich hemmen:
Er ist Allherrscher, ich bin Staub!
Auch mich ruft er aus meinen Schmerzen
Empor zu seiner Seligkeit,
Vereinigt wiederum die Herzen,
Die hier die Todesstund' entzweit.
Was Gott verband, der Treue, er,
Das scheidet er auch nimmermehr.

Blutet immerhin abermals, ihr allzutiefen Wunden meines Herzens, und erneuere dich um den Tod meiner Geliebten wieder, alter, namenloser Schmerz, der mir ein heiliger Schmerz ist! Worte kann ich den Lebenden geben, Liebkosungen und Freundschaft ihnen; aber was kann ich meinem geliebten Todten geben, dessen theure Asche im Grabe schläft? Meine Liebe hat nur noch Thränen für ihn, die ich seinem Andenken weine; meine Liebkosung ist zum Seufzer geworden. Und siehe ich einsam, und begleitet mich sein freundliches Bild, dann falten sich meine Hände mit neuerwachendem Jammer zusammen, und meine nassen Augen starren schweigend gen Himmel, und von meiner Lippe zittert ein Seufzer: O Gott, o Gott! warum mußte ich den treuen Liebling meiner Seele, den Engel meiner Tage, verlieren? Ach, warum ward er so früh von meinem Herzen hinweggerissen? Er war doch glücklich, warum sollte er sein Glück nicht ferner sehen? Er hing an mir mit zärtlicher Treue: warum hat sie ihm nicht belohnt werden dürfen? Gern hätte die theure Seele noch das Leben festgehalten, gern geduldet Schmerzen und Leiden, um nur in unserer Mitte zu bleiben. Umsonst! mit brechendem Auge schied sie von uns, diese Seele voller Liebe — ach, ich hätte mein Leben hingegeben, um das schöne, abgerissene Leben des Sterbenden wieder anzuknüpfen. Keine Erhörung, kein Erbarmen! — Es war vollbracht. Der Athem starb. Der Geist eines neuen Engels entfernte sich von uns, gehorsam dem Ruf der Allmacht — eilte auf fremden Straßen in die Gefilde der Vollendung.

Man will mich trösten, und spricht: Warum weinest du, Dein Geliebter ist glücklich! Könntest du ihm eine Seligkeit mißgönnen, die ihm der ewige Vater gab? Er hat überwunden; dein Jammer ist fruchtlos. Rufe nicht deinen verklärten Liebling, er ist glücklich! — Welch ein schwacher Trost! Er ist glücklich, der mir entflohene Engel! Ich glaube an Gott, darum weiß ich, er ist glücklich! Wüßte ich dies nicht, ich würde verzweifeln müssen; würde mein Dasein in einer Welt verwünschen, die mit Grausamkeit nur Thränen für die Tugend, nur unbarmherzige Trennungen für liebende Seelen hat, während das gefühllose Laster lachen, und die Untreue der Verräther beglückwünscht werden kann. Er ist glücklich, ich weiß es, denn ich weiß Gott und seine Liebe. Aber ich; bin ich denn glücklich? Was mein geliebter Todter verloren hat, ersetzt ihm millionenfach ein höheres, besseres Leben. Aber mir, wer ersetzt mir in dieser Welt den namenlosen großen Verlust? Ich habe noch Freunde und Freundinnen, es ist wahr — aber unter ihnen ist doch mein Vollendeter nicht. Mir können noch andere Freunde werden, aber doch er allein wird nicht wieder an mein zermalmtes Herz gelegt. Ich rufe seinen Namen umsonst; ich bete umsonst. Ich breite meine Arme umsonst nach ihm hin. Theuer sind mir die Geliebten, welche Gott mir ließ; aber sie ersetzen nicht, was ich verlieren mußte; Denn in der Liebe der Seelen gibt es keine Stellvertretung; und das Eine hängt ja immer nur an einem Einzigen, was man nur seinetwillen liebte, und weil es für uns so war, und nicht anders war.

Darum will ich nun neben meiner Liebe durchs ganze Leben meinen heiligen Schmerz bewahren. Er ist das schönste Todtenopfer, welches die verwaisete Treue bringen kann. Er wird enden auf dem Sterbebette, wo die lange Sehnsucht endlich in das große Entzücken naher Wiedervereinigung aufgelöset wird.

Wozu jenen Trost? Er gibt mir mein Verlorenes nicht wieder. Mein Schmerz wird mit der Zeit vielleicht leiser, aber meine Liebe, meine Sehnsucht bleibt laut, auch wenn ich sie vor Menschen verberge. Warum tröstest du mich?

Sahest du deinen Vater oder deine Mutter im Sarge, wie da das ehrwürdige Haupt mit still geschlossenen Augen zum ewigen Schlummer lag? Ach, mit welcher Inbrunst hast du nicht die theuern Züge ihres Antlitzes noch einmal betrachtet, das so oft mit zärtlichem Wohlgefallen nach dir hingewandt war; mit welcher Ehrfurcht die kalte, starre Hand berührt, die dich erzogen hat, die dich in deiner Kindheit über alle Dornen des Lebens so gern hinwegtrug, die sich so oft für dich im leisen Gebete zum Himmel empor gefaltet hat! — Sahest du die Leiche deines Kindes im Sarge? ach, des theuern, für welches du so manchen Tag gesorgt, so manche kummervolle Nachtstunde gesorgt hattest! Nun war die Sorge vergebens.

Deine Hoffnungen lagen zerrissen über dem holdseligen Leichnam. Deine Freuden, welche die Zukunft dir verhieß, waren mit dem Liebling entseelt worden. Aber in seinen schönern entseelten Mienen lesest du noch, was sein zartes Herz für dich empfunden, als es noch schlug. Mit gebrochener Stimme riefst du ihm nur schüchtern die letzte gute Nacht, die ewige gute Nacht zu! Ihr waret getrennt. Das Vaterherz, das Mutterherz mußte sich nun von dem eigenen Kinde losreissen und einsam werden.

Sahst du den Gatten oder die Gattin im Sarge erblaßt? deinen Himmel auf Erden, dein anderes Selbst erblaßt? Fühltest du, wie du nun nicht mehr du selbst warst, nun dein edlerer Theil von dir hinweggenommen war? Wittwer, Wittwe, wie schluchztest du: o warum blieb ich zurück? Warum kann ich dir nicht in deinen Himmel folgen?

Sahest du deinen Bruder, deine Schwester, deinen Freund, deine Freundin, einen deiner heißgeliebten Gespielen auf der Todtenbahre? Sahst du die theuern Ueberreste hinwegtragen aus deinem Lebenskreise, und alle Freuden mit ihnen, die dir aus den schönen, freundschaftlichen Verhältnissen entsprossen waren? Du standest da, wie die vom Blitz zerschmetterte Eiche, die ihre grünen Wipfel verlor, und in der Kraft ihres Lebens zerrissen werden mußte.

O wie bitter ist der Schmerz beim Scheiden am Sarge! Ist denn Liebe ein Verbrechen, das so schwer gebüßt werden muß? Warum gab uns der Schöpfer ein Herz zur Liebe, und den Reichthum zärtlicher Gefühle, wenn dies Herz und dies Gefühl in dieser Welt nicht gelten sollte? Warum ward mir das Kleinod gegeben, daß ich mich ihm innig verband, wenn beim Losreissen dann die Wunde nur um so größer werden sollte? Ach, was hatte mein geliebter Todter verbrochen, daß er noch in den letzten Stunden so heftig leiden mußte? Was konnte diesem Engel, der seiner Vollendung nahen sollte, die Pein der Krankheit helfen? Was half es mir, Zeuge seines stillen Duldens zu sein? — Fürchterliche, grausame Räthsel, die ich mir nicht lösen kann! Aber sie vergrößerten meinen Jammer; sie machten die Empfindung meines Elendes unbeschreiblich. Ich sehe, wie gering das Loos der Menschen ist — ich sehe das Erbarmen des ewigen Vaters verschwunden.

Dein Erbarmen verschwunden? O mein Gott, Dein Erbarmen? — — Ach vergib, vergib die Ungerechtigkeit, zu der mich die Angst und der unendlich große Schmerz des ersten Augenblicks hinriß. Nein, Dein Erbarmen war nie gewichen! Du warst auch dem Dulder auf dem Sterbebette noch Vater. Du gabst ihm nicht mehr Schmerzen, als er tragen konnte; die größten hülltest Du ihm in wohlthätige Betäubung ein. Er wußte weniger von dem, was er empfand, als ich vielleicht zu sehen glaubte. Meine Liebe voller Angst, meine Einbildungskraft voller Schrecken vergrößerte mir nur alle Vorstellungen von dem, was mein geliebter Dulder haben mochte. Vielleicht war mein Leiden größer als das seinige. Was ist Seelenschmerz und Seelenangst gegen körperliches Uebel? Groß ist mein Gram, o Vater! aber noch größer mein Glauben an Deine Vaterliebe voller Weisheit, an Deine Vaterhuld ohne Grenzen. Du, o Herr, hattest mir gegeben, was meine Seele liebte, Du hast es mir genommen.

Genommen! Ach, was hatte ich verschuldet? War meine Liebe zu groß? War ich meines stillen Glücks unwürdig? Kann man zu sehr lieben? — Ja, Vater, ich erkenne es, *auch zu sehr lieben kann man, wenn man sich mit allzugroßer Leidenschaft in dieser Welt an einen Gegenstand hängt, als müßte er ewig der unserige bleiben.* Wußte ich denn nicht, daß sich auf Erden Menschen nur auf kurze Zeit mit Menschen zusammenfinden? Wußte ich denn nicht, daß entweder der, den ich liebte, vor mir, oder ich früher als er von ihm aus der Welt scheiden müsse? Beim ersten Druck der Hand, mit dem wir einen neuen Freund begrüßen, sollen wir an den letzten Händedruck denken, den wir bei der Trennung geben werden, die immer näher ist, als wir glauben: so wird in der Freundschaft nur Mäßigung herrschen. Beim ersten Kusse, welchen Mutter und Vater ihrem neugebornen Kinde mit Entzücken geben, sollen sie sich erinnern, daß ihnen die holde Gottespflanze nur auf einige Tage, auf Monate, auf wenige Jahre anvertraut ward, ihrer zu pflegen. So werden sie jeden Tag mit Entschlossenheit darauf gefaßt sein, zurückzugeben das Kleinod, welches der Herr fordert. Wehe, wenn sie sich selbst täuschen; wenn ihre leidenschaftliche Zuneigung alle Möglichkeiten läugnen, und das Wort der Vernunft zum Spott machen will. *Dann wird der Verlust Strafe, und der Schmerz um so zerreissender, aber durch das Verschulden eigener Unbesonnenheit!*

Ja, ich erkenne es, Vater im Himmel, wie ernst Du immer unsere Seelen mahnst, daß sie den Freuden hienieden, auch den edlern, nicht mit allzugrenzenloser Hingebung sich weihen. Hier soll nun unsers Bleibens nicht sein. Unser Wandel auf Erden soll schon ein Wandel im Himmel sein. Hier soll nur das Schöne und Heilige *angeknüpft*, dort in der Geisterheimath erst *vollendet* werden. Wir sollen, wir dürfen nicht vergessen, daß jedes Gut auf Erden nur ein geliehenes ist, aber kein Eigenthum; daß wir nichts haben, als unsere Tugend, und daß Alles in Deiner Macht liegt, aber nichts in der unserigen. Und wenn wir dies vergessen, dann fangen wir an, uns und unsere eigene Bestimmung selbst zu vergessen; dann ist es Wohlthat, daß eine große Warnung in das Leben eintrete, daß wir aufgerissen werden aus unsern Täuschungen und Träumen, und erinnert werden: Hier ist kein Stillstand, hier kein Bleiben! Denke an die Erhebung deines Gemüthes durch Wahrheit, an die Veredelung deines Geistes durch Jesum und die Erfüllung seines Wortes. Nur der Tugendhafteste ist der Beglückseligte, nur dem Heiligen gehört, hier wie dort, das Heiligste.

Darum will ich mich fassen. Ich will die Stimme der Religion, die Stimme der Wahrheit hören — und hörte ich sie nicht, würde ich nicht meine Leidenschaftlichkeit noch viel härter büßen müssen? Wenn mich ein Unglück nicht weiser machen konnte, verdiente ich nicht, durch noch größeres Unglück erweckt zu werden? Ich will aufhören, einer fruchtlosen Schwermuth zu gehören, und nicht länger damit mich zu höhern Pflichten gegen Gott und Welt unfähig machen. Ich will mich nicht ferner trübsinnigen Einbildungen preisgeben; mich nicht mit den Vorstellungen quälen, ob ich für meinen geliebten Verstorbenen genug gethan habe; ob ich nicht vielleicht in seiner Besorgung während seiner Gesundheit oder Krankheit

etwas versäumt habe. Wäre dies je geschehen, so war es der Wille der Vorsehung. Was konnte der Mensch mit seinen beschränkten Einsichten und Kräften!

Gott wollte den Tod meines Vielbeweinten — er war zu bessern Welten reif. Ehe ich athmete, ehe mein Verstorbener war, hatte Gott die letzte seiner Stunden bestimmt. Der Keim seiner Schicksale entfaltete sich mit dem Augenblick, da er das Licht der Welt erblickte, seine Verhängnisse wirkten auf ihn von allen Seiten ein. Er lächelte noch fröhlich im Kreise der Seinigen, als sein Sterben anfing, und der Todesengel über ihm schwebte. Daß er enden und in dem Augenblick enden mußte, da es geschah, war die Frucht einer längst gewesenen Minute, die er nicht kannte. Aller Beistand des Arztes, alle meine Hilfe hätte seinem Leben keine Spanne breit zusetzen können. Das schöne Licht sollte erlöschen. Zwar auch des Arztes Beistand, auch meine Hilfe, mein Gebet waren in der Verflechtung der Begebenheiten mit eingerechnet, ehe denn sie geschahen; Gottes Vorsehung kannte auch sie, und ließ ihnen einen Theil ihrer Wirksamkeit, aber nur den nützlichen Theil. Und als das Leben meines Vollendeten zur Aernte reif war — da wurden Menschenhilfe und Rath ohnmächtig. Da galt Gottes Rath und Wille. Soll ich murren? Soll ich mich weiser dünken, als die Vorsehung? gütiger als der Schöpfer seiner Kreaturen? Ich liebte meinen entschlummerten Geliebten; aber Gott liebte ihn auch. Was Gott thut, das ist wohlgethan. Er trennte eine theure Seele von mir. Meine Thränen fliessen.

Gott trennte? Nein, Gott, Liebender, Du trennest die Seelen nicht, die Du zusammen verbandest! Wer sagt, daß ich meinen Verstorbenen verloren habe? Was Gott hat, kann das verloren sein? Bin ich nicht auch Gottes, und mein verklärter Liebling auch? Bin ich nicht in meines Vaters Hause, und mein Vollendeter auch? Ich lebe, aber auch du lebst, o theure Seele; ich denke dein mit wehmüthiger Sehnsucht: kannst du aufhören, meiner zu gedenken? Kann Liebe sterben, da Gott selbst die Liebe ist? Heute freuest du dich in einer bessern Welt deiner vollendetern Schöpfung: während meine Thräne fließt, jauchzest du vielleicht entzückensvoll. Während ich deinen irdischen Namen mit zitternder Lippe stammele, erwartest du mit Wonne meine nahe Ankunft. O Verklärter, der Gott der Liebe gab dir vielleicht eine Seligkeit, die mir Sterblichen nicht werden konnte. Du erkennst mich noch in meiner einsamen Trauer, liebst mich, umschwebst, begrüßest, leitest mich! Vielleicht bist du meiner Schutzengel einer, die des Herrn Winke vollstrecken.

Nein, wir sind noch nicht getrennt. Im göttlichen All ist Alles Eins. Auch diese Erde steht im göttlichen Gebäude; auch diese Stunde ist Eins mit der Ewigkeit. Ich geniesse sie hienieden und du sie zu gleicher Zeit in schönern Welten. Du bist noch da. Wir gehören einander noch, wiewohl du früher hinübergingst zum Vater, zu dem auch ich gehe. Was ist es denn für ein Unglück, eine Stunde früher oder später eingeladen zu werden in das Allerheiligste? Nur bin ich bestimmt, auf Erden Manches zu vollführen, das Gott mir auftragen will. Sein allein heiliger Wille geschehe. Ich weiß, auch mir, wenn ich meinen Lauf vollendet habe, sind große Wonnen aufgehoben. Ob noch ein Jahr oder mehrere? Was ist am Ende der längste Lebenslauf? Ein flüchtiger Morgentraum. Ist er vollendet, und meine Zeit gekommen: dann — o dann belohnt Wiedersehen und Wiederfinden den treuen, verklärten Geist. Wiedersehen! Wiederfinden! — o Gedanke, der mich mit himmlischer Wollust durchströmt! Dich wiederfinden, verschwundener Engel, dem ich nachklage! Welch ein Augenblick im Paradiese des bessern Lebens! Als Menschen würden wir in Thränen voll Seligkeit an einander hängen; als Vollendete werden wir in dankbarer Anbetung Gottes versinken, und aufgelöset in Entzücken sein!

Wiederfinden! Ist es möglich? Ich forsche nach Deutungen aus der Ewigkeit — welche lehrt mich diese süße Hoffnung fassen? Wer gab sie mir?

O Du, dessen Weisheit mich so oft zu Gott erhoben, dessen Wort mich nie getäuscht hat, dessen Zusagen immer wunderbar erfüllet sind, Jesus Christus, ewiger Sohn des lebenden Vaters, gesandt zum Troste der leidenden Menschheit. Du hast mir Hoffnung und Zuversicht gegeben. Als Du vom Kreuze herab zu Deinem Todesgefährten und Mitsterbenden sprachst: Wahrlich, ich sage dir, heute wirst Du mir mir im Paradiese sein! (Luk. 23, 43) hast Du das Wort der Beseligung allen gebeugten Seelen gesprochen. An ihm richtet sich mein Glaube muthvoll auf.

Den ich im Staube beweine, er ist mir nicht auf ewig genommen. Es ist Wiedervereinigung, Gottes Stimme hat mir Verheißung gegeben. Selbst in der Natur finde ich ja ein merkwürdiges Streben getrennter Kräfte nach Wiedervereinigung. Was zusammen gehört, das findet, der Mensch scheide auch so viel er wolle, jedesmal den Weg wieder zu einander. Ich sehe überall in der Schöpfung, im Lebenden, wie im Todten, gewisse Dinge einander sich näher verwandt, sich immer gegenseitig anziehend und in einander wieder übergehend. Ich erkenne in Gottes großem Reich überall Eintheilung und Verbindung der Dinge, wie in Familien. Sie halten zusammen; sie finden sich immer wieder. Ohne dieses Grundgesetz in der Schöpfung wäre die Welt ein Chaos, eine unendliche Verwirrung der Kräfte und Erscheinungen; es wäre nichts Auseinandergeschiedenes, nichts Verbundenes. Aber Licht hält ewig zum Licht, Erde zur Erde. Wassertheile entsteigen Meeren und Flüssen, aber im Thau und Regen kehren sie wieder vom Himmel zurück. Alles findet Seinesgleichen wieder. Ich erstaune selbst über die Wirkungen der Wahlverwandtschaft in leblosen Körpern, wo Gleiches mit Gleichem unwiderstehlich durchdringt, und was ihm fremd ist, von sich ausscheidet. Was ich nun Wahlverwandtschaft, Sympathie nenne in den todten Körpern, heißt Liebe im Geisterreich. Gott selbst ist die höchste Macht der Liebe, daher die unendliche Sehnsucht der Geister nach Vereinigung mit ihm, nach Seligkeit in ihm, nach Vollkommenheit.

Und herrscht das Gottesgesetz in den Schöpfungen auf Erden und in den Himmeln selbst, so weit mein Auge die Familien der Gestirne durchdringen kann, wo alle Erden ihre Monde haben, wo alle Sonnen besondern Erden gehören — herrscht es denn weniger in der Welt der höhern Geister? — weniger, wo das, was bei leblosen Dingen nur dunkeler Trieb ist, bei Geistern zu einer mit Bewußtsein verknüpften Empfindung veredelt ist? — weniger, wo Gott selbst der Urquell der Liebe ist; wo, wie seine Werke, auch seine Gebote nur Wirkungen der Liebe sind?

Zwar die Hülle, in welcher mir geliebte Wesen auf Erden theuer wurden, ruht im Grabe. Aber es war auch nicht das Verwesliche, was ich eigentlich liebte, sondern das Unverwesliche; und der Schleier, welcher die holde Seele umgab, die ich liebte, ward mir nur erst werth und theuer durch den darunter verborgenen Engel. Der Schleier ist abgefallen — aber der Engel lebt! Doch werde ich ihn finden? Wie ihn wiedererkennen, da er die äussern Kennzeichen für mich nicht mehr hat? — Warum die zweifelnde Frage? Armer Sterblicher, kennst du Gottes Kraft? Woran erkennen sich die Elemente, woran die Urstoffe der Welt, daß sie sich einander wiederfinden?

Wenn der bunte Frühling erwacht, stehen Millionen Pflanzen in blühender Schönheit. Aber nur diejenigen Pflanzen, welche zu gleicher Art gehören, senden sich durch die Lüfte einander ihren goldenen Blumenstaub zu. Ohne diesen Staub wäre keine Befruchtung möglich. Sie stehen oft weit getrennt, und doch senden sie sich ihren Staub zu, und diese kaum sichtbaren Theilchen finden die Blume, zu der sie sollen. Unter Millionen Blüthen schweben sie der einzigen, gleichartigen, verwandten Blüthe zu, wie von ihr durch zauberische Kraft angezogen. Hier ist in der irdischen Schöpfung ein Wunder, dessen Zeuge ich jedes Jahr bin. Ist dieses Wunder des allmächtigen Schöpfers für mich nicht Deutung aus der Ewigkeit? Die erhabene Macht Gottes, welche aus weiten Fernen den befruchtenden Blumenstaub zur einzigen harrenden Blüthe führt: sollte ohnmächtiger sein im Reiche höherer und ihr näherer Wesen?

Ja, es ist ein Wiederfinden nach dem Tode! Das von Gott Verbundene ist auf ewig verbunden, und bleibt ungetrennt. Und du, o theure Seele, die mir ewig theuer ist, wir sind nicht getrennt. Du drüben, ich hier, wir gehören einander immerdar. Sei glücklich in deinen bessern Gefilden, auch ich werde einst mit dir im Paradiese sein. Sollte ich länger weinen? Nein, warum denn? Wir sind noch ungetrennt im großen Hause unsers Vaters beisammen. Zwar du fehlst mir; aber ich könnte, ich würde es selbst nicht wollen, daß du wieder unter den Lebendigen auf Erden mit mir wandeln möchtest. Auch wenn ich die Macht hätte, dich aus deiner seligen Wohnung zurückzurufen, ich würde sie nicht ausüben. Denn du hast überwunden, du hast vollendet; nicht an dir ist es, heimzukehren, sondern an mir ist es, zu dir zu eilen. Ich kenne ja den unfehlbaren Weg; es ist der Weg strenger Pflicht und Christensinnes, mit dem ich Gottes Befehle auf Erden vollstrecken muß; es ist der Weg zu Gott selbst. Nur Sünde und Laster würden mich von dir und Gott trennen.

Mein Schmerz war groß um deinen Tod, aber groß ist jetzt die Freude meines Gemüthes. Du, o vollendeter Geist, bist noch der Geliebte dort, du ziehst mich an heiligen Banden dir nach in die bessere Welt. Durch die Liebe der Geister sind sich Erde und Himmel verwandt. Ich habe einen Theil der Meinigen bei Gott. Welch ein himmelvoller Gedanke!

Vater im Himmel, o du mein und meiner verklärten Seelen Vater! wie ich einst in der bangen Stunde des Scheidens meine Hände schmerzvoll zu Dir erhob, und mit heissen Thränen flehte: o laß mir meinen geliebten Sterbenden — Vater, so hebe ich jetzt meine Hände in stolzer Zufriedenheit empor, und rufe: Ich danke Dir für den Tod meines Lieblings! Dieser Tod hat zwar mein ganzes Wesen tief erschüttert, aber er hat mich frommer, edler, heiliger gemacht. Ich fühle mich Dir nun näher angezogen; ich fühle mich nun fremder gegen Alles Irdische, und werde demselben nie wieder mit allzugroßer Hingebung gehören; es ist ein Band zwischen der Ewigkeit und mir, das nicht wieder zerreißt. Mein Wandel ist nicht bloß auf Erden mehr; er ist im Himmel bei Dir und den Theuern, die Du mir gabst und nahmst.

Es war eine Zeit, da übermannte mich noch ein furchtbares Grauen bei dem Gedanken an Tod und Grab. Wie konnte ich Tod und Grab lieben, als ich in ihnen den Abgrund sah, der alle meine Seligkeit verschlingen wollte! Da war noch die Erde ein Himmel, und Dein Himmel, o Gott, für mich eine heilige Einöde, in der ich mich als einen Fremdling dachte, den dort Niemand liebte und kannte. Und ich fürchtete den Tod, und scheute das unbekannte Land.

Nun aber ist dorthin meine Sehnsucht, dort ist meine Ruhe, meine Heimath, mein Gut! Dort sind die Genossen meines Herzens, meines Lebens! Und wird es mir wohl unter meinen Freunden auf Erden, so denke ich, dort wird es besser! Oder ist es hienieden trübe, so denke ich, dort wird es hell!

Ich aber will durch Christum Jesum mich würdig machen der Seligkeit, die Du mir, o mein Vater, bereitet hast von Anbeginn! Ich will Deinen Willen, o Vater, erfüllen durch Werke der Liebe gegen meine Mitmenschen, auf daß ich mich auch droben Deiner Liebe in meiner höhern Vollendung erfreuen könne. Amen. Hilf mir, o Herr Jesus, Licht meiner Seele! Amen.

345.

Deutungen aus der Ewigkeit.

Fünfte Betrachtung: Wiedersehn.

Joh. 16, 19. 22.

Wenn ich einst ausgerungen habe,
Die Freundschaft über meinem Grabe
Des Scheidens letzte Zahre weint:
Dann lach' ich froh im sel'gen Leben,
Wo meine Theuern mich umschweben,
Wo die Getrennten Gott vereint.

Was hier nur klein, nur schwach begonnen,
Wird dort vollendet ausgesponnen,
Vollendung heißt die Ewigkeit.
Der treuen Liebe Keim auf Erden
Wird dort erst volle Blüthe werden,
Denn Gott ist dort und Seligkeit!

Erhebe dich, o meine Seele, aus dem Gedränge dieses Lebens zu deiner Freiheit; — empor aus dem Druck deiner Sorgen zur Ahnung ewigen Friedens; — empor aus dem Getümmel aller Zerstreuungen zum Anblick deiner bessern Bestimmung!

Denn was ist der Tropfen des irdischen Lebens, in welchem du hier schwelgst, gegen das Meer unendlicher Herrlichkeit, welches du jenseits dieser flüchtigen Traumstunde bewundern sollst? Was ist alle Pracht des Erdballs, aller Schimmer des goldenen Staubes hienieden, gegen den Glanz, welcher dir aus den Pforten der Ewigkeit entgegenleuchtete? — O warum bewunderst du die spielende Flamme deiner Kerze, mit der du deine Wohnungen erhellest? Was ist sie gegen die Gewalt der

Sonne, in deren Strahlenfluthen unermeßliche Welten schwimmen, Wärme, Licht und Leben trinkend?

Ja, Ewigkeit, du letztes Ziel, wohin Alles eilt, der Weinende und der Frohe, der König und der Bettler, der Weiseste und der Thörichtste, der Greis und das tändelnde Kind, — Ewigkeit, du unser Aller harrend, sei heute mein Gedanke! — Meine Seele fühlt sich freier, erhabener, reiner, wenn sie dich denkt und nennt! Das Irdische, was mich bisher entzückte, oder was mich mit seinen Dornen verwundete, wird vor dir gering und verächtlich. Die Religion erscheint mir liebenswürdiger, göttlicher, verklärender, indem sie wunderbare Ahnungen des künftigen Daseins in meine Brust senkt. — Ewigkeit, du, vor deren Anschauen der Leichtsinn schaudert, die Sünde erblaßt, der Zweifler mit dumpfer Ungewißheit bebt, — Ewigkeit, du Gottgeborne, du Vollenderin alles Begonnenen, du Vergelterin mit Richtschwert und Palme, du Allesversöhnende, Allesausgleichende, — Ewigkeit, du bist des Weisen Trost, des Christen freudige Hoffnung.

Auch mir, auch mir sollst du Trost und Hoffnung sein; Trost, wenn ich über mein kummervolles Schicksal weine, Hoffnung, wenn ich in den fröhlichen Reihen meiner Freunde mich des Lebens erfreue. Trost, wenn meine irdischen Aussichten finster werden wollen; Hoffnung, wenn mich im Schoos des Glückes der Gedanke beschleicht: Alles wechselt, und was der Mensch hat, wird ihm wieder genommen! Trost, wenn die Hand des Todes meine Geliebten mir entführt, und ich an ihrem Sterbebette traure, und mit nassen Blicken ihre kalten, bleichen, starren Gesichtszüge betrachte, welche mir nie freundlich lächeln werden; Hoffnung, wenn auch mir einst der Wink des Todes gilt, und ich von treu ergebenen Seelen, von zärtlichen Freunden, von schluchzenden Waisen scheiden muß.

O meine Hoffnung, mein Trost, Ewigkeit, du durch Jesum mir geoffenbarte — du bist es, die den ganzen Schatz der hier entflohenen Freuden mir aufbewahrt! — Warum denn beben vor dir? Zu dir hinüber wehte der Sturm die schönen Blüthen, welche er mir aus dem Kranz der Freuden riß. — Warum denn beben vor dir? Nur in dir, sonst nirgends kann ich wiederfinden, was ich auf Erden verlor, und was ich auf Erden verlassen muß.

Wie tief und selig erschüttert mich der Gedanke, daß ich wiederfinden werde, was ich verlor! Daß ich hoffen darf, die ich unterm Himmel sah und liebte, dort wiederzusehen! — O meine theuern, meine heißgeliebten Aeltern, o ihr zärtlichen Gespielen meiner Kindheit, o ihr mit den Banden des Blutes und der Liebe an mein Herz Geflochtenen; o ihr, die meine Thränen, mein stummer verzweiflungsvoller Schmerz nicht wieder erwecken konnte im Sarge — o ihr, die ihr mit Liebe und Wehmuth von mir scheidet, um ins bessere Sein überzugehen — Wiederfinden — Wiedersehen!

Eine nie empfundene, himmlische Wollust dringt durch mein Herz, — Thränen der wehmüthigen Sehnsucht verdunkeln meine Augen — aber mein Geist, erhoben auf den Flügeln der Andacht, geführt durch das Licht der Religion, schwebt an den geheimnißvollen Thoren der Ewigkeit — er dringt zu euch hinüber, er sucht euch auf in den schönen, fernen Welten, wo Gott wohnet, wo ihr wohnet, besser, edler, glücklicher, als ich. — Ich nur noch im Kerker des Erdenstaubes, ihr dort schon frei! Ich noch schwach, arm, im Wechsel von Licht und Schatten, ihr dort im ewigen Glanz der Göttlichkeit, seligere Wesen, Engel! O könntet ihr meiner Sehnsucht Stimme vernehmen, könntet ihr meiner Sehnsucht Thränen sehen! Ich rufe, ich weine euch zu: Gedenket noch mein in bessern Welten! Gedenket dessen, der euch mit treuer Liebe liebt bis an sein Grab! Es ist ein Gott, und Gott vereinigt uns wieder!

Wir werden uns wiedersehen! Es ist kein Traum, keine Täuschung! — Jesus, der Weltbeseliger, Jesus, der Gottoffenbarer, hat es seinen Christen offenbart.

Er sprach den süßesten alles Trostes aus, als er in einer ernsten Lebensstunde seinen Jüngern ihre traurigen Schicksale und Verfolgungen weissagen mußte; als er sie, die ihn mit kindlicher Einfalt und Ergebenheit umringten, auf seinen Tod, auf seinen Heimgang zum Vater vorbereiten wollte: „Ueber ein Kleines, so werdet ihr mich wiedersehen, denn ich gehe zum Vater — zu meinem, zu euerm Vater, der uns Alle zu sich versammelt. Wohl habet ihr nun Traurigkeit, aber ich will euch wiedersehen, und dann wird euer Herz sich freuen, und eure Freude wird dann Niemand von euch nehmen können.“ (Joh. 16, 16. 22.)

Wir werden uns wiedersehen! — als Christus in der fürchterlichen Todesstunde am Kreuze blutete, als Gott und Welt ihn zu verstoßen schienen, da flehte gläubig noch ein Sünder neben ihm am Kreuze zu ihm um Trost. Und Jesus gab ihm die seligste aller Hoffnungen. „Wahrlich,“ so sprach er zu ihm, der Welterlöser, und mit sterbender Zunge sprach er es: „ich sage dir, heute wirst du mit mir im schönern Leben wohnen!“ (Luk. 23, 43.)

Soll ich zweifeln, wo Jesus spricht, der wundervolle Göttliche des Himmels, der aus Gott Geborne, erschienen, um nach dem Willen des Ewigen die finstere Welt der Geister zu erleuchten? Soll ich zweifeln am Wort des Lebens, welches er der Menschheit brachte? An wen sonst soll ich glauben? Wer hat vor ihm und nach ihm erhabenere Wahrheiten kund gethan? Wer hat vor ihm und nach ihm so gelehrt, daß der Weiseste unter den Sterblichen, wie das unwissende Kind, ihm als einzig richtigem Wegweiser folgte? Wer hat vor und nach ihm mit heiligerm Wandel vorgeleuchtet? Wer hat vor und nach ihm das menschliche Geschlecht zu höherer Selbstkenntniß gebracht, und ihm seine Würde und Bestimmung anschaulicher gemacht?

Wir werden uns wiedersehen! Jesus sprach es. Innig umfaßt mein Glaube die göttliche Wahrheit, die er mir erwarb; die Wahrheit, welche mit Gottes Größe und Liebe so harmonisch verbunden ist; die Wahrheit, welche der heilige Schlüssel zu tausend dunkeln Räthseln des Erdenlebens wird, und ohne welche ich in der Schöpfung nichts als traurige Widersprüche, tausend Zwecklosigkeiten und Verirrungen finde.

Du sprichst, o Schwermüthiger, in deiner Zweifelsucht: „Ich kann mir es nicht denken, wie wir uns in jenem Leben wiederfinden, wiedererkennen werden! Denn wenn auch der Geist zu schönern Verhältnissen übergeht: der Körper bleibt doch im Grabe zurück, durch welchen wir einander hienieden erkannten, und verweht mit anderm Staube.“ — Wohl mag der Staub verwehen, aber nicht Staub war es, was den Staub geliebt hat, sondern die Seele war es, welche liebend an einer Seele hing. Du zweifelst, weil du die Geheimnisse der Ewigkeit nicht ergrübeln kannst. Du zweifelst, wo dein be-

schränkter Verstand die unendlichen Tiefen des Reichthums göttlicher Allmacht und Weisheit nicht ergründen kann. Du zweifelst, weil du nicht weißt, wie nach dem Tode des Leibes die Geister gleichsam eingekleidet werden. Wer dies erforschen, wer die Ordnungen der göttlichen Schöpfungen ganz umfassen und erkennen will, muß selbst Gott sein. Du bist es nicht.

Die Schwäche deiner Einsicht hindert dich am besten Wissen: aber die Gewalt deiner Vernunft zwingt dich zum besten Glauben. Und die Gesetze deiner Vernunft sind der Gottheit Stimme! — Der Vernunft aber untreu werden, heißt zum Thier hinab oder zum Wahnsinn sinken. Sei, was du hienieden sein kannst, sein sollst, ein vernünftiges Wesen, und du findest wieder die herrlichste Uebereinstimmung im Weltganzen.

Was auch der klügelnde Zweifler bei seiner beschränkten Kenntniß der geistigen Natur sagen mag, er kann nichts beweisen. Er kann höchstens nur behaupten: Es ist möglich, daß wir uns im Tode auf ewig von einander trennen! — Aber er kann auch nichts beweisen gegen das Wort der Hoffnung: Es ist möglich, daß wir uns jenseits wiederfinden! — Er streitet mit bloßen Vermuthungen, die ihm Schwermuth einflößt oder Eitelkeit, um etwas Sonderbares zu behaupten; er streitet mit bloßen Vermuthungen, denen er selbst feind ist, wider die sich sein eigenes Gefühl empört; gegen Vermuthungen, die mehr als dies sind; gegen die Macht seines Glaubens; gegen den Glauben der Völker, der rohesten wie der weisesten.

Schon in der todten Natur werden wir gewahr, daß sich die verwandten Kräfte einander nach unbekannten Gesetzen gegenseitig anziehen. Und wenn der Staub willig zu dem verwandten Staube fliegt, sich mit ihm zu vereinigen: warum sollten höhere Wesen, selbstständige Geister von dieser Wohlthat ausgeschlossen sein? Sind sie geringer, als der Staub der Blume, welcher ihrem Kelch entfliegt, um eine andere ihm verwandte, unter tausend andern Blumen verloren stehende, zu suchen und sie zu befruchten? — Zweifler, erkläre mir dies unbegreifliche Wunder, dann erkläre ich dir, wie selbstthätige, lebendige Geister in den Gefilden der Ewigkeit ihre Sehnsucht löschen und sich einander wiederfinden.

Wie? war es der Mensch, welcher das Gesetz der ewigen Liebe dem Menschen vorschrieb? War es der Mensch, welcher die Gefühle der Freundschaft sich selbst in die Brust pflanzte? War es der Mensch, welcher mit den Empfindungen der Zärtlichkeit zugleich die Sehnsucht nach ewiger Dauer erschuf? — Nein, die Hand Gottes war es, welche solches Gefühl in unser Herz legte; Gott war es, welcher die Sehnsucht verwandter Seelen nach ewiger Vereinigung uns gab. — Und Er, der uns hienieden für wenige Jahre zusammenführte, so innig verband — Er, die Liebe, Er, die Barmherzigkeit, Er, die Güte, — Er sollte zwecklos diese theuern von ihm geknüpften Bande wieder auseinander reissen wollen? Er, der Allerseligste, sollte uns unglücklicher machen, als der grausamste unter den Menschen? Er, der Allerheiligste, sollte uns in unsern heiligsten Empfindungen, in den Hoffnungen unserer Todesstunde, täuschen? Er, der unserm Herzen Liebe gebot, sollte uns bestimmt haben, Zeuge unserer Verzweiflung zu werden?

Unwürdiger, entsetzlicher Gedanke! fliehe von mir. Ich glaube Gott, ich glaube dem Allervollkommensten, und finde darin Ruhe und Ueberzeugung, daß er die heiligen Banden der Seelen nicht zerreißt, die er selbst schuf. Er ist der Allervollkommenste, und kennt keine Reue um das, was er geschaffen. Wie sollte ihn das Edelste, die gegenseitige Liebe der Seelen, sein Werk, unsere Seligkeit und ihre Dauer, gereuen?

Gott ist! — Darum werden wir uns wiedersehen, die wir für einander geschaffen wurden. Und er ist ja der Schöpfer! Er der Alliebende ist's! Wir werden uns wiederfinden, einander wieder gehören; die Ewigkeit erfüllt die Sehnsucht von Millionen edeln Herzen.

Was wäre mir Unsterblichkeit ohne die Unsterblichkeit meines Bewußtseins, ohne Fortdauer meines bessern Wesens und Seins? Und die Tugend, die Geisteskraft, die Liebe, sind sie nicht das Einzige, was mir vor mir selbst Werth gibt, und was der Welt für mich Werth verleiht?

Unsterblichkeit ohne Bewußtsein, daß ich es bin, der schon war, der schon lebte, ist keine Unsterblichkeit mehr. Unsterblichkeit ohne Verknüpfung des Gewesenen mit dem Künftigen ist keine Unsterblichkeit, sondern Vernichtung. Würde ich wiedergeboren in der Ewigkeit, ohne Bewußtsein meines Gewesenseins: so wäre meine Geburt nur die Schöpfung eines neuen Wesens, das noch nie vorhanden war.

Nein, Gott ist! ich bin unsterblich, so wahr er ewig und die höchste Vollkommenheit ist. Ich bin unsterblich; so wird die Kraft meines Geistes, meiner Tugend, meiner Liebe nicht mit dem Leibe absterben. So gleicht jeder nächtliche Schlaf auf Erden meinem Tode, jedes Erwachen meinem künftigen Dasein. Mit jedem Erwachen kehren die Erinnerungen meiner frühern Zeiten, meine erworbenen Tugenden, meine Empfindungen der Freundschaft zurück. — Erkläre mir, Zweifler, wie dies Wunder an jedem Morgen möglich ist: dann will ich dir die Möglichkeit erklären, wie auch in der Ewigkeit verwandte Seelen noch einander angehören.

Würde, was Gott verband, im Tode auf ewig getrennt, stürbe mit meinem Leibe auch die treue Liebe und die Hoffnung schönen Wiederfindens — o so wäre Alles zerrissen, Alles vernichtet, was die Gotteswelt mir Herrliches gezeigt. So wäre meine Seele ihrer besten Schätze, ihrer süßesten Freuden beraubt. So wäre die ganze Ewigkeit nichts, als die Verbannung einer verwaiseten Seele, die einsam herumirrte, und Verlornes vergebens suchte. O so wäre das ewige Grab einem ewigen Leben vorzuziehen, in welchem die Sehnsucht nur theuern Erinnerungen hoffnunglos nachweinen müßte. So wären Liebe und Freundschaft auf Erden noch gefährlichere Empfindungen, als Neid und Haß. So wäre der größte Theil des Erdenlebens für Millionen und Millionen guter Seelen nicht werth, gelebt worden zu sein. O so würde ich hienieden Gott, die ewige Liebe, anflehen: Tödte die Liebe in mir. Ach, warum gabst du mir ein Herz, das nur bluten soll? Warum führtest du mir theure Seelen zu, wenn du mich auf ewig von ihnen reissen möchtest? Warum schenktest Du mir diese Gefühle der Liebe, dieses Herz voller Treue, wenn ich es nur empfing, um durch Verlust desto elender werden zu können? So seufzt also der Gatte vergebens in der Sterbestunde noch einmal den Namen seiner Geliebten; die Schwester vergebens den Namen eines theuern Bruders; die zärtliche Mutter umsonst die Namen ihrer Kinder? So wäre die Ewigkeit also

nur entweder eine Vernichtung unsers bessern Selbsts, oder eine ewige, unbefriedigte Sehnsucht, ein Beklagen ewigen Verlustes?

Nein, schwermüthiger Zweifler, höre Jesu Wort, er verheißt dir Wiedersehen in der Ewigkeit! Höre das Wort deiner Vernunft; sie verurtheilt deinen Wahnsinn, der die Gottheit, der die Welt, der Alles mit sich selbst verwirren, der dein ganzes Leben und die ganze Schöpfung des Schöpfers zwecklos und zerrissen darstellen will! — Wisse es, was die Erfahrung jeden Tag lehrt, was dich die große Weltgeschichte, was dich der Anblick der weiten Schöpfung lehrt; Gott läßt nichts unvollendet von dem, was er geschaffen! Er beginnt nichts, um es wieder abzubrechen. Er ist ewig, ewig auch, was er zum Dasein gebracht.

Einer der schönsten, der beruhigendsten Gründe für die Unsterblichkeit unserer Seele ist der, daß die Gottheit in uns ein Streben nach Tugend und nach damit in Verbindung stehendem Wohlsein gelegt hat; daß aber dies Ziel auf Erden selten, oft nie erreicht wird; daß der Tugendhafte oft der Unglücklichste ist; daß erst in der Ewigkeit dies doppelte Streben nach Tugend und Seligkeit gestillt werden könne, wenn nicht Alles hienieden zwecklos sein, und die Tugend selbst für einen nichtigen Irrthum gehalten werden soll.

Jeder Grund für die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit meines Geistes ist zugleich auch ein Grund für den Glauben an das Wiederfinden verwandter Seelen in der Ewigkeit. Ach, wie tausend Bitterkeiten dulder hienieden die Liebe edler Menschen um den Geliebten, der Freund um den Freund, der Vater, die Mutter um das Kind — und alle diese Thränen, diese Sorgen, diese Aufopferungen blieben unbelohnt? — Der Tod raubt ihnen das Edelste, das Theuerste ihres Lebens — ihre Schmerzen blieben unvergolten, wären nun vergessen von der Gerechtigkeit der alliebenden Gottheit?

Nein, nein, unser Herz empört sich wider diesen Gedanken; unsere Vernunft verdammt ihn; das göttliche Wort aus Jesu Munde widerspricht ihm.

Verlaß mich nie, o süßer, göttlicher Glaube: ich werde sie alle wiederfinden, die meine Seele liebte, dort, wo keine Thränen mehr fliessen. In diesem Glauben erheitert sich die Finsterniß des Lebens; Gott und Schöpfung, Leben und Ewigkeit erscheinen mir durch ihn in herrlicher, beseligender Verbindung und Uebereinstimmung.

Wir werden uns wiederfinden, gleichviel wo und wie? Gott waltet dort, wie hier, und sein Wollen ist ja unsere Seligkeit! — wir werden uns wiederfinden, o ihr ewigtheuern Seelen; es ist nicht Traum, nicht leere Täuschung, daß wir einander immer angehören.

Ach ihr, über deren niedere Grabhügel schon das Moos der Vergessenheit grünt, ihr seid von mir noch nicht vergessen. Noch schlägt mein Herz für euch, wie es einst an euerm Herzen schlug; noch weint mein Auge in der Erinnerung, wie wir von einander schieden. Nicht für ewig sind wir getrennt. O vielleicht, in seligern Gefilden, gedenket ihr auch meiner noch, wie ich euer. Ich traure euch verlassen und verwaiset nach. Für mich hat die Erdenwelt keinen wahren Trost. Meine Ruhe, meine Freude ist nur bei euch; meine Sehnsucht eilt nur euch nach in den bessern Welten. Und ihr, o Verklärte, ihr lächelt vielleicht meines Schmerzes, wie Selige lächeln, die es wissen, wie nahe die Stunde der Wiedervereinigung schon ist. Ihr lächelt, wie der Gatte, welcher nach langer Trennung von der Geliebten sich ihr unbekannt nahet, wie sie in Thränen der Wehmuth noch schwimmt und seinen Verlust beklagt.

Ach, wann, o wann werde ich euch wieder umfangen? Wann werden die Seufzer schweigen müssen? Wann werde ich endlich wieder innig, ewig verbunden mit euch, unser Dasein und den Schöpfer so überschwenglicher Seligkeit preisen? Auch die Erinnerung an die Trauer des Lebens auf dieser Erdenwelt wird uns noch theuer sein. Hier fanden wir uns ja: hier gab uns Gott einander; hier schmolzen unsere Seelen zusammen!

Gott, o Gott, Du bist die Liebe! — Soll ich länger um die Todten weinen? — Sie gingen zu Dir — ich werde sie wiedersehen, die Seligen! — Im Glauben an Deine Vaterliebe wird selbst der Schmerz der Sehnsucht zum süßen Genuß. — Ruhig erwarte ich die Stunde, da Du mich zu den Theuern zurückführst. O Ewigkeit meiner Seligkeiten, mit Entzücken sehe ich zu Dir empor, mit Dankbarkeit zu dem, der sie mir von Anbeginn bereitet hat.

346.

Deutungen aus der Ewigkeit.

Sechste Betrachtung: Wiedersehen.

Offenb. Joh. 3, 21.

Nein, nein, das Weltall ist kein Traum,
Kein Bruchstuck ist das Leben;
Ein Einz'ges ist des Weltalls Raum,
Und dies und jenes Leben!
Die Geister steigen nur empor!
Die Lieben, die ich hier verlor,
Sie harren meiner droben.

Verheißung, die uns Jesus gab,
Du fullst uns mit Entzücken;
Umstrahlest unsrer Lieben Grab,
Auf das wir weinend blicken,
Du führest auf des Glaubens Bahn
Die muden Seelen himmelan
Zur ewigen Vereinigung.

Du höreſt die Offenbarung Jesu; du höreſt die Stimmen einer tausendjährigen Vergangenheit; du vernimmſt das beredte Zeugniß der Natur, vom Staubkorn bis zum Sterne; du vernimmſt eine Verkündigung von deinem innern Richter, dem Gewiſſen. Du bekennſt: Ja, es iſt ein Gott! es iſt ein höchſtes, heiliges, gerechtes Weſen, welches das Weltall ordnete und die todten, wunderbaren Kräfte leitet; das, als ein ewiger Geiſt, die Geiſter als ſeine Kinder liebt; das nicht bereut, was es in höchſter Weisheit ſchuf; das nicht das geringſte Stäubchen aus ſeiner Schöpfung vernichtet, geſchweige die edle Kraft vernichten wird, die Gott denken, Gott verehren kann, den menſchlichen Geiſt.

Du bekenneſt, es iſt ein Gott; ſo bekenneſt du auch: Ja, Unſterblichkeit iſt nothwendig das Loos unſerer Seele!

Iſt aber deine Seele unſterblich: ſo bekenneſt du, daß du dir deiner auch noch nach dem Tode auf irgend eine Art bewußt bleibſt. Denn nicht wiſſen, daß du da biſt, heißt Vernichtung. Oder nicht wiſſen, daß du

warst, und wie du warst, heißt keine Fortdauer; sondern neues Anfangen, neue Schöpfung.

Nicht wissen nach dem Tode, daß wir waren, macht unsere Tugend, unsern Edelmuth, unsere Aufopferungen auf Erden unnütz. Denn wozu eine Belohnung droben, eine Veredlung, wenn wir nicht mehr wissen, warum? Oder warum ein Gericht über unsere Schande droben, eine Vergeltung, wenn wir nicht mehr wissen, wodurch wir die Strafe, die Unwürdigkeit unsers Schicksals verdient haben? — Alle Vergeltungen in jener Welt wären zwecklos; himmlischer Lohn und himmlische Strafe würden Ungerechtigkeiten sein oder heißen können. Die Tugend, die Veredlung der Seele auf Erden, so wie ihre Verschlimmerung hienieden, wären ohne Zusammenhang mit einem künftigen Leben, und beinahe gleichgültig. — — Wer an die höchste Gerechtigkeit Gottes, wer an die unbedingteste Heiligkeit Gottes glaubt, der glaubt auch an ein wahrhaftes Fortdauern des Geistes, an ein unzerrissenes Fortdauern, an einen innigen, geistigen Zusammenhang zwischen dem Hiersein und Dortsein.

Dieser Zusammenhang aber ist nicht möglich, ohne das Bewußtsein der Seele, daß sie war, und wie sie ehemals war, ohne Erinnerung des Gewesenen. Die Seele, entbunden von ihrer gebrechlichen, groben Hülle, dem irdischen Leibe, der ihre Thätigkeit oft schwächt, wird dort vielleicht freier wirken, als wir hienieden fähig sind, uns vorzustellen. So erscheinen oft dem Greise im Traume, wenn sein Körper schläft, Erinnerungen aus seinem frühern und spätern Leben mit erschütternder Lebhaftigkeit, die er während des Wachens seit langen Jahren vergessen zu haben glaubte.

Nicht nur war dieses von jeher die Meinung aller aus der ersten Rohheit hervorgegangenen Völker, sondern selbst Jesus, der Gottmensch, deutete auf diese Wiedervereinigung unserer Vergangenheit in jener ersten Abbildung hin, welche er dem künftigen Geiste der Menschen vom Tage der großen Vergeltung gibt. (Matth. 25, 31—46.) Da führt er die Frommen redend ein; da läßt er sie fragen; „Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen, und haben dich gespeiset? oder durstig, und haben dich getränket?“ — Jesus Christus, göttlicher Weisheit und Offenbarung voll, verkündete den Sterblichen nicht nur die Unsterblichkeit, sondern auch die ununterbrochene Fortdauer des Bewußtseins ihrer Handlungen. Diese Stetigkeit des Bewußtseins aber ist nicht möglich, ohne Erinnerung an diejenigen, mit welchen wir auf Erden so genau verbunden waren. Denn auf sie bezogen sich ja unsere Handlungen, auf sie unsere Tugenden und Laster, auf sie unsere Liebe, unser Haß, unser Edelmuth, unsere Bosheit, unsere Barmherzigkeit, unsere Grausamkeit.

Zwar mag es dem irdischen Verstande, der nichts als die irdischen Hülfsmittel kennt, schwer fallen, zu begreifen, auf welche Art und Weise wir in einem andern Leben diejenigen wiedererkennen, wiederfinden werden, an welche uns Gottes Licht mit den Banden der Liebe knüpfte. Aber ist es nicht thöricht, dasjenige zu verwerfen, als wäre es nicht, was wir wegen unserer schwachen, irdischen Einsichten nicht in unserer Einbildungskraft uns vorstellen können? — Müssen höhere Wesen, wenn sie Zeugen unserer Schwäche und unsers Eigendünkels sind, nicht eben so über uns lächeln, wie wir über den Wilden jenseits des großen Weltmeers lächeln, der in seiner Unwissenheit es für unmöglich hält, daß Menschen einander ihre geheimsten Gedanken umständlich mittheilen können, ohne sich zu sehen, ohne sich zu sprechen? Auch er verspottet denjenigen, der zu ihm spricht: Siehe, es gibt Menschen von höherm Geist, von größerer Bildung, als wir; sie können mit einander reden, und sich einander verstehen, wenn sie auch tausend Meilen von einander wohnen, wenn gleich Gebirge, Meere, Ströme und Wüsten sich zwischen ihnen lagern. Und vernimmt er von der Kunst des Briefschreibens: so hält er sie für übernatürliche Zauberei.

Sind wir in Rücksicht unsers künftigen, erhabenern Zustandes, in Rücksicht unserer jetzigen Betrachtung desselben, viel anders, als jener Wilde in Rücksicht zu uns?

Der Gedanke an das Wiedererkennen, an das Wiederfinden dieser Geliebten jenseits des Todes in einem bessern Leben, ist mit dem Gedanken an wahrhafte Unsterblichkeit eins. Wir können nicht das Eine vom Andern trennen, ohne sogar unsere Vorstellung von der höchsten Vollkommenheit und Liebe Gottes zu vernichten. Mögen unsere Vorstellungen von dem Jenseits immerhin sehr unvollkommen sein, wie sie es denn sein müssen; so begnügen wir uns mit den Ahnungen über die Loose der Ewigkeit. Wir sind Kinder; so lasset uns mit kindlichem Gemüthe an jenes Leben glauben und denken. Denn was dort unser wartet, wo das Verwesliche wird Unverwesliches anziehen, kann keine irdische Sprache nennen, kein Sterblicher fassen.

Aber der Gedanke an die Unsterblichkeit, an das Wiedersehen in der Ewigkeit, hat auf unser Herz, auf unsere Tugend einen allzuwichtigen Einfluß, daß wir ihn nicht oft, nicht gern in uns unterhalten sollten. Unser göttlicher Meister gab uns nicht vergebens davon die Vorstellung. Wir werden uns wiedererkennen und unsere Thaten; er sagte dieses ausdrücklich in seiner Beschreibung des großen Tages der Vergeltung. „Wo haben wir dich gesehen? wo haben wir Gelegenheit gehabt, dir wohlzuthun?“ läßt er in seiner bildlichen Erzählung die Gerechten und die Sünder fragen, und er antwortete ihnen: wahrlich ich sage euch, was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan. (Matth. 25, 40.)

Der Gedanke an das Wiederfinden in der Ewigkeit hat auf unsere Tugend, auf unsern sittlichen Wandel eine mächtige Wirkung. Warum sollte ich mich wundern, daß Mancher ihn zu unterdrücken sucht, der die Stunde des Wiederfindens in der Ewigkeit als eine Stunde des namenlosesten Entsetzens fürchtet? — Warum sollte ich mich wundern, daß mancher ihn mit allem Witz hinwegzuklügeln sucht; daß er lieber mit seiner Vernunft, mit seinen Vorstellungen von der Hoheit, Größe, Weisheit und Gerechtigkeit Gottes im Widerspruch leben, als diesen Glauben annehmen will, der seine Seele schon hienieden mit Schaudern füllt.

Aber nicht was der Mensch will, nicht was er wählen möchte, wird geschehen, sondern was der Ewige will, was er in seiner harmonischen Weltordnung vorgezeichnet hat; was er in uns selbst durch allgemeine, laute Ahnungen offenbart; was er durch sein heiliges Wort verkündet hat.

Ja, du wirst sie wiederfinden, leichtsinnige Mutter, ruchloser Vater, deine Kinder, die du vernachlässigtest, und in schändlicher Rohheit und in ihrem Hang zu Lastern

verwildern lieſſeſt. Du wirſt ſie wiedererkennen in ihrer Unwürdigkeit, die dich anklagen, und wirſt ſie mit Zittern erkennen. Ihre Sünden fluchen deinem Andenken früher oder ſpäter dir über deinem Grabe nach, und bringen dir den Vorwurf wegen verſchuldeter Nachläſſigkeit, mit der du junge Herzen verwahrloſeteſt, in die Ewigkeit hinüber.

Und du, der du hienieden mit gemeiner Selbſtſucht dir deine eigene Welt, dein eigener Gott biſt; der du gleichgültig gegen andere Menſchen nur für dein eigenes Wohl beſorgt biſt, und diejenigen als Thoren verachteſt, welche uneigennützig für Andere arbeiten, wohl gar einen Theil des Ihrigen für das Glück des Nebenmenſchen aufopfern: wen wirſt du dort finden? Du, der Alles für ſich, nichts für Andere that, wer wird dir dort begegnen, um dir noch in der Ewigkeit den Dank zu bringen, welcher der Tugend gebührt? Niemand! — Du ſtehſt allein in den Gefilden der andern Welt, als ein Fremdling, einſam, ungeliebt. Dir ſehnt ſich kein liebender Geiſt entgegen. Du biſt Einer von denen, die ihren Lohn dahin haben. Denn was du auf Erden Gutes gethan, dafür haſt du voll Eigennutzes deine Belohnung gefordert und bezogen. Du gabſt keine Almoſen, du ſteuerteſt zu keiner milden Stiftung, zu keiner gemeinnützigen Unternehmung dein Scherflein bei, ohne zu wollen, daß es nicht den Leuten in die Augen leuchte, ohne nicht Ehre dafür zu begehren. Du gingſt ohne Liebe, ohne Freundſchaft durchs Leben, weil du jeden Menſchen für ſo ſelbſtſüchtig und eigennützig hielteſt, wie du ſelbſt warſt — ohne Liebe, ohne Freundſchaft trittſt du in die Reihen der Unſterblichen, und ſtehſt einſam unter den Seligen.

Es iſt ein Wiederſehen in der Ewigkeit! — Zittere Habſüchtiger, zittere, Schlemmer, der du das Eigenthum wehrloſer Wittwen und unvertheidigter Waiſen raubteſt, und dasjenige in Wohlleben vergeuden halfeſt, was frommer Vorfahren Mildthätigkeit zur Hilfe der Unglücklichen und Armen geſtiftet hatte. Wiſſe, die Seufzer, welche deine Hartherzigkeit einem Unterdrückten erpreßte, hörte ein allgegenwärtiger Gott: — Wiſſe, die Thränen, welche ein Unſchuldiger über deine Ungerechtigkeit in dunkeler Stille vergoß, ſah ein allwiſſender Gott! — Und dieſe Thränen werden dir vorgewogen, dieſer Seufzer dir vorgezählt. Du wirſt ſie wiederfinden, die Unglücklichen, welche du hienieden ungeſtraft betrogen. Ueber deine Werke der Finſterniß geht dort ein heller Tag auf; deine Heuchelei iſt dort eine vergebliche Kunſt, wo der Gerechte thront und richtet. — Täuſche dich immerhin auf Erden, täuſche Andere, droben gilt keine Täuſchung! — Sprich immer hinieden: Es iſt kein Gott, es iſt keine Ewigkeit, es iſt kein Wiederfinden! Schon hier widerſpricht in ernſten Stunden des Gewiſſens Macht deiner künſtlichen Lüge; ſchon hier pocht dein verbrecheriſches Herz unruhiger bei der furchtbaren Erinnerung: aber dort, wie hier, iſt Gott, dort Ewigkeit, Gericht und Wiederfinden! Dein Witz, dein Läugnen tödtet das Ewige nicht.

Gott, Ewigkeit, Gericht und Wiederfinden! — Hör' es, frecher Wollüſtling, und erblaſſe vor der Möglichkeit, zittere vor der Wirklichkeit! Hör' es, ſchlauer Verführer der Unſchuld; hör' es, Vater verſtoßener, verachteter Waiſen, denen du Leben, Armuth und Schande gabſt, die da im Elend herumirren: du wirſt ſie wiederfinden! Die du hier verläugneſt, ſie werden in der Ewigkeit wider dich zeugen; die du hier zu Genoſſen des Elendes machteſt und ohne Troſt verlieſſeſt — Unbarmherziger, es iſt ein Gott, ein Tag der Vergeltung! — ſie werden dich dort ohne Troſt laſſen; die Unſchuld, die ein Opfer deiner geilen Lüſte geworden, die durch dich dem Fluch und den Thränen ewiger Verzweiflung preisgegeben ward, ſie wird wider dich zeugen.

Der Gedanke des Wiederſehens erfüllt des Sünders Herz mit Entſetzen. Vergebens ſträubt ſich gegen ihn die ſchuldbewußte Seele. Nur beſſern Geiſtern iſt er willkommen; nur tugendhaften Gemüthern blühen in dieſem Gedanken unnennbare reizende Hoffnungen auf. Er giebt ihnen ein lebendigeres Gefühl des ewigen Geiſteradels, der eigenen Würde und der hohen Beſtimmung. Er macht ihnen das Leben heiterer, die Sterbeſtunde ſüß. Er ſtärkt ihre Kraft zur Tugend und zum Siege. Sie verſtehen den Sinn des heiligen Wortes: Wer überwindet, dem ſoll kein Leid geſchehen von dem andern Tode! (Offenb. Joh. 2, 11.)

Frommer Greis, der du mit hingeſunkenen Kräften zum nahen Ende deiner Laufbahn hinſchwankſt, ſehnſuchtvoll, wie der Müde zum Schlaf — dir iſt wohl! Du weißt, was dich erwartet, du weißt, was du verlierſt! Wie kann dir noch wohl ſein auf Erden? Deine Sinne ſind ſtumpf geworden; die Kraft deines Geiſtes kann nicht mehr durch ſie wirken und ſich lebendig darſtellen. So iſt auch im alten Fruchtbaum zwar der wunderbare Lebenstrieb (des Baumes Seele) ungeſchwächt vorhanden; aber die feinen Gefäße und Röhren ſind verwittert und verhärtet, durch welche derſelbe ſonſt aus dem Erdreich nährenden Saft bis zu den höchſten Zweigen ſenden konnte. Die Zweige grünen noch ſchwach, aber blühen können ſie nicht mehr, auch keine Früchte tragen.

Du biſt faſt fremd geworden auf Erden. Die Geſpielen deiner Jugend ſind längſt von dir hinweggegangen, deine beſten Freunde, deine Freundinnen haſt du alle überlebt — auch von den treuen Gefährten deiner ſpätern Jahre ſchlummern die meiſten ſchon im Grabe. — Sie ſchlummern! Dein Staub ruht bald neben dem ihrigen.

Aber droben iſt dein Vaterland, droben die ſelige Wiedervereinigung liebender Seelen. Du gehſt hinüber, wo dich Alle erwarten, denen du hienieden theuer warſt. Da umringen dich die Engel deiner Kindheit von neuem; da lächeln dir die Zärtlichgeliebten wieder, deren Auge du hier brechen ſahſt. Bald fliegt dein befreiter Geiſt mit Entzücken ihnen entgegen, und jauchzt: Heil mir, nun habe ich überwunden; Heil mir, ich habe einen guten Kampf vollendet; gelobt ſei die namenloſe Liebe des ewigen Vaters der Geiſter!

Wir werden uns wiederſehen! — O Jüngling, o Mädchen, fromme Kinder frommer Aeltern, die ihr ſchon den Verluſt eines Vaters, einer Mutter beklaget: ihr werdet ſie wiederſehen! Was war euch ehrwürdiger auf Erden, als die Liebe dieſer Aeltern? Wenn euch Sorgen drückten, des Vaters treue Sorge verbannte ſie von euch; wenn euch ein Kummer drückte, die zärtliche Mutter wußte ihn zu lindern. Ihr habet ſie nicht mehr! Aber über ein Kleines, und ihr werdet ihnen wiedergegeben.

Es führt ein Weg zu ihnen, oft dornenvoll, oft mühſam, aber ſicher. Dies iſt der Weg, den Jeſus ſeinen Geliebten zeigte, daß ſie ihn wiederfinden ſollten. Es iſt der Weg der Tugend, heiliger Geſinnung und That.

Verlasset diesen Himmelspfad nie, verlasset das Andenken eurer Aeltern nie.

Wenn euer jugendliches Blut unter fremden Leidenschaften aufwallt; wenn sich das Unrecht euch in verführerischer Gestalt naht; wenn ungestüme Begierden euch in gefahrvolle Versuchungen locken; wenn die Stunde kommt, da ihr zwischen Unschuld und Verbrechen, zwischen Edelmuth und Vergehen schwanket, wenn alle guten Vorsätze von euch fliehen; wenn selbst die Stimme der Religion nicht mehr von euerm Herzen vernommen wird — gedenket dann der geliebten Todten, dann des künftigen Wiedersehens, und ihr werdet zu eurer Würde, zu eurer Tugend zurückkehren!

Gedenket der hinübergegangenen Geliebten und ihres Wiederfindens, wenn ihr betet in Gottes Tempeln, wenn ihr handelt im bürgerlichen Leben. Gedenket ihrer beim Becher der Freuden, im Gewühl der Zerstreuungen, und in der Verzagtheit des Unglücks — und ihr werdet euch nicht von ihnen verlieren! Ein unsichtbares, geistiges Band ist die Liebe: es reicht über das Grab hinaus in die Gefilde der bessern Welt; es knüpft verwandte Seelen dort und hier, es knüpft den Himmel mit der Erde zusammen, wie Gottes Liebe das ganze Weltall umfängt, erhält und durchdringt mit Seligkeit.

Gedenket der hinübergegangenen Geliebten und ihres Wiederfindens, wenn sich Gelegenheit bietet, eine edle That zu verrichten, einem Feinde wohlzuthun, einem Verleumder das Beste zu reden, ein gemeinnütziges Werk anzufangen oder zu unterstützen, einer verlassenen, leidenden Familie zu helfen! Da winkt euer besserer Engel, da winkt die Ewigkeit — da ist ein guter Kampf um die Krone des Lebens zu kämpfen!

Wir werden uns wiedersehen! — Vaterthränen, Mutterthränen um den Tod eines heißgeliebten, hoffnungsvollen Kindes, Thränen der einsamen Wittwe, Schmerz der Schwester um den erblaßten Bruder, Schmerz des Freundes um den verschwundenen Freund, um die entrissene Freundin — ihr seid vergebens! Höret auf zu bluten, ihr vom Jammer zerrissenen Herzen: die da starben, sie leben noch! Nicht auf ewig sind wir getrennt. Wir sollen uns wiedersehen.

Erhabene Offenbarung, göttlicher Trost meiner Religion, beselige mich immerdar! Auch ich habe verloren, was ich liebte; auch ich weine in einsamen Augenblicken den schönsten Freuden meines Lebens nach, die im Grabe ruhen. — Im Grabe ruhen? O nein, nicht der Staub war es ja, den ich liebte, sondern die holde Seele, welche mir aus freundlichen Augen entgegenlächelte, und von den Lippen die Worte der Liebe sandte. — Diese Seele, sie lebt noch, denn Gott lebt; sie liebt noch, denn Gott liebt. O himmlisch-süßer Gedanke, ich werde auch in fernen Welten, ich werde noch dort von meinen Lieblingen geliebt, edler, reiner, zärtlicher geliebt, als hier im Staube.

Ja, liebet mich, o ihr Theuern, denen sehnsuchtvoll meine Thränen rinnen, denn auch meine Liebe schwingt sich euch über dem Grabe nach. Liebet mich, und der Tod hat uns noch nicht getrennt. Kann er trennen, was Gott selbst hienieden so innig zusammenschloß? — Meine Wehmuth ist keine Frucht des Zweifels, sondern des Verlangens nach euch. Wir werden uns wiederhaben, dort wo keine Wehmuth mehr ist und keine Trennung, sondern nur Vollendung, nur Entzücken. Der Schöpfer schuf uns auf Erden für einander; er schuf uns für das ewige Sein, nicht für den flüchtigen, irdischen Augenblick. Hier war es, wo er uns gleichsam einander zeigte, damit wir desto verlangensvoller nach unserm höhern Ziele streben sollten. Mit den Banden des Glaubens nicht nur, auch mit den Banden der Liebe, fesselte er unsere Gemüther an den Himmel.

Ja dort, nicht hienieden, ist mein wahres Vaterland, meine rechte Heimath. Dort hinauf zu meinen Lieben wendet sich mein thränenschwerer Blick, dort hinauf meine Andacht, meine Gelübde. Ja, ich will auf Erden leben für das Ewige, unter den Sterblichen für meine verklärten Unsterblichen. Wo ist eine Sünde, die mir anklebt? ich will sie von mir reissen. Wo ist eine unreine Begierde, die mein Herz vergiftet? ich will sie aufopfern. Wo ist ein Unrecht, das ich gethan? ich will es verbessern. Wo ist ein Mensch, den ich beleidigte? ich will ihn aussöhnen.

Wir werden, wir sollen, wir müssen uns wiederfinden! O überreiche Gnade und Güte meines Gottes! wie danke ich dir? wie kann ich vergelten? Ich fühle meine Armuth, meine Schwäche, aber ich fühle es auch, Du, mein Gott, mein ewiger Vater, bist die Seligkeit des Weltalls. Ich will die Einsamkeit suchen, ich will mich mit Thränen der Wehmuth und des Entzückens vor Dir beugen, und meine stummen Seufzer, meine Thränen verherrlichen Dich!

347.

Gedächtnißfeier unserer Vollendung.

Luk. 24, 5. 6.

Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh.
Unsterbliches Leben,
Wird, der dich schuf, dir geben.
Gelobt sei Er!

Wieder aufzublühn ward ich gesäet,
Der Herr der Aernte geht
Und sammelt Garben,
Uns ein, uns ein, die starben.
Gelobt sei Er!

Tag des Danks, der Freudenthränen Tag,
Du, meines Gottes Tag,
Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweckst du mich.

Wie dem Träumenden wird's dann mir sein,
Mit Jesu geh' ich ein
Zu seinen Freuden,
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr.

Ach, in's Allerheiligste führt mich
Mein Mittler. Dann leb' ich
Im Heiligthume,
Zu seines Namens Ruhme,
In Ewigkeit.

Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? sprachen die Engel zu den trauernden Weibern, die das Grab des Herrn besuchten: Er ist nicht hier; er ist auferstanden! (Luk. 24, 5. 6.)

Er ist auferstanden! — Die Jünger Jesu vernahmen es, und Grauen und Entzücken durchschauerte ihre Seele, und neuer Muth belebte die Schüchternen, welche seit

dem Tode des Gebieters zerstreut umherirrten, wie eine Heerde, die der Hirt verließ.

Er ist auferstanden! — Die Verfolger und Mörder des Messias vernahmen es mit Entsetzen. Sie konnten das Wunder nicht fassen. Sie wollten es mit frecher Lüge hinwegläugnen. Sie riefen: Es haben seine Jünger gestohlen den entseelten Leichnam! — Aber umsonst ihr Geschrei. Der Lebendige erschien seinen Freunden; er erschien dem Lande Galiläa. Er ist auferstanden! frohlockten die Himmel, und alle Zeitalter nach Jahrtausenden jauchzen es ihnen nach.

Auch meine Seele frohlockt: Er ist auferstanden! Sein Sieg ist mein Sieg; sein Triumph über Tod und Grab auch der meinige; sein Leben ist auch mein Leben. Das Fest seines herrlichen, glanzvollen Aufschwungs über Staub und Moder ist das Gedächtniß auch meiner künftigen Erhöhung über Welt und Tod, wenn das Verwesliche anziehen wird das Unverwesliche, und das Sterbliche das Unsterbliche.

Erst durch die Auferstehung vollendete der Messias sein Werk auf Erden für uns. Er hatte gelebt, gelehrt und wohlgethan — die heilige Gottessaat war ausgestreut, aber noch rauh der Boden, zweifelhaft ihr Aufgang. Noch war Christus vielseitig verkannt, der Zweck seiner Sendung sogar von seinen vertrautesten Freunden nicht verstanden. Sie hofften von ihm Errichtung eines irdischen Throns; die Herstellung des Davidischen Reichs; Freiwerdung von der Oberherrlichkeit Roms, und daß dem jüdischen Volke Herrschaft und Macht werde über alle Völker des Erdbodens. So hofften sie. Doch der Messias sprach: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

Er mußte leiden, sterben; die Wahrheit seiner Lehre besiegeln mit seinem Blute; als freiwilliges Opfer sich darbringen für die Sünden der Welt, und den mosaischen Opferdienst enden durch seinen Tod. Er litt, er starb den Welterlösertod. Sein Blut mußte gleichsam die Gottessaat befruchten, welche er im rauhen Boden des Menschenherzens ausgestreut hatte.

Aber vollendet war sein Werk noch nicht. Mit ihm starb Freude und Muth seiner ersten Bekenner.

Ihre glänzenden Träume von irdischer Macht und Hoheit waren zwar vernichtet; aber vernichtet auch ihre Wünsche und Aussichten.

Sein Tod hatte verdunkelt, was er gelehrt und geweissaget. Das Leben des Messias war ihnen zum Räthsel geworden; sie selbst und ihre Bestimmung waren sich wie Geheimnisse. Das Begonnene war nicht vollendet, nur abgebrochen. Düstere Zweifel bedeckten ihre Seele, wie die Nacht des Grabes den Leichnam des göttlichen Meisters.

Da erklang es: er ist auferstanden! — Und siehe, da ward es Tag vor ihnen. Da löseten sich die Räthsel seiner Worte wundervoll; sie begriffen seine Weissagungen; sie begriffen seine Göttlichkeit. Voll heiliger Begeisterung folgten sie seinem Rufe. Nun war ihnen Schmach und Ruhm, nun Leben und Tod gering gegen die Botschaft, welche er ihnen gegeben. Die Gottessaat, welche er ausgestreut hatte, keimte mächtig auf. Seine Auferstehung brachte ihr den Frühling. Der Tod verschwand; die Hölle war besiegt; die Menschheit mit Gott versöhnt, das Himmelreich der Geister begründet! Er hatte vollendet!

Da ward das Fest der Auferstehung Jesu das erste und heiligste Fest der Christen. Es ward die Feier des Andenkens ihrer eigenen Vollendung durch Jesum. Lasset uns Ostern halten! hieß es bei ihnen: Lasset uns unserer Vollendung eingedenk sein, deren wir durch sein Wort fähig sind; den letzten unserer Fehler ablegen, der uns entheiligt. Denn wie ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäuert, so entehrt und entweiht die geringste Sünde die ganze Würde des Menschen. Darum lasset uns Ostern halten, rief Paulus, nicht im alten Sauerteige der Bosheit und Schalkheit, sondern in dem Süßteige der Lauterkeit und Wahrheit! (1 Kor. 5, 8.)

Wie Jesus, will auch ich vollenden; wie Er die Erlösung einer Welt von den Fesseln des Irrthums und der Sünde, so ich meine Heiligung durch den Glauben an ihn und sein Wort. Ist sein Leben mein Leben, dann ist auch sein Sieg mein Sieg, seine Vollendung meine Vollendung — dann werde ich den Tod nicht schmecken. Mein Geist schwingt sich triumphirend über Grab und Staub zum Himmel.

Ich will in Jesu vollenden; denn es ist in keinem Andern Heil. In ihm vollenden, heißt werden wie er; wohldenken und wohlthun, wie er; frei von jeder Sünde nur Gott leben, wie er; in meinem Wirkungskreise göttlich groß handeln, ohne Eigennutz, ohne niedrige Absichten, wie er; im Schöpfer des endlosen Weltalls nur meinen Vater sehen, wie er, meine Heimath nur im Geisterreiche, meine Verwandten unter allen mir gleichgeschaffenen Wesen, welche anbetend vor mir liegen; meine Seligkeit nicht in Staub und Tand der Erde, sondern im Ewigen.

Christus ist auferstanden vom Tode; er vollendete. So werde auch ich auferstehen und vollenden. Lebe ich in Jesu Geiste, so hat das Grab für mich keine Schrecken. Das Grab ist nur für meinen Leichnam; der Leichnam Staub, der Staub an sich ist kein Leben, sondern die Seele; meine Seele kann nicht sterben.

Nicht sterben kann sie? — Wohl kann sie es! — Sprach Jesus nicht selbst, fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, aber vor denen, die die Seele tödten! Und was ist der Tod der Seele? die Sünde.

Wo die Sünde herrscht, da herrschen die Begierden des Leibes; da schweigt die Vernunft; da stirbt das Gewissen, da äussert der Geist keine Thätigkeit — da ist sein Tod. — Sünde ist Geistestod. — Wie ein Leichnam unempfindlich gegen alle Einwirkungen ist, die man gegen ihn versucht: so ist auch der Geist ohne Leben, wenn das Laster siegt. Wie ein Leichnam ohne Kraft, so ist auch der Geist ohnmächtig, wo im Menschen die Thierheit obsiegt. Wie ein Leichnam ohne eigenen Willen, so ist der Geist auch ohne alle Freiheit, wo die Leidenschaften der Ehrsucht, Ueppigkeit, Wollust, Habgier und Bosheit regieren.

Darum ist die Sünde Geistestod! — Und ein Geist, der auf Erden noch nicht wahrhaft gelebt hat, kann er leben, wenn sein Leib vergeht? Schläft er nicht im ewigen Tode? Er war ja, als wäre er noch nicht geschaffen worden.

Von diesem Tode hat uns Jesus befreit durch seine Lehre, nicht vom Tode des Leibes. Denn diesen sterben wir. Aber indem wir uns vollenden, das heißt, von allem Einflusse unreiner Triebe und thierischer, sündhafter Begierden reinigen, lebt unser Geist ein ewiges Leben in

ungeschwächter Kraft. Der Tod des Leibes ist nicht der Tod des Geistes.

Wenn aber ein in Jesu Sinn vollendeter Geist nicht stirbt; was liegt uns am Zerfallen unsers Leichnams? Wir leben, mag doch der uns anklebende Erdenstaub abfallen. Wir leben, und leben durch Jesu Wort, und können mit Entzücken rufen: Wo ist dein Stachel, o Tod? O Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum!

Ist die Sünde der Tod der Seele: so ist die Tugend oder das Gottähnlichwerden ihr Leben. Jedes Uebertreten der göttlichen Gebote ist eine Todeswunde des Geistes; jede gottgefällige That ein hohes Auflodern unserer Lebenskraft.

Und so verstehe ich nun, wenn gesagt ist: Der Sünden Sold ist der Tod! — wenn gesagt wird, Christus habe uns vom Tode befreit, indem er uns den Weg des Lebens zeigte. Ja, er hat uns vom Tode befreit, indem er uns leben lehrte; indem er uns auf unsere eigene Würde und Bestimmung aufmerksam machte; indem er uns das sicherste Mittel zur Vollendung gab, nämlich sein Beispiel, und daß wir uns selbst mit unsern sündhaften Begierden verläugnen und ihm nachfolgen. Darum nannte er sich bildlich für uns einen Weg des Lebens.

Christus ist auferstanden! Er hat sein Gotteswerk herrlich vollendet; er hat für mich den Tod überwunden, wenn ich mir sein Verdienst, seine Heiligkeit in meinem Wandel zueigne, und die Sünde, den Geistestod, meide.

Wie Christus erst dann ganz vollendet hatte, als seine Laufbahn auf Erden geschlossen, Grab und Todesnacht überwunden, seinen Jüngern die Weihe ertheilt und er zum Vater zurückgekehrt war: so werde auch ich auf Erden nicht ganz vollenden, bis auch ich am Ziele meiner Laufbahn stehe. So lange ich auf Erden wandle, ist mein Dasein ein fortwährendes Ringen mit der Sünde, ein fortwährender Todeskampf. Erst am Rande der Laufbahn wird sich zeigen, ob mein Geist über Tod und Sünde obsiegt, ob er einen guten Kampf gekämpfet, ob er die verheißene Palme des ewigen Lebens errungen habe. Wie lange werde ich noch kämpfen hienieden: Wann werde ich mich meines Sieges über Tod und Sünde zu erfreuen haben?

Doch, wie lange es auch noch dauern möge, ich will Glauben halten und nicht müde werden. Denn wer überwindet, so spricht der Herr, der wird alles ererben, und ich werde sein Gott sein, und er wird mein Sohn sein. (Offenb. 21, 7.) Und wie lange mein Kampf noch dauern möge: jede Auferstehungsfeier des vollendeten Messias sei auch mir ein Siegesfest der eigenen Vollendung. Ach, daß ich, so oft ich Deinen Sieg, o mein Erlöser, über Tod und Grab begehen werde, auch jedesmal meinen Triumph über Tod und Sünde feiern könnte!

Heil euch, ihr seligen Geister, die ihr herrlich überwunden habet! O ihr Lieblinge Jesu, ihr Heiligen Gottes, auch das Andenken eurer Vollendung will ich im Stillen feiern! Ihr habet vollendet: ich muß noch mit der Sünde ringen. Ihr jauchzet am Ziele: ich weine noch über meine Schwächen.

Heil euch, ihr Verklärten, ihr habet in Jesu und mit Jesu den Tod überwunden! Die Auferstehung des Herrn ward eure Auferstehung. Er ist erstanden, er lebt, und ihr lebet mit ihm.

Er lebt, er ist auferstanden! — Hohe Bürgschaft unserer eigenen Auferstehung, komm, erquike die wunden Herzen der Trostlosen, die um ihre verlorne Freude verzweifeln. Auch uns hat Gott unsterbliches Leben verheißen; unsere Seele ist kein Raub des Grabes.

Er lebt, er ist auferstanden! — O trostloser Vater, warum wankst du so ernst und kalt unter den Menschen hin, und suchst den Liebling, den dir der Tod entführte? — O Mutter, Mutter, warum weinest du über dem Grabe deines Kindes und rufest mit heißen Thränen seinen Namen, und forderst das Verklärte von der stummen, verschlossenen Ewigkeit zurück? Was suchet ihr Unglücklichen den Lebendigen bei den Todten? Was ihr liebet, ist nicht hier, es ist droben im Vaterarm! — Feiert fröhlich eure Ostern! Es ist das Fest der Auferstehung und des Andenkens unserer Vollendung. Vater, Mutter, Vollendung! Wo diese, da ist kein Tod; da ist keine Scheidewand zwischen Leben und Ewigkeit; da ist keine wahre Trennung von dem, was unser Herz so heiß geliebt hat. Euer Kind lebt! Auch ihr sollt leben; denn Jesus lebt, Gott lebt. Es ist kein Tod mehr, denn nur durch die Sünde und in ihr.

Er lebt, er ist auferstanden! — Unglücklicher Gemahl, warum sehnst du dich hinab, in die Stille der Gruft, wo sie schläft, welche dein hohes Gut auf Erden, dein tiefgeliebtes Alles war? — Wohl schlummert da ihr Staub. Aber was suchet ihr das Lebendige bei den Todten? Dort unten ist nicht die Heimath ihres unsterblich gebornen Geistes. Diese Heimath ist bei Gott; Gott ist bei dir; seid ihr denn getrennt? Sie lebt und du lebest, und Gott umfaßt euch beide. Kämpfe, Dulder, deinen Kampf, die scheinbare Trennung währt eine kurze Zeit — feiere fröhlich deine Ostern. Es ist das Fest der Auferstehung und des Andenkens unserer Vollendung.

Er lebt, er ist auferstanden! — Und du, o Wittwe, Einsame, jammerst um den erblaßten Gatten mit eigensinnigem Schmerze? Du, o Braut des Jammers, rufst den Verlorenen an dein blutendes Herz zurück? Du, Bruder, härmst dich um die früh verblühte Schwester? Du, Schwester, weinst dem gesunkenen Bruder die Thränen tiefen Schmerzes nach? Was ist es denn, Freunde, wen suchet ihr? Was suchet ihr, was lebendig ist, bei den Todten? Es ist nicht hier; es wohnt in Gottes Arm. — Feiert fröhlich und voll Glaubens eure Ostern, als das Fest der Auferstehung und Vollendung.

Jesus lebt, er ist auferstanden! Auch ich werde leben und sein bei Gott. Seine Auferstehung ist meine Auferstehung, weil sein Leben mein Leben sein soll. Wir sind nicht des Grabes Raub! O ihr, die ihr schon überwunden habet, und ihr, die ihr noch überwinden werdet, wir sind Gottes Kinder! Warum sollen wir verzagen?

Hoch schwing dich über Erd' und Zeit,
Hoch über Tod und Sterblichkeit
Empor, o meine Seele!
Denn droben ist dein Vaterland,
Dort führt dich der, der auferstand,
Zum Leben, bange Seele.
Hier schon glänzt durch Todestrümmer
Eines bessern Daseins Schimmer.

Was du hier siehst, ist dürres Laub!
Was hier erstirbt, ist Staub von Staub,

Die Hülle deiner Brüder.
Die Hülle nur vermorscht und bricht,
Sie modert, doch du selber nicht,
Sinkt sie ins Grab hinnieder.
Frei von dieses Lebens Bürde,
Harret deiner höh're Würde.

Des Vaters Liebe wirst du seh'n,
Des Vaters Liebe ganz versteh'n,
Und seine Vorsicht ehren:
Der Schöpfung ungemess'ner Plan,
Der Welten strahlend Heer wird dann
Dich seine Weisheit lehren;
Herrlich überm Sterngewimmel
Prangen neue Erd' und Himmel.

Drum feire, voller Heiterkeit,
Mit Jesu Auferstehung heut'
Dein eig'nes Auferstehen!
Des Wiederfindens Himmelsblick,
Des Gotteslebens ew'ges Glück,
In jenen heil'gen Höhen.
Wo des Sterblichen Vollendung
Nicht das Ziel von Jesu Sendung?

348.

Das Heilige gewinnt den Sieg.

Röm. 8, 28.

Er verließ, mit Preis gekrönet,
Sein Felsengrab; der Mensch war Gott versöhnet.
Der Fluch vom Berge Sina schwieg!
Denn statt Tod hat er uns Leben,
Liebe statt der Furcht gegeben,
Zuversicht durch seinen Sieg!
Er hat's, er hat's vollbracht,
Das Werk der Gnad und Macht!
Preis sei dem Auferstandenen!
Nun fürchten wir
Den Tod nicht. Dir
Dir, Todvertilger, folgen wir!

Jauchzet Gott mit frohem Schalle,
Der ganze Weltkreis wiederhalle:
Der Heiligste gewann den Sieg!
Aller Zweifel ist gebrochen,
Gottes Wille ausgesprochen:
Das Heilige gewinnt den Sieg! —
Sollt' ich nun durch die Grauen
Der Welt nicht muth'ger schauen?
Kann je, was Gott liebt, unterliegen?
Nein, aufgesehen
Zu Gottes Höhen;
Das Ew'ge kann nicht untergehen!

Die Geliebten Jesu alle flohen bang und ängstlich; Jeder suchte für seinen Gram um den Tod des göttlichen Freundes eine Einsamkeit, Jeder vor der blutdürstigen Grausamkeit der Juden eine sichere Verborgenheit. Und wie der heiße Schmerz um den Tod des Hochgeliebten weinte, mag mancher herbe Zweifel im Gemüth der Jünger laut geworden sein. Es ist mir, als hörte ich ihre Klage: Jesus, der göttliche Meister, ward eine Beute mörderischer Verbrecher! Konnte Gott den Geliebten verlassen, der ihn Vater nannte? Konnte der Allerheiligste den Heiligen zum Spott der Unreinen werden lassen? Wer darf der Tugend und Wahrheit gehören, wenn sie als Verbrechen zum blutigen Untergang führen, während das Laster glänzende Siege feiert? Ist ein Richter über den Sternen, und er schweigt? Ist ein allliebender Gott im Weltall, und er läßt die Unschuld schmerzlich leiden, was sie nicht verschuldete? — läßt sie leiden, ohne Hilfe, ohne Erleichterung, ohne Trost? — läßt zerreissen die heiligen Bande der Liebe, die seine eigene Hand knüpfte, und Herzen an den Wunden verbluten, die sie empfingen, weil sie auf ihn vertrauten?

Aber am dritten Tage ging die seltsam-befremdende Sage durchs Land: der Gekreuzigte ist auferstanden! Entsetzen ergriff die ungerechten Richter, die Mörder; mit Unglauben und Läugnen beruhigten sie ihr erschrockenes Gemüth. Mit Zweifeln und Entzücken vernahmen es die Geliebten Jesu. Sie sahen ihn, gleich einem Verklärten, mit Ehrfurcht und Seligkeit; und stammelten mit den Gefühlen der Anbetung: Mein Herr und mein Gott (Joh. 20, 28.)

Jesus hatte den hohen Sieg errungen; glänzend triumphirte seine Unschuld über alle verschwundenen Leiden: seiner Offenbarungen Göttlichkeit war wundervoll denen dargethan, die auch eines solchen Beweises bedurften. Umsonst also waren Verrath, Verfolgung, Kreuz, Tod und Grab gewesen. Alles mußte nur gewesen sein, um den Triumph des ewigen Sohnes zu verschönern. Und so ward auch hier, als in einem großen Bild, jene seligkeitvolle Wahrheit dargestellt, welche die heilige Schrift uns noch heute nennt: Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. (Röm. 8, 28.) Das Heilige gewinnt den Sieg.

Und was ist das Heilige in der Geisterwelt? Ich will es dir sagen. Es ist das Reine, Unbefleckte! Es ist, was für sich selbst besteht, als das was es sein soll, unvermischt mit andern Dingen, die ihm fremd sind. So ist das Gemüth ein heiliges zu nennen, in welchem nur die reine Tugend wohnt, und keine Leidenschaft, keine Vorliebe zur Sünde. So ist der Geist geheiligt, wenn er rein ist von allem Irdischen, wenn er nicht nach den Einflüssen seines Körpers will und handelt, sondern sich allein nach den eigenen in ihm vorhandenen göttlichen Gesetzen bestimmt. Ein solcher Geist ist des höchsten Gutes gewiß; er naht der Selbstvollendung. Das Reine ist unzerstörbar, ewig; nur das Vermischte, das Zusammengesetze vergeht; es löset sich wieder auf in die Theile, aus welchen es zusammengesetzt war.

Und diese Wahrheit ist im Todten und Lebendigen gültig. Sie ist ein Gesetz der Natur. Alles, was wir in der Welt durch unsere Sinne wahrnehmen, ist aus einfachen Stoffen zusammengesetzt. Sobald sie sich vermischen, hört ihre Reinheit auf. Aber nach jeder Zerstörung der zusammengesetzten Körper treten sie wieder in die alte Reinheit zurück. So ist das Gold köstlich, weil es rein zu nennen ist. Umsonst suchst du es durch Feuer zu zerstören. Aus der Asche gebrannten Holzes gewinnst du nie wieder Holz; aber das Gold wirft im Feuer nur die fremden Theile von sich, als Schlacken, mit denen es vermengt war, und tritt nur desto köstlicher und reiner hervor. Eben so ein heiliges Gemüth in dem reinigenden Feuer irdischer Leiden. Es wirft nur das von sich ab, was ihm noch von sinnlichen Begierden nach Ehre, Gut und Wollust anhängen mochte, und tritt reiner, heiliger, unbefleckter mit erhabenem Bewußtsein hervor.

Das Heilige gewinnt den Sieg. Die Geschichte aller Zeiten und Völker predigt es. Viele Irrthümer haben seit Anbeginn der Welt geherrscht; aber sie hörten auf, wenn die Menschen das Wahre erkannten. Kein Irr-

thum kann auf immer bestehen. Hingegen ist noch keine Wahrheit seit Anbeginn der Welt untergegangen. Eine jede pflanzt sich als ein ehrwürdiges Kleinod von Menschengeist zu Menschengeist fort, und ein Jahrhundert erbt sie von den vergangenen. Zwar sie kann zuweilen durch vorübergehende Irrthümer verdunkelt werden, wie die Sonne von aufgehenden Gewölken. Aber die Wolken hängen nicht mit der Sonne zusammen; die Wahrheit bleibt ewig geschieden vom Irrthum. Sie tritt zu ihrer Zeit nur desto majestätischer hinter den trüben Nebeln der Unwissenheit wieder hervor. Zwar Menschengewalt kann Vieles wirken; kann mit Schrecken die Zungen fesseln, daß sie die Wahrheit nicht aussprechen; kann sie wie todeswürdig verdammen. Aber sie lebt, auch wenn die Lippen stumm sind, in der Brust der Edeln. Die Zungen können durch Gewalt gebunden werden, aber Geister nicht. Frei im Reiche seiner Gedanken verspottet der Geist die Ohnmacht der Sterblichen, und auf dem Grabhügel mancher Bösewichte pflanzt die Wahrheit ihr Siegeszeichen wieder auf in ungeschwächter Kraft und Göttlichkeit.

Heilig, wie die Wahrheit, ist das Gute. Die Geschichte der Welt bezeugt es: was Gutes geschah auf Erden, das hat seine dauernden Segensfolgen. Denn nur das Gute und Gerechte steht im schönen Einklange mit der Natur und der Seele; aber das Böse ist ein Widerspruch mit der Schöpfung. Wohl finden wir, daß das Verbrechen sich oft mit Purpur schmückte und ungestraft die Unschuld zerriß. Aber der Purpur verfaulte, das Verbrechen blieb Verbrechen, und aus dem Blute der Unschuld erhob sich ein siegender Rächer. Umsonst wetzte das Laster sein Mordbeil und erbaute der Tugend flammende Scheiterhaufen — wohl konnten zitternd feige Menschen dem Verderber Weihrauch opfern; aber bald verschwand des Sünders Hoheit, und für die verkannte Tugend verwandelte sich der Scheiterhaufen in einen Strahlenthron.

Daher ist das Andenken weiser und tugendhafter Menschen immerdar den Nachkommen spätester Zeiten ehrwürdig geblieben. Sie waren durch ihre Thaten Wohlthäter ganzer Völker und Menschengeschlechter; aber von der Unwissenheit oder neidischen Bosheit ihrer Zeitgenossen verkannt und verhöhnt, wurden sie nur zu oft das Opfer ihrer Güte und der Raub fremder Gewaltthätigkeit. War darum ihre Sache untergegangen? Nein, das Heilige gewann den Sieg. Im stillen Bewußtsein des Glücks, welches sie der Welt gegeben, schwang sich ihr erhabener Geist vollendeter zum Himmel, dort die schönere Siegespalme zu empfangen. Was hatte er verloren, daß die Welt ihn verkannte? Er übte die hohe Tugend ja nicht für den Beifall der Welt, sondern ihrer eigenen Herrlichkeit willen, und weil es ihm Bedürfniß war, sie zu üben. Ihn tröstete die feste Zuversicht, daß er Gutes gethan, welches das Glück der Menschen vermehren und nie vergehen würde. Und er täuschte sich nicht. Denn das Heilige gewinnt immerdar den Sieg. Segnend nennt die edle Nachwelt die Namen derer, welche von der Ungerechtigkeit der Zeitgenossen geschmäht waren.

Dies soll uns erquicken und das Gemüth erheben; soll uns neuen Muth einflößen, mit unwandelbarer Entschlossenheit göttlich gut zu handeln. Wie die Weisesten und Edelsten unserer Vorfahren, festen Blickes auf Gott, und das Gefühl der Gerechtigkeit in der Brust, wollen wir die Sache, welche wir als gut, gerecht und beglükkend erkennen, schützen, möge auch der Haufe gemeiner Sterblichen uns verspotten, uns verleumden, uns falsche, niedrige Absichten andichten, uns hassen, uns thätig schaden; das Heilige gewinnt endlich doch den Sieg!

Der Menschenfreund, Christus, im großen Kampf mit seinem Schicksal, aber durch keine reizende Versuchung, durch keine schreckende Drohung von seiner göttlichen Bahn verdrängt, immer voller Liebe mitten unter seinen Hassern, immer wohlthuend mitten unter denen, die ihm Uebels thaten, sei mein Vorbild, wie ich handeln müsse.

Der große Dulder Christus, in der Tiefe seiner Verlassenheit, als ein Busenfreund ihn verrieth, als die Schadenfreude der Feinde frohlockte, als die Getreuesten unter seinen Geliebten schüchtern von ihm flohen, und sein Eifrigster ihn verläugnete, — er, noch da mit seiner Seelengröße und der Hoheit seiner Tugend einzig, göttlich — sei mein Vorbild, wie ich dulden müsse.

Der auferstandene Christus, in seiner Siegesmajestät, die Gewalt der Bosheit vernichtet unter ihm, die Welt beseligt, die Anhänglichkeit der Geliebten herrlich belohnt, über sich den Himmel offen, zu seinen Füßen die Erde mit allen Völkern anbetend, — er sei mein Vorbild, was ich hoffen müsse.

Das Heilige gewinnt immer den Sieg! — so sei denn heilig. Nur das Unreine zerfällt und vergeht! — so sei denn fern vom Unreinen. Ist die Stimme Gottes aus den Wundern der Natur, aus den Schicksalen der Menschheit, aus den heiligen Worten der Offenbarung kraftlos für dein Herz?

Sei heilig, das heißt, sei rein! Hüte dich vor dem Einflusse sinnlicher Macht auf dein Gemüth, und was du unternimmst, nie sei es unternommen, bloß um Erdenlohn zu ärnten. Thue das Gute, was du thun kannst, oder was du thun willst, nicht in der Hoffnung, dir Ehre damit zu machen, dir Reichthum damit zu sammeln. Geschähe dies, o wahrlich, so hättest du die Tugend nur zum Werkzeug deiner Schlechtigkeit gemacht, und du zähltest zu Jenen, von welchen Jesus spricht: sie haben ihren Lohn dahin. Liebe deine Miterschaffenen; hilf ihnen dienstgefällig, wo du helfen kannst; mindere Elend, wo du Mittel dazu besitzest; rede Gutes, wo du Gelegenheit dazu findest; befördere das Nützliche, auch wenn es Andere thun — aber das Alles nicht, um wieder geliebt zu werden, nicht um dafür von den Leuten erkannt zu sein, sondern weil du überzeugt bist, daß deine That gut ist; daß sie deiner würdig ist; daß du dadurch in derjenigen Vollkommenheit erscheinst, welche dein eigenes Gewissen, dein Gott und dein Erlöser von dir fordert. So bist du rein von dem Einflusse des Irdischen; so nahest du dich der Heiligkeit des Gemüths.

Gehe hin, verhüle Böses, was Dieser oder Jener im Plane führt; vermindere Unglück, was du nicht ganz verhüten konntest; handele zum Vortheil derer, die oft zu deinem Nachtheil gehandelt haben, söhne die falschen Vorstellungen, welche dein Feind von dir hat, mit Gutthaten aus — aber das Alles nicht aus Furcht, sondern weil deine Pflicht so ist, weil ein wahrhafter Christ nicht anders handeln und denken könne. So ist deine That rein von falscher Einmischung des Irdischen; sie ist die Frucht deines zur Unsterblichkeit und Vollendung

berufenen Geistes allein — er naht sich dem Ziele der Heiligkeit.

Und das Heilige gewinnt den Sieg! Daher strebe beharrlich in deinen reinen Gesinnungen fort, und laß dich durch keine scheinbaren Nachtheile, durch keine Unannehmlichkeiten, durch keine Demüthigungen, die du deswegen erfahren mußt, irre machen. Wer solcher Kraft und Seelenhoheit nicht fähig ist, der bleibt im Haufen des Gemeinen verloren, und verdient den Untergang, welchem er sich durch Schlaffheit und Wankelmuth nähert.

Jeder Mensch hat vor der Standhaftigkeit und festen Denkart Ehrfurcht, die ein Anderer unter allen Verhängnissen beweisen kann. Ja, selbst an schlechten Menschen können wir zuweilen die ausserordentliche Entschlossenheit und Unerschütterlichkeit bewundern, mit der sie kräftig ihrem einmal erwählten Ziele zueilen. Nur diejenigen sind mit Recht verächtlich zu nennen, die, ohne Macht über sich selbst, heute rechtschaffen, morgen niederträchtig sind; immer zwischen Laster und Tugend, zwischen Vergehungen und Bereuungen hin und her schwanken, und zu keiner Selbstständigkeit gelangen mögen. Wir verachten sie, weil in ihnen keine entschiedene Reinheit des Willens ist. Sie stellen die Tugend nebenan, weil sie sich nicht hämischen Urtheilen der Unverständigen bloß geben wollen, und umarmen sie wieder, weil sie sich dadurch geehrter fühlen, als durch die Sünde. Aber sie gehen unter, denn nur das Reine, das Heilige siegt im Leben ob. Es ist bei ihnen kein wahrer Kampf gegen die Macht der sinnlichen Umstände und Einwirkungen, sondern ihr Her- und Hinschwanken ist ein Zeuge, daß sie willenlos das Spiel der eignen Leidenschaften sind. Sie haben im Leben keinen eignen Willen, keinen eignen Geist gezeigt; was mag denn von ihnen übrig bleiben, wenn sie im Tode den Leib verlieren, der sie mit seinen irdischen Gelüsten allein regierte?

Nur das Heilige gewinnt den Sieg! Gedenke, o Seele, des majestätischen Auferstandenen! Wenn die Menschen sich wider deine bessern Grundsätze verschwören, und für das Gute, was du hast, statt den Segen der Dankbarkeit, den Fluch des Neides, der Scheelsucht, der Böswilligkeit geben — gedenke des Auferstandenen! Dein Muth soll nur geprüft, die Kraft deiner Tugend erforscht werden. Denn wer darf sich in der Anmuth eines Sommerabends seiner Gleichgültigkeit gegen die Unbill der Witterung rühmen; oder wer im weichen Schooße eines beständigen Friedens seiner Tapferkeit gegen den Feind? Nein, im Sturm und Ungestüm des Regens, im Wechsel des Frostes und der Gluth zeigt der starke Mann seine Abhärtung, und in den Schrecken der verheerenden Schlacht der Held seinen Muth.

Wer groß und edel, das heißt nach seinen Ueberzeugungen, zu denken, zu reden und zu handeln entschlossen ist, muß sich gleich anfangs darauf gefaßt machen, vielen verdrießlichen Hindernissen seiner guten Absichten zu begegnen. Denn fände das Gedeihen des Guten und Nützlichen nicht allerlei Schwierigkeiten, so machte es sich von selbst, und hätte deines Arms und deines Herzens nicht vonnöthen.

Wer nach seinen besten Ueberzeugungen das Beste im Leben vollbringen, ein Muster der Gerechtigkeit, Billigkeit, Wahrheitliebe und Gemeinnützigkeit sein will, muß sich gleich Anfangs darauf gefaßt machen, daß ihm viele Menschen entgegenarbeiten werden. Viele deswegen, weil sie als neidische Wesen überhaupt das Lobenswürdige hassen, was sie nicht selbst erfunden oder vollbracht haben; Viele, weil ihnen dadurch manche geheime eigennützige Absicht vereitelt werden kann; Viele, weil sie, selbst ohne innern Werth, sich andere Menschen auf keinen Fall besser vorstellen können, als sie leider selbst sind, und daher auch den besten Menschen immer niedrige Gesinnungen unterschieben, und den redlichsten Handlungen eigennützige Zwecke zutrauen; Viele, weil sie zwar nicht schlechtern Willen als du, aber ganz andere Ansichten der Dinge haben, indem ihre Erziehung, ihr Temperament, ihre Erfahrungen, ihre äussern Verhältnisse ganz von den deinigen verschieden sind; Viele, weil sie dich für einen sonderbaren Schwärmer halten, ungeachtet sie der Güte deines Willens alle Gerechtigkeit widerfahren lassen können.

Aber wenn du mit deinen Ueberzeugungen im Reinen bist; wenn du sie mit dem Willen der Gottheit, mit der Stimme deines Gewissens verglichen und rein von der Einmischung aller Leidenschaft gefunden hast, und erkennst, deine Wahrheit sei wahr, dein Unternehmen für die Welt beglückend: laß nicht ab, dir selbst getreu zu sein! Denn es ist ewig gewiß, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Jedes Hinderniß wird deine Kraft zu größerer Entwickelung reizen, wird verhindern, daß du nicht erschlaffest; jeder Widerspruch, jeder Einwurf wird dich aufmerksamer auf dich selbst machen, und auf das, worin du sonst vielleicht gefehlt haben oder zu weit gegangen sein würdest. Alle diese Unannehmlichkeiten können nur deine Grundsätze von den unreinen Schlacken läutern, und deinen Sieg herrlicher machen.

Und wollte endlich unter allzugroßen Stürmen dein Muth sich beugen, deine Kraft brechen: o gedenke des Auferstandenen! Gott war mit Christus, Gott war mit jedem Edeln in den furchtbarsten Widerwärtigkeiten des Lebens; Gott ist mit dir, weil du mit ihm bist! Es ist möglich, du kannst untergehen; aber was geht unter? Vielleicht die Ehre des Augenblicks, vielleicht dein irdisches Leben selbst. Was ist es denn selbst? Gehört dies Alles eigentlich dem erhabenen, unsterblichen Wesen in dir, was du Geist nennst? Nein, es ist Staub und Traum, was ohnehin in jeder Todesstunde vom Menschen abfliegt. Laß nicht ab, dir getreu zu sein! Der gute Mensch kann untergehen, die gute Sache aber nie.

Das Heilige gewinnt immerdar endlich den Sieg. Auferstandener, wunderbar verherrlichter, majestätischer Sieger über Leben und Tod, Jesus, Messias, der Glanz, welcher dein zerstörtes Grab umstrahlt, lehrt mich diese hohe Wahrheit erkennen, lehrt mich sie lieben. Auch Du hast gesiegt, und die Jahrtausende frohlocken, und ein durch Dich gerettetes, durch Dich beseligtes Menschengeschlecht betet Dich an.

Wer von deinen Zeitgenossen ahnete es, als Du demuthvoll und verkannt unter ihnen wandeltest, daß Dein Name die Ehrfurcht und Liebe des ganzen Erdballs sein würde? Wer ahnete es, als Du das Erhabenste und Heiligste in göttlicher Kraft und Einfalt lehrtest, daß das Wort, in Einöden gesprochen oder im kleinen Kreise einzelner Vertrauten, nach langen Weltaltern noch von den Lippen vieler Millionen wieder ertönen, in allen Sprachen erklingen, in prachtvollen Tempeln wie in Einsamkeiten, in den Palästen der Fürsten und in den Hüt-

ten der Armuth gebetet werden würde? Wer ahnete es, als Du blutend auf Golgatha zwischen Missethätern das Leben aushauchtest, und die Bosheit jauchzte, der Glaubende zweifelte, und die Liebe schaudernd floh, daß dies Kreuz das Sinnbild Deiner göttlichen Verdienste um das menschliche Geschlecht werden, in den heißen Sandwüsten der Mittagsländer, an den Ufern vorher nie gekannter Meere, auf den Gipfeln der Gebirge über den Wolken, in den Eisfeldern der Mitternacht aufgepflanzt werden würde, wohin nie der erwärmende Strahl der Sonne dringt?

Aber wie Du, und durch Deinen Sieg gestärkt, erhoben sich heiligen Geistes voll Deine Jünger; zogen hin in alle Welttheile und verkündeten den erstaunten Völkern die freudige Botschaft vom Reiche Gottes. Vergebens Folter, Kette, Schwert und Kreuz: sie vollbrachten das Werk der Menschenbeglückung. Sie gingen unter, Viele in schmerzlicher Todesqual, aber ihre Sache nicht!

Auch ich, ja Jesus Messias, auch ich, wie sie! Ich will mich reinigen von meinen Schwächen; ich will erscheinen in Wort und That, als ein Vollendeter, dem Dein Wort, Deine Wahrheit über Alles gilt. Ich werde, wo ich der Welt nützlich sein kann, nicht erst meine Vortheile berechnen, noch das, was mir Pflicht gebeut, kleinmüthig aufopfern, wenn Hinderniß und Mühseligkeit droht. Endlich wird es mir doch gelingen! Den Lohn trage ich in meiner Brust, das Heilige gewinnt den Sieg!

349.

Zusammenhang des Lebens und der Ewigkeit.

Offenbarung Joh. 14, 13.

Nach ein'gen bald verklubten Stunden,
Wenn Du mich ausgebildet hast,
Bin meiner Banden ich entbunden,
Und von mir fällt des Ird'schen Last.
Die letzte Zahr' ist bald geweint,
Dem Staube bald mein Staub vereint.

Werd' ich vor Freuden einst mich kennen,
Wenn nun der dunkle Schleier sinkt;
Wenn Engel Brudergeiß mich nennen,
Mein Blick ins dreimal Heil ge dringt;
Und was auf Erden heilig heißt,
Licht wird für den entbundnen Geist?

Hier, eh' du kommst mich zu entkleiden,
Ist all mein Wissen doch nur Traum;
Von Millionen künft'ger Freuden
Ahn' ich die allerkleinste kaum.
Doch hoff' ich sie mit Zuversicht,
Die Deine Treue mir verspricht.

Erbarmen Gottes ohne Schranken!
Der Himmel selbst hat Sprachen nicht,
Nicht Worte, würdig ihm zu danken
Für deinen Strahl von Deinem Licht —
Ein Strahl von Dir erhellt mir mehr,
Als Sonn und Mond und Sternenheer.

Der ganze Zeitraum des Jahres ist eine schnelle Folge unendlich kleiner Augenblicke. Wer empfindet das Wenige, was im engen Zeitraum des flüchtigen Augenblickes ist, der schon verschwunden, indem ich an ihn denke? Am Ende des Jahres kommt mir das Jahr selber nur wie ein Augenblick vor. Ich hatte ihn, und habe ihn nicht mehr, und werde ihn nie wieder haben.

Der Tag verfliegt. Einer um den andern verfliegt. Es ist ein Augenblick, da ich das Auge öffne und wieder schliesse. Die Woche, der Monat; die Jahreszeit, was sind sie? Augenblicke, die ich zusammenzählte.

Ich finde in Allem einen beständigen Wechsel der Dinge; und doch bleibt im Grunde Alles dasselbe. Vor tausend und tausend Jahren war Alles, wie es heute ist. Das Wandelbare lag immerhin im Unwandelbaren. — Ich unterscheide Augenblicke, Wochen, Monden. Aber nur der Verstand trennt und unterscheidet, und gibt allerlei Namen. In der That ist Alles doch nur eine und dieselbe Zeit. Was ich Jahreszeiten nenne, ist nur das wechselnde Verhältniß vom Stande des von mir bewohnten Erdballs gegen die Sonne. Die Zeit ist unveränderlich.

Und so mannigfaltig auch Alles zu sein scheint, ist Alles doch nur Folge vom Andern! Alles mit dem Andern auf das Innigste verknüpft und Eins mit ihm.

Es muß Alles nur Eins sein durch den allerstrengsten Zusammenhang, weil nur ein Weltall ist. Es gibt nicht zwei Weltalle, die in ihren Ordnungen verschieden oder einander entgegengesetzt wären. Es ist nur ein Gott, aus dessen einziger Weisheit und Gesetzgebung das ganze All des Lebens entsprang zu einem Einzigen, zu einem in sich getrennten Ganzen.

Ist nun Alles nur ein Ganzes, so wahr nur ein Schöpfer des Ganzen ist, und greift Alles darin unzerstörbar in einander: was spricht man mir denn von Zeit und Ewigkeit, gleichsam als wäre die Rede von zwei verschiedenen Weltallen?

Wie thöricht ist es, zu glauben, daß von einem Tag zum andern, die beide vom Schatten einer Nacht getrennt werden, zwei verschiedene Leben statt finden! Wer bildet sich wohl ein, wenn nun im Herbste alle Pflanzen abwelken, und Staub und Erde werden, daß mit künftigem Frühling, wenn neue Pflanzen aufkeimen, damit gewissermaßen eine neue Welt beginne! — Es ist nichts Verschiedenes vom Vorigen; Alles wieder das Alte, das Ewige.

Wenn die Pflanze verdorrt, und als Staub im Winde verweht, glaubst du, die Bestandtheile des ehemaligen Gewächses seien aus dem Weltall verweht und vollkommen Nichts geworden? Nein, ob in einem Kraut verbunden, oder als Staub im Sonnenstrahl schwimmend: sie sind vorhanden und unvergänglich, aus dem göttlichen All der Dinge unverlierbar. Die verborgene Lebenskraft, welche den Staub zu großen, grünenden, blühenden Stauden verband, lebt auch ohne den Staub fort, und wirkt wie im Sommer, so im Winter fort, im Samenkorn, im Weltall. Bringt die Frühlingssonne die vom Schöpfer festgesetzten Bedingungen zurück, unter welchen die Lebenskraft auf den Staub um sich her wirkt: so wirkt sie, und eine neue Staude keimt, grünt und blüht. So ist Alles ewig das Alte und dasselbe, so neu es auch ewig dem Auge der Menschen erscheinen mag.

Da wird nichts Neues; da vernichtet sich kein Altes. Was wir alt und neu nennen, sind Unterscheidungen unsers Verstandes, Nothbehelfe unserer schwachen Fassungskraft. In That und Wahrheit ist in der Natur nichts

Neues, nichts Altes, denn Gottes Schöpferwerk ist ewig. Im Ewigen ist nichts neu, nichts alternd; denn es ist ewig immer dasselbe. Nur die Verbindungen der Dinge ändern sich, und das ist es, was wir zeitlich nennen. Ob nun eine Blume abwelkt, und sich auflöset in Staub und Dunst, oder ob im unendlichen All der Dinge ein von Millionen Wesen bewohnter Weltkörper, wie unser Erdball, sich auflöset und vergeht: es ist dasselbe. Weder die Bestandtheile der Blume, noch des Weltkörpers, können aus dem Weltall Gottes entweichen. Nur die Verbindungen desselben haben sich geändert. Wir machen den Unterschied zwischen Blume und Weltkörper, weil uns das eine klein, das Andere ungeheuer im Verhältniß zu unserm Leibe vorkommt. Für den unendlichen, allgegenwärtigen Gott ist nichts groß, nichts klein. Daher der geringste Wurm und der gewaltigste Sterbliche auf Erden vor ihm gleich wichtig sind; beide umfaßt, als seine Geschöpfe, ohne Unterschied seine Vorsehung und Liebe.

Wir müssen keineswegs uns einbilden, daß das, was wir in unserm kleinen Lebensraum, mit unserm kleinen Maßstab, mit unserm beschränkten Vorstellungsvermögen, in der Spanne Raumes mit kurzsichtigem Blick übersehen können, Alles so sei, wie wir es nennen, weil wir uns doch einander mit Worten verständigen müssen. Wir machen Unterschiede, wo in der Natur an und für sich selbst keine sind. Für uns ist das Unsichtbare, und was wir auf Erden auf keine Weise wahrnehmen können, so gut als nicht vorhanden. Es ist durchaus nichts auf Erden vorhanden, dessen erste Bestandtheile nicht in der Luft als für uns unempfindbare Theilchen wären. Die ganze Welt, welche wir als Sterbliche bewohnen, ist aus Bestandtheilen der Luft hervorgegangen. Aus der Luft schlägt sich Wasser nieder; von der Luft empfangen die Pflanzen ihre Bestandtheile; von der Luft und den Pflanzen die Thiere; von allen wir Menschen selbst. Gebirge, Wälder, Meere, Pflanzen u. s. w., alle sind gleichsam Kinder der Luft, und können wieder unsichtbar in Luft verschweben. Alles ist Eins.

Alles ist Eins. Darum ist Alles im dichtesten, kaum unterscheidbaren Zusammenhang. Im Ewigen ist kein Gestern und Heute, sondern nur für Menschen, die auf dem kleinen Stern wohnen, welche Erde heißt, und die durch sein Umschweben der Sonne einen flüchtigen Wechsel von Licht und Schatten, Kälte und Wärme verursacht, welchen wir Tageszeit und Jahreszeit nennen. Im Ewigen ist keines Dinges Ende, sondern Alles nur ein Spiel der Verbindungen: und dies Spiel heißt Leben; ewig aber, wie die Dinge selbst sind, als Gotteswerke, ist auch das Spiel ihrer wechselnden Verhältnisse zu einander. Folglich ist ein ununterbrochenes Lebensgewebe. Die Art der Verbindung gewisser Theile kann wohl aufhören; aber was da ist, hört selbst nie auf; eben so wenig das Wechseln der Verbindungen, oder das Leben. Folglich was da ist, das bleibt. Das, was uns wie ein Anfangen und Aufhören vorkömmt, was wir Aufblühen und Welken, was wir Morgen und Abend, was wir geboren werden und Sterben, was wir alt und neu nennen, ist nur ein Spiel von Verbindungen der Dinge im Weltall oder Leben der Schöpfung. Was wir Tod heißen, ist also selbst eine Bestätigungsurkunde des Lebens, und Handlung des Lebens, und Leben selbst!

Zeit und Ewigkeit sind für Gott das Gleiche. Aber sie sind es auch für mich. Wozu diese Unterscheidungen? Es ist nur ein Ewiges. Ich komme nach dem Tode in die Ewigkeit, aber ich befinde mich jetzt schon in der Ewigkeit. Ich komme nach dem Tode zu Gott; aber ich bin jetzt schon bei Gott, mit Gott, durch Gott, in Gott!

Nur mit der großen Lebensthätigkeit, die ich Tod nenne, tritt ein lebhaftes Spiel von Trennung und Verbindung und Wechsel meiner Bestandtheile ein. Es scheidet sich, wie im Herbst die Lebenskraft von der welkenden Pflanze, mein Geistiges von dem Ungeistigen an mir, was ich Irdisches nenne. Mein Gott denkendes Ich tritt im großen, immer regen Lebensgedränge des Weltalls mit andern Stoffen und Dingen in Verbindung. Mein abgefallener, Staub gewordener Leib aber dauert im Weltall Gottes in andern Verbindungsarten fort; er gehört mir so viel und so wenig an, als das ganze göttliche Weltall. Und ich, das Gott denkende Ich, der das Weltall erkennende, anschauende Geist, ich dauere ebenfalls wie der Staub ewig fort im Ewigen.

Bin ich denn ein anderes Wesen, wenn ich mich heute anders bekleide, als ich gestern that? Nein, ob ich gestern schlechte, heute bessere Kleider trug; ich bin derselbe in beiden. So wenig das Kleid, welches ich anlege, zu mir gehört, eben so wenig gehört der Leib zu mir, den ich im Tode wie ein Kleid des Geistes ablege. Der ich im menschlichen Leibe gewesen bin, werde ich wieder sein in andern Verbindungen. Denn ich bin Ich, und bleibe derselbe Geist, wie mein Staub derselbe Staub bleibt, der er war.

So trage ich also aus dem Augenblick, welchen ich irdisches Leben nenne, mich selbst und meinen Werth oder Unwerth in andere höhere oder niedere, herrlichere oder traurigere Verbindungen hinüber. So wird wahr, was die heilige Schrift sagt: meine Werke folgen mir nach.

Und darum selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach. (Offenb. Joh. 14, 13.)

Unsere Werke folgen uns nach! denn zwischen Zeit und Ewigkeit ist ein unzertrennbarer, inniger Zusammenhang; inniger als zwischen dem im Meere verschwimmenden Wassertropfen mit dem Meer selbst. — Das All ist nur Eins.

Dieser Zusammenhang ist, denn es ist nur ein Weltall, und ich lebe schon in demselben; und kann künftig nie anders leben, als in ihm, in meines Vaters Hause.

Er ist! denn es ist nur eine Zeit, nur eine Ewigkeit, die immer war und immer sein wird. Und ich werde nicht erst in die Ewigkeit eintreten, sondern ich lebe schon hier in der Zeit in der Ewigkeit. Wie könnte also in dem Ein und All je der Zusammenhang aufhören?

Er ist! denn unvergänglich, wie das kleinste Sonnenstäubchen, ist auch mein Geist, der sich seiner bewußt ist, und der sich nach Vollendung sehnt. Die Dinge wechseln, aber sie bleiben. Meine Umgebungen wechseln, aber ich bleibe im großen und unendlichen Spiel des Weltlebens. Bleibe ich nun selbst: wie mag der Zusammenhang zwischen heute und morgen, zwischen hier und dort leben, zwischen Zeit und Ewigkeit unterbrochen werden?

Er ist! denn es ist nur ein Gott, der Alles geordnet, Alles umfaßt hält, der Alles in Vollkommenheit schuf, nicht als Trümmerwerk und Bruchstück, sondern als ein einziges, in einander geflochtenes, sich in allen Verbindungen, in allen Ursachen und Wirkungen wahrhaft und genugthuend entsprechendes Ganzes. Und diesen meinen Gott habe ich jetzt schon, und werde ich haben, wenn mich meine heutigen Umgebungen nicht mehr umgeben, sondern andere Verbindungen und Verhältnisse an ihre Stelle getreten sein werden.

Darum selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach. — Sie folgen, denn in dem großen Zusammenhang der Dinge ist keine Lücke, keine Unterbrechung. Eins quillt aus dem Andern; wie im Kleinsten, so im Größten; wie im Irdischen, so im Sittlichen, im Geistigen. Wo hinauf du gestiegen, da hinauf bist du gestiegen; wie tief du gesunken bist, so tief bist du gesunken. Nichts Geschehenes kann ungeschehen gemacht werden. Deine Werke folgen dir.

Es gibt gesunkene, größtentheils verthierte Menschen, welche keine in ihnen wohnende Geisteskraft zur Vollendung entwickeln mögen. Sie möchten auf Erden nur gern Thiere sein, ihre thierischen Gelüste stillen, eine thierische Größe erreichen. Was man ihnen von Tugend sagt (dem ewigen Gottesgesetze), scheint ihnen albern; sie möchten es gern für albern halten. In prächtigen Kleidern gehen, auf weichen Lagern ruhen, in zierlichen Häusern wohnen, köstliche Speisen und Getränke haben, über Vieles gebieten und schalten, Alles neben sich niederdrücken können, allein hoch stehen, Vieles wissen, klug sein, listig berechnen, unwiderstehbar handeln können — das ist ihnen, als einer Art vollkommener Thiere, das Allerhöchste. Von höhern Dingen haben sie keine Vorstellung, so ganz verthiert sind sie. Spricht man ihnen von Tugend, von Religion, dünkt es sie lächerlich. Spricht man ihnen davon, daß sie für den wahren Adel ihres Geistes alles Irdische aufopfern müssen: so glauben sie, es sei Wahnsinn.

Personen dieser Art (sie sind gewöhnlich die in sich selbst unglücklichsten) haben eine große Neigung, wenn sie auch nicht den Schöpfer aus der Schöpfung hinwegläugnen können, doch das ewige, Alles durchherrschende Gesetz der Tugend hinwegzuläugnen. Sie möchten sich selbst gern einbilden, daß Gott auf unsere Handlungen nicht achte; daß überhaupt Frömmigkeit und Tugend Erfindungen der Schule, Vorurtheile aus Kinderjahren, Zaum und Zügel unterthäniger Völker in den Händen der Herrscher sind. Was nützlich ist, das halten sie für klug, das Kluge für wahr, für gut. Was Vortheil bringt, halten sie für Recht; was ihnen schadet, für Unrecht. Jedes Mittel halten sie erlaubt, ihren Zweck zu erreichen, nur nicht jedes für klug.

Bei dem Allen erschrecken sie, wenn sie wahrnehmen, daß in der Welt zwar allerlei Religionen sind bei den verschiedenen Völkern, aber bei allen Völkern doch nur einerlei Tugend! Es ist also etwas Bleibendes für den menschlichen Geist, was seine Bestimmung betrifft, seine Handlungs- und Denkart angeht, und Mancher sich selbst richtet und von Andern gerichtet wird. Die Tugend (oder der Gotteswille) ist also nichts Veränderliches, nichts Zufälliges. Der fromme, rechtschaffene Mensch wird in der ganzen Welt, von aufgeklärten, wie von wilden Völkern, geehrt, und ihm weit mehr, als den Schlauen und Klugen, vertraut sich das Herz des Andern. Hingegen der Bösewicht, ohne Treue und Glauben, der Selbstsüchtige, der sich Alles erlaubt, ist überall gehaßt. So ist es jetzt; so vor vielen Jahrtausenden gewesen. Staatsverfassungen, Kirchengebräuche, Sprachen, Sitten, Wissenschaften, Begriffe vom Nützlichen und Schädlichen, haben geändert: aber die Gesetze Gottes im Geisterreich, die Gesetze und Begriffe von Frömmigkeit und Tugend sind so alt, als das Menschengeschlecht selbst. Unentbehrlich ist die Tugend dem unsterblichen Geiste, wie die Nahrung dem sterblichen Leibe. Entziehe dem Leibe die Nahrung, und er verdirbt; entziehe dem Geist die Tugend, und er verdirbt.

Warum, wenn Rechtschaffenheit etwas Zufälliges wäre, wenn sie nicht unmittelbar zur Natur des Geistes gehörte, warum sind denn die ärgsten Tugendverächter noch oft genug scheu vor Verbrechen, selbst wenn sie keinen irdischen Richter über sich zu fürchten haben? Warum wagen sie es nicht, sich Alles zu erlauben? Oder wenn sie sich das Schändliche erlauben: warum möchten sie es vor sich selbst verbergen?

Tugend ist nichts Anderes, als Vollkommenheit des Geistes, Reife und Vollendung des Geistes zu seinen Bestimmungen im Weltall. Der sterbende Sünder ist eine unreife, faul gewordene Frucht am großen Lebensbaum. Vollendung des Geistes aber ist nichts Anderes, als Selbstbefreiung desselben vom Einfluß der irdischen Natur; Freiheit von der Thierheit, Beherrschung seines Selbstes nach den eigenen, innern, ewigen Gesetzen des Rechts und der Gottgefälligkeit; Emporsteigen aus der Thiernatur zur Engelhaftigkeit. Tugend ist Selbstverklärung.

Nicht also Geschicklichkeit in Handwerk und Kunst, nicht Klugheit in Berechnung und Behandlung der Umstände, nicht Gelehrsamkeit und große Kenntniß begründen die wahre Geistesgröße: sondern Frömmigkeit, Tugend! Was für die Welt nützt, in der wir jetzt leben, das bleibt einst in dieser zurück. Es kam von Hier, war für das Hier und bleibt in dem Hier. Aber die Gut und Leben nach Gottes Willen aufopfernde Tugend, die weltverläugnende Tugend, ist nicht für die Welt hier, sondern oft mit ihr im offenen Widerspruch; sie ist nicht für das Irdische, denn sie bestreitet dasselbe und vernichtet dessen Gewalt. Sie ist folglich allein für den Geist. Aus ihr quellen jene heiligen Werke, welche dem Gerechten nachfolgen.

Die weltverläugnende Tugend ist nicht für das Hier, sie ist also für das Einst. Sie kommt nicht von hier, sie stammt aus Gott. Ihre Wirkungen bleiben also nicht hier, sondern breiten sich im Ewigen aus. Alles kann auf Erden belohnt werden; aber Tugend an sich ist ganz unbelohnbar. Und was um Lohn geschieht, ist keine Tugend, sondern eine irdischnützliche Handlung. Der Gerechte lebt nicht und handelt nicht bloß des Vortheils willen, der ihm hier entspringen kann: sein Blick ist auf das Ewige hingewandt. Er will Selbstvollendung, ein Leben in Gott, mit Gott. So athmet er, so entschläft er im Herrn, ohne Rücksicht auf Schmerz und Lust, Lob und Lästerung von dieser Welt. Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach.

Die Hand des ewigen Gottes knüpfte den Zusammen-

hang des Lebens und der Ewigkeit; welche Gewalt könnte diesen sichtbaren, unwidersprechlichen Zusammenhang wegläugnen oder vernichten?

Ein angenehmer Schauer durchdringt mich, indem ich den beseligenden Gedanken denke, ihn, den der heilige Gottoffenbarer, mein Jesus, so laut ausgesprochen hat! Zeit und Ewigkeit sind Eins, mein Jetztsein und mein Künftigsein ist ein ununterbrochenes Ganzes, so wahr nur ein Weltall ist, und nur ein Gott! und meine Werke folgen mir nach.

Selig, o selig bin ich, der ich im Herrn entschlafen will und werde! Denn wer kann mich scheiden von der Liebe Gottes?

Selig, o selig sind die, die im Herrn entschliefen; ihre Werke folgen ihnen nach! — O ihr, meine Geliebten, die ihr früh vollendet habt, und mich zurückliesset, euer ist nun das bessere Loos, nach dem ich noch ringe: nie fühlte ich lebhafter den Zusammenhang des Lebens mit der Ewigkeit, als damals, da ich weinend vor euerm erblaßten Leichnam stand, da ich mit heissen Lippen noch eure erkalteten Wangen küßte. Ihr starbet im Herrn und selig. Ihr waret Gottes, darum nahm er euch zu sich. Ach, was ich nicht wußte und sah, das sah und wußte er, wie ihr oft im Stillen mit euch selber gekämpft; wie euch die Reue um kleine Fehler oft gequält; wie ihr oft zu ihm glaubensvoll hinaufgeblickt; wie ihr einsam euch mit ihm in heiligen, inbrünstigen Gebeten unterhalten. Nun habt ihr überwunden. Eure Frömmigkeit, eure Unschuld, eure Güte, eure Liebe folgen euch nach. Verzeihend blickte der große Erbarmer auf die Fehltritte, die seine Kinder nicht zu vermeiden wußten. Ihr seid nicht die Geringsten unter denen, die er liebevoll an sein Vaterherz nahm, er, der auch die Sünder nicht will verloren gehen lassen.

Warum trauert mein Geist über den Grabhügeln der Todten? O ihr Vollendeten, einst werde ich, und vielleicht bald, meine irdische Hülle abwerfen, wie ihr sie abgelegt habt, und eingekleidet werden herrlicher, wie ihr eingekleidet seid. Wir werden uns wieder begegnen, wiederfinden. Ach, die Liebe ist für die Ewigkeit, wie die Tugend; und ist unser Gott nicht selbst die Liebe? Wie der ununterbrochene Zusammenhang des Lebens und der Ewigkeit ist die Verknüpfung der liebenden Wesen. Nein, ich habe euch nicht ganz verloren, ihr Theuren, die Gott mir gegeben und genommen. Nein, er hat euch mir nur gegeben, nicht genommen. Ihr gehöret mir noch heute, ich gehöre euch noch heute. Wir sind ja noch im Hause Gottes beisammen, nur in verschiedenen Wohnungen. Ich bin in der Ewigkeit, so wie ihr; nur ihr in andern Verbindungen, die auch mich erwarten. Der Lebensaugenblick auf Erden ist kurz, die Ewigkeit lang genug, uns wieder zu haben.

Selig, o selig sind die, die in dem Herrn entschlafen, denn ihre Werke folgen ihnen nach. — Auch mir werden die meinigen folgen!

O Gott des Lebens, o Richter der Todten, o Erbarmer der sündigen Wesen, auch mir werden die meinigen folgen; auch die bösen werden mir folgen neben den guten! Mit Schrecken blicke ich auf meine vergangenen Tage. Wie oft ich gefehlt habe, ich kann es nicht wissen. — Herr, Herr, willst Du meiner Schuld gedenken? Wenn Du mit mir ins Gericht gehen willst, wie soll ich vor Dir bestehen? Das Gute, was ich hatte, war ein schwaches Wollen: aber ach, Leichtsinn, Uebereilung, Leidenschaften aller Art überwältigten das Gute wieder in mir; und Eitelkeit entriß selbst mancher guten That, die ich zu vollbringen Muth hatte, den geringen Werth. Wie oft mangelte mir die Liebe, wie oft die Standhaftigkeit, wie oft die Demuth der Tugend.

Errette mich, Gott, aus der bangen Muthlosigkeit, in die ich versinke, wenn ich an meine Fehler und Schwachheiten denke, an Alles, was ich öffentlich und insgeheim gegen Dich und meine Mitmenschen gesündigt habe; denn ich verzweifelte an meiner Kraft, jemals zu werden, der ich sein soll nach Deinem Willen und meines Jesu Lehre. Und könnte ich meine Hoffnung, mein Vertrauen nicht auf Deine Gnade setzen: was könnte mich trösten, was mich über meine Zukunft nach der Verwandlungsstunde des Todes beruhigen?

Du aber, mein Erbarmer, bist mein Trost, meine Zuversicht! Ach, nimm meinen Willen doch für eine halbe That, mein Bemühen für ein halbes Erreichen, meinen Kampf für einen halben Sieg. Vergib mir meine Schuld! Wie oft strebe ich empor, und sinke ohnmächtig zurück!

Vielleicht aber ist das ganze Leben nur ein Kampf gegen das Böse; und der hat schon Gnade vor Dir, der, wenn er auch nicht immer obsiegen konnte, doch nie mit Vorsatz, Willen und Lust im Streite gegen die Sünde unterlag. Vielleicht hat schon der Gnade vor Dir, der Muth genug hatte, nicht den Kampf zu scheuen, sondern ihn nach Kräften zu führen.

Und ermüden will ich in diesem Kampfe nach Vollendung nie. Als Dein Kämpfer will ich sterben, glaubensvoll, hoffnungsreich auf Dein Erbarmen, o Du, der immer mehr gewährt, als wir verdienen können. Amen.

350.

Die Verklärung nach dem Tode.

1 Kor. 15, 36 — 50.

Wie ist mir denn? — Welch süßes Beben!
Wer gießt in meinen Staub das Leben?
Was schauert sanft durch mein Gebein?
Ist das mein Leib? — — ich lebe wieder?
Ich bin das? — — Sind das meine Glieder?
Der Glanz, die Göttlichkeit ist mein?
Ich ward dem Grabe nicht zum Raube?
Weß Thron ist dort! Wer ruft mir zu? —
Ach, das ist Gott, an den ich glaube;
O mein Messias, das bist Du!

Herr, ewig währet meine Treue:
Dir dank' ich, daß ich mich verneue,
Ich walle im Verklarungslicht.
Heil mir, mein Feind ist nun bezwungen,
Der Tod ist in dem Sieg verschlungen,
Auch ich, ich bleib' im Staube nicht!
Heil mir, Herr, Dein ist Macht und Ehre,
Dein ist's, Messias, daß ich bin!
Ich menge mich in Engelchöre,
Und eil' ins Halleluja hin.

Habe ich ein Bürgerrecht in zweierlei Welten; gehöre ich nicht nur dem Leben hienieden, sondern vielleicht bald auch einem höhern an: o, so ist wohl verzeihlich, daß ich mich gern zuweilen mit dem beschäftige, was ich noch zu erwarten habe, und wohin mich immerdar eine dunkele Sehnsucht zieht. Ich unterhalte mich eben so gern

mit den Erinnerungen an meine schon vor mir durch den Tod vollendeten Geliebten, als mit denen, welche noch gegenwärtig im Leben mein Umgang, meine Freude sind. Denn auch jene leben, wenn zwar nicht mehr im irdischen Körper. Das Zerfallen des Leibes ist kein Zerfallen des Geistes. Ich liebe euch noch, ihr Entfernten, ihr meine Verklärten. Darf ich zweifeln; daß ich noch ein Gegenstand euer Liebe sei? Nein, durch Gott vereinte Geister kann wahrlich kein Mensch scheiden, und auch kein Grab.

Zwar, was mir dort zu Theil werden wird, und wie ich dort sein werde, es ist mir verborgen; aber verzeihlich, wenn ich zuweilen ahnend dahin denke; wenn ich aus dem, was ich hienieden erblicke, zu errathen trachte, was mir dort begegnen könne. Wir wandeln hier noch nicht im Schauen, sondern im Glauben. Doch auch Jesus sprach zuweilen in erhabenen Bildern von den überirdischen Zuständen nach dem Tode des Leibes; auch seine Jünger redeten gern mit ihren Vertrauten davon, oder denen, welche Zweifel über die Möglichkeit der Auferstehung der Todten äusserten.

Denn die Lehre von der Auferstehung der Leiber war schon längst eine jüdische Lehre gewesen. Die Pharisäer behaupteten dieselbe, aber auf eine grobe, sinnliche Weise, als wenn alle ins Grab gegangenen Körpertheile nothwendig wieder die Hülle und das Werkzeug des Geistes werden müßten, eine Meinung, welche von einer andern jüdischen Glaubenspartei, nähmlich von den Sadducäern, gänzlich weggeläugnet ward. Christus, indem er diesen Meinungsstreit einst zu schlichten aufgefordert worden war, zeigte, daß beide Glaubensparteien der Juden auf Abwegen zu ganz entgegengesetzten Irrthümern gekommen waren; daß Unsterblichkeit oder Leben in jener Welt, oder Auferstehung von den Todten, bestehen könne, und sein werde, ohne daß darum eine grobsinnige Auferstehung von Leibern sein müsse, die mit allen irdischen Bedürfnissen und Trieben zur Ernährung oder Selbstfortpflanzung behaftet wären. Die Sadducäer fühlten die Wahrheit seines Wortes. Du hast recht gesagt, Meister! sprachen sie. (Luk. 20, 27 — 39.)

Was Jesus öffentlich nur selten umständlicher entwickelt, scheint er in heiligen Gesprächen mit seinen Jüngern gethan zu haben. Sie hatten dieselben Vorstellungen, wie er, von den Zuständen des Geistes nach dem Tode, und von der jüdischen Auferstehungslehre. Du Narr, sprach Paulus der Apostel, das du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn, und was du säest, ist ja nicht der Leib, der *werden soll*, sondern ein bloßes Korn. Es wird gesäet ein natürlicher Leib, und wird auferstehen ein *geistiger* Leib. Fleisch und Blut können nicht ererben das Reich Gottes, und wird das Verwesliche nicht erben das Unverwesliche! (1 Kor. 15, 35 — 50. Der menschliche Körper, aus Erdstoffen zusammengesetzt, wird immer zur Erde, und wieder zu Bestandtheilen anderer Pflanzen, Thier- und Menschenkörper. Er ist des ewigen Lebens nicht fähig; er kann als etwas Verwesliches nicht Erbe des Unverweslichen sein. Es wird auferstehen vom Tode ein *geistiger Leib*; das heißt, wenn diese irdischen Gliedmaßen von unserm höhern Selbst sich trennen, wird das höhere Selbst sich in größerer Freiheit über das Todte erheben, gleichsam verklärt, umfangen von einer geistigen Hülle.

Diese Lehre der heiligen Schrift, wie sie aus dem Geiste Jesu und seiner Jünger geoffenbaret hervorging, stimmt mit dem wunderbar überein, was wir schon gegenwärtig in der Natur des Menschen wahrnehmen. Es ist unverkennbar, daß der Geist wirklich schon jetzt ausser dem irdischen Körper mit einem überirdischen Leibe angethan ist, welcher, wie die Blume aus dem verwesenden Samenkorn, durch den Tod des Leibes entbunden wird.

Man nennt zuweilen bildlich den Schlaf einen Bruder des Todes. Er ist es in der That. Es ist das Schlafen nichts Anderes, als ein Zurücktreten in sich selbst des Geistes und der Seele; ein Verlassen der äussern, gröbern Körpertheile. So geschieht auch im Tode. — Im Schlafe bleibt in den von unserm höhern Selbst verlassenen äussern Körpertheilen nur noch das Pflanzenleben zurück. Der Mensch liegt unempfindlich da; aber sein Blut rollt noch durch die Adern, sein Athem geht noch; Alles, was zu seinem pflanzenhaften Dasein gehört, ist noch in Thätigkeit, wie ein ähnliches Leben auch in empfindungslosen Blumen ist. Ein solches Zurücktreten des Geistigen scheint nothwendig von Zeit zu Zeit für das Irdische, weil dieses durch anhaltenden Gebrauch gleichsam verzehrt und in seiner Tauglichkeit für den Geist geschwächt wird. Ist das Pflanzenleben des menschlichen Leibes, ganz ungehindert von der Wirksamkeit des Geistes, sich selbst überlassen: so kann es ungestörter nach seinen Gesetzen arbeiten, und sich stärken. Daher finden wir nach jedem gesunden Schlaf den Körper erquickter und das Gemüth freudiger darüber. — Im Tode aber weicht auch das Pflanzenleben von den dadurch allein nur zusammengebunden gewesenen Stoffen, aus denen der Leib besteht, und sie zerfallen.

Es können Geist und Seele schon vom Körper gewichen sein, ohne daß uns dieser darum todt scheint, obwohl der *wirkliche Tod doch wirklich schon erfüllt* ist, wenn das Bessere des Menschen nicht mehr in ihm wohnt. Aber der vom Geiste verlassene Leichnam athmet noch, seine Pulse regen sich noch; man sagt: er lebt noch. — Von der andern Seite kann zuweilen geschehen, daß die Lebenskraft aus einzelnen Theilen des Körpers wirklich schon entwichen ist, daß sie absterben, während Geist und Seele noch mit den übrigen Theilen wirklich verbunden geblieben sind.

Der Schlaf ist eins der größten Geheimnisse des menschlichen Wesens und unserer anhaltendsten und feinsten Beobachtungen würdig. Doch sind diese Beobachtungen gerade darum schwierig, weil sie der beobachtende Geist hier den Gesetzen der irdischen Natur unterwerfen, und sie ungestört wirken lassen muß, damit sie sich zu seinem Gebrauch desto leichter ergänzte und herstellte. Jeder Schlaf ist gleichsam eine Speisung der Lebenskraft. Der Geist hat dazu nichts beizutragen; sie ist von ihm so vollkommen unabhängig, als es das Verdauen, oder die Verwandelung der genossenen Nahrung in Blut, oder das Wachsthum der Haare, oder die Absonderung unnützer Flüssigkeiten ist. Das Wachen ist ein Verbrauchen der Lebenskraft, ein Ausströmen und Wirken derselben nach aussen; das Schlafen ein Einsammeln derselben von aussen. Daher bemerken wir, wie an Menschen und Thieren, den Schlaf auch an Pflanzen, welche mit Einbruch der Nacht ihre Blumenkronen schliessen, oder ihre Blätter zusammengefaltet niederhängen lassen.

Welches aber ist der Zustand unsers höhern Selbstes in dieser Zurückgezogenheit von den äussern Sinnen? Es kann nicht mehr Ausdrücke von aussen empfangen durch

Auge, Ohr, durch Geschmack und Geruch und Gefühl. Aber wer wird sagen: unser Geist sei in diesen Augenblicken vernichtet? Wäre er es, so würde unserm Leibe jeden Morgen ein anderer Geist, eine andere Seele, statt der vernichteten, gehören. Allein der Geist weiß es sehr gut, daß er immer ein und derselbe, und kein anderer ist, als der er gestern war. Er hat sich von den Sinnen zurückgezogen, aber er lebt noch thätig fort, wiewohl er sich nur sehr unvollkommen äussert, weil er für eine Zeit lang Verzicht auf die Werkzeuge that, durch welche er sich zu äussern gewöhnt ist.

Ein Beweis der immer fortdauernden Thätigkeit sind die Träume. Zu welcher Stunde der Mensch auch plötzlich aus dem Schlafe geweckt werde, wird er sich doch immer erinnern, geträumt zu haben. Diese Erinnerungen aber werden gewöhnlich sehr durch die stärkern Eindrücke verdunkelt, welche plötzlich durch die beim Erwachen aufgeschlossenen Sinne in sein Gemüth strömen. Und weiß er dann auch nicht, mit welchen Vorstellungen er sich im Schlafe beschäftigt, so hat er doch sehr bestimmt immer die Empfindungen bei einem plötzlichen Erwachen, daß er seine Aufmerksamkeit, die man von aussen fordert, erst von etwas losreissen mußte, was dieselbe bisher innerlich beschäftigt hatte.

Im Traum sind Vorstellungen, Begierden und Gefühle. Aber weil die äussern Sinne geschlossen sind, bilden sich jene auch ganz unabhängig von äusserlichen Gegenständen. Sie hinterlassen selten einen lebhaften, bleibenden Eindruck im Gedächtnisse. Demungeachtet fanden sie statt. — Geist und Seele waren folglich auch dann thätig, wenn wir uns selbst nachher nicht immer an die Art ihrer Thätigkeit erinnern. Welcher Mensch erinnert sich denn selbst der tausend schnellen Vorstellungen immer wieder, die er beim vollen Wachen in dieser oder jener Stunde des Tages gehabt hat? Wird er aber deswegen behaupten: sein Geist habe gerade in der Stunde, da er vielleicht am thätigsten und nachdenkendsten war, keine Vorstellungen gehabt?

In jedem Traum hat der Geist so gut Bewußtsein, als im Wachen, das heißt, ein Selbstgefühl seines Daseins. Auch im Traume unterscheidet er sich ganz von dem, was er sich vorstellt. Ohne dieses Bewußtsein, ohne dieses Absondern des Ich's von den gleichsam ausser ihm lebenden Gespinnsten seiner Vorstellung, könnte er nicht träumen. Jedesmal, wenn wir uns auf einen gehabten Traum wieder besinnen, werden wir finden, daß es unser Ich war, mit vollkommenem Selbstgefühl, welches unter den Bildern der Phantasie umherwandelte. Wir können Träume, welche allzuschwachen Eindruck machten, und in welchen der Geist nicht durch Begehrungen und Gefühle stärker auf den schlafenden Körper zurückwirkte, mit allen Nebenumständen vergessen; folglich können wir auch vergessen, daß wir uns damals unser selbst bewußt waren: aber darum hat unser Bewußtsein, das Selbstgefühl unsers Daseins, keinen Augenblick aufgehört, weil wir uns dessen nicht mehr genau erinnern! — Es gibt Menschen, welche bei sehr angestrengtem Nachdenken, auch während des Wachens, nicht wissen, was um sie her vorgeht. Ihr Geist, zurückgezogen von den äussern Körpertheilen und Sinnen, ist ganz in sich und mit sich selbst beschäftigt; dem Aeusserlichen nach scheinen sie mit offenen Augen zu träumen oder zu schlafen. Aber wer wird läugnen, daß sie in diesen Augenblicken der tiefsinnigsten Ueberlegung beim vollsten Bewußtsein waren, ungeachtet sie mit ihren Ohren nicht hörten, mit ihren Augen nicht sahen? — Selbst der Umstand noch zeugt für die beständige Fortdauer unsers Bewußtseins und des Selbstgefühls unsers Daseins, daß der Mensch vermögend ist, wenn er es sich vorgenommen hat, im Schlafe zu einer bestimmten Zeit von selbst zu erwachen.

Man kann demnach von einem im leisen oder festen Schlafe liegenden Menschen nicht sagen, er habe das Bewußtsein verloren, sondern er trägt das Selbstgefühl seines Daseins in sich, ohne es aber gegen uns zu äussern. Denn der Geist verliert das Bewußtsein und die Seele ihr Selbstgefühl nie, wenn sich auch beim Wiedereintritt äusserer Sinnenthätigkeit die Erinnerungen davon verlieren. Eben dies ist der Fall bei Ohnmachten, wo durch eine vorübergehende theilweise Störung der Pflanzenlebenskraft das Geistige sich in sich selbst zurückzieht; denn der Geist fliehet das Todte, und hängt nur durch das Band dieser Kraft mit dem, was an sich todter Stoff ist, zusammen. Ob nun gleich der Ohnmächtige keine Aeusserungen des Sichselbstbewußtseins gibt, fehlt es ihm darum doch nicht, so wenig als im Schlafe. Viele Ohnmächtige behalten eben so wohl, als Schlafende, noch Erinnerungen von einigen ihrer im todtähnlichen Zustande gehabten Vorstellungen; andere nicht. Ja es gibt Zustände von Ohnmachten, wo der ganze Leib blaß, kalt, athemlos, ohne Bewegung, einem Leichnam gleich, daliegt, während der Geist sogar noch in Verbindungen mit einigen Sinnen steht, Alles vernimmt, was um ihn her vorgeht, aber, wie zum Beispiel in der Starrsucht, kein äusseres Zeichen des Lebens und Bewußtseins geben kann. Manche Personen mögen auf diese Weise lebendig begraben worden sein, und in vollkommenster Kenntniß dessen, was mit ihnen zu ihrer Beerdigung von Freunden und Verwandten vorgenommen wurde, die durch das Aeussere getäuscht waren.

Noch ein anderer merkwürdiger Zustand des Menschen überzeugt uns von der ununterbrochenen Thätigkeit des Geistes und seines nie vertilgten Bewußtseins, selbst dann wenn er sich dessen nachher nicht erinnert. Dies ist der Zustand des Nachtwandlers. Er entschlummert zu dem gewöhnlichen Schlaf. Seine äussern Sinne sind geschlossen. Er hört nicht, sieht nicht, fühlt nicht. Aber plötzlich scheint er zu erwachen, nicht aus dem Schlafe, sondern innerhalb desselben. Er hört, doch nicht mit den Ohren; er sieht, doch nicht mit den Augen; er fühlt, doch nicht mit der Haut. Er wandelt; er redet; er verrichtet mancherlei Geschäfte, ja oft, zum Erstaunen der Zuschauer, mit größerer Umsicht und Vollkommenheit, als er es wachend vermöchte. Er erinnert sich in diesem Zustande sehr genau der Begebenheiten, die er wachend ehemals hatte, ja oft solcher, auf die er sich nicht mehr besinnt, wenn er wirklich mit allen Sinnen wacht. Nachdem er in diesem Zustande eine Zeit lang gewesen, sinkt er wieder in den gemeinen Schlaf zurück, und wenn er endlich aus diesem sich ermuntert, weiß er durchaus nichts von allem Vorgefallenen. Er hat vergessen, was er geredet und gethan; er kann oft selbst nicht glauben, was ihm die Zuschauer von ihm erzählten. Soll man ihm aber das Selbstbewußtsein des Geistes und die bewundernswürdige Thätigkeit desselben während jenes Schlafes abläugnen? Wer könnte das? Tritt der Schlafwandler

aber nachmals wieder in seinen äussern Schlaf, in sein inneres Aufwachen zurück: so erinnert er sich in diesem ihm selbst unbegreiflichen Zustande an Alles, was er vorher in einem ähnlichen gethan und gedacht, und wovon er bei dem Wachen der äussern Sinne nichts mehr gewußt hat.

Wie sollen wir uns dies erklären? Wie kann der Schlafende, mit geschlossenen äussern Sinnen, nicht nur sehen und hören, sondern Alles viel bestimmter, sogar vollkommener, als wachend? — Daraus, daß wir wissen, daß der Körper nichts Anderes, denn die äussere Schale oder Hülle der Seele sei; daß an sich selbst der Körper nichts empfinden kann, ohne die Seele; daß das Auge des entseelten Leichnams so wenig sieht, als das Auge einer steinernen Bildsäule. Es ist also die Seele, und allein nur die Seele, welche empfindet, sieht und hört, was ausser ihr vorgeht. Das Auge, das Ohr u. s. w. sind nur besondere, vortheilhafte Einrichtungen der äussern Hülle, um der Seele Eindrücke von aussen aufzufangen. Es gibt aber Zustände, da die grobe Hülle gebrochen, und in sich schadhaft ist; da die Seele gleichsam aus derselben hervordringt, und ihr Geschäft fortsetzt, auch ohne dazu die äussern Sinnenwerkzeuge zu gebrauchen. Sie wird auch wirksamer auf ganz andere Arten von Nerven, als im gewöhnlichen oder wachenden Zustande; und knüpft an die in denselben erhöhte Pflanzenlebenskraft ihre Thätigkeit gegen das an sich Todte im Menschen.

Die Seele ist also das Empfindende, nicht der Körper. Sie ist also der wahre, eigentliche Leib des Geistes, und der Körper gleichsam nur ihr äusseres Gerüst, ihre Decke und Hülse. Da wir nun aus zahllosen Beispielen und Erfahrungen wissen, daß der Geist seine Thätigkeit, sein Bewußtsein niemals verliert, auch dann nicht, wenn er sich seines Bewußtseins nicht von jedem einzelnen Augenblick erinnert; da wir wissen, daß der Geist bei angestrengtem Nachdenken seines Körpers und aller seiner Umgebungen ganz uneingedenk sein kann, oder in gewissen Krankheiten gar nicht auf die äussern Glieder einzuwirken vermögend ist, ja sogar, wie beim Schlafwandler, zu seinen Geschäften die äussern Sinnenwerkzeuge gänzlich zu entbehren im Stande ist: so begreifen wir, wie der unsterbliche Geist, auch wenn im Tode seine grobe Umgebung, das Verwesliche, ganz von ihm abfällt, dennoch Selbstgefühl und Bewußtsein behält, ob er es gleich nicht mehr durch den Leichnam gegen die Lebenden äussert, weil ihm derselbe nicht mehr zugehört. Wir begreifen, was der geistige Leib ist, von welchem Paulus, der Apostel, redet, was das Unverwesliche ist, welches aus dem Verweslichen auferstehen soll (1. Kor. 15, 42); wie die Schwachheit abfällt; in's Grab gesäet wird, aber die Kraft aufersteht, und sich zum Himmlischen emporschwingt, reif zum bessern Leben. (1. Kor. 15, 43.) Dies ist also die Verklärung nach dem Tode; dies ist die geistige Auferstehung. Was an uns vom Staube ist, muß wieder Staub und Asche werden; aber der Geist, angethan mit einem verklärten Leibe, trägt sodann das Bild des Himmlischen, wie er sonst das Bild des Irdischen getragen hat. (1 Kor. 15, 49.) Der irdische Körper, im Grabe verwesend, empfindet nichts mehr; aber er hat ja auch niemals durch sich selbst etwas empfunden. Es war ja der geistige Leib, nämlich die Seele, welche eigentlich Alles wahrnahm und empfand. Sie wird es also auch ferner noch, wenn sie von ihrer zerbrochenen Schale befreit ist; sie wird es unendlich zarter und schneller dann! Der Geist, sich in seiner geistigen Hülle bewußt, wird auch dann noch die Herrlichkeit Gottes in seinen Schöpfungen, wird auch dann noch die trauernden Geliebten wahrnehmen und lieben. Aber er hat keine sinnlichen, körperlichen Bedürfnisse mehr, er hat keine Thränen mehr. Es ist das Bild des Himmlischen, dem er entstammt.

Wie wird mir sein, o dann mir sein, wenn Du mich rufst, mein Schöpfer, mein Vater! wenn nun der Augenblick meiner Verklärung erscheint; wenn meine Lebenden um mich weinen; wenn meine Verklärten sich mir nahen; wenn ich mit gleicher Liebe beide segne! Und wenn ich vor Dich trete, geheiligt durch Jesum Christum, nun Genosse seines Reichs, nun ihn selbst suchend, nun vor Dir, o mein Gott, in höherer Dankbarkeit, in tieferer Ehrfurcht, in grenzenlosem Erstaunen anbete — — ach, daß mein unsterblicher Geist in aller Tugend reife zur großen Vollendung! — Amen.

351.

Die Geburtsfeier Jesu die Feierstunde der göttlichen Liebe.

Ev. Luk. 2, 1 — 14.

Stimm' deine Psalter, Volk der Christen!
Was schlummerst du in todten Lüften?
Erwach' aus deiner stummen Ruh'..
Ein hoher Tag kommt, nimm's zu Ohren!
Er ruft: Dein Heiland ist geboren,
Er ist ein Kind und weint, wie du.
Den Menschgewordenen zu ehren,
Vereinigt euch in Jubelchören;
Wer dankt nicht seinem Retter gern?
Bringt Ehre dem Herrn! Bringt Ehre dem Herrn!

Wie wird mir? Ruf' ich in den Wüsten,
Wo Niemand wandelt? — Noch sind Christen?
Und in mein Lied stimmt Niemand ein?
Nur einzeln und von wenig Frommen
Seh' ich noch Dankgesänge kommen!
Sonst längt ihr, Himmel, ganz allein.
Den Tag, den Seraphine feiern,
Den heil'gen Tag will ich erneuern;
An ihm verklärt sich Gottes Reich,
Das Ewige ward uns Sterblichen gleich.

Wir haben Alle in unserm Lebenslaufe einen frohen oder schreckenvollen Tag, an welchem wir lebendiger empfunden und es uns unverhohlen sagen: Dies ist Gottes Werk! Hier waltet die verborgene Hand einer höhern Macht! — Auch der Zweifler, auch der Läugner, auch der Mensch mit lachendem Sinn erfährt solch einen Tag einmal, der auf dem Wege seiner Erdenreise unvergeßlich, wie ein bedeutungsvolles Denkmal, stehen bleibt.

Wie der einzelne Sterbliche, kann ein ganzes Volk solch einen Tag erfahren; und wie ein Volk, hat ihn die gesammte Menschheit erfahren.

Für die Menschheit ist es der Geburtstag des Jesus Messias, welchen ich immer mit besonderer Rührung feiere. Denn von ihm an stammt gleichsam eine ganz neue Weltgeschichte; ein ungeheurer Umschwung in den Schicksalen aller Nationen des Erdballs; eine durchgreifende Verwandlung in den geistigen Verhältnissen des menschlichen Geschlechts.

Und wie? — Von einer armen Jungfrau, in einer dürftigen Hütte, bei einem unterjochten, wenig geachteten, unaufgeklärten Volke, ward ein Kind geboren, dessen Wiege die Krippe eines Stalles war. Und dieses Kind war es, dessen Geist nachmals ohne Waffen die größten Weltreiche erschütterte, auflöste, umgestaltete, wilde Völker in den entferntesten Welttheilen zähmte; Barbaren menschlicher machte; die Seelen der Sterblichen mit einer Weisheit füllte, die vorher nie vom Weisesten ausgesprochen war; mit dem Schöpfer verband, wie es vorher von den Einsichtvollsten nicht gethan wurde; das Leben durch Wahrheiten glücklicher, den Tod sogar süß machte!

War hier nicht Gottes Werk — wo soll ich es denn im ganzen Umfange von allen Schicksalen des Menschengeschlechts entdecken?

Gott gedachte eines geringen Staubkornes in seinem Weltall. Er gedachte eines Sternes, den wir Erde nennen, und seiner Bewohner, denen er eine erhabenere Seele gegeben. Sie waren reif geworden, das Höchste zu denken, und das für ihre Fassungskraft Vollendetste zu empfangen. Schon ahneten sie sein Dasein, schon suchten sie ihn, der sich ihnen in den Wundern der Natur verkündet hatte, aber noch verehrten sie ihn in Bildern, und sanken vor seinen Schöpfungen nieder, statt vor dem Schöpfer.

Da offenbarte er sich selbst ihnen in einer menschlichen Natur. Das Wort der ewigen Macht, Weisheit und Liebe ward menschlich Laut. (Joh. 1, 1.) Das Geschlecht der Sterblichen vernahm die hohen Verkündigungen aus dem Gebiete der Ewigkeit, und die allgemeine Verwandlung auf Erden begann.

Darum sagten schon die ersten Gesandten Jesu: Groß ist das Geheimniß, Gott ist geoffenbart im Fleische, das ist, in der Menschheit. (1. Tim. 3, 16.) Wohl nannten sie es mit Recht ein Geheimniß, denn Wenige begriffen den tiefen Sinn dieses Gedankens, und deuteten ihn auf allerlei Weise. Und doch hatten sie darin mit wahrhaft kindlicher Einfalt die höchste Wahrheit ausgesprochen: Gott offenbarte sich den Sterblichen in einer menschlichen Natur.

Und von dieser Ueberzeugung waren sie schon zu einer Zeit durchdrungen, da sie selbst die wunderbaren Wirkungen noch nicht erblickten, welche das durch Jesum gegebene göttliche Wort über den ganzen Erdkreis bewirkte. Zwar hatten sie von ihm gehört, wie er weissagend sprach: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte nicht. Doch war die Zahl der Erleuchteten damals noch sehr gering; unter Millionen stand oft nur Einer, der von Jesu und seiner Lehre wußte.

Wenn Paulus, wenn Petrus, wenn Johannes, wenn jene Heiligen alle, die ihm zuerst folgten, heute, nach fast zweitausend Jahren, wieder hervorgingen ins Leben: wie anders würden sie den Zustand der Welt sehen durch die Macht der von Jesu gegebenen Offenbarungen! Sie würden nun erfüllt sehen jene Weissagungen, welche damals ertönt waren; nun hören, wie in Gegenden und Theilen der Welt, von deren Dasein sie noch nichts wußten, der Mund der Kinder hohe Wahrheit stammelt, die, ehe Jesus geboren ward, noch keiner der Weisesten gesprochen! wie Könige und Fürsten von ihren Thronen niedersteigen, um Jesu Namen zu ehren, während damals noch Menschen aus dem geringsten Pöbel sich wider ihn erhoben. Sie würden mit stiller Zuversicht nur die Worte wiederholen, welche sie vor fast zweitausend Jahren mit Zuversicht aussprachen: Wer mag glauben, daß dies Alles geschehen sei durch eines Menschen Werk? Gott ist geoffenbaret den Menschen in menschlicher Natur — nicht eure Gewaltigen auf Erden konnten diese unermeßlichen Veränderungen umschaffen — was vermögen auch die Staubgebornen? — Es war Gottes Werk und Wort in Jesu Christo.

Daher ward er, in welchem die Kraft und Fülle der Gottheit wohnte (Kol. 2, 9.), er, durch welchen sich der Vater des Weltalls den Erdbewohnern offenbarte, ein Sohn Gottes genannt. Und wer ihn nicht ehrt, wahrlich, der ehrt auch den Vater nicht, der ihn gesandt hat. (Joh. 5, 23.)

Er kam. Er ward der Lehrer aller Geister unsers Erdensterns, der Lehrer aller Jahrtausende. In seinen Worten wohnt Untrüglichkeit, denn die erfüllten Weissagungen bürgen für sie; es bürget für ihre ewige Wahrheit die ganze Schöpfung, die gesammte innere Natur des Menschen. Es bürget für sie, daß seit Jahrtausenden Niemand, so einsichtvoll und gelehrt er auch war, aufstand, der darin einen Irrthum finden konnte; daß Niemand aufstand, der fähig gewesen wäre, eine bessere Lehre zu schaffen, welche mit der Natur und Vernunft in reinerm Einklang stände, oder vollkommenere Eigenschaften besäße, Familien, Völker und die gesammte Menschheit zu beglücken und in sich selbst zu vollenden.

Darum war sein Wort Gotteslehre. Gott sprach aus ihm zu den Sterblichen. (Hebr. 1, 2.) Darum sagte Christus selbst: Ich habe nicht von mir selbst geredet, sondern der Vater, der mich gesandt hat, der hat mir das Gebot gegeben, was ich thun und reden soll. (Joh. 12, 49.)

Er aber zeigte den Bewohnern des Erdballs den von ihnen Jahrtausende lang verkannten Gott; lehrte sie im Schöpfer des Weltalls ihren gemeinschaftlichen Vater lieben; lehrte eine allgemeine und tief bis in das Einzelnste unserer Angelegenheiten thätige Vorsehung; lehrte die schon von der Vernunft vermutheten hohen Wahrheiten, daß unsterblich sei des Menschen Geist; daß die Verwandlungen, welche wir Tod heißen, keine Unterbrechungen des Daseins sind; daß Vergeltung in der ewigen Weltordnung herrsche, und unser Werth oder Unwerth ein unvermeidliches Gericht zu erwarten habe.

Wohl haben auch weise Menschen, ehe Jesus ins Leben getreten, erhabene Wahrheiten gelehrt — aber was ihr Mund sprach, schien ihr Lebenswandel zu läugnen. Man hörte sie wider die Macht der sinnlichen Begierden eifern, und ermahnen, nach Selbstherrschaft des Geistes und Kraft des Gemüthes zu ringen; aber man sah sie nur zu oft Beute ihrer eigenen Leidenschaften werden. Man hörte sie Reichthum und Würden als Tand verachten, der nicht zur wahren Beseligung führe; aber sah sie gleichwohl um Ehrenstellen und Volksgunst buhlen, und für ein gemächliches Leben die Grundsätze und Pflichten aufopfern.

So nicht Jesus, der Göttliche. Die großen Wahrheiten, welche er den Sterblichen empfahl, stellte er an seiner Person und in seinem Leben sichtbarlich dar. Sein Thun und Streben war Leben des Göttlichen in menschlicher Gestalt. Ihm waren Bequemlichkeit und sinnliche Bedürfnisse Nebensache; sein Blick richtete sich allein auf das Ewige und Wesentliche. Er athmete nicht so sehr

für sich, als für Andere. Er schien nicht für einzelne Vertraute allein inniges Wohlwollen zu fühlen, sondern sein Leben löfete sich in Liebe für die gesammte Menschheit auf. Für sie rang er den schwersten Kampf; für sie starb er den Welterlösertod.

Daher nennt ihn, nach jüdischer Vorstellungsart, die heilige Schrift den wahren Hohenpriester. Der Hohepriester war bei dem israelitischen Volke der Mittler zwischen dem Volke und Jehova. Er nur trat in das Allerheiligste des Tempels, um gleichsam unmittelbar mit Jehova zu reden. Er, wenn das Volk gegen die Gesetze Mosis gesündigt hatte, brachte das Opfer dar, um damit die Reue der Bußfertigen anzudeuten, und Jehova gleichsam zu versöhnen, welchen man sich als ein eiferndes, zürnendes Wesen dachte. — Und so war der Beinahme, welchen die Apostel dem Welterlöser gaben, um den Juden seine Würde und sein Verhältniß zu bezeichnen, treffend. Auch Jesus war, was die Juden sich unter einem Hohenpriester dachten; aber er war es im höhern Sinne des Wortes. Er war der Priester des durch ihn der Welt geoffenbarten höchsten Wesens; aber, wie er selbst sagte, nicht irdische Dank- und Sühnopfer sollten ferner dem Vater aller Geister dargebracht werden, sondern fromme Thaten der Liebe und des Glaubens. Er selbst brachte sie; er sich selbst für uns zum Opfer im Tode.

So stiftete er ein Gottesreich auf dem Erdball, in welchem er mit Recht als König verehrt wurde; ein Reich, das nicht von dieser Welt ist, sondern Himmel und Erde, das ganze Weltall umfaßt, ein Reich der Wahrheit, der Tugend, der Gottesverwandtschaft.

Die Gesetze, welche er den Genossen dieses Reiches gab, sind die ewigen, unbeweglichen der Natur selbst, und mit den Ordnungen der sichtbaren Schöpfung so innig verknüpft, daß sie ganz aus ihnen hervorgegangen oder mit ihnen Eins zu sein scheinen. Eben dieses aber ist der unverkennbare Stempel der Göttlichkeit. Wer sie verläßt, der verläßt sich selbst; wer sich wider sie empört, ist gegen sich selbst im Aufruhr; er zerstört sein Glück mit entsetzlichem Wahnsinn.

Und weil dieses ist, muß das von Jesus gestiftete Gotteswerk immer ausgebreiteter werden. Die Menschen, in ihren Irrthümern elend, werden von der Geissel des Unglücks zur Umarmung der heiligen Wahrheiten getrieben. Völker, unglücklich durch Leichtsinn, entnervt durch Leidenschaften, ohne innere Kraft, weil ihnen religiöser Geist fehlt, schliessen sich wieder an die ewigen Gesetze des Glückes. Alle, die einmal von den Ueberzeugungen des Christuswortes durchdrungen sind, werden aus eigenem Antriebe Priester und Verkünder desselben. Sie können nicht mehr läugnen, ohne ihrer eigenen Vernunft abzuschwören; sie können schwach werden, und der Gewalt ihrer Sinnlichkeit unterliegen, aber nicht mehr aufhören zu gestehen daß kein Heil sei, denn in der Ausübung jener göttlichen Weisheit, welche uns Jesus Messias gegeben.

Ja, das Reich Jesu breitet sich immerdar weiter aus. So wenig als jene ehemaligen Verfolgungen des Christenthums in den Tagen der heidnischen Welt mächtig genug waren, das Wort des Lebens im Blute seiner Bekenner auszulöschen, eben so ohnmächtig ist in unsern Zeiten Zweifelsucht, Leichtsinn und Gleichgültigkeit. Das Wort der Gottheit wird herrschen, es bleibet ewiglich.

Wohl mögen die Menschen nach ihren verschiedenen Stimmungen, Erziehungen und Vorkenntnissen von einander abweichend sein, in dem, was sie von der Person Jesu oder dem Wesen der Gottheit und den Arten ihrer öffentlichen Verehrung glauben; aber diese verschiedenen Vorstellungen sind mehr Sache der Verstandeskraft, als des gesammten Gemüthes. Die Mangelhaftigkeit der Kirchen ist vor Gott nur eine Mannigfaltigkeit der Sprachen. Auch unter den Nachkommen Israels war Verschiedenheit des Glaubens; die Samariter wurden von den Juden geschmält. Aber Jesus achtete des Unterschiedes nicht, und rief die Einen wie die Andern zur Seligkeit des Reiches Gottes. Wer recht thut, und Gott fürchtet, der ist Gott angenehm!

Es werden nach uns noch Jahrtausende verfliessen; es werden nach uns zahllose Menschengeschlechter untergehen mit ihrer Weisheit und Thorheit; es werden prachtvolle Städte, die heute blühen, Schutthügel in Wüsten werden, und Thronen, vor denen heute die Völker knechtisch zittern, verschwunden sein, wie ein Staub, welchen ein Wind hinter den Fersen des Wanderers verbläset: aber Jesu Lehre tritt unveraltet mit beseligender Macht bis in die fernsten Tage zukünftiger Zeitalter, und bleibt, so lange auf der Erdkugel das Geschlecht der Sterblichen wandelt, dem dieses Wort des Heils gegeben ward durch den ewigen Sohn.

Mit diesen Betrachtungen will ich das Fest der Geburt Jesu feiern — die große Geburtsstunde des Weltglückes, den Tag, an welchem sich das höchste aller Wesen im Menschen offenbarte. Erst dadurch, daß ich mir das Verdienst des Welterlösers lebhafter darstelle, beflügelt sich meine Andacht, entzündet sich das Entzücken meiner Seele zur lautern Freude.

Ich will die Allmacht bewundern, welche das Senfkorn zum gewaltigen Baum entwickelte, in dessen segnenden Schatten, alle Völker der Erde Erquickung finden; die Allmacht, welche aus dem unbedeutendsten Anfange die ungeheursten Begebenheiten des Menschengeschlechtes hervorrief. Ich will sie mir wiederholen, die Thaten des Göttlichen von seinem ersten Schlummer in der Bethlehemischen Krippe bis zum Todesschlummer am Kreuze auf Golgatha. Wie groß, wie göttlich ist er überall!

In ihm, in seiner Erscheinung erkenne ich die Wahrheit, daß Gott die Welt geliebt hat und liebt, und daß er uns nicht für einen flüchtigen Tag unter den Sonnen, sondern für eine Ewigkeit erwählte, und aus dem todten Nichts an das Licht des Bewußtseins zog. Wäre es unsere Bestimmung gewesen, gleich den Thieren des Feldes geboren zu werden, unter Weh und Lust zu erwachsen, unsere Nahrung zu suchen und wieder hinabzusinken als Staub in den Schoos der Erde — warum gab uns die ordnende Hand des Allweisen diesen vernünftigen Geist voller Anlagen für eine Ewigkeit? Gab er uns den vernünftigen Geist nur, daß wir als klügere Thiere die andern Mitgeschöpfe überlisten oder unschädlich machen, daß wir unserm Leibe größere Bequemlichkeiten, unserm Gaumen reizende Nahrungsmittel, unsern Gliedern feinere und mannigfaltigere Bekleidungen bereiten sollten: warum sandte er den großen Offenbarer der Himmelswahrheiten in die Welt, neben welchen alles Gute der Erde gering und verächtlich wird? — Sandte er den Offenbarer nur darum in die Welt, auf daß wir, nach seiner Vorschrift, bloß hienieden ein ruhiges und stilles Leben führen möch-

ten, und verträglich, ordnungsmäßig, nicht Einer dem Andern zum Verderben, beisammenwohnen möchten: warum erweckte er durch Jesum in uns Glauben und Sehnsucht nach der Ewigkeit? Wir konnten, bloß für den Erdentraum bestimmt, auch ohne den Gedanken an das Jenseits froh werden. Erweckte und entflammte er Glauben und Sehnsucht zur Ewigkeit nur darum in unserer Brust, damit die, welchen hienieden ein Schmerzensloos fiel, sich mit Hoffnungen abfinden und in einem süßen Glauben gegen alles Ungemach des Daseins berauschen und betäuben könnten: o, so wäre das Schlechteste in der großen Schöpfung das alleinige Kleinod, und das Köstlichste des Geistes, das Göttlichste, eine wahnsinnige Täuschung; so wäre Gott kein Gott des Lebens, sondern des Todes; nicht des Ewigen, sondern des Staubes — so wäre der Sterbliche, welcher den Gedanken der Ewigkeit, wie Anbetung des vollkommensten Wesens in sich aufnahm, erhabener, als die vermeinte Gottheit selbst.

Nein, nein, die Stimmen der weiten Natur lassen sich nicht überhören, die Gesetze der Vernunft lassen sich nicht zerbrechen, und der Zweck der Erscheinung des Mittlers und Offenbarers läßt sich durch den frechsten Witz nicht hinwegläugnen. Es ist ein Gott; und Gott ist die Liebe; und seine höchste Liebe offenbarte sich darin, daß er uns den heiligen Weltbefreier und Erlöser sandte, den ewigen Sohn.

So feiere ich die Offenbarung der höchsten Liebe des Weltschöpfers an dem Tage, da Christus Mensch ward und zum erstenmal an der Mutterbrust der himmelreinen Jungfrau lächelte.

O mein Gott, mein Gott, mein Vater, zu dem ich nun mit kindlicher Innigkeit bete, wie Jesus mich gelehrt hat! höre die Stimme meines Entzückens, höre den Dank meiner bewegten Seele — und mehr noch, diese Gefühle von Seligkeit, die mich durchglühen — — es sind die reinen Opferflammen vom Altare eines Herzens, das Deine Güte preisen möchte! — O, Du liebst uns — Vater, Du liebst mich! Denn Du sandtest auch mir Jesum, daß er mich in Dein Reich einführe, und meinen Geist vergöttliche; daß ich Dein Kind sei in allen Ewigkeiten, wie Du vor Ewigkeiten schon mein Vater warst, ehe ich dich kannte.

Du liebst uns; Du liebst mich! Gott, was kann mir widerfahren? — was mich noch unglücklich machen, wenn es nicht die Sünde ist? — Erdenjammer, wo sind deine Qualen? Tod, wo sind deine Schrekken? Wer mag mich niederbeugen, wenn Gott mich liebend hält?

Und du, Geburtsstunde meines Jesu, Geburtsstunde meines Himmels, in welcher der Liebeszeuge Gottes erschien, sei mir gegrüßt und heilig, so lange ich auf Erden athme, wo er für mich geathmet hat. Erst durch Dich hat die Welt für mich ihr volles Licht, mein Dasein Bedeutung, und Alles, was war, ist und sein wird, einen göttlichen Sinn empfangen! — Ich bin Gottes! O, vernimm es, Welt mit deinen Seufzern, Thränen und Dornen: ich bin Gottes! O vernimm es, Ewigkeit, die meiner harrt mit Myriaden Seligen; ich bin es durch Jesum!

Ich seh' von Seligkeit durchdrungen:
Seraphische Begeisterungen
Durchströmen, füllen meine Brust.
Ich will den Kelch des Himmels trinken,
Ich will in Freude gern versinken,
O Ozean voll heil'ger Lust!
Spielt, Sänger Gottes, ich will fühlen;
Ich will mich Ewigkeiten freu'n.
Wo ist mein Psalter? Ich will spielen,
Und auch ein Sanger Gottes sein.

352.

Des Lebens Ein- und Ausgang.

Am Schlusse des Jahres.

Psalm 103, 15. 16.

Noch spielt der Säugling an dem Mutterbusen,
Und vor ihm lacht die Welt in Glanz und Licht;
Bald ruht das Herz, das treu für ihn geschlagen; —
Doch, siehe, auch sein Stundenglas zerbricht.

Die Saat ist groß: die Aernte ohne Ende;
Der Tod ist schwach; die Sense ruhet nicht.
Die Uhr der Zeit schlägt immer letzte Stunden.
Wer kennt das Herz, das jetzt im Kampfe bricht!

Nur Du allein, Herr über Tod und Leben,
Du siehst ihn, den der Todesschweiß benetzt;
Du weißt, wenn meine letzte Stunde tönet,
Du hast den Sterblichen ihr Ziel gesetzt.

Ich stehe wieder am Rande eines Jahres — wenige Tage, wenige Stunden noch — und es ist nicht mehr!

Wie unermeßlich, wie unerlebbar scheint den Kindern, den Jünglingen, den Jungfrauen der Zeitraum aller Jahre, aus welchen ein Menschenleben besteht; — wie kurz, wie wenig denen, welche sich der Mitte eines gewöhnlichen Lebensalters genähert haben, oder schon darüber hinweggeschritten sind! Jenen schleicht die Zeit mit trägen Füßen, diesen entrinnt sie mit der Eilfertigkeit eines Blitzes.

Ein Jahr verflogen — ein Traum von zwölf Monden! Und ist mir es doch, als wäre die Freude des schönen Herbsttages erst gestern gewesen, die Begebenheit des letzten Sommers von vorgestern. — Vor einem Jahre um diese Zeit, die Weihnachtstunden damals, der Morgen des neuen Jahres — noch liegt mir Alles so nahe! Wie wenig ist vorhanden zwischen damals und jetzt.

Wenig? — O viele frohe Augenblicke lagen dazwischen; doch auch viele Seufzer, viele Thränen, viele Sorgen, viele Gräber! Aber die frohen Augenblicke sind genossen und vergessen, die Seufzer verweht, die Thränen vertrocknet, die Sorgen vertauscht, die Gräber eingesunken — — was ist mir geblieben? — Ein wundes Herz, ein getroster Muth, und mehr als Alles, eine Erfahrung, reich an mancherlei Lehre.

Lebe wohl, Vergangenheit! Was ich hatte, wird mir nicht wieder. Du hast meine Freuden und meine Schmerzen mit dir genommen. Andere bringt mir die Zukunft. Mein Dasein ist kein Verweilen, sondern eine Reise, ein Flug durch Lebensstunden, ein Flug durch die Ewigkeit. Ich wandte mich nach mancher freundlichen Blume, die mir an der Brust einer kommenden Stunde entgegenblühte; und ehe ich sie der geizigen Stunde entriß, war ich längst von ihr getrennt, und was ich nahm, welkte, ehe ich es kannte.

Lebt wohl, o ihr meine lieben Todten! Ach, der letzte Blick, den ihr mir gabet, das letzte Wort eurer theuern Lippen, der letzte Gedanke eures liebenden Geistes

an mich — wie fern ist das Alles schon mir! — Stunden, Tage, Wochen, Monden drängten sich zwischen euern letzten Seufzer und mich. Ihr seit Bürger einer fremden, einer bessern Welt. Aber meine Liebe folgt euch nach, begleitet euch durch die Gefilde der Ewigkeit. Ich bin euch nahe, ihr bleibt es mir. Noch einige Stunden, Tage, Wochen oder Monden, und wir haben uns wieder; ich bin vollendet, wie ihr!

Ich stehe am Ausgang eines — Jahres meinem Sarge um ein Großes näher; vielleicht sind heute über zwölf Monden meine Augen schon geschlossen, ist mein Herz gebrochen; vielleicht weinen dann andere Augen noch um mich, und andere Herzen trauern mir nach. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras; er blühet wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr. (Ps. 103, 15. 16.)

Alles blühet eine Weile, und welket wieder. Wie die Tage und Nächte, wechseln auf Erden die Erscheinungen der Menschen, der Völker und Reiche, die Freuden und Thränen. Wir können glauben, daß jede Stunde des Tages die Sterbestunde irgend eines uns nahen oder fernen Menschen auf Erden, und zugleich die Geburtsstunde anderer sei. Für den, der in das Leben eintritt, wie für den, welcher aus dem Leben scheidet, ist diese Stunde gleich dunkel.

Geburt und Tod, wie ähnlich sind einander diese beiden wichtigsten Augenblicke! Nackt tritt der Sterbliche in die Welt; arm und nackt verläßt er sie wieder. Was hier ist, gehört uns nicht. Der unsterbliche Geist hat nichts, als Gott und sich selbst; aber das heißt, er hat das Weltall. Darum soll ihm, was der Staub gewähren kann, das Wenigste sein; so wie überhaupt sein Dasein auf diesem Erdball das Kleinste ist von der Ewigkeit seiner Dauer. Der kürzeste und längste Zwischenraum zwischen Wiege und Sarg sind kaum von einander verschieden. Kann man denn sagen, der hundertjährige Greis, welcher sein gebeugtes, silberhaariges Haupt zum letzten Schlafe niederlegt, habe länger gelebt, als der kaum geborne Säugling, welcher an der Brust seiner weinenden Mutter die Augen auf immer für das Licht des Tages schließt, welches er kaum gesehen? — Das Athmen von wenigen Minuten oder von einem Jahrhundert sind gleichbedeutend; nicht die Zeit, sondern nur der Spielraum des Lebens war verschieden. *Der Geist des Säuglings, gleich unsterblich wie der Geist des Greises, lebt mit diesem fort; hundert Jahre hienieden, oder hundert Jahre in andern Verbindungen, in andern Wohnungen Gottes, sind einerlei Zeit.*

Geburt und Tod, um beide ruht eine verschwiegene Finsterniß. Niemand weiß, woher er kam, als ihn Gott rief. Niemand weiß, wohin er geht, wenn ihn Gott ruft. Wer sagt mir, ob ich nicht vielleicht schon war, ehe ich diesen Leib annahm? Was ist denn dieser Leib, der ja so wenig zu meinem Ich gehört, daß ich ihn im Zeitraum eines fünfzigjährigen Lebens mehrmals ändere, wie ein Kleid? Derselbe Fleisch und Blut, welches ich als Säugling hatte, habe ich nicht mehr in der spätern Jugend, und als Mann sind die Theile meines Körpers längst verdünstet und verflogen, die ich in den frühern Jahren *mein* nannte. Nur der Geist bleibt sich im Wechsel seiner irdischen Hülle treu. In ihm ist das Bewußtsein der Einerleiheit seiner vom Anfang bis zum Ende. Der Leib, und zwar der, welcher heute noch meine Hülle ist, kann also nicht als nothwendig für das Sein meines Geistes angesehen werden; in meinen spätesten Greisentagen hat er sich schon wieder in einen andern verwandelt. Warum sollte denn der Leib zu meinem Dasein nothwendig gewesen sein, den ich als Säugling hatte? War ich aber eher als er — wo war ich? Und wenn ich mein jetziges Kleid abgelegt habe, — wo werde ich sein? Niemand antwortet. Wie durch einen Zauber bin ich hingetreten, wie durch einen Zauber verschwinde ich. Geburt und Tod mahnen den Menschen an die oft vergessene Wahrheit, er stehe in Gottes Macht.

Doch diese Wahrheit ist mein Trost. Die Gewalt Gottes ist die Gewalt der Weisheit, der Zauber der Liebe. Daß ich den Anfang wie das Ende des Lebens in Finsterniß verhüllt finde, ist gewiß für mich eine eben so große Wohlthat, als Alles Wohlthat, als Alles Güte ist, was ich von Gott gethan sehe. Wo Alles seine Weisheit und seine Huld verherrlicht, ich mag hinblicken und forschen, wo ich will: sollte die Dunkelheit um Wiege und Sarg allein keine Weisheit, keine Wohlthat sein? Hätte ich früher gelebt, vielleicht mehrmals schon? Wer kennt die Geheimnisse der Geisternatur? — Ist mein Hiersein nicht vielleicht ein schwaches Bild im Kleinen des unendlichen Seins? Sehe ich hier nicht vielleicht schon meinen Gang aus dem Ewigen in das Ewige, wie in einem dunkeln Spiegel?

Der Säugling erwacht und lächelt und weint; süß tändelt die Mutter mit ihm, seinen Geist an sich zu ziehen und reger zu machen; die ganze Natur, Erde und Himmel wirken auf die Sinne, und durch die Sinne auf den Geist des Kindes, ihn zu wecken. Denn ermüdet schläft der Säugling ein, und erwacht von neuem, freut sich von neuem des Lebens, und schlummert abermals. Aber so oft er erwacht am Morgen, weiß er nichts mehr vom gestrigen Tage; und doch hat er den gestrigen Tag gelebt und genossen. So ist manches Erwachen und mancher Schlummer, ehe der Geist des Kindes erstarkt, und die Aeltern und die Gespielen kennen lernt, und sich der vergangenen Tage erinnert; immer reifer wird, und selbst seiner Träume während des Schlafes gedenkt, endlich mit gleicher Kühnheit die Zukunft berechnet, und die Vergangenheit ganzer Jahrtausende durchfliegt, die Stimme der Propheten der Vorwelt, das Wort Moses auf Sinai, die Psalmen Davids, die Lehre Jesu hört.

Darf ich mich in wundersame Ahnungen einwiegen? Ist dies Leben auf Erden ein Abbild im Kleinen vom unendlichen Sein? Wie, wenn ich schon mehrmals gelebt hätte? Wie, wenn jedes einzelne Leben eine schlummerlose Kinderstunde meines Geistes gewesen wäre, und jede Verwandelung seiner Hülle, seiner Verhältnisse, oder was man Tod nennt, ein Entschlummern zum Erwachen mit neuen Kräften? Ich weiß zwar nichts von dem, was ich schon gelebt haben könnte, ehe mich Gott in dieses jetzige Dasein rief; aber weiß denn der Säugling mehr, als ich, von seinen frühern Stunden? — Hat er darum viel verloren, daß er sich seines ersten Lächelns und seiner ersten Thränen nicht mehr erinnert? Wenn er einst älter ist, wird er sich zwar auch nicht darauf besinnen; doch aber wissen, was er in seinen ersten Jahren gewesen, daß er gelächelt, geweint, daß er gespielt, gewacht, geschlummert, geträumt habe, wie Andere. Ist dies hie-

nieden möglich: kann es nicht bei höherer Reife meines unsterblichen Geistes einst möglich werden, daß er seine Laufbahn und seine frühern Zustände in verschiedenen Verhältnissen und Welten überschaut? — Und auf welcher Altersstufe stände ich denn jetzt schon? — Noch gleiche ich dem Säugling, der in einer Stunde die Begebenheit der vorigen vergessen hat; der noch nicht den Traum behält, der ihn, losgesondert durch den Schlaf vom äussern Leben, scheidet vom vorhergegangenen Wachen. Aber ich gleiche schon dem Säugling, der demungeachtet schon seine Aeltern erkennen lernt. Er vergißt Lust und Schmerzen des verschwundenen Augenblicks, aber das geliebte Angesicht seiner Aeltern kennt er bei jedem Erwachen immer wieder. — So kenne ich auch meinen Vater, meinen Gott im ewigen All. Ich würde auch nach ihm hingeblickt, ihn gerufen haben, hätte mir gleich Niemand von ihm gesagt. Denn die Erinnerung an den himmlischen Vater ist dem Menschen, sagt man, angeboren. Alle Völker, auch die wildesten, haben diese Erinnerung; Völker, zu deren einsamen Inseln im Weltmeer niemals vorher Reisende von höherer Bildung gelangt waren. — Angeboren, sagt man. Vielleicht sollte man sagen, angeerbt, herübergebracht aus einem frühern Leben, so wie das unmündige Kind von einem frühern Erwachen ins spätere den Gedanken an seine Mutter mit hinübernimmt.

Doch in welche Träume versinke ich! Wer kann sie bestätigen oder verwerfen? Sie gleichen den ersten, dunkeln, schwachen Besinnungen des Kindes an etwas, das ihm scheint, als wäre es schon in frühern, durchwachten Augenblicken gewesen. Unsere kühnsten Vermuthungen sind, wären sie auch richtig, nur ein flüchtiges, verworrenes Aufdämmern der Erinnerungen aus dem vergessenen Ehemals. Aber ich mache sie mir nicht zum Vorwurf. Wären es gleich Selbsttäuschungen, sie sind doch erhebend für das Gemüth. Denn ist dies Erdenleben nur einer Säuglingsstunde gleich zu achten, o welch eine Aussicht in die Fernen der Ewigkeit habe ich dann! Wie wird dann die höhere Jugend, die vollendete Männlichkeit meines unsterblichen Geistes sein, wenn ich noch manchmal werde gewacht und geschlummert, und manche Stufe durchschritten haben!

Mein künftiger Sterbetag ist dann nur der neue Geburtstag eines kräftigern, vollkommenern Lebens; nur das Einschlafen zum frischen Aufwachen; und mich wird dort Gottes Huld anlächeln, lieblicher als die Liebe der irdischen Mutter, die ihr vom Schlaf erwachendes Kind anlächelt, indem es die Augen öffnet.

Ich siehe heute am Ausgang eines Jahres. Fromme Ahnungen, welche mich in den letzten Stunden eines Zeitraums auf Erden umspielen, Ahnungen, wie jene, sind wohl verzeihlich. — Alles ruft dieselben in mir hervor, was sich in meinen Erinnerungen an diese Zeit hängt. Indem ich die letzten Stunden des verlebten Jahres feiere, feiere ich zugleich die Geburtsstunde Jesu, den Untergang des Irdischen, den Aufgang des Göttlichen, den Verlust einer langen Reihe von Tagen, den Gewinn eines höhern Lebens, das mir der erwarb, dessen Eintritt in die Welt ich heute feiere. — So wird mir diese Festzeit wundersam bedeutungsvoll.

Am Untergang eines Jahres die Geburtsfeier des Himmlischen, wird mir wie ein Sinnbild des Lebens und seines Ausganges. Frühling, Sommer und Herbst sind dahin; das Göttliche folgt zuletzt. Die Natur liegt schweigend in ihrem todtenhaften Winterschlaf; aber über das Todte bewegt sich der Geist in unveränderlichem Leben. Ist einst der Herbst meines irdischen Daseins vollbracht, freuen mich nicht mehr die Rosen meines entflohenen Frühlings, und die pracht- und geräuschvollen Sommerstunden meines Lebens: dann beginnt das Göttliche!

Die Geburtsfeier des Gottmenschen in den Sterbestunden eines abgelebten Jahres mahnt mich eben so lebhaft an das, was ich künftig sein soll, als an das, was ich bisher gewesen bin. Ist dieses mein ganzes Leben nur ein Tag aus meinem unendlichen Dasein, und ein verkleinertes Bild desselben: so ist hingegen der Zeitraum eines Erdenjahrs mit seinen Frühlings-, Sommer- und Herbsttagen das Ebenbild meines ganzen irdischen Laufes. Ich überschaue noch einmal, was ich gelebt habe; ich blicke empor zu dem, welchem ich künftig gehören soll.

Schon mehrmals in vergangenen Zeiten hatte ich wohl diese oder ähnliche Empfindungen — aber welche Folgen hatten sie? Und werden die Gedanken, welche in dieser Stunde zu mir aufsteigen, eben so folgenlos verschwinden, wie jene frühern? Ist dies das erstemal, daß ich mich feierlich Jesu zusagte, bei der Erinnerung an sein Erscheinen auf Erden? Ist es das erstemal, daß ich gelobte, beim Eintritt in ein neues Jahr gleichsam mit Jesu und in dem Göttlichen wiedergeboren zu werden? Was habe ich gethan? Bin ich ein anderer, ein höherer Mensch geworden? Darf ich heute freudiger zu meinem Gott beten, als ehemals, und mit dem Bewußtsein, meine mir von ihm aufgelegten, mir durch Jesum geoffenbarten Pflichten treulich erfüllt zu haben, als vor einem oder vor mehrern Jahren? Wozu habe ich gelebt, wenn ich nicht meinem Geiste und seiner Vollendung gelebt habe? Ist dieser ganze Zeitraum für mein ewiges Glück verloren gewesen: was soll ich mir für Hoffnungen von dem machen, was ich noch zu leben habe? Vielleicht habe ich schon mehr als die Hälfte meines Weges von der Wiege zum Sarge zurückgelegt.

Es ist wohlthätig für unsern Geist, daß er eben in diesen Tagen, die allen Christen zu den feierlichsten gehören, mit sich selber zur Rechenschaft gehe. Wir gleichen in der That am Ende des Jahres Sterbenden, die einen prüfenden Blick über das Vergangene werfen, und mit Hoffnung und Furcht auf das unbekannte Künftige hinschauen. Jeder gute Hausvater untersucht jetzt den Zustand seines Vermögens, und prüft ihn sorgfältig, ob er mit Segen gearbeitet habe. Aber nicht minder wichtig für uns ist auch eine Untersuchung unsers geistigen Vermögens. Und wie bestehen wir da? — Nicht ohne geheime Furcht, o allwissender Gott, denke ich an diese Rechenschaft! Ich suche zitternd nach meinen Tugenden, und begegne nur meinen Fehlern.

Doch soll mich meine Unwürdigkeit nicht schrecken, sondern zum Bessern ermuntern. Ich will mir muthvoll meinen innersten Zustand aufdecken, ohne mich von der Eigenliebe blenden zu lassen. Ich will mir nun die Fragen vorlegen, wie ich sie mir in meiner Todesstunde vorlegen möchte; antworte du, mein unbestechliches Gewissen!

Habe ich meine Zeit immerdar mir und Andern auf's nützlichste angewandt? Habe ich mit Lust und Eifer eben so gut dafür gesorgt, mir höhere, geistige Erkenntniß

von Gott und seinen Werken zu verschaffen, als ich für Erwerbung körperlicher Geschicklichkeiten sorgte?

Habe ich stets Liebe und Ehrfurcht vor Gott bewiesen in Gedanken, Worten und Werken? Hatte ich in meinen traurigsten Stunden auch das innigste Vertrauen zu ihm, zu seiner Versehung, zu seiner treuen Liebe? — War ich genügsam, mäßig und zufrieden mit dem, was mir Gottes Güte gab? Quälten mich keine unruhigen Wünsche nach dem Bessern, kein Neid gegen den Beglückten? War ich wirklich dieses Jahr durch Genügsamkeit und Sparsamkeit so reich, daß ich noch etwas von meinem Erwerb für Andere erübrigte?

Habe ich in diesem Jahre nicht bloß hier und da Almosen hingegeben, sondern auch wirklich hilfsbedürftigen Personen wesentliche Hilfe geleistet, auch wenn es mir Mühe und Aufopferung kostete? Und wer sind die Unglücklichen alle, die ich, wenn auch nicht glücklich machte, doch erfreute?

War ich in dem, was ich Gutes that, immer von Ehrgeiz, Eitelkeit oder andern Nebenabsichten frei? Vollbrachte ich meine Pflichten aus Liebe zu Gott, aus Liebe zu Jesu, aus Liebe zum Göttlichen, oder aus Hoffnung irdischen Nutzens?

Bin ich ein strenger Freund der Gerechtigkeit gewesen? Habe ich Niemandem Unrecht gethan? Habe ich mich durch keinen Betrug zum Nachtheile Anderer bereichert? Habe ich kein fremdes Gut mir zugeeignet und unterschlagen? Bin ich jederzeit ehrlich geblieben? Habe ich immer treu meine Versprechung erfüllt? War mir auch die geringste Lüge verhaßt?

Habe ich überall menschenfreundlich, nachsichtvoll geredet und gehandelt? War ich stets der Vertheidiger derer, die man verleumdete? Bezeigte ich mich auf alle Weise dankbar gegen meine Wohlthäter und Jeden, der mir Liebes erwies? Entehrte ich mich nicht, nicht meines Geistes Frieden durch Zank und Streit und ärgerliches, auffahrendes Wesen?

Liebe ich wirklich meine Mitmenschen also, daß ich gegen keinen Menschen einigen Groll hege und selbst dem wohlthun mag, sobald eine Gelegenheit erscheint, der mich am meisten beleidigte?

Habe ich gewissenhafte Treue in meinem Berufe gezeigt, Sanftmuth gegen die Niedrigen, Gehorsam und Achtung gegen meine Vorgesetzten, Freundschaft gegen meine nächsten Blutsverwandten? Sündigte ich in keiner Ausschweifung gegen meinen eigenen Leib? nicht durch Hingebung in meine Launen? nicht durch Zorn und Aerger? nicht durch Unmäßigkeit im Essen und Trinken? War ich immerdar sittsam, keusch und von Wollust rein? Entweihte ich mich durch unreine Begierden nie? Gab ich allezeit durch mein Betragen Andern ein Beispiel, würdig der Nachahmung; gab ich nie durch Leichtsinn und Unüberlegtheit ein Aergerniß? — —

Beschämt versinke ich in mich selbst, o allwissender Gott! Nein, ich bin noch nicht, der ich sein sollte. Vergebens verlieh mir deine Langmuth und Gnade das vergangene Jahr — ach, daß ich es sagen muß, es war für meine Seele, für meine Seligkeit ein fast verlorenes Jahr! — Bin ich darum noch werth Deiner Huld und Treue?

O gehe nicht mit mir ins Gericht, Allerheiligster! Gewähre mir Armen Gnade für Recht! Dies Fest der Geburt Jesu, meines Erlösers, soll der Festtag meiner Wiedergeburt sein. Ich will die Wachsamkeit über mich verdoppeln, meinen Fleiß in Erkenntniß Deiner heiligen Wahrheit, mein Streben in Vertilgung aller meiner Fehler vermehren, damit ich, wenn nach einem Jahr die festliche Stunde zurückkehrt, und ich noch unter den Lebenden wandele, heiterer aufblicken könne in meiner Selbstprüfung zu Dir, o mein Gott, o du Erbarmer! Amen!

Anhang
von
Betrachtungen in besondern Fällen.

353.

Wie Gott die Völker der Erde richtet.

Erster Theil.

Spr. Sal. 14, 34.

Wie Du mit Deiner Rache Heeren
Daherzeuchst, Völker zu zerstören,
Wenn Du des Duldens müde bist;
Wie Deiner Himmel Säulen zittern,
Wenn Deine Donner sie erschuttern, —
Der zitt're, Herr, wer Dein Verächter ist! —
Wie Berge rauchen und zerschmelzen,
Wenn nun, von deinem Blick entflammt,
Sich Wetter über Länder wälzen,
Zum großen Untergang verdammt; —

Wie du den Blitzen, deinen Rächern,
Gebotst, die Erde von Verbrechern
Und ihren Freveln zu befrei'n;
Wie sie, in Fluthen ausgegossen,
Auf Sodom und Gomorrha flossen,
Vertilger ihrer Gräu'l zu sein;
Wie, Herr der Fürsten, Herr der Götter,
Sanheribs Heer durch Deine Macht
Dein Engel würgte, Judas Retter,
Sein zahllos Heer in einer Nacht! —

Das sprach der Mund schon der Propheten,
Es sah'n des Staubes Majestäten
Den Eifer Deiner Herrlichkeit:
Daß Alle, welche sich empören,
Verzagen müssen, wenn sie hören,
Was Dein Gericht Empörern dräut.

Es ist Zeit, daß wir aufmerken auf die Gerichte Gottes, welche er über die Völker der Erde ergehen läßt. — Nicht ohnmächtige Menschen beschwören den ungeheuern Sturm, der die Welt verwüstet, daß er plötzlich schweige. Nicht Menschen haben den Sturm veranlaßt; nicht diese Zeiten, sondern längstvergangene haben aus ihrem Schooße das allgemeine Elend geboren. Das erschütterte Weltmeer bewegt seine Wogen endlich bis zu den entferntesten Gestaden. Und die Ereignisse unserer Tage werden noch am Ende unsers Jahrhunderts zurückwirken.

Es ist Zeit, daß wir unsern Blick vom Blute der Schlachtfelder, von verbrannten Ortschaften, geplünderten Städten, verpesteten Gegenden, aufwärts richten zu dem, ohne dessen Willen nichts geschieht. Die Religion fordert es von uns. Auch die Siege und Niederlagen der Heere, die Anstrengungen der Völker, die Verhältnisse

der Königreiche und Fürstenthümer zu einander, ja, selbst ihre Bündnisse, ihre Verträge, ihre Gesetze, ihre innern Einrichtungen, sind Gegenstände religiöser Aufmerksamkeit des wahren Christen. Denn wie die weite Luft den Erdball umfaßt, so umfaßt die Religion mit den Deutungen, welche sie ertheilt, mit den Pflichten, die sie gibt, Alles, was der Mensch auf Erden thut. Was die Luft und der Athem dem menschlichen Körper, das ist die Religion dem menschlichen Geiste. Er athmet nur in ihr, zieht sein Leben nur aus ihr, er ist Alles nur durch sie.

Es ist wichtig, daß ich in der einsamen Stunde frommer Betrachtungen auch auf das Schicksal meines Volkes hinblicke, und auf das Gericht, welches Gott über dasselbe verhängt hat. Denn bin ich nicht ein Theil dieses Volkes, und durch Heimath, Vermögen, Gewerbe und Bande des Bluts auf das engste mit demselben verknüpft? Wer darf gleichgültig bleiben? Wer kann vom allgemeinen Wohl und Weh das seinige trennen?

Es ist Zeit, daß ich auf die Gerichte Gottes in den Begebenheiten der Tage blicke, und sie aus einem höhern Standpunkt betrachte, als dem gewöhnlichen. Um das Einzelne in den Zeitläuften richtig zu beurtheilen, muß man das Ganze überschauen können. Aber die Religion gewährt mir für alle Dinge des Lebens den erhabensten Standpunkt, weil sie den Geist des Menschen über die Welt erhebt, und mit Gott, dem Höchsten aller Wesen, verbindet. Wer im Gedränge der Umstände über die Umstände urtheilt, für den liegt in der Verwirrung der Tagesbegebenheiten etwas unendlich Trostloses. Er sieht den Uebeln kein Ende. Er findet zu den blutigen Räthseln keine Schlüssel. Er wird von dem Strome der Zufälle umhergewirbelt; ringt sich müde mit den höchsten Wellen, ohne Zweck, ohne Hoffnung, ohne Glauben an sich selbst; er sieht nur die Wellen, aber nicht das Ufer. Er weiß keine feste Maßregeln zu seiner Rettung, zu seiner Beruhigung zu ergreifen.

Es ist Zeit, daß wir auf die Gerichte Gottes in den Geschichten der Welt merken. Denn Unwissenheit, thierischer Sinn und Leidenschaften verderben täglich vor unsern Augen die Wahrheit. Die Menschen in ihrem thörichten Selbstdünkel bilden sich ein, daß sie es sind, die dies Alles, was vorgeht, hervorbringen. Sie machen sich selbst zu Göttern. Frohlocken sie über einen Sieg, so schreiben sie ihn der Tapferkeit ihrer Schaaren, der großen Klugheit ihrer Feldherrn zu; ach, sie sind blind für das Wahre, denn sie kennen nicht die Verflechtung der Umstände, nicht das Spiel sogenannter Zufälle, welche der dunkele Arm der Vorsehung leitet, und wo eine unbemerkte, geringfügige Sache den Ausgang der größten Schlachten, das Glück oder Unglück der größten Völker entscheiden kann. Uebermüthig nach Siegen, welche sie sich und ihrer Kraft anrechnen, halten sie sich schnell für unüberwindlich, und ahnen nicht, daß der nächste Tag Alles umkehren werde, weil ein Höherer über Sieger und Besiegte ein anderes Loos beschlossen hat. Kleinmüthig im Unfall, klagen sie die Verrätherei oder Unklugheit ihrer Anführer, die Schwäche ihrer Fürsten an; verzweifeln trostlos und stürzen sich durch muthlose Schlaffheit in weit größeres Verderben.

Nein, ihr Betrogenen, was ihr sehet, ist nicht Menschenwerk, es ist Gottes Gericht über die Völker! Wie der einzelne Mensch seinen eigenen Lebenslauf hat, so hat ihn auch jede einzelne Nation. Wie der einzelne Mensch durch Weisheit, Zufriedenheit, Mäßigung, Fleiß, Muth und Rechtschaffenheit ehrwürdig und glücklich wird; so kann und muß auch ein ganzes Volk durch seine Tugend beglückt, durch seine Fehler elend werden. Ein Volk steht unter andern Völkern, wie ein Mensch unter andern. Es bildet für sich selbst ein Ganzes. Es erfreut sich und leidet als ein Ganzes. Es wird für sein Gutes, welches es stiftet, in sich belohnt, für seine Vergehungen in sich bestraft. Und so wie unter dem Himmel im menschlichen Lebenslaufe nichts Gutes geschieht, welches nicht seine guten Folgen hätte, und so wie durchaus keine Ungerechtigkeit geschieht, welche ohne nachtheilige Wirkung bliebe: so hat auch im Leben und Sein der Nation ihre Tugend eine Belohnung, ihre Sünde eine unvermeidliche Strafe zu erwarten. Denn Alles auf Erden, das Größte und das Kleinste, steht mit einander in ewiger Verknüpfung von Ursachen und Folgen. Ein schlechter Baum kann keine guten Früchte bringen; und wer Waizen säet, ärntet keine Disteln daraus.

Darum liegt die Summe aller Fürstenweisheit, aller Staatsklugheit der Völker in den ewigen Worten der heiligen Schrift eingeschlossen: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben. (Spr. Sal. 14, 34.) Schon vor Jahrtausenden ward der Welt diese große und unwandelbare Wahrheit ausgesprochen: aber so tief ist das Geschlecht der Menschen in seiner Leidenschaftlichkeit versunken, daß es nicht daran glaubte, sondern lieber der Lüge vertraute und meinte, es könne mit Gold, mit List und mit Kriegsheeren Alles erzwungen werden. Schon seit Jahrtausenden hat die Geschichte der Völker, ihr Aufblühen, ihr Ruhm, ihr Untergang, ihre Schmach, jenes Wort des göttlichen Buches mit furchtbaren Thatsachen feierlich beurkundet. Aber noch heute spottet man der einfachsten Grundsätze: vergebens warnt und mahnt die Vorwelt. Es ist die Geschichte für diejenigen wie ungeschehen, welche sie am ersten zu ihrer Lehrerin wählen sollten.

Gerechtigkeit erhöhet ein Volk; nicht die Staatskunst der Großen; nicht die Menge ihrer Kriegsheere; nicht der Reichthum des Landes; nicht ausgebreiteter Handel und blühendes Gewerbe; nicht die zu Kriegs- und Friedensverkehr vortheilhafte Lage! — Wer möchte denn behaupten, daß ein Mensch von ruchloser Denkart durch alle Klugheit, Stärke des Körpers und Größe seines Vermögens ein wahrhaft glücklicher, freier und achtungswürdiger Mensch sein könne? Seine Klugheit wird durch das Eintreten von unvorhergesehenen Umständen vereitelt; Ueppigkeit und Ausschweifung müssen endlich seine Gesundheit und Leibeskraft zerstören; Verschwendung, Wohlleben und Feindschaft können das größte Vermögen in Armuth verwandeln. Wo ist sein Glück, wo seine Freiheit, wo seine Ehrwürdigkeit?

Das ist das große Uebel der Menschen, hoher und niederer Stände, daß sie im Umhertreiben des alltäglichen Lebens mit unglaublicher Unverständigkeit die bloßen Mittel zum Zwecke gewöhnlich für den Zweck selber halten, und über das Anschaffen der Mittel den Zweck derselben vergessen. Wie bei den Menschen, so bei ganzen Völkern, denn die Völker bestehen aus Menschen.

Es kann die Staatskunst der Großen allerdings ein Land für einige Jahre glänzend machen. Aber liegt im

Volke selbst nicht eine innere, hohe Kraft des Gemüthes, zu Allem, was gut und recht ist, entschlossen: so wird es bald nach den ersten unangemessenen Anstrengungen um so schwächer und erschlaffter werden. Auch ist der große Geist oder das Glück eines Fürsten nicht auf seine Nachfolger erblich. Daher wird, was die Staatsklugheit des Einen erfand, von Andern wieder versäumt; was der Eine erwarb, von Andern verschwendet. — Und worauf richtet sich gemeiniglich die ganze Herrscherkunst derer, die durch ihre eigene Klugheit ein Volk zu erheben gedenken? Ist es auf die wahre Glückseligkeit des Volkes abgesehen? auf Beförderung der Sitteneinfalt, der öffentlichen Tugend, der Freiheit, des Rechtsgefühls, der Unbestechlichkeit, der Vaterlandsliebe, der Anerkennung des wahren Verdienstes? Oder ist es nicht öfter mehr um Landeserweiterung, furchtbare Macht, größere Einkünfte, in die Augen fallende Pracht, um einen Eroberer-Namen und dergleichen zu thun? — Wozu aber diese Mittel, wenn darüber der Zweck derselben vergessen wird? Wozu diese Mittel, welche, auch wenn sie endlich erworben sind, eben so wohl zum Bösen als zum Guten angewendet werden können?

Nur Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, — nicht die Macht und Menge der Kriegsschaaren, noch deren Geschicklichkeit, Gewandtheit und Muth. Zwar, wie dem einzelnen Manne Leibeskraft zum Vorzug und zur eigenen Sicherheit dient, ist auch kriegerische Stärke ein nothwendiges Bedürfniß des Landes, welches seine Freiheit, Unabhängigkeit und innere Glückseligkeit sichern will und muß: aber kriegerischer Geist allein kann kein Volk erhöhen und beglücken. Nur zu leicht wird derselbe vom Ehrgeize oder der Habsucht gemißbraucht, fremden Frieden zu stören. Wann beförderte ein kriegeslustiges Volk das Glück der Welt? Und wie lange bestand ein solches in seiner Macht und in seinem Ruhme? Endlich werden auch die furchtbarsten Streitkräfte durch ununterbrochene oder unmäßige Anstrengungen erschöpft, oder durch den Genuß eroberter Schätze aufgerieben. Endlich ermannen sich auch die schwächsten Völker zur Rache und Rettung ihrer unsichern Rechte, und Verzweiflung vertritt die Stelle des Heldenmuths und der Gewalt, und besiegt die größten, sieggewohntesten Schaaren.

Nur Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, — nicht Reichthum, Gewerbe und Handel. Denn wer nur die Mittel zur Größe hat, ist darum noch nicht groß! sonst wäre Jeder, der im Ueberflusse schwimmt, ein dauerhaft und vollkommen glückseliger Mensch. So wie außerordentliche Armuth und übermäßiger Reichthum gleich gefährlich für eine einzelne Familie sind, indem jene, wie dieser, die Kraft des Gemüthes bald lähmen: so auch für ein ganzes Volk. Die reichsten Nationen waren ihrem Untergange und Verfall immer am nächsten. Der Ueberfluß schwächte ihre Stärke, machte sie sorgloser, und verderbte ihre Sitten und reizte den Neid der Nachbarn. Wer durch Ueberfluß und Wohlleben einmal von zahllosen Bedürfnissen abhängig geworden ist, tritt ohne große Schwierigkeit in die Knechtschaft dessen, der ihm die Bedürfnisse besser zu befriedigen verspricht, oder sie alle bedroht. So gingen die berühmtesten und reichsten Staaten der alten Zeit zu Grunde. — Das ist der unselige Kreislauf der Völker, daß sie durch Armuth und Furcht vor Gefahren tapfer, durch Tapferkeit kriegerischer und erfindsamer, durch Eroberungen und Handel reich wurden, — um sich durch Ueberfluß wieder zu entnerven, zu verarmen und an fremde Botmäßigkeit hinzugeben.

Denn die Sünde ist der Leute Verderben. Die Sünden der Völker sind der Mißbrauch der ihnen von Gott gewährten Mittel.

Noch ist kein Land durch Gottesfurcht und Religiosität untergegangen; nein, ein religiöses Volk ist in seinen Sachen gerecht, und durch Zuversicht auf seine gerechte Sache stark und mächtig; seinen Gesetzen und Fürsten am gehorsamsten; seinen Verträgen mit dem Auslande am getreuesten. Darum genießt es die Achtung und Liebe und Treue aller andern Nationen. Aber ein Volk, wenn es in falscher Aufklärung seinem Glauben untreu wird, abtrünnig seinen Altären, frevelnd an den Heiligthümern der Menschheit, zerfällt in sich selbst durch Sittenlosigkeit. Ohne Furcht vor Gott und Recht, wie wird es seine Obrigkeit fürchten? Gesetze gebieten umsonst, wo das Herz ihrer spottet; sie können einen äusserlichen Schein der Zucht erzwingen; aber nicht das Wesen der Volkszucht. In solchem Lande wird sich endlich Jeder selbst sein Gott und seine Welt; — Alles ein heimlicher Krieg Aller gegen Alle, und Auflösung folgt, oder Knechtschaft.

Die Sünde ist der Völker Verderben. — Eintracht hat noch kein Volk vernichtet, wohl aber manches, das klein gewesen, groß und herrlich gemacht. Aber wenn die Selbstsucht der Bürger das Land entzweite und die Kräfte zersplitterte, und Alle schwächte — dann war für Alle die Sklavenkette geschmiedet. — Sittenstrenge hat noch kein Volk ins Unglück gestürzt; wohl aber auch in kleinen Völkern Vaterlandsliebe und Abhärtung bewirkt, mit welcher den größten Gefahren siegreich getrotzt wurde. Hingegen Ueppigkeit, Wollust, Scherz mit der Tugend, Schonung des Lasters, unmäßiger Aufwand neben unmäßiger Dürftigkeit, haben schon mehr als einmal Länder entvölkert oder zur Beute fremder Eroberer gemacht, oder ihr Inneres blutig zerrüttet.

Das ist die ewige Ordnung der Welt — das ist Gottes Gericht über die Völker, indem jede Sünde das eigene Würgerschwert führt, womit sie den Verehrer zum Schlachtopfer macht!

Blicke um dich her — erkenne Gottes Gericht! Wie die Tugenden eines Volkes den allgemeinen Segen auch über das Haus der einzelnen Gottlosen verbreiten, so ruft die Sünde des Volkes den Fluch der Sünde auch über die Hütte des Unschuldigen. Da muß der Gerechte leiden mit dem Ungerechten, denn er ist ein Glied des Volkes.

Auch ich bin ein Glied eines Volkes, Theil eines Ganzen: kann ich gleichgültig sein beim Anblick des ungeheuern Leidens und der göttlichen Gerichte? Nimmermehr! Jeder ist verpflichtet, das Bessere zu bewirken, und auch ich bin dazu verpflichtet. Jeder in seinem Hause, in seinen bürgerlichen Verhältnissen muß dazu den Anfang machen; — so auch ich. Wie ein Volk aus einzelnen Familien zusammengesetzt ist, so besteht die Tugend und Gerechtigkeit und die aus denselben entspringende Glückseligkeit des Ganzen nur aus der Tugend und Glückseligkeit Aller. — Und entbrennen alle Herzen vom heiligen Feuer des Muthes und sich selbst aufopfernder Vaterlandsliebe; gibt Jeder das Beispiel des Gehorsams gegen Vorgesetzte und Obrigkeiten, der Treue an vorhandenen Gesetzen, der Eintracht und Versöhnung im Innern, des

Fleißes und der Sittenstrenge im häuslichen Leben, des Zorns gegen Unrecht und Bestechlichkeit: dann sind Alle gerettet!

Noch sind wir nicht am Ende der großen Trübsale! Friedensschlüsse der Könige ändern an Gottes Verhängnissen nichts. Neue Zwietracht, neue Umwälzungen, neuen Jammer wird die Sünde der Völker gebären. Noch sind wir nicht am Ende der großen Trübsale; denn noch sehe ich, statt weiser Mäßigung, den stolzen Uebermuth; statt Liebe des Gemeinwohls, den Wahnsinn des Ehrgeizes oder der Rachgier oder der Eifersucht; statt Liebe des Vaterlandes nur die bange Selbstsucht; statt unerschrockenen Sinnes für das, was wahr, gerecht und gut ist, die ehrlose Schlaffheit; statt unparteiischen Ernstes die feige Bestechlichkeit; statt begeisternder Einmüthigkeit den entkräftenden Zwiespalt. — Noch sind wir nicht am Ende der großen Trübsale; und wir werden dahin nicht gelangen, so lange wir nicht den Muth haben, die Quellen des Elendes in uns zu vernichten. Nur Gerechtigkeit erhöht ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben.

Gott, schrecklich in Deinem Gerichte, doch unendlich weise und wohlthätig in Deinen Verhängnissen! daß ich doch weise genug und muthig genug sein möchte, ein Beispiel der Gerechtigkeit, des Edelmuths und der bürgerlichen Tugenden für Andere zu sein! — Könnte ich es sein! — Meine Pflicht ist es! O entziehe mir Deinen Gnadenbeistand nicht, damit mein Wille nicht ein todter Wille bleibe. Die Kraft Deines heiligen Geistes belebe mich zu allem Guten! Amen.

354.

Wie Gott die Völker der Erde richtet.

Zweiter Theil.

Syr. Sal. 14, 34.

Der Herr ist Gott! von Ewigkeit
Der Herr! der Herr auch unsrer Zeiten!
Er war, er lebet, er wird sein.
Was er beschließt, wer will es wenden?
Der Weltbau ruht in seinen Händen;
Trägt er ihn nicht, er trümmert ein.
Noch aber wandelt seine Bahnen
Der Weltbau, den sein Finger hält;
In seiner Allmacht Ozeanen
Schwimmt dieser Tropfen, diese Welt!

Wie lange duldet er mit Schonen
Der Sünden Zahl, ihr Nationen,
Die ihr in diesem Tropfen spielt!
Saht ihr die göttlichen Gerichte
Noch nie im Spiegel der Geschichte,
Und eures eignen Jammers Bild?
Er, der verschmähten Tugend Rächer,
Er ist's für euch und heute noch!
Er hing' die Erd' an Nichts: Verbrecher,
An Nichts auch euch! Wie lange noch?

Ich bin ein starker eifriger Gott, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis in das dritte und vierte Geschlechtsalter! Also redete Jehova donnernd von den Höhen des umwölkten Sinai zum Volke.

Aber zu eben diesem Gotte betete auch Moses: „Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig und geduldig von großer Gnade und Treue! der Du bewahrest Gnade in tausend Glied und vergiebst Missethat, Uebertretung und Sünde, vor welchem Niemand unschuldig ist; der Du die Missethat der Väter heimsuchest auf Kinder und Kindeskinder bis ins dritte und vierte Glied.“ (2 B. Mos. 34, 6. 7.)

Wer erkannte Gott näher, als der ihm immer nahe war! Und Moses war es. — Auch jeder von uns, der mit heiligem Wandel, und mit aufmerksamer Beobachtung des Göttlichen in den heiligen Schriften, in der Natur, im Schicksale der Menschen und Völker Gott nahe sein will, kann es sein. Auch jeder von uns wird Moses Gebet mit Wahrheit und Ueberzeugung beten, wenn er die göttlichen Gerichte betrachtet, wie sie seit Jahrtausenden über die Tugend und Sünde verhängt waren. Was Gutes geschah, ging nicht unter, sondern verbreitete seine segensreichen Folgen über die spätesten Zeitalter. Darum betete Moses: Du bewahrest Gnade in tausend Glied. — Was Unrechtes verübt ward, hatte seine unvermeidlich übeln Wirkungen auf die nächsten Geschlechter; das Unheil ward noch den Enkeln verderblich. Darum betete Moses: der Du die Missethat der Väter heimsuchest auf Kinder und Kindeskinder bis ins dritte und vierte Glied.

Gott liebt die Menschen, darum muß er ihr Richter sein. So straft auch ein irdischer Vater sein Kind, wenn er es liebt und dessen Vervollkommung wünscht. Gott schuf uns, nicht um auf Erden Gold zu sammeln, in schönen Kleidern zu glänzen, Ehrenstellen zu bekleiden oder Titel zu tragen (dies alles sind nur Mittel, Dienste oder Erfindungen der Eitelkeit): sondern unsere unsterblichen Geister zu erziehen, wie in einer Schule; sie zu veredeln für die Ewigkeit, welcher sie geweiht sind und bleiben. Daher ist die wunderbare Weltfügung, daß uns Alles vom Irdischen und Unvollkommenen zurückstoßen und zur Erkenntniß dessen bringen muß, was wir sind, und was wir sein sollen — Wesen höherer Art, Wesen, die nur glücklich sein können, wenn sie in göttlichen Gesetzen wandeln, in dem wandeln, was ehrbar, gerecht, wohlthätig, heilig ist.

Gott richtet den einzelnen Menschen — wer bezweifelt es? wer hat im reifern Alter an sich und Andern nicht schon zahllose Erfahrungen gemacht? — Gott richtet die Völker, denn sie sind die Verbindung vieler einzelner Sterblichen.

Mannigfaltig sind die Mittel und Wege des Gerichts. Wer könnte sie zählen? Gehorchen seinem Wink nicht die Stürme und Meereswellen? Sind nicht Feuerflammen seine Diener, Erdbeben und unfruchtbare Zeiten die Boten seines Willens? — der Mensch kennt dies Einschreiten unerwarteter Schicksale, welche oft alle seine Entwürfe vernichten. Er kennt den Gottesfinger, aber — er nennt es im gemeinen Leben nur Glück oder Unglück. Doch kann er sich es nicht verhehlen: diese oft gering scheinenden Zufälle beurkunden ihre erhabene Herkunft durch ungeheuer erschütternde Wirkungen; dies, was er Glück oder Unglück heißt, gestaltet oft die Verhältnisse ganzer Welttheile um, was alle Macht, alle Kunst und Klugheit der Sterblichen nicht vermochte.

Die ältere und neuere Geschichte der Völker ist von

solchen Erscheinungen voll. Wir kennen alle die heiligen Sagen des Alterthums, wie das menschliche Geschlecht kaum zweitausend Jahre nach seiner Erschaffung zur gemeinsten Thierheit versank. Gott winkte, und dies Geschlecht nahm ein Ende. Die Meere traten aus ihren Ufern; die Schleussen des Himmels öffneten sich. Wenige entrannen dem großen Untergang. Die ältesten Völker des Morgenlandes nachher wußten von ihren Stammvätern die Geschichte der großen Ueberschwemmung, die Verheerung der Sündfluth.

Ein blühendes Land umgab einst Sodom und Gomorrha; Pracht, Ueberfluß und Wollust herrschte in den Städten, Gerechtigkeit keine. Da spaltete der Boden. Feuer brach hervor; die Luft entzündete sich; Blitze regneten vom Himmel. Sodom und Gomorrha verschwanden von der Erde; ihre Ruchlosigkeit und schauderhafte Zerstörung nur bleiben im Andenken der Menschenkinder, an die göttlichen Gerichte zu erinnern. Noch heute sind jene Landschaften todte, unbewohnbare Einöden, und der Boden ist voller brennbarer Stoffe, die von Zeit zu Zeit die Erde beben machen.

Sanherib, der König, lag mit der ganzen Macht Assyriens vor dem erschrockenen Jerusalem. Die heilige Stadt sah ihren Untergang. Sanherib, im Gefühl seiner Klugheit und Gewalt, bezweifelte nicht, das ganze Juda in seinen Ketten zu sehen. Aber seine Plane wurden zerrissen. Ein entsetzliches Sterben vernichtete plötzlich seine Macht. Eine einzige Nacht raubte ihm plötzlich hundert- und fünfundachtzigtausend Mann; und dem Eroberer entsanken Muth und Gewalt. Er floh, seine eigenen Söhne mordeten ihn.

Warum soll ich noch an die Ereignisse der grauen Vorwelt mahnen; an den Untergang des ägyptischen Despoten am rothen Meer; oder wie ein Erobererheer in der Wüste von Sandwolken begraben ward, die der Sturm wirbelnd durch die Lüfte herbeiführte? Ist der Herr und Gott der Vergangenheit nicht noch der Herr unserer Zeiten? Ist er heute minder groß in seinen Gerichten? Wissen wir nicht, wie er Königreiche, wenn sie am stolzesten prahlten, durch einen einzigen Schlag zerschmetterte? Wissen wir nicht, wie er gewaltige Armeen und Schiffsflotten, die mühselige und kostbare Rüstung vieler Jahre, schon im Voraus unüberwindlich genannt, in einer einzigen Stunde mit ihren trotzigen Heeren vernichtete, wenn sie über die Gewässer des Meeres zum gewissen Verderben anderer Völker hinsegelten? Wissen wir nicht, wie der kalte Hauch eines Herbstes, Regen und Fäulniß, siegesreiche Heere in schmerzlichen Krankheiten auflöste, oder der Frost einer Winternacht mit den Leichen unbesiegbarer Schaaren die Felder bedeckte? Ist Gott heute minder groß in seinen Gerichten, und ist sein Einschreiten in die Begebenheiten der Völker minder wunderbar, als in jenen Tagen der Vorzeit, welche die unwissende Halbwisserei oft fabelhaft heißen will? — Sollen wir heute an der großen Wahrheit des Wortes verzweifeln, welche sich bisher in der Geschichte aller Nationen erwahrte: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben!

Wahrlich, es wäre eine geringe Mühe in den Schicksalen der Länder überall nachzuweisen, wie sie durch die Tugenden ihrer Bewohner aufblüheten, und jedesmal durch deren eigene Ungerechtigkeit wieder unmerkbar ins Verderben sanken. Es wäre leichte Mühe, aus der Geschichte zu beweisen, daß Treulosigkeit, Uebermuth und Frevel, von Völkern gegen Völker, von Fürsten gegen Fürsten verübt, sich jederzeit, früh oder spät, schrecklich an denen und ihren Nachkommen rächte, von denen zuerst das Unrecht ausging. Es wäre leicht zu beweisen, daß Gerechtigkeit gegen Andere, auch mit Verzichtleistung auf eigenen vorübergehenden Vortheil, allemal die beste Staatsklugheit sei.

Abgehärtet in den Wüsten Arabiens, eroberte das israelitische Volk, nachdem es der ägyptischen Knechtschaft entführt worden war, das Land seiner Vorfahren wieder. Abgehärtet mußte es vorher werden zu der großen Unternehmung; denn ein Volk, wenn es frei und selbstständig sein will, muß für den Gedanken der Selbstständigkeit alle Lebensbequemlichkeiten opfern können. Darum ward Israel siegesreich, als es in der Wüste die Fleischtöpfe Aegyptens vergessen gelernt hatte. — Aber nach dem Siege vergaß Israel die alte Sittenstrenge, die feste Ordnung, die Eintracht, die Treue am Gesetz; — selbstsüchtig zerfielen die Stämme. Darum wurden die benachbarten Volker mächtiger als sie. David, der König, brachte noch einmal die alte Einheit und Kraft ins Volk, wie einst Moses. Israel ward plötzlich hochgeachtet unter allen Völkern; zu Salomons Thron kamen die Fürsten des Morgenlandes. Doch im Volke selbst war das Verderben zu groß; umsonst blieb die Weisheit Davids und Salomons. Ueppigkeit, Ehrgeiz und Selbstsucht untergruben Thron und Macht. Das Reich trennte sich, und durch Zwietracht gelähmt, durch Wollust und Ungehorsam gegen die Gesetze entnervt, von den Sitten der Fremden vergiftet — umsonst warnten patriotische Männer, Seher der Zukunft, Propheten! — ward es von Babylon besiegt, und die Juden trauerten in siebenzigjähriger Knechtschaft, bis Cyrus, der Perserkönig, sie wieder losließ.

Die Sehnsucht zur alten Freiheit blieb im Volke, aber die innere Kraft dazu kehrte nicht wieder. Es fehlte die Eintracht, der lebendige Gemeingeist, die Sittenstrenge der alten Welt. Oft wechselten die Juden ihre Herren, nie aber das Joch. Wie alle Schwächlinge, welche kein Vertrauen auf ihr Inneres mehr haben, hofften sie ihr Heil von Wundern und Möglichkeiten aller Art. Sie waren den römischen Kaisern unterthänig, als Jesus Christus in ihrer Mitte geboren ward, und jauchzten diesem das Hosianna nur, weil sie hofften, er werde der Messias sein, der Davids irdisches Reich wieder siegreich herstellen könne. Umsonst deutete Christus auf die Quellen des Verderbens im Volke hin. Man verstand ihn nicht mehr. Darum rief er auf dem Todesgange: Ihr Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich, sondern über euch und euere Kinder! — Und kaum vier Jahrzehende später ward Jerusalem vom Römerschwert zerstört, das Volk in alle Welt zerstreut. Denn die Sünde ist der Völker Verderben.

Griechenland blühte lange Zeit herrlicher, denn alle andere Nationen, durch die Weisheit und den Edelsinn seiner Einwohner. Als hier noch Wohlleben und Reichthum nichts, aber die Tugenden der Männer, die Zucht der Weiber, der vaterlandsliebende Gemeinsinn Aller, Alles galten; als hier noch die Wohnungen der Bürger einfach, aber die gottesdienstlichen Tempel köstlich waren; als hier noch ein Kranz von Zweigen das Verdienst schöner belohnte, als späterhin goldene Bildsäulen und Ehren-

titel es konnten; als es noch glorreicher war, für das Vaterland den herrlichsten Tod zu sterben, denn im Vaterland als Unterdrücker oder Diener des Unterdrückers im Ueberflusse zu leben — da war Griechenland groß, und was dies Volk gethan, ist noch der Segen des heutigen Jahrhunderts. Gerechtigkeit erhöhet ein Volk.

Aber dieses erlauchte Volk verlor allgemach die Sittenstrenge der Alten; bald die Eintracht, bald die Ehrfurcht vor Gesetzen; bald die Liebe des Vaterlandes; bald die Gerechtigkeit gegen andere unschuldige Völker. Da trat der Fluch der Sünde heran. Umsonst war der Muth der Einzelnen; die Menge war zwiespaltig und feige. Umsonst war die Sehnsucht nach der alten Freiheit; es war kein Herz mehr derselben würdig. Die Sitten waren verderbt; die Religion war voller Zweifel und Unglauben. So fand Paulus, der Apostel, dies Volk in römischer Botmäßigkeit, als er nach Athen kam, nach Ephesus, nach Korinth. — Es war unerrettbar verloren, weil es nicht den Muth hatte, die alte Tugend wieder zu erneuern. Heute ist das weiland blühende Griechenland halb öde, und den Boden, welchen sonst die Weisesten des Alterthums aller Nationen ehrwürdig machten, bewohnen heute die rohen, unwissenden Haufen der Türken.

Und auch Roms Macht ist gefallen, welcher einst Jerusalem, wie das griechische Athen, unterthan waren. Zwar Rom steht noch, die Stadt; aber nur ein trauriger Ueberrest, ein Denkmal dessen, was es nicht mehr ist; sein Köstlichstes sind die Trümmer des Alterthums. So stehen heute noch die Ruinen Athens und Jerusalems.

Die einzige Stadt überwand und beherrschte einst alle in jenen frühern Zeiten bekannten Städte und Länder der Welt. Die größten Völker wurden den Bürgern dieser einzigen Stadt zinsbar. Das vermochte eine Stadt, deren Söhne die Unabhängigkeit von fremden Zeptern mehr als das Leben, die Ehre, ein guter Bürger zu sein, mehr als das Gold liebten. So lange hier die Magistratspersonen, durch Weisheit und Unbestechlichkeit groß, nicht unrühmlich hielten, arm zu sein, während sie das Loos reicher Könige entschieden; so lange hier die Feldherrn und Sieger, nach den glänzendsten Triumphen, nicht für unwürdig hielten, den Pflug selber auf den Acker ihres kleinen Landgutes zu führen; so lange hier jeder Bürger nichts für sich, Alles für seine Mitbürger that; so lange der Tod für Recht und Ehre des Vaterlandes das schönste Ziel des Lebens war, und ein Weib alles Unglück, aber nicht ihre Entehrung durch einen Wollüstling überleben mochte, so lang war Rom groß. Wie hätten auch andere Völker, in Weichlichkeit, thierische Gelüste oder rohe Wildheit versunken, Geistern von so hoher Kraft widerstehen mögen? Denn dem mächtigen Geist ist das mächtigste Irdische unterworfen. Ein Volk, das sich selbst beherrschen kann, ein Fürst, der Selbstbeherrschung fähig, kann allein Herrschaft üben über Andere, die sich nicht selbst beherrschen, folglich der Freiheit unfähig und zur Knechtschaft reif sind.

Als aber Rom anfing, mit Uebermuth, der aus langem Glück erwuchs, die Rechte anderer Völker zu verhöhnen; als es glaubte, Gewalt allein vermöge Alles; als es Krieg führte, um sich zu bereichern, und Reichthum suchte, um üppigen Gelüsten zu fröhnen: als man Titel, Geld und Aemter höher denn Tugend hielt; das Laster sich geschmückt und ungeschmückt auf den Straßen, auf den Richterstühlen, in den Tempeln zeigen durfte: da zerfiel die Macht des alten Weltreichs. Rom ward der Spott nackter Barbaren und die Magd ihrer ehemaligen Sklaven. Denn die Sünde ist der Völker Verderben.

So richtet Gott!

Und das Gesetz des Richters, nach welchem er die Völker der Erde gerichtet hat vor unsern Tagen, — es gilt noch in diesen Stunden! Blicke nur Jeder hinauf in die Begebenheiten seines Vaterlandes, in die Schicksale seines Fürstenhauses, und er wird bald wahrnehmen, wie alle Uebel hervorströmten aus dem, was nicht recht gethan war. Denn nur Gerechtigkeit in allen Theilen erhöhet ein Volk. Blicke ein Jeder nur auf das Verhalten der Fürstenthümer und Reiche gegenwärtiger Zeit, und er wird zum Seher ihrer Zukunft werden können. Siehst du die Thaten herrischer Willkür, stolzen Uebermuths: zweifle nicht, solche werden über lange oder kurze Zeit einen Tag des Kleinmuths herbeirufen. Siehst du von der Uebermacht das Recht unschuldiger Völker und Fürsten zertreten, um daraus Vortheil zu ziehen, zweifle nicht, die Ungerechtigkeit hat sich schon den Tag des furchtbar strafenden Nachtheils festgesetzt. Siehst du eine glückliche Hochverrätherei an Thron und Volk: verzage nicht an Richter und Gott! Die ganze Last des Elendes wälzt sich unvermeidlich auf das Haupt und Haus des Schuldigen. Siehst du die entzweit, welche in Eintracht wandeln sollten, oder die mit Lasten scherzen, welche das Beispiel der Sittenreinheit geben sollten; siehst du die mit selbstsüchtiger Behaglichkeit am Glück des Landes freveln, welche desselben pflegen sollen; oder die über Einrichtungen und Gesetze spötteln, welche denselben gehorchen sollen, um das Ganze zu retten — so sprich getrost: o Volk; von dir ist der bessere Geist entflohen; du bist das Schlachtthier, welches von seiner eigenen Sünde geopfert wird; du wirst fallen, und bist deines Unterganges würdig. Denn nur das Vollkommene soll und kann bestehen; das Unedle trägt den Todeskeim in seiner Brust und soll vergehen. Nur der Geist hat Leben; das thierische Wohlsein ist flüchtig und todt. Nur Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Menschen Verderben.

Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig und geduldig, und von großer Gnade und Treue; der Du bewahrst Gnade in tausend Glied und vergibst Missethat, Uebertretung und Sünde; vor welchem Niemand unschuldig ist; der Du die Missethat der Väter heimsuchest auf Kinder und Kindeskinder bis ins dritte und vierte Glied! O sei gnädig meinem Volke, meinem Vaterlande! Erleuchte mit Deinem Geist die Fürsten und ihre Diener, und die Hohen und Niedrigen, daß sie nicht mit thierischer Stumpfheit die ernsten Wunder des Zeitalters anstaunen, sondern in Allem Dein ewiges Weltgesetz anerkennen, Dein Gericht über die Völker der Erde. Amen.

357.

Das allgemeine Unglück der Zeiten und dessen Wirkung auf das Volk.

Hebr. 10, 32. 33.

Verzage nicht, wenn alle Freuden
Des Erdenlebens dir entfliehn;
Nicht, wenn dir Angst und schwere Leiden
Wohl auch den letzten Trost entziehn.

Erhebe dich vom Staub der Erde,
Umfasse Gott im Geist und werde
Werth jener hohen Herrlichkeit.
Wer für das Höh're lebt auf Erden,
Dem wird auch hier ein Himmel werden,
Und Heiterkeit im Sturm der Zeit.

Bemüh' Dich nur, der Deinen Segen,
Des Vaterlandes Glück zu sein;
Und steht dir alle Welt entgegen,
Laß dein Bemüh'n dich nicht gereu'n.
Je mehr der großen Noth auf Erden,
Je weiser, besser sollst du werden:
Dies ist des Schicksals heil'ges Ziel.
Was gut ist, wird im Kampf bestehen;
Nie kann das Gute untergehen —
Die Spreu nur wird des Sturmes Spiel!

Schon der Anblick eines einzelnen Leidenden gewähret dem Menschenfreunde ein trauriges Schauspiel — aber erschütternd ist der Gedanke an ein ganzes leidendes Volk; herzzerreissend der Anblick desselben. Dem, der da einzeln duldet, ist durch die Menge der Glücklichen noch zu helfen, die ihn mitleidig umringen; wenigstens findet er in ihrem Erbarmen, wenn auch keine vollkommene Hilfe, doch Trost. Allein wer hilft einem um Wohlfahrt und Ruhe gebrachten Volk, wenn es nicht so viel eigene Kraft hat, sich selbst zu helfen? Wo findet es Trost, wenn es keinen in seiner eigenen Brust zu finden weiß?

Hier sind es nicht einzelne Menschen, welche über die Härte ihres Verhängnisses trauern — sondern Millionen haben gelitten und verloren. Der Nachtheil des zerstörten Wohlstandes verbreitet sich empfindlich durch alle Gewerbe, durch alle Stände. Der ehemals Reiche hat nicht mehr die vorigen Kräfte, den ärmern Mitbürger wie sonst zu unterstützen, und die Zahl der Hilfeforderndern ist zu groß. Tausend und Tausend bedrängte Hausväter sorgen um den künftigen Tag; ein großer Theil ihrer Lebensmühe war vergebens. Was sie redlich erworben hatten, ist theils durch Krieg und Raub und Abgaben vernichtet, theils durch den Mangel hinreichenden Gewerbes vermindert. Sie haben kaum Hoffnung, daß sie während ihres übrigen Lebens wieder die sorgenfreien, heitern Tage leben können, die sie ehemals genossen. Ja, sie sind nicht um sich allein in Kummer — da sind noch ihre unversorgten Kinder, ihre unmündigen Enkel, deren Schicksal auf lange Zeit hinaus ungewiß geworden ist! — Einem einzelnen Unglücklichen kann wohl durch die Gunst eines Augenblicks geholfen werden; aber ein leidendes Volk muß an seinen Wunden oft ein Jahrhundert lang bluten, und entflohener, mühsam durch den Fleiß vieler Zeitalter erworben gewesener Wohlstand kehrt gewöhnlich erst nach mehrern Zeitaltern wieder zurück.

Von solchem kläglichen Anblick richtet der gefühlvolle Christ schaudernd sein Auge empor zum Himmel, und seine Seele fragt: O Vater der Liebe, Gott des Erbarmens, lag so allgemeiner und großer Jammer und Kummer in Deinen Rathschlüssen? Ach, was haben die Millionen Unschuldiger leiden müssen für die Vergehen oder Thorheiten einiger Wenigen! Wie muß die Nachwelt noch büßen, was die Jetztlebenden vielleicht verschuldet hatten!

Aber ehrfurchtvoll anbetend betrachtet der Christ die dunkeln Leitungen der Vorsehung. Wer ergründet das Ziel des weltregierenden Verhängnisses?

Der Thor verzweifelt. Der Weise schweigt und verehrt die ordnende Allmacht des ewigen Vaters. So grauenvoll auch die Wege der Vorsehung sein mögen, auf welchen der einzelne Mensch, wie ganze Nationen wandeln müssen — der Christ weiß es, und sein beseligender Glaube wankt nicht —, alle diese Wege führen endlich zum Bessern empor; nicht bloß zu größern Lebensbequemlichkeiten, Reichthümern und Ergötzlichkeiten — sie sind Nebendinge für die Menschheit — sondern zur Erhebung der Geister, zur Ausbildung der Völker für das Wahre, Gute, Bleibende.

Dafür bürgt uns der Begriff von der Güte Gottes, des Gebieters der Schicksale. Dieser Erdball ist keineswegs eine Lustweide, erschaffen blos für Thiere oder thierähnliche Wesen, auf daß sie mit dem, was darauf wächst, ihre sinnlichen Lüste aufs behaglichste befriedigen können; sondern er ist eine Schule der Geister, die zu höhern Bestimmungen erzogen werden sollen. Es ist wohl möglich, daß Tausende sprechen: Was kümmern uns die höhern Bestimmungen? Wir wissen nichts von ihnen. Es ist uns hienieden daran gelegen, angenehm und freudig zu leben, und unserm Leibe wohlzuthun. Allein diesen in Thierheit Versunkenen, die nur deßwegen eine Seele zu haben scheinen, um ihren Leib besser versorgen zu können, gibt nicht der Mund der Weisheit, sondern das eherne Schicksal die Antwort. Eben diese sind es, denen die Tage der Widerwärtigkeit die nützlichsten sind, daß sie begreifen, das Irdische sei zuletzt nicht der Himmel, nicht der letzte Zweck ihres Daseins. Sie mögen leiden! So leidet das verwilderte Kind Schmerzen, daß es sich an edlere Begriffe, an Gehorsam, Vertrauen und nützliche Thätigkeit gewöhne. Für sie ist kein Trost vorhanden, denn im Vergänglichen liegt keiner. Wozu ihr schwacher träger Geist nicht empor will, dahin zwingt ihn die Nothwendigkeit mit ihrer eisernen Ruthe.

So ist es der Wille des Herrn der Geisterwelt, des Vaters der Menschheit. Dafür bürget die Geschichte aller Völker und ihrer Schicksale.

Wahr ists, große Trübsale haben wir erfahren — Thronen sind untergegangen, ganze Welttheile sind mit Blut gefärbt, Völker sind gewaltsam auseinandergerissen worden, und ihr blühendes Wohl liegt zerschmettert da. Aber dies Alles ist seit Jahrtausenden geschehen und wiederholt — ja, das Elend war in den Tagen des Alterthums unbeschreiblich größer und verbreiteter, weil der menschliche Geist noch roher und wilder war, denn er in in unsern Tagen ist. Damals wurden die Kriege mit weit empörenderer Grausamkeit geführt, als heute. Damals verödete man weite Länder, daß sie Jahrhunderte lang unbewohnbare Wüsten wurden. — Sehet hin auf die Gegenden Palästina's, auf die ehemals blühenden Gefilde Griechenlands! Wo Paulus, der Apostel, im herrlichen Athen predigte, und von den Christen des reichen Korinth mit Liebe empfangen ward, liegen jetzt Schutthügel und einzelne Marmorblöcke auf unangebauten Feldern! Damals wurden Bewaffnete und Unbewaffnete gnadenlos ermordet, und ganze Völker aus ihren Städten und Dorfschaften ohne Erbarmen hinweggetrieben, um mit Kindern und Enkeln in hilfloser Sklaverei zu schmachten.

So ist es in unsern Tagen nicht mehr! Der menschliche Geist ist schon edler geworden, durch eine Reihe großer Schicksale, die ihn bildeten. Noth ward die Lehrerin des thierischen Sterblichen, und ließ ihn Kunst und Wissenschaft erfinden; in der Tiefe des Unglücks lernte er

höhere Güter kennen, als Speisen und Getränke, köstliche Kleider und Bedürfnisse der Prachtsucht sind.

So war es der Wille des Herrn der Geisterwelt, des Vaters der Menschheit! Und so ist es noch heute sein Wille. Die Geschichte der vergangenen Zeiten klärt uns manches Dunkel über das Warum von den gegenwärtigen Trübsalen auf. Auch sie sollen uns zu höherer Weisheit führen. Gottes Wille ist Weisheit und Güte; darum geschehe sein Wille auf Erden wie im Himmel.

Freilich, mancher einzelne Hausvater, manche gute, beglückte Familie ging zu Grunde — das Herz vieler Edeln blutete, bis es nicht mehr schlug. Freilich jammerten verlassene Aeltern, verwaisete Kinder, unglückliche Bräute. Viele Bande der Liebe wurden zerrissen, und der Bettelstab ist oft nicht so schwer, als der Kummer eines Herzens, dem Alles geraubt wurde. Aber was ganzen Nationen, und selbst wider ihren blinden Willen, zum Heil gereichen mußte, das gedeiht endlich auch dem einzelnen Menschen zum höhern Segen. Denn Gott ist Vater; ohne seinen Willen fällt kein Sperling vom Dache; alle Haare auf unserm Haupte sind gezählt.

Und was wir im Sturm der Zeiten untergehen sehen, ist die Saat des Heils für die Nachwelt. So wie unsere Väter nicht für sich allein lebten, sondern für uns: so leben auch wir nicht für uns allein, sondern für die Enkel. Die Weisheit und Thorheit, das Glück und Unglück der Gewesenen ist der Spiegel des Unterrichts für die nachfolgenden Geschlechter.

Aus diesem erhabenen, des Christen würdigen Standpunkt müssen wir das Unglück der Zeiten betrachten. Wer aber nicht christliche Herzensgröße genug hat, sich zu dieser hohen Ansicht zu erheben, der steht unten trost- und rathlos im Finstern: dem ist sein Leib und dessen Wohlergehen Alles, sein Geist das Wenigste — er ist in der That der Einzige, der wahrhaft unglücklich ist, nicht weil er es sein muß, sondern weil er es sein will.

Ja, der Gedanke an die nachkommenden Geschlechter, und daß wir nicht für uns, sondern auch zu ihrem Besten leiden, muß und soll uns sehr beruhigen. Wie in der ganzen Schöpfung Alles ein einziges Ganzes ist: so ist auch die gesammte Menschheit seit Jahrtausenden nur eine zusammmenhängende Kette von Wesen edlerer Art, und alle Völker von heute sind nur ein einzelnes Glied in dieser Kette.

Das Unglück der Zeiten, wahrlich, es wird nicht ohne Wirkung für die bessere Zukunft des Menschengeschlechtes sein! Doch voreilig wäre die Frage: worin diese Wirkungen bestehen können. Als unsere Vorfahren in Deutschlands Wäldern noch in Thierfellen einhergingen, ihren Abgöttern Menschen zum Opfer schlachteten, und jeden Zwiespalt unter sich mit mörderischen Keulen endeten: wer hätte ihnen die Wirkungen ihres mannigfachen Elendes, ihrer Kriege und blutigen Niederlagen, ihrer Theurungs- und Pestzeiten vorhersagen können? Wer hätte ihnen sagen können, daß einst an der Stätte grausenvoller Wildnisse, von reissenden Wölfen u. s. Bären bewohnt, prachtvolle Städte, lachende Dörfer liegen würden? — daß auf den Stätten, wo vom Altar ihrer Götzen das Blut geopferter Menschen floß, dem einzigen Gott, dem allmächtigen Schöpfer, Tempel erhoben und die Offenbarungen Jesu verkündet werden würden?

Die Wirkungen des Zeitenunglücks für Völker und ihre Nachkommen sind eben so wenig zu berechnen, als die wohlthätigen Folgen, welche oft für einzelne Menschen aus ihren scheinbar unersetzlichen Verlusten nachher entstehen. Millionenfache Ereignisse spielen im Laufe der flüchtigen Stunden und Jahre wunderbar zusammen, daß unaufhörlich neue Erscheinungen hervorgehen, welche die Gestalt der menschlichen Verhältnisse ändern.

Reicher an Betrachtung und Selbstbelehrung wird für den christlichen Beobachter die Frage: Welche Wirkungen bringt das Unglück der Zeiten schon gegenwärtig hervor? Und wie sollte es eigentlich auf die Völker wirken?

An vielen Orten ward leider das Sittenverderbniß größer, als es gewesen war. Die wilde Zucht fremder Kriegsheere vergiftete das Herz mancher Unschuld; entzügelte manche Leidenschaften und thierische Gelüste bis zur offenen Schamlosigkeit; brachte Zwietracht in weiland glückliche Haushaltungen; schändete manchen sonst achtungswürdigen Namen. Die wachsende Verarmung in allen Ständen beförderte hier den betrügerischen Wucher, dort gewaltthätige Anschläge auf fremdes Gut; begünstigte hier Müssiggang, Bettelei und verzweiflungsvolle Verschwendung, dort Hartherzigkeit, Geiz und Habsucht. Die Unterdrückung vieler Gegenden erkaltete hier das Herz der Nationen gegen ihre Obrigkeiten, löschte dort den letzten Funken der Vaterlandsliebe aus und der freiwilligen Hochachtung der Gesetze; brachte hier verderbliche Entwürfe zu Empörungen hervor, dort entzündete sie in vielen Gemüthern Nationalhaß.

Genug, die ersten Wirkungen der Trübsale waren ungemein verschieden in den Völkern, so verschieden als der Zustand ihrer Bildung, Einsicht und Religiosität. Man kann aus jenen Wirkungen erkennen, um wie viel ein Volk edler, weiser, menschlicher, oder roher, verwahrloseter, thierischer war, als das andere. Denn anders empfängt der Weise sein schmerzliches Schicksal, anders der Verwildete. Der Einsichtvolle sucht vorsichtig das eintretende Verderben zu mindern; der rohe Mensch, wie das wüthende Thier, stürzt sich mit gedankenloser Erbitterung tiefer hinein, nur um den gegenwärtigen Augenblick bekümmert.

Was ist der Zweck eines liebenden Vaters, wenn er sein Kind die unangenehmen Folgen der Vergehungen empfinden läßt? Was ist der Zweck der Natur, daß sie die Uebertretung ihrer Gesetze mit schmerzlichen Folgen begleitet? — Weiser zu machen! — So soll denn auch dies Zweck und Wirkung der Trübsale sein, welche über ganze Völker ergehen. Darum sandte sie Gott.

Unser Vaterland ward unglücklich — denn statt der Vaterlandsliebe herrschte Eigennutz und Selbstsucht, statt des brüderlichen Zusammenhaltens und gegenseitigen Unterstützens der verschiedenen Stände herrschte Stolz, Rangsucht und gegenseitige Verachtung; statt strenger Sitteneinfalt erschlaffende Ueppigkeit und Wohlleben; statt des wahren Verdienstes, statt Tugend und Weisheit ward Reichthum, Geburt und jedes andere Spiel des Glücks verehrt und hervorgezogen; statt Religiosität, die allein den Menschen zu seiner wahren Würde erhebt, galt Leichtsinn, Gleichgültigkeit und Spott dessen, was die höhere Menschheit Ehrwürdiges kennt; statt christlicher Tugend galt Klugheit, schlaue Benutzung der Umstände, gewissenloses Scherzen mit dem, was zu allen Zeiten wahr, gut und recht gewesen ist.

Denken wir uns, statt eines großen Volkes, nur eine

kleine Haushaltung, in welcher diese Verdorbenheit der Sitten und Gesinnungen üblich geworden: wie wird sie bestehen können? Zwietracht wird sie lähmen; Selbstsucht Einen von dem Andern scheiden; in der Gefahr wird Jeder für sich, Keiner für Alle bedacht sein. Das Uebel, welches aus solchen Lastern einer einzigen Familie erwächst, kann es unter ähnlichen Verhältnissen einem ganzen Volke fehlen? Jedes Volk ist nur Verbindung von mehrern Familien. Je größer das Volk ist, je größer und furchtbarer sind nun die Aeusserungen des Uebels.

Wollen wir die schon vorhandenen Leiden mildern, wollen wir größere vermeiden: so ist es die Sache der Völker, die wahren Quellen des Uebels zu verstopfen, so ist es die Sache jeder einzelnen Haushaltung, ja jedes einzelnen Menschen, dazu beizutragen, daß die Ursachen größern Unglücks aufhören.

Vaterländischer Gemeinsinn, allgemeine Eintracht, Versöhnung der einst eifersüchtigen Stände, gegenseitige brüderliche Aushilfe — dies sei das erste Mittel, durch welches wir uns und unsere Nachkommen vor größern Uebeln bewahren; dies ist die erste goldene Frucht vom Unglück der Zeiten! Ihr verschmähet sie in niedriger Leidenschaft? Wohl, die Gesetze der Natur sind ehern, ihr werdet durch eure thörichte Blindheit verderben, ihr und eure Nachkommenschaft. Ihr ergreifet mit Weisheit willig das große Mittel? Wohl, die Gesetze der Natur sind ehern; das Gute und Vollkommene allein genießt der Dauer: ihr seid gerettet, ihr seid im Begriff, ein starkes, achtungswürdiges Volk zu werden!

Wo aber vaterländischer Gemeinsinn, da ist auch treuer Gehorsam gegen bestehende Obrigkeiten, Ordnungen und Gesetze! Nicht Alle können herrschen. Ein Theil ist der Diener des andern. Dadurch werden erst Tausende von Hanshaltungen zum Volk, daß einerlei Ordnung sie alle umfängt, einerlei Gesetz ihre Kraft verbindet, einerlei Haupt diese Kraft leitet. Wem sein Fürst, seine Obrigkeit gleichgültig ist, dem ist sein Vaterland und dessen Schmach gleichgültig; wer sich offen oder hinterlistig den Forderungen des Gesetzes entzieht, der zerreißt die christlichen Bande der Gesellschaft, und zerbricht den festen Schild, der das Glück von Millionen beschirmt.

Wo Gehorsam gegen bestehende Obrigkeiten, Ordnungen und Gesetze, da ist auch vereintes Bemühen, dem wieder emporzuhelfen, was die Gewitterwolke des öffentlichen Unglücks niederschlug — da ist Streben nach Wiederbelebung des allgemeinen Wohlstandes. So erheben sich gewöhnlich eingeäscherte Städte und Dörfer schöner aus ihrem Schutt, als sie vorher waren, wo ein kräftiger Wille zum Gemeinguten die Einwohner beseelt. Denn Noth macht stark, Wohlleben weichlich und nachlässig. Noth gibt Wachsamkeit und Einsicht, lange Ruhe schläfert ein. So wird das Unglück der Zeiten ein Sporn, welcher die Völker zu einer größern Betriebsamkeit zwingt, als sie ehemals hatten. Neue Hilfsmittel werden erfunden, die vormals nicht geachtet waren, und manche vergessene Scholle Landes wird angebaut, auf welcher bisher Disteln und Dornen wucherten.

Wo Streben herrscht nach Wiederbelebung allgemeinen Wohlstandes, da ist Sitteneinfalt zu Hause. Ohne Sittenstrenge ist keine innere Kraft und Beharrlichkeit; ohne Sparsamkeit kein Gewinn vom Arbeiten. So lange die Völker Wollüste verachteten, und abgehärtet gegen Anstrengungen aller Art den Gefahren Trotz boten, wurden sie groß, mächtig, ehrwürdig. Weichlichkeit macht furchtsam, Sittenschlaffheit selbstsüchtig. Der Selbstsüchtige aber, der Alles nur als Nebensache, die Pflege seiner Wollust, seines Ehrgeizes, seiner Habsucht als Hauptsache in der Welt betrachtet, muß zuletzt nothwendig dem Weisern dienstbar werden, so wie er schon Sklave ist von seinen thierischen Trieben.

Es ist aber keine Sitteneinfalt im Volke, ohne Religiosität. Ein Volk, welches wenig aus Sinnenkitzel macht, hat desto höhern und freiern Geist; es ist nicht durch den Staub gefesselt; es richtet seinen Blick auf das Höhere; es ist stark durch sein Gemüth. Es lebt einträchtiger mit den Ordnungen der Schöpfung, daher voll innigen Vertrauens zum Schöpfer. Gleichwie man den Menschen nicht durch sein Kleid oder seine Nahrung vom Thiere unterscheidet, sondern durch seine Vernunft, mit der er sich über alles Irdische emporschwingen kann: so erkennt man auch nicht ein weises und ehrwürdiges Volk an der Menge des Landes, oder der Menge thierischer Genüsse, die es sein nennt, sondern an der Hoheit seiner Denkart, an seiner Tugend und Gottinnigkeit. Der Seelenadel einer Nation, nicht ihr Ueberfluß an Speise und Trank und andern Bedürfnissen, erhebt sie in der Geschichte der Menschheit über Ihresgleichen.

Was aber das Volk soll, das muß jeder Einzelne im Volk kräftig mit ganzer Seele wollen. Darum wird es jedem bessern Menschen, das heißt, jedem wahrhaften Christen, Pflicht, durch sein Beispiel Andere für das Gerechte, Wahre und Gute zu gewinnen; es wird ihm Pflicht, in seiner Haushaltung das Bild dessen aufzustellen, was alle Haushaltungen, folglich das gesammte Volk, sein sollten. Jeder muß in seinen Verhältnissen zum heiligen Zweck hinarbeiten, unbekümmert, ob Viele oder Wenige ihm folgen — die Edelsten brechen den Uebrigen die Bahn.

So wird der Wille des Herrn der Geisterwelt erfüllt; so, Vater der Menschheit, Deine Absicht in dem allgemeinen Unglück der Zeiten, dessen Wirkungen nur Segen sein können, wenn wir weise genug sein wollen, das, was du veranstaltest, zu unserm Vortheil anzuwenden. Noch sind wir durch manche finstere Besorgnisse geschreckt, und unser und unserer Kinder Schicksal schwebt noch unentschieden auf den Fluthen der großen Begebenheiten, die Du sandtest. Möchte ihr Anblick das Herz eines Jeglichen erschüttern, daß er zum ernsten Gedanken an das, was Dein Wille ist, sich ermanne!

Ich aber, o Vater im Himmel, o ewiger Gebieter aller Schicksale, will niemals den Blick auf die Ereignisse werfen, unter welchen die Völker seufzen, ohne mich an die wahren, offenen und geheimen Ursachen des großen Uebels zu erinnern. Und in diesen Erinnerungen soll mein Glaube an Dich kräftiger werden, und mein Wille entschlossener, durch Rath und That, durch Wort und Beispiel Andere zu ermuntern, die zerstörte Wohlfahrt dadurch wieder aufzurichten, daß wir Deinen Geboten treuer folgen. Amen.

356.

Kriegsnoth.

Psalm 27, 1.

Gib in des Krieges bangen Tagen,
Gott, mir nur Kraft, auf dich zu schau'n;
Ich werde nimmermehr verzagen,
Kann ich nur fest auf Dich vertrau'n.
Wenn Menschenstärke nichts mehr nutzt,
So ist Dein Arm noch, der mich schützt.

Was hilft der Streiter große Menge?
Was hilft Gewalt'gen ihre Macht?
Der Roß' und Wagen dicht Gedränge
Hat doch nicht immer Sieg gebracht;
Der wird allein von Deiner Hand,
Wem Du ihn gönnest, zugewandt.

Kein blinder Zufall herrscht auf Erden,
Du bist der Gott, der Alles führt;
Du laß'st es Allen inne werden,
Daß Dir allein die Macht gebührt.
Zürnt immer, Völker, rüstet euch!
Ist Gott für uns, so fehlt der Streich!

Drum fallen wir in Deine Arme,
O Vater der Barmherzigkeit,
Und flehen demuthvoll, erbarme
Dich über uns zur bösen Zeit,
Laß Gnade uns für Recht ergeh'n,
So bleiben wir doch aufrecht steh'n.

Wer könnte auch in den Tagen des Kriegs an etwas Anderes denken, als an das, was uns durch jedes Gespräch mit Freunden, durch jede neue Botschaft, durch den Anblick so vielerlei Rüstungen und fremden Völker immer wieder in das Gedächtniß gerufen wird? — Wer könnte leicht an etwas Anderes denken, als an das, woran uns die Klagen von so vielen unserer Mitbürger, woran uns unser eigener Verlust fast täglich erinnert.

Die Noth des Krieges dauert fort. Sie hat sich über unser ganzes Vaterland verbreitet. Die Schlachtopfer, gestern in unserer Nähe, heute in der Ferne, bleiben zwar nicht dieselben, aber die fortdauernden Anstrengungen fangen immer mehr an, unsere Kräfte zu erschöpfen. Wo ist noch ein Land: welches nicht über den Trümmern seines alten, zerstörten Wohlstandes trauert? Wie viele Städte und Dörfer sind noch, welche nicht um geliebte Todte weinen müssen, die ihnen der Tod entriß? Wo ist ein Haus, welches nicht durch Bewirthung fremder Krieger, durch überschwengliche Steuern und Auflagen, durch Verminderung seiner Einnahmen, in Sorgen und Verlegenheit gestürzt ward?

Auch ich habe, gleich tausend Andern, eingebüßt, und büße täglich ein von dem, was Gottes Segen und Fleiß und Sparsamkeit mir gaben. Vor mir liegt eine schwarze Zukunft. Wer kann mir sagen, ob ich noch das Wenige behalte und rette, was mir der Sturm der Kriegstage übrig ließ? Meine Gesundheit ward von dem Unglück der Zeiten so schwer erschüttert. Schrecken, Furcht und Hoffnung, Sorge und Angst für mich, für Andere, stürmten auf mich ein. Ich sah auf Gott, blieb standhaft, bin es noch. — Werde ich es lange noch ertragen?

Und doch, was ich gelitten, ist es schon das Schwerste? Das Schwert des wilden Krieges verschonte mich. Doch Wunden und selbst der Tod sind nicht von allen Kriegsübeln das übelste. Siehe — ganze Dörfer sind Aschenhaufen; ganze Felder zertreten; ganze Heerden entführt; ganze Familien ohne Nahrung und Hilfe. — Siehe — hier verstümmelte, verkrüppelte Mitmenschen, in Blut und Wunden unter Todesfiebern schlecht verpflegt; dort eine Braut, die verzweifelt, eine Mutter, die ihren Sohn mit jahrelanger Zärtlichkeit erzog, so manche trübe Nacht einst an seiner Wiege, an seinem Krankenbette durchwachte, einst des Alters Trost von ihm erwartete, und nun von seinem schmählichen Tode in der Ferne hört; — ein treues Ehepaar getrennt; — eine Tugendhafte durch höllische Wuth entehrt. — — Ach, könnte der Sterbliche den unbeschreiblichen Jammer, der jetzt Millionen Herzen zerreißt, vereinzelt erkennen, — ihn würde das Entsetzen vernichten.

Oft schon, wenn ich dieses endlosen Jammers weit umher gedachte, und einsam dastand in den Schrecken des Tages, sprach ich zu mir selber: Wohin führt der Wahnsinn ihrer Leidenschaften die Sterblichen! Gott schuf sie zur Glückseligkeit; alle suchen diese Glückseligkeit, und ziehen wider einander aus, als wäre ihr Beruf das Elend und der namenlose Schmerz; als hätten sie geschworen, sich gegenseitig von der Welt zu vertilgen, und nichts als eine blutige Einöde hinter sich zurückzulassen.

Oft wollte ich den Völkern, oft dem Stolze der Fürsten Vorwürfe machen. Was nützt, sprach ich in mir, alle Lehre der Weisheit, alle Aufklärung, alle Religion, wenn der Mensch nicht endlich menschlicher und friedlicher wird? — Aber dann gedachte ich der tausendfach verschiedenen Verhältnisse der Menschen, und des Widerspruchs, der in ihren gegenseitigen Rechten oft stattfinden kann. Ich gedachte der Pflicht eines Jeden, sein Recht zu beschirmen gegen fremde Gewalt; und daß es oft Rechte gibt, für deren Erhaltung zum Besten der Welt und ihrer Nachkommen Gut und Leben kein zu hoher Preis sein können. Wer möchte sich von raubsüchtigen, gefühllosen Barbaren unterjochen, seine Freiheit, seinen Wohlstand zum bloßen Spiel ihrer Laune herabsinken lassen? Und wie der einzelne Mensch, so ein ganzes Volk. Auch ein gesammtes Volk hat seine eigenen Rechte, seine eigene Ehre, seinen eigenen Wohlstand. Auch ein gesammtes Volk hat seine Pflichten, sich und den Nachkommen Freiheit und Ehre zu bewahren, als Hauptbedingungen, unter welchen allein jedes Mitglied des Volks edel und rühmlich wirken kann. Zwischen dem Bürger und Bürger eines Ortes kann über das zweifelhafte Recht die Obrigkeit entscheiden; zwischen verschiedenen Völkern, vermag es die Weisheit der Fursten nicht, entscheidet die Macht. Die Macht liegt aber weniger in der Menge der Waffen und Hände, als in dem Munde derer, die streiten; der Muth aber entspringt aus dem lebendigen Glauben und Wollen des Rechts. Gott richtet zuletzt.

Es ist eine weibische Schwäche, allen Krieg zu verdammen, einiger ihn begleitenden Uebel willen. Ein gerechter Kampf für das Vaterland und das Wohl der Nachwelt bleibt ewig ruhmwürdig und edel. Ich preise den Mann, der nicht aus bloßer Feigheit sich in Sklaverei gibt; ich preise das Weib, welches sich lieber das Leben als die Ehre rauben läßt: soll ich nicht eines ganzen Volkes Pflichtgefühl und Heldenmuth ehren? Der Kampf um Selbsterhaltung ist allezeit der gerechteste vor Gott und Menschen; er ist der rühmlichste, weil er der pflichtmäßigste ist. Ein Volk aber ohne Ehre und Selbstgefühl ist kein Volk mehr, sondern des Fremden Raub und Spott; ein Haufe feiler Knechte, der um Lohn dient, und zufrieden ist mit dem dürftigen thierischen Dasein.

Auch Jesus Christus, da er sein heiliges Wort auf Erden predigte, sah voraus, daß seiner göttlichen Wahrheit ein schwerer Kampf bevorstehe. Er selbst weissagte Krieg und Blutvergiessen, die erfolgen würden. Er weissagte seinen eigenen Jüngern: Sie werden eurer Etliche tödten; ihr werdet gehaßt sein von Jedermann, um meines Namens willen. (Luk. 21, 16. 17.) Aber er ermahnte sie, nicht feighaft zu verzagen und ihres Habes und Gutes zu schonen, oder ihr Leben über Alles zu achten: sondern er ermunterte sie, auszuharren und ständhaft zu sein bis ans Ende; sich nicht zu fürchten vor denen, die den Leib tödten! — Noch am Ende seiner Tage rief er ihnen beim Blick in die trübe, kriegerische Zukunft zu: Fasset eure Seele mit Geduld. (Luk. 21, 19.)

Auch ich will meine Seele mit Geduld fassen, und standhaft ausharren in den Stürmen dieser Zeit. Verzagen vor den Uebeln, die noch drohen, heißt seinen Glauben an Christus Wort aufgeben. Denn der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen? (Ps. 27, 1.)

Der Krieg ist von allen irdischen Uebeln wohl das schauderhafteste, nicht weil er ganze Länder und Völker zerstört — auch der giftige Hauch der Pest macht ganze Landschaften zu Einöden; nicht weil er das Elend unter den mannigfaltigsten Gestalten hervorbringt — auch das Erdbeben kann es herbeiführen: sondern weil er das Werk der Menschen selber ist zu ihrem Verderben.

Auch ich erkenne neben der Gräßlichkeit dieses Uebels dessen Unvermeidlichkeit. Wie oft zwischen zwei redlichen Menschen, bei der Dunkelheit ihrer Rechtsame, oder weil diese Rechtsame sich feindselig einander entgegenstehen können, Widerspruch erwächst, welchen zuweilen der Scharfsinn des billigsten Richters nicht zu schlichten weiß: eben so kann auf ähnliche Weise zwischen verschiedenen Völkern ein Kampf werden, da jeder Theil sein Recht und seinen Wunsch mit den Waffen beschützt.

Alles Unvermeidliche auf Erden aber ehre ich als Fügungen einer höhern, weltordnenden Macht, welcher nicht am bloßen Wohlsein, am sinnlichen Genusse, an Geld und Gut, an Reichthum und Armuth, selbst nicht am Leben einzelner Menschen so viel gelegen ist, als an der geistigen Stärke und Veredlung des einzelnen Menschen, wie des gesammten Volkes. — Durch die Leitung der göttlichen Vorsehung wird auf solche Weise der Krieg selbst ein wohlthätiger Erzieher des menschlichen Geschlechts.

Wahr ist es, dieser furchtbare Erzieher vernichtet manch herrliches Erbe, welches wir von den Vätern hatten. Aber auch der Sturm bricht Häuser, entwurzelt Eichen; auch der Hagel zerschlägt die Hoffnungen goldener Aernten; das Erdbeben verschlingt blühende Inseln, volkreiche Städte — sind diese Uebel darum weniger Werkzeuge des großen Allwaltenden, der über den Sternen herrscht?

Der Krieg zerstört die alten gewohnten Ordnungen, in welchen unsere Väter und wir selbst so lange glücklich gewesen waren. Das Zusammenstürzen des theuern Vaterhauses ist freilich schmerzlich zu sehen. Aber nicht die ruhige Gewohnheit, sondern eine hohe Selbstständigkeit ist es, welche der Himmel von uns fordert, eine Selbstständigkeit des Gemüthes, welche unter dem Wechsel der Schicksale unveränderlich gilt. Ohne innere Ueberzeugung, ohne Tugend ist solche Selbstständigkeit ungedenkbar. Was aber ist der Mensch, wenn er lange in friedlicher Stille dahinlebte? — Ein Geschöpf beibehaltener Gewohnheiten, langgepflegter Uebungen. Was er thut, geschieht selten so oft aus innerm Triebe, aus dem Ueberlegen und Herausfühlen dessen, was heilig oder gerecht sei, als vielmehr, weil er nicht aus dem bekannten Gleise des Schicklichen und Ueblichen treten will. Er gibt Almosen, weil es eingeführt ist; er geht zur Kirche, weil er es von Kindheit an gewohnt war, nicht daß ihn sein Herz ruft. So in viel andern, so in den meisten Dingen. Seht auf die Haufen des verwahrloseren, niedrigen Volkes, wenn die alten Ordnungen brechen, die Gesetze nicht mehr schrekken, die Obrigkeiten abtreten, das Herkommen seine Ehrwürdigkeit verliert: es wird sich Ausschweifungen gestatten gegen die eigenen Mitbürger, Ausschweifungen, die selbst ein gebildeter edler Feind verachtet; es wird in seiner eigenthümlichen verwilderten Art dastehen, die man vormals nicht sah, nicht kannte, so lange es noch der Gewohnheit zu Gefallen die täuschende freundliche Maske trug. Und verbergen wir es uns nicht, daß nur zu oft unsere scheinbare Güte, Gerechtigkeitsliebe, Frömmigkeit und Religiosität weniger Folge unserer innersten Ueberzeugung und Sehnsucht zum Guten, als Frucht herkömmlicher Uebung und bloßer Achtung der eingeführten Sitten sei.

Es zerstört der Krieg viel Herrliches der Vorwelt, viel Gutes, das wir selbst bauten, und noch mehr Entwürfe, die wir in Zukunft auszuführen dachten. Aber eben dieser schreckliche Zerstörer entwickelt dadurch unsere Kraft. Wir sind nicht sowohl auf Erden vorhanden, um zu bauen und uns an unsern Werken zu ergötzen, als vielmehr die uns inwohnenden Kräfte durch beständiges Kämpfen gegen obwaltende Hindernisse zur möglichsten Vollkommenheit zu steigern. Denn unser unsterblicher Geist ist eine Kraft, berufen zur ewigen Wirksamkeit. Ruhe erschlafft und ist ein halber Tod. Nur Thätigkeit ist Leben und gewährt Stärke. Der Krieg verwüstet, aber verwüstet nur nichtige Werke; die Kräfte dagegen belebt er. Ist nicht die Nothwendigkeit von jeher die Mutter oder Erweckerin der seltensten Eigenschaften des Menschen gewesen?

Der Krieg zerstört — aber nur das Nichtige und Zerstörbare. In der allgemeinen Unsicherheit von unserm Hab und Gut, selbst von unserm Leben, erscheinen uns diese Dinge endlich einmal in ihrem wahren Werth. Wir fangen endlich an, uns mit dem Gedanken zu versöhnen, Alles, was wir haben, verlieren zu können; wir werden dagegen gleichgültiger. Wir finden selbst, daß es noch höhere und bleibendere Güter gibt, als diese sind, welche uns in wenig Stunden sämmtlich entrissen werden können. Und erst solch ein Mensch, der auf dieser Stufe steht, ist seiner selbst würdig geworden; ist im Begriffe, ein Christ zu werden im göttlichen Sinne des göttlichen Meisters; ist auf dem Wege, ein freies, reines Gemüth, ein heiteres Bewußtsein, ein Herz voller Tugenden höher zu achten, als Alles, was die Welt gewähren kann. — Nur was vom Geiste stammt, nur was dem ewigen Geiste angehört, ist ein bleibendes Gut; alles Andere Staub, Täuschung und Blendwerk. Müssen nicht Fürsten von ihren Thronen niedersteigen, Sieger in Gefangenschaft gehen, reiche Schwelger betteln, und die, denen sonst Alles gehörte, Herd und Heimath verlassen? Nur dem,

der mit Jesu Seelengröße die Welt betrachtet und was sie gibt, erscheint alle Feindseligkeit der Welt ohnmächtig; der kann Alles verläugnen, sein Kreuz auf sich nehmen und dem Alleinheiligen nachfolgen. Wer am Staube hängt, im Nichtigen seine Wollust, sein höchstes Gut erblickt, der verdient mit dem Staube unterzugehen.

Der Krieg zerreißt gewaltsam viele irdische Bande — aber eben dadurch stärkt er die Herzen zur Knüpfung edlerer Verhältnisse. Wie sich die ruhige Luft zuletzt selbst vergiftet und das stille Gewässer des Sumpfes in Fäulniß übergeht: so löset sich ein Volk im langen, ungestörten Frieden durch das Verderben der Selbstsucht auf. Eine Stadt, ein Dorf, eine Familie scheidet von der andern, und zuletzt sucht jeder einzelne Bürger nur seinen eigenen Nutzen, sein eigenes Vergnügen, seine eigene Ehre, unbekümmert um die übrigen. Der Neid und die Eifersucht tritt zwischen die Stände und erzeugt einen geheimen Bruderzwist. Die Gesetze herrschen nicht mehr in den Seelen, sondern nur über die einzelnen Handlungen. Das Vaterland wird zum leeren Namen, ohne Bedeutung; die Liebe des Fürsten und Vaterlandes ergießt sich höchstens nur in kalte, übliche Schmeicheleien. Der Leichnam des Staates steht noch; aber die Seele ist fast davon gewichen — aber der Sturm kommt und entgiftet die Luft, und die zusammengetriebenen Wellen reinigen sich von der Fäulniß. Die allgemeine Kriegsnoth, da Alles in ihr den Untergang droht, ermannt die trägen, eigennützigen Bürger aus der Sicherheit. Zum erstenmal fragen Tausende nach ihren Mitbürgern, schwören Tausende, in Noth und Tod zusammenzuhalten, rufen Tausende das gemeinsame Vaterland und dessen Ehre an, segnen Tausende mit aufrichtigem Herzen die Fürsorge des Landesfürsten, der Leid und Freud mit ihnen theilt und trägt. Die allgemeine Noth gleicht den Unterschied der Stände aus; der Arme hält sich am Reichen; der Reiche findet Schutz durch den Armen. Das ganze Volk wird wieder eine einzige Brüderschaft, die einzige Familie eines treuen Landesvaters, und die größte Stadt nur zum kleinen Punkte im Vaterlande.

Und wie in der Kriegsgefahr alle Bürgertugenden sich mit bewunderungswürdiger Macht entwickeln, um das Ganze zu retten: so erwacht in der Brust jedes Einzelnen wieder der Sinn für Christentugend, ungeheuchelte, tief empfundene Religiosität, welche weit entfernt von jenem schlaffen, äusserlichen Gewohnheitswerk ist, das oft den Namen des edelsten aller Kleinode führen muß. Es erhebt sich in jeder Brust ein stärkeres Vertrauen zur Allmacht, ein felsenfester Glaube an Tugend, Recht und Vorsehung, ein Glaube, der alle Waffenkünste besiegt, und alle Erdenmacht und alle Feindeslist zuletzt zu Schanden macht.

Dies ist die Frucht der Kriegsnoth. Sie ist der Staaten und der Menschheit bittere Arznei, die Jeder mit Schaudern meiden will, und endlich doch ergreifen muß.

Und betrachte ich den Krieg aus diesem Gesichtspunkte: so wird mir sein Dasein in der Welt nicht unbegreiflich, sondern ich erkenne selbst die Nothwendigkeit seines Erscheinens. Ich lerne Gottes Weisheit in den Kriegsstürmen, die er verhängt, anbetend verehren, wie in den Wettern des Himmels, wenn derselbe tödtende Blitze verabsendet auf die erschrockene Welt.

Oft habe ich, oft, mein Gott, im Stillen über das Elend dieser Zeiten gemurrt, und im Stillen gefragt: Warum so vieler Jammer? Kann ihn Gott, der Gott der Liebe, seinen Menschenkindern senden? Oft, wenn ich einen Theil meiner seit Kindheit an gehabten Bequemlichkeiten und Genüsse fallen lassen und jetzt im spätern Alter wohl das gewohnte Weiche zuweilen mit dem Harten vertauschen lernen mußte, sprach ich: es thut doch weh! — Oft, wenn ich, was mir Weniges blieb, zuweilen noch weit unglückseligern Brüdern, oder als Scherflein zum Beistand Aller am Vaterlandsaltare hinreichte, und dann der bange Gedanke sich an mich drängte: wie wird es einst den Meinigen ergehen? — oft ward dann Alles düster um mich. Ich hörte nur meine Seufzer, fühlte nur die Gluth meiner Thränen. — Nun aber — nun, Gott, Weltordner, Vater, Wunderbarer, Furchtbargroßer in Deinen Verhängnissen, nun murre ich nicht wieder. Ich erkenne Dich auch im Gewitter des Krieges! Ich bete Deine Geisterliebe auch im Getümmel des Schlachtfelds an. Die nicht mehr leiden, sind bei Dir; die heute noch leiden, verdienen das Leiden. Denn wer noch um den Verlust des Irdischen klagt, hat noch zu hohen, sträflichen Werth auf das Vergängliche gesetzt; ist noch zu verweichlicht; ist noch nicht reif zu jener Vollkommenheit, in der wir uns für unsere Brüder und das Vaterland, Vaterland und Familie für die Sache der Menschheit, für die Sache Gottes opfern sollen!

Ich fasse meine Seele mit Geduld. Dem Christen geziemt der Heldenmuth, mit welchem Christus für die Brüder das Leben ließ. Ergeben, Gott, in deinen Willen, kann mir nichts Schreckliches begegnen, weil auch der Verlust alles dessen, was ich auf Erden habe, nicht schrecklich ist dem, der Dich hat. Amen.

357.

Gebet um Frieden.

Ps. 77, 1 — 11.

Welch eine jammerreiche Zeit!
Die Felder nur gedüngt in blut'gen Leichen;
Durch Stadt' und Dörfer ziehen böse Seuchen,
Und im Palast wohnt Traurigkeit.

Des Winters todtes Schneegewand
Bedeckt von tausend Helden die Gebeine;
Sie starben all' im heiligen Vereine
Den großen Tod fürs Vaterland.

Und tausend Andre sieh'n dem Tod geweiht.
Sind noch der Opfer nicht genug gefallen?
Wie lange muß der Schlachten Donner schallen,
Eh' ihn der süße Friedensruf zerstreut?

Erbarmer, Gott, erbarme unser Dich,
Blick' auf der Waisen und der Wittwen Thränen,
Erhöre, Gott, der Völker heißes Sehnen:
Verleih' uns Frieden gnadiglich!

Schaudernd blicke ich auf die vergangenen Tage zurück. Welch ein Jahr voller Jammer und Wechsels von Hoffnungen und Schrecken! Viele tödtete der Kummer. Vielen legte die Angst den nur zu schnell reifenden Todeskeim in die Brust. Millionen Wunden bluten. Millionen Augen sind roth geweint. Wird uns denn der Herr ewiglich verstoßen, und keine Gnade mehr erzeigen?

Die Völker weit umher, vom Aufgang zum Niedergang, von einem Meere zum andern, zittern voll banger Erwartungen dessen, was kommen soll. Durch die Ge-

witternacht des Krieges zuckt nur ungewiß ein schwacher, freundlicher Friedensstrahl. Sie zittern vor Furcht um die schwarzen Verhängnisse, welche aus der unsichern Ferne drohen. Ihren Armen fehlt die Kraft zur fröhlichen Arbeitsamkeit. Die Früchte ihres langen Fleißes sind zertreten. Die Saaten, welche der Landmann seiner Erde anvertraute, für wen sollen sie keimen? Vielleicht zerstampft die Menge kriegerischer Rosse in wenigen Monden alle Hoffnungen der Aernte. Niemand ist seines Gutes sicher, und was der Fleiß am Morgen gewinnt, ist vielleicht am Abend schon der Raub fremder Gewalt. Um Erbarmen, du Allbarmherziger, fleht zu Dir der Bedürftige, welcher den letzten Bissen mühsam erworbenen Brodes mit Thränen netzte. Um Gnade und Schonung ruft zu Dir, Allgnädiger, der Unglückselige, welcher, einst begütert, gleich Hiob, nun verlassen umherirrt, verlassen von seinen Freunden, verstoßen von Undankbaren, und das Mitleid fremder Herzen anspricht. Um Barmherzigkeit schreit zu Dir die verzagende Armuth, welche, hinausgeworfen aus der heimathlichen Hütte, kaum ihre Blöße gegen des Winters Strenge decken, und in den Stürmen kaum ein schützendes Obdach finden kann.

Verheerend zog das Kriegswetter über einen ganzen weiten Welttheil; schauernd sahen die Nationen das Herannahen desselben; das dumpfe, bange Gerücht lief voraus, und tödtete alles Lächeln der Freude, und lähmte allen Muth zum Guten und Bessern. Der Sturm wälzte sich näher. Feuer und Schwert fraßen den Wohlstand glücklicher Städte und Landschaften hinweg. Die Felder wurden öde ohne Aernte. Schwarze, dampfende Brandstätten bezeichneten die Lage ehemaliger Dörfer. Ueber ganze Geschlechter sonst begüterter Sterblicher schwang der Würgengel schonungslos das zweischneidige Schwert. — Er zog vorüber. Von Blutstropfen war seine Straße besprengt. Der bleiche Hunger und pestartiges Fieber schlich hinter ihm her. Die Lebenden weinten über den Leichnamen der Todten, und suchten unter der Asche ihrer ehemaligen Hütten das Letzte hervor, was ihnen ein kummervolles Dasein fristen könnte. Empor von den Aschenhaufen und Leichnamen strecken sie ihre Arme jammernd zum Himmel: Vater des Lebens, Erbarmer! willst Du uns ewiglich verstoßen, und keine Gnade mehr erzeigen? Es steigt aus tausend und tausend Dir geweihten Tempeln das Geschrei und Flehen der Nationen: Sei unser Retter, o Du, der allein Macht hat, aus dem Elende zu retten, die auf deine Gnade hoffen. Wie lange wird Deine furchtbare Strenge über uns walten; wann wird Deine Güte wieder auf uns niederlächeln, daß wir uns in der Seligkeit des Friedens erquicken, und Deines Segens freuen können! O Du, dessen Wink aus dem Tode das Leben ruft, dessen Hauch den Trotz gewaltiger Heere vernichtet, lenke Du das Gemüth der Völker, den Geist der Fürsten. Sende deinen Friedensengel in die trauernde Welt!

Es fleht zu Dir die Angst der Nationen, versammelt in allen Tempeln um alle Altäre. Sie erkennen, o Herr, daß Du nur der Herr bist, und kein Gewaltigerer als Du

Und die verlassene Wittwe betet zu Dir einsam in ihrer Kammer. Ach, ihr Gebet voll Inbrunst, ihr Seufzer fordert nichts für sich selbst. Würde heute der Todesengel ihr erscheinen, das Ende ihrer trauervollen Tage zu bringen, freudig würde sie ihn anblicken. Aber ihr Mutterherz blutet; Du gabst ihr dies Herz voll treuer Zärtlichkeit um ihre Kinder; Du selbst, Urquell der Liebe, beseeltest sie mit den heissen Gefühlen der Liebe für die, welche sie mit Schmerzen gebar. Das Vaterland forderte ihre Söhne in den blutigen Kampf für des Vaterlandes Glück und Sicherheit. Sie weiheten sich der ersten, heiligen Pflicht, um das Wohl ihrer Mitbürger zu streiten, und, soll es seyn, für dasselbe zu sterben. Entschlossen stehen sie dort. Die Mutter weint um das schwere Opfer; sie brachte es gern, wenn gleich mit blutendem Herzen; gern, weil die Pflicht gebot. Aber auch die Mutterpflicht will ihr Genüge; die Mutterliebe schreit laut um die Vermißten. Erbarmer, sei Du ihr Schild am Tage der Noth und Gefahr! Allmächtiger, errette Du sie, daß sie noch einmal heimkehren zu den verlassenen Wittwen, noch einmal an die Brust der Mutter sinken! dann wird sie mit Entzücken ihre getröstete Seele aushauchen. Gieb Frieden auf Erden, daß sich die Gebeugten wieder emporrichten, und die Verzweifelnden sich wieder Deiner freuen, und rufen: Wir müssen leiden, aber die Hand des Höchsten kann Alles ändern! (Ps. 77, 11.)

Es wüthet das mörderische Schwert des Krieges von Land zu Land. Die Freude droht sich aus dem Leben zu verlieren. Millionen wurden in diesen Tagen des allgemeinen Unglücks geboren, um ihr junges Leben auf den Schlachtfeldern wieder auszubluten. Millionen erblicken mit dem ersten Tageslicht zugleich die Sorgen und Thränen der Aeltern; ach, sollen sie nie das schöne Stillleben des Friedens schmecken?

Gott, welch empörendes Schauspiel, Deine Erschaffenen zu sehen, sich gegenseitig Gefangenschaft, Wunden und Tod zu bereiten! Kinder eines Vaters zu sehen, die, alle Gefühle der Bruderliebe verbannend, nur in das Leben gerufen zu sein scheinen, um sich gegenseitig wieder aus demselben zu vertreiben! Menschen zu sehn, die aus entfernten Weltgegenden wider einander rennen, um sich abwechselnd zu verstümmeln, zu vernichten, ohne sich einander je gekannt, noch weniger beleidigt zu haben! — Aber das Schlachthorn ruft: der Donner des Geschützes brüllt. Voll geheimen Schauerns rücken die Schaaren wider einander, sich den Tod zu geben. Tausend und tausend Herzen pochen bange — und in den bleichen, starren Gesichtern ruht schwer die Erwartung des Feindes und der tödtlichen Kugel. Noch mancher Seufzer der Kämpfenden fliegt zurück in die stille Heimath; noch mancher Gedanke, schnell und flüchtig, ruft den greisen Vater, die stumm leidende Mutter, die hoffnungslose Braut, die weinende Gattin, die unschuldigen Kinder, die trauernden Geschwister an. Aber im Getümmel des Treffens verfliegen die Erinnerungen. Schreckenvoll ergreift die Gegenwart. Um Leben und Sieg ringt jeder Arm. Die Gleichgültigkeit gegen das Leben verwildert zur lebensvernichtenden Wuth. Mordlust funkelt aus dem stieren Blicke der Kämpfenden. Mann stürzt neben Mann, vom Schwert und Todesspeer getroffen. Niemand sieht die Leichname der Brüder, nur den Lebenden noch, der gegenüber droht. Das wilde Roß zerstampft mit seinem Hufe die Gebeine des eigenen Herren. Die Flammen des Geschützes füllen das Auge, donnerndes Getöse das Ohr. Der letzte Seufzer des Sterbenden wird nicht gehört. Das Jauchzen der Ueberwinder mengt sich in den Angstruf der Flüchtenden, bis Beider Geschrei in der Stille der Nacht verhallt, und die Heere den blutigen Wahlplatz verlassen.

Welch ein schreckenvoller Anblick, das öde Feld der Schlacht, wo der Sieger seine Ehre, sein Glück nach der Menge hingewürgter Brüder berechnen soll! Unglückliche, die noch verstümmelt leben, beneiden den Tod derer, die zerschmettert vor ihnen liegen. Blutende ermannen sich noch einmal aus der Ohnmacht, um in die letzte zurückzusinken. Sterbende fordern ein Labsal, Verwundete eine Linderung ihres brennenden Schmerzes. Der Fluch der Verzweifelnden, das Wimmern der Versäumten, das letzte Gebet der Verblutenden tönt durch die finstere Einöde. — Erbarmer im Himmel, erhöre die Seufzer der Leidenden, die nach der Schreckensstunde der Schlacht auf den Wahlfeldern ihre Seele ausathmen! Ach, sie flehen nicht mehr um Verlängerung ihres schmerzlichen Daseins. Das Leben hat keine Lust mehr für sie. Aber um das Glück ihrer trostlosen Aeltern, Wittwen und Waisen flehen sie! um das Glück des Friedens flehen die sterbenden Krieger für ihr Vaterland. Wer kann helfen, Allmächtiger, wenn Du nicht hilfst, und Deinen Blick von uns wendest? Umsonst hofft der graue Vater auf die Wiederkehr seines Sohns; umsonst die Braut auf ein Wiedererscheinen ihres Geliebten; umsonst die Schwester auf den Anblick vom Gespiel ihrer Jugend. Der Sohn, der Bräutigam, der Bruder liegen erstarrt auf dem Schlachtfeld; eine fremde Hand verscharrt ihre Gebeine unter die Erde; Niemand kennt, Niemand beweint sie.

Und ist das Schlachtfeld das Schrecklichste? — Wer den Blick werfen könnte in die zerschossenen Wohnungen der Städte; in die geplünderten Hütten der Dörfer! Wie mancher Greis erlebt nun den traurigsten Ausgang seiner Tage! Mit Frömmigkeit und Fleiß sammelte er viele Jahre mit Mühe für den Abend seines Lebens ein, und die ganze Arbeit seines Lebens war verloren. Er kann seinen Kindern nichts mehr geben, und seine letzten Kräfte, seine letzten Thränen sind ihm nur noch, um für die wenigen übrigen Stunden seines Daseins ein Almosen zu erbetteln. Die hungernde Mutter sieht mit erloschenem, todtenhaftem Blick auf den Liebling ihres Herzens, den verschmachtenden Säugling, nieder, dem sie keine Nahrung mehr reichen kann. Geplünderte Familien ziehn stumm und zitternd von den Aschenhaufen und Schutthügeln hinweg, wo sie lange glücklich gelebt, und suchen eine neue Heimath in der unbekannten Ferne. Zerstreut weit umher in der Welt seufzen die Gefangenen im Elende, ohne Nachricht vom geliebten Kreis ihrer Blutsverwandten, und dulden und hoffen. Und aus den Kerkern der Fremde, und von den Schutthügeln der Zerstörung, und über dem verschmachtenden Säugling erhebt sich das inbrünstige Geschrei zum Himmel: Erbarmer, sei uns gnädig! Sende uns Frieden, und laß uns das verlorne Heil wiederfinden! Erhöre das Gebet der leidenden Welt! Du kannst helfen, nur Du kannst trösten! — —

Ach, wenn mich in diesen Betrachtungen des namenlosen Elendes oft der Schmerz überwältigt, wenn ich unter diesem Kummer oft meinen Glauben an Deine Alles umfassende Liebe wanken fühle; wenn mein Geist nicht begreift, warum dies Leiden so vieler Unschuldigen sein muß, die Dich lieben, anbeten, und im Gräuel der Verwüstung untergehen: so vergib, Vater im Himmel, Deinem schwachen Kinde! Auch dies Wanken ist ja nur die Wirkung des Mitleids um meine Miterschaffenen; auch diese Liebe und Trostlosigkeit ist aus keinem ganz unreinen Herzen gegangen. Du gabst mir dies Gefühl' dies Herz!

Ja, ich schreie zu Dir, wie Assaph, ich schreie mit meiner Stimme zu Gott; zu Gott schreie ich, und er erhöret mich. In der Zeit meiner Noth suche ich den Herrn; meine Hand ist des Nachts ausgestreckt, und läßt nicht ab; denn meine Seele will sich nicht trösten lassen. — Ich denke der alten Zeit, der vorigen Jahre! Wird denn der Herr ewig dich verstoßen, und keine Gnade mehr erzeigen? Ist es denn ganz und gar aus mit seiner Güte, und hat die Verheißung ein Ende? Hat denn Gott vergessen, gnädig zu sein, und seine Barmherzigkeit verschlossen vor Zorn? Aber doch spreche ich: ich muß das leiden. Die rechte Hand des Höchsten kann alles ändern. (Ps. 77, 1 — 11.)

Ich muß das leiden, was Du mir sandtest. Es ist doch meiner Seele Glück. Die Welt muß das leiden, was Du ihr bestimmt hast, es ist doch zuletzt der Völker und ihrer Kinder Glück. Wer will murren, daß er für Andere das Opfer werde? Ist dies zu sein nicht der Sterblichen höchster Beruf? Hat Christus sich nicht für uns geopfert, die Jahrtausende nach ihm uns der Wohlthat seines Erlösertodes freuen können? So sei uns denn kein Kampf, keine Entbehrung, kein Opfer zu schwer — es gilt die Freiheit und Sicherheit des Vaterlandes, es gilt die Heiligkeit und Rechte, es gilt die Festigkeit unsers Fürstenthrones und geliebten Fürstenhauses!

Und soll das Glück des Friedens, der bleibende Wohlstand der Völker und ihr heiliges Recht, mit noch mehr Blut- und Thränenströmen erkauft werden: es sei! Ich muß das leiden, was Du heilsam findest. Dunkel sind die Wege, unerforschlich Deine Verhängnisse; aber sie leiten uns zum glänzenden Ziel. Meine Pflicht ist es, nun das Elend der Tage mildern zu helfen, so weit meine Kräfte reichen. Warum beklage ich den Beraubten; habe ich nicht noch ihm von dem Meinigen etwas mitzutheilen, daß er seine Blöße bedecke? Warum ergiesse ich mich in die fruchtlosen Thränen des Mitleids, wenn ich von den Hungernden höre: kann ich ihnen nicht Beisteuern sammeln und zusenden? Wann und wo kann sich Menschenliebe reiner und größer zeigen, als im allgemeinen Unglück?

Es sind die Tage der Noth, sie sollen uns läutern von aller Selbstsucht, von allem Eigennutze. Der Friede hat uns erschlaffet und entzweit; des Krieges Leiden soll uns stärken und wieder vereinigen, daß Jeder den Werth des Andern, auch des Geringsten unserer Brüder, lebendiger erkenne. Der Friede verweichlichte unsere Sitten, brachte Ueppigkeit, Wollust, Uebermuth, und ließ uns in den Schlamm sinnlichen Wohllebens versinken. Der Krieg mit eiserner Faust zieht uns aus dieser Versunkenheit empor, lehrt uns die Nichtigkeit unserer irdischen Güter einsehen, und bringt mit der alten Einfalt die alten Tugenden der Vorwelt zurück, auf daß wir das Glück eines künftigen Friedens würdiger geniessen mögen, auf daß sich die Enkel in dem Schicksal ihrer Vorfahren spiegeln mögen. Der heutige Tag und sein Verhängniß ist nicht für uns; er gehört denen, die lange nach uns leben!

Ich muß das leiden. Aber die rechte Hand des Höchsten kann Alles ändern! Gott ändert, wenn der Mensch des bessern Looses werth geworden. Gott ändert, wenn das Ziel seiner Rathschlüsse erreicht ist. Er beugt den Stolz der Könige, er bricht die Macht

der Gewaltigen, er demüthigt den Uebermuth der Völker. Er beschirmt auch den Geringsten, hebt den Niedrigen wieder vom Staub empor, und gibt Jedem sein Recht. Und fallen in dem verheerenden Weltsturm auch Millionen blutende Opfer: er ist jedem Einzelnen von diesen Millionen nahe; er umfaßt jeden Einzelnen mit seiner unendlichen Vaterliebe; er weiß jeden Einzelnen für den flüchtigen Schmerz herrlich zu erquicken.

Die rechte Hand des Höchsten kann Alles ändern. Dies ist mein freudiger Trost unter allen Drangsalen, die mich getroffen haben, oder noch drohend umringen. Ja, Vater, Dein heiliger Wille geschehe, nicht mein Wille! Nicht ich weiß, was der Welt Wohl sei; nur Du, Allweiser, kennst, was uns zum Frieden dient; nur Du, vor dessen Blick die fernste Vergangenheit, wie die entfernteste Zukunft lichtvoll daliegt. Du kannst ändern, Du wirst ändern. Wir haben Dein Wort, Deine Verheißung. Du hörst unser Flehen, und wirst erhören, wenn die rechte Zeit ist. Die Thränen der Waisen und Wittwen flehen nicht vergebens vor deinem Throne; das Gebet der Völker steigt nicht vergebens aus den Tempeln zu Deinem Himmel; der Seufzer der Sterbenden und Blutenden auf Schlachtfeldern schwebt nicht unbemerkt zu Dir hinauf. Du bist Aller Gott, Aller Vater!

Und wenn auch ich in diesem ungeheuern Weltstreite, welcher so viele Glücksumstände unwiederbringlich verloren machte, mehr noch einbüßen sollte, als ich schon eingebüßt habe, und wenn ich ganz verarmen müßte, wie Tausende verarmt sind: was büße ich Anders ein, als was mir doch nicht gehört, und ich im Tode Andern geben muß? Wie könnte ich, was ich habe, rühmlicher verlieren, als in Uebung meiner heiligsten Lebenspflichten für des Vaterlandes Wohl, für meiner Mitbürger Rechte? — Und sollte ich unter dem Schwertstreich meiner Vaterlandsfeinde bluten müssen: für welche edlere Sache könnte ich rühmlichere Wunden und Schmerzen tragen? Und sollte auch mein Leben in diesem verworrenen Völkerkampfe früher oder später zum Opfer gebracht werden: Gott, Du hast es mir verliehen, kann ich es würdiger in Deine Hand zurückgeben, als wenn ich für das Glück meiner Mitbürger sterben kann und darf?

Mit gottergebenem Sinn gehe ich furchtlos aus diesem trauervollen Jahr in ein anderes hinüber; vielleicht in ein noch verhängnißvolleres. Aber die rechte Hand des Höchsten kann Alles ändern.

Ja, Herr, meine Seele hoffet auf Dich. Du kannst, Du willst die Deinen nicht verlassen. Du bist mein Hort; Du bist der Vater der Meinigen. Und hinterlasse ich ihnen nichts: so bleibt ihnen doch mein Beispiel und mein Glaube, mein Muth und meine Hoffnung. Du, Vater, Du bleibst ihr Versorger, ihr Beschirmer, ihr unsichtbarer, allmächtiger Freund. Amen.

358.

Die Opfer für das Vaterland.

Jerem. 9, 1.

Schlummert sanft, ihr seid für uns gefallen!
Euern Wittwen, euern Waisen allen
Wollen wir ein Herz voll Dankes weih'n,
Ihnen Tröster, Wächter, Vater sein.

Schlummert sanft! Ihr seid des Himmels Erben.
Alle Todten, die im Herren sterben,
Gehen ein zu Gottes Herrlichkeit.
Nach den letzten Augenblicken

Des Todesschlummers folgt Entzücken,
Folgt Wonne der Unsterblichkeit.
In Frieden ruhen sie,
Frei von der Erde Müh'!

Halleluja!
Vor Gottes Thron,
Zu seinem Sohn
Begleiten ihre Werke sie!

Wahrlich, nicht ganz verlassen von der Tugend ist die Erde! Zählen wir nicht Tausende von Schlachtopfern, die für das Heil ihrer Mitbürger, ihres Vaterlandes, fröhlich in den Rettertod gezogen sind? Und mögen auch Hunderte von ihnen vielleicht nur gezwungen in das ehrenreiche Schlachtfeld getreten sein: haben sie darum minder tapfer gestritten, minder die Ehre ihrer heimathlichen Fahnen verfochten, minder an Schmerzen und Wunden im Todeskampf gelitten? Mögen auch Hunderte ungern in das blutige Gewühl der Treffen gezogen sein; aber auch Hunderte und Hunderte flogen mit dem Entzücken der Begeisterung dahin, und weiheten sich dem edeln Untergang für der Mitbürger Wohl und Leben, für des Thrones und des Volkes ehrwürdige Rechte! Wer will sie heute unterscheiden? Da liegen sie fern von uns in fremder Erde begraben, Brüder neben Brüdern, wie sie neben einander streitend fielen. Und sie sind nicht umsonst gefallen. Ihr Blut und Tod war der Völker Segen.

Sanft schlummere euer Staub auch in fremder Erde, fern von den Städten und Dörfern, zu deren Schirm ihr die treuen Waffen hobet! Wenn auch kein stolzes Denkmal dort dem Wanderer eure Namen nennt, erschlagene Sieger: in der Heimath nennt ihn die Liebe, und klagt noch lange die Freundschaft um euch. Ihr seid nicht vergessen. Und das gerettete Vaterland spricht: Ach, daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupt, und meine Augen Thränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen könnte die Erschlagenen in meinem Volk! (Jerem. 9, 1.) Denn es beweint das Vaterland in euch den Verlust seiner edelsten Kinder, seiner treuesten Bürger, die mit ihrem Opfertode bewiesen, was ihnen ihr geliebtes Volk galt.

Lange fließt um euch noch in der künftigen Stille des durch eure Tapferkeit errungenen Feindes, edle Jünglinge, die verheimlichte Thräne eurer Bräute. Ach, euer Triumph ward ihr lebenslanger Harm; aber es sollte sein. Ihr mußtet sterben, um die Herzen eurer Geliebten an die seligsten Erwartungen der Ewigkeit zu knüpfen. Ihr seid verklärt, und bringet Verklärung über die trauernden Seelen. — Lange seufzen um euch noch, edle Männer, die ihr den Heldentod für das Vaterland littet, die treuen Wittwen in ihrer Einsamkeit. Ihre Sehnsucht schwingt sich euch liebend nach über die Sterne. Ihr habet ausgerungen, ruhmvoll und in schön vollendeter Pflicht. Das ist eurer Wittwen stolzer Trost, das der Trost eurer Schwestern, eurer Brüder, eurer Väter, eurer Mütter. Unter dem Segen eures Vaterlandes blühen eure Waisen auf; man wird sie an euch erinnern, und

diese Erinnerungen werden ein neues herrliches, tugendhaftes Geschlecht dem Volke wiedergeben, und es wird ihr Ruhm im Volke sein, daß sie sagen können: auch mein Vater starb einst für dich!

Lange, o ihr erschlagenen Helden, ehrt euch die Nachkommenschaft, so lange das Gedächtniß dieser Tage währt. Und wann wird jemals die Geschichte dieses eisernen Zeitalters vergessen werden können? Haben wir nicht Jahre und Begebenheiten erlebt, wie die Vorwelt sie nur selten sah, wie die Nachwelt sie vielleicht nie wieder erleben wird? Viele Länder eines ganzen Welttheils ein ungeheures, leichenvolles Schlachtfeld; viele Völker empört in Waffen, ein unüberfehbares Heer; ein Wechsel des Glücks und des Unglücks, wie er in den Geschichten der Welt fast beispiellos dasteht; ein Hin- und Herwogen der Völkerschaaren von den entferntesten Landen zu den entferntesten Landen. Und in diesem riesenhaften Streit um das Heiligthum der Nationen seid auch ihr, o theure Kämpfer, gefallen. Konnket ihr jemals um eine ehrwürdigere Sache verbluten? Ist nicht das unvergängliche Andenken dieser Kriege das unvergängliche Denkmal eurer Tapferkeit und Ehre?

Doch köstlicher denn Seufzer der euch nachklagenden Liebe, köstlicher als die Wehmuth des Vaterlandes um seine Opfer, köstlicher als alle Bewunderung nachfolgender Zeiten, ist euch der Beifall Gottes, o ihr, die ihr im Bewußtsein der guten Sache Noth und Mühseligkeit ertruget, bis euch der Todesengel die ewige Friedenspalme reichte. Euer letzter Athemzug vollendete sich in einem heiligen Werke. Ihr habet euer Vaterland geliebt, nicht blos mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit. (1 Joh. 3, 18.) Ihr habt erfüllt das Gotteswort: Wir sollen auch das Leben lassen für die Brüder, gleichwie Jesus für uns aus Liebe sein Leben gelassen hat. (Joh. 3, 16.) — Vollendete, ihr seid bei Gott! Ihr habt die Krone des ewigen Lebens errungen. Möchte unser Dasein so herrlich, als euer Tod sein.

Doch nicht blos diesen Opfern für das Vaterland will ich meine dankbare Erinnerung weihen. Sie sind in Gottes Macht geborgen vor fernerer Noth. Aber andere sind, die heute noch leben, und minder glücklich als jene Vollendeten. Es sind die edeln, tapfern Männer, welche von den Schlachtfeldern verstümmelt zurückkehren und den Siegertod ihrer Brüder beneideten. — Sie leben — aber welch ein Leben! mit zerrissenen Gliedmassen, mit lange noch schmerzenden Wunden und zerstörter Gesundheit; viele unfähig, die Ihrigen durch Fleiß und Arbeit zu erhalten, unfähig, sich selbst die nothwendige Nahrung zu verdienen. Ihrer viele schmachten in Armuth. Sollen wir sie als Bettler vor unsern Thüren umherschleichen sehen, die unglückseligen Tapfern, die ohne Grauen für uns dastanden in den Gewittern und Schrecken der Feldschlacht, während wir in der Heimath unserer Bequemlichkeit pflegten? Für wen gingen sie hinaus in den Streit auf Tod und Leben? Es war für uns. Für wen trugen sie Frost und Hitze, Durst und Hunger? Es war für uns. Für wen bluteten ihre schmerzlichen Wunden? Sie bluteten für uns. Für wen müssen sie als Verstümmelte, als Krüppel, nun vielen Lebensfreuden entsagen, die wir geniessen? Ach, Alles für uns! — Selig sind die Todten, die in Uebung hoher Pflichten sterben konnten; sie gingen ein zu Gottes Herrlichkeit! Wehe denen, die nur noch leben, um unter einem undankbaren Volke verschmachten zu müssen! — Sprich nicht, herzloser Selbstsüchtiger: aber sie dienten um den Sold, den ihnen das Vaterland reichte. Würdest du um diesen Sold die kleinste deiner Gliedmaßen verkaufen? Sie dienten zum Schutz deines Vaterlandes, dienten für den Schutz deines Eigenthums; der Sold ward ihnen gegeben, daß sie sich während des Feldzuges armselig nähren konnten. Er war kein Lohn ihrer Dienste, sondern die erste Schuld des Landes. Jene Tapfern, die da umkamen, wer sagt, daß sie starben für diesen elenden Sold? Wer stirbt denn, um zu leben? Und diese verstümmelten, krankhaften, gebrechlichen Tapfern, liessen sie für den geringen Sold ihren Leib zerstören? — Sprich nicht, Herzloser: Aber viele von ihnen gingen nicht freiwillig für das Vaterland. Kannst du sie unterscheiden, die aus eigener Begierde auf den blutigen Wahlplatz rannten, oder gezwungen gingen, weil das Vaterland befahl? Und könntest du sie unterscheiden, ist der nicht deiner Achtung werth, welcher seine Pflicht erfüllte, so schmerzlich sie ihm auch war? Wenn er von Heimath, Aeltern, Verwandten, Freunden hinweggerissen wurde, um für die Rettung Aller im Kampfe zu helfen: ist es nicht aller Geretteten doppelte Pflicht, ihn für das Opfer zu entschädigen, welches man ihn darzubringen zwang? Würdest du nicht doppelten Anspruch auf Dankbarkeit machen, wenn man dein Wohlsein zum Lösegeld alles andern gefährdeten Wohlseins machte, ohne deine Einwilligung zu verlangen?

Vielleicht ist alles Unglück, welches durch das Schwert und feindliche Geschoß im Schlachtfelde geschah, noch gering zu achten gegen die Gräuel ohne Zahl und Namen, welche von der Wuth des Krieges in vielen Gegenden unserer Länder geschahen.

Es sind Städte verbrannt — es sind blühende Dörfer eingeäschert worden — viele Familien, welche durch die Flammen verschont blieben, gaben das Ihrige in Beherbergung der Kriegerhaufen hin. Sie mußten das Letzte hingeben, was sie hatten. Sie mußten dem schreienden Kinde das Brod nehmen, um es dem hungernden Soldaten zu reichen. Sie mußten ihre Betten hingeben, um dem Verwundeten ein Lager zu bereiten. Sie mußten ihr Hausgeräth, ihre Kleider, den größten Theil ihrer Habe verkaufen, um nur den drohenden Ungestüm der Krieger zu beruhigen. Sie wurden langsam zu Bettlern, Andere schneller Unbarmherzige. Feindesrotten drangen in ihre Wohnungen, erbrachen ihre Behälter, raubten, was sie fanden; zertrümmerten in gräßlicher Schadenfreude, was nicht entführt werden konnte; lachten zu den Thränen der Verzagten, stießen mit den Füßen zurück, die kniend ihr Erbarmen anflehten; verheerten die Felder; schleppten das Vieh davon; liessen den Geplünderten nichts als die Augen, ihr Elend beweinen zu können. — Dieser Verlust war nicht der höchste, nicht der schrecklichste. Wir haben von schandervollern Mißhandlungen gehört, welche alles menschliche Gefühl empören. Kraftlose Greise wurden mit Füßen getreten, achtungswürdige Hausväter blutig geschlagen, wund gestoßen. Viele derselben sind schon an den Folgen der Mißhandlungen gestorben; Andere schleichen seitdem mit verzehrenden Krankheiten ihrem willkommenen Grabe zu. Es sind fromme Mütter, es sind sittsame Jungfrauen der Raub viehischer Gewaltthätigkeit geworden. — Manche überlebten die verfluchte That nicht. — Mit Entsetzen wende ich mich ab von diesen

Gräueln, in welchen der Mensch sich selbst unkenntlich wird.

Alle jene verödeten Gegenden — sind sie nicht Opfer für das Vaterland geworden? Noch ragen die Trümmer halb und ganz verbrannter Städte schaurig gen Himmel und flehen euer Erbarmen, o ihr Glücklichern, an. Noch spielt der Wind in der Asche der Dörfer, wo einst fröhliches Leben, voller Fleiß, Genügsamkeit und Unschuld lächelten. Noch sehet ihr ausgeplünderte Ortschaften, wo nun Bettler neben Bettlern mit siechen Leibern, mit hoffnungslosen Herzen, in zerstörten Häusern wohnen. Noch wanken die Mißhandelten mit kaum vernarbten Wunden und mit Erinnerung an die Vergangenheit umher, deren Ueberleben schmählicher, als der Tod schrecklich ist.

Sie sind alle Opfer für das Vaterland geworden! — — Und ihr, Kinder des gleichen Vaterlandes, und ihr, benachbarte Völker, an welchen die fressende Flamme des Krieges schonender vorübergegangen ist — sehet hin, es sind eure Brüder! Christen, Christinnen, es sind eure Mitchristen! — Fraget nicht mehr heute, fraget nicht am Tage des Weltgerichts: O Jesus, o Du unser Richter, wann haben wir Dich hungrig gesehen, und haben Dich nicht gespeiset? oder durstig, und haben Dich nicht getränket? Wann haben wir Dich als einen Gast gesehen, und Dich nicht beherberget? oder nackt, und haben Dich nicht bekleidet? Wann haben wir Dich krank oder gefangen gesehen, und sind nicht zu Dir gekommen? Wahrlich, wahrlich, was wir thun und gethan haben einem unter diesen von den geringsten Brüdern Jesu Christi, das haben wir ihm selber gethan! — Und wäre jenes Elend nur alles Elend, welches der Krieg über Städte und Länder herbeigeführt hätte? — Nein, es sind der Opfer für das Vaterland noch mehr! Es sind noch, deren man vielleicht am wenigsten gedenkt, und die unsere Theilnahme nicht weniger auffordern, als alle andern. Denn wo das Haus verbrannt ist, es kann wieder erbaut, wo die Wohnung geplündert ward, sie kann wieder gefüllt werden. Wenn nur noch die Mutter vorhanden ist, welche die armen Kinder pflegen, und der Vater noch lebt, der sie alle wieder durch Arbeit und Gebet segnen kann.

Allein da sind weite Landstriche, über welche im Gefolge durchziehender Heere sich die schreckhafte Kriegspest verbreitete, daß die Mutter hinwegstarb vom schreienden Säugling, und der Vater umkam, ehe er die Seinigen versorgen konnte; da wich der Freund schaudernd vom Sterbebette des Freundes, um sich nicht zu verpesten; da sog die zärtliche Schwester im Scheidekuß von den Lippen des erblassenden Bruders den Tod; da kamen im hohen Pflichtgefühl menschenfreundliche Aerzte, zu retten, und gingen vergiftet heim, um selber ohne Rettung zu sterben; da heulten täglich die Todtenglocken durch die Fernen, als flehten sie das Mitleiden der Menschheit und des Himmels für die unseligen Ortschaften an. Aber es starben Greise, hoffnungsvolle Jünglinge, treue Gattinnen, fleißige Hausväter. Vieler Orten wurden der Menge der Todten die Begräbnißplätze zu klein. Ein Theil der Menschen rang in Fiebern zwischen Tod und Leben, während ein anderer zur Gruft geführt ward, und die übrigen verwaiset und trostlos vor gleichem Schicksal zitterten, oder verzweiflungsvoll es sich wünschten, um bald überstanden zu haben. Auch sie waren Opfer für das Vaterland! — O, wie viele heiße Thränen flossen da! Oft noch, was der Ansteckung der Seuche entrann, erlag wieder unter der schadenfrohen Grausamkeit der Kriegesbanden. Da ist Armuth, da ist Hilflosigkeit, da sind Wittwen, da sind unerzogene Waisen! Wer will ihr Vater sein?

Spreche Keiner: für sie muß der Staat sorgen. Wohl kann der Fürst des Landes Steuern und Abgaben ausschreiben, um den Beraubten einigermaßen zu helfen; er kann ihnen das Wiederaufbauen ihrer Wohnungen erleichtern; er kann Vorrathshäuser öffnen, daß sie Nahrung empfangen, um nicht zu verhungern. Aber haben sie denn nichts als ihr Obdach verloren? Ist denn Stillung des Hungers schon Ersatz für ihr untergegangenes mannigfaltiges Glück? — Keiner denke, wenn er ihnen ein Almosen sendet: nun habe ich das Meinige gethan, mögen Andere das Gleiche thun! Ach, ist denn dies Almosen Alles, was du vermagst? Und ist immer ein Stückchen Geld, welches du eben entbehren kannst, das Beste, was du zu geben vermagst? Siehe, wenn du dein Hab und Gut verlörst und dir nichts bliebe, und Andere um dich her verarmt wären; wie du: das Almosen, aus der Ferne dir mitleidig zugeworfen, es würde dir für einige Tage nützen; doch auf das kalte Stück Geld in deiner Hand würden deine Thränen nur um so heisser niederfallen. Ein gütiges, freundliches Wort, ein warmer Händedruck des zarten Mitleides von einem Nebenmenschen, würde dein Herz unendlich mehr erquicken, als jenes Almosen. So thue denn mehr, — thue Alles, was deine Kräfte gestatten! Frage nicht lange: wer gibt mir es wieder? oder: wer weiß, ob ich es nicht bald selbst nöthig gebrauche? — Siehe hinauf zum Himmel, dort wohnt Einer, der deiner auch nicht vergißt.

O Fürsten, Fürsten! könnte die Stimme des großen Elendes ungebrochen in eure Paläste dringen und in eure Herzen, ihr würdet den Purpur von euch werfen, euern Thron von Gold entkleiden, den Prunk in Ueberfluß schwelgender Umgebungen von euch stoßen, und Alles euern leidenden Unterthanen, euern Kindern reichen, die euch Gott vertraute! Wenn ihr in Feldlagern mit euern tapfern Kriegern das harte Bett, das schwarze Brod theilet, und sie begeistert, daß sie muthiger alles Ungemach ertragen: o warum begeistert ihr nicht durch große Aufopferung zum Besten der Verunglückten diese, daß sie ihr Elend freudiger auf sich nehmen, und das übrige Volk, daß es euerm Beispiel folge? Wo kann ein Thron königlicher sein, als wenn ihn die Tugend von todter Pracht entkleidet, um ihn selber zu schmücken? Wo glänzt ein schöneres Fest zu euern Ehren, als wenn ein ganzes Volk Freudenthränen weint?

Euere neu aufsteigende Paläste, ihr Reichen, entzücken nicht, so lange noch Städte und Dörfer Schutthaufen sind. Euere üppigen Gastmähler, an welchen kostbare Speisen dampfen und theure Weine verschwenderisch ausgegossen werden, sind ein Hohn der leidenden Menschheit; denn unfern von euch seufzen noch Hungernde, die ihr letztes Brot mit Thränen netzen. Die Ueppigkeit euerer Gewänder und Moden, für die ihr große Summen vergeudet, sticht schauderhaft mit der Nacktheit der Geplünderten ab. Ihr füttert Hunde und Rosse im Ueberflusse, aber dort sind verwaisete Kinder, deren sich keiner erbarmt; dort schleichen verstümmelte Vaterlandsvertheidiger an Krücken und betteln um ein Gnadengehalt, sie,

denen die Dankbarkeit des Landes den Rest ihres traurigen Lebens mit Allem verschönern sollte.

Ja, Dankbarkeit fordert uns zum Trost derer auf, deren Glück ein beklagenswerthes Opfer für das Vaterland geworden ist. Statt unser haben sie verloren; wir sind ihnen Ersatz schuldig. Aber, wenn wir ihnen all ihr Habe und Gut zurückstellen könnten: würden wir ihnen die schwergeduldeten Schrecken und Leiden abnehmen und ihnen Ersatz geben können für manches Unersetzliche, um welches ihr Herz lebenslang bluten muß? — Und können wir nicht die tiefsten ihrer Wunden heilen, so lasset uns wenigstens Balsam auf die leichtern giessen. Gebet dem Dürftigen Nahrung, dem Nackten Kleider, dem Geplünderten Hausgeräth, dem verarmten Arbeiter neues Werkzeug. Machet den Verstümmelten zu euerm Pflegling, den Wohnungslosen zu euerm Hausgenossen, die Waise zu euerm Kinde.

Was vaterländische Erkenntlichkeit fordert, ist das einfachste Gebot der Menschlichkeit, des Gewissens, des Christenthums. Es ist nicht bloße Güte von uns, was wir denen thun, die als Opfer des Krieges leiden, nein, es ist Pflicht. Sie haben unsern herzlichsten Beistand nicht als Gnade, sondern als Recht zu begehren.

O, daß ich nicht reich bin, nicht allen helfen kann, denen ich mit Trost beistehen möchte! Wie gern vergesse ich, was ich selbst im Gewittersturm der Kriege einbüßte, die Schrecken, die ich selbst erfuhr, die Thränen, die ich selbst weinen mußte. Ich habe noch. Ich will mittheilen von dem, was mir blieb. Du, o Gott, o Vater Aller, hast es mir beschirmt und erhalten, nicht daß ich es gefühllos verzehre, sondern zur Verminderung von meiner Brüder Leiden anwende. Elend ist weit und breit; die schönste aller Tugenden zu üben nirgends Mangel. Auf denn, so werde mir das Opfer, welches ich schuldig bin, nicht zu schwer! — Ich will helfen nach meinen Kräften. Ich will entbehren, um reichlicher austheilen zu können. Muß ich erst in die Ferne schauen, um Leidende zu finden? Nein, die Nächstwohnenden sind meine Nächsten. Ihnen gehöre ich zuerst. Ich will nicht fragen: Geben Andere verhältnißmäßig so viel als ich? sondern: Was kann ich ermangeln und mir absparen, um mir das reinste Seelenvergnügen zu erkaufen?

Ach, Gott, dies soll keine vorübergehende Rührung sein, sondern ein fester, ruhiger Wille! Gib mir, o Geist der Heiligung, Deine Gnade, daß ich muthig sei wider mich selbst, wenn meine Bequemlichkeiten, meine überflüssigen und doch gewohnten Bedürfnisse mich wankend machen wollen in diesem Jesussinn, der mich durchdringt. Ja, mein Heiland, ich will, wie Du, mich selbst verläugnen, Dir würdig zu folgen. Amen.

359.

Heilige Friedensfeier.

Jesajas 32, 17. 18.

Völker, trocknet eure Thränen,
Denn zerbrochen ist das Schwert!
Gott hat euer frommes Sehnen,
Euern lauten Schmerz erhört.
Unter heil'gen Jubelpsalmen,
Weh'n des Friedensengels Palmen.

Und es strahlt ein neues Leben
Durch die heit're Welt herein;
Das Gebeugte will sich heben
An der Freude Sonnenschein;
Ueber der Zerstörung Trümmern
Will die neue Schöpfung schimmern.

Völker, faltet eure Hände
Dankbar preisend himmelwärts;
Alle Fehde hab' ein Ende,
Ausgesöhnt sei jedes Herz;
Und Gerechtigkeit und Milde
Werde zu des Friedens Schilde.

Nach vieljährigen blutigen Kämpfen ganzer Nationen endlich wieder Ruhe, und vielleicht lange Ruhe der Waffen! — Gott, mit welchem Entzücken wurden die ersten Botschaften des Weltfriedens von jedem Herzen aufgenommen! Ich hörte von hundert freudigen Stimmen die Nachricht wiederholen, und immer wieder von neuem das goldene Wort des Friedens klingen. Ich sah alle Augen von Vergnügen glänzen. Ich sah Freudenthränen fliessen. Nun athmete jedes wieder freier. Alle Sorge, alle Angst verschwand. Die Vergangenheit lag hinter dem Menschengeschlecht, wie eine vorbeigezogene Gewitternacht voller Schrecken, und die Zukunft kam mit allen Reizen und Hoffnungen des Bessern geschmückt, wie ein Sommermorgen voller Erquickung und Glanz.

Auch ich empfand die Seligkeit Aller. Auch ich freute mich mit den Müttern, welche nun voller Sehnsucht die Rückkehr ihrer Söhne, mit den Bräuten, welche die Heimkunft ihrer Geliebten, mit den Gattinnen, Brüdern, Schwestern, Freunden, welche das Wiedersehen ihrer Theuern erwarteten nach der langen, gefahrreichen Trennung. Auch ich, gleich allen Andern, sah nun umher in meinem Eigenthum, und forschte: was besitze ich noch? was haben mir die großen Stürme übrig gelassen?

Und diese Freude der Menschen, o Vater im Himmel, war sie nicht der innigste Dank und Preis Deiner Gnade? Sind diese Gefühle nicht mehr, als alle Worte, die wir stammeln?

Aber auch in dieser heiligen Stille, da ich meinen Geist sammele, um, fern von irdischen Geschäften, ihn ganz Dir und meiner Selbstheiligung zu weihen, auch jetzt hebe ich andachtvoll und dankbar meinen Blick zu Dir empor, o mein Gott! — Lange fühlte die Welt die Strafe ihrer Sünden. — Ströme Bluts flossen dafür — das Gericht ist geschlossen. Wir dürfen wieder hoffen. Du hast uns Gnade und Erbarmen gegeben, die Herzen der Fürsten und ihrer Räthe gelenkt, gelenkt durch die eisernen Verhängnisse und Umstände. Du hast den Grimm der Völker gemildert durch das Schrecken und Leiden Aller. Versöhnung kehrt zurück; die Rache ist verblutet.

Ich freue mich des Friedens. — Doch warum freue ich mich? War denn das Unglück des Krieges minder Deine Gabe? War der Krieg nicht eben so nothwendig für die Völker, und so nützlich, als nach der großen Erschöpfung nun die Ruhe ist? — Ist der Krieg nicht die unumgängliche Folge der frühern Uebel gewesen? Es erwächst dem einzelnen Menschen, es erwächst ganzen Völkern kein Leiden, das sie nicht selber verschuldet gehabt hätten. Jedes Leiden, als Folge vorangegangenen

Unrechts, ist Warnung, Belehrung der Geister nnd Erhebung derselben zur Besserung. Wissen wir nicht, daß Menschen, würden sie auf Erden ein beständiges Wohlleben genieſſen, endlich nur diesem irdischen Wohlsein angehören, ihre höhere Bestimmung, die Veredlung des Gemüths, die Ewigkeit, ja Dich selbst, o mein Gott, vergessen würden? Wissen wir nicht, daß Nationen, wenn sie einen vieljährigen Frieden hatten, unweise genug ihre angestammte Kraft erschlaffen lieſſen, weichlich, üppig und feig wurden; die Religion zum Kinderspott, die wahre Ehre zum Getändel leerer Hoffahrt machten; in sich neidisch, mißgünstig, die Auflösung und den Zerfall der großen Gesellschaft beförderten, bis die allgemeine Gefahr die unter sich Entzweiten wieder aussöhnte und verband; der Druck fremden Uebermuthes das Gefühl der Freiheit wieder erregte; das ungeheure Elend, die Unsicherheit alles Irdischen und der Verlust der kostbarsten Erdengüter, die Gemüther der Nation wieder zu dem erhob, was unzerstörbar, heilig, unverlierbar, wohlthätig, was ewig tröstend und ermuthigend ist? — Ja, Vater im Himmel, es erfreuen mich die milden Töne des Friedens. Doch vergessen will ich auch nicht, daß die zermalmenden Donnerschläge des Krieges eine Wohlthat Deiner gütigen Hand für das menschliche Geschlecht sind, Deiner Hand, die immerdar segnet, sie gebe Lust oder Schmerzen.

Aber ich freue mich auch des Friedens, wie sich das Kind freuet, wenn der Vater oder die Mutter wieder lächelt, die den begangenen Fehler gestraft haben, obwohl es weiß, daß auch die erlittene Strafe nicht aus Haß, sondern aus Liebe stammte, kein wahres Uebel, sondern eine Wohlthat war. Ich freue mich. Aber warum?

Ein Jeglicher hat wohl zu seiner Freude ganz besondere Gründe, die von denen allen verschieden sind, welche Andere haben. Der Eine freuet sich, weil nun überhaupt die drohenden Schrecken der Kriegszeit verschwunden sind, die seinem Eigenthum, seinem Leben mehr oder minder Gefahr brachten. — Freuet er sich auch mit Recht? Habe auch ich mich deswegen zu freuen? Wohl ist wahr, daß eine große Quelle menschlicher Leiden versiegt ist — allein kann ich nicht auch mitten im Schooße des Friedens in Rücksicht meiner irdischen Glücksumstände die größte Gefahr zu erwarten haben? Die äussere Gestalt der Dinge zwar ist anders, doch das Schicksal ist ewig dasselbe über meinem Haupte, im Frieden wie im Kriege. Es ist wohl thöricht, bei einem Hochgewitter in Angst und Schrecken zu leben, daß der Strahl des Blitzes uns treffen, oder unsere Wohnung in Asche verwandeln könne, und sich dann zu freuen, wenn es vorübergegangen ist, weil weniger Gefahr sei. Es sterben Millionen in Sonnenschein und ruhiger Nacht, und unter Millionen trifft der Blitz kaum einen Menschen. Es verderben mehr Wohnungen durch andere Umstände, als durch den Feuerstrahl der Wolken. Warum freuet sich so mancher Sterbliche nach dem Gewitter? Schweben sein Leben und sein Haus nun weniger in Gefahr? Raffen Krankheiten und unvorsichtige Schritte nicht im Frieden die Menschen so zahllos hin, wie die Schlachten des Krieges? Immer besteht das Gleichgewicht zwischen Geburten und Todesfällen. Im Frieden wie im Kriege sieht man Familien reich werden, andere verarmen. Der Einfluß des Krieges auf den Wohlstand des Einzelnen ist sehr vorübergehend.

Es freut sich der Andere, weil er nun neue Hoffnungen hat, sein Gewerbe wieder blühender zu sehen, sein Vermögen zu vergrößern; die Zukunft scheint ihm nichts, als Gefahrlosigkeit, Vergnügungen und Erfüllung von einer Menge kleiner und großer Wünsche zu bringen. Er sieht mit Ruhe und Wohlgefallen auf die kommenden Tage hinein, und macht seine Plane. — Aber wer verbürgt dir denn, Leichtgläubiger, die Gunstbezeugungen der Zukunft? Wer kann dir versprechen, daß Alles was du erwartest, nicht bloße Täuschung sei? Der Friede mag von sehr langem Bestand sein; von wie langem Bestand aber ist deine Gesundheit, dein Leben? Kann sich in Rücksicht deiner Plane zur Verbesserung der Glücksumstände, oder zum Genuß froher Stunden, nicht das vollkommenste Gegentheil erwahren? Wie irrig, vom Frieden nur alles Gute zu erwarten, als wenn der Krieg alles Böse hätte und in die Welt brächte! Ich sage dir, wer im Kriege nicht sein unzernichtbares Glück in sich trug, dem wird es der Friede nicht bringen. Wer nicht im Kriege ein muthiges Herz gegen alle Unfälle des Lebens hat, der wird es noch weniger im Frieden haben. Der Mensch ist nur glücklich, wenn er die Fähigkeiten hat, glücklich zu sein. Wer aber dazu fähig ist, der ist es im Kriege wie im Frieden. Es macht aber zum Glück nichts fähig, als Bewußtsein eines reinen, menschenfreundlichen Gemüthes, ein zu jeder guten That muthiges Herz, und kindlich frohes, festes Vertrauen auf Gott, den Lenker aller Verhältnisse.

Und doch freue auch ich mich des Friedens. Nein, nicht deswegen, weil nun mein und der Meinigen Leben um Vieles beschützter gegen den Todespfeil ist; oder weil mein Haus und Gut, mein Vermögen geborgener wäre; oder weil ich nun neue Aussichten zur Erreichung verschiedener angenehmer Wünsche und zum Genuß sehr fröhlicher Tage habe; — nein, deß freue ich mich nicht, denn meine Hoffnungen können mich in den Stunden des Friedens eben so bitter betrügen, als mich oft während der Kriegszeit Furcht und böse Gerüchte getäuscht haben.

Aber wie nach einem Gewitterregen alles Land fruchtbarer wird, so ist nach jedem verheerenden Kriege alles Volk freudiger zur Tugend, zur Gerechtigkeit, zur Eintracht, zur gegenseitigen Hilfe, zu menschenfreundlichen Unternehmungen. Es ist keine geringe Seligkeit, unter bessern Menschen zu leben, die durch schwere Schicksale von alten Fehlern gereinigt wurden. Wehe, wenn ein Volk durch die ungeheuern Leiden der Vergangenheit ungewarnt in die vorige Erschlaffung, Zwietracht und Selbstsüchtigkeit zurücksänke, oder sich noch gar nicht von diesen Untugenden erhoben hätte! — Es wäre eines neuen, eines grenzenlosern Unglücks würdig, als dasjenige war, aus welchem es durch die Vorsehung Gottes gnadenvoll gerettet worden ist.

Nichts Anderes, als des Volkes große Tugend, macht des Volkes Glückseligkeit, und nur insofern die öffentliche Glückseligkeit auf das Wohlsein eines jeden Einzelnen angenehmen Einfluß übt, ist der Friede ein würdiger Gegenstand der Freude aller einzelnen Haushaltungen. Freue dich aber nicht des Friedens, wenn du wahrnimmst, daß noch der alte bittere Nationalgroll unversöhnbar fortwüthet; freue dich nicht des Friedens,

wenn du wahrnimmst, daß der Krieg noch immer nicht die große Mehrheit der Bürger, der Hohen wie der Niedrigen, vom Laster der Selbstsucht losgekettet und Eintracht aller Stände, Gemeinsinn, herzliche Vaterlandsliebe, fröhlichen Gehorsam gegen Gesetze und Ordnung, herrschend gemacht hat. Freue dich nicht des Friedens, wenn du wahrnimmst, daß nun, wie vor Zeiten der alberne Rangstreit der Stände, die gegenseitige Verachtung oder Beneidung, die Ueppigkeit und das die ringsumher verschmachtende Armuth verspottende Wohlleben der Reichen und Großen, die Verhöhnung der Bürgertugend, die Verspottung des religiösen Sinnes wieder laut wird, und die Nation, nur auf Genuß und Geld und Ueppigkeit erpicht, ihrer Ehre uneingedenk wird, der gefallenen Schlachtopfer vergißt, frevellustigen Witz für Weisheit nimmt, und sich selbst verweichlicht. Wahrlich, eine solche Nation ist zu neuen Uebeln, zu neuer Schmach, zu neuen Kriegen reif! Ist dir der Friede theuer, bewahre, rette ihn vor neuem Untergang. Er kann aber nur erhalten werden durch die gleichen Mittel, welche ihn gewonnen haben. Verdankt ihn dein Volk nur der Macht von Bundesgenossen, und nicht eigener Kraft: so zittere, daß die Stütze bald breche. Denn vergiß nicht, Bundesgenossen sind Menschen, und ihre Entschlüsse sind noch unzuverlässiger, als ihr Leben. Verdankt ihn dein Volk nur der Entkräftung des Feindes, so zittere, daß der geschwächte Feind nach wenigen Jahren Ruhe sich erholt hat, und in einer Zeit, wo es sich aller Sorglosigkeit preis gegeben hat, mit verstärkter Gewalt hervorbricht, die unvergessene Schmach zu rächen.

Wir können uns nur des Friedens und seiner Dauer und seines Ruhms freuen, wenn der Krieg die Grundfehler der Nation vertilgt hat, gleichwie ein Sturmwind die Luft von giftigen Dünsten reiniget, und statt derselben sich neue Tugenden offenbaren, welche ein Schild der öffentlichen Glückseligkeit werden können. Gerechtigkeit erhöhet ein Volk!

Und der Gerechtigkeit Frucht, so spricht die heilige Schrift, wird Friede sein; und der Gerechtigkeit Nutzen wird ewige Stille und Sicherheit sein, daß mein Volk in Häusern des Friedens wohnen wird, in sichern Wohnungen und in stolzer Ruhe. (Jes. 32, 17. 18.) So redete Jesajas, der Prophet, zu seinem Volke. So redet weissagend die Weltgeschichte noch heute zu den Nationen.

Jeder Einzelne im Volke hat die Pflicht, den Frieden zu retten und dauerhaft zu machen. Nicht die Macht der Könige, nicht die Klugheit ihrer Diener bewahrt das Land vor neuem Unglück. Die Fürsten sind schwach ohne die Kraft und Tugend ihrer Unterthanen. Nur diese allein macht den Thron ehrwürdig und die Waffe furchtbar und siegreich.

Was rettete dein Vaterland von größerm Verderben? Was beförderte den äussern Frieden? War es der Gemeinsinn deines Volkes, die Vereinigung aller Kraft zum Schirm des Vaterlandes? Wohlan, werde du ein treuer Pfleger dieser Nationaltugend. Und fehlte sie, o so vereine dich mit allen Rechtschaffenen und Guten, um sie allen Gemüthern zu erwerben. Zeige hin auf die Unsicherheit der Verträge, auf die kurze Dauer ewig geheißener Friedensschlüsse, auf die Sterblichkeit der Könige, auf die wieder erwachsende Kraft des überwundenen Feindes, auf seine Wachsamkeit, die nur lauert, den rechten Augenblick der Rache zu finden.

Belebe, nähre, stärke den vaterlandsliebenden Gemeingeist deines Volkes; er hatte den Krieg zum Vater, die Noth zur Mutter; aber sein gefährlichster Feind ist der einschläfernde Friede. — Frage nicht: wie soll ich diesen Gemeinsinn beleben? Vertheidige deine Unthätigkeit nicht mit der Geringfügigkeit deiner Kräfte; mit der Beschränktheit deines Wirkungskreises, mit der Niedrigkeit deines Standes. — Jeder, der da will, ist zu jeder Tugend groß und mächtig. Hast du nur den Willen, übst du nur die erste gute That — sorge dann nicht weiter, denn die Wirkungen deines Willens und Handelns sind nun in Gottes Hand. Sage nicht: dies ist ein Gegenstand, der in's Pflichtgebiet der Hohen, der Vornehmen gehört. Nein, du gehörst zu deinem Volke, und also auch gehört deine Pflicht in aller Hinsicht wieder diesem Volke! Zähle nicht zu viel auf Andere, sondern am meisten auf dich und Jedes auf sich selbst. Das Verderben der Nation ist meistens von der Sittenlosigkeit und Selbstsucht der höhern Stände auf das Volk niedergegangen. Darum muß die Tugend der niedern Stände die Tugend der höhern erwecken und emporhalten. — Frage nicht: aber wo finde ich nur Gelegenheit, um etwas zu thun zur Belebung des Gemeinsinns? — Sieh umher, ob du nicht genug Anlaß findest, zur Ehre deines Volkes, deiner Gemeinde wenigstens ein gemeinnütziges Unternehmen entweder zur Sprache zu bringen, oder mit deinem Scherflein zu unterstützen, wenn dergleichen schon vorhanden wäre. Oft hat derjenige, welcher den ersten Gedanken zu einem nützlichen Unternehmen aussprach, damit demselben sein wirkliches Dasein gegeben; ein Anderer, welcher große Geldsummen dazu steuerte, that zwar viel, aber dennoch gab er weniger, als der erste Gedanke werth war.

Sieh um dich her! findest du nicht noch überall die Wunden blutend, welche der Krieg schlug? Liegen nicht noch viele Wohnungen öde und ausgeraucht, oder in Schutt und Asche? Sind nicht treue Vertheidiger des Vaterlandes von den Schlachtfeldern mit verstümmelten Gliedmaßen zurückgekehrt, die nun des Volkes Erkenntlichkeit anzusprechen ein hohes Recht haben? Hast du nicht von Wittwen derer gehört, die durch des Krieges Ungemach eine Beute des Todes wurden? oder von Waisen, die ihre Väter für das Vaterland verloren haben? Hier öffentliche Dankbarkeit bezeigen, um damit bei künftigen Kriegen andere Vertheidiger zu begeistern, hier Thränen trocknen, hier Jammer stillen — das ist für den ächten Vaterlandsfreund, für den wahren Christen, die schönste Friedensfeier.

Belebe, nähre, stärke den vaterlandliebenden Gemeingeist deines Volkes, den hohen Muth desselben gegen alle künftigen Feinde seines Friedens, durch Erhaltung strenger Sitteneinfalt. Gefahr, Mangel, Stockung des Handels und der Gewerbe, Plünderungen, Abgaben und Kriegslasten aller Art, minderten die ehemalige sinnliche Ueppigkeit des Volkes und nöthigten selbst den Reichsten, Einschränkungen zu treffen. Der Krieg machte den Anfang zu Wiederherstellung einer der schönsten Vaterlandstugenden. — Daß der Friede sie doch nicht zerstöre! — — Unsere Freude würde bald wieder in Schmerz verwandelt werden! — Lebe einfach, prachtlos, ohne großen Aufwand für

dein Haus, aber freigebig für Alles, was den Ruhm und die Ehre deiner Nation erhöhet! — Den selbstsüchtigen Schwelger und Schlemmer verachte, welcher nur den Frieden benutzen will, sich gute Tage zu machen, und alle Künste wollüstiger Verweichlichung zu treiben. Ehre den Mann und ahme ihm nach, welcher, was er entbehren kann, zur Hilfe der bedürftigen Mitbürger, zur Versorgung armer Familien, zur Stiftung öffentlicher, nützlicher Anstalten hingibt. Die Nation ist jedem ihrer Feinde furchtbar, in welcher Ueppigkeit und Verzärtelung eine Schmach heißt, Einfalt im Hauswesen und Aufwand für das Gemeinwohl herrscht, Jeder mit der Gefahr vertraut keine Mühseligkeiten scheuet, und alle Jünglinge stolzer sind auf die Waffen zum Schutze des Staates, als auf Schönheit, Kleiderputz und Titel. Ein Volk, welches seinen Frieden und die Gerechtigkeit seiner Sache liebt, stehe immerdar zum Schirm derselben mit Gut und Blut bereit. Kann es, will es dies nicht, so hat es Recht und Sicherheit, wie der Bettler sein Almosen, von fremder Hand aus Gnaden.

Belebe, nähre, stärke den vaterlandliebenden Gemeingeist deines Volkes durch Aufrechthaltung eines religiösen Sinnes. — Das Heiligthum des menschlichen Geistes ist sein innerer, frommer Glaube, aus welchem Alles, was er Großes und Gutes vermag, hervorgeht. Nimm ihm dies Heiligthum, und was bleibt von ihm übrig? Eine Menschengestalt mit thierischem Gelüst und thierischer Schlauheit, ohne Zweck in der Welt, ohne Ziel eines Lebens, nur Kind des Augenblicks, nur Spiel der wechselnden Umstände, ohne Trost auf Erden, ohne Gott im Himmel. Der religiöse Sinn eines Volkes ist dessen Kraft und Hoheit, daneben Alles zu Schanden wird; er ist die höchste Weisheit der Nation; er ist die heilige Flamme, an welcher sich erst Muth, Vaterlandsliebe und Todesverachtung entzünden.

Es haben die Leiden vielfältiger Kriege das Menschengeschlecht über den Trümmern alter Glückseligkeit wieder zu dem Gedanken an das Heiligere und Höhere aufgerichtet. Aber Ruhe ist die Feindin aller Kraft, und die Freude der Gefahrlosigkeit im Frieden ist die furchtbarste Gegnerin der Religiosität. — Daß der Friede nicht deinem Volke das Köstlichste raube, was der Krieg ihm geben konnte, dahin wirke! — Ein Volk, welches seines Friedens nicht würdig leben kann, wird oft um so schmerzlicher unter Kriegsübeln leiden müssen.

Ich kenne meine Pflichten, o Gott, welche der wiederkehrende Friede des Vaterlandes mir bringt — ich will sie erfüllen; ich will nach meinen Kräften mein Volk des errungenen Friedens würdig erhalten, ich will allen meinen Freunden im ernsten Beispiel vaterlandliebender Gemeinnützigkeit, ehrwürdiger Sitteneinfalt und ungeheuchelter Religiosität vorangehen: — das ist heilige Friedensfeier! — Das ist mehr als Lobgesang, mehr als das leere Geräusch der Feste; das die Dankbarkeit des Christen für Deine Wohlfahrt, Vater im Himmel! Amen.

360.

Der Streit des Guten und Bösen auf Erden.

Erster Abschnitt.

1 Petr. 3, 13. 14.

Ein Kämpfer stehst du in der Welt!
Sei unter Gottes Fahnen Held,
Mensch, nicht des Bösen Sklave;
Bestritten werde und verschmaht
Des Lasters finstre Majestät:
Dem Irrthum folgt die Strafe.
Was ist der Sünden Lohn und Dank?
Es ist der Völker Untergang.

Es sind drei Dinge, die auf Erden laut von Gott und unsern Bestimmungen zeugen: die heilige Schrift, die Natur und die Geschichte des menschlichen Geschlechts.

Die Geschichte der Welt, so wie die Schicksale einzelner Nationen, sind schon von vielen Gelehrten und vortrefflichen Männern beschrieben worden. Aber noch ist die Geschichte der Menschheit kein Buch für die Menschheit, kein Erbauungsbuch für das Volk, das heißt, für Hohe und Niedere, für Gelehrte und Ungelehrte, geworden, um daraus die höchsten Ansichten des Lebens, die unwidersprechlichsten Grundsätze der Weisheit für Fürsten und Völker und einzelne Personen zu schöpfen; noch nicht ein Quell, klar und lauter, für Jedermann leicht aufzufassen und für Jeglichen gleich erquickend. In der Darstellungsart der menschlichen Begebenheiten sind die Neuern sogar von den Alten übertroffen worden, welche, was geschehen, mit der erhabenen Würde und Kraft sprachen, in der die Natur uns anspricht; und minder gelehrt schrieben, aber die Ursachen und Folgen der Dinge aus der Vortrefflichkeit oder Verdorbenheit des menschlichen Herzens offenbarten.

Das ist noch wenig, wenn man aus den Büchern der Geschichte erfährt, was sich vor Zeiten begeben hat, oder wie das Alte allmälig zum Neuen übergegangen ist. Wohl lernt man daraus die Sitten der Vorwelt kennen, die Tugenden und Leidenschaften der Menschen, ihre Kriege, ihre Einrichtungen des Friedens. Könige erfahren daraus, vielleicht ihre Ansprüche auf Länder, die von den Vorfahren besessen wurden; Völker werden vielleicht durch die Kriegsthaten ihrer Väter zu gleichem Muthe entflammt; Künstler und Gelehrte machen darin ihre Bekanntschaft mit großen Mustern früherer Zeiten, und Staatsmänner folgern sich aus dem Alten neue Grundsätze der Klugheit und Schlauheit.

Doch selten, vielleicht nie, ward die Geschichte des menschlichen Geschlechts aus dem höchsten Gesichtspunkte betrachtet, in welchem sie der Weise nehmen soll. Vielleicht waren die meisten, welche die Tage der Vergangenheit beschrieben, ohne Beruf dazu, von den elenden Schwachheiten und Irrthümern des Pöbels befangen. Knechtisch und ehrerbietig schmeichelten sie den sterblichen Fürsten, gleich Göttern. Mit kindischer Eitelkeit suchten sie ihrem Volke einen uralten Ursprung zu erfinden. Sie bewunderten und verherrlichten die Thatkraft der großgenannten Männer, unbekümmert um die Richtung, welche diese Kraft nahm. Sie vergötterten die glücklichen Krieger, als wenn die Kunst, mit Gewandtheit im Großen morden und verheeren zu können, das Höchste des menschlichen Geistes wäre. Sie ehrten das Glück, nicht das Herz: und priesen den Reichthum, die Pracht und Furchtbarkeit eines Volkes mit größerer Begeisterung, als die einfachen Tugenden desselben.

So wurden die meisten Geschichten der vergangenen Zeiten von unwürdigen Leuten beschrieben, wie wir sie alltäglich im Volke sehen; die vor den Großen kriechen, und Geld und Ehrenstellen ihr höchstes Gut nennen! die

den Glücklichen schmeicheln und die Gemeinschaft des Unglücklichen meiden; die von der Tugend gern reden, aber sie zu üben allzufeig sind; die da, wo niedrige Herkunft, geringer Stand, Armuth und Geräuschlosigkeit sind, nichts Rühmliches erblicken, so viel Gerechtigkeit und Edelmuth auch da wohnen möge.

Wer Leben, Thaten und Schicksale seines Geschlechts erzählen will, wirft sich zum Richter einer vergangenen Welt auf. Er selbst, um gerecht zu sein, soll sich von aller Leidenschaft, allem Vorurtheil losschälen. Er soll nur Geist sein, über das Irdische erhaben, vertraut mit allen Schwächen der Menschheit, voller Schonung, doch ohne Liebe für sie. Er soll richten, wie Gott das Geschlecht der Sterblichen beurtheilt. Und ist er dieser Höhe fähig, hat er sie erschwungen, dann werden ihm die Schicksale der Welt und ihrer Völker bloß als die Wirkungen vom uralten Streite des Guten und Bösen auf Erden erscheinen. Alles, was wir Glück und Unglück nennen, alle Veränderungen menschlicher Gebräuche, Sitten und Ordnungen, aller Auf- und Untergang der Nationen, selbst die Schicksale einzelner Menschen, gehen aus diesem allgemeinen und immerwährenden Kampfe des Geistigen und Thierischen, des Göttlichen und Irdischen hervor, und lösen sich darin auf, wie einzelne Tropfen im gährenden Moste, der sich läutert und reinigt.

Diese hohe Ansicht des Weltlaufes, welche unsern Zeiten fast unbekannt geworden, war schon die Ansicht der Weisen bei den ältesten Völkern. Denn sie standen dem, was göttlich ist, näher als wir, die wir von irdischen Bequemlichkeiten, Bedürfnissen und daraus entspringenden kleinlichen Verhältnissen weit gebundener und umschränkter sind, als sie. Sie sahen das Leben des Menschen, wie eines ganzen Volkes, als das wechselnde Spiel jenes ewigen Krieges an, welchen die doppelten Naturen der Menschheit führen. Sie stellten diesen Krieg bald unter dem Bilde des Lichts und der Finsterniß dar, die mit einander streiten; bald unter dem Bilde zweier Gottheiten, welche mit Eifersucht unter sich um die Herrschaft über die Welt ringen. Das hohe Alterthum liebte die Sprache in Bildern. Die spätere Zeit erst verwechselte den erhabenen Gedanken mit dem Bilde, worin er eingekleidet war.

Die erste und große Ansicht des Weltlaufes der Alten erbte auf die jüngern Völker herab, und jedes derselben machte neue Zusätze oder erfand ein neues Bild. So sprachen die Heiden von einem ungeheuern Kampfe der Titanen, oder irdischen Riesen, mit den Göttern des Himmels. Die Chaldäer lehrten den Kampf der guten und bösen Geister mit einander. Bei den Juden, in den spätern Schriften des alten Bundes und den Schriften ihrer Schulgelehrten, finden wir die Vorstellung von einem bösen Wesen, Satan, Teufel, Fürst der Finsterniß, geheißen, welches, der ewige Widersacher der Menschen und Gottes Feind, die Menschheit bei ihm anklagt und zum Bösen reizt. Sie hatten eine alte Sage von dem Fall gewisser Engel, welche sich wider Gott empört und die er mit Ketten der Finsterniß zur Hölle verstoßen; sie erzählten von einem Streite des Erzengels Michael mit dem Teufel um den Leichnam Mosis. Diese Lehre vom Teufel finden wir auch in den heiligen Büchern unsers Glaubens. Nicht nur benutzen Jünger Jesu, wenn sie an Juden schreiben, jene Sagen als warnende Beispiele (2 Petr. 2, 4. Br. Jud. 9): Christus und die Apostel bezeichnen auch mit dem Bilde des Teufels und der bösen Geister die Ursache des Uebels in der körperlichen Natur und des Bösen in der geistigen Welt, und warnen vor ihren Versuchungen. Der Satan begehre, sagen sie, der Menschen, um sie zu sichten, wie den Weizen (Luk. 22, 31.); er gehe umher wie ein brüllender Löwe, und suche, welchen er verschlinge (1 Petr. 5, 8). Aber damit wollten sie vor dem Bösen warnen, welches in eines Jeden Brust wohnt; sie wollten damit hinweisen auf den Kampf des Guten und Bösen unter den Menschen. Aber noch heutiges Tages sind selbst unter den Christen Viele, welche im Mißverstand dieser Vorstellungen des Alterthums, buchstäblich wahr glauben, daß Satan unter den Menschen umherschleiche, oder daß Satan, mit Zulassung Gottes, den Menschen zum Bösen versuche. Sie achten nicht darauf, daß Jesus und seine Jünger diesen Aberglauben kräftig widerlegten; daß der Apostel Jakobus bestimmt erklärte: Niemand sage, wenn er versucht wird, daß er von Gott oder durch seine Zulassung versucht werde. Denn Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen; er versucht Niemand. Sondern ein Jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird. Darnach, wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert sie den Tod. (Jak. 1, 13 — 15.)

Selbst in den ältesten Urkunden des menschlichen Geschlechts, die wir schriftlich besitzen, ist auf diesen ewigen Streit des Guten und Bösen auf Erden, des Irdischen gegen das Göttliche, hingewiesen. Da steht die Schlange im Paradiese, dieses glatte, sich windende, im Staube kriechende Thier, dessen Nutzen in der Welt wenig bekannt ist, als Bild und Stellvertreter alles Niedrigen, Irdischen und Bösen, und predigt den Aufruhr gegen das Himmlische, den Ungehorsam des Menschen gegen Gott.

Auf diesen alle Weltalter durchherrschenden Streit des Guten und Bösen auf Erden deuten Christus und seine Jünger unaufhörlich hin. Unser Erlöser stellt immer das heilige Gottesreich der Welt entgegen; dem, was Gottes ist, das Sündliche entgegen, was aus dem Fleische oder unserer irdischen Natur entspringt. Darum ermuntert bald Paulus die ersten Christen zum muthvollen Streit, und ruft ihnen zu: Ergreifet den Harnisch Gottes, auf daß ihr an dem bösen Tage Widerstand thun und das Feld behalten möget! (Ephes. 6, 13.) Bald mahnt Petrus zur Standhaftigkeit, und spricht: Wer ist, der euch schaden könnte, so ihr dem Guten nachkommet? Und ob ihr auch leidet um der Gerechtigkeit willen, so seid ihr doch selig. Fürchtet euch aber vor ihrem Trotzen nicht, und erschrecket nicht! (1 Petr. 3, 13. 14.)

Wir sehen jenen Kampf durch alle Weltalter, vom ersten Brudermord bis zu den heutigen Tagen. Die Menschheit ringt unter Blut und Thränen nach Vollendung und bleibender Glückseligkeit, und findet sie nicht, weil sie immer des Bessern vergißt und in die oft bestraften Verirrungen zurückkehrt. Immer ist der warnende Jammer der Vorwelt für die Nachkommenschaft vergebens gewesen, und die Jugend spottet übermüthig der Lehren des durch Erfahrung gewitzigten Alters. Was durch tapfern Sinn, durch redliches, hohes Gemüth, durch Einfalt der Sitten Löbliches erworben war, geht nachher in feigem Eigennutz, unter Ueppigkeit und erschlaffenden

Wollüſten und kleinlichen Ränken, wieder zu Grunde. Was Eintracht und ſich ſelbſt aufopfernde Liebe Aller Löbliches that und Großes baute, riß nachher Zwietracht und nur auf eigenen Vortheil erpichte Selbſtſucht wieder zu Boden. Kein Volk war noch jemals einem andern in der Welt ſo gefährlich, als jedes ſich ſelber. Erſt immer der Schmerz machte die Leichtſinnigen behutſamer, und die allgemeine Noth ſie klüger und beherzter. Aber mit Schmerz und Noth verflogen Behutſamkeit und Klugheit.

Und das iſt das Unglück der Menſchen, daß ſie nur klug, aber nicht weiſe ſein wollen; oder, was eben ſo viel ſagen will, daß ſie nur auf das denken, was im nächſten Augenblicke wohlzuthun ſcheint, nicht auf das, was bleibend das Beſte iſt. Der erſte Vortheil gilt ihnen immer mehr, als die Tugend; und doch bringt nur die Tugend den ſicherſten Vortheil. Man wirbt große Kriegsheere, man erfindet neue Waffen, neue Stellungen, neue Heerbewegungen, als wenn es das wäre, wodurch ein Volk unüberwindlich würde! — Nein, durch das Gefühl der Freiheit, für welche kein Feind etwas Beſſeres, ſondern nur Knechtſchaft bringen kann; durch die Sicherheit der Rechte jedes Einzelnen, da der Feind alle Rechte bedroht; durch die Unantaſtbarkeit des Eigenthums, da der Feind allen Beſtand erſchüttert, nur dadurch wird ein Volk für ſein Vaterland, für ſeinen Zuſtand, für ſeinen Fürſten zur Unüberwindlichkeit begeiſtert. Darum gingen die größten Reiche mit ihren größten Heeren unter, weil die Könige vergaßen, daß die Völker Seelen hatten.

Man belobt neue Entdeckungen im Gebiete der Lebensbequemlichkeiten; ermuntert zum Gewerbsfleiße und zur Ausbreitung des Handels; und ſieht den Gewinn öffentlichen Reichthums als das letzte Ziel des Friedens und der Staatskunſt an. Als wenn nur Reichthum, und nicht die Anwendung des Reichthums, die Hauptſache des allgemeinen Wohls wäre! Es iſt kein Staat, in welchem nicht Verordnungen und Anſtalten zur Begünſtigung des Nahrungsfleiſſes und Erwerbes wären. Aber nenne mir den Staat, in welchem eben ſo viel Verordnungen und Anſtalten zur zweckmäßigen und weiſen Anwendung des Erworbenen wären; nenne mir den Staat, wo jeder, oder doch der größte Theil der Gutsbeſitzer Einfalt der Sitten für das Löblichſte, üppiges Leben, Bequemlichkeit und Prachtſucht für etwas Schändliches und Unwürdiges hielte; wo jede Familie, jeder Bürger ſtolz darauf wäre, für ſich ſelbſt wenig, aber deſto mehr zur Unterſtützung öffentlichen Nutzens, gemeinnütziger Anſtalten, zur Beſſerung und Verſchönerung deſſen zu gebrauchen, woran alle Theil nehmen und was Vortheil und Ruhm Aller iſt. Man will das Volk reich ſehen, um von ihm größere Abgaben zu ziehen; man will größere Abgaben, um die Höfe und Amtleute mit größerm Glanze auszuſtatten. Der Geringere ahmt dem Höhern nach, es entſteht allgemeiner Wetteifer, werden Andern in Verſchwendung und Wolluſt übertreffen könne; Jeder arbeitet nur für ſich, vergißt das Ganze; wird ſelbſtſüchtig, und bekümmert ſich nicht um das Glück des gemeinen Weſens, verſinkt in Sinnlichkeiten, jagt nur dem Lebensgenuſſe nach; die Strenge der Sitten wird ſeiner Weichlichkeit ein Gräuel, die Aufopferung für Andere eine Thorheit. So löſen ſich die Bande der Geſellſchaft, wie die Tugenden derſelben entſchwinden, und das Verderben rückt unabwehrbar heran. So gingen die reichſten und mächtigſten Völker der alten Welt unter. Im Streite des Böſen und Guten hatte das Böſe obgeſiegt.

Immer und überall kämpft noch in unſern Tagen, wie in den älteſten Zeiten, die Wahrheit mit dem Irrthum, der geſunde Menſchenverſtand mit dem behaglichen Vorurtheil, das Beſſere mit dem Schädlichen alten Herkommens, die Selbſtſucht mit dem Gemeinwohl, der Eigennutz der Begünſtigten mit den Rechten der Mehrheit, die Leidenſchaft mit den Geſetzen der Vernunft, das Laſter mit der Tugend, die Religionsverachtung mit der Gottesfurcht.

Große und blutige Kriege haben wir erlebt. Meineſt du, ſie ſeien blos Launen der Könige geweſen! Sie waren die Früchte deſſelbigen alten Streites, den das Böſe mit dem Guten ſchon in dem erſten Jahrtauſend der Welt geführt hat. Das Reich des Böſen und Ungerechten iſt immerdar in ſich ſelbſt entzweit, es muß untergehen; dann erſt kehrt mit den Grundſätzen der Gerechtigkeit der Friede zurück. Das Reich des Böſen kann nicht neben dem Reiche der Gerechtigkeit beſtehen: darum dauert der Streit fort. Noch ſind Gährungen aller Orten, Hader um Neues und Altes, Hader um Rechte und Pflichten, Hader für und wider Aufklärung des Volkes, Hader für und wider die Freiheit des Landes, Hader für und wider die Begünſtigungen einzelner Stände und Geſchlechter, Hader für und wider das Befugniß der Geiſter zum Selbſtdenken, Hader für und wider das Recht der Nationen — Alles der Streit des Guten und Böſen in der Menſchheit, wie in vergangenen Weltaltern, nur mit veränderten Namen und Gegenſtänden, mit andern Streitern und Waffen.

Und wie ſonſt, erkennen wir auch bis auf den heutigen Tag, daß alles Ungerechte des Menſchen den Menſchen, und alles Ungerechte des Staates den Staat ins Verderben zieht. — Es iſt unausweichlich. Daher konnte man von jeher die Schickſale, wie von einzelnen Perſonen, auch von ganzen Nationen und Thronen weiſſagen, und ihr Elend verkünden, ſo blühend, ſo groß, ſo furchtbar ſie auch noch in ihrer Herrlichkeit daſtehen mochten. — Haltet ein Volk in Knechtſchaft; leget ſeinem Verſtande Feſſeln an; tödtet in ihm das Vermögen oder die Freiheit des Denkens; verſperret ihm den Weg zu beſſerer Erkenntniß; prediget ihm, was ihr ſelbſt nicht glaubet; und nachdem ihr das Geiſtige in ihm erniedrigt habet, treibet es zur Gewerbsthätigkeit, zum ſinnlichen Wohlſtand; verwandelt Menſchen in duldſame, ſchweigende, euch nützliche Arbeits- und Laſtthiere: ihr werdet ſammt euerm Volke verderben. Ihr ſelbſt impfet ihm die thieriſche Selbſtſüchtigkeit ein; ihr ſelbſt bringet euch Zwietracht, Empörung oder Fluch. Maſchinen oder Laſtvieh wollet ihr aus Euresgleichen ſchaffen; aber Euresgleichen bleibt Euresgleichen; ihr machet nur einen verdorbenern, gefährlichern Menſchen in einem ſchwächern Staate, ihn zu zertrümmern.

Noch heute, wie ſonſt, ſind Wolluſt und Ueppigkeit das durchdringende Gift zur Zerſtörung der öffentlichen Glückſeligkeit und des vaterländiſchen Ruhmes. Meinet nicht, heute ſei eine andere Zeit.

Noch heute, wie ſonſt, ſieht man die kühne Wahrheit, das ewige Recht verfolgt von der Bosheit des herrſchſüchtigen Stolzes oder des gekränkten und bedrohten Eigennutzes. Aber die Wahrheit bleibt Wahrheit, auch in

den Flammen des Scheiterhaufens, und das ewige Recht bleibt Recht; auch in Kerkern und Blutgerüsten. Die Wahrheit und das Recht werden überwinden, und ihre Verfolger und deren Geschlechter einst blutig verderben.

Noch heute, wie sonst, sieht man die Scheinheiligkeit, oder die stolze Unwissenheit, oder die tückische Selbstsucht ihres Vortheils wegen gegen die Fortschritte der sogenannten Aufklärung, das heißt, der Erkenntniß der Weisheit, eifern; man hört noch heut, wie sonst, das Geschrei der Blödsinnigen oder Habsüchtigen gegen den Geist der Zeit, das heißt, gegen die Richtung des menschlichen Geschlechts, die aus dessen bisherigen Erfahrungen entsprungen ist. Aber das gewaltige Rad des Jahrhunderts geht zermalmend über die Thoren hin, welche sich frevelnd dementgegenstemmen, was Naturmacht und Verhängniß und Sinn und Empfindung der Menschheit, nicht Spiel und Laune eines müßigen Kopfes ist.

Nichts bleibt das Alte. Nichts Vergangenes kehrt um. Des Menschen Leib wird Asche, der Geist stirbt nicht; so in der Menschheit auch. Die Formen brechen von Jahrhundert zu Jahrhundert; aber der Geist des Ganzen dauert, und wächst und wandelt in neuen Formen, bis auch sie wieder veralten und abfallen müssen.

Und in diesem allgemeinen und schweren Kriege der Finsterniß und des Lichtes, des Irrthums und der Wahrheit, des Bösen und Guten, hat Jeglicher von uns seine angewiesene Stelle auf dem unübersehbaren Kampfplatze. — Wohlan, so reihe dich denn an die kleine Schaar der Auserwählten, die, ohne Rücksicht auf ihren irdischen Vortheil, dem, was wahr und recht und gemeinwohlthätig ist, beistehen! Tritt unter das Banner Gottes für Tugend, Gerechtigkeit und Menschenglück! Dein Heerführer ist Jesus Christus; dein Feind alle Ungerechtigkeit, Falschheit und Selbstsucht; dein Kampfplatz das alltägliche Leben. Frage nicht: werde ich untergehen? Du lebst ewig; kämpfe für die Sache der Ewigkeit. Und ob du auch leidest um der Gerechtigkeit willen, so bist du doch selig. Wer ist, der dir schaden könnte, so du dem Guten nachkömmst? Darum fürchte dich nicht vor dem Trotzen derer, die ihres Vortheiles wegen das Göttliche verachten. Gott ist mit dir, wer will wider dich sein?

Du, der mich als Deinen Streiter in diesem Kampfe des Guten und Bösen auf Erden aussandte, der Du mir durch Jesum Christum, meinen Heiland, die Erkenntniß dessen gegeben, was wahr, gerecht und Dir angenehm ist: o heiliger Gott, o Gott des Lichts und der Wahrheit, stärke mich zum Kampfe durch die Macht Deines Geistes! In mir selbst zuerst will ich den alten Feind meiner und der Welt Seligkeit aufsuchen und überwinden; den Hang zum Stolze, zur Herrschsucht, zur Ueppigkeit und zum Reichthum, der mich unempfindlicher gegen das Höhere und Göttliche macht, daß ich es scheue, wenn es mit meinen irdischen Vortheilen im Widerspruche steht. — Nur wer sich erst selber überwindet, der kann die Welt und ihre Thorheiten überwinden.

Ein Kämpfer Gottes will ich sein; Dein Kämpfer, Allerheiligster, auf Erden, für die Kleinodien, welche Du dem menschlichen Geschlechte gabst. Nicht Menschenfurcht soll mich irren, nicht Spott, nicht Drohung mich abwendig machen, Alles, auch Gut und Ehre und Leben aufzuopfern in Vollstreckung Deiner heiligen Befehle. Amen.

361.

Der Streit des Guten und Bösen auf Erden.

Zweiter Abschnitt.

Jerem. 7, 4. 5.

Wie lange hat in Finsternissen
Der Erdkreis traurig harren müssen!
Ihm schien in seiner Nacht kein Licht.
Wer waren, Erde, deine Götter?
Du gossest dir aus Erz Erretter,
Und fühltest deine Blindheit nicht.
Ein Schwarm verächtlicher Betrüger
Beraubte boshaft dich des Lichts;
Da dünkten sich die Weisen klüger,
Verwirrten sich, und glaubten nichts.

Erwünscht von sehnlichen Gebeten,
Erschien der größte der Propheten,
Das Vorbild stiller Heiligkeit.
Gott kam, es flohn des Todes Schatten,
Die diese Welt verhüllet hatten:
Die Erde ward dem Herrn geweiht.
Sein siegreich Wort gieng zu den Heiden
Und in entfernte Grenzen aus;
So eilt ein Bräutigam mit Freuden
In seiner Braut geliebtes Haus.

Nach jener fürchterlichen Ueberschwemmung, die wir unter dem Namen Sündfluth kennen, und von welcher die Sagen vieler der allerältesten Völker reden, breitete sich das menschliche Geschlecht mit verjüngter Kraft über die Erde aus. Es entstanden neue Reiche und Staaten. In Asien erhob sich das Königreich Assyrien stolz über andere Völker; am Meere mit Tyrus und Sidon, den berühmten Städten, der große Handelsstaat der Phönizier; in Afrika das Königreich Aegypten.

Diese Menschen aber schienen nicht, als wären sie göttlichen Ursprungs, sondern aus dem Schlamm der Erde hervorgestiegen zu sein; so tief hinabgesenkt ins Irdische war ihr Sinn. Was den Leib erquickt, was Leidenschaften reizt und schmeichelt, das war ihr Bemühen, ihr Gelüst. Sich in Purpur und Gold kleiden, an üppigen Tafeln schwelgen, alle Wollüste des Lebens erschöpfen, galt ihnen das höchste Gut. Sie bauten Thürme und Paläste, sie thaten Schifffahrten über die Meere, neue Schätze zu sammeln; sie hatten geübte Kriegsheere und Eroberer; sie erfanden die Schreibekunst und manche andere Kunst zum Vergnügen oder Nutzen — aber das Himmlische war ihnen verborgen, der wahre Gott vergessen. Sie knieten vor selbstgemachten Bildern; sie beteten zu den Gestirnen; sie erwiesen selbst Thieren und Pflanzen göttliche Verehrung. Man hörte, daß viele ihrer Altäre sogar vom Blute geopferter Menschen gefärbt wurden. Nur einzelne Weisen hatten vom höchsten Wesen, von der Ewigkeit, von den Bestimmungen des Menschen noch einige dunkele Vorstellungen. Aber sie verbargen die geringen Schätze ihrer Weisheit eifersüchtig dem Volk, um ihrer Herrschaft über die Unwissenheit desselben desto sicherer zu sein.

Nur Abraham, ein Hirtenfürst, und seine Familie hatten noch den Glauben an den wahren Gott bewahrt. Diese ehrwürdige Familie schien die Auserwählte zu sein, unter allen Erdbewohnern den letzten Funken des Himmlischen im Menschen von völliger Erlöschung zu retten. Dem unsichtbaren Herrn der Welt baute sie in Einsamkeiten Altäre, und ein frommer Wandel vor ihm war ihr

Gottesdienst. Die Welt hatte Gottes vergessen, sie lag vergraben in der Nacht allgemeiner Unwissenheit und tiefen Aberglaubens — Abraham und seine Kinder verloren in der großen Finsterniß das Licht nicht. So lag neben dem Bösen unbemerkt und schwach das Gute. Und das Gute rang mit dem Bösen um den Sieg.

Abrahams Nachkommen, oder die Israeliten, wurden durch wohlbekannte Schicksale nach Aegypten geführt, und versanken hier allmälig in Knechtschaft der Landesbewohner und in deren Aberglauben. Bald war Jehova von Israels Enkeln ganz vergessen. Sie beteten Thiere und Bilder an, wie ihre Herren, unter deren Geissel sie sich beugten. Das Böse schien den Sieg vollendet zu haben über das Gute, der letzte Gedanke an den lebendigen Gott von der Erde vertilgt zu werden.

Doch Moses lebte, der fromme, erhabene, muthige Verehrer des Herrn. Gestärkt durch den Allmächtigen, an den er glaubte, sprach er zu seinem Volke, und führte es siegreich aus ägyptischer Knechtschaft in die Freiheit. Er eroberte das Land der Verfahren wieder, und die Stämme Israels bildeten einen neuen, mächtigen Staat, in welchem Jehova's Ruhm erscholl. In langen Kriegen abgehärtet, einfach in ihren Sitten, fromm und frei, schlugen sie rings um sich her die Angriffe heidnischer Völkerschaften ab. Tugend machte sie siegreich. Es war nicht mehr eine Hirtenfamilie, es war ein ganzes Volk, in welchem ein heiliger Glaube wohnte. Das Gute feierte einen Triumph.

Nicht lange. Im Frieden erschlaffte das Volk, und mit dem Genusse äusserer Sicherheit erwuchs innere Zwietracht unter den Stämmen und oft traurige Gesetzlosigkeit. Die strengen Sitten, die Tugenden und die Gesetze der Väter wurden im gemächlichen Wohlleben vergessen. Das Böse kämpfte wieder mächtig an. Mehr als einmal waren die Stämme Israels in Gefahr, heidnischen Nachbarn unterthan zu werden. Da, im Gefühl, ihrer alten Freiheit nicht mehr werth zu sein, die oft in Zügellosigkeit entartete, wählten sie sich Könige. Und nach einander bestiegen große Fürsten den Thron, Saul, David, Salomon. Auf Sion erhob sich der Tempel des einzigen Gottes. Dort erklangen Davids und Assaphs Harfen. Noch heute singt die Welt ihre Lieder voll ewiger Schönheit nach. Ein Sinn auf das Göttliche gerichtet, war Salomons Weisheit. Das Gute hatte obgesiegt.

Und allen übrigen Völkern des Erdbodens war der Glaube an den einzigen Gott fremd; aber in der Mitte ihres irdischen Treibens erwachte das Bedürfniß einer bessern Kenntniß göttlicher Dinge. Sie ahneten das Dasein einer über alles Irdische erhabenen Tugend. Des Gesetzes Werk war, wie Paulus sagt, beschrieben in ihren Herzen. (Röm. 2, 14.) Vor allen Nationen leuchteten besonders die Griechen hervor in Kunst und Wissenschaft. Sie hatten große Gesetzgeber, weise Forscher der Natur, Künstler und Dichter, wie kein anderes Volk. Sie wurden die Lehrer der Welt. Aber so hoch ihr irdisches Wissen stieg, so dunkel blieb ihnen das Göttliche. Sie achteten die Tugend hoch, aber ihre Tugenden flossen aus trüben Quellen. Die Liebe des Nachruhms oder des Vaterlandes, oder der Freiheit begeisterte sie zu herrlichen, ehrwürdigen Thaten; in ihren Erscheinungen den Erscheinungen des frömmsten Gemüthes ähnlich, und doch nur für irdische, gemeine Zwecke entstanden, und mit ihnen verschwindend. So weit ohne Glauben eines einzigen Gottes, ohne Selbsterkenntniß des unsterblichen Geistes, ohne Hoffnung ewiger Vervollkommnung eine heilige Gesinnung möglich ist, haben die Griechen sie bewiesen. Es war das Göttliche im Menschen, welches sich aussprach, der Kampf des Lichts mit der Finsterniß. Darum wurden die Griechen der Stolz ihrer Zeit, der Ruhm der Welt. In ihrer edeln Kraft demüthigten sie furchtbare Feinde. Sobald sie aber anfingen, Reichthum mehr als Tugend, eigenen Vortheil mehr als Vaterland, Ueppigkeit mehr als Freiheit zu lieben, erlosch ihr Ruhm, ihre Freiheit. Entzweit unter sich, sanken sie in Knechtschaft, und wurden ein geringes Volk.

Sie sanken; aber mit ihrer Größe ging nicht das Gute verloren, welches durch den erhabenen Geist ihrer Gesetzgeber, Lehrer und Weisen dem menschlichen Geschlecht erworben war. Es lebte fort, und bewegte wohlthätig die Geisterwelt in andern Gegenden des Erdbodens. Im Kampfe des Lichts und der Finsterniß war die alte Nacht gebrochen, und eine wunderbare Dämmerung höhern Lichts verbreitete sich über die Welt. Durch die gleichen Tugenden, in welchen die Griechen groß geworden, erhoben sich, da jene in feiger Schlaffheit sanken, die Römer. Vaterland, Freiheit und Nachruhm erfüllten ihr Gemüth, machten sie stark zu den größten Opfern, zu den kühnsten und edelsten Handlungen. Sie verschmähten den Reichthum, sie verachteten den Tod; die Ehre ihres Namens galt ihnen über Alles. Dadurch wurden sie mächtig über alle ihre Nachbarn; nie war vor ihnen ein Volk von so kleinem Ursprung zu so ungeheurer Gewalt gestiegen. Ihre Kriegsheere fochten siegreich in drei verschiedenen Welttheilen. Nicht aber die Ströme Blutes, welche sie in drei Welttheilen vergossen, nicht die Schlachten, welche sie gegen größere Heere gewannen, nicht die Schätze, welche sie aus allen Welttheilen zusammenschleppten, nicht der Ruhm und die Herrlichkeit und die Herrschaft Roms über den ganzen Erdkreis war das Vortreffliche, was sie leisteten. Nein, das alles war irdisch und vergänglich. Rom ist heute eine arme und ohnmächtige Stadt. Aber das, woran sie selbst am wenigsten dachten, daß es für die Welt das Wichtigste und Bleibendste sein würde, und um dessen willen sie sich am wenigsten in Todesgefahr stürzten, das war das Vortreffliche! Sie verbreiteten nämlich Griechenlands und Roms Wissenschaft und Aufklärung weit um sich her; sie brachten halbwilden Völkern ihre Gesetzgebung und menschlichere Sitten. So wurden ihre Waffen das Werkzeug des Guten und Edlern zur Bekämpfung des Rohen und Thierischen, und ganzen Nationen ward eine feinere Bildung und eine Empfänglichkeit für das Bessere zu Theil, die vorher nur Eigenthum weniger Städte gewesen war.

So breitete sich das Reich des Lichts streitend und siegreich immer in weitere Grenzen aus. Nur Rom selbst, ungewarnt durch der Griechen trauriges Beispiel, verlor Ruhm, Freiheit und Herrlichkeit wieder durch eben die Fehler, denen jene unterlegen gewesen waren. Die Besieger der Welt wurden von ihren Lastern besiegt. Golddurst überwältigte die edlere Ruhmbegier; ehrgeizige Eigenliebe überwältigte die Liebe zum Vaterlande, und Schlemmerei und Wollust entnervte die tapfere Faust. In immerwährenden Bürgerkriegen ging die Freiheit Roms unter, und die Beherrscher der Welt lernten dem Zepter eines einzigen ihrer Mitbürger gehorchen. Der erste Kaiser Roms hieß Augustus.

Auch das israelitische Volk war vom Schwert der Römer bezwungen, und das Königreich Davids und Salomons in eine unterthänige Provinz verwandelt worden. Denn als nach Salomons Tode das Volk zwieträchtig geworden, hatte es sich in zwei Königreiche getheilt, die von da an in feindseliger Eifersucht neben einander standen. Jedes dieser Königreiche, das israelitische mit seiner Hauptstadt Samaria, das jüdische mit seiner Hauptstadt Jerusalem, war nun zu schwach, eroberungssüchtigen Feinden zu widerstehen. Zuerst fiel jenes unter des assirischen Königs Salmanassar Gewalt, dann auch Jerusalem unter den Schwertstreichen Nebukadnezars, des Königs von Babylon. Die Vornehmsten des Landes wurden hinweggeführt in Gefangenschaft, und heidnische Besatzungen erfüllten die Städte und Ortschaften des altberühmten Bodens. Jehova's Tempel lag in Trümmern. Das zurückgebliebene, unterjochte Volk nahm, in Unwissenheit versinkend, Sitten und Götzendienst jener Herren an, und ein großer Theil von den weggeführten Juden den Aberglauben der Gegenden, in welchen sie fern vom Vaterlande wohnen mußten.

Siebenzig Jahre weinten die Verbannten in der babylonischen Gefangenschaft, bis Gott das Herz des großen Königs von Persien rührte. Cyrus, (oder, wie ihn die heilige Schrift nennt, Cores) ließ sie heimkehren ins Vaterland, und den zerstörten Tempel wieder aufrichten. Der edle Esras, ihr Statthalter, sammelte wieder die zerstreuten Schriften Mosis und anderer heiligen Männer. Er strebte aber vergebens, der Wiederhersteller eines Volks zu werden, welches die Tugenden seiner Väter verloren, und von den Lastern des Heidenthums zu viel lieb gewonnen hatte. Es hing zwar an den Vorschriften Mosis, und beobachtete die äusserlichen gottesdienstlichen Gebräuche mit pünktlicher Strenge. Aber Beten, Fasten, Opfern ist kein Gottesdienst, und äussere Werkseligkeit keine Tugend. Sie hatten den Tempel des Herrn wieder aufgebaut, aber nicht die Furcht des Herrn im Gemüthe. Schon früher hatte ihnen der Prophet Jeremias, doch vergebens, zugerufen: Verlasset euch nicht auf die Lügen, wenn sie sagen: Hier ist des Herrn Tempel! hier ist des Herrn Tempel! hier ist des Herrn Tempel! sondern bessert euer Leben und Wesen, daß ihr recht thut Einer gegen den Andern. (Jer. 7. 4. 5.)

Weder er, noch spätere Weise des Volks fanden Gehör. Das Göttliche war bei den Meisten nur dem Namen nach vorhanden; der Hang zum Irdischen waltete vor; die Neigung zum Bösen siegte über das Ewiggute. Darum mußte das Volk, getreu dem Buchstaben, aber abtrünnig dem Geiste des Gesetzes Mosis, verderben durch die Laster, welche Griechenland und Rom zu Grunde gerichtet haben. Es fiel aus der Botmäßigkeit der Perser in die Gewalt des macedonischen Eroberers Alexander, der das halbe Morgenland bezwingen konnte, nur nicht seine Leidenschaften. Als er das Opfer derselben geworden war, riß Aegypten die Macht über das gelobte Land an sich; und aus der Hand Aegyptens fiel es in die Gewalt Syriens. So wurden die Juden abwechselnd von verschiedenen Herrschern unterjocht. Nie ermannten sie sich wieder zu der alten Würde, weil sie sich nicht zu den alten Tugenden ermannen konnten. Nur in blinder Anhänglichkeit an den Gebräuchen ihres Gottesdienstes zeichneten sie sich aus vor allen übrigen Völkern. Und dieß war vielleicht ihr höchstes Verdienst um die Welt, denn damit bewahrten sie mitten unter den heidnischen Völkern und den herrschenden Beispielen rohen Götzenthums den hohen Glauben an den einzigen und unsichtbaren Gott des Weltalls. Hier war ihre edelste Willenskraft in Eins zusammengedrängt, und schon das Eine, was sie begeisterte, war hinreichend, sie bei allen ihren übrigen Fehlern wieder eine Zeitlang zur Selbstständigkeit zu erheben.

Denn als Antiochus Epiphanes, König von Syrien, in allen seinen Staaten eine gewisse Gleichheit der Gesetze und Sitten einführen wollte, und ihn verdroß, daß die Juden von ihren herkömmlichen Gesetzen und ihren gottesdienstlichen Einrichtungen nicht abweichen wollten, versuchte er Gewalt. Da gerieth das Volk in Aufstand. Judas, der Makkabäer, erhob sich an der Spitze desselben. Er schlug die Syrer, und unterstützt von Roms Gewalt, die sich in Asien immer mehr verbreitete, gelang es ihm, Israel frei von Syrien, noch einmal zu einem unabhängigen Staate zu machen. Der Heldenmuth und die Weisheit der Makkabäer verschwand mit den besiegten Gefahren, und die Laster der neuen Könige, ihre Bruderkriege, machten das Land bald zur Beute des Alles besiegenden Roms. Es kam der Feldherr Pompejus und eroberte Jerusalem. Dem Volke blieb zwar seine Art des Gottesdienstes unangefochten. Die Römer waren in Rücksicht des Glaubens, welchen ein von ihnen bezwungenes Land hatte, sehr gleichgültig. Aber die Unabhängigkeit des jüdischen Landes blieb nun für alle Zeiten vernichtet. Die Römer setzten einen ihnen ergebenen Fürsten, Herodes, zum König der Juden, einen staatsklugen und thätigen Herrn.

Noch sollte Judäa, obschon längst zum Untergange reif, nicht gänzlich verschwinden. So war es der Rathschluß des ewigen Verhängnisses. Denn hier stand, nirgends sonst noch in der Welt, der Tempel des unsichtbaren, einzigen Gottes! Hier wurden noch die heiligen Ueberbleibsel vom Glauben der frühesten Vorwelt bewahrt, die geistigen Kleinodien der Menschheit. Erst wenn statt jenes Tempels, statt dieses Glaubens, der Welt das Vollkommenere gegeben war, konnten Jerusalem, Tempel und Volk, ohne Nachtheil für das Glück des menschlichen Geschlechts verschwinden. Und so geschah es.

Selbst das Gesetz und die Lehre Mosis waren zu dieser Zeit nicht mehr in ihrer ersten Einfalt gekannt. Im Lande herrschten verschiedene Sekten, welche über Auslegung und Geist des Gesetzes unter sich stritten. Da waren die Pharisäer, jüdische Gelehrte, welche zwar fest am mosaischen Gesetze hingen, aber mit überspanntem Wesen und fast abgöttischer Verehrung. Sie übertrieben daher ihre Deutungen; fanden in Allem, selbst im Unbedeutendsten, sogar in der Stellung und Zahl der Buchstaben, heilige Geheimnisse. Sie verloren sich in abgeschmackte Spitzfindigkeiten, in kleinliches Zeremoniel. Niemand war pünktlicher als sie in Beobachtung täglicher Gebete, Opfer und Waschungen. Aus Eigennutz oder Ehrgeiz wollten sie die Männer des Volks, die Beherrscher der öffentlichen Meinung sein. Ein heiliges Leben war ihnen minder wichtig, als das Gepränge äusserlicher Zucht. Nebenbuhlerin im öffentlichen Ansehen war von ihnen die gelehrtere Sekte der Sadducäer. Diese verwarfen das Geheimnißvolle und Bildliche, welches die Pharisäer in den Schriften Mosis suchten und fanden. Sie hingen am todten Buchstaben, und lehrten und glaubten nichts Anderes, als was der Buchstabe sprach. Darum

läugneten sie die Auferstehung der Todten, weil sie davon in den Schriften Mosis nichts gefunden hatten. Hielten die Pharisäer mit dem Volke, hielten es die Sadducäer mit den Vornehmen und Großen der Stadt und des Hofes.

Viele Juden fanden inzwischen Spitzfindigkeiten dieser gelehrten Parteien nicht genugthuend für ihr Gemüth. Sie sehnten sich nach Besserm, als dem trockenen Spiel des Verstandes. Sie zogen sich in Einsamkeiten zurück, wo sie, unter dem Namen der Essäer, mit Entsagung aller irdischen Annehmlichkeiten, bei Gebet und Fasten lebten, und durch Kasteiung ihres Leibes und in wohlthätigem Wandel den Beifall Jehova's zu gewinnen hofften.

Alle diese Sekten waren inzwischen darin einig, daß die Zeit nahe sei, wo, nach ihrer Auslegung der alten Weissagungen, ein Retter Juda's erscheinen würde. Verheißen war er von den Propheten, die vor Jahrhunderten schon das Verderben ihres Volkes beklagt, und einen neuen Moses verheißen hatten, welcher die Nachkommen Israels aus der Schmach und Knechtschaft glänzend hervorführen würde. Ja, sie fühlten es, der da kommen sollte, mußte größer als Moses sein, um so schwerer es war, ein so tief in Irrthum und Herzlosigkeit versunkenes Volk zu erheben. Nun, ganz Israel erwartete es, war die Zeit erfüllt. Die Einbildungskraft der harrenden Menge erfüllte sich mit wunderbaren Vorstellungen von der Macht und Herrlichkeit, in welcher der Gesandte und Gesalbte des Herrn, der Nachkomme vom Stamm Davids und der Erbe seines Thrones, der Sohn Gottes, erscheinen müsse. Denn so hoffte die Menge, er sollte das unüberwindliche Rom stürzen, und den Zepter Israels wieder gebietend über die Welt ausstrecken.

Und in der That, die Zeit war erfüllt. Nach einem viertausendjährigen Kampfe des Lichts und der Finsterniß war die Menschheit im Allgemeinen zum hellern Glanze vorbereitet und empfänglich, die höchsten Offenbarungen aufzunehmen. Die Zeit war erfüllt, wo ein ganz neuer Kampf des Guten mit dem Bösen beginnen sollte. Und er begann. Es ging in den Nächten und trüben Dämmerungen der Geisterwelt die Sonne auf.

Wenn ich meinen Blick über die ersten viertausendjährigen Schicksale des menschlichen Geschlechts hinwerfe, wie erfüllt mich das weite Gefühl auf- und untergehender Nationen mit Schauder und Wehmuth! Wie viel Blut, wie viele Thränen flossen, und wofür! Eroberer gingen mit ehernen Fersen über die Leichen zahlloser Geschlechter hin — was war ihr Werk? Elend. Was war ihre Beute? ein vergessenes Grab. Wo sind die Herrlichkeiten Jerusalems, die Prachtgebäude Babylons, die gewaltigen Zepter des Morgenlandes alle? Wo sind die Schulen Griechenlands, wo die Reiche Roms?

Es war der allgemeine, ungeheure, endlose Krieg der Leidenschaften. Völker verschlangen Völker, und wurden verschlungen. Ihr Ruhm ist dahin; von vieler Dasein weiß man nicht mehr. Nichts blieb von dem Allen, als die schrecklich warnende Geschichte des großen Jammers, und das Gute, welches durch Weisheit und Tugend den nachfolgenden Geschlechtern gestiftet ward. Nur dieses blieb unsterblich. Und wo es von den Völkern ergriffen ward, wurden sie dadurch glückselig und groß. Sie stürzten unaufhaltbar in den Abgrund des Verderbens, sobald sie sich zum Bösen wandten.

Und sehe ich auf die heutigen Völker und ihre Kriege und ihre Sitten — schaudernd und bange ahne ich noch schrecklichere Zeiten. Ach, hätte ich, königlicher Jesaias, den Donner deines Mundes, um die Welt von ihrem Irrthum zurückzurufen! Aber würde sie mich hören? Im wilden Wahnsinn ihrer Begierden rasen sie von Sünde zu Sünde. Die Juden hatten Mosen und die Propheten, und sanken unter; sie hörten nicht. Die Völker der heutigen Welt, haben sie nicht Jesum Christum? Sie hören ihn nicht. Sie deuteln an seinen Lehren, sie streiten um seine Worte, wie Pharisäer und Sadducäer einst um die Buchstaben Mosis. Aber der Geist Jesu ist nicht in den Deutlern. Darum, du über das große Weltverderben trauernder Jeremias, rufe noch heute: Verlaßt euch nicht auf die Lügen, wenn sie sagen, Hier ist der Tempel, hier ist der Tempel, hier ist der Tempel! sondern bessert euer Leben und Wesen, daß ihr gerecht thut Einer gegen den Andern!

362.

Das Erscheinen Jesu auf Erden.

Joh. 3, 16.

Er kommt zu Israels Geschlechtern
Sanft, wie der Thau in stillen Nächten,
Mit Lieb' und Huld nur angethan.
Er kommt herab von seinem Sitze,
Doch seine Herolde, die Blitze,
Geh'n, da er kommt, jetzt nicht voran.
Ihm folgen keine Stürm' und Wetter,
Die nur des Zorns Begleiter sind:
Er kommt jetzt, als der Sünder Retter,
Als einer armen Jungfrau Kind.

Er, welchem alle Himmel dienen,
Er, den uns Gott, uns zu versühnen,
Zum Tilger unsrer Sünden gab:
Er kommt; erniedrigt, daß die Erde
Ein Tempel seines Vaters werde,
Vom Throne seiner Macht herab,
Er wählt nicht zum Geburtsort Schlösser,
Der Fürsten Herrlichkeit zum Spott,
Er wird nicht durch Pallaste größer,
Und Gott ist auch in Hütten Gott!

Es ging in den Nächten und trüben Dämmerungen der Geisterwelt die Sonne auf. Der Messias Jesus erschien.

Er erschien — so ordnete es die ewige Vorsehung! — in dem einzigen Augenblick der Zeiten, auf dem einzigen Ort des Erdkreises, unter dem einzigen Volk der Welt, und in der einzigen Verbindung der Umstände, welche dem großen Weltrettungswerk allein die angemessensten sein konnten. Erhaben und einfach, wie in dem Walten und Weben der Natur, ist Gott auch im Walten und Weben der Schicksale.

Die Zeit der heiligen Verheißungen war erfüllt. Die Menschheit stand nun auf einer Stufe von Bildung, welche sie fähig machte, das Höhere zu erfassen, und vom Irdischen zum Gedanken des Göttlichen aufzusteigen. Zwar früher schon lebten einzelne weise Männer, des größten Geistesaufschwungs fähig; aber sie standen weit über ihr eigenes Jahrhundert erhaben, und von einer allzurohen Zeitgenossenschaft kaum begriffen. Zwar gab es wohl einzelne Städte von Bildung; aber sie waren in der Masse barbarischer Nationen nur geringe

Lichtpunkte; und diese Nationen standen unter sich meistens getrennt, ohne Verkehr, höchstens von Nachbarschaft zu Nachbarschaft im Kriege.

Rom, das allgewaltige, mußte erst dem Messias Jesus und seinem Werke den Weg anbahnen; es mußte erst mit Waffengewalt, von Gott begünstigt, die halbe Welt erobern, vom Tajo bis zum Euphrat in Asien, von dem Rhein und der Donau bis Aegypten und den Sandwüsten Afrika's. Es mußte erst zahllose Völker unter einerlei Herren und Gesetz vereinigt, sie von der ersten Rohheit abgeleitet haben. Es mußte erst alle Kriege im Innern beendet, und den friedlichen Verkehr der Nationen unter sich eingerichtet haben, damit sich das Wort, welches Jesus brachte, ungehemmter unter Allen verbreiten konnte.

Alle Religionen der Völker schwankten; das mosaische Gesetz war zum Buchstaben- und Wortstreit und leeren Zeremoniel herabgesunken. Bei den Heiden spotteten die Klügern öffentlich über die selbstgemachten Gottheiten. Ueberall herrschte Vielgötterei; abergläubiger Opferdienst, um die höhern Wesen sich zu Freunden zu machen; der schauderhafte Gedanke, daß in der Todesstunde der Schluß alles Daseins, die gänzliche Vernichtung, eintrete. Allgemeiner, als je, war die Sehnsucht nach dem Bessern, nach höherer Erleuchtung. In jahrhundertjährigen Kriegen, und im unsteten Wechsel des Glücks des Hohen und Niedern ward die Schlechtigkeit alles Irdischen tiefer empfunden, und das Bedürfniß eines Glückes, welches, unabhängig von den Spielen des Zufalls, höher als jedes Schicksal von aussen sei. Aber wer sollte das Bessere, die Erleuchtung, das ewige Glück bringen? Wer konnte den Seufzer der Menschheit erhören? — Niemand, denn Gott selbst.

„Und also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. (Joh. 3, 16.)

Der Messias Jesus erschien, und zwar an einem Ort, unter einer Nation, welche allein dazu die geeignetsten waren. Nur im jüdischen Lande, nur im jüdischen Volke lebte noch der Gedanke von der Einheit des unsichtbaren, lebendigen Gottes. Hier allein war der Ort, wo die Offenbarungen des Höhern leichter verstanden und empfangen werden konnten. Hier allein waren keine Götzenaltäre zu zerstören, keine Tempel zu verändern, was der Lehre Jesu gleich Anfangs den allgemeinen Zorn des Pöbels und der Regierungen hätte erwecken müssen. Hier allein war der Ort, wo noch von Jahrtausenden her aus der Urwelt sich die Lehre vom Göttlichen bewahrt hatte, die dem ältesten Menschengeschlecht vom Schöpfer ins Gemüth gegeben war. Hier war durch eine neue Religion nichts an der Staatsverfassung zu ändern, die bei andern Völkerschaften meistens aufs innigste mit dem Opferdienst und Priesterthum verwebt war. Daher konnte Jesus nachher seine Lehre nur als eine höhere Entfaltung der mosaischen darstellen; er konnte den Juden sagen: Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz und die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. (Matth. 5, 17.)

Der Messias mußte noch aus andern Gründen zuerst in der jüdischen Nation erscheinen, obgleich eben diese Nation schon damals unter den übrigen Völkern wegen ihrer ungeselligen Eigenheiten, wegen ihres Aberglaubens und Leichtglaubens zum Sprichwort und zur Verachtung geworden war. Hier forderten die allgemeinen Völkerverhältnisse sein erstes Erscheinen, obgleich damals noch kein Sterblicher von dem, was sein würde, eine Ahnung haben konnte. Aber dem Auge der Vorsehung war es unverborgen, daß dies gleiche Volk, wenige Jahrzehnde nach Jesu Erscheinung, sobald seine Lehre hinlänglich Wurzeln geschlagen habe, untergehen werde, daß dieser Untergang keiner der gewöhnlichen einer Nation, sondern eine gänzliche Auflösung und Zerstreuung des Volks in alle Welttheile sein werde; — das ungewöhnlichste, das unerhörteste der Schicksale, welches nie vor-, nie nachher eine andere Nation wieder betroffen hat. Nur so konnte, mußte nothwendig das von Jesu geoffenbarte Wort plötzlich und wunderhaft schnell durch alle Welttheile, unter die verschiedensten Völkerschaften ausgestreut werden, wie ein reifer Same, den ein Sturm weit durch die Lüfte umherführt und ausstreut. Denn — und das war der Beschluß der göttlichen Vorsehung, den wir erst jetzt aus seinen Wirkungen anbetend erkennen — die Weisheit und Offenbarung durch Jesum sollte nicht die eingeschlossene Religion eines Landes werden, nicht etwa blos im jüdischen Staat an die Stelle der verfallenen mosaischen Religion treten, sondern Glaube und Beseligung der gesammten Menschheit werden. Selbst jene Verachtung der Völker gegen die Juden war nothwendig zum Gedeihen des Christenthums, weil bei der nachmaligen Zerstreuung der Israeliten in andern Ländern auch die Christen anfangs für bloße Juden gehalten wurden, gegen deren Glauben man nachsichtig war. So empfing die zarte Pflanze, der erste Keim des Christenthums, auf fremdem Boden milden Schutz vor der Eifersucht heidnischer Priester. Erst als der Keim zur Kraft erstarkt, und es zu spät war, ihn zu vertilgen, erst als die Altäre und Tempel der Götzen nothwendig fallen mußten, erkannten Priester und Fürsten ihren anfänglichen Irrthum.

Nicht unter Griechen, nicht unter Römern, sondern bei den Juden, mußte Jesus Messias auftreten, auch darum schon, weil hier, besonders in der großen Masse des Volks, der Glaube und die Erwartung von der nahen Zukunft eines Messias, eines Gottesgesandten, allgemein rege war. So stand zu seiner Aufnahme Alles vorbereitet. Nicht der Gelehrte bloß, sondern selbst der gemeinste Mann kannte die Weissagungen der alten Propheten vom Messias. Diese vor Jahrhunderten geschehenen Verkündigungen, die seit Jahrhunderten immerfort wiederholt worden waren, bezeichneten mit den kleinsten Einzelnheiten, mit den feinsten Zügen, wie der große Welterlöser erscheinen solle und sein werde; wie er, ein Sohn Davids, in tiefster Niedrigkeit als der Allerverachtetste kommen werde, diese Ruthe von dem Stamm Isai, dieser Zweig aus seiner Wurzel, auf welchem ruhen sollte der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rathes und der Stärke, der Geist der Erkenntniß und der Furcht des Herrn. (Jes. 12, 1. 2.)

Und Jesus Messias erschien. Durch Leitung der Umstände vereinigte die Vorsehung auf unbegreifliche Weise in der Person und dem Leben Jesu alle jene prophetischen Schilderungen der Alten. Er war es, den das hohe Alterthum so genau bezeichnet hatte; Jeder mußte ihn erkennen.

Er ward geboren zu Bethlehem, in der Vaterstadt des Königs David. Er ward geboren von einer Jung-

frau, genannt Maria. Sie war die Verlobte Josephs, eines Zimmermanns und Nachkommens aus dem ganz gesunkenen, halb vergessenen königlichen Geschlechte Davids. Von jeher war in den morgenländischen Familien die Sitte herrschend, mit strenger Sorgfalt die Geschlechtsregister der Väter aufgezeichnet zu bewahren und fortzusetzen. Diese Sitte hat sich im Morgenlande noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Geschlechtsregister waren von Familie zu Familie nichts Unbekanntes. So legte der Evangelist Matthäus (1, 2 bis 16) das Geschlechtsregister Josephs den Zeitgenossen vor. Die Mutter Jesu ward Josephs Weib.

In Bethlehem, in der Vaterstadt Davids selbst, mußte er durch seltsame Verkettung der Umstände geboren werden. Auch hatte Micha, der Prophet des Alterthums, der bei siebenhundert Jahre vor Christi Geburt lebte, geredet: Und du Bethlehem Ephrata, die du klein bist unter den Tausenden in Juda, aus dir soll mir der kommen, der in Israel Herr sei, welches Ausgang von Anfang und von Ewigkeit gewesen ist. (Micha 5, 1.)

Joseph selbst und Maria wohnten nicht in dieser Stadt Davids, sondern zu Nazareth. Aber alles geschah zu der Zeit, da das ganze Römerreich zum erstenmal in der Gewalt eines Einzigen, des Kaisers Augustus, vereint war, dessen gehorchender Unterkönig Herodes damals in Jerusalem lebte. Herodes hatte königlichen Hof, königliche Würde und Gewalt, doch war er an Rom zinsbar. Als nun der Kaiser die erste Schatzung im ganzen Reich ausschrieb, und Jedermann in den Ort seiner Herkunft reisen mußte, sein Vermögen wegen der Besteuerung anzugeben, reisete auch Joseph, von Marien begleitet, nach Bethlehem, weil er aus dem Hause und Geschlechte Davids war. (Luk. 2, 4.) Hier gebar Maria den, von welchem die Prophezeihungen geredet hatten. Vielleicht scheinen diese kleinen Umstände unsern Zeiten gering zu sein; sie waren es nicht im Plan der Vorsehung, nicht für jenes Zeitalter, nicht für jenes Volk. — Das war Zufall! läßt sich sagen. Wohlan, ich will es auch so nennen. Aber aus diesen Zufällen ist unser Leben wunderbar weislich geordnet, und alle Zufälle, vergiß es nie, Freund, sind göttlichen Ursprungs!

Noch ein anderer, dir vielleicht eben so geringschätziger Umstand ist mir immer bei der Geburt Jesu zu Bethlehem auffallend gewesen. Man hoffte nemlich allgemein mit gespannter Erwartung auf die Erscheinung des Messias. Das Gerücht davon hatte sich vielleicht weiter verbreitet, als die Grenzen des jüdischen Landes reichten. Mit dieser Vorstellung und in Beobachtung und Deutung der Gestirne (der Lieblingsbeschäftigung damaliger Gelehrten, besonders im Morgenlande) glaubten einige Männer aus der wunderbaren Stellung der Sterne, oder der Sichtbarwerdung eines Kometen auf die Erscheinung des Messias schliessen zu müssen, und machten sich auf die Reise, ihn zu sehen. Die Schrift nennt sie Weise vom Morgenlande; sie kamen vielleicht aus dem morgenwärts von Jerusalem liegenden Chaldäa oder Arabien.

Sie kamen nach Jerusalem, in der Meinung, Jedermann müsse in dieser Stadt schon von der Ankunft des Längstersehnten wissen. Sie erkundigten sich überall: wo ist der neugeborne König der Juden? Denn ein irdischer König war die Hoffnung Israels; ein Gottesheld, welcher den Thron des Augustus und die Macht der unbesiegten Parther zertrümmern würde, um den Glanz Jerusalems heller zu machen, als er jemals unter David gestrahlt hatte. Niemand in der volkreichen Hauptstadt wußte ihnen zu antworten; wohl konnte ihnen Jeder sagen, daß in den Büchern der alten Propheten Bethlehem als die Geburtsstadt des Messias bezeichnet worden sei. So reiseten die Morgenländer nach Bethlehem. Auch hier herrschte Stille. Aber sie vernahmen die Geburt eines Kindes von einer galiläischen Jungfrau. Ehrfurchtvoll begaben sie sich dahin, wo das Kindlein mit der Mutter war. Sie fanden es, entblößt von aller Herrlichkeit, ja von den nothwendigsten Bequemlichkeiten und Bedürfnissen, in einem elenden Stalle. Seine Wiege war eine Krippe. Aber unerschütterlich war ihr Glaube. Sie fielen nieder. Sie beteten ihn an. Sie schenkten dem Auserwählten Gottes von den Erzeugnissen ihres Landes oder Handels, Gold, Weihrauch und Myrrhen.

Ihr Nachforschen in Jerusalem hatte Aufsehen in der Hauptstadt gemacht. Das ganze Jerusalem erschrack. Herodes kannte den meuterischen Geist des Volks, das er beherrschte; er kannte die Sagen von einem Messias. Er ließ die Schriftgelehrten versammeln, und fragte: wo eigentlich der Messias geboren werden müsse, Kraft alter Vorhersagungen. Die Antwort blieb: Bethlehem. Es gehörte in der That wenig dazu, einen Mann argwöhnisch und unruhig zu machen, der als ein Fremdling, denn er war ein Idumäer, und durch kaiserliche Gunst auf den unsichern Thron des jüdischen Landes erhoben war. Mochte er auch die herrschende Sage wohl für ein Mährchen des Aberglaubens halten: es war ihm des wankelmüthigen Volks wegen immer ein gefährlicher Aberglaube. Ihn selbst hatten ja einige Juden, vielleicht nur seine feilen Schmeichler, schon als den verkündeten Messias gepriesen. Er wußte es; wußte aber auch, daß die Mehrheit im Lande daran gar nicht glauben wollte und seine Bewunderer und Anhänger nur schlechtweg mit dem Namen der Herodier bezeichnete.

In diesen Verhältnissen gab er den Befehl zu dem bekannten bethlehemitischen Kindermord, um so mit einem Streich alle Volkserwartungen und alle aufrührerischen Bewegungen zu vertilgen, welche sich daraus entwickeln konnten. Ich weiß es wohl, daß ausser den heiligen Schriftstellern keine andere Schriftsteller jenes Zeitalters von dieser grausamen That reden. Aber welch ein schwacher Grund, die Sache selbst zu bezweifeln, und die ansprnchlose Redlichkeit der Evangelisten zu verdächtigen, und zwar aus eigener Unwissenheit! Denn bei so vielfachen Gewaltthaten, als sich Herodes bei seiner wankenden Größe überhaupt erlaubt hat, mochte ein Todesbefehl, wie dieser, kaum sehr bemerkenswerth scheinen. Hatte er doch auf einen bloßen Argwohn hin, den ihm die Aussage einiger Gefolterten erregen konnte, seine eigenen beiden Söhne, den Alexander und Aristobul, hinrichten lassen. Wozu konnte ein Mann nicht fähig sein, in welchem die Leidenschaft des Ehrgeizes selbst die Gewalt und die Stimme der Natur vernichtet hatte? — Zudem war die Ermordung der Unschuldigen weder so zahlreich noch gräßlich, als sie uns zuweilen in Bildern der Maler oder Dichter vorgestellt worden ist. Denn wenn auch der schreckliche Befehl in aller Strenge vollzogen worden ist, und zu Bethlehem, und so weit der Stadtbezirk reichte, alle Kinder männlichen Geschlechts, die unter zwei Jahren alt waren, getödtet worden sind: so mußte die Anzahl derselben sehr gering sein, weil Bethlehem eins der

geringsten Städtchen des jüdischen Landes war. Noch in unsern Zeiten zählt es in Allem kaum dreihundert Häuser, da es doch aus Ehrfurcht als Geburtsort des Erlösers nicht nur von Juden, Türken und Arabern, sondern auch von sehr vielen Christen bewohnt ist, die daselbst ein Kloster haben, Handwerke begehen und Handel treiben, besonders mit Rosenkränzen und Kreuzbildern.

So gering aber auch die Anzahl der durch den königlichen Befehl fallenden Opfer sein mochte: er blieb eine Schmach im Leben des Tirannen, der bald selbst eines schauderhaften Todes starb. Er litt lange an der Wassersucht; darauf gieng er lebendigen Leibes in Verwesung über. Würmer erzeugten sich in seinen offenen Wunden, da er schon siebenzig Jahre alt war. Auch den Zweck seiner Absicht erreichte er nicht. Zwar das Volk blieb ruhig; aber der, welcher getödtet werden sollte, blieb unverletzt. Gott wachte.

Maria hatte nämlich mit ihrem Gatten und Kinde, welches nach dem achten Tage beschnitten worden, Bethlehem verlassen, und war, dem jüdischen Gesetze gemäß, nach Jerusalem gegangen, um dort, nebst einem Opfer von zwei jungen Tauben, ihren theuern Säugling im Tempel dem Herrn darzustellen. Noch herrschte die Rede vom Messias laut in der Stadt. Noch war der herodische Schluß nicht gegen Bethlehem ergangen.

Und als das Kind von der Mutter im Tempel gehalten ward, trat ein hochbetagter frommer Jude hinzu. Den Greis bewegte den Anblick des Kindes wunderbar. Er, seines Namens Simeon, war des innigen und mit der allgemeinen Erwartung übereinstimmenden Glaubens, die Zeit sei erfüllt, und er werde nicht sterben, er habe denn zuvor den Christ des Herrn, das heißt, den Gesalbten Gottes, erblickt. Er sah Jesum. Erschüttert nahm er das Kind vom Arm der Mutter an seine Brust, blickte gerührt zum Himmel empor und sprach im Geist der Propheten: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, wie Du gesagt hast; denn nun haben meine Augen Deinen Heiland gesehen, welchen Du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Heiden und zum Preise Deines Volkes Israel!“ (Luk. 2, 32.)

Die Worte des Greisen erregten, nach Allem, was schon geschehen war, die Verwunderung des Vaters und der Mutter. Nicht minder, als eine weise und fromme Frau von vierundachtzig Jahren, durch Simeons Reden angezogen, in gleicher Ehrfurcht sprach, betete und segnete.

Das Kind hatte, dem mosaischen Gesetze gemäß, die Beschneidung empfangen zu Jerusalem. Darum kehrten die Aeltern mit demselben nach ihrem Wohnort Nazareth zurück, als sie Alles gethan hatten, was sie nach Vorschrift des Gesetzes beobachten mußten. Alles aber, was geschehen war, mußte in ihnen wunderbare, dunkle Ahnungen von den Bestimmungen und der Zukunft dieses Säuglings erwecken. Er ward ihnen ein heiliges Pfand der Gnade Gottes. Ihre ganze Sorge und Zärtlichkeit wandte sich ihm zu. Wie mußten sie erschrecken, als nun die Rede ging, daß der König geboten habe, in Bethlehem die Unschuld zu erwürgen, weil dort der Messias geboren sei! — Zitternd machten sie sich auf und flüchteten nach dem benachbarten Aegypten, in den Schutz fremder Verwaltung, in eine rettende Verborgenheit.

Gott, wie preise ich Deine Vorsehung würdig! Welch eine Weisheit in allen Verumständungen und Begebenheiten, in Zeiten und Gegenden, welche die Geburt dessen umgeben, dem ich meine Erleuchtung, Deine wahre Erkenntniß, meine Seligkeit schuldig bin! — Welche Allmacht in der großen Entwickelung aller Schicksale! — welche Barmherzigkeit und Liebe gegen das in den Nächten des Todes verlorene Geschlecht der Menschen! O, wie hast Du die Welt geliebt, daß Du Deinen heiligen Sohn hingabst, damit Keiner, der an ihn glaubt, verloren gehe, sondern das ewige Leben habe! Hätte ich jemals an Dir, jemals an der Göttlichkeit von Jesu Sendung und Offenbarung gezweifelt: die Geschichte seines Erscheinens, und was vorausging, und was nachfolgte, und wie durch Deine Führungen, Gott, das Allergrößte, was je dem Menschengeschlecht geschah, aus dem Kleinsten und Verachtetsten siegend über die Gewalt der Welt hervortrat — es hätte meine Zweifel zermalmt.

Gerührt durch die Wunder Deiner unendlichen Huld, wie Simeon, will ich, wie er, im Tempel Dich dankbar preisen im Laufe meines Lebens, bis Du auch mich, Deinen Diener, in Frieden fahren lässest.

363.

Die Jugend Jesu.

1 Tim. 6, 12.

So heb' empor die trüben Blicke,
Wenn sich dein Weg in Nacht verliert,
Dich leitet Gott zu deinem Glücke,
Zu dem die Liebe immer führt.
Wie schien dir oft, vergiß es nicht,
Aus tiefster Nacht sein schönstes Licht!

Gott, gnädig, wenn Du uns erhöreſt,
Oft gnädiger, wenn Du den Plan,
Den unsre Kurzsicht schuf, zerstöreſt,
Dich, Vater, bet' ich dankbar an.
Mein Wille nicht, o Vater, — Dein,
Dein Wille nur geschehʼ allein.

Todesgefahren umringten schon die Wiege Jesu Christi. Seine Aeltern mußten mit ihm, dem heiligen Säugling, durch die Wüsten nach Aegypten flüchten, um ihn dem Mordschwert des gefühllosen Herodes zu verbergen. Erst, als sie erfuhren, daß der bisherige König des jüdischen Landes zu Jericho gestorben war, und sein Sohn Archelaus den Thron des grausamen Vaters bestiegen habe, kehrten sie mit einander nach dem stillen Nazareth zurück.

So viel Auſſerordentliches den Eintritt Jesu in das irdische Leben ausgezeichnet hatte, war doch Alles im Volke bald vergessen. Man erwartete das Erscheinen des Messias, und wußte nicht, daß er schon im Vaterlande war, und unschuldvoll als Kind unter den Blumen von Nazareth spielte. Das erste Geräusch von seiner Ankunft hatte sich verloren. Viele mochten das nicht mehr glauben wollen, was man anfangs von ihm erzählt hatte. Der Gesang der Engel in seiner Geburtsstunde war verhallt.

Was die Vergessung Jesu noch mehr beförderte, war die Dunkelheit des Standes, in welchem er bei seinem Pflegvater Joseph lebte, der seines Handwerks ein Zim-

mermann war, und sein Brod mühsam verdienen mußte. Das entsprach den Vorstellungen der Juden nicht, die sie von einem Messias, einem künftigen Ueberwinder Roms und Beherrscher des Erdkreises, hatten.

Sie bildeten sich ein, daß er von ungewöhnlichem Glanz umgeben, daß er von den Engeln des Himmels bedient sein, daß jede seiner Handlungen, jeder seiner Schritte von wunderbaren Ereignissen begleitet sein würde. Von dem Allem vernahmen sie nichts. Auch die Einwohner bemerkten in dem Dasein des Kindes Jesu nichts Uebernatürliches. Hätten sie dergleichen wahrgenommen, ihre Aufmerksamkeit würde bald erregt worden sein, und das Geschrei davon wäre bald durch das ganze Land erschollen.

Aber dazu war Jesus nicht gesandt. Er sollte nicht solches Aufsehen erregen, nicht mit Wunderdingen die Augen der Neugierigen ergötzen. Er sollte das Geschlecht der Sterblichen lehren, daß auch die menschliche Natur sich schon zu einer gewissen Hoheit und Heiligkeit und Kraft erheben könne. Nur sein göttlicher Sinn, nur die in ihm offenbarende Fülle der Gottheit, sollte die Gemüther anziehen, und durch ihn dem ganzen Geisterreich das Himmlische offenbart werden. So war es selbst von den Propheten des Alterthums verkündiget; so mußte es nach dem Rathschlusse des ewigen Vaters sein. Es lebte Jesus Christus in menschlicher Gestalt auf Erden, damit uns sein heiliger Wandel entzücke, und wir ihm nachfolgen mögen. Würde der Erlöser in überirdischer himmlischer Gestalt hienieden erschienen sein, so würden die Sünder sprechen: wir sind nur schwache menschliche Geschöpfe, und unsere irdische Natur entschuldigt unsere Vergehungen, es ist nicht möglich, daß wir als bloße Menschen zu solcher Unschuld und Reinheit gelangen können, wie er, der uns zu seiner Nachfolge auffordert. Aber obgleich in der irdischen Hülle des Menschen, war Jesus göttlich in Sinn und That, und man möchte sagen, die Gottheit war in ihm menschlich geworden, sich durch ihn den Jahrtausenden zu offenbaren. Und so mußten Jesu Leben und Jesu Lehren für die Menschheit wohlthätig und fruchtbar bleiben, damit wir schon hienieden gottselig zu wandeln und nach seinen göttlichen Geboten zu leben uns bestreben.

Wie früh aber schon in Jesus das Streben nach dem Himmlischen laut ward, davon finden wir in seiner von Matthäus gegebenen Lebensbeschreibung eine herrliche Spur. Seine Aeltern, die gewöhnlich alle Jahre einmal nach Jerusalem reiseten, nahmen ihn einst, da er zwölf Jahre alt war, mit sich dahin in den Tempel. Hier erfüllten die heiligen Umgebungen seine unschuldvolle Brust mit höherer Sehnsucht. Er hörte mit Begier die Lehrer, und hier fand man ihn sitzen mitten unter ihnen, daß er ihnen zuhörte und sie fragte. Aber seine Fragen selbst verriethen, daß er mit Andacht und Scharfsinn schon in seinen einsamen Stunden darüber nachgedacht hatte. Und Alle, die ihm zuhörten, bewunderten die Größe seines Verstandes, die Klarheit und Tiefe in seinen Antworten. (Luk. 2, 47.) Er vergaß in diesen für ihn so lehrreichen Unterhaltungen Vater und Mutter. Nur der ewige Vater, nur Gott war sein Gedanke Drei Tage lang suchten ihn seine Aeltern vergebens. Sie glaubten anfangs, er habe sich mit andern Gefreundeten und Bekannten auf die Rückreise begeben. Da sie ihn aber nach einer Tagereise nirgends bei den zurückkehrenden Verwandten fanden, gingen sie wieder nach Jerusalem.

Sie erblickten ihn endlich im Tempel noch immer verweilend. Nur der ewige Vater, nur Gott war sein Gedanke. Und als ihn die Mutter mit zärtlichen Vorwürfen fragte: „Mein Sohn, warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht!“ schien er aus der Betrachtung zu erwachen, und erwiederte nur: „Was ist es, daß ihr mich gesucht habet? Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist?“ — Sie verstanden nicht, was er meinte, und nahmen ihn mit sich in die Heimath. Doch Maria dachte oft an diese merkwürdige dunkele Antwort. Es kam die Zeit, in welcher sie dieselbe wohl begriff.

In dem Alter, worin die Wißbegierde des werdenden Jünglings aus der Harmlosigkeit des kindlichen Daseins erwacht, liegt in der Unschuld und dem ersten Forschen eines geistreichen Knaben eben so viel Anmuth, als oft etwas Ueberraschendes. Jesus kehrte nach Nazareth in die vorige Dunkelheit zurück. Seine Anlagen entwickelten sich immer mehr; er nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

Seine Jugend verfloß in stiller Bescheidenheit. Es ist uns darüber nichts weiter aufgezeichnet worden. Vermuthlich erlernte er bei seinem Pflegvater Joseph dessen Handwerk als Zimmermann. Wenigstens mußte dies eine sehr bekannte Sage noch unter den ersten Christen gewesen sein. Auch in den Schriften der Kirchenväter, die in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt gelebt haben, finden wir dies. Und warum sollten wir es nicht glauben? Joseph war eher dürftig als reich, und Jesus erfüllte die Pflichten des guten Sohnes zur Unterstützung seiner Aeltern. Er sorgte, wie jeder Andere, für seine leiblichen Bedürfnisse, für seinen Erwerb, um geachtet und unabhängig unter Seinesgleichen dazustehen. Allein die Sorge für seine Vermögensumstände verschlang ihm nicht alle Zeit. Ein Theil seiner Stunden gehörte dem Irdischen, ein anderer Theil der Ausbildung seines Geistes in Erlernung nützlicher Kenntnisse und in Erwerbung und Ausübung eines himmlischen Sinnes. Er arbeitete nicht bloß, um im Stande zu sein, sich in den freien Stunden Ergötzungen zu verschaffen; sondern er wollte nur das Nöthige, um sich dann dem Allernöthigsten zu widmen.

Wer zweifelt auch wohl daran, daß Jesus seine Zeit aufs weiseste und sorgfältigste benutzt haben müsse? Denn als er nachmals hinaustrat ins öffentliche Leben, welchen Reichthum von mannigfaltigen Kenntnissen, welche Kraft des Gemüthes äusserte er da! Welche genaue Bekanntschaft hatte er sich in den Schriften und Schicksalen des jüdischen Alterthums erworben, daß ihm keiner von Jerusalems größten Schriftgelehrten gleich kam! Welche tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, und alles Guten, aller Schwächen desselben, hatte er erworben! Wie wohlbekannt war er mit den Einrichtungen des Staats, mit dessen Mängeln und Gebrechen, mit der Denkart, Kraft und Verderbtheit der Nation; wie bestimmt sah er den Untergang derselben lange zuvor! Wie vertraut war er mit der Natur, in welcher sich der ewige Vater in seiner Macht und Liebe und Weisheit offenbart; wie vertraut mit den Kräften der Natur, mit dem Wesen des Weltalls, dem unendlichen Hause Gottes, seines Vaters!

Wie frei und rein stand er von allen Vorurtheilen seines Volks, ja seines ganzen Jahrhunderts! Wo war irgend einer der Weisesten in Israel, wo einer der noch von uns mit Recht verehrten Weisen Griechenlands oder Roms, alter und neuer Welt, welche auf der göttlichen Höhe seiner Ansichten standen?

Welch ein Leben muß Jesus Christus geführt haben, ehe er sein großes Lehramt und Welterlösergeschäft begann! Thatenvoll und segenreich war sein Leben, von dem Tage an, da er, getauft von Johannes, aus dem Jordan stieg; aber nicht minder thatenvoll müssen die Jahrzehnde gewesen sein, welche diesem Augenblick vorausgingen. Niemand hatte weiser als er die ihm von Gott verliehene Lebenszeit benutzt; darum konnte er ohne Reue auf seine Vergangenheit zurückblicken.

O könnte ichs, wie Du, mein Heiland, du nun zur Rechten Deines Vaters Erhabener! — Mein Blick verdunkelt sich aber, wenn ich auf das zurückblicke, was ich in der Vergangenheit that. — O wer bin ich? — und wer sollte ich sein? wer könnte ich sein, hätte ich mich nicht sorglos hingehen lassen, wie es eben kam, sondern mit Ernst zu meiner Verbesserung gethan, und meine Stunden weiser benutzt, und begieriger jede Gelegenheit ergriffen, heilig, menschenliebend, ohne Eigennutz, ohne Verzärtelung zu handeln, wie er, der mein Vorbild ist, und dessen Nachfolger ich sein möchte! — Verlorne Tage, verlorne Jahre, klaget mich nicht vor Gott an!

Es ist wahr, ich habe redlich gearbeitet, mich und die Meinigen anständig zu versorgen und zu erhalten; ich habe keine Mühe gefürchtet, meine Vermögensumstände zu verbessern, wenigstens nicht schlimmer werden zu lassen. Diesen Ruhm wird man mir lassen müssen. Darin that ich meine Pflicht. — Aber was für eine Pflicht? Sie ist von allen die allerleichteste. Dazu trieb mich nicht die Liebe zu Gott, sondern mein eigener Vortheil in der bürgerlichen Welt an. Dazu bedarf es keines Christenthums, denn jeder Heide thut das Gleiche, und oft besser als ich, wenn er thätiger, sparsamer, vorsichtiger ist, als ich zuweilen sein mochte. Ja, die Thiere sogar thun dasselbe, indem sie für sich und ihre Jungen, so lange diese noch Hilfe nöthig haben, Nahrung suchen, Nester bauen, und für den langen Winter sogar Vorräthe in ihren Höhlen sammeln.

Und ging ich dabei auch immer mit aller gebührenden Ehrlichkeit und Treue zu Werke? Plagte mich dabei nicht zuweilen die schändliche Empfindung der Mißgunst und des Neides? — Wußte ich auch wohl immer einen kleinen Ueberfluß auf weise und gemeinnützige Art zum Besten eines Andern anzuwenden, und zwar jedesmal ohne alle Nebenabsichten? — Habe ich wohl oft dasjenige, was ich zu meinem Vergnügen zurückgelegt und bestimmt hatte, mir zuletzt versagt, und es hingegeben an Personen, denen das Dringendste, das Unentbehrlichste mangelte? — Verlorene Tage und Stunden, verlorene Gelegenheiten, klaget mich nicht vor Gott an!

So that Jesus nicht, der göttliche Menschenfreund. Er arbeitete mehr für Andere, als für sich. Seine eigenen Bedürfnisse waren immer gering, denn er wollte von dem, was das sinnliche Leben gibt, so unabhängig, als möglich sein. Dadurch entwickelte er jenen Gottesmuth, dadurch jene himmlische Kraft, mit der er das schwerste Leiden über sich nahm, nicht daß er, sondern daß ich durch ihn, in seiner Nachfolge zum Vater, selig würde.

Inzwischen kann ich mir wenigstens das Zeugniß geben, daß ich selten einen Anlaß versäumte, der zur Besserung meines Herzens helfen, und mich dem Göttlichen näher führen konnte. Ich besuchte den öffentlichen Gottesdienst; ich betete aus Inbrunst oft, mit Andacht immer; ich benutzte Unterhaltungen mit verständigen Personen zu meiner Belehrung; ich las nützliche oder erbauliche Schriften. Hierin wenigstens ahmte ich meinem Jesu nach. Ich streute den Samen besserer Erkenntniß in meinem Geist, den Samen des Guten in mein Herz. Wie aber ist er aufgegangen? Wo sind die Früchte der bessern Erkenntniß? Wo die Thaten des Guten? — Noch, weh mir, habe ich noch manchen Fehler, den ich vor einem Jahre schon an mir kannte. Ich merke es wohl, nun ist er schwerer zu vertilgen, weil er viel älter geworden. Ich gestehe es, nicht einmal gekämpft habe ich mit diesem Fehler, ihn ganz und gar von mir zu entfernen. Und wenn ichs dann und wann versuchte: großer, anhaltender Ernst war mirs dabei nicht. Mein Leichtsinn tröstete mich bald damit, daß mir andere Leute wohl noch fehlerhafter zu sein schienen; bald mit dem elenden, alles Gute erstickenden Sprichwort: Es hat ja jeder Mensch seine Schwachheiten. Mehrmals, wenn ich durch irgend einen Umstand aufmerksamer auf die Verderbtheit meiner Neigungen gemacht wurde, verdroß es mich sogar in meiner übeln Laune, und ich dachte: Ich bin nun so und will nun einmal so sein, wie ich bin. — Oder mit stolzem Eigensinn sprach ich zu mir selbst: Was gehen mich alle Splitter- und Sittenrichter mit ihren Ermahnungen und Belehrungen an? Ich habe wohl selbst Verstand genug und weiß, was ich zu thun habe, um durch die Welt zu kommen. — Mittlerweile blieb ich, wie ich war; ich behielt meine Unvollkommenheit, mein unreines Gewissen. Ich hoffe auf Gottes Gnade in meiner Trägheit; ich verlange nach der Barmherzigkeit, deren ich mich nicht würdig machen will; ich glaube an Jesu Verdienst, ohne durch die Nachfolge Jesu daran Theil nehmen zu mögen: ich bilde mir ein, durch Fürbitten bei Gott Schonung zu gewinnen, als wäre der Allgerechte durch Bitten zu bewegen, ungerecht zu sein; ich blicke auf die Ewigkeit mit geheimer Sehnsucht nach einem einst seligen Loose, und thue nichts für dies Loos der höhern Seligkeit, die darin besteht, vollkommen zu werden, wie mein Vater im Himmel vollkommen ist. So bin ich nun älter geworden, ohne an wahrer Weisheit gewonnen zu haben, ohne mehr Gnade bei Gott und Menschen zu haben.

Ernste Mahnungen Gottes gingen wohl an mein Herz; Mahnungen Gottes in meinem Schicksal, in trauervollen Stunden, in Stunden der Furcht, der Sorge, der Angst. Vieles vom Schmerz dieser Stunden war die Wirkung meiner eigenen Fehlerhaftigkeit, gelinde Strafe meiner Vergehungen. Vieles war ohne mein Verschulden über mich gekommen, daß ich des vergessenen Gottes und Herrn der Welt wieder gedenken, und meine Seligkeit nicht von dem erwarten soll, was mir dies Leben hier anbietet. War aber der Schmerz überstanden, die Sorge überwunden: war alles Andere vergessen. Ich blieb wieder, der ich vorher gewesen. Die Zeit hat mich oft mehr, als mein Glaube getröstet. Ja, ich hatte oft mehr Zuversicht auf meine Klugheit, als auf Gottes Macht und Liebe. — Ein langer Zeitraum ist verstrichen von meiner

Vorbereitung zum Dasein in andern Welten; er verstrich für meine Seele ohne Gewinn. Ich bin nicht, der ich sein soll, der ich sein konnte. Die Ewigkeit harrt. Der Richter lebt!

Verlorne Tage, verlorne Jahre, klaget mich nicht vor Gott an! Noch bin ich nicht ganz verdorben. Noch empfinde ich Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten und Verdruß und Reue über meine nur allzugroße Unvollkommenheit. Was hindert mich, endlich einmal einen Anfang zur weisern Benutzung des mir von Gott noch verliehenen Lebens zu machen! besser, gerechter, menschenfreundlicher zu werden, als ich es bis dahin war? Wie sich mein göttlicher Erlöser den größten Theil seiner Tage zu seiner großen Gottesthat vorbereitete, so, meine Seele, bereite dich hienieden zum höhern Dasein vor. Denn dies irdische Leben ist nur der Anfang deines Lebens, ist nur eine flüchtige Jugendzeit.

Kämpfe den guten Kampf des Glaubens; ergreife das ewige Leben, dazu du auch berufen bist! (1 Tim. 6, 12.) Dieser Ruf des Jesusjüngers an seinen geliebten Timotheus sei der Ruf der ewigen Barmherzigkeit auch an dich, sei nun dein festes Losungswort im Streit mit deinen unreinen Neigungen und sündhaften Regungen. Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, wie ihn Jesus kämpfte; überwinde gleichsam das Menschliche in dir, wie es Jesus überwand, um göttlich zu denken und göttlich zu handeln.

Kämpfe den guten Kampf des Glaubens! ja, des Glaubens! Du warst im bisherigen Leben nur klug und berechnend, aber nicht wahrhaft in deinem ganzen Wesen religiös und durchdrungen vom Geiste Jesu. Darum warst du auch noch nie so ganz glücklich, als du dich zu sein sehntest. Denn bloße Klugheit kann das nicht geben, was ein tugendhafter, himmlischer Sinn, die ächte Gottesweisheit, gibt. Blicke doch umher, wie häufig sehr kluge Leute die unglücklichsten werden, weil sie nicht religiös genug denken und handeln. Wie kann menschlicher Witz Alles berechnen? Aber wer anspruchlos, zufrieden, wohlthuend, und frei von Vergehungen und Sünden in und vor Gott lebt, der hat Alles wohlberechnet. Ihm kann nichts geschehen, so übel es sei, daß er nicht in sich selber dagegen den reichsten Trost und Ersatz fände. Und welch eine thörichte Klugheit ist die, welche sich selber vergiftet! Was ist aber die Fehlerhaftigkeit anders, als eine Vergiftung unserer wahren Glückseligkeit?

Wie unwürdig Deiner Barmherzigkeit und Treue, o mein Vater im Himmel, stehe ich noch hier im Leben! Und doch lebe ich noch und Deine Gnade ist an mir noch nicht müde geworden! Dankbar sehe ich zu Dir empor. Ach, ich war Deiner Wohlthaten nicht werth. Aber Du hast mich erhalten, und hast mir bisher geholfen, und willst mir noch ferner helfen. O hilf mir, Erbarmer, Vater, Freund meiner Seele, hilf mir, daß ich selig werde. Ich will nicht müde werden, Dich zu betrachten, Dein Wort zu vernehmen, mich dadurch zu heiligen und meine Fehler zu vernichten. Ich will den Lebenslauf Deines Sohnes Jesu mir fortan zum Spiegel machen, und in ihm meine Sündhaftigkeit erkennen. In den Betrachtungen desselben will ich mich fortan zu einem heiligern Sinn stärken.

Und dann, wenn ich, was auf Erden mit mir in Berührung steht, nach Kräften beglückt habe; wenn ich damit mein eigenes unerschütterliches Glück begründet habe, dann, Vater, rufe mich, wenn du willst. Freudig gehe ich zu Dir ins Ewige hinüber, ohne Kummer um die Geliebten, welche ich hinterlasse. Du bist ja ihr Vater, ihr Gott! — Und nimmst Du eher, als mich, die, welche meinem Herzen hienieden die Geliebtesten sind — Dein Wille geschehe! Ich weiß, daß sie leben, und daß auch ich mit ihnen leben werde, wo kein Trennen mehr sein wird.

Schon jetzt, wie fühle ich mich so gestärkt durch den Glauben und das kindliche Vertrauen zu Dir! Ich weiß, wenn ich aus meinen Verirrungen zurückkehre zu Dir, Du vergibst mir meine vorigen Sünden und Missethaten, Du willst mich nicht verstoßen.

Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist. Ich zittere nun vor keiner Zukunft mehr. Du bist mein Gott, mein Heil. Ein neuer Abschnitt meines Lebenslaufes beginnt; es soll von nun an der bessere Theil meines Lebens sein. Ich will ihn von nun an kämpfen, den guten Kampf des Glaubens, und ergreifen das ewige Leben, dazu Du auch mich berufen hast. Amen.

364.

Johannes der Täufer.

Luk. 3, 1—22.

Und was mir auch das Schicksal sende,
Nur guter Anfang, gutes Ende!
Und was mir droht, und was mir lacht,
Mit Gott den Anfang nur gemacht,

Mit Dir, mit Dir will ich beginnen,
Das gute Ende zu gewinnen.
Was ich gelebt, das decke zu;
Mein Künftiges regiere Du!

Die Sinnesänderung ist eine wirkliche Abänderung des Weltlaufs und eine Verwandlung der Gestalten um uns her. — Denn die Welt ist nur das, wozu ich sie mache, wofür ich sie halte. Sie erscheint dem Bösewicht durchaus anders, als dem tugendhaft gesinnten Menschen. Wie meine Gesinnung, so ist auch natürlich meine That, und wie meine That, so ist auch ihr Erfolg und die ganze Reihe der ihr nachfolgenden Wirkungen. Durch mich selbst bin ich also stark genug, der Schöpfer meiner Umgebungen zu werden. Und kann ich nicht die Verhängnisse berufen oder wegweisen, bin ich doch Meister von ihrer Wirksamkeit auf meine Denkart und Herr meiner innern Glückseligkeit, der sie, wenn ich weise genug bin, dienen müssen, nie schaden sollen.

Warst du nun mit deinen vergangenen Tagen nicht ganz zufrieden: so hängt es von Dir ab, dir eine neue Welt zu schaffen. Gewiß war dein Ehrgeiz, oder dein zu leidenschaftliches Begehren nach bessern Glücksumständen, oder sonst etwas Unreines in deinen Begierden, ein allzuheftiges Lieben irdischer Zwecke die Hauptursache vieler Verdrießlichkeiten, Unruhen und mißvergnügten Stunden. Aendere deinen Sinn, und die Welt ist geändert! — Laß ab vom Unreinen deiner Wünsche und wähle dir das Heilige! Laß ab von der eigensinnigen Forderung, Dies und Jenes schlechterdings erstreben zu wollen. Es ist ja ganz irdisch; es hängt doch nicht von dir, sondern

von der göttlichen Leitung der Schicksale ab; es ist vielleicht dein Unglück, wenn du es erhältst; es ist an sich selbst sehr vergänglich und von zweifelhaftem Werthe. Sei von heute an gleichgültiger dagegen, und halte dich inniger, glaubensvoller an das, was das Höchste, das Bleibendste ist, an die Tugend, so wird dir alles Andere von selbst zufallen. Freund, bisher sind wirklich nur sehr undankbare, trügerische Gegenstände in der Welt deine Gottheit gewesen. Mache einmal Gott zu deinem Gott.

Aendere den alten Sinn. Sei von nun an gleichgültiger gegen das, was dir so oft fehlschlug; sei bescheiden, demüthig; sei gefällig, dienstfertig, menschenfreundlich; sei keusch und wachsam über deine Begierden; sei redlich, streng ehrlich, gerecht, unbestochen, sei nüchtern, mäßig, bemühe dich voll Gleichmuths in allen Dingen Mittelstrasse zu halten, nichts zu übertreiben.

So fange gleichsam erst dein Christenthum an, zu dem du dich schon längst dem Namen nach bekannt hast, ohne jemals recht die beseligende und weltverwandelnde Kraft desselben empfunden zu haben. Dann wird dich das Reich Gottes umfangen.

Als Jesus aus seiner Dunkelheit hervortrat, um sein öffentliches Lehramt, sein Welterlöserwerk zu beginnen, weihete er sich selber dazu ein. Er wollte in Allem unser Vorbild sein. Er ging zu Johannes dem Täufer, um sinnbildlich darzuthun, daß die Taufe von aller Unreinigkeit, von allem Staube, von allem Irdischen reinige, so uns aus dem vergangenen Leben noch anhangen könne. Er sagte sich nun los von allen vorigen Verhältnissen. Die ganze Einrichtung seines Lebens war anders und neu. — So sollen auch wir werden.

Johannes war der Sohn eines frommen Priesters, Namens Zacharias, und einer tugendhaften Mutter, Namens Elisabeth. Diese nun war die Freundin Maria's, der Mutter Jesu. Beide lebten in verschiedenen Städten, aber doch besuchten sie sich zuweilen gegenseitig, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Johannes und Jesus als Jünglinge einander sahen und kannten, da sie ohne Zweifel als Kinder und Gespielen von ihren Müttern zusammengeführt worden waren. Beide hatten fast einerlei Alter; Johannes mochte nur etwa ein halbes Jahr älter sein. Beide hatten gleiche Neigungen zu göttlichen Dingen; doch erkannte Johannes die überlegene Geisteshoheit seines Freundes willig und bescheiden an.

Es ist unbekannt, welche Schicksale beide Jünglinge von einander trennten. Es ist unbekannt, ob Jesus bis im höhern Jünglings- und im beginnenden Mannesalter zu Nazareth geblieben. Nur das Einzige wissen wir gewiß, daß Johannes sich früh in die Einsamkeit begab, wo er sich frommen Betrachtungen und Uebungen widmete und ein strenges, enthaltsames Leben, mit Verachtung aller irdischen Annehmlichkeiten, führte.

Jesus mochte ohngefähr neunundzwanzig Jahre alt sein, als Johannes, zum Manne gereift, nun öffentlich auftrat und lehrte. Schon sein Aeusseres erregte Aufsehen. In einem Kleide von Kameelhaaren, um seine Lenden einen ledernen Gürtel, sah man ihn in freiwilliger Armuth längs dem Jordan predigen. Er nahm keine andere, als die Nahrung des dürftigsten Menschen: wilden Honig, oder die große Heuschrecke des Morgenlandes. Seine Reden über das herrschende Verderben des Zeitalters waren erschütternd. So hatte noch Keiner vor ihm gesprochen. Er redete ganz im Geiste der hohen Alten und Propheten; er forderte vollkommene Buße, das heißt, vollkommene Sinnesänderung; ohne diese sei für Israel kein Heil, keine Rettung vom Untergang. Er eiferte gegen den jüdischen Stolz, das Volk Gottes zu sein, und, in dieser Hochmüthigkeit auf große Ahnen, deren Tugenden in schlaffer Weichlichkeit zu vergessen. Nehmet euch nicht vor, zu sagen, rief er, wir haben Abraham zum Vater! Thut rechtschaffene Früchte des geänderten Sinnes, oder der Buße, wenn ihr Rettung vom Verderben begehret, das unaufhaltsam einbricht. Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt. Welcher Baum nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und in das Feuer geworfen! — Luk. 3, 7 — 9.

Sein Wandel, seine Predigt bewogen den Wißbegierigen, wie den Neugierigen, zum Jordan zu reisen, den neuen Propheten zu hören. Geschreckt durch den Donner seiner Weissagung fragte Mancher: Was soll ich denn thun? Er antwortete den Begüterten: Habe einen Ueberfluß für den Nothleidenden. Wer zween Röcke hat, gebe einen dem, der keinen besitzt. Er antwortete den öffentlichen Einnehmern und Zöllnern: Fordert nicht mehr, als gesetzlich angeordnet ist! Er antwortete den Kriegsleuten: Thut Niemandem unrechte Gewalt; raubet und plündert nicht, und lasset euch begnügen an euerm Solde!

Die Stimme des Gewissens in Vielen unterstützte die Wahrheit seines Mundes. Und wer von seinen Worten durchdrungen und gerührt den Entschluß faßte, das vorige Leben und den alten Sinn zu ändern, ließ sich von ihm durch die Taufe in den heiligen Bund der Frommen und Gott über Alles Liebenden einweihen.

Die Taufe, oder die äusserliche Waschung mit Wasser, war im ganzen Alterthume ein Sinnbild der frommen Reinigung und Weihe, eine Andeutung der Reinigung des Herzens. Man wusch sich, und enthielt sich aller Verunreinigung, ehe man ein Opfer brachte, oder ein Fest feierte. Pilatus wusch sich selbst die Hände vor dem Volke, nur um sinnbildlich zu bezeugen, daß er rein sein wolle von aller Schuld am Tode des unschuldig verurtheilten Jesus.

Viel Volks ward von Johannes im Jordan getauft. Die Zahl seiner Schüler ward groß, die ihm mit Liebe und Andacht anhingen, und seine heiligen Grundsätze in Wort und Uebung bekannten. So auch endlich entfernt von ihm, blieben sie seiner Lehre getreu, verkündeten sie Andern, und bildeten damit eine Art neuer Glaubenspartei, die neben den Pharisäern, Sadducäern und Essäern bestand.

Es ist gewiß, daß Johannes in der Wahl seiner Schüler durchaus keine Rücksicht allein auf Juden nahm. Sein Wort galt Jedem. Er drang auf Besserung des Herzens bei Heiden, wie bei Juden. Sehr wahrscheinlich hörten ihn auch Fremdlinge, welche, wenn sie in ihre Heimath zurückgekehrt, seine edeln Grundsätze in ihren Familien, im Kreise ihrer Bekannten und Freunde ausbreiteten. So geschah, daß hin und wieder schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums Anhänger von Johannes gesehen wurden, die eine der Lehre Jesu ähnliche Tugend-

lehre hatten, ohne noch von der Erscheinung des Weltheilandes zu wissen. So weiß man aus den Berichten von Reisenden, daß sie in Arabien, Persien und andern Orten solche sogenannte St. Johannischristen gefunden.

Viele Juden, die den Propheten im Jordan sahen und hörten, gingen in ihrer Ehrfurcht und Bewunderung so weit, daß sie ihn selbst für den verheißenen Christus oder Messias zu halten geneigt waren. Er bemerkte es, und säumte nicht, ihren Irrthum zu zerstören. Nein, sprach er, ein Höherer wird nach mir kommen, dem ich nicht genugsam bin, daß ich nur die Riemen seiner Schuhe auflöse. Ich taufe euch nur mit Wasser; er wird euch mit Feuer, das heißt, mit ungleich gewaltigerer Kraft, in das Gottesreich einweihen, mit der Kraft des heiligen Geistes. Er ist's, der das Göttliche vom Irdischen sondern wird, dessen Offenbarung und Lehre auf ewig scheiden wird das Ewige vom Vergänglichen, die Erkenntniß des Gerechten vom Ungerechten, das Heilige vom Unheiligen. In seiner Hand ist die Wurfschaufel, er wird seine Tenne fegen, und wird den Waizen in seine Scheuer sammeln, und die Spreu wird er mit ewigem Feuer verbrennen! So sprach der Prophet am Jordan.

Er kannte ihn wohl, den wunderbaren göttlichen Freund seiner Jugend, auf welchen er hindeutete. Und nach Jahr und Tag erschien derselbe am Ufer des Jordans. Jesus war's, der Christus.

Demuthvoll forderte auch er die Taufe, in der er sich weihen wollte zu dem nun beginnenden hohen Werke seines Lebens. Johannes aber trat ehrfurchtvoll vor ihm zurück, und sprach: Ich bedarf wohl, daß ich von dir getauft werde, und du kommst zu mir. Doch Jesus beharrte, stieg in die Wellen des Jordans betend hinab, und Johannes ertheilte ihm die Taufe.

Es war ein großer feierlicher Augenblick im Leben des Johannes, im Leben Jesu; ein feierlicher, ein entscheidender für die Welt. Von nun an schied Christus von der bisherigen, stillen, unbemerkten Lebensart ab, und griff in das Leben der Menschheit, in den Gang aller ihrer künftigen Schicksale, mit übermenschlicher Kraft und Selbstaufopferung ein. Von nun an kannte er kein Vaterhaus mehr auf Erden; das unendliche All des Weltgebäudes war das Haus seines Vaters. Von nun an hatte er keine Blutsverwandte mehr; alle von Gott erschaffenen Sterblichen, die da lebten, die noch geboren werden sollten, wurden seine Mitbrüder, seine Verwandte, seine Mitkinder Gottes. Er ward von diesem Augenblicke an durchdrungen für seinen göttlichen Beruf. Der Gottheit heiliger Geist durchdrang, verklärte, erhob ihn und erfüllte ihn mit dem unbesiegbaren Muthe gegen alle Verhängnisse, gegen den Zorn einer empörten Welt, gegen die Schrecken des Todes. Er stand von nun an erhaben über das Leben und dessen Reize und Qualen. Er war von nun an nur in Gott; nur Gottes Geist in ihm; der Geist des Muthes und der Kraft, und zugleich der Sanftmuth, Reinheit und Liebe. Und so erkannte ihn Johannes als den, der mit dem heiligen Geiste taufen sollte; mit prophetischem Auge sah er den Geist, in dem Bilde des reinsten, sanftesten Geschöpfes, einer Taube, auf ihn herabfahren, und eine Stimme vom Himmel erklärte ihn für den geliebten Sohn Gottes, an welchem der Vater Wohlgefallen hatte.

Jesus trat aus dem Jordan. Sein Weg war nun der Weg der Welterlösung. Er sah seinen Freund Johannes nicht wieder. Dieser aber fuhr im Prophetenamte fort, auf Jesum tausend hinweisend. Er fuhr fort, gegen die Laster der Zeiten zu eifern. Ohne Menschenfurcht schalt er die Sünden der Hütten und Paläste, und die Ausschweifungen des Hofes. Zürnend hörte es Herodes Antipas, Vierfürst in Galiläa, Sohn jenes Herodes, welcher zur Zeit der Geburt Christi gelebt. Dieser elende, gewaltige Wüstling hatte sogar die Gemahlin seines eigenen Bruders verführt, sie ihm geraubt, sein eigenes rechtmäßiges Weib verstoßen, und sich mit der entführten Herodias verbunden. Johannes rügte diese Gräuel. Er ward gefänglich verhaftet. Herodias, rachsüchtig, wollte seinen Tod, und entlockte von ihrem Gemahl den Befehl dazu, als der elende Fürst einst an seinem Geburtstage, entzückt durch den Tanz ihrer Tochter, derselben Alles zu erfüllen versprach, was sie bitten würde. So starb der edle Johannes in einem Alter von noch nicht zweiunddreißig Jahren.

Doch er war nur der Vorläufer des Größern gewesen, dem er den Weg bereitet. Er hatte die Welt zur Reue und Sinnesänderung gerufen, aber Jesus zeigte ihr nun die Beschaffenheit des bessern Lebens, die Vereinigung mit Gott.

Wir haben Johannes den Täufer gehabt; wir haben Jesum unsern Herrn und Seligmacher! Und wer sind wir gewesen? Wer sind wir geblieben? Wer sollen wir sein und werden?

Wie Jesus am Jordan sein neues Lebenswerk mit einem durch die Taufe gestärkten und geheiligten Sinne begann, so sollte ich nun auch meine Laufbahn eröffnen. Ein anderer Mensch sollte ich werden, um mir durch Kraft des Gemüthes eine andere Welt, eine bessere Zukunft zu machen. — Oder soll die Stimme des Predigers fruchtlos für mich in der Wüste verhallt sein? Soll ich denn nicht endlich Theil am Erlösungswerk und Segen Jesu haben?

Ich war nie recht glücklich, weil ich nie recht Christ war. Vieles habe ich schon versucht, um mich zufrieden zu stellen. Mehrmals schon habe ich, überzeugt von der Fehlerhaftigkeit meines Verfahrens, einige Aenderungen in meiner Denkart und in meinem Betragen vorgenommen. Diese Aenderungan, so schwer mir auch der Entschluß dazu ward, hatten doch viele wohlthätige Folgen. Warum stehe ich an, jetzt einen neuen Schritt zu meiner Besserung zu thun, und mein inneres Glück zu vollenden, von dem alles äusserliche Glück abhängig ist?

Wohlan, ich will im Geiste mit Jesu in den Jordan treten und muthvoller und erhabener mit ihm aus demselben wieder ins Leben hervorgehen. Ich will von heute an nicht mehr hie und da besser scheinen, als ich bin; sondern lieber noch besser sein als scheinen. Ich will meinen Hang zu manchen Eitelkeiten, meinen innern, trotzigen Hochmuth ablegen; duldend, liebreich gegen Jedermann, nur unerbittlich streng gegen mich selbst bei meinen allenfallsigen Fehlern sein. Ich will meine kleinen Feindschaften und Zerwürfnisse überall endigen, und Frieden haben mit Bösen und Guten. Für mein Recht will ich männlich stehen, ohne Furcht, aber auch ohne allen Haß der Personen. Auf Geld und Gut will ich nicht mehr den unmäßigen Werth setzen, noch weniger auf ehrenvolle Auszeichnungen, sondern still für mich hin arbeiten, mit redlichem Erwerb genügsam sein, meine Pflicht thun, und allen stolzen Entwürfen entsagen.

Thue ich meine Pflicht gütig gegen Jedermann, dann möge man mich doch verachten, oder loben; ich weiß am besten, wessen ich werth bin. Der allwissende Gott und mein Gewissen werden mir Zeugniß geben.

Ja, bisher unterlag ich oft meinen heftigen Leidenschaften, und den Urtheilen der Welt. Jetzt will ich mich selbst und die Welt besiegen. Genügsam in mir, will ich unabhängig von allem Aeussern werden. Es soll von jetzt an in meinem Lebenslaufe, in meinen Verhältnissen zu den Menschen, in meinem ganzen Sein eine neue Zeit beginnen.

O komm, heiliger Geist! der Du mild, rein, unschuldig wie eine Taube, auf meinen Heiland herabkamst, ihn stärktest und verklärtest; heilige, stärke, verkläre auch mich in allem Guten; damit mein Leben werde gerecht, wohlthätig, der Liebe und Freude Gottes, der Liebe und Freude aller Edeln werth, wie das Leben Jesu, dessen andachtvolles Betrachten mein Irdisches veredeln, meinen Sinn läutern soll. Amen.

365.

Wie Jesus sein Zeitalter ansah.

Matth. 11, 16—19.

Umringt von sündigen Geschlechten,
Strahlt Jesus in des Lebens Nächten,
Dem Irrenden ein heil'ges Licht.
Mag ihn der Stolz der Welt verkennen,
Ihn Schwärmer oder Frevler nennen:
Er blickt auf Gott und wanket nicht.
Er kennt die schwachen Zeitgenossen!
Erhaben über ihren Spott,
Eilt er zum Ziele unverdrossen,
Und sieget; denn mit ihm ist Gott!

Er schaut durch aller Menschen Seelen,
Wenn sich in ihre tiefsten Höhlen
Die Bosheit flüchtet und versteckt.
Er ist der Herzen strengster Richter!
Das Herz gepriesener Bösewichter
Liegt frei vor ihm und aufgedeckt.
Er will mehr bessern, als betrüben:
Thu' Buße, ruft er, glaub an mich,
Und lerne Gott und Menschen lieben,
Gott über Alles, sie wie dich!

Als Jesus Christus aus den Wellen des Jordans gestiegen war, geweiht durch die Taufe und das Gebet voll Inbrunst zum ewigen Vater, erwartete Johannes, der ihn getauft hatte, vielleicht die ausserordentlichsten Wirkungen vom Eintritt Jesu ins öffentliche Leben. Johannes kannte den göttlichen Geist, der den Messias erfüllte; er kannte das Ziel seiner Sendung auf Erden, und seinen Welt und Tod verachtenden Muth, der ihn begleitete. Davon hatte der Täufer vielmals und immer zu seinen eigenen Schülern mit prophetischer Begeisterung geredet; davon redete er ihnen und Allen noch, die zu ihm kamen. Auf ihn wies er sie hin, sich selbst nannte er nur den, welcher des Herrn Weg bereitete. — Es verflossen aber Tage, Wochen, Monde, und Johannes vernahm wenig von den Thaten Jesu, der in tiefer Stille wirkte.

Selbst noch nach längerer Zeit hoffte Johannes, und vergebens, auf die Wahrnehmung des Ausserordentlichen, das er zu erwarten schien. Noch aus dem Gefängnisse, worin er schmachtete, sandte er zwei seiner Jünger zu Christus, und ließ ihm sagen: Bist Du der, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten? — Christus aber machte die Abgeordneten zu Augenzeugen seines Lebens und Wirkens, und schickte sie dann zu ihrem Lehrer mit der Antwort zurück: Selig ist, der sich nicht an mir ärgert!

Christus hatte sich sogleich, nachdem er von Johannes getauft worden war, statt dessen hohen Erwartungen zu entsprechen, in die Einöde begeben. Da lebte er vierzig Tage lang verborgen. Warum er in die Wüste ging, wissen wir nicht. Der Evangelist Markus erzählt bloß: Er ward daselbst versucht von dem Satan, und war bei den Thieren, und die Engel dienten ihm. Der Evangelist Matthäus meldet umständlicher, auf welche Art Jesus versucht worden sei. In diesen Erzählungen herrscht für die Leser aus heutigen Tagen viel Unbegreifliches.

Man muß sich daher nicht wundern, wenn über dieses Alles von Neuern und Aeltern mancherlei Auslegungen gemacht worden sind, welche doch zuletzt Keinem ein Genüge leisten konnten. Einige nahmen die Erzählungen ganz im buchstäblichen Verstande, daß der Teufel Jesum wirklich auf die Zinne des Tempels von Jerusalem gestellt, und geheißen habe, sich unbeschädigt hinabzustürzen, um zu beweisen, er sei der Sohn Gottes; oder daß er ihn auf einen hohen Berg geführt, ihm die Reiche der Welt gezeigt, und ihm den Besitz derselben versprochen habe, wenn Jesus niederfallen und ihn anbeten würde.

Dieses buchstäbliche Verstehen der Erzählung wollte Andern nicht der richtig aufgefaßte Sinn derselben scheinen. Theils war ihnen unglaublich, daß Gott jemals einem überirdischen bösen Wesen so viel Gewalt gestattet habe, den Gang der Natur zu unterbrechen, oder Jesum zur Sünde zu versuchen; theils schien ihnen die Art der Versuchung an sich, wenn man sie wörtlich für geschehen hielte, weder angemessen dem Fürsten des Bösen, welcher die Geisteshoheit des Messias kannte, noch angemessen der Würde Jesu Christi. Denn einer Versuchung solcher Art würde auch ein frommer und redlicher Mann unserer Tage mit stolzem Abscheu widerstanden haben, geschweige der Gottmensch Jesus Christus. Darum hielten sie die Erzählung bald für eine bildliche Darstellung des Seelenkampfes Jesu vor dem Anfang seines Erlöserwerkes, und wie er nun den schweren Entschluß ergreifen mußte, allen Annehmlichkeiten des Lebens, allen Herrlichkeiten der Welt zu entsagen, und Armuth, Verfolgung, Schmach und Tod zu erwarten; bald verstanden sie unter dem Bilde des Versuchers Einladungen, die von den jüdischen Gottesgelehrten oder von den Großen des jüdischen Reichs an ihn gelangt waren, es mit ihnen zu halten.

Doch wer kann die Wahrheit aller solchen willkürlichen Auslegungen beweisen? oder wer möchte sie für glaubwürdig halten, auch wenn sie von den gelehrtesten Männern unserer oder alter Zeit herrühren sollten? Schweigend ehre ich das Wort der Evangelisten. Und ist es mir dunkel, so kann mich nur übermüthiger Selbstdünkel verleiten, sie als eine zwecklose Erdichtung zu verwerfen, oder ihr einen Sinn unterzulegen, den derjenige schwerlich hatte, der sie uns überlieferte. Jene Zeiten, als die Evangelisten schrieben, jene Gegenden, wo sie schrieben, jene Menschen, für welche sie zunächst schrieben, die Denkart, die Vorstellungsweise, selbst die Sprache des damaligen Zeitalters, welche heute nicht mehr geredet wird, sind für uns viel zu entlegen, und zu fremd ge-

worden, als daß wir uns anmaßen könnten, Alles nach unsern Sitten, heutigen Begriffen und gegenwärtigen Sprachgebräuchen auszulegen. Zudem ist der Inhalt einer solchen Erzählung, und wie wir ihn nehmen, nichts Wesentliches, weder zu unserer Vorstellung vom Geiste Jesu, noch zu unserer eigenen Beseligung.

Aber gewiß ist, daß Christus aus seiner Eingezogenheit hervorging, und wie in den Schulen, auch öffentlich vor dem Volke lehrte, vom Reiche Gottes, und zwar zu eben der Zeit, da Johannes selbst auf Befehl des Königs in den Kerker geschleppt worden war. Er verließ zu dem Ende seinen bisherigen Wohnort Nazareth, und begab sich nach Kapernaum, einer Stadt im galiläischen Lande.

Die galiläische Provinz war zwar auch ein Theil des gelobten Landes, und von Juden bewohnt; die Einwohnerschaft aber von den Israeliten wenig geachtet. Die Galiläer lebten in Nachbarschaft und häufigem Verkehr mit den Heiden. Sowohl dies, als ihre Unwissenheit und Armuth, machte sie oft zum Gegenstand des Hohns ihrer übrigen Glaubensgenossen. Und doch waren sie es, zu welchen Jesus zuerst ging, in deren Städten und Dörfern er sein Lehramt begann.

Christus kannte sein Zeitalter, und geleitet von seiner Menschenkenntniß, machte er das verachtete Galiläa, wo es nicht an einfachen, unverdorbenen, rechtlichen Leuten fehlte, zum Schauplatz seiner Thaten. Er wollte von seinen Schülern einen durch die vermeinte Weisheit des damaligen Jahrhunderts unbestochenen Geist, und ein durch die verderbten Sitten des Landes unvergiftetes Herz, noch empfänglich und offen für Wahrheit und schlichten Tugendsinn. Ein kindlicher Geist, ein kindliches Gemüth waren ihm die liebsten. Daher suchte er auch seine ersten Freunde und Schüler nicht unter den Vornehmen und Großen des Landes, nicht unter den Gelehrten der damaligen Zeit, sondern unter Leuten, welche durch ihre Herkunft, durch ihren Stand und Beruf am entferntesten vom Einfluß des Zeitgeistes geblieben waren, natürlich, wahrhaft, so viel als möglich von herrschenden Vorurtheilen frei.

Er kannte seine Zeitgenossen nur zu wohl. „Wem soll ich", sagte er einst, „dies heutige Geschlecht vergleichen? Es ist den Kindern gleich, die an dem Markte sitzen, und rufen gegen ihre Gesellen, und sprechen: Wir haben euch gepfiffen, und ihr wollet nicht tanzen; wir haben euch geklagt, und ihr wollet nicht weinen. Johannes ist gekommen, aß nicht und trank nicht; so sagen sie: er hat den Teufel. Des Menschen Sohn ist gekommen, isset und trinket; so sagen sie: siehe, wie ist der Mensch ein Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und der Sünder Gesell! Und die Weisheit muß sich rechtfertigen lassen von ihren Kindern!" (Matth. 11, 16—19.)

Ungläubigkeit von der einen, Schwächlichkeit des Herzens und Geistes von der andern Seite, war der Grundzug in der Gemüthsart des Volkes, das ihn umgab. Es wußte nicht, was es wollte; noch weniger, was es selber sollte. Es forderte Zeichen und Wunder, und zweifelte oder vergaß nach gestillter Neugier. Es forderte einen Christus, aber wollte diesem den Weg vorzeichnen, welchen er zu gehen habe, statt von ihm den Weg der allgemeinen Rettung zu empfangen. Es sehnte sich nach Glück und Ruhm, und verlangte zum Messias einen Empörer. Niemand that ihm genug, weil keiner that, was dem großen Haufen gefällig sein mochte; am wenigsten Jesus, und was Jesus forderte, übertraf alle Kräfte von Menschen, die bisher gewohnt gewesen waren, mehr für sinnliche Verhältnisse und thierische Bedürfnisse, als für das Höhere, Geistige und Göttliche zu leben.

Er fand beim leichtsinnigen Pöbel zwar schnellen Anhang, aber schnelle Verachtung. Dies Volk, allzusehr in seinem Sklaventhum versunken, wollte nur Glanz, Reichthum und Macht sehen, um zu glauben. Es konnte sich nicht einbilden, daß Einer, dessen Aeusserliches nichts versprach, etwas Erhabeneres sein oder leisten könnte. Erschien ein reicher Mann, so war es bereit, ihm zu dienen und zu schmeicheln; erschien ein Fürst, es kroch mit niederträchtiger Demuth vor ihm. Aber ob ein Jesus unter ihm stand, wohlthuend, menschenfreundlich, aufklärend; ein Jesus voller Heiligkeit, edler Anspruchlosigkeit und Weisheit — das war gleichgültig.

An andern Gebrechen kränkelte die sogenannte feinere und gebildetere Welt, deren Einsichten wohl reifer sein konnten, die Größe Jesu, die Unschuld und Majestät seines Wandels und seines Wortes zu erkennen. Allein hier herrschten vorgefaßte Meinungen; hier der Wahn und Geschmack des Jahrhunderts; hier der Alles neben sich gering schätzende Gelehrtenstolz. Was will dieser Galiläer mehr wissen, als wir Bewohner der Hauptstadt, als wir Schriftgelehrte? dachten sie. — Ein Gottgesandter zur Rettung des menschlichen Geschlechts will er sein? So beweise er die Göttlichkeit seiner Sendung mit Wundern. „Meister, wir wollen gern ein Zeichen von Dir sehen."

Verhärtet in ihren gelehrten Meinungen und Vorurtheilen, war ihnen der ein unbedeutender Mensch, von dem sie sich nicht in Schulwitz und Spitzfindigkeit übertroffen sahen. Sie gaben sich kaum die Mühe, das Wort Jesu zu prüfen, oder ihn näher kennen zu lernen.

Eben so wenig würdigten ihn die Reichen und Vornehmen ihrer Aufmerksamkeit. Ihnen galt behagliches Wohlleben, Prunk und Wollüstelei mehr, als alle Weisheit, die ihnen Jesus bringen konnte. Sie hielten ihn ebenfalls für einen eifrigen Sittenrichter und Tadler. Deß waren sie beim gemeinen Mann schon gewohnt. Oder für einen gutmüthigen Schwärmer, durch den man sich aber keineswegs im Lebensgenusse müsse stören lassen. Und wenn noch einer oder der andere von ihnen sich die Mühe gab, anzuhören, was er eigentlich vom Menschen zur wahrhaften Vollkommenheit begehre, und er dann sagte: „Gehöre weniger deinen irdischen Genüssen, als der Erkenntniß und Uebung des Göttlichen an! Hange nicht mit deiner Seele an dieser Pracht, an diesem Gelde, an diesem behaglichen Leben, sondern willst du vollkommen sein, werde dir Alles dergleichen gering; gehe hin, verkaufe was du hast, mindere die allgemeine Noth damit, sammle dir statt dessen Schätze der Ewigkeit und folge mir nach!" so lächelten sie wohl mitleidig auf ihn nieder, oder gingen niedergeschlagen von ihm weg, wie jener reiche Jüngling, der ihn gefragt hatte: was fehlt mir denn noch? (Matth. 19, 20.)

So urtheilten die meisten der damaligen Menschen, die Jesum erblickten und ihn nicht näher kannten. Weit schneidender war noch das Urtheil derer, die ihn von Kindheit auf gesehen hatten, die mit ihm erzogen waren. Sie staunten freilich über seine höhern Einsichten, aber eben dies verursachte ihnen unangenehme Empfindungen. Wie will der mehr sein, als wir? Ist er nicht Unsers-

gleichen, und er maßt sich an, unser Meister zu heißen? Woher kommen ihm solche Weisheit und Thaten? Ist er nicht eines Zimmermanns Sohn? Heißt nicht seine Mutter Maria? und seine Brüder Jakob und Joses, und Simeon und Judas? Und seine Schwestern, sind sie nicht alle bei uns? Woher kommt ihm denn das Alles? (Matth. 13, 54 — 56.)

So wurde Jesus beurtheilt. Er wußte es. Er kannte sein Volk, er kannte sein Zeitalter. Doch dies machte ihn in seinem Gotteswerk nicht zweifelhaft. Er schritt muthig fort, und in vollkommener Uebereinstimmung seiner Ansicht des Zeitalters, jenes nichtswürdigen Stolzes, jener herrschenden Sucht nach Ansehen, Ehrenstellen, großem Vermögen und Wohlleben, jener Gleichgültigkeit gegen das Göttliche, jener Vorurtheile gegen Armuth und Herkunft, jener falschen Meinungen von dem, was für das jüdische Volk ein Messias sein müsse, erwählte er seine Jünger. Er wählte einfache, unverdorbene, schlichte Männer, in deren gesundem Körper ein gesunder Sinn wohnte.

Wir blicken vielleicht voll frommen Mitleids auf jene Zeiten hin, auf jene Gegenden und Menschen, die Jesum sahen, wie er noch unter den Kindern des Staubes wandelte, und die ihn so ganz, den Gottessohn, verkannten! Und der Gedanke wird in uns wach: wir, hätten wir zu jener Zeit, in der Nähe Jesu, gelebt, wir hätten uns fest an ihn geschlossen; ihn nimmer wieder verlassen; Alles für seinen heiligen Umgang aufgeopfert. — Es hat wohl Mancher schon in seinem Herzen gesprochen: Offenbarer meines Gottes, Heiland meines Lebens, und hätte Dich die ganze Welt verkannt, ich doch würde Dich nicht verkannt haben! O, mein Jesus, hätte ich Dich nur sehen, hätte ich nur glaubensvoll den Saum Deines Kleides berühren dürfen, wie hochbeseligt würde ich mich gefühlt haben! Hätte ich vor Dir im Staube knien dürfen, den Dein Fußtritt geheiligt hatte; hätte ich an Deiner Seite wandeln können in der Reihe der auserwählten Jünger; hören können die heiligen milden Lehren der Seligkeit von Dir: o das Glück der Engel würde dem meinigen nicht gleichgekommen sein!

Allerdings ist zu glauben, daß, wenn jemand von den heutlebenden Verehrern Jesu, mit seiner ganzen Kenntniß von Jesu, in damaligen Zeiten gelebt hätte, er anbetend vor ihm niedergesunken, ihm bis in den Tod gefolgt sein würde. Doch hätte einer von uns in jenen Tagen zu Jerusalem, Nazareth oder Kapernaum gelebt, ohne Christum anders als durch das allgemeine von ihm gehende Gerücht zu kennen; Jeder noch dazu eingenommen von den gemeinen Vorurtheilen jenes Jahrhunderts: wie würden wir wohl Jesum aufgenommen haben? — Verdammen wir ja nicht die blinden, ungerechten und verderbten Zeitgenossen des Welterlösers; wir laufen Gefahr, uns selbst zu verdammen!

Und wenn ein frommer Mann heute unter uns erschiene, unschuldig in seinem Wandel, göttlichen Geistes voll, an höherer Weisheit reich, in seinen Lehren erhaben, in seinen Thaten heilig, wie Jesus: wie würde ihn das heutige Zeitalter empfangen?

Und wenn er hinträte, und spräche zu den Niedrigen im Volke: entschlaget euch eurer viehischen Freuden; endet euer Zanken und Verläumden, euern Hang zum Schwelgen, Saufen und Müssiggehen; höret auf, die Reichen zu beneiden, Euersgleichen zu betrügen, und eure Obrigkeiten zu lästern; glaubet nicht, daß ihr den rohen, schlechten Wandel während einer Woche am Sonntag mit Gebet und Kirchengehen, mit Abendmal und Messe wieder vor Gott gut machet, sondern folget mir nach in der Liebe zu Gott und euern Miterschaffenen! — wie Viele würden ihm nachfolgen?

Und wenn er hinträte zu den Reichen und Vornehmen, und spräche: Wollet ihr Theilhaber des ewigen Lebens sein, so entwindet euer Gemüth von der unmäßigen Liebe des Prachtaufwandes und Wohllebens. Jaget nicht mehr nach Ehrenstellen, und stürzet nicht heimtückisch und lästernd den, der glücklicher als ihr vor euch emporstieg. Suchet es nicht Einer dem Andern an Ueppigkeit zuvorzuthun. Seid nicht Ehebrecher, nicht Hurer, nicht Verführer der Unschuld! Setzet Demuth an die Stelle des Hochmuths in eure Herzen und drücket das Volk nicht. Verfolget Niemanden, weil er eurer Partei nicht angehört. Seid Alles, habet Alles, nicht für euch, sondern zum Wohlergehen Anderer! — wie viele möchten diesem Lehrer folgen?

Und wenn er hinträte zu den Thronen, Fürsten und Obrigkeiten, und spräche: Ihr seid eifrig zu frommer Gleisnerei und Andacht, ihr trachtet in den Kirchen nach dem Himmel, aber euer Wandel ist Gott ein Gräuel. Euch mögen feile Sterbliche preisen, aber euer harret ein schweres Gericht, ihr Verworfenen. Mit welchem Leichtsinn habet ihr Kriege für euern Ehrgeiz geführt, und Zahllose eurer Miterschaffenen in unaussprechlichen Jammer gestürzt! Warum pranget ihr mit Lobreden auf euch und geltet nicht die Hälfte dessen, was ihr zu sein vorgebet? Warum unterdrücket ihr eure Unterthanen, störet ihre Freiheit des Geistes, raubet ihnen für euer Wohlleben in unmäßigen Steuern die Frucht ihrer sauern Arbeit? Warum lasset ihr den verdienstreichen Mann in der Dunkelheit, und erhebet den Günstling? — wahrlich, so heilig dieser Lehrer leben, so wahr er reden möchte: wer bürgt dafür, daß seine Freimüthigkeit und Wahrheit ihn nicht in den Kerker führen würde?

Wenn er hinträte zu Bischöfen und Erzbischöfen, Priestern, Pfarrern und Gottesgelehrten der verschiedenen Kirchen unserer Tage, und spräche: Eure Wege sind nicht Gottes Wege, euer Sinn und Leben ist nicht Christi Sinn und Leben. Ihr heuchlerischen Verkünder des Heilandes seid nicht Nachfolger des Heilandes! Ueberall in euern Kirchen heißt es: Hier ist Christus! nur unsere Kirche macht selig, nur unsere Lehre ist wahr! Alee käme Christus vom Himmel, er würde in euerm Munde und euern Tempeln seine eigene Lehre nicht wieder erkennen! Wo ist die Weltverläugnung, ihr Prasser? Wo die Liebe der Menschheit, ihr Verfolger andersdenkender Mitchristen; wo die Demuth vor Gott und Menschen, ihr stolzen Pharisäer? — — wahrlich, so heilig, so unschuldig das Leben des Gerechten wäre, der also redete: er würde als Feind des Heiligthums geächtet werden, ungeachtet er nur Feind der Laster wäre, von welchen das Heiligthum entweiht wird.

Sind dies aber nicht die herrschenden Gebrechen unsers Zeitalters? Ist die Wahrheit frei? Heiliget nicht Gold und Rang manches offenbare Verbrechen, Ansehen der Person manchen offenbaren Betrug? Gilt Tugend so viel als Reichthum? Gilt Einfachheit und Unschuld so viel als Lust und Weltton? Soll ich noch von den vorgefaßten Meinungen der Kirchenparteien und ihrem gegenseitigen Hasse, soll ich noch von den Vorurtheilen der

Menschen reden, die heutiges Tages neben aller Ungebundenheit der Sitten im Schwunge gehen? — Sehet umher, das Gemälde unsers Zeitalters ist noch nicht vollendet! Sehet umher auf die Thränen, auf die Blutströme leidender Völker; auf die bestochenen Richter; auf die betrügerischen Verwalter fremden Eigenthums; auf den geistlichen Stolz der Priester; auf den thörichten Eigendünkel der Schulweisen; auf die alles Menschliche verhöhnende Rohheit der Krieger; auf die wetteifernde Ueppigkeit aller Stände — vollendet ihr selbst das Bild unsers Zeitalters.

Und träte Jesus heute unter uns auf, er, der in Israel so wenig Glauben fand: wie vielen würde er in der Christenwelt finden? Wer würde sich selbst verläugnen, und sein Kreuz auf sich nehmen? Wahrlich, in den Kirchen, worin sie ihn heute zu verehren glauben, würden sie ihn verdammen, und die vor ihm täglich knien, sie würden den Staub über ihn brechen.

O mein Heiland, hast Du vergebens gelehrt und gelebt, die Menschheit geliebt und geduldet? Tausende rühmen sich Deiner äusserlich, aber wer ist innerlich Dein? — Wo ist die Gemeinde der Heiligen, die sich die wahrhaft christliche nennen darf? — Schweigend und traurig stehe ich im Geiste unter Deinem Kreuze: o für mich, Heiland meiner Seele, hast Du nicht vergebens geblutet! Ich will in Wahrheit Dein Jünger sein, und Nachahmer Deiner göttlichen Vollkommenheit. Amen.

366.

Die zwölf Jünger Jesu.

Matth. 4. 19.

Er lehrt: die in des Todes Schatten
In finst'rer Nacht gekappet hatten,
Seh'n staunensvoll ein neues Licht.
Die, welche seine Lehre hören,
Verwunderen sich seiner Lehren;
So lehrten Mosis Jünger nicht!
Sein Wort ist mächtig, ist ein Regen,
Der das verdorrte Land durchfleußt;
Und auch ein Hammer, der mit Schlägen
Die Felsen trifft und sie zerschmeißt.

Christus zog in stiller Demuth, lehrend und wohlthätig, in Galiläa umher. Was er sprach und wie er sprach, rührte alle Gemüther mit erschütternder Gewalt. So einfache und erhabene Wahrheiten hatte niemals einer der Propheten und Dolmetscher Gottes im Alterthum gesprochen, solche wunderbare Kraft in Wort und That hatte noch kein Sterblicher vor ihm gezeigt, und daneben verbreitete die Einfalt der Sitten, die Anspruchlosigkeit seines Betragens, eine Tugend, die sich für Andere hinopferte, einen wahrhaft göttlichen Glanz über sein ganzes Wesen. Jeder, auch der Aermste und Niedrigste, erkannte in ihm Seinesgleichen, und doch konnte Niemand die Majestät seines Geistes verkennen, in der er über gemeine Sterbliche hervorragte. Man sah ihn mit Liebe an, aber auch mit Erstaunen; mit Vertrauen, aber auch mit Ehrfurcht. Viele im Volk fielen vor ihm nieder, und schrien und sprachen: Du bist Gottes Sohn.

Schon geraume Zeit hatte er gelehrt, in Schulen, auf öffentlichen Plätzen, in Städten und Einsamkeiten. Ihm folgte überall viel Volks. Doch war er lange ohne vertrautere Freunde und Schüler geblieben. Endlich wählte er sich auch diese, als bleibende Zeugen seiner Thaten; als Tiefer-Eingeweihte in seine Lehre; als Gehilfen in Verbreitung derselben; als treue Aufbewahrer und Fortpflanzer seiner Offenbarungen, wenn er einst die Welt verlassen würde.

Dazu erkor er arme, thätige und verständige junge Männer; Leute von Fähigkeit und unbefangenem Sinn, aber ohne alle Gelehrsamkeit. Er wollte das Gottesreich auf Erden stiften, nicht ein neues weltliches Reich. Darum mußte er Personen wählen, deren Anhänglichkeit an ihn entschieden, deren Herz durch keinen Reichthum und Ehrgeiz an weltliche Verhältnisse besonders gefesselt, und deren Geist nicht durch erlernte fremde Ansichten, gelehrte Meinungen und Kenntnißstolz befangen war.

Es ist nicht von Allen bekannt, bei welchen Anlässen er sie zu sich rief. Aber gewiß kannten ihn die Meisten schon vorher, ehe sie in seine Jüngerschaft eintraten; und gewiß war er mit der Gemüthsart Aller vertraut, ehe er sie in seinen täglichen Umgang und Unterricht zog. Zuerst wählte er die zwölf Vertrauten, dann noch siebenzig andere Jünger. Ihre Zahl hatte vielleicht Beziehung auf die Verfassung des jüdischen Volkes, auf die zwölf Stämme Israels.

Die ersten seiner täglichen Begleiter nahm er am See Genezareth zu sich. Hier war eines Tages eine Menge Volks versammelt, den Wunderthäter zu sehen, den Gottessohn zu hören. Um von Allen besser vernommen zu werden, bat er ein paar Fischer, die am Ufer ihre Netze reinigten, ihn in ihrem Schiffe etwas vom Lande zu fahren. Sie thaten es, und vom Schiffe aus predigte Jesus dem versammelten Volke.

Nachdem er geendet hatte, schien er sich den freundlichen Fischern dankbar erweisen zu wollen, und sagte, sie sollten weit hinaus in den See fahren mit ihrem Netze, und einen guten Zug Fische thun. Ungeachtet sie schon die ganze Nacht gearbeitet hatten, ohne etwas gefangen zu haben, gehorchten sie ihm doch auf sein Wort, und warfen noch einmal das Netz aus. Mit Erstaunen fanden sie schnell dasselbe so reich mit Fischen angefüllt, daß sie es ohne Gefahr nicht allein mehr hervorziehen konnten, ihren Gefährten, die in einem andern Schiff am Ufer geblieben waren, zuwinken mußten, um ihnen zu helfen, und mit der ausserordentlichen Beute beide Schiffe anfüllten.

Nie, während ihres Lebens, war ihnen Aehnliches geschehen. Sie berührten das Ufer wieder; aber mit Grauen und Ehrfurcht sahen sie Jesum an. Einer von ihnen, Namens Simon, sank ihm zitternd zu Füßen und rief: „Herr, gehe von mir hinaus; ich bin Deiner Nähe nicht würdig, ich bin ein sündiger Mensch!“ Die übrigen alle zeigten gleiche Empfindung heiligen Schreckens und frommer Demüthigkeit. Solchen Sinn forderte Jesus von seinen künftigen Schülern; nur aus solcher Ehrfurcht, solchem Glauben, solcher Bescheidenheit konnte sich die treueste und reinste Liebe entfalten. Aber noch eine andere Prüfung gab er ihnen. Er wandte sich zu Simon, und sprach: Folge mir; fürchte dich nicht; künftig sollst du Menschen fangen, und dem Reiche Gottes Seelen gewinnen. (Matth. 4, 19.) Und Simon, und sein Bruder Andreas, beide von Bethsaida gebürtig, desgleichen seine Freunde und Gefährten, Jakobus und Johannes, die Söhne Zebedäi, vergaßen ihren kaum gewonnenen Reichthum, und alle Freude daran,

und folgten dem Wunderbaren ergebungsvoll in stiller Zuversicht.

Keiner von ihnen allen zeigte so viel Lebhaftigkeit und Wärme des Gemüths, als Simon. In beständiger Regsamkeit, nichts als Gleichgültigkeit behandelnd, in Allem immer zuerst und der Begeistertste, schien er derjenige zu werden, auf dessen Wirksamkeit Jesus seine größten Hoffnungen setzen sollte. Reizbar und von glühender Einbildungskraft, war dieser junge Mann sich selten selbst gleich, bald verzagt, bald kühn, bald Alles hoffend, bald an Allem verzweifelnd. Aber Christus, der Herzenskundige, wußte, daß Simon durch eben diese Lebendigkeit seines Wesens, bei höherer Ausbildung und reiferm Alter dereinst das dauerhafte und stärkste Werkzeug zur Ausbreitung des göttlichen Reiches werden würde. Darum nannte er ihn seinen Fels, den Fels Gottes, welches in griechischer Sprache Petrus, oder in syrischer Kephas heißt. Und er ward ein Gottesfels.

Obschon Petrus seine rasche Gemüthsart nie ganz ablegte, so lange er im Gefolge des göttlichen Erlösers lebte; noch in den letzten Zeiten desselben ernst betheuerte, fest in Noth und Tod an ihm zu halten; dann seinen Herrn und Meister mit dem Schwert in der Faust gegen die vertheidigen wollte, welche ihn gefangen zu nehmen kamen; dann ihn wieder in übergroßer Furcht dreimal verläugnete: schien doch plötzlich ein anderer Geist über ihn gekommen zu sein, als Christus auf Erden vollendet hatte. Er war es, der an dem ewig denkwürdigen Tage der Pfingsten mit unerschrockener Beredsamkeit den Wiederauferstandenen predigte, daß sich in einem Tage dreitausend Menschen bekehrten; und rastlos, vor keinen Kerkern, vor keiner Verfolgung, vor keinem Qualentod zitternd, predigte er das Gotteswort in Asien wie in Europa, und stiftete christliche Gemeinden in beiden Welttheilen. Das Feuer seiner Einbildungskraft und die schöne Lebhaftigkeit seiner Gefühle schimmert auch aus den beiden Briefen hell hervor, die er an die Judenchristen in Asien schrieb. Unerschütterlich hielt er an seinem Jesus und dessen Offenbarung. Es ist der reinste Wiederklang seines Herzens, der treueste Zeuge seines Wesens, wenn er schrieb: Wir haben ein festes prophetisches Wort, und thut wohl, daß ihr darauf achtet, als auf ein Licht, das da scheint in einem dunkeln Ort, bis der Tag anbreche, und der Morgenstern aufgehe in euern Herzen! (2 Petrus 1, 19.)

Es geht eine ehrwürdige Sage, die aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche stammt, daß Petrus auch zu Rom gewesen sei, und hier eine fromme Gemeinde gestiftet habe. Diese Sage, wiewohl durch nichts Anderes erwiesen, ist nicht unwahrscheinlich, eben so jene, welche erzählt, er sei zu Rom, in der Verfolgung aller Christen, unter der Herrschaft des grausamen und elenden Kaisers Nero, ungefähr im sechsundsechszigsten Jahre nach Christi Geburt, gekreuzigt worden. Denn wie könnte man zweifeln, daß die ersten Christen nicht das Schicksal der Jünger des Herrn ihren Nachkommen erzählt haben sollten, das Schicksal derer, welchen sie ihren Glauben, ihre Besserung, ihr höchstes Gut im Leben und Tode dankten?

Einen ähnlichen Ausgang schrieb man auch dem Apostel Andreas zu, dem Bruder des Petrus; doch weiß von den Alten Keiner davon. Sein Leben, der ganze Kreis seiner Wirksamkeit, ist unbekannt geblieben; auch ist uns von ihm nichts Schriftliches aufbewahrt worden.

Jakobus, genannt der Aeltere, des Zebedäus Sohn, ist uns in seinen Schicksalen leider nicht minder unbekannt geblieben. Nur die Apostelgeschichte meldet, daß er von allen zwölf Jüngern Jesu der erste gewesen sei, welcher die Märtirerkrone empfangen habe, da ihn Herodes Agrippa in Judäa, kaum vierundvierzig Jahre nach Christi Geburt, mit dem Schwert hinrichten ließ.

Näher kennen wir aus hinterlassenen Schriften seinen Bruder, den Apostel und Evangelisten Johannes. Wen hätte Johannes nicht schon entzückt? Wen nicht seine stille Majestät gerührt, in der er redet, nicht seine gemüthliche Milde, das Zartgefühl, der Alles verklärende Reiz der Einbildungskraft und die Erhabenheit seines Ausdrucks? Er hatte das Höchste und Tiefste der Lehre Jesu und des Jesuslebens ergriffen und in dem Worte Liebe aufgefaßt. Ohne Liebe ist aller Glaube, alle Tugend todt. Er selbst athmete nur Liebe. Als ein Jüngling von ungefähr fünfundzwanzig Jahren kam er zu seinem göttlichen Freund und ward dessen Zögling und Vertrauter. Auch Jesus behandelte ihn mit besonderer Zärtlichkeit und Güte; Johannes war es, der im Kreise der Jünger an des Meisters Brust ruhen durfte; er war es, welchen der leidende Heiland in den Augenblicken der Todesangst am Oelberg bei sich zu haben wünschte; der allein von den Jüngern Christum zum Kreuze begleitete, dem dort der sterbende Welterlöser die trostlose Mutter empfahl.

Und der Geist der Liebe führte ihn hinaus in die Welt, das Wort der ewigen Barmherzigkeit zu verkünden. Die noch von ihm vorhandenen drei Briefe, seine Lebensbeschreibung Jesu, selbst das unsern Tagen dunkel gewordene Bild prophetischer Gesichte, welches wir unter dem Namen der Offenbarung St. Johannes kennen, bezeugen, wie er ohne Kunst, ohne Beredsamkeit, durch das Feuer seines Geistes, Geister erleuchtete und Herzen erwärmte. Muthig duldete er nachmals die schwerste Verfolgung, lebte eine lange Zeit als ein Verbannter auf der kleinen Insel Pathmos, und starb hoch betagt in der Stadt Ephesus. Es ist allerdings seiner würdig, zu glauben, was uns das Alterthum von seinen letzten Tagen überliefert hat, wie man den schwachen Greis hinaustragen mußte, daß ihn die Gläubigen sähen und hörten, und wie da seine Predigt nur in den Worten bestand: „Meine Kindlein, liebet euch unter einander: das ist das Gebot des Herrn, und wer es hält, der hat das ewige Leben!“

Philippus von Bethsaida war einer der Ersten von denen, welche Christus nach jenen zu sich berief, ein frommer, getreuer Diener seines Herrn. Nichts ist uns von ihm in Schriften aufbewahrt geblieben; nichts von seinen Begebenheiten aufgezeichnet, die er nachmals erlebt hat. Wohl aber erhielt sich die Sage unter den Gläubigen der ersten Jahrhunderte, er sei im hohen Alter von siebenundachtzig Jahren zu Hirapolis gesteinigt und gekreuzigt worden, um Jesu willen. Er, der freudig einst zu Nathanael geeilt war, ihm zu verkünden, er habe den Messias gefunden, und Nathanael zu Jesu führte, hat während seines Lebens seinem Jesu, auch da derselbe nicht mehr im irdischen Leben wandelte, manche Seele zugeführt.

Dieselbe Dunkelheit herrscht über das spätere Schicksal des Jesusjüngers Bartholomäus. Eine gemeine

Rede war von ihm in den frühesten Zeiten der christlichen Kirche, er sei der Apostel der Juden gewesen. Auch Thomas, der Galiläer, soll predigend nachmals durch die Lande der Parther, Meder und Perser zu den Indern gedrungen sein. Wie sehr ist zu beklagen, daß wir von diesem frommen und liebenden Jünger Jesu nichts Schriftliches mehr besitzen; von ihm, der Christi Auferstehung so lange bezweifelte, bis er seine Finger in die Wundenmaale des wieder lebenden Gekreuzigten legen konnte, dann aber anbetend und bezwungen rief: Mein Herr, mein Gott!

Glücklicher preisen wir uns in Rücksicht des Apostels Matthäus oder Levi, welcher als Zöllner sein Amt aufgab, und dem Messias glaubensvoll nachfolgte. Ob wir gleich von demjenigen nichts erfahren haben, was ihm nach der Zerstreuung der Jünger geschehen, besitzen wir doch von ihm eine Beschreibung von Jesu Thaten und Lehren, welche genauer, als jede andere, in die Einzelnheiten der Handlungen Jesu eindringt. Schmucklos und einfach erzählt er, was sein göttlicher Meister gelehrt und gelebt; immer zunächst für die Juden, zurückweisend auf das Alterthum, und wie sich alle Weissagungen desselben vom Messias in Jesu, dem Menschensohne, erfüllt hätten. Alles stellte er ohne Mühe, ohne Kunst, ohne Gelehrsamkeit, mit einer Ruhe und Ueberzeugung dar, wie sie des Augenzeugen würdig ist, der nur berichtet, was Andere sowohl als er selbst sahen und hörten. Ich habe in den Schriften anderer Männer, in den hinterlassenen Werken von Weisen verschiedener Nationen, größere Beredsamkeit, mannigfaltigere Kenntniß, tiefern Scharfsinn, reichern Witz, größere Fülle der Einbildungskraft gefunden; aber nirgends solchen Reichthum göttlicher Weisheit und Offenbarung, solche Tiefe der Erkenntniß Gottes und des Weltalls, solche Fülle des Trostes und der Beseligung als in der schlichten Darstellung des herrlichen Matthäus von den Reden und Thaten und Begebenheiten Jesu.

Ihm ein Herz- und Geistverwandter war der jüngere Jakobus, dem seine Tugenden den Beinamen des Gerechten erwarben. Hier herrscht dieselbe Einfalt, dieselbe Ruhe, dieselbe tiefbegründete Sicherheit. Noch haben wir von ihm einen lehrreichen Brief, welchen er den Gläubigen seines Volks geschrieben hat, und der uns von der Einfalt, Kraft und Klarheit seines Geistes ein köstliches Denkmal und Zeugniß ist. Er war es, der mit ungetrübtem Verstande das heilige Wort des Meisters auffaßte, und es lauter wieder gab, wie er es empfangen, ohne allen Zusatz. Er meidet das trügliche Forschen um Geheimnisse des Glaubens; nimmt keine Rücksicht auf die Spitzfindigkeiten der Juden und ihre Fabeln, noch auf die gelehrten Träumereien heidnischer Weltweisheit. Aber Liebe, Demuth, ein gottergebenes Herz, Seelengröße im Leiden, Wahrhaftigkeit und stille Uebung eines frommen Sinnes, das ist, was er predigt und fordert, gleichwie sein Jesus. Ihm war es nicht genug, daß man Christ hieß, daß man an Jesum glaubte, und mit träger, thatenloser Andacht hoffte, durch das Verdienst des Erlösers selig und vor Gott gerechtfertigt zu werden. Nein, er widerlegt diesen jüdischen Irrthum, der aus Mißverstand eines Paulinischen Wortes entstanden war, aufs kräftigste, wie ihn schon Jesus bestritten hatte, als er sprach: Nicht Alle, die zu mir Herr, Herr! sagen, sondern die den Willen meines Vaters im Himmel thun, werden ins Himmelreich eingehen. In diesem Geist redete auch Jakobus: Der Mensch wird durch die Werke gerecht, nicht durch den Glauben allein; denn gleichwie der Leib ohne Geist todt ist, also auch der Glaube ohne Werke ist todt. (Jak. 2, 26.) Er soll im zweiundsechszigsten Jahre nach Christi Geburt den Märtyrertod gestorben, und zwar wegen seiner muthigen Verkündung des Heilandes in Jerusalem im Aufstand erschlagen worden sein.

Niemand weiß von der Denkart und den Werken des Jesusjüngers Simon. Aber der Beiname des Eiferers, welcher ihm gegeben ward, deutet auf seinen Muth für das Heilige unter Juden und Heiden. Denselben Beinamen hat auch Judas Thaddäus getragen, der Bruder des letztgenannten Jakobus. Ueber seine Reisen durch Syrien und Arabien, wo er das Evangelium verkündigte, wie über seinen Tod, den er als heldenmüthiger Märtyrer gestorben sein soll, sind nur unzuverlässige und verworrene Sagen auf uns gekommen. Wie er aber den Namen des Eiferers wohl verdient, deutet uns selbst der kurze Brief noch an, welcher unter seinem Namen in den Büchern des neuen Bundes erhalten worden ist. Als er denselben schrieb, waren im Christenthum schon mancherlei Parteien und Sekten entstanden, welche die heilige Lehre des Erlösers geringer achteten, als jene unbescheidenen, vorwitzigen und spitzfindigen Untersuchungen über seine göttliche und menschliche Natur. Wider sie, wider ihre Entweihung des Heiligen zürnte er. Sie lästern, schrieb er, wovon sie nichts wissen und begreifen können; was sie aber natürlich erkennen, die Tugend Jesu und seine Anweisung zur Seligkeit, darinnen verderben sie, wie die unvernünftigen Thiere. Wehe ihnen! diese Unsäter prassen von euern Almosen ohne Scheu, weiden sich selbst; sie sind Wolken ohne Wasser, von dem Winde umhergetrieben; kahle, unfruchtbare Bäume, zweimal erstorben und ausgewurzelt; wilde Wellen des Meeres, die ihre eigene Schande ausschäumen: Irrsterne, welchen behalten ist das Dunkel der Finsterniß in Ewigkeit. (Jud. 10 — 13.

Ein anderer Judas, genannt Ischarioth, war der Unglückseligste von der heiligen Schaar, welche der Messias um sich sammelte. Er war der Verräther seines göttlichen Freundes, geblendet von der Leidenschaft der Geldbegier.

Dies sind die ersten zwölf Auserwählten gewesen, mit denen sich der Messias umringte, in deren Brust er das himmlische Kleinod seiner Offenbarungen niederlegte. So verschieden sie auch Alle in Rücksicht ihrer Geistesanlagen und Gemüthseigenschaften waren, so abstechend der kalt urtheilende Verstand eines Jakobus von dem hohen Geistesschwunge eines Johannes, das leicht entflammte Gefühl eines Petrus von dem bedächtig prüfenden Ernst eines Thomas sein mochte: Alle waren doch Eins im Wichtigsten, in der Liebe und Verehrung des Einzigen, dem sie nachfolgten.

Und Christus, der die Menschen und ihre Hoheit und ihre Schwäche so tief durchblickte, der überall und immer so zweckmäßig zu ihnen zu reden und sie zu behandeln wußte, Christus hatte nicht vergebens diese Auswahl getroffen. Allen war von Gott ihr Loos gegeben, ihre Bahn vorgezeichnet, die sie einst wandeln sollten. Keiner stand in diesem heiligen Kreise vergebens; selbst Judas Ischarioth, der Unglückselige, nicht! Und wenn gleich uns die Thaten, Reden und Wirkungen vieler von diesen Aposteln unbekannt geblieben sind: sie haben ihr Lebens-

werk, jeder in seiner Weise, jeder in seiner Gegend, vollbracht. Frage nicht: Aber warum ist davon keine Meldung bis zu uns gekommen? Warum höchstens nur eine dunkele Sage? — Kennst du die Absichten der ewigen Vorsehung? Siehe, Sterblicher, es schweben im unermeßlichen Raume der Himmel Weltkörper, größer, als derjenige, den du heute bewohnst; aber deine Väter wußten vom Dasein derselben nichts. Meinst du, daß Alles nur für deine Neugier vorhanden sei; daß in der Regierung des unendlichen Alls Zwecke herrschen, von denen der Mensch keine Ahnung haben kann? Im tiefen Abgrunde des Meeres bilden sich Pflanzen, es blühen Blumen hoch über den Wolken des Himmels auf unwirthbaren Felsgipfeln, die nie das Auge eines Sterblichen erblickt. Meinst du, sie wachsen und blühen zwecklos, wenn du sie nicht kennst? In der Haushaltung Gottes sind wir Sterbliche nicht die einzigen Kinder des Allvaters.

Glaubend, liebend, ehrfurchtvoll schmiege ich mich im Geiste an Dich, o mein Messias, Jesus! wie die ersten Deiner Jünger. Anbetend Gott in Dir, sinke ich, wie Petrus, zu Deinen Füßen. Auch mein Erbarmer, mein Lehrer bist Du, mein Seligmacher, mein Freund und Bruder. O zieh mich empor zu Dir, Dir nach, zu Gott dem ewigen Vater, daß ich der Freude theilhaftig werde, die auch mir bereitet ist von Anbeginn der Dinge. Mein Geist verkläre sich in Dir, durch dein Wort und in der Liebe zum Heiligen und Guten, und in der Verläugnung meiner irdischen Begierden. Sei Du mit mir, mein Heiland, bis ich einst dort mit Dir in Gott vereinigt werde. Amen.

367.

Wie Jesus gelehrt hat.

Luk. 4, 32.

Heil träufelte von Jesu Munde,
Und Tugend und der Ruf zum Bunde
An ein abtrunniges Geschlecht.
Der Weise lernt die Himmelswahrheit,
Im Geist des Kindes wird es Klarheit;
Gewaltig predigt er und recht.
Er schont euch nicht, getünchte Heuchler,
Sein Donnerwort wird euch Gericht,
Und ihr, der Hölle treuste Schmeichler,
Verstummt vor seinem Angesicht!

Kaum war Jesus öffentlich im Volke aufgetreten, so sah man ihn zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden. — Es war kein Mangel an gelehrten oder wohlredenden Männern im Lande, und doch achtete man weniger auf sie, als auf das Erscheinen Jesu. Auch konnte darin nichts Auffallendes sein, daß er ohne bleibenden Aufenthalt war, sondern lehrend von Ort zu Ort reisete. Viele jüdische Lehrer thaten dasselbe. Johannes der Täufer predigte auch im freien Felde, predigte mit ungemeiner Freimüthigkeit; griff ohne Schonung die Laster aller Stände, des Volkes wie des königlichen Hofes an: dennoch erregte er nicht so großes Aufsehen. Christus hatte bald mehr Jünger und Anhänger, als Johannes der Täufer. Die Pharisäer erfuhren es schnell genug, besonders da er Galiläa und Judäa durchzogen hatte, wo das Gerücht von der Wunderkraft seines Wortes sich bald bis in die Hauptstadt verbreitete. Allein Christus selbst vermied geflissentlich lange Zeit alles zu große Getäusch. Er wollte nicht früher gegen die künftigen entschiedenen Feinde seiner Lehre auftreten, bis diese Lehre genugsam verbreitet sein würde. Darum zog er sich auch wieder aus Judäa zurück in das von Jerusalem entfernte Galiläa. Und doch konnte er es nicht ganz verhüten, daß der Ruf von seiner Verkündung des Gottesreiches nicht weit umher erschollen wäre. Man kam; man hörte ihn, und ließ sich durch das Sinnbild der Taufe in die Zahl seiner Bekenner und Nachfolger einweihen. Er zwar selber taufte nicht, sondern ließ dies durch seine ihn begleitenden Jünger verrichten. (Joh. 4, 2.)

Woher entstand nun das große Aufsehen und die allgemeine Bewegung im Volke seinetwillen? Woher die Bestürzung der Schriftgelehrten? — Hier war ein Anderer, als Johannes der Täufer; hier ein Anderer, als der Weiseste und Gerechteste von Jerusalem! Was er sprach, erregte das Entsetzen Vieler, die Bewunderung Aller: denn seine Rede war gewaltig. (Luk. 4, 33.)

Wohl mußte sie Entsetzen und Bewunderung erregen, denn was er sprach, hatte vor ihm noch Niemand gesprochen, so lange die Welt gestanden war. Mit wahrhaft göttlichen Offenbarungen erleuchtete er den Geist seiner Zuhörer. Er zuerst, Keiner vor ihm, enthüllte das Verhältniß der Gottheit zum menschlichen Geschlechte und zum Weltall: Er zuerst, Keiner vor ihm, enthüllte das Verhältniß des menschlichen Geschlechts zu sich selber und zur Ewigkeit. Er zuerst, Keiner vor ihm, entfaltete das Geheimniß des Gottähnlichwerdens für unsere Geister. Und was bisher nur Ahnung und dunkeles, gelehrtes Forschen der größten menschlichen Weisen unter den verschiedensten Völkern gewesen, was in ihren Schulen als ein wissenschaftliches Heiligthum verborgen gehalten war, dem man sich nur durch anhaltendes, Jahre langes Nachdenken annähern konnte: das Alles, das Erhabenste des menschlichen Wissens, trug er mit wundervollem Lichte dem gemeinen Manne vor, und die Unmündigen wußten mehr, als vormals die Weisesten im Lande. So galt im buchstäblichen Sinne des Wortes von seinem Vortrag, was die Evangelisten von ihm sagten: seine Rede war gewaltig.

Nicht darin nur, was er lehrte, war er gewaltig, sondern auch in der Art und Weise, wie er lehrte, und das Göttliche zum Menschen brachte.

Mochten die Pharisäer, wenn sie Almosen vertheilen wollten, es durch Posaunen und Ausrufen verkünden lassen; mochten sie sich an die Straßenecken hinstellen, wenn sie beten wollten, mochten sie mit Gepränge lehren und zum Volke reden — Christus war ein Anderer; sein Glanz die tiefste Bescheidenheit. So forderte er es auch von allen seinen Jüngern und Nachfolgern. Nie sah man ihn von einem blendenden Zeremoniel umgeben, nie in geräuschvollem äusserlichen Prunk. Er trat nicht als ein Fürst auf, in kostbarem Gewande, forderte keine Bedienung; sondern durch sich selbst wollte er ehrwürdig sein, nicht durch erborgte Flitterpracht. Ueberzeugen wollte er durch die Macht der Wahrheit; nicht die Einbildungskraft des großen Haufens berauschen, und die Augen der Menge blenden. Von Herz zu Herz sprach er, als Geist zu Geistern. Was hatte äusserliches, hochmüthiges, eit-

les Gepränge dabei zu schaffen? Er wollte belehren, nicht gebieten und herrschen; er wollte bessern, nicht gefallen. Was göttlich ist, das ist wohl durch sich selber herrlich, und hat keines Hülfsmittels vonnöthen, das vom Irdischen erborgt ist. Darum war seine Rede gewaltig durch eine himmlische Bescheidenheit, in der er das Allerhöchste kund gethan hat.

Und der Zweck seiner Sendung, und sein Lehramt waren ihm Hauptsache des Lebens, alles Uebrige nur ein Nebending. So forderte er es auch von seinen Jüngern und Nachfolgern. Seelen zu retten und zu Gott zu führen, war ihm wichtiger, als jede andere Angelegenheit des Lebens. Er wollte nicht Geld damit gewinnen, nicht höhere Stellen erwerben, nicht Lob und Beifall um sich erzwingen. Die Herrlichkeit des Gotteswortes an sich selbst war ihm größer, als Alles, was Menschen ihm schaffen konnten. Darum, weil er nicht war, wie die Gelehrten, weil er nicht war, wie der gemeine, verächtliche Hause der Priester und sogenannten Diener Gottes, die nicht Gott, sondern nur ihrem Ehrgeize, ihrem Einflusse, ihrem Priesterstolze, ihrem behaglichen Wohlleben im Hause dienten, darum lehrte er auch gewaltiglich, nicht wie die Schriftgelehrten. (Mark. 1, 22.) Die Lehre derselben mußte wohl ohne Kraft bleiben, da man wahrnahm, wie sie nicht das Amt um der Lehre willen, sondern die Lehre um des Amtes willen übernahmen; weniger sich darum bekümmerten, ob sie Herzen besserten, sondern ob sie ihre Einkünfte besserten. Was sollte das Volk von einer Religion halten, wenn diese selbst bei den Lehrern nur bloße Geschäfts- und Erwerbssache war? Anders mußte das Gotteswort von Jesu Munde tönen, wenn Jedermann gewahr ward, wie sein ganzes Leben und inneres Wesen damit zusammenhing; wie er nur dafür allein athmete; wie alles Uebrige ihm daneben wie elender Tand erschien. Nur das, womit wir erfüllt und begeistert sind, macht uns mächtig, Andere damit zu erfüllen und zu begeistern.

Christus, im unbeschränkten Vertrauen auf die Macht himmlischer Wahrheiten, die er den Menschen brachte, kannte doch die Menschen zu wohl, denen er sie brachte. Darum war ihm nicht genug, das heilige Wort auszusprechen: viel kam ihm darauf an, wie er es aussprach. Er predigte mit sorgfältiger Umsicht und Klugheit. Im Anfange schonte er lange Zeit die Nationalvorurtheile der Juden. Er kannte ihren Haß gegen die Heiden, ihre eingewurzelte Verachtung der Samariter. Und da er nun einmal die Verkündung des Evangeliums zuerst bei den Juden beginnen wollte, mied er es, sich und die Seinigen ihnen anstößig zu zeigen. Daher rieth er im Anfang selbst seinen Jüngern, als er sie zur Predigt seiner Lehre aussandte, nicht nur allein in jüdische Gemeinden zu gehen. Gehet nicht, sagte er, auf der Heiden Straße, und ziehet nicht in der Samariter Städte; sondern gehet hin zu den verlornen Schafen aus dem Hause Israel. (Matth. 10, 5. 6.) Erst als er sein großes Werk hinlänglich gesichert sah, griff er in Wort und That auch dieses Vorurtheil, wie manches andere, an, welches der Ausbreitung des Evangeliums nachtheilig sein konnte, und zeigte, daß der Samariter Gott angenehmer durch seine Tugend, als der Jude durch seinen Tempeldienst sein könnte.

Er donnerte oft gegen die Gebrechen seines Volkes und seines Zeitalters — aber er ehrte die Personen und Stände. Er schalt die Scheinheiligkeit und das Prunktreiben der Priester, Altardiener, Pharisäer und Schriftgelehrten; aber nie machte er den ganzen Priesterstand, nie eine weltliche und geistliche Obrigkeit verächtlich. Der Stand war seiner Achtung, der fehlbare Mensch darin seines Mitleids werth; nur die Laster der Stände fanden an ihm den unversöhnbaren Feind.

Er lehrte gewaltig, und darum sprach er, wenn er zu den Juden redete, in ihrer Vorstellungsart und in ihrem Sprachgebrauch. Darum soll man keineswegs glauben, daß er selbst alle ihre Vorstellungen hatte oder billigte. Hätte er zu den Römern oder Griechen geredet, oder andern heidnischen Völkern, die nichts von Moses, nichts von Teufeln und Engeln wußten, er würde anders und in der ihnen verständlichen Weise geredet haben. An die ganze Reihe ihrer herrschenden Begriffe knüpfte er die neuen an, welche er ihnen brachte. So wollte es die Vorsehung des ewigen Vaters. Darum waren in diesem Volke die Weissagungen von Erscheinung eines Gottgesandten geschehen, daß sie in ihm erfüllt werden sollten. So verkündigte er sich als den verheissenen Messias, und er war es, aber nicht in dem groben, irdischen, beschränkten Sinne, wie sich die Juden den Messias dachten. Sie nannten ihren Messias einen Sohn Gottes; auch Jesus nannte sich den Sohn des ewigen Vaters, aber nicht in dem groben, irdischen Sinne, wie der vom Weibe geborne Sohn einen irdischen Vater hat. Sie erwarteten, der Messias solle ein König der Juden sein; so nannte sich Jesus, und er war es, aber nicht in der gemeinen, irdischen Bedeutung des Wortes. Ich bin, sprach er zu Pilatus, der Juden König. Mein Reich aber ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darob kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde; aber nun ist mein Reich nicht von dannen. Ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. (Joh. 18, 36. 37.)

Gemäß der Vorstellungsart der Juden und ihrem biblischen Sprachgebrauch wandte er Vieles davon zur Bezeichnung der neuen Verhältnisse an, in welche er das menschliche Geschlecht zur Gottheit stellte. Jene priesterlichen Gebräuche, jene Opferungen, die Moses eingeführt hatte, als der Kindheit ungebildeter Völker angemessen, waren schon von den weisesten Männern des Alterthums unwerth befunden worden: Schon David, schon Jesaias hatte gelehrt, daß nicht Thieropfer und Lammesblut am Altar Gottes gefallen können, sondern ein heiliger Sinn, ein rechtschaffener Wandel sei mehr denn jedes Opfer für den Herrn. So lehrte auch Jesus. Die Juden glaubten, daß durch das Blut des jährlichen Versöhnopfers ihre Sünden getilgt und Gottes Zorn abgewendet würde. Aber schon Jesaias weissagte von einer Versöhnung durch das Leiden und den Tod des sich für sein Volk hingebenden frommen Dulders, welcher durch seine Gerechtigkeit Viele gerecht mache. Denn nichts versöhnt und rechtfertigt mehr, als der heilbringende, fruchtbare Tod, der für die Wahrheit gelitten wird, und derselben durch den Glauben den Sieg verschafft; denn die Wahrheit macht frei, frei von Irrthum, Sünde und Tod; und die gläubige Gemeinschaft mit dem Gerechten macht selbst gerecht. In diesem Sinne sagte Jesus, daß

er sein Blut hingebe zum Lösegeld für Viele, und daß er es vergieße zur Vergebung der Sünden. Johannes der Täufer nannte ihn das Lamm, welches die Sünden der Welt trägt. Der Apostel Paulus verglich ihn mit dem Osterlamm, und schrieb seinem Tod eine versöhnende Kraft zu, wenn man an ihn und die durch ihn geoffenbarte Gnade Gottes glaube. In einem Briefe an die Hebräer wird der Tod Jesu als das letzte Opfer und er selbst als der ewige Hohepriester, der sich selbst geopfert habe, dargestellt; und man sieht in diesem Briefe deutlich die Absicht des heiligen Verfassers, die Juden von ihren sinnlichen Opfervorstellungen zu den höhern geistigen Begriffen der Reinigung und Vollendung durch Leiden und aufopfernden Gehorsam zu erheben. So wie aber Jesus Christus das Irdische des mosaischen Priesterthums, Opferwesens und Versöhnungsblutes in sich und für seine Jünger vergeistigt hatte, so verkörperten nachmals die Menschen wieder aus Mißverstand alles durch ihn bildlich und geistig Gewordene. Es schien, als wäre ihnen die Lehre des Heilands, wie er sie dem menschlichen Geschlechte gebracht, nicht göttlich, nicht erhaben, nicht wunderbar genug. Darum wollten sie es besser machen, als Jesus Christus selbst, und verfielen in Zwietracht mit ihrer eigenen Vernunft; verdunkelten das Lichtvolle, zogen die Vorstellung von der Majestät Gottes in das Irdische nieder, und bildeten neue Kirchen, neue Christenthümer.

Viele Dinge, die in den Tagen Jesu waren, sind auch noch in unsern Tagen. Er aber nannte und behandelte sie in der Vorstellungsart der Juden. Wir thun dies nicht, und thun wohl daran. Noch heutiges Tages findet man Nervenkrankheiten, die mit ausserordentlichen Handlungen und Wirkungen des Kranken verbunden sind. Zur Zeit des Erlösers glaubte man solche Kranken vom Teufel besessen; die Kranken selbst erklärten sich für Besessene, weil dieser Begriff damals allgemein herrschend war. In spätern Zeiten nannte man eben solche Personen Hexen, oder vom Teufel Geplagte, oder mit ihm im Bunde Lebende; ja, diese selbst, nach den zu ihrer Zeit herrschenden Vorstellungen, konnten sich ihren Zustand nicht Anders erklären, als durch teuflische Einwirkung: sie selbst sagten oft vor dem weltlichen Richterstuhl aus, daß sie mit dem Satan im Bündniß wären, ihm ihre Seelen verschrieben hätten. In unsern Tagen ist auch diese aus Unwissenheit entstandene Vorstellung verschwunden. Wir kennen die schauderhaften, oft unglücklichen Erscheinungen, die bei Menschen statt finden, welche mit Nervenübeln gewisser Art behaftet sind.

Jesus aber, indem er jene Kranken heilte, bediente sich des Sprachgebrauchs seiner Tage: er trieb Teufel aus. Ist es nun weniger wunderbar, wenn der Heiland durch ein bloßes Wort, durch einen Hauch seines Athems, durch ein Auflegen seiner Hand die schwierigsten aller Krankheiten vernichtete; oder gehört weniger Geisteskraft dazu, einen Blinden durch bloßes Berühren sehend, einen Lahmen gehend zu machen, als Teufel auszutreiben?

Oder meinet ihr, es sei unwürdig, von Jesu zu glauben, daß er den Sprachgebrauch deren annahm, zu denen er sprach? Glaubet ihr, er sei deswegen ein Täuscher des Volks gewesen? — — Wir wissen in unsern Zeiten sehr wohl, daß die Erde sich um die feststehende Sonne bewege, und doch ist es üblich zu sagen, die Sonne geht am Himmel auf und nieder. Ist derjenige ein Täuscher des Volks, welcher die Sprache des Landes redet? Nein, eben dadurch war der Welterlöser wirksam und mächtig, daß er von dem Göttlichsten und Höchsten in der kindlichen Vorstellungsart und in der beschränkten Sprache des Volks zu reden wußte.

Immer machte er seinen Vortrag den Zeiten, den Gelegenheiten, den Zuhörern angemessen. Vom Geringen schwang er sich zu dem Erhabensten auf; vom Irdischen zum Himmlischen; vom Körperlichen zum Geistigen. Wie überraschend und schön bewies er dies, als er einst, müde von der Reise, sich an den Brunnen setzte, nahe bei Sichar, dem Dörflein, welches Jakob vorzeiten seinem Sohne Joseph gegeben! Dies lag jetzt im samaritischen Gebiete. Ein Weib kam zum Brunnen, Wasser zu schöpfen. Er bat es um einen Trunk. Die Samariterin, welche wohl wußte, wie jeder Jude sich verunreinigt wähnte, von einem Samariter etwas anzunehmen, verwunderte sich, daß er als Jude von einem samaritischen Weibe zu trinken begehre. In diesem Gespräch sagte er: Wüßtest du, wer den Trunk von dir begehrte, du bätest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser. Sie verstand ihn nicht. Wer das Wasser, fuhr er fort, aus diesem Brunnen trinkt, den wird wieder dürsten. Wer aber das Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten. Und so spann er, vermittelst dieses Bildes, eine Unterhaltung von heiligern Dingen an. Sie erkannte in ihm ein höheres Wesen. Er sagte ihr das Geheimste ihres eigenen Lebens. Sie verehrte ihn als einen Propheten, sie sprach von der Trennung der Juden, die Gott im Tempel zu Jerusalem, und der Samariter, die ihn auf dem Berge Garizim verehren. Weib, glaube mir, erwiederte Christus, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten. Es kommt die Zeit und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geiste und in der Wahrheit. Denn Gott ist ein Geist; und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. (Joh. 4, 5 — 24.)

So redete Jesus zum Volke; so wußte er unbedeutsame Anlässe zu den wichtigsten zu machen, und geringe Umstände gaben ihm Stoff zur Entwickelung der höchsten Wahrheiten.

Die bildliche Sprache, von jeher, und noch zu unserer Zeit im ganzen Morgenlande üblich, war es auch bei den Juden. Daher redete Jesus auch gern zum Volke in Gleichnissen. Nicht nur machte er dadurch gewisse höhere Begriffe anschaulicher für den ungeübten Verstand des Volkes, sondern auch dem Gedächtnisse bleibender. Leicht geht ein einfacher Gedanke, so sehr er durch seine Wahrheit dem Verstande entsprechen mag, wieder verloren; nicht sobald eine bildliche Darstellung desselben, wenn sie aus dem gemeinen Leben hervorgehoben ist.

Und darin besteht die wunderbare Macht der Rede Jesu Christi, daß sie das Alltäglichste des Lebens am meisten zum Bilde und Erinnerungsmittel der höchsten und beseligendsten Wahrheiten erhob. So war durch ihn alles Irdische endlich zum Vorbilde des Ueberirdischen; jeder seiner Jünger wandelte in einer durch das Wort des Meisters verklärten Welt. Das Senfkörnlein mahnte an die nahe große Verbreitung des Evangeliums über den Erdboden; eine Hochzeit an das Schicksal seiner Lehre;

ein unfruchtbarer Feigenbaum an das Loos derer, die ihre Frömmigkeit nicht durch gute Werke beweisen; ein ungerathener Sohn an die ewige Barmherzigkeit Gottes; ein Reicher oder ein Bettler an das veränderte Schicksal der Menschen im künftigen Leben. Und besonders vereinte er Alles, um die liebevolle Erinnerung und Treue seiner Jünger und ersten Bekenner fest an sich zu knüpfen, auch wenn er nicht mehr in ihrer Mitte sein würde. Nur in der unwandelbaren Liebe zu ihm konnten und sollten sie seine Gebote halten; gleichwie ein gutes Kind, aus zärtlicher Anhänglichkeit am Vater, dessen Wünsche am liebsten erfüllt; und die Wünsche eines guten Vaters sind ja nur des Kindes eigenes Glück. So mußte ein Wasserquell, ein Hirt, ein Lamm, ein Weinstock, ein Eckstein, die täglichsten Bedürfnisse des Lebens, der Wein, das Brod — Alles mußte die liebenden Jesusjünger wieder an ihren göttlichen Freund erinnern. Darum blieb sein Wort unvergänglich in Aller Gedächtniß; denn seine Rede war gewaltig.

Und wie sich, mein Jesus, Deine Jünger in der treuen Liebe zu Dir heiligten und veredelten, will auch ich mich, Dich liebend, heiligen und verklären. Wie könnte ich Dich lieben, ohne Deine Gebote zu halten? Dich lieben, heißt Deine Lehren erfüllen. Du bist ein Geist, und im Geiste hange ich an Dir mit unaussprechlicher zärtlicher Ehrfurcht und Treue. Dein Leben auf Erden, je länger ich es betrachte, begeistert mich zu immer größerer Liebe und Verehrung Gottes. Denn Gott selbst sprach durch Dich; Du warst in Gott, Gott in Dir! Alles für das sündige Geschlecht der Sterblichen. Alles auch für mich! Gelobt und gepriesen seist Du in Ewigkeit. Amen.

368.

Was hat Jesus gelehrt?

Mark. 13, 31.

Sammelt Schätze, häufet Gold,
Strebt nach Kronen, wenn ihr wollt:
Gold besiegt nicht jede Noth!
Kronen trösten nicht im Tod!

Nicht was Kluges ihr versteht,
Kirche nicht, und nicht Gebet,
Opfer nicht, und nicht Altar
Schirmt vor ewiger Gefahr.

Eins nur rettet hier und dort:
Heiligkeit durch Jesu Wort!
Himmelssinn und Engelthat
Ist des ew'gen Glückes Saat.

So hat Jesus mich belehrt:
Heil dem Sünder, der ihn hört!
Dem nur fließet Jesu Blut,
Der, was Jesus lehrte, thut.

Ja, der Messias redete gewaltiglich. Demungeachtet war die Klugheit, Vorsicht und Gewandtheit, und die eigenthümliche seltene Gabe, mit welcher er das Dunkelste lichtvoll darstellen, das Höchste auch dem Unwürdigen anschaulich machen konnte, keineswegs allein hinreichend, seinem Worte ewige Dauer zu verschaffen. Das alles war nur Mittel, dem Worte erst Eingang und Aufnahme zu bereiten.

Auch wohl an andern Menschen sind große Rednereigenschaften bewundert worden, mit denen sie mächtig auf das Volk einwirkten. Allein ihr Werk war vorübergehend; ihr Wort verlor mit veränderten Zeitumständen allen Werth; höchstens schätzte man nachher noch die Kunst, mit der sie gesprochen und für ihre Sache gesiegt hatten. Es hat Personen gegeben, die durch ihre Menschenkenntniß, ihre Art, mit den Leuten umzugehen, ihre richtige Beurtheilung der Umstände, ganze Nationen in gährende Bewegung versetzen konnten. Doch weder ihre Thaten noch Zwecke waren von Dauer.

Christus Jesus hingegen war im Stande, mit hoher Gewißheit vorauszusagen: Himmel und Erde werden vergehen; meine Worte aber werden nicht vergehen! (Mark. 13, 31.) Solches vermochte kein Anderer unter den Sterblichen von sich und seinem eigenen Werk zu sagen. Es hat zwar auch andere Religionsstifter gegeben, welche mit großer Klugheit eine neue Lehre predigten, die sie dem Geiste des Volks und der Zeiten annehmlich zu machen, oder mit scharfsinniger Benutzung äusserlicher Anlässe über große Länder und Völker auszubreiten wußten. Die Lehre Mahomeds ist neben der christlichen noch in drei Welttheilen sehr verbreitet, in Asien und Afrika heutiges Tages sogar noch gemeiner, als die christliche Religion. Und doch kann und wird der mahomedanische Glaube nicht von ewiger Dauer sein, so wenig, als es der jüdische sein wird, und es der heidnische war.

Alle andere Religionsarten, welche neben dem Christenthum bestehen, werden nur bei unwissenden, ganz oder halb-barbarischen Völkern in der Welt gefunden, deren Vernunft nicht zu einer höhern Vollkommenheit entwickelt ist. Solche Völker, die noch mehr oder minder thierisch sind, und denen das, was den Sinnen wohlthut, das Liebste ist, werden an Religionen Gefallen finden, die ihren sinnlichen Begierden, ihren Leidenschaften, ihrer Einbildungskraft schmeicheln. Allein je mehr die Aufklärung des Geistes in jenen Ländern zunimmt, je verachtungswürdiger und lächerlicher muß ihnen der bisherige rohe Glauben vorkommen. Daher suchen die Priester solcher Völker das Licht der Wissenschaft und besserer Kenntniß so lange als möglich von ihren Gegenden abzuhalten. Sie sehen voraus, ihre Tempel werden leer werden, ihre Altäre zerfallen, der Glaube an das wahrhafte Wort Jesu wird überhand nehmen, je mehr die Völker selber denken lernen, und das Sklavenjoch der Unwissenheit und blinden Gewohnheit abwerfen.

Hingegen die christliche Lehre wird mit der wachsenden Aufklärung der Nationen immer tiefere Wurzeln schlagen, immer erhabener, wahrheitreicher, tröstender und göttlicher erscheinen. Sie ist der Glaube der allergebildetsten Völker des Erdballs; sie ist mit der höhern Bildung, Einsicht und Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts Eins und unzertrennbar. Und eben das beweiset ihre Göttlichkeit. Wäre ihre Dauer, ihr Werth mit den größern Einsichten und Entwickelungen des menschlichen Geschlechts unverträglich: so würde sie nichts weniger als göttlich und Frucht der höchsten Weisheit zu nennen sein; sondern es müßte noch eine bessere geben, als sie ist.

An dem, was Jesus Christus gelehrt hat, ist noch nichts geändert, noch nichts gebessert worden. Jede vermeinte Besserung war Verschlimmerung, war Menschen-

werk; jeder neu gemachte Zusatz ein unwesentlicher Ueberfluß. Das verging wieder mit der Zeit; aber was Jesus selbst gelehrt hat, verging nie, und bleibt ewig dasselbe, wie ein Gesetzbuch der Natur und Vernunft. Daher stimmen alle christlichen Religionsparteien in der wahren Lehre Jesu zusammen, aber nicht in der Lehre der Menschen von Jesu, nicht in den kirchlichen Gebräuchen und Meinungen. Gegen Alles, was göttlich ist, kann durchaus kein vernünftiger Widerspruch gedenkbar sein; aber wo Widerspruch und andere Meinung möglich ist, da ist Menschliches vorhanden, das der Veränderung unterworfen ist, wie alles Irdische.

Diejenigen haben also eine unrichtige Vorstellung von der wahren und alleinseligmachenden Religion, welche sich einbilden, Wissenschaften und größere Volksaufklärung seien ihr verderblich. Nein, Gottes Wort bleibet ewiglich, und kann nur durch Wachsthum menschlicher Einsicht gewinnen, aber auch nur durch Versinken der Völker in Unwissenheit und Barbarei verdunkelt werden, nie ganz verlöschen. Je mehr die Völker in Erkenntniß wachsen, je mehr werden sie sich einander in religiösen Ueberzeugungen nähern. Die rechtschaffensten und gebildetsten Personen unter den Katholiken, Reformirten, Lutheranern, Griechen und andern Kirchenparteien stimmen wesentlicher in den Grundwahrheiten des Christenthums zusammen, als man glauben sollte. Sie sind im strengen Sinne des Worts nicht so sehr Griechen, Lutheraner, Reformirte oder Katholiken, als vielmehr Christen. Sie sind nicht Paulisch, nicht Kephisch, nicht Apollisch, sondern Christisch. (1 Kor. 3, 3 — 7.) Das Juden- und Heidenthum, wie die Lehre der Mahomedaner, muß nothwendig mit der Zeit zerfallen, je heller der Verstand der Menschen wird. Und in der That sind jetzt schon viele aufgeklärte, weise Juden von innen wahrhaft Christen, ob sie gleich noch die äussern Gebräuche ihrer alten Religionsgenossen mitmachen. Sie haben die Lehre Jesu angenommen im Herzen, wiewohl sie nicht den besondern kirchlichen Gebräuchen und Lehrsätzen der Protestanten oder Griechen oder Katholiken beistimmen mögen.

So wie eine höhere Ausbildung des menschlichen Geistes die Glieder aller Religionsparteien endlich immer näher zum wahren Glauben zusammenführt, und um Jesum versammelt, so ist es nur die Unwissenheit und Barbarei, welche die Menschen in religiösen Dingen von einander entfernt, verschiedene Meinungen und Kirchenparteien hervorbringt. In den rohesten und wildesten Zeitaltern sind über das Religiöse die zahlreichsten Spaltungen entstanden. Sie sind nicht zu vermeiden, so wenig als eine Verschiedenheit der Aufklärung und Bildung bei den Nationen zu vermeiden ist. Mannigfaltigkeit der kirchlichen Gebräuche und Gottesverehrungsarten ist nicht zu vermeiden, so wenig eine Verschiedenheit der Himmelsstriche oder Verschiedenheit in den Gemüthsarten der Völker zu vermeiden ist. Nicht im Irdischen kann Dauer und Einklang sein; aber im Göttlichen ist Einklang des Ganzen. Es wird eine Zeit kommen, da die Religionsparteien von selbst aussterben, und Alles sich in Einem auflöset und vereinigt, in einem Glauben, in einer Lehre, und das ist Glauben und Lehre Jesu Christi. Das ist die Zeit, die geweissagt, aber noch fern ist, wo Alles ein Hirt und eine Heerde werden wird! Denn Himmel und Erde werden vergehen, aber das Wort des Hochgelobten wird und kann nie vergehen.

So will ich denn auch hier nicht fragen: was lehrt diese oder jene Kirche? sondern ich will fragen: was lehrte Jesus? — Was die Kirche lehrt, ist vielleicht den Zeitaltern und Zuständen einzelner Nationen angemessen. Aber was Jesus lehrte, was wahrhaft göttlich ist, das muß allen Zeitaltern, allen Zuständen, allen Nationen angemessen sein, so wahr Gott ewig und unveränderlich und der Vater und Herr aller Nationen ist.

Ich frage: Was hat Jesus gelehrt? Was ist sein Eigenthümliches, das vor ihm kein Anderer in dieser Wahrheit und Klarheit gelehrt hat, nach ihm kein Anderer besser, übereinstimmender mit Allem, was sein soll und ist, gelehrt hat, noch jemals erhabener lehren wird und kann? Was ist das, welches, obschon Himmel und Erde vergehen werden, unvergänglich bleiben muß?

Es ist Jesu Offenbarung von der Gottheit und ihrem Verhältniß zum All der erschaffenen Wesen; es ist die Offenbarung vom Werth und Wesen der menschlichen Geister und deren Verhältniß zur Gottheit und zum All der erschaffenen Dinge. Darum wird mit Recht von Christo gesagt: er zündete der Welt ein Licht an; er sei das Licht der Welt. Denn er erleuchtete das Weltganze, und ließ uns selbst unsere Stellung in denselben erkennen, da vorher die Menschheit in Finsterniß lag und ihre eigene Bedeutung nicht wußte.

Christus offenbarte uns die Gottheit und ihr Verhältniß zum All der erschaffenen Wesen. Er offenbarte uns, daß nicht mehrere Götter wären, wie das Heidenthum fabelte, sondern nur ein einziges höchstes Wesen, der Quell der Vollkommenheit, walte im unendlichen Weltganzen. Dieses höchste Wesen sei nicht irdisch, daher nicht veränderlich oder vergänglich, oder aus dem Irdischen hervorgegangen, sondern ein Geist, Alles durchdringend und belebend mit seiner Gnade. In ihm leben und weben und sind wir; er in uns. Er sei nicht auf einen einzigen Ort beschränkt; daher überall zu verehren und anzubeten, nicht vorzugsweise in einem besondern Tempel. Als Geist sei er nur im Geiste zu verehren, und vom Geiste aus; nicht wie irdische Personen mit Geschenken, nicht mit Opfern und dergleichen mehr. Er sei der einzige, der lebendige Gott, das heißt, sich selbst bewußt, in höchster Weisheit und Vollkommenheit das Weiseste und Vollkommenste hervorbringend; denn Zufall, Ohngefähr sind die Götter des Wahnsinns, innere Unmöglichkeiten und noch weniger bedeutend, als Menschenwitz. Er ist ein Gott des Lebens, nicht der Todten.

Und dieser unendliche, das Unendliche beherrschende Geist ist die ewige Liebe. Sein Gebot ist die Seligkeit alles von ihm Erschaffenen. Er wacht über die Gesammtheit der sichtbaren und unsichtbaren Naturen. Vor ihm schweben in den grenzenlosen Himmelsräumen die Welten, deren Mannigfaltigkeit und Wunderbarkeiten kein Sterblicher zählt, noch ahnet; und kein Sperling fällt vom Dache ohne seinen Willen. Alle Haare unsers Hauptes sind gezählt. Das Größte, das Kleinste, das Höchste, das Niedrigste, das Wichtigste, das Geringste, Alles liegt umfangen von seiner ewigen Liebe.

Und wie er der Erhabenste ist von dem, was ist: so

ist er auch Allem das Nächste, das Verwandteste! Denn es ist nichts, was nicht aus ihm wäre. So ist er also aller Dinge Vater. Er ist der majestätische Herr der Welt, sie sein Eigenthum und Werk, er ist der Vater der Geister, aller Menschen Vater. Er hat keine auserwählte Lieblingswelt, kein auserwähltes Lieblingsvolk. Er ist der Gott aller Welten, der Vater aller Völker. Denn er hat sie alle erschaffen, und besitzt nicht die thörichte oder ungerechte Schwäche von Menschen, die Vorliebe und Vorhaß, Schooskinder und Stiefkinder haben können.

Er ist Vater! — Die Geister sollen zum allerhöchsten Geist, wie Kinder zum Vater, beten. In diesem natürlichen, einzig möglichen, folglich allein wahren Verhältnisse dachten sich vor Christi Geburt auch die Weisesten der Menschen nicht die Gottheit, so erhaben auch die Vorstellungen Einzelner von derselben sein mochten. Sie konnten mit Schaudern und Ehrfurcht an den Majestätischen denken, mit Zittern zu ihm beten. Aber wir haben durch Christum einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir zu dem allmächtigen Gebieter der Himmel und Erde rufen können: Abba, lieber Vater!

Als Vater hat sich Gott selbst in der Natur dem Geschlecht der Menschen geoffenbart, und doch verstanden sie ihn nicht. Sie verehrten mit Beben den Weltschöpfer. Sie gedachten seiner ewigen Liebe nicht. Sie dachten sich Gott viel zu menschlich und irdisch, wie einen König etwa, der nach seinen Launen schafft und zerstört, ohne Gnade, bloß nach der Eingebung seiner Begierden. Christus zeigte uns Gott erst göttlicher.

Zu Gott, dem Vater, beten wir durch Christum, das heißt, durch Christum sind wir erst dahin gelangt, den majestätischen Schöpfer als unsern Vater zu erkennen und zu lieben. Erst durch Christum ist uns der Gedanke in Gott trostvoll, beruhigend und uns selbst erhebend geworden. Erst durch Christum sind alle Menschen sich als Kinder eines Vaters bekannt geworden, folglich auch sich unter einander zu Schwestern und Brüdern geworden. Alle Völker, alle Religionsverwandte, die Genossen aller Stände, Obrigkeiten und Unterthanen, Könige und Bettler, sind in Gott verbrüdert durch Christum und seine Offenbarung.

Wer kann, ohne Wahnsinn an die Stelle der Vernunft zu setzen, die Wahrheit und Klarheit dieses Verhältnisses läugnen? — Du sagst; dies hätte auch wohl der menschliche Geist entdecken mögen. Aber warum vergingen Jahrtausende ohne diese Entdeckung? Und war es nicht Gotteswerk, daß sich um Jesum und in Jesu Alles vereinigen mußte, daß er Alles in wunderbarer Vollendung gab? Wie sich Gott, unser Vater, durch die Natur als den Schöpfer offenbarte: so offenbarte er sich durch Jesum als die ewige Liebe. Gott sprach aus Christo und allen ihn umgebenden Verumständungen zum Menschengeschlechte. Darum wird von Christo mit Recht gesagt, die Fülle der Gottheit war in ihm; darum ist er als der Sohn Gottes auch der Mittler zwischen Gottheit und Menschheit; darum beten wir Gott in Christo an, in welchem und durch welchen er sich uns verherrlichte. Darum ist Gott der Vater Jesu Christi; darum nennt uns Christus seine Brüder und Schwestern, weil wir alle Gottes Kinder sind.

Wir sind es. Unser Vater ist Gott; unser Wohnhaus ist nicht die Erde, sondern die Ewigkeit. Wir sind mit der ganzen Unendlichkeit verwandt, weil Gott unser Vater ist. Auch ich kann nun sagen: In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen! (Joh. 14, 2.) Ich bin nicht bloß für die wenigen Athemzüge auf Erden geschaffen; Gott lebt ewig, und so auch ich in Gott. Es vergeht nichts. Das Irdische verwandelt nur seine Formen, aber es vergeht nicht, und um so weniger mein Geist aus Gott. Er ist zu höhern Vollendungen vorhanden; aber er muß sich selber vollenden. Er muß sich vom Irdischen zum Göttlichen aufschwingen, das heißt: sich heiligen. Dazu verleiht der Vater der Seligkeiten Kraft: das ist sein heiliger Geist, durch welchen wir vollkommen werden. So hat uns Christus die Gottheit in ihren mannigfaltigen Beziehungen zum All der erschaffenen Wesen, und folglich auch insbesondere zum menschlichen Geschlecht, offenbart.

Gleichermaßen hat uns Christus eine Offenbarung gegeben vom Werth und Wesen des menschlichen Geistes und vom Verhältniß desselben zur Gottheit und zum Weltall. Er lehrte uns unsern Werth kennen: wir sind Kinder, Söhne, Töchter Gottes. Er lehrte uns unser Wesen kennen; wir sind Geister, unvergänglich, dem ewigen Vater angehörend, ewig fortwährend, ewig wirkend. Wir haben eine herrlichere Bestimmung, als hier mit den Thieren des Feldes zu entstehen und zu vergehen — Vollendung in der Ewigkeit, Vereinigung mit Gott, Annäherung zum Allerhöchsten.

Dazu wies uns Jesus Christus den Weg. Seine Tugendlehre ist der Weg der Wahrheit und des Lebens. So wie er uns unsern Standpunkt im Weltall zu Gott zeigte, offenbarte er uns auch, was wir zu thun haben, würdige Söhne und Töchter Gottes zu sein und die Seligkeiten zu gewinnen, deren unsere Geister fähig sind. Darum sagte Christus: Wer mein Wort höret, und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben durchgedrungen. (Joh. 5, 24.) Und todt ist, wer, fern vom Göttlichen, sich im Todten, Irdischen, Bewußtlosen, Vergänglichen verliert, wie das Thier. Er hat das Leben einer Pflanze, die auch im Irdischen schwelgt; er hat das Leben eines Thiers, das sich auch am Sinnengenuß und Gefühl ergötzt; aber das Leben des Geistes selbst fehlt, denn er kann nur im Erkennen und Ueben göttlicher Dinge leben. So hat uns die Stimme Jesu von den Todten erweckt, indem sie unsern Geist zum wahren Leben rief.

Was lehrt uns Jesus über unser wahres Verhältniß zu Gott und dem Weltall? — Er lehrt: weil Gott ein Geist ist, müssen wir uns ihm nur als Geister nahen; weil unser Vater im Himmel vollkommen ist, müssen wir als seine Kinder auch trachten, vollkommen zu werden. Selig sind nur, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Worin besteht nun die Vollkommenheit, in der wir uns Gott nähern? oder die Reinheit, in der wir würdig werden, Gott zu schauen? Darin, daß wir unsere Anhänglichkeit an das Irdische schwächen; daß wir uns reinigen von denjenigen unmäßigen und gefährlichen Begierden, deren Zweck immer zuletzt eine sinnliche Lust ist. — Durch die Tugend nähern wir uns Gott.

Freilich auch andere Weise haben dieses oder doch

Aehnliches schon gelehrt, die von Christus nichts gewußt haben. Aber Christus drängte die ganze Tugend- und Vollkommenheitslehre der Menschheit in ein einziges Wort und Gefühl zusammen: in Liebe.

Gott ist die ewige Liebe: so soll ihm der menschliche Geist in Liebe gleich werden. Wie Gott uns geliebt hat und liebt, so sollen wir ihn wieder lieben; Gott über Alles, den Miterschaffenen wie uns selber; das ist das höchste Gebot!

Es ist wahr, auch andere Weise haben zur Tugend schöne Vorschriften gegeben, selbst die Heiden. Es ist wahr, auch die Heiden haben edle Handlungen vollbracht, durch welche selbst sein wollende Christen beschämt werden. Aber wer nennt mir den Heiden, welcher einer christlichen Tugend fähig war? Nicht in dem, was gethan worden, liegt die Reinheit und Aechtheit und Größe der Tugend, sondern in ihren Quellen, in den hohen Beweggründen, warum etwas gethan wurde.

Wer um der Ehre willen handelt, kann Vortreffliches vollbringen; aber wer sagt, daß er ein Tugendhafter sei? Er hat einen irdischen, niedrigen Beweggrund, so wie der, welcher um eines andern Gewinnes willen Gutes und Nützliches thut. Beide haben ihren Lohn dahin, sobald sie Ehre oder Gewinn davon tragen. Die Heiden verrichteten bewundernswürdige Dinge aus Nationalstolz und Vaterlandsliebe. Die Ursache ihrer großen Thaten war eben so irdisch, wie der Zweck derselben. Das war nicht christliche Tugend. Aus Liebe zum Nachruhm bewiesen sie oft eine erstaunenswerthe Seelengröße; aber ihre Absicht war, wie ihr Beweggrund, unrein und irdisch. Die gleichen Thaten können oft sehr verschiedenen Ursachen ihr Dasein danken. Sie sind es nicht, die dem Geiste seinen höchsten Werth geben; die Würde der Handlung beruht in ihrer höhern Triebfeder.

Darin liegt (oft bei einerlei That) der Unterschied heidnischer und christlicher Tugend, daß jene in Ursprung und Zweck durchaus irdisch, diese hingegen göttlich ist. Der durch Christum geheiligte Geist erblickt in der Gottheit den Vater; in den Mitmenschen die Mitkinder; in der Ewigkeit die Heimath; in Allem, was lebt, die große Gottesfamilie. Im Entzücken der göttlichen Vollkommenheit liebt er den Vater; darum kann er nicht anders, als das Gute und Vollkommene lieben und üben. Er umfaßt mit Liebe seine Familie, seine Mitkinder Gottes; darum kann er nicht anders, als ihnen wohlthun, mit ihnen theilen, sich für sie opfern. Er ist ein Kind Gottes, er kennt seinen eigenen Werth, und aus Achtung gegen denselben kann er nicht schlecht handeln. Nicht das Wissen, nicht das Glauben macht es aus, sondern die Liebe. Und hätte ich alle Erkenntniß und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte die Liebe nicht: so wäre ich nichts! Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen, und hätte die Liebe nicht: so wäre es mir nichts nütze. (1 Kor. 13, 2. 3.)

Das ist die Offenbarung, die wir von Gott, seinem Reiche und über uns selbst haben durch Jesum, den Gott gesandt hat, Geister selig zu machen!

Das ist die große Gemeinschaft der Heiligen, und alles Heiligen, was Jesus stiftete. Das ist das Reich Gottes, welches er verkündet; das das Himmelreich, in welches wir eingehen sollen Alle durch Jesum Christum, unsern Heiland. Amen.

369.

Die Wunder des Messias.

Luk. 6, 19.

Er lehrt. Und wo er lehrt, begleiten
Ihn Wunderthaten, und verbreiten
Den Ruhm des Herrn von Land zu Land.
Der Taube höret Jesu Worte,
Des goldnen Lichts verschloss'ne Pforte
Thut Blinden auf die Jesushand.
Er speiset wunderbar die Armen,
Heilt Leidenden Gebrechlichkeit:
Sein ganzes Leben ist Erbarmen,
Und Wohlthun seine Seligkeit.

Jesus Christus — indem er heilig, wie ausser ihm Keiner, auf Erden wandelte und lehrte, und mit hoher Kraft und Einsicht vom Weltganzen, von der Gottheit und dem innern Verband des gesammten Geisterreichs sprach, wie vor ihm und nach ihm kein anderer Menschensohn es vermochte — hatte wohl hinlänglich die Göttlichkeit seiner Sendung beurkundet, und daß er nicht bloß aus sich kam, oder mit irdischen Zwecken.

In der That ist es seltsam genug, wenn es in neuern Zeiten Menschen gab, und gelehrte, scharfsinnige, einsichtvolle Menschen, die sich einbildeten, die Lehre von der göttlichen Sendung Jesu könne wohl ein Vorurtheil oder Aberglaube sein. Sie wollten sich, auf den bloßen Gedanken hin, und weil es ihrem Verstande unwürdig schien, von solchem Vorurtheil befleckt zu sein, davon reinigen. Sie suchten Alles hervor, was Scharfsinn und Witz erfinden konnten, um dagegen zu sprechen. Sie fühlten aber in dem Augenblicke nicht, daß Alles, was sie sagten, neuer Beweis von der Erhabenheit Jesu war. Denn so vortrefflich sie von der Majestät Gottes, vom Verhältniß der Gottheit zur Welt, von der Unvergänglichkeit der Geister, von dem, was diese aus sich vermögen, von den Kräften der Vernunft und den ewigen Gesetzen der Pflichten redeten: mit einem Worte, ihre reinsten und tiefsten Kenntnisse von göttlichen Dingen, Alles waren sie doch den Offenbarungen und Lehren dessen schuldig, Alles wußten sie nur durch den Einzigen, gegen welchen sie behaupten wollten, die Fülle der Gottheit sei nicht in ihm gewesen. Sie waren in seiner Lehre von erster Jugend an erzogen. Was sie vom Göttlichen wußten, schien ihnen daher so einfach und natürlich, als hätten sie Alles aus sich selbst geschöpft, und doch stammte es allein von ihm ab. Hätte kein Christus gelebt, ihre Einsicht würde schwerlich größer gewesen sein, als die Einsicht der Weisesten unter den Heiden des Alterthums. So glichen sie Blindgebornen, welche durch eines Arztes Kunst sehend wurden, und nun behaupten: sie könnten sehen, auch ohne des Arztes Hilfe. — Es ist aber nicht die Frage, ob sie jetzt ohne des Arztes Hilfe ihr Gesicht gebrauchen können, sondern ob sie ohne seinen Beistand dazu gelangt sein würden, es gebrauchen zu können. Eben jene scharfsinnigen Zweifler an der Göttlichkeit der Sendung Jesu würden die ersten Verherrlicher und Verkünder derselben geworden sein, hätten sie nicht mehr als das aufgeklärteste Heidenthum von der göttlichen Haushaltung im Reiche der Geister gewußt, und ihr er-

stes Licht plötzlich aus den Worten des Welterleuchters empfangen.

Nicht mit seinem überirdischen Geisteslichte, nicht mit seinem fast überirdischen Tugendmuth allein, stellte sich Jesus denen, die mit ihm lebten, als den Gottgesandten dar. Er ging und verrichtete vor ihnen Wunderthaten, wie kein gemeiner Sterblicher verrichten konnte. Er heilte Kranke, gab den Tauben das Gehör, den Stummen die Sprache, den Blindgebornen das Gesicht, den Gelähmten den freien Gebrauch ihrer Gliedmaßen; die Aussätzigen machte er von ihren fürchterlichen Leiden frei, und von den Besessenen, wie die Evangelien sprechen, trieb er Teufel aus. Er that Wunder. Alles Volk begehrte ihn anzurühren; es ging eine Kraft von ihm und heilte sie Alle. (Luk. 6, 19.)

Daß Jesus Wunderdinge that, war durchaus nothwendig für seine Zeitgenossen, um ihnen seine messianische Würde unzweifelhafter zu machen. Es lag schon in der unter den Juden herrschenden Vorstellung vom Messias, daß derselbe, als ein Ausfluß der Gottheit, mit himmlischen, wunderbaren Eigenschaften ausgerüstet sein würde. Der Glaube, die Zuversicht Israels mußte damit erweckt werden.

Die Wunder Jesu geschahen also lediglich zunächst für seine Zeitgenossen; nicht unmittelbar für uns, die Jahrtausende nach ihm leben, und keine Augenzeugen seiner Verrichtungen sein können. Daß er Blinde sehend, Taube hörend machte, kam jenen damals Lebenden zu statten, sie wurden dadurch bewegt, weil sie das, wovon sie Zeugen waren, nicht hinwegläugnen konnten. Für uns mußten andere Wunder gethan werden, deren Augenzeugen wir noch heutiges Tages sind, und deren Wahrheit wir eben so wenig hinwegzuzweifeln vermögend sind.

Hätte Christus zu seiner Zeit auch keine ausserordentlichen Thaten verrichtet, oder wäre uns in den Evangelien auch nichts davon gemeldet worden: wir hätten dennoch in den Wundern, die bis auf diesen Augenblick fortdauern, die unverkennbarsten Bürgen für die Göttlichkeit seiner Sendung.

Ein bis auf den heutigen Augenblick dauerndes Wunder ist das Göttliche seiner Lehre selbst, welches uns das ganze Räthsel unsers Daseins auflöset. Jahrtausende schon lebte das menschliche Geschlecht, zahllose Weise und große Geister haben in diesen Zeitaltern unter den aufgeklärtesten Völkern gelebt: und doch war Keiner, der uns dies überirdische Licht in geistigen Dingen gegeben, wie Er allein es gab! Wo ist einer von unsern gelehrtesten und scharfsinnigsten Männern, der seine Erkenntniß der Pflichten, die Verhältnisse der Welt und der Gottheit zu ihr, unsers Geistes zum großen All, vertauschen möchte mit der Erkenntniß eines Moses, oder David, oder Salomon, oder Sokrates? Wodurch sind wir aber in Erkenntniß des Göttlichen und des Höchsten, was der menschliche Geist erwerben und sein kann, dahin gelangt, daß wir nun die Weisesten unter allen ehemaligen Weisen darin übertreffen? Nicht durch unsere eigene Kraft, sondern durch den Unterricht, welchen wir erhalten haben. Nicht durch das stufenweise Fortschreiten der Völker in Erfindungen und Erfahrungen: denn nach Christo ist kein Anderer gekommen, der in diesem Gebiete des höhern Glaubens und Wissens Höheres gedacht und gelehrt hätte. Von ihm allein also schreibt sich die höhere Ansicht der Natur, des Geistes, der Gottheit und unserer innern Würde her. Er gab Alles, was er gab, in einer so wunderbaren Vollendung, daß kein Zusatz mehr übrig blieb. — Wer war denn dieser Einzige, von dessen Tagen an sich die ganze geistige höhere Ausbildung des Menschengeschlechts herzählt? War er der gewöhnlichen Einer: warum stand in der ganzen Weltgeschichte keiner der Gewöhnlichen, wie er war, vor, oder neben, oder nach ihm? Warum fehlte er unter Griechen und Römern, die in Wissenschaften weiter vorgeschritten waren, als die Juden? Warum stand er seitdem nicht in Indien, oder andern Weltgegenden, warum nicht unter Arabern oder Türken auf? Was ist das Schönste, das Wahrste, was Mohamed in seinem Religionsgebäude hat? Ist es nicht das, was er darin von der Lehre Jesu behielt, und sind das Uebrige nicht Irrthümer und Einbildungen, deren sich der unbefangene Verstand des gebildeten Mannes schämt?

Dies Vollkommene, in sich Vollendete der Lehre Jesu vom Heiligsten und Höchsten der menschlichen Angelegenheiten, ist das eine Wunder, das wahrhaft Unbegreifliche, was bis zu unsern Zeiten von der Göttlichkeit seiner Sendung zeugt. Er steht für uns da unvergleichbar mit allen Sterblichen, einzig in seiner Art. Es ist zu keiner Zeit, in keinem Volke, in keiner Weltgegend ein Anderer gekommen, der etwas Vollkommenes, wie er, oder Besseres, wenn es möglich wäre, oder, unbekannt mit ihm und seiner Predigt, das Gleiche, wie er, erfunden hätte.

Ein anderes, bleibendes, für ihn zeugendes Wunder ist der Zusammenklang aller Weltschicksale, das Zusammenspielen aller Völkerbegebenheiten, nur ihn, diesen Einzigen und sein Wort hervorzuheben. Es ward sein Erscheinen der Mittelpunkt aller Ereignisse in der Weltgeschichte. Dafür mußten die Alten weissagen; dafür die Römer mühsam eine halbe Welt erobern; dafür sich die bürgerlichen Unruhen in Italien beenden; dafür Friede und einerlei Gesetz die damals bekannten Völker beherrschen. Und als Alles vorbereitet war, kam er; im gewähltesten Augenblicke; kein Jahr zu früh, kein Jahr zu spät. Es war unvermeidlich: seine Lehre mußte nothwendig über die ganze Erde verbreitet werden; die Altäre des Heidenthums mußten nothwendig stürzen. Wer die Geschichte des christlichen Glaubens kennt, die Verfolgungen und Triumphe desselben, muß mit Anbetung oder schauderndem Erstaunen bekennen: Diese Religion sollte das höchste Gut und Wissen des menschlichen Geschlechts werden! Das ist der mit leserlicher Schrift im Buch der Weltgeschichte ausgedrückte, unverkennbare Wille der Verhängnisse. Dies Alles ist eine große, weltbekannte Thatsache. Sie läßt sich nicht hinwegzweifeln. Sie ist das Wunder, welches bis auf unsern Tag von der Göttlichkeit der Sendung Jesu zeugt. Oder willst du das Alles für eine erstaunenswürdige Frucht glücklicher Zufälle, für Werk eines Ohngefährs halten? Wohl, so heißt dein Gott selbst Ohngefähr, dies Ohngefähr ist allmächtig, allweise, voll Güte und Gnade.

Die Menschen, welche zur Zeit Christi lebten, konnten aber, da er nie lange an einem und demselben Orte wohnte, weder den ganzen Zusammenhang seines Lehrgebäudes so übersehen, wie wir, die wir es nicht stückweise, sondern in Vollendung erhalten haben; noch konnten sie voraussehen, daß und wie sich die Offenbarung,

welche er von himmlischen und geistigen Dingen brachte, über die ganze Welt verbreiten werde. Was mithin für uns allein nur Zeugniß von seiner göttlichen Sendung geworden, das konnte es unmöglich für die Zeitgenossen des Messias sein. Für sie mußten andere Wunder geschehen, die ihre Aufmerksamkeit erweckten und ihren Glauben fesselten.

Was vor ihren Augen geschah, diente aber eben so wenig denen zur Ueberzeugung, die etwa ein Menschenalter, oder ein Jahrhundert nach ihnen lebten, als uns, die wir Jahrtausende nach ihnen kamen. Es war nur zunächst für die Zeitgenossen. Für alle Andere aber, welche um ein Menschenalter später kamen, folglich Jesum nicht persönlich gekannt hatten, ging dies Zeugniß seiner messianischen Würde verloren. Eben so wenig konnte ihnen damals schon, wo das junge Christenthum noch im Entstehen, und das zur Ausbreitung desselben hilfreiche Weltschicksal (sowohl was vorausging, als was folgte) wenig oder gar nicht bekannt war, dasjenige als wundervolle Bürgschaft gelten, was sich uns Späterlebenden als solche aufdringt. Ihnen mußte Jesus seine göttliche Sendung auf eine andere Weise darthun, selbst auf die Gefahr hin, wenn sie ihn nicht in der Herrlichkeit seiner Offenbarungen als den Auserwählten Gottes erkennen sollten. Er sorgte auch für sie. Es geschah durch Weissagungen, die zu ihrer Zeit in Erfüllung gehen sollten. Er weissagte aber mit allen Nebenumständen den Untergang und die Zerstörung Jerusalems, und des durch seine Herrlichkeit im ganzen Morgenlande berühmten Tempels. Er weissagte die Auflösung und Zerstreuung des ganzen jüdischen Volkes.

Diese Dinge gehörten zur Zeit, da er lebte, zu den unglaublichen Dingen. Aber sie wurden von seinen Jüngern und Lebensgenossen aufgezeichnet, sie waren bekannt unter den Juden und Christen, ehe sie geschahen. Und was er vorausverkündet hatte, als er über Jerusalems Zukunft weinte, ging in schauderhafte Erfüllung!

Aber auch diese schrecklichen Prophezeiungen konnten denen, welche sie hörten, nichts Ueberzeugendes von der Hoheit seines Wesens sein. Sie hatten Recht, zu sagen: Wer weiß, ob dies Alles geschehen wird? Ueber die Wahrheit der Vorherkündigungen können nur diejenigen richten, welche die Erfüllung derselben erleben. Jesus mußte demnach die Göttlichkeit seiner Sendung und seine höhere Kraft denen, die mit ihm lebten, auf eine andere Weise darthun, als denen, die lange nach ihm geboren wurden. Und er that dies auf eine seiner Würde, seiner Menschenliebe angemessene Art. Er machte die Kranken gesund, Blinde sehend, Lahme gehend, Aussätzige rein. Wohlthun ist göttlich! Und alles Volk begehrte ihn anzurühren; denn es ging Kraft von ihm, und die heilte sie Alle.

Ungeachtet die Wunder, welche Jesus seinen Zeitgenossen gethan, für uns nicht unmittelbar geschehen sind, und wir ganz andere Urkunden für die Göttlichkeit seiner Sendung in der göttlichen Vollkommenheit seiner Lehre selbst, wie in deren Verbreitung über die Welt, oder in Erfüllung seiner Weissagungen haben — noch wandelt das zerstreute Volk Israels vor unsern Augen! — ungeachtet die Wunderthaten, welche er im Leben verrichtete, von den Evangelisten hätten unaufgezeichnet bleiben können, ohne daß wir deswegen Ursache gehabt hätten, seine Aussendung von Gott zu bezweifeln: haben doch die Erzählungen davon immer die Aufmerksamkeit der Freunde und Gegner des Evangeliums sehr beschäftigt. Immer behandelt der Vorwitz der Sterblichen das am liebsten, wovon er am wenigsten begreift. Ich bin überzeugt, und die Evangelisten sagen es selbst, es sind von ihnen gewiß nicht alle ausserordentliche Thaten Jesu aufgezeichnet, die er gethan. Sie mehren und mindern die Wahrheit seines Wortes und die Hoheit seines Berufes nicht. Sie sind überhaupt nicht für uns, sondern für unmittelbare Zeitgenossen, zum Behuf jener Zeit, geschehen.

Es sind ihrer Viele gewesen, welche sich ein Geschäft daraus machten, alle Wunderthaten Jesu zu bezweifeln, oder sie auf eine natürliche Art zu erklären. Sie meinten, sich dadurch, wie Andere, von Vorurtheilen zu säubern und den Ruhm großer Aufklärung zu gewinnen. — Es sind wieder Andere gewesen, die hingegen eine besondere Angelegenheit daraus machten, die Wunderverrichtungen Jesu als wahre Wunder zu beweisen, und die Zweifel als Irrthümer zu widerlegen. Weder die Einen, noch die Andern, scheinen mir ein wesentliches Verdienst um die Menschheit zu haben; auch zeigt es sich, daß die Einen wie die Andern, und alle ihre Streitschriften, vergessen werden. Denn göttliche Wunder bedürfen wohl schwerlich der Beihilfe eines Menschen, um für Wunder zu gelten.

Was Jesus vor seinen Zeitgenossen that, war Wunder für sie, und sollte es für sie sein. Die Gelehrten unter den Juden wollten auch zweifeln; aber sie konnten schlechterdings nicht hinwegläugnen, wovon sie mit Erstaunen Augenzeugen waren, sondern sie behaupteten nur: Christus verrichte solche Thaten mit Hilfe des Teufels. Daß Jesus Dinge bewirkt habe, welche über alle Fassungskraft und Kunst derer hinweggingen, die solche sahen, ist gewiß. Daß sie jederzeit einen wohlthuenden menschenfreundlichen Zweck hatten, ist gewiß. Wer dies läugnen will, muß die Redlichkeit und schlichte Wahrheitsliebe der Evangelisten und Apostel hinwegläugnen. Mir ist aber viel Wunderbareres in dem enthalten, was sie von der Lehre Jesu Christi erzählen, als von seinen schnellen Heilungen unheilbar erklärter Kranken, oder in andern seiner Thaten.

Es ist möglich, daß uns Manches in den Verrichtungen des Heilandes wunderhaft erscheint, was es vielleicht nicht an sich, sondern durch die morgenländische Darstellungsart der Sache ward. Denn wir finden zum Beispiel Manches, das uns ausserordentlich zu sein scheint, während sich doch Keiner von den Augenzeugen im Geringsten darüber verwunderte. So heilte er die verdorrte Hand eines Menschen. Er sprach: strecke aus deine Hand! Der Kranke that es. Da ward ihm, heißt es, seine Hand wieder zurechtgebracht, gesund, wie die andere. (Luk. 6, 10.) Aber die Pharisäer und Schriftgelehrten äusserten darüber kein Erstaunen. Sie geriethen nur in Zorn, daß er an einem Sabbath heilte, wo jedes Geschäft und Arbeiten untersagt war. Ein Wunder hingegen durch ein bloßes Wort ist keine Arbeit.

Bei dem Allen verrichtete er unläugbar Dinge, die unbegreiflich bleiben. Alles Volk begehrte ihn anzurühren: denn es ging Kraft von ihm.

Diejenigen, welche solche Wunder auf eine natürliche Weise zu erklären sich unterfangen, müssen doch alle verborgene Kräfte schon kennen, welche Gott in die

Natur gelegt hat. Wer aber kennt sie? Und wer sie nicht kennt, kann er aus dem, und mit dem, was ihm unbekannt ist, eine Thatsache erklären?

Zweifler, und wenn ich dir zugebe, was Jesus Wunderbares vollbrachte, sei ganz natürlich zugegangen; sei weder übernatürlich, noch widernatürlich, noch unnatürlich gewesen, sei vollkommen nach den Gesetzen und mit den Kräften der Natur übereinstimmend: was ist damit gewonnen? was verloren? — Wenn der ungeheure Erdball, den du bewohnst, frei im leeren weiten Himmelsraum umherschwebt, wie eine leichte Feder, so ist dies naturgemäß. Aber ist es darum weniger ein Wunder des Allmächtigen? Kennst du die Kraft, welche es vermag? Bist du fähig, dies Wunder mit Gewißheit zu erklären?

Es liegen in der menschlichen Natur gewiß merkwürdige Kräfte verborgen. Aber nicht alle Menschen haben dergleichen Kräfte in gleichem Maße. Selten erheben sie sich über das Gewöhnliche. Wir erblicken hin und wieder zerstreut Spuren derselben. Sie erregen unser Erstaunen, wie alles Ungewöhnliche. Wir halten uns aus Furcht, leichtgläubig zu heißen, berechtigt, die Wirkungen solcher Kräfte zu bezweifeln, bis wir überzeugt sind, die, welche mit solchen Eigenschaften wirken, sind weder Betrüger noch Betrogene. — Es gibt Menschen, die durch ihre eigenthümliche Empfindsamkeit tief im Schooße der Erde verborgene Quellen wahrnahmen. Es gibt Menschen, welche in einem Zustand der Entzückung wirklich das Künftige erahnen. Es gibt Menschen, welche in einer seltsamen Nerven- und Seelenäusserung, wenn ich so sagen darf, zumal in Krankheitsumständen, ihr eigenes Inneres und dessen Mängel erblicken. Es gibt Menschen, die, zumal im Zustande des Nachtwandelns, mit verschlossenen äussern Sinnen unglaubliche Dinge thun und wissen, die sie wachend nicht verrichten und wissen können. Es gibt Thiere, die eben so auffallende Eigenschaften haben, die wochenlang vorher die Witterung, welche kommen soll, empfinden, und sich darauf vorbereiten; oder ohne Kenntniß der Länder die weitesten Reisen auf den nächsten Wegen dahin nehmen, wohin sie müssen und wollen. Alle diese ausserordentlichen Eigenschaften, welche wir zerstreut erblicken, sind naturgemäß. Sind sie deswegen weniger wunderbar, oder dem menschlichen Verstande begreiflicher?

Zweifler, dies alles läugnest du nicht, weil die Erfahrungen deinen Zweifel besiegen; du bezweifelst nicht, daß mancher Mensch eine größere Kraft in sich habe, durch seine Berührungen Nervenleiden zu mindern, als ein anderer, oder daß ein Mensch höhern, weiterblickendern Geist empfangen habe, als der andere. Dies Alles ist naturgemäß, dir unerklärlich, und Alles Gottes Kraft.

Wie nun, wenn durch göttliche Kraft der Natur, welche unsere Erfahrungen überschreiten, in einem Auserwählten das Höchste vereint war, um dessen Dasein die Begebenheiten der Welt, die Schicksale der Jahrhunderte sich sammelten, wie zerstreute Strahlen in einem Brennpunkt! Zweifler, wenn dir das einstimmige Zeugniß des Alterthums sagt: dieser Auserwählte war Christus Jesus, der Erleuchter der Gotteswelt! — was vermagst du an seinen Thaten und Kräften zu deuteln? Ist ein Verein der hohen Gotteskraft in diesem Einzigen wunderbarer, als sein erhabener Geist, dem an innerer Vollendung und Stärke kein Anderer vor ihm und nach ihm gleich kam? oder wunderbarer, als die Ordnung der Weltereignisse um sein Erscheinen auf Erden? oder wunderbarer, als die Wirkung von den Worten dieses in Demuth lebenden Einzigen auf die Schicksale der größten Nationen in nachfolgenden Jahrtausenden? — Wo ist das Unwahrscheinliche, daß das Volk begehrte ihn anzurühren? Wo ist das Unmögliche, daß eine Kraft von ihm ausging und heilte?

Gott hatte ihn auserkoren, der ewige Vater, ihn, den heiligen Sohn, und wohnte in ihm, und offenbarte sich durch ihn in dem menschlichen Geschlechte. In ihm war die Macht Gottes und das Leben, und das Leben ward das Licht der Menschen. (Joh. 1, 5.) Darum glaube ich, Heiland an Dich; in Dir ist mir der Allerhöchste erschienen zur Offenbarung und Seligkeit. Aus Deinem Munde kam mir Gottes Wort. Du selbst sprachst: Meine Lehre ist nicht mein, sondern deß, der mich gesandt hat. So Jemand will dessen Willen thun, der wird inne werden, daß diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede. (Joh. 7, 16. 17.) Ich will Deinen heiligen Willen vollziehen, es ist der Wille meines Vaters im Himmel. Amen.

370.

Von Jesu häuslichem und bürgerlichem Leben.

Joh. 5, 41.

Messias, Jesus, Fürst der Geister,
Du sanfter Menschenfreund,
Du, nur der Sünde Feind,
Mein Heiland, Herr und Meister!

Ich will in heiliger Betrachtung
Dein stilles Wandeln sehn,
Wie groß warst Du und schön,
Umgeben von Verachtung!

Voll frommen Kindersinns, unschuldig,
Kam Dir kein Weiser gleich;
In edler Armuth reich,
Trugst Du Dein Loos geduldig.

Du forderteſt nichts an dem Leben,
Ihm gabst Du Alles hin,
Das Kreuz war Dein Gewinn,
Ein Dornkranz Dir gegeben.

Und doch, wie warst Du zu beneiden!
Gott liebte segnend Dich.
O Jesu, laß auch mich
Eingehn in Deine Freuden!

Jener Einzige, welcher mit wahrhaft göttlichem Geiste, mit den seltensten Eigenschaften ausgerüstet, das größte aller Werke unternahm, die je unternommen wurden; — dieser Einzige, mit dessen Erscheinen die ganze Geschichte der Menschheit eine andere Gestalt gewann, und für dessen hohen Zweck die ewige Vorsehung ganzen Nationen ihr besonderes Loos warf, war schlicht, anspruchlos, von geringen Vermögensumständen, in seinem äusserlichen ohne besondere Auszeichnung, in seinem Umgang wie in seinem Häuslichen einfach. Niemand hielt ihn für etwas Ungewöhnliches. Jeder behandelte ihn wie Einen Seinesgleichen. Auch begehrte er nichts Anderes. „Ich nehme nicht Ehre von Menschen!“ sagte er. (Joh. 5, 41. Ging er allein, kein Mensch beachtete ihn. Der Ruf von ihm war größer, als er selber zu sein schien. Daher, wenn sich die Menge der Neugierigen sammelte, ihn zu sehen, von dem man so viel hörte, war man verwundert,

einen ganz andern Mann zu erblicken, als man zu finden erwartet hatte. Er konnte oft mitten durch seine Verfolger, oder durch das Gedränge des Volks hingehen, ohne daß man auf ihn Acht gab, wenn man ihn nicht schon vorher persönlich kannte.

So wenig kommt in den göttlichen Rathschlüssen dasjenige in Anschlag, was die Menschen, wie sie gewöhnlich sind, für bedeutend zu halten pflegen. Da war kein Gepränge, kein glänzender Aufwand, keine Gönnerschaft der Großen, kein bequemes Auskommen, kein Leben in Prachthäusern. Worauf Menschen am meisten sehen, was sie am begierigsten suchen, das Alles fehlte. Der stille, bescheidene Sinn, der in Jesu wohnte, sprach sich in seinem ganzen Aeusserlichen aus.

Es ist äusserst anziehend, Jesum in seinem bürgerlichen und häuslichen Leben zu beobachten. Eben in diesen Kleinigkeiten offenbart sich das Gemüth oft am bestimmtesten und klarsten. Das Reinmenschliche, was wir an Jesu bemerken, führt ihn uns, oder uns ihm gleichsam näher, als wir ihn gewöhnlich in der Betrachtung seiner Geisteshoheit stehen. Wir erkennen in ihm unsern Bruder; wir fühlen uns ihm verwandter, und gewinnen dabei mehr Vertrauen auf uns selber, ihm in der hohen Denkart ähnlich werden zu können.

Man sieht es wohl, daß Maria, seine Mutter, immer von ihm ausserordentliche Erwartungen hatte, ohne eigentlich doch sich deutlich bewußt zu sein, was er der Welt leisten wolle. Ihr war er es nicht entgangen, daß er an Weisheit und Einsichten und besondern Kräften andern Menschen überlegen war. Sie schien, ehe er öffentlich auftrat, recht sehnsuchtsvoll den Augenblick zu wünschen; und als er endlich vom Jordan zurückgekommen war, wo ihn Johannes getauft hatte, und er schon die ersten seiner Schüler angenommen hatte, glaubte sie, er müsse sich nun allem Volk in der ganzen Größe eines höhern Wesens zeigen. Deswegen, da sie mit ihm zu Kana in Galiläa zur Hochzeit eingeladen war, und es an Wein gebrach, glaubte sie, es sei genug, sich an ihn zu wenden; er werde schon Rath schaffen. Sie munterte ihn auf, und sagte: Sie haben keinen Wein mehr. Jesus schien unzufrieden mit dieser Aufforderung. Wozu das? sprach er: Was willst du? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Doch erfüllte er den Wunsch der Mutter, aber mit sorgfältiger Vermeidung alles Aufsehens, daß weder Bräutigam, noch Speisemeister, noch Gäste wußten, woher das wunderbare Geschenk des köstlichsten Weins kam, welches die Heiterkeit aller Anwesenden erhöhen sollte.

Eben so schienen auch seine übrigen Verwandten nichts Gemeines von ihm erwartet zu haben. Ohne Zweifel hatte er sich, während er noch bei ihnen im Hause der Aeltern wohnte, in der Familie zuweilen über sein Vorhaben und den künftigen Lebensplan geäussert. Doch sein schlichtes, stilles, eingezogenes Leben machte sie immer wieder zweifelhaft; noch mehr, als er von ihnen ging, sein Lehramt antrat, und sich nur in den entfernten, kleinen Städten und Dorfschaften Galiläa's aufhielt, von woher man wenig über ihn vernahm. Darum wurden sie zuletzt ungeduldig und ungläubig. Nach Jerusalem in die große Hauptstadt zum Laubhüttenfest des jüdischen Volks, sollte er gehen und sich zeigen; aber nicht in der Verborgenheit und Ferne stehen. (Joh. 7, 3 — 5.) Christus hingegen blieb sich selber getreu. Er wollte kein Geräusch machen. Die Klugheit verbot es. Er sah sein Loos vorher, wenn er als Neuerer von Schriftgelehrten und Pharisäern geächtet werden würde. Zeit dazu war es, das Aeusserste zu wagen, wenn er im Stillen den unzerstörbaren Grund seines Werkes gelegt und vollendet hatte. Denn für sich selber fürchtete er nichts; wohl aber für das Gelingen seines großen Beginnens. Nur für dies wollte er leben. Darum entrann er seinen Verfolgern oft, und gab sich ihnen nicht preis, wenn sie ihm nachstellten. Nachdem ihm aber das Lebenswerk gelungen war, galt ihm das Leben selbst nicht mehr hoch; er gab es mit ruhiger Furchtlosigkeit den Verfolgern hin. Mit seinem Blute sollte und mußte das Ganze besiegelt und geheiligt werden.

Er besaß, seit er sich einmal von der Heimath seiner Familie getrennt hatte, keinen bleibenden Aufenthalt mehr, sondern befand sich fast immer auf Reisen. So einfach, wie seine Denkart, war auch seine Lebensart. Um Geld war es ihm nirgends zu thun. Seinen Durst stillte das Wasser der Quellen und Brunnen; seinen Hunger stillte oft das kärglichste Mahl. Zu solcher Entsagung gewöhnte er auch seine Schüler. Ihnen fehlte es nicht selten am unentbehrlichsten Brod. Als sie eines Tages durch die Saatfelder mit ihm gingen und hungerten, rauften sie Aehren aus und aßen. So wir Nahrung und Kleidung haben, lasset uns genügen! sagte er zu ihnen. Er wollte sie früh und standhaft zu allen Entbehrungen gewöhnen, denn er wußte, welchen Bestimmungen er sie weihte. Nur durch Strenge gegen sich selber und Abhärtung konnten sie einst Helden Gottes in den Stürmen der Welt werden; und ohne Scheu der Mühseligkeiten, unabhängig von selbstgeschaffenen Bedürfnissen, frei die Verkünder eines verfolgten Evangeliums sein.

Aus eben diesem Grunde machte er an diejenigen, welche ihm nachfolgen wollten, die Forderung, sich streng zu prüfen, ob sie der von ihm zur Bedingung gemachten Entsagung fähig seien. Ihm in Vollführung seines Plans zu folgen, dazu gehörte höherer Muth, und stärkere Enthaltsamkeit, als zur Lebensart oder zum Wagstück eines Kriegers. Denn, gleich dem Krieger, heute zu darben, um morgen schwelgen zu können, oder unerschrocken und wild gegen die Todesgefahr zu gehen, ist nichts Großes. Tausende und wieder Tausende haben dazu Muth, und finden daran Vergnügen. Aber ein ganzes Leben voller Aufopferungen vor sich zu sehen, ein Leben voller Armuth, Verkanntheit, Entehrung und Schrecken; ein Leben ohne Erquickung, ohne Sicherheit, nur mit Aussicht auf Kerker und Tod; und für das Alles nichts zu haben, als ein frohes Bewußtsein: das verlangt eine Entschlossenheit höherer Art. Diese Entschlossenheit hatte der reiche Jüngling nicht, welcher gern des Messias Jünger geworden wäre, aber betrübt davon schlich, als er hörte, er müsse seine Güter verkaufen, sein Vermögen den Nothleidenden austheilen, wenn er in die Gesellschaft Jesu aufgenommen sein wolle. Auch eben deswegen warnte Jesus den Schriftgelehrten, der, durch seine Lehre bewegt, in schöner Begeisterung rief: Meister, ich will Dir folgen, wo Du hingehst. Die Füchse haben Gruben, sagte Jesus zu ihm, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege. (Matth. 8, 20.)

Das Wenige, was seine treuen Begleiter und Schüler mit ihrer Händearbeit gewannen, oder was dankbare Menschen ihm, als ihrem Lehrer und Arzt, zuweilen reichten, mußte ihm und den Seinigen zum Unterhalte hinrei-

chen. Er führte mit seinen Jüngern gleichsam eine gemeinsame Haushaltung; was der eine hatte und empfing, gehörte Allen an. Was ihnen an Geld gegeben ward, nahmen sie an. Einer von ihnen führte für Alle die Kasse. Dies Geschäft besorgte lange Zeit Judas, der Sohn Simons Ischariothis, dessen Neigung zur haushälterischen Spärlichkeit nachher in leidenschaftlichen Geiz entartet ist. (Joh. 12, 6.) Aus diesen Einnahmen wurden die unentbehrlichsten Bedürfnisse der Familie bestritten.

Sie waren, wie gesagt, klein. Christus selbst war rein, doch schmucklos in seinen Gewändern. Als er gefangen genommen und vor das Gericht geführt ward, trug er über sein Untergewand nach morgenländischer S..te einen weiten Rock, der, ungenäht, von oben an durch und durch gewirkt war. Dies gab den Anlaß, daß die Kriegsknechte, welche sich in seine Kleider theilten, das Loos um den Rock zogen, wem er zum Eigenthum werden sollte.

Man hat wohl noch verschiedene Nachrichten über die Person Jesu, ausser denen, die uns in den vier Evangelien aufbewahrt worden sind. Allein man darf sie keineswegs für zuverlässig halten. Schon in den ersten Jahrhunderten nach Christo erschienen verschiedene Beschreibungen von seiner Gestalt, von der Geschichte seiner Kinderjahre, von seiner Art zu leben. Auch ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß unter den ersten Christen darüber vielerlei Sagen gingen, die jetzt verloren sind. Denn wem hätte nicht alles wichtig sein sollen, was die Person des großen, göttlichen Glaubensstifters anging? Wer hätte nicht auch von seinem äusserlichen Wesen die geringsten Umstände gern erzählen gehört? Dergleichen Erzählungen waren vielleicht mehrere zerstreut vorhanden. Es fanden sich auch Leute, die aus übergroßer Dienstgefälligkeit, oder um damit die Gläubigen zu erbauen, oder um die Ungläubigen anzulocken, solche Sagen niederschrieben, und wohl gar mit ihren eigenen Einfällen und Zusätzen verschönern wollten. So kam Wahrheit und Erdichtung zusammen, und mit Recht wurden dergleichen Mährchen, deren Falschheit sich aus sich selbst ergab, von den damaligen Zeitgenossen wenig geschätzt, sondern verworfen. So wies man einen erdichteten amtlichen Bericht des Landpflegers Pontius Pilatus an den römischen Kaiser Tiberius über Jesu Tod und Auferstehung vor; den Bericht über die Gestalt des Erlösers, wie er von mittlerer Größe war, blassen Angesichts, sein Haupthaar braun, nach nazarenischem Gebrauch gescheitelt; wie man ihn habe selten lachen, öfters wehmüthig gesehen. So wußte man von einem Briefwechsel Jesu Christi, den er mit Agar, Fürst von Edessa, geführt habe, welcher ihn zu sich geladen hatte, um ihn von einer langwierigen Krankheit zu heilen; Christus aber hätte dies abgelehnt, und ihm sein Bildniß zugesandt. Alle diese und andere Nachrichten von Jesu, so wie Angaben und Abbildungen seiner Person, findet man in den Schriften der ersten dreihundert Jahre der christlichen Kirche nirgends bemerkt; erst im vierten Jahrhundert und in den nachfolgenden Zeiten trieb man damit Spiel und sogenannten frommen Betrug. Christus hat von sich kein Bildniß hinterlassen. Wie leicht wäre ihm dies gewesen, und zu einer Zeit, wo an trefflichen Künstlern nirgends Mangel war! Er kannte der Menschen Schwäche, und wollte in dem Geiste und in der Wahrheit verehrt sein, nicht in todten Bildern, welche leicht zu Aberglauben und Mißbrauch aller Art Anlaß geben konnten. Er war über die gemeine Eitelkeit gemeiner Sterblichen erhaben. „Ich nehme nicht Ehre vom Menschen!“ sagte er.

Indem er sorgfältig den kleinsten Umstand vermied, der ihn und seine wahren Absichten hätte verdächtig machen, oder den Argwohn der Großen reizen können, sah man ihn überall zuerst sich der römischen weltlichen und jüdischen geistlichen Obrigkeit unterthänig beweisen. Nie, so laut er auch die Gebrechen der Zeit tadelte, erhob er seine Stimme gegen die bestehenden Obrigkeiten. Nirgends war dies gefährlicher, als bei einem ohnehin zu Meutereien geneigten Volke, wie damals das jüdische; für Niemanden folgenreicher, als für ihn, den von der einen Seite das Volk gern zum Anführer ausgerufen, von der andern die Feindschaft der jüdischen Priester gern verdammungswerth gefunden hätte.

So gewissenhaft er aber auch die mosaischen Verordnungen beobachtete, entband er sich doch von vielen kleinen Nebendingen, welche nicht sowohl Vorschriften Mosis, als die Erfindungen späterer Zeiten waren.

Diese Nebendinge, diese kirchlichen Vorschriften und Gebräuche, von denen Moses nichts gelehrt, waren für die Priester, Schriftgelehrten und Pharisäer aber Hauptsachen; diesen Leuten war es leichter, äussere Verrichtungen in und ausser dem Tempel mit Strenge zu beobachten, als ihren Lebenswandel zu bessern, redlich und leidenschaftlos zu handeln, und Gott, nach Vorschrift Mosis und der Propheten, mit heiligen Thaten zu dienen.

Warum übertreten deine Jünger die Vorschriften der Aeltesten? sagten sie zu ihm: Warum waschen sie ihre Hände nicht, wenn sie Brod essen? — Christus erwiederte diese Vorwürfe mit der für sie erschütternden Gegenfrage: Warum übertretet ihr denn Gottes Gesetz um eurer Vorschriften willen? Gott hat geboten: Du sollst Vater und Mutter ehren. Ihr aber lehret: Wer seinen Aeltern das Nothwendige entzieht, und zum Vater oder Mutter spricht: Wenn ichs opfere, so ist dirs viel nützer! der thut wohl. Ihr Heuchler, es hat wohl von euch Isaias geweissagt: dies Volk naht sich zu mir mit seinem Munde, aber ihr Herz ist fern von mir. Aber vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die nur Menschengebote sind. (Matth. 15, 2 — 9.) Ein andermal glaubten sie ihm nicht minder großen und gegründeten Vorwurf damit zu machen, daß sie ihn einen Entweiher des Sabbaths hießen, weil er sich am Sabbath mit seinen Jüngern Arbeit erlaubte, oder esse. Er entgegnete ihnen: der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbaths willen. (Mark. 2, 27.) Lebte Jesus in unsern heutigen Tagen, wie Vielen würde er auch jetzt begegnen, die jenen elenden Heuchlern gleichen; die jede Bosheit verzeihen, aber die Versäumung irgend einer Anordnung der Kirche zur großen Sünde erheben! die sich kein Gewissen daraus machen, den Armen ungerecht zu drücken, und ihr Vermögen auf unerlaubte Weise zu vergrößern, aber dagegen ein sündentilgendes Verdienst beim Himmel zu erlangen glauben, wenn sie die Kirche durch Geschenke bereichern, und große Gaben auf den Altar legen.

Christus schonte gern unschädlicher Vorurtheile, oder die nicht ganz unmittelbar verderblichen Einfluß auf gottgefällige Denkungsart hatten. Dagegen setzte er sich muthig über alle Urtheile und Vorurtheile der Menge hinweg, wenn es darauf ankam, menschlich, gerecht und

edel zu sein. Jeder Jude war auf sein Jerusalem, auf seinen Tempel, auf seine Propheten stolz; stolz darauf, zum Volke Gottes zu gehören. Mit Verachtung blickte er auf die samaritischen Halbjuden, mit Abscheu auf die Heiden, auf die von heidnischen Fürsten verordneten Einnehmer und Zöllner. Schon durch entfernten Umgang mit ihnen glaubte er sich zu besudeln. Ganz anders Jesus. Auch die Verachteten waren Menschen. Auch sie sollten von ihren Sünden bekehrt werden. Er sah und ehrte den guten Willen des Zachäus, des Obersten der Zöllner; kehrte bei ihm ein, wohnte bei ihm, aß an seinem Tische, so sehr ihm dies auch von allen denen verargt werden mochte, die dergleichen Gemeinschaft für einen Juden unanständig, mit der Würde eines Propheten oder Messias aber im offenen Widerspruch fanden. Er gab damit seinen Jüngern das Beispiel, wie sie einst sich gegen Heiden zu betragen hätten, wenn er vollendet haben würde.

Nicht mit äusserlicher Frömmigkeit prangte er viel. Er sonderte sich nicht von den sogenannten Weltkindern im Umgang ab. Er aß, er trank mit ihnen, mochte auch der Frömmler über ihn die Achsel zucken und rufen: Sehet er will ein Heiliger sein, und sitzt mit Sündern zu Tische! Er ist ein Schwelger, ein Prasser, ein Weinsäufer! — Er weigerte sich keineswegs, Theilnehmer fröhlicher Gesellschaften zu sein, an heitern Gastmählern seinen Platz einzunehmen, und die Freude derer zu beleben, die mit ihm waren. Das that er am Tage zu Kana; er that es, als ihm Levis, der Zöllner, ein großes Mahl anrichtete, wozu der Gäste viel geladen waren; da zog er sich keineswegs zurück; er that es, als ihm zu Bethanien, während er mit seinen Freunden zu Tische saß, Maria mit köstlichen Oelen das Haar salbte.

Hingegen innere Frömmigkeit war es, was er von Allen, die ihm anhingen, forderte; und er selber war darin das ehrwürdigste und unbescholtenste Muster Aller. Dieser fromme Sinn äusserte sich gegen Gott in stillen Unterhaltungen mit demselben, in demüthiger Verehrung der Rathschlüsse Gottes, in andachtvollen Gebeten; gegen Menschen in Wohlthun und Liebe. — Gebet und Liebe, dies war das beständige Tagewerk seines Lebens! Gebet und Liebe, mit diesen beiden Worten läßt sich sein ganzes häusliches und öffentliches Thun beschreiben. Wer betete so inbrünstig, weise und ergeben in den Willen Gottes, wie Jesus? Wer liebte so treu, so uneigennützig, so sich selber um Anderer willen vergessend, wie Jesus?

Er liebte; auch sein Herz machte zarte Unterschiede unter den Personen. Er war ein göttlicher Mensch im höchsten, im schönsten Sinn des Wortes. Freund und Helfer und Diener war er jedem seiner Mitmenschen, dem Edeln wie dem Sünder; aber nicht alle waren seine Vertraute, und nur an Wenigen hing er mit der zärtlichsten Zuneigung. Zu diesen Wenigen gehörte Lazarus, im Flecken Bethania, bei dem und dessen Schwestern er oft Obdach nahm, und den er aus dem Todesschlaf und von den Banden des Grabes wieder ins Leben rief. Auch Johannes unter seinen Jüngern schien seinem Herzen näher zu stehen, denn Jeder von den Andern. Er behandelte ihn immer mit ausgezeichneter Huld, und noch vom Kreuze herab als sein anderes Ich. — Doch nie ward er von diesen schönen Empfindungen des Herzens zur Unbilligkeit gegen Andere, oder zu einer Schwachheit gegen die Geliebten verleitet. Der hohe Geist und das reine, sanfte Gemüth des Johannes war es, was Jesum so für ihn einnahm. Denn das Edle fühlt sich zum Edeln hingezogen; die Unschuld liebend zur Unschuld. Darum war Christus auch der zärtlichste Freund der Kinder. Gern sammelte er sie um sich, die noch wahrhaft und natürlich waren, und unverdorben von den Vorurtheilen, Thorheiten oder Leidenschaften der Erwachsenen. Wer gedenkt nicht des schönen Wortes, welches er einst über die harmlose, reine Jugend aussprach: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht; denn solchen ist das Himmelreich. Und wenn ihr nicht werdet, wie diese, werdet ihr nicht in das Reich Gottes eingehen.

Und Liebe forderte er von Allen wieder, die ihn umgaben. Liebe, Freundschaft und gegenseitige Gefälligkeit unterhielt er beständig unter den Seinigen. Er selbst, der Meister, wusch seinen Schülern einst, nach morgenländischer Sitte, die Füße, so sehr sie sich auch weigerten, diesen Dienst von ihm anzunehmen. Er that es aber, nicht einer eiteln Feierlichkeit wegen, nicht, um etwa Beweise seiner Demüthigkeit abzulegen, die er schon herrlicher dargethan hatte, sondern um sie damit zu ermuntern, eine beständige Gleichheit unter sich zu bewahren, und einer dem Andern dienstfertig zu bleiben. „Ihr heißet mich Herr und Meister, und saget recht daran," sprach er zu ihnen, „denn ich bin es auch. So nun ich, euer Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so sollt ihr auch euch unter einander die Füße waschen. Und ich sage euch nun, ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe, auf daß ihr euch einander lieb habet. Dabei wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habet." Joh. 13, 13. 14. 34. 35.

Wie ehrwürdig erscheint mir Jesus überall, wie ganz eigenthümlich in seiner schönen, selbstständigen Denkart, die ihn so scharf auszeichnet! — Warum könnte denn auch ich nicht in meinen häuslichen Verhältnissen so einfach und edel handeln, wie er? Ich habe keine so hohe Bestimmungen, ich habe nicht Ursache, Hab und Gut und Alles zu verlassen, wie er, seinem himmlischen Berufe gemäß. Aber auch ich habe die kleinen Tagesvorfälle, die Menschen mit ihren gemischten Gemüthsarten um mich her, wie er; ich habe die Anlässe zum Wohlthun, wie er; habe Freunde und Geliebte, wie er — die Welt ist noch dieselbe, wie er sie sah — was hindert mich, Dein ergebenes Kind, o Gott, mein Vater, zu sein, wie er es war? Ach, Dein heiliger Geist, der ihn erfüllte, begeistere auch mich, und stärke mich zu allem Heiligen und Guten. Amen.

371.

Was sich von Jesu die Jünger dachten.

Luk. 7, 23.

Eilt, Sterbliche, ins Gottesreich,
Eilt, Jesu zu begegnen!
Empfangt den König; er will euch
Beglücken, will euch segnen.
Wer (fragt ihr) ist der Herr? — Der Sohn
Der Gottheit ist es, uns vom Thron
Der Gnade zugesendet.

Eilt freudig in das Gottesreich,
Kommt, eilt ihm zu begegnen!

Empfangt den Retter; er will euch
Mit seinem Himmel segnen!
Wer (fragt ihr) dieser Retter sei?
Er, dessen Liebe, ewig neu,
Entsündigt und beseligt.

In der hohen Einfalt, in jener hohen Anspruchslosigkeit, mit welcher Christus Jesus auftrat und lebte und lehrte, konnte es nicht fehlen, daß er lange verborgen und unbeachtet blieb. Dies war sein Wille. Wie ein Samenkorn in den Erdboden fällt, ungesehen vom Auge der Menschen, und unter der Erde sich der Keim unbemerkt aufschließt, seine zarten Wurzeln ausbreitet, seine kleinen Zweige im Schatten des Grases und unter höhern Gesträuchen versteckt emporhebt, bis der Stamm festgewurzelt den Stürmen trotzt und zur weitschattenden, majestätischen Eiche wird: so die Lehre Jesu vom Reich Gottes.

Allerdings zwar machten seine Thaten Aufsehen, doch immer nur ein sehr vorübergehendes. Ueberhaupt war schon der bloße Name Messias, und daß man ihn irgend einer Person beilegte, hinreichend, das jüdische Volk in Gährung zu setzen, und seine Neugier, Erwartung und Empörungslust zu reizen. Oft versammelte es sich in Menge um Jesum, plötzlich und hochbegeistert. Aber eben so plötzlich und erkaltet verlor es sich wieder von ihm. Ein Wirbelwind schien die leichte Spreu zusammenzuwehen, und wieder aus einander zu blasen. Man fand in diesem Messias durchaus nicht, was Alt und Jung suchte und hoffte.

Selbst diejenigen, die ihn näher kannten, wurden irre an ihm. Für einen Christus, der er sein wollte, schien er seinen Blutsverwandten viel zu furchtsam, schüchtern und zaudernd. Nach ihrer Meinung mußte der Wiederhersteller des Davidischen Königsthrones, der Ueberwinder des ganzen römischen Reiches, nicht in Einsamkeit umherziehen. Mache Dich auf von dannen,„ sagten sie zu ihm, „und gehe in Judäam, auf daß auch Deine Jünger sehen die Werke, die Du thust. Niemand thut etwas im Verborgenen, wenn er will frei offenbar sein. Thust Du solches, so offenbare Dich vor der Welt!“ — Er, weiser als sie, wies ihre Zumuthungen ungefähr eben so zurück, wie er einst den fragenden Zweiflern antwortete, welche Johannes der Täufer an ihn gesandt hatte: Selig ist der, der sich nicht ärgert an mir! (Luk. 7, 23.) Selig, wer mir glaubt, und, nicht irre wird an meinem Thun und Lassen! Daher glaubten auch seine Brüder nicht an ihn. (Joh. 7, 5.)

Auch seine Jünger, die doch beständige Augenzeugen seiner Lehre und Werke waren, blieben lange ungewiß, was sie von ihm halten sollten. Sie liebten ihn — wer hätte ihn nicht lieben sollen! — sie glaubten ihm aus Liebe und Zuversicht, und doch hatten sie von ihm ganz verschiedene, oft sehr unrichtige Vorstellungen. Auch ihnen war ein Anderer, als sie dachten, daß er sein sollte.

Zuversicht und Glauben hatte er den ersten, die er in seine Gesellschaft aufnahm, durch wunderbare Thaten eingeflößt, die vor ihren Augen geschahen. Petrus und Andreas, Jakobus und Johannes, die Kinder Zebedäi, hatten sich auf diese Weise an ihn angeschlossen. Einige derselben kannten ihn schon durch die Predigten des Täufers am Jordan. Als dieser auf Jesum ehrfurchtvoll hinwies, und rief: Siehe, das ist Gottes Lamm! verließen sie den Jordan, um mit Jesu zu leben. Eben so wurden die Andern gewonnen. Jeder ermunterte seine Freunde, dem Heiligen nachzufolgen, wie Philippus seinem Freunde Nathanael that. Wir haben ihn gefunden (sprach Philippus), von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geredet haben; es ist Jesus, der Sohn Josephs, von Nazareth. Bei der Benennung dieses elenden Städtchens mochte Nathanael allerdings mißtrauisch werden. Was kann auch von Nazareth Gutes kommen? fragte er. Komm und siehe selbst! erwiederte Philippus. Nathanael that es, und ward Jesu Jünger. (Joh. 1, 46.)

In der Geschichte und den Briefen der Apostel wird dieses Nathanaels nicht weiter gedacht. Es ist von einigen Alten vermuthet worden, es sei derselbe gewesen, welcher auch Bartholomäus genannt worden ist. Es mag sein, daß ihm der Meister einen andern Namen gegeben, wie er dem Simon gethan, der die Benennung Petrus erhielt. Auch ist möglich, daß Nathanael zwar Jesu Schüler, aber nicht in seinem beständigen Gefolge blieb, wie deren mehrere gewesen sind; doch war er noch von denen, die Jesum auch nach der Auferstehung gesehen haben.

Je länger die Jünger mit ihrem großen Lehrer waren und seine unbegreiflichen Thaten zu bewundern Gelegenheit hatten, je fester wurde ihr Vertrauen zu ihm. Man denke sich gute, einfache, ungelehrte, ja unwissende Männer, die aus ihrer bisherigen schlichten, einförmigen Lebensweise herausgerissen, plötzlich ohne Vaterland und Heimath, ohne Verwandte, ohne ihre alten Beschäftigungen, immer nur auf Reisen, und von dem Einzigen abhängig waren, dem sie sich gewidmet hatten. Man denke sich ihre geheime Zufriedenheit, ihren Stolz, dem Manne anzugehören, der sich selbst den Messias nannte, und welcher, nach der Vorstellung jedes Juden, Stifter eines ungeheuern, königlichen Weltreichs werden sollte. Alles vereinigte sich, sie mit Treue an ihn zu fesseln. Aber nun die Einfachheit seiner Sitten, die Dürftigkeit seiner Lebensart, die Aengstlichkeit, mit der er Volksaufläufen auswich), mußte ihnen im offenen Widerspruch mit seiner Würde zu stehen scheinen. Seine Vergeistigung des mosaischen Gottesdienstes, wie die Vorstellung des Messias, mußte ihnen lange unverständlich und nicht immer genugthuend sein. Sie erwarteten, er werde, von Jehova plötzlich mit überirdischer Macht ausgerüstet, früher oder später in königlicher Gewalt auftreten, sie zu den ersten Staatswürden des Reichs erheben. Statt dessen fehlte ihm und ihnen oft das nöthige Brod, ihren Hunger zu stillen. Er heilte zwar Kranke auf eine wunderbare Art; er trieb Teufel aus. Doch fanden sie, daß er nicht allein es sei, der solches vermöge. Sie erblickten eines Tages einen Mann, der ebenfalls im Namen Gottes Teufel austrieb, und doch nicht zu ihnen gehörte. Johannes hatte geglaubt, diese Macht über den Teufel sei nur dem Messias gegeben, und die Jünger sämmtlich hielten dafür, man müsse solches jedem Andern verbieten. Jesus aber sprach: Wehret ihm nicht; denn wer nicht wider uns ist, der ist für uns. (Luk. 9, 49. 50.)

Dies Alles mußte sie mehr oder weniger in ihren An-

sichten schwankend machen. Seine Worte wurden immer dunkeler, weil er sich beharrlich als den verheißenen Messias, und Gott als seinen ewigen Vater darstellte, ohne die messianische Majestät in vollem Glanze zu offenbaren.

Wenn ihr mich kennetet, sagte er eines Tages zu ihnen, so kennetet ihr auch meinen Vater. Und von nun an kennet ihr auch ihn und habt ihn gesehen. Philippus unter den Jüngern griff dieses Wort begierig auf, und sagte: „Herr, zeige uns Deinen Vater, so genüget uns!“ Schon diese rasche Einfrage läßt die geheime Sehnsucht durchblicken, welche in den Jüngern lebte, endlich einmal ganz von der überirdischen Hoheit des künftigen Königs von Israel überzeugt zu werden. Jesus ward traurig über die falsche Vorstellungsart, die noch immer unter seinen Vertrautesten herrschte. Ich bin schon lange bei euch, sagte er, und du kennst mich nicht? Philippe, wer mich siehet, der siehet den Vater. Wie sprichst du denn: Zeige uns den Vater? Glaubst du nicht, daß ich im Vater, und der Vater in mir ist? Die Worte, die ich zu euch rede, die rede ich nicht von mir selbst, oder aus eigener Erfindung. Der Vater aber, der in mir wohnet, Gott thut die Werke. (Joh. 14, 7 — 10.

Am unzweideutigsten offenbarte sich die Meinung der Jünger von Jesu, als einst die Mutter der Kinder Zebedäi, des Jakobus und Johannes, beide an ihrer Seite, zu ihm trat, zu seinen Füßen niederfiel. Sie bat aus mütterlicher Zärtlichkeit, Christus möchte diesen beiden die höchsten Staatswürden im zu erwartenden messianischen Weltreiche gewähren, oder, wie sie sich nach morgenländischer Sitte ausdrückte: „Laß Beide sitzen in Deinem Reiche, Einen zu Deiner Rechten, den Andern zu Deiner Linken!“ (Matth. 20, 21.) Die zehn andern Jünger, als sie dies Verlangen hörten, wurden eifersüchtig und unwillig. Sie glaubten darauf so große Ansprüche zu haben, als die beiden Söhne Zebedäi. Jesus hingegen erwiederte: Ihr wisset Alle nicht, was ihr bittet. Das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben, diese Belohnung der Verdienste um Ausbreitung des Reiches Gottes, steht nicht mir zu, sondern wird werden, denen es bereitet ist, von meinem Vater. Weltliche Fürsten herrschen, und die Oberherren haben Gewalt. Ich aber bin nicht gekommen, mir dienen zu lassen, sondern Andern zu dienen, und mein Leben zu geben zu einer Erlösung für Viele. Wer will unter euch der Vornehmste sein, der sei der Andern Diener.

Man bemerkt von der einen Seite in diesen Aeusserungen Jesu seine offene Widerlegung aller und jeder weltlichen Erwartungen von seinem Reiche und seiner messianischen Würde. Er kennt kein anderes, als das unsichtbare, um Gott versammelte Geisterreich. Er kennt in demselben keine andere Hoheit, als die der demuthvollen Tugend, der Liebe, und des Gottähnlichwerdens. Von der andern Seite aber bemerkt man eben so deutlich, wie beharrlich und fest Jesus den Gedanken des Messiasthums, das sich in seiner Person erfüllte, aufrecht gehalten wissen wollte Denn er war es, in welchem sich alle prophetischen Stimmen und Bilder der jüdischen Vorwelt vereinten. Ließ er von dieser Vorwelt ab, so sah Israel nicht mehr auf ihn; so hoffte es noch auf einen Andern; so war seiner Wirksamkeit das wesentlichste aller Mittel, und ihm selbst die Zuversicht der Jünger entrissen. Nur als Messias füllte er den ganzen Gedankenkreis und die Hoffnung der israelitischen Welt aus. Daß man ihn nicht für einen weltlichen Herrscher halte, daß man Alles, was er in Beziehung auf das Messianische redete, in höherer, geistiger Bedeutung auffasse: dies mußte er dem Erfolg seiner Erklärungen, den fernern Erfahrungen seiner Vertrauten, und dem Ausgang seines Lebens überlassen.

Welches Loos die Jünger dereinst im neuen Gottesreiche haben sollten, welches Amt sie bekleiden würden, darauf bereitete er sie thätig vor, als er ihnen Anweisung und Kraft gegeben, dieselben heilbringenden Wunder zu thun, wie er selbst, die Kranken gesund, die Aussätzigen rein zu machen, die Todten aufzuwecken und die Teufel auszutreiben. Er sandte sie, so wie die übrigen siebenzig Jünger, aus, seine Lehre zu verkündigen und zu predigen, daß er der Messias sei. Noch waren die eigentlichen Juden es, denen sie vorzüglich predigen sollten. Er rieth ihnen ab, bei den Heiden und Samaritern zu lehren, um den jüdischen Nationalstolz und das jüdische Vorurtheil auf keine Art zu beleidigen. Er ermahnte sie, frei von allem Eigennutz, und im vollsten Vertrauen auf ihren Vater im Himmel, von Ort zu Ort zu gehen, kein Geld zu sich zu nehmen; keine Tasche zur Wegfahrt zu tragen; wohl aber in dem Hause, wo sie freundlich aufgenommen würden, zu essen und zu trinken. Denn ein Arbeiter sei seines Lohnes werth. Er ermahnte sie, freimüthig, ohne Menschenfurcht, das Evangelium, das heißt, die frohe Botschaft vom Gottesreiche, zu verkünden. Denn, sagte er, es sind nicht eure Worte, die ihr redet, sondern euers Vaters Geist ist es, der durch euch redet. Er verhehlte ihnen nicht, daß sie Gefahr laufen würden, verfolgt zu werden; daß man sie vor die Obrigkeit führen, sie mißhandeln würde. Inzwischen sollten sie der ewigen Vorsehung muthig vertrauen, ohne deren Willen ihnen nichts Böses widerfahren könne. Alle Haare ihres Hauptes wären gezählt. So sende er sie, fügte er hinzu, in die verdorbene Menschenwelt hinaus, wie Schafe unter die Wölfe. Muthwillig sollten sie sich in keine Gefahr stürzen, nichts weniger als mit Vorwitz und Schwärmerei sich ein Verderben zuziehen; sondern unter den Menschen klug sein, wie die Schlangen, dabei aber ohne Falsch, wie die Tauben. Wäre die eine Stadt ihre Verfolgerin, sollten sie in eine andere ziehen.

Sie gingen; es war ihr erster Versuch, in die Fußstapfen des göttlichen Lehrers zu treten. Und Alle kehrten nachmals freudig zu ihm zurück. Was ihnen von ihrem Geschäft das Angenehmste gewesen zu sein scheint, war vielleicht nicht so sehr die Entfaltung der heiligen Wahrheiten, die sie von ihm über das Verhältniß der Welt zur Gottheit, und über die Vollendung der Menschheit für das Ewige vernommen hatten, als vielmehr die glückliche Wirkung der ihnen verliehenen Anweisung und Macht, Besessene zu heilen. Denn das war das Erste, was sie bei ihrer Rückkehr sogleich erzählten. Sie kamen mit Freuden, heißt es im Ev. Luk. 10. 17, und sprachen: Herr, es sind uns auch die Teufel unterthan in Deinem Namen.“

Dies Hangen an dem, was sinnlich in die Augen fiel, verrieth, wie sie noch nicht ganz in den Sinn und Geist des Messias eingedrungen waren. Auch offenbarte sich (je mehr sie von dem alten Vorurtheil nach und

nach zurückkamen, Jesus werde Stifter einer weltlichen Monarchie sein), daß sie an Muth, Vertrauen und Anhänglichkeit verloren. So lange sie jenes Vorurtheil nicht aufgegeben hatten, waren sie furchtlos. Sie glaubten, ihnen könnte nichts Uebles begegnen, und der werde in allen Fällen ihr Retter sein, der den stürmischen Meereswellen Ruhe geboten. Als sie aber endlich erkannten, was der Zweck von der göttlichen Sendung Jesu sei, und wie sehr und wie lange sie sich selber getäuscht hatten: verschwand ihr Muth. Nur blos ihren eigenen Kräften gegen den Widerspruch einer feindseligen Welt überlassen, hielten sie sich für allzuohnmächtig. Ihre Liebe zwar blieb dem heiligen Lehrer und Meister getreu, aber nicht ganz ihre Zuversicht. Und Einer von ihnen, Judas, da er in Jesu nichts Anderes, als einen gewöhnlichen Menschen zu finden glaubte, verlor sogar die Liebe. Er ging hin, ließ sich bestechen, verrieth den Freund seines Lebens. Einige mochten vielleicht bis zum letzten Augenblick noch hoffen, Gott werde zur Rettung des verrathenen Jesu ein schreckhaftes Wunder thun. Als sie ihn aber wehrlos, hilflos, von gemeinen Kriegsknechten umringt und gehalten, weggeschleppt werden sahen, und er weder sich noch sie schützte, standen sie völlig enttäuscht und in stummer Verzweiflung da. Angst und Furcht ergriff sie. Und die Jünger verliessen ihn alle und flohen, sagt der Evangelist Markus (14, 50.) selber. Keiner hatte mehr Muth, sich frei zu ihm zu bekennen; noch weniger so viel Kraft und Besonnenheit, öffentlich für ihn das Wort gegen seine Ankläger zu nehmen.

Dies niedergeschlagene, erschreckene Wesen der Jünger Jesu muß allerdings das Erstaunen jedes Unbefangenen erregen. Treue Freunde haben ja für einen Freund, der weit weniger als Jesus der Göttliche war, schon in der Noth mehr gethan, als hier geschah. Der Eine verrieth ihn, die Andern verliessen ihn. Wie viele rührende Beispiele haben wir nicht schon von andern Personen, welche sich freiwillig und aus Liebe für einen unglücklichen Geliebten in Gefahr begaben; seine Fürsprecher wurden; wenigstens für ihn baten! — Keiner sprach, Keiner bat für Jesum. Sie verliessen ihn alle und flohen, so groß war ihre Bestürzung, ihre Hoffnungslosigkeit, wie ehemals ihre Hoffnungen überspannt waren.

Dies war die Wirkung von der völligen Enttäuschung und der gänzlichen Vernichtung eines Vorurtheils, dem sie noch immer nicht ganz und bis zur letzten Stunde nicht entsagt hatten. Nun aber war es durchaus vernichtet, und damit standen sie, sich selber fremd geworden, gleichsam in eine andere Welt hineingeschleudert. Denn was sie für durchaus unmöglich gehalten hatten, war geschehen.

Tadeln möchte ich aber die Jünger Jesu nicht zu hart, wenn ich bedenke, daß ihre Vorstellung vom Wesen und der Hoheit des Messias eine Meinung war, die damals ganz Israel beherrschte, und seit Jahrhunderten von Vätern auf Kinder und Kindeskinder fortgeerbt und ausgebildet war; — wenn ich bedenke, wie ausserordentlich groß die Gewalt jedes Vorurtheils ist.

Alles, was ich ohne hinlänglich überzeugende Beweise für wahr annehme, und ohne weitere Prüfung der Richtigkeit glaube, ist Vorurtheil. Es ist Vorurtheil, die Sache mag an sich selbst nun wahr oder falsch sein. Mache ich eine vorgefaßte Meinung zum Grundsatz meiner Denkungsart, zur Richtschnur meiner Handlungsweise; wird sie durch Gewohnheit gleichsam ein Bestandtheil meines Gemüths: so ist sie einer der gefährlichsten Fehler des Verstandes, eine wahre Krankheit der Urtheilskraft, und schwer auszurotten. Denn wer sie ausrotten will, muß zugleich alle übrigen Begriffe, Urtheile, Vorstellungen und Ansichten, die seit Jahr und Tag damit bei mir verknüpft waren, vertilgen. Er vernichtet damit meine bisherige ganze oder theilweise Anschauung der Welt.

Man kann sich daraus erklären, mit wie vielen Schwierigkeiten die Hinwegräumung der Vorurtheile bei einem ganzen Volke, oder bei einzelnen Menschen verbunden ist; man kann sich zugleich daraus erklären, mit welcher hartnäckigen Beharrlichkeit gewisse Personen an ihren Vorurtheilen festzuhalten pflegen, auch selbst dann, wenn sie von der Falschheit derselben vollkommen überzeugt sind. Immer bleibt noch von der alten Meinung etwas hängen. Man kann daraus zugleich schliessen, wie nachtheilig eine gewaltsame, plötzliche Zerstörung aller Vorurtheile bei denen sein kann, die solche einmal angenommen und zu ihrem Gemüthseigenthum gemacht haben.

Christus war daher in Behandlung der jüdischen Vorurtheile ungemein behutsam und glimpflich. Er hütete sich wohl, diejenigen mit Härte anzugreifen, deren Wirkungen nicht offenbar schädlichen Einfluß auf die Gesinnungen und Handlungsweise der Menschen haben. So etwas ist besser der Zeit, den Umständen und einer allmäligen Aufklärung des Verstandes überlassen.

Wir müssen es uns nicht verhehlen, daß auch heutiges Tages beim Volke, besonders bei der unwissenden Menge, die zum Selbstdenken oder Prüfen entweder zu träge oder unbeholfen ist, der größte Theil der Weisheit in Vorurtheilen besteht. Auf Vorurtheilen dieser Art beruht oft die Sittlichkeit des großen Haufens, seine Ehrfurcht vor Gesetz und Obrigkeit, ja oft seine ganze Religiosität. Man hat die traurigen Wirkungen erfahren, welche der unbesonnene Eifer stürmischer Aufklärer hervorbrachte, wenn sie alles, was durch Alterthum ehrwürdig geworden war, ohne Verschonen niederrissen. Die Scheu vor dem Gesetze, die Heiligkeit der Eide, der Gehorsam gegen Vorgesetzte, die Achtung fremden Eigenthums verschwand, und ein roher, ungebundener, lastervoller Geist that sich auf, und herrschte über Trümmern, Blut und Thränen.

Ehret unschädliche, oder wohl gar der Menschheit wohlthätige Vorurtheile, nicht weil sie an sich ehrenwerth sind, sondern um der Gefahr willen, die ihrer allzuplötzlichen Vernichtung folgt. Wer sich als Feind der Vorurtheile zeigen will, lasse sie unmittelbar verschont, aber bringe durch verständigen Unterricht in Schulen, Kirchen und Schriften bessere Begriffe ins Volk, und überzeuge durch Anleitung zum Prüfen des Wahren und Falschen.

Im Grunde, fast Alles, was wir lernen, glauben oder für wahr annehmen, ist anfangs Vorurtheil; denn wir nehmen es in jüngern, wie in ältern Jahren meistens auf Treu und Glauben Anderer an, denen wir Kenntniß der Sache zutrauen. Alles selber zu prüfen, haben wir weder immer Gelegenheit noch Einsicht. Deswegen sollen wir beim ersten Unterricht der Kinder mit der gewissenhaftesten Sorgfalt darüber wachen, daß sie von Allem das Richtige und Wahre vernehmen. Um so sicherer machen wir sie gegen nachfolgende Irrthümer. Ein rei-

ner, geläuterter Verstand wird sich allezeit gegen das Falsche und Zweideutige sträuben. Ruht unser Vorurtheil auf einer Wahrheit, so ist es kein Irrthum, sondern nur eine uns selbst noch verborgene Quelle der Weisheit.

Die reinsten, beseligendsten Wahrheiten für das gesammte Menschengeschlecht liegen aber in Deiner Offenbarung und Lehre, o mein Jesus und Seligmacher. Ach, so lange Du lebtest, hat wohl Mancher sich an Dir geärgert, weil ihn seine Vorurtheile blendeten. Erst als Du vollendet hattest, erschien Dein Geist, Dein Werk in höchster Klarheit. Deine Jünger, als sie Dich am Tage Deines Leidens verliessen und flohen, sie hatten Dich noch nicht in Deiner Vollendung erkannt. Nachmals ward ihnen dies schöne Loos, und sie verliessen Dich nicht wieder. Auch ich, o eingeborner, hoher Sohn Gottes, der auch mein Vater ist, erblicke Dich in deiner Vollendung. Könnte ich Dich verlassen? — Nein, o nein! heilige Du mich immer mehr in Deiner Wahrheit; Dein Wort ist Wahrheit. Amen.

372.

Christus und das jüdische Volk.

Matth. 10, 22.

Wie siehst du, Israel, verblendet!
Er, welchen dir Jehova sendet,
Er wird mit Schmach von dir entehrt.
Heut singest du ihm Siegespsalmen,
Und hältst ihn morgen, statt der Palmen,
Der blut'gen Dornenkrone werth!

Ein Volk, gereift zu seinem Falle,
Verschmaht der Vorwelt Weisen alle,
Und lohnt, wer Tugend lehrt, mit Spott.
Ihm gelten nur der Wollust Künste,
List und Betrug sind ihm Verdienste,
Und schnöder Reichthum ist sein Gott.

Es erfüllt mich in der Betrachtung des Lebens Jesu mit Wehmuth, Grausen und Bewunderung, wenn ich ihn mir mit dem warmen, für das Theuerste der Menschheit begeisterten Herzen, mit der Heiligkeit seines ausserordentlichen Unternehmens, vorstelle; und ihn dann mir denke, wie er verkannt und mißverstanden, von Wenigen nur geschätzt, einsam da stand, von empörten Leidenschaften bedroht; und er unter allen Stürmen ruhig, ernst, sein göttliches Ziel standhaft bis zum letzten Augenblicke verfolgend! Wer von allen Sterblichen, die sich jemals einem großen Werke weiheten, hat für die Welt so Großes begonnen und vollbracht, oder so Edles? Und wer von allen sah sich mit abschreckendern Schwierigkeiten umgeben, als Jesus Christus? Dennoch verzagte er keinen Augenblick. Das Wort des Trostes, welches er seinen Schülern gab: Wer aber bis an das Ende verharret, der wird selig! (Matth. 10, 22.) tröstete und erhob auch ihn.

Das war vielleicht von Allem das Betrübendste für ihn, daß ihn seine eigenen vertrauten Freunde und Schüler, von ihren eingewurzelten Vorurtheilen geblendet, nicht ganz begreifen wollten und konnten. Viele von denen, die ihm anfangs mit großer Begierde und schöner Begeisterung anhingen; viele von den siebenzig Jüngern, die er sogar schon angefangen hatte als seine Gehilfen zu gebrauchen und auszusenden, erkalteten wieder. Ihre Hoffnung war, ihn einst in weltlicher Hoheit zu erblicken, und sich als seine angesehensten, obersten Räthe und Statthalter. Da er ihnen nun diesen Irrthum mit Ernst entriß; da er ihnen nun deutlich sagte, sie müßten sein Reich nicht irdisch, sondern auf eine geistige Weise nehmen; da er ihnen erklärte: „die Worte, die ich rede, sind Geist, sind Leben; der Geist ist, der da lebendig macht, das Fleisch, das irdische ist kein nütze!“ fielen sie von ihm ab. Von dem an, wird in der heiligen Schrift gesagt, gingen seiner Jünger viele hinter sich, und wandelten hinfort nicht mehr mit ihm. (Joh. 6, 66.)

Dieser Abfall mußte ihm sehr schmerzlich sein. Wehmuthsvoll wandte er sich zu den noch übrigen Zwölfen, seinen Vertrautesten, und sprach: Wollet ihr auch weggehen? Der feurige Petrus aber antwortete im Namen Aller: Wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt, daß Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.

Wankten diejenigen schon, welche ihn doch viel näher kannten: was war vom Volke zu hoffen, welches ihn nur von Zeit zu Zeit sah und hörte?

In der That waren die Urtheile des Volkes über Jesum lange Zeit sehr verworren. Weder seine Lehren, noch seine Wunderwerke, am wenigsten seine Tugenden, machten einen bleibenden Eindruck. Und wie konnte es anders sein? Dies Volk war in allgemeine Verderbtheit versunken; nur Wenige in demselben hatten den sittlichen Muth, sich über die Vorurtheile, Gebrechen und Laster des Zeitalters zu erheben.

Es war ein Volk, ohne innere Kraft zur Selbstständigkeit, und doch immer nach Selbstständigkeit und Ansehen und Rang neben andern Nationen begierig. Es war stolz auf seine Vorwelt, auf den Ruhm seines Alterthums, ohne doch die Tugenden desselben zu besitzen. Es sah mit verächtlichem Blicke auf andere Nationen hin, hielt sich für das auserwählte Volk Gottes, und bemerkte in diesem Nationalstolze nicht, wie weit es hinter andern Nationen, sowohl an Tapferkeit, an innerer Ordnung und Zucht, als in Künsten und Wissenschaften, zurückgeblieben war.

Hier sah man die öffentliche Erziehung durchaus versäumt; in den Schulen hatten nur die Kinder der Vornehmern Zutritt, und auch diese wurden mit allem Andern, nur nicht mit dem beschäftigt, was wesentlich zur Veredlung des Menschen und des Volkes gehört. Dem gemeinen Manne ließ man seine Vorurtheile, seinen Aberglauben, und dieser war daher gegen alles Bessere unempfänglich, in seinen falschen Begriffen verhärtet; verabscheute die Erkenntniß und Einführung des Nützlichern und Wahren als schädliche Neuerung, und Priester, Pharisäer und Beamte bestärkten ihn geflissentlich in diesem Sinne, weil das mit ihrem Vortheile zusammenhing. — Hier sah man Reichthum und Ueppigkeit in übermäßiger Fülle auf der einen, und die größte Armuth und Noth auf der andern Seite. Die weltliche und geistliche Obrigkeit, Landpfleger und Hohepriester bekümmerten sich wenig um das Glück der Untergebenen, und sorgten nur für ihre Einkünfte. Man schrieb Steuern und Abgaben aus; jeder der Beamten suchte dabei seinen Gewinnst: übrigens ließ man dem Volke seine alten Gebräuche, mochten sie auch noch so verderblich sein, und damit glaubte man genug gethan zu haben. Aus Leidenschaft

und Privathaß einen Unschuldigen bis auf den Tod zu verfolgen, das war den selbstsüchtigen Gewalthabern, den bestechlichen Richtern nichts Bedenkliches. Einen Jesus zum Kreuz zu verdammen, machten sie sich kein Gewissen; aber einen bekannten Menterer oder Mörder, einen Barnabas dem Volke frei zu geben und zu begnadigen, weil es ein alter Brauch, eine Gewohnheit des Festes war, das schien ihnen ganz löblich. — Hier sah man in Selbstsucht schon das Staatsganze aufgelöset; neidisch Familie gegen Familie; eifersüchtig und stolz Stadt gegen Stadt; höhnend Provinz gegen Provinz; Judäa gegen Galiläa, Galiläa gegen Samaria, Samaria gegen beide; die Gesammtheit nur noch locker durch Furcht vor der Einmischung und Gewaltthat einer fremden Macht, der römischen, zusammengehalten. — Man empfand wohl die Schlechtigkeit des allgemeinen Zustandes, aber zurückzukehren zur Eintracht und Sittenstrenge, zum Gemeinsinn und frommen Muth der Vorwelt, hatte Niemand Entschlossenheit und Tugendlichkeit genug. Lieber erwartete man vom Unmöglichen alles Mögliche: einen Messias, der Alles ohne Mühe bloß durch Wunder und Zeichen verwandeln und bessern sollte.

Wenn ein Land reif ist zu seinem Untergange, dann drängen sich Heuchler in das Amt der Lehrer, die ihren Nutzen, nicht des Volkes Besserung, suchen. Dann werden Gebräuche und Menschensatzungen vorgezogen den göttlichen Wahrheiten; dann wird von Schwärmern die Vernunft geächtet und verschrien, die Aufklärung zum Staatsverbrechen, Freimüthigkeit des Todes werth. Dann wird der Verstand mit Trugschlüssen verwirrt, und das Laster des Gewalthabers, und die Falschheit der Beamten, und die freche Heuchelei der Priester finden ihre beredten Vertheidiger. Dann sind Reichthum, Herkunft und Rang öffentliche Verdienste; Armuth und Gönnerlosigkeit öffentliche Schande; Ehrlichkeit, Scham und Religiosität eine lächerliche Albernheit; Schlauheit, feiner Ton und schlüpfriger Sinn die wahre Weisheit. Dann hat man verächtliche Tugenden und liebenswürdige Laster. Dann sitzen Ehebrecher, Betrüger, Verschwörer und Verräther hochgeachtet über Ihresgleichen zum Gericht. Dann ruft Alles: Friede, Friede, Gerechtigkeit, Vaterlandsliebe, Eintracht! Aber Unfriede, Ungerechtigkeit, Eigennutz und Partheisinn herrschen von innen. Alles ist auf den Schein berechnet; an der Wahrheit liegt den Wenigsten. Dem Machthaber gilt alles zum Ruhm, und zu Allem hat er Recht; dem Unterdrückten gilt Alles zur Schmach, ist Alles Verbrechen. Das jüdische Volk war zum Untergange reif. Despotismus herrschte neben Zügellosigkeit im Volke, Ueppigkeit neben Elend, Aberglauben neben Rohheit, Ahnenstolz neben Sittenverderbtheit, Haß gegen Obrigkeiten neben knechtischer Feigheit und Empörungsbegier — Liebe nirgends.

Das Volk konnte nur durch Verjüngung seiner Kraft, durch Wiederherstellung seiner Tugenden wieder groß werden. Der Messias war erschienen. Er bot das einzig wahre Rettungsmittel. Aber die Einen verlachten ihn als einen gutmüthigen Schwärmer; die Andern haßten ihn, weil er die Schändlichkeit entblößte; die Gelindern nannten ihn einen frommen, wohlwollenden Mann, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern. Nur der hielt zu ihm, der einen Nutzen von ihm hoffte. Daß er ein Retter sei, wie er nothwendig war, glaubte Keiner.

Als er das erstemal nach Jerusalem kam — schon war längst der Ruf seiner Werke vor ihm hergegangen — war ein großes Gemurmel von ihm im Volk. Etliche sprachen: Er ist fromm. Die Andern aber sprachen: Nein, sondern er verführt das Volk. Niemand aber redete frei von ihm, aus Furcht vor einander. (Johannes 7, 12. 13.)

Wenn er ihre Kranken, ihre Blinden, ihre Besessenen, ihre Aussätzigen heilte: dann schollen Lobeserhebungen überall, dann hieß er der Messias, dann jauchzte ihm Jeder Beifall. Aber waren die Wohlthaten vollbracht, zog Jeder heim, ungerührt durch die Lehren des Heiligen, und er und sein Thun ward vergessen. Der Undank ist immer im Gefolge des Eigennutzes. Die Gergeneser baten ihn, nachdem er zwei Besessene in ihrer Gegend geheilt hatte, und ihre Säne ins Wasser gestürzt waren, sich von ihren Grenzen zu entfernen. Nur Christus blieb sich selber gleich. Wer beharrt bis ans Ende, der wird selig! Ihn kränkte der Wankelmuth der Menschen nicht; ihn freuten eben so wenig die unzuverlässigen Schmeicheleien, mit welchen man ihn oft begrüßte; er ging auf sein Ziel hin, mit unverwandten Blicken auf Gott, den ewigen Vater; und seine Liebe zur Menschheit konnte der Undank derselben nicht vertilgen. Er wußte sehr gut, was der aufruhrlustige, gegen Gesetz und Obrigkeit widerspenstige Pöbel von ihm wünschte; aber dies konnte er nicht wollen. So lange er seine Offenbarungen und Lehren noch nicht fest und klar genug im Herzen seiner vertrautesten Zöglinge fand, trug er deswegen sogar Bedenken, sich öffentlich als den von Israel erwarteten Messias anzukündigen. Er sah die gefährlichen Wirkungen, welche dieser Name für die öffentliche Ruhe, oder für seine eigene Freiheit und Sicherheit haben könnte.

Er forschte von Zeit zu Zeit nach der Meinung, die man im Lande von ihm hege. Wer sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sei? fragte er eines Tages seine Jünger, da er mit ihnen am Fuße des Gebirges Libanon in Galiläa ohnweit der Stadt Cäsarea Philippi war, die in der Nähe von der Jordanquelle lag. Sie antworteten: Etliche sagen, Du seiest Johannes der Täufer; die Andern, Du seiest Elias; Etliche, Du seiest ein Jeremias oder sonst der Propheten einer. — Jesus schien mit dieser Meinung des Volkes zufrieden zu sein; gern wollte er so angesehen sein, wie diese Sittenverbesserer und Lehrer von Gott. Er wollte diese Meinung erst herrschender werden lassen, damit man ihn desto richtiger begriff, welcher Christus oder Messias er sein wollte; nicht Gründer eines weltlichen Thrones, sondern eines von allem Irdischen freien Gottesreichs. Er begnügte sich, wenn er nur von denen erkannt würde, die seine Geweihten und Erwählten waren. Deswegen setzte er sogleich die Frage hinzu: Und wer sagt ihr, daß ich sei? Petrus sprach: Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn. Er belobte die Ueberzeugung des Jüngers: aber daneben verbot er Allen, daß sie Niemand sagen sollten, daß er Jesus der Christ oder Messias wäre. (Matth. 16, 20.)

Diese Behutsamkeit und Vorsicht in der Vollführung seiner großen Entwürfe sicherten ihm das Gelingen derselben. Erst wenn der feste Grund zu dem göttlichen Bau gelegt sein würde, welcher alle damaligen Reiche der Welt und alle Jahrtausende überleben sollte: dann erst war es Zeit, dem Urtheile der Welt, dem Zorn der selbstsüchtigen Priester und Pharisäer Trotz zu bieten, und sein Wort mit dem Tode zu bekräftigen.

In diesem Sinne antwortete er seinen Anverwandten, welche ihn ermunterten, öffentlich als der Längstverheißene, als der Retter von Israel, in Jerusalem und an einem der volkreichsten Feste aufzutreten. Meine Zeit ist noch nicht hier, sagte er zu ihnen, eure Zeit ist allewege. Die Welt kann euch nicht hassen, — denn ihr gehet mit ihr, ihr seid wie sie; — mich aber hasset sie, denn ich zeuge von ihr, daß ihre Werke böse sind. (Joh. 7, 6. 7.)

Er irrte nicht. Seine Feinde wurden bald aufmerksam und rege; denn des Aufsehens war zu viel von ihm. Wie konnten die geheilten Kranken schweigen, denen er ihre Genesung gab? Wie konnten die Tausende schweigen, denen er den Unterschied seiner Lehre vom bürgerlichen Gesetz Mosis predigte, oder die er in der Wüste speisete? Wie konnte die Neugier schweigen, welche nach dem Wunderthäter um so eifriger forschte, je emsiger er sich zu verbergen trachtete; wie konnten die schweigen, welche ihn gehört, ihn gesehen hatten, und mit dem ersten Entzücken und Erstaunen Gott gepriesen hatten, der einem Menschen solche Macht gegeben? (Matth. 9, 8.) Alles im Volk redete von ihm; die Priester und Hohenpriester, die Schriftgelehrten und Pharisäer wurden am ersten argwöhnisch; denn ihren Sitten, ihrer Heuchelei, ihrem Ansehen im Volk galt der Krieg zunächst, welchen Jesus mit dem Verderben der Welt führen wollte. Harmloser sah und in stolzer Sicherheit die weltliche Regierung der Unterkönige und römischen Statthalter dem Treiben im Volke zu. So lange keine Beweise des Aufstandes, oder verletzter bürgerlicher Gesetze vorhanden waren, blieben sie unbekümmert.

Und Niemand weniger, als Jesus, war geneigt, diese gesetzliche Ordnung zu unterbrechen. Als mehr denn fünftausend Mann, die er einst in der Einöde am Meer gespeiset hatte, Weiber und Kinder ungerechnet, ihn zum Könige von Judäa ausriefen, und sprachen: Das ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll! und sie sich alle ungestüm herbeidrängten, ihn zu umringen, ihn zu zwingen, an ihre Spitze zu treten und sich mit dem Schwert in der Faust den Weg zum Davidischen Thron über die Leichname der Römer zu bahnen, entwich er einsam ins Gebirg, und vereitelte ihr wildes Beginnen.

Und in demselben Volke, welches ihm die Krone des Reichs zudachte, standen eben so behend wieder Tausende auf, ihn zu tödten, sobald er ihnen nur eine zweideutige Achtung gegen ihre Vorfahren zu äußern schien. Mehr denn einmal hoben sie im Grimme Steine auf, daß sie ihn würfen. Mühsam verbarg er sich dann vor ihrem Zorn und entrann. Ihre Liebe war ihm so furchtbar, wie ihr Haß. Er wollte weder ihre Gunst auf solche Art gewinnen, wie sie ihm anboten, noch war er ihrer Feindschaft schuldig, mit der sie ihn verfolgten. Immer und überall verkannt, hörte er aber dennoch nicht auf, zu sein, der er war, liebend, segnend, wohlthuend. Gleichmuth verließ ihn nie. Wer bis an das Ende beharret, der wird selig.

Die Gleichmüthigkeit Jesu Christi in allen Wechseln des Glücks und der Volksgunst ist einer der schönsten und wahrhaft göttlichen Züge seines Lebens. Er bewahrte sie bis an sein Ende. Stets erschien er, als der Sehende unter den Blinden, als der Nüchterne unter den Berauschten, als der Großmüthige unter den Irrenden. Er war und blieb der große Feind des Irrthums und der Sünde, aber der Vertheidiger und Freund der Menschheit. Großmüthig konnte er noch vom Kreuze herab beten: Vater, vergib ihnen; sie wissen nicht, was sie thun!

Diese Erhabenheit der Gesinnung wird an ihm ewig bewundernswürdig bleiben. Wir wissen aus den von den Evangelisten uns überlieferten Lebensbeschreibungen, daß Jesus eines ungemein zartfühlenden Gemüthes war, daß seine Empfindungen laut wurden in den Aufwallungen der Freude wie des Unwillens. Aber auch darin erschien er stets groß, weil sie immer aus den edelsten oder gerechtesten Ursachen hervorgingen. Ein Jesus konnte sich nicht über Geringeres freuen, als über das Gelingen seines Erlöserwerkes. Ruhm und Reichthum, Kronen und Lobreden, und was wohl den gemeinen Haufen ergötzt, lagen seinem himmlischen Sinn zu tief. Ein Jesus konnte über nichts Anderes in Unwillen gerathen, als über den beharrlichen Trotz eigennütziger Heuchelei, über den Stolz des Verbrechens, mit welchem es die Tugend verdammt und den Verstand des Volkes blendet. Ein Jesus konnte um nichts Geringeres Thränen vergießen, als um der Sünde der Welt.

Er zitterte zuweilen, aber nie für sein Leben, sondern für Gottes Sache und der Menschheit Heil. Mit Gelassenheit ließ er sich verhöhnen und verfluchen; kaltblütig, oder mit Widerwillen, hörte er des Volkes Beifalljauchzen. Er war, weil er göttlich gesinnt war, und seines Gottes und der Ewigkeit gewiß, erhaben über jedes Schicksal; größer als jede Gefahr dieser Welt, aber auch größer als Alles, was die Welt ihm Erfreuliches und Köstliches bieten konnte. In dieser geistigen Vereinigung mit Gott, in dieser Geringschätzung dessen, was das Zeitliche Vorübergehendes hat, konnte er mit Seelengröße und beseligenden Bewußtsein sprechen: Ich und der Vater sind Eins.

Aber diese Sprache war den Juden, wie die Sprache aus einer andern Welt. Sie begriffen den hohen geistigen Sinn seiner Worte nicht. Sie nahmen Alles sinnlich, in der allergemeinsten Buchstäblichkeit. Sie wußten es nicht zu deuten, daß er sich selbst öfters und wiederholt des Menschen Sohn hieß. Sie hoben Steine auf, daß sie ihn steinigten. Ich habe euch, sagte Jesus mit jener fast überirdischen Gelassenheit und Würde, ich habe euch so viele gute Werke erzeiget von meinem Vater: um welches Werk unter denselben steiniget ihr mich nun? — Diese Furchtlosigkeit und Geistesgegenwart machte die rohen Haufen bestürzt. Sie mäßigten einen Augenblick ihren Zorn. Um des guten Werkes willen steinigen wir Dich nicht, riefen sie, sondern der Gotteslästerung willen, und daß Du ein Mensch bist, und machst Dich selbst zu einem Gott! — Wie? erwiederte Jesus, sanft sie von ihrem Mißverständniß zurückführend: Asaph in einem Psalmen sagt: Gott steht in der Gemeine Gottes und ist Richter unter den Göttern. Ich habe wohl gesagt: Ihr seid Götter, und allzumal Kinder des Höchsten. (Ps. 82, 1. 6.) So Asaph nun diejenigen Personen Götter und Söhne des Höchsten nennt, zu welchen das Wort Gottes geschah (und die Schrift kann doch nicht gebrochen werden), was sprechet ihr denn zu dem, den der Vater geheiligt und in die Welt gesandt hat: du lästerst Gott, darum, weil ich euch sage: Ich bin Gottes Sohn? Thue ich nicht die Werke meines Vaters, so glaubet mir nicht. Thue ich sie aber, so glaubet, daß der Vater in mir ist, und ich in ihm. (Joh. 10, 30 — 38)

Wie er der Gottessohn sei, wie er sich seine Gemein-

schaft mit dem ewigen Vater dachte, wie er Weltheiland und Mittler werden wollte, das verstanden die Alles nur auf fleischliche, irdische Art ins Weltliche hinausdeutenden Juden nicht. Aber er dagegen mochte nicht verstehen, wie sie ihn zum Heiland Israels haben wollten.

Also standen Christus und das jüdische Volk in weiter Trennung von einander. Und doch in eben diesem Volke wollte der große Welterlöser sein Werk, wie er es begonnen hatte, vollbringen. Ob man ihn hasse oder preise; ob Priester, Pharisäer und Schriftgelehrte ihn verdammten; ob sie ihm täglich Fallstricke legten, um Ursache, oder auch nur einen Scheingrund zur Klage vor der bürgerlichen Obrigkeit gegen ihn zu finden; ob er endlich das hilflose Opfer werden würde: das änderte in seiner Gesinnung und Handlungsart nichts. Wer bis an das Ende beharret, der wird selig!

373.

Der Einzug Jesu in Jerusalem.

Matth. 21, 1 — 13.

Nein, nie will ich dem Lob vertrau'n,
Das feile Schmeichler lügen;
Nein, nie auf Menschenworte bau'n,
Die in der Luft verfliegen.

Wie schwach, wie thöricht' müßt ich sein,
Bei Menschen Ruhm zu suchen!
Die heut' ihr Hosianna schrei'n,
Und Morgen uns verfluchen!

Still wandeln will ich meine Bahn,
Im Guten nie ermüden;
Sieht Gott mein Thun nur gnädig an,
So hab' ich Himmelsfrieden.

Ungefähr drei Jahre lang hatte Christus seine Lehre verkündigt, als er der beruhigenden Ueberzeugung voll war, sie könne nie wieder aus dem Gemüth der Sterblichen vertilgt werden. Nichts blieb ihm übrig, als den letzten, Alles vollendenden Schritt zu thun für die Welterlösung. Und dieser letzte Schritt war der Gang nach Jerusalem, dort öffentlich auszusprechen vor allem Volk, was er bisher in den entferntern Gegenden, mit Vermeidung alles Geräusches, gepredigt hatte. Dieser letzte Schritt war der Schritt zum Tode, welchen er mit unzweifelhafter Gewißheit von den Händen seiner unversöhnbaren Feinde erwarten mußte. Und er nahm den großen Entschluß. Voll des Göttlichen, war ihm das irdische Leben nur ein Spiel.

Er that den letzten Schritt. So wichtig es ihm bisher gewesen sein mußte, sein Wort in verborgener Stille ungehindert auszubreiten: eben so wichtig war es endlich, sich selber einmal öffentlich dazu zu bekennen; sich öffentlich zu zeigen vor der ganzen Nation, deren ein großer Theil aus allen Landesgegenden zum Osterfest in Jerusalem versammelt zu sein pflegte. Man hatte zwar viel von ihm gesprochen; aber nur hie und da und einzeln. Man hatte gesprochen und vergessen. Es mußte ein großer, bleibender Eindruck geschehen, der in der ganzen Nation zum öffentlichen Gespräch ward, und die Augen aller Welt auf ihn richtete, und nach Menschenaltern noch im Angedenken stand. Hätte er sich niemals so gezeigt: was würde die Welt vom Muth der Tugend geurtheilt haben, die er gepredigt hatte? Wie leicht wäre es in spätern Zeitaltern dem feindseligen Zweifel geworden, sogar die Frage aufzuwerfen: ob überhaupt nur ein Jesus Messias gelebt hätte; ob sein wundervolles Dasein nicht vielleicht nur Erdichtung derer gewesen, die eine neue Religion hätten stiften wollen.

Er that den letzten Schritt. Er mußte ihn thun, und sich ohne Furcht als den längst verheißenen Messias vor der Nation bekennen, damit ihr keine Erwartung eines andern bleibe, der noch kommen solle. Denn ihn selbst, da er in so anspruchloser Bescheidenheit bald unter den Juden, bald unter den verachteten Galiläern, sogar bei den Samaritern, wandelte, hielt man schon nicht mehr für den eigentlichen Messias. Höchstens galt er noch für einen frommen Lehrer. Man hieß ihn etwa den Propheten von Nazareth aus Galiläa. (Matth. 21, 11.) Das sollte nicht sein. Er war gekommen, das ganze mosaische Gesetz und die ganze Reihe der Weissagungen des Alterthums in seinem Dasein zu erfüllen. Er war gekommen, dem gesammten Volk als der Christus zu gelten; als der Mittler zwischen Gottheit und Menschheit; als der Urheber eines neuen Bundes. Wäre er nicht so dem Volke erschienen: so würde dieses ihn, auch nach seinem Tode, nur höchstens als den galiläischen Propheten geschätzt haben, aber seine messianische Würde wäre allen verdächtig oder unglaubhaft geblieben.

Er that den letzten Schritt, er durfte ihn nicht unterlassen. Er mußte seinen Feinden furchtlos unter die Augen treten. Er mußte sie vor allem Volk in ihrer Scheinheiligkeit entlarven. Er mußte das Verderbniß der mosaischen Religion, die Entweihung des Tempels, die Nothwendigkeit einer allgemeinen Verbesserung, laut machen. Christus und Moses konnten nicht neben einander bestehen. Das Reich des mosaischen Gesetzes war dem Ende nahe; das Reich des Messias Jesu sollte beginnen, in welchem die Reinigung des Herzens an die Stelle äusserlicher Waschungen, und das Sichgottweihen an die Stelle der Opfer trat. Der Anfang zu der großen Umwälzung der Dinge mußte einmal mit der öffentlichen That gemacht werden. Wer sollte ihn machen, wenn der Messias selbst ihn nicht unternommen hätte?

So mußte er den großen Schritt thun, um seinen Jüngern, um allen seinen künftigen Bekennern in feierlicher Thatsache zu beurkunden was sein Wille sei; um ihnen einen Heldenmuth einzuflössen durch sein Beispiel, zu welchem er bisher durch die Worte oft genug begeistert hatte; einen Heldenmuth, welcher, Gott vertrauend, den Tod für das Göttliche und die Wahrheit nicht scheute. Jesus mußte den Welterlösertod sterben, ohne welchen sein Evangelium keinen Glanz empfangen, sein Leben keine Beseligung für uns sein konnte. Erst in seinem Blute, das er vergoß, erwuchs seiner Lehre die heilige Kraft für jedes Herz, darum ward mit Recht gesagt, sein Blut reinige uns von Sünden, und erwerbe uns Vergebung derselben, insofern wir Buße thun, das heißt, den thierischen Erdsinn von uns abthun und uns in und durch Jesu Lehre und Wahrheit heiligen. — Er mußte den Tod des Welterlösers sterben, für unser Heil und die Verherrlichung Gottes.

Das Alles sah Jesus vorher, ehe er sich zum letzten und schwersten Schritte entschloß. Er erkannte es, während er ihn vollbrachte. Schaudernd sprach er: „O wie ist meine Seele betrübt! Und was soll ich sagen? Vater hilf mir aus dieser Stunde: doch darum bin ich in diese Stunde gekommen. Vater, verkläre Deinen Namen!“

So sprach er. Da kam eine Stimme vom Himmel: ich habe ihn verklärt, und will ihn abermals verklären. Das Volk, welches dabei stand, und zuhörte, sprach: es donnerte. Die Andern sagten! Es redete ein Engel mit ihm. (Joh. 12, 27 — 29.)

Das Osterfest war nahe. Alles eilte von nah und fern gen Jerusalem zu den Opfern im Tempel. Auch Jesus, begleitet von seinen Jüngern, reisete dahin, sich selbst zum großen Opfer für die Sünden der Welt darzubringen. Er hatte kurz vorher in Bethanien seinen Freund Lazarus wieder ins Leben zurückgerufen, den man schon ins Erbbegräbniß beigesetzt hatte. Das Gerücht von dieser That beschäftigte noch ganz Jerusalem. Viel Volk war hinaus nach Bethanien gegangen, nicht um Jesu allein, sondern auch den Lazarus zu sehen. (Joh. 12, 9.) Als nun bekannt ward, der Wunderthäter selbst sei im Begriff, zum großen Feste in die Hauptstadt des Reichs zu kommen, war Jedermann in großen Erwartungen. Nur die Hohenpriester, die Schriftgelehrten, die Pharisäer wurden wegen der Auftritte unruhig, welche sie zu befürchten hatten. Das Volk aber, neugierig, den vielbesprochenen Propheten von Nazareth aus Galiläa zu sehen, so nannte man ihn noch allgemein, drängte sich in großen Haufen hinaus vor die Thore, und ging ihm auf dem Weg nach Bethanien entgegen, sobald man den Tag seiner Ankunft erfuhr.

Er kam daher, so prunklos und bescheiden, wie er immer gelebt hatte, umgeben von seinen zwölf Jüngern; er selbst reitend auf einer Eselin. Die Größe seines Ruhmes und die edle Einfalt seines Wesens rührte das Gemüth der zahllosen Zuschauer. Viele riefen ihm ihren lauten Beifall zu: bald ward Alles von allgemeiner Begeisterung ergriffen. Er ist der Messias! schrie die Menge: Hosianna! Hosianna! gelobet sei der da kommt in dem Namen des Herrn, ein König von Israel! — Berauscht von Freude, Bewunderung und großen Hoffnungen, drängte sich nun Jeder hinzu; ihn zu sehen, zu berühren. Viele breiteten ihre Kleider über den Weg, ihm ihre Demuth, Unterwerfung, Ehrfurcht und Liebe zu bezeugen. Andere bestreuten ihm den Pfad mit grünen Blättern und Zweigen. Alle waren in einem wilden Taumel des Vergnügens.

Und wie die Jünger so durch die jauchzenden Reihen hinwandelten, wurden auch sie von der allgemeinen Begeisterung ergriffen. Sie stimmten in den Jubel des Volks ein. Sie zweifelten nicht länger am nahen Anfange des messianischen Reichs. Sie fingen an, mit lauter Stimme Gott zu loben, und alle Thaten zu erzählen und zu preisen, die sie gesehen hatten. „Gelobet sei der da kommt (jauchzten sie), ein König im Namen des Herrn! Friede sei im Himmel und Ehre in der Höhe!“ (Luk. 19, 37. 38.) Die Pharisäer, welche sich mit in den Haufen des Volks befanden, tadelten das Betragen seiner Begleiter. Meister, sagten sie zu Jesu, strafe doch deine Jünger! Er antwortete: „Wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreien.“

Er selbst ritt still und sinnig des Weges fort. Ihn berauschte die öffentliche Freude nicht; nicht das Jauchzen der Tausende, nicht die königliche Ehre, die man ihm erwies. Wie konnte ihn das erfreuen? Dafür hatte er nicht gearbeitet. Man ehrte ihn für *das*, was er nicht wollte, und dachte nicht an *das*, was der Zweck seiner göttlichen Sendung eigentlich war. Er kannte die Schwächen seines Volks, und den Wankelmuth der Menge. — Wohl mögen sich Personen ohne Menschenkenntniß, Personen, von der allerthörichtsten Eitelkeit geblendet, sehr an öffentlichen Beifallsbezeugungen ergötzen. Ihre kleinliche Eigenliebe flüstert ihnen dann dabei zu: „Man läßt jetzt deinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren! Man erkennt endlich allgemein deinen Werth. Dein Ansehen, dein Ruhm ist nun für immer gegründet. Rührender, schöner kann sich die Liebe und das Zutrauen der Menschen nicht aussprechen. Es sind nur Böswillige, nur Neider, nur schlechte Leute, die nicht in deine feierliche Verehrung einstimmen!“ — So denken die blöden Thoren, und täuschen sich in ihren Einbildungen. Sie erwägen nicht, daß die Wenigsten aus reiner Liebe, die meisten aber aus allerlei eigennütziger Hoffnung, aus Parteigeist, aus Trotz gegen Andere, aus bloßem Muthwillen sogar, mitjubeln. Sie erwägen nicht, daß von Tausenden Jeder seine Nebenabsicht hat, und sich aus eigenen Vortheilen mehr macht, als aus der Person des Hochgefeierten. Sie erwägen nicht, daß der unbedeutendste widerwärtige Umstand eintreten kann, und die Tausende den vorher Hochgepriesenen seinem Schicksale ganz lachend überlassen. — Jesus blieb gleichgültig. Er verachtete den Wahn der blinden Menge. So ritt er in edler Demuth hin, und wohlbewußt, wie sehr man ihn verkenne. — Hier ward weder jener selbstgenügsame Stolz der Thoren gesehen, welche die Huldigungen und Beifallbezeugung des großen Haufens wie eine Art geleisteter Schuldigkeit annehmen; noch jene Ziererei eines gekitzelten Hochmuths, der sich gern hinter Bescheidenheit verkriechen möchte, und um so lächerlicher dasteht, weil Jeder die Ziererei durchschaut. Er war rein und wahrhaft. Wer er sei, wußte er selbst und der Allwissende, aber nicht der jauchzende Pöbel.

So nahte er sich Jerusalems Thoren. Die uralte, berühmte königliche Stadt breitete sich in ihrer Pracht vor seinen Blicken aus, am Fuße und auf den Höhen der Hügel mit ihren Palästen. Auf dem erhabensten der Hügel stieg die Burg Sion empor, die Stadt Davids genannt. Auf Moriah erhob sich majestätisch der Tempel in glänzender Pracht; gegenüber die Burg Antonia. Rings um die Stadt ragten von den hohen Mauern bei hundert Thürme. — Der Anblick dieser alten Größe und Herrlichkeit erfüllte das Herz des Messias mit edler Wehmuth. Während seine Jünger jauchzten und fröhlich waren, traten Thränen in seine Augen. „Ach Jerusalem; Jerusalem!“ seufzte er, „wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient. Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen.“ (Luk. 19, 41. 42.) Die unverhohlenen Wünsche und Hoffnungen des empörungslustigen Volkes, das ihn umschwärmte, ihn als den König Israels behandelte, mußte nothwendig diese schwermüthigen Gefühle in ihm erregen. Er sah voraus, daß früher oder später irgend ein ehrgeiziger Schlaukopf die meuterische Stimmung der Nation benutzen würde, sich einen Namen zu machen. Aber eben so gewiß sah er voraus, welchen schrecklichen Ausgang ein Aufruhr gegen Rom nehmen würde, bei der überlegenen Macht dieses Reichs und bei der Schwärmerei, Hartnäckigkeit und stolzen Heidenverachtung der Juden. Ihm waren die Thaten Roms und die Kriegskunst Roms so wenig unbekannt, als die Verwahrlosung des jüdischen Volks in Waffenübungen. Er sah die Zeit kommen, entfernt war sie nicht,

da Judäa, müde des fremden Jochs, zum Schwert greifen würde, da es, von römischen Heeren überschwemmt, nothwendig unterliegen mußte. Er sah die Zeit, da die Feinde sich um die prächtige Hauptstadt hinlagern, ihre Wagenburg schlagen, sie ängstigen und belagern würden, wie dann weder die verzweiflungsvolle Tapferkeit, noch die dreifachen Ringmauern mit neunzig Thürmen, noch die Stärke der Burg Sion und Antonia, noch die Heiligkeit des berühmten Tempels retten könnten. Er sah diese Mauern, diese Burgen, diese prachtvollen Wohnungen und den Tempel selbst in Schutt und Asche versunken. Und heute noch jauchzte das Volk um ihn her. Es jauchzte mit blinder Freude dem schrecklichen Untergange entgegen. Das erfüllte den Menschenfreund mit Wehmuth, sein Auge mit Thränen. Wenig um sich selbst bekümmert, wenig um das Hosiannageschrei der lärmenden, freudetrunkenen Haufen, wenig um das schwarze Schicksal bekümmert, welches ihn in wenigen Tagen treffen sollte, war er nur mit dem Weh und Wohl anderer Menschen beschäftigt.

Dieser schöne Zug in der Denkart Jesu, welchen wir so oft im Laufe seines Lebens wahrzunehmen Gelegenheit haben, zeigt, welche fast überirdische Hoheit in ihm lag. Wo ist der, welcher ihm je darin gleich kam, und schwermüthig über den Wahnsinn und die Verderbtheit einer Nation trauerte, die ihn mit Frohlocken zum Thron emporzuheben bereit gewesen wäre? Wo ist der, welcher seinen eigenen nahen Tod mit Gewißheit vorhersah, und denselben über alles Unglück vergaß, was Andern bevorstand?

Aber gerade dieser hohe Sinn ist der ächte Christussinn, den wir uns zu eigen machen sollen; und wer dessen nicht fähig ist, sondern sein eigenes, eitles Selbst und seine kleinen Vortheile oder Nachtheile bei allen Vorfällen zuerst ins Auge faßt, der ist noch nicht in Jesu. Des wahren Christen Wandel ist im Himmel, wie Christi Wandel war; das heißt: in der höchsten sich selbst vergessenden Liebe der Menschheit, in der Harmlosigkeit um alles Irdische, nur in dem göttlichen Gedanken an das Gute! — Ich weiß es wohl, so tief ist das heutige Menschengeschlecht im Schlamm der Selbstsucht versunken, daß fast Keiner den Andern einer solchen überirdischen Größe und Uneigennützigkeit fähig hält. Aber glaubet: was Einer gern von Andern denkt, das ist er selbst. Glaubet, daß ein solcher Alles sein möge; aber er ist ohne Weisheit, so klug er auch zu sein meint; er ist ohne Gemüthshoheit, so vornehm er sich auch dünken möge; er ist kein Christ, so fleißig er auch zur Kirche läuft oder betet; er ist unzufrieden, unruhig, unglücklich, so viel er auch lächle, und seinen Zustand preise.

Jesus war selig, auch in seinen Thränen über Jerusalem. Denn der ist wohl glücklich zu preisen, welcher eigene Noth nicht empfindet, und von fremdem Elend gerührt wird. Selbst in den Thränen der Liebe und Wehmuth liegt Seligkeit; aber sie wird nur von hohen, göttlichen Gemüthern empfunden; oder von schwachen Menschen auch, doch nur in den schönsten und höchsten Augenblicken ihres Daseins.

Umringt vom Gewühl des Volkes, zog Jesus in Jerusalem ein und durch die lärmenden Straßen. Und die ganze Stadt regte sich, und sprach: Wer ist der? Und Alles rief, das ist Jesus, der Prophet von Nazareth aus Galiläa! (Matth. 21, 11.) So ging der große Zug zum Tempel.

Schon oft war Christus hier im Tempel gewesen. Schon oft hatte er hier die Käufer und Verkäufer, die Geldwechsler, die Taubenkrämer gesehen, die da zur Bequemlichkeit der vielen Reisenden und Fremden saßen, welche Opfer bringen wollten. Allerdings war diese Krämerei in der Nähe, ja unter dem Dache des Tempels, eine Entweihung der heiligen Stätte. Woher der ungestörte Sinn an das Himmlische, an Besserung des Gemüths, wenn uns die irdische Gemeinheit bis in den Tempel nicht vor den Augen flieht, wenn sich da Menschen neben Menschen zeigen, die von der Andacht und Frömmigkeit Anderer mit Begierde ihren Geldgewinn treiben wollen, und mit dem Heiligen ein Handwerk treiben, das sie nährt? Schon oft hatte Christus diesen Unfug gesehen; aber nie gewagt, ihn öffentlich anzugreifen, weil er mit Fleiß jedes Geräusch und Aufsehen mied. Nun aber konnte und wollte er es nicht länger meiden. Es war die Zeit, daß er frei sprach, und den Mißbräuchen und Verirrungen öffentlichen Krieg erklärte. Zuallererst griff er diejenigen an, welche von allen die gröbsten waren, am meisten ins Auge fielen, und von keinem Unbefangenen gebilligt werden konnten. Er predigte dagegen, und mahnte mit lauter Stimme an das Gebot Gottes durch den Mund der Propheten: Mein Haus soll ein Bethaus heißen, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht! So trieb er alle Verkäufer und Käufer aus dem Tempel. Umgestoßen wurden der Wechseler Tische und die Stühle der Taubenkrämer.

In übel erfundenen Bildern, die man zuweilen sogar in Kirchen zur Schau hängt, wird Jesus nicht selten voller Unwürdigkeit dargestellt, wie er mit knotigem Stabe oder mit Geißeln die Krämer verjagt. Wenn Jesus sie austrieb: mußte Er es denn darum sein, der Hand anlegte gegen die Menge? War sein Wink nicht schon genug, daß die begeisterten Volkshaufen, die ihn begleitet hatten, das Werk vollzogen? Darum war es nicht minder Er, der es gethan hatte. Nie würde man, ohne sein Wort, den hundertjährigen Mißbrauch bemerkt oder angetastet haben. Ueberhaupt tragen geschmacklose Bilder leider sehr viel zu unwürdigen Vorstellungen bei, die heutiges Tages noch im Volk von der Person des Erlösers gemein sind. Wie gut wäre es, wenn man sie, gleich wie andere thörichte Darstellungen aus der heiligen Geschichte, vermeiden oder entfernen könnte; wie z. B. die Darstellung Gottes, des Unendlichen, des Allmächtigen, in der Gestalt eines langbärtigen, von Altersschwäche gedrückten Greises; oder die Abbildung der Teufel, welche nie ein Sterblicher gesehen, in scheußlichen, ekelhaften Ungeheuern. Wahrlich, du sollst dir kein irdisches Bild von Gott machen; schon Moses verbot es, zur Verhütung des Aberglaubens und der Abgötterei! — Wenn aber der gemeine, übel belehrte Haufe des Volkes noch in unsern Tagen die rohesten Vorstellungen von der Gottheit oder von den Freuden der Seligkeit hat; wenn er mit den Anschauungen, die man ihm von überirdischen Gegenständen macht, wahrhaft heidnische Begriffe und Abgötterei treibende Andacht verbindet: wer ist anzuklagen? Sind es nicht die, welche dem Volke vorgesetzt sind? nicht die, welche den Kirchen vorstehen, und durch Gewohnheit gegen das Anstößige gleichgültig geworden sind, so wie gegen des getäuschten Volks elende Vorstellungsart

göttlicher Sachen? Fürwahr, sind unsere Tempel Gottes nicht mehr von Käufern und Verkäufern, Geldwechslern und Taubenkrämern zu reinigen: sie sind es oft von weit unanständigern und schädlichern Dingen. Mein Haus soll ein Bethhaus sein, und nicht eine Mördergrube des gesunden Menschenverstandes und erhabener Gefühle.

Nachdem Christus den Tempel von seinen Unwürdigkeiten befreit hatte, that er das Göttliche, ihn gleichsam neu zu weihen. Er heilte die Blinden und Lahmen, welche zu ihm dahin gebracht wurden; er verkündigte die Macht und Heiligkeit und Gnade seines himmlischen Vaters in neuen Wundern. Und staunend umgab ihn das neugierige Volk, und frohlockte laut, und auch die Kinder im Tempel jauchzten und schrien: Hosianna, dem Sohne Davids! — „Hörst du auch, was diese sagen?“ riefen die Hohenpriester und Schriftgelehrten ihm zu. Jesus erwiederte ihnen das Wort des prophetischen Psalms. Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du Lob zugerichtet! — Er lehrte fort, ununterbrochen, und that die Werke seines Vaters. Aber keiner von den Priestern wagte Gewalt wider ihn: denn sie fürchteten sich vor dem Volke, welches in diesem Augenblicke Jesum mit Vorliebe und schwindelnden Erwartungen umringte.

Christus kannte diese Erwartungen; er wollte sie keineswegs erfüllen. Sein Reich war nicht von dieser Welt. Er entfernte sich, verließ sogar die geräuschvolle Stadt, und begab sich wieder zu seinen Freunden im stillen Bethanien, ohnweit Jerusalem. Gern hätten seine Feinde gesehen, daß er die Stimmung des Volks benutzt und einigen Anlaß zu öffentlichen Unruhen gegeben hätte. Dann war die Anklage vor weltlicher und geistlicher Obrigkeit bereit. Es geschah nicht. Täglich lehrte er im Tempel, und täglich sah sich die Volksmenge in ihren verbrecherischen Hoffnungen von ihm getäuscht. Da verflog der erste Rausch der Schwärmerei. Mißvergnügt und kalt wandte sich der Pöbel von ihm hinweg. Dieser Augenblick war es, welchen Pharisäer, Priester und Hohepriester längst mit Sehnsucht entgegengesehen hatten. Leicht ward ihnen nun, den rohen Haufen wieder an sich zu ziehen, und gegen den aufzuwiegeln, welcher sich Messias und Sohn Davids und König Israels nennen zu lassen wagte, ohne die Tausende der Nation gegen Rom zu bewaffnen, oder himmlische Heerschaaren um sich her zu versammeln. Welch ein Messias, der nicht Muth hatte, sich an der Spitze des jüdischen Volks wieder aufzuwerfen, und der keine andern Wunder zu thun wußte, als Kranke zu heilen, Leidende zu beglücken! Das Volk fiel von ihm ab und vergaß ihn eben so schnell, als es ihn aufgenommen hatte. Aber seine Feinde vergaßen ihn nicht. Im Finstern schlich ihm ihre Rache nach, und er fiel als ein Opfer derselben. So war es der Rathschluß des Höchsten. So forderte es das Heil des menschlichen Geschlechts.

374.

Die Weissagungen des Messias.

Luk. 24, 19.

Du wurdest, Salem, nicht bekehrt
Von Deines Christus Zähren.
Wie wardst du, Sünderin, zerstört!
So kann der Herr zerstören!

Prophetenmörderin,
Dein Glanz ist hin,
In Schutt und Staub,
Der Heiden Raub,
Gott hat gerichtet!

Erzittre, Welt, es ist auch dir
Des Warners Stimm' erklungen,
Der Schulden Lohn gedroht auch dir
In seinen Weissagungen.
Verhöhne lächelnd sie,
Spät oder früh
Schlägt Gottes Hand
Der Frevler Land.
Gott ist der Richter.

Wenn der feinste Menschenkenner oder der geistvollste unter allen Dichtern, die jemals lebten, den Vorsatz gefaßt hätte, das Urbild eines großen Weisen darzustellen, der seiner immer selbst würdig gethan, und im Größten wie im Kleinsten mit einer Sicherheit, Folgerechtigkeit und Uebereinstimmung in seinem ganzen Wesen gehandelt hätte, daß Alles von der ersten bis zur letzten seiner Stunden in wunderbarem Einklang geblieben wäre: er hätte kein vollendeteres Urbild darstellen können, als die einfachen, ungelehrten, in der Schriftstellerkunst sehr unerfahrnen Evangelisten in ihren Lebensbeschreibungen von Jesu lieferten. Und diese Männer, kaum der Sprache recht mächtig, in der sie schrieben, erzählten nur ganz schlicht und einfältig, was sie wußten, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie miteinander in ihren Berichten zusammenstimmen würden, ohne daß Einer von der Arbeit des Andern wissen mochte; ohne allen Vorsatz, ein wunderbares Urbild von der Größe des menschlichen Geistes schaffen zu wollen.

Ich lese mit stillem, ehrfurchtvollem Vergnügen die Lebensgeschichten des göttlichen Sohnes, ich lese sie wieder; und immer wieder entdecke ich neue Züge von einer Weisheit und Seelengröße, die über alles Irdische hervorglänzen. Daß er in menschlicher Gestalt hienieden wandelte, eben dies machte ihn um so wundervoller. So war nie Einer vor ihm, nie Einer nach ihm. In ihm war die Fülle der Gottheit. Auch seine Jünger auf dem Wege nach Emmaus sagten von ihm: Er war ein Prophet, mächtig von Thaten und Worten vor Gott und allem Volk. (Luk. 24, 19.)

Er war sich durchaus selbst gleich; keine seiner Thaten im Widerspruch mit seinen Ueberzeugungen. Nie sah man ihn um das, was er zu sagen oder was er zu thun hatte, in Zweifel. Er konnte nicht anders, als wie er wirklich that. Alles ging aus der reinen Tiefe seines Innern hervor. Sein Inneres aber war Jedem offenbar. Da lag nur ein einziger Grundsatz, ein einziges Gefühl: Liebe Gott und das Göttliche über Alles; den Menschen wie dich selbst. Wandle im Ewigen über dem Irdischen.

Darum war sein Geist mit der Gottheit immer Eins. Ich und der Vater sind Eins! sagte er selbst. Darum waren ihm Lebensnoth und Lebensanmuth Nebensachen. Er litt Schmerz, ohne ihn zu fliehen; und genoß Freuden, ohne sie zu suchen. Er kannte die Vergänglichkeit beider. Und weder das Eine noch das Andere war bedeutend genug, auch nur ein einzigesmal deswegen von seinen Grundsätzen abzuweichen. Sein Wandel war im Himmel; das heißt, in dem, was ewig ist. Nichts opferte er für den Reiz des flüchtigen Augenblicks. Die Gegenwart schien er nur als eine reife Frucht des Vergan-

genen zu nehmen; als Aerndte dessen, was man gesäet hatte; oder als den Schlüssel der Zukunft. Was du säest, wirst du ärnten. Er schien für sich selber gar nicht da zu sein, sondern allein für Andere. Er forderte nichts, er wollte nur geben. Aus Liebe für die Menschheit achtete er die Opferung seines Lebens gering. Was war ihm ein Tropfen Zeit gegen das Unendliche der Ewigkeit?

Bei dieser Ansicht des Lebens, bei dieser Klarheit seines Innern, bei dieser Unabhängigkeit und Festigkeit seiner Ueberzeugungen stand er zu jeder Zeit frei und groß da. Was auch schon geschehen mochte, es überwältigte ihn nichts. Mit Zuversicht auf Gottes Vorsehung sah er unverzagt auf die Verhängnisse der Zukunft; und die Ereignisse der Gegenwart konnten ihn nie betrüben. Er beurtheilte sie, wie wenn sie ihm nicht angehörten. Sie verwirrten seinen Blick nicht. Daher täuschte er sich auch in Beurtheilung der Zukunft nicht. Was er voraussagte, ging in Erfüllung. Nie sind Weissagungen bestimmter ausgedrückt, und bestimmter wahr geworden, als die seinigen. Wahrlich, er war ein Prophet, mächtig von Thaten und Worten vor Gott und allem Volk.

Er sprach von zukünftigen Dingen mit der Sicherheit, wie von vergangenen. Er sprach von ihnen, ohne Gelegenheit dazu aufzusuchen, oder mit Prophezeiungen Aufsehen zu erregen und die Würde eines gottbegeisterten Sehers annehmen zu wollen. Was geschehen müsse, schien ihm so natürlich aus der Verknüpfung der Dinge hervorspringen zu müssen, wie alles Andere, was schon geschehen war. Was er weissagte, hörte man an; wer konnte wissen, ob es geschehen würde? Man schrieb es auf, und überließ der Zukunft, zu entscheiden, wie viel Wahres daran sein möge. Die Evangelisten hatten die Geschichte seines Lebens und seine gelegentlichen Vorherverkündigungen aufgezeichnet. Sie waren gestorben. Das Verheißene geschah. Erst wir, in spätern Jahrhunderten, sind die Zeugen der Erfüllung.

Mancher andere Lehrer und Weise der Vorwelt versprach sich eine Unvergänglichkeit seiner Werke. Seine Schriften wurden von Fürsten und Völkern gepriesen. Heute sind sie verloren und vergessen. Sage mir, wer hat die Pyramiden Aegyptens gebaut? Gewaltige der Erde müssen es gewesen sein. Das Gedächtniß ihrer Thaten ist verschwunden; wir wissen nicht einmal mehr den Namen ihrer Thaten.

Christus wandelte einsam unter einem verachteten Volke; ward der Lehrer einiger armen Fischer und geringen Handwerker. Keine Könige und Fürsten wußten von ihm. Die Gelehrten sahen mit Stolz auf ihn herab. Und doch sagte er voraus, wie sein Wort sich über den ganzen Weltkreis verbreiten werde. Es ist einem Senfkörnlein gleich, sagte er, welches ein Mensch nahm, und warf es in seinen Garten; und es wuchs und ward ein großer Baum, und die Vögel des Himmels wohnten unter seinen Zweigen. (Luk. 13, 19.) Himmel und Erde, sagte er, werden vergehen, aber mein Wort wird bleiben! — Die Evangelisten, welche die Aeußerungen Jesu vor achtzehnhundert Jahren aufgezeichnet haben, thaten es ohne Hoffnung, die Erfüllung derselben zu sehen. Sie starben. Ihr Staub ist längst verweht. Das Reich Israels ging unter. Es verging die Herrlichkeit Roms. Es vergingen die gewaltigsten Staaten. Alles ward anders. Aber Jesu Lehre verging nicht. Sie dehnte sich über alle Welttheile aus, und Nationen wohnen beglückt im Segen derselben. Wir sind Zeugen der Erfüllung. Und dauert das Leben des menschlichen Geschlechts noch viele Jahrtausende fort: die Lehre Jesu wird fortdauern, ausgebreiteter, reiner, herrlicher, denn jetzt. Sie wird fortdauern, so lange noch eine Vernunft auf Erden den Gedanken des Göttlichen fassen kann. Unserer Urenkel Enkel werden in einem spätern Jahrtausend die Weissagung des Messias von dem Gottesreich noch glänzender erfüllt sehen, als wir, und sie mit höherer Begeisterung verherrlichen, als wir, die wir zum Theil noch im Schlamm der Thierheit, in Barbarei und Halbheidenthum versunken liegen.

Die Verfolgungen, welche den Bekennern der heiligen Wahrheiten bevorstanden, erkannte der Messias so klar, als wir sie jetzt aus der Geschichte der Vergangenheit kennen. Er brachte etwas in die Welt, welches sich mit den bisherigen Elementen derselben nicht vereinbaren ließ. Ein Glaube an den einzigen lebendigen Gott mußte im Widerstreit mit dem Aberglauben des Götzenthums stehen. Die Lehre von der Heiligkeit und Weltverläugnung konnte sich nicht mit dem Hang der Völker paaren, in Lebenswollüsten das höchste Gut zu suchen. Die Lehre der Liebe zur Gottheit und Menschheit, als Quelle aller Tugend, konnte sich nicht paaren mit der Lehre derer, welche die Liebe des Vaterlandes oder des Nachruhms, oder die Furcht vor dem Zorn des Himmels, oder das Wohlsein auf Erden zur Grundlage der sittlichen Ordnung machen wollten. Was hatte das Ewige mit dem Vergänglichen gemein? Wie konnte das Göttliche und Thierische Eins werden?

Jesus Messias sah daher die ungeheuern Gährungen mit Bestimmtheit voraus, welche sein Wort, das er vom Himmlischen brachte, im Irdischen erzeugen müsse. Er sprach davon öfters zu seinen Jüngern. Sie selbst schon bereitete er auf den großen Kampf vor, den sie zu bestehen haben würden. Ihr sollt nicht wähnen, sagte er, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert. Ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schnur wider ihre Schwieger. Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein. (Matth. 10, 34.) Buchstäblich ward, was er sagte, erfüllt. Aber die grausamsten Verfolgungen des Christenthums wurden nur Verbreiterinnen desselben. So tragen die fürchterlichsten Stürme auf ihren Flügeln den Saamen nützlicher Pflanzen in unwirthbare Einöden, und verwandeln dieselben in grüne Auen.

Wir wissen aus den Geschichten der Vergangenheit, welche Kriege und Zerstörungen um des christlichen Glaubens willen geschahen. Wir wissen, wie oft Bruder gegen Bruder, Volk gegen Volk deshalb mit Flamme und Eisen gewüthet. Selbst die Jünger des Messias, welche seine Weissagung anhörten, erlebten deren Inerfüllunggehen nicht. Allein er verkündete ihnen ebenfalls ihr Loos. Es traf nur zu früh, nur zu schrecklich ein. Die Menschen werden euch verstoßen und verachten, sagte er. Sie werden euch überantworten vor ihre Rathhäuser und werden euch geißeln in ihren Schulen. Und man wird euch vor Fürsten und Könige führen um meinetwillen; zum Zeugniß über sie und über die Heiden. (Matth. 16, 17.) Sie werden euch in den Bann thun. Es kommt aber die Zeit, daß, wer euch tödtet, wird meinen, er thue Gott einen Dienst daran. (Joh. 16, 2.)

Diese Aussichten hatte Jesus für seine Lehre, für

seine Bekenner. Aber so weich und zartfühlend, so menschenfreundlich er auch war, machte ihm doch das Alles kein Grauen. Für die Wahrheit leiden und bluten war ihm nichts Großes, nur eine einfache Pflicht. Für das Glück der Menschheit, für die Vollendung und Seligkeit der Geister das Leben aufopfern, war kein Unglück. Was liegt am Tode des Leibes? Wem Alles gehört, was kümmert den der Verlust des Kleinsten? Wer Gott hat, fragt der nach dem Staube? Wer die Ewigkeit vor sich sieht, dem kann es gleich heißen, ob er auf Erden oder vor Gott verklärt, in bessern Welten lebte. So dachte Jesus. In dieser hohen Sinnesart erzog er seine Jünger. Er, der so gern die Thräne jedes Leidenden trocknete, lehrte als Nothwendigkeit den künftigen Schmerz der Welt um seines Evangeliums willen. Völker mußten verderben, Thronen stürzen — mit Ruhe sah Christus in diese Zukunft, wie er mit Ruhe in sein eigenes, finsteres Schicksal hinausah.

Zu den nicht minder merkwürdigen Weissagungen Jesu Christi gehört seine Verkündigung von der Zerstörung Jerusalems und der Auflösung des jüdischen Volks. Er sprach sie mit der erschütternden Gewalt eines der ersten Propheten des Alterthums, warnend, mahnend und vergebens! Aber er wußte, wie ungläubig aller Pöbel ist gegen mißfällige Wahrheiten; wie leichtgläubig für schmeichelnde Lügen! Wie herrliche Thaten hatte er vor den Augen Galiläa's gethan; wie wenig vermochte er zur Besserung dieses in Gemeinheit verlornen Volkes! Wehe dir, Chorazin! rief er betrübt und unwillig: wehe dir, Bethsaida; denn wären solche Thaten zu Tyrus und Sidon geschehen, die bei euch geschehen sind; sie hätten vor Zeiten im Sack und in der Asche gesessen und Buße gethan! Doch es wird Tyrus und Sidon erträglicher ergehen am Gericht, denn euch. Und du, Kapernaum, die du bis an den Himmel erhoben bist, du wirst in die Hölle hinunter gestoßen werden.

Er verkündigte Jerusalems Untergang. Wie hätte der stolze Jude an das Wort der Weissagung, an die Vernichtung der heiligen Stadt, an das Ende des israelitischen Reichs, an die Auflösung und Verschwindung des Volkes Jehova's glauben können? Alles das waren den Israeliten Unmöglichkeiten. Wer dergleichen verkündigte, schien ihnen wahnsinnig.

Für den Messias aber lag in dem Allem, was er Furchtbares meldete, so wenig Zweifel, daß er genau voraussagte, das damals für unmöglich Gehaltene sei nicht mehr weit entfernt. Dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß es Alles geschehe. Und so ward es. Mehrere von den damaligen Zeitgenossen und Altersgenossen Jesu lebten noch, als Jerusalem durch Titus und die römischen Heere in Schutthaufen verwandelt ward. Von den ersten Jüngern des Herrn lebte Johannes noch. Das Alles geschah nur dreißig und etliche Jahre, nachdem es Christus angekündigt hatte.

Er sagte das ganze Betragen des jüdischen Volks voraus, welches zum Untergange hinführen müsse. Dieser stolze, empörungslustige Sinn, diese Hartnäckigkeit der Vorurtheile, dieser blinde Aberglaube, welcher das Volk auszeichnete, mußte ihm zum Verderben gereichen. Er sah die Zeiten des Aufruhrs voraus, und wie Ehrgeizige die Begierde und den Wahn des großen Haufens schmeicheln, und sich an die Spitze des Aufstandes stellen würden mit dem Namen des Messias. Es werden sich erheben falsche Christen und falsche Propheten, die Zeichen und Wunder thun, daß sie auch die Auserwählten verführen, so es möglich wäre. (Mark. 13, 22.) Diese Erscheinung der Volksbetrüger, der Aftermessiasse, machte Jesus seinen Jüngern zum Vorboten und Kennzeichen des herannahenden unermeßlichen Unglücks. Und so war es. Wenn ihr aber sehen werdet Jerusalem belagert mit einem Heere, so merket, daß herbeigekommen ist ihre Verwüstung. Alsdann, wer in Judäa ist, der fliehe auf das Gebirge; und wer mitten darin ist, der weiche heraus; und wer auf dem Lande ist, der komme nicht hinein!

Am auffallendsten unter den Umständen, welche Jesus ankündigte, und welche der Verwüstung der uralten herrlichen Stadt folgen sollten, ist die Zerstreuung des jüdischen Volkes. Die Juden hatten sich unter der römischen Herrschaft beträchtlich vermehrt. Ihre Anzahl stieg über sechs Millionen. Und sie werden fallen, sprach der Messias, durch die Schärfe des Schwertes, und gefangen geführt unter alle Völker. Und Jerusalem wird zertreten werden von den Heiden, bis daß der Heiden Zeit erfüllt wird. (Luk. 21, 24.) So ward es.

Auch als die Hauptstadt schon in Trümmern lag, dauerte der hartnäckige Empörungsgeist der Juden gegen die Römer fort. Immer ein neuer Messias nach dem andern that sich auf. Da ward ihr Schicksal vollendet. Aus dem Vaterlande vertrieben, sah man sie gefangen hinausgeschleppt unter alle Völker. Auf den Märkten von Gaza und Terebinth wurden sie in dem gleichen Preise verkauft; wie die Pferde. Die Nation, aufgelöset, ward nie wieder ein Ganzes. So traf das schreckliche Wort im 5 B. Mos. 28, 64. ein; Der Herr wird dich zerstreuen unter allen Völkern von einem Ende der Welt bis ans andere. Dazu wirst du unter denselben kein bleibendes Wesen haben, und deine Fußsohlen werden keine Ruhe haben; der Herr wird dir dabei ein bebend Herz geben, und verschmachtete Augen und eine verdorrte Seele.

Seit jener Zeit blieb Jerusalem zertreten von den Heiden, den Römern, bis daß auch die Zeit von diesen erfüllt, die römische Herrschaft ebenfalls zertrümmert ward, und Jerusalem sich elend aus dem Schutt der Zerstörung wieder zum schaurigen Denkmal göttlicher Gerichte emporhob. — Noch in dieser Stunde, seit mehr denn anderthalb Jahrtausenden, sehen wir das jüdische Volk armselig, verachtet, ohne Vaterland unter allen Himmelsstrichen, bei allen Nationen umherziehen. Noch dauert es in immerwährender Zerstreuung fort, und heute noch durch seinen Aberglauben und seine Unwissenheit ein Gespött der Welt, wie es solches vor achtzehn Jahrhunderten bei den Römern war. Die Unglücklichen, welche die prophetischen Warnungen des Messias verachteten, seine heilige Lehre, seine hohe Offenbarung von sich wiesen, ihn und seine ersten Bekenner mit ausgelassener Wuth verfolgten, fanden nachher nur erst einige Ruhe unter dem Schutze derer, die Jesu Menschenliebe großmüthig auch gegen Jesu Verächter üben lernten.

Hell, wie die nothwendigen Erscheinungen der entfernten Zukunft, erkannte Christus auch den unvermeidlichen Ausgang seines eigenen Lebens. Er spielte oft in Gesprächen mit seinen Jüngern auf seine ihm bevorstehenden Leiden, selbst auf seine Hinrichtung, an. Je näher der schreckenvolle Tag kam, je deutlicher äusserte er sich

darüber. Schon lange zuvor, ehe er nach Jerusalem ging, um sein Schicksal an ihm sich erfüllen zu lassen, sprach er: Des Menschen Sohn muß noch viel leiden, und verworfen werden von den Aeltesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten, und getödtet werden und am dritten Tage auferstehen. Diese Rede wiederholte er öfters. Die Jünger nicht nur, auch die Juden, auch die Priester wußten dieses Wort.

Uns muß eine solche Vorauserkennung seines eigenen Schicksals eben so schauderhaft als unbegreiflich scheinen. Dem Welterlöser war sie nicht schauderhaft. Er kannte den blinden Haß und Zorn der Priester, den blutdürstigen Stolz der Pharisäer, den Leichtsinn des Volkes, die schlechte Gerechtigkeitspflege der römischen Beamten, und kannte neben allem diesem seine Pflicht und den göttlichen Zweck seiner Sendung. Er wich dem Grimm der Priester, dem Blutdurst der Pharisäer nicht aus: er ging ihm vielmehr im heitern Gefühle seiner Unschuld und dem beruhigenden Vertrauen auf Gottes Fügungen unverzagt entgegen. Er zweifelte an dem Ausgange seines Schicksals nicht.

Uns mag dies Vorauserkennen desselben unbegreiflich scheinen. Ich weiß, viele Kurzsichtige sind gewesen, welche es gänzlich läugnen wollten und daran ungläubig wurden. Aber läugnen konnten sie doch nicht, daß er Jerusalems, daß er des israelitischen Volkes letzte Bestimmungen, daß er das Schicksal seiner Jünger und seiner Lehre in spätern Jahrhunderten voraussah. Denn was er in dieser Hinsicht voraus geweissagt hatte, war längst, ehe es geschah, aufgezeichnet worden, und konnte nicht erst betrügerischer Weise hintennach eingeschoben werden.

Zu allen Zeiten hat es Seher der Zukunft gegeben, die mit wunderbarem Scharfblick, der Tausenden mangelt, aus den Zeichen der Gegenwart im schnellen Ueberschauen und Verknüpfungen der Ereignisse, das Zukünftige, wie in einem Spiegel, vor sich sahen. Niemand läugnet dies. Es gibt gewisse Zustände des erhöhten Seelenvermögens, da der Geist, gleichsam seines göttlichen Wesens und Ursprungs mächtiger als sonst, ohne Gegenwart ist, und in der Vergangenheit und Zukunft zugleich sieht. Da sieht er, was noch nicht ist, wie schon vorhanden. Diesen Zustand der Entzückung, auch bei Sterbenden wird er häufig gefunden, wenn ihr Geist schon halb von den Fesseln des Leibes abgelöset ist — können wir uns nicht erklären, und doch bezeugen vielfache Erfahrungen sein Dasein. Wir sind gezwungen ihn zu glauben. Wer hat die Tiefen und Geheimnisse der menschlichen Natur durchdrungen? — Warum nun, Zweifler, willst du an Jesu nicht erkennen, was du gemeinen Sterblichen nicht abzuläugnen wagst? Hast du die Tiefen und Geheimnisse der Natur dessen durchschaut, der, von Gott geboren, im Verbande der ausserordentlichsten Weltbegebenheiten vor und nach ihm stand? dessen, der, wie Keiner vor und nach ihm, die Verbindungen und Verhältnisse der Gottheit, des Geisterreichs und des Weltalls offenbarte, das Höchste erreichte, das Heiligste erkannte und in seinem Leben vollendet darstellte? Ist dieses Alles dir begreiflicher: ist es minder schwer und wunderbar? Läugne, wenn du kannst, was da ist — was geschehen ist, was dir die Weltgeschichte nennt, und wovon die heutige Bildungsstufe der Völker die anschauliche Frucht ist!

Noch heute, o Messias, Wunderbarer, Gottgesandter Sohn des ewigen Vaters, heute noch stehen die Zeugen Deines Daseins, Deiner Liebe, Deiner Weisheit um mich her, und ich wandle in der Welt, wo Du einst wandeltest, umringt von der Erfüllung Deiner Weissagungen! Noch heute lese ich, höre ich Dein heiliges Wort, dies Unvergängliche, welches alles Irdische überlebt! Und sehe noch heute die zerstreuten, unglückseligen Nachkommen Israels, verwahrloset, in Vorurtheilen verhärtet, unwissend, nur auf Geld, auf Fristung des ärmlichen, verächtlichen Lebens, auf Befriedigung des gemeinsten Bedürfnisses oder sinnlichen Genusses erpicht; sehe sie, die meisten in kläglicher Halbbildung, und die Unterrichtetsten von ihnen, die Weisesten von ihnen, ihren Stolz darin finden, am Rande des Heidenthums, der todten Abgötterei, des todten Vernunftraumes zu schwärmen; Wenige nur mit Deinem Heiligthum vertraut, Dich ehrend, Dein Wort ergreifend, sich durch dasselbe in Hoffnung, Glauben und Wandel verklärend.

Das Alles redet von Dir; redet von Gott, Deinem Vater, der auch mein Vater ist, und den Du mir offenbaret hast, herrlicher, als ihn die Vorwelt, als ihn ein anderer erleuchteter Geist gekannt hat. Deine Weisheit ist meine Weisheit geworden, Dein Gebet mein Gebet, Deine Tugend — — o möchte sie die meinige werden, daß ich Deine Seligkeit hier und dort empfände. Amen.

375.

Jesus vor seinem Tode das letztemal unter den Jüngern.

Joh. 13 1.

Wie vergeh'n des Lebens Herrlichkeiten,
Wie entflieht das Traumbild eitler Pracht;
Wie versinkt, im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!
Lorbeern, die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
Urnen, der Erinnerung geweiht,
Und Gesänge der Unsterblichkeit.

Alles, was mit Sehnsucht und Entzücken
Hier im Staub ein edles Herz erfüllt,
Schwindet gleich des Herbstes Sonnenblicken,
Wenn ein Sturm den Himmel uns verhüllt.
Die am Abend freudig sich umfassen,
Sieht die Morgenröthe schon erblassen!
Selbst der Freundschaft und der Liebe Glück
Läßt auf Erden keine Spur zurück.

Nie unterhielt sich der Messias mit seinen Auserwählten so oft von künftigen Dingen, als da er bald aus ihren Armen gerissen werden sollte. Denn bei der Trennung zärtlicher Herzen hat nur die Zukunft Trost übrig; das Vergangene ist verloren, und der Rückblick auf die glückseligen Stunden ist gerade der schmerzlichste. Eine schöne Vergangenheit ist wie ein entblätterter Rosenstrauch im Herbste. Die Blumen sind abgefallen, er hat nur noch seine Dornen behalten. Wie Christus hatte geliebt die Seinen, die in der Welt waren, so liebte er sie bis ans Ende, erzählte von ihm sein Jünger Johannes, 13, 1.

Mit zarter, schüchterner Schonung wollte er sie auf das Schreckenvolle vorbereiten, was in wenigen Tagen und Stunden unverhinderlich eintreten sollte. Er erinnerte sie daran, doch behutsam, in dunkeln Bildern. Sie verstanden ihn nie ganz. Zwar ihr Herz war von bangen

Ahnungen bewegt; doch mit unbeweglichem Zutrauen, mit einem Glauben an ihn, den kein Schicksal vernichten konnte, schmiegten sie sich an ihn; durch ihn hofften sie Schutz gegen alles Widerwärtige zu geniessen. Wie sollten sie an der Seite dessen verzagen, der Gottes lieber Sohn war?

Und wie oft er auch von der Trennung redete, immer fügte er die Hoffnung naher Wiedervereinigung hinzu, damit sie beruhigt werden möchten. Und es beruhigte sie. Denn was er in höherer geistiger Bedeutung sprach, das nahmen sie ganz irdisch. Wenn er von seinem Hingang zum Vater erzählte, erschreckte sie das wenig. Sie meinten bei sich, wie dies aus ihren Reden erhellte, das sei nur der glänzende Anfang seiner messianischen Herrlichkeit. Sprach er von seinem Wiederkommen, und vom Beginn des großen Gottesreichs auf Erden, so stellten sie sich darunter nicht den Ursprung des Christenthums in Gemeinden, nicht die Verbreitung der Religion, nicht die Versammlung veredelter Geister um Gott vor, sondern, den jüdischen Vorurtheilen gemäß, den Anfang einer weltlichen Hoheit des Messias. Und sie dachten nicht daran, daß er ihnen vielmals gesagt hatte: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Fürsten mögen irdisch herrschen; ich werde geistig herrschen. Ich werde von euch genommen werden; über ein Kleines werdet ihr mich nicht mehr sehen und bei euch haben; ich kehre zu meinem Vater zurück; ich gehe dahin, wohin ihr jetzt nicht gehen könnt, aber ihr werdet mir hernachmals folgen. — So sprach er von seinem leiblichen Tode. Oft setzte er inzwischen hinzu: Bin ich auch von euch genommen, ich werde dennoch bei euch sein, bei euch bis ans Ende eurer Tage. Bin ich auch von euch genommen, ich werde desto herrlicher wieder erscheinen, und zwar allen Geistern auf Erden in der allgemeinen Offenbarung meiner Lehre, in der Offenbarung meines überirdischen Reiches.

Den wahren Anfang dieses unsichtbaren Reichs setzte er in die Zeiten kurz nach der Zerstörung Jerusalems und Zerstreuung des jüdischen Volkes. Denn war der Tempel vernichtet, so endete damit der ächte mosaische Gottesdienst, welcher an diesen Tempel gebunden war. Hatte das jüdische Volk, hinweggeschleppt unter alle Nationen, kein Vaterland mehr, so war die falsche Hoffnung auf einen irdischen Messias vernichtet. Dann mußte man es allgemein erkennen, daß kein Anderer der Christus oder Messias sei, als Jesus von Nazareth. Dann konnte an die Stelle des untergegangenen mosaischen Gottesdienstes nur Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit treten, wie Jesus gelehrt und der Samariterin einst vorausgesagt hatte.

Ich werde irdisch von euch genommen; herrlicher werde ich dem Geiste nach wieder zu euch kommen, und mein unsichtbares Reich wird sein von einem Ende der Welt bis zum andern. Das war es, was er ihnen in mancherlei Bildern und Gleichnissen verkündete. Und welches wird das Zeichen sein Deiner Zukunft und der Welt Ende? fragten ihn die Jünger, (Matth. 24, 3.) Er antwortete: Es werden einst viele falsche Messiasse aufstehen und das Volk zum Aufruhr verführen. Hütet euch, den ehrgeizigen Betrügern zu glauben. Empörungen und Kriege werden folgen. Dann wird das Ende kommen.

Der Jude hielt sein Volk für das auserwählte Gottes, sein Land für das von Gott den Vätern verheißene und ewig bestimmte. Der Jude kannte keine ander Welt, als die seinige. Daher dachte man mit der Zukunft des Messias und dem Aufhören des bisherigen Zustandes der Dinge das Ende der Welt verbunden, und jenes wie dieses stellte man sich ganz sinnlich vor. Auf diese Art muß die Frage der Jünger verstanden werden. Jesu Antwort bezieht sich allerdings auf den Untergang des jüdischen Staates; aber ein solches Ende der Welt, wie die Jünger erwarteten, weissagte er nicht. Ob er gleich auf den Sieg des Reiches Gottes in der Ewigkeit oder seine Zukunft zum Gericht hindeutet: so scheint er doch zunächst die Verbreitung seiner Kirche im Auge zu haben, welche bald nach der Zerstörung Jerusalems erfolgen sollte. Denn er setzt ausdrücklich hinzu: Wahrlich ich sage euch, dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß dies Alles geschehen.

Die Jünger hatten aber dies nach jüdischen Volksbegriffen, ganz irdisch, verstanden. Auch lange nachher noch dachten sie so. Und weil Jesus von seinem Jünger Johannes gesagt hatte: Er wird auf Erden bleiben, bis ich komme, — das heißt, er wird die Zerstörung Jerusalems und die Verbreitung meines unsichtbaren Reichs erleben, — so ging unter Allen die Rede: dieser Jünger stirbt nicht. — Johannes selbst aber hatte seinen Freund besser verstanden. Darum schrieb er nachmals selbst: Jesus sprach nicht zu ihm: Er stirbt nicht, sondern, so er bleibt, bis ich komme, was geht es dich an? (Joh. 21, 22. 23.) Jesus schilderte den Untergang Jerusalems, und den damit verbundenen Aufgang des unsichtbaren Gottesreiches mit den glänzenden Farben und Bildern, wie die Propheten des Alterthums zu reden gewohnt waren. Er hatte dazu seine vielfachen Beweggründe. Er sprach, wie es seinem Zweck und der Natur der Jünger gemäß war. Er sagte ihnen, daß er nur bildlich oder sprichwörtlich zu ihnen redete. Es kommt aber die Zeit, sagte er, daß ich nicht mehr durch Sprichworte zu euch reden werde, sondern euch frei heraus verkündigen von meinem Vater (Joh. 16, 25.). Und diese Zeit kam, da er von ihnen genommen ward; da sie seine Lehre allen Völkern verkündeten; da sie nun erst sahen, was er unter den Bildern verstanden hatte, zumal jene, welche Jerusalems Zerstörung überlebt und die allgemeine Verbreitung des Christenreichs über den Erdboden noch als Augenzeugen zu sehen das Glück hatten.

Das erste Mißverständniß der Jünger und die rohe jüdische Vorstellung von einem irdischen Reich des Messias, von einer leiblichen Herrschaft desselben auf Erden, (als wenn solches Prunken gleich irdischen Königen etwas Vorzügliches wäre!) erneuerte sich in spätern Jahrhunderten noch bei vielen sinnlich denkenden, unwissenden Christen, die in Jesu Geist nicht eindrangen. Diese durch ihre Einbildungen bethörten Schwärmer nahmen, was Christus in Sprichwort und Sinnbild gesprochen, wieder buchstäblich; träumten, Jesus werde in der That auf Nebeln oder Wolken sitzend zur Erde niederfahren; Engel würden, gleich irdischen Tonkünstlern, auf Posaunen blasen; die Völker der Erde würden, wie vor einer weltlichen Obrigkeit, dastehen, und ihre richterlichen Urtheile anhören müssen. Dann werde eine tausendjährige Alleinherrschaft Jesu, ganz nach Art unserer Kaiser und Könige, auf Erden sein, und das Leben der Gläubigen eine Kette von Lustbarkeiten und ununterbrochenen Freuden werden. Manche dieser Schwärmer bestimmten sogar Zeit und Stunde, wann diese Freuden- und Schreckens-

zeit beginnen werde; da doch Jesus selbst, wenn er von der Zerstörung Jerusalems und dem Ende der mosaischen Welt sprach, bescheiden erklärte: Von dem Tage und der Stunde weiß Niemand; auch die Engel im Himmel nicht, sondern allein mein Vater. (Matth. 24, 36.) Aber was maßt sich nicht der Eigendünkel sich selbst betrügender Schwärmerei an!

Christus zeigte seinen Geliebten ihre und seine Zukunft nur in ungewissen Dämmerungen von fern, genug, um sie auf das Schwerste, so sie zu tragen haben würden, vorzubereiten; genug, um sie in ihren Leidensstunden hoffnungsvoll aufzurichten. So redet ein vorsichtiger, zärtlicher Vater mit seinen Kindern, denen er nicht Alles sagen will, was er weiß, und die er doch durch sein Wort stark machen möchte, daß ihnen nichts allzuüberraschend komme. Er wußte gar wohl, wenn sich die Verhängnisse über ihn erfüllten, würden sie darin den Schlüssel zu den Räthseln, die Auslegung seiner Bildnisse erkennen, dann aber auch noch weit fester an ihn halten in treuer Liebe und sich seiner Verheißungen freuen.

Guthmüthig, in kindlicher Unschuld, hörten sie seine Reden an. Keiner ward von großer Betrübniß ergriffen, denn Keiner verstand ihn ganz. Nur dunkele Ahnungen zogen über ihre Seelen hinweg. Sie schlossen sich enger und liebender an ihn. Sie fürchteten ein Etwas, und kannten es doch nicht; sie verloren den Muth nicht, denn er war ja noch bei ihnen. Mit stillem Vertrauen umringten sie ihn, wie unmündige harmlose Kinder, die nicht wissen, was Tod ist, einen Vater umgeben, der den Tod in seinen Gliedern fühlt, und die Geliebten noch einmal mit Worten segnet, deren vollen Sinn sie erst dann verstehen, wann er nicht mehr bei ihnen ist.

Der Augenblick der Trennung war nahe. Christus sammelte seine Auserwählten noch einmal um sich her. Wie er immer die Seinen geliebt hatte, die in der Welt waren, so liebte er sie bis ans Ende. Er genoß in ihrer Mitte das letzte Abendessen. Ein höherer Ernst, eine tiefere Wehmuth beherrschte ihn. Aber was sein Herz bewegte, verbarg er ihnen. Er wußte, sein Verräther, der ihn schon verkauft hatte, war unter ihnen. Er bemerkte es laut. Er sagte: der ist es, dem ich diesen Bissen gebe. Aber näher erklärte sich Jesus über den Ungerathenen nicht, der beschämt unter den Uebrigen da saß. Und diese hörten es, ohne das Schrecklichste zu argwohnen. Einer solchen Abscheulichkeit, die Judas zum Theil schon begangen hatte, zum Theil noch begehen wollte, hielten sie in ihrem reinen Gemüth keinen Sterblichen fähig. Sie glaubten, Jesus habe wohl sonst Ursache, über das Betragen des Judas mißvergnügt zu sein. Sie schwiegen, und wollten ihrem Mitjünger eine größere Beschämung ersparen. Jesus aber sagte zu dem heuchlerischen frechen Bösewicht: Was du thust, das thue nur bald. Judas ging. Die Uebrigen glaubten, weil Judas die gemeinschaftliche Kasse führte, er habe Aufträge des Meisters auszurichten; vielleicht eine Spende für die Armen, oder Einkauf für das Opferfest zu besorgen. Jesus hingegen sehnte sich, von der Gegenwart dieses Elenden befreit zu sein, damit er sich ungestört den Eingebungen des Herzens überlassen, und die letzten seiner freien Augenblicke ganz denen weihen konnte, die er bis ans Ende liebte.

Vergesset meiner nicht! das war schon seine Bitte während des Nachtessens an sie gewesen. Vergesset meiner nicht, wenn ich von euch genommen bin. Mich hat herzlich verlangt, dies Osterlamm mit euch zu essen, ehe denn ich leide. Nehmet dies Brod; das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Und so oft ihr euer Mahl haltet, und das Brod esset, thuet es im Andenken an mich. Nehmet diesen Kelch Weins, das ist der Kelch, das der neue Bund der Menschheit mit Gott, statt des vergangenen alten Bundes, den Moses zwischen den Nachkommen Israels und Jehova errichtete. Das ist ein Bund, nicht geweiht mit thierischem Opferblut, sondern in meinem Blut, das für euch vergossen wird. Auch ich bin, menschlicher Weise zu reden, ein Opfer, wie es einst Moses für die Sünden des israelitischen Volks dem Jehova brachte. Aber ich werde wegen der Irrthümer und Sünden der ganzen Menschheit geopfert. An meinem Blute werden nicht blos die Nachkommen Israels Theil haben, sondern alle diejenigen, welche an mich und meine Lehre glauben, und nicht blos die da glauben, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel, den Willen Gottes, welchen ich auf Erden verkündigt habe.

Eine feierliche und rührende Stille herrschte unter den eilf Jüngern. Nie vergaßen sie nachmals diesen letzten Abend, welchen Jesus vor seinem Tode mit ihnen in gewohnter Vertraulichkeit verlebte. Sie begingen noch oft das Abendmahl in dem Geiste, wie es Jesus angeordnet hatte, seiner Liebe und Welterlösung zum Gedächtniß. — Und wie er hier mit der schönen sinnbildlichen Handlung ihnen sein Andenken theuer zu erhalten, und ihre Liebe ewig an sich zu binden suchte: so nahm er, nachdem er vom Abendmahl aufgestanden war, eine zweite, ähnliche Haltung vor, durch die er sie erinnerte, nach seinem Tode auch unter sich eine gegenseitige Liebe zu bewahren. Er, der Vater, der Lehrer, der Meister, wusch allen seinen Untergebenen, Schülern, Kindern, die Füße. Petrus wollte dies nicht gestatten, und sagte: Nimmermehr! es steht eher mir zu, Dir die Füße zu waschen. Christus erwiederte: Warum ich dies thue, wirst du nachher erfahren. Und sobald Jesus die Handlung vollbracht hatte, erklärte er sie. Ich habe euch hiermit ein Beispiel gegeben, sagte er, daß ihr thuet unter euch, wie ich euch gethan habe. Ich, euer Haupt und Meister, war hier euer Diener. Nun so diene Einer von euch dem Andern künftig; Einer erhebe sich nicht über den Andern. Ihr sollt Brüder sein. Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch in Zukunft unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe. (Joh. 13, 4.) Und wer mich liebt, der wird mein Wort halten.

Nach Vollendung dieser beiden feierlichen Handlungen, eingesetzt zur Bewahrung ihrer Liebe gegen ihn sowohl, als unter sich, gab er ihnen seine letzten väterlichen Lehren; beruhigte er sie noch einmal über seinen bevorstehenden Hingang zum Vater; ermahnte er sie noch einmal zur Standhaftigkeit und Geduld in Trübsalen; er betete noch einmal über sie, Alle segnend, herzlich, inbrünstig zu Gott, — — dann ging er hinaus in die Stille des Gartens am Kidron; in die Einsamkeit, wo er sich oft mit seinen Jüngern zu versammeln gewohnt gewesen. Er trat hinaus in die schaudervollste Nacht seines Lebens, aus welcher keine Rückkehr mehr zur Freude war. Er trat hinaus; der Gang zum Tode sollte beginnen. Er begann ihn in der vollen Kraft des Lebens, in einem

blühenden Alter von kaum sechsunddreißig Jahren. Er allein trug alle Bitterkeit des Scheidens. Seine Jünger ahneten nicht, was er litt, und wie seine Seele betrübt war. Ach, wie mit ganz andern Empfindungen würden sie ihn zum Kidron begleitet haben, hätten sie gewußt, daß sie ihn dahin zum letztenmal auf Erden begleiten würden.

So rührend wie die harmlose Unbefangenheit und kindliche Ruhe der Jünger war, so bewundernswürdig ist der Heldenmuth Jesu in jenen Augenblicken, da er vor seinem Tode den letzten Abend mit den Geliebten seines Herzens zubrachte. Er, wie ein zärtlicher Vater, der der Kinder so lange als möglich schont, nahm allein alles Grauenvolle dieses Abends über sich. Wie ruhig behauptete er sich in seiner Würde! Wie überdacht und besonnen waren alle Vorbereitungen, die er noch zu treffen hatte, ehe er von den Auserwählten seiner Seele schied! — Wie entschlossen ging er nach Gethsemane in die Todesangst, da seinen Schmerz vor Gott auszuweinen! Wie er hatte geliebt die Seinen, die mit ihm in der Welt waren, so liebte er sie bis ans Ende. Das Leben hatte keinen Werth für ihn; aber die Liebe behielt den ihrigen bis zu seinem Tode.

Mein letzter Abend, den ich unter den Meinigen leben werde, — wird er sein, wie der Abend Jesu? Und wenn sich nun mein letztes Stündlein verkündet, und die Theuern, an denen mein Herz hängt, mich bang umgeben: werde ich die ruhige Heiterkeit meines Jesu haben?

Früh oder spät kommt die Scheidestunde zu mir. Warum wende ich doch meine Augen von ihr so furchtsam hinweg? Was bleibt denn hienieden? Warum will ich mich so gern selber täuschen, als dauere das um mich her noch lange Zeit? — Auch mein letzter Abend wird dämmern!

Daß sich doch der Mensch so gern betrügt, und die Wahrheit von sich abhält! Aber freilich, würde er sich mit der Wahrheit Eins machen, sein ganzes Leben müßte eine andere Gestalt gewinnen. Dann würde er weniger an den vergänglichen Dingen hängen, die ihn heute noch so lebhaft beschäftigen, als wäre nichts Wichtigeres zwischen Erde und Himmel. Er würde mit weniger Leidenschaft Vermögen, Ehre, Vergnügen, Bequemlichkeiten suchen; er würde mit weniger Leidenschaftlichkeit diejenigen schmähen, hassen, verfolgen, von denen er sich beleidigt fühlt. Er würde bei jedem Unglück sprechen: Ists auch der Mühe werth, mich über den Verlust von Dingen zu betrüben, die mir doch nie bleiben?

Und warum spricht er nicht so? Warum liebt und haßt er so leidenschaftlich, was keine solche Liebe, keinen solchen Haß verdient? Die meisten Menschen leben in einem wahren Rausch, der sie betäubt und verblendet. Sie verkennen das Wirkliche und halten sich nur am Scheinbaren, das vorübergeht. Darum findet man bei ihnen so äusserst selten den erhabenen Gleichmuth Jesu, der ihm unter dem Volksjubel beim Einzug in Jerusalem, wie am letzten Abend unter den Jüngern, so göttlich wohl stand. Auch er liebte, und liebte die mit ihm waren, bis ans Ende. Aber dieser Empfindung überließ er sich mit keiner Unmäßigkeit. Er sah in seinen Jüngern vergängliche Wesen. Er wußte, und es blieb ihm immer gegenwärtig: Sie bleiben dir nicht! Ihr Geist, ihr Unsterbliches, war ihm das Theuerste: dies war das Bleibende, und konnte nie von ihm getrennt werden. Darum war ein irdisches Scheiden nicht sein höchster Schmerz.

O mein Herz, und warum hängst du so fest an dieser Welt? warum so heftig und fest an denen, die dir theuer sind? Es kommt ein stiller Abend, und du wirst von Allem, was dir dein Gott im Irdischen verliehen, nichts behalten, nichts als was an sich unsterblich ist. — Was berechtigt dich zu andern Hoffnungen? was ist auf Erden beständig? Ein Frühling um den andern verblüht, und das Leben ist vollendet, wenn man kaum seinen Anfang wahrgenommen hat. Wie unter dem Hauch der Zeit die hohen Gebirge verwittern, die Staaten der Völker sich auflösen, die Paläste der Vornehmen wie die Hütten der Dürftigen zerfallen; so alles Lebendige, wie das Todte. Die Blume des Feldes ist abgewelkt; der stärkste Mann stürzt von der Krankheit getroffen. Der Greis schläft entkräftet ein, der Säugling erstarrt in der Wiege. Siehe, der Staub, welchen der Wind längs dem Wege hinwirbelt, er ist die Asche verstorbener Pflanzen, verweseter Thiere, gewesener Menschen. Neue Pflanzen, Thiere und Menschen umkleiden sich wieder mit diesem Staube, den sie abermals an die Erde zurückgeben. Warum trachtest du mit entzückter Begier nach dem Genuß großen Gutes und Glanzes? Die Reichthümer der Erde wandeln von Hand zu Hand; der Todte läßt sie dem Lebenden; Keiner behält sie lange; Alle freuen sich daran, als wären sie ihr ewiges Gut, und Alle verlieren sie wieder aus der vom Tode erstarrten Hand. Warum geizest du so lüstern nach Namen, Ruhm, Ansehen, Einfluß? Du haschest nach den Farben des Regenbogens. Was dir in einer gewissen Ferne schön lächelt, ist in der Nähe ein Nichts. Du stirbst und bist vergessen. Was ist allen Eroberern und Helden, was den mächtigsten Herrschern, was den größten Gelehrten und Künstlern von ihrem Ruhm geblieben? Man gedenket ihrer nicht. Andere stehen einen Augenblick lang an ihre Stätte, um bald wieder von Andern verdrängt zu werden. Der unbekannte dürftige Taglöhner bessert sein Haus mit dem zertrümmerten Marmor, aus welchem sich weiland Mächtige auf Erden Denkmäler bauen liessen, die ewig dauern sollten. — Nichts bleibt, auch die Freundschaft der Liebenden nicht auf Erden. Die Herzen, welche zärtlich für einander schlugen, bricht der Tod.

O mein Herz, entfessele dich vom Vergänglichen, und vergiß nicht, in der Freude wie im Schmerz, beide fliegen eilig vorüber! Nichts ist ewig, als das Geistige. Darum verzage nicht, Liebender, wenn du von Geliebten scheidest; der Geist der Geliebten bleibt dir. Christus schied ruhig von seinen Jüngern; ihr Geist blieb ihm. Ihre Körper waren Staub, dem Staube bestimmt, und die süßen Gewohnheiten des Umgangs und des Lebens sollen uns nur als vorüberwandelnde Frühlingstage unsers irdischen Daseins ergötzen.

Ich werde sterben. Es muß im Tode etwas Erhabenes und Süßes sein, was nur Sterbende kennen, und Gesunde und Lebende nicht wissen. Wenn mit der Entbindung des Geistes vom Körper der Tod sich äussert, wird man gewahr, wie die Gefühle der Sterbenden schweigen, und keine Trauer um Vergängliches bei ihnen

bleibt, sondern ihr Geist im stillen Entzücken sich zu Höherm emporhebt, und die Weinenden zu trösten strebt.

Warum sollte ich an meinen Tod zu denken scheuen, wenn es ein so liebliches Gefühl ist? O nein, er wird mir süß sein, durch Dich, mein Heiland. Mit Ruhe werde ich das Vergängliche von mir abfallen sehen. Mit Ruhe werde ich selbst von meinen Geliebtesten hienieden Abschied nehmen. Sie können mir nicht genommen werden; was ewig ist, das Geistige, ist in Ewigkeit.

Auch ich, Jesus, bin Dein Jünger; auch ich will mein Glück im Unwandelbaren suchen, wie Du es gewonnen. O bleibe Du mir in Deiner Liebe, wie Du die Jünger liebtest, die mit Dir in der Welt waren, bis ans Ende. Amen.

376.

Christus und seine Richter.

Joh. 18, 1—40.

Dich schelten sie, o Menschenfreund,
Der oft bei fremder Noth geweint,
Der nie gesündigt, nie gefehlt,
Du wirst den Mördern beigezählt.
Dich aber schreckt nicht Schmach und Tod,
Du bist mit Gott, mit Dir ist Gott!
Durch Noth und Tod nur schöner, geht
Der stillen Unschuld Majestät.

Ueberseh ich die ganze Verflechtung der Weltbegebenheiten, in welchen der Weltheiland als die edelste Blüthe des Himmels auf Erden hervorging; denke ich daran, wie auf seinem königlichen Thron ein Herodes vor dem göttlichen Kinde zitterte, und Gott es vor den Dolchen des Tyrannen rettete; gedenke ich des menschenfreundlichen Wandels Jesu, der gleichsam ohne Bedürfniß, wie ein Gott, nur das Bedürfniß der leidenden Menschheit athmete; betrachte ich die Tiefe und Klarheit seiner himmlischen Offenbarungen; oder die Einfalt und unvergängliche Wahrheit seiner Wege, die er den Kindern des Staubes zu Gott wies; oder die Wunder und Zeichen, mit denen er Galiläa erfüllte und Judäa — — mit verstummender Ehrfurcht muß ich anbetend zu Gott emporblicken, der sich in ihm uns offenbarte. — Aber sehe ich nun diesen Hochgelobten vor seinen Richtern stehen, die Unschuld beurtheilt vom Verbrechen; ihn, ohne Haß und Groll, den Groll und Haß empörender Ungerechtigkeiten dulden; ihn voll göttlicher Ruhe hinwanken zum Todeshügel, weinend nicht über sein Schicksal, sondern über die rettungslose Verblendung Jerusalems — — welche Fülle göttlicher Kraft und göttlichen Sinnes in menschlicher Gestalt!

Schon ehe er gerichtet worden, hatte man ihn verdammt. Der Tod war ihm zugeschworen, es fehlte nur noch an einem Grund, ihn des Todes schuldig zu finden. Die Richter saßen bereit nur war kein Ankläger vorhanden.

Christus war noch bei seinen Geliebten im stillen Bethanien; da schon versammelten sich die Hohenpriester und Schriftgelehrten und Aeltesten im Volke in dem Palaste des Hohenpriesters, der hieß Kajaphas, und hielten Rath, wie sie Jesum mit List griffen und tödteten. Fast schien es unbegreiflich, warum man so empört wider Jesum war. Wen hatte er denn beleidigt, daß man so blutige Rache nehmen wollte? Er hatte Niemand getödtet, aber Todte vom Todesschlafe erweckt; er hatte Keinem eine Thräne erpreßt, aber sie von der Wange manches Weinenden abgetrocknet. Welches war denn sein Verbrechen? Er hatte einen erhabenern Glauben verkündet, als Moses; aber nicht die Ordnungen Mosis, nicht das Heiligthum des Gesetzes angegriffen, sondern mit Sorgfalt geehrt. Er hatte gesagt, daß er der Messias sei, der Längstersehnte und Verheißene; aber niemals das Wort gegen jüdische und römische Hoheit, oder gegen geistliche und weltliche Obrigkeiten geführt. Vielmehr mahnte er zum Gehorsam überall, und vermied des Volkes aufrührerische Bewegungen. — Was hatte man wider ihn? Warum so unversöhnbare Erbitterung?

Die Frage ist keineswegs schwierig zu beantworten. Wer die Menschen des heutigen Tages kennt, findet in ihrer Schlechtigkeit die Auflösung des Räthsels von der Schlechtigkeit der ehemaligen. Sieh nur um dich her. Es ist noch in unsern Zeiten so gar selten nicht, daß man wohl an Andern lieber große Fehler mit Schonung duldet und verzeiht, als große Tugenden, große Eigenschaften, große Verdienste. Man hört auch noch in unsern Zeiten keinem verachtungswürdigen Menschen so viel Böses nachgeredet, so viel Verdächtiges ihm nacherzählt, als einem edeln, kräftigen, ausgezeichneten Mann, dessen Werth zu laut anerkannt werden dürfte. Wie demüthigend ist die Gegenwart eines großen Mannes für den Hochmuth kleinlicher Leute! wie beschämend eine tadellose Tugend für schuldbewußte Herzen! — Sieh um dich her. Es ist ja in unsern Tagen so gar selten nicht, daß man es keineswegs unanständig findet, mit Menschen von schändlichen Leidenschaften und Grundsätzen guter Freund zu sein, wenn sie nur zur rechten Partei gehören; aber die redlichsten Leute bis aufs Blut zu verfolgen, wenn sie von einer entgegengesetzten Ueberzeugung sind. Es ist nichts Unerhörtes, daß man einen Mörder begnadigen und einen Unschuldigen verdammen kann, dem man seine Meinung in kirchlichen oder bürgerlichen Sachen zum Verbrechen macht. Mehr als das, was noch heute geschieht, geschah auch zu Jesu Zeiten nicht. Den Mörder Barnabas ließ man los, aber über Christum rief man das Kreuzige!

Er war zu groß und achtungswürdig, das war sein Verbrechen. Er hatte des Guten zu viel gethan, sein Ansehen stieg im Volke. Alles bewunderte, Alles lobte ihn. Wie hätte dies der Hochmuth derer gelassen ertragen können, die sich durch ihre Geburt, ihre Aemter über ihn erhaben meinten! Jeder Beifall, der ihm ungeheuchelt zu Theil ward, galt ihnen wie ein Raub an den ihnen gebührenden Ehrenbezeugungen. Er mußte bestraft werden; er mußte fallen. Das Volk sollte keine andere Tugend ehren, als die Herkunft, den Reichthum, den hohen Stand.

Er war zu weise, zu edel und zu wahr! Wie hätten Menschen, von eigenem Werthe eingenommen, wie hätten mattherzige Heuchler solchen Frevel verzeihen können? Wer war denn dieser Nazaräer, daß er sich unterfing, heller zu sehen, als ein Bürger von Jerusalem; oder es wagte, weiser zu sein, als ein Hoheprieſter als ein Schriftgelehrter von Amts wegen? Es hieß wohl, er sei demüthig. Aber dieser Demüthige, warum verstand er nicht die Kunst zu schmeicheln, und die Albernheiten der Machthaber zu preisen? Darum mußte er den Zorn der

Mächtigen empfinden, die er nicht fürchten wollte. Er wagte es sogar, Wahrheit zu sagen. Gräuels genug! Man kann süße Lügen belohnen; aber wer die Gebrechen des Zeitalters mit ihrem wahren Namen nennt; den Heiligenschein um das Haupt des Heuchlers vertilgt; dem tückischen Bösewicht, welcher die Glückseligkeit des Volkes zerstört für seinen Eigennutz, wegreißt vom Antlitz die freundliche Larve — das ist Todesverbrechen! — Es ist wahr: Jesus ehrte Mosen und die Propheten. Aber Mißbräuche nannte er Mißbräuche. Er wagte es, anderer Meinung zu sein, als Pharisäer und Sadducäer. Er ließ das Heilige unangetastet, aber nicht das, was der Priester Vortheil war. Er war ein Feind der Priester, folglich ein Feind des Altars, folglich ein Feind Jehova's! So urtheilten sie. So fanden sie ihn des Todes würdig. Ehrgeiz, Heuchelei, Meinungsstolz und Eigennutz traten in Verschwörung gegen die Majestät der Tugend, die Wahrheit und Gemeinnützigkeit.

Aber doch wagten sie keinen öffentlichen Schritt gegen ihn; denn es war kein Ankläger wider ihn vorhanden. Den Schein der Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit wollte man doch behaupten. Denn wenn die Großen jemals anfangen würden, auch den Schein des Rechts eben so entbehrlich zu finden, wie das Recht selbst: so wären sie es, welche den Völkern Beispiel gäben und Aufmunterung, wider sie selbst offenes Unrecht zu begehen. Darum beriethen sich Hohepriester, Schriftgelehrte und Aelteste des Volks, erst falsche Ankläger und Zeugen aufzutreiben, dann den Verhaßten durch List in ihre Gewalt zu bekommen. Sie gingen schüchtern zu Werk. Nicht seine Unschuld schreckte sie: o sie hatten derselben öffentlich gehöhnt. Nicht ihr böses Gewissen machte sie beben. Fragt doch den Mann von Welt, der nichts als seinen Nutzen und seine Ehre kennt, was Gewissen sei. — Nein, sie waren des Volks wegen besorgt, das auf Jesum viel zu halten schien. „Ja nicht auf das Fest," sprachen Einige, „auf daß nicht ein Aufruhr werde im Volk."

Falsche Zeugen waren bald gefunden und unterrichtet. Die Niederträchtigen finden überall leicht Ihresgleichen. Wer schlecht ist, weiß die Schwächen und Leidenschaften Anderer am feinsten aufzuspüren und zu seinen Absichten zu benutzen. Daher kommt es, daß ein Bösewicht, oft für die verderblichste Sache, glücklicher fortschreitet und größern Anhang findet, als der Redlichste, der da glaubt, seine gute Sache werde für sich selber reden.

Nachdem alles bereitet war, Ankläger, Zeugen, Richter bereit standen, den öffentlichen Menschenfreund aufzuopfern, fehlte er selbst noch. Wo ihn finden, der keine bleibende Stätte hatte, und oft nicht hatte, wohin er sein Haupt legen konnte? Am Tage war es nicht rathsam, ihn aus der Mitte eines Volkes herauszureissen, das mit Rührung und Erstaunen Zeuge seiner wohlthätigen Wunder war, oder seine Ermahnungen zur Liebe, zur Gottesfurcht und Heiligkeit hörte. Es war nothwendig, seinen nächtlichen Aufenthalt auszuspähen. Den konnte Niemand besser wissen, als einer seiner Jünger. Man wandte sich deswegen an Judas. Eine Schmeichelei, eine Belohnung mit Gold gewann ihnen den Beistand dieses Elenden. Gold und Schmeichelei, was ist gemeinen Seelen nicht feil dafür? Wie manche Unschuld ist dafür in der Welt nicht schon verkauft worden! Sehr wahrscheinlich hatte man den feilen Jünger nicht einmal in das Geheimniß des Mörderplans eingeweiht; ihm vielleicht wohl gar gesagt, diese geheime Verhaftung sei zum Besten Jesu; man wolle ihn vor größern Nachstellungen in Sicherheit setzen. Von Anklage, von Gerichten, von Verurtheilung sei durchaus keine Rede. So ließ sich Judas von betrügerischen Vorspiegelungen verführen. Er glaubte gern, was man sagte; sein Geiz machte ihn leichtgläubig, wie das die Wirkung jeder Leidenschaft ist. Er nahm das Geld, und stellte sich an die Spitze der Kriegsknechte, denen sowohl der Aufenthalt als die Person Jesu Christi unbekannt war.

Daß Judas nie geglaubt hatte, es sei auf das Leben seines Meisters abgesehen, erhellt daraus, daß er in schreckliche Verzweiflung gerieth, als er diese Folgen seines Schrittes erblickte. Es gereute ihn, den Aufenthalt Jesu blutdürstigen Feinden verrathen zu haben; er lief hin, brachte Hohenpriestern und Aeltesten das Geld wieder, und schrie: Er ist unschuldig! Ich habe übel gethan, daß ich unschuldig Blut verrathen habe. Sie aber erwiederten vornehm kalt: Was geht uns das an? Sie wiesen ihn als ein benutztes, jetzt entbehrlich gewordenes Werkzeug ab, und er — da er Alles verloren, sich betrogen sah auf fürchterliche Weise, sich gemißbraucht sah zum Untergang und Tode des zärtlichsten seiner Freunde, zum Tode seines Lehrers, seines Vaters, — er konnte das Schreckliche nicht ertragen. Im Schmerz und Wahnsinn lief er hin, und gab sich selber den Tod.

Man schildert den unglückseligen Judas gewöhnlich als den verruchtesten der Menschen. Aber die heilige Schrift selbst spricht von ihm: da er sah, daß Jesus verdammt ward zum Tode, gereuete es ihn, was er gethan. Viele Verbrecher haben gelebt, und mögen noch heute leben, auf deren Gewissen Blutschulden lasten! Verbrecher, die noch vor dem Volke als rechtliche Männer stehen, während sie aus Haß und Rache Unschuldige in Kerker und Tod gebracht, oder aus Wollust Jungfrauen zum Opfer ihrer Geilheit, zur Schmach ihrer Familie, zum Spott ihrer Gespielinnen, zu Kindesmörderinnen gemacht und zum Hochgericht geschickt haben! — Sie leben, sie lachen, verzehren ruhig ihr Brod; lassen sich in ihren Ehrenstellen huldigen. Und ihr Verbrechen? Sie denken kaum daran, sie halten es für einen feinen Streich; oder glauben sich gut aus einer bedenklichen Sache herausgezogen zu haben; oder sie haben es schon vergessen. Es gereuete sie nicht. Wie steht Judas neben diesen?

Die Kriegsknechte kamen. Der feile Jünger hatte ihnen den Aufenthalt Jesu in Gethsemane entdeckt. Sie fanden ihn. Aber wie? — Im Gebet zu Gott. Harmlos, ohne Besorgniß, lagen seine übrigen Schüler in der Stille der Nacht dem Schlummer hingegeben. Das war der Verbrecher, den sie zum Richtplatz schleppen sollten. Jesus hörte sie, erkannte sie, und ging ihnen entgegen. Was hat die Unschuld zu fürchten? Die Krieger erstaunten, ihn selber daher treten zu sehen. So tritt kein Sünder daher. Judas küßte ihn, damit sie ihn kennen sollten. Sie zweifelten noch. Da sprach er selbst: Ich bins! — Alle erschracken; wichen zurück, von aberglaubigem Schrecken überwältigt; denn sie wußten, er könne Zeichen und Wunder thun. Seine Furchtlosigkeit machte ihnen Grauen. Er konnte, wäre er einer Schuld sich bewußt gewesen, noch diesen Augenblick, begünstigt von Nacht und Einsamkeit, entrinnen. Er blieb. Ihr seid ausgegangen, sagte er, als zu einem Mörder, mit Schw er-

tern und mit Stangen, mich zu fangen. Bin ich doch täglich gesessen bei euch, und habe gelehrt im Tempel, und ihr habt mich nicht gegriffen! — Seine eilf Jünger, vom ersten Erstaunen genesen, wollten ihn mit den Waffen in der Faust befreien, da die Kriegsknechte Hand an ihn zu legen wagten. Der feurige Petrus von Allen zuerst zuckte das Schwert. Jesus verhinderte Gefecht und Widerstand. Nicht mit dem Schwerte wollte er siegen, sondern mit der Wahrheit. Sehen wollte er seine Ankläger, seine Richter; sie sollten seine Unschuld sehen. So mußte er wollen. Vor öffentlichen Richterstühlen, im Angesicht der Obrigkeiten, im Angesicht des ganzen Volkes mußte gesagt werden, ob er eines Vergehens schuldig sei. Er war es sich, er war es seinen Bekennern, er war es künftigen Jahrhunderten schuldig, sich keiner Untersuchung listig oder gewaltsam zu entziehen, die gegen sein Betragen verhängt war. Besser in jedem Fall, er werde unschuldig verdammt, als er mache seine Unschuld durch irgend eine Feigheit verdächtig. So dachte Jesus. Daher verschmähete er die leichtesten Mittel zur Flucht, die sich ihm darboten. Er ging mit den Kriegsknechten, gebunden wie ein Missethäter.

Vom Entsetzen über das Unerwartete ergriffen, sahen ihm die Jünger schaudernd nach. Er, der Messias, der Hochgelobte, der Herrliche Gottes, der vom ganzen Alterthum Verheißene, der Erlöser Israels; der Wunderthäter — er, der gekommen war, ein ewiges Reich zu stiften: er ward dahin geschleppt von gemeinen Schergen, hilflos, gefangen, gebunden! Was ihnen das Unmöglichste unter dem Himmel geschienen, sahen sie vor ihren Augen geschehen. Die Himmel zerrissen nicht, die Erde spaltete sich nicht unter den Füßen der frevelnden Rotte, die Berge bebten nicht, und der Messias ward wie ein ohnmächtiger Missethäter weggeschleppt aus ihrer Mitte. Das war der schreckenvolle Augenblick, da sie sich selber fremd wurden, weil ihr altes großes Vorurtheil von der messianischen Würde, von der irdischen Hoheit des Christus auf immer vernichtet ward. — Was sie von ihm geglaubt und erwartet hatten, das war er nicht. Oft hatte er es ihnen gesagt; nie hatten sie ihn ganz verstanden, ganz verstehen wollen; sie hatten seine Worte immer in einem ihnen angenehmen Sinn ausgelegt. Sie hatten sich Jahre lang freiwillig und gern getäuscht. Nun lag alle Täuschung zerrissen. Sie wußten nicht mehr, an was sich halten. Angst und Schrecken kam über sie. Betäubung und Furcht lähmte ihre Besinnung. Sie flohen auseinander. Sie konnten von Allem, was geschehen war, nichts begreifen. War er ein Schuldiger, so mußten sie Mitschuldige sein.

Ruhig ging Jesu unterdessen hin, wo ihn die Hohenpriester, die Hauptleute des Tempels, die Aeltesten richten wollten. Bis sie alle versammelt waren, blieb er dem Spott seiner Wächter preisgegeben. Das ist des feigen Pöbels Art, übermüthig zu sein, wenn die Furcht verschwunden ist. Sie bedeckten dem gefesselten Jesus die Augen, schlugen ihn ins Angesicht, und fragten ihn dann: Weissage, Prophet, wer ist es, der dich schlug? — Unter diesen Mißhandlungen des erhabenen Menschenfreundes verstrich die Nacht. Der Morgen kam; mit ihm die Versammlung der Richter. Es erschienen die Ankläger, die falschen Zeugen. Jesus trat vor den Rath. Das Verhör begann.

Aber die Anklagen der Ankläger vernichteten sich von selbst, und die Zeugnisse der Zeugen durften vor der horchenden Menge kaum laut geschehen, da Tausende das volle Gegentheil zu bezeugen fähig waren. Ihm zu beweisen, er habe Aufruhr gegen Rom stiften wollen, fehlte es Allen an Muth und Kraft. Jerusalem, Judäa und Galiläa hatten gesehen, wie er das meutereisüchtige Volk mit Verachtung abgewiesen, hatten gehört, wie er sprach: ich bin ein König, aber ein König und Stifter eines unsichtbaren Reichs, des Reichs der Wahrheit. — Der Hohepriester fragte Jesum daher über seine Lehre und seine Jünger. — Christus, in hoher Besonnenheit, sah die eiteln Mühen seiner Feinde, ihn zum Verbrecher zu stempeln. „Ich habe frei öffentlich geredet vor der Welt!“ sagte er, „ich habe gelehrt in der Schule und im Tempel, da alle Juden zusammenkamen, und habe nichts im Verborgenen geredet. Was fragst du nun mich darum? Wo sind Ankläger? Frage doch die, welche gehört haben, was ich zu ihnen geredet habe: siehe, dieselbigen wissen, was ich gesagt habe.“ So, im hellen Bewußtsein der Unschuld, antwortete Jesus. Einer der Knechte, die dabei standen, gab darauf Jesu einen Backenstreich, und schrie, voll trotzigen Hochmuths gegen einen Unterdrückten, voll knechtischer Heuchelei und Demüthigkeit gegen seine Obern: Heißt das einem Hohenpriester antworten? Der edle Jesus, nie solcher Beschimpfung gewohnt und würdig, verlor auch unter allen Niederträchtigkeiten, die ihn umringten, seine erhabene Gelassenheit nicht. Konnte ihn die freche Grobheit eines solchen Elenden entehren? — Er wandte sich mit Ruhe gegen ihn, und sprach; Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?

Die gemißhandelte Majestät des Weisen steht nur erhabener unter den Frevlern thierisch roher Bosheit. Hannas, der Hohepriester, fühlte die Hoheit und Ueberlegenheit Jesu, den er verdammen sollte, und bewundern mußte. Er ließ ihn zu Kajaphas, dem Hohenpriester, führen. Auch dieser konnte keine Schuld auf ihn bringen. Es blieb nichts übrig, als ihn bei den Römern zu verdächtigen. Man schleppte ihn zum Landpfleger Roms, Pilatus. Man sagte: dieser Jesus nennt sich den Christus oder Messias, das heißt, den Gottessohn, den König Israels. Ist er das, so erklärt er damit Roms Hoheit über Judäa gebrochen; so will er Vertreibung der Römer; so will er Aufruhr und Krieg. — Diese boshafte, dumme Folgenmacherei ist immer die letzte Zuflucht gemeiner Seelen, wenn sie den Schuldlosen mit Gewalt schuldig machen wollen, und keine Ursachen finden können. Was sie nicht finden, erfinden sie endlich, und sie glauben Recht zu haben, wenn sie das Ziel ihres Hasses nur auf irgend eine Weise erreichen.

Der Landpfleger, ein unbefangener Mann, bemerkte bald, daß Jesus durchaus an keiner aufrührerischen Bewegung Theil gehabt, noch darnach verlangte. Jesus erklärte ihm sogar, in wie fern er sich Messias und König genannt habe. „Ich will“, sprach er, „keine irdische Hoheit. Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, ich hätte Diener, die darob kämpften. Ich bin aber in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der versteht mich.“ Pilatus, welcher die Unschuld des Verklagten keinen Augenblick bezweifelte, wollte es doch auch nicht mit den jüdischen Obrigkeiten verderben Er hatte daher nicht den Muth, weder Jesum loszusprechen, noch ihn zu verurtheilen. Er benutzte den Umstand, daß

Jesus von Galiläa war, folglich unter die Gerichtsbarkeit des Vierfürsten Herodes Antipas gehörte, der sich eben damals in Jerusalem befand. Er schickte ihn zu diesem. Herodes, der schon viel von Jesu hatte reden hören, ließ ihn zu sich kommen, und hoffte, Jesus sollte ihm Zeichen und Wunder machen. Christus antwortete ihm nichts darauf. Der Vierfürst fand nun den Propheten von Nazareth lächerlich, verspottete ihn mit seinen Höflingen, ließ ihm ein weißes Kleid anlegen, und ohne in Untersuchung über die Rechtlichkeit der Anklagen einzutreten, schickte er ihn zum römischen Landpfleger zurück. — Welche Richter, welche Obrigkeiten! Unschuld, Ehre und Leben ihrer Unterthanen war ihnen ein Spiel, eine Nebensache.

Pilatus erkannte die Unschuld Jesu. Ihr habt diesen Menschen zu mir gebracht, als der das Volk abwende, sagte er zu den Hohenpriestern, Obersten und zu dem Volke: Ich habe ihn vor euch verhört, und finde an ihm keine Sache, der ihr ihn beschuldigt. Ich habe ihn zu Herodes gesandt, und siehe, man hat nichts auf ihn gebracht, das des Todes werth sei!

Es war umsonst. Man forderte Jesu Blut und Tod. Mehrmals weigerte sich der Römer, das Todesurtheil auszusprechen, wo nichts Strafwürdiges erkannt worden war. Hohepriester, Schriftgelehrte und schaulustiger Pöbel schrien dringender. Niemand in der ganzen Menge erhob sich, und sprach für den Unschuldigen, der zum Opfer des wildesten Hasses ausersehen dastand. Wo waren seine Schüler, daß nicht Einer den Muth hatte, für ihn zu zeugen? Ach, selbst ein Petrus hatte ihn im ersten Schrecken verläugnet! Wo sind die Taubgebornen denen er Gehör und Sprache wiedergegeben, wo sind sie geblieben? Hier war ihres Heilandes Verdammung zu hören, hier die Sprache der Dankbarkeit zu führen. Wo sind die Blinden geblieben, denen er die Augen geöffnet? Hier konnten sie den mißhandelten Wohlthäter, von seinen Todfeinden umringt, dem Verderben hingeopfert sehen. All ihr Unglücklichen, all ihr Leidenden, denen er Trost und Hilfe gebracht: wer von euch bringt ihm Trost und Hilfe? Auch du, Jüngling, fehltest, den er vor Nains Thoren aus den Armen des Todes wieder erweckt in die Arme der entzückten, zitternden Mutter legte! — Die Tausende des ihn segnenden Volkes, das er in Wüsten speisete — sie schwiegen! Keiner erhob die dankbare fürbittende Stimme für Jesum; Keiner die des donnernden Vorwurfes gegen seine Verdammer, denen ein heiliges Leben, wie das seinige, zuviel war.

„Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten!“ rief der geschmeidige, feige Volksschmeichler von Rom, und sprach Jesu Todesurtheil, und gab den Mörder und Aufrührer Barnabas frei. Pilatus dachte, ganz im ruchlosen Geiste mancher sogenannten Großen der Welt: Was mag am Leben eines unbedeutenden Menschen gelegen sein? Der stirbt, und wird vergessen! Es rechnet mirs Niemand nach. — O, längst vermoderter Bösewicht, aber die Jahrtausende rechneten dir's im langen Fluche deines Namens nach. Der Richter der Lebendigen und Todten rechnete dir's nach. Du bist schuldig geblieben am Blut dieses Gerechten.

Es schrie das frevelnde Volk Israels: Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder! — Volk Israels, es ist über dich gekommen und deine Kinder! Denn wo Verbrechen solcher Art ohne Scheu und Grauen vollbracht werden dürfen, ist der Untergang des Landes gewiß. — Jerusalem ging unter in Blut und Flammen.

377.

Der Tod auf Golgatha.

Luk. 23, 26 — 56.

Stärke mich durch Deine Todeswunden,
Gottmensch, wenn die seligste der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat,
Meinem Sterbebette naht!

Dann beschatte mich, o Ruh, mit linden
Stillen Flügeln! Geister meiner Sünden,
Nahet euch dem Sterbelager nicht,
Wo mein schwimmend Auge bricht!

Du, mein Engel, komm vom Gottesthrone,
Bringe mir die helle Siegerkrone;
Wehe Himmelsluft und Engelsruh
Mir mit Deiner Palme zu.

Wohnt' ich doch, von diesem Erdgewimmel
Schon entfernt, in euerm Freudenhimmel:
Ihr Verklärten, kniet' ich, kniet' ich schon
An des Gottversöhners Thron!

Der ganze Lebenslauf Jesu Christi ist reich an Zügen göttlicher Eigenschaften und Vollkommenheiten. Er hatte zwar die Hülle eines Sterblichen, und so auch Empfänglichkeit für Anmuth des Lebens, wie die Empfindlichkeit für das Trübselige in demselben. Aber er war ein ganz Anderer, und schien selbst dem damaligen rohen Haufen ein Geist aus andern Sternen, ein Wesen göttlicher Art zu sein, indem er die menschliche Natur so erhaben über alles Irdische zeigte, und gleichsam höher stand, als das Leben. Das Geheimniß dieser Erhabenheit ist uns aber keineswegs verborgen geblieben, sondern wir finden es in seinem herrlichen Lebenswandel erklärt. Der Genuß des Lebens gehörte ihm nur zu den bloßen Nebendingen des menschlichen Daseins; er kannte in den Beschäftigungen und Thaten eines liebenden Geistes einen weit höhern und beseligendern Genuß. Das Sinnlich-Behagliche hatte keinen Reiz für ihn. Dem Verlassenen zu helfen, dem Nothleidenden beizustehen, den Kranken zu heilen, den Hungernden zu speisen, dies waren seine edelsten Vergnügungen im Leben. Aeussere Unannehmlichkeiten, körperliche Entbehrungen waren für ihn unbedeutend. Er zog vor, in der Hütte der Armuth einzukehren, und nicht in stolzen Palästen zu wohnen. Vieles haben war für ihn kein Reichthum, sondern genug haben durch Genügsamkeit. Ruhm, Ehre vor den Leuten galt ihm wie Tand großer Kinder, die sich an Kleinigkeiten ergötzen, denen sie selbst Bedeutungen geben. Nichts Zweideutigeres, als das Lob im Urtheil des Menschen.

So hatte sich Christus also von jeher losgebunden von Dingen, an welche der niedrige Mensch gewöhnlich sehr fest gebunden ist. Daher mußte seine Beurtheilung vom Werth der Dinge eine ganz andere sein, als die gewöhnliche, welche durch bloße Gewohnheit, durch Vorurtheil, durch thierische Verzärtelung erzeugt ist. Die Juden mochten ihn vielleicht für einen Schwärmer halten, weil sie ihn schlechterdings, bei ihrer sinnlichen Versunkenheit, nicht in seiner Erhabenheit begreifen konnten. Er dagegen betrachtete seine meisten Zeitgenossen wie entmenschte Menschen, die das Göttliche in ihrer Thierheit erstickt,

den ganzen Zweck ihres Daseins mit ihrem eigenen Werth verkannt haben, und in kläglichem Wahnsinn lebten.

Darum folglich war der Lebenslauf Christi nicht der Lebenslauf eines gewöhnlichen Menschen, sondern der eines Wesen höherer Art gewesen. Sein Tod mußte mithin auch anders, wie der Tod gewöhnlicher Menschen sein. Er starb, wenn ich so sagen darf, göttlich, wie er göttlich gelebt hat.

Das Todesurtheil war über ihn gesprochen, und von demjenigen Richter, der dreimal feierlich erklärt hatte, Christus habe durchaus nichts verbrochen. Jesus hörte die feierliche Erklärung über die Unschuld seines Lebens; das ganze Volk, die ganze Welt vernahm sie. Dies war die höchste Genugthuung; welche Jesus von irdischen Richtern erfahren konnte. Er ward also zum Tode verurtheilt, nicht eines Vergehens wegen, sondern weil Ehrgeiz, Eigennutz und Meinungshaß sein Blut forderten. Der feige Pilatus opferte ihn auf.

Jesus sprach kein Wort gegen die Ungerechtigkeit welche sich selbst schreiend genug anklagte. Er machte Niemandem Vorwürfe. Er sah, daß er als Opfer einer blutdürstenden Rotte fallen müsse. Er hatte kein Verbrechen begangen; seine Ankläger, seine Richter, waren die strafbaren Verbrecher! Er stand im Gefühl seiner Unschuld erhabener, als sie. Sollte er sich von ihnen demüthigen? Sollte er das Leben von ihnen als eine Gnade fordern, welches sie ihm als Recht zu verweigern rasend genug waren? Er sprach kein Wort. Er ging zum Tode, welcher der Welt eine größere Wohlthat werden sollte, als es ein verlängertes Leben vielleicht hätte sein können; denn die große Aufgabe seines Lebens hatte er erfüllt. Was er der Menschheit gegeben, konnte ihr nun nicht wieder entrissen werden.

Er ging, zwar an körperlichen Kräften sehr erschöpft. Eine grauenvoll durchwachte Nacht, ein Umherschleppen von Straße zu Straße, von Behörde zu Behörde, eine Mißhandlung seines Leibes schmählicher als die andere, halbverblutet, und von schmerzenden Wunden bedeckt — Alles mußte seine Kraft lähmen. Er stürzte unter dem Holz des Kreuzes halb ohnmächtig hin, das man ihm aufbürden wollte, damit er es selbst zur Richtstätte schleppe. Die unmenschliche Grausamkeit rührte selbst das Herz vieler zum Schauspiel mitlaufender, neugieriger Menschen; noch mehr rührte der Gedanke, daß dieser leidende Jesus nicht Uebles gethan, daß er in Judäa und Galiläa der allgemeine Menschenfreund gewesen, daß ihn die Tugend nach Golgatha führe, wohin sonst nur das Verbrechen führte. Mit thränenvollen Augen folgten ihm viele Weiber, mitleidig und wehmüthig.

Jesus behielt, auch in der Erschöpfung seiner Kräfte, die Geistesgegenwart und Gleichmüthigkeit voriger Zeiten. Es ist im Gefühl der Unschuld etwas Himmlisches, das uns über Alles mächtig macht. Seine Schmerzen vergaß er über die Verworfenheit und Rohheit der Zeitgenossen. Sie waren beklagenswürdiger als er. „Ihr Töchter von Jerusalem," sprach er, „weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder!"

Der grausame Spott, der eckelhafte Pöbelwitz des rohen Haufens verfolgte ihn bis auf die Höhe von Golgatha; verfolgte ihn, bis er ans Kreuz geschlagen, zwischen andern Missethätern hing! verfolgte ihn bis zu seinen letzten Athemzügen. Der Spott und Afterwitz der unwissenden, ihn verkennenden Menge konnte ihn nicht verwunden. Wen wird es beleidigen, wenn er vom Wahnwitz gescholten, oder im Rausch des Trunkenboldes gelästert wird? Er bedauerte die blinde Menschheit; er betete für sie das erhabendste der Gebete, welches je von der Erde zum Himmel sich erhob: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

In dieser Gemüthsstimmung erblickte er unter dem Kreuze diejenigen Personen, welche seinem Herzen auf Erden immer am meisten gegolten hatten. Er sah seine Mutter, die treue, die zärtliche; sah ihre Schwester, sah die Freundin Maria Magdalena, und seinen Geliebten, den sanften Jünger Johannes; schmerzvoll gebeugt, in Thränen zerfliessend, jammernd standen Alle da. Wer kannte sein Herz, des besten Schicksals würdig, besser, als eben diese Personen es kannten und liebten? Sie waren nun ohne Trost.

Gewiß die Wuth blutdürstiger und stolzer Feinde, der Hohn eines herzlosen Pöbels war zu verachten, und nicht fähig, das hohe Gemüth Jesu zu kränken. Allein der Anblick aller Geliebten plötzlich, und in dem Augenblick, da mit dem Hauch des Lebens Alles verloren werden sollte; der Anblick des Schönsten auf Erden, indem es verschwinden muß — dies war erschütternd. Nicht die Geißelwunden, nicht die Dornenkrone, nicht die spöttische Ueberschrift am Kreuz, nicht der Schwamm mit Essig und Galle, waren so harte Prüfungen der Standhaftigkeit eines zartfühlenden Gemüths. Was bei diesem Anblick in Jesu vorging, wissen wir nicht. Er mochte vielleicht bewegt sein; aber nur wie ein seiner Ewigkeit bewußter Geist bewegt werden kann, der gewiß ist, daß das Edle und Göttliche unverloren ist, auch beim Tode des Leibes. Was haben Staub und Erde mit dem Unsterblichen zu schaffen? Was kann aus dem Schöpfungsall Gottes Heiliges und Schönes verloren gehen? Wer hat gesagt, daß der Tod die Kinder Gottes aus dem Wohnhause ihres himmlischen Vaters verstoße? Jesus blieb gelassen. Warum hätte er um das klagen sollen, was ihm nie entrissen ward? Nur ein stilles Mitleiden empfand er gegen die alternde Mutter. Siehe, Maria, sagte er, mit einem Blick der sterbenden Augen auf Johannes: das ist dein Sohn nun! Und zu Johannes: das ist deine Mutter! Und von der Stunde an nahm sie den Jünger zu sich, das heilige Vermächtniß ehrend. So hatte Jesus auch die letzte Sorge des Lebens abgethan, und dankbar seiner verlassenen, betagten Mutter eine Stütze im Alter gegeben.

Dann seufzte er, zufrieden mit dem kurzen, doch segenvollen, thatenvollen Leben: Es ist vollbracht! und neigte das Haupt und verschied. Abends kamen die Kriegsknechte, um den Tod der gekreuzigten Menschen zu beschleunigen, indem sie denselben die Gebeine zerschmetterten. Noch lebten die beiden andern Missethäter; Jesus, verblutet und erschöpft, hatte den Geist aufgegeben. Einer der Krieger stieß ihm noch den Speer in die Rippen. Das Blut war schon geronnen. Johannes, der Jünger, war noch Augenzeuge dieses Umstandes, den er beschrieben. Als er nun alles Leben aus Jesu entflohen sah, wandte auch er sich weinend von Golgatha hinweg.

Joseph von Arimathia, ein heimlicher Anhänger Jesu, ein Mitglied des Raths, vielleicht der einzige, welcher in der wüthenden Versammlung der jüdischen Volksobern für Christi Unschuld gesprochen hatte, erbat sich vom römischen Landpfleger den Leichnam seines verstorbenen Freundes. Er wollte wenigstens den noch im Tod ehren,

den er im Leben nicht hatte retten können. Er legte den Leichnam, eingehüllt in Linnentücher und Spezereien, in eins der benachbarten Felsgewölbe, die der reichen Juden Erbbegräbniß zu sein pflegten.

So vollendete Christus sein Leben, hingeopfert durch die sündige Menschheit für die Sünden derselben. Und in Betrachtung seines Heldentodes, wäre mir auch sein übriges Leben unbekannt, würde ich ebenfalls rufen müssen, wie der Hauptmann des Kriegsvolks, der ihn sterben sah: Fürwahr, dieser ist ein frommer Mensch gewesen!

Ich bin der Lehrling dieses Gekreuzigten; ich bin der Nachfolger dieses Göttlichen, im Leben wie im Tode. Das Licht seiner Weisheit hat ja auch mich erleuchtet, der Geist seiner Herrlichkeit auch mich begeistert. Wird man einst über meinem erblaßten Leichnam auch sprechen: Fürwahr dieser ist ein frommer Mensch gewesen?

Der Tod auf Golgatha war der glänzende Ausgang eines glänzenden Lebens. Was ist glänzender als eine nie entweihte Tugend? Es sind viele Menschen unter großen Qualen freudig gestorben. Seelenstärke vermag wunderbar viel über körperliches Leiden; nur Weichlinge unterliegen diesem. Aber mit solchem Gleichmuth, mit so hoher Würde starb kein Anderer, wie Christus. Entschlossen, ja mit erhabenem Entzücken, gingen Andere in den Tod für Wahrheit, Recht, Volksglück und Vaterland. Sie starben eines beneidenswürdigen Todes. Aber für eine so heilige Sache blutete kein Menschensohn sein Leben aus, wie Jesus. Er starb unserer Irrthümer und Sünden willen, von denen er uns befreien und aus deren Elend er uns zu Gott führen wollte. Er starb der himmlischen, ewig bleibenden Offenbarungen willen, die er dem menschlichen Geschlechte über die allerhöchsten Angelegenheiten des Lebens brachte. Das bessere Leben gab er der Welt; sie gab ihm dafür den Tod. Er starb seiner Tugenden willen. Wer möchte sich nicht einen Tod wünschen, wie der Tod dieses Gerechten auf Golgatha war?

Und wie wird einst mein Tod sein? wie meine Sterbestunde?

Ich habe mir ja wohl oft schon einen fröhlichen Festtag vorgestellt, den ich ungeduldig erwartete, und mich im Geist in seine Mitte versetzt, und voraus das Vergnügen genossen, das ich empfinden würde. Ich pflege auch lange voraus schon an diese oder jene mir bevorstehende wichtige Handlung zu denken, und wie ich mich dabei betragen werde, oder wie Andere dabei sein werden. Warum sollte ich mir nicht auch einen meiner allerwichtigsten Augenblicke, meinen letzten, vorstellen? Es schlägt manche Hoffnung und Furcht fehl; aber die Todesstunde erscheint mir gewiß.

Ich bereite mich auf manche Kleinigkeiten vor: warum nicht auf diese feierliche Zeit.

Freilich weiß ich nicht, wann sie kommt; aber sie kommt! Es ist möglich, daß ich noch Jahrzehnde lebe; es ist auch möglich, daß ich eher geendet habe als das gegenwärtige Jahr. Aber gewiß ist, daß man in einem Jahrhundert schon nichts mehr von mir weiß; daß mein Leib, den ich heute noch mit Sorgfalt pflege und schmücke, dann längst schon vermodert ist. Wo bin ich dann? Die Todesstunde, welche ich jetzt mit heimlichem Grauen erwarte, ist dann schon vorüber. Wie wird sie sein?

Ich sehe über das Wie nicht einmal eine Wahrscheinlichkeit vor mir. Es ist eben so wahrscheinlich, daß ich plötzlich das Leben verliere, als daß es mir langsam durch eine Krankheit entzogen wird. Es ist eben so wahrscheinlich, daß mein Leben durch irgend einen Unfall verunglückt, als daß ich auf meinem Bette, umringt von Verwandten und Bekannten, in allen Vorempfindungen der Auflösung den Geist aufgebe. Es kann sein, die letzten Stunden sind der Raub einer schmerzhaften Krankheit; es kann sein, sie sind ein mildes Auslöschen meines Lebens. So viel ist gewiß: mag eine Krankheit noch so schmerzlich sein, so ist eigentlich sie allein nur das Schmerzliche. Der Tod aber ist immerdar sanft; denn er ist das Ende alles Leidens.

Mag dem auch sein, wie ihm wolle, und ich jählings oder langsam von der Welt genommen werden: einmal geschieht es! Möchte mein Tod sein, wie der des Göttlichen auf Golgatha! Wer will sterben können im Bewußtsein der Seligkeit, muß leben können wie Jesus.

In den letzten Augenblicken ist es die schlechteste und übelgewählteste Zeit, sich auf den Tod zu bereiten. Es gibt keine Vorbereitung mehr, wenn die Sache selbst schon geschieht. Das Leben muß die Vorbereitung auf den Tod sein; kein Gebet in der Angst, kein Allmosen mit sterbender Hand gespendet, kein Gelübde der Besserung, keine Reue veredelt plötzlich den Geist zu einer Vollkommenheit, der er im Laufe vieler Jahre nicht theilhaftig sein mochte. Selig sind nur die Todten, die im Herrn sterben, das heißt, im heiligen Sinne Jesu. Sie ruhen von ihrer Lebensarbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach. (Offenb. 14, 13.) Wem aber keine Werke folgen, oder nur klagende Schatten seiner Sünden?!

Es gibt eine gewisse Frömmigkeit, ich möchte sagen ruchloser, gottesspötterischer Art, die immerdar hinsündigt, den Nächsten haßt, betrügt, belügt, verleumdet, mißhandelt, beneidet, sich selbst gute Tage macht, das Alles für kleine menschliche Schwachheiten hält, fleißig an Christum glaubt, in die Kirche läuft, die heiligen Handlungen mitmacht, und sich übrigens wegen der Sterbestunde und der Ewigkeit auf das Verdienst Jesu, oder die Fürbitte von Heiligen verläßt. Das sind die Elenden, welche Jesus nicht kennt; weil sie zwar immer Herr, Herr! rufen, aber nicht den Willen des Vaters im Himmel thun; nicht vollkommen werden mögen, wie der Vater im Himmel vollkommen ist. Auf Erden wollen sie leben wie es ihnen behagt. Sie nehmen sich keine Schändlichkeit übel. In der Todesstunde, glauben sie, können sie jählings durch Reue Alles ausgleichen; das Blut Jesu reinige sie auf der Stelle von allen Sünden, der Glaube allein werde sie selig machen. — Das ist Verspottung Gottes, das Verhöhnung Jesu Christi, bis zur letzten Stunde.

Es gibt eine andere Art Menschen, die in Rücksicht ihrer künftigen Todesstunde sehr vornehm thun; darüber artige Scherze sagen, die Sache als Kleinigkeit behandeln möchten. Sie möchten sich darüber gleichsam betäuben; den Tod nicht sehen bis er da ist; und wenn er kommt, sich ihm, weil es nicht zu ändern ist, in dumpfer Verzweiflung hingeben. Warum das? Weil sie unglücklich sind, und verwirrten Gemüths. Sie haben Zweck und Bedeutung ihres Lebens verloren, und dagegen Unsinn und Widerspruch in ihrer Vernunft, und ein finsteres Räthsel im Weltall gefunden. Denn sie sind wieder da, wo die Menschen waren, ehe ein Jesus Christus gelebt, gelehrt und für das Heiligste der Menschheit geblutet hatte. Sie sind durchaus wieder in das schwankende Heidenthum zurückgekehrt, was sie Naturreligion nennen. Sie wollen

sich glauben machen, Jesus habe höchstens auch eine Naturreligion gepredigt. Aber sie kennen weder Jesum noch die heiligen Tiefen seiner vermeinten Naturreligion. Sie halten das für Christenthum, was ihnen von menschlichen Meinungen und kirchlichen Gebräuchen gegeben worden, die ihnen kein Genüge thaten. Der wahre Jesus ist ihnen so dunkel geworden, wie der wahre lebendige Gott, wie das All des Seins, wie ihr eigener Geist.

Mit Abscheu sehen die christlichen Frömmler, die sich glaubensvoll nennen, aber arm an Früchten des Glaubens, nämlich an guten Werken, sind, auf die sogenannten Aufgeklärten. Und diese blicken mit verächtlichem Mitleiden auf jene, als auf verkehrte, blinde Wesen. Im Grunde haben beide viel Wahres in den Vorwürfen, die sie sich gegenseitig machen. Aber beide haben Jesum Christum nie gekannt. Ihr Sterben wird nicht sein, wie sein Sterben auf Golgatha.

Nur wer ihn ganz erkannt hat, der wird recht an ihn glauben; und nur wer recht an Jesum glaubt, wird recht in seinem Geiste leben; wer recht in seinem Geiste lebt, der wird seine Werke thun; wer seine Werke thut, der hat die Liebe, wie er, die heitere Zuversicht auf Gott, wie er, die Erhabenheit über das Schicksal, wie er, die Uebereinstimmung seines Innern mit den Ordnungen der Natur, wie er, die richtige Würdigung vergänglicher Dinge, wie er, das Festhalten des Himmlischen und Ewigen und Beseligenden, wie er, — der darf sich einer süßen, verklärenden Sterbestunde erfreuen, wie die Stunde auf Golgatha war.

Ja, auch mir wird die seligste aller Lebensstunden, die letzte aller mühsamen, die letzte aller feindigen erscheinen, da ich aufgelöset werde und hingehe zum Vater. Sonst zitterte ich heimlich davor; nun nicht mehr, seit ich weiß, wer mein Heiland ist, wodurch er es ist und wie ich durch ihn eines schönern Lebens fähig geworden bin. Er ist der Gottessohn! Heil mir, daß ich ihn habe! durch ihn habe ich das wahre, höhere Leben, das stille Wirken in Gott. Und wenn ich oft noch dem Einfluß verbotener Neigungen, sündlicher Aufwallungen und Gewohnheiten ungeachtet meines Ankämpfens dagegen, unterliege, Gott sieht meinen Kampf! Ich getröste mich der Gnade des Welterbarmers.

Wenn sie nun kommt, die letzte meiner Stunden, die erhabenste und erhebendste, die Stunde der Verklärung — dann, Tod auf Golgatha, Tod meines Jesu, sei mir gegrüßt! Löse, mir bewußt oder unbewußt, die irdischen Fesseln meines unsterblichen Geistes, daß er aufschwebe in die Herrlichkeit, die auf Erden ohne Vorstellung und Namen ist. Was Gott dort gibt, kann wohl nichts Geringeres, nichts Unvollkommeneres sein, als was er mir schon hier gab. Und wie schön ist Alles, was er hier gegeben! Ach Gott! Gott! welcher Seligkeit ist nicht der Geist fähig, der Dir zum Bilde erschaffen ist!

Komm, du letzte, du schönste meiner Stunden, dich fürchte ich nicht mehr. Ich habe Jesum leben sehen, ich sah ihn auf Golgatha sterben; o da lernte ich leben, und lernte sterben. Da lernte ich das Wort verstehen: wer in Jesu lebt, der stirbt der Welt täglich: und wer so stirbt, hat unvergängliches Leben und sieht den Tod nicht. Sterben heißt für den Geist: die Neigungen, Gewohnheiten und Begierden des Leibes für das Irdische und Vergängliche verlieren. Wer nur Gott und das Göttliche in der Menschheit über Alles liebt, und daher die Anhänglichkeit an die Welt und ihre Vergänglichkeiten in sich täglich mehr schwächt, nichts mehr übermäßig liebt, nichts übermäßig haßt, was vom Staube kommt — der stirbt täglich. Er hat in seiner letzten Stunde wenig, wovon er sich ungern trennt; desto mehr, was ihn Besseres erwartet. Er sieht den Tod nicht, sondern zwischen dem Hier und Dort ist ein ununterbrochener Zusammenhang des Seins.

Und wenn meine Geisteshülle bricht, meine Glieder erstarren, mein Angesicht erblaßt, meine Augen euch nicht mehr erkennen, ihr meine Bekannten, meine Geliebten auf Erden, warum weinet ihr! Ich fühle Himmelsruhe, Nähe des Allerheiligsten. Ihr werdet das einst empfinden, wie ich. Warum weinet ihr über die Verwandlung meines Leibes? Hätten wir einander auf Erden schon als Kinder mit Inbrunst geliebt, und wären als Kinder von einander getrennt worden, mit der Verheissung, uns nach wenigen Jahren im Alter und in der Gestalt männlicher Vollkommenheit wieder zu haben: was hätten wir daran verloren, wenn wir uns nicht in der Kindergestalt wieder erblickt hätten? So ist's im Hingang zu Gott. Als Kinder trennen wir uns hier; in größerer Vollkommenheit erwachsen, erkennen wir uns dort mit Entzücken wieder.

O ihr Geister meiner vorausgegangenen Lieben, und ihr Geister der zurückbleibenden Geliebten, die Kette zwischen uns ist ungebrochen. Wer kann das Band Gottes brechen? Ich schwebe auf der Geisterbahn zwischen euch, Allen nahe.

Heilige mich, mein Vater, in Deiner Liebe; verkläre mich in Deiner Herrlichkeit, daß mein Leben Freude, mein Sterben Seligkeit werde. Amen.

378.

Die Auferstehung.

Joh. 20, 1 — 18.

Wenn Angst und Zweifel in mir stürmet,
Und Nacht auf Nacht sich auf mich thürmet,
Und alle Sinne sich im Schwindel dreh'n!
So will ich meine Hände falten,
An Dich, mein Gott, mich sinkend halten,
Und glaubensvoll auf Dich nur seh'n.

Ich will, was Jesus offenbarte,
Und fest und treu mein Herz bewahrte:
Euch lieben, Tugend! Ewigkeit!
Und wenn des Weltbau's Angeln sinken,
Der Hoffnung vollen Becher trinken,
Und ruhig in die Trümmer geh'n.

Aus Tod und Grab bricht meinen Blicken
Gewiß, in himmlischem Entzücken,
Des ew'gen Tages Morgenlicht.
Dann rauch' ich mich in jene Kreise
Der Welten, wo mir hehr und leise
Mein Vater „Sei willkommen" spricht.

Auf Golgatha hatte der Messias sein Welterlöserwerk vollendet. Er sprach es mit den Worten aus: Es ist vollbracht!

Und es war vollbracht. Seine Offenbarungen, seine Lehre des Heils war der Menschheit nun als ein ewiges Geschenk verliehen, ihr unentreißbar. Sie wußte nun den Weg zur Selbstvollendung. Sie kannte ihre höchsten Bestimmungen.

Es war vollbracht; es war für Sünder die Befell-

gung erworben; aber dies Alles wurde noch mehr durch seine Auferstehung bekräftiget. Denn neue unerklärliche Begebenheiten ereigneten sich nach seinem Begräbniß. Das Wunderbare, mit welchem die Gottheit sein ganzes Leben umgeben hatte, umgab auch sein Grab. Jesus hatte seine irdische Laufbahn noch nicht vollendet. Was er oft dunkel angedeutet, und keiner seiner Jünger und Freunde ganz verstanden hatte, geschah. Es geschah das Ausserordentlichste, das Erfreulichste, was kein Sterblicher, was keiner von Jesu Verehrern, keiner von den blutdürstigen Feinden des Messias erwartet hatte.

An der Sabbathe einem bereiteten sich die Freundinnen Jesu, des Gekreuzigten, seinem Leichnam, der nur für einstweilen wegen des Sabbaths, an dem jede Arbeit untersagt war, ins Grab beigesetzt worden, vorzubereiten, wie er der Erde übergeben werden sollte. Sie hatten nach der Sitte des Landes Salben und Spezereien zugerichtet, die geliebte Asche des Unvergeßlichen damit zu umhüllen, und der Verwesung lange zu entziehen.

In der Morgenstille, früher als die Uebrigen, kam Maria Magdalena zum Grabe. Sie wußte, daß ein Felsstein vor die Oeffnung des noch ganz neuen Begräbnisses gewälzt war, um Jedem den Eingang zu verschliessen. Dies war nicht nur der wilden Thiere wegen geschehen, oder des Volkes wegen, das wohl aus Neugier hätte dahin gehen können, sondern auch der Jünger Jesu willen. Die Hohenpriester fürchteten, diese möchten den Leichnam ihres gekreuzigten Meisters heimlich entführen, und dann im Volke ausstreuen, der Messias, der Gestorbene, sei nicht gestorben, sondern lebe noch und werde das Volk Israels retten. Darum hatten die Hohenpriester nicht nur das Felsgewölbe verschliessen lassen, sondern auch bei dem Landpfleger Pontius Pilatus bewirkt, daß er von der in Jerusalem befindlichen Besatzung einige Kriegsknechte vor das Grab stellte, um es bewachen zu lassen.

Maria Magdalena, unbekümmert um diese Anstalten alle, eilte dennoch dahin. Ihre zärtliche Ungeduld, die Leiche des heiligen Freundes, des unschuldig Hingerichteten noch einmal zu sehen, vergaß den Stein und die Kriegsknechte. Es that ihr schon wohl, nur in der Nähe der theuern Asche des Hochgeliebten verweilen zu können.

Sie kam dahin. Mit Erstaunen und Freude sah sie nicht nur keine Kriegsknechte, sondern auch das Grab offen, den Stein hinweggewälzt. Ihre übrigen Freundinnen waren noch weit hinter ihr zurückgeblieben. Sie erwartete dieselben nicht, sondern eilte mit beflügelten Schritten zum Grabe in das offene Felsengewölbe hinein. Aber er war verschwunden, den sie suchte. Noch lagen die Leinentücher da, in welchen der entseelte Leichnam gehüllt gewesen; und das Schweißtuch, das Jesu um das Haupt gebunden gewesen war, lag beiseite an einem besondern Orte zusammengewickelt. Erschrocken sah sie diese Veränderung. Sie mußte glauben, daß der Leichnam ihres Freundes schon, vielleicht durch Joseph von Arimathia, hinweggeführt und beerdigt worden war.

Allein eine neue Erscheinung vermehrte ihre Bestürzung. Ein unbekannter Jüngling, der ein langes weißes Kleid an hatte, saß zur rechten Hand unter dem Felsen. Zittern und Entsetzen kam sie an. Den sie erblickte, erschien ihr als ein höheres, überirdisches Wesen. Noch mehr mußte ihr das Wort, das er sprach, diesen Glauben bestätigen. Ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten, sagte er: er ist auferstanden und ist nicht hier. Sehet da die Stätte, wo sie ihn hinlegten. Gehet aber hin, und saget es seinen Jüngern, daß er vor euch hingehen wird in das Land Galiläa; da werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat.

Das Wort des Unbekannten füllte die Brust Maria Magdalenens mit heiligem Entsetzen, mit lustvermischtem Grauen. Er ist nicht todt, der Gestorbene, er lebt noch! Und der diese Worte voll unbegreiflichen Sinnes spricht, wer ist er? Ein gewöhnlicher Sterblicher ist er nicht. Er muß ein Bote Gottes sein!

Als einen solchen betrachteten ihn auch nachmals die Jünger Jesu, und die Lebensbeschreiber des Heilandes. Der Evangelist Markus (16, 5) nennt ihn bloß einen Jüngling in einem langen, weißen Kleide. Lukas (24, 4) berichtet, es seien zwei Männer mit glänzenden Kleidern gewesen, die zu den Suchenden traten. Johannes (20, 12) nennt dieselben Engel, welches ursprünglich in griechischer Sprache Boten, Verkündiger und Abgeordnete der Gottheit bedeutet. So nennen auch die Psalmen zuweilen den Sturmwind, den Blitz und Donner, die Engel und Boten Jehova's. Noch feierlicher beschreibt, mit den prachtvollen, bilderreichen Ausdrücken des Morgenlandes, der Evangelist Matthäus (28, 23) die Erscheinung. Er sagte nicht nur, daß ein Engel den Stein von der Grabesthür hinweggewälzt habe; sondern, siehe, sagte er, es geschah ein großes Erdbeben. Denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu und wälzte den Stein von der Thür und setzte sich darauf. Und seine Gestalt war wie der Blitz, und sein Kleid weiß, als der Schnee.

So verschieden auch die Evangelisten im Bericht sind von denjenigen Umständen, welche das Verschwinden Jesu aus dem Grabe begleiteten, so stimmen sie doch alle darin zusammen, daß die Auferstehung des Messias den Suchenden durch ein unbekanntes Wesen angezeigt, und ihnen die Reise nach Galiläa empfohlen wurde, wo sie den Geliebten wieder erblicken würden. Die Abweichungen der Lebensbeschreiber Jesu in ihren Erzählungen beruhen meistens nur auf sehr unwesentlichen Nebendingen. Und gerade diese Verschiedenheit des Berichts wird zu einem neuen Beweise der Glaubwürdigkeit dessen, was sie melden. Man erkennt daraus, daß Einer unabhängig vom Andern das aufschrieb, was er wußte; daß Keiner sich nach den Erzählungen des Andern richtete, oder Abrede mit ihm genommen, oder auch nur gewußt hätte, was derselbe aufgezeichnet habe. Ein Jeder meldete dasjenige am umständlichsten, was er entweder unmittelbar selbst gesehen und gehört, oder was er von Augenzeugen erfahren hatte.

Schaudernd war Maria Magdalena aus dem Felsengewölbe zurückgetreten, nur in der Meinung, man habe den Leichnam ihres göttlichen Freundes genommen, und anderswohin gethan. Wie konnte sie das Unglaublichste glauben, daß er in Galiläa wandeln werde, gleich andern Lebendigen? Ihre übrigen Freundinnen waren herbeigekommen. Auch Petrus, der Jünger des Herrn, kam nun, und mit ihm der sanfte Johannes. Ach, rief Maria Magdalena ihnen entgegen, sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben! — Erstaunt hörten diese das

Geschehene. — Der liebende zärtliche Johannes, schneller noch als der feurige Petrus, eilte zum Grabe. Furchtsam und grauenvoll blieb er vor der Wohnung der Todten stehen, und wagte keinen Schritt hinein, sondern warf nur einen ängstlichen Blick dahin, wo er statt des Leichnams die zurückgebliebenen Leinentücher sah. Muthiger, und entschlossen, volle Ueberzeugung zu erhalten, kam Petrus nach, und ging ins Gewölbe der Grabeshöhle hinein. Nun folgte auch Johannes nach. Sie fanden Alles, wie ihnen Maria Magdalena schon angezeigt hatte. Erstaunt, wie vorher die Weiber, verliessen sie das leere Grab, wo sie auch eine Erscheinung gehabt, wie Maria.

Diese allein blieb einsam zurück bei der Stätte, wo sie vergebens gehofft, die theuern Ueberreste des Angebeteten noch einmal und zum letztenmal zu sehen und zu segnen. Sie weinte laut in der Einsamkeit des Morgens, durch den Garten, welcher das Begräbniß umgab. Plötzlich erblickte sie nicht fern von sich einen Mann, welchen sie für den Gärtner hielt. Was weinest du? sagte er zu ihr; wen suchest du? — Herr, rief sie ihm zu, hast du vielleicht Jesum weggetragen, so sage mir, wo hast du ihn hingelegt? Sie schluchzte. Ihr Gedanke allein war Jesus. Sie achtete des Mannes kaum.

Als er ihr aber, statt aller Antwort, bloß rief: „Maria!“ drang ein heiliger Schauer durch ihr Gebein. Denn das war die Stimme Jesu selbst; das war der ihr wohlbekannte Ton, mit welchem er ihren Namen einst zu nennen pflegte. Sie zitterte voll Entsetzens und Entzückens. Sie wandte sich um, ihn zu betrachten, der, in ungewohntes Gewand gehüllt, ihr anfangs unkenntlich gewesen. Sie erkannte ihn. Jesus war es, der Gekreuzigte, der Verstorbene, der Begrabene! Er war es selbst! Sie eilte ihm entgegen mit Sehnsucht, Verehrung und Grauen; breitete ihre Arme aus, anbetend die Knie des Göttlichen zu umfangen. Er wies sie zurück. Rühre mich nicht an! rief er ihr zu; erst dort werden wir einander gehören und bleiben, wo keine Trennung mehr ist. Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. Gehe aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen, ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott!

So sprach Jesus. Im ersten Augenblick des Wiedersehens verkündete er wieder seinen Abschied von der Erde. Er war ins Leben zurückgekehrt, und doch schien er nun allen irdischen Verbindungen wie abgestorben. Alle die ehemaligen traulichen Verhältnisse sollten nicht mehr statt finden. Er hielt die fromme Jüngerin von sich entfernt. Sie durfte ihn nicht einmal berühren. Es war Jesus, und doch nicht mehr Jesus ganz, wie er vor seinem Tode gewesen. Er hatte etwas Fremdartiges, Majestätisches, Höheres in seinem Wesen. Er schien dem Irdischen nur wenig mehr anzugehören. Die Jüngerin bebte zurück. Er war es. — Sie eilte zu den weggegangenen Jüngern. Sie verkündigte, was ihr geschehen. Ich habe ihn gesehen, rief sie den Verwunderten freudig zu, ich habe den Herrn gesehen, und solches hat er zu mir gesagt.

Die Nachricht von seiner Befreiung aus dem Grabe hatte sich schnell genug verbreitet. Die römischen Kriegsknechte, welche mit Genehmigung des Landpflegers vor das Grab gestellt worden waren, waren früher noch, als der Tag, in die Stadt und zu den Hohepriestern geeilt, um da zu berichten: der Gekreuzigte, den sie hätten bewachen sollen, sei nicht mehr im Grabe, und der Stein von der Todtenhöhle hinweggewälzt.

Das war es gewesen, was die Hohenpriester, was die Aeltesten, was alle Gegner des Messias Jesus gefürchtet hatten. Dies zu verhüten, hatten sie die Wache vor dem Grabe ausgewirkt und bestellt. Sie hörten den Bericht der Wächter, der ihnen allzuwunderbar klang und von der abergläubigen Furcht der Leute noch mehr ausgeschmückt schien. Sie bildeten sich fest ein, so sehr auch die Kriegsleute läugnen mochten, diese hätten sich in der Nacht sorglos vom Schlafe überwältigen lassen, und während ihres Schlafes wären die Jünger gekommen und hätten den Leichnam entwendet, um im Volke ausstreuen zu können, Jesus von Nazareth sei von den Todten auferstanden.

Die Begebenheit erregte Besorgniß bei den Hohenpriestern. Sie durften nicht wohl zulassen, daß die römischen Soldaten selber von Jesu Auferstehen wunderhafte Nachricht ausbreiteten, vielleicht nur erfunden, um ihre Unachtsamkeit zu entschuldigen und sich vor Strafe ihrer Hauptleute zu sichern. Sie redeten ihnen zu, lieber ohne Umstände zu sagen, sie wären des Nachts von Müdigkeit überfallen worden; dies hätten die Jünger wahrgenommen, und den Leichnam des Todten gestohlen, dieweil sie schliefen. Die Hohenpriester gaben den Soldaten Geld, damit sie dieser Aussage treu blieben, und übernahmen es, falls der Landpfleger das Geschehene erfahren sollte, sich für sie bei ihm zu verwenden, seinen Zorn zu stillen, und zu schaffen, daß sie vor aller Strafe sicher blieben.

Bald war es in Jerusalem und überall bekannt, der Leichnam des Gekreuzigten sei des Nachts heimlich von seinen ehemaligen Anhängern entführt. Die Meisten glaubten das, und, setzte Matthäus (28, 15.) treulich hinzu, solches ist eine gemeine Rede geworden bei den Juden, bis auf den heutigen Tag.

Diese Reden der Juden, noch lange nach jener Zeit, da sich das Ereigniß zugetragen, beweisen, wenn nicht schon die schlichte Redlichkeit, Treue und Glaubwürdigkeit, so wie die Uebereinstimmung in den Erzählungen der Jünger genugsam beweisen, daß Jesus wirklich das Grab wieder verlassen habe.

Es sind unter frühern und spätern Christen und Schriftauslegern viele gewesen, welche die Auferstehung Jesu haben bezweifeln wollen. Dahin gehören nicht nur diejenigen, welche Alles, was sie nicht begreiflich machen und mit dem gewöhnlichen Gange der Natur vereinigen können, in unsern Tagen unter Erdichtung und Mährchen versetzt haben; sondern auch Personen, die schon zur Zeit der Apostel lebten und die Thatsache läugneten. Ihnen schien die Heimkehr eines Todten in das Reich der Lebendigen unmöglich. Dergleichen Zweifler fanden sich in der griechischen Stadt Korinth; Paulus, der Apostel, der Eingeweihte Jesu, der mit den übrigen Jüngern vertrauten Umgang gepflogen, der Viele kannte, die Jesum wieder nach seinem Tode auf Golgatha abermals im Leben gesehen, widerlegte die fruchtlose Zweifelsucht mit Nachdruck. Er konnte es um so mehr, da Jesus nicht bloß von seinen Freundinnen und vertrauten Schülern, sondern auch von einer großen Menge anderer Leute, nach der Kreuzigung wieder lebend erblickt worden war. So nun aber, schrieb Paulus in seinem ersten Briefe an die Korinther (15, 12), Christus predigt, daß er sei

von den Todten auferstanden: wie sagen denn etliche unter euch, die Auferstehung sei nichts? Ist aber die Auferstehung nichts: so ist auch Christus nicht auferstanden. Er ist gesehen worden von Kephas, darnach von den Zwölfen. Darnach ist er gesehen worden von mehr denn fünfhundert Brüdern auf einmal, deren noch viele leben, etliche aber sind entschlafen.

Christus war auferstanden; war wieder unter den Lebendigen lebend. Welchen Grund hätten wir, mit den Jesu feindseligen Juden zu glauben, sein Leichnam wäre von den Jüngern aus dem Grabe gestohlen? Etwa um vorgeben zu können, Christus sei lebendig geworden? — Welchen Vortheil hätten sie davon gehabt, eine Lüge auszusprengen, da man selbst die Wahrheit höchst unglaublich gefunden haben würde und finden mußte? Wie gefährlich mußte ihnen und ihrem hohen Zweck, die Offenbarung und Lehre Jesu auszubreiten, eine Erdichtung werden, da sich leicht unter ihnen selber noch einmal hätte ein verrätherischer Judas, oder vielmehr ein sehr rechtlich gesinnter, treuer Zeuge der Wahrheit finden können, der den frommen Betrug entlarvte? In dem Augenblick, da die Lüge von irgend einem redlichen Schüler Jesu, den man zum Mitbetrüger hätte machen wollen, verworfen worden wäre, würden alle übrigen Schüler des Meisters ihre Glaubhaftigkeit verloren, und sie damit dem Evangelium selbst sehr geschadet haben.

Kennt man aber die Lehre und den Geist Christi, kennt man den reinen Sinn, das heilige Streben der Wahrheit, das treuherzige, schmucklose Wesen in den Jüngern: wie ließe sich eine der gröbsten Unwahrheiten mit ihrer Denkart vereinigen? — Solche war ihrem Gemüth eben so wenig angemessen, als ihrer Klugheit.

Christus war siegreich den Banden des Todes entronnen, noch einmal ins Reich des irdischen Lebens zurückgekehrt. Diese von allzuviel damals lebenden Zeitgenossen gekannte und erfahrene und feierlich bezeugte Thatsache war oft der Annahme und Glaubwürdigkeit des Evangeliums, als es unter Juden und Heiden gepredigt ward, sehr nachtheilig. Oft wollte man von Leuten, wenn sie ihre Predigt von Jesu damit begannen, nichts mehr weiter hören. Man hielt sie für Schwärmer, lächelte und ging davon. Menschliche Klugheit hätte weit eher gerathen, der Auferstehung Jesu wenig oder gar nicht zu gedenken. Allein es war den Jüngern durchaus nicht um die gewöhnlichen Mittel der Weltklugheit, sondern lediglich um Wahrheit zu thun. Und sie konnten und wollten nichts Anderes, als das bezeugen, was sie wußten, dessen Zeuge sie Alle waren, was Alle sagten, jeder in seiner Art, ohne deswegen mit einander Verabredungen getroffen zu haben. Wozu Verabredungen, da sie nachher in die verschiedensten und entlegensten Weltgegenden sich zerstreuten und nachher nicht wieder alle zusammenkamen? Noch mehr, wenn sie einzeln zusammentrafen, wenn sie vielleicht in Manchem verschiedener Meinung sein konnten: niemals waren sie über den Punkt der Auferstehung Jesu getrennter Meinung. Denn dies war geschehen. Sie hatten ihren göttlichen Freund, nachdem er gestorben und begraben war, wieder im Leben gesehen und gesprochen. Erst später hatte er die Welt auf immer verlassen.

Es war also den Jüngern mühevoller, die Wahrheit glaubwürdig zu machen, als wenn sie die Auferstehung ihres Meisters, von der sie überzeugt waren, ganz verschwiegen hätten. Welcher Vortheil hätte ihnen oder dem Evangelium aus einer bloßen Erdichtung entspringen können? Mußten sie nicht, so oft sie vom Wiedererstandenen erzählten und schrieben, bei ihrem zarten Wahrheitsgefühl, bei ihrer gemüthlichen Frömmigkeit erröthen, wenn es falsch gewesen wäre, was sie erzählten? Mußten sie nicht unaufhörlich vor Verrath erzittern? Wann blieb jemals eine noch so tief verborgen gehaltene Wahrheit Geheimniß? Und endlich, ward denn die Lehre Jesu Christi dadurch glaubwürdiger, mit den Ordnungen Gottes in der Natur und Vernunft übereinstimmender, wahrer, wenn man eine Wiederkehr Jesu ins Leben nach seinem Kreuzestode dazu dichtete? Mit nichten.

Er hatte das Grab verlassen. Er lebte wieder. Es ist nicht hinwegzuläugnen. Mehr Umstände, als ich hier nennen könnte, zeugen dafür. Selbst endlich die zweifelsüchtigsten unter den neuern, sogenannten Helldenkenden und Aufgeklärtesten fühlten, daß sich so einstimmigen Zeugnissen nicht widersprechen und das in ihren hinterlassenen Schriften geoffenbarte Gemüth der Jünger Jesu zur Betrügerei herablästern lasse, ohne seinen eigenen, richtigen Verstand zu lästern. Er hatte das Grab verlassen. Er lebte. Aber wie und auf welche Weise dies Leben und Wiederauferstehen gewesen, darüber machte man nun allerlei Vermuthungen. Schon in ältern Zeiten gab es Leute, welche die mährchenhafte Erfindung hervorbrachten: Christus Jesus sei nicht selbst, sondern nur ein ihm gleichscheinender Leib gekreuzigt und begraben worden. In neuern Zeiten wollte man wahrscheinlich machen, Jesus sei am Kreuze nur in einen Scheintod versunken, ohnmächtig, leblos, und früh genug durch Joseph von Arimathia vom Kreuz genommen worden, begünstigt durch den Landpfleger, der ohnehin Jesu Tod nicht gewollt habe, da er ihn keiner solchen Strafe schuldig gefunden. So wäre der Gekreuzigte, nach dem Tode, wieder durch die zärtliche Sorgfalt seiner Freunde ins Leben zurückgerufen und gerettet worden, ohne daß selbst seine unmittelbaren Schüler anfangs darum gewußt. Denn die Sache hätte, aus Furcht vor den Juden, Geheimniß bleiben, und nicht Kunde mehrerer Personen sein müssen.

So künstlich alle diese und alle andere Vermuthungen über die Rückkehr Jesu ins irdische Leben, alle Erklärungen des Wunderbaren in seiner Auferstehung sein mögen: was erklären sie mir? Was gewähren sie mir, alle Vermuthungen, die eben darum keine Wahrheit sind, weil sie Vermuthungen ewiglich bleiben müssen? Das weiß ich, er fühlte am Kreuze den Tod, und empfahl sterbend seine Mutter dem treuen Jünger Johannes. Das weiß ich, er rief: Es ist vollbracht! Das weiß ich, Wasser und Blut floß aus seiner vom Todesspeer durchstochenen Seite. Das weiß ich, am dritten Tage lebte er wieder, auferstanden vom Todtenlager des Grabes, seinen Freunden erscheinend. Hier ist kein Vermuthen, kein Erklären, kein Entwundern. Ich schweige zu dem, was mir nach den Einsichten des Verstandes dunkel ist. Wer könnte die Räthsel jener Vergangenheit lösen? Aber ich theile das schaurige Entzücken der Jünger und Jüngerinnen Jesu! Ich verehre die Fügungen Gottes, des Vaters, des ewigen Weltordners! Christus ist erstanden! Und die Weissagung des Alterthums er-

füllt sich auch hier wunderbar: Du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen, und nicht zugeben, daß Dein Heiliger verwese. (Ps. 16, 10.)

Es ist wahrlich sträflich, die Auferstehung Jesu zu läugnen, weil, wer sie läugnet, damit die fromme und edle Menge der Jünger Jesu, der Evangelisten und Apostel, dieser ehrwürdigen und einfachen Zeugen Gottes, Lügen straft, und sie geradezu als Betrüger der Welt, als Verbrecher aufstellt. Wer die Auferstehung Jesu läugnet, behauptet damit, daß Alles, was so viele von einander unabhängige, tugendhafte Personen über die Heimkehr des gestorbenen Weltheilandes ins Leben, und über seine nachherigen Thaten und Lehren erzählten, ein absichtlich von ihnen erdichtetes Mährchen sei. Wahrlich, ist es Sünde, lebende Personen, deren Frömmigkeit anerkannt ist, als Betrüger zu verleumden: so ist es auch Sünde, dergleichen gegen Verstorbene zu thun. Und du, der denjenigen für einen Bösewicht hält, welcher spottend die Redlichkeit deines Gemüths verlästert, oder auch nur verdächtigt: wie magst du dir erlauben, von jenen Hochehrwürdigen eine der schamlosesten Niederträchtigkeiten zu behaupten?

Es ist sträflich, die Auferstehung Jesu zu läugnen. Denn wer da sagt, die Jünger, die Evangelisten, alle Apostel, haben gelogen in dem, was sie vom Wiederkommen Jesu ins Leben und von seinen nachmaligen Handlungen und Reden berichteten: macht damit auch alles Uebrige verdächtig, was sie von Jesu vorherigen Thaten, Schicksalen und Lehren niederschrieben. Konnten sie uns in einem Theile täuschen wollen: so konnten sie es ebenfalls in allem Andern; so ist das ganze Leben, so ist die ganze Lehre Jesu, so ist der ganze Zweck seiner Sendung eine Fabel, verdächtig und ungewiß; so steht Jedem frei, sich aus Leben und Lehre Jesu herauszunehmen, was ihm eben nach seinem Sinn und Temperament wohlgefällt; so kann sich Jeder selbst Religionen nach seiner Einbildung machen, und das aus der Lehre Jesu als Erdichtung, Uebertreibung wegwerfen, was ihm in seinen lasterhaften Neigungen allzuernst und bindend vorkommt. Darum sagte Paulus mit hohem Recht zu seinen Korinthern: Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube (eure Religion) eitel; so seid ihr noch in euern Sünden. (1 Kor. 15, 17.)

Darum also müssen wir diejenigen, welche sich das Wunder der messianischen Auferstehung nur nach ihrer Meinung begreiflicher erklären wollen, scharf von denjenigen unterscheiden, welche die Auferstehung Jesu überhaupt frech ablängnen. Denn sie sind ganz verschieden. Und wenn die Einen nur in ihren Meinungen und Muthmaßungen irren, irren die Andern in ihrem Herzen, und freveln am schönsten Heiligthum des menschlichen Geschlechts.

Zwar Christus hat nach seiner Auferstehung den Kreis seiner früher verkündigten Offenbarungen und Lehren nicht mehr erweitert, nur bestätigt; es ist wahr, er hatte den Zweck seiner göttlichen Sendung mit seinem Tode auf Golgatha erfüllt. Sein Wort: Es ist vollbracht! war der Schluß seines Werkes. Doch war sein Wiederkommen aus dem Grabe von den segensvollsten Wirkungen und für das Glück der Menschheit und die Begründung seiner Lehre nicht minder nothwendig, als sein Tod.

Zunächst ward diese Wiederkunft dem jüdischen Volke wichtig, in welchem die ersten Gläubigen gebildet werden sollten. Alle Weissagungen der heiligen Bücher vom Messias waren bisher erfüllt, nun auch diejenigen, welche seine Auferstehung berührten. Er war also auch in diesem Betrachte der Verheißene, der Sohn Jehova's, der Christus, der König, welcher erwartet worden, dessen Wesenheit aber, so wie der Zweck seiner Sendung, von den auf ein weltliches Reich erpichten Juden immerdar mißkannt wurde. Daher legten die Apostel auch in ihren Reden und Briefen an die bekehrten Juden ein so schweres Gewicht auf die Lehre von der Auferstehung Jesu, als des wahrhaftigen Messias.

Von der andern Seite entzündete die Wiederkehr des verstorbenen Jesus in allen seinen Jüngern eine neue Freudigkeit, einen neuen Glauben, einen neuen Muth. Sie waren nach seiner Gefangennehmung auseinander geflüchtet, fast alle in ihre ersten Heimathen zurückgegangen, in trostloser Wehmuth und Bestürzung. Ihre Vorstellung von der überirdischen Macht Jesu war durch seine Verhaftung und Hinrichtung zerrissen, ihr Lieblingstraum vor naher Errichtung des großen Weltreichs vernichtet. Sie wußten nicht mehr, wie sie sich in sich selber zurecht finden sollten. Sie verstanden nun erst, und zu spät, was er oft von seinem Königthum gesagt hatte. Aber in dumpfer Niedergeschlagenheit lebten sie. Nun kam das Unerwarteste. Er verließ lebendig sein Grab.

Wer schildert das namenlose Entzücken der Trauernden, ihren Geliebten wieder zu erblicken? Wer kann aber auch schildern die Kraft des unzerstörbaren Glaubens, welche durch diese Wiedererscheinung Jesu an seine Göttlichkeit in allen Verzagten auflebte? Nun erkannten sie, unzweifelhafter als je zuvor, dieser sei der Hochgelobte, der Auserwählte, der Messias Gottes, und kein Anderer als Er könne es sein! Und mit dem zur Unerschütterlichkeit erwachsenen Glauben an ihn, erwuchs ihrer Aller Muth, dem Hochheiligen nicht nur nachzufolgen im Wandel, sondern auch im Tode; nicht Kerker und Schwert und Kreuz mehr zu fürchten; kein Jerusalem, kein Golgatha, keine Hohenpriester, keinen Pilatus, keinen Herodes Antipas. Denn sie sahen, mit ihm war Gott, in ihm Gott, er in Gott; sie sahen, so werde Gott mit ihnen sein, wenn sie Welt und Leben verachten um des Göttlichen willen.

Nicht nur zunächst den Juden, oder den unmittelbaren Jüngern Jesu, sondern unmittelbar durch sie ward die Auferstehung des Herrn allen spätern Bekennern eine der wichtigsten und trostreichsten Begebenheiten. Er hatte Unsterblichkeit und ewiges Leben gelehrt. Jetzt ward Er, der Gestorbene, der Neulebende, das herrliche Vorbild dessen, was unsere höchsten Erwartungen, was die Sehnsucht der gesammten Menschheit erfüllt. Nun aber ist Christus auferstanden von den Todten und der Erstling geworden unter denen, die da schlafen! sagte Paulus (1 Kor. 15, 19. 20.): Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die Elendesten unter allen Menschen.

Mit der geschichtlichen Erzählung von der Auferstehung Jesu verknüpfte sich in allen Bekennern Jesu die Aussicht ins ewige Sein. Unsterblichkeit ward von nun an die Loosung aller Christen, und Viele, die sich vom Juden- und Heidenthum zur Lehre des Erlösers bekehrten, wurden sogar über den Gräbern der Todten getauft, gleichsam zur Unsterblichkeit geweiht. (1 Kor. 15, 29.)

Was wir in unserm üblichen Sprachgebrauch Unsterblichkeit der Seele nennen, hieß in der Sprache der damaligen Zeit Auferstehung vom Tode. Beides ist gleichbedeutend. Schon die Sekte der Pharisäer glaubte und lehrte die Auferstehung, aber verstand sie ganz gröblich vom irdischen Körper, der in die Erde zur Vermoderung eingescharrt wird. Daher wollten auch die Sadducäer nichts davon wissen, und machten diese Meinung lächerlich, wie wir im Ev. Luk.(20,27—33) sehen. Christus Jesus aber widerlegte die Spitzfindigkeiten der Sadducäer eben so sehr, als die grobe Vorstellung der Pharisäer vom Wiederaufstehen des vermoderten, gebrechlichen Körpers aus dem Grabe. Wie sollte nichtiger Staub, der da verwest, und nach Jahrtausenden schon in allen Winden verweht, in allen Elementen aufgelöset ist, wieder aus demselben Grab emporsteigen, worin er vor Jahrtausenden gelegt ward, und längst nicht mehr ist! — Daher sprach Jesus auch selten anders als bildlich vom Auferstehen aus dem Grabe, vielmehr nannte er es die Auferstehung von den Todten, das heißt, das Nichtbleiben im Todten des Irdischen. Er nannte es geradezu Unsterblichkeit. Die Kinder dieser Welt, sagte er, freien und lassen sich freien. Welche aber würdig sein werden, jene Welt zu erlangen, das ist die Auferstehung von den Todten, die werden weder freien noch sich freien lassen (oder sie haben nichts Körperlich-Irdisches mehr an sich). Denn sie können hinfort nicht sterben, denn sie sind den Engeln gleich (also nicht sterblichen Menschengestalten) und Gottes Kinder, dieweil sie Kinder sind der Auferstehung.

Vollkommen in diesem reinern und edlern Sinn erklärte auch Paulus, der geistreiche Apostel, die Auferstehung. Er nimmt Tod und Nichtauferstehen, und Unsterblichkeit und Auferstehen für gleichbedeutend. Er drückt sich bestimmt und fest gegen allen Mißverstand dessen aus, was man noch jetzt im gemeinen Leben wohl Auferstehung zu heißen pflegt. Möchte aber jemand fragen, schreibt er (1 Kor. 15, 35 — 50): Wie werden die Todten auferstehen? und mit welcherlei Leib werden sie kommen? Du Narr, was du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn. Und was du säest, ist ja nicht der Leib, der werden soll; sondern ein bloßes Korn, nämlich Waizen oder der andern eins. Gott aber gibt ihm einen Leib, wie er will, und einem jeglichen der Samenkörnlein seinen eigenen Leib.

Es ist ein liebliches Gleichniß, welches Paulus gibt, um seine Vorstellung von der Auferstehung oder der Fortdauer nach dem Tode zu bezeichnen. Er vergleicht den Todten mit einer Saat, die in die Erde geworfen wird. Das Saatkörnlein ists nicht, das wieder hervorsteigen und werden soll, sondern etwas Anderes. Der Same vermodert im Boden und wird Erde. Gleichermaßen auch der menschliche Leichnam. Der Same ersteht nicht wieder; eben so wenig der verwesete, begrabene Leichnam. Aber aus dem Saatkorn steigt das Lebendige, das an sich Unsichtbare, über die Erde hervor, nimmt einen ganz andern Leib an, eine ganz andere Gestalt, als das Körnlein; empfängt Blätter, Stengel, Zweige, Blüthen, wie das kleine Saatkorn nicht hatte, und wird hiermit schöner, als das Verwesete je gewesen. Eben so der unsterbliche Mensch. Von der Todesstunde an wird sein Körper ein unwiederbringlicher Raub der Würmer und Fäulniß, während das Lebende, oder, wie es Jesus nennt, was hinfort nicht sterben kann, der Geist des aufgelöseten Menschen, eine andere Hülle und Gestaltung annimmt, edler, schöner, als der irdische Leib gewesen.

Es wird gesäet verweslich, sagt der Apostel; was aufersteht, ist das Unverwesliche. Es wird gesäet in Unehre, und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesäet in Schwachheit, und wird auferstehen in Kraft. Es wird gesäet ein natürlicher Leib, und wird auferstehen ein geistiger Leib. Davon sage ich aber, daß Fleisch und Blut nicht können das Reich Gottes ererben; auch wird das Verwesliche nicht erben das Unverwesliche. Wie kann deutlicher und heller von dem geredet werden, was der Auferstehung sich zu erfreuen habe? Nicht also unser Leib wird auferstehen und in jenem Leben fortdauern, sondern das Unverwesliche, Nichtirdische, der Geist.

Auch er wird wieder eine neue Hülle empfahen, wie er vorher den irdischen Körper hatte, ein Werkzeug, um sich mittelst desselben mit dem ihn umgebenden All der Dinge in Verbindung zu setzen. Aber frage und forsche nicht: wie kann und wird das neue Gewand des Geistes sein? Alles in der Natur ist anders und verschieden, und nicht das Gleiche! sagt Paulus. Es sind himmlische Körper und irdische Körper. Aber eine andere Herrlichkeit haben die himmlischen, eine andere die irdischen. Eine andere Klarheit hat die Sonne, eine andere Klarheit hat der Mond, eine andere Klarheit haben die Sterne; denn ein Stern übertrifft den andern an Klarheit. Also wird es im Künftigen sein. Hat man einen natürlichen, irdischen Leib, so hat man auch einen geistigen. Der erste Mensch, Adam, ist gemacht in das irdische Leben; Christus aber, gleichsam ein anderer Adam, ein Erstgeborner Gottes in der geistigen Welt, ist gemacht in das geistige Leben. Wie wir von Adam, dem Stammvater des Menschengeschlechts, Fleisch und Blut, das Verwesliche, erbten, so erbten wir von Christo das Göttliche und Vollkommene, die Seligkeit des Ewigen.

Es hat uns Jesus nicht offenbart, wie die Verwandlungen im Tode sein werden. Alles Forschen der Menschen darüber ist fruchtloses träumerisches Muthmaßen. Auch sehe ich sehr wohl ein, daß es uns Sterblichen unmöglich zu offenbaren war und ist, weil wir, um zu verstehen, was wir sein werden, schon das sein müßten, was wir erst noch werden sollen. Wer kann dem Blindgebornen die Pracht der sichtbaren Welt, der Erde und ihres Frühlingsschmuckes, des Himmels und seiner Sterne offenbaren? Es fehlt ihm der Sinn dafür. Um diese Pracht zu erkennen, müßte er schon sehend sein.

Herrlich ist jetzt schon der Leib des Menschen. Und so schwer und gebrechlich auch dies Werkzeug ist, mit welchem ich an die Erde gefesselt bin, so mächtig und reich macht es doch hier meinen unsterblichen Geist. Ich kann mich nicht schnell, wie der Gedanke, von einem Ende der Welt zum andern schwingen, und Vieles bleibt mir Geheimniß. Aber doch bin ich durch diesen Leib schon jetzt mit einem unermeßlichen Theil der ewigen Schöpfung Gottes eng verbunden. Ich rühre mit meiner Hand in die unsichtbare Wärme der Körper hinein; mit dem Auge rühre ich an die Milliarden Meilen weit entfernten Sterne. Mit dem Ohr erfasse ich den Gang des Sturms und die süßen Gefühlserklärungen der lebendigen Wesen; mit dem Geruch empfinde ich die unberührbaren Stoffe und Elemente der Luft; mit der Zunge entdecke ich Eigenschaf-

ten, die an den Körpern kein Auge, kein Ohr wahrnimmt; durch die Sprache vermählen Geister ihre Wirksamkeit. Herrlich ist schon jetzt der Leib des Menschen; wie wird einst der verklärte sein!

So unnütz alles Vermuthen und Träumen derer ist, die vom Zustand des Geistes im künftigen Dasein reden wollen: so unnütz ist es, über den Anfang des neuen Lebens zu klügeln, und darüber zu hadern, ob der Geist sogleich zu Gott genommen werde, oder bis zum unvermutheten Auferstehungstage an einem besondern Orte verbleibe. Christus sprach allezeit nur in Bildern, wenn er von Auferstehung und von Weltgerichtstag redete. Diese haben wir keinen Grund im strengsten Verstande zu nehmen. Vor seinem Tode sagte Jesus zu einem seiner Mitgekreuzigten: Noch heute wirst du mit mir im Paradiese sein! — Ein Beweis, daß der Messias von keinem Zwischenzustande der abgeschiedenen Seelen wissen wollte.

Wenn aber dies Verwesliche wird anziehen das Unverwesliche, und dies Sterbliche wird anziehen das Unsterbliche: dann wird erfüllt werden das Wort, das geschrieben steht: Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Aber der Stachel des Todes ist die Sünde, die Kraft aber der Sünde ist das Gesetz. Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn, Jesum Christum.

379.

Die Erscheinungen Jesu nach der Auferstehung.

Erster Theil.

Luk. 24, 13 — 40.

Auf den Glauben folgt das Schau'n;
Ja, es werden Gottes Frommen,
Alle, welche ihm vertrau'n,
Einst zum Schauen Gottes kommen.
Dunkel ist mein Angesicht,
Aber droben strahlet Licht.
Und ein Strahl vom heiligen Lichte
Leuchtet durch die Seele mir,
Jesus kam, nicht zum Gerichte,
Zur Verklarung kam er mir!
Mich zum Kampf zu stärken hier.
Hin zum stillen Triumphiren
Will uns Christus Jesus führen.
Wer die Kron' errungen hat,
Legt sie, Gott, vor Deinem Throne
Einst sie nieder, seine Krone,
Und er jauchzt vor Deinem Throne;
Ruhm, Anbetung, Lobgesang,
Preis sei Dir, und ew'ger Dank!

Nicht länger als vierzig Tage sah man Jesum noch im Leben, seit er das Grab verlassen hatte. Immer und immer, so oft ich die Geschichte des Zeitraums aus dem Leben des Erlösers in unsern heiligen Büchern lese, wird mein ganzes Gemüth von wunderbarem Grauen erfüllt. Denn Jesus ist nicht mehr, wie er sonst war. Vieles ist mir dunkel und unerklärlich. Alle vorigen Verhältnisse zwischen dem liebenden Heiland und seinen Freunden waren verändert; Alles nun Anders. Er lebte nicht mehr bei seinen Jüngern. Niemand weiß, wo er sich aufhielt und wohnte. Nur drei- bis viermal erblickten ihn binnen ungefähr sechs Wochen diejenigen, welche ehemals beständig bei ihm waren. Wie sie sonst ihm nachzufolgen pflegten, wohin er ging, schien er jetzt aus einer unbekannten Einsamkeit ihnen zu folgen, und sie besuchen. Sein Weilen bei ihnen war aber nie von langer Dauer; sondern gewissermaßen nur ein vorübergehendes Erscheinen. Sie liebten ihn noch, aber in ihre Zärtlichkeit mischte sich eine größere Ehrfurcht, wie vor einem Wesen höherer Art aus fremden Welten. Der lebhafte Petrus stand ernst und schweigend und in einer gewissen Ferne, wie in Anbetung. Der sanfte Johannes, sonst so selig, wenn er sein Haupt an die Brust des hochgeliebten Lehrers legen konnte, wagte diese süße Vertraulichkeit nicht mehr.

Selten nur erschien Jesus, und nur auf Augenblicke, bei seinen Freunden. Seinen Feinden und dem ganzen Volke zeigte er sich nie wieder. — Warum das? fragt der Zweifler. Wie erschütternd, wie beschämend, wie strafend wäre sein Erscheinen vor den blutdürstigen Hohenpriestern, vor den Hauptleuten des Tempels, vor Pilatus dem Feigen, vor Herodes dem grausamen und üppigen Wüstling, vor dem Volke gewesen, welche das „Kreuzige" über ihn gerufen hatte! Da hätte ihnen die Lüge nicht länger geholfen, daß er keineswegs aus dem Tode ins Leben zurückgegangen, sondern sein Leichnam nur aus dem Grabgewölbe von den Jüngern entwendet worden wäre. Welch ein Triumph und Sieg für alle seine Bekenner, welch eine Bestürzung der Widersacher, der lästernden Pharisäer und Schriftgelehrten, würde dies gewesen sein! Ja viele derselben würden dadurch bewogen worden sein, ihren Haß in Ehrfurcht zu verwandeln, ihren Zorn in Reue, ihren Unglauben in Glauben.

So scheinbar diese Gründe auch sein mögen, daß der Messias seinen Gegnern siegreich hätte erscheinen mögen, ehre ich doch die gewiß höhern Beweggründe, welche den Erlöser abhielten. Und obwohl ich, der ich fast zweitausend Jahre später lebe, nicht wagen kann, diese höhern Ursachen zu erforschen und aus den damaligen Umständen und Verhältnissen und Zwecken zu erkennen, zeigt mir doch Vieles von dem, was ich weiß, daß die Erscheinung Jesu im Angesichte seiner Feinde schwerlich geleistet haben würde, was man wohl Großes davon vermuthen könnte.

Und wenn es auch wahr wäre, daß das öffentliche Erscheinen Jesu vor seinen Verfolgern und Widersachern Alle erschreckt, beschämt, gedemüthigt haben würde: lag dies nur zu verlangen in der heiligen Denkart des göttlichen Lehrers? Ein Triumph, wie dieser, mag dem Stolz und der versteckten Neigung zur Rache schmeicheln, die sich im Erröthen und in der Bestürzung der Gegner eine kitzelnde Genugthuung schafft. Allein eine Genugthuung und Augenweide dieser Art war des über gemeine Leidenschaft erhabenen Christus unwürdig. Und er, der selbst so oft gesagt hatte: ich begehre nicht Ehre vor den Menschen! würde durch diesen einzigen, zweideutigen Zug mit sich selber in Widerspruch gerathen sein.

Ohnehin müssen wir der tiefen Menschenkenntniß des Erlösers wohl zutrauen, daß er voraussah, wie wenig eine solche Demüthigung ergrimmt gewesener Feinde zu dem heiligen Ziel führen könne, nach welchem er ging. Ein neu gereizter Feind, ein beschämter Feind, dem edlere Gefühle mangeln; ein Hoherpriester, der für das Ansehen seiner eigenen Person nur doppelt bekümmert ward; ein Pilatus, dem Recht und Unrecht gleichgültig blieb; ein Herodes, dessen verworfene Denkart mit den Offenbarungen Jesu nichts gemein hatte — Alle würden

durch die Demüthigung, die ihnen widerfuhr, nur noch erbitterter geworden sein. Sie hätten nur hartnäckiger behaupten können: es sei Betrug in Allem; dieser Jesus sei nicht der Gekreuzigte, sondern eine andere, dem ersten ähnliche, untergeschobene Person. Die Pharisäer, statt Gottes Finger in dieser Erscheinung zu ehren, hätten in ihrem verstockten Sinn wieder behaupten können, wie sie ehemals gewohnt waren: siehe, das hat er mit Beistand des Teufels gethan, durch dessen Hilfe er einst Teufel austrieb! — Wer nicht glauben will, den zwingen auch nicht Zeichen und Wunder, von seinem Irrthume zurückzukommen.

Dann müssen wir nicht vergessen, daß Jesus nach seiner Auferstehung noch in derselben menschlichen Gestalt war, wie er vor seinem Tode gewesen. Er trug ja noch die schmerzlichen Zeichen seiner nicht ausgeheilten Wunden Er empfand noch Durst und Hunger. Ich bin noch der ehemalige, sagte er selbst: ich bin kein Geist, sondern habe Fleisch und Bein. Auch würde wohl die öffentliche Erscheinung Jesu nur den Muth der beschämten Feinde zu neuen Verfolgungen Jesu, zu neuen Nachstellungen entflammt haben.

Vielleicht wäre sein Hintritt vor das versammelte Volk von größerer Wirkung gewesen. Indem dieses den Todtgeglaubten wieder unter den Lebendigen sah, würde es vielleicht anbetend hingesunken sein, oder wieder gerufen haben, Hosianna dem Sohn Davids! Es würde nun glaubensvoller, daß er der wahre verheißene Messias und König von Israel sei, vielleicht wieder wie ehemals die Waffen haben ergreifen, ihn zum König ausrufen wollen; sich vielleicht mit rächerischer Pöbelwuth im Aufruhr wider seine Verfolger und Mörder aufgemacht und ihr Blut vergossen haben. Was konnte Jesus anders von einem wankeimüthigen, wilden, nur an Weltliches denkenden Volk erwarten? Wer hätte diese stürmischen Auftritte nicht voraus fürchten müssen? Das aber war es nicht, was Jesus begehrte.

Nicht von dieser Welt war sein Reich. Das Gottesreich sollte nicht mit Waffen in der Faust, sondern durch Ueberzeugung, Liebe, Heiligkeit und Duldermuth gegründet werden. Dazu war weniger der Glaube an seine äussere Persönlichkeit, als an sein Wort und seine Lehre nöthig, und daß er es sei, den Gott gesandt habe, die sündige Welt von ihren Irrthümern zu erlösen, auszusöhnen mit Gott und allem Göttlichen und sie zu beseligen.

Und weil nur dieses der Wille Jesu war, erschien er nur seinen Freunden und Geliebten. Ihnen wollte er die Erfüllung der Verheißungen zeigen; ihnen Trost bringen; ihren Muth und Glauben stärken, weil sie nun bald seine Werkzeuge zur Verbreitung des Evangeliums werden mußten.

Schnell hatte sich das Gerücht von der Auferstehung Jesu unter den Jüngern des Herrn verbreitet, und daß er von den Weibern lebendig gesehen worden sei, welche sich zuerst seinem Grabe genähert hatten. Es war Maria Magdalena, und Johanna, und Maria Jakobi, und manche Andere, die dies den Freunden meldeten. Petrus selbst und Johannes hatten das leere Grabbehältniß gesehen, in welches der Leichnam des am Kreuz Gestorbenen beigesetzt worden war. Aber die Worte der Weiber däuchteten sie Alle, als wären es Mährlein, und sie glaubten ihnen nicht. (Luk. 24, 11.)

Allein bald ward einigen derselben Gewißheit auf überraschende Weise. Zwei der Jünger gingen an dem Auferstehungstag des Herrn mit einander in einen Flecken, der Emmaus genannt ward, und von Jerusalem sechszig Feldweges, das heißt, ungefähr zwei deutsche Meilen, entfernt lag. Dieser Ort steht noch heutiges Tages, mitternachtswärts von Jerusalem, ist aber sehr verfallen und öde, nur von wenigen arabischen Familien bewohnt.

Unterwegs redeten sie mit einander von den Begebenheiten der letzten Tage, und von dem wunderbaren Ereignisse, welches am vergangenen Morgen geschehen sein sollte. Indessen sie sich zweifelnd ihre Meinungen, Fragen und Wünsche gegenseitig mittheilten, nahete Jesus zu ihnen und wandelte mit ihnen, ohne daß sie sogleich bemerkten, wer er sei. Daß es Jesus selber sei, glaubten sie wohl am wenigsten, da sie fest überzeugt waren, daß er nicht aus dem Schlaf des Todes erwacht sei, und die Weiber, die ihn gesehen haben wollten, sich wohl nur getäuscht hätten. Theils diese Ueberzeugung, theils ihre Traurigkeit, theils die allein auf die schreckenvollen und seltsamen Vorfälle der Zeit gerichtete Aufmerksamkeit ihres Geistes, hielt sie ab, auf ihn genauer zu achten. Dazu kam aber wohl noch ein anderer Umstand, der sie gegen die Person Jesu für den Augenblick gleichgültiger machte, daß sie dieselbe nicht schärfer in's Auge faßten. Der Evangelist Lukas erzählte: Aber ihre Augen wurden gehalten, daß sie ihn nicht kannten. (Luk. 24, 16.) Deutlicher drückt sich ein anderer von Jesu Lebensbeschreibern darüber aus, indem er meldet: Da zween unter ihnen wandelten, offenbarte er sich ihnen unter einer andern Gestalt, da sie auf's Feld gingen.. (Mark. 16, 12.)

Sowohl die eigene, morgenländische Weise dieser Redensart, als auch die Kürze des Ausdrucks, könnte manchen auf die Vermuthung verleiten, die Augen der Jünger wären gleichsam durch ein Wunder verblendet gewesen, welches jedoch hier ohne allen großen Zweck geschehen sein würde. Oder Jesus habe in der That einen andern Leib gehabt, welches er doch nachher selber als eine Thorheit widerlegte, da er sagte: ich bin es selber; fühlet meine Wundenmaale vom Kreuze!

Schon Maria Magdalena hatte ihn am Morgen nicht sogleich erkannt, und ihn im Garten beim Graben für den Gärtner gehalten. Dies beweiset, daß Jesus eine ganz andere, als seine gewohnte Bekleidung getragen; nicht mehr die Tracht, in welcher die jüdischen Lehrer öffentlich zu erscheinen pflegten. Seine eigenen Kleider waren ihm schon vor der Kreuzigung geraubt; halb nackt war er und mit Blute bedeckt nach Golgatha geschleppt; um sein Gewand war von den Kriegsknechten gelooset worden. Das Linnen, in welches sein Leichnam gehüllt gewesen, sah man zusammengewickelt im verlassenen Grabe geblieben. Auf diese Weise mußte er durch die ganz ungewöhnliche Tracht, welche er angenommen, sehr unkenntlich werden. Es war nicht mehr das edle Gewand der Propheten; es war nicht das Gewand eines Vornehmen und Höhern, durch welches er hätte die Aufmerksamkeit der Menschen an sich ziehen können, sondern das schlichte, geringe Kleid eines Menschen von niedrigem Stande, welches er trug. Denn ohnedem würde ihn Maria Magdalena, wenn auch nicht augenblicklich erkannt, doch für keinen Gärtner gehalten haben. Man ersieht daraus, wie bedächtig Jesus nach seinem Auferstehen mied, Aufsehen zu machen und wieder vom Volk bemerkt zu werden. Sein

großes Werk war vollendet, er wollte nichts mehr von der Welt und in der Welt. Jedes neue Geräusch, jeder Aufstand hätte nur die Ruhe, welche er suchte, stören müssen, oder seinen bisher von der öffentlichen Verfolgung verschont gebliebenen Jüngern Gefahr bringen können.

Ausser der fremdartigen Bekleidung mochte Jesus selbst in seinen Gesichtszügen wesentliche Veränderungen erlitten haben. Die blühende Farbe einer ungeschwächten Gesundheit war von seinen Wangen verschwunden. So viel Leiden, so viel Wunden, ein solcher Blutverlust hatten ohne Zweifel auf seinem Antlitz die Bläße des Todes und des Leidens zurückgelassen. Die edle Stimme, mit welcher er einst gegen der Pharisäer Stolz und des Volkes Laster donnerte, mochte leiser und schwächer tönen. So erschien er den Jüngern unter einer ganz andern Gestalt, als diejenige war, in welcher sie ehemals gewohnt gewe aren ihn zu sehen, und sich ihn noch immer vorstellten.

Wovon redet ihr so lebhaft, fragte er die beiden Wanderer, warum seid ihr so betrübt? — „Bist du allein unter den Fremdlingen zu Jerusalem, erwiederte ihm der zween einer, mit Namen Kleophas; allein, der nicht wisse, was in diesen Tagen darin geschehen ist?“ Christus stellte sich unwissend, um die gegenwärtigen Gedanken seiner Freunde über ihn genauer kennen zu lernen. Und auch für uns ist lehrreich, was sie jezt, nach Jesu Hinrichtung und Tode, von ihm urtheilten. — Was ist geschehen? fragte er.

Weißt du nichts von Jesu von Nazareth? antworteten sie. „Er war ein Prophet, mächtig in Thaten und Worten vor Gott und allem Volk.“ — So dachten sie sich also Jesum. Sie hielten ihn für einen Propheten, das heißt, für einen von Gott gesandten Lehrer, in welchem die Fülle der Gottheit war, denn er war mächtig in Thaten und Worten vor Gott und dem Volke. — „Ihn haben (fuhren sie fort) unsere Hohenpriester und Obersten überantwortet zur Verdammniß des Todes und gekreuzigt. Wir aber hofften, er sollte Israel erlösen!“ — Damit zeigten die Jünger unverhohlen, wie sie sich in ihrer Erwartung getäuscht sahen. Sie hatten zuversichtlich gehofft, weil Jesus sich den Messias genannt, weil er immer vom Reiche Gottes geredet hatte, er werde als König von Israel das Volk vom römischen Druck erlösen, und das weltliche Reich Davids, als dessen Nachkömmling, wiederherstellen. Denn das war des Landes altübliche Vorstellung von dem, was der Messias sein würde. Nun aber sahen ihn die Jünger auf Befehl der Hohenpriester gefangen, und wie einen gemeinen Aufrührer verurtheilt. Das war ihnen Jesus nicht. Er galt ihnen noch als ein göttlicher Prophet, ohne Tadel, mächtig an Thaten und Worten; aber nicht mehr der Messias, denn er war gestorben, und noch sahen sie sein verkündetes, messianisches Reich nicht.

„Auch haben uns erschreckt etliche Weiber der Unsern!“ fuhren sie in ihrer Erzählung fort: „Sie kommen und sagen, sie haben ein Gesicht der Engel gesehen, welche sagen, er lebe.“ Also war die Nachricht vom Wiederleben Jesu den Jüngern Jesu unglaublich. Es war ihnen in dem Bericht etwas, das sie mit Grausen erfüllte.

Nun hub Jesus an, ihnen durch Auslegung Mosis und aller Propheten und aller heiligen Bücher des Alterthums zu beweisen, daß der Messias solches leiden mußte, um zu seiner Herrlichkeit einzugehen. Und wie er so redete, und sie schalt, wie sie so trägen Herzens und so zweifelhaft wären, den Weissagungen des Alterthums zu glauben, brannte ihnen das Herz, und neue Hoffnungen, neue Ahnungen gingen in ihnen auf.

So erreichten sie mit einander den Flecken Emmaus, als es schon Abend werden wollte. Sie luden den Wanderer gastfreundlich ein, bei ihnen zu übernachten. Und er trat in ihre Hütte, setzte sich mit ihnen zu Tische. Wie er aber ihnen da gegenüber saß, und nun nach aller, ihnen ewig theurer Weise das Brod nahm, den Dankseufzer zu Gott aussprach, und das Brod brach und es ihnen gab, nicht als sei er der Gast, sondern ihr Herr und Meister, da starrten sie ihn mit Verwunderung an. Das war Jesu Gebet, das war Jesu Art, das Brod zu brechen und auszutheilen. Da beobachteten sie seine Gesichtszüge in der fremden Kleidung genauer. Da wurden ihre Augen geöffnet und sie erkannten ihn. — Welche Empfindungen überwältigten in diesem rührenden Augenblick ihr Herz! Welch ein Schrecken, welch ein Entzücken! Sie waren ausser sich. Er aber entzog sich ihnen schnell, und verschwand in der Dunkelheit des Abends.

Erstaunt, im Taumel nie gefühlter Freude, verliessen auch sie ihr Abendmahl und ihre Hütte, eilten wieder nach Jerusalem zurück, erzählten da den versammelten Jüngern, was sie gesehen und gehört hatten. Die Jünger, welche still und furchtsam beisammen wohnten, und aus Furcht vor den Juden ihre Hausthür verschlossen hielten, schüttelten zweifelhaft und ungläubig das Haupt. Wie mag Einer von den Todten auferstehen? sagten sie mit Wehmuth: Er ist uns auf ewig entrissen. Was ihr sahet, war Täuschung.

Da sie aber noch davon redeten, trat Jesus zu ihnen herein und sprach: Friede sei mit euch! — Bebend traten Alle zurück. Sie erkannten ihn nun wohl, da ihnen die fremde Kleidung beschrieben worden war; sie erkannten ihn, ungeachtet seines blassen Antlitzes; aber sie erschracken und fürchteten sich; meinten, sie sehen einen Geist. „Was seid ihr so erschrocken? Warum kommen solche Gedanken in eure Herzen?“ sagte er: „Sehet doch nur meine Hände und Füße, und die Nägelmaale des Kreuzes darin; sehet diese Seite, welche der Speer durchstieß; fühlet mich und sehet; denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe.“ Allein ihr Entzücken war zu groß, das Glück zu unaussprechlich groß, als daß sie sich dem süßen Glauben, er sei es wirklich, ganz hätten hingeben können. Er zeigte ihnen die Hände und seine Seite. Da sie aber nicht glaubten vor Freuden, und sich verwunderten, sprach er zu ihnen, um sie ganz von seinem blos menschlichen Wesen zu überzeugen: Habt ihr hier etwas zu essen? Und sie legten ihm vor ein Stück von gebratenem Fleisch und Honigseim. Und er nahm es, und aß vor ihnen. Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen.

So gelangten sie durch Schauen endlich zum Glauben.

Wir aber gehören zu denen, an die einst Petrus schrieb von Christo: Welchen ihr nicht gesehen und doch lieb habt, und nun an ihn glaubet, wiewohl ihr ihn nicht sehet, so werdet ihr euch dermaleinst freuen, mit unaussprechlicher herrlicher Freude, und das Ende eures Glaubens davon bringen, nämlich der Seelen Seligkeit. (1 Petr. 1, 8. 9.)

Auch ich werde durch Glauben zum Schauen und zum

Genuß der namenlosen Seligkeit gelangen, die denen bereitet ist, welche sich als wahre Jünger des Herrn in ihm vollenden. Niemals hat einer der ersten Schüler Christi einen Augenblick gezweifelt, daß er nicht ein Prophet sei, ein Gotteslehrer, mächtig an Thaten und Worten vor Gott und dem Volke. Nur am Wiederaufwachen seines entseelten Leichnams zum irdischen Leben zweifelten Alle.

Auch ich zweifle nicht, daß Jesus nicht der mir von Gott gesandte Erlöser und Retter meiner Seele sei. Ich sehe das Reich Gottes, das sie nicht sahen, weit um mich her verbreitet in glänzendem Triumph. Sie mußten bei verschlossenen Thüren wohnen, aus Furcht vor den Juden. Ich darf meinen Heiland öffentlich bekennen ohne Zittern. Seiner Lehre stehen, wie Ehrensäulen, Millionen Tempel unter allen Völkern prachtvoll errichtet. Seinen Sieg über den Buchstaben des Gesetzes, über den Wahn des Aberglaubens, verkünden weit umher auf dem Erdreiche die feierlichen Klänge der Glocken, die zu seiner Verehrung rufen. Durch ihn ist der Arme beglückt, der Niedrige erhaben, der Reiche demuthvoll, der Krieger menschlich, und die Gewaltigen beugen das Knie und beten weinend im Staube zum ewigen Vater auf im Namen des ewigen Sohnes. Das sahen die Jünger Jesu nicht! Sie sahen nur mit Furcht den drohenden Zorn der Juden, vor welchen sie sich verbargen; den Trotz eines Herodes; die Gewalt eines römischen Machthabers, in dessen Hand und Laune das Schicksal des Schuldlosesten hingegeben lag; den Stolz des majestätischen Hohenpriesterthums, dessen Ansehen ewig und unvernichtbar zu sein schien. Ich aber sehe die Juden wie Spreu vom Winde zerstreut in alle Welt, verachtet unter allen Nationen. Wo stand der Thron eines Herodes? Was ist von Rom und seinen schrecklichen Machthabern geblieben? Siehe, Staub ist Alles geworden; aber das göttliche Reich Jesu Christi breitet sich von Jahrtausenden in Jahrtausende immer siegreicher aus. Es ist kein Hoherpriester mehr, nur noch Jesus ist es, der Einzige. Er ist der König der beseligten Geister, ihr Gesetzgeber, ihr Führer zu Gott. Das sahen die Jünger Jesu nicht; ich aber bin der Augenzeuge von Erfüllung aller Verheissungen, die er der Welt gegeben.

Wie sollte mein Glaube an ihn wanken können? Ist er mir nicht allenthalben nahe? Sehe ich nicht die Wirkung seines göttlichen Thuns und Lebens überall, und fühle ich nicht die Macht seiner Wahrheiten im Tiefsten meines Innern? Sollte ich die Zeitgenossen Jesu beneiden, die ihn irdisch sahen, und die Wundenmaale seiner Hände und Seiten? Bin ich nicht zu beneiden, der ich seine Verherrlichung auf dem ganzen Erdkreise, und die Herrschaft seines Geistes über die zahllosen Kinder des Staubes erblicke?

Gelobt und gebenedeit sei der Name meines Gottes, der mich diesen Sieg Jesu sehen ließ, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

380.

Die Erscheinungen Jesu nach der Auferstehung.

Zweiter Theil.

Joh. 20, 24 — 29.

Wenn alle Freuden kranken:
Die Hoffnung blüht gesund.
Mein Glaube kann nicht wanken,
Er ruht auf Felsengrund.
Mein Glaube stammt vom ew'gen Gott,
Stark gegen Noth und Tod und Spott.

Kannst du den Welthau brechen,
Zerstäuben Welt und Meer?
Zum Nichts allmächtig sprechen:
Gib neue Welten her?
Du kannst es nicht, und darum bricht
Dein Zweifel meinen Glauben nicht.

Was Jesus mir gegeben,
Ist Licht aus Gottes Reich;
Mein Glaube ist mein Leben,
Und macht mich Engeln gleich.
Durch ihn bin ich im Staub verklärt,
Der Gnade meines Gottes werth.

Denke dir, der Geliebteste von denen sei gestorben, mit welchen dich Gott durch die heiligen Bande des Blutes verbunden hat, oder der Edelste unter allen deinen Freunden, welchen zu retten du gern dein eigenes Leben weggegeben hättest, schlummere den kalten schweren Todesschlaf im Sarge; — und du fühltest dich einsam in der Welt von nun an; und dein Herz, auf immer hienieden von ihm losgerissen, verblutete im langsamen Schmerze; — und welchen Trost man dir auch reichen, welche Zerstreuungen man dir auch verschaffen wollte, nichts könnte dich trösten, nichts zerstreuen. Denke dir dann, es käme ein Freund, und sagte mit Beben und Entzücken: Weine nicht, was du auf ewig verloren zu haben fürchtest, es ist noch nicht verloren; weine nicht, dein Liebling athmet, lebt noch, wandelt umher! — welche wunderbare Gluth würde plötzlich dein ganzes Wesen durchdringen, indem der längst verglimmte Hoffnungsfunke in dir zur hellen Flamme auflohderte! Und wie würde es dich wieder mit Todesfrost erstarren, wenn du daran dächtest, daß du den Geliebten sterben, sein Auge brechen sahst, seinen letzten Seufzer hörtest; wenn du daran dächtest, daß seine Rückkehr in das heitere Leben zu dir unmöglich, und die Ordnung der Natur unveränderlich sei! Wahrlich, du würdest deinen ersten Schmerz noch erträglicher finden, als das Halten an einer fruchtlosen Hoffnung. Die Furcht vor der Täuschung würde dich ungläubig machen, bis die Wirklichkeit vom Erwachen deines Lieblings dir alles Läugnen untersagte.

Dies waren wohl die ersten Gefühle der Jünger Jesu bei der ihnen gebrachten Nachricht vom Auferstandenen. Sie glaubten nicht daran, und blieben ihrer ersten Traurigkeit treu, da Maria Magdalena mit den Weibern die erste Botschaft brachte. Sie glaubten nicht, als ihnen Petrus und Johannes vom leer gefundenen Grabe des Herrn erzählten. Sie glaubten nicht, als die beiden Jünger von Emmaus noch in dunkler Nacht zu ihnen nach Jerusalem kamen, und ihnen das Unwahrscheinlichste von der Welt für wahr und wirklich erklärten, und es durch Schilderung der kleinsten Nebenumstände glaubwürdiger zu machen suchten. Als aber plötzlich der, den sie für den ewigen Raub des Grabes hielten, der, um welchen sie weinten, in ihrer Mitte stand, ihnen Trost sprach; als er den letzten ihrer möglichen Zweifel zerstreute, selbst daß er keine überirdische Erscheinung, sondern wirklich noch der gekreuzigte und begrabene Jesus, ihr Freund und Vater, ihr Meister und Herr, sei; als er mit ihnen aß und trank: da löste sich ihr hoffnungsloser Schmerz in

das glaubenvollste Entzücken auf. Sie hatten ihren Heiland wieder.

Nur einer aus der heiligen Zahl fehlte im Kreise der Versammelten an jenem merkwürdigen Abend. Thomas war nicht zugegen, als Jesus kam. Aber was er schon vernommen und nicht geglaubt hatte, das betheuerten ihm nun Alle mit freudeglänzenden Augen. „Er lebt!“ sprachen sie zu ihm: „Wir haben den Herrn gesehen!“ Und was er gethan, was er gesprochen, wie er gewesen, Alles ward ihm erzählt und wiederum erzählt. Er aber sprach zu ihnen: Ihr täuschet euch und mich, oder werdet von einer Person, die ihm ähnlich scheint, getäuscht. Es sei denn, daß ich in seinen Händen sehe die Nägelmale, und lege meine Hand in seine vom Speer durchbohrte Seite, will ich es nicht glauben!

Diese beharrliche Ungläubigkeit des Jüngers gegen die Aussagen aller seiner Freunde, deren Redlichkeit und Wahrheitsliebe ihm kein Geheimniß war, und die Alle Jesum aufs Genaueste gekannt hatten, so daß sie nicht durch irgend ein Blendwerk getäuscht werden konnten, mußte ihnen auffallend und vielleicht kränkend sein. Auch die vorsichtige Wahrheitsliebe hat ihre Grenzen, um nicht in grundlose, eigensinnige Zweifelsucht zu entarten, die eben so nachtheilig und fehlerhaft ist, als Leichtgläubigkeit es von der andern Seite sein mag. Es kann nicht anders sein, als daß wir auch den Worten rechtschaffener und sachkundiger Personen in vielen Dingen, die wir nicht selbst erfahren und gesehen haben, Glauben beimessen müssen, wenn wir nicht über das Alltäglichste im Leben in Ungewißheit versinken wollen.

Es ist allerdings richtig, wenn man sagt, auf dem Weg des Zweifelns gelangt man am sichersten zur Wahrheit. Aber es ist eben so gewiß, daß der Weg des verständigen Glaubens der erste Weg zur Wahrheit sei. Der erste Weg! Er ist der Weg der gesammten Menschheit. Kinder gelangen nur durch stillen Glauben an das Wort ihrer Aeltern und Erzieher zur Einsicht und Erkenntniß. Kinder können noch nicht selbst forschen und prüfen. Sie müssen sich darauf verlassen, daß erwachsene, erfahrene, redliche Personen das Wahre kennen. Wir waren allesammt Kinder. Den größten Theil dessen, was wir von der Welt wissen, die uns umgibt, und von der Vorwelt, die nicht mehr ist, haben wir auf Glauben angenommen. Ja, als wir aufhörten, Kinder zu sein, und nun selbst das Wahre und Falsche, das Gründliche und Ungründliche zu unterscheiden wußten, hörten wir keinen Augenblick auf, Vieles und weit mehr auf das Wort anderer Leute hin für wahr anzunehmen, als wir selbst zu untersuchen Gelegenheit und Zeit hatten. Denn wenn wir nichts für wirklich und wahrhaft halten wollten, als was wir mit eigenen Augen und Ohren vernommen, so würden wir auf den Gebrauch unserer meisten Einsichten Verzicht thun müssen. Wir würden in eine kindische Unwissenheit zurücktreten müssen, da wir die Erfahrungen der Menschen, die seit Jahrtausenden vor uns da waren, nicht gleichsam zu unsern Erfahrungen machen wollen.

Wie gelehrt und einsichtvoll auch ein Sterblicher sei: er hat weder Kenntniß genug, noch Länge des Lebens genug, Alles selber nach seinem wahren Werth zu würdigen. Er muß sich auf Kenntniß und Einsicht Anderer bei vielen Dingen, die sie besser zu durchforschen Gelegenheit, Beruf und Anlagen hatten, gänzlich verlassen, so wie er seinerseits von Andern mit Recht fordern darf, daß sie sich auf das verlassen, was er über Gegenstände aussagt, die er besser kennt, als sie. So gelangen wir, als Kinder und als Erwachsene, durch gegenseitiges Belehren, auf dem Wege des Glaubens zu einem Reichthum von Wahrheitserkenntnissen. Darum ist Glaube der allererste Weg zur Wahrheit.

Jedoch, wie überall, soll man auch auf diesem Wege mit Vorsicht wandeln. Vorsichtig im Glauben sein, bewahrt vor den Verirrungen der Leichtgläubigkeit. Man soll Nichts leicht glauben. Damit ist nicht gesagt, daß wir Dinge, die wir vernehmen, so lange als unglaubwürdig verwerfen, bis wir sie in allen ihren Verhältnissen ergründet haben — wer könnte das immer! — sondern wir sollen darauf zuerst achten, ob der, welcher uns etwas als Wahrheit gibt, Glauben verdient; ob er die Person ist, welche allerdings das gründlich kennt, was er meldet, oder ob es ihm auch Ernst mit der Wahrheit selbst sei; ob ihn nicht Nebenabsichten und Leidenschaften zu einer Täuschung reizen. Wir sind von den Gefahren der Leichtgläubigkeit sowohl in religiösen als weltlichen Sachen schon sehr geborgen, wenn wir auf die Quelle mit prüfendem Blick achten, aus welcher uns eine Nachricht oder neue Kenntniß fließt. Dürfen wir keinen Zweifel gegen die Reinheit und Güte der Quellen hegen, so sind wir befugt, was wir von daher empfangen, auf Treu und Glauben anzunehmen, zumal wenn es nichts ist, was der Möglichkeit und den Gesetzen der Vernunft geradezu widerstreitet. Wir sind befugt, es als wahr zu glauben, auch wenn es nicht mit unsern bisherigen Erfahrungen übereinstimmt. Denn Vieles ist möglich, wovon der enge Kreis unserer Erfahrungen keine Beispiele aufweiset.

Wenn Thomas nicht den ersten Berichten von der Auferstehung seines göttlichen Freundes glaubte, war es weise Vorsicht. Aber als ihm alle seine Freunde, diese frommen, tugendhaften, vorher selbst ungläubigen Männer, die Wahrheit von der Wiedererscheinung Jesu im Leben betheuerten, und er dennoch ihre gewissenhaften Zeugnisse hartnäckig verwarf, ging er in der That zu weit. Wäre ihm Jesus nachher nicht selber erschienen, würde er an den Wiederauferstandenen also nicht geglaubt, und das reine Herz oder den gesunden Verstand aller übrigen Jesusschüler verdächtig erklärt haben. Er beharrte darauf, er wollte den für auferstanden Ausgegebenen selber sehen, selber betasten, ehe er glaubte.

So gewiß Glaube der erste Weg zur Wahrheit ist, so ist Zweifeln der sicherste Weg zur Erkenntniß des Wahren. Durch den vorsichtigsten Glauben kann uns neben der Wahrheit auch mancher Irrthum zugeführt werden. Denn wenn auch wirklich Alles, was uns einsichtvolle und grundrechtliche Leute versicherten, strenge Wahrheit gewesen, können wir sie doch mißverstanden und mit ihren Worten ganz andere Vorstellungen verbunden haben. So kann aus dem Glauben der Zweifel entspringen, und aus dem Zweifeln wieder das festere Glauben. Dies ist die gewöhnliche Geistesgeschichte fast jedes denkenden Menschen. Oder wer ist, der nicht früher oder später, wenn er aus der Kindeszeit, die Alles treuherzig annimmt, ins reifere Alter trat, Vieles von dem, was er für Wahrheit gehalten, als Irrthum erkannte, und nun dadurch zum Zweifel über Dinge gereizt ward, die ihm noch nicht entschiedener Irrthum waren?

Zweifeln ist eine vorsichtige Wahrheitsliebe, ist ein weises Mißtrauen gegen das, was noch unentschieden ist.

Das Zweifeln ist löblich. Es ist ein Vorschritt zur Vollkommenheit der Erkenntniß, ein Wachsthum des Geistes, wobei das Unhaltbare abfällt, und nur das Wesentliche bleibt. Aber wie der Weg des bedächtigen Glaubens, hat auch der Weg des weisen Zweifelns gefahrbringende Abwege. Das Beste hat Grenzen, wo es, indem es dieselben überschreitet, Böses wird.

Was mir durch Tugend und Einsicht gleich glaubwürdige Personen sagen, insofern es weder den Gesetzen der Vernunft noch des Gewissens widerstrebt: das ist glaubhaft. Was sich sowohl durch die Quellen verdächtig macht, aus denen es herfließt, als durch Widerspruch in sich selbst, oder durch Widerspruch mit bisher erkannten Gewißheiten: das ist zweifelhaft. Um mir selber Ruhe zu geben, und nicht in Zerstörung meiner ganzen innern Welt zu gerathen, soll und muß ich nothwendig eben so wenig das Zweifelhafte glauben, als das Glaubhafte ohne höhern Grund bezweifeln.

Das aber ist ein herrschendes Erbübel der Menschen: sie können nicht leicht Maß halten, weder im Bösen noch im Guten; und daher alles Unglück unsers Geschlechts. Eine Nebensache, die ihnen Mißtrauen erweckt, scheint ihnen ein Recht zu ertheilen, die ganze Hauptsache zu bezweifeln, und als unstatthaft zu verwerfen. Haben sie keinen Grund zum Zweifel: so erfinden sie ihn. Sie wollen tiefer dringen, und auch den Grund ihres Zweifels bezweifeln, und verlieren sich in ein Gewirre von Spitzfindigkeiten, welches sie weder zerreissen noch ertragen können. Zuletzt stehen sie ermüdet und stumpf da, und finden keine Beruhigung; und ihr Zweifeln wird ein Verzweifeln an allem Heiligen, Guten, Gerechten und Wahren, was die Welt hat.

Dies ist die Zweifelsucht, ein Fehler des Verstandes, eine Seelenkrankheit, weit schmerzlicher als die Leichtgläubigkeit. Der Zustand des Allesbezweifelns ist endlich so unerträglich, daß der, welcher sich demselben unvorsichtig hingegeben hat, zuletzt die wüthendsten Mittel ergreift, sich demselben wieder zu entringen. Mancher verkürzte sich darum schon, einem Wahnsinnigen gleich, mit selbstmörderischer Hand das Leben. Noch häufiger sehen wir, daß Personen, nachdem sie Jahre lang die starken Geister spielten, Nichts für wahr hielten, Alles bezweifelten, ohnmächtig in den alten täuschungsreichen, nichtsprüfenden Kinderglauben zurücksanken, um da wieder Erquickung zu suchen. So werden viele Religionsspötter, viele Bezweifler der heiligsten und beseligendsten Glaubenswahrheiten hintennach wieder bigotte Frömmler; und viele Weiber von sogenanntem Welton, die nichts glauben, und Alles, was die Kirche lehrt, für Mährchen der Unwissenheit und Träumerei der Schwärmer halten, werden im reifern Alter abergläubige Betschwestern.

Das Uebel der Zweifelsucht entspringt zuweilen aus redlicher Absicht, die Wahrheit zu ergründen. Allein es wird gefehlt, wenn man ohne die erforderlichen Vorkenntnisse und Mittel ans Prüfen geht, und Mißtrauen in Aussagen von Personen setzt, welche bessere Vorkenntnisse und Mittel besaßen. Dann macht man das Kleine zum Maßstab des Großen; will mit der Einbildungskraft das Unendliche und Ewige umspannen; vermißt sich über die Grenzen der Vernunft; erklärt aus dem Grobsinnlichen das Uebersinnliche. Man will mit dem Fernrohr die Abgründe des Meers erkennen, und mit dem Senkblei die Tiefen der Himmel erforschen.

Solches ist der gemeine Fall bei Leuten, denen sehr daran liegt, zur Zahl der sogenannten Aufgeklärten zu gehören. Sie haben nur oberflächliche Kenntnisse von der Natur, wie vom Gebrauche der Geistesvermögen; aber Eigendünkel genug, sich zuzutrauen, die verwickeltsten und schwierigsten Aufgaben zu lösen. Sie verwerfen vorläufig Alles, was sie von religiösen Dingen erlernt haben, erfinden sich hintennach Gründe dazu, ihre Thorheit zu rechtfertigen; fühlen dann wieder das Bedürfniß einer Religion; wissen nicht, wie viel sie für wahr annehmen dürfen, und drehen sich in einem widerlichen Kreise von Irrthümern. Ohne Kenntniß der Sprachen und Entstehungszeiten der heiligen Schriften, wollen sie dieselben auslegen. So verwirren sie sich von Mißverständnissen zu Mißverständnissen. Die Einen werden Spötter des christlichen Glaubens, die Andern Schwärmer, Geisterseher und Weissager. Die Frömmsten und Weisesten auf Erden waren aber weder das Eine noch das Andere.

Nicht selten ist Zweifelsucht eben so sehr eine Folge wirklicher Verstandesschwäche, als Vermessenheit eines starken Verstandes. Wer das Bewußtsein des Scharfsinnes und seiner Urtheilskraft hat, wird durch solches Bewußtsein gar leicht zu stolzen Anmaßungen verleitet, Alles zu verwerfen, was ihm nicht sogleich als wahr einleuchtet. Statt die Ursachen der Dunkelheit in einer irrigen Nebenvorstellung aufzusuchen, die er von diesem oder jenem Gegenstande der Religion hatte, wirft er die Schuld auf die von ihm mißverstandenen Lehren. Er nimmt nichts als ausgemachte Wahrheit an; gewöhnt sich, in Allem eben so viel Gründe wider als für aufzubringen, und steht dann, wenn das Gewicht auf beiden Seiten gleich zu sein scheint, unentschlossen zwischen beiden. Das ist die verwegene irrige Einbildung der thörichten Weisheit, wenn sie, die an Allem zweifelt, doch glaubt: es seien keine Gründe für und wider mehr vorhanden, wenn sie keine mehr zu erfinden weiß.

Die unselige Gewöhnung, zu Allem eben so viel Gründe für als wider, und umgekehrt eben so viel wider als für, aufzutreiben, ist der Tod aller richtigen Erkenntniß, aller Wahrheit, aller Gemüthsruhe. Im gemeinen Leben, wie im innern religiösen Sinn, entspringt daraus Wankelmuth und Unentschlossenheit. Ein Zweifler ist unbeständig in allen seinen Wegen. (Jak. 1, 8.) Es ist schwer, solche falsche Richtung der Geistesthätigkeit wieder auszurotten, und man hat längere Zeit und größere Beharrlichkeit vonnöthen, diese Gewohnheit abzulegen, als anzunehmen. Alles entartet zuletzt zur Ungewißheit, zur Geistesverarmung.

Es gibt kein besseres Mittel, sich von dieser Seelenkrankheit zu heilen, als wieder da anzufangen, von wo man ausgegangen ist. Man lerne wieder etwas auf Treu und Glauben und Aussage weiser und gewissenhafter Personen für wahr halten. Man überzeuge sich von der Gewißheit, daß andere Menschen in manchen, ja in sehr vielen Dingen bessere Einsichten haben können, als wir in unsern Verhältnissen zu erwerben fähig sind. Und wenn sich auch gewisse widrige, Alles in Zweifel setzende Vorstellungen uns immer wieder aufdringen, weil sie durch anhaltenden Gebrauch zur Gewohnheit geworden sind: man dränge sie eben so standhaft mit dem Gedanken zurück, daß eine Vorstellung darum noch nicht wahr und richtig sei, weil sie in uns gleichsam fest geworden ist, und bei jeder Gelegenheit wiederkommt. Viel-

mehr ist sie, weil sie die allzuvorherrschende sein will, die wirkliche Feindin der wahren Erkenntniß, indem sie uns verwirrt, widerspruchvoll, und im Urtheil einseitig macht. Nur das ist wahr für uns, was im Einklang mit allen übrigen Begriffen steht, die wir haben; das ist glaubhaft, wodurch unser Inneres mit dem ganzen äussern All harmonisch wird. Widerspruch und Zweifel sind keine Wahrheit; ihre Aeusserungen sind keine Ueberzeugungen. Der Zweifler hat weniger, als das Kind in seinem stillen Glauben. Er muß wieder glauben lernen, wie ein Kind, und aus dem Nichts, wohin sein Zweifeln führt, die Mangelhaftigkeit seiner Gemüthskräfte und die Falschheit seiner Ansichten erkennen.

Auch Thomas der Jünger zweifelte. Aber wahrlich er war nur Zweifler aus Freude, Zweifler aus Furcht vor den neuen Schmerzen einer möglichen Trennung. Man nennt ihn unter uns sprichwörtlich den Ungläubigen; doch mit Unrecht, er war nur ein Schwergläubiger. Er war, so weit er auch sein Nichtglauben des Auferstandenen trieb, sehr zu entschuldigen. Da stand er mit verwundetem Herzen, abgerissen von seinem Heiland, den er über alles liebte, und wie eine Waise ohne den Vater. Und so hörte er das Unerhörteste. Da stand er, noch in schmerzhafter Wahrnehmung seiner schönen, nun vernichteten Selbsttäuschung von einem durch den Messias zu errichtenden Himmelreich auf Erden; er sah ein, sein Jesus war nicht derjenige Messias gewesen, den er erwartet hatte; er war Zeuge gewesen, wie der, welcher von Gott gekommen, und welchem Himmel und Erde gehorchen sollte, von einem verächtlichen Haufen gemeiner Kriegsknechte, Verbrechern gleich, zu Gericht und Tod geschleppt worden; und nun, nachdem er durch eine unwiderstehliche, allgemein bestätigte offene Thatsache die Ueberzeugung empfangen, Jesus sei nicht der Messias, welcher Israels irdischer König und der Sohn und Stellvertreter Jehova's auf Erden werden sollte, — nun sagte man ihm: dieser Jesus habe die Banden des Todes gebrochen, sein Grab siegreich verlassen, und sich mehrmals seinen Jüngern schon, als wirklich lebend, gezeigt! — War Jesus der Messias und Weltkönig: warum ließ er sich gefangen nehmen, mißhandeln, kreuzigen? War er nicht Messias, wie konnte er den Tod überwinden?

Acht Tage lang wankte er umher in diesen Zweifeln. Es ward in ihm Gewißheit, seine übrigen Freunde wären im Irrthum. Da stand unerwartet Jesus wieder im Kreise seiner Schüler. Thomas sah ihn. Er sah ihn, und traute seinen eigenen Augen nicht. Als Christus Jesus aber sich nun zu ihm mit jener Holdseligkeit herwandte, die nur Jesus hatte, und ihm mit der rührenden Liebe, die in Jesu Stimme nur allein so erschütternd zu den Herzen klang, sagte: „Reiche deine Finger her, und siehe meine Hände; und reiche deine Hand her, und lege sie in meine Seite: und sei nicht mehr ungläubig!“ da verwandelte sich in Thomas Alles, und alle Zweifel stürzten vernichtet zusammen, und die ganze Welt, und das ganze Leben ward ihm ein anderes. Erstaunt, entzückt und anbetend stammelte er: Mein Herr und mein Gott!

Und fest und ewig unzerstörbar stand von nun an sein Glaube aufgerichtet. Thomas war unter den Jüngern, die nachmals wieder an dem Meer bei Tiberias den Herrn sahen, als er, anfangs von ihnen in der Morgendämmerung nicht erkannt, fragte: Kinder, habt ihr nichts zu essen? Johannes zwar erkannte den göttlichen Freund früher, als alle andern ihn erkannten; Thomas aber hatte seinen Zweifel verloren, und lag mit Andacht zu Jesu Füßen.

Selig sind, die nicht sehen, und doch glauben! sprachst Du, mein Heiland, zu dem überzeugten Thomas. Selig sind, die nicht sehen, und doch glauben! sprachst Du zu Deinen Jüngern allen in nachfolgenden Jahrtausenden. O mein Heiland, Du sprachst diesen Segen auch über meine Seele!

Es gibt eine Zeit, da mein Glaube wankend ward, weil ich Dich nicht gesehen und erkannt hatte. Wie Thomas, hätte ich meine Finger in Deine Nägelmaale, meine Hand in Deine heilige Seite legen mögen! — Es gab eine Zeit, da mich Zweifel elend machten, und ich nichts mehr hatte, woran ich mich tröstend aufrichten konnte. Da aber ward mir Dein heiliger Geist, und mein Herz entbrannte. Da sah ich, wie vor der aufsteigenden Sonne die Nebel, vor Deinen Offenbarungen den Irrthum weichen. Da ward mir das Weltall hell und licht, meine Bestimmung und mein Ziel im Ewigen klar; ich fühlte mich durch Dich, wie ein verlornes und wiedergefundenes Kind, in die Arme meines himmlischen Vaters gelegt; da habe auch ich, wie Thomas, mit heiliger Bestürzung und Entzücken gerufen: Mein Herr und mein Gott!

381.

Des Herrn Himmelfahrt.

Ap. Gesch. 1, 1 — 11.

Jauchzt Gott mit großem Schalle,
Der Weltkreis wiederhalle:
Der Weltversöhner hat's vollbracht!
Im Staub anbetend sehen
Wir ihm nach zu den Höhen,
Wohin ihn ruft des Vaters Macht.

Nun herrsche, Ueberwinder,
Es werden deine Kinder,
Wie aus der Morgenröthe Thau.
Das Reich, das Du verkündet,
Dein Zion, steht gegründet,
Und ew'ger, als der Erde Bau.

Nicht länger als vierzig Tage wandelte Jesus, seitdem er das Grab verlassen, auf Erden. Dann ward er dem Anblick der Welt und seinen Freunden hienieden auf immer entzogen, und nicht mehr unter den Sterblichen gesehen.

Als er sich das erstemal zur Trennung von den Geliebten und seinem Tode bereitete, geschah es auf eine ganz von derjenigen verschiedene Weise, die er das letztemal beobachtete. Diese Verschiedenheit ist mir ungemein merkwürdig.

Kurz vor der ersten Trennung, da die Stunden seines Lebens und Sterbens nahe waren, behandelte er seine nach ihm zurückbleibenden Geliebten, wie ein Vater seine Kinder, die dessen Sterbebette umringen und nicht ahnen, daß sie ihn verlieren sollen. Er schien mehr um ihre künftigen irdischen Verhältnisse bekümmert, und daß sein Andenken bei ihnen nicht erlösche. Er gab ihnen das feierliche Gebot, sich seiner, wenn er nun nicht mehr bei ihnen sein würde, täglich zu erinnern. Er machte das

Abendmahl zu seinem Gedächtnißmahl. Er gab ihnen das feierliche Gebot, sich treu und fest zu lieben. Diese standhafte Liebe zu einander, sagte er, solle das unzweifelhafte Merkmal werden, daß sie seine Jünger wären. Kein Vorzug, kein Ehrgeiz solle sie trennen. Einer müsse des Andern Diener sein. Er wusch ihnen die Füße, um ihnen zu zeigen, daß er selbst, obgleich er ihr Herr und Meister wäre, sie wie Seinesgleichen liebe. So sollten sie sein. Einigkeit und Freundschaft unter sich, und treue Liebe Aller zu ihm, das war die letzte allgemeine Anordnung, die er gab. Dann ging er den Gang zum Tode. Am Kreuze äusserte er endlich noch den letzten Willen in Betreff seiner hilflosen Mutter. Er befahl dem sanften Johannes, sie hinfort wie seine eigene Mutter zu behandeln. Auch wird gesagt, daß der Jünger das Wort Jesu mit Gehorsam und freudig erfüllt, die Mutter des Herrn zu sich genommen und mit sich nach der Stadt Ephesus geführt habe, wo sie in einem hohen Alter gestorben sein solle.

Wie Christus vor seinem Tode gewissermassen nur irdische, auf die Lebensweise seiner Jünger Bezug habende Einrichtungen traf: so beschäftigte er sich nach seiner Auferstehung nur mit den Anordnungen himmlischer Dinge. Er bereitete seine Schüler auf das große Lebensgeschäft vor, dem er sie geweiht hatte, das Gottesreich durch die Predigt des Evangeliums zu verbreiten. Eine besondere Hoffnung schien er auf die Thätigkeit und auf den lebhaften und unternehmenden Geist seines Jüngers Petrus zu setzen; oder er wollte dessen Gemüth, das so leicht von äussern Umständen geleitet ward, durch feierlichere Zusagen binden. Denn er behandelte ihn mit einer auffallenden Auszeichnung, als er am Meere Tiberias zu sieben seiner Schüler kam und mit ihnen speisete.

„Simon Jona, hast du mich lieb, fragte er ihn. Petrus erwiederte: Ja, Herr, Du weißt, daß ich dich lieb habe. Darauf versetzte Jesus: „Wohlan, so weide meine Lämmer.“ Dreimal richtete der Messias die gleiche Frage, ernst und fast zweifelnd, an ihn. Petrus ward zuletzt traurig. „Herr, Du weißt alle Dinge, Du weißt, daß ich Dich lieb habe!“ rief Petrus. „So weide meine Schafe!“ sagte Christus. „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: da du jünger warst, gürtetest du dich selbst, und wandeltest wohin du wolltest. Wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein Anderer wird dich gürten und führen, wohin du willst.“ In der Lebensbeschreibung Jesu fügt der Jünger Johannes zur Erklärung dieser dunkeln Worte hinzu: das sagte er aber, zu deuten, mit welchem Tode Petrus Gott preisen würde. (Joh. 21, 19.) Inzwischen ist die Todesart des Apostels in spätern Zeiten ungewiß geblieben. Nur Sagen sind davon aufbehalten, wie er zu Rom gekreuzigt worden sei.

Nachdem Jesus jene Worte zu ihm gesprochen, befahl er demselben, ihm nachzufolgen. Petrus gehorchte, wandte sich aber und sah auf Johannes, den sanften Freund Jesu, der ebenfalls folgen wollte. Herr, was soll aber dieser? fragte Petrus. Christus entgegnete: „So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht das dich an? Folge du mir nach.“

Es scheint, die ersten Bekenner Jesu haben nachmals, vielleicht nach Petri Tode, diese Worte in einem geheimnißvollern Sinn genommen und auf die Todesart beider Jünger bezogen. Es scheint, sie haben geglaubet, gleichwie Petrus seinem göttlichen Vorgänger im Kreuzestod gefolgt sei (eine bei den Römern gewöhnliche Hinrichtungsart), so werde Johannes hingegen nicht sterben, bis Jesus Messias käme, das irdische Reich seiner Herrlichkeit aufzurichten; eine Meinung, deren Irrigkeit aber Johannes selbst verwarf. (Joh. 21, 23.)

Man bemerkt inzwischen nirgends, daß der Heiland einem oder dem andern seiner Jünger einen wirklichen Vorzug vor den übrigen ertheilt habe, wenn er gleich einzelne, die sich immer besonders theilnehmend an ihn schlossen, durch seine Aufmerksamkeit auszuzeichnen und aufzumuntern rathsam fand. Vielmehr gab er Allen gleiches Amt, gleiches Recht, gleiche Kraft. Gehet hin, sprach er zu sämmtlichen ohne Unterschied: gehet hin und lehret alle Völker! Diese Weisung hatte er ihnen vor seiner Auferstehung nie gegeben, sondern sie bloß auf Verkündigung des Evangeliums unter den Juden beschränkt. Auch noch kurz vor seiner letzten Trennung wiederholte er ihnen dasselbe, indem er sagte: „Ihr werdet nun meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde.“ Von den Juden aus, welche schon den Glauben an den einzigen, lebendigen Gott hatten, sollte das Evangelium über die ganze Welt verbreitet werden, auch unter den Heiden.

Lehret, sprach er, alle Völker und taufet sie, oder weihet sie ein zum unsichtbaren Gottesreiche, im Namen Gottes, des Vaters aller erschaffenen Wesen, und des Sohnes, der die Offenbarungen gegeben von Gott, und des heiligen Geistes, der euch und die Getauften durchdringen muß mit seiner von Sünden reinigenden Kraft! — Johannes der Täufer, sagte Christus kurz vor seiner Himmelfahrt, hat mit Wasser getauft. Sein Wirkungskreis war gering und beschränkt und vorübergehend. Er weihte zum äusserlichen Gottesreiche sinnbildlich ein mit dem Wasser, das die Kraft zur äusserlichen Reinigung und Verschönerung hat. Ihr aber sollet mit dem heiligen Geiste getauft werden. Euch wird Gottes Geist frei machen von aller Neigung zu dem, was irdisch ist, wird euern Sinn verklären, veredeln und ermuthigen. Und vermittelst dieser Kraft des heiligen Geistes, des rein göttlichen Sinnes, welcher über Welt und Schicksal erhöhet, werdet ihr unter allen Völkern die siegreichen Boten der Offenbarung und Lehre werden, die ich euch zur Erlösung der Menschheit von Irrthum und Sünde gegeben habe.

Und lehret sie halten Alles, fuhr er fort, was ich euch befohlen habe. Denn wie ich euch das höchste Ziel der Menschheit in der ewigen Vereinigung mit Gott offenbarte: so zeigte ich euch auch den Weg zum Ziel in Heiligung des Willens, in tugendvollem Wandel. So gehet hin! und siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende. So, in meinem Geiste lebend und wirkend, seid ihr ewig die Meinigen, bin ich ewig mit euch. Gehet hin! Wer da glaubet und getauft wird, das heißt, wer Bürger des unsichtbaren Gottesreichs wird, festhaltend an meinen Offenbarungen und heiligen Geboten, der wird selig werden. Wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden; der bereitet sich selber das schreckliche Loos derer, die sich von Gott und den seligen Bestimmungen ihres Geistes entfernen: der ist mein Bekenner, mein Nachfolger nicht. Ihm bleibt keine Hoffnung auf höhere Selig-

keit und Vollkommenheit jenseits des Grabes, sondern seine Sünde ist ihm behalten und nicht vergeben.

In diesem Sinne hatte Christus auch schon vor seiner Auferstehung geredet, da er seine Jünger auf ihr einstiges Lehramt vorbereitete. Bisher war er es allein gewesen, welcher diejenigen ernannte, die seine Schüler und Nachfolger sein sollten, und die er als seine wahren Bekenner anerkannte. Kein anderer konnte dieses, als der Meister, als der Stifter und König des Gottesreiches auf Erden. Nun er aber seine vertrauten, geweihten Schüler aussandte, und sie seine Boten, seine Stellvertreter werden mußten, die in seinem Namen lehrten, predigten, tauften, mußten auch sie die Gewalt und das Recht haben, zu erklären, wer zu den Erben des Himmelreichs, das heißt, zu den wahren Bekennern Jesu, des Messias, gehöre im Glauben und heiliger That, wer nicht.

Einst, da Petrus zu ihm gesprochen: Du bist mehr, als das Volk sagt, mehr, als ein Prophet des Alterthums; Du bist Christus oder Messias, des lebendigen Gottes Sohn! antwortete ihm Jesus: Selig bist Du, denn ein Sterblicher hat dir das nicht offenbaret, sondern Gott, mein Vater im Himmel. Und so sage ich dir auch, daß meine Hoffnung auf dir ruht. Du bist ein Petrus, das heißt, ein fester Felsen, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine, und die Pforten der Hölle, das heißt, alle Macht des Bösen, alle Feindschaft der irdisch gesonnenen, wahrheithassenden Welt, soll diese Gemeine nicht überwältigen. Und ich will dir geben die Schlüssel des Himmelreichs, das heißt, Recht und Gewalt, in die Gemeine Gottes, in die Zahl meiner Anhänger, in das Gottesreich eintreten zu lassen, welchen du dazu für würdig hältst. Denn so du mich kennst, wirst du auch die kennen, die zu mir gehören wollen. Alles, was du auf Erden bindest, soll auch im Himmel gebunden sein; und Alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein. (Matth. 16, 19.) Dieses Recht ertheilte aber Jesus nicht nur dem Petrus, sondern mit denselben Worten auch allen seinen Jüngern. (Matth. 18, 18.)

Auch nach seiner Auferstehung wiederholte er ihnen die Ertheilung jenes Rechts feierlich, da er sie in Jerusalem bei verschlossenen Thüren beisammen fand. Er hauchte sie an, als wollte er ihnen seinen Geist einhauchen, diesen göttlich-reinen, nur im Himmlischen lebenden Sinn, und sprach: Nehmet hin den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünde erlasset, das heißt, bei welchen ihr Reue über das begangene fehlervolle Leben und Sehnsucht nach heiligern Dingen findet, daß ihr sie würdig haltet in mein Reich einzugehen: denen sind ihre Sünden erlassen, denen sei gestattet, aufgenommen zu werden in die heilige Gemeinschaft der Verehrer und Kinder Gottes, über welchen des Vaters Gnade waltet ewiglich. Und welchen ihr ihre Sünden behaltet, daß ihr sie derentwillen unwürdig findet, mir anzugehören: denen sind sie behalten. Sie bleiben ausgeschlossen von mir und euch. Freunde des Lasters und Irrthums können des Gottesreiches Bürger nimmermehr sein. (Joh. 20, 23.)

So wie er seinen Jüngern, als künftigen Boten des Evangeliums, das Recht und die Gewalt gab, die von ihnen Bekehrten in die Gemeinschaft der Geheiligten aufzunehmen, theilte er ihnen auch die Kraft mit, durch welche er während seines Lehramtes der Wohlthäter so vieler Unglücklichen geworden. Die Zeichen, sprach er, die da folgen werden denen, die da glauben, sind folgende: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, oder die im damaligen Sprachgebrauch Besessen-Geheißenen von ihrer schrecklichen Krankheit befreien; sie werden ihnen nicht schaden; auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen werden. Mit neuen Zungen werden sie reden. (Markus 16, 17 — 18.)

Es ist schwer, die Art und Eigenschaft jener Gaben zu erklären, oder uns deutlich zu machen, theils weil viele der damaligen Krankheiten sich gänzlich verloren oder bis zur Unkenntlichkeit verändert haben, theils weil die Redensarten aus jener Zeit, besonders wenn sie sich auf besondere Gegenstände beziehen, sehr dunkel geworden sind. Denn sowohl die Volkssprache selbst, in welcher eigentlich der Heiland lehrte, als auch die hebräische und griechische, in welcher ursprünglich die heiligen Schriften abgefaßt wurden, sind ausgegangen und werden von keinem Volke auf Erden mehr gesprochen. So können manche damalige Ausdrücke nur noch durch sich selbst und durch unsichere Vergleichungen erklärt werden, aber mit keiner entschiedenen Zuverlässigkeit.

Darum sind mancherlei Muthmaßungen über jene mitgetheilten Eigenschaften entstanden, zumal über die Gabe, mit neuen Zungen zu reden. Selbst Alles, was der Apostel Paulus ausführlich im ersten Brief an die Korinther (Kap. 14) von dieser Gabe redet, die unter den ersten Christen sehr gemein gewesen sein muß, gibt uns nur sehr verworrene Vorstellungen davon. Soviel scheint gewiß, daß diejenigen, welche mit Zungen redeten, nicht etwa verschiedene Sprachen redeten, durch welche sie sich mit Leuten aus andern Nationen verständlich machen konnten, sondern sie bedienten sich solcher Gabe nur im inbrünstigern Gebet zu Gott. Es scheint, daß sie in dieser entflammten Andacht und Entzückung nur undeutliche Töne und Worte ausstießen, die Niemand außer ihnen verstand. Der Inhalt dieses Seufzens zu Gott war eine Rede des Geistes, Geheimniß für fremde Ohren, der Sinn desselben nur dem Allwissenden offenbar; eine heiligende Geisteserhebung dessen, der da zu Gott redete in seinem Innern, aber keinem Andern weder erbaulich noch lehrreich. Darum verglich Paulus die, welche mit Zungen redeten, Werkzeugen der Tonkunst, den Pfeifen und Harfen, die nicht erklingen oder nur verworrene Töne geben. Also auch ihr, schrieb der Apostel, wenn ihr mit Zungen redet, so ihr nicht eine deutliche Rede gebet, wie kann man wissen, was geredet ist? Denn ihr werdet in den Wind reden. So ich nun nicht weiß der Stimme Deutung, werde ich fremd sein dem, der da redet, und der da redet, wird mir fremd sein. Paulus verwarf daher das Reden mit Zungen, in der versammelten Gemeinde, wenigstens sollten es nicht mehrere zugleich thun. Wenn die ganze Gemeinde zusammenkäme an einem Ort, und redeten alle mit Zungen, es kämen aber Laien oder Ungläubige dazu: würden sie nicht sagen, schrieb Paulus, ihr wäret unsinnig? Deswegen fand Paulus besser, daß man verständig Gottesweisheit lehre, oder, wie er sich ausdrückt, weissage. Denn, schrieb er, der da weissaget, ist größer, denn der mit Zungen redet, es sei denn, daß er seine undeutlichen Klänge auch auslege, daß die Gemeine dadurch gebessert werde. Wenn ich zu euch käme, und redete mit Zungen, was wäre ich euch nütze, so ich nicht mit euch redete durch Offenba-

rung, oder durch Erkenntniß, oder durch Weissagung, oder durch Lehre? Darum, wer mit der Zunge redet, der bete also, daß er es auch auslege.

Die Gabe, mit Zungen zu reden, hielt Paulus übrigens sehr hoch und vortheilhaft zur inbrünstigen Unterhaltung mit Gott. Ich danke meinem Gott, daß ich mehr mit Zungen rede, als ihr Alle! sagte er. Dennoch muß diese Gabe von einer Art gewesen sein, daß sie, auf die rechte Seite angewendet, großen Eindruck auf Andere machte, welche Hörer von den Aeusserungen dieses Entzückens waren. Dies erhellet daraus, daß am Pfingsttage, da die Apostel in Zungen redeten, Menschen von verschiedenen Nationen riefen: Wir hörten sie mit unsern Zungen die großen Thaten Gottes reden. (Ap. Gesch. 2, 12.) Andere hingegen, welche bei dieser allgemeinen Begeisterung todt blieben, hatten ihren Spott und sagten: sie sind voll süßen Weines.

Fast möchte ich glauben, daß die Gabe, mit Zungen zu reden, eine wunderbare Aeusserung höchsten Entzückens in der Anbetung Gottes gewesen; da sich eine schöne Verklärung über alle Züge des Antlitzes und über das ganze Wesen des Betenden ergoß. Und das Geheimniß seines Innern offenbarte sich in Blick, Miene und Geberde und den Tönen und Seufzern des Mundes, also, daß das Herz aller Zartfühlenden und Frommen davon ergriffen, überwältigt, und mit zur Verehrung und Anbetung des Allerhöchsten hingerissen war. Es war Befreiung und Entfesselung des zu Gott entzückten Geistes von den Banden der gemeinen Sprache der Menschen, welche durch ihre Wortfügungen den Flug der Gedanken lähmt. Und die Begeisterung des Einen ward dem Andern klar und rührend, und er ward von diesen Tönen bewegt, und zur Sehnsucht nach dem Ueberirdischen und Allerheiligsten entflammt, ohne die Klänge wie eine gemeine Lebenssprache zu verstehen. So liegt ja auch in den Tönen der Musik etwas Hohes, Begeisterndes, das zum Herzen redet, und doch keine menschliche Sprache ist, und nicht in gemeinen Worten übersetzt und ausgelegt werden kann. Wenn ich, gerührt durch die Größe und Majestät des Schöpfers, durch die Barmherzigkeit meines ewigen Vaters mich geistig erhebe, und in heiliger Begierde entflamme, ihn zu preisen; wenn der Blitzesschnelle meiner Gedanken die Worte zu lästig werden, dem Reichthum meiner Empfindungen die Menschensprache zu arm wird, und meine Brust, meine Zunge, mein ganzes Irdisches nur dem Fluge des Geistes in Seufzern und wortlosen Tönen nachschwebt — ist dies nicht ein Verwandtes von der mir dunkeln Gabe der ersten Christen, in Zungen zu reden?

Diese oder ähnliche entzückende Zustände und Wirkungen verhieß Jesus Christus seinen Jüngern, ehe er von ihnen genommen ward. Und als er sie nun zu ihrem künftigen großen Schicksal bereitet hatte, kam der Tag der Trennung.

Noch einmal versammelte er sie am Oelberge. Dieses fruchtbare Gebirge, das höchste in der Nähe Jerusalems, nur eine Viertelstunde von dieser Stadt fern, ist durch das Thal Josaphat und den Bach Kidron von ihr getrennt. Es erhebt sich zu den Wolken in dreifachen Gipfeln, deren mittlerer der erhabenste ist. Dahin begab sich Jesus mit seinen Geliebten. Er ging mit ihnen bis zum Flecken Bethanien, auf der Morgenseite des Oelberges. (Luk. 24, 50.) Da suchte er mit ihnen die Einsamkeit und Stille des Gebirges. Er ermahnte sie, Jerusalem nicht zu verlassen, bis die Kraft des heiligen Geistes sie ergreifen und ermuthigen würde, das Evangelium bis an das Ende der Erde zu tragen. „Wie?“ sprachen die Jünger, in welchen sich neue Hoffnung regte, daß das irdische Reich des auferstandenen Messias wohl dann beginnen könne: „Wirst Du, Herr, auf solche Zeit wieder aufrichten das Reich Israel?“ (Ap. Gesch. 1, 6.) Jesus aber wies ihre Frage, die noch immer bewies, wie innig sie an dem Urbild eines Messias nach jüdischen Begriffen hingen, mit der Antwort ab, die weder ihre Meinung ganz zerstören, noch weniger aber bestätigen sollte: Es gebührt euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat.

Dann blickte er noch einmal liebend auf sie Alle hin. Er hob die Hände auf über sie, und segnete sie. Und indem er sie segnete, schied er von ihnen. (Luk. 24, 51.) Er stieg empor. Eine Wolke verhüllte ihn. (Ap. Gesch. 1, 9.) Er war verschwunden. Bestürzt sahen die Jünger zum Himmel, dem er wiedergegeben war. Es ist die gemeine Sage der Alten, daß die himmlische Wolke den Heiland auf der höchsten Gebirgsspitze, die galiläische genannt, umfangen und der Welt entrückt habe. Nie erblickten sie den herrlichen Erlöser auf Erden wieder. Da standen zween Männer in weißen Kleidern zu ihnen, und sprachen: Ihr Männer aus Galiläa, was stehet ihr, und sehet gen Himmel? Dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen gen Himmel, wird kommen, wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren. (Ap. Gesch. 1, 11.) Sie sanken anbetend nieder. (Luk. 24, 52.)

Und anbetend sinke ich im Geiste mit ihnen nieder, und mein Blick sucht Dich, und mein Herz brennt voller Sehnsucht nach Dir, und zittert vor stiller Bewunderung, du Unbegreiflicher, du Licht aus Gott, Hochgelobter, Jesus, Messias, Verklärer meines Geistes! Dunkelheit umgab Deine Wiege zu Bethlehem, und in Dunkelheit entschwebtest Du am Oelberge dem Auge der Sterblichen. Aber, Gottessohn, Du bist zurückgegeben dem Vater, der Dich sandte seinen irrenden Kindern zur Erleuchtung, Entsündigung und ewigen Beseligung. Du bist ihm zurückgegeben, der sich durch Dich den Kindern des Staubes offenbarte. Du lebst, und ich werde mit Dir leben in Gott, dem Alleinherrlichen, Deinem und meinem Vater. Durch Dich habe ich die Erkenntniß und Liebe meines Vaters im Himmel; durch Dich die Ahnung höherer Seligkeiten schon in dem Bewußtsein, daß ich ein von Gott erkorner Geist zur Vollendung bin. Wie kann ich Dir genug danken, dich preisen und bewundern!

Eins ist durchaus göttlich auf Erden, majestätisch, erhaben über aller Menschen Vernunft und Begriff, wundervoll und begeisternd. Es ist dies die Natur, dieser Schleier, der die Gottheit umhüllt, und durch welchen die Herrlichkeit des Allerhöchsten segnend hervorstrahlt, wie hinter den Wolken des Morgenroths der Glanz der Sonne. Aber Eins ist noch majestätischer, erhabener, wundervoller, begeisternder! Es ist Dein Geist der Offenbarung und Heiligung, o Welterlöser, o Mittler, der Du die Räthsel meines Daseins mir gelöset, und den Schlüssel zum Geheimniß der Schöpfungen Gottes gegeben hast. Ach, daß ich reden könnte mit Engelszungen, und mich auflösen könnte in Deiner Liebe, Erkenntniß und Heiligkeit zur dankbaren, würdigen Anbetung mei-

nes Vaters im Himmel! — Bleibe mir nahe immerdar, bis an das Ende meiner Tage! Amen.

382.

Jesu Jünger in der Einsamkeit.

Ap. Gesch. 1, 11 — 62.

Ja, zur Stille will ich fliehen,
Will, in Eingezogenheit,
Dem Geräusche mich entziehen,
Das mich störet und zerstreut.
Ruhig will ich, und allein,
Gott, mit Dir beschäftigt sein!

Will mich prüfen ganz im Stillen,
Wie entschlossen, wie getreu,
Deinen Willen zu erfüllen,
Meines Herzens Neigung sei,
Weiser noch zu werden, Herr!
Und im Beten eifriger.

Jeder Täuschung dann entrissen,
Seh' ich näher, Gott, mein Ziel.
Freier sieht auch mein Gewissen,
Wo ich siegte, wo ich fiel.
Mehr auch flammt mein Herz sich dann
Zu der Tugend Kämpfen an.

Keine Stunde meines Lebens, das mir unter so mancherlei Arbeiten, Sorgen und Zerstreuungen verstreicht, ist mir erquickender, als die stille Ruhestunde, welche ich meiner Andacht und der Erhebung meines Gemüthes widmen kann. Da fühle ich erst lebhaft, welch ein großer Unterschied zwischen der drückenden, irdischen Sorge und der Sorge um das Göttliche sei. Jene zieht mich in den Staub nieder, diese hingegen erhebt mich über die Welt, über alle Leiden, zieht mich zu Gott empor. Jene macht mich unruhig, ängstlich, leidenschaftlich; diese hingegen, beruhigt, stärkt mich, und macht mich mit Allem zufriedener.

Es ist gewiß, der Mensch, wenn er nicht gänzlich in rohe, thierische Gemeinheit versinken, sondern mit Geist und Herzen auf einer gewissen Höhe seiner wahren und ewigen Würde bleiben will, muß sich von Zeit zu Zeit einen einsamen Augenblick der Betrachtung des Ueberirdischen suchen. Man gehört der Welt nur allzuviel, man muß sich zuweilen auch selbst angehören. Es ist gewiß, wenn man vom Morgen bis zum Abend, einen Tag und alle Tage, immer die gleichen Dinge um sich her sieht, immer das Gleiche hört, immer das Gleiche thut: man wird zuletzt Maschine und ein todtes Gewohnheitsgeschöpf; man wird verdrossen, ärgerlich, in seinem Urtheile einseitig und falsch; man wird mit sich und Andern unzufrieden; man wird von allerhand Kleinigkeiten und Nichtswürdigkeiten fast erdrückt; man weiß nicht, woran es liegt, daß man nicht froh werden, und seines Lebens nicht recht rein geniessen kann. Aber dies Mißbehagen an Allem ist ganz natürlich. Es entsteht aus der Unzufriedenheit des Geistes, der nicht bloß leiblichen und thierischen Sorgen angehören will, sondern sich auch selber angehören möchte, und Erquickung und Nahrung für sich fordert. Daher geschieht es, daß man schon auf einem Spaziergang, den man im Freien macht, einsam oder mit einer vertrauten Person, ganz anders über die Sache denkt und urtheilt, als daheim in der Stube. Man ist vom ewigen Einerlei losgerissen, und wundert sich, wie man sich von unbedeutenden Dingen hat übermannen lassen. Der Geist, indem ihn das weite, große All der Schöpfungen umgibt, fühlt sich selber größer, freier, und in einem edlern Berufe. Man kommt freudiger, stärker, mit ganz andern Ansichten der Dinge zurück; man behandelt Sachen und Menschen daheim freundlicher, größer; man ist gleichsam ein anderer Mensch geworden.

Kann dies ein bloßer Spaziergang bewirken, warum thun wir nicht einen Schritt weiter, und benutzen den Einfluß solcher Einsamkeit absichtlicher zur Erhebung unsers Gemüthes? Warum begnügen wir uns bloß mit der erheiternden Zerstreuung, oder überlassen es höchstens den Umständen und Zufällen, uns zum Gedanken über uns selbst und himmlische Dinge zu führen? Die stillen Augenblicke des Abends vor dem Einschlummern, die ersten unsers Erwachens sind köstliche Augenblicke der Einsamkeit, in denen wir uns selber angehören können. Warum denn verschwenden wir sie an neue Plane und Betrachtungen irdischer Geschäfte? Diese kommen von selbst; und sind sie da, ist's Zeit genug, ihnen anzugehören.

Wer nicht die Einsamkeit recht oft benutzt, seiner selbst mächtig zu werden, und sich mit dem Heiligsten zu erquicken, mit frommer Betrachtung, mit Gebet, mit Gedanken an Gott, an die Ewigkeit, an die Hinfälligkeit des Irdischen, an Bekämpfung seiner Fehler, an Aufsuchung der wahren, geheimen Quellen seines Mißvergnügens, an die Mittel, wie man durch tugendhaften Wandel glücklicher werden könne: wer nur an das beständige Einerlei der leiblichen Sorgen geheftet ist: der wird von dem todten Einerlei ganz verschlungen und beherrscht. Es soll uns aber das, was ausser uns dasteht, nicht beherrschen, sondern wir sollen es beherrschen. Dies ist nicht möglich, ohne besondere Stärke des Geistes. Die Geisteskraft wächst aber nur durch die dem Geiste gebotene Nahrung. Die Nahrung des Geistes aber ist nach Vergessung vergänglicher Angelegenheiten die stille Unterhaltung mit himmlischen Dingen, und wie das Unsterbliche in uns einer seligen Unsterblichkeit und der Gnade Gottes allezeit würdiger werde.

Wann sind die Einladungen zur erheiternden und gemüthstärkenden Einsamkeit reizender, als in der lieblichen Jahreszeit des Frühlings und Sommers, da uns die ganze wiedererwachte Natur, die laue, warme Luft, die uns umschmeichelt und liebkoset, der fruchtbare Regenschauer, die weite Pracht der strahlenden Farben, jeder blühende Strauch, jede wunderbar geschmückte Blume und der Gesang der Vögel in den Höhen zuruft: Gott liebt dich! warum kümmerst du dich, warum sorgest du ängstlich? Gott liebt dich! Warum lebst du doch nie für den gegenwärtigen Augenblick, und wagst es nicht, freier zu athmen, und nie dir ganz selbst und deinem allerhöchsten Geistesberufe anzugehören? Gott liebt dich! Warum suchen wir höchstens nur in arbeitlosen Stunden unserm Leibe eine Erquickung und Ruhe zu schaffen; ihm durch Lustbarkeiten gemeiner Art wohlzuthun und ihn zu neuen Arbeiten zu stärken? Sind wir denn nicht mehr, als das Thier, welches ebenfalls nichts thut, als nach der Mühe und Anstrengung seiner Kräfte zu ruhen, und sich sinnlich zu ergötzen? Welche Erquickungen gewähren uns denn die Lustbarkeiten gemeiner Art? Sind sie nicht leider für viele Menschen oft schädlicher, schwächender, als die Arbeit selbst? Sind sie nicht oft die Ursachen weit größern Verdrusses und tiefere Reue, als es der ruhige Arbeitsgang ist?

Du hast schon den Genuß seelerhebender Betrachtungen in der Einsamkeit empfunden; du fühltest dich nach ihnen wie neugeboren; edler als sonst, heiterer, menschenfreundlicher, frömmer, glücklicher als sonst. Siehe, das sind die reinen Freuden! Wie kommt es doch, daß du sie immer noch nicht recht von den unreinen, gemischten Freuden unterscheiden kannst, die dich beim Spiel und Tanz, beim Genuße starker Getränke in wild-fröhlichen Gesellschaften erwarten? Bist du in dieser Lebensart auch nur um eine Stufe höher als das Thier, welches ebenfalls arbeitet und dann seinen höchsten Genuß im Fressen und Saufen, Nichtsthun und Nichtsdenken findet? Lebst du nicht oft, als wenn deine Vernunft dir das Entbehrlichste und Lästigste wäre, was dir der Schöpfer verliehen hat? In der Woche und bei der Arbeit ist nur Gelderwerb, Erwerbung von Lobsprüchen, Gedanke an Zank und Streit, Kummer um Künftiges, Essen, Trinken, Schlafen der Umfang deines Thuns und Lassens. Und Sonntags? und in freien Stunden der Geschäftslosigkeit? — O, wie nur allzuoft wird da die Vernunft wieder mit Dingen anderer Art betäubt, berauscht und gelähmt!

So streicht die Lebenszeit vorbei. Man hat gesorgt, gearbeitet, geruht, sich belustigt, und nur höchst selten wahrhaft gelebt. Der Geist kam höchst selten zum Bewußtsein von sich selber. Die letzte Stunde erscheint. Man sagt dir, dein Geist sei unsterblich, er lebe ewig. Aber du weißt nicht einmal, was wahres Leben ist. Dein Geist erhielt höchst selten das Bewußtsein des reinen Lebens. Was soll aus dem Geiste werden, und was heißt Leben, wenn nicht mehr gearbeitet, gesorgt, gegessen, getrunken wird, und alles bisherige Thun mit dem modernden Leichname hinwegfällt?

So tief ist der große Haufen der Christen heutiges Tages gesunken, daß er vom Leben seines Geistes in Gott und göttlichen Dingen beinahe nichts weiß, und vom Leben der Ewigkeit die allerrohesten, armseligsten und wahrhaft heidnische Vorstellungen hat. Er kennt nichts Besseres in dieser Welt, als Nichtsthun, Reichsein, Essen, Trinken, Tanz und Musik. So träumt er sich auch von der Freude der Ewigkeit nichts Anderes. Da ist ihm Alles eine feinere Art thierischen Wohllebens. Und das sind Menschen, welche sich, o mein göttlicher Heiland, o du Gottoffenbarer, nach Deinem Namen nennen, sich deine Nachfolger heißen!

Nur Einsamkeit führet zur höheren Besonnenheit des Gemüthes. Wie sehr eine solche Besonnenheit wahrhaftes Bedürfniß des Lebens sei, und wie der Geist nie aufhört, seine Rechte gültig zu machen, erhellet schon daraus, daß der Mensch immer nach großen Begebenheiten und Unfällen die Einsamkeit am liebsten sucht. Da sucht er sich aus aller Zerstreuung zu sammeln. Er will sich besinnen, denken; er will einmal wieder Er selbst sein, und kein Anderer. Denn bisher war er in der That nichts Selbstständiges, Eigenes, sondern etwas im Irdischen und Vergänglichen ganz Aufgelöstes.

Oft sendet Gott ein Schicksal, welches uns mit erschütterndem Schlage trifft, daß wir in uns selber zurückfahren, uns vom Aeusserlichen und Vergänglichen ganz abziehen, um unser mächtiger zu werden. Solch ein Schicksal ist ein Bote, ein Engel des Herrn an unsern Geist. Warum vergessen wir den Gottesboten, wenn er an uns dräuend und freundlich vorübergezogen ist? Nein, da ist der große Augenblick, in welchem wir uns entscheiden müssen, wer und wie wir für die künftigen Tage und Umstände ferner sein wollen.

Als Jesus Christus von dieser Erdenwelt wieder zur Gottheit heimgegangen war, kehrten seine verlassenen Geliebten und Jünger wieder vom Oelberg zurück nach Jerusalem. Das Ausserordentlichste war geschehen. Sie suchten die Einsamkeit. Es war ihnen nur darum zu thun, zu entscheiden, welchen Entschluß sie zu ergreifen hätten für ihre übrigen Lebenstage. Sie sonderten sich von den gemeinen Zerstreuungen des Lebens ab, waren stets einmüthig bei einander mit Beten und Flehen. (Ap. Gesch. 1, 14.)

In dieser Zurückgezogenheit stärkten sie sich zu den größten Unternehmungen, welche jemals von Sterblichen unternommen worden waren. Das Himmlische war der große und einzige Gegenstand ihrer Betrachtung. Und in dieser Betrachtung wurden sie selber erhabenere Wesen. Christus war nicht mehr irdisch mit ihnen; aber sie hatten durch ihn einen Vater im Himmel empfangen, zu dem sie nun mit kindlicher Zuversicht und Freudigkeit flehen und beten konnten. In diesen Unterhaltungen mit Gott wurden sie selbst heiliger und göttlicher.

Nun erst, da Christus, ihr bisheriger treuer Freund und Herr, von ihnen genommen war, und sie gleichsam für sich selbst mündig sein sollten, übersannen sie, und fühlten sie lebendiger, wer er ihnen gewesen, und was er durch sie gewollt; fühlten lebendiger, was sie vormals, ehe sie Jesum gekannt hatten, gewesen waren, und was sie nun durch ihn geworden. Sie erkannten, daß in ihnen ein anderes, lichtreicheres Leben aufgegangen sei; daß sie aus einem dumpfen, finstern Geistesverhältnisse zur höhern Erkenntniß, zu einer Klarheit gelangt waren, wovon sie im ehemaligen Zustande keine Vorstellung genossen hatten. — Sie waren ihrer Herkunft nach arme, ungebildete, gemeine Leute, und empfanden sich jetzt in einer hohen Ueberlegenheit von Kraft und Einsicht den Gelehrtesten ihres Volkes gegenüber. Was war alle Spitzfindigkeit der Sadducäer, alle Wortklauberei und Geheimnißkrämerei der Pharisäer, und alle todte Wissenschaft der Schriftgelehrten neben ihrer lebendigen Erkenntniß von Gott, der Welt und dem Stand aller Geister zu Gott? Sie hatten das Höchste des menschlichen Wissens und Glaubens ergriffen. Das waren sie allein durch Jesum Christum geworden. Sie selber mußten durch Vergleichung ihres ehemaligen und nunmehrigen Zustandes in ein angenehmes Erstaunen versetzt sein und wahrnehmen, daß der wahrhaft aus Gott sei, der so viel Göttliches in ihnen erweckt hatte. Wie tief stand die größte Stufe heidnischer Weisheit unter der Weisheit, die von Jesu ausgegangen war! Jene sah nichts, als die todte Natur, und sammelte aus den höchst beschränkten Erfahrungen, die wir von den Erscheinungen der natürlichen Dinge haben, allgemeine Vorstellungen, höhere Begriffe. Sie stieg aus dem Todten auf zum Höchsten, darum war ihr Höchstes nur immer etwas dem Todten Aehnliches, aus Vergleichung mit Irdischem Entsprungenes. Sie konnte an das Irdische nicht einmal das Reinsittliche des menschlichen Wesens binden; darum war ihr die Tugend nur eine höhere Stufe von Lebensklugheit, die bloß irdische Zwecke hatte, Belohnungen begehrte, wie die gemeine Klugheit. Ehre, Vaterlandsruhm, Unsterblichkeit des Andenkens

bei der Nachwelt — das war das erhabenste Ziel tugendhafter Anstrengungen bei den Weisesten der Heiden.

Ganz anders war die Gottesweisheit Jesu. Hier ging nichts von der todten Natur, Alles vom lebendigen Gott des Weltalls aus, dem Urquell des Lichts und der Liebe. Darum ward Alles göttlich, und die Tugend und die Sehnsucht des Geistes erklärlich nach dem Ueberirdischen. Dadurch ward Leben und Ewigkeit Eins, und das Ewige und Bleibende das Höchste; das Wandelbare aber in Natur und Schicksal gering und klein, und das gepriesenste Erdengut, Ehre, Schönheit, Reichthum, Gewalt, unbedeutend. Dadurch ward Alles vergöttlicht; selbst die ganze Natur verklärt, enträthselt; Gott in Allem, Alles in Gott, von diesem Erdenstern hinweg über alle Welten und Sonnen der unendlichen Himmel bis in das Undenkbare des Ewigen, Alles ein Wohnhaus Gottes, ein Tempel der Geister.

Ja, Jesus mußte den Jüngern nun erst in stillen Selbstbetrachtungen als der Göttliche aus Gott, als das Licht vom Lichte, als das Leben aus dem Lebendigen und Allbelebenden erscheinen! Das war er, das wollte er ihnen und der gesammten Menschheit sein. Das war die hohe, messianische Würde, die ihm gebührte. Die Besiegung der Welt und alles Todten, die Heimführung der zum ewigen Leben berufenen Geister ins ewige Sein zum lebendigen Gott, die Verklärung der Geister durch die höchsten, uneigennützigen, von den Gütern der Erde unabhängigen Tugenden (also die reinste Vollendung der mosaischen Pflichtenlehren), das war das von ihm zu stiftende Gottesreich auf Erden.

So verstanden nun die Jünger des Herrn den Herrn. Dennoch, weil auch Er Mosen und die Propheten geehrt hatte, weil er ihre Sprache gleichsam zur Grundlage seiner höhern Gesetzgebung gemacht hatte (denn er redete ja nur zu Juden, und mußte sich auf diese Weise sowohl Verständlichkeit als Zutrauen erwerben), behielten auch sie tiefe Ehrfurcht für Mosen und die Propheten und den ganzen mosaischen Gottesdienst bei. Die Jünger Jesu waren und blieben Juden, wie sie es zuvor gewesen; beobachteten die Vorschriften des jüdischen Gesetzes; besuchten die Synagogen, und beteten im jüdischen Tempel. Aber sie waren erleuchteter, weiser, göttlicher. Sie wußten, was die Juden nicht wissen und annehmen wollten, daß Jesus der Christus, der erwartete Messias sei; daß kein Anderer als er zu erwarten war. Aber doch, aus Ehrfurcht für die Propheten, oder vielmehr für die gemeine Auslegung, konnten sie sich immer noch nicht ganz von dem Glauben trennen, daß Christus dereinst wiederkommen werde in göttlicher Herrlichkeit, um Israels irdischer König, um Herr der Welt zu werden. Hatte doch Jesus selber immer auf ein Reich der Himmel hingedeutet, auf sein herrlicheres Wiedererscheinen. Sie bezogen es nicht auf sein geistiges Wiedererscheinen im heiligen Wandel der Menschheit, in den Triumphen des Christenthums über mosaischen Opferdienst und heidnische Götzenverehrung, sondern auf ein wunderbares, himmlisch-irdisches Kommen in den Wolken des Himmels.

Freudig kehrten sie vom Oelberg nach Jerusalem zurück. Er hatte sie gesegnet. Er hatte ihnen einen Tröster, die Fülle heiligen Geistes verheißen. In froher, stiller Erwartung desselben war Betrachtung, Gebet und Flehen ihr Geschäft. So bereitete man sich würdig zum Empfang des heiligen Geistes vor.

Aller, die sich nach Jesu Verschwindung von der Erde zu ihm bekannten, waren kaum mehr als hundert und zwanzig Personen. Die Schaar war klein, aber groß genug, das große Werk zu vollbringen, welches Jesus ihnen aufgegeben, da er sprach: Gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker!

Am eifrigsten unter sämmtlichen Jüngern und Jüngerinnen des Messias bewies sich Petrus. Jesus hatte ihn einst den Fels genannt, auf welchen seine Gemeinde oder Kirche gebaut werden sollte. Und der Jünger zeigte sich gleich in den ersten Tagen nach der Himmelfahrt Christi des schönen Beinamens würdig.

Christus hatte sich einst selber zwölf Auserwählte zugeordnet, ähnlich der Zahl von den Stämmen des jüdischen Volks. Judas fehlte, der den Heiland des Lebens verrathen hatte. Petrus meinte, die Zahl der ersten Zwölf müsse wieder ergänzt werden. So berief er die Gläubigen alle zusammen, damit sie unter sich Einen fänden, welcher, von der Taufe Jesu durch Johannes an, bis zu dem Tag, da er von ihnen genommen worden, ein Zeuge der Auferstehung des Herrn werden könne.

Zwei von den sämmtlichen Anwesenden wurden dazu besonders fähig gefunden: Joseph, genannt Barsabas, mit dem Zunamen Just, und Matthias. Beide waren gleich verdienstvoll und würdig. Daher mußte das Loos entscheiden. Das Loos fiel auf Matthias, und er ward zugeordnet zu den eilf Aposteln.

Diese Wahl, als das erste wichtige Geschäft der Jesusbekenner, ist mir lehrreich, und ich will es nicht als eine mir ganz gleichgültige Begebenheit übersehen. Ich erkenne daraus, welche zärtliche Liebe die Jünger zu Allem hatten, was von Christo herrührte. Auch die Zahl der Vertrauten, welche er sich im Leben erkoren, war ihnen heilig; sollte auch nach seinem Verschwinden beibehalten werden. So denkt und fordert nur die herzliche Liebe. So ist der zärtlichen Verehrung eines verwaiseten Kindes auch das Allergeringste theuer, was das Andenken geliebter Aeltern erhält.

Ich erkenne daraus aber auch die gewissenhafte pünktliche Treue der Jesusschüler, mit welcher sie alle und jede Einrichtungen ihres göttlichen Lehrers bewahrten. Auch vom Geringsten sollte nicht abgewichen werden, wie er es angeordnet oder geliebt, oder gesagt hatte. Diese Gewissenhaftigkeit ist mir beruhigende Bürgschaft, daß Jesus Christus wirklich dasjenige gelehrt habe, was die Apostel nachmals von ihm schriftlich aufbewahrt haben, so wie auch die Evangelisten in ihren Lebensbeschreibungen des Herrn thaten. Denn da der Erlöser der Welt nur mündlich gelehrt, aber nichts Schriftliches hinterlassen hat, müssen wir uns lediglich auf die Aussagen verlassen, die wir von jenen Zeugen der Auferstehung noch heute besitzen. Wir können dies aber mit um so größerm Vertrauen, da wir bemerken, wie sorgsam sie in Beibehaltung alles dessen waren, was ehemals gewesen, als der Heiland noch mit ihnen war.

Endlich erkenne ich auch daraus, daß die eilf Jünger schon vor dem Pfingsttage ihr Apostelamt erkannten und wollten; daß sie sich darauf vorbereiteten; daß zwischen ihnen und andern Nachfolgern und Bekennern des Heilandes ein wesentlicher Unterschied war. Sie besonders betrachteten sich als die künftigen Boten des Evangeliums, als die Stellvertreter des Heilandes, als die wahren Lehrer der Offenbarungen Jesu. Die übrigen alle, welche

bei ihnen waren, wurden nicht als Lehrer und Verkünder des durch Jesum gebrachten göttlichen Wortes angesehen. Keineswegs eigneten sich damit die eilf Jünger einen höhern Rang unter den übrigen Bekennern und Freunden des Herrn zu. Hier war kein Ehrgeiz. Vielmehr lebten sie in beständiger Niedrigkeit und Demuth. Aber ihrer Gewissenhaftigkeit war es nicht gleichgültig, wer das Lehramt in der Welt bekleiden sollte. Es durfte dazu, besonders im Anfang, Keiner genommen sein, als derjenige, welcher beständig der Begleiter Jesu gewesen war, und unmittelbar und am öftersten seinen Unterricht empfangen, oder seine Thaten gesehen hatte. So allein war zu verhüten, daß nicht das göttliche Wort zu früh durch menschliche Meinung verdunkelt würde.

Dies war die Frucht der ersten Ueberlegungen der Jünger Jesu in ihrer Zurückgezogenheit; und wie wichtig wurden dieselben für die Zukunft! wie heilsam war der spätern christlichen Kirche dieser heilige Ernst, mit dem sie zum Werk schritten! — Einsamkeit ist jederzeit die Mutter großer Entschliessungen gewesen. Ich will den Beispielen der Jünger Jesu folgen. Wie kann ich im Geräusche der Welt immer ganz mir, ganz Dir, o mein Seligmacher und Erlöser, ganz Dir, o Gott, mein Vater im Himmel, angehören! O sende auch Du mir in den einsamen Stunden der Andacht Deinen heiligen Geist, damit ich durch ihn in Deiner Weisheit verklärt, in Deiner Liebe gestärkt werde! Amen.

383.

Der Pfingsttag.

Ap. Gesch. 2, 1 — 41.

O Du, den Jesus uns verheißt,
Des Vaters und des Sohnes Geist:
Als Gott vom Himmel Dich ergossen,
Floß Segen nieder, Ströme flossen,
Voll himmlischem Gedeihen,
Durch Wüstenein.

Fleuß, Thau des Herrn, herab auf mich!
Gleich dem verstorb'nen Baum bin ich:
Bin ohne Kraft, bin ohne Leben,
O, traufle nieder, mir's zu geben!
Gib mir zu heil'gem Werke
Die Gottesstärke.

Wie ein flüchtiger Augenblick waren den Jüngern und Jüngerinnen die Tage, seit dem Verschwinden Jesu von der Erde, unter ernsten Vorbereitungen für die Zukunft verstrichen. Und doch hatten sie viel gethan. Thätig wirken, das heißt leben. Zwar dem Arbeitsamen verfliegt das Jahr, wie ein Tag; aber übersieht er am Ende die zurückgelegte Bahn, erstaunt er selbst über die Größe und den Reichthum derselben. Dem Müßigen wird die Zeit lang; ist sie aber vorüber, findet er sie leer und einem Nichts gleich.

So kam der Tag der Pfingsten; der fünfzigste nach Ostern und der Auferstehung des Herrn. Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel, als eines gewaltigen Windes, und erfüllte das ganze Haus, in welchem die Jünger Jesu beisammen waren. Und man sah an ihnen die Zungen zertheilt, als wären sie feurig. Und er setzte sich auf einen Jeglichen von ihnen, das heißt, ein Jeglicher von ihnen ward wunderbar ergriffen, und voll des heiligen Geistes. (Ap. Gesch. 2, 2 — 4.)

So schildert die Geschichte der Apostel den großen Augenblick, da sie zum erstenmal mitten in Jerusalem sich laut und öffentlich als Bekenner des Auferstandenen kund thaten. Die Schilderung ist, wie die Begebenheit selbst, geheimnißvoll, und auch die Erklärung der Worte schwierig. Der heilige Erzähler scheint zu sagen, es seien an ihnen gleichsam feurige Zungen oder Feuerflammen erschienen. Aber meinte er ein irdisches Feuer oder ein wunderbares ätherisches, oder wollte er nur sagen: sie seien von der Begeisterung entflammt worden? So pflegt man auch noch heutiges Tages von einem kraftvollen und begeisternden Redner zu sagen: er spricht mit feuriger Zunge, er spricht Flammenworte.

Das Ereigniß war in sich selbst groß und wunderbar. Aber es ist übel gethan, wenn die armselige Einbildungskraft der Menschen schon das Wunder auf eine grobsinnliche Weise auffaßt und darstellt. Dies ist besonders der Fehler unwissender, oder erfindungsarmer Maler gewesen, welche in Abbildungen der Begebenheiten des Pfingsttages den Aposteln statt einer Zunge einen Feuerstrahl in den Mund legten, oder auf ihre Köpfe Feuerflocken niederregnen liessen von einem über ihnen schwebenden Vogel, womit sie den heiligen Geist andeuten wollten. Nie soll von der Gottheit und dem Göttlichen ein Bild gemacht und das Ueberirdische mit grober Hand in den Staub niedergezogen werden. Dergleichen Bildnisse sind nicht nur thöricht und unanständig, dem Allerheiligsten unangemessen — denn Gott ist ein Geist! — sondern sie sind auch verderblich und der Religion im höchsten Grade nachtheilig. Wie viele unrichtige Vorstellungen sind dadurch in die christliche Kirche eingeführt; wie viele abergläubige Meinungen sind dadurch im großen Haufen des Volks erzeugt, welcher nicht fähig ist, jederzeit das Falsche vom Wahren zu unterscheiden! Er sieht nur das Bild; und was er mit Augen sieht, erfüllt die Einbildungskraft, prägt sich seinem Gedächtnisse bleibender ein, und kann er nicht wieder los werden. Denkt er an die Hölle, so denkt er nur an ein Bild, auf welchem allerlei ekelhafte Ungeheuer in Flammen spielen. Denkt er an Gott, so ist ihm Gott kein Geist, den er im Geist und in der Wahrheit anbeten soll, sondern ein alter weißbärtiger Mann, wie im Bilde des Malers. Denkt er an den heiligen Geist, so schwebt ihm in Gedanken eine Taube, und nichts anderes; eine Taube, von welcher Lichtstrahlen ausfließen. Möchten würdige Seelsorger und Kirchenhäupter, wahrhaft fromme und weise Obrigkeiten, auch Aeltern und Erzieher, nicht länger gleichgültig gegen dergleichen ungeziemende, oft lächerliche Abbildungen heiliger Dinge sein, und nicht glauben, es sei bloß unschuldiges Schmuckwerk, zur Auszierung erfunden! Der Einfluß der Malerei auf religiöse Vorstellungen ist bisher weit nachtheiliger gewesen, als er hätte wohlthätig sein können. Ohne denselben hätten wir von jeher in der christlichen Kirche und im Volk weniger Spaltungen, weniger Sinnlichkeit, weniger Schwärmerei, weniger Vorurtheil, weniger Aberglauben, weniger Heidenthum gehabt!

Doch ich wende gern mein Auge hinweg von jenen Unwürdigkeiten der spätern Tage, die den ersten Christen unbekannt waren, und sehe auf die heilige Versammlung der gottentzückten Jünger. Sie wurden voll heiligen Geistes. Was ist heilig? Es ist das Reine, Fehlerlose, nie von Sünden Entweihte; es ist das Göttliche! Der heilige Geist ist also der Antrieb zum Himmlischen, ist gött-

licher Geist. Von Gott allein stammt das Heilige. Es ist Niemand heilig, als der Herr. (1 Sam. 2, 2.) Das Heilige ist also das alles Irdische übersteigende Wollen und Vollbringen des Vollkommenen und Guten.

Von diesem hochheiligen Gottessinn entflammt, erhoben sich die Jünger des Herrn, und sie fingen an zu predigen mit andern Zungen, nachdem der Geist ihnen gab auszusprechen. Sie predigten mit andern Zungen. Es war nicht die gewöhnliche Sprache der Menschen, in welcher sie sonst redeten. Doch eitel ist es, erklären zu wollen, wie diese Gabe der ersten Christen beschaffen gewesen sein möge, welche sie die Gabe nannten, in Zungen zu reden, und welche uns dunkel geblieben ist, ungeachtet sie Paulus der Apostel in seinem ersten Schreiben an die Korinther (14, 1 — 40) umständlich bezeichnete. Nur so viel wissen wir, daß, wer in Zungen redete, mit Begeisterung sprach. Wer einen solchen sah und hörte, obwohl er die Gedanken des Betenden nicht deutlich verstanden, ward tief von diesen Tönen und Aeusserungen des heiligsten Entzückens ergriffen, welches das ganze Wesen des Beters verklärte. Daher wurden alle Zuhörer des zusammenlaufenden Volks tief gerührt. Menschen aus allerlei Nationen, die sich damals in Jerusalem befanden, Parther und Meder, Phrygier und Aegyptier, Asiaten und Römer, fühlten sich bewegt. Sie alle glaubten in ihrer eigenen Muttersprache die Thaten Gottes zu vernehmen. Denn sie verstanden den wunderbaren Ausbruch der Begeisterung, und sahen und hörten die entzückten Beter. Sie hörten ihre eigene Sprache, und vernahmen die großen Thaten Gottes. Die Unterschiede der Sprachen und Völker waren aufgehoben durch die wunderbare Begeisterung; die entzückten Beter wußten sich alle verständlich zu machen.

Andere, welche kalt und neugierig dastanden, hörten die gleichen Töne, sahen die gleichen Beter, und begriffen dennoch von Allem nichts. Sie lachten zu der seltsamen Erscheinung, und sagten nur: sie sind voll süßen Weines. Da trat Petrus auf mit den Eilfen, erhob seine Stimme, und legte ihnen die Sprache der Entzückung aus; gleichwie auch Paulus von den Korinthern begehrte, daß, wenn Jemand in Zungen redete, er selbst oder ein Anderer solches auslegen müsse in verständlichen Worten, weil ausserdem diese Gabe für die übrigen Anwesenden fruchtlos bleiben würde.

Sie sind nicht trunken, sprach Petrus voll heiligen Feuers, sondern das ist es, was der Prophet Joel einst schrieb: Es soll geschehen in den letzten Tagen, spricht Gott, ich will ausgiessen von meinem Geist über die Menschenkinder, und eure Söhne und eure Töchter sollen weissagen, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen, und euere Aeltesten sollen Träume haben! — Petrus berief sich auf einen Propheten des alten Bundes, um die Ehrfurcht des jüdischen Volkes zu erwecken, und zugleich darzuthun, wie nun jene Verkündigungen des hohen Alterthums, deren Sinn lange dunkel gewesen, oder deren Erfüllung bisher immer ausgeblieben war, in vollendende Wirklichkeit übergegangen. Dann erzählte er den Juden das Leben Jesu von Nazareth, den sie gekreuzigt hatten; erzählte, wie Gott ihn vom Tode auferweckt und ihn zu sich erhoben habe, und wie nun durch ihn der heilige Geist Gottes über alle seine Bekenner gleichsam ausgegossen sei. Dieser Jesus, dieser Gekreuzigte, dieser Auferstandene sei von Gott zu einem Herrn und Christ, das heißt zu einem Messias der Welt gemacht worden. Wer sich taufen lasse auf den Namen Jesu des Messias, der werde ebenfalls die Gabe des heiligen Geistes empfangen.

So sprach Petrus. Etwas Ausserordentliches war hier geschehen. Hier standen Männer, Jünglinge, Weiber, die von göttlichen Dingen mit einer ungewohnten Begeisterung und Klarheit lehrten: Männer, Jünglinge, Weiber, von denen man allgemein wußte, daß sie größtentheils Galiläer, ungelehrte Leute, von geringer Herkunft waren. Darum fragte sich Alles erstaunt: woher ihnen diese Weisheit? Hier standen Männer, Jünglinge, Weiber, die bisher ängstlich vor den Verfolgungen der Juden im Verborgenen gelebt, aus Furcht, eingekerkert oder ermordet zu werden, ihre Thüren verschlossen hatten. Nun standen sie da, unerschrocken wie höhere Wesen, vor der Menge des Volks. Die zarten Weiber kannten keine Todesfurcht mehr. Sie schienen die Gebieter desjenigen Schicksals geworden, vor welchem sie sonst zitterten. Sie standen da, und predigten mit lauter Stimme, daß Jesus, der Auferstandene, und kein Anderer, der Messias der Welt sei. Das sagten sie fest und kühn, wie nur die Wahrheit sein kann, demselbigen Volke, welches vor sieben Wochen erst Jesum unschuldig verdammt und zum Kreuze geschleppt hatte. Sie betheuerten eine Wahrheit laut, derentwillen Jesus verfolgt war von den Priestern, und die ihm das Todesurtheil zugezogen hatte. Sie verkündigten das Alles nicht nur ohne Schüchternheit, sondern mit einem unbegreiflichen Heldenmuth, welcher Hohenpriestern, Landpflegern und Königen Trotz bot. Sie nannten sich Zeugen des Geschehenen. Es waren nicht Einzelne, die das wagten, sondern bei hundert und zwanzig Personen.

Allerdings mußte dies die horchende Menge des Volks in Erstaunen setzen und erschüttern. Dergleichen war nie zuvor in Jerusalem erhört worden. Wunderbar waren die Prophezeiungen der heiligen Vorwelt in Jesu Person, wie in dieser Verbreitung des verheißenen Gottesgeistes gelöset. Das zeigte Petrus.

Er sprach aber getrieben vom heiligen Geist, vom innern Andrang, ohne Vorbereitung, ohne Kunst, mit siegender Gewalt, sich selber unerklärlich. Ein solches Vermögen hatte der arme Fischer nie vorher an sich erkannt; kein Anderer hatte diese Beredsamkeit an ihm je wahrgenommen. Er sprach mit eben so tiefer Weisheit und redlicher Wahrheit, als mit einer ungemeinen Klugheit. Daher berief er sich vor allen Dingen zuerst auf die ehrwürdigen Weissagungen der Alten. Für das Göttliche, was er zu sagen hatte, nahm er nicht sein eigenes, sondern das Ansehen und die heiligen Schriften alten Bundes zu Hilfe. Er fing nicht damit an, die neuen Offenbarungen, welche Jesus gegeben, oder die Lehren kund zu thun, durch welche Christus ein Höherer als Moses geworden war. Wie konnte eine schnell zusammengelaufene Menge Volks im Zeitraum weniger Stunden das Alles auffassen, was Christus seinen erwählten Jüngern mitzutheilen Jahre gebraucht hatte? — Nein, Alles kam darauf an, diesen Tausenden, die da zuhörten, erst Glauben und Zuversicht und Anhänglichkeit zu demjenigen einzuflößen, von welchem die Offenbarung Gottes und die Lehre des Heils gegeben worden war. Er mußte erst anerkannt werden als der Gesandte und Sohn Jehova's, als der Messias, als der Urheber eines nun beginnenden neuen Weltreichs. Darum erzählte Petrus das Le-

ben des Gekreuzigten, des Auferstandenen; und die Hundert, welche mit ihm waren, standen auf und betheuerten als Augenzeugen das Wort des Apostels.

Diesen Gang pflegten nachmals alle Apostel in ihren Predigten beizubehalten. Nicht von der neuen Lehre Christi fingen sie an, oder dieselbe zu erklären, sondern, zumal gegen die Juden, jederzeit von der Person Christi, von seiner messianischen Würde. War das Volk einmal von der Wahrheit durchdrungen, daß Jesus der Messias sei, daß nun kein anderer Christus zu erwarten sei, daß nun in keinem Andern Heil, auch kein anderer Name unter dem Himmel dem Menschen gegeben sei, darinnen wir sollen selig werden (Ap. Gesch. 4, 12): so folgte, daß auch seine Offenbarung und Lehre, als von Gott stammend, anerkannt und geglaubt werden mußte. Diese Weise ist die wirksamste und einfachste des Unterrichts. So wie ein Kind dasjenige, was es Nützliches und Heilsames aus dem Munde seiner Aeltern und Lehrer vernimmt, noch nicht selber mit hinlänglicher Erkenntniß und Urtheilskraft prüfen kann, sondern es im Vertrauen auf größere Einsichten derer annehmen muß, von welchen es zu seinem Besten unterrichtet ward: so ist die Zuversicht auf Jesum und die Liebe zu Christo die Grundlage und der Anfang unserer ganzen Besserung und Glückseligkeit durch ihn.

Wir können uns daraus erklären, warum in den ersten Zeiten des Christenthums die Lehre von der Person Jesu immer als die erste und wichtigste angesehen wurde; während der Heiland selbst, so lange er lebte und lehrte, weit weniger von sich sprach, als vielmehr von Gott, von der Ewigkeit, von den Verhältnissen des Menschen zum himmlischen Vater, und von den heiligen Pflichten des Sterblichen gegen Gott, den Nächsten und sich selbst. Wir können uns ferner daraus erklären, warum fast in allen noch vorhandenen Briefen der Apostel immer zuerst irgend ein Theil der Glaubenssachen verhandelt worden ist, und dann erst die Auseinandersetzung der Lehre Jesu selbst von dem, was zu einem heiligen Leben gehört. Dann erst muß der leiseste Zweifel gegen Wahrheit und Ansehen des Lehrers vernichtet sein, damit sein Wille desto größere Zuversicht im Herzen finde. So gehorchen Unterthanen ihrer Obrigkeit desto freudiger, je tiefer dieselben von der älterlichen Liebe, von der Einsicht und Stärke der Obern überzeugt sind.

Doch zugleich können wir aus dieser in den ersten Zeiten nothwendigen Eigenheit des religiösen Unterrichts auch erkennen, warum nachmals, da das Christenthum schon sehr verbreitet war, noch immer von der Person Christi, von seiner göttlichen und menschlichen Natur, von seinem Verhältnisse zum himmlischen Vater und andern solchen Dingen, mehr gesprochen und gestritten ward, als von seiner Lehre selbst. Denn weil anfangs zur Bekehrung der Juden und Heiden die Lehre Jesu erst auf die Lehre von Christo folgen mußte, sah man diese als das Allerwichtigste an. Darüber sprach Jeder; Jeder mit neuen Vorstellungen, Abänderungen und Zusätzen. So entstand nachher ein zu den Zeiten der ersten Christen unbekannt gewesener weitläufiger Lehrbegriff von dem, was man glauben und nicht glauben müsse. So entstanden verschiedene Meinungen und Parteien, die sich einander befeindeten und verfolgten. Jeder Theil glaubte den wahren Glauben zu haben, verdammte den Andern. Und in den unseligen Grübeleien über die Person des Welterlösers ward der wahre Zweck seiner Sendung selbst vergessen; über das Brüten über Geheimnisse göttlicher, dem Menschen unbegreiflicher Dinge wurden die ewigen begreiflichen Heilswahrheiten Jesu vernachlässiget. So ging die Lehre Jesu zuletzt im Streit über die Person Jesu fast ganz verloren. Die Leute wähnten schon bloß durch ihre Glaubensart selig und sündenlos zu werden, und bekümmerten sich wenig um die Früchte des Glaubens, die guten Werke, an denen erkannt werden soll, ob wir die wahren Jünger Jesu sind. Ja, im Namen Jesu, der ihnen die Liebe des Nächsten zum höchsten aller seiner Gebote gemacht hatte, verfolgten sie sich wegen abweichender Meinungen mit Dolchen und Scheiterhaufen. Das war wieder das alte mörderische Heidenthum, die blinde Macht der Leidenschaften, wogegen der Heiland vergebens gekämpft hatte. Das war nie der Wille des Herrn, nie der Sinn der ersten Jünger Jesu gewesen. Christum lieb haben und seine Tugendgebote halten, sprachen sie, das ist besser denn alles Wissen, alles Grübeln, alles Schulgelehrtsein.

Jene traurigen Verirrungen und die verkehrten Vorstellungen vom wahren Christenthum dauern leider noch häufig, daß sind wir Zeugen, bis zum heutigen Tage fort; und man eifert viel mehr gegen abweichende Meinungen über göttliche Geheimnisse, als gegen einen von göttlichen Vorschriften abweichenden Lebenswandel. Das ist das neue Heidenthum der Welt, da man in äusserliche Dinge, in Kirchengebräuche und menschliche Lehren mehr Werth setzt, als in Heiligung des Gemüths durch Jesu Lehre und thatenvolles Beispiel.

Und obwohl noch heutiges Tages der Glaube an Jesum, daß er der hochgelobte, der auserwählte Gottessohn, der Stifter und Fürst eines unsichtbaren Himmelreichs sei, daß in ihm die Fülle der Gottheit wohne, wichtig zu lehren ist, und bei denen, die zum Christenthum eingeweiht werden sollen, aller andern Lehre vorausgehen muß: so ist doch dies nicht die Hauptsumme des Christenthums, sondern nur ihr erster Theil; der andere, der noch wichtigere Theil ist die Lehre Jesu selbst von den Mitteln, durch welche wir Gott ähnlicher werden sollen. Die Lehre von Christo und seinem Verhältnisse zur Welt und zur Gottheit ist Glaube, ist die unentbehrliche Grundlage; aber die Lehre vom heiligen Leben im Geiste Jesu, im Sinn des Alliebenden, das ist das Gebäude selbst, welches auf jener Grundlage errichtet werden muß. Es ist keine christlich-große That, keine reine Tugend möglich, ohne Glauben; kein Gebäude möglich oder fest, ohne Grundlage. Aber was hilft ein Baum ohne Frucht, ein Glaube ohne Werke, eine Grundlage ohne Gebäude? Es ist aber den Menschen weit leichter, christlich zu glauben, als christlich zu handeln. Darum höret ihr in allen Kirchen den Glauben predigen und in allen Straßen und Häusern Stolz, Habsucht, Ueppigkeit, Haß, Prahlerei, Verläumdung, Wollust, Betrug und andere Schändlichkeiten ihr Wesen führen. Darum rufen die verschiedenen christlichen Kirchenparteien und Sekten in ihren Tempeln, in ihren Betsälen: Hier ist Christus! Hier ist Christus! und gehen aus den Tempeln und Betsälen und verfluchen sich gegenseitig ihres Glaubens willen. Ein verfolgungs- und mordlustiger Glaube ist aber nicht der christliche Glaube. Nein, ihr Entweiher des Allerheiligsten, die ihr nichts empfindet von der Barmherzigkeit dessen, zu dem ihr betet, nein, Jesus ist nicht in euern Tempeln, nicht in euern Betsälen; denn er ist mit seiner Allesbese-

ligenden Menschenliebe nicht in euern Herzen! Ihr seid die beklagenswürdigen Opfer eines weltverheerenden Wahnsinns schwarzer Leidenschaften. Oder wo hat Christus Jesus jemals diejenigen gemordet, geplündert, von Haus und Hof und Vaterland vertrieben, ausgeschlossen von allen Rechten der Andern, welche nicht an ihn glaubten? — Und ihr mordet, oder plündert, oder verstoßet und macht elend diejenigen, welche an ihn glauben, wenn auch nicht ganz nach eurer Art und Weise!

Als Petrus predigte, wurden zur Zahl der Gläubigen an dem Tage hinzugethan bei dreitausend Seelen. Weit entfernt aber, daß er diesen nun Haß und Verfolgungssucht gegen Andersglaubende einflößte, ermahnte er sie zur Liebe, Geduld und Verträglichkeit, nach dem Beispiel Jesu, des göttlichen Herrn. Er schrieb ihnen und Allen nachmals, die er bekehrt hatte: Vergeltet nicht Böses mit Bösem, oder Scheltwort mit Scheltwort; sondern dagegen segnet und wisset, daß ihr dazu den Beruf habt, daß ihr den Segen beerbet. (1. Petr. 3, 9.) In diesem Geiste predigten die ersten Schüler des Heilandes, fromm, liebend, duldsam, wie er selbst. Die Frucht ihres Glaubens war nicht Mordlust, Verfolgungstrieb und Gehässigkeit, sondern Liebe, Edelmuth, Freundschaft gegen Jedermann. Wenn sie, wie Jesus, zur Liebe des Nächsten ermahnten, verstanden sie darunter nicht bloß ihre Glaubensgenossen und Mitchristen, nicht etwa die Juden, und schlossen nicht Samariter und Heiden aus, sondern Jeder war ihr Nächster, der mit ihnen am nächsten in Berührung kam, von welchem Volk und von welcher Religion er auch sein mochte. Das war der göttliche Antrieb ihres Herzens, das der heilige Geist, der sie bewegte.

O so heilige und läutere und verkläre auch mich, Kraft Gottes, heiliger Geist, und mache mich zum theuern Kinde meines himmlischen Vaters! Stärke mich zu allen guten Werken und erfülle mich mit der wohlthätigen Liebe, in welcher Christus, mein Erbarmer, lebte und litt! — Tröste du mich, Kraft Gottes, wenn ich an mir selber irre werde, und an der Möglichkeit zu zweifeln beginne, jemals ganz in meinem Wandel heilig und fleckenlos zu werden; wenn meine Sünden mich quälen, und meine trostvolle Hoffnung zur Gnade und Erbarmung des Ewigen verschwinden will. Was kann ich ohne dich, o Geist Gottes? Durch Dich allein lebe ich und vermag ich Alles. Amen.

384.

Der Apostel erste Thaten und Einrichtungen.

Ap. Gesch. 3, 6.

Schnell, wie der Sonne Strahlen eilen,
Dringt in die Nacht von Vorurtheilen
Das Wort des Herrn, und schafft den Tag.
Gewaltig, wie ein Ueberwinder,
Betäubt es den zufried'nen Sünder,
Der unbesorgt im Schlafe lag.
Er taumelt von des Wortes Schlägen,
Verstopfet länger nicht sein Ohr;
Sieht reuig seinem Gott entgegen,
Und breitet seine Hand' empor.

Als Jerusalem einmal Jesum gerichtet und zum Tode geschleppt, und seine wenigen treuen Anhänger mit Schrecken erfüllt hatte, glaubte es über das Werk des Messias triumphirt zu haben. Mit Verwunderung sah es nun inner seinen Mauern plötzlich Tausende wandeln, die ihn, den Gekreuzigten, verherrlichten, und ihn als den Messias verehrten. Diese Erscheinung war bisher unerhört; unerhört, daß ein Feind der bestehenden Ordnungen (denn als solchen betrachteten die Priester Jesum) nach seinem Tode noch mehr Anhänger hatte, als während seines Lebens.

Schon vor Jahren hatte sich ein gewisser Theudas einmal als Messias aufgeworfen, und die Juden aufgeboten, das fremde Joch abzuschütteln. Das Volk, voll von Erwartungen der nahen Ankunft des verheißenen Christus, war nicht ungeneigt, ihm anzuhangen. Vierhundert Männer schworen sich ihm zu; der Aufruhr begann. Theudas ward im Gefecht erschlagen. Seine Anhänger flohen auseinander. Niemand redete mehr von ihm. — Nach diesem war ein gewisser Judas aus Galiläa aufgestanden, zur Zeit, da die allgemeine Schatzung und Besteurung der Juden ausgeschrieben wurde. Viele Mißvergnügte des Landes machten mit ihm gemeine Sache wider die Römer. Er ward von diesen verfolgt. Er kam um. Alle die ihm zugefallen waren, flohen auseinander. Niemand redete mehr von ihm.

Nun aber blieb Jesus noch immer das Gespräch Jerusalems, obgleich er nicht mehr auf Erden wandelte. Die Zahl seiner Freunde mehrte sich mit jedem Tage. Seine Schüler verkündeten ganz ohne Furcht, er sei der Messias. Aber sie machten keinen Aufstand. Sie lehrten Demuth und Liebe. Sie schadeten Niemandem; sondern sie zeichneten sich vielmehr durch Wohlthaten und wunderbare Gaben und Kräfte aus. Jeder Tag gab neuen Anlaß, von ihren Thaten zu reden.

Am Auffallendsten war die Heilung eines Menschen, der vom ganzen Jerusalem gekannt war. Von erster Kindheit an lahm, lag er gewöhnlich vor der sogenannten schönen Pforte des Tempels, und bettelte Almosen von denen, die hineingingen. Als Petrus und Johannes eines Tages ebenfalls den Tempel besuchten, lag der Lahme da, und sprach sie um eine Gabe an. Petrus erwiederte: Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir. Im Namen Jesu Christi von Nazareth stehe auf und wandle! Bei diesen Worten ergriff der Apostel die Hand des Lahmen, richtete ihn auf, und der Lahme fühlte sich stark und fest in allen Gliedern. Er, der sich bisher hatte hin und her tragen lassen, ging jauchzend mit ihnen in den Tempel und lobte Gott. Das Volk sah ihn mit Verwunderung und Entsetzen, und strömte ihm nach, da er hinaus in die salomonische Vorhalle ging, um den Aposteln zu danken, die sich daselbst befanden.

Petrus lehnte jedes Lob von sich ab. Was wir gethan haben, sprach er zum Volk, ist nicht durch unsere Macht gethan, und folglich auch nicht unser Verdienst, sondern durch den Glauben an Jesum, welchen der Gott unserer Väter verklärt hat, welchen ihr und eure Obersten getödtet habet aus Unwissenheit. Und nun benutzte er die Gelegenheit, den Versammelten die messianische Würde Jesu und den heiligen Zweck seiner Sendung darzuthun.

Der Hauptmann des Tempels, die Sadduzäer, die Priester, alle ehemaligen Gegner Jesu wurden voller Erbitterung und verhafteten beide Apostel. Sie glaubten, es müsse mit Gewalt und Ernst eingeschritten, und die neue Lehre unterdrückt werden, ehe ganz Jerusalem abtrünnig

würde. Denn schon waren bei fünftausend Männer, die den Boten Jesu öffentlichen Beifall gaben. Der hohe Rath versammelte sich; die Hohenpriester, Obersten, Aeltesten und Schriftgelehrten. In den Herzen Vieler war beschlossen, man müsse den Schülern des Nazaräers das gleiche Loos geben, welches ihr Meister empfangen hatte. Aber schon war keine Einigkeit mehr unter ihnen. Mehrere hatten ihr Vorurtheil gegen Jesum abgelegt. Selbst Priester bekannten sich schon im Stillen zur Lehre des Gekreuzigten. Petrus, statt sich vor ihnen zu vertheidigen, pries in ihrer Gegenwart die Thaten und die Hoheit des Erlösers. Man verbot ihm und seinen Mitjüngern, ferner im Namen Jesu zu lehren, damit sollten sie diesmal ungestraft entlassen werden. Doch Johannes und Petrus erwiederten ruhig: Richtet doch selbst, ob es vor Gott recht sei, daß wir euch mehr gehorchen, denn Gott. Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten von dem, was wir gesehen und gehört haben! Man bedrohte sie nochmals, und entließ sie.

Die Apostel kamen zu den Ihrigen. Freude erfüllte Alle, und reiner Muth. Nur lauter predigten sie den Auferstandenen. Die jüdische Priesterschaft, deren Stolz diese Kühnheit beleidigte, glaubte nun länger keine Schonung beobachten zu sollen. Die Apostel wurden abermals gefangen genommen, und in den Kerker geführt. Als man sie folgenden Tages vor Gericht stellen wollte, fand man die Kerker leer, und doch die Thüren verschlossen und die Wachen davor. Man wähnte, die Gefangenen hätten sich selbst freigemacht, und wären auf irgend eine Weise aus Furcht vor der Strafe entronnen. Keineswegs. Man vernahm vielmehr, sie ständen wieder im Tempel, und lehrten das Volk ohne alle Furcht. Man sandte hin. Schon wagte man es nicht mehr, sie mit Gewalt zu verhaften, aus Furcht vor dem Volk. Durch freundliches Zureden brachte der Hauptmann des Tempels die Apostel abermals vor den Stuhl der Richter. „Haben wir," donnerten ihnen diese entgegen, „haben wir euch nicht mit Ernst geboten, daß ihr nicht sollet lehren im Namen Jesu? Und dennoch erfüllet ihr Jerusalem wieder mit eurer Lehre, und wollet dieses Menschen Blut über uns führen!"

Die Apostel, mit himmlischer Freudigkeit, entschuldigten sich nicht, ihre Antwort blieb wie das erstemal: Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen! Schon redeten einige des hohen Raths von Golgatha und Kreuzigung dieser Ungehorsamen. Andere aber widersetzten sich. Der Pharisäer Gamaliel, ein im ganzen Volke hochgeachteter Schriftgelehrter, rief: Nehmet euer selbst wahr an diesen Menschen, was ihr sollt! Ist ihr Werk und Wort aus den Menschen, so wird es untergehen. Ist es aber wirklich aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen; ihr würdet wider Gott streiten.

Das Todesurtheil ward damit abgewehrt. Aber die Apostel entkamen nicht ganz ohne Strafe. Die Richter liessen sie stäupen, und befahlen ihnen, in Zukunft behutsamer zu sein und zu schweigen. Fröhlich hingegen gingen die Gestraften hinweg, und stolz, daß sie würdig gewesen waren, um Jesu willen zu leiden. Und sie hörten nicht auf, alle Tage im Tempel und hin und her in den Häusern zu lehren, und die frohe Kunde von Jesu, dem Messias, zu predigen. Und es blieb ihr fester Grundsatz, welchen keine Todesfurcht erschütterte, und der Blick auf den blutbefleckten Hügel von Golgatha nur stärkte: Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen. (Ap. Gesch. 5, 29.)

Freilich die Großen Jerusalems und Judäa's fanden darin nur Schwärmerei; aber die Großen Jerusalems und Judäa's gingen unter, und die Wahrheit siegte, welche sie Schwärmerei geheißen haben wollten. Sie bildeten sich in ihrem hochmüthigen Dünkel ein, weil sie die Macht und Gewalt besäßen, hinge von ihnen ab, zu erklären, was Wahrheit und was Irrthum sein solle. Gewohnt, die Menschen sich unter ihren Befehlen beugen zu sehen, wähnten sie, Jeder sei Rebell, der es wage, ihre bessere Einsicht zu bezweifeln.

Doch in der Geisterwelt gilt nicht Maßstab und Gewicht und Name des bürgerlichen Lebens. Der menschliche Leib kann wohl Ketten tragen, aber frei geboren ist und bleibt der unsterbliche Geist, und der Zepter keines Weltbeherrschers reicht eine Spanne weit über den Staub hinaus, worüber er zu herrschen hat, in das unsichtbare Gebiet der Seelen. Hier sind keine Könige und Sklaven, sondern gleiche Brüder, und einerlei Kinder Gottes. Hier blenden keine Kronen und Thronen, von Goldschmieden und Juwelierern gemacht, sondern der Weisere ist Gesetzgeber, und Alles folgt ihm. Hier sind nicht Waffen, nicht Foltern und Kerker schrecklich: sondern die Macht der göttlichen Wahrheit überwindet Heeresgewalt, Schergen und Henkersknechte. Da steht das ewige Gebot: Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen.

Die aber, welche mit weltlicher Macht bekleidet sind, die Fürsten, die Richter, die irdischen Obrigkeiten alle, haben Recht und Befugniß, über irdische Ordnungen zu wachen, und über das Weltliche zu richten. Wer die bürgerlichen Gesetze übertritt, und die eingeführten Verhältnisse des Staates umstürzt, ist bürgerlicher Verbrecher. Aber die Meinung ist frei; die geistigen Ueberzeugungen sind unabhängig von der Hoheit jedes Machthabers. Der Irrthum kann nur von der Wahrheit gerichtet werden. Darum sprach Jesus vor dem jüdischen Gericht: Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei. Habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich? (Joh. 18, 23.)

Es hat zu keiner Zeit an Gewalthabern gefehlt, welche, ungenügsam mit bürgerlicher Macht, sich auch Herrschaft über die Einsichten und Gewissen anmassen wollten. Ihr hohes, durch Unverstand von ihnen entweihtes Amt erfüllte sie mit hohem Selbstdünkel von ihrer Klugheit. Die Thoren begriffen keineswegs, daß Gewalt etwas anderes als Recht sei, und bürgerlicher Rang etwas anderes als Weisheit. Sehr Viele wurden, nachdem sie Unglücks genug durch ihre Verblendung angerichtet hatten, endlich das bejammernswürdige Opfer derselben. Allen aber mußte zuletzt ihr freches Beginnen mißlingen, und sich dem Fluch und Spott der Enkel preisgegeben sehen. Denn das Ungerechte kann nimmer bestehen. Tirannen konnten den Weisen einkerkern, aber nicht die Wahrheit; sie konnten den Gerechten tödten, aber nicht die Gerechtigkeit; sie konnten Jesum auf Golgatha hinschleppen, aber das Evangelium nicht morden. Immer siegt die Wahrheit endlich. Werbet Heere wider sie, aber sie wirbt Völker; zündet Scheiterhaufen an, aber diese Flammen beleuchten nur seine Ruchlosigkeit heller! Die Wahrheit siegt ob. Sie lähmt die Heere; sie stürzt die Thronen ihrer Feinde früh oder spät.

Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Was menschlich ist, gehört dem bürgerlichen Leben an. Hoch über den bürgerlichen Ordnungen steht das Göttliche, nämlich die Tugend und die Wahrheit; und jene Ordnungen selbst empfangen von diesem erst Weihe, Würde und Vollkommenheit. Was ist Wahrheit? Deine Ueberzeugung sagt es. Was ist Tugend? Dein Gewissen sagt es. Es ist keine Wahrheit, die nicht von jeder Vernunft anerkannt und Wohlthat für das menschliche Geschlecht sein könnte; es ist keine Tugend, welche nicht in der Liebe zur Menschheit ihre Wurzeln hätte. — Und will man deine Ueberzeugungen mit Gewalt brechen (kein Sterblicher vermag solches), und will man dich zur Verachtung der Tugend zwingen: dann gehorche Gott mehr, als den Menschen.

Aber die Ueberzeugung kann auch Irrthum sein. So zerstöret den Irrthum nicht mit dem Richtschwert, sondern durch die Wahrheit. Der Irrthum, so lange er zu keinem Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit führt, ist unschädlich und ausser der weltlichen Gerichtsbarkeit gelegen. Aber die Tugend kann übertriebener Eifer für eine an sich gute Sache sein. Ihr habet das Recht, den Eifer zu bestrafen, der den Gesetzen zuwider ist und den öffentlichen Frieden bricht; aber die gute Sache lasset unangefochten, sie ist Gottes Sache. Christus und seine Jünger handelten gegen kein weltliches Gesetz; vielmehr sie predigten den Gehorsam, aber verläugneten daneben die Wahrheit nicht. Sie steht höher, als königliche Thronen stehen. Christus und seine Jünger zerstörten selbst nicht die kirchlichen Einrichtungen der Juden; vielmehr sie besuchten den Tempel und beobachteten alle Gebräuche nach mosaischer Vorschrift; daneben aber lehrten sie die höhere Weisheit des Lebens. Die kam aus Gott. Es war nicht des Menschen, in göttlichen Dingen zu richten. Darum gehorchten auch Petrus, Johannes und die Apostel Allem, was die Obrigkeit in bürgerlichen Verhältnissen befahl, sie gehorchten selbst, wo es ihr Nachtheil war. Sie widerstanden keineswegs, selbst wenn sie in Kerker geschleppt wurden. Sie gingen selbst willig; forderten die Tausende ihrer Anhänger zu keinem Beistand, zu keiner Widersetzlichkeit auf. Sie lästerten ihre Obrigkeit nicht. Immer unterschied jeder von ihnen sehr genau die eigene persönliche Angelegenheit von der gesammten Menschheit, welche sie zu behandeln und zu befördern hatten. Denn Recht, Wahrheit und Tugend ist das Gut der ganzen Geisterwelt. Dies Gut konnten und durften sie nicht, wie ihren eigenen Leib, dem Eigennutz und stolzen Eigensinn der Machthaber aufopfern. Ihnen zu gefallen, konnten und durften sie nicht Verräther an ihren heiligsten Ueberzeugungen und Pflichten werden. Da war es, wo sie Gott mehr gehorchten, als den Menschen! Sie fürchteten sich nicht vor denen, die den Leib tödten können.

Dieser Heldenmuth der Jünger empörte die Großen, erregte die Bewunderung der bisher Gleichgültigen, und begeisterte die, welche in der Liebe zu Jesu, dem Welterlöser, mit ihnen Hoffnung und Glauben theilten. Alle Macht der Welt war nicht mehr vermögend, das Werk Christi zu zerstören.

Die beginnenden Verfolgungen der Wahrheit vergrößerten nur die Entschlossenheit und Eintracht der frommen Bekenner. Ihre Anzahl wuchs. Sie waren, wie die Geschichte spricht, Ein Herz und Eine Seele. Was sie besaßen, war unter ihnen Allen Gemeingut. Ihre Güter und Habe verkauften sie, und theilten davon aus unter Alle, nachdem Jedermann Noth war. Niemand beleidigten sie durch anmaßenden geistlichen Stolz. Darum war ihnen auch das ganze Volk gewogen; und wenn auch nicht Jeder ihrem Beispiel zu folgen Muth genug hatte, konnte er ihnen doch nicht seine Hochachtung versagen.

Diese schöne Einmüthigkeit der ersten Christen, selbst die Gemeinschaft der Güter unter ihnen, war von der wesentlichsten Nothwendigkeit und segenreichsten Wirksamkeit für Ausbreitung der Lehre Jesu. Durch Einmüthigkeit wurden sie Alle stärker, getrösteter, dem Volke ehrwürdiger. Sie erfüllten Jesu letztes Gebot: daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habet. (Joh. 13, 35.) Und buchstäblich ward wahr, was er gesprochen. Die Treue und Freundschaft der ersten Bekenner Jesu ward den Juden selbst zum Sprichwort. Da war Einer durch die Liebe Aller glücklich. Mitten unter den Stürmen einer feindseligen Welt blühte ihnen ein friedliches Paradies.

Die Gemeinschaft der Güter war eine nothwendige Folge dieser gegenseitigen Freundschaftsgesinnungen, und zugleich der rechte Prüfstein ihrer Aufrichtigkeit. Wer sich Alles dessen, woran der gewöhnliche Mensch sonst am innigsten hängt, entschlagen kann, dem ist nichts mehr zu schwer; der hat Muth, Alles zu wagen. Und solche Heldenseelen mußten die Ersten sein, welche in den Kreis der Jesusbekenner traten. Wer am Irdischen hing, war nicht gefaßt, für das Höchste Alles zu thun. Zweideutige Personen, die Jedem dienen wollen, gehören Keinem ganz. Der jähe Tod des Ananias und seines Weibes Saphira, die mit Lug und Trug in die heilige Gemeinde sich mischten, ward Manchem schreckend, welcher mit zwitterhaften Grundsätzen hinzutreten wollte. Für Jesum Alles verläugnen können, hieß seiner Gemeinschaft allein würdig sein.

Es hat in spätern Tagen nicht an gutmüthigen und eifeigen Bekennern des Herrn gefehlt, welche ebenfalls die Gemeinschaft der Güter wieder unter sich, nach dem Beispiele der ersten Christen, einführen wollten, und solches sogar als ein allgemeines Grundgesetz des wahren Christenthums ansahen. Allein sie vergaßen, daß die Ursache, welche bei den frühesten Anhängern Jesu zur Ergreifung dieser Maßregel statt fand, nicht mehr in unsern Tagen gebietend ist, wo die Religion frei und gefahrlos bekannt werden darf. Sie vergaßen, daß damals alle Christen nur gewissermaßen eine einzige Familie bildeten, und nicht ein ganzes Volk waren; daß nicht Alles, was in einer Familie ausführbar und im Kleinen wohlgethan ist, bei großen Nationen anwendbar sei, wo man sich gegenseitig zu wenig kennt, und die Gütergemeinschaft zu ungeheuern Mißbräuchen entarten würde. Als sich nach Jahr und Tag die Christengemeinden aller Orten ausdehnten; als sich endlich auch viele Zweideutige oder Schwache, oder Heuchler taufen liessen; als es nicht mehr möglich war, über die Gemüthsart Aller strenge Aufsicht zu führen: da mußte die Gütergemeinschaft eben so nothwendig aufgehoben werden, als ihre Einführung anfangs sowohl zu gegenseitiger Unterstützung, als zum Beweis der Entschlossenheit, das Theuerste für die Wahrheit zu opfern, nothwendig gewesen war. Die Apostel selbst sahen sich durch die Umstände genöthigt, von ihrer ersten Strenge nachzulassen, da sie vernahmen, wie Hoffnung auf allgemeine Unterstützung den Müssiggänger in

der Trägheit bestärkte, und den Fleiß des Redlichen zur Beute des Eigennützigen machte.

Eine fromme, einander ergebene, zärtliche Familie waren die ersten Christen, aber noch keine besondere Kirchenpartei. Sie waren und blieben Juden; besuchten den jüdischen Gottesdienst, und beobachteten die mosaischen Gesetze und Feste. Sie unterschieden sich äusserlich in nichts von den übrigen Israeliten, als durch höhere Tugend und Menschenliebe im Wandel. Freilich ihr Glaube war ein ganz anderer, als der Glaube der Juden; er war das Vollendetste dessen, was des Menschen Geist erringen kann. Doch der Glaube an Gott und Ewigkeit und Entsündigung in Jesu Wort konnte neben den mosaischen Gesetzen, wie neben den bürgerlichen Gesetzen der Römer und Griechen bestehen, so lange die Herren dieser Völker nicht den tiranischen Grundsatz behaupteten, daß der innere religiöse Glaube der Menschen von bürgerlichen Gesetzen geregelt werden müsse. Darum war auch Christus Jesus selbst ein treuer Verehrer und Beobachter des mosaischen Gesetzes geblieben, weil er zum Volk Israel gehörte. Auch mahnte er durchaus keinen seiner Schüler zum Abfall vom Gesetze Mosis, oder wiegelte ihn auf wider Besuch des Tempels und Beobachtung gottesdienstlicher Gebräuche.

Dennoch führten sich, neben diesen, auch bald eigenthümliche, fromme Gebräuche in die Familie der ersten Christen ein. Als Juden beobachteten sie zwar die Beschneidung; als Bekenner Jesu aber weihten sie die, welche zu ihnen traten, durch die Taufe ein. Als Juden gingen sie zum Tempel, da zu beten, belehrt zu werden, oder zu lehren; Als Bekenner Jesu aber versammelten sie sich auch unter einander, beteten sie gemeinschaftlich, lehrten und lernten sie die Offenbarungen und heiligen Anweisungen Jesu zur Vollendung, und feierten sie das Gedächtniß des göttlichen Urhebers ihrer Seligkeit und Besserung, wie er es angeordnet hatte.

So lebten sie unschädlich und unschuldig, nirgends Störer der öffentlichen Ordnung, voller Gottesliebe und ohne Menschenfurcht. Erwärmt und beseligt durch das Heiligste, ward ihnen das Irdische gleichgültig, das Ewige Alles. Sie hatten einen Gott zum Vater, einen Heiland zum Erlöser, einen Geist zur Heiligung des Gemüthes. So waren sie sich durch Glauben und Hoffnung und Liebe über alles Vergängliche hinaus verwandt, des Staates gehorsamste Bürger. Nur in dem einen Grundsatze wankten sie nicht, wenn bürgerliches und göttliches Gebot in Widerspruch traten: man müsse Gott mehr gehorchen, denn den Menschen.

Längst sind die Zeiten des ersten Christenthums verschwunden mit ihrer Heiligkeit, Einfalt und Liebe. Statt Verfolgung ist Triumph, statt heimlicher Betsäle stehen Prachttempel. Aber, daß in diesen Triumphen und Tempeln noch die bescheidenen Tugenden der frühesten Jesusbekenner wohnten! — Und wohnten sie nicht dort mehr: wer wehrt es, daß sie ihren Platz in meinem Herzen finden? Möge doch der leichtsinnige Haufe über stille Frömmigkeit lächeln, und die Tugend bloß liebenswürdige Schwärmerei nennen; möge er immerhin üppigen Modeton statt Sitteneinfalt empfehlen, oder mich hassen, wenn ich die Wahrheit, die da ewig bleibt, seinen Irrthümern und geschminkten Lastern entgegenstelle! Man soll Gott mehr gehorchen, denn den Menschen!

385.

Das Ur-Christenthum.

Erste Betrachtung.

Ap. Gesch. 4, 32.

Ihr ersten Zeiten seid verschwunden,
Wo noch die Christen das empfunden,
Was Lieb' und Andacht fühlen soll.
Da war noch stets der Weg zum Himmel
Vom hohen jauchzenden Getümmel
Aufsteigender Gesänge voll.
Ein heiliges Echo der feiernden Lieder
Erschallte herab, da lobsangen sie wieder,
Ein Jeder war ganz Dankbarkeit:
Nun bist du nicht mehr, du selige Zeit!

Des Christen Augen sind geschlossen:
Mit einem tiefen Schlaf umflossen,
Ruh'n ihre Seelen, Todten gleich.
Um eitle Güter zu erwerben,
Treulose Schatten, wenn wir sterben,
Vergessen sie ein ewig Reich.
Vor schmeichelnden Freunden, vor niedrigen Sorgen,
Bleibt ihrem Gesichte die Würde verborgen,
Den Menschen von Gott selbst verlieh'n,
Doch denen nur, die dem Eiteln entflieh'n.

Ja, es ist meine Sehnsucht, abgewandt von der Sünde, zur Gottheit zurückzukehren. Ich will mich vereinigen mit Allen, die meine Sehnsucht theilen, und in der heiligen Gemeinschaft der Christen Rath suchen, wo Irrthum leicht wird; Trost, wo ich desselben bedarf; Ermunterung, wenn mein Eifer matt will werden.

Aber wo bin ich, wo lebe ich? Ich wohne in christlichen Landen; wo aber sind die Christen, welche ich suche? Ich lebe in einer christlichen Kirche; wo aber sind die Christen, die zu ihr gehören? Wo ist die Gemeinschaft der Heiligen?

Von Land zu Land ist ein anderes Christenthum! Wie? hat denn mehr als ein Christus gelebt, gelehrt und gelitten? — Andere Kirchen, andere Heiligthümer, andere Glaubensbekenntnisse! Wie? haben sich die Apostel getrennt, und, abtrünnig vom göttlichen Meister, ihre Weisheit höher geachtet, als die Weisheit des Erhabenen? Warum wagten es denn die, welche Jahrhunderte lang nach ihnen gekommen sind, und doch nicht Jesum mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört haben, gleich den Aposteln? Wie? ist menschliche Gelehrtheit lichtvoller, als die himmlische Weisheit selbst? Von wannen sind diese Unterschiede gekommen? Wer hat diese Lehrbegriffe erfunden? wer jene Ordnungen in der Kirche gegründet?

Wenn heute von den heiligen zwölf Boten Jesu einer ins Leben zurückkehrte, und durch die Länder der Menschen wandelte — wo fände er den alten beseligenden Glauben der ersten Christen wieder? den Glauben, welchen der Heiland so göttlich und einfältig gelehrt hat? — Siehe, hier ist Christus! siehe, da ist Christus! würde gerufen werden von allen Kirchen und Parteiungen, deren jede die andere des Irrthums zeihet. Zu welcher sollte er sich wenden? In welcher würde er das reine Jesus-

wort, unverfälscht und ohne spätern menschlichen Beisatz, wieder finden? Jeder lehrt, Jeder glaubt anders, als wäre eine neue Verwirrung der Sprachen gestiftet, wie einst zur Zeit des Thurmbaues von Babel.

Doch Meinungen mögen verschieden sein, und die verschiedenen Vorstellungsarten der Menschen von göttlichen Dingen haben vielleicht die Mannigfaltigkeit der Erkenntnisse veranlaßt. Ich will nicht strenge fordern. Ich finde keine Eintracht im Glauben der Christenheit mehr; aber ich suche die Einheit des ächten Christensinnes. Sagte doch der Apostel schon: Christum lieb haben, ist besser denn alles Wissen. Die wahre Religion beruht ja nicht auf äussern Einrichtungen und Feierlichkeiten. Nein, sie liegt tief im Innern des Gemüthes. So werde ich eine unsichtbare Kirche der Gläubigen, eine herzensverwandte Gemeinschaft der Christen entdecken.

Aber ich suche vom Aufgang zum Niedergang — wo werde ich sie finden? In allen Kirchen erblicke ich mit Betrübniß neue Spaltung und Parteiung. Hier wandeln Christen; Christen werden sie genannt. Das Bad der Taufe haben sie empfangen, das Nachtmahl Jesu zu seinem Gedächtnisse gefeiert, vor dem Altare ward das Bündniß ihrer Ehe gesegnet. Und sie selber spotteten nun der Taufe und des Altars; gestatteten höchstens deren Nützlichkeit, als eine bürgerliche Handlung zu guter öffentlicher Ordnung für jeden Stand. Sie nennen die, welche mit Andacht den Gottesdienst feiern, Heuchler oder Abergläubige oder Schmeichler; die Religion einen wohlthätigen Zaum für den Pöbel. Die Ewigkeit ist ihnen noch ein Satz, der zu beweisen wäre, Gott selber ein Räthsel, das man lösen müsse. In Gesellschaft sittenlos witzeln, die Unschuld erröthen machen, Fehler des Nachbarn schadenlustig ans Licht ziehen, seine Schwächen ins Lächerliche darstellen, heißt ihnen guter Ton. Aber das Erhabenste der Welt zu nennen — der Name Jesu Christi, ein Wort von der Gottheit, erregt ihre Schamhaftigkeit, und ihr Blick bittet: Zählet mich nicht zu den Albernen oder zum gemeinen Haufen. Lebensklugheit, schlaue Berechnung der Umstände, die Kunst der Ueberlistung, und zu scheinen, was man nicht sein kann, das gilt ihnen als Ersatz für die abgeworfene Religiosität. Eigener Vortheil ist ihr Gott; Genuß ihr höchstes Gut; die Beute des Augenblicks ihre Ewigkeit. — — Wie, auch diese tragen Christi Namen? Nein, in ihnen ist des Göttlichen Geist nicht. Worin sind sie verschieden von den Heiden, die keinen Erlöser vom großen Irrthum kannten? Hinweg von diesen! Sie nennen sich aufgeklärt, und können das Auge nicht zur Sonne wenden. Sie buhlen mit dem Staube; sie leben im Todten. Das Hochmenschliche ist ihrer Brust fremd.

Hier wandeln Christen. Christen wollen sie heißen. Sie würden zürnen, wenn du zweifeltest, ob sie wären, was sie sagen. Denn sie beten und singen heilige Sachen. Gern halten sie ihre Kinder zum Christenthum. Sie verachten die Religionsspötter, und scheuen sich, zu sitzen, wo sie sitzen. Sie lesen in Mußestunden gern fromme Schriften zur eigenen Erbauung, und reden auch im Kreise ernster Freunde zuweilen und nie ohne Ehrfurcht von dem, was heilig ist. — — Aber wo ist der Christussinn in den Thaten ihres alltäglichen Lebens? Wehe, sie haben Religion ohne Religiosität, einen Glauben ohne Seele; eine Lampe, gleich den thörichten Jungfrauen, ohne Oehl und Licht. Ihre Sache ist eifrige Gewohnheit, ein Mitmachen ohne eigenen Trieb; sie behandeln das Heilige, wie die gemeine Uebung des niedrigen Lebens.

Sie singen und beten, aber ihre Gebete stammen nicht aus den Tiefen des andachtvollen Gemüths, sondern sind auswendiggelernte Formeln, oder aus Büchern schlechtweg hergelesen. Das heißt ihnen Gebet. Sie besuchen die Kirchen, nicht um ihre Herzen zu heiligen, und, erhoben durch göttliche Wahrheit, desto strenger auf ihre Fehler zu merken im bürgerlichen Leben. Nein, es geschieht des Anstandes, der guten herkömmlichen Sitte willen, oder weil sie glauben, dem Schöpfer des Himmels und der Erden einen schuldigen Dienst abzuthun. Sie empfangen die heiligen Sakramente mit dem Leibe, nicht mit der Seele; doch hoffen sie, ihre Seele werde damit reiner dem Himmel angehören. Sie hören die Predigt oft mit Andacht. Aber nicht die Macht der himmlischen Wahrheit, sondern die Art und Weise des Vortrages, die Kunst des Redners auf der Kanzel beschäftigt sie; und darüber läßt sich dann wieder mit neugierigen Freunden reden. Sie halten ihre Kinder zum Christenthum streng und treu, zwingen sie zur Kirche, zum Erlernen der Gebete, der Feierlichkeiten, der Glaubensbekenntnisse: Alles für das Gedächtniß, als wenn Jesus in die Welt gekommen wäre, um das Gedächtniß der Menschen zu bereichern, nicht das Herz zu veredeln und zu erwärmen. Dann werden die Kinder, wie die Väter und Mütter, Gewohnheitchristen ohne Herz. — Ach, wohl ohne Herz! Sie lesen freilich wohl fromme Schriften zu eigener Erbauung, oft nicht ohne Rührung. Sie lesen sie aber, wie die Geschichten und Geisterspiele ihrer Dichter, welche vergessen werden, wenn sie weggelegt sind, und die man lobte wegen der Schönheit ihrer Gedanken, wegen der Kraft ihres Ausdruckes, ohne daß man daran denkt, Leben und Thun darnach zu ändern und zu bilden. Man betet, und lebt sittenlos; man beobachtet den äussern Anstand, und sündigt heimlich; man hütet sich, gegen die bürgerlichen Gesetze ein Vergehen zu üben, welches mancherlei Strafen nach sich ziehen könnte; aber Keiner scheut sich, das Böse zu thun, was kein Gesetz der Obrigkeit eigentlich verhindern kann. Man lästert, man lügt, schmeichelt, betrügt, schwelgt, verführt, verschwendet, spielt — kann nur die äussere Ehrbarkeit behauptet werden, so ist an allem Uebrigen nichts gelegen. O welch ein Christenthum! War dies das Christenthum der ersten Zeiten nach Jesu? Welch eine Religion, die einsam und ohne allen Zusammenhang mit dem Leben für sich dastehet, wie ein Gedächtnißwerk oder eine Angewöhnung, die weiter nichts bedeutet!

Hier wandeln Christen! Christen wollen sie heißen und sein. Mit Recht wenden sie sich hinweg von jenen Verächtern alles Glaubens, und weg von diesen lauen Uebungs- und Tagewerkschristen. Denn ihnen ist das Christenthum mehr, als ein angenommener, ehrbarer oder wegen des Himmels nützlicher Brauch. Bei ihnen steht die Religion nicht abgerissen vom Leben, und ohne Einfluß da. Sie ist ihnen Alles, ihr täglicher Gedanke. Ihr Thun und Lassen wird darnach geordnet. Sie versammeln sich zu einander, um von himmlischen Dingen zu reden; sie wachen mit Strenge über christliche Sittenzucht. — Sind hier die Nachfolger der ersten Christen? Glänzt hier der Glaube in seiner alten Einfalt? —

Warum schmähten sie die, welche nicht zu ihrer Gemeinschaft gehören, und warum verdammen sie als verlorne Schafe und thörichte Weltkinder diejenigen, welche einer andern Ueberzeugung sind? Sprach Christus nicht: O richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet! Warum sprechen sie von Wundern und Weissagungen, dem nahen Ende der Welt, der Ankunft des Herrn in diesem oder jenem Jahre? Hat ihnen Gott offenbart, was das Geheimniß seiner ewigen Rathschlüsse ist? Warum reden sie täglich von den Wunden des Lammes, oder dem Verdienst Jesu, oder von der Wiedergeburt, oder von der Gnadenwahl und den Wirkungen der Gnade? Oder warum sprechen sie von den Wundern der Heiligen, und träumen von Zeichen, die Gott thue; brüten über Geheimnisse, die Keiner zu ergründen vermag, weil der Herr sie verborgen hält seit Anbeginn? (Apost. Gesch. 1, 7.) Ist dies Christussinn, war dies der Inhalt seiner himmlischen Lehren, wenn er vom Berge herab zum Volke predigte, oder in der Einsamkeit zu seinen Jüngern? — Nein! Wer an mich glaubet, sprach er, der wird selig werden. Und an ihn glauben, heißt ihn über Alles lieben. Und ihn über Alles lieben, heißt seine Gebote halten. Und dies ist das höchste Gebot Jesu: Ihr sollet vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist; und Gott selbst sollst du lieben über Alles, deinen Nächsten so sehr als dich selbst! — Wer in diesem Sinne handelt und wandelt, der lebt in Jesu, keineswegs aber, wer seine Einbildungskraft mit seltsamen Erwartungen füllt, oder mit wundervollen Geheimnissen erhitzt, oder gleichsam irdischerweise Jesum zu lieben sucht, wie man einen Menschen lieben kann.

Ich wohne in christlichen Landen: aber wo finde ich die Christen, welche ich suche? Ich lebe in einer christlichen Kirche: wo ist die Gemeinschaft der Heiligen?

Darum wende ich meinen Blick zurück in die vergangenen Weltalter und über die Jahrhunderte hinweg zu jenen ersten christlichen Gemeinden, die sich aus den Bekennern Jesu bildeten, bald nachdem er von ihnen genommen war. Ich lese mit Rührung in den Geschichten der Apostel ihre einfachen Einrichtungen; wie die Menge der Gläubigen damals nur ein Herz, nur eine Seele gewesen, auch selbst Keiner von seinen Gütern sagte, daß sie sein Eigenthum wären, sondern es war ihnen Alles gemein. (Ap. Gesch. 4, 32.)

Gern traten sie zusammen, gemeinschaftlich Gott zu verehren. Denn wo entflammt die Andacht feuriger, als in der Mitte vieler und gleichgestimmter Seelen? Hier war keine todte Gewohnheitssache, sondern innerer Drang jedes Gemüthes, die Lehre Jesu zu erfahren, um darnach zu thun, und selig zu werden. Hier tönten keine erlernten Gebetsformeln — nein, die Inbrunst des Herzens sprach laut. Hier klügelte man nicht über Geheimnisse in der Gottheit, nicht über das Verhältniß des Göttlichen und Menschlichen in Jesu; sondern einfältig und aufrichtig lehrte und glaubte man, was Jesus von sich selbst gesprochen, wie er gekommen sei, gesandt vom Vater, die Welt zu erleuchten, und Sünder durch Belehrung selig zu machen. Darum hatte er sich ja das Licht der Welt, darum den Weg des Lebens geheißen; darum denen, die an seine Worte glaubten, empfohlen, ihm nachzufolgen, das heißt, also zu denken und gegen Gott und Menschen zu handeln, wie er; die zu segnen, die uns fluchen; denen wohlzuthun, die uns beleidigen.

Man lebte in Jesu, man war eins mit ihm; aber nicht, wie sich Schwärmer dünken, irdischerweise oder in der Einbildungskraft: sondern im Geiste seiner erhabenen Lehre. Die ersten Christen kannten daher auch jene Lauheit nicht, welche in unsern Tagen Alles erschlafft. Sie fühlten die höchste Würde der Menschheit, die ihnen Jesus verliehen, Verwandte Gottes, Gottreskinder zu sein. Sie wußten, das Weltall sei ihres Vaters Haus und ihre eigene Heimath. Sie verstanden das große Wort: Christus hat den Tod überwunden! Für sie war nur Leben, kein Tod. Nur wer der Sünde, dem thierischen Gelüste allein gehört, höchstens ein verfeinertes Thier sein mag, Sinnengenuß, Gewalt über Seinesgleichen, Stärke, äussere Schönheit, Weltehre das Höchste nennt, nur der ist geistig todt; denn er lebt für das, was nie bleibt, für das Todte. Wer aber, ein geläuterter, reiner Geist, in Gott lebt, wohlthätig in seinem Wirkungskreise, wie der Schöpfer im Weltall, der ist im ewigen Leben. Er ist eins mit Gott, in welchem kein Wechsel, kein Tod ist.

Daher sah man die ersten Christen ohne Scheu die Größe Jesu bekennen, weil man, überzeugt von derselben, ihr nacheiferte. Der rohe, unwissende Haufe der Juden und Heiden verstand diese Edeln nicht — sie duldeten den Spott mit jener Hoheit der Seelen, welche über Welt und Grab erhebt. Es war die Kraft der Tugend in ihnen mächtiger, als die Schreckniſse, welche vergängliche Menschen ihnen bereiten konnten. Man raubte ihnen Hab und Gut, verstieß sie aus ihren Heimathen — was war es denn mehr? Sie verloren nur Staub, den sie doch früher oder später zu verlieren bestimmt waren; Bequemlichkeiten, die ja doch tausend andere Menschen entbehren können. Man warf sie in finstere Kerker, — aber ihr Geist war frei; frei von den alten Banden des Aberglaubens; frei von den Vorurtheilen des blinden Haufens, der wie das vernunftlose Thier um einen leckern Bissen sich selbst ins Verderben wirft. Leiber können gefesselt werden, doch nie die Geister, welche die Dinge der Welt richtig würdigen. Man führte sie zum Tode — man steinigte, man kreuzigte sie, stürzte sie von Klippen. Sie gingen unerschrocken in den Tod. Es war ihnen süß, zu sterben. Jeder Edle achtet die Wahrheit seiner beseligenden Ueberzeugungen höher als das Leben. Es war ihnen süß, zu sterben, denn sie erfüllten gegen die Nachwelt eine heilige Schuld. Sie mußten durch ihren Tod und durch ihre Standhaftigkeit der Welt die Wahrheit der Jesuslehren verbürgen. Das ist wohl ein werthloses Ding, für welches man nichts aufopfern mag! Der Tod jedes dieser Blutzeugen für das Christenthum gewann tausend neue Bekenner desselben. Es war ihnen süß, zu sterben; sie starben für das Heiligste und Höchste hienieden, um herrlicher im Ewigen zu sein.

Aber heute — wo finde ich die wunderbare Macht des Glaubens? wo die Inbrunst der ersten Bekenner? wo den Heldengeist der uralten Christenheit? Ich lebe in christlichen Landen; wo finde ich die Christen, die ich suche?

Sie mögen leben, wenn du sie auch nicht kennst. O sie sind, und sind gewiß, wenn auch einzeln und zerstreut, ohne Aufsehen und Geräusch. Zweifele nicht an ihrem Dasein, wenn du sie auch nicht entdeckt hast. Was Jesus gelehrt hat, ist zu groß, zu schön, zu reich an unüberwindlicher Wahrheit, zu reich an seligmachender Gewalt, als daß nicht Tausende davon tief ergriffen und

durchdrungen sein sollten. Sie wandeln im großen Haufen, ohne ihm anzugehören; sie üben dessen Uebungen, aber nicht dessen Sinn. Es gibt eine unsichtbare Kirche der Erleuchteten, die, fern von spitzfindigen Lehrsätzen und menschlichen Satzungen, oder den dunkeln geheimnißsüchtigen Bildern und Gefühlen einbildungskranker Schwärmer, im Geiste des ersten Christenthums athmen; die im Lichte wohnen, das Jesu über das Weltall anzündete; die in Gott leben, heiligwirkend; die keinen Tod kennen, sondern nur das unzerrissene Sein der Ewigkeit, in welchem das Spiel des Vergänglichen lehrreich erblickt wird.

O Gott! o Gott! Du Großer, Heiliger, Allerleuchtender, voll ewiger Huld! Ach, daß ich würde, wie dieser Einer! Daß mein ganzes Leben sich in Anbetung Deiner Macht verwandelte; daß ich, von der Kraft Deines heiligen Geistes durchdrungen, in meinem Wandel, in meinem Hause das Urbild des ersten Christenthums erneuern könnte! Wie selig, o wie groß wäre ich!

386.

Das Ur-Christenthum.

Zweite Betrachtung.

1 Kor. 3, 21 — 23.

Daß ich Dir und Jesu angehöre,
Daß der Geist der Wahrheit mich belebt,
Und wie jene ersten Christenbruder,
Aus dem Staube zur Verklarung hebt, —
Daß ich Deine Vaterliebe kenne,
Daß mich keine Sorge niederdrückt,
Daß mein Auge selbst im Sturm und Wetter
Kindlich auf zu Dir, du Treuer! blickt;
Daß ich in dem heil'gen Bunde lebe,
O mein Jesus, dessen Haupt Du bist,
Und durch ihn das Herrliche gewinne,
Das im Ewgen mir bereitet ist!

Daß ich ohne Grau'n den Tod erblicke
Im Gefuhle meiner Ewigkeit: — —
Dieses dank' ich Dir, du Geist der Geister,
Der durch Jesum zu den Geistern sprach;
Auch mein Geist — er stammelt mit Entzücken
Deine hohe Offenbarung nach

Angebetet sei Dein großer Name,
Diese Erde sei Dein Heiligthum!
Jede christliche Gemeind' erfreue
Nur der Deine, nicht der eig'ne Ruhm!
Steh'n nicht alle Tempel Dir geweihet?
Und gehören Dir nicht Deine Kinder an?
Darum bet' die Menschheit unentzweiet
Dich im Geist und in der Wahrheit an!

Gern blicke ich in jene längst untergegangenen Tage zurück, da das jugendliche Christenthum kräftig aufblühete unter Verfolgungen, wie die Balsamstaude zwischen Dornen und Giftkräutern. Welche Einfalt, welche Treue, welche Ruhe, welche Größe! — Es war die Wiederherstellung der menschlichen Würde, wie sie in den ersten Tagen der Schöpfung gewesen sein mochte — das schöne Bild von dem, was die Sterblichen auf dem ganzen Erdball sein sollen, um nicht Leiden und Tod mehr, sondern Liebe und Seligkeit zu sehen.

Ohne mit falscher Frömmelei das Irdische zu verachten, thaten sie demselben ein Genüge. Die Apostel selbst nährten sich von ihrer Hände Arbeit. Man gehorchte ohne Widerspruch den weltlichen Obrigkeiten. Der Reiche war reich für den Armen; der Arme diente dafür dem Reichen. Keiner der Ihrigen war verlassen. Sie machten gleichsam eine einzige Blutsverwandtschaft aus. Und doch war die Sorge um Nahrung, Kleider und Lebensbedürfnisse anderer Art der Sorge um das Göttliche tief untergeordnet. Der Mensch lebte nicht für die Tafel, für das Kleid, für den Genuß auf Erden, sondern für seinen Geist und für die Ewigkeit. Nicht Jerusalem war der ersten Jünger Vaterland, sondern Gottes Weltall. Nicht bloß wer zu ihnen gehörte, war ihr Bruder, ihr Freund, sondern jeder andere Sterbliche, weil Gott der Vater Aller ist.

Wohl lebten sie in Eintracht beisammen, und beteten und lobeten Gott. Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele. (Ap. Gesch. 4, 32.) Aber darum machten sie keine feindselige Partei gegen Leute andern Glaubens; verachteten dieselben nicht; verstießen sie nicht als Irrende oder Ketzerischgesinnte. Unter sich selbst waren sie durch keine Meinungen oder um der Meinungen willen getrennt. Alle waren sie Christi, wie Christus Gottes ist. (1 Kor. 3, 23.)

So lange diejenigen lebten, welche den Gottmenschen noch selbst gekannt hatten, wie er auf Erden gewandelt, war auch wohl bei diesen eine Liebe zu seiner Person, wie man einen Freund, einen Vater sich noch vorstellt, noch liebt, der uns entrissen worden. Aber diejenigen, welche Jesum nicht dem Leibe nach gekannt hatten, liebten ihn nicht dem Leibe nach, sondern in seinen Lehren und Offenbarungen. Sie machten sich keine Bilder von ihm — es gab nie dergleichen nach ihm. Der Erlöser verhütete es. Liebe und Verehrung im Geist und in der Wahrheit forderte er. — Und die ihn gekannt hatten, sprachen noch gern von seiner Person, von seinem heiligen Wandel, von seiner Wunderkraft. Doch nicht eigentlich, was seine Person und Natur anging, sondern seine Lehre und Hinweisung zum Vater, das Ablegen der Sünde, ein heiliger gerechter Wandel, ein Leben mit und in Jesu, war der Hauptgegenstand der ersten Christen.

Aber wie anders ist nach diesem bald Alles geworden! Zum zweitenmal ward gleichsam das Paradies verloren.

Wie sich die christliche Gemeinde aus bekehrten Heiden und Juden vergrößerte, brachten dieselben allerlei Vorstellungen, die sie früher im Heiden- und Judenthume gehabt, mit in das Christenthum hinein. Dadurch verlor sich die alte Einfachheit der Christuslehre, welche sonst, ohne alle Gelehrsamkeit, auch der gemeine Mann, auch das Kind klar auffassen konnte. Man brachte Spitzfindigkeiten hervor und erfand neue Namen und Lehrgebäude. Einer lehrte von Jesu so, der Andere anders. Einige hingen diesem, Andere einem andern Lehrer an. Umsonst ermahnte schon Paulus: Rühme sich Niemand eines Menschen! Es sei Paulus oder Apollos, es sei Kephas oder die Welt! (1 Kor. 3, 21.) Umsonst hatte schon Jesus, der Herr, gewarnt: Nicht die mich für dies oder jenes halten, nicht die mich Herr, Herr! nennen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel, die allein werden in das Himmelreich kommen. (Matth. 7, 21.)

Bald nach dem Tode der ersten Jünger Jesu vermehrte sich die Zwietracht der Menschen, — nicht um die Lehre Jesu, wie er sie oft in seinen Predigten vorgetragen, sondern um die Beschaffenheit seiner Person. Wäre dies aber

die Hauptsache des göttlichen Willens gewesen, den zu verkünden der Erlöser gekommen; würde er nicht selbst dafür so gesorgt haben, daß darüber kein Streit entstehen konnte? — Stimmen nicht noch alle christliche Religionsparteien und Kirchen heutiges Tages in der Hauptwahrheit des Glaubens und der Tugendlehre des Messias überein, wie er gelehrt hat? Warum hassen sie sich wegen verschiedener Meinungen über Dinge, worüber Sterbliche vergebens forschen? Warum über den Unterschied der Kirchengebräuche, die zur Zeit Jesu Christi noch nicht vorhanden waren? Warum über Auslegungen apostolischer Worte, die für uns dunkel wurden? Ist nicht Christum lieb haben, das heißt im Leben und Thun sein Gebot halten, besser denn alles Wissen?

Aber nun stehen die verschiedenen Sekten, Parteien und Kirchen da! — Es ist vergebens, die Trennung der christlichen Gemeinden zu beklagen. Die Einfalt und Einheit des Ur-Christenthums ist verloren. Läßt sie sich wieder herstellen?

Es ist in allen Christen, in allen gutdenkenden Menschen wohl der schöne Wunsch, daß die, welche auf Jesu Namen getauft sind, eine einzige große Gemeinschaft über den Erdball bilden möchten; daß alle Christen sich als Brüder, als eines Gottes Kinder, als eines Meisters Schüler umarmen möchten. Oft ist über die Vereinigung der Religionsparteien gesprochen, geschrieben worden; oft auch darüber, ob nicht, mit bloßer Berücksichtigung dessen, was Jesus von sich selbst gelehrt hat, und was aus dem Urchristenthum für unser Zeitalter passend sein möchte, eine neue Kirche der Christenheit, eine allgemeine gestiftet werden könnte, deren Lehrbegriff die vornehmsten Wahrheiten aller christlichen Religionsparteien enthielte.

So löblich auch dieser Wunsch sein mag, und wie sehr er das Herz dessen ehrt, der ihn hegt: ist doch seine Erfüllung nie zu erwarten; denn obwohl die Wahrheiten, welche Jesus gelehrt hat, auf dem ganzen Erdball und von jeder Vernunft als heilige Wahrheiten anerkannt werden: sind doch die Gemüthseigenschaften einzelner Menschen und ganzer Völker immerdar verschieden, folglich auch ihre Vorstellungen von göttlichen Dingen. Der sinnliche Mensch verlangt mehr Feierlichkeit und Glanz in den Kirchen, um zur Andacht erweckt zu werden, der geistigere verwirft die kalte todte Pracht, und will nichts, als das Geistige. Ein Volk ist mehr für Einfalt in Allem; ein anderes mehr für Gepränge und Festlichkeit. Ein Volk hat trägere Einbildungskraft, lebhafteres Gefühl; ein anderes ist kälter, ernster denkender. So wird nothwendig jeder Mensch, jedes Volk andere Wünsche, andere Begriffe zur Kirche bringen. So wird sich aus der Natur der Sterblichen immer wieder neue Mannigfaltigkeit entwickeln. Ihr werdet das Kind nicht denken und empfinden lehren, wie den Greis. Anders liebt und ehrt der Mündige, anders der Unmündige den Vater oder die Mutter. Beide können die gleichen Aeltern, die gleiche Liebe haben; aber beide drücken ihre Gedanken und Gefühle verschieden aus. Es soll also sein. Es war des Schöpfers Wille. Aus dieser Mannigfaltigkeit steigt das Leben thätiger, wunderbarer und lehrreicher empor.

Die allgemeine Vereinigung aller Religionsparteien zu einer gemeinschaftlichen Kirche bleibt daher unausführbar. Sie zu versuchen, zeigt nur von dem Mangel an Welt- und Menschenkenntniß derer, welche dazu die Hand bieten möchten. Und wenn das Unmögliche gelänge, so würde nach einigen Jahren neue Trennung unter den Gliedern der gemeinschaftlichen Kirche entstehen. — Gleicht das Antlitz und die Gestalt einer Blume, eines Thiers, eines Menschen dem andern? Gleicht die Erkenntniß und das Gemüth eines Sterblichen dem andern? Ja, ist jeder Mensch sich also selbst gleich, daß er noch heute ist, wie er vor Jahren gewesen?

Ein guter Vater zürnet nicht, wenn seine Kinder, die verschiedenen Geschlechts, verschiedenen Alters, verschiedener Anlagen sind, um ihre Zuneigung, ihren Gehorsam, ihre Ehrfurcht nicht alle auf einerlei Art bezeugen. Aber er zürnet, wenn sie ihm Zuneigung, Ehrfurcht und Gehorsam verweigern. So ist die verschiedene Erkenntniß von Gott und Jesu, oder die mannigfaltige Ansicht unergründlicher Geheimnisse, keine Sünde; es ist die verschiedene Art der Anbetung und Verehrung Gottes, die mannigfaltige Weise des Gehorsams, kein Verbrechen. Aber Sünde ist es, wenn wir aufhören Gottes Größe zu verehren, wenn wir, statt die Gebote des Herrn zu erfüllen, nur nach unserer Klugheit handeln, und den Eingebungen niedriger Lust gehorchen.

Und ist es nicht möglich, daß die Einfalt der ersten Christenheit wieder hergestellt, und über den Erdball eine einzige, allgemeine Genossenschaft der Gläubigen verbreitet werde: kann ich nicht selbst wieder auch einzig zur Einfalt des Ur-Christenthums zurückkehren?

Ich kann es. Wer hindert mich? Ich kann es: so soll ich's. Ich soll es: so will ich's.

Es war unter den ersten Schülern Jesu nur ein Glaube. — Wer an Christum glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammt. — An ihn glauben, heißt nicht bloß anerkennen, daß Jesus der göttliche Sohn sei, den der Vater sandte, sich dem gesunkenen Menschengeschlechte geistig zu offenbaren — solch ein Anerkennen des Herrn ist ein unnützes „Herr! Herr!" sagen — sondern es heißt, ihn lieben. Ihn aber lieben, heißt nicht, ihn mit schmeichelnden Namen begrüßen, nach ihm verlangen irdischer Weise, wie nach einen irdischen Freunde, sondern es heißt seine Gebote halten. Ihn lieben heißt die Menschheit mit der gleichen, selbst aufopfernden Liebe lieben, wie er die Welt geliebt hat, für deren Heil er starb, und wie Gott uns liebt alle Tage.

Wer also die Gebote Jesu Christi im Leben thätig ausübt; wer die göttliche Weisheit, die Christus lehrte, in seinem eigenen Wandel zeigt, der ist ein Christ; der glaubt an Jesum; der ist mein Glaubensgenosse, mein Bruder, meine Schwester in Jesu, er möge sich im Aeussern zu einer Kirchenpartei halten, zu welcher er wolle. Es ist nicht an mir, seine Vorstellung, seine Art der Gottesverehrung zu tadeln, geschweige lächerlich zu machen oder zu verfolgen, wenn sie von den meinigen abweichend sind: sondern dieselben zu achten, weil ich wünsche, daß man auch meiner Ueberzeugung schone. Irren ist menschlich; nur der Allweiseste irrt nicht. Irrthum ist keine Sünde, sondern die ungerechte That, der ungerechte Wunsch. Der Glaube des Menschen aber ist der Flügel, mit welchem sich seine That himmelan schwingt. Zerstöre nicht boshaft oder aus Unüberlegtheit diesen Flügel, du würdest seine edlere Thatkraft lähmen.

Es war unter den ersten Schülern Jesu nur eine Liebe. Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen Alles gemein. (Ap. Gesch. 4, 32.)

Daran erkennen wir die wahre Liebe, daß, wer sie hegt, nichts für sich, sondern Alles für den Geliebten hat und ist; daß er sein Gut, selbst sein Leben ihm hingibt. So hat Gott die Welt geliebt, so Jesus.

In einem kleinen Kreise (wie denn die Zahl der ersten Christen klein war) ist allerdings die Gemeinschaft der irdischen Güter ausführbar; aber in sehr großen Gesellschaften, unter ganzen Völkern und bei unsern bürgerlichen Verhältnissen unmöglich. Auch wird sie von uns nicht begehrt. Zwar Jesus und seine zwölf Jünger hatten die Gemeinschaft des Eigenthums unter sich, wie sie ein Vater mit seinen geliebten Kindern haben kann. Aber sie hatten doch Eigenthum, das heißt, zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse besaßen sie etwas, das nicht allen Menschen zugleich gehörte. So können und sollen auch wir ein Eigenthum besitzen, und unsere Rechte darauf beschützen gegen ungerechte Gewalt. Eine allgemeine Entäusserung unsers Gutes, daß wir nichts von Lebensgütern mehr unser nennen, wird nicht von uns begehrt.

Und dennoch kann ich auch heute noch eine rührende Liebe der ersten Christen üben, wie sie Jesus, als Vorbild, geübt hatte. Auch ich will nicht von meinen Gütern sagen, daß sie mein sind; sondern sie gehören dem Wohl meines Nächsten. Ich habe nichts; was ich aber habe, das ist Gottes. Und der Vater im Himmel verlieh es mir segensvoll, daß ich es, als sein Werkzeug, zum Glück der Nebenmenschen verwende; er gab mir Gut, mehr als ich zu meiner eigenen Erhaltung nöthig habe; ich soll also das Ueberflüssige gern denen mittheilen, die daran Mangel leiden; mittheilen, nicht um Trägheit und Bettelei, sondern Fleiß, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und andere Tugenden zu erwecken und zu befördern. — So ist mein Gut nicht mein (in der Sterbestunde gebe ich das Geliehene zurück), sondern es gehört meinen Mitbrüdern. Ich bin nur ein Haushalter, den Gott verordnete, durch solche Mittel aus seiner Segensfülle allgemeine und besondere Wohlfahrt zu mehren.

Es war unter den ersten Schülern Jesu nur eine Hoffnung, die Hoffnung des ewigen Lebens, des Wiedersehens, der Vereinigung mit Gott dem Vater.

Und diese Hoffnung, wer kann sie mir rauben? Hat mir sie Jesus nicht erworben? Warum soll ich sie nicht mit allen denen theilen, die an Jesum glauben und Gottes Gebote erfüllen? — Wer durch seinen Glauben, durch seine Liebe, durch seine That Gottes Beifall hat, der hat Alles. Er gehört Gott, Gott gehört ihm, wie ein liebevoller Vater seinem guten Kinde. Darum konnte Paulus zu den ersten Christen in Rom sprechen: Es ist Alles Euer. Es sei Paulus oder Apollos, es sei Kephas oder die Welt, es sei das Leben oder der Tod, es sei das Gegenwärtige oder das Zukünftige: Alles ist Euer. Ihr aber seid Christi; Christus aber ist Gottes. (1 Kor. 3, 22. 23.)

Vater unser, Du im Himmel und auf Erden, Du im Leben und im Tode, und im Vergangenen und im Künftigen, Dein ist Alles. Und durch Jesum Christum, der mir meine Bestimmungen, Deinen Willen, das Verhältniß meiner unsterblichen Seele zum ewigen All offenbart hat, bin ich Dein, bist Du mein Gott, mein Vater, mein Heil, und Alles ist mein. — Dieses Leben, dieser Traum, noch habe ich ihn: ein herrliches Sein erwartet mich, denn es ist mein. Ich stehe auf Deiner Millionen Welt sterne einem; aber nicht dies Stäubchen, welches ich bewohne, Deine ganze unendliche Schöpfung, Vater, ist mein Vaterhaus. Nicht hier allein — überall in den endlosen Fernen wohnen meine Brüder in den Himmeln; höhere, bessere Wesen, als ich, und doch meine Brüder, meine Miterschaffenen. Sie, vollkommener als ich, mögen Dich herrlicher preisen; aber auch das freundlichste Stammeln Deines jüngsten, unmündigsten Kindes ist Dir angenehm.

O mein Jesus, mein Lehrer, wie selig hast Du mich durch Dein Wort gemacht! Zweitausend Jahre sind beinahe verflossen, seit Du, Erhabener, Wunderbarer, Göttlicher, du himmlischer Zeuge des Himmlischen, auf Erden wandeltest. Völker, Länder, Gebirge sind seitdem verschwunden, aber Deine Worte nicht. Der Staub verwehete; aber der Geist athmet ewig. Und was sind Geist gegen Geist zwei Jahrtausende? Es sind zwei Augenblicke zwischen Dir und mir. Ich dränge mich zu Dir mit Johannis Zärtlichkeit, mit Petrus lebendigem Eifer. Ich will sein, wie Deine ersten Jünger: ich will die Einfalt, Größe und Treue der ersten Christenheit wieder in mir erneuern, und in meinem Hause verjüngen. Ich athme, ich lebe in Dir, o Jesus, weltliebender Heiland! — Erhaben stehe ich über den kleinlichen Unterschied der Meinungen, Sprachen und Gebräuche der Kirchen auf Erden. Sie beten alle zu einem Gott; sie sind meine Mit-Christen. Sie haben eine Hoffnung, sie sind die Genossen meiner Hoffnungen und Seligkeiten!

Dies ist der Geist des ersten Christenthums — er sei nun der meinige. Hinweg Parteigeist und Glaubenszwist! Es ist nur eine Kirche, aber sie umfängt Betende von verschiedenen Sprachen, Altern und Kräften; es ist nur ein Gott, vor dessen Throne anbetend die ganze Menschheit im Staube liegt, aber seine Kinder sind ungleich an Erkenntnissen und Gaben. Es ist nur ein Jesus seligmachend erschienen, darum sind Alle, die an ihn glauben, ohne Unterschied des Landes, des Alters und des Lehrbegriffs, Christen und Erlöste durch ihn.

387.

Der Glaube und die Kirche.

1 Kor. 3, 11 — 13.

In getrennten Tempeln suchen
Christen Christi Gnad' und Geist,
Aber gehen und verfluchen,
Wer nach andern Kirchen heißt.
Er, der Hirt, der Alle weidet,
Liebt uns Alle, so wie Gott.
Was die Kirch' auf Erden scheidet,
Das vereint der Glaub' in Gott.

Siehe, auch die Tempel wanken,
Und es ändert der Altar;
Und es ändern die Gedanken,
Und die Sitten immerdar.
Eins nur bleibt, das macht mich fröhlich,
Dies beglücket fort und fort:
Nur der Glaube machet selig,
Ewig bleibt nur Gottes Wort.

Wie könnte ich ermüden, die rührende Einfalt des ersten Christenthums zu bewundern! Wie ist seitdem Alles anders geworden! Nichts wußten jene frühesten Bekenner und Bekennerinnen des Welterlösers von den mannigfaltigen Lehrsätzen, in welchen sich heut zu Tage die Bekenner von einander absondern, und wegen welcher sich dieselben wohl gar mit Unbarmherzigkeit verfolgen. Nur was Jesus gelehrt, und daß er von Gott gesandt sei, die Sünder zu beseligen, das war ihre Lehre. Nichts wußten sie von den mannigfaltigen Feierlichkeiten, Uebungen und pomphaften Gebräuchen, worin heut zu Tage so viele Christen die Hauptsache ihrer Gottesverehrung und Religion finden wollen. Nein, in Demuth, Liebe und Gebet wohnten sie einmüthig beisammen. Das Gedächtniß Jesu Christi beim Brodbrechen im Abendmahl zu erneuern, oder einen neuen Ankömmling durch die Taufe in die Zahl der Gläubigen einzuweihen: darauf allein beschränkten sich ihre frommen Gebräuche. Sie kannten noch keinen Unterschied des Ranges unter sich. Wer der Vornehmste unter ihnen sein wollte, mußte nach Jesu Vorschrift der Diener Aller sein. Am meisten geachtet waren von ihnen die unmittelbaren Jünger Jesu, jene zwölf, welche den Herrn seit der Taufe immerdar begleitet, und seine eigenen Worte vernommen hatten. Denn sie mußten als die reinsten Quellen der Christuslehre angesehen werden, da der Herr sie selber gebildet hatte, seine Werkzeuge und Boten zu werden. Dennoch maßten sich die Apostel nie höhere Rechte und Vorzüge an. Sie selber befahlen und entschieden in äusserlichen Dingen der Gemeinde nichts, sondern ertheilten nur Rath und überließen der Gemeinde Wahl und Entscheidung. Ja, sie trugen lange die Mühwaltung, für alle Bedürfnisse zu sorgen, die Unterstützung zu vertheilen, und zu Tische zu dienen.

Es war in jenen Tagen ein einziger Glaube, welcher die Bekenner verband, aber noch keine Kirche. Sowohl die Apostel, als die Uebrigen, behielten, wie einst Christus, die Beobachtung des mosaischen Gesetzes, der Feste, Opfer, Reinigungen, Fasten, und übrigen Gebräuche der Juden bei. Sie waren Israeliten, aber höherer Art, wie Christus Jesus höher war, als Moses.

Die zahlreiche Vermehrung der Gläubigen in Jerusalem nöthigte jedoch bald, neue Einrichtungen zu treffen. Die Sorge der Apostel um das Leibliche der Gemeinde hinderte sie oft, sich mit erforderlichem Fleiße ganz ihrem Lehramt zu widmen. Oder wollten sie diesem vollkommen angehören, geschahen Unrichtigkeiten Und Versäumnisse in der täglichen Handreichung und Bedienung der Glaubensgenossen. Wirklich erhob sich auch ein Murren unter den griechischen Juden, die Jesum bekannten, gegen die hebräischen, welche zur Gemeinde gehörten, daß ihre Wittwen in der täglichen Handreichung aus dem gemeinschaftlichen Gut übersehen würden.

Dies bewog die zwölf Jünger, die Menge der Gläubigen zusammen zu berufen. Es taugt nicht, sprachen sie, daß wir das Wort Gottes unterlassen und zu Tische dienen. Darum, ihr lieben Brüder, sehet unter euch nach sieben Männern, die ein gutes Gerücht haben und voll heiligen Geistes und Wahrheit sind, welche wir bestellen mögen zu dieser Nothdurft. Wir aber wollen anhalten am Gebet und am Amt des Wortes! (Ap. Gesch. 6, 1 — 6) Der ganzen Menge gefiel die Rede wohl. Man erwählte darauf den frommen Stephanus, und mit ihm noch sechs andere Männer, zu Almosenpflegern und Verwaltern des gemeinen Gutes.

Es entstanden auf diese Art vorher unbekannt gewesene Aemter in der kleinen Gemeinde. Denen, welchen das Lehramt oder Verwaltungsgeschäft gegeben ward, mußte ein gewißes Befugniß und Ansehen eingeräumt werden, um sich Gehorsam zu verschaffen und Ordnung zu halten. Bald gebrauchten auch diese Personen Untergeordnete, Gehilfen und Aufseher. Die durch den Glauben an Jesum vereinigte Gemeinde empfing somit eine äusserliche Verfassung, durch die Gewalt der Umstände und Bedürfnisse unvermerkt herbeigeführt. Und die ersten Grundzüge äusserlicher Ordnung waren der Keim zu dem, was nachmals die Kirche genannt wurde. Denn bald, da die Menge der Bekehrten immer wuchs, mußte auch in ihren der Erbauung, Bekehrung und Gottesverehrung gewidmeten Versammlungen eine feste Richtschnur beobachtet werden, um Verwirrung und Aergerniß zu meiden. Bald, da nicht nur Juden, sondern auch Heiden in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen waren, entstand die Frage, ob auch die Heiden sich nach dem mosaischen Gesetze beschneiden, Fasten halten und sich der nach jüdischen Begriffen unreinen Speisen enthalten müßten, um als wirkliche Bekenner Jesu Christi angesehen zu werden. Da nach vielem Streit endlich die Mehrheit dahin entschied, daß die Haltung der Gesetze Mosis nicht nothwendig sei, um zu den Gläubigen zu gehören, entstand offene Trennung der Christen von den übrigen Religionen. Nun bildeten sie um ihren Glauben eine eigene Gemeinschaft und Kirche, geschieden von den Juden, wie von den Heiden. — Bald, da sich in Europa, wie in Asien unter ganz verschiedenen Himmelsstrichen, bei Völkern von ganz verschiedenen Erkenntnissen, Neigungen und Sitten, christliche Gemeinden sammelten, die selten alle von einander wußten und Lehrer von verschiedenen Ansichten der Dinge hatten, entstand auch sehr bald eine Abweichung unter ihnen, sowohl in Gebräuchen beim Gottesdienst, als in Begriffen und Vorstellungen von der Person Christi, vom Abendmahl, von der Taufe und andern ausserwesentlichern Dingen. Die Apostel suchten, so viel an ihnen lag, eine gewisse Gleichförmigkeit überall beizubehalten; aber sie konnten nicht hindern, daß die bekehrten Heiden heidnische Vorstellungen, geschöpft aus alten Gewohnheiten oder Schriften ihrer Weltweisen, daß die Juden jüdische Begriffe, angeerbt von ihrer ersten Erziehung oder ihrer tiefgewurzelten Ehrfurcht gegen die Schriften Mosis, Davids und der Propheten, mit in den christlichen Lehrbegriff übertrugen. So entstand Spaltung, Parteiung in Glaubensart und Kirche.

Zwar Alle glaubten an Jesum; Alle hofften durch ihn zu Gott zu kommen; Alle nannten den einigen, lebendigen Gott ihren Vater; Alle Christum ihren Erlöser; Alle lehrten das Wort der Heiligung, wie er es zur Veredlung des Herzens gelehrt hatte, daß wir vollkommen würden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist: unterdessen wurden vielerlei Nebendinge erfunden, über welche man sich nicht vereinigte, und die erst durch den mit oft ungeziemendem Eifer darüber geführten Streit Wichtigkeit erhielten.

Der Apostel Paulus sah die Trennungen mit Wehmuth; doch fühlte er, daß sie schwerlich ganz zu ver-

meiden wären. Er sah daher nur auf Jesum, und achtete alles Uebrige gering. Sehe nur Jeglicher zu, sagte er, daß das, was auf Jesu Lehre gebaut wird, wohlgebaut sei, und sich in der Feuerprobe des Glücks und Unglücks als gut und beseligend erhalte. Einen andern Grund kann zwar Niemand legen, ausser dem, der gelegt ist, welcher ist, Jesus Christ. So aber Jemand auf diesen Grund bauet Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stoppeln, so wird eines Jeglichen Werk offenbar werden; der Tag wird es klar machen. Denn es wird durch Feuer offenbart werden. Und welcherlei eines Jeglichen Werk sei, wird das Feuer bewähren. (1 Kor. 3, 11 — 13.)

Eben so bescheiden und duldsam, wie der erhabene Apostel Jesu, sollen auch wir noch heutiges Tages urtheilen, wenn wir auf die verschiedenen Glaubens- und Kirchenparteien hinblicken. Ist nur Jesus und der Glaube an sein heiligendes Wort der Grund, auf welchen ihr gebauet habet, so seid ihr meine Mitchristen, meine Brüder in Jesu. Was ihr auf diesen Grund gebauet habet, das ist Menschenwerk, Menschenmeinung; aber der Grund ist göttlich, denn Jesus Christus gab uns sein Wort aus Gott.

Der Glaube ist das Wesentliche, die Kirche das Aeussere; der Glaube die Seele, die Kirche der Leib. Der Glaube ist das Verhältniß des menschlichen Geistes zu Gott und zur Ewigkeit, ist unsichtbar und überirdisch; die Kirche ist die sichtbare und irdische Aeusserung dieses Glaubens durch Gebet, Gottesverehrung, Auslegung und fromme Uebung. Der Glaube ist selbstständig und ewigbleibend, wie der Geist; die Kirche mit ihren Begriffen und Gebräuchen wandelbar und vergänglich. Keine Kirchenpartei ist seit ihrem Ursprung ohne Abänderung und Zusatz geblieben. Der Glaube kann ohne alle Kirche bestehen, wie der unsterbliche Geist ohne den irdischen Leib; aber die Kirche ohne den Glauben ist ein todter Leichnam und leere Feierlichkeit, ein Schattenwerk, das in sich selber vergehen muß. Der Glaube, das heißt die Lehre Jesu, ist für alle vernünftige Geschöpfe, in allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen, unter allen Regierungsformen gleich wahr, gleich erhebend, gleich beseligend; nicht also die Kirche. Sie wird immerdar in ihren Lehrmeinungen, Satzungen und Gebräuchen ändern, je nachdem die Völker gesittet oder roh, reich oder arm, in heißen oder kalten Ländern leben. Daran allein erkenne ich das Göttliche, daß es ewig und allgemein immer das bleibt und ist, was es ist, und Keiner hinzuthun, Keiner davon nehmen kann. Daran erkenne ich das Irdische, daß es sich nach den Zeiten und Sitten, nach den Ländern und Einsichten anders gestalten will.

Hienieden ist unserm unsterblichen Geiste der irdische Leib unentbehrlich. Wie sollte er sich ohne ihn andern Wesen zu erkennen geben? — Eben so ist hienieden unserm Glauben die Kirche unentbehrlich. Denn weil wir sinnliche Wesen sind, müssen wir uns auch in Glaubensdingen auf sinnliche Weise ausdrücken, und irdisch vereinigen. Wie der Leib Werkzeug und Stütze des Geistes ist, so ist die Kirche das Werkzeug und die Stütze des Glaubens. Immer wirkt das Aeussere mächtiglich auf unser Inneres, erwärmt, stärkt und hebt es empor; regt das Einschlummernde an, erneut das Vergessene. Darum band auch selbst Christus Jesus das Uebersinnliche an das Sinnliche. Den Gedanken an Heiligung des Gemüths und Reinigung desselben durch seine Lehre von allen Sünden knüpfte er an die sinnliche Waschung in der Taufe. Die Erinnerung seines Andenkens und seiner Liebe, und wie er der Menschheit willen seinen Leib und sein Blut dahingegeben, knüpfte er an den Genuß des Brodes und des Weines im Abendmahl. So hat Jesus selbst, durch Einsetzung der Taufe und des Abendmahls, den Anfang einer Kirche auf Erden gemacht, und dem Geiste seiner Offenbarung und Lehre einen heiligen Körper gegeben. Wie die Seele sich ausspricht durch Haltung und Gebehrde des Leibes, und dieser Alles erst durch die Seele ist, so ist die Kirche der Spiegel des Glaubens.

Aber wie das Aeussere auf den Geist zurückwirkt, wie leibliche Zucht, Ehrbarkeit und Ordnung das Gemüth geneigt macht zu lieben, was edel, schön und klar ist: so wirkt die Kirche zurück auf das glaubende Gemüth. Sie bewahrt Ordnung, Einfalt, Gleichförmigkeit, also daß keins dem andern Störung bringt; daß die Menge sich nicht verwirre, sondern Alles durcheinander erbaut werde. Wie der Aeltern Geist die Kinder mit der Hilfe der Zunge lehret, so pflanzt sich der Glaube auf Kinder und Kindeskinder mit Hilfe der Kirche fort. Darum ist die Kirche nothwendig, eine heilige Stiftung, zum Glauben unentbehrlich. Wohl ist der Leib eines Menschen vom andern verschieden; der eine groß und wohlgestaltet, der andere klein und gebrechlich, der eine stark, der andere schwach; doch so vielgestaltig der Leib sein mag, er ist immer vorhanden, so lange ein Mensch noch Mensch ist. Eben so war und wird immerdar die Kirche sein, obgleich sie bei verschiedenen Menschen und Zeitaltern verschieden geordnet war und sein wird.

Wenn aber der Mensch zum Thier niedersinkt, vergißt er seine unsterbliche Seele, und lebt nur um des Leibes willen; achtet diesen über Alles hoch, sorgt, wie er ihn pflege und schmücke; schätzt äußere Artigkeit höher, als die Tugend, Pracht mehr als Erkenntniß; Höflichkeit zieht er der Liebe vor. — Und wenn die Religion zerfällt und zum blinden Heidenthum niedersinkt, wird der Glaube vergessen und man ist nur noch für die Kirche da; achtet diese über Alles hoch; sorgt für Altäre, Tempel, Gebrauch der Sakramente, feierliche Reden, lange Gebete; hält streng auf Besuch des Gottesdienstes, auf Opfer, Beichte, Messe, Gesänge; aber um ein gottseliges Leben, als des Glaubens höchste Frucht, bekümmern sich weder die entarteten Lehrer und Hörer. Da schätzt man äusserliches Mitmachen der kirchlichen Gebräuche und Auswendigwissen der kirchlichen Lehrsätze, in welchen sich eine Partei von der andern trennt, höher, als die Ausübung des ersten Gebotes Jesu, der Menschenliebe. Da wird scheinbare Andacht der wirklichen vorgezogen. Da ist der Glaube bloß der Kirche willen, die Kirche nicht des Glaubens willen vorhanden. Da ist verkehrte Natur! Denn nicht die Kirche macht selig, sondern allein der Glaube.

Da wird man einen Irrthum in die Fußstapfen des andern treten, immer das Bessere dem Schlechtern aufgeopfert sehen. Da ist der Glaube nur noch zum Zeremoniel der Kirche da; die Kirche nur noch zur Polizeieinrichtung des Staates. Da ist die Besoldung der Lehrer, oder ihr Rang, wichtiger, als was sie lehren und Gutes stiften. Da fragt Keiner, welcher als Nachfolger der Apostel ein Lehramt übernimmt: wie viel kann ich hier, auch mit Aufopferung meiner selbst, Segenvolles bewir-

ken? sondern wie reich ist die Pfründe, wie groß der Ehrentitel? Da wählt man nicht, wie einst im ersten Christenthum, Männer, die ein gutes Gerücht haben, und voll heiligen Geistes und Weisheit sind (Ap. Gesch. 6, 3.), sondern zu höherm geistlichem Amt den von höherer Familie, zum geringern Amt den Mann geringern Herkommens. Nicht nach Wissenschaft und Fähigkeit, sondern nach Verwandtschaft, wird die Würdigkeit ermessen, und die Fürsprache der Frömmigkeit im Wandel gilt weniger, als die Fürsprache mächtiger Personen. Wo also die Kirche bestellt wird, da mag ungehindert das Volk in Aberglauben und Laster vergehen, wenn es nur der Kirche zahlt, was es zahlen soll, und nicht gegen bürgerliches Gesetz, priesterliche Vorschrift, und äussere Ehrbarkeit fehlt. Da ehrt und nährt der Priester nicht durch seine Tugend die Kirche Gottes, sondern die Kirche nährt und ehrt ihn. Da wird das Heilige nicht dem Werthesten, sondern dem Meistbietenden gegeben.

Als ein Simon, ein Zauberer, oder vielmehr ein Volkstäuscher, welcher von der Leichtgläubigkeit des Pöbels Nutzen zog, sah, daß der heilige Geist gegeben ward, wenn die Apostel die Hände auflegten, bot er ihnen Geld dafür an, und sprach: Gebet mir auch die Macht, daß, so ich jemand die Hände auflege, derselbe den heiligen Geist empfange. Dieser elende Mensch betrachtete die Kraft und den göttlichen Beruf der Apostel wie eine Taschenspielerei, durch welche er sein Ansehen und seine Einnahmen vergrößern könne. So betrachtet auch da, wo das Christenthum wieder in Heidenthum ausarten will, Mancher das geistliche Amt wie ein vortheilhaftes Gewerbe, sein Ansehen und seine Einnahmen zu vergrößern, und bietet zur Erlangung desselben Geld, Versprechungen, Schmeicheleien; achtet keine Kriecherei und Niederträchtigkeit zu gering oder zu viel, um sein Amt zu ertrotzen, zu erbetteln, zu erschleichen.

Daß du verdammt werdest mit deinem Gelde! erwiederte voll edeln Unwillens Petrus, der Apostel, dem Simon, — daß du meinest, Gottes Gabe werde durch Geld erlangt. Du wirst weder Theil noch Anfall haben an diesem Worte; denn dein Herz ist nicht rechtschaffen vor Gott. Darum thue Buße für diese deine Bosheit, und bitte Gott, ob dir vergeben werden möge die Tücke deines Herzens. Denn ich sehe, du bist voll bitterer Galle und verknüpft mit Ungerechtigkeit! So sprach Petrus zu Simon. (Ap. Gesch. 8, 20 — 23.)

Bis auf den heutigen Tag wird das Laster derjenigen Simonie geheißen, welche entweder durch unwürdige Mittel, oder aus unheiligen, bloß leibliche Vortheile beziehenden Absichten ein heiliges Amt zu erhalten streben. Ach, daß ich sagen könnte, es sei nur der Name noch, nicht mehr die Schändlichkeit vorhanden!

Wie ein wahrer Lehrer des Glaubens sein soll, welcher der Kirche mit Würden vorstehen könne, hat der Apostel Paulus sowohl dem frommen Timotheus, wie dem gläubigen und eifrigen Titus geschildert. Er soll untadelich sein, nur eines Weibes Mann, der gläubige fromme Kinder hat, nicht berüchtigt, daß sie Schwelger und ungehorsam sind. Denn ein Bischof, oder Lehrer der Kirche, soll untadelig sein als ein Haushalter Gottes; nicht eigensinnig, nicht zornig, nicht ein Weinsäufer, nicht pochen, nicht unehrliche Handthierung treiben; sondern gastfrei, gütig, züchtig, gerecht, heilig, keusch. (Tit. 1, 7 — 8.) Dieses Wesen forderte der Apostel von Lehrern des Evangeliums. Er schalt die Afterchristen, die da sagen, sie erkennen Gott, aber mit den Werken verläugnen sie es; sintemal sie sind, an welchen Gott Gräuel hat, und gehorchen nicht und sind zu allem Werk untüchtig. (Tit. 1, 16.)

Die Apostel erhielten die Heiligkeit der ersten Gemeinden nur durch ihr eigenes Beispiel, und ihr Vorbild war der Göttliche, dessen Jünger und Zeugen sie waren. Sie trachteten nach keinem irdischen Ruhm und Gut. Ihr Wandel war im Himmel. Dankbar empfingen sie, was ihnen durch Gottes Schickung ward, es mochte Erquickung sein, oder Ungemach. Sie nährten sich oft nur durch ihrer Hände Fleiß, oder lebten von der Dankbarkeit derer, die sie im Glauben und heiligen Leben unterwiesen. Sie verschmähten die irdische Freude nicht, keine der leiblichen Gaben des Schöpfers, und waren mit den Fröhlichen fröhlich. Aber darum galt ihnen das Vergängliche nicht als das höchste Gut der Welt; sie achteten es gering im Vergleich mit der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Sie opferten für Recht und Wahrheit und Pflicht jede Bequemlichkeit auf, fürchteten weder Schmähung noch Kerker. Alle gingen sie für ihre Pflicht und ihren Glauben muthig in den Tod.

In diesem Geiste lebten auch ihre ersten Mitarbeiter. So Stephanus, der fromme, schriftgelehrte Mann. Voll Glaubens und Kraft that er große Zeichen unter dem Volk. Bald zeichnete ihn sein Eifer vor Allen aus, die in Jerusalem den Gekreuzigten verkündeten. Darum richtete sich auch gegen ihn der Zorn der Aeltesten und Schriftgelehrten am ersten und wüthendsten. Sein Verbrechen war, daß er die Wahrheit also bezeugte, daß ihm Keiner widersprechen konnte. Man verdrehte daher den Sinn seiner Reden; zog gehässige Folgerungen daraus, wie es die heimtückische Bosheit immer treibt. Wenn diese das Gute und Wahre fürchtet, und es nicht verdammen kann, erfindet sie Irrthümer und Gefahren, welche möglich wären, und künstelt sie als Folgen aus den verhaßten Wahrheiten, um solche verdammlich zu erklären. Stephanus stand vor Gericht, hörte die Entstellungen seiner Reden, die boshaften Folgerungen, welche denselben angehängt wurden, und blieb ruhig und heiter, wie die über Menschengroll erhabene Unschuld. Alle, die im Rath saßen, sahen sein Angesicht, wie eines Engels Angesicht.

Als er zur Verantwortung aufgefordert ward, entwickelte er in langer Rede die Ursachen des bürgerlichen und sittlichen Verderbens der Israeliten, dessen Wirkung selbst der Tod Jesu sein mußte. Aber die Ergrimmten ließen ihn nicht enden. Sie schrien laut, hielten die Ohren zu, stürmten einmüthiglich zu ihm ein, stießen ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn. Blutend und zerschmettert seufzte er nur: Herr Jesu, nimm meinen Geist auf! — Sterbend sank er auf die Knie nieder und sein letztes Wort war: Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht! (Ap. Gesch. 7, 59).

So betete einst Jesus am Kreuze; Stephanus so. Und dieses soll, ganz im Geiste des von Liebe durchdrungenen Urchristenthums, mein Gebet sein. Ja, mein Vater im Himmel, ich verzeihe Allen, die mich kränken und beleidigen. O verzeihe auch Du ihnen, und behalte ihnen ihre Sünde nicht. Erleuchte sie durch Deinen Geist, daß sie ihr Unrecht und meine Unschuld endlich erkennen.

Und beharren will ich bis an mein Ende in dieser Liebe gegen diejenigen, welche wider mich sind, weil ich

nicht ihrer Meinung sein darf, und weil ich Dir, o Vater, mehr gehorche, als ihnen. Beharren will ich in dieser Liebe gegen Alle, sie mögen Glieder meiner Kirche, Genossen meines Glaubens, oder desselben Feinde sein. Denn nur wo die Liebe zu Gott und den Menschen wohnet, da ist der wahre Glaube, der die rechte Frucht bringt, wie Du sie, Jesus, mein Heiland, gefordert hast. Da ist die wahre Kirche, wo Aller Herzen durch Liebe unter sich und mit Gott, durch Dich, im ewigen schönen Bunde stehen. Amen.

388.

Paulus, der Bote Jesu.

Ap. Gesch. 9, 4.

Was toben doch die Völker so vergebens?
Er, der erwürgt ward, ist der Herr des Lebens.
Er soll, erhöht zum Himmel, auch auf Erden
Verherrlicht werden.

Verfolgt die Boten Jesu! Wüthet, steinigt
Den Zeugen Stephanus; ergrimmet, peinigt,
Werft sie in Ketten; würgt sie! — Er ist König;
Der Herr ist König!

Laßt weit umher ihr Blut in Strömen fliessen!
Würgt, Heiden! Schützt die Götter: dennoch müssen
Die Götter fallen! Ja, sie sind gefallen;
Sie sind gefallen!

Um die Welt von den ewigen Wahrheiten zu überzeugen, welche Jesus geoffenbart hatte, waren keine Zeugen und Wunder vonnöthen; denn die Wahrheit siegt und überzeugt durch sich selber.

Der Weg der Ueberzeugung aber ist langsam und schwierig. Er fordert ein stilles Prüfen, Vergleichen, Abwägen der Gründe und oft nicht geringe Vorkenntnisse. Die Jünger Jesu wählten daher mit Recht, gleichwie schon ihr Meister gethan, den kürzern und nicht minder sichern Weg des Glaubens. Sie forderten Glauben an Jesum, als an den Gottgesandten, den Weltmessias, um seinen höhern Offenbarungen allgemeinen und schnellen Eingang zu verschaffen. Sie forderten Liebe zu Jesu, um zur Liebe seiner Gebote zu entflammen, durch welche die Menschheit vollkommener und göttlicher werden sollte. Wie damals, ist auch noch heutiges Tages der größere Theil der Menschen nicht fähig, durch eigenen Reichthum von Vorkenntnissen und entwickelten Gemüthsgaben den weiten und schlüpfrigen Weg selbstprüfenden Forschens einzuschlagen. Vertrauen fordert der Lehrer auf seine Einsicht, um seine Zöglinge zur Wahrheit und zu deren segensvollen Wirkungen hinzuführen; Liebe fordert die Mutter von ihrem Kinde, um ihm durch diese Liebe auch die Liebe zur Tugend einzuflößen.

So thaten die Apostel. Glauben und Liebe zu Jesu zu erwecken, war ihr erstes Geschäft. Sich und ihrer Predigt vor Fremdlingen Ansehen und Glaubwürdigkeit zu erwecken, verrichteten sie Zeichen und Wunder durch jene höhern Kräfte, die uns in den Geschichten der ersten Bekenner Gaben des heiligen Geistes genannt werden, deren eigentliche Beschaffenheit uns aber unerklärlich geblieben ist.

Sie erreichten ihren Zweck. Die Erfolge ihrer Thaten reden und zeugen für sie. So groß ward die Ehrfurcht bei vielen Personen in Jerusalem, daß man sich einbildete, es sei schon genug, vom Schatten eines Petrus berührt zu werden, um wohlthätige und ausserordentliche Wirkungen zu empfinden.

Der erste Wirkungskreis der Apostel blieb lange innerhalb den Ringmauern von Jerusalem beschränkt, bis der seit Ermordung des frommen Blutzeugen Stephanus erregte Aufruhr ihrer Widersacher sie größtentheils zwang, die Stadt zu verlassen. Denn von Haus zu Haus ward den Bekennern Jesu von Nazareth nachgespürt, und Gefängniß um Gefängniß mit ihnen angefüllt. Groß war die Wuth der Juden; aber vergeblich. Denn die Gemeinde der Gläubigen, welche sie durch Schrecken ganz zu unterdrücken oder zu vertilgen wähnten, breiteten sie mit Zerstreuung ihrer Glieder im gesammten Lande aus. Nicht nur zu den entlegenern Gemeinden Judäa's zogen die verfolgten Lehrer, sondern der Apostel Philippus ging selbst zu den Samaritern und verkündete ihnen den Auferstandenen. Der Segen, mit welchem er unter diesen Halbjuden wirkte, war so groß, daß die in Jerusalem gebliebenen Bekenner voll hoher Freude wurden und dem thätigen Philippus noch die Apostel Johannes und Petrus zum Beistand schickten.

Doch auch die Samariter wurden noch zum auserwählten Volk Jehova's gezählt, wenn sie gleich nicht im Tempel von Jerusalem anbeteten und opferten. Hingegen zu den Heiden ging keiner der Boten Jesu. Gewissenhaftigkeit, oder frommes Vorurtheil hielt sie davon ab. Von der einen Seite erinnerten sie sich wohl des Willens Jesu, daß sie so lange als möglich in Jerusalem bleiben sollten, daß er ihnen immer zunächst die Juden empfohlen hatte; von der andern Seite fürchteten sie sich, nach jüdischen Begriffen, durch Umgang mit heidnischen Götzendienern verunreinigt zu werden. Denn noch blieben sie treuliche Anhänger des Gesetzes Mosis. Und wenn sie selbst über das Vorurtheil erhaben gewesen wären, hatten sie zu befürchten, daß ihr Ansehen und Vertrauen bei den Juden auf immer verloren gehen möchte, wenn sie sich mit Heiden gemein machten. Konnten sie auch ihr eigenes Vorurtheil besiegen, nicht so leicht war der Haß und Ekel des gesammten Israels gegen die Verehrer der Abgötter zu überwinden. Noch kam auch zu diesem Allem, daß nur im jüdischen Volk, und bei keinem andern, ein Messias verheißen und erwartet worden war. Wie mochten sich auch Römer oder Griechen um den Messias der durch Aberglauben und Leichtgläubigkeit übel berüchtigten Juden bekümmern? Oder wie konnte man den Heiden, zumal den Römern, den Herren Judäa's, sagen, daß ein Messias erscheinen, das Volk Israels frei machen, und ein neues Reich auf Erden stiften würde? Denn mehr oder weniger herrschte doch diese Vorstellung von Wiederkommen Christi ins Fleisch und von der Aufrichtung seines Reiches, in vielen damaligen Gläubigen. Sie glaubten das Ende der ganzen Welt nahe, da doch Jesus nur den Untergang Jerusalems so nahe bezeichnet hatte; und die Erscheinung von der Person des Messias und sein Herrschen vom Thron nahe, da er doch nur die Herrschaft seines Geistes, den ewigen Triumph des Reiches Gottes angedeutet hatte.

Also blieben die Heiden lange gänzlich von der Gemeinschaft mit Jesu ausgeschlossen. Selbst Petrus, der eifrigste Jünger, sträubte sich, mit ihnen zu thun zu haben. Man ersieht dies aus seinem Traum der Entzückung, da ihm, während er hungerte, allerlei Speisen vom Him-

mel herab zum Genuß angeboten wurden, Speisen, die nach dem Gesetz Mosis als verunreinigend angesehen wurden. O nein, Herr, sprach Petrus, ich habe noch nie etwas Gemeines oder Unreines gegessen Aber tief im Innern erklang ihm: Was Gott gereinigt hat, das mache du nicht gemein. (Ap. Gesch. 10, 15.)

Auch ward er nachmals, da er in Cäsarien, wo schon mehrere Bekenner Jesu lebten, den Hauptmann Cornelius, einen Heiden, und dessen Familie getauft hatte, von den Gläubigen zu Jerusalem deswegen mit bittern Vorwürfen überhäuft. Seine ganze Beredsamkeit hatte er nöthig, um sie mit dem Gedanken zu versöhnen, daß auch Heiden Nachfolger Jesu, des Messias, werden könnten; daß Gott nicht ansehe die Person, sondern in allerlei Volk ihm angenehm sei, wer ihn fürchtet und recht thut.

Sobald einmal dieser Schritt gethan war, die Lehre vom Gekreuzigten über den engen Kreis des Judenthums hinauszutragen: war der Anfang zur allgemeinsten Verbreitung des Gotteslichts über alle Nationen des Erdballs vollbracht. Zu gleicher Zeit geschah eine Begebenheit, die zu den folgenreichsten und wichtigsten in der ganzen Geschichte des Christenthums gehört. Der Zweifler mag sagen: Hier war viel Zufall! Ich gebe es dir zu. Der Zufall ist die ewige Vorsehung Gottes bei den ungläubigen Halbwissern.

Ein junger Jude, der Sohn eines Pharisäers von Tarsen in Cilicien, befand sich zu Jerusalem, wo er bei Gamaliel das Recht nach dem mosaischen Gesetze lernte. Der Jüngling hieß Saul. Er besaß die herrlichsten Anlagen des Geistes, viel Gemüthlichkeit, dabei neben einer lebendigen Einbildungskraft durchdringenden Verstand. Gewandt und fein im Umgange, von vielseitigen Kenntnissen, richtigem Blick in Beurtheilung der Menschen, und von Geburt schon römischer Bürger, hatte der junge Mann die bestimmte Aussicht, eine der glänzendsten Rollen bei seinem Volke zu spielen. Es fehlte ihm nicht an Ehrgeiz dazu. Das Wesen und die ungemein schnelle Vermehrung der Anhänger des gekreuzigten Jesus von Nazareth waren damals das Gespräch von ganz Jerusalem. Saul, Sohn eines Pharisäers, und in Grundsatz und Meinung der Pharisäer erzogen, hatte ihren Haß gegen diese Nazaräer, welche bald im Volke die herrschende Partei und dadurch selbst dem altmosaischen Gesetze und Gottesdienst gefährlich zu werden drohten. Mit den Lehren dieser sogenannten Nazaräer, wie man gern und verächtlich die Bekenner Jesu Christi zu heißen anfing, konnte er nicht unbekannt sein. Die hohen und unwiderstehbaren Wahrheiten ihres Glaubens, die Unschuld ihrer Sitten, die wunderbar zusammentreffenden Umstände im Leben Jesu mit dem Sinn der auf einen Messias gedeuteten Stelle der Propheten mochten ihn wohl zuweilen erschüttert haben. Dennoch blieb er wider sie. Ihr Jesus, deß war er überzeugt, konnte nicht der verheißene Messias sein. Alle schienen ihm Betrüger oder Betrogene zu sein, die man der öffentlichen Ruhe oder des mosaischen Gesetzes willen ausrotten müsse. Er freute sich, wenn gegen diese aufkommende Partei scharfe Maßregeln ergriffen wurden. Als der Pöbel den guten Stephanus zum Thor hinausschleppte und zu Tode steinigte, stand er unter den Zuschauern, und sah mit Wohlgefallen zu, wie sie denselben tödteten.

Aber nicht müßiger Zuschauer konnte der lebhafte, ehrbegierige junge Mann bleiben. Er wollte sich auszeichnen, Verdienste erwerben. Alles, was in Jerusalem Anspruch auf Bildung und Religiosität machte, eiferte gegen die Nazaräer; er lauter, als Alle. Er suchte sie auf; er verklagte sie, er ließ sie in die Kerker liefern, richten, stäupen, austreiben. Ein Mann, wie Saul, blieb nie auf dem Wege des Gewöhnlichen. Er wollte mehr leisten. Sein Zweck ward erreicht. Stille ward es in der Hauptstadt von den Nazaräern; allein desto lauter von der Verbreitung ihrer Meinungen und Anhänger ausserhalb Jerusalem. Er ging zum Hohenpriester; bat um Glaubbriefe an die Schulen zu Damaskus; wollte dahin reisen und alle Bekenner des nazaräischen Propheten gefänglich nach Jerusalem führen lassen. Mit Vollmachten versehen, machte er sich auf. Er kam nahe vor Damaskus. Hier änderte sich Alles.

Beim Anblick der Stadt lebhafter mit dem Gedanken an seine Verfolgungsentwürfe gegen die Nazaräer beschäftigt, fuhr ein leuchtender Strahl aus den Wolken des Himmels nieder, daß er wie zerschmettert und geblendet zur Erde stürzte. Und durch seine Seele donnerte es: Saul, Saul! warum verfolgst du mich? — Er lag betäubt zu Boden. Seine Gefährten standen um ihn her da, erstarrt, vernichtet. Was sie nicht begriffen, begriff Saul. Es war hier Christi Erscheinung; er hörte seine Stimme. Man richtete ihn auf. Er war blind. Man führte ihn nach Damaskus. In sich selbst gekehrt, betrachtend, schaudernd, saß er da, des Gesichts beraubt. Er mochte nicht essen, nicht trinken. Drei schreckliche Tage verlebte er so. Da trat einer von den Jesusbekennern zu ihm, die schon benachrichtigt waren, aus welchen Absichten Saul gekommen. Der Name des Jüngers war Ananias. Dieser redete ihn mit sanfter Stimme tröstend an: Lieber Bruder Saul, der Herr hat mich zu dir gesandt, daß du wieder sehend werdest; eben der, welcher dir furchtbar warnend auf dem Wege erschien. Und Ananias legte die Hände auf den Bebenden, und dieser genas zum Licht, und dankte den Anblick der Welt eben einem von den frommen Männern, zu deren Verderben er gekommen war.

Ein gefühlvoller, an sich noch edler Mann, wie Saul, ein Mann von seiner Religiosität, konnte bei diesem Allem nicht gleichgültig bleiben. Er war keiner von den Halbwissern, die, mit dem Göttlichen im Weltall unvertraut, das Spiel der Vorsehung einen zwecklosen Zufall nennen. Für ihn war der fallende Strahl mehr als ein Blitz, der durch das Ungefähr eben ihn und in solchem Augenblick rührte; für ihn das sein Mark erschütterndes „Saul, Saul! warum verfolgst du mich?“ mehr, als ein sein Gehör dumpf umrauschender Donner. Er erkannte Christum, der sich einer verblendeten Seele offenbarte, ihn in seinem blinden Verfolgungseifer warnte. Anbetend sank er hin. Er bekannte Jesum. Sein ganzes Inneres war verwandelt. Er ging in die Versammlungen der verschmähten Nazaräer. Ihre Weisheit erregte sein Erstaunen, ihre Tugend sein Entzücken Er ließ sich taufen. Er ward der eifrigste Bekenner und Verehrer Jesu. Von Keinem ward er in Thätigkeit und Inbrunst übertroffen.

Allerdings hatte die Begebenheit etwas Ausserordentliches. Und selbst du, der hier nichts Uebernatürliches finden, sich Alles ganz natürlich erklären kann, Eins kannst du nicht läugnen: daß dieses Ereigniß so und nicht anders gerade einen der geistvollsten und lebhaftesten Verfolger Jesu treffen mußte, und gerade in einem Augenblick, da derselbe im Begriff war, auch den Untergang

der Bekenner in Damaskus zu vollenden, und gerade in dem Augenblick, da Damaskus schon vor ihm lag, und er seinem Ziel nahe war. Erkläre nun Alles natürlich, aber Eins wirst du immerdar darin übernatürlich finden müssen: das ist Gott, der die Weltordnung in seiner Macht hält! Er leitete und wirkte auch hier. Das ist das Uebernatürliche! Das empfand Saul tiefer als du, weil er ein einsichtsvollerer Mensch war, als du bist. Das ist das Uebernatürliche. Denn seit jenem Augenblick nahm der Gang aller Schicksale für die Lehre Jesu eine ganz andere Wendung.

Die damascenischen Juden erwarteten, Saul werde, mit den hohenpriesterlichen Vollmachten ausgerüstet, nun das Verfolgeramt gegen die Nazaräer beginnen. Erstaunt sahen sie diesen gepriesenen Feind Jesu als einen Jünger und Verkünder desselben auftreten. Bestürzt über diese jähe Verwandlung, die unerwartetste von allen, die gedenkbar waren, gingen Viele nachdenkend in sich, und erkannten: es müsse doch etwas Größeres, als man wohl glaube, in der Sache der Nazaräer sein. Doppelt erbittert wurden Andere, in ihrer ganzen Hoffnung betrogen, nun gegen Saul, und weit mehr wider ihn aufgebracht, als wider die frühern Jesusbekenner. Sein Leben zu retten, mußte er aus der Stadt flüchten. Er ging zurück nach Jerusalem; nicht mehr zum Hohenpriester, nicht zu den Pharisäern. Er ging zu den Aposteln Jesu, zu den Jüngern. Er ward ganz der Ihrige. Er lehrte das Wort des Messias öffentlich wider Pharisäer und Sadducäer. Vertraut mit ihrer Wissenschaft und Gelehrtheit, schlug er sie mit ihren eigenen Waffen. Darum hatte er zu Jerusalem das gleiche Schicksal, wie zu Damaskus. Er entrann den Nachstellungen seiner Feinde mit Lebensgefahr. Die Ausbreitung des Evangeliums gewann nur dabei. Er streute den Samen des Jesusglaubens in Arabien, Cäsarea und Antiochien aus. In dieser Stadt wurden der Bekenner so viel, daß sie bald die stärkste Gemeinde bildeten. Hier auch fing man zuerst an, sie nach Christo, ihrem göttlichen Lehrer und Vorbild, die Christen zu nennen. Sauls gewöhnlicher Gefährte war lange Zeit der Apostel Barnabas.

Das Christenthum ward bald nicht nur in Asien, sondern auch in den europäischen Inseln des Mittelmeers bekannt. Immer predigend, immer auf Reisen, sammelte Saul Juden wie Heiden zur Zahl der Gläubigen. Bald, wie zu Lystra, für einen wunderthätigen Gott gehalten, bald gesteinigt, bald eingekerkert, bald gestäupt, blieb er sich überall selbst gleich. Er kannte für Gottes Wort keine Gefahren, keine Mühseligkeiten. Die ersten der Apostel ehrten ihn als ihren Genossen und Bruder, und bald ward Saul, oder wie er sich nachher lieber nannte, Paulus, einer der Vornehmsten unter ihnen. Diesen Namen hatte er vielleicht von dem römischen Statthalter Sergius Paulus zu Paphos angenommen, den er zum Glauben bewogen und lieb gewonnen hatte.

Wie entscheidend sein Wort unter den sämmtlichen Jüngern galt, erhellt aus dem zu Antiochien erhobenen und zu Jerusalem geschlichteten Streit in Betreff der zu Christen gewordenen Heiden. Die jüdischen Christen nämlich hingen noch immer fest am Glauben ihrer Väter, und hielten das Gesetz und Wort der Propheten für wesentlich nothwendig zum Christenthum. Sie glaubten also, wer ein Christ werden wolle, müsse nothwendig auch Jude werden, und die Beschneidung und übrigen mosaischen Vorschriften erfüllen. So schien ihnen auch die Erfüllung der Weissagung möglich, daß Israel über alle Völker mächtig werde durch den Messias. Selbst unter ältern Bekennern zu Jerusalem war die Meinung herrschend. Als Paulus und Barnabas in die Hauptstadt, des Christenthums Wiege, gesandt wurden, damit die Streitfrage entschieden werde: ob die christlich gewordenen Heiden auch das mosaische Gesetz erfüllen müßten (die Heiden weigerten sich dessen), erhob sich ein langes und heftiges Gezänk. Doch siegte Paulus mit seiner Meinung. Vor Allen stimmten Petrus und Jakobus bei; doch ward den Heiden zur Pflicht gemacht, sich ausser dem Theilnehmen am Götzendienste auch der Vielweiberei zu enthalten, und nicht vom Erstickten und vom Blut zu essen.

Paulus setzte nun sein Bekehrungsgeschäft mit größerer Freudigkeit fort; durchreisete Griechenland. Selbst in dem durch Kunst und Wissenschaft berühmt gewordenen Athen stiftete er durch seine Beredsamkeit eine Christengemeinde. Bewundernswürdig ist die Geistesgegenwart und Gewandtheit, mit welcher er überall, er mochte zu Juden oder Heiden, zu rohen oder gebildeten Personen sprechen, die Wahrheiten der Religion, die er verkündete, an diejenigen Begriffe und Vorkenntnisse knüpfte, die bei den Zuhörern herrschenden. Er ward, was er, wie er selbst gesagt, zu werden trachtete, Allen allerlei, auf daß er Viele gewänne.

Er sah Jerusalem wieder. Hier gelang es seinen Feinden endlich, ihn zu fangen. Zwei Jahre mußte er verhaftet in Cäsarea schmachten, bis er sein römisches Bürgerrecht geltend machte. Von Juden, die wider ihn Partei waren, wollte er sich nicht richten lassen; darum verlangte er, nach Rom vor Gericht gestellt zu werden. Es geschah. Hier, beständig von einem Kriegsknecht bewacht und begleitet, konnte er frei umhergehen. Er benutzte einen zweijährigen Aufenthalt, die Lehre Jesu selbst in Rom zu verbreiten und zu befestigen. Dann, losgesprochen, reisete er durch einen Theil Italiens, durch Asien und wieder nach Europa zurück. Bleibende Stätte hatte und forderte er nirgends. Es ist eine uralte Sage, wie er nach Rom noch einmal gekommen, da abermals gefangen gesetzt, und unter den Befehlen des grausamen, wollüstigen Kaisers Nero im sechsundsechszigsten Jahre nach Christi Geburt enthauptet worden sei. Der Tod des Märtirers, welchen Jesus einst seinen ersten Jüngern verkündet hatte, ward die Krone seines ruhmreichen, thatenvollen und tugendhaften Lebenslaufes.

Noch haben wir von ihm vierzehn verschiedene Briefe, die er in heiligen Angelegenheiten theils ganzen Gemeinden, theils einzelnen Vorstehern derselben und seinen Freunden schrieb. Von keinem der übrigen Apostel besitzen wir so viele. Die Ursache davon mag leicht auch darin liegen, daß kein anderer von den Boten Jesu einen so ausgebreiteten Wirkungskreis, besonders nach Europa hin, hatte; oder daß in den asiatischen Gemeinden die Sendschreiben der Apostel mit wenigerm Eifer gesammelt wurden, als in den Gemeinden des Abendlandes.

In allen diesen Briefen des großen Jesusverkünders spiegelt sich sein thätiger, sorgsamer, tugendvoller Sinn; sein Streben nach Selbstüberwindung im Geiste Jesu; sein festes, warmes, unerschütterliches Herz; sein Reichthum jüdischer Gelehrtheit; seine eigenthümliche Kunst, Jedem das und so zu reden, als ihm gemäß war.

Es ist in allen ein edler, rührender Ton, der, selbst wenn er Vorwürfe macht, damit Zärtlichkeit und Güte

zu verbinden weiß. Er spricht mit erhabenem Selbstgefühl, immer mit dem Ansehen des Lehrers, der Ehrfurcht fordert und einflößt; dennoch daneben ohne Anmaßung, sondern mit Demuth; nichts für sich, Alles für Jesum und das Glück der Seelen begehrend, deren Loos ihm theuer ist. Sein Ausdruck ist immer kraftvoll, zuweilen erhaben, bildreich; jederzeit aber gedankenschwer und überlegt. Er schrieb, wie er sprach; schnell von einem Gegenstand zum andern übergehend, wie Einer, der nichts versäumen will.

Als Paulus starb, war das Christenthum schon in den damals bekannten drei Welttheilen und in den berühmtesten Städten im Stillen ausgebreitet. Schon hatten Rom, Athen, Korinth, Ephesus, Alexandrien, Thessalonich, wie Antiochien und Jerusalem, ihre Christengemeinden. Italien wie Judäa, Aegypten wie Mazedonien, Griechenland wie Arabien und Syrien, kannten Christum von Nazareth. Und Vieles dazu hatte Paulus beigetragen. Dies Bewußtsein stärkte ihn in der schönen Vollendungsstunde des Todes.

Das war die Wirkung eines Augenblicks, da es vor Damaskus rief: Saul, Saul, was verfolgst du mich?

Ist er der Einzige gewesen, der in seinem Leben diese Stimme Gottes hörte? — Tausende und Tausende haben sie gehört, aber nicht Jeder wollte sie verstehen. Sind der Verfolger Jesu nicht noch heutiges Tages viele? Sie kerkern freilich die Christen nicht mehr ein ihres Glaubens willen, denn sie selbst nennen sich Christen; aber sie machen sich ein Geschäft daraus, die Religion oder Religiosität mit vornehmem Hohnlächeln verächtlich zu machen. Sie schämen sich, für Verehrer Jesu gehalten zu werden. Sie verstehen die Heiligkeit und Herrlichkeit seiner Offenbarung und Weisheit nicht, und dünken sich erhabener in ihren Ansichten, als er. Sie verspotten in ihrem Wandel die Lehre wie das Leben, die Warnung wie die Verheißung Jesu, treiben Betrug, Unzucht und alle Werke eines heidnischen Sinnes, der nichts Höheres kennt, als was die sinnliche Begierde, die gereizte Leidenschaft in ihnen begehrt. Ihnen ruft Gottes Stimme laut genug: warum verfolgst du mich? Aber sie achten derselben nicht. Er ruft im Unglück böser Zeiten, am Sterbebett der Geliebtesten, in den Wehen des Krieges, in den Seufzern der Krankheiten, in Verarmung des Hauses, in furchtbaren Unfällen des Lebens. Sie hören nicht und verderben in ihrer Entartung, wie die vernunftlosen Thiere unter den Plagen der Natur.

O mein Gott, du Furchtbargroßer! ich habe Dich erkannt in meinen Schicksalen; ich höre Deine Stimme noch. Laß mich nie im Leichtsinn diese Warnungsstimme vergessen, welche das Glück meiner Seele begründet hat. Stehe mir bei mit der Kraft Deines heiligen Geistes, daß ich von nun an, wie Paulus in der Nachfolge meines Jesu, auch mein Leben nur heiligen Gedanken und heiligen Thaten einräume.

389.

Die Lehre Christi und die Lehre der Christen.

1 Kor. 4, 20.

Wenn sich auch die Zweifel regen,
O mein Jesu, du allein
Kannst durch Deines Wortes Segen
Lehrer, Retter, Tröster sein.

Liebe nur sind Deine Lehren,
Liebe kann sie nur erklären,
Ohne Lieb', o Gotteslicht,
Kennt, versteht der Mensch Dich nicht.

Nur auf dein Wort, nicht auf Lehren
Schwacher Menschen, laß mich seh'n;
Deine Stimme laß mich hören,
Deine Stimme recht versteh'n.
Mehr, als Zeugniß aller Welten,
Laß mir, Gott, Dein Zeugniß gelten!
Richte meinen ganzen Sinn
Nur auf Deine Wahrheit hin!

Noch waren, seitdem Jesus von der Erde weggenommen worden, kaum vierzig Jahre verstrichen, und schon in allen Gegenden der damals bekannten Welt zerstreute, einzelne Bekenner des von ihm gestifteten Glaubens, oder ganze Gemeinden, die ihn und seine Lehre verehrten. Ohnmächtig empörte sich der Zorn der eifernden Juden; ohnmächtig der Spott oder die Gewalt der Heiden, die ihre Göttertempel und Altäre in manchen Gegenden immer verlassener werden sahen. Vielmehr die, welche auf den christlichen Glauben als eine höchst gefährliche Neuerung schalten, hatten den Verdruß, zu bemerken, daß nichts zu dem Alten, was sie und ihre Vorfahren bisher hochgeehrt hatten, zurückkehren wollte. Eine höhere Religion, die das ganze Wesen der Menschheit mit lebendiger Kraft durchdrang, war allgemeines Bedürfniß geworden, und die Welt strebte ganz vergebens dem Gefühle oder der Erkenntniß der Wahrheit entgegen, die Jesus Christus gepredigt hatte. Alle dawider gebrauchten Mittel zeugten von der Beschränktheit des Verstandes damaliger Machthaber, oder von ihrer wilden Leidenschaft, die da Gewalt an die Stelle des Rechts setzen wollte. Es half nichts, daß sie diejenigen, welche nun einmal anderer Ueberzeugung geworden waren, mißhandelten, mordeten, plünderten, von bürgerlichen Rechten ausschlossen, aus dem Lande jagten. Ueberzeugungen und Meinungen können nur durch Darthun des in ihnen enthaltenen Irrthums geändert, hingegen durch gewaltige Verfolgung nur bestärkt und muthiger werden.

Weit gefährlicher ward dem Christenthum bald die von einander oft abweichende Denkart ihrer Bekenner selbst. Denn schon die ganz verschiedenen Vorstellungsarten derer, die aus der Judenschaft, und derer, die aus der Heidenschaft bekehrt worden waren, mußten in das Christenthum sehr verschiedene Ansichten bringen. Nach Maßgabe der vollkommnern oder unvollkommnern Erkenntniß der in den verschiedenen Gemeinden befindlichen Lehrer, wird die Lehre Jesu reiner oder unreiner mitgetheilt, mehr oder weniger mit menschlichen Zusätzen entstellt. Nicht nur die mündlichen Aeusserungen der ersten Jünger, sondern auch die Evangelien und die Briefe der Apostel sogar, wurden mannigfaltig verstanden und ausgelegt. Jeder bildete sich ein, die richtigern Begriffe zu haben. Menschliche Schwachheiten und kleinliche Leidenschaften, Eitelkeit, Rechthaberei und Begierde nach Anhang, mischten sich nicht selten in den Streit, so, daß zuweilen gar einige wagten, den Aposteln zu widersprechen, und sich erleuchteter zu dünken, als sie.

Daher finden wir in den Briefen der Apostel, wenn wir sie mit einiger Aufmerksamkeit lesen, vielfache Spuren von Zwistigkeiten in den Gemeinden über Gegenstände des Glaubens, die sie beizulegen suchten. Wir finden darin

die Klagen der ersten Jesusjünger gegen überhandnehmende Irrlehrer, und Warnungen vor denselben. Wir finden, daß sich die Christen in Parteien und Sekten von einander zu scheiden geneigt waren; daß die Einen mehr auf den Apostel Paulus hielten, Andere ihm den Apostel Petrus vorzogen; wieder Andere dem Apollos anhingen, welcher ein zum Christenthum bekehrter Jude aus Alexandrien in Aegypten, und von Paulus sehr geschätzt, durch seine Rednergaben besonders hervorstechend war. Paulus eiferte gegen diese Neigung der Christen, sich von einander in Parteien zu trennen, oder sich nach verschiedenen Lehrern zu nennen oder benennen zu lassen. (1 Kor. 3, 3 — 5.) Er erklärte vielmals ausdrücklich, daß die Spitzfindigkeiten und Grübeleien zu nichts führten, daß Christum lieb haben besser denn alles Wissen sei; daß das Reich Gottes nicht in Worten bestehe, nicht in Lehrartikeln, sondern in Kraft. (1 Kor. 4, 20.) Dasselbe ward auch von den übrigen Aposteln vielfältig betheuert. Sie drangen auf Ausübung der Tugend, auf heiligen Sinn und heilige Werke; auf Früchte des Glaubens; auf Liebe, welche die wahre Seele aller Glückseligkeit, alles Christenthums sei. Wenn ich weissagen könnte, und wüßte alle Geheimnisse, und alle Erkenntniß, und hätte allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts! rief Paulus. (1 Kor. 13, 2.) Das Alles hatte Christus Jesus selbst und wiederholt gelehrt. Er hatte laut erklärt, daß er nicht diejenigen zu seinen Bekennern, zu den Genossen des Himmelreichs zähle, die zu ihm sagen würden: Herr! Herr! sondern die den Willen des Vaters im Himmel thäten. Wenn er in dem majestätischen Bildniß vom Gericht über die Welt sich als den Richter darstellt, fragt er nicht nach den Meinungen und Vorstellungen und Glaubenseigenheiten derer, die vor seinem Richterstuhle versammelt sein werden; sondern ob sie den Hungernden gespeiset, den Durstenden getränkt, den Gast beherbergt, den Nackten bekleidet, den Kranken besucht, genug, die Werke der reinen Menschenliebe, nach Gottes Willen, gegen alle ihre Miterschaffenen ausgeübt haben werden. (Matth. 25, 31 u. f. w.)

Wenn allerdings auch die Spaltung der Christen in ihren Glaubensmeinungen, schon zu Lebzeiten der Apostel, und noch mehr nach deren Tode, mein größtes Erstaunen erregt: so finde ich dies Uebel doch bei einigem Nachdenken über seine Ursachen sehr erklärlich. Die Quellen davon liegen nicht gar tief verborgen. Ueberhaupt schon mußten die verschiedene Bildung, Erziehung, Fähigkeit und Temperamentsart der zahlreich bekehrten Menge großen Einfluß auf die Mannigfaltigkeit ihrer religiösen Vorstellungen haben. Ferner aber ist es auch weit leichter, das, was Jesus lehrte, zu glauben, als das, was Jesus lehrte, zu thun. Nicht über die Anweisungen Jesu, vollkommen zu werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist, war der Streit lebhaft: sondern über Glaubenssachen und Vorstellungen von seiner göttlichen und menschlichen Natur, von der Dreieinigkeit, vom Verdienste Jesu, von dem Zustand der Seelen nach dem Tode, von der Entsündigungsart der Menschen und andern Dingen, von denen man am wenigsten wissen kann, ward am hartnäckigsten, am gelehrtesten, am feindseligsten gestritten. Und weil nun Jeder seine Einsicht für die richtigste, seine Ueberzeugung für die unfehlbarste hielt, kam zu den Glaubenslehren eine Erläuterung um die andere, ein Zusatz um den andern, also, daß endlich die Lehre Christi, welche wir von ihm selbst empfangen haben, und die Lehre und Religion der Christen, die wir von spätern Zeitaltern empfangen haben, oft kaum noch für einerlei gehalten werden können.

Der Streit über die Person Jesu Christi, in wie fern sie göttlich und menschlich sei, über den Werth des bloßen Glaubens an ihn, ward schon in demjenigen Jahrhunderte ongehoben, in welchem der Welterlöser selbst noch gelebt hatte. Dies mußte unausweichlich daher entstehen, weil die Apostel, indem sie die Welt zu der durch Jesum geoffenbarten Religion bekehrten, immer zuerst auf ihn hinwiesen, als den von Gott Gesandten, den menschlicher Irrthümer und Sünden willen in die Welt Gekommenen, für uns Gekreuzigten. Sie mußten aber nothwendig auf ihn hinweisen, weil sich auf das Ansehen Jesu alles Andere stützte, was sie zu lehren hatten. Wer einmal Glauben an Jesum hatte, daß er der wahre Messias, Gottessohn, Mittler, Versöhner und Weltheiland sei, in welchem die Fülle der Gottheit wohnte, der nahm auch alle seine Offenbarungen und Lehren an, und folgte seinen heiligen Vorschriften. So ward mit Recht gesagt, der Glaube an Jesum sei die Grundlage aller Religion, ohne diesen Glauben kein Heil. Aber, wenn man nachher lehrte, das bloße Glauben an Jesum mache schon selig, ohne an die weitern Folgen und Früchte des Glaubens zu denken; wenn man sich einbildete, das bloße Liebhaben Jesu sei genug, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob man auch heilig und gerecht im Geist und Sinn Jesu handle und lebe: so ging man zu weit. Dawider eiferte, gleichwie Christus selber gethan, nun auch der Apostel Jakobus in seinem Briefe, wo er sagt: daß der Glaube ohne Werke todt sei (Jak. 2, 14.); und Paulus, wenn er schrieb: Und hätte ich allen Glauben, und hätte die Liebe nicht: so wäre ich nichts!

Die Briefe der Apostel sind niemals allgemeine Inbegriffe der gesammten Religionswahrheiten: sondern gewöhnlich durch besondere Umstände veranlaßt, die wir gegenwärtig nur zum Theil aus dem Inhalt ihrer Schreiben errathen können. Sie sind für damals statt findende eigenthümliche Bedürfnisse der oder dieser Gegend, zur Erläuterung einzelner Sachen, Beantwortung einzelner Fragen, Widerlegung einzelner, falscher Vorstellungen abgefaßt. Weder diese zu verschiedenen Absichten und in verschiedenen Orten und Zeiten ausgefertigten Sendschreiben sind einzeln für sich, noch zusammengenommen, ein Alles umfassendes Ganzes. Daher müssen sie, um richtig verstanden zu werden, auch immer mit gehöriger Rücksicht und Kenntniß sowohl der Ursachen, weswegen sie geschrieben wurden, als der Menschen, an die sie gerichtet waren, gelesen werden. Geschieht dies nicht: so werden die größten Mißverständnisse entstehen. Schrieben die Apostel in unsern Zeiten, sie würden sich ganz anderer Ausdrücke bedienen, und mit ganz andern Hinsichten schreiben. Denn wir sind weder erst kann vom Götzendienste bekehrte Heiden, noch sind wir erst zu Christen gewordene Juden, wie in damaliger Zeit noch die Christen insgesammt waren. Wenn man heutiges Tages die apostolischen Briefe auslegen wollte, als wären sie für unsere Zeiten und Begriffe verfertigt, so würde man in grobe Mißverständnisse verfallen.

So ist das Evangelium Matthäi zunächst für die Juden geschrieben, ihnen aus Jesu Leben und Lehren und Thaten darzustellen, daß er der wahrhafte, von Israel längst erwartete Messias sei, an welchem sich alle Weissagungen der Propheten erfüllt hätten. Darum zieht Matthäus immer sorgfältig die Stellung der heiligen Schriften des alten Bundes an. Denn um die Juden zu bewegen, Jesum als den Messias zu erkennen, mußte er sich auf die Worte ihrer heiligen Schriften berufen, die bei ihnen allein Ansehen hatten.

Markus, der Gefährte Petri und Pauli, und Vetter des Barnabas, schrieb wieder in einer andern Absicht sein Evangelium, und zwar zu Rom, indem er das Evangelium Matthäi vor sich hatte. Eben so Lukas, der beständige Gefährte Pauli. Johannes hingegen schrieb sein Evangelium, so wie seinen ersten Brief, bestimmt zur Widerlegung von Irrthümern und Lehren, die sich aus den Begriffen heidnischer Weltweisheit ins Christenthum einschleichen wollten. Um von denen, die er belehren wollte, verstanden zu werden, mußte Johannes in den ihnen eigenthümlichen Vorstellungs- und Redensarten schreiben. So that Jeder. Wenn man nun in spätern Zeiten mit allen diesen Umständen unbekannt war, wohl gar sich nicht einmal um dieselben bekümmerte, sondern wenn Jeder das, was nicht zunächst für ihn geschrieben war, wörtlich nahm, als wenn es für ihn und in der Vorstellungsweise seiner eigenen Zeit verfaßt wäre: so mußte eine Menge neuer, oft einander widersprechender Begriffe aufkommen, von welchen die ältesten Christen nichts gewußt hatten. So mußte die Religion der Christen allmälig eine andere werden, als die Religion, welche der Welterlöser hatte und verkündigte.

Paulus selbst läugnete es gar nicht, daß er sehr ungleich schreibe; daß er Allen Allerlei zu werden suche, um viele Seelen zu gewinnen; daß er nicht Jedem harte Speisen gebe, weil sie nicht Jeder ertragen könne. Er that, wie auch der göttliche Heiland schon selbst: er richtete sich nach den Begriffen und Einsichten derer, zu denen er redete. Ich hätte euch noch viel zu sagen, aber ihr könntet es noch nicht ertragen! So schildert Paulus in seinem Briefe an die hebräischen Juden Christum als den einzigen und höchsten Hohenpriester; er vergleicht ihn mit Aaron und Melchisedeck; er macht die Stiftshütte und das levitische Opfer zum Vorbild Jesu; er stellt den Tod Jesu als das letzte große Versöhnungsopfer dar. — Alles nach Vorstellungsart der Juden, die einen Aaron und Melchisedek in ihrer Geschichte, Hohenpriester und Opferlamm in ihren Tempeln hatten. Ganz anders sprach er und mußte er zu den Heiden sprechen, die davon nichts wußten und nichts davon verstanden hatten.

Da nun aber in nachfolgenden Tagen die Evangelien und die apostolischen Briefe von den christlichen Gemeinden gesammelt wurden, gingen alle jene Redensarten vom Hohenpriesterthum, vom Versöhnungsopfer, vom Lamm Gottes für unsere Sünden erwürgt (wie das Osterlamm im jüdischen Tempel), vom Blut Jesu, das uns besser von Sünden reinige, als anderes Opferblut, vom messianischen Reiche, und so mehr, in die Religionsvorträge über; und wurden, weil sie sich auf jüdische Vorstellungen bezogen, für Heidenchristen mehr oder weniger unverständlich. Schon den Christen der ersten Jahrhunderte waren sie nicht immer ganz deutlich; sie sind noch zu unsern Zeiten manchem Christen dunkel. Daher entsprangen denn verworrene Vorstellungen und Bilder, welche Trennung verursachten in Gemeinden, und der Religion der Christen eine andere Gestalt gaben, als sie ursprünglich hatte.

Man muß sich daher keineswegs wundern, wenn die Christen der ersten Zeitalter nun die Worte der Apostel nach Maßgabe ihrer eigenen Einsicht auslegten, und darin oft Meinungen fanden, welche die Apostel selbst wohl nicht so gehabt hatten. Ja, es ist gar nicht zu bezweifeln, daß die Boten Jesu sogar schon während ihres Lebens mißverstanden und falsch ausgelegt wurden, selbst von denen, an die sie geschrieben hatten. Wir ersehen dies ganz bestimmt aus den Aeusserungen des Apostels Petrus in Betreff der Briefe Pauli, von denen er sagt: In welchen sind etliche Dinge schwer zu verstehen, welche verwirren die Ungelehrigen und Leichtfertigen (das heißt, die entweder nicht Kenntniß genug haben, oder allzuleichtsinnig darüber hingehen und auslegen), wie auch die andern Schriften zu ihrer eigenen Verdammniß, (das heißt, zu ihrem eigenen Schaden). (2 Petri 3, 16.) — Geschah nun solches schon zu Lebzeiten der Jünger Jesu, um wie leichter und häufiger konnte dies Uebel nach ihrem Tode geschehen, zumal als durch den Lauf der Zeiten Unwissenheit und Aberglaube von allen Seiten einbrach.

Darf ich mich denn nun nach diesem Allem wundern, wenn bis auf den heutigen Tag in der christlichen Kirche verschiedene Glaubensparteien bestehen? oder wenn bei Personen einer und derselben Kirchenpartei verschiedene Religionsmeinungen statt finden? Welche von allen hat nun mit ihren Auslegungsarten Recht? Wo ist Christus? frage ich, indem ich sehe, daß das Glaubensgebäude der spätern Christen nicht so einfach ist, als dasjenige der ältern Christen; und daß die Religion Jesu Christi eine andere gewesen sein möge, als die Religion der nachmaligen Kirchen.

Was muß ich glauben? — Freund, willst du größern Irrthümern entrinnen: so werde du selbst kein neuer Ausleger der Schrift, sondern halte fest am Glauben deiner Väter, am Glauben deiner Kirche, selbst wenn darin Manches ist, was deinen Ansichten keineswegs entspricht. Bleibe du deinen Ueberzeugungen getreu, und beweise die Güte und Wahrheit deiner Ueberzeugungen durch die Menschenfreundlichkeit und Heiligkeit deines Lebens. Daran werde ich erkennen, ob du der wahre Jesusjünger bist, nicht an deiner Gelehrtheit, Spitzfindigkeit und Auslegung. Als Kind war deine Religion anders; sie erhellet sich in deinen reifern Jahren mit wachsenden Geisteskräften. Je mehr Erfahrungen du sammelst, je mehr wirst du Gott, Jesum, deine ewigen Bestimmungen und die Worte deiner Kirche erkennen. So schreiten wir Alle vor, ungeachtet der verschiedenen Lehrer und Ausleger, bis daß wir Alle, wie Paulus sagt, hineinkommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß Jesu Christi, des göttlichen Heilandes. Lasset uns aber rechtschaffen sein in der Liebe, und wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus. (Epheser 4, 13. 15.)

Willst du, was dein Heiland war, was er that, was er lehrte, recht in aller Tiefe verstehen, so geschieht es durch die Liebe. Wer Gott ähnlich der ganzen Welt wohl will; wer Christo ähnlich sich selber für die ganze Welt aufopfern könnte; wer recht von Ehrfurcht und

Liebe gegen das, was göttlich ist, durchdrungen ist: der versteht das, was aus Gott ist, am besten. Kein Anderer. Nur Gott erkennt sich selber am besten. Die Liebe aber löset unsere Seelen gleichsam in Gott auf.

Ist aber die Liebe in dir, so wirst du gegen alle Meinungen verzeihen, die von deinen eigenen Ueberzeugungen abweichen. Erfüllt von der Religion Jesu Christi — denn die Liebe war es, die ihn an Gott und die Weltbeseligung knüpfte! — wird dir alles Religiöse ein Heiligthum sein, wenn es auch andere Gestalt und Farbe und Uebung hat, als deine Kirche vorschreibt. Du wirst duldsam gegen die verschiedenen Glaubensbekenntnisse, aber nicht gegen das Unheilige, Lasterhafte und Sündliche, sein.

Diejenige Religionspartei ist die wahrhaft christliche, welche am meisten zur Liebe Gottes und Jesu, zur Liebe des Mitmenschen, selbst zur Liebe des Feindes, begeistert, aber gegen die Gottheiten der Erde, nämlich Reichthum, Ehre, Wohlleben, und Alles, was an sich vergänglich ist, gleichgültiger macht. Der führt schon seinen Wandel im Himmel, den das Vergängliche nicht fesselt; der ist in Christo, wer in edler Unschuld einhergeht, Fehler meidet, und ein frohes, reines Gewissen bewahrt.

Das Reich Gottes steht nicht in Worten, sondern in der Kraft, sagt die heilige Schrift. Die welterüberwindende Kraft aber ist die Liebe des Unvergänglichen. Das Unvergängliche aber ist Gott selbst, und Alles, was aus Gott ist. Aus Gott aber ist Jesus Christus, ist jeder menschliche Geist, den ich als Bruder behandeln soll, ist alles Gute. — In dieser Kraft, in dieser Liebe besteht das Reich Gottes; nicht in Worten, nicht in Lehrgebäuden, nicht in todten Glaubensbekenntnissen, nicht in spitzfindigen Meinungen, nicht in gelehrten oder gelernten Behauptungen. Und könntest du weissagen, und wüßtest du alle Geheimnisse, hättest du alle Erkenntniß, und hättest du einen so festen Glauben, daß du gleichsam Berge versetztest, und hättest du der Liebe nicht: so wäre dir Alles nichts nütze. — Prüfe nun, ob du im Reiche Gottes ein Bürger bist, ob dein Glaube nur in Worten steht, oder in der Kraft? Nur wer in der Liebe ist, der ist in Gott.

Bin ich in Dir, mein Gott, mein Vater? Bin ich in Dir, wie es Dein heiliger Sohn war, der aus Liebe zum Menschengeschlecht auf Golgatha blutete? Ist denn in mir keine andere Liebe und Zuneigung höher, als die zum Göttlichen?

Ach, ich möchte mein Angesicht vor Dir verhüllen, denn mein Gewissen bekennt, daß ich am Irdischen mehr hange, als an Dir. Ich erkenne Dich, mein himmlischer Vater, als mein Höchstes, und doch — — bist Du nicht mein Höchstes auf Erden. Denn ich vergesse Dich oft über vergängliche Lust, und das Ziel meiner sinnlichen Begierden ist mir oft wichtiger, als die Tugend. Wie könnte ich hassen, wie könnte ich Unrecht thun, wie könnte ich wider Deinen mir durch Jesum geoffenbarten Willen handeln, und meinen Leidenschaften den Zügel schiessen lassen, wenn Du meine Liebe wärest?

O Kraft Gottes, rette mich! O Liebe zum Heiligen, heilige mich, daß meine That übereinstimme mit meiner Erkenntniß! Ich möchte mich selbst, mein Fleisch und Blut überwinden, um ein wahrer Bekenner meines Jesu zu sein. O Kraft Gottes, rette mich! Wirke in mir Wollen und Vollbringen! Ich habe Lust abzuscheiden, und bei Christo zu sein. Amen.

390.

Die Zerstörung Jerusalems.

Luk. 21, 24.

Er kam, der Rächer, der Verwüster.
Gott schutzt uns, riefen noch die Priester,
Hier ist sein Tempel, hier sein Herd!
Nein, Salems schont nicht der Zerstörer;
Der Herd des Herrn, ihr Lügenlehrer,
Die Burg auf Zion liegt zerstört.
Das Volk aus den Betrog'nen Landen,
Das seinen Irrthum schaudernd sieht,
Zieht hin, in fremder Völker Banden,
Noch heut der Völker Schmach und Leid.

Wie verschieden auch die Meinungen unserer ältesten christlichen Vorfahren über das sein mochten, worüber ein menschlicher Verstand am wenigsten mit einiger Gewißheit entscheiden kann: doch darin waren sie alle einig, sich durch die Lehren ihres Heilandes zu heiligen. Sie hielten in Demuth, Sanftmuth und Geduld noch lange zusammen. Sie alle mit einander betrachteten sich wie einen einzigen Leib, belebt und beherrscht durch einen einzigen Geist, den Geist Jesu Christi. Alle hatten nur einen Herrn, einen Glauben, eine Taufe und Alle einen Gott und Vater Aller, der da ist über Alle, und durch Alle, und in Allen. Verschieden mochten die Gaben, die Aemter, die besondern Vorstellungen von göttlichen Dingen sein. Dieselben hatten doch zuletzt nur einerlei Ziel: fortzuschreiten in Heiligung und Wahrheit, bis daß, wie Paulus an die Epheser (4, 13) schrieb, wir Alle hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes.

Mittlerweile sich also das Evangelium von Land zu Land, von Volk zu Volk im Stillen ausbreitete, ward die Zeit erfüllt, da das jüdische Reich aufgelöset werden und die Hauptstadt desselben untergehen sollte, wie Christus Jesus geweissagt hatte.

Diese Begebenheit war für das Christenthum von den wichtigsten Folgen. Nur Wenige lebten von denen, die sich rühmen konnten, unmittelbare Begleiter und Schüler des Welterlösers in seinen irdischen Tagen gewesen zu sein. Doch bei Allen hatte sich das Gedächtniß seiner großen Weissagung sowohl mündlich fortgepflanzt, als durch die Evangelisten schriftlich erhalten. Die Erfüllung von der Weissagung auf eine so grausenhafte und der Vorherverkündigung durch Jesum so wörtlich treue Weise, mußte den Glauben seiner damals lebenden Bekenner über alle Zweifel erheben.

Wie zu Jesu Zeiten, vor vierzig Jahren, waren die Juden noch immer voll blinden und steifen Eifers für ihre Religionsgebräuche, für ihre mosaische Ordnungen, ohne daneben im Allgemeinen bessere Menschen zu werden, vielmehr voll eigennütziger Bosheit. Sie besuchten freilich den Tempel fleißig, fasteten nach Vorschrift, beteten fleißig, und meinten damit Alles abgethan zu haben. Durch Darbringung der Opfer am Altar, durch welche die Priester reich wurden, glaubten sie sich vollkommen zu entsündigen. Sie lebten für nichts als ihren Leib, für Geld und

Ehrenerwerb, für Genuß sinnlicher Ergötzungen. Jeder sorgte nur für sich und seinen Ort, unbekümmert um die Andern. Alles war ihnen feil; Geburt, Herkunft, Reichthum, Schönheit ging über Kenntniß, Tugend und Verdienst. Ein Stand schied sich anmaßend vom andern. Es war keine Zuversicht mehr von einem zum andern; Treu und Glauben selten. Sogar die rechte Vaterlandsliebe fehlte, und ward nur durch Nationalstolz oder Haß und Verachtung anderer Völker der Nachbarschaft ersetzt. Sie sanken in immer größere Unwissenheit; haßten die, welche bessere Erkenntniß und Aufklärung ins Volk bringen wollten; verfolgten sie als Neuerer und Zerstörer alter Ordnungen, hingen desto fester an blinden Vorurtheilen, und bildeten sich die Möglichkeit nicht ein, daß jemals Judäa und das Volk Gottes und die heilige Stadt zu Grunde gehen könne. Sie waren freilich gegen die Unterdrückung, in welcher sie unter römischer Oberherrschaft lebten, nicht unempfindlich. Aber die allgemeine Noth und Gefahr, weit entfernt, sie auf das Eine aufmerksam zu machen, was ihnen fehlte, auf das Eine, was ihnen Christus zu ihrer Rettung anempfohlen hatte, trennte dieses Volk von Selbstsüchtlingen nur noch mehr in sich selber. Statt mit tugendhaftem Sinn ein edles Bewußtsein und die Pflicht gegen Gott, Mitbürger und Vaterland höher als Geld und Gut zu achten, entzweiten sie sich in feindselige Parteien, deren eine die andere verrieth und verfolgte.

So ward es den Römern leicht, dies durch Unwissenheit und Zwietracht gelähmte Volk immer mehr zu unterdrücken. Judäa, welches noch geraume Zeit den Schein der Selbstständigkeit unter eigenen, von den Römern abhängigen Königen genossen, ward als eine bloße Provinz behandelt, von römischen Landpflegern sehr willkürlich regiert, die sogar die Aufsicht über den Tempel und das Recht zur Ernennung der Hohenpriester empfingen. Man plagte das Volk von Jahr zu Jahr mehr mit Abgaben und Steuern; sog das Land aus; nahm selbst Gelder aus dem heiligen Schatze, und erwiederte die darüber erhobenen Klagen mit Uebermuth und höhnender Verachtung. — Durch allen diesen Jammer Israels ward nichts in der Gemüthsart des Volks geändert. Die Vornehmen demüthigten sich mit feiger Niedrigkeit vor den Gewalthabern; wälzten, so gut sie konnten, den Druck der öffentlichen Lasten auf die untern Volksklassen, und machten damit einen großen Theil derselben zu Bettlern. Ihr dummer Eigennutz berechnete nicht, daß bei einer endlichen Verzweiflung des gemeinen Mannes, wenn diesem einmal Alles fehlen würde, die Reihe auch an sie kommen, und in Aufrühren der Verzweifelnden ihr ganzer Wohlstand das Opfer der allgemeinen Noth werden müsse.

Schon vielfältige Neigung zum Empören hatte sich gezeigt. Schon einmal hatte Judas, der Galiläer, in Verbindung mit Zadock, dem Saduzäer, das Volk aufgewiegelt, und ihm unter dem Vorwand, daß das Gesetz Mosis gebiete, nur den Jehova als Herrn, und keine andere menschliche Oberherrschaft anzuerkennen, das Schwert in die Hand gegeben. Die Wachsamkeit der Römer unterdrückte aber den Aufstand schnell. Neue Lasten, neue Abgaben wurden davon die strafende Folge.

Somit vergrößerte sich das Mißvergnügen. Zahllose Familien verarmten. Viele verließen ihre Wohnungen und wurden Diebe, Räuber, Meuchelmörder, weil sie schon durch versäumte Erziehung verwildert, zu edlern Empfindungen beinahe ganz unfähig geworden waren. Das ganze Land ward zuletzt ein Schauplatz großer Räuberbanden, der Meuchelmord zum Handwerk. Leben und Eigenthum verlor alle Sicherheit. Falsche Propheten standen auf, die öffentliche Verwirrung zu benutzen. Hier ein neuer Messias, dort ein neuer Messias, das Volk Gottes und den Thron Davids über den Leichnamen der Römer wieder herzustellen. Einer derselben, ein ägyptischer Jude, brachte sogar ein Heer von dreißigtausend Mann zusammen, lagerte sich mit demselben auf dem Oelberg vor Jerusalem, und verhieß der abergläubigen Menge, die Göttlichkeit seiner Sendung damit zu beweisen, daß auf seinen Wink die Ringmauern Jerusalems einstürzen sollten. Aber der Landpfleger Felix überfiel mit seinen geübten Kriegern die räuberischen Rotten, tödtete und zerstreute sie, und rächte den Aufstand fürchterlich. Das ist es, was Christus sagte: Es werden sich erheben falsche Christus und falsche Propheten, die Zeichen und Wunder thun. Wenn nun Jemand zu der Zeit wird zu euch sagen: siehe, hier ist Christus, siehe, da ist er! so glaubet nicht. (Mark. 13, 21. 22.)

Die Ungerechtigkeit der römischen Landpfleger, ihre Verachtung aller göttlichen und menschlichen Ordnungen, ward endlich so groß, als die Niederträchtigkeit und Zwietracht der Israeliten. Denn wenn ein Volk zertreten wird durch den Uebermuth einzelner Ungerechten, sind es die Laster des Volks, welche dem Tirannen die Macht geben. Inzwischen sich die Römer das Schändlichste erlaubten, sah man noch die Hohenpriester mit der niedern Priesterschaft, eine Partei im Volk mit der andern streiten. Alles aber löste sich zuletzt in tödtlichen Haß und in Rache gegen die Unterdrücker auf. Es geschah ein allgemeiner Aufruhr des Landes; die Besatzungen der Römer wurden aus den festen Plätzen vertrieben, und selbst aus Jerusalem. Der wilde Pöbel trieb sich in zügellosen Ausschweifungen umher, planlos, nur auf Raub und Rache bedacht. Menahem, der Sohn Judas des Galiläers, war lange Zeit der oberste Anführer der Empörer. Sie fochten anfangs mit Glück gegen die römischen Schaaren, bis der nachmalige Römerkaiser Flavius Vespasianus mit überlegener Heereskraft anrückte, ganz Galiläa eroberte, und sich zuletzt gegen Jerusalem lagerte.

Jetzt ward die Noth groß. Aber ein Volk ohne Tugend ist ein Volk ohne Kraft. Der alte Parteigeist der Juden verging auch nicht unter den Drohungen der furchtbarsten Gefahren von Aussen. Eine Partei in der belagerten Stadt haßte und verfolgte die andere. Der Pöbel plünderte die Reichen, mordete die Weisern. Die größten Grausamkeiten geschahen. Es schien jedem weniger daran zu liegen, ob das Vaterland gerettet werde, als daran, ob er der Mächtigere sei unter Seinesgleichen, oder ob er es werden könne. Man sah nicht mehr auf die Sache, sondern nur auf die Person.

Da kam der Augenblick, welchen Christus warnend den Seinigen angedeutet hatte: „Wenn ihr sehen werdet Jerusalem belagert mit einem Heer, so merket, daß herbeikommen ist ihre Verwüstung. Alsdann wer in Judäa ist, der fliehe auf das Gebirge; und wer mitten darinnen ist, der weiche heraus; und wer auf dem Lande ist, der komme nicht hinein!“ (Luk. 21, 20. 21.) Die Bekenner Jesu erinnerten sich des Wortes. Sämmtliche hatten vor Anfang der Belagerung der Stadt dieselbe verlassen, und sich nach Pella, einer cölesyrischen Stadt, weiland im halben Stamm Manasse gelegen, hingeflüchtet. Hier

bildeten sie eine neue Gemeinde, und erwarteten mit Furcht und Zittern den Ausgang der Dinge.

Schlau benutzte der römische Heerführer Vespasian die Zwietracht und die Partheiwuth der Juden in Jerusalem. Er zog den gegen sie geführten Krieg absichtlich auf mehrere Jahre in die Länge. Er wollte erwarten, daß sich das tugend- und zuchtlose Volk selbst in seinen Entzweiungen aufreibe, und zum Untergange rüste. Er erreichte den Zweck. Als er zum Kaiser erwählt ward, und das Heer seinem Sohn Titus übergab, war Israel wie eine Frucht, die vom Baum fällt, zum letzten Verderben reif. Titus schloß Jerusalem enger ein. Die Schrecken der Belagerung wuchsen, aber auch die Raserein der unversöhnlichen Parteien wider einander innerhalb der Stadt. Dennoch vertheidigte sich das Volk mit großer Wuth. Der menschenfreundliche Titus hatte Erbarmen mit der schönen, uralten, weltberühmten Stadt. Gern hätte er Frieden gemacht; aber die hartnäckigen Juden verwarfen alle Vorschläge, während ihr Elend durch die unmenschlichen Gräuel ihrer Parteien gegen einander immer unaussprechlicher ward. Nachdem der römische Feldherr jede Hoffnung zum Frieden eitel sah, griff er diese starke Stadt mit Ernst an. Die Festung Antonia ward erstürmt. Die Juden zogen sich fechtend von Straße zu Straße gegen den Tempel zurück. Der Tempel ward erstürmt, und mehr noch durch die Achtlosigkeit und Wuth der Juden, als durch die Rache der Sieger ein Raub der Flammen. Fechtend zogen sich die Geschlegenen in die obere Stadt zurück. Auch diese ward erstürmt; nun ganz Jerusalem Schutt und Asche. Ueber eine Million Juden war in diesem beinahe fünfjährigen Kriege getödtet worden. Erfüllt war das furchtbar prophetische Wort Jesu Christi: Es wird die Zeit kommen, in welcher des Alles, was ihr sehet, nicht ein Stein auf dem andern gelassen wird, der nicht zerbrochen werde. Wehe den Schwangern und Säugenden in denselbigen Tagen, denn es wird große Noth auf Erden sein und ein Zorn über dies Volk. Und sie werden fallen durch des Schwertes Schärfe, und gefangen geführt unter alle Völker; und Jerusalem wird zertreten werden von den Heiden, bis daß der Heiden Zeit erfüllet wird. (Luk. 21, 6. 23. 24.)

Es wurden bei siebenundneunzigtausend Juden gefangen genommen, weggeführt in andere Länder, und auf den öffentlichen Märkten der Städte wie das Schlachtvieh in Sklaverei verkauft. Jerusalem, schon in frühern Zeitaltern fünfmal von Feinden erobert, ward jetzt, im siebenzigsten Jahre nach Christi Geburt, gänzlich geschleift, daß kein Stein auf dem andern blieb; Alles ein ungeheurer, trauriger Schutthaufen. Diejenigen armen jüdischen Familien, welche noch im Lande blieben, wurden gleich Sklaven behandelt, und mußten, ohne Widerspruch, für das traurige Glück, auf dem verwilderten Boden ihrer Väter wohnen zu dürfen, die allerschwersten Abgaben entrichten. Ausgediente römische Kriegsknechte theilten sich in die verlassenen Besitzungen, wohnten zu Emaus und Nazareth.

So menschlich auch nachmals die römischen Kaiser sich gegen die Juden bezeigen mochten, verharrten diese doch, auch selbst in ihrer Zerstreuung noch, in dem unsinnigen Hasse anderer Nationen; hielten sich noch mitten in einer Schmach, wie keinem andern Volk geschehen war, für das auserwählte Volk Jehova's; zettelten bald hier, bald da, Aufrühre an, und machten sich Obrigkeiten und Nationen zu bleibenden Feinden. Selbst in Judäa, wo sich ihre Anzahl in Friedenszeiten wieder vermehrt, wo sich eine große Zahl der Ihrigen wieder über den Aschenhügeln Jerusalems angebaut hatte, erhoben sie, beinahe siebenzig Jahre nach dem ersten allgemeinen Unglück, neuen Aufstand. Ein neuer Messias trat abermals auf, Namens Bar-Cohab, der die schwachen römischen Besatzungen aus den befestigten Städten verdrängte. Aber mit größerer Gewalt kamen die Römer wieder; ganz Judäa ward zur Einöde. Beinahe sechsmalhundertausend Juden kamen durchs Schwert um; wer am Leben blieb, ward weggeschleppt in Sklaverei. Jerusalem ward auf immer vernichtet; auf dem Boden desselben schien der Fluch des Schicksals zu ruhen. Die Heiden hatten nahe daran sich eine eigene Stadt aus den Trümmern der alten gebaut, Aelia Capitolina geheißen. Diese hat in nachfolgenden Jahrhunderten wieder den Namen Jerusalem angenommen, ohne das eigentliche Jerusalem und auf der Stätte des alten zu sein. Den Juden ward dahin jeder Zutritt untersagt bei Lebensstrafe. Erst in spätern Zeiten durften sie sich jährlich nur einmal den heiligen Stätten nahen, um daselbst ihre Klagelieder anzustimmen. Vierhundert Jahre blieb die neue Stadt von den Heiden bewohnt; dann ward sie der Raub der Araber und Türken. Auf dem Hügel, wo sonst der berühmte Tempel Jehova's gestanden, erhob sich ein Tempel Mahomeds.

Die Juden, gefangen geführt unter alle Völker, blieben sich auch in dieser traurigen und schimpfvollen Zerstreuung gleich: boshaft, eigennützig, menterisch, voller Vorurtheile, und abergläubig, wie zur Zeit des Welterlösers. Einst schrien sie: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder! Ach, schrecklich ward ihr Fluch erfüllt. Sie sahen, wie das von Jesu Christo, dem von ihren Vätern auf Golgatha Gekreuzigten, gestiftete unsichtbare Gottesreich in der ganzen Welt verbreitet war. Dies war das von den Propheten geweissagete, messianische Reich. Aber hartnäckig verblieben sie in ihrem Unglauben, in ihrer Verachtung anderer Nationen und Religionen. Vielmehr, je größer der Druck war, unter welchem sie seufzten, je größer wurde ihre Anhänglichkeit am mosaischen Gesetz, nicht nur an dem geschriebenen, sondern auch an dem mündlichen, das heißt, an jenen alten abergläubigen Erfindungen der Priester, die als Auslegungen alter, oder Stiftungen neuer Gesetze von Mund zu Mund gingen. Dies mündliche Gesetz, nachmals auch schriftlich verfaßt, und unter dem Namen des Talmud bekannt, ward in der Hand der Rabbinen ein Mittel, sich das Volk unterjocht und abhängig zu machen, und in der allgemeinen Unwissenheit desselben ihre Hoheit zu behaupten. Dies harte Joch des Geistes trug nicht wenig dazu bei, daß die Juden hartnäckiger in ihren abergläubischen Meinungen, Hoffnungen und Absonderungen von andern Völkern beharrten. Es trug dazu bei, daß ihr Haß und Stolz gegen alle Nichtjuden fortdauerte; daß sie sichs zu keiner Sünde rechneten, den Nichtjuden zu verrathen, zu übervortheilen und zu betrügen; daß sie sich überall und immer deswegen neue Mißhandlungen und Verfolgungen zuzogen. Perser wie Araber, Aegypter wie Römer, Türken wie Christen waren alle gleich sehr mit Abscheu gegen diese verstockten, geistig verkrüppelten, in ihrem Unsinn und Nationallaster verhärteten Menschen erfüllt. Und seit der Zerstörung Jerusalems bis zu unsern Zeiten ist kein Jahrhundert vorbeigegangen, sind wenige

Gegenden unsers Welttheils übrig geblieben, da die Nachkommenschaft Israels nicht mit Dolch und Strang, mit Scheiterhaufen, Kerkern, Foltern und den ersinnlichsten Martern heimgesucht worden ist. Oft ward ihr bloßer Name schon ein todeswürdiges Verbrechen dem unmündigen Kinde. Oft hatten sie keine bleibende Stätte, und mußten gleich den wilden Thieren in Wäldern und Einöden umherziehen. Nirgends geachtet, höchstens nur aus Erbarmen geduldet, waren sie nie lange weder ihres Eigenthums, noch ihrer Tage sicher.

Immer glaubten sie den tiefsten Abgrund ihres Elendes erreicht zu haben; immer öffnete sich noch ein tieferer, in den sie hinabstürzen mußten. Das tückische Glück lächelte ihnen in manchen Friedensjahren, um die Betrogenen nur noch grausamer mit Flamme und Schwert und Frost und Hunger zu ergreifen. Bettlern gleich schleppten sie ihr elendes Leben unter Furcht und Schrecken von Nation zu Nation, aus einem Welttheil in den andern hinüber, nicht um eine Heimath, nein, nur Zufluchtsörter zu finden. Ihre Augen wandten sie vergebens nach dem ehemaligen Lande ihrer Väter. Für sie gab es kein Judäa, kein Jerusalem, keine Burg auf Zion, keinen Tempel wieder auf den heiligen Bergen. Sie küßten mit erblicher Niederträchtigkeit den Staub von den Füßen der Nationen, welche ihnen im Herzen verächtlich waren, und doch Zuflucht gaben; und sie wurden wieder von diesen Nationen zertreten, sobald sie sich durch Wucher und Betrug ein Eigenthum gesammelt hatten. Ihr bloßes Dasein ward den Völkern eine Last; ihr bloßer Seufzer ein strafwürdiges Verbrechen der Empörung; ihre in allem Elend fortwährende Vermehrung überall, sonst als ein Ruhm und Segen geachtet, gereichte ihnen nur zu größerm Fluch, und machte die Größe ihres Leidens nur ausgebreiteter. Wie sie ehemals mit unversöhnlichem Hasse die Bekenner und Lehrer der Religion Jesu Christi von sich ausgestoßen hatten: so wurden sie und alle ihre Nachkommen wieder mit schauderhaftem Hasse von der ganzen christlichen Welt, besonders in Zeiten der Rohheit und Unwissenheit, verfolgt. Denn lange glaubten die Christen, daß die Millionen auf Erden zerstreuten Juden ihr unseliges Schicksal nicht sowohl durch halsstarriges Festhalten an Aberglauben, Vorurtheil und innerm Verderben, als vielmehr durch den Frevel der Väter am Leben Christi verschuldet hätten.

Wirklich haben die Juden lange Zeit durch dies abscheuliche Vorurtheil und durch den Glaubenshaß der Christen unbeschreibliche Noth leiden müssen: noch länger aber haben sich die Hebräer Haß und Verachtung und Verstoßung durch ihre eigene Schuld, durch ihren abergläubigen Religionsstolz, welchen dumm-fromme Rabbinen ängstig nähren, durch ihre Unreinlichkeit bei allen ihren vorschriftlichen Waschungen, durch ihren Wucher und Betrug, den sie gegen die Christen für erlaubt, oft wohl gar für löblich halten, zugezogen.

Nur in spätern Zeiten, als die Barbarei von christlichen Nationen wich, als diese aufgeklärter und christlicher wurden, empfingen die lange geplagten Bekenner Mosis ein erträglicheres Loos, besonders da, wo auch sie in der Einsicht und Aufklärung des Zeitalters mit fortschritten, und den Unsinn, den Aberglauben und gehässigen Eifergeist ihrer Rabbinen von sich warfen. Weise Obrigkeiten erkannten endlich, daß die finstere Glaubenswuth der Christen und die ewige Knechtschaft, worin man die Israeliten hielt, nicht weniger zur Verderbtheit des Volkes beigetragen habe, als deren von den Rabbinen entstelltes Gesetz Mosis. Man gab auch ihnen Eigenthum, bürgerliches Recht und bürgerliche Freiheiten; führte sie menschenfreundlich vom diebischen Wucher zu edlern Gewerben über. Es traten unter den Juden selbst tugendhafte Männer auf, welche auf bessere Belehrung ihrer Glaubensgenossen wirkten. Und so darf Israel nach beinahe zweitausendjähriger Noth wieder hoffen, aus seiner Verworfenheit hervorzutreten, und mit andern Menschen wieder menschliche Rechte zu genießen. Nie zwar wird es den Thron Davids, nie sein Zion wieder erblicken, aber als eine uralte, gottgläubige Glaubenspartei Duldung, Ruhe und Vaterland finden.

Ein schreckhaft großes, wunderbares Beispiel, o ewiger Gott, mein Vater, Vater aller Nationen, Vater aller Welten, hast du an Abrahams Nachkommen in den Geschichten des menschlichen Geschlechts gegeben, wie den Sünden des Herzens der Fluch auf den Fersen folgt, und wie unabwehrbares Verderben die Frucht vorangegangener Verderbtheit der Völker ist. Schrecklich bist Du in Deinen Gerichten, Gott! Nicht Du aber strafst; sie strafen sich selber. Uebertretung Deiner heiligen Ordnungen ist Selbstzerstörung und das Laster eine Selbstqual. Wer sich von der Tugend entfernt, flieht seine Seligkeit, und verdammt sich selbst. Nicht Du verdammst; Du nicht die Schuldlosen.

So will ichs nicht wagen, dies unglückselige Volk zu verdammen, welches, über die ganze Erde zerstreut, Du andern Nationen als ein warnungsvolles Beispiel aufbewahrt zu haben scheinst. Ich will es nicht verdammen, ich will es nicht hassen, sondern lieben und sein Leiden zu erleichtern suchen. Du siehest nicht an die Person, sondern in allerlei Volk, wer Dich fürchtet und recht thut, der ist Dir angenehm. Und so, er sei Jude oder Christ, wer die Tugend liebt, wer ein edles Herz voller Gottesliebe in seiner Brust trägt, der sei mein Freund. Ehren nicht auch viele der Nachkommen Israels heute schon, je mehr sie wachsen in Weisheit und Liebe des Göttlichen, die Weisheit und den göttlichen Sinn des von ihnen lange verkannten Jesus? So wollen wir nun einträchtig fortschreiten in Ausbildung des Geistes, in Veredlung des Gemüthes zu allem Guten, bis wir Alle hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes.

391.

Das verfolgte Christenthum.

Philipper 4, 13.

Des Kreuzes Predigt triumphiret!
Auf, Feinde Gottes, auf und führet
Der Hölle wilde Macht herbei!
Mögt ihr zu Kerkern und zu Flammen
Die auserwählte Schaar verdammen:
Sie lächelt eures gift'gen Spottes,
Gibt euch den Leichnam hin zum Raub:
Denn ihre fromme Seel' ist Gottes,
Was liegt ihr noch am flücht'gen Staub?

Der Erdkreis tobt. Der Herr des Himmels
Lacht des ohnmächtigen Getümmels,
Die Götzen sind zusammen nichts.
Der Herr ist Gott, der Herr, sonst Keiner!
Die Erde lernt's: Gott ist nur Einer!
Er ist der ew'ge Quell des Lichts.

Streckt mit Entzücken, ihr Märtirer,
Suß fur die Wahrheit ist der Tod!
Der Himmel grüßt euch, Triumphirer,
Die Dulderpalme reicht euch Gott.

In jenen Tagen, da Jehovens Tempel, da die Burg auf Zion Asche wurden und Salomons Mauern stürzten, ging das Reich Gottes um so blühender auf, nicht nur im gesammten römischen Reich, sondern auch bei Nationen, welche noch nicht dem Zepter der Kaiser unterworfen waren. Das war die Zukunft, welche Jesus von sich den Seinigen verheißen hatte. Irdisch war er von der Welt geschieden; geistig kehrte er durch sein Wort und herrlicher zu ihr zurück allen Völkern. Und alsdann werden sie sehen, hatte er in der erhabenen Bildersprache der Propheten gesagt, des Menschen Sohn kommen in der Wolke mit großer Kraft und Herrlichkeit. Wenn ihr dies alles (die Zerstorung Jerusalems nämlich) sehet angehen, so wisset, daß das Reich Gottes nahe ist. Wahrlich, ich sage euch, dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß es alles geschehe. Himmel und Erde (Tempel und Reich Juda's) werden vergehen; aber meine Worte vergehen nicht. (Luk. 21, 27. 31 — 33.)

Wie konnte es auch anders sein? Welcher Unbefangene mußte nicht mit Erstaunen die Erfüllung von Jesu Vorherkündigungen sehen? Wer hätte sich weigern können, ihn zu verehren und die Herrlichkeit Gottes in ihm anzubeten? — Mochte sich der Jude weigern, die neue Lehre anzunehmen, und die mosaischen Gesetze zu verlassen; mochte sich der Heide weigern, die Götter seiner Väter zu verläugnen: Keiner konnte, bei einiger Prüfung des neugepredigten Glaubens, seiner Vortrefflichkeit widerstehen. Aus ihm allein quoll höhere Erkenntniß, ewige Wahrheit, bleibende Seligkeit. Der Jude wie der Heide mußte eingestehen, daß diese Religion allein mit den reinsten Ueberzeugungen der Vernunft, mit den Ordnungen der ganzen Natur, mit der ewigen Sehnsucht des menschlichen Gemüths nach dem Höhern, in vollkommenem Einklang stehe; mußte bekennen, daß durch diese Religion erst das größte Räthsel des menschlichen Daseins auf Erden und dessen Zusammenhang mit Gott und Zukunft gelöset sei; mußte bezeugen, daß nicht nur jeder Einzelne, nicht nur eine Familie, oder ein ganzes Volk, sondern die gesammte Menschheit den höchsten Grad der Vollkommenheit und einer tiefgegründeten Glückseligkeit erreichen würde, wenn die Tugendlehren des Erlösers den Willen der Menschen leiteten.

Wer die Christen damaliger Zeit erblickte, ward von der vortrefflichen Wirkung des Glaubens an Jesum noch mehr überzeugt. Er sah Männer jedes Alters, jedes Standes, Gebieter und Gehorchende, Gelehrte, Krieger und Geschäftsleute, alle vom stillen Geiste der Liebe geleitet, wohlthuend, menschenfreundlich, uneigennützig, unbestechbar redlich. Ihr tugendhafter Wandel war ohne Prunken. Sie waren nicht, wie andere Sterbliche, auf Gewinn und Ruhm, Gewalt und Geld erpicht, hingen gar nicht mit unmäßiger Liebe an gewissen Bequemlichkeiten des Lebens, an äusserlichen Vorzügen. Sie schienen durch ihren neuen Glauben in Wesen höherer Art verwandelt zu sein, die, ganz unabhängig von den erkünstelten Bedürfnissen, ganz unabhängig von den Zeitumständen, ein Glück im Innern ihres Herzens trugen, das andern Sterblichen unbekannt war. Man sah sie mit Gewissenhaftigkeit nicht nur ihre Pflichten vollziehen, überall den Landesgesetzen genau Folge leisten, sondern mehr thun zum Besten Anderer, als billig von ihnen hätte verlangt werden können. Der Soldat verlor selbst im Gewühle der Schlacht die zarten Gefühle der Menschlichkeit nicht; der Bedürftige hatte noch immer einen Bissen Brodes übrig, um ihn dem noch Aermern zu geben; der Kaufmann verschmähte allzugroßen Gewinn; und was Einer auch Bewundernswerthes that, Keiner konnte und mochte es sich zum Verdienst rechnen; vielmehr Jeder schien unzufrieden, nicht mehr geleistet zu haben. Man sah sie aller Orten in brüderlicher Eintracht; mochten sie auch verschiedener Meinung sein, ihre Herzen blieben ungetrennt einig. Man sah sie immerdar heiter; selbst in den schwersten Gefahren erkannte man aus ihren freundlichen Mienen, aus der stillen Würde ihres Aeussern, den unerschütterlichen Frieden, der in ihrer Brust wohnte. Mit Gelassenheit nahmen sie die Gaben des Glücks; mit göttlicher Freude traten sie für eine gerechte und gute Sache in die Gefahren des Todes hin.

Ein solches Betragen rührte den Beobachter, und mußte ihn zur Liebe einer Religion entflammen, welche so wunderschön auf den Sterblichen einwirkte. So ging des Evangeliums beseligende Kraft von Herz zu Herz über. Der bekehrte römische Soldat theilte seinen Glauben im Stillen den Kriegsgefährten mit, die in den kaiserlichen Legionen von einem Ende Europa's zum andern zu ziehen pflegten; und christliche Kaufleute, wenn sie von ihren Geschäften zu entfernten Ländern und Inseln geführt wurden, trugen ihre heiligen Ueberzeugungen in Weltgegenden, wohin vorher nie ein Strahl römischer oder griechischer Wissenschaft gedrungen sein mochte. So sprühten unbemerkt die Lichtfunken ewiger Wahrheit umher unter die Nationen, und nach wenigen Jahrhunderten waren Millionen reif, sich laut und öffentlich zu Christo zu bekennen.

Aber auch die christlichen Gemeinden selbst waren voll großer und bleibender Thätigkeit, das Wort Gottes zu verbreiten. Es liegt in der Natur des Menschen, seine glücklichen Erfahrungen, seine Ueberzeugungen allgemein zu machen und Andern mitzutheilen. Wer hätte Wahrheiten verschweigen mögen, die eben so unwidersprechlich, als über das ganze Irdische und Ueberirdische des Weltalls Erleuchtung bringend waren? Wer hätte eine Seligkeit allein geniessen mögen, die alles andere Vergnügen am Vergänglichen übertraf? Jedes Mitglied einer Gemeinde war in seinem Wirkungskreise ein Bote des Evangeliums, ein Verkünder des Gekreuzigten. Viele aber ahmten dem Beispiele der Apostel nach und reiseten in die heidnischen Gegenden, dort neue Gemeinden der Gläubigen zu stiften.

Jene wunderthätigen Gaben des heiligen Geistes, von deren Wirkungen bei den allerfrühesten Bekennern Jesu viel gerühmt worden, hatten sich zwar bald gänzlich verloren. Inzwischen waren sie auch nun minder unentbehrlich, da die Zahl der Christen schon so groß, die Weissagungen Jesu in Jerusalems Trümmern bestätigt erblickt wurden, da viele gelehrte und tugendhafte Männer anfingen, mündlich, schriftlich die siegreiche Vertheidigung der Religion gegen Angriffe von jüdischen und heidnischen Spöttern zu übernehmen. — Die Gabe der Wunder und Weissagungen mochte immerhin mit dem letzten der Apostel verschwinden: wunderbar waltete dennoch die

Macht der himmlischen Vorsehung, und sichtbarlich fort, das Gottesreich, die Erleuchtung der Geisterwelt auf Erden zu mehren. Die von fremden Evangelisten verfertigten Lebensgeschichten des göttlichen Heilandes, die Briefe der Apostel wurden fleissig gelesen, abgeschrieben, einer Gemeinde von der andern mitgetheilt, übersetzt und erklärt. Sie wurden nun die Quellen heiliger Erkenntniß, und des Glaubens feste Richtschnur. Alles wirkte von allen Seiten zusammen, das Evangelium von einem Ende der bekannten Welt zum andern zu verpflanzen.

Am meisten aber wirkte in verschiedenen Gegenden besonders der rohe Gottesmuth der Christen in Bekenntniß der Wahrheit, jener Heldensinn, in welchem Paulus sprach: Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christum. (Phil. 4, 13.) Denn geschah es auch wohl, daß die Fürsten und Obrigkeiten lange gleichgültig oder nachsichtig gegen die wachsende Menge der Christen blieben, fehlte es doch hin und wieder nicht an andern, welche mit Verdruß dem Aufkommen der neuen Lehre und der überhandnehmenden Verachtung der Götter zusahen. Gewohnheit und Aberglaube des großen Haufens behaupteten ihr Recht; geschah irgend im Land ein Unglück, ward es als eine Wirkung vom Zorn der Götzen angesehen, deren Tempel immer von mehrern verlassen wurden, welche sich dem neuen Glauben an einen unsichtbaren Gott zuwandten. Die Priester, erzürnt, von ihren Einnahmen an den Opferaltären, von ihrem Ansehen im Volke einzubüßen, schrien laut über das unerhörte Wesen derer, die sich Christen hießen. Sie schrien über den Verfall der Religion, und nannten die Christen Gotteslängner, weil dieselben sich weigerten, ihre Knie vor den Gebilden hölzerner oder steinerner Gottheiten zu beugen. Es kamen dazu die Staatsmänner, welche, geschreckt durch des römischen Reichs steigende Schwäche und Gefahr, eine der vornehmsten Ursachen des öffentlichen Verderbens darin fanden, daß so viele Menschen aus allerlei Ständen den Glauben und die Verehrung der Götter verliessen, unter deren Anbetung Rom groß geworden, und sich einem Glauben widmeten, welcher, statt die Liebe des Vaterlandes, und die kriegerischen Tugenden der alten Zeit einzuflößen, nur Liebe des unsichtbaren Gottes, Versöhnlichkeit, Großmuth gegen Feinde, und Abscheu gegen Rache und Haß predigte. Sie klagten, daß, seit die Menschen anfingen die Unsterblichkeit ihres Geistes zu glauben, ihnen am unsterblichen Nachruhm ihres Namens weniger gelegen wäre, durch welchen ehemals die Römer der Vorwelt zu ihren preiswürdigen Unternehmungen begeistert worden wären. Sie droheten, würde man Tempel und Altäre verfallen lassen, den unvermeidlichen Untergang römischer Hoheit und Herrschaft.

Durch solche und ähnliche Reden, die im Volke umherliefen, ward erst Verachtung, dann Haß gegen die Christen erweckt. Unbekanntschaft mit ihren Lehren und Meinungen brachte vielerlei nachtheilige Mißverständnisse hervor und gab den Verleumdern weiten Spielraum. Bald hieß es, Anbetung eines Gottes, der nirgends sichtbar sei, wäre Anbetung eines Traumbildes. Bald, wenn man vom Abendmal der Christen hörte und wie sie es mit den Einsetzungsworten des ersten Stifters begingen, hieß es: sie genieссen in ihren heimlichen, gottesdienstlichen Versammlungen wirkliches Menschenfleisch und trinken Menschenblut. Mit Abscheu vernahm es der rohe und leichtgläubige Pöbel. Ein leiser Anlaß war diesem dann genug, seine Wuth gegen die Christen auszulassen.

Und so entstanden jene schauerlichen Verfolgungen der Christen in den ersten Jahrhunderten, von welchen so viel geschrieben und gesagt worden ist. Die Bekenner Jesu wurden bald hier, bald dort vertrieben und ins Elend gejagt, in Kerker und auf Folter geworfen, gesteinigt, gekreuzigt, verbrannt, erschlagen, gehenkt, gespießt. Bald wurden sie in Folge richterlicher Sprüche, oder kaiserlicher Befehle, bald in Volksaufständen umgebracht.

Indessen ist doch gewiß, daß dergleichen Verfolgungen des Christenthums sich nur höchst selten in gleicher Zeit über das gesammte in drei Welttheilen ausgedehnte römische Reich erstreckt haben. Weit öfter geschahen sie bei Aufrühren des aufgehetzten abergläubigen oder plünderungslustigen Pöbels, oder durch erbitterte Priester, die mit Schmerz die Verwaisung ihrer Tempel und Altäre wahrnahmen, oder durch die grausame Laune und Rachbegier irgend eines einzelnen Statthalters. — Verfolgungen waren daher wohl oft, und in sehr vielen Gegenden, aber weder in der Menge, noch in der entsetzlichen Ausdehnung, wie nachmals dergleichen mit rednerischer Uebertreibung geschildert worden sind. Zwar spricht man noch immer von zehn großen Hauptverfolgungen, welche die Christen gelitten haben sollen: die geschichtlichen Zeugnisse aus jenen Tagen bestätigen die Anzahl derselben aber keineswegs, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die zehn Hörner oder Könige, von denen die Offenbarung (Johannis 17, 12.) redet, so wie vielleicht die bekannten zehn Plagen Aegyptens, viel zur Annahme einer solchen Zahl beigetragen. Denn in spätern Zeiten, als bei den Christen an die Stelle der ruhmvollen Thaten oft Ruhmredigkeit trat, oder da man sich ohne Bedenken erlaubte, die Zahl der Märtirer größer zu machen, als sie war, meinte man durch ähnliche Uebertreibungen die lau werdenden Christen am besten zur Nachahmung der ehrwürdigen, Alles für Christum aufopfernden Vorwelt zu begeistern.

Daß ein menschliches Ungeheuer, wie Kaiser Nero war, dessen Hang zur Grausamkeit oft Ausbruch einer wirklichen Geisteszerrüttung sein mochte; dem es schmeicheln konnte, mehr gehaßt als geliebt zu sein; der die Flammen Roms mit Entzücken betrachten, seine Wohlthäter, seine Lehrer, seine Mutter ermorden konnte, — daß ein Ungeheuer dieser Art zu den ungerechtesten und scheußlichsten Verfolgungen der Christen Befehl geben konnte: das war seiner entsetzlichen Gemüthsart angemessen. Und es ist den christlichen Gemeinden der ersten Jahrhunderte, und ihrem Schrecken sehr verzeihlich, wenn sich lange unter ihnen der Wahn erhielt, er sei der Antichrist, das Thier in der Offenbarung, nur einmal erst erschienen, aber nicht gestorben, sondern aufbehalten, um wieder zu kommen. Eben so mußte es einen argwöhnischen und blutdürstigen gekrönten Bösewicht, wie dem Kaiser Domitian, Schauder erregen, Menschen unter dem Himmel zu wissen, denen Tugend und Wahrheit das Höchste waren. Er verabscheute die Bekenner Jesu; wie konnte er anders, der, in unnatürlichen Wollüsten ersoffen, die gräuelhaftesten Unbarmherzigkeiten verübte? Der bloße Gedanke an die Tugend und deren unbezwinglichen Muth machte ihn zittern! er vergoß das Blut der Christen in Strömen — er wollte sie alle von der Erde vertilgen. An Beschönigungsgründen seiner Verbrechen ge-

brach es ihm nicht. Wo ist ein gewaltthabender Sünder, der, von seiner Leidenschaft überwältigt, das ruchloseste Unrecht begeht, daß er nicht rechtliche Vorwände finden könnte?

Noch Andere traten in die Fußstapfen dieser Unmenschen, oft weniger aus Neigung zu grausamen Ausschweifungen, als aus Grundsätzen einer falschen selbstsüchtigen Staatsklugheit. Aber, was auch wider die Christen verhängt wurde, sie blieben unerschütterlich. Ihr Gang zu Gericht und Tod war der Gang zu ihrer Verklärung und Seligkeit. — Es ist vielleicht nicht ganz zu läugnen, daß die Christen sich selbst oft durch Unvorsichtigkeit den Argwohn und die Mißhandlungen der Heiden zuzogen, wenn sie entweder ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte des Nachts, oder in entlegenen Häusern, in Höhlen und Wäldern hielten, und damit Verdacht erregten, als gingen sie mit bürgerlichen Verschwörungen um; oder wenn sie den Kaisern manche Ehrenbezeugungen verweigerten, die sie in ihrer Gewissenhaftigkeit keinem Sterblichen erzeigen zu müssen glaubten; oder wenn sie bürgerlichen Obrigkeiten in Dingen den Gehorsam versagten, welche mit ihren religiösen Gefühlen im Widerspruch standen; oder wenn sie mit kühner Zerstörung eines Götzenaltars, mit Zertrümmerung eines Götzenbildes die Wuth des beleidigten Pöbels auf sich zogen. Dennoch waren ihre Beweggründe zu solchen Schritten immer edel. Ja, und wenn endlich unter den fortwährenden Verfolgungen ihre bisherige fromme Begeisterung in wahre Schwärmerei ausartete, die, nicht zufrieden mit dem Gewöhnlichen, das Ueberspannteste liebte; wenn sie selbst hingingen, und den Märtirerrod ertrotzten; wenn sie, statt vor den Richtern zu beben, sie laut verhöhnten; wenn sie selbst ihre Henker aufmunterten, alle Qualen an ihnen zu verdoppeln und zu erschöpfen, damit sie um Gottes willen recht viel zu erdulden hätten: diese wilde Schwärmerei, nur sich selber schädlich, war nicht minder in Rücksicht ihres Ursprungs achtungswerth. Es ist wohl zuviel von der menschlichen Natur verlangt, wenn man von ihr ein Beibehalten ruhiger Gelassenheit fordert, wo unaufhörlicher Druck und Zwang alle Gefühle zur höchsten Thätigkeit steigert. Tadle es, wer es kann, daß die standhaften Bekenner des Christenthums in jenen Schreckenstagen nicht in schweigender Geduld verharren konnten, wenn sie der heiligsten Sache willen entehrt und gemartert wurden. Trotz erweckt Trotz, und wo der Feind Furcht und Entsetzen zu erregen gedachte, erfreuete es wohl, ihm noch stolzern Muth entgegenzustellen, als vielleicht vonnöthen gewesen wäre. Jedem that wohl, mit Paulus sagen zu dürfen: Ich vermag alles durch den, der uns mächtig macht, Jesum Christum!

Es ist überall eine der falschesten und zweckwidrigsten Maßregeln, gegen bestehende Meinungen und herrschend werdende Ueberzeugungen Gewalt und Zwangmittel zu gebrauchen. Die Geschichte bestätigt es, daß die unklugen Regenten damit wider ihre eigene Absicht stritten, und den von ihnen gehaßten Meinungen nur noch die Alles besiegende und Alles für sich gewinnende Macht und Kraft der Schwärmerei zur Stütze gaben. Dies ist nicht nur in religiösen, sondern auch in bürgerlichen Fällen von jeher der Fall gewesen. Wie konnte es bei Vertheidigung der allerheiligsten Angelegenheit der Menschheit gegen die Bosheit des Aberglaubens, der Rohheit oder eigennützigen Staatskunst anders sein?

Die in Schwärmerei sich verwandelnde stille Begeisterung der verfolgten Christen machte nun erst das Christenthum siegreich. Es war als das höchste Glück, als der schönste Ausgang des Lebens geachtet, ein Blutzeuge der göttlichen Wahrheit zu werden. Lange wurde das Andenken derer in Gebeten, Liedern und Schriften geehrt, welche die Krone des Märtirerthums errungen hatten; dahingegen diejenigen einer langen Verachtung preisgegeben blieben, welche aus Furcht den Heiden nachgegeben, oder gar Jesum Christum verläugnet hatten. Die Heiden sahen mit Verwunderung die Freudigkeit der Gläubigen in der Qualen- und Todesstunde; so konnte kein Heide für seinen Glauben sterben. Sie sahen, daß die unschuldigsten, die edelmüthigsten, die angesehensten und weisesten Personen hingerichtet wurden, ohne eines Verbrechens schuldig zu sein. Das mußte Manchen zum mitleidigen Ernst, Manchen zum Nachdenken, Manchen zum Forschen bringen, was das Christenthum eigentlich sei. Aber schon dies Forschen war genug, den ganzen Sinn des Menschen zu ändern. Die Weisheit Jesu, die Wahrheit seiner Lehre, die Schönheit der von ihm empfohlenen Tugenden, ergriff das Gemüth des Fragenden. Er ward stolz und froh, ein Bekenner des lange verkannten Lichts der Welt zu werden.

Nachdem die Wuth der Juden einst auf Golgatha den göttlichen Menschenfreund erwürgt hatte, standen zu Jerusalem über hundert seiner Bekenner, entschlossen für den heiligen Glauben das Leben unter allen Schmerzen auszubluten, wie er. Nachdem hundert Christen ihrer Lehre willen gemordet waren, predigten Tausende statt ihrer die Wahrheit. Als man Tausende erschlagen hatte, zählte man der Gläubigen Millionen.

Es ist begreiflich, daß in Zeiten oder Gegenden, wie die unserigen, da das Herzenschristenthum zum elenden Zungenchristenthum geworden, eine so hohe Begeisterung, wie die der frommen Märtirer, nicht in ihrer ganzen Verdienstlichkeit und Größe gewürdigt werden kann. Es ist begreiflich, daß Leute, die sich doch auch einbilden, Jesusbekenner zu sein, aber aus Stolz und Eitelkeit, oder Wollust und Bequemlichkeit mehr als einmal im Tage ihre heiligsten Pflichten und somit Jesum verläugnen, den Muth der Blutzeugen erstaunlich finden. Es ist begreiflich, daß Leute ihn sogar unglaublich finden, die, um einen geringen Geldgewinn, oder um ihr kleines Ansehen geltend zu machen, oder aus Verdruß gegen diesen oder jenen, sich gar nicht entblöden, unrechtmäßige Mittel zu ergreifen und alle Religiosität bei Seite zu setzen. Dem Feigen ist alles Muthige unglaublich; dem Bösewicht alle Tugend Schwärmerei oder Heuchelei.

Ihr aber, edle Opfer eurer Ueberzeugungen, ihr, fromme Dulder für Recht und Wahrheit, ihr, meines heiligen Glaubens Blutzeugen, seid mir immerdar ehrwürdig und theuer. Eure Asche ist längst verweht; aber ihr lebet noch in der Ewigkeit und Unvergessenheit Gottes. — Kann ich nicht so dulden wie ihr, möchte ich mit dem Muthe leben wie ihr, so unschuldig, vor Gott und Menschen ohne Tadel! Ich habe um Jesu willen keine Folterkammer, keine Henkerbeile, keine Scheiterhaufen zu fürchten. Mir ward durch die Gnade Gottes das angenehme Loos, unter menschlich gesinnten Obrigkeiten und weisen Gesetzen zu wohnen. Aber was ich für Recht, Wahrheit und Tugend jeder Art Uebels leide — ist das nicht auch ein Leiden um Jesu willen? Und wenn man

spöttelnd und vornehmhöhnend von meinem Sinn für wahres Christenthum in Wort und Werk redet, ist diese Kränkung meines Herzens nicht ein süßer Schmerz, wie ihr einst, verklärte Blutzeugen, mit Entzücken fühltet?

Treu meinem Heiland, will ich, wie ihr, muthvoll durchs Leben, freudig durch die Gefahr, standhaft durch die Versuchung gehen. Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christum. Amen.

392.

Die ersten Kirchen.

1 Kor. 14, 40.

Es waren heil'ge Tage,
Als noch in Knechtsgestalt
Mein Jesus hier im Staube
Für's Seelenheil gewallt;
Und alle Gottesboten,
Mit Demuth angethan,
Sich köstlicher durch Tugend
Als Gold geschmücket sah'n.

Da weihte noch die Andacht
Die Flur zum Tempel ein,
Und durch des Beters Inbrunst
Ward zum Altar der Stein
Da war noch heil'ger Wandel
Das wahre Christenthum;
Und Elend zu erquicken
Des Priesters schönster Ruhm.

Da hing an seinem Heiland
Der Christ mit Zuversicht,
Und haßte seinen Bruder
Um andrer Meinung nicht.
Sie liebten einen Meister
Und einen Gott fürwahr!
Als zwar der Kelch noch hölzern,
Der Glaube gülden war.

Da Jesus Christus seine Jünger unterrichtete, so groß auch die Zahl seiner Zuhörer sein mochte, war noch für sie kein besonderer Ort der Gottesverehrung vorhanden. Bald lehrte der Messias im Tempel zu Jerusalem, bald in den Vorhallen desselben, bald im freien Felde. Ein äusserliches Zeichen der Gemeinschaft und Jüngerschaft aber hatte er den Seinigen doch schon gegeben, weil er den Werth des Sinnlichen zur Erweckung des Gemüths in frommen Empfindungen kannte: die Taufe und das Abendmahl. Das innere Beizeichen aber, woran man sie erkennen sollte, war die Liebe. Und so dachte auch Paulus noch. Und wie Christus die Liebe höher stellte als alles Aussenwesen, so auch Paulus. Denn da dieser Apostel den Korinthern von den verschiedenen Aemtern und Gaben in der christlichen Gemeinde geredet hatte, und es ihnen empfohlen hatte, nach den besten Gaben zu streben, sagte er: Ich will euch einen köstlichen Weg zeigen: Strebet nach der Liebe. (1. Kor. 12, 31.)

Das ward in spätern Zeiten sehr anders. Man vergaß des innern Zeichens der Jüngerschaft, und ließ es beim äussern bewenden. Man zankte, haßte, verketzerte sich; aber beobachtete sehr genau die äusserlichen Gebräuche und Uebungen; man that, was Christus an den pharisäischen Juden getadelt hatte; der innere Mensch war verdorben, der äussere allein galt.

Lange waren Taufe und Abendmahl die einzigen Feierlichkeiten unter den Christen. Die Taufe ward aber, sowohl zu Jesu Zeiten, als auch in den ersten Jahrhunderten nach ihm, nicht den unwissenden Kindern, noch weniger Säuglingen, sondern nur Erwachsenen ertheilt, die vorher im Christenthum unterrichtet sein mußten. Denn nach dem einfachen, schlichten Geist der ältesten Christen schien ihnen unnatürlich, Jemanden in die Geheimnisse eines Glaubens und in die Gemeinschaft einer Verbindung einzuweihen, die er noch nicht kannte. Sie hielten fest an dem Wort: wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden. Das Glauben ging dem Getauftwerden allezeit voran.

Wer nicht getauft ward, wurde auch von den Christen noch nicht als ein Genosse der Gesellschaft angesehen. Er konnte ihren Versammlungen, worin gelehrt und gebetet ward, beiwohnen; aber vom heiligen Abendmahl blieb er ausgeschlossen; denn dies war schon eine feierliche, nur wirklichen Bekennern des Heilands angemessene Handlung. Diese Abendmahle zum Gedächtniß des Gekreuzigten waren anfangs wirkliche Gastmähler, wo die Christen, arm und reich, zusammentraten, und mit Vergessung alles bürgerlichen Unterschiedes als Brüder und Schwestern aßen. Wo in einer Gemeinde noch Gemeinschaft der Güter statt fand, wurden die Unkosten des Mahles aus dem Gemeingut bestritten. Wo solches in Gemeinden nicht üblich geworden, pflegten die Reichen das Mahl auszurüsten, und den Aermern mitzutheilen; oder Jeder brachte das Seinige mit. So ward mit einander gespeiset und getrunken, und dann am Ende der Mahlzeit das Brod gebrochen, wie Jesus gethan, und sein Gedächtniß und die heilige Gemeinschaft mit ihm gefeiert.

Es mochten bei diesen Einrichtungen hin und wieder auch manche Unordnungen vorfallen; es mochte geschehen, daß sich zuweilen Unwürdigkeiten einschlichen, die dem Begriff der Liebe und der Feierlichkeit des Augenblicks ganz widersprachen. Paulus schon tadelte dies bei den Korinthern. Er wollte, das Abendmahl sollte nicht zu einem gemeinen Nachtessen herabgewürdigt, sondern im Geist der heiligen Stiftung gehalten werden; er rieth dazu, man sollte sich vorher lieber zu Hause satt essen. So man das Abendmahl halten soll, sagte Paulus, nimmt ein Jeglicher sein Eigenes vorhin und Einer ist hungrig, der Andere ist trunken. Habt ihr aber nicht Häuser, da ihr essen und trinken möget? Oder verachtet ihr die Gemeinde Gottes, und beschämet die, so da nichts haben? Was soll ich euch sagen? Soll ich euch loben? Hierin lobe ich euch nicht. (1 Kor. 11, 21. 22.)

Um Mißbräuchen vorzubeugen, die oft bei solchen gemeinschaftlichen Abendmählern eintreten konnten, geschah wirklich, daß die vollständigen gemeinsamen Essen allmählig abgestellt, und nur das Brechen und die Vertheilung des Brodes und die Vertheilung des Weines unter die andachtvollen Anwesenden, ganz nach den Einsetzungsworten Christi, beibehalten wurden.

Auch die Taufe bestand anfangs nicht in einem bloßen leichten Benetzen mit Wasser, sondern sie war eine wirkliche Waschung, ein Eintauchen des Einzuweihenden in Wasser, um zu bedeuten, daß, wie sein Leib durch das Wasser von aller Unreinigkeit gesäubert werde, so müsse sich sein ganzes Gemüth nun durch die Liebe und Lehre Jesu von allen Fehlern und Sünden reinigen. In den Zeiten der Apostel machte man wenig Schwierigkeiten, die Taufe zu geben. Vielen ward sie zu Theil, ehe sie noch den ganzen Umfang der mit der Nachfolge Jesu über-

nommenen Pflichten kannten. Es war genug, wenn sie nur erst glaubten, daß Jesus der verheißene Christus oder Messias sei. Dieser Glaube führte sie nothwendig zur Nachfolge des Herrn und Erfüllung seiner Gebote. Der Unterricht in denselben ward auch nach der Taufe fortgesetzt, und war er endlich vollendet, so fügte man hin und wieder eine neue Feierlichkeit zur Bestätigung oder Konfirmation der Taufe hinzu. An einigen Orten bestrich man den, dessen Taufbund bestätigt wurde, mit geweihtem Oel; an andern Orten salbte man schon den Bekehrten bei der Taufe mit Oel. Ueberhaupt waren die Gebräuche und frommen Feierlichkeiten in den verschiedenen Gemeinden sehr verschieden. Die Einen fanden mehr Aeusserlichkeiten, die Andern weniger, für Erweckung ihrer Andacht nothwendig. Man ahmte bei den Einen nach, was man bei den Andern Nützliches oder Anständiges fand. Allgemeine Vorschriften kannte Niemand. Denn äusserliche Einrichtungen waren noch nicht die Hauptsache, und die Kirche war noch nicht die Meisterin der Religion, sondern Dienerin und Werkzeug.

Auch die Apostel wollten hierin keine besondere Wichtigkeit setzen. Sie sagten mit Paulus: Laßt Alles ehrbar und ordentlich zugehen! (1 Kor. 14, 40.) Es war ihnen gleichgültig, mit welchen Feierlichkeiten man die Taufe verband; ob man sie in Häusern, oder an Flüssen und Seen, oder über den Gräbern der um der Lehre Jesu willen Getödteten vornahm. Die allgemeine Verehrung der Märtirer und Blutzeugen hatte, wie es scheint, die Uebung an einigen Orten schon früh eingeführt, Neubekehrte durch die Taufe in die Gemeinschaft des Glaubens über den Leichnamen der Helden zu weihen, die für solchen Glauben freudig in den Tod gegangen waren. So verknüpfte sich mit dem Anblick eines Grabes während der Taufe zugleich der Gedanke an Auferstehung, Unsterblichkeit und durch Jesum erworbenes Glück. Paulus sagte daher zu den Korinthern: Was machen sonst, die sich taufen lassen über den Todten, so allerdinge die Todten nicht auferstehen? Was lassen sie sich taufen über den Todten? (1 Kor. 15, 29.)

Wie bei diesen Feierlichkeiten, war es auch bei den gemeinschaftlichen Gottesverehrungen. Jeder Gemeinde blieb überlassen, sich nach ihrem Gutbefinden auf anständige und zweckmäßige Weise einzurichten. Die Apostel begnügten sich auch hier mit dem allgemeinen Grundsatze: Lasset Alles ehrbar und ordentlich zugehen! Anfangs besuchten die Christen, so lange Jerusalem nicht zerstört war, den dortigen Tempel und die jüdischen Schulen, gleich andern Juden. Dabei traten sie noch in besondere Zusammenkünfte, wo sie sich durch Belehrung und Gebet erquickten. Als aber die Juden alle Anhänger Jesu als Feinde des Staats, als Abtrünnige vom mosaischen Gesetz von sich ausstießen, als von der andern Seite auch die Heiden zum Christenthum übertraten, und zwar ihrer noch weit mehr als Juden: da fingen die Christen nothwendig an, eine sowohl von Juden als Heiden getrennte, besondere Glaubensgenossenschaft zu bilden. Da entstand das, was nachher eine Kirche genannt ward.

Wo eine genauere Verbindung der Gemeindeglieder zu einer abgesonderten Religionsgesellschaft statt fand, mußte auch bald auf eine bestimmte Ordnung geachtet werden. So kamen neben den Kirchengebräuchen und heiligen Handlungen Kirchengesetze und Vorschriften der Kirchenzucht auf. Sie entwickelten sich aber langsam, eins nach andere, wie es die Umstände nothwendig machten. Laßt Alles ehrbar und ordentlich zugehen! darauf drang der Apostel bei den Korinthern hauptsächlich. In der reichen und prachtliebenden Stadt Korinth fehlte es ohne Zweifel nicht an wohlhabenden Personen unter den Christen, welche die Pracht ihres Hauses und die Kleidersitten des Tages auch in die Versammlungen bei den Gottesverehrungen mitbrachten und dadurch die allgemeine Andacht stören mochten. Es galt noch damals für ehrbar, daß das Weib langes Haar trug, der Mann aber kurz abgeschnittenes; daß das Weib ihr Haupt einfach bedeckt hielt, der Mann aber den Kopf entblößte. Paulus drang sehr ernstlich auf Beobachtung dieser Anständigkeit. Darum soll das Weib, sprach er (1 Kor. 11, 19), eine Macht (vermuthlich Namen einer damaligen Kopfbedeckung) auf dem Haupte haben, um der Engel willen (oder der Boten, vielleicht heidnischer Männer willen, die sich der Weiber wegen in die Christenversammlungen einschlichen). Auch in seinem ersten Brief an Timothens (2, 9) forderte er die sittsame Bedeckung der Weiber, daß sie nicht mit Zöpfen, oder Gold, oder Perlen, oder köstlichem Gewand prämen. In manchen Gemeinden lehrten nicht nur Männer, sondern auch Weiber nahmen das Wort in Versammlungen. Paulus erklärte sich gegen diesen Gebrauch (1 Tim. 2, 11. 12), der wider des Weibes stille Sittsamkeit strikt und wohl zu mancherlei Mißbräuchen und Aergernissen führen konnte.

So entfaltete sich unbemerkt bei den Christen eine eigene Zucht und Ordnung in den heiligen Zusammenkünften. Weil nun das Christenthum ursprünglich vom Judenthum ausgegangen war, brachten die bekehrten Juden auch Vieles von den Einrichtungen ihres Gottesdienstes mit in die christlichen Versammlungen. Und späterhin nahmen die vom Heidenthum bekehrten Gemeinden einen großen Theil der gottesdienstlichen Einrichtungen von den Judenchristen an, theils weil die Lehrer selbst meistens Judenchristen waren, theils weil die Gemeinden zu Jerusalem oder Pella in andern Gegenden Asiens das Ansehen des höhern Alterthums für sich hatten.

Daher mußte man sich nicht wundern, wenn in den ersten christlichen Jahrhunderten auch immer noch der jüdische Sabbath neben dem Sonntag beibehalten und mitgefeiert wurde. Die Feier des Sabbaths verlor sich erst spät, am ersten aber in den abendländischen Kirchen, weil hier meistens Heiden die Bekehrten waren. Eben so gingen die bei den Juden üblich gewesenen Fasten in die frommen Gebräuche der neugläubigen Gemeinden über. Weder Christus noch die Apostel hatten das Fasten eingeführt oder anbefohlen; aber es als Juden, folglich im Gehorsam gegen das mosaische Gesetz, beobachtet. Aus gleicher Ursache erhielt sich auch der Genuß des Osterlamms bei den Christen; denn Christus hatte dasselbe noch, jüdischen Sitten getreu, mit seinen Jüngern genossen. Das Auflegen der Hände war in Israel uralter Brauch, und die bekehrten Juden behielten ihn bei. Wie im Tempel zu Jerusalem und in den Judenschulen, ordnete man auch die gottesdienstlichen Geschäfte in den Zusammenkünften der Christen an; man las hier, wie dort, aus den Schriften des alten Testaments Stücke vor (nachmals auch aus den Evangelien und Briefen der Apostel), erklärte sie, legte sie aus. Man sang die heiligen Psalmen Israels; man betete einzeln oder allgemein.

Desgleichen feierte man auch, wie alte Juden thaten,

das Osterfest, nun aber mit andern und höhern Erinnerungen. Es war nicht mehr der Erinnerungstag des Auszuges der Hebräer aus Aegypten, sondern die Gedächtnißfeier der Auferstehung Christi; und selbst im Osterlamm fand man eine Anspielung auf den Tod des Erlösers, der um der Welt Sünden willen, gleichsam als ein Opferlamm, dahingegeben worden war. — Mit den Ostern ward das Pfingstfest ein rein christlicher Feiertag. Wie heilig und werth mußte allen Gläubigen der Tag sein, da, vom heiligen Geist durchdrungen, alle Jünger Jesu zum erstenmal hinaustraten ins öffentliche Leben, den Gekreuzigten allen Völkern zu verkündigen! — Ostern und Pfingsten scheinen die ersten Feste der christlichen Kirchen, und lange Zeit die einzigen oder vorzüglichsten gewesen zu sein.

Einfach, wie die Gebräuche und Feste und gottesdienstlichen Versammlungen der ersten Christen, waren auch die Aemter der kirchlichen Gemeinden. Anfangs scheinen die Gaben, welche Jeder besaß, Jeden zu seinem Beruf gewidmet zu haben. Gott hatte die also gleichsam selbst gewählt, welche bei den Gläubigen das vornehmste Ansehen genessen sollten. Daher schrieb auch Paulus (1 Kor. 12, 28): Gott hat gesetzt in der Gemeinde aufs erste die Apostel oder unmittelbare Jünger Jesu als Verkünder seiner Lehre; aufs andere die Propheten (oder Ermahner und Weissager); aufs dritte die Lehrer (oder Ausleger der heiligen Schriften); darnach die Wunderthäter, die Gaben gesund zu machen, Helfer, Regierer mancherlei Sprachen.

Die Apostel hatten keine einzelne Gemeinde, der sie besonders vorstanden. Sie gehörten allen an. Sie waren, begleitet von ihren Gehilfen, auf beständigen Reisen, entweder neue Gemeinden zu stiften durch Bekehrung der Juden und Heiden, oder ältere zu besuchen und im Glauben zu stärken. In den Gemeinden selbst aber ahmte man der jüdischen Einrichtung nach. Man hatte Aufseher (Bischöfe) oder Aelteste (Presbyter) der Gemeinde. Beide waren von einander noch kaum unterschieden. Beide waren Lehrer der Gemeinde, Vorsteher derselben und Schiedsrichter in Streitigkeiten. Ungern ward gesehen, daß Christen in Klagen wider einander vor heidnischen Richterstühlen standen. Verträglichkeit und Liebe Aller zu Allen war und blieb Hauptgesetz und Hauptlehre. Darum aber war den Aeltesten oder Lehrern keine weltliche Macht und besondere Lehre eingeräumt. Sie waren und blieben den übrigen Brüdern gleich. Auch wurden sie von der gesammten Gemeinde erwählt; denn jeder Christ, als Glied der Gemeinde, hatte an der Verwaltung der Kirche und an den Versammlungen Theil, wo man Berathung hielt. Jeder konnte heilige Handlungen verrichten, und verrichtete sie.

Bei den Heiden bildeten die Priester keinen abgesonderten Stand. Sie waren bürgerlich, gleich andern Ständen. Sie konnten von einem Amt ohne Nachtheil in das andere übertreten. Nicht also bei den Juden. Hier bildeten durch die mosaischen Gesetze Priester und Leviten einen ganz vom bürgerlichen abgeschiedenen Stand. Frühzeitig trat die jüdische Vorstellung vom Priesterthum in die Genossenschaft der Christen über; und auf morgenländische Weise trennte sich das Geistliche vom Weltlichen, der Priester vom Laien. Diese Einrichtung bei den Judenchristen ward auch von den Heidenchristen genehmigt, und vielleicht ist es besonders nur noch dem Einflusse dieser letztern zuzuschreiben, daß der priesterliche Stand nicht sogar zu einem erblichen wurde, wie solches bei den Israeliten der Fall gewesen.

Nur Tugend und Kenntniß war lange des Christenlehrers schönster Ruhm. Daneben trieb er oft noch das bürgerliche Gewerbe, welches ihn nährte, ehe er in die Gemeinschaft der Gläubigen einging, oder zu ihrem Bischof und Aeltesten ernannt ward. Vervielfältigten sich aber die Geschäfte, so ward billig geachtet, daß die Gemeinde ihn unterhielt und mit seinen nöthigen Bedürfnissen versah, welche er durch Arbeit zu erwerben keine Zeit mehr hatte. Diese Art, Unterstützung anzunehmen, war auch von den Aposteln nie verschmäht worden, und ihnen selbst von Jesu empfohlen gewesen. Erst in spätern Tagen entstanden aus der freiwilligen milden Beisteuer der Gläubigen feste Besoldungen für die Lehrer und Aeltesten oder Priester; erst in spätern Tagen entstanden Unterschiede in den Besoldungen, als sich die Bischöfe von den Aeltesten und gemeinen Priestern abzusondern und mehr zu bedeuten anfingen, als diese. — Es war aber sehr natürlich, daß, bei dem immer größern Anwachs der Christengemeinden, auch die Zahl der Lehrer und Vorsteher, wie ihre Aemter, vermehrt werden mußten. Die Aeltesten ordneten sich Gehilfen, Unterhelfer, Vorleser und andere Beistände zu, in ihren Berufspflichten. Aus der Menge dieser Angestellten ergab sich wieder die Nützlichkeit einer Oberaufsicht über dieselben. Diese empfing Einer; und bald hatte solcher den Namen eines Bischofs, eines Aufsehers, ausschließlich.

Die Priester und Bischöfe in den Gemeinden, als Vorbilder frommen Wandels, als Lehrer in gottesdienstlichen Zusammenkünften, als Lehrer der Gläubigen, als Beileger von Streitigkeiten unter denselben, hatten durch ihre eigenthümliche Stellung großen Einfluß, der sich nach und nach immer mehr erweiterte. Besonders geschah dies, als man ihnen hin und wieder Vollmacht ertheilte, Fehlbare geradezu von der Gemeinschaft der Glaubensverwandten auszuschliessen, oder sie auch nach geschehener Prüfung ihrer Reue und Sinnesänderung wieder aufzunehmen. Diese Bevollmächtigung wurde nachgeahmt, allgemeinere Uebung; und die Uebung verwandelte sich am Ende in ein geistliches Recht.

So erwuchs aus den Bedürfnissen der einzelnen christlichen, wenig von den Heiden beachteten Gemeinden die Ordnung und Einrichtung der Kirchen, der Gottesverehrungen, der Aemter. Man darf ja wohl sagen Kirchen; denn bei den ersten Christen war eigentlich keine Einheit und Gleichförmigkeit weder im Lehrbegriff noch in Gebräuchen, Festen und Uebungen. Jeder Theil hielt es, wie er es seinem Gewissen entsprechend fand. Und des Apostels Vorschrift: Laßt Alles ehrbar und ordentlich zugehen! ward von jeder Gemeinde nach ihren eigenen Umständen treu befolgt. Das nur forderten Alle, daß die Bischöfe und Lehrer im Leben und Wandel Muster sein sollten für sämmtliche Gläubige; nicht stolz und aufgeblasen ihres Amtes wegen, sondern demuthvoll, Diener Aller, nüchtern, keusch, mäßig, sittlich, gastfrei und lehrhaftig. Man forderte, daß sie ihrem Hauswesen wohl vorständen, gut erzogene Kinder hätten; denn, sagte der Apostel, so Jemand nicht weiß seinem eigenen Hause vorzustehen, wie wird er die Gemeinde Gottes versorgen? (1 Tim. 3, 5.) Priester wie Bischöfe waren verheirathet, waren gute Hausväter und treue Staatsbürger.

Zwar in den damaligen Zeiten, wo der Name des Christen sowohl den Juden als den Heiden zum Anstoß wurde, wo ein Gläubiger kaum Sicherheit des Lebens und Eigenthums genoß, war Verehlichung kaum rathsam, besonders den Lehrern, gegen welche immer der erste Sturm der Verfolgungen gerichtet zu sein pflegte, oder welche sich zur Verbreitung des Glaubens in andern Gegenden entschlossen. Darum warnte schon der Apostel Paulus die bedrängten Christen zu Korinth, ohne ihnen die Ehe zur Sünde zu rechnen. Vielmehr rieth er den Unvermählten zum Heirathen, wenn sie solches wollten; weil es besser sei, in den Ordnungen Gottes und der Natur zu leben, als sich unnatürlichen Ausschweifungen und den Lastern der Unkeuschheit zu überlassen. (1 Kor. 7, 7 — 9.)

So war das kirchliche Leben der ersten Christen, einfach, schmucklos, unschuldvoll. Wie fast immer das Kindesalter das liebenswürdigste zu sein pflegt, war auch die erste Jugendzeit der christlichen Kirche die schönste und heiligste. Im Kampfe mit Verfolgungen erstarkte ihr Glaube und die Kraft ihrer Tugenden. Des Aeussern war noch wenig, des Innern und Geistigen das Meiste. Verborgene Betsäle, abgelegene Hütten, stille Wälder, unbesuchte Höhlen mußten noch die Stelle der Tempel vertreten. Aber diese Tempel wurden durch große Gelübde standhafter Tugend, durch inbrünstige Andacht, durch Gottes Willen verherrlicht.

Wie anders sind die Zeiten geworden! Nicht die Zeiten, nur die Herzen in den Zeiten! O Gott, laß mich wandeln in diesen Tagen mit dem alten, heiligen Sinn der ersten Jesusbekenner, daß ich Deiner Gnade und Barmherzigkeit würdiger sein möge. Amen.

393.

Vom Kampfe des christlichen Glaubens.

1 Joh. 3, 15.

Wirst du gekränkt, wirst du vom Glauben
An Gott und Jesum weggelacht:
Sei stark und laß ihn dir nicht rauben!
Ein Gott ist doch, der dich gemacht,
Ein Jesus, der, trotz Aes Spottes,
Erhaben sitzt zur Rechten Gottes.

Verachten dich des Heil'gen Feinde,
Wenn du in Einfalt Tugend übst;
Verlachen dich selbst deine Freunde,
Weil du Gott mehr als Freunde liebst:
Sei standhaft, laß dich nur verachten!
Von Allen, die dich hier verlachten,
Wirst du vor Gott geehret sein.

Die Geschichte vom Anfang und Fortgang der christlichen Kirche ist für meine Betrachtungen einer der anziehendsten und lehrreichsten Gegenstände. Es ist die Geschichte einer wunderbar gestifteten, wunderbar beschirmten, wunderbar gehobenen Anstalt Gottes zur Erziehung, Rettung und Beseligung des menschlichen Geschlechts. Wie klein war sie bei ihrem Ursprunge! Wie oft mußte man zittern, daß sie sogleich in ihren ersten Keimen vernichtet werden würde! Wer mußte nicht Alles für sie besorgen in jenen Stunden, da der verlassene Christus am Oelberge weinte; oder da er am Kreuze erblaßte, umringt vom Hohn seiner triumphirenden Feinde! Oder da seiner Jünger kleines Häuflein schüchtern und ängstlich zu Jerusalem beisammenwohnte, und kaum wagen mochte, sich öffentlich sehen zu lassen! Und dennoch hatte unser Heiland, als Stifter des allein seligmachenden Götterreichs, nie die Zuversicht unter allen Drangsalen verloren, daß sein Evangelium obsiegen müsse. Wenn seine Jünger hätten zaghaft werden können, er verzagte nicht, daß aus dem Senfkörnlein ein Baum erwachsen würde, unter dessen Zweigen alle Völker der Welt im Schatten ruhen könnten. Denn er kannte den, der ihn gesandt hatte. Seine Sache war nicht Menschenwerk, sondern Gottessache.

In dieser Geschichte des Christenthums, und wie es sich immer weiter ausdehnte und entfaltete, erblicke ich den alten Kampf des Guten und Bösen in der Welt wieder, aber nur in andern Gestalten. Der Gottesfunke war in die große Finsterniß gefallen, und es sollte Licht werden. Alles vereinte sich, ihn zu ersticken; aber was auf die heilige Flamme fiel, sie zusammenzudrücken, gab ihr eine neue Nahrung; sie verzehrte es, wie ihren Raub, und loderte immer heller und heller empor. Anfangs glaubten nur einzelne stolze Hohepriester, einzelne Schriftgelehrte und Pharisäer, Macht im Ueberfluß zu haben, das aufgehende Licht zu unterdrücken. Mit Erstaunen sahen sie, daß ihre Kräfte dazu nicht hinreichten. Dann verschworen sich Juden und Heiden zum Untergang der neuen Lehre, und halfen statt dessen zu ihrer Erhebung und Verherrlichung. Endlich machten sich Könige, Fürsten und Kaiser auf, mit ihrer ganzen Gewalt den fremden Glauben zu vertilgen, der immer unaufhaltsamer durch ihre Reiche drang, die Tempel einer abergläubigen Vorwelt leer machte und die Altäre ihrer bisherigen Götter zerstörte: ihre Heere, ihre Mordbefehle, ihre Gesetze waren zu kraftlos. Sie stritten vergeblich für das Böse gegen das aufsteigende Gute; die Macht aller Vorurtheile, die Macht aller Gewohnheiten mußte unterliegen.

Hier war Gottes Finger! Hier die unverkennbare Gewalt und Leitung einer himmlischen Vorsehung! Hier das hohe, fortdauernde Zeugniß der Schicksale für die Göttlichkeit der von Jesu geoffenbarten Religion!

Die Verfolgungen des Christenthums währten mit abwechselnder Wuth mehrere Jahrhunderte lang. Die Widersacher Jesu schienen nie müde werden zu können, seine Nachfolger und seine von ihnen oft nur allzusehr verkannten Wahrheiten zu bestreiten. Hingegen wurden auch die Streiter Jesu nicht müde. Ihnen lag in dem Krieg des Guten mit dem Bösen, in dem Zorn der grausamen Kaiser, des lasterhaften Pöbels, nichts Ausserordentliches. Wie könnten sich denn jemals Wahrheiten und Irrthum, oder Heiligkeit und Sündenlust mit einander freundlich vertragen? Der Jünger Johannes schon hatte gesagt: Verwundert euch nicht, meine Brüder, ob euch die Welt hasset. (1 Joh. 3, 13.) Und Christus selber hatte alle die Folgen, alle die Kämpfe vorausgesehen, welche das Evangelium in die Welt bringen würde.

Dieser Kampf des Guten mit dem Bösen konnte am Ende doch nicht anders als heilbringend ausfallen. Durch Uebung der Kräfte erstarkte die Kraft der Gläubigen, und Reiz wirkte nur Gegenreiz. Jene standhaften Bekenner Jesu, jene Blutzeugen, jene Märtirer der Kirche wurden noch mehr durch ihren heldenmüthigen Tod, als durch

ihr frommes Leben, die Ausbreiter des Evangeliums. Je größer der Druck, je stärker der Gegendruck. Und in der größten Noth und Gefahr der bedrohten Christenheit erwuchsen ihre zweckmäßigsten Mittel zur endlichen Gewinnung des Sieges.

Dazu gehörten nun auch die Schulanstalten der Christen. Sie fühlten wohl, daß dasjenige, was blos Geistessache ist, nicht wie eine irdische mit dem Schwert in der Faust erhalten, oder fortgepflanzt oder vernichtet werde. Wahrheit, Glauben und Ueberzeugung aber sind Sachen des unsterblichen Geistes. Sie können nur von Geist zu Geist behandelt, nur durch Unterricht und Nachdenken gewonnen und gegeben, behauptet und verbreitet werden. Die Christen schickten ihre Kinder anfänglich immer noch in die heidnischen Schulen. Da sogen sie die Irrthümer und Täuschungen des Heidenthums in einem Alter ein, in welchem Selbstprüfung noch nicht statt findet. Dies veranlaßte christliche Aeltern, den Unterricht ihrer Kinder entweder selbst zu besorgen, oder ihn in eigenen Schulen von christlichen Lehrern ertheilen zu lassen. Wo sich irgend eine zahlreiche Gemeinde befand, ward auch bald eine Unterrichtsanstalt für die Jugend gegründet. Oft aber mußte die Schule wieder so heimlich gehalten werden, wie die Gemeinde selbst. Und erhoben die Heiden irgend einen Sturm gegen die Christen eines Ortes, waren gewiß die Aeltesten, die Bischöfe, die Priester und Schullehrer immer die ersten Opfer der gereizten Volkswuth.

Auch für Bildung und höhere, gelehrte Unterweisung künftiger Priester und Glaubensverkünder ward gesorgt, wo es ohne Gefahr geschehen konnte. Es entstanden heimlich und öffentlich mehrere solcher Christenschulen. Diejenige zu Alexandrien, einer damals großen und reichen Handelsstadt in Aegypten, ward der berühmtesten eine. Denn zu Alexandrien befanden sich schon seit ältern Zeiten immer berühmte Gelehrte in allerlei Wissenschaft, und vortreffliche Bücherssammlungen, wie kaum anderswo in der Welt. Das waren noch Stiftungen aus der weisen Freigebigkeit ehemaliger ägyptischer Könige. Eine alte, uns aus den frühesten Zeiten der Christenheit überlieferte Sage meldet, daß der Evangelist Markus, der erst nach der Auferstehung Jesu zum Glauben bekehrt, und nachmals Schüler, Dolmetscher und Begleiter des Apostels Petrus ward, die Christenschule zu Alexandrien angelegt habe. Er hatte Petrum nämlich auf dessen zweiter Reise nach Rom begleitet, hier seinen Auszug aus dem Evangelium Matthäi geschrieben, den er durch manchen kleinen Beisatz, welchen er aus den Berichten des Apostels Petrus hatte, wichtig und selbst zum bessern Verstehen des Evangeliums Matthäi machte: und war dann vom Kaiser aus der Hauptstadt des Reichs verwiesen worden. Da, heißt es nun, sei er nach Alexandrien gereiset, und habe, nach dem Muster der dortigen heidnischen Schule, eine dergleichen für Christen gestiftet.

So viel ist gewiß, daß diese Schule schon sehr früh vorhanden gewesen, und nicht nur die Jugend in der christlichen Religion unterwies, sondern auch übte, um Irrthümer mit gehöriger Einsicht und Kunst mündlich und schriftlich zu widerlegen. Dies war um so nothwendiger, weil unter den heidnischen Gelehrten, Weltweisen und Schriftstellern mehrere auftraten, welche die Lehre der Christen mit allen Waffen der Beredsamkeit und des Witzes angriffen.

Zum Glück aber fehlten unter den Christen niemals geistvolle und in den Wissenschaften bewanderte Männer, welche kräftig für die Wahrheit ihres Glaubens mit Mund und Feder stritten. Unter den Weltweisen der Heiden selbst wurden mehrere durch die heilige Klarheit der Lehre Jesu erleuchtet und zu deren Vertheidigung gewonnen. So unterstützten diese nun mit ihren Schriften, für die besondern Bedürfnisse der Zeit, die frühern Schriften der Evangelisten und Apostel, und wurden durch ihren Eifer, wie durch ihre Weisheit, gleichsam neue Väter der christlichen Kirche. Auch hat man sie in der That die Kirchenväter benannt. Ihre Werke trugen sehr viel dazu bei, daß die Zahl der Gläubigen vermehrt, in heiligen Ueberzeugungen fester, im Druck der Leiden und Verfolgungen standhafter wurde. So ward der Märtirer Justinus ein ehrwürdiger Sachwalter des Christenthums gegen die heidnische Anklage. Was er gelehrt, die heilige Wahrheit, besiegelte er standhaft mit seinem Blute, da er des Glaubens halber zu Rom hingerichtet wurde. Der Weltweise zu Athen, Athenagoras, las die heilige Schrift, um sie zum Triumph des Heidenthums zu widerlegen: aber durchdrungen und überwunden von ihrer Wahrheit, hörte er damit auf, einer der eifrigsten Schutzredner gegen die Heiden zu werden. Lange war der gelehrte und beredsame Klemens durch seine vortrefflichen Schriften Zierde und Stolz der Schule zu Alexandrien und der gesammten Kirche: nicht minder der große, vielthätige Origenes, oder der kenntnißreiche, strenge Tertullian, der scharfsinnige Felix, der edle Märtirer Cyprian, dessen Gelehrsamkeit selbst von den Heiden bewundert worden ist.

Alle diese frommen Männer, und noch viele andere Kirchenväter aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums, machten die Vertheidigung desselben zum Hauptgeschäfte ihres mühevollen und leidenreichen Lebens. Ihnen dankte die verfolgte Kirche neuen Muth; ihnen der zweifelnde Christ neue Festigkeit, und selbst das spätere Zeitalter große Belehrung im Verstehen der heiligen Schriften des neuen Bundes, da sie den Zeiten, in welchen Evangelisten und Apostel lebten und lehrten, näher waren, als wir.

Freilich wurden auch sie nicht selten in ihrem Kampfe gegen den Irrthum durch Unwillen und Heftigkeit zu weit fortgerissen; in manchen Behauptungen zu kühn; in manchen Tugendlehren zu überspannt, oder in ihren Ausdrücken dunkel. Doch der daraus erwachsende Nachtheil war im Ganzen gering gegen alles das Heilsame, welches sie uns leisteten. Nicht Alle, die gelehrt und kenntnißreich, wie sie, Ausleger der heiligen Schriften, Lehrer der Christen und Weltweise zugleich waren, folgten ihren Fußstapfen, sondern brachten, statt siegreichen Kampfes gegen Heiden und Juden, Streit und Trennung unter die Christen selbst. Kaum war dies zu vermeiden, wenn Männer zur christlichen Kirche übergingen, und Lehrer in derselben wurden, die ihre ehemaligen heidnischen oder jüdischen Vorstellungen nie ganz abwerfen konnten, sondern solche mit den Vorstellungen des Christenthums vereinbaren wollten; oder wenn Männer sich das Lehramt anmaßten, welche, ohne nöthige Kenntniß und Unterscheidung, die Lebensbeschreibungen Jesu und die Briefe der Jünger des Herrn ganz im buchstäblichen Sinne verstehen wollten; oder wenn wieder Andere auftraten, und in den wichtigern und weniger erheblichen Stellen der Schrift, ja in allem, einen höhern, geheimnißvollern, nicht einem Jeden verständlichen Sinn suchten; es mit den Büchern

des neuen Bundes machten, wie einst die Pharisäer mit den Büchern des alten Testamentes. Welche Verwirrungen, Widersprüche, Spitzfindigkeiten und Schwierigkeiten mußten daraus entspringen! Noch befanden sich dazumal die gesammten Schriften des neuen Testamentes nicht einmal in allen Gemeinden; ja es gab verschiedene Gemeinden, welche manche Briefe der Apostel nicht für ächt hielten; andere wieder besaßen Lebensbeschreibungen Jesu und apostolische Briefe, die von den übrigen Christen für untergeschoben und verfälscht erklärt wurden.

Dies Alles erfüllte die von aussen bedrängte Christenheit von innen mit großer Unruhe und Zwistigkeit, und mußte ihr viel schädlicher, als jede von Heiden erregte Verfolgung, werden. Denn Verfolgung bewirkte eine Vereinigung aller Kräfte zum Widerstand; aber Verwirrung im Lehrbegriffe entzweite und schwächte die Kräfte. Da gab es seit den ersten Zeiten Männer, welche sich mit spitzfindigen Untersuchungen über die Vereinbarung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo beschäftigten. Einige hielten ihn für den ewigen Vater und Herrn des Weltalls selbst; andere erklärten die verschiedenen Naturen in Christo nach Lehrsätzen heidnischer Weltweisheit, die mit dem, was Jesus von sich selber gesagt, übel stimmten; Andere läugneten die Gottheit Jesu Christi geradezu; Andere lehrten, das Wesen Christi sei das erste und höchste der von Gott erschaffenen Wesen; Andere stritten über das Wesen des heiligen Geistes; und nannten ihn bald einen Vollzieher des göttlichen Willens, bald eine göttliche Kraft. Noch war Jahrhunderte lang die Lehre von einer göttlichen Dreieinigkeit nicht festgestellt. Wieder Andere, zumal eigentliche Judenchristen, behielten neben dem Christenthum die Beobachtung des gesammten mosaischen Gesetzes bei; blieben Juden im Christenthum. Noch Andere erwarteten die nahe irdische Wiederkunft des Messias und den baldigen Anfang eines tausendjährigen Reichs.

Welch ein trauriger Hader um Dinge, die dem menschlichen Verstand zum Theil ewig verborgen sind, zum Theil nichts zur Vervollkommnung unsers Geistes und zu seiner endlichen Beseligung beitragen können!

Selbst die Heiden fingen an, öffentlich über die Zwistigkeiten der Christen in ihren Lehrmeinungen zu spotten, und daraus einen Beweis gegen Werth und Wahrheit der christlichen Religion herzunehmen. Es mußten die Vorsteher und Lehrer der christlichen Gemeinden daher um so eifriger wünschen, daß solch ein öffentliches Aergerniß vermieden und verhütet werde. Sie traten vieler Orten gemeinschaftlich in Berathung zur Herstellung des innern Kirchenfriedens. Man vereinigte sich endlich über irgend einen Lehrpunkt, und setzte dann fest, daß dabei geblieben, und alles Andere als irrig verworfen werden sollte. Dergleichen Zusammentritte der Priester, Bischöfe und Lehrer der Gemeinden wurden zur Beförderung allgemeiner Eintracht öfters veranstaltet. Man nannte sie Kirchenversammlungen. Niemand wollte einem einzigen Menschen allein die Einsicht, Weisheit und Unfehlbarkeit zutrauen, oder ihm Macht einräumen, daß er über Gewissen herrsche, und in Glaubenssachen entscheide. Was die meisten Lehrer für wahr erkannten, das ward als Wahrheit angenommen.

Der Zweck solcher Kirchenversammlungen war allerdings löblich und ehrwürdig. Den in ihren Ansichten getrennten Christen sollte dadurch wieder Eintracht, und ihren Glaubensmeinungen eine gewisse Einheit gegeben werden, wodurch die Christenheit neue Stärke gegen ihre mannigfaltigen und zahlreichen Verfolgungen gewinnen mußte. Seid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens! hatte einst Paulus schon den Gläubigen seiner Tage zugerufen. (Ephes. 4, 3.)

Doch nicht immer ward durch diese Mittel der nützliche Zweck erreicht. Es geschah auch wohl, daß die Kirchenversammlungen erbittert und fruchtlos auseinander gingen; oder daß sich die Glieder derselben in Parteien spalteten und nur eine geringe Mehrheit über die andern entschied; oder daß der Kirchenversammlung von einer Art diejenige von ganz entgegengesetzter Meinung widersprach. Auf wessen Seite sollte nun das Recht und die Wahrheit gesucht werden? War auch wohl allezeit die größere Weisheit und Erkenntniß, oder die größere Gelassenheit und Leidenschaftslosigkeit des Gemüths auf der Seite derjenigen, welche die Mehrheit ausmachten?

Inzwischen wurde unter den Christen doch als Grundsatz angenommen, daß der Glaube der Mehrheit als Richtschnur zu betrachten sei, weil man ausserdem nie zu einer Vereinigung gelangen, sondern in immer mehr Parteien zerfallen würde. Der allgemein herrschende, der allgemein angenommene Glaube mußte als der allgemein wahre gelten. Einzelne Personen oder Gemeinden, die davon abwichen, wurden als Irrlehrer, Sektirer, Ketzer angesehen, welche sich von der einstimmigen, allgemeinen christlichen Kirche trennten.

Auf diese Weise empfing die allgemeine Kirche (die deshalb auch die katholische hieß, weil katholisch allgemein bedeutet) eine ihr bisher mangelnde Einheit. Sie befestigte dieselbe nach und nach durch Einerleiheit des Glaubensbekenntnisses, der Verfassung und der gottesdienstlichen Gebräuche. So ward der Spott und Vorwurf der Heiden gelähmt, als wüßten die Christen selber nicht, was sie glauben sollten. Hier stand nun eine Allgemeinheit und Einheit des Fürwahrhaltens und Glaubens. Wer davon abwich, ward von der Mehrheit der Kirche nicht als ihr Glied angesehen.

Doch führte diese oft mühsam bewerkstelligte Einheit der mehrern Gemeinden nur selten, leider nie zur vollkommenen Einheit Aller. Denn in Glaubens- und Ueberzeugungssachen ließen sich die Abweichenden weder durch Gewalt, noch durch Beispiel bewegen, ihre Gesinnung zu ändern. Und somit entstanden ewige Trennungen unter den Christen; somit entstanden die wildesten, gegenseitigen Verdammungen und Verketzerungen; somit entsprang jenes höllische Laster, welches im Namen und zur Ehre Gottes, mit Mordfakel und Dolch bewaffnet, nur nach Untergang und Blut des andersglaubenden Jesusbekenners lechzet, — jenes höllische Laster der Unduldsamkeit oder Intoleranz, welches in allen Jahrhunderten der Christenheit den von ihr bewohnten Boden durch Christenwuth mit Christenblut besudelte; jenes höllische Laster, welches im Namen der ewigen Liebe morden, zu Ehren Gottes die Geschöpfe Gottes zerstören, und die Seligkeiten des ewigen Lebens mit den gräßlichsten Ausschweifungen der Bosheit und Rachsucht auf Erden erkaufen will; jenes höllische Laster, wider welches Jesus Christus umsonst sein erhabenes Beispiel zwischen Juden und Samaritern aufstellte, und welches Priester Jesu Christi bis zu unsern Tagen mit grenzenloser Frechheit zu predigen wagten.

Der Kampf des Christenthums wider die Verfolgungen des Heidenthums hat längst geendet; aber der Kampf um abweichende Meinungen in der Kirche ist leider seit beinahe achtzehnhundert Jahren noch immer nicht geschlossen. Wahrlich, und dieser Kampf ist eitel, würde er auch noch achtzehnhundert Jahre fortgesetzt — — und ich sage dir, er wird fortgesetzt! Ewig und ewig währet auf Erden der Kampf des Guten und Bösen, des Lichts und der Nacht. Immer fallen neue Schlacken ab. Immer noch ist das siegreiche Gute mit dem, was mangelhaft ist, vermischt. Es muß geläutert sein; das Himmlische muß zum Himmlischen aufsteigen, das Irdische sich immer mehr abscheiden und zum Irdischen niederneigen.

Alle christlichen Kirchen, so viel ihrer sein mögen, und so viel ihrer noch je sein werden, sind nur kleine Abtheilungen einer und derselben Gemeinde und Geistesfamilie, deren Haupt Jesus Christus ist. Der aber hat in allen den wahren Glauben, wer den heiligen Willen seines Vaters im Himmel thut, und im Geiste Jesu Gott und Mitmenschen liebt, und selbst den Feind segnet. Nicht an ihren Glaubensbekenntnissen will Jesus die Seinigen erkennen, sondern an den Früchten ihres Glaubens.

394.

Welt und Einsamkeit.

Matth. 6, 24.

Soll ich im bunten Weltgewühle
Und Flattersand mich stets zerstreu'n?
Kann in der Leidenschaften Spiele
Mein Herz nur Gott gewidmet sein?

Soll ich die Welt mit ihren Freuden
Und die Verführung, die sie beut,
Und Schmerzen, die sie bringet, meiden,
Und flieh'n in ew'ge Einsamkeit?

Und wohnt' ich auch in engen Klausen,
Fern von der Welt und ihrer Lust:
Ach, der Versucher wohnt nicht draussen,
Er wohnt in meiner eignen Brust.

Leider ist in der christlichen Welt schon früh angefangen worden, die Religion zu einer bloßen Angelegenheit des forschenden, grübelnden Verstandes zu machen. Der den Geist erhebende und stärkende Glaube an Jesum ward in eine Art religiöser Weltweisheit verwandelt, die für das Gemüth und den heiligen Willen unfruchtbar blieb. Daher kamen Mißverständnisse, entgegengesetzte Urtheile, Wortstreitigkeiten und Gezänke um Nebensachen.

Diese Entzweiungen waren schon in den ersten Zeiten des Christenthums vielen Leuten ein großes Aergerniß. Ueberzeugt, daß nicht weltliche Gelehrsamkeit und spitzfindiges Scheiden der Begriffe, sondern kindliches Glauben, frommer Wille, heilige That das Wesentlichste der Religion sei: zogen sie sich betrübt von aller Theilnahme an den Gezänken zurück, und folgten ganz den Eingebungen ihres Gemüthes. Sie kannten nur das Hauptgebot ihres göttlichen Meisters: die Liebe. Sie kannten nur seinen Ruf: Wer mir nachfolgen will, der verläugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich! Und so wollten sie lieber ihm, als den streitenden, eifrigen Schriftauslegern und Gottesgelehrten folgen. Sie erinnerten sich sehr gut dessen, was Christus einst dem reichen Jüngling zur ersten Bedingung gemacht hatte, dem er rieth: seine Güter zu verkaufen, sie unter die Armen zu vertheilen und dann ihm nachzufolgen. Sie erinnerten sich sehr wohl seines wichtigen Wortes: Niemand kann zweien Herren dienen; entweder wird er einen hassen und den andern lieben, oder wird einem anhangen und den andern verachten. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon. (Matth. 6, 24.) Und dabei blieben sie stehen. Die Verläugnung der Welt, die Gleichgültigkeit gegen das Irdische galt ihnen als die erste Probe einer wahren und standhaften Liebe Jesu und Gottes; als der erste entscheidende Schritt zur Vereinigung mit Gott. Sie verkauften das Ihrige, vertheilten es unter die Armen und trennten sich gänzlich vom Umgang mit den Menschen, indem sie in stille Einöden flohen, um da ganz Gott zu dienen.

Die ewigen Verfolgungen, die damals noch Jeden bedroheten oder trafen, der den Namen des Christen zu tragen wagte, waren allerdings geeignet, sie gegen das Leben im Weltgewühl gleichgültiger zu machen, und ihnen die vollkommenste Zurückgezogenheit zu erleichtern. Schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt fand man christliche Einsiedler in abgelegenen Wildnissen, die daselbst ihr ganzes Leben in schmerzlichen Entbehrungen und unter Gebet und Fasten zubrachten.

Allerdings habe ich ein Recht, zu glauben, daß diese frommen Leute in ihren Entschlüssen zu weit gingen. Denn eine solche Art der Weltentsagung hatte unser Erlöser niemals von seinen wahren Nachfolgern begehrt, hatte er nie gelehrt, hatte er selbst niemals geübt und weder durch seine Jünger noch durch andere seiner ersten Nachfolger üben lassen. Er entzog sich dem Geräusch der Welt nie; sondern blieb im Umgang mit den Menschen, mit guten und bösen. Keine seiner Lehren ging dahin, wie man in einer beständigen Einsamkeit zu fasten, zu beten und sich selber zu quälen habe. Er genoß die Annehmlichkeiten des Lebens, und munterte dazu die Seinigen auf, mochten auch seine Feinde ihn darum lästern und sprechen: Sehet, er sitzet mit Zöllnern und Sündern zu Tische; er ist ein Prasser, ein Weinsäufer! Eben so ermunterten nachmals seine Jünger: Seid fröhlich mit den Fröhlichen! Nur das war dabei sein heiliger Wille: Hänge dein Herz nicht an das Irdische, sondern an das Unvergängliche. Jage nicht mit Unmäßigkeit nach Glücksgütern dieser Welt, nach Reichthum, Ehren und andern Vorzügen. Euer Schatz sei im Himmel! Wir sollen die Freuden des Lebens nur im Vorbeigehen, als eine Erquickung geniessen; nur im Vorbeigehen, weil sie selber schnell an uns vorübergehen. Und was Gott verleiht, der Geber aller guten Gaben, sollen wir ehren und als ein Mittel gebrauchen, seinen guten Willen desto besser zu vollziehen; es ist das uns anvertraute Pfund, mit dem wir zur Beglückung unserer Mitgeschaffenen wuchern sollen. So sollen wir mit dem, was Gott uns Irdisches schenkt, für Gott leben. Wer aber für das Irdische ganz und zugleich ganz für das Göttliche leben will, tout das Unmögliche. Man kann nicht zweien Herren dienen. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon.

Jene frommen Einsiedler in den ersten christlichen Zeiten nahmen aber diese Worte in einem offenbar allzustrengen Sinn. Sie glaubten in Ertödtung ihres Fleisches und ihrer Begierden nie zu weit gehen zu können. Sie wurden mit den Gaben, die ihnen der Vater im Himmel

zum Besten ihrer Nebenmenschen gegeben, denselben ganz unnütz; sie vergruben, gleich dem trägen Knecht im Evangelium, das ihnen anvertraute Pfund in die Erde. Sie behandelten ihren Leib mit einer ihn oft verstümmelnden Grausamkeit. Wäre dies das wahrhaft gottgefällige Leben, so müßte man es mehr oder weniger von jedem Sterblichen so verlangen können. Wenn aber jeglicher Mensch sich, von Andern getrennt, in Einöden flüchtete: welch ein trauriger Zustand auf Erden würde daraus hervorgehen, ganz den göttlichen Einrichtungen und den in seinen Naturgesetzen geoffenbarten Zwecken entgegen! Die gesammte Menschheit würde getrennter leben, als die Zahl der wilden Thiere, und allmälig wieder, gleich diesen, verwildern; ja die Menschheit würde aussterben müssen, und diese Welt, von Gott geschaffen, der Wohnplatz vernünftiger Wesen zu sein, läge als eine endlose Wildniß und Weide des Viehes da.

So irrig nun auch verschiedene unter den ersten Christen in der Auslegung der Worte Jesu waren, kann ich darum doch ihre Flucht in die Einsamkeit nicht tadeln oder wohl gar als Sünde schelten. Denn manche, müde der vielen Verfolgungen und der unaufhörlichen Unsicherheit bei den Heiden, zogen sich in unbewohnte Gegenden zurück, um ihr Leben zu retten, und da ungestörter, fern von den Altären der Abgötter, den lebendigen Gott, den Herrn des Himmels und der Erde, anzubeten. Manche aber wurden auch durch ihre besondere Gemüthsstimmung zu einer solchen, fast möchte ich sagen selbstmörderischen, Frömmigkeit hingezogen. Dies war immer wohl der Fall bei Personen, die mit besonders feuriger Einbildungskraft und lebhaften Gefühlen, oder einem Hang zur Schwermuth und Stille ausgestattet sein mochten. Wir wissen aus alten und neuen Erfahrungen, daß der Mensch gewöhnlich in heißern Weltgegenden auch wärmeres Blut, wärmere Einbildungskraft, wärmeres Gefühl hat, als in kältern Erdstrichen. In gemäßigten oder kalten Gegenden aber wird gewöhnlich der bedächtige Verstand vorherrschend, hingegen die Reizbarkeit der Empfindungen und das Einbildungsvermögen dem Verstande tief untergeordnet und nachstehend sein. Schon daraus kann man sich erklären, daß in den ältern Zeiten die Einsiedler in warmen Weltgegenden viel häufiger gefunden worden sind, als in den kältern; und daß in neuern Zeiten sich die Klöster in den kältern und gemäßigtern Gegenden nicht so lange behauptet haben, als in den wärmern.

Wirklich wurden die allerersten christlichen Einsiedler in den Morgenländern und in Aegypten erblickt. Hingegen in kältern oder gemäßigtern Weltgegenden entstand das Einsiedlerleben erst durch Nachahmung.

Man muß aber nicht glauben, daß dieser Hang zur Einsamkeit, Weltverläugnung, Selbstpeinigung und die in Schwärmerei übergehende Begierde der Seelenvereinigung mit Gott, nur in der christlichen Kirche statt gefunden habe. Nein, die christliche Religion hat solchen Gemüthszustand nicht hervorgebracht; sondern derselbe war auch ohne sie vorhanden, und er war es, der die Religion sich ihm entsprechend einrichtete. Es gab und gibt noch heutiges Tages bei andern Religionen ebenfalls Personen, die durch Zurückgezogenheit von andern Menschen, durch Selbstkasteiung, Fasten, Beten und im Entbehren jeder Lebensbequemlichkeit sich unterscheiden und einen höhern Grad von Heiligkeit erzielen wollen. Ja sogar bei heidnischen Völkern sind dergleichen erblickt worden, und immer in den warmen Ländern, wo eine erhitzte Einbildungskraft solche Wirkungen hervorzubringen vermag. Bei den Juden zeichneten sich auf solche Weise die Essäer aus, zu denen ohne Zweifel auch der Täufer Johannes gehört hatte. Bei Indiern, Persern und andern Völkern des warmen Asiens, selbst bei den Türken, werden zahlreich fromme Wüstenbewohner und Einsiedler gesehen, die ihr ganzes Leben in freiwilliger Armuth und Keuschheit, in Entsagung der Welt, in grausamer Züchtigung und Marterung ihres Leibes, unter Gebet, Fasten und gottesdienstlichen Verrichtungen vor ihren Götzenbildern hinbringen. Noch in unsern Zeiten haben uns Reisende die Beispiele von der schauderhaftesten Selbstpeinigung und Enthaltsamkeit solcher Arten von Andächtigen berichtet, die sie in den warmen Morgenländern erblickten.

Es hat also von jeher und fast in allen Religionen Leute gegeben, deren glühende Einbildungskraft und heiße Gefühle die ruhige Ueberlegung des Verstandes verdrängten; welche Eckel empfanden gegen das bloße, todte Erkennen und Wissen; welche ein unthätiges Betrachten und Sichgottweihen für die vortrefflichste Frucht des Glaubens hielten, und im Besitz einer innern Erleuchtung zu sein glaubten, die durch eine nähere Vereinigung mit Gott entstanden sein sollte. Um diese nähere Vereinigung mit Gott zu bewirken, meinten sie, sei es nöthig, sich auf alle mögliche Weise von den irdischen Bedürfnissen zu trennen, ja wohl gar den Leib mißhandeln zu müssen, damit der Geist desto freier triumphire.

Auch als in spätern Jahrhunderten die christliche Kirche abermals in große Parteien zerfiel, und einige dieser Parteien das Einsiedler- und Klosterleben als unnütz verwarfen, konnten sie doch nicht hindern, daß jener Hang nicht auch ohne Einsiedlerhütten und Klöster fortbestanden wäre. Daher bildeten sich in den von der katholischen Kirche abgefallenen Kirchen abermals Sekten, die sich durch eingezogenes Leben, mildthätigen Wandel, durch häufiges Beten, durch Fasten, durch Andachtübungen verschiedener Gattung läutern, heiligen, mit Gott und Jesu in engerer Gemeinschaft stehen zu können hofften; wohl gar mit innern Erleuchtungen, Offenbarungen, irdischen Vertrautheiten mit dem Geisterreich, Prophezeiungen und andern vermeintlen wunderhaften Gnadenwirkungen der Gottheit prangten. Ihnen ist bald Alles geheimnißreich, bald alles Geheimniß entschleiert. Sie dünken sich erst unwissender als sie sind, dann aber mehrwissender, als der himmlische Vater für gut gefunden hat, die Sterblichen sein zu lassen. Diese Sekten der protestantischen und evangelischen Kirchen sind unter anderer Gestalt wieder, was die frommen Klosterbewohner der katholischen und griechischen Kirche sind; und diese sind wieder, was die ägyptischen Einsiedler, die jüdischen Essäer waren; was noch heutiges Tages die Fakirn und Mönche der Mahomedaner, die Gylongs der heidnischen Tibetaner und andere nach höherer Gottseligkeit strebende Einsiedler anderer morgenländischer Völker, doch in sehr abweichenden Gestaltungen und Weisen, sind. Denn ich möchte nicht sagen, daß der heidnische Einsiedler mit dem jüdischen zu Jesu Zeiten, oder der türkische Mönch mit dem christlichen für gleich zu achten wäre. Wohl aber ist bei Allen die Quelle ihres Hanges zum Geheimnißvollen und Ausserordentlichen immer einerlei, nämlich das Uebergewicht, welches Einbildungskraft und Gefühle gegen das richtige Urtheil des Verstandes haben.

Wirkt dieser lebendige Reiz zum Wunderhaften und zum Glauben an eine innere Offenbarung mehr auf das ganze Gemüth und dessen Willenskraft: so entstehen daraus die Neigungen zur überspannten Weltverachtung. Wirkt solcher Reiz aber mehr auf den Verstand des Menschen, daß solcher von ihm unterjocht wird, während er forschen und prüfen will: so entsteht daraus die Neigung, Alles in der heiligen Schrift voll geheimnißreicher Bedeutungen und höherer Beziehungen zu finden; die Neigung, selbst zufällige Nebensachen, bloße Zeremonien mit übertriebener Werthschätzung zu verehren und zu erklären; die Neigung, Alles sinnbildlich zu nehmen, in Allem Vorbilder künftiger Dinge zu erkennen, immerdar selbst in ungewöhnlichen, halb verständlichen Bildern zu reden.

Wenn Personen von tiefer Empfindung und glühender Einbildungskraft wollen und handeln, verabscheuen und lieben, geschieht es jederzeit mit ungewöhnlicher Inbrunst; so im religiösen, wie im bürgerlichen Leben. Der Grund davon liegt eben in der Uebermacht ihrer untergeordneten Seelenkräfte gegen die obern, nämlich gegen Vernunft und Verstand. Ihre Religion wird dadurch ganz bildlich und sinnlich; gleich wie auch in Kindern die religiösen Vorstellungen bildlicher und sinnlicher sind, als bei den meisten Erwachsenen, deren Urtheilskraft reifer geworden. Eben die Personen also, welche sich dem Geisterreich am nächsten wähnen, und sich in Vereinigung mit Gott ganz vergeistigen zu können glauben, sind gemeiniglich von ihrer sinnlichen Natur, nämlich der Empfindung und Einbildung, am meisten beherrscht und getäuscht. Ihr Gebet ist sinnlicher, ihre Hoffnung zur Ewigkeit sinnlicher, ihr Glaube sinnlicher, ihre Liebe zu Gott und Jesu sinnlicher. Weit entfernt von jener rein geistigen Verehrung und Anbetung Gottes, die von allem Sinnlichen abzusondern ist, behandeln sie den erhabenen Gegenstand ihrer Liebe mit allen Aeusserungen einer irdischen Zärtlichkeit; machen oder verzieren ihm Bildnisse mit frommer Tändelei; schmücken ihn mit süßen und verliebten Beinamen, die mehr an das Gemeine auf Erden, als an das hohe Ueberirdische mahnen. Ja es ist nichts Unerhörtes, daß eine solche religiös geglaubte Liebe in eine wirkliche Schwärmerei, in verliebte Raserei ausartete, und daß sich mit den heilig gewähnten Begeisterungen die wilden Regungen eines unterdrückten Geschlechtstriebes gern vereinigen. Zu welchen Verirrungen brachte solche Andacht nicht die Menschen schon!

So traurig nun auch diese Verirrungen sein mögen, und so wünschbar es wäre, auch die minder schädlichen Abwege dieser Art von Religiosität gänzlich vermeiden zu können, ist dazu noch wenig Hoffnung. Bloße Belehrung fruchtet nicht oder nur selten, weil man in der Belehrung zu einem Verstande spricht, der von der Einbildungskraft und dem Gefühlsvermögen längst überwachsen ist. Hier kann man nur von der Zeit, von der körperlichen Gesundheitspflege (deren Beschaffenheit auf die höhere Sinnlichkeit so großen Einfluß hat!), und von der göttlichen Leitung der Schicksale das Beste erwarten. Denn diejenigen, welche in religiöse Uebertreibungen und schwärmerische Einbildungen gerathen, fehlen weniger aus Irrthum des Verstandes, oder aus bösem Willen (vielmehr ist dieser gar oft sehr edel), als vielmehr aus einem falschen Verhältniß in der Entwickelung ihres Gemüthsvermögens. Sie sind, ohne es zu wissen, ohne es glauben zu wollen, wirkliche Seelenkranke. Nur in früher Jugend kann man solchem Uebel wirksam vorbeugen, sobald man Neigung dazu wahrnimmt, und daß diese überhand nehmen will.

Am gewaltigsten entfaltet sich die unbändige Kraft der Gefühle und der Fantasie im Alter der Jünglinge und Jungfrauen, auf dem Scheidewege des Kindes zum Manne. Hier ist's, wo am ernstesten gegen die Ueberlegenheit solcher Kraft zur Rettung der Verstandesherrschaft gerungen werden muß. Treten aber noch fehlgeschlagene Wünsche, Unglücksfälle und Leiden aller Art hinzu, welche das lebendige Gemüth ohnehin fester an das Religiöse ziehen: so kann der Hang zur Einsamkeit, zur Weltentsagung, zu geheimnißvoller Vereinigung mit Gott, von Jahr zu Jahr durch tägliche Uebung bis zur Unzerstörbarkeit wachsen. Auch in spätern Lebensaltern kann körperliche Schwäche und erhöhte Reizbarkeit bei unerwarteten Leiden gleiche Wirkung hervorbringen, wenn der Mensch nicht seiner Empfindungen schon sehr Meister zu sein gewohnt ist.

In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche sah man die in Wüsteneien von aller Welt geschiedenen frommen Beter mit Rührung und Ehrfurcht. Denn sie waren in heiliger Ueberzeugung, ohne alle irdische Nebenabsichten, dahin gegangen, übermannt von der Lebhaftigkeit ihrer Gefühle. Auch mich rührt das schwere Opfer, welches sie, in wahrhaft edler Meinung, Gott darbrachten. Ich ehre die Tugend, ihre muthige Selbstüberwindung. Sie thaten wie sie sollten. Bei der eigenthümlichen Beschaffenheit ihres Gemüthes *konnten sie nicht anders*. Wie übel würde es mir anstehen, diejenigen etwa mit Vorwürfen zu überhäufen, welche, fast ohne Einbildungskraft, und von weniger Reizbarkeit, Alles nur kalt und trocken beurtheilen, kaum einer warmen Theilnahme an etwas, kaum einer schönen Rührung, kaum einer Thräne des Mitleids fähig sind! *Auch sie können nicht anders*; denn sie vermögen es nicht, aus ihrer eigenen Natur herauszugehen. Sie wollen Alles nur nach Grundsätzen behandeln; Alles berechnen; Alles erprüfen mit dem Verstande. Warum sollte ich nun diejenigen tadeln, deren Gemüth, ohne ihr Zuthun, weicher geschaffen und reger ist? Ehret doch Jeden in dem, was er nach den natürlichen Gaben, die er von Gott empfangen hat, Gutes ist und thut.

So thaten die ersten Christen. Ihnen schienen die frommen, gottergebenen Beter in den Einöden bessere und heiligere Menschen zu sein, als die sind, welche im Weltgewühl wohnen. Man behandelte sie auch mit größerer Auszeichnung und Hochachtung; wähnte sie vielleicht wirklich in vertrauter Verbindung mit der Gottheit; betrachtete sie als Lieblinge des Himmels, wohl gar als Wunderthäter, und nannte noch lange nach ihrem Tode ihre Namen mit frommer Bewunderung.

Ihr Beispiel reizte manche gute Menschen zur Nachahmung, ohne daß sie eigentlich dazu von einem innern Triebe geleitet worden wären. Um so verdienstvoller schien diesen eine strenge Weltentsagung zu gelten. Andere thaten das Gleiche aus minder lautern Gründen. Auszeichnungssucht und Ruhmbegier spornten sie an, in die Einsamkeit zu ziehen, und die Achtung als heilige Leute zu geniessen. Bald mehrte sich die Zahl der Einsiedler; bald wohnten sie in Haufen und Zellen beisammen; bald schrieben sie sich strenge Regeln des Lebens und der gottesdienstlichen Uebungen vor. Und so empfing nach und nach unter den Christen das Klosterleben seinen Anfang, und

die Meinung ward herrschender, daß Entsagung des Weltlebens in der Gott geweihten Einsamkeit, unter Uebungen der Andacht und Abtödtung des Fleisches, die gottgefälligste aller Menschenthaten sei. Fern von den Menschen und den in ihrem Umgang erwachsenden Versuchungen zur Sünde, glaubte man seine Unschuld und Heiligkeit am besten zu bewahren, und der Gnade und Liebe Gottes am würdigsten zu bleiben.

Die heilige Schrift sagt: Meidet die Lüste des Fleisches, meidet die sinnlichen Gedanken und Begierden; verläugnet euch selbst und die Welt, das ist, um des Göttlichen, um der Tugend willen achtet alle Freude und allen Schmerz des Lebens gering. Wer seinen Ehrgeiz, seinen Golddurst, seine Wollüste, seinen Neid und Groll befriedigen will, der dienet Gott nicht. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon! — Doch nirgends wird geboten, die Menschen zu fliehen, sich in Einöden zu begraben, und aufzuhören, seinen Nebenmenschen durch Rath und That nützlich zu sein. Nein, vielmehr lasset euer Licht leuchten vor den Leuten; wuchert zum Besten der Menschheit mit dem Pfunde, welches euch Gott anvertraute; was ihr wollet, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen zuvor!

Und so will ich, wie Jesus Christus, wie alle seine Jünger, im Umgang mit jedermann verbleiben; geniessen mit Dank die Gaben Gottes; Allen wohlthun nach meinen Kräften; und nicht in träger Andacht da von ferne stehen, wo ich helfen könnte und sollte. Wie Gott die Welt geliebt hat, daß er uns seinen eingebornen Sohn gab, so will auch ich die Welt lieben; nicht das Irdische in der Welt, sondern das Heilige und Göttliche darin; nicht den Staub, sondern den Geist; nicht die thierische Begierde, sondern die gottgefällige Tugend. So diene ich nur Gott, nicht dem Mammon.

395.

Der Sieg der christlichen Kirche.

Lukas, 12, 32.

Fürchte dich nicht, sprach Jesus einst mit weissagender Hoheit zu den geliebten Seinigen: Fürchte dich nicht, du kleine Heerde; denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben. (Luk. 12, 32.)

Und in den großen Kämpfen seiner Kirche waren dreihundert Jahre beinahe verflossen. Beinahe dreihundert Jahre lang hatten die Christen die schmählichsten Beschimpfungen und Grausamkeiten erduldet. Ihrer waren unzählige hingerichtet worden unter allen ersinnlichen Martern; viele waren im Elend untergegangen. Dennoch, nach dreihundertjährigen Leiden, stand die verfolgte Kirche triumphirend auf Erden. In allen bekannten Ländern der Erde wohnten Christen. Christen waren unter den kaiserlichen Heeren; Christen saßen auf Richterstühlen; Christen waren unter den vornehmsten Beamten des römischen Reichs, unter den größten Gelehrten des Zeitalters. Christen standen selbst in der Nähe der kaiserlichen Thronen. In ihrer Anzahl waren sie beinahe den Heiden selber gleich, von denen sie fort und fort gequält wurden. Es fehlte nur ein christlicher Kaiser auf dem Thron des Morgen- und Abendlandes, um Alles neu zu gestalten.

Und auch dieser erschien. Er trug den Namen Konstantin.

Es war dieser Fürst schon in seiner Jugend von Christen umgeben, und mit dem Glauben an Jesum bekannter gemacht worden. Die ersten Eindrücke aus dem zarten Lebensalter erloschen in ihm nie ganz. Christen hatten ihm, bei manchen Verfolgungen, die er früher erfahren, treue Hilfe geleistet. Ihre Freundschaft schien seine Dankbarkeit zum Schutze ihres Glaubens aufzufordern. Lange war er, bei seinen ehrgeizigen Neigungen zur Herrschaft, zurückgesetzt worden; tapfer fochten für ihn die christlichen Heere, als sie seine Neigung für sie erkannten. Es gelang ihm, alle Fürsten, welche ihm die Alleinherrschaft im römischen Reich streitig machen wollten, zu besiegen. Er läugnete nicht, daß er sein Glück nur dem von den Christen verehrten Gott, nicht den steinernen Götzenbildern des Heidenthums schuldig sei. Ein besonderes Ereigniß bestätigte ihn in diesem Glauben.

Eines Tages, da er im Begriff war, gegen einen Nebenbuhler um die Kaiserkrone eine entscheidende Schlacht zu liefern, und der Kampf schon begonnen und noch sehr zweifelhaften Ausganges war, sah er ängstlich zum Himmel empor. Und mit Erstaunen sah er, wie die Strahlen, welche von der Mittagssonne ausgingen, einen seltsamen Schein durch den Himmel warfen, welcher die vollkommene Gestalt eines Kreuzes hatte, dieses allen Christen ehrwürdigen Zeichens. Obgleich eine solche Lufterscheinung an sich nichts Ausserordentliches oder Uebernatürliches ist, da man auch selbst in neuern Zeiten schon den Mond am überzogenen Himmel mit seinen Strahlen ein glänzendes Kreuz gestalten sah: so gehört doch dergleichen Erscheinung zu den seltenern. Konstantin, dem solches etwas Unerhörtes und Niegesehenes war, und der in seiner bedenklichen Lage mit Gott und dem Gekreuzigten beschäftigt sein mochte; nahm das glänzende Kreuz als eine himmlische Verheißung des Sieges, setzte die große Schlacht muthiger fort, und bezwang seinen Feind. Man hat nachmals diese Begebenheit als ein wirkliches Wunder angesehen, sie mit allerlei Sagen und Träumen ausgeschmückt, die größtentheis wohl erdichtet sein mögen.

Wie dem aber auch sei, der Sieger erklärte sich fortan öffentlich für die christliche Religion. Er ließ sich taufen. Er nöthigte Alle, die seine Gnade geniessen wollten, zum Glauben an Jesum überzutreten. Und wie er zum erstenmal den Zepter als Alleinherrscher über das gesammte römische Reich ausstreckte, ward das Christenthum die alleinherrschende Religion des Staates in Morgen- und Abendländern. Geendet war hiemit der dreihundertjährige Kampf; geendet alle Verfolgung. Der Name des Christen ward öffentlicher Ehrenname, und beförderte zu Aemtern und Würden: das Kreuz ward öffentlich aufgepflanzt, wo sonst des Heidenthums Altäre prangten; das Kreuz glänzte in den kaiserlichen Fahnen; und die Tempel der falschen Götter verwandelten sich in Tempel des unsichtbaren, lebendigen Gottes.

Diese Zeit war für die Lehre Jesu eine der wichtigsten auf Erden. Mit ihren Wahrheiten vereinte sie nun die irdische Macht der Mächtigen hienieden, und nicht mehr einzelne Menschen, sondern ganze Nationen wurden bekehrt und getauft. Es ward die christliche Religion eine der ausgebreitetsten auf dem Erdball, und selbst irdischer Weise gegen Zerstörung und Gewalt der Ungläubigen gesichert.

Doch müssen wir, indem wir die Wege der Vorsehung hier Ursache haben zu bewundern, uns nicht verhehlen, daß das Christenthum in gleichem Maße an innerer Würde und Reinheit einbüßte, was es von aussen durch Glanz und Ausbreitung gewann. Denn viele Hunderte und Tausende, welche nun plötzlich Christen wurden, hatten von den durch Jesum und seine Boten verkündeten Hauptwahrheiten des heiligen Glaubens äusserst mangelhafte Erkenntniß. Sie nannten sich Christen, weniger aus inniger Ueberzeugung von der Herrlichkeit des durch den Messias gegebenen göttlichen Wortes, als vielmehr, weil sie sich dem Kaiser gefällig machen, und sich durch hartnäckiges Beharren im Götzendienst nicht Mißhandlungen und Strafen aussetzen wollten. Sie glaubten durch die Taufe schon Christen geworden zu sein, mit Hersagung eines Gebetes, eines Glaubensbekenntnisses, mit Besuch der Kirchen, Genuß des Abendmahls und Zeichnung eines Kreuzes alle Pflichten der Religion erfüllt zu haben. Sie waren und blieben von innen Heiden, während sie von aussen als Bekenner Jesu gelten wollten. Ihre Gemüther blieben roh und abergläubig; ihre Laster legten sie nicht ab; viele hingegen freuten sich wohl gar, daß sie nun nach dem Tode die höchste Seligkeit erlangen würden, und doch dabei während ihres Lebens auf Erden nach Wohlgefallen leben könnten. Denn in ihrer beklagenswerthen Unwissenheit bildeten sie sich ein, daß das bloße Glauben selig mache, und Jesus Christus durch seinen Tod auf Golgatha genug gethan habe, um sie von allen Sünden zu reinigen.

Selbst der neubekehrte christliche Kaiser, der in spätern Zeiten nicht nur der Große, sondern auch der Heilige genennt worden ist, weil er die christliche Kirche siegreich gemacht, und die Bischöfe zu Macht und Ansehen erhoben hatte, blieb von innen ein unchristlicher Heide. Er änderte seinen herrschsüchtigen, ehrgeizigen und grausamen Sinn nicht. Seine argwöhnische und rachgierige Denkart überließ sich den gräßlichsten Ausschweifungen, und besudelte ihn mit dem Blute vieler Unschuldigen. Um seine Absichten zu erreichen, ward er unzähligemal der größte Verbrecher seines weitläufigen Reiches. Greise und Kinder ließ er ermorden, sobald ihm der leiseste Verdacht gegen sie aufstieg. Die heiligsten Versprechungen, die er gethan, brach er mit schamloser Treulosigkeit, sobald er sich davon Vortheil versprach. So war er. Aber daneben ermunterte er zur Annahme des Christenthums; beförderte die Christen zu den höchsten Ehrenstellen seines Reiches; gab den Priestern und Bischöfen Freiheiten, Rechtsame, stattliche Einkünfte; baute neue, prächtige Kirchen; gab den Christen die heidnischen Tempel, und ließ in denselben statt der Bildsäulen umgestürzter Götter die Bildsäulen des Gekreuzigten, der Apostel oder anderer um den Glauben wohlverdienter frommer Personen stellen, die man Heilige hieß; führte mit strengem Eifer die allgemeine Feier des Sonntags ein; beförderte sehr die Verehrung der Kreuzbilder und des Kreuzzeichens; that vieles Andere noch, um der triumphirenden Kirche Glanz und Ansehen zu verschaffen — aber das Allerheiligste der Religion Jesu Christi blieb vergessen und versäumt. Der Kaiser kannte es selber nicht, oder wollte es nicht kennen, weil er glaubte, auf bequemere Weise ein Erbe ewiger Seligkeit nach dem Tode zu werden, als wenn er mit seinen Leidenschaften und Lastern einen schweren Kampf begönne. Darum ließ er sich erst gegen das Ende seiner Tage durch die Taufe förmlich in die Kirche aufnehmen, um von Sünden rein gewaschen in den Himmel zu kommen. Denn was Jesus in geistigerm, höherm Sinn gesprochen, das Wort: Wer da gläubet und getauft wird, der wird selig werden! nahm er im ganz buchstäblichen Verstande. Ja, in der Meinung, daß er gegen das Gericht des Todtenrichters, vor dem kein Ansehen der Person, keiner irdischen Krone elender Glanz gilt, noch vielgeltendere Fürsprache habe, wollte er, daß sein verwesender Leichnam in der Kirche begraben werden solle. Als wenn in der Kirche eine heiligere und seligmachendere Erde sei, denn anderswo; als wenn die Erde nicht überall des Herrn wäre!

O wie von seiner urspränglichen Einfalt, Würde und Weisheit war jetzt schon der Glaube der Christen abgewichen! Mit wie vielem Aberglauben und Mißbrauch sollte er in den kommenden finstern Jahrhunderten noch vermischt werden! Schon jetzt, — wäre einer von den Boten und Jüngern Jesu Christi erschienen, und Zeuge vom Zustand der christlichen Gemeinden gewesen — schon jetzt hätte er nur selten noch in den ersten Christen die wahren Nachfolger Jesu von Nazareth erkannt, und das Christenthum des Tages nicht für das vom Heiland verkündete Wort gehalten. Es ist Niemand heilig, als der Herr! sprach die Schrift. Und nun wurden Menschen von Menschen auf Erden schon heilig genannt. Gott ist die Liebe! sprach Johannes. Und nun verfolgten sich die christlichen Religionsparteien mit Feuer und Schwert im Namen Gottes. Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten! sprach Jesus. Und nun sah man betende Haufen vor den Todtengebeinen von Märtirern, vor Bildnissen heiliggenannter Sterblichen, vor selbstgeschaffenen Kreuzesbildern knien, und ihnen eine fast göttliche Verehrung bringen. Wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern, wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viel Worte machen. Darum sollt ihr ihnen nicht gleichen! sprach der Sohn Gottes. Und nun hörte man Tausende lange, auswendig gelernte Gebete in Kirchen und über den Gräbern der Märtirer herplappern; Gebete, die viele nicht einmal verstanden, Gebete, bei denen sich die wenigsten etwas dachten, und damit glaubten sie ihrem Gott zu dienen und seine Huld zu erwerben. Der Weltheiland hatte einst gegen den Irrthum der Samariter und Juden gepredigt, von denen die Einen glaubten, Jehova lasse sich am liebsten auf dem Berge Garizin, die Andern, er lasse sich am liebsten zu Jerusalem anbeten. Ihr wisset nicht, was ihr anbetet, sprach der Herr: aber es kommt die Zeit, daß die wahrhaften Anbeter werden den Vater anbeten im Geiste und in der Wahrheit! Nun ward bald eine Kirche heiliger als die andere, eine von Gott begnadigter und wunderwirkender als die andere gemacht. — Der Offenbarer Gottes, des Herrn, Jesus, hat gesagt: Gott ist unser Aller Vater im Himmel, ihr seid seine Kinder. Nahet euch dem ewigen Vater mit kindlichem Vertrauen, und was ihr ihn bitten werdet in meinem Namen, das wird er euch geben. Nun sah man Gott nicht mehr als seiner Erschaffenen Vater, sondern als einen Hochgewaltigen dargestellt, der wie ein irdischer Machthaber seine Räthe, seine Lieblinge hätte, an die man sich um ihre Fürbitte wenden müsse, um von dem Könige des Weltalls eine Gabe zu erhalten.

Wie entstellt war die Religion Jesu! Und sie ward

von Jahr zu Jahr mehr durch heidnische Begriffe und Aberglauben ehemaliger Götzendiener verdunkelt; nicht minder durch die spitzfindigen Meinungsstreitigkeiten christlicher Schriftgelehrten; oder durch den Mißbrauch, welchen der priesterliche Eigennutz mit Glaubenssachen trieb. Um immer mehr Heiden für den christlichen Gottesdienst einzunehmen, machte man denselben prächtiger, als je der heidnische Götzendienst gewesen. Man dachte nicht so sehr darauf, durch die Wahrheit des göttlichen Wortes Herzen und Gewissen zu überwinden, als vielmehr die Blicke zu fesseln, die Augen und das Gehör zu berauschen. Es lag weniger an dem christlichen Sinn, als an der großen Anzahl der Bekehrten. So wurden der heidnischen Zeremonien immer mehr eingeführt, selbst Opfer für die Todten.

Der Triumph der christlichen Kirche ward auf solche Weise kein eigentlicher Triumph des reinen Christusglaubens, und der Sieg der Kirche sogar kein allgemeiner Sieg des Christenthums. Denn die mit einander hadernden Kirchenparteien haßten sich gegenseitig mehr, als sie selbst die Heiden haßten. Nur diejenige, welche damals, als Konstantin mit kaiserlichtr Macht dem Glauben beitrat, die größere Anzahl der Gemeinden für sich, und am Kaiserhofe die meisten Gönner hatte, nannte sich die herrschende, und verdammte alle übrigen. Wer nun nicht den Glaubensvorschriften und Verordnungen dieser beipflichtete, ward aus der Gemeine verstoßen, wie ein Irrgläubiger und Abtrünniger. Die herrschende Kirchenpartei nahm den Titel der alleinwahren, der rechtgläubigen an; es ward bald Grundsatz, daß ausser der wahren Kirche kein Heil zu erwarten, sondern sie die alleinseligmachende sei, und so ward von der einen Seite die Einheit der katholischen oder allgemeinen Kirche festgestellt, von der andern Seite eine ewige Trennung derselben von andern christlichen Kirchen begründet, die sich nicht minder für rechtgläubig, wahr nnd alleinseligmachend ansahen.

Am meisten aber gewannen die christlichen Priester in Ansehen, Macht, Ehren und Reichthümern, sobald das Christenthum die Religion des Staates geworden war. Ehemals hatten die Priester und Bischöfe unter sich keine große Verschiedenheit des Ranges genossen. Nur der Tugendhafteste und Weiseste war der Ehrwürdigste unter Allen gewesen. Nachher, da sich die Gemeinden der Christen an Zahl mehrten, ward einer der Priester Aufseher oder Bischof für eine gewisse Zahl anderer. Diesem wurden anfangs gewisse Vorrechte ertheilt, um sein Amt mit Nachdruck verwalten zu können. Diejenigen, welche in großen und reichen Städten wohnten, hatten auch wohl ansehnlichere Steuern aus den Händen der Gläubigen zu erwarten. Bald aber nahmen die Bischöfe nun größere Macht an sich; bald wurden sie in ihren Versammlungen die einzigen Gesetzgeber der Kirche; bald hörte selbst unter den Bischöfen die ehemalige Gleichheit auf, und Stolz der Geistlichen oder Schmeichelei der Untergebenen erfand für sie neue Ehrennahmen. Man hörte nun nicht nur von Bischöfen, sondern auch von Erzbischöfen, welche ihre Hoheit über andere Bischöfe ausdehnten; nicht nur von Erzbischöfen, sondern auch von Patriarchen, welche über diese erhaben waren. So viele große Hauptstädte des Reichs, so viel Patriarchen der Kirche gab es. Diese eigneten sich in kirchlichen Dingen Gesetzgebung nnd Gerichtsbarkeit zu. Es erstand neben der weltlichen Macht eine geistliche Macht. Patriarchen sah man zu Jerusalem und Antiochien, zu Alexandrien in Aegypten und zu Konstantinopel und zu Rom. Die ehemalige Demuth der ersten Christenlehrer verschwand, und die Nachfolger Jesu wurden, bewegt von sinnlichen Begierden, Fürsten dieser Welt.

Bis zu den Tagen des Konstantins, des ersten christlichen Kaisers, war Rom die Hauptstadt des gesammten Reichs gewesen Er aber baute eine neue Hauptstadt, dem Morgenlande näher gelegen, und nannte seinen neuen Wohnsitz nach seinem Namen, Konstantinopel. Demungeachtet behielt die Stadt Rom noch lange ihr tausendjähriges Ansehen in der Welt. Daher kam es, daß in kurzer Zeit der Patriarch zu Rom, wie der Patriarch in der neuen Hauptstadt, in Ansehen und Einfluß einen Vorrang selbst über andere Patriarchen zu erhalten strebten. Sie waren darin nicht unglücklich, und von den Kaisern, wie deren Statthaltern, begünstigt; so wie von der Unwissenheit des Zeitalters. Die vom Heidenthum bekehrten Christen, welche in der Rohheit ihrer Begriffe die Heiligen der Kirche als Götter verehrten, hatten vor den Priestern und Oberpriestern eine blinde, abergläubige Ehrfurcht behalten. Mit dieser umringten sie nun Bischöfe und Patriarchen; und Niemand konnte mit Fug dagegen sprechen, daß zur Einheit der christlichen Kirche auch die Einheit des geistlichen Oberhauptes nothwendig sei. Dazu wagte der Patriarch von Rom den ersten Schritt. Er erklärte, daß Petrus allerdings als der Fürst der Apostel zu achten sei; daß dieser zu Rom selbst der ersten Christen Lehrer und Bischof gewesen; daß alle spätern Bischöfe in dieser Stadt Nachfolger im Amt Petri geworden, und folglich auch ein Bischof, ein Patriarch zu Rom, mit dem Amt des großen Apostels, dessen Befugniß und Ansehen einnehmen, Haupt und Vater oder Papst der Christenheit sein solle. Daraus erfolgte ein langer und trauriger Streit zwischen den Patriarchen im Abend- und Morgenlande, und die noch heute dauernde Trennung der griechischen und römisch-katholischen Kirche.

So bildete sich nach dem Siege der christlichen Kirche ihre Gestaltung aus. Sobald wir nicht die Kirche mit dem durch Jesum geoffenbarten Glauben verwechseln, sondern sie als das äussere Verhältniß der christlichen Glaubensgenossen zur Welt betrachten, wird uns diese Entwickelung der kirchlichen Gestalt weder betrüben, noch, wenn wir auf die finstere Rohheit damaliger Zeiten Rücksicht nehmen, befremden. Wäre der Glaube einfach und rein geblieben in der Kirche, würde wenig daran gelegen gewesen sein, ob die himmlische Frucht in hölzerner oder goldener Schale dargeboten worden wäre. Was liegt daran, wenn in des Menschen Brust ein gottseliges Herz schlägt, ob diese Brust von einem ärmlichen Tuch oder von Purpur nnd Seide bedeckt wird? Es ist ein falscher Eifer, das Glänzende des Kirchenwesens zu tadeln. Dieser Glanz ist oft zur Erweckung höherer Empfindung in rohsinnlichen Menschen wohlthuend gewesen. Warum sollten wir fromme Könige und Fürsten schelten, wenn sie sich edler kleiden, mit irdischer Pracht umgeben, und nicht im Gewande eines Bettlers einhergehen? — Ohne die gewaltsam erzwungene Einheit der Kirche wäre unstreitig das Christenthum in spätern, schrecklichen Jahrhunderten allgemeiner Barbarei zersplittert und gänzlich entartet. Aber dieses Band hielt noch das letzte zusammen. Ohne das weltliche Ansehen eines geistlichen Oberhauptes hätten die wilden und grausamen Fürsten nachmaliger Zeiten kein Gegengewicht ihrer zügellosen Tirannei, keine Beschränkung ihrer gräuelvollen

Willkür gefunden. Die Einheit der Kirche und das Ansehen des geistlichen Oberhauptes half nicht wenig zur Bewahrung fast vernichteter Wissenschaften, zur Vereinigung der kriegerisch geschiedenen wilden Völker; zur Rettung der Freiheit in Europa; nicht wenig, daß unser Welttheil nicht in die Abergläubigkeit und Sklaverei versank, worin noch heutiges Tages die meisten Nationen des Morgenlandes schmachten. — Alles ist seiner Zeit heilsam! — Möge der kurzsichtige Mensch doch Vieles tadeln und beklagen, was ihm im Einzelnen und für den Augenblick ein ungeheures Unglück zu sein däucht: es ist, wie es auch sei, im Zusammenhang des Ganzen nothwendig, segenreich, und wird als ein Werk göttlicher Vorsehung von den Weisen gepriesen.

Der Sieg der christlichen Kirche wider die zahllosen Verfolger war dem wahren Glauben nicht ohne Nachtheil. Wahr ist es! Aber indem wir eingestehen, daß Tausende von Heiden auch nach der Taufe und unter dem Kreuze Heiden blieben, am Sinnlichen klebend, müssen wir zugleich bekennen, daß sie wenigstens nationenweise auf den Weg des wahren Heils hingeführt wurden, den sie zwar nicht erkannten, der aber das Heil ihrer Nachkommen werden mußte. Indem wir eingestehen, daß die Christenheit im Ganzen statt des Christenglaubens dunkeln Aberglauben und Zeremoniewerk empfing, können wir auch nicht läugnen, daß unter den Millionen auch noch tausend Fromme und Gottergebene im Stillen wandelten, die zum Vater droben im Geist und in der Wahrheit zu beten verstanden. Und genug, daß diese ehrwürdige Schaar mit ihren Tugenden vorhanden war! Das Irdische zerfiel im Gang der Zeiten, und das heilige Licht brach wieder glänzend hervor. Wir, die wir heute leben, geniessen dieses Lichtes in vollem Maße. Und was Jesus Christus den Seinigen verhieß, ist auch uns erfüllt worden: Fürchte dich nicht, du kleine Heerde; denn es ist euers Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben. Amen.

396.

Gefahren der Sinnlichkeit und ihres Einflusses auf die Religion.

Luk. 17, 20. 21.

Wie leicht verirren Menschen sich
Vom Lichte, Gott; vergessen dich;
Vergessen, wer ihr Schöpfer ist,
Daß Du ihr Herr und Richter bist!

Bald täuscht die Menschen Stolz, und bald
Der Lüste wüthende Gewalt;
Vor irdischer Begierden Drang
Verstummet Deines Ruhms Gesang.

Sie geh'n dahin, verkennen Dich,
Vergöttern und erheben sich;
Das Heil'ge wird des Eiteln Raub,
Und herrlicher dünkt ihnen Staub!

Wiewohl der Schmuck, mit dem man die Tempel Gottes gern verziert, oder Gepränge und Feierlichkeit, mit welchem die christlichen Andachtübungen begleitet zu sein pflegen, kein wesentlicher Bestandtheil weder des Glaubens, noch der wahren Gottesverehrung sind: dienen sie doch sehr zweckmäßig zur Erweckung erhabener Empfindungen. Schwer aber ist es hier, die richtige Mittelstraße einzuschlagen, damit die äussere Feierlichkeit nicht die Aufmerksamkeit zerstreue, welche dem unsichtbaren Heiligthum gehören soll, und die frommen Gefühle nicht erdrücke, indem sie geweckt werden sollen. Ja, es ist nicht zu läugnen, daß für alle Weltgegenden und Völker einerlei Zeremoniel in den Kirchen nicht gleich wohlthätig sein könnte, weil bei Nationen in warmen Ländern und von wärmerer Einbildungskraft mehr äusserer Glanz Bedürfniß ist, wo hingegen unter gemäßigtern Himmelsstrichen und bei Völkerschaften, in denen besonders der Verstand beschäftigt sein will, allzuvieles Gepränge Widerwillen erregt.

Es läßt sich daraus auch der Widerspruch der noch jetzt bestehenden verschiedenen christlichen Kirchen erklären, welcher rücksichtlich der äussern Einrichtungen ihres Gottesdienstes statt findet. Als diese Kirchenparteien sich von einander schieden, waren sie gegeneinander in allzulebhafter Erbitterung, und vielleicht gingen beide zu weit, wie es gewöhnlich geschieht, wenn man mit Leidenschaftlichkeit Behauptungen macht. In unsern Tagen, da man ruhiger urtheilt, gestehen die Weisern und Billigern jedes Theiles, daß die Feierlichkeiten während der Gottesverehrung bei den Einen viel zu dürftig, bei den Andern zu überhäuft seien. Es ist auch gar wohl möglich, daß das Bedürfniß sinnlicher Verzierungen und Handlungen im Gottesdienste sich mit der Zeit bei einem und demselben Volke ändern könne, wenn das Volk aus dem bilderliebenden Kindheitsalter immer mehr dem Ernst des Denkens entgegenwächst.

Jesus Christus, indem er die Gemeinde seiner Jünger, diesen Keim der künftigen Kirche und weitverbreiteten Religionsgenossenschaft, bildete, führte zwar dabei schon ein gewisses Zeremoniel, äussere Feierlichkeit ein, zur lebhaftern Darstellung und Versinnlichung übersinnlicher Dinge. Er kannte der sinnlichen Menschen Bedürfen. Doch weise vermied er das gefährliche Uebermaß. Wesentlicher, als das Aeussere, war ihm das Innere, der Glaube und das heilige, nur Gutes wollende Gemüth seiner Nachfolger. Sein Reich, welches er in der Welt gründen wollte, war ein unsichtbares, geistiges für Geister, die er mit dem höchsten aller Geister durch Tugend verknüpfen wollte. Er erklärte sich darüber oft und laut; nie aber bestimmter als an jenem Tage, da er von den Pharisäern gefragt ward: Wann kommt das Reich Gottes? Er antwortete ihnen und sprach: Das Reich Gottes kommt nicht mit äusserlichen Geberden. Man wird auch nicht sagen: siehe, hier ist es oder da ist es! denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch. (Luk. 17, 20. 21.)

Zur Zeit des großen, allgemeinen Sieges der christlichen Kirche, da sie nach langen Unterdrückungen endlich der Wuth heidnischer Gewalten entzogen, und in dreien Welttheilen zugleich herrschend ward, gedachte man kaum dieses wichtigen Ausspruches. Man schien beinahe nicht genug thun zu können, um den Triumph der Kirche glänzend zu machen, und freudig rufen zu können: Der Herr hat gesiegt! siehe, hier ist die Gemeinschaft seiner Heiligen! hier das Reich Gottes auf Erden! —

Es war aber gewiß nicht bloß menschliche Eitelkeit oder Stolz damaliger Geistlichen, oder ihre Herrschsucht, wie man gern glauben machen will, wodurch plötzlich der christliche Gottesdienst mit Pracht und Feierlichkeit überladen, und beinahe gänzlich versinnlicht wurde. Nein,

es war eine Nothwendigkeit, die sich selber herbeiführte. Der größte Theil des Volkes in den verschiedenen Nationen war noch ganz roh und sinnlich; der Aufgeklärten und Gebildeten befanden sich überall wenige. Die Leute, meistens an die Pracht heidnischen Gottesdienstes gewöhnt, an Herrlichkeit der Tempel, an glänzende Feste und Umzüge, hätten für die einfachen Wahrheiten des Christenthums wenig Sinn gehabt, wenn man ihnen damit nicht auch äussern Reiz verbunden, und was sie bei den alten Religionen verloren, wieder ersetzt haben würde. Ueberdies waren die Uebergänge der Völker zu dem neuen, von den Kaisern angenommenen Glauben viel zu plötzlich, als daß Alle, die sich nun Christen nannten, in den Wahrheiten des Christenthums ausführlichen Unterricht hätten erhalten können. Man gab ihnen demnach das Versinnlichende, um damit auf das heilige Uebersinnliche beständig hinzudeuten. Dies war aber damals um so nothwendiger und unvermeidlicher, theils weil die vorzüglichsten und angesehensten Kirchengelehrten aus den wärmern Landschaften Europa's, Afrika's und Asiens herstammten, theils weil die bekehrten Völker selbst meistens nur unter diesen milden Himmelsstrichen wohnten, wo der Sinn für das Gefällige, Schöne und Blendende durch die Natur vorzüglich lebhaft ist.

So wie von den Juden, von denen her das Christenthum zuerst in die Heidenschaft ausging, die Verehrung der Schriften des alten Testaments in den christlichen Lehrbegriff überging, und nun Alles, was der Apostel Paulus den verschiedenen jüdischen Sekten zu ihrer Bekehrung, mit Anspielung auf ihre Vorurtheile und Kenntnisse, geschrieben hatte, auch den Heiden als eine Grundwahrheit gepredigt ward, ob sie gleich von jenen jüdischen Vorurtheilen und Kenntnissen nichts wußten: so ging wieder von den bekehrten Heiden mancher Tempelgebrauch, manches Fest, manche Vorstellung in die Kirche über. Die Religion Jesu Christi blieb zwar immer dieselbe, allein sie ward durch menschliche Zusätze in eine immer dichtere Hülle eingeschlossen, also daß diese oft undurchdringlich und der Kern unter der Schaale fast vergessen ward.

Alle jene aus andern Religionen herstammende und nun gleichsam verchristlichte Vorstellungen hatten wieder neue Versinnlichung für das unwissende Volk vonnöthen. Damit häuften sich die Kirchenübungen, Zeremonien und gottesdienstlichen Handlungen so sehr an, daß die ersten Christen, hätten sie den Zustand des Glaubens und der Kirche drei-, vier- und fünfhundert Jahre später sehen können, schwerlich geglaubt haben würden, sich bei ihren Glaubensgenossen zu befinden.

Besonders ward das Zeichen des Kreuzes fast bis zur Abgötterei verehrt; und es gab damals viele Cyrisien, welche nach empfangener Taufe von ihrer neuen Religion wenig mehr wußten, als ein Kreuz zu schlagen. Es galt anfangs als das gemeine Bild, wodurch sich Christen einander zu erkennen gaben. Nachher glaubte man, daß in der bloßen Bezeichnung mit dem Kreuze eine wunderwirkende Zauberkraft gegen allerlei Uebel liege. Wenig ward an die Nachfolge Jesu, an Nachahmung seines heiligen, menschenfreundlichen Wandels gedacht, sondern mehr daran, daß wir durch sein am Stamm des Kreuzes vergossenes Blut sündenrein geworden wären; endlich, besonders als man in den Kirchen anfing, priesterliche Lossprechung von Sünden, und wohl gar um Geld dergleichen zu ertheilen, dachte man weniger an Jesu Blut und Verdienst, als an die übernatürliche Kraft des bloßen Kreuzzeichens. Es war durchaus nicht mehr ein Erinnerungsmittel an die heiligen Gebote Jesu, sondern ein Wunderwirkel zum häufigen und persönlichen Nutzen, gegen Behexungen, bösartige Geister und Unglücksfälle aller Art. Man sah das Kreuz an allen Straßen, in allen Kirchen, in allen Häusern. Man trug es beständig auf dem Leibe; man bezeichnete sich damit mehrmals an einem Tage; man heftete es selbst an die Thüren der Ställe, um das Vieh vor Schaden und Krankheit zu bewahren. So ging durch Mißverständniß der Unwissenden ein ursprünglich unschuldiger Gebrauch in das wahre abergläubige Heidenthum über.

Christus hatte seinen Nachfolgern ein ganz anderes Erkenntnißzeichen mitgetheilt, davon die Welt wahrnehmen sollte, ob sie seine Jünger wären. Dabei wird Jedermann erkennen, sprach er, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habet. Schon stand man eine Stufe tiefer, als man statt der Liebe das Kreuz zum Kennzeichen wählte. Als aber endlich Christen, das Kreuz in der linken, den Dolch in der rechten Hand tragend, sich mit verfolgerischer Wuth im Namen des Gekreuzigten mordeten: da war von der Religion Jesu nichts mehr in ihnen vorhanden.

Ursprünglich war die Verehrung, welche die ersten Christen den standhaften Bekennern Jesu bezeugten, unschuldig und ehrwürdig. Jeder tugendhafte Mensch verdient die Hochachtung der Menschen. Wer solchen ehrt, der schätzet das Göttliche im Sterblichen. Warum sinden wie es nicht anstößig, wenn wir noch in unsern Tagen das Andenken großer Todten werthvoll bewahren, die das Opfer ihrer Menschenliebe wurden, oder den Heldentod fürs Vaterland starben, oder sich durch Kunst, Wissenschaft, Entdeckungen und Stiftung gemeinnütziger Werke Verdienst um Welt und Nachwelt erwarben? So tadele Niemand die Bewunderung und dankbare Ehrfurcht des Alterthums gegen fromme Menschen, welche lieber Kerker und Folter und Tod erduldeten, als vom Glauben an Jesum abfallen wollten. Das Blut aus den Wunden jedes Märtirers war ein neues Zeugniß für die Wahrheit und seligmachende Kraft für die christliche Religion; der Märtirertod ein Verdienst, nicht um ein kleines Vaterland, sondern um die gesammte Menschheit, um das Gottesreich.

Ursprünglich war die Verehrung und Aufbewahrung von Ueberbleibseln der gottbegeisterten Märtirer und Blutzeugen sehr unschuldig. Es war nicht Aberglaube, sondern bewundernde Liebe, welche sie sammelte und den Nachkommen aufbehielt. Sprechet immerhin, dies sei ein allzusinnliches, mit der Religion unvereinbares Werk. Verdammet aber nicht zu voreilig, denn ihr verdammet euch selbst. Es mochte sinnlich sein; aber sinnlich ist des Menschen Natur. Warum sendet der entfernte Gatte in der Todesstunde noch seinen Ring, oder eine Locke seines Hauptes gern an die Geliebte, die ihn nicht sterben sehen konnte? Warum bewahrt die zärtliche Mutter noch gern ein Kleidungsstück ihrer im Grabe schlummernden Kinder, und betrachtet es mit wehmüthiger Lust, und achtet dies geringe Heiligthum mehr, als die schönsten ihrer Kostbarkeiten? Siehe, so bewahrten mit wehmüthiger Liebe und Bewunderung die ersten Christen Andenken und Ueber-

bleibsel ihrer Glaubenshelden. Die Sage von ihren Tugenden und Leiden ging von Munde zu Munde, und von Geschlecht auf Geschlecht. Und wer die Ueberbleibsel der edeln Denkmale sah, wähnte sich gleichsam in die Zeiten der größten Dulder versetzt und ihnen näher zu stehen. Er empfand, was wir noch empfinden, wenn wir im Todtengewölbe am Sarge einer berühmten Person der Vorwelt stehen, oder Kleidungsstücke oder eigenhändige Briefe derselben, oder auch nur ihre ehemaligen Aufenthaltsorte und Wohnungen erblicken.

Allein die Zeiten wurden finsterer, und die menschlich schöne Verehrung der Märtirer verlor sich durch Mißverständniß und Unwissenheit in wahre Anbetung derselben. Ihre Ueberbleibsel galten ihnen nicht mehr als werthvolle Denkmäler, sondern als wunderbare Heiligthümer. Man war nicht mehr so begierig, die Frömmigkeit der Glaubenshelden kennen zu lernen und nachzuahmen, sondern wollte sich durch Gebet zu ihnen, und durch Berührung der Reliquien, von Krankheiten und Leibesgebrechen heilen, oder andern persönlichen und häuslichen Nutzen stiften. Da ging der edle Zartsinn des Christenthums in rohes, grobes Heidenthum über. Bald war nun jeder Jünger und Freund Jesu aus den ersten Zeiten der Kirche heilig erklärt, und zur Verehrung empfohlen; bald jeder von den ersten Einsiedlern; bald jeder, der mit schwärmerischem Eifer, in der Meinung, Gott zu dienen, der Welt entsagt, und durch Kasteiungen des Leibes seine Gesundheit zerrüttet, seinen Tod beschleunigt hatte. Wo noch der Verständigere von bloßer Verehrung sprach, ging der große Haufe der Unverständigen zur wirklichen Anbetung über. Man errichtete den Heiliggepriesenen Altäre, Kirchen, Bildnisse und Bildsäulen. Jedem von ihnen schrieb man Wunderkräfte für besondere menschliche Angelegenheiten zu; dem Einen, daß er in Pestzeiten, dem Andern, daß er in Fiebern heilen könne; dem Einen gab man Schiffe, dem Andern Häuser, dem Dritten Brücken in Schutz. Bald hatte endlich jede Kirche, jede Stadt, jedes Dorf, jedes Handwerk, jedes Haus einen eigenen Schutzheiligen, gleich wie einst die Heiden für jeden besondern Fall, für Haus, Gärten, Felder, Wälder, Gewerbe und Städte, eigene Gottheiten hatten. Man brachte den Heiligen Blumen und köstlichere Opfer, wie die Heiden ihren Götzen brachten. Nicht zum lebendigmachenden Gott, nicht zum Vater im Himmel, sondern zu den Heiligen stiegen inbrünstige Gebete empor. Es war kein Christenthum, es war wieder das alte Heidenthum da in verwandelter Gestalt. Nun trieben schlauer Eigennutz und Herrschsucht mit dem dummen Aberglauben der Menge ihr ruchloses Spiel. Nun wurden Märtirergeschichten in Menge erdichtet und dem unwissenden Volke vererzählt: nun wurden Todtengebeine hervorgesucht, mit Seiden und Gold umwickelt, für Gebeine von Heiligen ausgegeben, die vielleicht nie gelebt hatten, und so dem Volke zur Verehrung ausgestellt. Nun wurden Wunder über Wunder von solchen Gebeinen und Bildern berichtet und den einfältigen Leuten glaubwürdig gemacht; nun glückliche Zufälle benutzt, um sie als übernatürliche Wirkungen geltend zu machen. Es entstand ein Wetteifer darin bei Kirchen und Klöstern, um desto mehr Volk anzuziehen und sich von dessen Opfern zu bereichern. Ja, so weit ging die Verworfenheit selbst vieler Priester, daß sie sich dergleichen Betrugs keineswegs schämten, sondern in der Meinung, ein guter Zweck könne verabscheuungswürdige Mittel heiligen, erlaubten sie sich jeden sogenannten frommen Betrug.

Sehr natürlich war es, daß man, beim Verfall des Christenthums und bei der Verehrung heilig gepriesener Sterblicher, auch vor allen Dingen zuerst an die Mutter des Heilands dachte, die Gott gewürdigt hatte, den Welterlöser zu gebären. Nachdem Christus die Erde auf immer verlassen hatte, war sie, so geht die glaubwürdige Sage der ersten Kirche, vom Jünger Johannes mit sich nach Ephesus genommen worden. Er hatte sie bis in ihr spätes Alter verpflegt, wie ihm Jesus solches vom Kreuze herab empfohlen hatte. Sie war die Frau Josephs, des Zimmermanns zu Nazareth. Ohne Zweifel starb sie früher als ihr Gatte. Keiner der ersten Jünger, keiner der Christen in den ersten Jahrhunderten konnte ohne Rührung und Ehrfurcht an die Mutter des göttlichen Weltbeglückers denken. So preisen wir ja noch heute die Aeltern großer und verdienstvoller Söhne glücklich. So war es eine sehr natürliche Empfindung, als einst ein Weib Jesum, den Messias, erblickte, und dabei an die Mutter desselben dachte, das Glück derselben beneidenswürdig fand, und ausrief, indem es sich zum Messias wendete: Selig ist der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, die du gesogen hast! — Christus Jesus aber mochte nichts von diesen rein irdischen Glückspreisungen und Verehrungen wissen. „Ja," sprach er, ohne in des Weibes Gedanken einzustimmen, „ja selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren!" (Luk. 11, 27. 28.) Selig sind nicht die Menschen bloß irdischer Verhältnisse wegen, sondern wenn sie die Gebotte Gottes, wie sie dem Vollkommenen ähnlich werden, lernen und üben im täglichen Leben.

Die in gemeine Sinnlichkeit nachmals immer mehr versinkenden Christen betrachteten den Wink und ernsten Willen des Heilandes weniger als die Worte des bewundernden Weibes. Man erwies Marien beinahe ganz göttliche Ehrenbezeugungen; betete nicht zu Gott in Christo Jesu so inbrünstig, als zu ihr, von deren Fürwort man sich mehr, als von der ewigen Barmherzigkeit unsers Vaters, zu versprechen schien, zu welchem, und nicht zu Marien, uns Jesus Christus beten gelehrt hatte. Man stellte in allen Kirchen ihre Gemälde und Bildsäulen aus, schrieb denselben häufig wahrhaft göttliche Kräfte zu, und fühlte sich zu ihr um so mehr hingezogen, da die Kunst der Maler und Bildhauer in der Gestalt der Jungfrau alle sinnlichen Reize der Schönheit auszudrücken bemüht gewesen waren.

Und also ging das Geistige ins Irdische hinab, das Uebersinnliche ward durch allzugrobe Versinnlichung fast ganz leiblich. Es trat an die Stelle der innern Religion eine äusserliche; man legte den kirchlichen Zeremonien eine gnadenreiche Kraft bei; man nahm die bloße Bezeichnung des Höhern statt das Höhere selber; man vergaß die höhere Tugend, aber suchte in Beobachtung äusserer Kirchenvorschriften Seligkeit; man that nicht mehr des Glaubens, sondern des Gesetzes Werke, wie einst die unwissenden Juden: man nannte sich christlich, und war heidnisch geworden. Zum Nichts geworden war, was Jesus Christus warnend und wahr gesprochen hatte: Das Reich Gottes kommt nicht mit äusserlichen Geberden; man wird auch nicht sagen: Siehe, hier ist es, oder da ist es! Denn

sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch!

Doch ist auch zuverlässig, daß selbst in den verdorbensten Zeitaltern nicht alle und jede Christen die Kirche höher, als den Glauben und die Lehre Jesu, oder die Beobachtung der täglichen Gebete, Meßopfer, Zeremonien, Feste, Fasten und andere vorgeschriebene Andachtübungen höher, als die Beobachtung der Tugendvorschriften des Erlösers achteten. Viele blieben von diesem heidnischen Christenthum entfernt; und wenn sie sich den Kirchengesetzen nicht ganz entziehen konnten, waren sie darum nicht minder fromme Erfüller alles dessen, was Jesus denen geboten hatte, die seine Jünger sein wollten.

Viel ist von jenen versinnlichenden Ausdrücken, Bildern, Zeremonien und Andachtgebräuchen voriger Zeiten bis auf die unserigen gekommen. Es ist keine von den gegenwärtig neben einander bestehenden Kirchen davon ganz frei geblieben. Doch auch selbst in unsern Tagen ist es schwer, oft gefährlich, dieselben abändern oder vermindern zu wollen. Der große ungebildete Volkshaufe, durch Gewohnheit und Herkommen allzusehr gebunden, verwechselt noch immer die Kirche zu sehr mit der Religion, und wird in Abänderungen kirchlicher Gebräuche Glaubensveränderungen sehen, weil er beide nicht zu unterscheiden versteht. Alle gewaltsamen Verbesserungen sind verwerflich, weil sie keine Verbesserungen, sondern nur Zerstörungen sind. Wohlthätiger ist es, sowohl für das Herz, als für die bürgerliche Gesellschaft, dem Ungebildeten ein Etwas zu lassen, als auch ihm das letzte zu rauben. Den Kindern gebet Milch; den Erwachsenen stärkere Speisen. Aber sorget auch, daß die Kinder nicht verwahrloset, in ewiger Unwürdigkeit bleiben. Stellet fromme und weise Lehrer an, haltet euch zu denselben, die uns statt des Gesetzes den Glauben, statt der todten Buchstaben den lebendigmachenden Geist zeigen und geben. Entwöhnet das Volk erst allmälig von dem Heidenthum, in welchem es leider zum Theil noch heute schmachtet.

Tadelnswürdig ist der unkluge, wenn gleich gutgemeinte, Eifer solcher Personen, die das Volk plötzlich, ehe es bessere Begriffe und Empfänglichkeit für das reine Christenthum hat, vom todten Zeremonielwerk hinwegziehen wollen. Aber verbrecherisch vor Gott und Welt und Nachwelt ist die Scheinheiligkeit und Pharisäerei derjenigen, welche, um sich bei dem Volke in Ansehen zu setzen, mit großem Eifer mehr auf Zeremonienwerk als innere Religiosität halten, und lieber eine unterlassene That, ja Lüge, Betrug, Verläumdung, Haß und Hurerei verzeihen wollen, als eine Versäumung der geringsten kirchlichen Vorschrift. Dies verderbliche Ottergezücht unsers Zeitalters ist dasselbe noch, was es zur Zeit Jesu Christi war. Es möchte das Volk in Wahn und Blindheit, und in geist- und herztödtendes Herkommen niederdrücken, und es im alten Unsinn gefesselt sehen, um bequemer über dasselbe zu herrschen, zu walten, um aus dieser Herrschung und Waltung Vortheile zu ziehen. Dies verderbliche Ottergezücht unserer Zeiten ist dasselbe, dem Jesus in seinen Tagen so häufig begegnete und zurief: Wehe euch, Heuchler, die ihr verzehntet die Münze, Till und Kümmel, und lasset dahinten das Schwerste im Gesetz, nämlich Gerechtigkeit im Gericht, Barmherzigkeit und den Glauben. Dies sollte man thun, und jenes nicht unterlassen. Ihr verblendeten Volksführer, die ihr Mücken säuget und Kameele verschlucket, die ihr gleich seid, wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtengebeine und alles Unflaths; ihr Schlangen, ihr Ottergezücht, wie wollt ihr der höllischen Verdammniß entrinnen? (Matth. 23, 23 — 33.) Wahrlich, ich kann nicht glauben, daß es einen Gotteslängner gebe: aber gibt es einen, so ist es derjenige, welcher die Religion Jesu Christi, das Heiligthum aller großen und guten Menschen, zu einem heidnischen Gaukelspiel fürs Volk macht, um dabei seinen Eigennutz zu sättigen, oder seine Ehrsucht; oder welcher das Göttliche zu einer gemeinen Polizeimaßregel herabwürdigt, womit er, wie am Leitseil einen Hund, den Pöbel anziehen und loslassen kann. Da ist nicht das Reich Gottes, und würde mit silbernen Glocken in die Kirche geläutet, und auf goldenen Bänken gebetet!

O Gott, Vater des Lichts, erleuchte die Fürsten und Obrigkeiten der Völker unserer Tage, rühre die Herzen derer, welche die Verkünder Deines seligmachenden Wortes sind, daß sie sich hinwenden zu dem Einen, was uns Noth thut, und des Irdischen vergessen! O bleibe bei uns mit Deiner Gnade, Jesus Christus, denn es will wieder Abend werden! Inbrünstiger denn jemals bete ich zu Dir: Dein Reich komme zu uns! Amen.

397.

Der Christen Gewalt und Rache.

Gal. 5, 22.

Wo fürchtet sich der Mensch zu wüthen,
Wenn er der Welt allein gebieten,
Allein will frei und furchtbar sein?
Ihr Wellen brauf't nicht! Euch empöre
Kein Sturmwind, und die stillen Meere
Durchstürme nur der Mensch allein!
Er, er wird leben, wird zerschmettern,
Wird quälen, plündern — selbst den Freund;
Ergrimmter, als in Winterwettern
Die Fluth, ein unversöhnter Feind!

Eine alte, traurige Wahrheit ist es, daß dem Menschen viel leichter sei, sein Unglück zu ertragen, als sein Glück. — Das bezeugt die Erfahrung an einzelnen Personen, an ganzen Völkern. Auch leider an den Christen ist es bestätigt worden.

So lange sie die Verfolgten waren, sah man sie aller Orten als Muster der Demuth, des gesetzlichen Gehorsams, wenn ihnen nichts wider ihren Glauben geboten wurde. Sie lebten einfach, in strengen Sitten, aller Weichlichkeit feind; ertrugen die größten Beschwerden mit Fröhlichkeit; achteten es gering, Eigenthum und Vaterland für das Bekenntniß der ewigen Wahrheit zu verlieren, in Wäldern und Höhlen als Flüchtlinge zu leben, und, sollte es sein, selbst mit Freuden zu sterben. Alle waren eine Liebe. Keiner verrieth den Andern. Der Reiche theilte dem Armen mit, und selbst diejenigen, welche sich in ihren Meinungen und Auslegungen heiliger Schriften entzweiten, stritten mit Worten, nicht mit Dolchen, Foltern und Kerkern, wider einander. Sie wollten sich wechselsweise bekehren, nicht verderben. Sie verabscheuten den heidnischen Aberglauben, aber haßten die Heiden nicht; sie beklagten nur die Irrenden. Sie beteten noch auf den blutigen Richtplätzen edelmüthig im Tode für ihre ungerechten Verfolger.

Sobald aber die Gewalt in ihre Hände gegeben war, verwandelte sich das große Schauspiel. Die Verfolgten wurden nun die Verfolger. Verschwunden war plötzlich Liebe und Großmuth. Der Sieger athmete nur Rache. Galt es vor Zeiten für ein Verbrechen, den Namen Christ zu führen: war es nun Verbrechen, ein Heide zu sein, oder ein Jude. Die christlichen Bischöfe suchten Einfluß an den Höfen der zum Glauben bekehrten Kaiser, um diese zu den gewaltsamsten Maßregeln gegen ihre heidnischen Unterthanen zu verleiten. Es war nicht um Bekehrung, sondern nur um Taufe zu thun: gleichviel ob der Mensch von innen unerleuchtet und ruchlos blieb, wußte er nur sein Kreuz zu schlagen, sein kurzes, unverständliches Glaubensbekenntniß zu sprechen, und in den Kirchen ein Gebet zu plappern. Eben die Christen, welche ehemals mit Recht von Juden und Heiden für sich selbst nur Duldung gefordert hatten, versagten diese nun mit oft empörender Hartherzigkeit den Gegnern.

Die Strenge und Verfolgungswuth der christlichen Kaiser, Fürsten und Beamten stieg von Jahr zu Jahr, und von Jahrhundert zu Jahrhundert stufenweise. Anfangs begnügte man sich, den Heiden nur ihre Wahrsagerkünste zu verbieten, ihre grausamen, menschenmordenden Fechterspiele abzustellen. Dies war noch billig, menschlich, weise. Bald ging man einen Schritt weiter, stürzte die Götzenaltäre mit Gewalt, verschloß in den Städten die heidnischen Tempel, verbot allgemein den Göttern zu opfern, und entriß die Tempel und deren Gut gewaltthätig den wahren Eigenthümern, um damit die christlichen Kirchen zu bereichern. Wenn auch der Abscheu und Eifer der Christen gegen den Götzendienst allerdings zu entschuldigen war, konnte die Beraubung der Heiden zum Besten des christlichen Gottesdienstes nie gerechtfertigt werden. Denn auch meines größten Feindes Gut ist sein eigenes, und nicht das meine. Hier handelte schon nicht mehr frommer Eifer, sondern wüthender Schwärmergeist, dem nichts mehr heilig ist, als das Lechzen seiner Raserei, der Alles für sein Ziel erlaubt hält. Man wollte Gottes Sache ehren, und schändete sie.

Die Heiden waren, so oft auch die Christen von ihnen ehemals verfolgt gewesen, dennoch im Ganzen mit größerer Duldsamkeit und Schonung gegen die Christen verfahren, als nun von Seiten dieser gegen sie geschah. Sie erhielten keine Ruhe. Der Pöbel der Christen in den Städten erlaubte sich ungestraft dieselben Ausschweifungen und Grausamkeiten wider sie, mit welchen sich vormals der heidnische Pöbel gegen die Christen ausgezeichnet hatte. Treu dem Glauben ihrer Vorältern, ohne Kunde des Bessern, sahen die Heiden mit Betrübniß ihr Loos. Sie kamen nun, wie sonst die Christen gethan, in stiller Nacht heimlich zusammen, und brachten ihren verlassenen und geschmähten Gottheiten die verbotenen Opfer. Ihre Abneigung gegen das Christenthum mußte nur beim Anblick der Grausamkeiten zunehmen, zu welchen die neue Religion des Staats zu berechtigen schien. Endlich ward den Heiden auch aller nächtliche Gottesdienst untersagt, und wer verrathen ward, an demselben Theil genommen zu haben, mit Kerker, Entehrung und Tod bestraft.

Nicht bessere Schicksale erfuhren die unglückseligen Juden. Dieselben waren den Heiden bisher nur ein verächtliches Volk gewesen. Ihre Unreinlichkeit bei aller Prahlerei mit Waschungen und Enthaltsamkeit von verunreinigenden Speisen, ihre Verworfenheit und Zerstreuung unter den Nationen, bei allem ihrem thörichten Stolz, das erste Volk der Welt, das Volk Gottes zu sein, mußte sie zum Gegenstande allgemeinen Spottes machen. Doch würden sie von den römischen Kaisern im Ganzen geduldet und glimpflich behandelt. Selbst die Christen hatten oft ihren Schutz unter dem Scheine gefunden, als gehörten sie zu den Juden. Härter aber verfuhren nun die christlichen Fürsten gegen die Bekenner des mosaischen Gesetzes; man gestattete ihnen selten die Rechte anderer Unterthanen, zuweilen kaum die Rechte des Menschenthums, und wenn der christliche Pöbel sie steinigte, mordete, plünderte, glaubte derselbe wohl gar noch mit seinem Frevel Gott zu dienen.

Eine Religion aber, welche solche Wirkungen erzeugt; eine Religion, die zum Haß, zur Unverträglichkeit, zur blutigen Verfolgung Andersglaubender entflammt, oder zum Plündern und Rauben fremden Gutes berechtigt, ist die schändlichste, welche der Mensch erfinden kann. Sie ist die Religion der Hölle, geschaffen zur Zerstörung der Zwecke Gottes auf Erden und zur Verewigung des Krieges. Das war nie die Religion, welche Jesus geoffenbart hatte, der seinen Bekennern zur ersten aller Pflichten die Liebe machte, Liebe selbst gegen Feinde und ein segnendes Gemüth gegen Verfolger. Das war die Frucht der gemeinen, rohen, thierischen Leidenschaften, nicht die Frucht des durch den Glauben an Jesum geheiligten Geistes. Die Frucht aber des Geistes, sprach Paulus (Gal. 5, 22.), ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit.

Mit tiefem Unwillen und empörtem Herzen sehe ich auf jene schrecklichen Tage hin, da das Christenthum so tief von seiner Höhe gesunken lag, daß es mit dem von Christo und seinen Jüngern geoffenbarten Glauben noch kaum eine entfernte Aehnlichkeit hatte. Es darf uns nicht befremden, wenn edelmüthige Heiden in jener Zeit ihr Heidenthum und dessen Tugenden allen Spitzfindigkeiten und heiligen Gräueln der christlichen Kirche vorzogen. In der That blieb der größte Theil der unterdrückten Heiden heimlich voll Abscheu gegen das aufgezwungene Kreuz, gegen die Verehrung von einem Schutzheiligen, und gegen die unduldsame Wuth der alleinseligmachenden Kirche. Dies zeigte sich besonders, als nach einer Reihe von christlichen Kaisern endlich einmal wieder Einer den Thron betrat, der dem Heidenthum öffentlich Schutz gewährte und den Christen seine tiefste Verachtung bezeugte. Dieser hieß Julian, ein weiser, enthaltsamer, tapferer Mann.

Er war freilich in der christlichen Religion erzogen, aber die Wirkungen dieser Religion, das Betragen der durch sie gebildeten Fürsten, das Betragen der sie verkündigenden Priester, hatten ihn früh schon mit Widerwillen gegen sie erfüllt. Er zog ein veredeltes Heidenthum vor, und hielt die Grundsätze desselben der Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft für angemessener und dem Wohl des Staates für zuträglicher. Denn seit die Kaiser sich öffentlich zum Christenthum bekannt hatten, war auch nicht Einer mehr unter ihnen gewesen, der sich durch die Tugenden des Alterthums ruhmwürdig gemacht hätte. Ewiger Krieg, ewige Zwietracht, Rotten und Parteien umringten sie; Huren, Verschnittene, Priester belebten ihren üppigen, wollüstigen und mit Grausamkeiten besudelten Hof. Des Heidenthums schönste Tugenden schienen da weniger werth, als christliche Laster, für welche die

gefälligen Priester jederzeit himmlische Vergebungen und Entsündigungen bereit hatten. Seit das Christenthum im römischen Reich herrschend und die Verehrung der alten Gottheiten versäumt worden war, sah man das Reich immer kraftloser dem endlichen Untergange nahen. Rom, sonst immer siegreich in allen Welttheilen, zitterte nun furchtsam vor den beglückten Waffen fremder Nationen. — Dieser Anblick der Uebel mochte auf Julians Gemüth einen tiefen Eindruck gemacht haben. Er schrieb in seiner traurigen Unzufriedenheit dem Christenthum mehr zur Last, als es verschuldet hatte. Bei der Erziehung, die er genossen, war er ohnedem nicht von allem Aberglauben seines Zeitalters rein. Auch die harte, die unmenschliche Art, mit welcher seine Familie, er selbst und seine Freunde von sich Christen nennenden Kaisern behandelt worden waren, nicht weniger sein Umgang in der Jugend mit heidnischen Gelehrten, die ihm die Schwächen, die Unduldsamkeit, die Widersprüche der Christen und ihre gewaltthätige Herrschsucht zeigten, und wie sie dem Menschen jedes Laster verziehen, wenn er nur an Jesum glaubte — alles dieses hatte auf ihn zum Nachtheile der Christen gewirkt.

Sobald ihn daher seine Heere zum Herrn des Reiches ausgerufen hatten, entsagte er der christlichen Religion. Und wie er nun den bisher verfolgten und mißhandelten Heiden, gleich christlichen Unterthanen, Schutz und Gerechtigkeit widerfahren ließ, standen Tausende und Tausende, die man für Bekehrte gehalten, wieder vom Christenthum ab. Die zerstörten Altäre der Gottheiten erhoben sich neben den Altären der christlichen Heiligen, und ungestraft durfte das verehrte Bild des Mondes oder der Sonne neben dem verehrten Bilde des Kreuzes erhöht werden. Julian war Heide, aber steinerne Gottheiten verehrte er nicht, sondern das Höhere, Unsichtbare, dessen Eigenschaften sie bedeuten. Er hatte den Glauben an das höchste Wesen, an eine Geisterwelt, und selbst, daß man mit dieser in Gemeinschaft treten könne. Er war Heide, aber die Christen verfolgte er im Anfang keineswegs, sondern er wollte nur allgemeine Verträglichkeit der verschiedenen Religionsparteien in seinem Reiche einführen. Es fehlte nicht an rachsüchtigen Ausschweifungen des heidnischen Pöbels gegen die Christen, wegen der von ihnen erfahrenen Bedrängungen. Die Christen sahen mit Schrecken von ihrer ehemaligen Gewalt sich vertrieben. Sie nannten öffentlich den Kaiser einen Abtrünnigen, und wurden voll des bittersten Hasses wider ihn. Er aber ließ sich nicht erschüttern; führte die edeln und strengen Sitten der Vorwelt wieder an seinem Hof und in seinen Lagern ein, entfernte von sich die Werkzeuge ehemaliger Tirannei, gab vortreffliche Gesetze und erwarb den Ruhm eines vorzüglichen Fürsten, ungeachtet ihn die Christen in Schriften und Predigten verdammen mochten. Ihre Widerspenstigkeit und Unzufriedenheit vermehrten seine Abneigung gegen sie. Er zeigte sich nachsichtvoller, wenn das heidnische Volk die Christen zu mißhandeln anfing; es entstand der Wunsch in ihm, das ganze Christenthum wieder abzuschaffen. Aber zu klug, um Meinungen mit der Schärfe des Schwertes auszurotten, wandte er gelindere, doch wirksamere Mittel an. Allen christlichen Kirchenparteien erwies er sich gleich gnädig; keine durfte die herrschende sein; so hoffte er sie durch ihre Zänkereien unter sich selber aufzureiben, oder zum Gegenstand allgemeiner Verachtung zu machen. Er nahm den Kirchen ihre aufgesammelten Reichthümer, und setzte spottend hinzu: es sei billig, daß sie zu jener evangelischen Armuth zurückkehren, die sie dem Volke immerdar preisen, ohne sie selber tragen zu wollen. Er verbot den Christen nicht nur, öffentliche Aemter zu bekleiden, sondern auch in Streitfällen ihre Sache selbst vor den Gerichtshöfen führen zu dürfen. Er wollte sogar nicht, daß sich Einer von ihnen den Wissenschaften widme. In Unwissenheit wollte er sie alle zurückstürzen, damit sie in derselben untergingen. — Er verfuhr mit einer Ungerechtigkeit, die alle seine Tugenden verdunkelte, und ohne den Schein der Grausamkeit zu haben, ward er dem Christenthum ein weit gefährlicherer Feind, als jemals einer der wildesten Christenverfolger gewesen war.

Aber Gott wachte. Das Wort des Herrn, wenn auch von der Menschen Thorheit verfinstert, sollte ewiglich bleiben! Der abtrünnige Julian konnte sein Werk nicht vollenden. Nach einer kaum zwanzig Monden langen Herrschaft kam er im Kriege wider die Perser ums Leben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er durch die Hand eines seiner eigenen Unterthanen gefallen, oder wie seine Verehrer sagten, daß er durch die meuchelmörderische Faust eines Christen fiel. Lautes Frohlocken erfüllte die christlichen Kirchen bei der Nachricht vom Tode dieses Fürsten, und viele abgeschmackte Fabeln wurden von seinem Sterben erdichtet, um ihn bei der Welt und Nachwelt desto verhaßter zu machen. Er starb mit der Würde eines edeln Mannes. Der Tod, sprach dieser von den Christen seiner Zeit geschmähte Heide, ist nur ein Uebel für den Bösen; er ist ein Gut für den Tugendhaften, eine Schuld, welche der Weise ohne Murren bezahlen soll. Ich war Unterthan, ich war Kaiser, und weder in meiner Niedrigkeit noch auf dem Throne ließ ich mir, hoffe ich, Vieles zu Schulden kommen, dessen ich mich zu schämen hätte.

Die Schicksale der Kirche unter seiner Herrschaft schienen eine höhere Warnung zu sein für die Christen, wie sie zurückkehren sollten zum Geiste Christi, und zur heiligen Frucht des Geistes, die da ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit und Gütigkeit. Aber es geschah das volle Gegentheil. Kaum ward durch Gunst nachfolgender christlicher Fürsten die Kirche wieder ins verlorne Ansehen erhoben, begann eifriger und anhaltender als zuvor das Verfolgen und Unterdrücken der Heiden und Juden. Denn nun hatten die Christen erfahren, was sie von den Dienern der Abgötterei zu fürchten hätten, wenn dieselben jemals wieder, sei es durch Verschwörungen, durch Wahl eines heidnischgesinnten Monarchen, oder durch fremde heidnische Völker unterstützt, oder durch Aufrührer empor kommen sollten. Es ward ihnen keine Nachsicht und Schonung mehr gegeben. Das Heidenthum sollte bis auf die letzte Wurzelsprosse vertilgt werden. Man sah mit kaltem Blute diejenigen in Kerker geschleppt oder hingerichtet werden, welche sich hartnäckig weigerten, ihre Zuflucht in den Schoos der Kirche zu nehmen.

Und seit dieser Zeit blieb die christliche Religion bis auf unsere Tage die herrschende Religion in unserm Welttheil. Julians Versuch, noch einmal das untergegangene Alte der vormaligen Zeiten wieder herzustellen, war ein vergeblicher Versuch, wie es ein jeglicher solcher Art ist. Denn jede Zeit hat ihren eigenen Geist, der mit der Heimkehr des Vergangenen unverträglich ist. Das europäische Heidenthum hatte sich schon selbst überlebt. Die Tempel der Götter wurden in Folge kaiserlicher Gebote

mit Gewalt zerstört, und die Aufstände derer, die den Glauben ihrer Vorfahren nicht meiden wollten, mit blutigem Schwerte niedergeschlagen. Empörungen, Morde und Entzweiungen waren überall. Die Sitten der Christen verwilderten immer mehr.

Aber nicht nur wider die Heiden eiferten und wüthetten die Bischöfe, Priester und das gläubige Volk, sondern fast mit größerer Erbitterung gegen die eigenen Freunde und Mitchristen, wenn sie in Glaubensdingen andern Sinnes waren, als die Kirche vorgeschrieben hatte. Denn die herrschende Kirche, nicht das Christenthum, machte in diesen Zeiten zum Christen. Schon war die herrschende Kirche aber in sich selbst getrennt, weniger durch Hauptunterschiede im Lehrbegriff, als durch äusserliche Nebendinge und den Eigensinn oder Stolz der Häupter. Es gab eine abendländische oder römisch-katholische, und eine morgenländische oder griechische Kirche. Dieser Unterschied hat sich durch Jahrhunderte fortgeerbt bis auf den heutigen Tag. Denn nicht nur die Christen in dem türkischen Reiche, sondern auch die meisten Völker des russischen Reichs, sind der griechischen Kirche treu geblieben, und ohne Gemeinschaft mit der abendländischen.

Neben beiden Kirchen breitete sich, von beiden gleich sehr gehaßt, eine dritte im Norden wie im Morgenlande aus, die arianische genannt, welche, abweichend von den übrigen, lehrte, es sei nur ein einiger Gott; Christus aber sei nicht Gott selbst, sondern das erste und höchste aller vom ewigen Vater erschaffenen Wesen. Eine allgemeine Kirchenversammlung verdammte zwar diese Behauptung; aber sie fand bei vielen Völkern wunderbar schnellen Eingang, und würde vielleicht trotz allen Verfolgungen eine der mitherrschenden geblieben sein, hätten sich nicht ihre Anhänger unter einander selbst entzweit.

Eine Glaubensstreitigkeit erzeugte die andere, und jede, sie mochte um die Person und Naturen in Christo, oder um die Geheimnisse der Dreieinigkeit und des heiligen Geistes, oder auch nur um die Verehrung der heiligen Bilder, oder um gottesdienstliche Gebräuche geführt werden, ward mit einer lieblosen Heftigkeit geführt, welche nicht die Frucht des wahren Jesussinnes war. Die herrschende Kirche, oder vielmehr deren zu Gewalt erwachsene Lehrer, Bischöfe und Erzbischöfe, verfolgten die Abweichungen von dem, was sie für wahr erkannt hatten, häufig mit den strengsten Strafmitteln, nicht selten mit Verbannung und Beraubung aller Ehren, Aemter und Güter, nicht selten mit Todesstrafen.

Die Liebe, die Jesus gepredigt hatte, war verloren. Man haderte statt dessen um Worte, um Dinge, die kein Sterblicher ergründet, oder die zum Theil selbst aus bloßen Mißverständnissen entsprungen waren. Ein langer und trauriger Streit ward über die Ursachen der Bösartigkeit der Menschen geführt, und ob sie nur aus den sinnlichen Trieben der irdischen Natur entstehe, oder durch Zurechnung der ersten Sünde seit Adams Fall. Lange verfolgte und verdammte man sich wegen des Daseins oder Nichtdaseins der Erbsünde, des gänzlichen Verderbens und der vollkommenen Untüchtigkeit des Menschen zum Guten; lange wegen der übernatürlichen Gnadenwirkungen Gottes im Menschen, durch die er allein gebessert werden könne, oder wegen der unbedingten Gnadenwahl und göttlichen Vorherbestimmung einiger Menschen zur Glückseligkeit und anderer zur Verdammniß. So groß und wild war die Schwärmerei, daß Christen sich in solchem Zwiste nur innigerm Zorn haßten, als sie je einen Heiden oder Juden gehaßt hatten, und es verdienstlich galt, einen Ketzer todtzuschlagen. Oft geschah, daß das, was eine Kirchenversammlung gebilligt hatte, wenige Jahre später eine andere Versammlung verfluchte. Wie leicht waren auch Irrthum und Mißverständniß in Dingen, die über die Grenzen der menschlichen Vernunft hinausliegen! Aber um so angelegentlicher erörterte man solche Gegenstände, wie zum Beispiel: ob in der Dreieinigkeit drei Personen oder drei Naturen wären; ob einer aus der Dreieinigkeit gekreuzigt sei oder nicht; ob in Jesu Christo, unserm Heiland, ein oder zwei Willen gewesen wären; inwiefern der Begriff der Opferung des Leibes Jesu im Abendmahl anzunehmen; oder die Seelenmessen Kraft haben, abgeschiedene Geister aus dem Fegfeuer zu erlösen; oder was unter dem Ausgang des heiligen Geistes zu verstehen sei.

Diese kirchlichen Trennungen und Verketzerungen dauerten nicht etwa nur Jahre, sondern Jahrhunderte lang; sie erfüllten nicht nur die der Andacht und Verehrung Gottes geweihten Tempel, sondern die Gerichtshöfe, Städte und Landschaften mit Zank und Verlästerung und Mord. Die geistlichen Parteien wurden zugleich bürgerliche Parteien; und wider die Parteien an den Höfen verstärkten sich diejenigen der Kirchen. So mußte die Stütze des Staates selbst vernichtet, der allgemeine Verband des Reiches aufgelöset werden, indem man Alle, die anderer Meinung, als die Mehrheit der Bischöfe, zu sein wagten, wie Feinde Gottes und des Staates verfluchte und behandelte. Das Christenthum, indem es zur bloßen Sache spitzfindiger Verstandesgrübelei und todten Zeremoniels gemacht wurde; die Kirche, indem sie nichts mehr als ein Schauplatz wider einander empörter Leidenschaften ward, wo man um Jesu willen wider dessen eigene Lehre, Uebertretung der heiligsten Pflichten, Vergessung der Liebe, der Sanftmuth und Aufsagung des Gehorsams predigte, sobald es der Kirche Vortheil forderte; das bürgerliche Leben, indem es im Allgemeinen das wüste Treiben der rohesten Sittenlosigkeit und schnöden Wollust ward, dafür man immer wieder in der Kirche Sündenvergebung oder Hoffnung auf die Fürsprache der Heiligen fand — — mußte ein Reich, von solchen Uebeln zerrüttet, nicht zum nahen Untergange reif sein?

Und es war reif; und es ging unter! Ihr Sterblichen, vergebet immer die Sünden; aber die Sünde selbst vergibt sich nicht, sondern straft sich selber.

In Lastern der Weichlichkeit und in den grausamen Verbrechen der Selbstsucht lösete sich das große, weltgebietende römische Reich auf. Da geschah der Wink der Vorsehung, und abgehärtete, kriegerische Wilde fremder Länder rückten in unzählbarer Menge hervor, unterjochten das ganze Abendland, zertrümmerten das große Kaiserreich, zerschlugen den römischen Thron, und brachten ihre rauhen Kriegertugenden an die Stelle der herrschend gewordenen Ueppigkeit und Wollust. Es sollte durch die Vermengung der wilden Sieger mit den besiegten Weichlingen ein neues Geschlecht erstehen.

Die Kirche erbebte in diesen Stürmen; aber sie bestand, während die Thronen der Kaiser und Könige zerschellt wurden und die Schlösser der Weltunterjocher zerstäubten. Die Kirche bebte. Sie hatte Ursache. Hoffart war an die Stätte christlicher Demuth, Geiz und Prachtsucht an die Stätte frommer Genügsamkeit, Verehrung

des Staubes an die Stätte der Anbetung Gottes, und Werkheiligkeit und Zeremoniel an die Stätte der Jesustugenden und thätiger Menschenliebe getreten. Christen verfolgten Christen. Haß und Zwietracht und Parteiung war die Tagesgeschichte der Gläubigen. Einer war wider den Andern, um nichtiger Meinungen willen; Menschenfurcht ging über Gottesfurcht.

Da kam der große Tag des Gerichts! Es kam der Tag des Herrn, an welchem erfüllt ward, was Jesus einst geweissagt hatte von sich und seinem Gottesreich: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet! (Luk. 11, 13.)

Es kam der Tag des Herrn! — Eine Begebenheit geschah, wie nie geschehen war, seit Menschen den Erdkreis bewohnten; das Unerhörteste, das nie für möglich Gehaltene erfüllte sich. Als sollte Alles, was bisher bestanden war, untergehen; als sollte Nichts auf seinen Stätten bleiben: so geschah ein Drängen und Verwirren unter den Bewohnern der Erde vom Aufgang bis zum Niedergang. Denn, wie von der Stimme Gottes gerufen, sprangen Nationen von ihren alten Wohnsitzen, ergriffen das Schwert und zogen davon mit Weibern, Kindern und Heerden, sich eine andere Heimath in dieser Welt zu suchen und zu erobern. Nationen kamen von Sonnenaufgang, Nationen von Mitternacht her, nie hatte man zuvor ihre Namen vernommen. Sie kamen; ihre Gestalten waren unbekannt; Niemand verstand ihre Sprache. Sie kamen, färbten weite Länder mit dem Blute der überwundenen Einwohner. Was nicht unter der Schärfe des Schwertes fiel, floh mit Entsetzen von Hütten und Vaterland hinweg, in noch nie gesehene Gegenden. Ganze Völker flohen von Hütten und Vaterland hinweg mit Weibern und Kindern, griffen verzweifelnd zu den Waffen, und trieben schwächere Völkerschaften vor sich hinweg, um eine bleibende Stätte zu finden. Und so aller Orten Krieg und Kriegsgeschrei in drei Welttheilen. Verwirrung, Flucht, Aufbruch und Streit aller Nationen. Das ungeheure Reich Roms ward von den Unbekannten erbeutet und zerstückelt. Nichts blieb das Alte. Alles sollte neu werden. Es war ein immerwährendes, unruhiges, schreckenvolles Wandern der Völker. Es war ein Gericht Gottes.

Einige Jahrhunderte währte dies ungeheure Völkerspiel, dieser Sturm in der Menschheit. Und als sich Alles nach und nach beruhigt und gesetzt hatte, war Alles verwandelt von einem Ende des Welttheils zum andern. Da waren neue Thronen, neue Nationen, neue Sprachen, neue Sitten, neue Gesetze, neue Verfassungen. Da standen die Völker, die Staaten alle da, welche wir noch heute kennen und sehen, wie die neue Schöpfung. Von dem, was ehemals gewesen, war kaum noch der Name übrig; nichts war geblieben, als die christliche Kirche; Alles hatte verloren, nur die Kirche hatte sich über Alles ausgebreitet, was gekommen war, und einen Umfang und eine Macht gewonnen, die sie selbst in den Tagen nicht gehabt, da noch Weltbeherrscher vom römischen Kaiserthron herab sie siegend erhoben hatten.

Aber in diesen Wanderungen und zweihundertjährigen Kriegen der Nationen waren sie alle verwildert von einem Ende des Welttheils zum andern. Wissenschaft und Kunst der alten Zeit ward nicht mehr gefunden. Barbarei und Unwissenheit herrschte an den Höfen der Fürsten, in den Hütten der Knechte, in den Wohnungen der Priester. Ganz Europa glich einer großen Ruine.

Es hat viele Personen gegeben, welche bei diesem traurigen Anblick der Verwüstung schauderten und an dem Fortschreiten des menschlichen Geschlechts gänzlich verzweifelten. Alles dreht sich im ewigen Kreise herum! sprachen sie trostlos: Nationen gehen auf und unter, wie die Blumen des Feldes. Sie prangen eine Zeit lang, dann sind sie nicht mehr. Wo ist die Weisheit Griechenlands? wo Roms Glanz? Die Nationen erreichen nur einen gewissen Grad von Vollkommenheit, dann gehen sie wieder in Dunkelheit zurück. Das Fortschreiten des menschlichen Geschlechts ist ein schönes, aber nichtiges Traumgebilde gutmüthiger Schwärmer.

So sprachen sie, klagend über den Untergang herrlicher Nationen, wo statt ehemaliger Freiheit noch heutzutage Sklaverei, statt ehemaliger Wissenschaft rohe Unwissenheit, statt ehemaligen Reichthums verächtliche Dürftigkeit und Trägheit herrscht. Aber ihre Klage war voreilig und eitel. Die Nation verlor, aber die Menschheit gewann. Wer den Gang der Vorsehung in Erziehung des menschlichen Geschlechts beobachten und beurtheilen will, der habe nicht ein einzelnes Völklein, sondern die Menschheit, nicht das Jahrhundert, sondern das Jahrtausend im Auge. Wer erkennt an einem Tropfen das Weltmeer?

Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, sprach Jesus Christus: wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet. Die christliche Welt, mit allen ihren Wissenschaften und Künsten aus Rom und Griechenland, war nicht mit Christo; sie war nicht mehr mit seinen Tugenden, in seinem Geiste; sie war wider ihn mit ihren Parteiungen, Aberglauben und Lastern. Darum, weil sie nicht mit ihm sammelte, zerstreute sie. Es kamen die fremden Nationen, überwältigten alle Lande, und erbeuteten die Schätze der Kunst und Wissenschaft. Und was vormals nur ein Vorzug weniger Städte und Gegenden gewesen, ward durch Zerstreuung das gemeine Gut eines ganzen Welttheils. Ohne die Völkerwanderung wäre so schnell nicht vom Morgenlande bis zu den äussersten Meeresküsten des Abendlandes, und vom üppigen Rom hinweg bis in den rauhen Norden, ein gleicher Grad von Einsicht und Menschlichkeit, ein gleiches Streben nach Sittlichkeit, Kunst und Einsicht gemein worden. Blicket hin auf die schönsten Zeiten der Griechen und Römer: wer waren sie? Verfeinerte, oft vortreffliche Menschen, so weit die heidnische Religion den Menschen zur Vortrefflichkeit gelangen ließ. Was war die übrige Welt? Finsterniß, Knechtschaft, Elend. Blicket umher auf den Völkerzustand des heutigen Europa's! Er ist die Frucht der Völkerwanderung. Alle Nationen erfreuen sich des Lichtes der Wissenschaften, menschlicher Gesetze, milder Sitten, freundlicher Künste. Als Rom, als Griechenland nicht mehr sammelte, mußte es zerstreuen. Seine Schätze verstoben in alle Welt, und wurden weit umher Saaten des Bessern. Nie war der Kampf des Guten und Bösen auf Erden lebhafter geführt, als in jenen Zeiten allgemeiner Gährung der Nationen, da sich Alles vermischte und verwirrte. Aber nie war auch der Sieg ausgebreiteter und glänzender. Das Licht, sonst einzeln strahlend, ward vertheilt überall: daher schwach und dunkel überall; aber es blieb auch der geringste Lichtfunke noch thätig. Er ergriff, was ihm zunächst lag, und verzehrte den rohen, schlechten Stoff des Bösen; und immer neu genährt wuchs

er, und loderte zur heiligen Flamme auf hier und allenthalben.

Wer nicht mit mir ist, sprach Jesus Christus, der ist wider mich; und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet. Dies erfuhr vornehmlich auch die seinen Namen tragende Kirche damaliger Zeit. Wie tief war sie herabgesunken ins Sinnliche; wie nahe wieder dem Heidenthum verwandt geworden! Und weil sie nicht mehr sammelte und an innerm Werth wuchs, mußte sie zerstreuen und durch Umfang gewinnen. Gott warf die Völker durcheinander wie Spreu. Es kamen für die Christen wieder die Tage der Noth, unter denen das Christenthum die größten Tugenden, die bewundernswürdigsten Glaubenshelden hervorgebracht hatte. Und die neue Noth gebar neue Tugend, stärkte den Schwächling, machte den Feigen muthvoll. Es erstanden neue Apostel, die den fremden Siegern das Evangelium predigten; es triumphirten neue Bekenner Jesu über alle Schrecken; es begeisterten neue Märtirer die Heidenschaft, an Jesum zu glauben. Darum, wiewohl unter dem eisernen Fuß der durch die Welt umherziehenden Nationen Alles verging, was ehemals preiswürdig gewesen, die christliche Kirche allein verging nicht. Vielmehr umschloß sie endlich allesammt, und versöhnte und verbrüderte die Streiter in ihren mütterlichen Armen.

Es ist merkwürdig, daß die Wanderung der Völker fast in derselben Zeit anhob, als die christliche Kirche nach dreihundertjährigem Leiden siegreich und in der römischen Welt herrschend geworden war. Eine Stufe war erstiegen; nun sollte die zweite betreten werden.

Zur schnellen Verbreitung der göttlichen Offenbarung durch Jesum war ehemals die Einheit des ungeheuern römischen Reichs nöthig gewesen. Und der Erlöser der Welt ward in derselben Zeit geboren, da solche Einheit unter Kaiser Augustus vollendet war. Nachdem nun das Christenthum in diesem ganzen Reiche mächtig und herrschend geworden, mußte es auch den entferntern heidnischen Völkern zukommen. Aber die Römer zogen nicht erobernd zu ihnen, sondern die Völker der Ferne stürzten sich gegen das Römische. Dessen Zertrümmerung ward nun dem christlichen Glauben das wieder, was ihm ehemals die Einheit des Reichs gewesen.

Die wilden Nationen der Ferne sandte Gott, um die üppigen, weichlichen, zwistigen, sinkenden Völkerschaften und Menschen, die unter Roms Hoheit wohnten, mit neuer Kraft zu mengen und zu härten; sie würden sich ohnedem in ekelhaften Wollüsten und Grausamkeiten einander selbst aufgezehrt haben. Aber das Christenthum mußte hinzutreten, um die Wildheit der unmenschlichen, rauhen Sieger zu mildern, um die Trümmer der Wissenschaft und Kunst der alten Welt zu retten; sonst würde der gesammte Erdkreis in größere Barbarei und Unwissenheit versunken sein, als er jemals gewesen.

Mit zitternder Ehrfurcht, Gott! erblicke ich Deine Thaten und Deine Leitungen des Menschengeschlechts! Wie groß, wie weise, wie gnädig bist Du! Nur dunkel ahne ich das Unendliche deiner Zwecke und Mittel. Wie gar unbegreiflich sind Deine Gerichte und wie unerforschlich sind Deine Wege! Wer hat je Deinen Sinn erkannt, oder wer ist je Dein Rathgeber gewesen? Von Dir, durch Dich, in Dir sind alle Dinge. Dir sei Ehre in Ewigkeit. Amen.

398.

Gefahren der Unwissenheit in religiöser Hinsicht.

Ephes. 4, 17. 18.

Hilf, daß Dein Licht
Die Finsterniß durchbricht:
Daß die erschaff'nen Geister
Dich, ihren Herrn und Meister,
Stets deutlicher erkennen,
In Dir entbrennen!

Dein heil'ges Bild,
In Schleiern leicht verhüllt,
In Schleiern der Naturen,
Schwebt in den Sternenfluren,
In Thalern, Höh'n und Meeren
Und Blumenheeren.

Ach, ohne Kraft
Und Licht der Wissenschaft
— Mag Mond und Sonne funkeln —
Tappt doch der Mensch im Dunkeln,
Und muß sich, gleich den Thieren,
Im Staub verlieren.

Die wir unter wohlwollenden und einsichtvollen Fürsten und Obrigkeiten zu wohnen das Glück haben, müssen es allerdings unbegreiflich finden, daß es Fürsten und Obrigkeiten geben könne, welche, statt die Kenntniß und Belehrung des Volks und die Aufklärung des Verstandes und den Unterricht der Jugend zu befördern, alle Mittel anwenden, das Volk in dumpfer Geistesbefangenheit und Unwissenheit zu erhalten. Sie umzäunen mit ängstlichen Strafgesetzen das Gebiet des Denkens, der Wissenschaft und Wahrheit; schreiben dem öffentlichen Unterrichte die engsten Grenzen vor; halten durch Bücherverbote die Erkenntniß des Bessern zurück, unter dem Vorwand, die Verbreitung sittenverderblicher, irreligiöser oder bürgerliche Unzufriedenheit erweckender Schriften zu hindern; sie scheuen alle freie Untersuchung, und sind voll Argwohn oder Eifersucht gegen alle höhere Einsicht. Sie maßen sich an, gleichwie sie über Hab und Gut der Unterthanen verfügen, auch über deren Geister Gewalt zu üben und deren Gewissen zu beherrschen. Sie greifen in das Recht Gottes ein, denn nur Er und kein Anderer ist der Fürst der Geister. Sie tasten das Heiligthum der Menschheit, das Recht zur höchsten Ausbildung des Geistes an, welches sie und die Ihrigen vorzugsweise genieſſen und Andern versagen wollen, ungeachtet sie, als sterbliche Menschen, dem geringsten Bettler ihres Reiches in diesen Rechten vor Gott gleich sind.

Diejenigen Menschen, welche sich eine gesetzlose und willkürliche Gewalt über irdisches Eigenthum, Ehre, persönliche Freiheit und Leben der Untergebenen anmaßen, werden mit Recht als Tirannen gescholten und verdammt. Aber was sind diejenigen, welche das geistige Leben des Menschen beschränken und verderben wollen? Sie sind mehr zu fürchten, als diejenigen, welche den Leib tödten. Sie gehören zu den Irrlehrern, welche die Seele vergiften oder ihr den Genuß der Wahrheit entziehen.

Ihrer viele sind aber, welche eine vernunftgemäße Ausbildung des Geistes scheuen, weil sie selber von äußerst beschränktem Verstande sind, das kleine Maß ihrer Begriffe für das Genügende halten, und vor Allem zittern, was darüber hinausgeht. Sie fehlen aus Kurzsichtigkeit gegen Gott und Menschen, nicht aus boshaftem

Gemüth. Viele hingegen scheuen die höhern Erkenntnisse im Volke, weil sie fürchten, daß ihre Unwürdigkeit oder ihre Verbrechen erkannt, und der Verachtung überliefert würden. Andere wieder suchen mit verbrecherischer Klugheit das Volk in leitsamer Unwissenheit und bleibender Unmündigkeit niederzuhalten, um desto leichter allen Stolz ihrer selbstsüchtigen Herrschbegier zu befriedigen.

So sündlich ein solches Beginnen an sich selbst — Gott richtet den Seelenmord! — eben so eitel ist es. Denn die Wahrheit siegt dennoch früh oder spät, und alle Anstrengungen sind vergebens, sie zu bekämpfen. Mochte auch der abtrünnige Julian einst die Schulen der Christen schliessen und ihnen ihre Bücher entreissen: die Erkenntniß ging ihren stillen Gang, und das Christenthum breitete sich, alle Gesetze des Tirannen verhöhnend, täglich weiter aus. Die Unwissenheit der Völker aber war von jeher der Völker Verderben. Denn Unwissenheit erzeugt Aberglauben, Irrthum und thierische Rohheit, wilde Sitten, ungestüme Begierden und Laster. Die berühmtesten Staaten, die glänzendsten Thronen gingen erst unter, wenn die Wissenschaften in Verfall gerathen waren. Unter rohen und unwissenden Völkern ist die Herrschaft und das Leben des Regenten am allerunsichersten; denn da wird die Unzufriedenheit bald zur gewissenlosen Mordlust, der bürgerliche Eifer zur Schwärmerwuth und die bigotte Frömmigkeit zum Fanatismus.

Die Religion, welche unser Heiland verkündet hat, ist selbst der Gipfel menschlicher Weisheit; denn sie ist die Wissenschaft um alles Göttliche in der Natur, im All der Schöpfung, in den Verhängnissen des Lebens und in der Thätigkeit vernunftbegabter Geister. Darum sandte Gott seinen Sohn in die Welt, erst als diese einen gewissen Grad der geistigen Ausbildung erreicht hatte, um die Wahrheiten des Lebens zu begreifen. Ohne Empfänglichkeit des Bodens ist die edelste Saat unfruchtbar. Wo diese Empfänglichkeit des Geistes wie des Herzens fehlte, wandte sich das Volk von ihm ab, den alten Vorurtheilen zu. Alle seine Jünger suchten das Selbstdenken im Volke zu erwecken, und forderten ihre Zuhörer zum Selbstforschen auf. Prüft Alles, und das Gute behaltet! sagt die heilige Schrift. (1 Thess. 5, 21.)

Die Stumpfheit des Verstandes, dumpfes, bewußtloses Glauben, Unwissenheit und Mangel geistiger Selbstthätigkeit, ist daher als einer der furchtbarsten Nachtheile für die Reinheit der christlichen Religion und ihre segenvollen Wirkungen zu halten. Denn „welcher Verstand verfinstert ist, sagt der Apostel Paulus (Ephes. 4, 17. 18), die sind entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist, durch die Unwissenheit, so in ihnen ist, und durch die Kindheit ihres Herzens.“ Der Verfall der Kenntnisse und Wissenschaften hielt mit dem Verfall des großen römischen Reichs, mit der wachsenden Ruchlosigkeit der Sitten, gleichen Schritt, und hat auch auf die Verfinsterung der christlichen Wahrheiten den traurigsten Einfluß.

Wie verderblich Unwissenheit aber für die Religion sei, ist nie offenbarer geworden, als nach den Tagen, da es Gott gefiel, die Völker in jener großen Umwälzung aller Reiche, in jener wunderbaren, schrecklichen Wanderung der Nationen zu vermischen, die bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts nach Christi Geburt dauerten.

Es kamen die wilden Heiden aus dem unbekannten Nordlande und aus dem entferntesten Asien hervor, raublustig, blutdürstig, unwissend. Sie verbrannten die Schriften des Alterthums, ohne zu ahnen, welche Schätze der Weisheit sie zerstörten. Sie zertrümmerten die herrlichen Denkmale menschlicher Kunst und Einsicht, ohne zu wissen, wie viel Böses sie thaten. Sie machten die Ueberwundenen, von denen sie an Kenntnissen übertroffen waren, zu ihren leibeigenen Knechten, und herrschten über sie mit allem Trotze, welchen Rohheit und Kenntnißlosigkeit einflößt. So gingen in den zur Sklaverei und niedrigen Arbeiten verdammten Völkern, die sie unterjocht hatten, die meisten Wissenschaften der Vorwelt, bis auf sehr geringe Ueberbleibsel, verloren.

Schon die Unverständigkeit der römischen Kaiser hatte vorher, ehe die Wanderung der barbarischen Nationen anfing, den Verfall der Einsichten und Kenntnisse herbeigeführt, sowohl durch die tirannische Unterdrückung und Beschränkung der Freiheit im Denken, Lehren und Schreiben, als durch das Verbot und die Vernichtung vieler Bücher, und Beförderung des Luxus und Wohllebens in sinnlicher Hinsicht. Als nun aber die kriegerischen Wilden aus der Ferne heranzogen, und die Völker von ihnen leicht bezwungen wurden, die durch Wollüste körperlich entnervt und verweichlicht, durch Unwissenheit auch der geistigen Kraft beraubt waren: ward allgemeine Barbarei und Finsterniß das Loos der Welt.

Die Zeiten wurden so kläglich, daß endlich selbst nur der kleinste Theil der Geistlichen zu schreiben, oder ein Lehrer des Volks zu lesen verstand. Es gab nur Wenige, welche die heiligen Schriften jemals zu Gesicht bekommen hatten, und noch Wenigere, welche dieselben eigenthümlich besaßen. Die Unwissenheit der Menschen mehrte sich, weil die, welche herrschten, das Kriegsschwert zu führen für köstlicher hielten, als alle Weisheit. Es waren keine Schulen. Nur bei den Klöstern errichtete man hin und wieder einige derselben, damit doch die Geistlichen wenigstens fähig würden, lesen zu können. Denn wie wollten sie, die das Wort Gottes nicht lasen, es auslegen und erklären?

Daher ist es allerdings keiner Verwunderung werth, wenn man von den betrübten Wirkungen dieser allgemeinen Unwissenheit hört, wie die christlichen Unterthanen, mit geringen Ausnahmen des vornehmern Theils und der Geistlichkeit, als leibeigene Knechte und Mägde behandelt, ohne wahres Eigenthum, oder ohne Sicherheit desselben, ohne Sicherheit ihrer Ehre, ihres Lebens, gleich dem Vieh vertauscht, verschenkt, oder um baares Geld verkauft wurden; wenn man hört, wie das gemeine Volk, gleich dem Vieh behandelt, dumm und viehisch ward, und seine Vorgesetzten nicht wie Menschen, sondern wie von Natur höhere Wesen, wie eine Art Götter betrachtete; wenn man hört, wie die Vornehmen, die Edelleute, die Fürsten nicht als Beschützer der Unterdrückten, sondern als kleine und große Räuber lebten, einander erschlugen, erwürgten und vergifteten, geringer Ursachen willen; in Sauf und Fraß und Wollüsten ihre Tage verpraßten, und den Krieg als ihre höchste und edelste Lebensbestimmung ansahen; wenn man hört, daß selbst die meisten Geistlichen in und außer den Klöstern, neben ihren auswendiggelernten Gebeten und Gesängen und kirchlichen Gebräuchen, sich ohne Scham und Zucht dem Wohlleben überliessen, ohne Enthaltsamkeit, ohne Nüchternheit, ohne Keuschheit beisammen wohnten, und es an

Pracht und Schwelgerei oft den Weltlichen zuvor thaten. Je größer die Unwissenheit, je größer ward die Verwilderung des Gemüthes, die Schändlichkeit der Sitten. Man vergab die Sünden an Gottes Statt und sündigte mit; nur der ward von Allen selig gepriesen, der Kirchen und Klöstern das meiste Gut schenkte und in freiwilliger Armuth lebte, oder die Seinigen in Armuth stieß, damit die Geistlichen vollauf hatten und im Ueberflusse schwimmen konnten. Je reicher diese wurden, je leichter konnten sie das Volk beherrschen. Je unwissender, abergläubiger und leichtgläubiger die Laien waren, je weniger Mühe kostete es, dieselben nach Willkür zu lenken. Ja, es fehlte nicht an Personen, welche Nachfolger Jesu, Verkündiger des göttlichen Wortes, Geweihte Gottes hießen, die sich an der Unwissenheit des großen Haufens belustigten, oder ihn in tiefer Unverständigkeit geflissentlich zu erhalten suchten, um bequem herrschen zu können. War das Volk in ihrer Gewalt, und konnten sie es mit wenigen Worten empören oder besänftigen, so waren auch die Fürsten selbst in ihrer Macht. Und so geschah es. Die Gewalt der Geistlichkeit stieg zu einer furchtbaren und unnatürlichen Höhe; theilte sich erst mit weltlichen Obrigkeiten in die Herrschaft, und machte dann selbst die Könige der Erde von sich abhängig. Christus hatte gelehrt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Da aber Priester sich zu Auslegern des göttlichen Willens über einzelne Vorfälle des Lebens, zu Statthaltern Jesu auf Erden machten, fähig, sterbliche Menschen nach Belieben zu entsündigen und zu heiligen, oder aus dem Schooße der Kirche, aus der Gemeinschaft der Gläubigen zu verstoßen, zu verfluchen, und zur ewigen Pein zu verurtheilen; da das leichtgläubige Volk, zitternd vor den vom Priester angedrohten Gerichten Gottes, gehorsam den Befehlen der Kirche folgte: so ward die Kirche, oder vielmehr die ehrgeizige Schaar ihrer Priester, übermächtig gegen den weltlichen Arm. Umsonst hatte das Gotteswort gelehrt: Seid unterthan der Obrigkeit, denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott. Mehrmals predigte die Kirche den Aufruhr gegen Obrigkeiten, und empörte die unwissenden Volker gegen ihre rechtmäßigen Beherrscher. Zu keiner Zeit sind mehr Fürsten und Herren eines unnatürlichen Todes gestorben, von ihren Thronen gestürzt, aus ihren Landen vertrieben oder lebenslänglich mit Kriegen umringt worden als da die Völker in größter Unwissenheit lebten und erhalten wurden.

Das waren die unglückseligen Wirkungen der allgemeinen Geistesverwilderung! Die wahre christliche Tugend war wieder so selten, wie sie während der heidnischen Zeiten irgend hätte sein können. Es war überall dumpfes, thierisches Hinbrüten; der Gottesdienst ein todter Zeremoniendienst. Wie konnte es anders sein? Welcher Verstand verfinstert ist, wie der Apostel spricht, die sind entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist, durch die Unwissenheit, die in ihnen ist, durch die Blindheit ihres Herzens.

Und begünstigt durch die Rohheit der Menschen und durch die freiwillige Entsagung der Vernunft in Sachen des Glaubens, drangen Irrthum und Aberglauben in ungeheurer finsterer Menge zur Kirche. Weil man viel zu kenntnißlos war, um sich manche der natürlichsten Erscheinungen in der Natur zu erklären, so gab man dieselben sogleich für Wunderwerke irgend eines Heiligen aus, um das Ansehen desselben, oder vielmehr das Ansehen der Kirche zu vermehren. Und wo es an solchen Ereignissen fehlte, erfand man falsche Wunderwerke. Das Alles aber geschah, wie man sich ausdrückte, zur größern Ehre Gottes. Ach, als wenn es möglich wäre, daß ein Wurm des Staubes dem unendlichen Gebieter des Weltalls an seiner Ehre etwas zulegen und sie vergrößern könnte! Als wenn es möglich wäre, daß das Allerheilige im Himmel und auf Erden durch Betrug, Falschheit und Sünde geehrt werden könnte!

Nicht für die Gottheit, nicht für die Religion Jesu ward dies Unwesen getrieben, sondern für die Vermehrung des irdischen Reichthums der Kirchen und ihrer Priester. Darum wollte jedes Kloster und Klösterlein, jede Kirche, jedes Kirchlein mit Reliquien prangen, damit die frommgläubige Gemeinde desto freigebiger werde, die Heiligen zu beschenken. Die Geistlichen waren die Verwalter, Bewahrer und Genieser des heiligen Gutes. Und was sie einmal erworben hatten, hüteten sie wohl, daß es nicht wieder in weltliche Hände falle. Denn bald stellten sie das kirchliche Gebot auf: heiliges Gut sei unantastbar, wer es an sich nehme, der ziehe den Zorn der Heiligen und den Fluch des Himmels auf sich. Sie verknüpften mit dem Heiligendienst die Pflichten reicher Opfer und Gaben. Sie führten die Sitte der Wallfahrten ein, stifteten den Schutzheiligen Feste, und ertheilten an denselben Sündenvergebung.

In diesen Zeitaltern der Unwissenheit entstand neben der wachsenden Pracht kirchlicher Geräthe, Zierrathen und priesterlicher Gewänder mancher neue Gebrauch, manche neue Lehre, von denen die ersten Kirchen der Christenheit nie gewußt hatten, und manche Uebungen des Alterthums wurden dagegen verändert oder gänzlich abgeschafft. Das schuf den zahlreicher angestellten Geistlichen neuen und beträchtlichen Zuwachs der Einkünfte. Ihr Ansehen stieg über die Maßen mit Zunahme der Unwissenheit, und des von ihnen viel gepredigten blinden Glaubens und Gehorsams. Auf diese Weise wurden sie abermals gleich den Priestern des alten Testaments, und wurden es in einer noch weit höhern Bedeutung, indem sie ewige Seligkeit und ewige Verdammniß austheilten, als wären sie der Gottheit selbst gleich.

Dergleichen Neuerungen, und der alten Christenheit, noch mehr den Aposteln und Jesu Christo unbekannt gewesene Lehren drängten sich jedoch nicht ohne Widerstand in die Kirche ein. Noch gab es einzelne fromme, und für ihre Zeit gelehrte Männer, die denselben heftig und mit den Worten der heiligen Schrift widersprachen. Noch achthundert Jahre nach Christi Geburt ward von der Hälfte der christlichen Welt gegen die Verehrung der Heiligenbilder geeifert, doch vergebens. Als diese errungen war, ernannten die Bischöfe in ihren Versammlungen diejenigen, welche in den Rang der Heiligen erhoben werden sollten, und bald eignete sich der Pabst, als einziges Oberhaupt der Kirche, das Recht zur Seligsprechung und Heiligung allein zu. Zwar schon achthundert Jahre nach Christi Geburt trat ein Geistlicher auf und lehrte, daß im Abendmahl Brod und Wein in Fleisch und Blut Christi verwandelt werde, oder in Gott selbst. Aber noch drei- bis vierhundert Jahre lang ward dies bestritten, bezweifelt, widerlegt, bis es endlich, als ein Theil des christlichen Glaubens, anzunehmen geboten ward. In derselben Zeit ward auch die alte Lehre vom Opfer Jesu, des

Messias, mit Bestimmtheit dahin erklärt, daß Christus für unsere Sünden genug gethan habe. Die Kirche spendete nun die Schätze himmlischer Gnaden.

Neben diesen Mitteln, nicht zur Vermehrung der Gottseligkeit und des aus Gott stammenden Lebens, sondern kirchlicher Gewalt und priesterlichen Ansehens und Reichthums, vervielfältigten sich die Feierlichkeiten der Kirche und Todtenandachtübungen des häuslichen Lebens. Beim Gottesdienst selbst ward nur die allem Volke unverständliche lateinische Sprache erlaubt. So sank die Menge der Gläubigen in die tiefste Unwissenheit über Zweck und Inhalt der heiligen Handlungen. Nichts blieb ihr mehr zu denken übrig; dies wurde sogar für gefahrvoll erklärt. Man erfand im Morgenlande den so geheißenen Rosenkranz und führte ihn bei den Abendländern ein; man hatte allerlei Einrichtungen, um dadurch die Kirche oder vielmehr die Priesterschaft in das Geheimniß aller Familien einzusetzen. Nur dies mangelte ihr, um immerdar des Volks mächtig zu bleiben und jeder weltlichen Obrigkeit überlegen zu sein. Blindlings folgte nun mit Zittern der Pöbel, welcher in den Priestern Boten und Diener Gottes sah: und Könige und Fürsten vermeinten seliger zu sterben, wenn sie sich mit einem Mönchsgewand angethan in den Sarg legen liessen.

Das Christenthum war fast ganz verschwunden; das rohe Heidenthum war wieder aufgethan und mit dem heiligsten aller Namen geschmückt. Geraubt war der Menschheit die frohe Kindheit zu Gott, dem Vater Aller; und statt der ihr von Jesu erworbenen kindlichen Freiheit war sie wieder in die Knechtschaft unter das Gesetz der Priesterschaft gethan. Ach, nur allzuwahr ist des Apostels Wort geworden: „Welcher Menschen Verstand verfinstert ist, die sind entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist, durch die Unwissenheit, so in ihnen ist, und durch die Blindheit ihres Herzens!“

Mit Entsetzen wende ich mich ab von den Entartungen des Christenthums, von der Verfinsterung der gesammten Kirche. Das waren die Wirkungen der Unwissenheit. Aber was geschehen war, konnte nicht anders kommen. So stand es im Plan der göttlichen Verhängnisse, als die Völker der Erde vermischt und rohe Heiden der Ferne herbeigesandt wurden, die Völker des Welttheils zu erneuern. Und doch auch mitten in dieser Barbarei bewegte noch viel heiliger Sinn manches Gemüth; und konnte ihn die Kirche nicht mehr erwecken, so erweckte ihn der natürliche Trieb des Herzens, die bleibende Sehnsucht in den Seelen nach Gott, und dem was Gottes ist. Denn Religion ist nicht Sache der Willkür, sondern ein unauslöschliches Bedürfniß der Menschheit! Die Heiden, wie die heilige Schrift sagt (Röm. 2, 14.15), die das Gesetz nicht haben, thun von Natur des Gesetzes Werk, und hiermit beweisen sie, des Gesetzes Werk sei geschrieben in ihren Herzen; sintemal ihr Gewissen sie bezeugt, dazu auch die Gedanken, die sich unter einander anklagen und entschuldigen.

Ach, mein Gott, wie soll Dir mein Geist genug danken, daß er, erleuchtet durch Deine Gnade in Jesu Christo, Dich würdiger erkennen kann und anbeten im Geist und in der Wahrheit!

399.

Der Mensch das Werkzeug Gottes.

Jes. 40, 15.

Deiner Weisheit tiefste Schlüsse
Bleiben, Gott, uns unbekannt.
Wie viel auch ein Engel wisse,
Nie entdeckt es sein Verstand,
Wie Du Deine Welt regierest,
Alles zu der Absicht führest,
Die Dein huldreich weiser Rath
Immer gut gewählet hat.

Und doch kann's der Mensch oft wagen,
Er, dem Deine Einsicht fehlt,
Sich vermessen zu beklagen!
Er, dem Zukunft ist verhehlt,
Tadelt, wo er nichts verstehet,
Wo er leicht sich hintergehet;
Tadelt was Dein Rath beschließt,
Weil es ihm jetzt dunkel ist.

Wer ist denn groß auf Erden? Und wer von den Menschen ist gering zu achten? — Ihr nennt denjenigen groß, der mit Pracht umgeben ist, und über Viele zu gebieten hat? Diese Pracht ist ein nichtiger Tand, dessen Werth mehr in der Einbildung besteht, als in sich selber; und ist denn der Mensch groß, weil er ein höheres oder niederes Amt bekleidet? — Wer ist gering? — Die Lumpen des Bettlers sind mit dem Purpur- und Seidengewand ursprünglich gleicher Abkunft, Staub vom Staube, der zum Staube zurückgeht. In der Sterbestunde ist kein Weltbeherrscher reicher als ein Halbnackter, der auf dem Strohlager den Geist aufgibt.

Was ihr für Herrlichkeiten auf Erden achtet, Kinder des Staubes, ist es nur durch die Meinung, welche ihr davon habet. In Gottes Augen sind eure Köstlichkeiten um nichts köstlicher, als das Sonnenstäubchen, welches euch umfliegt. Darum verachtete Jesus die übergroße Werthschätzung solcher vergänglicher Nichtigkeiten. Er forderte eure Pracht nicht, euern Reichthum, euern Ruhm, euere Thronen nicht; und der Weise, der Christ, welcher wie Christus denkt und lebt, hält das Gemeinste wie das Seltenste, das Wohlfeilste wie das Theuerste nur in so weit beachtungswürdig, als es in seiner Hand zur Beförderung des allgemeinen Wohlseins ein brauchbares Mittel werden kann.

Vor Gott ist niemand groß, Niemand klein. Jeder ist ihm gleich werth und lieb, Jeder eins seiner Kinder. Auch Christus nannte alle Menschen seine Brüder; er starb nicht für die Reichen, für die sogenannten Vornehmen allein; er starb auch für das Heil dessen, den der Mensch für den Aermsten und Verächtlichsten seines Geschlechts hält. Darum sollen auch wir, als Christen, für jeden unserer Nächsten Hochachtung haben. Schon seine Menschenwürde berechtigt ihn dazu, Achtung von uns zu begehren, gleichviel weß Standes und Herkommens, weß Glaubens und Landes, weß Alters und Geschlechtes er sei.

Auch bedient sich Gott in seiner Regierung der Völkerschicksale nicht der Hohen, der Könige und Fürsten allein, sondern auch der von andern Menschen oft unbemerktesten Personen. Ja, wir wissen, daß die wichtigsten Begebenheiten in der Welt, die wohlthätigsten Veränderungen im Zustand der Nationen, meistens von Leuten ausgingen, welche weder durch Reichthum mächtig und

angesehen, noch in hohen Stellen waren. Was Könige, Fürsten oder deren Räthe und Feldherren verrichteten, oder mit Gewalt nach ihrem Sinn zu erzwingen trachteten, war selten von langer Dauer und großer Ausbreitung. Was ist von allen Thaten der weiland bewunderten Eroberer übrig geblieben, als der Abscheu gegen ihre Verrichtungen und der Fluch ihres mit Gräueln befleckten Namens? — Denn was sie auch thaten, es war keine Einwirkung in das Gebiet der Geisterwelt, sondern in irdisches Gebiet. Darum war die Frucht ihrer Werke vergänglich. Wie sie gebaut hatten, eben so kamen andere zur Zerstörung.

Im Grunde ist der Mensch ein Werkzeug Gottes zur Verrichtung seines heiligen Willens und zur Erfüllung seiner weisen Absichten. Schon darum soll uns auch jeder Mensch achtungswürdig sein; wir wissen von keinem, zu welchen Zwecken Gottes er erkoren ist und dasteht. Oft vollbringt unerwartet die Hand eines Kindes, was dem Scharfsinn des klügsten Denkers zu schwer gewesen, und ausserordentliche Begebenheiten werden durch scheinbar unbedeutende Handlungen veranlaßt, bei denen der, welcher sie begeht, sich selber unbewußt ist, welchem großen Werke er zuerst den Ursprung gibt. Gott allein ist groß; alles Andere klein. Er allein leitet den dunkeln Gang der Verhängnisse und achtet der menschlichen Seufzer und Triumphe, Anstrengungen, Thorheiten und Weisheiten nicht. Wer unterrichtet den Geist des Herrn und welcher Rathgeber unterweiset ihn? (Jes. 40, 13.)

Was du auch thust, und so gering dir es auch selber zu sein scheint, du weißt nicht, welche Wirkungen es verursachen kann. Ja, die ersten Folgen scheinen dir so unerheblich, daß du sie kaum einen Augenblick lang bemerken magst. Aber sie währen still fort; Eins veranlaßt das Andere, Alles hängt, gleich Gliedern einer Kette, zusammen. Du selbst kannst einst vor Ereignissen erschrekken, oder von anderen entzückt werden, deren erste Veranlassung du selber gegeben, und die nicht erschienen wären, hättest du eine gleichgültig geschienene Handlung unterlassen, die von dir schon längst vergessen worden ist. Dies muß uns auf unser Thun und Lassen aufmerksamer machen. Dies muß uns um so mehr bewegen, überall so zu handeln, wie es unsere Pflicht gebietet, unser Gewissen billiger, weil wir nicht die Folgen berechnen können, und großes Heil oder Unheil stiften mögen, je nachdem wir uns entscheiden, mit oder wider den Geist Gottes zu gehen.

Und gleich wie es gar kein ungewöhnlicher Fall ist, daß eine unserer gleichgültig vollbrachten Handlungen, ein Geschäft, von dem wir uns gar nichts versprachen, ein Wort, das wir leicht hinwarfen, mehr Wirkung nach sich zog, als manches, was wir für sehr wichtig hielten, mit vieler Ueberlegung und Mühe thaten: eben so ereignet sich häufig von der andern Seite, daß menschliche Handlungen und Anstalten ganz andere Wirkungen haben, als ursprünglich beabsichtigt waren. Rühme sich doch damit Niemand seiner Thaten! Der Mensch hat nichts als den freien Willen; die That und ihr Einfluß auf die übrige Welt liegt in Gottes Hand. Der Mensch hat nichts als den freien Willen, sich göttlich edel oder thierisch schlecht zu entschliessen; die Folgen des Willens sind von ihm unabhängig; ihr Spiel umgibt ihn lehrreich in der Aussenwelt zur Beförderung seines und anderer Geister, ohne daß er es ändern kann. Wer aber mit Gott ist, mit dem ist Gott.

Wie ganz anders die Folgen der Menschenthaten von demjenigen sind, was der Mensch eigentlich wollte, ist in der Geschichte des Christenthums ganz besonders auffallend, und mit anbetender Ehrfurcht fühlt man sich auch hier oft gezwungen, im Sinn des Propheten Jesajas auszurufen: wer unterrichtet den Geist des Herrn, und welcher Rathgeber unterweiset ihn!

Die ersten Lehrer und Priester zu Rom waren arme, unbekannte, fromme Leute. Als die Gemeine der Gläubigen daselbst größer geworden war, wählte sie sich einen Aufseher oder Bischof über die andern; doch war derselbe noch durch nichts von ihnen verschieden, als durch die allgemeinen Befugnisse seines Amtes. Allein nach und nach empfing er durch spätere Stiftung anderer Gemeinden in Rom und in Italien, als älterer Bischof, einen gewissen Vorzug, den er um so leichter behauptete, da Rom immer noch die Hauptstadt des Abendlandes war. Er betrachtete sich als das Oberhaupt der übrigen Bischöfe in der Nachbarschaft, wiewohl man ihn lange nicht der That nach dafür gelten ließ. Gleichwie die Bischöfe zu Jerusalem, Konstantinopel, Antiochien und Alexandrien, nahm auch er den Titel eines Patriarchen oder christlichen Erzvaters an, und genoß damit einer größern Ehre.

Sobald die Glaubensstreitigkeiten unter den Christen gemeiner wurden, und die Mehrheit der Bischöfe auf Kirchenversammlungen entschied, was rechtgläubig sei, entstand der Grundsatz, daß es nur eine einzige rechtgläubige, allgemeine (oder katholische) Kirche geben könne. Als man einmal den Gedanken von solcher Einheit der Kirche angenommen hatte, wollte man, um in dieser Einheit zu verharren, auch nur ein einziges sichtbares Oberhaupt haben. Der Patriarch von Rom bemerkte, daß Petrus, das Haupt der Apostel, auch in Rom der erste Vorsteher der Gläubigen gewesen, und folglich jeder Bischof zu Rom ein Nachfolger auf dem Lehrstuhl im apostolischen Recht und Amt Petri sei.

Da entstand der große Rangstreit der abendländischen und morgenländischen Kirche wegen des Vorzugs der Patriarchen zu Rom und Konstantinopel, da die allmälige Trennung beider Kirchen. Die Erhebung des Christenthums durch die Kaiser zur allgemeinen Landesreligion erhöhte auch das Ansehen des römischen Bischofs, welcher nun in steter Berührung mit den Kaisern stand. Er ward von ihnen groß geehrt und beschenkt. Bald übertraf sein Ansehen, sein Reichthum, seine Pracht den Glanz und die Wichtigkeit aller übrigen abendländischen Bischöfe.

Dann kamen die traurigen Zeiten der Völkerwanderung mit allgemeiner Unwissenheit, wo der Aberglaube der Völker aufs Höchste stieg. Und obgleich die aus Asien nach den Mitternachtsländern gekommenen siegreichen Heiden mit den Sitten, Bequemlichkeiten und Künsten der überwundenen Völker auch ihre Religion, den christlichen Glauben, annahmen, vermischten sie doch denselben mit ihren heidnischen Vorstellungen. Gewohnt, gegen die heidnischen Priester in größter Ehrfurcht zu sein und sie als heilige Personen, als Vertraute und Lieblinge der Götter zu betrachten, versagten sie diese Ehrfurcht nun noch weniger den christlichen Priestern. Die allertiefsten Ehrenbezeugungen erwiesen sie dem Bischof zu Rom, dem Nachfolger des Apostels Petrus, als einem Statthalter des Messias und sichtbaren Oberhaupte der Kirche. Es

wurden seiner Person die erhabensten Namen beigelegt, weil er im Namen Gottes die schwersten Sünden vergab, den Segen und Fluch des Himmels austheilte, Seligkeit oder ewige Verdammniß aussprach, und auch das sonst nur von Kirchenversammlungen geübte Recht erlangt hatte, verstorbene Menschen unter die Heiligen Gottes zu versetzen, wegen der Wunder, so sie im Leben oder noch im Grabe verrichtet haben mochten. Man nannte auch ihn heilig, das heißt sündenrein, und darum allgemein den heiligen Vater. Man erwies ihm kniend, und den Staub seiner Füße küssend, fast göttliche Ehre. Man schrieb ihm in Glaubensangelegenheiten eine Unfehlbarkeit des Urtheils zu. Und gleich wie das Göttliche höher als das Irdische ist, so gewöhnte man sich auch, das Geistliche für höher als das Weltliche, die Kirche für erhabener als die Thronen, und das Oberhaupt der Kirche folglich für ehrwürdiger, als weltliche Fürsten, anzusehen.

Die ersten christlichen Kaiser zwar hatten sich ihr altes Recht behalten, gleichwie sie alle Stellen im Reiche vergaben, auch den Bischof zu Rom als kirchliches Oberhaupt zu ernennen, oder den erwählten zu bestätigen. Denn sie betrachteten die Bischöfe und Patriarchen als Personen, welche unter dem Schutz ihres kaiserlichen Zepters lebten. So ward die Macht der römischen Patriarchen noch lange Zeit von ihnen beschränkt. Je mehr aber durch die Siege fremder Völker das römische Reich geschwächt und das Ansehen der Kaiser vermindert ward, je unfähiger wurden diese, der Hoheit und dem Ansehen des Papstes zu widerstehen. Dieser, vor dem sowohl die überwundenen Nationen, als die siegreichen Barbaren eine Verehrung hatten, die fast an vergötternden Aberglauben grenzte, konnte durch seinen Ausspruch das Gemüth der Völker auf jede Weise bewegen und leiten. Und dadurch wurde in Rom und Italien der Papst von nicht geringerer Gewalt, als ein weltlicher Fürst. Die römischen Kaiser, von den Barbaren überwunden, verschwanden aus der Welt; aber das Oberhaupt der christlichen Kirche blieb in wachsender Majestät. Das römische Reich ward zertrümmert, aber die christliche Kirche erweiterte sich durch Bekehrung der Barbaren über die Welt, und die Millionen, deren Tapferkeit Roms weltlichen Thron gebrochen hatte, beugten sich vor dem heiligen Stuhl Petri.

Die aber, welche auf diesem Stuhle saßen, sahen sich theils durch die Gewalt der Verhältnisse, theils durch ihre Staatsklugheit zu einer Höhe weltlicher Größe erhoben, welche sie zu befestigen und zu erweitern suchten. Den Besitz Roms und der umliegenden Provinzen liessen sie sich von denen bestätigen, welche nachmals wieder den Namen und die Würde eines Kaisers annahmen. Sie liessen sich von andern Bischöfen und Erzbischöfen den Eid des Gehorsams und der Treue schwören. Sie setzten ihr Ansehen dem Ansehen der weltlichen Fürsten gleich, und hielten es unter ihrer Würde, von Kaisern ernannt oder bestätigt zu werden. Durch den Glauben, daß Taufe und Abendmahl und andere heilige Handlungen entsündigen und durch sich selbst schon die Seelen zum Genuß der ewigen Seligkeit fähig machen, betrachtete Jeder es für das namenloseste Unglück, aus der Kirche verbannt, und von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen zu sein. Dadurch ward das Oberhaupt der Kirche allein mächtig, daß es im Zwist mit weltlichen Fürsten nicht nur diese in den Kirchenbann legte, sondern auch deren Unterthanen vom Eid der Treue lossagte, welchen sie dem mit dem Fluch der Kirche Behafteten geschworen hatten.

Die Bischöfe und Priester standen unter dem Willen des kirchlichen Oberhauptes und vollzogen seine Befehle. Sie hingen ihm besonders seit den Zeiten an, da allen Geistlichen von Rom aus das eheliche Leben verboten war. Denn nun waren diese durch keine Familien- und engere Blutsbande an weltliche Verhältnisse geknüpft; sie gehörten ganz der Kirche; dankten ihr allein nur Versorgung und Ehre.

Auch die Einsiedler oder Mönche wurden zu den Geistlichen gerechnet, zu denen sie in den ersten vierhundert Jahren der Christenheit eigentlich nicht gezählt worden waren. Ehemals führten sie eine unstete Lebensart, trieben Handarbeit und bürgerliche Beschäftigungen, und waren durch ihre Zurückgezogenheit, durch ihre anhaltenden Andachtübungen, durch ihre Entsagung aller Lebensfreuden, durch die Selbstpeinigung ihres Körpers dem Volke ein Gegenstand bewundernder Ehrfurcht. Früher schon vervielfältigten sie sich in den Morgenländern; früh ward in den Abendländern ihre Lebensart zur Nachahmung empfohlen; eben so früh vereinigten sie sich zu ordentlichen Gesellschaften, die in verschlossenen Häusern, Klöster genannt, von allem Umgang mit Weltlichen abgesondert, mitten in großen Städten einsam wohnten. Früh fingen die Gesellschaften, nicht nur männliche, sondern auch weibliche, an, unter abgelegtem Gelübde ewiger Keuschheit, freiwilliger Armuth und treuen Gehorsams gegen die Kirche, ihre Lebensart zu jeder Stunde des Tags und Nachts nach besondern Vorschriften einzurichten. So entstanden die verschiedenen und zahlreichen Mönchsorden.

Die Gesammtheit derselben mit ihren Aebten und Vorstehern, nur von der Kirche und dem Oberhaupt derselben abhängig, ward eine mächtige Stütze der päpstlichen Hoheit. Vergebens sträubten sich Fürsten, Herzoge, Könige und Kaiser gegen die immerfort steigende Allgewalt des Nachfolgers Petri: sie waren und blieben der öffentlichen Meinung des Volks untergeben, und von der unsichtbaren Gewalt geistlicher Ordnungen und geistlichen Einflusses beherrscht. Das Oberhaupt der Kirche hörte auf, der Unterthan einer weltlichen Macht zu sein, und ward zuletzt über sie erhoben.

Allerdings wurde aber auch durch dasselbe eine, besonders in jenen Zeiten der Unwissenheit höchst nothwendige, Einheit und Gemeinschaft der Gläubigen erzweckt, und mitten im Sturm der Barbaren, die alles Alte vernichteten, das Christenthum bewahrt, so sehr es auch von Menschenmeinungen entstellt wurde. Durch diese Einheit des kirchlichen Oberhauptes wurden zu einer Zeit, da Volk wider Volk aufstand, und kaum eine andere, als die Tugend des Kriegers oder Mönchs geschätzt ward, die getrennten Nationen zu einer einzigen großen Familie verbunden, und in dieser Verknüpfung festgehalten. Und wie sich in der Kirche das Zwieträchtige endlich immer wieder versöhnte, so war es auch ihr Ansehen, welches die Freiheit des Abendlandes rettete. Denn der rohe Uebermuth, die Grausamkeit und Tirannei der barbarischen Fürsten, die kein Gesetz ehren mochten, zitterten vor der Gewalt und dem Zorn der Kirche. Die Unterdrückten fanden hier Schutz, die Unterdrücker Lehre und Warnung. Schon waren die meisten Unterthanen der Fürsten Leibeigene oder Sklaven; mehr oder weniger drückte das Joch-

der Knechtschaft auf alle höhern Stände. Es war in der Rohheit und Unwissenheit des Zeitalters nichts möglicher, als daß die Fürsten endlich, wie noch heutiges Tages in vielen morgenländischen Reichen, alle Freiheit ausgetilgt und ihre Willkür zum Gesetz von Millionen gemacht hätten. Aber durch das Gegenstreben der Kirche, und durch das Ansehen des geringsten Priesters gegen den gewaltigsten König, ward ein solches Beginnen auch dem wildesten Tirannen unmöglich und seine Allgewalt immerdar gebrochen. Aus dem eifersüchtigen Kampf aber der geistlichen und weltlichen Behörden ging zuletzt auch die größere Befreiung selbst der Niedrigsten im Volke hervor.

So waren sie Werkzeuge Deiner Hand, allweiser und allmächtiger Gebieter der Schicksale! Du gabst ihnen Glück und Unglück, daß sich aus der geisttödtenden Knechtschaft die Freiheit, aus der Unwissenheit und Nacht das Licht besserer Erkenntniß, aus dem rohen Aberglauben der heidnischen Menge wieder der reine Glaube an Jesum Christum, Deinen heiligen Sohn, und aus der Rohheit und zügellosen Lasterhaftigkeit der Menschen die Jesustugend entwickele. Und wie vor Zeiten, so waltest Du, o mein Gott, mein Vater, noch heute zur Erhebung und Beseligung des menschlichen Geschlechts, wunderbar, unbegreiflich, segenvoll, anbetungswürdig auch in den unerforschlichen Tiefen Deiner heiligen Rathschlüsse.

400.

Bekehrung heidnischer Völker.

2 Thess. 3, 1.

Wer da verschmachtet ist und matt,
Soll leben und sich freu'n:
Satt werden soll, wer Mangel hat;
Wer glaubt, soll selig sein.

Sagt's aller Welten Völkern an:
Bekehret euch zum Herrn!
Ihm werde Jeder Unterthan,
Und jeder dien' ihm gern.

Was Liebe gab, mit Liebe sei
Es Allen dargebracht,
Nicht mit des Schwertes Tirannei,
Nicht mit des Fürsten Macht.

So sehr auch wohl in den finstern Zeitaltern voriger Jahrhunderte durch die Barbarei der Unwissenheit der Völker, durch die Kriegssucht und den Ehrgeiz ihrer Fürsten, durch den Stolz und die Habsucht der Geistlichen, das Urchristenthum an seiner einfachen Schönheit verloren hatte, waren dennoch Tausende und Tausende im ächten Sinne der heiligen Religion beharrlich geblieben. Nie gingen die von Jesu gepredigten Heilswahrheiten, nie die von ihm geoffenbarten höhern Erkenntnisse ganz unter. Noch sah man wahrhaft fromme Christen, die Gott und die Mitmenschen liebten von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe; Christen, welche, ohne sich an dem überhandnehmenden Verderben der Zeiten zu ärgern, in stiller Einfalt des Lebens, Jesu Christo mit tugendlichem Wandel nachfolgten, und höher, als allen äusserlichen Prunk, die Reinheit des Gemüths und Vollkommenwerdung des unsterblichen Geistes achteten. Dergleichen Personen lebten an den lasterhaftesten Höfen der Fürsten, wie in den untern Ständen, und eben so zahlreich in den Klöstern, als in der Welt. Ja, die Klöster waren damals eigentlich als die wahren Aufrechthalter der sinkenden Religiosität anzusehen, als ausser denselben fast überall roher Sinn und ruchloses Treiben und tugendlose Werkheiligkeit herrschend werden wollte.

Man hat gewiß sehr Unrecht, in neuern Zeiten die Klöster und ihren Zweck ohne Unterschied mit schnödem Urtheil zu verdammen, oder ihnen höchstens nur das Einzige zum Lobe einzugestehen, daß sie durch Ausrottung großer Wälder, Urbarmachung weitläufiger Wildnisse, durch Beispiel des bessern Landbaues nützlich gewesen wären. Nein, sie waren der Welt in viel erhabenerm Sinne ersprießlich. Nicht nur wurden in ihren einsamen Zellen und Schulen die letzten Ueberbleibsel der vergessenen Wissenschaften sorgfältig in den ewigen Kriegsstürmen vor gänzlichem Untergange bewahrt: sondern sie waren auch durch ihr ganzes Wesen ein schneidendes Gegenbild von dem sinnlich-thierischen Triebe der Weltleute. Sie waren die Zufluchtsörter eines heiligern Sinnes. Sie zeigten den übrigen Menschen, die nur nach Raub und Reichthum, Macht und Ehre jagten, daß es noch etwas Besseres, als das Vergängliche, geben könne; sie erhielten in der Menschheit den Glauben an das Dasein und die göttlich-großen Bestimmungen eines unsterblichen Geistes, der eben durch Verachtung des Irdischen seiner selbst würdiger werden müsse. Geschah es auch wohl, daß zuweilen solche Weltverachtung, mit Schwärmerei ergriffen, zu weit getrieben wurde: es war in Zeiten nicht unnütz, da von der andern Seite auch viele Menschen, ja die große Mehrheit derselben, in zügelloser sinnlicher Verwilderung nur für den Genuß des Augenblicks lebten, sich jedes Laster erlaubten, kein Gesetz, kein Recht, keine Unschuld ehrten, und im Grunde von der ganzen Religion nichts anderes wußten, als ein Kreuz zu schlagen, einen Rosenkranz zu beten und vor dem Bilde eines Heiligen zu knien.

Die Bewohner dieser Klöster trugen dann auch nicht wenig dazu bei, daß die christlichen Halbheiden von Gott und der durch Jesum geschehenen Offenbarung edlere Vorstellungen bekamen; daß sie auch nicht nur den Buchstaben des Glaubensbekenntnisses auswendig lernten, sondern auch von den heiligen Pflichten des Christenthums, von dem Leben der innern Menschen hörten. Und so wie die Klöster auf die Besserung des Gemüths bei Unterthanen und Fürsten wirkten, gewissenlosen Richtern die Gerechtigkeit, grausamen Herren die Barmherzigkeit Jesu zur Nachahmung empfahlen, eben so sandten sie Boten des Evangeliums zu den heidnischen Völkern der Nachbarschaft aus, sie zum christlichen Glauben über zu führen.

Dies schöne Bestreben, das Reich Gottes auf Erden zu verbreiten, blieb noch viele Jahrhunderte lang allgemein herrschend. Königssöhne verließen voll frommen Eifers die Paläste, und gingen unerschrocken in die Länder der kriegerischen Heiden, und predigten ihnen den Gekreuzigten und den Glauben an einen einzigen Gott, und die Abscheulichkeit der Menschenopfer und die Thorheit der Götzenanbetung. Die frommen Einsiedler und Mönche und Priester, welche sich in dieser Absicht zu den Heiden begaben, thaten aber der Welt mehr wohl, als alle die Könige und Kriegshelden jener Zeiten, welche von den unverständigen und feigen Geschichtsschreibern nachmals große Männer geheißen und laut gepriesen wurden. Der Heidenbekehrer überwand Nationen durch das Wort der ewigen Liebe; trug den lichten Gottesfunken der Jesus-

lehre in die tiefsten Finsternisse des Heidenthums; brachte Tausende, die in viehischem Treiben dahinfuhren, zur Erkenntniß des wahren und lebendigen Gottes; senkte die Ahnung und den Glauben eines unsterblichen Seins, einer vergeltenden Ewigkeit in die gefühllose Brust der Barbaren; milderte damit die zuchtlosen Sitten, wie ihre mit Menschenblut geschriebenen Gesetze, und hatte zum Lohn seiner Anstrengungen, Arbeiten und Entbehrungen keine andere Aussicht, als die, eines grausamen Märtirertodes zu sterben.

Dennoch fehlte es nie an edeln, alle Herrlichkeit und Anmuth des Lebens verachtenden Männern, welche sich der Ruhe der klösterlichen Stille, oder den Armen ihrer Familien entrissen, und mit den Worten des Apostels: Betet für uns, daß das Wort des Herrn laufe und gepriesen werde, wie bei euch! (2 Thess. 3, 1) in die fernen Länder des Heidenthums einem unvermeidlichen Elend und Tod entgegengingen. Gleich den Aposteln und ersten Jüngern Jesu Christi, verläugneten sie Alles und sich selbst, um das höchste Gut auf Erden auszubreiten und die Menschen menschlicher zu machen.

In der That wurden durch diesen ächt-christlichen Heldensinn viele Nationen zu Jesu gewonnen, und diesem Eifer, der auch tausend Jahre nach Christi Geburt, bei aller übrigen Verderbtheit der Christen, nicht erlosch, danken wir noch heute Bekehrung und Erleuchtung vom größten Theile unsers Welttheils. Freilich entartete nur zu oft auch dieser heilige Eifer in wirkliche Abscheulichkeit. Wie konnte es aber in so rohen Zeitaltern anders sein? Doch immer geschah es nur, wenn sich Könige und Fürsten in das Bekehrungswerk mischten. Da sah man bei jedem christlichen Kriegsheere immer eine Menge von Priestern, und war ein heidnisches Volk überwunden, mußte es in Seen, Flüsse und Bäche getrieben und getauft werden. Wer fest an seinen Götzen hing, oder zu denselben zurückkehrte, ward niedergehauen. Und vielmals mußte den christlichen Fürsten die Ausbreitung der Religion zum Vorwand dienen, ihre blutdürstige Eroberungs- und Raubsucht bei harmlosen, unschuldigen Völkern zu befriedigen. Sie verfuhren in Verkündigung des Evangeliums eben so unmenschlich, als es die Anhänger des Propheten Mahomeds in derselben Zeit thaten.

Die Erscheinung dieses Mahomed im Morgenlande ist sowohl an sich selbst, als für das Schicksal des christlichen Glaubens, sehr merkwürdig. Denn die mahomedanische Religion hat sich in der Welt, neben der christlichen, weit umher verbreitet, und besteht noch gegenwärtig sehr mächtig in drei verschiedenen Welttheilen. Ihr Stifter lebte im sechsten Jahrhunderte nach unsers Heilandes Geburt in Arabien, und predigte daselbst seine Lehre also zu einer Zeit, als die christliche Kirche schon längst im ganzen römischen Reich herrschend, die Religion Jesu selbst aber schon sehr entstellt worden war. Mahomed nahm zur Einrichtung seines Glaubensgebäudes Vieles von den Christen, von den Juden und von seinen eigenen Meinungen an. Er ehrte sowohl Mosen als Christum hoch, und nannte sie göttliche Propheten, sich selber aber den größten der Propheten und einen Gesandten Gottes. Er lehrte, wie Moses und Christus, die Einheit des wahren und lebendigen Gottes; er lehrte, daß ein tugendhafter Wandel allein gottgefällig sein könne, und dem Sterblichen in der Ewigkeit himmlischen Lohn brächte; er lehrte die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung, die Belohnung und Bestrafung nach dem Tode, und daß das Schicksal jedes Menschen von Gott schon seit Ewigkeiten vorher bestimmt wäre, also daß man sich vertrauensvoll in Alles, was über uns verhängt ist, ergeben, seine Pflicht thun und keine Gefahr scheuen müsse. Daneben verordnete er als Hauptpflichten noch gewisse tägliche Gebete, Waschungen, auch Fasten, Almosengeben, Enthaltung vom Genusse des Weines, und einmal auch im Leben eine Wallfahrt zum heiligen Tempel in Mekka. Er lehrte Alles dieses mündlich; erst seine Nachfolger und Schüler sammelten, was er gesprochen hatte, in Schriften. Sowohl die Geschichte seines Lebens ist nachmals von Freunden und Familien mit thörichten Fabeln verfälscht, als auch seine Lehre selbst nicht in der allerersten Reinheit beibehalten worden. Sie hatte das Schicksal der christlichen Religion. Es fanden sich allerlei Ausleger, Parteien und Sektirer, welche mit unächten Zusätzen dem ursprünglichen mahomedanischen Glauben eine ganz andere Gestalt gaben.

Es kann nicht geläugnet werden, Mahomed war ein sehr geistvoller, aber dabei ein von seinen Einbildungen getäuschter Mann, unternehmend, kriegerisch und wild, wie alle seine Landsleute in Arabien waren. Die göttliche Erhabenheit der Lehre Jesu hatte er nicht begriffen; wäre er durch hinlänglichen Unterricht dessen fähig gewesen, er würde, statt Prophet sein zu wollen, vielleicht der eifrigste Verkünder des Evangeliums geworden sein. Aber er sah die Juden zerstreut und verachtet; er sah das Christenthum zu seiner Zeit schon sehr von Nebendingen und Zusätzen verdunkelt. Darum nahm er aus beiderlei Religionen dasjenige, was ihm das Wichtigste und Erhabenste zu sein schien, und stiftete eine neue.

Seine Religion aber war sehr sinnlich, und nicht, wie das Christenthum, rein geistig und den Geist verklärend. Daher gefiel sie den wilden Bewohnern Arabiens besser, als des Christenthums göttlicher Ernst. Seine Religion war ganz der Denkart eines lebhaften, phantasiereichen, kriegerischen Volkes angemessen. Daher reitete sie sich schnell im Innern Arabiens aus, und es ward Grundsatz, daß die besiegten Völkerschaften und Feinde entweder zinsbar werden, oder sich zu Mahomed bekennen mußten. Auf diese Weise verfuhren nun die mahomedanischen Fürsten mit andern Nationen, die ihres Glaubens nicht waren, wie die christlichen Fürsten jener Zeit mit den heidnischen Völkerschaften thaten. Sie bekehrten mit der Gewalt des bluttriefenden Schwertes. Das Glück, oder vielmehr die göttliche Vorsehung, war den Waffen der Araber günstig. Sie breiteten ihren Glauben und ihr Reich nicht nur in Asien weit aus, sondern auch in Afrika, und sogar in Europa, indem sie von Afrika herüberfuhren und beinahe ganz Spanien eroberten.

So kam es, daß die mahomedanische Religion nicht nur in weit kürzerer Zeit mehr Anhänger erhielt, als die christliche, sondern sich sogar auch weiter als diese verbreitete.

Ich weiß es sehr wohl, daß man sich bisher einbildete, es sei Pflicht, die mahomedanische Religion zu verlästern und sie als ein Werk des Teufels, als ein Gewebe von Lügen und Lasterpredigten darzustellen. Allein dies geschah wohl größtentheils aus Unwissenheit oder allzuweit getriebenem Glaubenseifer. Der aus Arabien

gekommene Glaube, dem heutiges Tages in Europa nur noch die Türken anhängen, hat viel Würdiges, Herzerhebendes und zur Ausübung hoher Tugenden und edler Gesinnungen Begeisterndes. Er ist der Veredlung des menschlichen Geistes durch Wissenschaften und Künste keineswegs entgegen. Diese haben auf herrliche Weise bei den Bekennern des arabischen Propheten geblüht, als in der ganzen Christenheit Unwissenheit, Aberglaube und rohes Kriegerwesen gemein waren. Ja, wir Christen danken der Einsicht und Aufklärung der arabischen Reiche Vieles von unserer gegenwärtigen Einsicht und Erleuchtung. Ich betrachte die mahomedanische Religion als ein verwildertes Kind des Judenthums und Christenthums, welches seine erhabene Abkunft nicht ganz verläugnen kann und will, und den schönsten Theil seiner Züge den Offenbarungen des göttlichen Welterlösers dankt. Es ist gleichsam unter den Religionen der Ismael, welcher von Abraham in die Wüste hinausgeschickt ward.

Es hat sich dieser Glaube über einen großen Theil der Welt verbreitet. Man muß ihn wenigstens in so fern als ein Geschenk der Gottheit für dasjenige menschliche Geschlecht betrachten, welches in den heißen Ländern und Wüsten der Welt ehemals dem rohesten Aberglauben preisgegeben war, indem dadurch an die Stelle unsinniger Abgötterei die Verehrung und Erkenntniß des einzigen Gottes, des Vaters aller Menschen, in Gegenden der Welt bekannt wurde, wohin nie der Fußtritt eines Christen gelangte, und der Glaube an Unsterblichkeit des Geistes und Belohnung und Bestrafung eines tugendhaften oder lasterhaften Wandels die Grundlage aller Ueberzeugungen und Handlungsweisen bei Nationen wurden, die vorher nur wilden thierischen Trieben folgten.

Und diese Lehre von der Einheit des höchsten Wesens ward zu einer Zeit unter den Barbaren und Wilden der Mittagsländer verbreitet, als selbst in der christlichen Kirche Menschen auftraten, welche aus Mißverständniß der Dreieinigkeitslehre einen dreifachen Gott, oder vielmehr dreierlei Gottheiten annahmen. Die alleinige Anbetung Gottes ward dort zum Gesetz, in Tagen, da bei den Christen Tausende ihre Knie vor Heiligenbildern mit mehr als bloßer Verehrung beugten. Und Tugenden wurden dort wieder anempfohlen, in Tagen, als man bei den Christen zur Seligkeit die von Jesu anempfohlenen guten Werke für überflüssig zu halten anfing, und bloß durch kirchliche Handlungen, Fürbitten der Heiligen, oder durch Jesu Verdienst, oder durch die bloße Willkür Gottes und die Gnadenwahl, eines ewigen Glückes theilhaftig zu werden hoffte.

Die Waffen der Mahomedaner eroberten nicht nur Aegypten und vertrieben die dortigen Christen, oder machten dieselben zinsbar, sondern sogar Judäa, und die Trümmer Jerusalems und ganz Kleinasien. Alle dortigen Christen flohen mit Entsetzen nach Europa in den Schutz der römischen, oder vielmehr griechischen Kaiser. Die Abendländer sahen voll Erstaunen die Macht von Bekennern eines falschen Propheten, und mit frommem Unwillen die Gegenden, in welchen Jesus gelebt, gelehrt, gelitten hatte, in der Mahomedaner Gewalt. Bei den damaligen Religionsbegriffen der Christen, die ganz an das Irdische und Sinnliche geknüpft waren, schien es die heiligste Pflicht, Gut und Blut aufzuopfern, um das gelobte Land, Jerusalem, und das heilige Grab, worin der Gottmensch gelegen war, den Ungläubigen wieder zu entreissen. Eine unerhörte, unglaubliche Wuth ergriff die christlichen Nationen. Man vergaß die innerlichen Kriege bei sich, und vereinigte sich zur Wiedereroberung des sogenannten heiligen Landes. Tausende, Hunderttausende, Millionen liefen aus allen christlichen Reichen Europens zusammen, bildeten die zahlreichsten Kriegsheere; Kaiser und Könige, Ritter, Mönche, Weiber und Kinder eilten mit dahin, die Eroberung Jerusalems zu erzwingen. Schon längst war das Wallfahrten zum heiligen Grabe als etwas Verdienstliches angesehen worden. Wer nur sein Leben gegen die Ungläubigen wagte, dem versprach die Kirche vollkommene Entsündigung und den Gewinn des Himmels. Jeder trug, als Bekenner des Gekreuzigten, Kreuzzeichen auf den Kleidern. Und so strömten die Heere ins Morgenland. Es waren gleichsam neue Völkerwanderungen; man nannte sie aber Kreuzzüge.

Zwar das heilige Land ward erobert, und im neuen Jerusalem ein christlicher Königsthron errichtet, jedoch nur für kurze Zeit. Tapferkeit, Eintracht und Keuschheit von den Bekennern Mahomeds siegte über ungeordnete Wuth der meisten unter sich hadernden Christen. Und obwohl die Kreuzzüge ein paar hundert Jahre lang fortgesetzt wurden, und obwohl Millionen Menschen das Opfer derselben wurden, blieb doch alle Anstrengung fruchtlos. Die Bekenner des arabischen Propheten triumphirten, und vertrieben die Christen nicht nur aus dem ganzen Morgenlande, sondern die Türken drangen auch in Europa ein, zerstörten das christliche Kaiserthum in Griechenland, und machten im fünfzehnten Jahrhundert nach Christi Geburt Konstantinopel zur Hauptstadt ihres durch Eroberung gewonnenen weitläufigen Reiches.

Die Siege der Türken erfüllten die ganze Christenheit mit ausserordentlichem Schrecken, und vermehrten den Haß aller Religionsparteien gegen den Glauben der Mahomedaner. Dieser Haß dauert noch bei vielen Leuten bis zu unsern Zeiten fort, ungeachtet sich seit mehrern hundert Jahren die Verhältnisse sehr geändert haben, und die Bekenner des arabischen Propheten weder durch ihren Glauben, noch ihre Waffen den Reichen der Christenheit so gefahrvoll sind, als vormals. Ja, es ist noch heutiges Tages nichts Ungewöhnliches, daß Christen in unverständigem Eifer den schauderhaften Wunsch ausstoßen, es möchten sich alle christlichen Mächte vereinigen, und die Türken vom europäischen Boden vertreiben. Wie, ist es denn etwas so Gleichgültiges, oder wohl gar Christliches, einer ganzen großen Nation das allernamenloseste Elend zu wünschen? Sind die Bewohner jener Gegenden nicht Menschen, wie wir? Welches Recht habt ihr, ihnen ihr Eigenthum, ihre Wohnungen, ihre Aecker zu rauben? Ist dies der Geist Jesu, der euch zu ungerechten Forderungen, zu Raub, Mord und Todschlag belebt, oder ist es nicht ein Geist dumuer Bosheit und stolzen Fanatismus? Wie würdet ihr von dem Verstand, von der Menschheit und der Religion der Mahomedaner urtheilen, wenn sie dergleichen mörderische Wünsche wider die christlichen Völker äusserten?

Hören wir doch endlich auf, Menschen und ganze Nationen zu hassen, weil sie nicht unsers Glaubens sind! Wahrlich, es gibt viele unter den christlichen Völkern, wo minder Tugend, Gottesfurcht und Seelenadel gefunden wird, als selbst unter Türken und Mahomedanern. Es ist die göttliche Vorsehung, welche diese, die ihr Ungläubige nennt, bisher wider die Christen beschützt hat.

Vergesset aber nicht, daß sie zu demselben Gott im Himmel beten, wie ihr; und vielleicht im Allgemeinen mit nicht geringerer Andacht und Frömmigkeit, als ein großer Theil von euch! Es stammen eure boshaften Wünsche aus schwarzem Religionshaß. Denn wären jene Länder von Christen beherrscht: würdet ihr es wohl wagen, die Vertreibung eines christlichen Volkes aus Europa anzurathen? Wahrlich, ihr würdet es nicht, auch wenn das Volk unwissender und armseliger, roher und lasterhafter wäre, denn Türken und Heiden sind.

Legen wir doch endlich den blutdürstigen Bekehrungseifer ab, diese Entweihung des christlichen Glaubens und Namens, diese Verläugnung des Grundwesens unserer heiligen Religion, diese Schmach unsers Zeitalters! Beweisen wir vielmehr die Göttlichkeit unsers Jesusglaubens durch Eintracht und Liebe aller christlichen Völker unter einander, durch Gerechtigkeit und Treue in Verträgen, durch Gehorsam der Unterthanen gegen Obrigkeiten; durch eine lange, ungestörte Glückseligkeit aller Nationen, die Jesum Christum bekennen! Erzwingen wir Alle durch unsere höhere Tugenden die Bewunderung und Ehrfurcht derer, die einem andern Glauben zugethan sind, und reizen wir sie durch ein schönes Beispiel zur Nacheiferung! Beurtheilet doch die Güte der fremden Religionen nicht nach der Beschaffenheit ihrer gegenwärtigen Bekenner! Welche üble Vorstellungen würden Heiden und Türken von der Göttlichkeit unsers christlichen Glaubens haben, wenn sie die immerwährenden Empörungen, Kriege, Staatsumwälzungen und Verwüstungen in der christlichen Welt als Früchte der durch Jesum geoffenbarten Religion anzusehen thöricht genug wären?

Ich wollte, der Bekehrungseifer der Christen unserer Zeit würde wieder, wie er in den Tagen der Apostel, in den Tagen des Urchristenthums, selbst in den Zeitaltern der Barbarei war, da selbst Königskinder zu den Heiden reiseten, ihnen Jesum den Erlöser, ihnen die Unsterblichkeit des Geistes zu predigen, und wie Gott die Liebe sei. Wie zahlreiche Völkerschaften leben noch heute in der tiefsten Finsterniß heidnischen Aberglaubens und in der Unkenntniß des lebendigen Gottes! Wahrlich, es ist heute, wie ehemals, ein hochverdienstliches Werk, ein Apostel Jesu zu sein, und den Unwissenden die himmlische Wahrheit, den Geistigblinden die Erleuchtung zu bringen. Aber dafür erkaltet der edle, ächtchristliche Eifer von Tag zu Tag mehr, und man belohnt auch wohl nur den Gedanken daran mit vornehmthuender Spötterei. Und doch ist der größte eurer Staatsmänner, der die Landesgrenzen um einige Meilen erweitert, und der größte eurer Kriegshelden, der im Fürstendienst Völker ausplündert und Reiche erobert, gering neben einem Christen, der, groß durch Selbstüberwindung, nicht für diese Welt lebt, sondern für das, was göttlich ist; der sich selbst verläugnet, und armen Wilden das Licht der Erkenntniß, die Offenbarung Gottes und mit dem Glauben an Jesum dessen Tugenden und sanfte Sitten bringt. Das Werk eurer Helden ist Staub und vergänglich; aber die Erweiterung des Gottesreiches ist ein Bauen im Ewigen; ist ein unvergänglicher Sieg im Kampfe des Guten mit dem Bösen; ist ein göttliches Thun.

Und kann ich das, was ich verehre, in meinen mir von Dir, o Vater im Himmel, angewiesenen Lebensverhältnissen nicht selber leisten: so will ich es doch gern nach meinen Kräften, wo ich kann, unterstützen. Beten will ich, daß das Wort des Herrn laufe und gepriesen werde unter den Heiden, wie bei uns. Segne, Vater, o segne Du das heilige Bemühen derer, die sich dem Berufe der ersten Christusboten weihen; Segne diejenigen, welche mit Rath und That solch heiliges Beginnen befördern, daß alle unsere Brüder, die noch im Finstern wandeln, Dich und Deine Liebe, Dein Erbarmen, Deine Majestät im Geiste und in der Wahrheit verehren mögen! Amen.

401.

Das Christenthum in tiefster Schmach.

2 Tim. 4, 3. 4.

Mein Eingeweide wird erschüttert!
Mein Herz in meinem Leibe zittert,
Und Gram und Abscheu nimmt mich ein,
Wenn ich Verbrecher seh' und höre,
Die, Gott! Dich lehren, und die Lehre
Durch ihre Heuchelei'n entweihn!
Sie haben keinen Tod zu leiden,
Und schänden dennoch ihre Pflicht;
Sie sollten Gottes Heerde weiden,
Und suchen das Verlorne nicht.

Schon Paulus, der gotterleuchtete Apostel, sah zu seiner Zeit das Verderben des Christenthums voraus, wenn er bemerkte, wie sowohl Juden als Heiden, die da bekehrt worden waren, vom Sauerteig ihrer vorherigen Meinungen in den neugepredigten Glauben einzumischen geneigt waren. Noch mehr mußte er von der sinnlichen Natur der Menschen selber befürchten, die immer gern wider die Pflichten des Geistes anstrebt, und nur die thierischen Neigungen und Triebe, oft auf Unkosten des bessern Gewissens, sättigen will. Er selbst hatte sich viel zu genau beobachtet, als daß er nicht den Menschen und seine Schwächen genau genug kennen sollte. Es ist ein doppeltes Gesetz in uns, sagte er, das einander beständig widerstreitet. Der Geist kämpft wider das Fleisch, das Fleisch wider den Geist. Er selber wußte, wie schwer es sei, der Gewalt unserer Leidenschaften und sündhaften Begierden zu begegnen. Wie sehr mußte er nun besorgen, daß Andere nicht den Muth und Ernst haben dürften, die unreinen Neigungen in sich zu unterdrücken; sondern daß sie von der Strenge und Hoheit der Lehre des göttlichen Erlösers nach und nach ablassen, und sich für ihre Gelüste und thierischen Wünsche eine bequemere Lehre erfinden würden. Deswegen schrieb er einst schon an einen seiner theuersten Freunde von Rom aus: Es wird eine Zeit sein, da sie die heilsame Lehre nicht leiden werden, sondern nach ihren eigenen Lüsten werden sie ihnen selbst Lehren aufladen, nachdem ihnen die Ohren jucken; und werden die Ohren von der Wahrheit wenden und sich zu den Fabeln kehren. (2 Tim. 4, 3. 4.) Nur zu früh ward seine bange Furcht und Besorgniß durch die Schicksale und den verderbten Zustand der Kirche gerechtfertigt. Erst stritt man sich um die Persönlichkeiten Jesu Christi, dann um die Geheimnisse in der Gottheit, und vergaß über die Person des Heilandes die Sache und den Zweck desselben auf Erden, und über das Geheimniß des göttlichen Wesens

das geoffenbarte Mittel, Gott ähnlicher zu werden. Nachdem ward sogar um geringe Dinge gestritten: um Heilige, um Bilder, um Zeremonien, zuletzt um Kirchsprengel, um reiche Einkünfte, um obrigkeitliche Gewalt und weltliche Gerichtsbarkeit. Die Religion schien nur noch vorhanden zu sein, um dem Stande der Geistlichkeit ein bequemes Leben, reiche Pfründen, Sorglosigkeit, Einfluß auf den Staat und auf Familien, Vergnügen und Auszeichnung jeder Art zu verschaffen; oder zum Deckmantel der gröbsten Ausschweifungen, zum Vorwand der schändlichsten Verbrechen, zur Heiligung der niedrigsten thierischen Begierden zu dienen.

Wie Christus einst lehrend auftrat, schied er Alles, was sich in der Welt befindet, gleichsam in zwei große Hälften: in das Irdische oder Veränderliche, und in das Göttliche oder Ewige. Der Mensch steht wunderbar zwischen beiden Welten; mit dem Leibe gehört er dem Irdischen, mit dem Geiste dem Göttlichen zu. Und auf dieser allgemein anerkannten Wahrheit, welche auch sogar von den Heiden nicht geläugnet wurde, erhob sich das Ganze der Lehre Jesu.

Denn wie der Geist in uns das Höhere und Ewige ist, soll er eben so gut emporstreben, wie der Leib zur Erde und Thierheit niederstrebt; der Leib soll nicht den Geist, sondern der Geist den Leib beherrschen, weil der Geist nicht um des Leibes willen, sondern der Körper um des Geistes willen vorhanden ist. Aber das war das große Elend der Welt, daß das Fleisch über den Geist siegend geworden, dieser mit seinen herrlichen Eigenschaften bloß ein Diener irdischer Wünsche, und hingegen Gott und das Göttliche vergessen war. Darum sandte der ewige Vater seinen Sohn, daß er die Welt aus ihrer Versunkenheit im todten Vergänglichen wieder erhebe ins Leben, und sie erlöse von den Banden des Irrthums und der Sünde, und sie frei mache aus der Knechtschaft sinnlicher Begierden zur geistigen Kindschaft Gottes, des Vaters der Geister. Diese Kindschaft der von der Gewalt der Sünde und des Irrthums erlöseten Geister zu Gott ist das Himmelreich, das Reich Gottes. Es ist aber dasselbe nicht etwas Sichtbares auffer uns, sondern, weil es geistig ist, unsichtbar und in uns selber. Wer also, als ein Gotteskind, das Göttliche und Gute liebt, will und übt, ohne andere Absicht, als weil er selbst göttlicher Art ist und seiner hohen Würde treu bleibt; wer, wie Gott, allen Menschen wohl will, keinen Menschen haßt, und lieber sich selber als Andern wehe thut; wer in diesen Gesinnungen das Irdische, und was es für die thierische Natur Angenehmes oder Unangenehmes hat, weder allzuhoch schätzt, noch allzusehr fürchtet: der ist in Jesu Geist und Nachfolge; der ist wahrhaft durch sein Licht erleuchtet, durch ihn zur Gottheit hingeführt und vom Tode erlöset.

Das wahre Christenthum besteht demnach in dem Glauben, daß wir durch Jesum Christum, das heißt, durch sein Wort, verklärt, geheiligt, des ewigen Vaters unsterbliche Kinder in seinem Weltall sind, geschaffen zur Seligkeit; doch muß dieser Glaube nicht ein bloßes Fürwahrhalten sein, sondern eine lebendige Ueberzeugung. Die Ueberzeugung ist aber lebendig, wenn sie in unser Leben eingeht und dasselbe in den größten und kleinsten Handlungen leitet; wenn sie uns treibt, weil wir Gottes Kinder sind, als höhere Wesen zu wirken, und nur unsern im Geist geoffenbarten Pflichten, nie aber den aus dem Fleische stammenden Begierden und Eingebungen, zu gehorchen. So besteht also die christliche Tugend in der Hoheit des unsterblichen Geistes über alle Neigung zum Schlechten und Vergänglichen, in der Freiheit und Heiligkeit des Willens gegen das, was an uns thierisch ist; in einer großen Seelenstärke gegen Leidenschaften aller Art, in Selbstüberwindung. Und Alles dies müssen wir haben, aus Liebe zum Göttlichen und zu Gott. Darum ist die Liebe das höchste Gut des Christenthums.

Dahin drang Jesus, was er auch lehrte und predigte, durchgehends; darauf hin drangen alle seine Jünger. Auch blieb in der christlichen Kirche lange noch die hohe Lehre von dem Siege des Geistes über das Fleisch, des Lebens über das Todte. Allein mit der wachsenden Unwissenheit und Barbarei der Zeiten verkannte man den wahren Sinn der heiligen Reden, und gerieth in das größte Mißverständniß. Was Jesus geistig verstanden, nahm man im groben körperlichen Sinn. Man dachte nicht daran, daß Geiz, Wollust, Ehrsucht, Verläumdung, Haß, Betrug, Unwahrheit, Ränke, Trägheit, Stolz, Leichtsinn und dergleichen das Gottlose und Irdische sei, sondern man hielt den menschlichen Leib schon an sich für böse, und glaubte sich zu heiligen und dem Schöpfer zu dienen, wenn man seinen nackten Körper mit knotigen Stöcken blutig hieb, härene Gewänder auf bloßer Haut trug, barfuß ging im Schnee, mit kahlem Haupt in der Sonnengluth; wenn man auf bloßer Erde schlief, wenn man regelmäßig hungerte und dürstete, und so den Leib, dieses Werkzeug deb unsterblichen Geistes, abmergelte, schwächte, die Gesundheit zerrüttete und die vom Schöpfer mit großer Weisheit gegebenen natürlichen Triebe bekämpfte. Durch die Zerstörung des Körpers entstanden nicht selten Zerrüttungen des Geistes; und die Menschen, deren Wesen fieberhaft und unnatürlich, deren Einbildungskraft bis zum Wahnsinn erhitzt war, glaubten bald Erscheinungen von Teufeln, bald von Engeln, bald von Jesu, bald von der Jungfrau Maria, bald von andern Heiligen, bald von Gott selber zu haben. Sie machten Offenbarungen, sie weissagten, sie prophezeiten.

Damals aber ward solche Kasteiung und Selbstmörderei für etwas Heiligendes gehalten. Man baute immer neue Klöster, um sich in ihnen begraben zu können. Man erfand immer strengere Ordnungsvorschriften für Mönche und Nonnen. Man ließ es dabei nicht, sondern oft sah man tausend und tausend Menschen singend und betend durch Straßen ziehen, die sich an Scheidewegen und öffentlichen Märkten blutig geisselten, und damit Gott zu ehren, sich selbst zu überwinden wähnten. Aber das Leben dieser Geißler, in deren Gemeinschaft Männer und Weiber voll Unzucht lebten, war selbst geistlichen und weltlichen Obrigkeiten anstößig und ward untersagt. Doch sah man dergleichen Züge über hundert Jahre lang in allen Ländern.

Und bei dem allen konnten jene Menschen, die inner oder auffer den Klostermauern sich durch Fasten, Beten, Geisseln, durch Verzichtleistung auf alle Lebensanmuth, durch freiwillige Armuth, durch Entsagung des ehelichen Standes zu heiligen gedachten, noch als diejenigen angesehen werden, welchen es um wahre Religion, um die von Jesu Christo empfohlene Selbstüberwindung am meisten zu thun war. Obgleich ihre Handlungsweise, ihr unnatürliches Verfahren gegen sich, auf einem Mißverständniß beruhte, ist doch selbst in diesem Mißverständnisse ihr starker Wille, ihre Sehnsucht, Gott zu gefal-

len, ehrwürdig geblieben. Und gewiß diesen edeln Willen, nicht das Mißverständniß, sah Gott an. Ein weiser Unterricht, durch welchen sie aus der Unmündigkeit erhoben worden wären, hätte sie, bei der Kraft ihres Strebens nach Heiligung, zu den tugendhaftesten Nachfolgern des Heilandes gemacht. Und Viele, sehr Viele waren in der That tugendhafte erhabene Menschen, die nicht nur bei Fasten und Geisseln es bewenden liessen, sondern ihr ganzes Leben liebreich dem Wohl ihrer Mitmenschen widmeten, und sich Alles versagten, um Andern desto mehr Gutes leisten zu können. Daß sie in den äusserlichen sogenannten Bußwerken zu weit gingen, war der Irrthum und die Wirkung des Zeitalters, nicht ihres schönen Gemüthes. O tadle doch Niemand jene frommen Menschen, die, aller Weichlichkeit, ja oft den nöthigsten Lebensbedürfnissen entsagend, ihr ganzes Dasein zu einem langen schmerzlichen Selbstopfer machten! Es war ein Opfer, das sie nicht ohne Kampf Gott brachten. Wie wenige Menschen in unsern Tagen wären wohl solcher Entschlossenheit aus rein religiösem Sinne fähig!

Jedoch auch in jenen Tagen der Barbarei hatte sich bei weitem der größte Theil der Christenheit eine bequemere Religion gemacht. Sie war weniger eine Feindin als gefällige Dienerin der Sinnlichkeit. Wer die Taufe empfangen und das Glaubensbekenntniß erlernt hatte, glaubte auch schon ein Christ zu sein. Man befriedigte sich mit leiblichen Uebungen und Zeremonien-Beobachtungen, lebte übrigens wie man wollte und wegen bürgerlicher Gesetze und Ordnungen durfte. Wer Macht hatte, bekümmerte sich auch um diese nicht sehr.

Da war die Zeit gekommen, und eine verabscheuungswürdigere Zeit, als sich Paulus, der Apostel, je gedacht haben mochte, als er sie dem Timotheus verkündete — die Zeit, da sie die heilsame Lehre nicht mehr litten, sondern sich nach ihren eigenen Lüsten eine Lehre schufen; da sie die Ohren von der Wahrheit hinwegwendeten und sich zu den Fabeln kehrten.

Mit Schaudern nennt die Geschichte jener Zeiten die Thaten der herrschsüchtigen Ungerechtigkeit, des empörenden Geizes, der blutigen Grausamkeit, der verschwenderischen Prachtsucht, der ekelhaftesten Wollust, welche von den Häuptern der christlichen Kirche ohne Scham und Scheu vollzogen wurden. Den Meisten war um Gold Alles feil.

Nicht nur Kaiser, Könige, Fürsten suchten diesem Unwesen Schranken zu setzen, sondern selbst der gemeine Mann klagte über die Ungerechtigkeit und Gottlosigkeit derer, die ein Muster heiligen Lebens sein sollten. Die Welt ward an sich selbst irre.

Viele ehrwürdige, weise Glieder der Kirche eiferten dagegen: aber vergebens. Mancher fromme Priester, welcher aus Gottes Wort oder aus den Schriften der Kirchenväter die Erkenntniß des Bessern erworben hatte, wurde für seine Kühnheit, mit der er die Laster der Geistlichkeit oder den Mißbrauch der Kirche bestrafte, in die Kerker geworfen, aus der Gemeinschaft der Christen, aus dem Schooße der Kirche verstoßen, oder; weil er Tugend predigte, als Ketzer des Todes würdig gefunden. — Die Welt lag abermals im Schatten des Todes. Es war neue Erlösung vonnöthen. Sie kam.

Sie kam durch Jesum Christum; sie kam durch Gottes Wort. Noch war es nicht untergegangen. Mitten in der allgemeinen Finsterniß strahlte das ewige Licht der Wahrheit. Und Gott erhörte das Seufzen der Menschheit. Er war nahe, und rettete das Christenthum aus der tiefsten Schmach.

402.

Werth höherer Geistesbildung in der Religion.

Matth. 6, 22. 23.

Entreisse dich der Dunkelheit,
Erwache, Sohn der Ewigkeit,
Und strebe mit entzücktem Sinn
Zum hohen Ziel der Weisheit hin.
Es fordert's Gott.

Die tausend Wunder seiner Welt
Hat er umsonst nicht aufgestellt.
Mit Frohgefühl sollst du sie seh'n,
Und ihres Schöpfers Ruhm erhöh'n,
Und dankbar sein.

Ja, sei ein Christ, ein wahrer Christ,
Und lerne, was die Weisheit ist;
Dann stürzt des Aberglaubens Reich,
Dann schwingt dein Geist sich, Engeln gleich,
Zum Licht empor.

Schon längst war die Rettung des christlichen Glaubens vorbereitet, nachdem derselbe beim größern Theil des menschlichen Geschlechts in ein neues Heidenthum mit christlichen Namen übergegangen war. Nicht ein Mensch, nicht ein König, nicht ein auserkorner Weiser, nicht ein neuer Prophet mit Wundern und Zeichen, brachte die Rettung: sondern Gott selbst in der weisen Anordnung und Leitung der menschlichen Schicksale!

Denn wie auch beim tiefsten Verfall der Religion noch immer einzelne wahre Bekenner des Herrn in frommer Demuth, in thätiger Menschenliebe, in reiner Gottesfurcht in allen Ländern, innerhalb der Klöster und ausser denselben, lebten: so mußte die Ruchlosigkeit des Lebens im Volke, an den Höfen der Großen und besonders bei der Geistlichkeit jedes unverdorbene, natürliche Gefühl der Herzen empören. Die Klage um so große Tugendlosigkeit ward immer lauter, und immer lauter die Stimme der Sehnsucht in Allem nach dem verlornen Unsichtbaren, nach der Vereinigung des Geistes mit einer geistigen Welt.

Unterdessen wachte Gott. Alle Bosheit und Kunst der Herrschsucht und des Geldgeizes war vergebens, den menschlichen Verstand gänzlich zu unterdrücken, und das Zeremonienwerk an die Stelle der Religion Jesu Christi, und den Unsinn an die Stelle der Wahrheit zu setzen.

Das Auge ist des Leibes Licht, sagte einst Jesus, der Weltheiland; wenn dein Auge einfältig und hell ist, so wird dein ganzer Leib Licht sein. Wenn aber dein Auge ein Schalk ist, so wird dein ganzer Leib finster sein. Wenn aber das Licht, das in dir ist, finster ist: wie groß wird dann die Finsterniß selber sein! (Matth. 6, 22. 23.) Das Licht in uns aber ist die uns von Gott verliehene Vernunft. Sie ist dem Geiste, was dem Leibe das Auge ist. Jesus Christus haßte die Finsterniß jeder Art. Er wollte auch, daß jeder Mensch die ihm von Gott verliehenen Gaben auf zweckmäßige Weise gebrauchen solle. Denn er kam in die Welt zur Erleuchtung und Erlösung vernunftbegabter Wesen, nicht der unvernünftigen Thiere. Ist aber des Menschen Vernunft verfinstert, und der Verstand durch Aberglauben verwirrt: wie kann die erhabene, klare Wahr-

heit begriffen und verstanden werden, welche Jesus uns geoffenbart hat?

Sollte nun das Christenthum wieder in seiner hohen Einfalt und Majestät, frei von menschlichen Zusätzen und Irrthümern, erkannt werden, so mußte erst das Licht, das in dem Menschen ist, von der Finsterniß befreit und das Auge des Geistes sehend werden. Zwar in der abendländischen Christenheit, in den Ländern, welche wir bewohnen, waren Kenntnisse und Wissenschaften so ganz verschwunden, daß es viele Geistliche und Pfarrer gab, die nicht einmal lesen, geschweige das Wort Gottes würdig erklären konnten. Im Morgenlande hingegen hatten sich die Kenntnisse weit länger erhalten. Da waren in Griechenland noch immer sehr gelehrte Männer unter Bischöfen und Geistlichen. Selbst die Juden hatten berühmte Schulen zu Sora und Tiberias, und die mahomedanischen Araber übertrafen lange Zeit die Christen an Einsicht und Weisheit. Und von daher kam auch wieder das Licht.

Denn als die abendländischen Christen zu Hunderttausenden auf Kreuzzügen nach Griechenland und Asien kamen, das gelobte Land und das heilige Grab wieder zu erobern, sahen sie da die erstaunenswürdigen Werke der Wissenschaft und Kunst, von denen sie vorher gar nichts gewußt hatten. Erst jetzt sahen sie ein, wie unwissend und roh sie selber waren. Gern gewöhnten sie sich an die Pracht und Schönheit und an die Lebensannehmlichkeit des Morgenlandes. Vieles davon brachten sie mit sich in die Heimath zurück. Erfindungen und Entdeckungen wurden aus jenen glücklichern Gegenden auch in unsern Gegenden nachgeahmt. Die Kreuzzüge beförderten den Handelsverkehr mit Asien. Dadurch wurden viele Städte in unserm Welttheil reich und blühend. Der Handel und Reichthum der Städte beförderte aber die Freiheit der Bürgerschaften, die Verbesserung der Gewerbe, der Handwerke und Künste. Der zunehmende Wohlstand der Länder milderte die kriegerischen Sitten ihrer Bewohner. Der Adel wollte nun das Volk in edlerm Wesen übertreffen, der Bürger in Geschicklichkeit und Wohlstand glänzen. Man fühlte aber zu dem allem den Mangel erforderlicher Kenntnisse. Man brachte die Schriften der arabischen Weisen in die Klöster und Schulen. Ueberall wurden nun der Schulen mehr gestiftet. Einige Fürsten, einige Päbste, viele Mönchsorden suchten großen Ruhm darin, die Wissenschaften zu befördern. Durch die Grausamkeit der türkischen Eroberer in Asien und dem angrenzenden Europa wurden mehrere gelehrte Griechen in unsere Gegenden hin vertrieben. Sie brachten ihre Kenntnisse und die vergessenen Meisterwerke alter Weisen mit, die in Abschriften bekannter wurden, und nun ganz neue Ansichten eröffneten. Endlich ward noch die Buchdruckerkunst erfunden, durch welche eine Schrift ohne Mühe mit einer ungeheuern Schnelligkeit vervielfältigt werden konnte. So viel Abschriften eines Buches vor Zeiten der vereinigte Fleiß mehrerer Menschen nicht in einem Jahrhundert hätte hervorbringen können, wurden jetzt von wenigen Personen in wenigen Monaten durch Abdruck bewerkstelligt; und für den Preis, mit welchem man vormals kaum ein einziges Buch erkaufen konnte, war man nun vermögend, eine ganze Sammlung lehrreicher Werke anzulegen.

Durch diese Erfindung verbreiteten sich nun die Gedanken und Meinungen der Gelehrten, die Ueberzeugungen und Wahrheiten der Weisen schnell. Die heilige Schrift, sonst kaum in den Händen der Bischöfe, kam nun in die Hände Geistlicher und Weltlicher. Jedermann hatte nun das Mittel in seiner Gewalt, seinen Verstand aufzuklären, und sich durch das göttliche Wort zu erleuchten. Jederman hörte und las nun selbst die Warnung des göttlichen Lehrers: Wenn aber das Licht, das in dir ist, Finsterniß ist, wie groß wird dann die Finsterniß selber sein!

Die Welt aber erschrack vor sich, als sie ihre bisherige Verwilderung und Versunkenheit erkannte; als sie wahrnahm, wie vor alten Zeiten die Menschen schon einsichtvoller gewesen und edler; wie einst die Heiden schon tugendhafter gewesen, denn nachher die Christen; wie einst das Christenthum eine ganz andere Gestalt gehabt, als es nun angenommen. Hier und da fing man an, die Lehren Jesu und der Apostel mit den Lehren der Kirche, die Armuth, Einfalt und Frömmigkeit der ersten Christen mit der Pracht, Ueppigkeit und ausschweifenden Lebensart vieler Geistlichen und Weltlichen zu vergleichen. Der Erkenntniß der Wahrheit folgte die Liebe zur Wahrheit, der Einsicht des Bessern das feurige Verlangen des Bessern. Und der uralte Kampf des Guten wider das Böse erneuerte sich mit verdoppelter Heftigkeit. Umsonst stritten Unwissenheit und Stolz, Habsucht und Ehrgeiz für Emporhaltung des Alten und für das Reich des Aberglaubens; umsonst baute man den Bekennern der Wahrheit neue Kerker, neue Scheiterhaufen; umsonst verbot man das Lesen der heiligen oder anderer nützlichen Bücher: das Licht siegte wieder gegen die Macht der Finsterniß.

Da schieden Tag und Nacht von einander; von einander Gottes Wort und Menschenlehre; von einander Glauben und Aberglauben; von einander das Reich der Menschen und das Reich Gottes.

Dies Alles geschah aber nicht an einem Tage, nicht in einem Jahre, sondern im stillen Lauf der Jahrhunderte; und der Kampf ist noch nicht am Ende, und dauert noch bis zum heutigen Tage fort. Denn obwohl in vielen Millionen Menschen die Erkenntniß des Bessern schon vorhanden ist, sträubt sich doch ihr Eigennutz, ihre Herrschsucht, ihr Stolz gegen den Sieg der Wahrheit. Sie wollen nicht verlieren, was sie der Herrschaft ehemaliger Vorurtheile danken, und klagen die Wahrheit an, sie sei das öffentliche Unglück der Welt, und das Recht: es sei das Verderben der Völker, weil es ihren eigenen Vortheil zum Wohl Aller beschränke.

Wir sind daher noch allezeit Zeugen von dem Streit des Lichts und der Finsterniß auf Erden; Zeugen, mit welcher Kunst die Wahrheit verdreht, entstellt und verdächtigt, und dem Vorurtheil, dem Aberglauben das Wort geredet wird; Zeugen, wie ängstlich man an vielen Orten Schriften unterdrückt und verbietet, in denen ein freier und muthiger Geist der Untersuchung waltet, und wie emsig man diejenigen verbreitet, die des alten Unwesens feile Lobredner sein mögen; Zeugen, wie man an andern Orten mit Kerker und Todesstrafen Meinungen, Glauben und Grundsätze verfolgt, die nicht des Gewalthabers Meinung, Glauben und Grundsätze sind; Zeugen, wie an andern Orten die Schulen des Volks mit schlauer Vorsetzlichkeit beschränkt, versäumt, die Lehrer verspottet, die Verbesserer behohnlächelt werden. Denn der thierischgesinnte Mensch will nicht, was aus Gott ist, nicht für Alle die Wahrheit und Erkenntniß, nicht für Alle das Recht und die Liebe: er will nur des Thieres Herrschaft, und daß getödtet werde, welcher nicht dessen Bild anbe-

tet. Er will für sich die Einsicht, für sich die Gunst, für sich das Recht, für sich den Vortheil, und alles Uebrige ihm zinsbar und unterwürfig. Er lebt nur als Thier für die Wollust, Bequemlichkeit und flüchtige Ehre: was kann ihm die Herrlichkeit des Geistes sein? Er will eine Religion, welche seinen Sünden den Deckmantel, seinen Lastern eine Fürsprache und Entschuldigung gewährt; keine Religion, die ihm den Kampf wider Lüste und Begierden des Fleisches zur Pflicht, und die Nachfolge in den Tugenden Jesu zum Himmelsweg macht.

Sind wir nun des Kampfes Zeugen, so lasset uns Mitstreiter Gottes werden für das, was wahrhaft, gerecht und wohlthätig ist, damit der Kampf zum Ende geführt und die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts erhöht werde. Wer da, wo Wahrheit und Irrthum hadern, gleichgültig bleibt, der ist von der Wahrheit selber noch nicht ergriffen, oder in ihm wohnt die Liebe, der alleinseligmachende Geist Jesu nicht.

Lasset uns vor allen Dingen trachten, in unsern eigenen Vorstellungen Klarheit, in unsern Meinungen Gewißheit zu empfangen. Denn wo dieses mangelt, wird jedes Urtheil ein vorschnelles Vorurtheil werden. Jeder prüfe sein Wissen mit Ernst; prüfe Alles, und behalte das Gute. Er belehre sich durch Nachdenken, durch Unterhaltung mit kenntnißvollen Freunden, durch Lesung nützlicher und zur Belehrung und Besserung verfaßter Schriften. Ohne Ausbildung des Verstandes, ohne gehörige Erweckung der Vernunft, ist kein Wachsthum im Glauben, keine klare Erkennung des Geistes Christi und seines heiligen Wortes, keine würdige Vorstellung von Gott und der Welt, keine Verehrung des Allerhöchsten im Geiste und in der Wahrheit möglich. Denn könnte auch ein roher, unwissender Mensch Jesu Christo ähnlich werden, oder ihn so vollkommen begreifen, als der Weise oder der durch Benutzung vielfacher Erfahrungen belehrte Mann? — Nimmermehr! Sonst wäre ja die mangelhafte, oft lächerliche Vorstellung des unmündigen Kindes von Gott und der Ewigkeit so vortrefflich, als die des Mannes. Wir wollen aber nicht immerdar Kinder sein an Verstand, sondern zunehmen in Erkenntniß der Wahrheit.

Die Erkenntniß der Wahrheit folgt aber aus der größern oder geringern Ausbildung der Vernunft und des Verstandes. Diese Ausbildung kommt aber nicht von sich selber mit den Jahren, sondern durch die Benutzung dieser uns von Gott gegebenen Vorzüge. Die Uebung derselben aber besteht im fleißigen Nachdenken, Forschen und Sichbelehren. Je reiner wir von Aberglauben und Vorurtheilen sind, und je kraftvoller unsere Vernunft ist, um so besser kennen wir Gott, und um so lichtvoller, wunderreicher wird uns die Weisheit Jesu des Erlösers. Ein geübter Verstand, eine freie Vernunft sind besser als alle Wissenschaften und Gelehrsamkeit. Wer Jesum ganz versteht und kennt, der wird ihn unwiderstehlich lieben müssen. Und ihn lieb haben, das ist mehr denn alles Wissen.

Wohin Trägheit des Verstandes, Meiden des eigenen Denkens, blindes, abergläubiges Glauben und Nachbeten führen können: das haben die finstern Jahrhunderte der Vorwelt schrecklich dargethan. Lasset euch nicht irren durch das unverständige und geflissentliche Schreien derer, welche die Thätigkeit in Religionssachen verdammen, und jenen mißverstandenen Spruch übel anwenden, daß man die Vernunft gänzlich unter den Glauben gefangen nehmen müsse. Wahrlich, Gottes Wort hat sich vor menschlicher Einsicht nicht zu scheuen, und das Licht, welches Jesus in die Welt brachte, keineswegs das Licht der Vernunft zu fürchten. Ein heiterer, vorurtheilsfreier Geist ist der würdigste Empfänger der göttlichen Offenbarung, so wie ein reines Herz für die Liebe des Guten und Göttlichen am offensten ist.

Glaube an Jesum. Zweifle nicht! Glaube an Jesum, und der Glaube, nicht der Zweifel, wird dich zur Ueberzeugung und innern Ruhe führen. Durch den Glauben und die Einsicht deiner Aeltern und Lehrer bist du als Kind zur Kenntniß, Einsicht und Wahrheit gelangt; durch den Glauben an die Göttlichkeit deines Jesus gelangst du zu der Seligkeit des Gemüthes, die er dir verheißen hat.

Glaube an Jesum, und zweifle nicht. Ein Jeglicher sei in seiner Meinung gewiß! schrieb Paulus an die Römer. (14, 6.) Und ist dir Manches dunkel in seinem Wort: glaube an Jesum, aber nicht an deine höhere Einsicht; zweifle an deiner eigenen, nicht an des göttlichen Lehrers Weisheit. Es kommt dir ein Tag, ein Schicksal, ein Wort, und es wird dir plötzlich ein Licht werden. Glaube mir, die göttliche Vorsehung ist oft die vortrefflichste Auslegerin der Lehren Christi! Menschenwitz vermag es selten so.

Forsche, prüfe. Du hast die Wahrheit, wenn sie dich zur Tugend belebt; du hast den Irrthum, wenn deine Meinung dich nicht innerlich bessert, sondern zum Stolz, zum Haß, zur Streitsucht entflammt. Du hast Recht, wenn du glauben kannst, daß die Glückseligkeit der Menschen auf Erden unzweifelhaft vermehrt werden müsse, sobald alle Sterbliche dächten wie du; du hast Unrecht, wenn deine Meinung nicht zur allgemeinen Wohlfahrt, vielmehr zum gegenseitigen Unglück beitragen müßte. Was du denkst, das denke dem Herrn; was du thust, das thue dem Herrn.

Hast du eine beseligende Wahrheit erkannt, theile sie zur Beseligung Anderer mit. Wer wahrhaftig ist, ist frei, sagt frei, was Recht ist. (Sp. Sal. 12, 17.) Doch glaube nie, daß das, was dir wahr ist, sogleich von Jedermann dafür erkannt werden könne. Denn nicht Alle gingen deinen Weg, nicht Alle stehen auf einerlei Stand. Der Eine sieht herab vom Hügel ins Thal, der Andere hinauf vom Thal zum Hügel. Alle sehen dasselbe, aber nicht in derselben Art, von derselben Seite. Darum sei duldsam gegen andere Meinung und andern Glauben. Meide rechthaberischen Streit. Die Wahrheit ist ein Geisterschatz, der durch irdische Gewalt nicht angetastet, nicht übergeben, nicht entrissen werden kann.

Dich freut es, kein Kind mehr zu sein, und die Unwissenheit deiner frühern Jahre abgelegt zu haben. So freue es dich, an Andern zu thun, was weisere Menschen, was Gottes Vorsehung dir gethan haben. Es kommt aber nicht sowohl darauf an, daß du deine Meinungen und Ueberzeugungen ausbreitest, als vielmehr darauf, daß du viele Menschen in den Stand setzen hilfst, zu wahrern Meinungen und Ueberzeugungen zu gelangen. Die selbstgefundene Wahrheit ist ein Schatz, der uns reicher macht, als ein ganzes Buch voll fremder Lehren. Und nicht die Ueberzeugung, welche man auswendig lernen muß, sondern die aus unserm Innern von selbst hervorgeht, ist die eigenthümliche Blüthe des Geistes. Je vollkommener der Geist, je vollkommener und schöner wird seine Blüthe sein.

Darum befördere die Anstalten alle, in welchen zu höherer Erkenntniß und Selbstthätigkeit der Geister vorbereitet und angeleitet wird. Hilf den Schulen, und daß sie besser werden; ehre den öffentlichen Gottesdienst, und ermuntere zum Anhören des göttlichen Wortes.

Noch ist von alten Zeiten im Volke großes Vorurtheil von allerlei Aberglauben zurückgeblieben. Mit Worten des Ernstes oder Spottes rottest du diese Hefen ehemaliger Barbarei nicht aus. Aber hilf, daß der Verstand und die Vernunft der Volksjugend in den Schulen kräftiger entwickelt werde. Ist der Geist mächtiger geworden, sprengt er die Bande des Wahnes von selbst, und Niemand ist stark genug, sie ihm wieder anzulegen.

Noch leben Tausende und Tausende im Volke, deren Verstand und Fassungskraft so ungeübt und schwach ist, daß sie nicht einmal fähig sind, den Inhalt der Predigten ihrer Lehrer zu erfassen. Willst du Tugend, willst du den Glauben an Jesum, willst du das unsichtbare Reich Gottes auf Erden verbreiten helfen; so hilf in deinem dir von Gott angewiesenen Verhältnisse und nach den dir beiwohnenden Kräften, daß die Unmündigen auch bei reifern Jahren Mündigkeit erlangen. Denn ohne Licht von innen ist draussen Alles Finsterniß oder Dämmerung; ohne Fähigkeit zum vollen Erkennen ist keine Erkenntniß von Gott und den heiligen Wahrheiten und Offenbarungen Jesu Christi möglich.

Wie oft, o Vater des Lichts! wie oft bete ich im Namen und Gebet Deines eingebornen Sohnes, meines Erlösers: Dein Reich komme zu uns! Und wie wenig habe ich doch nach meinem Vermögen bisher noch dazu beigetragen, Dein Reich der Wahrheit, des Lichts und der Seligkeit um mich her zu verbreiten! Ich erkenne den Werth höherer Geistesbildung in der Religion, und daß Glauben, Liebe und Hoffnung zu Dir immer kraftvoller erstarken, immer herrlicher wachsen, je fähiger der menschliche Geist ist, Dein seligmachendes Wort zu begreifen, und sein ganzes Wesen damit zu läutern. Aber nur oft allzugleichgültig bin ich bis anhin gegen die Verwahrlosung und Trägheit des Geistes bei vielen meiner Nächsten geblieben! — Nein, ich will fortan, so viel ich kann, auch ein Mitstreiter Jesu werden, und sein heiliges Reich auf Erden erweitern helfen, indem ich durch Unterstützung neuer Lehrschulen des Volks, und besonders der Jugend, die Fähigkeiten der Geister zur Erkenntniß des Bessern mehre. Und Du, Vater des Lichts, Vater der Gnaden, segne unsere guten Fürsten und Obrigkeiten in ihrem Bemühen, unsere guten Lehrer, unsere Weisen, daß ihr Leben und Wirken zum Unterricht der Völker gedeihen möge. Dein ist das Reich, welches verbreitet werden kann; Dein darin die Kraft und die Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

403.

Die ewigen Kennzeichen des wahren Christenthums.

Hebr. 12, 2.

Du bist mein Licht!
Du, den mein Vater sandte,
Daß ich mein Heil erkannte,
Du bist mein Licht,
Ein Andrer ist es nicht!

Du bist mein Licht!
Dich hat mir Gott gegeben,
Zu seh'n mein höh'res Leben.
Du bist mein Licht,
In Andern schau' ich's nicht.

Du bist mein Licht!
Und was auch Menschen lehren,
Dich, Jesu, will ich hören,
Und Menschen nicht;
Du bist aus Gott mein Licht!

Wenn in jenen Zeitaltern, da die christliche Welt in allgemeiner Verfinsterung, Rohheit und Verderbniß der Sitten versunken lag, ein Frommer nach der Erkenntniß des wahren Glaubens schmachtenden Geist die Lehren und Worte Jesu Christi und seiner ersten Jünger unmittelbar selber in der heiligen Schrift las, die damals äusserst selten war; wenn er eine Vergleichung anstellte zwischen dem, was der Heiland des Lebens gepredigt hatte während seines Wandels auf Erden, und dem, was von Bischöfen und Priestern gelehrt und getrieben ward: wie mußte er erschrecken vor der ungeheuern Kluft, welche zwischen dem ersten, einfachen Glauben der Christen und zwischen dem christlich genannten Glauben des Zeitalters lag!

Er erblickte statt des heiligen, bescheidenen Wandels der Jünger Jesu eine stolze, reiche, üppige Geistlichkeit, welche mit weltlichen Fürsten um den Vorzug stritt in Macht und Ansehen; Priester, welche in Völlerei und Unzucht lebten; Altäre, wo man nicht mehr sein Herz zum Opfer brachte, sondern Geld und Güter zur Bereicherung vornehmer Klöster. Er erblickte einen christlich geheißenen Lehrbegriff, der viel heidnischen Aberglauben beherbergte, viele Spitzfindigkeiten, von denen Jesus nie, seine unmittelbaren Schüler nie gesprochen hatten. Er entdeckte ein Gewebe von Unvernunft, wiedernatürlichen Satzungen und Betrug, abzielend, den unwissenden, wenig unterrichteten Haufen des Volks zu blenden und ihn unter Gewalt und Herrschaft und Einfluß von Mönchen und Priestern zu bringen. Er nahm wahr, wie es denen, welche sich Diener des Altars, Verkünder des Evangeliums nannten, nicht darum zu thun war, Gottes Reich durch göttliche Gesinnungen auf Erden zu verbreiten, sondern ihr eigenes weltliches Reich; wie sie mit Königen und Fürsten stritten, selbst Harnisch und Panzer anlegten, um in den Schlachten zu kämpfen. Sie haderten unter sich selber; nicht um die von Jesu verkündeten Wahrheiten, sondern um selbst erfundene Kirchenlehren; um Lehren, von denen Christus nie geredet; um Lehren, die zur Beseligung der Menschheit nichts beitragen; um Lehren, die oft dem gesunden Menschenverstande geradezu widersprachen. Da zankte man um die einwirkende Gnade, da um die gänzliche Sündenlosigkeit der Mutter Jesu Christi, welcher man eine göttliche Verehrung und Anbetung erwies, ja zuletzt in Gebeten öfter anrief, als Gott, den Vater des Weltalls, und Jesum, den ewigen Sohn der Gottheit. Festtage wurden über Festtage gefeiert, mit großem Prunke, oft mit lächerlichen Spielen und Feierlichkeiten, nicht dadurch die Seelen zum Göttlichen zu erheben, sondern um das Volk immer mehr von der Wahrheit abzuziehen in die Knechtschaft des Aberglaubens, der rohen Sinnengelüste und der geistigen Gewalt.

Und in der That, kaum leuchtete das Licht der Wissenschaften wieder, kaum hatte man angefangen die Schu-

len zu verbessern und ihrer in allen Ländern mehrere zu stiften: so fehlte es nicht an redlichen, gelehrten Personen, welche den in das Christenthum eingeführten Unrath von Irthümern und Mißbräuchen deutlich erkannten. Es waren unter diesen Personen selbst von den Angesehensten unter den Priestern; es waren Männer, welche sich nicht nur durch Gelehrsamkeit, sondern auch durch ein äusserst rechtschaffenes, frommes Leben auszeichneten; Männer, die so ehrwürdig waren, daß sie, nach Sitte damaliger Zeit, von der Kirche selbst unter die Heiligen versetzt worden sind. Aber das überhandgenommene Verderben im Christenthum zu erkennen, war kaum große Gelehrsamkeit vonnöthen. Auch Leute ohne Wissenschaft, deren Verstand aber unbestochen, deren Herz lauter und redlich war, wurden Gegner des Nichtchristenthums. Sie wandten sich ab von eingeschlichenen Mißbräuchen; sie verloren das Zutrauen zu den Geboten der Kirche und ihrer Priester. Sie suchten das wahre Christenthum wieder auf in den Worten des ewigen Heilandes. Und wer es nur von ferne erkannte, entsagte dem, was er bisher gehabt, entriß sich der gold- und herrschbegierigen Priesterschaft und sprach mit Josua (24, 15.): Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.

Diese Sehnsucht des bessern Menschen, das neu eingeführte in christlichen Kirchen aufgenommene Heidenthum zu verlassen, und Erleuchtung durch das göttliche Wort zu suchen, ward mit jedem Jahrhundert allgemeiner. Es traten entschlossene, fromme Männer in ganz verschiedenen Weltgegenden auf, ohne von einander zu wissen; es entstanden kleine nach Erleuchtung begierige Gemeinden; der Wahlspruch war: Lasset uns aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens! (Hebr. 12, 2.)

Die Mehrzahl derjenigen, welche so dachten, richteten aber ihre Angriffe nicht sowohl gleich Anfangs gegen dieses verworrene Lehrgebäude, als vielmehr gegen den Einfluß priesterlicher Herrschaft, und gegen das unehrbare Leben der Geistlichkeit. Die Leute wollten in denen, welche sie als Lehrer hochachten sollten, auch hochachtungswürdige Personen sehen; wollten nicht, daß Nachfolger der Apostel gegen weltliche Obrigkeiten stritten; sich in weltliche Händel und Regierungssachen mischten; sich weltliche Ehrentitel und Würden beilegten; mit Umtrieben und Ränken ihr Ansehen, ihre Reichthümer vergrößerten. Lasset uns aufsehen auf Jesum, sprachen sie, den Anfänger und Vollender des Glaubens; welcher, da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldete er das Kreuz. (Hebr. 12, 2.)

Aber diese Lehre war nicht im Sinn der damaligen Priesterschaft. Dieselbe fand darin nur Empörung gegen ihre Rechtsame und Einkünfte. Sie wollte sich ihr gewohntes Wohlleben, ihre ungeziemende Macht, mit welcher sie selbst weltlichen Obrigkeiten Gesetze gab, nicht rauben lassen. Sie eiferte mit Fluch und Kirchenbann gegen die Verwegenen; man nannte sie Abtrünnige, Feinde der Kirche Gottes, Kinder und Boten der Hölle, Irrlichter und Ketzer. Sie ermunterten die Fürsten, dergleichen Personen mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Es wurden alle Verdächtige auf die Scheiterhaufen geführt, auf die Blutgerüste geschleppt, um mit Schrecken Alle abzuhalten, sich gegen die Hoheit des geistlichen Standes aufzulehnen. Man stiftete endlich, zur Stütze priesterlicher Gewalt, sogar in manchen Ländern Glaubens- und Ketzergerichte, Inquisitionen geheißen, wo Priester zu Gerichte saßen, und Jeden, der Muth hatte, sich wider das Verderben der Kirche und ihre Priester zu erklären, zum Kerker und Tod verdammten. Diese furchtbaren Gerichte vergossen so viel Blut und mit so schauderhafter Grausamkeit, daß viele Staaten sich weigerten, dergleichen bei sich einzuführen, und daß in denjenigen Ländern, wo sie einmal eingeführt waren, selbst die Fürsten und deren Familien vor denselben zittern mußten.

Also geschah nun wieder, was in den ersten Tagen des Christenthums gegen die ersten Bekenner Jesu Christi geschehen war. Also verfolgten nun Päbste, Bischöfe, Aebte, Mönche, Priester diejenigen, welche den Muth hatten, das verlorne Licht des Glaubens wieder zu suchen, und nicht auf Menschenworte und Menschenerfindungen und Menschenmeinungen zu achten, sondern aufzuschauen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, und seine Lehre zu erforschen und zu erkennen aus der heiligen Schrift. Gleich wie in den ersten Tagen des Christenthums Hohepriester, Pharisäer, Sadducäer und Schriftgelehrte der Juden, oder die Priester in den heidnischen Tempeln, den Krieg predigten gegen die demüthigen und tugendhaften Bekenner des Herrn; gleich wie damals die erhabenen Blutzeugen der göttlichen Wahrheit auch auf den Folterbänken, in Kerkernächten, in qualenvollen Todesarten ihren bessern Ueberzeugungen treu blieben: so Alles jetzt wieder erneuert, nur unter andern Namen. Der alte Kampf des Lichts und der Finsterniß erhob sich wieder mit verdoppelter Stärke. Die Geistlichen waren aufs emsigste bemüht, die Aufklärung des Volks zu unterdrücken, damit dasselbe durch Unwissenheit länger unterwürfig, leitsam und zinsbar bliebe. Es sollte nur opfern, nur blindlings glauben, aber nicht prüfen; während der Apostel Paulus freimüthig, und der Herrlichkeit der Lehre Jesu Christi bewußt, selbst aufgemuntert hatte: Prüfet Alles, und das Beste behaltet. Er sollte nur opfern, nur gehorchen, nur lange, auswendig gelernte Gebete hersagen, ohne weiter nachzudenken; während die heilige Schrift gelehrt hatte: Gott gefalle kein Opfer so sehr, als ein frommes Herz; während Jesus Christus gelehrt hatte: Ihr sollet nicht viel plappern, wie die Heiden, welche meinen, sie werden dann erhört, wenn sie viel Worte machen. Das Volk sollte in stummer Ehrfurcht nur auf die Würde des Priesters, auf sein Beten, Singen, Predigen, auf sein Gewand achten, nicht aber auf sein Thun und Lassen, nicht auf seine Leidenschaften, nicht auf seine oft tadelhaften Gelüste; während Christus gelehrt hatte: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen; sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.

Gleichwie aber das reine und lautere Gotteswerk sich in den ersten Zeiten des Christenthums, ungeachtet aller dawider erhobenen Verfolgungen von Juden und Heiden, ausbreitete, und von Tausenden zu Tausenden als Wahrheit gepriesen ward, ungeachtet es von denjenigen eine Irrlehre geheißen wurde, deren Vortheil es nicht war, oder deren Ansehen und Einkünfte darunter litten: eben so ging es dem göttlichen Wort nachmals, da das Bekenntniß desselben und die Herstellung eines wahren Glaubens von denen Personen aus Eigennutz und Stolz verboten wurde, welche Nachfolger Jesu und der frommen Apostel zu sein vorgaben. Ihre Wuth, ihre Selbstver-

blendung, ihre Grausamkeit war nicht vermögend, die bessern Ueberzeugungen auszurotten. Das Licht Jesu leuchtete. Die ewigen Kennzeichen des wahren Christenthums waren unverborgen. Das Licht siegte über die Finsterniß und es ward wieder hell in der Geisterwelt, und blieb hell in allen Kirchen der heutigen Christenheit. Wiewohl es nicht an Versuchen fehlte, das Licht wieder zu vertilgen und das Volk in aberglaubige Dunkelheit zurückzustoßen, damit einige Herrschbegierige nach Willkühr herrschen und auf Unkosten aller Andern in Ueppigkeit und Wohlleben bestehen könnten: die ewigen Kennzeichen des wahren Christenthums wurden immerdar bekannter. Man lernte immer richtiger und schärfer die Sache des Glaubens von der Sache der Kirche, das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Wahrhafte vom Schein unterscheiden.

Jener ewigen Kennzeichen des wahren Christenthums sind nur wenige. Aber sie sind Jedermann einleuchtend. Sie gehen aus der Göttlichkeit der Lehre des Heilandes selber hervor. Lasset uns aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens!

Eins der ersten Kennzeichen des wahren Christenthums ist, daß dasselbe zur Beseligung und Veredlung aller Menschen auf Erden, und aller Länder, aller Zeitalter gereicht. Denn gleich wie Gott nicht bloß ein Gott der Reichen, sondern auch der Armen, nicht bloß ein Gott der Weisen, sondern auch der Unwissenden ist: so ist sein Wort auch für alle Sterbliche vorhanden. Er muß für den Reichen und für den Armen gleich erquickend, für den Gelehrten und Ungelehrten gleich verständlich sein. Gebräuche, Zeremonien, Einrichtungen, welche wegen Verschiedenheit der Weltgegenden nicht überall die nämlichen sein können, oder welche sich mit den Umständen und Zeitaltern nach und nach nothwendig verändern müssen, sind irdische, sind menschliche Erfindungen; können allenfalls sehr nützliche Hilfsmittel zur Andacht für diejenigen sein, der solcher bedarf, aber sie gehören nicht zum Wesen der christlichen Religion. Sie sind bloß zufällig beigebracht. Das wahre Christenthum kann und muß auch ohne sie bestehen, da sie veränderlich sind. Hingegen Gottes Wort währet ewiglich, weil es Gotteswort und nicht Menschenmeinung ist. Das wahre Christenthum ist überhaupt nichts Aeusserliches, es ist etwas Innerliches, Geistiges. Das Reich Gottes ist nicht ausser uns, sondern in uns, sprach Christus. Daher gehören auch nicht Waschungen, Opfer, Kasteiungen zum wahren Christenthum. Auch nicht Speisen zu gewissen Zeiten und Tagen sind den Menschen verunreinigend, denn Speisen gehen nicht in das Herz, spricht Christus, sondern in den Leib. Aber was aus dem Menschen hervorgeht, das macht den Menschen gemein. Denn von innen, aus dem Herzen des Menschen, gehen heraus böse Gedanken und Thaten. (Mark. 7, 19—21.) Daher kann das wahre Christenthum, weil es nicht in äusserlichen Dingen besteht, Sache aller Herzen und Gemüther sein. Christus predigte sein Wort nicht den Gelehrten und Scharfsinnigen ausschließlich; nein, er predigte es allem Volke, und er ward von allem Volke verstanden. Das Christenthum ist keine gelehrte Wissenschaft, kein Inbegriff dunkeler Spitzfindigkeiten und unbegreiflicher Lehrsätze; es ist ein Licht, angezündet aller Welt, die Herzen zu erleuchten und zum Guten zu erwärmen. Wenn die Apostel selbst zuweilen den gelehrten Juden über spitzfindige Streitfragen schrieben, so thaten sie es, um Allen allerlei zu werden, und auch sie dem Herrn zu gewinnen. Aber nicht in solchen Grübeleien bestand, selbst nach ihrer Lehre, das wahre Christenthum: denn dazu ist nicht jeder Mensch geeignet, mit gelehrten Sätzen zu spielen; sondern es besteht in Unschuld und Liebe und Herzensgüte, in Gottähnlichkeit. Wenn ihr nicht werdet wie Kindlein, werdet ihr nicht in das Reich Gottes eingehen. Was also mit Scharfsinn gelehrt wird, aber weder den Verstand erleuchtet, noch das Herz erwärmt zur Begierde, Gott ähnlich zu werden: das gehört nicht zum wahren Wesen des Christenthums. Das Evangelium ist kein todtes Wissen, sondern es ist eine Kraft Gottes, die da lebendig macht; ist nicht ein träges Dafürhalten, Meinen und Glauben, sondern ein Streben des Geistes, vollkommen und heilig zu werden, wie unser himmlischer Vater vollkommen ist. Der Mensch wird durch die Werke der Liebe gerecht, nicht durch den Glauben allein. Denn gleich wie der Leib ohne den Geist todt ist, also ist auch der Glaube ohne die Werke todt. (Jak. 2, 24. 26.)

Es ist also ein anderes und unläugbares und ewiges Kennzeichen des wahren Christenthums, daß dasselbe den Menschen besser, gottähnlicher, liebevoller gegen Seinesgleichen, demüthiger, uneigennütziger macht; daß es ihm Muth zu allem Guten gibt; daß es ihn von der Herrschaft seiner sinnlichen Begierden unabhängiger macht; ihm Gewalt gibt, seine rohen, viehischen Gelüste zu unterdrücken. Das wahre Christenthum sieht nicht auf Geld, Gut, Schönheit, Ruhm, Ehrenstellen; es sieht auf Besserung des Gemüths und leitet unser Verlangen dahin. Das höchste aller Gebote des Christenthums ist, wie es uns Jesus Christus gab: Du sollst Gott lieben über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst. Das wahre Christenthum hat mit dem Irdischen nichts gemein. Mein Reich, sprach Jesus, ist nicht von dieser Welt. Alles also, was den Menschen nicht frömmer, dienstfertiger, menschenbeglückender macht; was nicht zum Wesen des wahren Christenthums gehörig: das ist Menschenerfindung, Menschenmeinung. Wenn uns Haß gegen unsern Mitbruder, Verfolgung und Verachtung anderer Glaubensgenossen, Ungehorsam gegen die obrigkeitlichen Befehle gepredigt wird, und würde auch hinzugesetzt, das gereiche zur Ehre Gottes: so ist es nicht das wahre Christenthum. Denn so wenig uns Haß, Verfolgung und Ungehorsam, so wir selber leiden müssen, beglückt, eben so wenig machen wir damit Andere glücklich. Was ihr aber, spricht Jesus, nicht wollet, daß euch andere Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch nicht. Liebe und nur Liebe ist das höchste Gesetz, das reinste und ewige Kennzeichen des wahren Christenthums. Wer nicht in der Liebe ist, der ist nicht in Gott. Stolz, Vergrößerungssucht, Hochmuth, Geldgier, Neid und Tücken sind die wahrhaften Kennzeichen der Irrlehre, die Früchte des falschen Glaubens. Wenn Menschen Menschen hassen und dennoch auf einen Himmel hoffen, und sich dennoch Christen nennen, sind sie Betrüger an sich selber. Wo nicht mit der Lehre auch das Leben zusammenstimmt, da ist Heuchelei; da ist das Christenthum verläugnet und statt dessen Betrug und Unglaube, Gotteslängnerei und Heidenthum.

Zu den ewigen Kennzeichen des wahren Christenthums gehört endlich auch die vollkommene Uebereinstimmung desselben mit Allem, was Gott angeordnet hat. Zwischen den Lehren Jesu Christi und den Gesetzen der Gottheit in der Natur ist kein Widerspruch, sondern eine bewundernswürdige Harmonie. Denn Gotteswort ist aus Gott: wie könnte in Gott selber Widerspruch mit sich vorhanden sein? Alles, was Jesus lehrte, führt uns zu Gott, die verirrten Kinder zurück zum Vater, die unnatürlich gewordenen Menschen zur Vereinigung und Versöhnung mit der Natur. Alles löset sich durch Jesus Wort in Eintracht auf.

Der Mensch ist bloß dadurch Mensch, und über die gemeinen Thiere erhaben, daß er von Gott mit Vernunft begabt ist. Nur vermöge der Vernunft erkennt der Mensch das Weltall, das Dasein und die unendliche Größe Gottes, und die beseligende Herrlichkeit der Lehre Jesu Christi. Ein vernunftloses Thier hat von dem Allem keine Ahnung. Hätte der Mensch keine Vernunft; wäre er dem Thiere gleich: wie sollte er des Christenthums fähig sein? Wäre aber das Christenthum im Widerspruch mit der Vernunft: wie sollte man die Wahrheit der Religion erkennen? Würde da nicht der allweise Gott selbst einen Widerspruch zwischen dem gesetzt haben, was er allen Menschen, als höhern Wesen, verliehen hat, und dem, was er durch Jesum Christum den Menschen geoffenbart hat? — Wenn auch die menschliche Vernunft nicht fähig ist, Alles und das Höchste zu durchschauen und zu begreifen — dazu müßten wir mehr noch als Menschen sein —, wenn wir auch die Schranken der Vernunft häufig empfinden, und auch da glauben müssen, wo wir nicht selbst sehen können: so ist darum das Christenthum noch nicht im Streit der Vernunft. Alles Vernunftwidrige gehört daher nicht zum wahren Christenthum. Wie können Unvernunft und göttliche Weisheit beisammenstehen, oder eins sein? Es kann im Geisterreich Vieles erhaben sein über menschliches Wissen; unser Wissen hienieden ist Stückwerk; es würde vielmehr unvernünftig sein, Alles hinwegzuläugnen, was nicht vor unserer Einsicht aufgethan liegt; darum wandeln wir in vielen Dingen nur im Glauben, nicht im Schauen. Jedoch was uns von Gott und göttlichen Dingen das Christenthum sagt, ist darum nicht den Gesetzen der menschlichen Natur widerstrebend. Das Unvernünftige ist zugleich das Unchristliche.

Das wahre Christenthum ist eben so sehr in Uebereinstimmung mit der Vernunft, als mit den von Gott gegebenen Einrichtungen der Natur. Eine Religion, oder eine Kirche, welche unnatürliche Gebote ertheilt, ist weit vom Geiste des wahren Christenthums entfernt. Denn die ewigen Einrichtungen der Natur sind die Gesetze Gottes in seinen sichtbaren Schöpfungen. — Alles was der Natur widerstreitet, ist Sünde, Alles was der Vernunft widerstreitet, ist Sünde; denn beides ist wider Gott und Christenthum. Natur, Vernunft und Christenthum sind innig eins. Durch alle drei hat sich Gott den Sterblichen in seiner Vollkommenheit geoffenbart. So urtheilte Jesus. Er selber wies auf die Natur hin, als unsere große Lehrerin, wie herrlich der Vater in allen seinen Werken sei, er selber ehrte die Vernunft, und stellte unter den menschlichen Verdorbenheiten Unvernunft mit Gotteslästerung in gleiche Reihe. (Mark. 7, 22.)

So lasset uns aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens! — Auf ihn, nicht auf Menschen, lasset uns sehen. Was er selbst sprach, nicht was Menschen hinzufügten aus Leidenschaft und Eitelkeit, lasset uns hören. Du hast das wahre Christenthum, wenn du durch deinen Glauben so eins mit deinem Gott im Himmel bist, daß dich alles gottlose Wesen, alle Falschheit anekelt; wenn du lieber sterben, als in einen Betrug deines Nächsten, in irgend eine Sünde willigen möchtest; wenn du durch deinen Glauben selig, selbst im Unglück zufrieden, im Glück und Wohlsein bescheiden und demuthvoll, überall gegen Böse und Gute wahr und gerecht bist, gleichwie auch Gott seine Sonne scheinen läßt über Sünder und Gerechte. So war unser Heiland Jesus Christus. Lasset uns aufsehen auf ihn, den Anfänger und Vollender des Glaubens!

Erfüllt von diesen heiligen Betrachtungen, überzeugt von den unveränderlichen Kennzeichen des wahren Christenthums, spreche ich nun, wie Josua der Prophet: Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen. — Dir will ich dienen im Geist und Herzen, mein Herr, mein Gott, durch Erfüllung Deines mir geoffenbarten heiligen Willens. Möge doch auch in der Welt und in der Kirche mancherlei dastehen, was Menschenwerk und veränderliches Wesen ist: es wird untergehen durch sich selber, sobald seine Unvollkommenheit einmal allgemein erkannt ist. Dein Wort aber bleibt ewiglich. Dies Wort will ich kund thun. Dies Wort will ich durch die Tugenden meines Wandels empfehlen. Mit der Einfalt, Demuth und Standhaftigkeit der ersten Jesusbekenner will ich Dir dienen, ungestört durch die Ruchlosigkeit meines Zeitalters, ungeirrt durch den blinden Glaubenseifer, Hochmuth und Eigennutz Vieler von denen, welche sich Verkünder Deines Wortes nennen, und Dir zu dienen vorgeben, indem sie ihrem Ehrgeiz dienen. Die Unglücklichen! zu spät werden sie des seelentödtlichen Irrthums gewahr werden! O mein Gott, mein Heiland, mein Erlöser, erhalte mich in Deinem Worte, Dein Wort ist allein Wahrheit. Amen.

404.

Die Trennung der christlichen Kirche.

Erster Theil.

Jesaias 28, 29.

Die Welt ließ sich die Wahrheit rauben;
Jahrhunderte voll Aberglauben,
Voll Grau'l, für die Vernunft voll Hohn;
Und Gottes Weinberg voll Verwüster,
Und Glaubensspötter, statt der Priester,
Und auf der Glaubensschändung Thron
Mordlechzend Inquisition!

Gott, welche Zeiten! Doch vergessen
War Deine Heerde von Dir nie.
Und die da thronten, und vermessen
Dein spotteten, Du stürzest sie;
Denn Deine ew'ge Güte wachte,
Und Deine Treue war uns nah,
Was nie der Menschen Dunkel dachte,
Was Keiner glaubte, das geschah.

Auch in den ganz verfinsterten Jahrhunderten blieben die Kennzeichen des wahren Christenthums unverdunkelt, und zwar darum, weil die Sterblichen, ungeachtet ihrer überhand genommenen viehischen Verwilderung, dennoch

blieben, was sie durch Gottes Willen sein sollten: mit Vernunft begabte Wesen. Auch in allen Ausschweifungen ihrer Lüste und Leidenschaften behielten sie die Gabe, das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Auch in aller Unwissenheit und Selbstverblendung blieben sie vermögend, Wahrheit von Betrug und Irrthum zu unterscheiden.

Daher ging eigentlich auch das Licht des Evangeliums nie ganz aus. In allen Ländern waren immer einzeln fromme Männer, fromme Familien, fromme Klöster, fromme Gemeinden. Das Verderbniß der Großen, das Verderbniß der Priesterschaft, hinderte keineswegs, daß nicht, zumal unter Leuten, die im Mittelstande, gleichfern von schwelgerischem Ueberfluß und Geist und Leib tödtender Armuth lebten, der Sinn für das wahrhaft Heilige sich erhalten hätte. Und schon dieser einzige Lichtfunken war genug, mitten in der allgemeinen Finsterniß wieder Sonnenklarheit zu verbreiten.

Als mit Verbesserung der Schulen, mit dem wachsenden Licht der Erkenntniß bei den Völkern, sich der öffentliche Unwille gegen den Verfall der Religion und Sitten immer lauter erhob, erschrack auch die hohe Priesterschaft. Sie fühlte, daß es anders sein solle und müsse. Sie fühlte, daß endlich die Völker gänzlich von der Kirche abfallen, und eine Menge neuer christlicher Glaubensparteien entstehen könnten, bei welchen die Geistlichkeit allen bisherigen Einfluß und Reichthum zu verlieren Gefahr laufe. Ueberall hat die Priesterschaft selbst ein großes Aergerniß gegeben. Es war sogar nicht selten geschehen, daß statt eines einzigen Oberhauptes der Kirche zwei bis drei Päpste gewählt wurden, die sich dann öffentlich einander mit ruchloser Wuth verfolgten und verfluchten. Diesem Unwesen ein Ende zu machen, wurden die vornehmsten Bischöfe und Aebte aus den christlichen Ländern zusammenberufen, um das Heil der Kirche zu berathen. Man nannte dergleichen Zusammenkünfte der Geistlichen allgemeine Kirchenversammlungen.

Diese hatten nun zwar Muth genug, zu erklären, daß eine allgemeine Kirchenversammlung über den Papst sei, und er ihren Aussprüchen Gehorsam leisten müsse; sie hatten Muth genug, die sich einander verfolgenden Päpste abzusetzen, und einen neuen zu wählen; sie hatten Muth genug, anzuerkennen, daß in der Kirchenzucht große Fehler lägen, daß der Lebenswandel der Geistlichen, die in Ueppigkeit und Unzucht, Geldwucher und andern Lastern dem Volk ein Aergerniß geworden waren, geändert werden müsse. Allein an Herstellung der Einfalt und Würde des Christenthums konnten die meisten Prälaten damals eigentlich selbst noch nicht denken. Wer es wagte, die eingeschlichenen Mißbräuche anzutasten, ward als Ketzer verdammt, eingekerkert, gefoltert, enthauptet, gevierttheilt, lebendig verbrannt. Es war jenen Priestern oft weit minder um Erhaltung des wahren Glaubens, als um Erhaltung ihres Ansehens, ihrer Rechtsame, ihrer Einkünfte zu thun. Sie behandelten die Religion als ihre Staatssache, die Kirche als ihr Staatsgut. Sie gaben sich mit Ausbesserung äusserlicher Formen ab; aber das Innere, das rechte Heiligthum, der Glaube selbst, der durch so viel Aberglauben und Spitzfindigkeiten und Irrthum entstellt war, blieb von ihnen unberücksichtigt. Sie wollten lieber das Volk in den Fesseln der Gewohnheit und Unwissenheit erhalten. Sie konnten es sich nicht verbergen, daß ihre Hoheit nur auf der Menschen Unwissenheit beruhre; daß mit der Aufklärung des Volks ihr Reich leiden mußte. Nur dies wollten sie verhüten. Allein es war ihr Dichten und Trachten eitel. Es sollte Licht werden. Gott waltete. Die Priester ahneten es nicht.

Selbst ihr Streiten unter einander, ihre Spaltungen, ihre Absetzungen der Päpste entschleierten vor den Augen der Welt das Geheimniß von Verbrechen, die im Finstern getrieben waren; schwächte die bisherige blinde Ehrfurcht der Fürsten und Völker vor den Päpsten; beleuchtete hin und wieder die bisher staatsklug im Dunkeln gehaltenen Veranstaltungen kirchlichen Betrugs, um die Nationen im Joch der Priesterschaft und der Klöster zu erhalten; und brachte die Welt zum Nachdenken und zur Frage: Was ist das Christenthum jetzt? Was war es sonst? Was lehren unsere Geistlichen? Und was hat Jesus Christus selbst einst gelehrt? Welche Zeremonien, Gebräuche und Sakramente haben wir jetzt? Und welche hatten Christus und die Apostel gegeben und eingesetzt? — So wurden es also die Priester in der Wildheit ihres Hochmuths, ihrer Herrschgier, ihres gegenseitigen Hasses selber, welche zuerst ihr eigenes Ansehen vernichteten, und die bisherigen Ordnungen der Kirche als untauglich darstellten. So waren sie es selbst, welche eine allgemeine Verwandlung der Dinge und der Rückkehr zum wahren Christenthum vorbereiteten. Des Herrn Rath ist wunderbarlich, und führet es herrlich aus. (Jesaias 28, 29.)

Nun begann, was unvermeidlich war, der große Kampf um Wiederherstellung des wahren Christenthums. Zuallernächst ward das lasterhafte Leben der Geistlichkeit in und ausser den Klöstern angegriffen, bald mit Ernst, bald mit Spott. Die gewissenlosen Täuschungen, der künstliche Betrug, die Heucheleien der Priester wurden entlarvt. Dann beleuchtete man auch die mit den Jahrhunderten in der Kirche eingeschlichenen Mißbräuche; den Irrthum vieler Lehren, von denen Jesus Christus und seine Apostel nichts gewußt. Der große Kampf zwischen Licht und Finsterniß war nicht bloß Streit unter einzelnen Gelehrten: es war die Empörung des gesunden Menschenverstandes gegen Aberglauben, des Wahrheitsgefühls gegen Blendwerk, der Redlichkeit gegen die Bosheit, des Geistes des Christenthums gegen den Neid des neuen Heidenthums in christlicher Gestalt. Ganze Gemeinden, ganze Völkerschaften hingen den muthigen Bekennern der Wahrheit an. Der Bruch und die Trennung der christlichen Kirche zeigten sich als unvermeidlich.

Es war aber keiner von den Oberhäuptern der Kirche, kein Bischof und kein Erzbischof, welcher sich der Verbesserung des Kirchenwesens und der Reinigung des Glaubens zuerst annahm. Nein, nur fromme Männer aus dem Mittelstande des Volkes, arme Mönche, einsichtvolle Lehrer an hohen Schulen, erhoben zuerst den Streit. Ihnen folgten die Völker; und nachmals wurden von der allgemeinen Stimme und von der Macht der Wahrheit auch viele Fürsten hingerissen. So waren auch die ersten Verkünder der Lehre Jesu keine Hohenpriester, keine Schriftgelehrten, keine Herodesse, sondern Leute von geringem Herkommen. Die Hohenpriester, die Herodesse vielmehr gehörten zu den wüthendsten Verfolgern der ewigen Wahrheiten; nicht weil sie die Wahrheit um ihres Selbsts willen hassen konnten, sondern weil sie besorgten, durch allgemeine Anerkennung derselben um ihr Ansehen, um ihre Einkünfte, um ihre Herrschaft zu kommen.

Es ist aber sehr natürlich, daß diejenigen, welche herrschen und gebieten wollen, einen Widerwillen gegen die Geistesfreiheit haben, welche früh oder spät die Richterin ihrer Thaten und ihres Lebens werden muß. Es ist sehr natürlich, daß diejenigen, welche auf nichts achten, als was ihrem Hang zur Ueppigkeit, zum Glanz, zur Willkühr schmeichelt, dasjenige hassen, was mehr gilt, als ihr vergänglicher Prunk. Es ist sehr natürlich, daß diejenigen, welche sich nur ruhig und wohl befinden, so lange die Menschen ihnen blindlings unterworfen sind, und sie schweigend verehren, die Aufklärung des Volks hassen und unterdrücken, weil es sie verdrießt, scharfe Beobachter und Beurtheiler ihrer Handlungen und ihres Werthes zu haben. Es ist sehr natürlich, daß diejenigen, denen eine gewisse Finsterniß zuträglich ist, in der sie nach Wohlgefallen schalten können, das Licht der Oeffentlichkeit scheuen, und die Freiheit beschränken, Gedanken und Urtheile durch Druckschriften zu verbreiten. Denn was kann die Nacht mit dem Tage, die Lüge und Heuchelei mit der Wahrheit, die Leidenschaft mit der Tugend, die Begierde, über stumme Knechtschaft zu befehligen, mit der Liebe zur menschlichen Freiheit, das Irdische und Gemeinste mit dem Geistigen und Höchsten gemein haben?

Es ist auch mehrentheils vergebliche Mühe, denen, die von ihrer Thorheit und Selbsttäuschung geblendet sind, den Spiegel der vergangenen Zeiten vorzuhalten, und ihnen zu predigen: Ringet nicht gegen die Wahrheit, sondern handelt also, daß ihr nicht Ursache habet, ihr Gericht zu fürchten! — Sie werden in ihrem Stolze immerdar glauben, das Recht und die Wahrheit müsse auf ihrer Seite stehen, weil für den Augenblick die Gewalt in ihrer Hand ist. Mit Hartnäckigkeit werden sie dem Bessern des Allgemeinen widerstreben, weil sie dabei nicht ihren Privatnutzen finden, und gegen die Stimmen des ganzen Volkes taub bleiben, weil sie dieselben nicht hören wollen, oder weil sie sich mit Selbstbetrug lieber einbilden, das sei nur Stimme einzelner Meuterer und neidischen Ehrgeizes weniger Personen. So rennen sie mit blindem Eigensinn dem Abgrunde zu, und bringen sich und ihre Nachkommen ins Verderben.

So unmöglich es nun einerseits ist, solchen Personen, denen der Sinn und Muth für das Höhere des menschlichen Geschlechts abgeht, einen erhabenen gemeinnützigen Geist zu geben, so unmöglich ist es anderseits ihnen hinwieder, die Wahrheit, das Recht und die Geistesfreiheit zu unterdrücken. Denn es mangeln ihnen dazu die angemessenen Mittel — oder vielmehr es sind dazu unter dem Himmel keine Mittel vorhanden. Wer mag wider das Göttliche, wer wider Gott streiten? Und wenn jene Thoren an keine ewigen Wahrheiten, an keine ewigen Rechte glauben, die über alle bürgerlichen Zeitverhältnisse und über jeden Privatvortheil erhaben sind; und wenn sie an keine Tugend glauben, für die man freudig sterben könne (sie können nur für Gold, Ehre und Brod sterben): so sind darum die ewige Wahrheit, das ewige Recht und Tugend nicht minder vorhanden. Alle Empörung des Eigennutzes, der Herrsucht und Bosheit wider sie, befördert aber die Macht und die Verbreitung und den Sieg von der Erkenntniß und Liebe des Bessern und Gerechtern.

An sich ist die Erkenntniß der Wahrheit still und durch sich selbst belohnend; sie spricht sich ruhig aus; sie fürchtet nichts, weil sie kein Uebels thut und will. Es muß aber Widerstand kommen, damit ihre Kraft aufgeweckt werde, und sie sich dem Bösen in der ganzen Größe und Majestät ihres Werthes und ihrer Macht entgegenwerfe. Nichts hat zur Verbreitung der Wahrheit, zur Veredlung der Menschheit, zur Erhebung der Geistesfreiheit, zur Beförderung der Aufklärung der Nationen mehr beigetragen, als der Widerstand, welcher derselben geleistet worden ist. So wurden die heftigsten Feinde der Wahrheit und des Rechts, wider ihre Vernunft und Absicht, die vorzüglichsten Beförderer derselben. In Ländern, wo es zwar nicht an einzelnen lichtvollen Männern fehlte, wo aber die bessern Ueberzeugungen keine Gährung, keinen Widerspruch, keinen Kampf veranlaßten, blieb Unwissenheit, Aberglaube und Geistesträgheit länger an der Herrschaft.

Das ist das göttliche Gesetz in der Natur und in den Schicksalen großer Völker, wie einzelner Menschen: Eine Kraft muß die andere erregen, und das Böse selbst muß dem Guten zum Siege helfen, der Schatten zum Glanz des Lichts dienen. Mag uns Kurzsichtigen, dieweil wir für die Wahrheit kämpfen, Manches unbegreiflich scheinen; mögen Schwachmüthige zuweilen im Drange der Umstände sogar an Gottes Vorsehung zweifeln: dennoch bleibt es wahr, und wird immer nachher mit Anbetung erkannt: Sein Rath ist wunderbarlich und führet es herrlich aus!

Ungeachtet aller Gährungen der Gemüther durch die Sehnsucht nach Wiederherstellung des wahren Christenthums in seiner ursprünglichen Einfalt; ungeachtet ganze Völkerschaften ihre Stimmung deutlich genug gegen die herrschenden Mißbräuche der Kirche offenbart hatten; ungeachtet viele ehrwürdige und hoch angesehene Männer geistlichen Standes, aus Frömmigkeit oder bloßer Klugheit, wiederholt zu einer Verbesserung in kirchlichen und Glaubenssachen gerathen hatten: war doch dafür nie etwas Ernsthaftes gethan worden. Ja, das damalige geistliche Oberhaupt der Christen zu Rom, an dessen Hofe Prachtaufwand und Wollust herrschten, bekümmerte sich so wenig um die Seufzer der Welt, und um den Willen der Weisern, daß es denselben spottete, und neuen Anlaß zu neuen Klagen gab. Um seine Verschwendungen zur Verschönerung von Rom mit neuen Gebäuden und Tempeln zu befriedigen, sandte der Pabst Boten in die Länder aus, welche um das baare Geld Vergebung der Sünden verkaufen mußten. Die Schamlosigkeit der Verkäufer des Ablasses ging so weit, daß einige sogar für die Vergebung größerer oder kleinerer Sünden die verschiedenen Geldpreise bekannt machten. Dieser empörende und leichtsinnige Handel mit den geistlichen Gnadengaben ward aber unter dem Vorwand getrieben, damit das ewige Seelenheil der Menschen zu befördern. Ach, wann hat es auch der ruchlosesten Sache an einem scheinbar rechtlichen Vorwand gefehlt? Jeder Niederträchtige, so tief er auch in Verderbtheit hingesunken sei, und welche Ungerechtigkeit oder Schalkheit er sich auch erlauben möge, schämet sich doch, wo nicht der Schandthat, doch ihres schändlichen Namens.

Dieses unvorsichtige und schnöde Verfahren reizte in verschiedenen Ländern rechtschaffene Männer, laut dagegen zu sprechen. Ihr Tadel fand nur von der einen Seite allgemeinen Beifall, von der andern Seite bei denen, welche sich dem Pabst werth machen wollten, heftigen Widerspruch. In diesen mischten sich noch von beiden Seiten persönliche Verhältnisse und Anlässe zur Erbitterung, welche den Kampf lebhafter machten. Diejenigen, welche

sich wider den Verkauf geistlicher Gnadengaben ausgesprochen hatten, wurden durch den Ungestüm ihrer Gegner aufgebracht, damit verführt, weiter zu gehen, als es anfänglich ihre Absicht gewesen sein mag. Alles, was ihnen in den bisherigen Lehren und Uebungen der Kirche Irrthum oder Mißbrauch zu sein schien, deckten sie auf. Viele gelehrte Personen, bald ganze Landschaften, bald auch Fürsten, stimmten ihnen bei. Was da gegen die bestehende Kirche und deren Lehrbegriff gesprochen ward, war ohne Zweifel längst schon die allgemeine, stille Ueberzeugung gewesen. Es hatten bisher nur Männer gefehlt, von denen diese Ueberzeugung öffentlich zur Sprache gebracht wurde. Im Zeitraum weniger Jahre hatten sich ganze Nationen von der alten Kirche losgesagt, und sowohl ihre gottesdienstlichen Gebräuche, als ihre Glaubenssätze geändert, um der ersten Einfalt des Christenthums näher zu kommen; andere, die noch im Schooße der Kirche blieben, strebten sich gleichfalls zu heben, — und nicht ohne Erfolg.

Die wenigen Männer, welche zu der großen Verbesserung aller Parteien der christlichen Kirche in unsern Weltgegenden den kühnen Anfang gemacht haben, wurden von ihren damaligen Gegnern als Erzketzer und Neuerer, als Werkzeuge des Satans, geschildert und verflucht, hinwieder von ihren damaligen Anhängern als Rüstzeuge Gottes, als ächte Boten des Evangeliums gepriesen. Nun sind seitdem drei Jahrhunderte verflossen. Der erste wilde Grimm damaliger Parteisucht hatte sich gelegt. Wir erkennen nun, daß jene sogenannten Wiederhersteller des wahren Christenthums es allerdings in ihrer Art wohlmeinten; daß sie nicht aus Nebenabsichten, sondern aus fester Ueberzeugung und Liebe der Wahrheit redeten und handelten. Sie hatten von ihren Schritten keinen Ruhm, sondern Fluch, keinen Reichthum, keine hohen Ehrenstellen zu erwarten, sondern setzten sich offenbar der schmählichsten Verfolgung und den Leiden eines mühseligen Lebens, selbst Todesgefahren aus. Es war also nichts Irdisches, was sie bewegte, sondern ihr Gewissen und das Göttliche, welchem sie alle Ruhe ihres irdischen Lebens freudig opferten. Dadurch sind sie hochachtungswürdig geblieben. Nicht irdischer Grimm hat sie angetrieben, sondern eine heilige Begierde nach Licht und Wahrheit, eine tiefe Liebe des Göttlichen. Darum beschirmte sie Gottes Hand. Welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder. (Röm. 8, 14.)

Freilich manches Unglück ward dadurch in der Welt veranlaßt. Vielleicht hätte eine gänzliche Zerspaltung und Trennung der christlichen Welt in den Abendländern vermieden werden können. Allein wir müssen gestehen, daß dieses wohl weniger die Schuld jener Einzelnen war, als die Schuld derer, welche in jenen Tagen überhaupt der allgemeinen Kirche vorstanden. An diesen war es, nicht daß sie mit Eigensinn jeder Verbesserung des Mangelhaften widerstrebten, nicht daß sie halsstarrig nur auf Behauptung ihrer geistlichen Rechtsame, Einkünfte und Vorzüge bedacht waren, sondern daß sie die öffentliche Meinung der Völker, die Urtheile der Weisern achteten; daß sie die Zeichen der Zeit verstanden. Das ist von jeher das Unglück der Großen gewesen, und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben, daß sie aus Stolz und Eigennutz die tieferstehende Menge verachteten, in welcher doch Tausende lebten, von denen sie an Erkenntniß, Einsicht und Gemüthskraft übertroffen wurden; daß sie, unbekümmert um das Fortschreiten des Wachsthums der Kenntniß, sich muthwillig darüber selbst täuschen; daß sie mehr auf ihre persönlichen Rechte, als auf die allgemeinen Bedürfnisse der Gesammtheit Acht haben; daß sie, statt im Geiste der Menschheit, und durch das Bessere begeistert, fortzuschreiten, und so die Entwickelung und Ausbildung der Völker zum Vollendeten zu begünstigen, fest sich anklammern an das morsche Alte, und gewaltsame Umwälzungen herbeiführen, welche durch ihre Klugheit und Liebe zu dem höhern Guten vermieden werden können.

Daß sich in jenen Tagen die große Trennung der christlichen Gemeinden so schnell in so ungeheuerer Ausdehnung begab, war zugleich auch eine Folge von dem Verhältnisse, in welchem die Fürsten zu dem obersten Haupte der Kirche standen. Dies Verhältniß war für jene weltlichen Obrigkeiten sehr empfindlich, weil der Pabst, welcher sich einen Nachfolger auf den Stuhl Petri, einen Statthalter des Weltheilandes und Sohnes Gottes nannte, statt der Tugenden Jesu, sich des Uebermuths eines mächtigen Herrschers befliß; statt Demuth einen gebieterischen Stolz, statt Menschenliebe eine Kriegslust und Herrschbegier äusserte, welche kaiserliche und königliche Kronen in seine Hand brachte. Jesu Reich war nicht von dieser Welt; aber das Reich des Pabstes war vollkommen von dieser Welt.

Die Fürsten hatten schon seit so manchem Jahrhundert nach Wiedererhaltung ihrer Unabhängigkeit vom Pabst getrachtet. Allein ihr Bemühen mußte immerdar eitel bleiben, besonders in den Zeiten allgemeiner Unwissenheit, da man das Oberhaupt der christlichen Kirche, obwohl er doch nur ein sündiger Mensch war, mit abergläubiger Ehrfurcht beinahe abgöttisch verehrte. Die Fürsten vermochten nichts wider ihn, weil ihrer viele waren, die nie einerlei Neigung und Angelegenheit hatten. Sie wurden also durch vielerlei Willen in sich selber getrennt und schwach, während ihnen das kirchliche Oberhaupt mit einerlei Ansicht, mit einerlei Willen, mit einerlei Zweck gegenüber wirkte. In den Ländern hatten die Fürsten wohl mancherlei Zwistigkeiten mit ihren Unterthanen; hingegen die Priester in allen Ländern, und durch sie geleitet oft das Volk, gehorchten ihrem höchsten geistlichen Haupte ohne Widerspruch mit blindem Gehorsam. Die Fürsten hatten unter allen Ständen Volks, am meisten bei den Edelleuten, Mißvergnügte oder solche, welche die Rechtsame der weltlichen [illegible] fast auf die Treue keines Standes mit Sicherheit zählen. Hingegen einer dieser Stände, nämlich der geistliche, war in allen Staaten so zu sagen des päbstlichen Willens Eigenthum und Werkzeug. Die Priesterherrschaft bildete in diesem Staat wieder einen eigenen, vom römischen Hof abhängigen Staat; sie nährte sich auf Unkosten des Volks; sie bereicherte sich mit weltlichen Besitzungen und wollte doch keiner weltlichen Obrigkeit mehr unterthan sein, sondern nur ihrer geistlichen Obrigkeit. Der römische Hof hatte schon vielmals Beispiel gegeben, was er vermöge, indem er die Unterthanen lossagte von ihren, den Landesfürsten geschwornen, Eiden und schuldigem Gehorsam, und im Namen Gottes Aufruhr des Volks gegen die bestehende weltliche Obrigkeit predigen ließ. — Also blieb den weltlichen Obrigkeiten, welche in ihren Ländern von der Macht und dem verderblichen Einflusse des päbstlichen Hofes frei werden wollten, nichts übrig, als sich gänzlich vom

Pabste und derjenigen Kircheneinrichtung zu trennen, welcher er vorstand.

Dieses beschleunigte und vergrößerte nun in damaligen Zeiten die allgemeine Trennung in der Christenheit, und befestigte sie auf immerwährende Zeiten. Der Stolz und die anfängliche Sorglosigkeit des römischen Hofes beförderte die Sache derer, welche sich von ihm losrissen. Damit vereinigten sich viele andere Umstände, welche den ewigen Bruch vollendeten. Alles, Alles, das Wichtigste und das dem Anschein nach Unbedeutendste, mußte nun nach dem göttlichen Rathschlusse zusammentreffen, die gewaltige Scheidung der Gemüther, der Kirchen- und Glaubensparteien zu erweitern. Hier war Gottes Finger! Menschen vermochten das nicht.

Gleich wie nun schon seit langer Zeit die gesammte Christenheit des Morgen- und Abendlandes in zwei große Hälften zerfallen war, in eine griechische und eine katholische Kirche, so zerspaltete sich nun wieder die abendländische Christenheit in mancherlei Abtheilungen und Glaubensarten. Und sie bestehen noch bis zum heutigen Tage. Wir sehen noch neben der römisch-katholischen Religion eine evangelisch-reformirte, eine evangelisch-lutherische, eine anglikanische Kirche und mehrere andere von geringerer Ausdehnung.

Alle, welche sich zu diesen Kirchen bekennen, nennen sich Christen. Doch welcher von ihnen gebühret der Vorzug? In welcher herrscht die meiste Lauterkeit und Wahrheit? In welcher Christus? Fast gilt das wieder, was der göttliche Erlöser von den Zeiten sagte, die der Zerstörung Jerusalems und der Zerstreuung des jüdischen Volks vorangingen; da es hieß: siehe, hier ist Christus, oder da ist Christus! Noch hört man Verdammungs und Verketzerungsurtheile wider einander; doch meistens nur von Leuten, die voll übertriebenen Eifers oft im Herzen nur voller Haß und Leidenschaft sind, keineswegs vom Geiste Jesu und seiner unendlichen Liebe gegen alle erfüllt.

Wen soll ich nun von allen Häuptern der Kirche heilig nennen? Wahrlich, Keinen; denn Niemand ist heilig, denn nur allein Gott! sagt Gottes Wort. Wen soll ich von allen Häuptern der verschiedenen Kirchen Vater heißen? Wahrlich, Keinen. Denn Jesus sagt: Einer ist euer Vater, der im Himmel ist! — Wer ist unser Meister? Ist es der Pabst? ist es Luther? ist es Zwingli? spricht: Einer ist Christus. (Matth. 23, 8 — 10.) Wahrlich, von allen Keiner. Denn Jesus

In welcher von allen Kirchen ist Christus? — So könnte mancher verlegen fragen, welcher hört, wie sich jede derselben für die auserwählteste hält und rühmt. Freund, warum kümmerst du dich? Ehe Katholiken, Lutheraner, Reformirte, Griechen und andere Religionsparteien waren, sind Christen gewesen. Warum können sie nicht auch heute in und neben allen Religionsparteien vorhanden sein? Ich will es dir sagen mit göttlichem Wort, in welcher Kirche die wahrhaft Erleuchteten, die wahren Bekenner des Herrn sind. Jesus selber hat es gesagt: Wo Zwei oder Drei in meinem Namen versammelt sind, da will ich mitten unter ihnen sein. Die also Jesum aufrichtig lieben, aufrichtig suchen, zu welcher Kirche sie äusserlich auch gehören mögen, die werden ihn finden. Nicht diese oder jene Kirche macht selig; keine hat dereinst von Gott selber einen Vorzug erhalten; der himmlische Vater hat auf Erden keine Schooskinder, keine Stiefkinder. Sie alle sind die Seinigen. Aber der lebendige Glaube an Jesum Christum macht selig; der lebendige Glaube, nicht der todte, welcher keine Früchte bringt; der lebendige, welcher sich in der Nachahmung von Jesu Christi liebevollem Sinn, von seiner Unschuld, Heiligkeit und Selbstaufopferung für Andere offenbart. Nicht Katholiken, nicht Evangelisch-Lutherische, nicht Evangelisch-Reformirte sind im höhern Sinne des Wortes Gottes Kinder, sondern Paulus spricht: Welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder. (Röm. 8, 14.)

O Geist Gottes! Macht der Heiligung! erwärme, belebe, treibe auch Du mich; ziehe mich empor über alles Niedrige und Irdische, welches nur eine kleine Weile dauert, hinauf zum Unvergänglichen. Von deiner Kraft durchdrungen will ich alles Unvergängliche in mir vertilgen, jede böse Leidenschaft, welche ich dermaleinst in der Sterbestunde bereuen könnte, in mir ersticken. Ich will Gottes- und Menschenfreund sein; keinen hassen, auch den Sünder nicht, sondern nur das Sündliche in ihm; auch den nicht, der mich haßt und kränkt, sondern will Mitleid tragen mit seinen Verirrungen; am wenigsten denjenigen, welcher in einer andern Kirche seinen Jesum liebt.

O Geist Gottes! Macht der Heiligung! stärke mich, daß ich ohne Menschenfurcht die Wahrheit bekenne, und muthvoll vertheidige, was gerecht und billig ist, jedoch ohne Stolz und ohne Haß und Bitterkeit. Treibe mich, Geist Gottes, daß ich Gottes Kind sei und bleibe in Ewigkeit. Amen.

405.

Die Trennung der christlichen Kirche.

Zweiter Theil.

Joh. 13, 35.

Verzweifelnd sieht der Aberglaube
Zurück zur Welt, nach seinem Raube,
Die täglich mehr erleuchtet wird!
Wie strebt er wider Gottes Lehren,
Durch unsre Lust uns zu empören,
Weil, wer gern sündigt, gern auch irrt!

Wohl mir, wenn mich kein Wahn verführet,
Nicht Leidenschaft mein Herz regieret;
Denn Wahn und Laster sind verwandt:
Wo [illegible] Licht der Wahrheit schenket
Und Liebe unsere Thaten [illegible],
Da irrt, da strauchelt kein Verstand.

In jenen Zeiten, da die allgemeine christliche Kirche in sich selbst über den wahren Geist und die Lauterkeit des Christenthums uneins ward und zerfiel, entstand noch eine andere Verwirrung, auf welche anfänglich kaum geachtet worden war. Derjenige Theil der Christen nämlich, welcher sich aus Liebe zur Wahrheit und ursprünglichen Beschaffenheit des von Jesu Christo verkündigten Glaubens muthig und standhaft von der Mutterkirche entfernt hatte, gerieth unter sich selbst in große Entzweiung. Denn in den verschiedenen Ländern, bei verschiedenen Umständen, unter verschiedenen Lehrern, hatten sich die Einen mehr, die Andern weniger von den angenommenen Lehrsätzen der katholischen Kirche entfernt. Es fehlte da-

her vollkommen an Uebereinstimmung unter ihnen; die Einen erschracken vor den Andern, weil sie gemeint hatten, bei ihrem gemeinschaftlichen Widerwillen gegen das von ihnen so geheißene Pabstthum in Allem einerlei Wege zu gehen.

Die Anhänger Luthers behielten in ihren Kirchen noch viel von dem äussern Schmuck der Tempel bei; die Anhänger Zwingli's und Calvins aber verwarfen in ihrem Eifer allen Zierrath. Noch mehr entzweiten sich beide Theile über den Sinn derjenigen Worte, deren sich Jesus Christus bei Einsetzung des Abendmahls bedient hatte; so wie über die Meinung von der Gnadenwahl oder die Frage: ob Gott in seiner unendlichen Vollkommenheit einige seiner erschaffenen Menschen von Ewigkeit her zur Seligkeit, andere zur Verdammniß bestimmt habe. Die englische Kirche stimmte zwar mit den Reformatoren in den Grundsätzen überein, aber nicht in der Einfalt ihrer Kirchenordnung: sondern sie verband mit den reformirten Glaubenssätzen das Regiment und die Form der alten Kirche, viele Zeremonien derselben, die bischöfliche Gewalt, als ein göttliches Recht, jedoch mit Verwerfung des Klosterlebens und der päbstlichen Obergewalt.

Neben diesen drei großen Kirchenparteien entstanden noch viele andere, von denen sich zwei am ausgebreitetsten zeigten, deren eine die geheimnißvolle Lehre von der Dreieinigkeit verwarf; und die andere, welche völlig zur allerersten Einfalt des Urchristenthums zurückgehen wollte, selbst diejenigen Christen, die zu ihr übertraten, noch einmal taufte, als wären sie vorher keine Christen gewesen.

Jede dieser Sekten zerfiel, je nach Verschiedenheit der Ansichten, wieder in mehrere Unterabtheilungen, davon eine der andern in Nebensachen widersprach, also, daß zuletzt unter denen, welche von der alten Kirche abgefallen waren, eine wahrhafte Sprach- und Meinungsverwirrung entstand. Man suchte sich einander zu verständigen. Aber, wie Einer den Andern von der Vorzüglichkeit seiner Ueberzeugungen belehren wollte, mischte sich sehr bald Leidenschaft und Bitterkeit ein. Statt einander näher zu kommen, wichen die Sekten feindseliger auseinander. Jede Partei erklärte ihre Kirche für die alleinseligmachende; jede verdammte und schalt die andersgesinnte. Die Liebe wich aus Allen, und mit ihr der wahre Geist des Christenthums. Wohl riefen von Zeit zu Zeit fromme Männer noch den Entzweiten zu, mit den erhabenen, versöhnenden Worten des Propheten Maleachi (2, 10): Haben wir nicht alle *einen* Vater? hat uns nicht *ein* Gott geschaffen? Warum verachten wir denn Einer den Andern?

Jene Sprache und Lehrverwirrung unter den von der alten Kirche abtrünnig gewordenen Christen mußte aber unausweichlich eintreten. Denn, indem sie ausgingen, statt dessen, was sie als mangelhaft verworfen hatten, Besseres zu suchen, zerstreuten sie sich auf allerlei Wege. Die Führer der Einen hatten mehr gelehrte Kenntniß, als die der Andern. Die Einen wollten gänzliche Unterscheidung von der alten Kirche in allen Dingen; die Andern nur Abschaffung dessen, was ihnen gefährlich schien, ohne deswegen zu verwerfen, was an sich unschädlich sein konnte. Die Einen behandelten die Verbesserung der Kirche und des Glaubens mehr mit kalter Prüfung, als eine Sache des Verstandes; die Andern mit größerer Gutmüthigkeit, welche oft in geheimnißsüchtige Schwärmerei überging. Die Einen hüteten sich billig, mit ihren Lehren in das Wesen der bürgerlichen Ordnung einzugreifen; die Andern, in stürmischer Hitze, wollten Alles, und selbst die bürgerlichen Verhältnisse, verändert haben. Die Einen wollten aus reinem Triebe zum Guten Verbesserungen; die Andern konnten sich mancher eigennützigen Nebenabsichten nicht erwehren. Indem Jeder glaubte, das Recht zu haben, der Wahrheit nachforschen zu können, bedachte nicht Jeder, daß er auch mit allen dazu gehörenden Eigenschaften ausgerüstet sein müsse, und Irren menschlich sei. Indem Alle die heilige Schrift zur einzigen Quelle der christlichen Lehre machten, und dabei menschliches Ansehen verwarfen, bedachten sie nicht, daß je nach verschiedenen Ansichten, Kenntnissen und Gemüthsneigungen, vielerlei Auslegungen der Schrift möglich wären.

Also bezüchtigte eine Sekte die andere des Irrthums. Indem sich nun alle neue Lehrer und Kirchenparteien untereinander mit Heftigkeit schalten und verdächtig machten, bestärkten sich diejenigen, welche bei der katholischen Kirche geblieben waren, in der Treue zu ihrer Mutterkirche. Indem jene mit dem gänzlichen Umsturz des von ihnen gehaßten Papstthums drohten, befestigten sie dasselbe vielmehr durch ihre eigene Zwietracht und Verwirrung, ganz gegen ihre Absicht.

Man sah in diesem Streit Aller gegen Alle endlich wohl ein, daß man sich unter einander über gewisse Hauptpunkte der neuen Lehre vereinigen müsse, um seinen Gegnern mit Bestimmtheit sagen zu können, was man eigentlich glaube und nicht glaube. Man sah ein, daß, würde Jedem gestattet, immerdar in Veränderungen fort zufahren, denselben zuletzt kein Ziel mehr zu setzen sei, und eine allgemeine Zersplitterung und Zerstreuung erfolgen müsse. So fing man frühzeitig an, den gleichsam frei gewordenen und wild ausgebrochenen Strom der Glaubensmeinungen wieder in enge und feste Schranken einzudämmen. Man stellte einen Lehrbegriff auf, ein Kennzeichen jener neuen Religionssekten. Man wählte dazu am liebsten die Worte und Lehren aus den Schriften der ersten sogenannten Reformatoren. Es entstand gegen diese, besonders nach dem Tode derselben, eine besondere Verehrung, als wären sie ausserordentliche Werkzeuge Gottes gewesen, die das Licht der Erkenntniß in vollem Maße gehabt hätten. Man schwor nun zu ihren Worten, ohne zu bedenken, daß auch sie Menschen gewesen, und dem Irrthum allerdings so gut wie Andere unterworfen waren.

Auf diese Weise schieden sich Alle, welche aus dem Schooße der Mutterkirche neuen Lehren gefolgt waren, unter einander in neuen Kirchen fest und bleibend ab. Sie verabscheuten sich gegenseitig wegen der Sätze, in welchen sie von einander abwichen, mit der allergrößten Erbitterung, und waren nur in ihrem Hasse gegen die Anhänger der alten Kirche einig; gleichwie diese ihrerseits Alle als Irrlehrer und Abtrünnige mit fürchterlichem Groll von sich stießen. — Welch ein trauriges Schauspiel! Sie hatten Alle *einen* Gott, Alle *einen* Heiland und Seligmacher, nach welchem sie sich Christen nannten, — aber das Wichtigste selbst fehlte ihrem Gemüthe. Sie hatten nicht den durch Christum Jesum gegebenen Geist der Kindschaft zu Gott angenommen, und waren keine Brüder unter einander; sie hatten nicht die wahre Seele des Christenthums, nämlich die *Liebe*. Alle, ohne Aus-

nahme, hatten über die oft vernunftlosesten oder spitzfindigsten Sätze klügelnder Schulgelahrtheit, um welche sie nicht selten mit blutdürstiger Grausamkeit stritten, die einfachen Lehren der christlichen Religion vergessen und beseitigt, und hingen Nebendingen an, welche sie zu Hauptsachen ihrer besondern Lehrgebäude machten.

Die sogenannte Kirchenverbesserung hatte demnach keineswegs die herrlichen Erfolge, welche man sich anfangs davon vorspiegelte. Es ward durch die bleibende Festsetzung der Lehrbegriffe, durch welche sich die Parteien unterscheiden wollten, mancher Irrthum für lange Zeit beibehalten. Es entstand damit wieder ein Stillstand des Forschens, und Niemand wagte ohne Gefahr über die Grenzlinie hinwegzuschreiten, welche irgend einer von den ersten Anführern der kirchlichen Parteien nach seiner Einsicht vorgezeichnet hatte. Was war nun gewonnen? Diejenigen, welche aus Liebe zur Geistesfreiheit, zur Wahrheit, und aus Haß gegen Glaubens- und Gewissenszwang, die Aussprüche und die Untrüglichkeit des Papstes verworfen hatten, glaubten nun wieder an die Untrüglichkeit eines Zwingli, oder Luther, oder Calvin, oder Menno, oder Socinus, oder Anderer. Diejenigen, welche sich nicht dem in Glaubensangelegenheiten unterwerfen wollten, was Kirchenversammlungen der Geistlichkeit in den frühern Jahrhunderten aufgestellt hatten, machten nun das zu ihrer Richtschnur, was einige Geistliche der Zeit für sich und die folgenden Zeiten als Wahrheit aufzustellen für gut fanden. Es ging also die Freiheit des Forschens und Prüfens wieder unter, wie sie vormals untergegangen war; und dazu war die ganze abendländische Christenheit in so ergrimmte Stimmung gegen einander gebracht, daß die allgemeinsten und blutigsten Kriege und Verfolgungen daraus hervorgehen mußten.

Sehnsucht nach der ursprünglichen Einfalt, Würde und Schönheit des Christenthums hatte den Drang nach Verbesserung der Kirche und des entstellten Glaubens herbeigerufen, aber die menschliche Leidenschaft Alles, was dafür Gutes begonnen werden sollte, wieder verderbt. Denn wäre das wahre Christenthum in jenen Zeiten in seiner ganzen Reinheit und Kraft wiederhergestellt worden, wahrlich, es würden ganz andere Früchte desselben erschienen sein. Man würde die alte Eintracht, die zärtliche Freundschaft der ersten Christen wieder gesehen haben, mit der sie sich jederzeit in Noth und Freude begegneten. Man würde die alte Ehrfurcht der ersten Christen wieder gesehen haben, mit der sie sich den bürgerlichen Gesetzen und Obrigkeiten, und deren weltlichen Verordnungen unterzogen, auch wenn diese Obrigkeiten von anderer Religion waren. Man würde die alte Demuth der ersten Christen wieder gesehen haben, in welcher sie neben einander lebten, also, daß kein Bischof, kein Geistlicher sich durch äusserlichen Prunk, oder durch Rechthaberei, über Andere erheben mochte. Man würde die alte Friedfertigkeit der ersten Christen wieder gesehen haben, in welcher sie auch ihre Feinde liebten und segneten, sich des gegenseitigen Hassens und Verfolgens enthielten, und nur darauf achteten, ob der Glaube an Jesum auch die rechten Früchte der Barmherzigkeit, der Geduld und der Sanftmuth brachte. — „Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habet.“ (Joh. 13, 35.) So gab Jesus einst das untrügliche Merkmal des wahren Christenthums und der wirklichen Jesusjüngerschaft an. Aber welche von allen Kirchenparteien, alten und neuen, trug dieses Kennzeichen? Nicht eine unter allen! Sämmtlich standen sie wider einander auf, und statt daß durch Wiederherstellung des wahren Glaubens die ganze christliche Welt eine große Familie, ein Zusammenwirken aller Kräfte zur Beglückung Aller, ein weites Paradies, eine Heimath des Friedens, der Redlichkeit, der gegenseitigen Treue, der Dienstfertigkeit und anderer Jesustugenden geworden wäre, ward sie der Schauplatz des Mordes und Brandes, der Arglist und Verrätherei, der Scheinheiligkeit und Glaubenswuth, und aller Verbrechen, die aus Ehrgeiz, Habsucht, Rachgier und ähnlichen Leidenschaften entspringen.

Wenn wir uns dieses nun leider keineswegs verbergen können: sollen wir darum überhaupt das Bemühen derer verdammen, welche die große Kirchenspaltung in der Christenheit angefangen und vollendet haben? Soll uns das zu der Meinung berechtigen, es wäre besser gewesen, wenn man keine Aenderung und Neuerung in Glaubensdingen unternommen hätte? — O, mit nichten! — Wir sollen nie das Gute ganz verachten um des Schädlichen willen, welches die menschliche Natur gern damit zu verknüpfen pflegt.

So betrübend allerdings für jeden Menschenfreund und Christusverehrer der Anblick jener Gräuel der Verfolgungen und Kriege sein muß, welche aus der Trennung der christlichen Kirche hervorsprang; oder jener plötzliche Stillstand, welchen die Parteien in ihre Nachforschungen und Fortschritte zum Bessern brachten, so, daß sie sogleich wieder auf dem kaum betretenen Wege zur Erkenntniß des Wahren stehen blieben: sollen wir von der andern Seite erwägen, daß dies alles eine unvermeidliche, aus der Ordnung der Dinge erwachsende Nothwendigkeit war. Die Menschheit konnte damals nicht weiter, nicht schneller vorrücken, als sie inwohnende Kraft und Fähigkeit besaß. In der Natur sind keine plötzlichen Uebergänge vom Unvollkommenen zum Besten und Vollendetsten. Ihre Entwickelung setzt sich überall stufenweise fort. Ein Tag bereitet den andern vor, was geschehen soll. Es gab in jenen Zeiten allerdings erhabene Geister, die in ihren Ansichten weit die gemeinen Ansichten ihres Zeitalters überwogen. Es sind dergleichen in allen Jahrhunderten. Aber der große Haufe der Ungebildeten, gelähmt durch Trägheit, Gewohnheit und Unwissenheit, verkennt jene nicht selten ganz, oder schleicht in ihnen doch nur schüchtern und schwerfällig nach. Daher geschah, daß man sich mit den ersten Schritten begnügte, und dem freien Gewissen wieder neue Fesseln anlegte, nachdem man die ersten kaum zerbrochen und abgestreift hatte. Wir aber sollen nun die heilige Sache nicht verurtheilen wegen ihrer übeln Sachwalter und Führer. Wir sollen niemals, weil wir nicht sogleich das Bessere oder das Allerbeste haben können, das weniger Gute verschmähen und verdammen.

Erleben wir denn nicht Aehnliches noch heutiges Tages in manchen andern Verhältnissen? O, wie viele vortreffliche Gedanken sind ins Leben hinausgetreten, von deren Erfüllung sich die Welt Seligkeit versprach! Und sie wurden mit allgemeiner Begeisterung empfangen, und man trachtete, sie ins Werk zu setzen; aber die Ohnmacht des Zeitalters offenbarte sich daran. In das Uneigennützige mischte sich Eigennutz, in das Heilige Unheiliges. Viele arbeiteten mit Eifer dagegen, Andere mit Ungeschicklich-

keit dafür. So blieb zuletzt das, was wirklich geschah, weit hinter dem anfänglichen Urbilde und Ziel zurück, welches den großen Haufen zu der Meinung verleitete, selbst das Urbild tauge nichts, und sei nur ein schönes Blendwerk, eine fantastische Grille eitler Schwindelköpfe.

Dies ist fast die Geschichte jeder wichtigen Erfindung, die erst in spätern Zeiten eine Vollendung empfing, welche man ihr nicht in den ersten Augenblicken geben konnte. Es ist die Geschichte beinahe jedes großen Gedankens, welcher in der Menschheit neues Leben und Streben zur Veredlung erweckt. Er beginnt sein Wirken gewöhnlich sehr unscheinbar, und vollendet sich erst durch Jahrhunderte zur vollen Herrlichkeit. Er bringt anfangs zuweilen sogar Wirkungen hervor, die mit seinem Wesen und Zweck im offensten Widerspruch stehen, und läutert sich erst im schweren Kampfe, und bringt den Zeitgenossen Fluch, den nachfolgenden Geschlechtern Segen.

Diese Betrachtungen aber sollten mit nichten unsern Muth niederbeugen, mit dem wir etwas, das an sich gut, wahr und recht ist, anfangen: sondern sie sollen ihn vielmehr erheben und stärken. Denn damit das Gute, so wir zu stiften gedenken, bleibe und dauerhaft wirke, sollen wir unsere Kraft gegen allen Widerstand verdoppeln, unser ganzes Lebensalter daran wenden, um es zu befestigen, damit es auch nach unserm Tode uns zum Heil der Welt überlebe. — Gleich wie derjenige, welcher eine junge Eiche pflanzt, keine Hoffnnng hat, sie nach Jahrhunderten in ihrer ganzen Pracht, Größe und Nützlichkeit zu bewundern und zu gebrauchen: eben so wenig soll derjenige, welcher ein für die Menschheit heilsames Werk unternimmt, erwarten, daß er selber schon die Früchte davon geniessen werde. Er soll sich mit der tröstenden Ueberzeugung begnügen, daß überhaupt das Gute, was er thut, nie vergebens gethan ist. Er soll groß und bescheiden genug denken, daß er selber nicht seine Sache so vollendet darstellen könne, wie das Bild davon in ihm lebt, sondern die Schicksale und Zeiten auch ihr Recht daran ausüben, und die Sache gestalten wollen, wie sie der Menschheit unter den wandelbaren Umständen derselben am zweckmäßigsten sei. Denn nichts, was von Menschen ausgeht, ist allen Ständen und Jahrhunderten gerecht. Alles taugt nur für seine ihm gebührende Zeit. Er soll sich aber auch nicht durch Widerspruch und Entstellung seiner Absichten, selbst nicht durch traurige Wirkungen, welche seine gute Sache hervorzubringen scheint, von Ausführung eines gottgefälligen und rechtschaffenen Unternehmens abschrecken lassen. So wie Jesus Christus voraussah, daß seine heilige Lehre Streit und Blutvergiessen, Sturz der Thronen und Reiche mit veranlassen werde, und dennoch darum vom göttlichen Welterlösungswerk nicht abstand: eben so sollen diejenigen thun, welche seine Jünger sein wollen. Trägt doch auch ein Arzt kein Bedenken, seinen Kranken durch die Heilmittel oft größere Schmerzen zu verursachen, als ihnen die Krankheit selber macht; Alles, um das Edlere in ihnen zu retten, das Gefahr leidet.

Solche Grundsätze freilich kann auch der Ehrgeizige und Boshafte zur Vollziehung und Rechtfertigung selbstsüchtiger und grausamer Handlungen annehmen; aber darum ist seine Sache nicht geheiligt oder gerechtfertigt. Die Liebe, die Sehnsucht der Menschheit, die Vergessenheit alles eigenen Wohls und Glücks für unserer Mitmenschen Wohlergehen und Glückseligkeit macht das unterscheidende Merkmal zwischen den Thaten des Christusjüngers und des von seinen Leidenschaften Verblendeten. Daran, sprach Jesus, wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habet.

Daran, mein Heiland und himmlisches Vorbild, daran, du ewiger Richter meines Gewissens, wirst Du auch mich erkennen. Ja, ich will fortan bei meinen Unternehmungen keine eigennützigen Beweggründe gelten lassen; bei den größten, wie bei den kleinsten, soll mich Ehrfurcht für das Billige, Gerechte, Wahre und Göttliche, soll mich Menschenliebe und Wohlwollen leiten. Und was ich aus diesen Absichten, mit Anwendung aller Vorsicht und Klugheit, verrichte, das wird, Vater im Himmel, sich Deines Segens erfreuen können. Ach, daß ich doch in allen Stunden meines Lebens diesen großen Vorsatz vor Augen hätte der mich allein der Jüngerschaft Jesu Christi würdig machen kann! Mein Jesus, wenn ich aber jemals wieder wanke, ich blicke zu Dir im Geiste empor, und werde mich durch dich gestärkt fühlen. Amen.

406.

Das Recht der Unbeglückten im Staat.

Kol. 4, 1.

Auch der geringste Diener ist
Bestimmt zum höhern Leben;
Es hat für ihn auch Jesus Christ
Sich in den Tod gegeben.
Vor Dir, o Gott, hat einst der Knecht
Mit seinem Herrn ein gleiches Recht.

O, präge dieses tief mir ein!
Nie will ich mich erkühnen,
Tirannisch gegen die zu sein,
Die Armuths wegen dienen.
Der ärmste Mensch ist Mensch, wie ich,
Vor Gott vielleicht mehr werth, als ich.

Die ersten ins Auge fallenden Wirkungen der großen Aenderung in und ausser dem Kreise der alten christlichen Kirche waren von solcher Art, daß sie allerdings bei vielen Menschen damaliger Zeit Furcht und Schrecken erregen, und Zweifel veranlassen mußten, ob das, was von den neuen Lehrern gepredigt ward, gottgefällig sein könne. Denn auch abgesehen von allem Zank und Streit der mannigfaltigen Parteien und Sekten unter einander, brachte die Glaubens- und Kirchenveränderung beinahe in allen Ländern, wo sie eindrang, die gefährlichsten Erschütterungen in den alten bürgerlichen Ordnungen und Einrichtungen der Staaten hervor. Am zerstörendsten äusserte sich dieser nachtheilige Einfluß besonders in den höchsten Ständen des Volks, unter Königen, Fürsten und Herren, und wieder in den niedrigsten Ständen des Volks unter den Bauern, armen Leuten, leibeigenen Knechten. Jene wollten die Gelegenheit benutzen, große Besitzungen, die ihnen nicht gehörten, und größere Gewalt an sich zu reissen; diese hingegen wollten der weltlichen Obrigkeit eben so wenig mehr unterthan sein, als der geistlichen, von deren Gewalt man sie losgebunden hatte. Würdiger betrug man sich in der sogenannten Mittelklasse des Volks. Sie blieb in den Schranken der Rechtlichkeit. Aus ihr war auch eigentlich zuerst der gewaltige Antrieb zu einer Grundverbesserung der Kirche und des Glaubens gekommen. Sie

hatten weniger das Irdische als das Göttliche im Gemüth und Auge. Fast immer hat man bei großen Veränderungen der Reiche wahrgenommen, daß die mittlern Stände dabei am reinsten von grober Ausschweifung und herrschendem Verderben blieben. In ihnen war gleichsam der wahre Geist und Werth der Nation am reinsten dargestellt; in ihnen ward jederzeit die meiste Ordnungsliebe, Rechtlichkeit und Religiosität gefunden.

Diesen ehrwürdigen Werth und Vorzug des Mittelstandes vor den höhern und tiefern Ständen hatte derselbe eigentlich seiner eigenthümlichen Stellung zwischen beiden zu danken, seiner gleichweiten Entfernung von nackter Dürftigkeit und prunkendem Ueberflusse. Er hatte durch seine Rechtsame, durch seinen Fleiß und Beruf immer Vermögen genug, sich der größten Noth zu erwehren; war nicht gezwungen, sein gesammtes Leben bloß niedrigen Nahrungssorgen hinzugeben, sondern behielt auch Freiheit genug, seinen Geist zu bedenken, und Zeit auf die Pflege desselben zu verwenden. Von der andern Seite ward er durch keinen unmäßigen Reichthum zum Müßiggang und zu den Nachtheilen desselben verleitet. Er ward durch täglich erscheinende Bedürfnisse immer zu einer nützlichen Anwendung seiner Kräfte und Gaben gereizt. Er war also durch seine Verhältnisse eben so sehr von der Versuchung zu den Lastern übergroßen Reichthums als übergroßer Dürftigkeit entfernt. Daher blieb dem Mittelstande jederzeit, neben seinen bürgerlichen Geschäften, der Gedanke an das Gute und Göttliche über Alles wichtig und unverdunkelt.

Hingegen die Könige, die Fürsten, in sinnliche Vergnügungen versunken, von vielen Schmeichlern umgeben, im müßigen, sorgenlosen Leben anferzogen, kannten nichts Höheres als die Vermehrung des Wohllebens, die Erhöhung ihres Glanzes, die Vermehrung ihrer Herrschaft. Die mittlern Stände des Volks hatten bei der Veränderung oder Besserung des Kirchenthums keinen Zuwachs von zeitlichem Vermögen, von Erwerb und Verdienst zu erwarten. Sie liebten also die Verbesserung nur um ihrer selbst, nicht irdischer Vortheile wegen. Hingegen die Könige, Fürsten und Herren sahen dabei nicht geringen Gewinn für sich; sie wurden von der Botmäßigkeit des römischen Hofes in ihren Ländern frei; sie sahen dabei den bisherigen Einfluß der Priesterschaft vermindert, der ihnen oft großen Widerstand geleistet hatte; sie wurden in ihrer Herrschaft unbeschränkter, sie zogen die bisherigen Einkünfte der Geistlichkeit an sich; sie hoben die große und reichbegüterte Menge von Klöstern, Abteien, und andere fromme Stiftungen auf, und nahmen derselben Vermögen an sich.

Auf ähnliche Weise suchte die unbeglückte Volksklasse aus den untersten Ständen ihren irdischen Nutzen bei der allgemeinen Veränderung der Dinge in der christlichen Welt. Zu dieser Klasse gehörten die armen Landleute, die Knechte, die Leibeigenen, welche fast gar kein Eigenthum besaßen, ihr ganzes Leben hindurch für den Dienst ihrer Herren arbeiten mußten, von derselben oft mit grausamer Härte behandelt wurden, und kaum für ihre Sache einen Richter und Recht fanden. Sie waren zum Theil Menschen, die mit Leib und Gut Eigenthum ihrer Herren waren, von denselben ungestraft mißhandelt, verkauft, vertauscht und verpfändet werden konnten. Sie hatten nicht einmal die Erlaubniß, sich ohne Genehmigung ihrer Eigenthümer zu verheirathen, und wenn es geschah, daß sich Leute von zweierlei Herrschaften mit einander verheiratheten, wurden die aus der Ehe erfolgenden Kinder unter den beiden Herrschaften getheilt. So waren diese Unbeglückten ohne Eigenthum, ohne Freiheit, ohne Recht, gewissermaßen den Thieren gleich gehalten; bloße Werkzeuge zum Vortheil ihrer Besitzer.

Diese Besitzer hätten freilich menschlicher sein, und in ihren Angehörigen noch die Würde des Menschenthums ehren sollen. Diese Besitzer hätten freilich, als Christen, sich an die Gebote der heiligen Schrift erinnern sollen, an das Gotteswort, welches ihnen sagte: Ihr Herren, was recht und billig ist, das beweiset den Knechten, und wisset, daß auch ihr einen Herrn im Himmel habet. (Kol. 4, 1.) Allein bei dem allgemeinen Verfall der Religion Jesu in den damaligen Zeiten, bei der ausserordentlichen Verwilderung der Begriffe und der Sitten, die in den höhern und niedern Ständen herrschte, verklang die Mahnung Gottes unwirksam. Hatten doch Priester, Bischöfe und Klöster selbst dergleichen Leibeigene, niedergedrückte Unterthanen, und behandelten solche oft mit eben so vieler ungerechten Härte, als weltliche Herren thaten.

Als nun aus Gottes Wort die Wiederstellung des ersten Christenthums gepredigt ward; als nun der in den Staub niedergetretene Knecht vernahm, daß alle Menschen, Hohe und Niedere, Gott zum Vater hätten, daß alle unter einander Brüder wären und sein sollten, daß alle vor Gott gleiche Rechte hätten; als er in der Bibel las, daß den Herrschaften allerdings auch Pflichten gegen die Untergebenen aufgelegt seien: empörte sich das Gemüth der lange und grausam Mißhandelten. Sie forschten in der Schrift, nicht um ihr Inneres zu heiligen, und den wahren Weg zu Gott zu finden: sondern um zu erfahren, welche Vortheile im bürgerlichen Leben ihnen zugestanden werden sollen. Sie lasen von dem Wandel der ersten christlichen Gemeinden, die durch Jesum selbst und durch seine Jünger gestiftet waren. Allein sie suchten nicht nach den Tugenden derselben, um solchen in Demuth und Freudigkeit nachzuahmen; sondern sie richteten ihre Blicke lediglich auf die bürgerliche Gleichheit, welche zwischen den ersten Christen, selbst zwischen Aposteln und neubekehrten Juden und Heiden, statt fand; oder auch auf die Gemeinschaft der Güter, die damals bei den ersten Jesusbekennern eingeführt war, wo allesammt aus gemeinsamem Vermögen gekleidet und gespeiset wurden, und der Arme aus dem Gute des Reichen ernährt ward. Das war es, was ihrem irdischen Sinn am besten zusagte; das schien ihnen die rechte christliche Verbrüderung und Gleichheit, das der rechte Geist des Urchristenthums. Nun von Wiederherstellung desselben in allen Ländern die Rede war, wollten sie nichts Anderes hergestellt sehen, als jene ihnen angenehmen Einrichtungen.

Diese Verwechselung der Religionsfreiheit mit der bürgerlichen Freiheit, der geistigen Verbrüderung mit der gemeinen irdischen, war einem unwissenden, nach Erleichterung seines lange getragenen Joches seufzenden Volke allerdings wohl verzeihlich. Ein kluges, besonnenes Nachgeben der Herrschaften in billigen Dingen würde viele der nachmaligen Gräuel verhütet haben. In der That erfuhr man in allen denjenigen Gegenden nichts von Empörungen, wo die unbeglückten Volksklassen menschlicher gehalten waren. Doch der Sinn der wenigsten geistlichen und weltlichen Gebieter vertrug sich mit den Forderungen der

bisherigen Unterdrückten. Daher horchten diese um so lieber auf die Eingebungen wilder Schwärmer, welche die Erlösung des menschlichen Geschlechts durch Jesum von der Gewalt der Sünde und Laster zu einer Erlösung der Unterthanen von Gesetz und Gehorsam gegen Obrigkeit verkehren wollten. Es kam in verschiedenen Ländern zu fürchterlichen Aufständen des gemeinen Volks gegen die Oberherren. Der wüthende Aufruhr griff schnell und weit um sich. Es wurden die unbarmherzigsten Thaten verübt. Städte, Schlösser, Dörfer, Klöster gingen in Rauch und Flammen auf. Es war ein mehrjähriges Morden, Würgen, Verwüsten und Schänden jedes Heiligthums. Viele Tausend Menschen kamen elendiglich um, Schuldige und Unschuldige. Ganze Ortschaften wurden von Bewohnern leer. Nur mit ungeheuern Strömen Blutes wurden die Flammen dieses weit verbreiteten Aufruhrs wieder gelöscht, welche dennoch von Zeit zu Zeit bald in diesem, bald in jenem Lande immer von neuem wieder aus ihrer Asche hervorbrachen.

Daß sich mißhandelte, um ihre heiligsten Rechte verkümmerte Unterthanen und Knechte endlich gegen ihre tirannischen Herren auflehnten, und in ihrer Verzweiflung das Abscheulichste trieben, ist in ältern und neuern Zeiten nichts Unerhörtes gewesen; besonders wenn dazu noch irgend ein äusserer, unerwarteter Anlaß trat, welcher die Empörung begünstigte; oder irgend ein großer, in sich wahrer, aber falsch verstandener Gedanke die Gemüther erhitzte und irre leitete. Jene unter dem Namen der Bauernkriege traurig berühmten Ereignisse sind also wohl nicht als eine wirkliche Frucht der Kirchenverbesserung, als eine Wirkung von der Abschaffung der in das Christenthum eingeschlichenen Irrthümer und aberglaubigen Meinungen anzusehen, sondern als eine nothwendige Folge der Ungerechtigkeit der Herren und schauderhaften Verzweiflung des Volks. Empörungen, wie diese, lagen eben so wenig in der Absicht derjenigen tugendhaften Männer, welche zuerst auf Reinigung des christlichen Glaubens drangen, und auf ein christlicheres Leben der Geistlichen und Weltlichen, als jene blutigen Kriege, und die Zerstörung Jerusalems und der Verfall des ganzen römischen Reichs der Wunsch und Zweck unsers göttlichen Erlösers waren, obwohl er alle Gräuel, die nothwendig kommen mußten, voraussah. Das beste Mittel, den Aufwiegelungen des Volks, den bürgerlichen Unruhen, den Auflehnungen der Dienstboten gegen ihre Oberherren vorzubeugen, gibt die heilige Schrift selbst: Ihr Herren, was recht und billig ist, das beweiset den Knechten, und wisset, daß auch ihr einen Herrn im Himmel habet.

Die christliche Religion, wie sie Jesus gab, welcher selbst das Beispiel des ehrfurchtsvollsten Gehorsams gegen weltliche Obrigkeiten in seiner heiligen Person aufstellte, — die christliche Religion hebt keineswegs den Unterschied der Stände im bürgerlichen Leben auf. Christus ließ die Reichen und Armen, die Hohen und Geringen in ihren Verhältnissen und Würden bestehen. Er empfahl selbst den meuterischen Juden seiner Zeit Gehorsam gegen einen heidnischen Kaiser, welchem sie unterthänig waren. Er, obgleich der höchste Priester Gottes auf Erden, maßte sich kein Ansehen gegen Kaiser, Könige und Fürsten an; wollte keine irdische Rechtsame, keine geistliche Gerichtsbarkeit, wie sie nachmals hieß, die doch im Grunde nur weltliche Gerichtsbarkeit über geistliches Gut und kirchliche Personen war. Nein, er erklärte vielmals: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, sondern ein unsichtbares. Wer unter meinen Nachfolgern der vornehmste oder derjenige sein will, welcher meiner am würdigsten ist, der soll der Diener Aller sein. Demuth und Bescheidenheit verleiht in der Geisterwelt den höchsten Glanz; nicht bürgerliches Vorrecht, nicht Prunk in Gewändern und Titeln. Das Gottesreich ist durchaus nichts Aeusserliches, von dem man sagen kann, es ist hier, oder es ist da, sondern es ist in uns. Es ist das Evangelium eine die Herzen beseligende Kraft Gottes.

Doch dürfen wir uns nicht verbergen, daß das Christenthum, obwohl es die eingeführten bürgerlichen Ordnungen keineswegs unmittelbar antastet, nicht einen großen Einfluß auf dieselben habe, besonders da, wo sie durch die Schlechtigkeit der Menschen mangelhaft sind. Die Religion Jesu, indem sie die Herzen der Sterblichen veredelt, wirkt auch veredelnd auf alle Stände, auf alle Gewerbe, Gesetze, Verfassungen und Einrichtungen der Staaten. In einem christlichen Staate ist der Despotismus unmöglich, und wenn sich darin jemals kleine oder große Tirannen erheben, so ist ihr Bestand von keiner Dauer.

Ja, das Christenthum, je reiner es dasteht, je reiner und lebendiger es in das Leben des Menschen eingeht, verbessert und veredelt die bürgerlichen Ordnungen und Staatsverfassungen. Denn diese sind ja doch nichts als Anstalten der Menschen, und schlechter oder besser, freier oder sklavischer, wohlthuender oder verderblicher, je nachdem die Menschen selbst aufgeklärter oder unwissender, weiser oder lasterhafter, gemeinnütziger und liebevoller oder selbstsüchtiger und leidenschaftvoller sind. Das Christenthum aber bringt des Verstandes Erleuchtung, des Gemüthes Weisheit, des Herzens Streben nach Beglückung aller Sterblichen, die mit uns in Berührung und Verbindung stehen. Die Religion zieht das Band der Liebe um alle Stände, und was Stolz, Hochmuth und Herrschsucht trennt, das führt sie wieder enger zusammen. Sie gleicht die Ungleichheit der Stände aus. Sie erhebt den Armen zur Zufriedenheit, und begeistert ihn zum redlichen Fleiße; sie gibt dem Knecht das Hochgefühl seines Menschenwerthes, und leitet ihn durch Erleuchtung zum Gewinn der unverjährten Rechte. So wie sie zu den Unterthanen spricht: Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat; denn obrigkeitliche Gewalt ist von Gott gestiftet und eingesetzt! so spricht sie zu den Obrigkeiten: Ihr Herren, was recht und billig ist, das beweiset den Knechten, und wisset, daß auch ihr einen Herrn im Himmel habet.

Auf eine solche Weise gibt sie dem Unterthan und Diener und Knecht, durch Erweckung höherer Tugenden, einen wahrhaft königlichen Sinn, und gibt Königen und Oberherren, durch Einflößung demuthvoller und menschenfreundlicher Empfindungen, ein wahrhaft bürgerliches Gemüth. Der Fürst wird zuletzt ein wirklicher Vater seines Volks, und dem ärmsten Landmann so nahe, wie dem reichsten und vornehmsten seiner Unterthanen. Hinwieder wird der Unterthan der treueste Anhänger und Freund seiner Vorgesetzten, der eifrigste Vollstrecker bürgerlicher Gesetze und Verordnungen.

Es ist allerdings nicht unwichtig, daß ich die Alles verklärende, Alles vergöttlichende Religion Jesu auch unter diesem großen Gesichtspunkt kennen lerne, von wel-

chem aus sie nur selten betrachtet wird. Nicht nur muß sich dadurch meine Ehrfurcht für ihre weltbeglückende Kraft vermehren, sondern mir auch ein Licht aufgehen über das Recht der Unbeglückten im Staate. Diese können unbeglückt sein an Gütern, an Vorzügen in bürgerlichen Verhältnissen. Aber die Religion Jesu gestattet nicht, daß ihnen diejenigen Rechte entrissen werden, ohne welche kein Mensch seine höhern Pflichten gegen Gott, die Welt, und gegen sich selbst erfüllen kann. Einen Willen gab Gott jedem Sterblichen. Daher hat auch der Niedrigste im Staat das göttliche Recht, keine willenlose, todte, bloß von Laune und Eigennutz anderer Menschen abhängige Maschine sein zu wollen.

Wenn daher den unbeglückten Einwohnern eines Landes alle Vorrechte mangeln, so behalten sie doch das Vorrecht vor den Thieren und Pflanzen, daß sie Menschen sind, und keine Waare, die man vertauschen und verkaufen kann. Auch der Aermste, der nichts hat, hat doch seinen Leib, über welchen er muß verfügen können. Leibeigenschaft ist daher eben so sehr der Religion Jesu, als der Vernunft zuwider. Verkauf von Unterthanen, Sklavenhandel und dergleichen ist dem Geiste der Gerechtigkeit und Menschenliebe zuwider, die Jesus zur Grundlage seines Glaubens machte. Was ihr nicht wollt, wenn ihr Unterthanen wäret, daß euch die Großen der Erde thun sollen, das sollt ihr ihnen auch nicht thun. Und was ihr nicht wollt, wenn ihr Herren und Obrigkeiten wäret, daß euch die Unterthanen thun sollen, das sollet ihr nun den Obrigkeiten und Herrschaften auch nicht thun.

Ein anderes und noch weit größeres Recht hat der unbeglückte Einwohner des Staates über sein eigentliches, wahres Ich, nämlich über seinen Geist. Er muß dies Recht haben, weil er ohne dies kein Christ ist, und die Vorschrift Jesu nicht erfüllen könnte, vollkommen zu werden, gleich wie der Vater im Himmel vollkommen ist. Mithin hat auch der geringste Unterthan im Volke ein unverlierbares Befugniß, sich mit seinem Geiste aus der rohen Thierheit zum Selbstdenken zu erheben. Denn nur durch Macht des Gedankens und der Einsicht erhöhet sich der menschliche Geist über das Thier. Die Religion Jesu, wie sie von den Unterthanen ein Bestreben nach vermehrter Erkenntniß fordert, verlangt auch von den Obrigkeiten die nothwendigen Veranstaltungen zum immer bessern Unterricht des Volks, auch des Allerärmsten in demselben. Schulanstalten sind daher in einem christlichen Lande keineswegs Gnadensachen, sondern Pflichterfüllungen von Seiten der Obrigkeiten. Es zeugt von der größten Ruchlosigkeit und Herzensverschlimmerung derer, welche regieren sollen, wenn sie, um desto willkührlicher herrschen und bei tadelhaften Handlungen desto unbemerkter bleiben zu können, die Belehrung des Volkes in Schulen und Kirchen absichtlich in Verfall gerathen lassen, oder beschränken; wenn sie die Belehrung des Volks durch öffentliche Schriften zu hindern suchen, und nur für sich selber Sorge tragen. Ein rohes, aberglaubiges, unwissendes Volk kann kein recht christliches Volk sein. Wie kann der Gott recht verehren und lieben, wie kann der Recht und Unrecht in seinen zartesten Unterscheidungen beurtheilen, wie kann der seine gesammten Pflichten mit erforderlicher Klugheit ausüben, dessen Verstand verfinstert blieb!

Hat aber auch der geringste Mensch sein Recht von Gott empfangen, selbst zu denken, und seine Kenntnisse zu erweitern: so hat er von selbst damit auch das Recht zur Freiheit seines Gewissens empfangen. Er kann sich zu derjenigen Art der Gottesverehrung bekennen, die seinen Ueberzeugungen am angemessensten ist. Er darf nicht bestraft werden, weil sein Glaube, seine Ueberzeugung vom Glauben Anderer abweicht, so lange er mit den Aeusserungen desselben, oder mit den daraus hervorgehenden Handlungen, nicht die öffentliche Ruhe, die eingeführte bürgerliche Ordnung und Rechte anderer Staatsbürger kränkt. Es ist noch Erbtheil früherer Barbarei, es ist nicht Geist des Christenthums, wenn sich eine oder die andere Sekte alleinherrschend erklärt, jede andere unterdrückt, verstoßen, verdammt und verfolgt wird. Es ist noch Erbtheil früherer Barbarei, nicht Geist des Christenthums, wenn Jemand um seiner Ueberzeugung willen Vaterland, Ehre, bürgerliche Rechte, wohl gar das Leben verlieren muß. Wer, als Gott allein, darf sich anmaßen, Richter zu sein der Geisterwelt? Wer darf sagen, daß er in der Wahrheit allein wohne, und jeder Andere, der nicht glaubt und betet wie er, Gott verhaßt sei?

Man soll Gott mehr gehorchen, als den Menschen! spricht Gottes Stimme. Dies Gebot, durch aller Menschen Vernunft willig ergriffen, gibt daher auch dem Geringsten unter den unbeglückten Staatsbewohnern das göttliche Recht, tugendhaft zu sein, und Jesu Christi Lehren zu erfüllen. Kein Fürst, so mächtig er auch sein möge, hat daher Gewalt und Bevollmächtigung, seinen Unterthanen Gebote zu geben, welche der Lehre Jesu widersprechen, der gesunden Vernunft widerstreiten, und der Ordnung der Natur entgegen sind. Denn durch alle drei offenbart sich der Wille Gottes.

In jenen Zeiten des Verfalls der christlichen Religion, der Verwilderung der Herzen, wurden aber die Rechte der Menschen auf alle Weise zertreten. Da wurden von weltlichen und geistlichen Obrigkeiten naturwidrige Gesetze aufgestellt, vernunftwidrige Dinge zu glauben befohlen; einsichtvollere und tugendhaftere Menschen ihrer bessern Ueberzeugungen wegen verfolgt und getödtet, die Belehrung des Volks absichtlich verhindert, damit diejenigen ihr Wesen desto freier im Finstern treiben konnten, welche aus der allgemeinen Unwissenheit ihren großen Vortheil zogen; da waren tausend und tausend Christen in den Ländern nicht nur ohne Sicherheit ihrer Eigenthumsrechte, und zur Arbeit und Sklaverei lebenslänglich bloß durch ihre Geburt verdammt, sondern so ganz leibeigen, daß sie selbst nicht einmal über ihren Körper verfügen, daß Aeltern nicht über die Person ihrer Kinder das Bessere anordnen konnten. Das Unglück der Empörungen war also keine Folge der Glaubensverbesserung, sondern des vorangegangenen Verderbens unter den Großen der Welt. Es wird immer und eben so oft das Schauspiel der schrecklichen Aufrühre über die Welt zurückkehren, als man den Unbeglückten im Staat ihr ewiges, von Gott verliehenes Recht zertritt. O darum lasset uns Gottes Stimme hören: Ihr Herren, was recht und billig ist, das beweiset den Knechten, und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habet. Amen.

407.

Die Religionskriege.

Röm. 8, 35.

Kann ich, was Deine Blicke seh'n,
Kurzsichtig, wie ich bin, versteh'n?
Ist, was für einen Augenblick
Als Elend mir erscheint, als Glück,
Denn wirklich Elend oder Glück?

Kaum seh' ich eine Spanne weit;
Du, Gott, durchschaust die Ewigkeit,
Und ordnest, ehe wir es sah'n,
Auf ewiger Vollendungsbahn
Das Heiligthum der Kinder an.

Ich zittre zwar, denn ich bin schwach:
Der nächste Schmerz erpreßt mein Ach!
Doch will vertrauensvoll ich geh'n,
Wie Du mich führst, durch Lust und Weh'n,
Und liebend, glaubend nach Dir seh'n.

Als die Völker, ihrer religiösen Ueberzeugungen wegen, auseinandergetreten waren, und jede Hoffnung zur Wiederherstellung allgemeiner kirchlicher Eintracht verschwunden war, benutzten Fürsten und Könige damaliger Zeit diese gegenseitige Erbitterung zu Zwecken, welche mit Glaubensdingen eigentlich gar keine Verwandtschaft hatten. Die Staatsklugheit der Einen befürchtete, daß sie von ihrer bisherigen Macht verlieren würden; die der Andern hoffte, der Augenblick sei erschienen, da größeres Ansehen zu gewinnen sei. Die Einen freuten sich über die Unruhen, Aufruhre und Zerrüttungen im Reiche des Andern; die Einen begünstigten, was die Andern verfolgten. Die Zwietracht der protestantischen Fürsten ward schadenfroh von der katholischen Kirche treu gebliebenen Herrschern beobachtet. Um so leichter hoffte man dieselben zu überwältigen. Jene dagegen vermehrten ihren Reichthum mit den weitläufigen Besitzthümern der in ihren Landen gelegenen Klöster, welche sie einzogen. Es ward viel darum gehadert, ob Güter der Geistlichkeit durch weltliche Gewalt ihren eigentlichen Bestimmungen entrissen werden könnten. Es gingen kaiserliche Befehle aus, daß der Priesterschaft all ihr Gut müsse zurückgestellt werden. Die Landesherren dagegen, welche durch Aufhebung der Klöster ihren Vortheil gefunden, behaupteten: daß die geistlichen Stiftungen selbst ihren ursprünglichen Bestimmungen entsagt hätten, und, statt Pflanzschulen der Tugend und Weisheit, Wohnungen scheinheiligen Müßiggangs geworden wären, ernährt von der Kraft des Landes; daß das ehelose Leben der Mönche, Nonnen und Priester eine anfangs übertriebene, schwärmerische Begierde nach Heiligung, nachmals eine staatskluge Anordnung des römischen Hofs gewesen sei, immer aber eine den Naturgesetzen und göttlicher Ordnung widerstreitende Einrichtung bliebe, durch welche viel Unheil und Sittenlosigkeit entstanden wäre.

Wie über diesen, ward über andere Gegenstände ähnlicher Art gehadert, hin und wieder das Schwert gezückt und glücklich oder unglücklich gefochten, bis endlich die allgemeine Entzweiung auch allgemeinen Krieg herbeiführte. Es standen die Völker wider einander auf zu Raub, Mord und Vertilgung. Es waren die Zeiten wieder zurück, welche schon oft die Erde zum Schauplatz unaussprechlichen Jammers gemacht hatten; die Zeiten, welche Jesus Christus vorausgesagt hatte, daß sie solche zum Theil selber noch erleben, da man hören würde von Kriegen und Empörungen, und wie ein Volk sich erheben würde über das andere, und ein Reich über das andere; wie da geschehen würden hin und wieder theure Zeiten und Pestilenz, Schrecknisse und große Zeichen; wie da Haß und Verfolgung entstehen würden um des Namens Jesu willen.

In der That, es war im Namen Jesu, daß alle Parteien das Schwert wider einander ergriffen; es war zur Ehre Gottes, daß die Menschen weite Schlachtfelder mit ihrem vergossenen Blute färbten; es war zur Erlangung höherer Seligkeit, daß man einander Dörfer und Städte wegbrannte, Paläste und Hütten ausplünderte, Greise, Weiber, Kinder schauderhaft mißhandelte und schändete; es war zum ewigen Vater der Liebe, zum Vater aller Erschaffenen, daß alle Parteien beteten, und zwar jede: er möge ihr seinen allmächtigen Beistand verleihen in den Schlachten, die Uebrigen würgen zu können. Wohin bringt den Sterblichen nicht der Wahnsinn seiner wilden Leidenschaft! Ein dreißigjähriger Krieg verwüstete unser Vaterland. Noch heutiges Tages spricht man mit Entsetzen von dessen unmenschlichen Gräueln. Um des Glaubens willen schlachtete man sich einander noch lange in den angrenzenden Ländern. Brüder stießen Brüdern das Schwert ins Herz; Kinder verriethen ihre eigenen Aeltern; Väter lieferten ihre Söhne an die Henker aus. Alle Gefühle der Menschlichkeit schienen vertilgt, alle Bande der Natur zerrissen zu sein. Man sah kein Ende der Unbarmherzigkeit und des Trübsals. Menschen wurden geboren, erwuchsen und starben, und hatten während ihres ganzen Lebens kein Friedensjahr gesehen, sondern nur Krieg, Kriegsgeschrei, Noth und Wehklage vernommen.

In allen Kriegen zeigt sich die grausenvolle Entartung des menschlichen Geschlechts, und wie es an Grausamkeit, Blutdurst und Bosheit die wilden Thiere der Wälder und Wüsten übertrifft. Doch Kriege, welche über religiöse oder bürgerliche Meinungen geführt werden, sind von allen die schreckenvollsten und hartnäckigsten. Denn in denselben ist jeder einzelne Streiter von seiner eigenen Sache entflammt; er führt den Krieg nicht für einen Länderanspruch, oder einen Titel, oder für das Blutgeld seines Fürsten, sondern für sich und seine Meinung. Es ist sein eigener Haß, der da wathet.

Nachdem endlich die Noth überall aufs Höchste gestiegen, Land um Land durch Feuer und Schwert, Hunger und Pestilenz gewüthet, jede Kraft erschöpft war, bequemte man sich zum Frieden. Die erste Raserei war verflogen. Die meisten von denen, welche die Gräuel begangen hatten, waren nicht mehr am Leben; Andere kamen nach, welche mit ganz andern Wünschen und Absichten in die Fortsetzung der Kriege getreten waren. Am Ende der Feindseligkeiten handelte man größtentheils um ganz andere Sachen, als diejenigen gewesen waren, welche den Krieg veranlaßt hatten. Es war nicht mehr darum zu thun, eine oder die andere Glaubenspartei von der Erde zu vertilgen, eine Kirche zur alleinherrschenden in der Welt zu machen; nein, es war meistens nur um Entschädigungsvergleiche, um Länder und Grenzen und Anerkennung von Titeln und Würden zu thun. Sowohl Katholiken als Reformirte, sowohl Lutheraner als mährische Brüder, und wie die Kirchenparteien alle heißen

mochten, hatten sich in ihrem Dasein und in ihren Rechten gegen einander behauptet. Alle hatten sich fester gegründet und bestanden von jener Zeit an ruhig neben einander.

Das waren die Erfolge der furchtbaren Kriege. Was die Menschen anfangs wider einander gewünscht und erwartet hatten, blieb unerfüllt. So geschah Gottes Wille, nicht der Sterblichen Wille. So geschah es, daß eine Mannigfaltigkeit der Kirchen und religiösen Ueberzeugungen neben einander bisher fortbestand. Wie leicht wäre es dem Allmächtigen, dem Lenker der Schicksale, gewesen, einer einzigen den vollendetsten Sieg zu geben! Aber jene Mannigfaltigkeit in den Arten des Glaubens und der Verehrung des Höchsten sollte fortbestehen, damit die Freiheit der Geister und Gewissen sich erhebe, und eine Kirche die andere wetteifernd zum Fortschreiten im Guten und Bessern reize. Ein gegenseitiges stilles Ringen der Kräfte führt zur Vollkommenheit und vernichtet das Untaugliche. Die Welt hatte lange genug erfahren, daß Stillstand geistiger Thätigkeit unter dem Machtgebot einer einzigen Kirche endlich zum Verderben der gesammten menschlichen Gesellschaft gereiche. Nur lebendige Wasser sind Brunnen des Heils; aus stehenden Sümpfen steigen Krankheiten und Seuchen.

Jene langwierigen und gräuelreichen Religionskriege, welche den Sieg einer einzigen Glaubenspartei beabsichtigen, hatten also die fortdauernde Trennung in der christlichen Kirche keineswegs verhindert. War nun das so viel Mordens und Blutvergiessens werth gewesen? Wozu nun so viel Zerstörungen, so viel Schlachtfelder, so viel Jammer der Nationen?

Wahrlich, der Anblick des Elendes, welchen die Kriege der Völker gewähren, besonders wenn man die Gestalten des Uebels nicht nur im Allgemeinen, sondern im Einzelnen, in der Noth jeder Hütte, in den Thränen jeder Mutter, in den Schmerzen jedes Verwundeten, in den Seufzern jedes Sterbenden, in der Verzweiflung jedes Geplünderten, in der Angst jedes Bedrohten, in dem Verschmachten jedes Nahrungslosen betrachtet — wahrlich, der Anblick solchen Elendes ist eine der furchtbarsten aller Versuchungen, den Glauben an eine allwaltende, liebende und gerechte Vorsehung zu verlieren. Denn da stehen wir vor dem schauerlichen Schauspiel, und fragen bei der höllischen Wuth der Mörder und Räuber, und bei den unverdienten Leiden der Schuldlosen: warum und wozu das Alles? Und wenn wir allenfalls noch gutmüthig unsere Vernunft, welche vergebens um Zwecke fragt, hin und wieder mit der Wahrscheinlichkeit beruhigen können: was der Einzelne duldet, ist gerechte Strafe von Sünden, die uns vielleicht unbekannt sind — warum denn müssen aber auch wohl anerkannt Unschuldige von der Fluth der Trübsal mit ergriffen werden? Was hat denn das harmlose Kind verbrochen, welches ein satanischer Kriegsknecht ergreift, gegen die Wand schmettert oder in die Flamme wirft? Warum muß es doch leiden und qualvoll sterben? Warum überhaupt muß so viel Herrliches und Liebes auf unbarmherzige Weise zerrissen und vernichtet werden? Warum denn verkettet uns Gott durch die Bande der Natur so zart und innig, und läßt uns dann unter Jammer und Schmerzen wieder von einander trennen? Warum der ewige, laute Trieb in uns, zu bauen und zu bessern, wenn ein entsetzlicher Augenblick der Natur oder der menschlichen Bosheit alle Arbeit, alle Mühseligkeit, alle Hoffnung und Lust eines ganzen Lebens plötzlich wieder in Staub und Vernichtung niederwirft? Kann darin Plan göttlicher Weisheit, Wirkung göttlicher Liebe sein? Wenn großmuthvoll ein edler Mensch sein Alles für das Glück der Mitmenschen hinopfert, und er dafür zuletzt das Opfer des Neides, der Rachsucht wird, und elendiglich, losgerissen von dem Wenigen, was seinem Herzen noch theuer ist, verderben und umkommen muß; wenn ein Jüngling oder eine Jungfrau, unter Sorge und Gebet der Aeltern zu den vortrefflichsten ihres Geschlechts erwachsen und erzogen, durch die Faust eines Bösewichts, oder durch ein schreckliches Ereigniß in der Natur, oder unter den Schmerzen eines peinlichen Krankenlagers, aus dem Leben und aus der Liebe und aus der Hoffnung der Aeltern hinweggerissen wird: wie kann meine Vernunft darin Zusammenhang mit der Gerechtigkeit oder Güte dessen finden, ohne dessen Willen doch kein Sperling vom Dache fallen soll, und der alle Haare unsers Hauptes gezählt hat?

Ich erschrecke tief in meinem Innersten. Wohl manches verzagende Herz fühlte, was ich in den schmerzvollsten Stunden meines Daseins empfunden habe, und manches weinende Auge sah fragend zum Himmel auf: Warum das? Welcher heilsame Zweck kann zu solchem Leiden vorhanden sein? — Wie viel Menschen haben jenen Heldenmuth der Zuversicht, daß sie aus der Fülle ihres Leidens mit Paulus sprechen mögen: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal, oder Angst und Verfolgung? oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert?“ (Röm. 8, 35.)

Allerdings habe ich im Leben oftmals schon erfahren, daß Personen, welche das traurige Loos, so ihnen durch Kriegsschicksale oder andere Verwirrungen zugeworfen ward, nicht mit ihrer Vorstellung von der göttlichen Vorsehung und Liebe vereinigen konnten; daß sie lange trostlos waren, lange murrten und verzweifelten — bis sie plötzlich schwiegen, als sei ihnen unerwartet ein verborgenes Licht aufgegangen. Ich habe erfahren, daß sie plötzlich das Wohlthätige ihrer Schmerzen oder des fremden Leidens erkannten, und ihnen ward, als riefe aus dem Dunkel der Umstände eine Stimme: Seid stille, und erkennet, daß ich Gott bin! (Ps. 46, 11.) Allein nicht Allen ward am Ende über Alles solch ein Aufschluß zu Theil.

Inzwischen ist Eins gewiß, und dies beruhigt mich beim Anblick so mancherlei auch unverschuldeten menschlichen Elendes, welches besonders Kriege herbeiführen; dies ist: körperliche Schmerzen und überhaupt irdische Leiden haben keineswegs jederzeit einen irdischen Nutzen und Zweck, sondern zuverlässig einen weit höhern.

Sagt nicht schon das gemeine Sprichwort: Schaden macht klug? Also auch gewöhnliche und dem Anscheine nach bedeutungslose Unfälle im Leben, wir mögen dieselben durch eigene Schuld oder ohne unser Verschulden erleiden, haben ihren werthvollen Bezug auf den Geist. Sie machen uns vorsichtiger, überlegsamer, und nöthigen uns, Kenntnisse zu sammeln und Fähigkeiten zu erwerben, wodurch wir vermögend werden, ähnlichen Unannehmlichkeiten in Zukunft auszuweichen. Schaden macht klug. Klugheit, obgleich sie eine Eigenschaft des Geistes ist, bezieht sich doch nur auf die irdischen Lebensverhältnisse, auf deren richtige Erkenntniß und Beurtheilung.

Von der Klugheit haben wir nur Vortheile in diesem irdischen Dasein zu erwarten. Sie ist noch keineswegs das Höchste im menschlichen Geist. Irdisches Leiden hat gewiß nicht immer den Zweck, unsere Klugheit zu verschärfen. Was vermag zuletzt alle menschliche Klugheit gegen die gebieterische Macht der Schicksale? Irdisches Leiden steht ohne Beziehung auf irdischen Nutzen. Es soll das Glück des unsterblichen Geistes bringen.

Es sagt schon das gemeine Sprichwort: Unglück bessert den Menschen! Die Geistesverbesserung ist also das höhere Glück, das Vollkommenwerden, wie unser himmlischer Vater vollkommen ist! Trübsal sind die einzigen Erzieher unsers Geistes zu jenen Vortheilen, die unendlich dauern, wie er selber unvergänglich ist. — Unglück, sagt man, bessert den Menschen. Aber wie wird der Mensch sich eigentlich durch irdische Leiden, durch körperliche Schmerzen bessern? Wie kann das Sichtbare ausser uns auf das Unsichtbare in uns so wohlthätig wirken? Es wirkt, indem es uns von seiner Unzuverlässigkeit und Hinfälligkeit schmerzhaft überzeugt, und uns durch seinen Wechsel, durch die Treulosigkeit seiner Freuden, den Glauben an sich benimmt. Wer seine Saaten durch den Hagel zerschlagen sieht, macht nicht so leicht wieder sichere Rechnung auf Aernten. Wer nichts höher schätzte auf Erden, als ein großes Vermögen, und es durch Bosheit der Menschen, durch Krieg oder Feuer oder Wassersnoth verlor, lernte endlich begreifen, daß Geld und Gut nicht das Beste sind, wonach man auf Erden streben müsse. Wer von hohen Ehren, von Ansehen und Gewalt, plötzlich in Verachtung und Schande fällt, überzeugt sich, daß sein Herz bisher einem falschen Gott angehörte; daß derjenige zu beklagen sei, welcher sich der Würden freut, die Menschenhände uns verleihen und nehmen können. Wer seine besten Freunde, die Geliebtesten seiner Seele, sterben sah, empfängt mit der ersten Erinnerung an seine eigene Sterblichkeit zugleich die feierliche Mahnung, daß er sein Herz nicht mit allzugroßer Zärtlichkeit auch nicht einmal an Vater, Mutter, Kinder, Geschwister, Freunde und Freundinnen hängen soll. Denn nichts, das irdisch ist, bleibt. Die Welt stößt uns überall und immer von sich zurück. Sie will uns keine Freude bleibend gönnen; sie will nichts von uns, und wir sollen nichts von ihr erwarten. Wir sollen auf uns selbst, nämlich auf das Geistige in uns, beschränkt bleiben; uns, so viel wir können, von aller Anhänglichkeit an das Sinnliche befreien, folglich gleichgültiger gegen das werden, was unsern Leidenschaften schmeichelt. Indem wir im Irdischen nichts erblicken, woran wir uns festhalten können, weil Alles fällt, Alles aufhört: so werden wir von der Welt selbst abgestoßen und hingetrieben zur Liebe des Unvergänglichen, des Göttlichen. Das allein, nicht der Staub, soll unser Eigenthum sein. Und je weniger wir das verstehen lernen wollen, was wir doch als Veranstaltung Gottes ansehen müssen, je mehr Schmerzen müssen wir leiden. Zu Gott, zu Gott, durch Heiligkeit des Gemüthes! So ruft uns jedes bittere Schicksal unsers Lebens zu.

Sagt doch schon das gemeine Sprichwort: Noth lehrt beten! Noth also leitet uns hin, wohin wir sollen, zu Gott. Unglücklich zu sein, müssen wir die Liebe des Irdischen verwechseln mit der Liebe des Göttlichen. Und das, nichts Anderes, ist der herrliche Zweck alles Leidens und Trübsals. Göttlicher sollen wir werden hienieden.

Was ist denn wahres Elend? Körperlicher Schmerz? Er gehört zu den Einrichtungen der Natur für unsere Selbsterhaltung; ist vorübergehend; verliert sich, wenn er zu heftig wird, in Betäubung. Tausend Menschen gibt es, welche freiwillig, durch Macht ihres Geistes, den größten leiblichen Schmerz überwanden. Oder nennst du den Tod ein Uebel? Nein, er ist nur das Ende aller irdischen Uebel, an sich selbst nur eine Verwandelung. Tausend Menschen gibt es, welche für Nichtswürdigkeiten in den Tod gehen können. — Ist Dürftigkeit ein wahres Elend? Frage den Zufriedenen, der bei Wasser und Brod in schlechten Kleidern heiter ist, während mancher Andere bei Tonnen Goldes weint.

Nein, das ist kein wahres Elend, was ich durch Macht und Stärke des Geistes, durch Standhaftigkeit, Zufriedenheit und frohes Vertrauen auf Gott, durch das Bewußtsein meiner Tugend überwinden kann. Das wahre Elend liegt also nur in der Verzärtelung und Schwäche des Menschen, mit der er allzuleidenschaftlich und unmäßig an irgend einer Gattung irdischen Genusses hängt. Wer sich selbst überwindet, der hat in sich die Welt und all ihr Elend überwunden. Weit entfernt also, daß uns Trübsal, oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert von der Liebe Gottes scheiden, führen sie uns vielmehr zur Liebe Gottes und alles Göttlichen hin. Und jene unglückreichen Tage der Religionskriege, so wie alle Grausamkeiten späterer Zeiten, können mir zwar die schauderhaften Ausartungen der menschlichen Natur darstellen, aber sie stärken nur meinen Glauben an ewige Vorsehung und Liebe, statt ihn zu erschüttern und zu schwächen. Die Unschuldigen, welche durch die Wuth der Krieger starben, waren sie in der That unglücklicher, als wenn sie unter Schmerzen der Krankheit ihr Leben auf dem Siechenlager ausgeathmet hätten? Jene eingeäscherten Hütten und Paläste, müßten sie nicht endlich auch ohne Kriegsflammen in Staub zerfallen? — Wer nicht durch Selbsterhebung seines Gemüthes zu Gott den Verlust aller irdischen Freuden mit gefaßtem Muthe ertragen kann, ist werth, daß er Angst und Schmerzen leide, damit er der Welt und ihrer unzuverlässigen Güter vergessen lerne und Gott ähnlicher werde, höher als jedes Schicksal, gleichwie Jesus Christus, welcher freiwillig das Schwerste über sich nahm und trug, nicht seinetwillen, sondern zum Besten der Welt, zur Verklärung der im Irdischen verlornen Seelen!

408.

Die Wirkungen der Religionskriege.

2 Petr. 3, 18.

Durch Jesum Christum selbst erschien
Das Heil in Himmelsklarheit;
Wir freuen uns, belehrt durch ihn,
Der heil'gen Gotteswahrheit.
Wer haßte blinden Glauben mehr,
Und wer empfand so stark, wie er,
Die Prüfung seiner Lehre?

Gott, lehr' uns dieses hohe Gut,
Daß Du uns gabst, erhalten;
Gib uns, es zu beschirmen, Muth,
Wenn sich in Trug gestalten,

Uns einzuschläfern, Frömmelei
Und Aberglaub' und Schwärmerei
Statt wahren Glaubens nahen.

Dann werden wir im reinen Licht
Dich, Vater, recht erkennen;
Dann wird uns Wahn und Irrthum nicht
Vom Weg der Wahrheit trennen.
Dann werden wir Dir ähnlicher,
Zu allem Guten williger,
Und immer froher werden.

Allerdings wird jedem Freunde des Christenthums, der da weiß, wie viele, wie langwierige und wie schreckliche Kriege und Verfolgungen fast in allen Ländern unsers Welttheils wegen der Kirchenverbesserung erhoben worden sind, die Frage wichtig: was war denn der Erfolg dieses anhaltenden und blutigen Streites für die Religion selbst?

Wenn wir uns aber diese Frage richtig beantworten wollen, müssen wir nicht vergessen, daß jene Kriege eigentlich keineswegs wegen der von unserm Heiland unmittelbar selbst geoffenbarten Religion geführt worden sind, sondern vielmehr um Meinungen, Gebräuche, Rechtsame, welche erst nach Jesu Christi und seiner Jünger Zeiten entstanden und zu Heiligthümern erhoben worden waren. Es ist niemals zwischen den Glaubensparteien darüber gestritten worden: ob der lebendige Gott und Vater des Weltalls ein Vater aller Menschen sei: ob wir, durch Jesu Verdienst und Lehre, den Geist und das Verhältniß der Kindschaft zu Gott empfangen haben; ob das höchste aller christlichen Gebote die Liebe sei; ob wir uns nur durch frommen, tugendhaften Wandel Gott ähnlicher und der Gnade des himmlischen Vaters würdiger machen können; ob wir nach diesem Leben ein anderes Dasein zu erwarten haben, in welchem wir diejenige Stelle einnehmen werden, zu der uns unser durch Jesu Geist erworbener Werth fähig macht. — Nein, aber gestritten ward über die Anzahl und Gebrauch und Bedeutung gewisser äusserlichen Religionshandlungen; über die Rechtsame der Priesterschaft; über die Art und Weise kirchlicher Gottesverehrung; über den Werth der priesterlichen Ehelosigkeit und des klösterlichen Lebens; über viele andere an sich noch weniger mit der eigentlichen Religion Jesu verknüpfte Dinge. Denn Menschenwahrheit und Menschenmeinung ist ungleichen Werthes, ist wandelbar, leidet mancherlei Ansichten und kann oft, mißverstanden, Anlaß zu Entzweiungen geben. Aber göttliche Wahrheit, gegeben zum Heil aller Menschen, wird in allen Zeiten, in allen Weltgegenden, und durch sich selbst allen Menschen einleuchtend, überzeugend, wohlthuend sein, so lange die Menschen noch Menschen, das heißt, von Gott mit Vernunft begabte Wesen sind.

In den Kriegen der Christen um ihre Kirchenlehren gewann also die wahre Religion nichts. Vielmehr lief sie in den Herzen der Menschen Gefahr, durch die Wildheit erwachter Leidenschaften verdunkelter zu werden, als sie jemals war. Denn wie verträgt sich Glaubenshaß und Brudermord mit der Kindschaft zum ewigen Vater Aller, mit dem höchsten Gebote der Liebe, mit dem Geiste Jesu, des göttlichen Erbarmers, und mit den Erwartungen einer seligen Ewigkeit! Die Menschen wurden im Allgemeinen durch solche Kriege nicht christlicher, nicht liebevoller, duldsamer und tugendhafter, sondern roher, verwilderter, hartherziger, unverträglicher. Jede Partei ward in ihrer Meinung steifsinniger, unnachgiebiger, stolzer; hielt ihre Art des Gottesdienstes für die vortrefflichste, ihre Einrichtungen für die zweckmäßigste, ihre Kirche für die alleinseligmachende, jede andere für ein Gebäude des Irrthums und wohl gar der Gottlosigkeit.

Jener falsche Religionseifer, welcher die Kriege entzündet hatte, dauerte nach Beendigung derselben noch lange fort. Eine Partei predigte wider die andere in Predigten und Schriften. Man unterdrückte, wo es anging, die andern Glaubensgenossen, schmälerte ihre bürgerlichen Rechte, beschränkte die Ausübung ihrer Gottesdienste, ja vertrieb sie nicht selten von Haus und Hof und Vaterland.

Diese dem Geiste des wahren Christenthums widersprechende Unduldsamkeit hat sich zum Theil noch bis auf den heutigen Tag unter allen christlichen Kirchenparteien erhalten. Es fehlt sogar nicht an Lehrern, welche verkünden: Wer es mit seiner Religion recht ernsthaft meine, könne nicht anders, als aus Liebe zu der Wahrheit, die er erkannt hat, alles Uebrige als Irrthum verabscheuen.

Eifrig sein im Glauben ist eine der schönsten christlichen Tugenden. Der ächte Glaubenseifer besteht aber in der lebhaften Begierde, durch Jesu Christi Wort und Geist immer inniger mit Gott verbunden zu sein; in dem Streben, täglich mehr in der Gnade und Erkenntniß unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi zu wachsen, wie Petrus (II. 3, 18) sagt; und in der Sehnsucht, das Reich des Lichts und der Wahrheit, das unsichtbare Gottesreich, immer mehr zu verbreiten durch Aufklärung der Einsichten und durch Ermunterung zur Uebung gottgefälliger Tugenden.

Der Geist kann in seinen Meinungen allerdings von Andern Seinesgleichen abweichen, unbeschadet der Gottgefälligkeit. Aber in den Tugenden und in der Liebe Jesu und Gottes sollen Alle einander gleich stehen; denn Christum lieb haben ist besser, denn alles Wissen. Auch die Apostel Jesu selbst waren mehrmals von einander in ihren Meinungen verschieden, in ihren frommen Thaten nie, nie in ihrem Gehorsam gegen die Gebote Jesu, sich unter einander zu lieben. Darum wollte ja der Herr seine Jünger erkennen, daß sie seine Gebote hielten.

Auch hat weder Christus, noch haben seine heiligen Boten, die er in die Welt aussandte, jemals von den Menschen gefordert, daß sie in ihren Ansichten und Meinungen streng übereinstimmend sein sollten. Wie hätten sie auch solches von Menschen begehren können, die von Gott verschiedene Gaben und Standpunkte auf Erden empfangen hatten? Vielmehr ermahnte Paulus selbst seine Freunde zu Thessalonich, sich nicht bei dem zu beruhigen, was sie schon gehört und gelernt hatten, sondern ihre Einsicht in religiösen Dingen täglich zu erweitern. Prüfet, sagte er, prüfet Alles, und das Gute behaltet. (I Thess 5, 21.) Dennoch wird alles unser Wissen von göttlichen Dingen nur Stückwerk bleiben. Anders denken wir als Kinder, anders als Männer. Wir sehen jetzt durch einen dunkeln Spiegel in ein dunkles Wort, einst aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise; einst werde ich es erkennen, gleich wie ich erkannt bin.

Hätte ich aber auch von göttlichen Dingen alle Wissenschaft, hätte alle Erkenntniß und allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts! (1 Kor. 13, 1 — 12.) In demselben Geiste

mahnte Petrus, nicht stehen zu bleiben in dem, was wir erlernt haben, sondern mit Eifer im Glauben immer nach höherer Reinigung desselben und damit zugleich nach größerer Heiligung des Gemüths zu trachten. Wachset in der Gnade und Erkenntniß unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. (2 Petr. 3, 18.)

Der Religionseifer der Christen nach den Zeiten, da sie über ihren Glauben so furchtbare Kriege geführt hatten, äusserte sich auch besonders in strenger Beobachtung derjenigen äusserlichen Formen, durch welche sie sich von einander unterschieden. Sie hatten sich im Grunde, wie schon gesagt, nicht über das Wesen des Christenthums, sondern mehr um die kirchlichen Formen gestritten. Diese waren ihnen durch den langen Hader am Ende so wichtig, ja wichtiger als die Lehre Jesu selbst geworden. Ob in den Kirchen Bilder stehen dürften, oder nicht; ob man heilig geachtete Personen feierlich verehren dürfe, oder nicht; ob zur Andacht weckende Messen gehalten werden sollten, oder nicht; ob beim Genusse des Abendmahls nur das Brod oder der Wein ausgetheilt werden müsse; ob sich das Brod oder der Wein beim Abendmahl wirklich in Jesu Leib und Blut verwandle, oder ob Jesu Leib und Blut in und mit dem Wein geistiger Weise genossen, oder nur sinnbildlich dargestellt werde; ob die Seelen nach dem leiblichen Tod, ehe sie in ihre ewige Bestimmung eingehen, noch durch ein Reinigungs- oder Fegfeuer geläutert werden; ob sie aus diesem peinlichen Zustande durch Meßopfer, Gebete und Fürbitten der Heiligen früher befreit werden können; ob demjenigen Menschen, welcher als Nachfolger auf dem Stuhle des Apostels Petrus zu Rom sitze, Untrüglichkeit des Ausspruchs über Glaubensdinge zuzuschreiben sei: — über solche und ähnliche Fragen ward die Liebe vergessen, vergessen die Barmherzigkeit, die Geduld, die Versöhnlichkeit und jede von den Tugenden Jesu, die er uns empfohlen hatte zur Nachahmung.

Die Beobachtung äusserlicher Formen, kirchlicher Gebräuche, eine gewisse Uebereinstimmung in Meinungen und Lehrbegriffen, ist allerdings vortheilhaft und zu gemeinsamer Erbauung wohlthätig; aber wichtiger, als die Form, bleibt doch das Wesen; wichtiger, als das Wort, bleibt die That; wichtiger, als Meinen und Glauben, die Liebe und Tugend. Es kann Niemand ein wahrer Christ, ein wahrer Mensch Gottes sein, der nicht in Jesu Sinn denkt und handelt, der nicht den Vater im Himmel über Alles liebt, und seine Mitgeschaffenen auf Erden brüderlich, wie sich selbst. Aber wohl kann der ein ächter Jünger des Heilandes sein, welcher im Geiste des Herrn wandelt, ohne alle Gebräuche und Meinung der einen oder andern Kirchenpartei anzunehmen. Oder ist derjenige darum minder ein Christ, der, weil er unter heidnischen Völkern oder bei türkischen Nationen lebt, weder sein ganzes Leben lang eine Kirche besuchen, noch das Abendmahl genießen, noch seine Kinder taufen lassen kann, noch andere Gebräuche vollbringt, aber dennoch christlich lebt und handelt? Wer möchte solches behaupten?

Der übermäßige Werth, welcher von den christlichen Religionsparteien auf Formen und Lehrbegriffe gesetzt ward, brachte nach den Glaubenskriegen einen großen Hang zur theologischen Streitsucht hervor. Man hörte fast von allen Kanzeln nichts, als ein Eifern und Schelten gegen Andersgläubige. Man machte sich's zur rechten Pflicht, mit scharfem Blicke auf Jeden Acht zu haben, der in irgend einer seiner Vorstellungen vom angenommenen Lehrbegriffe abzuweichen schien, und ihn zu widerlegen und eines gefährlichen Irrthums zeihen zu können. Alle Schriften der Geistlichen waren zu jener Zeit mit dergleichen Streitigkeiten über ausserordentliche Religionsfragen angefüllt, und jede Partei bewies die Richtigkeit ihrer Lehrsätze aus denselben Stellen der heiligen Schrift, aus welchen andere sie als Ketzerei und Irrthum bestritten. Damit verknüpfte sich noch eine andere Untugend des falschen Religionseifers, nämlich die Sucht, auf alle Art und Weise Mitglieder anderer Kirchen zu derjenigen Glaubensgenossenschaft herüberzuziehen, zu der man selbst gehöre. Die Proselytenmacherei trieb damals ihr Wesen auf die thörichste Weise. Man ließ es an keiner Zudringlichkeit fehlen, und benutzte bald Drohung und Schrecken, bald Vorspiegelungen weltlicher Vortheile, bald Mittel des Aberglaubens und fromme Betrügereien, um seiner Kirchenpartei einen neuen Anhänger zu gewinnen und ihn der Gegenpartei zu entziehen. Das galt dann dem geistlichen Stolze und der eiteln Rechthaberei als ein hoher Triumph. Man bedachte nicht, daß damit keineswegs Gott eine Seele zugeführt war, wenn man einen Menschen dahin brachte, ein anderes Glaubensbekenntniß herzusagen. Man verhärtete sich damit nur in dem traurigen, höchst verderblichen Irrthum, als wenn alles Glück des Lebens, als wenn die ewige Seligkeit allein von der äusserlichen Verbindung des Menschen mit einer gewissen kirchlichen Gesellschaft abhänge.

Der Wunsch, andere Personen zu der Meinung zu führen, die wir selbst haben und für wahr halten, ist sehr natürlich. Es ist auch allerdings erlaubt, ja es ist heilige Pflicht, daß wir das, was wir als Wahrheit und segensvolle Ueberzeugung erkennen, mit überzeugenden Gründen für Andere aufstellen. Aber daran müssen wir uns begnügen, und ihnen überlassen, unsere Sache zu prüfen und das Gute zu behalten. Wir haben kein Recht, die Ueberzeugungen Anderer unmittelbar anzugreifen, als Irrthümer zu verwerfen oder gar verächtlich und lächerlich zu machen. Der Glaube jedes Menschen ist sein schönstes Heiligthum. Dieser Glaube, sei er, nach Maßgabe der Kenntniß und Geisteskraft des Besitzers, vollkommener oder unvollkommener, ist ehrwürdig und gut, sobald er ehrwürdige und gute Früchte bringt. Er ist gewöhnlich schon in früher Jugend entsprossen durch die Saaten des ersten Unterrichts; nachher aber ist er weniger durch wörtliche Belehrung, als durch Schicksale, Freuden und Leiden, durch Nachdenken und zufällige Lichtblicke beim Lesen oder Hören immer mehr und mehr mit den Jahren vervollständigt und entwickelt worden; er ist tief in die Erinnerungen, oft in die liebsten unserer Kinderjahre eingewurzelt, ist mit allen unsern Vorstellungen und Gefühlen und Neigungen aufs innigste verwachsen; er füllt unser ganzes Gemüth aus. Jemanden bekehren und ihn ganz und gar zu einem andern Glauben bringen wollen, heißt seine innere Welt, sein wahres Leben zerstören, und ihm einen Geist einhauchen wollen, der nicht sein eigenthümlicher Geist ist. Dies aber ist unmöglich. Und wirklich haben sich auch von jeher diejenigen betrogen, welche glaubten, bekehrt worden zu sein, oder Jemanden bekehrt zu haben. Jeder bleibt, der er ist. Er kann äusserliche Zeichen, nicht sein inneres Wesen, ändern. Er kann vielleicht einzelne Theile von der Vorstellungsart eines

Andern in sich aufnehmen und mit seinen übrigen Begriffen verknüpfen, aber nicht seine gesammte religiöse Vorstellungs- und Empfindungsart vertauschen wie ein Kleid. Sehr häufig hat man vielmehr wahrgenommen, daß die Neubekehrten, deren Ueberzeugungen man gestört und zerrüttet hat, hintennach schlechtere und irreligiösere Menschen geworden sind, als sie vorher waren; oder daß sie in spätern Jahren zu der Religion ihrer Jugend mit bereuendem Gemüthe zurückgekehrt sind; oder daß sie bürgerlicher Vortheile willen Heuchler waren und Heuchler blieben.

Wenn das Proselytenmachen unter Genossen verschiedener christlichen Kirchen, welche sich doch nur durch ausserordentliche Religionsmeinungen und Gebräuche von einander unterscheiden, sehr verwerflich ist: so kann man darum doch mit nichten die Bemühungen derer tadeln, welche Völkern das Evangelium Jesu Christi bringen, die es noch gar nicht kennen. Denn das lautere, reine Christenthum, wie es der göttliche Weltheiland verkündete, zerstört nichts Anderes, sondern verklärt und veredelt nur Alles, was schon von religiösen Dingen in menschlichen Gemüthern vorhanden ist; es macht die heilige Ahnung zur trostvollen Gewißheit, die Dämmerung zum hellen Licht. Es streitet wider keine unschädliche Gebräuche und Meinungen, nicht wider bestehende Staatsordnungen, und knüpft sich verherrlichend an jede schon vorhandene mangelhaftere Religion. Denn das reine, lautere Christenthum ist das höchste und schönste Erwachsen, Entfalten und Blühen aller menschlichen Empfindungen und Vernunft, und wird ohne Widerstand aufgenommen. Daher verbreitete sich das Christenthum so wunderschnell über die Welt, weil es nur ein göttliches Aufwachen des Gemüthes ist. Christus wollte den mosaischen Gottesdienst nicht aufheben. Ich bin, sprach er zu den Juden, nur gekommen, das Gesetz zu erfüllen, zu vollenden, zu veredeln, nicht es aufzulösen. Und zu den Heiden in Athen sprach Paulus, als er unter ihren Altären einen fand, welchen sie einer unsichtbaren Gottheit geweiht hatten: Ich will euch diesen unsichtbaren Gott verkündigen. In den ersten Zeiten der christlichen Religion blieben viele Christen, gleich wie es die Apostel waren, Juden; Andere blieben den heidnischen Tempelgebräuchen getreu. Erst später, da die Christen sich nicht mehr begnügten, die frömmsten und heldenkendsten unter den Juden oder Heiden zu sein, sondern nothwendig fanden, daß sie unter sich selber eine äussere Gleichförmigkeit in der Gottesverehrung, in heiligen Gebräuchen und Kennzeichen einführten, trennten sie sich gänzlich von Juden und Heiden. Doch brachten die bekehrten Juden und Heiden noch viele Einrichtungen, Gebräuche und Vorstellungen aus ihrer alten Religion mit hinüber in die neue. So theuer sind dem Menschen die Eindrücke der Jugend! So fest hängt er an Dingen, die ihm durch eine Reihe von Jahren zu einem süßen Bedürfnisse geworden sind! Auch läßt sich mit Zuversicht behaupten, daß Juden, Heiden und Türken leichter zum reinen Christenthum, wie es Jesus allem Volke predigte, bekehrt werden können, als zur katholischen oder lutherischen, reformirten oder griechischen Kirche. Denn die Wahrheiten des Glaubens sind jedem Geiste unvergänglich. Aber die besondern Gebräuche, kirchlichen Meinungen und Vorstellungsarten eignen sich nicht leicht den Gewohnheiten, Sitten und Vorkenntnissen jedes Volkes an.

Neben jenen und andern Nachtheilen, welche die Religionskriege der Christen hinterliessen, blieb jedoch auch mancher wesentliche Gewinn.

Besonders gehörte dazu, daß die Geistlichen aller verschiedenen Kirchen im Allgemeinen an Sittlichkeit und Kenntnissen gewannen. Dazu machten allererst diejenigen den Anfang, welche in den von der großen Mutterkirche abtrünnig gewordenen Gemeinden lehrten. Die Gefahren und Kümmernisse, unter welchen dieselben lange Zeit leben mußten, hatten ihnen eine erhöhte Seelenstärke verliehen, durch reines, tugendhaftes Bewußtsein jedem Verhängnisse unerschrocken zu begegnen. Auch ward von ihnen besonders ein frommer Wandel mit Recht begehrt, da eben die Sittenlosigkeit des geistlichen Standes in der alten Kirche nicht wenig zur Verächtlichwerdung derselben und zur Bildung neuer Religionsgesellschaften beigetragen hatte. Und dadurch, daß nun die Priester wieder anfingen, Vorbilder ihrer Heerden zu werden, läuterte sich allmälig auch das ächte Christenthum des Lebens, und mehr, als durch alle theologische, spitzfindige Untersuchungen und Streitfragen.

Doch waren auch diese nicht ganz unnütz für die Welt. Der Streit der Geistlichen über Glaubensangelegenheiten zwang alle zum emsigern Forschen in der heiligen Schrift, in den Büchern der Alten, in den Geschichten der christlichen Religion; in den Sprachen des Morgenlandes. Gelehrsamkeit ward dem Geistlichen unentbehrlich. Die Wissenschaften machten dadurch größere Fortschritte, und ihr Licht verbreitete sich dadurch immer heller über andere Stände. Immer weiter wich die alte Finsterniß zurück; die Vernunft nahm immer mehr ihr Recht gegen verjährte Vorurtheile, gegen das Ansehen des Aberglaubens und gegen die Machtsprüche einzelner Menschen ein. Der geistliche Stand, wie er an Einsicht und Kenntniß zunahm, und durch seinen Einfluß auf das frömmere Leben der Gemeinden wohlthätig wirkte, näherte sich wieder seiner ursprünglichen Bestimmung. Das Wort des Apostels: Wachset in der Gnade und Erkenntniß unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi! wurde sein Hauptgesetz und das Wesen seines ganzen Berufes.

Damit aber verlor er auch seinen bisherigen Einfluß auf die Höfe und menschlichen Händel der Fürsten und Völker. Weltliche Gewalt gehört nicht zum geistlichen Wirken. Die Großen der Erde, aufgeklärter denn sonst, entfernten die Priester und Beichtväter immer mehr aus ihrem Rath, sahen in ihnen nicht mehr Boten Gottes und Dolmetscher himmlischer Rathschlüsse. Nur in einigen katholischen Ländern wurden länger, als bei andern, noch Priester zuweilen als erste Rathgeber und Minister des Landesherrn gesehen. Selbst aber das weltliche Ansehen der päpstlichen Gewalt sank von nun an im Laufe der Jahre unaufhaltbar von der gewohnten Höhe herab. Niemand, selbst in katholischen Ländern, fürchtete, wie sonst, den ehemals verderbenvollen Fluch und Bannstrahl des römischen Hofes. Ja, in verschiedenen Reichen wurde das päpstliche Recht selbst über kirchliche Verhältnisse durch Gesetze der Fürsten und durch Verträge immer enger beschränkt. In gleichem Verhältnisse, wie Einsicht und Erkenntniß zunahm bei den Völkern, nahm Ansehen und Macht des kirchlichen Oberhauptes ab. Die Könige liessen sich nicht mehr durch dasselbe entzweien, die Unterthanen nicht mehr gegen ihre rechtmäßigen Obrigkeiten auf-

wiegeln, den Ländern nicht mehr große Geldsummen entführen, um mit denselben die Pracht und Verschwendung der Päpste zu unterstützen.

So wirkte die große Trennung der christlichen Kirche. Es kam eine neue Zeit. Es war nicht mehr die Zeit der bisherigen Barbarei, aber es war auch nicht die Zeit des Urchristenthums. Es entstanden neue Entartungen und Verirrungen, verschieden von allen ehemaligen. Nur zu früh vergaß man den Ruf der heiligen Schrift: Wachset in der Gnade und Erkenntniß unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi! Demselben sei Ehre, nun und zu ewigen Zeiten. Amen.

409.

Die Religion Jesu keine Staatsdienerin.

Psalm 101, 6.

Erfreue, wer da herrschet, sich,
Gott, Deiner allezeit!
Sein Auge sehe stets auf Dich,
Sein Herz sei Dir geweiht!

Er fordre willig Deinen Ruhm,
Und denke gern daran;
Die Welt, Gott, sei Dein Eigenthum,
Und er Dein Unterthan.

Er hasse den Gewissenszwang
Und Geisteskaverei,
Und fordre nicht durch Straf' und Zwang
Der Bürger Heuchelei.

Er höhne nicht das heil'ge Licht,
Das Jesus uns gebracht,
Und mache Deine Kirche nicht
Zum Schemel seiner Macht.

Das irdische, bürgerliche, äussere Leben und Streben des menschlichen Geschlechts ist ein ganz anderes, als das innere, geistige Leben des einzelnen Menschen und der gesammten Menschheit. Jenes will nur die Gemächlichkeiten des sinnlichen Daseins, begehrt nur Sicherheit oder Vermehrung des Rechts, sich zu erhalten, sich fortzupflanzen, Mittel des Daseins zu gewinnen; — dieses hingegen strebt nach dem auf, was seiner geistigen Natur angemessen ist, nach Erkenntniß, nach Wahrheit, nach dem Ewig-Guten, und macht auf das Irdische keinen andern Anspruch, als daß in demselben nichts den Gesetzen des Innern, dem Gerechten, Wahren, Guten, widerspreche. So verschieden nun auch das innere Geistesleben von dem äussern, bürgerlichen Leben ist, gehen doch die wichtigsten Ereignisse und Veränderungen in diesem aus jenem erst hervor. Wie der Geist des Menschen den Leib bewegt und leitet, so der Geist eines ganzen Volkes den Staat.

Der Geist ist in beständiger innerer Regsamkeit; er ist es, welcher das äussere gestaltet, verwandelt, baut und niederreißt, Alles nach seinen Bedürfnissen. Er ist der Sturmwind, welcher die trägen Wellen des Meeres erschüttert und durch einander wirft. Die Geschichte der Völker ist nur die Geschichte des menschlichen Geistes, seiner Veredelung oder seiner Verirrung.

Wenn irgend eine Begebenheit den ruhigen Gang des geistigen Lebens unterbrochen hat, daß dasselbe in wildes Gähren und Streben überging, ist die Ruhe nicht so leicht wieder zurückgeführt. Da gebeut die Macht keines irdischen Gewaltigen. Es gleicht das Drängen und Wogen der Gedanken und Meinungen dem Treiben eines empörten Meeres, das mit seinen Wellen von einem Ufer ganz zurücktritt, und hinwieder am entgegengesetzten desto höher steigt. Keine Macht stellt das Gleichgewicht wieder her, bis es, nach den Gesetzen der Natur, die eigene thut. So der menschliche Geist. Einmal aus gewohnter Bahn gewichen, findet er lange die Mittelstraße nicht wieder, sondern schweift über von einem Entgegengesetzten und Aeussersten zum Andern.

Jahrhunderte lang war ein Kampf zwischen der kirchlichen Gewalt um die Oberherrschaft gewesen. Jahrhunderte long wurden die Staaten nur als Dienerinnen der Kirche angesehen; das geistliche Oberhaupt der Christenheit gebot Kaisern und Königen; Priester und Mönche leiteten die Obrigkeiten und Unterthanen.

Nun aber durch Trennung der Kirchen die bisherige Gewalt der Geistlichen entweder zerstört, oder doch sehr geschwächt war, geschah von Allem, was man ehemals gesehen hatte, das Gegentheil. Die Fürsten befehligten über die Kirche und machten sie zu einem Werkzeug ihrer Herrschsucht; die Religion war eine Dienerin des Staates.

Man vergaß, daß das bürgerliche Wesen mit allen seinen Einrichtungen und Zwecken nur eine sehr untergeordnete Sache, nur ein Hilfsmittel des menschlichen Geistes zu seinem freien Entfalten sei. Man vergaß, daß das Höchste des Menschenthums die Religion sei, durch welche die Geisterwelt hienieden an Gott rührt und geknüpft ist. Man vergaß, daß die Menschheit nicht um der Staaten willen erschaffen sei, so wenig als ein Volk um des einzelnen Fürsten willen vorhanden ist. Sondern man verkehrte auf die unnatürlichste Weise die Ordnungen der Natur; man machte das Höchste zum Niedrigsten, das Niedrigste zum Höchsten; die Ehre des fürstlichen Thrones erhob man über alles Andere, die Religion war demselben dienstbar gemacht; das Volk ward als für den Staat erschaffen betrachtet, der Staat als für den Fürsten. Dieser allein schien von Gottes Gnade das Recht zu haben, für sich um seines Selbstes willen zu leben.

So geschah nun in der christlichen Welt, daß die Beherrscher der Völker dasjenige, was nach ihren besondern Ansichten in Glaubensangelegenheiten gut und wahr zu sein schien, allen ihren Unterthanen zu glauben befahlen. So geschah, daß selbst diejenigen, welche sich gegen die Uebermacht und Tirannei geistlicher Gewalt empört, für Freiheit des Gedankens und Gewissens gestritten und darum die Trennung der christlichen Kirche befördert hatten, selber Glaubens- und Gewissenstirannen wurden. Sie verfolgten, mißhandelten, und verbrannten und mordeten ihre eigenen Unterthanen, welche Dinge zu glauben wagten, die sie selber nicht glaubten. Es gab Länder, in welchen die Unterthanen hinter einander die Religionsbekenntnisse eben so oft ändern mußten, als ein neuer Regent mit einem andern Bekenntnisse auf den Thron stieg.

Diese Zeiten und grausamen Unfuge sind nicht mehr; Dank sei es Gott, dem Vater des Lichts, welcher durch Erleuchtung der Menschen, vermöge wachsender Wissenschaft und Erkenntniß, Fürsten wie Unterthanen das Gräßliche und Thörichte solches Unwesens wahrnehmen ließ! Auch ist nicht zu läugnen, daß dergleichen blutige Irrthümer der Länderbeherrscher weniger aus ihnen selber hervorgingen, als durch Anstiften von glaubenswüthigen,

schwärmerischen Geistlichen, welche die Schwäche der fürstlichen Personen mißbrauchten.

Auch verlor sich der mörderische Gewissenszwang in dem gleichen Maße, wie an ihren Höfen der nie oder selten wohlthätige Einfluß der Geistlichkeit, die immer gern herrschen mochte, abnahm. Hingegen geschah vieler Orten, daß an den Höfen viel Gleichgültigkeit gegen die Glieder des geistlichen Standes auch Gleichgültigkeit gegen Alles eintrat, was Religion hieß. Man verabscheute den vormaligen Glaubenseifer der Fürsten; hielt ihn für Unklugheit; wähnte sich weiser und aufgeklärter, als sie; rechnete es sich vielmehr zum Ruhm, dieses Eifers zu spotten, über die Priesterschaft und ihren Beruf zu scherzen, die Diener des Altars für Diener ehrwürdiger Vorurtheile, für gutmüthige, unwissende Schwärmer oder schlaue Heuchler, und die Religion für einen zum Vortheil der Priester erfundenen Aberglauben finsterer Zeitalter zu halten. Doch man kannte die Schwierigkeit, solchen vermeinten Aberglauben mit seiner vieltausendjährigen Wurzel auszurotten. Auch war man nicht dazu geneigt, sich deswegen große Mühe zu geben. Man war zufrieden, daß die Religion an sich etwas Unschädliches war. Ja, man fand sie sogar für den Staat sehr nützlich, wenn sie als eine Gehilfin der bürgerlichen Gesetze erschien, oder wenn sie den Unterthanen aus Furcht vor den Höllenstrafen in Gehorsam erhält, und sie bei allfällig drückenden Abgaben besser tröstete, als schmeichelndes Ausschreiben des Landesherrn.

So ward an mehr als einem Hofe die Religion Jesu Christi betrachtet, größtentheils durch die Unvorsichtigkeit, Leidenschaftlichkeit oder Verächtlichkeit derer, welche sie den Fürsten hätten liebenswürdig machen sollen. Das Herrlichste des menschlichen Geistes, worin allein sein höchster Adel ruht, ward Gegenstand spottenden Witzes, und den Führern des Staats nur in so fern einiger Achtung würdig, als man es zum Leitzaum des Volkes gebrauchen konnte. Man sah ein, es sei sehr nützlich, wenn in den Kirchen Gebete für das Wohlsein des Regenten und seines Hauses gehalten wurden. Man glaubte obrigkeitlichen Befehlen bei der öffentlichen Bekanntmachung mehr Eindruck zu verschaffen, wenn man zuweilen dieselben mit religiösen Ausdrücken schmückte. Während in der so geheißenen vornehmen Welt Treu und Glauben vor den Feinheiten und Ränken der Staatsklugheit verschwanden, wäre es höchst gefährlich gewesen, ähnliche Grundsätze bei den Unterthanen vorwaltend werden zu lassen. Obgleich die Großen kein Bedenken trugen, Verträge und Schwüre zu brechen, sobald sie davon einen Nutzen erwarten konnten, sahen sie es gern, wenn den Unterthanen der Eid religiös feierlich gemacht wurde. Oder sobald ein Krieg geführt werden sollte, welchen Herrschaft, Ehrgeiz, Rache und Ländergeiz wünschte, schien es ein bequemes Mittel, das Volk dafür und zu großen Opfern zu begeistern, indem man den halb entschlafenen Religionshaß wieder erweckte und reizte, oder in den Kirchen um den Sieg gegen die Feinde zum Gott der Heerschaaren beten ließ.

Hier war der Gipfel neuer Verkehrheit und Ruchlosigkeit. Der Mensch fiel von Gott, von der Natur und von seiner eigenen Vernunft ab. Selbst der Aberglaube ist ehrwürdiger, als der Unglaube. Denn jener sucht noch das Höchste der Menschheit, das Göttliche über sich, wenn gleich aus Unwissenheit auf falschen Wegen. Er folgt noch, wenn gleich mit blinder Selbsttäuschung, der Sehnsucht seines Gemüthes, diesem erhabensten aller menschlichen Naturtriebe, das Räthsel des Daseins, des Weltganzen, des Allerherrlichsten zu lösen. Der Unglaube aber erstickt die schönsten Begierden seiner Vernunft, und thut Verzicht auf der Menschheit bestes Theil; sieht in ihr schon den Kreis der Schöpfungswunder abgeschlossen, und in der verfeinerten Thierheit das Allerhöchste der Bestimmung und des Lebens der Sterblichen.

Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gern fromme Diener. (Ps. 101, 6.) So sang der königliche Psalmensänger David, jener geistvolle Fürst, welcher eine tiefgesunkene Nation wieder erhob, aus ihrem Verfall durch weise Anstalten herstellte, durch Siege über die benachbarten Völker Asiens wieder achtbar machte, und mit seinem Ruhm die nachfolgenden Jahrhunderte überstrahlte. Er war groß, weil er die Kunst zu regieren verstand; weil er, selbst durchdrungen von Ehrfurcht und Liebe für das Göttliche, die Religion zur Leiterin seines Sinnes in öffentlichen Geschäften, und den Staat zu einer Frucht der Religiosität machte. So wenig, als bloße Klugheit, List, Verschmitztheit oder Gelehrsamkeit einem einzelnen Menschen in allen Verhältnissen des Lebens aushelfen, ihm das rechte Rettungsmittel immer in der Noth, im Glück ihm immer die besonnene Fassung, im Unglück ihm immer den Alles neu aufrichtenden Muth geben können: eben so wenig reicht die Gewandtheit und Kunst der Staatsvorsteher, die Tapferkeit und Anzahl der Heere, der Handel und der Reichthum des Volks hin, einen Staat unter allen Umständen blühend oder ehrwürdig zu erhalten. Das vermag nur Frömmigkeit einer Nation, Frömmigkeit derer, die ihr vorstehen. Denn nicht von aussen, aus dem Staube, geht das Leben ein; sondern aus dem Innersten geht das Leben in die Erscheinung der Aussenwelt über; aus unserm Innern hervor geht die Gewalt, das Irdische zu gestalten.

Wie die Beherrscher der Länder anfingen, stolz auf das Licht ihrer vermeinten Aufklärung, die Religion und Religiosität als Nebensache zu behandeln, oder zu bespötteln, verloren die Völker jene Eigenkraft, jene rührend große Begeisterung, durch welche sie vormals im Krieg und im Frieden ein rührendes großes Schauspiel gaben. Es trat in den Zeitaltern, welche dem Feuer der Religionskriege folgten, eine widerliche Schlaffheit und Lauheit ein. Die Nationen verloren gleichsam ihre Selbstheit. Man verwandelte sie in wohlgebundene Maschinen, in Gegenstände der Staatsrechnung. Man zählte ihre Köpfe, und wähnte aus der Menschenmenge ihre Stärke zu erkennen; man überschlug die Menge der natürlichen und künstlichen Erzeugnisse des Landes, und glaubte in der Masse der öffentlichen Einkünfte den Hebel der schwierigsten Unternehmungen zu finden. Man verwandelte die Heere in Maschinen, und glaubte in der Anzahl der Schaaren, in der Behendigkeit ihrer Wendungen und Handgriffe die Bürgschaft der Unüberwindlichkeit suchen zu müssen. Man beförderte die Wissenschaften, den Unterricht in niedern und höhern Schulen, nicht sowohl weil Wissenschaft und Erkenntniß des Geistes wahre Ernährung sind, als vielmehr, um durch die Vervielfältigung der Einsichten, Entdeckungen und Erfindungen die Masse der Staatskräfte zu vergrößern, mit denen man gegen die Nachbarn spielen könne. Man bekümmerte sich wenig um

das Gemüth und den Edelsinn derer, die zu öffentlichen Stellen berufen wurden. Man lachte über die Tugenden, die nichts eintrugen. Man verlangte keine höhere Tugend, als Nichtverletzung bestehender bürgerlicher Ordnungen und Gesetze. Man verlangte nur gehorsame, fleißige, geschickte, kluge Männer aller Arten. Mochten sie daneben lasterhaft sein: das hieß menschliche Schwachheit. Mochten sie mit Verhöhnung des Christenthums wieder in eine Art neuen Heidenthums überschwärmen: das hieß Aufklärung, Vorurtheillosigkeit und Welthaben. Ist es daher zu verwundern, wenn man endlich noch der Religion die Ehre erwies, sie zur Bewegung des großen Haufens, der sie nun doch einmal nicht aufgeben wollte, als eine beiläufige brauchbare Feder im Uhrwerk der Maschine zu benutzen?

Diese verkehrte Ansicht der Dinge brachte den unvermeidlichen Verfall großer und kleiner Reiche herbei. Wie konnte es anders sein, da man nur todte Werkzeuge forderte, und das Lebendige und dessen reinste Quelle beseitigen wollte? Es kam dahin, daß, als in einem der Völker endlich wieder ein lebendiger Geist aufstieg, von dem es beseelt wird, dieses Volk alle Berechnungen der Staatsklugheit vereitelte, mit ungeübten Waffen alle kunstgerechte Heerschaaren niederwarf, den größten Theil des Welttheils unterjochte, schändete, ausplünderte, bis die Fürsten Knechte eines Einzigen wurden, und die Nationen, durch Elend und Kummer zur Religiosität zurückgeführt, von ihr begeistert aufstanden, und ihre Fürsten und sich selbst aus der Schmach erlöseten. Da ward der Beweis der größten Wahrheit gegeben: die Religion ist des Volkes Lebenskraft; sie soll kein Werkzeug der Herrscherlist, keine Staatsdienerin sein, sondern Kern und Seele der gesammten bürgerlichen Gesellschaft, von wo aus alles Andere hervorgeht und bewegt wird. Es ward der Beweis gegeben, daß frommer Sinn die beste Weisheit sei, und Davids Grundsatz würdig eines großen Herrschers: „Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gern fromme Diener.“

Jede menschliche Gesellschaft, die durch Verträge besteht, ist eine geistige Verbindung, das heißt, sie entspringt durch Selbstthätigkeit und Willen der menschlichen Geister, sie ist kein Werk dunkeler Naturliebe, wie bei Thieren, die, so lange die Naturtriebe regsam sind, ebenfalls in Gemeinschaft beisammenwohnen. So ist auch jeder Verein des Volks zu einem Staat eine geistige Verbindung zu irdischem Wohlsein.

Der Geist der Gesammtheit ist also der Mittelpunkt und die Urkraft, aus welcher alles Aeussere hervorgegangen ist; der ganze Staat selbst, mit allen Einrichtungen und Gesetzen, nur eine seiner Wirkungen. Es ist und bleibt der Geist, als des Staates Schopfer, auch dessen Leben und die ihn erhaltende Macht. Er ist und bleibt der letzte Zweck des äussern Staatsgebäudes; dieser ist nur ein Mittel für ihn, mehr nicht. Wer nun den Staat zum Zweck, den Geist der Nationen zum bloßen Hilfsmittel für denselben macht: verdreht der nicht auf unnatürliche Weise die Ordnung der Dinge? Macht er nicht den Strom zum Urheber der Quelle, die Wirkung zur Ursache, das Ende zum Anfang, das Todte zum Herrn des Lebendigen, das Kunstwerk zum Urheber und Gebieter des Künstlers?

Das aber ist das Kennzeichen des Geistes, wodurch er sich von den dunkeln Naturtrieben der Thiere unterscheidet, daß er sich mit freier Selbstständigkeit entschließt und handelt. Ein Geist ohne freies Spiel der Gedanken, ohne Wille, ist kein Geist. Die Freiheit der Gedanken ist das wahre geistige Leben, ist, was für das Leben des Leibes der Athem und die Bewegung seiner Säfte. Nur durch Gedankenfreiheit ist Ausbildung und Erhebung des Geistes, sein Wachsthum und Erscheinen in voller Würde, möglich. Je mehr Vollendung des Geistes in einer Nation, je vollendeter werden alle ihre Anstalten und Mittel sein zum öffentlichen Wohl und zur Glückseligkeit jedes einzelnen Mitgliedes. Der Geistesfreiheit verdankt folglich der Staat seine möglichste Vollkommenheit. Die Freiheit des Denkens beschränken, heißt so viel, als das Leben selbst beschränken, die Vollkommenheit des Staats verhindern, die Gesammtheit seiner Kräfte lähmen und vernichten, durch welche er groß, glücklich, ehrwürdig dasteht. Ein Fürst mit seinen Räthen und Dienern kann allerdings im Besitz vieler Einsichten sein. Aber ungleich sind von Gott die Gaben unter den Sterblichen vertheilt. Nicht Einer und nicht Einzelne haben die gesammte Summe der Talente und Einsichten aller Menschen, noch weniger übertreffen sie darin Alle. Gleichwie der Fürst in Zeiten der Gefahr die Streitkräfte des ganzen Landes zu dessen Vertheidigung in Anspruch nimmt, weil nicht Einer oder Einzelne die Kraft Aller haben oder übertreffen: so muß er auch die Einsichten der ganzen Nation zur Veredlung des Ganzen in Anspruch nehmen. Dazu gehört, daß er die Denkfreiheit nicht nur nicht beschränkt und schwächt, sondern befördert; und daß er die Gedanken Aller vernehme, um die vortrefflichsten kennen zu lernen und auszuwählen. Folglich ist zur Erhaltung, Lebensvermehrung, Kraftbereicherung und Veredlung des Staats freie Mittheilung der Gedanken, durch Rede, Schrift und Druck, unentbehrlich.

Nimmt des Menschen Vernunft und Verstand die Richtung allein hinab in das Irdische, auf das Sinnlichbequeme, Nützliche, Angenehme: so ist der Mensch nichts als das klügste, aber auch das furchtbarste unter den Thieren. Was er schafft, bleibt unvollkommen und hinfällig, wie alles Irdische. Er ist auf einem ihm fremden Schauplatz, in einer ihm unwürdigen Gesellschaft, nämlich mit den Thieren der Erde, von denen er freilich das vornehmste ist. Erst durch die Religion, durch den Gedanken von der Gottheit, Ewigkeit und Heiligkeit tritt der Geist des Sterblichen in die Reihe höherer Naturen, wird ihm der Schöpfer der Unendlichkeit zum Vater, das ganze Weltall zur Heimath, die Ewigkeit zur Laufbahn, die Gottähnlichkeit zum letzten aller Ziele; und was er wirkt, ist nicht auf eine Spanne Zeit, nicht auf Jahrhunderte, sondern für ein endloses Dasein berechnet. Die Religion ist die Verknüpfung der Menschheit mit der Gottheit; ist dem Geiste, was er selber dem Leibe ist, der ihn umhüllt. Wie er gleichsam der Gott in seinem Körper ist, so ist die Religion Gott im Geist, das Höchste, das Verklärende, das Beseelende.

Ist nun der Geist des Volkes das Letzte und Höchste im Staat, wodurch der Staat selbst entstand, und seine größere oder geringere Vollendung empfing; und ist die Religion hinwieder die belebende, verherrlichende, innere Sonne der Geisterwelt: so ist die Religion auch das Letzte und Höchste im Staat, dasjenige, was die gesammten bürgerlichen Vereine gleichsam vergöttlicht und ihnen erst

ihre wahre Bestimmung, Kraft und unwandelbare Richtung gibt. — Und ist es eine unverständige Verkehrung der Dinge, zum Behuf des Staates die Gedanken zu fesseln, und in gewisse Schranken einzubannen: so ist es wahrlich noch größerer Wahnsinn, das edelste Leben des Geistes, die Religion, zu einem bloßen Hilfswerkzeuge des Staates zu machen, da doch die Vollkommenheit des Staates nur eine von den Blüthen der Religion ist. — Welcher Mensch kann wohl seine Religion zu einer Maschine, zu einem Mittel äusserer Lebensbequemlichkeiten machen? Eben so wenig kann der Staat die religiösen Ueberzeugungen des Volkes dazu verwandeln.

Gleich wie aber der Staat durch Geistesfreiheit geworden ist, und mehr noch, als er schon ist, nämlich gegen die Zeitverhältnisse, in seiner Kraft entwickelter werden kann, so wird er durch Religionsfreiheit erst das Vollendetste. Und so wie ein weiser, tugendhafter, religiöser Mensch von allen Sterblichen, selbst von Bösewichtern, geehrt, selbst bewundert wird; so wie er vermöge seiner Gemüthskraft, die in ihm aus der Verbindung mit dem Allerhöchsten erweckt, nie ganz unglücklich, und von keinem Unglück gebeugt wird: so steht ein wahrhaft religiöses Volk ehrwürdig; unter schweren Schicksalen bewundernswürdig; von Unfällen, so furchtbar sie auch sein mögen, nie gebeugt. — Es ist kein Geistesleben ohne Denkfreiheit, keine Denkfreiheit ohne ungehemmte Befugniß zur Mittheilung des Gedachten, das heißt, ohne Aeusserung der Denkfreiheit, möglich. So ist auch nicht die rechte Veredlung des Geistes, folglich auch nicht des Volkes und Staates, möglich, ohne Gewissens- und Glaubensfreiheit; die Freiheit der Religion aber nicht ohne ihre Aeusserung im bürgerlichen Leben. Die Aeusserung der Religion, die Darstellung des Geistesverhältnisses zur Gottheit, geschieht in den Formen der Kirche.

Jede Art, wie sich das Heiligste und Schönste im Geiste, die Religion, die Liebe und Verehrung der Gottheit, äusserlich darstellt, ist ehrwürdig. So ist es auch jede Kirche. Und wie die Geister nicht alle auf gleichen Stufen stehen, sondern verschieden sind, so müssen nothwendig auch die Aeusserungen ihrer Religion verschieden ausfallen, und die Kirchen unter sich verschieden sein. Es gibt daher vielerlei Kirchen, aber nicht vielerlei Christenthümer. Ein und dasselbe Christenthum ist der Kern aller Glaubensparteien. Die ursprüngliche Lehre Jesu Christi, unsers Erleuchters und Seligmachers, ist die eigentliche Religion in allen Religionen, die Lichtquelle der Geisterwelt, die vergöttlichende Kraft im Irdischen, die Urheberin des Glücks und der Vollkommenheit von einzelnen Sterblichen und ganzen Reichen: sie ist kein Klugheitsmittel für Fürsten, keine Staatsdienerin, die für einzelne Zeit und nur unter gewissen Umständen taugt.

410.

Gleichgültigkeit in Religionssachen.

Matth. 12, 30.

Bewahrt das Wort des Herrn, und seid
Im Glauben nicht voll Lauigkeit.
Was Gott entflammt, das ist dein Ruhm,
Das ist dein einz'ges Heiligthum,
All Anderes ist Staub!

Zagt nicht, wenn Jesu Wahrheitslicht
Auch nicht durch alle Nebel bricht,
Und Thoren kühn das Heil'ge schmäh'n.
Die Lehre Jesu wird besteh'n!
Sie stammt aus Gott.

Die Sonne Gottes, sie erhellt
Nicht gleich auf einmal alle Welt;
Es wandeln Viele schon im Licht,
Doch Andre geh'n, und ahnen's nicht,
Und steh'n in Nacht.

Bei Personen, welche überhaupt noch zu keiner festen Ueberzeugung gelangt sind, sondern welche das, was sie wissen, eigentlich nur erlernt und von Andern angenommen haben, geschieht es häufig, daß sie Dinge eben so leicht wieder als Irrthum verwerfen, die sie vorher als Wahrheit geehrt hatten. Es kommt bei ihnen weniger auf die Sache selber an, als vielmehr auf das Ansehen derer, denen sie, als Einsichtvollern, folgen zu müssen glauben. Bei dergleichen Menschen entscheiden oft geringfügige Kleinigkeiten über ihr ganzes Inneres. Sind sie mit ehemaligen Freunden entzweit, deren Grundsätze sie sonst liebten, so verlassen sie mit den gewesenen Freunden auch deren Grundsätze, aus Haß oder Verachtung der Personen. Sind sie hochmüthig und eitel, wollen sie gern für mehr gelten, als sie sind: so nehmen sie Ton, Lebensart und Meinungen derer an, welche sie für vornehmer und angesehener halten, und denen sie ähnlich sein möchten. Leider gibt es solcher Leute viel, die ohne alle Selbstständigkeit sind, sich in ihren Urtheilen, wie in Kleidern, immer nach der herrschenden Mode richten: nur denken, glauben und meinen, weil Andere so denken, glauben und meinen; und im Jahre ihre vermeinten Ueberzeugungen mehrmals abändern, weil sie keine wahren Ueberzeugungen besitzen, von denen ihr Wesen durchdrungen ist, sondern nur mit Nachbetereien großthun. Rechte Ueberzeugung kommt nicht von aussen in uns hinein, sondern sie blüht aus unserm Innersten als Frucht unsers eigenen Nachdenkens, unsers eigenen Gemüthsbedürfnisses hervor.

So lange in religiösen Sachen unser Glauben bloßes Gedächtnißwerk, Nachplappern und Annehmen uns vorgesprochener Meinungen ist, haben wir in dem, was das Heiligste des menschlichen Gemüthes ist, keine Festigkeit, keine Wahrheit, keine Ruhe, keine Freude, keinen Segen. Darum liegt uns ob, wenn wir endlich einmal über die allerwichtigsten Angelegenheiten unsers innern Lebens und unserer eigenen Zukunft ins Reine kommen wollen, ernsthaft darüber nachzudenken: was zwingt mich meine Vernunft und mein Gewissen, für wahr zu halten, und was nicht? — was ist eigentliche Hauptsache in der Religion Jesu für mich und meinen Seelenstand, und was habe ich davon für mehr als eine Nebensache zu halten? Es liegt uns ob, für uns selbst im Stillen zu forschen und zu überlegen. Die heilige Schrift fordert dazu Jeden auf: Prüfet Alles, und das Gute behaltet! — Dazu sind keine Schätze von Gelehrsamkeit vonnöthen, um zu erfahren, was wahr und gut sei. Christus predigte allem Volke, ohne Unterschied. Wir müssen bei solchen Prüfungen nur auf unsere Stimme horchen. Jeder Mensch hat ein sehr feines, richtiges Wahrheitsgefühl. Er muß sich nur vor den Eingebungen seiner Einbildungskraft oder seiner allfälligen Leidenschaften in Acht nehmen. Er muß nur seine Ueberzeugungen auf keinen andern Grund bauen wollen, als welchen Jesus uns selbst gezeigt hat: Liebe zu Gott, Liebe und Wohlwollen zu den Menschen. Er

muß nur keinen andern Maßstab, kein anderes Prüfungsmittel wählen, als uns Jesus gab, den Werth von Lehren und Meinungen zu bestimmen, nämlich die Liebe. Er muß nur fragen: Besteht diese oder jene Vorstellung, welche ich mir mache, mit der unendlichen Vaterliebe Gottes zu den Menschen? Oder besteht diese oder jene Lehre mit der Geneigtheit und Liebe, die ich für jeden Menschen an den Tag legen soll?

Als es einmal bei den Großen der Erde und an ihren Höfen zur Staatsklugheit gehörte, sich nicht in die Zänkereien der Gottesgelehrten einzumischen, die Religion nur als eine Staatsdienerin zu betrachten, welche man von Zeit zu Zeit mit Vortheil zur Leitung des Volks benutzen könne: fanden sich, durch solches verderbliche Beispiel gereizt, bald eitle Nachahmer genug, zumal in den höhern Ständen des Volks. Man hielt es aus eitler Nachäfferei für groß, für aufgeklärt und anständiger, sich aus der Religion überhaupt wenig zu machen. Man hielt es für klug, sich zwar zu einer gewissen, nun einmal herrschenden Kirche zu bekennen, weil es zur Uebung gehörte; weil man dem Volke keinen Anstoß geben wollte; weil die Kirche als eine öffentliche und gesetzliche Einrichtung, als ein Bestandtheil der Staatsverfassung angesehen ward; aber vom Werth der Religion an sich selbst hatte man die geringfügigste Meinung. Man war sehr gleichgültig gegen das, was von Glaubensdingen gelehrt ward, und sprach: lasse man da Jedem seine Meinung! Man war sehr gleichgültig gegen das, was von innerer Heiligung und Erfüllung christlicher Pflichten gegen Gott und Menschheit gelehrt ward, und dachte vornehm: Die Geistlichen sind von Amtswegen verbunden, so zu predigen und zu moralisiren; dafür empfangen sie vom Staat ihre Besoldungen; dafür haben sie den Genuß von den Kirchengütern, welche ihnen der Staat zusichert. Sie müssen so sprechen, auch wenn sie selber weder so glauben, noch so handeln mögen, wie sie lehren.

Eine Folge dieser verächtlichen Lauheit gegen alles Kirchliche und Religiöse, da man nur gar nicht der Mühe werth hielt, in Untersuchungen einzutreten, war, daß man den ehemaligen Eifer der Christen für ihre Meinungen mit stolzem Gefühl des Besserwissens belächelte, oder wohl gar schalt, ihn für eitle Wirkung der priesterlichen Verführung und Herrschsucht hielt. Und nicht aus Ueberzeugung, nicht aus Menschenliebe, nicht aus Ehrfurcht für das Recht zur Denkfreiheit und Gewissensfreiheit, sondern aus vollkommener Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt, und mit Staatsklugheit, gefiel man sich, in vielen Gedanken Toleranz und Duldung gegen alle Glaubensbekenntnisse und Kirchenparteien zu äussern und einzuführen. Die That war löblich, aber ihre Quelle unsauber. Inzwischen bildeten sich diejenigen ein, welche das Löbliche thaten, daß auch ihre Denkart preiswürdig sei, zumal wenn sie wirklich deswegen gepriesen wurden. Wenn pharisäischer Hochmuth Werke der Barmherzigkeit übte, verdienen die Werke Lob, aber die Urheber derselben sind darum weder vor Gott noch Menschen löblich.

Die Gleichgültigkeit gegen Religion und Kirche nahm inzwischen in den christlichen Ländern immer mehr die Stelle des ehemaligen blinden und wüthenden Glaubenseifers ein. Man ging vom Aeussersten zum Aeussersten über, und jene Grundsätze, so fehlerhaft sie auch an sich sein mochten, dauern zum Theil noch in unsern Tagen fort.

Es gibt noch heutiges Tages viele Menschen, welche in dem, was zu ihrem bürgerlichen Beruf erfordert wird, viele Geschicklichkeit haben, aber in dem, was ihrem Gemüth den höchsten Werth, ihrem Herzen den reinsten Genuß, ihren Handlungen die größte Folgerechtigkeit geben kann, gänzlich unbeholfen sind. Es gibt viele Leute, welche mancherlei Kenntnisse, durchdringenden Verstand, zartes Gefühl haben, aber in Rücksicht des Religiösen ganz ungebildet dastehen, und daher im Urtheil über Werth und Unwerth der Religion ein ganz falsches Urtheil haben, oder sich vielmehr von einem bloßen Urtheil leiten lassen. Ist dies nicht immer die Wirkung einer jedem Vernünftigen ungeziemenden Nachahmerei, so ist es die Frucht des Leichtsinnes oder einer thierischen Versunkenheit in das gemeine Treiben des bürgerlichen Lebens. Jenen ist überhaupt unbehaglich, sich selber zu prüfen und zu beobachten, während sie gern Alles ausser ihnen prüfen und beurtheilen mögen. Es ist überhaupt unbehaglich, religiös zu sein, und die Pflichtenstrenge der Lehre Jesu zu übernehmen. Sie überlassen sich lieber im Denken und Handeln den Antrieben der Umstände und ihrer wechselnden Neigungen und Launen. Sie sind in einer Stunde gut, in der andern schlecht, und mögen darüber weder Andern, noch sich selber Rechenschaft geben. Sie leben, wie man zu sagen pflegt, mit ihrem Gewissen in den Tag hinein, besorgt um ihr bürgerliches Ansehen, aber um den eigentlichen Werth ihres Innern unbekümmert. Diese Art zu sein, welche ihnen bequem ist, gönnen sie auch gern Andern, und daher sind ihnen alle Kirchen und Religionen sehr gleichgültig.

Andere wieder haben nur eine oberflächliche Geistesbildung erhalten, und sind nie mit Ernst in die Tiefen der religiösen Verhältnisse der Menschheit eingedrungen. Sie haben die Richtigkeit ihres Urtheils vielleicht durch frühern Umgang mit irreligiösen, leichtsinnigen, wenn gleich geistvollen und in mancher Hinsicht achtungswerthen Personen verfälschen lassen, oder ihre Ansicht vom Werth der Religionen aus einer Art Schriften geschöpft, die zu einer gewissen Zeit Mode waren, und als witzige Arbeiten sogenannter Starkgeister und Freidenker beim großen Haufen der Halbwisser in großer Achtung standen. Nun von solchen angenommenen Meinungen gefangen, kommt ihnen beinahe lächerlich vor, sich mit der Religion ganz besonders einzulassen. Sie haben vielleicht bei verschiedenen ihnen bekannten Geistlichen Schwächen bemerkt, oder bei verschiedenen Glaubensparteien und Kirchen manchen unhaltbaren Lehrsatz, wohl gar einen oder den andern Mißbrauch wahrgenommen. Das bestärkt sie in ihrem Stolze, auf das, was Religion und Kirche heißt, mit Wegwerfung hinzuschauen. Sie bilden sich ein, sehr vortreffliche Menschen sein zu können, ohne deswegen aus der Religion das Licht empfangen zu müssen. Und wenn ihnen auch ihr Gewissen mehr denn einmal lebhaft verkündet, sie seien elende Scheinmenschen, strafbar, boshaft; ihre That könne, wenn ein Gott walte, nicht ungeahndet bleiben: beruhigen sie sich doch gern mit der Einbildung, diese Furcht, dies Gewissen sei noch ein Nachhall aus den Kinderjahren von der Erziehung; es sei eine noch von daher stammende Gewöhnung, sich, wenn man Unrecht gethan, heimlich zu fürchten, daß es an den Tag komme.

Auch fehlt es nicht an solchen Personen, die, mit dem wohl vertraut, was sie im Haus und auf den Straßen, im Umgang und im Berufsgeschäft umgibt, mit überstim-

lichen Dingen gar nichts zu thun haben mögen. „Davon wissen wir nichts," sagen sie; „so viel man dafür behauptet, so viel läßt sich dagegen reden. Was man in Kirchen predigt, was man von überirdischen Dingen spricht, ist wohl meistens Menschenerfindung. Es läßt sich für Alles etwas anbringen, und gerade deswegen ist wohl Alles etwas zweifelhaft. Die Religionen sind für die Völker ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit, sei es wegen besserer bürgerlicher Ordnung, oder zur Beruhigung der aberglaubigen Furcht. Nichts desto minder mag eine Religion so gut wie die andere an und für sich selbst unbegründet sein." So reden Viele; dünken sich in ihrer Zweifelsucht sehr weise; zweifeln an Allem, nur nicht daran, daß sie die Wahrheit besitzen; verwerfen Alles, ohne Eins genau nur in möglicher Strenge erforscht zu haben.

Wer nicht mit mir ist, sagt der über alle Weisen Erhabene, wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet. (Matth. 12, 30.) Gleichgültigkeit gegen Religion überhaupt und in religiösen Dingen ist einer der nachtheiligsten Fehler, deren sich ein Sterblicher zu Schulden kommen lassen kann.

Denn sie ist eine rohe Versündigung gegen die gesunde Vernunft, Versündigung an unserer menschlichen Würde, Versündigung an unserm eigenen wahrhaften Glück. Wer nicht mit Jesu und seiner Lehre ist, der ist wider ihn und die Wahrheit, welche er den Sterblichen verkündet hat. Es gibt da keine Mittelstraße, so wenig, als zwischen Leben und Tod. Eins von beiden muß gewählt werden. Wer leben muß, kann nicht anders als den Tod meiden; wer den Tod will, muß das Leben meiden. Wer nach Vollkommenheit und wahrer Größe strebt, muß das Unvollkommene fliehen. Wer nicht mit der ewigen Weisheit ist, der ist mit dem Irrthum und der Thorheit, den Feinden der Weisheit. Lauheit und Gleichgültigkeit gegen das, was edel, wahr und schön ist, spricht das Bekenntniß aus, dem Unedeln, Irrigen und Ekelhaften anzugehören.

Wer nicht mit Jesu ist, der ist wider ihn. Wer nicht von der Herrlichkeit seiner Offenbarung durchdrungen ist und der Begierde, sich durch sein Wort zu vergöttlichen, gehört dem Vergänglichen und Nichtigen, gehört dem Gegensatze des Ewigen und Vollendeten an. Gleichgültigkeit gegen die christliche Religion ist Gleichgültigkeit gegen die erhabensten Aussprüche der Vernunft. Denn Jesu Christi geoffenbartes Wort steht im reinsten Einklang mit der Stimme der Natur und der Schicksale. Jesu geoffenbartes Wort ist selbst nur der Ausspruch der Vernunft in ihrer höchsten Kraft, ist der tiefste Blick in das Geheimniß der großen Weltordnung und aller Verhängnisse, insofern Sterbliche eines solchen Blickes fähig sind, und in so weit ihnen derselbe heilsam ist.

Vernunft, Natur und Schicksal weisen den Menschen auf alle die Dinge der übersinnlichen Welt empor, welche in der Religion Hauptgegenstände sind. Das Herz zieht mit unwiderstehlicher Gewalt den Menschen dahin. Ehe Jesus erschien, lag schon in den Religionen der gebildetsten Völker ein Keim dessen, was der göttliche Lehrer entfaltete. Denn ehe Jesus erschien, war schon den Menschen von ihrem unsichtbaren Urheber die Vernunft gegeben. Ehe Jesus erschien, hatten die Juden schon durch Moses eine Kenntniß von Gott und der Größe desselben, und ein Gesetz empfangen zum pflichtmäßigen Wandel. Und die Heiden, welche Moses und sein Gesetz nicht kannten, wandelten doch nach demselben, geleitet durch ihr Gewissen. Mit Recht sagte Paulus daher: die Heiden, welche das Gesetz nicht haben, thun doch von Natur des Gesetzes Werk; sie haben kein Gesetz empfangen, aber sie haben in ihnen selber das Gesetz. Es ist beschrieben in ihren Herzen, sintemal ihr Gewissen sie bezeuget und ihre Gedanken, die sich unter einander verklagen oder entschuldigen. (Röm. 2, 14, 15.) Aber was bei den Juden und Heiden noch unvollkommen und zusammenhanglos war, darüber offenbarte Jesus Christus das Vollendete. Er hob den Menschengeist in seine rechte Heimath, in die unsichtbare, übersinnliche Welt; er stellte den Zusammenhang des Irdischen mit dem Ueberirdischen her; er sammelte alle erschaffene vernünftige Wesen um das höchste aller Wesen, die Kinder um den Vater, und gab ihnen nur ein Gesetz, aber ein Gesetz aus Gott; ein Gesetz, in welchem sich auch die gesammte Natur bewegt; ein Gesetz, welches bei allgemeiner Erfüllung die Erdenwelt zu einem Himmel voll stiller Glückseligkeit machen würde — das Gesetz der Liebe.

Die Aussprüche des wahren Christenthums sind die Aussprüche der erhabensten Vernunft, sind Offenbarungen der Gottheit in aller Menschen Vernunft, gegeben durch Jesum Christum. Sie sind nur durch ihn gegeben. Nicht Moses, nicht David, nicht Salomon, nicht einer von den Gelehrtesten und Weisesten Griechenlands und Roms, brachte so, wie Jesus, die menschliche Natur und sich selber mit der sinnlichen und übersinnlichen Welt in vollkommene Uebereinstimmung, löste so einfach die Räthsel unsers Daseins und unserer Bestimmung auf, kettete so wunderbar und fest und hell das Gegenwärtige an das Künftige. Je tiefer man in den Sinn der Lehren Christi eindringt, welcher mit Recht ein Erlöser von den Banden der Finsterniß genannt wird, je klarer wird uns das Leben; je mehr erstaunen wir über die Fülle der Wahrheiten; je erhabener und geheiligter fühlen wir uns selbst; je nichtswürdiger erscheint uns das Gaukelspiel des gemeinen irdischen Treibens auf Erden. Man ruft mit dem Apostel voller Entzücken: O welch eine Tiefe des Reichthums, beides, der Wahrheit und der Erkenntniß Gottes! (Röm. 11, 33.)

Gleichgültigkeit gegen die Religion ist ein Hochverrath, welchen der Mensch an der Würde der Menschheit begeht. Die Würde der menschlichen Natur besteht aber in dem, wodurch der Mensch hoch erhaben über dem Thier ist. Nicht in der Stärke des Leibes haben wir den Vorzug vor den Thieren: Löwe, Tieger, Bär und Stier übertreffen uns darin; nicht in Kunstsinn und in Kunstfertigkeiten: wer webt so zart, wie die Spinne, arbeitet so geschickt, wie die Biene, baut wie der Biber und mancher Vogel und manches Insekt, so sorgfältig auf alle Umstände berechnet? Viele Thiere zeigen eine Klugheit, eine Ueberlegung, wie oft Menschen nicht haben. Wer spricht den Füchsen und andern Raubthieren, neben aller Heftigkeit ihrer Begierden, eine dieselben bemeisternde Besonnenheit und feine Schlauheit ab? Der Elephant ist berühmt durch die oft bewunderungswürdigen Aeußerungen seiner Verständigkeit; nicht minder der Hund, welcher sich auch nach

vielen Jahren desjenigen zu erinnern weiß, der ihn oder seinen Herrn einmal mißhandelte. Wie gelehrig ist das Roß, wie verschmitzt der Affe! — Selbst in manchen schönen Eigenschaften des Gemüthes wetteifern zuweilen die Thiere mit den Menschen, und übertreffen diese nicht selten darin; übertreffen diese bald in Großmuth gegen Schwächere, bald in Liebe zu ihren Jungen, bald in Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäter, bald in Treue gegen ihre Freunde. Man findet bei den Thieren oft eine Annäherung ihrer höhern Eigenschaft an die der Menschen, daß unser ganzes Erstaunen rege werden muß. Haben wir von Natur mehr Verstand und Klugheit im Allgemeinen, so haben die Thiere dagegen theils mehr Klugheit in einzelnen, sie besonders angehenden Fällen, theils durch die Natur verborgene Triebe empfangen, welche alle unsere Einsicht übersteigen, und die besten Stellvertreter unserer gesammten Gelehrsamkeit und Geschicklichkeiten sind.

Ist der Mensch also nur ein künstlicher Arbeiter, ein geschickter Geschäftsmann, ein herzhafter und kluger Kriegsmann, ein vorsichtiger Haushalter; weiß er Alles, was für sein irdisches Wohlsein erklecklich ist, herbeizuführen, und ihm drohende Gefahren abzuwenden: so hat er in der That keinen wesentlichen Vorzug vor den Thieren. Denn das Alles wissen und sind auch diese in ihren Verhältnissen, sei es nun vermittelst der Naturtriebe oder der Seelenfähigkeiten. Auch der Mensch hat für seine irdischen Bestimmungen denselben angemessene Naturtriebe und Gemüthsfähigkeiten erhalten. Der Mensch wird in dieser Rücksicht vielmals von den Thieren übertroffen; in andern wieder übertrifft er sie. Er steht ihnen also im Allgemeinen gleich. Jeder ist und hat, was er seiner irdischen Bestimmung nach sein soll, und wessen er dazu bedarf.

Die eigentliche Würde und Hoheit des Menschen beruht aber in dem Verhältnisse seines Geistes zum Ueberirdischen. Er ist Geist, und als solcher voll unvertilgbarer Sehnsucht zum Höhern und Ewigen. Dies umfaßt für ihn die Religion oder die Beziehungen des unsterblichen Geistes auf Gott und Ewigkeit. Wem diese Beziehungen gleichgültig sind, ist Thier, und mehr nicht. Sein höchstes Ziel liegt im Irdischen. Er hat sein Leben lang nur mit den Thieren in den Vollkommenheiten derselben zu wetteifern. Er wird dabei elender sein als das Thier selbst, da dieses ohne Ahnung des Unsichtbaren und Göttlichen lebt, er hingegen im ewigen Widerspruch mit den Forderungen seiner geistigen Natur lebt.

Daher ist Gleichgültigkeit gegen die Religion zugleich ein Frevel an unserm wahrhaften Glück. Das Thier, ohne Geist und ohne Forderungen desselben, lebt glücklich, wenn es allen Genuß und alle Bequemlichkeiten gefunden hat, die ihm das Irdische gewähren kann. Der Mensch, wenn er alles Irdische hat, ist darum noch nicht zufrieden. Hat er Tonnen Goldes: er hört nicht auf, nach Anderm zu streben. Hat er Ehre, Gewalt, Ruhm, Freunde, alles Wohlleben, was er sich sonst wünschte: er will mehr. Was ihm bleibt, macht ihm Langeweile; was ihm verloren geht, verursacht seine Wehklage. Er ist nie zufrieden, folglich nicht glücklich durch alles Irdische, was er empfängt; er will mehr, er will ein anderes Glück. Das ist dunkler Naturtrieb, der zu dem Höchsten hinauf deutet, was nicht im Wechsel des Erdenlebens liegt. Dies Höchste, Gemeinschaft mit Gott, Zuversicht einer ewigen Dauer, eines glückseligen Zustandes jenseits der Todesstunde, ein frohes Gewissen, eine Seelengröße, welche von den Dingen dieser Welt unabhängig macht, ein Muth, der den Geist furchtlos gegen alle Schicksale macht, wird nur durch die Religion verliehen. Nur ein wahrhaft religiöser Mensch ist ein wahrhaft weiser, ein erhabener, ein glückseliger Mensch, der Nichts zu fürchten, Alles zu hoffen hat, weil er ewig mit Gott durch Jesum, nicht für das Augenblickliche, wie das Thier, sonder für das Ewige da ist.

Wer nicht für mich ist, der ist wider mich! sprachst Du, göttlicher Menschenfreund, mein Heiland, mein Seligmacher; und die Wahrheit Deines Ausspruches leuchtet mir tief ins Herz. Wer nicht für Dich ist, der ist wider sich selber feindselig; denn Du hast nichts Anderes, als unsere Vollendung und Seligkeit gewollt. Nein, ich werde nie gegen Deine Lehre gleichgültig werden. Könnte ich auch wohl gegen meine eigene Glückseligkeit, gegen meine eigene Würde gleichgültig sein? Und mögen Thoren und Unverständige spotten, weil sie das Bessere nicht ahnen: Dein bleibe ich, mein Heiland, so lange ich athme und denke; Dir lebe ich, Dir sterbe ich. Amen.

411.

Freigeisterei und Unglauben.

Hebr. 3, 12.

Hilf, wo der wahren Christen Zahl
Sich wieder, Herr, vermindert:
Wenn Spott, wie sonst Gewalt und Qual,
Der Frommen Anzahl mindert;
Wenn jener Edeln wenig sind;
Die Deine Wege wallen;
Wenn wieder abzufallen
Sogar auch der beginnt,
Der einst Dich pries vor Allen.

Ich heil'ge mich in Deinem Wort,
Und stehe fest den Spöttern,
Die jetzt das Laster hie und dort
Und ihren Witz vergöttern.
Soll Irrthum über Wahrheit geh'n?
Wann war die Tugend Schande?
Hinweg der Thorheit Bande!
Ich wende mich zu Gottes Höh'n,
Zu meinem Vaterlande.

Sobald einmal vom wilden Glaubenshaß und der gegenseitigen Verfolgung der Christen der gefährliche Absprung geschehen war, konnte es kaum fehlen, daß nicht endlich auch Männer auftraten, welche die Religion Jesu Christi überhaupt als ein Werk der Einbildung, als einen falschen Lehrbegriff verwarfen. In der That erschienen solche Männer, und fochten die Wahrheiten des Christenthums mit allen ihnen zu Gebote stehenden Waffen des Scharfsinnes und Spottes, der Klugheit, der Beredsamkeit und des Witzes an. Ihre Schriften verbreiteten sich in den katholischen und protestantischen Ländern, und wurden besonders begierig von solchen Personen gelesen, welche keine eigentliche Gelehrsamkeit und gründliche Kenntniß hatten, um die Irrthümer, Scheingründe und Spitzfindigkeiten der Feinde des Christenthums sogleich wahrzunehmen, aber doch eine gewisse oberflächliche Ausbildung

besaßen, um den Witz der zu Allem überredenden Spötter zu verstehen und für ihre Eingebungen empfänglich zu sein. Diese Halbgebildeten, um das Ansehen vorzüglicher Denker und feiner Köpfe zu haben, trieben mit sogenannter Geistesfreiheit und Freidenkerei großes Gepränge, fanden sich sehr geschmeichelt, Freigeister zu heißen, und bespöttelten unglaubig Alles, was mit christlicher Religion in Verbindung stand, um ihrem Namen Ehre zu machen.

Es fehlten zwar dagegen nicht fromme, gelehrte Männer, welche die Wahrheiten der christlichen Religion mit großem Eifer und gelehrtem Aufwand in zahlreichen Schriften vertheidigten. Allein vielmals schadeten sie durch ihre Vertheidigungsversuche des Christenthums der guten Sache weit mehr, als sie ihr nützten. Denn häufig verwechselten sie das Christenthum mit einzelnen Lehrmeinungen der Kirche, zu der sie gehörten: mit Lehrmeinungen, welche selbst nicht von allen christlichen Kirchen geglaubt und angenommen waren. Sie fanden also vielen Widerspruch von Glaubigen sowohl als von Unglaubigen. Häufig waren ihre Schriften so dunkel, unwissenschaftlich und schwerfällig abgefaßt, daß sie theils nicht allgemein verstanden, theils nur von Wenigen gelesen wurden, am wenigsten aber von denjenigen, welche der bessern Ueberzeugung am meisten bedürftig waren. Auf diese Weise gelang es den Lachern, einen großen Theil der Leute aus den höhern und sogenannten gebildetern Ständen auf ihre Seite zu bringen und das Christenthum verächtlich zu machen. So ward zu einer gewissen Zeit Modeton, die Religion Jesu als eine Fabel, Christum als einen klugen, wohldenkenden Volkstäuscher, die Evangelien als verabredete Erdichtungen, die Andacht als eine Schwärmerei, die Anhänglichkeit an Religionsübungen als einen pöbelhaften Aberglauben, die Kirche als eine bequeme Nahrungsanstalt geistlicher Müßiggänger zu betrachten.

Der Sieg solcher Grundsätze, ob man gleich schon damals seine kurze Dauer mit Gewißheit voraussehen konnte, ward weniger durch die ihnen zum Grund liegenden Wahrheiten bereitet, als durch die Eitelkeit und Leichtfertigkeit der Menschen, denen es gefiel, ungebunden zu denken, um ungebunden leben zu können. Allerdings war es Vielen bequemer, sich ohne Harm den Eingebungen ihrer Neigungen und Lüste hinzugeben, als bei allen wichtigen Handlungen Gottes und ihrer ewigen Bestimmung zu gedenken. Vielen war es im Rausch eines Lebens voller Leidenschaften lieb, nicht mit dem richtenden Gewissen zur Rechenschaft zu gehen, wenn Wollust, Habsucht und Ehrgeiz zu geheimen Verbrechen reizten; Vielen lieb, keinen allwissenden, heiligen Gott fürchten zu müssen bei ihren Werken der Finsterniß; Vielen lieb, wenn Bosheit, Tücke und Rachsucht ihnen Mittel an die Hand gaben, den Untergang eines Feindes zu bewerkstelligen, daß sie nicht an Jesu hohes Gebot gefesselt sein sollen: Segnet, die euch fluchen, thut denen wohl, die euch beleidigen! — So vermehrte nicht die Weisheit, sondern die Unwissenheit, nicht die Ueberzeugung, sondern das Sittenverderben, die Zahl der Freigeister.

Es ist dabei keineswegs zu läugnen, daß auch unter den vorzüglichern Gegnern der christlichen Religion redliche, in ihrem Betragen sittlich gute Menschen waren. Damit aber war freilich für die Güte ihrer Sache wenig bewiesen. Warum sollte es nicht auch ausser dem Christenthum möglich sein, tugendhafte Gesinnungen und Handlungen zu haben? Waren nicht unter den Israeliten lange vor Christi Geburt gottgefällige Menschen? Lebten nicht unter den Heiden wie unter den Türken weise und edle Männer? Selbst die Apostel geben dies gern zu, und die Schriften des alten Bundes stellen uns dafür so viel rührende Zeugnisse und Beispiele auf.

Diejenigen irren wirklich sehr, welche glauben, daß ausser der christlichen Kirche keine achtungswerthe, menschliche Tugend möglich, oder daß das Christenthum die einzige Quelle guter Gesinnungen sei. Nein, dem ist nicht so. Das Gefühl des Rechten und Billigen, die Erkenntniß des Edeln und des Bösen, ist vom Schöpfer jedem Herzen eingeimpft, jeder Vernunft gegeben. Aber dieses Gefühl, diese Erkenntniß wird durch die Religion Jesu mehr geläutert und gehoben, als durch irgend eine andere Religion oder irgend ein anderes Hilfsmittel. Wie Christus die Tugend lehrte, Grundsätze des heiligen, des göttlichen Lebens, hat vor ihm, hat nach ihm unter allen Weisen der verschiedensten Nationen keiner in solcher Erhabenheit, Einfalt, Reinheit und Klarheit aufgestellt. Darin ist er der Unerreichte geblieben, und selbst der freigeisterische Scherz der Religionsverächter schweigt hier mit unwillkührlicher Ehrfurcht.

Es kann allerdings unter denen, welche die Wahrheiten der Religion Jesu zu bestreiten suchten, Männer gegeben haben, welche manche unbegreifliche kirchliche Lehre in Zweifel zogen. Aber die Wahrheit und Größe seiner Tugend- und Heiligungslehre wagten sie nie anzutasten, sie hätten denn ihren Wahnsinn zur Schau stellen wollen.

Eben so ist freilich ausser allem Streit, daß man an einen einzigen und lebendigen Gott geglaubt habe, ehe Jesus erschien: aber wer unter den Sterblichen hat das menschliche Geschlecht so mit Gott, dem Unendlichen, dem Majestätischen, in Verbindung gesetzt, als Christus? Wer offenbarte Gott und seine Gnade und Liebe rührender, als er? Wahrlich, der durch Jesum uns geoffenbarte Vater im Himmel ist nicht der Gott der Heiden, nicht der eifernde und rächende Jehova Israels!

Wohl zu Allem, was Christus gelehrt hat, lag schon der Keim in der Brust des Menschen vorhanden. Er fand sich beinahe in allen Religionen verschieden gestaltet vor. Aber Alles gebrechlich, unvollkommen, weder unter sich selbst, noch mit dem Weltganzen, in fester, genugthuender Verbindung. Die Weltweisheit der Heiden wie der nachmaligen christlichen Nichtchristen erklärte sich einen Gott, aus dem Schoos der Natur hervorgegangen, wie ein Geschöpf des todten Chaos. Sie schienen nicht zu fühlen, daß ein Mensch mit seinem lebendigen Bewußtsein und Hellblick, mit seinem Sinn für Recht und Unrecht, mit seinen herrlichen Empfindungen, fast göttlicher wäre, als ihre Gottheit. Die Lehre von den Tugenden, von der Ueberwindung der Leidenschaften und des Irdischen, hing mit ihren Begriffen von der Ewigkeit, nicht mit der unendlichen Heiligkeit des von ihnen erklärten Gottes, zusammen. Finsternisse und Räthsel blieben zerstörend zwischen den Lichtpunkten und hellen Ansichten ihrer Weisheit.

Aber alle jene Keime entfaltete ein Einziger plötzlich und wunderbar zu lebendiger Vollendung, Jesus Christus. Alles, was je in Religionen geahnet war, stand durch ihn groß und tief, wie es kein Anderer je angedeutet hatte, wie es kein Späterer übertreffen konnte. Das

eben war das Wunderbare, das Gotthafte in Jesu, daß er das Allerhöchste, das Allerheiligste, den Zusammenhang des Herzens mit der Natur, mit Gott, mit der Ewigkeit plötzlich ins Licht setzte; daß die Menschheit sich selbst durch ihn klar ward; daß die Schöpfung der Dinge um uns her erst begreiflich ward, die Tugend erst einen festen, ewigen Grund und Zweck empfing, das irdische Leben erst eine große Bedeutung annahm, und doch das Alles, so übernatürlich seine Offenbarung zu sein schien (denn warum hatte kein Anderer sie so gegeben?), dennoch allen Geistern, dem Gelehrtesten und Vornehmsten, wie dem Niedrigsten und Unwissendsten im Volke, sonnenhell einleuchtete, ihnen beruhigend, erquickend und erhebend wurde.

Auch die Tugendhaftesten unter den Freidenkern, welche sich ein Geschäft daraus machten, öffentlich gegen die Wahrheiten der christlichen Religion zu lehren, standen mit ihrer Tugend einsam, ohne Zweck, aus dem Zusammenhang mit dem lebendigen Weltganzen gerissen, traurige Wesen. Und von Vielen ist nicht unbekannt geblieben, daß sie im Widerspruch mit einer innern Sehnsucht, mit der Stimme ihres Bewußtseins, schwermüthig eine Lehre, die sie vertheidigten, im Stillen haßten. Verstrickt in ihren Zweifeln litt sie an einer Krankheit, die sie selber nicht zu heilen wußten, und Andern als den Zustand der höchsten Gesundheit priesen, während sie sich die Schmerzen derselben nicht verläugnen konnten — Zweifelsucht ist wahrhafte Gemüthskrankheit; es gibt für sie keine Trostgründe; sie zerstört das Leben durch einen festgewordenen, Alles zernagenden Gedanken. Wie soll eine Vernunft in sich Arznei finden, welche selber krankhaft ist? Es rettet nichts, als vieljähriges Ablehnen aller religiösen Grübeleien, selbst wenn sich diese uns, wider unsern Willen, als Gewohnheitssache aufdringen. Darum sehet zu, lieben Brüder, daß nicht Jemand unter euch ein arges unglaubiges Herz habe, das da abtrete von dem lebendigen Gott. (Hebr. 3, 12.) Denn Zweifelsucht und religiöser Unglaube sind, ausser den Leiden eines von Vergehungen gefolterten Gewissens, das furchtbarste Uebel auf Erden. Auch wissen wir, daß die meisten Zweifler und jungen Religionsspötter im Alter sich verzweiflungsvoll und blindgläubig in den Schoos irgend einer Kirche stürzten, um sich mit gottesdienstlichen Uebungen, Andächteleien und frommen Schwärmereien gleichsam zu betäuben und den verlornen Gemüthsfrieden wieder zu finden.

Diejenigen, welche sich als Gegner von den Wahrheiten des Christenthums abwerfen, sind würdiger, bedauert, als gehaßt zu werden. Sie sind durch ihren eigenen Unglauben gestraft genug. Sie sind beklagenswerthe Ausnahmen von der Regel der gesunden Menschheit, kranke Entartungen der Natur, während sie sich in ihrer Eitelkeit wohl gern als eine Art höherer, hellsichtigerer Wesen geltend machen und mit stolzem Mitleiden auf die übrige Welt niederblicken möchten. Die Wahrheiten des Christenthums sprechen für sich selbst; die ganze Schöpfung, die Schicksale der Welt, die Wirkungen der Lehre Jesu auf die Völker mehrerer Jahrtausende, die Zeugnisse jeder unzerrütteten Vernunft, die tiefe Sehnsucht jedes sich selbst beherrschenden Gemüthes, sprechen für ihre Göttlichkeit. Die Wahrheiten des Christenthums bedürfen gegen Freigeisterei eben so wenig einer Vertheidigung und Rechtfertigung, als Gottes Weisheit und Liebe einer Vertheidigung und Rechtfertigung gegen diejenige bedarf, welche ihn anklagen, daß er in der Welt, die er erschaffen, so viel Uebel zugelassen hat. Die Irrenden bedürfen nur einer einfachen Belehrung, wenn der Stolz ihres Eigensinns oder die Gemüthskrankheit der Zweifelgewohnheit sie noch einer Belehrung fähig macht.

Die, welche aus einer vornehmen Unwissenheit oder aus großthuerischem Leichtsinn die Rolle der Ungläubigen und Christusverächter spielen, kehren nach einer Reihe von Jahren, wenn ihr Verstand unter ernsten Warnungen des Schicksals reifer geworden, oder wenn sie von ihrer Unmäßigkeit zu Schwächlingen entnervt sind, gewöhnlich von selbst zum frommen Glauben, oft zum Aberglauben und zur Schwärmerei um. Sie sind wurzellose Bäume, die im Winde schwanken, und, je nachdem er weht, von einer Seite zur andern überfallen; die heute übermüthig zertreten, was sie morgen mit knechtischem Verzagen küssen; die nichts aus sich selbst, sondern nur kraftlose Anbeter sind, nur für eben so klug gehalten sein wollen, wenn sie das Christenthum verspotten, als wenn sie reumüthig und mit zerknirschtem Herzen Kirchenbuße thun.

Am meisten schadet, selbst bei sonst achtungswerthen und einsichtvollen Personen, die übermäßige Werthschätzung des Verstandes. Die allzuhohe Schätzung der Vernunft entzweit sich nicht selten mit den übersinnlichen Darstellungen des Christenthums. Sie wollen Alles wissen, aber Nichts glauben. Sie verlangen von Allem, was sie als Wahrheit annehmen sollen, den zuverlässigen und unwidersprechlichen Beweis. Was ihrem Verstand nicht begreiflich und erwiesen gemacht werden kann, halten sie für Mährchen und Selbsttäuschung, höchstens für eine angenehme Möglichkeit, auf welche sie jedoch nicht bauen mögen. Solche Personen pflegen daher gewöhnlich zwar der christlichen Sittenlehre ihren ganzen Beifall zu schenken, nicht aber dem, was Christus von übersinnlichen Gegenständen, von dem, was das eigentliche Religiöse ist, gelehrt hat; noch weniger, was diese oder jene Kirche von der Person und den Verhältnissen Jesu zur Gottheit und Menschheit lehrt. Auch sind es mehrentheils die sich einander oft widersprechenden Meinungen und Ansichten der christlichen Kirchen, welche zuerst bei vernünftigen Männern die Zweifelsucht erwecken, die zuletzt in wahren Unglauben entarten kann.

Die Vernunft ist allerdings das höchste im Menschen, die Richterin seiner Erkenntnisse. Doch gehen alle ihre Handlungen innerhalb enger Schranken vor, über welche sie sich nicht hinausschwingen kann. Sie begreift eigentlich nichts, als ihre eigene Werke, die sie schafft. So billig auch die Vernunft, als die Gesetzgebung des Geistes, geschätzt wird, so gefährlich und selbst vernunftwidrig ist es, Alles zu verwerfen, was der Geist nicht vermittelst der Vernunft oder der Erfahrung erkennt und begreift. Der Geist des Menschen erkennt und begreift sogar sein eigenes Dasein und Wirken nicht, und doch darf er, ohne zu rasen, nicht an sich selber zweifeln. Er weiß nur, daß er ist; nicht aber, wie er ist. Die Vernunft ist die unabänderliche Einrichtung oder Natur des menschlichen Geistes, Alles als Ursache und Wirkung zu denken, und nichts zu wollen, als was ihm selber gemäß ist. Nun aber erkennt er nicht überall Ursache und

Wirkung, weder durch sich selbst, noch durch Erfahrung und Wahrnehmung. Er ist also durch sein eigenes Wesen beständig gezwungen, jene zu suchen, und doch oft ohne Möglichkeit, sie zu erkennen. So erblickt er die Welt; er sucht die Ursache derselben, aber erkennt sie nicht durch die bloße Vernunft, nicht mit den Sinnen. Soll er deswegen keinen Gott glauben? So wäre er im wilden Widerspruch mit sich selber, sein ganzes Denken wäre Entzweiung und Unsinn. Gezwungen durch die Natur des Geistes (so ordnete es der Schöpfer derselben) wird Gott ein Gegenstand, nicht des Wissens, nicht der Begreiflichkeit, nicht der Erkenntniß, sondern des Glaubens.

Der Mensch kennt das strenge Tugendgesetz der Vernunft. Der Geist fordert die Erfüllung desselben, sogar auf Unkosten sinnlicher Glückseligkeit, sogar auf Unkosten des irdischen Lebens. Aber er sieht und erkennt Zweck und Wirkung dieses Gesetzes nicht. Denn müßten wir für die Tugend auch das Leben lassen: so höbe sich mit dem Ende des Daseins auch das Gesetz des Geistes und die Tugend selbst auf. Zweck und Wirkung des Gesetzes der Selbstheiligung und Vollendung kann daher unmöglich auf eine Reihe thierischer Athemzüge beschränkt sein. Der Geist muß seinen Zweck noch über den Wirkungskreis und über das Leben seines Körpers hinaus finden. Wäre dies nicht: so würde der Geist und das Gesetz der Vernunft sich selbst widersprechen und aufheben. Eben weil ich ein vernünftiges Wesen bin, muß ich an die Unsterblichkeit des Geistes denken; ich bin durch mein Wesen unwiderstehlich zum Glauben gezwungen. Ohne diesen Glauben würde Alles in mir Wahnsinn werden und sein. So hängt mein Geist mit der Ewigkeit zusammen, und doch erkennt er weder durch die Vernunft die Ewigkeit, noch ist sie ihm durch die Erfahrung gegeben.

Aus diesen Beispielen leuchtet hervor, daß es Gegenstände gibt, welche übersinnlicher Natur sind, die wir nicht mit der Vernunft erkennen, und dennoch durch die Vernunft unwiderstehlich gezwungen werden, als gewiß und unwidersprechlich wahr anzunehmen; es leuchtet aus diesen Beispielen hervor, daß der Glaube hoch erhaben über die Vernunft hinausgeht, und ihr selber erst Festigkeit, Stärke, Einklang und Frieden in sich verleiht. Es ist demnach übermäßige Verehrung der Vernunft, wenn wir durch sie erkennen wollen, was für sie unerkennbar sein muß bei gegenwärtiger Beschränktheit; oder Alles verwerfen wollen, was sie nach ihren Gesetzen nicht als innere Gewißheit wahrnimmt. Dies ist Mißbrauch der Vernunft, Einseitigkeit und Geistesgebrechen.

Und doch hat es an Verirrungen dieser Art zumal bei denjenigen nicht gefehlt, welche als Weltweise durch Zweifel zur letzten Wahrheit gelangen, und die Vernunft zur höchsten Schiedsrichterin im All des Wissens und Erkennens und Fürwahrhaltens machen wollten. So dürfen wir nicht erstaunen, daß es Menschen gab, welche jedes Wunderhafte im Leben Jesu Christi nicht begriffen. Sie begriffen es aber nicht, weil sie die Natur und das Wesen der Dinge an sich und das Wirken des Göttlichen im Leben der Erscheinungen noch viel zu wenig kannten. Sie wollten sehen, um zu glauben, wie Thomas. Aber seliger sind, die da nicht sehen, und doch glauben. So dürfen wir nicht erstaunen, daß es Menschen gab, welche das Göttliche in Jesu Christo durchaus nicht begriffen. Daß Gott groß und herrlich, verhüllt im Schleier seiner Schöpfungen, wirke, war ihnen begreiflich; nicht aber, daß er groß und herrlich in und durch menschliche Gestalt wirke. Daß Gott in den fernsten Sternen wie im Grashalm sich offenbare, überall thätig und liebevoll für seine Geschöpfe, das bezweifelten sie keineswegs: aber daß Gott sich auch in menschlicher Gestalt dem menschlichen Geschlechte offenbaren könne, zum Heil der Geisterwelt, das war ihnen etwas ganz Unbegreifliches. — So dürfen wir nicht erstaunen, daß es Menschen gab, welche sogar das Dasein eines Gottes bezweifelten, weil ihre Vernunft ihn nicht durch sich selbst erkannte, weil sie in ihrer Endlichkeit nicht das Unendliche umspannen konnten, weil sie ihn nicht sinnlicher Weise wahrzunehmen im Stande waren. Sie ahnten den Schöpfer nicht, aber an die Schöpfung glaubten sie, weil sie solche sahen. Sie erkannten das allerhöchste Wesen nicht, aber das Dasein des niedrigsten Wesens war von ihnen angenommen. Sie glaubten nicht an Gott, aber gaben dem Unsinn, Zufall genannt, alle göttliche Weisheit, Güte und andere Eigenschaften, welche der Christ an seinem Vater im Himmel verehrt.

Die Zeit ging vorüber, da dergleichen Zerrüttungen oder Verirrungen des Geistes zum herrschenden Ton in den sogenannten gebildeten Ständen des Volks gehörten. Es war vorauszusehen, daß man von der Thorheit zurückkommen würde. Der Mensch ist nicht fähig, lange Zeit eine solche Verkehrtheit und Verdrehung seines Innern zu ertragen. Er sehnt sich nach dem ihm natürlichen Zustand. Den wies uns Jesus durch seine Lehre. Allein immer finden sich Personen, welche mit Uebespannung im Eifer, um einem Uebel zu entrinnen, sich in das Entgegengesetzte stürzen, und eine Menge einfältiger Nachahmer zu sich locken.

Gleichwie man nach den Zeiten der Religionskriege von blutdürstiger Glaubenswuth und tückischer Verketzerungssucht plötzlich zur völligen Gleichgültigkeit gegen Religion und Kirche übersprang, so ging man von abgöttischer Ueberschätzung der Vernunft und des Verstandes wieder zur gänzlichen Verachtung derselben in Sachen der Religion über, und überließ sich einem mystischen, frömmelnden, andächtelnden Hange der Empfindungen und der Einbildungskraft, der vom wahren Christenthum eben so weit als der Unglaube ableitet. Auch dieser in unsern Tagen herrschend werdende Ton, dies gemüthliche Schwärmen, dies geflissentliche Hervorsuchen alter Thorheiten wird nur eine kurze Zeit währen.

Eins nur bleibt fest und wahr, eine ewig lautere Quelle des Heils: das Wort Gottes, daß durch Dich geoffenbarte Wort, mein Heiland! In diesem will ich verharren, unangefochten von den Sitten und Meinungen der Zeit. Dich, mein Jesus, lieb haben, in Deinem heiligen Geiste vor Gott wandeln, menschenfreundlich, zufrieden, zuversichtvoll auf des ewigen Vaters Barmherzigkeit, das ist besser, denn alles Wissen, Grübeln, Zweifeln und Lehrbegriffe bauen. In diesem Sinne stärke und bewahre mich. Amen.

412.

Zustand der christlichen Religion in unserer Zeit.

Klagelied 3, 40.

So dornenreich, so enge
Der Weg zum Himmel sei,
Verlassen von der Menge:
Geh du ihn, Gott getreu.
Und ringe nach dem Horte,
In jenen sel'gen Höh'n,
Und durch die enge Pforte
In's Leben einzugehn.

Nur in dem Christusglauben
Erblüht mein höchstes Gut:
Man kann mir Alles rauben,
Nicht meinen Christusmuth!

Im freudigen Gefühle
Der ewigen Seligkeit
Dring' ich hindurch zum Ziele,
Das Gottes Huld mir weiht.

Wenn ich Lauf und Schicksal des Christenthums übersehe, von seinem ersten Ursprunge an in den Einsamkeiten Galiläa's bis heute, da sich das Bekenntniß desselben über alle Welttheile verbreitet hat; von jenen Tagen an, da der Erlöser mit wenigen Jüngern in demuthvoller Dunkelheit unter den Umgebungen von Davids Stadt wandelte, bis heute, wo Könige und Fürsten in zahllosen, ihm gewidmeten Tempeln ihn verehren; von jenen Tagen an, da die Bekenner Jesu freudig für seine Wahrheit in den Tod gingen, bis heute, da Viele, die auf seinen Namen getauft sind, sich erleuchteter dünken, als der Gottoffenbarer — welche Verwandlungen! Wenn ich die ursprüngliche Hoheit und Klarheit der Lehre Jesu Christi betrachte, wie der Göttliche sie selber verkündete; oder wie die Apostel sie verschiedenen Völkern, Heiden und Juden, nach deren verschiedenen Vorbegriffen und Vorkenntnissen mittheilten, einfach und rein, dann, wie diese Lehre heutiges Tages von verschiedenen Kirchenparteien mehr oder weniger mit menschlichen, gelehrten, eiteln, spitzfindigen Zusätzen verdunkelt, oft unbegreiflich gemacht worden ist — welche Umgestaltungen! — Wenn ich sehe, wie das geringe Senfkörnlein des Evangeliums zum wunderbaren, unzählige Nationen segnend überschattenden Baum des Lebens geworden ist, und unter allen Stürmen der Zeit beinahe seit zweitausend Jahren erwuchs — wie erhebt es meine ganze Zuversicht von dem, der einst seinen zaghaften Jüngern sagte: Himmel und Erde werden vergehen, aber Gottes Wort bleibt ewiglich! Wie überzeugt mich das von der Gottähnlichkeit der Sache selbst! Wenn ich bedenke, welche Kriege, welche Verwirrungen, welche Umwälzungen das Wort von Jesu Christo auf Erden veranlaßte; bedenke, welche Entzweiungen darüber zuletzt unter den Christen selbst entsprangen: wie traurig erscheint mir die Menschheit in ihren Entartungen! — Ich erblicke einen Lichtfunken: er fällt vom Himmel in die Nebel der Erde. Er war von denselben verdunkelt. Er zerstört sie allmälig; es wird immer heller um ihn her; in den Fernen wird Dämmerung.

Die Geschichte des Christenthums ist die Geschichte vom Kampfe des Guten und Bösen, des Lichts und der Finsterniß in dieser Welt. Die Geschichte des Christenthums ist die Geschichte von der ewigen und siegreichen Gewalt des Göttlichen und der Widerspenstigkeit des Irdischen.

Ich habe die Zustände des Christenthums in verschiedenen Zeitaltern während achtzehnhundert Jahren betrachtet. Ich sah es in seiner Majestät und Einfalt bei den Jüngern des Herrn und bei den ersten Bekennern. Ich sah deren standhaften Muth unter den schwersten Verfolgungen, welche von Juden und Heiden wider sie verhängt wurden. Ich sah das Christenthum unter den schwersten Schicksalen am herrlichsten, und wie es sich von Volk zu Volk verbreitete. Dann ward es plötzlich, durch die Leitungen der Vorsehung, durch eine Verkettung großer und wunderbarer Ereignisse, siegreich. Die vornehmsten Herrscher auf ihren Thronen bekannten sich zu dem Gekreuzigten. Die verborgenen Hütten und Höhlen, in welchen sonst die verhaßten Christen beteten, verwandelten sich in prachtvolle Tempel. Aller Glanz des weiland jüdischen Gottesdienstes zu Jerusalem, aller Prunk des Heidenthums, ward in Kirchen der Christenheit übergetragen. Feste, Zeremonien, fromme Gebräuche wurden eingeführt und mit jedem Jahrhundert vermehrt; inzwischen Andere, mit Sehnsucht nach höherer Frömmigkeit, in Einsamkeit flohen, den unschuldigsten Freuden des Lebens entsagten, in Wüsten Bethütten, in Wildnissen Klöster bauten. Die siegend gewordenen Christen verfolgten nun eben so furchtbar und unbarmherzig die Juden und Heiden, wie sie sonst von denselben verfolgt worden waren. Die Hartherzigkeit der Christen ward durch die rohen Sitten des Zeitalters und überhandnehmende Unwissenheit der Völker vergrößert. Denn halbwilde, siegreiche Nationen hatten die Wohnsitze ehemaliger gebildeter Völker eingenommen und Kunst und Wissenschaft zerstört. Ihr Aberglaube drang in das Heiligthum der christlichen Religion. Das Christenthum bestand zuletzt fast nur noch in Uebung kirchlicher Gebräuche, in Opfern, Gebeten und schwärmerischen Kasteiungen. Alles glich wieder dem Heidenthume der vergangenen Zeiten. Aus der Verehrung verstorbener, frommer Personen ward eine Verehrung und Anrufung der Heiligen. Wie ehemals alle Gegenstände und Verrichtungen im Leben Schutzgötter hatten, erhielten dieselben nun Schutzheilige. In der allgemeinen Unwissenheit der Völker wurden durch den Aberglauben derselben die Klöster reich, die Bischöfe groß, die Päpste allgewaltig. Es herrschte die Kirche über Kaiser und Könige. Von Rom aus setzte der Papst weltliche Monarchen auf den Thron, oder stürzte sie; wiegelte Unterthanen gegen Obrigkeiten auf; machte sich große Länder zinsbar, und verkaufte um Geld Gottes Gnade und Vergebung der Sünden. — Aber die Vorsehung waltete auch in der Finsterniß. Sie erweckte den Muth geistvoller und frommer Männer. Die verlornen Wissenschaften wurden wiedergefunden und schnell verbreitet; die zahllosen Mißbräuche in der christlichen Kirche erkannt; das schwelgerische, unzüchtige und ruchlose Leben vieler Geistlichen verabscheut; die Herrschsucht der Päpste von den Fürsten muthiger bekämpft. Es entstand ein Eifer zur Wiederherstellung des Christenthums, wie es in seinen ersten Zeiten beschaffen gewesen. Darüber erhoben sich schreckliche Entzweiungen, je nachdem die Menschen hellere oder dunkelere Begriffe

vom wahren Christenthume besaßen. Gleich wie schon in frühern Zeiten die morgenländische Christenheit sich von der abendländischen kirchlich getrennt hatte, so spaltete und zerriß nun wieder die abendländische Kirche. Es entstanden neue Kirchen und Religionsgesellschaften, die sich unter einander mit Erbitterung haßten, weil jede die andere des Irrthums und der Gottlosigkeit zieh. Die Länder wurden darüber von langen Kriegen verwüstet und elend. Aber alle Kirchen, alte wie neue, behaupteten sich mit dem Schwert. Nur die Macht der Päpste über die Welt und das unmäßige Ansehen der Geistlichen verlor dabei. Die Fürsten erweiterten gegen dieselben ihre Gewalt. In vielen Ländern war die Kirche nur eine dienstbare Anstalt der Staatsklugheit, die Religion ein Leitzaum des Volkes in der Hand der herrschsüchtigen Monarchen. Aus dem vormaligen, entsetzlichen Glaubenshasse ward, nachdem man das Abscheuliche desselben erkannte, eine kalte Gleichgültigkeit gegen jeden Glauben und jede Kirche. Diese Gleichgültigkeit verlor sich zuletzt selbst oft in Verspottung der christlichen Religion, in Unglauben und wahnsinnige Gotteslängnerei.

Dies war der Gang des Christenthums seit seinem Entstehen in der Welt. Doch mitten unter allen Verirrungen und Ausschweifungen blieb, zerstreut in den verschiedenen Ländern und in allen Kirchen, eine fromme Schaar, welche, weniger bekümmert um Nebendinge, um Parteien und Kirchensatzungen, nur dem Einen nachtrachtete, was ewig wohlthut. Diese bewahrte das Wort Jesu, das Gebot der Liebe, rein und treu im Herzen. Diese sah nicht auf äusserliche Formen, und suchte das Reich Gottes nicht in Aussendingen, sondern da, wo es allein vorhanden sein kann, in uns. Ihre Hauptlehre bleibt zu jeder Zeit jene Mahnung der heiligen Schrift: Lasset uns forschen und suchen unser Wesen, und uns zum Herrn bekehren! (Klagelied 3, 40.)

Und welches ist nun endlich der Zustand der christlichen Religion in unsern gegenwärtigen Tagen? Ist der Anblick desselben im Allgemeinen herzerhebender oder niederschlagender, als in vergangenen Zeiten?

Wer nicht vergißt, daß die jüngere Zeit immer die Erbin der frühern ist, wird ohne Mühe begreifen, daß wir heute ungefähr alles das haben, was in den ehemaligen Jahrhunderten des Christenthums entstanden ist, und den nachfolgenden hinterlassen wurde. Wir haben in unsern Tagen noch die Spuren und Ueberbleibsel von jeglichem Gutem und jeglichem Bösen der Vergangenheit, eine große Musterkarte menschlicher Weisheit und Thorheit.

Noch hat sich bis zu unsern Tagen bei vielen Menschen das wahre Christenthum in seiner ursprünglichen Würde und Schönheit erhalten, nicht als eine Wissenschaft, nicht als ein Lehrbegriff, sondern als eine Kraft Gottes im Gemüthe, als ein Leben im Handeln, im Geiste Jesu, als eine Verklärung des Geistes durch Glauben, Hoffnung und Liebe. Es leben noch Viele, groß in Demuth, herrlich in menschenfreundlicher That; sie forschen und suchen ihr Wesen und ihre bleibende Bekehrung zum Herrn. Sie sind der Zeiten des ersten Christenthums würdig. Frage mich nicht: in welcher Kirche befinden sich dieselben? Gehören sie zu den Katholiken, oder zu den Protestanten? Sind es die griechischen oder römischen Christen? Soll man sie in den Tempeln der Lutheraner oder Reformirten, in der Messe der römisch-katholischen oder in den Betstunden der Herrenhuter suchen? Oder bilden sie vielleicht eine eigene neue, noch wenig bekannte Sekte? — Nein, so wie die ersten Christen unter Juden und Heiden waren, und keine eigene Kirche ausmachten, sondern unter Ihresgleichen als die Besten, als die Gottesfürchtigsten, als die Menschenfreundlichsten erschienen: so auch die wahren Christen unserer Zeit. Das äussere Kirchenbekenntniß gilt für die Welt. Das wahre Christenthum ist nichts Aeusserliches, sondern eine innerliche Veredelung; hat keinen Glaubenshaß, sondern nur Haß des Bösen und Sinnlichen; will sich durch keine irdische Dinge auszeichnen, sondern nur vor Gott gelten. Wollet ihr diese wahrhaften Jünger Jesu unserer Zeit sehen? Gebet Acht auf Katholiken, Lutheraner, Reformirte, Wiedertäufer, Herrenhuter, Personen aller Sekten in allerlei Volk: wer Gott fürchtet und recht thut, der ist Gott angenehm. An ihren Früchten sollet ihr sie erkennen. Daran erkennt Jedermann, daß sie die Jünger Jesu sind, weil sie die Liebe Jesu für alle ihre Miterschaffenen haben. Sie wissen, daß der Glaube ohne Werke todt sei, gleichwie der Leib ohne Geist todt ist. Sie sind von der Kirche, in der sie geboren und zu der sie erzogen sind; aber sie sind auch von dem Christenthum, welches Christus gelehrt hat.

Aber auch heutiges Tages siehst du die Schwärmereien, Geistesausschweifungen und Verderbtheiten der Christen, wie sie ehemals waren, in allen Kirchen und Glaubensparteien. Du findest noch in christlichen Tempeln das alte Heidenthum mit seiner Abgötterei, mit seinem Aberglauben, wie in den finstern Zeitaltern, und Priester am Altare, welche sich der Blindheit des Volkes freuen, um herrschen und regieren und wohlleben zu können. Du siehst noch Viele im großen Haufen, welche von der Majestät Gottes, des Alliebenden, die unwürdigsten Begriffe nähren; Viele, die sich einbilden, ohne alle Tugend, nur durch blinden, todten Glauben, nur durch Herplappern von Gebeten, durch Besuch der Kirchen, durch Kreuzmachen, durch Meßopfer, durch Genuß der Sakramente, durch Almesengeben, durch Haß gegen Christen von andern Kirchen, durch Seufzen, Singen, Fasten und Herr! Herr! sagen, durch Fürbitten von Menschen oder Heiligg priesenen, durch Tragen geweihter Sachen, durch bloßes Bibellesen und dergleichen das schöne Loos des Geistes nach dem Tode des Leibes erwerben zu können. Du siehst noch Viele, die abergläubig vor Bildern und Kreuzen knien, Heilige wie Untergötter anrufen, anbeten, und gleich den Heiden mit ihren Heiligen grollen und zürnen, wenn diese nicht ihre Gebete erhören und ihre Wünsche erfüllen. Du siehst noch Viele, die da meinen, wenn sie in den Kirchen den sogenannten Gottesdienst verrichtet haben, oder wenn sie auch zu Hause regelmäßig auswendiggelernte Gebete hersagen oder Gebete lesen, sie haben Gott gegeben, was Gottes ist, sich dann aber im Handel und Wandel, im Umgang von Menschen wenig um Erfüllung des göttlichen Willens und der Lehre Jesu bekümmern. Du siehst noch Viele, die nach einem lasterhaften Leben hoffen, gleich dem Frömmsten, durch das bloße Verdienst Jesu, durch die bloße Erwählung von Gott, selig zu werden. — Wahrlich, dadurch un-

terscheiden sich wohl Viele in der ärmern, verwahrlosten, dienstbaren, unwissenden Klasse des Volkes von den Heiden der Vorwelt! Nicht Taufe, nicht Kirche macht zum Christen, sondern das Christenthum im Herzen und das Christenthum in der gottgefälligen, wohlwollenden, liebreichen That. Wie ehemals findet man auch jetzt noch die finstern Begriffe der Glaubensschwärmerei, des Glaubenshasses und der Verfolgungssucht. Noch jetzt hört man den fanatischen Pöbel und fanatische Priester gegen Bekenner eines andern Glaubens wüthen und eifern. Nur die Weisheit der Regierungen verhütet grobe und schreckliche Ausbrüche des Religionshasses bei diesen unwissenden, leidenschaftlichen Christen, die zur Ehre Gottes oder zum Vortheil ihres Standes und Einkommens gern heute noch Andersgläubige zum Scheiterhaufen führen möchten. Wie in jenen Tagen der Kirchentrennung vernimmt man noch jetzt von gegenseitigen Verketzerungen und Verfluchungen. Der Priesterstolz rasset in seiner Bosheit, je mehr ihm sein Einfluß auf weltliche Angelegenheiten entrissen wird. Er versucht alle Mittel, die goldenen, üppigen Zeiten seines durch ihn selbst geschändeten Standes wieder herbeizuführen, da er noch durch ein Wort Unterthanen gegen Obrigkeiten empören, Kinder gegen die Aeltern bewaffnen, Fürsten durch List oder Tücke in Schrecken setzen und Alles nach seinen Wünschen leiten konnte.

Darum verwundere sich Niemand, wenn bei Wahrnehmung solcher Dinge von der andern Seite, wie sonst, auch heute noch Verachtung und Verspottung des geistlichen, so ehrwürdigen Standes beim großen Haufen flacher Witzlinge als ein Zeichen der Aufklärung gilt; wenn man das Kirchenwesen nur allzuoft noch als eine bloße Geld-, Vermögens- und Rechtsangelegenheit der Geistlichen ansieht, wenn man, statt christlicher Duldung und Achtung gegen die verschiedenen Verehrungsarten Gottes, an vielen Orten Gleichgültigkeit gegen alle Religionsarten äussert; wenn Uebelbelehrte, aus Abscheu vor der Heuchelei, stillen Ruchlosigkeit, vor dem Hochmuth, Gelddurst und der Herrschgier der Geistlichkeit, auch Verdacht gegen das fassen, was sie amts- und berufshalber lehren oder in den Kirchen verrichten; wenn Unglaube und Irreligiosität bei vielen Menschen für wahre Aufklärung und Vorurtheillosigkeit gilt. Wie in den ältern Zeiten, so ist auch in unsern Zeiten und in allen Ländern nichts so sehr Schuld an der Rohheit und dem Aberglauben, an der Schwärmerei, an dem Fanatismus, an der Sittenlosigkeit und dem Heidenthum, an der Religionsverachtung und dem Unglauben, als die Verderbtheit, Schlaffheit, Unwissenheit und Leidenschaftlichkeit vieler Priester und Geistlichen. Nicht die Liebe zu Gott und göttlichen Dingen, nicht die Sehnsucht, Seelen zu retten und zu Gott zu führen, nicht die edle Begierde, als Vorbilder anspruchloser Tugend ihre Gemeinden zu allem Guten und Schönen zu begeistern: mit einem Wort, nicht das Herz zieht sie in ihr apostolisches Amt, sondern meistens die Hoffnung bequemen Lebens, hinlänglichen Auskommens, fetter Pfründen, der Anwartschaft auf höhere Ehren. Viele treiben ihren Beruf mit heimlichem Widerwillen, ahnen dessen Umfang und Herrlichkeit nicht, und beneiden die Beschäftigung weltlicher Stände; Andere treiben ihn gleichgültig, pflicht- und vorschriftmäßig, wie der Handwerksmann sein Handwerk; glauben damit genug gethan zu haben, wenn sie ihre sogenannten Amtsgeschäfte regelmäßig abthun, und widmen sich Nebenbeschäftigungen die ihnen Lieblingssachen werden, oder mischen sich in weltliche Händel, sorgen für die Kirche, aber nicht für das Christenthum, und trachten, sich ein kleines Reich in dieser Welt zu machen, aber nicht das Reich Gottes in ihren Gemeinden durch Wort und That, öffentlich und heimlich, in den Kirchen und in den Häusern, zu befördern.

Wie eines Theils bei einer großen Zahl der Geistlichen so viel Unwürdigkeit und Kälte geblieben ist, andern Theils aber auch Irreligiosität und Unglauben neben der verachtungswürdigsten Beschaffenheit vieler Geistlichen fortdauern muß, bleibt das ewige Streben der Menschheit nach dem Bessern rege, wie ehemals. Weder die schulgerechten kirchlichen Lehrbegriffe, weder die trockenen Verstandes- und Vernunftreligionen, noch die frommen Gaukeleien, prunkvollen Zeremonien, todten Gebräuche und Ohr und Auge täuschenden Feierlichkeiten thun vielen Herzen ein Genüge, die sich nach Vereinigung mit dem Göttlichen sehnen. Daher währen auch Verirrungen und Uebertreibungen anderer Art fort. Daher erblickt man auch in unsern Tagen bei allen Religionsparteien jene stillen, gutmüthigen, oft geistlichstolzen Schwärmer; jene schwermüthigen, mystischen, mit Bildern, Träumen und Gefühlen spielenden Beter und Andächtigen; jene Wunder- und Weissagungssüchtigen, die man in allen Zeiten gefunden hat, die in der Liebe Gottes sich auflösen zu wollen scheinen, ohne in rastloser Großthätigkeit ihre Liebe zu Gott durch Liebe zu ihren Mitmenschen offenbaren zu können. Sie zerfliessen in Thränen, und zerrinnen mit ihren Empfindungen in der Verehrung und Liebe Jesu Christi; aber im Leben sind sie nicht, was Jesus fordert von denen, die ihn lieben. Ihre religiöse Schwärmerei besteht zuweilen noch recht gut mit Geldwucher und Geiz, oder mit verhülltem Stolz und Ehrgeiz, oder mit Wollust und Ueppigkeit, oder mit gehässigen Ränken und Lästerungen. Viele führen vielleicht auch einen stillen, bürgerlichguten Lebenswandel: aber wo sind die, welche, wie Jesus, wie die Apostel, wie die ersten Christen, ihr ganzes Dasein, und was sie sind und haben, dem Heil des Vaterlandes, dem Nutzen der Nebenmenschen, selbst dem Wohl ihrer persönlichen Widersacher weihen?

Obwohl nun die ehemals aufgekommenen Verirrungen, Trennungen und Zwiespalte der Christen noch immerdar vorhanden sind: so ist auch gewiß, daß die Anzahl der wahren Verehrer Gottes, der ächten, thätigen Bekenner Jesu in allen Religionsparteien nach Maßgabe der Volksbildung und Aufklärung jederzeit zunimmt. In denjenigen Ländern, wo Wissenschaft und Denkfreiheit am meisten mangelt, in denjenigen Ständen, deren Unterricht durch weltliche Obrigkeiten und Unfleiß der Geistlichkeit am meisten verabsäumt ist, findet man heutiges Tages auch das meiste, mit christlichen Aussenzeichen geschmückte, Heidenthum, todte Werkheiligkeit und knechtische Kirchenfrömmigkeit bei Finsterniß des Geistes und wüster Verwilderung des Herzens. Anderseits wird der meiste Unglaube, die meiste Religionsverachtung in den höhern Ständen bei denjenigen gefunden, welche in der vornehm sein sollenden Erziehung zur Halbwisserei gebracht, durch Allesleserei vergiftet, und mehr zum Er-

werden, Glänzen und Rollespielen in der Welt abgerichtet, als zur Entdeckung und Schaffung des wahren Glücks in ihrem Innern angeleitet wurden.

Aber die Kraft der Religion, die Macht der Tugend, offenbart sich am meisten in den mittlern Klassen des Volks. Hier findet man bei allen Religionsparteien die besten Beter und besten Thäter; hier die Grundwahrheiten des Christenthums obsiegend über alles geistliche Schul- und Kirchengezänk; hier das Irdische weise für das Ewige benutzt; hier die reine, heilige Begierde in tausend und tausend Herzen zur Nachfolge Jesu; hier das Forschen und Suchen in sich, und das Bekehren zum Herrn.

Und zu diesen Deinen Bekennern, mein Jesus, mein himmlischer Freund, zu ihnen, die nicht in einem einzigen Lande, die nicht in einem einzigen Volke, sondern in allen Kirchen sind, will ich gehören. Sie gehören Dir an: so will ich auch Dein Eigenthum sein! — Mit Betrübniß sehe ich den schweren Kampf des Guten und Bösen, des Lichts und der Finsterniß, der Herzensgüte und Leidenschaft, der Göttlichkeit und Thierheit, des Christenthums und Heidenthums, noch immer um mich her fortkämpfen. Wann, o wann wird er beendet werden? Wann endlich in mir selber? Habe ich ihn denn schon ausgerungen, den großen Streit meines Geistes gegen die Empörungen ungöttlicher, entehrender Neigungen, die alle Jahre ihre Veranlassungen und Zwecke, nicht ihre Kräfte, ändern? Bin ich denn schon, wonach ich so lange getrachtet habe, es zu werden, ein Mensch Gottes?

Ich stelle mich im Aeussern zwar der Welt gleich, denn ich soll ja in ihr leben, wirken und das Nützliche aller Art vollbringen; aber in meinem Innern, o Du weißt es, Allwissender! strebe ich fort und fort, mich über das Spiel der Welt zu erheben und meinem Jesu ähnlicher zu werden. Ach, daß mich nur allzuoft noch das Irdische, zu oft noch eine Gewohnheit überrascht, die ich längst schon vertilgt, eine Schwachheit, die ich längst besiegt zu haben glaubte! Verleihe mir Kraft, mein Gott, mein Gott! Endlich werd' ich's doch vollbringen, endlich mein heiliges Ziel erringen.

Lasset uns forschen und suchen unser Wesen und uns zum Herrn bekehren. Amen.

413.

Die Zukunft des Christenthums.

Joh. 10, 16.

Welche Laster, Gott! entweihten
Einst des Heidenthumes Zeiten!
Finster hoben sie ihr Haupt;
Und dem Erdenkreise hatten
Alten Wahnes dichte Schatten,
Gott, Dein Himmelslicht geraubt.
Die Erde, Herr, ist Dein;
Soll's ewig finster sein?
Jehova spricht:
Es werde Licht!
Und ihre Finsterniß ist Licht.

Gottes Wahrheit leucht' und glänze
Bis zur Erde fernster Grenze
Und vom Auf- zum Niedergang!
Alle Völker müssen kommen,
Ihn zu ehren mit den Frommen!
Jeder opfre Lob und Dank.
Der Vater und der Sohn
Sei jeder Nation
Herr und König!
Bis Erd' und See
Und Tief' und Höh'
Allein ein Tempel Gottes ist.

Wenn ich die merkwürdigen Schicksale der christlichen Religion betrachte, dieser wunderbaren Anstalt Gottes für die Beseligung und Erhebung des menschlichen Geschlechts auf Erden — so kann ich mich unmöglich der Frage erwehren: Was wird noch in künftigen Jahrhunderten und Jahrtausenden ihr Schicksal sein? Ist es möglich, daß sie wieder durch Barbarei verfälscht, oder durch Unglauben der Völker ganz vernichtet werde? Ich zittere vor diesem Gedanken!

Obgleich heutiges Tages die Bekenner Jesu in allen Welttheilen leben, macht doch ihre Anzahl nur einen geringen Theil von der Gesammtheit des vorhandenen menschlichen Geschlechts aus. Man berechnet, daß ungefähr achthundert bis neunhundert Millionen Menschen gegenwärtig auf Erden leben. Darunter sind aber etwa bloß über zweihundert Millionen dem christlichen Glauben zugethan. Die übrigen, und bei weitem die meisten, leben noch im Heidenthum. Viele bekennen sich zur Lehre Mahomets; eine geringe Menge ist auch dem Gesetz Mosis anhängig und treu geblieben. Also viel bleibt noch zu thun übrig, wenn das Christenthum unter allen Völkern seine wohlthätigen Wirkungen äussern soll. Es ist nicht zu läugnen, daß unter den heidnischen Nationen fort und fort durch sogenannte Missionsanstalten viel zur Verbreitung des wahren Glaubens gearbeitet wird. Doch bleiben die Fortschritte verhältnißmäßig sehr klein. Und es giebt viele Gegenden der Erde, viele Nationen, zu denen bis jetzt noch kein Christ gekommen ist. Sollten jene entfernten, unbekannten Weltgegenden nie den Segen der göttlichen Erleuchtung geniessen? Zwar sind sie jetzt meistens von rohen, halbwilden, dem Höhern beinahe unempfänglichen Menschen bewohnt; sollten sie aber einst nicht reif werden für das Licht des Evangeliums?

Daß das Christenthum in allen noch künftigen Zeitaltern auf Erden fortdauern werde, so lange vernunftbegabte Wesen unter dem Monde wandeln, ist für mich allerdings eine unumstößliche Gewißheit. Es ist eine Gottesverheißung. Christus selber sprach sie aus: Himmel und Erde werden vergehen, aber mein Wort wird nicht vergehen. Es ist eine Gottesverheißung, daß endlich alle Erschaffenen zum Herrn bekehrt werden; Jesus, welcher die Schicksale Jerusalems, des jüdischen Volkes, seiner Jünger und seiner Lehre mit so großer Bestimmtheit voraussah und voraussagte — und wir Jetztlebenden sind Zeugen von der Erfüllung seiner Weissagungen! — Jesus sagte auch das endliche Schicksal seines Evangeliums voraus bis in die spätesten Weltalter. Einst im Gespräch mit den Pharisäern verglich

er sich mit einer Heerde, die er weide. Ich bin, sprach er, ein guter Hirte, und erkenne die Meinen, und bin bekannt den Meinen, gleichwie mich mein Vater kennet, und ich den Vater kenne. Ich habe noch andere Schafe, sie sind nicht aus diesem Stalle (er meinte, da er bisher nur den Juden predigte, die Heiden); auch diese muß ich herführen, und sie werden meine Stimme hören. Endlich wird ein Hirt und eine Heerde werden. (Joh. 10, 16.)

Diese Weissagung Christi ist noch nicht vollkommen erfüllt, obgleich sie ihrer Erfüllung im Laufe der Zeiten ununterbrochen entgegengeht. Wie sollte ich einen Grund haben, daran zu zweifeln? Unter wie furchtbaren Verhängnissen hat sich das Evangelium in vergangenen Jahrhunderten behauptet und ausgebreitet! Wie vergeblich wütheten dagegen der Blödsinn und die Macht der Völker, der Witz alles Heilige verläugnender Spötter? — Große Reiche, Thronen und Nationen gingen seit der Erscheinung des Messias auf Erden unter, daß von ihnen keine Spur mehr wahrgenommen wird. Aber seine Lehre stieg siegreich über die Trümmer aller irdischen Größe empor. Der gefährlichste Augenblick für die christliche Religion war unstreitig jener finstere Augenblick der Völkerwanderungen, da barbarische Nationen alles Licht der Wissenschaft auslöschten, und die Bewohner unsers Welttheils in nächtliche Blindheit des Aberglaubens, in allgemeines Heidenthum zurückstürzten. Dennoch behauptete sich Gottes Wort und zerstreute die Finsterniß wieder durch die Gewalt seines ewigen Lichtes.

Schwerlich haben wir oder unsere Nachkommen die Rückkehr solcher erschrecklichen Zeiten wieder zu fürchten, da die Unwissenheit so groß ward, daß auch selbst Geistliche kaum noch lesen konnten. Vielmehr wachsen Wissenschaft und Erkenntniß in allen Ständen des Volks, nehmen in allen Ländern, in allen Weltgegenden zu. Und wahrlich, das Licht der Wissenschaft ist dem Lichte des Christenthums zuträglicher, als die Verfinsterung des Verstandes. Das Christenthum selbst hat am meisten zur Vermehrung menschlicher Einsichten und Kenntnisse beigetragen. Nur in den christlichen Staaten Europa's und anderer Welttheile blühen Kunst und Gelehrsamkeit am vorzüglichsten zur Bildung des Volks, zur Vermehrung der Einsicht, zur Vertilgung des Aberglaubens, zur Vernichtung der Unwissenheit. Durch eifrige Unterstützung und Verbesserung des öffentlichen Unterrichts beitragen, heißt das Reich Gottes befördern. Denn das Reich Gottes ist das Reich des Lichts. Nur eigennützige, stolze Finsterlinge oder unwissende Schwärmer scheuen Licht und die erhöhte Bildung des Volkes. Sie fürchten, daraus gehe gefährlicher Unglaube, Freigeisterei, Irreligiosität hervor. Allein sie wissen nicht, was sie sagen. Unglauben und Irreligiosität sind keine Früchte der Wahrheit, sondern des Irrthums. Irreligiosität und Unglauben sind im Heidenthum und bei den unbelehrten Christen, deren Verstand verdunkelt ist, herrschendere Uebel, als bei unterrichteten und erleuchteten Personen. Unter den heidnischen Römern und Griechen standen die berühmtesten Weltweisen dem Christenthum am nächsten, gleichwie unter christlichen Völkern die ungebildete Volksklasse dem Heidenthum am nächsten steht.

Mit vermehrter Erkenntniß unter den Völkern wird sich auch das Christenthum wachsend verbreiten. Es wird endlich ein Hirt und eine Heerde werden. Zwar die verschiedenen christlichen Kirchen haben sich in ihren Zeremonien, Gebräuchen und Lehrmeinungen von Zeit zu Zeit geändert. Die katholische Kirche war in den ersten Jahrhunderten nicht das, wozu sie in den finstern Zeitaltern nach der Völkerwanderung entartet ist; und wieder ist sie nicht mehr in unsern Zeiten das, was sie in den Tagen allgemeiner Barbarei geworden war. Eben so haben sich andere Kirchenparteien und christliche Religionsgesellschaften in ihrem Innern allmälig verwandelt. Aber das Wandelbare ist Menschenwerk, Menschenmeinung gewesen. Die ewigen Wahrheiten des Christenthums, welche den Lehrgebäuden aller christlichen Kirchen und Sekten zur Grundlage dienen, sind unverwandelt jederzeit dieselben geblieben, welche sie von jeher gewesen sind. Sie werden ewig dieselben bleiben; denn sie sind Gottes Werk, sie sind der Einklang der Vernunft und der Natur mit den Verhängnissen des menschlichen Geschlechts, der Einklang des Irdischen mit dem Ueberirdischen.

Kirchliche Parteien und verschiedene Glaubensgenossenschaften hat es von jeher unter den Bekennern Jesu gegeben, und wird es ohne Zweifel auch immerdar geben müssen. Sie entstanden frühzeitig und konnten nicht ausbleiben. Denn die Menschen befanden sich auf zu verschiedenen, höhern und tiefern Standpunkten, um von einer Sache vollkommen gleiche Ansichten zu haben. Christus Jesus sprach seine Lehre meistens rein aus. Doch hüllte er sie oft in bildliche Vorstellungen, in mancherlei Gleichnisse ein, um übersinnliche Begriffe einem sinnlichdenkenden Volke begreiflicher und eindrucksamer zu machen. So pflegen auch heutzutage Lehrer, Erzieher und Aeltern manche nützliche Wahrheiten für ihre, des Denkens weniger fähige Kinder in Beispiele, Geschichten, Fabeln und Gleichnisse einzukleiden.

Wenn nun in spätern Zeiten fromme Bibelleser die Redensarten Jesu falsch verstanden; wenn sie, statt auf dasjenige zu achten, worauf Christus mit diesem oder jenem Bilde oder Gleichnisse hindeutete, vielmehr auf das Bild selbst sahen und es für die Wahrheit hielten, da es doch bloß die Einkleidung der Wahrheit sein sollte: so mußte schon daher Abweichung und verschiedene Meinung entstehen.

Die Jünger Jesu verstanden ihren Meister und seine Lehrart wohl. Auch sie verfuhren nachmals bei der Verkündigung des Evangeliums auf ähnliche Weise, und richteten sich nach den Vorkenntnissen und Vorurtheilen der Völker, zu denen sie kamen. Sie predigten zwar Allen nur einen und denselben Gott, einen und denselben Heiland, aber nicht Allen auf die gleiche Weise. Sie bemühten sich Allen allerlei zu werden, auf daß sie viele Seelen gewännen. Wenn Paulus und andere Apostel zu den Juden so gesprochen hätten, wie sie zu den Heiden zu sprechen genöthigt waren; wenn sie den Juden Beweise für die Wahrheit des Evangeliums aus den Grundsätzen heidnischer Weltweisen und Dichter gegeben hätten, würden sie wohl Eingang bei den Anhängern des mosaischen Gesetzes gefunden haben? Oder würden sie wohl hinwieder von den Heiden verstanden worden sein, wenn sie denselben Beispiele aus jüdischen Gebräuchen gebracht,

Christum mit dem Osterlamm verglichen, ihn den Hohenpriester, ihn den von jüdischen Propheten verheißenen Messias, ihn den Sohn Davids genannt, ihn dem Aaron und Melchisedeck gegenübergestellt hätten? Von dem allen wußten die Heiden nichts.

Spätere Christen nahmen aber diese und andere in den Briefen und Reden der Apostel vorkommenden Ausdrücke buchstäblich als Hauptgrundlehren und Glaubenswahrheiten an. Und so gingen viele Dinge, welche nur geschrieben waren, sich ehemaligen zu bekehrenden oder schon bekehrten Juden oder Heiden verständlich zu machen, durch Mißverstand in den Lehrbegriff späterer Christen über, die und deren Aeltern niemals Juden oder Heiden gewesen waren.

Mißverständnisse und Auslegungen dieser Art waren die Veranlassungen oft der seltsamsten, oft der des Christenthums unwürdigsten Vorstellungen. Daraus erwuchsen die verschiedenen von einander getrennten Parteien der Christenheit.

Sie werden auch in Zukunft nicht fehlen. Und wenn wirklich viele von den jetzt bestehenden Sekten und kirchlichen Gemeinschaften endlich nach Jahrhunderten und Jahrtausenden ganz verschwinden und aufhören sollten — schon manche haben sich gänzlich oder zum Theil verloren, die vorzeiten sehr ausgedehnt waren —: es werden statt ihrer wieder andere entstehen.

Solche Verschiedenheit der ausserwesentlichsten Vorstellungen und Gebräuche im Christenthum bringt schon die Verschiedenheit der Bildungsstufen mit sich, auf welchen die Völker stehen; eben so die Verschiedenheit der Neigungen, Temperamente, Anlagen, die altherkömmlichen Gebräuche der Nationen unter verschiedenen Himmelsstrichen. In warmen und heißen Ländern der Erde wird die Empfindung und Einbildungskraft der Menschen reizbarer sein, und beschäftigter sein wollen, als in gemäßigten oder kalten Erdstrichen, wo der Mensch weniger lebhaft und sinnlich, mehr dem Verstande den Vorzug gibt, und ernster und bedächtiger zu sein pflegt. So wenig die große Einfachheit der gottesdienstlichen Gebräuche, die man bei nordischen Nationen hat, der brennenden Einbildungskraft und dem Hang zur Heiterkeit, zum Prunkreichen, Glänzenden und Vielfarbigen gefallen kann, der die Bewohner warmer Erdstriche beherrscht: eben so wenig wird dem trockenen, ruhigen, verständigen Bewohner des Nordens die Ueberspanntheit und Wunderliebe der Völker in Südländern angemessen sein. Alle werden mit gleicher Inbrunst zu Gott beten, aber nicht in gleicher Sprache, mit gleicher Empfindung. Alle werden einer Ewigkeit hoffnungsvoll entgegenschauen, aber nicht einerlei Vorstellungen von derselben haben. Alle werden mit Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion Jesu deren Vorschriften vollziehen, aber nicht in einerlei Art und Weise. Die Liebe kann das Gesetz Aller sein; aber anders liebt, auch in einem und demselben Lande, das Kind, anders der ernste Mann, anders der vielerfahrne, ruhige Greis.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß das Christenthum unter den entfernten heidnischen Nationen schon ungemein verbreiteter sein würde, wenn die dahin gesandten Verkünder des Christenthums sich mehr an die herrschenden Gebräuche, Vorstellungsarten und an den Nationalkarakter der unwissenden Völker angeschlossen hätten. Dies versäumten sie. Denn sie wollten nicht nur die Lehre Jesu, sondern auch die Lehre ihrer Kirche daselbst einführen. Der Katholik wollte katholische, der Lutheraner lutherische Christen sehen. Aber weder der katholische noch der lutherische Kirchengebrauch paßten für das von unsern Gegenden, von unserer Lebensart ganz verschiedene Wesen heidnischer Halbwilden. Man wollte ihnen zuviel geben, mehr, als sie in ihr Wesen aufnehmen konnten. Man hätte sich in diesen ausserwesentlichen Stücken nach ihnen richten müssen. Die Grundwahrheiten des Christenthums werden überall, wo ein vernünftiges Wesen ahmet, leichten Eingang finden; nicht also Gebräuche oder Meinungen, die wieder Geschöpfe früherer Streitigkeiten um Meinungen sind und ursprünglich andern Himmelsstrichen zugehören. Die unmittelbaren Schüler Jesu trugen Anfangs sogar kein Bedenken, Juden wie Heiden als wahre Christen anzuerkennen, sobald sie nur die Hauptgrundsätze des Christenthums annahmen, und liessen sie lange bei ihren jüdischen und heidnischen Gebräuchen ungestört.

Auch, wie gesagt, die Verschiedenheit der Bildungsstufen, auf welchen die Völker stehen, wird, wie sonst und jetzt, noch künftig das Entstehen und Vergehen besonderer christlicher Religionsgesellschaften herbeiführen. Die religiösen Vorstellungen eines Kindes und eines Mannes, eines unwissenden rohen Menschen und eines Weisen können sich unmöglich gleich sein. Das Auseinanderweichen derselben ergibt sich von selbst.

Vielleicht schon ehe ein Jahrhundert vergeht, wird man mitten unter allen Kirchen des abendländischen Europa's eine neue Kirche aufgehen sehen, welche sich von allen übrigen in den Satzungen und Gebräuchen scharf unterscheidet, und doch in den von Jesu geoffenbarten Grundwahrheiten vollkommen mit allen übereinstimmt. Ja, diese neue Religionsgesellschaft ist dem Wesen nach schon vorhanden, ohne noch in einer besondern, äusserlich ausgezeichneten Form zu bestehen. Die Form ist eine irdische Frucht der Zeiten und vortheilhaft zusammenwirkender Verhältnisse. Schon jetzt findet sich zwischen den gebildetern Christen in den katholischen und protestantischen Kirchen, selbst unter den gebildetern Juden, eine große Zahl in allen Ländern, welche wesentlich mit einander übereinstimmt, und von den alten Lehrbegriffen abweicht. Es gibt Juden, welche, ohne sich Christen zu nennen, ohne die Satzungen einer christlichen Kirchenpartei anzunehmen, das unserm Zeitalter, unsern Verfassungen und Sitten nicht mehr angemessene Gesetz Mosis, noch mehr den vernunftwidrigen Talmud verlassen haben, und, gerührt durch Jesu Wahrheit, wahre Christen sind. Es gibt zahllose Katholiken und Protestanten, welche zwar dem Aeusserlichen nach, und um die bürgerlichen Einrichtungen zu befriedigen, den Kirchen treu bleiben, in denen sie geboren sind, aber deren Herz und Geist sich weder mit den aus finstern oder streitsüchtigen Zeiten hergebrachten Lehrmeinungen ihrer Kirche, noch mit den ihren Zwecken nicht mehr entsprechenden gottesdienstlichen Zeremonien ganz verträgt. Diese erkennen, verstehen und lieben sich unter einander, unverabredet; sie sind Freunde und in der Jüngerschaft Jesu, ohne Rücksicht auf die

Kirchen zu nehmen. Alle vereinigten sie sich in ihrem Gemüth durch Jesum Christum zu Gott, dem allbarmherzigen Vater seiner Erschaffenen; Alle erkennen sie in Jesu Christo den Gotgebornen, durch welchen sich das höchste Wesen den Geistern auf Erden wunderreich geoffenbart hat; Alle fühlen sie, daß sie nicht durch sich selbst, sondern daß sie nur durch die Gnade Gottes das Bessere haben und vermögen; Alle streben sie nach innerer Heiligung und Veredlung durch den Geist Gottes, um für die Tage der Ewigkeit herrlich zu reifen; Alle erkennen sie, wie Jesus und seine Jünger lehrten, daß in ihrem Vaterlande, nämlich dem Weltall, das höchste Gesetz und die Quelle aller Tugenden die Liebe sei; Alle stimmen sie darin überein, daß, wer sich und seine unreinen Gemüthsbewegungen nicht überwinden und Jesu nachfolgen könne in heiliger Denkart und frommer That, kein würdiges Kind Gottes, kein wahrer Jünger des Herrn sein könne.

Nothwendig muß, je mehr sich die menschlichen Kenntnisse erweitern, und je mehr die Bildung der Völker in allen Ständen wächst, die Zahl dieser Christen zunehmen. Es ist möglich, daß in der Folge der Jahrhunderte sich alle jetzt bestehenden kirchlichen Lehrvorschriften in diese einfachen und erhabenen Denkart auflösen; demungeachtet aber wird es dennoch nicht an Verschiedenheit der Ansichten in einzelnen Dingen, nicht an Mannigfaltigkeit in den Arten der öffentlichen Gottesverehrung, folglich auch nicht an einer Mehrheit christlicher Kirchen mangeln.

Gleichwie alle Menschen nur einerlei Vernunftgesetz und doch verschiedene körperliche Gestaltungen haben, so kann der Geist des Christenthums auch in mancherlei Körperschaften wohnen, die sich unter einander nur sehr oberflächlich ähnlich sind. Bei dem Allem wird endlich nur ein Hirt und eine Heerde werden. Und wenn einst die gesammte Menschheit vertrauensvoll und mit einem kindlichen Geiste zu einem Vater betet, dem lebendigen Gott; einen Welterleuchter und Welterlöser verehrt, Jesum Christum; eine Hoffnung im Leben und Tode hat, die Barmherzigkeit des Ewigen in Ewigkeit; ein Gesetz hat und übt, die Liebe: dann ist die Zeit erfüllt, von welcher der gute Hirt weissagte: Ein Hirt und eine Heerde. Amen.

Inhalt.

	Seite
Vorreden	3
1. Erste Neujahrsbetrachtung	6
2. Die häusliche Andacht	9
3. Der öffentliche Gottesdienst	12
4. Der Hausfriede	15
5. Zufriedenheit mit unserm Stande	17
6. Vom Genuß der Freude	20
7. Falsche Haushaltung	23
8. Der Hausvater	25
9. Die Hausmutter	29
10. Weise Unabhängigkeit des Christen im bürgerlichen Leben.	32
11. Wenn unser Wohlstand abnimmt	35
12. Häusliche Sorge, häusliches Glück	37
13. Gefahren der Armuth	40
14. Glück der Armuth	43
15. Gefahren des Reichthums	46
16. Glück des Reichthums	50
17. Häusliche Freuden	53
18. Die Religion der Kindheit. (Erste Betrachtung)	56
19. Die Religion der Kindheit. (Zweite Betrachtung)	59
20. Die Neuvermählten	61
21. Die Ehe (Erster Abschnitt)	64
22. Stief-Aeltern	67
23. Die Ehe (Zweiter Abschnitt)	70
24. Das eheloſe Leben (Erste Betrachtung)	72
25. Das eheloſe Leben (Zweite Betrachtung)	75
26. Das Alter	77
27. Die Kunst, ein frohes Alter zu erreichen (Erste Abtheilung)	80
28. Die Kunst, ein frohes Alter zu erreichen (Zweite Abtheilung)	83
29. Die Taufe	85
30. Der Landmann	88
31. Der Handwerker und Künstler	91
32. Hochachtung vor jedem Stande	94
33. Vom Betragen gegen dienende Hausgenossen	97
34. Der Christ und die Zeiten	100
35. Vom Urtheil über die Zeitbegebenheiten	103
36. Die häusliche Familie und der Staat	106
37. Gemeinnützigkeit	109
38. Oeffentlich Gutes wirken	111
39. Des Christen Pflicht für Sitteneinfalt im Vaterlande	114
40. Der fremde Religionsgenosse	118
41. Pflichten gegen fremde Religionsgenossen	121
42. Oeffentliche Lasten und Abgaben	123
43. Das leidende Vaterland	126
44. Der Tod für das Vaterland	129
45. Bürgerliche Eintracht	131
46. Ueber die Achtung gegen fremde Völker	133
47. Ueber die Achtung gegen unser eigenes Volk	135
48. Das Schicksal der Völker	138
49. Offenbarung Gottes in den Schicksalen der Völker	140
50. Falscher Gottesdienst	142
51. Die Feierlichkeit öffentlicher Gottesverehrung	144
52. Schädlichkeit bildlicher Vorstellungen von Gott	148
53. Das reine Gemüth wird Gott schauen (Eine Neujahrsbetrachtung)	151
54. Die Andacht	154
55. Vom Einflusse des Gemüthszustandes auf unsern religiösen Sinn	157
56. Die Gefahren frommer übereilter Entschließungen	160
57. Das häusliche Gebet	163
58. Einfluß des Gebets auf die menschlichen Schicksale	166
59. Die Kraft des Gebetes	169
60. Glauben und Werke	171
61. Werke und Glauben	174
62. Was Furcht Gottes sei	177
63. Liebe und Furcht Gottes	180
64. Unglaube	183
65. Christenglaube	186
66. Gewalt des Aberglaubens	189
67. Einfalt des Glaubens	193
68. Aufklärung (Erste Betrachtung)	195
69. Aufklärung (Zweite Betrachtung)	198
70. Der geistliche Stolz	201
71. Mit der Sünde tändeln	204
72. Eine Sünde der andern Mutter	207
73. In einer Tugend alle Tugend	209
74. Lauigkeit im Christenthum	213
75. Wie man zum Abfall der Religion verleitet	216

		Seite
76.	Ueber den Werth religiöser Feierlichkeiten im bürgerlichen und häuslichen Leben	219
77.	Sünde und Unwissenheit	221
78.	Die Stunde der Versuchung	224
79.	Gottes Stimme an das Menschen Herz	227
80.	Tiefe Reue, hoher Aufschwung	230
81.	Falsche Rettung	232
82.	Der Werth des Opfers	235
83.	Vergebung der Sünden	237
84.	Des Sünders Begnadigung vor Gott	241
85.	Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein	244
86.	Das doppelte Gesetz in uns	246
87.	Unüberlegte Gelübde	250
88.	Feste Denkart und Wankelmuth	253
89.	Beständigkeit des Christen	255
90.	Vom Lesen der heiligen Schrift	258
91.	Die Ewigkeit des göttlichen Wortes	262
92.	Der Christ mit seinen Grundsätzen im Gedränge des gewöhnlichen Lebens. (Erste Betrachtung)	265
93.	Der Christ mit seinen Grundsätzen im Gedränge des gewöhnlichen Lebens. (Zweite Betrachtung)	267
94.	Ob unsere Tugend von Zeiten und Landessitten abhängig sei	270
95.	Des Heuchlers Leben	273
96.	Des Sünders Triumph	275
97.	Selbstverstockung	279
98.	Jesu letztes Nachtmahl (Betrachtung am Charfreitag)	282
99.	Der Christ am Ostertage (Erste Osterbetrachtung)	285
100.	Weihe der Ostern (Zweite Osterbetrachtung)	287
101.	Der Sieg der christlichen Religion (Erste Pfingstbetrachtung)	291
102.	Es ist Pflicht, Religion und Religiosität zu verbreiten (Zweite Pfingstbetrachtung)	293
103.	Im Anfang des neuen Jahres	296
104.	Der göttliche Name	299
105.	Die Vorsehung	302
106.	Gottes Walten	305
107.	Unsere Abhängigkeit von Gott	307
108.	Muth zur Tugend	310
109.	Unterlassung des Guten	313
110.	Richtigere Beurtheilung unserer Gemüthsbewegungen	316
111.	Schein und Wesen	319
112.	Der Streit der Pflichten	322
113.	Der Mensch und seine That	324
114.	Der Kampf des Weisen mit seinem Schicksale	327
115.	Der Mensch ein Schöpfer seines Schicksals	330
116.	Die Gewissenhaftigkeit des Christen als Unterthan gegen Gesetz und Obrigkeit	333
117.	Seelengröße	336
118.	Weltklugheit und Christenweisheit	339
119.	Der Werth des Lebens für die Menschen	342
120.	Die Verirrungen guter Menschen in Beurtheilung des Lebens	346
121.	Die Verleumdung	349
122.	Der Schmerz, verkannt zu sein	352
123.	Die Gefahren andere zu verkennen	355
124.	Die Leidenschaften	358
125.	Die Wohlthaten der Einsamkeit	361
126.	Die Kunst, glücklich zu werden	364
127.	Das Mißfallen am Gegenwärtigen	366
128.	Stilles Glück	369
129.	Die Gaben des Glücks	372
130.	Das Urtheil der Welt	374
131.	Vorurtheil für und wider Neues	377
132.	Der Glaube an menschliche Tugend	381
133.	Die Macht der Wahrheit	384
134.	Die Welt ein Spiegel	387
135.	Menschenrath, Gottesthat	389
136.	Selbstkenntniß	392
137.	Gleichmuth	395
138.	Der Kummer um die Zukunft	397
139.	Die Sorge um das irdische Eigenthum	400
140.	Abnahme des häuslichen Wohlstandes	404
141.	Vergangenes Leiden	406
142.	Unverschuldetes Leiden	409
143.	In der Gegenwart leben	412
144.	Gefahren willkührlicher Träumereien	415
145.	Selbstgefälligkeit	418
146.	Der Christ in den Erholungsstunden	422
147.	Der Tag der Sorgen	424
148.	Von einigen gemeinen Fehlern im Verbessern unserer Vermögensumstände	427
149.	Verschwiegenheit	431
150.	Die Geschwätzigkeit	434
151.	Empfindungen am Geburtstage	437
152.	Am Schlusse des Jahres	439
153.	Empfindungen am Neujahrstage	442
154.	Wer ist mein Nächster?	445
155.	Pflicht, durch gutes Beispiel zu wirken	448
156.	Ueber die Sucht der Menschen, andere Menschen zu verkleinern	451
157.	Anerkennung fremder Verdienste	454
158.	Der Unverträgliche	457
159.	Parteiischer Sinn im alltäglichen Leben	460
160.	Der Fremdling	464
161.	Besonnenheit im Reden	467
162.	Der Eid	469
163.	Gewissenhaftigkeit	472

	Seite
164. Der Kuß des Verräthers	476
165. Von der Treue in Kleinigkeiten	478
166. Wiedererstattung	481
167. Unbekannte Quellen der Feindschaft	483
168. Gebrochene Freundschaft	486
169. Die Klippen der Freundschaft	489
170. Eigene Vorzüge und fremde	492
171. Die Feindschaft der Gottlosen erhebt den Edeln	495
172. Wie der Christ sein Recht vertheidigt	498
173. Die Rache	501
174. Der Sieg über Widersacher	504
175. Der Christ und seine Widersacher	506
176. Versöhnung	510
177. Für Andere leiden ist himmlische Wollust	513
178. Duldende Menschenliebe	516
179. Lerne den Geringern schätzen	519
180. Der Mißbrauch von den Schwächen Anderer	521
181. Der Neid	524
182. Menschliche Sorge	527
183. Der Luxus	530
184. Der Undank	533
185. Die Fehler der Wohlthäter	536
186. Geduld und Sanftmuth bezwingen alle Herzen	538
187. Der Spieler	541
188. Rechtmäßiges und unrechtmäßiges Eigenthum	544
189. Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum	547
190. Was der Mensch werth ist	550
191. Die Blinden und Taubstummen	552
192. Mit Weisheit Almosen geben	555
193. Der Selbstmörder. (Erste Betrachtung)	559
194. Der Selbstmörder. (Zweite Betrachtung)	561
195. Todtenerscheinungen und Ahnungen	565
196. Guter Name nach dem Tode	568
197. Von Weissagungen	571
198. Pflichten gegen die Todten	574
199. Der letzte Wille	577
200. Von den Pflichten gegen die Thiere	580
201. Bedenke das Ende	582
202. Am Schlusse des Jahres	586
203. Religiosität und Jugend	589
204. Der Jüngling	592
205. Die Jungfrau	596
206. Selbstkenntniß	599
207. Selbstbeherrschung	602
208. Nützliche Thätigkeit	605
209. Geheime Sünden	609
210. Innere Güte, äussere Anmuth	611
211. Die Gefahren gesellschaftlicher Freuden	615
212. Weibliche Bildung	618
213. Edler und unedler Scherz	621
214. Die Weihe jedes Lebensalters	624
215. Die Lesesucht	627
216. Weibliche Gefallsucht	630
217. Männliche Gefallsucht	632
218. In Erkenntniß wachsen	635
219. Die Gefahren der Wollust	638
220. Gottes Führungen	640
221. Die Macht des Gewissens	644
222. Aeltern verehrung	647
223. Kindlicher Glaube	650
224. Das gesellige Leben	653
225. Des Lasters Beschönigungen	656
226. Erinnerung an die ersten Gelübde	659
227. Kleine Ursachen, große Wirkungen	662
228. Die Nothlügen	665
229. Das Evangelium eine Kraft Gottes. (Erster Theil)	668
230. Das Evangelium eine Kraft Gottes. (Zweiter Theil)	771
231. Die Liebe als Leidenschaft	673
232. Dankbarkeit gegen Lehrer	677
233. Werth und Nachtheil äusserlicher Wohlanständigkeit	680
234. Alles mit Jesu	683
235. Streben nach äusserer Schönheit	685
236. Vorsicht in der Wahl der Freunde	688
237. Eine Sünde ist der andern Mutter	691
238. Die Schamhaftigkeit. (Erste Betrachtung)	694
239. Die Schamhaftigkeit. (Zweite Betrachtung)	697
240. Was heißt Gott und Jesum lieben	700
241. Die Wahl der Lebensart und des Berufs	703
242. Die Vergegenwärtigung frommer Gefühle und Gedanken	707
243. Am Geburtstage des Christen	709
244. Dem Reinen ist Alles rein	713
245. Das Grab der Freunde	716
246. Der Allbarmherzige	719
247. Am Tage, da das heilige Abendmahl genossen wird. (Erste Betrachtung)	722
248. Am Tage, da das heilige Abendmahl genossen wird. (Zweite Betrachtung.)	724
249. Die Feier des Todestages Jesu	727
250. Des Göttlichen Triumph am Ostertage	730
251. Die Jünger Jesu ohne Jesum am Pfingsttage	734
252. Religion und Kirche. (Eine Pfingstbetrachtung)	736
253. Die Geburt Jesu. (Eine Weihnachtsbetrachtung)	740
254. Die Pflichten älterer Geschwister gegen jüngere. (Eine Weihnachtsbetrachtung)	743
255. Andacht am Schlusse eines Jahres	746
256. Die Stufenleiter in der Schöpfung	749
257. Der gestirnte Himmel	752

	Seite
258. Der Morgen	754
259. Der Mittag	757
260. Der Abend	760
261. Die Nacht	763
262. Der Anblick des Mondes	767
263. Der Komet	770
264. Die Naturen im Menschen. (Erste Betrachtung)	772
265. Die Naturen im Menschen. (Zweite Betrachtung)	775
266. Die Naturen im Menschen. (Dritte Betrachtung)	778
267. Die Naturen im Menschen. (Vierte Betrachtung)	781
268. Die Sprache der Menschen	784
269. Die Erdbewohner und ihre Religionen. (Erster Theil)	787
270. Die Erdbewohner und ihre Religionen. (Zweiter Theil)	790
271. Des Winters Abschied	792
272. Das Reich der Pflanzen. (Erste Betrachtung)	795
273. Das Reich der Pflanzen. (Zweite Betrachtung)	798
274. Der Frühling	801
275. Frühlings-Andacht	804
276. Die Luft	807
277. Die Erde	810
278. Das Wasser	814
279. Das Feuer	817
280. Gottes Größe im Kleinen	820
281. Die Stimmen der Thiere	823
282. Erinnerungen an die Allmacht Gottes. (Erste Betrachtung)	826
283. Erinnerungen an die Allmacht Gottes. (Zweite Betrachtung)	828
284. Das Gewitter	831
285. Der Wurm und die Allmacht	833
286. Betrachtung der Sinne. (Das Gefühl)	837
287. Betrachtung der Sinne. (Der Geschmack)	840
288. Betrachtung der Sinne. (Der Geruch)	843
289. Betrachtung der Sinne. (Das Sehen)	847
290. Betrachtung der Sinne. (Das Gehör)	850
291. Freigebigkeit der Natur. (Erste Herbstbetrachtung)	853
292. Freigebigkeit der Natur. (Zweite Herbstbetrachtung)	856
293. Empfindungen des Christen an einem Herbsttage	858
294. Des Menschen Erhabenheit	861
295. Blicke zum Sternenhimmel. (Erster Theil)	864
296. Blicke zum Sternenhimmel. (Zweiter Theil)	868
297. Blicke zum Sternenhimmel. (Dritter Theil)	871
298. Blicke zum Sternenhimmel. (Vierter Theil)	874
299. Gott im Sturm	877
300. Betrachtung der Witterungswechsel. (Erster Theil)	881
301. Betrachtung der Witterungswechsel. (Zweiter Theil)	884
302. Der Schnee	887
303. Der Untergang der Welt	890
304. Die Heimathliebe der Völker	893
305. Das Erscheinen Christi im Leben	897
306. Das Reich Gottes	899
307. Des göttlichen Wortes Macht	903
308. Buße und Gnade	906
309. Werth schwerer Schicksale	908
310. Beruhigung in schweren Stunden	912
311. Das höchste Gelübde — Weltentsagung	914
312. Weltverbrüderung	917
313. Ist ein langsames oder plötzliches Hinsterben wünschenswürdiger. (Erster Theil)	920
314. Ist ein langsames oder plötzliches Hinsterben wünschenswürdiger. (Zweiter Theil)	922
315. Die Furcht vor dem Tode. (Erster Theil)	925
316. Die Furcht vor dem Tode (Zweiter Theil)	928
317. Ueber das Erscheinen der Verstorbenen	931
318. Gott ist die Liebe	934
319. Der Trost des Dulders	937
320. Der Kranke	940
321. Das höchste Gut	942
322. Der Vorschmack des Himmels. (Erster Theil)	946
323. Der Vorschmack des Himmels. (Zweiter Theil)	948
324. Die Welt ein Spiegel der Ewigkeit	951
325. Der Engel Dasein	954
326. Die Werke der Vorwelt	957
327. Des Höchsten Allgegenwart	960
328. Des Christen freudiges Aufschauen zum Herrn	962
329. Christus ist mein Leben	965
330. Sterben ist mein Gewinn	968
331. Gott mein Trost immerdar	971
332. Das ewige Verhängniß. (Erste Betrachtung)	974
333. Das ewige Verhängniß. (Zweite Betrachtung)	977
334. Die Hoheit des wahren Christen in der Welt	979
335. Die Bestimmung des Menschen	982
336. Unsterblichkeit	986
337. Warum muß uns das künftige Leben ein Geheimniß sein?	989
338. Eine Freude in der Todesstunde	992
339. Betrachtung bei den Gräbern der Geliebten	995
340. Der Gedanke an die Ewigkeit	997
341. Deutungen aus der Ewigkeit. (Erste Betrachtung: Der Hingang zum Vater)	1000

	Seite
342. Deutungen aus der Ewigkeit. (Zweite Betrachtung: Das künftige Leben)	1004
343. Deutungen aus der Ewigkeit. (Dritte Betrachtung: Vergeltung)	1007
344. Deutungen aus der Ewigkeit. (Vierte Betrachtung: Wiederfinden)	1011
345. Deutungen aus der Ewigkeit. (Fünfte Betrachtung: Wiedersehen)	1014
346. Deutungen aus der Ewigkeit. (Sechste Betrachtung: Wiedersehen)	1017
347. Gedächtnißfeier unsrer Vollendung	1020
348. Das Heilige gewinnt den Sieg	1023
349. Zusammenhang des Lebens und der Ewigkeit	1026
350. Die Verklärung nach dem Tode	1029
351. Die Geburtsfeier Jesu die Feierstunde der göttlichen Liebe	1032
352. Des Lebens Ein- und Ausgang am Schlusse des Jahres	1035
353. Wie Gott die Völker der Erde richtet. (Erster Theil)	1038
354. Wie Gott die Völker der Erde richtet. (Zweiter Theil)	1041
355. Das allgemeine Unglück der Zeiten und dessen Wirkung auf das Volk	1043
356. Kriegsnoth	1047
357. Gebet um Frieden	1049
358. Die Opfer für das Vaterland	1025
359. Heilige Friedensfeier	1055
360. Der Streit des Guten und Bösen auf Erden. (Erster Abschnitt)	1058
361. Der Streit des Guten und Bösen auf Erden. (Zweiter Abschnitt)	1061
362. Das Erscheinen Jesu auf Erden	1064
363. Die Jugend Jesu	1067
364. Johannes der Täufer	1070
365. Wie Jesus sein Zeitalter ansah	1073
366. Die zwölf Jünger Jesu	1076
367. Wie Jesus gelehrt hat	1079
368. Was hat Jesus gelehrt	1082
369. Die Wunder des Messias	1085
370. Von Jesu häuslichem und bürgerlichem Leben	1088
371. Was sich von Jesu die Jünger dachten	1091
372. Christus und das jüdische Volk	1095
373. Der Einzug Jesu in Jerusalem	1098
374. Die Weissagungen des Messias	1101
375. Jesus vor seinem Tode das letztemal unter den Jüngern	1104
376. Christus und seine Richter	1108
377. Der Tod auf Golgatha	1111
378. Die Auferstehung	1114
379. Die Erscheinungen Jesu nach der Auferstehung. (Erster Theil)	1120
382. Die Erscheinungen Jesu nach der Auferstehung. (Zweiter Theil)	1123
381. Des Herrn Himmelfahrt	1126
382. Jesu Jünger in der Einsamkeit	1130
383. Der Pfingsttag	1133
384. Der Apostel erste Thaten u. Einrichtungen	1136
385. Das Ur-Christenthum. (Erster Theil)	1139
388 Das Ur-Christenthum. (Zweiter Theil)	1142
387. Der Glaube und die Kirche	1144
388. Paulus, der Bote Jesu	1148
389. Die Lehre Christi und die Lehre der Christen	1151
390. Die Zerstörung Jerusalems	1154
391. Das verfolgte Christenthum	1157
392. Die ersten Kirchen	1161
393. Vom Kampfe des christlichen Glaubens	1164
394. Welt und Einsamkeit	1167
395. Der Sieg der christlichen Kirche	1170
396. Gefahren der Sinnlichkeit und ihres Einflusses auf die Religion	1173
397. Der Christen Gewalt und Rache	1176
398. Gefahren der Unwissenheit in religiöser Hinsicht	1181
399. Der Mensch das Werkzeug Gottes	1184
400. Bekehrung heidnischer Völker	1187
401. Das Christenthum in tiefster Schmach	1190
402. Werth höherer Geistesbildung in der Religion	1192
403. Die ewigen Kennzeichen des wahren Christenthums	1195
404. Die Trennung der christlichen Kirche. (Erster Theil)	1198
407. Die Trennung der christlichen Kirche. (Zweiter Theil)	1202
406. Das Recht der Unbeglückten im Staat	1205
407. Die Religionskriege	1209
408. Die Wirkungen der Religionskriege	1211
409. Die Religion Jesu keine Staatsdienerin	1215
410. Gleichgültigkeit in Religionssachen	1218
411. Freigeisterei und Unglauben	1221
412. Zustand der christlichen Religion in unserer Zeit	1225
413. Die Zukunft des Christenthums	1228

Neue Verlagsbücher und neue Auflagen,

welche im Jahr 1833 bei H. R. Sauerländer in Aarau erschienen, und in allen bekannten Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz um die beigesetzten Preise zu haben sind.

☞ Nöthige Bemerkung. Den verehrten Literaturfreunden diene zur Nachricht, daß diejenigen löbl. Buchhandlungen, welche gegenwärtige Anzeige in ihrem Wirkungskreise verbreiten, auch mit einem Vorrath der darin bezeichneten Bücher versehen sind, oder solche beförderlich wieder kommen lassen werden.

Selma's Erzählungen
aus der Romanenwelt des wirklichen Lebens.
Von J. C. Appenzeller.

Geheftet à 1 Thlr. 8 gr. — 2 fl.

Diese Darstellungen aus dem Leben der Wirklichkeit sind mit Menschenkenntniß aufgefaßt, und natürlich und wahr, aber auch wohlwollend und schonend erzählt; sie enthalten viel Unterrichtendes, Anziehendes, Warnendes und Ermunterndes, und werden ihren heilsamen Eindruck nicht verfehlen.

Lustfahrten ins Idyllenland.
Gemüthliche Erzählungen und neue Fischergedichte.
Von Fr. X. Bronner.

Zwei Theile, geheftet à 2 Thlr. 12 gr. — 3 fl. 45 kr.

In einer darüber bereits erschienenen kritischen Beurtheilung heißt es; „Diese neue liebliche Schöpfungen der im Reiche des Schönen einheimischen Phantasie des rühmlich bekannten Sängers entrücken den Leser angenehm aus dem dumpfen Alltagsgewühl in eine hellere Welt, und führen gemüthliche Auftritte eines glücklichern Lebens an seiner Seele vorüber. — Ein eigener Geist der Heiterkeit wohnt in den meisten dieser oft glücklich versifizirten Idyllen, und die einfache Hoheit der Menschennatur gibt sich darin in mannigfachen anziehenden Darstellungen kund."

Caspar Hirzels Französische Grammatik.
Vollständiger Unterricht in der französischen Sprache.
Neunte verbesserte Auflage.
Von Professor Conrad von Orell in Zürich.

In Großduodez à 15 gr. — 1 fl.

Schon die zweite Auflage dieses gründlichen Lehrbuchs, welche der verewigte Hr. Verfasser noch vor seinem Hintritt mit dem angestrengtesten Fleiße vollendete, vermehrte sich um 50 Oktavseiten; aber der Ladenpreis wurde beibehalten. Von der dritten Auflage, da mir von den resp. Erben des Seligen das Verlagsrecht für die Zukunft um eine bestimmte Kaufsumme eigenthümlich abgetreten und die fernere Revision dem Hrn. C. v. Orell von mir übertragen wurde, haben sich die Zusätze und Verbesserungen von der dritten bis siebenten Auflage noch um 64 Seiten vermehrt; jedoch blieb der Ladenpreis noch unverändert. Nach Beendigung des Drucks der achten Auflage ergab sich abermals eine Vermehrung von 34 Seiten; es war indessen zu spat, um den Preis etwas zu erhöhen. Da diese neunte Auflage nun nochmals eine Vermehrung erhält, so daß diese Grammatik von der zweiten bis neunten Auflage beiläufig um sechs Duodezbogen verstärkt worden ist, so wird eine geringe Erhöhung des Ladenpreises von einem Groschen oder sechs Kreuzer nicht unbillig gefunden werden.

Das französische Lesebuch von C. Hirzel ist im vergangenen Jahr in der dritten von Hr. C. v. Orell verbesserten Auflage erschienen, und dessen Preis bleibt unverändert à 12 gr. — 45 kr. festgesetzt.

Die zu gleicher Zeit erschienene dritte Ausgabe von dem französischen Schulwörterbuch zum Gebrauch bei Hirzels Grammatik ist im billigern Preis à 20 gr. — 1 fl. 20 kr. angesetzt worden, und es bleibt folglich das wohlfeilste Dictionaire zum Schulgebrauch, 696 Octavseiten stark.

Vollständige Anleitung zur französischen und deutschen Unterhaltungssprache
Von Professor Fries in Paris.

INSTRUCTION
POUR FACILITER
LA CONVERSATION
DANS LES DEUX LANGUES

Ein Band in gr. 12, geheftet à 20 gr. — 1 fl. 20 kr.

Es füllt diese neue französisch-deutsche Phraseologie eine große Lücke unserer Lehrbücher der französischen Sprache aus. Mit einer ganz neuen Methode trägt der Hr. Verfasser den Unterricht in der französischen Umgangssprache vor. Indem er einen und denselben Sinn auf die verschiedenste und mannichfaltigste Weise ausdrückt, verbindet er mit dieser zugleich die verschiedenste und mannichfaltigste grammatikalische Wendung, wodurch er sein Lehrbuch sowohl für den Anfanger als für den Geübteren ungemein brauchbar gemacht hat. Wir können daher dieses Werk allen denjenigen, welche sich in kurzer Zeit und auf eine leichte und angenehme Weise die französische Konversationssprache eigen machen wollen, als vorzuglich dazu geeignet empfehlen, so wie auch allen denjenigen Schülern, welchen Hirzels französische Grammatik zum Unterricht dient.

Deutsche Sprachlehre
für Schulen.
Von M. W. Götzinger.
Zweite völlig umgearbeitete Auflage.

In Großduodez, à 15 gr. — 1 fl.

Diese neue zweite Auflage hat eben die Presse verlassen; sie erscheint in einer völlig neuen Gestalt, und hat sowohl hinsichtlich des Stoffes, als der Form und Anordnung desselben bedeutende Verbesserungen erhalten. Diejenigen Herren Professoren und Lehrer, welche sich dafür interessiren, belieben sich ein Freiexemplar von der nächstgelegenen Buchhandlung gegen Schein ausliefern zu lassen, und es wird sie die nahere Einsicht in jeder Hinsicht befriedigen; Gründlichkeit, Korrektheit und äusserste Wohlfeilheit werden die besten Empfehlungen zur Einführung dieses guten Schulbuches sein.

Von der altern Auflage 1830 ist noch einiger Vorrath vorhanden; diese wurde bisher à 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr. angesetzt; vielleicht wünscht man in Lehranstalten, wo diese bisher eingeführt worden, ferner noch Exemplare zu erhalten; es wird daher diese altere Ausgabe nun ebenfalls à 15 gr. — 1 fl. erlassen, folglich um den gleichen Preis, wie die neue Auflage nun zu haben ist. — Bereits sind schon Beurtheilungen über diese neue Ausgabe erschienen, welche nach strenger Prüfung dieser neuen Bearbeitung allen Werth beilegen und zum Schulgebrauch besonders empfehlen.

H. von Malten's
Bibliothek der neuesten Weltkunde.

Jahrgang 1833. 12 Theile. 8. Thlr. — 12 fl.

Während sechs Jahren hat diese interessante Sammlung zeitgemäßer Mittheilungen den ungetheilten Beifall aller Gebildeten erhalten; sie wird als eine der vorzüglichern Zeitschriften für Geschichte, Politik, Reisen u. s. w. beurtheilt.

Es erscheint diese Bibliothek auch im nächsten Jahr 1834 in unveränderter Form, und mannichfaltig und ausgewählt an Inhalt, wie bisher, in monatlichen Lieferungen und zu demselben Preise à 8 Thlr. — 12 fl. per Jahrgang.

Den Freunden der heutigen Zeitgeschichte, welche diese Bibliothek der Weltkunde noch nicht besitzen, wird hiermit Veranlassung gegeben, sich die ersten vier Jahrgänge von 1828 bis 1831 um die Hälfte des Preises nun zu verschaffen. Es ist nur ein kleiner Vorrath vollständiger Exemplare davon noch vorhanden, die, aus 48 Theilen bestehend, statt 48 fl. oder 32 Thlr. nun um 16 Thlr. oder 24 fl. zu erhalten sind. Jedoch können die neuen Jahrgänge von 1832 und 1833, wegen dem sehr geringen Vorrath, nur im bisherigen Ladenpreis à 8 Thlr. oder 12 fl. erlassen werden.

Mnemosyne.

Schilderungen aus dem Leben und Beiträge zur Kenntniß des Herzens.

Zum Vergnügen und zur Bildung der weiblichen Welt.

Von

der Verfasserin der Bilder des Lebens.

Zwei Theile, geheftet à 2 Thlr. 8 gr. — 3 fl. 30 kr.

Die ausgezeichneten Fähigkeiten der geistreichen Verfasserin dieser interessanten Schilderungen aus dem Leben werden allgemeine Anerkennung finden, und es wird sich insbesondere für diese vollendetere Darstellungen ein ausgewählter Kreis gebildeter Leserinnen vereinigen, und die Verfasserin sich des verdienten Beifalls zu erfreuen haben. — Im Vorwort zu dieser Sammlung bezeichnet folgende Stelle die eigentliche Tendenz derselben: — — Mnemosyne verbreitet fortwährend durch ihre harmonischen Töchter, die Musen, Töne und Bilder des Göttlichen, der Wahrheit und Tugend unter den Menschen, die den Geist bilden, indem sie den Verstand wecken und hellen, und das Gemüth veredeln. Dergleichen zerstreute Töne und Bilder zu sammeln, und durch ihre Mittheilung die Musestunden denkender Leserinnen auf eine geistbildende Art zu erheitern, ist die Bestimmung dieser Blätter. — —

Prometheus.

Für Licht und Recht.

Von

Heinrich Zschokke und seinen Freunden.

Dritter Theil. gr. 8. geheftet à 2 Thlr. — 3 fl.

Der Inhalt dieses dritten Theils hat wieder ein besonderes und vielleicht auch ein höheres Interesse für eine andere Klasse von Lesern, als die erstern Theile, die ihr eigenes Publikum gefunden haben. — Es sei hier nur einfach der Inhalt derselben verzeichnet: Deutschlands Gegensätze. (Diese treffliche Darstellung ist auch bereits in einem besondern Abdruck erschienen.) — Erinnerungen an Aloys Reding. — Gedanken auf den Trümmern des alten Roms. — Ueber die Oeffentlichkeit. — Kleinigkeiten aus den Reiseblättern von K. G. Jochmann. — Der Geist des achtzehnten Jahrhunderts. — Noch einige Seifenblasen von K. G. Jochmann. — Englands Freiheit.

Der erste und zweite Theil sind im verflossenen Jahr erschienen, aber noch nicht allenthalben in Deutschland im Buchhandel öffentlich zu haben; die desfallsigen Hindernisse werden jedoch auch bald wieder beseitigt werden.

Fr. Seybolds
Novellen.

Inhalt: — Der Vendeer. — Der Renegat. — Rache bis in den Tod. — Der Kampf um die Hirtenbraut. — Die Antipoden.

Ein Bändchen in Taschenformat à 1 Thlr. 8 gr. — 2 fl.

Der Herr Verfasser dieser Novellen hat sich des Beifalls eines gebildeten Publikums zu erfreuen, das mit besonderer Theilnahme diese kleine Sammlung aufnahm, da sie aus der Feder eines Gefangenen kam, der wegen Erinnerungen, die zu lebendig, und wegen Theilnahme an der großen Bewegung der Zeit, die vielleicht zu innig war, sich auf eine Reihe von Monaten im Verhaft einsam sah, und da zu eigener Erholung und Zerstreuung diese Novellen schrieb, die Andern ohne Zweifel eine angenehmere Erholung gewähren.

Das Goldmacherdorf.

Eine anmuthige und wahre Geschichte für gute Landschulen und verständige Landleute.

Von Heinrich Zschokke.

Fünfte verbesserte Auflage, à 6 gr. — 24 kr.

Dieses zweckmäßige Volksbüchlein verbreitet sich sowohl in der Schweiz als in Deutschland allgemeiner, und wird in seiner Tendenz als eins der entsprechendsten Volksbücher zur Bildung und Sittlichkeit der niedern Volksklasse anerkannt.

Von H. Zschokke's ausgewählten Dichtungen, Erzählungen und Novellen ist auch eine Ausgabe in engem Druck und in einem Band erschienen, die bei Anlaß einer neuen Ausgabe von Schillers Schriften in einem Band näher bekannt zu werden verdient; sie ist im äusserst billigen Preis von 5 Thlr. — 7 fl. 30 kr. durch alle Buchhandlungen zu haben. — Dasselbe Werk ist auch in einer Ausgabe in gefälligem Taschenformat, ähnlich mit Göthe's Schriften, in zehn Theilen, à 6 Thlr. 16 gr. — 10 fl., erschienen, und findet in ganz Deutschland nun eine allgemein günstige Aufnahme.

Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote, ein seit dreißig Jahren erscheinendes Volksblatt, herausgegeben von Heinr. Zschokke, wird auch im Jahr 1834 erscheinen, wöchentlich einen Quartbogen stark, und jährlich à 5 Schwfr. — 3 fl. 20 kr. — 2 Thlr. 4 gr. Es ist mit diesem Volksblatt auch ein Schweizerischer Anzeiger verbunden, und besonders zu liter. Ankündigungen geeignet.

Der Nachläufer, in welchem die neuesten politischen Tagesereignisse mitgetheilt werden, erscheint wöchentlich zweimal im gleichen Format, jährlich à 5 Schwfr. — 3 fl. 20 kr. — 2 Thlr. 4 gr.

Neueste siebenzehnte Auflage von den allgemein geschätzten

Stunden der Andacht

zur Beförderung wahren Christenthumes und häuslicher Gottesverehrung.

Acht Bände in Großduodez und in großem Schriftdruck.

Auf weißem Papier à 6 Thlr. — 9 fl.
Auf halbweißem Papier à 5 Thlr. — 7 fl. 30 kr.

In einem schon vor fünfzehn Jahren erschienenen Gutachten an eine der obern deutschen Kirchenbehörden wurde über den eigenthümlichen Werth dieses viel gelesenen Werkes folgendes Urtheil ausgesprochen, das nun seither durch viele Tausende von Lesern allgemein anerkannt worden ist:

„Es ist unter allen Besitzern und sonstigen Kennern der Stunden der Andacht nur eine Stimme über deren hohen, seltenen

Werth für Geist und Herz. — Es haben alle kritischen Blätter, so viel wir deren zu Gesicht bekamen, dasselbe Urtheil seit der Erscheinung des ersten Bandes bis zum letzten fortwährend darüber ausgesprochen, und wir treten diesem Urtheil, ohne von irgend einer Vormeinung für den in völlige Unbekanntheit gehüllten Verfasser befangen sein zu können, aus eigener Bekanntschaft mit dem Werke und aus völliger Ueberzeugung bei.

„Der Inhalt desselben verbreitet sich beinahe über Alles, was dem denkenden und fühlenden Menschen in den Erscheinungen der Natur, Welt und Zeit und seinem äußern Leben darin nahe liegt, und was aus den stillen Erforschungen und Wahrnehmungen seines innern Lebens im mannigfaltigen Zusammenhang damit ernst Anregendes und froh Bewegendes für ihn hervorgeht. — Es verbreitet sich über Alles, was dem Menschen in Beziehung auf Gott, sich selbst und seinen Mitmenschen in den mannigfaltigsten Lagen, Verhältnissen und Wechseln dieses Erdenlebens und auf seine Aussichten in eine höhere und schönere Zukunft, und was ihm in Gottes Menschenerziehung durch Verstand, Vernunft und Offenbarung, durch Wissen, Glauben und Empfinden wahr und heilig und beseligend werden kann und soll.

„Dabei athmet es durchaus einen rein sittlichen und ächt religiösen, frommen Sinn mit steter Richtung auf denselben, gleichfern von krankem Mysticismus und todtem Dogmatismus. — Es belehrt mit Klarheit und Ruhe, schildert mit Wärme, oft mit hohen Farben; — es ergreift, wo es will, mit eigenem innigem Gefühl seine Leser an dem ihm Verwandten; — es nimmt, was es gibt, aus lichter Anschauung und tiefem Gemüthe; — es verschmäht, als am wenigsten hierher gehörig, den Prunk mit Gelehrsamkeit und Belesenheit, so viel auch davon im Grunde liegt; — es hütet sich mit Sorgfalt vor allem beleidigenden Anstreifen an Streitlehren und Streitmeinungen in Sachen des Glaubens und Gewissens; — es vindicirt vielmehr dem Geiste der allgemeinen Bruderliebe, ohne Unterschied der Religionen und Confessionen, seine göttlichen Rechte, und wird so für Alle mit seiner immer edeln, schönen und doch verständlichen Diction, und im Umfang von acht Bänden eine Bibliothek reiner, häuslicher Andacht und Erbauung in freien Betrachtungen zu jedem einzelnen Gebrauch, ohne schulgerechten Zuschnitt und systematische Form sich bewegend."

Von dieser neuesten siebenzehnten Auflage sind nun die ersten zwei Bände erschienen; es wird mit dem Druck ununterbrochen fortgefahren, damit im nächsten Christmonat wieder zwei Bände erscheinen; der 5te und 6te Band wird dann Ende Februar, und der 7te und 8te Band Ende April 1834 erscheinen, und somit das vollständige Werk bis zur nächsten Leipziger Jubilatemesse 1834 vollendet sein. Die Ausgabe auf weißem Papier wird vorzüglich gefallen, und da eine solche schönere Ausgabe schon längst gemangelt, und bisher vielfältig gewünscht ward, so ist dadurch dem allgemeinen Begehren bestens entsprochen.

Die ganz wohlfeile sechszehnte Auflage in einem Band und in reinem Druck im Bibelformat ist nun ebenfalls im Druck vollendet, und ist zu dem wohlfeilsten Preis von 2 Thlr. 12 gr. oder 3 fl. 45 kr. zu haben. Sämmtliche gute Buchhandlungen in ganz Deutschland und der Schweiz sind mit beiden Ausgaben, der 16ten und 17ten, versehen, oder können solche um die beigesetzten Preise baldigst liefern.

Es wird die Nachfrage wegen H. Zschokke's Schriften, und was davon gesammelt, und wirklich noch vorräthig zu haben ist, immer wieder erneuert, und daher wird folgendes genaue Verzeichniß darüber mitgetheilt:

Zschokke's ausgewählte historische Schriften. Sechszehn Theile in Taschenformat. Weiß Pap. 8 Thl. — 12 fl. Ord. Pap. 6 Thl. — 9 fl.

Dessen ausgewählte Dichtungen, Erzählungen und Novellen. Zehn Theile in Taschenformat. Weiß Pap. 9 Thl. 16 gr. — 14 fl. 30 kr. Halbweiß Pap. 6 Thl. 16 gr. — 10 fl.

Dieselbe vollständige Sammlung in Einem Bande in groß Median-Oktav. Weiß Pap. 7 Thl. 8 gr. — 11 fl. Halbweiß Pap. 5 Thl. — 7 fl. 30 kr.

Diese beiden Ausgaben der historischen und belletristischen Schriften bilden die ausgewählte Sammlung von H. Zschokke's Schriften.

Denn sind noch einzeln in besondern Ausgaben folgende seiner Schriften im Buchhandel zu erhalten:

Zschokke's Geschichten des bayerischen Volks und seiner Fürsten. Vier Bände. Zweite verbesserte Ausgabe. gr. 8. 6 Thlr. 16 gr. — 10 fl. Wohlfeilere Ausgabe ohne Noten in vier Bänden. Herabgesetzter Preis 2 Thlr. — 3 fl.

Zschokke, H., Des Schweizerlands Geschichten für das Schweizervolk. gr. 8. 2te Aufl. Weiß Papier 1 Thlr. 8 gr. — 2 fl. Halbweiß Papier 22 gr. — 1 fl. 20 kr. Ord. Pap. 12 gr. — 45 kr. Vierte wohlfeilste Aufl. 1831. gr. 12. 8 gr. — 30 kr.

— — Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit. Erster bis siebenter Jahrgang. gr. 4. 1817 bis 1823. Alle sieben Jahrgänge 14 Thlr. — 21 fl.

— — Darstellung gegenwärtiger Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdball. gr. 8. 1 Thl. — 1 fl. 36 kr.

— — Der Gebirgsförster, oder deutliche und genaue Anweisung für Forstbediente, Gemeindevorsteher und Waldbesitzer des südlichen Deutschlands und der Schweiz, ihre Waldungen auf die beste Art zu besorgen, und den möglichst größten Nutzen daraus zu ziehen. 2 Theile. 2te Auflage 1 Thl. 20 gr. — 2 fl. 45 kr.

— — Das Goldmacherdorf. Eine anmuthige und wahrhafte Geschichte für gute Landschulen und verständige Landleute. Vierte Auflage. 6 gr. — 24 kr.

— — Abellino, Schauspiel in 5 Aufzügen. Nach späterer Bearbeitung. Ord. Papier 12 gr. — 45 kr. Weiß Papier 16 gr. — 1 fl.

Zschokke, H., Bilder aus der Schweiz. 1r Theil: Der Flüchtling im Jura. 2ter und 3ter Theil: Der Freihof von Aarau. Vierter und fünfter Theil: Addrich im Moos, überhaupt fünf Theile 4 fl. 30 kr. — 3 Thlr.

— — Der Creole. Eine Erzählung. 8. 1830. Geh. 1 Thlr. 12 gr. — 2 fl. 20 kr.

Die oben verzeichneten einzelnen Werke sind noch sämmtlich vorräthig zu haben, und können durch jede gute Buchhandlung vom Verleger bezogen werden.

Auswahl der vorzüglichsten und stets gesuchten, ältern und neuern Verlagsbücher, die seit einigen Jahren bei mir erschienen, und die fortwährend im Buchhandel zu erhalten sind:

Andachtsbuch für die erwachsene Jugend. Söhnen und Töchtern gewidmet. Vom Verfasser der Stunden der Andacht. In 12. oder Taschenformat. Geh. 1829. Auf weißem Papier 1 Thlr. 20 gr. 2 fl. 45 kr.
Auf ordin. Papier 1 Thlr. 8 gr. — 2 fl.

Besuch Amerika's, mein, im Sommer 1824. Ein Flug durch die Vereinstaaten Maryland, Pensilvanien, New-York, zum Niagarafall, und durch die Staaten Ohio, Indiania, Kentuky und Virginien zurück. Von E. v. N. 8. 1827. Broch. 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr.

Brenner, F. X., ausführliches Rechenbuch, sowohl die Grundlehren mit ihren Beweisen, als deren mannigfache Anwendung in den Geschäften des Lebens umfassend, mit vielen ganz neu bearbeiteten Beispielen und mit vergleichenden Tafeln einheimischer und fremder Maße, Gewichte und Münzen. gr. 8. 1829.
Ord. Pap. 1 Thlr. 4 gr. — 1 fl. 45 kr.
Weiß Papier 1 Thlr. 12 gr. — 2 fl. 15 kr.

— — Anleitung, Archive und Registraturen nach leichtfaßlichen Grundsätzen einzurichten und zu besorgen. 12 gr. — 45 kr.

Evers, E. A., Denkschrift auf Vater Johann Rudolph Meyer, Bürger von Aarau. gr. 8. 1816. Schreibpapier 12 gr. — 48 kr.

Exercices du Génie de la langue française, par Feller. Ein Uebungsbuch in Bezug auf Hirzels Grammatik. gr. 8. 16 gr. — 1 fl.

Franscini, St., Statistik der Schweiz, bearbeitet von G. Hagnauer. gr. 8. 1829.
Ord. Druckpapier 1 Thlr. 12 gr. — 2 fl. 15 kr.
Weiß Druckpapier 1 Thlr. 20 gr. — 2 fl. 45 kr.

Franz, Züge aus dem Leben interessanter Menschen. 8. 1826. 16 gr. — 1 fl.

Fröhlich, Abr. Em., Fabeln. Zweite vermehrte Ausgabe. Mit 8 Kupfern, von Disteli gezeichnet. In Taschenform. Geh. 1829. 1 Thlr. 20 gr. — 2 fl. 45 kr.

Geschenk für fleißige Mädchen, oder Anleitung in allen Arten von Strickereiarbeiten. Mit illum. Strickmustern. 8. 2te Aufl. 1824 br. 1 Thlr. 10 gr. — 2 fl. 16 kr.

Götzinger, M. W., deutsche Sprachlehre für Schulen. 2. Aufl. gr. 8. 1827. Ord. Pap. 16 gr. — 1 fl.
Dessen völlig umgearbeitete zweite Aufl. gr. 21. 1833. 16 gr. — 1 fl.

Hebel, J. P., Allemanische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. 6te vollständige Originalausgabe. Mit Kupfern. 12. Broch. 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr.
— Neue gegen den Nachdruck veranstaltete wohlfeilere Originalausgabe. 12. Broch. Ord. Pap. 12 gr. — 45 kr.

Hemmann, D., Materialien zur Förderung des praktischen Unterrichts in der deutschen Sprache; für Landschullehrer. gr. 8. 6 gr. — 24 kr.

Henke, Dr. E., öffentliches Recht der schweizerischen Eidsgenossenschaft und der Kantone der Schweiz; nebst Grundzügen des allgemeinen Staatsrechts. gr. 8. 1824. 1 Thlr. 20 gr. — 2 fl. 45 kr.

Hierarchie, die, und ihre Bundesgenossen in Frankreich. Beitrag zur neuern Kirchengeschichte. gr. 8. 1823. (von C. Jochmann.) 2 Thlr. — 3 fl.

Ideale für alle Stände. Vom Verfasser des Katholikon (dem sel. Pfr. Keller). Dritte verb. Ausgabe. gr. 8. 1830. Weiß Druckpap. 1 Thlr. 8 gr. — 2 fl.
Ordin. Papier 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr.

Krüsi, H., bedeutende Augenblicke in der Entwickelung des Kindes, als Winke der Natur über den Zusammenhang des äussern und innern Lebens. 8. 1822. 10 gr. — 36 kr.

Lutz, M., geographisch-statistisches Handlexikon der Schweiz für Reisende und Geschäftsmänner, enthaltend eine vollständige Beschreibung aller Kantone, nebst einem Wegweiser durch die Eidsgenossenschaft. 2te Aufl. in 4 Bdn. 12. 1827. Broch. Ord. Druckpap. 3 Thlr. 16 gr. — 5 fl. 30 kr. Weiß Druckpap. 5 Thlr. 12 gr. — 8 fl. 15 kr.

Meyer, Dr. Rud., die Geister der Natur. Ein neu bearbeitetes Werk, keine neue Auflage. 8. geh. 1829. 1 Thlr. 20 gr. — 2 fl. 45 kr.

Seel, H., die Geheimnisse Mithra's während der vor- und urchristlichen Zeit, historisch, kritisch und exegetisch dargestellt, für Philosophen, Bibelfreunde und Historiker. Mit 24 Abbildungen der seltensten Denkmäler Mithra's. gr. 8. 1823. 3 Thlr. 16 gr. — 5 fl. 30 kr.

Soden, J. Graf von, die Staats-National-Wirthschaft. Versuch über die Gesetze zur Leitung und Beförderung der National-Produktion, der Landwirthschaft, der Gewerbe und des Handels. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr. — 3 fl.
— die Staatspolizei. Nach den Grundsätzen der National-Oekonomie. gr. 8. 1 Thlr. 3 gr. — 1 fl. 48 kr.
— die Staatsnationalbildung. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr. — 2 fl.

Tanner, K. R., heimathliche Bilder und Lieder. Zweite viel vermehrte Aufl. in Taschenformat. 9 gr. — 36 kr.

Taschenbuch für Reisende im Berner-Oberland, um und auf den Seen von Thun und Brienz, zum Brünig, Jochberg, Grimsel, Gemmi, Rawyl, Sanetsch u. s. w.; über die große und kleine Scheideck in die Thäler von Lauterbrunnen, Grindelwald, Hasli, Gadmen und Engelberg u. s. w.; nach allen Bädern, schönen Aussichten, Wasserfällen, Gletschern. Mit genauen Landkärtchen, von Scheuermann gestochen, und in Taschenformat sauber eingebunden. 1829. 1 Thlr. 5 gr. — 1 fl. 48 kr.
Dasselbe auch in französischer Sprache mit denselben Kupfern und zu gleichem Preise.

Taschenbuch, neues, für Reisende nach Chamouny, um den Montblanc, um und auf dem Genfer-See, zum großen und kleinen Bernhard und in die benachbarten Thäler. Enthaltend eine genaue Angabe der Distanzen und Höhen, aller Merkwürdigkeiten und schönen Aussichten, überhaupt alles, was Reisende interessiren kann. In Taschenformat. 16 gr. — 1 fl.

Tobler, J. G., Ferdinand Dulder, oder die Macht des Glaubens und der Liebe; ein Lesebuch für Kinder. 8. 2te Aufl. 1825. br. 12 gr. — 45 kr.
— Peter, oder die Folgen der Unwissenheit; eine Geschichte für Kinder. 8. 2te Aufl. 1826. brosch. 12 gr. — 45 kr.

Troxler, Dr., Naturlehre des menschlichen Erkennens, oder Metaphysik. gr. 8. 1828. 1 Thl. 16 gr. — 2 fl. 30 kr.

Wagner, System des Unterrichts, oder Encyklopädie und Methodologie des gesammten Schulunterrichts. gr. 8. 1821. 2 Thlr. — 3 fl.

Das Grabgeläute

Hin nun ist – was fällt ab Schlacken Augen
Ernste Kinder singt der Grabesglocke Ton;
Ihm – auf Ihn! verlöschen Erdenwonne – –
Nein! der Adlerschwung von Gottes Throne
Rein, und lauter bleibt sein Wollen, bleibt sein Streben
In dem innern Drang der Religion;
Christus war er, wie ihn der Herr Meister wollte.
Heil schallt – Dreimal Heil! – Dem Vollendeten, dem Schönen Sohne

Jschokke schlummert friedlich hier am Hügelrande
Seiner Väter abgemüht vom Himmelslichte.
Grab Umgrünen ihn mit Lieb und Freundesgalmen;
~~Hier sinkt Wehmuth~~
Hier sinkt Wehmuth nieder auf des Freundes Grüfte
O der Vielgeliebte, der Geschiedene!
Keine Feder schildert diesen Augenblick;
Keine Phantasie wird seine Leichenmale
Edel und Huldigend ihm, doch – unsterblich nicht zurück.

J. G. Beith

~~[illegible]~~ Valentin Jschokke
der Schöpfer dieses göttlichen Werkes
die Rückkehr der Freude
Aarau am 27ten Juni 1848. mit vollem
Erwachen [illegible] Sieg seiner
Seele"